Judith.

Eine Tragödie in fünf Acten

von

Friedrich Hebbel.

Zum erſten Mal aufgeführt auf dem Königlichen Hof-Theater
in Berlin am 6. Juli 1840.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1841.

Druck von H. S. Voigt.

Perſonen:

Judith.
Holofernes.
Hauptleute des Holofernes.
Kämmerer des Holofernes.
Geſandte von Lybien.
Geſandte von Meſopotamien.
Soldaten und Trabanten.
Mirza, die Magd Judiths.
Ephraim.
Die Aelteſten von Bethulien.
Prieſter in Bethulien.
Bürger in Bethulien, darunter:
Ammon.
Hoſea.
Ben.
Aſſad, und ſein Bruder
Daniel, ſtumm und blind, gottbegeiſtert.
Samaja, Aſſads Freund
Joſua.
Delia, Weib des Samaja.
Achior, der Hauptmann der Moabiter.
Aſſyriſche Prieſter.
Weiber, Kinder.
Samuel, ein uralter Greis, und ſein Enkel.

Die Handlung ereignet ſich vor und in der Stadt Bethulien.

Erſter Akt.

Das Lager des Holofernes. Vorn, zur rechten Hand, das Zelt des Feldhauptmanns. Zelte. Kriegsvolk und Getümmel. Den Hintergrund ſchließt ein Gebirge, worin eine Stadt ſichtbar iſt.

Der Feldhauptmann Holofernes

tritt mit ſeinen Hauptleuten aus dem offnen Zelt hervor. Muſik erſchallt. Er macht nach einer Weile ein Zeichen. Die Muſik verſtummt.

Holofernes. Opfer!

Oberprieſter. Welchem Gott?

Holof. Wem ward geſtern geopfert?

Oberpr. Wir looſ'ten nach Deinem Befehl, und das Loos entſchied für Baal.

Holof. So iſt Baal heut' nicht hungrig. Bringt das Opfer Einem, den ihr Alle kennt, und doch nicht kennt!

Oberpr. (mit lauter Stimme). Holofernes befiehlt, daß wir einem Gott opfern ſollen, den wir Alle kennen und doch nicht kennen!

Holof. (lachend.) Das iſt der Gott, den ich am meiſten verehre.

(Es wird geopfert).

Holof. Trabant!

Trabant. Was gebietet Holofernes?

Holof. Wer unter meinen Kriegern ſich über ſeinen Hauptmann zu beſchweren hat, der tret' hervor. Verkünd' es!

Trab. (durch die Reihen der Soldaten gehend). Wer ſich über ſeinen Hauptmann zu beſchweren hat, der ſoll hervor treten. Holofernes will ihn hören.

Ein Krieger. Ich klage meinen Hauptmann an.

Holof. Weßhalb?

Der Krieger. Ich hatt' mir im geſtrigen Sturm eine Sclavin erbeutet, ſo ſchön, daß ich ſchüchtern vor ihr ward, und ſie nicht anzurühren wagte. Der Hauptmann kommt gegen Abend, da ich abweſend bin, in mein Zelt, er ſieht das Mägdlein, und haut ſie nieder, da ſie ſich ihm widerſetzt.

Holof. Der angeklagte Hauptmann iſt des Todes! (zu einem Reiſigen) Schnell. Aber auch der Kläger. Nimm ihn mit. Doch ſtirbt der Hauptmann zuerſt.

Der Kr. Du willſt mich mit ihm tödten laſſen?

Holof. Weil Du mir zu keck biſt. Um Euch zu verſuchen, ließ ich das Gebot ausgehen. Wollt' ich Deinesgleichen die Klage über Eure Hauptleute geſtatten: wer ſicherte mich vor den Beſchwerden der Hauptleute!

Der Kr. Deinetwegen verſchont' ich das Mädchen; Dir wollt' ich ſie zuführen.

Holof. Wenn der Bettler eine Krone findet, ſo weiß er freilich, daß ſie dem König gehört. Der König dankt ihm nicht lange, wenn er ſie bringt. Doch, ich will Dir Deinen guten Willen lohnen, denn ich bin heut' morgen gnädig. Du magſt Dich in meinem beſten Wein betrinken, bevor man Dich tödtet. Fort!

(Der Soldat wird von dem Reiſigen abgeführt in den Hintergrund)

Holof. (zu einem der Hauptleute) Laß die Kameele zäumen!

Hauptmann. Es iſt bereits geſchehen.

Holof. Hatt' ich's denn ſchon befohlen?

Hauptm. Nein, aber ich durfte erwarten, daß Du's gleich befehlen würdeſt.

Holof. Wer biſt Du, daß Du wagſt, mir meine Gedanken aus dem Kopfe zu ſtehlen? Ich will es nicht, dies zudringliche, zuvorkommende Weſen. Mein Wille iſt die Eins und Euer Thun die Zwei, nicht umgekehrt. Merk' Dir das!

Hauptm. Verzeihung! (geht ab).

Holof. (allein). Das iſt die Kunſt, ſich nicht auslernen laſſen, ewig ein Geheimniß zu bleiben! Das Waſſer verſteht dieſe Kunſt nicht; man ſetzte dem Meer einen Damm und grub dem Fluß ein Bett. Das Feuer verſteht ſie auch nicht, es iſt ſo weit herunter gekommen, daß die Küchenjungen ſeine Natur erforſcht haben, und nun muß es jedem Lump den Kohl gahr machen. Nicht einmal die Sonne verſteht ſie, man hat ihr ihre Bahnen abgelauſcht, und Schuſter und Schneider meſſen nach ihrem Schatten die Zeit ab. Aber ich verſteh' ſie. Da lauern ſie um mich herum und gucken in die Ritzen und Spalten meiner Seele hinein und ſuchen aus jedem Wort meines Mundes einen Dietrich für meine Herzenskammer zu ſchmieden. Doch mein Heute paßt nie zum Geſtern, ich bin keiner von den Thoren, die in feiger Eitelkeit vor ſich ſelbſt niederfallen und einen Tag immer zum Narren des andern machen, ich hacke den heutigen Holofernes luſtig in Stücke und geb' ihn dem Holofernes von morgen zu eſſen; ich ſehe im Leben nicht ein bloßes langweiliges Füttern, ſondern ein ſtetes Um- und Wiedergebären des Daſeins; ja es kommt mir unter all dem blöden Volk zuweilen vor, als ob ich allein da bin, als ob ſie nur dadurch zum Gefühl ihrer ſelbſt kommen können, daß ich ihnen Arm und Bein abhaue. Sie merken's auch mehr und mehr, aber ſtatt nun naher zu mir heran zu treten und an mir hinauf zu klettern, ziehn ſie ſich armſelig von mir zurück und fliehn mich, wie der Haaſe das Feuer, das ihm den Bart verſengen konnte. Hätt' ich doch nur einen Feind, nur Einen, der mir gegenüber zu treten wagte! Ich wollt' ihn küſſen, ich wollte, wenn ich ihn nach heißem Kampf in den Staub geworfen hatte, mich auf ihn ſtürzen und mit ihm ſterben! Nebucad Necar iſt leider nichts als eine hochmüthige Zahl, die ſich dadurch die Zeit vertreibt, daß ſie ſich ewig mit ſich ſelbſt multiplicirt. Wenn ich mich und Aſſyrien abziehe, ſo bleibt Nichts übrig, als eine mit Fett ausgeſtopfte Menſchenhaut. Ich will ihm die Welt unterwerfen, und wenn er ſie hat, will ich ſie ihm wieder abnehmen!

Ein Hauptmann. Von unſerm großen König trifft ſo eben ein Bote ein.

Holof. Führe ihn augenblicklich zu mir. (für ſich) Nacken, biſt du noch gelenkig genug, dich zu beugen? Nebucad Necar ſorgt dafür, daß du's nicht verlerneſt.

Bote. Nebucad Necar, vor dem die Erde ſich krümmt, und dem Macht und Herrſchaft gegeben iſt vom Aufgang bis zum Niedergang, entbietet ſeinem Feldhauptmann Holofernes den Gruß der Gewalt.

Holof. In Demuth harr' ich ſeiner Befehle.

Bote. Nebucad Necar will nicht, daß fernerhin andre Götter verehrt werden neben ihm.

Holof. (ſtolz) Wahrſcheinlich hat er dieſen Entſchluß gefaßt, als er die Nachricht von meinen neueſten Siegen empfing.

Bote. Nebucad Necar gebietet, daß man ihm allein opfern und die Altäre und Tempel der andern Götter mit Feuer und Flamme vertilgen ſoll.

Holof. Einer, ſtatt ſo vieler, das iſt ja recht bequem! Niemand aber hat's bequemer, als der König ſelbſt. Er nimmt ſeinen blanken Helm in die Hand und verrichtet ſeine Andacht vor ſeinem eigenen Bilde. Nur vor Bauchgrimmen muß er ſich hüten, damit er nicht Geſichter ſchneide und ſich ſelbſt erſchrecke. (laut) Nebucad Necar hat gewiß im letzten Monat kein Zahnweh mehr gehabt?

Bote. Wir danken den Göttern dafür.

Holof. Du willſt ſagen, ihm ſelbſt.

Bote. Nebucad Necar gebietet, daß man ihm jeden Morgen bei Sonnen-Aufgang ein Opfer darbringen ſoll.

Holof. Heute iſt's leider ſchon zu ſpät; wir wollen ſeiner bei Sonnen-Untergang gedenken!

Bote. Nebucad Necar gebietet endlich noch Dir, Holofernes, daß Du Dich ſchonen und Dein Leben nicht jedem Unfall preisgeben ſollſt.

Holof. Ja, Freund, wenn die Schwerter ohne die Männer nur etwas Erkleckliches ausrichten könnten. Und dann — ſieh, ich greiſe mein Leben durch nichts ſo ſehr an, als durch Trinken auf des Königs Geſundheit, und das kann ich doch unmöglich einſtellen.

Bote. Nebucad Necar ſagte, keiner ſeiner Diener könne Dich erſetzen, und er habe noch viel für Dich zu thun.

Holof. Gut, ich werde mich ſelbſt lieben, weil mein König es befiehlt. Ich küſſe den Schemel ſeiner Füße. (Bote ab.)

Holof. Trabant!

Trabant. Was gebietet Holofernes?

Holof. Es iſt kein Gott außer Nebucad Necar. Verkünd' es.

Trab. (geht durch die Reihen der Soldaten). Es iſt kein Gott außer Nebucad Necar.

(Ein Oberprieſter geht vorüber).

Holof. Prieſter, Du haſt gehört, was ich ausrufen ließ?

Prieſter. Ja.

Holof. So gehe hin und zertrümm're den Baal, den wir mit uns ſchleppen. Ich ſchenke Dir das Holz.

Prieſt. Wie kann ich zertrümmern, was ich angebetet habe?

Holof. Baal mag ſich wehren. Eins von Beidem: Du zertrümmerſt den Gott, oder Du hängſt Dich auf.

Prieſt. Ich zertrümm're. (für ſich) Baal trägt goldene Armbänder.

Holof. (allein). Verflucht ſei Nebucad Nezar! Verflucht ſei er, weil er einen großen Gedanken hatte, einen Gedanken, den er nicht zu Ehren bringen, den er nur verhunzen und lächerlich machen kann! Wohl fühlt' ich's längſt: die Menſchheit hat nur den Einen großen Zweck, einen Gott aus ſich zu gebären; und der Gott, den ſie gebiert, wie will er zeigen, daß er's iſt, als dadurch, daß er ſich ihr zum ewigen Kampf gegenüber ſtellt, daß er all' die thörichten Regungen des Mitleids, des Schauderns vor ſich ſelbſt, des Zurückſchwindelns vor ſeiner ungeheuren Aufgabe unterdrückt, daß er ſie zu Staub zermalmt, und ihr noch in der Todesſtunde den Jubelruf abzwingt? — Nebucad Nezar weiß ſich's leichter zu machen. Der Ausrufer muß ihn zum

Gott ſtempeln, und ich ſoll der Welt den Beweis liefern, daß er's ſei!

(Der Oberprieſter geht vorüber).

Holof. Iſt Baal zertrümmert?

Prieſter. Er lodert in Flammen; mög' er's vergeben.

Holof. Es iſt kein Gott, als Nebucad Necar. Dir befehl' ich, die Gründe dafür aufzufinden. Jeden Grund bezahl' ich mit einer Unze Goldes und drei Tage haſt Du Zeit.

Prieſt. Ich hoffe, dem Befehl zu genügen. (ab).

Ein Hauptmann. Geſandte eines Königs bitten um Gehör.

Holof. Welches Königs?

Hauptm. Verzeih'. Man kann die Namen all' der Könige, die ſich vor Dir demüthigen, unmöglich behalten.

Holof. (wirft ihm eine goldene Kette zu). Die erſte Unmöglichkeit die mir gefällt. Führe ſie vor.

Geſandte (werfen ſich zu Boden). So wird der König von Lybien ſich vor Dir in den Staub werfen, wenn Du ihm die Gnade erzeigſt, in ſeiner Hauptſtadt einzuziehn.

Holof. Warum kamt ihr nicht ſchon geſtern, warum nicht vorgeſtern?

Geſ. Herr!

Holof. War die Entfernung zu groß, oder die Ehrfurcht zu klein?

Geſ. Weh' uns!

Holof. (für ſich). Grimm füllt meine Seele, Grimm gegen Nebucad Necar. Ich muß ſchon gnädig ſein, damit dies Wurmgeſchlecht ſich nicht überhebt und ſich für den Quell meines Grimmes hält. (laut) Stehet auf und ſagt Eurem König —

Hauptm. (tritt auf). Geſandte von Meſopotamien!

Holof. Führe ſie herein.

Meſopotam. Geſ. (werfen ſich zur Erde). Meſopotamien bietet dem großen Holofernes Unterwerfung, wenn es dadurch ſeine Gnade erlangen kann.

Holof. Meine Gnade verſchenk' ich, ich verkauf' ſie nicht.

Meſopotam. Geſ. Nicht ſo. Meſopotamien unterwirft ſich unter jeder Bedingung, es hofft bloß auf Gnade.

Holof. Ich weiß nicht, ob ich dieſe Hoffnung erfüllen darf. Ihr habt lange gezögert.

Meſopot. Geſ. Nicht länger, als es der weite Weg mit ſich brachte.

Holof. Einerlei. Ich habe geſchworen, daß ich das Volk, welches ſich zuletzt vor mir demüthigen würde, vertilgen will. Ich muß den Schwur halten.

Meſopot. Geſ. Wir ſind die Letzten nicht. Unterwegs hörten wir, daß die Ebräer, unter Allen die Einzigen, Dir trotzen wollen und ſich verſchanzt haben.

Holof. Dann bringt Eurem König die Botſchaft, daß ich die Unterwerfung annehme. Auf welche Bedingungen: das wird er durch denjenigen meiner Hauptleute erfahren, den ich wegen der Erfüllung an ihn abſenden werde. (zu den Lybiſchen Geſandten) Sagt Eurem König daſſelbe. (zu den Meſopotamiſchen Geſandten) Wer ſind die Ebräer?

Meſopot. Geſ. Herr, dies iſt ein Volk von Wahnſinnigen. Du ſiehſt es ſchon daraus, daß ſie ſich Dir zu widerſetzen wagen. Noch mehr magſt

Du es daran erkennen, daß ſie einen Gott anbeten, den ſie nicht ſehen, noch hören können, von dem Niemand weiß, wo er wohnt, und dem ſie doch Opfer bringen, als ob er wild und drohend, wie unſ're Götter, vom Altar auf ſie herabſchaute. Sie wohnen im Gebirge.

Holof. Welche Städte haben ſie, was vermögen ſie, welcher König herrſcht über ſie, wie viel Kriegsvolk ſteht ihm zu Gebot?

Meſopot. Geſ. Herr, dies Volk iſt verſteckt und mißtrauiſch. Wir wiſſen von ihnen nicht viel mehr, wie ſie ſelbſt von ihrem unſichtbaren Gott wiſſen. Sie ſcheuen die Berührung mit fremden Völkern. Sie eſſen und trinken nicht mit uns, höchſtens ſchlagen ſie ſich mit uns.

Holof. Wozu redeſt Du, wenn du meine Frage nicht beantworten kannſt? (macht ein Zeichen mit der Hand; die Geſandten, unter Kniebeugungen und Niederfallen, gehen ab.) Die Hauptleute der Moabiter und Ammoniter ſollen vor mir erſcheinen. (Trabant ab.) Ich achte ein Volk, das mir Widerſtand leiſten will. Schade, daß ich Alles, was ich achte, vernichten muß.

(Die Hauptleute treten auf, unter ihnen Achior.)

Holof. Was iſt das für ein Volk, das im Gebirge wohnt?

Achior. Herr, ich kenn' es wohl, dies Volk, und ich will dir ſagen, wie es damit beſtellt iſt. Dies Volk iſt verächtlich, wenn es auszieht mit Spießen und Schwertern, die Waffen ſind eitel Spielwerk in ſeiner Hand, das ſein eigener Gott zerbricht, denn er will nicht, daß es kämpfen und ſich mit Blut beflecken ſoll, er allein will ſeine Feinde vernichten; aber furchtbar iſt dies Volk, wenn es ſich demüthigt vor ſeinem Gott, wie er es verlangt! wenn es ſich auf die Knie wirft, und ſich das Haupt mit Aſche beſtreut, wenn es Wehklagen ausſtößt und ſich ſelbſt verflucht; dann iſt es, als ob die Welt eine andere wird, als ob die Natur ihre eigenen Geſetze vergißt, das Unmögliche wird wirklich, das Meer theilt ſich, alſo, daß die Gewäſſer feſt auf beiden Seiten ſtehen, wie Mauern, zwiſchen denen eine Straße ſich hinzieht, vom Himmel fällt Brod herab und aus dem Wüſtenſand quillt ein friſcher Trunk!

Holof. Wie heißt ihr Gott?

Achior. Sie halten es für Raub an ihm, ſeinen Namen auszuſprechen, und würden den Fremden, der dies thun wollte, gewiß tödten.

Holof. Was haben ſie für Städte?

Achior (deutet auf die Stadt im Gebirge). Bethulien heißt die Stadt, die uns zunächſt liegt und die Du dort ſiehſt. Dieſe haben ſie verſchanzt. Ihre Hauptſtadt aber heißt Jeruſalem. Ich war dort und ſah den Tempel ihres Gottes. Er hat auf Erden ſeines Gleichen nicht. Mir war's, wie ich bewundernd vor ihm ſtand, als ob ſich mir etwas auf den Nacken legte und mich zu Boden drückte; ich lag mit einmal auf den Knieen, und wußte ſelbſt nicht, wie das kam. Faſt hatten ſie mich geſteinigt, denn als ich mich wieder erhob, fühlt' ich einen unwiderſtehlichen Drang, in das Heiligthum einzutreten, und darauf ſteht der Tod. — Ein ſchönes Mädchen vertrat mir den Weg und ſagte mir das; ich weiß nicht, war's aus Mitleid mit meiner Jugend, oder aus Furcht vor der Verunreinigung des Tempels durch einen Heiden. Nun höre auf mich, o Herr, und achte meine Worte nicht gering. Laß forſchen, ob dies Volk ſich verſündigt hat wider ſeinen Gott; iſt das, ſo laß uns hinauf ziehn, dann giebt ihr Gott ſie Dir gewiß in die Hände und Du wirſt ſie leicht unter Deine Füße bringen. Haben ſie ſich aber nicht verſündigt wider ihren Gott, ſo kehre um; denn ihr Gott wird ſie beſchirmen und wir werden zum Spott dem ganzen Lande. Du biſt ein gewaltiger Held, aber ihr Gott iſt zu mächtig; kann er Dir Niemand entgegenſtellen, der Dir gleicht, ſo kann er Dich zwingen, daß Du Dich wider Dich ſelbſt empörſt und Dich mit eigener Hand aus dem Wege räumſt.

Holof. Weiſſageſt Du mir aus Furcht, oder Argliſt des Herzens? Ich könnte Dich ſtrafen, weil Du Dich erfrechſt, neben mir noch einen Andern zu fürchten. Aber ich will's nicht thun, Du ſollſt Dir ſelbſt zum Gericht geſprochen haben. Was die Ebräer erwartet, das erwartet auch Dich! Ergreift ihn und führt ihn ungefährdet hin! (es geſchieht) Und wer ihn bei Einnahme der Stadt niedermacht und mir ſein Haupt bringt, dem wäg' ich's auf mit Gold! (mit erhobener Stimme) Nun auf gen Bethulien!

(Der Zug ſetzt ſich in Bewegung).

Zweiter Akt.

(Gemach der Judith. Judith und Mirza am Webſtuhl.)

Judith. Was ſagſt Du zu dieſem Traum?

Mirza. Ach, höre lieber auf das, was ich Dir ſagte.

Jud. Ich ging und ging und mir war's ganz eilig, und doch wußt' ich nicht, wohin mich's trieb. Zuweilen ſtand ich ſtill und ſann nach, dann war's mir, als ob ich eine große Sünde beginge; fort, fort! ſagt' ich zu mir ſelbſt und ging ſchneller wie zuvor.

Mirz. Eben ging Ephraim vorbei. Er war ganz traurig.

Jud. (ohne auf ſie zu hören). Plötzlich ſtand ich auf einem hohen Berg, mir ſchwindelte, dann ward ich ſtolz, die Sonne war mir ſo nah', ich nickte ihr zu und ſah immer hinauf. Mit einmal bemerkt' ich einen Abgrund zu meinen Füßen, wenige Schritte von mir, dunkel, unabſehlich, voll Rauch und Qualm. Und ich vermochte nicht zurück zu gehen, noch ſtill zu ſtehen, ich taumelte vorwärts; Gott! Gott! rief ich in meiner Angſt, — hie bin ich! tönte es aus dem Abgrund herauf, freundlich, ſüß; ich ſprang, weiche Arme fingen mich auf, ich glaubte, Einem an der Bruſt zu ruhen, den ich nicht ſah, und mir ward unſaglich wohl, aber ich war zu ſchwer, er konnte mich nicht halten, ich ſank, ſank, ich hört' ihn weinen, und wie glühende Thränen träufelte es auf meine Wange. —

Mrz. Ich kenne einen Traumdeuter. Soll ich ihn zu Dir rufen?

Jud. Leider iſt's gegen das Geſetz. Aber das weiß ich, ſolche Träume ſoll man nicht gering achten! Sieh, ich denke mir das ſo. Wenn der Menſch im Schlaf liegt, aufgelöſ't, nicht mehr zuſammengehalten durch das Bewußtſein ſeiner ſelbſt, dann verdrängt ein Gefühl der Zukunft alle Gedanken und Bilder der Gegenwart, und die Dinge, die kommen ſollen, gleiten als Schatten durch die Seele, vorbereitend, warnend, tröſtend. Daher kommt's, daß uns ſo ſelten oder nie etwas wahrhaft überraſcht, daß wir auf das Gute ſchon lange vorher ſo zuverſichtlich hoffen und vor jedem Uebel unwillkuhrlich zittern. Oft hab' ich gedacht, ob der Menſch wohl auch noch kurz vor ſeinem Tode träumt.

Mrz. Warum hörſt Du nie, wenn ich Dir von Ephraim ſpreche?

Jud. Weil mich's vor Männern ſchaudert.

Mrz. Und haſt doch einen Mann gehabt?

Jud. Ich muß Dir ein Geheimniß anvertrauen. Mein Mann war wahnſinnig.

Mrz. Unmöglich. Wie wäre mir das entgangen?

Jud. Er war es, ich muß es ſo nennen, wenn ich nicht vor mir ſelbſt erſchrecken, wenn ich nicht glauben ſoll, daß ich ein grauenhaftes, fürchterliches Weſen bin. Sieh, keine vierzehn Jahr war ich alt, da ward ich dem Manaſſes zugeführt. Du wirſt des Abends noch gedenken, Du folgteſt mir. Mit jedem Schritt, den ich that, ward mir beklommener, bald meint' ich, ich ſollte aufhören zu leben, bald, ich ſollte erſt anfangen. Ach, und der Abend war ſo lockend, ſo verführeriſch, man konnt' ihm nicht widerſtehen; der warme Wind hob meinen Schleier, als wollt' er ſagen: nun iſt's Zeit; aber ich hielt ihn feſt, denn ich fühlte, wie mein Geſicht glühte, und ich ſchämte mich deſſen. Mein Vater ging an meiner Seite, er war ſehr ernſthaft und ſprach manches, worauf ich nicht hörte, zuweilen ſchaut' ich zu ihm auf, dann dacht' ich: Manaſſes ſieht gewiß anders aus. Haſt Du denn all' das nicht bemerkt? Du warſt ja auch dabei.

Mrz. Ich ſchämte mich mit Dir.

Jud. Endlich kam ich in ſein Haus, und ſeine alte Mutter trat mir mit einem feierlichen Geſicht entgegen. Es koſtete mir Ueberwindung, ſie Mutter zu nennen; ich glaubte, meine Mutter müſſe das in ihrem Grabe fühlen und es müſſe ihr weh thun. Dann ſalbteſt Du mich mit Narden und Oel, da hatt' ich doch wahrlich eine Empfindung, als wäre ich todt und würde als Todte geſalbt; Du ſagteſt auch, ich würde bleich. Nun kam Manaſſes, und als er mich anſchaute, erſt ſchüchtern, dann dreiſt und immer dreiſter, als er zuletzt meine Hand faßte und etwas ſagen wollte und nicht konnte, da war mir's ganz ſo, als ob ich in Brand geſteckt würde, als ob es lichterloh aus mir herausflammte. Verzeih', daß ich dies ſage.

Mrz. Du preßteſt Dein Geſicht erſt einige Augenblicke in Deine Hände, dann ſprangſt Du ſchnell auf und fielſt ihm um den Hals. Ich erſchrack ordentlich.

Jud. Ich ſah es und lachte Dich aus, ich dünkte mich mit einmal viel klüger als Du. Nun höre weiter, Mirza. Wir gingen in die Kammer hinein; die Alte that allerlei ſeltſame Dinge und ſprach etwas, wie einen Segen; mir ward doch wieder ſchwer und ängſtlich, als ich mich mit Manaſſes allein befand. Drei Lichter brannten, er wollte ſie auslöſchen; laß, laß, ſagte ich bittend; Närrin! ſagte er, und wollte mich faſſen — da ging eins der Lichter aus, wir bemerktens kaum; er küßte mich — da erloſch das zweite. Er ſchauderte und ich nach ihm, dann lacht' er und ſprach: das dritte löſch' ich ſelbſt; ſchnell, ſchnell, ſagte ich, denn es überlief mich kalt;

er that's. Der Mond ſchien hell in die Kammer, ich ſchlüpfte ins Bett, er ſchien mir gerade ins Geſicht. Manaſſes rief: ich ſehe Dich ſo deutlich wie am Tage, und kam auf mich zu. Auf einmal blieb er ſtehen; es war, als ob die ſchwarze Erde eine Hand ausgeſtreckt und ihn von unten damit gepackt hatte. Mir ward's unheimlich; komm', komm'! rief ich, und ſchamte mich gar nicht, daß ich's that. Ich kann ja nicht, antwortete er dumpf und bleiern, ich kann nicht! wiederholte er noch einmal und ſtarrte ſchrecklich mit weit aufgeriſſenen Augen zu mir herüber, dann ſchwankte er zum Fenſter und ſagte wohl zehnmal hinter einander: ich kann nicht! Er ſchien nicht mich, er ſchien etwas Fremdes, Entſetzliches, zu ſehen.

Mrz. Unglückliche!

Jud. Ich fing an, heftig zu weinen, ich kam mir verunreinigt vor, ich haßte und verabſcheute mich. Er gab mir liebe, liebe Worte, ich ſtreckte die Arme nach ihm aus, aber ſtatt zu kommen, begann er leiſe zu beten. Mein Herz hörte auf zu ſchlagen, mir war, als ob ich einfröre in meinem

Blut; ich wühlte mich in mich ſelbſt hinein, wie in etwas Fremdes, und als ich mich zuletzt nach und nach in Schlaf verlor, hatt' ich ein Gefühl, als ob ich erwachte. Am andern Morgen ſtand Manaſſes vor meinem Bett, er ſah mich mit unendlichem Mitleid an, mir ward's ſchwer, ich hätte erſticken mögen; da war's, als ob etwas in mir riß, ich brach in ein wildes Gelächter aus und konnte wieder athmen. Seine Mutter blickte finſter und ſpöttiſch auf mich, ich merkte, daß ſie gelauſcht hatte, ſie ſagte kein Wort zu mir und trat flüſternd mit ihrem Sohn in eine Ecke. Pfui! rief er auf einmal laut und zornig, Judith iſt ein Engel! ſetzte er hinzu und wollte mich küſſen, ich weigerte ihm meinen Mund, er nickte ſonderbar mit dem Kopf, es ſchien ihm recht zu ſein. (nach einer langen Pauſe) Sechs Monate war ich ſein Weib — er hat mich nie berührt.

Mrz. Und —?

Jud. Wir gingen ſo Eins neben dem Andern hin, wir fühlten, daß wir zu einander gehörten, aber es war, als ob etwas zwiſchen uns ſtände, etwas Dunkles, Unbekanntes. Zuweilen ruhte ſein

Auge mit einem Ausdruck auf mir, der mich ſchaudern machte: ich hätte ihn in einem ſolchen Moment erwürgen können, aus Angſt, aus Nothwehr, ſein Blick bohrte, wie ein Giftpfeil, in mich hinein. Du weißt, es war vor drei Jahren in der Gerſten-Ernte, da kam er krank vom Felde zurück und lag nach drittehalb Tagen im Sterben. Mir war's, als wollt' er ſich mit einem Raub an meinem Innerſten davon ſchleichen, ich haßte ihn, ſeiner Krankheit wegen, mir ſchien's, als ob er mich mit ſeinem Tode, wie mit einem Frevel bedrohte. Er darf nicht ſterben — rief's in meiner Bruſt — er darf ſein Geheimniß nicht mit ins Grab hinunter nehmen, du mußt Muth faſſen und ihn endlich fragen. Manaſſes — ſprach ich und beugte mich über ihn — was war das in unſ'rer Hochzeitsnacht? — Sein dunkles Auge war ſchon zugefallen, er ſchlug es mühſam wieder auf, ich ſchauderte, denn er ſchien ſich aus ſeinem Leibe, wie aus einem Sarge, zu erheben. Er ſah mich lange an, dann ſagte er: ja, ja, ja, jetzt darf ich's Dir ſagen, Du — — Aber ſchnell, als ob ich's nimmermehr wiſſen dürfte, trat der Tod zwiſchen mich und ihn, und verſchloß ſeinen Mund auf ewig. (nach einem großen Stillſchweigen) Sag', Mirza, muß ich nicht ſelbſt wahnſinnig werden, wenn ich aufhöre, Manaſſes für wahnſinnig zu halten?

Mrz. Ich ſchaudere.

Jud. Du haſt oft geſehen, daß ich manchmal, wenn ich ſtill am Webſtuhl oder bei ſonſt einer Arbeit zu ſitzen ſcheine, plötzlich ganz zuſammen falle und zu beten anfange. Man hat mich deswegen fromm und gottesfürchtig genannt. Ich ſage Dir, Mirza, wenn ich das thue, ſo geſchieht's, weil ich mich vor meinen Gedanken nicht mehr zu retten weiß. Mein Gebet iſt dann ein Untertauchen in Gott, es iſt nur eine andere Art von Selbſtmord, ich ſpringe in den Ewigen hinein, wie Verzweifelnde in ein tiefes Waſſer — —

Mrz. (mit Gewalt ablenkend) Du ſollteſt lieber in ſolchen Augenblicken vor einen Spiegel treten. Vor dem Glanz Deiner Jugend und Schönheit würden die Nachtgeſpenſter ſcheu und geblendet entweichen.

Jud. Ha, Thörin, kennſt Du die Frucht, die ſich ſelber eſſen kann? Du wäreſt beſſer nicht jung und nicht ſchön, wenn Du es für Dich allein ſein mußt. Ein Weib iſt ein Nichts; nur durch den Mann kann ſie etwas werden; ſie kann Mutter durch ihn werden. Das Kind, das ſie gebiert, iſt der einzige Dank, den ſie der Natur für ihr Daſein darbringen kann. Unſelig ſind die Unfruchtbaren, doppelt unſelig bin ich, die ich nicht Jungfrau bin und auch nicht Weib!

Mrz. Wer verbietet's Dir, auch für Andere, auch für einen geliebten Mann jung und ſchön zu ſein? Haſt Du nicht unter den Edelſten die Wahl?

Jud. (ſehr ernſt). Du haſt mich in Nichts verſtanden. Meine Schönheit iſt die der Tollkirſche; ihr Genuß bringt Wahnſinn und Tod!

Ephraim. (tritt haſtig herein). Ha, Ihr ſeid ſo ruhig, und Holofernes ſteht vor der Stadt!

Mrz. So ſei Gott uns gnädig!

Eph. Wahrlich, Judith, wenn Du geſehen hätteſt, was ich ſah, Du würdeſt zittern. Man möchte ſchwören, Alles, was Furcht und Schrecken einflößen kann, ſei im Solde des Heiden. Dieſe Menge von Kameelen und Roſſen, von Wagen und Mauerbrechern! Ein Glück, daß Wälle und Thore keine Augen haben! Sie würden vor Angſt einſtürzen, wenn ſie all' den Gräuel erblicken könnten!

Jud. Ich glaube, Du ſaheſt mehr, wie Andere.

Eph. Ich ſage Dir, Judith, es giebt Keinen in ganz Bethulien, der jetzt nicht ausſieht, als ob er das Fieber hätte. Du ſcheinſt wenig vom Holofernes zu wiſſen, ich weiß um ſo mehr von ihm. Jedes Wort aus ſeinem Munde iſt ein reißendes Thier. Wenn es des Abends dunkel wird — —

Jud. So läßt er Lichter anzünden.

Eph. Das thun wir, ich und Du! Er läßt Dörfer und Städte in Brand ſtecken und ſagt: dies ſind meine Fackeln! ich hab' ſie billiger, wie andere. Und er meint ſehr gnädig zu ſein, wenn er bei der Gluth einer und derſelben Stadt ſein Schwert putzen und ſeinen Braten ſchmoren läßt. Als er Bethulien erblickte, ſoll er gelacht und ſeinen Koch ſpöttiſch gefragt haben: Meinſt Du, daß Du ein Straußen-Ei dabei röſten kannſt?

Jud. Ich möcht' ihn ſehen! (für ſich) Was ſagt' ich da!

Eph. Wehe Dir, wenn Du von ihm geſehen würdeſt! Holofernes tödtet die Weiber durch Küſſe und Umarmungen, wie die Männer durch Spieß und Schwert. Hätte er Dich in den Mauern der Stadt gewußt: Deinetwegen allein wäre er gekommen!

Jud. (lächelnd.) Möcht' es ſo ſein! Dann braucht' ich ja nur zu ihm hinaus zu gehen, und Stadt und Land wäre gerettet!

Eph. Du allein haſt das Recht, dieſen Gedanken auszudenken.

Jud. Und warum nicht? Eine für Alle, und Eine, die ſich immer umſonſt fragte: wozu biſt du da? Ha, und wenn er nicht meinetwegen kam, wär' er nicht dahin zu bringen, daß er meinetwegen gekommen zu ſein glaubte? Ragt der Rieſe mit ſeinem Haupt ſo hoch in die Wolken hinein, daß ihr ihn nicht erreichen könnt, ei, ſo werft ihm einen Edelſtein vor die Füße; er wird ſich bücken, um ihn aufzuheben, und dann überwältigt ihr ihn leicht.

Eph. (für ſich.) Mein Plan war einfältig. Was ihr Angſt einjagen und ſie mir in die Arme treiben ſollte, macht ſie kühn. Ich komme mir wie gerichtet vor, wenn ich ihr ins Auge ſchaue. Ich hoffte, ſie ſollte in dieſer allgemeinen Noth ſich nach einem Beſchützer umſehen, und wer war ihr näher, wie ich. (laut) Judith, Du biſt ſo muthig, daß Du aufhörſt, ſchön zu ſein.

Jud. Wenn Du ein Mann biſt, ſo darfſt Du mir das ſagen!

Eph. Ich bin ein Mann und darf Dir mehr ſagen. Sieh, Judith, es kommen ſchlimme Zeiten, Zeiten, in denen Niemand ſicher iſt, als die in den Gräbern wohnen. Wie willſt Du ſie beſtehen, die Du nicht Vater, nicht Bruder, nicht Gatten haſt?

Jud. Du willſt doch den Holofernes nicht zu Deinem Freiwerber machen?

Eph. Spotte nur, aber höre. Ich weiß, daß Du mich verſchmähſt, und hätte ſich die Welt um uns her nicht ſo drohend verändert, ich wäre Dir nicht wieder unter die Augen getreten. Siehſt Du dies Meſſer?

Jud. Es iſt ſo blank, daß ich mein eigenes Bild darin erblicken kann.

Eph. Ich ſchliff es den Tag, an dem Du mich hohnlachend von Dir ſtießeſt, und wahrlich, ſtünden jetzt die Aſſyrier nicht vor dem Thor, ſo ſtache es ſchon in meiner Bruſt! Dann hätteſt Du es nicht als Spiegel gebrauchen können, denn mein Blut würde es roſtig gemacht haben!

Jud. Gieb her. (Sie ſticht nach ſeiner Hand, die er zurückzieht.) Pfui! Du wagſt von Selbſtmord zu reden, und zitterſt vor einem Stich in die Hand.

Eph. Du ſtehſt vor mir, ich ſehe Dich, ich höre Dich, jetzt lieb ich mich ſelbſt, denn ich fühle mich nicht mehr, ich bin voll von Dir! So etwas gelingt nur in finſtrer Nacht, wo im Herzen nichts mehr wacht, als der Schmerz, wo der Tod die Seele zuſammendrückt, wie der Schlaf die Augen, und wo man nur willenlos auszuführen glaubt, was eine unſichtbare Macht gebietet. O, ich kenn's, denn ich war ſo weit, daß ich ſelbſt nicht weiß, warum ich nicht weiter ging! Das hat mit Muth und Feigheit nichts zu thun, es iſt wie ein Abriegeln der Thür, wenn man ſchlafen will!

Jud. (reicht ihm die Hand.)

Eph. Judith, ich liebe Dich, Du liebſt mich nicht. Du kannſt für das Eine nicht, ich kann nicht für das Andere. Aber weißt Du, was das heißt, zu lieben und verſchmäht zu werden? Das iſt nicht wie ſonſt ein Leid. Nimmt man mir heute etwas, ſo lern' ich morgen, daß ich's entbehren kann. Schlägt man mir eine Wunde, ſo hab ich Gelegenheit, mich im Heilen zu verſuchen. Aber, behandelt man meine Liebe wie eine Thorheit, ſo macht man das Heiligſte in meiner Bruſt zur Lüge. Denn, wenn das Gefühl, was mich zu Dir hinzieht, mich betrügt, welche Bürgſchaft hab' ich, daß das, was mich vor Gott darnieder wirft, Wahrheit iſt?

Mirza. Fühlſt Du's nicht, Judith?

Jud. Kann Liebe Pflicht ſein? Muß ich dieſem meine Hand reichen, damit er ſeinen Dolch fallen läßt? Faſt glaub' ich's!

Eph. Judith, ich werb' noch einmal um Dich! Das heißt, ich werb' um die Erlaubniß, für Dich zu ſterben. Ich will nichts, als der Schild ſein, an dem die Schwerter, die Dich bedrohen, ſich ſtumpf hacken!

Jud. Iſt dies derſelbe Menſch, den ein Blick auf das Lager der Feinde entſeelt zu haben ſchien? Der mir vorkam, wie Einer, dem ich einen von meinen Röcken borgen müſſe? Sein Auge flammt, ſeine Fauſt ballt ſich! O Gott, ich achte ſo gern, mir iſt, als ſchnitt' ich in mein eignes Fleiſch hinein, wenn ich Jemanden verachten muß! Ephraim, ich habe Dir weh gethan! Es ſchmerzt mich! Ich wollte aufhören, in Deinen Augen liebenswerth zu ſein, denn ich konnte Dir Nichts gewähren, darum ſpottete ich Dein. Ich will Dich belohnen, ich kann's! Aber weh Dir, wenn Du mich jetzt nicht verſtehſt, wenn, ſo wie ich das Wort ausſpreche, die That nicht, gebietend, wie die Nothwendigkeit ſelbſt, vor Deine Seele hintritt, wenn Dir's nicht iſt, als lebteſt Du nur, um ſie zu vollbringen. Geh hin und tödte den Holofernes! Dann — dann fordere von mir den Lohn, den Du willſt!

Eph. Du raſeſt! Den Holofernes tödten in der Mitte der Seinen? wie wär's möglich!

Jud. Wie es möglich iſt? Weiß ich's? Dann thät ich's ſelbſt! ich weiß nur, daß es nöthig iſt.

Eph. Ich ſah ihn nie, aber ich ſeh' ihn !

Jud. Ich auch, mit dem Antlitz, das ganz Auge iſt, gebietendes Auge, und mit dem Fuß, vor dem die Erde, die er tritt, zurück zu beben ſcheint. Aber, es gab eine Zeit, wo er nicht war, darum kann eine kommen, wo er nicht mehr ſein wird!

Eph. Gieb ihm den Donner und nimm ihm ſein Heer, und ich wag's, aber jetzt —

Jud. Wolle nur! Und aus den Tiefen des Abgrunds herauf und von der Weite des Himmels herunter rufſt Du die heiligen, ſchützenden Kräfte, und ſie ſegnen und ſchirmen Dein Werk, wenn nicht Dich! Denn Du willſt, was Alles will: worüber die Gottheit brütet in ihrem erſten Zorn, und worüber die Natur, die vor der Rieſengeburt ihres eigenen Schooßes zittert und die den zweiten Mann nicht erſchaffen wird, oder nur darum, damit er den erſten vertilge, knirſchend ſinnt in qualvollem Traum!

Eph. Nur weil Du mich haſſeſt, weil Du mich tödten willſt, forderſt Du das Undenkbare.

Jud. (glühend) Ich hab' Dir recht gethan! Was? ſolch ein Gedanke begeiſtert Dich nicht? Er berauſcht Dich nicht einmal? Ich, die Du liebſt, ich, die ich Dich über Dich ſelbſt erhöhen wollte, um Dich wieder lieben zu können, ich leg' ihn Dir in die Seele, und er iſt Dir Nichts als eine Laſt, die Dich nur tiefer in den Staub drückt! Sieh, wenn Du ihn mit Jauchzen empfangen, wenn Du ſtürmiſch nach einem Schwert gegriffen, und Dir nicht einmal zum flüchtigen Lebewohl die Zeit genommen hatteſt, dann, o, das fühl' ich, dann hätt' ich mich Dir weinend in den Weg geworfen, ich hätte Dir die Gefahr ausgemalt mit der Angſt eines Herzens, das für ſein Geliebteſtes zittert, ich hätte Dich zurückgehalten oder wäre Dir gefolgt. Jetzt — ha! ich bin mehr, als gerechtfertigt; Deine Liebe iſt die Strafe Deiner armſeligen Natur, ſie ward Dir zum Fluch, damit ſie Dich verzehre; ich würde mir zürnen, wenn ich mich auch nur auf einer Regung des Mitleids mit Dir ertappte. Ich begreiſe Dich ganz, ich begreife ſogar, daß das Höchſte Dir ſein muß wie das Gemeinſte, daß Du lächeln mußt, wenn ich bete!

Eph. Verachte mich! Aber erſt zeig' mir den, der das Unmögliche möglich macht!

Jud. Ich werd' ihn Dir zeigen! Er wird kommen! Er muß ja kommen! Und iſt Deine Feigheit die Deines ganzen Geſchlechts, ſehen alle Männer in der Gefahr Nichts, als die Warnung, ſie zu vermeiden, — dann hat ein Weib das Recht erlangt auf eine große That, dann — ha, ich hab' ſie von Dir gefordert, ich muß beweiſen, daß ſie möglich iſt!

Dritter Akt

Gemach der Judith.

Judith

(in ſchlechten Kleidern, mit Aſche beſtreut, ſitzt zuſammengekauert da.)

Mirza (tritt ein und betrachtet ſie.) So ſitzt ſie nun ſchon drei Tage und drei Nächte. Sie ißt nicht, ſie trinkt nicht, ſie ſpricht nicht. Sie ſeufzt und wehklagt nicht einmal. „Das Haus brennt!“ ſchrie ich ihr geſtern Abend zu und ſtellte mich, als hätt' ich den Kopf verloren. Sie veränderte keine Miene und blieb ſitzen. Ich glaube, ſie will, daß man ſie in einen Sarg packen, den Deckel über ſie nageln und ſie forttragen ſoll. Sie hört Alles, was ich hier rede, und doch ſagt ſie Nichts dazu. Judith, ſoll ich den Todtengräber beſtellen?

Jud. (winkt ihr mit der Hand, fortzugehen).

Mirza. Ich gehe, aber nur um gleich wieder zu kommen. Ich vergeſſe den Feind und alle Noth über Dich. Wenn Einer den Bogen auf mich an legte, ich würd's nicht bemerken, ſo lange ich Dich dort lebendig=todt ſitzen ſehe. Erſt hatteſt Du ſo viel Muth, daß die Manner ſich ſchamten, und nun — Ephraim hatte Recht; er ſagte: ſie fordert ſich ſelbſt heraus, um ihre Furcht zu vergeſſen. (Ab.)

Jud. (ſtürzt auf die Knie.) Gott, Gott! Mir iſt, als müßt' ich Dich am Zipfel faſſen, wie Einen, der mich auf ewig zu verlaſſen droht! Ich wollte nicht beten, aber ich muß beten, wie ich Odem ſchöpfen muß, wenn ich nicht erſticken ſoll! Gott! Gott! Warum neigſt Du Dich nicht auf mich herab? Ich bin ja zu ſchwach, um zu Dir empor zu klimmen! Sieh, hier lieg' ich, wie außer der Welt und außer der Zeit; ich harre mit Angſt eines Winkes von Dir, der mich aufſteh'n und handeln heißt! Mit Frohlocken ſah ich's, als die Gefahr uns nahe trat, denn mir war ſie Nichts, als ein Zeichen, daß Du Dich unter Deinen Auserwahlten verherrlichen wolleſt. Mit ſchaudernder Wonne erkannt' ich, daß das, was mich erhob, alle Andere zu Boden warf, denn mir kam es vor, als ob Dein Finger gnadenvoll auf mich deutete, als ob Dein Triumph von mir ausgehen ſolle!

Mit Entzücken ſah ich's, daß Jener, dem ich das große Werk abtreten wollte, um in Demuth das höchſte Opfer zu bringen, ſich davor feig und zitternd wie ein Wurm in dem Schlamm ſeiner Armſeligkeit verkroch. „Du biſt's, du biſt's! rief ich mir zu, und warf mich vor Dir nieder und ſchwur mir mit einem theuren Eid, niemals wieder aufzuſtehen, oder erſt dann, wenn Du mir den Weg gezeigt, der zum Herzen des Holofernes führt. Ich lauſchte in mich ſelbſt hinein, weil ich glaubte, ein Blitz der Vernichtung müſſe aus meiner Seele hervorſpringen; ich horchte in die Welt hinaus, weil ich dachte: ein Held hat dich überflüſſig gemacht; aber in mir und außer mir bleibt's dunkel. Nur Ein Gedanke kam mir, nur Einer, mit dem ich ſpielte und der immer wiederkehrt; doch, der kam nicht von Dir. Oder kam er von Dir? — (Sie ſpringt auf.) Er kam von Dir! Der Weg zu meiner That geht durch die Sünde! Dank, Dank Dir, Herr! Du machſt mein Auge hell. Vor Dir wird das Unreine rein; wenn Du zwiſchen mich und meine That eine Sünde ſtellſt: wer bin ich, daß ich mit Dir darüber hadern, daß ich mich Dir entziehen ſollte! Iſt nicht meine That ſo viel werth, als ſie mich koſtet? Darf ich meine Ehre, meinen unbefleckten Leib mehr lieben, wie Dich? O, es löſ't ſich in mir wie ein Knoten. Du machteſt mich ſchön; jetzt weiß ich, wozu. Du verſagteſt mir ein Kind; jetzt fühl' ich, warum, und freu' mich, daß ich mein eigen Selbſt nicht doppelt zu lieb hab'. Was ich ſonſt für Fluch hielt, erſcheint mir nun wie Segen! — (Sie tritt vor einen Spiegel.) Sei mir gegrüßt, mein Bild! Schämt euch, Wangen, daß ihr noch nicht glüht; iſt der Weg zwiſchen euch und dem Herzen ſo weit? Augen, ich lob' euch, ihr habt Feuer getrunken und ſeid berauſcht! Armer Mund, dir nehm' ich's nicht übel, daß du bleich biſt, du ſollſt das Entſetzen küſſen. (Sie tritt vom Spiegel weg.) Holofernes, dieſes Alles iſt dein: ich habe keinen Theil mehr daran: ich hab' mich tief in mein Innerſtes zuſammengezogen. Nimm's, aber zittre, wenn du es haſt: ich werde in einer Stunde, wo du's nicht denkſt, aus mir herausfahren, wie ein Schwert aus der Scheide, und mich mit deinem Leben bezahlt machen! Muß ich dich küſſen, ſo will ich mir einbilden, es geſchieht mit vergifteten Lippen; wenn ich dich umarme, will ich denken, daß ich dich erwürge. Gott, laß ihn Gräuel begehen unter meinen Augen, blutige Gräuel, aber ſchütze mich, daß ich nichts Gutes von ihm ſehe!

Mrz. (kommt.) Riefſt Du mich, Judith?

Jud. Nein, ja, Mirza, Du ſollſt mich ſchmücken.

Mrz. Willſt Du nicht eſſen?

Jud. Nein, ich will geſchmückt ſein.

Mrz. Iß, Judith. Ich kann's nicht länger aushalten!

Jud. Du!

Mrz. Sieh, als Du gar nicht eſſen und trinken wollteſt, da ſchwur ich: dann will ich auch nicht! Ich that's, um Dich zu zwingen; wenn Du nicht Mitleid mit Dir ſelbſt hatteſt, ſo ſollteſt Du's mit mir haben. Ich ſagte es Dir, aber Du haſt's wohl nicht gehört. Es ſind nun drei Tage.

Jud. Ich wollt' ich wäre ſo viel Liebe werth.

Mrz. Laß uns eſſen und trinken. Es wird bald zum letzten Mal ſein, wenigſtens das Trinken. Die Röhren zum Brunnen ſind abgehauen; auch zu den kleinen Brunnen an der Mauer kann Niemand mehr kommen, denn ſie werden von den Kriegsleuten bewacht. Doch ſind ſchon welche hinausgegangen, die ſich lieber tödten laſſen, als noch länger durſten wollten. Von Einem ſagt man, daß er, ſchon durchſtoßen, ſterbend zum Brunnen kroch, um ſich noch einmal zu letzen; aber eh' er das Waſſer, das er ſchon in der Hand hielt, an die Lippen brachte, gab er den Geiſt auf. Keiner verſah ſich dieſer Grauſamkeit vom Feind, darum ward der Waſſermangel in der Stadt gleich ſo allgemein. Wer auch noch ein wenig hat, hält's geheim, wie einen Schatz.

Jud. O, gräulich, ſtatt des Lebens, das man nicht nehmen kann, die Bedingung des Lebens zu nehmen! Schlagt todt, ſengt und brennt, aber raubt dem Menſchen nicht mitten im Ueberfluß der Natur ſeine Nothdurft! O, ich habe ſchon zu lange geſäumt!

Mirz. Mir hat Ephraim Waſſer für Dich gebracht. Du magſt die Größe ſeiner Liebe daran erkennen. Seinem eignen Bruder hat er's verſagt!

Jud. Pfui! Dieſer Menſch gehört zu denen, die ſogar dann ſündigen, wenn ſie etwas Gutes thun wollen!

Mrz. Das gefiel mir auch nicht, aber dennoch biſt Du zu hart gegen ihn.

Jud. Nein, ſag' ich Dir, nein! Jedes Weib hat ein Recht, von jedem Mann zu verlangen, daß er ein Held ſei. Iſt Dir nicht, wenn Du Einen ſiehſt, als ſähſt Du, was Du ſein möchteſt, ſein ſollteſt? Ein Mann mag dem Andern ſeine Feigheit vergeben, nimmer ein Weib. Verzeihſt Du's der Stütze, daß ſie bricht? kaum kannſt Du verzeihen, daß Du der Stütze bedarfſt!

Mrz. Konnteſt Du's denn erwarten, daß Ephraim Deinem Befehl gehorchen werde?

Jud. Von Einem, der Hand an ſich ſelbſt gelegt, der dadurch ſein Leben herrenlos gemacht hatte, durfte ich's erwarten. Ich ſchlug an ihn, wie an einen Kieſel, von dem ich nicht weiß, ob ich ihn behalten oder wegwerfen ſoll; hätt' er einen Funken gegeben — der Funke wäre in mein Herz hineingeſprungen, jetzt tret' ich den ſchnöden Stein mit Füßen!

Mrz. Wie aber ſollt' er's ausführen?

Jud. Der Schütz, welcher frägt, wie er ſchießen ſoll, wird nicht treffen. Ziel — Auge — Hand — da iſt's! (mit einem Blick gen Himmel). O, ich ſah's über der Welt ſchweben, wie eine Taube, die ein Neſt ſucht zum Brüten, und die erſte Seele, die in der Erſtarrung erglühend aufging, mußte den Erlöſungsgedanken empfangen. Doch, Mirza, geh' und iß, dann ſchmücke mich!

Mrz. Ich warte ſo lange als Du warteſt!

Jud. Du ſiehſt mich ſo traurig an. Nun, ich geh mit Dir! Aber nachher nimm all Deinen Witz zuſammen, und ſchmücke mich, wie zur Hochzeit. Lächle nicht! Meine Schönheit iſt jetzt meine Pflicht!

(Geht ab.)

Oeffentlicher Platz in Bethulien. Viel Volk. Eine Gruppe junger Bürger bewaffnet).

Ein Bürger (zum Andern) Was ſagſt Du, Ammon?

Ammon. Ich frage Dich, Hoſea, was beſſer iſt, der Tod durch's Schwerdt, der ſo ſchnell kommt, daß er Dir gar nicht die Zeit läßt, ihn zu fürchten und zu fühlen, oder dies langſame Verdorren, das uns bevorſteht?

Hoſea. Wenn ich Dir antworten ſollte, müßte mir der Hals nicht ſo trocken ſein. Man wird durſtiger durch's Sprechen.

Amm. Du haſt Recht.

Ben, (ein dritter Bürger.) Man kommt ſo weit, daß man ſich ſelbſt wegen der Paar Blutstropfen beneidet, die Einem noch in den Adern ſickern. Ich möchte mich anzapfen, wie ein Faß.

(Steckt den Finger in den Mund.)

Hoſ. Das Beſte iſt, daß man über den Durſt den Hunger vergißt.

Amm. Nun, zu eſſen haben wir noch.

Hoſ. Wie lange wird's dauern? Beſonders, wenn man Leute, wie Dich, unter uns duldet, die mehr Victualien im Magen als auf den Schultern tragen können.

Amm. Ich zehre vom Eigenen. Das geht Keinen was an.

Hoſ. In Kriegszeiten iſt Alles allgemein. Man ſollte Dich und Deines gleichen dahin ſtellen, wo die meiſten Pfeile fallen. Man ſollte überhaupt die Unmäßigen immer vorausſchieben; ſiegen ſie, ſo braucht man nicht ihnen, ſondern den Ochſen und Maſtkälbern zu danken, deren Mark in ihnen rumort; kommen ſie um, ſo iſt auch das ein Vortheil.

Ammon (giebt ihm eine Ohrfeige.)

Hoſ. Glaube nicht, daß ich wiedergebe, was ich empfange. Aber das merk' Dir: Wenn Du in Gefahr kommſt, ſo erwarte nicht von mir, daß ich Dir beiſpringe. Ich trag's dem Holofernes auf, mich zu rachen.

Amm. Undankbarer! Einen prügeln, heißt, ihm einen Panzer aus ſeiner eigenen Haut ſchmieden. Die Ohrfeige von heute macht Dich unempfindlich gegen die, welche Dich morgen erwartet.

Ben. Ihr ſeid Narren. Zankt Euch, und vergeßt, daß Ihr gleich den Wall beziehen ſollt.

Amm. Nein, wir ſind kluge Leute, ſo lange wir mit einander hadern, denken wir nicht an unſre Noth.

Ben. Kommt, kommt! wir müſſen fort.

Amm. Ich weiß nicht, ob es nicht beſſer wäre, wenn wir dem Holofernes öffneten. Den, der das thäte, tödtete er gewiß nicht!

Ben. So tödtete ich ihn. (Sie gehen ab).

(Zwei ältere Bürger im Geſpräch.)

Der Eine. Haſt Du wieder einen neuen Grauel vom Holofernes gehört?

Der Andere. Freilich.

Der Eine. Wie treibſt Du's nur auf! aber erzähl' mir doch!

Der Andere. Er ſteht und ſpricht mit einem ſeiner Hauptleute. Allerlei Heimlichkeiten. Auf einmal bemerkt er in der Nähe einen Soldaten. „Haſt Du gehört, — fragt er den, — was ich ſprach?“ Nein antwortet der Menſch. „Das iſt ein Glück für Dich, — ſagt der Tyrann, — ſonſt ließe ich Dir den Kopf herunterſchlagen, weil Ohren daran ſitzen!

Der Eine. Man ſollte glauben, man müßte leblos niederfallen, wenn man ſo etwas vernimmt.

Das iſt das Niederträchtigſte an der Furcht, daß ſie Einen nur halb tödtet, nicht ganz.

Der Andere. Mir iſt die Langmuth Gottes unbegreiflich. Wenn er einen ſolchen Heiden nicht haßt, wen ſoll er noch haſſen? (Gehen vorüber.)

Samuel,

ein uralter Greis, von ſeinem Enkel geführt, tritt auf.

Enkel. Singet dem Herrn ein neues Lied, denn ſeine Güte währet ewiglich!

Sam. Ewiglich! (er ſetzt ſich auf einen Stein). Samuel dürſtet. Enkel, warum gehſt du nicht, und holſt ihm einen friſchen Trunk?

Enkel. Ahn, der Feind ſteht vor der Stadt! Wieder vergaß er's!

Sam. Den Pſalm! Lauter! Was ſtockſt du!

Enkel. Zeuge von dem Herrn, o Jüngling, denn Du weiſ't nicht, ob Du ein Greis wirſt! Rühm' ihn, o Greis, denn Du wurdeſt nicht alt, um das zu verhehlen, was der Barmherzige an Dir gethan hat!

Sam. (zornig). Hält der Brunnen nicht mehr ſo viel Waſſer, als Samuel braucht, wenn er zum letzten Mal trinken will? Kann der Enkel nicht ſchöpfen, ob der Mittag gleich heiß iſt?

Enkel (ſehr laut). Schwerdter halten den Brunnen bewacht, Speere ſtarren, die Heiden haben große Gewalt über Iſrael.

Sam. (ſteht auf). Nicht über Iſrael! Wen ſuchte der Herr, als er Wellen und Winden Macht gab über das Schifflein, daß es hinauf- und hinunter flog? Nicht den, der am Steuer ſaß, noch ſonſt einen Anderen, den trotzigen Jonas allein, der ruhig ſchlief. Vom ſichern Schiff trieb er ihn in die tobende Meerfluth hinein, aus der Meerfluth in des Leviathans Rachen, aus dem Rachen des Unthiers durch die Kluppen der Zahne in den finſtern Bauch. Aber, als Jonas nun Buße that, war der Herr da nicht ſtark genug, ihn noch aus dem Bauch des Leviathans wieder zu erretten? Stehet auf, ihr heimlichen Miſſethäter, die ihr in euch ſelber ſchlaft, wie Jonas ſchlief, wartet nicht, bis man das Loos über euch wirft, tretet hervor und ſprecht: wir ſind's, damit nicht der Unſchuldige vertilgt werde mit dem Schuldigen! (er faßt ſeinen Bart). Samuel ſchlug den

Aaron, ſpitz war der Nagel, weich war das Hirn, tief war Aarons Schlummer in ſeines Weibes Schooß. Samuel nahm des Aaron Weib, und zeugte den Ham mit ihr, aber ſie ſtarb vor Entſetzen, als ſie das Kind erblickte, denn des Kindes Haupt trug das Zeichen des Nagels, wie des Todten Haupt, und Samuel ging in ſich, und kehrte ſein Angeſicht gegen ſich ſelbſt!

Enkel. Ahn! Ahn! Du ſelbſt biſt Samuel und ich bin der Sohn des Ham!

Sam. Samuel ſchor ſich das Haupt und ſtellte ſich vor ſeine Thür, und harrte der Rache, wie man des Glückes harrt, ſiebzig Jahre und langer, bis er ſeine Tage nicht mehr zu zahlen vermochte. Aber die Peſt ging vorüber, und ihr Athem traf ihn nicht, und das Elend ging vorüber, und kehrte nicht bei ihm ein, und der Tod ging vorüber und rührte ihn nicht an. Die Rache kam nicht von ſelbſt, und er hatte nicht den Muth, ſie zu rufen.

Enkel. Komm'! komm'! (er führt ihn auf die Seite.)

Sam. Aarons Sohn, wo biſt Du, oder ſeines Sohnes Sohn, oder ſein Bruder, daß Samuel den

Stoß Eurer Hand nicht fühlt, noch den Tritt Eurer Füße? Auge um Auge, ſprach der Herr, Zahn um Zahn, Blut um Blut!

Enkel. Aarons Sohn iſt todt und ſeines Sohnes Sohn, und ſein Bruder, der ganze Stamm!

Sam. Blieb kein Rächer? Sind dies die letzten Zeiten, daß der Herr die Sünde aufgeſchoſſen ſtehen laßt und die Sicheln zerbricht? Wehe! Wehe!

(Der Enkel führt ihn ab.)

Zwei Bürger.

Erſter. Wie ich Dir ſage, nicht allenthalben fehlts an Waſſer. Es giebt Leute unter uns, die ſich nicht allein voll ſaufen, ſondern die ſich ſogar täglich mehrere Male waſchen.

Zweiter. O, ich glaub's. Ich will Dir doch etwas vertrauen. Mein Nachbar Aſſaph hatte eine Ziege, die in ſeinem Gärtlein luſtig weidete. Ich ſehe gerade in's Gärtlein hinab und mir wurde jedesmal zu Muthe, wie einer ſchwangeren Frau, wenn ich das Thier mit ſeinen vollen Eutern erblickte. Geſtern ging ich zu Aſſaph und bat ihn um ein wenig Milch.

Als er mir's abſchlug, griff ich zum Bogen, tödtete die Ziege mit einem raſchen Schuß und ſchickte ihm, was ſie werth iſt! Ich that recht, denn die Ziege verleitete ihn zur Hartherzigkeit gegen ſeinen Nächſten.

Erſter. Von Dir konnte man den Streich erwarten! Du haſt ja ſchon als ganz kleines Kind eine Jungfrau zur Mutter gemacht!

Zweiter. Was!

Erſter. Ja! ja! Biſt Du nicht der Erſtgeborne? (Gehen vorüber.)

(Einer der Aelteſten tritt auf.)

Der Aelteſte. Hört, hört, ihr Männer von Bethulien! (Das Volk verſammelt ſich um ihn.) Hört, was Euch durch meinen Mund der fromme Hoheprieſter Jojakim zu wiſſen thut!

Aſſad, (ein Bürger; ſeinen Bruder Daniel, der ſtumm und blind iſt, an der Hand). Gebt Acht, der Hoheprieſter will, daß wir Löwen ſein ſollen. Dann kann er um ſo beſſer Haſe ſein.

Ein Anderer. Läſtere nicht!

Aſſad. Ich laſſe keine Troſtgründe gelten, als die ich aus dem Brunnen ſchöpfen kann.

Der Aelteſte. Ihr ſollt gedenken an Moſes, den Diener des Herrn, der nicht mit dem Schwerdt, ſondern mit Gebet den Amalek ſchlug. Ihr ſollt nicht zittern vor Schild und Speer, denn ein Wort der Heiligen macht ſie zu Schanden.

Aſſad. Wo iſt Moſes? Wo ſind Heilige?

Der Aelteſte. Ihr ſollt Muth faſſen und gedenken, daß das Heiligthum des Herrn in Gefahr iſt.

Aſſad. Ich meinte, der Herr wolle uns ſchützen. Nun läuft's darauf hinaus, daß wir ihn ſchützen ſollen!

Der Aelteſte. Und vor Allem ſollt Ihr nicht vergeſſen, daß der Herr, wenn er Euch umkommen läßt, Euch Euren Tod und Eure Marter in Kindern und Kindeskindern bis zum zehnten Glied hinab vergüten kann!

Aſſad. Wer ſagt mir, wie meine Kinder und Kindeskinder ausſchlagen? Können's nicht Burſche ſein, deren ich mich ſchämen muß, die mir zum Spott herumlaufen! (Zum Aelteſten.) Mann, Deine Lippe zittert, Dein Auge irrt unſtät, Deine Zähne möchten die klingenden Worte zerreißen, hinter denen ſich Deine Angſt verſteckt. Wie kannſt Du den Muth von uns verlangen, den Du ſelbſt nicht haſt? Ich will einmal im Namen dieſer Aller zu Dir reden. Gieb Befehl, daß die Thore der Stadt geöffnet werden. Unterwürfigkeit findet Barmherzigkeit! Ich ſag's nicht meinetwegen, ich ſag's dieſes armen Stummen wegen, ich ſag's wegen der Weiber und Kinder! (Umſtehende geben Zeichen des Beifalls.) Gieb Befehl, augenblicklichen, oder wir thun's ohne Deinen Befehl.

Daniel (reißt ſich von ihm los.) Steiniget ihn! Steiniget ihn!

Volk. War dieſer Mann nicht ſtumm?

Aſſad, (ſeinen Bruder mit Entſetzen betrachtend.) Stumm und blind. Er iſt mein Bruder. Dreißig Jahre iſt er alt und ſprach nie ein Wort.

Dan. Ja, das iſt mein Bruder! Er hat mich erquickt mit Speiſ' und Trank. Er hat mich gekleidet und ließ mich bei ſich wohnen! Er hat mich gepflegt bei Tag und bei Nacht. Gieb mir die Hand, Du treuer Bruder. (Als er ſie faßt, ſchleudert er ſie, wie von Entſetzen gepackt, von ſich.) Steiniget ihn, ſteiniget ihn!

Aſſad. Wehe! Wehe! Der Geiſt des Herrn ſpricht aus des Stummen Mund! Steinigt mich!

(Das Volk verfolgt ihn, ihn ſteinigend).

Samaja, (ihnen beſtürzt nacheilend.) Was wollt (Ab.)

Dan. (begeiſtert). Ich komme, ich komme, ſpricht der Herr, aber ihr ſollt nicht fragen woher! Meint Ihr, es ſei Zeit? ich allein weiß, wann es Zeit iſt!

Volk. Ein Prophet, ein Prophet!

Dan. Ich ließ Euch wachſen und gedeihen, wie das Korn zur Sommerzeit! Meinet Ihr, daß ich den Heiden meine Ernte überlaſſen werde? Wahrlich, ich ſage Euch, das wird nimmermehr geſchehen!

(Judith mit Mirza erſcheint unter dem Volk).

Volk (wirft ſich zu Boden) Heil uns!

Dan. Und ob Euer Feind noch ſo groß iſt ſo brauche ich doch nur ein Kleines, um ihn zu vernichten! Heiliget Euch! heiliget Euch! denn ich will wohnen bei Euch und will Euch nicht verlaſſen, wenn Ihr mich nicht verlaßt! — (Nach einer Pauſe). Bruder, Deine Hand!

Sam. (zurückkehrend). Todt iſt Dein Bruder!

Du haſt ihn getödtet! Das war Dein Dank für all' ſeine Liebe! O, wie gern hätt' ich ihn gerettet! Wir waren ja Freunde von Jugend auf! Was aber konnt' ich ausrichten gegen ſo Viele, die Deine Thorheit verrückt gemacht hatte. „Nimm Dich Daniels an!" rief er mir zu, als mich ſein brechendes Auge erkannte. Ich leg' Dir dies Wort als ein glühendes Vermächtniß in die Seele!

Dan. (will ſprechen und kann's nicht; er wimmert).

Sam. (zum Volk). Schämet Euch, daß Ihr auf den Knieen liegt, ſchämet Euch noch mehr, daß Ihr einen edlen Mann, der es mit Euch Allen wohl meinte, gemordet habt! Ha, Ihr verfolgtet ihn ſo wüthend, als könntet Ihr in ihm Eure eigenen Sünden zu Tode ſteinigen! Alles, was er hier gegen den Aelteſten, nicht aus Feigheit, ſondern aus Mitleid mit Eurem Elend vorbrachte, war zwiſchen uns heute morgen verabredet: dieſer Stumme ſaß dabei, zuſammengekauert und theilnahmlos, wie immer; er verrieth ſeinen Abſcheu mit keiner Miene. — (Zum Aelteſten.) Alles, was mein Freund verlangte, verlang' ich noch: ſchleuniges Oeffnen der Thore, Unterwerſung auf Gnad' und Ungnade. — (Zu Daniel.) Nun zeige, daß der Herr aus Dir ſprach. Fluche mir, wie Du dem Bruder fluchteſt!

Dan. (in höchſter Angſt, will reden und kann nicht).

Sam. Sehet Ihr den Propheten? Ein Dämon des Abgrunds, der Euch verlocken wollte, entſiegelte ſeinen Mund, aber Gott verſchloß ihn wieder, und verſchloß ihn auf ewig. Oder könnt Ihr glauben, daß der Herr die Stummen reden macht, damit ſie Brudermörder werden?

Dan. (ſchlägt ſich).

Jud. (tritt in die Mitte des Volks). Laſſet Euch nicht verſuchen. Hat es Euch nicht gepackt, wie Gottesnähe, und Euch in heiliger Vernichtung zu Boden geworfen? Wollt Ihr es jetzt dulden, daß man Euer tiefſtes Gefühl der Lüge zeiht?

Sam. Weib, was willſt du? Siehſt Du nicht, daß dieſer verzweifelt? Ahnſt Du nicht, daß er verzweifeln muß, wenn er ein Menſch iſt? (Zu Daniel). Reiß' Dir die Haare aus, zerſtoß' Dir den Kopf an der Mauer, daß die Hunde Dein Gehirn lecken; das iſt das Einzige, was Du noch auf der Welt zu thun haſt! Was gegen die Natur iſt, das iſt gegen Gott?

Stimmen im Volk. Er hat Recht!

Jud. (Zu Samaja). Willſt Du dem Herrn den Weg vorſchreiben, den er wandeln ſoll? Reinigt er nicht jeden Weg dadurch, daß er ihn wandelt?

Sam. Was gegen die Natur iſt, das iſt gegen Gott! Der Herr that Wunder unter den Vätern; die Väter waren beſſer, wie wir. Wenn er jetzt Wunder thun wollte, warum läßt er nicht regnen? Und warum thut er nicht ein Wunder im Herzen des Holofernes und bewegt ihn zum Abzug?

Ein Bürger (dringt auf Daniel ein). Stirb, Sünder, der Du uns verleitet haſt, uns mit dem Blute eines Gerechten zu beflecken!

Sam. (tritt zwiſchen ihn und Daniel). Niemand darf den Kain tödten! So ſprach der Herr. Aber Kain darf ſich ſelbſt tödten! So ſpricht in mir eine Stimme! Und Kain wird's thun! Dies ſei Euch ein Zeichen: lebt dieſer Menſch noch bis morgen, kann er ſeine That einen ganzen Tag und eine ganze Nacht tragen, ſo thut nach ſeinen Worten und harret, bis

Ihr todt hinſinkt, oder bis Euch ein Wunder erlöſ't. Wo nicht, ſo thut, was Aſſad Euch ſagte: öffnet die Thore und ergebt Euch. Und wenn Ihr im Druck Eurer Sünden nicht zu hoffen wagt, daß der Herr das Herz des Holofernes rühren wird, ſo legt Hand an Euch ſelbſt; tödtet Euch unter einander und laßt nur die Kinder am Leben: die werden die Aſſirier verſchonen, denn ſie haben ſelbſt Kinder, oder wünſchen Kinder zu haben. Macht ein großes Morden daraus, wo der Sohn den Vater niederſticht und wo der Freund dem Freunde dadurch ſeine Liebe beweiſ't, daß er ihm die Gurgel abſchneidet, ohne ſich erſt bitten zu laſſen. (Faßt den Daniel bei der Hand.) Den Stummen nehm ich in mein Haus. (Für ſich.) Wahrlich, die Stadt, die ſein Bruder retten wollte, ſoll nicht durch ſeine Raſerei zu Grunde gehen! Ich will ihn in eine Kammer einſchließen, ich will ihm ein blankes Meſſer in die Hand drücken, ich will ihm in die Seele reden, bis er vollbringt, was ich im Namen der Natur und als ihr Prophet voraus verkündigt habe. Gott Lob, daß er nur ſtumm und blind iſt, daß er nicht auch taub iſt. (Er geht mit Daniel ab.)

Volk (durch einander.) Warum gehen uns die Augen ſo ſpät auf! Wir wollen nicht länger warten. Keine Stunde! Wir wollen die Thore öffnen. Kommt!

Joſua (ein Bürger.) Wer war Schuld, daß wir uns nicht demüthigten, wie die übrigen Völker? Wer verführte uns, daß wir die ſchon gebeugten Nacken trotzig empor hoben? Wer hieß uns in die Wolken blicken, und die Erde darüber vergeſſen?

Volk. Wer anders, als Prieſter und Aelteſte?

Jud. O Gott, jetzt hadern die Unſeligen mit denen, die ſie aus Nichts zu Etwas machten! — (Laut.) Seht Ihr im Unglück, das Euch trifft, nur eine Aufforderung, es Euch durch Gemeinheit zu verdienen?

Joſua (geht unter den Bürgern herum.) Als ich vom Zug des Holofernes hörte, da war mein erſter Gedanke, daß wir ihm entgegen gehen, und ſeine Gnade erflehen ſollten. Wer unter Euch dachte anders? (Alle ſchweigen.) Warum kam Holofernes? Nur, um uns zu unterwerfen; hätte er die Unterwerfung auf der Hälfte des Weges angetroffen, er hätte den ganzen nicht gemacht und wäre umgekehrt, denn er hat genug zu thun. Dann ſäßen wir jetzt in Frieden und labten uns an Speis' und Trank; nun iſt unſer kümmerliches Leben nichts, als eine Anweiſung auf alle Martern, die möglich ſind.

Volk. Wehe! Wehe!

Joſua. Und wir ſind unſchuldig, wir haben nie getrotzt, wir haben immer gezittert. Aber Holofernes war noch fern, und Aelteſte und Prieſter waren nah und bedrohten uns! da vergaßen wir die eine Furcht über die andere. Wißt Ihr was? Wir wollen Aelteſte und Prieſter aus der Stadt heraustreiben, und zum Holofernes ſagen: da ſind die Empörer. Mag er ſich ihrer erbarmen, ſo iſt's gut; wo nicht, ſo wollen wir doch lieber um *ſie* klagen, als um uns ſelbſt!

Volk. Wird das uns retten?

Jud. Das iſt, als ob Einer mit dem Schwert, womit er ſich nicht zu vertheidigen vermag, den Waffenſchmied, der es ihm gab, ermorden wollte.

Volk. Hilft es wohl?

Joſua. Wie ſollt' es nicht? Kopf ab, heißt's, nicht Fuß ab, oder Hand ab.

Volk. Du haſt Recht! Das iſt der Weg!

Joſ. (zu dem Aelteſten, der dem Auftritt ernſt angeſehen hat). Was ſagſt du dazu?

Der Aelteſte. Ich würde ſelbſt dazu rathen, wenn's helfen könnte. Ich bin heute gerade dreiundſiebzig Jahr alt geworden, und mögte wohl zu den Vätern eingehen; auf ein paar Athemzüge mehr oder weniger kommt's nicht an. Zwar glaube ich ein ehrliches Grab verdient zu haben und möchte lieber in der Erde, als im Magen eines wilden Thieres ruhen; doch wenn Ihr meint, daß ich für Euch Alle genug thun kann, ſo bin ich bereit. Ich ſchenk' Euch dieſen grauen Kopf, macht aber ſchnell, damit der Tod Euch nicht zuvorkomme, und das Geſchenk hohnlachend in eine Grube hineinwerfe. Nur Einmal erlaubt mir noch, dieſen Kopf, der nun Euch gehört, zu brauchen. Nicht von mir allein, von allen Aelteſten und allen Prieſtern iſt die Rede. Wollt Ihr Euch, bevor Ihr zu opfern beginnt, nicht die Mühe nehmen, die Opfer zu zählen?

Jud. (wild). Das hört Ihr an, und ſchlagt nicht an Eure Bruſt und werft Euch nicht nieder und küßt dem Greis die Füße? Bei der Hand faſſen möcht' ich jetzt den Holofernes und ihn hereinführen und ihm ſelbſt das Schwert ſchleifen, wenn es ſtumpf würde, ehe es jeden dieſer Köpfe abgemäht hätte!

Joſ. Der Aelteſte ſprach klug, ſehr klug. Widerſetzen konnt' er ſich nicht, das ſah er, da gab er ſichdenn drein und auf eine Weiſe—ich wette, wenn die Lämmer ſprechen könnten, es würde kein einziges geſchlachtet. —(Zu Judith.) Gewiß hat er Dich nicht allein gerührt.

Jud. Widerſetzen konnt' er ſich nicht, aber er konnte Euren ſchlechten Plan doch zu Schanden machen, er konnte ſich tödten! Und er griff krampfhaft nach dem Schwerdt, ich bemerkt' es wohl und trat ihm näher, um ihn zu hindern; aber gleich brachs' wie innerer Sieg aus ſeinem Angeſicht hervor, er zog die Hand, wie beſchämt, zurück, und blickte nach oben.

Der Aelteſte. Du denkſt zu edel von mir. Nicht mir ſelbſt galt das, es galt dem da!

Volk. Dein Rath iſt ſchlecht, Joſua, wir wollen Dir nicht folgen!

Jud. Habt Dank!

Joſ. Aber darauf, daß die Thore geöffnet werden, beſteht ihr doch? Bedenkt, daß ein Feind, dem Ihr öffnet, nie ſo grauſam ſein kann, wie Einer, der ſich ſelbſt öffnen muß! — (Zum Aelteſten). Gieb Befehl. Wegen meines Vorſchlags will ich Dich um Verzeihung bitten, das heißt morgen, wenn ich dann noch lebe.

Jud. (Zum Aelteſten). Sag' nein!

Der Aelteſte. Ich ſage Ja, denn ich ſehe ſelbſt nicht, woher uns Hülfe kommen ſoll.

Achior (tritt unter das Volk). Oeffnet, nur erwartet keine Gnade vom Holofernes. Er hat geſchworen, das Volk, welches ſich ihm zuletzt unterwerfen würde, von der Erde zu vertilgen, daß auch ſeine Spur nicht bleibe. Ihr ſeid die Letzten.

Jud. Das hat er geſchworen!

Achior. Ich ſtand dabei. Und ob er ſeinen Schwur halten wird, mögt Ihr daran erkennen: Er ergrimmte über mich, als ich von der Macht Eures Gottes ſprach, und ſein Zorn iſt Tod. Aber, ſtatt mich nieder zu hauen, befahl er, wie Ihr wißt, daß ich zu Euch geführt werde. Ihr ſeht, ſo wenig zweifelt er an Eurem Untergang, daß er den Mann, den er haßt, und deſſen Kopf er mit Gold aufwiegen will, aus der Hand giebt, weil er ſich an ihm erſt dann rächen mag, wenn er ſich zugleich an Euch rächen kann. Und ſo fern iſt ihm jeder Gedanke an Gnade, daß er für ſeinen Feind keine härtere Strafe auszuſinnen weiß, als diejenige iſt, die er Euch zugedacht hat!

Volk. Es ſoll nicht geöffnet werden. Wenn wir durch's Schwert umkommen wollen, ſo haben wir ja ſelbſt Schwerter!

Joſ. Laſſet uns eine Zeit beſtimmen. Alles muß ein Ende haben.

Volk. Eine Zeit! eine Zeit!

Der Aelteſte. Lieben Brüder, ſo habt noch fünf Tage Geduld, und harrt der Hülfe des Herrn!

Jud. Und wenn der Herr nun noch fünf Tage länger braucht?

Der Aelteſte. Dann ſind wir todt! Will der Herr uns helfen, ſo muß es in dieſen fünf Tagen geſchehen; wir werden ohnehin ihr Ende nicht alle erleben!

Jud. (feierlich, als ob ſie ein Todesurtheil ſpräche) Alſo in fünf Tagen muß er ſterben!

Der Aelteſte. Wir müſſen das Aeußerſte thun, um uns nur noch ſo lange zu halten. Wir müſſen das Opfer des Herrn, den heiligen Wein und das Oel, unter uns vertheilen! Wehe mir, daß ich einen ſolchen Rath geben muß!

Jud. Ja, wehe Dir! Warum räthſt Du nicht lieber ein anderes Aeußerſtes? — (Zum Volk). Ihr Männer von Bethulien, wagt einen Ausfall! Die kleinen Brunnen liegen dicht an der Mauer; theilt Euch in zwei Hälften; die Eine muß den Rückzug und das Thor decken, während die Andere in Maſſe anſtürmt; es kann gar nicht fehlen, Ihr bringt Waſſer herein!

Der Aelteſte. Du ſiehſt, Keiner antwortet.

Jud. (zum Volk). Wie ſoll ich das verſtehen! (Nach einer Pauſe) Doch, es freut mich. Wenn ihr nicht das Herz habt, es mit ein paar hundert Soldaten aufzunehmen, ſo werdet Ihr noch weniger ſo vermeſſen ſeyn, die Rache des Herrn herauszufordern, und Eure Hand frevelnd nach der Speiſe des Altars auszuſtrecken!

Der Aelteſte. Dies iſt nothw[illegible] und hundertfältig ſoll es erſetzt werden. Das Andere iſt zu bedenklich: ein offenes Thor wäre die Todeswunde der Stadt. Auch David aß die heiligen Brodte, und er aß ſich nicht den Tod.

Jud. David war ein Geweihter des Herrn. Wollt Ihr eſſen, wie David, ſo werdet zuvor, wie David. Eſſet und trinket, aber heiliget Euch erſt!

Einer im Volk. Warum hören wir auf die!

Ein Anderer. Schäme ſich, wer es nicht thut. Iſt ſie nicht wie ein Engel?

Ein Dritter. Sie iſt das gottesfürchtigſte Weib in der Stadt! So lange es uns wohl ging, ſaß ſie ſtill in ihrem Kämmerlein; hat Jemand ſie öffentlich geſehen, außer, wenn ſie beten oder opfern wollte? Aber nun, da wir verzweifeln wollen, verläßt ſie ihr Haus und wandelt mit uns und ſpricht uns Troſt ein!

Der Vorige. Sie iſt reich und hat viele Güter. Aber wißt Ihr, was ſie einmal ſagte? „Ich verwalte dieſe Güter nur, ſie gehören den Armen.“ Und ſie ſagt's nicht bloß, ſie thut's. Ich glaube, ſie nimmt nur darum keinen Mann wieder, weil ſie dann aufhören müßte, die Mutter der Bedürftigen zu ſein! Wenn der Herr uns hilft, ſo geſchieht's ihretwegen!

Jud. (zu Achior). Du kennſt den Holofernes. Sprich mir von ihm.

Achior. Ich weiß, daß er nach meinem Blut dürſtet, aber glaube nicht, daß ich ihn ſchmähe! Wenn er mit dem erhobenen Schwerte vor mir ſtände, und mir zuriefe: Tödte mich, ſonſt tödt' ich dich: ich weiß nicht, was ich thäte!

Jud. Das iſt Dein Gefühl. Er hatte Dich in ſeiner Gewalt, und ließ Dich frei!

Achior. O, es iſt nicht das! Das könnte mich eher empören. Das Blut ſteigt mir in die Wangen, wenn ich bedenke, wie gering er einen Mann achten muß, den er ſelbſt, die Waffen in der Hand, zu ſeinem Feind hinüber ſchickt.

Jud. Er iſt ein Tyrann!

Achior. Ja, aber er wurde geboren, es zu ſein. Man hält ſich und die Welt für Nichts, wenn man bei ihm iſt. Einmal ritt ich mit ihm im wildeſten Gebirg. Wir kommen an eine Kluft, breit, ſchwindlich tief. Er ſpornt ſein Pferd, ich greif' ihm in die Zügel, deute auf die Tiefe und ſage: ſie iſt unergründlich! „Ich will ja auch nicht hinein, ich will hinüber!“ ruft er und wagt den grauſigen Sprung. Ehe ich noch folgen kann, hat er Kehrt gemacht und iſt wieder bei mir. „Ich meinte dort eine Quelle zu ſehen — ſagt er — und wollte trinken, aber es iſt Nichts. Verſchlafen wir den Durſt.“ Und wirft mir die Zügel zu und ſpringt herab vom Pferd und ſchläft ein. Ich konnte mich nicht halten, ich ſtieg gleichfalls ab, und berührte ſein Kleid mit meinen Lippen und ſtellte mich gegen die Sonne, damit er Schatten habe. Pfui über mich! Ich bin ſo ſehr ſein Sclave, daß ich ihn lobe, wenn ich von ihm ſpreche.

Jud. Er liebt die Weiber?

Achior. Ja, aber nicht anders, wie Eſſen und Trinken.

Jud. Fluch ihm!

Achior. Was willſt Du? Ich hab' Eine meines Volks gekannt, die verrückt ward, weil er ſie verſchmähte. Sie ſchlich ſich in ſein Schlafgemach und trat plötzlich, als er ſich eben in's Bett gelegt hatte, mit gezücktem Dolch drohend vor ihn hin.

Jud. Was that er?

Achior. Er lachte, und lachte ſo lange, bis ſie ſich ſelbſt durchſtach.

Jud. Hab' Dank, Holofernes! Nur an dieſe brauch' ich zu denken, und ich werde Muth haben, wie ein Mann!

Achior. Was iſt Dir?

Jud. O, ſteigt vor mir empor aus Euern Gräbern, Ihr, die er morden ließ, daß ich in Eure Wunden ſchaue; tretet vor mich hin, Ihr, die er geſchändet hat, und ſchlagt die auf ewig zugefallenen Augen noch einmal wieder auf, daß ich drin leſe, wie viel er Euch ſchuldig ward! Ihr Alle ſollt bezahlt werden! Doch warum denk' ich Eurer, warum nicht der Jünglinge, die ſein Schwert noch freſſen, der Jungfrauen, die er in ſeinen Armen noch zerdrücken kann! Ich will die Todten rächen und die Lebendigen beſchirmen. — (Zu Achior.) Ich bin doch für ein Opfer ſchön genug?

Achior. Niemand ſah Deinesgleichen.

Jud. (zu dem Aelteſten) Ich hab' ein Geſchäft bei dem Holofernes. Wollt Ihr mir das Thor öffnen laſſen?

Der Aelteſte. Was haſt Du vor?

Jud. Niemand darf es wiſſen, als der Herr unſer Gott!

Der Aelteſte. So ſei er mit Dir! Das Thor ſteht Dir offen!

Eph. Judith! Judith! Nimmer vollbringſt Du 's!

Jud. (zu Mirza). Haſt Du den Muth, mich zu begleiten?

Mrz. Ich hatte noch weniger den Muth, Dich allein ziehen zu laſſen.

Jud. Und Du thateſt, was ich Dir befahl!

Mrz. Wein und Brod iſt hier. Es iſt nur wenig!

Jud. Es iſt zu viel!

Eph. (für ſich). Hätt' ich das geahnt', ſo hätt' ich nach ihren Worten gethan! Grauſam werd' ich geſtraft!

Jud. (geht ein paar Schritte, dann wendet ſie ſich noch einmal zum Volk) Betet für mich, wie für eine Sterbende! Lehrt die kleinen Kinder meinen Namen und laſſet ſie für mich beten.

(Sie geht auf das Thor zu, es wird geöffnet, ſo wie ſie heraus iſt, fallen Alle, außer Ephraim, auf die Knie).

Eph. Ich will nicht beten, daß Gott ſie ſchützen ſoll. Ich will ſie ſelbſt ſchützen! Sie geht in des Löwen Höhle — ich glaube, ſie thut's nur, weil ſie erwartet, daß alle Männer ihr folgen werden. Ich folge; wenn ich ſterbe, ſo ſterb' ich ja nur etwas früher, als alle die Andern. Vielleicht kehrt ſie um! (ab).

Delia (tritt in größter Bewegung unter das Volk). Wehe! Wehe!

Einer der Aelteſten. Was haſt Du?

Delia. Der Stumme! Der furchtbare Stumme! Er hat meinen Mann erwürgt!

Einer aus dem Volk. Das iſt des Samaja Weib!

Der vorige Aelteſte (zu Delia). Wie konnte das geſchehen?

Delia. Samaja kam mit dem Stummen zu Hauſe. Er ging mit ihm in die hintere Kammer und riegelte hinter ſich zu. Ich hörte Samaja laut reden und den Stummen ächzen und ſchluchzen. „Was iſt's?“ denk' ich und ſchleiche mich an die Kammerthür und lauſche hinein durch einen Spalt. Der Stumme ſitzt und hält ein ſcharfes Meſſer in der Hand, Samaja ſteht neben ihm und macht ihm ſchwere Vorwürfe. Der Stumme kehrt das Meſſer gegen ſeine Bruſt, ich ſtoß' einen Schrei aus und entſetze mich, da ich ſehe, daß Samaja ihn nicht in ſeiner Raſerei zu hindern ſucht. Aber auf einmal wirft der Stumme ſein Meſſer weg und fällt über Samaja her; er reißt ihn, wie mit übermenſchlicher Gewalt, zu Boden, und packt ihn bei der Kehle. Samaja kann ſich ſeiner nicht erwehren, er ringt mit ihm: ich rufe um Hülfe. Nachbarn kommen herbei, die Thür, die von innen verriegelt iſt, wird eingerannt. Zu ſpät. Der Stumme hat Samaja ſchon erwürgt; wie ein Thier wüthet er noch gegen den Todten, und lacht, da er uns eintreten hört. Als er mich an der Stimme erkennt, wird er ſtill und rutſcht auf den Knieen zu mir heran; Mörder! ruf ich; da weiſ't er mit dem Finger gen Himmel, dann ſucht er das Meſſer am Boden, hebt es auf, reicht es mir und deutet auf ſeine Bruſt, als ob er wolle, daß ich ihn durchſtoßen ſolle.

Ein Prieſter. Daniel iſt ein Prophet. Der Herr hat den Stummen reden laſſen; er hat ein Wunder gethan, damit Ihr an die Wunder, die er noch thun will, glauben könnt! Samaja iſt zu Schanden worden mit ſeiner Prophezeihung! An Daniel hat er gefrevelt, durch Daniels Hand hat er ſeinen Lohn empfangen.

Stimmen im Volk. Hin zu Daniel, damit ihm kein Leid geſchehe!

Der Prieſter. Der Herr hat ihn geſandt, der Herr wird ihn ſchützen. Gehet hin und betet.

Das Volk zerſtreut ſich zu verſchiedenen Seiten).

Delia. Weiter haben ſie keinen Troſt für mich, als daß ſie ſagen: Er, den ich liebte, ſei ein Sünder geweſen.

(Sie geht ab).

Vierter Akt.

(Zelt des Holofernes. Holofernes und zwei ſeiner Hauptleute).

Einer der Hauptleute. Der Feldhauptmann ſieht aus wie ein Feuer, das ausgehen will.

Der Zweite. Vor ſolch einem Feuer muß man ſich in Acht nehmen. Es verſchlingt Alles, was ihm nahe kommt, um ſich zu ernähren.

Der Erſte. Weißt Du, daß Holofernes in der letzten Nacht nahe daran war, ſich ſelbſt zu tödten?

Der Zweite. Das iſt nicht wahr!

Der Erſte. Doch! Ihn drückt der Alp, und er glaubt im Schlafe, daß ſich Jemand auf ihn wirft und ihn würgen will. Er greift, in ſeinen Traum verſtrickt, nach dem Dolch, und meint den Feind hinterrücks zu durchbohren und ſtößt ihn in die eigne Bruſt. Glücklicherweiſe gleitet das Eiſen an den Rippen ab. Er erwacht und ſieht's, und ruft, als der Kämmerer ihn verbinden will, lachend aus: Laſſ laufen, mich kühlt's, ich hab' des Blutes zu viel!

Der Zweite. Es klingt fabelhaft.

Der Erſte. Frag' den Kämmerer.

Holofernes (wendet ſich raſch). Fragt mich ſelbſt! (Sie erſchrecken). Ich ruf's Euch zu, weil ich Euch gern hab', und nicht mag, daß zwei Helden, die ich brauchen kann, ſich aus Langeweile durch allerlei ſchnöde Betrachtungen und Vergleiche um den Hals reden. (Für ſich). Sie wundern ſich, daß ich ihr Geſpräch hörte; Schande genug für mich, daß ich Zeit und Aufmerkſamkeit dafür hatte! Ein Kopf, der ſich nicht ſelbſt mit Gedanken auszufüllen weiß, der für die Grillen und Einfälle Anderer Platz übrig hat, iſt nicht werth, daß man ihn füttert; die Ohren ſind Almoſenſammler des Geiſtes, nur Bettler und Sclaven bedürfen ihrer, und man wird Eins von Beidem, wenn man ſie braucht. (Zu den Hauptleuten). Ich hadere nicht mit Euch; es iſt meine Schuld, daß Ihr Nichts zu thun habt, und daß Ihr Worte machen müßt, um Euch vorlügen zu können: Ihr lebt. Was geſtern Speiſe war, iſt heute Koth; weh' uns, daß wir darin wühlen müſſen. Aber ſagt mir doch, was hättet Ihr gethan, wenn Ihr mich nun wirklich heute morgen todt im Bett gefunden?

Die Hauptl. Herr, was hätten wir thun ſollen?

Holof. Wenn ich's auch wüßte, ſo würd' ich's nicht ſagen. Wer ſich aus der Welt wegdenken und ſeinen Erſatzmann nennen kann, der gehört nicht mehr hinein! Ich dank's doch meinen Rippen, daß ſie von Eiſen ſind! Das wär' ein Tod geweſen, wie eine Poſſe! Und gewiß hätte dieſer Irrthum meiner Hand irgend einen magern Gott, zum Beiſpiel den der Ebräer, fett gemacht. Wie würde Achior ſich mit ſeiner Vorherverkündigung gebrüſtet und Reſpect vor ſich ſelbſt bekommen haben! — Eins möcht' ich wiſſen: was iſt der Tod?

Einer der Hauptl. Ein Ding, um deſſenwillen wir das Leben lieben!

Holof. Das iſt die beſte Antwort. Ja wohl, nur weil wir es ſtündlich verlieren können, halten wir's feſt, und preſſen's aus und ſaugen's ein, bis zum Zerplatzen. Ging's ewig ſo fort, wie geſtern und heut, ſo würden wir in ſeinem Gegentheil ſeinen Werth und Zweck ſehen; wir würden ruhen und ſchlafen und in unſern Träumen vor Nichts zittern, wie vor dem Erwachen. Jetzt ſuchen wir uns durch's Eſſen gegen das Gegeſſenwerden zu ſchützen und kämpfen mit unſern Zähnen gegen die Zähne der Welt. Darum iſt's auch ſo einzig ſchön, durch's Leben ſelbſt zu ſterben! den Strom ſo anſchwellen zu laſſen, daß die Ader, die ihn aufnehmen ſoll, zerſpringt! die höchſte Wolluſt und die Schauder der Vernichtung in einander zu miſchen! Oft kommt's mir vor, als hätt' ich einmal zu mir ſelbſt geſagt: Nun will ich leben! Da ward ich losgelaſſen, wie aus zärtlichſter Umſchlingung, es ward hell um mich, mich fröſtelte, ein Ruck und ich war da! So möcht' ich auch einmal zu mir ſelbſt ſagen: Nun will ich ſterben! Und wenn ich nicht, ſo wie ich das Wort ausſpreche, aufgelöſt in alle Winde verfliege und eingeſogen werde von all den durſtigen Lippen der Schöpfung, ſo will ich mich ſchämen, und mir eingeſtehen, daß ich Wurzeln aus Feſſeln gemacht habe.

Möglich iſt's; es wird ſich noch Einer tödten durch den bloßen Gedanken!

Einer der Hauptl. Holofernes!

Holof. Du meinſt, man muß ſich nicht berauſchen. Das iſt wahr, denn wer den Rauſch nicht kennt, weiß auch nichts davon, wie ſchaal die Nüchternheit iſt! Und doch iſt der Rauſch der Reichthum unſerer Armuth, und ich mag's ſo gern, wenn's wie ein Meer aus mir hervorbricht und Alles, was Damm und Gränze heißt, überfluthet! Und wenn's einmal in Allem, was lebt, ſo drängte und ſtrömte, ſollte es dann nicht durchbrechen und zuſammenkommen und wie ein großes Gewitter in Donner und Blitz über die naſſen, kalten, fetzenhaften Wolken triumphiren können, die der Wind nach Luſt und Laune herumjagt? O gewiß! (Zu den Hauptleuten). Ihr wundert Euch über mich, daß ich aus meinem Kopf eine Spindel mache und den Traum- und Hirnknäuel darin Faden nach Faden abzwirne, wie ein Bündel Flachs. Freilich, der Gedanke iſt der Dieb am Leben; der Keim, den man aus der Erde an's Licht hervorzerrt, wird nicht treiben; das weiß ich recht gut, doch heute, nach einem Aderlaß, mag's gehen! Wir haben jetzt ja Zeit, denn die in Bethulien ſcheinen nicht zu wiſſen, daß der Soldat ſein Schwert ſo lange ſchärft, als ſie ihn hindern, es zu brauchen.

Ein Hauptm. (tritt herein). Herr, ein ebräiſch Weib, das wir auf dem Berg aufgegriffen haben, ſteht vor der Thür.

Holof. Was für eine Art Weib?

Der Hauptm. Herr, jeder Augenblick, daß Du ſie nicht ſiehſt, iſt ein verlorener. Wär' ſie nicht ſo ſchön, ich hätte ſie nicht zu Dir geführt. Wir lagen am Brunnen und harrten, ob ſich Jemand heran wagte. Da ſahen wir ſie kommen; ihre Magd hinterdrein, wie ihr Schatten. Sie war verſchleiert und ging Anfangs ſo ſchnell, daß die Magd ihr kaum zu folgen vermochte; dann hielt ſie plötzlich inne, als wollte ſie umkehren, und wandte ſich gegen die Stadt und warf ſich zu Boden und ſchien zu beten. Nun kam ſie auf uns zu und ging zum Brunnen. Einer der Wächter trat ihr entgegen, ich dachte ſchon, er wolle ihr ein Leides thun, denn die Soldaten ſind grimmig ob dem langen Müſſiggang, aber er bückte ſich, und ſchöpfte und reichte ihr das Gefäß. Sie nahm es, ohne zu danken, und führte es an ihre Lippen, doch bevor ſie noch getrunken hatte, ſetzte ſie es wieder ab und goß es langſam aus. Dies verdroß den Wächter, er zog ſein Schwert und zückte es gegen ſie; da ſchlug ſie ihren Schleier zurück und ſah ihn an. Es fehlte wenig, ſo hätt' er ſich ihr zu Füßen geworfen; ſie aber ſprach: führt mich zum Holofernes, ich komme, weil ich mich vor ihm demüthigen und ihm die Heimlichkeiten der Meinigen offenbaren will.

Holof. Führe ſie herein! (Der Hauptmann ab.) Alle Weiber der Welt ſeh' ich gern, ausgenommen eins, und das hab' ich nie geſehen und werd' es nie ſehen.

Einer der Hauptl. Welche iſt das?

Holof. Meine Mutter! Ich hätt' ſie ſo wenig ſehen mögen, als ich mein Grab ſehen mag. Das freut mich am meiſten, daß ich nicht weiß, woher ich kam! Jäger haben mich als einen derben Buben in der Löwenhöhle aufgeleſen, eine Löwin hat mich geſäugt; darum iſt's kein Wunder, daß ich den

Löwen ſelbſt einſt in dieſen meinen Armen zuſammendrückte. Was iſt denn auch eine Mutter für ihren Sohn? Der Spiegel ſeiner Ohnmacht von geſtern oder von morgen. Er kann ſie nicht anſehen, ohne der Zeit zu gedenken, wo er ein erbärmlicher Wurm war, der die Paar Tropfen Milch, die er ſchluckte, mit Schmätzen bezahlte. Und wenn er dies vergißt, ſo ſieht er ein Geſpenſt in ihr, das ihm Alter und Tod vorgaukelt und ihm die eigene Geſtalt, ſein Fleiſch und Blut, zuwider macht.

Judith.

(tritt herein; ſie wird von Mirza und dem Hauptmann, die beide an der Thür ſtehen bleiben, begleitet; ſie iſt Anfangs verwirrt, faßt ſich aber ſchnell, geht auf Holofernes zu und fällt ihm zu Füßen).

Du biſt der, den ich ſuche, Du biſt Holofernes.

Holof. Du denkſt, der muß hier der Herr ſein, auf deſſen Kleid das meiſte Gold ſchimmert.

Jud. Nur Einer kann ſo ausſehen!

Holof. Fänd' ich den Zweiten, ſo würd' ich ihm den Kopf vor die Füße legen, denn auf mein Geſicht glaub' ich allein ein Recht zu haben.

Einer der Hauptl. (zum andern). Ein Volk, das ſolche Weiber hat, iſt nicht zu verachten.

Der Zweite. Man ſollt es allein der Weiber wegen bekriegen. Nun hat Holofernes einen Zeitvertreib. Vielleicht erſtickt ſie mit Küſſen ſeinen ganzen Zorn.

Holof. (in ihre Betrachtung verloren). Iſt's Einem nicht, ſo lange man ſie anſchaut, als ob man ein köſtlich Bad nähme? Man wird das, was man ſieht! Die reiche, große Welt ging in das Bischen ausgeſpannte Haut, worin wir ſtecken, nicht hinein: wir erhielten Augen, damit wir ſie ſtückweiſe einſchlucken könnten! Nur die Blinden ſind elend! Ich ſchwör's, ich will nie wieder Jemand blenden laſſen. (Zu Judith). Du liegſt noch auf den Knieen? Steh' auf! (Sie thut's; er ſetzt ſich auf ſeinen Fürſtenſtuhl unter den Teppich). Wie heißt Du?

Jud. Ich heiße Judith.

Holof. Fürchte Dich nicht, Judith; Du gefällſt mir, wie wir noch Keine gefiel.

Jud. Dies iſt das Ziel aller meiner Wünſche.

Holof. Nun ſag' an, warum haſt Du die in der Stadt verlaſſen und biſt zu mir gekommen?

Jud. Weil ich weiß, daß Dir Niemand entgehen kann! Weil unſer eig'ner Gott Dir die Meinigen in die Hand geben will.

Holof. (lachend). Weil Du ein Weib biſt, weil Du Dich auf dich ſelbſt verläſſeſt, weil Du weißt, daß Holofernes Augen hat, nicht wahr?

Jud. Höre mich gnädig an. Unſer Gott iſt erzürnt über uns, er hat längſt durch ſeine Propheten verkündigen laſſen, daß er das Volk ſtrafen wolle um ſeiner Sünde willen.

Holof. Was iſt Sünde?

Jud. (nach einer Pauſe). Ein Kind hat mich das einmal gefragt. Dies Kind hab' ich geküßt. Was ich Dir antworten ſoll, weiß ich nicht.

Holof. Sprich weiter.

Jud. Nun ſtehen ſie zwiſchen Gottes Zorn und Deinem Zorn, und zittern ſehr. Dazu leiden ſie Hunger und müſſen verſchmachten vor Durſt. Und ihre große Noth verleitet ſie zu neuem Frevel. Sie wollen das heilige Opfer eſſen, das auch nur anzurühren ihnen verboten iſt. Es wird in ihrem Eingeweide zu Feuer werden!

Holof. Warum ergeben ſie ſich nicht?

Jud. Sie haben nicht den Muth! Sie wiſſen, daß ſie das Aergſte verdient haben: wie könnten ſie glauben, daß Gott es von ihnen abwenden werde! (Für ſich). Ich will ihn verſuchen. (Laut). Sie gehen weiter in ihrer Angſt, als Du in Deinem Grimm gehen kannſt. Deine Rache würde mich zermalmen, wollt' ich dir ſagen, wie ihre Furcht den Helden und den Mann in Dir zu beflecken wagt! Ich ſchaue zu Dir empor, ich erſpahe in Deinem Angeſicht die edlen Gränzen Deines Zorns, ich finde den Punct, über den er in ſeiner wildeſten Flamme gar nicht hinaus lodern kann. Da muß ich erröthen, denn ich erinn're mich dabei, daß ſie ſich erfrechen, jeden Gräuel von Dir zu erwarten, den ein ſchuldiges Gewiſſen in feiger Selbſtpeinigung nur irgend auszuſinnen vermag, daß ſie ſich erkühnen, in Dir einen Henker zu ſehen, weil ſie ſelbſt des Todes würdig ſind. (Sie fällt vor ihm nieder). Auf meinen Knieen bitt' ich Dich wegen dieſer Beleidigung meines verblendeten Volks um Vergebung.

Holof. Was machſt Du? Ich will nicht, daß Du vor mir knieen ſollſt.

Jud. (ſteht auf). Sie meinen, daß Du ſie alle tödten willſt! Du lächelſt, ſtatt empört zu ſein? O, ich vergaß, wer Du biſt! Du kennſt die Gemüther der Menſchen, Dich kann Nichts überraſchen, Dich reizt es nur noch zum Spott, wenn Dein Bild in einem trüben Spiegel entſtellt und verzerrt erſcheint. Aber, dieß muß ich doch zum Ruhm der Meinigen ſagen: ſie ſelbſt hätten einen ſolchen Gedanken nimmermehr gefaßt. Sie wollten Dir das Thor öffnen, da trat Achior, der Moabiter-Hauptmann, unter ſie und erſchreckte ſie: „was wollt Ihr thun, — rief er — wißt Ihr auch, daß Holofernes Euch Allen den Untergang geſchworen hat?" Ich weiß, Du haſt ihm Leben und Freiheit geſchenkt; Du haſt, weil Du Dich an einem Unwürdigen nicht rachen mogteſt, ihn zu uns hinübergeſandt, ihn großmüthig in die Reihen Deiner Feinde geſtellt. Er dankt es Dir dadurch, daß er Dein Bild in Blut malt und Dir jedes Herz abwendig macht. Nicht wahr, mein kleines Volk bildet ſich zu viel ein, wenn es ſich Deines Zorns würdig dünkt? Wie konnteſt Du haſſen, die Du gar nicht kannteſt, die Du nur zufällig auf Deinem Weg antrafſt und die Dir nur darum nicht auswichen, weil die Angſt ſie erſtarrte und ihnen Leben und Beſinnung raubte? Und wenn wirklich etwas wie Muth ſie beſeelt hätte, könnte das Dich reizen, von Dir ſelbſt abzufallen? Könnte Holofernes ſich ſelbſt, Alles, was ihn groß und einzig macht, in Anderen anfeinden und verfolgen? Das iſt wider die Natur und geſchieht nimmermehr! (Sie ſieht ihn an. Er ſchweigt). O, ich mögte Du ſeyn! Nur einen Tag, nur eine Stunde! Dann wollt' ich dadurch, daß ich das Schwert einſteckte, einen Triumph feiern, wie ihn noch keiner durch das Schwert gefeiert hat. Tauſende zittern jetzt vor Dir in jener Stadt: Ihr habt mir getrotzt — würd' ich ihnen zurufen — doch eben, weil Ihr mich beleidigt habt, ſchenk' ich Euch das Leben: ich will mich rächen an Euch, aber durch Euch ſelbſt: ich laſſe Euch frei ausgehen, damit Ihr ganz meine Sclaven ſeid!

Holof. Weib, ahnſt Du auch, daß Du mir dies Alles unmöglich machſt, indem Du mich dazu aufforderſt? Wäre der Gedanke in mir ſelbſt aufgeſtiegen, vielleicht hätt' ich ihn ausgeführt. Nun iſt er Dein und kann nimmer mein werden. Es thut mir leid, daß Achior Recht behält!

Jud. (bricht in ein wildes Gelächter aus). Vergieb; geſtatte mir, daß ich mich ſelbſt verhöhne. Es ſind Kinder in der Stadt, ſo unſchuldig, daß ſie lächeln werden, wenn ſie das Eiſen blinken ſehen, das ſie ſpießen ſoll. Es ſind Jungfrauen in der Stadt, die vor dem Lichtſtral zittern, der durch ihren Schleier dringen will. Ich dachte an den Tod, der dieſe Kinder erwartet, ich dachte an die Schmach, die dieſe Jungfrauen bedroht; ich malte mir das Gräßliche aus, und ich glaubte, Niemand könne ſo ſtark ſein, daß er vor ſolchen Bildern nicht zuſammen ſchauderte. Verzeih', daß ich Dir meine eigne Schwäche unterlegte!

Holof. Du wollteſt mich ſchmücken, und das verdient meinen Dank, wenn die Art mir auch nicht anſteht. Judith, wir müſſen nicht mit einander rechten. Ich bin beſtimmt, Wunden zu ſchlagen, Du, Wunden zu heilen. Wär' ich in meinem Beruf läſſig, ſo hätteſt Du keinen Zeitvertreib. Auch mit meinen Kriegern mußt Du's nicht ſo genau nehmen. Leute, die heute nicht wiſſen, ob ſie morgen noch da ſind, müſſen ſchon dreiſt zugreifen und ſich den Magen etwas überladen, wenn ſie ihren Theil von der Welt haben wollen.

Jud. Herr, Du übertriffſt mich an Weisheit eben ſo weit, wie an Muth und Kraft. Ich hatte mich in mir ſelbſt verirrt, und nur Dir dank' ich's, daß ich mich wieder zurecht fand. Ha, wie thöricht war ich! Ich weiß, daß ſie Alle den Tod verdient haben, daß er ihnen längſt verkündigt worden iſt; ich weiß, daß der Herr, mein Gott, Dir das Rächeramt übertragen hat, und dennoch werf' ich mich, von erbärmlichem Mitleid überwältigt, zwiſchen Dich und ſie. Heil mir, daß deine Hand das Schwert feſthielt, daß Du es nicht fallen ließeſt, um die Thränen eines Weibes zu trocknen. Wie würden ſie in ihrem Uebermuth beſtärkt worden ſein! Was bliebe ihnen noch zu fürchten, wenn Holofernes an ihnen vorüberzöge, wie ein Gewitter, das nicht zum Ausbruch kommt! Wer weiß, ob ſie nicht Feigheit in Deiner Großmuth ſehen und Spottlieder auf Deine Barmherzigkeit machen würden! Jetzt ſitzen ſie im Sack und in der Aſche und thun Buße, aber für jede Stunde der Enthaltſamkeit würden ſie ſich vielleicht durch einen Tag wilder Luſt und Raſerei entſchädigen! Und all' ihre Sünden würden auf meine Rechnung kommen, und ich müßte vergehen vor Reue und Schaam. Nein, Herr, gedenk' Deines Schwurs und vertilg' ſie! Dies laßt der Herr, mein Gott, Dir gebieten durch meinen Mund; er will Dein Freund ſein, wie Du ihr Feind biſt!

Holof. Weib, es kommt mir vor, als ob Du mit mir ſpielteſt. Doch nein, ich beleidige mich ſelbſt, indem ich dies für möglich halte. (Nach einer Pauſe) Du klagſt Die Deinigen hart an.

Jud. Meinſt Du, daß es mit leichtem Herzen geſchieht? Es iſt die Strafe meiner eignen Sünden, daß ich ſie wegen der ihrigen verklagen muß. Glaube nicht, daß ich bloß darum von ihnen geflohen bin, weil ich dem allgemeinen Untergang, den ich vor

Augen ſah, entgehen wollte. Wer fühlte ſich ſo rein, daß er, wenn der Herr ein großes Gericht hält, ſich ihm zu entziehen wagte? Ich kam zu Dir, weil mein Gott es mir gebot. Ich ſoll Dich nach Jeruſalem führen, ich ſoll Dir mein Volk in die Hand geben, wie eine Heerde, die keinen Hirten hat. Dies hat er mir geheißen in einer Nacht, wo ich im verzweifelnden Gebet vor ihm auf den Knieen lag, wo ich tauſendfaches Verderben auf Dich und die Deinigen von ihm herabflehte, wo jeder meiner Gedanken Dich zu umſchnüren und zu erwürgen ſuchte. Seine Stimme erſcholl und ich jauchzte hoch auf, aber er hatte mein Gebet verworfen, er ſprach über mein Volk das Todesurtheil, er lud auf meine Seele das Henkeramt. O, das war ein Wechſel! Ich erſtarrte, aber ich gehorchte, ich verließ eilig die Stadt, und ſchüttelte den Staub von meinen Füßen, ich trat vor Dich hin und ermahnte dich, die zu vertilgen, für deren Rettung ich kurz zuvor noch Leib und Blut geopfert hätte. Siehe, ſie werden mich ſchmahen und meinen Namen brandmarken für immer; das iſt mehr, als der Tod, dennoch beharr' ich und wanke nicht!

Holof. Sie werden's nicht thun. Kann Dich Einer ſchmähen, wenn ich Keinen am Leben laſſe? Wahrlich, wenn Dein Gott ausrichten wird, was Du geſagt haſt, ſo ſoll er auch mein Gott ſein, und Dich will ich groß machen, wie noch nie ein Weib! (Zum Kämmerer.) Führe ſie in die Schatzkammer und ſpeiſe ſie von meinem Tiſch.

Jud. Herr, ich darf noch nicht eſſen von Deiner Speiſe, denn ich würde mich verſündigen. Ich kam ja nicht zu Dir, um von meinem Gott abzufallen, ſondern um ihm recht zu dienen. Ich habe etwas mit mir genommen, davon will ich eſſen.

Holof. Und wenn das auf iſt?

Jud. Sei gewiß, bevor ich dies Wenige verzehren kann, wird mein Gott durch mich ausführen, was er vor hat. Auf fünf Tage hab' ich genug, und in fünf Tagen bringt er's zu Ende. Noch weiß ich die Stunde nicht und mein Gott wird ſie mir nicht eher ſagen, als bis ſie da iſt. Darum gieb Befehl, daß ich, ohne von den Deinigen gehindert zu werden, hinaus gehen darf in's Gebirg bis vor die Stadt, damit ich anbete und der Offenbarung harre.

Holof. Die Erlaubniß haſt Du. Ich ließ die Schritte eines Weibes noch nie bewachen. Alſo in fünf Tagen, Judith!

Jud. (wirft ſich ihm zu Füßen und geht zur Thür.) In fünf Tagen, Holofernes!

Mirza, (die ihr Entſetzen und ihren Abſcheu längſt durch Geberden zu erkennen gab.) Verfluchte, ſo biſt Du gekommen, Dein Volk zu verrathen?

Jud. Sprich laut! Es iſt gut, wenn Alle hören, daß auch Du an meine Worte glaubſt!

Mrz. Sag' ſelbſt, Judith, muß ich Dir nicht fluchen?

Jud. Wohl mir! Wenn Du nicht zweifelſt, ſo kann Holofernes gewiß nicht zweifeln!

Mrz. Du weinſt?

Jud. Freudenthränen darüber, daß ich Dich täuſchte. Ich ſchaudere vor der Kraft der Lüge in meinem Munde. (Ab).

Fünfter Akt.

Abend. Das erleuchtete Zelt des Holofernes. Hinten ein Vorhang, der das Schlafgemach verdeckt.

Holofernes. Hauptleute. Kämmerer.

Holofernes (zu einem der Hauptleute.) Du haſt gekundſchaftet? Wie ſteht es in der Stadt?

Der Hauptmann. Es iſt, als ob ſich Alle darin ſelbſt begraben hätten. Diejenigen, welche die Thore bewachen, ſind, wie aus dem Grabe emporgeſtiegen. Auf Einen legte ich an, doch bevor ich noch abdrückte, fiel er ſchon von ſelbſt todt zu Boden.

Holof. Alſo Sieg ohne Krieg. Wär' ich jünger, ſo mißfiele mir's. Da glaubt' ich mein Leben zu ſtehlen, wenn ich's mir nicht täglich neu erkämpfte; was mir geſchenkt wurde, meinte ich gar nicht zu beſitzen.

Der Hauptm. Prieſter ſieht man ſtumm und ernſthaft durch die Gaſſen ſchleichen. Lange, weiße

Gewänder, wie bei uns die Todten tragen. Hohle Augen, die den Himmel zu durchbohren ſuchen. Krampf in den Fingern, wenn ſie die Hände falten.

Holof. Daß man mir ſolche Prieſter nicht tödtet! Die Verzweiflung in ihrem Geſicht iſt mein Bundesgenoſſe.

Der Hauptm. Wenn ſie jetzt zum Himmel emporſchauen, ſo gilt es nicht dem Gott, den ſie dort ſuchen, es gilt einer Regenwolke. Aber die Sonne zehrt die dünnen Wolken auf, die einen Tropfen der Erquickung verſprechen, und auf die zerſpringenden Lippen fällt ihr heißer Strahl. Dann ballen ſich Hände, dann rollen Augen, dann zerſtoßen ſich Köpfe an den Mauern, daß Blut und Gehirn fließt!

Holof. Wir ſahen das öfter! (Lachend.) Haben wir doch ſelbſt eine Hungersnoth erlebt, wo der Eine ſcheu zurückwich, wenn der Andere ihn küſſen wollte, aus bloßer Furcht vor einem Biß in die Backe. Halloh, bereitet das Mahl, laßt uns luſtig ſeyn! (Es geſchieht.) Iſt nicht morgen der fünfte Tag?

Der Hauptm. Ja.

Holof. Da wird ſich's entſcheiden! Uebergiebt ſich Bethulien, wie dieſe Ebräerin verkündigte, kommt ſie von ſelbſt herangekrochen, die halsſtarrige Stadt, und legt ſich mir zu Füßen . . . .

Der Hauptm. Holofernes zweifelt?

Holof. An Allem, was er nicht befehlen kann. Aber geſchieht's, wie das Weib verhieß, wird mir aufgemacht, ohne daß ich mit dem Schwerdte anzuklopfen brauche, dann . . . .

Der Hauptm. Dann?

Holof. Dann bekommen wir einen neuen Herrn. Wahrlich, ich habe geſchworen, daß der Gott Iſraels, wenn er mir einen Gefallen thut, auch mein Gott ſeyn ſoll, und bei Allen, die ſchon meine Götter ſind, bei'm Bel zu Babel und beim großen Baal, ich werd's halten! Hier, dieſen Becher mit Wein bring' ich ihm dar, dem Je . . Je . . (Zum Kämmerer) wie ſagteſt Du doch, daß er heiße?

Kämm. Jehovah.

Holof. Laß Dir das Opfer gefallen, Jehovah. Ein Mann bringt's Dir, und ein ſolcher, der es nicht nöthig hätte.

Der Hauptm. Und wenn Bethulien ſich nicht ergiebt?

Holof. Schwur gegen Schwur. Dann laſſ' ich den Jehovah auspeitſchen, und die Stadt — doch ich will meinem Zorn nicht ſchon jetzt die Gränze abmeſſen! Es heißt den Blitz ſchulmeiſtern. Was macht die Ebräerin?

Der Hauptm. O, ſie iſt ſchön. Aber ſie iſt auch ſpröde!

Holof. Haſt du ſie verſucht?

Der Haupm. (ſchweigt verlegen).

Holof. (mit wildem Blick) Du wagteſt das, und wußteſt, daß ſie mir wohlgefällt? Nimm das, Hund! (Er haut ihn nieder.) Schafft ihn weg und führt mir das Weib her. Es iſt eine Schande, daß ſie unberührt unter uns Aſſiriern einhergeht! —

(Der Körper wird fortgeſchafft.)

Weib iſt Weib, und doch bildet man ſich ein, es ſei ein Unterſchied. Freilich fühlt ein Mann nirgends ſo ſehr, wie viel er werth iſt, als an Weibesbruſt. Ha, wenn ſie ſeiner Umarmung entgegenzittern, im Kampf zwiſchen Wolluſt und Schamgefühl; wenn ſie Miene machen, als ob ſie fliehen wollten, und dann mit einmal, von ihrer Natur übermannt, an ſeinen Hals fliegen, wenn ihr letztes Bischen Selbſtſtändigkeit und Bewußtſeyn ſich aufrafft und ſie, da ſie nicht mehr trotzen können, zum freiwilligen Entgegenkommen antreibt; wenn dann, durch verrätheriſche Küſſe in jedem Blutstropfen geweckt, ihre Begierde mit der Begierde des Mannes in die Wette läuft, und ſie ihn auffordern, wo ſie Widerſtand leiſten ſollten, — ja, das iſt Leben, da erfährt man's, warum die Götter ſich die Mühe gaben, Menſchen zu machen, da hat man ein Genügen, ein überfließendes Maaß! Und vollends, wenn ihre kleine Seele noch den Moment zuvor von Haß und feigem Groll erfüllt war, wenn das Auge, das jetzt in Wonne bricht, ſich finſter ſchloß, als der Ueberwinder hereintrat, wenn die Hand, die jetzt ſchmeichelnd drückt, ihm gern Gift in den Wein gemacht hätte! Das iſt ein Triumph, wie keiner mehr, und den hab' ich ſchon oft gefeiert. Auch dieſe Judith — zwar iſt ihr Blick freundlich, und ihre Wangen lächeln, wie Sonnenſchein; aber in ihrem Herzen wohnt Niemand, als ihr Gott, und den will ich jetzt vertreiben! In meinen Jugendtagen hab' ich wohl, wenn ich einem Feind begegnete, ſtatt mein eignes Schwert zu ziehen, ihm das ſeinige aus der Hand gewunden und ihn damit niedergehauen. So will ich auch dieſe vernichten: ſie ſoll vor mir vergehen durch ihr eignes Gefühl, durch die Treuloſigkeit ihrer Sinne!

Jud. (tritt mit Mirza ein). Du haſt befohlen, hoher Herr, und Deine Magd gehorcht.

Holof. Setze Dich, Judith, und iß und trink, denn Du haſt Gnade vor mir gefunden.

Jud. Das will ich, Herr, ich will fröhlich ſeyn, denn ich bin mein Lebelang nicht ſo geehrt worden!

Holof. Warum zögerſt Du?

Jud. (ſchaudernd, indem ſie auf das friſche Blut deutet). Herr, ich bin ein Weib.

Holof. Betrachte es recht, dies Blut. Es muß Deiner Eitelkeit ſchmeicheln, denn es iſt gefloſſen, weil es für Dich entzündet war.

Jud. Wehe!

Holof. (zu dem Kämmerer.) Andere Teppiche her! (Zu den Hauptleuten.) Entfernt Euch!

(Die Teppiche werden gebracht. Die Hauptleute gehen ab.)

Jud. (für ſich). Mein Haar ſträubt ſich, aber doch dank' ich Dir, Gott, daß du mir den Entſetzlichen auch in dieſer Geſtalt zeigteſt. Den Mörder kann ich leichter morden.

Holof. Nun laß Dich nieder. Du biſt blaß geworden, Dein Buſen fliegt. Bin ich Dir ſchrecklich?

Jud. Herr, Du warſt freundlich gegen mich!

Holof. Sei aufrichtig, Weib.

Jud. Herr, Du müßteſt mich verachten, wenn ich —

Holof. Nun?

Jud. Wenn ich Dich lieben könnte.

Holof. Weib, Du wagſt viel. Vergieb. Du wagſt Nichts. Solch ein Wort hört ich noch nicht. Nimm die goldne Kette für dies Wort.

Jud. (verlegen.) Herr, ich verſtehe Dich nicht!

Holof. Wehe Dir, wenn du mich verſtündeſt! Der Leu blickt ein Kind, das ihn verwegen an der Mähne zupft, weil es ihn nicht kennt, mit Freundlichkeit an. Wollte das Kind, nachdem es groß und klug geworden, daſſelbe verſuchen, der Leu würde es zerreißen. Setz' Dich zu mir, wir wollen plaudern. Sag' mir, was dachteſt Du, als Du zuerſt vernahmſt, daß ich mit Heeresmacht Dein Vaterland bedrohte?

Jud. Ich dachte Nichts.

Holof. Weib, man denkt an Manches, wenn man von Holofernes hört.

Jud. Ich dachte an den Gott meiner Väter.

Holof. Und fluchteſt mir?

Jud. Nein, ich hoffte, mein Gott werde es thun.

Holof. Gieb mir den erſten Kuß. (Er küßt ſie.)

Jud. (für ſich.) O, warum bin ich Weib!

Holof. Und als Du nun das Rollen meiner Wagen hörteſt, und das Stampfen meiner Kameele und das Klirren meiner Schwerter, was dachteſt Du da?

Jud. Ich dachte, Du wäreſt nicht der einzige Mann in der Welt und aus Iſrael würde einer hervorgehen, der Dir gleich ſei.

Holof. Als Du nun aber ſaheſt, daß mein Name allein hinreichte, Dein Volk in den Staub zu werfen, daß Euer Gott das Wunderthun vergaß, und daß Eure Männer ſich Weiberkleider wünſchten —

Jud. Da rief ich pfui aus und verhüllte mein Angeſicht, ſobald ich einen Mann erblickte, und wenn ich beten wollte, ſo empörten ſich meine Gedanken gegen mich ſelbſt und zerfleiſchten ſich unter einander, und ringelten ſich wie Schlangen um das Bild meines Gottes herum. O, ſeit ich das empfand, ſchaudere ich vor meiner eigenen Bruſt: ſie kommt mir vor, wie eine Höhle, in die die Sonne hineinſcheint, und die dennoch in heimlichen Winkeln das ſchlimmſte Gewürm beherbergt.

Holof. (betrachtet ſie von der Seite). Wie ſie glüht! Sie erinnert mich an eine Feuerkugel, die ich einſt in dunkler Nacht am Himmel aufſteigen ſah. Sei mir willkommen, Wolluſt, an den Flammen des Haſſes ausgekocht! Küſſe mich, Judith. (ſie thut's.) Ihre Lippen bohren ſich ein, wie Blutigel, und ſind doch kalt. Trink Wein, Judith. Im Wein iſt Alles, was uns fehlt!

Jud. (trinkt, nachdem ihr Mirza eingeſchenkt hat.) Ja, im Wein iſt Muth, Muth!

Holof. Alſo Muth bedarfſt Du, um mit mir an meiner Tafel zu ſitzen, um meine Blicke auszuhalten und meinen Küſſen entgegen zu kommen? Armes Geſchöpf!

Jud. O Du — (Sich faſſend.) Vergieb. (Sie weint.)

Holof. Judith, ich ſchaue in Dein Herz hinein. Du haſſeſt mich. Gieb mir Deine Hand und erzahle mir von Deinem Haß!

Jud. Meine Hand? O Hohn, der die Axt an die Wurzeln meiner Menſchheit legt!

Holof. Wahrlich, wahrlich, dies Weib iſt begehrungswerth!

Jud. Spring auf, mein Herz! Halte Nichts mehr zurück! (Sie richtet ſich auf.) Ja, ich haſſe Dich, ich verfluche Dich, und ich muß es Dir ſagen, Du mußt wiſſen, wie ich Dich haſſe, wie ich Dich verfluche, wenn ich nicht wahnſinnig werden ſoll! Nun tödte mich!

Holof. Dich tödten? morgen vielleicht; heute wollen wir erſt mit einander zu Bett gehen.

Jud. (für ſich.) Wie iſt mir auf einmal ſo leicht! Nun darf ich's thun!

Kämmerer (tritt ein.) Herr, ein Ebräer harret draußen vor dem Zelt. Er bittet dringend vor Dich gelaſſen zu werden. Dinge von höchſter Wichtigkeit — — —

Holof. (erhebt ſich.) Vom Feind? Führ ihn herein! (Zu Judith.) Ob ſie ſich ergeben wollen? Dann nenne mir doch ſchnell die Namen Deiner Vettern und Freunde! Die will ich verſchonen!

Ephraim (ſtürzt ihm zu Füßen). Herr, ſicherſt Du mir mein Leben?

Holof. Ich ſichre es Dir!

Eph. Wohlan! (Nähert ſich ihm, zieht raſch ſein Schwert und haut nach ihm. Holofernes weicht aus).

Kämmerer (tritt haſtig herein). Schurk', ich will Dir zeigen, wie man Männer niederhaut! (Will Ephraim niederhauen).

Holof. Halt!

Eph. (will ſich ſelbſt in ſein Schwert ſtürzen). Das ſah Judith! Ewige Schande über mich!

Holof. (verhindert ihn). Unterſteh' Dich's nicht zum zweiten Mal! Willſt Du mir das Halten meines Worts unmöglich machen? Ich ſicherte Dir Dein Leben, ich muß Dich alſo auch gegen Dich ſelbſt ſchützen! Ergreift ihn! Iſt nicht mein Lieblings-Affe verreckt? Steckt ihn in deſſen Käfig und lehrt ihn die Kunſtſtücke ſeines ſchnurrigen Vorgängers. Der Menſch iſt eine Merkwürdigkeit, er iſt der Einzige, der ſich berühmen kann, nach dem Holofernes gehauen zu haben und mit heiler Haut davon gekommen zu ſein. Ich will ihn bei Hofe zeigen! (Kämmerer mit Ephraim ab.) (Zu Judith.) Giebt's viele Schlangen in Bethulien?

Jud. Nein, aber manchen Raſenden.

Holof. Den Holofernes tödten; auslöſchen den Blitz, der mit dem Weltbrande droht; eine Unſterblichkeit im Keim erdrücken, einen kühnen Anfang zum großmauligten Prahler machen, indem man ihn um ſein Ende verkürzt. — o, das mag verlockend ſein! Das heißt eingreifen in die Zügel des Geſchicks! Dazu könnt' ich mich ſelbſt verführen laſſen, wenn ich nicht wäre, der ich bin! Aber das Große auf kleine Weiſe thun wollen, dem Löwen erſt ein Netz aus ſeinem eignen Edelmuth ſpinnen und ihm dann mit dem Mord auf den Leib rücken, die That wagen und die Gefahr feig und klug vorher abkaufen: nicht wahr, Judith, das heißt Götter machen aus Dreck, dazu wirſt Du doch pfui! ſagen müſſen, und wenn's Dein beſter Freund gegen Deinen argſten Feind verſucht?

Jud. Du biſt groß und Andere ſind klein. (Leiſe). Gott meine Vater, ſchütze mich vor mir ſelbſt, daß ich nicht verehren muß, was ich verabſcheue! Er iſt ein Mann.

Holof. (zum Kämmerer). Bereite mir das Lager! (Kämmerer ab). Siehe, Weib, dieſe meine Arme ſind bis an den Ellenbogen in Blut getaucht, jeder meiner Gedanken gebiert Gräuel und Verwüſtung, mein Wort iſt Tod; die Welt kommt mir jammerlich vor, mir däucht, ich bin geboren, ſie zu zerſtören, damit was Beſſeres kommen kann. Die Menſchen verfluchen mich, aber ihr Fluch haftet nicht an meiner Seele, ſie rührt ihre Schwingen und ſchüttelt ihn ab, wie ein Nichts: ich muß alſo wohl im Recht ſein. „O, Holofernes, Du weißt nicht, wie das thut!" ächzte einmal Einer, den ich auf glühendem Roſt braten ließ. „Ich weiß das wirklich nicht," ſagte ich und legte mich an ſeine Seite. Bewundere das nicht, es war eine Thorheit.

Jud. (für ſich). Hör' auf, hör' auf! Ich muß ihn morden, wenn ich nicht vor ihm knieen ſoll.

Holof. Kraft! Kraft! Das iſt's. Er komme, der ſich mir entgegen ſtellt, der mich darnieder wirft. Ich ſehne mich nach ihm! Es iſt öde, Nichts ehren können als ſich ſelbſt. Er mag mich im Mörſer zerſtampfen und, wenn's ihm ſo gefällt, mit dem Brei das Loch ausfüllen, das ich in die Welt riß. Ich bohre tiefer und immer tiefer mit meinem Schwert; wenn das Zetergeſchrei den Retter nicht weckt, ſo iſt keiner da. Der Orkan durchſauſ't die Lüfte, er will ſeinen Bruder kennen lernen. Aber die Eichen, die ihm zu trotzen ſcheinen, entwurzelt er, die Thürme ſtürzt er um und den Erdball hebt er aus den Angeln. Da wird's ihm klar, daß es ſeines Gleichen nicht giebt, und vor Ekel ſchläft er ein. Ob Nebucad Necar mein Bruder iſt? Mein Herr iſt er ganz gewiß. Vielleicht wirft er meinen Kopf noch einmal den Hunden vor. Wohl bekomm' ihnen die Speiſe. Vielleicht fütt're ich mit ſeinen Eingeweiden noch einmal die Tiger Aſſyriens. Dann — ja dann weiß ich, daß ich das Maaß der Menſchheit bin, und eine Ewigkeit hindurch ſtehe ich vor ihrem ſchwindelnden Auge als unerreichbare, Schrecken umgürtete Gottheit! O, der letzte Moment, der letzte! wäre er doch ſchon da! „Kommt her, Alle, denen ich wehe that, — ruf ich aus, — ihr, die ich verſtümmelte, ihr, denen ich die Weiber aus den Armen und die Töchter von der Seite riß, kommt, und erſinnt Qualen für mich! Zapft mir mein Blut ab, und laßt mich's trinken, ſchneidet mir Fleiſch aus den Lenden, und gebt mir's zu eſſen!“ Und wenn ſie das Aergſte mir gethan zu haben glauben, und ich ihnen doch noch etwas Aergeres nenne, und ſie freundlich bitte, es mir nicht zu verſagen, wenn ſie mit grauſendem Erſtaunen umherſtehen und ich ſie, trotz all meiner Pein, in Tod und Wahnſinn hinein lächle: dann donn're ich ihnen zu: Kniet nieder, denn ich bin Euer Gott, und ſchließe Lippen und Augen und ſterbe ſtill und geheim.

Jud. (zitternd) Und wenn der Himmel einen Blitz nach Dir wirft, um Dich zu zerſchmettern?

Holof. Dann reck' ich die Hand aus, als ob ich ſelbſt es ihm geböte, und der Todesſtrahl umkleidet mich mit düſt'rer Majeſtät.

Jud. Ungeheuer! Grauenvoll! Meine Empfindungen und Gedanken fliegen durch einander, wie dürre Blätter. Menſch, entſetzlicher, Du drängſt Dich zwiſchen mich und meinen Gott! Ich muß beten in dieſem Augenblick, und kann's nicht!

Holof. Stürz' hin und bete mich an!

Jud. Ha, nun ſeh' ich wieder klar! Dich. Du trotzeſt auf Deine Kraft. Ahnſt Du denn gar nicht, daß ſie ſich verwandelt hat? daß ſie Dein Feind geworden iſt?

Holof. Ich freue mich, etwas Neues zu hören.

Jud. Du glaubſt, ſie ſei da, um gegen die Welt Sturm zu laufen; wie, wenn ſie da wäre, um ſich ſelbſt zu beherrſchen? Du aber haſt ſie zum Futter Deiner Leidenſchaft gemacht, Du biſt der Reiter, den ſeine Roſſe verzehren.

Holof. Ja, ja, die Kraft iſt zum Selbſtmord berufen, ſo ſpricht die Weisheit, die keine Kraft iſt. Kämpfen mit mir ſelbſt, aus meinem linken Bein den Knochen machen, über den das rechte ſtolpert, damit es nur ja den benachbarten Ameiſenhaufen nicht zertrete. Jener Narr in der Wüſte, der mit ſeinem Schatten focht, und der, als die Nacht hereinbrach, ausrief: „nun bin ich geſchlagen, nun iſt mein Feind ſo groß, wie die Welt.“ — jener Narr war eigentlich ſehr geſcheut, nicht wahr? O, zeigt mir doch das Feuer, das ſich ſelbſt ausgießt! Findet Ihr's nicht? So zeigt mir das, das ſich durch ſich ſelbſt ernährt! Findet Ihr's auch nicht? So ſagt mir, ſteht dem Baum, den es verzehrt, der Richterſpruch über das Feuer zu?

Jud. Ich weiß nicht, ob man Dir was antworten kann. Wo der Sitz meiner Gedanken war, da iſt jetzt Oede und Finſterniß. Selbſt mein Herz verſteh ich nicht mehr.

Holof. Du haſt ein Recht, über mich zu lachen. Man muß einem Weibe ſo etwas nicht begreiflich machen wollen.

Jud. Lerne das Weib achten! Es ſteht vor Dir, um Dich zu ermorden! Und es ſagt Dir das!

Holof. Und es ſagt mir das, um ſich die That unmöglich zu machen! O Feigheit, die ſich für Größe hält! Doch Du willſt's auch wohl nur, weil ich nicht mit Dir zu Bette gehe! Um mich vor Dir zu ſchützen, brauch' ich Dir bloß ein Kind zu machen!

Jud. Du kennſt kein ebräiſch Weib! Du kennſt nur Creaturen, die ſich in ihrer tiefſten Erniedrigung am glücklichſten fühlen.

Holof. Komm, Judith, ich will Dich kennen lernen! Sträube Dich immerhin noch ein wenig, ich will Dir ſelbſt ſagen, wie lange. Noch einen Becher! (Er trinkt). Nun ſtell' das Sträuben ein, es iſt genug! — (Zum Kämmerer). Fort mit Dir! Und wer mich in dieſer Nacht ſtört, den koſtet's den Kopf! (Er führt Judith mit Gewalt ab).

Jud. (im Abgehen). Ich muß — ich will — pfui über mich in Zeit und Ewigkeit, wenn ich nicht kann!

Kämmerer (zu Mirza) Du willſt hier bleiben?

Mirza. Ich muß meiner Gebieterin warten!

Kämm. Warum biſt Du nicht ein Weib, wie Judith? Dann könnt' ich eben ſo glücklich ſein, wie mein Herr!

Mrz. Warum biſt Du nicht ein Mann, wie Holofernes?

Kämm. Ich bin, der ich bin, damit Holofernes ſeine Bequemlichkeit habe. Damit der große Held ſich nicht ſelbſt die Speiſen aufzutragen und den Wein einzuſchenken braucht. Damit er Einen hat, der ihn zu Bett bringt, wenn er betrunken iſt. Nun aber gieb auch Du mir Antwort. Wozu ſind die häßlichen Weiber in der Welt?

Mrz. Damit ein Narr ſie verſpotten kann.

Kämm. Ja wohl, und damit man ihnen bei Licht in's Geſicht ſpeie, wenn man das Unglück hatte, ſie im Dunkeln zu küſſen. Holofernes hat einmal ein Weib, das zur ungelegenen Zeit vor ihn trat, nieder gehauen, weil er es nicht ſchön genug fand. Der trifft immer das Rechte. Verkriech' Dich in eine Ecke, ebräiſche Spinne, und ſei ſtill!

(Er geht ab)

Mrz. (allein). Still! Ja, ſtill! Ich glaube, dort (ſie deutet auf das Schlafgemach) wird Jemand ermordet; ich weiß nicht, ob Holofernes oder Judith! Still! ſtill! Ich ſtand einmal an einem Waſſer, und ſah, wie ein Menſch darin ertrank. Die Angſt trieb mich, ihm nachzuſpringen; die Angſt hielt mich wieder zurück. Da ſchrie ich, ſo laut ich konnte, und ich ſchrie nur, um ſein Schreien nicht zu hören. So red' ich jetzt! O Judith! Judith! Als du zum Holofernes kamſt und ihm mit einer Verſtellung, die ich nicht faßte, dein Volk in die Hände zu liefern verſprachſt, da hielt ich dich einen Augenblick für eine Verrätherin. Ich that dir unrecht, und ich fühlte es gleich. O, mögte ich dir auch jetzt unrecht thun! Mögten deine halben Worte, deine Blicke und Geberden mich auch jetzt täuſchen, wie damals! Ich habe keinen Muth, ich fürchte mich ſehr; aber nicht die Furcht ſpricht jetzt aus mir, nicht die Angſt vor dem Mißlingen. Ein Weib ſoll Männer gebären, nimmermehr ſoll ſie Männer tödten!

Judith

(ſtürzt, mit aufgelöſ'tem Haar, ſchwankend herein. Ein zweite Vorhang wird zurückgeſchlagen. Man ſieht den Holofernes ſchlafen. Zu ſeinen Häupten hängt ſein Schwert).

Es iſt hier zu hell, zu hell! Löſch' die Lichter, Mirza, ſie ſind unverſchämt!

Mrz. (aufjauchzend). Sie lebt und er lebt! — (Zu Judith). Wie iſt Dir, Judith? Deine Wangen glühen, als wollte das Blut herausſpringen! Dein Auge blickt ſcheu!

Jud. Sieh' mich nicht an, Mädchen! Niemand ſoll mich anſehen! (Sie ſchwankt).

Mrz. Lehne Dich an mich, Du ſchwankſt!

Jud. Wie, ich wäre ſo ſchwach? Fort von mir! Ich kann ſtehen, o, ich kann noch mehr, als ſtehen, ich kann unendlich viel mehr!

Mrz. Komm, laſſ' uns fliehen von hier!

Jud. Was? Biſt Du in ſeinem Solde? Daß er mich mit ſich fort zerrte, daß er mich zu ſich riß auf ſein ſchändliches Lager, daß er meine Seele erſtickte, Alles dies duldeteſt Du? Und nun ich mich bezahlt machen will für die Vernichtung, die ich in ſeinen Armen empfand, nun ich mich rächen will für den rohen Griff in meine Menſchheit hinein, nun ich mit ſeinem Herzblut die entehrenden Küſſe, die noch auf meinen Lippen brennen, abwaſchen will, nun errötheſt Du nicht, mich fortzuziehen?

Mrz. Unglückliche, was ſinnſt Du?

Jud. Elendes Geſchöpf, das weißt Du nicht? Das ſagt Dir Dein Herz nicht? Mord ſinne ich! — (Da Mirza zurücktritt) Giebt's denn noch eine Wahl? — Sag' mir das, Mirza. Ich wähle den Mord nicht, wenn ich — Was red' ich da! Sprich kein Wort mehr, Magd! Die Welt dreht ſich um mich.

Mrz. Komm!

Jud. Nimmermehr! Ich will Dir Deine Pflicht lehren! Sieh, Mirza, ich bin ein Weib! O, ich ſollte das jetzt nicht fühlen! Höre mich, und thu', warum ich Dich bitte. Wenn meine Kraft mich verlaſſen, wenn ich ohnmächtig hinſinken ſollte, dann beſpritz' mich nicht mit Waſſer. Das hilft nicht. Ruf mir in's Ohr: Du biſt eine Hure! Dann ſpring' ich auf, vielleicht pack ich Dich und will Dich würgen. Dann erſchrick nicht, ſondern ruf mir zu: Holofernes hat Dich zur Hure gemacht und Holofernes lebt noch! O, Mirza, dann werd' ich ein Held ſein, ein Held, wie Holofernes!

Mirz. Deine Gedanken wachſen über Dich hinaus!

Jud. Du verſtehſt mich nicht! Aber Du mußt, Du ſollſt mich verſtehen. Mirza, Du biſt ein Mädchen. Laſſ mich hinein leuchten in das Heiligthum Deiner Mädchenſeele. Ein Mädchen iſt ein thörichtes Weſen, das vor ſeinen eigenen Träumen zittert, weil ein Traum es tödtlich verletzen kann, und das doch nur von der Hoffnung lebt, nicht ewig ein Mädchen zu bleiben. Für ein Mädchen giebt es keinen größeren Moment, als den, wo es aufhört, eins zu ſein, und jede Wallung des Bluts, die es vorher bekämpfte, jeder Seufzer, den es erſtickte, erhöht den Werth des Opfers, das es in jenem Moment zu bringen hat. Es bringt ſein Alles, — iſt es ein zu ſtolzes Verlangen, wenn es durch ſein Alles Entzücken und Seligkeit einflößen will? Mirza, hörſt Du mich?

Mirz. Wie ſollt' ich Dich nicht hören!

Jud. Nun denk' es Dir in ſeiner ganzen nackten

Entſetzlichkeit, nun mal' es Dir aus bis zu dem Punkt, wo die Schaam ſich mit aufgehobenen Händen zwiſchen Dich und Deine Vorſtellungen wirft, und wo Du eine Welt verfluchſt, in der das Ungeheuerſte möglich iſt!

Mrz. Was denn? Was ſoll ich mir ausmalen?

Jud. Was Du Dir ausmalen ſollſt? Dich ſelbſt in Deiner tiefſten Erniedrigung — den Augenblick, wo Du an Leib und Seel' ausgekeltert wirſt, um an die Stelle des gemißbrauchten Weins zu treten und einen gemeinen Rauſch mit einem noch gemeineren ſchließen zu helfen, — wo die einſchlafende Begier von Deinen eigenen Lippen ſo viel Feuer borgt, als ſie braucht, um an Deinem Heiligſten den Mord zu vollziehen, — wo Deine Sinne ſelbſt, wie betrunken gemachte Sclaven, die ihren Herrn nicht mehr kennen, gegen Dich aufſtehen, — wo Du anfängſt, Dein ganzes voriges Leben, all Dein Denken und Empfinden, für eine bloße hochmüthige Träumerei zu halten, und Deine Schande für Dein wahres Sein!

Mrz. Wohl mir, daß ich nicht ſchön bin!

Jud. Das überſah ich, als ich hieher kam. Aber, wie ſichtbar trat es mir entgegen, als ich (ſie zeigt auf die Kammer) dort einging, als mein erſter Blick auf das bereitete Lager fiel. Auf die Kniee warf ich mich nieder vor dem Gräßlichen und ſtöhnte: verſchone mich! Hätte er auf den Angſtſchrei meiner Seele gehört, nimmer, nimmer würd' ich ihn — — doch, ſeine Antwort war, daß er mir das Bruſttuch abriß und meine Brüſte pries. In die Lippen biß ich ihn, als er mich küßte. „Mäßige deine Glut! du gehſt zu weit!“ hohnlachte er und — o, mein Bewußtſein wollte mich verlaſſen, ich war nur noch ein Krampf, da blinkte mir was Glänzendes in's Auge. Es war ſein Schwert. An dies Schwert klammerten ſich meine ſchwindelnden Gedanken an, und hab ich in meiner Entwürdigung das Recht des Daſeins eingebüßt: mit dieſem Schwert will ich's mir wieder erkämpfen! Bete für mich! jetzt thu' ich's!

(Sie ſtürzt in die Kammer und langt das Schwert herunter).

Mirz. (auf den Knieen). Weck' ihn auf, Gott!

Jud. (ſinkt in die Knie). O Mirza, was beteſt Du?

Mirz. (erhebt ſich wieder) Gott ſei gelobt, ſie kann's nicht!

Jud. Nicht wahr, Mirza, der Schlaf iſt Gott ſelbſt, der die müden Menſchen umarmt; wer ſchläft, muß ſicher ſein! (ſie erhebt ſich und betrachtet Holofernes). Und er ſchläft ruhig, er ahnt nicht, daß der Mord ſein eignes Schwert wider ihn zückt. Er ſchläft ruhig — ha, feiges Weib, was dich empören ſollte, macht dich mitleidig? Dieſer ruhige Schlaf nach einer ſolchen Stunde, iſt er nicht der ärgſte Frevel? Bin ich denn ein Wurm, daß man mich zertreten, und als ob Nichts geſchehen wäre, ruhig einſchlafen darf? Ich bin kein Wurm. (Sie zieht das Schwert aus der Scheide). Er lächelt. Ich kenn' es, dies Höllenlächeln; ſo lächelte er, als er mich zu ſich niederzog, als er — — Tödt' ihn, Judith, er entehrt Dich zum zweitenmal in ſeinem Traum, ſein Schlaf iſt Nichts, als ein hündiſches Wiederkauen deiner Schmach. Er regt ſich. Willſt du zögern, bis die wieder hungrige Begier ihn weckt, bis er dich abermals ergreift und —

(ſie haut Holofernes Haupt herunter).

Siehſt Du, Mirza, da liegt ſein Haupt! Ha, Holofernes, achteſt du mich jetzt?

Mrz. (wird ohnmächtig) Halte mich!

Jud. (von Schauern geſchüttelt). Sie wird ohnmächtig — iſt denn meine That ein Gräuel, daß ſie dieſer hier das Blut in den Adern erſtarren macht und ſie wie todt danieder wirft? (Heftig). Wach' auf aus Deiner Ohnmacht, Thörin, Deine Ohnmacht klagt mich an, und das duld' ich nicht!

Mrz. (erwachend). Wirf doch ein Tuch darüber!

Jud. Sei ſtark, Mirza, ich flehe Dich! ſei ſtark! Jeder Deiner Schauer koſtet mich einen Theil meiner ſelbſt; dies Dein Zurückſchwindeln, dies grauſame Abwenden Deiner Blicke, dies Erblaſſen Deines Geſichts könnte mir einreden, ich habe das Unmenſchliche gethan und dann müßt' ich ja mich ſelbſt…
(ſie greift nach dem Schwert).

Mrz. (wirft ſich ihr an die Bruſt).

Jud. Juble, mein Herz, Mirza kann mich noch umarmen! Aber weh mir, ſie flüchtet ſich wohl nur an meine Bruſt, weil ſie den Todten nicht anſehen kann, weil ſie vor der zweiten Ohnmacht zittert.

Oder koſtet Dich die Umarmung die zweite Ohnmacht? (Stößt ſie von ſich).

Mrz. Du thuſt mir weh! und Dir noch mehr!

Jud. (faßt ihre Hand, ſanft). Nicht wahr, Mirza, wenn's ein Gräuel wäre, wenn ich wirklich gefrevelt hätte, Du würdeſt mich das ja nicht fühlen laſſen; Du würdeſt ja, und wollt' ich ſelbſt über mich zu Gericht ſitzen und mich verdammen, freundlich zu mir ſagen: Du thuſt Dir unrecht, es war eine Heldenthat!

Mrz. (ſchweigt).

Jud. Ha! bild' Dir nur nicht ein, daß ich ſchon als Bettlerin vor Dir ſtehe, daß ich mich ſchon verdammt habe, und von Dir die Begnadigung erwarte. Es iſt eine Heldenthat, denn Jener war Holofernes und ich — ich bin ein Ding, wie Du! Es iſt mehr, als eine Heldenthat; ich möchte den Helden ſehen, den ſeine größte That nur halb ſo viel gekoſtet hat, wie mich die meinige.

Mrz. Du ſprachſt von Rache. Eins muß ich Dich fragen. Warum kamſt Du im Glanz Deiner

Schönheit in dies Heidenlager? Hätteſt Du es nie betreten, Du hätteſt Nichts zu rächen gehabt!

Jud. Warum ich kam? Das Elend meines Volks peitſchte mich hierher, die dräuende Hungersnoth, der Gedanke an jene Mutter, die ſich ihren Puls aufriß, um ihr verſchmachtendes Kind zu tränken. O, nun bin ich wieder mit mir ausgeſöhnt. Dies Alles hatt' ich über mich ſelbſt vergeſſen!

Mrz. Du hatteſt es vergeſſen. Das alſo war's nicht, was Dich trieb, als Du Deine Hand in Blut tauchteſt!

Jud. (langſam, vernichtet) Nein, — nein, — Du haſt Recht, — das war's nicht, — Nichts trieb mich, als der Gedanke an mich ſelbſt. O, hier iſt ein Wirbel! Mein Volk iſt erlöſt, doch wenn ein Stein den Holofernes zerſchmettert hätte — es wäre dem Stein mehr Dank ſchuldig, als jetzt mir! Dank? Wer will den? Aber jetzt muß ich meine That allein tragen und ſie zermalmt mich!

Mrz. Holofernes hat Dich umarmt. Wenn Du ihm einen Sohn gebierſt: was willſt Du antworten, wenn er Dich nach ſeinem Vater fragt?

Jud. O, Mirza, ich muß ſterben, und ich will's. Ha! ich will durch das ſchlafende Lager eilen, ich will das Haupt des Holofernes emporheben, ich will meinen Mord ausſchreien, daß Tauſende aufſtehen und mich in Stücke zerreiſſen! (Will fort).

Mrz. (ruhig). Dann zerreiſſen ſie auch mich.

Jud. (bleibt ſtehen). Was ſoll ich thun! Mein Hirn löſ't ſich in Rauch auf, mein Herz iſt wie eine Todeswunde. Und doch kann ich Nichts denken, als mich ſelbſt. Wär' das doch anders! Ich fühl mich wie ein Auge, das nach innen gerichtet iſt. Und wie ich mich ſo ſcharf betrachte, werd' ich kleiner, immer kleiner, noch kleiner, ich muß aufhören, ſonſt verſchwind' ich ganz in's Nichts.

Mrz. (aufhorchend). Gott, man kommt!

Jud. (verwirrt). Ruhig! Ruhig! Es kann Niemand kommen! Ich hab' die Welt in's Herz geſtochen (lachend), und ich traf ſie gut! Sie ſoll wohl ſtehen bleiben! Was Gott nur dazu ſagt, wenn er morgen früh herunterſchaut uod ſieht, daß die Sonne nicht mehr gehen kann und daß die Sterne lahm geworden ſind. Ob er mich ſtrafen wird? O nein, ich bin ja die Einzige, die noch lebt; wo käme wieder Leben her? wie könnt' er mich tödten?

Mrz. Judith!

Jud. Au, mein Name thut mir weh!

Mrz. Judith!

Jud. (unwillig). Laß' mich ſchlafen! Träume ſind Träume! Iſt's nichts lächerlich? Ich könnte jetzt weinen! Hätt' ich nur Einen, der mir ſagte, warum.

Mrz. Es iſt aus mit ihr! Judith, Du biſt ein Kind!

Jud. Ja wohl, Gott Lob. Denk' Dir nur, das wußt' ich nicht mehr, ich hatte mich ordentlich in die Vernunft hineingeſpielt, wie in einen Kerker, und es war hinter mir zugefallen, ſchrecklich, feſt, wie eine eherne Thür (Lachend). Nicht wahr, ich bin morgen noch nicht alt, und übermorgen auch noch nicht! Komm, wir wollen wieder ſpielen, aber was Beſſeres. Eben war ich ein böſes Weib, das Einen umgebracht hatte! Hu! Sag' mir, was ich nun ſein ſoll!

Mirz. (abgewandt) Gott! Sie wird wahnſinnig.

Jud. Sag' mir, was ich ſein ſoll! Schnell! Schnell! Sonſt werd' ich wieder, was ich war.

Mirz. (deutet auf Holofernes). Sieh!

Jud. Meinſt Du, daß ich's nicht mehr weiß? O doch! doch! Ich bettle ja bloß um den Wahnſinn, aber es dämmert nur hin und wieder ein wenig in mir, finſter wird's nicht. In meinem Kopf ſind tauſend Maulwurfslöcher, doch ſie ſind alle für meinen großen dicken Verſtand zu klein, er ſucht umſonſt, hinein zu kriechen.

Mirz. (in höchſter Angſt). Der Morgen iſt nicht mehr fern: ſie martern mich und Dich zu Tode, wenn ſie uns hier finden; ſie reißen uns Glied nach Glied ab.

Jud. Glaubſt Du wirklich, daß man ſterben kann? Ich weiß wohl, daß Alle das glauben und daß man's glauben ſoll. Sonſt glaubt' ich's auch, jetzt ſcheint mir der Tod ein Unding, eine Unmöglichkeit. Sterben! Ha! Was jetzt in mir nagt, wird ewig nagen, das iſt nicht wie Zahnweh oder ein Fieber, es iſt ſchon Eins mit mir ſelbſt, und es reicht aus für immer. O, man lernt was im Schmerz. (Sie deutet auf Holofernes). Auch der iſt nicht todt! Wer weiß, ob nicht er es iſt, der mir dies Alles ſagt, ob er ſich nicht dadurch an mir rächt, daß er meinen ſchaudernden Geiſt mit dem Geheimniß ſeiner Unſterblichkeit bekannt macht!

Mrz. Judith, hab' Erbarmen und komm!

Jud. Ja, ja, ich bitte Dich, Mirza, ſag' Du mir immer, was ich thun ſoll, ich hab' eine Angſt, noch ſelbſt etwas zu thun.

Mrz. So folge mir.

Jud. Ach, du mußt aber das Wichtigſte nicht vergeſſen. Steck' den Kopf dort in den Sack, den laß' ich hier nicht zurück. Du willſt nicht? Dann geh' ich keinen Schritt! (Mirza thut's mit Schaudern). Sieh, der Kopf iſt mein Eigenthum, den muß ich mitbringen, damit man mir's in Bethulien glaubt, daß ich — — weh, weh, man wird mich rühmen und preiſen, wenn ich's nun verkünde, und noch einmal wehe, mir iſt, als hätt' ich auch daran vorher gedacht?

Mrz. (will gehen). Jetzt?

Jud. Mir wird's hell. Hör' Mirza, ich will ſagen, du haſt's gethan!

Mrz. Ich?

Jud. Ja, Mirza! ich will ſagen, mir ſei in der Stunde der Entſcheidung der Muth abtrünnig geworden, aber über Dich ſey der Geiſt des Herrn gekommen und Du habeſt Dein Volk von ſeinem größten Widerſacher erlöſ't. Dann wird man mich verachten, wie ein Werkzeug, das der Herr verworfen hat und Dir wird Preis und Lobgeſang in Iſrael.

Mrz. Nimmermehr.

Jud. O, Du haſt Recht! Es war Feigheit. Ihr Jubelruf, ihr Cymbel-Klang und Paukenſchall wird mich zerſchmettern, und dann hab' ich meinen Lohn. Komm! (Beide ab).

(Die Stadt Bethulien, wie im dritten Act. Oeffentlicher Platz mit Ausſicht auf das Thor. Wachen am Thor. Viel Volk, liegend und ſtehend, in mannigfaltigen Gruppen. Es wird Morgen.)

Zwei Prieſter (von einer Gruppe Weiber, Mütter u. ſ. w. umringt.)

Ein Weib. Habt Ihr uns betrogen, als Ihr ſagtet, daß unſer Gott allmächtig ſei? Iſt er wie ein Menſch, daß er nicht halten kann, was er verſpricht?

Prieſter. Er iſt allmächtig. Aber Ihr ſelbſt habt ihm die Hände gebunden. Er darf Euch nur helfen wie Ihr's verdient.

Weiber. Wehe, wehe, was wird mit uns geſchehn!

Prieſter. Sehet hinter Euch, dann wiſſet Ihr, was vor Euch ſteht!

Eine Mutter. Kann eine Mutter ſich ſo verſündigen, daß ihr unſchuldiges Kind verdurſten muß? (hält ihr Kind empor).

Prieſter. Die Rache hat keine Gränzen, denn die Sünde hat keine.

Mutter. Ich ſage Dir, Prieſter, eine Mutter kann ſich nicht ſo verſündigen! In ihrem Schooß mag der Herr, wenn er zürnt, ihr Kind noch erſticken; iſt's geboren, ſo ſoll's leben. Darum gebären wir, daß wir unſer Selbſt doppelt haben, daß wir's im Kinde, wo es uns rein und heilig anlacht, lieben können, wenn wir's in uns haſſen und verachten müſſen.

Prieſter. Du ſchmeichelſt Dir! Gott läßt Dich gebären, damit er Dich in Deinem Fleiſch und Blut züchtigen, Dich noch über's Grab hinaus verfolgen kann!

Der zweite Prieſter (zum Erſten). Giebt's nicht ſchon genug Verzweifelte in der Stadt?

Erſter Pr. Willſt Du müſſig ſein, da Du ſäen ſollteſt? Treib' Deine Wurzel, da der Boden locker iſt!

Mutter. Mein Kind ſoll nicht für mich leiden. Nimm's hin! ich will mich in meine Kammer verſchließen und mich auf all' meine Sünden beſinnen und mir für jede eine zweifache Marter anthun; ich will mich peinigen, bis ich ſterbe, oder bis Gott ſelbſt vom Himmel herunter ruft: hör' auf!

Zweiter Pr. Behalt Dein Kind und pfleg's. Das will der Herr, Dein Gott!

Die Mutter, (drückt es an die Bruſt). Ja, ich will es ſo lange anſehen, bis es bleich wird, bis ſein Wimmern in ſich ſelbſt erſtickt und ſein Athem ſtockt; ich will keinen Blick von ihm verwenden, ſogar dann nicht, wenn die Qual ſein Kindesauge vor der Zeit klug macht, und es mich wie ein Abgrund von Elend daraus anſchauert. Ich will's thun, um zu büßen wie Keine. Aber wenn es nun noch klüger wird und nach oben blickt und die Hände ballt?

Erſter Pr. Dann ſollſt Du ſie falten! Und ſollſt mit Schaudern erkennen, daß auch ein Kind ſich gegen Gott empören kann.

Die Mutter. Moſes Stab ſchlug an den Felſen und ein kühler Quell ſprang hervor. Das war ein Fels! (Schlägt ſich an die Bruſt). Verfluchte Bruſt, was biſt Du? Von innen drängt die glühendſte Liebe; von außen preſſen dich heiße, unſchuldige Lippen, doch giebſt du keinen Tropfen! Thu's! thu's! Saug' mir jede Ader aus und gieb dem Wurm noch einmal zu trinken!

Zweiter Pr. (zum Erſten). Rührt's Dich nicht?

Erſter Pr. Ja. Aber ich ſehe in der Rührung immer nur eine Verſuchung zur Untreue an mir ſelbſt und unterdrücke ſie. Bei Dir löſ't ſich der Mann in Waſſer auf, Du kannſt ihn im Schnupftuch auffangen, oder ein Veilchen damit erquicken.

Zweiter Pr. Thränen von denen man ſelbſt Nichts weiß, ſind erlaubt.

Ein anderes Weib (auf die Mutter deutend.) Haſt Du keinen Troſt für die?

Erſter Pr. (kalt). Nein!

Das Weib. Dann ſitzt Dein Gott nirgends, als auf Deinen Lippen!

Erſter Pr. Dies Wort allein verdient, daß Bethulien dem Holofernes in die Hände fällt. Dir auf die Seele wälz' ich den Untergang der Stadt. Du fragſt, warum die leidet? weil Du ihre Schweſter biſt! (Gehen vorüber).

(Zwei Bürger,
die dem Auftritt anſahen, treten hervor).

Erſter. Durch mein eignes Leid hindurch fühl' ich dieſes Weibes Leid. O, es iſt entſetzlich!

Zweiter. Es iſt das Entſetzlichſte noch nicht! Das tritt erſt dann ein, wenn es dieſer Mutter einfällt, daß ſie ihr Kind eſſen kann! (er ſchlägt ſich vor die Stirn). Ich fürchte, meinem Weibe iſt das ſchon eingefallen.

Erſter. Du raſeſt!

Zweiter. Um ſie nicht todtſchlagen zu müſſen, bin ich aus dem Hauſe geflohen. Lüg' nicht! Ich rannte fort, weil mich's ſchauderte vor der unmenſchlichen Speiſe, nach der ſie lüſtern ſchien und weil ich mich doch fürchtete, daß ich miteſſen könnte. Unſer Söhnlein lag im Verſcheiden; ſie, in ungeheurem Jammer, war zu Boden geſtürzt. Auf einmal erhob ſie ſich und ſagte, leiſe, leiſe: „iſt's denn ein Unglück, daß der Knabe ſtirbt?“ Dann beugte ſie ſich zu ihm nieder und murmelte, wie unwillig: „noch iſt Leben in ihm!“ Mir ward's gräßlich klar; ſie ſah in ihrem Kinde nur noch ein Stück Fleiſch.

Erſter. Ich könnte hingehen, und Dein Weib niederſtechen, ob ſie gleich meine Schweſter iſt!

Zweiter. Du käm'ſt zu früh oder zu ſpät. Wenn ſie ſich nicht tödtete, bevor ſie aß, ſo that ſie's gewiß, als ſie gegeſſen hatte.

Ein dritter Bürger (tritt hinzu.) Vielleicht kommt uns noch Rettung. Heut iſt der Tag, an welchem Judith wieder kehren wollte!

Zweiter. Jetzt noch Rettung? Jetzt noch? Gott! Gott! Ich widerrufe alle meine Gebete! Daß du ſie erhören könnteſt, nun es zu ſpät iſt, das iſt ein Gedanke, den ich noch nicht dachte, den ich nicht ertrage. Ich will Dich rühmen und preiſen, wenn Du Deine Unendlichkeit auch am wachſenden Elend darthun, wenn Du meinen ſtarrenden Geiſt über ſein Maaß hinaus treiben, wenn Du einen Gräuel vor mein Auge ſtellen kannſt, der mich die Gräuel, die ich ſchon erblickte, vergeſſen und verlachen macht. Aber ich werde Dich verfluchen, wenn Du nun noch zwiſchen mich und mein Grab trittſt, wenn ich Weib und Kind begraben, und ſie mit Erde, ſtatt mit dem Lehm und Moder meines eigenen Leibes bedecken muß!

(Gehen vorüber).

Mrz. (vor dem Thor). Macht auf, macht auf!

Wachen. Wer da?

Mrz. Judith iſt's. Judith mit dem Kopf des Holofernes.

Wachen. (rufen in die Stadt hinein, während ſie öffnen.) Halloh! Halloh! Judith iſt wieder da!

Volk verſammelt ſich. Aelteſte und Prieſter kommen. Judith und Mirza treten in's Thor.

Mrz. (wirft den Kopf hin.) Kennt ihr den?

Volk. Wir kennen ihn nicht!

Achior, (tritt herzu und fällt auf die Knie). Groß biſt Du, Gott Iſraels, und es iſt kein Gott, außer Dir! (Er ſteht auf.) Das iſt des Holofernes Haupt! (Er faßt die Hand der Judith.) Und dies iſt die Hand, in die er gegeben ward? Weib, mir ſchwindelt, wenn ich Dich anſehe!

Die Aelteſten Judith hat ihr Volk befreit! ihr Name werde geprieſen!

Volk (ſammelt ſich um Judith). Judith Heil!

Jud. Ja, ich habe den erſten und letzten Mann der Erde getödtet, damit Du (zu dem Einen) in Frieden Deine Schaafe weiden, Du (zu einem Zweiten) Deinen Kohl pflanzen und Du (zu einem Dritten) Dein Handwerk treiben und Kinder, die Dir gleichen, erzeugen kannſt!

Stimmen im Volk. Auf! Hinaus in's Lager! Jetzt ſind ſie ohne Herrn!

Achior. Wartet noch! Noch wiſſen ſie nicht, was in der Nacht geſchah! Wartet bis ſie uns ſelbſt das Zeichen zum Angriff geben! Wenn ihr Geſchrei erſchallt, dann wollen wir unter ſie fahren!

Jud. Ihr ſeid mir Dank ſchuldig, Dank, den

Ihr mir nicht durch die Erſtlinge Eurer Heerden und Eurer Gärten abtragen könnt! Mich trieb's die That zu thun; an Euch iſt's, ſie zu rechtfertigen! Werdet heilig und rein, dann kann ich ſie verantworten!

(Man hört ein wildes, verworrenes Geſchrei.)

Achior. Horcht, nun iſt's Zeit!

Ein Prieſter. (deutet auf den Kopf.) Steckt den auf einen Spieß und tragt ihn voran!

Jud. (tritt vor den Kopf.) Dies Haupt ſoll ſogleich begraben werden!

Wachen. (rufen von der Mauer herunter.) Die Wächter am Brunnen fliehen in wilder Unordnung. Einer der Hauptleute tritt ihnen in den Weg — ſie zücken das Schwert gegen ihn. Einer der Unſrigen kommt ihnen entgegen gerannt. Es iſt Ephraim. Sie ſehen ihn gar nicht.

Eph. (vor'm Thor.) Oeffnet, öffnet!

(Das Thor wird geöffnet. Ephraim ſtürzt herein. Das Thor bleibt offen. Man ſieht vorüberfliehende Aſſyrer.)

Eph. Spießen, auf dem Roſt braten hätten ſie mich können. All dem bin ich entgangen. Nun Holofernes kopflos iſt, ſind ſie's Alle. Kommt, kommt! Ein Narr, der ſich noch fürchtet!

Achior. Auf, auf!

(Sie ſtürmen aus dem Thor; man hört Stimmen rufen: im Namen Judith's!)

Jud. (wendet ſich mit Ekel). Das iſt Schlächtermuth!

(Prieſter und Aelteſte ſchließen um ſie einen Kreis.)

Einer der Aelteſten. Du haſt die Namen der Helden ausgelöſcht und den Deinigen an ihre Stelle geſetzt!

Der erſte Prieſter. Du haſt Dich um Volk und Kirche hoch verdient gemacht. Nicht mehr auf die dunkle Vergangenheit, auf Dich darf ich von jetzt an deuten, wenn ich zeigen will, wie groß der Herr, unſer Gott iſt!

Prieſter und Aelteſte. Fordre Deinen Lohn!

Jud. Spottet Ihr mein? (zu den Aelteſten). Wenn's nicht heilige Pflicht war, wenn ich's laſſen durfte, iſt's dann nicht Hochmuth und Frevel? (Zu den Prieſtern.) Wenn das Opfer verröchelnd am Altar niederſtürzt, quält Ihr's mit der Frage, welchen Preis es auf ſein Blut und Leben ſetzt? (Nach einer Pauſe, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt.) Und doch, ich fordre meinen Lohn! Gelobt mir zuvor, daß Ihr ihn nicht weigern wollt!

Aelteſte und Prieſter. Wir geloben's! Im Namen von ganz Iſrael!

Jud. So ſollt Ihr mich tödten, wenn ich's begehre!

Alle (entſetzt.) Dich tödten?

Jud. Ja, und ich hab' Euer Wort.

Alle (ſchaudernd.) Du haſt unſer Wort!

Mirz. (ergreift Judith beim Arm und führt ſie vorwärts aus dem Kreis heraus.) Judith! Judith!

Jud. Ich will dem Holofernes keinen Sohn gebären! Bete zu Gott, daß mein Schooß unfruchtbar ſei. Vielleicht iſt er mir gnädig!

Ende.

Druckfehler.

Wichtige, um deren Berichtigung vor'm Leſen ich erſuchen mögte, ſind folgende beide:

Seite 54, Zeile 4, (von oben), ſtatt: was wollt; lies: was wollt Ihr?

„ 109, Zeile 9, ſtatt: mehr; lies: wahr.

Minder erhebliche:

Seite 39, Zeile 14, ſtatt: das; lies: daß.

„ 59, „ 1, ſtatt: Vlko; lies: Volk.

„ 61, „ 2, ſtatt: den; lies: dem; ſtatt dem; lies: den.

„ 68, „ 13, ſtatt: vom; lies: von.

„ 76, „ 22, ſtatt: eins; lies: ein.

„ 79, „ 13, ſtatt: ihr; lies: ihre.

„ 83, „ 8, ſtatt: das; lies: daß

„ 90, „ 8, ſtatt: verzweifelndem: lies: verzweifelnden.

„ 107, „ 11, ſtatt: komm; lies: kommt.

„ 114, „ 1, ſtatt: zweite; lies: zweiter.

Noch geringere, z. B. Buchſtaben- und Interpunctionsfehler ſind nicht angezeichnet.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Hebbel's Gedichte.

I.

Bei Hoffmann und Campe iſt erſchienen:

Bärmann, G. N., dat grote Höög- un Häwel-Book. Dat ſünd Dichtels, Rymels un Burenſpillen in hamborger plattdütſcher Mundart, 8.	1	ℛ	12	Sgr
Buchner, Fr., Friedrich Stark. Geſchichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleons. In fünf Geſängen. 8.	—	.	12	.
Bürger, J., Helgoland. Lieder aus der Nordſee. 2te Aufl.	—	.	5	.
Cruſius, E. P. C., der Beſuch in Hainthal. Ein Idyll mit 6 Stahlſtichen nach Zeichnungen von Geisler	1	.	—	.
Gelbcke, F. A., Octavianus Magnus. Ein ſatyriſches Gedicht in vier Geſängen. Allen wahren Freunden der Tonkunſt gewidmet	—	.	12	.
Hebbel, F., Judith. Tragödie. 1841	1	.	—	.
Heine, H., Buch der Lieder. 4te Aufl.	1	.	12	.
Hoffmann v. Fallersleben, Unpolitiſche Lieder. 2 Theile.	2	.	—	.
— — Breslauer Schillerfeſt. 1840. gr. 8.	—	.	4	.
— — Das Lied der Deutſchen. Arrangirt für die Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte oder Guitarre. 4.	—	.	2	.
Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters. 8. 1841.	1	.	—	.
Immermann, K., das Trauerſpiel in Tyrol. Ein dramatiſches Gedicht in 5 Aufzügen. 8	—	.	12	.
— — Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in drei Geſängen. 8.	—	.	20	.
Maltiz, G. A. von, Polonia 8.	—	.	6	.
— — Pfefferkörner im Geſchmack der Zeit. Ernſter und ſatyriſcher Gattung. 4 Hfte.	2	.	16	.
Moore, Th., das Paradies und die Peri und die Feueranbeter, nach dem Engliſchen von Minna Witte, 8.	—	.	16	.
Ortlepp, Frankreich, Deutſchland und Polen, oder Stimmen der Gegenwart. Ein Kranz politiſcher Gedichte	—	.	5	.
Polenlieder. Ein Todtenopfer. 8	—	.	6	.
Sang des fremden Sängers. Eine Phantaſie. 8.	—	.	6	.
Sloman, C., Dichtungen	1	.	—	.
Spaziergänge eines Wiener Poeten	—	.	20	.
Tſcherkeſſenlieder. 8.	—	.	16	.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gedichte

von

Friedrich Hebbel.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1842.

H. G. Voigt's Buchdruckerey.

Dem Andenken

meines Freundes

Emil Rouſſeau!

Geboren in München, geſtorben in Ansbach,
im 22ſten Jahre ſeines Alters.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Widmung.

Du ſtarbſt; mir war in meinem Grauen,
Nun hätt' ich hier Nichts mehr zu thun,
Als Dir ein Denkmal noch zu bauen,
Damit Du ſüßer mögteſt ruhn;
Der Welt durch meinen Schmerz zu zeigen,
Was Du ſo jung geweſen biſt,
Dann ſelbſt in's Grab hinab zu ſteigen,
Das Deine ew'ge Wohnung iſt.

Nun ſchaut' ich ſtill und unverdroſſen
In meines Herzens Nacht hinab,
Allein mein Schmerz war ſtumm, verſchloſſen,
Unfruchtbar war er, wie Dein Grab.
Und wenn das Leben, das erſtickte,
Zuweilen eine Blüte trieb,
So war ſie farbig, und ich knickte
Im Keim die meiſten, Dir zu lieb.

Bald aber ward, ich fühlt' es ſchaudernd,
Dem ſtolzen Geiſt, der Dich zu Gott
Hinauf verfolgt, das Herz, das zaudernd
Noch bei der Aſche weilt, ein Spott.
Er iſt nur ſtumm für mich geworden —
So ſprach er — ich nur blind für ihn,
Doch ſtehn wir noch im gleichen Orden,
Und können gleiche Bahnen ziehn!

Nun regten denn ſich unaufhaltſam
Die Kräfte wieder, wie zuvor,
Nun rangen ſtürmiſch und gewaltſam
Sich neue Schöpfungen empor.
Und Friede ward's auch im Gemüthe,
Das all dies Leben erſt bedrängt,
Ich ſeh' ja, daß an jeder Blüte
Der Thränenthau des Schmerzes hängt.

Dir weih' ich Alles. Mag's vergehen,
Mag's dauern, wie die Zeit erkennt!
Mir gilt es gleich. Kann es beſtehen,
So gönn' ich's Deinem Monument.
Und wenn's zerſtäubt — in Deinem Lenze
Sah ich Dich ſelbſt hinabgeſandt,
Mich kann's nicht ſchmerzen, wenn die Kränze
Dir folgen, die Dein Freund dir wand.

Inhalt.

Seite
Widmung. 1841
Vater unſer. Ballade. 1839. 3
Roſe und Lilie. 1841. 6
Sturmabend. 1841. 7
Zu Pferd! Zu Pferd! 1839. 8
Das letzte Glas. 1836. 9
Höchſtes Gebot. 1836. 11
Vorbereitung. 1836. 12
Die Polen ſollen leben! Ballade 1841. 13
An die Jünglinge. 1839. 15
Der Prieſter. Ballade. 1837. 17
Blume und Duft. 1838. 19
Für wen? 1835. 20
Horn und Flöte. 1835. 22
Winter-Landſchaft. 1839. 24
Vor dem Wein. 1837. 25
Vinum sacrum. Ballade. 1837. 26

Seite
Morgen und Abend. 1837 28
Menſchenfreude. 1837 30
Hexenritt. Ballade. 1836 31
An ein weinendes Kind. 1839 33
An den Tod. 1837 34
Herbſtgefühl. 1836 36
Auf ein altes Märchen. 1835 37
Gruß der Zukunft. 1836 39
Der Becher. 1836 40
Der Sonnenjüngling. 1839 41
Nachtgefühl. 1836 42
Das Feſt in meiner Geburtsnacht. 1835 43
Adams Opfer. 1839 46
Der junge Schiffer. 1836 47
Großmutter. 1836 48
Ein Liebesleben.
1. Die Jungfrau. 1833 51
2. Spuk. 1836 52
3. Nachruf. 1834 53
4. Süße Täuſchung. 1834 54
5. Nachts. 1834 55
6. Offenbarung. 1835 57
Das Kettelmärchen. Romanze. 1837 59
Der Baum in der Wüſte. 1839 60
Schön Hedwig. Ballade. 1838 61
Myſtiſch. 1836 64
Der Blinde. 1839 65
Knabentod. Romanze. 1838 66
Ermuthigung. 1839 67
Traum. Ein wirklicher. 1839 68
An eine Unbekannte. 1836 72
Bei einem Gewitter. 1835 73

Seite
Licht in der Nacht. 1836. 75
Roſenleben. 1835. 76
Auf ein ſchlummerndes Kind. 1835. 77
Der Pocal. 1841. 78
Einziges Geſchiedenſeyn. 1837. 79
Das Grab. 1837. 80
Frühlingsgedicht. 1838. 81
Schlachtlied. 1836. 82
Leben und Traum. 1838. 83
Frage und Antwort. 1834. 84
Der Invalide. 1838. 85
Das Kind. Romanze. 1834. 87
Auf dem Kirchhof. 1836. 88
Leben. 1841. 89

Gott. Menſch. Natur. Anſchauungen, Phantaſieen und Ahnungen in Fragmenten.

1. Gott über der Welt. 1835. 90
2. Der Menſch. 1833. 92
3. Das Seyn. 1836. 95
4. Offenbarung. 1836. 97
5. Das höchſte Lebendige. 1834. 98
Der junge Jäger. Ballade. 1838. 100
Heimkehr. 1837. 104
An Hedwig. 1837. 105
Spaziergang am Herbſtabend. 1837. 107
Magdthum. 1839. 109
Das alte Haus. 1834. 110
Die Unſchuld. 1842. 114
Erquickung. 1836. 115
Winterreiſe. 1839. 116
Im Walde. 1839. 118
Sommerreiſe. An ein Mädchen. 1839. 120

Seite

Das Licht will ſich verſtecken. 1839. 122
Vorfrühling. 1837. 124
Mutterſchmerz. 1835. 125
Neue Liebe. 1841. 127
Wiederſehen. Romanze. 1836. 128
Liebesgeheimniß. 1836. 131
Wiegenlied. 1839. 132
Memento vivere. 1836. 134
Die Spanierin. Ballade. 1841. 135
Das Glück. 1838. 139
Das Haus am Meer. Romanze. 1838. 141
Stillſtes Leben. 1836. 144
Das griechiſche Mädchen. 1836. 144
Auf ein neues Trinkglas. 1831. 147
Der blinde Orgelſpieler. Romanze. 1837. 149
Nächtlicher Gruß. 1836. 150
Der Bettler weint um ſeinen Sohn. 1841. 152
An meine Seele. 1840. 154
Matroſen-Abſchied. 1842. 156
Alt und Jung. 1841. 158
Abendgefühl. 1838. 159
Nachtlied. 1836. 160
Hochzeit. Romanze. 1835. 161
Zum letzten Mal. 1837. 163
Vater und Sohn. Ballade. 1837. 164
Trennung. 1831. 166
Eine Hinrichtung. Romanze. 1841. 168
Unterm Baum. 1840. 170
Verſöhnung. Romanze. 1836. 171
Auf eine Verlaſſene. 1838. 173
Sprüche und Gleichniſſe. 1835. 1837. 174
Zwei Wanderer. Ballade. 1837. 177

Seite
Der Knabe. 1834 178
Der Schäfer. Romanze. 1834 180
Der Maler. Romanze. 1835 182
Geneſungsgefühl. 1839 183
Die ſchöne Stunde. 1839 185
Lebensgeheimniß. 1838 186
Das traurige Licht. 1841 187
Der Kranke. 1838 188
Sie ſehn ſich nicht wieder. 1841 189
Virgo et Mater. Ballade. 1841 191
Entſtehen und Vergehn. 1836 193
Der Schmetterling. 1833 194

Lebensmomente.

1. Jetzt iſt die Nacht gekommen ꝛc. 1836 196
2. Schlafen, Schlafen ꝛc. 1836 199
3. Was iſt die Welt ꝛc. 1836 200
4. Was willſt Du, Sonnenſchein ꝛc. 1836 202
5. Und mußt Du denn ꝛc. 1836 203
6. Unergründlicher Schmerz ꝛc. 1841 204
Du haſt kein Herz. 1841 206
Gebet für den Genius. 1840 207
Die junge Mutter. Romanze. 1841 209
Situation. 1840 210
An Eliſe. 1840 211
Die treuen Brüder. Ballade. 1838 212
Requiem. 1840 213
Räuber und Henker. Ballade. 1841 215
Das Kind am Brunnen. Romanze. 1841 219
Scheidelieder. 1837. 1838 221
Bubenſonntag. 1836 223

Seite

Ein Buch Sonette

Unſere Zeit. 1840 229
Die menſchliche Geſellſchaft. 1840 230
Der Menſch und die Geſchichte. 1840 231
Mein Päan. 1840 232
An eine edle Liebende. 1842 233
Goethe. 1840 234
Kleiſt. 1840 235
Ein Bild. 1842 236
Das höchſte Geſetz. 1842 237
Welt und Ich. 1842 238
Der Menſch. 1840 239
Das Element des Lebens. 1842 240
Mann und Weib. 1842 241
Der Wein. 1842 242
An ein ſchönes Kind. 1842 243
Vollendung. 1842 244
Das Heiligſte. 1842 245
Myſterium. 1842 246
An den Aether. 1840 247
An die Kunſt. 1840 248

Gedichte.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vater unſer.

Blitze lauern hinter Wolken,
  In den Eichen wühlt der Sturm:
Dicker Wald; ein Nothgelaute
  Hallt ſchon dumpf von manchem Thurm.

Ruhig unter'm breiten Baume,
  Seine Pfeife in dem Mund,
Liegt der alte Räuberhauptmann;
  Ihm zu Füßen ſchläft ſein Hund.

Und ein Jüngling, bleich, wie Keiner,
  Streckt ſich ihm zur Seite hin.
„Schleif Dein Meſſer!“ ſpricht der Alte.
  Er gehorcht mit ſchwerem Sinn.

Roth und ziſchend zwiſchen Beide
  Springt ein Blitz, doch trifft er nicht.
„Vater unſer!“ ruft der Jüngling,
  Doch der Alte flucht und ſpricht:

„Vater unſer laß' ich gelten,
Wenn man auf dem Richtſtuhl ſitzt,
Wenn die Scheere in den Haaren
Und das Beil im Nacken blitzt.

Jetzt verbiet' ich Dir das Beten,
Denn zum Herrn erkorſt Du mich,
Und ich ſtell' den Mord noch heute
Dunkel zwiſchen Gott und Dich!

Ja, ich ſchwör's, Du ſollſt den Erſten,
Den Du hier erblicken wirſt,
Tödten, daß Du nicht noch einmal
Dich von mir zu Gott verirrſt.

Du erſchrickſt? Ich will's nicht ſchelten,
Mir auch ſchien das einſt gar viel,
Und auch Du erlebſt die Zeiten,
Wo Du's treibſt, wie ich, als Spiel.

Mir iſt ſolch ein Muth gekommen,
Seit ich, weil er zornig ſprach
Vom Gericht und andern Dingen,
Meinen Vater niederſtach.

Nur als Vatermörder führe
Ich den Hauptmannsſtab mit Recht;
Kommt dereinſt ein Muttermörder,
Dien' ich ihm, wie Du, als Knecht.“

Angſtgeſchüttelt ruft der Jüngling:
„Nimmer, nimmer that'ſt Du das!“
Kraftig ſchmauchend ſpricht der Alte:
„Ei, ich that's, und iſt's denn was?“

„Wohl, da muß ich's freilich halten,
Was du ſchwurſt, und thu's mit Luſt!“
Ruft's, und ſtößt dem grauſen Alten
Feſt ſein Meſſer in die Bruſt.

Jener ballt die Hand, verröchelnd,
Doch, er ſieht es ohne Graus,
Betet, wie nach einem Opfer,
Laut ſein Vaterunſer aus.

Roſe und Lilie.

Die Roſe liebt die Lilie,
Sie ſteht zu ihren Füßen;
Bald löſ't die Glut ihr ſchönſtes Blatt,
Es fällt, um ſie zu grüßen.

Die Lilie bemerkt es wohl,
Sie hätt' das Blättlein gerne;
Der Wind verweht's, und Blatt nach Blatt
Jagt er in alle Ferne.

Die Roſe doch läßt nimmer ab,
Läßt immer neue fallen;
Sie grüßt, und grüßt ſich faſt zu Tod,
Doch keines trifft von allen.

Das letzte fängt die Lilie
Und thut ſich dicht zuſammen.
Nun glüht das Blatt in ihrem Kelch,
Als wär's ein Herz voll Flammen.

Sturmabend.

Rauſche nur vorüber, Wind!
Wühl' im Laub und knicke,
Wahrend ich mein ſüßes Kind
An die Bruſt hier drücke!
Neſtle aus dem dunklen Haar
Ihr die junge Roſe,
Wirf ſie ihr zu Füßen dar,
Wahrend ich hier koſe!

Eine Todesgöttin, tritt
Sie die zarte Schweſter
In den Staub mit ſtolzem Schritt
Und umſchlingt mich feſter;
Läßt Dir willig gar das Tuch,
Das ihr, wenn ich neckte,
Sonſt noch niemals dicht genug
Hals und Buſen deckte.

Rauſche Wind! Wir ſehn die Zeit
So, wie Dich, entfliehen,
Doch, bevor ſie Aſche ſtreut,
Wagen wir, zu glühen!
Lockend vor mir, rund und roth,
Ihre Feuerlippe!
Zwei Schritt hinter mir der Tod
Mit geſchwungner Hippe!

Zu Pferd! Zu Pferd!

Zu Pferd! Zu Pferd! Es ſauſ't der Wind!
  Schneewolken, düſtre, jagen!
Die ſchütten nun den Winter aus!
Zu Pferd! Zu Pferd! Durch Saus und Braus
  Die heiße Bruſt zu tragen!

Mit krauſen Nüſtern prüft das Roß
  Die Luft, dann wiehert's muthig;
Nur, wie ich herrſche, dient das Thier,
Ein Druck: von dannen fliegt's mit mir,
  Als wär' mein Sporn ſchon blutig.

In meinem Mantel wühlt der Wind,
  Er raubt mir faſt die Mütze;
Ich hab' ihn gern auf meiner Spur,
An ſeiner Wuth erprob' ich's nur,
  Wie feſt ich oben ſitze!

Das letzte Glas.

Das letzte Glas! Wer mag es denken!
Und dennoch muß ein letztes ſeyn!
Mich drängt's, es haſtig einzuſchenken,
Fällt eine Thräne auch hinein.
Stoß' an! Du ſtießeſt gar zu heftig!
In tauſend Scherben liegt das Glas.
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das letzte Glas! Wer mag es ſehen!
Und dennoch muß ein letztes ſeyn!
Je länger ich es laſſe ſtehen,
Je herber, dünkt mich, wird der Wein.
Stoß' an! Ich zitt're gar zu heftig!
In tauſend Scherben liegt das Glas.
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das letzte Glas! Wer mag es trinken!
Und dennoch muß ein letztes ſeyn!
Ich ſeh' Dein Bild im Glaſe blinken,
Als wär'ſt Du ſelbſt der Geiſt im Wein.
Stoß' an! Zu Boden werf ich's heftig!
Warum ſchon jetzt das letzte Glas!
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das letzte Glas! Wir laſſen's ſtehen!
  Schließ' Du in jenen Schrank den Wein!
Wenn wir dereinſt uns wieder ſehen,
  So ſoll es unſer erſtes ſeyn!
Komm', an den Mund preß' ich Dich heftig,
  Als wärſt Du ſelbſt mein letztes Glas!
Was wir uns ſind, das fühl' ich kräftig,
  Jetzt geh' mit Gott! Wir bleiben das!

Höchſtes Gebot.

Hab' Achtung vor dem Menſchenbild,
Und denke, daß, wie auch verborgen,
Darin für irgend einen Morgen
Der Keim zu allem Höchſten ſchwillt!

Hab' Achtung vor dem Menſchenbild,
Und denke, daß, wie tief er ſtecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus Deiner Seele quillt!

Hab' Achtung vor dem Menſchenbild!
Die Ewigkeit hat eine Stunde,
Wo jegliches Dir eine Wunde,
Und, wenn nicht die, ein Sehnen ſtillt!

Vorbereitung.

Schilt nimmermehr die Stunde hart,
Die fort von Dir was Theures reißt;
Sie ſchreitet durch die Gegenwart
Als ferner Zukunft dunkler Geiſt;
Sie will Dich vorbereiten, ernſt,
Auf das, was unabwendbar droht,
Damit Du heut entbehren lernſt,
Was morgen ſicher raubt der Tod.

Die Polen ſollen leben!

Neujahrsnacht 1835.

Zu Hamburg in dem Saale,
Voll Lichterglanz und Pracht,
Sitzt mancher Gaſt bei'm Mahle
In heil'ger Neujahrsnacht.
Die Fremden ſind's; ſie wären gern
Im Vaterland, doch das iſt fern,
Nun wird denn ſein gedacht.

Erſt haben ſich die Gäſte
Kalt in's Geſicht geſchaut,
Doch werden ſie bei'm Feſte
Bald froh und wohl vertraut.
Nur Einer, welchen Niemand kennt,
Blickt ſtumm in's Licht, wie's niederbrennt,
Jung, aber ſchon ergraut.

Ihm dünken ſie Geſpenſter
In ihrer Luſt zu ſeyn;
Er kehrt ſich ab; in's Fenſter
Wirft hell der Mond den Schein.
Er ſpricht: Du überſchauſt die Welt,
So ſag', ob Polen ſteht, ob fällt! —
Die Wolke hüllt ihn ein.

Sein Herz will zornig wallen,
Da ſchwört er ſtill ſich zu:
Magſt ſtehn, mein Volk, magſt fallen,
Ich ſteh' und fall', wie Du!
Gewiß der Erſte, wär' ich dort,
Der Letzte hier am fremden Ort,
Mein Dolch bringt mich zur Ruh.

Der Glockenthurm thut eben
Die zwölfte Stunde kund;
Die Polen ſollen leben!
Ruft er mit lautem Mund.
Ein Jeder greift, wie er, zum Glas,
Sie All erglühn, doch er ſinkt blaß
Zurück, iſt todt zur Stund.

Sie gießen, ſtatt zu trinken,
Den Wein jetzt in den Sand;
Sie ſah'n das Schickſal winken
Und haben's wohl erkannt,
Daß Polen bald dem Todten gleicht,
Doch keiner ahnt, wie bald vielleicht
Die Welt dem Polenland.

An die Jünglinge.

Trinkt des Weines dunkle Kraft,
Die Euch durch die Seele fließt,
Und zu heil'ger Rechenſchaft
Sie im Innerſten erſchließt!
Blickt hinab nun in den Grund,
Dem das Leben ſtill entſteigt,
Forſcht mit Ernſt, ob es geſund
Jedem Höchſten ſich verzweigt.

Geht an einen ſchau'rgen Ort,
Denk't an aller Ehren Strauß,
Sprecht dann laut das Schöpfungswort,
Sprecht das Wort: es werde! aus.
Ja, es werde! ſpricht auch Gott
Und ſein Segen ſenkt ſich ſtill,
Denn den macht er nicht zum Spott,
Der ſich ſelbſt vollenden will.

Betet dann, doch betet nur
Zu Euch ſelbſt, und Ihr beſchwort
Aus der eigenen Natur
Einen Geiſt, der Euch erhört.
Leben heißt tief einſam ſeyn;
In die ſpröde Knoſpe drangt
Sich kein Tropfe Thau's hinein,
Eh' ſie inn're Glut zerſprengt.

Gott dem Herrn iſt's ein Triumph,
   Wenn Ihr nicht vor ihm vergeht,
Wenn Ihr, ſtatt im Staube dumpf
   Hinzuknieen, herrlich ſteht,
Wenn Ihr ſtolz, dem Baume gleich,
   Euch nicht unter Blüten bückt,
Wenn die Laſt des Segens Euch
   Erſt hinab zur Erde drückt.

Fort den Wein! Wer noch nicht flammt,
   Iſt nicht ſeines Kuſſes werth,
Und wer ſelbſt vom Feuer ſtammt,
   Steht ſchon lange Glut verklärt.
Euch geziemt nur Eine Luſt,
   Nur ein Gang durch Sturm und Nacht,
Der aus Eurer dunklen Bruſt
   Einen Sternenhimmel macht!

Der Prieſter

In ernſten Tempels Düſter,
Am Altar, mit dem Wein,
Da ſteht der bleiche Prieſter
Und thut ein Gift hinein.
„Die Zweifel und die Kämpfe,
Den innern Hohn und Spott,
Daß ich ihn endlich dämpfe,
Verſuch' ich Dich, o Gott!

Iſt's Blut von Deinem Blute?
Iſt's Fleiſch von Deinem Leib?
Ich theil' in hohem Muthe
Es aus an Mann und Weib.
Mich kann Dein Blitz zerſchmettern,
Weil ich mich's unterwand:
Ich kann Dich nicht entgöttern
Mit frevelhafter Hand!“

Der Morgen iſt gekommen,
Das heil'ge Amt beginnt,
Still nahen ſich die Frommen,
Zuerſt ſein eigen Kind.
Er reicht ihr ohne Beben,
Feſt blickend, Wein und Brot,
Und ach! ihr junges Leben
Erſtarrt im ſchnellſten Tod.

Kalt ſchaut er auf die Todte,
Zornig gen Himmel dann:
„Wohl bin ich noch ein Bote,
Doch ohne Herrn fortan!
Den Himmel und die Erde,
Ich find' ſie ſchön genug
Für eines Gottes Werde,
Und doch iſt's Lug und Trug!

Ihr Männer und ihr Frauen,
Die ich hier um mich ſeh',
Euch muß ich Eins vertrauen,
Das Letzte, eh' ich geh'.
Mit Luſt und Reiz und Schimmer
Lockt Euch ringsum die Welt;
Thut, was Ihr wollt, nur nimmer,
Was Eurem Gott gefällt!“

An des Erlöſers Bilde
Haftet ſein Auge nun:
„Du Mann der ew'gen Milde,
Schön war Dein Traum, Dein Thun!
Daß uns Dein Wort nicht trüge,
Tod littſt Du ohne Wank:
Ich zeihe Dich der Lüge;
Sieh!“ Sprach's und trank und ſank.

Blume und Duft.

In Frühlings Heiligthume,
  Wenn Dir ein Duft an's Tiefſte rührt,
Da ſuche nicht die Blume,
  Der ihn ein Hauch entführt.

Der Duft läßt Ew'ges ahnen,
  Von unbegranztem Leben voll,
Die Blume kann nur mahnen,
  Wie ſchnell ſie welken ſoll.

Für wen?

Die Blume wird gepflückt
In ihrem höchſten Glanz;
Sie welkt, allein ſie ſchmückt
Der Jungfrau Hochzeitskranz.

Beladen wird das Roß
Mit mancher ſchweren Laſt;
Der Wüſte edler Sproß,
Er ſinkt zuſammen faſt.

Doch geht der Kärrner frei
An ſeiner Seite her,
Daß dieſer ledig ſey,
Ward dem die Laſt ſo ſchwer.

Gewicht legt nach Gewicht
Sich auf das Menſchenherz,
Bis es zuſammenbricht
In ſeinem letzten Schmerz.

O Thränenperlenſchnur,
Dich weint' ich gerne voll,
Säh' ich die Eine nur,
Die einſt Dich tragen ſoll.

O Druck, Dich trüge ich,
  In treuem Ernſt beſtrebt,
Sah' ich nur Den, der ſich,
   Wenn Du mich beugſt, erhebt.

Horn und Flöte.

Tief in des Berges Grunde,
Da ruhte das Metall,
In ödem Steingeklüfte,
Taub, ohne Glanz und Schall.
Oft um des Berges Gipfel
Hat dumpf der Sturm gerauſcht,
Man hat in ſeinen Tiefen
Gewaſſerſturz erlauſcht.

Fern an des Ganges Ufer,
Da ſtand der Sandelbaum;
Die Sonne einſam drüber
Im weiten Himmelsraum.
Goß die auf ihn hernieder
Der Stralen heiße Glut,
So kühlte ihn der Lotos
Durch ſeiner Düfte Flut.

Man wagte ſich hinunter
Bis zu des Berges Herz
Und ſtahl mit keckem Finger
Sein treu bewahrtes Erz.
Durch Feuer und durch Waſſer
Hat das den Weg gemacht,
Draus haben Menſchenhände
Ein Horn hervorgebracht.

Es haben gift'ge Winde
  Den edeln Baum entſtellt,
Dann hat ein fleiß'ger Schiffer
  Ihn ganz und gar gefallt.
Ihn über's Meer zu führen,
  Hielt der ihn nicht zu ſchlecht,
Zur Flöte ſand ein Meiſter
  Drauf einen Zweig gerecht.

Nun bläſeſt Du die Flöte
  Und Du das Horn zur Stund,
Und Horn und Flöte machen
  Mir manch Geheimniß kund.
Bald in des Berges Schooße
  Vermeine ich zu ſeyn
Und bald mich zu ergehen
  In Indiens Sonnenſchein.

Winter-Landſchaft.

Unendlich dehnt ſie ſich, die weiſe Fläche,
  Bis auf den letzten Hauch von Leben leer;
Die muntern Pulſe ſtocken langſt, die Bäche,
  Es regt ſich ſelbſt der kalte Wind nicht mehr.

Der Rabe dort, im Berg von Schnee und Eiſe,
  Erſtarrt und hungrig, gräbt ſich tief hinab,
Und gräbt er nicht heraus den Biſſen Speiſe,
  So grabt er, glaub' ich, ſich hinein in's Grab.

Die Sonne, einmal noch durch Wolken blitzend,
  Wirft einen letzten Blick auf's öde Land,
Doch, gähnend auf dem Thron des Lebens ſitzend,
  Trotzt ihr der Tod im weißen Feſtgewand.

Vor dem Wein.

Dunkler, heiliger Wein!
Sieh, ich dürſte Dich trinken,
Doch in Dein myſtiſches Blinken
Schau' ich mit Andacht hinein.

O, wie ſchauert's mich an,
All dies Quellen und Weben,
Das zum glühendſten Leben
Wecken und ſteigern mich kann!

Das biſt Du, o Natur,
Deiner gewaltigſten Kräfte,
Deiner verborgenſten Säfte
Ueberfließende Spur.

Wein, ich trinke Dich! Bald
Wirbeln nun Stürme und Fluten,
Blitze und mildere Gluten
Mir durch die Bruſt mit Gewalt.

Vinum sacrum.

Es ſchlichen zwei ſchlimme Geſellen
Sich in die Kapelle hinein;
In Kannen, in goldnen, geweihten,
Stand dort der heilige Wein.

Da ſpricht der Eine mit Lachen
Zum Andern in ſündigem Muth:
„Komm, willſt Du Dich mit mir berauſchen
In Chriſti eigenem Blut?“

Der Andere greift nach der Kanne
Und ſetzt ſie flugs an den Mund;
Sie trinken, und trinken, und trinken,
Doch kommen ſie nicht auf den Grund.

Sie trinken, und trinken, und trinken
Und treiben viel froſtigen Scherz,
Doch ſteigt keine Glut auf die Wangen,
Doch flammt keine Luſt durch das Herz.

Sie trinken, und trinken, und trinken,
Die Kanne bleibt voll, wie ſie war,
Da packt ſie ein innerſtes Grauſen,
Sie ſtürzen hin am Altar.

Sie rufen: „Er blutet auf's Neue,
Wer ſtillt des Blutes Lauf!
Er zeigt uns die offenen Wunden,
O weh uns, wir riſſen ſie auf!“

Nun ſchau'n ſie ewig den Heiland,
Ein blaſſes, blutendes Bild;
Er blickt ſie an, nicht finſter,
Ach, ſo unendlich mild!

Morgen und Abend.

O Morgenzeit, Du friſche Zeit!
Des Lebens reichſte Quelle!
Du machſt die enge Bruſt mir weit,
Das trübe Aug' mir helle!
Mir iſt, als dürft' ich auferſtehn
Aus einem innern Grabe,
Wenn ich Dein erſtes Licht geſehn,
Wenn ich's getrunken habe.

Mir ſchwillt, als wär's ein Keim, das Herz
Von tauſend neuen Kräften,
Die ſteigen auf- und niederwärts
Zu wonnigen Geſchäften.
Ihr trunknes Durcheinanderſpiel
Erfüllt mich mit Entzücken,
Ich weiß nicht was, doch will ich viel,
Und Alles muß mir glücken!

Allein, unendlich iſt die Welt,
Und, wie die Bruſt ſich dehne,
Sie fühlt's zuletzt, und brennend fällt
Die reinſte Menſchenthräne.
Dann ſinkt des Abends heil'ge Ruh,
Als wär's auf eine Wunde,
Auf ſie herab, und ſchließt ſie zu,
Damit ſie ſtill geſunde.

Des Menſchen Kraft reicht nur aus
  Zum Kämpfen, nicht zum Siegen,
Wir ſollen in dem ew'gen Strauß
  Nicht ſtehn und nicht erliegen.
Doch, wenn uns dies das Herz beſchwert,
  Naht der erſehnte Schlummer,
Und, ward der letzte Wunſch gewährt:
  Wem macht der erſte Kummer?

Menſchenfreude.

Es grüßt Dich wohl ein Augenblick,
Der iſt ſo überſchwellend voll,
Als ob er Dich mit ſel'gem Glück
Für alle Zukunft tränken ſoll.

Du aber wehrſt, eh' Du's vermeinſt,
Ihn ſcheu und zitternd ſelber ab,
Und jene Thräne, die Du weinſt,
Giebt ihm den Glanz, doch auch das Grab.

Uns dünkt die Freude Altar-Wein,
Am Heiligſten ein ſünd'ger Raub;
Zieht Gottes Hauch durch unſer Seyn,
Wir fühlen uns nur tiefer Staub.

Hexen = Ritt.

Es haben drei Hexen bei Nebel und Nacht
Zum fernen Blocksberg ſich aufgemacht.

Begegnet ihnen ein feiner Mann,
Da halten die Drei den Beſenſtiel an.

Spricht drauf die Erſte: „Ich thu' Euch kund,
Den da verwandl' ich in einen Hund!“

Spricht drauf die Zweite: „Das iſt nicht recht,
Zum Affen aber taugt er nicht ſchlecht!“

Spricht drauf die Dritte: „Du biſt ein Stock,
Er wird der trefflichſte Ziegenbock!“

Und murmeln Alle zugleich den Fluch,
Und Jede entkräftet der Schweſtern Spruch.

Und ſind ſchon lange beim tollen Schmaus,
Da ſteht noch der Zarte in Schreck und Graus.

Und kommt zum Liebchen mit blaſſem Geſicht
Und klopft an's Fenſter, doch ruft er ihr nicht.

Und redet ſie leiſe, leiſe an
Und freut ſich, daß er nicht bellen kann.

Und ſpricht vom Himmel auf Erden nun
Und denkt: das kann doch kein Affe thun.

Und als ſie ihm hold in die Arme ſinkt,
Da weiß er's gewiß, daß er auch nicht —.

33

An ein weinendes Kind.

Zur Erde, die Dein Veilchen deckt,
Kind, blickſt Du weinend nieder,
Und Deiner Thränen Thau erweckt
In ihr ein *zweites* wieder.

An den Tod.

Halb aus dem Schlummer erwacht,
Den ich traumlos getrunken,
Ach, wie war ich verſunken
In die unendliche Nacht!

Tiefes Verdämmern des Seyns,
Denkend Nichts, noch empfindend!
Nichtig mir ſelber entſchwindend,
Schatte mit Schatten zu Eins!

Da beſchlich's mich ſo bang,
Ob auch, den Bruder verdrängend,
Geiſt mir und Sinne verengend,
Liſtig der Tod mich umſchlang.

Schaudernd dacht' ich's, und fuhr
Auf, und ſchloß mich an's Leben,
Drängte in glühndem Erheben
Kühn mich an Gott und Natur.

Siehe, da hab' ich gelebt:
Was ſonſt, zu Tropfen zerfloſſen,
Langſam und karg ſich ergoſſen,
Hat mich auf einmal durchbebt.

35

Oft noch berühre Du mich,
  Tod, wenn ich in mir zerrinne,
  Bis ich mich wieder gewinne
Durch den Gedanken an dich!

Herbſtgefühl.

Grünen, Blühen, Duften, Glänzen,
Reichſtes Leben ohne Gränzen,
Alles ſteigernd, nirgends ſtockend,
Selbſt die kühnſten Wünſche lockend:

Ja, da kann ich wohl zerfließen,
Aber nimmermehr genießen;
Solche Flügel tragen weiter,
Als zur nächſten Kirſchbaum-Leiter.

Doch, wenn roth die Blätter fallen,
Kühl die Nebelhauche wallen,
Leis durchſchauernd, nicht erfriſchend,
In den warmen Wind ſich miſchend:

Dann vom Endlos-Ungeheuren
Flücht' ich gern zum Menſchlich-Theuren,
Und in einer erſten Traube
Sieht die Frucht der Welt mein Glaube.

Auf ein altes Mädchen.

Dein Auge glüht nicht mehr, wie einſt,
Und Deine Wang' iſt nicht mehr roth,
Und wenn Du jetzt vor Sehnſucht weinſt,
So gilt es Keinem, als dem Tod.
Nichts biſt Du, als ein Monument,
Das, halb verwittert und gering,
Nur kaum noch einen Namen nennt,
Mit dem ein Leben unterging.

Doch, wie hervor die Todten gehn
Aus ihrer Gruft in mancher Nacht,
Darfſt Du zuweilen auferſtehn
Zu altem Glanz und alter Pracht,
Wenn tief Dich ein Gefühl ergreift,
Wie es vielleicht Dich einſt bewegt,
Und Dir den Schnee vom Herzen ſtreift,
Der längſt ſich ſchon darauf gelegt.

Da biſt Du wieder, wie zuvor,
Und was die Mutter einſt entzückt,
Wodurch Du der Geſpielen Chor
Einſt anſpruchslos und ſtill beglückt,
Das Alles iſt noch einmal Dein,
Von einem Wunderſtral erhellt,
Gleichwie vom ſpäten Mondenſchein
Die rings in Schlaf begrab'ne Welt.

Mir aber wird es trüb zu Muth,
Mir ſagt ein unbekannter Schmerz,
Daß tief in Dir verſchloſſen ruht,
Was Gott beſtimmt hat für mein Herz.
Und will's dann hin zu Dir mich ziehn,
Ach, mit allmächtiger Gewalt,
So muß ich ſtumm und blutend fliehn,
Denn Du biſt wieder todt und kalt.

Gruß der Zukunft.

Wenn Dir vor Weh und Sehnen
Die ganze Seele ſchwillt
Und von verhaltnen Thränen
Das Auge überquillt:

Da grüßt Dich, vorempfunden,
Das Leben reich und voll,
Das einſt in ſchönern Stunden
Dich göttlich tränken ſoll.

Die Wolke, ſegenſchwanger,
Die über ihm nicht bricht,
Verhüllt dem durſt'gen Anger
Der Sonne heitres Licht.

Der Becher.

(Auf dem Straßburger Münſter gedichtet.)

Von einem Wunderbecher
Hab' ich mit Angſt geträumt,
Woraus dem durſt'gen Zecher
Die höchſte Fülle ſchäumt.
Draus ſollt' ich Alles trinken,
Was Erd' und Himmel bot,
Doch mußt' ich dann verſinken
In einen ew'gen Tod.

Mit Wonne und mit Grauſen
Hielt ich ihn in der Hand,
Ein wunderſames Brauſen
In ſeinem Kelch entſtand;
Es flog an mir vorüber
Die Welt in Nacht und Glanz,
Wie regellos im Fieber
Verworr'ner Bilder Tanz.

Und als ich länger blickte,
Bis auf den Grund hinein,
Wie Blitzesflamme zückte
Mir's da durch Mark und Bein,
Und, gänzlich drin verſunken,
Ward mir zuletzt zu Sinn,
Als hätt' ich ſchon getrunken
Und ſchwände nun dahin.

Der Sonnen-Jüngling.

Der Sonnen-Jüngling blickt zum erſten Mal
Hernieder auf die Erde mit Verlangen;
Er kehrt ſich glühend ab in ſüßem Bangen,
Doch blühn ſchon Veilchen auf vor ſeinem Stral.

Er blickt noch einmal, und zu ſeiner Qual
Iſt ſchnell die erſte Lilje aufgegangen;
Bei'm dritten Mal ſieht er die Roſe prangen,
Nun muß er raſtlos blicken, ohne Wahl.

Und ach! je länger er ſie nun betrachtet,
Je größer wird in ſeiner Bruſt das Sehnen,
Weil ſie ſich immer lieblicher geſtaltet.
Er aber, der ſich neben ihr verachtet,
Ahnt nicht in ſeinem Weh und ſeinen Thränen,
Daß all die Schönheit nur ſein Blick entfaltet.

Nachtgefühl.

Wenn ich mich Abends entkleide,
Gemachſam, Stück für Stück,
So tragen die müden Gedanken
Mich vorwärts oder zurück.

Ich denke der alten Tage,
Da zog die Mutter mich aus;
Sie legte mich ſtill in die Wiege,
Die Winde brauſten um's Haus.

Ich denke der letzten Stunde,
Da werden's die Nachbarn thun;
Sie ſenken mich ſtill in die Erde,
Dann werd' ich lange ruhn.

Schließt nun der Schlaf mein Auge,
Wie träum' ich ſo oftmals das:
Es wäre Eins von Beidem,
Nur wüßt' ich ſelber nicht, was.

Das Feſt in meiner Geburtsnacht.

Ich durfte über Nacht im Traum
  Ein ſeltſam Feſt begehen,
Ich habe meine Väter all'
  Um mich vereint geſehen.

Mein Vater führte ſtumm den Zug,
  Er lächelte hinüber,
Dann aber wandte er ſich ab,
  Ihm ward das Auge trüber.

Er war der Letzte, welcher ſtarb,
  Noch hatt' er all die Milde;
Der Himmel hatte Nichts verſchönt
  An ſeinem theuren Bilde.

Großvater nahte nun heran,
  Der mich zu wiegen pflegte,
Eh, wie er mich, ihn ſelbſt der Tod
  In's ſtille Bette legte.

Ich habe ihn ſogleich erkannt,
  Als hätte, wie die Niſche
Den Heiligen, mein Herz ſein Bild
  Bewahrt in voller Friſche.

Sein Auge weilte, wie erſtaunt,
  Auf mir und ſchien zu fragen:
Biſt Du daſſelbe kleine Kind,
  Das einſt mein Arm getragen?

Großmutter auch, ſie nahte ſich,
  Die mildeſte der Frauen;
Auf meinen Vater ſchien ſie bald
  Und bald auf mich zu ſchauen.

Und als ſie fand, daß ich ihm glich,
  Ging in den bleichen Zügen,
Als war's ein neues Leben, auf
  Das innigſte Vergnügen.

Nun trat ein ernſter Mann herzu,
  Den ich nicht mehr erkannte,
Doch ſah ich, daß er freundlich ſich
  Zu meinem Vater wandte.

Und immer größer ward die Schaar
  Von Männern, welche kamen,
Und ſtets durchzuckte mir's die Bruſt:
  Du biſt von ihrem Samen!

Auch zarter Frauen nahten viel
  In Trachten, fremd und eigen;
Ein ſchlummerndes Jahrhundert ſchien
  Mit jeder aufzuſteigen.

Die ſanften Augen waren all'
So ſüß auf mich geheftet,
Doch war der lächelnde holde Mund
Zur Rede zu entkräftet.

Vom Thurme ſchlug es, dumpf und bang,
Sie ſchieden mit Getümmel:
Die Männer deuteten auf's Grab,
Die Frauen auf den Himmel.

Das war zur Stund, die mich gebar;
Nun frag' ich mich mit Beben:
Ob ſich das Leben und der Tod
Im Grabe noch verweben?

Ob, die ſich regt in meiner Bruſt,
Die ungeſtüme Flamme,
Die Todten noch im Schlummer ſtört,
Aus deren Blut ich ſtamme?

Ob ſie mir blaß zur Seite gehn,
Unmächtig, zu erſcheinen,
Und lächeln, wenn ich glücklich bin,
Und wenn ich's nicht bin, weinen?

Und ob ich ſelbſt dereinſt mein Kind,
Statt ruhig auszuſchlafen,
Durch Nacht und Sturm begleiten muß
Bis an den letzten Hafen?

Adams Opfer.

Die ſchönſten Früchte, friſch gepflückt,
Trägt er zum grünen Feſtaltar,
Und bringt, mit Blumen reich geſchmückt,
Sie fromm als Morgenopfer dar.

Erſt blickt er froh, dann wird er ſtill:
O Herr, wie arm erſchein' ich mir!
Wenn ich den Dank Dir bringen will,
So borge ich ſelbſt den von Dir!

Der junge Schiffer.

Dort bläht ein Schiff die Segel,
  Friſch ſauſ't hinein der Wind;
Der Anker wird gelichtet,
Das Steuer flugs gerichtet,
  Nun fliegt's hinaus geſchwind.

Ein kühner Waſſervogel
  Kreiſ't grüßend um den Maſt,
Die Sonne brennt herunter,
Manch Fiſchlein, blank und munter,
  Umgaukelt keck den Gaſt.

Wär' gern hinein geſprungen,
  Da draußen iſt mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
Da iſt's mir nur um's Fahren,
  Wohin? das gilt mir gleich!

Großmutter.

Mit Ehrfurcht ſtand ich einſt vor Dir
In einer ernſten Stunde;
Den Segen, fromm, erbat ich mir
Von Deinem heil'gen Munde.
Du ſahſt nicht mehr, Du hörteſt kaum,
Kalt waren Deine Hände,
Und, ſprachſt Du, war's, als ob im Traum
Ein Todter Worte fände.

Du ſtrichſt die Locken mir zurück,
Dann frugſt Du manche Sachen
Und bateſt mich, Dein letztes Glück
Im Alter noch zu machen.
„Sie ſagten mir, Du wäreſt todt!“
Dumpf riefſt Du's aus und weinteſt;
Da ward mir klar in Deiner Noth,
Daß Du den Vater meinteſt.

Von ſeinem Leben ſprachſt Du nun,
Als wär's mein eignes Leben;
Ich ſah ihn in der Wiege ruhn,
Mit Wonne Dich darneben;
Ich gab durch manches ſchöne Jahr
Gerührt ihm das Geleite;
Ich ſah ihn endlich am Altar
An meiner Mutter Seite.

Manch ſchlichtes Glück erfreute ihn,
  Ich wurde ihm geboren;
Mein Bruder dann; jetzt aber ſchien
  Der Faden Dir verloren.
Du ſtockteſt plötzlich, bracheſt ab
  Und frugſt, was nun gekommen;
Ich dachte an ſein frühes Grab,
  Doch ſchwieg ich, tief beklommen.

Du ſchluchzteſt, aufgethaut und weich,
  Als hätt'ſt Du Nichts vergeſſen,
Und doch beganneſt Du zugleich
  Von einer Frucht zu eſſen.
Den Stuhl zum Ofen ſchobſt Du dann,
  Dich wieder einſam wähnend,
Und fingeſt laut zu beten an,
  Dein Haupt vorüber lehnend.

Ich, ſchauernd, ſah von fern die Zeit
  Auch mein ſchon dunkel harren,
Wo mir die Welt Nichts weiter beut,
  Als Gräber aufzuſcharren,
Und, weil dem ſchlotternden Gebein
  Sich noch verſagt das Bette,
Ich, ſelbſt verglüht, in Gottes Seyn
  Mich ſtill hinüber rette.

Du aber, und ich wußt' es nicht,
  Durchbrachſt die ird'ſche Schranke:
Nicht langer hielt dem Tod Gewicht
  An Gott der Urgedanke.
Und als ich gute Nacht Dir bot,
  Da bot Dir, mir verborgen,
Vielleicht, denn eben warſt Du todt,
  Mein Vater guten Morgen!

Ein Liebesleben.

1. Die Jungfrau.

O ſüßes, ſüßes Jungfraunbild!
In Engelfrieden hingegoſſen!
Noch Kind, und doch ſo göttlich abgeſchloſſen!
Demüthig, ſicher, ſtolz und mild!

O Jungfraunbild, Dich mögt' ich nicht —
Es wär' mir, wie ein Raub — umfangen.
Ich mögte vor Dir niederknie'n und hangen
An Deinem Himmelsangeſicht.

Dann läg' ich ſtumm in heilger Scheu,
Du aber würdeſt fromm erglühen,
Und ſtill und kindlich bei mir niederknieen,
Und glauben, daß Gott nahe ſey.

2. Spuk.

Ich blicke hinab in die Gaſſe:
  Dort drüben hat ſie gewohnt!
Das öde, verlaſſene Fenſter,
  Wie hell beſcheint's der Mond.

Es giebt ſo viel zu beleuchten:
  O holde Stralen des Licht's,
Was webt ihr denn geſpenſtiſch
  Um jene Stätte des Nichts!

3. Nachruf.

O Du, die ungern mir voran gegangen,
Wirſt Du wohl noch des Erdentraums gedenken?
Und fühlſt Du wohl, den Flug zurück zu lenken,
Zuweilen noch ein flüchtiges Verlangen?

Gewiß! Du kennſt ja meiner Seele Bangen,
Wirſt einen letzten Gruß ihr gerne ſchenken,
Dann aber wirſt Du auf Dein Grab Dich ſenken,
Denn dies, Du weißt es, hält mich ſtets gefangen.

Doch, wenn Du nun in nächtlich-heil'ger Stille
Hernieder ſchwebſt, ein Lüftchen Deine Hülle,
Was wird mir Deine Gegenwart verkünden?
Ach, dieſes, daß ſich Gram und Wehmuth legen,
Daß Funken ſich von neuer Wonne regen,
Denn Deine Nähe nur kann ſie entzünden!

4. Süſſe Täuſchung.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich ſo tief, ſo ganz hinein
In jene ſel'ge Zeit verſenke,
Wo wir zuſammen Hand in Hand
Hier wandelten in ſtillem Wehe,
Da iſt es mir, als ob das Band
Noch immer heiter fort beſtehe.

Wir gehen fort und immer fort
Und ſchau'n die Gräber in der Runde,
Du haſt für jegliches ein Wort
Und ſprichſt es aus mit ſanftem Munde.
Du ſprichſt vom frühen Schlafengehn
Und von der Eitelkeit der Erde
Und von dem großen Wiederſehn,
Das Gott uns nicht verſagen werde.

Und kommt zuletzt Dein eigen Grab,
So rufſt Du aus: wir müſſen ſcheiden!
Der Vater ruft die Tochter ab,
Wir wußten's längſt und wollen's leiden!
Und ruhig wandle ich hinaus,
Wie einſt aus Deines Vaters Garten,
Wenn er Dich heim rief in das Haus
Und Du dann ſprachſt, ich ſolle warten.

5. Nachts.

Die dunkle Nacht hüllt Berg und Thal,
  Ringsum die tiefſte Stille;
Die Sterne zittern allzumal
  In ihrer Wolkenhülle;
Der Mond mit ſeinem rothen Schein
Blickt in den finſtern Bach hinein,
  Der ſich durch Binſen windet.

Ich ſchreite in die Nacht hinaus,
  Entgegen jenem Schimmer,
Der aus dem forſtverlornen Haus
  Sich ſtiehlt mit ſchwachem Flimmer.
Jetzt liſcht's mit einmal aus, das Licht,
Ich ſeh' es, doch mich kümmert's nicht;
  Je dunkler, um ſo beſſer.

Du meinſt, zum Liebchen ſchleich' ich mich?
  Die könnt' ich naher haben.
Nach jenem Kirchhof weiſ' ich Dich,
  Dort liegt ſie langſt begraben.
Dies aber iſt das kleine Haus,
Da ging ſie ehmals ein und aus
  In ſeligen ſüßen Stunden.

Nun thut's mir wohl, den Weg zu gehn,
Wo ich mich oft entzückte,
Das kleine Fenſter anzuſehn,
Wo ich ſie ſonſt erblickte;
Die Bank zu grüßen, wo ſie ſaß,
Den Buſch, von dem ſie Beeren las,
Die Blumen, die ſie noch pflanzte.

6. Offenbarung.

Auf deinem Grabe ſaß ich ſtumm
In lauer Sommernacht;
Die Blumen blühten rings herum,
Die ſchon Dein Grab gebracht.
Und ſtill und märchenhaft umfing
Ihr Duft mich, ſüß und warm,
Bis ich in ſanftem Weh verging,
Wie einſt in Deinem Arm.

Und meine Augen ſchloſſen ſich,
Vom Schlummer leicht begrüßt;
Mir war, als würden ſie durch Dich
Mir leiſe zugeküßt.
Still auf den Raſen ſank ich hin,
Der Deinen Staub bedeckt,
Doch ward zugleich der inn're Sinn
Mir wunderbar geweckt.

Was ich geträumt, ich weiß es nicht,
Ich ahn' es nur noch kaum,
Daß Du, ein himmliſches Geſicht,
Mir nahe warſt im Traum.
Doch was dies flücht'ge Wiederſehn
In meiner Bruſt geſchafft,
Das kann die Seele wohl verſtehn,
Die glüht in neuer Kraft.

Du haſt der Dinge Ziel und Grund
An Gottes Thron durchſchaut,
Und thateſt kühn mir wieder kund,
Was Dir der Tod vertraut.
Und wenn das große Löſungswort
Auch mit dem Traum entſchwand,
So wirkt es doch im Tiefſten fort,
Gewaltig, unerkannt!

Das Bettelmädchen.

Das Bettelmädchen ſitzt am Thor,
  Es friert ſie gar zu ſehr;
Der junge Ritter tritt hervor,
  Er wirft ihr hin den Mantel
Und ſpricht: was willſt Du mehr?

Das Mädchen ſagt kein einzig Wort,
  Es friert ſie gar zu ſehr;
Dann geht ſie ſtolz und glühend fort,
  Und läſt den Mantel liegen
Und ſpricht: ich will Nichts mehr!

Der Baum in der Wüſte.

Es ſteht ein Baum im Wüſtenſand,
Der einzige, der dort gedieh;
Die Sonne hat ihn faſt verbrannt,
Der Regen tränkt den durſt'gen nie.

In ſeiner falben Krone hängt
Gewürzig eine Frucht voll Saft,
Er hat ſein Mark hinein gedrängt,
Sein Leben, ſeine höchſte Kraft.

Die Stunde, wo ſie, überſchwer,
Zu Boden fallen muß, iſt nah,
Es zieht kein Wanderer daher
Und für ihn ſelbſt iſt ſie nicht da.

Schön Hedwig.

Im Kreiſe der Vaſallen ſitzt
Der Ritter, jung und kühn;
Sein dunkles Feuerauge blitzt,
Als wollt' er ziehn zum Kampfe,
Und ſeine Wangen glühn.

Ein zartes Mägdlein tritt heran
Und füllt ihm den Pocal.
Zurück mit Sitten tritt ſie dann,
Da fällt auf ihre Stirne
Der klarſte Morgenſtral.

Der Ritter aber faßt ſie ſchnell
Bei ihrer weißen Hand.
Ihr blaues Auge, friſch und hell,
Sie ſchlägt es erſt zu Boden,
Dann hebt ſie's unverwandt.

„Schön Hedwig, die Du vor mir ſtehſt,
Drei Dinge ſag' mir frei:
Woher Du kommſt, wohin Du gehſt,
Warum Du ſtets mir folgeſt;
Das ſind der Dinge drei!“

Woher ich komm? Ich komm' von Gott,
So hat man mir geſagt,
Als ich, verfolgt von Hohn und Spott,
Nach Vater und nach Mutter
Mit Thränen einſt gefragt.

Wohin ich geh? Nichts treibt mich fort,
Die Welt iſt gar zu weit.
Was tauſcht' ich eitel Ort um Ort?
Sie iſt ja allenthalben
Voll Luſt und Herrlichkeit.

Warum ich folg', wohin Du winkſt?
Ei, ſprich, wie könnt' ich ruhn?
Ich ſchenk' den Wein Dir, den Du trinkſt,
Ich bat Dich drum auf Knieen
Und mögt' es ewig thun!

„So frage ich, Du blondes Kind,
Noch um ein Viertes Dich;
Dies Letzte ſag' mir an geſchwind,
Dann frag' ich Dich Nichts weiter,
Sag', Mägdlein, liebſt Du mich?“

Im Anfang ſteht ſie ſtarr und ſtumm,
Dann ſchaut ſie langſam ſich
Im Kreis der ernſten Gäſte um,
Und faltet ihre Hände
Und ſpricht: ich liebe Dich!

Nun aber weiß ich auch, wohin
Ich gehen muß von hier;
Wohl iſt's mir klar in meinem Sinn:
Nachdem ich dies geſtanden,
Ziemt nur der Schleier mir!

„Und wenn Du ſagſt, Du kommſt von Gott,
So fühl' ich, das iſt wahr.
Drum führ' ich auch, trotz Hohn und Spott,
Als ſeine liebſte Tochter
Noch heut Dich zum Altar.

Ihr edlen Herrn, ich lud verblümt
Zu einem Feſt Euch ein;
Ihr Ritter, ſtolz und hoch gerühmt,
So folgt mir zur Kapelle,
Es ſoll mein ſchönſtes ſeyn!"

Myſtiſch.

Geh' Du zur Kirche, fromm Gemüth,
Und ſey kein Kind der Finſterniß,
Und wenn Dich Gott, der Herr, nicht ſieht,
So ſieht der Pfarr Dich ganz gewiß.

Der Blinde.

Der Blinde ſitzt im ſtillen Thal
  Und athmet Frühlingsluft,
Ihm bringt ein Hauch mit einem Mal
  Des erſten Veilchens Duft.

Um es zu pflücken, ſteht er auf,
  Sucht, bis die Nacht ſich naht,
Und ahnt nicht, daß in irrem Lauf
  Sein Fuß es längſt zertrat.

Knabentod.

Der junge Knab,
Der zieht hinab
In heißen Sommertagen;
Im kühlen Wald,
Da macht er Halt
Mit innigem Behagen.

Den wilden Bach,
Er hört ihn jach
Am Berg hernieder brauſen;
Ihn dürſtet ſehr,
Nun noch viel mehr;
Hin zieht ihn ſüßes Grauſen.

Er ſieht die Flut,
O, in der Glut,
Was kann ſo lieblich blinken!
Er ſchöpft und trinkt,
Sinkt und verſinkt
Und trinkt noch im Verſinken!

Ermuthigung.

O wunderbares Menſchenherz,
Aus dem ein Quell des Lebens blinkt,
Der ſelbſt ſo lange Durſtes Schmerz
Erduldet, bis ihn Einer trinkt;
Geht ſtumm an Dir vorbei die Welt,
Da fühle ſtolz und andachtvoll:
Du biſt ein Kelch, für Gott beſtellt,
Der Ihn allein erquicken ſoll!

Traum.

Ein wirklicher.

Ich ſah im Traum den alten König ſterben;
  Die einſt ſo ſtolzen Augen ſah ich brechen,
Die kühn gewölbten Lippen ſich entfärben,
  Und einen greiſen Diener hört' ich ſprechen:
Bringt Keiner denn die Botſchaft ſeinem Erben?
  Da kam der junge König ſchon gegangen,
Erſt griff er haſtig nach der goldnen Krone,
  Dann ſtürzten Thränen über ſeine Wangen,
Und, ernſt ſich ſchmückend mit dem theuren Lohne,
  Dem Todten einmal noch zum Abſchied nickend,
Stieg er mit feſtem Schritt hinauf zum Throne.
  Nun flogen, immer toller ſich verſtrickend,
An mir vorbei die wunderlichſten Bilder;
  Die Todtenglocken hörte ich erſchallen
Und in ihr dumpf Geläut hinein in wilder
  Vermiſchung der Trompeten Jubelklänge
Und jauchzenden Kanonendonner hallen.
  Ich ſah, umſtanden von der ſtillen Menge,
Auf dem Paradebett, geputzt, die Leiche,
  Und Viele, die die welke Hand ihr küßten,
Als ob ſie jetzt noch Gnadenzeichen reiche.
  Doch ſah ich bald, es galt dem Edelſteine,
Der roth am Finger blinkte, ihr Gelüſten,
  Sie nahten nur, ſich ekelhaft vermumend

In Kummer und Verzweiflung, ihn zu ſtehlen,
  Doch weil ihn Alle wollten, ward der Eine
Des Andern Wächter, und vor Groll verſtummend
  Im Heucheljammer, eilten ſie von hinnen.
Denn draußen — Keiner wagte dort zu fehlen —
  Ward Stand nach Stand zur Huldigung berufen:
Wie ſtürzten ſie zum Thron mit dumpfen Sinnen,
  Wie ſtieß mich, den in ihre Sclavenmitte
Ein Zufall riß, zur Seite das Gewimmel!
  Auf Knieen rutſchten ſie hinan die Stufen,
Als heiſche es die Gott verdammte Sitte,
  Der Menſchheit letzte, halbverwaſchne Spuren
Zu tilgen vor dem Angeſicht des Fürſten.
  Der ſchaute, faſt im Zorn, bald auf zum Himmel,
Bald nieder auf die ſchnöden Wurm-Naturen,
  Und unwillkührlich ſeinen Zepter hebend,
Mocht' er im Innerſten der Seele dürſten,
  Daß um zum Donnerkeil ein Gott ihn ſchmelze.
Ich aber rief, vor Zorn und Ingrimm bebend:
  Was an Entſchlüſſen jetzt Dein Geiſt auch wälze —
Wofern Du Gutes thuſt, ich will's Dir danken,
  Wofern Du Böſes thuſt, ich will's nicht ſchelten:
Vor dieſem Anblick mag im tiefſten Grunde
  Das Göttliche in Deinem Buſen wanken,
Er mag als Ablaß ſelbſt für Nero gelten.
  Es dunkelte, und als ich rückwärts ſpähte,
Da ward bei Fackeln, welche traurig brannten,
  Der alte König langſam hergetragen.

Der Vivatruf gefror auf jedem Munde,
Das Grabgewölbe klaffte auf, es ächzte
Die Pforte, die ſich lange nicht mehr drehte,
Die heitre Kunſt beflorter Muſicanten
Zerſägt' indeß durch ausgereckte Töne
Das Herz, das nach der ew'gen Fülle lechzte.
Der junge König folgte nun mit Zagen
Dem Zug zur Gruft hinein. „Weh! — rief er ſchaudernd
In der Muſik geſpenſterhaft Gedröhne,
Indem er in die ſchwarze Höhle blickte —
Viel Raum! Ihn füllt der eine Todte nimmer!“
Ich, an der Schwelle mit dem Eintritt zaudernd,
War bald allein. Die Nacht war drohend düſter,
Als ſänne ſie, wie ſie die Welt erſtickte.
Ich dachte: willſt Du's thun, ſo thu's auf immer!
Da kroch mir glatt in's Ohr ein frech Geflüſter:
Komm', willſt Du Dich in Leichenwein betrinken?
Die Todten ſterben, daß wir luſtig leben!
Und eh' ich den noch ſah, der das geſprochen,
Da hört' ich von Poſaunen, Hörnern, Zinken
Die wildeſte der Melodie'n erheben.
Bachantiſch kamen Alle, die den Todten
Mit Seufzern und mit Klagen kaum beſtattet,
Als wären ſie zum Faſtnachtsſpaß entboten,
Wie aus der Erde Bauch, hervor gebrochen,
Die Fackeln ſchwingend, noch am Arm die Flöre.
Ich lehnte an's Gemäuer mich, ermattet,
Doch Einer, der mich ernſt in's Auge faßte.

Zog ſeinen Dolch und rief: Verſtummt, ihr Chöre!
Hier iſt der Feind, wenn ich den Feind hier tödte,
So dürft Ihr ewig jubeln, ewig lachen,
Doch thu' ich's nicht, wird tückiſch der Verhaßte
Beim erſten Dammerſchein der Morgenröthe
Aus ſeinem Schlaf, der uns erſchuf, erwachen
Und dieſes heißt, uns insgeſammt ermorden!
Raſch flogen aus der Scheide alle Schwerter,
Ich ſuchte mit dem Mantel mich zu decken,
Doch, eh' ich irgend noch verletzt geworden,
Befahl der König, dem ich plötzlich werther
Zu werden ſchien, die Waffen einzuſtecken.
Nun wandte er, indem er, ringsum grüßend,
Mir winkte, ſich zurück zur Grabespforte,
Ich folgte ſtill dem Ernſte des Geheißes,
Und, wohlbedächtig dreifach ſie verſchließend,
Sprach er zu mir die grauenvollen Worte:
Du weißt nicht, wer Du biſt, ich aber weiß es;
Drum geb' ich Dir, den Deine Hände faſſen,
Den Schlüſſel zu des Todten Schlummerhauſe,
Ihn ſollſt Du nicht heraus in's Leben laſſen,
Doch — mich auch nicht hinein in ſeine Klauſe!

An eine Unbekannte

Die Dämmerung war längſt herein gebrochen,
  Ich hatt' Dich nie geſehn, Du tratſt heran,
Da hat Dein Mund manch mildes Wort geſprochen
  In heil'gem Ernſt, der Dir mein Herz gewann.
Still, wie Du nahteſt, haſt Du Dich erhoben
  Und ſanft uns Allen gute Nacht geſagt,
Dein Bild war tief von Finſterniß umwoben,
  Nach Deinem Namen hab' ich nicht gefragt.

Nun wird mein Auge nimmer Dich erkennen,
  Wenn Du auch einſt vorüber gehſt an mir,
Und hör' ich Dich von fremder Lippe nennen,
  So ſagt Dein Name ſelbſt mir Nichts von Dir.
Und dennoch wirſt Du ewig in mir leben,
  Gleichwie ein Ton lebt in der ſtillen Luft,
Und kann ich Form Dir und Geſtalt nicht geben,
  So reißt auch keine Form Dich in die Gruft.

Das Leben hat geheimnißvolle Stunden,
  Drin thut, ſelbſtherrſchend, die Natur ſich kund;
Da bluten wir und fühlen keine Wunden,
  Da freu'n wir uns und freu'n uns ohne Grund.
Vielleicht wird dann zu flüchtigſtem Vereine
  Verwandtes dem Verwandten nah gerückt,
Vielleicht, ich ſchaudre, jauchze oder weine,
  Iſt's Dein Empfinden, welches mich durchzückt!

Bei einem Gewitter.

Erſt trübe Stille, ein Bedenken
  Der überflutenden Natur:
Soll ich zurück in's Bett mich ſenken?
  Enteil' ich kühn der alten Spur?

Doch dann des erſten Donners Grollen,
  Ein Rieſen=Ruf der Leidenſchaft,
Und nun ergießt ſie ſich im vollen
  Empörten Strom, die wilde Kraft.

Toddürſtig flammt der Blitz hernieder,
  Der trunkne Donner jauchzt: Triumph!
Von Berg und Felſen hallt es wieder,
  Der Menſch verkriecht ſich ſtumpf und dumpf.

Ha, taube Motten, die nur leben,
  Wenn alles Große untergeht,
Und die erbleichen und erbeben,
  Sobald das Todte auferſteht.

Auch mir erblaßt die heiße Wange,
  Auch mir durchſchauert's Mark und Bein,
Doch nur, weil ich umſonſt verlange,
  Den Elementen gleich zu ſeyn.

Ach! dürft' auch ich in Einem Blitze
Verſpritzen, wie's die Wolken thun,
Was ich an Kraft und Muth beſitze,
Müßt' ich auf ewig dann auch ruhn!

Licht in der Nacht.

Ich bin in der Nacht gegangen;
Wie dunkel und wie ſtill!
Kein Hauch in den ſchweren Lüften,
Kein Stern, der leuchten will!

Vom Felſenhang herunter
Neigt ſich ein einſam Haus.
Es fiel aus dem ſchmalen Fenſter
Ein zitternd Licht heraus.

Der Pfad führt hart vorüber,
Da lauſcht' ich denn hinein;
Ich ſah einen Todten liegen,
Vom Leichlicht kam der Schein.

Roſenleben.

Ach Roſe, die Du, märchenhaft geſtaltet,
Wenn kaum der holde Lenz dahin gegangen,
Gleichwie ein Brief, den mir von ihm empfangen,
In ſtillem Zauber lieblich Dich entfaltet!

Ich ahne, was als Leben in Dir waltet,
Wenn Deine Blätter, wie in Wolluſt, prangen
Und wenn Dein Duft in ſehnendem Verlangen
Dem Kelch entſchwebt, den ſeine Glut geſpaltet.

Es iſt daſſelbe ungeſtüme Ringen,
Das auch in mir lebt, glühend und gewaltſam,
Zum Hohen und zum Höchſten vorzudringen.

Ich aber muß erſt welken und vergehen,
Wenn Du im Werden ſelbſt ſchon unaufhaltſam
Beginnen darfſt ein endlos Auferſtehen.

Auf ein ſchlummerndes Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor Dir ſtehe,
Wenn ich im Traum Dich lächeln ſehe,
  Wenn Du erglühſt ſo wunderbar,
Da ahne ich mit ſüßem Grauen:
Dürft' ich in Deine Träume ſchauen,
  So wär' mir Alles, Alles klar!

Dir iſt die Erde noch verſchloſſen,
Du haſt noch keine Luſt genoſſen,
  Noch iſt kein Glück, was Du empfingſt:
Wie könnteſt Du ſo ſüß denn träumen,
Wenn Du nicht noch in jenen Räumen,
  Woher Du kameſt, Dich erging'ſt?

Der Pocal.

Zwei Gläſer wollen klingen,
  Doch, eh noch Klang und Ton
Ganz iſt und voll, zerſpringen
  Sie von dem Stoße ſchon.

Die Scherben all zuſammen,
  Die trägt dann Stück vor Stück
Ein Sammler in die Flammen
  Zum Umguß ſtill zurück.

Dort ſind mit einem Male
  Die Beiden nun verſöhnt:
Sie werden zum Pocale,
  Der aus ſich ſelbſt ertönt.

Einziges Geſchiedenſeyn.

Schlummernd im ſchwellenden Grün
Liegſt Du, wo Lüfte Dich fächeln!
Mädchen, was ſpiegelt dies Lächeln,
Spiegelt dies zarte Erglühn?

Ach, wie beſchleicht es mit Schmerz
Kalt mir den innerſten Frieden!
Gänzlich, wie nie noch, geſchieden
Fühlt ſich von Deinem mein Herz.

Was, wie ein göttlicher Hauch,
Jetzt Dich durchzittert, das Leben,
Eh' Du erwachſt, wird's entſchweben,
Nimmer erfreut es mich auch.

Das Grab.

Mir war, als müßt' ich graben
Und grub gar tief hinab;
Grub in die Läng' und Breite,
Am Ende ward's ein Grab.

War, weiß nicht wie, gezwungen,
Hab's nimmer gern gethan,
Doch ſollt' ich, was ich wünſchte,
Zuletzt als Lohn empfahn.

Das Grab war aufgeworfen,
Matt ſank mir Arm und Bein,
Ich hatte Nichts mehr zu wünſchen
Und legte mich ſelbſt hinein.

Frühlingsgedicht.

Ich bin hinausgegangen
In all die Frühlingspracht!
Wie regt ſich jedes Leben!
Und jedem wird gegeben,
Was jedes glücklich macht.

Und jedes, wie ſich's freuet,
Erfreut es andre auch;
Dein Lied, voll Duft und Sonne,
Giebt, Lerche, meiner Wonne
Den glühnden Lebenshauch.

Ja, heil'ge Pflicht iſt Freude,
Deß werd' ich mir bewußt;
Ich fühlts, ſchon dürſtet Eines,
Das Nichts erquickt, als meines
Erhobnen Herzens Luſt.

Ringt um des Jubels Krone!
Das iſt das Weltgebot.
Die trunkenſte der Seelen
Will Gott ſich ſelbſt vermälen
Durch ſüßen Freudentod.

Schlachtlied.

Fragt nicht, wohin? Fragt nicht, warum?
Nur immer drauf und dran!
Die Büchſen her, und Knall auf Knall,
Und jeder Knall ein Mann!
Und ſtreckſt Du Manchen in den Grund —
Du hältſt ja wieder ſtill;
Sey's Freund, ſey's Bruder oder Sohn,
Mach' ſich bezahlt, wer will.

Und iſt die Helden-Arbeit gleich,
So iſt auch gleich der Lohn!
Mit Cäſar gilt's die Brüderſchaft
Und mit Napoleon!
Iſt ſolch ein Gut für etwas Blut
Denn nicht ein würd'ger Kauf?
Und können Todte auferſtehn,
So ſteh'n ſie heute auf!

Hurrah, das pufft, das knallt und pfeift,
Daß ſchier die Erde bebt!
Die Trommeln wirbeln luſtig d'rein
Und Alles iſt belebt.
Am Morgen war's hier ſtill und todt,
Kaum, daß die Wachtel ſchlug,
Und wenn wir erſt erſchlagen ſind,
Wird's wieder ſtill genug!

Leben und Traum.

Ich lag, ein kleines Kind, in meiner Mutter Schooße
Und ſpielte, ſtill entzückt, mit Lilie und Roſe,
Und, von dem Duft berauſcht, verſank ich allgemach
In Schlummer, lind und ſüß, wie jener Maientag.

Ich lag auch noch im Traum in meiner Mutter Schooße
Und ſpielte, wie vorher, mit Lilie und Roſe,
Und ſah, wie Roſ' auf Roſ' dem Himmel ſanft entquoll,
Indeß die Erde leiſ' zum Lilienbeet erſchwoll.

Ach rings nun, ſtatt der Welt, nur Lilie und Roſe,
Dazu der Mutter Blick und ihres Hauchs Gekoſe!
Selbſt in der Seele war kein andres Bild mehr da,
Ich wußte nur von dem, was rings mein Auge ſah.

Ich lag erwachend noch in meiner Mutter Schooße,
In Händen hielt ich feſt die Lilie und die Roſe,
Die Mutter, über mich gebeugt, ſah ſtill mich an:
O einz'ge Stund', wo Traum und Seyn in Eins zerrann!

Frage und Antwort.

„Was iſt die Liebe? Sag' es mir,
Der Du ſo Vieles weißt!
Du biſt ein Dichter: frage an
Bei Deinem Dichtergeiſt!“

Ich weiß es wohl, doch kann ich's nicht
In Worten Dir vertraun;
Ein Mittel giebt es: liebe mich,
Da wirſt Du's deutlich ſchaun!

Der Invalide.

Frei zieh' ich durch Dörfer und Stadte,
Frei zieh' ich von Haus zu Haus,
Und um mein Amt zu vermelden:
Ich glaub', ich ſae die Helden
Für künftige Schlachten aus.

Einſt hatt' ich, was ich brauchte,
Jetzt brauch' ich, was ich hab',
Noch giebt man mir ganz ſo gerne,
Wie man mir in der Ferne
In Feindes Landen gab.

Dort ſchrieb das Quantum der Degen,
Hier ſchreibt's der Stelzfuß vor:
Viel ſchmäler, meinetwegen!
Gewann ich doch an Segen,
Was ich an Brot verlor.

Auch ſind ja hier nicht die Klingen,
Wie dort, auf mich erpicht;
Ich, dem gedroht jedwede,
Bin ſicher jetzt gegen jede,
Nur — gegen die eigne nicht.

Dort kommen Buben geſprungen,
Ich nehme den Stein hier zum Sitz.
Am Bettelbrot mich zu ſtärken,
Wenn ſich's die Buben merken,
So bin ich noch zu was nütz.

Das Kind.

Die Mutter lag im Todtenſchrein,
Zum letzten Mal geſchmückt;
Da ſpielt das kleine Kind herein,
Das ſtaunend ſie erblickt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt dem Kindlein ſehr,
Die Buſenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Und ſanft und ſchmeichelnd ruft es aus:
Du liebe Mutter, gieb
Mir eine Blum' aus Deinem Strauß,
Ich hab' Dich auch ſo lieb!

Und als die Mutter es nicht thut,
Da denkt das Kind für ſich:
Sie ſchlaft, doch wenn ſie ausgeruht,
So thut ſie's ſicherlich.

Schleicht fort, ſo leiſ' es immer kann,
Und ſchließt die Thüre ſacht
Und lauſcht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

Auf dem Kirchhof.

Wie ſcheint die Sonne lind und hell
Und gießt die Fülle Lebens aus!
Wie tönt das Todtenglöcklein ſchnell,
Unheimlich ſchnell, im Leichenhaus.

Dem Spielkind, das die Glocke hört,
Iſt's Klang, Muſik, wie andre auch;
Mich, den der heiſ're Grabruf ſtört,
Beſchwichtigt gleich ein Frühlingshauch.

Leben.

Seele, die Du, unergründlich
Tief verſenkt, Dich aetherwärts
Schwingen mögteſt und allſtündlich
Dich gehemmt wähnſt durch den Schmerz —
An den Taucher, an den ſtillen,
Denke, der in finſtrer See
Fiſcht nach eines Höhern Willen:
Nur vom Athmen kommt ſein Weh.

Iſt die Perle erſt gefunden
In der öden Wellengruft,
Wird er ſchnell empor gewunden,
Daß ihn heilen Licht und Luft:
Was ſich lange ihm verhehlte,
Wird ihm dann auf einmal klar:
Daß, was ihn im Abgrund quälte,
Eben nur ſein Leben war.

Gott. Menſch. Natur.

Anſchauungen, Phantaſieen und Ahnungen in Fragmenten.

1. Gott über der Welt.

Ich wandle durch den langen bunten Reigen
Von Welten, der die Schweſter mir verhüllt,
Und doch zugleich in demuthvollem Neigen
Von ihrer treuen Liebe überquillt.

Ich ſchaue gern hinein in jene Sonnen,
Sie ſind mir, wie ein Flammenblick von ihr,
Den einſt, als wär' ſie ſelbſt darin zerronnen,
Ihr Auge kühn hinüber warf zu mir.

Ich ſchaue gern hinein in dieſe Erden,
In ihnen ſprudelt mir ihr eignes Blut,
Das, mag es auch zu Baum und Blume werden,
Doch mir nur ſchäumt in jugendlicher Glut.

Ich ſchaue gern den Wirbeltanz der Weſen,
Von dem ich längſt in ihrer tiefſten Bruſt
Den Riß geſehen und den Plan geleſen,
Eh' ſie ihn ſchuf in träumeriſcher Luſt.

Was einſt ihr Mund begeiſtert ausgeſprochen
Als kreiſenden Gedanken und Gefühl,
Iſt voll aus ihrem Ich hervor gebrochen
In aller Formen ſchwindelndem Gewühl.

Und wo ein Funke glüht von ihrem Leben,
Glüht auch die Liebe, die ſie zu mir trägt,
Doch fühl' ich, daß ſie jetzt mir nur mit Beben,
Nicht trunken mehr, wie einſt, entgegen ſchlägt.

Die Weſen können nur für mich entbrennen,
Und ahnen bang und ſchauernd meine Kraft,
Die Schweſter konnte jauchzend mich erkennen
Und hielt mich, wie ich ſie, in ſüßer Haft.

Jetzt träumt ſie tief, und würde ewig träumen,
Doch bald vernimmt ſie ſchlummernd meinen Ruf,
Dann wacht ſie auf und zieht aus allen Räumen
Im erſten Athmen ein, was ſie erſchuf.

2. Der Menſch.

Und wär' es denn, und wär' ich nicht
Ein neues ſchönres Leben,
Das ſchüchtern aus der Knoſpe bricht
Und mit geheimem Beben
Sich in die dunkle Kette ſchlingt,
Die, ſtets hinauf gewendet,
Durch Millionen Geiſter dringt
Und als ein Gott ſich endet;

Und wäre ich der dunklen Kraft,
Die aus demſelben Kerne
Die Blume und den Baum erſchafft,
Den Himmel und die Sterne,
In ihrer höchſten Schöpferglut
Als Meiſterſtück entſprungen,
Von jedes Lebens reinſter Flut
Auf's Innigſte durchdrungen;

Wär', was mir Lipp' und Wange malt,
Zugleich der Roſen Wonne,
Und was mir aus dem Auge ſtralt,
Vom Flammenquell der Sonne,
Und triebe, was mir ab und auf
Die Bruſt durchhüpft als Seele,
Zugleich das Roß zum ſtolzen Lauf,
Zum Liede Philomele:

Das wäre ſchön, das wollte ich
Mit keinem Laut beklagen;
Natur, als Schweſter dürfſt' ich Dich
Alsdann im Herzen tragen;
Ich würde, Schweſter, mich durch Dich
Und Dich durch mich verſtehen,
In Dir, Geliebte, würde ich
Mein ſtummes Abbild ſehen.

Da wär' mir jeder Weſt ein Gruß,
Womit mich Du beglückteſt,
Und jeder kühle Trunk ein Kuß,
Womit mich Du entzückteſt,
Und Luft und Duft ein ſüßer Hauch
Aus Deinem Schweſtermunde,
Und jeder blütenvolle Strauch
Von Deiner Huld ein Kunde.

Da wüßte ich, warum ich bleich
Mich mit der Blume neige
Und mit dem Adler doch zugleich
Hinauf zum Himmel ſteige:
Ich wäre ja, als wie ihr Herz,
In die Natur verwoben,
Dies wird gebeugt von jedem Schmerz,
Von jeder Luſt gehoben.

Und kehrte ich ermüdet nun
Zurück in's Gränzenloſe,
Da dürft' ich ſanft und ſelig ruhn
In meiner Schweſter Schooſe;
Als kühle Erde würde ſie
Mich freundlich überdecken,
Und dann in zarter Sympathie
Als Sonne mich erwecken.

3. Das Seyn

Geheimniß, wunderbar, wie keins,
Des In- und Durcheinanderſeyns
In dem unendlichſten Gewühl
Durch Sinn, Gedanken und Gefühl.
Der ew'ge Strom fließt ab und zu,
Wo fang' ich an? Wo endeſt Du?
Du ſprichſt ein volles, tiefes Wort,
Das wirkt in meiner Seele fort,
So webſt Du Dich in mich hinein,
Denn, was es ſchafft, iſt Dein, wie mein.
Und was der Mund nicht ſagen kann,
Sieht Eines doch dem Andern an.
Alsbald erwacht Verſchlingungstrieb
Und Eines hat das Andre lieb.
Der fernen Sonne ew'ge Glut
Durchdringt belebend mir das Blut.
Was in dem Schooß der Erde gohr,
Rankt ſich als Wein zu mir empor.
Und was nicht in die Sinne fällt,
Hält ahnungsvoll das Herz geſchwellt,
So daß ſelbſt Gott mich nur erdrückt,
Damit er mich mir ſelbſt entrückt.
So brauſt in wohl gemeſſnem Tact
Dahin des Lebens Kataract.

Daß jeder Tropfe, der entſpringt,
Nach Maaß jedwedes Seyn durchdringt.
Daß alle Form nur Gränzen ſteckt,
Damit ſie Eigenſtes erweckt,
Und daß das ungeheure All
Sich umwalzt in dem kleinſten Ball.

4. Offenbarung.

In unermeßlich tiefen Stunden,
Haſt Du in ahnungvollem Schmerz
Den Geiſt des Weltalls nie empfunden,
Der niederflammte in Dein Herz?

Jedwedes Daſeyn zu ergänzen
Durch ein Gefühl, das ihn umfaßt,
Schließt er ſich in die engen Gränzen
Der Sterblichkeit als reichſter Gaſt.

Da thuſt Du in die dunkeln Riſſe
Des Unerforſchten einen Blick
Und nimmſt in Deine Finſterniſſe
Ein leuchtend Bild der Welt zurück;

Du trinkſt das allgemeinſte Leben,
Nicht mehr den Tropfen, der Dir floß,
Und in's Unendliche verſchweben
Kann leicht, wer es im Ich genoß.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

5. Das höchste Lebendige.

Was oben und unten in Fülle und Kraft
Die ewige Mutter erſchuf und erſchafft,
Sie hat es in Formen, in ſteife, gehüllt,
In ſtarrende Normen das Leben gefüllt.

Und wie's in den Formen auch brauſet und ziſcht,
So bleibt es doch immer mit Erde gemiſcht,
Nie kann ſich's entreißen der dumpfen Gewalt,
Da wird es ſo trübe, da wird es ſo kalt.

Doch mich hat ſie nimmer gebannt in den Ring,
Mit welchem ſie grauſam die Weſen umfing,
Ich ſteige hinunter, ich ſteige empor
Nach eignem Behagen im wirbelnden Chor.

Ich ſchlürfe begierig aus jeglichem Seyn
Mit tiefem Entzücken den Honig hinein,
An keines gebunden, muß jedes mir ſchnell
Die Pforten entriegeln zum innerſten Quell.

Ich bin's, der die Welle des Lebens bewegt,
Der ihre gewaltigſte Strömung erregt,
Und dann, was ſie innerlich eigen beſitzt,
Enteilend, in's dürſtende Weltall verſpritzt.

Ha! oben in Wolken in bläulichem Glanz
Mit brauſenden Stürmen der ſchwindelnde Tanz!
Als Blitz, dies Verflammen im nächtlichen Blau!
Als Regen, dies Tränken der durſtigen Au!

Im Kelche der Blume, im farbigen, nun
Das ſtille Verſchließen, das liebliche Ruhn!
Und wenn ich entſteige der thauigen Gruft,
Umſtrömt mich, entbunden, der glühendſte Duft!

O ſeliges Wohnen in Nachtigallbruſt!
O ſüßes Zerrinnen in heimlichſter Luſt!
Ich hauch' ihr die Liebe in's klopfende Herz,
Dann ſcheid' ich, da ſingt ſie in ewigem Schmerz.

In Seelen der Menſchen hinein und hinaus!
Sie mögten mich feſſeln, o neckiſcher Strauß!
Die fromme des Dichters nur iſt's, die mich hält,
Ihr geb' ich ein volles Empfinden der Welt.

Der junge Jäger.

In die kühle Felſengrotte
  Tritt der junge Jäger ein.
Heiß iſt's draußen, um zu ſchlummern,
  Legt er ſtill ſich auf's Geſtein.

Und der Schlaf, der ewig milde,
  Schließt ihm bald die Augen dicht:
Holder Träume lichte Schatten
  Fliegen über ſein Geſicht.

In die kühle Felſengrotte
  Tritt ein Mädchen, hoch und ſchlank,
Sieht den Schlafer, hold erſchreckend,
  Naht ſich haſtig ſeiner Bank.

Will ihn wecken, höret Schritte,
  Ruft mit Angſt: es iſt zu ſpät!
Macht des Kreuzes ſchirmend Zeichen
  Ueber ihn, wie im Gebet.

In die Grotte tritt der Wildſchütz,
  Sieht den jungen Jägersmann,
Greift erblaſſend nach der Büchſe,
  Spannt den Hahn, legt auf ihn an.

Vor den Bruder tritt das Mädchen,
  Doch, er drängt ſie ſtumm zurück;
Der hat einſt auf mich geſchoſſen!
  Sagt ihr ernſt und ſtreng ſein Blick.

„Sieh ihn ſchlafen — ſpricht ſie leiſe —
  Er iſt jetzt in Gottes Schutz,
Ihm zur Seite ſteht ein Engel,
  Fühlſt Du's nicht in Deinem Trutz?“

Als er auflacht, fleht ſie innig:
  „Sieh, er ſchläft ſo ruhig fort!
Laß, bis er erwacht, ihn leben!“ —
  Er gelobt's mit kurzem Wort.

Still am Flintenſteine ſchraubend,
  Blickt er auf den Feind ſo wild:
Lautlos auf die Kniee ſinkend,
  Liegt ſie bleich, ein Marmorbild.

„Glaubſt Du nicht an ſeinen Engel,
  Oder biſt Du's ſelbſt zumeiſt?„
Ach, ich bete — ſeufzt ſie weinend —
  Daß Du nie ein Mörder ſeyſt.

Pulver auf die Pfanne ſchüttend,
  Spricht er finſter, ungeirrt:
„Wenn ich auch ein Mörder werde,
  Iſt es nur, daß Der's nicht wird!“

Ringsum Stille, durch das Summen
  Eines Käfers kaum geſtört,
Tief genug, daß man des Schläfers
  Leiſe Athemzüge hört.

Horch, da raſchelt's vor der Grotte,
  Und ein Hirſch, neugierig, ſtreckt
Seinen Hals hinein zum Eingang,
  Springt zurück, und flieht erſchreckt.

Doch der Schütz, raſch, unwillkürlich,
  Sendet ſeinen Schuß ihm nach,
Flucht dann laut, und ſtürmt von hinnen,
  Denn das hallt, wie Wetterſchlag.

Aus dem Schlummer, der ihn deckte,
  Fährt der Jäger raſch empor;
Eine Roſe ſieht er liegen,
  Die das Mädchen kaum verlor.

Die gemahnt ihn an die Jungfrau,
  Die an ihm vorüber flog,
Eine Thräne ſtolz zerdrückend,
  Als er jüngſt den Wald durchzog.

Eine Roſe, weiß, wie dieſe,
  Trug ſie ſtill an ihrer Bruſt;
Daß ſie ſeines Feindes Schweſter,
  War ihm nimmermehr bewußt.

Als er aus der Grotte ſchreitet,
Trifft er mit verbißner Wuth,
Den an ſeiner Statt des Schützen
Kugel traf, den Hirſch im Blut.

„Frevler, damals wollt' ich fehlen,
Denn das Herz erſtarrte mir,
Doch, ertapp' ich jetzt Dich wieder,
Sollſt Du ſtürzen, wie dies Thier!“

An den Hut die Roſe ſteckend,
Schwur er's und verſchwand im Wald.
Sagt mir, was der Schuß bedeutet,
Der von dort herüber hallt?

Heimkehr.

Laut durch die Luſt, die dunkle Wüſte,
Fuhr nächtlich-ungeſtüm der Sturm.
Die erſte Stimme, die mich grüßte,
Erſcholl herab vom Glockenthurm.
Du Glocke, die ſo oft geſchlagen
Zu meiner Luſt, zu meiner Qual,
Was hatteſt Du mir da zu ſagen?
Das Alte Alles noch einmal!

An Hedwig,

ein in früher Jugendzeit, und ſeitdem nie wieder geſehenes Mädchen.

Es war in ſchöner Frühlingszeit,
Als ich Dich fand, Du ſüßes Kind,
Da drängte all die Lieblichkeit,
Wie nie noch, an mein Herz ſich lind.

Nach manchem Tag kam dann der Tag,
Der uns, vielleicht auf ewig, ſchied;
Still trug ich's wie man's tragen mag,
Wenn man den Frühling ſcheiden ſieht.

Nur ſelten ſtieg Dein holdes Bild
Mir auf in der erſtarrten Bruſt,
Doch, ward ich einmal weich und mild,
So war ich gleich mir Dein bewußt.

Und dieſes fühl' ich, lieg' ich einſt
Taub, kalt, mit faſt erloſchnem Blick,
So iſt, daß Du mir noch erſcheinſt,
Mein letzter Wunſch, mein letztes Glück.

Du warſt mein Lebensengel, ſey
Denn Du mein Todesengel auch,
Dann miſcht noch in den Herbſt der Mai
Den überquellend-vollen Hauch.

Am Morgen, wo der Menſch erſteht,
Wo's gilt ein freudiges Vertraun,
Und Abends, wenn's zur Ruhe geht,
Da mag er gern gen Himmel ſchau'n!

Spaziergang am Herbſtabend.

Wenn ich Abends einſam gehe
Und die Blätter fallen ſehe,
Finſterniſſe nieder wallen,
Ferne, fromme Glocken hallen:

Ach, wie viele ſanfte Bilder,
Immer inniger und milder,
Schatten längſt vergangner Zeiten,
Seh' ich dann vorübergleiten.

Was ich in den fernſten Stunden,
Oft nur halb bewußt, empfunden,
Dämmert auf in Seel' und Sinnen,
Mich noch einmal zu umſpinnen.

Und im inneren Zerfließen
Mein' ich's wieder zu genießen,
Was mich vormals glücklich machte,
Oder mir Vergeſſen brachte.

Doch, dann frag' ich mich mit Beben:
Iſt ſo ganz verarmt Dein Leben?
Was Du jetzt erſehnſt mit Schmerzen,
Sprich, was war es einſt dem Herzen?

Völlig dunkel iſt's geworden,
Schärfer bläſt der Wind aus Norden,
Und dies Blatt, dies kalt benetzte,
Iſt vielleicht vom Baum das letzte.

Magdthum.

Mädlein ſchaut beim Lampenſtrale
  Schüchtern in des Spiegels Rund,
Und ihr thut zum erſten Male
  Ihrer Schönheit Macht ſich kund.
Tief erröthend, dennoch zaudernd,
  Blickt ſie fort und fort hinein,
Dann, wie vor ſich ſelbſt erſchaudernd,
  Löſcht ſie ſchnell der Lampe Schein.

Leiſe in ſich ſelbſt verſinkend,
  Und aus eignen Zaubers Glanz
Inniges Genügen trinkend,
  Iſt ſie ſtill und ſelig ganz.
Doch, ſie will die Luſt bezwingen,
  Weil ſie aus ihr ſelber quillt,
Da verklärt dies holde Ringen,
  Wie mit inn'rem Licht, ihr Bild.

Und ſie ſieht's mit ſüßem Bangen,
  Daß, je mehr ſie ſich verdammt
Es von Stirn und Mund und Wangen
  Immer göttlicher ihr flammt.
Kaum nur kann ſie ſich's noch wehren,
  Was ihr Antlitz ſo durchbricht,
Als ein Wunder zu verehren,
  Zitternd löſcht ſie da das Licht.

Das alte Haus.

Der Maurer ſchreitet friſch heraus,
Er ſoll Dich niederbrechen;
Da iſt es mir, Du altes Haus,
Als hörte ich Dich ſprechen:
„Wie magſt Du mich, das lange Jahr
Der Lieb' und Eintracht Tempel war,
Wie magſt Du mich zerſtören?

Dein Ahnherr hat mich einſt erbaut
Und unter frommem Beten
Mit ſeiner ſchönen ſtillen Braut
Mich dann zuerſt betreten.
Ich weiß um Alles wohl Beſcheid,
Um jede Luſt, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

Dein Vater ward geboren hier,
In der gebräunten Stube,
Die erſten Blicke gab er mir,
Der muntre, kräft'ge Bube.
Er ſchaute auf die Engelein,
Die gaukeln in der Fenſter Schein,
Dann erſt auf ſeine Mutter.

Und als er traurig ſchlich am Stab
Nach manchen ſchönen Jahren,
Da hat er ſchon, wie ſtill ein Grab,
In meinem Schooß erfahren;
In jener Ecke ſaß er da,
Und ſtumm und händefaltend ſah
Er ſehnlich auf zum Himmel.

Du ſelbſt — doch nein, das ſag' ich nicht,
Ich will von Dir nicht ſprechen,
Hat dieſes Alles kein Gewicht,
Magſt Du mich niederbrechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerſtöre Du den Tempel ſein,
Damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich ſtehn,
Bin feſt genug gegründet,
Und ob ſich mit der Stürme Weh'n
Ein Wolkenbruch verbündet.
Kühn rag' ich, wie ein Fels, empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ich's nicht an Würde?

Und hab' ich denn nicht manchen Saal
Und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht feſtlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch Jedem hat's in mir behagt,
Kein Glücklicher hat ſich beklagt,
Ich ſey zu klein geweſen.

Und, wenn es einſt zum Letzten geht,
Und wenn das warme Leben
In Deinen Adern ſtille ſteht,
Wird dies Dich nicht erheben,
Dort, wo Dein Vater ſterbend lag,
Wo Deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu ſtreiten?“

Nun ſchweigt es ſtill, das alte Haus,
Mir aber iſt's, als ſchritten
Die todten Väter all' heraus,
Um für das Haus zu bitten,
Und auch in meiner eignen Bruſt,
Wie ruft ſo manche alte Luſt:
Laß' ſtehn das Haus, laß' ſtehen!

Indeſſen iſt der Mauermann
Schon in's Gebälk geſtiegen,
Er fängt mit Macht zu brechen an
Und Stein' und Ziegel fliegen.
Still, lieber Meiſter, geh' von hier,
Gern zahle ich den Taglohn Dir,
Allein das Haus bleibt ſtehen.

Die Unſchuld.

Sie iſt nicht, daß ſie ewig lebe,
  Sie ſoll nur einen Tod erwerben,
Der ſie mit Glorie umgebe,
  Drum muß ſie an der Liebe ſterben!

Erquickung.

Der Vater geht hinaus auf's Land,
Sein muntres Knäblein an der Hand:
Getragen iſt des Tages Laſt,
Nun geht er bei der Nacht zu Gaſt.

Solch friſches Menſchenangeſicht,
Draus Heiterkeit und Friede ſpricht,
Das iſt mir, wie ein Bibelbuch,
Ich ſchau' hinein und hab' genug.

Bin längſt nicht mehr der Thor, der fragt:
Was haſt Du ſelber Dir erjagt?
Das aber giebt mir ein Gefühl,
Als gäb's für Andre doch ein Ziel.

Winterreiſe.

Wie durch ſo manchen Ort
Bin ich nun ſchon gekommen,
Und hab' aus keinem fort
Ein freundlich Bild genommen.

Man prüft am fremden Gaſt
Den Mantel und den Kragen,
Mit Blicken, welche faſt
Die Liebe unterſagen.

Der Gruß trägt ſo die Spur
Gleichgültig-offner Kälte,
Daß ich ihn ungern nur
Mit meinem Dank vergelte.

Und weil ſie in der Bruſt
Mir nicht die Flamme nähren,
So muß ſie ohne Luſt
Sich in ſich ſelbſt verzehren.

Da ruf' ich aus mit Schmerz,
Indem ich fürbaß wandre:
Man hat nur dann ein Herz,
Wenn man es hat für Andre.

Herz, werde wieder warm!
Sonſt hörſt Du auf zu leben.
Du wirſt durch's Sparen arm
Und reich allein durch's Geben.

Im Walde.

Wie thut mir Fuß und Rücken weh!
  Wie ſehnt' ich mich nach Ruh!
Doch, nun ich vor dem Wirthshaus ſteh,
  Nun ſchreit' ich rüſtig zu

Der Giebel, der den Einſturz dräut,
  Wird ſchier vom Wind bewegt,
Er hielt vielleicht ſich nur bis heut,
  Damit er mich erſchlägt.

Am Fenſter ſitzt ein altes Weib,
  Verfallen, wie das Haus,
Sie reißt im ſchlimmen Zeitvertreib
  Den Spinnen Beine aus.

Langweilig ſonnt ein Burſche ſich
  Im ſchwülen Mittagsſchein.
Er gähnt, doch kaum erblickt er mich,
  So ſpringt er flink hinein.

Ein Spätlingsrabe, dick und ſchwer,
  Wirft ſich vom Baum herab,
Im Kreiſe fliegt er um mich her,
  Als mäß' er mir das Grab.

Und öder finſtrer Wald ringsum,
Als ob die Welt hier ſchließt.
Hier bleibt das Blut auf ewig ſtumm,
Das Mörderhand vergießt.

Ich pfeif ein Lied, der Rabe krachzt
Und ſtreift mir hart vorbei;
Es fällt ein Schuß, der Rabe ächzt,
Ihn traf, nicht mich, das Blei.

Sommerreiſe.

An ein Mädchen.

Dein Haus, im Waldgehege,
  Stand auf dem Hügel frei;
Ich, auf gewund'nem Stege,
  Zog hart daran vorbei.
Du gabſt mit treuer Miene
  Mir meinen Gruß zurück
Die wallende Gardine
  Entzog Dich dann dem Blick.

Nun hat das reiche Leben,
  Das ringsum ſich ergießt,
In Deinem ſtillen Weben
  Den Punct, in dem es ſchließt.
Du wirſt die Beere pflücken,
  Die dort zur Reife drängt,
Dich wird die Roſe ſchmücken,
  Die hier im Grünen hängt.

Und danke ich der Quelle,
  Die mir den Trunk gebracht,
Dank' ich ſo mancher Stelle
  Voll kühler Waldesnacht,
Dank' ich der Sonne willig
  Ihr herzerfreuend Licht,
So dank' ich Dir auch billig
  Dein ſüßes Angeſicht.

Das Licht will ſich verſtecken!

Das Licht will ſich verſtecken,
Ganz einſam brennt es dort:
Man ſoll es nicht entdecken,
Wo iſt der beſte Ort!
Hinab zur Höhle hüpfend
Im ſchwarzen Felsgeſtein,
Flink durch die Oeffnung ſchlüpfend,
Wähnt es ſich ſchon allein.

Du thöricht Licht, verborgen
War dieſe Höhle ſehr,
Doch hab' ich große Sorgen,
Sie iſt es jetzt nicht mehr.
Schon tappt ein ſpäter Wandrer,
Nun tritt er ein mit Haſt,
Und irrt noch wo ein Andrer,
So iſt's Dein zweiter Gaſt.

Er ſucht umſonſt im feuchten
Geſtein ein Lager, da
Sieht er ein weißes Leuchten,
Wie er's noch niemals ſah.
In ahnendem Verlangen
Streckt er darnach die Hand
Und faßt mit glüh'nden Wangen
Den reinſten Diamant.

O Licht, verſteck' dich nimmer!
Du ſiehſt, wie es gelang.
O Licht, verſteck' Dich immer,
Wohin noch Keiner drang.
Es wird in Deinem Strale
Die grauenvollſte Nacht
Vielleicht mit einem Male
Ein reicher Wunderſchacht.

Vorfrühling.

Wie die Knoſpe hütend,
  Daß ſie nicht Blume werde,
Liegt's ſo dumpf und brütend
  Ueber der drängenden Erde.

Wolkenmaſſen ballten
  Sich der Sonne entgegen,
Doch durch tauſend Spalten
  Dringt der befruchtende Segen.

Glüh'nde Düfte ringeln
  In die Höhe ſich munter,
Flüchtig grüßend, züngeln
  Streifende Lichter herunter.

Daß nun, ſtill erfriſchend,
  Eins zum Andern ſich finde,
Rühren, Alles miſchend,
  Sich lebendige Winde.

Mutterſchmerz.

Noch ſteht die kleine Wiege dort,
  Jetzt darf ſie ſtille ſtehen.
Den kleinen Schläfer trug man fort,
  Ich werd' ihn nie mehr ſehen.
Sonſt weckt' er mich in jeder Nacht,
  Dann tränkte ich ihn herzlich;
Von ſelber bin ich heut erwacht,
  Da lächelte ich ſchmerzlich.

Wenn ſonſt der helle Morgen kam
  Und ich ihn an mich drückte,
Wie ward's mir da ſo wunderſam,
  Wenn ich in's Aug' ihm blickte;
Ich glaubte dann in ſeine Bruſt
  Recht tief hinab zu ſehen
Und all ſein Leid und ſeine Luſt
  Voraus ſchon zu verſtehen.

Dann war es mir, als ſäh' ich viel
  Von ſeinem ganzen Leben,
Ich ſah des Knaben heitres Spiel,
  Des Jünglings ernſtes Streben.
Ich ſah in ſeiner Kraft den Mann
  In würd'gem Kreis beglücken,
Dann zog ich ſchnell mein Kind heran,
  Und küßt' es mit Entzücken.

Er ſtarb, und ach! ſo ſchwer, ſo bang!
Mir ſagte keine Stunde,
Wie ſüß der Muttername klang
Von ſeinem holden Munde.
Bloß Todesſeufzer durft' ich hier
Von ſeinen Lippen hören,
Und bange Ahnung ſagte mir,
Daß wir uns ganz verlören.

Sein Auge konnte, als es brach
Kein Lebewohl mir ſagen,
Er ſchien bloß, als er ſterbend lag:
Du hilfſt mir nicht? zu fragen.
Er hat die Mutter nicht erkannt
In all den andern Stunden,
Er hat erſt, als ich hülflos ſtand,
Was ich ihm ſey, empfunden.

Neue Liebe.

O Blitz, der aus dem Tiefſten ſpringt
  Und mir durch jede Faſer zuckt,
Der mich mit neuer Glut durchdringt,
  Die ſonſt mein Innres ſtill verſchluckt:
Ich grüße Dich viel tauſend Mal
  Und frage nicht: bringſt Du Genuß?
Denn Du befreiſt mich von der Qual,
  Daß ich mich ſelber lieben muß.

Wiederſehen.

Das war ein wunderliches Feſt,
  Woran ich Theil genommen:
Die Gäſte ſind, zu allerbeſt
  Geputzt, in Zahl gekommen.
Mann, Weib und Kind, und Paar auf Paar
Viel blaſſe ſchöne Jungfrau'n gar,
  Und doch ward mir beklommen.

Ich ſah von langer Tiſche Reih'n
  Koſtbare Früchte winken
Und manchen edlen Feuerwein
  In goldnen Bechern blinken.
Man ſchenkte ein, man legte vor,
Und doch war Nichts, was ich erkor,
  Und doch mogt' ich nicht trinken.

Es prangte ſtolz ein großer Saal,
  Voll reichen Lichts und Glanzes,
Da drangten raſch ſich durchs Portal
  Die Damen, reichen Kranzes.
Die luſtigſte Muſik begann,
Ich aber ſah mit Grauſen an
  Den wilden Knäul des Tanzes.

Mein Liebchen trat heran zu mir,
  Ich ſah ſie nicht, ſeit lange,
Ich ſchaute ängſtlich auf zu ihr,
  Es ward mir ſeltſam bange.
Ernſt, ſteinern-ernſt, wie ich ſie nie
Geſehen hatte, blickte ſie,
  Entfarbt war Lipp' und Wange.

Sie ſprach zu mir kein einzig Wort,
  Sie riß mich ſtumm und ſchweigend
In das Gewühl des Tanzes fort,
  Unheimlich-dreiſt ſich zeigend;
Doch ſchwand, wie ſie mich wirbelnd ſchwang,
Mein Grau'n, und wilde Luſt durchdrang
  Mich ſteigend, immer ſteigend.

Mein Auge, keck und lüſtern, hing
  An ihrem blaſſen Munde,
Und, drängender, mein Arm umfing
  Den ſchlanken Leib zur Stunde.
Da rief ſie aus: hier iſt es ſchwül,
Ich glühe, doch iſt's wunderkühl
  Im tiefen Erdengrunde.

Sie ſchritt hinaus, ich ſchlich ihr nach,
Ich ſuchte ſüße Labe,
Das Licht der Sterne blinkte ſchwach,
Fern krächzte heiſch ein Rabe;
Da fiel mir Etwas ſchwer auf's Herz
Und ich rief aus mit Grau'n und Schmerz:
Sie liegt ja längſt im Grabe!

Liebesgeheimniß.

Du nennſt die Liebe ein entzückend Traumen,
Ich nenne ſie ein ſchmerzliches Erwachen;
Wir fühlen uns in öden Schlummers Räumen
Gekettet an unwürdig=nicht'ge Sachen,
Wir ſchauern, es ergreift uns, ohne Säumen
Frei für das hohe Leben uns zu machen,
Allein wir Armen ſind gar feſt gebunden,
Bald iſt der Muth, das Sehnen auch, entſchwunden.

Ein müder Pilger kommt aus weiter Ferne,
Er ſtreckt ſich hin, zu dumpfem Schlaf ermattet.
Durch milden Blütenregen weckt' ihn gerne
Der Baum, der ſtill und freundlich ihn beſchattet.
Halb wacht er ſchon. Da leuchten alle Sterne,
Ihn kühlt ein Hauch, mit dem ein Duft ſich gattet,
Der ganze Himmel neigt ſich auf ihn nieder,
Er ſeufzt: ein Traum! und ſchließt die Augen wieder.

Wiegenlied.

Schlaf, mein Knäblein, ſchlaf!
Wie Du ſchläfſt, ſo biſt Du brav.

Mutter will für all die Mühe,
Die Du ihr, ſo ſpät, als frühe,
Machſt, Du lachſt nun, oder ſchmollſt,
Nichts, als daß Du ſchlafen ſollſt.

Schlaf, mein Knäblein, ſchlaf,
Wie Du ſchläfſt, ſo biſt Du brav!

Draußen, roth im Mittagsſcheine,
Glüht der ſchönſten Kirſchen eine,
Wenn Du aufwachſt, gehen wir,
Und mein Finger pflückt ſie Dir.

Schlaf, mein Knäblein, ſchlaf,
Wie Du ſchläfſt, ſo biſt Du brav!

Immer ſüßer kocht die Sonne
Deine Kirſche, Dir zur Wonne,
Schlaf denn, Knäblein, leicht bedeckt,
Bis der Durſt nach ihr Dich weckt.

Schlaf, mein Knäblein, ſchlaf,
Wie Du ſchläfſt, ſo biſt Du brav!

Memento vivere.

Ich ritt einmal im Dunkeln
Spat durch ein enges Thal;
Die Nacht war ſtill und traurig,
Ich ſtill und traurig zumal.

Ich dachte der theuren Menſchen,
Die ich auf Erden fand,
Ich dachte derer vor Allen,
Die ſchon bedeckt der Sand.

Da ſcholl's, wie Geiſterſtimme,
Vom düſtern Berg herab:
Menſch, freu' Dich heut des Lebens,
Denn morgen geht's in's Grab.

War es ein Hirtenknabe,
Der jene Worte ſang —
Ich weiß es nicht, ſie gingen
Mir durch die Seele bang.

Einſt hatt ich ſie vernommen
Aus eines Freundes Mund,
Da trank' er meine Geſundheit,
Jetzt lag er im kühlen Grund.

Die Spanierin.

„Flaſche, wunderbar verſiegelt,
Deinen Glutwein trink' ich jetzt,
Daß er meinen Geiſt, beflügelt,
Nach Hiſpania verſetzt!

Daß ich jenen Hügel ſchaue,
Drauf er wuchs und Feuer ſog,
Und das Felſenhaupt, das graue,
Das ſich auf ihn niederbog.

Und das Mädchen, das ihn ſtreifte
Mit des Flammenauges Stral,
Daß er doppelt ſchneller reifte,
Wenn ſie kam aus ihrem Thal.

Das ſich oft in ſeinem Schatten
An den Reben ſtill entzückt,
Und zuletzt die feuerſatten
Für ein Feſtmahl ausgedrückt.“

Wie aus einer Ader, ſchäumend
In den Becher rinnt der Wein,
Haſtig trinkt der Jüngling, träumend
Blickt er dann in's Glas hinein.

Eine dunkle Rebenlaube
Sieht er vor ſich, heimlich, dicht,
Traube drangt ſich drin an Traube,
Doch das Madchen ſieht er nicht.

„Trinke mehr!“ Er ruft's beklommen,
In die Wangen tritt ſein Blut.
„Trinke Alles! Sie ſoll kommen,
Ob ſie auch im Grabe ruht!“

Eben ſchlägt die zwölfte Stunde,
Und er leert das letzte Glas.
Da, wie aus des Bechers Grunde,
Steigt ein Madchen, ernſt und blaß.

„Könnt' ich weinen — ſpricht ſie — Armer,
Noch als Geiſt beweint' ich Dich,
Denn Du Blühend-Lebenswarmer
Biſt nun bald ſo kalt, wie ich.

Dieſe Laube, dieſe Reben
Siehſt Du, auch den kleinſten Sproß,
Aber nicht das ſüße Leben,
Das ſie dämmernd einſt umſchloß.

Nicht, wie ich mich ſchlafend ſtellte,
Als ich ihn von fern geſehn,
Nicht, wie es das Herz mir ſchwellte,
Als er ſprach: wie iſt ſie ſchön!

Nicht, wie bald ich ſeinem Sehnen
  Meine höchſte Huld erwies,
Auch nicht meine ſtarren Thränen,
  Als er endlich mich verließ.

Alle dieſe Reben blühten,
  Als er mich zuerſt umfing,
Und die reifen Trauben glühten,
  Als er treulos von mir ging.

Da, in rachedurſt'gem Muthe,
  Preßt' ich ſie, den Zauberſpruch
Murmelnd, und von meinem Blute
  Miſcht' ich drein und ſprach den Fluch.

Nun, ein letztes Angebinde,
  Schickt ich ihm den dunkeln Trank,
Dann, daß er mich nie mehre find,
  Stach ich mich in's Herz und ſank.

Doch, mein Werk blieb unvollendet,
  Meinen Wein, der ihn bedräut,
Hat er über's Meer geſendet,
  Und Du Armer trankſt ihn heut.

Weh, nun wirſt Du Dich verzehren,
  Wie es ihm beſchieden war,
Wirſt des Mädchens noch begehren,
  Das ſchon Staub ſeit manchem Jahr;

Wirſt auf Erden Nichts erwerben,
Als die Glut, drin Du erſtickſt,
Wirſt, ach wirſt nicht einmal ſterben,
Ehe Du mein Grab erblickſt!

Willſt Du mir zur Seite ſchlafen?
Zu Sevilla!“ — Sie entſchwebt,
Und der Jüngling geht zum Hafen,
Ob ein Schiff den Anker hebt.

Das Glück.

Vöglein vom Zweig
Gaukelt hernieder:
Luſtig ſogleich
Schwingt es ſich wieder.

Jetzt Dir ſo nah,
Jetzt ſich verſteckend:
Abermals da,
Scherzend und neckend.

Taſteſt Du zu,
Biſt Du betrogen,
Spottend im Nu
Iſt es entflogen.

Still! Bis zur Hand
Wird's Dir noch hüpfen,
Biſt Du gewandt,
Kann's nicht entſchlüpfen.

Iſt's denn ſo ſchwer,
Das zu erwarten?
Schau' um Dich her:
Blühender Garten!

Ei, Du verzagſt?
Laß' es gewahren,
Bis Du's erjagſt,
Kannſt Du's entbehren.

Wird's doch auch dann
Wenig nur bringen,
Aber es kann
Süßeſtes ſingen.

Das Haus am Meer.

Hart an des Meeres Strande
  Baut man ein feſtes Haus;
Als ſollt' es ewig dauern,
So heben die trotz'gen Mauern
  Sich in das Land hinaus.

Mächtige Hammerſchläge
  Erdröhnen ſchwer und voll;
Die Sägen knarren und ziſchen,
Verworren hört man dazwiſchen
  Der Wogen dumpf Geroll.

Durch das Gebälke klettert
  Ein rüſt'ger Zimmermann;
Der Wind, der ſich erhoben,
Zerreißt mit ſeinem Toben
  Das Lied, das er begann.

Ich bin hinein getreten;
  Daß ſolch ein Werk gedeiht,
Das iſt an Gott gelegen,
Zu beten um ſeinen Segen,
  Nehm' ich mir gern die Zeit.

Die Fenſter gehen alle
  Hinaus auf die wilde See:
Noch ſind ſie nicht verſchloſſen.
Eine Möwe kommt geſchoſſen
  Durch das, an dem ich ſteh'.

Hier will der Bewohner ſchlafen.
  Schon wird in dem luft'gen Raum
Die Bettſtatt aufgeſchlagen:
Da ahn' ich mit ſtillem Behagen
  Voraus gar manchen Traum.

Doch, wende ich mein Auge,
  Fallt's auf gar manches Riff,
Ich ſehe des Meeres Toſen,
Drüben im Gränzenloſen
  Durchbricht den Nebel ein Schiff.

Wer iſt's denn, der am Strande,
  Am öden, ſein Haus ſich baut?
„Ein Schiffer; ſeit vielen Jahren
Hat er das Meer befahren,
  Nun iſt's ihm lieb und vertraut.

Dies iſt die letzte Reiſe,
  Ich fühl' mich alt und müd',
Daß ich mein Neſt dann finde,
Hobelt und hämmert geſchwinde!
  So ſprach er, als er ſchied.

Jetzt kann er ſtündlich kehren,
  Er iſt ſchon lange fort,
Drum müſſen wir Alle eilen!“
Des ſchwellenden Sturmwinds Heulen
  Verſchlingt des Zimm'rers Wort.

Die Wolken ballen ſich dräuend,
  Rieſige Wogen erſtehn,
Aufgerüttelt von Stürmen,
Schrecklich, wenn ſie ſich thürmen,
  Schrecklicher, wenn ſie zergeh'n.

Das Schiff dort, kraftlos ringend,
  Ihr Spiel jetzt, bald ihr Raub,
Muß gegen die Felſen prallen,
Schon hör' ich den Nothſchuß fallen,
  Was hilft es? Gott iſt taub.

Ich fürchte, das iſt der Schiffer,
  Dem man dies Bett beſtellt,
Der Zimm'rer mit dem Hammer
Befeſtigt die letzte Klammer,
  Während das Schiff zerſchellt.

Stillſtes Leben.

Ich fuhr einſt über Waſſer,
Das hat gar wild geſchäumt,
Die Stürme brauſten wüthend,
Die Nacht lag dumpf und brütend,
Ich aber hab' geträumt.

Ich ritt durch Waldes-Dunkel,
Mein Roß hat ſich gebäumt,
Glutrothe Wolken rollten
Und ferne Donner grollten,
Ich aber hab' geträumt.

Ich bin zu Berg gefahren,
Da wurde nicht geſäumt,
An ſchwankem Seile baumelnd,
Erbangend, vorwärts taumelnd,
Ich aber hab' geträumt.

Zu ruhn in ſtiller Wiege,
Die Welt hinweg geräumt,
Und ungeſeh'n und ſchweigend
Die Mutter d'rüber neigend,
Das habe ich geträumt.

Das griechiſche Mädchen.

Wenn, heiß vom Ringen und vom Kämpfen,
Ein Jüngling Dir vorüber ging,
Und, um die inn're Glut zu dämpfen,
An Deinem Angeſichte hing;
Wenn dann jungfräuliche Verſchämtheit
Allmächtig Dich von dannen zog,
Und dennoch innerſte Gelähmtheit
Zu ſcheuem Zögern Dich bewog:

Da mogteſt Du Dich ſchüchtern fragen,
Ob einen Gott Dein Auge ſah,
Wie es nach alten heil'gen Sagen
Zu Luſt und Leid ſchon oft geſchah,
Und Semele und Daphne glitten
Im Traum an Deiner Seele hin,
Und wie ſie liebten oder litten,
Verwirrte gänzlich Dir den Sinn.

Wenn nun in einer Dämmerſtunde
Der kühne Jüngling vor Dich trat,
Und drängend, mit beredtem Munde,
Von Liebe ſprach, um Liebe bat,
Da konnteſt Du ihm Nichts verweigern
Und brachteſt ſtumm Dein Selbſt ihm dar,
Es in's Unendliche zu ſteigern,
Wie ſonſt ein Opfer am Altar.

Und nun, umfangen und umfangend,
Umbrauſt von einer neuen Welt,
Gedenkſt, erbangend, doch verlangend,
Du ſein, deß Arm die Donner hält;
Wie wilde Blitze glüh'n die Küſſe,
Du wogſt und wallſt, als wär'ſt Du Schaum.
Und dann beſiegeln die Genüſſe
Der Brautnacht göttlich Deinen Traum.

Auf ein neues Trinkglas.

Du funkelſt rein und ſpiegelblank
Im Morgenſtral der rothen Sonne,
Dich füllt zum erſten Mal der Trank,
Der Heiterkeit erſchafft und Wonne,
Ich führe Dich an meinen Mund,
Ich ſoll zum erſten Mal Dich leeren,
Doch frag' ich mich zu dieſer Stund:
Wem tönt der erſte Spruch zu Ehren?

Gern trink' ich auf Dein eigen Glück,
Und wahrlich wird es Dir nicht ſchaden,
Dir droht viel arges Mißgeſchick,
Behütet Dich nicht Gott in Gnaden.
Ich trete immer dreiſt heran,
Wo ſich die Menſchen tapfer freuen,
Doch, armes Gläslein, eben dann
Haſt Du ſie allermeiſt zu ſcheuen.

Schon ſeh' ich ſie, die muntre Schaar,
Das ganze fröhliche Gewimmel,
Das Du an manchem Tag im Jahr
Hinüber flügeln wirſt zum Himmel.
Ich ſeh's, wie Dich der Jüngling hebt
Und muthig ſtürzt mit kecker Lippe,
Und wie das ſcheue Mägdlein bebt,
Noch zweifelnd, ob ſie ſparſam nippe.

Ich bin im Tiefſten aufgeregt
Bei dieſem innigen Gedenken.
O, könnt' ich, was mich jetzt bewegt,
In Deinen ſtillen Kelch verſenken!
Da ſchlüg's in jedes Herz hinein,
Sobald der Mund aus Dir getrunken,
Ein zweiter, ſchön'rer Feuerwein,
Und weckte drinnen heil'ge Funken.

Und früge ſich wohl Einer gar,
Woher ſie komme, jene Flamme,
Da würde ihm auf einmal klar,
Daß ſie von einem Bruder ſtamme,
Der, weil er ihm die treue Hand
Nicht reichen konnte, und nicht ſagen,
Was er ſo warm für ihn empfand,
Dem Glas dies heimlich aufgetragen.

Der blinde Orgelſpieler.

In andächtiger Stille
Stehn wir, Dein frommes Spiel
Weckt in unendlicher Fülle
Uns das tiefſte Gefühl.

Meinen, hinüber zu treten
In den reinſten Kreis;
Mancher mag jetzt beten,
Welcher es ſelbſt nicht weiß.

Iſt Gott Dir aufgegangen
In der ewigen Nacht?
Ward Dir darum verhangen
Dunkel der Erde Pracht?

Eine der Thränen doch, eine
Laſſe der Herr Dich ſehn,
Die in himmliſchem Scheine
Jetzt im Auge uns ſtehn.

Nächtlicher Gruß.

An meine Freunde.

In dieſer dunk'len Stunde
  Der rings ergoßnen Nacht
Hab' ich bei Euch die Runde
  Zu Gruß und Kuß gemacht.
In eines Jeden Hauſe
  Sprach ich getreulich vor,
Bis in des Letzten Klauſe
  Mein Geiſt ſich ganz verlor.

In Träume reinen Schlummers,
  Längſt, ſeyd Ihr tief verſenkt,
Indeß die Welt des Kummers
  Euch ſtill vorüber lenkt.
Leicht glaubt Ihr zu erſtreben,
  Was nie die Erde bot,
Und habt gedoppelt Leben
  Für einen halben Tod.

Ich aber habe leiſe
Der Pforte mich genaht,
Die in die ew'gen Kreiſe
Euch aufgethan den Pfad,
Und all die ſtumme Trauer,
Die mir das Herz noch ſchwellt,
Umſchwebt als letzter Schauer
Euch kalt aus dieſer Welt.

Der Bettler weint um ſeinen Sohn.

Der Bettler weint um ſeinen Sohn!
Ihr nährtet ihn, da mögt Ihr meinen,
Ich habe gar kein Recht, zu weinen,
Sein Tod ſey Euer Gottes-Lohn.

Ich glaube das, und weine doch!
Gott — oder wer? gab mir das Leben,
Ihr habt das Uebrige gegeben,
Wie? und wie gern? Ihr wißt es noch.

Ich wein' um ihn, und bin nicht toll!
Ich nahm bisher, wie man auch reichte,
Denn Abends gab ich ſelbſt, und zeigte,
Wie Menſch dem Menſchen geben ſoll.

Ich wein' um ihn! Dies Geben nur
Verlieh mir Kraft zum herben Nehmen,
Ich konnte mich für ihn bequemen,
Doch jetzt empört's mir die Natur.

Ich wein' um ihn! Oft dacht' ich mir,
Wenn mir viel Bittres widerfahren:
Halt' aus! Halt aus! In wenig Jahren
Giebt er, wie Du jetzt ihm, ſo Dir.

Es heißt, man wird vom Weinen blind!
Drum wein' ich fort in meinem Wehe,
Bis ich Euch Geber nicht mehr ſehe,
Wie ich ſchon nicht mehr ſeh' mein Kind.

An meine Seele.

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie vom göttlichen Segen ſchwer,
Säuſelt aus ewiger Ferne daher.

Was da lebte,
Was aus engem Kreiſe
Auf in's Weit'ſte ſtrebte,
Sanft und leiſe
Sank es in ſich ſelbſt zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Seele, Du wachſt noch?
Taſteſt noch zitternd umher
In der Unendlichkeit?
Findeſt denn Du allein nicht den Weg,
Der zurück zu Dir ſelbſt Dich führt?
Haſt du zu weit Dich verirrt?
Biſt Du in die Umarmung der Welt
Eingefroren zu feſt?
Löſe Dich! Löſe Dich!
Daß Du die heilige Weihe nicht ſtörſt,
Die das Leben ringsum erneut.
Tauche Dich ſtill und lauſche nicht mehr
Aus Dir ſelber heraus,
Bis Du allmälig ganz Dich verlierſt
In die innere Nacht.

Wenn Du, ruhig Dich dehnend im Schlaf,
Die umſchließende Form zerſprengſt,
Die Dich ſondert vom All,
Dann ergreift es Dich, wie ein Arm,
Und Du fühlſt es mit ſüßer Angſt,
Daß es ſtill Dich hinunter zieht
In den Urgrund des Seyns, in Gott.

Matroſen-Abſchied.

Hier ſteh'n wir unterm Apfelbaum,
Hier will ich von Dir ſcheiden,
Hier träumte ich ſo manchen Traum,
Hier trägt ſich auch ein Leiden.

Hier ſah' ich Dich zum erſten Mal,
In winterlicher Oede!
Wie war der Baum ſo nackt und kahl,
Wie warſt Du kalt und ſpröde!

Doch bald ergrünte Zweig nach Zweig,
Und alle Knospen trieben.
Da ſprang Dein Herz, den Knospen gleich,
Da fingſt Du an, zu lieben.

Wie iſt er jetzt von Blüten voll!
Wie wird er reichlich tragen!
Doch, wer ihn für Dich ſchütteln ſoll,
Das wüßt ich nicht zu ſagen.

Hei! Wie Dich ſäuſelnd jener Aſt
Mit rothem Schnee beſtreute,
Als ob er ſchon die ſchwere Laſt
Der künft'gen Früchte ſcheute!

Wenn über's Meer der Herbſtwind pfeift
Und an dem Maſt mir rüttelt,
So denke ich: ſie ſind gereift,
Und er iſt's, der ſie ſchüttelt!

Und muß mein Schiff vor ſeinem Braus
Gar an ein Felsriff prallen,
So ruf' ich noch im Scheitern aus:
Die ſchönſte will nicht fallen!

Alt und Jung.

Der Alte ſieht die junge Maid,
Und fällt, verſucht vom alten Triebe,
Mit höchſter Alters=Zierlichkeit
Auf's Knie und ſtottert ſchamhaft: Liebe!

Sie lacht ihm nicht in's Angeſicht,
Sie kniet nur hin, wo er gelegen,
Drückt ſeine Hand auf's Haupt und ſpricht:
Mein Vater, gebt mir Euren Segen!

Abendgefühl.

Friedlich bekämpfen
Nacht ſich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
Wie das zu löſen vermag!

Der mich bedrückte,
Schläfſt Du ſchon, Schmerz?
Was mich beglückte,
Sage, was war's doch, mein Herz!

Freude, wie Kummer,
Fühl' ich, zerrann,
Aber den Schlummer
Führten ſie leiſe heran.

Und im Entſchweben,
Immer empor,
Kommt mir das Leben
Ganz, wie ein Schlummerlied vor.

Nachtlied.

Quellende, ſchwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen,
Sage, was iſt da erwacht?

Herz in der Bruſt wird beengt,
Steigendes, neigendes Leben,
Rieſenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahſt Du Dich leis,
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehſt Du den ſchützenden Kreis.

Hochzeit.

Die Nacht iſt ſtumm, die Nacht iſt ſtill,
Wie, wenn ſie Todte wecken will,
Auf ſteht die Jungfrau, bleich und krank,
Und tritt zu ihrem Kleiderſchrank.

Und was ſie aus dem Schranke nimmt,
Das glüht und leuchtet, glänzt und flimmt,
Es iſt der Schmuck für eine Braut,
Koſtbar, wie man ihn je geſchaut.

Der Bräut'gam hat ihn ihr geſchenkt,
Kurz, eh man ihn in's Grab geſenkt.
Wie war die Hochzeit ſchon ſo nah!
Doch war der Tod noch ſchneller da.

Die bleiche Jungfrau hängt ſich ſtumm
Das funkelnde Geſchmeide um,
Ein weißes Kleid, faſt ſchauerlich,
Schlingt um die edeln Glieder ſich.

Und auf dem Tiſche, klar und rein,
Blinkt in Kriſtall ein dunkler Wein,
Ein Silber= und ein Goldpokal
Dabei, wie für ein feſtlich Mahl.

Sie tritt zum Spiegel, feſt und ſchnell,
Ihr Bild ſtralt ihr entgegen hell.
Unheimlich lächelt ſie ſich an,
Zum blanken Tiſche tritt ſie dann.

Hier ſchenkt ſie die Pocale voll,
Daß ſchäumend jeder überquoll.
„Der goldene, der iſt für Dich!
Der ſilberne, der iſt für mich!“

An ſtoßt ſie auf des Todten Wohl,
Wie klingt das dumpf, wie klingt das hohl!
Nun gießt ſie einen an den Grund,
Den andern ſetzt ſie an den Mund.

Die Mutter tritt am nächſten Tag
Beim Morgenſtral in ihr Gemach;
Mit Grauen hat ſie da erblickt
Die Todte, die ſich ſelbſt geſchmückt.

Zum letzten Mal.

Zum letzten Mal die Hand zu drücken,
Die warm die meine wieder drückt;
Zum letzten Mal in's Auge blicken,
Das gern in meines wieder blickt;
Zum letzten Mal die Stimme hören,
Die mir im Tiefſten wiederhallt,
Dann ewiglich umſonſt beſchwören
Den ſüßen Ton, die Huldgeſtalt:
O grauenhaftes Vorempfinden
Des Todes, voll geheimſter Qual,
Ich weiß Dich nicht zu überwinden,
Hab' ich Dich denn zum erſten Mal?
Und ſagt mir durch dies inn're Bangen
Wohl gar ein Tiefgeliebtes an,
Daß es im Stillen heimgegangen,
Und daß ich noch nicht folgen kann?

Vater und Sohn.

Der König wandelt vorüber
An ſeiner Väter Gruft,
Die alte ſtumme Kapelle
Verſchwimmt in des Abends Duft.

Er winkt dem greiſen Pförtner:
„Schleuß auf das eherne Thor!“
Er ſteigt hinab in's Gewölbe,
Der Pförtner weilt davor.

Er will dort unten beten
Und knieet hin am Sarg,
Der des entthronten Vaters
Bleiche Gebeine barg.

„Was biſt Du ſo früh gekommen?
Du haſt ja bis morgen Zeit!“
Die Kniee wollen ihm brechen,
Er iſt noch nicht bereit.

Er ſteigt hinauf, dem Pförtner
Ruft er mit Schaudern zu:
„Du brauchſt das Thor nicht zu ſchließen,
Ich gehe bald zur Ruh!“

Die Nacht iſt eingebrochen,
Er kehrt in's Schloß zurück,
Da tritt der treuſte der Diener
Vor ihn mit bangem Blick.

„Dein Sohn, mein Herr und König,
Begehrt nach Zepter und Kron';
Wenn Du ihn heut nicht tödteſt,
So ſtößt er Dich morgen vom Thron!“

Da leuchten ihm die Augen,
Um ſeinen Geiſt wird's hell.
„Bringt mir die goldne Krone
Und ruft den Sohn mir ſchnell!“

Der Sohn, mit glüh'nden Wangen,
Tritt vor den Vater, ſtumm;
Der drückt ihm die Kron' auf die Locken
Und hängt ihm den Purpur um.

Dann blickt er ruhig gen Himmel:
„Jetzt darf auch ich mich nahn!
Gott will, dies hat er verheißen,
Mir thun, wie ich gethan!“

Trennung.

Wir ſchreiten lange ſtumm und ſtill
Zuſammen durch das Leben;
Wenn auch das Herz ſich öffnen will,
So ſchließt ſich's doch mit Beben.
Wir preſſen ſchweigend Hand in Hand,
Das Auge perlt von Thränen,
Da wird erkannt, doch nicht genannt,
Was wir mit Angſt erſehnen.

Doch naht ſie, ernſt und finſter, nun,
Die bange Trennungsſtunde,
Da kann das Herz nicht länger ruhn,
Springt auf, wie eine Wunde.
Dann ſind wir Armen ſchnell vereint
In ſchmerzlich ſüßem Triebe,
Und Jeder frägt, und Jeder weint:
Du hatteſt ſo viel Liebe?

Tief ſind wir in den ſüßen Tauſch,
  Ach, allzutief, verſunken,
Wir haben uns in wildem Rauſch
  Die Seelen zugetrunken.
Man fühlt, was Menſch dem Menſchen iſt,
  Dann aber ſoll man ſcheiden,
Und in der Stund', wo man's ermißt,
  Muß man's auf ewig meiden.

Eine Hinrichtung.

Der Räuber blickt vom hohen Schaffot
Herab auf die wogende Menge:
Er ſpricht zum Henker in höhnendem Spott:
„Wohl dem, der nicht mit im Gedränge!
Ich ſteh' hier oben, wie immer, frei.
Du armer Schächer ſtehſt blaß dabei,
Was ziehſt Du Dein Werk in die Länge?

Von Narren und der Thoren feige Chor
Umringt uns dichter und dichter,
Doch treten daraus, wie Kometen, hervor
Ein Paar bekannte Geſichter.
Willkommen, Gefährten, ich ſeh's Euch an,
Daß ich Euch hier noch befehlen kann,
Auch Ihr ſollt's ſehen, Herr Richter!

So wie das Beil hier fällt, erhebt
Die Dolche, die immer bereiten,
Und jagt ſie, bevor noch mein Geiſt entſchwebt,
Den Nachbarn rings in die Seiten!
Sie tödten mich, weil es Euch ſchrecken ſoll,
So zeigt denn, männlichen Muthes voll,
Was Euch Exempel bedeuten!“ —

Die Menge ſchaudert, der Richter ſchweigt,
Man will, doch man kann nicht entweichen,
Der Henker zittert, der Schrecken ſteigt,
Der Räuber drängt um das Zeichen.
„Ich will mein Recht jetzt, ich will den Tod!“
So ruft er, vor Zorn und Verachtung roth,
Da — — — — —

Unterm Baum.

Unterm Baum im Sonnenſtrale
Liegt ein rothes träges Kind,
Schläſt ſo lange, bis zum Mahle
Früchte abgefallen ſind.

Einer hängt der ſchweren Aeſte
Faſt herab auf ſein Geſicht,
Beut ihm ſtill der Früchte beſte,
Doch ſie pflücken mag es nicht.

Flink vom fernen Bergesgipfel
Eilt der Mittagswind daher,
Schüttelt leiſe, und vom Wipfel
Fällt es, gelb, wie Gold, und ſchwer.

Daß das Bübchen, nun die Spende
Aus dem Graſe winkt, erwacht,
Setzt auf eine ſeiner Hände
Sich die kleinſte Mücke ſacht.

Verſöhnung.

„Iſt nicht heute Aller-Seelen?
Ja, ich will zur Kirche gehn,
Und was Menſchen mir verſagen,
Von dem Himmel mir erflehn.

Meine Mutter kann nur weinen,
Hat nicht Troſt für meinen Schmerz;
Krank geworden iſt der Vater,
Das zerreißt mir ganz das Herz.“

Und ſie ſtellt des Vaters Suppe
Sorgſam zu des Heerdes Glut,
Sagt der Mutter guten Morgen,
Geht dann fort in trübem Muth.

Vor der Nachbarinnen Augen
Bebt das ihre ſcheu zurück,
Aber frei hinauf zum Himmel
Wendet ſie den reinen Blick.

In ein Haus der Anverwandten
Tritt ſie nur mit Angſt und Pein,
Aber in des Ew'gen Tempel
Geht ſie ohne Zagen ein.

Am Altar der Mutter Gottes
  Kniet ſie ſtill und glühend hin.
Doch um was ſie bitten dürfe,
  Kommt ihr nimmer in den Sinn.

Milde Mutter, Gnadenmutter,
  Neige Dich und ſprich ſie los;
Ihr Verſöhner und ihr Mittler
  Iſt das Kind in ihrem Schooß.

Wird es doch gekreuzigt werden
  Von der Wiege bis an's Grab,
Und ſo zahlt es überreichlich
  Alle ihre Schulden ab!

Auf eine Verlaſſene.

Und wenn Dich Einer ſchmähen will,
  So zeig' ihm ſtumm Dein ſchönes Kind,
Das macht die Seele weit und ſtill,
  Das ſchmeichelt allen Sinnen lind.

Wenn er in ihrer ſanften Glut
  Dies friſche Paar der Wangen ſchaut,
So ahnt er, daß die reinſte Flut
  Des holden Lebens ſie bethaut.

Und wenn er in dies Auge blickt,
  So neigt er ſich in heil'gem Graus,
Und wahnt, im Innerſten durchzückt,
  Gott ſelber ſchaue ſtumm heraus.

Und küßt er dieſe Lippen dann,
  Von allem Höchſten ſtill durchbebt,
Da frag' Du leiſe bei ihm an,
  Ob er vergebe, daß es lebt.

Sprüche und Gleichniſſe.

1.

Schmerz iſt der Durſt nach Wonnen
  Willſt Du den Durſt verfluchen?
Er deutet auf den Bronnen,
  Den Bronnen ſollſt Du ſuchen.

2.

„Warum ficht mich ſo manches Uebel an?“
Weil Gott Dich vor Dir ſelbſt nicht ſchützen kann!

3.

Der Menſch ſoll treten in die Welt,
  Wie in ſein eignes Haus;
Man geht nicht in die Schlacht als Held,
  Man kommt als Held heraus.

4.

Wie jede dunkle Nacht von zweien hellen Tagen
Umſchloſſen iſt, als wie von einem Reif von Gold,
So iſt das Leben auch, das dunkle, eingeſchlagen
In zween Himmel, wunderhold.

Wer kennt, in deſſen Arm wir aus der Wiege gleiten,
Den erſten Himmel nicht, der Kindheit zugeſellt?
Wem hat die Hoffnung nicht den heißerſehnten zweiten
Am Lebens=Ende aufgeſtellt?

5.

„Sag' an, o lieber Vogel mein,
Sag' an, wohin die Reiſe Dein?“
Weiß nicht, wohin,
Mich treibt der Sinn,
Drum muß der Pfad wohl richtig ſeyn!

„Sag' an, o liebſter Vogel mir,
Sag', was verſpricht die Hoffnung Dir?“
Ach, linde Luft
Und ſüßen Duft
Und neuen Lenz verſpricht ſie mir!

„Du haſt die ſchöne Ferne nie
Geſehen, und Du glaubſt an ſie?“
Du frägſt mich viel,
Und das iſt Spiel,
Die Antwort aber macht mir Müh'!

Nun zog in gläubig-frommem Sinn
Der Vogel über's Meer dahin,
Und linde Luft
Und ſüßer Duft,
Sie wurden wirklich ſein Gewinn!

Zwei Wandrer.

Ein Stummer zieht durch die Lande,
  Gott hat ihm ein Wort vertraut,
Das kann er nicht ergründen,
Nur Einem darf er's verkünden,
  Den er noch nicht geſchaut.

Ein Tauber zieht durch die Lande,
  Gott ſelber hieß ihn gehn,
Dem hat er das Ohr verriegelt
Und Jenem die Lippe verſiegelt,
  Bis ſie einander ſehn.

Dann wird der Stumme reden,
  Der Taube vernimmt das Wort,
Er wird ſie gleich entziffern,
Die dunkeln göttlichen Chiffern,
  Dann zieh'n ſie gen morgen fort.

Daß ſich die Beiden finden,
  Ihr Menſchen, betet viel.
Wenn, die jetzt einſam wandern,
Treffen, Einer den Andern,
  Iſt alle Welt am Ziel.

Der Knabe.

1.

Es ſpielten auf der Blumenau
Die Kinder allzumal,
Die Sonne ſank, der Mond ſah hell
Herab in's ſtille Thal.

Da nahte eine Mutter ſich
Und winkte ihrem Sohn.
Der Knabe ſah ſie bittend an:
„Ach, liebſte Mutter, ſchon?“

Die Mutter ging mit ihm nach Haus
Und zog ihm aus das Kleid,
Der Knabe trotzte: fern von mir
Sind Schlaf und Müdigkeit!

Die Mutter brachte ihn zu Bett,
Das kränkte ihn gar tief;
Seine Auge war noch thränenfeucht,
Als er ſchon ruhig ſchlief.

Ich frug: warum muß Euer Kind
So früh zu Bette gehn?
Die Mutter lächelte mich an:
„Um fröhlich aufzuſtehn!“

2.

Ich ging nach einer kurzen Friſt
Dem kleinen Haus vorbei;
Ich ſah die Fenſter dicht verhüllt,
Und hörte Wehgeſchrei.

Ich ging hinein, da ſah ich bald,
Was hier geſchehen war,
Der muntre Knabe, ſtill und bleich,
Lag auf der Todtenbahr.

Die Mutter ſchaute auf zu mir,
Sie ſah mich flehend an,
Ich wurde erſt ſo ſtill, wie ſie,
Doch tröſtend ſprach ich dann:

Der liebe Gott, er denkt, wie Du,
Läßt früh ihn ſchlafen gehn,
Damit er einſt am jüngſten Tag
Kann fröhlich auferſtehn!

Der Schäfer.

Es zog in einer hellen Nacht
  Der junge Schäfer durch die Au;
Die Blumen dufteten ſo mild,
  Die Lüfte ſpielten lau.

Da ſäuſelt's ihm ſo lind und ſüß
  Um das erglühte Angeſicht;
So duften Blumen nimmermehr!
  So lind ſind Lüfte nicht!

Ihm wird ſo wohl und doch ſo weh,
  Ach! leiſe Wonne hat ſein Herz,
Wie eine Knospe, aufgeküßt,
  Nun haucht hinein der Schmerz.

„Euch, liebe Blumen, pflück' ich ab,
  Euch, laue Lüfte, ſaug' ich ein,
Doch kühlt ihr nicht, was brennt und glüht
  In tiefſter Seele mein!

Ich höre Nichts, ich ſehe Nichts,
  Und dennoch iſt wie Gott mir nah,
Was all dies Sehnen ſtillen kann,
  Wohl fühl' ich's, es iſt da!“ —

„„Und fühlſt Du mich, ſo höre mich:
Herab vom Himmel ſenkt' ich mich,
Ich ſchweb' um Dich, ich web' um Dich,
Ich liebe, liebe Dich!

Ach Schäfer, liebſter Schäfer, ſprich,
Liebſt Du mich wieder inniglich?
Ich ſchweb' um Dich, ich web' um Dich,
Doch nimmer ſchauſt Du mich!““ —

„Ich ſuch' im Himmel alles Heil,
Wie ſucht' ich dort nicht gern auch Dich?
Hier unten hab' ich ſchon genug,
Denn o, Du liebeſt mich!“

Der Schäfer trinkt den ſüßen Duft:
„Das iſt ein Kuß vom Liebchen mein!“
Er wirft die Arme in die Luft:
„Mein Liebchen fang' ich ein!“

Der Frühling zog ihm, wie ein Traum,
Vorbei in wonniglichem Schmerz,
Und mit des Frühlings Blumen brach
Zugleich des Schäfers Herz.

Der Maler.

Ein Maler trat heran zu mir:
„Ich male Dir ihr Bild!“
Ich führt' ihn alſobald zu ihr,
Sie litt es freundlich-mild.

Er malte unter Spiel und Scherz
Das ſüße Angeſicht,
Sie fühlte ſeltſamlichen Schmerz,
Doch ſagte ſie es nicht.

Er malte ihrer Wangen Roth,
Des Auges Glanz zugleich,
Da ward ihr Auge blind und todt
Und ihre Wange bleich.

Und als ſie ganz vollendet ſtand,
Die liebliche Geſtalt,
Da griff ich nach des Mädchens Hand,
Doch die war feucht und kalt.

Der Maler ſah mir ſchweigend zu,
Dann rief er ſpöttiſch drein:
„Ich wünſch' der Jungfrau gute Ruh,
Sie wird geſtorben ſeyn!“

Geneſungsgefühl.

Ich habe mit dem Tod gerungen,
  Er griff nach mir mit eiſ'ger Hand.
Er hat mich dennoch nicht bezwungen,
  Ich hielt ihm feſten Muthes Stand;
Ich ſprach: ich kann und will nicht glauben,
  Daß Gott mein Leben fodern läßt,
Du willſt mir's eigenmächtig rauben
  Und darum halt' ich's männlich feſt.

Doch nun, da alle Kräfte quellen,
  Nun, da in reger Werdeluſt
Die Lebenskeime wieder ſchwellen,
  Als würd' es Lenz in meiner Bruſt,
Nun, da mir Gott vergönnt, auf's Neue
  Ein Kind zu ſeyn, in mich verſenkt,
Das, wie voreinſt der Mutter Treue,
  Jetzt Erd' und Himmel freundlich tränkt;

Nun ſodert mich dies ohnegleiche,
  Dies heil'ge Leben ſelbſt heraus,
Daß ich's dem Tode überreiche,
  Wie einen friſchen Blütenſtrauß,
Damit er ihn mit leiſem Grüßen,
  So duftig und ſo thauig blank
Still lege zu des Ew'gen Füßen
  Als meiner Seele reinen Dank.

Die ſchöne Stunde.

Nicht ſchelt' ich Dich, Du ſchöne Stunde,
Weil Du ſo ſchnell entwichen biſt!
Du brachteſt mir die ſüße Kunde,
Daß noch mein Herz kein todtes iſt.

Wie ſollt' ich mit dem Becher hadern,
Weil er von meinem Mund ſich trennt:
Er goß durch alle meine Adern
Den Wein, aus dem die Sonne brennt.

Lebensgeheimniß.

1

Welle, Du trägſt mich,
Spülſt mir ſo lind um die Bruſt,
Ach, und erregſt mich
Mächtig in Schauer und Luſt.
Könnteſt Du mich nicht verſchlingen:
Mögt ich wohl ringen?

2.

Die Welle ſpiegelt licht und mild
Das klare Gold der Sterne,
Und jedes ahnungreiche Bild
Der wundervollen Ferne.

Du ſpringſt hinein: da iſt alsbald
Die holde Pracht verſchwunden,
Die Welle hat, ſo leer, als kalt,
Nicht Stern noch Schein gebunden.

Schilt nun nur nicht in Deinem Schmerz
Die ewgen Sterne Lügen,
Sprich nicht: die Hoffnung will mein Herz
Mit Heuchelglanz betrügen!

Das traurige Licht,

Stürmiſch iſt die Nacht und dunkel;
Drüben blauen Lichts Gefunkel!
Doch ich kann dabei Nichts ſehn,
Als ſein eigenes Vergehn.

Der Kranke.

Der Kranke in ſeinem Bette,
Wie ſchlief er ſo ſchwer und bang,
Als hin zu der ſchwülen Stätte
Der erſte Lenzhauch drang.

Ein Fenſter war aufgegangen,
Durch das er hinein ſich ſtahl,
Nun kühlt er die heißen Wangen,
Die glühende Stirn zumal.

Und all dies linde Koſen,
Das Blüten gelockt aus dem Baum,
Es giebt dem Hoffnungsloſen
Geneſung in ſüßem Traum.

Doch ach, der holde Gedanke
Erſchüttert zu ſehr ſein Herz,
Vor Freuden erwacht der Kranke
Und fühlt den alten Schmerz.

Sie ſeh'n ſich nicht wieder.

Von dunkelnden Wogen
Hinunter gezogen,
Zwei ſchimmernde Schwäne, ſie ſchiffen daher,
Die Winde, ſie ſchwellen
Allmälig die Wellen,
Die Nebel, ſie ſenken ſich finſter und ſchwer.

Die Schwäne, ſie meiden
Einander und leiden,
Nun thun ſie es nicht mehr, ſie können die Glut
Nicht länger verſchließen,
Sie wollen genießen,
Verhüllt von den Nebeln, gewiegt von der Flut.

Sie ſchmeicheln, ſie koſen,
Sie trotzen dem Toſen
Der Wellen, die Zweie in Eines verſchränkt.
Wie die ſich auch bäumen,
Sie glühen und träumen,
In Liebe und Wolluſt zum Sterben verſenkt.

Nach innigem Gatten
Ein ſüßes Ermatten,
Da trennt ſie die Woge, bevor ſie's gedacht.
Laßt ruhn das Gefieder!
Ihr ſeht Euch nicht wieder,
Der Tag iſt vorüber, es dämmert die Nacht!

Virgo et Mater.

Der Jungfrau Bild,
Im Arm das Kind,
Blickt ſanft und mild
Durch Nacht und Wind.
Ein armes Mägdlein kniet davor,
Sie ſchaut nur dann und wann empor,
Doch, wenn das Lämpchen Funken ſprüht,
So ſieht man, wie ſie glüht.

Die Lampe geht
Auf einmal aus;
Ihr Athem ſteht,
Sie ſchwankt nach Haus.
Die Jungfrau kann ihr nicht verzeihn,
Die Mutter wird ſie benedei'n,
Stellt ſie der Heil'gen über's Jahr
Mit ihrem Kind ſich dar.

Sie fühlt's, und ſpricht:
Du reine Magd,
Dir gleich' ich nicht,
Doch unverzagt!
Dir, Mutter, die der Sohn erkannt,
Die unter'm Kreuz noch bei ihm ſtand,
Dir will ich gleichen für und für
Und dann vergiebſt Du mir!

Entſtehen und Vergehen.

Ich ſchaute Dir in's Auge ſchnell,
Du blickteſt gar zu mild,
Und lieblich ſah ich, klar und hell,
Darin mein eignes Bild.

In eine wunderbare Flut
Von Farben war's getaucht,
Von Licht und Glanz die Zauberglut
Darüber hingehaucht.

Da wurde Dir das Auge feucht,
Und perlenklar und rein
Trat eine Thräne, ſchnell erzeugt,
Licht in das Licht, hinein.

Mein Bild, als wär's mit Flut und Wind,
Es kämpfte frei und frank
Mit Deiner Thräne, bis es lind
In ihrem Schooß verſank.

So Dir im Auge, wunderſam,
Sah ich mich ſelbſt entſtehn,
Und, als die ſtille Thräne kam,
Noch ſchöner mich vergehn!

Der Schmetterling.

Ein Jugendbild.

Ein Räuplein ſaß auf kleinem Blatt,
Es ſaß nicht hoch, doch aß es ſatt
Und war auch wohl geborgen;
Da ward das kleine Raupending
Zum Schmetterling,
An einem ſchönen Morgen
Zum bunten Schmetterling.

Der Schmetterling blickt um ſich her,
Es wogt um ihn ein goldnes Meer
Von Farben und von Düften;
Er regt entzückt die Flügelein:
Muß bei euch ſeyn,
Ihr Blumen auf den Triften,
Muß ewig bei euch ſeyn!

Er ſchwingt ſich auf, ihn trägt die Luft
So leicht empor, er ſchwelgt im Duft,
O Freude, Freude, Freude!
Da ſauſ't ein ſcharfer Wind vorbei,
Reißt ihm entzwei
Die Flügel alle beide,
Der Wind reißt ſie entzwei.

Er taumelt, ach! ſo matt, ſo matt,
Zurück nun auf das kleine Blatt,
  Das ihn ernährt als Raupe.
O weh, o weh, du armes Ding!
Ein Schmetterling,
  Der nährt ſich nicht vom Laube —
Du armer Schmetterling!

Ihm iſt das Blatt jetzt eine Gruft,
Ihn letzt nur Blumenſaft und Duft,
  Die kann er nicht erlangen,
Und eh noch kommt das Abendroth,
Sieht man ihn todt
  An ſeinem Blättlein hangen,
Ach kalt, erſtarrt und todt!

Lebens-Momente.

Motto:

Wolken, längſt hinab gezogen,
Steigt noch einmal wieder auf,
Aber, lichter Regenbogen,
Drücke Du Dein Bild darauf.

1.

Jetzt iſt die Nacht gekommen,
Die mich geboren hat,
Ich fühle es beklommen,
Die ernſte Stunde naht.
Jetzt will ich mich verſenken
Tief in mein eignes Herz,
Zugleich mit Ehrfurcht lenken
Die Blicke himmelwärts.

Die mich den Finſterniſſen
Der uralt-ew'gen Kraft
Als Creatur entriſſen,
Die ſelber ſteht und ſchafft:
Die Stunde, oder keine,
Erhellt den Traum der Zeit,
In dem ich knirſch' und weine,
Mit Licht der Ewigkeit.

Doch [illegible]rgebens ranke
Ich [illegible] empor, es ſprengt
Von oben kein Gedanke
Den Ring, der mich beengt.
Da fühl' ich denn mich ſchauernd,
Wie niemals noch, allein,
Und der ich bin grüßt trauernd
Den, der ich könnte ſeyn!

Ich will nicht lange fragen:
Warum, als ich begann,
Mir Licht und Luft verſagen?
Umſonſt nur fragt' ich an.
Stolz aber darf ich ſprechen:
Verſagte Gott mir's nicht,
So konnt' ich Manches brechen,
Was jetzt mich ſelber bricht.

Liegt Einer ſchwer gefangen
In öder Kerkernacht,
So tödt' er das Verlangen
Nach Freiheit, wenn's erwacht.
Wenn auch ſein ernſtes Streben
Zuletzt das Ziel erringt,
Wer giebt ihm Muth und Leben
Zurück, die es verſchlingt?

Tritt er hinaus in's [illegible]
Und fühlt ſich ganz zerſtört,
Da frägt er ſich mit Reue,
Warum er ſich empört.
Und ſtärker, immer ſtärker,
Wird er ſein eigner Feind,
Bis ihm zuletzt ſein Kerker
Als ſeine Welt erſcheint.

Wie der Gedank' auch brenne,
Doch wünſch ich, menſchlich-mild,
Daß Keiner ſich erkenne
In dieſem dunklen Bild.
Die eigne Qual wird's dämpfen,
Wenn Ihr es nimmer wißt,
Welch Leben dies mein Kämpfen
Um eine Grabſchrift iſt.

2.

Schlafen, Schlafen, Nichts als Schlafen!
  Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
  Leiſeſtes Erinnern kaum,
Daß ich, wenn des Lebens Fülle
  Nieder klingt in meine Ruh,
Nur noch tiefer mich verhülle,
  Feſter zu die Augen thu'!

3.

Was iſt die Welt? Der Schößling böſer Säfte,
Die aus ſich ſelbſt die Gottheit einſt ergoß,
Als ſie, ausſcheidend alle dunklen Kräfte,
In ſich ſelbſtſüchtig ſich zuſammen ſchloß.
Die ſteigen nun in grimmigem Geſchäfte
Zu ihr empor und fordern ihren Schoß.
Umſonſt. Sie dürfen tobend ſich empören,
Doch nur, damit ſie ſo ſich ſelbſt zerſtören.

Was iſt der Menſch? Er iſt die morſche Brücke
Von der Natur zu Gott, die kühn und frei
Ihr Geiſt beſchreitet, ob die innre Lücke
Denn nicht von oben her zu ſtopfen ſey.
Vergebens! Denn im rechten Augenblicke
Bricht unter ihm ſein Werkzeug ſtets entzwei,
Damit den Stolzen noch das Wiſſen quäle,
Daß ihm nichts Großes, nur das Kleinſte fehle.

Was iſt das Ende aller dieſer Kämpfe?
Ermattung, gänzliche, im kranken Seyn!
Am Abſchluß der verworrnen Lebenskrämpfe
Stellt zur Verzweiflung ſich die Ohnmacht ein.
Von oben dann, daß er das Grauen dämpfe,
Ein Gnadenſtral, wie Leichenkerzenſchein.
Der Weſen letztes wird nicht mehr geboren,
Im Schooß der Mutter ſtirbt es, weltverloren!

4.

Was willſt Du, Sonnenſchein,
Was wollt Ihr, laue Lüfte?
Ihr ſtellt zu ſpat Euch ein
Und buhlt um ſüße Düfte!

Komm Du heran, o Nord,
Willkommenſter von allen;
Die Blüte iſt verdorrt,
Nun will ſie Nichts, als fallen!

5.

Und mußt Du denn, trotz Kraft und Muth,
An jedem Dorn Dich ritzen,
So hüt' Dich nur, mit Deinem Blut
Die Roſen zu beſpritzen!

6.

Unergründlicher Schmerz!
  Knirſcht' ich in vorigen Stunden:
  Jetzt, mit noch blutenden Wunden
Segnet und preiſt Dich mein Herz.

Alles Leben iſt Raub;
  Funken, die Sonnen entſtammen,
  Lodern, das All zu durchflammen,
Da verſchluckt ſie der Staub.

Nun ein heiliger Krieg!
  Höchſte und tiefſte Gewalten
  Drängen in allen Geſtalten!
Trotze, dann bleibt Dir der Sieg.

Thatſt Du in Qual und in Angſt
  Erſt genug für Dein Leben,
  Werden ſie ſelbſt Dich erheben,
Wie Du es hoffſt und verlangſt.

Greife in's All nun hinein!
  Wie Du gekämpft und geduldet,
  Sind Dir die Götter verſchuldet,
Nimm Dir, denn Alles iſt Dein!

Nun verſagen ſie Nichts,
Als den letzten der Sterne,
Der Dich in dämmernder Ferne
Knüpft an den Urquell des Lichts.

Ihm entlocke den Blitz,
Der Dich, Dein Ird'ſches verzehrend,
Und Dich mit Feuer verklärend,
Löſ't für den ewigen Sitz!

Du haſt kein Herz.

Gott weiß, wie tief der Meeresgrund,
Gott weiß, wie tief die Wunde iſt!
Auf ewig ſchließ' ich drum den Mund,
Ich werde dadurch nicht geſund,
Daß, die ſie ſchlug, ſie auch ermißt.

Doch ſie, die Welt, die das verbrach,
Sie ſchändet meinen ſtummen Schmerz,
Sie wagt die allerhöchſte Schmach
Und ruft, nachdem ſie's ſelbſt durchſtach,
Mir höhnend zu: Du haſt kein Herz!

Gebet für den Genius.

Ewiger, der Du in Tiefen wohneſt,
Die der jüngſt geborene Gedanke,
Der, weil Du allein Gedanken ſendeſt,
Kaum den Weg von Dir zu mir durchmeſſen,
Wenn er rückwärts blickt, nur ſchwindelnd nachmißt,
Ewiger, vernimm in dieſer Stunde
Meines bang bewegten Herzens Flehen!

Träumt vielleicht in einer niedern Hütte
Irgendwo ein Kind, in deſſen Seele
Jene Kraft des ſchöpferiſchen Bildens,
Die Du, auf Dein höchſtes Recht verzichtend,
Deinen Menſchen liehest, heimlich ſchlummert,
Und der Jüngling, der dies Kind geworden,
Schlägt, von Armuth hart bedrängt und Rohheit,
Einſt ein Auge, das vor ſtarren Thränen
Deine Sterne längſt nicht mehr geſehen,
Auf zu Dir und ſtammelt ohne Worte:
Luft, mein Vater, daß ich nicht erſticke,
Eh ich für mein Leben dich bezahlte!
Send' ihm dann den Edelſten entgegen,
Der, zufrieden, ein geweihtes Daſeyn
Aus dem Bann zu löſen, ihm die Hand reicht

Und belohnt iſt, wenn er wieder athmet,
Wie ein Wandrer die verſtopfte Quelle
Freundlich reinigt und für ſeine Mühe
Als der Erſte trinkt und weiter ſchreitet.
Kannſt Du aber keinen Solchen ſenden,
So verſchließe Dich vor ſeinem Stammeln,
Denn die Kraft, die eine Welt beleben
Oder eine Welt verjüngen könnte,
Wird, in ſeiner Bruſt zurückgehalten,
Langſam, aber ſicher, ihn verzehren,
Und dann mag er mit dem All ſich miſchen,
Bis, verſtarkt in langer Ruhepauſe,
Ihn die eigne Schwere wieder ablöſt
Und ihm neu das Thor zum Daſeyn aufſprengt.

Alſo bet' ich, weil ich ſchmerzlich wünſche,
Daß für mich, als ich geboren wurde,
So ein edler Menſch gebetet hätte!

Die junge Mutter.

Sie hat ein Kind geboren,
  Zu höchſter Luſt in tiefſtem Leid,
Und iſt nun ganz verloren
  In ſeine ſtumme Lieblichkeit.

Es blüht zwei kurze Tage,
  So daß ſie's eben küſſen mag,
Und ohne Laut und Klage
  Neigt es ſein Haupt am dritten Tag.

Und wie es ſtill erblaßte,
  So trägt ſie ſtill den heil'gen Schmerz,
Und eh ſie's ganz noch faßte,
  Daß es dahin iſt, bricht ihr Herz.

Der mit dem Lilienſtengel
  Sonſt tritt aus einem finſtern Thor,
Er ging, der Todes-Engel,
  Aus ihrem eignen Schooß hervor.

Situation.

O könnt' ich doch wachen, mir iſt ſo bang!
Es iſt mir, wie nie noch mein Leben lang!
Die Augen, die fallen ihr zu.

Und vor ihr Bette, den Dolch in der Hand,
Tritt Einer, der längſt vor der Thür ſchon ſtand —
Du Düſtrer, was willſt denn Du?

Er ſchaut ſie an, ihr wird's ſo heiß,
Sie trocknet im Schlaf von der Stirn den Schweiß,
Dann lächelt ſie wieder in Ruh.

Er hebt den Dolch, nun iſt's zu End',
Sie zittert, ſie betet, ſie faltet die Händ',
Und ſchläft doch immer noch zu.

Wie's betet, das Kind, und ſchläft zugleich,
Das triſſt ihn in's Herz, er wendet ſich bleich:
„Ich komm' nicht wieder! Schlaf' zu!“

An Eliſe.

Du fuhrſt in Deinem Traume
  Auf blankem See dahin;
Sanft trugen Dich die Wogen,
Zum blauen Himmelsbogen
  Sahſt Du empor in frommem Sinn.

Da ſenkte aus der Höhe
  Ein lichter Engel ſich,
Und, die ein Weſthauch ſchwellte,
Die goldne Harfe ſtellte
  Er ſtill und lächelnd hin vor Dich.

Du wandteſt Dich mit Zagen:
  Die Harfe ſchlug ich nie!
„O, ſchlage ſie nur immer!“
Nun thateſt Du's und nimmer
  Entquoll ihr ſchön're Melodie.

Und ihre Töne lös'ten
  Dein innerlichſtes Seyn;
Die Himmelsthore ſprangen
Schon auf, Dich zu empfangen,
  Da hielteſt Du in Demuth ein.

Die treuen Brüder.

Es ſind zwei treue Brüder,
Die ziehn in den Streit hinaus,
Noch reden ſie hin und wieder,
Da ſchmettert's den Einen darnieder,
Der Andre ſieht's mit Graus.

Der Bruder in ſeinem Blute
Erregt ihm bittren Schmerz;
Daß ihn der Tod ereilte,
Bevor er den Kampf noch theilte,
Zerreißt ihm ganz das Herz.

Der Sterbende blickt freundlich
Noch einmal auf zu ihm,
Dann greift er, als wär' er der Alte,
Zur Büchſe, die noch nicht knallte,
Drückt ab mit Ungeſtüm.

Nun bricht er wieder zuſammen
Und lächelt und iſt todt. —
Der Andre, als er ſich wandte,
Sah einen Feind im Sande,
Deß Kugel ihm gedroht.

Requiem.

Seele, vergiß ſie nicht,
Seele, vergiß nicht die Todten!

Sieh, ſie umſchweben Dich,
Schauernd, verlaſſen,
Und in den heiligen Gluten,
Die den Armen die Liebe ſchürt,
Athmen ſie auf und erwarmen,
Und genießen zum letzten Mal
Ihr verglimmendes Leben.

Seele, vergiß ſie nicht,
Seele, vergiß nicht die Todten!

Sieh, ſie umſchweben Dich,
Schauernd, verlaſſen!
Und wenn Du Dich erkaltend
Ihnen verſchließeſt, erſtarren ſie
Bis hinein in das Tiefſte.
Dann ergreift ſie der Sturm der Nacht,
Dem ſie, zuſammengekrampft in ſich,
Trotzten im Schooße der Liebe,
Und er jagt ſie mit Ungeſtüm
Durch die unendliche Wüſte hin,
Wo nicht Leben mehr iſt, nur Kampf
Losgelaſſener Kräfte
Um erneuertes Seyn!

Seele, vergiß ſie nicht,
Seele, vergiß nicht die Todten!

Räuber und Henker.

In die düſtre Waldnacht tretend,
  Dünkt der Räuber ſich ein Gott;
Geſtern brach er aus dem Kerker,
  Heute ſollt' er auf's Schaffot.

Vor ihm ſaß ein Andrer drinnen,
  Der das Gitter halb durchfeilt.
Wie er's packte, war's zerbrochen,
  Er durch's Fenſter unverweilt.

Von der Schildwacht, die er draußen
  Mit dem eignen Bajonett
Niederſtieß, nahm er den Mantel,
  Das Gewehr und das Barett.

Dicht ſich in den Mantel hüllend,
  Schritt er keck-ſoldatiſch vor.
„Wer da?“ — Wächter am Gefängniß! —
  Pfeifend ging er aus dem Thor.

„Biſt Du's?“ Des Soldaten Liebchen
  Rief es durch die Nacht ihm zu.
„Ich bin todt!“ verſetzt' er murmelnd,
  Für's Begräbniß ſorge Du!“

Mit des Morgens erſtem Strale
Iſt der ſich're Wald erreicht;
Freiheit! Freiheit! ruft er jubelnd,
Als die goldne Sonne ſteigt.

Sieh, da ſchreitet aus dem Nebel
Ein geſpenſtiſch-hag'rer Mann,
Eingemummt im rothen Mantel,
Unter'm Arm ein Schwert, heran.

„Guten Morgen! — ſpricht der Rothe —
Iſt's von hier zur Stadt noch weit?“
— Haſt Du Eile? — „Ja, den Räuber,
Den ſie fingen, köpf' ich heut.“

Räubern, die ſich fangen laſſen,
Nimmſt Du ihren Kopf mit Recht;
Aber ſprich, wie fing man dieſen?
War's im offenen Gefecht?

„Einen Freund und Kameraden
Kam er, heimlich zu befrein,
Auch gelang's ihm, doch zur Strafe
Fingen ſie ihn ſelber ein!“

Tödteſt Du ihn jetzt denn gerne,
Oder thuſt Du's, weil Du mußt?
„Dies, wie das. Ich bin der Henker,
Und mein Amt iſt meine Luſt!“

Dann heraus mit Deiner Klinge!
Wer's verdient, behält den Kopf!
Kannſt nicht fechten? Kannſt nur metzgern?
Fahr' zur Hölle, ſchlechter Tropf!

Schauſt auf meinen Sklavenkittel
Mit verwirrten Blicken hin?
Sieh mir in's Geſicht, dies ſagt Dir,
Daß ich ſelbſt der Räuber bin! —

Glühend ſetzt er ihm das Eiſen
Auf die Bruſt, da zupft es lind
Ihn am Mantel, als er umſieht,
Iſt's ein händefaltend Kind.

„Nimm Dein Schwert, dort liegts am Boden —
Spricht er jetzt zum Henker — zieh,
Köpfe mir dies Kind, das zitternd
Für Dich bittet, dann entflieh!“

„That das Kind — ſpricht Jener bebend —
Dir ein Leid?“ — So viel ich Dir! —
„Es umklammert Deine Kniee!“
Rede nicht — gehorche mir!

Seufzend greift zum Schwert der Rothe,
Fluchend ſchwingt er es zuletzt.
Das gilt mir! So denkt der Räuber.
Nein, dem Kind! Er ruft's entſetzt.

Stumm, in hohem Zorn entbrennend,
Schlägt er's Schwert ihm aus der Hand,
Und ihm iſt, als ob er Ablaß
Aller ſeiner Sünden fand.

„Geh' jetzt — ſpricht er — ſchleif' die Klinge,
Die Du führſt, und wart' auf mich,
Bis ich einer Welt erliege,
Die die Tugend rächt durch Dich!"

Das Kind am Brunnen.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind iſt erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vöglein zwitſchern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schaafe.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind ſteht auf,
Es wagt ſich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da ſtehen Blumen und Kräuter.

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen iſt tief!
Sie ſchläft, als läge ſie drinnen!
Das Kind läuft ſchnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun ſteht es am Brunnen, nun iſt es am Ziel,
Nun pflückt es die Blumen ſich munter.
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Da ſchaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Geſicht,
Mit Augen, ſo hell und ſo ſüße.
Es iſt ſein eignes, das weiß es noch nicht,
Viel ſtumme, freundliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geſchwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! Herauf! So meint's das Kind:
Der Schatten: hernieder! hernieder!

Schon beugt es ſich über den Brunnenrand,
Frau Amme, Du ſchläfſt noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verſchwunden iſt ſie, die ſüße Geſtalt,
Verſchluckt von der hüpfenden Welle,
Das Kind durchſchauert's fremd und kalt,
Und ſchnell enteilt es der Stelle.

Scheidelieder.

1.

Kein Lebewohl, kein banges Scheiden!
  Viel lieber ein Geſchiedenſeyn!
Ertragen kann ich jedes Leiden,
  Doch trinken kann ich's nicht, wie Wein.

Wir ſaßen geſtern noch beiſammen,
  Von Trennung wußt' ich ſelbſt noch kaum!
Das Herz trieb ſeine alten Flammen,
  Die Seele ſpann den alten Traum.

Dann raſch ein Kuß vom lieben Munde,
  Nicht Schmerz getränkt, nicht Angſt verkürzt!
Das nenn' ich eine Abſchiedsſtunde,
  Die leere Ewigkeiten würzt.

2.

Das iſt ein eitles Wähnen!
Sey nicht ſo feig mein Herz!
Gieb redlich Thränen um Thränen,
Nimm tapfer Schmerz um Schmerz!

Ich will Dich weinen ſehen,
Zum erſten und letzten Mal!
Will ſelbſt nicht widerſtehen!
Da löſcht ſich Qual in Qual!

In dieſem bittren Leiden
Hab' ich nur darum Muth,
Nur darum Kraft zum Scheiden,
Weil es ſo weh uns thut.

Bubenſonntag.

Wenn ich einſt, ein kleiner Bube,
Sonntags früh im Bette lag,
Und die helle Kirchenglocke
All das Schweigen unterbrach:

O, wie ſchlüpft ich dann ſo hurtig
Aus dem Bett in's Kleid hinein,
Und wie gern ließ ich das Frühſtück,
Um zuerſt bei Gott zu ſeyn!

Ein Geſangbuch unter'm Arme,
Eh' ich's Leſen noch verſtand,
Ging ich fort, gebeugten Hauptes,
Fromm verſchränkend Hand in Hand.

Kam mein Hündchen froh geſprungen,
Schalt' ich: komm' mir nicht zu nah!
Kaum, daß ich, zur Seite ſchielend,
Nach der Vogelfalle ſah.

Fiel die Kirchenthür nun knarrend
Hinter meinem Rücken zu,
Sprach ich furchtſam-zuverſichtlich:
Jetzt allein ſind Gott und Du!

Längſt mit ganzem, vollem Herzen
Hing ich ja an meinem Gott,
Doch, daß Niemand ihn erblicke,
Hielt ich ſtets für eitel Spott.

Und ſo hofft' ich jeden Morgen,
Endlich einmal ihn zu ſehn;
War's denn Nichts in meinen Jahren,
Stets um Fünfe aufzuſtehn?

Auf dem hohen Thurm die Glocke
War ſchon lange wieder ſtumm,
Der Altar warf düſt're Schatten,
Gräber lagen rings herum.

Drang ein Schall zu mir herüber,
Dacht' ich: jetzt wirſt Du ihn ſchau'n!
Aber meine Augen ſchloſſen
Sich zugleich vor Angſt und Grau'n.

Und dies Zittern, dies Erbangen,
Und mein kalter Todesſchweiß —
Daß der Herr vorbei gewandelt,
Galt mir Alles für Beweis.

Still und träumend dann zu Hauſe
  Schlich ich mich in ſüßer Qual,
Und mein klopfend Herz gelobte
  Sich mehr Muth für's nächſte Mal.

Ein Buch Sonette.

Unſere Zeit.

Es iſt die Zeit des ſtummen Weltgerichts;
In Waſſerfluten nicht und nicht in Flammen:
Die Form der Welt bricht in ſich ſelbſt zuſammen,
Und dämmernd tritt die neue aus dem Nichts.

Der Dichter zeigt im Spiegel des Gedichts,
Wie Tag und Nacht im Morgenroth verſchwammen,
Doch wird er nicht beſchwören, nicht verdammen,
Der keuſche Prieſter am Altar des Lichts.

Er ſoll mit reiner Hand des Lebens pflegen,
Und wie er für des Frühlings erſte Blüte
Ein Auge hat, und ſie mit Liebe bricht,

So darf er auch des Herbſtes letzten Segen
Nicht überſeh'n, und die zu ſpät erglühte
Nicht kalt verſchmähen, wenn den Kranz er flicht.

Die menſchliche Geſellſchaft.

Wenn Du verkörpert wärſt zu Einem Leibe
Mit allen Deinen Satzungen und Rechten,
Die das Lebendig-Freie ſchamlos knechten,
Damit dem Todten dieſe Welt verbleibe;

Die gottverflucht in hölliſchem Getreibe
Die Sünden ſelbſt erzeugen, die ſie ächten,
Und auf das Rad den Reformator flechten,
Daß er die alten Ketten nicht zerreibe:

Da dürfte Dir das ſchlimmſte Deiner Glieder,
Keck, wie es wollte, in die Augen ſchauen,
Du müßteſt ganz gewiß vor ihm erröthen!

Der Räuber braucht die Fauſt nur hin und wieder,
Der Mörder treibt ſein Werk nicht ohne Grauen,
Du haſt das Amt, zu rauben und zu tödten.

Der Menſch und die Geſchichte.

Die Weltgeſchichte ſucht aus ſpröden Stoffen
Ein reines Bild der Menſchheit zu geſtalten,
Vor dem, die jetzt ſich ſchrankenlos entfalten,
Die Individuen vergehn, die ſchroffen.

Die endliche Vollendung iſt zu hoffen,
Denn dieſe Künſtlerin wird nie erkalten,
Auch ſehen wir, wenn ſich die Nebel ſpalten,
Schon manchen Zug des Bildes tief getroffen.

Doch wir, wie Kinder in der Werkſtatt harrend,
Wir haſchen nach den abgeſprungnen Stücken,
Die, wie ſie ſchweigend meißelt, nieder fallen;

Dann rufen wir, in Andacht dumpf erſtarrend,
Mit krummen Nacken und gebeugten Rücken:
Hier ſind die Götter! Laßt den Weihrauch wallen!

Mein Päan.

Ich mögte auch einmal von Freiheit ſingen,
Doch, iſt der Drang auch groß, den ich verſpüre,
Wer ſagt mir, wie viel Odem ihm gebüre?
Mir däucht, zuvor muß ich den Flammberg ſchwingen.

Der Tag erſt, wo um mich die Schwerter klingen,
Wo ich, ſo wie ich jetzt die Saiten rühre,
Mit eigner Fauſt mein gutes Eiſen führe,
Der Tag erſt wird die rechte Antwort bringen.

Auch dann noch ficht' ich ſtill und ſtumm, gleich Allen,
Die ſchweigend ihren Haß und Grimm getragen,
Doch endlich wird mein Blut die Erde färben.

Dann ſoll der Freiheit mein Päan erſchallen,
Denn ſo viel Worte, glaub' ich, darf ich wagen,
Als Odem zwiſchen Fallen bleibt und Sterben.

An eine edle Liebende.

Du meinſt in Deiner Seele Dämmerweben,
Dir ſey das Tiefſte ſo gelöſ't in Liebe,
Daß Dir nichts Eignes zu bewahren bliebe,
Drum willſt Du ganz und gar Dich ihm ergeben.

O, thu' es nicht! Es giebt ein Widerſtreben,
So rein von jedem ſelbſtiſch=rohen Triebe,
Daß ſich das Höchſte ſtill zu Nichts zerriebe,
Erſchlöſſe dies ihm nicht ein ewges Leben.

Und könnteſt Du, im Edelſten erglommen,
Auch Deines Weſens Form vor ihm vernichten —
Die Elemente bleiben, die ſie waren!

So wird Dein Opfer niemals ganz vollkommen,
Du kannſt nicht völlig auf Dich ſelbſt verzichten,
Drum ſorge Du, Dich ganz zu offenbaren!

Goethe.

Dich heißen ſie den großen Egoiſten!
Auch hat die Kunſt ein Recht, Dich ſo zu nennen,
Doch nicht, die eifernd wider Dich entbrennen,
Die Chriſten und die feigen Moraliſten.

Dir gab ſie für die längſte aller Friſten
Die Kraft, das Weltgewebe aufzutrennen,
Und dort des Höchſten Keim noch zu erkennen,
Wo ſich das Seyn zerreibt in dumpfen Zwiſten.

Doch, in der Gaben Ueberſchwang vermeſſen,
Verſuchteſt Du, die Weltverjüngungsquelle
In Deinen eignen Adern feſt zu halten;

Um aus Dir ſelbſt, vom Gott nicht mehr beſeſſen,
Und ganz allein getränkt durch jede Welle,
Ein Uebermenſchlich-Hohes zu entfalten.

Kleiſt.

Er war ein Dichter und ein Mann, wie Einer,
Er brauchte ſelbſt dem Höchſten nicht zu weichen,
An Kraft ſind Wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, Keiner.

Er ſtieg empor, die Welt ward klein und kleiner,
Und auf der Höhe, die wir nicht durch Schleichen,
Die wir nur fliegend, oder nie erreichen,
Ward über ihm der Aether immer reiner.

Doch, als er nun die Welt nicht mehr erblickte,
Da hatte ſie ihn längſt nicht mehr geſehen
Und frech ihm ſelbſt das Daſeyn abgeſprochen!

Nun mußt' er darben, wie er einſt erſtickte,
Ihm blieb Nichts übrig, als zurück zu gehen,
Doch lieber hat er ſeine Form zerbrochen.

Ein Bild.

Im Morgenwinde ſah ich Blumen wanken,
Und ſah, wie ſie den Thau der goldnen Frühe,
Daß jede voller dufte, tiefer glühe,
Mit heißem Mund begierig in ſich tranken.

Geſättigt ſah ich bald die meiſten ſchwanken,
Als glaubten ſie, daß keine nun verblühe,
Die Roſen tranken fort mit ſüßer Mühe,
Bis ihre Kelche faſt zur Erde ſanken.

Die andern wiegten ſich in Luſtgefühlen,
Sie wollten eben lauten Spott erheben,
Da ſchoß die Sonne ihre Flammen=Pfeile.

Die Roſen löſchten ſie im Thau, dem kühlen,
Doch jenen drangen ſie in Mark und Leben,
Man ſah ſie hingewelkt nach kurzer Weile.

Das höchſte Geſetz.

Zwei Pole ſind's, die hin und wieder ſtoßen,
Und gleich dem Pendel, deſſen ew'ges Schweben
Nie ruht im Schwerpunkt, ſchwankt und ſchweift das Leben
Von dem zu dem im Kleinen, wie im Großen.

Und magſt Du, wenn Dein Bild noch an der bloßen
Erſcheinung haftet, dumpf entgegen ſtreben,
Bald ſchauſt Du tiefer in der Kräfte Weben
Und das Geſetz wird Dich nicht mehr erboßen.

Die ſanfte Linie der Unterſcheidung,
Der holde Keim verborgner Möglichkeiten:
Das Daſeyn, war nicht anders zu erkaufen.

Bewegung iſt die einzige Umkleidung
Der innern Lücke: ſollte es nicht ſchreiten,
So mußt' es ſtockend in ſich ſelbſt verlaufen.

Welt und Ich.

Im großen ungeheuren Oceane
Willſt Du, der Tropfe, Dich in Dich verſchließen?
So wirſt Du nie zur Perl zuſammen ſchießen,
Wie Dich auch Fluten ſchütteln und Orcane.

Nein! öffne Deine innerſten Organe
Und miſche Dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüber fließen,
Dann dienſt Du Dir und dienſt dem höchſten Plane.

Und fürchte nicht, ſo in die Welt verſunken,
Dich ſelbſt und Dein Ur-Eignes zu verlieren:
Der Weg zu Dir führt eben durch das Ganze!

Erſt, wenn Du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirſt Du die Kraft im tiefſten Innern ſpüren,
Die jedem Sturm zu ſtehn vermag im Tanze!

Der Menſch.

Die Wurzelkraft im Menſchen treibt zum Eilen,
Sie ſtrebt ins Weiteſte aus allem Engen,
Sie will das Letzte ſchon in's Erſte mengen,
Ihr bangt vor Raum und Zeit, die ſie zertheilen.

Die Gegenkraft im Menſchen treibt zum Weilen,
Sie will ans Nächſte ſich auf ewig hängen,
Sie mögte die Entfaltung rückwärts drängen
Und jede Wunde meiden, ſtatt zu heilen.

Aus dieſer beiden Kräfte Widerſtreben
Entſpringt in ewig wechſelnder Geſtaltung
Die unbegriffne Form des Seyns: das Leben!

Und aus dem Seufzer, der den Tod verkündet,
Wird im Moment vernichtender Erkaltung
Ein Hauch, der neu und friſch die Flamme zündet.

Das Element des Lebens.

Du ſchiltſt die Welt und zeigſt auf Deine Wunden
Und ſprichſt von Deiner Kraft und Deinem Wollen,
Und fühlſt Dich, weil die Menſchen Dir Nichts zollen,
Als Neid und Haß, im Innerſten gebunden.

Aus meinem Mund iſt in verfloßnen Stunden,
Ich will's geſtehn, das Gleiche oft erſchollen,
Ich aber hörte lange auf, zu grollen,
Obgleich ich Widerſtand, wie Du, gefunden.

In die entriegelte Pandora-Büchſe
Das Widerſtrebende zurück zu fluchen,
Heißt auf des Lebens Element verzichten.

Denn, wenn er gleich als Statue erwüchſe,
Der Marmorblock, an dem wir uns verſuchen:
Was bliebe noch dem Bildner zu verrichten?

Mann und Weib.

Dem Weibe iſt ein ſchönes Loos beſchieden,
Was ſie auch hat, ſie hat es ganz und immer,
Sie freut ſich an des fernſten Sternes Schimmer,
Allein ſie ſchließt ſich ab in klarem Frieden.

Der Mann wird nie ſo ſehr vom Glück gemieden,
Als er es meidet, denn er faßt es nimmer,
Gleichgültig, wird es beſſer, wird es ſchlimmer,
Er hört nicht auf, das Daſeyn umzuſchmieden.

Ihr iſt es, wie ein zugeworfner Faden,
Sie hält ſich dran, und ſchaudert vor den Wogen,
Die unten dräun, und trinkt des Himmels Lüfte.

Er widerſteht nicht, ſich im Meer zu baden
Und forſcht, vom hellen Leben abgezogen,
Ob Gott ſich nicht verbirgt im Schooß der Grüfte.

Der Wein.

Du blinkſt ſo hell und glänzend aus dem Becher,
Als wäre jeder Stral in Dir zerronnen,
Woraus Du einſt die Feuer-Kraſt gewonnen,
Die glühend jetzt entgegen ſchäumt dem Zecher.

Ich aber ſaume, reizender Verſprecher
Des Süßeſten, und zähle all die Sonnen,
Die Dich mit ihrem Netz von Licht umſponnen.
Bevor die Traube reif erſchien dem Brecher.

Ich ſehe ihn, von Nachten und von Tagen
Den reichen Zug, die, langſt hinab geſunken,
Dir ſcheidend all ihr Köſtlichſtes gegeben.

Da mögt' ich faſt im Geiſt vor Dir verzagen,
Kaum an den Lippen, biſt Du ausgetrunken:
Wie zahle ich den Preis für ſo viel Leben!

An ein ſchönes Kind.

Du blickſt, um Deiner Mutter Hals Dich ſchmiegend,
Mich hold und lächelnd an, ein ſel'ger Stummer;
Die Wonne ſchließt den Mund, ihn löſt der Kummer,
Du brauchſt die Sprache nicht, in Luſt Dich wiegend.

Doch jetzt, der Kraft des Lenzes ſtill erliegend,
Durch Bienen eingeſurrt und andre Summer,
Vom Duft betäubt, fallſt Du in in tiefen Schlummer,
Ein Roſenblatt, in einen Brunnen fliegend.

O! würdeſt Du der Maler und der Dichter
Gewaltigſter, Du wirſt durch all Dein Ringen
Das Höchſte nie, wie jetzt im Spiel, verrathen.

Nie ſo das Schöne durch der Farbe Lichter,
Nie ſo das Reine durch Dein frömmſtes Singen,
Nie ſo das Menſchlich-Göttliche durch Thaten!

Vollendung.

Von einer Wunderblume laßt mich traumen!
Der Tag verſchwendet ſeine reichſten Stralen.
In aller Farben Glut ſie auszumalen,
Die Nacht verſucht, mit Perlen ſie zu ſäumen.

Bald wird das Leben in ihr überſchäumen,
Und brennend, die Geſtirne zu bezahlen,
Verſtrömt ſie aus der Kelche Opferſchaalen
Den flammenheißen Duft nach allen Räumen.

Doch, daß einmal das Schönſte ſich vollende,
Verſchließt der Himmel ſeine durſt'gen Lippen
Vor ihrem Opfer und es ſenkt ſich wieder.

Wie ſie den Duft in jede Ferne ſende,
Nicht Mond, noch Sonne, nicht ein Stern darf nippen,
Er wird zu Thau und ſinkt auf ſie hernieder.

Das Heiligſte.

Wenn Zwei ſich in einander ſtill verſenken,
Nicht durch ein ſchnödes Feuer aufgewiegelt,
Nein, keuſch in Liebe, die die Unſchuld ſpiegelt,
Und ſchamhaft zitternd, während ſie ſich tranken:

Dann müſſen beide Welten ſich verſchranken,
Dann wird die Tiefe der Natur entriegelt
Und aus dem Schöpfungsborn, im Ich entſiegelt,
Springt eine Welle, die die Sterne lenken.

Was in dem Geiſt des Mannes, ungeſtaltet,
Und in der Bruſt des Weibes, kaum empfunden,
Als Schönſtes dämmerte, das muß ſich miſchen:

Gott aber thut, die eben ſich entfaltet,
Die lichten Bilder ſeiner jüngſten Stunden
Hinzu, die unverkörperten und friſchen.

Myſterium.

O, könnte ich den Faden doch gewinnen,
Der, mich mit Gott und der Natur verknüpfend,
Und, abgewickelt, das Geheimſte lüpfend,
Verborgen ſitzt im Geiſt und in den Sinnen!

Wie wollte ich ihn muthig rückwärts ſpinnen,
Bis er mir, endlich von der Spindel hüpfend,
Und in den Mittelpunkt hinüber ſchlüpfend,
Gezeigt, wie All und Ich in Eins zerrinnen.

Nur fürchte ich, daß, wie ich ſelbſt Gedanken,
Die gleich Kometen blitzten, ſchon erſtickte,
Eh ich verging in ihrem glüh'nden Lichte,

So auch das All ein Ich, das, ſeiner Schranken
Vergeſſen, an das Welten-Räthſel tickte,
Aus Nothwehr, eh es tiefer dringt, vernichte.

An den Aether.

Allewiger und unbegränzter Aether!
Durch's Engſte, wie durch's Weiteſte Ergoßner!
Von keinem Ring des Daſeyns Ausgeſchloßner!
Von jedem Hauch des Lebens ſtill Durchwehter!

Des Unerforſchten einziger Vertreter!
Sein erſter und ſein würdigſter Entſproßner!
Von Ihm allein in tiefſter Ruh Umfloßner!
Dir gegenüber werd' auch ich ein Beter!

Mein ſchweifend Auge, das Dich gern umſpannte,
Schließt ſich vor Dir in Ehrfurcht, eh es ſcheitert,
Denn Nichts ermißt der Blick, als ſeine Schranken.

So auch mein Geiſt vor Gott, denn er erkannte,
Daß er, umfaßt, ſich nie ſo ſehr erweitert,
Den Allumfaſſer wieder zu umranken.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An die Kunſt.

Dir, heil'ge Kunſt, Dir hab' ich mich ergeben!
Nicht drängt' ich mich, Du riefſt mich zum Altare,
Ich rang mit Dir, ob ich mich frei bewahre,
Du ſiegteſt, nimm mich denn auf Tod und Leben!

Nun wollen Träume meinen Blick umweben,
Ich aber ſchau' hinab auf ernſte Jahre,
Doch, wie ſich auch zum Kampf der Pöbel ſchaare,
Am Ende ſiegt ein gottgebornes Streben.

Viel trage ich, doch ſchlägt mir die Entehrung
Der Welt-Idee, auf deren Leib ich hoffe,
Durch Puppen-Larven leicht die Todeswunde.

Was thut's? Die echte Zeugung iſt Entleerung
Des Einzelweſens von dem Weltenſtoffe,
Und geht mit ihrem Vater nicht zu Grunde.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Genoveva.

Eine Tragödie in fünf Acten

von

Friedrich Hebbel.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1843.

Staatsbibliothek
München

Druck von H. G. Voigt.

Vorwort.

Von mehr, als einer Seite bin ich aufgefordert worden, dies mein zweites Drama mit einem einleitenden Vorwort zu begleiten. Ich kann mich nicht dazu entſchließen, denn ich müßte zu weit ausholen, wenn ich auch nur darlegen wollte, in welcher tiefen Beziehung daſſelbe zu meiner individuellen Lebens-Entwickelung ſteht. Einen Fingerzeig glaube ich mir jedoch erlauben zu dürfen.

Wer die Idee des Stückes aufgefaßt hat, dem wird nicht entgehen, daß hier eine Handlung dargeſtellt wurde, die vieler Träger bedurfte, weil ſie zwiſchen That und Begebenheit in der Mitte ſchwebt und ſchweben muß; ihn wird daher die ſchärfere Entfaltung der Nebencharactere, wozu indeß die alte Margaretha keineswegs gehört, überhaupt der architectoniſche Zuſchnitt des Ganzen, nicht befremden.

Noch weniger wird er fragen: was ſoll der Jude? was ſoll Fatime? oder gar: was ſoll der Tolle? Daß Golos Selbſtverſtümmelung am Schluß, dies einfache Ergebniß ſeines Characters und der ungeheuren Situation, ſo wenig den tragiſchen Donner verſtärken, als der poetiſchen Gerechtigkeit genug thun ſoll, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Uebrigens iſt ein jedes Drama nur ſo weit lebendig, als es der Zeit, in der es entſpringt, d. h. ihren höchſten und wahrſten Intereſſen, zum Ausdruck dient, und auch ich hoffe, trotz der aus dem Mythen- und Sagenkreiſe entlehnten Stoffe, in meiner Genoveva, wie in meiner Judith, der Zeit, wie ich ſie in Bedürfniß, Richtung und Bewegung auffaſſe, ein künſtleriſches Opfer dargebracht zu haben.

Hamburg, den 7. October 1842.

Friedrich Hebbel.

Perſonen.

Der Pfalzgraf Siegfried.
Genoveva.
Golo.
Katharina.
Die alte Margaretha.
Ritter Hildebrant.
Ritter Triſtan.
Drago.
Caſpar.
Conrad, Jäger. } niedere Dienerſchaft im Schloß
Balthaſar.
Hans.
Edelknecht, Siegfrieds Knappe.
Der tolle Klaus.
Ein Maler.
Ein alter Jude.
Der Geiſt des Drago.

Zeit die poetiſche.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſter Act.

(Saal im Schloß. Siegfried mit ſeinen Rittern, gerüſtet. Im Hintergrund die Diener Caspar, Hans, Balthaſar, Conrad. Ihm zur Seite Golo und Hildebrant. Man ſieht durch die nach hinten geöffneten Fenſter einen ſteil empor ragenden Thurm. In der Ferne Landſchaft.)

Erſte Scene.

Siegfried

(tritt vom offenen Fenſter zurück.)

Friſch iſt's, und kühl. Ein Schütteln, wie vor Froſt,
In allen Bäumen. Und der Sonne Licht
So welk, ſo matt! Ein Morgen iſt's, wo man
Zu Pferd muß. Iſt denn Alles jetzt bereit?

Hildebrant.

Nichts fehlt, als Ihr. Mit ungeduld'gem Huf
Scharrt Euer Roß den Boden. Laufen wird's,
Wenn Ihr es auch nicht ſpornen mögt. Es friert
Im Sattel ſitzt ſchon Reiſiger, wie Knecht.

Nur, daß der Arm der Liebe hie und da
Noch Einen wieder ſucht herab zu ziehn.
Allein im Bügel hält der Burſch ſich feſt
Und lacht, um nicht zu weinen, beißt auch wohl
Die Zähn' zuſammen, oder ſchilt und flucht.

Siegfried.

Ein Beiſpiel für mich ſelbſt. Dazu gehört
Der Mannskraft mehr, wie zu dem wild'ſten Kampf.
Ich komm' mir hier, wie feſtgewachſen, vor.

Hildebrant.

Deß ſchämt Euch nimmermehr, vieledler Graf.
Wenn ich mein Weib verließ, ſo war mir's ſtets,
Als würd' ich mitten durchgehau'n. Zwar pfiff
Ich nach dem Abſchied oft ein luſtig Lied,
Doch ſo, wie Jener, der die Geige ſtrich,
Da man ihn führte in den bitt'ren Tod.

Siegfried.

Ihr, Golo, ſteht abſeits?

Golo.

Ich ſinne nach,
Worin ich ſchlechter, als die Andern bin,
Und kann's nicht finden, Herr.

Siegfried.

Das glaub' ich Euch!

Golo.

Ich reit', wie Einer —

Siegfried.

Ja, und ſtürzt Dein Pferd,
So ſtehſt Du eher auf noch, als das Thier,
Und lachſt. Wir Andern brechen Hals und Bein.

Golo.

Ich fecht —

Siegfried.

Wie Keiner. Edelherzig lehrſt
Du jedem Gegner, wie er's machen ſoll.
Nur, leider, frommt die Lection ihm nicht,
Weil er ſie mit dem Tod bezahlen muß.

Golo.

Ich ziele —

Siegfried.

Ja, und triffſt, was Niemand gern
Getroffen ſieht: im Aug' das Weiße, und
Zugleich das Hirn mit, das dahinter liegt.

Golo.

Ihr zwingt mich, Herr, mich ſelbſt zu loben. Kann
Ich Alles das — warum denn bleib' ich hier?
Meint Ihr vielleicht, ich ſey ein ſchlecht'rer Chriſt
Wie Andre, weil ich beſſer ſing', als ſie?
Ich ſage Euch, ich mag auf gar kein Wild

Anlegen mehr, ſeit ich von Mohren weiß.
Schien nicht der Eber, den ich geſtern ſchoß,
Ein trotz'ger, ausgemachter Heide mir:
Er blieb verſchont, ſo feiſt und dick er war.
Denn billig ſpart man gegen Chriſti Feinde
Die Pfeile, die man zu verſchießen hat.
Ich bitt' Euch, laßt mich nicht zurück. Denn ſeht:
Durch Faſten und durch Beten werd' ich nie
Die Himmelsthür mir öffnen. Dazu fehlt's
An Gaben mir. Ich ſchickte aber gern
Für jede Sünde, welche ich beging,
Zur Hölle einen Mohren. Nehmt mich mit.
Verzug giebt's meinetwegen nicht. Ich bin
Bereit, wie Ihr, hab' zeitig vorgeſorgt.
Könnt Ihr mich denn nicht brauchen? Scheint mein Arm
Euch überflüſſig, daß Ihr ihn verſchmäht,
Ich laß' es mir gefallen, wenn Ihr nur
Bedenkt, wie meine Kehl' Euch taugen kann.
Ei! Wenn Ihr Abends liegt in Eurem Zelt:
So finſter iſt's, als würd es nie mehr Tag,
Müd' ſind die Glieder, doch es wacht das Herz
Und tritt nach Haus die lange Reiſe an —
Dann will ich meinen Harniſch von mir thun,
Den raſſelnden, und will mich jüngferlich
Euch nahn und Euch mit Genovevas Ton

Juliepeln: lieber Siegfried! Greift Ihr dann
Nach meiner Hand, ſo lach' ich, doch nicht laut
Und ſing' von ihren Augen Euch ein Lied,
Und ſing' ſo lange, bis Ihr ſprecht: Du Schelm,
Meinſt Du, das Feuer brennt nicht hell genug?
Nicht wahr, ich bleibe nicht zurück? Ihr habt
Mich oft geſcholten wegen Uebermuths:
Wohlan, Herr, nehmt mich mit in's Feld, daß ich
Beſcheidenheit erlerne, wenn ich Euch
Zu Dutzenden die Mohren mähen ſeh',
Und ſelbſt als Stümper Euch zur Seite ſteh'!

Siegfried.

(Für ſich.) Der iſt ein Mann geworden über Nacht
Und blieb ein Kind dabei. Wie lieb' ich das!
Zu jung zum Bruder, und zu alt zum Sohn,
Gilt er als Sohn und Bruder mir zugleich,
Drum halt' ich ihn, wie keinen Andern, hoch.
Doch, eben darum laß' ich ihn zurück.
(Zu Golo.) Golo, dem Beſten nur vertraut der Mann
Sein Beſtes an, und der ſeyd Ihr. Ihr bleibt
Und nehmt mein Weib in Obacht und in Schutz.
(Zu den Dienern.) Sobald das Burgthor hinter mir ſich ſchloß,
Seht Ihr in ihm den unumſchränkten Herrn,
Und dient ihm ſo, wie Ihr mir ſelbſt gedient!
(Zu Golo.) Wenn mir zu Liebe Ihr auf Thaten jetzt

Verzichtet, iſt's nicht Eure ſchlecht'ſte That,
Und ſeyd gewiß, es kommt auch Euer Tag!

Golo.

Ich dank Euch dies Vertrauen, edler Graf,
Nur wüßt' ich gern, wie ich — jetzt beten ſoll.
„Gieb mir, o Gott, Gelegenheit, daß ich's
Verdiene?" Nein, das geht nicht, denn das heißt:
Stürz' die Gebieterin in Noth und Tod,
Damit ihr Knecht ſie draus befreien kann.
„Nimm ſie in Deine Hut?" Zum Teufel, nein
Das geht noch weniger. Das heißt: nimm mir
Die Ruhe ab, und laß mich ſchlafen gehn,
Ich that ja ſchon genug, ich aß und trank,
Bis ich fünf Fuß maß, und mein Schatten zwölf!

Siegfried.

Ich lächle Deinen Reden, junger Thor,
Obgleich das Herz mir in der Bruſt faſt ſpringt.
Doch jetzt verlaßt mich! Einen Augenblick!
Gleich bin ich bei Euch!

(Alle entfernen ſich; er ruft ihnen nach

Zög're ich zu ſehr,
So ruft mich mit Trompetenklängen ab.
Ich glaub' ein Mann zu ſeyn, was es auch gilt,
Nur, wenn's zum Scheiden geht, bin ich es nicht
Da geiz' ich nach dem tiefſten Schmerz, wie nie

Nach Luſt, da bohr' ich mich in Leid und Qual
Hinein, wie Bienen in den Blüthenkelch,
Und dann erſt, wenn ich, zwiſchen meinem Weh
Und dem des Andern ſtehend, wählen kann,
In welchem Abgrund ich verſinken will,
Beſinne ich mich wieder auf mich ſelbſt,
Und reiße mich, als wär's vom Leben, los.

Zweite Scene

Genoveva
(tritt auf.)

Genoveva.

Weh, mein Gemahl!

Siegfried.

Was iſt Dir, theures Weib?

Genoveva.

Du biſt ſchon ganz gerüſtet!

Siegfried.

Es iſt Zeit!

Genoveva.

Den Helm nimm ab!

Siegfried.

Warum?

Genoveva.

Und auch des Schwerts
Entgürte Dich!

Siegfried.

Mißfällt Dir Helm und Schwert?

Genoveva.

O nein! Ich will nur ſo viel arme Zeit
Noch für mich retten, als Du brauchen wirſt,
Die beiden ab- und wieder anzuthun!

Siegfried
(legt Helm und Schwert ab.)

Du Liebliche, wie ſteht es Dir ſo ſchön,
Daß Du Dich menſchlich ſorgſt um's Menſchliche
Mir däucht, in dieſer Angſt, die ſich nicht mehr
Verbergen kann, noch will, vollendet ſich
Dein Bild, indem ſie rührend es umgränzt.
Daß ich die Schwäche Dir bekenne: oft
Hab' ich gewünſcht, auf einen Augenblick
Der Ungeduld, des Zorns, der Leidenſchaft
Dich zu ertappen, aber ſtets umſonſt.
Als Deiner Mutter Tod ſo plötzlich uns
Ward angeſagt, und Du zuſammen brachſt,
Bewußtlos nieder ſinkend, aber erſt
Die Händ' noch faltend — ſieh, da weint' ich ſtill,

Weil ich's verehren mußte, was ich ſah.
Und doch verſucht' ich faſt die Möglichkeit
Ein holdes Wunder ſchienſt du mir zu ſeyn
Das, wie ein Vogel wohl die Flügel netzt,
Nur gaukelnd ſich in Fleiſch und Blut verſenkt,
Und das, in unverlornen Adels Kraft,
Mit allem Ernſt der Zeitlichkeit nur ſpielt,
Weil es ſich ſchwingen kann, ſobald es mag

Genoveva.

Ich bin ein Weib. Ein Weib verhüllt den Schmerz,
Denn er iſt häßlich und befleckt die Welt
Ich bin ein Menſch. Nicht jammern darf ein Menſch,
Seitdem am Kreuz der Heiland ſtumm verblich.
Drum in der Bruſt begrab' ich ſtill mein Weh,
Wie man mich ſelbſt, bin ich einſt todt, begräbt.

Siegfried.

Mir däucht, ich thu' in's Allerheiligſte
Mit aufgeſchloſſnen Augen einen Blick.
Dies fehlt dem Mann noch, wenn ihm Nichts mehr fehlt,
Daß er das Weib nicht kennt, ſo wie ſie iſt.
Sie bildet aus ſich ſelbſt, was er umſonſt
Aus äußerm Lebensſtoff zu bilden ſucht,
Drum iſt ſie auch ſich ſelbſt nur unterthan,
Er jedem Element, das ihn umgiebt

Genoveva

Mein Siegfried! Deine Reden faſſ' ich wohl,
Doch Thränen ſind's, die mir ihr Sinn entpreßt.
Du ſcheideſt jetzt, und nimmſt in Deinem Schmerz
Den Kranz Dir ab und drückſt ihn mir auf's Haupt
Mir aber fällt dabei mit Schaudern ein,
Daß man die Todten ſo bekränzt und ſchmückt,
Weil man es weiß, daß man ſie nie mehr ſieht.

(Ein Trompetenſtoß.)

Siegfried

Sie rufen mich!

Genoveva

(ſie fällt ihm um den Hals.)

Gefangen nehm' ich Dich!
Sag', haſt Du's wohl gefühlt, wie ich Dich ſtets
Geliebt? Nur ſelten hab' ich's Dir gezeigt,
Hab' oft den Kuß noch, den Du raubteſt, halb
Zurück gehalten, und ihn Gott geweiht,
Als Zoll des Danks für unſer'n ſchönen Bund.
Die ganze Ewigkeit, ſo ſchien es mir,
Stand vor uns, um uns in einander tief
Und immer tiefer zu verlieren. Sieh,
Da zögert' ich, wie Einer, der am Quell
Den heißen Durſt zu löſchen ſich noch wehrt.
Jetzt aber krampft gewaltſam ſich mein Herz,

Mir iſt, als wäre dieſer Augenblick,
Der ſchwindet, wie ich rede, nur noch mein,
Als müßt' ich all mein Lieben, Alles, was
Auch jetzt in's Inn're noch zurück weicht, ſchnell
Dir bieten, wie den Abſchiedskuß, und ach,
Dazu iſt ſolch ein Augenblick zu kurz!

Siegfried.

Verſtumme nicht! Laß' mich ihn ganz und voll
Genießen, dieſen köſtlichen Moment!
Verbirg erröthend nicht an meiner Bruſt
Dein Angeſicht, es iſt der Widerſtral
Von Allem, was auf Erden göttlich iſt.
Drück' nicht mit Deinem Mund den meinen zu,
Ich habe keinen Raum für dies Gefühl,
Ausathmen muß ich's, wie die Luft, die mich
Erquickt, doch feſtgehalten, mich erſtickt.
Mir däucht, erſt heut haſt Du Dich mir vermählt!
Wie preiſ' ich dieſen Tag, der Alles mir
Zu nehmen drohte, und mir Alles bringt!
Wie, wenn die Erd' in ihren Veſten bebt,
Wenn Feuerflammen fahren aus dem Grund,
Zugleich ein Quell hervor bricht, der ſie löſcht,
Und der nun ewig unverſiegbar fließt,
So iſt es mir geſchehn! Ich danke Dir!

Genoveva.

Ich aber fühl' mich jetzt ſo arm, ſo arm!
Als ein Geheimniß, kaum mir ſelbſt bekannt,
Durch's Leben tragen wollte ich mein Herz!
Erſt in der dunklen Stunde, wo mein Grab
Sich aufthut, wollt' ich's öffnen gegen Dich.
Da wollt' ich ſprechen: ſieh, ſo liebt' ich Dich
Und hab's Dir nie geſagt, nun kann ich auch
Bei'm letzten Abſchied Dich erfreu'n, wie nie.
Dann wollt' ich Dich umarmend zu mir ziehn,
Und, eine Braut, die Weib geworden iſt
Und ſich's noch ſelbſt verhehlt, hinüber fliehn
Und denken: ſey getroſt, nun folgt er bald.
In dieſem meinem Ringen mit der Macht
Der ſtarken Stunden um mein heimlich Gut
Hab' ich mich ſchmerzlich glücklich ſtets gefühlt.
Ich hab's bewahrt, wenn Deine Zärtlichkeit
Die Seel' ſchon auf die Lippen mir gelockt,
Ich hab's zurück gehalten, als Du jüngſt
An einer Wunde ſtill darnieder lagſt,
Und, Deinen Schmerz bezwingend, lächelteſt,
Damit ich nur nicht weinte. Wehe mir!
Nun habe ich im Tod Nichts mehr für Dich
Nun hab' ich Nichts mehr, das Dich in die Nacht
Mir nachziehn wird, wenn mich ihr Schatten deckt.

Siegfried.

Mit Wolluſt hör' ich Dich, doch auch mit Angſt.
Du biſt, wie eine Ader, die zerſpringt
Heiß ſtürzt der rothe Lebensſtrom hervor,
Doch er erſtarrt, ſo wie er ſich befreit.
Von inn'rem Froſt wird Deine Wange blaß,
Dein Auge brennt, erlöſchend flammſt Du ſelbſt
Drin auf, als wär's in Scheiterhaufens Glut.
O Böſe! Daß Du noch im Tod mich liebſt,
Du willſt mir's doch nicht zeigen durch den Tod?
Viel lieber will ich, zweifelnd für und für,
Noch um Dich werben, wie ich lange warb,
Mich mit den Helden meſſen, die man preiſt,
Und mir von dem, der Deiner würd'ger iſt,
Den Tod ertrotzen im Verzweiflungskampf.

(Trompetenſtoß. Golo tritt auf. Er bleibt im Hintergrund ſtehen.)

Genoveva.

Du ziehſt hinaus jetzt in den blut'gen Streit,
Jedwedes Eiſen, das ein Heide ſchliff,
Jedweder Pfeil, kann Deine Bruſt bedrohn,
Und dennoch, dennoch fürcht' ich nicht für Dich,
Ich fürcht' nur für mich ſelbſt, — nur für mein Kind!
Gott, Siegfried, ach, was hab' ich da geſagt!
Sonſt ward ich in der Dämm'rung glühend-heiß,

Dacht' ich: die Stunde kommt, wo er Dich fragt;
Jetzt ſprech' ich's aus, und es iſt lichter Tag.

Siegfried.

O Genoveva, wende Dich nicht ab!
Willſt Du's bereu'n, daß Du mich ſelig machſt?

Genoveva.

Und macht's Dich ſelig, daß Dein armes Kind,
Wenn es nun ein in's kalte Daſein tritt,
Des Vaters erſten Blick, den ſegnenden,
Entbehren muß, der es mit aller Glut
Der tiefſten Liebe überſtrömen ſoll?
O, wie die Taufe für den Himmel weiht,
Das Böſe bannend, das uns rings umſpinnt,
So weiht, mit Wunderkraft geheimnißvoll
Begabt, für's ird'ſche Leben ſolch ein Blick.
Weh mir! Ein Auge, fremd und lieblos, wird
Mein Kind begrüßen, ja, ich weiß vielleicht
Nicht einmal, ob's noch einen Vater hat.
O Siegfried, geh! Geh, theurer Freund! Der Schmerz
Ringt um mein Selbſt mit mir. Noch halt' ich's feſt!
Doch zögerſt Du, ſo fleh' ich Dich vielleicht,
Auf meine Kniee ſtürzend, nimm mich mit!

Siegfried.

(umarmt ſie).

Golo

(im Hintergrund.)

Von Bildern ſpricht man, heilig-fremd und kalt,
Wovor man alle Sünden doppelt fühlt,
Daß ſie, die Gläub'gen ſahn es ſchaudernd an,
Geſeufzt, geweint, geächzt und Blut geſchwitzt.
Mir däucht, ein ſolches Wunder ſeh' ich hier,
Denn Genoveva, der ich ſelten nur
In's Aug' zu ſchauen wagte, weil, ſo oft
Ich's that, ein Licht durch meine Seele fuhr,
Das mich erröthen machte vor mir ſelbſt;
Ja, weil ihr Auge mir ein Spiegel ſchien,
So rein, daß Alles drin zum Flecken ward:
Dieſelbe Genoveva liebt und weint,
Sie iſt ein Weib! Sie iſt ein Weib, wie keins!

(Drei heftige Trompetenſtöße.)

Siegfried.

Ich bin's, der geht. So muß denn ich's auch ſeyn,
Der dieſen Abſchied endet. Lebe wohl!
(Für ſich.) Ein Mann muß ſcheiden, eh' in's Auge ihm
Die Thränen treten. Das geſchieht wohl bald.

Golo.

(im Hintergrund.)

Ich werd' Dich haſſen, wenn Dir das gelingt!
Ha! Willſt Du ſie erniedrigen? Soll ſie

Erkennen, daß Du kälter biſt, als ſie,
Und drob erſtarren, wie ein Quell erſtarrt,
Der ſich, wenn's draußen friert, ans Licht getraut?
Kein Mann zu ſeyn, das iſt jetzt Deine Pflicht
Nun ſie gewagt hat, ganz ein Weib zu ſeyn!
Läg' ich, wie Du, an ihrer keuſchen Bruſt,
Ich ſchiede nie, und ſpottete man mein,
Ich würd' es lächelnd dulden, mir wär's recht,
Ihr meinen Werth und meine Würdigkeit
Durch Opfer darzuthun, die Keiner bringt.
O Liebe, niemals hab' ich dich erkannt,
Doch jetzt erkenne ich dein heilig Recht!
Du biſt's, die dieſe kalte ſpröde Welt
Durchflammen, ſchmelzen und verzehren ſoll!
Du biſt nicht Leben, du biſt Tod, ja Tod!
Du biſt des Todes ſchönſte, höchſte Form,
Die einzige, die giebt, indem ſie nimmt!
Dir widerſtehen, heißt den Kampf mit Gott
Und mit dem Weltgeheimniß eingehn.
Du ſollſt vertilgen, was nicht ewig iſt,
Doch nie wird Märt'rer, wer den Holzſtoß ſcheut!

Siegfried.

Ein Baum iſt beſſer d'ran doch, wie ein Menſch:
Man reißt ihn aus, vom Menſchen wird verlangt,
Daß er es ſelber thu! Was ſinneſt Du?

Genoveva.

Ich denk', daß es im Krieg viel Wunden giebt,
Und daß ich Wunden gut verbinden kann.

Golo

(Im Hintergrund.)

Ich mögte gleich mich hauen in den Arm.

Siegfried.

Ich aber ſinne nach, was beſſer iſt:
Ein letztes Wort, ein letzter Kuß. Man kann
Von Beidem Eins nur haben. Wähle Du!

Genoveva.

(umarmt und küßt Siegfried.)

Golo.

O, wie ſie küßt! Man fühlt's, indem man's ſieht.
Ich trenne ſie, denn ihm gebührt kein Kuß!

(Er tritt hervor.)

Siegfried.

(ſetzt den Helm auf.)

Genoveva.

(fällt in Ohnmacht. **Golo** und **Siegfried** ſpringen hinzu. **Golo** fängt ſie auf.)

Golo.

Ihr hattet Recht, Herr Graf, es muß von uns
Hier Einer bleiben!

Siegfried

(will Genoveva küſſen.)

Golo.

(wehrt ihn ab.)

Laßt! Ihr weckt ſie auf.
Dann hält ſie Euch!

Siegfried

Und hat noch einmal ihn,
Den Schmerz, dem jetzt die Ohnmacht ſie entzieht.
Ich geh!

Golo

Ihr ſeyd ein Held!

Siegfried

Bei Gott, dies iſt
Ein Heldenſtück, wie ich noch kein's beſtand.
Leb' wohl, und ſchütze ſie! Leb' wohl, mein Weib!

(mit einem Blick auf Genoveva ab. Bald hört man hinter der Sce[illegible] luſtiges Trompetengeſchmetter.)

Golo.

Sie liegt im Arm mir, wie im Sarg. Er ſchleicht
Sich, wie ein Mörder, von der Todten weg.
O, ganz zurückgewichen iſt ſie jetzt
In die bewußtlos-fromme Majeſtät
Der Kindlichkeit, der ſie ihr Schmerz entriß!

O weiße Roſ', die von der rothen träumt,
Und die der Traum mit ſanfter Glut durchhaucht!
Erwachend wird's ihr ſeyn, als ob ſie ſich
Geflüchtet hätt' aus einer Feuersbrunſt,
Die ſie im Beten unterbrach!
Jetzt ſteht ſie zweifelnd zwiſchen dieſer Welt
Und zwiſchen jener, gaſtlich offen ſind
Die Pforten beider, jede wirbt um ſie
Und zeigt ihr Alles, was ſie Schönes hat.
Stirbt ſie — ich will nicht knirſchen! Doch, ſie ſeufzt,
Das holde Fieber, das man Leben nennt,
Es kehrt zurück, der dunkle Born des Seyns
Entläßt auf's Neu die innern Strömungen,
Und auf die Lippen tritt das erſte Roth
O Lippen, ſüße Lippen! Wer euch küßt,
Der ſtiehlt ſich hier die ew'ge Seligkeit,
Denn nie, o nie! verglüht ein ſolcher Kuß
Ich könnt' es thun! Die heil'gen Augen ſtehn
Noch nicht, wie Cherubime mit dem Schwert,
Abwehrend vor dem rothen Paradies.
Ich muß, ich will ſie küſſen, und mich dann,
Vor Wonne zitternd, von dem ſteilſten Hang
Hinunter ſtürzen in des Abgrunds Nacht

(er küßt ſie.)

Genoveva
(umarmt ihn.)

Mein Siegfried!

Golo.

Siegfried!

Genoveva
(ſtößt ihn fort.)

Weg! Wer biſt Du, Menſch!

Golo.

Ich glaube, ich bin Golo.

Genoveva.

Golo — Ihr?
Wie kam ich denn in Euren Arm?

Golo.

Der Graf,
Herr Siegfried, Eu'r Gemahl, legt' Euch hinein.

Genoveva.

So iſt er fort!

Golo.

Ja wohl, als Ihr vor Schmerz
In Ohnmacht ſankt, da eilt' er ſchnell hinweg,
Euch zu erwecken, hatt' er nicht die Zeit.
(für ſich)
Wer ſpricht aus mir? Ich nicht! Schweig', böſer Geiſt!

Genoveva.

Mir war, als weckt' er mich mit einem Kuß.

Golo.

Ich ſchwör' Euch zu, er hat Euch nicht geküßt.
Er wagt' es nicht, er hatte Angſt, daß Ihr
Zu früh erwachtet, und das wollt' er nicht.
(für ſich) Ich hab' ihm Nichts geraubt, der Kuß iſt ſein!
(zu ihr) Vielleicht, daß er in Ohnmacht fiel, wie Ihr,
Und daß die Geiſter, aus der Leiber Haft
Fortſtürmend, feurig ſich begegneten.
(leiſe und verſchämt) War er denn heiß, der Kuß, den Ihr gefühlt?
(für ſich) Ha, er war ſo, wie Morgens ihn ein Kind
Mit glüh'ndem Mund auf junge Roſen drückt,
Schnell abgebrochen, keinen Tropfen Thau's
Verſchüttend, heilig, wie nur je ein Kuß!

Genoveva.

O ſchwache Sinne, daß Ihr rißt, bevor
Euch noch das Bitterſte geboten ward.
Nun hört' ich nicht des Liebſten letzten Gruß.

Golo.

Wohl Euch! Ihr hörtet auch den Hufſchlag nicht
Des Roſſes, das ihn raſch von dannen trug!
(für ſich) Und ſaht nicht, daß er ohne Thränen ſchied.

Genoveva.

Der ſoll der Werth'ſte mir vor Allen ſeyn,
Der ihn zulezt geſehn. Seyd Ihr's?

Golo.

Ich ſah
Ihm durch dies Fenſter nach. Er hatte Eil'!
Er ſchaute nicht zu Euch und mir hinauf.

Genoveva.

Er hat es nicht gewagt. Er hat gedacht,
Ich könnt' am Fenſter ſtehn, und, gar zu ſchwach,
Zurück ihn winken. Doch, ich kenne mich,
Das hätt' ich nimmer, nimmermehr gethan!

Dritte Scene.

Drago
(tritt ein.)

Drago.

Verzeiht mir, daß ich komme, edle Frau,
Ich bringe Euch den lezten Gruß des Herrn.

Genoveva.

So biſt Du mir von jezt der Wertheſte!

Drago.

Ich ſchlich mich früh am Morgen aus der Burg,
Ging eine Viertelſtund' und harrte ſein,

Am Wege, hinter ein Gebüſch verſteckt.
Und als er nun daher gezogen kam,
Der Letzte, all die Andern weit voraus,
Da trat ich vor und ſprach: vieledler Graf,
Habt Ihr an Genoveva noch ein Wort?
Vielleicht vergaßt Ihr etwas; tragt mir's auf,
Damit ich es beſtellte, kam ich her.
Er ſprang vom Roß, und hätt' ich nicht gewehrt,
Er hätte mich geküßt, mein ſchlechter Mund
War ihm durch Euren Namen, wie geweiht.
Nun rief er: ſag' Ihr, ſag' Ihr — was du ſiehſt,
Und wandte ſich, und ſchwang ſich auf ſein Roß;
Ich aber ſah die große Thräne wohl,
Die ſich verſchämt aus ſeinem Auge ſchlich.
Dann ſprach er: ſag' Ihr dieſes noch einmal:
Sie ſoll in Allem Golo ſich vertrau'n!
Er führt an meiner Statt das Regiment,
Denk' ich an ihn, ſo wird mir leicht um's Herz.
Nun trocknet' er ſein Aug' und ſprengte fort.

Golo

Er ſprach: dacht' er an mich, ſo würd' ihm leicht,
Und trocknete ſein Aug' und ſprengte fort?

Trago

Er that's!

Genoveva.

Schon geſtern Abend ſprach er ſo.
Auch weiß ich es ja längſt, wie Ihr ihn liebt,
Und wer ihn liebt, den lieb' auch ich!

Golo

(will abgehen.)

Verzeiht!

Genoveva.

Iſt Euch nicht wohl?

Golo.

Recht wohl! (für ſich.) Ich will nur ſehn,
Ob nicht das Thor der Hölle offen ſteht.
(laut.) Es hauſ't da drüben, in und an dem Thurm,
Verwünſcht und häßlich, eine Dohlenbrut,
Durch Teufelsfarbe und Geſtalt den Tag
Entweihend, durch Gekrächz' die ſtille Nacht.
Längſt hat der Graf das finſtre Volk verflucht,
Doch hoffte er, daß wohl einmal der Sturm
Herunter fegen würde Neſt für Neſt.
Seit geſtern ſiedeln ſich auch Eulen an,
Es wird 'ne Wirthſchaft, wie Beelzebubs,
Wenn man bei Zeiten nicht zu ſteuern ſucht.
Der Sturm, ſo ernſtlich er's auch meint, vermag
Nichts dran zu thun, drum muß ein Menſch hinauf.
Heut iſt der Tag dazu, heut führ' ich's aus.

Wenn Eu'r Gemahl zu Hauſe kommt, ſo muß
Doch ihm zu Liebe was geſchehen ſeyn.

Drago.

Herr Golo, wer den Schwindelrand des Thurms
Umwandeln will, der bricht gewiß den Hals!

Golo.

Das denk ich auch! Ei, Narr, das denk' ich nicht!
Und wer es thut, verdient kein beſſ'res Loos.
Warum denn hat er's Klettern nicht erlernt?

Drago.

Nur Einer hat's bis dieſen Tag verſucht;
Noch ſieht man an dem bröckelnden Geſtein,
Sein Blut, das ſeit Jahrhunderten der Wuth
Des Wetters trotzt, weil es uns warnen ſoll.
Ihr kennt die Sage, daß ein grauſam Weib
Einſt einen Freier, der ihr läſtig war,
Die Höh' erklimmen hieß, um dort für ſie —
Ich weiß nicht was, zu thun. Den Knaben zeigt
Man früh den Ort, wo er zerſchmettert ſank,
Damit ihr Uebermuth ſich zeitig bricht.

Golo.

Mein Freund, man hat auch mir den Ort gezeigt;
Doch jener Ungeſchickte, der den Thurm
Verrufen machte, ſoll im Grabe heut
Erröthen! (will abgehen.)

Drago.

Gnad'ge Frau, erlaubt es nicht!

Genoveva.

Ihr werdet das nicht thun!

Golo.

Ich muß! Ich muß!
O Heilige, halt' Du mich nur nicht ab!
Bloß Deinetwegen ſoll's geſchehn! (ſich faſſend) Das heißt:
Dein holdes Auge ſoll nicht länger mehr
Beleidigt werden durch das Nachtgezücht:
Nein, weiße Tauben, morgenroth beglänzt,
Sie ſollen nieder ſchau'n vom Thurm auf Dich,
Wenn in der Früh' Du zur Kapelle gehſt,
Um für uns Alle, die wir ſündigten,
Durch Dein Gebet dem Herrn genug zu thun!

Genoveva.

Wenn Ihr nicht ablaßt — nie verzeih' ich's Euch!

Golo.

(Für ſich.) Das heißt: ſie will das Beſte, was ich that,
Das Beſte, was ich thun kann, nie verzeihn!
(zu ihr) Es iſt gar Nichts. Bedenkt: dem Drago hier
Iſt Alles Wunder, was er ſelbſt nicht kann!
Lebt wohl! (im Abgehen) Du aber, Gott, beſchirm' mich nicht!

Ich fürcht' mich ſelbſt, drum wend' ich mich an Dich!
Brech' ich nicht Hals und Bein zu dieſer Stund,
So leg' ich's aus: ich ſoll ein Schurke ſeyn.

(Er geht ſchnell ab. Drago folgt ihm. Genoveva eilt mit einer Geberde der Angſt auf das Fenſter zu, durch das man auf den Thurm ſieht.)

Zweiter Act.

(Halle im Schloß. Kapelle im Hintergrund, deren offenen Eingang, nebſt der ewigen Lampe, man ſieht.)

Erſte Scene.

Caspar und Balthaſar, einander begegnend.

Caspar.

Habt Ihr's geſehn?

Balthaſar.

Ich ſah's. Doch werde ich
Mir morgen nicht mehr glauben, daß ich's ſah.
Kaum einer Fliege hätt' ich's zugetraut,
Daß ſie auf ſo abſchüſſig-ſteilem Rand
Sich halten könnt'!

Caspar.

Ich hab' es nicht geſehn.
Ich hab' den Golo lieb, wie meinen Sohn.
Drum eilt' ich ſchnell in's Haus hinein, der Sturz
Schien unvermeidlich mir.

Balthaſar.

Die alte Frau.
Die Katharina, die ihm Amme war,
Und, Nichts von Allem wiſſend, eben ihn
Zum Frühtrunk rufen wollte, kreiſchte laut,
Als ſie ihn hoch in Lüften ſchweben ſah:
Er ſtrauchelte, als er den Schrei vernahm,
Sie aber rief: nimm, Teufel, meine Seel,
Nur führ' mir ungefährdet ihn zurück!
Dann ballte ſie die Hand, und ſchrie hinauf:
Du Böſewicht, biſt Du Dir ſelbſt ſo gram,
Daß Du durchaus den Hals Dir brechen willſt,
So warte doch, bis ich begraben bin!
Dann wieder: komm' herab, mein liebes Kind,
Es ſoll die Unthat Dir verziehen ſeyn!
Dann ward ſie ſtill und blaß, und ging in's Haus.

Caspar.

Warum er's doch wohl that!

Balthaſar.

Warum? Um Nichts!
Ja, ſtand der Kaiſer unten mit der Kron,
Und ſprach: wer das vollführt, dem ſchenk' ich ſie —
Da würde Alles mir begreiflich ſeyn!
Doch Er — er riß die Dohlenneſter ab,
Weil ihm zu ſchwarz die öde Brut bedünkt

Der Thor! Sie bauen neue, eh' er's denkt.
Ich haſſ' den Menſchen, der ſich ſelbſt nicht liebt.

Caſpar.

Da kommt er!

Zweite Scene.

Golo.

(ſehr erhitzt, tritt auf.)

Golo.

Luſt! (er bemerkt die Beiden) Was ſtarrt Ihr mich ſo an?
Zwei Beine und zwei Arme bracht' ich mit
Herunter, nahm ich deren mehr hinauf?
Geht! Habt Ihr Nichts zu thun?

Caſpar.

Wir gehen ſchon.

(ab, mit Balthaſar.)

Golo

Luſt! Luſt! Ich mögte fluchen! Denn mir ſcheint,
Ich that doch Alles, was ein Menſch vermag.
Im Vorgefühl des Ungeheuerſten
Stellt' ich mich ſelbſt vor's oberſte Gericht.
Nicht eines Stoßes von des Höchſten Arm
Bedurft' es noch, nur, daß er mich nicht hielt!

Er aber that ein Wunder — und warum?
Damit in mir der Schurke reiſen kann.
Als ich hinauf ſtieg, wo noch Keiner ſtand,
Da drangten mich die Winde ſchier zurück,
Die Eule aber ſah ſo trotzig drein,
Als dachte ſie: Du kehrſt wohl wieder um,
Und ſchwer an meine Ferſen hangt' es ſich,
Wie eine Welt, die abzuſchütteln war.
Ich wollte beten, doch ein Fenſter klang
Und Genoveva winkte mit der Hand,
Und ſie, die Todte ſtören konnt im Schlaf,
Wenn ſie vorüber wallt an ihrer Gruft,
Daß durch vermoderndes Gebein auf's Neu
Ein Angedenken aller Seligkeit
Hinzittert, die auf Erden möglich iſt,
Mich lockte ſie vergebens aus dem Tod,
Den ich erwählt, in's helle Seyn zurück,
Ich ſah ſie ſchwindeln, und beharrte doch.
Zurufen wollt' ich ihr: ich liebe Dich!
Doch in der Bruſt hielt ich es feſt, das Wort,
Und jenes Kuſſes denkend, den ich ſtahl,
Wie Einer, der vor Fieberdurſt verglüht,
Von einer Lilie den Tropfen Thau,
Schwang ich mich zu des Thurmes Rand empor
Und ſeufzt' und ſprach: nun iſt er gleich bezahlt!

Mein Blick zerrann im Unermeßlichen,
Kaum fühlt' ich's noch, daß mich ein Leib umſchloß,
Doch leicht und feſt, wie man die Erde tritt,
Und ohne Straucheln, wandelte mein Fuß,
Und in der Seele klang mir's, wie zum Hohn:
Du ſtürzeſt nimmermehr, Du biſt gefeit!
„Ich will!“ So dacht' ich, und, zum Sprung bereit,
Hob ich den Fuß, dann aber rief ich: Nein!
Ich that genug! Wirſt Gott mich nicht herab,
So will ich auch nicht ſelbſt mein Henker ſeyn!

Dritte Scene.

Katharina

(tritt eilig auf, die rechte Hand iſt ihr verbunden.)

Katharina.

Mein Golo, lebſt Du?

Golo.

Freilich, Mutter, doch,
Was fehlt denn Dir? Dir blutet ja die Hand!

Katharina.

Das kam, als ſie vorhin mir mit Gewalt
Das Meſſer nehmen wollten.

Golo.

Mit Gewalt?

Katharina.

Zu Deiner Strafe höre, was ich that
Als ich mit Grauen Dich dort oben ſah,
Da war mir's ganz, als ſäh' ich Dich ſchon todt.
Drum ging ich in die Küch', nahm aus dem Schrank
Das breit'ſte Meſſer, riß den Bruſtlatz ab
Und horchte, um bei'm erſten Weheruf
Die Spitze tief zu ſtoßen in mein Herz.

Golo.

Ich ſchaud're, Mutter.

Katharina.

Sohn, verſprichſt Du mir,
Daß Du den Thurm nicht mehr beſteigen willſt?

Golo.

Nie, Mutter, nie!

Katharina.

Nun will ich beichten gehn.

Golo.

Was macht die Gräfin?

Katharina.

Einem Staarmatz lehrt
Sie Siegfrieds Namen.

Golo.

Würg' mir dieſen Staar!

Katharina.

Du meinſt, weil er ſo dumm iſt!

Golo.

Iſt er dumm?
Dann laß ihn leben!

Katharina.

Unverſtändig glotzt
Er ſie mit gelb beringten Augen an
Und kukt umher, ob ſich nicht irgendwo
Ein Körnlein in der Nähe finden läßt.
Ich hätt' ihm längſt die Kehle umgedreht,
Sie aber liſpelt mit dem kleinen Mund
Ihm fort und fort den Namen Siegfried vor,
Als wäre jegliche Muſik der Welt
In die zwei Sylben: Sieg! und Fried! gebannt.

Golo.

Sie muß doch fürchten, daß ſie ihn vergißt,
Weil ſie ſchon jetzt in einem Vogel ſich
Den Warner und Erinnerer beſtellt.
Sag', liebe Mutter, meinſt Du das nicht auch?

Katharina.

Mein junger Herr, ich bin zwar alt und grau,
Doch werd' ich nie verrathen mein Geſchlecht.

(ab in die Kapelle.)

Golo.

Kein Vaterunſer will ich ſprechen mehr,
Kein Ave, wie ich ſonſt doch gerne ſprach,
Wenn Morgens eine erſte Lerche ſtieg,
Wenn Abends eine ferne Glocke klang.
Von jetzt an ſoll mir zum Legendenbuch
Das Leben Siegfrieds dienen, meines Herrn,
Gedenken will ich all der Tugenden,
Der Tapferkeit, des hohen Edelmuths,
Wodurch er ſeinen Feinden ſelbſt ſo oft
Die Thränen in die Augen hat gelockt.
Will mich der Zeit erinnern, wo kein Held,
Kein Heiliger, mir anders denkbar war,
Als nur in ſeiner herrlichen Geſtalt,
Will ſeine Thaten, ſeine Worte, mir,
Wie Perlen, die er, wo er ging, geſä't,
Zuſammen reihn zu einem Roſenkranz,
Und, den beſchämt abbetend Tag für Tag,
Erſticken mein Gefühl, damit ich bald,
Von dem Gedanken ſeiner Trefflichkeit
Durchbohrt, verſchwinde in das leere Nichts.

Vierte Scene.

(Genoveva tritt auf.)

Golo.

Da naht ſie! Blicke weg, ruhmred'ger Thor!
Wozu? Ich ſeh' ſie doch! Und wenn mein Geiſt
Ihr Bild ſich malt, ſo blickt es ſanft und mild,
Doch ſie blickt ernſt. Drum ſchau' ſie immer an!
(er wendet ſich und ſtürzt ihr, wie nieder geworfen, zu Füßen.)
Verzeiht Ihr?

Genoveva.

Niemals, daß Ihr vor mir knie't!

Golo.

(ſich erhebend, und ſie von der Seite betrachtend, für ſich)
Ich kniee nur, damit ſie zögern muß!
O, jeder Blick in dieſes Angeſicht
Iſt ein Gewinn, und jedes Wort, entlockt
Dem rührend-ſüßen Mund, bereichert mich
Und weckt die Ahnung einer Seligkeit,
Fremd und geheim, in meiner tiefſten Bruſt:
Wie, wenn Muſik erklingt, Entzückungen
Durch alle Nerven, leiſe ſchwellend, ziehn.
Und ſoll der Durſt'ge, wenn ein voller Strom
Umflutend ihn erfaßt, die Lippen feig
Zuſammen preſſen, daß kein Tropfe ihm,

Durchdringend, kühlt den heißen Herzensbrand?
Wenn das die Tugend iſt, verfluch' ich ſie!

Genoveva.

Ihr weint!

Golo.

Thu' ich's? Dann iſt's das erſte Mal,
Und wie Gewitter-Regen, der umſonſt
Den Blitz, nachſtürzend, auszulöſchen ſucht.

(er faßt ſich ans Auge.)

Weg, Sündfluth vor der Sünd'! Du kommſt zu früh!
O Genoveva, ſeht, mir fehlt ein Tuch,
Und Thränen ſtehen einem Mann ſo ſchlecht:
Ich bitt' Euch, trocknet mir die Thränen ab.

Genoveva.

Wie roth er wird! O echte Männerſcham!
Ei, Eurer Wangen Glut erſparte mir
Die Mühe ſchon, ſie ſog die Thränen ein.

Golo.

(für ſich) Ich hatt' als Knabe einſt ein Saitenſpiel,
Und liebt' es ſehr, und übte viel und gern
Die heitre Kunſt, die aus Metall und Holz
Mit edler Müh den holden Wohllaut lockt.
Doch eines Abends, als ich einſam mich,
Die Saiten rührend, im Gewald erging,
Da ſchnitten mir die Töne mörderiſch-tief

In's Herz, das Auge ward mir feucht, und kalt
Schlich Schauer mir nach Schauer durch das Mark.
Wohl war das ſüß, und lange ſog ich ſtill
Die wunderbare Todeswolluſt ein,
Dann aber zuckt' ich knirſchend auf, zerriß
Die Saiten, und zerſchlug das Inſtrument,
Und nie ein andres nahm ich in die Hand.
(mit einem zornigen Blick auf ſie)
Mir däucht, ich ſollte heut daſſelbe thun!
O, Sünde iſt's, ſo liebenswürdig ſeyn,
Daß man durch einen Blick, durch einen Ton,
Ja, durch ein Lächeln ſelbſt, das ihm nicht gilt,
Den Mann im Innerſten in Feſſeln legt,
Die Kraft ihm bricht, den ſtolzen Muth ihm raubt.
Was iſt wohl ſüßer! Plötzlich an den Hals
Ihr fliegend, Alles, was man iſt und war,
Zu ſetzen an den räuberiſchen Kuß,
In dem man Zeit und Ewigkeit vergißt,
Und dem ein Fluch folgt, welcher vierfach trifft:
Von Gott, von ihr, von ihm und von mir ſelbſt;
Wie, oder zieh' in grimm'ger Nothwehr ich
Mein Schwert, und — Ha, Verfluchter, zieh' Dein Schwert,
Doch kehr' es reuig-wüthend gegen Dich!
Welt-End' iſt da, nachdem Du dies gedacht;
Gott, aufgeſtört aus ſeiner ew'gen Ruh,

Erhebt ſich ſchaudernd und verſiegelt ſtumm
Den Schöpfungsborn, damit nicht einſt ein Menſch
Geboren wird, der, was Du denkſt, vollbringt.
Auf Deine Kniee! (er kniet) Verzeiht mir, edle Frau!
(für ſich) Schurk! Schurk! Du greifſt zugleich nach ihrer
Hand,
Wie Jener, der dem Muttergottesbild,
Vor dem er beichtete, ein Kleinod ſtahl.

Genoveva.

Ihr ängſtigt mich! Was ſoll ich Euch verzeihn!

Golo.

Daß ich — o, daß ich nicht den Hals mir brach!

Genoveva.

Ihr frevelt, Golo, daß Ihr alſo ſprecht!
Steht auf! Steht auf! Und wollt Ihr knie'n durchaus —
In der Kapelle iſt dazu der Ort.

Golo.

(Erhebt ſich.) Gebt Euer Buch mir, und ich folg' Euch gern
Zu Beichtſtuhl und Altar.

Genoveva.

Ich geh' allein!
Doch wißt, mich wundert's ſehr, daß Ihr von mir
Vergebung Euch erfleht, und nicht von Gott.
Leicht habt Ihr mich, Gott habt Ihr ſchwer gekränkt.
Viel edle Güter hat er Euch vertraut:

Kraft, Jugend, einen ritterlichen Arm!
Dies Alles, wie ein trunkner Steuermann
Muthwillig zwiſchen Klippen treibt ſein Schiff,
Statt es vorbei zu lenken, ſetztet Ihr
Um eine Thorheit tollkühn auf das Spiel.
Der Athem ſtockte mir, als ich zum Thurm
Empor Euch klimmen ſah, ich winkte Euch,
Denn rufen konnt' ich nicht. Ihr ließt nicht ab,
Ich glaube gar, Ihr lachtet, häßlich klang's,
Kaum wußt' ich, durft' ich beten, durft' ich nicht.

Golo.

Sie hat für Dich gebetet. Freue Dich!
Nein, ſey kein Thor! Sie that's nur, daß Dein Bild
Sich nicht zerſchmettert, blutig und entſtellt,
In ihrem Herzen ſchleiche, und, ſie kalt
Berührend, weck' aus linder Seligkeit.
O, ſey gewiß, den ſchwarzen Mörder ſelbſt
Verſchont in ihrer heil'gen Näh' der Blitz,
Damit er fallend nicht ein Blumenbeet
Beflecke, das ihr Düfte ſenden ſoll.
In Lächeln wandelte ſich Gottes Zorn,
Als ſie in Angſt um mich empor geſchaut,
Und wie ein Vater, wenn ſein Kind ſich naht,
Vergißt, daß er den Diener ſtrafen will,
So ſtreut' er Lilien mit der rechten Hand

Auf ſie herab, und mit der linken gab
Er ſeinem Engel einen ſtummen Wink,
Mir, ihretwegen, Schutz und Schirm zu ſeyn.
Ich kann es ihr nicht danken, ihr Gebet:
Läg' ich zu ihren Füßen jetzt, ein Klump,
Ein rauchender, von Knochen, Fleiſch und Blut,
Sie würde weinen, und im Schmerz um mich,
Wär' es auch nur auf einen Augenblick,
Vergeſſen, daß ſie eines Andern iſt;
Ja, fühlen würde ſie's in tiefſter Bruſt,
Daß ich ein Opfer ihrer Schönheit ſey,
Und Liebe, welche ſtumm den Tod erwählt,
Sie wird verziehn, erwiedert, nie verdammt.

Genoveva.

Ihr redet, Golo, warum nicht mit mir?
Ich ſah Euch niemals ſo, Ihr ſeyd wohl krank.

Golo.

Ich bin ganz Wunde, und mich heilen, heißt
Mich tödten!

Genoveva.

Seine ganze Krankheit iſt
Die Jugend, die in ihrer Kraft erſtickt,
Weil noch die Welt ſie nicht zum Dienſt berief.
Ei, Golo, blickt doch freudig auf, und fühlt,
Was ich gefühlt, als ich aus ſicherm Tor

Euch ſtolz und trotzig wiederkehren ſah.
Wenn Gott den Frevelmuth des Jünglings ſchützt,
So iſt's ein Zeichen, daß er ſchon den Tag
Im Auge hat, wo er des Mann's bedarf.
Erkennt dies ſtill und beugt Euch demuthvoll
Und harrt, bis er Euch winkt, er winkt gewiß!

Golo.

(Erſchüttert.) O!

Genoveva.

(lächelnd.)

Habt Ihr's heute doch mit Gott gemacht,
Wie einſt mit Eurer Amme, wißt Ihr's wohl?
Herr Siegfried hat es mir erzählt, es kam,
Ich weiß nicht, wie, mir oft ſchon in den Sinn.
Als die einmal mit Euch am tiefen Rhein
Vorüber ging, da riefſt Ihr, plötzlich Euch
Von ihr losreißend und dem blanken Strom
Zueilend: bin ich wirklich Dir ſo werth,
Wie Du mir ſagſt, ſo zeig's! und ſprangt hinein.
Sie ſtürzt' Euch nach, und —

Golo.

Noch erröthe ich!
Ich konnte ſchwimmen, und ſie wußt' es nicht.
Sie konnt' es nicht, und ſank. Ich ward bezahlt.

Ein Fiſcher kam zuletzt und zog ſie todt
Sie aus den Wellen. In erſtarrter Hand
Hielt ſie mein Käpplein feſt, als wär' ich's ſelbſt.
Das ging an's Herz mir. Ja, ſie zeigte mir,
Was ich ihr galt.

Genoveva.

Gott hat's Euch auch gezeigt!
Er hätt' Euch ſeinen Engel nicht geſandt,
Wär' Euch nicht eine That beſtimmt, ſo groß,
So ſchwer, daß ſie jedweden Anderen
Zum Feigling machen wird, zum Helden Euch.
Und kommt dereinſt ein Tag, der das verlangt,
Was Ihr verweigern könnt, und doch ein Mann
Noch bleiben, und ein tapf'rer Mann dazu,
Dann denkt: Gott bin ich's ſchuldig! und vollbringt's.

Golo.

(Für ſich.) Dem heil'gen Fluß iſt ihre Seele gleich,
Aus dem Ausſatz'ge, niedertauchend, rein
Und leuchtend ſich erhoben. Sünde kann
Sie ſich nicht denken; was ſie dafür hält,
Iſt ſchlackig Gold, das gleich geläutert wird,
Sobald es ihr Gedanke nur erfaßt.

(in plötzlicher Bewegung ſein Schwert ziehend.)

O Genoveva, weihe Du mein Schwert!

Genoveva

Am liebſten dazu, daß es immerdar
In ſeiner Scheide bleibe. Doch, es will
Geſchwungen ſeyn. So weih' ich's denn als Weib,
Gedenkend meines eigenen Geſchlechts,
Das, ſchwach und waffenlos, in ſeinem Feind
Zugleich den Freund und den Beſchützer ſieht,
Gedenkend deſſen, was von Jugend auf
Als aller Gräuel höchſter mir erſchien.
Wenn irgendwo ein edles Frauenbild,
Von einem ehrvergeſſnen Mann verfolgt,
Nur kaum ſich ſchnöder Uebermacht erwehrt;
Wenn ſie, durch wilde Wünſche, halb verhehlt,
Halb ausgeſprochen, ſchon befleckt ſich dünkt,
Und fort und fort ſich nun in Thränen wäſcht;
Wenn alle Heil'gen ferne ſind, von Gott
Zurückgehalten, der den Himmliſchen
Verbot, den irdiſchen Helden eine That
Zu rauben, die ſie jenen zugeſellt:
Dann hat dies Schwert

(ſie berührt es)

ein Recht auf Blut, dann ſoll's,
Der hart bedrängten Unſchuld letzter Hort,
Dräuen, verwunden, tödten, wenn es muß.
Iſt doch das Schwert ein rächeriſcher Blitz,

Der, ſtatt aus Himmelshöh'n, aus dunklem Schooß
Der Erde kommt, die, innerlich ergrimmt
Ob all dem Frevel, den ſie tragen muß,
Ihn ſendet, daß er ihn beſtraft und tilgt.

Golo

Ein Schauer faßt mich. Iſt es nicht Gott ſelbſt,
Der alſo zu mir ſpricht durch ihren Mund?
(Zu Genoveva). Wie kommt Ihr darauf?

Genoveva

Habt Ihr nie gehört,
Was für ein Ende meine Schweſter nahm?
In ernſtem Kloſter ſah von ungefähr
Ein Ritter ſie bei einem Kirchen=Feſt.
Erglüht verfolgt' er Gottes reine Braut
Mit ungeſtümem Werben, plötzlich ihr
Zu Füßen ſtürzend, als ſie ahnungslos
Bei Mondenlicht im Garten ſich erging.
Sie floh entſetzt; er aber rief ihr nach:
Du ſollſt heraus aus dieſer Mauern Kreis,
Und muß ich auch mit meiner eignen Hand
In Brand ſie ſtecken, daß des Feuers Glut
Dich ſcheuche: der Aebtiſſin ſagte ſie's,
Und in derſelben Nacht noch ging des Herrn
Geweihtes Haus in düſtern Flammen auf.

Golo.
Und Eure Schweſter?

Genoveva.
Keiner ſah ſie mehr.
Man meinte, daß ſie in der Finſterniß
Wohl nicht den Weg fand, der in's Freie führt.
Das glaub' ich nicht. Sie wollte nur den Weg
Nicht wandeln, welcher ſie mit Schmach bedroht.

Golo.
Entſetzlich!

Genoveva.
Wenn ich meines Herzens Trieb
Nicht folgte, der auch mich in's Kloſter zog,
So war es nur, weil ich die Schweſter dort
An jedem Ort in Flammen ſterben ſah.
Gern ſtellt' ich ſie mir nur mit Palmen vor,
Die Himmelskrone in dem goldnen Haar
Und ſtimmend in den Halleluja-Ruf.
Doch oft verwandelt ſich vor meinem Blick
Ihr edles Bild, ich ſehe ſie verzerrt,
In Rauch und Qualm, ich höre ihren Schrei!
(Sie geht in die Kapelle.)

Golo.
O, daß ſie eine goldne Wolke jetzt
Dem trüben Kreis, wo man verlangt und wünſcht,

Enthobe! Denn, was auf die Erde ſich
Hernieder läßt, das will die Erde auch
Mit Banden, ſchwer und unrein, wie ſie ſelbſt,
Feſtketten, daß es adle ihren Staub.
Darum gebiert ſie nichts Geflügeltes,
Als nur den Vogel, und der Vogel ſelbſt,
Sobald er edel iſt, kehrt nie zu ihr
Zurück, ſelbſt dann nicht, wenn der Lenz die Flur
Mit allen ſeinen Blumen uberdeckt.
Von ferne nur, von einem Blütenbaum,
Sieht er ſich Lilien und Roſen an
Und ſchwingt ſich dann zur Sonne wieder auf.
Nimm, Ewiger, nimm ſie zu Dir empor!
Nur, weil es Edelſteine giebt und Gold,
Giebt's Rauber. O, ich fühl' es, dieſes Weib,
Wenn Du nicht ſchnell ſie unſerm Blick entziehſt,
Ruft Sünd' in's Daſeyn, außerordentlich,
Wie ihre Schönheit, einzig, wie ſie ſelbſt!

Fünfte Scene.

(Ein alter Jude ſtürzt herein, vom Geſinde verfolgt.)

Mehrere Stimmen.

Ein Jud! Ein Jud!

Golo.

Was hat der Jud' gethan?

Balthaſar.

Getrunken aus dem Brunn!

Golo.

Hat er ihn auch
Vergiftet?

Balthaſar.

Das gilt gleich. Wer trinkt wohl noch
Aus einem Brunn, woraus der Jude trank!

Katharina.

Reiß' Dir den Leib auf, wenn Du durſtig biſt,
Du Hund, und ſaug' die eigne Galle aus!
Habt Ihr doch Galle unſerm Herrn zum Hohn
Gereicht, als er vor Durſt am Kreuz verging.

Balthaſar.

Was meint Ihr, wenn wir den hier kreuzigten?
Es ſteht im äußern Hof ein ſteinern Bild,
Der Heiland mit der Dornenkron, das Haupt
Geneigt, die Seite von dem Speer durchbohrt.
Ich denk doch, lächeln muß das Schmerzensbild,
Wenn wir, ihm gegenüber, an die Wand
Den Juden nageln, und verdreifacht ihm
Die Marter anthun, die der Herr erlitt!

Hans

(dringt mit dem Meſſer auf den Juden ein)

Für's Erſte wäre hier der Seitenſtich!

Golo.

Halt! (für ſich) Jedem Sünder fühl' ich mich verwandt!

Jude.

Nein! Laß' ſie, Chriſt! Noch keinem Deines Volks
Ward Dank ich ſchuldig, würd's auch Dir nicht gern!
Fluch! Fluch der Feigheit! Warum wandt' ich mich,
Daß ihre ſchweren Steine nur die Bruſt
Mir trafen, nicht die Schläfe. Wenn ein Greis,
Halb blind, elendiglich, in Fiebers Glut
Aus einem Brunnen trinkt, wo er vorher —
Sonſt hätt' er's nicht gewagt — den grindigſten
Der Hunde trinken ſah, und man den Greis,
Bloß, weil er trinkt, zu Tode ſteiniget:
Dann iſt das Maaß der Zeit erfüllt, dann dreht
Der Herr die Welt, daß unten oben wird,
Dann thut er unſre Sünden aus, und ſpricht.
Sie ſind bezahlt! Auf, Chriſten, ſteinigt mich,
Doch ſchnell, ſchnell, ſchnell! Ich ſterbe ſonſt von ſelbſt.

(Man ſieht in der Kapelle Meſſe leſen. Der Geiſtliche, Chorknaben mit Rauchfäſſern werden erblickt.)

Golo.

Dir wird kein Haar gekrümmt!

Jude

Ich ſpei' nach Dir,
Damit Du's widerrufſt! Wenn auch mein Leib
Dem Schlage zittert, der von fern ihm droht,
Wenn ſich mein Auge furchtſam ſchließt, mein Fuß
Zur Flucht ſich hebt, ſo lechzt doch meine Bruſt
Nach Schmerz und Schmach und unverdienter Qual
Sie ſind mein Schatz, mein einz'ger, letzter Schatz,
Sind meines Volkes Schatz, wodurch es einſt
Zurück erkauft, was es an Rom verlor:
Die heil'ge Stadt, das hochgelobte Land.
Für jeden Stein in Zion will der Herr
Ein Herz, das brach und eine Wunde die
Nicht heilt und nicht verharſcht. Ich bin ſchon reich.
Siehſt Du die Narbe von dem Pfeilſchuß hier?
Ein Ritter ſchoß den Bolzen mir in's Haupt,
Weil juſt kein Thier daher kam, ſein Geſchoß
Zu prüfen, das er niemals noch verſucht.
Ich jauchzt', ich ächzte auch, doch flucht' ich nicht!
Siehſt Du, daß links das Ohr mir fehlt? Ein Knapp
Hieb mir's herunter, bloß zum Zeitvertreib,
Weil ich gerad' am Wege ſaß und aß.
Als nach dem blut'gen Läpplein Fleiſch ſein Hund
Verhungert ſprang, da trat er's mit dem Fuß,
Sprach: pfui! Hei, dies Pfui hör' ich noch!

Ich jauchzt', ich ächzte auch, doch flucht' ich nicht.
Siehſt Du –

Golo.

Schweig, wenn Du nicht die Wunde mir,
Die ich Dir ſelbſt ſchlug, zeigen kannſt.

Balthaſar.

Ob wir
Den Bart ihm ſcheeren?

Hans.

Seine Augen glühn,
Als legte drin ein Teufel Feuer an.

Katharina.

Ich furcht ihn faſt. Er richtet ſich empor,
Wie eine blaue Schlange, die man tritt.

Jude.

Ich habe nie geflucht! Ich hab's geſpart!
Jetzt ſterb' ich. Soll ich beten, oder ſoll
Ich fluchen? Ich will fluchen. Herr der Welt,
Für Alles, was ich litt, leg' jetzt den Fluch
Mir auf die Lipp, der ſie am ärgſten trifft!

Golo.

Schweig, oder ſtirb!

Jude.

Gleich Beides! Doch zugleich!
Fluch! Fluch! Mir däucht, es wirkt! Sie werden blaß!

Fluch! Hei, die Mauern wanken! Fluch! der Thurm
Erzittert, er begräbt ſie. Fluch! 's wird Nacht!
Ich blaſ' die Sonn' aus mit dem letzten Hauch!

Golo.

(haut mit dem Schwert nach ihm.)

Jude.

Fluch! Fluch! Man ſchlägt die Sterbenden! Ich will
Doch ſterbend Einen würgen!

(er taſtet umher und faßt Balthaſar.)

Balthaſar.

(ſtößt ihn zurück.)

Fort, Du Aas!

Jude.

Aas bin ich bald! Dann werd' ich Eure Luft
Verpeſten, hei, denn Ihr begrabt mich nicht!
Fluch! Donnert's nicht? Es donnert! Ja! hör' auf!
Nun flucht Gott ſelbſt! O weh, ich fürcht' mich doch!

(er ſtürzt fort.)

Hinab! Hinab! Wo's finſter iſt und ſtill!

Katharina.

(ſieht ihm nach) Er fällt!

Balthaſar.

Zum Teufel! Innerhalb des Thors?

Katharina.

Nein, außerhalb!

Balthaſar.

Da mag er liegen, bis
Die Raben ihn fort ſchleppen. Freilich ſind's
Langſame Leichenträger. Doch, was thut's?

(Das Geſinde zerſtreut ſich.)

Golo.

Die ew'ge Lampe brennt noch ruhig fort!
Man ſieht ſie heller, weil es dunkel wird.
Kommt das vom nahen Abend, oder will
Die Sonne nicht mehr leuchten über uns?
Jud! Jud! Ich wollte, daß Dein Fluch die Welt
Zerſprengte! Nicht zum zweiten Male wird
Sie Gott erſchaffen, nur ſein Mitleid hält
Sie noch zuſammen mit dem blut'gen Kitt,
Den ihm vom Kreuz herunter bot ſein Sohn.
Mich ſchaudert's. Denn mir iſt, als wär' ich nur
Ein Wurm in einem Körper, der verfault.

(Er tritt der Kapelle näher und blickt hinein. Die Meſſe iſt beendigt. Man ſieht Genoveva am Beichtſtuhl. Der Geiſtliche wird nur wenig geſehen.)

Sie beichtet. O, nun lauſcht Gott ſelbſt herab
Vom Himmel. Ob er gleich allwiſſend iſt,
Doch kennt er ihre Sünden nicht, und horcht
Auf ihres Mundes Stammeln, daß er jetzt
Erfahre, weß ſie ſelbſt ſich lieblich zeiht.

So wäſcht ein Kind ſich wohl in Maienthau,
Nicht, daß es reiner, daß es ſchöner wird.
Doch, hier iſt Beides gleich unmöglich. Ernſt,
Beſchämt faſt ſchaut der Pfaff auf ſie herab,
Denn ihre Beichte fällt ihm ſo ins Herz,
Wie Diamantenſtaub in ſchlechten Sand
Er ſinnt umſonſt auf eine Buße, wie
Auf Sünden ſie. Doch, ſie erglüht, und giebts
Für Sünde aus, daß ſie von keiner weiß.
Pfaff, leg' zur Buße ihr die Sünde auf,
Wie Du dem Mägdlein, das ſein weißes Kleid
So liebte, und in Unſchuld Dir's geſtand,
Befahlſt, es zu beflecken. Er iſt ſtumm.
Jetzt flüſtert er. Sie neigt ſich ſtill und geht.

Genoveva.

(verläßt die Kapelle und geht in's Schloß.)

Golo.

(ſieht ihr nach.)

Sie kehrt zurück, erleichtert um ein Nichts,
Das ihr doch viel dünkt. — Ob ſie wohl auf's Neu
Jetzt ihren Staarmatz unterweiſen wird?
Die einz'ge Sünde, die ſie je beging,
Die, wett' ich, hat ſie nie gebeichtet. Iſt's
Doch Sünde, daß dies Himmelsbild
Aus goldnem Rahm in eines Mannes Arm,

Um ſeinen Hals ſich flechtend, niederſtieg.
Nur, weil die Heil'ge Weib ward, lieb' ich ſie.
Nur, weil ich's ſah, wie ſüß ſie küſſen kann!
O, wie verſtrick' ich mich! Unglückliche!
Vom ſtillen Kloſter wies die Schweſter Dich,
Ein jammervoller Schatten, Dich zurück.
Und von des ſtarken Gatten Bruſt, an die
Du Dich geflüchtet vor dem Drang der Welt,
Zerrt Leidenſchaft, entzündet durch den Strahl,
Den nur der Abſchied Dir entlockt, Dich fort.
Doch nein! Zu ſchlimm bedrohter Frauen Schutz
Haſt Du mein Schwert geweiht: ich will für Dich
Es zücken auf mich ſelbſt, wenn — Du's gebeutſt!

(ab.)

Dritter Act.

Erſte Scene.

(Schloßraum. Links ein Garten. Rechts ein gewölbter Gang mit Ausſicht auf das Thor.)

Margaretha und Katharina.

(begegnen einander, Jene aus dem Gang, Dieſe aus dem Schloſſe kommend.)

Margaretha.

Frau Katharina? Guten Tag!

Katharina.

Weg! Weg!
Wer biſt Du! (bei Seite) Scheuſal!

Margaretha.

Keine Elſter, die
Den eignen Namen nennt. Beſinne Dich!

Katharina.

Ich kenn' Dich nicht, und hab' Dich nie gekannt!

Margaretha.

Auch dieſe Narbe nicht auf meiner Stirn?

Katharina.

Mararetha! Schweſter!

Margaretha.

Hi! Es iſt doch gut,
Daß Du als Kind mich ſchon gezeichnet haſt!
Du weißt doch noch? Du warfſt mir einen Stein
In's Angeſicht, weil ich den Apfel aß,
Der Dir gehörte. Strömend floß mein Blut.
Ich weinte ſehr, Du weinteſt auch, weil Du
Die Schläge fürchteteſt von Vaters Hand,
Der, weil ich ihm ſo glich, mein Antlitz nicht
Entſtellt ſehn wollte. Damals war ich ſchön.

Katharina.

Wie oft hab' ich gewünſcht, noch einmal Dich
Zu ſehn, und nun —

Margaretha.

Nun freut Dich's nicht, nicht wahr?
O, ſprich's nur aus! Es kann nicht anders ſeyn!
Ich nehm's nicht krumm!

Katharina.

Nun kommt's ſo unverhofft.

Margaretha.

Ja, etwas früher, als im Beinhaus, wo
Geripp ſich findet zum Geripp, wenn's glückt.

Das heißt, wenn nicht der Teufel mit der Seel'
Zugleich den Leib entführt.

Katharina.

Mir grauſ't vor Dir!

Margaretha.

Ich habe mich verändert, das iſt wahr.
Wir ſah'n uns, glaub' ich faſt, zum letzten Mal,
Als ich Dir Deinen rothen Müllerknecht
An Deinem eigenen Geburtstag ſtill
Abſpenſtig machte und mit ihm entfloh.
Wie lang' iſt das! Man wird doch wirklich alt!
Willſt Du den Galgen wiſſen, wo er hängt?

Katharina.

Pfui! Pfui!

Margaretha.

Du mußt doch hören, wie er ſtarb,
Damit Du weißt, was Du an ihm verlorſt.
Todt ſchlug er Einen, für des Todten Geld
Betrank er ſich, und in der Trunkenheit,
Beſinnungslos, erzählt' er ſelbſt den Mord,
Wie wohl ein Held von ſeinen Thaten ſpricht,
Jedweden Schlag, den er mit ſeiner Fauſt
Geführt, beſchreibend und mit manchem Fluch
Betheuernd, daß dies alles Wahrheit ſey.
Iſt das nicht luſtig?

Katharina.

Still! Ich bitte Dich!

Margaretha.

Nicht wahr, ich bin ein gräulich Weib? (bei Seite) Man wird's,
Wenn man ſein Kind erſt umgebracht, wie ich!

Zweite Scene.

Genoveva

(tritt auf.)

Margaretha.

Iſt das die Gräfin, der Du dienſt?

Katharina.

Ja wohl!

Margaretha.

Hochedle Gräfin! Wenn Ihr mich nicht ganz
Geblendet ſeht von Eurer Schönheit Licht,
So iſt's, weil ich im Traum Euch ſchon erblickt,
Doch eine goldne Krone trugt Ihr da.

Genoveva.

(zu Kath.) Wer iſt die Alte?

Margaretha.

(ſchnell.) Eine Pilgerin,
Seit zwanzig langen Jahren auf dem Weg
Zum heilgen Grabe nach Jeruſalem.

Jedoch der Böſe, welcher mächtig iſt,
Schlug mich mit Gliedergicht und Knochenpein,
So, daß ich ſelten von der Stelle kann!

(heimlich zu Kath.)

Der Graf zog in den Heidenkrieg, nicht wahr?

Katharina.

(nickt.)

Margaretha.

(küßt Genoveva die Hand.)

Heil mir! Nun kann ich ſagen, daß mein Mund
Die ſchönſte aller Hände hat geküßt.
Darf ich hinein ſchau'n in die Hand? (ſie thut's.) O weh!
Ich nannt' Euch Gräfin! Ihr ſeyd Königin!
Ihr ſtaunt? Ja, ja! So iſt's! Verſteht mich nur!
Erſt ſtirbt der Graf, dann wirbt der König. (mit Geberden.) Ha!
Ihr ſeyd ſchon Wittwe! Sarg, hinab mit Dir!
Dem Hochzeitsreigen ſtehſt Du breit im Weg!

Genoveva.

Abſcheuliche, Du lügſt!

Margaretha.

Ich ſeh's! Ich ſeh's!
Doch freilich ſehe ich die Thränen auch,
Die züchtig Ihr um den Gemahl vergießt.
Sie werden ſtrömen, bis der erſte Blick

Euch zündend aus des Königs Auge trifft.
Vor dem vertrocknen ſie.

Genoveva

Ich ſag' Dir, ſchweig!
Mein Herz erbebte ſchon, denn ſterben kann
Herr Siegfried, kann es doppelt leicht im Krieg.
Doch, ſaheſt Du ihn eingeſargt und todt,
So ſahſt Du auch der Wittwe ew'gen Gram.
Den zweiten Gatten wählen? Ganz ſo leicht
Den zweiten Vater, wenn es möglich wär!
Nein, iſt das Schwerſte über mich verhängt,
So ſchau' ich von der Erde, die ihn deckt,
Nur noch zu Gott auf, der ihn einſt erweckt.
Mir graut in Deiner Nähe. (zu Kath.) Gieb ihr ſchnell,
Was ſie begehrt, und laß' ſie weiter ziehn!

(ab.)

Margaretha

Das Alter, ſchöne Gräfin, ſteckt nicht an!
Die Jugend, leider, thut es auch nicht, ſonſt
Verfolgt ich Euch. Die iſt ja, wie ein Glas,
Worin ein Licht ſteht: hell und blank und rein.

Katharina

Sie iſt dazu gemacht, daß man ſich ſchämt,
Wenn man ſie hört und ſieht. Doch mir gefällt
Das nicht beſonders. Wen ich lieben ſoll,

Der muß mit mir verwandt ſeyn. Engel ſind
Gar unbequeme Vettern.

Margaretha.

(reicht ihr die Hand.) So iſt's recht.

Katharina.

Wo kommſt Du her?

Margaretha.

Ich komm' von Heidelberg.
Und wenn ich lügen wollte, ſagt' ich jetzt:
Ich komme, weil mein Herz zu Dir mich trieb.
Doch nein, mein Schatz, ich komme gar nicht gern.
In jener kleinen Bergſtadt ging mir's wohl,
Der Teufel hole die, die mich verjagt.

Katharina.

Wer war's?

Margaretha.

Ei, wer? Es war die ganze Stadt.
Natürlich trieb ich mancherlei Gewerb,
Citirte Geiſter, ſtand Verliebten bei,
Verkaufte Todte an Lebendige,
Leichname an Doctoren, die mir gut
Bezahlten, was ich Nachts dem Kirchhof ſtahl.
Verflucht! Ein todtes Kind erwachte jüngſt
Bei mir, die Augen riß es mächtig auf
Und griff mit ſeinem Händchen nach dem Kranz

Von kalten Blumen auf dem kahlen Haupt
Und ſtammelte mit ſchwerer Lipp' ein Wort.
Das war mir doch zu viel, ich floh entſetzt
Aus meiner Hütte, ſchrie das Wunder aus
Und faſelte von Gott und jüngſtem Tag.
Was folgte drauf? Die Nachbarn drangen ein,
Sie ſahen, was ſie längſt geahnt, man zog
Als Leichenräuberin mich vor Gericht.
Dann — doch, was geht's Dich an. Jetzt ziehe ich
Hinauf nach Straßburg! Wär' ich nur erſt dort!
Man hat's von da zum Blocksberg freilich weit.
Was thut's, man kommt wohl hin. Ich reite gut.
Und Du, ehrwürd'ge Schweſter? Nun, Du biſt
Dem Kätzchen gleich, das nie das Haus verläßt,
Wo es geworfen ward. Ich wußte ſtets,
Wo Du zu finden ſeyeſt, wenn ich gleich
In dreißig Jahren Nichts von Dir vernahm.

Dritte Scene.

(Genoveva tritt wieder auf.)

Katharina.

(zu Marg.) Fort! Spute Dich! Die Gräfin kehrt zurück!
Wir ſehn uns wohl zur Nacht noch.

Margaretha

Meine Saat
Iſt aufgegangen. Sey gewiß, ſie will
Jetzt bei mir fragen nach dem Wie und Wo.

Katharina.

Du irrſt Dich!

Genoveva.

(für ſich) Sie iſt ſchlecht. Doch — ſie iſt alt
Ich übereilte mich. Ich mach' es gut.
Sie ſoll, die Erſte, nicht von dannen ziehn,
Der ich nicht Speis und Trank und Herberg' bot.

(Sie nähert ſich Margarethen und bleibt unentſchloſſen ſtehen.)

Margaretha.

(zu Kath.) Siehſt Du? Sie iſt verlegen. Nun, ich will
Es ihr erleichtern. Wie ſie mit ſich kämpft!
(ſie faßt Genov. Hand) Soll ich noch einmal leſen, edle Frau?

Genoveva.

(entreißt ihr die Hand). Nein! Dieſem Weibe bitte ich Nichts ab!

(ſie wendet ſich ſtolz und geht.)

Drago.

(begegnet ihr.)

Genoveva.

(bleibt vor Drago ſtehen).

Katharina

Da haſt Du's!

Margaretha.

Meinſt Du, daß es mich verdrießt?
Das nicht! Das nicht! Doch freilich merk' ich's mir.
Mich kitzelt's, wenn man ſchaudernd vor mir weicht,
Ich denke dann: Du haſt ein Angeſicht,
Das einſt die Häſcher Dir verſcheuchen wird,
Wenn ſie zur Nacht mit ihren Stricken nahn.

(auf Genoveva und Drago deutend)

Ei, wie vertraulich!

Katharina.

Was denn?

Margaretha.

Weißt Du nicht,
Warum ein Schwan ſo weiß iſt? Daß man ihn
Mit Koth bewirft. Dann dient der Flügelſchnee
Dazu, daß dunkler ihm die Flecken ſtehn,
Wie der gemeinen Gans!

Genoveva.

(zu Drago.) Ihr geht zu Bett,
Wenn ich nicht zürnen ſoll. Das Fieber hat
Euch zwar verlaſſen, doch Ihr ſeyd noch ſchwach.
Thut's Drago.

Drago.

Wenn Ihr es durchaus ſo wollt!
(für ſich) Ich ſteh' doch wieder auf!

Vierte Scene.

Golo.
(tritt auf.)

Genoveva.
(ruft ihm entgegen.) Seht, Golo, doch
Auf dieſen Kranken, deſſen Arzt ich bin,
Und der mir nicht gehorchen will.

Golo.
Das iſt
Gar große Sünde.
(Er zerpflückt eine Blume.)

Genoveva.
Was zerreißt Ihr da?

Golo.
Das erſte Veilchen, das ich draußen fand
Euch wollt' ich's bringen. Beſſer macht' ich's ſo!
Der Frühling macht das Leben wieder frei,
Nun regt ſich's in der Erde, in der Luft,
Und wie man athmet, zieht man's ein; ich bin,
Wie Einer, welchen man zum Trinken zwingt,
Und der im Rauſch ſich und die Welt verflucht.
Ich wollt', ich wär' der Tod!

Genoveva.
So zieht das Schwert!

Dies in der Hand iſt jeder Mann der Tod.
Nun, Drago?

Drago.

(geht ab; Genoveva ebenfalls.)

Margaretha.

(auf Golo deutend) Dieſen Jüngling zög' ich vor!
Doch, freilich, mit den Jungen hat's Gefahr,
Und mit den Alten treibt mans wie man mag.

Katharina.

Du ſprichſt hier Dinge, die Du ſelbſt nicht glaubſt.

Margaretha.

Ich zeig' Dir nur, wie man die Unſchuld würgt,
Wenn ſie hochmüthig iſt. Und ſei gewiß:
Die Tugend iſt ganz, wie ein andrer Staat,
In den der eitle Menſch ſich ſpreizend hüllt:
Beflecke ihn, der Träger wirft ihn weg.

Golo.

(tritt herzu.) Wer ſeyd Ihr?

Katharina.

Meine Schweſter iſt es, Sohn!

Golo.

So hangt die noch nicht?

Katharina.

(verlegen) Golo!

Margaretha.

Schadet Nichts.

Ich ſeh, des Guten ſprachſt Du viel von mir.
Gieb mir die Hand! (zu Golo.) Herr Ritter, ſchämt Euch nicht!
Ich koch' Euch dennoch einen Liebestrank,
Wenn Ihr ihn brauchen könnt!

Golo.

Ein Liebestrank!
Gebt einen Trank mir, der zum Haß mich zwingt.

(Er tritt zurück.)

Des Lebens ſchlimmſte Krankheit iſt's, daß wir
Noch wiſſen, was wir waren, wenn wir längſt
Es nicht mehr ſind. Da wollen wir zurück
In unſ're Wurzeln kriechen, doch umſonſt.
O Thorheit! Ich auch mögte gar zu gern
Des Grafen Siegfried treuer Diener ſeyn
Und doch zugleich ſein Weib ihm rauben! Narr,
Dies oder das! Entſchließe Dich! Und ſchnell!
Was iſt's denn auch! Der Funk', der in Dir ſchlief,
Schlug über Nacht in lichten Flammen auf
Und die Natur des Feuers iſt bekannt:
Es macht ein andres aus jedwedem Ding,
Ein beſſres, oder ſchlecht'res, wie es kommt;
Keins bleibt daſſelbe. Sieh nun, was Du biſt!

(ab.)

Margaretha.

Iſt das Dein Sohn? Dann iſt's ein Baſtard auch!

Katharina.

Ich lieb' ihn, wie mein eignes Kind, doch war
Ich ſeine Amme nur.

Margaretha.

Er ſcheint mir ſehr
In Trübſinn und Melancholie verſenkt.

Katharina.

O, wußt' ich nur, was ihn bekümmert! Sonſt
War er ganz anders.

Margaretha.

Dir vertraut er nicht?

Katharina.

Zum erſten Mal nicht.

Margaretha.

Dann iſt er verliebt.

Katharina.

Gewiß nicht. Denn er kommt nicht aus der Burg.

Margaretha.

Und in der Burg?

Katharina.

Iſt nur die gnäd'ge Frau!

Margaretha.

Wenn's die nun wäre?

Katharina.

Das verhüte Gott!

Margaretha.

Warum?

Katharina.

Warum? Sie iſt ein ehlich Weib!

Margaretha.

Liebt ſie den Grafen ſehr?

Katharina.

Du fragſt, und haſt
Es ſelbſt gehört?

Margaretha.

Sey's, wie es ſey, er ſoll
Sie haben!

Katharina.

Wer?

Margaretha.

Dein Sohn!

Katharina.

Du faſelſt!

Margaretha.

Nein!
Haſt Du's denn nicht bemerkt, wie roth er ward,
Als ſie zwei Worte mit ihm ſprach? Sie iſt's!
Ich bitt' Dich, laß mich hier!

Katharina.

Zum Kuppeln? Nein!

Margaretha.

Zum Beten, wenn Du willſt! Du kannſt mich ja
Bekehren. Doch im Ernſt, ich bin zu ſehr
Ermüdet, ſechzig Jahre tragen ſich
Nicht leicht.

Katharina.

So ſey für heut. Mein Kämmerlein
Iſt abgelegen. Dort verſteck' ich Dich.

Margaretha.

(für ſich) Wie einen Feuerbrand im Stroh!

Katharina.

So komm!

(Beide ab.)

Fünfte Scene.

(Man hört das Horn des Burgwarts. Golo kommt von der einen Seite; Caspar von der andern.)

Caspar.

Der Ritter Triſtan kommt mit Brief und Gruß
Von unſerm Herrn!

Golo.

So öffnet ihm das Thor!
Ich melde ihn der Gräfin!

Caspar.

Nach Befehl!

(ab nach der Seite, wo das Thor iſt.)

Golo.

Ein Bote! Wohl! Dem Boten folgt er ſelbſt!
Ein Brief! Du wirſt es ſehn, ſie küßt den Brief,
Weil ſie ihn ſelbſt nicht küſſen kann. Sey ſtill,
Sey ſtill, mein Herz! Wenn Du geſündigt haſt,
Jetzt wirſt Du's büßen. Ha! Er kommt! Er ſchleicht
Sich Nachts zu ihrer Kammer! Schleicht? O nein!
Ein Licht, ein unverſchämtes, in der Hand,
Naht er, mit Schritten, die man hören ſoll,
Scheucht ſie in's Bett, und — Du, Du ſtehſt derweil,
Gehorſam, wie ſich's für den Diener ziemt,
Und wiſperſt: pſt! wenn Einer ſtören will!

(ab.)

Sechste Scene.

(Genoveva's Gemach. Genoveva ſitzt am Tiſch. Ein aufgeſchlagenes Buch liegt vor ihr.)

Genoveva.

Weh! Weh! Die Seele kreuziget ſich ſelbſt,
Wenn ſie der Kreuzigung des Herrn gedenkt.
Viel kann ich faſſen, Eins doch faſſ' ich nicht,
Nicht faſſ' ichs, wie das menſchliche Geſchlecht

Die Sündenſchuld, die laſtend es bedrückt,
Durch aller Sünden ungeheuerſte
Hat tilgen können: durch den Mord an Gott!

Siebente Scene.

Golo.

(tritt ein) Der Ritter Triſtan kommt mit Brief und Gruß!

Genoveva.

(erhebt ſich.) Von meinem Herrn? Willkommen iſt er mir!

Golo.

(ab.)

Genoveva.

O Gott, führ' mir ihn bald zurück! Ich darf
So beten, denn ich bete ja zugleich:
Vertilge bald den Feind der Chriſtenheit!

Achte Scene.

(Golo tritt mit Ritter Triſtan ein.)

Triſtan.

Gott grüß' Euch, edle Frau!

Genoveva.

Er ſey mit Euch!

Triſtan.

(halb für ſich.) Ein echtes deutſches Weib! Vor jedem Blick
Aus eines Mannes Aug' wird ſie auf's Neu'
Zur Jungfrau, und verſchließt ſich in ſich ſelbſt!

Genoveva.

Saht Ihr noch niemals eine deutſche Frau?

Triſtan.

Verzeiht. Ich komme aus dem Morgenland
Und grüße drum die Heimath doppelt warm.
Mich ſendet Eu'r Gemahl, mein würd'ger Freund,
Mit ſeinem wärmſten Gruß und dieſem Brief.

(er überreicht Genoveva einen Brief.)

Genoveva.

O ſprecht, wann kommt er ſelbſt?

Triſtan.

Dies weiß nur Gott,
Der uns bis jetzt erſt halben Sieg vergönnt.

Golo.

Wie, Ritter? Iſt der Krieg nicht aus? Und doch
Seh' ich Euch hier? Verzeiht, dies wundert mich.

Triſtan.

Mir feſſelte ein Schwur den Arm.

Golo.

Ein Schwur?
Ein Schwur, daß Ihr nicht kämpfen wollt? Bei Gott,
Das Wunderbarſte, das ich je vernahm.

Triſtan.

Ich ſpare, bis nachher, die Antwort mir.

Genoveva.

(die inzwiſchen geleſen hat.)

Der Brief iſt gut. Allein, was ſeh' ich hier?
Ein rother Fleck! Und offenbar von Blut!

Triſtan.

Verzeiht! Ich ritzte neulich mir die Hand
An meinem neu erkauften Schwert.

Genoveva.

Nein! Nein!
Inwendig iſt der Fleck. Das iſt das Blut
Von meinem Siegfried. Euer Ritterwort,
Daß Ihr mir Nichts verhehlen wollt!

Triſtan.

Ich geb's!

Genoveva.

Mir meldet er, er ſey geſund und wohl.
Iſt's wahr?

Triſtan.

Darf ich ihn Lügen ſtrafen?

Genoveva.

Sprecht!

Triſtan.

Daß er verwundet wurde, ſchreibt er nicht?

Dann hat er's wohl vergeſſen. Ja, ſo geht's,
Wenn eine Wund' ſo klein iſt, daß ſie dem
Zum Schimpf gereicht, der ſie geſchlagen hat.
Ich hatte auch einmal ein ſolches Ding:
Eh man's betrachten konnte, war's geheilt.

Genoveva.

Bedenkt, Ihr ſprecht zu einer Frau!

Triſtan.

Nun ja!
Ich ſag' auch nicht, es ſey ein Nadelſtich,
Das wär' gewiſſermaßen falſch. Doch glaubt:
Die Narbe dieſer Ritze wird ſich ſehr
Zu ſchämen haben, wenn ſie ſich dereinſt
Mit ihren Schweſtern auf der Bruſt vergleicht.
Der Pfalzgraf Siegfried iſt ein reicher Mann,
Was Wunden anbetrifft, ihm thut's nicht noth,
Daß er die Schrammen mitzählt, wie ein Knapp

Genoveva.

Wo iſt die Wunde?

Triſtan.

Wo das Herz nicht iſt,
Und auch die Lunge nicht: im Oberarm.
Ich ſah ſie, als ſie friſch war, denn ich kam
Den Tag in's Lager, wo er ſie erhielt.
Mein Ritterwort: jetzt iſt ſie längſt geheilt!

Genovera.

Ich darf nicht zweifeln, und ich zweifle doch!

Triſtan.

(für ſich) Verfluchter Blutfleck! Warum ſchrieb er auch,
Als ihm gerad' der Arm verbunden war.
Ich ſollte ſchweigen. Ei, ich that's. Der Brief,
Der unvernünft'ge, ward zum Plauderer.
(laut.) Nun fällt mir's ein. Geſchrieben war der Brief,
Bevor der Graf die Wunde noch erhielt.
Geſiegelt ward er ſpäter. Als ich ging,
Rief er mir noch mit muntrer Stimme nach:
Wenn über andern, die Euch ſelbſt vielleicht
Betreffen, Euch mein Unfall nicht entfällt,
So ſagt doch meiner Frau davon ein Wort.
Doch — ſetzt' er ſchnell hinzu — ſagt ihr zugleich,
Die kleine Wunde ſey ihr beſter Freund.
Sie ſey ein Schild, der mich vor größern ſchützt,
Denn aus dem Feld hält ſie mich doch entfernt,
Ich kann jetzt tanzen, aber fechten nicht.

Genovera.

Herr Siegfried wird den Tod mit einem Scherz
Empfangen, daß ich mich nicht ängſtige.
Nicht dieſe Reden, muntrer, als er ſelbſt,
Mich tröſtet Euer ritterliches Wort.

Tristan.

Das kann's.

Genoveva

Ich dank' Euch, Ritter. Golo, ſorgt
Für unſern Gaſt.

Tristan.

Nicht weil' ich, edle Frau.
Fünf Jahre ſind's, ſeit ich mein Weib nicht ſah,
Ich weiß nicht, lebt ſie oder iſt ſie todt,
Nun mein Geſchäft beſtellt iſt, eile ich,
Sie aufzuſuchen. (zu Golo.) Doch zuvor ein Wort
Mit Euch noch, junger Herr. (zu Genoveva.) Verzeihet mir,
Es muß in Eurer Gegenwart geſchehn.
Ich that, wie ich geſagt, den Schwur, mein Schwert
Nie gegen einen Heiden mehr zu ziehn.
Entſcheidet Ihr, ob ich ihn halten darf. —
Als ich vor Jahren mit dem großen Heer
Auszog in's Morgenland, das heil'ge Grab
Von ſeinen Drängern zu befrein, da fiel
Mit Andern ich den Feinden in die Hand,
Weil wir zu ungeſtüm uns vorgewagt.
Umſonſt ertrotzt' ich mir den Tod, ich ward
Zum Sclaven erſt, zum Gärtner dann gemacht,
Und in der Hoffnung auf den künft'gen Tag
Trug ich des gegenwärt'gen Schmach und Leid.

Mein Herr, der König, kam zum Garten nie.
Doch, ſeine junge Tochter, ernſt und tief
In Schleier eingehüllt, betrat ihn oft.
Lang' wandelte das Mägdlein an mir hin
Und ſchien mich nicht zu ſehen, während ich,
Wie es die Sitte dort erheiſcht, ſie floh.
Doch plötzlich ward ſie anders, ſtand mir oft
Zur Seite, eh' ich ſie noch kommen ſah,
Verlangte Blumen, oder eine Frucht,
Und wenn ſie fortging, lag ein Edelſtein
Zu meinen Füßen, auch wohl rothes Gold. —
In einer ſtummen Mitternacht, wo mich
Der Schlaf auf meinem Lager floh, trat ſie
Mit leiſen Schritten, zögernd bald, und bald
Zum Vorwärtsgehn ſich zwingend, bei mir ein.
Sie wähnte, daß ich ſchliefe, lüftete
Den Schleier, ſeufzte, ſchlug ihn ganz zurück
Und trat mit ihrer Fackel an mein Bett.
Sie war ſo ſchön, daß ich, zum erſten Mal
Ihr Antlitz unverhüllt erblickend, mich
Als Wachenden durch einen haſt'gen Laut
Des Staunens, der Bewundrung, ihr verrieth.
Den ſchien ſie zu mißdeuten, beugte ſich
Auf mich herab, und ſprach: ich wußt' es ja,
Daß Du mich lieben mußteſt, nun gereut

Mich's nimmer, daß ich kühn mich zu Dir ſchlich
Wie eine Kohle, fühlt' ich ihren Mund
Auf meinem, heiße Zähren doch dabei
Entſtürzten ihren Augen, Wang' und Stirn
Mir netzend, warmen Regentropfen gleich.
Ich wand mich ernſt aus ihren Armen, ſie
Stand regungslos, und ſtarrte nach mir hin,
Als war das Ungeheuerſte geſchehn.
Dann ward ihr Angeſicht zur Flamme, ſtolz
Hob ſich ihr Buſen, drohend rief ſie aus:
Was lebſt Du denn, wenn Du nicht lieben kannſt!
„Ich habe längſt ein Weib — verſetzt' ich ſanft —
Und keine lieb ich, als die Eine nur!“
„Er hat ein Weib! — ſie wiederholt' es dumpf—
Und keine liebt er, als die Eine nur!“
Sie ward zu Stein, ich nahte ihr, da ſtieß
Sie mich zurück und ſchwankte aus der Thür.
Bald kehrte ſie, drei Schwarze folgten ihr,
Von denen einer einen Becher trug.
Sie ſah mich nicht mehr an, ſie zitterte
Und ſprach, wie eine Todte ſpricht: trink' aus!
„Ich trinke!“ rief ich, heftete den Blick
Auf ſie, und trank, und hielt den Trank für Gift,
Von der Verſchmähten rächend mir gereicht,
Damit ich nie verriethe, was ſie that.

Bald ſchwand mir das Bewußtſeyn, kalt, wie Eis,
Auf meinen Lippen fühlte ich den Druck
Der ihren, von mir ſtoßen wollt' ich ſie,
Doch ſchon verſagte meinem Arm die Kraft.

(Nach einer langen Pauſe.

Wo wacht' ich auf? Auf einem ſchnellen Schiff,
Das mich gerades Wegs zur Heimath trug!
Nicht Gift: ſie hatte einen Schlaftrunk mir
Gemiſcht, der Hirn und Sinne ſtill betäubt,
Und ſchlummernd durch verſchwiegne Diener mich
Hinunter bringen laſſen an den Strand.
Von ſolchem hohen Edelmuth beſiegt,
Schwur ich mir unter Thränen glühnder Schaam,
In einem Heiden nie jetzt noch den Feind,
In ihm Fatimens Bruder nur zu ſehn.
Darf ich ihn halten? — Edle Frau lebt wohl!

(Er geht raſch ab. Golo folgt ihm.)

Neunte Scene.

(Katharina tritt ein).

Katharina.

Der Maler, der Euch malte!

Genoveva.

Führ' ihn her!

Katharina.

Dort kommt er ſchon mit Golo.

(ab.)

Zehnte Scene.

(Golo und der Maler treten ein.)

Genovera.

Mein Bild?

Maler.

Verzeiht, daß ich nicht längſt erſchien!
Ich war inzwiſchen krank, und, daß ich's nur
Bekenne, unzufriedner, wie noch je,
Mit meiner Arbeit, fing ich vier Mal ſie,
Vernichtend das Geſchaffne, wieder an.

(er hat inzwiſchen das Bild aufgeſtellt.)

Golo.

(vor dem Bilde.)

O, welch ein Bild! Ich mögt' ein Maler ſeyn,
Und, ins Geheimniß ew'ger Schönheit mich
Verſenkend, dieſe Züge fort und fort
Nachbilden, bis der öden Qual mein Herz
Erläge, daß es mir unmöglich ſey.

Maler.

Wohl iſt das Qual! (zu Genoveva) Ich bitt' Euch, edle Frau,
Nur einen Blick — ob Ihr zufrieden ſeyd.

Genoveva.

Mich ſchmerzt, daß mir von meiner Schweſter nicht
Ein Konterfei verblieb, wie dieſes hier.
Man ſieht die Todten, wie im Nebel nur,
Und immer weiter weichen ſie zurück.

Golo.

Hier ſeh' ich Tod und Leben wunderbar
In Eins gemiſcht, die Unbeweglichkeit
Des Todes, und des Lebens friſchen Reiz,
Der ſich verändern mögte, und nicht kann.
Bild, lächle! Denn ich ſehe, daß Du's willſt.

Genoveva.

Zufrieden würd' ich ſeyn, wenn dies das Bild
Von meinem Herrn wär', und das meine nicht.

Maler.

Ich mal' ihn Euch, obgleich er ferne iſt.
Doch, wie? Zu Pferd? In kriegeriſchem Kleid?
Das Auge vorwärts dringend, wie ein Pfeil?

Genoveva.

So iſt er, wenn er auszieht. Malt ihn mir,

Wie er zurück kehrt, ſey es vom Gefecht,
Sey's von der Jagd.

Maler.

Nachläſſig ſitzt er da,
Wie Herkules, der ausruht, und ſein Blick —

Genoveva.

Iſt auf die Burg gerichtet, wo ich ihm
Entgegen harre.

Maler.

Deutlich drückt er aus,
Daß Alles eitel, nur die Liebe nicht.
Die Finſterniß verhüllt die Welt, doch hell
Winkt ihm ein Licht in's trauliche Gemach —

Genoveva.

Das angezündet ward von meiner Hand

Maler.

Ich mal' ihn ſo!

(ab.)

Genoveva.

Was ſoll mir nun dies Bild!
Wenn's Flügel hätt', ſo ſprach' ich: eil' ihm nach
In's ferne Land.

Golo.

(der die ganze Zeit vor dem Bilde ſtand, wie im Traum.)

Gebt mir es.

Genoveva.

Euch mein Bild?

Golo.

(für ſich, aber von Genoveva beobachtet.)

Halte Dich! Sieh nicht mehr hin! Wie Funken ſpringt's
Mir aus dem Bild entgegen, Funken ſtrömt
Der Boden aus, die hellen Funken zieht
Mein Aug' aus Allem, was mich rings umgiebt.
Dort ſteht ein Stuhl — ich trat hier einmal ein,
Sie ſaß darauf, und er ſtand neben ihr,
Verwirrt und roth erhob ſie ſich, er ſprach
Mit mir, doch war die Stimme ihm bedeckt.
Ich ging, und träumte in der Nacht — Still! Still!
Hier ſteht ihr Bett. Dort ſchläft ſie. Er dabei!
Das iſt doch — — Ha, ich ſehe ſie, die Zwei,
Zu Eins verſtrickt im Wolluſtknoten! Er
Will plaudern, ſie verſiegelt ihm den Mund
Mit einem Kuß, und trotz der tiefen Nacht
Erglüht ſie — —

(er blickt nach Genoveva, die ſtarr zu ihm hinüber ſieht.)

Sie erglüht? Nein, ſie iſt bleich,
Bleich, kalt, ein Geiſt, mir zum Gericht beſtellt!
Mich friert!

(er kehrt ſich wieder gegen das Bild)

Ich wende mich zu Dir zurück!

Du biſt nicht blaß geworden, ſeit ich Dich
Verſchlang mit Blicken, Du verfluchſt mich nicht,
Wenn ich Dir näher trete, wenn ich Dir
Mein Herz verrathe, wenn ich einen Kuß
Dir drucke auf den rothen

(er küßt das Bild.)

kalten Mund!
Dir will ich Alles ſagen, und dabei
In jenen Spiegel ſchauen, der mir zeigt,
Ob ſie zu meiner Beichte freundlich blickt,
Ob ſie, das Weltgericht im Angeſicht,
Die Hand erhebt und mich verdammt. Doch nein,
Das wäre feig!

(er wendet ſich raſch wieder zu Genoveva, die ſtarr da ſteht.)

Sie ſteht, als wär' ſie Stein. Ihr Athem ſtockt,
Sie fürchtet ſich, mit mir dieſelbe Luft
Zu trinken; wenn ſie nicht ohnmächtig jetzt
Hinſinkt, ſo unterbleibt's aus Scheu vor mir,
Aus Angſt, ich könnt' — und könnt' ich's denn nicht auch?
Weib, ſprich! Ich bin gewiß, Gott legt ein Wort
Dir auf die Lippen, das mich, wie ein Blitz,
Zerſchmettert Dir zu Füßen niederwirft!
Sie ſchweigt! Mir ſchwindelt. Woran halt' ich mich?
Woran? An ihr! Die Heidenjungfrau ſteht

Vor meinem Blick, ſie lächelt ſtolz herab
Auf meinen Schwur. Ha! Edle Frau, ein Wort!

Genoveva

(tritt einen Schritt zurück.)

Golo

Weicht nicht vor mir. Da ich vor Gottes Thron
Nicht treten kann, ſo wend' ich mich an Euch.
Euch ruf' ich auf zum Spruch, den jüngſten Tag
Auf dieſen Tag verlegend. Hört und ſprecht!

(dumpf und leiſe)

Wenn Einer fühlt, daß ihn die nächſte Stund
Zum ungeheuren Frevler ſtempeln wird:
Wenn ein Verbrechen, das die Hölle ſelbſt
Auf's Neu' entzünden könnt', wär' ſie verlöſcht,
Aus ſeiner Bruſt hervor bricht, hat er dann
Das Recht, ſich ſelbſt zu tödten? Sprecht für Gott!

Genoveva

(nach langem Stillſchweigen.)

Bleibt ihm die Wahl noch zwiſchen Sünd' und Tod,
So iſt er edel, und wird nimmermehr
Vollbringen, was er ſchaudernd ſelbſt verdammt.

Golo

Er wird's! Ich ſchwör's Euch! Doch, ich ſchwör' Euch auch:
Er wird ſich tödten, ſagt Ihr, daß er's darf.
Ich kann das wiſſen, denn ich bin es ſelbſt.

Seht hier mein Schwert — ein Wort, ich geh' ſogleich
Und ruft Ihr mich zurück, ſo denke ich:
Zuerſt ſprach Gott aus ihr, nun ſpricht ſie ſelbſt,
Ein mitleidvolles Weib, und kehre nicht.
Ich ſuche einen Ort mir, wo mich nie
Ein Menſch, ein Rabe höchſtens, finden wird,
Ihr werdet nicht den blut'gen Leichnam ſchaun!
Ihr ſchweigt? Ich ſag' Dir mehr noch. Du biſt ſchön,
O, himmelſchön! Du weißt doch? Sieh dies Bild!
Nicht weiß ich, ob die Schönheit von ſich ſelbſt
Ein Sclave ſeyn muß, wie wir Andern ſind,
Ich — ſtill! Sie zittert! Seht, Ihr habt mein Schwert
Geweiht zu ſchlimm bedrohter Frauen Schutz.
Ihr ſeyd bedroht, wie Keine noch, von mir. —
Darf ich mich tödten? Haltet's nicht zurück,
Das Ja, das Gott Euch in die Seele legt!
Aus ſeinem Munde wär's ein Donner mir,
Aus Eurem iſt's ein letzter ſüßer Laut.

Genoveva.

Verſtummen will ich eh' auf immerdar,
Als daß ich Euch erwiederte ein Wort.
O Golo!

Golo.

Schweigſt Du? Wohl! Mir gilt's für Ja!

(er geht.)

Genoveva.

(in höchſter Verwirrung.)

Halt' ein!

Golo.

(bleibt ſtehen.) So ſagſt Du Nein? Das iſt ein Ja
Zu böſen Dingen. Noch einmal!

Genoveva.

(zögert; Golo geht; da ſagt ſie)

Halt' ein!

Golo.

(ſchleudert das Schwert, das er gezogen hatte, von ſich.)

Genoveva.

(erfaßt ein Crucifix.)

Allmächt'ger Gott, tritt zwiſchen mich und ihn!

Golo.

Nun biſt Du mein!

(er tritt ihr nah, ſie hält ihm das Crucifix entgegen, er entreißt es ihr und ſchleudert es fort.)

Und ob der Heiland ſelbſt
Sich ſtellen wollte zwiſchen Dich und mich:
Zu ſeinen ſieben Wunden gab ich ihm
Die achte — Du erſtarrſt, das thu' ich auch,
Und doch, ich thät's, und wär's ein Stich zum Tod.
Weißt Du, was Liebe iſt? Und wenn Du's weißt —

Von Deinem Siegfried haſt Du's nicht gelernt
Der liebt — ja, ihn verklag' ich! Als Du bleich,
Geſchloßnen Aug's, dahin geſunken warſt,
Des tiefſten Schmerzes ſtummes Monument:
Mir war, als würd' es Nacht, als öffnete
Die uralt-ew'ge Finſterniß den Schlund,
Als ſchluckte ſie die Schöpfung wieder ein.
Doch Er, erwägend, daß es rühmlich ſey,
Der Erſte Aller in das Feld zu ziehn,
Er nahm den Vortheil wahr und ſchlich ſich fort.
Held! Dieſer Abſchied koſtet Dich Dein Weib!
Muß man ſich trennen, ſey es, wie ein Glied
Vom Leib ſich trennt: Schmerz — Blut — und ein Gefühl,
Daß das uns fehlt, was unerſetzlich iſt!
Er ſchied ſo kalt von Dir! Da warf er Dir
Dein Herz vor Deine Füße, und Du mußt
Es wieder nehmen, ſey's Dir noch ſo ſchwer!
Weißt Du, was Liebe iſt? Ha, weiß ich's ſelbſt?
Noch weiß ich nur, wie ſie mich elend macht,
Mir alle Lebensbrunnen rings verſtopft,
So daß der tauſendfach geſpaltne Strahl
Nur Einen Weg noch findet: den durch Dich!
Doch, wiſſen will ich auch, wie ſie beglückt!
Umarmen will ich Dich! Ich ſchwör's bei Gott!

Genoveva.

(ſtürzt auf ihre Kniee.)

Aus Aſche ſchufſt Du mir den armen Leib,
Zu Aſche wandle, Ewiger, ihn ſchnell,
Daß dieſer, wenn ich ſtill vor Deinem Hauch
Zerſtäube, mit der Aſche, die ihn jetzt
So frech empört, ſein Haupt beſtreuen kann!

Golo.

In dieſem Augenblick empfängt der Tod
Von Gott Befehl, daß er mit kalter Hand
Dich nimmermehr berühre, weil die Zeit,
Die Allen nimmt, Dir ewig geben ſoll.
O, zweifle nicht! Die bildende Natur
Hat ſich bisher im Schaffen nur verſucht,
Und Form nach Form zerbrochen, weil ihr nie
Gelang, was werth war der Unſterblichkeit.
Du biſt, wie Keine noch, und dürfte Dir
Der Tod ſich nahen, o, da würde ſie
Dem Maler gleich thun, deſſen Meiſterſtück
Der häm'ſche Neid zerſetzte: ſtarr und ſtumm
Hieb er den Arm ſich ab, und ſchuf Nichts mehr.

Genoveva.

Nur zu! Nur zu! Des Opfrer's Weihrauch zieht
Auf's Götzenbild des Himmels Blitz herab!
Gott wird Dir zeigen, daß ich ſterben kann.

Golo.

Und kannſt Du ſterben, warum mahnſt Du mich?
Die Roſe ſagt's nicht ſelbſt, wenn ſie ihr Feind
Entzückt betrachtet, daß ſie morgen welkt,
Sie weiß es, daß er dann ſchon heut ſie pflückt.
Ja, es iſt wahr, und weil es wahr iſt, will
Ich gleich mein volles Maaß der Seligkeit.
Der unſichtbare Hauch, der Dich und mich
In's Nichts hinein bläſt, facht in mir zugleich
Die Lebensglut zur höchſten Flamme an.
O komm! und ſtirb mit mir den Liebestod!
Ha, Aug' in Auge wurzelnd, Mund in Mund
Einwachſend, drängen wir, bis ſie zerſpringt,
In unſre Bruſt den Odem ſtill zurück.

Genoveva

(tritt zum Fenſter.)

Seht, Golo, Ritter Triſtan zieht erſt fort.
Ein Ruf aus dieſem Fenſter — er vernimmt
Und eilt herbei!

(ſie tritt weit vom Fenſter weg.)

Ich rufe nicht. Nun geht!

Golo.

Wer jetzt noch bleibt, der muß ein Schurke ſeyn.
Ich (er nimmt ſein Schwert auf und ſteckt es ein.) bin ein
Schurk. Nun hab' ich Schurken-Recht!

Denn auch ein Schurk' hat Recht. Er kann nicht mehr
Zurück, drum muß er vorwärts. Wie es ſich
Vergeſſen läßt, daß man ein Räuber war?
Man wird ein Mörder. Vatermörder dann.
Welt-Mörder! Gottesmörder! Schüttelt's Dich?
O Genoveva, halte mich! Du ſiehſt,
Ich habe Nichts, als Dich! O, einmal nur,
Nur einmal gieb mir, was Du geben kannſt!
Nur einmal laß' mich ruhn an Deiner Bruſt!
Wohl iſt das viel! Doch biete ich noch mehr:
Aus meinem Arm entlaſſen will ich Dich,
Sobald ich Dich umſchlang. Das ſey der Preis.
Wenn's Sünde iſt, ſo iſt's die kleinſte doch:
Begehe denn die kleinſte Sünde, Weib,
Damit Du vor der größten mich bewahrſt.
Denn rauben muß ich's, wenn Du mir's verſagſt,
Und rauben will ich's. (er umſchlingt ſie.) Wohl! Nun hab'
ich Dich!
Nun halt ich Dich! In Flammen tauch' ich Dich!

Katharina.

(tritt ein.)

Genoveva.

(ſtößt ihn von ſich.)

Zurück! Und ehrſt Du nicht das Weib in mir,
So ehr' in mir die Mutter, denn ich bin's!

Golo.

Die Mutter! Ha, ſie glüht, indem ſie's ſagt!
Dies Wort — weicht, Bilder.

Genoveva.

Gott!

Golo.

(in hochſter Raſerei.)

Was halt mich noch?
Wer ſtürzt hinunter in des Abgrunds Nacht,
Und reißt die letzte rothe Beere nicht,
Die ſich ihm bietet, noch im Fallen ab?

(er dringt wieder auf ſie ein.)

Genoveva.

Jetzt ruf' ich!

Katharina.

Golo!

Golo.

(zieht das Schwert gegen Kath.)

Weib, was willſt Du hier?

Katharina.

Komm, Böſewicht, durchſtoße meine Bruſt!
Sie war's, die Dir die Kraft gab, daß Du's kannſt.

Genoveva.

(zu Kath.) Habt Ihr's geſehn?

Katharina.

Ich — habe Nichts geſehn!

Golo.

(zerbricht ſein Schwert.)

Genoveva.

(zu Golo) Wohl Euch, daß Keiner kam. Ich ſchweige!

Golo.

Weib!

Du ſiehſt, was Liebe iſt! So ſag mir an:
Trieb es Dich je zu ihm, wie mich zu Dir?
Sprich nicht zu ſchnell Dein Ja! Dies eine Ja
Stößt Gottes Welt in Nacht und Graus zurück
Wenn das, worauf mein ganzes Sehnen geht,
Was ich nicht miſſen kann, ein Anderer
Mit gleichem, ja mit größer'm Recht beſitzt,
Dann raſ'te die Natur, als ſie mich ſchuf.
Trieb es Dich nicht zu ihm, wie mich zu Dir?
Dann war's ein Mord, den Du an mir beginnſt,
Als Du, den Schauder, der Dich warnte, feig
Erſtickend, ihm, weil er der Erſte warb,
Die Hand gereicht zu einem ew'gen Bund,
Dann, Ehweib, ſey verflucht! (er hält ſchaudernd inne.) Verflucht?
(ſtark.) Verflucht!

Katharina.

Wenn das der Graf erfährt — — ich muß ihm nach!

(ab.)

Genoveva.

(drückt ihre Hände erſt gegen das Haupt, dann gegen die Bruſt. Darauf nimmt ſie das Crucifix auf und geht ab.)

Elfte Scene.

(Große Geſindeſtube im Schloß. Man ſieht Jagdhörner, Spindeln ꝛc. An der Wand ein großes Crucifix.)

Margaretha.

(ſitzt am Tiſch und legt Kräuter auseinander.)

Golo.

(lehnt ſtarr und ſchweigend gegen die Wand.)

Katharina.

(ſteht vor ihm.)

Katharina.

(nach einer langen Pauſe.)

Du zückteſt gegen mich Dein Schwert. Ich ſteh'
Und will's verzeihn. Doch, bitten ſollſt Du erſt.

Golo.

Fort! Stört den Teufel nicht, der bei mir iſt!

Katharina.

Er wird verrückt. O Weib! Verfluchtes Weib?
Er wollte einen Kuß! Was iſt ein Kuß!

Margaretha.

(lacht.)

Katharina.

Was lachſt Du?

Margaretha.

Immer giebt's der Thoren doch,
Die ſo weit gehn, daß ſie's zum Galgen führt,
Doch nicht ſo weit, daß es ſie glücklich macht.

Katharina.

Er ging nur zu weit.

Margaretha.

(erhebt ſich.)

Nein! Nicht weit genug.
Der Ritter iſt noch jung! Ach Gott! Ein Kuß!
Ein Kuß iſt ein Verſprechen. Giebt man erſt
Verſprechen ab, wenn man ſchon halten will?
Er war zu ungeſchickt! War das Gemach
Denn abgeriegelt? Nein! Du drangſt ja ein!
Das arme Weib! Mir ſchelte Keiner ſie!
Wer wagte das bei unverſchloß'ner Thür!
Sie wurde roth, nicht? Oder ward ſie bleich?
Nun, das iſt gleich! Der Einen dringt das Blut
Zum Herzen, und der Andern zum Gehirn.
Sie ſprach von ihrem Mann? Das thut man wohl,
Man ruft ihn an, wie einen Heiligen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Sobald man weiß, daß er nicht hören kann.
Sprach ſie nicht auch von Gott? Ach, daß Ihr dies
So falſch verſtanden habt! Ich denke doch,
Ein Weib iſt weit genug, wenn ſie erklärt,
Daß nur die Allmacht ſie noch ſchützen kann.
Dort geht ſie zur Kapelle! Engelchen!
Wär' ich ein Mann, ich ſetzte Alles dran!
Doch, Männer giebt's vielleicht, die dem Gemahl
Das Licht vortragen, wenn er ſie beſucht.
Nun, die ſind brav. Gott ſegne ſie und Euch.

Golo.

Was ſprach ſie?

Katharina.

Ging's, wie Wind an Deinem Ohr
Vorbei? So höre mich. Wenn der Herr Graf
Zurück kommt, und erfährt, was Du gewagt —
Meinſt Du, er kann's verzeihn?

Golo.

Das kann er nicht,
Doch zweifle nicht, ſie ſchweigt.

Margaretha.

Sie ſchweigt? Ei! Ei!
Iſt die ein braves Weib, die das verhehlt,
Was ihres Mannes Ritter-Ehre mehr
Noch kränkt, als ihre Frauen-Ehre? Die

Sich der Gefahr ausſetzt, zum zweiten Mal
Den Bock zum Gärtner ſich beſtellt zu ſehn?
Nein, junger Herr, iſt ſie ein braves Weib,
So muß ſie's beichten, beichtet ſie es nicht,
So iſt ſie ſo, wie Ihr ſie brauchen könnt.
Nun wär' mein Rath: verſucht den zweiten Weg!
Ihr müßt zum Ziel, und treibt Euch nicht die Glut,
So treibe Euch die Sorge um Euch ſelbſt.
Ihr habt da einen hübſchen Lockenkopf,
Es wär' doch Schade, wenn ein Henker dran
Beweiſen müßte, daß er Meiſter iſt.

Golo.

Was meint Ihr mit dem zweiten Weg?

Margaretha.

Ja, ſeht!
Wenn ſie Euch abwies, denk' ich, ſo geſchah's
Weil ihrem Sinn die Ehre höher galt,
Als das Vergnügen, das ſie Sünde nennt.
Kehrt einmal das Verhältniß um, und nehmt
Die Ehre ihr, die Sünde aber ſtellt
Als Preis, um den ſie, wenn ſie willig iſt,
Den Leumund ſich zurück erkaufen kann.

Golo.

Der Teufel ſelbſt erſinnt nichts Beſſeres.
Doch — wie verſteht Ihr das?

Margaretha.

Giebt's hier im Schloß
Nicht einen Diener, dem ſie Gunſt beweiſ't?

Katharina.

Da iſt der Drago!

Margaretha.

Den ich draußen ſah?
„Ihr ſeyd noch krank!“ „Ihr geht zu Bett“ Zu Bett! (lacht.)

Katharina.

Das iſt ihr Mann! Den zieht ſie Allen vor!
Man weiß nicht recht, warum!

Golo.

Ich weiß es! Gott!

Katharina.

Die Andern ſind ihm alle neidiſch.

Margaretha.

So?

Katharina.

Doch häßlich iſt er, wie die Nacht!

Margaretha.

Was thut's!
Nun weiter. Dieſen Drago ſchiebt ihr ſtill
In's Schlafgemach. Es könnte gleich geſchehn,
Sie iſt noch vom Gebete nicht zurück.

Golo

Wozu?

Margaretha.

Daß man ihn finde, wo man nie
Ein Mannsbild finden darf. Nur fragt es ſich:
Wie bringt man ihn hinein?

Golo.

Ich hab' es ſchon!
(für ſich) Ich laß' ihn Wache ſtehn!

Margaretha.

Dann brecht Ihr ein,
Nehmt Zeugen mit, ſtürzt auf den Menſchen zu,
Ergreift ihn, führt ihn, eh er reden kann,
Von hinnen, werft ihn in's Verließ hinab
Und macht mit ihm, was Euch gefällt. Will er
Nicht ſprechen, wie er ſprechen muß, ſo iſt's
Genug, wenn er nur gar nicht wieder ſpricht.
Die Dienerſchaft iſt überzeugt, ſie gilt
Für eine Ehebrecherin, und Ihr
Habt's in der Macht, wie lang' es dauern ſoll.
So lange, denk' ich, bis ſie's wirklich wird.
Sobald ſie ſich im Stillen Euch ergab,
Erklärt Ihr, daß ſie rein und ſchuldlos iſt,
Und ſtraft den Drago, wenn er dann noch lebt.

Nur dieß und das, was ſich erfinden läßt,
Mit ew'gem Kerker, oder ſchnellem Tod.

Golo.

Sataniſch!

Margaretha.

Ei, warum? Wenn ſie beſteht,
Wer wehrt Euch dann, der neuen Heiligen
Mit eigner Hand als erſtes Opferthier
Euch ſelbſt zu ſchlachten? Doch — verſucht ſie erſt
Und ſeht, ob ſie's verdient. Das thut Gott ſelbſt
Er reichte Keiner noch die Palme dar,
Die er zuvor in Flammen nicht geprüft.

Golo.

Da habt Ihr Recht.

Katharina.

Der Drago kommt!

Drago

(tritt ſtill ein.)

Golo.

So geht!

Margaretha.

Schnell! Schnell!

Katharina.

Vorſichtig, Sohn!

Golo.

Iſt ihr Gemach
Auch offen?

Katharina.

Ja, denn ſie verſchließt es nie.
(Beide ab.)

Zwölfte Scene.

Golo.

Ich treib' die Sünde bis zum Aeußerſten,
Nur, um zu ſehen, ob's auch Sünde war.
Ha! Kann ſie's thun um irgend einen Preis,
So bot ich ſchon den höchſten, und ich darf
Verachten, was ich jetzt verehren muß.
War's nicht die innerſte Unmöglichkeit,
War's nur die Ebb' im Blut, nur feige Liſt,
Die niemals ſpricht: ich will! Doch oft: ich muß!
Dann iſt die Welt, als deren Stern ſie glänzt,
Nicht werth, daß man von Unrecht in ihr träumt!
Dann wird ſie mir, wie eine Fackel ſeyn,
Die Gottes Schöpfung ſchrecklich mir erhellt,
Und dieſe Fackel, fürcht' ich, blaſ' ich aus,
Bevor ſie Alles noch erleuchtet hat.
Wohlan! Ihr Höllenhunde, Schmach und Noth,

Euch hetz' ich auf ſie ein! Wenn ſie erliegt,
So hab' ich's Recht zur Jagd! Wenn ſie beſteht,
So werd' ich um Nichts ſchlechter ſeyn, als jetzt!
Das merk Dir, Freund! Du biſt ein Schuft! Was ſchont
Der Schuft ſich noch? Willſt Du den Tugendriß
Mit Selbſtverachtung flicken? Schäme Dich!
Als ob dies ſchnöde Selbſtverachten nicht
Noch ein Sich-Achten wäre, ein Aſyl
Der Eitelkeit, worin ſie Keiner ſucht.
Drum vorwärts! Immer vorwärts! Und wer weiß!
Sie iſt mit Dir aus gleichem Stoff gemacht,
Der Stoff, Du ſiehſt's an Dir, hält's Feu'r nicht aus!
Vielleicht ward Dir in Deiner Fieberglut
Der Linderungstropfe darum nur verſagt,
Weil Du auf einmal und in Einem Zug
Den Becher leeren, weil Du, Lieb' und Haß
Zugleich empfindend, ſie in Deinem Arm
Erniedrigen und dann erwürgen ſollſt!

(er wendet ſich raſch zu Drago.)

Sprecht, Drago, liebt Ihr unſern Herrn?

Drago.

Ihr wißt's!

Golo.

Und liebt Ihr unſ're Frau?

Drago.

Was fragt Ihr doch!

Golo.

Wen liebt Ihr wohl am meiſten?

Drago.

Immer den,
Für den ich juſt das Meiſte thun kann.

Golo.

Wie?

Drago.

Ja, darin bin ich ſchwach. Wer mich nicht braucht,
Mir meinen Dienſt erläßt, mich ſeitwärts ſchiebt,
Mir ſagt: geh', ruh' Dich aus! Den lieb ich nicht,
Der macht mich ja zum Nichts. Doch, wer mich plagt,
Wer mir den Schweiß aus allen Poren treibt,
Wer mich ſo müd' macht, daß die Ofenbank
Ein Himmelreich mir ſcheint, den liebe ich.
Denn der giebt mir ein Recht auf das Gefühl
Der Drago iſt doch nöthig in der Welt!
Und ohne dies Gefühl halt ich's nicht aus.

Golo.

Ich will Euch brauchen, Drago

Drago.

Das iſt recht.

Golo.

Schwört mir zuvor, daß Ihr nicht weigern wollt,
Was ich verlange an des Grafen Statt.

Drago.

Ich einen Dienſt verweigern?

Golo.

Schwört!

Drago.

Ich ſchwör's!

Golo.

So ſchleicht Euch in der Gräfin Schlafgemach,
Verſteckt Euch dort — wo nur? — Nun, hinter's Bett —
Und —

Drago.

Nein, Herr Golo, nimmer thu' ich das!

Golo.

Biſt Du der Schuft, der Gott die Schwüre bricht?

Drago.

Der bin ich nicht!

Golo.

So thu', was ich befahl!
Doch hör' zuvor. Es ſteckte Einer mir,
Daß Nacht für Nacht zu Genoveva ſich
Der fromme Mann, der Burgpfaff, ſchleichen ſoll.

Drago.

Und Ihr, Herr Golo, hattet das geglaubt?
Seht! Seht! Ihr werdet roth und bleich! Bei Gott,
Zehn Meineid' wiegen nicht die Sünde auf,
Daß Ihr den Schelm nicht gleich erſtochen habt.
Herr, fordert einen andern Dienſt von mir:
Nennt mir den Buben, der ſo niedrig ſprach —
Ich zeig' noch heut' Euch, daß ich morden kann!

Golo.

(für ſich.) Schurk! Schurk! Sie iſt Jedwedem, wie ein Licht.
Man kann es löſchen, doch beflecken nicht!
(laut.) Wer ſagt Euch, daß ich's glaubte? Doch mein Amt
Erheiſcht die Unterſuchung des Verdachts.
Die Gräfin iſt ein Schatz, mir anvertraut,
Und wenn man mir von Diebſtahl ſpricht und Raub,
Wer ſchilt mich, wenn ich auch zu ängſtlich bin?
Ich will ja den Beweis nicht ihrer Schuld,
Ich will den Zeugen ihrer Unſchuld nur,
Damit ich den Verläumder ſtrafen kann.
Ihr ſeyd der Mann, dem ich vertrauen darf,
Ihr müßt es thun, der Graf verlangt's durch mich.
Zeit iſt's, die Nacht bricht ein, verſteckt Euch, fort!

Drago.

Ich bitt' Euch, laßt erſt forſchen, ob der Schelm,
Der ſeinen Mund ſo frech gemißbraucht hat.

Nicht ſtumm geworden iſt, ich hoff's zu Gott
Und ſeinem Zorn, die Zung' iſt ihm verdorrt.

Golo.

Du hörſt, mein Freund, er braucht ſie ganz, wie Du,
Und wenn Du zögerſt, macht er das, was ich
Bis jetzt allein nur weiß, im erſten Rauſch
Der ganzen Dienerſchaft im Schloß bekannt.

Drago.

Ich thu's. Doch, wenn ich Euch nun morgen früh
Beſchwören kann, daß Alles Lug und Trug,
Laßt Ihr den Schelm dann hängen?

Golo.

Hängen bloß?
Ich laß ihn foltern! Macht!

Drago.

(geht, kehrt aber wieder um.)

Nur noch ein Wort.
Es iſt doch kaum für eine Mannsperſon,
Was Ihr mir auftragt, ſendet doch ein Weib.

Golo.

Hier handelt ſich's um Leben oder Tod,
Da kann ich nicht auf Weiberzeugniß baun!

Drago.

Das iſt wohl wahr. In Gottes Namen denn!

(ab.)

Dreizehnte Scene.

(Katharina und Margaretha treten von einer andern Seite ein.)

Golo.

(zu Kath. auf Drago deutend.) Ihm nach! (zu Marg.) Lacht
nicht! Ihr irret Euch in mir!

Margaretha.

Das wär' mir leid um Euch. Man könnte jetzt
Die Leute vorbereiten!

Golo.

Thut das nicht!
Es muß ſie treffen, wie ein Donnerſchlag.

Vierzehnte Scene.

(Es iſt nach und nach dunkel geworden; von einer Magd wird eine große Lampe angezündet, Krüge werden auf den langen Tiſch geſtellt, Brot wird gebracht. Caspar, Balthaſar und Hans kommen durch verſchiedene Eingänge, Einer nach dem Andern.)

Golo.

(im Vordergrund, geht unruhig auf und ab.)

Conrad.

(kommt ſingend.)

Golo.

Der ſingt! Wie ſeltſam, daß in dieſer Welt
Noch Einer ſingt.

Conrad.

(tritt ſingend ein; zu einem Hunde, den man nicht ſieht.)

Zurück mit dir! Iſt hier
Dein Stall? (er ſingt)

Der Jäger zog — wo zog er doch?
Der Jäger ſchoß — was ſchoß er doch?
Wer fragen kann, der zog nicht mit,
Ich denke auch, er aß nicht mit
Vom —

(er bemerkt Golo)

Ich biet' Euch guten Abend, Herr!
Zum Singen hat der Jäger heut kein Recht,
Denn was er ſchoß, ließ er zurück im Wald,
Daß man ihn mitnahm, war der Has nicht werth!

(zu Margaretha)

Iſt Käthchen untreu, oder treu? Ihr ſeyd
Doch eine weiſe Frau, nicht wahr?

Margaretha.

So treu,
Wie Genoveva!

Conrad.

Freue Dich, mein Herz!

Golo.

(immer für ſich.)

Wie lange bleibt die Mutter! Ward der Narr
Erſtarrt? Ging er vorüber an der Thür?
Recht! Wechſle Frag' und Antwort mit Dir ſelbſt,
Mach' Worte, daß Dich kein Gedanke ſtört!

Der tolle Klaus

(kommt herein, ein langes geſchliffenes Jagdmeſſer in der Hand,
und eilt auf Hans zu.)

Klaus.

Blank — ſcharf — ſieh! (er ſchneidet ſich in die Hand.)

Hans

(entreißt ihm das Meſſer.)

Iſt's erlaubt, ſo toll zu ſeyn?
Der ſchneidet, um zu zeigen, daß er mir
Mein Meſſer gut geſchärft, ſich in die Fauſt,
Klaus Ohnegrund, warum nicht in den Hals?

Conrad.

Wer giebt dem Tollen auch zum Schleifen wohl
Sein Meſſer?

Hans.

Wer? Ihr fragt ja, wie ein Graf!
Der thut's, der ſelbſt nicht Zeit hat. Soll man Euch
Erſt um Erlaubniß bitten?

Conrad.

Wie man will.

Hans.

(erhebt ſein Meſſer)

Es ſcheint, Ihr zweifelt, ob des Tollen Hand
Die Arbeit gut gemacht: wollt Ihr Beweis?

Golo.

Halt' Frieden, Hans!

Hans.

Noch iſt's vor'm Beten, Herr,
Und den da — nun, ſteck' ein! Sein Wamms iſt fein!
Nicht um den Kerl wär's Schad', doch um das Wamms.

Conrad.

(dringt auf Hans ein) Was?

Golo.

Hans, Du biſt im Unrecht. Klaus iſt toll!
Doch der iſt's auch, der ihm ein Meſſer giebt.

Hans.

Klaus iſt nicht toll, wenn er den Hundeſtall
Verläßt, und aufrecht wandelt, wie ein Menſch.
Ja, wenn er kriecht, dann geb' ich's zu. Klaus, komm!
Das Vaterunſer lehrt' ich Dir! Sag's her!

(Klaus hat ſich inzwiſchen in eine Ecke gekauert.)

Wo iſt er?

Margaretha.

Dort! Er ſchläft!

Hans.

Er hat den Platz
Bei'm Ofen ſich gewählt. Ja (er lacht) der iſt toll!

Conrad.

Noch geſtern biß er mit dem Philar ſich.

Hans.

So?

Margaretha.

Nun, dann that er, was nicht Jeder thut.
(zu Hans) Wie kommt es nur, daß ſolch ein Halbmenſch ſich
Aus Buſch und Wald in dieſes Schloß verirrt,
Um die hochadelige Dienerſchaft
Durch ſeine Thorheit zu entzwein?

Hans.

Ja wißt:
Von Bettlern, Tollen, (mit einem Blick auf ſie) alten Weibern wird's
Bei uns nicht leer, denn die Barmherzigkeit
Wohnt unter uns in eigener Perſon.
Nicht wir: die Gräfin herbergt jenen Klaus,
Sie traf ihn 'nmal, ich glaub, in einem Sumpf.
Klaus mag es ihr vergelten, wenn ſie ſelbſt
Einſt toll geworden iſt, und er ein Graf.

Margaretha.

Ein wahres Ungethüm! Schneeweißes Haar,
Und rothe, runde Backen, wie ein Kind.

Hans.

Man ſagt, er hat im Wald zur Nacht einmal
Ein Schreckgeſicht geſehn, da ward das Haar
Ihm weiß. Gott ſteh' ihm und uns Allen bei!

(Die Andern haben ſich, mit Ausnahme des ſchlafenden Klaus, um den Tiſch geſtellt, jetzt treten auch Hans und Marg. hinzu.)

Conrad.

Wo bleibt der Küſter denn?

Caſpar.

Noch immer krank.
Ihr meint doch Drago?

Conrad.

Wen wohl ſonſt, als ihn,
Der ſich's zur Eſſenszeit nicht nehmen läßt,
Uns vorzubeten.

Balthaſar.

Wenn der Narr nicht kommt,
So iſt er mehr, als krank noch, iſt halb todt
Er ſtand ſchon mitten aus dem Fieber auf
Und ſprach den Segen zähneklappernd her.

Caſpar.

Was ſpottet Ihr? Es iſt ſein Amt im Schloß.

Von ſeinem Vater hat er es geerbt,
Sein Aeltervater hat es ſchon verſehn
Wenn Ihr vergönnt, ſo bet' ich heut' für ihn.

(Caspar faltet die Hände, alle Uebrigen thun es auch, nur Margaretha nicht.)

Caspar.

(betet.)

Gott ſegne unſer Brot und Wein,
Laſſ' es dem Braven wohl gedeihn,
Doch dem, der Böſes ſinnt und ſchafft,
Dem ſtark' es dazu nicht die Kraft.

(ſie wollen ſich ſetzen.)

Hans.

Ein ſtumm Gebet für eine Seele noch,
Für eine arme Seele!

(ſie beten ſtill, dann ſetzen ſie ſich.)

Hans.

(zu Conrad.) Trinke mit
Von meinem Wein, und iß von meinem Brot!

Conrad.

Das thu' ich gern. Wer mir zu leben giebt,
Der zeigt mir, daß er mir das Leben gönnt.

Caspar.

Das iſt der Grund, weshalb man trinken muß,
Wenn man entzweit war, und ſich dann verſöhnt

Hans.

(für ſich) Ein Mord iſt wohl genug. Dem zweiten war
Ich heute nah. Ich mag nicht eſſen. Fauſt,
Du biſt ſchon röther als Du ſeyn ſollſt.

Conrad.

War's
Für Euren Vater das Gebet? Mir hat's
Gefallen, daß Ihr fromm ſeyd.

Hans.

Nein! Nein! Nein!
Auch nicht für meine Mutter. (er pfeift.)

Klaus.

(erwacht.) Ja?

Hans.

Schlaf' zu!
Dir gilt's nicht immer, Klaus, wenn Einer pfeift.

Conrad.

(am Tiſch.) Der Graf! Der edle Graf! Er lebe hoch!
(ſie ſtoßen an.)

Caſpar.

Herr Hof- und Schloß-Verwalter, hört Ihr nicht?
Es gilt dem Herrn!

Golo.

So? Nun, da trinkt man mit!
(er geht langſam auf den Tiſch zu.)

Katharina

(kommt und macht Golo ein Zeichen.)

Golo.

Doch fürcht' ich ſehr, wir müſſen mehr für ihn
Heut' Nacht noch thun, als daß wir trinken!

(Alle werden aufmerkſam.)

Golo.

(zu Kath.) Nun?
Du bliebſt ja lange!

Katharina.

Sohn, ich zitt're ſehr!
Es iſt doch Sünd'!

Golo.

Die größte auf der Welt!
Allein, was hilft's? Hat Drago ſich verſteckt?

Katharina.

Ja, Sohn!

Golo.

Und ſie?

Katharina.

Iſt krank, und zieht ſich aus.

Margaretha.

Sie zieht ſich aus? Da hat man, was man braucht!

Golo.

(tritt zum Tiſch.) Ihr Leute hört!

Caspar.

Du ew'ger Gott! Was iſts?

Golo.

(zu Kath.) Sprich Du!

(er ſetzt ſich nieder.)

Margaretha.

Ja, thu's. Ihr aber — glaubt ihr nicht,
Auch ihm, auch mir nicht, nur Euch ſelber glaubt!
Vielleicht iſt's Augentrug. Drum rath' ich: geht
Und überzeugt Euch!

Klaus

(ſpricht die Worte nach.)

Trug — drum — rath — ich — geht —
Und (ſchnell) überzeugt Euch!

Hans.

(zu Klaus) Schweig!

Klaus.

(ſpricht nach.)

Schweig!

Hans.

(will ihn fortjagen.) Fort, Du Narr!

Conrad.

Laßt doch den Klaus, er hört ſchon wieder auf!

Klaus.

(ſpricht nach.)

Laßt doch den Klaus, er hört ſchon wieder auf!

Conrad.

Hört er die Hunde bellen, bellt er mit,
Und hört er Menſchen reden, ſpricht er's nach,
Weil ihm's an Worten, wie Gedanken fehlt!
Doch, gleich ermüdet, ſchläft er wieder ein.

Balthaſar.

Wir ſtehen Alle ſtarr. Herr Golo, ſprecht:
Was iſt's?

Hans.

Ein Mord?

Caspar.

Die Gräfin ſtarb doch nicht?
Iſt's das? Du armer Graf! Dann trinken wir
Ein ander Mal auf Deinen Tod!

Margaretha.

(zu Kath.) Sprich! Sprich!
Dein Sohn, Du ſiehſt es, iſt zu ſehr bewegt.
Das redliche Gemüth! Ihn greift es an,
Als wär's ihm ſelbſt geſchehn! Das iſt doch Treu!
Ja, Menſchen giebt's, wie Edelſteine (heimlich zu Kath.)
Sprich!
Sein Kopf ſteht auf dem Spiel, verrath er ſich.
(zu den Andern.) Kein Mord! Kein Todesfall! Bloß Ehebruch!
Die Krankheit und die Unſchuld paarten ſich
In ſüßer Sünde!

Katharina.

Ja, die Gräfin liegt
In Dragos Armen!

Margaretha.

Oder lag darin!

Conrad.

Das iſt doch wohl nicht wahr!

Caspar.

(zu Kath.) Weib, kenn ich Dich
Als lügenhaft — drei Finger gäb' ich drum!

Balthaſar.

Je nun, warum nicht? Aber, find' ich auch
Die That begreiflich — niemals den Geſchmack!
Der Drago, ei — (auf Golo deutend.) Das wär' ein and'rer Mann!

Golo.

(ſpringt auf.) Was ſoll das heißen?

Balthaſar.

Nichts! (zu Marg.) Der iſt noch jung!

Caspar.

(wild.) Ich glaub's nicht, eh' ich's ſehe. Sehe ichs —
(er hebt drei Finger in die Höhe.)
Ich ſchwör zu Gott, den Drago bring' ich um,
Den Heuchler! (zu Hans.) Leiht doch Euer Meſſer mir!
Mit rechten Dingen ging das nimmer zu,

Der Schurke gab ihr Zaubertränke ein.
(zu Golo.) Nun, Herr Verwalter? Euer Schmerz gereicht
Euch zwar zur Ehre, aber Euer Amt
Verlangt die Unterſuchung. Geht voran!

Margaretha.

(zu Caspar.) Ihr ſchwurt da —

Caspar.

Was ich halte!

Katharina.

(zu Golo.) Mach', mein Sohn:
Sie ſpricht zuweilen mit ſich ſelbſt! Wenn ſie's
Auch heute thät', und Drago —

Golo.

Sey es denn!

(Alle ab. Kath. und Balth. mit Lichtern.)

Fünfzehnte Scene.

(Genovevas Schlafgemach. Das Bett. Hinter dem Bett Drago
den man nicht ſieht.)

Genoveva.

(ſich entkleidend.)

Ich bin mir heute ſelbſt zu ſchwer. Mir iſt,
Als wurd ich in die Erde mit Gewalt
Von einer ehrnen Hand hinein gedruckt.

So ſehnt' ich mich noch nie nach Schlaf, wie heut.
Nun, wünſch' Dir ſelber gute Nacht. Das Licht
Zeigt Dir, daß Du zu Bett ſollſt; es verliſcht.

(Geräuſch vor der Thür.)

Wer kommt? Wer es auch immer ſey: zurück!

Sechszehnte Scene.

(Golo, Caspar, Balthaſar, Hans, Conrad, Margaretha, Katharina treten ungeſtüm mit Lichtern ein.)

Golo.

Verzeiht. Wir glaubten, daß hier Feuer ſey;

Genoveva.

(wirft ein Tuch über.)

Ihr ſeht, hier iſt kein Feuer. Geht denn! Nun!

Hans.

Sie drängt ja ſehr!

Balthaſar.

Wir kommen ihr nicht recht.

Conrad.

Nun, nun! Käm man um dieſe Zeit ihr recht,
So war ſie, was ſie nicht iſt, wie wir ſehn.

Genoveva.

Ich ſagte: geht! Vergaßt Ihr, wer ich bin?

Caspar.

(zuckt gegen Kath. das Meſſer.)

Kniet vor dem Engel nieder, ſchlechtes Weib!

Katharina.

Kukt erſt mal hinter's Bett!

Caspar.

Ha, was iſt das?

(er thut's, zu Kath.) Ich bitt Euch um Verzeihung!
(zu dem verſteckten Drago.) Hund, hervor!

Drago

(kommt, in höchſter Verwirrung.)

Herr Golo —

Caspar.

Wär' Herr Golo auch ſo ſchwach,
Dir zu vergeben, eh' er noch das Wort
Ausſprechen kann, ſtehſt Du vor Gottes Thron!
(er ſticht Drago nieder.)
Frau Gräfin, mit Erlaubniß, das iſt ſchlecht!

Golo.

Freund, Du biſt raſch!

Caspar.

Ho!

Margaretha.

(zu Golo.) Freut Euch! Ihr habt Glück!
Wenn er's nicht that, ſo müßtet Ihr es thun!

Balthaſar.

Was ſagt Ihr nun, Frau Gräfin?

Genoveva.

Nichts zu Euch.

Balthaſar.

Das glaub' ich. Nichts zu uns, die wir es ſahn!
Was aber wohl zu dem, der's hört von uns?
(heimlich.) Was mich betrifft, mich macht der Goldring blind!
Dann deute ich's auf einen Mordplan aus,
Den mir der Todte vorlangſt ſchon verrieth,
Durch Winke freilich, die ich nicht verſtand.

Genoveva.

(tritt mit Würde unter ſie Alle.)

Glaubt, was Ihr ſeht. Nur bitt' ich, glaubt Nichts mehr,
Als was Ihr ſeht. Ihr brachtet Lichter mit,
Gebt mir ein Licht!

(ſie leuchtet gegen das Bett.)

Conrad.

Das Bett iſt unberührt.

Margaretha.

Nun, das beweiſ't: unſchuldig iſt das Bett!
Wer hat das Bett verklagt?

Genoveva.

(tritt vor Golo hin.)

Euch ruf ich auf!
Sagt Ihr, Herr Golo, was Ihr denkt und glaubt.

Golo.

Ich heiß nicht Siegfried, bin der Richter nicht

Genoveva.

Ihr mahnt mich recht!

Balthaſar.

Die iſt ja nach dem Fall
Viel ſtolzer noch, als beſſere vorher.
Doch bräche ſich der Stolz vielleicht im Thurm.
Wär' ich der Herr — (zu Golo.) Ihr ſeyd's — ſie müßte gleich
Hinunter; — wenn dem Grafen dann der Schmuck,
Den der ihm aufgeſetzt, gefiele, nun —
So holt' er ſie mit leichter Mühe ja
Zurück in's Bett, ich aber ſpukte aus
Und kündigte zur Stunde ihm den Dienſt.

Genoveva.

Führt mich, wohin es ſey, nur führt mich hin,
Wo ich dies Blut nicht ſeh.

Golo.

Zum Thurm mit ihr!

(Alle ab bis auf Golo.)

Golo.

(Sich gegen Drago's Leichnam wendend.)

Ein Mord! Was iſt ein Mord? Was iſt ein Menſch?
Ein Nichts! So iſt denn auch ein Mord ein Nichts!

Und wenn ein Mord ein Nichts iſt, dien' er mir
Als Sporn für das, was wen'ger, als ein Mord,
Und alſo wen'ger als ein Nichts noch iſt!

(er folgt den Uebrigen).

Vierter Act.

Erſte Scene.

(Halle im Schloß, wie im zweiten Act.)

Katharina.

(tritt auf.) Er ging zum Thurm! Es iſt das erſte Mal!
Wie wird's ihm ſeyn, wenn er ſie wieder ſieht!

Golo.

(kommt von der andern Seite.)

Weib! Iſt ſie todt?

Katharina.

Todt?

Golo.

War es ihr Geſpenſt,
Das ich erblickte, oder war ſie's ſelbſt?

Katharina.

Mich überläuft's. Sie wird doch nicht —. — Du machſt
Mir angſt — —

Golo.

Ich ſpähte durch den Mauerſpalt
Hinein. O! O! So ſtand ſie! (mit einer Pantomime.) Ueber's Kind
Gebeugt, ein Geiſt, der eine letzte Pflicht
Erfüllen mögte und nicht kann: die Bruſt
Dem ſtummen Bettler reichend, der ſie nicht
Ergriff, weil ſie verwelkt und trocken war;
Doch ſie nicht weichend, ſtarr und regungslos
Verharrend, nicht einmal den Augenſtern
Bewegend, wie verſteinert durch den Blick
Des abgezehrten Säuglings, und ihn ſelbſt
Verſteinernd durch den ihrigen — — ich hielt's
Nicht aus, ſie anzuſehn, ich wandte ſcheu
Das Auge ab, ſtatt ihrer ſah ich nun
Ein ſchlechtes Brot und einen Waſſerkrug
Und in der Ecke eine Schütte Stroh.

Katharina.

Tratſt Du nicht ein?

Golo.

Du meinſt, um ihr den Kopf
Herab zu hau'n und ihrer Qual das Ziel
Zu ſetzen? Nein! Ich ſtürzte ſchaudernd fort.
So mag der Mörder, der den letzten Blick
Auf's blut'ge Opfer warf, von dannen fliehn;

Er denkt nicht mehr an's Plundern und vergißt
Des Mordes Zweck, nun er den Mord vollbracht.

Katharina.

Du ſelbſt befahlſt das Alles. Hör' mich an.
Des Abends ſpät warfſt Du ſie in den Thurm,
Am nächſten Morgen ſtieg ich, in der Hand
Den Becher Wein, den ich für ſie gezapft,
Zu ihr hinab. Als ich der ehr'nen Thür,
Die in die Tiefe führt, mich näherte,
Flog' ſie mit Krachen auf, Du tratſt heraus,
Dein Antlitz glühte, ſchrecklich war Dein Blick
Und düſtre Schauer des Entſetzlichſten
Durchzuckten eiskalt mir Gehirn und Bruſt.
„Was ſoll das noch?“ So riefſt Du, mir den Wein
Entreißend und den Becher an der Wand
Zerſchmetternd. „Brot und Waſſer ziemt ſich hier,
Dazu ein Bett von Stroh und weiter Nichts.“
Ich ſah Dich an. „Du zweifelſt? — riefſt Du dann —
Sie ſelbſt hat's mir geſagt, nun glaubſt Du's noch?
Drum bring' ihr Brot und Waſſer, bring' ihr Stroh,
Und bei dem Teufel, der den Meineid rächt,
Dem, der ihr mehr giebt, geb' ich weniger!“

Golo.

Ich weiß. Du aber weißt nicht, was im Thurm
Vorher geſchah. Vernimm es jetzt. Ein Traum

Hatt' mir in jener Nacht mein Innerſtes
Enthüllt, wie wohl ein Licht, in's Schlangenneſt
Geſtellt, den grauſen Würmerknäul erhellt.
O, welch ein Traum! Mir war, als ſäh' ich ſie
Mit aufgeſchnittnen Adern vor mir ſtehn,
Bleich, todtenbleich: ich hatt' ihr das gethan,
Dieweil ſie ſchlief, ſie aber wußt' es nicht:
Aus allen Adern blutete ich ſelbſt.
Denn mir, wie ihr, riß ich ſie auf: ſie ſah
Nur meine Wunden, ihre nur ſah ich,
Mitleidig trat ſie auf mich zu und ſchloß
Die Ader, die am ſtärkſten ſprudelte,
Mir mit der Hand, ich druckte meinen Mund
Auf ihren aufgeſchlitzten Puls, den Strom
Des Lebens rückwärts drängend in ſein Bett.
Doch, für uns Beide war's zu ſpät, ſie ſank,
Ich ſank mit ihr, und ſah ihr in's Geſicht
Und ſparte meinen letzten Odemzug,
Bis ſie den letzten Odemzug gethan.

Katharina.

Ha! Fürchterlich! Mir iſt, als ſäh' ich das!

Golo.

Nun waren Haß und Liebe ausgeſöhnt,
Der Haß fand in der Wunde, die er ſchlug,
Sein ſüßes Grab, die Liebe, die umſonſt

Zu heilen ſuchte, was unheilbar war,
Verging in Thränen, und ein höheres
Gefühl, das alle beide ſind vereint,
Ein uranfänglich-allumfaſſendes,
Zog, wie auf Wogen, tief und tiefer mich
Hinunter in die Nacht, wo man vergißt.
So war mein Traum. Mit Wolluſt hatt' ich ihn,
Mit ſchaudriger Befriedigung, geträumt,
Doch namenloſe Angſt erfaßte mich,
Als ich erwachte und das düſtre Bild
Beleuchtet ſah von des Bewußtſeyns Strahl.
Mir war, als würd' ich dies thun, wenn ich ſchnell
Nicht etwas Andres thäte. Ich ſprang auf
Und eilte in den Thurm. „Sie ſoll von ihm —
Rief ich mir zu, — ſich trennen, wie von mir,
Damit ſie Keinem angehört, als Gott!"
Ich trat vor ſie. Sie wich entſetzt zurück,
Als wär' ich, was ich damals nicht mehr war,
Was ich erſt wieder ward, als ich ſie ſo
Mit ſtiller Angſt vor mir entweichen ſah.
Ich ſtand und ſchwieg, die Furcht, die ſie vertrieb,
Die ausgeſtreckte Hand, erfüllte mich
Mit dumpfem Grimm, doch ihre Schönheit drang,
Wie Licht, in meine tiefſte Seele ein.
Und ſie war ſchön, wie nie. Nur kaum vom Schlaf

Erwacht, erſt halb bekleidet, drangte ſich
Jedweder Reiz, den unter ernſter Tracht
Sie ſonſt gefangen hielt, muthwillig vor.
Sie war der Juwelier, dem eben jetzt
Das Käſtchen, drin er Gold und Edelſtein
Vor fremder Blicke Neid verwahrt, zerbrach,
Und ich der Räuber, der ihn überraſcht.
Sie wandte ihr Geſicht, da ſagte ich:
Mißfällt's Dir, daß Du mir gefällſt? Was giebſt
Du für ein Mittel, das Dich häßlich macht?
„O nenn' es!“ rief ſie. „Rede mir von ihm!“
Verſetzt' ich ſpöttiſch. „Siegfried, reite ſchnell!“
Rief ſie, als ſah' ſie ihn. Ich ſah ihn auch,
Gemächlich ſchreitend, und den Stern der Welt
An's Knopfloch heftend, wie'n Vergißmeinnicht.
Ich knirſchte, und nicht ruhig-ernſt, wie ich's
Beſchloſſen, als ich ging, nein, raſend, wild,
Beſchwor ich ſie, durch einen theuren Eid
Von ihm ſich abzuſcheiden, wie von mir.
Sie kehrte ſich entrüſtet ab. Ich ſprach:
„Gleichviel! Wenn Du's nicht thuſt, ſo thut er's ſelbſt,
Denn Trago ſteht ſchon zwiſchen Dir und ihm!“
„Du wagſt es?“ rief ſie — doch, dann hielt ſie ein
Und ſchien zu ſinnen, nun mit einem Blick
Voll ſtolzen Mitleids ſah ſie auf zu mir

Und ſprach halblaut: „es giebt nur Einen Mann,
Der mir vertrauen muß, denn Einen nur
Ließ ich hinab in meine Seele ſchaun!“
Doch dann, als ob ſie das Gefühl der Schmach
Jetzt übermannte, trat ſie vor mich hin,
Erhob die Hand und rief erglühend aus:
„Auf Deine Kniee! Noch kann ich Dir verzeihn!
Du ſäumſt, als ob Dich nicht Dein Innerſtes
Der Lüge ziehe? O dann zeig es kühn
Mir durch die That, daß Du mich ſchuldig glaubſt.
Bin ich ein ſchändlich-ehebrecheriſch Weib,
Wie ziemte mir ein Bett und Frucht und Wein?
Kaum Brot und Waſſer, kaum ein Bündel Stroh!“
Nicht Hochmuth war's, nicht Trotz, der aus ihr ſprach.
Nur das Vertrau'n, das Menſchliche in mir
Zu wecken, nur kindliche Zuverſicht,
Ich würde, vor des Frevels Aeußerſtem
Erzitternd, ihn bereu'n. Ich aber ſprach:
„Das kann geſchehn, und wenn Du's müde biſt,
So laß' mir's ſagen, durch den erſten Kuß
Kaufſt Du von Schmach und Noth Dich wieder los!“
Dann — doch, Du ſahſt, wie ich den Thurm verließ!

Katharina.

Ich ſah Dich, ich vernahm Dein hartes Wort
Und widerſprach Dir nicht. Bald hört' ich Dich

Von dannen ſprengen in den Wald hinein.
Nun füllt' ich einen anderen Pocal
Und bracht' ihr den. Ich war nur kaum zurück,
Da kam ein trauervoller Zug in's Thor
Vier Knechte trugen einen Sterbenden,
Verhüllt, auf einer Bahre, in die Burg.
„Wer iſt es?“ fragt' ich. „Golo!“ ſprach der Hans
Dumpf und gedämpft. „Todt?“ „Noch nicht, aber gleich!“

Golo.

Als ich in's Freie kam, als mich die Luft
Umſpielte, als die ew'ge Sonne mir
In's Auge ſchien, von Laub und Blumen mir
Der Thau entgegen glänzte, Alles rein
Und keuſch und heilig ſchön, da preßte ich
Die Lippen zu, als wollte ich der Luft
Den Eingang wehren in die heiße Bruſt,
Nach Gottes Sonne hätt' ich einen Pfeil
Verſchießen mögen und in's grüne Laub
Hieb ich hinein, als ſäh' ich einen Feind.
Blut mußt' ich ſehn, ein Hirſch kam vor mir auf,
Ich hinterdrein, mir war, als jagt' ich ſie,
Ich warf den Spieß nach ihm und traf ihn gut,
Im Grimm des Schmerzes wandte ſich das Thier
Und ſtellte ſich, ich ſprang vom Roß herab,

Da ſtrauchelt' ich, der Hirſch drang auf mich,
Hei, Kühlung rief ich —

Katharina.

Ja, und breitetest
Die Arme, als das ſpitzige Geweih
Den Leib dir aufriß, wie umſchlingend, aus
Und fielſt dem Ungethüm, wie um den Hals.
Hans ſah's und riß dich los.

Golo.

Ich dank's ihm nicht.

Katharina.

Doch ich. „O, würde ihr der Wein zu Gift!"
Rief ich, als ich in Deinem Blut Dich ſah,
Als ich vom Hans erfuhr, was Du gethan.
Magretha kam herbei, ſie ſchüttelte
Den Kopf, verband Dich, ſeufzte ſtill und ſchwieg.
Iſt Hoffnung? fragt ich. „Wenn auch — ſagte ſie —
Was hilft's? Die Kunſt iſt groß! So lang er
Bewußtlos liegt, wie jetzt, verbürge ich
Mich für ſein Leben, doch wenn er erwacht,
Erwacht ſein Liebesgram mit ihm und ſchleift
Dem Tod die Senſe. Hätt das Weib ein Herz,
So — — doch, ſie hat ja keins!" „Wir wollen ſehn!"
Rief ich und eilte fort, zum Thurm hinab,
Auf Deinen bleichen, zugekrampften Mund

Das Auge richtend, in verbißnem Grimm
Der letzten Worte denkend, die er ſprach,
Und ſchwörend, ſie aufs Treuſte zu vollziehn.
Auf meinen Knieen ſank ich vor ihr hin
Und flehte laut: die Feder regt ſich nicht
Auf Golos Lippen, die den Odem prüft,
Und ſeine Finger zupfen ſchon am Bett.
So ſagt denn, ruf' ich jetzt ihm noch ins Ohr,
Daß ihr ihn lieben, ihm gewähren wollt?
Ihn zu erretten kommt das Wort zu ſpät,
Doch einmal lächeln, denk' ich, wird er noch.

Golo.

Und ſie? Was ſprach ſie?

Katharina.

Was ſie ſprach? Nicht ja!
Nicht ja! Da ballt ich grimmig meine Fauſt
Und rief ihr zu: ſtirbt Er, ſo ſtirbſt Du auch!
Sein Leben ſoll die Uhr des Deinen ſeyn!
Zu Margarethen aber ſagte ich:
Sie hat auch Dich gekränkt, geh, räch' Dich jetzt,
Dir ſtell' ich Alles heim. — Die trieb's ſo weit,
Daß keine Umkehr möglich iſt!

(Man hört des Burgwart's Horn.)

Golo.

Das Horn!

Katharina.

Mich ſchüttelt's, wenn ich's höre!

Zweite Scene

Caſpar.

(tritt im Reiſeanzug auf.)

Einen Gruß

Von Frau Margretha!

Katharina.

Ihr ſeyd ſchnell zuruck!

Habt Ihr ſie ganz nach Straßburg — —

Caſpar.

Nein. Verzeiht.

Doch bis zur Rheinbrück' hab ich ſie gebracht.

Katharina.

Warum nicht weiter?

Caſpar.

Weil ein Reiſiger

Mich dort durch eine Nachricht ſchlimmer Art

Zur Umkehr zwang. Blickt nicht ſo böſ' auf mich.

Nicht eben gern hab' ich das alte Weib

Geleitet, denn, vergebt, ſie taugt nicht viel,

Doch, weil ſie einmal Eure Schweſter iſt,

So übernahm ich das verhaßte Amt,

Und ſeyd gewiß, daß ich nicht eher ſie
Verließ, als bis ſie völlig ſicher war.
Allein in Straßburg ſelbſt konnt' ich ſie nicht
Hinein begleiten, nein, ich war zu feig,
Den kranken Herrn, wie mir die Pflicht gebot,
Zu tödten durch die Zung' in meinem Mund.

Golo.

Was heißt das?

Caspar.

Nun, das heißt, ich wollte nicht
Der ſeyn, der ihm den Todesſtreich verſetzt,
Obgleich ich weiß, daß er ihm nicht entgeht.
Ritt ich in Straßburg ein, ſo mußt' ich's thun,
Ich bin ſein Knecht, mußt' ich nicht zu ihm gehn?
Und wenn er frug: wie ſteht's mit meinem Weib?
So konnt' ich doch nicht ſagen: es ſteht gut!

Golo.

Iſt denn der Graf in Straßburg?

Katharina.

Iſt er's? Sprich!

Caspar.

Ja, freilich. Würd' ich's ſagen, wär' er's nicht?
Der Krieg iſt aus, der Heide iſt verjagt
Und hat, wie's heißt, auf hundert Jahr genug.
Nun flog denn Jeder, der was Liebes hat,

Zu Haus und Allen unſer Herr voran.
Die Wunde hatte ihn nicht aus der Schlacht
Entfernt gehalten, noch viel weniger
Hielt ſie, obgleich noch immer ungeheilt,
Bei'm alten Juden-Doctor ihn zurück.
Das lief ſchlecht ab: zwar hielt er lange ſich
Im Bügel feſt und achtete das Blut,
Das ihm entging, nicht mehr, als wär' es Schweiß.
Doch fühlt' er ſich am Ende todesmatt,
Und ſank in Straßburg, einem Leichnam gleich,
Vom Roß, der Landsknecht, der mir das erzählt,
Hatt' ihn in ſeiner Herberg' ſelbſt geſehn.

Katharina.

(ängſtlich.) Hat Margaretha all dies auch gehört?

Caspar.

Was fragt Ihr doch? Verſteht ſich's nicht von ſelbſt?
Es war am Mittag, von dem ſcharfen Ritt
War Eure Schweſter müde, durſtig ich,
Und ob wir gleich ſchon klar den Münſter ſahn,
So hatten wir es doch noch weit zur Stadt.
Da trafen wir ein kleines Haus, worin
Die Gaſtfreundſchaft auf eine neue Art
Geübt wird, Trank und Speiſe reicht man dort,
Und Andres, was der Wandrer braucht, für Geld.

Katharina.

Nur Geld!

Caspar.

Es wohnt kein Edelmann im Haus,
Auch kein geſunder Menſch, ein Krüppel nur,
Der von den Reichen ſich bezahlen läßt,
Daß er umſonſt den Armen geben kann.
Wir kehrten ein, der Landsknecht ſaß am Tiſch,
Feſt eingeſchlafen, auf den leeren Krug,
Der vor ihm ſtand, ſein ſchweres Haupt geneigt.
Wir ſetzten uns, der Krüppel hinkt' herbei
Und bracht' uns Wein. Da fuhr der Schläfer auf,
Ich grüßte ihn und reicht' ihm einen Trunk,
Er gab zum Dank mir von dem Krieg Bericht.

Katharina.

(lauernd.)

Margretha iſt, was Wunden anbetrifft,
Geſchickt, wie Keine; brach ſie nicht ſogleich,
Als ſie erfuhr, wie's um den Grafen ſteht,
Mit Eifer auf, um ihm zu Dienſt zu ſeyn?

Caspar.

Sie that's.

Katharina.

(zu Golo, heimlich.)

Nun bin ich ruhig. Sie iſt klug.

Und haßt die Gräfin, wie die Nacht den Tag.
Gewiß, ſie baut uns vor. Sie that's ſchon hier.
Hat's doch kein Menſch im Schloß, kaum nur ich ſelbſt,
Erfahren, wann die Schwang're niederkam.

(zu Caſpar.)

Und trug ſie Euch Nichts auf?

Caſpar.

Ich hätt' es bald
Vergeſſen. Ja, als ich von dannen ritt,
Rief ſie mir nach: ſchickt mir Herrn Golo zu,
Er darf nicht länger krank ſeyn!

Katharina.

Sie hat Recht!

Caſpar.

Wenn mein Wort gilt, ſo ſenden wir ihm nicht
Den Raben über'n Rhein. Wir ſchlagen's Schloß
Mit ſchwarzem Tuch aus, ſtellen in's Gemach,
Das ſie bewohnte, einen leeren Sarg,
Der ſchweigend mahnt, daß er zu füllen iſt,
Und kleiden ſie in Grabgewande ein.
Dies wird er gleich verſtehn, ich bürge Euch,
Ein altes Märchen ſchließt ſo, das er kennt

Golo.

Mein Pferd!

Caspar

Ihr wollt —

Golo

Sogleich! Hans reitet mit!

Caspar

(ab.)

Golo

Ich wälze meine That, wie einen Stein,
Bergan, und mir iſt's recht, wenn ſie zuletzt,
Herunter rollend, mich zermalmt!

Katharina

Getroſt!
Wenn Du's nur klug machſt, geht noch Alles gut!

Golo

Was kann noch gut gehn, Weib! Ich wollte ſie
Erniedrigen. Das war der einz'ge Weg,
Der mir noch blieb, mich wieder zu erhob'n.
Sie aber hat, wie jener edle Stein,
Für jeden Schlag durch einen Funken ſich
Gerächt, der ſie verklärt. So hab' ich Nichts
Durch all mein Thun erreicht, als daß ich ſelbſt
Vor Gott mich ihrer unwerth nennen muß,
Daß ich bekennen muß: Du biſt ein Schuft,
Und nur, daß Du erführeſt, welch ein Schuft,
Ward Dir dies Weib verſagt und doch gezeigt!

Nun ſollt' ich gehn und ihr die Kerkerthür
Aufriegeln und mit einem Stierkopf mich
Einmauern laſſen in den Hungerthurm.
Mich aber lockt's, mit einem blanken Schwert
Vor ſie zu treten und in bittrem Hohn
Zu ſprechen: Edle Frau, dies ſchickt der Mann,
Den Ihr in Eure Seele ſchauen ließt,
Er zeigt Euch jetzt, wie feſt er Euch vertraut!

(ab.)

Straßburg.

(Siegfrieds Herberge. Später Abend. Hinten Siegfried's Schlafgemach. Edelknecht putzt einen Helm.)

Edelknecht.

Verdammt! Schon morgen! Geſtern war mir's recht!
Doch heute — — gar zu lieblich iſt das Kind,
Das ich im Münſter ſah. Er hört's doch nicht?

(horcht am Schlafgemach.)

O nein! Er ſchläft! Warum auch ſchäm' ich mich?
Ich denke doch, wer mit zu Felde zieht,
Der darf wohl auch nach einem Mädchen ſchaun!
Wüßt' ich nur wo ſie wohnt. Dann müßt' er mir
An ihren Fenſtern morgen mit vorbei,
Ich tummelte mein Roß, ſie ſäh' hinaus,

Ich grüßte ſie, ſie wurde roth. Verdammt!
Heut trug ich juſt den alten Federhut,
Und in dem Helm hier, der ſo gut mir ſteht,
Wird ſie mich nicht mehr ſehn. Verzeih' mir's Gott,
Ich wollt', er würde kränker, als er war,
Damit er bliebe!

(er legt den Helm weg und nimmt einen andern.)

Nun den ſeinen noch.
Ein wenig nur! Denn ihm gilt Alles gleich.

Vierte Scene.

(Golo tritt ein im Reitmantel und mit Sporen.)

Golo.

Sieh, Edelknecht!

Edelknecht.

So ſpät noch?

Siegfried.

(inwendig.)

Wer iſt da?

Edelknecht.

(geht in Siegfrieds Schlafgemach.)

Golo.

Nun gilt's! Er haut vielleicht mich in den Sand!
Dann nutz' ich meinen letzten Odemzug
Und decke ſterbend den Verrath ihm auf.

Fünfte Scene.

Siegfried.

(kommt halb entkleidet.)

Ihr, Golo? In der Nacht noch? Und ſo bleich
Und abgehärmt, als kämt Ihr aus der Gruft?

Golo.

Sprecht lieber ſo: als wollte ich hinein!
Ich fürchte ſehr, Ihr ſeht in mir Euch ſelbſt,
Wie Euch mein Auge gleich erblicken wird,
Sobald mein Mund ein einzig Wort noch ſprach.

Siegfried.

Mein Weib iſt todt! Du ſagſt nicht Nein? Sprich nie
Zu mir ein Wort mehr, oder ſprich dies Nein!

Golo.

Sie lebt!

Siegfried.

Sie lebt? Dann ſey es was es ſey,
Nimm im Voraus mein Wort, ich trag' es leicht

Golo.

Ihr Kind lebt auch!

Siegfried.

Mein Kind!

Golo.

Das ſagt' ich nicht!

Siegfried.

Ha!

Golo.

(feierlich) Edler Herr, ich fühl' mich nicht geſchickt,
Durch eine Meldung ungeheurer Art
Eu'r Herz zu ſpalten, und den Riß zugleich
Zu heilen durch ein weich gewähltes Wort.
Drum, wie man Mord ruft in das Ohr der Nacht,
Den Schlaf zerreißend, wie man, wenn die Stadt
In Flammen ſteht, den Strang der Glocke zieht,
Nicht an die Fenſter klopft, ſo ruf' auch ich:
Ihr trefft es nicht zu Hauſe, wie Ihr ſollt!

(Pauſe.)

Wie ſchwer es ſey, der treuen Gattin Tod
Dem Gatten anzuſagen, kinderleicht
Iſt's gegen das, was ich Euch künden muß.
Ich traf Eu'r Weib im Eh'bruch mit dem Knecht,
Dem Drago, und der Knab', den ſie gebracht,
Kam vor drei Tagen erſt, Ihr ſelber müßt
Am beſten wiſſen, ob zur rechten Zeit.

Siegfried.

(dumpf, langſam) Eins — zwei — zehn Monde bin ich fort! — Erſt jetzt?
Und als ich zog, da ſagte ſie — — Erſt jetzt!
(er lacht) Ich ging ja ſchon zu Bett! Was quäl' ich mich!

Von allen Träumen iſt's der dümmſte Traum,
Und auch der ſündlichſte. Gieb Acht! Gieb Acht!
Gleich kommt's Dir vor, die Lilie ſey ſchwarz.
(er ſchließt die Augen.) Woher nur nimmt die Seele, die doch wohl
Geordnet iſt und nicht im Irren ſchweift,
Zum reinen Widerſpruch den Stoff im Schlaf?
Ei nun! Man kann ja auf dem Thurme ſtehn,
Den feſten Boden unter ſich, und hat
Doch ſchwindelnd ein Gefühl, als ob man ſtürzt.
(er ſieht Golo an.) Du biſt noch da? Dann biſt Du ein Geſpenſt,
Das mir die Hölle ſchickt, und trügeſt Du
Nicht Züge, die mir werth und theuer ſind,
Ich dränge mit dem Schwerte auf Dich ein,
Obgleich ich weiß, daß man die Schatten nicht
Verletzen kann.

Golo.

(als ob er gehen wollte.)

Ich komme morgen früh'.

Siegfried.

So wach' ich, und Du biſt es wirklich?

Golo.

Ja!
Doch überraſcht mich's nicht, daß Ihr's nicht glaubt.

Denn leichter iſt es, einen Lebenden
Für ein Geſpenſt zu halten, als ein Weib,
Wie Euer Weib, für eine Sünderin.

Siegfried.

(richtet ſich ſtolz auf.)

Ja wohl! ja wohl! Ich bin ein Mann, und hab'
Als Mann ein Recht auf ein getreues Weib!
Und faß' ich dies mein Recht und ihre Pflicht
In ein Gefühl zuſammen: frei und ſtolz
Mögt' ich da ſagen: wer ſo ſprach, der log

Golo.

Ich log vielleicht ſchon einmal.

Siegfried.

O, das iſt's!
An Dir zu zweifeln, hab' ich nicht das Recht,
An ihr zu zweifeln, hab' ich nicht den Muth.
Wie in zwei Waageſchaalen ſehe ich
Die höchſten Güter, die ich mein genannt,
Gleichſchwebend kämpfen einen ſtillen Kampf;
Nicht weiß ich, wohin werf' ich mein Gewicht.

(Pauſe.)

Und doch! Ich weiß! Ich frage nicht mein Herz!
Wenn's bricht, ſo thut es ſeine Schuldigkeit!
Ich ſtelle mich als Mann zum Mann. Ich kann
Nur ſtehn für mein Geſchlecht, für ihres nicht.

Was einem Weibe möglich iſt, wer hat's
Erforſcht! Doch, was ein Mann zu thun vermag,
Das ſagt die Ahnung in der Bruſt mir an,
Und die ſpricht jetzt mit tauſend Zungen Nein!
Nun aber ſey nicht unbarmherzig, Freund,
Rett' vor dem Wahnſinn mich, und mach' mir klar,
Wie das geſchehen konnte, was geſchah.
Mir däucht, Du nannteſt — doch das kann nicht ſeyn!
Ich hörte falſch! Nicht wahr, ein Sänger kam,
Ein goldgelockter, in mein ſtilles Schloß.
Er ſang — er ſang vielleicht von mir! Und ſie
Verwechſelte in ſüßem Rauſch den Mund,
Der ihr mein Angedenken ſanft erneut,
Mit meinem eignen Mund, und küßte ihn,
So, daß die Liebe, die ſie zu mir trug,
Doch noch zum neuen Brand den Funken gab.
War's ſo? Die Schande iſt für mich gleich groß,
Doch nicht für ſie.

Golo.

Den Sängern hätt' ich wohl
Das Thor verſchloſſen, wie es ſich gebührt.
Ihr hörtet recht. Kein Sänger; Drago war's!

Siegfried.

Mann, treu, wie Gold! Jetzt ſchwöre ich für Dich,
Daß Alles ſich verhält, wie Du geſagt.

Auf einen Drago fällt die Lüge nicht,
Und käme ſie aus eines Tollen Hirn.
Das Herz iſt liſtig! Satisfaction!
Ja, ja! Nur darum darf's der Knecht nicht ſeyn!
Nun, Freund, das Nähere. Ergötze mich!
Du haſt gewiß den Drago mitgebracht.
Ruf' ihn herbei! Ich will dem Schuft verzeihn,
Wenn er die Schnurre gut erzählen kann.
Auf Gottes Koſten mögt' ich über Nacht
Ein wenig lachen, bis zum ſechsten Tag
War er ein Meiſter, ich begreif' es kaum,
Wie er zuletzt noch ſolch ein Stumper ward.
Nun? Nun?

Golo

Den Drago ſtach' der Caspar todt.
Doch iſt der Hans hier. Iſt es Euch genehm,
Den zu befragen?

Siegfried.

Aus des Reitknechts Mund
Ein Siegel mir erbetteln für den Schimpf?
Nein Golo!

Golo.

Ihr vergebt. Es fällt mir ſchwer,
Euch Pfeil nach Pfeil in's Herz zu bohren.

Siegfried.

Thu's!
Ich ſterbe Nicht davon. Nur ſchnell und kurz.
(zu Edelknecht.) Du kleid' mich an! Dann führ' mich hin!
Du weißt
Ja, wo ſie wohnt.

Edelknecht.

Wer denn?

Siegfried.

Die alte Frau,
Die meiner Wunde pflegte. Unbeſorgt!
Ich werde ſie nicht tödten, weil ſie's that.

Golo.

Was ſinnet Ihr?

Siegfried.

Mit eignen Augen will
Ich's Wunder ſchau'n! (zu Edelknecht, der ihn ankleidet) Mein
Schwert! Vergiß es nicht!

Golo.

(für ſich) Er will zu Margaretha! Seltſam iſt's!
Wie ſcharf der Teufel ſieht! Sie hat es mir
Voraus geſagt, und hält ſich ſchon bereit.

Siegfried.

Nun Golo?

Golo.

Gleich nach Eurem Abzug ward
Die unbegreifliche Vertraulichkeit
Bemerkt, die Drago an die Gräfin band.
Ging ſie zur Meſſe — Drago folgte ihr.
Rief ſie, und war's auch aus dem Schlafgemach,
So rief ſie meine Mutter nicht, noch ſonſt
Der Dienerinnen Eine, immer ihn.
Doch weiß ich dies nur, weil man mir's erzählt,
Ich ſelbſt hab' nichts davon geſehn.

Siegfried.

Ich glaub's!
Dir lag der Argwohn fern!

Golo.

Am Ende zwar
Ward das Geflüſter, das im Schloſſe lief,
Das ſchlimme Deuteln, mancher freche Witz
Auch mir bekannt. Nun paßte ich mit Ernſt.
Doch — Nichts entdeckt' ich!

Siegfried.

(ſetzt ſich den Helm auf.)

Nichts?

Golo.

Kaum fiel mir's auf,
Daß ſie ein paar Mal ihre Thür verſchloß,
Wenn Drago drinnen war.

Siegfried.
Du warſt ein Kind!
Golo.
An einem Morgen ſprach die Mutter mir
Von Handedrücken.
Siegfried.
Ha!
Golo.
Da dachte ich:
Du ſchickſt auf gute Art den Burſchen fort.
Ich rief ihn zu mir. Drago, ſagte ich,
Im Bergſchloß wurde der Verwalter krank,
Nun hab' ich Keinen, dem ich trauen darf,
Als Euch, d'rum macht noch heut' Euch auf den Weg,
Damit Ihr ſeine Stelle dort verſeht.
„Weiß ſie's?" verſetzt er plump. Ich fragte: wer?
„Ei, ſie, die Gräfin!" — Nein! — „So fragt ſie erſt,
Ob ſie mich ziehen läßt!" Ich that's. Da griff
Sie mir an's Kinn —
Siegfried.
An's Kinn?
Golo.
Und ſprach: mein Sohn,
Es giebt wohl Andre, die Du ſchicken kannſt,
Geh' lieber ſelbſt, den Drago brauch' ich hier.

Siegfried.

Wozu? (er drückt ſich den Helm tief ins Geſicht.)

Golo.

So fragt' ich auch. Da aber ward
Sie zornig, wie ein Menſch denn zornig wird,
Wenn ihm die Antwort fehlt. So ging es fort.

Siegfried.

Ich war im Krieg. Im Krieg da ſtirbt ſich's leicht,
Und Todte fordern keine Rechenſchaft.
Was daucht Dir, Freund, hat ſie nicht ſo gedacht?

Golo.

Was ſie gedacht hat, davon weiß ich Nichts.
An einem Abend, als die Dienerſchaft
Bei'm Eſſen ſaß — ich ſtand und härmte mich,
Weil ich nicht mit am Tiſch den Drago ſah;
Da trat auf einmal, ſtier und todtenbleich,
Die Mutter in die Thür und ſprach zu mir:
Der Drago geht mit ihr zu Bett! Ich hielt
Es gleich für wahr und ſpie ſie dennoch an.
Sie aber, drob erglühend, ging zum Tiſch
Und rief's den Leuten zu, die ſprangen auf,
Nach Lichtern griffen Balthaſar und Hans,
Der Caspar ſchwur dem Drago Mord und Tod,
Ich ward voran gedrängt —

Siegfried.

(fühlt ſich mit der Hand nach der Stirn)

Genug! Genug!
Komm, Edelknecht! — Das Weitre unterwegs!
Ich könnt' es wiſſen! Warum ſchaute ich
Nicht längſt in's Glas der Wahrheit! Ahnt ich's ſchon?
Du ſahſt, nicht wahr? der Caspar und der Hans,
Der Balthaſar, der Conrad, wer noch mehr?
Die ganze Welt, Ihr ſahet —

Golo.

Hinterm Bett
Verſteckt den Drago und entkleidet ſie!

Siegfried.

(grimmig) Ein Glück für Dich, daß es ſo Viele ſahn!
Warſt Du's allein — den Spiegel meiner Schmach
Haut' ich in Stücke, eher noch als ſie!

Golo.

(reißt ſich die Bruſt auf und deutet auf Siegfrieds Schwert.)

Siegfried.

(reicht ihm die Hand.)

Still! Still! Nichts weiter! Wiſſen muß ich mehr,
Ja Alles! Denn ich muß ja Alles thun!
Ja! Ja! Allein aus Deinem Mund kein Wort.
Der ſchweigende Kriſtall, vor dem ich nicht
Erröthen darf, ſoll mir's vertrau'n. Kommt! Kommt!

(zu Edelknecht.) Du gehſt ſogleich, wenn Du mich hingebracht,
Zurück und ſattelſt mein arabiſch Roß!
(ab.)

Golo.

Er iſt ein Mann, wie ſie ein Weib. Und ich? —
(er folgt Siegfried.)

Sechste Scene.

(Tiefe Mitternacht. Margarethens Zimmer, ſeltſam decorirt und mit Zaubergeräth erfüllt. Ein großer runder Kriſtallſpiegel, verhüllt. Sie ſitzt ſchlafend an einem Tiſch. Nach einer Weile erwacht ſie.)

Margaretha.

Ich ſah ein Kind im Traum, ein hübſches Kind,
Die Zähne weiß, die Backen roth und rund,
Die Augen — nein, die ſah ich nicht ſo recht,
Zwei große dicke Thränen ſtanden d'rin.
„Zum Engel — rief es — war ich Dir beſtimmt,
Du warfſt mich in den Bach!“ — Zum Engel, ei!
Ein Engel, den der Müllerknecht gemacht! —
„Die kalten Fiſche fraßen all mein Fleiſch!“ —
Kind, an den Fiſchen kann ich nicht einmal
Dich rächen, denn ich eſſe keinen Fiſch —
„Und als der Bach vertrocknete, da kam

Ein mag'rer Wolf und nagte mein Gebein!"
Laß nagen, Kind — wie heißt Du doch? Je nun,
Ich gab Dir keinen Namen! Dummer Traum!
Kind, willſt Du bitten für das andre Kind?
Da bitteſt Du umſonſt! Man ſoll dereinſt
Nicht von mir ſagen, daß ich mitleidvoll
Geweſen gegen fremdes Fleiſch und Blut,
Und gegen Dich — — Es raſſelt an der Thür!
Kommt Ihr, Herr Graf? Der Teufel iſt ſchon da!
(ſie ſteht auf und ſchüttelt ſich).
Ich bin doch ſchlecht! Da fällt mir eben ein:
Hätt' ich das Mägdlein nicht ertränkt, und wär'
Es ſchön geworden, wie ich's ſah im Traum,
So klopfte jetzt vielleicht ein Freiersmann,
Ein ſolcher, der das Geld bringt bei der Nacht.
Laß ruhn die Todten, denn ſie ruhen gut.
Ei nun, wer ſtört ſie? Stören ſie doch mich!

Siegfried.

(tappt draußen) Holla! Macht auf!

Margaretha.

(öffnet die Thür) Wer da? Herr Graf — — — —
(ſtellt ſich verwundert) So ſpät?
(Siegfried tritt mit Golo ein.)

Margaretha.

(zu Golo, heimlich) Thut unbekannt! Ihr habt mich nie geſehn!

Vergeßt es nicht! Er weiß kein Wort davon,
Daß ich auf ſeiner Burg geweſen bin!

Siegfried.

Verzeiht mir, Golo.

Golo.

Was denn, edler Herr?

Siegfried.

Gewiß, ich trau' Euch. Einen Seſſel her!
Ich will nur einen Augenblick hier ruhn.
So lange nur, bis ich ein einzig Mal
Mein Weib mir in des Knechtes Arm gedacht.
Es will nicht gehn. Ich ſeh' den Drago ſtets
So vor ihr ſtehn, als wollt' er eben knie'n,
Und ſie mit Augen, wie vom Himmel her,
Auf den Elenden klar herunter ſchaun!

(Zu Magrethen, die den Seſſel bringt.)

Laßt! Laßt! Wer ſagt Euch, daß ich ſitzen will?
Ich halte mich nicht lange bei Euch auf!
Was meint Ihr, Golo, hat denn Gott das Recht,
Geſchehn zu laſſen, was kein Menſch begreift?
O! O! Und doch! Wenn ich's nicht faſſen kann,
Was zeigt's denn an, als daß ſie Meiſterin
Im Heucheln, wie im frechen Laſter war.
Der Drago! Ha! Ein Burſch, der nicht ſo viel
Des Muths beſaß, ihr auf den halben Weg

Entgegen kommend, ſich verliebt zu nahn,
Den ſie — nicht bloß durch Wink und ſtummen Blick,
O nein, durch offnes Wort, vielleicht wer weiß,
Gar durch Befehl an ihre Bruſt gelockt,
Und der mit ekler Miſſethäter-Angſt,
Die ſelbſt im Rauſch den Henker nicht vergißt,
Befleckend all ihr Süßeſtes genoß.
In meinen Armen war ſie ganz, wie todt,
Wenn ich — es ſchüttelte ſie inn'rer Froſt,
Sie ſchien ein Engel, der ſein Flügelpaar
Abwehrend gegen ird'ſchen Staub bewegt — —
Iſt es denn möglich? Doch, was frag' ich Dich!
Du biſt ein Mann! Wo find ich ſolch ein Ding,
Worin Nichts Folge hat, ein Ding, wie ſie,
Ein Weib. Iſt hier ein Weib?

Margaretha.

Mein edler Herr?

Siegfried.

Du biſt's, die mehr ſieht, als wir Andern, nicht?

Margaretha.

Und wenn ich's thu', ſo hab ich's nicht umſonſt.
Im Scheiterhaufen zahl' ich einſt den Preis
Mit Leib und Seel' für meine Wiſſenſchaft.
Was ſteht zu Dienſten?

Siegfried.

O, nicht viel! nicht viel!
Was meinſt Du, wird der Weinſtock dieſes Jahr
Wohl Trauben bringen? Setzt er Augen an?
Ich habe nicht darauf geachtet, doch
Ich wüßt' es gern! Wie ſieht's am Himmel aus?
Die alte Wirthſchaft noch mit Sonn und Mond?
Jetzt iſt es Nacht. Kann man mit Sicherheit
Drauf bauen, daß es morgen wieder tagt?

Margaretha.

Gut' Nacht! Gut' Nacht!

Siegfried.

Steht Alles ſo wie ſonſt?
Zerriß der Faden nicht, der Gott und Welt
Zuſammen knüpft? Dreht ſich die Schöpfung nicht
In tollen Wirbeln, losgelaſſen, um?
Dann, Genoveva, komme Keiner mir,
Der Dich entſchuldige!

Golo.

(ſtürzt, tief erſchüttert, auf die Knie) Herr Graf, ich log!

Siegfried.

Du logſt? (er reißt ſein Schwert heraus) Steck' ein, denn
eben hört ich ja,
Daß Alles noch im Welt-All ſteht, wie ſonſt.
Die ſchnöde Sünde, welche ſie beging,

Schien kurz zuvor mir alles Frevels Maaß,
Doch gegen eine ſolche Lüge wär'
Sie ſchuldlos, wie ein neugebornes Kind.
Nein, Golo, wenn Du Dich verklagen willſt,
So halte Dich im Menſchlich-Möglichen,
Dann helf' ich Dir vielleicht mit meinem Schwert
Aus dieſem Leben mitleidvoll heraus.
Du logſt! Steh auf! (er reicht ihm die Hand) Du biſt ein
Mann! (er umarmt ihn) Ein Freund!
Du hätteſt gern für dieſe letzte Nacht
Mit Deinem Leben einen letzten Traum
Von Liebe und von Treue mir erkauft.
Ich danke Dir, und muß ich auch mein Weib
Verloren geben, und mit ihr zugleich
Das ganze halbe menſchliche Geſchlecht:
Ich fand in Dir, in Deiner Männerbruſt,
Zu dieſer Stunde, was mich tröſten wird,
Und was mich jetzt ſchon vor Verzweiflung ſchützt.

Golo.

(kaum hörbar) Ich log.

Siegfried.

Ich bitt' Dich: ſag's nicht noch einmal!
Ein Menſch iſt ſchwach, und was ein Weib vermag,
Das weißt Du nicht. Du haſt noch nicht geliebt.

Blindwüthend gegen beſſeres Gefühl,
Könnt' ich Dich niederhauen in den Sand,
Und gleich in's ferne Land zurück dann ziehn,
Um niemals zu erfahren, ob mein Weib
Die Sünderin, ob Du der Lügner warſt.

(er ſezt ſich nieder und legt ſeinen Kopf in die Hände)

Margaretha.

(zu Golo) Brav. Eins — Zwei — Drei! Drei? Nun
ich denk', nur zwei.
Den Einen dingt ihr ab. Mein alter Kopf
Und Katharinas Kopf ſind wohl genug.
Ich log! Zum dritten Mal! Nur fügt hinzu:
Ich log den andern Beiden nach. Verſchweigt,
Warum wir logen, ſagt, es ſey aus Haß
Der Unſchuld, ſey aus Jugend-Neid geſchehn.
Dies wär, was mich betrifft, nicht einmal falſch.
Erzähle ich das Ding auch, wie es war,
Ihr ſtraft mich Lügen. Schwöre ich — was hilft's?
Ich bin ein Weib, Ihr ſeyd ein Mann, ein Freund!
Und, daß Ihr Euren Abſcheu am Verrath
Recht gründlich darthut, ſchlagt Ihr mir zuerſt
Das Haupt herunter, Eurer Mutter dann.
Was Mutter! Eure Mutter iſt's ja nicht!
Sie hatte keine Pflicht, that, was ſie that,
Aus Liebe nur und aus Barmherzigkeit.

Wohlan! So gebt denn jetzt ihr den Beweis,
Worin ein Fremdling und ein echter Sohn
Sich unterſcheiden. Ei! Ein altes Weib
Und eine ſchöne Frau — wer ſchwankte noch!
Nur zu! Ich log! Doch glaubt nicht, daß der Graf,
Wie Euch, auch uns verzeihen wird und kann.
Ihr wißt noch gar nicht Alles, was geſchah,
Als Ihr bewußtlos-krank darnieder lagt,
Was, als ſie kreiſend ihrem nahen Tod
Entgegen ſah, die Gräfin von uns litt.
Erfährt das ihr Gemahl, ſo giebt er uns
Zu einem Vaterunſer nicht die Friſt.
Mir gleich! Ich betete ja dennoch keins.

Golo.

Ho! Ho! Mein Widerruf bewirkte Nichts,
Als daß er mir's nur um ſo feſter glaubt.
Nur darum, denk' ich, ließ die Höll ihn zu!

Margaretha.

War's ſo gemeint?

Golo.

O nein! Es kam nur ſo!

Siegfried.

(ſteht auf) Mein innres Auge thut mir nicht den Dienſt!
Die Nacht hält feſt was ſie gebar. Kein Bild,
Wie ich es brauche, ſtellt ſich meinem Geiſt.

Ich ſeh' ſie lächeln, weinen ſeh' ich ſie,
Ich ſeh' die Engel, zart, wie Morgenroth,
Die ihre Thränen trinken, was den Tag
Sie ſchauen ließ, das Alles ſchau' ich auch,
Doch Nichts von dem, was ſie im Finſtern trieb.
O Golo, mal' mir ſolch ein Bild, daß ich,
Die Schmach erblickend, meiner Männerpflicht
Genuge, und ſie räche.

Golo.

Konntet Ihr —

Siegfried.

Ich weiß nicht, was ich kann, nur, was ich muß!
Kann ſeyn, daß ich, wenn ich's nun that, es ſchwach
Bereue, daß mein ganzes Leben dann
In Selbſthaß ſich und Selbſt-Verachtung theilt.
Kann ſeyn — Was frag' ich! Wenn ein Pfaff Dir ſagt,
Du ſollſt verzeihen, was den Gott in Dir
Ermordet und Dein Eingeweid' zerreißt,
Dann lache ihn nicht aus, doch folg' ihm nicht!
Nur Einer darf vergeben, Er allein,
Der, unbegriffen nah und fern zugleich,
Von Nichts verklärt wird und von Nichts beſchmutzt.
Was Dich betrifft, ſo halt' Dich rein. Dies iſt
Das Erſte der Gebote, und ein Mann
Erfüllt es ſo, als wär's das Einzige.

Was ihn auch treffe — immer muß der Kraft
So viel ihm übrig bleiben, als er braucht,
Um dem Geſchlecht in ſich genug zu thun.
Ich will das Beil ſeyn, das ein ſündig Haupt
Vom Rumpfe trennt, und das der Blutfleck dann
Im Winkel, wo es roſtet, ſtill verzehrt.
Doch, ich bin hier, um — Alte, auf ein Wort!

Margaretha.

Mein edler Herr?

Siegfried.

Du ſchlägſt im Buch der Zeit
Die Blätter, ſagſt Du, um und wieder um,
Du ſcharreſt Frevel, heimlich beigeſetzt,
Aus der vergangnen Tage Gruft hervor
Und ſtellſt ſie vor des Richters Angeſicht?

Margaretha.

Ich habe einen Spiegel, das iſt wahr,
In dem man dies und das erblicken kann.
Ein theures Stück! Ich wollt', ich hätt' ihn nicht.
Ich ſelber ſah noch nie hinein, mich plagt
Die Neugier ſelten, edlen Herren ſteht
Er zwar zu Dienſten, doch, mir wär es lieb,
Wenn Keiner käme, denn entweder ſeh'n
Sie das, was Niemand gern ſieht, oder Nichts.

Siegfried.

Sprich, weißt Du, wer ich bin?

Margaretha.

Ihr ſeyd ein Mann,
Den Keiner zu belügen wagen wird,
Die Blinden, das verſteht ſich, nehm' ich aus.
Hier Euer Freund hat Augen, wie ich ſeh,
Und dennoch mein ich, wenn man Einem traut,
So traut man Einem mehr ſchon, als man ſoll.
(zu Golo) Verzeiht mir das!

Siegfried.

Laßt Eure Reden jetzt
Und zeigt in Eurem Spiegel mir mein Weib
Und was ſie vor neun Monden that.

Margaretha.

Ja, ſeht:
Ich weiß nur ſo viel, als der Teufel weiß.
Das merkt Euch wohl. Ob Eure edle Frau
Zur rechten Zeit zur Beichte ging, ob ſie
Almoſen gab und Pilger kleidete,
Von dieſem Allen zeigt der Spiegel Nichts.
Doch, ob ſie etwa unerlaubt geküßt,
Ob ſie — das, wenn es anders möglich wär',
Das könntet Ihr in meinem Spiegel ſchau'n.
Doch, was man immer Euch berichtete —

Ich merk' es wohl, Ihr ſeyd ergrimmt auf ſie —
Es iſt erlogen! (zu Golo) Nichts für ungut, Herr,
Ihr könnt ja ſelbſt belogen ſeyn! (zu Siegfried) Ein Weib,
Das einen Mann beſitzt, wie Ihr — ich will
Nicht ſchmeicheln — alte Frauen kleidet's ſchlecht —
Ein ſolches Weib iſt treu, ſie fände ja
Den Zweiten kaum, der ihrem Gatten gleicht,
Und nie den Dritten, der ihn übertrifft.
Sie muß ja treu ſeyn. Denn hinunter ſteigt
Doch Keiner, der ſich auf der Höhe ſieht.
Euch laß ich gern in meinen Spiegel ſchau'n,
Nur bitt' ich, ſchlagt mir, wenn Ihr Nichts erblickt,
Ihn nicht entzwei und ſcheltet nicht die Kunſt.

Siegfried.

Hör auf!

Margaretha.

Das heißt: fang' an! Ich bin bereit!
Doch, die Bedingung! Denkt jetzt nicht an Ihn,
Der einſt die Welt erſchuf und ſie erhält.
Denkt nur an Ihn, vor dem ſeit Anbeginn
Sie bebt, und oft im Krampf zuſammen zuckt,
Wenn er ihr Innerſtes mit Krallen packt.

(Sie beſchreibt einen weiten Kreis, in den ſie Siegfried und Golo hinein nöthigt. Dann reckt ſie die Hand gen Himmel und ſpricht mit dumpfer Feierlichkeit:)

Du, dem Der zittert, welcher mich beherrſcht,
Ich weiſe Dich heraus aus dieſem Kreis!
Ihr Segenshauche menſchlichen Gebets,
Die ihr vielleicht hier ſchwebt, euch blaſ' ich fort!
Du Schaffend-Zeugendes, das regſam-ſtill
In Lüften ſchwimmt, verirr' Dich nicht hieher!

(lange Pauſe.)

Nun ſind wir einſam. Doch nicht lange mehr.

(Sie ſenkt den Arm, ſtreckt die Hand gegen die Erde aus und ſpricht beſchwörend.)

Du Zweiter, der dem Erſten Leiber macht,
Und in den Leibern ſeine Geiſter fängt;
Du Heimlichſter, der alles Werdende
Im Ei beſchleicht, und alles Blut verdirbt,
Dich ruf' ich auf! Verdopple mir dereinſt
Die Höllenqual, nur ſey mir heut zu Dienſt!

(Sie reißt den, den Spiegel verhüllenden Flor herunter; wild mit lebhaften Geberden, im leidenſchaftlichen Ton.)

Beim Wort der Worte, das zum Sieger den,
Zum ew'gen Sieger krönt, der allererſt
Es findet, und den Andern rufend ſtürzt:
Bei allem Böſen, das noch werden ſoll,
Zeig' mir ſogleich das Böſe, das ſchon war
Und (leiſe) zeig' auch das was nie geweſen iſt!

(Vor dem Spiegel hüpft eine Flamme auf, die ſogleich wieder verliſcht. Margaretha ergreift Siegfried beim Arm und führt ihn zum Spiegel.)

Siegfried.

(ſchaut hinein.) Das iſt ſie. Ja!

Margaretha.

(tanzt.)

Golo.

(zu Marg.) Du raſeſt. Höre mich!

Margaretha.

Wer kann! Mich treibt's! Der Teufel fand das Wort!
Victoria in alle Ewigkeit!
Denn Bös iſt Gut und Gut iſt Bös. Tanz' mit!
Ich gönn' es Dir. Ich denk' man läßt Dich zu!
Du biſt ein Findling. Weißt Du's ganz gewiß,
Daß Du nicht Deinen Vater ſchon erſchlugſt?

(ſie tanzt immer fort.)

Siegfried.

(vor dem Spiegel.)

Sie blickt in ſtiller Sehnſucht vor ſich hin.
Gilt's mir? Gilt's Dir? Unartig Glas, Du zeigſt
Mir hie und da auf meinem Haupt zugleich
Ein graues Haar.

Golo.

Mich ſchaudert's, wie noch nie.
Ein Käfer, ſchwirrend, flog zum Kreis hinein.
Todt fiel er hin, als fehlt' es hier an Luft.

Margaretha.

(tanzend, in höchſter Ekſtaſe.)

Sprich's aus! Sprich's aus! Schon lange horch' ich auf!
Was ſäumſt Du? (zu Golo) Kannſt Du beten? Bete doch!

(ſie fällt um.)

Siegfried.

(vor dem Spiegel.) Was? Habt Ihr keine Augen, ſchöne Frau?
Burſch, Du biſt keck! Ein Kuß auf ihre Hand!
Ich kuß' die Hand nicht wieder. Seyd Ihr ſtumm,
Daß Ihr nicht ſcheltet, Genoveva? Ha!
Du neigſt Dich auf ihn nieder? Wie er grinſ't!
Sie — o Verfluchte! Er wird roth, ſie nicht!
Nun, das iſt deutlich! Merkt Er's nicht, mein Freund?
Er ſieht ſich um. Weshalb? Ich bin im Krieg!
Jetzt wieder ſolch ein Engels-Angeſicht?
Recht, Blattern-Drago, recht! Nun machſt Du's recht!

Margaretha.

(hat ſich inzwiſchen wieder erhoben und ſich hinter Siegfried geſtellt.)

Ich gratulir' Euch herzlich, edler Herr!
Ihr kukt umſonſt. Grüßt Eure Frau von mir!

(ſie ſieht ihm über die Schulter.)

Was ſeh' ich!

Siegfried.

(tritt vor ſie.)

Solch ein Burſche!

Margaretha.
Ja, das iſt
Der Kaiſer nicht!
Siegfried.
(wüthend.) Und wär's der Kaiſer auch —
Margaretha.
Nun, dann bezahlte ſie den Fehltritt Euch
Mit einem Prinzen, und das wär' genug!
Wie ſteht's denn nun? (ſie ſieht ihm wieder über die Schulter.)
Hinweg!
Siegfried.
(tritt in ſtarrer Wuth vom Spiegel zurück.)
Der Teufel hat
Es angeſtiftet. Gern vergeb' ich's ihm.
Der Teufel iſt's ja auch, der mir's verräth!
Margaretha.
In Eurem Antlitz leſ' ich nicht das Wort,
Das, ſpricht der Menſch es aus, zum Gott ihn macht.
Du armes Weib! Wer weiß! Der Teufel iſt
Der Mann der Wahrheit nicht. Ich prüfe ihn
Und riegele der Zukunft Pforten auf!
(kurze, ſtumme Beſchwörung, dann blickt ſie in den Kriſtall.)
Kriſtall! Verfluchter! Dich zerſchlag' ich noch!
Du zeigſt die ſchöne Frau mir ohne Kopf!
Was? Gleich den ganzen Kopf herunter hau'n,

Bloß, weil der Mund ein wenig ſundigte?
Was thaten denn die Augen, und was that
Der ſchlanke weiße Hals, den man zerſchnitt!

(zu Siegfried.)

Macht ihn zum Lügner, Herr! Die Zukunft hängt
Von Euch allein in dieſem Fall ja ab!
Und wird die Zukunft anders, als er ſie
Gezeigt, was iſt dann die Vergangenheit?

(ſie raſ't, von der dämoniſchen Gewalt ergriffen, umher.)

Die Fenſter auf! Die Thüren auf! Hinaus!
Mich hebt's! Mich trägt's! Wohin? Ich fliege fort!

(ſie blickt in den Spiegel; ſtatt ihres Bildes grinſ't ihr eine
Teufels-Larve entgegen.)

Weh! Weh!
Das iſt ja nicht mein Bild! Das iſt er ſelbſt!
Heraus! Heraus! Mein Leib iſt nicht Dein Haus!

(ſie ſchlägt ſich.)

Ich thu' mir weh, damit Du's fühlſt, und weichſt!

(ſie ſchaut wieder hinein.)

Der Teufel! Noch der Teufel! O! O! O!

(ſie fällt leblos zu Boden; alle Lichter erlöſchen; von Margaretha
geht ein rothes Leuchten aus.)

Golo.

(will reden und kann nicht.)

Siegfried.

(hat von Allem nichts bemerkt; ſchnallt ſein Schwert ab und geht auf Golo zu.)

Nimm dies mein Schwert. Gieb mir das Deinige.
Du weißt, wozu!

Golo.

Herr!

Siegfried.

Tödten ſollſt Du ſie,
Und widerruf' ich den Befehl, mich ſelbſt.
Mein ſchnellſtes Roß, geſattelt und gezäumt,
Steht ſchon bereit. Beſteig's und reite gut!
Eilt' ich Dir nach, und holte ich Dich ein —
Ich hoffe, daß es nicht geſchehen wird —
Dann zieh! — Du ſchweigſt! Bei meinem Zorn! —
Dann zieh',
Und haue, eh' das Wort, das mich entehrt,
Der Lippe noch entflieht, mich in den Sand.

Golo.

Das Kind —

Siegfried.

Des Drago Baſtard? Frägſt Du noch?
Und hätt' ich ſelbſt von ihr ein Kind — hinab!
Der Sohn, damit er nicht betrogen wird,
Die Tochter, daß ſie nicht betrügen kann!

Ihr Quellen der Natur! Ich kann Euch nicht
Verſtopfen! (zu Golo) Nimm den Siegelring! Doch auch
Auf mich iſt mitgerechnet! Alter Ahn,
Vergieb, in mir erliſcht Dein Nam' und Stamm!

Margaretha.

(ſchüttelt ſich; ſie will ſich erheben, aber ſie fällt wieder zurück, ſie will reden und kann nicht.)

Siegfried.

(zu Golo) Du biſt noch da? Fort, ſag' ich, Knecht. Verzeih!

Golo.

Ich werde thun, was Euch gefallen wird.

Siegfried.

Zehn Worte ſind zehn Todesſünden! Fort!

Golo.

(ab.)

Siegfried.

Teufel, merk' auf! Stellſt Du den Drago mir
Auf eine kleine halbe Stunde nur
In Fleiſch und Blut leibhaftig wieder her,
Daß ich — mich ſelbſt verſchreib' ich Dir dafür
Mit Leib und Seel' und ding' kein Haar Dir ab!
Mit Zähnen aus dem Grabe könnt' ich ihn —
Warum? War Er's nicht, war's ein Anderer!
Schlaf, Burſche, ſchlaf! Wohin die Schlechteſte
Sich kaum zuletzt verirrt, da fing ſie an,

Ganz unten; tiefer ſank noch nie ein Weib!
Und daß ſie's trug, als ſie ihn wieder ſah,
Daß ſie ſich nicht mit ihrer eignen Hand
Erwürgte, als der ekle Rauſch entfloh!
Erbärmlich! Horch! Ein Roß! Das meine erſt?
Schnell, Golo, ſchnell! Die Peitſche reich' ich Dir!

(ab.)

Margaretha.

(erhebt ſich halb, und bleibt auf den Knieen liegen.)

Verſtrickt! Erſtickt! Die Gurgel zugedrückt!
Ein Aderlaß! Ein Aderlaß!

(ſie beißt ſich eine Ader auf.)

Iſt's Blut,
Iſt's Feuer, was hervor ſpringt? Waſſer! Luft!
Noch lebe ich! Noch hab' ich drauf ein Recht!
Trink! Athme! weil Du kannſt, denn bald iſt's aus!
Dann kommt's! Dann kommt's! Du armes Menſchenkind!
Von Flammen angezehrt! Nie aufgezehrt!
Die Ewigkeit hindurch! Die Ewigkeit!
Und ſelbſt im Auge nicht den Tropfen mehr,
Der Deine Wimper vor dem Gluthbrand ſchützt!
O, wär' ich noch einmal ein Kind! Ein Kind!
War ich denn wirklich einſt ein Kind? (ſie nickt.) Ein Kind!
Im Mutter-Arm ein Kind! Und jetzt? O Gott!

(Ein Donnerſchlag. Der Geiſt des Drago ſteigt aus der Erde hervor.)

Margaretha.

(ſpringt auf) Wer ruft Dich, Geiſt?

Geiſt.

Mich ſendet Gott an Dich!

Margaretha.

Entweich! Ich hör' ihn nicht!

Geiſt.

Du riefſt ihn an!
Und er gebietet Dir durch meinen Mund:
In ſieben Jahren, keinen Tag zu früh,
Und keinen Tag zu ſpät, erhebſt Du Dich,
Stellſt Dich dem Grafen Siegfried, mußt Du auch,
Ob Du ihn findeſt, hundert Meilen gehn,
Machſt ihn, an dem zumeiſt Du frevelteſt,
Zu Deinem zorn'gen Richter und bekennſt.
Du ſelbſt verklagſt Dich jeder Miſſethat,
Die, ſchauſt Du rückwärts, Dir entgegen grinſ't,
Du ſelber richteſt Dir den Holzſtoß auf,
Du ſelber ſchürſt ihn an und ſpringſt hinein!

Margaretha

(ſchaudernd, ſich am Tiſch lehnend) Und — da — für?

Geiſt.

Dafür haſt Du keinen Dank!

Margaretha

Das lügſt Du, denn Du biſt ergrimmt auf mich!

Geiſt.

Ich kenne die nicht mehr, die gegen mich
Geſündigt, die nur, die ich ſelbſt gekränkt.
Wohl mir, wenn mir was zu vergeben blieb!

Margaretha.

Gehorchend trotz' ich. - Ja, ich will's geſtehn,
Doch nicht nach ſieben Jahren, morgen ſchon,
Damit Er, der mich zwingt, zum Lügner wird.
Warum auch nicht? Schon morgen iſt's zu ſpät,
Um ſie zu retten, aber nicht zu früh,
Auch ihm in's Herz zu ſetzen einen Wurm.
Kenn' ich ihn recht, ſo ſtürzt er, eh er ſich
Noch an mir rächen kann, ſchon leblos hin,
Und machte er den Henker auch an mir,
Was thut's? Ein Feuer wird mir dann erſpart.

Geiſt.

Die Zeit iſt um, wo der beſleckte Ball
Der Erde neu entſündigt werden muß,
Wenn nicht der Donner aus der Hand des Herrn,
Die ſchon ſich hob, zermalmend fallen ſoll.
Er that im Anbeginn den Gnadenſchwur,
Daß er das arme menſchliche Geſchlecht
Nie tilgen will, wenn alle tauſend Jahr
Auch nur ein Einziger vor ihm beſteht.
Auf Genoveva ſchaut ſein Auge jetzt

Herab, und ſieht die Andern alle nicht;
In ſieben langen, langen Jahren wird
Sie dulden, was ein Menſch nur dulden kann.
Ich ſeh's mit Schaudern, und ich ſah doch auch
Von fern die Krone ſchon, die ihrer harrt.
Dann endlich iſt die Zeit der Prüfung aus,
Still geht ſie ein zur ew'gen Herrlichkeit,
Und ein Gefühl erneuter Zuverſicht
Durchdringt belebend jede Menſchenbruſt.
Du aber reinigſt ihr beflecktes Bild,
Damit die Welt die neue Heilige
Erkennt und preiſ't, zu der ſie beten ſoll.
Nicht früher thuſt Du's, ſpäter thuſt Du's nicht!
Eröffneſt Du aufrühreriſch den Mund
Vor dem beſtimmten Tag, ſo wirſt Du ſtumm,
Und lahm, wenn Du durch Zeichen reden willſt!

Margaretha

Stumm! Lahm! Dann tödt' ich mich!

Geiſt.

Verſuch' es nicht!
In Flammen wirſt Du Salamander ſeyn!
Im Waſſer Fiſch! Im Schooß der Erde Wurm!
Und gegen Stahl und Eiſen, wie von Stein!
Ein Andrer kommt. Ich geh!

(Der Geiſt ſinkt in die Erde.)

Margaretha

(lacht.) Noch ſieben Jahr!
Triumph! Auf, Heil'ge, in den Kampf mit mir!
Schaut Er auf Dich — er ſoll auch ſchau'n auf mich!

(gegen die Erde.)

Du! Du! Verſchwende Nichts! Zieh Dich zurück
Aus Allen, welche Dein ſind, außer mir,
Und mach' aus mir der Hölle Mittelpunct,
Den einz'gen Schlund, wodurch Du Feuer ſpeiſt!
Laß' all Dein Denken gehn durch mein Gehirn,
Laß', was geſchehen ſoll, durch mich geſchehn,
Und ſpare Nichts mehr für die Zukunft auf,
Daß Er, der Sie und Mich betrachtend wägt,
Die Wage von ſich ſchleudert, und zugleich
Den Bliz, der mehr, als Eine Welt, vertilgt.

(ſie ſteht hoch aufgerichtet da. Flammen zucken und beleuchten ſie.)

Fünfter Act.

Erſte Scene.

(Es iſt früher Morgen. Halle im Schloß. Golo tritt mit Hans und Balthaſar auf. Er trägt Mantel und Sporen.)

Golo

(zieht Siegfried's Siegelring ab.)

Kennt Ihr den Ring?

Balthaſar.

Es iſt des Grafen Ring!

Golo.

Kennt Ihr das Schwert?

Balthaſar.

Es iſt des Grafen Schwert!

Golo.

So wißt, das Schwert hier hat er mir gereicht,
Daß es durchhacke ſeines Weibes Hals.
Den Ring, damit an ſeines Willens Ernſt
Nicht Vorwitz oder Mitleid zweifeln kann.

Balthaſar.

Klug that er dran.

Golo.

Euch Beide frag' ich nun,
Ob Ihr die That an ihr vollſtrecken wollt.

Balthaſar.

Wir?

Golo.

Seyd Ihr Memmen, daß Ihr um das Ja
Erſt mit Euch kämpfen müßt? Dann rath' ich: geht
Und ſcheert im Stillen Eure Bärter ab,
Die waren Schuld, daß ich ſo lange Euch
Für Männer hielt.

Balthaſar.

Warum thut Ihr's nicht ſelbſt?

Golo.

Ich bin der Richter, doch der Henker nicht,
Und wollt' Euch ehren. Hans, was ſagſt denn du?

Hans.

Ich bin bereit!

Balthaſar.

Biſt Du's? Dann bin ich's auch!

Golo.

Wohlan denn!

Hans.

(halb für ſich.)

Iſt ſie doch die Erſte nicht!

Balthaſar.

Das wußt' ich längſt!

Hans.

Du lügſt!

Balthaſar.

Du thäteſt wohl,
Allein zu ſchlafen! Elſe!

Hans.

Balthaſar!

Golo.

Was thut's denn, Hans?

Hans.

Wenn es Nichts thut, ſo kann
Ich's beichten!

Golo.

Nun?

Hans.

Ich tödtete ein Weib,
Das, als ich warb, mich höhnend von ſich wies.
Noch ſehe ich des Schädels grauſen Spalt,
Die ſtarren Augen, und die Hand, die ſie,
Bevor ſie hinſank, ballte.

Balthaſar.

Böſewicht!

Golo.

(zornig) Was wetteſt Du, Dir will ich von Dir ſelbſt
Ein Stück erzählen!

Balthaſar.

Höchſtens einen Griff
In eine fremde Truhe!

Golo.

Allerdings!
In die des Grafen! Aus dem eignen Sack
Erſetzt' ich, was Du ſtahlſt, damit ich Dich
Nicht hangen laſſen dürfſt' am nächſten Baum.
Schäm' Dich nur nicht, doch reich' dem Blutmann hier
Die Hand, wie ich. Ich wußte damals nicht,
Warum ich's that, jetzt aber weiß ich's wohl.
Ich hatte in das Edle mich verliebt,
Und nicht mit Worten bloß, mit Thaten auch
Kann man ſich ſchminken.

Balthaſar.

Nun, wenn Ihr es wißt,
So will ich's eingeſtehn. Doch glaubt nur nicht,
Daß ich mir eben viel daraus gemacht,
Wenn Ihr mich auch ertapptet. Konnt' ich dann
Auch nicht den Diebſtahl läugnen, hatt' ich doch

Durch eine Abſicht wundervoller Art
Ihn ſo vergoldet, daß Ihr ihn nicht bloß
Verziehen, nein, bewundert noch dabei.

Golo.

Das wäre viel.

Balthaſar.

Ich ſprach' den Tag zuvor
Bei'm Köhler ein, dem es ſo ſchlecht ergeht.
Heinz — ſagt' ich, als ich ging — merkt Euch mein Wort:
Um Euch zu helfen, thu' ich, was ich kaum
Vor Gott und meinem Herrn vertreten kann.
Da trug ich's ſchon im Sinn. Ergrifft Ihr mich,
So war's aus Schwachheit des Gemüths geſchehn,
Aus Mitleid mit dem Köhler, und der Mann
Hätt's mir bezeugt.

Golo.

Du biſt ein ganzer Schuft!
Zur Sache nun. In einer Viertelſtund'
Kommt Ihr zum Thurm hinab und pfeift. Sogleich
Werd' ich Euch öffnen, und die Sünderin
Euch übergeben, der ich unterdeß
Den Tod verkünden will.

Balthaſar.

Weiß ſie's noch nicht?

Golo.

Nein doch. Ich ſteig' ja eben erſt vom Pferd.
Ihr nehmt ſie dann, ſammt ihrem Kind, und führt —

Hans.

Verzeiht — das Kind ſtirbt mit?

Golo.

Er will es ſo.

Hans.

(zu Balth.) Tödt' Du das Kind, ich tödte ſie dafür!

Balthaſar.

Wir loſen, denk' ich.

Golo.

Schweigt, und hört auf mich!
Ihr führt ſie in den Wald. Zur rechten Hand
Biegt Ihr vom Fußſteig ab und ſchreitet vor,
Bis Ihr an einen Quell gelangt —

Balthaſar.

Mir iſt
Der Platz bekannt, ich habe dort für ſie
Einſt einen Raſenſitz erhöht!

Golo.

Bei'm Quell
Macht Halt und — (er hält ſchaudernd inne.)

Balthaſar.

(macht die Bewegung des Kopfabhauens.)

Golo.

Richtig, lieber Balthaſar!

Hans.

(in Gedanken) Das Kind!

Balthaſar.

Läßt man ſie beten?

Hans.

(zornig) Fragſt Du noch?

Golo.

Ein Vaterunſer!

Balthaſar.

Bis man hundert zählt?

Golo.

Ja wohl.

Balthaſar.

Die Leichen?

Golo.

Werden gleich verſcharrt!

Balthaſar.

Gut!

Golo.

Merk't Euch! Rechts bei'm Quell!

Hans.

Er kennt den Ort!

Golo.

(zu Balthaſar)

Noch Eins! Der Graf, als ich aus Straßburg ritt,
Rief dies mir nach: ich folg' Dir, eh' Du's denkſt,
Und treff' ich ſie zu Haus noch lebend an,
So hau' ich Dich in Stücke, wie ſie ſelbſt.
Wollt' man dem Weib auch gnädig ſeyn, man darf's
Nicht wagen, denn es koſtete den Kopf

Hans.

Ich hört' es ſelbſt. Wir wollen ihr das Haar
Abſchneiden, daß er den Gehorſam ſieht.

Balthaſar.

Man löſ't wohl beſſer ihr die Augen aus.

Hans.

Willſt Du es thun?

Balthaſar.

Sobald ſie todt iſt: Ja!

Golo.

Auf Eins bin ich begierig.

Hans.

Und auf was?

Golo.

Ob ſie in ihres Kerkers Dunkelheit
Nicht eine gift'ge Fabel gegen mich
Erſonnen hat, die mich verdächtig macht?

Hans.

Wie konnte ſie?

Golo.

Du zweifelſt doch wohl nicht,
Daß ſie mich haſſen muß? Wer war es denn,
Der auf die Spur ihr kam, der ſie verklagt?
Der, als ſie Alles, Herz und Hand ihm bot
Für einen einz'gen Schuß, aus dem Gebüſch
Zu thun auf den heimkehrenden Gemahl,
Verachtend ihr den Rücken zugewandt?

Hans.

War ſie ſo ſchlecht? Bei allen Teufeln denn,
Der thut was Gutes, der ſie nieder ſticht.

Golo.

Hans, wetteſt Du? Du wirſt der Erſte ſeyn,
Der ihr die Fabel glaubt!

Hans.

Um Hauf und Haar,
Um's Wamms!

Golo.

Wohlan, um's Wamms. Kehrſt Du zurück
Und haſt nicht einen Augenblick geſchwankt,
So iſt mein Treſſenrock, mein neuer, Dein.
Doch, wenn Du kindiſch wirſt, zieht Balthaſar

Das Wamms Dir ab und nimmt's. Ich ſchenk' es ihm.
In einer Viertelſtunde!

Hans und Balthaſar.

(abgehend) Gut, bei'm Thurm!

Golo.

(zieht eine Schreibtafel hervor, reißt ein Blatt heraus und ſchreibt mit Unterbrechungen.)

Weißt Du gewiß, daß es Dein Ernſt nicht iſt?
Daß Du, ſobald es noth thut, aus dem Buſch
Hervor trittſt, ihr dies Blatt reichſt, und Dich ſelbſt
An ihrer Statt dem Rächer-Eiſen beutſt?
Beſinne Dich, und trau' Dir nicht zu viel!

(er ſchreibt.)

Wie, wenn's Dich, wie ein Wahnſinns-Wirbel packt,
Wenn Du dem Mörder darum nur das Schwerdt,
Sobald er's zückt, entreißeſt, um an ihr
Mit eigner Fauſt die Bluttbat zu vollziehn?
Wenn's, wie belebt, in Deiner Hand ſich dreht,
Wenn's auf dem Weg zu Deinem Herzen ſich
Verirrt, und ſich den Weg zu ihrem bahnt?
Je ſchrecklicher das iſt, je eher kann's
Geſchehn. In allen Sinnen drängt's. Gott zieht
Umſonſt den Faden an, der loſe noch
An's letzte Ende der Natur Dich knüpft,
Du denkſt: gleich bin ich frei! und hauſt ihn durch.

(er ſchreibt.)

Da ſteht's! Und würd' ich nicht in ihrem Blut
Für Zeit und Ewigkeit zugleich mich fey'n?
So mit Entſetzen bis in's Innerſte
Die Seele tränken, ſo den kranken Geiſt
In's Grauſen bannen, daß der Lebensborn,
Einfrierend, ſtockte, des Bewußtſeyns Kreis
Zerbräche, und das ſtarrende Gefühl
Jedweder Regung trotzte? daß die That,
Die ſo, wie keine mehr, zum Himmel auf
Um Rache ſchriee, vor der Rache ſelbſt
Mich ſchützte, weil ſie mich verſteinerte?
Ja, daß vielleicht das Unerhörte ſich
Begäbe, daß ich ſelbſt, das blut'ge Schwert
Erhebend, ſtumpf und unbewußt die Welt
Durchirrt' und früge, wer ihr Mörder ſei!
(er faltet das Blatt und legt es in die Schreibtafel.)

Zweite Scene.

Katharina.

(tritt auf.)

Katharina.

Was wird denn nun?

Golo.

Bring' einen Becher Wein
Und folge mir damit zum Thurm!

Katharina.

O, ſprich!

Golo.

Du hörſt, ich rüſte mich auf einen Trunk!

(ab, Kath. folgt ihm.)

Dritte Scene.

(Thurm. Genoveva. In einer Niſche, in einige Kleider der Mutter gewickelt, das Kind. Ein Waſſerkrug.)

Genoveva.

Kalt! Kalt! Und draußen muß doch Sommer ſeyn!
Für mich iſt's nicht mehr Zeit, ſchon Ewigkeit!
Oft war mir's, wenn ich lag in dumpfem Schlaf,
Als hätt' ich Tod und Leben, Welt und Grab
Und alles Wandelbare hinter mir,
Als braucht' ich nur die Augen aufzuthun,
Um das zu ſchauen, was kein Menſch noch ſah.
Dann ſchrie mein Kind. O Gott!

(Sie legt ihren Kopf auf den Tiſch. Pauſe. Die Thür geht auf und Golo tritt ein. Ihm folgt Katharina mit einem Becher Wein, den ſie auf den Tiſch ſtellt.)

Golo.

(zu Kath.) Laß uns allein!

Katharina.

(mit angſtvollen Geberden ab.)

Genoveva.

(bleibt in der vorigen Lage.)

Golo.

(tritt ihr näher.) Schlaft Ihr? Erwacht! Ich komm von Eurem Herrn.

Genoveva.

Was bringt Ihr mir?

Golo

Ein Richtſchwert! Seht!

Genoveva.

(entſetzt.) Sein Schwert! (legt den Kopf auf den Tiſch.)

Golo.

Wie dünkt Euch das?

Genoveva.

Still!

Golo.

Sprecht!

Genoveva.

Ich faß' es nicht!

Golo.

Was denkt Ihr über Drago's Nachtbeſuch?

Genoveva.

Nichts! Nichts! Was denkt Er?

Golo.

Was ein Jeder denkt

Genoveva.

Und Jeder —

Golo.

Denkt, daß Ihr die Ehe bracht!

Genoveva.

Er hat mich ſo geſehn, wie Gott mich ſieht.
In dieſer Stunde fängt mein Elend an.

Golo.

In dieſer Stunde hört Dein Elend auf!

Genoveva.

(Kniet nieder.) Hier iſt mein Hals! Macht ſchnell! Ich will es nicht
Erleben, daß mein Herz ſich von ihm kehrt,
Und ach, ich fühl's, daß dies geſchehen kann.

Golo.

Wenn Ihr ſo muthig ſeyd, daß Ihr den Tod
Erwählt — ich bin zu feig, dies ſchöne Haupt,
Das mir wie Sonn' und Mond und Sterne war,
An's Schwert zu liefern. Kommt, und flieht mit mir!

Genoveva.

Reiz' ich Euch noch? Dann hat die Kerkernacht
Mir ſelbſt den letzten armen Dienſt verſagt,
Des Leibes Schönheit, die zum Fluch mir ward,
Mir abzuſtreifen, wie ſie ſonſt doch thut.
O, ſeht mich an! Iſt's nicht ein Todtenkopf,

Der zu Euch redet? Ein Gerippe nicht,
Das fleiſchlos-magre Arme grauſend hebt?
Mich ſelber müßt' ich haſſen, wär's nicht ſo.
Oft ſchrie mein Kind nach Nahrung, und umſonſt.
Wie? Hätt auch nur ein einz'ger Tropfen Bluts
Bei dieſem Schrei gezögert, in die Bruſt
Sich zu ergießen? Den verfluchte ich!

Golo.

Flieht! Flieht!

Genoveva

(ſieht ſcheu zu dem Kinde hinüber.)

Heut iſt's ſo ſtill! ſo gräßlich ſtill!
Es ſchlief ſich doch nicht in den ew'gen Schlaf?
O Gott! Sieh eine Mutter gnädig an!
Sie bittet nicht um viel! Sie bittet nur
Um einen Schrei noch aus des Kindes Mund,
Um einen Schrei, der, wenn er auch ihr Herz
Zerreißt, ihr doch den Troſt giebt, daß es lebt.
Wer bat um weniger! Erhör' mich, Gott!

Golo.

Nehmt es und flieht mit mir!

Genoveva

Mit Euch? O, nie!
Wenn mein Gemahl Euch einen Auftrag gab,
So mahne ich Euch ſelbſt, ihn zu vollziehn.

Thut's! Aber thut's in dieſem Augenblick!
Leb' ich nicht mehr, ſo wird der Säugling hier
Im erſten Menſchen, welcher ihn erblickt,
Den Pfleger finden, und der Schlecht'ſte wird
Mehr für ihn thun, als ſeine Mutter kann.
Kommt! Tödtet mich! Es iſt ein gutes Werk!
Auf meines Kindes Koſten leb' ich jetzt,
Und leb' ich fort, ſo werd' ich's ſterben ſehn,
Denn, hülflos, wie ich bin, vertrete ich
Dem fremden Mitleid nur den Weg zu ihm!
(ſie tritt zu dem Kinde.)
Noch athmet's! Einen Kuß nur noch! Nein! Nein!
Es könnt' erwachen! Schlaf! Wie wird's ihm ſeyn
Bei'm erſten Blick in dieſes Angeſicht!
Es iſt ſein Abbild! Glich es mir, wie ihm,
Ich hätte es nicht halb ſo ſehr geliebt.
(ſie küßt des Kindes Hand.)
Zum ew'gen Abſchied! Segen über Dich!
Und daß Du nie erfahreſt, wie ich ſtarb.
Golo.
Ich ſcheid' Euch nicht! Das Kind ſtirbt mit! Er will's!
Genoveva.
(wild, faßt Golo bei der Hand.)
Schau' her, und frag' Dich, ob Du's tödten kannſt!

Golo.

Der Henker iſt ein Mann, der Alles kann,
Ich aber bin der Henker nicht.

Genoveva.

(fällt ihm zu Füßen.)

Golo.

Die Welt
Iſt umgekehrt. Sie knie't. Sie knie't vor mir!

Genoveva.

Jetzt kann ich bitten.

Golo.

Kannſt Du küſſen auch?

Genoveva.

(ſteht auf und verhüllt ihr Angeſicht.)

Golo.

Noch einen Pfeil.
(er tritt vor ſie hin und zieht den Siegelring ab.)
Iſt Euch der Ring bekannt?

Genoveva.

(nickt.)

Golo.

So wißt Ihr, daß er Gift enthält. Wohlan!
(er öffnet die inwendige Kapſel des Ringes und ſchüttet das Gift in den Becher; dann nimmt er das gefaltete Blatt aus der Schreibtafel.)
Reicht mir den Wein! So geb' ich Euch dies Blatt!

Genoveva.

Dies Blatt?

Golo.

Leſ't! (er reicht ihr das Blatt.)

Genoveva.

Meine Augen ſind ſo trüb!
Es iſt ein Brief!

Golo.

An Siegfried, meinen Herrn!

Genoveva.

(lieſ't ſtill, giebt aber ihre Ueberraſchung und ihr Entſetzen durch Geberden zu erkennen.)

Genoveva.

(nachdem ſie geleſen.)

Entſetzlich! All dies hättet ihr gethan?

Golo.

(nimmt den Brief wieder.)

Ich ſag' nicht Ja, nicht Nein. Glaubt, was Ihr könnt,
Thut, was Ihr müßt. Ob's wahr iſt, oder nicht,
Euch rettet es. Mich dürſtet. Reicht den Wein!

Genoveva.

(betend.) Führ' mich nicht in Verſuchung, Herr, mein Gott!

Golo.

(für ſich.) Man trifft ſie, wie man eine Saite trifft!
Die Antwort iſt ein wunderbarer Ton!

Durch's Foltern ward ſie immer ſchöner noch,
Vielleicht iſt ſie am ſchönſten, wenn ſie ſtirbt.

(man hört pfeifen.)

Entſcheidet Euch! Die Mörder ſtehn bereit.

Genoveva.

(ergreift den Becher und gießt ihn mit einem Blick auf Golo aus.)

Golo.

(geht auf die Thür zu; mit erhobener Stimme.)

Auf ſolche Thaten folgt ein ſolcher Lohn!

Genoveva.

Menſch!

Golo.

(öffnet die Thür.) Ehrenwerthe Männer, tretet ein!

Vierte Scene.

(Hans und Balthaſar treten ein, Balthaſar mit einem Grabſcheid.)

Hans.

(auf's Wamms deutend.) Seht Ihr die Silberknöpfe?

Golo.

Nun, was ſoll's?

Hans.

Mich kränkte Eure Rede von vorhin,
Drum warf ich raſch mich in mein Sonntags-Wamms.

Dies möge Euch beweiſen, daß Ihr Euch
Auf mich verlaſſen könnt.
Balthaſar.
Wenn ſie ihn rührt,
So ſieht er raſch von ihr auf ſeinen Rock.
Golo.
(zeigt auf's Grabſcheit.) Was ſoll denn das?
Balthaſar.
Wer ſich die Nägel putzt,
Der wühlt mit Händen keine Gräber auf!
Golo.
Seyd Ihr bereit, den richterlichen Spruch
An Genoveva, wegen Ehebruchs
Zum Tod verurtheilt, ehrlich zu vollziehn?
Balthaſar.
Wir ſind's.
Hans.
Ja wohl. Und um ſo eher zwar,
Als wir mit Augen faſt die Sünde ſahn.
Golo.
Und wollt Ihr an dem Kind thun, wie an ihr?
Balthaſar.
Eins iſt nicht ſchwerer, als das Andere,
Es iſt daſſelbe Blut.

Golo.

(zu Genoveva.) Ich frage Euch:
Sind dieſe Männer, die ich auserkor,
Euch wegen Uebertretung des Gebots,
Das Luſt verbeut, zu ſtrafen, Euch genehm?

Genoveva.

(ſchweigt.)

Golo.

Ihr ſagt nicht Nein? Das iſt ein ſtummes Ja.
Ich füg' hier Alles, wie's der Herr gebot.
(zu Hans.) Zu ganz beſonderer Genugthuung
Soll dieſes hochnothpeinliche Gericht
Vollzogen werden durch ſein eignes Schwert.
Nimm's hin! Und trag' es, wie's dem Knecht gebührt.

Hans.

(nimmt das Schwert unter den Arm.)

Genoveva.

Nehmt doch ein andres Schwert! Wenn Nichts ihn reut,
So reut ihn dies!

Golo.

Es geht nicht. Er befahl's.
Nehmt Euer Kind!

Genoveva.

(außer ſich.) Ihr Leute!

Golo.

Hans, merk' auf!

Hans.

(zu Genoveva.) An jenem Abend waren wir nicht blind,
Nur deshalb ſind wir heute Morgen taub!

Golo.

Nimm Du das Kind!

Genoveva.

(ſtürzt auf das Kind zu und nimmt es.)

Ich ſag' Euch, rührt's nicht an!
Sonſt werd' ich das thun, was die Löwin thut!

Hans.

Es lächelt!

Balthaſar.

Iſt's ein Mägdlein, oder iſt's
Ein Knabe?

Golo.

Fort! Ihr wißt doch noch? Beim Quell!

Hans.

Links.

Golo.

Rechts! Zum Teufel, rechts!

Hans.

Er weiß den Platz!

Balthaſar.

Kaum, daß ſie gehen kann!

Golo.

Bei'm Quell!

Balthaſar.

Ja! Ja!

(Hans, Balthaſar, Genoveva und das Kind ab.)

Golo.

(lacht, dann ergreift er den Waſſerkrug.)

Golo.

Sie hat hier Ueberfluß gehabt. Da ſteht
Noch Waſſer. Sie und Er! Mein letzter Trunk!
Ich knirſche. Dennoch trink' ich!

(er trinkt, dann zerſchmettert er den Krug.)

Geiſt der Welt!
Mach's jetzt mit mir, wie ich mit dieſem Thon!
Nun auf! Zum Forſt! (er will ab.)

Fünfte Scene.

Katharina.

(wirft ſich ihm in den Weg.)

O Golo!

Golo.

Laß' mich los!

Katharina.

Gnad! Gnad!

Golo.

Für wen?

Katharina.

Für Dich! für mich! für ſie!

Golo.

Halt mich nicht auf!

Katharina.

Wohin ſo ſchnell?

Golo.

Zum Wald!

Katharina.

Was willſt Du dort?

Golo.

Ich — will ſie ſterben ſeh'n!

Katharina.

Unhold, die Höll' iſt heiß!

Golo.

Wie Liebesglut!

Katharina.

Beſteig' Dein Roß und jag' mit ihr davon.
Wenn ſie nicht will, ſo zwinge ſie.

Golo.

Leb' wohl!

Katharina.

Willſt Du's nicht thun?

Golo.

Gewiß nicht!

Katharina.

Sey verflucht!

Golo.

Nach Fluchen dürſte ich. Vielleicht zerreißt
Der Ar den Hans, der Bär den Balthaſar,
Der geiz'ge Wolf theilt ſeinen Raub mit ihr,
Die ſcheue Hindin kommt, und ſtillt ihr Kind.

Katharina.

Unſchuldig, wie ſie iſt, kann's wohl geſchehn!

Golo.

Meinſt Du das wirklich? Nun, da muß ich fort,
Daß ich die Hindin tödte, und den Wolf!

(ab.)

Katharina.

Die den geboren hat, die wendet jetzt
Sich um im Grabe. Fliegt er doch zum Mord,
Wie nie ein Andrer, wenn in finſtrer Nacht
Ein Hülferuf erſcholl, zur Rettung flog.
O! O! Ich trag's nicht mehr. Wohin ich ſchau,
Da ſtiert es mich, als wär's mit Augen, an!
Was ſitzt dort in der Ecke? In der Thür,

Was iſt's, das mir den Ausgang wehrt? Durch! Durch!
Nicht links, nicht rechts geſehn! Zum Brunn hinab!

(Sie ſtürzt fort.)

Sechste Scene.

(Dicker Wald. Hans, Balthaſar, Genoveva mit dem Kinde. Hinter ihnen drein ſchleicht der tolle Klaus.)

Hans.

Hier ſchoß ich, däucht mir, eine Bache einſt!

Balthaſar.

Ein grauſam-wilder Platz!

Hans.

Nun, überall
Iſt's wild in dieſem Walde. Endlos zieht
Er ſich hinunter, wer kein Jäger iſt
Und ſich hinein wagt, der verhungert leicht,
Eh er den Pfad trifft, der heraus ihn führt.
Ich fand einmal ein halbverfault Geripp
In einem Buſch, das war das Scheußlichſte,
Das ich noch jemals ſah, der Kopf von Fleiſch
Entblößt und doch an Stellen noch behaart,
Der Bauch von Schlangen wimmelnd, Groß und Klein
Zu einem Klump verflochten —

Balthaſar.

Schauderhaft!
Beſonders, wenn man denkt, daß dieſe hier
Bald einen gleichen Anblick bieten wird.
Erlaube mir — —

Hans.

Was willſt Du?

Balthaſar.

Nicht umſonſt
Hab' ich den Umweg bis hierher gemacht.
Ich wollte, da wir ihr ſo nahe ſind,
Zugleich doch nach der Bärengrube ſehn!

Hans.

Halb Part!

Balthaſar.

(abgehend.) Für heute gelt' es!

Hans.

(zu Genoveva.) Ruht Euch aus!

Genoveva.

(ſetzt ſich auf einen Baumſtumpf.)

Hans.

Sie iſt ſo ſtill, als wäre ſie ſchon todt.
Das dauert mich.

Klaus.

(bringt dem Kinde eine Blume.)
Da! Da!

Balthaſar.

(kehrt zurück.) Nur weiter, Hans!
Nichts ſitzt im Loche, als ein Fuchs!

Hans.

Da hat
Der Bär ein Frühſtück, welcher nach ihm kommt.

Balthaſar.

(zu Genoveva.) Steht auf!

Genoveva.

(verſucht es.) Ich kann nicht mehr!

Hans.

Hier, oder dort,
Ich denke, es iſt Eins. Was quält man ſie!

Klaus.

(deutet mit angſtvollen Geberden gen Himmel.)
Au weh! au weh!

Balthaſar.

Was haſt Du wieder Narr?
(er ſchaut in die Höhe.) Nun, das iſt grauſerlich genug!

Hans.

(ſchaut gleichfalls auf.) Was iſt's?
Ich ſehe Nichts!

Balthaſar.

Tritt hieher. Nun?

Hans.

Daß Gott

Uns gnädig ſey!

Balthaſar.

Ich ſchau' nicht mehr hinauf.

Mir wird dabei gar ängſtiglich zu Muth!

Hans.

Die Sonne blickt die Erde zornig an,

Als ſähe ſie, was ſie nicht ſehen mag.

Balthaſar.

Schwarzroth! So lang' ich das ſeh, mord' ich nicht!

Hans.

(bekreuzt ſich.)

Ave Maria!

Balthaſar.

Welch ein Gräuel ſich

Denn wohl begiebt?

Hans.

Vielleicht vergeht die Welt.

Balthaſar.

(ergreift Hans beim Arm und führt ihn nach der andern Seite.)

Was ſiehſt Du nun?

Hans.

Nichts!

Balthaſar.

Nun, ſo geht's mir auch,
Drum denke ich, wir machen's ab!

Hans.

Es muß
Ja doch geſchehn, und was es immer ſey,
Worauf dies Zeichen deutet, niemals wird's
Verkünden ſollen, daß der heil'ge Gott
Eins der Gebote von der Tafel ſtrich.
Drum, ehebrecheriſches Weib, fahr' wohl!

Balthaſar.

Fahr' wohl!

Klaus.

(ſpricht nach) Fahr' wohl!

Hans.

Ein Sturm erhebt ſich auch,
Die Eichen werfen Zweig' auf uns herab!

Balthaſar.

Mir fällt was ein. Ein Jeder hält die Hand,
So weit er kann, von Blut ſich rein. Der Graf
Schob's auf den Golo, der auf Dich und mich,
Und wir — was meinſt Du? ſchieben's auf den Klaus.
Der thut's und weiß doch ſelbſt nicht, was er thut,
Schläft ein, und weiß von Nichts, wenn er erwacht.

Hans

Ein trefflicher Gedanke, wär's auch nur
Des Kindes wegen, denn das ſag' ich Dir:
Vor einem Mord der Unſchuld ſchaudert's mich.

Balthaſar.

Man zeigt dem Klaus den Fleck, wohin der Stoß
Zu richten iſt, an Kraft gebricht's ihm nicht,
Du weißt, er würgte neulich einen Wolf.
(zu Genov.) Erhebt Euch jetzt! Wir ſind noch nicht am Ort.

Genovea

(ſteht ſchweigend auf, ſie taumelt.)

Hans.

(unterſtützt ſie) Du ſiehſt, ſie kann nicht weiter.

Balthaſar.

Wird uns das
Entſchuldigen?

Hans.

Wir gehn von hier zum Quell
Und bringen ihm die Augen und das Haar.
Unmöglichkeit iſt ſtets Entſchuldigung.
(zu Genov.) Habt Ihr noch einen Wunſch auf dieſer Welt,
So nennt ihn, wenn ich ihn erfüllen kann,
Soll es geſchehen. Darauf nehmt mein Wort.

Genovea.

Verſchont dies arme Kind.

Hans.

Das geht nicht an.

Genoveva.

Wollt Ihr es ſchlachten, und mit Händen, roth
Von ſeinem Blut, das Weltgericht beſtehn?
Wenn Gott Euch fragt, was es geſündigt hat,
Was ſagt Ihr dann?

Balthaſar.

Wir ſagen: frag' nicht uns,
Frag' unſern Herrn!

Hans.

Von ſolchen Dingen ſchweigt.

Balthaſar.

Ich zähle jetzt bis Hundert, dann iſt's aus.

(er fängt an, ein Grab aufzuwerfen, und zählt leiſe: Eins, zwei, drei u. ſ. w. Zuweilen hört man eine Zahl.)

Hans.

Habt Ihr nichts Andres auf dem Herzen noch?

Genoveva.

Wenn mein Gemahl zurückkehrt, ſagt ihm dies,
Daß ich, wie hart er auch mit mir verfuhr,
Ihm Alles doch, bevor ich ſtarb, vergab.

Hans.

Weib, heuchelt nicht im letzten Augenblick,
Denn mich empört's. Ich ſah den Drago ſelbſt

In Eurem Schlafgemach. Was ſollt' er da?
Wollt Ihr dem Mann, an dem Ihr freveltet,
Vergebung bieten? Wahrlich, das iſt keck!
Knie't lieber hin, ſchlagt reuig Eure Bruſt
Und beichtet Euer ſchmähliches Vergehn,
Damit dies, wenn er's hört aus meinem Mund
Ihn rührt und ihn bewegt, Euch zu verzeihn.

Genoveva.

Ich ſah den Drago erſt, als Ihr ihn ſaht!

Hans.

So!

Genoveva.

Golo, frevelhaſt in mich entbrannt,
Und abgewieſen, wie es ſich geziemt,
Spann Ränke.

Hans.

Ei!

Genoveva.

Den alten frommen Knecht
Bethört' er, daß er in mein Schlafgemach
Sich ſchlich —

Hans.

(barſch) Wie konnt' er das?

Genoveva.

Das weiß ich nicht.

Hans.

Hm! Hm! Er hat's vorausgeſagt. (zu Genov.) Ihr wollt
Das Blutwerk uns erleichtern.

Genoveva.

Wie?

Hans.

Ihr macht
Es, wie die Schlange. Wenn man ſie zertritt,
So ſticht ſie noch. Habt Dank! Ich bitt' Euch ſehr,
Erröthet, wenn Ihr könnt, und hört mich an.
Wenn Ihr den Drago gar nicht ſaht und ſpracht,
Wie konnt Ihr wiſſen, daß Herr Golo ihn
In Eu'r Gemach geſchickt, und wenn Ihr ihn
Geſprochen: warum fand man ihn verſteckt?

Genoveva.

Mir ſagt' es Golo ſelbſt.

Hans.

Sehr glaubhaft. Schweigt!

Balthaſar.

(zählend) Hundert!

Hans.

(taſtet nach dem Kinde) Gebt her!

Genoveva.

(hält es feſt) Erſt mich!

Hans.

Verſteht ſich. Gebt!

Genoveva.

(drückt es an ſich)

Stoßt zu! Und wenn ich falle, nehmt mir's ab!

Hans.

Klaus!

Klaus.

Ja!

Hans.

(reicht ihm das Schwert.)

Nimm!

Klaus.

Ja!

Hans.

Zieh!

Klaus.

(thut es)

Ja!

Hans.

(deutet auf Genoveva Bruſt.)

Ziel!

Klaus.

Ja!

Hans

(mit einer Bewegung.) Stoß' zu!

Klaus

(ſtiert ihn an.)

Hans.

(heftig.) Stoß' zu! Stoß' zu! Wie ich auf's Wildſchwein!

Klaus.

Nein!

Hans.

(greift nach dem Schwert)

Klaus.

(hält es feſt und [illegible] ſich in drohender Stellung.)

Du ſollſt nicht tödten!

Hans.

Und was folgt darauf?

Klaus.

Du — ſollſt — — (er ſtockt.)

Hans.

Nicht ehebrechen! (zu Genov.) Merkt Euch das! Gieb (er will Klaus das Schwert entreißen.)

Klaus.

(durchſtößt ihn.)

Hans.

(fallend.) Höll' und Teufel! (er ſtirbt.)

Genoveva.

Ew'ger Gott, biſt Du's?

Klaus.

(ſchwingt das Schwert über den Kopf und kehrt ſich gegen Balth.)

Balthaſar.

Du ſollſt nicht tödten, und Du tödteſt ſelbſt?

Klaus

(dringt wüthend auf Balthaſar ein.)

Genoveva.

(tritt zwiſchen Beide.)

Halt ein! (zu Balth.) Ich rettete das Leben Euch –
Bringt Ihr mich um?

Balthaſar.

Hab' ich das Schwert? Ihr ſeht,
Ich kann des Grafen Auftrag nicht vollziehn.
Allein, was ſoll nun werden? Nimmermehr
Dürft Ihr in's Schloß zurück!

Genoveva.

O nimmermehr!
Dort harret mein, was ſchlimmer iſt, als Tod.
Den Himmel rufe ich zum Zeugen auf:
Nicht, weil ich ſündigte, erleid' ich dies,
Ich leide es, weil ich der Sünde mich
Geweigert habe. Schaut auf dieſes Kind,
Und ſagt mir, wem es ähnlich iſt.

Balthaſar.

Dem Herrn!
Das hab' ich längſt bemerkt. Jedoch, was hilft's?
Unſchuldig oder nicht — mir gilt es gleich.
Erfährt der Golo, oder auch der Graf,
Daß ich Euch leben ließ, ſo koſtet's mir
Den Kopf!

Genoveva.

Ich ſchwör' Euch, daß ich niemals mich
Hier wieder blicken laſſen, ja mich ſelbſt
Des Namens abthun will, den ich geführt.
In dieſer öden Wildniß ſuch' ich mir
Die ödeſte der Höhlen auf, wohin
Sich ſelbſt des Jägers Dogge nie verirrt!
Um Wurzeln ſpreche ich die Erde an.
Den Trunk beut gütig mir ein frommer Quell,
Das Lager mach' ich mir aus Laub und Moos.

Balthaſar.

Ihr irrt Euch, Gräfin, das ertragt Ihr nicht!

Genoveva.

So hat der erſte Menſch gelebt, ſo wird
Der letzte nicht verderben.

Balthaſar.

Wenn Euch nun
Ein Wild zerreißt?

Genoveva.

Ich zittre nicht davor.
Gott lenkt den Trieb des Thieres, wie er will,
Doch nicht des Menſchen widerſpenſtig Herz.

Balthaſar.

Ihr konntet nicht mehr fort.

Genoveva.

Als ich mein Kind
Dem Tod entgegen trug. Jetzt hab' ich Kraft,
Zu fliehn, denn jetzt entführe ich's dem Tod.

Balthaſar.

So geht. Doch laßt mir Euer Haar! (er ſchneidet es ihr ab)
Nun eilt!

Genoveva.

Nimm Du mich auf, für ewig auf, o Wald!
Wenn Gott dies Kind dem Mörderſchwert entzieht,
So thut er's nicht, weil es verſchmachten ſoll.

(Sie verſchwindet im Gebüſch.)

Balthaſar.

(ſieht ihr nach.)

Ich nahm dem Wurm das Fleiſch und gab's dem Wolf!
Beſchwöre ich's heut Abend, daß ſie todt
Und kalt iſt, werd' ich keinen Meineid thun.
Dort liegt der Hans im Blut. Hier iſt das Grab.
Ich machte es für ſie, nun iſt's für ihn.

Erſt geh' ich jetzt zum Quell, dann kehr' ich um
Und leg' den Freund hinein. (zu Klaus, freundlich) Mein
Klaus! Das Schwert!

Klaus.

(reicht Balthaſar das Schwert.)

Balthaſar

(dringt auf Klaus ein.)

Du ſollſt mich nicht verrathen, Schuft!

Klaus

(entſpringend) Au weh!

Balthaſar

(eilt ihm mit gezücktem Schwert nach.)

Siebente Scene.

(Ein anderer Platz im Walde. Quell. Raſenbank.)

Golo

(geht unruhig auf und ab.)

Das Maaß des Grauſens, ſtatt der Seligkeit,
Hab' ich geleert. Die höchſte Reue ſchlägt
Den Weg nicht ein, der ſie zur Gnade führt.
Nein, nein! Verzweifelnd an dem letzten Recht
Des Sünders, an dem Recht zur Umkehr ſelbſt,
Nährt ſie den Fluch, indem ſie ihm erliegt,
Zwingt ſich, die Miſſethat, die ſie verdammt,

Nachdem ſie halb gethan iſt, ganz zu thun.
Und blaſ't in's Höllenfeuer, ſtatt es feig
Mit Thränen auszulöſchen, ſelbſt hinein.
Jetzt ſteh' ich da, wo das Erbarmen mich
Nicht mehr erreicht, wo ich durch neue Schuld
Den innern Ekel nicht mehr ſteigern kann,
Drum laſſe ich das Letzte ungethan.
Und wie ein Menſch im Ocean das Boot,
Das ihn getragen, wegſtößt mit dem Fuß
Und ſich im Meer begräbt, ſo ſtoß' ich jetzt
Das Leben von mir, und entriegle mir
Die Nacht der Nächte, wo ich Nichts mehr bin,
Als ein Gedanke meiner Miſſethat.
Das iſt Dein Ende, Trotz! Du darfſt den Spruch,
Der Dich verdammt, bekämpfen, weil Du ihn
Beſtätigen, weil Du bekennen ſollſt:
Gott that mir recht und Gott allein hat recht!
Doch, Trotz, ich ſchelt' Dich darum nicht! Du haſt
Mich mit mir ſelbſt bekannt gemacht, ich weiß
Jetzt, wer ich bin, und was auch kommen mag:
Gott thut mir recht, und Gott allein hat recht!
Da ſind ſie!

(er tritt in's Gebüſch; nach einer Weile kommt er wieder hervor.

Noch nicht? Fiel ſie unterwegs

In Ohnmacht, oder — Kniee, brecht nicht ein!
(er ſetzt ſich auf die Bank.)
Das iſt unmöglich. (er ruft) Hans! Balthaſar! Hier!
Man hört mich nicht. Der Wind bläſ't gar zu ſtark.
Ich will die Augen ſchließen (er thut's) und mir ſelbſt
Ein Märchen vorerzählen, grauenvoll,
Wie's nur ein Teufel, der in ſeiner Bruſt
Den letzten Schauder wecken will, erſinnt.
(dumpf, gedehnt.)
Ich will mir denken, daß die Knechte ſich
Verirrten, daß ſie, während ich mit Angſt
Auf ihre Ankunft harre, roh und ſtumpf,
Das Schlächter-Amt vollziehn, und blutbeſpritzt,
Wie ich die Augen öffne, vor mir ſtehn.
(Langſam kommt Balthaſar. Wie Golo die Augen öffnet, erblickt er ihn mit dem blutigen Schwert.)

Achte Scene

Golo
(ſpringt auf, ihm entgegen.)
Ihr habt ſie fliehen laſſen!

Balthaſar.
Unbeſorgt!
Iſt dies hier (er erhebt das Schwert) Blut? Iſt dies
(er zeigt die Locken) ihr Haar?

Golo.

(bedeckt ſich das Geſicht.)

Es iſt's!

Balthaſar.

So lobt mich!

Golo.

Hund, ich ſage —

Balthaſar.

Sollten wir
Mit Ruthen die Entkräftet-Taumelnde
Fortpeitſchen, bis ſie lautlos und entſeelt
Zuſammen ſank? Den todten Leichnam dann
Hätt' man zerhacken, keine Lebende
Executiren können!

Golo.

(wirft ſich im höchſten Schmerz auf die Bank.)

Balthaſar.

(für ſich.) Sprach ſie wahr?
Es ſcheint mir faſt! So ſieht kein Richter aus,
Wenn man das Schwert ihm bringt. Ich prüfe ihn.
Bring' ich's heraus, ſo nutz' ich's, wie ich kann.
(laut.) Es iſt doch Schad' um ſie!

Golo.

Verruchter, ſchweig,
Wenn Du das jetzt erſt fühlſt.

Balthaſar.

Hätt' ich's gefühlt,
Als ich — (er macht die Bewegung des Kopfabhauens) So
ſtarb ſie nicht!

Golo.

So ſtarb ſie nicht!

Balthaſar.

Zwar überlief's mich kalt, als ich das Schwert
Auszog, und ſie das Haupt, anſtatt es feig
Zu ſenken, wie dies ſonſt geſchieht, erhob.
(er erzählt langſam und lauernd fort. Golo ſtarrt ihn an.)
Und ſonderbar, ich muß es Euch geſtehn,
Ward mir zu Muthe, als ſie Manches ſprach
Vom Drago und von Euch. Ihr werdet bleich.
Nun — nun — ich ward nicht irre, wie der Hans.

Golo.

Der Hans?

Balthaſar.

(einen Schritt zurücktretend.) Rief laut: Herr Golo iſt ein Schuft!

Golo.

(nickt.)

Balthaſar.

Verzeiht das Wort. Dann kehrt er ſich zu ihr
Und ſprach: ich ſchütze Euch!

Golo.

Und Du?

Balthaſar.

Ja, ich!

Ich that, was Ihr nicht denkt. Ihr habt in mir
Nicht eben viel geſucht, ich weiß es wohl.
Darum ergriff ich die Gelegenheit,
Euch darzuthun, daß man mir trauen darf.
Ich ſprach zu Hans: Du lügſt! und ſtach ihn todt.
Nun drang der Klaus, der tolle, auf mich ein,
Von hinten mir das Schwert, eh' ich's gedacht,
Entreißend, daß mir zur Vertheidigung
Nichts, als mein Grabſcheid blieb. Dies Menſchenthier
Zu fällen, ward mir ſchwer. Zuletzt gelang's.
Den Bauch ſchlitzt ich ihm auf, dem Ungethüm.
Sprecht, ob das Eifer war in Eurem Dienſt?
Zwiefacher Mörder ward ich, ehe ich
Ihr Henker werden konnte. Dankt Ihr's mir?

Golo.

Vergeb', wie ich. Unſchuldig, wie das Kind,
Das ſie geboren, war ſie.

Balthaſar.

(für ſich.) Hab' ich Dich?
(laut.) Das weiß ich!

Golo.

Wie?

Balthaſar.

Das wußt' ich, eh' ich ihr
Den Kopf herunter hieb. Sie war nicht ſtumm
Und ich nicht taub.

Golo.

(will ſich erheben, aber ſtarre Wuth feſſelt ihn an die Bank.)

Und doch?

Balthaſar.

Ja ſeht, ſo iſt
Ein Mann. Ich hatt' Euch feierlich gelobt,
Sie abzuthun, und ehrlich hielt ich Wort.
Doch keineswegs verſprach ich Euch, dem Herrn
Das zu verſchweigen, was ſie mir vertraut,
Und mein Gewiſſen, durch den letzten Schrei
Der Sterbenden geweckt aus ſeinem Schlaf,
Treibt mich —

Golo.

(ſpringt auf, raſend.)

Du wußteſt, daß ſie ſchuldlos war,
Und dennoch? Wehr Dich Deines Lebens, Knecht!
Du haſt ein Schwert! Ich will Dich adeln! Brauch's!
(er reißt ſein Jagdmeſſer heraus) Komm' an! Ich habe nur
dies Meſſer! Komm!

Balthaſar.

(in Angſt) Sie — iſt —

Golo.

Unſchuldig!

Balthaſar.

Ja — allein —

Golo.

Wicht! Wicht!

Kannſt Du nur ziehen auf ein Weib?

Balthaſar.

(wirft das Schwert weg und flieht.)

Golo.

Fahr' hin! (er erſticht ihn.)

Balthaſar.

(fällt im Gebüſch nieder und ſtirbt.)

Golo.

Hätt' ich's gethan mit meiner eignen Hand,
Ich trüge es, und wohnt' in meiner That,
Wie Satan in der Hölle, die er ſchuf,
Indem er ſtürzte, einſam, unnahbar,
Doch jetzt! (gen Himmel knirſchend) Du! Du! Ich nehm'
mein Wort zurück!
Das iſt nicht recht!

Neunte Scene.

Caspar.

(ſtürzt athemlos herbei.)

Da iſt er! Gott ſey Dank!

Siegfried

(Caspar folgend; tonlos, aber ruhig.)

Iſt es geſchehn?

Golo.

Es iſt!

Caspar

(für ſich.) Zu ſpät! Zu ſpät!
Nun ſchweig' auf ewig, mein Verdacht! Ich kann
Jetzt Nichts mehr retten, auf die Folter nur
Den Herrn noch ſpannen. Die erſpar' ich ihm.
(zu Golo, heimlich.) Was ſagt Ihr dazu? Als der Graf in's Thor
Geritten kam, warf Eure Mutter ſich,
Vom Brunnen, wo ſie, wie im Wahnſinn, ſtand,
Hereilend, ſeinem Rappen in den Weg.
Das Thier zerſpaltete mit ehr'nem Huf
Den Schädel ihr, Gehirn und Blut flog auf
Und in die Halle trug man ſie für todt.

Golo.

(kalt.) So?

Caspar.

Warum that ſie das?

Golo.

(auf Siegfried deutend.) Ich ſag' es ihm.

Caspar.

Was Du auch immer zu geſtehen haſt,

Behalt's bei Dir! Die Todte kannſt Du nicht
Erwecken, ſchone drum den Lebenden.

Golo.

Ich will es thun, wenn Du mir Eins beſchwörſt.

Caspar.

Was?

Golo.

Daß Du ſo ſie an mir rachen willſt,
Wie er ſie rächen würde, wenn ich ihm
Die Unthat beichtete.

Caspar.

Das ſchwör' ich Dir!

Siegfried.

Golo!

Golo.

Herr Graf!

Siegfried.

Mir trat in meiner Burg
Ein Maler in den Weg. Er reichte mir
Ein Bild. Sie hatte es bei ihm beſtellt,
Als er ihr Conterfei, für mich gemalt,
Ihr überbracht.

Golo.

Ich weiß.

Siegfried.

Der Buhle nicht,
Ich ſelbſt bin abgemalt auf dieſem Bild.

Golo.

Noch klingt's mir in der Seele, wie Muſik,
Was ſie an jenem Tag zum Maler ſprach.
Sie war —

Caspar.

(unterbricht ihn mit Angſt, zu Siegfried.)

Denkt nicht an das noch, was ſie war,
An das nur, was ſie iſt! (er bemerkt den todten Balthaſar.)
Wer liegt denn dort?

Golo.

Ich warf Euch dieſen Knecht zu Boden, Herr,
Ich bin ein freier Mann! Macht Euch bezahlt!

Caspar.

Das thut! Hier iſt ein Schwert! (er nimmt das Schwert auf.)
Das Eurige!

Siegfried.

(ruhig.) Ich ſtrafe niemals einen Menſchen mehr,
Seit ich in's Innre der Natur geſchaut.
Auch ſie, wenn ſie noch lebte, ſturbe nicht.
Was iſt ein Wort! Der Hauch von einem Hauch!
Sie war das ſchöne Zifferblatt der Welt,
Und ihre Schuld der ſchwarze Weiſer, ſtill

Durch das verborgne Triebrad fort gerückt,
Und raſch vom Mittag auf die Mitternacht
Zuſteuernd, die den Kreislauf ſchließen ſoll.
Weh mir, daß ich den ſchimmernden Kriſtall
Zerſchlug, weil gar zu ſchnell der Weiſer doch
Die Reiſe mir zurück zu legen ſchien.
Wer ſagt mir nun, wie viel es an der Zeit!
(er faßt Golo bei der Hand.)
So iſt's, mein Freund! Verdamm' auch Du ſie nicht!
Was hat (er zeigt auf Balth.) der arme Narr gethan, daß Du
Ihn um das heut'ge Mittagsmahl gebracht?

Golo.

Er war es, der die Gräfin tödtete.

Siegfried.

Konnt' er ſo viele Schönheit, die ihn nie
Beleidigt hatte, würgen? Grauſe That!
Sie ſtarb mit Recht, doch der mit größer'm noch,
Der ſolch ein Weib kaltblütig ſchlachtete.
Ich lobe Dich, daß Du ihn nieder ſtachſt.
(er ſtellt ſich vor Golo und ſchaut ihm in's Geſicht.)
Du Armer dauerſt mich! Du warſt ein Kind,
Als ich von hinnen zog. Was biſt Du jetzt?
Du biſt, wie Jener, der zum Feſtmahl ging,
Und den man unterwegs ergriff, und zwang,
Scharfrichter-Dienſt zu thun. Nun war ſein Kleid

Mit Blut beſprengt, als bleiche Schreckgeſtalt
Trat er in's Haus der Freude ein, und ſah,
Selbſt ein Geſpenſt, ringsum Geſpenſter nur.
(nach einer Pauſe.)
Ich tadle mich. Wer eine ſolche That
Befiehlt, der muß ſie auch mit eigner Hand
Vollziehn. Wem Gott die Kraft dazu verſagt,
Dem zeigt er an, daß er den Spruch verwirft!

Golo.

(für ſich) Ich trag' es nicht!

Siegfried.

Zieh in die Welt hinaus!
Die Welt iſt groß und bunt. Vielleicht, daß Du
Vergeſſen kannſt!

Golo.

Gebt Ihr mir Urlaub?

Siegfried.

Ja!

Golo.

Ich zieh' noch heute!

Siegfried.

Wenn Du wiederkehrſt,
So wirſt Du Pfalzgraf. Dir vererbe ich,
Wofür der Sohn mir fehlt, mein Hab' und Gut

Und durch des Kaiſers Gnade auch den Stand!

(er geht langſam ab.)

Golo.

(ſieht ihm nach.)

Kein Lebewohl! Daß ich aus ſeinem Mund
Nicht eins zurück erhalte!

(als Siegfried nicht mehr geſehen wird.)

Caſpar!

Caſpar.

(der Siegfrieds Schwert noch immer in der Hand hielt, dringt mit demſelben auf Golo ein.)

Ja!

Golo.

Nicht ſo! Was wäre das! Der Rache Geiſt
Verlangt ein andres Opfer: jede Qual,
Die nur ein Menſch auf Erden dulden kann,
Und einen Tod, der kommt, als käm' er nicht

(er tritt vor, und erhebt die Hand.)

Im Angeſicht des Himmels heb' ich jetzt
Die Hand als Richter auf, ich ſteh' zugleich
Als Kläger und Beklagter da. Du biſt
Gezeuge, die Vollſtrecker ſchickt der Wald.
Der Frevel iſt bekannt, dies iſt mein Spruch:
Die Augen hier, die viel zu viel auf ſie
Und viel zu wenig auf den Herrn geſchaut,

Sind auszuſtechen; dieſem ſäum'gen Arm,
Der, als mein falſches Herz ihr Bild ſich ſtahl,
Es nicht ſogleich durchbohrte, leg' ich auf,
Die Strafe an den Augen zu vollziehn!

(zu Caspar.)

Iſt das geſchehn, ſo führſt den Blinden Du
In's Innerſte des Waldes, reißeſt ihm
Die Kleider ab, und bindeſt nackt und bloß
Mit Stricken ihn an eine Eiche feſt,
Damit der Eber und der zorn'ge Bär,
Die Schlange, die von unten ſticht, der Aar,
Der aus der Höhe ſchießt, ſich in ſein Fleiſch
Mit Zahn und Kralle theilen. Wenn der Baum,
Vom Wind durchrauſcht, auf den Verhungernden
Von ſeinen Eicheln eine niederwirft,
So darf er die nicht fangen mit dem Mund,
Doch, wenn er ſeine Zunge eſſen will,
So ſey es ihm vergönnt. Und nun zum Werk!

(er reißt ſein Jagdmeſſer heraus, wendet ſich waldeinwärts, und ſticht ſich, ohne daß dies jedoch geſehen wird, die Augen aus.)

Caspar.

(tritt ihm näher.) Er blutet! Beide Augen!

Golo

(ſtarrend.) Führ' mich jetzt,
Und wenn Du wieder kehrſt in's Schloß, ſo ſprich,

Ich ſeh zu Roß, den Falken auf der Hand
In's Land hinein geſprengt.

Caſpar.

(für ſich.) Ich tödt ihn gleich!

(So wie Caſpar ſein Schwert erhebt, fällt raſch der Vorhang.)

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Maria Magdalene.

Ein bürgerliches Trauerſpiel
in drei Akten.

Nebſt einem Vorwort,
betreffend
das Verhältniß der dramatiſchen Kunſt zur
Zeit und verwandte Puncte

von

Friedrich Hebbel.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1844.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sr. Majeſtät,

dem

König Christian dem Achten,

von Dänemark,

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Dem Dichter iſt es an- und eingeboren,
Daß er ſich lange in ſich ſelbſt verſenkt,
Und, in das inn're Labyrinth verloren,
Des äußeren der Welt erſt ſpät gedenkt;
Und dennoch hat ihn die Natur erkoren,
Zu zeigen, wie ſich dieß mit dem verſchränkt,
Und es in klarem Bilde darzuſtellen,
Wie beide ſich ergänzen und erhellen.

Denn nicht, wie wohl ein ird'ſcher Künſtler, ſpielend,
Wenn er zurück von ſeiner Tafel trat,
Dem Lieblingskind, das, lüſtern darnach ſchielend,
Schon längſt ihn ſtill um ſeinen Griffel bat,
Ihn freundlich darreicht, auf nichts And'res zielend,
Als daß es, träumend von gewalt'ger That,
Sein Meiſterſtück in todten, groben Zügen
Nachbilde, wie es kann, ſich zu vergnügen;

Nur, mit ſich ſelbſt, in's Einzelſte zerfließend,
Sich endlich auch doch concentriren muß,
Und, in dem Theil als Ganzes ſich genießend,
Den Anfang wieder finden in dem Schluß,
Der, ſich mit der Idee zuſammen ſchließend,
Ihr erſt verſchafft den höchſten Selbſtgenuß,
Den alle unter'n Stufen ihr verneinen:
Rein, ganz und unverworren zu erſcheinen;

Nur darum hat ſie, ſtatt ihn zu zerbrechen,
Dem Menſchen ihren Zauberſtab vertraut,
Als ſie, bereit, ihr: es iſt gut! zu ſprechen,
Zum letzten Mal das Weltall überſchaut,
Und dieſer ſtellt nun, das Geſetz zu rächen
Am plumpen Stoff, dem ewig davor graut,
In den geſchloßnen erſten Kreis den zweiten,
Wo ſie nur noch harmoniſch ſich beſtreiten.

Und, Anfangs ſchauernd vor der hohen Gabe,
Wird ſich der fromme Künſtler bald bewußt,
Daß er zum Dank ſich ſelbſt zu opfern habe,
Und ſteigt nun tief hinab in ſeine Bruſt;
Er fragt nicht, ob ihn auch die Nacht begrabe,
Er geht, ſo weit er kann, in banger Luſt,
Und führt ſein Narr im Wappen die Verſöhnung,
Er hofft nur kaum auf ſie, wie auf die Krönung!

Doch, wenn er lange ſo den rothen Faden
    Aus ſich hervor ſpinnt, der ihn führen kann,
So wird er plötzlich durch den Geiſt geladen:
    Nun lege ihn in der Geſchichte an!
Dieß iſt ein wahrer Ruf von Gottes Gnaden,
    Und wer nicht folgt, der zeigt, daß er zerrann!
Ich habe vorlängſt dieſen Ruf vernommen,
Da hab' ich nicht geſäumt, ich bin gekommen.

Und wie mein Blick ſich lenkte in das Weite,
  War mir auch flugs die Sehnſucht eingeflößt,
Die äuß're Welt zu ſchau'n in ihrer Breite,
  Allein der Mittel ſah ich mich entblößt.
Doch gleich ſtand mir ein Genius zur Seite,
  Und von der Scholle ward mein Fuß gelöſ't,
Und was dieß hieß, das kann ich jetzt erſt wägen,
Wo ſich zur Frucht verdichten will der Segen.

Du warſt es, Herr und Fürſt! Laß' Dir's gefallen,
Daß ich zum Danke jetzt dieß kleine Bild,
Vielleicht das einfach-ſchlichteſte von allen,
Worin ſich mir das Welt-Geſchick enthüllt,
Dir bringe, und, wenn ſich's für Königs-Hallen
Auch ſchlecht nur eignet, ſey ihm dennoch mild!
Es iſt des neuen Frühlings erſtes Zeichen,
Und als das erſte durfte ich's Dir reichen!

Vorwort.

Das kleine Vorwort, womit ich meine Genoveva begleitete, hat ſo viel Mißverſtändniß und Widerſpruch hervorgerufen, daß ich mich über den darin berührten Hauptpunct noch einmal ausſprechen muß. Ich muß aber ein aeſthetiſches Fundament, und ganz beſonders einigen guten Willen, auf das Weſentliche meines Gedankenganges einzugehen, vorausſetzen, denn wenn die Unſchuld des Worts nicht reſpectirt, und von der dialectiſchen Natur der Sprache, deren ganze Kraft auf dem Gegenſatz beruht, abgeſehen wird, ſo kann man mit jedem eigenthümlichen Ausdruck jeden beliebigen Wechſelbalg erzeugen, man braucht nur einfach in die Bejahung der eben hervorgehobenen Seite eine ſtillſchweigende Verneinung aller übrigen zu legen.

Das Drama, als die Spitze aller Kunſt, ſoll den jedesmaligen Welt- und Menſchen-Zuſtand in ſeinem Verhältniß zur Idee, d. h. hier zu dem Alles bedingenden ſittlichen Centrum, das wir im Welt-Organiſmus, ſchon ſeiner Selbſt-Erhaltung wegen, annehmen müſſen, veranſchaulichen. Das Drama, d. h. das höchſte, das Epoche machende, denn es giebt auch noch ein zweites und drittes, ein partiell-nationales und ein ſubjectiv-individuelles, die ſich zu jenem verhalten, wie einzelne Scenen und Charactere zum ganzen Stück, die daſſelbe aber ſo lange, bis ein Alles umfaſſender Geiſt erſcheint, vertreten, und wenn dieſer ganz ausbleibt, als disjecti membra poetae in ſeine Stelle rücken, das Drama iſt nur dann möglich, wenn in dieſem Zuſtand eine entſcheidende Veränderung vor ſich geht, es iſt daher durchaus ein Product der Zeit, aber freilich nur in dem Sinne, worin eine ſolche Zeit ſelbſt ein Product aller vorhergegangenen Zeiten iſt, das verbindende Mittelglied zwiſchen einer Kette von Jahrhunderten, die ſich ſchließen und einer neuen, die beginnen will.

Bis jetzt hat die Geſchichte erſt zwei Kriſen aufzuzeigen, in welchen das höchſte Drama hervortreten konnte, es iſt demgemäß auch erſt zwei Mal hervorgetreten: einmal bei den Alten, als die antike Welt-Anſchauung aus ihrer urſprünglichen Naivetät in das ſie zunächſt auflockernde und dann zerſtörende Moment der Reflexion überging, und einmal bei den Neuern, als in der chriſtlichen eine ähnliche Selbſt-Entzweiung eintrat. Das griechiſche Drama entfaltete ſich, als der Paganismus ſich überlebt hatte und verſchlang ihn, es legte den durch alle die bunten Götter-Geſtalten des Olymps ſich hindurchziehenden Nerv der Idee bloß, oder, wenn man will, es geſtaltete das Fatum. Daher das maaßloſe Herabdrücken des Individuums, den ſittlichen Mächten gegenüber, mit denen es ſich in einen doch nicht zufälligen, ſondern nothwendigen Kampf verſtrickt ſieht, wie es im Oedyp den Schwindel erregenden Höhepunct erreicht. Das Shakſpearſche Drama entwickelte ſich am Proteſtantismus und emanzipirte das Individuum. Daher die furchtbare Dialectik ſeiner Charactere, die, ſo weit ſie Männer der That ſind, alles Lebendige um ſich her durch ungemeſſenſte Ausdehnung verdrängen, und ſo weit ſie im Gedanken leben, wie Hamlet, in eben ſo ungemeſſener Vertiefung in ſich ſelbſt durch die kühnſten entſetzlichſten Fragen Gott aus der Welt, wie aus einer Pfuſcherei, herausjagen mögten.

Nach Shakſpeare hat zuerſt Goethe im Fauſt und in den mit Recht dramatiſch genannten Wahlverwandtſchaften wieder zu einem großen Drama den Grundſtein gelegt, und zwar hat er gethan, oder vielmehr zu thun angefangen, was allein noch übrig blieb, er hat die Dialectik unmittelbar in die Idee ſelbſt hinein geworfen, er hat den Widerſpruch, den Shakſpeare nur noch im Ich aufzeigt, in dem Centrum, um das das Ich ſich herum bewegt, d. h. in der dieſem erfaßbaren Seite deſſelben, aufzuzeigen, und ſo den Punct, auf den die gerade, wie die krumme Linie zurück zu führen ſchien, in zwei Hälften zu theilen geſucht. Es muß Niemand wundern, daß ich Calderon, dem Manche einen gleichen Rang anweiſen, übergebe, denn das Calderonſche Drama iſt allerdings bewunderungswürdig in ſeiner conſequenten Ausbildung, und hat der Literatur der Welt in dem Stücke: das Leben ein Traum! ein unvergängliches Symbol einverleibt, aber es enthält nur Vergangenheit, keine Zukunft, es ſetzt in ſeiner ſtarren Abhängigkeit vom Dogma voraus, was es beweiſen ſoll, und nimmt daher, wenn auch nicht der Form, ſo doch dem Gehalt nach, nur eine untergeordnete Stellung ein.

Allein Goethe hat nur den Weg gewieſen, man kann kaum ſagen, daß er den erſten Schritt gethan hat, denn im Fauſt kehrte er, als er zu hoch hinauf, und in die kalte Region hinein gerieth, wo das Blut zu gefrieren anfängt, wieder um, und in den Wahlverwandtſchaften ſetzte er, wie Calderon, voraus, was er zu beweiſen oder zu veranſchaulichen hatte. Wie Goethe, der durchaus Künſtler, großer Künſtler, war, in den Wahlverwandtſchaften einen ſolchen Verſtoß gegen die innere Form begehen konnte, daß er, einem zerſtreuten Zergliederer nicht unähnlich, der, ſtatt eines wirklichen Körpers, ein Automat auf das anatomiſche Theater brächte, eine von Haus aus nichtige, ja unſittliche Ehe, wie die zwiſchen Eduard und Charlotte, zum Mittelpunkt ſeiner Darſtellung machte und dieß Verhältniß behandelte und benutzte, als ob es ein ganz entgegengeſetztes, ein vollkommen berechtigtes wäre, wüßte ich mir nicht zu erklären; daß er aber auf die Hauptfrage des Romans nicht tiefer einging, und daß er ebenſo im Fauſt, als er zwiſchen einer ungeheuren Perſpective und einem mit Katechismus-Figuren bemalten Bretter-Verſchlag wählen ſollte, den Bretter-Verſchlag vorzog und die Geburtswehen der um eine neue Form ringenden Menſchheit, die wir mit Recht im erſten Theil erblickten, im zweiten zu bloßen Krankheits-Momenten eines ſpäter durch einen willkürlichen, nur nothdürftig-pſychologiſch vermittelten Act curirten Individuums herabſetzte, das ging aus ſeiner ganz eigen complicirten Individualität hervor, die ich hier nicht zu analyſiren brauche, da ich nur anzudeuten habe, wie weit er gekommen iſt. Es bedarf hoffentlich nicht der Bemerkung, daß die vorſtehenden, ſehr motivirten Einwendungen gegen den Fauſt und die Wahlverwandtſchaften dieſen beiden welthiſtoriſchen Productionen durchaus Nichts von ihrem unermeßlichen Werth abdingen, ſondern nur das Verhältniß, worin ihr eigener Dichter zu den in ihnen verkörperten Ideen ſtand," bezeichnen und den Punct, wo ſie formlos geblieben ſind, nachweiſen ſollen.

Goethe hat demnach, um ſeinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die große Erbſchaft der Zeit wohl *angetreten*, aber nicht *verzehrt*, er hat wohl erkannt, daß das menſchliche Bewußtſeyn ſich erweitern, daß es wieder einen Ring zerſprengen will, aber er konnte ſich nicht in gläubigem Vertrauen an die Geſchichte hingeben, und da er die aus den Uebergangs-Zuſtänden, in die er in ſeiner Jugend ſelbſt gewaltſam hingezogen wurde, entſpringenden Diſſonanzen nicht aufzulöſen wußte, ſo wandte er ſich mit Entſchiedenheit, ja mit Widerwillen und Ekel, von ihnen ab. Aber dieſe Zuſtände waren damit nicht beſeitigt, ſie dauern fort bis auf den gegenwärtigen Tag, ja ſie haben ſich geſteigert und alle Schwankungen und Spaltungen in unſerem öffentlichen, wie in unſerem Privat-Leben, ſind auf ſie zurück zu führen, auch ſind ſie keineswegs ſo unnatürlich, oder auch nur ſo gefährlich, wie man ſie gern machen möchte, *denn der Menſch dieſes Jahrhunderts* will nicht, wie man ihm

Schuld giebt, neue und unerhörte Inſtitutionen, er will nur ein beſſeres Fundament für die ſchon vorhandenen, er will, daß ſie ſich auf Nichts, als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identiſch ſind, ſtützen und alſo den äußeren Haken, an dem ſie bis jetzt zum Theil befeſtigt waren, gegen den inneren Schwerpunct, aus dem ſie ſich vollſtändig ableiten laſſen, vertauſchen ſollen. Dies iſt, nach meiner Ueberzeugung, der welthiſtoriſche Proceß, der in unſeren Tagen vor ſich geht, die Philoſophie, von Kant, und eigentlich von Spinoza an, hat ihn, zerſetzend und auflöſend, vorbereitet, und die dramatiſche Kunſt, vorausgeſetzt, daß ſie überhaupt noch irgend etwas ſoll, denn der bisherige Kreis iſt durchlaufen und Duplicate ſind vom Ueberfluß und paſſen nicht in den Haushalt der Literatur, ſoll ihn beendigen helfen, ſie ſoll, wie es in einer ähnlichen Kriſis Aeſchylos, Sophocles, Euripides und Ariſtophanes, die nicht von ungefähr und etwa blos, weil das Schickſal es mit dem Theater der Athener beſonders wohl meinte, ſo kurz hinter einander hervortraten, gethan haben, in großen gewaltigen Bildern zeigen, wie die bisher nicht durchaus in einem lebendigen Organismus geſättigt aufgegangenen, ſondern zum Theil nur in einem Scheinkörper erſtarrt geweſenen und durch die letzte große Geſchichts-Bewegung entfeſſelten Elemente, durcheinander fluthend und ſich gegenſeitig bekämpfend, die neue Form der Menſchheit, in welcher Alles wieder an ſeine Stelle treten, in welcher das Weib dem Mann wieder gegenüber ſtehen wird, wie dieſer der Geſellſchaft, und wie die Geſellſchaft der Idee, erzeugen. Damit iſt nun freilich der Uebelſtand verknüpft, daß die dramatiſche Kunſt ſich auf Bedenkliches und Bedenklichſtes einlaſſen muß, da das Brechen der Weltzuſtände ja nur in der Gebrochenheit der individuellen erſcheinen kann, und da ein Erdbeben ſich nicht anders darſtellen läßt, als durch das Zuſammenſtürzen der Kirchen und Häuſer und die ungebändigt hereindringenden Fluthen des Meers. Ich nenne es natürlich nur mit Rückſicht auf die harmloſen Seelen, die ein *Trauerſpiel* und ein *Kartenſpiel* unbewußt auf *einen und denſelben Zweck* reduciren, einen Uebelſtand, denn dieſen wird unheimlich zu Muth, wenn Spadille nicht mehr Spadille ſeyn ſoll, ſie wollen wohl neue Combinationen im Spiel, aber keine neue Regel, ſie verwünſchen den Hexenmeiſter, der ihnen dieſe aufdringt, oder doch zeigt, daß ſie möglich iſt, und ſehen ſich nach dem Gevatter Handwerker um, der die Blätter wohl anders miſcht, auch wohl hin und wieder, denn Abwechſelung muß ſeyn, einen neuen Trumpf einſetzt, aber im Uebrigen die altehrwürdige Erfindung des Ur-Ur-Großvaters, wie das Natur-Geſetz ſelbſt, reſpectirt. Hier wäre es am Ort, aus dem halben Scherz in einen bittern ganzen Ernſt uberzugehen, denn es iſt nicht zu ſagen, bis zu welchem Grade eine zum Theil unzurechnungsfähige und unmündige, zum Theil aber auch perfide Kritik, ſich den erbärmlichen Theater-Verhältniſſen unſerer Tage und dem beſchränkten Geſichtskreis des großen Haufens accomodirend, die einfachen Grundbegriffe der dramatiſchen Kunſt, von denen man glauben ſollte, daß ſie, nachdem ſich ihre Kraft und Wahrheit vier Jahrtauſende hindurch bewährte, unantaſtbar ſeyen, wie das Einmaleins, verwirrt und auf den Kopf geſtellt hat. Der Maler braucht ſich, und er mag dem Himmel dafür danken, noch nicht darüber zu entſchuldigen, daß er die Leinewand, aus der auch Siebbeutel gemacht werden könnten, bemalt, auch verlacht man ihn noch nicht, wenn man ſieht, daß er auf die Compoſition ſeines Gemäldes Mühe und Fleiß verwendet, daß er die Farben, die ja doch auch ſchon an ſich dem Auge ſchmeicheln, auf Geſtalten, und die Geſtalten wieder auf einen inneren, für den bloßen Gaffer nicht vorhandenen Mittelpunkt bezieht, ſtatt das Farbenbrett ſelbſt mit dem eingerührten Blau, Gelb und Roth, für das Gemälde zu geben, oder doch den bunten Geſtalten- und Figuren-Tanz; aber jene Kunſt, die, wie alles Höchſte, nur dann überhaupt etwas iſt, wenn ſie das, was ſie ſeyn ſoll, ganz iſt, muß ſich jetzt, wie über eine Narrheit, darüber hudeln laſſen, daß ſie ihre einzige, ihre erſte und letzte Aufgabe, im Auge behält, ſtatt es ſich bequem zu machen und für den Karfunkel den Kieſel zu bieten, für ein tiefſinniges und unergründliches Lebens-Symbol ein gemeines Lebens-Räthſel, das mit der gelöſ'ten Spannung in's Nichts zerplatzt, und, außer Stande, auch nur die dürftigſte Seele für einen Moment zu ſättigen, Nichts erweckt, als den Hungerruf: was Neues!

was Neues! Ich ſage es Euch, Ihr, die Ihr Euch dramatiſche Dichter nennt, wenn Ihr Euch damit begnügt, Anecdoten, hiſtoriſche oder andere, es gilt gleich, in Scene zu ſetzen, oder, wenn's hoch kommt, einen Character in ſeinem pſychologiſchen Räderwerk aus einander zu legen, ſo ſteht Ihr, Ihr mögt nun die Thränenfiſtel preſſen oder die Lachmuskeln erſchüttern, wie Ihr wollt, um Nichts höher, als unſer bekannter Vetter von Theſpis her, der in ſeiner Bude die Marionetten tanzen läßt. Nur wo ein *Problem* vorliegt, hat Eure Kunſt etwas zu ſchaffen, wo Euch aber ein ſolches aufgeht, wo Euch das *Leben* in ſeiner *Gebrochenheit* entgegen tritt und zugleich in Eurem Geiſt, denn *Beides* muß *zuſammen fallen*, das *Moment der Idee*, in dem es die *verlorne Einheit* wieder findet, da ergreift es, und kümmert Euch nicht darum, daß der äſthetiſche Pöbel in der *Krankheit ſelbſt* die *Geſundheit* aufgezeigt haben will, da Ihr doch nur den *Uebergang* zur Geſundheit aufzeigen und das Fieber allerdings nicht heilen könnt, ohne Euch mit dem Fieber einzulaſſen, denn dieſer Pöbel, der Euch über die Parorismen, die Ihr darſtellt, zur Rechenſchaft zieht, als ob es Eure eigenen wären, müßte, wenn er Conſequenz beſäße, auch dem Richter, der dem Miſſethäter das Verbrechen abfragt, um ſeine Stellung zum Geſetz zu ermitteln, ja dem Geiſtlichen, der Beichte hört, den Vorwurf machen, daß er ſich mit ſchmutzigen Dingen befaſſe, und Ihr ſeyd für Nichts, für gar Nichts, verantwortlich, als für die Behandlung, die, als eine freie, Eure ſubjective Unabhängigkeit vom Gegenſtand und Euer perſönliches Unvermiſchtſeyn mit demſelben hervor treten laſſen muß, und für das letzte Reſultat, ja auch das Reſultat braucht nicht im Lanzen-Spitzen-Sinn die Spitze Eures Werks zu ſeyn, es darf ſich eben ſo gut als Ausgangspunct eines Characters hinſtellen, wie als Ausgangspunct des ganzen Dramas, obgleich freilich, wenn Letzteres der Fall iſt, das Drama der Form nach einen höheren Grad von Vollendung für ſich in Anſpruch zu nehmen hat. Man kann, wenn man ſich genöthigt ſieht, über Dinge, die Niemandem ohne innere Erfahrung ganz verſtändlich werden, zu ſprechen, ſich nicht genug gegen Mißdeutung verwahren; ich füge alſo noch ausdrücklich hinzu, daß man hier nicht an ein allegoriſches Herausputzen der Idee, überhaupt nicht an die philoſophiſche, ſondern an die unmittelbar in's Leben ſelbſt verlegte Dialectik denken muß, und daß, wenn in einem Proceß, worin, wie in jedem ſchöpferiſchen, alle Elemente ſich mit gleicher Nothwendigkeit bedingen und vorausſetzen, überall von einem Vor und Nach die Rede ſeyn kann, der Dichter (wer ſich für einen hält, möge ſich darnach prüfen!) ſich jedenfalls eher der Geſtalten bewußt werden wird, als der Idee, oder vielmehr des Verhältniſſes der Geſtalten zur Idee. Doch, wie geſagt, die ganze Anſchauungsweiſe iſt eine unzuläſſige, die aber noch ſehr verbreitet zu ſeyn ſcheint, da, was aus ihr allein hervorgehen kann, ſelbſt einſichtige Männer nicht aufhören, mit dem Dichter über die Wahl ſeiner Stoffe, wie ſie es nennen, zu hadern, und dadurch zeigen, daß ſie ſich das Schaffen, deſſen erſtes Stadium, das empfangende, doch tief unter dem Bewußtſeyn liegt und zuweilen in die dunkelſte Ferne der Kindheit zurückfällt, immer als ein, wenn auch veredeltes, Machen vorſtellen, und daß ſie in das geiſtige Gebären eine Willkür verlegen, die ſie dem leiblichen, deſſen Gebundenſeyn an die Natur freilich heller in die Augen ſpringt, gewiß nicht zuſprechen würden. Den Gevatter Handwerker, deſſen ich oben gedachte, mag man ſchelten, wenn er etwas bringt, was dem gnädigen Herrn mit vielen Köpfen nicht behagt, denn der wackere Mann kann das Eine ſo gut liefern als das Andere, er hat ſich, als er ſeine Anecdote auswählte, bloß im Effect verrechnet und für Rechenfehler iſt Jedermann verantwortlich; dem Dichter dagegen muß man verzeihen, wenn er es nicht trifft, er hat keine Wahl, er hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will, oder nicht, denn das einmal lebendig Gewordene läßt ſich nicht zurück verdauen, es läßt ſich nicht wieder in Blut verwandeln, ſondern muß in freier Selbſtſtändigkeit hervortreten, und eine unterdrückte oder unmögliche geiſtige Entbindung kann eben ſo gut, wie eine leibliche, die Vernichtung, ſey es nun durch den Tod, oder durch den Wahnſinn, nach ſich ziehen. Man denke an Goethes Jugend-Genoſſen Lenz, an Hölderlin, an Grabbe.

Ich ſagte: die dramatiſche Kunſt ſoll den welthiſtoriſchen Proceß, der in unſeren Tagen vor ſich geht, und der die vorhandenen Inſtitutionen des menſchlichen Geſchlechts, die politiſchen, religiöſen und ſittlichen, nicht umſtürzen, ſondern tiefer begründen, ſie alſo vor dem Umſturz ſichern will, beendigen helfen. In dieſem Sinne ſoll ſie, wie alle Poeſie, die ſich nicht auf Superfötation und Arabeskenweſen beſchränkt, zeitgemäß ſeyn, in dieſem Sinn, und in keinem andern, iſt es jede echte, in dieſem Sinn habe auch ich im Vorwort zur Genoveva meine Dramen als künſtleriſche Opfer der Zeit bezeichnet, denn ich bin mir bewußt, daß die individuellen Lebens-Proceſſe, die ich darſtellte und noch darſtellen werde, mit den jetzt obſchwebenden allgemeinen Principien-Fragen in engſter Verbindung ſtehen, und obgleich es mich nicht unangenehm berühren konnte, daß die Kritik bisher faſt ausſchließlich meine Geſtalten in's Auge faßte, und die Ideen, die ſie repräſentiren, unberückſichtigt ließ, indem ich hierin wohl nicht mit Unrecht den beſten Beweis für die wirkliche Lebendigkeit dieſer Geſtalten erblickte, ſo muß ich nun doch wünſchen, daß dieß ein Ende nehmen, und daß man auch dem zweiten Factor meiner Dichtungen einige Würdigung widerfahren laſſen möge, da ſich natürlich ein ganz anderes Urtheil über Anlage und Ausführung ergiebt, wenn man ſie bloß in Bezug auf die behandelte Anecdote betrachtet, als wenn man ſie nach dem zu bewältigenden Ideen-Kern, der Manches nothwendig machen kann, was für jene überflüſſig iſt, bemißt. Der erſte Recenſent, den meine Genoveva fand, glaubte in jener Bezeichnung meiner Dramen eine der Majeſtät der Poeſie nicht würdige Conceſſion an die Zeitungspoetik unſerer Tage zu erblicken und fragte mich, wo denn in meinen Stücken jene Epigrammatie und Bezüglichkeit, die man jetzt zeitgemäß nenne, anzutreffen ſey. Ich habe ihm hierauf Nichts zu antworten, als daß ich die Begriffe der Zeit und des Zeitungsblatts nicht ſo identiſch finde, wie er zu thun ſcheint, falls ſein ſonderbarer Einwurf anders ernſt gemeint und nicht bloß darauf gerichtet war, mir die hier gegebene nähere Entwickelung meiner vielleicht zu lakoniſch hingeſtellten Gedanken abzudringen. Ich weiß übrigens recht gut, daß ſich heut zu Tage eine ganz andere Zeitpoeſie in Deutſchland geltend macht, eine Zeitpoeſie, die ſich an den Augenblick hingiebt, und die, obgleich ſie eigentlich das Fieber mit der Hitzblatter, die Gährung im Blut mit dem Hautſymptom, wodurch ſie ſich ankündigt, verwechſelt, doch, inſofern ſie dem Augenblick wirklich dient, nicht zu ſchelten wäre, wenn nur ſie ſelbſt ſich des Scheltens enthalten wollte. Aber, nicht zufrieden, in ihrer zweifelhaften epigrammatiſch-rhetoriſchen Exiſtenz tolerirt, ja gehegt und gepflegt zu werden, will ſie allein exiſtiren, und giebt ſich, polternd und eifernd, das Anſehen, als ob ſie Dinge verſchmähte, von denen ſie wenigſtens erſt beweiſen ſollte, daß ſie ihr erreichbar ſind. Man kann in keinem Band Gedichte, denn gerade in der Lyrik hat ſie das Quartier aufgeſchlagen, mehr blättern, ohne auf heftige Controverſen gegen die Sänger des Weins, der Liebe, des Frühlings u. ſ. w., die todten wie die lebendigen, zu ſtoßen, aber die Herren halten ihre eigenen Frühlings- und Liebeslieder zurück, oder produciren, wenn ſie damit auftreten, ſolche Nichtigkeiten, daß man unwillkührlich an den Wilden denken muß, der ein Klavier mit der Axt zertrümmerte, weil er ſich lächerlich gemacht hatte, als er es zu ſpielen verſuchte. Lieben Leute, wenn Einer die Feuerglocke zieht, ſo brechen wir alle aus dem Concert auf und eilen auf den Markt, um zu erfahren, wo es brennt, aber der Mann muß ſich darum nicht einbilden, er habe über Mozart und Beethoven triumphirt. Auch daraus, daß die Epigramme, die Ihr bekannten Perſonen mit Kreide auf den Rücken ſchreibt, ſchneller verſtanden werden und raſcher in Umlauf kommen, als Juvenalſche Satyren, müßt Ihr nicht ſchließen, daß Ihr den Juvenal übertroffen habt; ſie ſind dafür auch vergeſſen, ſobald die Perſonen den Rücken wenden oder auch nur den Rock wechſeln, während Juvenal hier nicht angeführt werden könnte, wenn er nicht noch nach Jahrtauſenden geleſen würde. Als Goethe der ſchönſten Lieder-Poeſie, die uns nach der ſeinigen geſchenkt worden iſt, der Uhlandſchen, in einer übellaunigen Minute vorwarf, es werde daraus nichts „Menſchen-Geſchick Aufregendes und Bezwingendes“ hervorgehen, ſo hatte er freilich Recht, denn Lilien-Duft iſt kein Schießpulver, und auch der Erl-König und der Fiſcher, obgleich ſie Millionen Trommelſchläger-Stückchen aufwiegen, würden im

Krieg ſo wenig den Trompeter- als einen anderen Dienſt verſehen können. Die Poeſie hat Formen, in denen der Geiſt ſeine Schlachten ſchlägt, die epiſchen und dramatiſchen, ſie hat Formen, worin das Herz ſeine Schätze niederlegt, die lyriſchen, und das Genie zeigt ſich eben dadurch, daß es jede auf die rechte Weiſe ausfüllt, indeß das Halb-Talent, das für die größeren nicht Gehalt genug hat, die engeren gern zu zerſprengen ſucht, um trotz ſeiner Armuth reich zu erſcheinen. Ein ſolcher, von einem total verkehrt gewählten Geſichtspunkt aus gefällter Ausſpruch, den Goethe ſelbſt in den Geſprächen mit Eckermann ſchon modificirte, hätte der Kritik zu Nichts Veranlaſſung geben ſollen, als zu einer gründlichen Auseinanderſetzung, worin ſich Uhland und der piepſende Ratten- und Mäuſekönig, der ſich ihm angehängt hat, die „ſchwäbiſche Schule,“ von einander unterſcheiden, da ja nicht Uhland, ſondern ein von Goethe unbeſehens für ein Mitglied dieſer Schule gehaltener ſchwäbiſcher Dichter den Ausſpruch hervorrief. Es iſt hier zu dieſer Auseinanderſetzung, die ſich übrigens um ſo eher der Mühe verlohnte, als ſich, wenn man bis zum Prinzip hinabſtiege, wahrſcheinlich ergäbe, daß eine gemeine Gemüths- und eine gemeine Reflexions-Lyrik gleich nullenhaft ſind und daß ein Einfall uber den „Baum" der „Menſchheit", an dem die „Blüthe" der „Freiheit" unter dem „Sonnenkuß" des „Völkerlenzes" aufbricht, wirklich nicht mehr beſagen will, als ein Hausvater-Gefühl unterm blühenden Apfelbaum, nicht der Ort, aber ich kann nicht umhin, auf den Unterſchied ſelbſt dringend aufmerkſam zu machen, um mich nicht in den Verdacht zu bringen, als ob ich die melodieloſe Nüchternheit, die zu dichten glaubt, wenn ſie ihre Werkeltags-Empfindungen oder eine hinter dem Zaun aufgeleſene Alte-Weiber-Sage in platte Verſe zwängt, einer Rhetorik vorziehe, die zwar, ſchon der ſpröden Einſeitigkeit wegen, niemals zur Poeſie, aber doch vielleicht zur Gedanken- und, wenn dieß gelingt, auch zur Characterbildung führt. Man ſoll die Flöte nicht nach dem Brennholz, das ſich allenfalls für den prophezeiten Weltbrand aus ihr gewinnen ließe, abſchätzen, aber das gemeine Brennholz ſoll noch weniger auf ſeine eingebildete Verwandtſchaft mit der Flöte dicke thun. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nicht alle Schwaben, und noch weniger bloß die Schwaben, zur ſchwäbiſchen Schule rechne, denn auch Kerner ꝛc. iſt ein Schwabe.

Vielleicht ſagt der Eine oder der Andere: dieß ſind ja alte, bekannte, längſt feſtgeſtellte Dinge. Allerdings. Ja, ich würde erſchrecken, wenn es ſich anders verhielte, denn wir ſollen im Aeſthetiſchen, wie im Sittlichen, nach meiner Ueberzeugung nicht das elfte Gebot erfinden, ſondern die zehn vorhandenen erfüllen. Bei alledem bleibt Demjenigen, der die alten Geſetztafeln einmal wieder mit dem Schwamm abwäſcht und den frechen Kreide-Commentar, mit dem allerlei unlautre Hände den Grundtert übermalt haben, vertilgt, immer noch ſein beſcheidenes Verdienſt. Es hat ſich ein gar zu verdächtiges Gloſſarium angeſammelt. Die Poeſie ſoll nicht bleiben, was ſie war und iſt: Spiegel des Jahrhunderts und der Bewegung der Menſchheit im Allgemeinen, ſie ſoll Spiegel des Tags, ja der Stunde werden. Am allerſchlimmſten aber kommt das Drama weg, und nicht, weil man zu viel, oder das Verkehrte von ihm verlangt, ſondern weil man gar Nichts von ihm verlangt. Es ſoll blos amüſiren, es ſoll uns eine ſpannende Anecdote, allenfalls, der Piquantheit wegen, von pſychologiſch-merkwürdigen Characteren getragen, vorführen, aber es ſoll bei Leibe nicht mehr thun, was im Shakſpeare (man wagt, ſich auf ihn zu berufen) nicht amüſirt, das iſt vom Uebel, ja es iſt, näher beſehen, auch nur durch den Enthuſiasmus ſeiner Ausleger in ihn hinein phantaſirt, er ſelbſt hat nicht daran gedacht, er war ein guter Junge, der ſich freute, wenn er durch ſeine wilden Schnurren mehr Volk, wie gewöhnlich, zuſammen trommelte, denn dann erhielt er vom Theater-Director einen Schilling über die Wochen-Gage und wurde wohl gar freundlich in's Ohr gekniffen. Ein berühmter Schauſpieler, jetzt verſtorben, hat, wie ihm von ſeinen Freunden nachgeſagt wird, dem neuen Evangelium die practiſche Nutzanwendung hinzugefügt, er hat alles Ernſtes behauptet, daß der „Poet" dem „Künſtler" nur ein Scenarium zu liefern habe, welches dann durch dieſen extemporirend auszufüllen ſey. Die Conſequenz iſt hier, wie allenthalben, zu loben, denn man ſieht doch, wohin das Amüſement-Princip führt, aber das Sach-Verhältniß iſt dieß. Eine Dichtung, die ſich für eine dramatiſche giebt, muß darſtellbar ſeyn, jedoch nur deshalb, weil, was der Künſtler nicht darzuſtellen vermag, von dem Dichter ſelbſt nicht dargeſtellt wurde, ſondern Embryo und Gedanken-Schemen blieb. Darſtellbar iſt nun nur das Handeln, nicht das Denken und Empfinden; Gedanken und Empfindungen gehören alſo nicht an ſich, ſondern immer nur ſo weit, als ſie ſich unmittelbar zur Handlung umbilden, in's Drama hinein; dagegen ſind aber auch Handlungen keine Handlungen, wenigſtens keine dramatiſche, wenn ſie ſich ohne die ſie vorbereitenden Gedanken und die ſie begleitenden Empfindungen, in nackter Abgeriſſenheit, wie Natur-Vorfälle, hinſtellen, ſonſt wäre ein ſtillſchweigend gezogener Degen der Höhepunct aller Action. Auch iſt nicht zu überſehen, daß die Kluft zwiſchen Handeln und Leiden keineswegs ſo groß iſt, als die Sprache ſie macht, denn alles Handeln löſ't ſich dem Schickſal, d. h. dem Welt-Willen gegenüber, in ein Leiden auf, und gerade dies wird in der Tragödie veranſchaulicht, alles Leiden aber iſt im Individuum ein nach innen gekehrtes Handeln, und wie unſer Intereſſe mit eben ſo großer Befriedigung auf dem Menſchen ruht, wenn er ſich auf ſich ſelbſt, auf das Ewige und Unvergängliche im zerſchmetterten Individuum beſinnt und ſich dadurch wieder herſtellt, was im Leiden geſchieht, als wenn er dem Ewigen und Unvergänglichen in individueller Gebundenheit Trotz bietet, und dafür von dieſem, das über alle Manifeſtation hinausgeht, wie z. B. unſer Gedanke über die Hand, die er in Thätigkeit ſetzt, und das ſelbſt dann, wenn ihm der Wille nicht entgegen tritt, noch im Ich auf eine hemmende Schranke ſtoßen kann, die ſtrenge Zurechtweiſung empfängt, ſo iſt das *Eine* auch eben ſo gut *darſtellbar*, wie das *Andere*, und erfordert höchſtens den *größeren* Künſtler. Ich wiederhole es: eine Dichtung, die ſich für eine dramatiſche giebt, muß darſtellbar ſein, weil, was der Künſtler nicht darzuſtellen vermag, von dem Dichter ſelbſt nicht dargeſtellt wurde, ſondern Embryo und Gedanken-Schemen blieb. Dieſer innere Grund iſt zugleich der einzige, die mimiſche Darſtellbarkeit iſt das allein untrügliche Kriterium der poetiſchen Darſtellung, darum darf der Dichter ſie nie aus den Augen verlieren. Aber dieſe Darſtellbarkeit iſt nicht nach der Convenienz und den in „ſteter Wandlung“ begriffenen Mode-Vorurtheilen zu bemeſſen, und wenn ſie ihr Maaß von dem realen Theater entlehnen will, ſo hat ſie nach dem Theater aller Zeiten, nicht aber nach dieſer oder jener ſpeciellen Bühne, worin ja, wer kann es wiſſen, wie jetzt die jungen Mädchen, vielleicht noch einmal die Kinder das Präſidium führen, und dann, ihren unſchuldigen Bedürfniſſen gemäß, darauf beſtehen werden, daß die Ideen der Stücke nicht über das Niveau von: quäle nie ein Thier zum Scherz u. ſ. w. oder: Schwarzbeerchen, biſt du noch ſo ſchön u. ſ. w. hinausgehen ſollen, zu fragen. Es ergiebt ſich bei einigem Nachdenken von ſelbſt, daß der Dichter nicht, wie es ein ſeichter Geſchmack, und auch ein unvollſtändiger und frühreifer Schönheits-Begriff, der, um ſich bequemer und ſchneller abſchließen zu können, die volle Wahrheit nicht in ſich aufzunehmen wagt, von ihm verlangen, zugleich ein Bild der Welt geben und doch von den Elementen, woraus die Welt beſteht, die widerſpenſtigen ausſcheiden kann, ſondern daß er alle gerechten Anſprüche befriedigt, wenn er jedem dieſer Elemente die rechte Stelle anweiſ't, und die untergeordneten, die ſich nun einmal, wie queerlaufende Nerven und Adern mit im Organismus vorfinden, nur hervor treten läßt, damit die höhern ſie verzehren. Davon, daß der Werth und die Bedeutung eines Dramas von dem durch hundert und tauſend Zufälligkeiten bedingten Umſtand, ob es zur Aufführung kommt oder nicht, alſo von ſeinem äußern Schickſal, abhange, kann ich mich nicht überzeugen, denn, wenn das Theater, das als vermittelndes Organ zwiſchen der Poeſie und dem Publikum ſehr hoch zu ſchätzen iſt, eine ſolche Wunderkraft beſäße, ſo müßte es zunächſt doch das lebendig erhalten, was ſich ihm mit Leib und Seele ergiebt; wo bleiben ſie aber, die hundert und tauſend „bühnengerechten“ Stücke, die „mit verdientem Beifall“ unter „zahlreichen Wiederholungen“ über die Bretter gehen? Und um von der Fabrik-Waare abzuſehen, werden Shakſpeare und Calderon, die ja doch nicht bloß große dramatiſche Dichter, ſondern auch wahre Theater-Schriftſteller geweſen ſein ſollen, geſpielt, hat das Theater ſie nicht längſt fallen laſſen und dadurch bewieſen, daß es ſo wenig das Vortreffliche, als das Richtige, feſt hält, geht daraus aber nicht mit Evidenz hervor, daß nicht, wie diejenigen, die nur halb wiſſen, worauf es ankommt, meinen, das factiſche Dargeſtelltwerden, das früher oder ſpäter aufhört, ohne darum der Wirkung des Dichters eine Gränze zu ſetzen, ſondern die von mir aus der Form als unbedingt nothwendig abgeleitete und ihrem wahren Weſen nach beſtimmte Darſtellbarkeit über Werth und Bedeutung eines Dramas entſcheidet? Hiermit iſt nun nicht bloß die naive Seidelmann'ſche Behauptung beſeitigt, von der ich zunächſt ausging, und die eigentlich darauf hinausläuft, daß ein poetiſches Nichts, das ſich in jeder Façon, die der Künſtler ihm aufzudrücken beliebt, noch beſſer ausnimmt, als in der von Haus aus mitgebrachten, der Willkür des genialen Schauſpielers freieren Spielraum verſtattet, als das zähe poetiſche Etwas, an das er ſich hingeben muß; ſondern es iſt damit auch all das übrige Gerede, deſſen ich gedachte, auf ſein Körnlein Wahrheit reducirt, es iſt gezeigt, daß der echte dramatiſche Darſtellungs-Proceß ganz von ſelbſt und ohne nach der Bühne zu blinzeln, alles Geiſtige verleiblichen, daß er die dualiſtiſchen Ideen-Factoren, aus deren Aneinanderprallen der das ganze Kunſtwerk entzündende ſchöpferiſche Funke hervor ſpringt, zu Characteren verdichten, daß er das innere Ereigniß nach allen ſeinen Entwickelungsſtadien in einer äußeren Geſchichte, einer Anecdote, auseinander fallen und dieſe Anecdote, dem Steigerungs-Geſetz der Form gemäß, zur Spitze auslaufen laſſen, alſo ſpannend und Intereſſe erweckend geſtalten, und ſo auch denjenigen Theil der Leſer- und Zuſchauerſchaft, der die wahre Handlung gar nicht ahnt, amüſiren und zufrieden ſtellen wird.

Kann aber, ich darf dieſe Frage nicht umgehen, die ſo weit fortgeſchrittene Philoſophie die große Aufgabe der Zeit nicht allein löſen, und iſt der Standpunkt der Kunſt nicht als ein überwundener oder ein doch zu überwindender zu betrachten? Wenn die Kunſt Nichts weiter wäre, als was die Meiſten in ihr erblicken, ein träumeriſches, hin und wieder durch einen ſogenannten ironiſchen Einfall über ſich ſelbſt unterbrochenes Fortſpinnen der Erſcheinungswelt, eine gleichſam von dem äußeren Theater auf's innere verſetzte Geſtalten-Komödie, worin die verhüllte Idee nach, wie vor, mit ſich ſelbſt Verſteckens ſpielt, ſo müßte man darauf unbedingt mit Ja antworten, und ihr auflegen, die viertauſendjährige Sünde einer angemaßten Exiſtenz mit einem freiwilligen Tode zu büßen, ja ſelbſt die ewige Ruhe nicht als einen, durch ihre erſt jetzt überflüſſig gewordene Thätigkeit verdienten Lohn, ſondern nur als ein ihr aus Rückſicht auf den von ihr der Menſchheit in ihren Kinderjahren durch ihre nicht ganz ſinnloſen Bilder und Hieroglyphen verſchafften nützlichen Zeitvertreib bewilligtes Gnadengeſchenk hinzunehmen. Aber die Kunſt iſt nicht bloß unendlich viel mehr, ſie iſt etwas ganz Anderes, ſie iſt die realiſirte Philoſophie, wie die Welt die realiſirte Idee, und eine Philoſophie, die nicht mit ihr ſchließen, die nicht ſelbſt in ihr zur Erſcheinung werden, und dadurch den höchſten Beweis ihrer Realität geben will, braucht auch nicht mit der Welt anzufangen, es iſt gleichgültig, ob ſie das erſte oder das letzte Stadium des Lebensproceſſes, von dem ſie ſich ausgeſchloſſen wähnen muß, wenn ſie ohne Darſtellung auskommen zu können glaubt, negirt, denn auf die Welt kann ſie ſich, als auf eine ſolche Darſtellung nicht zurück beziehen, ohne ſich zugleich mit auf die Kunſt zu beziehen, da die Welt eben erſt in der Kunſt zur Totalität zuſammen geht. Eine ſchöpferiſche und urſprüngliche Philoſophie hat dieß auch noch nie gethan, ſie hat immer gewußt, daß ſie ſich eine Probe, die die von ihr nackt reproducirte Idee ſelbſt ſich nicht erſparen konnte, nicht unterſchlagen darf, und deshalb in der Kunſt niemals einen bloßen Stand-, ſondern ihren eigenen Ziel- und Gipfelpunkt erblickt; dagegen iſt es characteriſtiſch für jede Formale, und aus nahe liegenden Gründen auch für die Jüngerſchaft jeder anderen, daß ſie ſelbſt da, wo ſie lebendige Geſtalt geworden iſt, oder doch werden ſollte, nicht aufhören kann, zu zerſetzen, und, gleich einem Menſchen, der, um ſich zu überzeugen, ob er auch Alles das, was, wie er aus der Anthropologie weiß, zum Menſchen gehört, wirklich beſitze, ſich Kopf- Bruſt-

und Bauchhöhle öffnen wollte, die Spitze aller Erſcheinung, in der Geiſt und Natur ſich umarmen, durch einen zugleich barbariſchen und ſelbſtmörderiſchen Act zerſtört. Eine ſolche Philoſophie erkennt ſich ſelbſt in der höheren Chiffre der Kunſt nicht wieder, es kommt ihr ſchon verdächtig vor, daß ſie dieſelbe aus der von ihr mit ſo viel Mühe und Anſtrengung zerriſſenen Chiffre der Natur zuſammengeſetzt findet, und ſie weiß nicht, woran ſie ſich halten ſoll; da ſtößt ſie aber zu ihrem Glück im Kunſtwerk auf einzelne Parthieen, die (ſollten's unter einem Gemälde auch nur die Unterſchriften des Regiſtrators ſeyn!) in der ihr allein geläufigen Ausdrucksweiſe des Gedankens und der Reflexion abgefaßt ſind, weil entweder der Geiſt des Ganzen dort wirklich nicht zur Form durchdrang, oder weil nur eine, der Form nicht bedürftige, Copula hinzuſtellen war; die hält ſie nun für die Hauptſache, für das Reſultat der Darſtellung, um das ſich das übrige Schnörkelweſen von Figuren und Geſtalten ungefähr ſo herum ſchlinge, wie auf einem kaufmänniſchen Wechſel die Arabesken, Merkur und ſeine Sippſchaft, um die reelle Zahl, mit Eifer und

Ehrlichkeit reiht ſie dieſe Perlen, Sentenzen und Gnomen genannt, am Faden auf und ſchätzt ſie ab; da das Reſultat nun aber natürlich eben ſo kläglich ausfällt, als wenn man die Philoſophie nach ihrem Reichthum an Leben und Geſtalt meſſen wollte, ſo ſpricht ſie mit voller Ueberzeugung ihr endliches Urtheil dahin aus, daß die Kunſt eine kindiſche Spielerei ſey, wobei ja wohl auch, man habe Exempel, zuweilen ein von einem reichen Mann auf der Straße verlornes Geldſtück gefunden und wieder in Cours geſetzt werde. Wer dieſe Schilderung für übertrieben hält, der erinnere ſich an Kant's famoſen Ausſpruch in der Anthropologie, wo der Alte vom Berge alles Ernſtes erklärt, das poetiſche Vermögen, von Homer an, beweiſe Nichts, als eine Unfähigkeit zum reinen Denken, ohne jedoch die ſich mit Nothwendigkeit ergebende Conſequenz hinzuzufügen, daß auch die Welt in ihrer ſtammelnden Mannigfaltigkeit Nichts beweiſe, als die Unfähigkeit Gottes, einen Monolog zu halten.

Wenn nun aber das Drama keine geringere, als die weltgeſchichtliche Aufgabe ſelbſt löſen helfen, wenn es zwiſchen der Idee und dem Wel[illegible] und

Menſchen-Zuſtand vermitteln ſoll, folgt nicht daraus, daß es ſich ganz an die Geſchichte hingeben, daß es hiſtoriſch ſeyn muß? Ich habe mich über dieſen wichtigen Punct an einem andern Ort, in der Schrift: Ein Wort über das Drama, Hamburg bei Hoffmann und Campe, 1843, auf den ich hier wohl verweiſen darf, dahin ausgeſprochen, daß das Drama ſchon an und für ſich und ohne ſpecielle Tendenz (die eigentlich, um recht geſchichtlich zu werden, aus der Geſchichte heraus tritt, und die Nabelſchnur, die jede Kraft mit der lebendigen Gegenwart verknüpft, durchſchneidet, um ſie an die todte Vergangenheit mit einem Zwirnsfaden feſt zu binden) hiſtoriſch und daß die Kunſt die höchſte Geſchichtſchreibung ſey. Dieſen Ausſpruch wird Keiner, der rückwärts und vorwärts zu ſchauen verſteht, anfechten, denn er wird ſich erinnern, daß uns nur von denjenigen Völkern der alten Welt, die es zur Kunſt gebracht, die ihr Daſeyn und Wirken in einer unzerbrechlichen Form nieder gelegt haben, ein Bild geblieben iſt, und hierin liegt zunächſt der nie zu verachtende factiſche Beweis; er wird aber auch erkennen, daß der ſich ſchon jetzt verſtrengernde hiſtoriſche Ausſcheidungsproceß, der das Bedeutende vom Unbedeutenden, das uns völlig Abgeſtorbene, wenn auch in ſich noch ſo Gewichtige, von dem noch in den Geſchichtsorganismus hinüber Greifenden ſondert, ſich immer ſteigern, daß er die Nomenclatur dereinſt einmal bis auf die Alexander und Napoleone lichten, daß er noch ſpäter nur noch die Völker-Phyſiognomieen und dann wohl gar nur noch die durch die Phaſen der Religion und Philoſophie bedingten allgemeinſten Entwickelungs-Epochen der Menſchheit feſthalten, ja ſogar, der Humor kommt hier von ſelbſt, darum verzeihe man ihn, die deutſchen Lyrici, die mit Niemand anſtoßen, der ihnen nicht vorher die Unſterblichkeit einräumt, lieblos fallen laſſen wird; da nun aber die großen Thaten der Kunſt noch viel ſeltener ſind, als die übrigen, aus dem einfachen Grunde, weil ſie eben erſt aus dieſen reſultiren, und da ſie ſich deshalb langſamer häufen, ſo leuchtet ein, daß die Kunſt in dem ungeheuren Meer, worin Welle Welle verſchlingt, noch lange Baken ſtecken, und der Nachwelt den allgemeinen und allerdings an ſich unverlierbaren, weil unmittelbar im Leben aufgebenden, Gehalt der Geſchichte in der Schaale der ſpeciellen Perioden, deren Spitze ſie in ihren verſchiedenen Gliederungen bildet, überliefern, ihr alſo, wenn auch nicht das weitläuftige und gleichgültige Regiſter der Gärtner, die den Baum pflanzten und düngten, ſo doch die Frucht mit Fleiſch und Kern, auf die es allein ankommt, und außerdem noch den Duft der Atmoſphäre, in der ſie reifte, darbieten kann. Endlich freilich wird auch hier der Punct der Unüberſehbarkeit erreicht werden, Shakſpeare wird die Griechen, und was nach Shakſpeare hervortritt, wird ihn verzehren, und ein neuer Kreislauf wird beginnen, oder Kunſt und Geſchichte werden verſanden, die Welt wird für das Geweſene das Verſtändniß verlieren, ohne etwas Neues zu erzeugen, wenn ſich nicht mit größerer Wahrſcheinlichkeit annehmen ließe, daß dem Planeten mit dem Geſchlecht, das er trägt, die ſchöpferiſche Kraft zugleich ausgehen wird. Die Conſequenzen dieſes Geſichtspunctes ergeben ſich von ſelbſt, die Geſchichte, in ſo fern ſie nicht blos das allmälige Fortrücken der Menſchheit in der Löſung ihrer Aufgabe darſtellen, ſondern auch den Antheil, den die hervorragendern Individuen daran hatten, mit Haushälterin-Genauigkeit ſpecificiren will, iſt wirklich nicht viel mehr, als ein großer Kirchhof mit ſeinem Immortalitäts-Apparat, den Leichenſteinen und Kreuzen und ihren Inſchriften, die dem Tod, ſtatt ihm zu trotzen, höchſtens neue Arbeit machen, und wer weiß, wie unentwirrbar ſich im Menſchen die unbewußten und bewußten Motive ſeiner Handlungen zum Knoten verſchlingen, der wird die Wahrheit dieſer Inſchriften ſelbſt dann noch in Zweifel ziehen müſſen, wenn der Todte ſie ſich ſelbſt geſetzt und den guten Willen zur Aufrichtigkeit dargelegt hat. Iſt nun aber ſolchemnach das materielle Fundament der Geſchichte ein von vorn herein nach allen Seiten durchlöchertes und durchlöcherbares, ſo kann die Aufgabe des Dramas doch unmöglich darin beſtehen, mit eben dieſem Fundament, dieſem verdächtigen Conglomerat von Begebenheiten-Skizzen und Geſtalten-Schemen, einen zweifelhaften Galvaniſirungs-Verſuch anzuſtellen, und der nüchterne Leſſing'ſche Ausſpruch in der Dramaturgie, wornach der dramatiſche Dichter die Geſchichte, je nach Befund der Umſtände, benutzen oder unbenutzt laſſen darf, ohne in dem letzten Fall einen Tadel, oder in dem erſten ein ſpecielles Lob zu verdienen, wird, wenn man ihn nur über die Negation hinaus dahin erweitert, daß das Drama deſſenungeachtet den höchſten Gehalt der Geſchichte in ſich aufnehmen kann und ſoll, in voller Kraft verbleiben, am wenigſten aber durch Shakſpeare's Beiſpiel, in deſſen hiſtoriſchen Dramen die auf das Aparte zuweilen etwas verſeſſene romantiſche Schule plötzlich mehr finden wollte, als in ſeinen übrigen, des größeren Geſichtskreiſes wegen unzweifelhaft höher ſtehenden Stücken, umgeſtoßen werden, denn Shakſpeare ſcheuerte nicht etwa die „alten Schaumünzen“ mit dem Kopf Wilhelm's des Erobererso der König Ethelred's wieder blank, ſondern mit jenem großartigen Blick in das wahrhaft Lebendige, der dieſen einzigen Mann nicht ſowohl auszeichnet, als ihn macht, ſtellte er dar, was noch im Bewußtſeyn ſeines Volks lebte, weil es noch daran zu tragen und zu zehren hatte, den Krieg der rothen Roſe mit der weißen, die Höllen-Ausgeburten des Kampfes und die, in der deshalb ſo „fromm und maaßvoll“ gehaltenen Perſon Richmond's aufdämmernden Segnungen des endlichen Friedens. Wenn dieß von aller Geſchichte gilt, wie es denn der Fall iſt, ſo gilt es noch ganz beſonders von der deutſchen; es betrübt mich daher aufrichtig, daß bei uns, ungeachtet ſo vieler ſchlimmer Erfahrungen, das Dramatiſiren unſerer ausgangs- und darum ſogar im untergeordneten Sinn gehaltloſen Kaiſer-Hiſtorien immer wieder in die Mode kommt. Iſt es denn ſo ſchwer, zu erkennen, daß die deutſche Nation bis jetzt überall keine Lebens- ſondern nur eine Krankheits-Geſchichte aufzuzeigen hat, oder glaubt man alles Ernſtes, durch das In Spiritus Setzen der Hohenſtaufen-Bandwürmer, die ihr die Eingeweide zerfreſſen haben, die Krankheit heilen zu können? Wenn ich die Talente, die ihre Kraft an einem auf dieſem Wege nicht zu erreichenden, obgleich an ſich hochwichtigen und realiſirbaren Zweck vergeuden, nicht achtete, ſo würde ich die Frage nicht aufwerfen. Es giebt hiefür eine andere, freilich ſecundäre Form, die nicht ſo ſehr, wie die dramatiſche, auf Concentration und Progreſſion angewieſen iſt, und die durch die ihr verſtattete Detailmalerei ein Intereſſe, das ſie im

Volk nicht vorfindet, ohne daß das Volk darum zu ſchelten wäre, erwecken kann, die von Walter Scott geſchaffene Form des hiſtoriſchen Romans, die in Deutſchland keiner ſo vollſtändig ausgefüllt, ja erweitert hat, als Wilibald Alexis in ſeinem letzten Roman: der falſche Woldemar. Auf dieſen Roman, der, an Brandenburg anknüpfend, alle deutſche Verhältniſſe der dargeſtellten wichtigen Epoche zur Anſchauung bringt und Geſchichte giebt, ohne ſie auf der einen Seite in Geſchichten aufzulöſen, oder auf der anderen einem ſogenannten hiſtoriſchen Pragmatismus die Fülle des Lebens und der Geſtalten zu opfern, nehme ich hier zur Verdeutlichung meiner Gedanken gern Bezug.

So viel im Allgemeinen. Nun noch ein Wort in Beziehung auf das Drama, das ich dem Publicum jetzt vorlege. Der Bänkelſängerſtab, vor dem Immermann ſo gerechte Scheu trug, widert auch mich an, ich werde daher nicht über mein Stück und deſſen Oeconomie (obgleich ich einige Urſache, und vielleicht auch einiges Recht dazu hätte, denn man hat mir die Judith und die Genoveva faſt auf den Kopf geſtellt, man hat mir in der Erſteren namentlich das Moment, worin ihr ganzes Verdienſt liegt, die Verwirrung der Motive in der Heldin, ohne die ſie eine Katze, wenn man will, eine heroiſche, geworden oder geblieben wäre, und die Ableitung der That aus eben dieſer Verwirrung, die nur dadurch eine tragiſche, d. h. eine in ſich, des welthiſtoriſchen Zwecks wegen nothwendige, zugleich aber das mit der Vollbringung beauftragte Individuum wegen ſeiner partiellen Verletzung des ſittlichen Geſetzes vernichtende, werden konnte, zum Vorwurf gemacht, mir alſo geradezu die Tugend als Sünde angerechnet) ich werde nur über die Gattung, zu der es gehört, reden. Es iſt ein bürgerliches Trauerſpiel. Das bürgerliche Trauerſpiel iſt in Deutſchland in Mißcredit gerathen, und hauptſächlich durch zwei Uebelſtände. Vornämlich dadurch, daß man es nicht aus ſeinen inneren, ihm allein eigenen, Elementen, aus der ſchroffen Geſchloſſenheit, womit die aller Dialectik unfähigen Individuen ſich in dem beſchränkteſten Kreis gegenüber ſtehen, und aus der hieraus entſpringenden ſchrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einſeitigkeit aufgebaut, ſondern es aus allerlei

Aeußerlichkeiten, z. B. aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor Allem aber aus dem Zuſammenſtoßen des dritten Standes mit dem zweiten und erſten in Liebes-Affairen, zuſammen geflickt hat. Daraus geht nun unläugbar viel Trauriges, aber nichts Tragiſches, hervor, denn das Tragiſche muß als ein von vorn herein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben ſelbſt Geſetztes und gar nicht zu Umgehendes, auftreten; ſobald man ſich mit einem: Hätte er (dreizig Thaler gehabt, dem die gerührte Sentimentalität wohl gar noch ein: wäre er doch zu mir gekommen, ich wohne ja Nr. 32, hinzufügt) oder einem: Wäre ſie (ein Fräulein geweſen u. ſ. w.) helfen kann, wird der Eindruck, der erſchüttern ſoll, trivial, und die Wirkung, wenn ſie nicht ganz verpufft, beſteht darin, daß die Zuſchauer am nächſten Tag mit größerer Bereitwilligkeit, wie ſonſt, ihre Armenſteuer bezahlen oder ihre Töchter nachſichtiger behandeln, dafür haben ſich aber die resp. Armen-Vorſteher und Töchter zu bedanken, nicht die dramatiſche Kunſt. Dann auch dadurch, daß unſere Poeten, wenn ſie ſich einmal zum Volk hernieder ließen, weil ihnen einfiel, daß man doch vielleicht bloß ein Menſch ſeyn dürfe, um ein Schickſal, und unter Umſtänden ein ungeheures Schickſal haben zu können, die gemeinen Menſchen, mit denen ſie ſich in ſolchen verlorenen Stunden befaßten, immer erſt durch ſchöne Reden, die ſie ihnen aus ihrem eigenen Schatz vorſtreckten, adeln, oder auch durch ſtöckige Bornirtheit noch unter ihren wirklichen Standpunct in der Welt hinab drücken zu müſſen glaubten, ſo daß ihre Perſonen uns zum Theil als verwunſchene Prinzen und Prinzeſſinnen vorkamen, die der Zauberer aus Malice nicht einmal in Drachen und Löwen und andere reſpectable Notabilitäten der Thierwelt, ſondern in ſchnöde Bäckermädchen und Schneidergeſellen verwandelt hatte, zum Theil aber auch als belebte Klötze, an denen es uns ſchon Wunder nehmen mußte, daß ſie Ja und Nein ſagen konnten. Dieß war nun, wo möglich, noch ſchlimmer, es fügte dem Trivialen das Abſurde und Lächerliche hinzu, und obendrein auf eine ſehr in die Augen fallende Weiſe, denn Jeder weiß, daß Bürger und Bauern ihre Treppen, deren ſie ſich eben ſo gut bedienen, wie die Helden des Salons und der Promenaden, nicht am Sternenhimmel pflücken und nicht aus dem Meer fiſchen, ſondern daß der Handwerker ſie ſich in ſeiner Werkſtatt, der Pflüger ſie hinter ſeinem Pflug zuſammen lieſ't, und Mancher macht wohl auch die Erfahrung, daß dieſe ſimplen Leute ſich, wenn auch nicht auf's Converſiren, ſo doch recht gut auf's lebendige Reden, auf das Miſchen und Veranſchaulichen ihrer Gedanken, verſtehen. Dieſe beiden Uebelſtände machen das Vorurtheil gegen das bürgerliche Trauerſpiel begreiflich, aber ſie können es nicht rechtfertigen, denn ſie fallen augenſcheinlich nicht der Gattung, ſondern nur den Pfuſchern, die in ihr geſtümpert haben, zur Laſt. Es iſt an und für ſich gleichgültig, ob der Zeiger der Uhr von Gold oder von Meſſing iſt, und es kommt nicht darauf an, ob eine in ſich bedeutende, d. h. ſymboliſche, Handlung ſich in einer niederen, oder einer geſellſchaftlich höheren Sphäre ereignet. Aber freilich, wenn in der heroiſchen Tragödie die Schwere des Stoffs, das Gewicht der ſich unmittelbar daran knüpfenden Reflexionen eher bis auf einen gewiſſen Grad für die

Mängel der tragiſchen *Form* entſchädigt, ſo hängt im bürgerlichen Trauerſpiel *Alles* davon ab, ob der *Ring* der tragiſchen *Form* geſchloſſen, d. h. ob der Punct erreicht wurde, wo uns einestheils nicht mehr die kümmerliche Theilnahme an dem *Einzel-Geſchick* einer von dem Dichter willkürlich aufgegriffenen Perſon zugemuthet, ſondern dieſes in ein *allgemein menſchliches*, wenn auch nur in extremen Fällen ſo ſchneidend hervortretendes, aufgelöſ't wird, und wo uns anderntheils neben dem, von der ſogenannten *Verſöhnung* unſerer Aesthetici, welche ſie in einem in der *wahren* Tragödie — die es mit dem durchaus *Unauflöslichen* und nur durch ein unfruchtbares Hinwegdenken des von vorn herein zuzugebenden Factums zu Beſeitigenden zu thun hat — *unmöglichen*, in der auf *conventionelle* Verwirrungen gebauten aber *leicht herbei zu führenden* ſchließlichen *Embraſſement* der Anfangs auf Tod *und Leben entzweiten* Gegenſätze zu erblicken pflegen, auf's Strengſte zu unterſcheidenden *Reſultat* des Kampfes, zugleich auch die *Nothwendigkeit*, es gerade auf *dieſem* und keinem andern

Wege zu erreichen, entgegen tritt. In dem letzten Punct, der Erläuterung wegen werde es bemerkt, iſt die Ottilie der Wahlverwandtſchaften ein vielleicht für alle Zeiten unerreichbares Meiſterſtück und gerade hierin, hierin aber auch allein, lag Goethe's künſtleriſches Recht, ein ſo ungeheures Schickſal aus einer an den Oedyp erinnernden Willenloſigkeit abzuleiten, da die himmliſche Schönheit einer ſo ganz innerlichen Natur ſich nicht in einem ruhigen, ſondern nur im allergewaltſamſten Zuſtande aufdecken konnte. Hiernach, zu allernächſt z. B. nach dem Verhältniß der Anecdote zu den im Hintergrund derſelben ſich mit ihren poſitiven und negativen Seiten bewegenden ſittlichen Mächten der Familie, der Ehre und der Moral, wäre denn auch bei meinem Stück allein zu fragen, nicht aber nach der ſogenannten „blühenden Diction," dieſem jammervollen bunten Kattun, worin die Marionetten ſich ſpreizen, oder nach der Zahl der hübſchen Bilder, der Pracht-Sentenzen und Beſchreibungen, und anderen Unter-Schönheiten, an denen arm zu ſein, die erſte Folge des Reichthums iſt. Die Erbfehler des bürgerlichen Trauerſpiels, deren ich oben gedachte, habe ich vermieden, das weiß ich, unſtreitig habe ich andere dafür begangen. Welche? Das möchte ich am liebſten von den einſichtsvollen Beurtheilern meiner Genoveva im Vaterland und in den Blättern für literariſche Unterhaltung, denen ich hier für ihre gründlichen und geiſtreichen Recenſionen öffentlich meinen Dank ausſpreche, erfahren.

Paris, den 4. März 1844.

Friedrich Hebbel.

Perſonen:

Meiſter Anton, ein Tiſchler.
Seine Frau.
Klara, ſeine Tochter.
Karl, ſein Sohn.
Leonhard.
Ein Secretair.
Wolfram, ein Kaufmann.
Adam, ein Gerichtsdiener.
Ein zweiter Gerichtsdiener.
Ein Knabe.
Eine Magd.

Ort: eine mittlere Stadt.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſter Akt.

Zimmer im Hauſe des Tiſchlermeiſters.

Erſte Scene.

Klara. Die Mutter.

Klara.

Dein Hochzeits-Kleid? Ei, wie es Dir ſteht! Es iſt, als ob's zu heut gemacht wäre!

Mutter.

Ja, Kind, die Mode läuft ſo lange vorwärts, bis ſie nicht weiter kann, und umkehren muß. Dies Kleid war ſchon zehn Mal aus der Mode, und kam immer wieder hinein.

Klara.

Diesmal doch nicht ganz, liebe Mutter! Die Aermel ſind zu weit. Es muß Dich nicht verdrießen!

Mutter.

(lächelnd) Dann müßt' ich Du ſeyn!

Klara.

So haſt Du alſo ausgeſehen! Aber einen Kranz trugſt Du doch auch, nicht wahr?

Mutter.

Will's hoffen! Wozu hätt' ich ſonſt den Myrthenbaum Jahrelang im Scherben gepflegt!

Klara.

Ich hab' Dich ſo oft gebeten, und Du haſt es nie angezogen, Du ſagteſt immer: mein Brautkleid iſt's nicht mehr, es iſt nun mein Leichenkleid, und damit ſoll man nicht ſpielen. Ich mogt' es zuletzt gar nicht mehr ſehen, weil es mich, wenn es ſo weiß da hing, immer an Deinen Tod und an den Tag erinnerte, wo die alten Weiber es Dir über den Kopf ziehen würden. — Warum denn heut?

Mutter.

Wenn man ſo ſchwer krank liegt, wie ich, und nicht weiß, ob man wieder geſund wird, da geht Einem gar Manches im Kopf herum. Der Tod iſt ſchrecklicher als man glaubt, o, er iſt bitter! Er verdüſtert die Welt, er bläſ't all' die Lichter, eins nach dem andern, aus, die ſo bunt und luſtig um uns her ſchimmern, die freundlichen Augen des Mannes und der Kinder hören zu leuchten auf, und es wird finſter allenthalben, aber im Herzen zündet er ein Licht an, da wird's hell, und man ſieht viel, ſehr viel, was man nicht ſehen mag. Ich bin mir eben nichts Böſes bewußt, ich bin auf Gottes Wegen gegangen, ich habe im Hauſe geſchafft, was ich konnte, ich habe Dich und Deinen Bruder in der Furcht des Herrn aufgezogen und den ſauren Schweiß Eures Vaters zuſammen gehalten, ich habe aber immer auch einen Pfenning für die Armen zu erübrigen gewußt, und wenn ich zuweilen Einen abwies, weil ich gerade verdrießlich war, oder weil zu Viele kamen, ſo war es kein Unglück für ihn, denn ich rief ihn gewiß wieder um und gab ihm doppelt. Ach, was iſt das Alles Man zittert doch vor der letzten Stunde, wenn ſie herein droht, man krümmt ſich, wie ein Wurm, man fleht zu Gott um's Leben, wie ein Diener den Herrn anfleht, die ſchlecht gemachte Arbeit noch einmal verrichten zu dürfen, um am Lohntag nicht zu kurz zu kommen.

Klara.

Hör' davon auf, liebe Mutter, Dich greift's an!

Mutter.

Nein, Kind, mir thut's wohl! Steh' ich denn nicht geſund und kräftig wieder da? Hat der Herr mich nicht bloß gerufen, damit ich erkennen mögte, daß mein Feierkleid noch nicht fleckenlos und rein iſt, und hat er mich nicht an der Pforte des Grabes wieder umkehren laſſen, und mir Friſt gegeben, mich zu ſchmucken für die himmliſche Hochzeit? So gnadenvoll war er gegen jene ſieben Jungfrauen im Evangelium, das Du mir geſtern Abend vorleſen mußteſt, nicht! Darum habe ich heute, da ich zum heiligen Abendmahl gehe, dies Gewand angelegt. Ich trug es den Tag, wo ich die frömmſten und beſten Vorſätze meines Lebens faßte. Es ſoll mich an die mahnen, die ich noch nicht gehalten habe!

Klara.

Du ſprichſt noch immer wie in Deiner Krankheit!

Zweite Scene.

Karl.

(tritt auf) Guten Morgen, Mutter! Nun, Klara, mögteſt Du mich leiden, wenn ich nicht Dein Bruder wäre?

Klara.

Eine goldene Kette? Woher haſt Du die?

Karl.

Wofür ſchwitz' ich? Warum arbeit' ich Abends zwei Stunden länger, als die Anderen? Du biſt impertinent!

Mutter.

Zank am Sonntag-Morgen? Schäme Dich, Karl!

Karl.

Mutter, haſt Du nicht einen Gulden für mich?

Mutter.

Ich habe kein Geld, als was zur Haushaltung gehört.

Karl.

Gieb nur immer davon her! Ich will nicht murren, wenn Du die Eierkuchen vierzehn Tage lang etwas magerer bäckſt. So haſt Du's ſchon oft gemacht!

Ich weiß das wohl! Als für Klaras weißes Kleid geſpart wurde, da kam Monate lang nichts Leckeres auf den Tiſch. Ich drückte die Augen zu, aber ich wußte recht gut, daß ein neuer Kopfputz, oder ein anderes Fahnenſtück auf dem Wege war. Laß' mich denn auch ein mal davon profitiren!

Mutter.

Du biſt unverſchämt!

Karl.

Ich hab' nur keine Zeit, ſonſt — (er will gehen).

Mutter.

Wohin gehſt Du?

Karl.

Ich will's Dir nicht ſagen, dann kannſt Du, wenn der alte Brummbär nach mir fragt, ohne roth zu werden, antworten, daß Du's nicht weißt. Uebrigens brauch' ich Deinen Gulden gar nicht, es iſt das Beſte, daß nicht alles Waſſer aus Einem Brunnen geſchöpft werden ſoll. (für ſich) Hier im Hauſe glauben ſie von mir ja doch immer das Schlimmſte; wie ſollt' es mich nicht freuen, ſie in der Angſt zu erhalten? Warum ſollt' ich's ſagen, daß ich, da ich den Gulden nicht bekomme, nun ſchon in die Kirche gehen muß, wenn mir nicht ein Bekannter aus der Verlegenheit hilft? (ab).

Dritte Scene.

Klara.

Was ſoll das heißen?

Mutter.

Ach, er macht mir Herzeleid! Ja, ja, der Vater hat recht, das ſind die Folgen! So allerliebſt, wie er als kleiner Lockenkopf um das Stück Zucker bat, ſo trotzig fordert er jetzt den Gulden! Ob er den Gulden wirklich nicht fordern würde, wenn ich ihm das Stück Zucker abgeſchlagen hätte? Das peinigt mich oft! Und ich glaube, er liebt mich nicht einmal. Haſt Du ihn ein einziges Mal weinen ſehen während meiner Krankheit?

Klara.

Ich ſah ihn ja nur ſelten, faſt nicht anders, als bei Tiſch. Mehr Appetit hatte er, als ich!

Mutter.

(ſchnell) Das war natürlich, er mußte die ſchwere Arbeit verrichten!

Klara.

Freilich! Und wie die Männer ſind! Die ſchämen ſich ihrer Thränen mehr, als ihrer Sünden! Eine geballte Fauſt, warum die nicht zeigen, aber ein weinendes Auge? Auch der Vater! Schluchzte er nicht den Nachmittag, wo Dir zur Ader gelaſſen wurde, und kein Blut kommen wollte, an ſeiner Hobelbank, daß mir's durch die Seele ging! Aber als ich nun zu ihm trat, und ihm über die Backen ſtrich, was ſagte er? Verſuch' doch, ob Du mir den verfluchten Span nicht aus dem Auge herausbringen kannſt, man hat ſo viel zu thun und kommt nicht vom Fleck!

Mutter.

(lächelnd) Ja, ja! Ich ſehe den Leonhard ja gar nicht mehr. Wie kommt das?

Klara.

Mag er weg bleiben!

Mutter.

Ich will nicht hoffen, daß Du ihn anderswo ſiehſt als hier im Hauſe!

Klara.

Bleib' ich etwa zu lange weg, wenn ich Abends zum Brunnen gehe, daß Du Grund zum Verdacht haſt?

Mutter.

Nein, das nicht! Aber nur darum hab' ich ihm Erlaubniß gegeben, daß er zu uns kommen darf, damit er Dir nicht bei Nebel und Nacht aufpaſſen ſoll. Das hat meine Mutter auch nicht gelitten!

Klara

Ich ſeh ihn nicht!

Mutter.

Schmollt Ihr mit einander? Ich mag ihn ſonſt wohl leiden, er iſt ſo geſetzt! Wenn er nur erſt etwas wäre! Zu meiner Zeit hätt' er nicht lange warten dürfen, da riſſen die Herren ſich um einen geſchickten Schreiber, wie die Lahmen um die Krücke, denn ſie waren ſelten. Auch wir geringeren Leute konnten ihn brauchen. Heute ſetzte er dem Sohn einen Neujahrswunſch für den Vater auf, und erhielt allein für den vergoldeten Anfangsbuchſtaben ſo viel, daß man einem Kinde eine Docke dafür hätte kaufen können. Morgen gab ihm der Vater einen Wink und ließ ſich den Wunſch vorleſen, heimlich, bei verſchloſſenen Thüren, um nicht überraſcht zu werden und die Unwiſſenheit aufgedeckt zu ſehen. Das gab doppelte Bezahlung. Da waren die Schreiber oben auf und machten das Bier theuer. Jetzt iſt's anders, jetzt müſſen wir Alten, die wir uns nicht auf's Leſen und Schreiben verſtehen, uns von neunjährigen Buben ausſpotten laſſen! Die Welt wird immer klüger, vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo Einer ſich ſchämen muß, wenn er nicht auf dem Seil tanzen kann!

Klara.

Es läutet!

Mutter.

Nun, Kind, ich will für Dich beten! Und was Deinen Leonhard betrifft, ſo liebe ihn, wie er Gott liebt, nicht mehr, nicht weniger. So ſprach meine alte Mutter zu mir, als ſie aus der Welt ging, und mir den Segen gab, ich habe ihn lange genug behalten, hier haſt Du ihn wieder!

Klara.

(reicht ihr einen Strauß) Da!

Mutter.

Der kommt gewiß von Karl!

Klara.

(nickt; dann bei Seite) Ich wollt', es wäre ſo! Was ihr eine rechte Freude machen ſoll, das muß von ihm kommen!

Mutter.

O, er iſt gut und hat mich lieb! (ab)

Klara.

(ſieht ihr durch's Fenſter nach) Da geht ſie! Drei Mal träumt' ich, ſie läge im Sarg, und nun — o die boshaften Träume, ſie kleiden ſich in unſere Furcht, um unſ're Hoffnung zu erſchrecken! Ich will mich niemals wieder an einen Traum kehren, ich will mich über einen guten nicht wieder freuen, damit ich mich über den böſen, der ihm folgt, nicht wieder zu ängſtigen brauche! Wie ſie feſt und ſicher ausſchreitet! Schon iſt ſie dem Kirchhof nah — wer wohl der Erſte iſt, der ihr begegnet? Es ſoll Nichts bedeuten, nein, ich meine nur — (erſchrocken zuſammen fahrend) Der Todtengräber! Er hat eben ein Grab gemacht und ſteigt daraus hervor, ſie grüßt ihn und blickt lächelnd in die düſtre Grube hinab, nun wirft ſie den Blumenſtrauß hinunter und tritt in die Kirche. (Man hört einen Choral) Sie ſingen: Nun danket Alle Gott! (ſie faltet die Hände) Ja! Ja! Wenn meine Mutter geſtorben wäre, nie wär' ich wieder ruhig geworden, denn — — (mit einem Blick gen Himmel) Aber Du biſt gnädig, Du biſt barmherzig! Ich wollt', ich hätt' einen Glauben, wie die Katholiſchen, daß ich Dir Etwas ſchenken dürfte! Meine ganze Sparbüchſe wollt' ich leeren, und Dir ein ſchönes vergoldetes Herz kaufen, und es mit Roſen umwinden. Unſer Pfarrer ſagt, vor Dir ſeyen die Opfer Nichts, denn Alles ſey Dein, und man müßte Dir das, was Du ſchon haſt, nicht erſt geben wollen! Aber Alles, was im Hauſe iſt, gehört meinem Vater doch auch, und dennoch ſieht er's gar gern, wenn ich ihm für ſein eignes Geld ein Tuch kaufe, und es ſauber ſticke, und ihm zum Geburtstag auf den Teller lege. Ja, er thut mir die Ehre an und trägt's nur an den höchſten Feiertagen, zu Weihnacht oder zu Pfingſten! Einmal ſah ich ein ganz kleines katholiſches Mädchen, das ſeine Kirſchen zum Altar trug. Wie gefiel mir das! Es waren die erſten im Jahr, die das Kind bekam, ich ſah, wie es brannte, ſie zu eſſen! Dennoch bekämpfte es ſeine unſchuldige Begierde, es warf ſie, um nur der Verſuchung ein Ende zu machen, raſch hin, der Meßpfaff, der eben den Kelch erhob, ſchaute finſter drein und das Kind eilte erſchreckt von dannen, aber die Maria über dem Altar lächelte ſo mild, als wünſchte ſie aus ihrem Rahmen heraus zu treten, um dem Kind nachzueilen und es zu küſſen. Ich that's für ſie! Da kommt Leonhard! Ach!

Vierte Scene.

Leonhard.

(vor der Thür) Angezogen?

Klara.

Warum ſo zart, ſo rückſichtsvoll? Ich bin noch immer keine Prinzeſſin?

Leonhard.

(tritt ein) Ich glaubte, Du wärſt nicht allein! Im Vorübergehen kam es mir vor, als ob Nachbar's Bärbchen am Fenſter ſtände!

Klara.

Alſo darum!

Leonhard.

Du biſt immer verdrießlich! Man kann vierzehn Tage weg geblieben ſeyn, Regen und Sonnenſchein können ſich am Himmel zehn Mal abgelöſ't haben, in Deinem Geſicht ſteht, wenn man endlich wieder kommt, immer noch die alte Wolke!

Klara.

Es gab andere Zeiten!

Leonhard.

Wahrhaftig! Hätteſt Du immer ausgeſehen, wie jetzt, wir wären niemals gut Freund geworden!

Klara.

Was lag daran!

Leonhard.

So frei fühlſt Du Dich von mir? Mir kann's recht ſeyn! Dann (mit Beziehung) hat Dein Zahnweh von neulich Nichts zu bedeuten gehabt!

Klara.

O Leonhard, es war nicht recht von Dir!

Leonhard.

Nicht recht, daß ich mein höchſtes Gut, denn das biſt Du, auch durch das letzte Band an mich feſt zu knüpfen ſuchte? Und in dem Augenblick, wo ich in Gefahr ſtand, es zu verlieren? Meinſt Du, ich ſah die ſtillen Blicke nicht, die Du mit dem Secretair wechſelteſt? Das war ein ſchöner Freudentag für mich! Ich führe Dich zum Tanz, und —

Klara.

Du hörſt nicht auf, mich zu kränken! Ich ſah den Secretair an, warum ſollt' ich's läugnen? Aber nur wegen des Schnurrbarts, den er ſich auf der Academie hat wachſen laſſen, und der ihm — (ſie hält inne)

Leonhard.

So gut ſteht, nicht wahr? Das wollteſt Du doch ſagen? O ihr Weiber! Euch gefällt das Soldaten-Zeichen noch in der ärgſten Carricatur! Mir kam das kleine, lächerlich-runde Geſicht des Gecken, ich bin erbittert auf ihn, ich verhehle es nicht, er hat mir lange genug bei Dir im Wege geſtanden, mit dem Walde von Haaren, der es in der Mitte durchſchneidet, wie ein weißes Kaninchen vor, das ſich hinter den Buſch verkriecht.

Klara.

Ich habe ihn noch nicht gelobt, Du brauchſt ihn nicht herab zu ſetzen.

Leonhard.

Du ſcheinſt noch immer warmen Antheil an ihm zu nehmen!

Klara.

Wir haben als Kinder zuſammen geſpielt, und nachher — Du weißt recht gut!

Leonhard.

O ja, ich weiß! Aber eben darum!

Klara.

Da war es wohl natürlich, daß ich, nun ich ihn ſeit ſo langer Zeit zum erſten Mal wieder erblickte, ihn anſah, und mich verwunderte, wie groß und — (ſie unterbricht ſich)

Leonhard.

Warum wurdeſt Du denn roth, als er Dich wieder anſah?

Klara.

Ich glaubte, er ſähe nach dem Wärzchen auf meiner linken Backe, ob das auch größer geworden ſey! Du weißt, daß ich mir dies alle Mal einbilde, wenn mich Jemand ſo ſtarr betrachtet, und daß ich dann immer roth werde. Iſt mir's doch, als ob die Warze wächſ't, ſo lange Einer darnach kukt!

Leonhard.

Sey's wie es ſey, mich überlief's, und ich dachte: noch dieſen Abend ſtell' ich ſie auf die Probe! Will ſie mein Weib werden, ſo weiß ſie, daß ſie Nichts wagt. Sagt ſie Nein, ſo —

Klara.

O, Du ſprachſt ein böſes, böſes Wort, als ich Dich zurück ſtieß und von der Bank aufſprang. Der Mond, der bisher zu meinem Beiſtand ſo fromm in die Laube hinein geſchienen hatte, ertrank klüglich in den naſſen Wolken, ich wollte forteilen, doch ich fühlte mich zurückgehalten, ich glaubte erſt, Du wärſt es, aber es war der Roſenbuſch, der mein Kleid mit ſeinen Dornen, wie mit Zähnen, feſthielt, Du läſterteſt mein Herz und ich traute ihm ſelbſt nicht mehr, Du ſtand'ſt vor mir, wie Einer, der eine Schuld einfordert, ich — ach Gott!

Leonhard.

Ich kann's noch nicht bereuen. Ich weiß, daß ich Dich mir nur ſo erhalten konnte. Die alte

Jugendliebe that die Augen wieder auf, ich konnte ſie nicht ſchnell genug zudrücken.

Klara.

Als ich zu Hauſe kam, fand ich meine Mutter krank, todtkrank. Plötzlich dahin geworfen, wie von unſichtbarer Hand. Der Vater hatte nach mir ſchicken wollen, ſie hatte es nicht zugegeben, um mich in meiner Freude nicht zu ſtören. Wie ward mir zu Muth, als ich's hörte! Ich hielt mich fern, ich wagte nicht, ſie zu berühren, ich zitterte. Sie nahm's für kindliche Beſorgniß, und winkte mich zu ſich heran, als ich mich langſam nahte, zog ſie mich zu ſich nieder und küßte meinen entweihten Mund. Ich verging, ich hätte ihr ein Geſtändniß thun, ich hätte ihr zuſchreien mögen, was ich dachte und fühlte: meinetwegen liegſt Du ſo da! Ich that's, aber Thränen und Schluchzen erſtickten die Worte, ſie griff nach der Hand meines Vaters und ſprach mit einem ſeligen Blick auf mich: welch ein Gemüth!

Leonhard.

Sie iſt wieder geſund. Ich kam, ihr meinen Glückwunſch abzuſtatten, und — was meinſt Du?

Klara.

Und?

Leonhard.

Bei Deinem Vater um Dich anzuhalten!

Klara.

Ach!

Leonhard.

Iſt Dir's nicht recht?

Klara.

Nicht recht? Mein Tod wär's, wenn ich nicht bald Dein Weib würde, aber Du kennſt meinen Vater nicht! Er weiß nicht, warum wir Eile haben, er kann's nicht wiſſen, und wir können's ihm nicht ſagen, und er hat hundert Mal erklärt, daß er ſeine Tochter nur dem giebt, der, wie er es nennt, nicht bloß Liebe im Herzen, ſondern auch Brot im Schrank für ſie hat. Er wird ſprechen: wart noch ein Jahr, mein Sohn, oder zwei, und was willſt Du antworten?

Leonbard.

Närrin, der Punkt iſt ja gerade beſeitigt! Ich habe die Stelle, ich bin Caſſirer!

Klara.

Du biſt Caſſirer? Und der andere Candidat, der Neffe vom Paſtor?

Leonhard.

War betrunken, als er zum Examen kam, verbeugte ſich gegen den Ofen, ſtatt gegen den Bürgermeiſter, und ſtieß, als er ſich niederſetzte, drei Taſſen vom Tiſch. Du weißt, wie hitzig der Alte iſt, Herr! fuhr er auf, doch noch bekämpfte er ſich und biß ſich auf die Lippen, aber ſeine Augen blitzten durch die Brille, wie ein Paar Schlangen, die ſpringen wollen, und jede ſeiner Mienen ſpannte ſich. Nun ging's an's Rechnen, und, ha! ha! mein Mitbewerber rechnete nach einem ſelbſterfundenen Ein mal Eins, das ganz neue Reſultate lieferte; der verrechnet ſich! ſprach der Bürgermeiſter, und reichte mir mit einem Blick, in dem ſchon die Beſtallung lag, die Hand, die ich obgleich ſie nach Taback roch, demüthig an die Lippen führte, hier iſt ſie ſelbſt, unterſchrieben und beſiegelt!

Klara.

Das kommt —

Leonhard.

Unerwartet, nicht wahr? Nun, es kommt auch nicht ſo ganz von ungefähr. Warum ließ ich mich vierzehn Tage lang bei Euch nicht ſehen?

Klara.

Was weiß ich? Ich denke, weil wir uns den letzten Sonntag erzürnten!

Leonhard.

Den kleinen Zwiſt führte ich ſelbſt liſtig herbei, damit ich wegbleiben konnte, ohne daß es zu ſehr auffiele.

Klara.

Ich verſteh' Dich nicht!

Leonhard.

Glaub's. Die Zeit benutzt' ich dazu, der kleinen buckligten Nichte des Bürgermeiſters, die ſo viel bei dem Alten gilt, die ſeine rechte Hand iſt, wie der Gerichtsdiener die linke, den Hof zu machen. Verſteh' mich recht! Ich ſagte ihr ſelbſt nichts Angenehmes, ausgenommen ein Compliment über ihre Haare, die bekanntlich roth ſind, ich ſagte ihr nur Einiges, daß ihr wohl gefiel, über Dich!

Klara.

Ueber mich?

Leonhard.

Warum ſollt' ich's verſchweigen? Geſchah es doch in der beſten Abſicht! Als ob es mir nie im Ernſt um Dich zu thun geweſen wäre, als ob — Genug! Das dauerte ſo lange, bis ich dies in Händen hatte, und wie's gemeint war, wird die leichtgläubige, manntolle Thörin erfahren, ſobald ſie uns in der Kirche aufbieten hört!

Klara.

Leonhard!

Leonhard.

Kind! Kind! Sey Du ohne Falſch, wie die Taube, ich will klug, wie die Schlange ſeyn, dann genügen wir, da Mann und Weib doch nur Eins ſind, dem Evangelienſpruch vollkommen. (lacht) Es kam auch nicht ganz von ſelbſt, daß der junge Herrmann in dem wichtigſten Augenblick ſeines Lebens betrunken war. Du haſt gewiß nicht gehört, daß der Menſch ſich auf's Trinken verlegt!

Klara.

Kein Wort.

Leonhard.

Um ſo leichter glückte mein Plan. Mit drei Gläſern war's gethan. Ein Paar Kameraden von mir mußten ihm auf den Leib rücken. „Darf man gratuliren?" Noch nicht! „O, das iſt ja abgemacht! Dein Onkel —" Und nun: trink', mein Brüderlein, trink! Als ich heute Morgen zu Dir ging, ſtand er am Fluß, und kukte, über's Brückengeländer ſich lehnend, ſchwermüthig hinein. Ich grüßte ihn ſpöttiſch und fragte, ob ihm etwas in's Waſſer gefallen ſey. „Ja wohl — ſagte er, ohne aufzuſehen — und es iſt vielleicht gut, wenn ich ſelbſt nachſpringe."

Klara.

Unwürdiger! Mir aus den Augen!

Leonhard.

Ja? (macht, als wollt' er gehen.)

Klara.

O mein Gott, an dieſen Menſchen bin ich gekettet!

Leonhard.

Sey kein Kind! Und nun noch ein Wort im Vertrauen. Hat Dein Vater die tauſend Thaler noch immer in der Apotheke ſtehen?

Klara.

Ich weiß Nichts davon.

Leonhard.

Nichts über einen ſo wichtigen Punct?

Klara.

Da kommt mein Vater.

Leonhard.

Verſteh' mich! Der Apotheker ſoll nah am Concurs ſeyn, darum fragt' ich!

Klara.

Ich muß in die Küche! (ab)

Leonhard.

(allein) Nun müßte hier Nichts zu holen ſeyn! Ich kann es mir zwar nicht denken, denn der Meiſter Anton iſt der Art, daß er, wenn man ihm aus Verſehen auch nur einen Buchſtaben zu viel auf den Grabſtein ſetzte, gewiß als Geiſt ſo lange umginge, bis er wieder ausgekratzt wäre, denn er würde es für unredlich halten, ſich mehr vom Alphabet anzueignen, als ihm zukäme!

Fünfte Scene.

Der Vater, Meiſter Anton (tritt ein).

Guten Morgen, Herr Caſſirer! (er nimmt ſeinen Hut ab und ſetzt eine wollene Mütze auf) Iſt's einem alten Manne erlaubt, ſein Haupt zu bedecken?

Leonhard.

Er weiß alſo —

Meiſter Anton.

Schon geſtern Abend. Ich hörte, als ich in der Dämmerung zum todten Müller ging, um dem Mann das Maaß zur letzten Behauſung zu nehmen, ein Paar von Seinen guten Freunden auf Ihn ſchimpfen. Da dachte ich gleich: der Leonhard hat gewiß den Hals nicht gebrochen. Im Sterbehauſe hörte ich das Nähere vom Küſter, der eben vor mir gekommen war, um die Wittwe zu tröſten und nebenbei ſich ſelbſt zu betrinken.

Leonhard.

Und Klara mußte es erſt von mir erfahren?

Meiſter Anton.

Wenn es Ihn nicht trieb, der Dirne die Freude zu machen, wie ſollt' es mich treiben? Ich ſtecke in meinem Hauſe keine Kerzen an, als die mir ſelbſt gehören. Dann weiß ich, daß Niemand kommen kann, der ſie wieder ausbläſ't, wenn wir eben unſ're beſte Luſt daran haben!

Leonhard.

Er konnte doch von mir nicht denken —

Meiſter Anton.

Denken? Ueber Ihn? Ueber irgend Einen? Ich hoble mir die Bretter wohl zurecht mit meinem Eiſen, aber nie die Menſchen mit meinen Gedanken. Ueber die Thorheit bin ich längſt hinaus. Wenn ich einen Baum grünen ſehe, ſo denk' ich wohl: nun wird er bald blühen! Und wenn er blüht: nun wird er Früchte bringen! Darin ſehe ich mich auch nicht getäuſcht, darum geb' ich die alte Gewohnheit nicht auf. Aber über Menſchen denke ich Nichts, gar Nichts, nichts Schlimmes, nichts Gutes ~~dann brauch' ich nicht abwechſelnd, wenn ſie bald meine Furcht, bald meine Hoffnung täuſchen, roth oder blaß zu werden~~ Ich mache bloß Erfahrungen über ſie, und nehme mir ein Beiſpiel an meinen beiden Augen, die auch nicht denken, ſondern nur ſehen. Ueber Ihn glaubte ich ſchon eine ganze Erfahrung gemacht zu haben, nun finde ich Ihn hier, und muß bekennen, daß es doch nur eine halbe geweſen iſt!

Leonhard.

Meiſter Anton, Er macht es ganz verkehrt. Der Baum hängt von Wind und Wetter ab, der Menſch hat in ſich Geſetz und Regel!

Meiſter Anton.

Meint Er? Ja, wir Alten ſind dem Tod vielen Dank ſchuldig, daß er uns noch ſo lange unter Euch Jungen herum laufen läßt, und uns Gelegenheit giebt, uns zu bilden. Früher glaubte die dumme Welt, der Vater ſey dazu da, um den Sohn zu erziehen. Umgekehrt, der Sohn ſoll dem Vater die letzte Politur geben, damit der arme einfältige Mann ſich im Grabe nicht vor den Würmern zu ſchämen braucht. Gott Lob, ich habe in meinem Karl einen braven Lehrer, der rückſichtslos und ohne das alte Kind durch Nachſicht zu verzärteln, gegen meine Vorurtheile zu Felde zieht. So hat er mir noch heute Morgen zwei neue Lehren gegeben, und auf die geſchickteſte Weiſe, ohne auch nur den Mund aufzuthun, ohne ſich bei mir ſehen zu laſſen, ja, eben dadurch. Erſtlich hat er mir gezeigt, daß man ſein Wort nicht zu halten braucht, zweitens, daß es überflüſſig iſt, in die Kirche zu gehen, und Gottes Gebote in ſich aufzufriſchen. Geſtern Abend verſprach er mir, es zu thun, und ich verließ mich darauf, daß er kommen würde, denn ich dachte: er wird dem gütigen Schöpfer doch für die Wiederherſtellung ſeiner Mutter danken wollen. Aber er war nicht da, ich hatte es in meinem Stuhl, der freilich für zwei Perſonen ein wenig eng iſt, ganz bequem. Ob es ihm wohl ganz recht wäre, wenn ich mir die neue Lehre gleich zu eigen machte, und ihm auch mein Wort nicht hielte? Ich habe ihm zu ſeinem Geburtstag einen neuen Anzug verſprochen und hätte alſo Gelegenheit, ſeine Freude über meine Gelehrigkeit zu prüfen. Aber das Vorurtheil, das Vorurtheil! Ich werde es nicht thun!

Leonhard.

Vielleicht war er unwohl —

Meiſter Anton.

Möglich, ich brauche meine Frau nur zu fragen, dann hör' ich ganz gewiß, daß er krank iſt. Denn über Alles in der Welt ſagt ſie mir die Wahrheit, nur nicht über den Jungen. Und wenn auch nicht krank — auch das hat die junge Welt vor uns Alten voraus, daß ſie allenthalben ihre Erbauung findet, daß ſie bei'm Vogelfangen, bei'm Spazierengehen, ja im Wirthshaus ihre Andacht halten kann. „Vater unſer, der Du biſt im Himmel!“ — Guten Tag, Peter, ſieht man Dich bei'm Abendtanz? — „Geheiliget werde Dein Name!“ — Ja, lach' nur, Kathrine, es findet ſich! — „Dein Wille geſchehe!“ — Hol' mich der Teufel, ich bin noch nicht raſirt! — Und ſo zu Ende, und den Segen giebt man ſich ſelbſt, denn man iſt ja ein Menſch, ſo gut, wie der Prediger, und die Kraft, die vom ſchwarzen Rock ausgeht, ſteckt gewiß auch im blauen. Ich habe auch Nichts dagegen, und wollt Ihr ſogar zwiſchen die ſieben Bitten ſieben Gläſer einſchalten, was thut's, ich kann's Keinem beweiſen, daß Bier und Religion ſich nicht mit einander vertragen, und vielleicht kommt's noch einmal als eine neue Art, das Abendmahl zu nehmen, in die Liturgie. Ich alter Sünder freilich, ich bin nicht ſtark genug, um die Mode mitzumachen, ich kann die Andacht nicht, wie einen Maikäfer, auf der Straße einfangen, bei mir kann das Gezwitſcher der Spatzen und Schwalben die Stelle der Orgel nicht vertreten, wenn ich mein Herz erhoben fühlen ſoll, ſo muß ich erſt die ſchweren eiſernen Kirchthüren hinter mir zuſchlagen hören, und mir einbilden, es ſeyen die Thore der Welt geweſen, die düſtern hohen Mauern mit den ſchmalen Fenſtern, die das helle freche Welt-Licht nur verdunkelt durchlaſſen, als ob ſie es ſichteten, müßten ſich um mich zuſammen drängen, und in der Ferne muß ich das Beinhaus mit dem eingemauerten Todtenkopf ſehen können. Nun — beſſer iſt beſſer!

Leonhard.

Er nimmt's auch zu genau.

Meiſter Anton.

Gewiß! Ganz gewiß! Und heute, als ehrlicher Mann muß ich's geſtehen, trifft's nicht einmal zu, in der Kirche verlor ich die Andacht, denn der offene Platz neben mir, verdroß mich, und draußen, unter dem Birnbaum in meinem Garten, fand ich ſie wieder. Er wundert ſich? Sieh Er, ich ging betrübt und niedergeſchlagen zu Hauſe, wie Einer, dem die Ernte verhagelt iſt, denn Kinder ſind wie Aecker, man ſä't ſein gutes Korn hinein, und dann geht Unkraut auf. Unter dem Birnbaum, den die Raupen abgefreſſen haben, ſtand ich ſtill. „Ja — dacht' ich — der Junge iſt, wie dieſer da, leer und kahl!" Da kam es mir auf einmal vor, als ob ich ſehr durſtig wäre, und durchaus in's Wirthshaus müßte. Ich betrog mich ſelbſt, mir war nicht um ein Glas Bier zu thun, nur darum, den Burſchen aufzuſuchen und auszuſchmählen, im Wirthshaus, das wußte ich, hätte ich ihn ganz gewiß gefunden. Eben wollt' ich gehen, da ließ der alte, vernünftige Baum eine ſaftige Birne zu meinen Füßen niederfallen, als wollt' er ſagen: die iſt für den Durſt, und weil du mich durch den Vergleich mit deinem Schlingel verſchimpfirt haſt! Ich beſann mich, biß hinein und ging in's Haus.

Leonhard.

Weiß Er, daß der Apotheker nah am Concurs iſt?

Meiſter Anton.

Was kümmert's mich!

Leonhard.

So gar Nichts?

Meiſter Anton.

Doch! Ich bin ein Chriſt. Der Mann hat viele Kinder!

Leonhard.

Und noch mehr Gläubiger. Auch die Kinder ſind eine Art von Gläubigern.

Meiſter Anton.

Wohl dem, der Keins von Beiden iſt!

Leonhard.

Ich glaubte, Er ſelbſt —

Meiſter Anton.

Das iſt längſt abgemacht.

Leonhard.

Er iſt ein vorſichtiger Mann. Er hat ſein Geld gewiß gleich eingefordert, als er ſah, daß es mit dem Kräuterhändler rückwärts ging!

Meiſter Anton.

Ja, ich brauche nicht mehr zu zittern, daß ich es verliere, denn ich habe es längſt verloren.

Leonhard.

Spaß!

Meiſter Anton.

Ernſt!

Klara.

(ſieht in die Thür) Rief Er, Vater?

Meiſter Anton.

Klingen Dir ſchon die Ohren? Von Dir war die Rede noch nicht!

Klara.

Das Wochenblatt! (ab.)

Leonhard.

Er iſt ein Philoſoph!

Meiſter Anton.

Was heißt das?

Leonhard.

Er weiß Sich zu faſſen!

Meiſter Anton.

Ich trage einen Mühlſtein wohl zuweilen als Halskrauſe, ſtatt damit in's Waſſer zu gehen — das giebt einen ſteifen Rücken!

Leonhard.

Wer's kann, macht's nach!

Meiſter Anton.

Wer einen ſo wackern Mitträger findet, als ich in Ihm zu finden ſcheine, der muß unter der Laſt ſogar tanzen können. Er iſt ja ordentlich blaß geworden! Das nenn' ich Theilnahme!

Leonhard.

Er wird mich nicht verkennen!

Meiſter Anton.

Gewiß nicht! (er trommelt auf einer Commode) Daß das Holz nicht durchſichtig iſt, wie?

Leonhard.

Ich verſteh' Ihn nicht!

Meiſter Anton.

Wie einfältig war unſer Großvater Adam, daß er die Eva nahm, ob ſie gleich nackt und bloß war und nicht einmal das Feigenblatt mitbrachte. Wir Beide, Er und ich, hätten ſie als Landſtreicherin aus dem Paradies herausgepeitſcht! Was meint Er?

Leonhard.

Er iſt ärgerlich auf Seinen Sohn. Ich kam, Ihn um Seine Tochter —

Meiſter Anton.

Halt' Er ein! Vielleicht ſag' ich nicht Nein!

Leonhard.

Das hoff' ich! Und ich will Ihm meine Meinung ſagen! Sogar die heiligen Erzväter verſchmähten nicht den Mahlſchatz ihrer Weiber, Jacob liebte die Rahel und warb ſieben Jahre um ſie, aber er freute ſich auch über die fetten Widder und Schaafe, die er in ihres Vaters Dienſt gewann. Ich denke, es gereicht ihm nicht zur Schande, und ihn übertreffen, heißt ihn roth machen. Ich hätte es gern geſehen, wenn Seine Tochter mir ein Paar hundert Thaler zugebracht hätte, und das war natürlich, denn um ſo beſſer würde ſie ſelbſt es bei mir gehabt haben, wenn ein Mädchen das Bett im Koffer mitbringt, ſo braucht ſie nicht erſt Wolle zu kratzen und Garn zu ſpinnen. Es iſt nicht der Fall — was thut's? Wir machen aus der Faſten-Speiſe unſer Sonntags-Eſſen, und aus dem Sonntags-Braten unſern Weihnachts-Schmaus! So geht's auch!

Meiſter Anton.

(reicht ihm die Hand) Er ſpricht brav, und unſer Herr

Gott nickt zu ſeinen Worten, nun — ich will's vergeſſen, daß meine Tochter vierzehn Tage lang des Abends vergeblich bei'm Theetrinken eine Taſſe für Ihn auf den Tiſch geſtellt hat. Und nun er mein Schwiegerſohn wird, will ich Ihm auch ſagen, wo die tauſend Thaler geblieben ſind!

Leonhard.

(bei Seite) Alſo doch weg! Nun, ſo brauch' ich mir von dem alten Wärwolf auch Nichts gefallen zu laſſen, wenn er mein Schwiegervater iſt!

Meiſter Anton.

Mir ging's in jungen Jahren ſchlecht. Ich bin ſo wenig, wie Er, als ein borſtiger Igel zur Welt gekommen, aber ich bin nach und nach einer geworden; Erſt waren all die Stacheln bei mir nach innen gerichtet, da kniffen und drückten ſie Alle zu ihrem Spaß auf meiner nachgiebigen glatten Haut herum, und freuten ſich, wenn ich zuſammen fuhr, weil die Spitzen mir in Herz und Eingeweide drangen. Aber das Ding gefiel mir nicht, ich kehrte meine Haut um, nun fuhren ihnen die Borſten in die Finger und ich hatte Frieden.

Leonhard.

(für ſich) Vor dem Teufel ſelbſt, glaub' ich!

Meiſter Anton.

Mein Vater arbeitete ſich, weil er ſich Tag und Nacht keine Ruhe gönnte, ſchon in ſeinem dreizigſten Jahre zu Tode, meine arme Mutter ernährte mich mit Spinnen, ſo gut es ging, ich wuchs auf, ohne etwas zu lernen, ich hätte mir, als ich größer wurde, und doch noch immer Nichts verdienen konnte, wenigſtens gern das Eſſen abgewöhnt, aber wenn ich mich auch des Mittags zuweilen krank ſtellte und den Teller zurückſchob, was wollte es bedeuten? am Abend zwang mich der Magen, mich wieder für geſund zu erklären. Meine größte Pein war, daß ich ſo ungeſchickt blieb, ich konnte darüber mit mir ſelbſt hadern, als ob's meine eigene Schuld wäre, als ob ich mich in Mutterleibe nur mit Freßzähnen verſehen, und alle nützliche Eigenſchaften und Fertigkeiten, wie abſichtlich, darin zurückgelaſſen hätte, ich konnte roth werden, wenn mich die Sonne beſchien. Gleich nach meiner Confirmation trat der Mann, den ſie geſtern begraben haben, der Meiſter Gebhard, zu uns in die Stube. Er runzelte die Stirn und verzog das Geſicht, wie er immer that wenn er etwas Gutes beabſichtigte, dann ſagte er zu meiner Mutter: hat Sie Ihren Jungen in die Welt geſetzt, daß er Ihr Naſe und Ohren vom Kopf freſſen ſoll? Ich ſchämte mich, und legte das Brot, von dem ich mir gerade ein Stuck abſchneiden wollte, ſchnell wieder in den Schrank, meine Mutter ärgerte ſich über das wohlgemeinte Wort, ſie hielt ihr Rad an und verſetzte hitzig, ihr Sohn ſey brav und gut Nun, das wollen wir ſehen, ſagte der Meiſter, wenn er Luſt hat, kann er gleich, wie er da ſteht, mit mir in die Werkſtatt gehen, Lehrgeld verlang' ich nicht, die Koſt bekommt er, für Kleider will ich auch ſorgen, und wenn er früh aufſtehen und ſpät zu Bette gehen will, ſo ſoll's ihm an Gelegenheit, hin und wieder ein gutes Trinkgeld für ſeine alte Mutter zu verdienen, nicht fehlen. Meine Mutter fing zu weinen an, ich zu tanzen, als wir endlich zu Wort kamen, hielt der Meiſter ſich die Ohren zu, ſchritt hinaus und winkte mir. Den Hut braucht' ich nicht aufzuſetzen, denn ich hatte keinen, ohne der Mutter auch nur Adjes zu ſagen, folgt' ich ihm, und als ich am nächſten Sonntag zum erſten Mal auf ein Stündchen zu ihr zurück durfte, gab er mir einen halben Schinken für ſie mit. Gottes Segen in des braven Mannes Gruft! Noch hör' ich ſein halbzorniges: Tonerl, unter die Jacke damit, daß meine Frau es nicht ſieht!

Leonhard.

Kann Er auch weinen?

Meiſter Anton.

(trocknet ſich die Augen) Ja, daran darf ich nicht denken, ſo gut der Thränenbrunnen auch in mir verſtopft iſt, das giebt jedes Mal wieder einen Riß. Nun, auch gut; wenn ich einmal waſſerſüchtig werde, ſo brauche ich mir wenigſtens dieſe Tropfen nicht mit abzapfen zu laſſen. (mit einer plötzlichen Wendung) Was meint Er? Wenn Er den Mann, dem Er Alles verdankte, einmal an einem Sonntag-Nachmittag auf eine Pfeiſe Taback beſuchen wollte, und Er träfe ihn verwirrt und verſtört, ein Meſſer in der Hand, daſſelbe Meſſer, womit er ihm tauſendmal ſein Vesperbrot abgeſchnitten, blutig am Halſe, und das Tuch ängſtlich bis an's Kinn hinaufziehend — —

Leonhard.

So ging der alte Gebhard bis an ſein Ende!

Meiſter Anton.

Der Narbe wegen. Und Er käme noch eben zur rechten Zeit, Er könnte retten und helfen, aber nicht bloß dadurch, daß Er ihn das Meſſer aus der Hand riſſe und die Wunde verbände, ſondern Er mußte auch lumpige tauſend Thaler, die Er erſpart hätte, hergeben, und das müßte ſogar, um den kranken Mann nur zur Annahme zu bewegen, ganz in der Stille geſchehen, was würde Er thun?

Leonhard.

Ledig und los, wie ich bin, ohne Weib und Kind, würde ich das Geld opfern.

Meiſter Anton.

Und wenn Er zehn Weiber hätte, wie die Türken, und ſo viel Kinder, als dem Vater Abraham verſprochen waren, und Er könnte Sich auch nur einen Augenblick bedenken, ſo wär' Er — nun, Er wird mein Schwiegerſohn! Jetzt weiß Er, wo das Geld geblieben iſt, heute konnt' ich es Ihm ſagen, denn mein alter Meiſter iſt begraben, vor einem Monat hätt' ich's noch auf dem Sterbebett bei mir behalten. Die Verſchreibung hab' ich dem Todten, bevor ſie den Sarg zunagelten, unter den Kopf geſchoben, wenn ich ſchreiben könnte, hätt' ich vorher ein: Ehrlich bezahlt! darunter geſetzt, unwiſſend, wie ich bin, blieb mir Nichts übrig, als der Länge nach einen Riß in's Papier zu machen. Nun wird er ruhig ſchlafen, und ich hoffe, ich auch, wenn ich mich einſt neben ihn hinſtrecke.

Sechste Scene.

Die Mutter.

(tritt ſchnell ein) Kennſt mich noch?

Meiſter Anton.

(auf das Hochzeitskleid deutend) Den Rahmen, ja wohl, der hat ſich gehalten, das Bild nicht recht. Es ſcheint ſich viel Spinnweb darauf geſetzt zu haben, nun, die Zeit war lang genug dazu!

Mutter.

Hab' ich nicht einen aufrichtigen Mann? Doch, ich brauch' ihn nicht apart zu loben, Aufrichtigkeit iſt die Tugend der Ehemänner.

Meiſter Anton.

Thut's Dir leid, daß Du mit 20 Jahren beſſer vergoldet warſt, als mit 50?

Mutter.

Gewiß nicht! Wär's anders, ſo mußt' ich mich ja für Dich und mich ſchämen!

Meiſter Anton.

So giebſt Du mir einen Kuß! Ich bin raſirt, und beſſer, wie gewöhnlich!

Mutter.

Ich ſage Ja, bloß um zu prüfen, ob Du Dich noch auf die Kunſt verſtehſt. Das fiel Dir lange nicht mehr ein!

Meiſter Anton.

Gute Hausmutter! Ich will nicht verlangen, daß Du mir die Augen zudrücken ſollſt, es iſt ein ſchweres Stück, ich will's für Dich übernehmen, ich will Dir den letzten Liebesdienſt erweiſen, aber Zeit mußt Du mir laſſen, hörſt Du, daß ich mich ſtähle und vorbereite, und nicht als Stümper beſtehe. Noch war's viel zu früh!

Mutter.

Gott ſey Dank, wir bleiben noch eine Weile beiſammen.

Meiſter Anton.

Ich hoff's auch, Du haſt ja ordentlich wieder rothe Backen!

Mutter.

Ein poſſirlicher Menſch, unſer neue Todtengräber. Er machte ein Grab, als ich heute Morgen über den Kirchhof ging, ich fragte ihn, für wen es ſey. „Für wen Gott will, ſagte er, vielleicht für mich ſelbſt, es kann mir gehen, wie meinem Großvater, der auch mal eins auf den Vorrath gemacht hatte, und in der Nacht, als er aus dem Wirthshaus zu Hauſe kam, hinein fiel und ſich den Hals brach.“

Leonhard.

(der bisher im Wochenblatt geleſen hat) Der Kerl iſt nicht von hier, er kann uns vorlügen, was ihm gefällt!

Mutter.

Ich fragte ihn, warum wartet Er denn nicht, bis man die Gräber bei Ihm beſtellt? Ich bin heute auf eine Hochzeit gebeten, ſprach er, und da bin ich Prophet genug, um zu wiſſen, daß ich's morgen noch im Kopf ſpüren werde. Nun hat mir aber gewiß Jemand den Tort angethan und iſt geſtorben. Da müßt' ich morgen bei Zeiten heraus und könnte nicht ausſchlafen.

Meiſter Anton.

Hans Wurſt, hätt' ich geſagt, wenn das Grab nun nicht paßt?

Mutter.

Ich ſagte es auch, aber der ſchüttelt die ſpitzen Antworten aus dem Aermel, wie der Teufel die Flöhe. Ich habe das Maaß nach dem Weber Veit genommen, ſagte er, der ragt, wie König Saul, um einen Kopf über uns Alle hinaus, nun mag kommen, wer will, er wird ſein Haus nicht zu klein finden, und wenn's zu groß iſt, ſo ſchadet's Keinem, als mir, denn als ehrlicher Mann laß ich mir keinen Fuß über die Sarglänge bezahlen. Ich warf meine Blumen hinein und ſprach: nun iſt's beſetzt!

Meiſter Anton.

Ich denke, der Kerl hat bloß geſpaßt, und das iſt ſchon ſündlich genug. Gräber im Voraus machen, hieße vorwitzig die Falle des Todes aufſtellen; den Hallunken, der es thäte, ſollte man vom Dienſt jagen. (zu dem leſenden Leonhard) Was Neues? Sucht ein Menſchenfreund eine arme Wittwe, die ein Paar hundert Thaler brauchen kann? Oder umgekehrt die arme Wittwe den Menſchenfreund, der ſie geben will?

Leonhard.

Die Polizei macht einen Juwelen-Diebſtahl bekannt. Wunderbar genug. Man ſieht daraus, daß trotz der ſchlechten Zeiten noch immer Leute unter uns leben, die Juwelen beſitzen.

Meiſter Anton.

Ein Juwelen-Diebſtahl? Bei wem?

Leonhard.

Bei'm Kaufmann Wolfram!

Meiſter Anton.

Bei — Unmöglich! Da hat mein Karl vor ein Paar Tagen einen Secretair polirt!

Leonhard.

Aus dem Secretair verſchwunden, richtig!

Mutter.

(zu Meiſter Anton) Vergebe Dir Gott dies Wort!

Meiſter Anton.

Du haſt recht, es war ein nichtswürdiger Gedanke!

Mutter.

Gegen Deinen Sohn, das muß ich Dir ſagen, biſt Du nur ein halber Vater.

Meiſter Anton.

Frau, wir wollen heute nicht darüber ſprechen!

Mutter.

Er iſt anders, als Du, muß er darum gleich ſchlecht ſeyn?

Meiſter Anton.

Wo bleibt er denn jetzt? Die Mittagsglocke hat längſt geſchlagen, ich wette, daß das Eſſen draußen verkocht und verbrät, weil Klara heimliche Ordre hat, den Tiſch nicht zu decken, bevor er da iſt.

Mutter.

Wo ſollt' er bleiben? Höchſtens wird er Kegel ſchieben, und da muß er ja die entfernteſte Bahn aufſuchen, damit Du ihn nicht entdeckſt. Dann iſt der Rückweg natürlich lang. Ich weiß auch nicht, was Du gegen das unſchuldige Spiel haſt.

Meiſter Anton.

Gegen das Spiel? Gar Nichts! Vornehme Herren müſſen einen Zeitvertreib haben. Ohne den Karten-König hätte der wahre König gewiß oft Langeweile, und wenn die Kegel nicht erfunden wären, wer weiß, ob Fürſten und Barone nicht mit unſern Köpfen boſſeln würden! Aber ein Handwerksmann kann nicht ärger freveln, als wenn er ſeinen ſauer verdienten Lohn auf's Spiel ſetzt. Der Menſch muß, was er mit ſchwerer Mühe im Schweiß ſeines Angeſichts erwirbt, ehren, es hoch und werth halten, wenn er nicht an ſich ſelbſt irre werden, wenn er nicht ſein ganzes Thun und Treiben verächtlich finden ſoll. Wie können ſich alle meine Nerven ſpannen für den Thaler, den ich wegwerfen will.

(Man hört draußen die Thürklingel.

Mutter.

Da iſt er.

Siebente Scene.

Gerichtsdiener Adam und noch ein **Gerichtsdiener** (treten ein).

Adam.

(Zu Meiſter Anton) Nun geh' Er nur hin und bezahl' Er Seine Wette! Leute im rothen Rock mit blauen Aufſchlägen (dies betont er ſtark) ſollten Ihm nie in's Haus kommen? Hier ſind wir unſ'rer Zwei! (zum zweiten Gerichtsdiener) Warum behält Er Seinen Hut nicht auf, wie ich? Wer wird Umſtände machen, wenn er bei ſeines Gleichen iſt?

Meiſter Anton.

Bei Deines Gleichen, Schuft?

Adam.

Er hat recht, wir ſind nicht bei unſers Gleichen, Schelme und Diebe ſind nicht unſers Gleichen! (er zeigt auf die Kommode) Aufgeſchloſſen! Und dann drei Schritt davon! Daß er nichts herauspractiſirt!

Meiſter Anton.

Was? Was?

Klara.

(Tritt mit Tiſchzeug ein) Soll ich — (ſie verſtummt.)

Adam.

(zeigt ein Papier) Kann Er geſchriebene Schrift leſen?

Meiſter Anton.

Soll ich können, was nicht einmal mein Schulmeiſter konnte?

Adam.

So hör' Er! Sein Sohn hat Juwelen geſtohlen. Den Dieb haben wir ſchon. Nun wollen wir Hausſuchung halten!

Mutter.

Jeſus! (fällt um und ſtirbt).

Klara.

Mutter! Mutter! Was ſie für Augen macht!

Leonhard.

Ich will einen Arzt holen!

Meiſter Anton.

Nicht nöthig! Das iſt das letzte Geſicht! Sah's hundert Mal. Gute Nacht, Thereſe! Du ſtarbſt, als Du's hörteſt! Das ſoll man Dir auf's Grab ſetzen!

Leonhard.

Es iſt doch vielleicht — — (abgehend) Schrecklich! Aber gut für mich! (ab).

Meiſter Anton.

(Zieht ein Schlüſſelbund hervor und wirft es von ſich) Da! Schließt auf! Kaſten nach Kaſten! Ein Beil her! Der Schlüſſel zum Koffer iſt verloren! Hei, Schelmen und Diebe! (er kehrt ſich die Taſchen um) Hier find' ich Nichts!

Zweiter Gerichtsdiener.

Meiſter Anton, faß Er Sich! Jeder weiß, daß Er der ehrlichſte Mann in der Stadt iſt.

Meiſter Anton.

So? So? (lacht) Ja ich hab' die Ehrlichkeit in der Familie allein verbraucht! Der arme Junge! Es blieb Nichts für ihn übrig! Die da — (er zeigt auf die Todte) war auch viel zu ſittſam! Wer weiß, ob die Tochter nicht — (plötzlich zu Klara) Was meinſt Du, mein unſchuldiges Kind?

Klara.

Vater!

Zweiter Gerichtsdiener.

(Zu Adam) Fühlt Er kein Mitleid?

Adam.

Kein Mitleid? Wühl' ich dem alten Kerl in den

Taſchen? Zwing' ich ihn, die Strümpfe auszuziehen und die Stiefel umzukehren? Damit wollt' ich anfangen, denn ich haſſe ihn, wie ich nur haſſen kann, ſeit er im Wirthshaus ſein Glas — Er kennt die Geſchichte, und Er müßte Sich auch beleidigt fühlen, wenn Er Ehre im Leibe hätte. (zu Klara) Wo iſt die Kammer des Bruders?

Klara.

(zeigt ſie) Hinten!

Beide Gerichtsdiener. (ab)

Klara.

Vater, er iſt unſchuldig! Er muß unſchuldig ſein! Er iſt ja Dein Sohn, er iſt ja mein Bruder!

Meiſter Anton.

Unſchuldig, und ein Muttermörder? (lacht)

Eine Magd.

(tritt ein mit einem Brief zu Klara) Von Herrn Caſſirer Leonhard! (ab)

Meiſter Anton.

Du brauchſt ihn nicht zu leſen! Er ſagt ſich von Dir los! (ſchlägt in die Hände) Bravo, Lump!

Klara.

(hat geleſen) Ja! Ja! O mein Gott!

Meiſter Anton.

Laß' ihn!

Klara.

Vater, Vater, ich kann nicht!

Meiſter Anton.

Kannſt nicht? Kannſt nicht? Was iſt das? Biſt du —

Beide Gerichtsdiener. (kommen zurück)

Adam.

(hämiſch) Suchet, ſo werdet ihr finden!

Zweiter Gerichtsdiener.

(zu Adam) Was fällt Ihm ein? Traf's denn heute zu?

Adam.

Halt Er's Maul! (Beide ab)

Meiſter Anton.

Er iſt unſchuldig, und Du — Du —

Klara.

Vater, Er iſt ſchrecklich!

Meiſter Anton.

(faßt ſie bei der Hand, ſehr ſanft) Liebe Tochter, der Karl iſt doch nur ein Stümper, er hat die Mutter umgebracht, was will's heißen? Der Vater blieb am Leben! Komm ihm zu Hülfe, Du kannſt nicht verlangen, daß er Alles allein thun ſoll, gieb Du mir den Reſt, der alte Stamm ſieht noch ſo knorrig aus, nicht wahr, aber er wackelt ſchon, es wird Dir nicht zu viel Mühe koſten, ihn zu fällen! Du brauchſt nicht nach der Axt zu greifen, Du haſt ein hübſches Geſicht, ich hab' Dich noch nie gelobt, aber heute will ich's Dir ſagen, damit Du Muth und Vertrauen bekommſt, Augen, Naſe und Mund finden gewiß Beifall, werde — Du verſtehſt mich wohl, oder ſag' mir, es kommt mir ſo vor, daß Du's ſchon biſt!

Klara.

(faſt wahnſinnig, ſtürzt der Todten mit aufgehobenen Armen zu Füßen und ruft wie ein Kind) Mutter! Mutter!

Meiſter Anton.

Faß' die Hand der Todten und ſchwöre mir, daß Du biſt, was Du ſein ſollſt!

Klara.

Ich — ſchwöre — Dir — daß — ich — Dir — nie — Schande — machen — will!

Meiſter Anton.

Gut! (er ſetzt ſeinen Hut auf) Es iſt ſchönes Wetter! Wir wollen Spießruthen laufen, Straß' auf, Straß' ab! (ab)

Zweiter Akt.

Zimmer im Hauſe des Tiſchlermeiſters.

Erſte Scene.

Meiſter Anton (ſteht vom Tiſch auf).

Klara (will abräumen).

Meiſter Anton.

Willſt Du wieder nicht eſſen?

Klara.

Vater, ich bin ſatt.

Meiſter Anton.

Von Nichts?

Klara.

Ich aß ſchon in der Küche.

Meiſter Anton.

Wer keinen Appetit hat, der hat kein gut Gewiſſen! Nun, Alles wird ſich finden! Oder war Gift in der Suppe, wie ich geſtern träumte? Einiger wilder Schierling, aus Verſehen beim Pflücken in's Kräuterbündel hinein gerathen? Dann thatſt Du klug!

Klara.

Allmächtiger Gott!

Meiſter Anton.

Vergieb mir, ich — Geh zum Teufel mit Deiner blaßen Leidensmiene, die Du der Mutter des Heilands geſtohlen haſt! Roth ſoll man ausſehen, wenn man jung iſt! Nur Einer darf Staat machen mit einem ſolchen Geſicht, und der thut's nicht! Hei! Jedem eine Ohrfeige, der noch Au ſagt, wenn er ſich in den Finger geſchnittten hat! Dazu hat Keiner das Recht mehr, denn hier ſteht ein Mann, der — Eigenlob ſtinkt, aber was that ich, als der Nachbar über Deiner Mutter den Sargdeckel zunageln wollte?

Klara.

Er riß ihm den Hammer weg und that's ſelbſt, und ſprach: dies iſt mein Meiſterſtück! Der Kantor, der eben mit den Chorknaben vor der Thür das Sterbelied abſang, meinte, Er ſei verrückt geworden!

Meiſter Anton.

Verrückt! (lacht) Verrückt! Ja, ja, das iſt ein kluger Kopf, der ſich ſelbſt köpft, wenn's Zeit iſt. Der meinige muß dazu zu feſt ſtehen, ſonſt — Man hockte in der Welt, und glaubte in einer guten Herberge hinter'm Ofen zu ſitzen, da wird plötzlich Licht auf den Tiſch geſtellt, und ſiehe da, man iſt in einem Räuberloch, nun geht's piff, paff, von allen Seiten, aber es ſchadet nicht, man hat zum Glück ein ſteinernes Herz!

Klara.

Ja, Vater, ſo iſt's!

Meiſter Anton.

Was weißt Du davon? Meinſt Du, Du haſt ein Recht, mit mir zu fluchen, weil Dein Schreiber davon gelaufen iſt? Dich wird ein Anderer Sonntags-Nachmittags ſpazieren führen, ein Anderer wird Dir ſagen, daß Deine Backen roth ſind und Deine Augen blau, ein Anderer wird dich zum Weibe nehmen, wenn Du's verdienſt. Aber, wenn Du nun dreißig Jahre lang in Züchten und Ehren die Laſt des Lebens getragen, wenn Du nie gemurrt, ſondern Leid und Tod und jedes Mißgeſchick in Geduld hingenommen haſt, und dann kommt Dein Sohn, der

Dir für Dein Alter ein weiches Kopfkiſſen ſtopfen ſollte, und überhäuft Dich ſo mit Schande, daß Du die Erde anrufen mögteſt: verſchlucke mich, wenn Dich nicht ekelt, denn ich bin kothiger, als Du! — dann magſt Du all' die Flüche, die ich in meiner Bruſt zurückhalte, ausſprechen, dann magſt Du Dein Haar raufen und Deine Brüſte zerſchlagen, das ſollſt Du vor mir voraus haben, denn Du biſt kein Mann!

Klara.

O Karl!

Meiſter Anton.

Wundern ſoll mich's doch, was ich thun werde, wenn ich ihn wieder vor mir ſehe, wenn er Abends vor Lichtanzünden mit geſchorenem Kopf, denn im Zuchthaus ſind die Friſuren nicht erlaubt, in die Stube tritt und einen guten Abend herausſtottert und die Klinke der Thür in der Hand behält. Thun werd' ich etwas, das iſt gewiß, aber was? (mit Zähneknirſchen) Und ob ſie ihn zehn Jahre behalten, er wird mich finden, ich werde ſo lange leben, das weiß ich, merk' Dir's, Tod, ich bin von jetzt an ein Stein vor Deiner Hippe, ſie wird eher zerſpringen, als mich aus der Stelle rücken!

Klara.

(faßt ſeine Hand) Vater, Er ſollte ſich eine halbe Stunde niederlegen!

Meiſter Anton.

Um zu träumen, daß Du in die Wochen gekommen ſeyſt? Um dann aufzufahren, und Dich zu packen, und mich hinterdrein zu beſinnen und zu ſprechen: liebe Tochter, ich wußte nicht, was ich that! Ich danke. Mein Schlaf hat den Gaukler verabſchiedet und einen Propheten in Dienſt genommen, der zeigt mir mit ſeinem Blutfinger häßliche Dinge, und ich weiß nicht, wie's kommt, Alles ſcheint mir jetzt möglich. Hu, mich ſchaudert's vor der Zukunft, wie vor einem Glas Waſſer, das man durch's Microscop — iſt's richtig, Herr Cantor? Er hat mir's oft genug verbuchſtabirt! — betrachtet hat. Ich thats einmal in Nürnberg auf der Meſſe, und mogte den ganzen Tag nicht mehr trinken! Den lieben Karl ſah ich in der letzten Nacht mit einer Piſtole in der Hand, als ich den Schützen näher in's Auge faßte, drückte er ab, ich hörte einen Schrei, aber vor Pulverdampf konnt' ich nichts ſehen, auch als der Dampf ſich verzog, erblickte ich keinen zerſchmetterten Schädel, aber mein Herr Sohn war inzwiſchen ein reicher Mann geworden, er ſtand und zählte Goldſtücke von einer Hand in die andere, und er hatte ein Geſicht — hol mich der Teufel, man kann's nicht ruhiger haben, wenn man den ganzen Tag arbeitete und nun die Werkſtatt hinter ſich abſchließt. Nun davor könnte man aufpaſſen! Man könnte Gericht halten und ſich nachher ſelbſt vor den höchſten Richter ſtellen.

Klara.

Werd' Er doch wieder ruhig!

Meiſter Anton.

Werd' Er doch wieder geſund! Warum iſt Er krank! Ja, Arzt, reich' mir nur den Trank der Geneſung! Dein Bruder iſt der ſchlechteſte Sohn, werde Du die beſte Tochter! Wie ein nichtswürdiger Banquerottirer ſteh' ich vor dem Angeſicht der Welt, einen braven Mann, der in die Stelle dieſes Invaliden treten könne, war ich ihr ſchuldig, mit einem Schelm hab' ich ſie betrogen. Werde Du ein Weib, wie Deine Mutter war, dann wird man ſprechen: an den Eltern hat's nicht gelegen, daß der Bube abſeits ging, denn die Tochter wandelt den rechten Weg, und iſt allen Andern vorauf. (mit ſchrecklicher Kälte) Und ich will das Meinige dazu thun, ich will Dir die Sache leichter machen, als den Uebrigen. In dem Augenblick, wo ich bemerke, daß man auch auf Dich mit Fingern zeigt, werd' ich — (mit einer Bewegung an den Hals) mich raſiren, und dann, das ſchwör' ich Dir zu, raſir' ich den ganzen Kerl weg, Du kannſt ſagen, es ſei aus Schreck geſchehen, weil auf der Straße ein Pferd durchging, oder weil die Katze auf dem Boden einen Stuhl umwarf, oder weil mir eine Maus an den Beinen hinauflief. Wer mich kennt, wird freilich den Kopf dazu ſchütteln, denn ich bin nicht ſonderlich ſchreckhaft, aber was thut's? Ich kann's in einer Welt nicht aushalten, wo die Leute mitleidig ſeyn mußten, wenn ſie nicht vor mir ausſpucken ſollen.

Klara.

Barmherziger Gott, was ſoll ich thun!

Meiſter Anton.

Nichts, Nichts, liebes Kind, ich bin zu hart gegen Dich, ich fühl's wohl, Nichts, bleib nur, was Du biſt, dann iſt's gut! O, ich hab' ſo groß Unrecht erlitten, daß ich Unrecht thun muß, um nicht zu erliegen, wenn's mich ſo recht anfaßt. Sieh, ich gehe vorhin über die Straße, da kommt der Pocken-Fritz daher, der Gaudieb, den ich vor Jahren in's Loch ſtecken ließ, weil er zum dritten Mal lange Finger bei mir gemacht hatte. Früher wagte der Hallunke nicht, mich anzuſehen, jetzt trat er frech auf mich zu und reichte mir die Hand. Ich wollte ihm einen hinter die Ohren geben, aber ich beſann mich und ſpuckte nicht einmal aus, wir ſind ja Vettern ſeit 8 Tagen, und es iſt billig, daß Verwandte ſich grüßen. Der Pfarrer, der mitleidige Mann, der mich geſtern beſuchte, meinte zwar, ein Menſch habe Niemanden zu vertreten, als ſich ſelbſt, und es ſey ein unchriſtlicher Hochmuth von mir, daß ich auch noch für meinen Sohn aufkommen wolle; ſonſt müßte Adam es ſich ſo gut zu Gemüthe ziehen, wie ich. Herr, ich glaub's gern, daß es den Frieden des Erzvaters im Paradieſe nicht mehr ſtört, wenn Einer ſeiner Ur-Ur-Enkel zu morden oder zu rauben anfangt, aber raufte er ſich nicht die Haare über Kain? Nein, nein, es iſt zu viel! Ich könnte mich zuweilen nach meinem Schatten umſehen, ob er nicht ſchwärzer geworden iſt! Denn Alles, Alles kann ich ertragen und hab's bewieſen, nur nicht die Schande! Legt mir auf den Nacken, was ihr wollt, nur ſchneidet nicht den Nerv durch, der mich zuſammen hält!

Klara.

Vater, noch hat Karl ja nichts geſtanden, und ſie haben auch nichts bei ihm gefunden.

Meiſter Anton.

Was ſoll mir das? Ich bin in der Stadt herumgegangen und habe mich in den Schenken nach ſeinen Schulden erkundigt, da kam mehr zuſammen, als er im nächſten Vierteljahr bei mir verdient hätte, und wenn er noch dreimal ſo fleißig wäre, als er iſt. Nun weiß ich, warum er immer zwei Stunden ſpäter Feier-Abend machte, als ich, und warum er trotzdem auch noch vor mir aufſtand, aber er ſah ein, daß dies Alles doch Nichts half, oder es war ihm zu mühevoll und dauerte ihm zu lange, da griff er zu, als die Gelegenheit ſich bot.

Klara.

Er glaubt von Karl immer das Schlimmſte, Er hat es ſtets gethan! Weiß Er wohl noch, wie —

Meiſter Anton.

Du ſprichſt, wie Deine Mutter ſprechen würde, ich will Dir antworten, wie ich ihr zu antworten pflegte, ich will ſtillſchweigen!

Klara.

Und wenn Karl doch frei geſprochen wird? Wenn die Juwelen ſich wieder finden?

Meiſter Anton.

Dann würd' ich einen Advocaten annehmen, und mein letztes Hemd daran ſetzen, um zu erfahren, ob der Bürgermeiſter den Sohn eines ehrlichen Mannes mit Recht in's Gefängniß warf, oder nicht. Wär' es, ſo' würd ich mich beugen, denn was Jedem widerfahren kann, das muß auch ich mir gefallen laſſen, und mußte ich es zu meinem Unglück auch tauſend Mal theurer bezahlen, als Andere, es war ein Schickſal, und wenn Gott mich ſchlägt, ſo falte ich die Hände, und ſpreche: Herr, Du weißt warum! Wär' es aber nicht, hätte der Mann mit der goldenen

Kette um den Hals ſich übereilt, weil er an Nichts dachte, als daran, daß der Kaufmann, der die Juwelen vermißt, ſein Schwager iſt, ſo würde ſich's finden, ob das Geſetzbuch ein Loch hat, und ob der König, der wohl weiß, daß er ſeinen Unterthanen ihre Treu' und ihren Gehorſam mit Gerechtigkeit bezahlen muß, und der dem Geringſten unter ihnen gewiß am wenigſten etwas ſchuldig bleiben will, dies Loch ungeſtopft ließe. Aber, das ſind unnütze Reden! Der Junge wird ſo wenig rein aus dieſem Prozeß hervorgehen, wie Deine Mutter lebendig aus ihrer Gruft. Von dem kommt mir nun und nimmer ein Troſt, darum vergiß Du nicht, was Du mir ſchuldig biſt, halte Du Deinen Schwur, damit ich den meinigen nicht zu halten brauche! (er geht, kehrt aber wieder um) Ich komme heut Abend erſt ſpät zu Hauſe, ich gehe zu dem alten Holzhändler in's Gebirge. Das iſt der einzige Mann, der mir noch, wie ſonſt, in die Augen ſieht, weil er noch nicht von meiner Schande weiß. Er iſt taub, Keiner kann ihm was erzählen, ohne ſich heiſer zu ſchreien, und auch dann hört er Alles verkehrt, darum erfährt er Nichts. (ab)

Zweite Scene.

Klara.

(allein) O Gott, o Gott! Erbarme Dich! Erbarme Dich über den alten Mann! Nimm mich zu Dir! Ihm iſt nicht anders zu helfen! Sieh, der Sonnenſchein liegt ſo goldig auf der Straße, daß die Kinder mit Händen nach ihm greifen, die Vögel fliegen hin und her, Blumen und Kräuter werden nicht müde, in die Höhe zu wachſen. Alles lebt, Alles will leben, Tauſend Kranke zittern in dieſer Stunde vor Dir, o Tod, wer Dich in der beklommenen Nacht noch rief, weil er ſeine Schmerzen nicht mehr ertragen konnte, der findet ſein Lager jetzt wieder ſanft und weich, ich rufe Dich! Verſchone den, deſſen Seele ſich am tiefſten vor Dir wegkrümmt, laß ihm ſo lange Friſt, bis die ſchöne Welt wieder grau und öde wird, nimm mich für ihn! Ich will nicht ſchaudern, wenn Du mir Deine kalte Hand reichſt, ich will ſie muthig faſſen und Dir freudiger folgen, als Dir noch je ein Menſchenkind gefolgt iſt.

Dritte Scene.

Der Kaufmann Wolfram.

(tritt ein) Guten Tag, Jungfer Klara, iſt Ihr Vater nicht zu Hauſe?

Klara.

Er iſt eben fortgegangen.

Wolfram.

Ich komme — — meine Juwelen haben ſich wiedergefunden.

Klara.

O Vater, wärſt Du da! Er hat ſeine Brille vergeſſen, dort liegt ſie! Daß er's bemerkte und umkehrte! Wie denn? — Wo? — Bei wem?

Wolfram.

Meine Frau — Sag' Sie mir aufrichtig, Jungfer, hat Sie nicht auch ſchon etwas Wunderliches über meine Frau gehört?

Klara.

Ja!

Wolfram.

Daß ſie — (er deutet auf die Stirn) Nicht wahr?

Klara

Daß ſie nicht recht bei ſich iſt, freilich!

Wolfram.

(ausbrechend) Mein Gott! Mein Gott! Alles umſonſt! Keinen Dienſtboten, den ich einmal in mein Haus nahm, hab' ich wieder von mir gelaſſen, Jedem habe ich doppelten Lohn gegeben und zu allen Nachläſſigkeiten die Augen zugedrückt, um mir ihr Stillſchweigen zu erkaufen, dennoch — die falſchen, undankbaren Creaturen! O meine armen Kinder! Bloß Euretwegen ſuchte ich's zu verbergen!

Klara.

Schelt' Er Seine Leute nicht! Die ſind gewiß unſchuldig! Seit das Nachbarhaus abbrannte, und Seine Frau aus dem geöffneten Fenſter dazu lachte und in die Hände klatſchte, ja ſogar mit vollen Backen in's Feuer hinüber blies, als wollte ſie es noch mehr anfachen, ſeitdem hatte man nur die Wahl, ob man ſie für einen Teufel, oder für eine Verrückte halten wollte. Und das haben Hunderte geſehen.

Wolfram.

Es iſt wahr. Nun, da die ganze Stadt mein Unglück kennt, ſo wäre es thörigt, wenn ich Ihr das Verſprechen abfordern wollte, es zu verſchweigen. Höre Sie denn! Den Diebſtahl, wegen deſſen Ihr Bruder im Gefängniß ſitzt, hat der Wahnſinn begangen!

Klara.

Seine eig'ne Frau —

Wolfram.

Daß ſie, die früher die edelſte, mitleidigſte Seele von der Welt war, boshaft und ſchadenfroh geworden iſt, daß ſie jauchzt und jubelt, wenn vor ihren Augen ein Unglück geſchieht, wenn die Magd ein Glas zerbricht, oder ſich in den Finger ſchneidet, wußte ich längſt; daß ſie aber auch Sachen im Hauſe auf die Seite bringt, Geld verſteckt, Papiere zerreißt, das habe ich leider zu ſpät erfahren, erſt heute Mittag. Ich hatte mich auf's Bett gelegt und wollte eben einſchlafen, da bemerkte ich, daß ſie ſich mir leiſe näherte und mich ſcharf betrachtete, ob ich ſchon ſchliefe. Ich ſchloß die Augen feſter, da nahm ſie aus meiner über den Stuhl gehängten Weſte den Schlüſſel, öffnete den Secretair, griff nach einer Geldrolle, ſchloß wieder zu und trug den Schlüſſel zurück. Ich entſetzte mich, doch ich hielt an mich, um ſie nicht zu ſtören, ſie verließ das Zimmer, ich ſchlich ihr auf den Zehen nach. Sie ſtieg zum oberſten Boden hinauf und warf die Goldrolle in eine alte Kiſte hinein, die noch vom Großvater her leer da ſteht, dann ſah ſie ſich ſcheu nach allen Seiten um und eilte, ohne mich zu bemerken, wieder fort. Ich zündete einen Wachsſtock an und durchſuchte die Kiſte, da fand ich die Spielpuppe meiner jüngſten Tochter, ein Paar Pantoffeln der Magd, ein Handlungsbuch, Briefe und leider, oder Gott Lob, wie ſoll ich ſagen, ganz unten auch die Juwelen!

Klara.

O meine arme Mutter! Es iſt doch zu ſchändlich!

Wolfram.

Gott weiß, ich würde den Schmuck darum geben, könnt' ich ungeſchehen machen, was geſchehen iſt! Aber nicht ich bin Schuld!/ Daß mein Verdacht, bei aller Achtung vor Ihrem Vater, auf Ihren Bruder fiel, war natürlich, er hatte den Secretair polirt, und mit ihm waren die Juwelen verſchwunden, ich bemerkte es faſt augenblicklich, denn ich mußte aus dem Fach, worin ſie lagen, Papiere herausnehmen. Doch es fiel mir nicht ein, gleich ſtrenge Maaßregeln gegen ihn zu ergreifen, ich theilte die Sache nur vorläufig dem Gerichtsdiener Adam mit und erſuchte ihn, ganz in der Stille Nachforſchungen anzuſtellen, aber dieſer wollte von keiner Schonung wiſſen, er erklärte mir, er müſſe und werde den Fall auf der Stelle anzeigen, denn Ihr Bruder ſey ein Säufer und Schuldenmacher, und er gilt bei dem Bürgermeiſter leider ſo viel, daß er durchſetzen kann, was er will. Der Mann ſcheint bis auf's Aeußerſte gegen Ihren Vater aufgebracht zu ſeyn, ich weiß nicht, warum, es war nicht möglich, ihn zu beſchwichtigen, er hielt ſich die Ohren zu, und rief, als er fortrannte: wenn Er mir den Schmuck geſchenkt hätte, ich wäre nicht ſo vergnügt, wie jetzt!

Klara.

Der Gerichtsdiener hat im Wirthshaus einmal ſein Glas neben das meines Vaters auf den Tiſch geſtellt und ihm dabei zugenickt, als ob er ihn zum Anſtoßen auffordern wolle. Da hat mein Vater das ſeinige weggenommen und geſagt: Leute im rothen Rock mit blauen Aufſchlägen mußten ehemals aus Gläſern mit hölzernen Füßen trinken, auch mußten ſie draußen vor dem Fenſter, oder, wenn's regnete, vor der Thür ſtehen bleiben und beſcheiden den Hut abziehen, wenn der Wirth ihnen den Trunk reichte; wenn ſie aber ein Gelüſten trugen, mit Jemandem anzuſtoßen, ſo warteten ſie, bis der Gevatter Fallmeiſter vorüber kam. Gott! Gott! Was iſt Alles möglich auf der Welt! Das hat meine Mutter mit einem jähen Tode bezahlen müſſen!

Wolfram.

Man ſoll Keinen reizen und die Schlimmen am wenigſten! Wo iſt Ihr Vater?

Klara.

Im Gebirg beim Holzhändler.

Wolfram.

Ich reite hinaus und ſuch' ihn auf. Beim Bürgermeiſter war ich ſchon, leider traf ich ihn nicht daheim, ſonſt würde Ihr Bruder ſchon hier ſeyn, aber der Secretair hat ſogleich einen Boten abgefertigt, Sie wird ihn noch vor Abend ſehen. (ab)

Vierte Scene.

Klara.

(allein) Nun ſollt' ich mich freuen! Gott, Gott! Und ich kann Nichts denken, als: nun biſt Du's allein! Und doch iſt mir zu Muth, als müſſe mir gleich etwas einfallen, das Alles wieder gut macht!

Fünfte Scene.

Der Secretair.

(tritt ein) Guten Tag!

Klara.

(hält ſich an einem Stuhl, als ſollte ſie umfallen) Der! O, wenn der nicht zurückgekommen wäre —

Secretair.

Der Vater iſt nicht zu Hauſe?

Klara.

Nein!

Secretair.

Ich bringe eine fröhliche Botſchaft. Ihr Bruder — Nein, Klara, ich kann in dieſem Ton nicht mit Dir reden, mir däucht, Tiſche, Stühle, Schränke, all' die alten Bekannten, — Guten Tag Du! (er nickt einem Schrank zu) Wie gehts? Du haſt Dich nicht verändert! — um die wir als Kinder ſo oft herumgehüpft ſind, werden die Köpfe zuſammenſtecken, und den Narren ausſpotten, wenn ich nicht ſchnell einen anderen anſchlage. Ich muß Du zu Dir ſagen, wie ehemals, wenn's Dir nicht gefällt, ſo denke: der große Junge träumt, ich will ihn aufwecken und vor ihn hintreten und mich (mit Geberden) doch aufrichten, damit er ſieht, daß er kein kleines Kind mehr vor ſich hat, — das war Dein Maaß im elften Jahr (er deutet auf einen Schrammſtrich in der Thür) — ſondern ein gehörig erwachſenes Mädchen, das den Zucker auch dann erreichen kann, wenn er auf den Schrank geſtellt wird. Du weißt doch noch? Das war der Platz, die feſte Burg, wo er auch unverſchloſſen vor uns ſicher war. Wir vertrieben uns, wenn er dort ſtand, die Zeit gewöhnlich mit Fliegenklatſchen, weil wir den Fliegen, die luſtig ab- und zuflogen, das unmöglich gönnen konnten, was wir ſelbſt nicht zu erlangen wußten.

Klara.

Ich dächte, man vergäße ſolche Dinge, wenn man hundert und tauſend Bücher durchſtudiren müßte.

Secretair.

Man vergißt's auch! Freilich, was vergißt man nicht über Juſtinian und Gajus! Die Knaben, die ſich ſo hartnäckig gegen das A. B. C. wehren, wiſſen wohl, warum; ſie haben eine Ahnung davon, daß, wenn ſie ſich nur mit der Fibel nicht einlaſſen, ſie mit der Bibel nie Händel bekommen können! Aber ſchändlich genug, man verführt die unſchuldigen Seelen, man zeigt ihnen hinten den rothen Hahn mit dem Korb voll Eier, da ſagen ſie von ſelbſt: Ah! und nun iſt kein Haltens mehr, nun geht's reißend ſchnell herunter bis zum Z., und ſo weiter und weiter, bis ſie auf einmal mitten im Corpus juris ſind und mit Grauſen inne werden, in welche Wildniß die verfluchten 24 Buchſtaben, die ſich Anfangs im luſtigen Tanz nur zu wohlſchmeckenden und wohlriechenden Worten, wie Kirſche und Roſe zuſammenſtellten, ſie hineingelockt haben!

Klara.

Und wie wird's dann gemacht? (abweſend, ohne alle Antheil)

Secretair.

Darin ſind die Temperamente verſchieden. Einige arbeiten ſich durch. Die kommen gewöhnlich in drei bis vier Jahren wieder an's Tagslicht, ſind dann aber etwas mager und blaß, das muß man ihnen nicht übel nehmen. Zu dieſen gehöre ich. Andere legen ſich in der Mitte des Waldes nieder, ſie wollen bloß ausruhen, aber ſie ſtehen ſelten wieder auf. Ich habe ſelbſt einen Bekannten, der nun ſchon drei Jahre im Schatten der Lex Julia ſein Bier trinkt, er hat ſich den Platz des Namens wegen ausgeſucht, der ruft ihm angenehme Erinnerungen zurück. Noch Andere werden desparat und kehren um. Die ſind die Dümmſten, denn man läßt ſie nur unter der Bedingung aus dem einen Dickigt heraus, daß ſie ſich ſpornſtreichs wieder in ein anderes hinein begeben. Und da giebt's einige, die noch ſchrecklicher ſind, die gar kein Ende haben! (für ſich). Was man Alles ſchwätzt, wenn man Etwas auf dem Herzen hat, und es nicht heraus zu bringen weiß!

Klara.

Alles iſt heute luſtig und munter, das macht der ſchöne Tag!

Secretair.

Ja, bei ſolchem Wetter fallen die Eulen aus dem Neſt, die Fledermäuſe bringen ſich um, weil ſie fühlen, daß der Teufel ſie gemacht hat, der Maulwurf bohrt ſich ſo tief in die Erde ein, daß er den Weg zurück nicht mehr findet und jämmerlich erſticken muß, wenn er ſich nicht bis zur anderen Seite durchfrißt und in Amerika wieder zum Vorſchein kommt. Heute thut jede Korn-Aehre einen doppelten Schuß, und jede Mohnblume wird noch einmal ſo roth, wie ſonſt, wenn auch nur aus Schaam, daß ſie's noch nicht iſt. Soll der Menſch zurückbleiben? Soll er den lieben Gott um den einzigen Zins betrügen, den ſeine Welt ihm abwirft, um ein fröhlich Geſicht und um ein helles Auge, das all die Herrlichkeit abſpiegelt und verklärt zurück giebt? Wahrhaftig, wenn ich des Morgens dieſen oder jenen Hocker aus ſeiner Thür hervorſchleichen ſehe, die Stirn in Falten heraufgezogen und den Himmel anglotzend, wie einen Bogen Löſchpapier, dann denk' ich oft: es giebt gleich Regen, Gott muß, er kann nicht umhin, den Wolken-Vorhang niederlaſſen, um ſich nur über die Fratze nicht zu ärgern. Man ſollte die Kerl's als Hintertreiber von Luſtparthieen, als Verderber des Erndtewetters, vor Gericht belangen können. Wodurch willſt Du denn für das Leben danken, als dadurch, daß Du lebſt? Jauchze Vogel, ſonſt verdienſt du die Kehle nicht!

Klara.

Ach, das iſt ſo wahr, ſo wahr — ich könnte gleich zu weinen anfangen!

Secretair.

Es iſt nicht gegen Dich geſagt, daß Du ſeit acht Tagen ſchwerer athmeſt, wie ſonſt, begreif' ich wohl, ich kenne Deinen Alten. Aber Gott Lob, ich kann Deine Bruſt wieder frei machen, und eben darum bin ich hier. Du wirſt Deinen Bruder noch heut Abend wieder ſehen, und nicht auf ihn, ſondern auf die Leute, die ihn in's Gefängniß geworfen haben, wird man mit Fingern zeigen. Verdient das einen Kuß, einen ſchweſterlichen, wenn's denn kein anderer ſeyn darf? Oder wollen wir Blindekuh darum ſpielen? Wenn ich Dich nicht in zehn Minuten haſche, ſo geh' ich leer aus, und bekomm' noch einen Backenſtreich obendrein.

Klara.

(für ſich) Mir iſt, als wär' ich auf einmal tauſend Jahr alt geworden, und nun ſtünde die Zeit über mir ſtill, ich kann nicht zurück und auch nicht vorwärts. O, dieſer feſtgenagelte Sonnenſchein und all die Heiterkeit um mich her!

Secretair.

Du antworteſt mir nicht. Freilich, das vergaß ich, Du biſt Braut! O Mädchen, warum haſt Du mir das gethan! Und doch — habe ich ein Recht, mich zu beklagen? Sie iſt, wie alles Liebe und Gute, alles Liebe und Gute hätte mich an ſie erinnern ſollen, dennoch war ſie Jahrelang für mich, wie nicht mehr in der Welt. Dafür hat ſie — Wär's nur wenigſtens ein Kerl, vor dem man die Augen niederſchlagen müßte! Aber dieſer Leonhard —

Klara.

(ſchrecklich, wie ſie den Namen hört) Ich muß zu ihm — Das iſt's ja, ich bin nicht mehr die Schweſter eines Diebes — o Gott, was will ich denn noch? Leonhard wird und muß — Er braucht ja bloß kein

Teufel zu ſeyn, und Alles iſt, wie vorher! (ſchaudernd) Wie vorher! (zum Secretair) Nimm's nicht übel, Friedrich! — Warum werden mir die Beine auf einmal ſo ſchwer!

Secretair.

Du willſt —

Klara.

Zu Leonhard, wohin denn ſonſt! Nur den einen Weg hab' ich auf dieſer Welt noch zu machen!

Secretair.

So liebſt Du ihn? Dann —

Klara.

(wild) Lieben? Er oder der Tod! Wundert's wen, daß ich ihn wähle? Ich thät's nicht, dächt' ich an mich allein!

Secretair.

Er oder der Tod? Mädchen, ſo ſpricht die Verzweiflung, oder —

Klara.

Mach' mich nicht raſend! Nenne das Wort nicht mehr! Dich! Dich lieb' ich! Da! Da! Ich ruf's Dir zu, als ob ich ſchon jenſeits des Grabes wandelte, wo Niemand mehr roth wird, wo ſie Alle nackt und frierend an einander vorbeiſchleichen, weil Gottes furchtbar heilige Nähe in Jedem den Gedanken an die Anderen bis auf die Wurzel weggezehrt hat!

Secretair.

Mich? Noch immer mich? Klara, ich hab's geahnt, als ich Dich draußen im Garten ſah!

Klara.

Haſt Du? O, der Andere auch! (dumpf, als ob ſie allein wäre) Und er trat vor mich hin! Er oder Ich! O, mein Herz, mein verfluchtes Herz! Um ihm, um mir ſelbſt zu beweiſen, daß es nicht ſo ſey, oder um's zu erſticken, wenn's ſo wäre, that ich, was mich jetzt — (in Thränen ausbrechend) Gott im Himmel, ich würde mich erbarmen, wenn ich Du wäre, und Du ich!

Secretair.

Klara, werde mein Weib! Ich kam zu Dir, um Dir noch einmal auf die alte Weiſe in's Auge zu ſehen. Hätteſt Du den Blick nicht verſtanden, ich würde mich, ohne zu reden, wieder entfernt haben. Jetzt biet' ich Dir Alles an, was ich bin, und was ich habe. Es iſt wenig, aber es kann mehr werden. Längſt wäre ich hier geweſen, doch Deine Mutter war krank, dann ſtarb ſie.

Klara. (lacht wahnſinnig)

Secretair.

Faſſe Muth, Mädchen. Der Menſch hat Dein Wort. Das ängſtigt Dich. Und freilich iſt's verflucht. Wie konnteſt Du —

Klara.

O frag' noch, was Alles zuſammen kommt, um ein armes Mädchen verrückt zu machen. Spott und Hohn von allen Seiten, als Du auf die Academie gezogen warſt und Nichts mehr von Dir hören ließeſt. Die denkt noch an den! — Die glaubt, daß Kindereien ernſthaft gemeint waren! — Erhält ſie Briefe? — Und dann die Mutter! Halte Dich zu Deines Gleichen! Hochmuth thut nimmer gut! Der Leonhard iſt doch recht brav, Alle wundern ſich, daß Du ihn über die Achſel anſiehſt. Dazu mein eignes Herz. Hat er Dich vergeſſen, zeig' ihm, daß auch Du — o Gott!

Secretair.

Ich bin Schuld. Ich fühl's. Nun, was ſchwer iſt, iſt darum nicht unmöglich. Ich ſchaff' Dir Dein Wort zurück. Vielleicht —

Klara.

O, mein Wort — da! (ſie wirft ihm Leonhards Brief hin)

Secretair.

(lieſ't) Ich als Caſſirer — Dein Bruder — Dieb — ſehr leid — aber ich kann nicht umhin, aus Rückſicht auf mein Amt — — (zu Klara) Das ſchrieb er Dir denſelben Tag, wo Deine Mutter ſtarb? Er bezeugt Dir ja zugleich ſein Beileid über ihren jähen Tod!

Klara.

Ich glaube, ja!

Secretair.

Daß Dich! Lieber Gott, die Katzen, Schlangen und ſonſtigen Scheuſale, die Dir bei der Schöpfung ſo zwiſchen den Fingern durchgeſchlüpft ſind, haben Beelzebubs Wohlgefallen erregt, er hat ſie Dir nachgemacht, aber er hat ſie beſſer herausgeputzt, wie Du, er hat ſie in Menſchenhaut geſteckt, und nun ſtehen ſie mit Deinen Menſchen in Reih und Glied und man erkennt ſie erſt, wenn ſie kratzen und ſtechen! (zu Klara) Aber es iſt ja gut, es iſt ja vortrefflich! (er will ſie umarmen) Komm! Für ewig! Mit dieſem Kuß —

Klara.

(ſinkt an ihn) Nein, nicht für ewig, nur daß ich nicht umfalle, aber keinen Kuß!

Secretair.

Mädchen, Du liebſt ihn nicht, Du haſt Dein Wort zurück —

Klara.

(dumpf, ſich wieder aufrichtend) Und ich muß doch zu ihm, ich muß mich auf Knieen vor ihm niederwerfen und ſtammeln: ſieh die weißen Haare meines Vaters an, nimm mich!

Secretair.

Unglückliche, verſteh' ich Dich?

Klara.

Ja!

Secretair.

Darüber kann kein Mann weg! Vor dem Kerl, dem man in's Geſicht ſpucken mögte, die Augen niederſchlagen müſſen? (er preßt Klara wild an ſich) Aermſte! Aermſte!

Klara.

Geh' nun, geh!

Secretair.

(für ſich, brütend) Oder man müßte den Hund, der's weiß, aus der Welt wegſchießen! Daß er Muth hätte! Daß er ſich ſtellte! Daß man ihn zwingen könnte! Um's Treffen wär' mir nicht bange!

Klara.

Ich bitte Dich!

Secretair.

(indem er geht) Wenn's dunkel wird! (er kehrt wieder um und faßt Klaras Hand) Mädchen, Du ſtehſt vor mir — — (er wendet ſich ab) Tauſende ihres Geſchlechts hätten's klug und liſtig verſchwiegen, und es erſt dem Mann in einer Stunde ſüßer Vergeſſenheit in Ohr und Seele geſchmeichelt! Ich fühle, was ich Dir ſchuldig bin! (ab)

Sechste Scene.

Klara.

(allein) Zu! Zu, mein Herz! Quetſch' Dich in Dich ein, daß auch kein Blutstropfe mehr heraus kann, der in den Adern das gefrierende Leben wieder entzünden will. Da hatte ſich wieder was, wie eine Hoffnung in Dir aufgethan! Jetzt erſt merk' ich's! (lächelnd) Nein, darüber kann kein Mann weg! Und wenn — Könnteſt Du ſelbſt darüber hinweg? Hätteſt Du den Muth eine Hand zu faſſen, die — Nein, nein, dieſen ſchlechten Muth hätteſt Du nicht! Du müßteſt Dich ſelbſt einriegeln in Deine Hülle, wenn man Dir von außen die Thür öffnen wollte — Du biſt für ewig — O, daß das ausſetzt, daß das nicht immer ſo fortbohrt, daß zuweilen ein Aufhören iſt! Nur darum dauert's lange! Der Gequälte glaubt auszuruhen, weil der Quäler einhalten muß, um Odem zu ſchöpfen; es iſt ein Aufathmen, wie des Ertrinkenden auf den Wellen, wenn der Strudel, der ihn hinunterzieht, ihn noch einmal wieder ausſpeit, um ihn gleich wieder auf's Neue zu faſſen, er hat Nichts davon, als den zwiefachen Todeskampf!

Nun, Klara? Ja, Vater, ich gehe, ich gehe! Deine Tochter wird Dich nicht zum Selbſtmord treiben! Ich bin bald das Weib des Menſchen, oder — Gott, nein! Ich bettle ja nicht um ein Glück, ich bettle um mein Elend, um mein tiefſtes Elend — mein Elend wirſt Du mir geben! Fort — wo iſt der Brief? (ſie nimmt ihn) Drei Brunnen triffſt Du auf dem Weg zu ihm — Daß du mir an Keinem ſtehen bleibſt! Noch haſt Du nicht das Recht dazu! (Ab.)

Dritter Akt.

Zimmer bei Leonhard.

Erſte Scene.

Leonhard.

(an einem Tiſch mit Acten, ſchreibend)

Das wäre nun der ſechste Bogen nach Tiſch! Wie fühlt ſich der Menſch, wenn er ſeine Pflicht thut! Jetzt könnte mir in die Thür treten, wer wollte, und wenn's der König wäre — ich würde aufſtehen, aber ich würde nicht in Verlegenheit gerathen! Einen nehm' ich aus, das iſt der alte Tiſchler! Aber im Grunde kann auch der mir wenig machen! Die arme Klara! Sie dauert mich, ich kann nicht ohne Unruhe an ſie denken! Daß der eine verfluchte Abend nicht wäre! Es war in mir wirklich mehr die Eiferſucht, als die Liebe, die mich zum Raſen brachte, und ſie ergab ſich gewiß nur darein, um meine Vorwürfe zu widerlegen, denn ſie war kalt gegen mich, wie der Tod. Ihr ſtehen böſe Tage bevor, nun, auch ich werde noch viel Verdruß haben! Trage Jeder das Seinige! Vor allen Dingen die Sache mit dem kleinen Buckel nur recht feſt gemacht, damit die mir nicht entgeht, wenn das Gewitter ausbricht! Dann hab' ich den Bürgermeiſter auf meiner Seite, und brauche vor Nichts bange zu ſeyn!

Zweite Scene.

Klara.

(tritt ein) Guten Abend, Leonhard!

Leonhard.

Klara? (für ſich) Das hätt' ich nun nicht mehr erwartet! (laut) Haſt Du meinen Brief nicht erhalten? Doch — Du kommſt vielleicht für Deinen Vater und willſt die Steuer bezahlen! Wie viel iſt es nur? (in einem Journal blätternd) Ich ſollte es eigentlich aus dem Kopf wiſſen!

Klara.

Ich komme, um Dir Deinen Brief zurück zu geben! Hier iſt er! Lies ihn noch einmal!

Leonhard.

(lieſ't mit großem Ernſt) Es iſt ein ganz vernünftiger Brief! Wie kann ein Mann, dem die öffentlichen Gelder anvertraut ſind, in eine Familie heirathen, zu der (er verſchluckt ein Wort) zu der Dein Bruder gehört?

Klara.

Leonhard!

Leonhard.

Aber vielleicht hat die ganze Stadt Unrecht? Dein Bruder ſitzt nicht im Gefängniß? Er hat nie im Gefängniß geſeſſen? Du biſt nicht die Schweſter eines — Deines Bruders?

Klara.

Leonhard, ich bin die Tochter meines Vaters, und nicht als Schweſter eines unſchuldig Verklagten, der ſchon wieder freigeſprochen iſt, denn das iſt mein Bruder, nicht als Mädchen, das vor unverdienter Schande zittert, denn (halb laut) ich zittre noch mehr vor Dir, nur als Tochter des alten Mannes, der mir das Leben gegeben hat, ſtehe ich hier!

Leonhard.

Und Du willſt?

Klara.

Du kannſt fragen? O, daß ich wieder gehen dürfte! Mein Vater ſchneidet ſich die Kehle ab, wenn ich — heirathe mich!

Leonhard.

Dein Vater —

Klara.

Er hat's geſchworen! Heirathe mich!

Leonhard.

Hand und Hals ſind nahe Vettern. Sie thun einander Nichts zu Leide! Mach' Dir keine Gedanken!

Klara.

Er hat's geſchworen — heirathe mich, nachher bring' mich um, ich will Dir für das Eine noch dankbarer ſeyn, wie für das Andere!

Leonhard.

Liebſt Du mich? Kommſt Du, weil Dich Dein Herz treibt? Bin ich der Menſch, ohne den Du nicht leben und ſterben kannſt?

Klara.

Antworte Dir ſelbſt!

Leonhard.

Kannſt Du ſchwören, daß Du mich liebſt? Daß Du mich ſo liebſt, wie ein Mädchen den Mann lieben muß, der ſich auf ewig mit ihr verbinden ſoll?

Klara.

Nein, das kann ich nicht ſchwören! Aber dies kann ich ſchwören: ob ich Dich liebe, ob ich Dich nicht liebe, nie ſollſt Du's erfahren! Ich will Dir dienen, ich will für Dich arbeiten, und zu eſſen ſollſt Du mir Nichts geben, ich will mich ſelbſt ernähren, ich will bei Nachtzeit nähen und ſpinnen für andere Leute, ich will hungern, wenn ich Nichts zu thun habe, ich will lieber in meinen eig'nen Arm hinein beißen, als zu meinem Vater gehen, damit er Nichts merkt. Wenn Du mich ſchlägſt, weil Dein Hund nicht bei der Hand iſt, oder weil Du ihn abgeſchafft haſt, ſo will ich eher meine Zunge verſchlucken, als ein Geſchrei ausſtoßen, das den Nachbaren verrathen könnte, was vorfällt. Ich kann nicht verſprechen, daß meine Haut die Striemen Deiner Geißel nicht zeigen ſoll, denn das hängt nicht von mir ab, aber ich will lügen, ich will ſagen, daß ich mit dem Kopf gegen den Schrank gefahren, oder daß ich auf dem Eſtrich, weil er zu glatt war, ausgeglitten bin, ich will's thun, bevor noch Einer fragen kann, woher die blauen Flecke rühren. Heirathe mich — ich lebe nicht lange. Und wenn's Dir doch zu lange dauert, und Du die Koſten der Scheidung nicht aufwenden magſt, um von mir los zu kommen, ſo kauf' Gift auf der Apotheke, und ſtell's hin, als ob's für Deine Ratten wäre, ich will's, ohne daß Du auch nur zu winken brauchſt, nehmen und im Sterben zu den Nachbaren ſagen, ich hätt's für zerſtoßenen Zucker gehalten!

Leonhard.

Ein Menſch, von dem Du dies Alles erwarteſt, überraſcht Dich doch nicht, wenn er nein ſagt?

Klara.

So ſchaue Gott mich nicht zu ſchrecklich an, wenn ich komme, ehe er mich gerufen hat! Wär's um mich allein — ich wollt's ja tragen, ich wollt's geduldig hinnehmen, als verdiente Strafe für, ich weiß nicht was, wenn die Welt mich in meinem Elend mit Füßen träte, ſtatt mir beizuſtehen, ich wollte mein Kind, und wenn's auch die Züge dieſes Menſchen trüge, lieben, ach, und ich wollte vor der armen Unſchuld ſo viel weinen, daß es, wenn's älter und klüger würde, ſeine Mutter gewiß nicht verachten, noch ihr fluchen ſollte. Aber ich bin's nicht allein, und leichter find' ich am jüngſten Tag noch eine Antwort auf des Richters Frage: warum haſt Du Dich Selbſt umgebracht? als auf die: warum haſt Du Deinen Vater ſo weit getrieben?

Leonhard.

Du ſprichſt, als ob Du die Erſte und Letzte wärſt! Tauſende haben das vor Dir durchgemacht, und ſie ergaben ſich darein, Tauſende werden nach Dir in den Fall kommen und ſich in ihr Schickſal finden: ſind die alle Nickel, daß Du Dich für Dich allein in die Ecke ſtellen willſt? Die hatten auch Väter, die ein Schock neue Flüche erfanden, als ſie's zuerſt hörten, und von Mord und Todtſchlag ſprachen; nachher ſchämten ſie ſich, und thaten Buße für ihre Schwüre und Gottesläſterungen, ſie ſetzten ſich hin und wiegten das Kind, oder wedelten ihm die Fliegen ab!

Klara.

O ich glaub's gern, daß Du nicht begreifſt, wie irgend Einer in der Welt ſeinen Schwur halten ſollte!

Dritte Scene.

Ein Knabe.

(tritt ein) Da ſind Blumen! Ich ſoll nicht ſagen, wovon.

Leonhard.

Ei, die lieben Blumen! (ſchlägt ſich vor die Stirn) Teufel! Teufel! Das iſt dumm! Ich hätte welche ſchicken ſollen! Wie hilft man ſich da heraus! Auf ſolche Dinge verſteh' ich mich ſchlecht, und die Kleine nimmt's genau, ſie hat an nichts Anderes zu denken! (er nimmt die Blumen) Alle behalt' ich ſie aber nicht! (zu Klara) Nicht wahr, die da bedeuten Reue und Schaam? Haſt Du mir das nicht einmal geſagt?

Klara. (nickt)

Leonhard.

(zum Knaben) Merk' Dir's, Junge, die ſind für mich, ich ſtecke ſie an, ſiehſt Du, hier, wo das Herz iſt! Dieſe, die dunkelrothen, die wie ein düſteres Feuer brennen, trägſt Du zurück. Verſtehſt Du? Wenn meine Aepfel reif ſind, kannſt Du Dich melden!

Knabe.

Das iſt noch lange hin! (ab)

Vierte Scene.

Leonhard.

Ja, ſiehſt Du, Klara, Du ſprachſt von Worthalten. Eben weil ich ein Mann von Wort bin, muß ich Dir antworten, wie ich Dir geantwortet habe. Dir ſchrieb ich vor acht Tagen ab, Du kannſt es nicht läugnen, der Brief liegt da. (er reicht ihr den Brief, ſie nimmt ihn mechaniſch) Ich hatte Grund, Dein Bruder — Du ſagſt, er iſt frei geſprochen, es freut mich! In dieſen acht Tagen knüpfte ich ein neues Verhältniß an; ich hatte das Recht dazu, denn Du haſt nicht zur rechten Zeit gegen meinen Brief proteſtirt, ich war frei in meinem Gefühl, wie vor dem Geſetz. Jetzt kommſt Du, aber ich habe ſchon ein Wort gegeben und eins empfangen, ja — (für ſich) ich wollt', es wär ſo — die Andere iſt ſchon mit Dir in gleichem Fall, Du dauerſt mich, (er ſtreicht ihr die Locken zurück, ſie läßt es geſchehen, als ob ſie es gar nicht bemerkte) aber Du wirſt einſehen — mit dem Bürgermeiſter iſt nicht zu ſpaßen!

Klara.

(wie geiſtesabweſend) Nicht zu ſpaßen!

Leonhard.

Siehſt Du, Du wirſt vernünftig! Und was Deinen Vater betrifft, ſo kannſt Du ihm keck in's Geſicht ſagen, daß er allein Schuld iſt! Starre mich nicht ſo an, ſchüttle nicht den Kopf, es iſt ſo, Mädchen, es iſt ſo! Sag's ihm nur, er wird's ſchon verſtehen und in ſich gehen, ich bürge Dir dafür! (für ſich) Wer die Ausſteuer ſeiner Tochter wegſchenkt, der muß ſich nicht wundern, daß ſie ſitzen bleibt. Wenn ich daran denke, ſo ſteift ſich mir ordentlich der Rücken, und ich könnte wünſchen, der alte Kerl wäre hier, um eine Lection in Empfang zu nehmen. Warum muß ich grauſam ſein? Nur weil er ein Thor war!

Was auch daraus entſteht, er hat's zu verantworten, das iſt klar! (zu Klara) Oder willſt Du, daß ich ſelbſt mit ihm rede? Dir zu Liebe will ich ein blaues Auge wagen und zu ihm gehen! Er kann grob gegen mich werden, er kann mir den Stiefelknecht an den Kopf werfen, aber er wird die Wahrheit, trotz des Bauchgrimmens, das ſie ihm verurſacht, hinunter knirſchen und Dich in Ruhe laſſen müſſen. Verlaß' Dich darauf! Iſt er zu Hauſe?

Klara.

(richtet ſich hoch auf) Ich danke Dir! (will gehen)

Leonhard.

Soll ich Dich hinüber begleiten? Ich habe den Muth!

Klara.

Ich danke Dir, wie ich einer Schlange danken würde, die mich umknotet hätte und mich von ſelbſt wieder ließe und fort ſpränge, weil eine andere Beute ſie lockte. Ich weiß, daß ich gebiſſen bin, ich weiß, daß ſie mich nur läßt, weil es ihr nicht der Mühe werth ſcheint, mir das Bischen Mark aus den Gebeinen zu ſaugen, aber ich danke ihr doch, denn nun hab' ich einen ruhigen Tod. Ja, Menſch, es iſt kein Hohn, ich danke Dir, mir iſt, als hätt' ich durch Deine Bruſt bis in den Abgrund der Hölle hinunter geſehen, und was auch in der furchtbaren Ewigkeit mein Loos ſey, mit Dir hab' ich Nichts mehr zu ſchaffen, und das iſt ein Troſt! Und wie der Unglückliche, den ein Wurm geſtochen hat, nicht geſcholten wird, wenn er ſich in Schauder und Ekel die Adern öffnet, damit das vergiftete Leben ſchnell ausſtrömen kann, ſo wird die ewige Gnade ſich vielleicht auch mein erbarmen, wenn ſie Dich anſieht, und mich, was Du aus mir gemacht haſt, denn warum könnt' ich's thun, wenn ich's nimmer, nimmer thun dürfte? Nur Eins noch: mein Vater weiß von Nichts, er ahnt Nichts, und damit er nie etwas erfährt, geh' ich noch heute aus der Welt! Könnt' ich denken, daß Du — (ſie thut wild einen Schritt auf ihn zu) Doch, das iſt Thorheit, Dir kann's ja nur willkommen ſeyn, wenn ſie Alle ſtehen und die Köpfe ſchütteln und ſich umſonſt fragen: warum das geſchehen iſt!

Leonhard.

Es kommen Fälle vor! Was ſoll man thun! Klara!

Klara.

Fort von hier! Der Menſch kann ſprechen! (ſie will gehen)

Leonhard.

Meinſt Du, daß ich's Dir glaube?

Klara.

Nein!

Leonhard.

Du kannſt Gott Lob nicht Selbſtmörderin werden, ohne zugleich Kindes-Mörderin zu werden!

Klara.

Beides lieber, als Vater-Mörderin! O ich weiß, daß man Sünde mit Sünde nicht büßt! Aber was ich jetzt thu, das kommt über mich *allein*! Geb' ich meinem Vater das Meſſer in die Hand, ſo trifft's ihn, wie mich! Mich trifft's immer! Dies giebt mir Muth und Kraft in all meiner Angſt! Dir wird's wohl gehen auf Erden! (ab)

Fünfte Scene.

Leonhard.

(allein) Ich muß! Ich muß ſie heirathen! Und warum muß ich? Sie will einen verrückten Streich begehen, um ihren Vater von einem verrückten Streich abzuhalten; wo liegt die Nothwendigkeit, daß ich den ihrigen durch einen noch verrückteren verhindern muß? Ich kann ſie nicht zugeben, wenigſtens nicht eher, als bis ich denjenigen vor mir ſehe, der mir wieder durch den allerverrückteſten zuvorkommen will, und wenn der eben ſo denkt, wie ich, ſo giebt's kein Ende. Das klingt ganz geſcheut, und doch — Ich muß ihr nach! Da kommt Jemand! Gott ſey Dank, Nichts iſt ſchmählicher, als ſich mit ſeinen eigenen Gedanken abzanken müſſen! Eine Rebellion im Kopf, wo man Wurm nach Wurm gebiert, und Einer den andern frißt oder in den Schwanz beißt, iſt die ſchlimmſte von allen!

Sechste Scene.

Secretair.

(tritt ein) Guten Abend!

Leonhard.

Herr Secretair? Was verſchafft mir die Ehre —

Secretair.

Du wirſt es gleich ſehen!

Leonhard.

Du? Wir ſind freilich Schulkameraden geweſen!

Secretair.

Und werden vielleicht auch Todeskameraden ſeyn! (zieht Piſtolen hervor) Verſtehſt Du damit umzugehen?

Leonhard.

Ich begreife Sie nicht!

Secretair.

(ſpannt eine) Siehſt Du? So wird's gemacht. Dann zielſt Du auf mich, wie ich jetzt auf Dich, und drückſt ab! So!

Leonhard.

Was reden Sie?

Secretair.

Einer von uns Beiden muß ſterben! Sterben! Und das ſogleich!

Leonhard.

Sterben?

Secretair.

Du weißt, warum!

Leonhard.

Bei Gott nicht!

Secretair.

Thut Nichts, es wird Dir in der Todesſtunde ſchon einfallen!

Leonhard.

Auch keine Ahnung —

Secretair.

Beſinne Dich! Ich könnte Dich ſonſt für einen tollen Hund halten, der mein Liebſtes gebiſſen hat, ohne ſelbſt etwas davon zu wiſſen, und Dich niederſchießen, wie einen ſolchen, da ich Dich doch noch eine halbe Stunde lang für meines Gleichen gelten laſſen muß!

Leonhard.

Sprechen Sie doch nicht ſo laut! Wenn Sie Einer hörte —

Secretair.

Könnte mich Einer hören, Du hätteſt ihn längſt gerufen! Nun?

Leonhard.

Wenn's des Mädchens wegen iſt, ich kann ſie ja heirathen! Dazu war ich ſchon halb und halb entſchloſſen, als ſie ſelbſt hier war!

Secretair.

Sie war hier, und ſie iſt wieder gegangen, ohne Dich in Reue und Zerknirſchung zu ihren Füßen geſehen zu haben? Komm! Komm!

Leonhard.

Ich bitte Sie — Sie ſehen einen Menſchen vor ſich, der zu Allem bereit iſt, was Sie vorſchreiben! Noch heut Abend verlobe ich mich mit ihr!

Secretair.

Das thu' ich, oder Keiner. Und wenn die Welt daran hinge, nicht den Saum ihres Kleides ſollſt Du wieder berühren! Komm! In den Wald mit mir! Aber wohl gemerkt, ich faß' Dich unter den Arm, und wenn Du unterwegs nur einen Laut von Dir giebſt, ſo — (er erhebt eine Piſtole) Du wirſt mir's glauben! Ohnehin nehmen wir, damit Du nicht in Verſuchung kommſt, den Weg hinten zum Hauſe hinaus durch die Gärten!

Leonhard.

Eine iſt für mich — geben Sie mir die.

Secretar.

Damit Du ſie wegwerfen, und mich zwingen kannſt, Dich zu morden, oder Dich laufen zu laſſen, nicht wahr? Geduld, bis wir am Platz ſind, dann theil' ich ehrlich mit Dir!

Leonhard.

(geht und ſtößt aus Verſehen ſein Trinkglas vom Tiſch) Soll ich nicht wieder trinken?

Secretair.

Courage, mein Junge, vielleicht geht's gut, Gott und Teufel ſcheinen ſich ja beſtändig um die Welt zu ſchlagen, wer weiß denn, wer gerade Herr iſt! (faßt ihn unter den Arm, Beide ab)

Zimmer im Hauſe des Tiſchlers. Abend.

Siebente Scene.

Karl.

(tritt ein) Kein Menſch daheim! Wüßt' ich das Rattenloch unter der Thürſchwelle nicht, wo ſie den Schlüſſel zu verbergen pflegen, wenn ſie Alle davon geben, ich hätte nicht hinein können. Nun, das hätte Nichts gemacht! Ich konnte jetzt zwanzig Mal um die Stadt laufen und mir einbilden, es gäbe kein größeres Vergnügen auf der Welt, als die Beine zu brauchen. Wir wollen Licht anzünden! (er thut's) Das Feuerzeug iſt noch auf dem alten Platz, ich wette, denn wir haben hier im Hauſe zwei Mal zehn Gebote. Der Hut gehört auf den dritten Nagel, nicht auf den vierten! Um halb zehn Uhr muß man müde ſeyn! Vor Martini darf man nicht frieren, nach Martini nicht ſchwitzen! Das ſteht in einer Reihe mit: Du ſollſt Gott fürchten und lieben! Ich bin durſtig! (ruft) Mutter! Pfui! Als ob ich's vergeſſen hätte, daß ſie da liegt, wo auch des Bierwirths Knecht ſein Nußknackermaul nicht mehr mit einem Ja Herr! aufzureißen braucht, wenn er gerufen wird! Ich habe nicht geweint, als ich die Todtenglocke in meinem finſtern Thurmloch hörte, aber — Rothrock, Du haſt mich auf der Kegelbahn nicht den letzten Wurf thun laſſen, obgleich ich die Boßel ſchon in der Hand hielt, ich laſſe Dir nicht zum letzten Athemzug Zeit, wenn ich Dich allein treffe, und das kann heut Abend noch geſchehen, ich weiß, wo Du um zehn zu finden biſt. Nachher zu Schiff! Wo die Klara bleibt! Ich bin eben ſo hungrig, als durſtig! Heut iſt Donnerstag, ſie haben Kalbfleiſch-Suppe gegeſſen. Wär's Winter, ſo hätt's Kohl gegeben, vor Faſtnacht weißen, nach Faſtnacht grünen! Das ſteht ſo feſt, als daß der Donnerstag wieder kehren muß, wenn der Mittwoch da geweſen iſt, daß er nicht zum Freitag ſagen kann: geh' Du für mich, ich habe wunde Füße!

Achte Scene.

Klara. (tritt ein.)

Karl.

Endlich? Du ſollteſt auch nur nicht ſo viel küſſen! Wo ſich vier rothe Lippen zuſammen backen, da iſt dem Teufel eine Brücke gebaut! Was haſt Du da?

Klara.

Wo? Was?

Karl.

Wo? Was? In der Hand!

Klara.

Nichts!

Karl.

Nichts? Sind das Geheimniſſe? (er entreißt ihr Leonhards Brief) Her damit! Wenn der Vater nicht da iſt, ſo iſt der Bruder Vormund!

Klara.

Den Fetzen hab' ich feſt gehalten, und doch geht der Abendwind ſo ſtark, daß er die Ziegel von den Dächern wirft! Als ich an der Kirche vorbei ging, fiel einer dicht vor mir nieder, ſo daß ich mir den Fuß daran zerſtieß. O Gott, dacht' ich, noch einen! und ſtand ſtill! Das wäre ſo ſchön geweſen, man hätte mich begraben und geſagt: ſie hat ein Unglück gehabt! Ich hoffte umſonſt auf den zweiten!

Karl.

(der den Brief geleſen hat) Donner und — Kerl, den Arm, der das ſchrieb, ſchlag' ich Dir lahm! Hol' mir eine Flaſche Wein! Oder iſt Deine Spaarbüchſe leer?

Klara.

Es iſt noch eine im Hauſe. Ich hatte ſie heimlich für den Geburtstag der Mutter gekauft und bei Seite geſtellt. Morgen wäre der Tag — (ſie wendet ſich)

Karl.

Gieb ſie her!

Klara. (bringt den Wein)

Karl.

(trinkt haſtig) Nun könnten wir denn wieder anfangen. Hobeln, Sägen, Hämmern, dazwiſchen Eſſen, Trinken und Schlafen, damit wir immer fort hobeln, ſägen und hämmern können, Sonntags ein Kniefall obendrein: ich danke Dir, Herr, daß ich hobeln, ſägen und hämmern darf! (trinkt) Es lebe jeder brave Hund, der an der Kette nicht um ſich beißt! (er trinkt wieder) Und noch einmal: er lebe!

Klara.

Karl, trink' nicht ſo viel! Der Vater ſagt, im Wein ſitzt der Teufel!

Karl.

Und der Prieſter ſagt, im Wein ſitzt der liebe Gott. (er trinkt) Wir wollen ſehen, wer recht hat! Der Gerichtsdiener iſt hier im Hauſe geweſen — wie betrug er ſich?

Klara.

Wie in einer Diebsherberge. Die Mutter fiel um und war todt, ſobald er nur den Mund aufgethan hatte!

Karl.

Gut! Wenn Du morgen früh hörſt, daß der Kerl erſchlagen gefunden worden iſt, ſo fluche nicht auf den Mörder!

Klara.

Karl, Du wirſt doch nicht —

Karl.

Bin ich ſein einziger Feind? Hat man ihn nicht ſchon oft angefallen? Es dürfte ſchwer halten, aus ſo Vielen, denen das Stück zuzutrauen wäre, den rechten heraus zu finden, wenn dieſer nur nicht Stock oder Hut auf dem Platz zurückläßt. (er trinkt) Wer es auch ſey: auf gutes Gelingen!

Klara.

Bruder, Du redeſt —

Karl.

Gefällt's Dir nicht? Laß' gut ſein! Du wirſt mich nicht lange mehr ſehen!

Klara.

(zuſammen ſchaudernd) Nein!

Karl.

Nein? Weißt Du's ſchon, daß ich zur See will?

Kriechen mir die Gedanken auf der Stirn herum, daß Du ſie leſen kannſt? Oder hat der Alte nach ſeiner Art gewüthet, und gedroht, mir das Haus zu verſchließen? Pah! Das wär' nicht viel anders, als wenn der Gefängnißknecht mir zugeſchworen hätte: Du ſollſt nicht länger im Gefängniß ſitzen, ich ſtoße Dich hinaus in's Freie!

Klara.

Du verſtehſt mich nicht!

Karl.

(ſingt) Dort bläht ein Schiff die Segel,
Friſch ſauſ't hinein der Wind!

Ja, wahrhaftig, jetzt hält mich Nichts mehr an der Hobelbank feſt! Die Mutter iſt todt, es giebt Keine mehr, die nach jedem Sturm aufhören würde, Fiſche zu eſſen, und von Jugend auf war's mein Wunſch. Hinaus! Hier gedeih' ich nicht, oder erſt dann, wenn ich's gewiß weiß, daß das Glück dem Muthigen, der ſein Leben auf's Spiel ſetzt, der ihm den Kupfer-Dreier, den er aus dem großen Schatz empfangen hat, wieder hinwirft, um zu ſehen, ob es ihn einſteckt, oder ihn vergoldet zurück giebt, nicht mehr günſtig iſt.

Klara.

Und Du willſt den Vater allein laſſen? Er iſt ſechszig Jahr!

Karl.

Allein? Bleibſt Du ihm nicht?

Klara.

Ich?

Karl.

Du! Sein Schooßkind! Was wächſt Dir für Unkraut im Kopf, daß Du fragſt! Seine Freude laß' ich ihm, und von ſeinem ewigen Verdruß wird er befreit, wenn ich gehe, warum ſollt' ich's denn nicht thun? Wir paſſen ein für alle Mal nicht zuſammen, er kann's nicht eng genug um ſich haben, er mögte ſeine Fauſt zumachen und hinein kriechen, ich mögte meine Haut abſtreifen, wie den Kleinkinderrock, wenn's nur ginge! (ſingt)

Der Anker wird gelichtet,
Das Steuer flugs gerichtet,
Nun fliegt's hinaus geſchwind!

Sag' ſelbſt, hat er auch nur einen Augenblick an meiner Schuld gezweifelt? Und hat er in ſeinem überklugen: Das hab' ich erwartet! Das hab' ich immer gedacht! Das konnte nicht anders enden! nicht den gewöhnlichen Troſt gefunden? Wärſt Du's geweſen, er hätte ſich umgebracht! Ich mögt' ihn ſehen, wenn Du ein Weiber Schickſal hätteſt! Es würde ihm ſein, als ob er ſelbſt in die Wochen kommen ſollte! Und mit dem Teufel dazu!

Klara.

O, wie das an mein Herz greift! Ja, ich muß fort, fort!

Karl.

Was ſoll das heißen?

Klara.

Ich muß in die Küche — was wohl ſonſt? (faßt ſich an die Stirn) Ja! Das noch! Darum allein ging ich ja noch wieder zu Hauſe! (ab)

Karl.

Die kommt mir ganz ſonderbar vor! (ſingt)

Ein kühner Waſſervogel
Kreiſ't grüßend um den Maſt!

Klara.

(tritt wieder ein) Das Letzte iſt gethan, des Vaters

Abendtrank ſteht am Feuer. Als ich die Küchenthür hinter mir anzog, und ich dachte. Du trittſt nun nie wieder hinein! ging mir ein Schauer durch die Seele. So werd' ich auch aus dieſer Stube gehen, ſo aus dem Hauſe, ſo aus der Welt!

Karl.

(ſingt, er geht immer auf und ab, Klara hält ſich im Hintergrund)

Die Sonne brennt herunter,
Manch Fiſchlein, blank und munter,
Umgaukelt keck den Gaſt!

Klara.

Warum thu' ich's denn nicht? Werd' ich's nimmer thun? Werd' ich's von Tag zu Tag aufſchieben, wie jetzt von Minute zu Minute, bis — Gewiß! Darum Fort! — Fort! Und doch bleib' ich ſtehen! Iſt's mir nicht, als ob's in meinem Schooß bittend Hände aufhöbe, als ob Augen — (ſie ſetzt ſich auf einen Stuhl) Was ſoll das? Biſt Du zu ſchwach dazu? So frag' Dich, ob Du ſtark genug biſt, Deinen Vater mit abgeſchnittener Kehle — (ſie ſteht auf) Nein! Nein! — Vater unſer, der Du biſt im Himmel — Geheiliget werde Dein Reich — Gott, Gott, mein armer Kopf — ich kann nicht einmal beten — Bruder! Bruder! — Hilf mir —

Karl

Was haſt Du?

Klara.

Das Vaterunſer! (ſie beſinnt ſich) Mir war, als ob ich ſchon im Waſſer läge, und unterſänke, und hätte noch nicht gebetet! Ich — (plötzlich) Vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern! Da iſt's! Ja! Ja! ich vergeb' ihm gewiß, ich denke ja nicht mehr an ihn! Gute Nacht, Karl!

Karl.

Willſt Du ſchon ſo früh ſchlafen gehen? Gute Nacht!

Klara.

(wie ein Kind, das ſich das Vaterunſer überhört) Vergieb uns —

Karl.

Ein Glas Waſſer könnteſt Du mir noch bringen, aber es muß recht friſch ſeyn!

Klara.

(ſchnell) Ich will es Dir vom Brunnen holen!

Karl.

Nun, wenn Du willſt, es iſt ja nicht weit!

Klara.

Dank! Dank! Das war das Letzte, was mich noch drückte! Die That ſelbſt mußte mich verrathen! Nun werden ſie doch ſagen: ſie hat ein Unglück gehabt! Sie iſt hinein geſtürzt!

Karl.

Nimm Dich aber in Acht, das Brett iſt wohl noch immer nicht wieder vorgenagelt!

Klara.

Es iſt ja Mondſchein! — O Gott, ich komme nur, weil ſonſt mein Vater käme! Vergieb mir, wie ich — Sey mir gnädig — gnädig — (ab)

Neunte Scene.

Karl.

(ſingt) Wär gern hinein geſprungen,
Da drauſsen iſt mein Reich!

Ja! aber vorher — (er ſieht nach der Uhr) Wie viel iſts? Neun!

Ich bin ja jung von Jahren,
Da iſt's mir nur um's Fahren,
Wohin? Das gilt mir gleich!

Zehnte Scene.

Meiſter Anton.

(tritt ein) Dir hätt' ich etwas abzubitten, aber wenn ich's Dir verzeihe, daß Du heimlich Schulden gemacht haſt, und ſie noch obendrein für Dich bezahle, ſo werd' ich's mir erſparen dürfen!

Karl.

Das Eine iſt gut, das Andere iſt nicht nöthig, wenn ich meine Sonntags-Kleider verkaufe, kann ich die Leute, die ein Paar Thaler von mir zu fordern haben, ſelbſt befriedigen, und das werd' ich gleich morgen thun, als Matroſe, (für ſich) da iſt's heraus! (laut) brauch ich ſie nicht mehr!

Meiſter Anton.

Was ſind das wieder für Reden!

Karl.

Er hört ſie nicht zum erſten Mal, aber Er mag mir heute darauf antworten, was Er will, mein Entſchluß ſteht feſt!

Meiſter Anton.

Mündig biſt Du, es iſt wahr!

Karl.

Eben weil ich's bin, trotz' ich nicht darauf. Aber ich denke, Fiſch und Vogel ſollten ſich nicht darüber ſtreiten, ob's in der Luft oder im Waſſer am beſten iſt. Nur Eins. Er ſieht mich entweder nie wieder, oder Er wird mich auf die Schulter klopfen und ſagen: Du haſt recht gethan!

Meiſter Anton.

Wir wollen's abwarten. Ich brauche den Geſellen, den ich für Dich eingeſtellt habe, nicht wieder abzulohnen, was iſt's denn weiter?

Karl.

Ich dank' Ihm!

Meiſter Anton.

Sag' mir, hat der Gerichts-Diener, ſtatt Dich auf dem kürzeſten Weg zum Bürgermeiſter zu führen, Dich wirklich durch die ganze Stadt —

Karl.

Straß' auf, Straß' ab, über den Markt, wie den Faſtnachts-Ochſen, aber zweifle Er nicht, auch den werd' ich bezahlen, eh' ich gehe!

Meiſter Anton.

Das tadle ich nicht, aber ich verbiet' es Dir!

Karl.

Ho!

Meiſter Anton.

Ich werde Dich nicht aus den Augen laſſen, und ich ſelbſt, ich würde dem Kerl beiſpringen, wenn Du Dich an ihm vergreifen wollteſt!

Karl.

Ich meinte, Er hätte die Mutter auch lieb gehabt.

Meiſter Anton.

Ich werd's beweiſen.

Elfte Scene.

Der Secretair.

(tritt bleich und wankend herein, er drückt ein Tuch gegen die Bruſt) Wo iſt Klara? (er fällt auf einen Stuhl zurück) Jeſus! Guten Abend! Gott ſey Dank, daß ich noch her kam! Wo iſt ſie?

Karl.

Sie ging zum — Wo bleibt ſie? Ihre Reden — mir wird angſt! (ab)

Secretair.

Sie iſt gerächt — Der Bube liegt — Aber auch ich bin — Warum das, Gott? — Nun kann ich ſie ja nicht —

Meiſter Anton.

Was hat Er? Was iſt mit ihm?

Secretair.

Es iſt gleich aus! Geb' Er mir die Hand darauf, daß Er Seine Tochter nicht verſtoßen will — Hört Er, nicht verſtoßen, wenn ſie —

Meiſter Anton.

Das iſt eine wunderliche Rede. Warum ſollt' ich ſie denn — Ha, mir gehen die Augen auf! Hätt' ich ihr nicht unrecht gethan?

Secretair.

Geb' er mir die Hand!

Meiſter Anton.

Nein! (ſteckt beide Hände in die Taſche) Aber ich werde ihr Platz machen, und ſie weiß das, ich hab's ihr geſagt!

Secretair.

(entſetzt) Er hat ihr — Unglückliche, jetzt erſt verſteh' ich Dich ganz!

Karl.

(ſtürzt haſtig herein) Vater, Vater, es liegt Jemand im Brunnen! Wenn's nur nicht —

Meiſter Anton.

Die große Leiter her! Haken! Stricke! Was ſäumſt Du? Schnell! Und ob's der Gerichtsdiener wäre!

Karl.

Alles iſt ſchon da. Die Nachbarn kamen vor mir. Wenn's nur nicht Klara iſt!

Meiſter Anton.

Klara? (er hält ſich an einem Tiſch)

Karl.

Sie ging, um Waſſer zu ſchöpfen und man fand ihr Tuch.

Secretair.

Bube, nun weiß ich, warum Deine Kugel traf. Sie iſt's.

Meiſter Anton.

Sieh' doch zu! (ſetzt ſich nieder) Ich kann nicht! (Karl ab) Und doch! (ſteht wieder auf) Wenn ich Ihn (zum Secretair) recht verſtanden habe, ſo iſt Alles gut.

Karl.

(kommt zurück) Klara! Todt! Der Kopf gräßlich am Brunnenrand zerſchmettert, als ſie — Vater ſie iſt nicht hinein geſtürzt, ſie iſt hinein geſprungen, eine Magd hat's geſehen!

Meiſter Anton.

Die ſoll ſich's überlegen, eh' ſie ſpricht! Es iſt nicht hell genug, daß ſie das mit Beſtimmtheit hat unterſcheiden können!

Secretair.

Zweifelt Er? Er mögte wohl, aber Er kann nicht! Denk' Er nur an das, was Er ihr geſagt hat! Er hat ſie auf den Weg des Todes hinaus gewieſen, ich, ich bin Schuld, daß ſie nicht wieder umgekehrt iſt. Er dachte, als er ihren Jammer ahnte, an die Zungen, die hinter ihm herziſcheln würden, aber nicht an die Nichtswürdigkeit der Schlangen, denen ſie angehören, da ſprach er ein Wort aus, das ſie zur Verzweiflung trieb; ich, ſtatt ſie, als ihr Herz in namenloſer Angſt vor mir aufſprang, in meine Arme zu ſchließen, dachte an den Buben, der dazu ein Geſicht ziehen könnte, und — nun, ich bezahl's mit dem Leben, daß ich mich von Einem, der ſchlechter war, als ich, ſo abhängig machte, und auch Er, ſo eiſern er daſteht, auch Er wird noch einmal ſprechen: Tochter, ich wollte doch, Du hätteſt mir das Kopfſchütteln und Achſelzucken der Phariſäer um mich her nicht erſpart, es beugt mich doch tiefer, daß Du nun nicht an meinem Sterbebett ſitzen und mir den Angſtſchweiß abtrocknen kannſt!

Meiſter Anton.

Sie hat mir Nichts erſpart — man hat's geſehen!

Secretair.

Sie hat gethan, was ſie konnte — Er war's nicht werth, daß ihre That gelang!

Meiſter Anton.

Oder ſie nicht!

(Tumult draußen.)

Karl.

Sie kommen mit ihr — (will ab)

Meiſter Anton.

(feſt, wie bis zu Ende, ruft ihm nach:) Jn die Hinterſtube, wo die Mutter ſtand!

Secretair.

Ihr entgegen! (will aufſtehen, fällt aber zurück) O! Karl!

Karl.

(hilft ihm auf und führt ihn ab.)

Meiſter Anton.

Ich verſtehe die Welt nicht mehr!

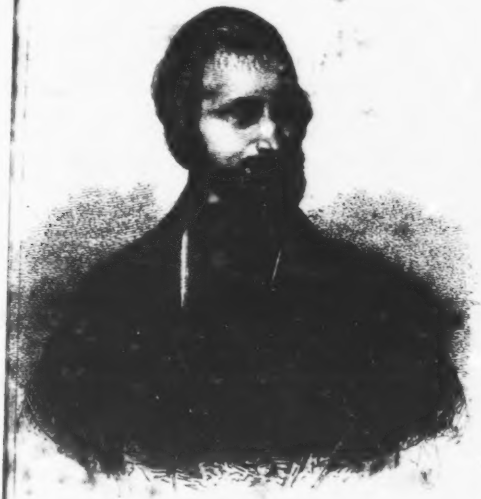
(er bleibt ſinnend ſtehen.)

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Neue Gedichte.

Von

Friedrich Hebbel.



[illegible]

Neue Gedichte

von

Friedrich Hebbel.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Vermiſchte Gedichte.

Seite
Liebeszauber. 3
Das Opfer des Frühlings. 10
Das Venerabile in der Nacht. 15
Stanzen auf ein ſicilianiſches Schweſternpaar. 17
Auf ein erröthendes junges Mädchen, das ich im Louvre ſah. 20
Sommerlied. 21
Lied. (In Neapel gedichtet.) 22
Die Roſen 23
Die Kirmeß. 25
Das Mädchen Nachts vor'm Spiegel. 29
Das abgeſchiedene Kind an ſeine Mutter. Zu Weihnacht. 30
Auf dem Meere. (Bei einer Ueberfahrt nach Copenhagen im Feuerjahr 1842.) 36
Gebet. 39
Dicker Wald. 40
Thorwaldſens Ganymed und der Adler. 42
Dämmer-Empfindung. 44
Geſicht. 45
Ich und Du. 47
Reminiscenz. 48
Aus der Kindheit. 50
Im tiefſten Schmerz. 54
Letztes Gebet. 56
Thorwaldſen. 58

Seite
Ballade. 66
Eine moderne Ballade. 71
's iſt Mitternacht. 76
Der Jude an den Chriſten. 78
Auf die Geneſung eines ſchönen Mädchens. 80
Meeresleuchten. 81
An einen Freund. 82
An ein junges Mädchen. 83
Waldbilder. 1. Das Haus im Walde. 84
2. Böſer Ort. 87
Eine Pflicht. 89
Magdthum. 1. (Aus der erſten Sammlung meiner Gedichte.) 91
2. 93
In öder Zeit. 94
Lied. 95
Vorwärts. 96

Ein Buch Sonette.

An eine Römerin. 101
Im römiſchen Carneval. 102
Juno Ludoviſi. 103
Eine Mondnacht in Rom. 104
Apollo von Belvedere. 105
Die Schönheit. 106
Die Verſchmähte. 107
Rechtfertigung. 108
Die Freiheit der Sünde. 109
Schönheitsprobe. 110
Die beiden Zecher. 111
Die Lerche. 112
An Chriſtine Enghaus. 113
An einen Freund. 114
Die Sprache. 115
An L. Gurlitt, den Landſchaftsmaler. 116
Doppelter Krieg. 117
An den Künſtler. 118
Ein zweites. 119

Ein Buch Epigramme.

Seite

Coloſſeum und Rotunda. 123

Napoleon. 124

La chiesa sotteranea dei Capucini a Roma. 125

Villa reale a Napoli. 126

Vor Raphaels Galathea. 127

Laocoon. —

Geſchloſſener Kreis. 128

Auf eine Biene in der Villa medicis. 129

Auf dem Capitol. 130

Via appia. —

Der Epheu am Grabe der Cecilia Metella —

Scirocco in Rom. 131

Todtenopfer. 132

Italien. 133

Letzter Wunſch. 134

Kuppelbeleuchtung zu Rom 135

Platen. 136

Der Lorbeer um ein Menſchenhaupt. 137

Bilder=Poeſie. —

Ahnenſtolz der Völker. 138

Die Schaam. —

Die moderne Komödie 139

Virtuoſen=Portraits. —

Monolog eines römiſchen Modell=Jägers 140

Arioſt 141

Idee und Geſtalt. —

Menſchliche Grenze. —

Verwunderung und Auflöſung. 142

Die Welt. —

Niederländiſche Schule. 143

Vor einem Rembrand. 144

Philoſophen=Schickſal. —

Das revolutionaire Fieber. 145

Cenſur. —

Tieck. 146

Seite
Unterſchied. 148
Notre Dame de Paris. .... —
An einen Jüngling. 149
An einen Winzer bei Pompeji. .... —
Der Greis. 150
Das Gelübde. 151
Shakeſpeare. .... —
Gervinus. 152
Frage. .... —
La Morgue. 153
Meiſter und Pfuſcher. 155
Dem Teufel ſein Recht im Drama! 156
Verſchiedener Caſus. .... —
Orthodoxe Proteſtanten. 157
Die Komödie. .... —
Tieck als Dramen-Dichter. .... —
Genie und Talent. 158
Transſubſtantiation. .... —
Ein Wort ſonder Gleichen. 159
Lebens-Regel. .... —
Antwort. 160
Die Techniker in der bildenden Kunſt. .... —
Neapolitaniſches Bild. 161
Selbſterkenntniß. .... —
Zu hoher Preis. 162
Das Vaterunſer. .... —
Der Abend. 163
Frommer Spruch. .... —
Ein Garten. 164
Warnung. .... —
In Albano. 165
Die Pontiniſchen Sümpfe. .... —
Der Phönix. 166
Natur und Menſch. 167
Göthe. 168
Rom. .... —
Conditio sine qua non. 169
Als ich von Rom nach Neapel kam. .... —

	Seite
Heroen-Schickſal	170
Der Ungar und ſeine Anſprüche	—
Ein Napoleoniſcher Senator im pariſer Pantheon	171
Situationen-Stücke	—
Natur des Einfalls	172
An —	—
Weizenfeld in der Campagna felice	173
Nur weiter.	174
Der Weg zur Bildung	—
Traum und Poeſie	175
Unſere Sprache	176
An die Erde	179
Dichterloos	—
Jetziger Standpunct der Geſchichte	180
Der wahre Pabſt	—
Vers und Proſa	181
Das römiſche Pantheon	182
Kriterium der Bildung	—
Welt-Poeſie	183
Mutterliebe	184
Der ſchlimmſte Egoiſt	—
Vergeblicher Wunſch	—
Seltſamer Irrthum	185
An das Talent	—
Pietät	186
Goethes Belobungen	—
Goethe und ſein Schönheits-Ideal	—
Nach dem erſten Abend bei Franconi in Paris	187
Die Dankbarkeit	189
Text und Commentar	—
Die Sicilianiſche Seiltänzerin	190
Schiller in ſeinen aeſthetiſchen Aufſätzen	191
Das größte Hinderniß	—
Meine neuen Gedichte	—
Bei der Beiſetzung des Herzogs von Auguſtenburg in Copenhagen	192
Das Genie und ſeine Nachahmer	194
Der Dilettant	—

Seite
Modernes Privilegium der Wiſſenſchaft 194
Der Größte 195
Novalis .... —
Allegorie und Symbol 196
Vertrauen .... —
Die Herme 197
Die Alexanderſchlacht in Neapel .... —
An die Götter 198
Situation des Dichters .... —
An das deutſche Volk 199
Der Zufall 200
Deutſche Nationalität im Ausland .... —
Originalität 201
Der Allerdeutſcheſte .... —
Männer und Ordensbänder 202
Der alte Gleim .... —
Deutſche Bühnen-Reform 203
Eine Anfrage .... —
✓ Der Lorbeer in Italien .... —

Anhang zu den Epigrammen.

Prolog zu dieſen Gedichten 207
Schmerz-Gedichte. An mich ſelbſt 209
Poetiſche Licenzen 210
Horaz und ſeine Regel 212
Drei Schickſale 215

Vermiſchte Gedichte.

Liebeszauber.

Schwül wird dieſe Nacht. Am Himmelsbogen
Ziehn die Wolken dichter ſich zuſammen,
Breit beglänzt von Wetterleuchtens Flammen
Und von rothen Blitzen ſcharf durchzogen.

Alles Leben iſt in ſich verſchloſſen,
Kaum nur, daß ich mühſam Athem hole;
Selbſt im Beete dort die Nachtviole
Hat den ſüßen Duft noch nicht ergoſſen.

Jedes Auge wär' ſchon zugefallen,
Doch die Herzen ſind voll Angſt und zittern
Vor den zwei ſich kreuzenden Gewittern,
Deren Donnergrüße bald erſchallen.

Jene Alte ſchleppt ſich zur Kapelle,
Doch ſie wird den Heil'gen nicht erblicken,
Eh die Wolken ihre Blitze ſchicken.
Betend kauert ſie ſich auf der Schwelle.

Iſt das nicht des Liebchens taube Muhme?
Ja! So will ich hier nicht länger weilen,
Will zu ihr, zu ihrem Fenſter eilen
Und dort lauſchen, ſtatt am Heiligthume.

Weiß ich's denn? Kann nicht ein Blitz da zünden?
Kann ich, wenn ich aus der Glut ſie rette,
Nicht — o daß er ſchon gezündet hätte! —
Ihr mein ſüß Geheimniß endlich künden?

Sieh, da bin ich ſchon! Bei'm Lampenlichte
Sitzt ſie, in die weiße Hand das Köpfchen
Stützend, mit noch aufgeflocht'nen Zöpfchen,
Stillen Schmerz im blaſſen Angeſichte.

Horch, der erſte Donnerſchlag! Es krachen
Thür und Thor! Sie ſcheint es nicht zu hören!
Weſſen denkt ſie? Wüßt' ich's, würd' ich ſchwören:
Heut' noch will ich den Garaus ihm machen.

Sie erhebt ſich. Willſt Du Dich entkleiden?
  Gute Nacht! Warum? Zur rechten Stunde
  Löſcht ſie ſelbſt das Licht und gibt Dir Kunde:
Mehr iſt nicht erlaubt! Dann magſt Du ſcheiden!

Was? Sie knüpft ein Tuch um ihre Locken?
  Hüllt ſich in der Muhme alten Mantel?
  Iſt ſie — oder ſtach mich die Tarantel?
Wird ſie — die Beſinnung will mir ſtocken!

Ja, ſchon knarrt die Thür. Da kommt ſie. Nimmer
  Würd' ich ſelbſt ſie, ſo vermummt, erkennen,
  Hätt' ich nicht — — Die Lampe läßt man brennen,
Daß es ſcheint, man ſei im frommen Zimmer.

Raſch an mir vorbei! Sie iſt, wie Alle!
  Folg' ich ihr? Ja freilich! Um zu ſchauen,
  Ob man ihr mit braunen oder blauen
Augen — ſchwarze hab' ich ſelbſt — gefalle.

Waldhornklänge aus dem Jägerhäuschen!
  Bei'm Gewitter? O, das iſt ein Zeichen!
  So iſt das der Jüngling ſonder Gleichen?
Wohl! Doch nächſtens pflücken wir ein Sträußchen.

Und weshalb? Hat ſie Dir was verſprochen?
Nein! Und dennoch muß ich ſie verklagen,
Daß ſie, ja, ſo darf, ſo darf ich ſagen,
Einen ſtillen Bund mit mir gebrochen.

Weiter! Weiter? So vergib, Geliebte!
Doch wohin? Hier zieht der Wald ſich düſter,
Und dort wohnt die Alte an der Rüſter,
Die in mancher dunklen Kunſt geübte.

Gilt es der? Halt ein! Dein Herz muß klopfen!
Raſtlos donnert's ja, zur Feuergarbe
Schwillt der Blitz, blutroth wird ſeine Farbe,
Und noch immer fällt kein milder Tropfen.

Fort! Und fort! Und unter falſchen Bäumen,
Die der Blitz — — Ihr näher! daß ſie keiner
Treffen kann, der mich verſchont, nicht einer!
Schritt auf Schritt ihr nach! Wer würde ſäumen!

Iſt ſie nun am Ziel? Da iſt die Hütte!
Ja, ſie pocht. Man öffnet ihr. Ich ſpähe
Durch den Ritz. Wer weiß, was ihr geſchähe,
Wenn ich nicht — — Ein Kreis! Sie in der Mitte!

Wie ſie da ſteht, faſt zum Schnee erbleichend,
  Und die Alte, in der Ecke kauernd,
  Dreht ein Bild aus Wachs. Sie ſieht es ſchauernd.
Jetzt ſpricht die zu ihr, das Bild ihr reichend:

„Zieh' Dir nun die Nadel aus den Haaren,
  Rufe den Geliebten, laut und deutlich,
  Und durchſtich dies Bild, dann wirſt Du bräutlich
Ihn umfangen und ihn Dir bewahren!“

Schweigt, ihr Donner! Praßle noch nicht, Regen,
  Daß ich noch den Einen Laut vernehme,
  Ob er auch des Herzens Schlag mir lähme
Und der Pulſe feuriges Bewegen!

Wie ſie zögert! Wie ſie mit Erröthen
  In die Locken greift und eine Nadel
  Auszieht auf der Alten ſtummen Tadel
Und noch ſäumt, als gelte es, zu tödten!

Endlich zückt ſie die, und — meine Sinne
  Reißen! — ruft — hinein! Zu ihren Füßen! —
  Ruft mich ſelbſt mit Worten, ſtammelnd-ſüßen,
Als den Einen, den ſie heimlich minne! — —

Und dem Zagen kommt der Muth, bebende
Weicht die Thür. Wer durfte ſich erfrechen,
Ruft die Alte, und den Zauber brechen? —
Ohne Furcht! Hier kommt nur, der ihn ende!

Sie entweicht mit holden Schamgeberden;
Da umſchließt er ſie, und Glut und Sehnen
Löſ't bei Beiden ſich in linden Thränen,
Die der Menſch nur einmal weint auf Erden.

Und ſo ſtehn ſie, wechſeln keine Küſſe,
Still geſättigt und in ſich verſunken,
Schon berauſcht, bevor ſie noch getrunken,
In der Ahnung dämmernder Genüſſe.

Und auch draußen löſ't ſich jetzt die Schwüle,
Die zerrißnen Wolken, Regen ſchwanger,
Schütten ihn herab auf Hain und Anger,
Und hinein zur Hütte dringt die Kühle.

Als nun auch der Regen ausgewüthet,
Wallen ſie, die Alte gern verlaſſend,
Kinderfromm ſich an den Händen faſſend,
Wieder heim, von Engeln ſtill behütet.

Als ſie aber ſcheiden will, da ziehen
  Glühendheiß die Nachtviolendüfte
  An ihm hin im ſanften Spiel der Lüfte.
Und nun küßt er ſie noch im Entfliehen.

Das Opfer des Frühlings.

Sah ich je ein Blau, wie droben
  Klar und voll den Himmel ſchmückt?
Nicht in Augen, ſanft gehoben,
  Nicht in Veilchen, ſtill gebückt!
Leiſer ſcheint der Fluß zu wallen
  Unter ſeinem Widerſchein,
Vögel ſchweigen, und vor Allen
  Dämmert meine Seele ein.

Doch, es gilt auch eine Feier!
  Schaut den Lenz im Morgenglanz!
Hinter grauer Nebel Schleier
  Flocht der Jüngling ſich den Kranz.
Wenn ſein Hauch, die Nebel theilend,
  Ihn zu früh ſchon halb verrieth,
Wich er ſcheu zurück, enteilend
  In ein dunkleres Gebiet.

Dennoch ſtehn, ihn zu empfangen,
  Seine Kinder ſchon bereit:
Roſe mit den heißen Wangen,
  Mandelbaum im weißen Kleid!
Veilchen, die des Sommers Brüten
  Bald erſtickt, ſie harren auch,
Keuſche Lorbeern ſelbſt erglühten;
  Denn ſie Alle traf ſein Hauch.

Nun, mit faſt verſchämtem Lächeln,
  Zieht er ein in's ſchöne Reich;
Ihm die glüh'nde Stirn zu fächeln,
  Nahn die Morgenwinde gleich.
Doch, ihn ſelber kühlend, ſtehlen
  Sie ſo viel der holden Glut,
Als die Blumen, die noch fehlen,
  Zu erwecken nöthig thut.

Flugs nun auf den leichten Schwingen
  Eilen ſie durch Hain und Thal,
Und vor ihren Küſſen ſpringen
  Spröde Knospen ohne Zahl.
Jeder Buſch, wie ſie ihn ſtreifen,
  Wird zum bunten Blütenſtrauß,
Und die Wurzeln, die noch ſteifen,
  Treiben erſtes Grün heraus.

Doch nun löſ't ſich, alle Farben
Zu erhöh'n und allen Duft,
Das verſchluckte Licht in Garben
Reinen Goldes aus der Luft.
Sind das Strahlen? Sind das Sterne,
Die der Tag in Flammen ſchmelz?
Alles funkelt, nah und ferne,
Berg und Wald, ja Stein und Holz!

Horcht! Vor dieſem Glanze fahren
Auch die Vögel aus dem Traum,
Drin ſie ſtill verſunken waren,
Wieder auf im blauen Raum;
Aber dick und rauchend ſteigen
Wolken heißen Duft's empor,
Und nun fällt in's dumpfe Schweigen
Neu betäubt zurück ihr Chor.

Fürder, immer fürder ſchreitend,
Kommt der Jüngling an den Fluß,
Der, ſich rings ins Land verbreitend,
Alles tränkt, was trinken muß.
Aber heute möge dürſten,
Was da will, er hält ſich an
Und verſucht, ob er den Fürſten
Durch ſein Bild nicht feſſeln kann.

Denn wenn dieſer, ſüß betroffen,
Hier ſich ſelbſt im Spiegel ſchaut,
Krönt ſein Blick das leiſe Hoffen,
Dem die Welle ſtill vertraut;
Sei er noch ſo ſchnell und flüchtig,
Jene Lilie wird geweckt,
Die, wie keine keuſch und züchtig,
Sich in ihren Schooß verſteckt.

Und wie ſollte er nicht ſäumen?
Sieht er denn ſich ſelber nur?
Nicht zugleich, die ſeinen Träumen
Leben gab, die blühnde Flur.
Wenn's ihn auch vorüber triebe
An der eignen Huldgeſtalt,
Feſſelte ihn doch die Liebe
An die Braut mit Allgewalt

Ach, er zögert wonnetrunken!
Aber lange bleibt er nicht
In den ſüßen Rauſch verſunken,
Nein, er wendet das Geſicht!
Denn ihm ſagt ein inn'res Stocken,
Daß die Götter neidiſch ſind,
Und ihm däucht, mit ſeinen Locken
Spiele ſchon ein and'rer Wind.

Da beſchleicht ihn dumpfe Trauer,
Ihm erliſcht der Wange Roth,
Und ihn mahnt ein kalter Schauer
An den Tod, den frühen Tod;
Doch, von dem durchzuckt, entzittert
Wie von ſelbſt, ſein Kranz dem Haar,
Der die Ew'gen ihm erbittert,
Und ſein Fuß zertritt ihn gar.

Plötzlich Stille jetzt! Die Winde
Ruhn, wie auf ein Zauberwort,
Doch in jedem Frühlingskinde
Bebt der Todesſchauer fort.
Und ein haſt'ger Blütenregen
Macht das duft'ge Opfer voll,
Das verhalt'nen Fluch in Segen,
Haß in Liebe wandeln ſoll.

Aber nun den ſtolzen Wipfel
Jeder Baum zur Erde neigt,
Nun auf hohem Bergesgipfel
Selbſt der Kühnſte Demuth zeigt.
Nun erhebt der Jüngling wieder
Sanft das Haupt, das er geſenkt,
Und ein Oelblatt ſäuſelt nieder,
Das verſöhnt der Neid ihm ſchenkt.

Das Venerabile in der Nacht.

Auf benachbartem Balcone
Sah ich, wenn die Nacht ſich ſenkte,
Oft zwei Schweſtern traulich gehn;
Doch, wie nah ich ihnen wohne,
Und wie drob mein Herz ſich kränkte,
Tag's hab' ich ſie nie geſehn;
Nur mit ſeiner Flammenkrone,
Die er, wie in Feuer, tränkte,
Sah ich den Granatbaum ſtehn.

Heute auch ſind ſie erſchienen,
Ihre Kleider, ihre weißen,
Schimmern durch die Nacht, wie Licht;
Und die Düfte ziehn von ihnen
Her zu mir, die ſich befleißen,
Zu erfriſchen ihr Geſicht;
Nur die ſüßen Mädchenmienen,
Die den Himmel uns verheißen,
Nur ihr Antlitz, ſeh' ich nicht.

Horch! da zieht es durch die Gaſſen,
Beten höre ich und ſingen,
Fromm gebeugt ſteht Jedermann;
Mit dem Chriſtusbild, dem blaſſen,
Kommen Knaben, Glocken klingen,
Und Gott ſelber naht heran;
Aber meine Nachbarn faſſen
Nach den Lampen rings und bringen
Sie zum Fenſter, knieen dann.

An die junge Bruſt ſich ſchlagend,
Sinken zu des Ew'gen Preiſe
Auch die Schweſtern auf das Knie;
Und, die helle Lampe tragend,
Kommt die Mutter ſtill, die greiſe,
Und ſie ſtellt ſie zwiſchen ſie;
Doch, der Baum, ſie überragend,
Streut auf ſie die Blüten leiſe,
Die der Sommer ihm verlieh!

Stanzen auf ein ſicilianiſches Schweſternpaar.

Mit Deinem Auge, Deinem ſeelenvollen,
  Schauſt Du mich an, als wär's zum letzten Male;
Dann ſeh' ich eine dunkle Thräne rollen,
  Kaum noch durchblitzt von ſeinem frommen Strahle;
Mir iſt, als bräch' es, und ich muß mir grollen,
  Daß ich Dir meine heil'ge Schuld nicht zahle;
Ich ſehe Deine Seele wie ertrinken,
Ich ſchaud're drob, und laß' ſie doch verſinken!

O, fluch' mir nicht! Ich bin ja ſelbſt gebunden,
  Und weiß, daß ich an Dir gefrevelt habe;
Von Deiner ſtolzen Schweſter trag' ich Wunden,
  Und dieſe werd' ich tragen bis zum Grabe;
Und wenn mein Blick in den entflohnen Stunden
  An Deinem Blicke hing zu ſüßer Labe,
So war es nur, weil ſchon in Deinem Weſen
Der Schattenriß des ihren ſteht zu leſen.

Mir war's ein eig'nes ſchauriges Vergnügen,
Mich halb noch frei von ihrem Bann zu fühlen,
Und doch an dieſen myſtiſch-tiefen Zügen,
Die auch in Dir ſchon dämmern, mich zu kühlen,
Dich aber mußte ſolch ein Blick betrügen,
Er mußte Dir das weiche Herz zerwühlen,
Es that ſich auf, mein Bild hinein zu laſſen,
Und ſtatt zu jauchzen, ſahſt Du mich erblaſſen.

Mir iſt, als ob erblichne Huldgeſtalten,
Die ſchon zum Theil nicht mehr auf Erden weilen,
Mich ſtill umſchweben, und die Hände falten,
Und mich beſchwören, Dein Gefühl zu theilen,
Als könnt' ich ihnen dann noch Treue halten,
Wenn ich verſuchte, Deine Bruſt zu heilen,
Als Schweſter biſt Du ihnen wohl erſchienen;
Denn ihnen gleichſt Du an Geſtalt und Mienen.

Umſonſt! Es ſei mit Allem jetzt gebrochen,
Was ich geliebt, und ewig lieben müßte,
Und mag darob auch mancher Buſen pochen,
Es ſchmerzt mich, daß ich je ein Mädchen küßte.
Denn wäre dieſe mir nicht zugeſprochen,
So glaub' ich nicht, daß ich mir Süß'res wüßte,
Als jeglichem Erſatz zu widerſtreben;
Drum hat das Schickſal ihn voraus gegeben.

Es kann mir jetzt den höchſten Wunſch verſagen,
  Und dieſes wird, ich weiß es ſchon, geſchehen:
Ich ward in einen fremden Kreis verſchlagen,
  Wie ſollte ich in ihm nicht untergehen.
Die Welt des Märchens, die aus alten Tagen
  Zu uns herüber klingt, will neu erſtehen;
Einſt liebt' ich, was ich längſt im Traum umfaßte,
Jetzt, däucht mir, muß ich lieben, was ich haßte.

Was ſind ſie, ihre dunklen, ſchwarzen Augen,
  Was ſonſt, als Nacht, die in den Brand gerathen?
Und keine Ahnung ſagt mir, ob ſie taugen
  Zu andern noch, als mörderiſchen Thaten;
Sie können Seelen aus den Buſen ſaugen,
  Die zwar auch keinen ſüßren Tod erbaten,
Doch zweifl' ich, ob ſie milde blicken können,
  Und mehr noch, ob ſie mir ihr Mildes gönnen.

Gleichviel! Und ſollt ich nichts von Ihr erwerben,
  Und iſt ſie in des Todesengels Händen
Ein Dolch, der, um mich ſich'rer zu verderben,
  Mit Gold und Perlen muß mein Auge blenden;
So ſchmück' ich ſie doch köſtlich noch im Sterben
  Und will den ganzen Dichterſchatz verſchwenden,
Ihr für die That, dem Tode mich zu weihen,
Den höchſten Glanz im Leben zu verleihen!

Auf ein erröthendes junges Mädchen, das ich im Louvre ſah.

Ich ließ mein Auge auf dem Deinen ruhn,
Da ward zur Purpurflamme Dein Geſicht;
Du warſt ein Kind, ein Mädchen biſt Du nun,
So weigre auch die Mädchenfrucht mir nicht.

Dein Mund iſt reif jetzt für den erſten Kuß,
Er gleicht der Herzenskirſche, die zerſprang
Vor aller Feuerſäfte letztem Schuß
Und nun verſpritzt, was ſie ſo heiß durchdrang.

Ich hab' ein Recht auf ihn, ich hab' in Dir
Die Glut, die ihn gezeitigt hat, geweckt,
Drum raub' ich ihn mit kecker Lippe mir,
Wie Vögel Beeren, die kein Laub mehr deckt.

Vielleicht vollendet dieſer Kuß mein Glück,
Du wirſt durch ihn Dich Deiner ganz bewußt,
Und wie Du Mädchen wardſt vor meinem Blick,
So wirſt Du auch noch Weib an meiner Bruſt!

Sommerlied.

Ich ſah des Sommers letzte Roſe ſtehn,
Sie war, als ob ſie bluten könne, roth;
Da ſprach ich ſchauernd im Vorübergehn:
So weit im Leben iſt zu nah am Tod!

Es regte ſich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leiſe ſtrich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft ſein Flügelſchlag
Bewegte, ſie empfand es und verging!

Lied.

(In Neapel gedichtet.)

Aus den Knoſpen, die Euch deckten,
Süße Roſen, mein Entzücken,
Lockte Euch der heiße Süd;

Doch die Gluten, die Euch weckten,
Droben jetzt, Euch zu erſticken,
Ach, Ihr ſeid ſchon halb verglüht!

Und dem Freunde, dem erſchreckten,
Däucht, er muß Euch eilig pflücken,
Daß Ihr nicht zu ſchnell verblüht!

Die Roſen.

Als Du frühmorgens gingſt
Und an der Sonne hingſt,
Pflückteſt Du Dir,
Die, von ihr angeglüht,
Still vor ihr aufgeblüht
Und nun den Duft verſprüht,
Roſen zur Zier.

Hältſt ſie noch Abends feſt?
Schmeichelte Dir der Weſt
Längſt ſie nicht ab?
Siehſt ja, ihr Leben ſchwand.
Wo iſt der Farbenbrand?
Doch nur in Deiner Hand
Sind ſie im Grab

Gieb ſie den Winden preis,
Daß ſie mit ihnen leis
Düngen den Strauch.
Fühlt's nicht ſogleich der Zweig,
Fühlt's doch die Wurzel gleich,
Und iſt nur dieſe reich,
Wird der es auch!

Die Kirmeß.

Das iſt ein Geigen und Flöten
Bis über das Dorf hinaus:
Sie feiern die Kirmeß heute,
Mit Tanz und Spiel und Schmaus.

Wenn ich ein Mädchen wäre,
So ſchaut' ich die Burſchen an,
Doch jetzt betracht' ich die Mädchen,
Ein Mann ſucht keinen Mann!

Die Blonde hat mir gefallen,
So lang ich die Braune nicht ſah.
Jetzt iſt mir, als hätt' ich geſündigt;
Ei, war ſie denn ſchon da?

Es darf ſie nur Einer küſſen,
Doch Jeder tanzt mit ihr,
Und auch den plattſten Geſellen
Vergoldet ihr Auge mir.

Und ſchlägt ſie's erglühend nieder,
Weil ſie des Sponſen ſich ſchämt,
Erhebt er dafür das ſeine,
Man ſieht, daß ihn's nicht grämt.

Und dies gefällt mir eben,
Er fühlt die Ehre doch,
Und denkt er daran im Alter,
So ſteift ſich ſein Rücken noch.

Im Alter, ach, im Alter!
Ja, ja, wir werden alt!
Er, ich, Du ſelbſt, wir Alle,
Wir werden alt und kalt!

Die Kinder ſtecken des Abends
Zuweilen Papier in Brand
Und legen's auf den Ofen
Und kauern ſich um den Rand.

Sie freu'n ſich der hüpfenden Funken,
Mit Grau und Schwarz vermiſcht,
Und harren, wer von allen
Am letzten wol erliſcht.

Wir hüpfen, wie dieſe Funken
Ueber der Erde Rund
Und leuchten vielleicht am hellſten
In dieſer frohen Stund.

Wer weiß, wer von uns Allen
Zuletzt erlöſchen mag?
Der weiß auch, wer am längſten
Erzählt von dieſem Tag!

Du ſchönſtes Kind, ich ahne,
Das wirſt Du ſelber ſein,
Ich ſehe Dich, wie doppelt,
Maifriſch, und alt, wie Stein.

Jetzt drehſt Du Dich im Reigen,
So reizend und geſchwind,
Wie dort das Roſenblättchen
Im Sommerabendwind.

Jetzt hockſt Du blind im Lehnſtuhl,
Die Enkel um Dich her,
Du ſprichſt von dieſem Tage,
Sie glauben, von einer Mähr.

Du ſtreichelſt mit knöchernem Finger
Die Enkelin, die Dir gleicht,
Du ſagſt: ich war Dir ähnlich,
So jung, ſo ſchön, ſo leicht!

Sie aber kann's nicht glauben,
Und das verdenk' ich ihr nicht,
Sie müßte ſich ſagen: ich ſelber
Bekomm' einſt ein ſolches Geſicht!

Das Mädchen Nachts vor'm Spiegel.

Vor'm Spiegel ſteht ſie, die ſchöne Maid,
Bei nächtlicher Zeit,
Und ſpricht in mägdlichem Scherze,

Indem ſie den eigenen Reiz beſchaut:
Wann werd' ich Braut? —
Auf einmal erliſcht da die Kerze.

Und als nun die Nacht ihr Bild verſchluckt,
Da wird ſie durchzuckt
Von einem ahnenden Schmerze.

Ihr iſt, als ob ihr der finſtre Tod
Den Arm jetzt bot,
Und Gott befiehlt ſich ihr Herze.

Das abgeſchiedene Kind an ſeine Mutter.

Zu Weihnacht.

O, meine Mutter, ſchwer war unſer Scheiden,
Drum muß ich mich noch einmal zu Dir wenden,
Dich zu beſchwichtigen in Deinem Leiden!
Und ob mich auch die tauſend Sonnen blenden,
Die ſtill und groß an mir vorüber wallen,
Doch find' ich ſie, der ſie die Strahlen ſenden —
Denn Deine Thränen leuchten mir vor allen! —
Die Erde noch heraus, die dämmernd-kleine,
Die, ſonſt verſchwimmend in den blauen Hallen,
Jetzt heller aufglänzt, wie in eignem Scheine.
Denn fröhlich ſind der Menſchen Angeſichter,
Und keines iſt verdüſtert, als das Deine!
Die Kinder hüpfen um die Weihnachtslichter.

Die ihre Mütter ihnen angezündet,
Du ſiehſt es und verhüllſt Dich dicht und dichter.
Ich aber will, geheimnißvoll verbündet
Mit meines Vaters Geiſt, nicht von Dir laſſen,
Bis ich das Wort der Worte Dir verkündet,
Das, kannſt Du's auch nicht ungeſtorben faſſen,
Doch all Dein Sinnen feſſelt und Dein Denken,
Bis es ſich ganz Dir aufſchließt im Erblaſſen.
Ich will in meinen Vater mich verſenken,
Ich will mein tiefſtes Ahnen ihm entdecken,
Ich will ihm Bilder und Gedanken ſchenken,
Die ſelbſt vor einem Dichter ſich verſtecken.
Und faßt er ſie ſo wenig, wie die Harfe
Den Ton, den Abendlispel in ihr wecken,
So wird er doch nach innerſtem Bedarfe
Sie fromm in Deine Bruſt hinüber leiten,
Dann löſt in ihr der Mislaut ſich, der ſcharfe,
Da ewige Harmonien ihn beſtreiten.

O, hadre nimmer mit den Urgewalten,
Die, ruhig thronend über allen Zeiten,
In feſten Händen jeglich Schickſal halten!
Des Lebens Schönheit wollt' ich Dir erſchließen,
Des Todes Schrecken mußt' ich Dir entfalten,
Die ird'ſchen Wonnen brannt' ich zu genießen,
Doch zu den höhern ward ich abgerufen.

Dir war, als ſäh'ſt Du mich in Nichts zerfließen,
Als mich's erhob zur letzten aller Stufen.
Ich ſelber ſträubte mich, obgleich mein Beben
Und Säumen einzig ſo viel Qual mir ſchufen.
Ich glich in meinem eitlen Widerſtreben
Dem Eingekerkerten, der das Gefängniß,
Wenn es zuſammenſtürzt in Windes Weben,
Nicht laſſen will in ſeines Herzens Bängniß,
Es fällt kein Stein, der ihm nicht Wunden ſchlüge,
Bis er entſpringt, dann faßt er das Verhängniß
Und thut im Freien friſche Athemzüge.
Mir war, wie ich da lag in meinen Wehen,
Als könnt' ich's nie verwinden, was ich trüge;
Jetzt iſt es mir, als wär's mir nie geſchehen,
Und wie Du meines Friedens reine Fülle,
So kann ich Deinen Schmerz nicht mehr verſtehen.
Mich ſchaudert's vor der abgeworfnen Hülle,
Auch fürchte ich, es würde Dich nicht heilen,
Sonſt zeigte ich in mitternächt'ger Stille
Mich, wie ich war, in Träumen Dir zuweilen.
Jetzt hält ja keine Form mich mehr gefangen,
Kann ich auch jede, wolkengleich, zertheilen,
Ich bin, was meinem innerſten Verlangen
Entſpricht, und bin's nicht mehr, ſobald mich ekelt.
Wer alle, bis zur höchſten, durchgegangen,
Der wird in keine wieder eingehäkelt.

Er wird, und ob's ihn auch noch rückwärts triebe,
Doch nicht mehr ſchnöde an den Staub vermäkelt.

Denn alles Leben iſt gefrorne Liebe,
Bereiſ'ter Gottes-Hauch, in tauſend Flocken
Erſtickt, und Zacken, d'rin er ſtarren bliebe,
Wenn nicht, obgleich die Wechſelkräfte ſtocken,
Im Tiefſten ihn ein dunkler Drang erregte,
Ihn fort und immer weiter fort zu locken,
Bis er den Kreis, in dem er ſich bewegte,
Den weiter'n Ring ſtets um den enger'n tauſchend,
Zurück bis auf der Ringe letzten legte.
Und nun, hinaus in's Unbegränzte lauſchend,
Dem Odemzug, durch den ſich Gott die Weſen
Einſt wieder miſcht, in Ahnung ſich berauſchend,
Entgegen harrt mit Guten und mit Böſen,
Die ſich auf Erden darin unterſchieden,
Daß jene, groß und klar, ſich, als erleſen
Von Gott erkennend, ihm ſich ſchon darnieden
Entgegen drängten aus der todten Jacke,
Wenn dieſe, dumpf und klein, zu ew'gem Frieden
Sich gern verſchloſſen hätten in die Schlacke,
Damit er, den ſie nur mit Schaudern ahnten,
Sie nicht, vorüber wandelnd, plötzlich packe!
O daß ſich, die noch leben, hieran mahnten,
Und ſo, durch eigne Kraft heraus ſich ſchälend,

Den Weg zur Welt- und Selbſterlöſung bahnten!
Denn, auf den Letzten, wie den Erſten zählend,
Kann Gott das Liebeswerk erſt dann vollbringen,
Wenn dieſer auch, ſich mühſam aufwärts quälend,
Gekräftigt iſt, mit uns empor zu dringen.
So lange aber müſſen wir's entbehren,
Und ob Aeonen noch darob vergingen.
Auch wird uns erſt der Uebergang erklären,
Wozu im Ewig-Einen dies Zerſplittern;
Ob einzig, um das Böſe zu verzehren,
Das, wenn es ſich in tauſend Ungewittern
Entlud, vor ſeiner eignen Ohnmacht endlich
Erſchrecken wird und ſtill in ſich zerzittern;
Ob mit, weil Gott, ſich ſelber unverſtändlich,
Wie unſer Geiſt in Worte, in Figuren
Zerfließen mußte, um ſich dadurch kenntlich
Zu werden, und aus allen Signaturen
Die eigenen zuſammen ſich zu ſtellen,
So daß die Welt, trotz ihrer finſtern Spuren,
Ihm Fackel war, ſein Innres aufzuhellen,
Und daß nicht unſre Schuld, nur ſein Bedürfen
Den Gegenſatz, dem Trotz und Haß entquellen,
Hervorrief, der nach myſtiſchen Entwürfen
Uns, die wir leiden, quält, als ob wir thäten,
Um ſo, indem wir all ſein Bittres ſchlürfen,
In uns ihn, bis zur Wurzel, auszujäten.

Und das Geheimniß erſt zu offenbaren,
Wenn wir zurück in ihn, den Urgrund treten
Und wieder werden, was wir einſt ſchon waren,
Den Tropfen gleich, die, in ſich abgeſchloſſen,
Doch in der Welle rollen, in der klaren,
So rund für ſich, als ganz mit ihr verfloſſen.

Auf dem Meer.

(Bei einer Ueberfahrt nach Copenhagen im Feuerjahr 1842.)

Allheilig Meer! Es donnern Deine Klänge
Mir ſo gewaltig in's erſchreckte Ohr,
Als brächen die verhaltnen Fluchgeſänge
Begrabener Titanen draus hervor.

Sie ſtürzten ſich hinab in Deine Wogen,
Sie wollten ſterben; aber um den Tod
Hat Deine feuchte Tiefe ſie betrogen,
Sie tragen noch des Lebens öde Noth.

Sie wiſſen's jetzt: es giebt kein Einzelſterben;
So lange noch ein Zwerg auf Erden lebt,
Wird ſich kein Gott den ganzen Tod erwerben,
Ob er im Meer, im Aetna ſich begräbt.

Sie ſehen jetzt die blöden Menſchen kauern
Um ihres großen Daſeins Aſchenreſt;
Da grollen ſie: ſoll das denn ewig dauern?
Wie lange hält der Wurm die Würme feſt!

Uns kreiſte doch das Ganze in den Adern,
Das jetzt zu Tropfen tauſendfach zerrann;
Wir mußten dennoch mit den Göttern hadern,
Jetzt haben Legionen g'nug daran!

So grollen ſie im Aetna und im Grunde
Des Meers und nicken langſam wieder ein,
Doch nach Jahrhunderten ruft eine Stunde
Sie abermals zurück in's öde Sein.

Dann wahnen ſie: nun iſt die Welt am Ende,
Und dies Erwachen iſt das letzte Weh!
Dann wirft der Eine ſeine Feuerbrände,
Dann raſt der Andre in dem Schooß der See.

Ich ahnt' es längſt, die grollenden Titanen
Sind aus dem Schlummer wieder aufgeſtört
Und haben, an die alte Nacht zu mahnen,
Jedwedes Element der Welt empört.

War's Empedokles, der die Stadt der Elbe
Mit ſeiner Aetnafackel angeſteckt?
Und iſt's ein Andrer, oder iſt's derſelbe,
Der zürnend jetzt den alten Meergeiſt weckt?

Wohlauf! Zurückgeſchlagen ſind die Flammen!
Schwellt denn in Eins, ihr Meere, fern und nah
Knüpft Wogentanz und Sternentanz zuſammen,
Wie Aeſchylos es im Prometheus ſah.

Gebet.

Die Du über die Sterne weg
Mit der geleerten Schaale
Aufſchwebſt, um ſie am ew'gen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal ſchwenke ſie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmliſche Seele,
Die hier unten in Schmerz erſtarrt,
Wieder in Wonne zu löſen.
Ach! ſie weint Dir ſüßeren Dank,
Als die Anderen alle,
Die Du glücklich und reich gemacht;
Laß ihn fallen, den Tropfen!

Dicker Wald.

Seid Ihr's wieder, finſtre Wälder,
Voll von Mord und Tod und Gift,
Wo man keine Grenzen-Wächter,
Doch zuweilen Räuber trifft?

Belladonna bietet gaſtlich
Ihre Kirſchen, roth und rund,
Und der Schlange grünes Auge
Blinzt mich an vom ſchwarzen Grund.

Eine Natter als Geſchmeide
Um den Hals, in dumpfem Sinn,
Kauert dort ein gelbes Mädchen,
Sie iſt Schlangen-Königin.

Hei, wie fühlt man hier ſein Leben,
Und wie hängt man ſich daran,
Wo aus nächſtem Buſch des Räubers
Erſter Schuß es nehmen kann!

Zwar iſt Nichts bei mir zu holen,
Doch ſo wird die Hand geübt,
Und ich ſelbſt bin ja der Prieſter,
Der ihm im Voraus vergiebt.

Thorwaldſens Ganymed und der Adler.

Knabe, ſüßer, wunderbarer,
Unter'm Kuß des Zeus gereift,
Blüte, die in leuchtend-klarer
Schönheit nie der Wind geſtreift:

Sorgſam tränkſt Du und äſthetiſch,
Wenn auch halb gelangeweilt,
Hier den Aar, der gravitätiſch
Schmauſt und wenig ſich beeilt.

Mancher würde ungeduldig,
Und er hätte Grund genug,
Doch Du denkſt: ich bin's ihm ſchuldig,
Weil er zum Olymp mich trug;

Weil er ſchnell, mich feſter faſſend,
In die Wolken mich entrückt,
Als ich, ſchwindelnd und erblaſſend,
Unter mich hinab geblickt;

Ja, weil er ſogar die Klauen
Unter'm Fittig=Paar verhüllt,
Die mich faſt mit größer'm Grauen,
Als der Abgrund ſelbſt, erfüllt.

Sollteſt doch in's Ohr ihm raunen:
Spute Dich zu Deinem Heil;
Denn ſchon wölkte Zeus die Braunen,
Und — da fällt der Donnerkeil!

Auf, mein Vogel, dienſtbefliſſen!
Wie Du auch das Auge rollſt!
Du, o Knabe, wirſt ſchon wiſſen,
Wo Du Dich erholen ſollſt!

Dämmer-Empfindung.

Was treibt mich hier von hinnen?
  Was lockt mich dort geheimnißvoll?
Was iſt's, das ich gewinnen,
  Und was, womit ich's kaufen ſoll?

Trat unſichtbar mein Erbe,
  Ein Geiſt, ein luft'ger, ſchon heran,
Und drängt mich, daß ich ſterbe,
  Weil er nicht eher leben kann?

Und winkt mir aus der Ferne
  Die Traube ſchon, die mir gereift
Auf einem andern Sterne,
  Und will, daß meine Hand ſie ſtreift?

Geſicht.

Jungfraunbilder, früh erblichen,
In dem Haar den Myrthenkranz,
Dämmernd-ſchwebende Geſtalten,
Steigen auf bei Mondenglanz.

Wollt Ihr mit den weißen Händen,
Die den Knaben nie gedrückt,
Halb verwelkte Roſen brechen,
Weil kein Fröhlicher ſie pflückt?

Wollt Ihr mit den kalten Lippen,
Die kein Jüngling warm geküßt,
Aus den Blütenkelchen trinken,
Die der Schmetterling vergißt?

Oder wollt Ihr ſtill erkunden,
Wenn Ihr, wie im Traum, Euch zeigt,
Ob Euch aus dem treuſten Herzen
Noch ein letzter Seufzer ſteigt?

Eine tritt zu mir an's Lager,
Ach, ich träumte nicht von ihr,
Aber abendroth-umgoſſen
Steht ſie jetzt, wie einſt, vor mir

Immer lächelnd, immer freundlich,
Und erſt in dem letzten Schmerz
Preßte ſie, zuſammen ſinkend,
Ihre Hand auf's arme Herz!

Ach, ihr Herz war wie ein Siegel:
Erſt als es gebrochen war,
Wurde mir ſein ſchaurig-ſüßes,
Himmliſches Geheimniß klar!

Ich und Du.

Wir träumten von einander
Und ſind davon erwacht,
Wir leben, um uns zu lieben,
Und ſinken zurück in die Nacht.

Du tratſt aus meinem Traume,
Aus Deinem trat ich hervor,
Wir ſterben, wenn ſich Eines
Im Andern ganz verlor.

Auf einer Lilie zittern
Zwei Tropfen, rein und rund,
Zerfließen in Eins und rollen
Hinab in des Kelches Grund.

Reminiſcenz.

Millionen öde Jahre
Lag ich ſchon in dumpfem Schlaf,
Als aus einem Augenpaare
Mich der Strahlen erſter traf.

Da begann ich, mich zu regen,
Ich empfand des Werdens Schmerz,
Und mit ungewiſſen Schlägen
Setzte ſich in mir ein Herz.

In die allerfernſte Ferne
Wich das Augenpaar zurück,
Doch als zwei vereinte Sterne
Flimmt es noch in meinem Blick

Nehmt, o nehmt den Funken wieder,
Der zu Euch zurück begehrt!
Fühl' ich's doch, o neigt Euch nieder,
Daß ihr ſelbſt ihn ſtill entbehrt.

Dieſes Dämmerſein auf Erden,
Wähnt Ihr, es erliſcht zu bald?
Ach, der Wunſch, verzehrt zu werden,
Iſt ſein einziger Gehalt!

Aus der Kindheit.

„Ja, das Kätzchen hat geſtohlen,
Und das Kätzchen wird ertränkt.
Nachbars Peter ſollſt Du holen,
Daß er es im Teich verſenkt!“

Nachbars Peter hat's vernommen,
Ungerufen kommt er ſchon;
„Iſt die Diebin zu bekommen,
Gebe ich ihr gern den Lohn!“

Mutter, nein, er will ſie quälen,
Geſtern warf er ſchon nach ihr;
Bleibt nichts Andres mehr zu wählen,
So ertränk' ich ſelbſt das Thier.

Sieh, das Kätzchen kommt geſprungen,
Wie es glänzt im Morgenſtrahl!
Luſtig hüpft's dem armen Jungen
Auf den Arm zu ſeiner Qual.

Mutter, laß das Kätzchen leben,
Wenn's noch einmal Dich beſtiehlt,
Sollſt Du mir kein Frühſtück geben,
Sieh nur, wie es artig ſpielt!

„Nein, der Vater hat's geboten,
Hundert Mal iſt ihr verziehn!"
Hat ſie doch vier weiße Pfoten!
„Einerlei! Ihr Tag erſchien!"

„Nachbarin, ich folg' ihm leiſe,
Ob er es auch wirklich thut!"
Peter ſpricht es häm'ſcher Weiſe,
Und der Knabe hört's mit Wuth.

Unterwegs auf manchem Platze
Bietet er ſein Liebchen aus,
Aber Keiner will die Katze,
Jeder hat ſie längſt im Haus.

Ach, da iſt er ſchon am Teiche,
Und ſein Blick, ſein ſcheuer, ſchweift,
Ob ihn Peter noch umſchleiche —
Ja, er ſteht von fern und pfeift.

Nun, wir Alle müſſen ſterben,
Großmama ging Dir vorauf,
Und Du wirſt den Himmel erben,
Kratze nur, ſie macht Dir auf!

Jetzt, um ſie recht tief zu betten,
Wirft er ſie mit aller Macht,
Doch zugleich, um ſie zu retten,
Springt er nach, als er's vollbracht.

Eilte Peter nicht, der lange,
Gleich im Augenblick herzu,
Fände er, es iſt mir bange,
Hier im Teich die ew'ge Ruh.

In das Haus zurückgetragen,
Hört er auf die Mutter nicht,
Schweigt auf alle ihre Fragen,
Schließt die Augen trotzig-dicht.

Von dem Zucker, den ſie brachte,
Nimmt er zwar zerſtreut ein Stück,
Doch den Thee, den ſie ihm machte,
Weiſt er ungeſtüm zurück.

Welch ein Ton! Er ſieht ſich ſtutzend
Um, und auf der Fenſterbank,
Spinnend und ſich emſig putzend,
Sitzt ſein Kätzchen, blink und blank.

„Lebt ſie, Mutter?“ Dem Verderben
Warſt Du näher, Kind, als ſie.
„Und ſie ſoll auch nicht mehr ſterben?“
Trinke nur, ſo ſoll ſie's nie!

Im tiefſten Schmerz.

Alle Wunden hören auf, zu bluten,
Alle Schmerzen hören auf, zu brennen,
Doch, entkrochen ſeines Jammers Fluten,
Kann der Menſch ſich ſelbſt nicht mehr erkennen.
Mund und Augen ſind ihm zugefroren,
Selbſt des Abgrunds Tiefe iſt vergeſſen,
Und ihm iſt, als hätt' er Nichts verloren,
Aber auch, als hätt' er Nichts beſeſſen.

Denn das ewige Geſetz, das waltet,
Will die Harmonie noch im Verderben,
Und im Gleichmaß, wie es ſich entfaltet,
Muß ein Weſen auch vergehn und ſterben.
Alle Theile ſtimmen nach dem einen
Sich herunter, den der Tod beſchlichen,
Und ſo kann es ganz geſund erſcheinen,
Wenn das Leben ganz aus ihm gewichen.

Ja, ein Weh gibt's, das man nicht ertrüge,
Wenn es nicht ſein eig'nes Maß zerbräche,
Und, wie einer abgeſchmackten Lüge,
Der Erinn'rung ſelber widerſpräche.
Dann, vergeſſend in der innern Oede,
Daß einſt friſch das Herz geſchlagen habe,
Iſt ein Menſch der Neſſel gleich, die ſchnöde
Wuchert über ſeinem eig'nen Grabe.

Letztes Gebet.

Natur, Du kannſt mich nicht vernichten,
Weil es Dich ſelbſt vernichten heißt,
Du kannſt auf kein Atom verzichten,
Das einmal mit im Weltall kreiſt;

Du mußt ſie alle wieder wecken,
Die Weſen, die ſich, groß und klein,
In Deinem dunklen Schooß verſtecken
Und träumen, nun nicht mehr zu ſein;

Natur, ich will Dich nicht beſchwören:
Verändre Deinen ew'gen Lauf!
Ich weiß, Du kannſt mich nicht erhören,
Nur wecke mich am letzten auf!

Ich will nicht in die Luft zerfließen,
Ich will, auf langen Schlaf entbrannt,
Geſtorben, mich im Stein verſchließen,
Im härteſten, im Diamant.

Ob der in einer Krone gaukle,
Ob er bei heller Kerzen Licht
Auf einer Mädchenbruſt ſich ſchaukle,
Ich ſchlafe tief, ich fühl' es nicht.

Er wird bei tauſend Feſtestänzen
Als Mittelpunkt im Stralenkranz
Vielleicht, wie nie ein Andrer, glänzen,
Doch Keiner ahnt, woher der Glanz.

Erſt wenn ich mich erwachend dehne,
Sag' ich dem Träger ſtill in's Ohr,
Daß einſt ein Menſch zerrann zur Thräne
Und die zum Edelſtein gefror!

Thorwaldſen.

Es war ein ſommerſchöner Frühlingstag,
Und frühe ſchon verließ ich mein Gemach,
Mit Wonne trank ich die durchglühte Luft
Und eines Veilchenſtraußes lauen Duft,
Den auf dem Boulevard mir, jung und roth,
Als ich vorüberſtrich, ein Mädchen bot.

Und als ich weiter ging, und fern und nah
Das friſche Leben ſich entbinden ſah,
Im Lied der Vögel, in der Sonne Licht,
Und in der Menſchen frohem Angeſicht,
Das Alles ſpiegelt, was zu Leid und Luſt
Sich ſtill-geheim gebiert in tiefſter Bruſt:

Da ward in mir das Innerſte gelöſt,
Des Weſens Kern und Wurzel, wie entblößt,
Und was in mir nicht leuchtet und nicht klingt,
Weil es in andrer Form zum Daſein dringt,
Das leuchtete und klang, es rann in Eins
Mit Strahl und Ton zur Fülle neuen Seins.

Ich lebte ganz: der ew'gen Kräfte Strom
Zog hin durch mich, durch's Engſte, durch's Atom.
Ich wurde aus dem Ring, der mich umengt,
In's Unermeßliche hinausgedrängt.
Ich fühlte, was ich ſein kann, was ich bin,
Und gab, wie gern, für Jenes Dies dahin.

Das trieb aus mir den Tod auf ewig aus,
Es iſt ein Tauſch, wie machte der mir Graus!
Wer je geahnt, was Alles in ihm ſtarb,
Als er die letzte, ſpröde Form erwarb,
Der ſchaudert nicht, wenn ſie zerſpringt, er weiß:
Nun tritt die Kraft nur in ein neues Reis.

Der Mittag kam, und weil es Longchamp war,
So ſchloß ich mich an die geputzte Schaar,
Die ſich ergießt durch's Elyſä'ſche Feld
An dieſem Oſtertag der ſchönen Welt,
Wo zwar noch Chriſtus nicht, doch, heiß erfleht,
Schon die Pariſer Mode auferſteht.

Ein putz'ger Anblick! Hier der Obelisk,
Der einſt, umrauſcht von Palm' und Tamarisk,
Seſoſtris grüßte; voll granitnen Hohns
Der Siegesbogen dort Napoleons,
Und in der Mitte, hin und her, im Staat,
Was ſich ein neues Kleid erobert hat!

Wie glücklich iſt ein diſtinguirter Mann!
In Frankreich auch erkennt's der Hauſe an.
Wie wird ein Shawl, ein ſeid'nes Flor-Geſpinnſt,
Ein Perlenſchmuck bewundert und begrinzt!
Weit mehr, als Sonn' und Mond; denn deren Glanz
Flicht keine Dame in den Lockenkranz.

Mir war, als ſäh' ich in der Komödie
Mein Innerſtes in heit'rer Traveſtie
Mir vorgeführt; wie ich um ſeine Kraft
Den Proteus, der ſich raſtlos umerſchafft,
So neidete mich ſelbſt des Bettlers Wuth
Vielleicht um Wunder, die der Schneider thut.

O Cäſar, haſt Du je daran gedacht,
Daß ſelbſt im Tod Dir noch Dein Glück gelacht?
Zwar — dreiundzwanzig Wunden ſind genug
Für den, der Rom nur halb in Bande ſchlug,
Doch finden konnteſt Du das gleiche Ziel,
Weil Deine Toga einem Dieb gefiel!

Es dämmerte, die ſchöne Welt verlor
Sich mit dem Tag, nun raſte um mein Ohr
Von zwanzig Volkstheatern die Muſik,
Dazwiſchen viel Geſang, Gejauchz, Gequiek.
Vor jedem wurden Lampen angeſteckt,
Weil das die Luſt in Volk und Kindern weckt.

An Hoftheatern komm' ich leicht vorbei,
Doch eine Bude bleibt mir ewig neu.
Wo wär' auch, den das „Bild der Welt" nicht reizt,
Wenn ſich darin Natur und Kunſt verkreuzt,
Wenn jede zeigt, was ſie nicht zeigen will,
Und eine um die and're keift: ſei ſtill!

Wen läßt das veni vidi vici kalt,
Wenn's ſtolz und breit aus Bettlers Mund erſchallt?
Wer hört nicht das: Nichts iſt unmöglich! gern,
Wenn unten gleich der Stiefel ſeinem Herrn
Das Gegentheil beweiſt, an deſſen Riß
Man ſieht, der Schuſter trotzt dem Mann gewiß.

Hinein denn! Aber wo? Die Wahl iſt ſchwer.
Der zeigt uns zwanzig Wunder. Dreißig Der.
Dort la Gloire de France! Wer ſchwankte noch!
Das iſt der Ort! Denn ſehen muß ich doch,
Wer für den Mann des Schickſals unverzagt,
Wenn's nöthig iſt, das Wort zu nehmen wagt.

Ein alter Tambour! Schau'n wir denn auf ihn!
So wär' er eingezogen in Berlin!
So hätte er bei Auſterlitz gebrüllt!
So in den Mantel ſich bei Ulm gehüllt! —
Sah Dich Dein Kaiſer als Komödiant,
Er hätt' aus Angſt zum Marſchall Dich ernannt.

Und doch! So wie Du ihn, hat er den Geiſt
Der Welt, der abermals umſonſt gekreiſt,
Vielleicht geſpielt, und dieſer rächt durch Dich
Für ſeine eig'ne Parodirung ſich,
So wie er ſchon vorher durch Walter Scott
Zum wackern Mann herabgeſetzt den Gott.

Ade, o Kaiſer! Der zu Tod Dich ſtach,
Der Wurm umkriecht jetzt Deinen Sarkophag,
Und ach, der Schwindel dieſes Wurm-Gehirns
Beſchreibt den Kreislauf Deines Ruhm-Geſtirns!
Denn, haſt Du mehr von Deiner Majeſtät,
Als daß ſich dies noch tauſend Jahre dreht?

Die Nacht brach ein, die Nacht, die, wie vom Kleid
Den Leib, ſo auch vom Leib den Geiſt befreit,
Die, daß die Lebenspoſſe ganz zerſtiebt,
Uns im Voraus den Tod zu koſten gibt,
Und auch ſchon Flocken aus dem Faden zupft,
Der uns mit allem Sein der Welt verknüpft.

Ich ging zurück, nicht matt, doch überſatt.
Jetzt ein Glas Wein noch und ein Zeitungsblatt!
Ein Wink, und Beides ſtand mir zu Gebot.
Ein Blick, und keinen mehr: Thorwaldſen todt!
Ein langes Schweigen, wie am heil'gen Ort!
Kein Lebewohl! Doch endlich dieſes Wort:

So war ihm jeder Genius geneigt!
Das hat ihm auch der letzte nun gezeigt!
Er ſtirbt nicht! Lebt! Iſt todt! So fällt ein Stern!
Das Fallen ſelbſt iſt ſchön! Man ſieht's noch gern!
Das war der Tod, den die Natur gewollt!
So ſtirbt, was ganz gelebt, wie es geſollt!

Er ſelbſt war ein Geſchenk. Ein zweites war
Sein Leben bis in's ſiebenzigſte Jahr.
So packt mich jetzt denn auch kein grimmer Schmerz,
Doch jener Schauder greift mir ſtark an's Herz,
Der uns erfaßt, wenn ſcheidet ſolch ein Mann,
Den ein Jahrtauſend erſt erſetzen kann!

Denn Künſtler-Größen löſen ſich nicht ab,
Wie Schildwacht Schildwacht an des Kaiſers Grab.
In immer längern Pauſen kehren ſie;
Denn immer ſchwerer wird die Harmonie,
Bis endlich alle weicht, und der Planet —
Wie jetzt der Menſch, ſein Sohn, vielleicht vergeht!

Nun ſtehen alle Kaiſerſtühle leer!
Seit Raphael erſtand kein Maler mehr,
Der ſich durch Geiſtesfülle und Talent
Mehr aufgerichtet, als ein Monument.
Zwar, groß ſind Vernet und Cornelius.
Doch wie? Als erſter oder — letzter Gruß!

Beethoven ſchied. Und während der verſchnauft,
Herrſcht Meyerbeer, der hundert Orgeln kauft,
Damit der Componiſt, der mit ihm ringt,
Nicht eine vor ihm auf die Bühne bringt.
Beethoven hätt' der Orgel ſelbſt vertraut,
Was dieſer auf die erſte Orgel baut.

Goethe ging heim. Das Diadem zerſprang,
Das achtzig Jahre ſeine Stirn umſchlang.
Nun zeigt zwar Mancher ein Juwel daraus.
Doch, wer verflicht ſie abermals zum Strauß?
Wer iſt es, der den Geiſt und die Natur,
Wie er, ergreift auf ungetrennter Spur?

Thorwaldſen folgt, der Letzte wol im Zug,
Der aus dem Marmor griech'ſches Feuer ſchlug,
Der das, was werden ſollte und nicht ward,
Weil es im Werden ſelbſt ſchon halb erſtarrt,
Das ungeſchaff'ne Urbild alles Seins,
Erlöſte aus dem ſpröden Schooß des Steins.

Fahr' wohl! Noch nicht! So lang' ich dieſes Wort
Nicht ſprach, ſo lange kannſt Du noch nicht fort!
Das iſt, die Liebe hat es wol erkannt,
Der letzte Zauber, der die Schatten bannt,
Sie kehren um, wenn's nicht ertönt, man ſieht
Das Liebſte noch einmal, bevor es flieht.

So trittſt auch Du vor meinen innern Sinn,
Damit ich Abſchied von Dir nehme, hin;
Wie ich Dich einſt bei Oehlenſchläger ſah,
So ſtehſt Du herrlich wieder vor mir da,
Schon ungenannt erkannt, und anzuſchau'n,
Als hätt'ſt Du ſelbſt Dich aus dem Fels gebau'n.

Du wirfſt mir freundlich ein Willkommen zu,
Ich rufe jetzt in Deine ew'ge Ruh
Aus tiefſter Bruſt ein Fahrewohl Dir nach,
Und dieſen Kranz, bunt, wie ihn mir der Tag
Aus wilden Blumen mit und ohne Duft
Geflochten, lege ich auf Deine Gruft!

Dir aber, Todes-Engel, dank' ich faſt,
Daß Du ihn nicht nach Rom entlaſſen haſt!
Denn Dänemark, das große Söhne ehrt,
Iſt ihrer auch im Tod und Leben werth;
Es hat, und ewig bleib' es ungeſchwächt,
Da es ſie pflegt, auf ſie ein doppelt Recht!

Ballade.

Der Knabe träumt, man ſchicke ihn fort
Mit dreißig Thalern zum Haide-Ort,
    Er ward drum erſchlagen am Wege
    Und war doch nicht langſam und träge.

Noch liegt er im Angſtſchweiß, da rüttelt ihn
Sein Meiſter und heißt ihm, ſich anzuziehn
    Und legt ihm das Bett auf die Decke
    Und fragt ihn, warum er erſchrecke.

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ſie ſchlagen mich todt,
Die Sonne, ſie iſt ja wie Blut ſo roth!“
    Sie iſt es für Dich nicht alleine,
    Drum ſchnell, ſonſt mach' ich Dir Beine!

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ſo ſprachſt Du ſchon,
Das war das Geſicht, der Blick, der Ton,
Gleich greifſt Du“ — zum Stock, will er ſagen.
Er ſagts nicht, er wird ſchon geſchlagen.

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ich geh, ich geh,
Bring' meiner Mutter das letzte Ade!
Und ſucht ſie nach allen vier Winden,
Am Weidenbaum bin ich zu finden!“

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt ſie ſich,
Die Haide, nebelnd, geſpenſtiglich!
Die Winde darüber ſauſend,
„Ach, wär' hier Ein Schritt, wie tauſend!“

Und Alles ſo ſtill, und Alles ſo ſtumm,
Man ſieht ſich umſonſt nach Lebendigen um.
Nur hungrige Vögel ſchießen
Aus Wolken, um Würmer zu ſpießen.

Er kommt an's einſame Hirtenhaus,
Der alte Hirt ſchaut eben heraus,
Des Knaben Angſt iſt geſtiegen,
Am Wege bleibt er noch liegen.

„Ach Hirte, Du biſt ja von frommer Art,
Vier gute Groſchen hab' ich erſpart,
Gib Deinen Knecht mir zur Seite,
Daß er bis zum Dorf mich begleite.

Ich will ſie ihm geben, er trinke dafür
Am nächſten Sonntag ein gutes Bier,
Dies Geld hier, ich trag' es mit Beben,
Man nahm mir im Traum drum das Leben!“

Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
Er ſchnitt ſich eben den Stecken zurecht.
Jetzt trat er hervor — wie graute
Dem Knaben, als er ihn ſchaute!

„Ach Meiſter Hirte, ach nein, ach nein,
Es iſt doch beſſer, ich geh' allein!“
Der Lange ſpricht grinſend zum Alten:
Er will die vier Groſchen behalten.

„Da ſind die vier Groſchen!“ Er wirft ſie hin
Und eilt hinweg mit verſtörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken,
Da klopft ihn der Knecht in den Rücken.

Du hältſt es nicht aus, Du gehſt zu geſchwind,
Ei, Eile mit Weile, Du biſt ja noch Kind,
Auch muß das Geld Dich beſchweren,
Wer kann Dir das Ausruhn verwehren!

Komm', ſetz' Dich unter den Weidenbaum,
Und dort erzähl' mir den häßlichen Traum,
Ich träumte — Gott ſoll mich verdammen,
Trifft's nicht mit Deinem zuſammen!

Er faßt d[illegible]aben wohl bei der Hand,
Der leiſtet auch nimmermehr Widerſtand,
Die Blätter flüſtern ſo ſchaurig,
Das Wäſſerlein rieſelt ſo traurig!

Nun ſprich, Du träumteſt — „Es kam ein Mann —"
War ich das? Sie mich doch näher an,
Ich denke, Du haſt mich geſehen!
Nun weiter, wie iſt es geſchehen?

„Er zog ein Meſſer!" — War das, wie dies? —
„Ach ja, ach ja!" — Er zogs? — „Und ſtieß —"
Er ſtieß Dir's wol ſo durch die Kehle?
Was hilft es auch, daß ich Dich quäle!

Und fragt Ihr, wie's weiter gekommen ſei?
So fragt zwei Vögel, ſie ſaßen dabei,
Der Rabe verweilte gar heiter,
Die Taube konnte nicht weiter!

Der Rabe erzählt, was der Böſe noch that,
Und auch, wie's der Henker gerochen hat,
Die Taube erzählt, wie der Knabe
Geweint und gebetet habe.

Eine moderne Ballade.

Hell und glänzend ſind die Lichter.
Doch verdroſſen die Geſichter;
Herrn und Damen, im Gemiſch,
Kreiſen um den grünen Tiſch.

Und im Auf- und Niederwandern
Drängt ſich Einer nach dem Andern
Zum Marquis, der für die Welt,
Das ſind wir, die Bank hier hält.

Hier geht's, wie am jüngſten Tage:
Auf geheimnißvoller Waage
Macht das Glück die Armen reich
Und die Reichen Bettlern gleich.

Dort, die ſchönſte von den Frauen,
Sie erfüllt mich faſt mit Grauen!
Wie ihr Buſen ſichtlich klopft!
Wie das ſtarre Auge tropft!

Sind das Thränen, die ſie weinte?
Ja, doch unterwegs verſteinte!
Furchen zieh'n ſie faſt im Lauf,
Und der Teufel fängt ſie auf!

Von der Höllenglut beſchienen,
Werden's funkelnde Rubinen,
Blank, wie Dolche, roth, wie Blut,
Geben ſie zum Morden Muth.

Jenes blitzende Geſchmeide,
Ihre höchſte Augenweide,
Weinte ſo beim Lampenſtrahl
Eine Andre einſt mit Qual.

Und wie ſollten ſie nicht rinnen,
Ihre Thränen, zu gewinnen
Hoffte ſie ſo ängſtlich-feſt,
Und verliert den letzten Reſt!

Nun, zur Leiche ſchier erblaſſend,
Steht ſie auf, den Tiſch verlaſſend,
Sieh, ein Herr tritt für ſie ein,
Der ſchon Leiche ſcheint zu ſein.

Lange ſchritt er auf und nieder,
Nahte ſich, enteilte wieder,
Ging zur Thür, kehrte um,
Trat bei Seite, kämpfte ſtumm.

An den Platz der Dame tretend,
Wirft er, fluchend oder betend,
Eh die Kugel wieder rollt,
Auf den Tiſch ſein letztes Gold.

Doch die rechte Hand, die raſche,
Fährt von hinten in die Taſche
Und umklammert — ahnt Ihr's wol? —
Unter'm Schnupftuch ein Piſtol.

In den Divan niederſitzend,
Auf des Tiſches Rand ſich ſtützend,
Blickt er nun in dumpfem Sinn
Starr und gläſern vor ſich hin.

Gagne! Wohl! Er läßt es ſtehen!
Nochmals. Pah! Das kann geſchehen!
Wieder! Sieh, dem lacht das Glück!
Abermals! Marquis, Geſchick!

Und der Sieger? Unverändert
Sitzt er da, wie erzgeändert
Sind die Mienen des Geſichts,
Der will Alles oder Nichts.

Wie die Haufen Goldes ſchwellen!
Immer doppelt! Wie's im ſchnellen
Steigen zur Entſcheidung drängt!
Va! — Jetzt iſt die Bank geſprengt!

Nehmt! Und gebt! Das Gold iſt Euer!
Nehmt's! Nun iſt Euch Nichts zu theuer!
Gebt's Piſtol! Der blaſſe Mann,
Der Marquis, nimmt's ſicher an.

Stolze Schlöſſer, edle Rappen,
Jauchzt doch! Freunde, Diener, Knappen,
Alles iſt für Euch bereit. —
Fehlt nur noch Unſterblichkeit!

„Ha, der hat's im Schlaf gewonnen,
Darum heißt's: wie Traum zerronnen!
Zeugt, Ihr Herrn, er ſchläft ja noch!
Mein blieb Alles! — Weckt ihn doch!“

Der Marquis ruft's aus und ſchüttelt
Ihn am Arm, unaufgerüttelt
Bleibt er, wird nicht blaß, nicht roth;
Iſt's ein Starrkrampf? Nein — der Tod!

's iſt Mitternacht.

's iſt Mitternacht!
Der Eine ſchläft, der Andre wacht.
Er ſchaut beim blauen Mondenlicht
Dem Schläfer ſtill in's Angeſicht;
Drin thut ein böſer Traum ſich kund,
Wie ſeltſam zuckt er mit dem Mund!
's iſt Mitternacht,
Der Eine ſchläft, der Andre wacht.

's iſt Mitternacht!
Der Eine ſchläft, der Andre wacht!
„So ſah der Freund noch nimmer aus,
Er greift zum Dolch, es macht mir Graus
Er ſtößt, er lacht — Du triffſt ja mich!
Erwache doch! Ich rüttle Dich!“
's iſt Mitternacht!
Der Andre iſt nur halb erwacht.

'ſ iſt Mitternacht!
Der Andre iſt nur halb erwacht!
Er ſtiert, er ruft: ſo lebſt Du noch,
Verruchter, und ich traf Dich doch?
So nimm noch den! Hei! der war gut!
Warm ſpritzt mir in's Geſicht Dein Blut!
'ſ iſt Mitternacht!
Nun ſchlafen Beide, Keiner wacht.

'ſ iſt Mitternacht!
Sie ſchlafen Beide, Keiner wacht!
Du wüſte Eul' im Eibenbaum,
Du krächzteſt ihn in dieſen Traum,
Nun fängt die bäm'ſche Dohle an,
Ob ſie ihn nicht erwecken kann.
'ſ iſt Mitternacht,
Gott gebe, daß er nie erwacht!

Der Jude an den Chriſten.

Ich ſank zu Deinen Füßen, bleich und blutend,
Ich zeigte ſtumm auf die Vergangenheit;
Ich rief, im Sterben ſelbſt mich noch ermuthend:
Sei Du mein Heiland, jüngſte, ſtolze Zeit!

Du ſtandeſt ſtill vor mir, mich ernſt betrachtend,
Dein Blick, umwölkt zwar, ſchien doch mitleidvoll,
So daß mein Herz, bisher verzweifelnd ſchmachtend,
Zum erſten Mal von ſanfter Hoffnung ſchwoll.

Doch ach! Du zählteſt ſchweigend nur die Wunden,
Die langſam mich, bis auf den Kern, zerſtört,
Du fandeſt ſchaudernd alle unverbunden,
Und wandteſt Dich, im Innerſten empört.

Nun prägt mich, allen Zeiten zu beweiſen,
Daß mich kein Menſch mehr Bruder nennen kann,
Dein Griffel, Zug um Zug, in Stein und Eiſen;
Dann wiederholſt Du ſtreng den alten Bann.

O, zerr' es nur aus dunklem Tabernakel
Hervor, mein Bild, zerriſſen und entſtellt;
O, ſtell' es nur mit jedem ſeiner Makel
Im Glanz der Sonne auf vor aller Welt!

Was war in Eurer Märt'rer Leib zu leſen,
Wenn man zerfetzt hervor ſie ſtieß an's Licht?
Doch nur, wie hart die Folterbank geweſen —
Für Sünden hielt man ihre Wunden nicht!

Auf die Geneſung eines ſchönen Mädchens.

Wenn der Tod in neidiſchem Verlangen
  Auch ſchon an Dein keuſches Bette trat,
Iſt er doch zurück gegangen,
  Als er Dich geſehen hat.

Seine thränenloſen Augen hingen,
  Wie erſtaunt, an Deinem Angeſicht.
Daß die Roſen drauf vergingen,
  Weil er's that, gewahrt' er nicht.

Endlich ſah er's; mit beſchämten Blicken
  Hat er nun ſich von Dir abgewandt;
Auch die Lilien noch zu knicken,
  Zitterte ſelbſt ihm die Hand.

Meeresleuchten.

Aus den dunklen Meereswellen
Stieg die Venus einſt empor,
Um das Weltall zu erhellen,
Wo ſich's noch in Nacht verlor.

Und zum Spiegel, voll Verlangen,
Glätteten die Wogen ſich,
Um ihr Bild noch aufzufangen,
Da ſie ſelbſt auf ewig wich.

Lächelnd gönnte ſie dem feuchten
Element den letzten Blick,
Davon blieb dem Meer ſein Leuchten
Bis auf dieſen Tag zurück.

An einen Freund.

Was Dir Schlimmes oder Gutes
  Auch das Leben bringen kann,
Nimmſt Du ſtets gelaßnen Muthes
  Und zufriednen Sinnes an.

Nur das Ganze macht Dir Sorgen,
  Nur, was nie ein Menſch ermißt,
Ob ein Räthſel drin verborgen,
  Und ob dies zu löſen iſt.

Kann der Buchſtab' denn ergründen,
  Was das Wort bedeuten ſoll?
Wenn ſich alle treu verbünden,
  Wird es ja von ſelber voll.

Nimm die Traube, wie die Beere,
  Nimm das Leben, wie den Tag!
Was es auch zuletzt beſcheere,
  Immer bleibt's ein Luſtgelag!

An ein junges Mädchen.

Du hängſt mit ſüßen Blicken
An meinem Angeſicht;
Du möchteſt mich beglücken,
Doch Du vermagſt es nicht.

Wie auch die Pulſe klopfen,
Die Seele zagt und weint;
Ich bin ein Waſſertropfen,
Durch den die Sonne ſcheint!

Waldbilder.

1. Das Haus im Walde.

Ich bin im Walde gegangen,
Da traf ich ein kleines Haus,
Dort gingen die Engel Gottes
Sichtbarlich ein und aus.

Das Gärtchen, umher gezogen,
Bot Aepfel und Birnen genug,
Ein Weinſtock ſpann ſich durch's Fenſter,
Der duftige Trauben trug.

Die Mutter ſäugte den Knaben,
Sie neigte ſich über ihn,
Daß ihre roſige Wange
Ein Abglanz der ſeinigen ſchien.

Nun pflückt ſie die ſchwerſte der Trauben,
Die ſelbſt die Schulter ihr tickt.
Der Weinſtock will ſie erquicken,
Wie ſie ihr Kind erquickt.

Und vor ihr, auf dem Tiſche,
Steht eine Flaſche Wein,
Ein Becher dabei, die werden
Wol für den Gatten ſein!

Geräuſch! — „Dein Vater, Knabe!“
Sie ſchenkt den Becher voll.
Noch nicht! Die Birne fiel nur,
Die ſie ihm reichen ſoll.

Ich möchte vor ſie treten,
Es iſt noch eben Zeit,
Und ſprechen: laß mich trinken,
Ich habe noch ſo weit!

Sie würde den Trunk mir reichen,
Der ihm beſchieden war,
Mir würde ſein, als böt' ihn
Der Friede ſelbſt mir dar.

Doch nein, ich will mich wenden,
Der Wald iſt dick und wild,
Ich will in den Wald mich verlieren,
Wer tritt hinein in ein Bild!

2. Böſer Ort.

Ich habe mich ganz verloren,
Wie iſt hier Alles ſtumm!
Es drängen die ſchwarzen Bäume
Sich tückiſch um mich herum.

Sie wollen mich nicht mehr laſſen,
Mich aber treibt es fort,
Man ſpricht von böſen Orten,
Dies iſt ein böſer Ort!

Hier iſt ſchon Böſes geſchehen,
Und hier muß mehr geſchehn,
Wird's nicht an ihm begangen,
So muß es der Menſch begehn.

Die Blumen, ſo hoch ſie wachſen,
Sind blaß hier, wie der Tod,
Nur Eine in der Mitte
Steht da in dunklem Roth.

Die hat es nicht von der Sonne,
Nie traf ſie deren Glut,
Sie hat es von der Erde,
Und die trank Menſchenblut!

Du ſollſt Dich nicht länger brüſten
Auf meines Bruders Grab
In Deinem geſtohl'nen Purpur,
Ich räch' ihn und breche Dich ab!

Dort liegt ſie zu meinen Füßen,
Da ſchwingt ein Vogel ſich,
Setzt ſich mir gegenüber
Und pfeift und verſpottet mich.

„Jetzt läßt der Ort Dich weiter,
Da ihm ſein Recht geſchah,
Du haſt die Blume getödtet,
Es war nichts Anders da!“

Eine Pflicht.

Schönheit, wo ich Dich erblicke,
Huldige ich Deinem Licht,
Und wie ich mich ſelbſt erquicke,
So erfüll' ich eine Pflicht.

Haſt Du je Dich ſelbſt genoſſen,
Wenn man Dich nicht erſt genießt?
Bleibſt Du nicht in Dich verſchloſſen,
Wenn man ſich vor Dir verſchließt?

Ja, durchſchauert es nicht leiſe
Auch die lieblichſte Geſtalt,
Wer in einem blöden Kreiſe
Ihr verſagt die Allgewalt?

Aber wenn ſie, Luſt erweckend,
  Dieſer Luſt ſich ſelbſt erfreut,
Und, des Zaubers Macht entdeckend,
  Den ſie übt, ihn ſtill erneut:

Iſt das nicht, als ob ein Schleier,
  Erſt bemerkt, indem er ſinkt,
Falle, der ihr reinſtes Feuer,
  Wie ein Nebel, in ſich trinkt?

Drum ein ungetrübter Spiegel,
  Schönheit, werd' ich ſtets Dir ſein;
Der Vollendung Sternenſiegel
  Kommt Dir durch Dein Bild allein!

Magdthum.

1.

(Aus der erſten Sammlung meiner Gedichte.)

Mägdlein ſchaut beim Lampenſtrahle
Schüchtern in des Spiegels Rund,
Und ihr thut zum erſten Male
Ihrer Schönheit Macht ſich kund.
Tief erröthend, dennoch zaudernd,
Blickt ſie fort und fort hinein;
Dann, wie vor ſich ſelbſt erſchaudernd,
Löſcht ſie ſchnell der Lampe Schein.

Leiſe in ſich ſelbſt verſinkend
Und aus eig'nen Zaubers Glanz
Inniges Genügen trinkend,
Iſt ſie ſtill und ſelig ganz.
Doch ſie will die Luſt bezwingen,
Weil ſie aus ihr ſelber quillt,
Da verklärt dies holde Ringen,
Wie mit inn'rem Licht, ihr Bild.

Und ſie ſieht's mit ſüßem Bangen,
Daß, je mehr ſie ſich verdammt,
Es von Stirn und Mund und Wangen
Immer göttlicher ihr flammt.
Kaum nur kann ſie ſich's noch wehren,
Was ihr Antlitz ſo durchbricht,
Als ein Wunder zu verehren.
Zitternd löſcht ſie da das Licht.

2.

Doch zu nie erſchöpftem Segen
Wird dies heilige Empfinden
Auch ihr Innerſtes erregen
Und im Maß der Schönheit binden;

Dieſe ew'gen Götter-Formen,
Die des Leibes Bau ihr ſchmücken,
Werden die verwandten Normen,
Auch in ihre Seele drücken;

Und ſo wird ihr inn'res Leben
All die Harmonie erwiedern,
Die ſie mit geheimem Beben
Angeſchaut in Leib und Gliedern.

In öder Zeit.

Nicht fühlt die Harfe Schmerz,
  Wenn ſie kein Wind bewegt,
Doch wol des Dichters Herz,
  Wenn's ihm kein Gott erregt!

Ja, gäbe das, wie die,
  Zerſpringend einen Klang,
So kauft' es ſich, wie ſie,
  Noch mit dem Tod Geſang!

Lied.

Komm, wir wollen Erdbeer'n pflücken,
Iſt es doch nicht weit zum Wald,
Wollen junge Roſen brechen,
Sie verwelken ja ſo bald!

Droben jene Wetterwolke,
Die Dich ängſtigt, fürcht' ich nicht,
Nein, ſie iſt mir ſehr willkommen;
Denn die Mittagsſonne ſticht.

All die ſengend-heißen Strahlen,
Die uns droben, löſcht ſie aus,
Und wenn ſie ſich ſelbſt entladet,
Sind wir lange ſchon zu Haus!

Vorwärts.

Steine, ſie liegen hier,
Liebchen, im Wege Dir,
Klotzig herum;
Gerne ja bückt' ich mich,
Schaffte ſie fort für Dich,
Würd' ich blos krumm;
Aber, ich ſeh's genau,
Du auch, Du würdeſt grau,
Wär' das nicht dumm?
Lebenslang würd' es ja
Währen, ſo viel ſind da,
Vorwärts darum!

Siehſt Du, wie das uns frommt,
Wie man hinüber kommt,
Luſtig und ſchnell?
Rings ſchon der kühle Wald,
Duftige Beeren bald,
Drüben ein Quell!

Weiter drum, weiter noch,
Gehſt Du auf Moos ja doch
Jetzt bis zur Stell!
Heiſa, nun ruhen wir,
Hätt' ich zwei Flügel, hier
Kappt' ich ſie ſchnell!

Ein Buch Sonette.

An eine Römerin.

Ich hab' als Kind geſpielt im fernen Norden,
Dann bin ich weit und breit herum gekommen
Und habe ſchon das dritte Meer durchſchwommen,
Nun ruh' ich aus an ſeinen Blüten-Borden.

Dir iſt ein ſchlichtes Mädchen-Loos geworden,
Wie eine Blume biſt Du ſtill erglommen,
Dann hat, wie die der Strauß, Dich aufgenommen
Als friſchen Schmuck der fromme Jungfraun-Orden.

Nun gehn wir Beide Hand in Hand zuſammen,
Wie Gärtnerin und Schiffer traulich wallen,
Im kühlen Schatten dicht verſchlungner Aeſte;

Ich ſpreche Dir von Sturm und Meeresflammen
Und ſchmücke Dich mit Perlen und Korallen,
Du pflückſt mir ſtill der Gold-Orangen beſte.

Im römiſchen Carneval.

Einſt bin ich unterm Maienbaum gelegen,
Und, wie ich lag, hat ſich ein Wind erhoben!
Wie ſind die Blüten da um mich geſtoben!
Wie unermeßlich ſchien des Frühlings Segen!

Jetzt, däucht mir, ſeh ich einen gleichen Regen,
Doch von Geſtalten, Licht und Glut gewoben!
Als hätten ſich die goldnen Sterne droben
Geſchüttelt, welche alles Höchſte pflegen.

Vom ſtillen Reizenden zum Blendend-Schönen,
Es fehlt kein Glied der holden Formenkette,
Und meinen Augen ſcheint ſie nicht zu enden.

Drum reicht den Kranz, die Königin zu krönen,
Nicht mir; denn eh' ich ſie gefunden hätte,
Wär' er gewiß verwelkt in meinen Händen!

Juno Ludoviſi.

Du läſſeſt uns die Blüte alles Schönen
Und ſeines Werdens holdes Wunder ſehen;
Die Stirn iſt ſtreng, man ſieht's in ihr entſtehen,
Wo es noch ringen muß mit herben Tönen.

Die Wange will ſich ſchon mit Anmuth krönen,
Doch darf ſie noch im Lächeln nicht zergehen,
Der Mund jedoch zerſchmilzt in ſüßen Weben,
Daß Ernſt und Milde ſich im Reiz verſöhnen.

Erſt keuſches Leben, wurzelhaft gebunden,
Dann ſcheuer Vortraum von ſich ſelbſt, der leiſe
Hinüber führt zur wirklichen Entfaltung:

Und nun iſt auch der Werdekampf verwunden,
Man ſieht nicht Anfang mehr, noch Schluß im Kreiſe,
Und dieſes iſt der Gipfel der Geſtaltung.

Eine Mondnacht in Rom.

Beim Dämmerlicht des Mondes ſchau ich gerne
Der grauen Weltſtadt bröckelnde Ruinen,
Die uns als Maß für ihre Größe dienen,
Woran der Menſch ſich ſelber meſſen lerne;

Denn dieſes Licht, das einem trüben Sterne
Entfließt, hat ihre Schlachten nie beſchienen,
Nur die Gefall'nen mit den ehr'nen Mienen,
Umſtanden von des Heeres beſtem Kerne.

Jetzt trägt ſie ſelbſt, wie die, den Todesſtempel,
Drum ziemt ſich's, daß daſſelbe Licht ihr leuchte,
Dann träumt vielleicht ein Dichter, daß die Sonnen

Erlöſchen, wie Paläſte hier und Tempel
Zuſammenſtürzen, und der oft verſcheuchte
Vernichtungsengel jetzt den Sieg gewonnen!

Apollo von Belvedere.

Wer ſchön wie Du iſt, ſoll Dich einſt zerſchlagen!
So ſprach der Meiſter, als er Dich vollendet
Und vor Dir ſtand, von Deinem Glanz geblendet;
Er hatte Nichts bei dieſem Wort zu wagen.

Denn wen auch noch ſeit Deines Urſprungs Tagen
Die neidiſche Natur hieher geſendet,
Hier hat ſich immer ſein Triumph geendet.
Kein Jüngling ſtand noch vor Dir, als mit Zagen.

Ja, könnte ſelbſt in Zukunft Einer kommen,
Dir gleich und dennoch fähig, Dich zu haſſen,
Er würde nimmer büßen ſein Gelüſte;

Er hätte kaum die Axt zur Hand genommen,
So müßt' er ſie ſchon wieder fallen laſſen,
Weil er ſchon dadurch häßlich werden müßte.

Die Schönheit.

Das Loos der Götter iſt auch Dir gefallen;
Denn Du biſt ſchön, Du brauchſt Dich nur zu zeigen,
So wird ſogar von Lippen, welche ſchweigen,
Wenn Jeder jauchzt, Dir Lob und Preis erſchallen.

Denn, die als unerreichbar vorſchwebt Allen,
Die Harmonie, iſt Deinem Weſen eigen,
Wie ſollte Dich, wo Du erſcheinſt, ein Reigen
Von trunkenen Verehrern nicht umwallen!

Zwar werden wir's nur ſchmerzlicher empfinden,
Wie viel uns mangelt, wenn wir auf Dich ſchauen,
Allein Du biſt uns doch verwandt geblieben;

Drum dienſt Du, uns dem Höchſten zu verbinden,
Wir ſtehen ihm nicht länger fern mit Grauen,
Es tritt uns nah in Dir, wir können's lieben!

Die Verſchmähte.

Du liebſt mich nicht! Wie ſollt' ich länger leben!
Die Hoffnung, endlich in Dein Herz zu dringen,
Erhielt mich, doch es wird mir nie gelingen!
Ich fühl's, und dieſes muß den Tod mir geben.

Er naht mir ſchon, ich ſeh' ihn ohne Beben,
Er wird zurück mich zu der Mutter bringen;
Doch kann ich nicht den letzten Schmerz bezwingen,
Und mit mir ſelbſt erſt wird er ganz verſchweben!

O, wär' ich, ſtatt mit buntem Staub umkleidet,
Als ſtilles Traumbild vor Dich hingetreten,
Du hätteſt heiß das Dämmernde umſchloſſen!

Ich ward Dir dadurch, daß ich war, verleidet,
Du hätteſt ſonſt mich ſelbſt von Gott erbeten,
Und ich in Deinem Wunſch mein Glück genoſſen!

Rechtfertigung.

Jüngſt ward das Gold, das edle, hart geſcholten,
Die andern Erden ſchmähten es und riefen:
Wir ſind's, in denen Baum und Blume ſchliefen,
Die jegliches Geſchöpf erquicken ſollten;

Wenn Dich auch alle Sonnen küſſen wollten,
Die jemals um das ew'ge Centrum liefen,
Sie weckten Nichts in Deines Schooßes Tiefen,
Drum haſt Du uns auch ſtets für Nichts gegolten!

Nun ſprach das Gold: ich bin das längſt geweſen,
Was Ihr jetzt ſeid, und wenn Euch ſo viel Lenze
Wie mir entkeimten, werdet Ihr mir gleichen;

Von mir ſind keine Früchte mehr zu leſen,
Weil ich ſchon frei im eignen Daſein glänze,
Drum blüht und duftet fort, mich zu erreichen!

Die Freiheit der Sünde.

O, glaube nicht daß Du durch Deine Sünde
Die Welt verwirrſt! Wie Du auch freveln mögeſt,
Und ob Du Gott Dein Ich auch ganz entzögeſt,
Du hinderſt nicht, daß ſie zum Kreis ſich ründe!

Ja, ob Du, in des innern Abgrunds Schlünde
Hinunter taumelnd, völlig Dich betrögeſt
Und Dich hinauf zur Götter-Freiheit lögeſt,
Doch trifft Dich das Gericht, das ich verkünde!

Wir leben nur im Ewigen und Wahren,
Und ihm entfliehen wollen, würde heißen,
In unſ'rer Bruſt den Odem anzuhalten;

Wir können's, doch es wird ſich offenbaren,
Daß wir das eigne Lebensband zerriſſen
Und Nichts dadurch im Aether umgeſtalten.

Schönheitsprobe.

Wie läßt die echte Schönheit ſich erproben?
Wol einzig an dem ſelbſtbewußten Frieden,
Der ſie umfließt, weil ſie ſich wie geſchieden
Von allen Kämpfen fühlt, die ſie umtoben.

Ihr ſteht er wie ein Sternenkranz von oben,
Den, da ſie ganz den innern Zwiſt gemieden,
Der alles Uebrige verwirrt hienieden,
Die ew'ge Mutter ſelbſt für ſie gewoben.

Doch wehe ihren Aſterſchweſtern allen,
Die ihr nicht gleichen und ſich ſelber krönen,
Weil Faun und Satyr ihnen Beifall zollen!

Sie können nur, wenn ſie ſich nicht gefallen,
Mit ihrem halben Daſein uns verſöhnen,
Nur, wenn ſie zeigen, daß ſie weiter wollen.

Die beiden Zecher.

Bei'm Weine ſah ich einſt zwei Zecher ſitzen;
Der Eine rief: kein Tropfen wird vergoſſen,
Bevor ſich das Geheimniß mir erſchloſſen,
Woher es kommt, dies Perlen und dies Blitzen!

Der Andre ſprach: er wird mein Blut erhitzen,
Und daraus iſt mir nie noch Heil entſproſſen,
Wie wär' mir's, wenn ich nach dem Rauſch verdroſſen
Mich fände auf den ſchroffſten Felſenſpitzen!

So ſaßen ſie und grübelten auf's Beſte,
Indeß umſonſt die Goldpocale lachten,
Zu ihres gütigen Bewirthers Qualen;

Inzwiſchen kam ein Haufen friſcher Gäſte,
Da ſahn ſie ſich vertrieben, eh ſie's dachten,
Und müſſen nun mit ew'gem Durſt bezahlen!

Die Lerche.

Ich kam in Ungarn durch ein Thal geſahren,
Von leichten Roſſen raſch dahin getragen,
Und hörte über mir die Lerche ſchlagen,
Die durch den Aether zog, den bläulich-klaren.

Bald aber mußte ich erſtaunt gewahren,
Daß ſie zu mir herab ſchoß in den Wagen,
Doch ſchien mir dies Vertrau'n zugleich ein Zagen
Vor einem andern Feind zu offenbaren.

Ich ſchaute auf und ſah den Habicht hangen,
Der nicht gewohnt iſt, Schwache zu verſchonen,
Sie hatte Schutz geſucht auf meinen Knieen;

Ich aber dachte: daß das klein're Bangen
Der Menſch Dir einflößt, ſoll ſich Dir belohnen,
Und ließ ſie ungefangen wieder ziehen!

An Christine Enghaus.

Du tränkſt des Dichters dämmernde Geſtalten,
Die ängſtlich zwiſchen Sein und Nichtſein ſchweben,
Mit Deinem Blut und gibſt den Schatten Leben,
In denen ewige Ideen walten.

Ich aber möchte nicht zu früh erkalten,
Der Zeit die Form zu dem Gehalt zu geben
Und über ſich hinaus ſie zu erheben
Durch neuer Schönheit ſchüchternes Entfalten.

Doch dieſes Deutſchland wird uns ſchwer erwarmen,
Und eh' wir's denken, ſteh'n wir ab, verdroſſen,
Drum laß' uns Eins das Andere belohnen.

Wo treu und feſt ſich Mann und Weib umarmen,
Da iſt ein Kreis, da iſt der Kreis geſchloſſen,
In dem die höchſten Menſchenfreuden wohnen.

An einen Freund.

Du rühmſt mich oft um meine Dichtergaben
Und nennſt mich reich, weil Vieles, was ich dachte,
Dich mit dem ſelt'nen Schatz vertrauter machte,
Den milde Götter Dir geſpendet haben.

Ich wär's genug, um eine Welt zu laben,
Vermöcht' ich Alles, was in Dir erwachte,
Als ſich Dein Geiſt an meinem Wort entfachte,
Bis zu der tiefſten Wurzel aufzugraben.

Jetzt bin ich's nicht. Denn das, was mir die Muſen
Verliehen, mag vom Nichts mich unterſcheiden,
Doch den Heroen kann's mich nicht geſellen.

Zwar, Mancher trägt noch weniger im Buſen,
Der glaubt, die Welt als erſter Hirt zu weiden,
Und iſt, o Zeit, doch Kork auf Deinen Wellen!

Die Sprache.

Als höchſtes Wunder, das der Geiſt vollbrachte,
Preiſ' ich die Sprache, die er, ſonſt verloren
In tiefſte Einſamkeit, aus ſich geboren,
Weil ſie allein die ander'n möglich machte.

Ja, wenn ich ſie in Grund und Zweck betrachte,
So hat nur ſie den ſchweren Fluch beſchworen,
Dem er, zum dumpfen Einzelſein erkoren,
Erlegen wäre, eh' er noch erwachte.

Denn iſt das unerforſchte Eins und Alles
In nie begriffnem Selbſtzerſplitt'rungs-Drange
Zu einer Welt von Punkten gleich zerſtoben:

So wird durch ſie, die jedes Weſen-Balles
Geheimſtes Sein erſcheinen läßt im Klange,
Die Trennung völlig wieder aufgehoben!

An L. Gurlitt, den Landſchaftsmaler.

Ich dachte Dein, als ich die Herrlichkeiten
Der Steyermark vom Berg herab erblickte
Und im Empfindungswirbel faſt erſtickte,
Weil mir die Kraft gebrach, ihn abzuleiten.

Denn wer, wie Du, in nebelhafte Weiten
Den Künſtlerblick ſo oft ſchon ſiegreich ſchickte
Und ſicher war, daß keine ihn verſtrickte,
Vermag auch dort mit der Natur zu ſtreiten.

Zwar werde ich Dir nie die Hand misgönnen,
Doch könnt' ich Dir das Auge faſt beneiden,
Vor dem des Chaos Formen nicht beſtehen.

Ich möchte Bilder ſchau'n, nicht machen können,
Und blos, um Nichts vom Häßlichen zu leiden;
Denn niemals hat's der Maler noch geſehen.

Doppelter Krieg.

Wie ſollten ſich des Schönen Prieſter haſſen,
Wie ſollten ſie unedel ſich bekriegen!
Ein Jeder wird dem Andern gern erliegen,
Das heißt, ſich gern von ihm bewirthen laſſen!

Doch freilich werden ſie das Schwert erfaſſen,
Den Pfuſcher, der den Thron der Kunſt beſtiegen
Und ihn ſchon dadurch ſchändet, zu beſiegen,
Weil dem vor Zorn die Götter ſelbſt erblaſſen.

Was iſt es dort? Ein anmuthvolles Ringen,
Ob Einer leiſten ſolle, ob genießen,
Ob füllen oder leeren blos die Schaale.

Hier gilts, den Pöbelfürſten zu bezwingen,
Den ſchnöde Wächter in den Tempel ließen,
Damit er allen Muſen Bärte male.

An den Künſtler.

Ob Du auch bilden maſt, was unvergänglich
Durch alle Zeiten wandeln ſoll und glänzen,
Doch wird Dich die, in der Du lebſt, nicht kränzen,
Sie wird Dir trotzen, ſtumpf und unempfänglich.

Die Menſchheit, ſchon an ſich ſo unzulänglich,
Kann ſich in ihren enggeſteckten Gränzen
Nicht einmal aus dem Zauberquell ergänzen,
Der aus ihr ſelbſt hervor bricht, überſchwänglich.

Beklage es, doch einzig ihrethalben,
Die mit dem Nicht-Genießen dies Verkennen
Zu theuer büßt, und nimmer Deinetwegen;

Denn wollte ſie Dich gleich zum König ſalben,
So würden Dich die Zweifel nicht mehr brennen,
Durch die Du zahlſt für aller Götter Segen!

Ein zweites.

Und ob mich dieſe Zweifel brennen müſſen?
So rufſt Du aus und möchteſt es verneinen,
Auch mag der Froſt Dir unerträglich ſcheinen,
Der oft Dich ſchüttelt bei der Muſe Küſſen.

Doch ſprich: wenn Deinen ſchöpf'riſchen Ergüſſen,
In denen alle Wonnen ſich vereinen,
Die Schmerzen fehlten, ſtünden nicht mit Weinen
Die Brüder fern ſo einzigen Genüſſen?

Drum nimm ſie hin, die Ungerechtigkeiten
Der Welt, die Dir die Luſt des Daſeins trüben
Und bittern Zwieſpalt in Dir ſelbſt erwecken.

Sie ſind beſtimmt von Anbeginn der Zeiten,
Die höhere Gerechtigkeit zu üben
Und einen Zwieſpalt größ'rer Art zu decken.

Ein Buch Epigramme.

Coloſſeum und Rotunda.

Coloſſeum, Rotunda, ihr Bauten, kühn, wie Gedanken.
Welche die Vorwelt uns ließ, wie ein ewiges Maaß
Ihrer eigenen Größe und unſ'rer Kleinheit, man konnt' Euch
Nicht zertrümmern, man trieb heilige Nothzucht mit Euch.
Pfaffen plappern in Dir, Rotunda, vor Märtyrer-Fratzen,
Wo das römiſche Volk allen Göttern einſt ſchwieg;
Mönche in Dir, Coloſſeum, an vierzehn ſchmutz'gen Altären,
Wo es den Löwen beklatſcht, wenn er den Tiger zerriß.
Freilich war't ihr nur ſo zu ſchirmen, des müden Barbaren
Axt ergriff der Zelot, aber es wehrte der Pabſt;
Dennoch kommt es mir vor, als hätt' man erſchlag'nen Titanen
Nach dem Tod' noch das Kreuz auf die Stirne gebrannt.

Napoleon.

Nennt doch den Korſen nicht groß! Er wußte den Menſchen zu brauchen,
Wies Jedwedem den Platz, der ihm eignete, an,
Knüpfte, was ringsum geſchah, mit klugem Geiſte zuſammen,
Nutzte es liſtig und hieb endlich darein mit dem Schwert.
Freilich, was rühmt Ihr Shakeſpear! Er reihte Buchſtab an Buchſtab,
Setzte am richtigen Ort Komma, Kolon und Punct;
Miſchte das Alphabet, wie Andre, nur etwas geſchickter,
Bis ein Macbeth, ein Lear und ein Hamlet entſtand.

La chiesa sotterranea dei Capucini a Roma.

Menſchen-Gebeine hat man zu Sternen und Blumen verflochten.
Von der farbigen Wand grinſen ſie zierlich herab;
Aufgeſtapelte Schädel umſteh'n in geordneten Reihen
Dämmernde Niſchen, worin manches Gerippe ſich ſtreckt.
Wie im Leben, bekleidet mit bräunlicher Kutte, ein Täflein
In der knöchernen Hand, welches das Sterbejahr nennt.
Und Dein Führer, ein Mönch, wie dieſe Todten es waren,
Sagt Dir lächelnd: dereinſt werd' ich ruhen, wie ſie!
Aber Italiens Sonne beſtrahlt durch niedrige Fenſter
All den Moder, und ſanft plätſchert ein Springbrunn im Hof.

Villa reale a Napoli.

Unter duſtigen Bäumen, vom Hauch des Abends durchſäuſelt,
Sammelt von reizenden Fraun ſich ein glänzender Flor;
Sanft ergießt ſich der Strom melodiſcher Klänge und ſchaukelt
Zwiſchen Wonne und Weh jedes empfängliche Herz;
Aber die Wogen des Meeres, am nahen Geſtade ſich brechend
Und vom Winde geſchwellt, donnern leiſe darein,
An die gewalt'gen Accorde des Univerſums uns mahnend,
Die für's menſchliche Ohr zur Muſik ſich gedämpft.

Vor Raphaels Galathea.

Dieſes Bild zu betrachten, war Einer nur würdig, der Dichter,
Welcher die Julia ſchuf; dieſes göttliche Stück
Durfte nur Raphael leſen: o, hätten ſich Beide bewirthet
Und in ewige Nacht dann ihr Schönſtes verſenkt!

Laocoon.

Michel Angelo hieß als Wunder der Kunſt Dich willkommen,
Weil Du als Gegengewicht gegen den ſchönen Apoll,
Der den Raphael trug und in verneinte, ihm dienteſt;
Mancher ſprach es ihm nach, aber er ſagte zu viel.
Was die Wahrheit vermag, das zeigſt Du deutlich, o Gruppe,
Deutlicher zeigſt Du jedoch, daß ſie nicht Alles vermag.

Geſchloſſener Kreiß.

Nicht vermochte die Traube den Wein noch länger zu halten,
Als man ſie kelterte, war ſie dem Zerſpringen ſchon nah;
Auch nicht konnte das Faß, das ſtarke, den feurigen feſſeln,
Wenn man nicht ſchnell ihn gezapft, hätt' er ſich ſelber befreit;
Noch weit weniger hält ihn der Dichter, der ihn getrunken,
Jetzt zurück, als Gedicht fliegt er ſchon wieder davon;
Mög' es den Hörer berauſchen, und mög' er nicht eher ernüchtern,
Bis er Reben gepflanzt, daß ſich ſchließe der Kreis!

Auf eine Biene in der Villa medicis.

Holdes Bienchen, Du irrſt! Dort winkt Dir blühend der Lorbeer,
Aber raſtlos umſurrſt Du mir Wangen und Mund!
Honig entſaugſt Du mir nicht, Du ſeiſt dann ein ſchelmiſches Mädchen,
Das ſich vermummte, und dann komm' in der wahren Geſtalt!
Sinnſt Du mir aber ein Arges, gedenkſt Du dafür mich zu ſtrafen,
Daß ich ein Menſch nur bin, keine Roſe des Thals,
Oder bin ich Dir gar aus alter Zeit noch verſchuldet,
Hab' ich als Blume vielleicht einſt Dir geweigert den Trunk:
O, beſieh mich vorher, ob nicht mit ſchärferem Stachel
Dich ein ſtärkerer Feind längſt an mir ſchon gerächt;
Sieh, Du ſetzteſt Dich leicht auf eine Narbe; denn manche
Hab' ich, ich zuckte Dir kaum, aber Du litteſt den Tod.

Auf dem Capitol.

Cäſar entblößte ſein Haupt und hatte ſich ſelbſt nicht zu grüßen;
Kann ich weniger thun, nun ſein Schatten hier weilt?

Via appia.

An den Straßen erhöhten die Römer den Todten die Gräber,
Daß der Niedrigſte ſelbſt, führte ſein Weg ihn vorbei,
Sich noch glücklich erkenne und ſpreche: wenn mir auch wenig
Nur gehört, mir gehört viel, mir gehört noch kein Grab!

Der Epheu am Grabe der Cecilia Metella.

Epheu, man hat Dich verklagt, daß Du die Bäume entſeeleſt,
Aber ich ſpreche Dich los, da Du die Mauern belebſt!
Jenen Frevel erblickt' ich noch niemals, aber dies Wunder
Sah ich noch heute vollbracht an der Cecilia Grab.

Scirocco in Rom.

Steht in Flammen die Welt? Sind rings die Meere
verdünſtet,
Die mit linderndem Hauch ſonſt wohl die Glut noch
gekühlt?
Sinken ſie alle in Aſche zuſammen, die Städte der Menſchen?
Wälzt den glühenden Qualm langſam vorwärts der Wind?
Oder iſt's der Scirocco, der zwar die Orange uns zeitigt
Und die Traube uns kocht, aber uns ſelbſt auch erſtickt,
So, daß Jeglicher zweifelt, er werde die Früchte noch
koſten,
Die er uns ſüßt und den Wein ſchlürfen, den er uns
würzt?
Sei es, was es auch ſei, das bloße Daſein wird Arbeit,
Und das Leben begräbt ſich im dumpfeſten Schlaf!
Kaum nur rettet es ſich den leiſen Wunſch, zu erwachen;
Denn es fühlt ſich dem Tod, fühlt ſich dem Nichts
ſchon zu nah!

Todtenopfer.

Ueber den Kirchhof ging ich und pflückte von jedem der Gräber
Eine Blume mir ab, endlich ward es ein Strauß.
Aber, was ſoll er mir doch? So rief ich, plötzlich erſchaudernd,
Borgt das Leben ſich denn Zier und Zeichen vom Tod?
Doch, da traf ich ein Grab, verwildert liegend und einſam,
Welchem jeglicher Kranz fehlte, der welke ſogar.
Nimm ſie, ſprach ich und ſtreute die Blumen, die ſchlummernden Nachbarn
Senden das Opfer durch mich, das die Liebe verſäumt.

Italien.

Heliogabalus lud, der ſchlimme Kaiſer, ſich Gäſte,
Denen es übel erging an dem wirthlichen Tiſch;
Zwar, es mangelte nicht an Wein und Speiſen, doch leider
Waren der Veilchen zu viel, ſchmählig ſahen ſie ſich
Von der Menge erſtickt der niederregnenden Sträuße:
Schönes Italien, droht mir ein ähnliches Loos?
Sieh, ich lebe nur dann, wenn ich mich ſelber genieße,
Wenn der äußere Lenz mir den inneren weckt,
Wenn ich ihn wiedergebäre, dem Roſenpreſſer vergleichbar,
Der die Kelche zerquetſcht, daß er die Düfte bewahrt.
Dieſer Fülle erlieg' ich! Sie iſt für Götter und Käfer!
Jenes bin ich ja nicht, dieſes würd' ich nicht gern.

Letzter Wunſch.

Mancherlei Wünſche hatt' ich, und mancherlei hab' ich für's Leben,
Einen einzigen nur ſpare ich mir für den Tod:
Daß ſich in Flammen mein Geiſt entbinden möge, noch glühend
Von dem letzten Gedicht, daß ſich in Flammen mein Leib
Wandeln dürfe in Aſche, bevor noch völlig zur Larve
Sich das Antlitz verſtellt, das der Geliebten gefiel!
Jenes geb' ich den Göttern anheim, und dieſes den Freunden,
Die es wiſſen, wie ſehr ich gebebt vor Gewürm;
Mögen ſie ſtill mir den Holzſtoß errichten und raſch ihn entzünden,
Ein gefälliger Wind bläſt wohl freundlich hinein!

Die Kuppelbeleuchtung zu Rom.

Alter Sanct Peter, was ſeh' ich? Es ringelt die Schlange des Feuers
Glühend ſich um Dich herum, züngelt noch über das Haupt
Dir hinaus und verſcheucht den Mond, den frommen Verſilbrer
Deiner Kuppel, der wähnt, daß ihn die Hölle vertreibt.
Doch ich irrte mich wohl! Du ſtehſt nicht erſchrocken, die Flamme
Zittert ſtatt Deiner, ſie friert, gerne ſchlüpfte ſie fort.
Aber, Du hältſt ſie, ſie ſoll den Vorwitz büßen, verwegen
An dem Giganten von Stein aufgekrochen zu ſein.
Oder hat ſich der jüngſte der Blitze, der Wolke entwiſchend,
Gar des Angriffs erkühnt, haſt Du den Neſtling gepackt
Und Dich in ihn gewickelt, damit er verkünde: Sanct Peter
Hat Nichts weiter zu ſcheu'n, als das Ende der Welt!
Wahrlich, ich glaub's, Dich knirſcht erſt dann die Erde hinunter,
Wenn ſie dem Chaos erbebt, welches ſchnappt nach ihr ſelbſt.

Platen.

Vieles haſt Du gethan, man ſoll es dankbar erkennen,
Haſt der äußeren Form ſtreng, wie Einer, genügt,
Haſt die inn're erkannt und alle Steifen der Sprache,
Die der Leichtſinn zerſprengt, wieder zuſammen geſchweißt.
Eines fehlt Dir jedoch, die ſanfte Wallung des Lebens,
Die in ein reizendes Spiel gaukelnder Willkür den Ernſt
Des Geſetzes verwandelt und das im Tiefſten Gebund'ne
So weit löſt, bis es ſcheint, daß es ſich ſelbſt nur gehorcht.
Dennoch verſchmilzt nur dies die äuß're Form mit der innern,
Und man erreicht's nur ſo, daß die Werke der Kunſt
Wirken, wie die der Natur, und daß, wie Blumen und Bäume,
Keiner ſich auch ein Gedicht anders noch denkt, als es iſt.

Der Lorbeer um ein Menſchenhaupt.

Unverwelklicher Lorbeer in ſchnell erbleichender Locke!
Welch gewaltiges Bild menſchlicher Größe und Kraft!

Bilder-Poeſie.

Setzt Ihr aus Spiegeln den Spiegel zuſammen? Warum denn aus Bildern
Eure Gedichte? An ſich iſt ein Gedicht ja ſchon Bild.

Ahnenſtolz der Völker.

Winziger Stolz auf Ahnen! Du biſt mir verhaßt an Geſchlechtern,
Doch, an Völkern noch mehr! Wie empfand ich's in Rom.

Die Schaam.

Schaam bezeichnet im Menſchen die innere Grenze der Sünde,
Wo er erröthet, beginnt erſt ſein edleres Selbſt.

Die moderne Komödie.

Wollt Ihr wiſſen, warum uns die echte Komödie mangelt?
Weil die Tragödie ſie bei den Modernen verſchluckt!
Individuen ſind als ſolche ſchon komiſch, an ſich ſchon,
Nur das reine Symbol weckt den Gegenſatz rein!

Virtuoſen-Portrait's.

Alſo dies iſt der Mann, durch den mich Mozart entzückte!
Säh' ich die Geige doch auch, die ihm ſo wacker gedient!
Säh' ich das nützliche Schaf, das dieſer die Saiten geliefert,
Und das geduldige Pferd, das ihm den Bogen bezog!

Monolog eines römiſchen Modell=Jägers.

Welch ein herrlicher Kopf! Und einer der vielen des Pöbels!
Macht ſie nicht heut das Modell, macht ſie es morgen gewiß.
Wenn ſie des Hutes bedarf, ihn gegen die Sonne zu ſchützen;
Welchem Rumpfe jedoch ſetzt man am beſten ihn auf?
Ei, durchmuſtern wir ſchnell die Ilias oder die Bibel,
Welcher Göttin beliebt? Welche Heilige paßt?
Juno? Da wär' erſt die Stirn zu renken, die römiſch und kurz iſt;
Venus? Du ſtehſt mir im Weg, medicäiſches Menſch!
Heidinnen, packt Euch zum Teufel! Ich ſchenkt' ihn flugs der Madonna,
Doch die Sixtiniſche iſt leider noch nicht geköpft.
Vaſen werden zerbrochen und Tragödieen vergiftet,
Aber der Maler erharrt ſeinen Salvator umſonſt.
Sei der Seufzer verziehn! Und nun? Was will ich mich quälen!
Iſt nur der Kopf erſt gemalt, hängt ſich ein Rumpf wohl daran.

Arioſt.

Reizender hat noch Keiner den Wahnſinn der Welt uns geſchildert,
Ward Dein Gedicht Dir belohnt, kamſt Du nie zu Verſtand!
Ihn zu verlieren, iſt ſchlimm, ſo ſagt man, ihn nicht zu bekommen,
Iſt das einzige Glück, welches die Götter verleih'n.

Idee und Geſtalt.

Blumen hätt' ich gemalt und Bäume und Kräuter, Nichts weiter?
Lieber Tadler, nur ſo wird die Sonne gemalt.

Menſchliche Grenze.

Wo die Natur Dir Erkenntniß vergönnt, und Einſicht in's Weſen?
Wo ſie Deiner bedarf! Das iſt ſelten der Fall.

Verwunderung und Auflöſung.

Wären wir Alle Genies, es würde mich gar nicht verwundern,
Aber ich ſtaunte ſchon oft, daß es ſo Wenige ſind.
Dennoch iſt es natürlich; wie viel iſt Klumpe am Menſchen
Und wie wenig Gehirn! An der Menſchheit nicht mehr!

Die Welt.

Wenn ich die Welt im Ganzen und Großen betrachte, ſo glaub' ich,
Daß ſie von Ewigkeit iſt und allein durch ſich ſelbſt.
Wenn ich mir aber ſodann das Einzelne näher beſchaue,
Kommt ſie mir vor, wie der Witz eines großen Subjects.

Niederländiſche Schule.

Siehſt Du den Meiſter? Er ſpukt! Nun hat er, was ihn begeiſtert!
Wenn er den Auswurf copirt, thut er der Schule genug!
Greift dann gar ein Beſchauer mit einem Pfui! zum Schnupftuch,
Weil er für wirklichen Schmutz dieſen artiſtiſchen hält,
O, dann feiert die Richtung den höchſten ihrer Triumphe,
Und der Künſtler verlangt, daß man wie Zeuxis ihn ehrt.

Vor einem Rembrand.

Wilde, rieſige Züge, hervor aus der Finſterniß brechend,
Als bekäme die Nacht plötzlich ſelbſt ein Geſicht!

Philoſophen=Schickſal.

Salomons Schlüſſel glaubſt Du zu faſſen und Himmel und Erde
Aufzuſchließen, da löſt er in Figuren ſich auf,
Und Du ſiehſt mit Entſetzen das Alphabet ſich erneuern,
Tröſte Dich aber, es hat ſich inzwiſchen erhöht!

Das revolutionaire Fieber.

Freilich, ein Fieber des Volks, das revolutionaire,
Aber, wie ſeltſam, es ſtirbt immer der König daran!

Die Cenſur.

Haltet die Uhr nur an und denkt, nun wird es nicht Abend!
Stand die Zeit ſchon ſtill, weil ihr Weiſer es that?

Tieck.

Theuer müßt Du es büßen, daß einſt zum Haupt der Romantik
Dich Dein kritiſcher Freund unvorſichtig gekrönt;
Stimmungen werden Dir nun als Confeſſionen gerechnet,
Träume als ein Syſtem, Launen als Dogmen der Kunſt.
Freilich biſt Du kein Geiſt, aus dem die Normen der Zukunft
Sich gebären, doch auch keineswegs ein Geſpenſt;
Nein, es kehrt ſich in Dir die weiter ſchreitende Jetztzeit,
Wie zum letzten Ade, nach der Vergangenheit um.
Meinſt Du wirklich, ſie müßte die Züge der ſterbenden Mutter
Nicht bloß kindlich in's Herz graben, ſie müßte ſie auch
Kindiſch in das Geſicht ſich ſchminken, um ihr zu gleichen,
Traf Dich Dein Schickſal mit Recht, aber ich glaube es nicht.
Eines weiß ich, wofern Du tauſend und abermal tauſend
Grillen heckteſt, Du haſt längſt den Freibrief bezahlt;

Märchen, wie Deine, ſind nie gedichtet, und fehlt Dir zum Luſtſpiel
Auch die Geſtalt, mir däucht, alles And're iſt da
In der Novelle dagegen vermag ich Dich nicht zu bewundern,
Dieſe reizende Form haſt Du erweiternd zerſtört.

Unterſchied.

Pfaffen ſah ich in Frankreich und in Italien Pfaffen.
Jene ſenken das Haupt, dieſe erheben es ſtolz.
Ach, dort ſind ſie verdammt, den Herrn zu tragen, und das iſt
Schwierig, hier trägt ſie der Herr, das iſt ſanft und bequem.

Notre Dame de Paris.

Mittelalterlich, ja! Wie eine verſpätete Krähe
Nimmt die Kirche ſich aus in dem blanken Paris.
Regen und Schnee ſind verſchwunden, und Frühling iſt es geworden,
Blind nun ſtiert ſie hinein in den blühenden Mai.

An einen Jüngling.

Großmuth möchteſt Du üben, Du möchteſt verſchwenden, doch leider
Hat Dir, klagſt Du, das Glück neidiſch die Mittel verſagt.
Wirb um Kenntniß und Weisheit, dann kannſt Du Alle, die darben,
Reicher machen und wirſt ſelbſt nicht ärmer dadurch!

An einen Winzer bei Pompeji.

Laß ſie ſitzen, die Traube, ſie iſt noch herbe. Dir reiften
Tauſend and're, nur ſie will des Feuers noch mehr.
Dir verdirbt ſie den Wein, den ſpäter'n Wandrer erquickt ſie,
Und er ſegnet die Hand, die ſie zu brechen vergaß.

Der Greis.

Bin ich wieder geneſen, und glaubte, ſicher zu ſterben?
  Dank Dir, gütiger Tod, daß Du ein Umſeh'n mir noch
Wollteſt vergönnen, ein letztes! Zu lange werd' ich nicht zögern!
  Einen einzigen Blick! Erde, wie biſt Du ſo ſchön!
Jene Thräne iſt längſt getrocknet, die mir zuweilen
  Deinen Zauber verhüllt, morgendlich glühſt Du mich an!
Drüben ſpielt mein Enkel? Den heiligen Funken des Lebens
  Trat ich ab an das Kind! Fort nun! Er bleibt ja zurück!

Das Gelübde.

Niemals Wein zu trinken, als aus kriſtallnem Pokale,
Nie zu küſſen ein Weib, das Dir nicht göttlich erſcheint.
Dies beſchwöre mir, Jüngling, ſo will ich das Kirchen-Gelübde
Dir erlaſſen, Du bleibſt dennoch ein leidlicher Menſch.

Shakeſpeare.

Shakeſpeare war kein Britte, wie Jeſus Chriſtus kein Jude;
So wie jegliches Volk einen vertretenden Geiſt
In dem größten Poeten, den es erzeugte gefunden,
Fand ihn die Menſchheit in ihm, darum war er nur Menſch.

Gervinus.

Rückwärts gekehrter Prophet, Hiſtoriker, biſt Du es wirklich?
Scheint die Zukunft Dir leer, weil die Vergangenheit voll?
Aber, ſtört er Dich nicht, ein Doppelkopf: Goethe und Schiller?
Sind ſie nicht Schultern vielleicht für ein künftiges Haupt?

Frage.

Machte der Künſtler ein Bild und wüßte, es dauere ewig,
Aber ein einziger Zug, tief, wie keiner, verſteckt,
Werde von keinem erkannt der jetz'gen und künftigen Menſchen,
Bis an's Ende der Zeit, glaubt Ihr, er ließe ihn weg?

La Morgue.

Einen Jüngling erblickt' ich, das Schrecklichſte glaubt' ich zu ſehen,
In der Fülle der Kraft hatt' er dem Tod ſich geweiht:
Dieſe Arme, ſie hatten gerudert, bevor er geſunken,
Dieſe mächtige Bruſt hatte den Wellen getrotzt,
Und ſie trugen ihn gern, er athmete wieder, da kehrte
Mit dem Lebensgefühl auch ſein Schmerz ihm zurück,
Siehe, da hat er die Hände, doch nicht zum Gebete, gefaltet,
O, wie ſchoß er nun ſchnell in die Tiefe hinab!
Jetzt erblick' ich den Greis, und ſchrecklicher will's mir noch dünken,
Der ſich in's feuchte Grab ſchwer an der Krücke geſchleppt:
Oefters mußte er ruhn, die zitternden Kniee verſagten
Ihm den Dienſt für den Weg, dennoch ſetzt' er ihn fort.

Aermſter, war's Dir nicht möglich, die Laſt bis an's Ende zu tragen?
Wiſſe, ſchon legte der Tod auf die Senne den Pfeil,
Ja, ſchon drückte er ab, Du aber konnteſt nicht warten,
Bis er Dich traf, und doch kamſt Du nur kaum ihm zuvor.

Meiſter und Pfuſcher.

Nicht den Character bewundert, wenn große Talente verſchmähen,
Um den erbärmlichen Preis momentanen Erfolgs
Alle Geſetze der Kunſt mit Füßen zu treten und alle
Zu verfälſchen: verehrt hier die größ're Natur.
Pfuſchern ſetztet Ihr oft ſchon deutſche Preiſe, wofür Ihr
Meiſterſtücke bedangt; ſetzt ſie den Meiſtern einmal
Und bedingt Euch ein Pfuſchwerk, ſie werden Euch ſchwerlich genügen;
Denn ein harmoniſcher Geiſt hat im Schlechten ſein Maaß.
Einfach iſt das Geſetz, es ruht die Kraft nicht im Wurme,
Eh ſie das Ziel erreicht, wo ſie ſich ſelber genießt,
Und es triebe kein Gott ſie weiter, wenn er auch wollte;
Meßt denn ehrlich den Weg, und es ergiebt ſich der Grad.

Dem Teufel ſein Recht im Drama!

Brecht Ihr dem Teufel die Zähne erſt aus, was will's noch bedeuten,
Daß der Herr ihn beſiegt, dem zu Ehren Ihr's thut?
Wenn Ihr dem Einzel-Character ſein Nein im Drama verbietet,
Was beweiſt noch das Ja Eures entmarkten Gedichts?

Verſchiedener Caſus.

Deutſche zogen nach Rom, warum nicht Ruſſen nach Deutſchland?
Jene waren ein Volk, dieſe ſind ein Geſchmeiß.

Orthodoxe Proteſtanten.

Für die muthige That, dem Pabſt die Krone zu rauben,
Setzen ſie Luthern zum Dank eine gleiche auf's Haupt.

Die Komödie.

Was die Komödie ſei? Die höchſte und reichſte der Formen!
Jede geringere wird ihr auf's Neue zum Stoff.

Tieck als Dramen-Dichter.

Wär' es wirklich ſo ſchwer, das Haus zum All zu erweitern?
Schlagt die Wände nur ein, Freunde, ſo iſt es vollbracht!

Genie und Talent.

Lichter gießen iſt Eins, und Lichter brauchen ein Zweites!
Merk' es Dir, thätiger Freund, der Du die Fackel Dir borgſt
Und nun, Winkel nach Winkel mit ihr durchkriechend, im Geiſte
Jenem, der ſie Dir lieh, an die Seite Dich ſtellſt!
Der die Sonne erſchuf, wird ewig ein Anderer bleiben,
Als der fleißige Mann, der die Veduten uns malt.

Transſubſtantiation.

Zwiſchen den Zähnen noch wehrt ſich der Apfel gegen den Menſchen,
Aber ſo wehrt ſich der Menſch gleichfalls gegen die Welt!

Ein Wort ſonder Gleichen.

Finden Sie ſelber ſie gut? So frug ich in Hamburg den Jüngling,
Der mir den ſchwellenden Band ſeiner Gedichte gebracht.
Freilich! verſetzt' er mit Ruhe; denn fänd' ich ſie anders, ſo hätt' ich
Sie ja beſſer gemacht! Iſt es nicht einzig, dies Wort?

Lebens-Regel.

Wer nur den Menſchen im Menſchen erblickt, der wird mit dem Niedern
Gern verkehren, als wär' Alles auf Erden ſich gleich.
Aber, er thu' es nur dann, wenn dieſer den Niedrigern wieder
Aehnlich behandelt; denn ſonſt hat's der Geſell nicht verdient.

Antwort.

Hätte der Rüſtige nicht ſo viel gedichtet, er hätte
Höhere Flüge gethan, hätte die Sterne erreicht!
Wäre die Wieſe nicht leider in Butter-Blumen zerfloſſen,
Eine Aloe wär' ihrem Schooße entſproßt!
Giebſt Du das Letzte nicht zu, ſo muß ich das Erſte beſtreiten,
Nie zerfließt ein Kriſtall, aber ein Tropfe zerrinnt.

Die Techniker in der bildenden Kunſt.

Bilder ohne Ideen und Verſe ohne Gedanken,
Vor der ewigen Kunſt gelten Beide mir gleich.

Neapolitaniſches Bild.

Fleißig hämmert der Schmied, mein Nachbar, da naht ſich bedächtig
Ihm der heiſchende Mönch, willig reicht ihm der Mann,
Den er noch kaum verdient durch frühe Arbeit, den Groſchen,
Und es beut ihm der Mönch einen doppelten Dank,
Erſt die Madonna zum Kuß und dann die Doſe zum Schnupfen,
Jener küßt und nimmt eine Priſe darauf.

Selbſterkenntniß.

Ob Du Dich ſelber erkennſt? Du thuſt es ſicher, ſobald Du
Mehr Gebrechen an Dir, als an Andern entdeckſt.

Zu hoher Preis.

Ob ich den Wirkungskreis mir wünſche? Könnt Ihr noch fragen,
Wenn es im Spott nicht geſchieht? Stellt nur den Preis nicht zu hoch!
Eh' ich das Leben mit dem erkaufe, was ihm den Werth giebt,
Laß ich's fahren, und das wird zuweilen verlangt.

Das Vaterunſer.

Wollt Ihr beten, ſo betet, wie Jeſus Chriſtus es lehrte!
Manches Gebet zwar giebt's, welches zur Sittlichkeit führt:
Dieſes ſetzt ſie voraus; kann's Einer, ohne zu heucheln,
Beten, ſo hat er, bei Gott, ſich vollendet als Menſch.

Der Abend.

Jeglicher Abend ergreift mich, als wär' er der letzte von allen,
Der nach unendlichem Kampf ewige Ruhe verheißt.

Frommer Spruch.

Wie von den einzelnen Mühen und Laſten des Lebens im Schlummer,
Ruht man vom Leben ſelbſt endlich im Tode ſich aus.

Ein Garten.

Eiſerne Gitter und Thore, und blühende Roſen dahinter!
Arme Blumen, wofür ſeid Ihr gefangen geſetzt?

Warnung.

Fürchte die ſchlechteſte Fliege, ſie kann den edelſten Wein Dir
Doch verderben, ſie fällt eben hinein und erſäuft!

In Albano.

Unvergeßliches Bild! Ein Eſel wollte verſchmachten,
Zwar, der Brunen war nah, doch es war ihm zu viel.
Zwanzig Schritte zu machen, und es bedurfte des Führers,
Ihn zu beſtimmen; gepeitſcht trank er endlich mit Luſt.

Die Pontiniſchen Sümpfe.

Lachen erwartete ich, was fand ich? Strotzende Wieſen,
Selten wuchernden Schilf, kaum die Spuren von Sumpf.
Aber kräftige Bäume, das Mark des Erdreichs bezeugend,
Korn auch, freilich nur da, wo man welches geſä't!

Der Phönix.

Biſt Du ſelber, o Menſch, der Phönix, von welchem Du träumteſt,
Daß ihn die Flamme verjüngt? Dann beklag' ich Dich nur,
Daß man aus feuchtem Holz den Scheiterhaufen Dir thürmte
Und in regnigter Nacht in den Brand ihn geſteckt.
Anfangs zwar ſchürt Amor das Feuer, er hat es entzündet,
Luſtig praſſelt es auf, doch er verſäumt es zu bald,
Nun erliſcht es, Du liegſt auf todten Kohlen, die Winde
Sauſen, der Regen fällt, und Du frierſt und erſtarrſt.

Natur und Menſch.

Oft ſchon kam es mir vor, Natur, als hätt'ſt Du zu frühe
In Dein Werk Dich verliebt und die Vollendung verſäumt;
Weil der Menſch Dir gefiel, ſo bliebſt Du ſtehen beim Menſchen
Und erweckteſt in ihm nicht den ſchlummernden Gott.
Aber nun träumt er von dieſem, und weil er erwachend ſich wieder
Elend findet, wie einſt, fällt er zurück in das Thier.

Goethe.

Was ich ſelber vermag, das darf ich an Andern verachten,
Darum ſchelt' ich Dich nicht, daß Du geſchwiegen zu Kleiſt.

Rom.

Rom, ſchon biſt Du Ruine und wirſt noch weniger werden,
Aber Dein Himmel verbürgt mir die ewige Stadt.
Wo die Myrthe gedeiht und wo der Lorbeer nicht mangelt,
Siedeln zu Liebe und Krieg ewig auch Menſchen ſich an.

Conditio sine qua non.

Götter, ich fod're nicht viel, ich will die Muſchel bewohnen,
Aber ich kann es nur dann, wenn ſie der Ocean rollt.

Als ich von Rom nach Neapel kam.

Endlich ſehe ich Menſchen und einige Pfaffen darunter.
Pfaffen ſah ich bisher, ſparſam mit Menſchen gemiſcht.

Heroen-Schickſal.

Jeglichem Heros ſteht ein winziger Affe zur Seite,
Der den Kranz ſich erſchnappt, welchen jener verdient.

Der Ungar und ſeine Anſprüche.

Eine Bürgerkrone! Ich rettete einen der Bürger!
Rief ein römiſcher Narr, als er dem Waſſer entſprang.
Einen Kranz, Europa! Ich habe den Türken beſtanden!
Ruft der Ungar, und doch lebt er nur, weil er es that.

Ein Napoleonſcher Senator im pariſer Pantheon.

Nachwelt, kröne den Heros! — Der Kaiſer hat es geboten!
Unvergänglichen Ruhm ſichert dem Mann ein Decret.

Situationen-Stücke.

Situationen und keine Menſchen! Die Dichter
Fordern Mitleid und Furcht für ein brennendes Haus.
Säh'n wir Lebend'ge darin, wir würden ſchaudern und weinen,
Puppen gehören hinein und, wir lachen ſie aus.

Natur des Einfalls.

Ja, Euch kommt wohl ein Einfall, doch glaubt mir, Freunde, der Einfall
Iſt der Floh der Vernunft, den der Verſtändige knickt.

An —

Vogel glaubſt Du zu ſein, ich muß es leider beſtreiten,
Aber ein Tauſendfuß biſt Du, ich räume es ein.

Weizenfeld in der Campagna felice.

Weil es die Aehre verſchmäht, ſich mit der Farbe zu zieren,
 Hat die Erde den Mohn ihr an die Seite geſtellt;
Jener hat ſie die Kraft vertraut, den Menſchen zu nähren,
 Dieſem verlieh ſie den Reiz, welcher ſein Auge erfreut.
Jenen frage drum nicht: wo ſprießen Dir nützliche Körner?
 Oder dieſen: wo trägſt Du den ſchimmernden Schmuck?
Wenn die Eine uns fehlte, ſo könnten wir freilich nicht leben,
 Aber wir möchten es nicht, wäre der Andre nicht da.

Nur weiter.

Vormund ſetzt Ihr nach Vormund, Ihr Fürſten, wer ſollt' es nicht loben?
Geht nur weiter, Ihr ſeid noch nicht völlig am Ziel.
Setzt, wie jeglichem Dorf, ſo jeglichem Menſchen den ſeinen,
Dann wird wieder, wie einſt, Jeder ſein eigener ſein!

Der Weg zur Bildung.

Menſch, ergründe die Welt, und nicht die Bücher, wie viel ſie
Auch enthalten, es ward aus der Welt ja geſchöpft,
Und, Du magſt es mir glauben, ich hab' es ſelber erfahren,
Sagt ſie Dir es nicht auch, iſt es für Dich nicht geſagt.

Traum und Poeſie.

Träume ſeltſamer Art beſuchten einſt mir die Seele:
Als ein zitterndes Kind ward ich geſchaukelt von Gott.
Eſſen ſah ich die Bäume, es lag ein ganzes Jahrhundert
Einmal bei mir im Bett, ja, ich aß ein Gedicht,
Das wie Spinat mir ſchmeckte, und ging für einen Bekannten,
Dem es an Zeit gebrach, luſtigen Muths in den Tod.
Damals aber konnt' ich noch keine Tragödien dichten,
Seit ich dieſes vermag, bleiben die Träume mir aus.
Wären die Träume vielleicht nur unvollkommne Gedichte?
Iſt ein gutes Gedicht ein vollkommener Traum?
In die wirkliche Welt ſind viele mögliche and're
Eingeſchachtelt, der Schlaf löſt ſie wieder heraus,
Sei es der tiefe der Nacht, der alle Menſchen bewältigt,
Sei es der helle des Tags, der nur den Dichter befällt.
Und ſo treten auch ſie, damit das Weltall ſich völlig
Ausgebäre, in's Sein durch das höchſte Geſchöpf.

Unſere Sprache.

Schön erſcheint ſie mir nicht, die deutſche Sprache, und ſchön iſt
Auch die franzöſiſche nicht, die italiſche zwar,
Aber ich ſinde ſie reich im höchſten Sinne des Wortes,
Finde den köſtlichſten Schatz treffender Zeichen gehäuſt,
Finde unendliche Freiheit, ſie ſo und anders zu ſtellen,
Bis der Gedanke die Form, bis er die Färbung erlangt,
Bis er ſich leicht verwebt mit fremden Gedanken, und dennoch
Das Gepräge des Jchs, dem er entſprang, nicht verliert.
Denn der Genius, welcher im Ganzen und Großen hier waltet,
Bindet den ſchaffenden Geiſt nicht durch ein ſtrenges Geſetz.
Ueberläßt ihn ſich ſelbſt, vergönnt ihm freiſte Bewegung
Und erneuert ſich ſo ewig Leben und Reiz.
Hütet Euch nur, o Poeten, in dieſer edlen Verläugnung
Jhn zu kränken, zerbrecht mit dem Joch nicht das Maaß.

Schmelzt die Wörter nicht um im rohen Tiegel der Willkür
Und verderbt ſie nicht durch Verwirrung des Sinns.
Hierin originell zu ſein, verdient nur Verachtung.
Strafe den Frevler, mein Volk, der ſich deſſen erfrecht;
Glaube nicht zu gewinnen, wenn, ſchnöde durchſtochen, die Dämme
Endlich reißen; denn dies führt zum Chaos zurück;
Laß Dir kein: es nectart! gefallen, daß ein: es tiſcht! nicht
Darauf folge, wer ſteckt Barbareien ein Ziel,
Oder wer wollte beweiſen, man könne durchaus nicht ſo ſagen,
Paßt doch am Ende: er baßt! für das gewohnte: er liebt!
Viel ſind der Sprachen auf Erden; ſchon dieſes ſollte uns lehren,
Daß kein inneres Band Ding und Zeichen verknüpft.
Darf ſich aber darum, wer will, die eigene bilden?
Beſſer keine, fürwahr, als ein ſolches Gewirr,
Welches den Zweck der Sprache, die Schätze des Geiſtes zu ſichern,
Ganz ſo aufhebt, als wär' jeder Denkende ſtumm.
Seien die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,
Sei es die Weiſe ſogar, die ſie bedächtig gewählt;

Fand ein Goethe doch Raum in dieſen gemeſſenen Schranken,
Wären ſie wirklich zu eng für die Rieſen von heut?
Gleichen wir der Natur, die nie das Wunder der Schöpfung
Wiederholt und doch jährlich im Lenz ſich erneut:
Alt ſind die Formen, es kehren die Lilien wieder und Roſen,
Friſch ſind Farbe und Duft, originell ſei der Kranz!

An die Erde.

Gönne dem Baum die Freude, gen Himmel zu wachſen, o Erde,
Was er an Früchten erzeugt, wirſt er Dir doch in den Schooß!

Dichterloos.

Laß Dich tadeln für's Gute und laß Dich loben für's Schlechte;
Fällt Dir Eines zu ſchwer, ſchlage die Leier entzwei!

Jetziger Standpunct der Geſchichte.

Was die Geſchichte bis jetzt errang? Die ew'gen Ideen.
Ihre Verwirklichung iſt nun ihr großes Geſchäft.

Der wahre Pabſt.

Wer in weltlichen Dingen auf geiſtige Weiſe vermittelt?
Freilich thut es ein Pabſt, doch nur der Dichter iſt Pabſt.

Vers und Proſa.

Leichter wäre auf einmal der Vers, als die Proſa geworden?
Schwerer iſt er, wofern Ihr ihn vortrefflich verlangt!
Denn mit jeglichem Reiz der Proſa muß er ſich ſchmücken,
Und mit dem höheren noch, den man an ihr nicht vermißt.
Wenn Ihr ihm einen erlaßt, ſo wird's kein Dichter Euch danken,
Denn Ihr ebnet dadurch nur dem Stümper die Bahn.
Aber ſo ſeid Ihr. Ihr ſetzt, damit nur Jeder ein Künſtler
Heiße, ruhig die Kunſt unter ſich ſelbſt erſt herab,
Und da pfeifende Knaben das Nichts nun zu leiſten vermögen,
Das Ihr fordert, ſo ſchimpft Ihr ſie ſelber ein Nichts.

Das römiſche Pantheon.

Wie der menſchliche Geiſt im höchſten ſeiner Gedanken,
Ruht die erhabenſte Kunſt in ſich ſelber hier aus.
Schaudernd blickt ſie zurück und ſchwindelnd vorwärts; ſie zweifelt,
Ob die ewige Form ſie zum zweiten Mal krönt.

Kriterium der Bildung.

Mancher iſt ehrlich genug, mit Ernſt und Eifer zu forſchen,
Was er iſt in dem Kreis, den die Natur ihm beſtimmt;
Wenige haben den Muth, den Kreis zu prüfen, und redlich
Zu ermitteln, wie viel er im größeren gilt.

Welt-Poeſie.

Keine edlere Flamme, die Völker in Eins zu verſchmelzen.
Als die poetiſche, nur gehen wir Deutſche zu weit,
Wenn wir den Perſern die Tropen für unſ're Gedanken entlehnen;
Denn es wird nur verlangt, daß wir die Perſer verſtehn.
Oder wäre die Zeit der letzten Verſöhnung gekommen,
Wenn man perſiſch bei uns dichtet, in Perſien deutſch?
Wenn wir die Stimme des Frühlings am Lech als Bulbul begrüßen,
Während ein neuer Haſis von der Nachtigall ſingt?

Mutterliebe.

Mutterliebe, Du biſt des Lebens Höchſtes! So ſtirbt denn
Keiner, welcher zuvor nicht ſein Höchſtes genoß!

Der ſchlimmſte Egoiſt.

Egoiſten ſind Alle. Der ſchlimmſte aber iſt Jener,
Der nicht glaubt, es zu ſein. Ihm gebricht ſelbſt das Maaß.

Vergeblicher Wunſch.

Eines find' ich abſcheulich, daß ſich das Leben nicht ſteigert,
Daß dem höchſten Moment ein geringerer folgt.
Einige ſterben vor Feude, warum nicht Alle? Du fändeſt
Keine ſchönere Glut, uns zu verjüngen, Natur!

Seltſamer Irrthum.

Dichter ſollte ich ſein, doch will es leider die Zeit nicht!
Wäre ſie, was ſie nicht iſt, wär' ich, was ich nicht bin!
Schwanger bin ich, ich könnte den Heiland gebären, die Stunde
Iſt nicht günſtig und nun unterlaß ich's mit Fleiß! —
Schweige, Bettel; denn wärſt Du's wirklich, ſo kämeſt Du nieder,
Wie ſich des künftigen Sohns Horoscop auch geſtellt!

An das Talent.

Freilich thut es Dir noth, zu ſchaffen, ich weiß es, doch leider
Thut es der Welt nicht noth, daß das ſei, was Du ſchaffſt!

Pietät.

Etwas Mitleid den Künſtlern und Dichtern, welche das Höchſte
Nicht erreichen, es ſagt's ihnen kein Joſeph voraus,
Und ſie müſſen das Leben erſt opfern, um zu erfahren,
Daß es vergebens geſchieht, drum verſchont ſie mit Spott!

Goethes Belobungen.

Goethe hat ihn gelobt! Das heißt: er hat ihn geadelt,
Hat zum Baron ihn gemacht! Fürſten erlauben ſich viel!

Goethe und ſein Schönheits-Ideal.

Einen Garten zwar hat er in der Welt ſich gegründet,
Aber wahrlich die Welt nicht zum Garten gemacht!

Nach dem erſten Abend bei Franconi in Paris.

Jammer, Du rührſt mich nicht mehr! Denn daß es dem feurigen Proteus
In des Odyſſeus Arm, der ihn nicht einmal befragt,
Der ihn nur ſtumm erdrückt und an der Verwandlung verhindert,
Daß es ihm übel behagt, dies verſteht ſich von ſelbſt.
Aber, wenn er ſich löſt, wenn er die göttliche Freiheit
Wieder erobert, und wär's nur für Einen Moment,
Ja, da rührt er mich tief, da fühl' ich mich doppelt und dreifach
Selber gebunden, da wird ſchnell das Auge mir feucht.
Zeigt mir ein Bettler die Wunden, ſo reich' ich ihm freilich den Pfennig,
Doch ich wuſch ſie noch nie mit der Thräne ihm aus,
Aber ich weine dem Lear, und auch nicht, weil es dem König
Mißlich ergeht in dem Stück, nein, weil ein Menſch es gemacht.

Ja, ich will es bekennen, daß ſelbſt die Reiter-Geſellſchaft
Mir heut Abend den Thau ſüßer Bewundrung entlockt.
Iſt es dem Vogel nicht nah, dies zierliche Mädchen? Der Jüngling,
Beugt er dem dumpfen Geſetz irdiſcher Schwere ſich noch?
Und auf den Schultern des Bruders, das Knäbchen, die Stellungen wechſelnd,
Scheint's nicht lebendiger Thon, welcher nach Laune ſich formt?
Gaukeln nicht Alle dahin, wie glänzende Schatten, und zeigen,
Daß der Leib, wie der Geiſt, frei iſt, wenn er nur will?
Ja, und würde auch Jeder ein Opfer des kühnſten Verſuches,
Den die Begeiſterung wagt, ſtürzt denn nicht Pſyche noch ſchön,
Wenn die Trunk'ne vergißt, daß ſie den trüg'riſchen Fittig
Wieder zerſchüttelt zu Sand, wenn ſie zu muthig ihn regt?

Die Dankbarkeit.

Wäreſt Du wirklich die ſchwerſte der Tugenden, wie man verſichert?
Eine ſchwerere noch giebt es: des Danks nicht zu viel
Für die Wohlthat zu fordern, die ja der eigene Dank iſt,
Den man abträgt an Gott, daß er ſo reich uns beſchenkt!

Text und Commentar.

Nicht verbinde das Maul dem Ochſen, welcher Dir driſchet,
Ich verbiete es Dir! Alſo ſagte der Herr! —
Aber misbraucht er die Freiheit, erfrecht er ſich, Aehren zu freſſen,
Gieb ihm einen darauf! Alſo legen wir's aus!

Die Sicilianiſche Seiltänzerin.

Süßes, reizendes Mädchen! Du tanzeſt drinnen, und draußen
Schlägſt Du die Becken, damit Dir die Bude ſich füllt.
Roth iſt Dein Kleid, es ſtechen davon die weißen Korallen
Zierlich ab, die Du fein um den Hals Dir gehängt.
Aber wehe! Du ließeſt die Schellen zu mächtig ertönen
Und zerquetſchteſt dabei eine Perle der Schnur.
Traurig ſenkſt Du das Köpfchen und blickſt zur älteren Schweſter
Still hinüber und flehſt um ihr Mitleid ſie an.
Doch ſie lächelt verächtlich und dreht Dir den Rücken und wirft ihr
Tambourin hoch in die Luft und zerſchmettert es faſt.
Ach, ich kann ſie verſtehn! Sie hat ſchon Beßres verloren,
Und Dein kindlicher Schmerz um den ſchimmernden Tand,
Der die Reinheit der Seele, die fleckenloſeſte, ſpiegelt,
Mahnt ſie an Deinen Beſitz und an ihren Verluſt!

Schiller in ſeinen aeſthetiſchen Aufſätzen.

Unter den Richtern der Form biſt Du der Erſte, der Einz'ge,
Der das Geſetz, das er giebt, ſchon im Geben erfüllt.

Das größte Hinderniß.

Was den Menſchen am meiſten in Kunſt und Leben zurückhält?
Daß er auf Brücken ſich gern ewige Wohnungen baut!

Meine neuen Gedichte.

Blumen will ich nicht mehr! So rief ich und hätte die Keime
Mit dem erquetſchenden Stein gern für immer erſtickt.
Aber ſie ſpannen die Wurzeln gelaſſen weiter und ſchlingen
Um ihn ſelbſt nun als Kranz farbig und friſch ſich herum!

Bei der Beiſetzung des Herzogs von Auguſtenburg in Copenhagen.

Volk, was tummelſt Du Dich? „Der Herzog wird ja begraben!
Hörſt Du die Glocken denn nicht? Laut genug hallen ſie doch!“
O, Du glückliche Menge, Dir kann es nimmermehr fehlen,
Alles wird Dir zum Feſt, ganz, wie die Hochzeit, der Tod!
Männer und Weiber, der Greis mit ſilberhaarigem Scheitel,
Und das quellende Kind auf dem Arme der Magd,
Alle ſtrömen herbei, ſie wollen die ſtolzen Karoſſen
Seh'n, die Pferde im Putz und die Lakaien im Staat.
Würde er ſelbſt hier, der Tod, beſtattet, und läge die Hippe
Statt des Schwerts auf dem Sarg, die uns Alle bedroht,
Bunter wäre es nicht und heit'rer kaum, das Gefolge,
Traun, ſie blicken darein, wie es Unſterblichen ziemt.

Jener Greis, er zählt ſein Alter von Hundert herunter,
Und da bleiben ihm noch zwanzig der Jahre, und mehr.
Dieſes Kind, es läßt gar von der Magd ſich verſprechen,
Daß man ihm morgen, wie heut, einen Herzog begräbt.
Ich nur ſehe den Todten mit ſeinem geſchloſſenen Auge,
Höb' er die Wimpern, gewiß träfe mich ſelber der Pfeil;
Doch ſchon ſehe auch ich ihn nicht mehr, dort lächelt ein Mädchen,
Und mein ſtreifender Blick fiel auf ihr ſchönes Geſicht.

Das Genie und ſeine Nachahmer.

Mit dem eigenen Schatten, das Bündniß würd' ich verſchmähen,
Keiner wurde noch ſtark durch den thörichten Bund.

Der Dilettant.

Nimmer zum Kunſtwerk wirſt Du's bringen, aber zur Einſicht
In das Weſen der Kunſt, wenn Du Dein Nichts erſt erkennſt.

Modernes Privilegium der Wiſſenſchaft.

Philoſophirt, nur thut's im Kreiſe des Staats und der Kirche!
Wirklich? Sagt doch einmal: wißt Ihr, was Ihr erlaubt?
Einen Beweis, daß Alles in Beiden vortrefflich beſtellt iſt;
Aber ich dächte denn doch, dieſen führtet Ihr ſelbſt!

Der Größte.

Was der Größte ſich denkt? — Dies denkt er: Hole der Teufel
Euer ganzes Geſchlecht, bin ich ſo viel, als Ihr glaubt!

Novalis.

Was die Sonne beſtrahlt, das male, aber ſie ſelber
Male nimmer, ſie geht nicht hinein in ein Bild!

Allegorie und Symbol.

Wie zur Landſchaft die Karte, der todte Aufriß zum Bilde,
Steht die Allegorie zum beſeelten Symbol.

Vertrauen.

Heute trau ich Dir noch, doch morgen nimmer, Du biſt nur
Darum gut, weil Du glaubſt, daß die Ander'n es ſind.

Die Herme.

Herme, ich liebe auch Dich! Mir iſt, als ſäh' ich das Chaos
Nach unendlichem Kampf von ſich ſelbſt ſich befrei'n.

Die Alexanderſchlacht in Neapel.

Seht dies köſtliche Bild, ihr Maler, und lernt das Geheimnis,
Wie ſich Fülle des Stoffs paart mit Größe der Form.

An die Götter.

Fromm verlangt Ihr mich, Götter? So macht mich glücklich! Ich werd' Euch
Niemals fürchten. Ihr wißt's, aber ich liebte Euch gern!

Situation des Dichters.

And're wirken, damit ſie ein Daſein ſich gründen; der Dichter
Braucht ein Daſein, bevor er zu wirken vermag.

An das deutſche Volk.

Wackeres deutſches Volk! Du haſt ſo noble Gelüſte!
Wär' nur Dein Hals nicht ſo ſteif! Könnteſt Du dieſen nur drehn!
Hinter Dir würdeſt Du dann vielleicht das Meiſte ſchon finden,
Was Du noch immer erſchrei'ſt, weil Du's noch niemals bemerkt.
Kaiſer-Tragödieen! pochſt Du. Dein Uhland hat ſie gedichtet!
Willſt Du im Bilde Dich ſeh'n, herrlicher ſiehſt Du Dich nie!
Volks-Komödien! rufſt Du. Da iſt das Lager von Schiller,
Bunt und national, voll von komiſcher Kraft!
Einmal erſcheinen die Götter und bringen die himmliſchen Gaben,
Täglich kommt der Jongleur, der Dir die Pfennige ſtiehlt.
Jene lerne verehren und dieſen lerne verachten,
Wenn er den Pfiff auch verſteht, neu in der Maske zu ſein!

Der Zufall.

Was der Zufall mir ſcheint? Ein Räthſel, welches das Schickſal
Aufgiebt: löſe es, Menſch, und Du bindeſt Dein Glück!

Deutſche Nationalität im Ausland.

Biſt Du ein Britte, ſo wärſt Du im Ausland als Britte geachtet,
Biſt Du Franzoſe, Du wirſt als Franzoſe geſchätzt,
Biſt Du ein Deutſcher, ſo mußt Du durchaus in Perſon Dich hervorthun,
Deine Geſchichte hat Nichts, gar Nichts, für Dich gethan,
Und ich find' es doch ſchwierig, im bloßen Privatkrieg den Völkern
Abzujagen, was ſie nicht von ihnen erzwang!

Originalität.

Wären die Menſchen im Innern, wie in den Geſichtern, verſchieden,
In das reizendſte Spiel löſte das Leben ſich auf.
Aber, da malt ſich die Welt auf gleiche Weiſe in Allen
Und der Wahnſinn allein macht ſie originell.

Der Allerdeutſcheſte.

Niemals wehrt ſich der Eſel; als deutſcheſtes unter den Beeſtern
Stört er Niemands Genuß, ſelbſt nicht des Wolfs, der ihn frißt.

Männer und Ordensbänder.

Knaben pflegen den Käſer an kurzem Bande zu halten,
Aber an kürzerem noch halten die Fürſten den Mann.

Der alte Gleim.

Arm nur war er und that doch mehr für Dichter und Künſtler,
Als von Kaiſer und Reich mit einander geſchah.
Welkt ſein eigener Lorbeer, ſo flechtet eilig aus fremdem
Ihm, er hat ihn gedüngt, einen dauernden Kranz.

Deutſche Bühnen-Reform.

In das Bett des Procruſtes hinein ſich preſſen, iſt wenig
Reformator iſt nur, wer's zu dehnen verſteht!

Eine Anfrage.

Längſt erſchienen die Geiſter auf unſer'm deutſchen Theater,
Wann wird endlich dem Geiſt zu erſcheinen erlaubt?

Der Lorbeer in Italien.

Alles Herrliche trieb in dieſem Lande die Erde,
Darum hat ſie ſich ſelbſt hier mit dem Lorbeer gekrönt.

Anhang zu den Epigrammen.

Prolog zu dieſen Gedichten.

Jüngſt traf ich einen alten Mann
Und hub ihm vorzuſingen an,
Doch an den Mienen des Geſichts
Bemerkt' ich bald, er höre Nichts.
Da dachte ich: der Greis iſt taub,
Drum wird Dein Lied des Windes Raub,
So thu' ihm denn, nicht durch den Mund,
Durch Zeichen Dies und Jenes kund.
Ich that's, doch ward mir leider klar,
Daß er auch ſchon erblindet war;
Denn, wie der Froſch aus ſeinem Sumpf
Hervor glotzt, ſah er dumpf und ſtumpf
Und ungeſtört in ſeiner Ruh,
Der Sprache meiner Finger zu.
Ich rief: mit Dem ſteht's ſchlimm genug,
Doch möcht' ich ihm den letzten Zug
Noch gönnen aus dem Lebensquell.
Da reicht' ich ihm die Roſe ſchnell,
Die ich für meine Braut gepflückt.
Allein auch Dies iſt ſchlecht geglückt:

Ihm ſchien der Duft nicht mehr zu ſein,
Wie einem Gartengott von Stein.
Nunmehr verlor ich die Geduld,
Ich dacht' an meines Mädchens Huld,
Die mir ſo ſchmählig jetzt entging,
Da ſie die Roſe nicht empfing,
Und jagte ihm im erſten Zorn
In's dicke Fett den ſcharfen Dorn;
Doch macht' auch Dies ihm wenig Noth,
Er zuckte nicht, er — war wohl todt!

Schmerz-Gedichte.

An mich ſelbſt.

Wir mieden freilich das Gequiek,
Allein es gilt, noch ſtrenger ſein,
Es giebt auch nimmermehr Muſik,
Wenn wir, und wär's in Rhythmen, ſchrein!

Ein Jeder hat am eig'nen Schmerz
Genug; wie ihn das Glück auch liebt,
Es iſt zu viel ſchon für das Herz,
Zu ahnen, daß es Leiden giebt.

Doch Keinen macht die eig'ne Luſt
So voll, daß ihm kein Raum mehr bleibt
Für eine fremde in der Bruſt,
Drum ſinge, wenn die Luſt Dich treibt.

Poetiſche Licenzen.

Es tanzt ein Mann auf einem Seil
  Mit der Licenz, den Hals zu brechen,
Doch der Poet an ſeinem Theil
  Muß mir nicht von Licenzen ſprechen;
Je ſchwerer, was er vor ſich ſieht,
  Je leichter muß er es vollbringen.
Ein ſchlechter Reim paſſirt im Lied,
  Doch ein Sonett muß rein erklingen:
Es könnt' ihn ja ein Schüler dort
  Vermeiden, warum mit ihm rechten?
Allein den Meiſter braucht's, das Wort
  Vierfach und dreifach zu verflechten.
Nicht, daß ihm dies und das gelang,
  Wird der Gebildete ihm danken,
Nur, daß ſein Geiſt zur Höhe drang,
  Wo man nicht kämpft, nur ſpielt mit Schranken;
Nur, daß er ihm die ganze Kunſt,
  Und wär's im kleinſten Bilde, zeigte,

Der Muſen wunderbare Gunſt,
  Der auch das Sprödeſte ſich neigte.
Drum geb' ich denn mit Goethe nicht
  Für den Gedanken alle Reime,
Ich ford're Beides vom Gedicht;
  Denn Beides wächſt aus Einem Keime.

Horaz und ſeine Regel.

Es ſind nun faſt zweitauſend Jahr,
Da ſprach ein römiſcher Magiſter,
Der freilich nicht Apollo war,
Doch allerdings ſein beſter Küſter, —
Es ſprach Horaz: laß Dein Gedicht
Im Pulte ſieben Jahre liegen,
Und wenn Dich dann der Kitzel ſticht,
So laß es in die Weite fliegen!
Wir wiſſen nun zwar ganz gewiß,
Daß ſich kein Geiſt darnach gerichtet,
Der ſich mit Recht der Kunſt befliß
Und für die Ewigkeit gedichtet;
Wir wiſſen, daß derſelbe Hauch,
Der zum Gebet erweckt den Frommen,
Aus einer Dichterſeele auch
Die Lieder lockt, ſo wie ſie kommen;
Wir wiſſen, daß die Nachtigall
Ihr Singen nie in Krächzen wandelt,

Und daß es ſich in jedem Fall
  Nur um die Art des Vogels handelt;
Wir wiſſen, daß ſie Nichts erregt,
  Als echten Lenzes Duſt und Schimmer,
Und daß ſie nicht des Winters ſchlägt
  In einem wohl geheizten Zimmer;
Und dennoch hält der hohle Spruch
  Sich dogmengleich noch immer oben,
Und platter Köpfe giebt's genug,
  Die ihn als tiefe Weisheit loben;
Auch mög' er gelten fort und fort,
  Es wär' verkehrt, ihn durchzuſtreichen,
Allein, an einem andern Ort,
  Für Geiſter, die dem Flaccus gleichen,
Die, ſtatt aus ihrer Bruſt die Welt
  Zum zweiten Mal hervor zu ſpinnen,
Sich kalt beſchau'n, was ſie enthält,
  Und ſo ihr Inventar gewinnen.
Denn das iſt Leben, was man friſch
  Geſchöpft hat aus der inner'n Quelle,
Und nur ein Narr will ein Gemiſch
  Der erſten und der letzten Welle;
Doch, wer es nur betrachten kann
  Und dann verſtändig es beſchwätzen,
Der gebe mit Bedacht daran
  Und ſuche ſeinen Witz zu wetzen;

Sein Auge prüfe klar und ſcharf,
Es darf nicht vor Entzücken leuchten,
Und die Bewundrungsthräne darf
Es noch viel weniger ihm feuchten;
Wer hat denn nicht davon die Spur,
Daß Jeder, dem der Sieg noch lachte,
Stets der Gefühle erſte nur
Und der Gedanken letzte brachte!

Drei Schickſale.

Schon drei Mal ward Amerika entdeckt.
Den Erſten, den der Sturm dahin verſchlug,
Hat ein Kazik als Strandgut eingeſteckt,
Dem man gebraten auf den Tiſch ihn trug.

Der Zweite, reich mit Perlen und mit Gold
Beladen, fand die Straße zwar zurück,
Doch war die Landungsſtunde ihm nicht hold,
Dem Hafen nah, verſank er und ſein Glück.

Dem Dritten endlich hat auch die gelacht,
Er kehrte heim in ſeiner Heimat Schooß,
Und ſie, der er den Goldtribut gebracht,
Hat ihm gedankt. Wem fiel das ſchwerſte Loos?

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Herodes und Mariamne.

Eine Tragödie

in fünf Acten

von

Friedrich Hebbel.

Wien.
Verlag von Carl Gerold.
1850.

Den Bühnen gegenüber Eigenthum des Verfaſſers.

Druck von Carl Gerold & Sohn.

Perſonen.

König Herodes.
Mariamne, ſeine Gemalin.
Alexandra, ihre Mutter.
Salome, Schweſter des Königs.
Soemus, Statthalter von Galliläa.
Joſeph, Vicekönig in Abweſenheit von Herodes.
Sameas, ein Phariſäer.
Titus, ein römiſcher Hauptmann.
Joab, ein Bote.
Judas, ein jüdiſcher Hauptmann.
Artaxerxes, ein Diener.
Moſes,
Jehu, desgleichen, ſo wie noch einige andere Diener.
Silo, ein Bürger.
Serubabel und
ſein Sohn **Philo,** Galliläer.
Ein römiſcher Bote.
Aaron und fünf andere Richter.
Drei Könige aus dem Morgenlande, von der chriſtlichen Kirche ſpäter die heiligen zubenannt.

Ort: Jeruſalem. Zeit: Um Chriſti Geburt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſter Act.

Burg Zion. Großer Audienz-Saal. **Joab. Sameas. Serubabel** und ſein Sohn. **Titus. Judas** und viele Andere.
Herodes tritt ein.

Erſte Scene.

Joab
(tritt dem König entgegen).

Ich bin zurück!

Herodes.

Dich ſpreche ich nachher:
Das Wichtigſte zuerſt!

Joab
(zurücktretend, für ſich).

Das Wichtigſte!
Ich dächte doch, das wäre, zu erfahren,
Ob unſer Kopf noch feſt ſitzt oder nicht!

Herodes
(winkt Judas).

Wie ſteht es mit dem Feuer?

Judas.

Mit dem Feuer?
So weißt Du ſchon, was ich zu melden kam?

Herodes.

Um Mitternacht brach's aus. Ich war der Erſte,
Der es bemerkte und die Wache rief.
Irr' ich mich nicht, ſo weckte ich Dich ſelbſt!

Judas.

Es iſt gelöſcht! (für ſich) So iſt es alſo wahr,
Daß er verkleidet durch die Gaſſen ſchleicht,
Wenn And're ſchlafen! Hüten wir die Zunge,
Sie könnte ſeinem Ohr einmal begegnen.

Herodes.

Ich ſah, als Alles ſchon in Flammen ſtand,
Ein junges Weib durch's Fenſter eines Hauſes,
Das ganz betäubt ſchien. Ward dies Weib gerettet?

Judas.

Sie wollte nicht!

Herodes.

Sie wollte nicht?

Judas.

Bei'm Himmel,
Sie wehrte ſich, als man ſie mit Gewalt
Hinwegzubringen ſuchte, ſchlug mit Händen
Und Füßen um ſich, klammerte am Bett,
Auf dem ſie ſaß, ſich feſt und ſchrie, ſie habe

Mit eig'ner Hand ſich eben tödten wollen,
Nun komme ihr ein Tod von ungefähr!

Herodes.

Sie wird verrückt geweſen ſein!

Judas.

Wohl möglich,
Daß ſie's in ihrem Schmerz geworden iſt!
Ihr Mann war Augenblicks zuvor geſtorben,
Der Leichnam lag noch warm in ſeinem Bett.

Herodes
(für ſich).

Das will ich Mariamnen doch erzählen
Und ihr dabei in's Auge ſchau'n! (laut) Dies Weib
Hat wohl kein Kind gehabt! Wär' es der Fall,
So ſorg' ich für das Kind! Sie ſelber aber
Soll reich und fürſtengleich beſtattet werden.
Sie war vielleicht der Frauen Königin!

Sameas
(tritt zu Herodes).

Beſtattet werden? Geht doch wohl nicht an!
Zum wenigſten nicht in Jeruſalem!
Es ſteht geſchrieben —

Herodes.

Kenne ich Dich nicht?

Sameas.

Du haſt mich einmal kennen lernen können;

Ich war die Zunge des Synedriums,
Als es vor Dir verſtummte!

Herodes.

Sameas,

Ich hoffe doch, Du kennſt mich auch! Du haſt
Den Jüngling hart verfolgt. Du hätteſt gern
Mit ſeinem Kopf dem Henker ein Geſchenk
Gemacht; der Mann und König hat vergeſſen,
Was Du gethan: Du trägſt den Deinen noch!

Sameas.

Wenn ich ihn darum, weil Du mir ihn ließeſt,
Nicht brauchen ſoll, ſo nimm ihn hin; das wäre
Ja ſchlimmer, als ihn eingebüßt zu haben.

Herodes.

Weswegen kamſt Du? Niemals ſah ich Dich
Bis jetzt in dieſen Mauern.

Sameas.

Deshalb eben

Siehſt Du mich heut'! Du haſt vielleicht geglaubt,
Daß ich Dich fürchtete! Ich fürcht' Dich nicht!
Auch jetzt nicht, wo Dich Mancher fürchten lernte,
Der Dich bisher, ich meine bis zum Tode
Des Ariſtobolus, nicht fürchtete!
Und nun ſich die Gelegenheit mir beut,
Dir zu beweiſen, daß ich dankbar bin,
Nehm' ich ſie wahr und warne Dich mit Ernſt

Vor einer Handlung, die der Herr verdammt.
Die Knochen dieſes Weibes ſind verflucht,
Sie hat die Rettung heidniſch abgewehrt,
Das iſt, als hätte ſie ſich ſelbſt getödtet
Und da —

Herodes.

Ein ander Mal!
(Zu Serubabel.)
Aus Galliläa!
Und Serubabel, der mich — Sei gegrüßt!
Du ſelbſt biſt Schuld, daß ich Dich jetzt erſt ſah.

Serubabel.

Viel Ehre, König, daß Du mich noch kennſt!
(deutet auf ſeinen Mund.)
Nun freilich, dieſe beiden großen Zähne,
Die mich zum Vetter eines Ebers machen —

Herodes.

Mein eigenes Geſicht vergeſſ' ich eher,
Als das des Mannes, der mir treu gedient!
Du warſt, als ich bei Euch die Räuber jagte,
Mein beſter Spürhund. Was bringſt Du mir jetzt?

Serubabel
(winkt ſeinem Sohn).

Nicht eben viel! Den Philo, meinen Sohn!
Du brauchſt Soldaten, ich, ich brauche keine,
Und dieſer iſt ein Römer, aus Verſeh'n
Durch ein ebräiſch Weib zur Welt gebracht!

Herodes.

Aus Galiläa kommt mir Nichts als Gutes!
Ich laſſe Dich noch rufen!

Serubabel

(tritt mit ſeinem Sohn zurück).

Titus

(tritt vor).

Ein Betrug,
Den ich entdeckte, zwingt mich —

Herodes.

Deck' ihn auf!

Titus.

Die Stummen reden!

Herodes.

Deutlich!

Titus.

Dein Trabant,
Der Dir mit einem meiner Centurionen
Die letzte Nacht das Schlafgemach bewachte, —

Herodes

(für ſich).

Den Alexandra, meine Schwiegermutter,
In meinen Dienſt gebracht —

Titus.

Er iſt nicht ſtumm,
Wie alle Welt von ihm zu glauben ſcheint;
Er hat im Traum geſprochen, hat geflucht!

Herodes.

Im Traum?

Titus.

Er war im Stehen eingeſchlafen,
Mein Centurione weckte ihn nicht auf;
Er glaubte die Verpflichtung nicht zu haben,
Weil er nicht mit in der Cohorte dient.
Doch ſah er ſcharf auf ihn, um, wenn er fiele,
Ihn aufzufangen, daß er Dich nicht ſtöre,
Denn früh noch war es und Du lagſt im Schlaf.
Wie er das thut, fängt dieſer Stumme plötzlich
Zu murmeln an, ſpricht Deinen Namen aus
Und fügt den fürchterlichſten Fluch hinzu!

Herodes.

Der Centurione hat ſich nicht getäuſcht?

Titus.

Dann müßt' er ſelber eingeſchlafen ſein
Und wär' ein ſchlimm'res Zeichen für die Zukunft
Der ew'gen Stadt, als jener Blitz, der jüngſt
Die Wölfin auf dem Capitol verſehrt.

Herodes.

Ich danke Dir! Und nun —

(er verabſchiedet Alle bis auf Joab.)

Ja, ja, ſo ſteht's!
Verrath im eig'nen Hauſe, off'ner Trotz
Im Phariſäerpöbel, um ſo kecker,

Als ich ihn gar nicht ſtrafen kann, wenn ich
Nicht aus den Narren Märt'rer machen will:
Bei jenen Galliläern etwas Liebe,
Nein, eigennützige Anhänglichkeit,
Weil ich der Popanz bin mit blankem Schwert,
Der aus der Ferne ihr Geſindel ſchreckt;
Und — dieſer Menſch bringt ſicher ſchlechte Botſchaft,
Er war zu eilig, mir ſie zu verkünden.
Denn der ſogar, obgleich mein eig'ner Knecht,
Thut gern, was mich verdrießt, wenn er nur weiß,
Daß ich mich ſtellen muß, als merkt' ich's nicht!

(zu Joab.)

Wie ſteht's in Alexandrien?

Joab.

Ich ſprach
Antonius!

Herodes.

Ein wunderlicher Anfang!
Du ſprachſt Antonius? Ich bin's gewohnt,
Daß meine Boten vorgelaſſen werden;
Du biſt der Erſte, der es nöthig findet,
Mir zu verſichern, daß ihm das gelang.

Joab.

Es ward mir ſchwer gemacht! Man wies mich ab,
Hartnäckig ab!

Herodes
(für ſich).
So ſteht er mit Octav
Noch beſſer, als ich dachte! (laut) Das beweiſ't,
Daß Du die rechte Stunde nicht gewählt.

Joab.
Ich wählte jede von den vierundzwanzig,
Woraus der Tag beſteht: wie man auch trieb,
Ich wich nicht von der Stelle, nicht einmal,
Als die Soldaten mir den Imbiß boten
Und, da ich ihn verſchmähte, ſpotteten:
Er ißt nur, was die Katze vorgekoſtet
Und was der Hund zerlegt hat mit dem Maul!
Am Ende glückte mir —

Herodes.
Was einem Klügern
Sogleich geglückt wär' —

Joab.
Bei ihm vorzukommen.
Doch war's ſchon Nacht und anfangs mußt ich glauben,
Er hätt' mich rufen laſſen, um den Spaß
Der höhnenden Soldaten fortzuſetzen:
Denn wie ich eintrat, fand ich einen Kreis
Von Trinkern vor, die ſich auf Polſtern ſtreckten.
Er aber füllte ſelbſt mir einen Becher
Und rief mir zu: Den leere auf mein Wohl!

Und als ich deſſ' mich höflich weigerte,
Da ſprach er: Wenn ich den da tödten wollte,
So brauchte ich ihn nur acht Tage lang
An meinen Tiſch zu zieh'n und den Tribut,
Den Erd' und Meer mir zollen, d'rauf zu ſtellen,
Er würde müßig ſitzen und verhungern
Und noch im Sterben ſchwören, er ſei ſatt.

Herodes.

Ja, ja, ſie kennen uns! Das muß ſich ändern!
Was Moſes blos gebot, um vor dem Rückfall
In ſeinen Kälberdienſt dies Volk zu ſchützen,
Wenn er kein Narr war, das befolgt dies Volk,
Als hätt' es einen Zweck an ſich und gleicht
Dem Kranken, der nach der Geneſung noch
Das Mittel, das ihn heilte, fort gebraucht,
Als wären Arzenei und Nahrung Eins!
Das ſoll — Fahr' fort!

Joab.

Doch überzeugte ich
Mich bald, daß ich mich irrte, denn er that
Beim Trinken alle Staatsgeſchäfte ab,
Ernannte Magiſtrate, ordnete
Dem Zeus das Opfer an, vernahm Auguren
Und ſprach die Boten, wie ſie eben kamen,
Nicht mich allein. Es ſah beſonders aus.
Ein Sclav ſtand hinter ihm, das Ohr geſpitzt,

Die Tafel und den Griffel in der Hand
Und zeichnete mit lächerlichem Ernſt
Das auf, was ihm in trunk'nem Muth entfiel.
Die Tafel lieſ't er dann, wie ich vernahm,
Am nächſten Morgen durch im Katzenjammer
Und hält ſo treu an ihren Inhalt ſich,
Daß er, dies ſoll er jüngſt geſchworen haben,
Sich ſelbſt mit eig'ner Fauſt erdroſſeln würde,
Wenn er die Welt, die ihm gehört, am Abend
Im Rauſch verſchenkt und ſich dabei des Rechts
Auf einen Platz darin begeben hätte.
Ob er dann auch im Zickzack geht, wie Nachts,
Wenn er ſein Lager ſucht, ich weiß es nicht,
Doch däucht mir Eins dem Andern völlig gleich.

Herodes.

Du ſiegſt, Octavian! Es fragt ſich blos,
Ob früher oder ſpäter. Nun?

Joab.

Als endlich
An mich die Reihe kam und ich den Brief
Ihm überreichte, den ich für ihn hatte,
Da warf er ihn, anſtatt ihn zu eröffnen,
Verächtlich ſeinem Schreiber hin und ließ
Ein Bild durch ſeinen Mundſchenk bringen: dieſes
Sollt' ich betrachten und ihm ſagen,
Ob ich es ähnlich fände oder nicht.

Herodes.

Das war das Bild —

Joab
(hämiſch).

Des Ariſtobolus.
Des Hohenprieſters, der ſo raſch ertrank.
Es war ihm längſt durch Deine Schwiegermutter,
Durch Alexandra, die mit ihm verkehrt,
Schon zugeſchickt, doch er verſchlang's mit Gier,
Als hätte er es niemals noch erblickt.
Ich ſtand verwirrt und ſchweigend da. Er ſprach,
Als er dies ſah: Die Lampen brennen wohl
Zu düſter hier! und griff nach Deinem Brief,
Steckt ihn in Brand und ließ ihn vor dem Bild
Langſam verflackern, wie ein weißes Blatt.

Herodes.

Kühn! Selbſt für ihn! Doch — es geſchah im Rauſch!

Joab.

Ich rief: Was machſt Du da? Du haſt ihn ja
Noch nicht geleſen! Er erwiederte:
Ich will Herodes ſprechen! Das bedeutet's!
Er iſt bei mir verklagt auf Tod und Leben!
Nun ſollt' ich ſagen, wie der Hoheprieſter
Geſtorben ſei. Und als ich ihm erzählte,
Bei'm Baden hab' der Schwindel ihn gepackt,
Da fuhr er d'rein: Gepackt! Ja, ja, das iſt

Das rechte Wort; der Schwindel hatte Fäuſte!
Und ich vernahm — verzeihſt Du's, wenn ich's melde?
Daß man in Rom nicht glaubt, der Jüngling ſei
Ertrunken, ſondern daß man Dich bezüchtigt,
Du habeſt ihn durch Deine Kämmerer
Erſticken laſſen in dem tiefen Fluß.

Herodes.

Dank, Alexandra, Dank!

Joab.

Jetzt winkt' er mir
Zu gehen und ich ging. Doch rief er mich
Noch einmal um und ſprach: Du biſt die Antwort
Auf meine erſte Frage mir noch ſchuldig.
D'rum wiederhol' ich ſie. Gleicht dieſes Bild
Dem Todten? Und als ich gezwungen nickte:
Gleicht Mariamne denn auch ihrem Bruder?
Gleicht ſie dem Jüngling, der ſo ſchmählich ſtarb?
Iſt ſie ſo ſchön, daß jedes Weib ſie haßt?

Herodes.

Und Du?

Joab.

Erſt höre, was die Andern ſagten,
Die ſich erhoben hatten und das Bild
Mit mir umſtanden. Lachend riefen ſie,
Zweideut'ge Mienen mit Antonius wechſelnd:
Sprich Ja! wenn Dich der Todte je beſchenkte,

Dann ſiehſt Du ihn auf jeden Fall gerächt!
Ich aber ſprach: ich wüßte Nichts davon,
Denn niemals anders, als verſchleiert, hätt' ich
Die Königin geſeh'n, und das iſt wahr!

Herodes
(für ſich).

Ha, Mariamne! Aber — dazu lach' ich;
Denn davor werd' ich mich zu ſchützen wiſſen,
So oder ſo, es komme, wie es will! —
(Zu Joab.)
Und welchen Auftrag gab er Dir für mich?

Joab.

Gar keinen! Wenn ich einen Auftrag hätte,
So hätt' ich Dir dies Alles nicht erzählt!
Nun ſchien's mir nöthig!

Herodes.

Wohl! — Du gehſt ſogleich
Zurück nach Alexandrien mit mir
Und darfſt die Königsburg nicht mehr verlaſſen!

Joab.

Ich werd' auch in der Burg mit Keinem reden!

Herodes.

Ich glaub's! Wer ſtirbt den Tod am Kreuz auch gern,
Beſonders, wenn die Feige eben reift!
Mein Stummer wird erwürgt und ſollt' er fragen,
Warum, ſo ſagt man: Weil Du fragen kannſt!

(Für ſich.) Nun weiß ich's denn, durch wen die alte Schlange
So oft erfuhr, was ich — Ein böſes Weib!
(Zu Joab.) Beſorge das! Ich muß den Kopf noch ſeh'n,
Ich will ihn meiner Schwiegermutter ſchicken! —
(Für ſich.) Sie braucht ein Warnungszeichen, wie es ſcheint.

Joab.

Sogleich!

Herodes.

Noch Eins! Der junge Galliläer
Tritt für ihn ein, der Sohn des Serubabel.
Den will ich auch noch ſprechen, eh' wir zieh'n!

Joab
(ab).

Zweite Scene.

Herodes
(allein).

Nun gilts! Noch einmal! hätt' ich bald geſagt,
Allein ich ſeh' kein Ende ab. Ich gleiche
Dem Mann der Fabel, den der Löwe vorn,
Der Tiger hinten packte, dem die Geier
Mit Schnäbeln und mit Klau'n von oben drohten,
Und der auf einem Schlangenklumpen ſtand.
Gleichviel! Ich wehre mich, ſo gut ich kann,
Und gegen jeden Feind mit ſeiner Waffe,
Das ſei von jetzt mir Regel und Geſetz.

Wie lang' es dauern wird, mich ſoll's nicht kümmern,
Wenn ich nur bis an's Ende mich behaupte
Und Nichts verliere, was ich mein genannt,
Dies Ende komme nun, ſobald es will!

Dritte Scene.

Ein Diener
(tritt ein).

Die Königin!

Mariamne
(folgt ihm auf den Fuß).

Herodes
(geht ihr entgegen)

Du kommſt mir nur zuvor!
Ich wollte —

Mariamne.

Doch nicht in Perſon den Dank
Für Deine wunderbaren Perlen holen?
Ich wies Dich zweimal ab, es noch einmal
Verſuchen, ob ich meinen Sinn gewendet,
Das wär' für einen Mann zu viel geweſen
Und ganz gewiß zu viel für einen König.
O nein, ich kenne meine Pflicht und da Du
Seit meines munt'ren Bruders jähem Tod
Mich jeden Tag ſo reich beſchenkſt, als würbeſt
Du neu um mich, ſo komme ich auch endlich
Und zeige Dir, daß ich erkenntlich bin!

Herodes.

Ich ſehe es!

Mariamne.

Zwar weiß ich nicht, wie Du
Es mit mir meinſt. Du ſchickſt für mich den Taucher
Hinunter in das dunkle Meer, und wenn
Sich Keiner findet, der um blanken Lohn
Des Leviathans Ruhe ſtören will,
So thuſt Du Deine Kerker auf und gibſt
Dem Räuber den verwirkten Kopf zurück,
Damit er Dir die Perlen fiſcht für mich.

Herodes.

Und ſcheint Dir das verkehrt? Ich ließ wol auch
Den Mörder ſchon vom Kreuz herunternehmen,
Als es ein Kind aus einer Feuersbrunſt
Zu retten galt, und ſagte ihm: Wenn Du's
Der Mutter wieder bringſt, ſo gilt mir das,
Als hätteſt Du dem Tod die Schuld bezahlt.
Er ſtürzte auch hinein —

Mariamne.

Und kam er wieder
Heraus?

Herodes.

Es war zu ſpät! Sonſt hätt' ich ihm
Mein Wort gehalten, und ihn als Soldat
Nach Rom geſchickt, wo Tiger nöthig ſind.

Man ſoll mit Allem wuchern, denke ich,
Warum nicht mit verfall'nem Menſchenleben?
Es kommen Fälle, wo man's brauchen kann!

Mariamne
(für ſich).

O, daß er nicht die blut'gen Hände hätte!
Ich ſag' ihm Nichts! Denn was er auch gethan,
Spricht er davon, ſo ſcheint es wohl gethan,
Und ſchrecklich wär' es doch, wenn er mich zwänge,
Den Brudermord zu finden, wie das And're,
Nothwendig, unvermeidlich, wohl gethan!

Herodes.

Du ſchweigſt?

Mariamne.

So ſoll ich reden? Wohl, von Perlen!
Wir ſprachen ja bis jetzt von Perlen nur,
Von Perlen, die ſo rein ſind und ſo weiß,
Daß ſie ſogar in blut'gen Händen nicht
Den klaren Glanz verlieren! Nun, Du häufſt
Sie ſehr bei mir!

Herodes.

Verdrießt es Dich?

Mariamne.

Mich nicht!
Du kannſt mir dadurch nimmer eine Schuld
Bezahlen wollen, und mir däucht, ich habe

Als Weib und Königin ein volles Recht
Auf Perlen und Kleinodien. Ich darf
Vom Edelſtein, wie Cleopatra, ſagen:
Er iſt mein Diener, dem ich es verzeihe,
Daß er den Stern ſo ſchlecht bei mir vertritt,
Weil er dafür die Blume übertrifft!
Doch haſt Du eine Schweſter, Salome —

Herodes.

Und dieſe —

Mariamne.

Nun, wenn ſie mich morden ſoll,
So fahr' nur fort, das Meer für mich zu plündern,
Sonſt — gib dem Taucher endlich Ruh! Ich ſtehe
Schon hoch genug in ihrer Schuld! Du ſiehſt
Mich zweifelnd an? Doch! Doch! Als ich vor'm Jahr
Im Sterben lag, da hat ſie mich geküßt.
Es war das erſte und das einz'ge Mal,
Ich dachte gleich: Das iſt Dein Lohn dafür,
Daß Du von hinnen gehſt! So war es auch,
Ich aber täuſchte ſie, denn ich genas.
Nun hab' ich ihren Kuß umſonſt und das
Vergaß ſie nicht. Ich fürchte ſehr, ſie könnte
Sich d'ran erinnern, wenn ich ſie beſuchte,
Die Wunderperlen um den Hals, durch die
Du mir zuletzt gezeigt, wie Du mich liebſt!

Herodes
(für ſich).
Es fehlt nur noch, daß meine linke Hand
Sich gegen meine rechte kehrt!

Mariamne.
Ich würde
Zum Wenigſten den Willkommstrunk verſchmäh'n!
Und böte ſie mir ſtatt gewürzten Weins
Auch im Kryſtall unſchuld'ges Waſſer dar,
Ich ließe ſelbſt dies Waſſer unberührt!
Zwar würde das Nichts heißen! Nein! Es wäre
Auch ſo natürlich; denn das Waſſer iſt
Mir jetzt nicht mehr, was es mir ſonſt geweſen:
Ein mildes Element, das Blumen tränkt
Und mich und alle Welt erquickt, es flößt
Mir Schauder ein und füllt mich mit Entſetzen,
Seit es den Bruder mir verſchlungen hat.
Ich denke ſtets: im Tropfen wohnt das Leben,
Doch in der Welle wohnt der bitt're Tod!
Dir muß es noch ganz anders ſein!

Herodes.
Warum?

Mariamne.
Weil Du durch einen Fluß verleumdet wirſt,
Der ſeine eig'ne, grauſam-tück'ſche That

Dir aufzubürden wagt! Doch fürcht' ihn nicht,
Ich widerſprech' ihm!

Herodes.

In der That?

Mariamne.

Ich kann's!
Die Schweſter lieben und den Bruder tödten,
Wie wär' das zu vereinen?

Herodes.

Doch vielleicht!
Wenn ſolch' ein Bruder ſelbſt auf's Tödten ſinnt,
Und man nur dadurch, daß man ihm begegnet,
Ja, ihm zuvor kommt, ſich erhalten kann!
Wir ſprechen hier vom Möglichen! Und weiter!
Wenn er, an ſich zwar arglos, ſich zur Waffe
In Feindeshänden machen läßt, zur Waffe,
Die tödtlich treffen muß, wenn man ſie nicht
Zerbricht, bevor ſie noch geſchwungen wird.
Wir ſprechen hier vom Möglichen! Und endlich!
Wenn dieſe Waffe nicht ein Einzelhaupt,
Nein, wenn ſie eines Volkes Haupt bedroht!
Und eins, das dieſem Volk ſo nöthig iſt,
Wie irgend einem Rumpf das ſeinige.
Wir ſprechen hier vom Möglichen, doch denk' ich,
In allen dieſen Fällen wird die Schweſter,
Als Weib aus ſchuld'ger Liebe zum Gemal,

Als Tochter ihres Volks aus heil'ger Pflicht,
Als Königin aus beiden ſagen müſſen:
Es iſt geſcheh'n, was ich nicht ſchelten darf!
(Er faßt Mariamnens Hand.)
Wenn eine Ruth mich auch nicht faſſen mag,
Wie hätte ſie's gelernt bei'm Aehrenleſen,
Die Maccabäerin wird mich verſtehn!
Du konnteſt mich in Jericho nicht küſſen,
Du wirſt es können in Jeruſalem!
(Er küßt ſie.)
Und wenn der Kuß Dich doch gereuen ſollte,
So höre, was Dich mir verſöhnen wird:
Ich habe ihn zum Abſchied mir genommen,
Und dieſer Abſchied kann für ewig ſein!

Mariamne.

Für ewig?

Herodes.

Ja! Antonius läßt mich rufen,
Doch, ob auch wiederkehren, weiß ich nicht!

Mariamne.

Du weißt es nicht?

Herodes.

Weil ich nicht weiß, wie hart
Mich meine — Deine Mutter bei ihm verklagte!

Mariamne
(will reden).

Herodes.

Gleichviel! Ich werd's erfahren. Ein's nur muß ich
Aus Deinem Munde wiſſen, wiſſen muß ich,
Ob ich und wie ich mich vertheid'gen ſoll.

Mariamne.

Ob Du —

Herodes.

O Mariamne, frage nicht!
Du kennſt den Zauber, der mich an Dich knüpft,
Du weißt, daß jeder Tag ihn noch verſtärkte,
Du mußt es ja empfinden, daß ich jetzt
Nicht für mich kämpfen kann, wenn Du mir nicht
Verſicherſt, daß Dein Herz noch für mich ſchlägt!
O, ſag' mir, wie, ob feurig oder kalt.
Dann werde ich Dir ſagen, ob Antonius
Mich Bruder nennen, oder ob er mich
Zum Hungertod im unterird'ſchen Kerker,
In dem Jugurtha ſtarb, verdammen wird!
Du ſchweigſt? O, ſchweige nicht! Ich fühl' es wohl,
Daß dies Bekenntniß keinem König ziemt;
Er ſollte nicht dem allgemeinen Loos
Der Menſchheit unterworfen, ſollte nicht
Im Innern an ein Weſen außer ſich,
Er ſollte nur an Gott gebunden ſein!
Ich bin es nicht! Als Du vor einem Jahr
Im Sterben lagſt, da ging ich damit um,

Mich ſelbſt zu tödten, daß ich Deinen Tod
Nur nicht erlebte, und — dies weißt Du nun,
Ein And'res wiſſe auch! Wenn ich einmal,
Ich ſelbſt, im Sterben läge, konnt' ich thun,
Was Du von Salome erwarteſt, könnte
Ein Gift Dir miſchen und im Wein Dir reichen,
Damit ich Dein im Tod noch ſicher ſei!

Mariamne.

Wenn Du das thäteſt, würdeſt Du geneſen!

Herodes.

O nein! o nein! Ich theilte ja mit Dir!
Du aber ſprich: ein Uebermaß von Liebe,
Wie dieſes wäre, könnteſt Du's verzeihn?

Mariamne.

Wenn ich nach einem ſolchen Trunk auch nur
Zu einem letzten Wort noch Odem hätte,
So flucht' ich Dir mit dieſem letzten Wort!
(Für ſich.) Ja, um ſo eher thät' ich das, je ſich'rer
Ich ſelbſt, wenn Dich der Tod von binnen rieſe,
In meinem Schmerz zum Dolche greifen könnte:
Das kann man thun, erleiden kann man's nicht!

Herodes.

Im Feuer dieſer Nacht hat ſich ein Weib
Mit ihrem todten Mann verbrannt; man wollte
Sie retten, doch ſie ſträubte ſich. Dies Weib
Verachteſt Du, nicht wahr?

Mariamne.
Wer ſagt Dir das?
Sie ließ ja nicht zum Opferthier ſich machen,
Sie hat ſich ſelbſt geopfert, das beweiſ't,
Daß ihr der Todte mehr war, als die Welt!
Herodes.
Und Du? Und ich?
Mariamne.
Wenn Du Dir ſagen darfſt,
Daß Du die Welt mir aufgewogen haſt,
Was ſollte mich wohl in der Welt noch halten?
Herodes.
Die Welt! Die Welt hat manchen König noch,
Und Keiner iſt darunter, der mit Dir
Den Thron nicht theilte, der nicht Deinetwegen
Die Braut verließe und das Weib verſtieße,
Und wär's am Morgen nach der Hochzeitsnacht!
Mariamne.
Iſt Cleopatra todt, daß Du ſo ſprichſt?
Herodes.
Du biſt ſo ſchön, daß Jeder, der Dich ſieht,
An die Unſterblichkeit faſt glauben muß,
Mit welcher ſich die Phariſäer ſchmeicheln,
Weil Keiner faßt, daß je in ihm Dein Bild
Erlöſchen kann; ſo ſchön, daß ich mich nicht
Verwundern würde, wenn die Berge plötzlich

Ein edleres Metall, als Gold und Silber,
Mir lieferten, um Dich damit zu ſchmücken,
Das ſie zurückgehalten, bis Du kamſt:
So ſchön, daß — — Ha! Und wiſſen, daß Du ſtirbſt,
Sobald ein And'rer ſtarb, aus Liebe ſtirbſt,
Um dem, der Dir voranging, nachzueilen,
Und Dich in einer Sphäre, wo man iſt
Und nicht mehr iſt, ich ſtell' mir das ſo vor,
Als letzter Hauch zum letzten Hauch zu miſchen —
Das wär' freiwill'gen Todes werth, das hieße
Jenſeits des Grabes, wo das Grauen wohnt,
Noch ein Entzücken finden: Mariamne,
Darf ich dies hoffen, oder muß ich fürchten,
Daß Du — Antonius hat nach Dir gefragt!

Mariamne.

Man ſtellt auf Thaten keinen Schuldſchein aus,
Viel weniger auf Schmerzen und auf Opfer,
Wie die Verzweiflung zwar, ich fühl's, ſie bringen,
Doch nie die Liebe ſie verlangen kann!

Herodes.

Leb' wohl!

Mariamne.

Leb' wohl! Ich weiß, Du kehrſt zurück!
Dich tödtet (ſie zeigt gen Himmel) Der allein!

Herodes.

So klein die Angſt?

Mariamne.

So groß die Zuverſicht!

Herodes.

Die Liebe zittert!
Sie zittert ſelbſt in einer Heldenbruſt!

Mariamne.

Die meine zittert nicht!

Herodes.

Du zitterſt nicht!

Mariamne.

Nun fang' ich an! Kannſt Du nicht mehr vertrauen,
Seit Du den Bruder mir — Dann wehe mir
Und wehe Dir!

Herodes.

Du hältſt das Wort zurück,
Das ſchlichte Wort, wo ich auf einen Schwur
Von Dir gehofft: worauf noch ſoll ich bau'n?

Mariamne.

Und leiſtete ich den, was bürgte Dir,
Daß ich ihn hielte? Immer nur ich ſelbſt,
Mein Weſen, wie Du's kennſt. D'rum denke ich,
Du fängſt, da Du mit Hoffnung und Vertrau'n
Doch enden mußt, ſogleich mit beiden an!
Geh! Geh! Ich kann nicht anders! Heut' noch nicht! (ab.)

Vierte Scene.

Herodes.

Heut' nicht! Doch morgen, oder übermorgen! —
Sie will mir nach dem Tode Gutes thun!
Spricht ſo ein Weib? Zwar weiß ich's, daß ſie oft,
Wenn ich ſie ſchön genannt, ihr Angeſicht
Verzog, bis ſie es nicht mehr war. Auch weiß ich's,
Daß ſie nicht weinen kann, daß Krämpfe ihr,
Was Ander'n Thränengüſſe ſind! Auch weiß ich's,
Daß ſie mit ihrem Bruder kurz vorher,
Eh' er im Bad den Tod fand, ſich entzweit
Und dann die Unverſöhnliche geſpielt,
Ja, obend'rein, als er ſchon Leiche war,
Noch ein Geſchenk von ihm erhalten hat,
Das er bei'm Gang ins Bad für ſie gekauft.
Und doch! Spricht ſo ein Weib in dem Moment,
Wo ſie den, den ſie liebt, und wenigſtens
Doch lieben ſoll — — Sie kehrt nicht wieder um,
Wie einſt, als ich — — Sie ließ kein Tuch zurück,
Das ihr als Vorwand — — Nein, ſie kann es tragen,
Daß ich mit dieſem Eindruck — — Wohl, es ſei!
Nach Alexandria — in's Grab — Gleichviel!
Doch Eins zuvor! Eins! Erd' und Himmel hört's!
Mir ſchwurſt Du Nichts, Dir will ich Etwas ſchwören:
Ich ſtell' Dich unter's Schwert, Antonius.

Wenn er mich Deinetwegen fallen läßt,
Und Deiner Mutter wegen thut er's nicht!
Soll ſich betrügen, ſei's auch zweifelhaft,
Ob mir das Kleid, das mich im Sterben deckt,
Mit in die Grube folgt, weil mir ein Dieb
Es ja noch ſtehlen kann, Du ſollſt mir folgen!
Das ſteht nun feſt! Wenn ich nicht wiederkehre,
So ſtirbſt Du! Den Befehl laß ich zurück!
Befehl! Da ſtößt ein böſer Punct mir auf:
Was ſichert mich, daß man mir noch gehorcht,
Wenn man mich nicht mehr fürchtet? O, es wird
Sich Einer finden, denk' ich, der vor ihr
Zu zittern hat!

Fünfte Scene.

Ein Diener.

Dein Schwäher!

Herodes.

Iſt willkommen!
Das iſt mein Mann! Dem reiche ich mein Schwert
Und hetz' ihn dann durch Feigheit in den Muth
So tief hinein, bis er es braucht, wie ich!

Joſeph

(tritt ein).

Ich höre, daß Du gleich nach Alexandrien
Zu gehen denkſt und wollte Abſchied nehmen!

Herodes.
Abſchied! Vielleicht auf Nimmerwiederſehn!

Joſeph.
Auf Nimmerwiederſehn?

Herodes.
Es konnte ſein!

Joſeph.
Ich ſah Dich nie, wie jetzt!

Herodes.
Das ſei Dir Bürge,
Daß es noch nie ſo mit mir ſtand, wie jetzt!

Joſeph.
Wenn Du den Muth verlierſt —

Herodes.
Das werd' ich nicht,
Denn, was auch kommt, ich trag' es, doch die Hoffnung
Verläßt mich, daß was Gutes kommen kann.

Joſeph.
So wollte ich, ich wäre blind geweſen
Und hätte Alexandra's Heimlichkeiten
Nie aufgeſpürt!

Herodes.
Das glaube ich Dir gern!

Joſeph.
Denn hätte ich das Bildniß nicht entdeckt,
Das ſie vom Ariſtobolus im Geheimen

Für den Antonius malen ließ, und hätt' ich
Ihr Botenſenden an Cleopatra
Nicht ausgeſpäht, und noch zuletzt den Sarg,
Der ſie und ihren Sohn verbarg, im Hafen
Nicht angehalten und die Flucht verhindert,
Die ſchon begonnen war —

Herodes.

Dann hätte ſie
Dir Nichts zu danken, und mit Ruhe könnteſt
Du ihre Tochter auf dem Throne ſeh'n,
Den ſie, die kühne Maccabäerin,
Gewiß beſteigt, wenn ich nicht wiederkehre
Und wenn vor ihr kein And'rer ihn beſetzt.

Joſeph.

So mein' ich's nicht. Ich meine, Manches wär'
Dann unterblieben!

Herodes.

Manches! Allerdings!
Doch manches And're wär' dafür gekommen.
Das gilt nun gleich. — Du zählteſt Vieles auf,
Eins haſt Du noch vergeſſen!

Joſeph.

Und das wäre?

Herodes.

Du warſt doch mit im Bade, als —

Joſeph.

Ich war's!

Herodes.

Du rangſt doch auch mit ihm?

Joſeph.

Im Anfang. Ja.

Herodes.

Nun denn!

Joſeph.

In meinen Armen hat der Schwindel
Ihn nicht erfaßt und wäre es geſcheh'n,
So hätt' ich ihn gerettet, oder er
Mich mit hinabgezogen in den Grund.

Herodes.

Ich zweifle nicht daran. Doch wirſt Du wiſſen,
Daß Keiner, der dabei war, anders ſpricht,
Und da der böſe Zufall will, daß Du
Ihn nicht bloß hinbegleitet, ſondern auch
Mit ihm gerungen haſt —

Joſeph.

Was hältſt Du ein?

Herodes.

Mein Joſeph, Du und ich, wir alle Beide
Sind hart verklagt!

Joſeph.

Ich auch?

Herodes.

Mein Schwager freilich
Nicht bloß, auch mein vertrauter Freund biſt Du!

Joſeph.

Deß ſchmeichl' ich mir!

Herodes.

O, wärſt Du's nie geweſen,
Hätt' ich, wie Saul, den Spieß nach Dir geworfen,
Könnt'ſt Du durch Todeswunden das beweiſen,
Dir wäre beſſer, die Verläumdung hätte
Kein gläubig Ohr gefunden und Du würdeſt
Für eine Blutthat, die Du nicht begingſt,
Auch nicht enthauptet werden!

Joſeph.

Ich? Enthauptet?

Herodes.

Das iſt Dein Loos, wenn ich nicht wiederkehre
Und Mariamne —

Joſeph.

Aber ich bin ſchuldlos!

Herodes.

Was hilft es Dir? Der Schein iſt gegen Dich!
Und ſind denn nicht, geſetzt, daß man Dir glaubte,
Die vielen, vielen Dienſte, die Du mir
Erwieſen haſt, in Alexandra's Augen
So viel Verbrechen gegen ſie? Wird ſie

Nicht denken: Hätte Der mich fliehen laſſen,
So lebte noch, der jetzt im Grabe liegt?

Joſeph.

Wahr! Wahr!

Herodes.

Kann ſie denn nicht mit einer Art
Von Recht Dein Leben für ein and'res fordern,
Das ſie durch Deine Schuld verloren glaubt
Und wird ſie's nicht durch ihre Tochter thun?

Joſeph.

O Salome! Das kommt von jenem Gang
Zum Maler! Jahr für Jahr will ſie von mir
Ein neues Bild!

Herodes.

Ich weiß, wie ſie Dich liebt!

Joſeph.

Ach, wär' es weniger, ſo ſtünd' es beſſer!
Hätt' ich das Bild des Ariſtobolus
Entdeckt, wenn ich — Nun kann ſie denn ja bald
Mein letztes haben, ohne Kopf!

Herodes.

Mein Joſeph,
Den Kopf vertheidigt man!

Joſeph.

Wenn Du den Deinen
Verloren gibſt?

Herodes.
Das thu' ich doch nur halb.
Ich werd' ihn dadurch noch zu retten ſuchen,
Daß ich ihn ſelbſt freiwillig in den Rachen
Des Löwen ſtecke!

Joſeph.
Einmal glückt' es Dir!
Als Dich die Phariſäer —

Herodes.
Jetzt ſteht's ſchlimmer.
Doch was mit mir auch werde, Dein Geſchick
Will ich in Deine eig'nen Hände legen:
Du warſt ſchon ſtets ein Mann, ſei jetzt ein König!
Ich hänge Dir den Purpurmantel um
Und reiche Dir den Scepter und das Schwert.
Halt's feſt und gib es nur an mich zurück!

Joſeph.
Verſteh' ich Dich?

Herodes.
Und daß Du den Beſitz
Des Thron's Dir und mit ihm Dein Leben ſicherſt,
So tödte Mariamne, wenn Du hörſt,
Daß ich nicht wiederkehre.

Joſeph.
Mariamne?

Herodes.

Sie iſt das letzte Band, das Alexandra
Noch mit dem Volk verknüpft, ſeit ihr der Fluß
Den Sohn erſtickte, iſt der bunte Helmbuſch,
Den die Empörung tragen wird, wenn ſie
Sich gegen Dich erhebt —

Joſeph.

Doch Mariamne!

Herodes.

Du ſtaunſt, daß ich — Ich will nicht heucheln, Joſeph!
Mein Rath iſt gut, iſt gut für Dich, bedarf's
Der Worte noch? Doch geb' ich Dir ihn freilich
Nicht Deinetwegen bloß — G'rad aus, ich kann's
Nicht tragen, daß ſie einem Andern jemals —
Das wär' mir bitt'rer, als — Sie iſt zwar ſtolz —
Doch nach dem Tod — Und ein Antonius —
Und dann vor Allem dieſe Schwiegermutter,
Die Todten gegen Todten hetzen wird — —
Du mußt mich faſſen!

Joſeph.

Aber —

Herodes.

Hör' mich aus!
Sie ließ mich hoffen, daß ſie ſelbſt den Tod
Sich geben würde, wenn ich — Eine Schuld

Darf man doch einzieh'n laſſen, wie? — Man darf
Selbſt mit Gewalt – Was meinſt Du?

Joſeph.

Nun, ich glaube!

Herodes.

Verſprich mir denn, daß Du ſie tödten willſt,
Wenn ſie ſich ſelbſt nicht tödtet! Uebereil's nicht,
Doch ſäum' auch nicht zu lange! Geh' zu ihr,
Sobald mein Bote, denn ich ſchicke Einen,
Dir meldet, daß es mit mir aus iſt, ſag's ihr
Und ſieh, ob ſie zu einem Dolche greift,
Ob ſie was And'res thut. Verſprichſt Du's?

Joſeph.

Ja!

Herodes.

Ich laſſe Dich nicht ſchwören, denn man ließ
Noch Keinen ſchwören, daß er eine Schlange
Zertreten wolle, die den Tod ihm droht.
Er thut's von ſelbſt, wenn er bei Sinnen bleibt,
Da er das Eſſen und das Trinken eher
Gefahrlos unterlaſſen kann, als dies.

Joſeph

(macht eine Bewegung).

Herodes.

Ich kenn' Dich ja! Und dem Antonius
Werd' ich Dich als den Einz'gen empfehlen,

Dem er vertrauen darf. Du wirſt ihm das
Dadurch beweiſen, daß die Blutsverwandte
Dir nicht zu heilig iſt, um ſie zu opfern,
Wenn es Empörung zu erſticken gilt.
Denn dies iſt der Geſichtspunct für die That,
Aus dem Du ihm ſie zeigen mußt. Ihr wird
Ein Straßen-Auflauf folgen und Du meldeſt
Ihm, daß ein Aufruhr ihr vorher gegangen,
Und nur durch ſie bezwungen worden ſei.
Was dann das Volk betrifft, ſo wird es ſchaudern,
Wenn es Dein blut'ges Schwert erblickt, und Mancher
Wird ſprechen: Dieſen kannt' ich doch nur halb!
Und jetzt —

Joſeph.

Ich ſeh' Dich noch! Und nicht bloß heut'
Ich weiß gewiß, Du kehrſt, wie ſonſt, zurück.

Herodes.

Unmöglich iſt es nicht, darum noch Eins! — —
(Lange Pauſe.)
Ich ſchwur jetzt Etwas in Bezug auf Dich!
(Er ſchreibt und ſiegelt.)
Hier ſteht's! Nimm dieſes Blatt verſiegelt hin!
Du ſiehſt, die Aufſchrift lautet —

Joſeph.

An den Henker!

Herodes.

Ich halte Dir, was ich Dir d'rin verſprach,
Wenn Du vielleicht ein Stück von einem König
Erzählen ſollteſt, der —

Joſeph.

Dann gib mir auf,
Dies Blatt dem Henker ſelbſt zu übereichen! (Ab.)

Sechste Scene.

Herodes

(allein).

Nun lebt ſie unter'm Schwert! Das wird mich ſpornen,
Zu thun, was ich noch nie gethan; zu dulden,
Was ich noch nie geduldet, und mich tröſten,
Wenn es umſonſt geſchieht! Nun fort! — (Ab.)

Zweiter Act.

Burg Zion. Alexandra's Gemächer.

Erſte Scene.

Alexandra und **Sameas.**

Alexandra.

Dies weißt Du nun!

Sameas.

Es überraſcht mich nicht!
Nein, vom Herodes überraſcht mich Nichts!
Denn, wer als Jüngling dem Synedrium
Schon Krieg erklärt, wer mit der blanken Waffe
Vor ſeinen Richter hintritt und ihn mahnt,
Daß er der Henker iſt, und daß der Henker
Kein Todesurtheil an ſich ſelbſt vollzieht,
Der mag als Mann — — Ha, ich erblick' ihn noch,
Wie er, dem Hohenprieſter gegenüber,
Sich an die Säule lehnte und, umringt
Von ſeinen Söldnern, die im Räuberfangen

Sich ſelbſt in Räuber umgewandelt hatten,
Uns Alle überzählte, Kopf für Kopf,
Als ſtände er vor einem Diſtelbeet
Und ſänne nach, wie es zu ſäubern ſei.

Alexandra.

Ja, ja, es war ein Augenblick für ihn,
An den er ſich mit Stolz erinnern mag!
Ein junger Tollkopf, der die Zwanzig kaum
Erreicht, wird vor's Synedrium geſtellt,
Weil er in frevelhaftem Uebermuth
Sich einen Angriff auf's Geſetz erlaubt,
Weil er ein Todesurtheil, das von Euch
Noch nicht geſprochen ward, vollzogen hat.
Des Todten Wittwe tritt ihm an der Schwelle
Mit ihrem Fluch entgegen, d'rinnen ſitzt,
Was alt und grau iſt in Jeruſalem.
Doch weil er nicht im Sack kommt und mit Aſche
Sein Haupt beſtreut, ſo wird's Euch ſchwach zu Muth:
Ihr denkt nicht mehr daran, ihn zu beſtrafen,
Ihr denkt nicht einmal d'ran, ihn zu bedräuen,
Ihr ſagt ihm Nichts, er lacht Euch aus und geht!

Sameas.

Ich ſprach!

Alexandra.

Als es zu ſpät war!

Sameas.

Hätt' ich's eher
Gethan, ſo wäre es zu früh geweſen,
Ich ſchwieg aus Ehrfurcht vor dem Hohenprieſter,
Dem ſtand das erſte Wort zu, mir das letzte,
Er war der Aelteſte, der Jüngſte ich!

Alexandra.

Gleichviel! Wenn Ihr in jenem Augenblick
Den ſchlichten Muth der Pflicht bewieſen hättet,
So würde jetzt kein größ'rer nöthig ſein!
Doch nun ſeht zu, ob Ihr — — Ei was, Euch bleibt
Auch wohl ein and'rer Ausweg noch! Wenn Ihr
Mit ihm nicht kämpfen wollt, und in der That,
Es wär' gewagt, ich rath' Euch ab, ſo braucht
Ihr mit dem Löwen oder mit dem Tiger
Den Kampf nur einzugeh'n, den er befiehlt!

Sameas.

Was redeſt Du?

Alexandra.

Du kennſt die Fechterſpiele
Der Römer doch?

Sameas.

Gott Lob, ich kenn' ſie nicht!
Ich halt' es für Gewinn, Nichts von den Heiden
Zu wiſſen, als was Moſes uns erzählt;
Ich mache jedesmal die Augen zu,

Wenn mir ein römiſcher Soldat begegnet,
Und ſegne meinen Vater noch im Grabe,
Daß er mich ihre Sprache nicht gelehrt.

Alexandra.

So weißt Du nicht, daß ſie die wilden Thiere
Aus Afrika zu Hunderten nach Rom
Hinüberſchaffen?

Sameas.

Nein, ich weiß es nicht!

Alexandra.

Daß ſie ſie dort in ſteinerner Arena
Zuſammentreiben, daß ſie ihnen Sclaven
Entgegenhetzen, die auf Tod und Leben
Mit ihnen kämpfen müſſen, während ſie
Im Kreis herum auf hohen Bänken ſitzen
Und jubeln, wenn die Todeswunden klaffen,
Und wenn das rothe Blut den Sand beſpritzt?

Sameas.

Das hat der wildeſte von meinen Träumen
Mir nicht gezeigt, doch freut's mich in der Seele,
Wenn ſie es thun, es ſchickt ſich wohl für ſie!
(Mit erhobenen Händen.)
Herr, Du biſt groß! Wenn Du dem Heiden auch
Das Leben gönnſt, ſo muß er Dir dafür
Doch einen gräßlichen Tribut bezahlen.

Du ſtrafſt ihn durch die Art, wie er es braucht!
Die Spiele möcht' ich ſeh'n!

Alexandra.

Der Wunſch wird Dir
Erfüllt, ſobald Herodes wiederkehrt,
Er denkt ſie einzuführen!

Sameas.

Nimmermehr!

Alexandra.

Ich ſagt' es Dir! Warum auch nicht? Wir haben
Der Löwen ja genug! Der Berghirt wird
Sich freuen, wenn ſich ihre Zahl vermindert,
Er ſpart dann manches Rind und manches Kalb.

Sameas.

Vom Uebrigen noch abgeſeh'n, wo fände
Er Kämpfer? Sclaven gibt es nicht bei uns,
Die ihm auf Tod und Leben pflichtig ſind.

Alexandra.

Den Erſten — ſeh' ich vor mir!

Sameas.

Wie?

Alexandra.

Gewiß!
Du wirſt, wie jetzt, Dein Angeſicht verzieh'n,
Du wirſt vielleicht ſogar die Fäuſte ballen,
Die Augen rollen und die Zähne fletſchen,

Wenn Du den großen Tag erlebſt, an dem
Er feierlich, wie Salomo den Tempel,
Die heidniſche Arena weihen wird.
Das wird ihm nicht entgehn, und deß zum Lohn
Wird er den Wink Dir geben, einzutreten
Und allem Volk zu zeigen, was Du kannſt,
Wenn Du dem Löwen gegenüber ſtehſt,
Der Tage lang vorher gehungert hat.
Denn, da es uns an Sclaven fehlt, ſo ſollen
Die todeswürdigen Verbrecher ſie
Erſetzen, und wer wär' noch todeswürdig,
Wenn der nicht, der dem König offen trotzt!

Sameas.

Er könnte —

Alexandra.

Zweifle nicht! Es wäre ſchlimm,
Wenn ihm zu früh der Kopf genommen würde,
Es würden Pläne mit ihm untergeh'n,
Die ſelbſt Pompejus, der doch heidenkeck
In's Allerheiligſte zu treten wagte,
Vielleicht —

Sameas
(ausbrechend).

Antonius, wenn Du ihn packſt,
So will ich Dich ein Jahr lang nicht verfluchen!
Und thuſt Du's nicht, ſo — — Nun, wir ſind bereit!

Alexandra.
Er meint, wenn unſer Volk ſich mit den andern
Nicht miſchen ſollte, würden wir den Erdball
Von Gott für uns allein erhalten haben!
Sameas.
Meint er?
Alexandra.
Da dem nun aber nicht ſo ſei,
So thu' es noth, die Dämme zu durchſtechen,
Die uns, wie einen ſteh'nden See vom Meer,
Von allen übrigen noch immer trennten,
Und das geſchehe dadurch, daß wir uns
In Brauch und Sitte ihnen anbequemten.
Sameas.
In Brauch und — (gen Himmel) Herr! wenn ich nicht raſen ſoll,
So zeig' mir an, wie dieſer ſterben wird!
Zeig' mir den Tod, der jedem ander'n Tod
Die Schrecken abborgt und verkünde mir,
Daß es Herodes iſt, für den er's thut.
Alexandra.
Mach' Du den Todes-Engel!
Sameas.
Wenn an ihm nicht,
So an mir ſelbſt! Ich ſchwör's! Wenn ich den Gräuel
Nicht hindern kann, ſo will ich meine Ohnmacht
Durch Selbſtmord ſtrafen.

(mit einer Bewegung gegen die Bruſt)
eh' der Tag noch kommt,
Den er zum erſten Mal beflecken ſoll!
Das iſt ein Schwur, der eine Miſſethat
Mir abdringt, wenn ich einer Heldenthat
Nicht fähig bin; wer ſchwur noch Größeres?

Alexandra.

Wohl! Nur vergiß nicht: wenn der eig'ne Arm
Nicht ſtark genug iſt, um den Feind zu ſtürzen,
So muß man einen fremden nicht verſchmäh'n!

Sameas.

Und dieſen fremden?

Alexandra.

Waffneſt Du Dir leicht!

Sameas.

Sprich deutlicher!

Alexandra.

Wer ſetzte den Herodes
Zum König ein?

Sameas.

Antonius! Wer ſonſt?

Alexandra.

Weßwegen that er's?

Sameas.

Weil er ihm gefiel!
Vielleicht auch bloß, weil er uns nicht gefiel!
Wann hat ein Heide einen beſſern Grund!

Alexandra.

Und weiter! Was erhält ihn auf dem Thron?

Sameas.

Des Volkes Segen nicht! Vielleicht ſein Fluch!
Wer kann es ſagen!

Alexandra.

Ich! Nichts, als der Pfiff,
Den Zins, den wir dem Römer zahlen müſſen,
Alljährlich vor'm Verfalltag einzuſchicken
Und ihn ſogar freiwillig zu verdoppeln,
Wenn ſich ein neuer Krieg entzündet hat.
Der Römer will nur unſer Gold, nicht mehr,
Er läßt uns unſer'n Glauben, unſer'n Gott,
Er würde ihn ſogar mit uns verehren,
Und neben Jupiter und Ops und Iſis
Ihm auf dem Capitol den Winkel gönnen,
Der unbeſetzt geblieben iſt bis heut,
Wär' er nur auch, wie die, von Stein gemacht.

Sameas.

Wenn dem ſo iſt, und leider iſt es ſo,
Was haſt Du von Antonius zu hoffen?
In dieſem Punct, Du ſelber ſprachſt es aus,
Verſäumt Herodes Nichts. Noch jetzt — ich habe
Ihn ziehen ſeh'n! Dem einen Maulthier brach
Der Rückgrat, eh' es noch das Thor erreichte!
Für jeden Tropfen Bluts in ſeinen Adern

Bringt er ihm eine Unze Goldes dar:
Glaubſt Du, er weiſ't es Deinethalb zurück?

Alexandra.

Gewiß nicht, führt' ich meine Sache ſelbſt!
Allein das thut Cleopatra für mich,
Und hoffentlich thut's Mariamne auch.
Du ſtaunſt? Verſteh' mich recht! Nicht in Perſon,
Da kehrt ſie ſich wohl eher gegen mich,
Nur durch ihr Bild, und nicht einmal durch das,
Nein, durch ein and'res, das ihr freilich gleicht.
Denn wie ein wilder Wald nicht bloß den Löwen
Beherbergt, auch den Tiger, ſeinen Feind,
So niſtet auch in dieſes Römers Herzen
Ein ganzes Wurmgeſchlecht von Leidenſchaften,
Die um die Herrſchaft mit einander ringen,
Und wenn Herodes auf die erſte baut,
Ich baue auf die zweite und ich glaube,
Daß die der andern überlegen iſt.

Sameas.

Du biſt —

Alexandra.

Kein Hirkan, wenn auch ſeine Tochter!
Doch, daß Du nicht mißdeuteſt, was ich that:
Ich bin auch Mariamne nicht! Und wenn
Antonius den Gemal, der ſie beſitzt,
Vertilgt, um ſich den Weg zu ihr zu bahnen:

Sie bleibt die Herrin ihrer ſelbſt und kann
Sich hüllen in ein ew'ges Witwenkleid.
Deß aber halt' ich mich gewiß, ſchon hat er
Die Hand an's Schwert gelegt, und wenn er's noch
Nicht zog, ſo hielt ihn nur die Rückſicht ab,
Daß dieſer glückliche Soldat Herodes
Den Römern für den Ring von Eiſen gilt,
Der Alles hier bei uns zuſammenhält.
Schaff' Du ihm den Beweis des Gegentheils,
Erreg' Empörung, ſtör' den ſchlaffen Frieden,
So wird er's ziehn!

Sameas.

Den ſchaffe ich ihm leicht!
Schon ſchlug das Volk ihn in Gedanken todt,
Es wird erzählt —

Alexandra.

Drück' Du Dein Siegel d'rauf,
Und dann eröffne raſch ſein Teſtament!
Den Inhalt kennſt Du jetzt, die Fechterſpiele
Steh'n obenan, und wenn ein Jeder ſich
Durch ſeinen Tod um hundert Ruthenſtreiche
Verkürzt glaubt, oder um das Marterkreuz
So glaubt ein Jeder, was er glauben darf.
Denn Dinge ſtehen Iſrael bevor,
Die manchem Herzen den Verzweiflungswunſch
Abdringen werden, daß das rothe Meer

Das ganze Volk, die heiligen zwölf Stämme,
Verſchlungen hätt', und Moſes ſelbſt zuerſt.

Sameas.

Ich geh! Und eh' der Mittag kommt —

Alexandra.

Ich weiß,
Was Du vermagſt, wenn Du den Sack ergreifſt
Und Wehe! rufend, durch die Gaſſen ziehſt,
Als wär' Dein Vorfahr Jonas wieder da.
Es wird ſich zeigen, daß es nützlich iſt,
Zuweilen bei dem Fiſcher vorzuſprechen,
Und mit dem Herrn Gevatter zu verzehren,
Was er ſich ſelbſt gönnt, weil es Niemand kauft.

Sameas.

Es wird ſich zeigen, daß wir Phariſäer
Die Schmach, die wir erlitten, nicht vergaßen,
Wie Du zu meinen ſcheinſt. Vernimm denn jetzt,
Was Du erſt durch die That erfahren ſollteſt:
Wir ſind ſchon längſt verſchworen gegen ihn,
Wir haben ganz Judäa unterwühlt,
Und in Jeruſalem, damit Du ſiehſt,
Wie feſt wir auf das Volk zu zählen haben,
Iſt ſelbſt ein Blinder mit in unſerm Bund!

Alexandra.

Was nützt Euch der?

Sameas.

Nichts! Und er weiß es ſelbſt!
Doch iſt er ſo von Haß und Grimm erfüllt,
Daß er das Unternehmen mit uns theilen
Und lieber ſterben, als in dieſer Welt,
Wenn es mißlingt, noch länger leben will.
Ich denke doch, daß dies ein Zeichen iſt! (ab.)

Zweite Scene.

Alexandra

(allein).

Schon ſchlug das Volk ihn in Gedanken todt!
Ich weiß! Ich weiß! Und daran kann ich ſeh'n,
Wie ſehr man's wünſcht, daß er nicht wiederkehrt.
Es traf ſich gut, daß ihn der Heuſchreck-Schwarm
Bedeckte, als er fortzog, denn das gilt
Als Omen, daß man's nicht vergebens wünſcht.
Auch iſt es möglich, daß er wirklich jetzt
Schon ohne Kopf — — Das nicht! Sprich, wie Du denkſt,
Der Phariſäer lauſcht nicht vor der Thür!
Antonius iſt zwar Antonius,
Doch auch ein Römer, und ein Römer fällt
Das Urtheil langſam, wie er's ſchnell vollzieht.
Gefang'ner mag er ſein, wenn er auch nicht
Im Kerker ſitzt! Und wenn man das benutzt,

Kann's weiter führen. Darum iſt es gut.
Wenn jetzt ein Aufſtand kommt, obgleich ich weiß,
Was es an ſich bedeutet, und nicht minder,
Was es für Folgen haben wird, wenn er
Doch noch zurückkehrt. Wenn! Es kann geſcheh'n,
Bedenk' es wohl! Er ſchickte, als er ging,
Dir einen abgeſchlag'nen Kopf zum Abſchied,
Das zeigt Dir — pfui, ich ſprech' ja, wie mein Vater!
Es zeigt mir, daß er raſch iſt, wie Tyrannen
Es ſind, und auch, daß er mich ſchrecken möchte.
Das Eine wußt' ich längſt, das And're ſoll
Ihm nicht gelingen! Wenn das Schlimmſte käme,
Wenn Alles mir mißglückte und wenn er,
Trotz ſeiner Leidenſchaft für Mariamne,
Die eher ſteigt, als fällt, und die mich ſchützt,
Sobald ſie ſelbſt nur will, das Aergſte wagte —
Was wär's? Um Rache ſetzt' ich Alles ein
Und Rache würde mir im Tode noch,
Rache an ihm, der's thäte, und an ihr,
Die es geſchehen ließe, nimmer ſahe
Das Volk, und nimmer Rom, geduldig zu.
Und was mich ſelbſt betrifft, ſo würde ich
In dieſem blut'gen Fall nur um ſo beſſer
Zu meinen Ahnen paſſen! Mußten doch
Die Meiſten meines Stamms, die Aeltermütter,
Wie Aeltervāter, ohne Kopf die Welt

Verlaſſen, weil ſie ihn nicht beugen wollten,
Ich theilte dann ihr Loos, was wär' es mehr?

Dritte Scene.

Mariamne
(tritt ein).

Alexandra
(für ſich).

Sie kommt! Ja, wär' ſie von ihm abzuzieh'n
Und zu bewegen, mir nach Rom zu folgen,
Dann — Doch, ſie haßt und liebt ihn jetzt zugleich!
Wag' ich noch einen letzten Sturm? Es ſei!
(Sie eilt auf Mariamne zu.)
Du ſuchſt den Troſt, wo er zu finden iſt!
Komm' an mein Herz!

Mariamne.

Den Troſt?

Alexandra.

Brauchſt Du ihn nicht?
Dann hab' ich Dich verkannt! Doch hatt' ich Grund,
Dich für ein Weib, wie Du kein's biſt, zu halten,
Du warſt bei mir verleumdet!

Mariamne.

Ich? Bei Dir?

Alexandra.

Man ſprach mir von Umarmungen und Küſſen,

Die Du dem brudermörd'riſchen Gemal
Gleich nach dem Mord — Verzeih', ich hätte es
Nicht glauben ſollen.

Mariamne.

Nicht?

Alexandra.

Nein! Nimmermehr!
Aus mehr als einem Grund nicht! Hätteſt Du
Dem blut'gen Schatten Deines Bruders auch
Das ſchweſterliche Opfer einer Rache
Herzlos entziehen können, die Du nicht
Durch Judith's Schwert und nicht durch Rahab's Nagel,
Nein, einzig durch ein Wenden Deines Mundes
Und durch ein ſtilles Kreuzen Deiner Arme
Dir nehmen und dem Todten weihen ſollteſt:
Er ſelbſt, der Mörder, hätte nicht gewagt,
Sich Dir zu nähern, denn Du gleichſt dem Todten,
Du warſt ihm vorgekommen wie der Leichnam
Des Ariſtobolus, den man geſchminkt,
Er hätt' ſich ſchaudernd von Dir abgewandt.

Mariamne.

Er that das Eine nicht, noch ich das And're!

Alexandra.

So ſei — Doch nein! Vielleicht blieb Dir ein Zweifel
An ſeiner Schuld noch. Willſt Du den Beweis?

Mariamne.

Ich brauch' ihn nicht!

Alexandra.

Du brauchſt —

Mariamne.

Er gilt mir Nichts!

Alexandra.

Dann — Doch ich halt' den Fluch auch jetzt zurück,
Es hat Dich ja ein and'rer ſchon getroffen!
Du gehſt noch in den Ketten einer Liebe,
Die niemals ruhmvoll war —

Mariamne.

Ich dächte doch.
Ich hätt' mir den Gemal nicht ſelbſt gewählt,
Ich hätte mich nur in das Loos gefügt,
Das Du und Hyrkan über mich, die Tochter
Und Enkelin, mit Vorbedacht verhängt.

Alexandra.

Ich nicht, mein feiger Vater ſchloß den Bund.

Mariamne.

So that er, was Dir nicht gefiel?

Alexandra.

Das nicht!
Sonſt wäre ich zuvor mit Dir entfloh'n,
Mir ſtand die Freiſtatt in Egypten offen,
Ich ſag' nur, der Entſchluß ging aus von ihm.

Dem erſten Hohenprieſter ohne Muth,
Und ich bekämpfte bloß den Widerwillen,
Mit dem ich Anfangs ihn vernahm. Allein
Ich that es, denn ich fand des Feiglings Handel
In Kurzem gut, und gab für Edoms Schwert
Die Perle Zions, als er drängte, hin!
Ja, wär' die Schlange, die Cleopatra
Um jene Zeit geſtochen, eine gift'ge
Geweſen, oder wär' Antonius
Auch nur auf ſeinem Zug hierher gekommen,
Ich hätte Nein geſagt! Nun ſagt' ich Ja!

Mariamne.

Und dennoch —

Alexandra.

Ich erwartete von Dir,
Daß Du den Kaufpreis nicht vertändeln würdeſt,
Und daß Du den Herodes —

Mariamne.

O, ich weiß!
Ich hätte mir von ihm für jeden Kuß
Im Voraus einen Kopf, der Dir mißfiel,
Bedingen und zuletzt, wenn keiner Dir
Mehr trotzte, als ſein eig'ner, ihn zum Selbſtmord
Bewegen, oder auch, wenn das nicht ging,
An ihm in ſtiller Nacht die Katzenthat

Der Judith wiederholen ſollen.
Dann hätt'ſt Du mich mit Stolz Dein Kind genannt!
Alexandra.
Mit größerem, als jetzt, ich läugn' es nicht.
Mariamne.
Ich zog es vor, dem Mann ein Weib zu ſein,
Dem Du mich zugeführt, und über ihn
Die Maccabäerin ſo zu vergeſſen,
Wie er den König über mich vergaß.
Alexandra.
Du ſchienſt Dich doch in Jericho auf ſie
Noch einmal zu beſinnen, wenigſtens
Warſt Du die Erſte, die mit einer Klage
Hervortrat, als ich ſelbſt ſie noch zurückhielt,
Um Dich zu prüfen. War's nicht ſo?
Mariamne.
In Jericho
Verwirrte mich das gräßliche Ereigniß,
Es kam zu ſchnell, vom Tiſch in's Bad, vom Bad
In's Grab, ein Bruder, ja, mir ſchwindelte!
Doch, wenn ich meinem König und Gemal
Argwöhniſch und verſtockt die Thür verſchloß,
Bereu' ich's jetzt, und kann's mir nur verzeih'n,
Weil es geſcheh'n iſt wie in Fiebers Glut!
Alexandra.
In Fiebers Glut!

Mariamne
(halb für ſich).

Auch hätt' ich's nicht gethan,
Wär' er in Trauerkleidern nicht gekommen!
Roth, dunkelroth hätt' ich ihn ſehen können,
Doch —

Alexandra.

Ja, die fand er raſch! Er hatte ſie
Voraus beſtellt, wie and're Mörder ſich,
Wo möglich, Waſſer ſchöpfen, eh' ſie morden —

Mariamne.

Mutter, vergiß nicht!

Alexandra.

Was? Daß Du das Weib
Des Mörders biſt? Das biſt Du erſt geworden,
Und biſt es nur ſo lange, als Du willſt,
Ja, biſt's vielleicht, wer weiß! ſchon jetzt nicht mehr;
Des Todten Schweſter aber warſt Du ſtets
Und wirſt es bleiben, wirſt es dann ſogar
Noch ſein, wenn Du — Du ſcheinſt dazu geneigt —
In's Grab ihm nachrufſt: Dir iſt recht geſcheh'n!

Mariamne.

Ich bin Dir Ehrfurcht ſchuldig, und ich möchte
Sie nicht verletzen, darum halte ein!
Ich könnte ſonſt —

Alexandra.
Was könnteſt Du?
Mariamne.
Mich fragen.
Wer Schuld iſt an der That, ob der, der ſie
Vollbrachte, weil er mußte, oder die,
Die ſie ihm abdrang! Laß' den Todten ruh'n!
Alexandra.
So ſprich zu Einer, die ihn nicht gebar!
Ich trug ihn unter'm Herzen, und ich muß
Ihn rächen, da ich ihn nicht wecken kann,
Daß er ſich ſelber räche!
Mariamne.
Räch' ihn denn.
Doch räch' ihn an Dir ſelbſt! Du weißt recht gut,
Daß es der Hoheprieſter war, der rings
Vom Volk Umjauchzte, ſelbſt ſchon Schwindelnde,
Und nicht der Jüngling Ariſtobolus,
Der gegen ſich hervorrief, was geſchah.
Wer trieb den Jüngling nun, das ſag' mir an,
Aus ſeiner Selbſtzufriedenheit heraus?
Es fehlt' ihm ja an bunten Röcken nicht,
Die Blicke ſchöner Mädchen anzuzieh'n,
Und mehr bedurft' er nicht zur Seligkeit.
Was ſollt' ihm Aaron's Prieſtermantel noch,
Den Du zum Ueberfluß ihm überhingſt?

Ihm kam von ſelbſt ja kein Gedanke d'rin,
Als der: Wie ſteht er mir? Doch And're hielten
Ihn ſeit dem Augenblick, daß er ihn trug,
Für's zweite Haupt von Israel, und Dir
Gelang es bald, ihn ſelbſt ſo zu bethören,
Daß er ſich für das erſte, einz'ge hielt!

Alexandra.

Du läſterſt ihn und mich!

Mariamne.

Ich thu' es nicht!
Wenn dieſer Jüngling, der geboren ſchien,
Der Welt den erſten Glücklichen zu zeigen,
Wenn er ſo raſch ein dunkles Ende fand,
Und wenn der Mann, der jeden ander'n Mann,
Wie er ſein Schwert nur zieht, zum Weibe macht,
Wenn er — ich weiß nicht, ob er's that, doch fürcht' ich's;
Dann tragen Ehrſucht, Herrſchgier zwar die Schuld,
Doch nicht die Ehrſucht, die der Todte hegte,
Und nicht die Herrſchgier, die den König plagt!
Ich will Dich nicht verklagen, mir geziemt's nicht,
Ich will dafür, daß Du uns ein Geſpenſt,
Ein blut'ges, in die Ehekammer ſchickteſt,
Von Dir nicht eine Reuethräne ſeh'n,
Obgleich wir nie jetzt mehr zu Zweien ſind,
Und mir der Dritte ſo den Sinn verſtört,
Daß ich verſtumme, wenn ich reden ſollte,

Und daß ich rede, wenn zu ſchweigen wär';
Ich will nicht einmal Deinen Rachedurſt
Erſticken, will nicht fragen, was Du rächſt,
Ob Deine Pläne oder Deinen Sohn:
Thu', was Du willſt, geh' weiter, halte ein,
Nur ſei gewiß, daß Du, wenn Du Herodes
Zu treffen weißt, auch Mariamne triffſt;
Den Schwur, den ich zurückhielt, als er ſcheidend
Ihn forderte, den leiſt' ich jetzt: Ich ſterbe,
Wenn er ſtirbt. Handle denn und ſprich nicht mehr!

Alexandra.

So ſtirb! Und gleich! Denn —

Mariamne.

Ich verſtehe Dich!
Und deshalb glaubteſt Du, ich brauchte Troſt?
O nein! Du irrſt! Es ſchreckt mich nicht,
Wenn das Geſindel, das die Auserwählten
Nur, weil ſie menſchlich-ſterblich ſind, erträgt,
Ihn mit dem Mund ſchon todtgeſchlagen hat.
Was bleibt dem Sclaven übrig, wenn der König
In Pracht und Herrlichkeit vorüberbrauſ't,
Als ſich zu ſagen: Er muß d'ran, wie ich!
Ich gönn' ihm das! Und wenn er an den Thron
Ganz dicht ein Schlachtfeld rückt mit tauſend Gräbern,
So lob' ich's, es erſtickt in ihm den Neid!
Doch daß Herodes lebt und leben wird,

Sagt mir mein Herz. Der Tod wirft einen Schatten,
Und der fällt hier hinein!

Vierte Scene.

Ein Diener.

Der Vicekönig!

Alexandra.

Gewiß bewaffnet, wie er immer iſt,
Wenn er zu uns kommt, ſeit es ihm mißlang,
Durch Schmeichelei den Sinn uns zu bethören,
Wie er's im Anfang zu verſuchen ſchien.
Weißt Du, daß Salome in jener Zeit
Vor Eiferſucht verging?

Mariamne.

Sie thut's noch jetzt!
Denn lächelnd und vertraulich ſag' ich ihm,
Wenn ſie dabei iſt, ſtets die ſchlimmſten Dinge,
Und da ſie ſelbſt nicht müde wird zu ſpäh'n,
So werde ich nicht müde, ſie zu ſtrafen
Für ihre Thorheit!

Joſeph

(tritt ein).

Alexandra

(auf Joſeph's Waffen deutend).

Siehſt Du?

Mariamne.

Mag er doch!
Sein Weib verlangt's, damit ſie träumen kann,
Sie habe einen krieg'riſchen Gemal.

Alexandra
(zu Joſeph).

Ich bin noch da!

Joſeph.

Ein ſeltſamer Empfang!

Alexandra

Mein Sohn iſt auch noch da! Er hat, wie einſt,
In eine Todtenkiſte ſich verſteckt.
Jag' ihn heraus, ich will's dafür verzeih'n,
Daß Du das einmal ungeheißen thatſt.
Du mußt die Kiſte aber diesmal nicht
Auf einem Schiff, das nach Egypten ſegelt,
Du mußt ſie ſuchen in des Kirchhof's Bauch!

Joſeph.

Ich bin nicht der, der Todte wecken kann!

Alexandra
(mit Hohn gegen Mariamne).

Wohl wahr! Sonſt wär'ſt Du ſicher mitgezogen,
Um Deinem Herrn, wenn ihn ſein Knie'n und Fleh'n
Vor dem Lictoren-Beil nicht ſchützen ſollte —

Mariamne.

Er kniet und fleht!

Joſeph
(zu Mariamne.)
Ich kann Dir zeigen wie!
„Man hat mich deß gezieh'n!" Ich räum' es ein.
„Deß aber nicht!" Ich füg' es gleich hinzu,
Damit Du Alles weißt! — So wird er's machen.

Alexandra.
Prahlſt Du für ihn?

Joſeph.
So hat er's ſchon gemacht!
Ich ſtand dabei, da ihn die Phariſäer
Verklagen wollten bei'm Antonius.
Er hatte es ſtatt ihrer ſelbſt gethan,
Vorausgeeilt in's Lager, wie er war,
Und ſagte, als ſie kamen, Punct für Punct
Die Rechnung wiederholend und ergänzend:
Sprecht, ob ich etwas ausließ oder nicht!
Den Ausfall kennſt Du, mancher von den Klägern
Verlor den ſtarren Kopf, als ſie nicht wichen,
Er trug des Römers volle Gunſt davon.

Alexandra.
Da waren Beide jünger, wie ſie jetzt ſind.
Des Einen Uebermuth gefiel dem Andern,
Und um ſo mehr, weil er auf fremde Koſten
Geübt ward, nicht auf eig'ne. Kann dem Römer
Der Phariſäer denn was ſein, deß Junge

Beſtändig Aufruhr predigt gegen Rom?
Wer dem den Bart rauft, kürzt ſein Anſeh'n! dachte
Antonius und lachte, doch ich zweifle,
Ob er das auch geſcheh'n läßt an ſich ſelbſt!

Joſeph.

Du ſprichſt, als wünſchteſt Du —

Alexandra.

Ob unſ're Wünſche
Zuſammengehn, ob nicht, was kümmert's Dich?
Halt Du den Deinen feſt! Für Dich iſt's wichtig,
Daß er zurückkehrt!

Joſeph.

Meinſt Du? Wenn für mich,
So auch für Dich!

Alexandra.

Ich wüßte nicht warum!
Es gab ſchon einmal eine Alexandra,
Die eine Krone trug in Israel,
Die zugriff, als ſie frei geworden war,
Und ſie nicht liegen ließ für einen Dieb.
Es ſoll, bei Gott! nicht an der zweiten fehlen,
Wenn's wirklich (zu Mariamne) Maccabäerinnen gibt,
Die kind'ſche Schwüre halten!

Joſeph
(aufhorchend).

Es iſt wahr!

Solch' eine Alexandra gab's einmal,
Doch wer ihr Ziel erreichen will, der muß
Ihr Beiſpiel ganz befolgen, nicht nur halb.
Sie ſöhnte ſich, als ſie den Thron beſtieg,
Mit allen ihren Feinden aus, nun hatte
Niemand von ihr zu fürchten, nur zu hoffen,
Kein Wunder, daß ſie feſt ſaß bis zum Tod!

Mariamne.

Das find' ich kläglich! Wozu einen Scepter,
Wenn nicht, um Haß und Liebe zu befried'gen?
Die Fliegen zu verſcheuchen g'nügt ein Zweig!

Joſeph.

Sehr wahr! (zu Alexandra.) Und Du?

Alexandra.

Sie ſah im Traum wohl nie
Den Ahnherrn ihres Stamm's, den großen Judas,
Sonſt hätt' ſie wahrlich keinen Feind geſcheut,
Denn noch vom Grab' aus ſchützt er ſeine Enkel,
Weil er in keinem Herzen ſterben kann.
Wie ſollt' er auch! Es kann ja Niemand beten,
Der ſich nicht ſagen muß: Ich dank' es ihm,
Daß ich noch knieen darf vor meinem Gott
Und nicht vor Holz, vor Erz und Stein!

Joſeph
(für ſich).

Der König

Hat Recht gehabt! Ich muß die That vollbringen,
Und zwar an Beiden, oder ſie erleiden.
Ich muß mir auf das Haupt die Krone ſetzen,
Wenn ich's vor'm Beil des Henkers ſichern will.
Hier ſtarrt mir eine Welt von Haß entgegen!
Wohlan, ſie ſprachen ſich das Urtheil ſelbſt;
Ich hab' ſie jetzt zum letzten Mal geprüft,
Und wäre nur ſein Bote da, ich würde
Es mitleidslos den Augenblick vollzieh'n!
Jedwede Vorbereitung iſt getroffen.

Fünfte Scene.

Ein Diener.

Der Hauptmann Titus bittet um Gehör!

Joſeph.

Sogleich! (will gehen.)

Alexandra.

Warum nicht hier?

Der Diener.

Da iſt er ſchon!

Titus

(tritt ein; zu Joſeph, heimlich).

Was Du befürchteteſt, geſchieht, das Volk
Empört ſich!

Joſeph.

Thu' denn raſch, was ich befahl
Stell' die Cohorte auf und rücke aus!

Titus.

Das that ich ſchon. Nun komm' ich, Dich zu fragen,
Ob Du Gefang'ne oder Todte willſt!
Mein Adler packt ſo gut, als er zerfleiſcht,
Und Du mußt wiſſen, was Dir beſſer frommt.

Joſeph.

Blut darf nicht fließen!

Titus.

Gut! So hau' ich ein,
Eh' ſie die Steinigung begonnen haben,
Sonſt that ich's ſpäter!

Joſeph.

Sahſt Du Sameas?

Titus.

Den Phariſäer, der ſich einſt die Stirn
An meinem Schild faſt einſtieß, weil er ſtets
Die Augen ſchließt, ſobald er mich erblickt?
Den ſah ich allerdings!

Joſeph.

Und wie? Sprich laut!

Titus.

Auf off'nem Markt, von Tauſenden umringt,
Herodes laut verfluchend!

Joſeph
(zu Alexandra).
Sameas
Ging erſt vor einer Stunde fort von Dir!
Alexandra.
Sahſt Du's?
Titus
(zu Joſeph).
Erſcheinſt Du ſelbſt?
Joſeph.
Sobald ich kann!
Einſtweilen —
Titus.
Wohl! Ich geh! (will gehen.)
Alexandra
(ruft ihn um).
Ein Wort noch, Hauptmann!
Warum entzogſt Du uns die Wache?
Mariamne.
Fehlt ſie?
Alexandra.
Seit geſtern Abend. Ja!
Joſeph.
Weil ich's gebot!
Titus.
Und weil der König, als er ging, mir ſagte:
Dies iſt der Mann, der meinen Willen weiß,
Was er gebietet, das gebiet' ich ſelbſt! (ab.)

Alexandra
(zu Joſeph).

Und Du?

Joſeph.

Ich dachte, Judas Maccabäus
Wär' Schutz genug für Dich und Deine Tochter.
Im Uebrigen, Du hörſt, wie's draußen ſteht:
Ich brauche die Soldaten! (Für ſich.) Wenn die Römer
So nahe wären, könnt' es mir mißglücken!
Heut' ſchickt' ich Galliläer!

Alexandra
(zu Mariamne).

Meinſt Du noch,
Mein Argwohn habe keinen Grund?

Mariamne.

Ich weiß nicht,
Doch jetzt ſteckt er mich an. Dies find' ich ſeltſam!
Obgleich — Wenn aus der Wand ein Wurfſpieß führe,
Es käme mir nicht unerwarteter!

Alexandra.

Zwei Stöße, und der Weg zum Thron iſt frei;
Denn, gibt es keine Maccabäer mehr,
So kommen die Herodianer d'ran.

Mariamne.

Ich würde Dich noch jetzt verlachen, wäre
Nicht Salome ſein Weib! — Bei meinem Bruder,
Ihr Kopf iſt mein! Ich ſpreche zu Herodes:

Wie Du mich rächſt an ihr, ſo liebſt Du mich!
Denn ſie, nur ſie iſt's! Der da nimmermehr!

Alexandra.

Du triumphirſt zu früh! Erſt gilt's zu handeln,
Und dieſen Aufſtand, dächt' ich, nutzten wir!

Mariamne.

Mit dieſem Aufſtand hab' ich Nichts zu ſchaffen,
Denn wenn Herodes wiederkehrt, ſo bleibt
Mir Nichts zu fürchten, und wenn nicht, ſo kommt
Der Tod in jeglicher Geſtalt mir recht!

Alexandra.

Ich geh'! (will ab.)

Joſeph
(vertritt ihr den Weg.)

Wohin?

Alexandra.

Für's Erſte auf die Zinne
Und dann, wohin es mir gefallen wird!

Joſeph.

Zur Zinne ſteht der Weg Dir frei! Die Burg
Iſt abgeſperrt!

Alexandra.

So wären wir Gefang'ne?

Joſeph.

So lange, bis die Ruhe hergeſtellt iſt,
Muß ich Dich bitten —

Alexandra.

Was erkühnſt Du Dich?

Joſeph.

Ein Stein iſt blind, ein röm'ſcher Wurfſpieß auch,
Sie treffen Beide oft, was ſie nicht ſollen.
D'rum muß man ihnen aus dem Wege geh'n!

Alexandra

(zu Mariamne).

Ich ſteig' hinauf und ſuche meinen Freunden
Durch Zeichen kund zu thun, wie's mit uns ſteht.

Mariamne.

Durch Zeichen — Deinen Freunden — Mutter, Mutter!
So biſt Du's wirklich ſelbſt und nicht das Volk?
Wenn Du Dir ſelbſt nur nicht die Grube gräbſt!

Alexandra

(will gehen).

Joſeph.

Du wirſt geſtatten, daß Dich mein Trabant
Begleitet! Philo!

Alexandra.

Alſo off'ner Krieg?

Philo

(tritt ein).

Joſeph

(redet mit ihm, Anfangs leiſe, dann laut).

Du haſt verſtanden?

Philo.
Ja!

Joſeph.
Im ſchlimmſten Fall!

Philo.
Den wart' ich ab, dann —

Joſeph.
Und mir bürgt Dein Kopf!
(für ſich.)
Mir däucht, Herodes Geiſt iſt über mir!

Alexandra
(für ſich).
Ich gehe doch! Vielleicht iſt der Soldat,
Obgleich ein Galliläer, zu gewinnen!
Verſuchen will ich es! (ab.)

Philo
(folgt ihr).

Joſeph
(für ſich).
Ich kann nicht anders,
Wie ſehr es mich verdächt'gen mag, der Aufruhr
Zwingt mich zu dieſem Schritt, ich darf ſie jetzt
Nicht aus den Augen laſſen, wenn ich mir
Die That nicht ſelbſt unmöglich machen will,
Denn jede Stunde kann ſein Bote kommen!
Ihn ſelbſt erwarte ich ſchon längſt nicht mehr.

Mariamne.

Wann ſtarb Herodes?

Joſeph.

Wann er ſtarb?

Mariamne.

Und wie?

Du mußt es wiſſen, da Du ſo viel wagſt!

Joſeph.

Was wag' ich denn? Du gibſt mir Räthſel auf!

Mariamne.

Nichts, wenn Du glaubſt, ich finde keinen Schutz,
Sobald die Römer hören, daß mein Leben
Bedroht iſt, Alles, wenn Du darin irrſt.

Joſeph.

Und wer bedroht Dein Leben?

Mariamne.

Fragſt Du noch?

Du!

Joſeph.

Ich?

Mariamne.

Kannſt Du das Gegentheil mir ſchwören?
Kannſt Du's bei Deines Kindes Haupt? — Du ſchweigſt!

Joſeph.

Du haſt mir keine Schwüre abzufordern.

Mariamne.

Wer ſo verklagt wird, leiſtet ſie von ſelbſt.
Doch weh' Dir, wenn Herodes wiederkehrt!
Ich ſag' ihm Zweierlei vor'm erſten Kuß,
Ich ſag' ihm, daß Du ſannſt auf meinen Mord,
Ich ſag' ihm, was ich ſchwur: ermiß nun ſelbſt,
Welch Schickſal Dich erwartet, wenn er kommt!

Joſeph.

Und was — was ſchwurſt Du? Wenn's mich ſchrecken ſoll,
So muß ich's wiſſen!

Mariamne.

Hör's zu Deinem Fluch!
Daß ich mit eig'ner Hand mich tödten will,
Wenn er — O, hätt' ich das geahnt! Nicht wahr?
Dann hätte ich an einen kalten Gruß
Mich nie gekehrt, ich hätte fortgefahren,
Wie ich begann, und Alles ſtünde wohl!
Denn Anfangs warſt Du ein ganz and'rer Mann!

Joſeph.

Ich habe Nichts zu fürchten!

Mariamne.

Weil Du meinſt,
Es ſei unmöglich, daß er wiederkehrt!
Wer weiß! Und wenn! Ich halte meinen Schwur,
Doch eher nicht, bis ich an Dir mich rächte,
Bis ich an Dir, erzitt're, ſo mich rächte.

Wie er mich rächen würde! Zieh' doch jetzt
Sogleich Dein Schwert! Du wagſt es nicht? Ich glaub's!
Und wie Du mich auch hüten magſt, ich finde
Zum Hauptmann Titus ſicher einen Weg!
Verloren iſt Dein Spiel, ſeit ich's durchſchaut.

Joſeph
(für ſich).

Wahr, wahr! (zu Mar.) Ich halte Dich beim Wort! Du rächſt
Dich ſo, ganz ſo, wie er Dich rächen würde!
Das haſt Du mir gelobt! Vergiß es nicht!

Mariamne.

So ſpricht der Wahnwitz! Daß Herodes mich
Mehr liebt, wie ich mich ſelber lieben kann,
Wird Keiner, wird nicht einmal Salome,
Dein tück'ſches Weib, bezweifeln, wenn ſie mich
Auch eben darum doppelt haſſen, wenn ſie
Auch eben darum Dir den Mordgedanken
Rachſüchtig eingegeben haben mag!
Daß er von ihr kommt, weiß ich und ich will
Sie treffen, daß ſie's fühlt, ihr Schmerz um Dich
Soll meine letzte Luſt auf Erden ſein!

Joſeph.

Du irrſt Dich! Doch gleichviel! Ich hab' Dein Wort!

Mariamne.

Du wiederholſt es noch einmal? Verruchter,

Welch einen Aufruhr nächtlicher Gedanken
Weckſt Du mir in der Bruſt und welchen Argwohn!
Du ſprichſt, als ob Herodes ſelber mich
Zum Opferthier und Dich zum Opferprieſter
Erkoren hätte. Iſt es ſo? Beim Abſchied
Entfiel ihm, mit Entſetzen denk' ich d'ran,
Ein dunkles Wort. Gib Antwort!
Joſeph.
Dieſe geb' ich,
Sobald es nöthig iſt, ſobald ich weiß,
Daß er —
Mariamne.
Dich nicht mehr Lügen ſtrafen kann,
Wenn Du ihn feig und ſchlecht des Schrecklichſten,
Des Maßlos-Ungeheuerſten verklagteſt,
Bloß um Dich ſelbſt vor mir zu reinigen?
Ich ſage Dir, ich höre Dich nur jetzt,
Wo er vielleicht, eh' Du noch endigteſt,
Schon in die Thür tritt und Dich niederſtößt!
Schweig denn auf ewig, oder ſprich ſogleich!
Joſeph.
Und wenn es wär'? Ich ſag' nicht, daß es iſt!
Doch wenn es wär'? Was würd' es Anders ſein,
Als die Beſtätigung deſſen, was Du fühlſt,
Als ein Beweis, daß er Dich liebt, wie nie
Ein Mann ſein Weib noch liebte?

Mariamne.

Was iſt das?
Mir däucht, ſchon einmal hab' ich das gehört!

Joſeph.

Ich dächte doch, es könnte Dir nur ſchmeicheln,
Wenn ihm der Tod nicht halb ſo bitter wär',
Als der Gedanke, Dich —

Mariamne.

Was gilt die Wette,
Ich ſelber bring' es jetzt für Dich zu Ende!
Als der Gedanke, mich zurückzulaſſen
In einer Welt, wo ein Antonius lebt!

Joſeph.

Nun ja! Ich ſag' nicht, daß er das geſagt —

Mariamne.

Er hat's geſagt! Er hat — Was hat er nicht!
O, daß er endlich käme!

Joſeph.

Mariamne! —
(für ſich) Wie hab' ich mich verſtrickt! Zwar that ich Nichts,
Als was ich mußte! Doch mich packt ein Grauen,
Daß er — ich ſeh' den Ariſtobolus.
Verflucht die That, die einen Schatten wirft,
Eh ſie in's Leben tritt!

Mariamne.

So war das mehr.

Als eine tolle Blaſe des Gehirns,
Wie ſie zuweilen aufſteigt und zerplatzt,
So war's — Von jetzt erſt fängt mein Leben an,
Bis heute träumt' ich!

Sechste Scene.

Ein Diener
(tritt ein, ihm folgt Salome).

Salome
(zum Diener).

Ward's Dir unterſagt,
Hier ungemeldet Jemand einzulaſſen?
Ich nehm's auf mich!

Joſeph.

Du, Salome?

Salome.

Wer ſonſt?
Kein böſer Geiſt! Dein Weib! Dein armes Weib,
Um das Du warbſt, wie Jacob warb um Rahel,
Und das Du nun — (zu Mar.) Verfluchte, war es Dir
Noch nicht genug, daß Du das Herz des Bruders
Mir abgewendet haſt? Mußt Du mir jetzt
Auch den Gemal noch rauben? Tag und Nacht
Denkt er an Dich, als wäreſt Du ſchon Witwe,
Und ich noch weniger, als das! Bei Tage
Folgt er auf Schritt und Tritt Dir nach! Bei Nacht

Träumt er von Dir, nennt ängſtlich Deinen Namen,
Fährt aus dem Schlummer auf — (zu Joſ.) Hielt ich's Dir nicht
Noch dieſen Morgen vor? Und heut' ſogar,
Wo ganz Jeruſalem in Aufruhr iſt,
Heut' iſt er nicht bei mir, nicht auf dem Markt,
Wo ich, weil er nicht kam, ihn ſuchen ließ,
Er iſt bei Dir und Ihr — Ihr ſeid allein!

Mariamne.

Die iſt es ſicher nicht. So iſt er's ſelbſt!
Wenn noch ein Zweifel übrig blieb, ſo hat
Die blöde Eiferſucht ihn jetzt erſtickt! —
Ich war ihm nur ein Ding und weiter Nichts!

Joſeph
(zu Salome.)

Ich ſchwör' Dir —

Salome.

Daß ich blind bin? Nein! Ich ſehe!

Mariamne.

Der Sterbende, der ſeinen Feigenbaum
Abhauen ließe, weil er ſeine Früchte
Nach ſeinem Tode keinem Andern gönnte,
Der Sterbende wär' ruchlos, und er hätte
Den Baum vielleicht doch ſelbſt gepflanzt und wüßte,
Daß er den Dieb, daß er ſogar den Mörder
Erquicken müßte, der ihn ſchüttelte.

Bei mir fällt Beides weg! Und doch! Und doch!
Das iſt ein Frevel, wie's noch keinen gab.

Salome
(zu Joſeph).
Du ſprichſt umſonſt! Ein Auftrag! Welch ein Auftrag?

Mariamne.
Ein Auftrag! Dies das Siegel! — Wär' es möglich,
Jetzt müßt' es doch am erſten möglich ſein!
Allein es iſt nicht möglich! Keine Regung
Unedler Art befleckt mein Innerſtes,
Wie es auch ſtürmt in meiner Bruſt! Ich würde
Antonius in dieſem Augenblick
Dieſelbe Antwort geben, die ich ihm
An unſ'rem Hochzeitstag gegeben hätte.
Das fühl' ich, darum trifft's mich, wie's mich trifft,
Sonſt müßte ich's ertragen, ja verzeih'n!

Salome
(zu Mariamne).
Ich bin für Dich nicht da, wie's ſcheint?

Mariamne.
Doch! Doch!
Du haſt ſogar die größte Wohlthat mir
Erzeigt, ich, die ich blind war, ſehe jetzt,
Ich ſehe hell und das allein durch Dich!

Salome.
Verhöhnſt Du mich? Auch das ſollſt Du mir büßen.

Wenn nur mein Bruder wiederkehrt! Ich werde
Ihm Alles ſagen —

Mariamne.

Was? Ja ſo! Das thu'!
Und hört er d'rauf — — Warum denn nicht? Was lach' ich?
Iſt das denn noch unmöglich? — — Hört er d'rauf,
So nimm mein Wort, ich widerſprech' Dir nicht!
Ich liebe mich nicht mehr genug dazu!

Siebente Scene.

Alexandra
(ſtürzt herein).

Der König!

Joſeph.

In der Stadt?

Alexandra.

Schon in der Burg!

Dritter Act.

Burg Zion. Alexandra's Gemächer.

Erſte Scene.

Alexandra. Joſeph. Salome. Herodes (tritt ein). **Sein Gefolge. Soemus.**

Herodes.

Da wär' ich wieder! (zu Soemus.) Blutet's noch? Der Stein
Hat mir gegolten und er traf Dich nur,
Weil Du gerade kamſt, mir was zu ſagen.
Dein Kopf war diesmal Deines Königs Schild!
Wär'ſt Du geblieben, wo Du warſt —

Soemus.

So hätt' ich
Die Wunde nicht, doch auch nicht das Verdienſt,
Wenn es ein ſolches iſt. In Galliläa
Wird höchſtens der geſteinigt, der es wagt,
Sich Dir und mir, der ich Dein Schatten bin,

Dein Sprachrohr, oder, was Du immer willſt,
Zu widerſetzen.

Herodes.

Ja, da ſind ſie treu!
Dem eig'nen Vortheil nämlich, und weil dieſer
Mit meinem Hand in Hand geht, meinem auch.

Soemus.

Wie ſehr, das ſiehſt Du daran, daß Du mich
In Deiner Hauptſtadt findeſt.

Herodes.

In der That,
Dich hier zu treffen, hätt' ich nicht erwartet;
Denn wenn der König fern iſt, thun die Wächter
Den ſtörrigen Provinzen doppelt noth!
Was trieb Dich denn von Deinem Poſten fort?
Doch ganz gewiß was And'res, als der Wunſch,
Mir zu beweiſen, daß er ungefährdet
Verlaſſen werden könne, und die Ahnung,
Daß hier ein Steinwurf aufzufangen ſei!

Soemus.

Ich kam herüber, um dem Vicekönig
Entdeckungen von wunderbarer Art
In ſchuld'ger Eile mündlich mitzutheilen.
Ich wollt' ihm melden, daß die Phariſäer
Sogar den ſtarren Boden Galliläa's,
Wenn auch umſonſt, zu unterhöhlen ſuchen.

Doch meine Warnung kam zu ſpät, ich fand
Jeruſalem in Flammen vor und konnte
Nur löſchen helfen!

Herodes

(reicht ihm die Hand).

Und das thateſt Du
Mit Deinem Blut! — Sieh, Joſeph, guten Tag!
Dich hätt' ich anderswo geſucht! — Schon gut!
Jetzt aber geh' und ſchaff' den Sameas,
Den Phariſäer, den der Hauptmann Titus
Auf Scythen-Art gefangen hält, hierher.
Der ſtarre Römer ſchleppt ihn, an den Schweif
Des Roſſes, das er reitet, feſtgebunden,
Mit ſich herum, weil er im heil'gen Eifer
Auf off'nem Markt nach ihm geſpieen hat.
Nun muß er rennen, wie er niemals noch
Gerannt ſein mag, wenn er nicht fallen und
Geſchleift ſein will. Ich hätte ihn ſogleich,
Wie ich vorüberkam, erlöſen ſollen!
Verdanke ich's doch ſicher ihm allein,
Daß ich jetzt alle Schlangen, die bisher
Sich ſtill vor mir verkrochen, kennen lernte!
Nun kann ich ſie zertreten, wann ich will!

Joſeph

(ab).

Herodes
(zu Alexandra).

Ich grüße Dich! Und vom Antonius
Soll ich Dir melden, daß man einen Fluß
Nicht vor Gericht zieh'n kann, und einen König,
In deſſen Land er fließt, noch weniger,
Weil er ihn nicht verſchütten ließ! (zu Soemus.) Ich wär'
Längſt wieder hier geweſen, doch wenn Freunde
Zuſammenkommen, die ſich ſelten ſeh'n,
So halten ſie ſich feſt! Das wird auch Dir,
Ich ſag' es Dir voraus, bei mir geſcheh'n,
Nun ich Dich endlich einmal wieder habe.
Du wirſt mit mir die Feigen ſchütteln müſſen,
So wie ich dem Antonius die Muränen,
Pfui, Schlemmerei! in Strömen von Falerner
Erſticken helfen und für manchen Schwank
Aus unſ'rer frühern Zeit ihm das Gedächtniß
Auffriſchen mußte! Mach' Dich nur gefaßt,
Mir gleichen Dienſt zu leiſten. Hab' ich auch
Vom Triumphator nicht genug in mir,
Daß ich Dich ſo zu mir entboten hätte,
Wie er mich ſelbſt zu ſich entbot, zum Schein
Auf eine abgeſchmackte Klage hörend,
Die Stirn wie Cäſar runzelnd und den Arm
Mit Blitz und Donnerkeil zugleich bewaffnend,
Bloß um gewiß zu ſein — dies war der Grund.

Warum er's that — daß ich auch wirklich käme,
So mach' ich mir den Zufall, der Dich heute
Mir in die Hände liefert, doch zu nutz,
Und ſprech', wie er, wenn Du von Deinem Amt
Zu reden anfängſt: Führſt Du's, wie Du ſollſt,
So braucht es Dich nicht jeden Augenblick!
Du kommſt ſo ſelten, daß es ſcheint, als wärſt
Du hier nicht gern!

Soemus.

Du thuſt mir unrecht, Herr,
Doch hab' ich Urſach', nicht zu oft zu kommen!

Herodes
(zu Salome).

Auch Du biſt hier? So lernteſt Du es endlich
Dir einzubilden, wenn Du Mariamnen
Begegneſt, daß Du in den Spiegel ſiehſt
Und Deinen eig'nen Widerſchein erblickſt?
Oft rieth ich's Dir, wenn Du ihr grollteſt, niemals
Gefiel der Rath Dir! Nimm den Scherz nicht krumm!
Man kann nichts Uebles in der Stunde thun,
Wo man ſich wiederſieht! Doch, wo iſt ſie?
Man ſagte mir, ſie ſei bei ihrer Mutter,
D'rum kam ich her!

Salome.

Sie ging, als ſie vernahm,
Daß Du Dich näherteſt.

Herodes.

Sie ging? Unmöglich!
Doch wohl! Sie that es, weil die Einſamkeit
Dem Wiederſehen ziemt! — (für ſich) Willſt Du ihr zürnen,
Statt abzubitten, Herz? — Ich folge ihr,
Denn ihr Gefühl hat Recht!

Salome.

Betrüg' Dich nur,
Und leg' den Schreck, Dich auferſteh'n zu ſeh'n,
Die Scham, an Deinen Tod geglaubt zu haben,
Die größere, kaum Witwe mehr zu ſein,
Leg' ihr das Alles aus, als wär's die Scheu
Des Mägdleins, das noch keinen Mann erkannt,
Nicht die Verwirrung einer Sünderin!
Sie ging aus Furcht!

Herodes.

Aus Furcht? — Sieh um Dich her,
Wir ſind hier nicht allein!

Salome.

Das iſt mir recht,
Bring' ich vor Zeugen meine Klage an,
So wird ſie um ſo ſicherer gehört,
Und um ſo ſchwerer unterdrückt!

Herodes.

Du ſtellſt

Dich zwiſchen mich und ſie? Nimm Dich in Acht,
Du kannſt zertreten werden!

Salome.

Dies Mal nicht.
Obgleich ich weiß, was Dir die Schweſter gilt,
Wenn's um die Maccabäerin ſich handelt,
Dies Mal —

Herodes.

Ich ſag' Dir Ein's! Wär' an dem Tag,
An dem ich ſie zum erſten Mal erblickte,
Ein Kläger aufgeſtanden wider ſie,
Er hätt' nicht leicht Gehör bei mir gefunden,
Doch leichter noch, wie heut! Das warne Dich!
Ich bin ihr ſo viel ſchuldig, daß ſie mir
Nichts ſchuldig werden kann, und fühl' es tief!

Salome.

So hat ſie einen Freibrief?

Herodes.

Jede Larve
Zu tragen, die ihr gut ſcheint, Dich zu täuſchen,
Wenn ſie ſich Kurzweil mit Dir machen will!

Salome.

Dann — ja, dann muß ich ſchweigen! Wozu ſpräch' ich!
Denn was ich Dir auch ſagen möchte, immer
Wär' Deine Antwort fertig: Mummerei!
Nun dieſe Mummerei iſt gut geglückt,

Sie hat nicht mich allein, ſie hat die Welt
Mit mir berückt und koſtet Dir die Ehre,
Wie mir die Ruh, ob Du auch ſchwören magſt,
Daß Joſeph nur gethan, was er geſollt,
Wenn er — Sieh zu, ob es ein Menſch Dir glaubt!

Herodes.

Wenn er — Was unterdrückſt Du? Endige!
Doch nein — — Noch nicht!
(Zu einem Diener.)
Ich laß die Königin
Erſuchen zu erſcheinen! — Iſt es nicht,
Als wär' die ganze Welt von Spinnen rein,
Und alle niſteten in meinem Hauſe,
Um, wenn einmal für mich der blaue Himmel
Zu ſehen iſt, ihn gleich mir zu verhängen
Und Wolken-Dienſt zu thun? Zwar — ſeltſam iſt's,
Daß ſie nicht kommt! Sie hätt' mich küſſen müſſen,
Der Allgewalt des Augenblicks erliegend,
Und dann die Lippen ſich zerbeißen mögen,
Wenn das Geſpenſt denn noch nicht von ihr wich!
(Zu Salome.)
Weißt Du, was Du gewagt haſt? Weißt Du's, Weib?
Ich freute mich! Verſtehſt Du das? Und nun — —
Die Erde hat mir einmal einen Becher
Mit Wein verſchüttet, als ich durſtig war,
Weil ſie zu zucken anfing, eh' ich ihn

Noch leerte, ihr verzieh ich, weil ich mußte,
An Dir könnt' ich mich rächen!

Zweite Scene.

Mariamne (tritt auf).

Herodes.

Wirf Dich nieder
Vor ihr, die Du vor ſo viel Zeugen kränkteſt,
Dann thu' ich's nicht!

Salome.

Ha!

Alexandra.

Was bedeutet das?

Herodes.

Nun, Mariamne?

Mariamne.

Was befiehlt der König?
Ich bin entboten worden und erſchien!

Alexandra.

Iſt dies das Weib, das ſchwur, ſich ſelbſt zu tödten,
Wenn er nicht wiederkehrte?

Herodes.

Dies Dein Gruß?

Mariamne.

Der König ließ mich rufen, ihn zu grüßen?
Ich grüße ihn! Da iſt das Werk vollbracht!

Alexandra.

Du irrſt Dich ſehr! Du ſtehſt hier vor Gericht!

Herodes.

Man wollte Dich verklagen! Eh ich noch
Die Klage angehört, ließ ich Dich bitten,
Hierherzukommen, aber wahrlich nicht,
Daß Du Dich gegen ſie vertheidigteſt,
Nur, weil ich glaube, daß ſie in ſich ſelbſt
Erſticken wird vor Deiner Gegenwart!

Mariamne.

Um das zu hindern, ſollt' ich wieder geh'n!

Herodes.

Wie, Mariamne? Nie gehörteſt Du
Zu jenen Seelen jammervoller Art,
Die, wie ſie eben Antlitz oder Rücken
Des Feindes ſeh'n, verzeih'n und wieder grollen,
Weil ſie zu ſchwach für einen echten Haß
Und auch zu klein für volle Großmuth ſind.
Was hat Dich denn im Tiefſten ſo verwandelt,
Daß Du Dich ihnen jetzt noch zugeſellſt?
Du haſt doch, als ich ſchied, ein Lebewohl
Für mich gehabt; dies, däucht mir, gab mir Anſpruch
Auf Dein Willkommen, und Du weigerſt das?
Du ſtehſt ſo da, als lägen Berg und Thal
Noch zwiſchen uns, die uns ſo lange trennten?

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Du trittſt zurück, wenn ich mich nähern will?
So iſt Dir meine Wiederkunft verhaßt?

Mariamne.

Wie ſollte ſie? Sie gibt mir ja das Leben
Zurück!

Herodes.

Das Leben? Welch ein Wort iſt dies!

Mariamne.

Du wirſt nicht läugnen, daß Du mich verſtehſt!

Herodes
(Für ſich).

Kann ſie's denn wiſſen? (zu Mariamne) Komm!
(da Mariamne nicht folgt.)
Laßt uns allein!
(zu Alexandra).
Du wirſt verzeih'n!

Alexandra.

Gewiß!
(ab. Alle Andern folgen ihr.)

Mariamne.

So feig!

Herodes.

So feig?

Mariamne.

Und auch — wie nenn' ich's nur?

Herodes.

Und auch? — (Für ſich.) Das wär'
Entſetzlich! Nimmer löſcht' ich's in ihr aus!

Mariamne.

Ob ihm ſein Weib in's Grab freiwillig folgt,
Ob ſie des Henkers Hand hinunter ſtößt —
Ihm gleich, wenn ſie nur wirklich ſtirbt! Er läßt
Zum Opfertod ihr nicht einmal die Zeit!

Herodes.

Sie weiß es!

Mariamne.

Iſt Antonius denn ein Menſch,
Wie ich bisher geglaubt, ein Menſch wie Du,
Oder ein Dämon, wie Du glauben mußt,
Da Du verzweifelſt, ob in meinem Buſen
Noch ein Gefühl von Pflicht, ein Reſt von Stolz
Ihm widerſtehen würde, wenn er triefend
Von Deinem Blut als Freier vor mich träte
Und mich beſtürmte, ihm die Zeit zu kürzen,
Die die Aegypterin ihm übrig läßt?

Herodes.

Doch wie? Doch wie?

Mariamne.

Er müßte Dich ja doch
Getödtet haben, eh' er werben könnte,
Und wenn Du ſelbſt Dich denn — ich hätt' es nie
Gedacht, allein ich ſeh's! — ſo nichtig fühlſt,
Daß Du verzagſt, in Deines Weibes Herzen
Durch Deines Männerwerthes Vollgehalt

Ihn aufzuwägen, was berechtigt Dich,
Mich ſo gering zu achten, daß Du fürchteſt,
Ich wieſe ſelbſt den Mörder nicht zurück?
O Doppelſchmach!

Herodes
(ausbrechend).

Um welchen Preis erfuhrſt
Du dies Geheimniß? Wohlfeil war es nicht!
Mir ſtand ein Kopf zum Pfand!

Mariamne.

O Salome,
Du kannteſt Deinen Bruder! — Frage den,
Der mir's verrieth, was er empfangen hat,
Von mir erwarte keine Antwort mehr!
(wendet ſich.)

Herodes.

Ich zeig' Dir gleich, wie ich ihn fragen will!
Soemus!

Dritte Scene.

Soemus (tritt ein).

Herodes.

Iſt mein Schwäher Joſeph draußen?

Soemus.

Er harrt mit Sameas.

Herodes.

Führ' ihn hinweg!

Ich gab ihm einen Brief! Er ſoll den Brief
Alsbald beſtellen! Du begleiteſt ihn
Und ſorgſt, daß Alles treu vollzogen wird,
Was dieſer Brief befiehlt!

Soemus.

Es ſoll geſcheh'n! (ab.)

Herodes.

Was Du auch ahnen, denken, wiſſen magſt,
Du haſt mich doch mißkannt!

Mariamne.

Dem Brudermord
Haſt Du das Siegel der Nothwendigkeit,
Dem man ſich beugen muß, wie man auch ſchaudert,
Zwar aufgedrückt, doch es gelingt Dir nie,
Mit dieſem Siegel auch den Mord an mir
Zu ſtempeln, der wird bleiben, was er iſt,
Ein Frevel, den man höchſtens wiederholen
Doch nun und nimmer überbieten kann!

Herodes.

Ich würde nicht den Muth zur Antwort haben,
Wenn ich, was ich auch immer wagen mochte,
Des Ausgangs nicht gewiß geweſen wäre,
Das war ich aber und ich war es nur,
Weil ich mein Alles auf das Spiel geſetzt!
Ich that, was auf dem Schlachtfeld der Soldat
Wohl thut, wenn es ein Allerletztes gilt.

Er ſchleudert die Standarte, die ihn führt,
An der ſein Glück und ſeine Ehre hängt,
Entſchloſſen von ſich in's Gewühl der Feinde,
Doch nicht, weil er ſie preiszugeben denkt:
Er ſtürzt ſich nach, er holt ſie ſich zurück,
Und bringt den Kranz, der ſchon nicht mehr dem Muth,
Nur der Verzweiflung noch erreichbar war,
Den Kranz des Siegs, wenn auch zerriſſen, mit.
Du haſt mich feig genannt. Wenn der es iſt,
Der einen Dämon in ſich ſelber fürchtet,
So bin ich es zuweilen, aber nur,
Wenn ich mein Ziel auf krummem Weg erreichen
Wenn ich mich ducken und mich ſtellen ſoll,
Als ob ich der nicht wäre, der ich bin.
Dann ängſtigt's mich, ich möchte mich zu früh
Aufrichten, und um meinen Stolz zu zähmen,
Der, leicht empört, mich dazu ſpornen könnte,
Knüpf' ich an mich, was mehr iſt, als ich ſelbſt,
Und mit mir ſtehen oder fallen muß.
Weißt Du, was meiner harrte, als ich ging?
Kein Zweikampf und noch minder ein Gericht,
Ein launiſcher Tyrann; vor dem ich mich
Verläugnen ſollte, aber ſicher nicht
Verläugnet hätte, wenn — Ich dachte Dein,
Nun knirſcht' ich nicht einmal — und was er auch
Dem Mann und König in mir bieten mochte,

Von Schmaus zu Schmaus mich ſchleppend und den Freiſpruch
Mir doch, unheimlich ſchweigend, vorenthaltend,
Geduldig, wie ein Sclave, nahm ich's hin!

Mariamne.

Du ſprichſt umſonſt! Du haſt in mir die Menſchheit
Geſchändet, meinen Schmerz muß Jeder theilen,
Der Menſch iſt, wie ich ſelbſt, er braucht mir nicht
Verwandt, er braucht nicht Weib zu ſein, wie ich.
Als Du durch heimlich-ſtillen Mord den Bruder
Mir raubteſt, konnten die nur mit mir weinen,
Die Brüder haben, alle Andern mochten
Noch trock'nen Auges auf die Seite treten
Und mir ihr Mitleid weigern. Doch ein Leben
Hat Jedermann und Keiner will das Leben
Sich nehmen laſſen, als von Gott allein,
Der es gegeben hat! Solch einen Frevel
Verdammt das ganze menſchliche Geſchlecht,
Verdammt das Schickſal, das ihn zwar beginnen,
Doch nicht gelingen ließ, verdammſt Du ſelbſt!
Und wenn der Menſch in mir ſo tief durch Dich
Gekränkt iſt, ſprich, was ſoll das Weib empfinden,
Wie ſteh' ich jetzt zu Dir und Du zu mir?

Vierte Scene.

Salome
(ſtürzt herein).

Entſetzlicher, was ſinnſt Du? Meinen Gatten

Seh' ich von hinnen führen — er beſchwört mich,
Dich um Erbarmung anzufleh'n — ich zaud're,
Weil ich ihm grolle und ihn nicht verſtehe —
Und nun — nun hör' ich grauſe Dinge flüſtern —
Man ſpricht — Man lügt, nicht wahr?

Herodes.

Dein Gatte ſtirbt!

Salome.

Eh' er gerichtet wurde? Nimmermehr!

Herodes.

Er iſt gerichtet durch ſich ſelbſt! Er hatte
Den Brief, der ihn zum Tod verdammt, in Händen,
Eh' er ſich gegen mich verging, er wußte,
Welch' eine Strafe ihn erwartete,
Wenn er es that; er unterwarf ſich ihr
Und that es doch!

Salome.

Herodes, höre mich!
Weißt Du das denn gewiß? Ich habe ihn
Verklagt, ich glaubte es mit Recht zu thun,
Ich hatte Grund dazu — Daß er ſie liebte,
War offenbar, er hatte ja für mich
Nicht einen Blick mehr, keinen Händedruck —
Er war bei Tage um ſie, wann er konnte,
Und Nachts verriethen ſeine Träume mir,
Wie ſehr ſie ihn beſchäftigte — Das Alles

Iſt wahr, und mehr — — Doch folgt aus dieſem Allen
Noch nicht, daß ſie ihn wieder lieben mußte,
Noch weniger, daß ſie — O nein! o nein!
Mich riß die Eiferſucht dahin — vergib!
Vergib auch Du (zu Mariamne) Ich habe Dich gehaßt!
O Gott, die Zeit vergeht! Man ſprach — Soll ich
Dich lieben, wie ich Dich gehaßt? Dann ſei
Nicht länger ſtumm, ſprich, daß er ſchuldlos iſt
Und bitt' für ihn um Gnade, wie ich ſelbſt!

Mariamne.

Er iſt's!

Herodes.

In ihrem Sinn — in meinem nicht!

Mariamne.

In Deinem auch!

Herodes.

Dann müßteſt Du Nichts wiſſen!
Jetzt kann ihn Nichts entſchuldigen! Und wenn ich
Den Tod ihm geben laſſe, ohne ihn
Vorher zu hören, ſo geſchieht's zwar mit,
Weil ich Dir zeigen will, daß ich von Dir
Nicht niedrig denke und das raſche Wort,
Das mir im erſten Zorn entfiel, bereue,
Doch mehr noch, weil ich weiß, daß er mir Nichts
Zu ſagen haben kann!

Fünfte Scene.

Soemus.

Das blut'ge Werk
Iſt abgethan! Doch ganz Jeruſalem
Steht ſtarr und fragt, warum der Mann, den Du
Zu Deinem Stellvertreter machteſt, als Du
Von hinnen zogſt, bei Deiner Wiederkehr
Den Kopf verlieren mußte!

Salome
(taumelt).

Wehe mir!

Mariamne
(will ſie auffangen).

Salome.

Fort! Fort! (zu Herodes.) Und Die?

Herodes.

Gib Dich zufrieden, Schweſter!
Dein Gatte hat mich fürchterlich betrogen —

Salome.

Und Die?

Herodes.

Nicht ſo, wie Du es meinſt —

Salome.

Nicht ſo?
Wie denn? Sie willſt Du retten? Wenn mein Gatte
Dich fürchterlich betrog, ſo that ſie's auch.

Denn wahr iſt, was ich ſagte und ein Jeder
Soll's wiſſen, der es noch nicht weiß! Du ſollſt
In ihrem Blut Dich waſchen, wie in ſeinem,
Sonſt wirſt Du niemals wieder rein! Nicht ſo!

Herodes.

Bei Allem, was mir heilig iſt —

Salome.

So nenne
Mir ſein Verbrechen, wenn es das nicht war!

Herodes.

Wollt' ich es nennen, würde ich's vergrößern!
Ich hatt' ihm ein Geheimniß anvertraut,
An dem mein Alles hing, und dies Geheimniß
Hat er verrathen, ſoll auch ich das thun?

Salome.

Elende Ausflucht, die mich ſchrecken wird!
Meinſt Du, daß Du mich täuſchen kannſt? Du glaubſt
An Alles, was ich ſagte, doch Du biſt
Zu ſchwach, um Deine Liebe zu erſticken,
Und ziehſt es vor, die Schande zu verhüllen,
Die Du nicht tilgen magſt. Doch wenn Du mich,
Die Schweſter, nicht wie meinen Gatten tödteſt,
So wird Dir das mißlingen! (zu Mariamne.) Er iſt todt,
Nun kannſt Du ſchwören, was Du willſt, er wird
Nicht widerſprechen! (ab.)

Herodes.

Folg' ihr nach, Soemus,
Und ſuch' ſie zu begütigen! Du kennſt ſie
Und eh'mals hat ſie gern auf Dich gehört!

Soemus.

Die Zeiten ſind vorüber! Doch, ich geh! (ab.)

Mariamne
(für ſich).

Für den, der mich ermorden wollte, hätt' ich
Wohl nicht gebeten! Dennoch ſchaud're ich
Daß mir nicht einmal Zeit blieb, es zu thun!

Herodes
(für ſich).

Er mußte doch daran! Im nächſten Krieg
Hätt' er den Platz des Urias bekommen!
Und dennoch reu't mich dieſe Eile jetzt!

Sechste Scene.

Ein Bote
(tritt auf).

Mich ſchickt Antonius!

Herodes.

So weiß ich auch,
Was Du mir bringſt. Ich ſoll mich fertig machen,
Der große Kampf, von dem er ſprach, beginnt!

Bote.

Octavianus hat nach Afrika
Sich eingeſchifft, ihm eilt Antonius
Entgegen, mit Cleopatra vereint,
Um gleich bei Actium ihn zu empfangen —

Herodes.

Und ich, Herodes, ſoll der Dritte ſein!
Schon gut! Ich zieh noch heut! Soemus kann,
So ſchlecht es hier auch ſteh'n mag, mich erſetzen.
Gut, daß er kam!

Mariamne.

Er zieht noch einmal fort!
Dank, Ew'ger, Dank!

Herodes
(ſie beobachtend).

Ha!

Bote.

Großer König, nein!
Er braucht Dich nicht bei Actium, er will,
Daß Du die Araber, die ſich empörten,
Verhindern ſollſt, dem Feind ſich anzuſchließen!
Das iſt der Dienſt, den er von Dir verlangt.

Herodes.

Er hat den Platz, wo ich ihm nützen kann,
Mir anzuweiſen!

Mariamne.

Noch einmal! Das löſ't
Ja Alles wieder!

Herodes
(wie vorher).

Wie mein Weib ſich freut!
(Zum Boten.)
Sag' ihm — Du weißt's ja ſchon! —
(für ſich).
Die Stirn' entrunzelt,
Die Hände wie zum Dankgebet gefaltet —
Das iſt ihr Herz!

Bote.

Sonſt haſt Du Nichts für mich?

Mariamne.

Jetzt werd' ich's ſeh'n, ob's bloß ein Fieber war,
Das Fieber der gereizten Leidenſchaft,
Das ihn verwirrte, oder ob ſich mir
In klarer That ſein Innerſtes verrieth!
Jetzt werd' ich's ſeh'n!

Herodes
(zum Boten).

Nichts! Nichts!

Bote
(ab).

Herodes
(zu Mariamne).

Dein Angeſicht

Hat ſich erheitert! Aber hoffe nicht
Zu viel! Man ſtirbt nicht ſtets in einem Krieg,
Aus manchem kehrt' ich ſchon zurück!

Mariamne
(will reden, unterbricht ſich aber).
Nein! Nein!

Herodes.

Zwar gilt es diesmal einen hitz'gern Kampf
Wie jemals, alle andern Kämpfe wurden
Um Etwas in der Welt geführt, doch dieſer
Wird um die Welt geführt, er ſoll entſcheiden,
Wer Herr der Welt iſt, ob Antonius,
Der Wüſt- und Lüſtling, oder ob Octav,
Der ſein Verdienſt erſchöpft, ſobald er ſchwört,
Daß er noch nie im Leben trunken war.
Da wird es Streiche ſetzen, aber dennoch
Iſt's möglich, daß Dein Wunſch ſich nicht erfüllt,
Und daß der Tod an mir vorübergeht!

Mariamne.

Mein Wunſch! Doch wohl! Mein Wunſch! So iſt es gut!
Halt' an Dich, Herz! Verrath' Dich nicht! Die Probe
Iſt keine, wenn er ahnt, was Dich bewegt!
Beſteht er ſie, wie wirſt Du ſelbſt belohnt,
Wie kannſt Du ihn belohnen! Laß Dich denn
Von ihm verkennen! Prüf' ihn! Denk' an's Ende

Und an den Kranz, den Du ihm reichen darfſt,
Wenn er den Dämon überwunden hat!

Herodes.

Ich danke Dir! Du haſt mir jetzt das Herz
Erleichtert! Mag ich auch an Deiner Menſchheit
Gefrevelt haben, das erkenn' ich klar,
An Deiner Liebe frevelte ich nicht!
D'rum bettle ich denn auch bei Deiner Liebe
Nicht um ein letztes Opfer mehr, doch hoff' ich
Daß Du mir eine letzte Pflicht erfüllſt.
Ich hoffe das nicht meinetwegen bloß,
Ich hoff' es Deinetwegen noch viel mehr,
Du wirſt nicht wollen, daß ich Dich nur noch
Im Nebel ſehen ſoll, Du wirſt dafür,
Daß ich den Mund des Todten ſelbſt verſchloß,
Den Deinen öffnen und es mir erklären,
Wie's kam, daß er den Kopf an Dich verſchenkte,
Du wirſt es Deiner Menſchheit wegen thun,
Du wirſt es thun, weil Du Dich ſelber ehrſt!

Mariamne.

Weil ich mich ſelber ehre, thu' ich's nicht!

Herodes.

So weigerſt Du mir ſelbſt was billig iſt?

Mariamne.

Was billig iſt! So wär es alſo billig,
Daß ich, auf Knieen vor Dir niederſtürzend,

Dir ſchwüre: Herr, Dein Knecht kam mir nicht nah!
Und daß Du's glauben kannſt — denn auf Vertrau'n
Hab' ich kein Recht, wenn ich Dein Weib auch bin —
So hör' noch dies und das! O pfui! pfui!
Herodes, nein! Fragt Deine Neugier einſt,
So antwort' ich vielleicht! Jetzt bin ich ſtumm!

Herodes.

Wär' Deine Liebe groß genug geweſen,
Mir Alles zu verzeih'n, was ich aus Liebe
Gethan, ich hätt' Dich niemals ſo gefragt!
Jetzt, da ich weiß, wie klein ſie iſt, jetzt muß ich
Die Frage wiederholen, denn die Bürgſchaft,
Die Deine Liebe mir gewährt, kann doch
Nicht größer ſein, wie Deine Liebe ſelbſt,
Und eine Liebe, die das Leben höher
Als den Geliebten ſchätzt, iſt mir ein Nichts!

Mariamne.

Und dennoch ſchweig' ich!

Herodes.

So verdamm' ich mich,
Den Mund, der mir, zu ſtolz, nicht ſchwören will,
Daß ihn kein And'rer küßte, ſelbſt nicht mehr
Zu küſſen, bis er es in Demuth thut;
Ja, wenn's ein Mittel gäbe, die Erinn'rung
An Dich in meinem Herzen auszulöſchen,
Wenn ich, indem ich beide Augen mir

Durchſtäche und die Spiegel Deiner Schönheit
Vertilgte, auch Dein Bild vertilgen könnte,
In dieſer Stunde noch durchſtäch' ich ſie.

Mariamne.

Herodes, mäß'ge Dich! Du haſt vielleicht
Gerade jetzt Dein Schickſal in den Händen
Und kannſt es wenden, wie es Dir gefällt!
Für jeden Menſchen kommt der Augenblick,
In dem der Lenker ſeines Sterns ihm ſelbſt
Die Zügel übergibt. Nur das iſt ſchlimm,
Daß er den Augenblick nicht kennt, daß jeder
Es ſein kann, der vorüberrollt! Mir ahnt,
Für Dich iſt's dieſer! Darum halte ein!
Wie Du Dir heut' die Bahn des Lebens zeichneſt,
Mußt Du vielleicht ſie bis an's Ende wandeln:
Willſt Du das thun im wilden Rauſch des Zorns?

Herodes.

Ich fürchte ſehr, Du ahnſt nur halb das Rechte,
Der Wendepunct iſt da, allein für Dich!
Denn ich, was will ich denn? Doch nur ein Mittel,
Womit ich böſe Träume ſcheuchen kann!

Mariamne.

Ich will Dich nicht verſteh'n! Ich hab' Dir Kinder
Geboren! Denk' an die!

Herodes.

Wer ſchweigt, wie Du,

Weckt den Verdacht, daß er die Wahrheit nicht
Zu ſagen wagt und doch nicht lügen will.

Mariamne.

Nicht weiter!

Herodes.

Nein, nicht weiter! Lebe wohl!
Und wenn ich wiederkehre, zürne d'rob
Nicht allzuſehr!

Mariamne.

Herodes!

Herodes.

Sei gewiß,
Ich werde Dir nicht wieder ſo, wie heute,
Den Gruß entpreſſen!

Mariamne.

Nein, es wird nicht wieder
Vonnöthen ſein! (gen Himmel) Lenk', Ewiger, ſein Herz!
Ich hatt' ihm ja den Brudermord verzieh'n,
Ich war bereit, ihm in den Tod zu folgen,
Ich bin es noch, vermag ein Menſch denn mehr?
Du thateſt, was Du nie noch thatſt, Du wälzteſt
Das Rad der Zeit zurück: es ſteht noch einmal,
Wie es vorher ſtand; laß ihn anders denn
Jetzt handeln, ſo vergeß ich, was geſcheh'n;
Vergeß es ſo, als hätte er im Fieber
Mit ſeinem Schwert mir einen Todesſtreich

Verſetzt und mich geneſend ſelbſt verbunden.
(Zu Herodes.) Seh' ich Dich noch?

Herodes.

Wenn Du mich kommen ſiehſt,
So ruf' nach Ketten! Das ſei Dir Beweis,
Daß ich verrückt geworden bin!

Mariamne.

Du wirſt
Dies Wort bereu'n! — Halt' an Dich, Herz! — Du wirſt!
(Ab.)

Herodes.

Wahr iſt's, ich ging zu weit. Das ſagte ich
Mir unterwegs ſchon ſelbſt. Doch wahr nicht minder,
Wenn ſie mich liebte, würde ſie's verzeih'n!
Wenn ſie mich liebte! Hat ſie mich geliebt?
Ich glaub' es. Aber jetzt — Wie ſich der Todte
Im Grabe noch zu rächen weiß! Ich ſchaffte
Ihn fort, um meine Krone mir zu ſichern,
Er nahm, was mehr wog, mit hinweg: ihr Herz!
Denn ſeltſam hat ſie, ſeit ihr Bruder ſtarb,
Sich gegen mich verändert, niemals fand
Ich zwiſchen ihr und ihrer Mutter noch
Die kleinſte Spur von Aehnlichkeit heraus,
Heut' glich ſie ihr in mehr als einem Zug,
D'rum kann ich ihr nicht mehr vertrau'n, wie ſonſt!
Das iſt gewiß! Doch muß es darum auch

Sogleich gewiß ſein, daß ſie mich betrog?
Die Bürgſchaft, die in ihrer Liebe lag,
Iſt weggefallen, aber eine zweite
Liegt noch in ihrem Stolz und wird ein Stolz,
Der es verſchmäht, ſich zu vertheidigen,
Es nicht noch mehr verſchmäh'n, ſich zu beflecken?
Zwar weiß ſie's! Joſeph! Warum kann der Menſch
Nur tödten, nicht die Todten wieder wecken,
Er ſollte Beides können oder keins!
Der rächt ſich auch! Er kommt nicht! Dennoch ſeh' ich
Ihn vor mir! „Du befiehlſt?“ — Es iſt unmöglich!
Ich will's nicht glauben! Schweig' mir, Salome!
Wie es auch kam, ſo kam es nicht! Vielleicht
Fraß das Geheimniß, wie verſchlucktes Feuer,
Von ſelbſt ſich bei ihm durch. Vielleicht verrieth er's,
Weil er mich für verloren hielt und nun
Mit Alexandra ſich verſöhnen wollte,
Bevor die Kunde kam. Wir werden ſeh'n!
Denn prüfen muß ich ſie! Hätt' ich's geahnt,
Daß ſie's erfahren könnte, nimmer wär' ich
So weit gegangen. Jetzt, da ſie es weiß,
Jetzt muß ich weiter geh'n! Denn nun ſie's weiß,
Nun muß ich das von ihrer Rache fürchten,
Was ich von ihrer Wankelmüthigkeit
Vielleicht mit Unrecht fürchtete, muß fürchten,
Daß ſie auf meinem Grabe Hochzeit hält!

Soemus kam zur rechten Zeit. Er iſt
Ein Mann, der, wär' ich ſelbſt nicht auf der Welt,
Da ſtünde, wo ich ſteh'. Wie treu er denkt,
Wie eifrig er mir dient, beweiſ't ſein Kommen.
Ihm geb' ich jetzt den Auftrag! Daß ſie Nichts
Aus ihm herauslockt, weiß ich, wenn ſie ihn
Auf Menſchenart verſucht! — Verräth er mich,
So zahlt ſie einen Preis, der — Salome,
Dann haſt Du Recht gehabt! — Es gilt die Probe!
(ab).

Vierter Act.

Burg Zion. Mariamnen's Gemächer.

Erſte Scene.

Mariamne. Alexandra.

Alexandra.

Du gibſt mir Räthſel auf. Zuerſt der Schwur:
Ich tödte mich, wenn er nicht wiederkehrt!
Dann bitt're Kälte, als er kam, ein Trotz,
Der ihn empören mußte, wie er mich
Erfreute! Nun die tiefſte Trauer wieder!
Den möcht' ich ſeh'n, der Dich begreifen kann.

Mariamne.

Wenn das ſo ſchwer iſt, warum plagſt Du Dich!

Alexandra.

Und dann die widerwillig-herbe Art,
Mit der Du den Soemus ferne hältſt!
Man ſieht's ihm an, er hat was auf dem Herzen —

Mariamne.

Meinſt Du?

Alexandra.

Gewiß! Auch möcht' er's uns vertrau'n,
Allein er wagt es nicht, er würde ſich,
Wenn er Dich in den Jordan ſtürzen ſähe,
Vielleicht bedenken, ob er Dich vom Tod
Auch retten dürfe, und er hätte Recht,
Denn maßlos ſchnöde biſt Du gegen ihn!

Mariamne.

Nicht wahr, Herodes wird nicht ſagen können,
Ich hätte ſeinen Freund verſucht, ich hätte
Ihm ſein Geheimniß, wenn er eines hat,
Mit Schmeicheln abgeliſtet. Nein, ich ſtell's
Dem Himmel heim, ob ich's erfahren ſoll!
Mir ſagt's mein Herz, ich wage Nichts dabei!

Zweite Scene.

Sameas

(tritt ein; er trägt Ketten an den Händen).

Der Herr iſt groß!

Mariamne.

Er iſt's!

Alexandra.

Du frei und doch
In Ketten? Noch ein Räthſel!

Sameas.

Dieſe Ketten
Leg' ich nicht wieder ab! Jeruſalem
Soll Tag für Tag daran erinnert werden,
Daß Jonas Enkel im Gefängniß ſaß!

Alexandra

Wie kamſt Du denn heraus? Haſt Du die Hüter
Beſtochen?

Sameas.

Ich? Die Hüter?

Alexandra.

Zwar, womit?
Dein bärenes Gewand haſt Du noch an,
Und daß ſie für ein Neſt voll wilder Bienen,
Wie Du's, mit jedem hohlen Baum vertraut,
An ſie verrathen konnteſt, Dich entließen,
Bezweifle ich, denn Honig gibt's genug!

Sameas.

Wie fragſt Du nur? Soemus ſelbſt hat mir
Die Pforten aufgemacht!

Mariamne.

Er hätt's gewagt?

Sameas.

Was denn? Haſt Du es ihm denn nicht geboten?

Mariamne.

Ich?

Sameas.

Nein? Mir däucht doch, daß er ſo geſagt!
Ich kann mich irren, denn ich ſagte juſt
Rückwärts den letzten Pſalm her, als er eintrat,
Und hörte nur mit halbem Ohr auf ihn!
Nun wohl! So hat's der Herr gethan und ich
Muß in den Tempel gehen, um zu danken
Und habe Nichts in Davids Burg zu thun!

Mariamne.

Der Herr!

Sameas.

Der Herr! Saß ich mit Recht im Kerker?

Mariamne.

Die Zeiten ſind vorbei, worin der Herr
Unmittelbar zu ſeinem Volke ſprach.
Wir haben das Geſetz. Das ſpricht für ihn!
Die Dampf- und Feuerſäule iſt erloſchen,
Durch die er unſer'n Vätern in der Wüſte
Die Pfade zeichnete und die Propheten
Sind ſtumm, wie er!

Alexandra.

Das ſind ſie doch nicht ganz!
Es hat erſt kürzlich Einer einen Brand
Vorhergeſagt und dieſer traf auch ein!

Mariamne.

Ja wohl, doch hatt' er ſelbſt um Mitternacht
Das Feuer angelegt.

Sameas.

Weib! Läſt're nicht!

Mariamne.

Ich läſt're nicht, ich ſag' nur, was geſcheh'n!
Der Menſch iſt Phariſäer, wie Du ſelbſt,
Er ſpricht wie Du, er raſ't wie Du, der Brand
Hat uns beweiſen ſollen, daß er wirklich
Prophet ſei und das Künftige durchſchaue,
Doch ein Soldat ertappt' ihn auf der That.

Sameas.

Ein röm'ſcher?

Mariamne.

Ja!

Sameas.

Der log! Er war vielleicht
Gedungen! War gedungen vom Herodes,
Gedungen von Dir ſelbſt!

Mariamne.

Vergiß Dich nicht!

Sameas.

Du biſt ſein Weib, Du biſt das Weib des Frevlers,
Der ſich für den Meſſias hält, Du kannſt
Ihn in die Arme ſchließen und ihn küſſen,
D'rum kannſt Du auch was And'res für ihn thun!

Alexandra.

Er hielte jetzt für den Meſſias ſich?

Sameas.

Er thut's, er ſagt' es mir in's Angeſicht,
Als er mich in den Kerker führen ließ.
Ich ſchrie zum Herrn, ich rief: Sieh auf Dein Volk
Und ſchicke den Meſſias, den Du uns
Verheißen für die Zeit der höchſten Noth,
Die höchſte Noth brach ein! Darauf verſetzt' er
Mit ſtolzem Hohn: Der iſt ſchon lange da,
Ihr aber wiſſ't es nicht! Ich bin es ſelbſt!

Alexandra.

Nun, Mariamne?

Sameas.

Mit verruchtem Witz
Bewies er dann, wir ſei'n ein Volk von Irren
Und er der einzige Verſtändige,
Wir wohnten nicht umſonſt am todten Meer,
Dem die Bewegung fehle, Ebb' und Flut,
Und das nur darum alle Welt verpeſte,
Es ſei ein treuer Spiegel unſ'rer ſelbſt!
Er aber wolle uns lebendig machen,
Und müſſ' er uns auch Moſis dummes Buch —
So ruchlos ſprach er — mit Gewalt entreißen;
Denn das allein ſei Schuld, wenn wir dem Jordan
Nicht glichen, unſer'm klaren Fluß, der luſtig
Das Land durchhüpfe, ſondern einem Sumpf!

Alexandra.
So ganz warf er die Larve weg?
Sameas.
Ja wohl!
Doch galt ich ihm, als er es that, vielleicht
Für einen Todten ſchon; denn meinen Tod
Befahl er gleich nachher.
Mariamne.
Er war gereizt!
Er fand den Aufruhr vor!
Sameas.
Dich mahn' ich nun
An Deine Pflicht! Sag' Du Dich los von ihm,
Wie er ſich losgeſagt von Gott! Du kannſt
Ihn dadurch ſtrafen, denn er liebt Dich ſehr!
Als mich Soemus frei ließ, mußt' ich glauben,
Du hätt'ſt es ſchon gethan. Thuſt Du es nicht,
So ſchilt den Blitz, der aus den Wolken fährt,
Nicht ungerecht, wenn er Dich trifft, wie ihn!
Ich geh' jetzt, um zu opfern!
Alexandra.
Nimm das Opfer
Aus meinem Stall!
Sameas.
Ich nehm's, wo man's entbehrt!
Das Lamm der Witwe und das Schaf des Armen!
Was ſoll Dein Rind dem Herrn! (ab.)

Dritte Scene.

Soemus
(kommt).
Verzeiht!
Mariamne.
Ich wollte
Dich eben rufen laſſen! Tritt heran!
Soemus.
Das wär' zum erſten Mal geſcheh'n!
Mariamne.
Ja wohl!
Soemus.
Du wichſt mir aus bisher!
Mariamne.
Haſt Du mich denn
Geſucht und haſt Du was an mich zu ſuchen?
Ich mag's nicht denken!
Soemus.
Wenigſtens das Eine:
Sieh mich als Deinen treu'ſten Diener an!
Mariamne.
Das that ich, doch ich thu's nicht mehr!
Soemus.
Nicht mehr?
Mariamne.
Wie kannſt Du dem Empörer, den Herodes

Gefangen ſetzen ließ, den Kerker öffnen?
Iſt er noch König oder iſt er's nicht?

Soemus.

Die Antwort iſt ſo leicht nicht, wie Du glaubſt!

Mariamne.

Fällt ſie Dir ſchwer, ſo wirſt Du's büßen müſſen!

Soemus.

Du weißt noch nichts von der verlor'nen Schlacht!

Mariamne.

Die Schlacht bei Actium, ſie wär' verloren?

Soemus.

Antonius fiel von ſeiner eig'nen Hand!
Cleopatra desgleichen!

Alexandra.

Hätte die
Den Muth gehabt? Sie konnte ſonſt ein Schwert
Nicht einmal ſeh'n und ſchauderte vor ſeinem
Zurück, da er es ihr als Spiegel vorhielt!

Soemus.

Dem Hauptmann Titus ward es ſo gemeldet!
Octavianus flucht, daß man es nicht
Verhindert hat! Ich ſelber las den Brief!

Mariamne.

Dann hat der Tod auf lange Zeit ſein Theil,
Und jedes Haupt ſteht feſter, als es ſtand,
Eh' das geſchah!

Soemus.
Meinſt Du?
Mariamne.
Du lächelſt ſeltſam!
Soemus.
Du kennſt, wie's ſcheint, Octavianus nicht!
Der wird den Tod nicht fragen, ob ihn ekle,
Er wird ihm aus den Freunden des Antonius
Noch eine Mahlzeit richten und auch die
Wird nicht ganz arm an leckern Biſſen ſein!
Mariamne.
Gilt das Herodes?
Soemus.
Nun, wenn er das hält,
Was er ſich vornahm —
Mariamne.
Was war das?
Soemus.
Er ſprach:
Ich liebe den Antonius nicht mehr,
Ich haſſe ihn weit eher, doch ich werde
Ihm beiſteh'n bis zum letzten Augenblick,
Obgleich ich fürchte, daß er fallen muß.
Ich bin's mir ſelber ſchuldig, wenn nicht ihm!
Mariamne.
Echt königlich!

Soemus.

Gewiß! Echt königlich!
Nur iſt Octav der Mann nicht, der's bewundert,
Und thut Herodes das —

Mariamne.

Wer wagt zu zweifeln?

Soemus.

So iſt er auch verloren, oder arg
Hat man Octavian beleidigt, als man
Die große Schlächterei nach Cäſars Tod
Auf ſeine Rechnung ſetzte!

Mariamne.

Daß Du feſt
An dieſen Ausgang glaubſt, daß Du Herodes
Schon zu den Todten zählſt, iſt klar genug,
Sonſt hätt'ſt Du nicht gewagt, was Du gewagt.
Auch ſchaudert's mir, ich will es Dir geſteh'n,
Vor Deiner Zuverſicht. Du biſt kein Thor,
Und wagſt gewiß nicht ohne Grund ſo viel.
Doch, wie's auch ſtehen möge, immer bin
Ich ſelbſt noch da und ich, ich will Dir zeigen,
Daß ich ihm auch im Tode noch Gehorſam
Zu ſchaffen weiß, es ſoll nicht ein Befehl,
Den er gegeben, unvollzogen bleiben,
Das ſoll ſein Todtenopfer ſein!

Soemus.

Nicht einer?
Ich zweifle, Königin! — (für ſich.) Jetzt falle, Schlag!

Mariamne.

So wahr ich Maccabäerin, Du ſchickſt
Den Sameas zurück in ſeinen Kerker!

Soemus.

Wenn Du es willſt, ſo wird's geſcheh'n und wenn
Du mehr willſt, wenn er ſterben ſoll, wie's ihm
Der König drohte, ſprich und er iſt todt!
Doch nun geſtatte eine Frage mir:
Soll ich auch Dich, damit das Todtenopfer,
Das Du zu bringen denkſt, vollkommen ſei,
Soll ich auch Dich mit meinem Schwert durchſtoßen?
Ich hab' auch dazu den Befehl von ihm!

Mariamne.

Weh!

Alexandra.

Nimmermehr!

Mariamne.

So iſt das Ende da!
Und welch' ein Ende! Eins, das auch den Anfang
Verſchlingt und Alles! Die Vergangenheit
Löſ't, wie die Zukunft, ſich in Nichts mir auf!
Ich hatte Nichts, ich habe Nichts, ich werde
Nichts haben! War denn je ein Menſch ſo arm!

Alexandra.

Welch eine Miſſethat Du vom Herodes
Mir auch berichten möchteſt, jede glaubt' ich,
Doch dieſe —

Mariamne.

Zweifle nicht! Es iſt gewiß!

Alexandra.

So ſprichſt Du ſelbſt?

Mariamne.

O Gott, ich weiß, warum!

Alexandra.

Dann wirſt Du wiſſen, was Du thun mußt!

Mariamne.

Ja!

(ſie zuckt den Dolch gegen ſich.)

Alexandra
(ſie verhindernd).

Wahnſinnige, verdient er das? Verdient er's,
Daß Du den Henker an Dir ſelber machſt?

Mariamne.

Das war verkehrt! Ich danke Dir! Dies Amt
Erſah er für ſich ſelbſt!

(ſie ſchleudert den Dolch weg.)

Verſucher, fort!

Alexandra.

Du wirſt Dich in der Römer Schutz begeben!

Mariamne.

Ich werde Keinen, dem an ſich was liegt,
Verbindern, das zu thun! — Ich ſelbſt, ich gebe
Zur Nacht ein Feſt!

Alexandra.

Ein Feſt!

Mariamne.

Und tanze dort! —
Ja, ja, das iſt der Weg!

Alexandra.

Zu welchem Ziel?

Mariamne.

He, Diener!

(Diener kommen.)

Schließt die Prunkgemächer auf
Und ladet Alles ein, was jubeln mag!
Steckt alle Kerzen an, die brennen wollen,
Pflückt alle Blumen ab, die noch nicht welkten,
Es iſt nicht nöthig, daß was übrig bleibt!

(zu Moſes.)

Du haſt uns einſt die Hochzeit ausgerichtet,
Heut' gilt's ein Feſt, das die noch übertrifft,
D'rum ſpare Nichts!

(Sie tritt vor.)

Herodes, zitt're jetzt!
Und wenn Du niemals noch gezittert haſt!

Soemus
(tritt zu ihr heran).
Ich fühle Deinen Schmerz, wie Du!
Mariamne.
Dein Mitleid
Erlaß ich Dir! Du biſt kein Henkersknecht.
Ich darf nicht zweifeln, denn Du haſt's gezeigt;
Doch dafür ein Verräther und Verräthern
Kann ich nicht danken, noch ſie um mich dulden,
Wie nützlich ſie auch ſind auf dieſer Welt.
Denn das verkenn' ich nicht! Wärſt Du der Mann
Geweſen, der Du ſchienſt, ſo hätte Gott
Ein Wunder thun, ſo hätte er der Luft
Die Zunge, die ihr mangelt, leihen müſſen.
Das ſah er gleich voraus, als er Dich ſchuf.
D'rum macht' er zu der Heuchler erſtem Dich!
Soemus.
Der bin ich nicht! Ich war Herodes Freund,
Ich war ſein Waffenbruder und Gefährte,
Eh' er den Thron beſtieg, ich war ſein Diener,
Sein treu'ſter Diener, ſeit er König iſt.
Doch war ich's nur, ſo lange er in mir
Den Mann zu ehren wußte und den Menſchen,
Wie ich in ihm den Helden und den Herrn.
Das that er, bis er, heuchleriſch die Augen
Zum erſten Mal unwürdig niederſchlagend,

Den Blutbefehl mir gab, durch den er mich
Herzlos, wie Dich, dem ſichern Tode weihte,
Durch den er mich der Rache Deines Volks,
Dem Zorn der Römer und der eig'nen Tücke
Preisgab, wie Dich der Spitze meines Schwerts.
Da hatt' ich den Beweis, was ich ihm galt!

Mariamne.

Und drückteſt Du ihm Deinen Abſcheu aus?

Soemus.

Das that ich nicht, weil ich Dich ſchützen wollte!
Ich übernahm's zum Schein, ich heuchelte,
Wenn Dir's gefällt, damit er keinem Ander'n
Den Auftrag gäbe und mich niederſtäche;
Ein Galliläer hätt' die That vollbracht!

Mariamne.

Ich bitt' Dir ab. Du ſtehſt zu ihm, wie ich,
Du biſt, wie ich, in Deinem Heiligſten
Gekränkt, wie ich, zum Ding herabgeſetzt!
Er iſt ein Freund, wie er ein Gatte iſt.
Komm' auf mein Feſt! (Ab.)

Alexandra.

So warteteſt Du auch auf Deine Zeit,
Wie ich!

Soemus.

Auf meine Zeit? Wie meinſt Du das?

Alexandra.

Ich ſah es immer mit Verwund'rung an,
Wie Du vor dieſem König, der der Laune
Des Römers ſeine Hoheit dankt, dem Rauſch
Des Schwelgers, nicht dem Stamm und der Geburt,
Den Rücken bogſt, als hätteſt Du's, wie er,
Vergeſſen, daß Du ſeines Gleichen biſt:
Doch jetzt durchſchau' ich Dich, Du wollteſt ihn
Nur ſicher machen!

Soemus.

Darin irrſt Du Dich!
Ich ſprach in Allem wahr. Für ſeines Gleichen
Halt' ich mich nicht und werd' es niemals thun!
Ich weiß, wie manchen Wicht es gibt, der ihm
Bloß darum, weil er nicht ſein Enkel iſt,
Mit Murren dient; ich weiß, daß And're ihm
Die Treu' nur Mariamnens wegen halten:
Doch ich gehöre nicht zu dieſer Schaar,
Die lieber einem Kinderſchwert gehorcht,
Wenn's nur ererbt ward, als dem Heldenſchwert,
Das aus dem Feuer erſt geſchmiedet wird.
Ich ſah den Höher'n immer ſchon in ihm
Und hob dem Waffenbruder ſeinen Schild,
Wenn er ihn fallen ließ, ſo willig auf,
Wie je dem König ſeinen Herrſcherſtab!

Die Krone, wie das erſte Weib: ich gönnte
Ihm Beides, denn ich fühlte ſeinen Werth!

Alexandra.

Du biſt doch auch ein Mann!

Soemus.

Daß ich das nicht
Vergeſſen habe, das beweiſ' ich jetzt!
So groß iſt Keiner, daß er mich als Werkzeug
Gebrauchen darf! Wer Dienſte von mir fordert,
Die mich, vollbracht und nicht vollbracht, wie's kommt,
Schmachvoll dem ſichern Untergange weih'n,
Der ſpricht mich los von jeder Pflicht, dem muß
Ich zeigen, daß es zwiſchen Königen
Und Sclaven eine Mittelſtufe gibt
Und daß der Mann auf dieſer ſteht!

Alexandra.

Mir gilt
Es gleich, aus welchem Grund: genug, Du tratſt
Zu mir herüber!

Soemus.

Fürchte keinen Kampf mehr,
Er iſt ſo gut als todt! Octavian
Iſt kein Antonius, der ſich das Fleiſch
Vom Leibe hacken läßt und es verzeiht,
Weil er die Hand bewundert, die das thut!
Er ſieht nur auf die Streiche.

Alexandra.

Was ſagt Titus?

Soemus.

Der denkt, wie ich! Ich ließ den Sameas
Nur darum frei, weil ich zur Rechenſchaft
Gezogen werden wollte. Konnt' ich doch
Nicht anders an die Königin gelangen!
Jetzt weiß ſie, was ſie wiſſen muß und iſt
Der Todesbotſchaft, wenn ſie kommt, gewachſen.
Das war mein Zweck! Welch' edles Weib! Die ſchlachten!
Es wär' um ihre Thränen Schad' geweſen!

Alexandra.

Gewiß, ein zärtlicher Gemal! — Such' ſie
Nur zu bereden, daß ſie ſich dem Schutz
Der Römer übergibt und komm' auf's Feſt,
Durch das ſie mit Herodes bricht, er mag
Nun todt ſein oder leben! (ab.)

Soemus
(ihr folgend).

Er iſt todt!

Vierte Scene.

Diener treten auf und ordnen das Feſt an.

Moſes.

Nun Artaxerxes? Wieder in Gedanken?
Flink! Flink! Du ſtellſt bei uns die Uhr nicht vor!

Artaxerxes.

Hätt'ſt Du das Jahre lang gethan, wie ich.
So würd' es Dir auch ganz ſo geh'n, wie mir!
Beſonders, wenn Du alle Nächte träumteſt,
Du hätt'ſt das alte Amt noch zu verſeh'n!
Ich greif' ganz unwillkührlich mit der Rechten
Mir an den Puls der Linken, zähl' und zähle
Und zähle oft bis ſechszig, eh' ich mich
Beſinne, daß ich keine Uhr mehr bin!

Moſes.

Merk' Dir es endlich denn, daß Du bei uns
Die Zeit nicht meſſen ſollſt! Wir haben dazu
Den Sonnenweiſer und den Sand! Du ſelbſt
Sollſt, wie wir Andern, in der Zeit was thun!
Faullenzerei, Nichts weiter!

Artaxerxes.

Laß Dir ſchwören!

Moſes.

Schweig! Schweig! Beim Eſſen zählteſt Du noch nie!
Im Uebrigen: man ſchwört auch nicht bei uns,
Und (für ſich) wär' der König nicht ein halber Heide,
So hätten wir auch den fremden Diener nicht!
Da kommen ſchon die Muſicanten! Flink!

(geht zu den Uebrigen.)

Jehu.

Du, iſt das wirklich wahr, was man von Dir
Erzählt?

Artaxerxes.

Wie ſollt' es denn nicht wahr ſein?
Soll ich's vielleicht noch hundert Mal betheuern?
Am Hofe des Satrapen war ich Uhr
Und hatt' es gut, viel beſſer, wie bei Euch!
Nachts ward ich abgelöſ't, dann war's mein Bruder,
Und auch bei Tage, wenn's zum Eſſen ging.
Ich dank' es wahrlich Eurem König nicht,
Daß er mich mit den andern Kriegsgefang'nen
Hierhergeſchleppt! Zwar ward mein Dienſt zuletzt
Ein wenig ſchwer! Ich mußte mit in's Feld
Und wenn man links und rechts die Pfeile fliegen,
Die Menſchen fallen ſieht, verzählt man ſich
Natürlich leichter als in einem Saal,
Wo ſie zuſammenkommen, um zu tanzen.
Ich ſchloß die Augen, denn ich bin kein Held,
Wie es mein Vater war. Den traf ein Pfeil
Auf ſeinem Poſten — er war Uhr, wie wir,
Ich und mein Bruder, wir Alle waren Uhren —
Er rief die Zahl noch ab und ſtarb! Was ſagſt Du?
Das war ein Mann! Dazu gehörte mehr,
Als nöthig war, den Pfeil ihm zuzuſchicken!

Jehu.

Habt Ihr denn keinen Sand bei Euch zu Hauſe,
Daß Ihr das thun müßt?

Artaxerxes.

Wir? Wir keinen Sand?
Genug, um ganz Judäa zu bedecken!
Es iſt ja nur, weil der Satrap bei uns
Es beſſer haben ſoll, wie's And're haben!
Der Puls des Menſchen geht doch wohl genauer,
Wenn er geſund iſt und kein Fieber hat,
Wie Euer Sand durch ſeine Röhre läuft?
Und nützen Euch die Sonnenweiſer was,
Wenn es der Sonne nicht gefällt, zu ſcheinen?

(zählt.)

Eins — Zwei —

Moſes

(kommt zurück).

Fort! Fort! Die Gäſte kommen ſchon!

Artaxerxes.

Das iſt das Feſt? Da ſah ich and're Feſte!
Wo keine Frucht gegeſſen ward, die nicht
Aus einem fremden Welttheil kam! Wo Strafe,
Oft Todesſtrafe, darauf ſtand, wenn Einer
Nur einen Tropfen Waſſer trank. Wo Menſchen,
Die man mit Hanf umwickelt und mit Pech
Beträufelt hatte, in den Gärten Nachts
Als Fackeln brannten —

Moſes.

Höre auf! Was hatten
Die Menſchen dem Satrapen denn gethan?

Artaxerxes.

Gethan? Gar Nichts! Bei uns iſt ein Begräbniß
Viel prächtiger, wie eine Hochzeit hier!

Moſes.

Vermuthlich freßt Ihr Eure Todten auf!
Es paßte gut zum Uebrigen!

Artaxerxes.

Dann iſt's
Auch wohl nicht wahr, daß Eure Königin
Im Wein einſt eine Perle aufgelöſ't,
Koſtbarer, als das ganze Königreich,
Und daß ſie dieſen Wein an einen Bettler
Gegeben hat, der ihn wie andern ſoff?

Moſes.

Das iſt es nicht! Gott Lob!

Artaxerxes
(zu Jehu).

Du ſagteſt's aber!

Jehu.

Weil es mir eine Ehre für ſie ſchien,
Und weil man's von der Aegypterin erzählt!

Moſes.

Hinweg!

Artaxerxes
(deutet auf die Roſen, die Jehu trägt).

Wirkliche Roſen! Die ſind billig,
Bei uns ſind's ſilberne und goldene!

Die ſoll man dahin ſchicken, wo die Blumen
So koſtbar ſind, wie Gold und Silber hier!

(**Diener** zerſtreuen ſich. Die **Gäſte**, unter ihnen **Coſmus**, haben ſich während der letzten Hälfte dieſer Scene verſammelt. Muſik. Tanz. **Silo** und **Judas** ſondern ſich von den Uebrigen und erſcheinen im Vordergrund.)

Silo.

Was ſoll das heißen?

Judas.

Was das heißen ſoll?
Der König kehrt zurück! Und das noch heut!

Silo.

Meinſt Du?

Judas.

Wie kannſt Du fragen! Gibt's denn wohl
Noch einen andern Grund für ſolch' ein Feſt?
Ueb' Dich auf einen neuen Bückling ein!

Silo.

Es hieß ja aber —

Judas.

Lug und Trug, wie immer,
Wenn's hieß, ihm ſei was Schlimmes widerfahren,
Und ganz natürlich, da's ſo Viele gibt,
Die ihm das Schlimme wünſchen! Wird getanzt
In einem Haus, wo man um Todte klagt?

Silo.

Da wird denn bald viel Blut vergoſſen werden,
Die Kerker ſtecken ſeit dem Aufruhr voll!

Judas.

Das weiß ich beſſer, als Du's wiſſen kannſt,
Ich habe Manchen ſelbſt hineingeſchleppt.
Denn dieſer Aufruhr war ſo unvernünftig,
Daß Jeder, der nicht eben darauf ſann,
Sich ſelbſt zu hängen, ihn bekämpfen mußte.
Du weißt, ich liebe den Herodes nicht,
Wie tief ich mich auch immer vor ihm bücke,
Doch darin hat er Recht: die Römer ſind
Zu mächtig gegen uns, wir ſind nicht mehr,
Als ein Inſect iſt in des Löwen Rachen,
Das ſoll nicht ſtechen, denn es wird verſchluckt!

Silo.

Mir thut's nur leid um meines Gärtners Sohn,
Der einen Stein nach einem röm'ſchen Adler
Geworfen und ihn auch getroffen hat!

Judas.

Wie alt iſt der?

Silo.

Wie lange iſt es doch,
Daß ich den Fuß brach? — Da ward er geboren,
Denn ſeine Mutter konnte mich nicht pflegen.
Ja, richtig — Zwanzig!

Judas.

Da geſchieht ihm Nichts!

(**Mariamne** und **Alexandra** erſcheinen.)

Die Königin! (will gehen.)

Silo.

Wie meinſt Du das? Ein Wort noch!

Judas.

Wohl! Im Vertrau'n denn! Weil er zwanzig iſt,
Geſchieht ihm Nichts! Doch wenn er neunzehn wär'
Und einundzwanzig, ginge es ihm ſchlecht!
Im künft'gen Jahr ſteht's anders!

Silo.

Spaße nicht!

Judas.

Ich ſage Dir, ſo iſt's! Und willſt Du wiſſen
Warum? Der König ſelbſt hat einen Sohn
Von zwanzig Jahren, doch er kennt ihn nicht!
Die Mutter hat ihm, als er ſie verließ,
Das Kind entführt und feierlich geſchworen,
Es zu verderben —

Silo.

Gräuelhaftes Weib!
Heidin?

Judas.

Vermuthlich! Zwar, ich weiß es nicht! —
So zu verderben, daß er's tödten müſſe,
Verſtehſt Du mich? Ich halt's für Raſerei,
Die ſich gelegt hat nach der erſten Wuth,
Doch ihn macht's ängſtlich und kein Todesurtheil
Ward je an einem Menſchen noch vollzogen,

Der in dem Alter ſeines Sohnes ſtand.
Tröſt' Deinen Gärtner! Doch behalt's für Dich!
(verlieren ſich wieder unter die Uebrigen.)

Fünfte Scene.

Alexandra und Mariamne erſcheinen im Vordergrund.

Alexandra.

So willſt Du Dich nicht zu den Römern flüchten?

Mariamne.

Wozu nur?

Alexandra.

Um das Leben Dir zu ſichern!

Mariamne.

Das Leben! Freilich! Das muß man ſich ſichern!
Der Schmerz hat keinen Stachel ohne das!

Alexandra.

So gib der Stunde wenigſtens ihr Recht!
Du gibſt ein Feſt, ſo zeig' auch Deinen Gäſten
Ein feſtliches Geſicht, wie ſich's gebührt!

Mariamne.

Ich bin kein Inſtrument und keine Kerze,
Ich ſoll nicht klingen und ich ſoll nicht leuchten,
D'rum nehmt mich, wie ich bin! Nein! Thut es nicht!
Treibt mich, das Beil für meinen Hals zu wetzen,
Was red' ich, treibt mich, daß ich mit Euch juble —
Soemus, auf!

(zu Salome, die eben eintritt und ihr entgegenſchreitet.)

Du, Salome? Willkommen
Vor Allen mir, trotz Deiner Trauerkleider!
Das hätt' ich kaum gehofft!

Sechste Scene.

Salome.

Ich muß ja wohl,
Wenn ich erfahren will, wie's ſteht! Ich werde
Zu einem Feſt geladen, doch man ſagt
Mir nicht, warum das Feſt gegeben wird!
Zwar kann ich's ahnen, doch ich muß es wiſſen!
Nicht wahr: Herodes kehrt zurück? Wir werden
Ihn heut' noch ſehn? Die Kerzen ſagen Ja,
Die luſtige Muſik! Thu' Du es auch!
Ich frag' nicht meinetwegen! Doch Du weißt —
Nein, nein, Du weißt es nicht, Du haſt's vergeſſen,
Du haſt vielleicht geträumt, ſie ſei begraben,
Sonſt hätt'ſt Du ihr die Kunde nicht verhehlt,
Allein Dein Traum hat Dich getäuſcht, ſie ſitzt
Noch immer in der Ecke, wo ſie ſaß,
Als ſie Dich ſegnete —

Mariamne.

Was redeſt Du?

Salome.

Genug! Herodes hat noch eine Mutter,

Die bangt um ihren Sohn und härmt ſich ab.
Und ich, ich bitt' Dich: laß ſie das Verbrechen,
Daß ſie auch mich gebar, nicht länger büßen,
Gib ihr den Troſt, nach dem ihr Herz verlangt!

Mariamne.

Ich hab' für ſeine Mutter keinen Troſt!

Salome.

Du haſt Herodes heut' nicht zu erwarten?

Mariamne.

Nichts weniger! Ich hörte, er ſei todt!

Salome.

Und feierſt dieſes Feſt?

Mariamne.

Weil **ich** noch lebe!
Soll man ſich denn nicht freu'n, daß man noch lebt?

Salome.

Ich glaub' Dir nicht!

Mariamne.

Viel Dank für Deinen Zweifel!

Salome.

Die Kerzen —

Mariamne.

Sind ſie nicht zum Leuchten da?

Salome.

Die Cymbeln —

Mariamne.

Müſſen klingen, weißt Du's anders?

Salome

(deutet auf Mariamnens reiche Kleidung)

Die Edelſteine —

Mariamne.

Stünden Dir zwar beſſer —

Salome.

Das Alles deutet —

Mariamne.

Auf ein Freudenfeſt!

Salome.

Das über einem Grabe —

Mariamne.

Es iſt möglich!

Salome.

Dann — Mariamne, hör' ein ernſtes Wort!
Ich hab' Dich ſtets gehaßt, doch immer blieb mir
Ein Zweifel, ob es auch mit Recht geſchah,
Und reuig hab' ich oft mich Dir genähert,
Um —

Mariamne.

Mich zu küſſen! Einmal that'ſt Du's gar!

Salome.

Jetzt aber ſeh' ich, Du biſt —

Mariamne.

Schlecht genug.

Dich ſteh'n zu laſſen und mich in die Schaar
Zu miſchen, welche dort den Tanz beginnt!
Soemus!

Soemus
(reicht ihr den Arm).
Königin!

Mariamne.
So hat Herodes
Mich ganz gewiß geſehen, als er Dir
Den blutigen Befehl gab. Wunderbar!
Es iſt nun wirklich Alles ſo gekommen!
(im Abgehen zu Salome.)
Du ſiehſt doch zu?
(von Soemus in den Hintergrund geführt, wo ſie Beide nicht mehr geſehen werden.)

Salome.
Dies Weib iſt noch viel ſchlechter,
Als ich's mir dachte! Das will etwas ſagen!
D'rum hat ſie auch die bunte Schlangenhaut,
Mit der ſie Alles ködert! — Ja, ſie tanzt!
Nun, wahrlich, jetzt iſt mein Gewiſſen ruhig,
Der kann kein Menſch auf Erden Unrecht thun!
(ſie ſieht Mariamnen zu.)

Siebente Scene.

Alexandra kommt mit Titus.

Alexandra.
Titus, Du ſiehſt, wie meine Tochter trauert!

Titus.

Sie hat wohl neue Botſchaft von Herodes?

Alexandra.

Die Botſchaft, daß es mit ihm aus iſt! Ja!

Titus

(ſieht nach Mariamnen).

Sie tanzt!

Alexandra.

Als wäre ſie, ſtatt Witwe, Braut!
Titus, ſie trug bis heute eine Maske,
Und, merk' Dir das, ſie that es nicht allein!

Titus.

Sehr gut für ſie! Dann bleibt ſie, was ſie iſt!
Gehört ſie zu den Feinden des Herodes,
So wird ſie nicht mit ſeinen Freunden büßen!

Alexandra.

Um das zu zeigen, gibt ſie ja dies Feſt!

(entfernt ſich von Titus.)

Titus.

Es ſchaudert mir vor dieſen Weibern doch!
Die Eine haut dem Helden, den ſie erſt
Durch heuchleriſche Küſſe ſicher machte,
Im Schlaf den Kopf ab und die And're tanzt,
Um ſich nur ja die Krone zu erhalten,
Wie raſend auf dem Grabe des Gemals!
Um das zu ſeh'n, ward ich gewiß geladen —

(er ſieht wieder nach Mariamnen.)

Ja, ja, ich ſeh's und will's in Rom bezeugen —
Doch trinke ich hier keinen Tropfen Wein!

Salome.

Was ſagſt Du, Titus? Steht es mit dem König
So ſchlecht, daß die ſchon Alles wagen darf?

Titus.

Wenn er nicht gleich ſich zum Octavian
Geſchlagen und dem Marc Anton vor'm Fall
Den letzten Stoß noch mitgegeben hat,
Und das bezweifle ich, ſo ſteht's nicht gut!

Salome.

O hätt' er's doch gethan! — Wenn die den Kopf
Behält, ſo weiß ich nicht, warum der Herr
Das Blut der üpp'gen Jeſabel den Hunden
Zu lecken gab!

(verliert ſich unter die Uebrigen.)

Titus.

Sie tanzt noch fort! Doch ſcheint's
Ihr nicht ganz leicht zu ſein! Sie müßt' erglühen,
Doch ſie erbleicht, als ob ſie in Gedanken
Was And'res thäte und nur unwillkürlich
Dem Reigen folgte! Nun, auch dieſe Judith
Hat wohl nicht ohne Angſt ihr Werk vollbracht!
Und die da muß den letzten Kuß des Mannes,
Den ſie hier jetzt vor mir ſo feierlich

Verläugnet, noch auf ihrer Lippe fühlen,
Auch ſah ſie ihn ja noch nicht todt! — Sie kommt!

Mariamne

(erſcheint wieder. **Alexandra** und **Soemus** folgen ihr).

Alexandra

(zu Mariamne).

Ich ſprach mit Titus!

Mariamne

(erblickt bei einer plötzlichen Wendung ihr Bild im Spiegel).

Ha!

Alexandra.

Was haſt Du denn?

Mariamne.

So hab' ich mich ja ſchon im Traum geſeh'n! —
Das alſo war's, was mich vorhin nicht ruh'n ließ,
Bis der verlorene Rubin ſich fand,
Der jetzt auf meiner Bruſt ſo düſter glimmt:
Das Bild hätt' eine Lücke ohne ihn! —
Auf dieſes folgt das letzte bald!

Alexandra.

Komm' zu Dir!

Mariamne.

So laß mich doch! — Ein Spiegel, ganz, wie der!
Zu Anfang angelaufen, wie vom Hauch
Des Athmenden, dann, wie die Bilder, die
Er nacheinander zeigte, ſanft ſich klärend
Und endlich leuchtend, wie geſchliff'ner Stahl.

Ich ſah mein ganzes Leben! Erſt erſchien ich
Als Kind, von zartem Roſenlicht umfloſſen,
Das immer röther, immer dunkler ward:
Da waren mir die eig'nen Züge fremd
Und bei der dritten Wandlung erſt erkannt' ich
Mich in dem gar zu jungen Angeſicht.
Nun kam die Jungfrau und der Augenblick,
Wo mich Herodes in den Blumengarten
Begleitete und ſchmeichelnd zu mir ſprach:
So ſchön iſt keine, daß ſie Deine Hand
Nicht pflücken dürfte! — Ha, er ſei verflucht,
Daß er's ſo ganz vergaß! So ganz! Dann ward's
Unheimlich und ich mußte wider Willen
Die Zukunft ſchau'n. Ich ſah mich ſo und ſo,
Und endlich, wie ich hier ſteh! (zu Alexandra.) Iſt es denn
Nicht ſeltſam, wenn ein Traum in's Leben tritt?
Nun trübte ſich der helle Spiegel wieder,
Das Licht ward aſchenfarbig und ich ſelbſt,
Die kurz zuvor noch Blühende, ſo bleich,
Als hätt' ich unter dieſem Prachtgewand
Schon längſt aus allen Adern ſtill geblutet.
Ein Schauder packte mich, ich rief: Jetzt komme
Ich als Geripp und das will ich nicht ſeh'n!
Da wandt' ich mich —

(ſie wendet ſich vom Spiegel ab.)

Stimmen im Hintergrund.

Der König!

(Allgemeine Bewegung.)

Alexandra.

Wer?

Achte Scene.

Herodes tritt ein, kriegeriſch angethan. **Joab. Gefolge.**

Mariamne.

Der Tod! Der Tod! Der Tod iſt unter uns!
Unangemeldet, wie er immer kommt!

Salome.

Der Tod für Dich! Ja wohl! So fühlſt Du's ſelbſt?
Mein Bruder! (will Herodes umarmen, er drängt ſie zurück.)

Herodes.

Mariamne! (er nähert ſich ihr.)

Mariamne

(weiſ't ihn mit einer heftigen Geberde zurück).

Zieh das Schwert!
Reich' mir den Giftpocal! Du biſt der Tod!
Der Tod umarmt und küßt mit Schwert und Gift!

Herodes

(kehrt ſich nach Salome um).

Was ſoll das heißen? Tauſend Kerzen riefen
Mir aus der Ferne durch die Nacht ſchon zu:
Dein Bote ward nicht von den Arabern

Ergriffen, er kam an, Du wirſt erwartet,
Und jetzt —

Salome.

Die Kerzen haben Dich betrogen,
Hier ward gejubelt über Deinen Tod!
Dein Bote kam nicht an und Deine Mutter
Zerriß ſchon ihr Gewand um Dich!

Herodes

(ſieht ſich um, bemerkt Titus und winkt ihm).

Titus

(tritt heran).

So iſt's!
Hier war kein Menſch darauf gefaßt, ich ſelbſt
Nicht einmal ganz, daß Du noch vor der Schlacht
Bei Actium den Antonius verlaſſen
Und, wie's die Klugheit freilich rieth, zum Cäſar
Hinübergehen würdeſt! Daß Du's thateſt,
Beweiſ't mir Deine Wiederkunft. Nun wohl!
Ich — wünſch' Dir Glück!

Mariamne

(tritt heran).

Und ich beklage Dich,
Daß die Gelegenheit ſich Dir nicht bot,
Den Marc Anton mit eig'ner Hand zu ſchlachten.
So hätt'ſt Du Deinem neuen Herrn am beſten
Gezeigt, daß Dir am alten Nichts mehr lag;

Du hätt'ſt ihm Deines Freundes Kopf gebracht
Er hätt' ihn mit der Krone Dir bezahlt!

Herodes.

Pfui, Titus, pfui! Auch Du denkſt ſo von mir?
Ich zog hinunter nach Arabien,
Wie mir's Antonius geboten hatte,
Allein ich fand dort keinen Feind! Nun macht' ich
Mich auf nach Actium und meine Schuld
War's nicht, wenn ich zu ſpät kam. Hätt' er ſich
Gehalten, wie ich glaubte, daß er's würde,
So hätt' ich (gegen Mariamne) die Gelegenheit geſucht,
Ihm mit dem Kopfe des Octavian
Die Krone zu bezahlen! (zu Titus) Er that's nicht!
Er war ſchon todt, als ich erſchien. Nun that ihm
Der Freund nicht weiter noth und ich begab
Mich zum Octavian; zwar nicht als König —
Die Krone legt' ich ab — doch darum auch
Als Bettler nicht. Ich zog mein Schwert und ſprach:
Dies wollt' ich brauchen gegen Dich, ich hätt' es
Vielleicht mit Deinem eig'nen Blut gefärbt,
Wenn's hier noch beſſer ſtünde. Das iſt aus!
Jetzt ſenke ich's vor Dir und leg' es ab!
Erwäge Du nun, welch' ein Freund ich war,
Nicht, weſſen Freund; der Todte gab mich frei:
Ich kann jetzt, wenn Du willſt, der Deine ſein!

Titus.

Und er?

Herodes.

Er ſprach: Wo haſt Du Deine Krone?
Ich ſetz' noch einen Edelſtein hinein,
Nimm die Provinz hin, die Dir fehlt bis heute.
Du ſollſt es nur an meiner Großmuth fühlen,
Daß ich der Sieger bin, nicht Marc Anton,
Er hätt' ſie Cleopatren nie genommen,
Die ſie bisher beſaß, ich ſchenk' ſie Dir!

Titus.

Das — hätt' ich nicht gedacht. Auch preiſ' ich Nichts,
Als Deinen Stern!

Herodes.

Titus! O preiſ' ihn nicht!
Ich ward zu ſchwerem Werk geſpart! Soemus!

Soemus
(bleibt ſtehen, wo er ſteht und antwortet nicht).

Herodes.

Verriethſt Du mich? Du ſchweigſt! Ich weiß genug!
O! O! Hinweg mit ihm!

Soemus
(indem er abgeführt wird).

Ich läugne Nichts!
Doch, daß ich Dich für todt hielt, magſt Du glauben!
Jetzt thu, was Dir gefällt! (ab.)

Herodes.

Und nach dem Tode
Hört Alles auf, nicht wahr? Ja! Ja! Mein Titus,
Hätt'ſt Du den Mann gekannt, wie ich — — Du würdeſt
Nicht ſo gelaſſen, nicht ſo ruhig da ſteh'n,
Wie ich hier ſteh'. Du würdeſt ſchäumen, knirſchen
Und wüthend ſprechen:

(gegen Mariamne).

Weib, was thatſt Du Alles,
Um den ſo weit zu bringen? — Salome,
Du hatteſt Recht, ich muß mich waſchen, waſchen —
Blut her! Sogleich beruf' ich ein Gericht!

(gegen Mariamne.)

Du ſchweigſt? Du hüllſt Dich noch in Deinen Trotz?
Ich weiß warum! Du haſt's noch nicht vergeſſen,
Was Du mir warſt! Auch jetzt noch riß ich leichter
Das Herz mir aus der Bruſt — Titus, ſo iſt's! —
Als (wieder zu Mar.) Dich mir aus dem Herzen! Doch ich thu's!

Mariamne

(wendet ſich kurz).

Ich bin Gefang'ne?

Herodes.

Ja!

Mariamne

(zu den Soldaten).

So führt mich ab!

(wendet ſich. Auf Herodes Wink folgt ihr Joab mit Soldaten.)

Der Tod kann mein Gemal nicht länger ſein! (ab.)

Herodes.

Ha! Ha! Zu der hab' ich einmal geſprochen:
Zwei Menſchen, die ſich lieben, wie ſie ſollen,
Können einander gar nicht überleben,
Und wenn ich ſelbſt auf fernem Schlachtfeld fiele:
Man brauchte Dir's durch Boten nicht zu melden,
Du fühlteſt es ſogleich, wie es geſcheh'n,
Und ſtürbeſt ohne Wunde mit an meiner!
Titus, verlach' mich nicht! So iſt's! So iſt's!
Allein die Menſchen lieben ſich nicht ſo!

(ab).

Fünfter Act.

Großer Audienzſaal, wie im erſten Act. Man erblickt Thron und Richtertafel.

Erſte Scene.

Herodes und **Salome**.

Herodes.

Hör' auf, hör' auf! Ich habe das Gericht
Beſtellt und werde ſeinen Spruch vollzieh'n!
Ich, der ich ſonſt vor jedem Fieber bebte,
Wenn's auch nur ihre Kammerfrau befiel,
Ich ſelbſt bewaffne gegen ſie den Tod!
Das ſei genug! Wenn Dich Dein Eifer noch
Nicht ruhen läßt, wird er ſein Ziel verfehlen,
Ich werde denken, daß der Haß allein
Aus Deinem Munde ſpricht und Dich als Zeugin
Verwerfen, wenn ich jede Kerze auch
Als ſolche gelten laſſe, die geflammt
Und jede Blume, die geduftet hat!

Salome.

Herodes! Läugnen will ich's nicht, ich habe
Nach ihren Fehlern einſt geſpäht und ſie
Vergrößert, wie Du ſelbſt die Tugenden,
Die Du an ihr entdeckteſt. War der Stolz,
Womit ſie mir und Deiner Mutter immer
Begegnete, war er ein Grund zur Liebe?
Sie gab ſich als ein Weſen höh'rer Art,
Das niemals einen anderen Gedanken,
Als den, in mir erregte: wozu iſt
Das dicke Buch, das von den Heldenthaten
Der Maccabäer uns erzählt, nur da?
Die trägt ja ſelbſt die Chronik im Geſicht!

Herodes.

Du willſt mich widerlegen und beſiegelſt
Den Spruch, den ich gefällt!

Salome.

Hör' mich nur aus!
So war's, ich läugn' es nicht. Doch wenn ich jetzt
Mehr ſagte, als ich weiß und denk' und fühle,
Ja, wenn ich nicht aus ſchweſterlichem Mitleid
Die Hälfte deſſen, was ich ſagen könnte,
Noch in der Bruſt verſchloß, ſo ſoll mein Kind —
Ich liebe es ja wohl? — ſo viele Jahre
Erleben, als ſein Scheitel Haare zählt.

Und jeder Tag ihm ſo viel Schmerzen bringen.
Als er Minuten, ja Secunden hat!

Herodes.

Der Schwur iſt fürchterlich!

Salome.

Und dennoch fällt er
Mir leichter, als das Wort: die Nacht iſt ſchwarz!
Mein Auge könnte krank ſein, doch unmöglich
Iſt mit dem Auge krank zugleich das Ohr,
Ja, der Inſtinct, das Herz und jegliches
Organ, das meine Sinne unterſtützt!
Und Alle ſtimmen dieß Mal ſo zuſammen,
Als könnten ſie ſich gar nicht widerſprechen.
Ja, hätte Gott in jener Feſtes-Nacht
Mir aus des Himmels Höhen zugerufen:
Von welchem Uebel ſoll ich Eure Erde
Befrei'n, Du haſt die Wahl, ſo hätt' ich nicht
Die Peſt, ich hätt' Dein böſes Weib genannt!
Mir ſchauderte vor ihr, mir war zu Muth',
Als hätt' ich einem Dämon aus der Hölle
Im Finſtern meine Menſchenhand gereicht,
Und er verhöhnte mich dafür, er träte
In ſeiner eig'nen ſchrecklichen Geſtalt
Aus dem geſtohl'nen Leib von Fleiſch und Blut
Hervor und grinſ'te mich durch Flammen an.

Auch ſchauderte mir nicht allein, der Römer
Sogar, der eh'rne Titus, war entſetzt!

Herodes.

Ja wohl, und der wiegt ſchwerer, als Du ſelbſt,
Denn wie er Keinen liebt, ſo haßt er Keinen
Und iſt gerecht, wie Geiſter ohne Blut.
Verlaß mich jetzt, denn ich erwarte ihn!

Salome.

Nein, niemals werd' ich dieſen Tanz vergeſſen,
Bei dem ſie nach dem Tacte der Muſik
Den Boden trat, als wüßte ſie's gewiß,
Daß Du darunter lagſt! Bei Gott, ich wollte,
Ich müßte das nicht ſagen! Denn ich weiß,
Wie tief es Dich, der Du ihr Mutter, Schweſter,
Und was nicht, opferteſt, empören muß!
Allein, ſo war es!
(ab.)

Zweite Scene.

Herodes
(allein).

Titus ſagte mir
Das Nämliche! Auch ſah ich ſelbſt genug!
Und die hat Recht! Ich habe ihr die Schweſter
Und faſt die Mutter auch geopfert: wögen
Die nicht den Bruder auf, den ſie verlor?
In ihren Augen nicht!

Dritte Scene.

Titus
(tritt ein).

Herodes.
Nun, Titus, nun?
Bekennt Soemus?

Titus.
Was Du weißt! Nicht mehr!

Herodes.
Nichts von —

Titus.
O nein! Er fuhr, wie raſend, auf,
Als ich von fern nur darauf deutete!

Herodes.
Ich konnte es erwarten!

Titus.
Niemals hätte
Ein Weib, wie Dein's, gelebt, und niemals ſei
Ein Mann des Kleinods, das ihm Gott beſchieden,
So wenig werth geweſen —

Herodes.
Als ich ſelbſt!
Ja, ja! — „Er wußte nicht, was Perlen ſind,
D'rum nahm ich ihm ſie weg!“ So ſprach der Dieb.
Ich weiß nicht, half's ihm was?

Titus.

Ihr Herz ſei edler
Als Gold --

Herodes.

So kennt er es? Er iſt berauſcht
Und lobt den Wein! Iſt das nicht ein Beweis,
Daß er getrunken hat? Was ſchützte er
Denn vor? Warum verrieth er meinen Auftrag
An ſie?

Titus.

Aus Abſcheu, wie er ſagt!

Herodes.

Aus Abſcheu?
Und dieſen Abſcheu ſprach er mir nicht aus?

Titus.

Wär' das ihm wohl bekommen? Hätteſt Du
Den ſtarren Diener leben laſſen können,
Der den Befehl einmal von Dir empfing
Und ihn zurückwies?

Herodes.

War's in ſolchem Fall
Denn nicht genug, ihn unvollführt zu laſſen?

Titus.

Gewiß! Doch wenn er weiter ging, ſo that er's
Vielleicht, weil Du ihm ſchon verloren ſchienſt,
Und weil er nun die Gunſt der Königin

Auf Deine Koſten ſich erkaufen wollte,
In deren Händen ſeine Zukunft lag.

Herodes.

Nein, Titus, nein! Soemus war der Mann,
In eigener Perſon den Griff zu wagen,
Der uns die fremde Gunſt entbehrlich macht!
Nur darum übertrug ich's ihm, ich dachte:
Er thut's für ſich, wenn er's für Dich nicht thut!
Ja, wär' er ein Gering'rer, als er iſt,
Und hätt' er nicht in Rom die vielen Freunde,
So wollt' ich's glauben, aber jetzt — Nein, nein!
Es gab nur Einen Grund!

Titus.

Und dennoch räumt
Er den nicht ein!

Herodes.

Er wär' nicht, was er iſt,
Wenn er es thäte, denn er weiß gar wohl,
Was folgen wird, und hofft nun, durch ſein Zaudern
In meiner Bruſt noch einen letzten Zweifel
Zu wecken, der, wenn nicht ſein eig'nes Haupt,
So doch das ihrige, vor'm Tode ſchützt!
Allein er irrt, dem Zweifel fehlt der Stachel,
Denn hätt' ich Nichts zu ſtrafen, was ſie that,
So ſtraft' ich, was ſie ward, und was ſie iſt!
Ha! Wär' ſie je geweſen, was ſie ſchien:

Sie hätte ſo ſich nie verwandeln können,
Und Rache nehm' ich an der Heuchlerin!
Ja, Titus, ja, ich ſchwör' es bei dem Schlüſſel
Zum Paradies, den ſie in Händen hält;
Bei aller Seligkeit, die ſie mir ſchon
Gewährte und mir noch gewähren kann;
Ja, bei dem Schauder, der mich eben mahnt,
Daß ich in ihr mich ſelbſt vernichten werde:
Ich mach' ein Ende, wie's auch ſtehen mag!

Titus.

Es iſt zu ſpät, Dir warnend zuzurufen:
Gib den Befehl nicht! und ich kenne ſelbſt
Kein Mittel, das zur Klarheit führen kann,
D'rum wag' ich nicht zu ſagen: halte ein!

Vierte Scene.

Joab
(tritt ein).

Herodes.

Sind ſie verſammelt?

Joab.

Längſt! Aus dem Gefängniß
Muß ich Dir melden, was mir wichtig ſcheint!
Man kann den Sameas nicht ſo weit bringen,
Daß er ſich ſelbſt entleibt!

Herodes.

Ich gab Befehl,
Daß man ihn martern ſoll, bis er es thut!

(zu Titus.)

Der hat geſchworen, hört' ich, ſich zu tödten,
Wenn er mich nicht zu ſeines Gleichen machen,
Den Heidenſinn in mir, wie er es nennt,
Nicht brechen könne. Da ihm das mißlang,
So zwinge ich ihn, ſeinen Schwur zu halten
Er hat den Tod wohl tauſendfach verdient!

Titus.

Ich hätte ſelbſt auf ſeinen Tod gedrungen
Denn er hat mich beſchimpft und Rom in mir,
Und das kann überall verziehen werden,
Nur hier nicht, wo das Volk ſo ſtörrig iſt!

Herodes

(zu Joab).

Nun denn!

Joab.

Man that getreu nach Deinen Worten,
Allein es half zu Nichts. Der Henker hat
Faſt jede Qual ihm angethan, er hat
Ihm obendrein, ergrimmt ob ſeinem Trotz,
Den er für Hohn nahm, Wunden beigebracht,
Doch iſt's, als hätt' er einen Baum gegeißelt,
Als hätte er in Holz hinein geſchnitten:
Der Alte ſteht ſo da, als fühlt' er Nichts,

Er ſingt, anſtatt zu ſchrei'n, und nach dem Meſſer
Zu greifen, das ihm vorgehalten wird,
Er ſingt den Pſalm, den die drei Männer einſt
Im feur'gen Ofen ſangen, er erhebt
Bei jedem neuen Schmerz die Stimme lauter
Und wenn er einhält, prophezeit er gar!

Herodes
(für ſich).

So ſind ſie! Ja! — Und wird ſie anders ſein?

Joab.

Dann ruft er aus, als hätt' er für geheime
Und wunderbare Dinge ſo viel Augen
Bekommen, als er Wunden zählt, nun ſei
Die Zeit erfüllt, und in die Krippe lege
Die Jungfrau-Mutter aus dem Stamme David's
In dieſem heil'gen Augenblick ein Kind,
Das Throne ſtürzen, Todte wecken, Sterne
Vom Himmel reißen und von Ewigkeit
Zu Ewigkeit die Welt regieren werde.
Das Volk indeß, zu Tauſenden verſammelt,
Harrt draußen vor den Thoren, hört das Alles
Und glaubt, daß ſich Elias Flammen-Wagen
Hernieder ſenken wird, um ihn, wie den,
Empor zu tragen. Selbſt ein Henkersknecht
Erſchrack und hielt, anſtatt ihm neue Wunden
Zu ſchlagen, ihm die alten zu!

Herodes.

Man ſoll
Ihn auf der Stelle tödten, und dem Volk
Ihn zeigen, wenn er todt iſt! — Laß dann auch
Die Richter kommen und —

Joab.

Die Königin!
(ab.)

Herodes.

Du, Titus, wirſt an meiner Seite ſitzen!
Auch ihre Mutter habe ich geladen,
Damit es ihr nicht an der Zeugin fehlt.

Fünfte Scene.

Aaron und die übrigen **fünf Richter** treten ein. **Alexandra** und **Salome** folgen. **Joab** erſcheint gleich darauf.

Alexandra.

Mein König und mein Herr, ſei mir gegrüßt!

Herodes.

Ich danke Dir!
(Er ſetzt ſich auf ſeinen Thron. **Titus** ſetzt ſich ihm zur Seite. Die **Richter** ſetzen ſich dann auf ſeinen Wink im Halbkreis um die Tafel.)

Alexandra
(während dieß geſchieht).

Vom Schickſal Mariamnens
Scheid' ich das meinige, und ſpare mich
Wie eine Fackel, für die Zukunft auf!
(ſie ſetzt ſich neben Salome.)

Herodes
(zu den Richtern).

Ihr wißt, warum ich Euch berufen ließ!

Aaron.

In tiefſtem Schmerz erſchienen wir vor Dir!

Herodes.

Nicht zweifl' ich! Mir und meinem Hauſe ſeid
Ihr Alle eng befreundet und verwandt,
Was mich trifft, trifft Euch mit! Euch wird es freu'n,
Wenn Ihr die Königin, die — (er ſtockt) Schenkt mir das!
Euch wird es freu'n, wenn Ihr ſie nicht verdammen,
Wenn Ihr, anſtatt nach Golgatha hinaus,
Zurück mir in das Haus ſie ſchicken dürft,
Doch werdet Ihr auch vor dem Aeußerſten
Nicht mutblos zittern, wenn es nöthig wird,
Denn wie Ihr Glück und Unglück mit mir theilt,
So theilt Ihr Schmach und Ehre auch mit mir.
Wohlan denn!

(Er gibt **Joab** ein Zeichen. **Joab** geht ab. Dann erſcheint er wieder mit **Mariamne**. — Es entſteht eine lange Pauſe.)

Herodes.

Aaron!

Aaron.

Königin! Uns ward
Ein ſchweres Amt! Du ſiehſt vor Deinen Richtern!

Mariamne.

Vor meinen Richtern, ja, und auch vor Euch!

Aaron.

Erkennſt Du dieß Gericht nicht an?

Mariamne.

Ich ſehe
Ein höh'res hier! Wenn das auf Eure Fragen
Die Antwort mir geſtattet, werd' ich reden,
Und ſchweigen werd' ich, wenn es ſie verbeut! —
Mein Auge ſieht Euch kaum! Denn hinter Euch
Steh'n Geiſter, die mich ſtumm und ernſt betrachten,
Es ſind die großen Ahnen meines Stamms.
Drei Nächte ſah ich ſie bereits im Traum,
Nun kommen ſie bei Tage auch, und wohl
Erkenn' ich, was es heißt, daß ſich der Reigen
Der Todten ſchon für mich geöffnet hat
Und daß, was lebt und athmet, mir erbleicht.
Dort, hinter jenem Thron, auf dem ein König
Zu ſitzen ſcheint, ſteht Judas Maccabäus:
Du Held der Helden, blicke nicht ſo finſter
Auf mich herab, Du ſollſt mit mir zufrieden ſein!

Alexandra.

Sei nicht zu trotzig, Mariamne!

Mariamne.

Mutter!
Leb' wohl! — (zu Aaron.) Weßwegen bin ich hier verklagt?

Aaron.

Du habeſt Deinen König und Gemal
Betrogen — (zu Herodes.) Nicht?

Mariamne.

Betrogen? Wie? Unmöglich!
Hat er mich nicht gefunden, wie er mich
Zu finden dachte? Nicht bei Tanz und Spiel?
Zog ich, als ich von ſeinem Tode hörte,
Die Trauerkleider an? Vergoß ich Thränen?
Zerrauft' ich mir das Haar? Dann hätt' ich ihn
Betrogen, doch ich hab' es nicht gethan
Und kann es darthun. Salome, ſprich Du!

Herodes.

Ich fand ſie, wie ſie ſagt. Sie braucht ſich nicht
Nach einem andern Zeugen umzuſeh'n.
Doch niemals, niemals hätte ich's gedacht!

Mariamne.

Niemals gedacht? Und doch verlarvt den Henker
Dicht hinter mich geſtellt? Das kann nicht ſein!
Wie ich bei'm Scheiden ſtand vor ſeinem Geiſt,
So hat er mich bei'm Wiederſeh'n gefunden,
D'rum muß ich läugnen, daß ich ihn betrog!

Herodes
(in ein wildes Gelächter ausbrechend).

Sie hat mich nicht betrogen, weil ſie Nichts
Gethan, als was das Vorgefühl, die Ahnung,

Wie preiſ' ich ſie, die düſt're Warnerin!
Mich fürchten ließ — (zu Mar.) Weib! Weib! Dieß ſteht Dir an!
Doch baue nicht zu feſt darauf, daß ich
Mit Glück und Ruhe auch die Kraft verlor.
Mir blieb vielleicht ein Reſt noch für die Rache
Und — ſchon als Knabe ſchoß ich einem Vogel
Stets einen Pfeil nach, wenn er mir entflog.

Mariamne.

Sprich nicht von Vorgefühl und Ahnung, ſprich
Von Furcht allein! Du zitterteſt vor dem,
Was Du verdienteſt! Das iſt Menſchen-Art!
Du kannſt der Schweſter nicht mehr trau'n, ſeit Du
Den Bruder tödteteſt. Du haſt das Aergſte
Mir zugefügt und glaubſt nun, daß ich's Dir
Erwidern, ja, Dich überbieten muß!
Wie, oder haſt Du ſtets, wenn Du dem Tod
In ehrlich-off'nem Krieg entgegen zogſt,
Den Henker hinter mich geſtellt? Du ſchweigſt!
Wohlan denn! Da Du's ſelbſt ſo tief empfindeſt,
Was ſich für mich geziemt, da Deine Furcht
Mich über meine Pflicht belehrt, ſo will
Ich endlich dieſe heil'ge Pflicht erfüllen.
D'rum ſcheid' ich mich auf ewig von Dir ab!

Herodes.

Antwort! Bekennſt Du? Oder thuſt Du's nicht?

Mariamne
(ſchweigt).

Herodes
(zu den Richtern).

Ihr ſeht, das Eingeſtändniß fehlt! Und auch
Beweiſe hab' ich nicht, wie Ihr ſie braucht!
Doch habt Ihr einmal einen Mörder ſchon
Zum Tod verdammt, weil des Erſchlag'nen Kleinod
Sich bei ihm fand. Es half ihm Nichts, daß er
Auf ſeine wohl gewaſch'nen Hände wies
Und Nichts, daß er Euch ſchwur, der Todte habe
Es ihm geſchenkt: Ihr ließt den Spruch vollzieh'n!
Wohlan! So ſteht's auch hier! Sie hat ein Kleinod,
Was mir bezeugt, unwiderſprechlicher,
Wie's irgend eine Menſchenzunge könnte,
Daß ſie den Gräul der Gräul an mir beging.
Ein Wunder hätt' nicht bloß geſcheh'n, es hätte
Sich wiederholen müſſen, wär' es anders,
Und Wunder wiederholten ſich noch nie!

Mariamne
(macht eine Bewegung).

Herodes.

Zwar wird ſie ſprechen, wie der Mörder ſprach:
Man habe Ihr's geſchenkt! Auch darf ſie's wagen,
Denn, wie ein Wald, iſt eine Kammer ſtumm.
Doch wäret Ihr verſucht, ihr das zu glauben,

So ſetz' ich Euch mein innerſtes Gefühl
Und die Ergründung aller Möglichkeiten
Entgegen, und verlange ihren Tod.
Ja, ihren Tod! Ich will den Kelch des Ekels
Nicht leeren, den der Trotz mir beut, ich will
Nicht Tag für Tag mich mit dem Räthſel quälen,
Ob ſolch' ein Trotz das widerwärtigſte
Geſicht der Unſchuld, ob die frechſte Larve
Der Sünde iſt, ich will mich aus dem Wirbel
Von Haß und Liebe, eh' er mich erſtickt,
Erretten, koſt' es, was es koſten mag!
Darum hinweg mit ihr! — Ihr zögert noch?
Es bleibt dabei! — Wie? Oder traf ich's nicht?
Sprecht Ihr! Ich weiß, das Schweigen iſt an mir!
Doch ſprecht! Sprecht! Sitzt nicht da, wie Salomo
Zwiſchen den Müttern mit den beiden Kindern!
Der Fall iſt klar! Ihr braucht nicht mehr zum Spruch,
Als was Ihr ſeht! Ein Weib, das daſteh'n kann,
Wie ſie, verdient den Tod und wär' ſie rein
Von jeder Schuld! Ihr ſprecht noch immer nicht?
Wollt Ihr vielleicht erſt den Beweis, wie feſt
Ich überzeugt bin, daß ſie mich betrog?
Den geb' ich Euch durch des Soemus Kopf,
Und das ſogleich! (er geht auf Joab zu.)

Titus

(erhebt ſich).

Dieß nenn' ich kein Gericht!
Verzeih'! (er will gehen.)

Mariamne.

Bleib', Römer, ich erkenn' es an!
Wer will's verwerfen, wenn ich ſelber nicht!

Titus

(ſetzt ſich wieder).

Alexandra

(ſteht auf).

Mariamne

(tritt zu ihr heran, halb laut).

Du haſt viel Leid mir zugefügt, Du haſt
Nach meinem Glück das Deine nie gemeſſen!
Soll ich es Dir verzeih'n, ſo ſchweige jetzt!
Du änderſt Nichts, mein Entſchluß iſt gefaßt!

Alexandra

(ſetzt ſich wieder).

Mariamne.

Nun, Richter?

Aaron

(zu den Uebrigen).

Wer von Euch den Spruch des Königs
Nicht für gerecht hält, der erhebe ſich!
(Alle bleiben ſitzen.)
So habt Ihr Alle auf den Tod erkannt!
(er ſteht auf.)

Du biſt zum Tod verurtheilt, Königin! —
Haſt Du noch was zu ſagen?

Mariamne.

Wenn der Henker
Nicht zum Voraus beſtellt iſt und auf mich
Schon wartet mit dem Beil, ſo möchte ich
Vor'm Tode noch mit Titus ein Geſpräch.
(zu Herodes) Man pflegt den Sterbenden die letzte Bitte
Nicht abzuſchlagen. Wenn Du ſie gewährſt,
So ſei mein Leben Deinem zugelegt!

Herodes.

Der Henker iſt noch nicht beſtellt — ich kann's!
Und da Du mir dafür die Ewigkeit
Als Lohn verſprichſt, ſo muß und will ich auch!
(zu Titus) Iſt dieſes Weib nicht fürchterlich?

Titus.

Sie ſteht
Vor einem Mann, wie keine ſtehen darf!
D'rum endige!

Salome
(tritt heran).

O thu' es! Deine Mutter
Iſt krank bis auf den Tod! Sie wird geſund,
Wenn ſie das noch erlebt!

Herodes
(zu Alexandra).

Sprachſt Du nicht was?

Alexandra.

Nein!

Herodes

(ſieht Mariamnen lange an).

Mariamne

(bleibt ſtumm).

Herodes.

Stirb! (zu Joab) Ich leg's in Deine Hand!

(ſchnell ab. Ihm folgt Salome.)

Alexandra

(ihm nachſehend).

Ich habe

Noch einen Pfeil für Dich! (zu Mar.) Du wollteſt's ſo!

Mariamne.

Ich danke Dir!

Alexandra

(ab).

Aaron

(zu den übrigen Richtern).

Verſuchen wir nicht noch,
Ihn zu erweichen? Mir iſt dieß entſetzlich!
Es iſt die letzte Maccabäerin!
Wenn wir nur kurzen Aufſchub erſt erlangten!
Jetzt ging's nicht an, daß wir ihm widerſtrebten,
Bald wird er ſelbſt ein And'rer wieder ſein,
Und möglich iſt's, daß er uns dann beſtraft,
Weil wir ihm heut' nicht Widerſtand gethan!
Ihm nach!

(ab.)

Joab

(nähert ſich Mariamnen).

Vergibſt Du mir? Ich muß gehorchen!

Mariamne.

Thu', was Dein Herr gebot, und thu' es ſchnell!
Ich bin bereit, ſobald Du ſelbſt es biſt,
Und Königinnen, weißt Du, warten nicht!

Joab

(ab.)

Sechſte Scene.

Mariamne

(tritt zu Titus).

Nun noch ein Wort vor'm Schlafengeh'n, indeß
Mein letzter Kämm'rer mir das Bette macht!
Du ſtaunſt, ich ſeh' es, daß ich dieſes Wort
An Dich, und nicht an meine Mutter, richte,
Allein ſie ſteht mir fern und iſt mir fremd.

Titus.

Ich ſtaune, daß ein Weib mich lehren ſoll,
Wie ich als Mann dereinſt zu ſterben habe!
Ja, Königin, unheimlich iſt Dein Thun
Und, ich verhehl's nicht, ſelbſt Dein Weſen mir,
Allein ich muß den Heldenſinn verehren,
Der Dich vom Leben ſcheiden läßt, als ſchiene
Die ſchöne Welt Dir auf dem letzten Gang

Nicht einmal mehr des flücht'gen Umblicks werth,
Und dieſer Muth verſöhnt mich faſt mit Dir!

Mariamne.

Es iſt kein Muth!

Titus.

Zwar hat man mir geſagt
Daß Eure finſtern Phariſäer lehren,
Im Tode geh' das Leben erſt recht an,
Und daß, wer ihnen glaubt, die Welt verachtet,
In welcher nur die Sonne ewig leuchtet
Und alles Uebrige in Nacht verliſcht!

Mariamne.

Ich hörte nie auf ſie und glaub' es nicht,
O nein, ich weiß, wovon ich ſcheiden ſoll!

Titus.

Dann ſtehſt Du da, wie Cäſar ſelber kaum,
Als ihm von Brutus Hand der Dolchſtoß kam,
Denn er, zu ſtolz, um ſeinen Schmerz zu zeigen,
Und doch nicht ſtark genug, ihn zu erſticken,
Verhüllte fallend ſich das Angeſicht;
Du aber hältſt ihn in der Bruſt zurück!

Mariamne.

Nicht mehr! Nicht mehr! Es iſt nicht, wie Du denkſt!
Ich fühle keinen Schmerz mehr, denn zum Schmerz
Gehört noch Leben, und das Leben iſt
In mir erloſchen, ich bin längſt nur noch

Ein Mittelding vom Menſchen und vom Schatten
Und faß' es kaum, daß ich noch ſterben kann.
Vernimm jetzt, was ich Dir vertrauen will,
Doch erſt gelobe mir als Mann und Römer,
Daß Du's verſchweigſt, bis ich hinunter bin,
Und daß Du mich geleiteſt, wenn ich geh'.
Du zögerſt? Ford're ich zu viel von Dir?
Es iſt des Strauchelns wegen nicht! Und ob
Du ſpäter reden, ob Du ſchweigen willſt,
Entſcheide ſelbſt. Ich binde Dich in Nichts
Und halte meinen Wunſch ſogar zurück.
Dich aber hab' ich darum auserwählt,
Weil Du ſchon immer, wie ein eh'rnes Bild
In eine Feuersbrunſt, gelaſſen-kalt
Hinein geſchaut in unſ're Hölle haſt.
Dir muß man glauben, wenn Du Zeugniß gibſt,
Wir ſind für Dich ein anderes Geſchlecht,
An das kein Band Dich knüpft, Du ſprichſt von uns,
Wie wir von fremden Pflanzen und von Steinen,
Parteilos, ohne Liebe, ohne Haß!

Titus.

Du gehſt zu weit!

Mariamne.

Verweigerſt Du mir jetzt,
Zu ſtarr, Dein Wort, ſo nehm' ich mein Geheimniß
Mit mir in's Grab und muß den letzten Troſt

Entbehren, den, daß Eines Menſchen Bruſt
Mein Bild doch rein und unbefleckt bewahrt,
Und daß er, wenn der Haß ſein Aergſtes wagt,
Den Schleier, der es deckt, aus Pflichtgefühl
Und Ehrfurcht vor der Wahrheit heben kann!

Titus.

Wohl! Ich gelob' es Dir!

Mariamne.

So wiſſe denn,
Daß ich Herodes zwar betrog, doch anders,
Ganz anders, als er wähnt! Ich war ihm treu,
Wie er ſich ſelbſt. Was ſchmäh' ich mich? Viel treuer,
Er iſt ja längſt ein And'rer, als er war.
Soll ich das erſt betheuern? Eher noch
Entſchließ' ich mich, zu ſchwören, daß ich Augen
Und Händ' und Füße habe. Dieſe könnt' ich
Verlieren und ich wär' noch, was ich bin,
Doch Herz und Seele nicht!

Titus.

Ich glaube Dir
Und werde —

Mariamne.

Halten, was Du mir verſprachſt!
Ich zweifle nicht! Nun frag' Dich, was ich fühlte,
Als er zum zweiten Mal, denn einmal hatte
Ich's ihm verzieh'n, mich unter's Schwert geſtellt.

Als ich mir ſagen mußte: eher gleicht
Dein Schatten Dir, als das verzerrte Bild,
Das er im tiefſten Innern von Dir trägt!
Das hielt ich nicht mehr aus, und konnt' ich's denn?
Ich griff zu meinem Dolch, und, abgehalten
Vom raſch verſuchten Selbſtmord, ſchwur ich ihm:
Du willſt im Tode meinen Henker machen?
Du ſollſt mein Henker werden, doch im Leben!
Du ſollſt das Weib, das Du erblickteſt, tödten
Und erſt im Tod mich ſehen, wie ich bin! —
Du warſt auf meinem Feſt. Nun: Eine Larve
Hat dort getanzt!

Titus.

Ha!

Mariamne.

Eine Larve ſtand
Heut' vor Gericht, für eine Larve wird
Das Beil geſchliffen, doch es trifft mich ſelbſt!

Titus.

Ich ſteh' erſchüttert, Königin, auch zeih' ich
Dich nicht des Unrechts, doch ich muß Dir ſagen:
Du haſt mich ſelbſt getäuſcht, Du haſt mich ſo
Mit Grau'n und Abſcheu durch Dein Feſt erfüllt,
Wie jetzt mit ſchaudernder Bewunderung.
Und wenn das mir geſchah, wie hätte ihm
Der Schein Dein Weſen nicht verdunkeln ſollen

Ihm, deſſen Herz, von Leidenſchaft bewegt,
So wenig, wie ein aufgewühlter Strom,
Die Dinge ſpiegeln konnte, wie ſie ſind.
D'rum fühl' ich tiefes Mitleid auch mit ihm
Und Deine Rache finde ich zu ſtreng!

Mariamne.

Auf meine eig'nen Koſten nehm' ich ſie,
Und daß es nicht des Lebens wegen war,
Wenn mich der Tod des Opferthiers empörte,
Das zeige ich, ich werf' das Leben weg!

Titus.

Gib mir mein Wort zurück!

Mariamne.

Und wenn Du's brächeſt,
Du würdeſt Nichts mehr ändern. Sterben kann
Ein Menſch den andern laſſen; fort zu leben,
Zwingt auch der Mächtigſte den Schwächſten nicht.
Und ich bin müde, ich beneide ſchon
Den Stein, und wenn's der Zweck des Lebens iſt,
Daß man es haſſen und den ew'gen Tod
Ihm verzieh'n lernen ſoll, ſo wurde er
In mir erreicht. O, daß man aus Granit,
Aus nie zerbröckelndem, den Sarg mir höhlte
Und in des Meeres Abgrund ihn verſenkte,
Damit ſogar mein Staub den Elementen
Für alle Ewigkeit entzogen ſei!

Titus.

Wir leben aber in der Welt des Scheins!

Mariamne.

Das ſeh' ich jetzt, d'rum gehe ich hinaus!

Titus.

Ich ſelbſt, ich habe gegen Dich gezeugt!

Mariamne.

Damit Du's thäteſt, lud ich Dich zum Feſt!

Titus.

Wenn ich ihm ſagte, was Du mir geſagt —

Mariamne.

So riefe er mich um, ich zweifle nicht!
Und folgte ich, ſo würde mir der Lohn,
Daß ich vor einem Jeden, der mir nahte,
Von jetzt an ſchaudern und mir ſagen müßte:
Hab' Acht, das kann Dein dritter Henker ſein!
Nein, Titus, nein, ich habe nicht geſpielt,
Für mich gibt's keinen Rückweg. Gäb' es den,
Glaubſt Du, ich hätt' ihn nicht entdeckt, als ich
Von meinen Kindern ew'gen Abſchied nahm?
Wenn Nichts, als Trotz mich triebe, wie er meint,
Der Schmerz der Unſchuld hätt' den Trotz gebrochen:
Jetzt machte er nur bitt'rer mir den Tod!

Titus.

O, fühlt' er das, und käm' von ſelbſt, und würfe
Sich Dir zu Füßen!

Mariamne.

Ja! Dann hätte er
Den Dämon überwunden und ich könnte
Ihm Alles ſagen! Denn ich ſollte nicht
Unwürdig mit ihm markten um ein Leben,
Das durch den Preis, um den ich's kaufen kann,
Für mich den letzten Werth verlieren muß,
Ich ſollte ihn für ſeinen Sieg belohnen,
Und glaube mir, ich könnt' es!

Titus.

Ahnſt Du Nichts,
Herodes?

Joab

(tritt geräuſchlos ein und bleibt ſchweigend ſtehen).

Mariamne.

Nein! Du ſiehſt, er ſchickt mir den! (deutet auf Joab.)

Titus.

Laß' mich —

Mariamne.

Haſt Du mich nicht verſtanden, Titus?
Iſt es in Deinen Augen noch der Trotz,
Der mir den Mund verſchloß? Kann ich noch leben?
Kann ich mit Dem noch leben, der in mir
Nicht einmal Gottes Ebenbild mehr ehrt?
Und wenn ich dadurch, daß ich ſchwieg, den Tod
Herauf beſchwören und ihn waffnen konnte,
Sollt' ich mein Schweigen brechen? Sollt' ich erſt

Den einen Dolch vertauſchen mit dem andern?
Und wär' es mehr geweſen?

Titus.

Sie hat Recht!

Mariamne

(zu Joab).

Biſt Du bereit?

Joab

(verneigt ſich).

Mariamne

(gegen Herodes Gemächer).

Herodes, lebe wohl!

(gegen die Erde.)

Du, Ariſtobolus, ſei mir gegrüßt!
Gleich bin ich bei Dir in der ew'gen Nacht!

(Sie ſchreitet auf die Thür zu. Joab öffnet. Man ſieht Bewaffnete, die ehrerbietig Reihen bilden. Sie geht hinaus. Titus folgt ihr. Joab ſchließt ſich an. Feierliche Pauſe.)

Siebente Scene.

Salome

(tritt ein).

Sie ging! Und dennoch ſchlägt das Herz mir nicht!
Ein Zeichen mehr, daß ſie ihr Loos verdient.
So hab' ich endlich meinen Bruder wieder
Und meine Mutter ihren Sohn! Wohl mir,
Daß ich nicht vor ihm wich. Die Richter hätten
Ihn ſonſt noch umgeſtimmt. Nein, Aaron, nein,

Nichts von Geſangenſchaft! Im Kerker bliebe
Sie keinen Mond. Das **Grab** nur hält ſie feſt,
Denn nur zum Grabe hat er keinen Schlüſſel.

Achte Scene.

Ein Diener.

Drei Könige aus dem Morgenland ſind da,
Mit köſtlichen Geſchenken reich beladen,
Sie kommen an in dieſem Augenblick
Und nie noch ſah man fremdere Geſtalten
Und wunderſam're Trachten hier, wie die!

Salome.

Führ' ſie herein! (Diener ab.) Die meld' ich ihm ſogleich.
So lange die bei ihm ſind, denkt er nicht
An ſie! Und bald iſt Alles aus mit ihr!
(ſie geht zu Herodes hinein).

Der Diener

(führt die drei Könige herein. Sie ſind fremdartig gekleidet und ſo, daß ſie ſich in Allem von einander unterſcheiden. Ein reiches Gefolge, von dem daſſelbe gilt, begleitet ſie. Gold, Weihrauch und Myrrhen. **Herodes** tritt mit **Salome** gleich nachher ein).

Erſter König.

Heil, König, Dir!

Zweiter König.

Geſegnet iſt Dein Haus!

Dritter König.

Gebenedeit in alle Ewigkeit!

Herodes.

Ich dank' Euch! Doch für dieſe Stunde dünkt
Der Gruß mir ſeltſam!

Erſter König.

Ward Dir nicht ein Sohn
Geboren?

Herodes.

Mir? O nein! Mir ſtarb mein Weib!

Erſter König.

So iſt hier unſers Bleibens nicht!

Zweiter König.

So gibt's
Hier einen zweiten König noch!

Herodes.

Dann gäbe
Es keinen hier.

Dritter König.

So gibt's hier außer Deinem
Noch einen zweiten königlichen Stamm!

Herodes.

Warum?

Erſter König.

So iſt es!

Zweiter König.

Ja, ſo muß es ſein!

Herodes.

Auch davon weiß ich Nichts!

Salome
(zu Herodes).
In Bethlehem
Hat ſich vom Stamme David's noch ein Zweig
Erhalten!

Dritter König.
David war ein König?

Herodes.
Ja!

Erſter König.
So ziehen wir nach Bethlehem hinab!

Salome
(fährt fort zu Herodes).
Allein er pflanzt ſich nur in Bettlern fort!

Herodes.
Das glaub' ich! Sonſt —

Salome.
Ich ſprach einſt eine Jungfrau
Aus David's Haus, Maria, glaub' ich, hieß ſie,
Die fand ich ſchön genug für ihre Abkunft,
Doch war ſie einem Zimmermann verlobt
Und ſchlug die Augen gegen mich kaum auf,
Als ich ſie nach dem Namen fragte!

Herodes.
Hört Ihr's?

Zweiter König.
Gleich viel! Wir geh'n!

Herodes.

Ihr werdet mir doch erſt
Verkünden, was Euch hergeführt?

Erſter König.

Die Ehrfurcht
Vor'm König aller Könige!

Zweiter König.

Der Wunſch,
Ihm noch vor'm Tod in's Angeſicht zu ſchau'n!

Dritter König.

Die heil'ge Pflicht, ihm huldigend zu Füßen
Zu legen, was auf Erden koſtbar iſt!

Herodes.

Wer aber ſagte Euch von ihm?

Erſter König.

Sein Stern!
Wir zogen nicht zuſammen aus, wir wußten
Nichts von einander, unſ're Reiche liegen
Im Oſten und im Weſten, Meere fließen
Dazwiſchen, hohe Berge ſcheiden ſie —

Zweiter König.

Doch hatten wir denſelben Stern geſeh'n,
Es hatte uns derſelbe Trieb erfaßt,
Wir wandelten denſelben Weg und trafen
Zuletzt zuſammen an demſelben Ziel —

Dritter König.

Und ob des Königs, ob des Bettlers Sohn,
Das Kind, dem dieſer Stern in's Leben leuchtet,
Wird hoch erhöhet werden und auf Erden
Kein Menſch mehr athmen, der ſich ihm nicht beugt!

Herodes
(für ſich).

So ſpricht das alte Buch ja auch! (laut.) Darf ich
Nach Bethlehem Euch einen Führer geben?

Erſter König
(deutet gen Himmel).

Wir haben einen!

Herodes.

Wohl! — Wenn Ihr das Kind
Entdeckt, ſo werdet Ihr es mir doch melden,
Damit ich es, wie Ihr, verehren kann?

Erſter König.

Wir werden's thun! Nun fort. Nach Bethlehem!
(Alle ab.)

Herodes.

Sie werden's nicht thun!

Joab und Titus
(treten auf).

Alexandra
(folgt ihnen).

Herodes.

Ha!

Joab.

Es iſt vollbracht!

Herodes

(bedeckt ſich das Geſicht).

Titus.

Sie ſtarb. Ja wohl. Ich aber habe jetzt
Ein noch viel fürchterlicheres Geſchäft,
Als der der Deinen blut'gen Spruch vollzog:
Ich muß Dir ſagen, daß ſie ſchuldlos war.

Herodes.

Nein, Titus, nein!

Titus

(will ſprechen).

Herodes

(tritt dicht vor ihn hin).

Denn wäre das, ſo hätteſt
Du ſie nicht ſterben laſſen.

Titus.

Niemand konnte
Das hindern, als Du ſelbſt! — Es thut mir weh',
Daß ich Dir mehr, als Henker, werden muß,
Doch, wenn es heil'ge Pflicht iſt, einen Todten,
Wer er auch immer ſein mag, zu beſtatten,
So iſt die Pflicht noch heil'ger, ihn von Schmach
Zu reinigen, wenn er ſie nicht verdient,
Und dieſe Pflicht gebeut mir jetzt allein!

Herodes.

Ich ſeh' aus Allem, was Du ſprichſt, nur Eins:
Ihr Zauber war ihr ſelbſt im Tode treu!
Was groll' ich dem Soemus noch! Wie ſollt' er
Der Blendenden im Leben widerſteh'n!
Dich hat ſie im Erlöſchen noch entflammt!

Titus.

Geht Eiferſucht ſelbſt über's Grab hinaus?

Herodes.

Wenn ich mich täuſchte, wenn aus Deinem Mund
Jetzt etwas And'res, als ein Mitleid ſpräche,
Das viel zu tief iſt, um nicht mehr zu ſein:
Dann müßt' ich Dich doch mahnen, daß Dein Zeugniß
Sie mit verdammen half, und daß es Pflicht
Für Dich geweſen wäre, mich zu warnen,
Sobald Dir nur der kleinſte Zweifel kam!

Titus.

Mich hielt mein Wort zurück und mehr, als das:
Die unerbittliche Nothwendigkeit.
Wär' ich nur einen Schritt von ihr gewichen,
So hätte ſie ſich ſelbſt den Tod gegeben.
Ich ſah den Dolch auf ihrer Bruſt verſteckt
Und mehr als einmal zuckte ihre Hand.

(Pauſe.)

Sie wollte ſterben, und ſie mußte auch!
Sie hat ſo viel gelitten und verzieh'n.

Als ſie zu leiden, zu verzeih'n vermochte:
Ich habe in ihr Innerſtes geſchaut.
Wer mehr verlangt, der had're nicht mit ihr,
Er had're einzig mit den Elementen,
Die ſich nun einmal ſo in ihr gemiſcht,
Daß ſie nicht weiter konnte. Doch er zeige
Mir auch das Weib, das weiter kam, als ſie!

Herodes
(macht eine Bewegung).

Titus.

Sie wollte ihren Tod von Dir und rief
Das wüſte Traumbild Deiner Eiferſucht,
Selbſtmörd'riſch gaukelnd und uns Alle täuſchend,
Auf ihrem Feſte in ein trüg'riſch Sein.
Das fand ich ſtreng, nicht ungerecht. Sie trat
Als Larve vor Dich hin, die Larve ſollte
Dich reizen, mit dem Schwert nach ihr zu ſtoßen,
(er zeigt auf Joab)
Das thateſt Du, und tödteteſt ſie ſelbſt!

Herodes.

So ſprach ſie. Doch ſie ſprach aus Rache ſo!

Titus.

So war's. Ich habe gegen ſie gezeugt,
Wie gerne möcht' ich zweifeln!

Herodes.

Und Soemus?

Titus.

Ich bin ihm auf dem Todesweg begegnet,
Er trat den ſeinen an, als ſie den ihren
Vollendet hatte, und ihm ſchien's ein Troſt,
Daß ſich ſein Blut mit ihrem miſchen würde,
Wenn auch nur auf dem Block durch Henkers Hand.

Herodes.

Ha! Siehſt Du?

Titus.

Was? Vielleicht hat er im Stillen
Für ſie geglüht. Doch, wenn das Sünde war,
So war's die ſeinige, die ihre nicht.
Er rief mir zu: jetzt ſterb' ich, weil ich ſprach,
Sonſt müßt' ich ſterben, weil ich ſprechen könnte,
Denn das war Joſeph's Loos! Der ſchwur mir noch
Im Tode, daß er ſchuldlos ſei, wie ich!
Das merkt' ich mir!

Herodes
(ausbrechend).

Joſeph! Rächt der ſich auch?
Thut ſich die Erde auf? Geh'n alle Todten
Hervor?

Alexandra
(tritt vor ihn hin).

Das thun ſie! — Nein doch! Fürchte Nichts!
Es gibt ſchon Eine, welche d'runten bleibt!

Herodes.

Verfluchte! (er bezwingt ſich.) Sei's ſo! Wenn denn auch Soemus
Nur Ein Verbrechen gegen mich beging —
(er kehrt ſich gegen Salome)
Joſeph, der ihn mit dieſem ſchnöden Argwohn
Erfüllte, Joſeph hat ihn noch im Tode
Belogen, nicht? Joſeph — Was ſchweigſt Du jetzt?

Salome.

Auf Schritt und Tritt verfolgt' er ſie —

Alexandra
(zu Herodes).

Ja wohl!
Doch ſicher nur, um die Gelegenheit
Zu finden, Deinen Auftrag zu vollzieh'n,
Um ſie und mich zu tödten —

Herodes.

Iſt das wahr?
(zu Salome)
Und Du? Du? —

Alexandra.

In derſelben Stunde faſt,
Wo er die Maske völlig fallen ließ,
Hat Mariamne einen Schwur gethan,
Sich ſelbſt, wenn Du nicht wiederkehren ſollteſt,
Den Tod zu geben. Ich verhehl' es nicht,
Daß ich ſie darum haßte!

Herodes.

Fürchterlich!
Und das — das ſagſt Du jetzt erſt?

Alexandra.

Ja!

Titus.

Ich weiß
Es auch, es war ihr letztes Wort zu mir,
Doch tauſend Jahre hätt' ich's Dir verſchwiegen,
Ich wollte ſie nur reinigen, Dich nicht martern!

Herodes.

Dann — (die Stimme verſagt ihm).

Titus.

Faſſe Dich! Es trifft mich mit!

Herodes.

Ja wohl!
Dich — die (gegen Salome) — und Jeden, welcher hier, wie ich,
Des tück'ſchen Schickſals blindes Werkzeug war,
Doch ich allein verlor, was man auf Erden
In Ewigkeit nicht wiederſehen wird!
Verlor? O! O!

Alexandra.

Ha, Ariſtobolus!
Du biſt gerächt, mein Sohn, und ich in Dir!

Herodes.

Du triumphirſt? Du glaubſt, ich werde jetzt
Zuſammen brechen? Nein, das werd' ich nicht!
Ich bin ein König und ich will's die Welt
(er macht eine Bewegung, als ob er etwas zerbräche.)
Empfinden laſſen! — Auf jetzt, Phariſäer,
Empört Euch gegen mich! (zu Salome.) Und Du, was weichſt Du
Schon jetzt vor mir? Noch hab' ich wohl kein and'res
Geſicht, allein ſchon morgen kann's geſcheh'n,
Daß meine eig'ne Mutter ſchwören muß,
Ich ſei ihr Sohn nicht! —
(nach einer Pauſe, dumpf.)
Wäre meine Krone
Mit allen Sternen, die am Himmel flammen,
Beſetzt: für Mariamne gäbe ich
Sie hin und, hätt' ich ihn, den Erdball mit.
Ja, könnte ich ſie dadurch, daß ich ſelbſt,
Lebendig, wie ich bin, in's Grab mich legte,
Erlöſen aus dem ihrigen: ich thät's,
Ich grübe mich mit eig'nen Händen ein!
Allein ich kann's nicht! Darum bleib' ich noch
Und halte feſt, was ich noch hab'! Das iſt
Nicht viel, doch eine Krone iſt darunter,
Die jetzt an Weibes Statt mir gelten ſoll.
Und wer nach der mir greift — — Das thut man ja.
Ein Knabe thut das ja, der Wunderknabe,

Den die Propheten längſt verkündet haben,
Und dem jetzt gar ein Stern in's Leben leuchtet.
Doch, Schickſal, Du verrechneteſt Dich ſehr,
Wenn Du, indem Du mich mit eh'rnem Fuß
Zertrateſt, ihm die Bahn zu ebnen glaubteſt.
Ich bin Soldat, ich kämpfe ſelbſt mit Dir,
Und beiß' Dich noch im Liegen in die Ferſe!
(raſch) Joab!

Joab

(tritt heran).

Herodes

(verhalten).

Du ziehſt nach Bethlehem hinab
Und ſagſt dem Hauptmann, welcher dort befiehlt,
Er ſoll den Wunderknaben — Doch, er findet
Ihn nicht heraus, nicht Jeder ſieht den Stern,
Und dieſe Könige ſind ſo falſch, als fromm —
Er ſoll die Kinder, die im letzten Jahr
Geboren wurden, auf der Stelle tödten,
Es darf nicht ein's am Leben bleiben!

Joab

(tritt zurück).

Wohl!

(für ſich.)

Ich weiß warum! Doch Moſes ward gerettet,
Trotz Pharao!

Herodes

(noch laut und ſtark).

Ich ſehe morgen nach! —
Heut' muß ich Mariamne —
(er bricht zuſammen.) Titus!

Titus

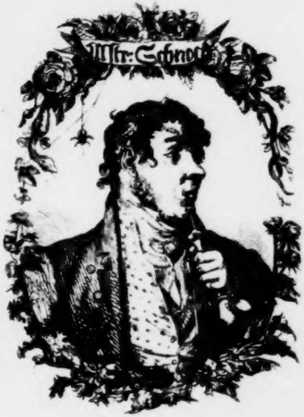
(fängt ihn auf).

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck-Berichtigungen.

Seite 82 Zeile 4 v. u. ſtatt: Andres lies: anders.
„ 129 „ 3 v. o. „ Nu „ Nur.

Schnock.


Mr. Schnoc

Schnock.

Ein niederländiſches Gemälde

von

Friedrich Hebbel.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1850.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Der Componiſt pflegt ſeinem Muſikſtück den Schlüſſel vorzuſetzen, damit ein Jeder auf den erſten Blick erkenne, aus welcher Tonart es geht. Das iſt eine Gewohnheit, die vielleicht von anderen Künſtlern nachgeahmt zu werden verdient, wenn auch nur, weil ſie alle ungehörigen Erwartungen zum Voraus abſchneiden würde.

Das kleine Büchlein, welches ich dem Leſer jetzt in die Hand gebe, enthält ein niederländiſches Gemälde. Wer Raphael und Michel Angelo nicht ſo lange vergeſſen kann, als er vor Teniers und Douw ſteht, der ſchleud're es augenblicklich an die Wand. Denn es will nur ergötzen, weiter Nichts.

Darum iſt es aber gar nicht überbeſcheiden, gar nicht bis zur Selbſt-Verläugnung demüthig. Es möchte ſich neben Eulenſpiegel, Katzenberger und Abraham Tonelli einen Platz erobern und würde überglücklich ſein, wenn es ſeinen gegenwärtigen Prachtrock über kurz oder lang einmal abwerfen und ſich auf Jahrmärkten und Kirchmeſſen in einem Bauernkittel von Fließpapier herum tummeln dürfte.

Uebrigens wurde es nicht erſt jetzt, ſondern bereits im Jahr 1837, und zwar zu München während der unheimlichen Cholera-Zeit, geſchrieben. Es wurde damals von dem Meiſter des Humors, dem alten Tieck, brieflich mit großer Wärme begrüßt. Ich habe es jedoch, weil es zu üppig ausgefallen war, bei der Herausgabe auf ein Drittheil ſeines urſprünglichen Volumens reducirt und auch den Reſt mit Sorgfalt überarbeitet.

Die vorſtehende chronologiſche Bemerkung hat nicht den Zweck, dem Kritiker ein ungewöhnliches Maaß von Nachſicht und Milde für mein Jugendwerk abzugewinnen; wenn ich es nicht mehr vertreten zu können glaubte, würde ich die Pflicht haben, es zu unterdrücken, und ſie erfüllen. Sie ſoll nur diejenigen meiner Freunde, die ſich für meine Entwickelung, als ſolche, intereſſiren, davon unterrichten, daß der Schnock ein Vorläufer, nicht ein Nachfolger meiner übrigen Arbeiten iſt.

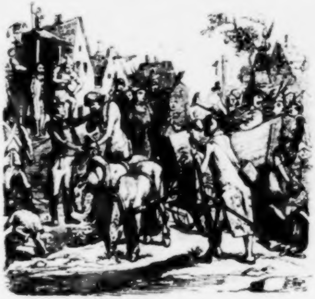
Schnock.

A

Erſtes Kapitel.

Zur Einleitung.

In dem kleinen Marktflecken Y., wo ſich jeder Reiſende gern ſo lange aufhält, als er muß, nämlich ſo lange, als die Poſt ausbleibt, traf ich in den Hundstagen des Jahres 1836 zum letzten Mal ein. Der Ort iſt einer von denen, wo man nur auf dem Leichenacker erfährt, daß Menſchen darin leben, weil eine Reihe ehrwürdiger Grabſteine, die man nicht Lügen zu ſtrafen wagt, verſichern, daß Menſchen darin ſterben. Diesmal kannte ich ihn nicht wieder, und ich würde geglaubt haben, der Poſtillon ſei fehlgefahren, wenn ſich nicht der mir unvergeßliche Poſtmeiſter, eine lange, dürre, windſchiefe Figur, die ſich ſcheu und verlegen in jede Ecke drückt, als ob ſie ſchon durch ihre bloße Exiſtenz zu beleidigen fürchte, aus der Thür geſchoben, und ſo meine Zweifel verſcheucht hätte. Alle Straßen nämlich, durch die ich kam, waren gedrängt voll von Leuten; kein Fenſter, aus dem nicht mehr Köpfe hätten herausſchauen wollen, als Platz fanden; auf dem Kirchthurm ſelbſt konnt' ich deutlich Hauben und flatternde Shawls unterſcheiden, und jedes Geſicht, von der alten, halb erblindeten Bettelfrau an, die ſich mühſam mit der rechten Hand auf ihren Stab ſtützte und mit der linken die Brille aufſetzte, bis zu dem kleinen weißgekleideten Mädchen mit ſeinen blonden Locken herunter trug den Ausdruck der geſpannteſten Erwartung. „Was gibt's denn,“ fragte ich den Poſtmeiſter, „iſt's Jahrmarkt heut'?“ „Den 16. hujus geweſen.“ „Feiert der Amtmann oder der Stadtpfarrer das Dienſt-Jubiläum?“ „Herr Paſtor primarius Rothnagel hat's ſchon gefeiert und iſt an den Folgen des Schmauſes geſtorben, und unſer Herr Amtmann darf in den nächſten vierzig Jahren an die Ehre noch nicht denken, dazu iſt er, mit Erlaubniß zu ſagen, noch viel zu jung.“ „Gibt's denn Aufſtand? Rebelliren die Bürger? Empört ſich was Hoſen trägt?“ „Bewahre uns Gott vor Rebellion! Dazu haben wir auch gar keine Zeit, man muß ſich tummeln, um's liebe Brot zu verdienen und die hohen Steuern zu erſchwingen. Nein, die Sache, es kurz zu vermelden, iſt die. Ein höchſt gefährlicher Verbrecher, ein Böſewicht, der einen gräulichen Diebſtahl begangen hat und einer Mordthat fähig gehalten wird, wurde geſtern zur Haft gebracht und heute, als ihm der Gefangenwärter das Frühſtück in den alten verfallenen Thurm bringen wollte, vermißt. Da hat denn der Amtmann die geſammte Bürgerſchaft aufgeboten, um ihn wieder einzufangen, und wie man vernimmt, ſo iſt's, wunderbar genug! geglückt. Nun iſt man natürlich begierig — —“ Der Poſtmeiſter unterbrach ſich; denn er bemerkte, daß ich ſchon längſt nicht mehr auf ihn hörte, weil ich ſonſt über die Explikation das Schauſpiel ſelbſt verſäumt hätte. Ein Zug, abenteuerlicher, als ich ihn je geſehen, kam die Straße herauf. Zuerſt, in grell rothen Röcken mit meſſingnen Knöpfen, an der Seite mächtige Säbel, die das Gehen erſchwerten und den Muth gewiß nicht vermehrten, zwei ehrenveſte Männer, voll edlen Selbſtgefühls, in denen ſich ehemalige Unterofficiere der Reichsarmee, die vielleicht manche Schlacht mit hatten verlieren helfen, und jetzige Gerichts- und Polizeidiener nicht verkennen ließen. Dann, von zwei lahmen Pferden gezogen, ein Leiterwagen, auf dem der Held des Tags, der Triumphator, ſaß, dreifach gebunden, als ob er ein Herkules wäre und noch etwas mehr. Hinterher die ganze waffenfähige Mannſchaft des Fleckens, mit Miſtgabeln, Aexten und Beilen, Stricken, genug mit allen möglichen Dingen, die der Leſer nicht erwartet, armirt und nicht ohne Stolz zu Frauen und Töchtern aufblickend und ſie mit leichtem Kopfnicken, da die Zeit nichts Weiteres erlaubte, begrüßend. Der Wagen hielt; zwei alte Weiber, wovon eine der andern ihren breiten Rücken, der ihr das Sehen unmöglich mache, vorwarf, fingen an ſich zu prügeln, der Amtmann trat vor mit einem Geſicht, welches halb Fragezeichen war, halb aber auch, der Würde des Amts gemäß, Gedankenſtrich. Die Gerichtsdiener machten Front und ſtatteten beide zugleich, alſo ſo unverſtändlich wie möglich, Rapport ab, der Amtmann warf auf den Triumphator einen vernichtenden Blick, den dieſer mit ſeinem ungezogenſten Gähnen erwiderte, dann rief er finſter aus: „Wo bleibt denn aber Schnock, der Schreiner, daß man ihn beloben, ihm ſeine Zufriedenheit bezeigen kann?“ „Heda, Meiſter Schnock, aufgepaßt!“ ſchrieen die Gerichtsdiener, das verdrießliche Geſicht des Amtmanns und den mürriſchen Ton ſeiner Stimme möglichſt treu copirend. Jetzt merkt ich auf; wer noch nie einen Glücklichen geſehen hat, der betrachte ſich einen deutſchen Bürger, dem bei irgend einem Anlaß von Gerichts wegen die Verſicherung ertheilt wird, daß er ein ganzer Kerl ſei. Nicht ſo ſchnell, als ich erwartet hatte, aber doch ſchnell genug, um die Stirnfalten des Amtmanns nicht durch ſein Zögern zu verdoppeln, trat aus dem Haufen ein Mann heraus, breitſchultrig, von gewaltigem Knochenbau, aber mit einem Geſicht, worauf das erſte Kindergreinen über empfangene Ruthenſtreiche verſteinert zu ſein ſchien; ein Bär mit einer Kaninchen-Phyſiognomie. Der Amtmann ertheilte ihm ein ſparſames Lob wegen ſeiner bewieſenen Herzhaftigkeit, Schnock ſenkte dazu wehmüthig den Kopf und ſchickte einen ängſtlichen Blick zu dem Gefangenen hinüber, der auf ſeinem Wagen in ſanften Schlummer gefallen war, oder ſich doch ſtellte, als ob er es wäre. Der Amtmann zog ſich in das Heiligthum der Amtsſtube zurück, die Gerichtsdiener riſſen den Gefangenen von ſeinem Sitz herunter und ſchwuren, er ſolle ihnen nicht zum



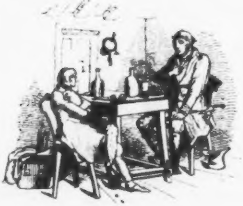
zweiten Mal entkommen, und wenn er auch die Kunſt beſäße, ſich in eine Fledermaus zu verwandeln, die Menge zerſtreute ſich, nur Schnock blieb, als hätt' er einen Baſilisken geſehen, regungslos auf dem Platze ſteh'n. Der Mann intereſſirte mich,

ich trat zu ihm heran „Mein Freund,“ begann ich, „Ihr ſeid ſehr in Gedanken vertieft!“ „Weil ich ein geſchlagener Mann bin,“ gab er zur Antwort. Ich ſtutzte und fragte weiter: „Wie ſo? Wie kommt's, daß Ihr dies eben heut', wo Ihr Euch in ſo hohem Grade die Zufriedenheit Eurer Obrigkeit erworben zu haben ſcheint, ſo lebhaft fühlt?“ „Eben darum,“ verſetzte er heftig; „wer bürgt mir, daß der ſich im Gefängniß erdroſſelt, oder ſich mit Glasſcherben die Pulsader aufreißt? Gibt's der Herr,“ er meinte mich, „mir etwa Schwarz auf Weiß, daß dieſen heilloſen Sünder in der Einſamkeit die Verzweiflung packt? Und darf ich hoffen, daß er außer dem Diebſtahl, wegen deſſen ihn der ſtrengſte Richter nicht zum Tode verurtheilen, ja nicht einmal auf Zeitlebens einſtecken kann, noch eine Mordthat, oder ein anderes Halsverbrechen begangen hat?“ „Von wem ſprecht Ihr denn eigentlich?“ unterbrach ich ihn. „Nun, von wem anders, als von dem Böſewicht, den ich das Unglück gehabt habe zu arretiren. Hätt' ich doch lieber zuvor ein Bein gebrochen! Aber Niemand entgeht ſeinem ſchlimmen Stern, und am wenigſten ich.“ Ich begreife Euch bei Gott nicht!“ verſetzte ich. „Für jeden ordentlichen Bürger pflegt es ein

Feſt zu ſein, wenn ein dem öffentlichen Wohl gefährlicher Menſch zur Haft gebracht wird.“ „O freilich, wenn er nur nicht ſelbſt die Falle war, in der der Fuchs ſich erwiſchen ließ!“ „Ich dächte, das wäre gleichgiltig!“ „Wahrlich nicht für einen Mann, der ein Haus hat, das man ihm zur Nachtzeit über'm Kopf anzünden kann, und der ſich geſtehen muß, daß ſich in ſein Fleiſch ſo gut ein Loch bohren läßt, wie in anderes. Meint Ihr, ein Kerl, der — Ihr könnt's nicht überſehen haben — auf'm Wagen einſchläft, während ihn tauſend Kehlen mit den gräulichſten Verwünſchungen überhäufen, werde ſich für die endloſe Langeweile, der er im Kerker und für die Quälereien, denen er in den Verhören entgegengeht, nicht gegen mich Unglückſeligen, dem er das Alles verdankt, auf ſeine Weiſe erkenntlich bezeigen? Was wird dieſe Kröte zwiſchen den finſtern Mauern des Gefängniſſes aushecken, als giftige Rachepläne? Und wann hat man noch gehört, daß einem Böſewicht mißglückt iſt, was er ſich vornahm? Höchſtens kommt man ihm hintendrein auf die Spur; das weckt aber Keinen wieder auf, der einmal mit einer acht Zoll tiefen Wunde auf'm Kirchhof oder ſonſt wo verſcharrt liegt. Dem Schlachtopfer iſt's gleichgiltig, ob man den Schlächter zu ihm in die

Erde ſteckt.“ „Mir ſcheint, ein Mann, wie Ihr, kann ſich ſeiner Haut ſchon wehren; Euch geht, däucht mir, zu einem Rieſen nicht viel ab, geſchweige zu einem tüchtigen Schläger.“ „O,“ verſetzte Schnock mit einem Seufzer, „wie oft ſoll ich dieſe vermaledeiten breiten Schultern, dieſe lügenhafte, großprahleriſche Leibesgeſtalt, womit irgend ein ſchadenfroher Teufel mich begabt hat, noch verfluchen! Jeder, der mich nicht kennt, glaubt, daß ich Berge verſetzen kann. Warum bin ich unglücklich? Weil ich nicht einen Kopf kürzer bin. Wozu trieb mich meine Neigung in der Jugend, was war der Wunsch meiner Wünsche? Schneider wollt' ich werden, darum bat ich meinen Vater; die führen ein friedſames, geruhiges Leben, ſprichwörtlich iſt's, daß ſie keine Courage haben, man erwartet von ihnen nicht das Unglaubliche. Drang ich mit all meinen Bitten bei dem Vater durch? Junge, — ſagte er, nicht ſcherzhaft, ſondern in grimmigem Ton — biſt Du verrückt? Du könnt'ſt bei Deinen Knochen und Kräften einen Ackergaul erſetzen, und wollt'ſt gleich einem Affen, mit gekreuzten Beinen und löſchpapiernem Geſicht hinter dem Fenſter auf'm Schneidertiſch hocken und Zwirn in die Nadel fädeln? Das iſt was für Krüppel, für Lahme und Verwachſene, damit komm' mir nicht; Du wirſt mir, ſo Gott will! ein braver Schreiner! Natürlich, er war ja ſelbſt ein Schreiner, und das edle Handwerk wär' zu Grunde gegangen, hätt' ich ein anders ergriffen. Gott vergeb's ihm, meinetwegen; ich vergeb's ihm nicht, höchſtens auf'm Todtenbett, wo man Alles vergibt!" Schnock ballte die Hand. „Aber, lieber Meiſter," fragt' ich weiter, „warum ließ't Ihr den Dieb nicht entſchlüpfen, wenn es Euch ſo bedenklich ſchien ihn feſtzuhalten? Das ſtand ja doch bei Euch?" „Keineswegs," erwiederte Schnock; „man iſt ſelten, oder nie Herr ſeines Willens. Ich war den Uebrigen vorauſgelaufen, nicht etwa, um mir ein Anſehen zu geben, ſondern um ihnen möglichſt bald aus den Augen zu kommen und bei der Hetze gegen brutale Aufforderungen zum Hilfeleiſten geſichert zu ſein. Plötzlich, da ich eben den Sprung um ein Gebüſch mache, fährt mir das Teufels-Wildpret, ich meine meinen Arreſtanten, entgegen. Ich ſchaud're zuſammen: denn das laute Hurrah, das aus hundert Kehlen hinter mir erſchallt, ſagt mir's gleich, daß mein niederträchtiges Jagdglück nicht unbemerkt geblieben iſt. Dennoch hätt' ich, ohne Rückſicht auf ſpätere Foppereien und Anzüglichkeiten, dem Kerl gern den Vorſprung gelaſſen und zu hinken angefangen; aber der war wie unſinnig, ſtatt zu entſpringen, blieb er ſtehen, rollte die Augen, ballte die Fauſt gegen mich und fuhr endlich damit, als wollt' er ein Meſſer, oder gar eine Piſtole hervorziehen, in die Taſche. Da ergriff mich Angſt und Grauſen; nicht aus Tollkühnheit, wie die herbeieilenden Eſel, die mir ſchon aus der Ferne ein Bravo über das andere zuſchrieen, glauben mochten, ſondern aus Furcht macht ich mich über ihn her, rang mit ihm und warf ihn zu Boden. Daß ſeine Taſchen leer waren, wie ſich's bei der Viſitation fand, konnt' ich nicht wiſſen, und gegen Schuß und Stich mußt' ich mich ſichern.“ Ein Burſch kam in dieſem Augenblicke eilig auf uns zu. „Ich komme ſchon!“ rief Schneck ihm entgegen und machte mir zugleich eine Abſchiedsverbeugung. „Ihr irrt Euch, Meiſter,“ ſagte der Burſch mit unterdrücktem Lachen, „ich ſuche diesmal nicht Euch, ich geh' auf die Apotheke, um Hoffmannstropfen zu holen, Eure Frau hat Kopfweh und liegt zu Bett.“ „So ſagſt Du nicht,“ verſetzte Schneck, „daß Du mich geſehen haſt. — Wenn die Kopfweh hat,“ fuhr er, ſich wieder zu mir wendend, fort, „iſt's gold'ne Zeit für mich; dann fühl' auch ich einmal, daß ich noch auf der Welt bin. Ihr muß wirklich zuvor das Schlimmſte begegnet ſein, ehe mir was Gutes begegnen kann; als ſie jüngſt wegen Zahnſchmerz und Backengeſchwulſt vierzehn Tage lang das Maul nicht öffnen konnte, hatt' ich den Himmel auf Erden.“ Ich lud Schnock ein, mich in's Poſthaus zu begleiten und dort eine Flaſche Wein mit mir auszuſtechen. „Ich weiß mich,“ ſagte ich, als er bedenklich zu zögern ſchien, „vor Langeweile nicht zu laſſen, und wo find' ich Geſellſchaft?“ Er willigte ein, und nicht lange dauerte es, ſo ſaßen wir uns auf meinem Zimmer bei gefüllten Gläſern gegenüber. Es gibt untrügliche Kennzeichen, wodurch ſich der geübte Trinker von dem angehenden unterſcheidet; wenn dieſer, während er das ſüße, flüſſige Feuer hinuntergießt, die Augen wollüſtig zukneiſt, und in innigem Behagen noch mit dem letzten Tropfen die Zunge erquickt, ſo ſpitzt jener blos ein wenig den Mund, trinkt mit offenen Augen und ignorirt den Tropfen, da er die Erfahrung gemacht hat, daß dieſer Nachzügler den Durſt, ſtatt ihn zu löſchen, nur auf's Neue weckt. Schnock, das ſah ich gleich, war kein angehender Trinker; er trank das erſte Glas nur, um recht bald zum zweiten zu kommen, und an eine Entſiegelung ſeines innern Menſchen, auf die ich mich freute und deretwegen ich ihn eingeladen hatte, war vor Entſiegelung der dritten Flaſche nicht zu denken. Ich gab mich gegen ihn für einen geſchiedenen Ehemann aus und ſagte, ich hätte blos darum mein Vaterland verlaſſen, weil mein rachſüchtiges Weib mir ihre ſämmtlichen Liebhaber, Einen nach dem Andern mit Herausforderungen auf den Hals ſchicke, was mir über kurz oder lang das Leben koſten könne. Dieſe Eröffnung machte ihn treuherzig, aber eine Unvorſichtigkeit, die ich gleich hernach beging, hätte das günſtige Vorurtheil, das er für mich zu faſſen begann, faſt im Keim wieder zerſtört. Ich zog nämlich, weil ſie mir unbequem waren, meine Taſchenpiſtolen hervor und legte ſie neben mich auf den Tiſch. Plötzlich, er war ſchon in recht lebhaften Mittheilungen über ſein Märtyrerthum begriffen geweſen, ſtockte der Fluß ſeiner Rede, er entfärbte ſich und ſah mich an. Ich bemerkte die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, früher, als ich ſie begriff, und bemühte mich, ihrer Urſach auf die Spur zu kommen, aber ſchneller, als all mein Nachſinnen verhalf mir eine zufällige Bewegung meiner Hand zur Aufklärung über den zweifelhaften Punkt. In der Zerſtreuung ergriff ich eine der Piſtolen, die ungeladen waren, und ſpannte ſpielend den Hahn; da ſprang Schnock von ſeinem Stuhle auf und verſicherte mir mit einem Geſicht, welches gegen den Mund die bündigſte Proteſtation einlegte, er halte ſich in meiner Geſellſchaft für ſicher. „Ihr ſeid's vollkommen, lieber Meiſter,“ verſetzte ich; „die Dinger da drückten mich, ich führe ſie zu meiner Vertheidigung auf Reiſen bei mir, aber um mich nicht ſelbſt zu beſchädigen, lade ich ſie nicht, außer wenn ich bei Nebel und Nacht durch dicke Waldungen komme.“ Zum Zeugniß der Wahrhaftigkeit meiner Relation drückte ich die Piſtole, welche ich eben in der Hand hielt, ab. „Ich,“ entgegnete Schnock, indem er ſich wieder mit alter Behaglichkeit niederließ, „würde doch Piſtolen und dergleichen niemals mit mir führen; denn davon bin ich überzeugt, wenn die Gefahr wirklich an den Mann heran tritt, ſo vergißt man's entweder, daß man ſie hat, oder man ſchießt bei'm Abfeuern fehl, und reizt ſo den Menſchen, der es vielleicht nur auf einfache Räuberei abgeſehen hatte, zu Mord und Blutvergießen.“ „Ihr habt nicht Unrecht,“ erwiderte ich, mein Lachen verbeißend, was mir, wenn's mir nur einmal gelingt, immer gelingt, „und da wär's gar möglich, daß man, nachdem man durch die erſte Piſtole den Mordgedanken erweckte, durch die zweite niedergeſtreckt würde; ich ſetze den Fall, daß der Räuber keine Waffe bei ſich führt und ſich ihrer bemächtigt." „Freilich, freilich!" verſetzte Schneck und trank, ſichtlich erfreut, in mir einen Gemüthsverwandten gefunden zu haben, zwei Gläſer hinter einander. Die dritte Flaſche war halb geleert, da ſtand er raſch auf, trat mit pfiffig-wichtiger Miene vor mich hin und fragte mich: „Sagt mir doch, bin ich eigentlich feig?" „Es ſcheint wohl nur ſo!" antwortete ich, einigermaßen verdutzt. „Gewiß!" verſetzte er und nahm wieder Platz, „daß ich's nicht bin, davon, glaub ich, hab' ich Euch heute den Beweis gegeben. Ich traue Euch nichts Böſes zu, bei Gott nicht! ſonſt wär' ich keine fünf Minuten geblieben; aber, dies könnt Ihr nicht läugnen, Ihr ſeid mir wildfremd. Ihr ladet mich ein, Euch auf Euer Zimmer zu begleiten und Wein mit Euch zu trinken, jeder Andere hätte, und mit Recht, aus Eurer Splendidität Argwohn geſchöpft und die ſonderbare Einladung mit Abſcheu abgelehnt; ich unterdrücke meinen Verdacht und gebe mit Euch. Ich denke, ich bin nicht feig!“ „Ei, Meiſter Schnock,“ erwiderte ich, „wie kommt Euch denn der Einfall, daß Ihr feig wäret?“ „Weil,“ verſetzte er haſtig und ſchenkte ſich ein, „weil ſie mich alle für feig halten, ja, weil ich, Stunden, wie dieſe, ausgenommen, ſelbſt das ganze Jahr hindurch, Gott weiß, woran es liegt! glaube, daß ich's bin.“ Jetzt verſchwand bei ihm die letzte Spur von Zurückhaltung, um ſo mehr, als er erfuhr, daß ich nicht im Orte bleibe, ſondern gleich den nächſten Tag wieder abreiſe, er machte mich zum vollſtändigſten Vertrauten ſeiner Lebens-, d. h. Märtyrer Geſchichte, und ich erhielt Gelegenheit, in die Mikrologien eines Daſeins hineinzuſchauen, das mir ſo putzig vorkam, als ob es gar nicht ſeiner ſelbſt wegen, ſondern zur Beluſtigung eines größern geführt würde. Ich darf nun freilich nicht vergeſſen, daß meine Leſer nicht, wie ich, gezwungen ſind, in dem Marktflecken Y einen ganzen Tag auf die Poſt zu warten, und muß darum den größten Theil von Schnock's Mittheilungen für mich behalten; denn bei mir hatten ſie nur mit einem alten Kalender, den ich durchblättern, mit den Fenſterſcheiben, die ich hätte zählen können, zu rivaliſiren, was hoffentlich bei keinem meiner Leſer der Fall iſt.

Ich glaube jedoch, daß Einiges daraus ſie auch in einer weniger verzweifelten Situation ergötzen kann, und bitte ſie, wenn ich mich hierin täuſche, den Grund nicht in dem Mann und ſeinen Erlebniſſen zu ſuchen, ſondern in meiner Unfähigkeit, ihn treu, bis in das Haargewebe ſeiner Beſtimmungsgründe hinein, zu zeichnen. Um dieſer Unfähigkeit möglichſt zu Hilfe zu kommen, laſſe ich ihn ſelbſt reden.

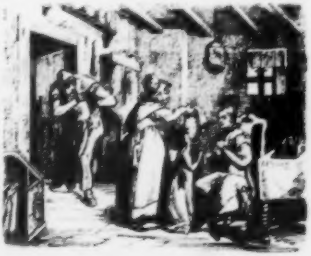


Zweites Kapitel.

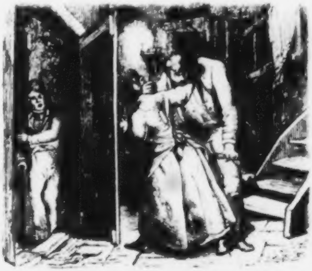
Schnock erzählt.

Fragt man mich, warum ich ein Weib genommen habe, was ich jetzt ſelbſt fürchten muß, ſo kann ich auf dieſe Frage vernünftiger antworten, als Tauſende von Ehemännern, die mein Schickſal theilen. Sie pflegen ſchmachvoller Weiſe für ſich anzuführen, daß ihre Drachen ihnen in Engelsgeſtalt entgegengetreten ſeien, als ob dies nicht eben die Natur des Weibes wäre, und als ob es, Adam ausgenommen, der das freilich nicht wiſſen konnte, da kein Anderer ihm ſeine Erfahrungen vermacht hatte, irgend Jemandem zur Entſchuldigung gereichen könnte! Solche Thoren darf ich verachten: denn ich habe mich niemals über meinen Hausteufel und das Geſchlecht, dem er angehört, getäuſcht, und wenn ich dennoch ſein Geſpons geworden bin, ſo iſt das wenigſtens nicht meiner Verblendung beizumeſſen. Nie wär's mir eingefallen, mich aus eigener Bewegung nach einem Weibe umzuſehen, und wer das zu ruhmredig findet, der laſſe ſich ſagen, was ich ſchon in meinem zehnten Jahre erlebte, dann wird er's begreifen. Ich ſtand dabei, als meine Mutter meinem Vater die Oberlippe abbiß, weil er nach einem heftigen Zank zu früh auf den Verſöhnungskuß drang, ich ſah ſein Blut ſtromweis in den Bart rinnen und den Hemdkragen färben. Wer an meiner Stelle hätte nicht ſchaudernd, wie ich, das Gelübde gethan, niemals wieder einen Menſchen an dem Ort, wo er Zähne hat, zu küſſen, und wer könnte dies Gelübde halten und ſich doch zugleich beweiben wollen? Aber meine jähzornige Mutter beſtand, als ich in die Jahre kam, mit Ungeſtüm darauf, daß ich mich verheirathen ſolle, ſie fragte mich, ob ich ein ſonſtiges Mittel wüßte, ihr Enkel zu verſchaffen, oder ob ſie andern alten Frauen in ihren Anſprüchen auf die großmütterlichen Würden und Freuden nachſtünde, und darauf ließ ſich nicht viel erwidern. Ich mußte mich alſo in den Gedanken ergeben, daß ich ihretwegen mit irgend einer Perſon weiblichen Geſchlechts früher oder ſpäter eine eheliche Verbindung würde eingehen müſſen, wenn ſie nicht wider Erwarten und Verhoffen früh wegſtürbe, und da das Letztere nicht geſchah, ſo irrte ich mich hierin auch keineswegs. Zwar zog ich die Entſcheidung noch lang hinaus und feierte noch manchen Geburtstag als Junggeſell, worin für mich zu der Zeit, von der ich ſpreche, der Hauptreiz dieſes Feſtes lag. Aber als unſ're alte Familienkatze verreckte und bald darauf unſer Mops an einem Kloß, den er zu heiß hinein fraß, erſtickte, da wurde meiner Mutter die Stille, die nun in unſerm Hauſe eintrat, ſo unerträglich, daß mir alle meine Ausflüchte nichts mehr halfen, und daß ſie die entſtandene Lücke um jeden Preis mit einer Schwiegertochter ausgefüllt ſehen wollte. Auch begünſtigte der Zufall ſie; denn Jungfer Magdalena Kotzſchneuzel, die Stickerin, miethete ſich eben damals in unſ'rer

Nachbarſchaft ein und wußte ſie durch einige wohlangebrachte Aufmerkſamkeiten, die ſie ihr erwies, namentlich dadurch, daß ſie bei einer gewiſſen Gelegenheit ihren Rath einzog und ihn auch treu befolgte, ſo ſehr für ſich einzunehmen, daß ich bald bei'm Frühſtück, bei'm Mittags- und Abendeſſen nur noch von ihren Vorzügen reden hörte. „Weißt Du, daß Lene keinen Faden am Leibe trägt, den ſie nicht ſelbſt geſponnen hat?“ wurde ich des Morgens regelmäßig befragt, und die dritte Taſſe Kaffee wurde mir gewiß nicht eingeſchenkt, wenn ich dieſen ſchlagenden Beweis der Altmütterlichkeit nicht mit vollen Backen pries. Des Mittags ward mir gewöhnlich mitgetheilt, daß ſie einmal einige hundert Gulden aus der Lotterie gewonnen habe, und als ich darauf das erſte Mal ſpitzig bemerkte: ſie ſpielt alſo! ward ich mit einem haſtigen: „Nein! ſie hat das Loos auf der Straße gefunden!“ zurechtgewieſen. Des Abends mußte ich mir die Auseinanderſetzung gefallen laſſen, daß ſie ſich im Gegenſatz zu Andern älter mache, als ſie ſei, weil ſie's für eine größere Ehre halte, mit zu den ehrbaren Matronen gerechnet zu werden, als zu den leichtſinnigen, jungen Mädchen, deren Claſſe ſie bei ihren fünf und zwanzig Jahren doch noch angehöre, und daß ein Mann, der das wiſſe und nicht um ſie würbe, ein Narr ſein müſſe. Da dies Alles bei mir nicht anſchlug, nahm ſie ſie plötzlich, ohne mir vorher auch nur ein Wort zu ſagen, auf einige Tage zu ſich in's Haus, eines Kleides wegen, das geän-



dert werden mußte, wie ſie vorgab, das ſie aber niemals wieder trug. Ich wußte recht gut, was dahinter ſteckte, und ſuchte mich dem Frauenzimmer von meiner unangenehmſten Seite darzuſtellen, raſirte mich nicht, trug immer meinen ſchlechteſten Rock, legte mein Schurzfell niemals ab, war ſtets mürriſch, als ob ich mit gerunzelter Stirn auf die Welt gekommen wäre, und erwies ihr nicht die kleinſte Gefälligkeit, nicht einmal die, ihr den Nähring wieder aufzuheben, wenn ſie ihn fallen ließ. Dabei ließ ich es nicht bewenden, ich machte meinen Geſellen, der von Perſon nicht unanſehnlich und im Handwerk geſchickt war, auf das Mädchen aufmerkſam, ich ſtrich ſie gegen ihn heraus, wie ſie gegen mich herausgeſtrichen wurde, ich redete ihm ſogar ein, daß ſie jedes Mal erröthe, wenn ſie ihn erblicke. Aber Beides ſchlug mir zum Unheil aus: denn Lene ſtieß ſich nicht im Geringſten an meinem Benehmen, ſie entſchuldigte mich gegen meine Mutter, wenn dieſe mir meine Nachläſſigkeit verwies, auf's Eifrigſte und meinte, wer mit ganzer Seele beim Gewerbe ſei, wer darüber nachſänne, wie er hier einen neuen Kunden gewinnen, dort einen abtrünnig gewordenen wieder heranbringen wolle, der könne freilich nicht nebenbei geſchniegelt und geſtriegelt gehen, wie ein Ladendiener und ſich auf Höflichkeiten verlegen, wie ein Barbiergehilfe; mein Geſell dagegen fing Feuer und rächte ſich natürlich ſpäter, als ich ihm nothgedrungen in die Quere kam, auf empfindliche Weiſe für meine anſcheinende Falſchheit. Als Lene unſer Haus wieder verließ, war meine Mutter, wo möglich noch mehr für ſie eingenommen, wie früher; ſie beſuchte ſie täglich, und auch zwiſchen ihr und mir entſpann ſich, ſo ſehr ich auf meiner Hut war, bald eine Art von Verhältniß. Ich konnte nicht aus der Thür treten, ohne ſie an ihrem Fenſter hinter den Blumen bei der Arbeit ſitzen zu ſehen, da wurden denn gegenſeitige Grüße ausgetauſcht, und was läßt ſich nicht an Grüße anknüpfen; haben ſich doch gewiß noch niemals Leute geſtritten und todt geſchlagen, die nicht im Anfang: guten Tag! zu einander geſagt hätten! Eines Abends ging ich aus; es war ſchon gegen zehn Uhr, ich hatte einen Sarg gemacht, was für einen Tiſchler eine ſo dringende Arbeit iſt, wie ein Bräutigamsrock für einen Schneider, und wollte vor'm Niederlegen noch ein wenig im Freien verſchnaufen. Ich ſchlenderte, die Pfeife im Munde, an Lene's Fenſter vorüber und glaubte mich unbemerkt, da öffnete ſie und fragte mich, warum ich denn ſo eile. Ich blieb ſtehen und erwiderte, daß ich das ſelbſt nicht wiſſe. Dann, verſetzte ſie, möge ich auf einen Augenblick zu ihr hineinkommen, ich habe ſie noch nicht ein einziges Mal beſucht, und ſie könne doch am Ende verlangen, daß das geſchehe. Ich konnte hiegegen Nichts einwenden und ging auf die Thüre zu, fand ſie aber verſchloſſen. „Ei," rief ſie aus, als ſie das bemerkte, „iſt meine alte Hausfrau ſchon zu Bette? Nun, ſteigt in's Fenſter, was macht's unter uns?" Der Antrag machte mich ſtutzig, aber nicht lange, ich dachte: deine Mutter ſitzt drüben im Zimmer und ſieht's, ſie hält dich, kurzſichtig, wie ſie iſt, für irgend einen Hans Liederlich und die da für — Schnell, wie der hitzigſte Liebhaber, ſtieg oder ſprang ich vielmehr hinein. Wie hatte ich mich verrechnet! Lene ſuchte noch den Schwefelfaden, womit ſie ihr Licht anzünden wollte, als mir ſchon wüthend nachgeſchimpft wurde. Ich erkannte die Stimme meines Geſellen, der hinter mir hergeſchlichen ſein mochte. Gewiß war in den letzten hundert Jahren kein Schimpfwort erfunden worden, das mir nicht an den Kopf flog, und diejenigen, die des Geſchlechts wegen nicht auf mich paßten, ſprudelte er gegen Lene aus. Ich ſchwieg ſtill, Lene dagegen zündete ihr Licht an und fragte ihn darauf ruhig, ob er ihr Vater oder ihr Bruder ſei. Als er dies verneinte, erwiderte ſie, dann hätte er auch Nichts d'rein zu reden, wenn er ihren Bräutigam bei ihr fände; denn das ſei ich. Dabei umarmte ſie mich und ſagte: „Nicht wahr, Chriſtoph? es wäre Dir ja nie eingefallen, zu einem unbeſcholtenen Mädchen bei Nacht in's Fenſter zu ſteigen, wenn Du nicht die ernſthafteſten Abſichten hegteſt? mir wär' es wenigſtens nie in den Sinn gekommen, Dich dazu einzuladen, wenn ich dieſe

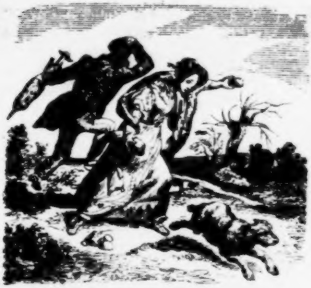


nach den Eröffnungen Deiner Mutter nicht hätte vorausſetzen dürfen!“ Ich ſchwieg noch immer und ſchwieg ſo lange, bis ich fühlte, daß mein Schweigen ſchon Alles entſchieden hatte, und daß es lächerlich ſei, nicht darin zu verharren. Mein

Geſell zog ſich hohnlachend zurück, Lene entließ mich aus der Umarmung, die mir wie eine Falle vorkam, ich näherte mich wieder dem Fenſter. Sie aber bemerkte das kaum, als ſie mich bei den Rockſchößen ergriff und mich fragte, wann wir Hochzeit machen wollten; ob es mir recht ſei, wenn es zu Michaelis geſchähe, wie die Mutter vorſchlage, oder ob ich auf einem andern Tag beſtünde. „Vor Allerheiligen laß' ich mich auf nichts ein!“ verſetzte ich feſt und beſtimmt und ſprang, ohne die Gegenrede abzuwarten, mit einem Satz hinaus. Draußen empfing mich mein Geſell mit geballten Fäuſten und fiel über mich her. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, mich von ihm durchprügeln zu laſſen, und ließ ihn gewähren, verſuchte jedoch zugleich, ihn über das Ereigniß aufzuklären, was freilich nur dazu führte, daß er mich, wenn er ſeinen Armen ein wenig Ruhe gönnte, einen doppelten und dreifachen Windbeutel nannte und dann wieder mit erneuter Wuth auf mich losſchlug. Endlich packte er mich gar bei der Kehle und gab ſich alle Mühe, mich niederzuwerfen: es hatte den ganzen Tag geregnet, die Erde war kothig, und wer ſeinen beſten Rock trug, wie ich, mußte jede Berührung mit ihr, ausgenommen diejenige, der man nicht ausweichen kann, ſcheuen. Ich konnte daher nicht länger umhin, dem unſinnigen Menſchen, dem ich an Leibesſtärke überlegen war, einen Schlag zu verſetzen, und gab ihm einen in's Geſicht, hatte es aber kaum gethan, als ich's auch ſchon bereute: denn ich hatte ihn gerade auf die Naſe getroffen, und er ſtürzte lautlos, wie ein Ochs vor der Axt des Metzgers, zu Boden. Ich glaubte, ein unfreiwilliger Mörder geworden zu ſein und verfluchte mein Schickſal: denn ich erinnerte mich von meiner Wanderſchaft her eines Falls, wo ein Schmied im Streite einen Schneider durch einen einzigen Schlag getödtet hatte, und ich wußte, was meine Fauſt vermochte, wenn ich ordentlich damit ausholte. Ich ſchwur dem Himmel, noch denſelben Abend, falls es verlangt würde, mit Lene Hochzeit zu machen, wenn er den Menſchen wieder auferwecke; ich ſchwur dem Menſchen, das Mädchen mit keinem Auge mehr anzuſehen, wenn er von ſelbſt wieder aufſtehe, und ich wurde mir des Widerſpruchs zwiſchen beiden Schwüren gar nicht bewußt. Ich fing an, mich nach Dingen zu ſehnen, wornach ſich wohl noch nie Jemand geſehnt hat: nach einem Lümmel aus dem Munde meines Feindes, nach einem Hungerleider, ja nach einer Ohrfeige und einem Fußtritt. Inletzt trat ich, um zu erproben, ob noch Leben in ihm ſei, ihm derb auf die ausgeſtreckt daliegende Hand. Da richtete er ſich ſchnell etwas empor und biß mich, um mir den Beweis gründlich zu geben, in's Bein. Es that ſehr weh, und ich ſtieß einen lauten Schrei aus, doch innerlich freute ich mich über dieſen Biß. Nun nieſte er, ſprang auf und drang wieder auf mich ein. Um ihn nicht doch noch todt zu ſchlagen, macht' ich mich auf die Füße und langte verſtörter, wie jemals, bei meiner Mutter an. Sie kam mir auf der Flur mit brennender Lampe entgegen und empfing mich mit ärgerlich-freundlichem Geſicht. „Wo biſt Du geweſen?“ rief ſie mir zu, konnte aber ein dumm-kluges Lächeln nicht unterdrücken, woraus ich ſah, daß ich die Frage nicht zu beantworten brauchte. Ich zeigte auf mein blutendes Bein und ſagte: „Gott vergebe Dir, was Du an mir gethan haſt!“ Dann ging ich, ohne ihr weiter Rede zu ſtehen, in meine Schlafkammer, riegelte mich ein und öffnete ihr nicht einmal die Thür, als ſie mir altes Leinen zum Verband der Wunde brachte, ſondern zerriß zu dieſem Zweck in meiner Erbitterung ein ganz neues Hemd. Uebrigens ſchlief ich in der auf dieſen Abend folgenden Nacht beſſer, als man vielleicht erwartet, was ich dem Umſtande beimeſſe, daß es bis Allerheiligen noch ein volles Vierteljahr hin war. Wer es, wie ich, ſo lange Zeit vorher weiß, wann er in den Eheſtand eintreten muß, der wird, wenn er nicht ganz und gar auf den Kopf gefallen iſt, nicht blindlings hineinrennen, wie der Fuchs in die Falle, er wird mit Umſicht und Bedächtigkeit zu Werke gehen und jede Vorſichtsmaßregel ergreifen, die dem Menſchen in ſolcher Lage zu Gebote ſteht. Mein Erſtes gleich nach dem ſchauerlichen Verlobungsabend war, meiner Braut die Ueberzeugung beizubringen, daß es mir an körperlichen Kräften nicht mangle. Ich trug, wenn ich ſie bei meiner Mutter oder ſonſt in der Nähe wußte, dicke Balken, rammte ohne Beihülfe des Geſellen mit großer Mühe Pfähle ein, ja, eines Nachmittags ſchleppte ich die ganze ſchwere Hobelbank von Eichenholz auf dem Rücken fort, was eine Pferdearbeit war. Eben ſo ſtellt' ich mich bei ſchicklichen Gelegenheiten, als ob ich ſehr hitzigen und auffahrenden Temperaments wäre; als mich einmal eine Mücke in's Geſicht ſtach, fluchte ich barbariſch und verſetzte mir, anſcheinend der Mücke wegen, einen ſo grimmigen Schlag auf die Naſe, daß Blut floß; auf eine Maus, die eines Morgens in der Küche, wo Lene meiner Mutter bei'm Gänſerupfen half, zum Vorſchein kam, fuhr ich mit einem Lärm los, daß beide Frauenzimmer laut aufſchrieen, und gleich darauf dreht' ich einem ſchreienden jungen Kätzchen, das ich getreten hatte, den Hals um, wobei es mich ſtark kratzte. Mehrere Male ſtieß ich einen alten Bettler, nachdem ich ihm zuvor heimlich einen Schilling zugeſteckt, damit er es ſich gefallen laſſe, zur Thür hinaus; meinen Lehrjungen ſchalt ich einſt, noch vor dem Frühſtück einen Ochſenkopf und drohte ihm, ich wolle ihn hinter'm Schornſtein aufhenken, worüber der kleine Knirps ſo erſchrak, daß es mir ſelbſt leid that. „Biſt Du ſo voll Galle?“ fragte mich Lene, mir die Hand drückend, als ob's ihr ſehr gefiele. „Wie man's nehmen will!“ verſetzte ich kurz und ließ ihre Hand los. „Du biſt ja ein ganz Anderer auf der Wanderſchaft geworden,“ ſagte meine Mutter, „früher warſt Du fromm und ſinnig, wie ein Lamm!“ — „Jedem Menſchen wachſen die Zähne!“ erwiderte ich und pfiff einen Galopp-Walzer. Ich kam zuletzt ordentlich in die Gewohnheit hinein, der Ton meiner Stimme nahm etwas Rauhes an, und meine Geberden wurden verwegen. Ich glaube auch noch immer ſteif und feſt, daß ein Menſch an Herzhaftigkeit und Geiſtesgegenwart gewöhnt werden kann, wie z. B. an Reiten, Springen und Schwimmen, nur muß man ihn von früh auf dazu anhalten: angeboren iſt's Keinem, Jeder hat ſein Leben lieb. In meiner Jugend geſchah das nicht: ich durfte nicht an den Bach gehen, denn meine Mutter fürchtete, ich möchte ertrinken; wenn ich mit andern Knaben ſpielte und etwas ſchnell lief, ſo rief ſie mir zu: — „Stoffelchen“, ſie nannte mich bis in mein ſechszehntes Jahr, wo ich's mir ernſtlich verbat, immer Stoffelchen, — „nimm Dich in Acht, daß Du nicht fällſt und Dir den Kopf zerſchlägſt; als ich einmal auf unſern kleinen Kirſchbaum zu klettern verſuchte, riß ſie mich bei den Haaren wieder herunter. Ja, hätt' ich nur noch in meinem zwei und zwanzigſten Jahr, wie ſo viele meiner Kameraden, Soldat werden müſſen! Dieſer beſtändige Umgang mit geladenen Gewehren, dies Handhaben ſcharfer Bayonette, dieſe Furcht vor dem Unterofficier, dieſe Angſt vor Foppereien, die nicht ausbleiben, wenn man nichts Männliches an ſich hat: dies Alles hätt' aus mir einen Kerl gemacht, der ſo gut, wie jeder Andere, ſich in Wirthshäuſern den Knebelbart geſtrichen, grimmige Blicke wie Kugeln verſchoſſen und ohne Anlaß mit geballten Fäuſten auf den Tiſch geſchlagen hätte. Nun, es hat nicht ſo ſein ſollen, und hat Gott mir bis hieher geholfen, ſo wird er mir auch bis an mein ſeliges Ende helfen.“

„Auf Lene machte dies freilich Eindruck, aber er war anderer Art, als ich beabſichtigt hatte. Statt vor mir, wie vor einer gefüllten Pulvertonne, zurückzuſchaudern, ſchien ſie immer mehr Geſchmack an mir zu finden; ich glaube, ich hätte der Teufel ſelbſt ſein können, und ihr wär's Recht geweſen, ſie mochte ſich's zutrauen, ſelbſt den Teufel zu bändigen. So war mir's denn ziemlich gleichgiltig, als der Plan, den ich eines Sonntags Nachmittags — Sonntags mußt' ich ſie ſpazieren führen — auf einen großen, uns begegnenden Pudel baute, zu Waſſer ging. Sie hatte mir nach ihrer Unart eben in's Ohr geſagt: „Ich hab' Dich doch recht lieb, Chriſtoph!“ — „Der Pudel da,“ dacht' ich, „ſoll Dich von der verdammten Liebe etwas curiren und Dir einigen Reſpect vor Deinem künftigen Mann einflößen; ich will dir's zeigen, daß ich's nicht blos mit Mäuſen und Kätzchen aufnehme, ſondern, ſeines giftigen Gebiſſes ungeachtet, auch mit einem Hund.“ Alſo ſchritt ich, ohne ihm, wie ſonſt, auszuweichen, friſch auf den Pudel zu. Es war eine drückende Hitze; der Pudel, halsſtarrig aus Faulheit, verfolgte, zwar noch nicht knurrend, aber doch ſchon frech und unverſchämt zu mir aufblickend, in gerader Linie ſeinen Weg. Lene wollte ausbiegen. „Ei was!“ rief ich, ſie feſthaltend, „Du wirſt doch den niederträchtigen Köter nicht fürchten?“ Ich holte wie vom Teufel beſeſſen mit dem Spazierſtöckchen aus zum Schlag. Der Pudel zieht ſich nicht zurück, herausfordernd die Zähne fletſchend ſieht er mich an. Gereizt ſchlage ich wirklich zu. Sollte man's glauben? Die auſſätzige Beſtie ſchnappt mir nach den Waden, ſtatt ſich auf die Flucht zu begeben. Da überwältigt mich meine Natur, ich reiße mich von meiner Braut los und ſpringe über den Graben. Scham ergreift mich, als ich mir des unwillkürlichen Ausreißens bewußt werde, ich wage kaum, mich umzuſehen. „Die Gefahr iſt vorbei!“ ruft laut lachend Lene mir zu; zu meinem großen Aerger bemerke ich, daß ſie den Hund richtig mit Steinwürfen vertrieben hat und ihm, mir zum offenbaren Hohn, noch einige nachſenden will. „Liebes Kind,“ ſag' ich, „nimm Dich in Acht, bedenkſt Du denn nicht, daß wir in den Hundstagen ſind? Er iſt ja toll!“ — „Was?“ ruft ſie, plötzlich erſchreckend, aus und läßt ihre Steine zu Boden fallen. „Allerdings“, verſetze ich und kehre wieder an ihre Seite zurück; „bemerkteſt

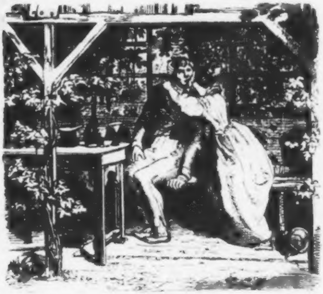
Du nicht, wie ihm der Schaum vor'm Maul ſtand, wie er den Schwanz zwiſchen die Beine klemmte, wie häßlich roth ſeine Augen waren, welch unnatürlich Gelüſt er zum Menſchenfleiſch trug?" In



dieſem Augenblick ging der abſcheuliche Pudel, heiß, wie er vom Rennen ſein mochte, zu Waſſer, mich in ſeiner thieriſchen Dummheit Lügen ſtrafend. Doch Lene ward es nicht gewahr; ſie ſchoß einen wüthenden Blick auf mich, den erſten, wenn mir recht iſt, und rief mit vor Zorn und Schreck faſt erſtickter Stimme: „Und das ſagteſt Du mir nicht gleich?“ Wunderbar iſt meine Gabe, die Lüge ſpitz zu kriegen, wenn's darauf ankommt, mich herauszulügen. „Kind“, antwort' ich und pflücke für ſie, um mich ihren, gleich zwei geladenen Piſtolen, auf mich gerichteten Augen zu entziehen, am Rand des Grabens ein Vergißmeinnicht, „konnt ich's denn wiſſen, daß Du's nicht geleſen haſt, was im Kalender über tolle Hunde ſteht?“ — „Nun“, erwidert ſie mit der ihr eigenen, unweiblichen Gefaßtheit und ſteckt die Blume, die ich ihr galant überreiche, an die Bruſt, „den Hals hat's ja nicht gekoſtet. Hoffentlich haſt Du bei dem kühnen Sprung die Knochen nicht verrenkt?“ Dies war Spott, ich merkt' es gleich und antwortete Nichts.“

„Im Wein iſt Wahrheit!“ ſagt das Sprichwort. Es gilt aber nur von der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, von der männlichen; die Weiber beichten niemals, auch nicht dem Wein. Das hab' ich noch an demſelben Sonntag erfahren. Mit Liſt bracht' ich Lene in den Hinckeldey'ſchen Garten. „Wir können dort Kaffee oder Thee trinken,“ ſagt' ich, ich wußte aber wohl, daß außer Wein, Rum und ähnlichen Mauerbrechern Nichts zu haben war. Als der herbeigerufene Kellner dies erklärte, ſtellt' ich mich verwundert und ſah Lene mit einem verdrießlichen Geſicht an. „Nun,“ ſagte ſie, „ſo laſſ' Wein bringen, aber für mich Waſſer dabei.“ — „Herrlich geht's“, dacht' ich und rieb mir vergnügt die Hände; dann beſtellt ich Vierundachtziger, der wie ich wußte, ſtark und ſchnell zu Kopfe ſtieg, auch eine reichliche Portion Zucker: denn durch den verführt man die Weiber am leicht'ſten zum Trinken. „Deine Geſundheit!“ rief ich, ihr das volle Glas, in das ich viel Wein und wenig Waſſer gegoſſen hatte, hinreichend. Sie wollte es nur halb austrinken, ich ließ das aber nicht gelten, und weil die letzte Hälfte wegen des Bodenſatzes von Zucker ſüßer war, als die erſte, ſo ließ ſie nicht gar zu lange in ſich dringen. Höflich, ich hatt' es erwartet, ſagte ſie dann: „Jetzt aber auch Deine!“ Raſch ſchenkte ich die Gläſer wieder voll. „Unmöglich,“ rief ſie, „kann ich's ganz leeren, mir wird ſchon ſo wunderlich!“ — „Dann,“ verſetzte ich, „haſt Du mich auch nicht lieb.“ Einen Augenblick ſah ſie vor ſich nieder in den Schooß; dann trank ſie langſam, mir die Hand über den Tiſch gebend, — ich ſaß nicht an ihrer Seite, ſondern ihr gegenüber — und mich feſt anſehend, das Glas aus. Es ward ihr ſchwer, das ſah ich. „Nun wird ſie bald überſprudeln,“ dacht' ich, „ſaubere Dinge werd' ich erfahren, aber gut iſt's, wenn man's weiß, woher der Wind weht, man kann ſich darnach richten.“ Ich trat ihr, wie aus Verſehen, auf den Fuß und hoffte, ſie ſollt's übel nehmen; ſie hielt's, angetrunken, wie ſie war, für ein Liebeszeichen. „'s thut Nichts,“ dacht' ich, „die Bosheit wird wohl zum Vorſchein kommen, wenn die Beſinnung noch mehr ſchwindet; ſchon tritt ihr ein verdächtiges Roth auf die Wangen, ihre Augen ſchwimmen.“ — „Aber meine Mutter!“ ſagt' ich und ſchenkte noch einmal die Gläſer voll. „Ja, Deine Mutter,“ erwiderte ſie lebhaft, „aber ich nippe nur ein wenig!“ — „Beſſer Etwas, als gar Nichts!“ dacht' ich und ließ es dabei bewenden. Jetzt ſah ſie faſt gar nicht mehr auf, ſondern lächelte in Einem fort ſtill vor ſich hin. Aufmerkſam paßt' ich auf jede ihrer Bewegungen. Recht zur glücklichſten Stunde ſtellte ſich, ſchnüffelnd im Garten herumkreuzend, ein Pudel ein. „Der wird die Mühle in den Gang bringen,“ dacht' ich und pfiff dem Hund. Nicht ganz hatte ich mich verrechnet. „Nimm Dich doch in Acht, mein Schatz,“ rief ſie, ſo wie ſie bemerkte, daß ich den Hund lockte, „er kann toll ſein, oder es werden.“ Dabei lachte ſie, daß ihr Thränen in die Augen traten. Aber es erfolgte weiter Nichts. Aus Unvorſichtigkeit ſtieß ich die Waſſerflaſche um, das Waſſer, an allen Seiten vom Tiſch herabſtrömend, näßte, bevor ſie ausweichen konnte, ihr Kleid ein. „Ach, Herr Jeſus!“ rief ſie und flog von ihrem Sitz auf. „Nun kommt's!“ dacht' ich und ſpitzte die Ohren; doch, der Herr Jeſus war der bloße Vorläufer eines gutmüthigen: „Es thut Nichts, es iſt ja kein Wein!“ Aergerlich mich in die Lippen beißend, begann ich, auf mich ſelbſt zu ſchimpfen und mich herabzuſetzen. „Ungeſchickt,“ fing ich an, „bin ich, wie ein Schulkind. Als ich — dieß war nicht erlogen — das letzte Mal zum Abendmahl ging, plumpte ich, ſollteſt Du's glauben, vor dem Altar, da ich eben aus dem Kelch nippen ſollte, nieder, wie ein zu ſchwer beladener Müller-Eſel.“ „Pfui!“ unterbrach ſie mich und rümpfte die Naſe. „Ja,“ fuhr ich mit Lebhaftigkeit fort, „als ich das Kind meines Vetters zur Taufe hielt, ließ ich den armen Wurm aus den Kiſſen gleiten und auf den Taufſtein fallen, wo er ſich an einer Ecke jämmerlich den Kopf zerſtieß.“ — „Wie? was ſagſt Du?“ fragte ſie, als ich ihr, verächtliche Blicke, Kopfſchütteln u. dgl. mehr erwartend, keck und mit Lüſternheit in die

Augen ſah. Mit Uebertreibungen wiederholte ich die ohnehin nur halb wahre Taufgeſchichte. „Ach," ſeufzte ſie, ſich wieder auf Nichts einlaſſend, „ich hab' ſo viel Kopfweh, hätt' ich doch den Wein nicht getrunken!" Ich ward immer hitziger, wie ein Jäger, wenn er oft abdrückt und niemals trifft, und warf mich nun ganz in die Lüge. „In Bremen," erzählt' ich, „ſtieß ich einem Bäckergeſellen, mit dem ich zuſammen ſchlief, Nachts bei'm Umwenden im Schlaf mit dem Ellbogen das Auge aus." — „Das iſt ja fürchterlich!" fuhr ſie auf. „Du könnt'ſt ja wohl, wenn Du ſchläfſt und träumſt, das Haus in Brand ſtecken!" — „Gewiß!" fuhr ich heuchleriſch-ruhig fort, „nachtwandelnd hab' ich mich in Frankfurt am Main ohne irgend einen vernünftigen Grund einmal erhenkt. Der Strick war mürbe und zerriß; ſonſt ſäß' ich hier wohl nicht und tränke auf Deine Geſundheit." — „Du treibſt Poſſen!" ſagte ſie, laut auflachend, und hielt mir die Hand vor den Mund. „Es iſt die reine Wahrheit," verſetzt' ich mit einem Ernſt, dem ſie Glauben ſchenken mußte, „ich bin nun einmal ſolch ein Unglücksmenſch; was mir paſſirt, paſſirt ſo leicht keinem Zweiten." Ich ſeufzte kläglich, dann fragt' ich ſchlau: „Nicht wahr, Lene, wenn Du gewußt hätteſt, wie's eigentlich um mich ſtünde, Du würdeſt Dich für einen ſolchen Mann bedankt haben?“ — „So etwas iſt freilich ſchlimm,“ gab ſie zur Antwort,



„doch das wollen wir ſchon kriegen!“ — „Wie ſo? wie meinſt Du?“ fragt' ich ſchnell und lauernd. „Ach was!“ ſagte ſie, ſtand auf und gab mir, warum es mir am wenigſten zu thun war', einen Kuß. Und zu Loch war die Schlange, und ließ ſich nicht wieder herausſtreiben. Nichts erfuhr ich von ihren Tücken und Ränken, Nichts von den Plagen und Quälereien, die ſie mir in ſo reichlichem Maße zugedacht; ja, gefallen mußt' ich mirs laſſen, daß ſie mir, als ob ſie ſo nüchtern geweſen wäre, wie ſonſt, gleich nach dem Kuß in's Ohr flüſterte: „Ich hab' Dich deſſen ungeachtet doch lieb!“ Ich hatte ihr Herz, wie einen Wetterkalender, aufzuſchlagen gehofft und wurde abgeſpeiſt mit dem ſchönen Einband.“

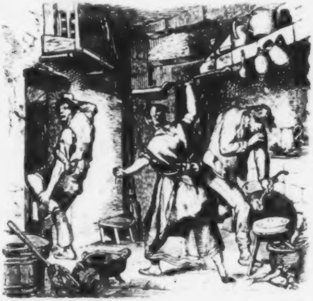
„An dem Abend jenes nämlichen Tags hab' ich zum erſten und letzten Mal in meinem Leben einen Geiſt geſehen. Ich ſage das nicht, weil ich mir was darauf einbilde, ſondern nur, weil es doch immer eine Merkwürdigkeit iſt. Es war gegen eilf Uhr, da ging ich über den Magdalenen-Kirchhof, um für meine Mutter, die von einem leichten Fieber befallen war, Camillen zu holen. Man muß nämlich über dieſen Kirchhof gehen, wenn man zur Apotheke will. Ich dachte — ich kann's beſchwören — nicht an Geiſter und Geſpenſter, ſondern nur daran, wie angenehm es ſein würde, wenn ich erſt wieder zu Hauſe wäre; ich lief, als ob meine Mutter auf den Tod darnieder läge, und ſah nicht links noch rechts. Dennoch erblickt' ich plötzlich etwas

Weißes, was lang und ſonderbar in die Höhe ragte; ich wurde zu Eis, und doch — ſo iſt der Menſch — blieb ich ſtehen; hätte der Geiſt mir gewinkt, ich wäre — das glaub' ich — gehorſam, wie ein Hund, zu ihm herangekommen. Aber, er bekümmerte ſich nicht um mich, ſondern ſchwebte, ohne nach Art der Geiſter ein Zeichen, oder einen gräßlichen Ton von ſich zu geben, langſam, langſam über die Gräber fort. Wird man's begreifen? Erſt, wie er verſchwunden war, kam mir die eigentliche Angſt, da erſt fiel mir's ein, wie viel Unheil er mir bei bösartigerer Gemüthsbeſchaffenheit hätte zufügen können. Kalter Schweiß brach mir aus, nun ich ihn nirgends mehr ſah, glaubte ich ihn allenthalben zu ſehen, wenn der Weſtwind mir in den Nacken blies, hielt ich's für einen Hauch von ihm und erwartete ärgere Mißhandlungen. Als ich das gräuliche Ereigniß am andern Morgen erzählte, fand ſich gleich, wie das denn nie ausbleibt, ein Mann, der den Schlüſſel dazu hatte. Der Prahlhans, der verſoffene Barbier, der zuletzt im Hoſpital verreckt iſt, wollte nämlich auf dem Magdalenen-Kirchhof — er nannte ihn ſeinen Garten, weil er daran wohnte — der Abendkühle wegen, im Schlafrock und in der Nachtmütze ſpazieren gegangen ſein.

Es war dem Kerl blos um die Ehre, er wollte ſich rühmen können, für einen Geiſt angeſehen worden zu ſein: man wird's mir aber wohl glauben, daß ich auch im Dämmerlicht einen Barbier von einem Geiſt zu unterſcheiden weiß: denn das iſt keine Kunſt! Uebrigens war ſelbſt dieſe Geiſtererſcheinung noch nicht das letzte Abenteuer jenes merkwürdigen Tags. Wie ich von der Apotheke zurückkehrte, vermied ich natürlich den mir doppelt unheimlich gewordenen Kirchhof und machte einen Umweg, der mich an einem tiefen Teich vorbeiführte. Wie ich mich dem Teich näherte, kam auf einmal ein Menſch daher gerannt, der, ſoweit ich bei'm ſchwachen Mondlicht darüber klar werden konnte, mit Nichts als ſeinem Hemde bekleidet war, und ſich höchſt ſonderbar geberdete. Bald ſtarrte er in's Waſſer hinein, dann ſah er zum Himmel empor, endlich brach er in ein wildes Gelächter aus und ſprang, wie unſinnig, in den Teich. „Was ſoll das?" rief ich ihm in einer wahren Todesangſt zu oder vielmehr nach, „nehmt Euch in Acht, Niemand iſt in der Nähe, der Euch wieder herauszieht!" Keine Antwort. Ich ſchritt bis an den Rand des Teichs vor, das Waſſer bewegte ſich in großen Kreiſen, der Wind flüſterte im Schilf, von dem

Menſchen war Nichts mehr zu ſehen. „Iſt das Spaß oder Ernſt?“ rief ich, die Zähne klapperten mir, ich vermochte kaum noch zu ſtehen. „Heda! Ihr dort unten, ſteigt herauf!“ Stille, wie vorher! „Gott im Himmel! es iſt richtig ein Selbſtmörder!“ brach ich jetzt aus, als ob ich den Menſchen bisher für einen Taucher gehalten hätte, „wer ein Chriſt iſt, ſpringt ihm nach und holt ihn mit Gewalt wieder herauf!“ Wenig fehlte und ich hätt' es gethan; man hat in ſolchen Augenblicken ein Gefühl, als ob man's nicht laſſen dürfte. Ich nahm auch wirklich einen Anlauf, da aber fiel mir ein, daß er ja jedenfalls ſchon todt ſei und daß nur ein Narr ſein Leben eines Cadavers wegen ausſetze. Gedanken anderer Art drängten ſich mir auf. „Wer iſt's?“ fragt ich mich. Antwort: „vielleicht dein Geſell!“ Das kam mir bald äußerſt wahrſcheinlich vor, und was knüpfte ſich nicht Alles daran! „Wird man nicht glauben,“ dacht' ich, „du haſt ihn hineingeſtürzt? Wird man nicht wenigſtens behaupten, daß du, der du ihm faſt zur Seite ſtandeſt, aus abſichtlicher Bosheit Nichts für ſeine Rettung gethan haſt? Und hat das Eine nicht Grund, wie das Andere?“ Ich ſah mich nach allen Seiten um, ob noch außer mir Jemand Zeuge dieſes Selbſtmerks geweſen ſei und beſchloß, als ich mich des Gegentheils verſichert hatte, den Vorfall zu verſchweigen, um allen Verfänglichkeiten zu entgehen. Nun entfernte ich mich raſch, ward aber gleich, ſo wie ich am erſten Wirthshaus vorüber kam, von der ſchwerſten meiner Befürchtungen befreit: denn mein Geſell ſaß drinnen bei einer Kanne Bier und ſchwur eben mit lauter Stimme, daß er ſich an meinem Hochzeitstage ſchon vor Sonnenaufgang betrinken und mir jeden Schabernack ſpielen wolle, der ihm während des Rauſches in den Sinn käme. Den nächſten Morgen klärte ſich das Ereigniß auf. Der kranke Müller war ſeinem Wärter, dem man Schuld gab, daß er fahrläſſig geweſen und eingeſchlafen ſei. entkommen und hatte ſeinem Leben in einem Anfall von Verzweiflung ein Ende gemacht. Man ſagte, er habe vom Krankenbett aus Dinge von ſeiner Frau geſehen, die er nicht wieder hätte vergeſſen können. Ich zweifle nicht daran.“

„Am auffallendſten war mir's, daß Lene jene Heuchelei und Verſtellung noch Monate lang im Eheſtand fortſetzte; gerade ſo, als hätte ſie ſich einen Reiter zum Vorbild genommen, der ſein Roß, das er hinterher durch Sporn und Peitſche genugſam plagt, beim Beſteigen klatſcht und ſtreichelt. Nichts konnte im Haushalt geſchehen, Schneck mußte erſt befragt werden. „Meinſt Du nicht, Chriſtopher,“ hieß es, „daß der Spiegel an jener Wand beſſer hinge? Iſt's Dir recht, wenn der rothe Koffer ſeinen Platz verändert? Kann der Lehrburſch wohl einmal flink zum Krämer ſpringen und mir etwas Seide holen, oder ſiehſt Du's nicht gern? Liebſt Du die Pfannkuchen braun gebraten, oder nicht?“ Anfangs lacht' ich, wenn ſie mit dem ſpitzbübiſch-unſchuldigſten Geſicht von der Welt Fragen der Art an mich richtete, und ſagte: „Geh' mir!“ Zuletzt aber ging ich auf den Spaß ein, erklärte gravitätiſch, wie Könige im Puppenſpiel, meinen Willen und ergötzte mich nicht wenig, wenn die Suppe Mittags wirklich ſo auf den Tiſch kam, wie ich ſie Morgens beim Frühſtück, wo ich, würdevoll den Großvaterſtuhl ausfüllend, meine lächerlichen Inſtructionen ertheilte, beſtellt hatte. Genau weiß ich mich noch des Tags zu erinnern, an dem die Herrlichkeit ein Ende nahm und mein Drache ſeine eigentliche Natur zum erſten Mal hervorkehrte. Es war Mittwoch und Markttag, und ich hatte einem Geſellen die Arbeit aufgekündigt, alſo Streit mit ihm bekommen, d. h. gelinden, wo man ſich blos gegenſeitig die Verſicherung giebt, daß man, Einer ohne den Anderen leben könne. Ich glaube, Alles iſt in Ordnung und freue mich, als mit einem Male der Geſell, da ich eben mein Lieblingsſtück: „Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.“ zu pfeifen anfange, vor mich hinſpringt, mit geballter Fauſt auf die Hobelbank ſchlägt, daß etliches Geräth herunter fliegt, und mit Ungeſtüm verlangt, ich ſolle ſagen, was ich an ihm auszuſetzen habe, er ſei nicht von geſtern und kenne die Welt. „Der glaubt am Ende,“ beſorg' ich, „du haſt ihn im Verdacht der Dieberei;“ um ihn zu begütigen, ſag' ich: „Die Fenſterrahmen dort, die Ihr gemacht habt, können mir unmöglich gefallen, ſie ſind krumm und ſchief.“ — „Ich habe in Hamburg in einer der erſten Werkſtätten gearbeitet!“ fällt er mir trotzig ins Wort. „Drei Tage!“ verſetz' ich gedankenlos, aber dem Inhalt ſeines Wanderbuchs gemäß. „Was? Foppen wollt Ihr mich?“ fährt er auf, „da ſoll Euch denn doch — —“ er unterbricht ſich ſelbſt, doch nur um den Rock abzuwerfen, dann dringt er auf mich ein. Ich kenne das Ende einer Prügelei zu gut, um den Anfang abzuwarten, und ziehe mich zurück, erſt bis auf den Flur, dann, da er mich fluchend und ſchimpfend verfolgt, bis in die Küche, wo meine Frau gerade Rüben ſchabt. Die wirft auf mich einen Blick, daß ich denke, ſie wird ſich mit dem unſinnigen Menſchen vereinigen, um meine Niederlage vollſtändig zu machen: aber, weit gefehlt, ſie ergreift die Feuerzange und wirft ſie

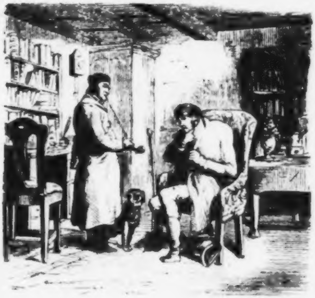


dem Geſellen, der ſich deſſen wohl ſo wenig verſah, wie ich, an den Kopf; er will nicht weichen, da fliegt ihm die Fleiſchgabel an's Schienbein, daß er laut aufſchreit: „Ein Weib wie der Teufel!“ und ſich wendet, ſo daß er der Aſchenſchaufel, die gleich hinterdrein fährt, glücklich entgeht. Jetzt kehrt ſich Lene, zufällig war ich hinter ihr zu ſtehen gekommen, zu mir um und ſieht mich an. „Das war Recht,“ ſtott're ich, „der Lump, der Hundsvott“ — „O,“ unterbricht ſie mich, „biſt Du auch ein Mann!“ und roth wie ein geſottener Krebs, ſetzt ſie ſich wieder zu den Rüben nieder, ich ſchleiche mich fort. Wenige Minuten darauf ruft ſie: „Hans!“ So hieß mein Lehrjunge. „Er iſt draußen im Garten,“ antwort' ich ihr. „So ruf' ihn,“ herrſcht ſie mir zu, „aber ſchnell, er ſoll für mich aus!“ — „Jetzt fängt's an!“ ſagt' ich, als ich ging, ihren Befehl auszurichten. Ich irrte mich keineswegs; ſeit jenem Tage hab' ich aus ihrem Munde ſelten ein freundlich Wort gehört, dafür tractirt ſie mich faſt ſtündlich mit Bonbons, wie dieſe ſind: „Ich wills ſo!“ oder „Du ſollſt nicht!“ oder „Unterſteh' Dich's noch einmal!“ u. dgl. mehr. Nun, das iſt nicht ſo unbequem, als es ſcheint; was ich ſeitdem thue, iſt, als ob ſie's gethan hat, ſie hat von meinem Thun und Laſſen mehr Plage, als ich ſelbſt, ich bin fett geworden, ſie iſt mager und dürr geblieben. Ein Spaßvogel ſagte, ſie könne für mich zur Beichte gehen; gewiſſermaßen hat er Recht“

„Einmal — ich hüpfe in der Dornenhecke meines Lebens von Buſch zu Buſch — hatt' ich, wie man denn im Trunk ſo leicht Narrheiten begeht, verſprochen, ich wolle meine Frau an einem ausdrücklich dazu feſtgeſetzten Abend tüchtig ausſchmälen, ſo, daß man's draußen unter den Fenſtern hören ſolle. „Wirſt Du's Dir gefallen laſſen?" fragt ich ſie beim Zuhauſekommen im Vertrauen auf die gute Wirkung eines offenen Geſtändniſſes und auf ihren Geiz, „ſonſt koſtet's mir drei Flaſchen Wein; denn ich habe gewettet." — „O, gerne, gerne!" erwiderte ſie; ſie war nämlich — ich wußt es — weichmüthig, weil ihr Nachmittags ein Brief die Nachricht gebracht hatte, daß ihr Bruder geſtorben ſei. Der Abend kam heran, mich befiel ein Zittern, ich verfluchte mich ſelbſt und mein Saufen. Den ganzen Tag hatte in ihrem Geſicht etwas Verſteckt-Heimtückiſches gelegen; jetzt — ſie ſaß hinter dem Ofen im Großvaterſtuhl, aus dem ich natürlich längſt vertrieben war — entlud ſich's in einem ſpöttiſchen Gelächter und in der höhniſchen Frage: „Wird's bald?" Deutliches Huſten und Flüſtern verkündete mir, daß man draußen ſchon mit Ungeduld harre; dennoch ſagt' ich: „Kind, es hat ja keine Eil'!" — „Wie lange ſoll ich denn warten?“ fuhr ſie auf. „Pſt, pſt, Engel!“ wiſperte ich, „man muß ſich ja doch erſt beſinnen.“ — „Hätt' ich nur 'nen Hund,“ dacht' ich, „oder 'ne Katz' zur Hand, auf die würd' ich losfahren, und die da unter der Wand glaubten, es gelte ihr.“ Lautes Räuſpern und in die Hände Klatſchen der Saufbrüder bringt mich zur Verzweiflung. Nichts fällt mir bei, über mein Zögern erboßt, ſieht Lene mich giftig an. „Schlag' der Teufel drein!“ fluch' ich und hoffe, dabei in den Gang zu kommen. „Was fehlt Dir, lieber Mann?“ fragt ſie ſpottend. „Kind,“ verſetz' ich drängend, „ſchmälen und ſchimpfiren ſoll ich und weiß nicht, worüber.“ Ich wußt' es wohl, aber wer bürgte mir für ihre Gelaſſenheit, darum ſucht' ich Alles in einen Scherz zu verwandeln; denn gegen Scherz war ſie nicht völlig abgehärtet. „Gieb mir einige Gründe an die Hand und dann ſchlag' die Augen nieder, ſonſt gelingt's mir nimmer.“ — „Gut,“ erwiderte ſie, „ſo ſprich mir nach, was ich Dir vorſage, aber grimmig, im Ton eines Bären: Ungetreue — —“ — „Der Teufel ſprech's Dir nach,“ unterbrech ich ſie, „ſchändlich würd' ich ja wohl lügen!“ — „Oder,“ fährt ſie fort, „zänkiſche, boshafte — —“ — „Mäßige Dich, Kind!“ fall' ich ihr ins Wort. „Willſt Du bald?" fährt ſie auf, und wiederholt: „Zänkiſche, boshafte Wetterhexe, alter, vermaledeiter Brummkater!" Angſt ergreift mich; denn das ſind Redensarten, deren ich mich zuweilen im Traum gegen ſie bediene. In dieſem Augenblick klopfen die da draußen an's Fenſter. In der Verwirrung reiß' ich, mich ſtellend, als ob ich meine beſten Freunde für Straßenbuben halte, das Fenſter auf, und ſchimpfe wüthend heraus „Hundezeug! verfluchtes Geſindel! was giebt's hier zu horchen?" — „Bravo, bravo, Schnock!" geben ſie zur Antwort, Lene ſchlägt ein Gelächter auf, ich bin wie todt."

„Aerger noch — das nicht — aber eben ſo arg ging's mir, als ich — unter Dreien hatte gerade mich das Loos getroffen — den Pfarrer wegen einer anzüglichen Predigt, die ſo ſichtlich auf uns gemünzt war, daß man in der Kirche mit Fingern auf uns zeigte, zur Rede ſtellen mußte. Gleich nach der Frühſtückszeit — frühſtücken konnt' ich nicht — macht' ich mich auf den Weg, die Conſorten, die mir in ſolchen Dingen wenig trauten, lauerten mir nach. „Hinein mußt du," ſagt' ich, mir gewiſſermaßen ſelbſt den Weg vertretend, ich empfand nämlich ein Gelüſt, an der Pfarre vorbeizuſchleichen,

„ſonſt kommen die Hinteren Dir auf den Hals. Er iſt wohl zu irgend einem Kranken geholt, oder zu einer Taufe!" denk' ich und öffne die Thür. Statt der Magd — während des Anmeldens verſtreicht doch immer, wenn man zu ſolchen Herren geht, einige Zeit, die man zur Vorbereitung verwenden kann — tritt mir der Pfarrer ſelbſt, eben mit brennender Pfeife aus der Küche kommend, auf der Flur entgegen. Er ſieht mich an, ich ihn. „Schönes Hündlein," ſag' ich endlich, mich zu dem Schooßhund ſeiner Frau, der munter dahergeſprungen kam, niederbeugend und ihn ſtreichelnd. „Wollt Ihr nicht eintreten, Meiſter Schnock?" ſagt der Pfarrer und öffnet die Thür ſeines Studirzimmers. Ich trete ein. „Wollt Ihr Euch nicht niederſetzen?" Ich ſetze mich. „Und Euer Begehren iſt?" frägt er endlich, verwundert und geduldig. „Ich — ich komme!" verſetz' ich noch ziemlich deutlich und hörbar, aber da befällt mich plötzlich das niederträchtigſte Stammeln und Stottern, und ich mag mich abarbeiten, wie ich will, ich bring' es nicht weiter, als bis zum: „Ich komme — ich wollte — ich ſollte —" — „Lieber Mann," fährt der Pfarrer zuletzt, meinen Zuſtand mißdeutend, auf, „Ihr habt wohl ſchon getrunken, kommt wieder, wenn Ihr nüchtern ſeid.“ Erwünſchteres hätte mir in meiner Lage nicht kommen können, als dieſe Grobheit des Pfarrers, ich nehme ſchnell meinen Hut und eile fort, froh, daß die



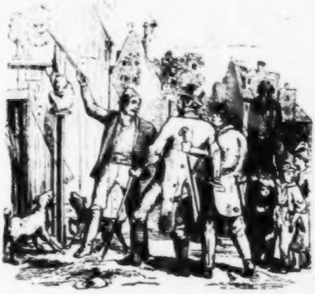
Höllenviſite abgethan iſt, und mich über ihren Ausfall gegen die Anderen nur dunkel, und ſo, daß ſie mich mißverſtehen müſſen, auslaſſend.“

Dennoch hab' ich trotz der Friedfertigkeit meiner Natur zwei Mal in meinem Leben Ohrfeigen ausgetheilt, die eine im Finſtern, die zweite bei Licht, und Beide an meinen leiblichen Vetter, den Stellmacher Vinckel. Auf Vinckel war ich nämlich im höchſten Grade erboßt, und dazu hatte ich guten Grund. Wer einmal eine lächerliche Geſchichte von mir erzählt, dem reich' ich vielleicht noch, ſo wie er mir wieder begegnet, die Hand zum Gruß, wenn ich ſie ihm auch nicht mehr drücke. Niernhäutl, der Weſſelbur'ner Pächter, wird mir's bezeugen. War er's nicht, der's ausſchwatzte, daß ich einſt vor ſeinem kalekut'ſchen Hahn ausgeriſſen bin, der es aber verſchwieg, daß ich's nur der rothen Weſte wegen that, die ich gerade anhatte? Doch es geſchah bei'm Bier, es geſchah eine halbe Stunde nach Mitternacht, und er kam nie wieder auf die Dummheit zurück. Wer es zwei Mal thut, dem nick' ich zwar noch zu, wenn er mir in den Weg kommt, aber ich huſte dabei, um ihm nicht in klaren deutlichen Worten einen guten Tag wünſchen zu müſſen; wer ſagt denn auch zur Brennneſſel: wachſe und gedeihe! Wer aber gar nicht aufhört, wer, ſo wie er zu einer Kindtaufe oder einer Hochzeit geladen iſt, entweder ſtumm und dumm da ſitzt, wie die Wand, an die er ſich mit ſeinem Rücken lehnt, oder ſeinen albernen Witz auf meine Koſten

Bocksſprünge machen läßt, der wird mir am Ende ſo verhaßt, daß ſich in mir das Oberſte zu unterſt kehrt und ich mir Luſt machen muß, zumal, da es in der Natur des Menſchen liegt, ſich ſo lange zuzurufen: Du trauſt Dir nicht genug, bis er übermüthig wird und ſich zu viel zuzutrauen anfängt. Das war aber mit Binckel der Fall, und es kam noch hinzu, daß wir als Verwandte uns überall trafen, daß wir uns gar nicht vermeiden konnten. Er wurde nicht müde, auf den Beſuch zu ſticheln, den wir Beide auf der Wanderſchaft in der Thierbude zu Bremen abgelegt und bei dem wir uns allerdings ſehr verſchieden benommen hatten; er wie ein unwiſſender Flegel, der zwiſchen den lebendigen Ungeheuern drinnen und den gemalten auf der Wachsleinwand am Eingang nicht zu unterſcheiden wußte, ich wie ein vernünftiger Menſch, der ſich auf dieſen Unterſchied verſtand. Ich muß den Beſuch erzählen, damit man ſieht, daß ich bei Gelegenheit deſſelben Nichts that, als was jeder Andere, der nicht eben ein Binckel war, auch gethan hätte, und daß ich höchſtens wegen meines Fürwitzes, denn ich hätte ja auch fort bleiben können, einen Vorwurf verdiene.

Es war ein heitrer Sonntag-Nachmittag, und ich ging mit Binckel über den Marktplatz, wo die Bude ſtand. Der niederträchtige Thierführer trat eben heraus und verkündigte mit lauter Stimme, die Beſtien ſollten gefüttert werden, wer es ſehen wolle, möge eintreten. Nun hatt' ich unglücklicherweiſe am Tage zuvor mit meinem Begleiter über jene Thiere geſprochen und ihm, um ihm von meiner Herzhaftigkeit eine gute Meinung beizubringen, geſagt, ich gedächte ſie nächſtens in Augenſchein zu nehmen. „Hörſt Du — rief er mir zu — die Thiere werden gefüttert, laß uns hinein gehen, es koſtet ja nur einen Groſchen. „Ei was — verſetzte ich — morgen iſt auch ein Tag, und ob ich ſie freſſen ſehe, oder nicht, das iſt mir ganz einerlei. Ohnehin hat man ſie hier alle ausgeſtopft auf dem Muſeum!“ Leider hatte der Thierführer, wie denn ſolches Geſindel immer mäuſeſcharf hört, unſer Geſpräch belauſcht; er trat auf uns zu und ſagte: „meine Herren, morgen mit dem Frühſten reiſ' ich ab, wollen Sie alſo dies wirklich ſehenswürdige Kabinet mit Ihrer Gegenwart beehren, ſo ſchieben Sie es nicht auf.“ „Komm', komm', — drängte mein Begleiter und zeigte auf den Aushängeſchild — es ſind, wie Du ſiehſt zwei Tiger darin, ein Löwe — — —“ „Die Rieſenſchlange, das ſeltene

Exemplar eines weißen Bären, die Hyäne und die köſtlichen Affenarten nicht zu vergeſſen!“ unterbrach ihn der Thierführer. Der dumme Schlingel glaubte, mich durch Aufzählung all der Scheuſale, die in der Höllenbude ihr Unweſen trieben, zum Eintritt reizen zu können, während ich an den beiden Tigern und dem Löwen, deren mein Gefährte erwähnte, ſchon mehr als genug hatte. „Die Tiger ſind wohl noch jung?“ fragte ich. „Den Teufel auch, — antwortete der Eſel — völlig ausgewachſen, und feurig, wie in Africa.“ Mich ſchauderte. „Jedenfalls iſt dieſe Boaſchlange klein wie ein Regenwurm und wird hinter dreifachem Eiſengitter verwahrt?“ „Umgekehrt, lang, wie ein Schiffsanker-Tau — verſetzte Jener — Sie iſt in Europa noch niemals größer geſehen worden, und die Kunſt beſteht gerade darin, daß ich ſie mit den Händen aus ihrem Kaſten herausnehme und frei hinlege. Treten Sie nur ein, es wird Sie nicht gereuen.“ Mir war, als ſtänd' ich vor meinem Grabe. Ganz kleinlaut fragt' ich: „Wie ſteht's denn mit der Hyäne? Auch ſo groß, wie ein Pferd?“ Dummſtolz lächelnd erwiderte der Kerl: „Sehen Sie jenen alten, grauen, lahmen Hund, der die Straße heraufwatſchelt? Größer iſt die Hyäne nie und ſieht ſo unbeholfen aus, wie der.“ „Was fragſt Du lange — ſagte mein Begleiter — wir können das Alles ja ſehen.“ Ich ließ mich nicht ſtören. „Es ſind doch wohl oft ſchon Unglücksfälle in Ihrer Bude paſſirt? — fuhr



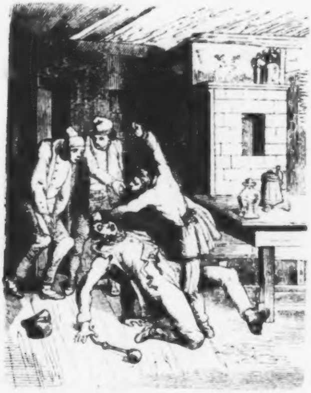
ich fort — der Löwe hat ſich losgeriſſen, die Schlange hat Menſchen erdrückt? Es kann nicht anders ſeyn. Ich habe im Wochenblatt davon geleſen!“ „Sie ſind ſehr furchtſam!“ verſetzte der

Thierführer frech. „Gar nicht furchtſam, durchaus nicht furchtſam — fuhr ich hitzig auf — aber bekannt genug iſt's, daß — —" „Löwen und Schlangen nach Menſchenfleiſch lüſtern ſind," hatt' ich ſagen wollen, doch der Thierführer unterbrach mich. „Kommen Sie herein, meine Herren — ſagte er — ich darf mit der Fütterung nicht länger zögern, die Thiere ſind hungrig." „Hungrig!" rief ich entſetzt; dann flüſterte ich meinem Begleiter in's Ohr: „Hörteſt Du das? Die Beeſter ſind hungrig!" „Um ſo intereſſanter wird's ſein — gab der unverſtändige Menſch zur Antwort — komm nur!" Er zog mich mit ſich fort, und wenn ich keinen Skandal machen wollte, mußt' ich folgen. Ein widriges Geräuſch der unangenehmſten Stimmen drang uns entgegen, ein Gebrüll, Gequäke, Geſchnatter, Gewiewſe zum Umfallen. Anfänglich macht' ich die Augen zu, bloß, um mich an die Ungeheuer zu gewöhnen. Doch, bald bedachte ich, daß ich mich gerade dadurch den größten Gefahren ausſetzen und in die Nähe der ſchauderhaften Schlange, die ich am meiſten fürchtete, gerathen könne, und öffnete ſie wieder. Mein erſter Blick fiel auf die gräuliche Kropfgans, die in wenigen Secunden einen halben Keſſel voll Fiſche verſchluckte und dann einen Kuß!“ Schnell wandt' ich das Geſicht ab und erwartete, im Augenblick Jammertöne und Geſchrei, des zerfleiſchten Menſchen nämlich, zu vernehmen. Ich vernahm Nichts; ſtatt deſſen hörte ich ein ſonderbares Geplapper und Geplärr gerade über meinem Kopf, und als ich empor ſchaute, ſah ich eine Menge häßlicher Affen mit ungeſtalteten Gliedmaßen und weiten Mäulern, die die Zähne fletſchten und mich mit Unrath bewarfen. Dieſe vergnügten mich einigermaßen, da ſie klein waren und poſſirliche Grimaſſen ſchnitten: ſie wurden mit Aepfeln gefüttert, und ich mußte lachen, ſo wenig ich auch ſonſt zum Lachen aufgelegt war, als ich bemerkte, daß Einige ſich in ihrer Gefräßigkeit das Maul ſo voll ſtopften, als ob es eine Verrathskammer wäre. Wie ward mir aber zu Muth, als ich mich zufällig umkehrte und auf einer Kiſte, an die ich mich mit dem Rücken gelehnt hatte, die entſetzliche Boaſchlange, keine zehn Zoll von mir entfernt erblickte. Da lag ſie, lang hingeſtreckt, die gräuliche, Blut ſaugende Bewohnerin der Waldungen eines fremden Welttheils — — ein Sprung, und ſie umwand mich, ſie zermalmte meine Knochen, ſie mäſtete ſich von meinem Mark. Sie zog ſich zuſammen, ich that einen lauten Schrei und ſprang in ihren Käfig zurückkehrte. Hu! Solche Thiere ſollten billig erſt vier und zwanzig Stunden vor dem jüngſten Tag geſchaffen worden ſein! Wer würde ſich dann aus dem Untergang der Welt noch was gemacht haben! Jetzt wurde ich den Löwen gewahr, der entſetzlich brüllte; ſchnell wandte ich den Blick, allein nun ſah ich die beiden blutdürſtigen Tiger, die in ewiger Unruhe in ihren Käfigen auf und nieder rannten und mit den Schweifen an die Stäbe ſchlugen, daß ſie erbebten. Die bunten Farben-Ringe, die dieſen Scheuſalen um den Leib laufen, kamen mir, beſonders wenn ich blinzelte, wie aufgerollte Schlangen vor, die auch wohl herunter ſpringen könnten; dabei macht' ich die wenig beruhigende Entdeckung, daß ſämmtliche Käfige aus Holz gezimmert waren. Auf einmal entſtand hinter mir ein grauſiger Spectakel; als ich mich umſah, erblickte ich die hohläugige, grinſende Hyäne, die ſich vergebens anſtrengte, ein Stück Fleiſch, welches der Wärter ihr vorhielt, zu erhaſchen. Ich beſchwor den Menſchen, das Thier um Gottes willen nicht zu necken; in frevelhaftem Muthwillen verſetzte er aber: „nur unbeſorgt, ich und Bunku verſtehen uns!" Zugleich hielt er ſeinen Mund an das Gitter und rief: „Bunku, zur Thür. Langhalſige Vögel, Strauße nannte ſie der Thierführer, reckten mir hier, als hätten ſie's auf meine Augen abgeſehen, aus einem Käfig, über den ihre Köpfe hoch hinaus ragten, die ſpitzigen Schnäbel entgegen. Ich gab nicht viel um die Nachbarſchaft dieſer Rieſenvögel und näherte mich der Schlange wieder um einen Schritt; kaum aber ſtand ich ſtill, als mich ein Geklapper ängſtigte, welches ſich über mir vernehmen ließ. Himmel, gerade über meinem Haupt hing ein Käfig mit einer Klapperſchlange. Ich kann es gar nicht beſchreiben, wie furchtbar mir dies zwei Fuß lange Thier in ſeiner eckelhaft-bunten Haut und mit den abſcheulichen Tönen, die es von ſich gab, vorkam. Starr blickt' ich zu ihr hinauf; plötzlich klopfte mein Begleiter mich auf die Schulter und ſagte: „was iſt denn an dem kleinen bunten Ding zu ſehen? Gieb nun Acht, die große Schlange wird ſogleich ein Kaninchen verzehren, der Wärter bringt es ſchon.“ Obwohl mich ohne Unterlaß kalte Schauder überliefen, konnt' ich mich doch bei dieſen Worten eines leichten Lächelns nicht erwehren: der Menſch glaubte, ich betrachtete die Klapperſchlange, während ich doch bloß ihren Käfig unterſuchte, um mich zu vergewiſſern, daß ſie nirgends durchſchlüpfen könne. Als ich mich hiemit noch beſchäftigte, gab die Klapperſchlange, wie es mir — ich kann mich irren — wenigſtens vorkam, ein feines Geziſch von ſich: eine weiße Maſſe fiel mir auf den Rock und da ich glauben mußte, dieſe weiße Maſſe rühre von ihr her, ſchrie ich laut auf: „Hülfe! Gift! Gift!“ Erſchreckt ſprangen mehrere der Anweſende auf mich zu: ich, keines Wortes mächtig, zeigte auf den weißen Fleck auf meinem Rock, Alle ſtanden mit offenem Munde. Der Thierführer kam gleichfalls herbei: kaum aber hatte dieſer meinen Rock angeſehen, als er laut auflachte und ſagte: „das Gift kommt von dem unartigen Papagei, der dort oben hängt!“ Jetzt wurde das Gelächter allgemein: ich beſichtigte die weiße Maſſe näher und lachte dann ſelbſt von ganzem Herzen mit. „Du biſt ja ein wahres Kind — rief mein Begleiter mir zu — da will ich Dir was Anderes zeigen.“ Der Waghals trat zur Boaſchlange heran, die eben mit entſetzlicher Wolluſt, welche ihr ſichtlich durch den langen häßlichen Körper zuckte, dem armen Kaninchen das Blut ausſog und berührte ſie mit der Hand. Doch, ſie fuhr zuſammen, als würde ſie mit Nadeln geſtochen, und Binckel, der Held, flog ſo ſchnell zur Thür, wie ich; ich nahm übrigens dieſe Gelegenheit wahr, ihn, bevor er wieder zur Beſinnung kommen konnte, mit heraus zu ziehen. Als ich mich wieder in freier Luft ſah, verdroß mich's doch, daß ich den Bären gar nicht geſehen hatte; ich hätt's um denſelben Preis gehabt.

Das war der Beſuch. Es war keine Kunſt, ihn im Zimmer hinter dem Ofen, wenn man von brüllenden Löwen und zähnefletſchenden Tigern ſo weit, wie von Africa und Amerika, entfernt war, zu verdreben und dabei zum Beweis der eigenen Herzhaftigkeit dem unter dem Tiſch auf den Knochen-Abfall harrenden armen Haushund einen Tritt zu verſetzen. Es war noch weniger ein Wunder, daß mich das verdroß. Als Binckel es eines Abends wieder gethan hatte und ich im Finſtern mit ihm und einigen Andern zu Hauſe ging, gab ich ihm endlich einmal, wie ein gährender Bierkrug, den Pfropf abſtoßend einen Derben hinter die Ohren. So wenig hielt er mich trotz der mir zugefügten Beleidigung der Rache fähig, daß er ausrief: ,,Schnock, man ſchlug mich, wer war's?'' Als ich kurz antwortete: ,,kann ich's wiſſen, wenn Du's ſelbſt nicht weißt!'' verſetzte er: ,,nun gut, ſo tritt Du nur bei Seite, denn Du haſt's gewiß nicht gethan! ,,Ich folgte, heimlich lachend, ſeiner Weiſung, dann rief er: „wenn Einer was erhält, der's nicht verdient hat, ſo bitt' ich im Voraus um Verzeihung! „Nun draſch er auf die Uebrigen, die verdutzt ſtehen geblieben waren, wie ein Unſinniger los und bekam natürlich, was er austheilte, mit Zinſen zurück, ſo daß ich, der ich gelaſſen, wie die Unſchuld ſelbſt, dabei ſtand, die vollkommenſte Satisfaction erhielt. Aber die Sache blieb bei alledem, wie ſie war; denn wenn ihm den nächſten Tag auch ein Zahn fehlte: er ahnte nicht, daß er ihn noch haben würde, wenn er ſeine Zunge im Zaum gehalten hätte, und ich mußte mich entſchließen, das im Dunkeln begonnene Werk bei Licht zu Ende zu bringen, da ſeine Späße, was ich freilich voraus hätte wiſſen ſollen, auch jetzt noch nicht aufhörten. Ich ſchleppte ihn daher eines Sonntag-Abends in's Wirthshaus, machte ihn betrunken — ich ſelbſt war's ſchon vorher — ſtellte eine Menge Gläſer vor ihn hin, von denen ich glaubte, daß ſie ihn am ſchnellen Hervorkommen hinter dem Tiſch hindern würden, ſchloß ihn zum Ueberfluß auch noch mit Stühlen ein und ſagte dann zum Pächter Niernhautl: „es wird hier noch etwas geben!“ Er ſah mich an und antwortete: „mit wem denn?“ „Mit dem da!“ ſagt' ich und warf einen vernichtenden

Blick auf Binckel. „Wer hat denn was mit dem Knirps?“ fragte der Pächter, der die Menſchen, wie ein Werbeofficier, nach ihrer Leibeslänge abzuſchätzen pflegt, und lachte. „Rathet einmal!“ verſetzt' ich. Er rieth hin und her, es verdroß mich, daß er immer ſo gräulich vorbeiſchoß, und ich kehrte ihm unwillig den Rücken zu. Er gab mir einen Klaps an einer unanſtändigen Stelle; ich zeigte ihm meine geballte Fauſt und rief: „meint Ihr, daß in der allein keine Kopfnüſſe wachſen? Wie viel verwettet Ihr auf eine, die in einer Viertelſtunde reif ſein muß?“ Durch Wetten hab ich mich nämlich oft in die Courage hinein gehetzt, aber Niernhäutl ließ ſich auf Nichts ein, ſondern ſagte bloß: „wir werden ſehen!“ „Gewiß!“ verſetzt' ich und trat an den Schenktiſch. Ich forderte mir ein Glas Punſch, ich ließ noch ein zweites einſchenken, und trat damit zu meinem Widerſacher, der den Kopf ermüdet auf den Tiſch lehnte, heran. Er lag völlig ſchlaggerecht und ich ging mit mir zu Rathe, was ich thun, ob ich die Gelegenheit benutzen, oder noch einige Minuten verſtreichen laſſen ſolle. „Des Grimms — dacht' ich — kannſt Du heut Abend nicht genug entwickeln, laß' Dir Zeit und denk' an Alles, was er Dir gethan hat!“ Da ſah ich, daß Niernhäutl verächtlich die Achſeln zuckte und ſeinen Hut ſuchte. Der mußte Zeuge ſein, ich ſtürzte das zweite Glas Punſch herunter, die Kniee ſchlotterten mir, aber mit lauter, donnerähnlicher Stimme rief ich, während ich zugleich mit geballter Fauſt auf den Tiſch ſchlug: „Heda!“ Winckel hatte einen Todtenſchlaf, er merkte nichts von Ruf und Schlag, und zu meinem Verdruß kam ein einfältiger Aufwärter herbei und fragte, was ich beföhle. Der Flegel hatte meine Herausforderung zum Kampfe für ein Zeichen, was ihm gelte, angeſehen. Dies Alles brachte meine Wuth aufs höchſte: ich nahm all meine Kraft zuſammen, ſchlug noch einmal, indem ich zugleich die beiden leeren Punſchgläſer bei Seite ſchob, auf den Tiſch und rief: “Heda!” Jetzt erwachte Winckel, gähnte unanſtändig und fragte mich: „Iſt's Zeit zu Hauſe?“ Ich ſuchte ihm durch Blicke verſtändlich zu machen, wie er mit mir daran ſei, als dies aber Nichts half, und er Miene machte, wieder einzunicken, ſchrie ich ihm laut entgegen: „wie ſteht's mit der Klapperſchlange?“ Ich meinte jene in der Thierbude. Niernhäutl verſicherte mir hinterher, ich ſei hiebei zur Leiche erblaßt, ich glaub's herzlich gern, mir war, als läg' ich im Fieber! Winckel glotzte mich, merkwürdig verdutzt an:

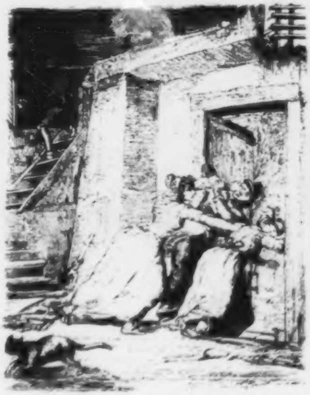
ich aber, noch kühner werdend, wiederholte meine Frage: „wie ſteht's mit der Klapperſchlange?“ „Sie iſt längſt verreckt und ausgeſtopft, ſei ohne Sorgen!“ war die Antwort, die mich, da ich nun einmal ſo weit gegangen war, nicht begütigen konnte. So wie nun Vinckel die auf mich gerichteten Augen nur wieder abgewandt hatte, verſetzte ich ihm, mich über den Tiſch lehnend, die ihm zugedachte Ohrfeige; dann zog ich mich eilends zurück, griff nach meinem vor dem Fenſter ſtehenden Hut und lief, ſo ſchnell es ging, — daß ich angetrunken war, ſagt' ich ſchon – der Thür zu. Er aber ſchrie überlaut: „was? was iſt das?“ und ohne ſich an das Zerbrechen der Gläſer im Geringſten zu kehren, warf er den Tiſch um, und ſtürzte mir nach. Ich geſtehe, das lag außer meiner Erwartung und Berechnung, ich ſtand ſtarr und machte keine Anſtalten, dem Verfolger zu entfliehen. Er faßte mich bei den Haaren und warf mich zu Boden: einige Fußtritte, die ich erhielt, ſchienen mir ein bloßes Vorſpiel des Haupt-Angriffs. Ich blieb ruhig liegen, und wenn ich an Etwas dachte, ſo war's an meine Frau, der das Unglück ja nicht verborgen bleiben konnte. Endlich wollten der Wirth und der Pächter Riernhäutl mich aufrichten, ich ſträubte mich aber aus Leibes-



kräften dagegen, und gar nicht, wie ſie glauben mochten, aus Eigenſinn, ſondern nur, um Winckel, deſſen Toben und Fluchen nachzulaſſen ſchien, vielleicht, weil er mich für todt hielt, nicht durch Aufſtehen zu reizen. Doch, ihre vereinten Kräfte überſtiegen die meinigen, und ich befand mich früher wieder auf den Beinen, als ich befürchtet hatte. Mein erſter Blick fiel in einen mir gerade gegenüber hängenden Spiegel. Ich ſah, daß ich ſtark blutete, ich war nämlich beim Niederſchlagen auf eine ſcharfe Kante des Tiſchfußes gefallen und hatte mich verletzt; ſchnell wiſchte ich mir das Blut über's ganze Geſicht und erhielt dadurch ein herzbrechendes Anſehen. In dieſem Augenblick wurde Vinckel mich gewahr, und ich ihn: er kam auf mich zu, mich übermannte die Furcht und ich eilte in ſchnellen Sprüngen aus der Thür. Hier aber glitſchte ich aus und fiel abermals zu Boden: das Weinen war mir nahe, doch Vinckel rief mir zu: „ei, warum läufſt Du ſo vor mir, ich komme ja bloß, um mich wieder mit Dir zu vertragen: denn wenn ich's näher bedenke, ſo haſt Du ſo großes Unrecht nicht gehabt, und mich freut's, daß Du's endlich fühlſt!“ Dabei gab er mir die Hand und richtete mich auf, ich konnte kein Wort hervor bringen, er aber zog mich an den Schenktiſch, und wir tranken Vertrag mit einander, was ich gerne that, ob ich gleich dem Frieden wenig traute. „Es thut mir leid — ſagte er — daß Du Dir das ſchändliche Loch in den Kopf gefallen haſt!“ „Das heilt ſchon wieder!“ verſetzte ich höflich und nahm meinen Hut, um mich in der Stille davon zu ſchleichen. Schon war ich glücklich bis an die Hausthür gekommen, als er mir nachrief: „Willſt Du zu Haus? Wart', ich begleite Dich!“ Die Begleitung eines wilden Thiers, eines Freundes aus der Bremer Bude, wär' mir eben ſo lieb geweſen: aber, was war zu machen? In wenigen Secunden ſtand er bei mir und nahm meinen Arm. Ich konnte mir nicht viel Gutes verſprechen, zu meinem Glück ſchien der Mond recht hell, auch blies der Nachtwächter ſchon in den Straßen. Ich faßte Muth, beſonders, als es mir gelang, Vinckeln meinen Arm wieder auf ſanfte Weiſe zu entwinden. Ich war meinem Hauſe bereits nah, da fragt' er mich: „wie kam Dir die Rachſucht aber ſo plötzlich?“ Konnt' ich was darauf antworten? Ich ſchwieg ſtill und erwartete das Weitere. Er aber — ſo unausſtehlich der Menſch iſt, ſo liegt doch mehr Gutmüthigkeit, als man denken ſollte, in ſeiner Natur — er ſagte: „nu, nu, wir wollen nicht weiter davon ſprechen,“ gab mir die Hand und ſchied von mir vor meiner Hausthür. Nun galt's. Ich zögerte, die Thür aufzumachen, und ließ langſam mein Waſſer. Der

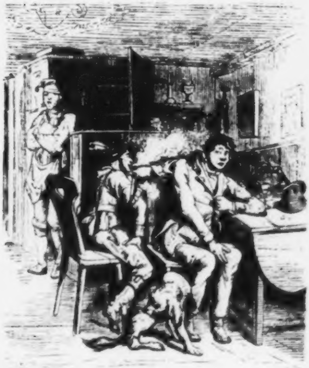
Stellmacher kam die Straße wieder herunter: er hatte vielleicht im Wirthshaus etwas vergeſſen, mir konnt' es aber nicht wünſchenswerth erſcheinen, nochmals mit ihm zuſammen zu treffen, und ich trat ſchnell in mein Haus. „Iſts gerathen — dacht' ich — ſogleich auszuglitſchen, etwa über die Kartoffel, die dort liegt, und dich zu ſtellen, als ob du in deinem eigenen Hauſe den Kopf zerſchlagen haſt, oder —“ Doch, meine Frau, die das Klingeln der Hausthür nie überhört, trat ſchon aus der Stube und ich mußte auf etwas Haltbareres ſinnen. „Mein Gott, wie ſiehſt Du aus?“ rief ſie mir überlaut entgegen und fügte noch Manches hinzu, was ich vergeſſen haben will. „Wer Dich beſchimpft, der hat's mit mir zu thun, — verſetzt' ich trotzig, haſt Du eine Taſſe Thee für mich? Ich bin ſtark angegriffen!“ Damit wollt' ich in die Stube treten, meine Frau gab's aber nicht zu. „Es iſt Jemand darin — erwiederte ſie — und Du — —.“ Sie trieb mich in die Küche, wo ich mich waſchen und abtrocknen und ihr erzählen mußte, was ſich zugetragen habe. Ich log entſetzlich; denn es galt eine ruhige Nacht. „Eine Sau — ſagt' ich — hat er Dich genannt!“ „Wer? wer denn?“ unterbrach ſie mich heftig. „Haſt

Du's nicht gehört? — verſetzte ich — wer anders, als der da am Markt, der Stellmacher.“ „Der Schelm, der ſchieläugige Hund, der Nichtsnutz!“ ſchrie ſie ſo laut, daß es mich erſchreckte; konnt' ich doch gewiß ſein, daß die Nachbarn das Alles auf mich beziehen würden, obgleich ich keineswegs ſchiele. Dann ballte ſie die Hand und rief: „wart! ſein Weib iſt drinnen, und er wird ſie abholen: kommt er, ſo ſoll ihn —“ In dieſem Augenblick ging die Hausthür, und an den raſchen Tritten erkannte ich Winkel auf der Stelle. „Da iſt er ſchon!“ kreiſchte ſie und wollte ihm entgegen ſtürzen. Ich vertrat ihr den Weg und ſagte: „Lene, ſoll's Straßenlärm geben? Bedenke, daß es ſpät iſt, und daß ſich morgen auch etwas abmachen läßt!“ „Laß' mich los, laß' mich los, oder —“ Sie ergänzte ihre Rede durch einen Stoß auf die Bruſt, den ſie mir beibrachte. Ich aber — ich hatt' ihre Hand gefaßt — hielt ſie, kaum wiſſend, was ich that, feſt. „Ich hab Dich ja ſchon gerächt — ſtotterte ich — er hat Abbitte gethan, und ich hab' ihm vergeben.“ „Was? Was haſt Du gethan? Ihm vergeben?“ Sie vergaß ſich ſo weit, mir einen Schlag in's Geſicht zu verſetzen; ich verfluchte meine Lüge, und doch konnt' ich mich nicht überwinden, ſie zu widerrufen. „Ich bitte Dich, Weib, thu' mir zum erſten Mal einen Gefallen — —" Meine Bitten halfen Nichts, ſie riß ſich los und ſtürzte in die Stube hinein. Ich



ſtieg zu Boden und ſtellte mich hinter den Schornſtein. Droben konnt' ich denn Alles deutlich hören. Erſt ein mörderliches Schimpfen; dann kam's zur Balgerei, und Vinckel — wer, an meiner Stelle hätt' einige Schadenfreude unterdrückt? — ſchrie mehr als einmal: „kratzt mir nur kein Auge aus, ich hab' nur zwei!“ Endlich flogen faſt zugleich Stuben- und Hausthüre auf und Vinckel, ſammt ſeiner Frau, die ſich unkluger, obgleich natürlicher Weiſe mit in den Handel gemiſcht hatte, hinaus. Ich hatte alle Urſache, mit meiner Lene zufrieden zu ſein; denn in der Wuth hatte ſie Vinckels Frage, was er ihr gethan, zu meiner unſäglichſten Freude mit einem ſpöttiſchem: „er wiß' es wohl ſelbſt“ beantwortet. „Der glaubt ſicher — dacht' ich, als ich wieder vom Boden herunterſtieg — es iſt aus purer ehelicher Liebe, wegen Deiner Kopfwunde, geſchehen; das ſchadet nicht! Uebrigens hat Vinckel die Thierbuden-Geſchichte ſeit jenem Abend wirklich niemals wieder aufgerührt, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob er das aus Reſpect vor meiner Lene oder vor mir ſelbſt unterläßt. Freilich kam dabei für mich nicht viel heraus; denn die Schulkinder wußten ſie ſchon auswendig, aber, das muß ich doch zu ſeiner Ehre anführen, wenn man ihn jetzt zum Zeugen aufruft, ſo antwortet er mit einem Schlag!

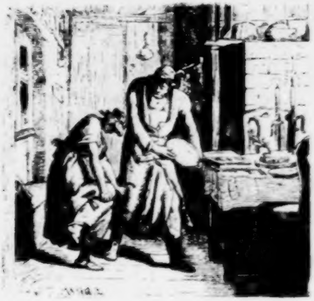
Sollte ſich's ein Chriſtenmenſch vorſtellen, daß ich einmal nahe daran war, aus Zaghaftigkeit, die mich abhielt, zur rechten Zeit mit einer ablehnenden Erklärung einzuſpringen, ein Mörder und ſchnöder Giftmiſcher zu werden? Ich ſitze eines Abends im „goldenen Schaf" hinter dem Tiſch und denk' an nichts Arges, an gar Nichts nämlich; da tritt ein Fremder, wunderlich, ſonſt gut, gekleidet, herein, fordert ſich Wein und ſetzt ſich zu mir. Er begrüßt mich und ſieht mich mit einem Blick an, als ob er mich gut kenne. „Das iſt," denk' ich, „wieder ein Bekannter und Herzensfreund, deſſen Geſichtszüge und Namen nichtswürdiger Weiſe deinem Gedächtniſſe entfallen ſind; lächle wenigſtens und ſtell' dich erfreut über's glückliche Zuſammentreffen." Ich thu's, und wirklich iſt bald zwiſchen uns ein Geſpräch im Gange, wie zwiſchen alten Bekannten, obwohl wir's, wie ich denn doch merke, nicht ſind. Wir ſprechen über allerlei Unglücksfälle, wie ſie ſich zutragen; ich erzähl' ihm von Einigen, die ſich im letzten Jahr erhenkten und ſonſt entleibten; dann kommen wir auf's Einſchlagen des Blitzes bei Gewittern und darauf, daß ſolch ein Feuer gar nicht zu löſchen iſt. „Ja“, ſeufz' ich, „die Welt iſt ein Jammerthal, man muß ſich wundern, daß man bei all dem Elend doch über die Vierzig hinauskommt.“ — „Leute, wie ihr,“ entgegnet er, „können's wohl aushalten; denn, wie das Schäfchen auch ſei, iſt's nur in's Trockene gebracht, ſo gibt's Milch und Wolle, aber Unſer-Einer — —“ — „Nichts iſt mir verdrießlicher, als wenn man mich für einen Glückpilz hält, für ein Sonntagskind, dem jeder Wind in die Segel weht; unmuthig unterbrech' ich den Fremden durch die Frage, wer und was er denn ſei. „Ich bin ein Kammerjäger,“ verſetzt er mit unbeſchreiblicher Aufrichtigkeit, „und alſo in jetzigen Zeiten, wo das Ungeziefer ſo ſchläfrig und langſam heckt, als ob ſich's erſt trauen laſſen müßte, wie verliebte Menſchen, von Haus aus ein geſchlagener Mann.“ Auf Kammerjäger hab' ich von jeder wenig gehalten, zumal auf ſolche, die, wenn ſie einem anſtändigen Bürger begegnen, ſtatt die Augen demüthig niederzuſchlagen, ihn frech anſtieren und wohl gar grüßen, ja, einen Discurs anknüpfen, ich hab' ſie eigentlich mehr verachtet, als Bettelvögte; ſolch eine Antwort, die ein Prinz, der ſich zu erkennen gibt, nicht zuverſichtlicher hätte verbringen können, mußte mich alſo billig befremden. „Wagen ſich Leute der Art in's goldene Schaf?“ denk' ich und werfe auf den Fremden, der ruhig, als ob noch Alles zwiſchen uns beim Alten wäre, ſeine Pfeiſe ausklopft, einen Blick, wie etwa unſer Amtmann auf mich, wenn er an mir vorbeireitet. Doch ſag' ich zugleich zu mir ſelbſt: „Laß den Menſchen heut' Abend den Standesunterſchied nicht empfinden; morgen, wenn er die Rattenjagd anſtellt, weiß er ſich ohnehin zu beſcheiden.“ — „Nun, was ſagt Ihr zu meinem Metier?“ fragt' er dann. „Beneidenswerth iſt's wohl nicht,“ erwidere ich, „aber vermuthlich hat's Euch am Heirathen verhindert, und das iſt doch auch für etwas anzuſchlagen.“ — „Drückt Euch der Schuh da,“ verſetzt er höhniſch, „nun, das iſt das Schickſal in Mausgeſtalt.“ — „Narr!“ hätt' ich ihm gern grob geantwortet, „verſuch's erſt einmal, wie ich, drei und zwanzig Jahre, dann reiß' elende Witze.“ Doch unterlaß' ich's; denn man muß ſich gegen Fremde nie zu weit herauswagen. „Wenigſtens denk' ich,“ fährt er fort, „ein Unglück, was den Menſchen zum Kapaun herausfüttert, kann ſo groß nicht ſein.“ Dabei ſtreicht er mir mit unangenehmer Zudringlichkeit über den Bauch. Gereizt verſetz' ich. „Eben darin kann das Unglück liegen; meint ihr, daß ein Mann, der durch Schläge fett wird, ſich über ſeine niederträchtige Natur freut? Zum Teufel! iſt's denn unverſchämt, wenn man



für ewiges Plagen, für Aerger und Verdruß ohn Ende, ein ſieches, Mitleid erregendes Geſicht und einen baufälligen Körper verlangt, der Einen nicht durch hämiſche Dicke Lügen ſtraft, ſobald man einmal das Herz ausſchütten will? Ich frage noch einmal, iſt's unverſchämt? — „Iſt Euch das Weib zuwider,“ gibt er zur Antwort, „ſo ſchafft's ab. Bah!“ Dabei jagt er den Dampf durch die Pfeife, daß er bald mit ſeinen gelben Katzenaugen da ſitzt, wie ein Hexenmeiſter, wenn er den Böſen beſchwört. Ich entgegne: „Wenn Euer Hund da — ich zeigte auf ſeinen großen, ſchwarzen mit langen Zottelhaaren, der ſich mir mit einer Frechheit, als ob er auch Kammerjäger wäre, gerade vor die Füße gelegt hatte, „biſſig iſt, ſo könnt ihr ihn fortjagen, aufhenken, erſäufen; ſo iſt's aber in Chriſtenlanden nicht mit Eh'frauen.“ — „Hört, lieber Mann,“ ſagt' er mit geheimnißvollem Geſicht und greift nach meiner Hand, die ich unglücklicherweiſe aus der Taſche gezogen, „Euch iſt zu helfen, nämlich, wenn Ihr Muth habt.“ Der Teufel hat Muth genug, einzugeſtehen, daß er keinen hat. Ich bejah' es nicht direct, aber ich werfe mich in die Bruſt, trommle auf den Tiſch und zwinge mir einige verwegene Blicke ab. „An gewiſſen grauen Pulvern, die ich bei mir führe,“ flüſtert er mir nun mit ſchrecklicher Stimme in's Ohr, „verrecken nicht blos Ratten.“ Er nickt mir zu und drückt mir, als ob ſich jetzt alles Andere von ſelbſt verſtände, die Hand; weniger aus Verwirrung, als aus Angſt vor dem furchtbaren Menſchen, nick' ich auch und erwidere den Druck. „Wir ſind alſo einig,“ ſagt er dann, „nun aber auch keine Sylbe mehr, Meiſter Schneck!“ leider hatt' ich ihm meinen Namen vorher ſchon verrathen; „ſolche Geſchäfte,“ entſetzlich klang mir das Wort, und der gräuliche Menſch lachte dabei, als hätte er nicht einen Vergiftungsplan, ſondern einen Spaß gemacht, „laſſen ſich nicht in Wirthshäuſern weitläufig beſprechen, morgen in der Frühe komm ich zu Euch. Gute Nacht!“ Er ſteht auf und taumelt. „Gott im Himmel!“ denk' ich, „beſoffen iſt der Kerl auch —“ allerdings war's kein Wunder: denn ſo lange er neben mir ſaß, hatte er ununterbrochen getrunken — „noch ein Glas —“ eben bemerk' ich, daß er ſich's einſchenken läßt — „ſo läuft's über, dann hat er, im Rauſch geht's nicht anders, gerade ſo viele Freunde um ſich, als Menſchen, und das Erſte, was er ausſchwatzt, iſt der Vergiftungsplan.“ Richtig geräth er gleich mit dem Wirth in ein Geſpräch: mich ſchaudert. Er läßt was fallen von Crepiren: eiskalt überläuft's mich. Der Wirth ſchiebt ſich die Nachtmütze weiter in's Geſicht und ſpricht von Gefahr: „nun iſt's heraus!“ denk' ich und ſpüre ſchon was von Kopfabſchlagen im Nacken. Plötzlich klingen Himmelstöne durch von Ratten und von Speiſekammer: da wird's mir klar, daß bis jetzt nicht von meiner Lene, ſondern vom Ungeziefer des „goldenen Schafs“ die Rede geweſen iſt: unwillkürlich falt' ich die Hände, aber gleich darauf ford're ich gebieteriſch ein Glas Wein, um die verfänglichen Conferenzen zwiſchen dem Wirth und dem Fremden durch einen Gewaltſtreich abzubrechen. Der Wirth bringt mir hurtig den Wein: thieriſch voll taumelt der Fremde, ungeſchickt mit dem Arm gegen den Thürpfoſten rennend, fort, ohne ſich, als ob er mich ſchon völlig vergeſſen hätte, nach mir umzuſehen. Er hatte mich vergeſſen: denn am andern Morgen kam er nicht, und ſchon am Mittag ward er zu meiner Satisfaction wegen ſeiner miſerabeln Handthierung und wegen Mangels an Paß und aller ſonſtigen Legitimation, die unſere Polizei mit Recht von Kammerjägern fordert, aus dem Ort gebracht. Uebrigen's hätt' ich, wenn er auch nicht ausgeblieben wäre, meiner ſtillſchweigenden Zuſage ungeachtet, nimmermehr zur Mordthat die Hand geboten und ihm das zu verſtehen gegeben; wer wird denn auch ſeine Frau umbringen, blos, weil er es einem Rattenfänger verſprochen hat!"

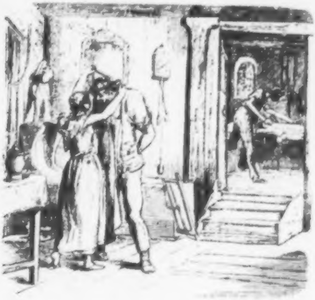
„Ich habe es nicht geſagt, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß die Sparſamkeit meines Weibes mit den Jahren zunahm, ſo daß ſie zuletzt in jenen Geiz, der ſich ſein eigenes Fett nicht gönnt, ausartete. Der Wendepunkt trat ein, als ſie, die immer gern geputzt ging, mir zum erſten Mal das Anſchaffen eines neuen Oberrocks, den ich ihr ſonſt regelmäßig zu Weihnachten verehren mußte, verbot. „Du kannſt mir eine andere Weihnachtsfreude machen," ſagte ſie heimtückiſch, „dadurch nämlich, daß Du mir die kleine Pfeife ſchenkſt, deren Du Dich in der Werkſtatt bedienſt." Will ſie zu rauchen anfangen? dachte ich zuerſt, und freute mich ſchon, in ihr einen Conſorten zu gewinnen; konnte ſie doch mein Rauchvergnügen nicht mehr unnütze Verſchwendung ſchelten, wenn ſie ſelbſt es theilte. Doch kam mir dies bald unwahrſcheinlich vor, da mir ihre durch Keifen und Schmählen ruinirten Lungen einfielen, ſie auch niemals, ausgenommen bei Zahnweh, mit Pfeife und Tabak in

Verbindung getreten war. „Was kann ſie denn mit der alten, halb zerbrochenen Pfeife wollen?“ fragte ich mich, „wär's noch die mit dem Meerſchaumkopf und dem Silberbeſchlag, die du Sonntags trägſt, aber dies elende Ding — —“ Ich ſchäme mich, zu geſtehen, welch' thörichter Einfall jetzt plötzlich meine Gedanken unterbrach. „Ei, ei,“ dachte ich, „ſie iſt doch wahrhaftig nicht ſo ganz übel, deine Frau; wer hätte ihr ſolche Aufmerkſamkeit zugetraut!“ Ich glaubte alles Ernſtes — wie war's möglich? frag' ich mich ſelbſt, indem ich's erzähle, und ſchabe mir Rübchen — daß ſie mir auch einmal eine Freude machen und mich am Weihnachtsabend mit einer Pfeife anbinden wolle. Der heilige Abend kam heran, die beiden feierlichen Wachskerzen, die wir dem Erlöſer zu Ehren zu verbrennen pflegten, wurden angeſteckt, der Roſinenpudding, nebſt dem mit Lorbeerblättern aufgeputzten Schweinekopf, ward auf den Tiſch geſtellt; im Hintergrund drohte ſchon die große, unhöfliche, dick mit Eiſen und Meſſing beſchlagene Poſtille, die mir einmal, als ich noch ein Kind war, faſt den Kopf zerſchmettert hätte, indem das Ungethüm ungeſchlacht vom Schrank herunterplumpte, und aus der Lene mir jetzt an hohen Feſttagen gerne vorlas, theils um mich am Ausgehen zu verhindern, mehr aber noch, um Gelegenheit zu haben, mir unter dem Deckmantel eines längſt vermoderten geiſtlichen Herrn allerlei Beleidigungen und Gehäſſigkeiten, die keineswegs im Buche ſtanden, zu ſagen. Bevor wir uns zum Eſſen niederſetzten, nahm ich meine Pfeife, legte ſie, einen Bogen weißes Papier unterbreitend, auf einen Teller und überreichte ſie mit einigen ſcherzhaften Redensarten meiner Frau. „Gut!“ ſagte ſie, zerbrach die Pfeife und warf die Stücke gelaſſen aus dem Fenſter. Statt aber mit dem erwarteten Gegengeſchenk herauszurücken, machte ſie mich darauf aufmerkſam, daß ich von jetzt an wöchentlich zwanzig Kreuzer am Tabak erſparen werde. „Und was ſollen denn die zwanzig Kreuzer?“ fragte ich giftig. „Was ſie ſollen?“ verſetzte ſie, „dadurch, daß ſie da ſind, erfüllen ſie ihren Zweck, und um ſo beſſer thun ſie das, je länger ſie bleiben!“ — „Ich ſollte alſo nicht mehr rauchen?“ fuhr ich auf. „Nein“, erwiderte ſie, „das heißt, Du ſollſt dir nicht muthwillig die Schwindſucht zuziehen, und für den Fall, daß Du ſie ſchon hätteſt, wird uns über kurz oder lang Deine Erſparniß trefflich zu Statten kommen, Dich davon heilen zu laſſen. Glaubſt du etwa, daß der Doctor Dir die mit Dampf zerblaſenen Lungen umſonſt flickt?“ Ich ſagte Nichts weiter, aber mein Entſchluß war gefaßt: ich hätte eben ſo leicht auf's Athemholen,



als auf's Rauchen Verzicht leiſten können; denn für den Raucher iſt die leidige friſche Luft ungenießbar, er muß ſich das flaue, nüchterne Element erſt mit Dampf würzen, wenn es ihn nicht anekeln ſoll. Ich trug daher am Morgen ſtillſchweigend meine Sonntagspfeife, die prunkend unter dem Spiegel hing, in die Werkſtatt hinunter, und erklärte meinem erſtaunten Weibe, daß ich dieſe ſo lange mit der höchſten Unbarmherzigkeit ſtrapaziren werde, bis ſie mir eine weniger koſtbare Stellvertreterin anſchaffe. Mitleid mit dem Silberbeſchlag und den Bernſteintroddeln des Prachtſtücks bewogen ſie zur Nachgiebigkeit, doch gewann ſie durch ihre Liſt ſo viel, daß ich verſprach, mich an den Wochentagen mit einer billigeren Sorte Tabak begnügen zu wollen. So war ſie denn in allen Dingen. Wollte ich z. B. einen Lehrjungen einſtehen laſſen, ſo ward er vorher bei uns zu Tiſch gebeten, nicht, wie es ſchien, aus Generoſität, ſondern nur, um ſeinen Appetit auf die Probe zu ſtellen. Fand der junge Menſch unglücklicherweiſe ſein Leibgericht vor, oder hatte er etwa einen Marſch gemacht und konnte für zwei Perſonen eſſen, ſo durfte ich ihn gewiß nicht annehmen: „wer ſetzt ſich denn,“ ſagte Lene, „ſelbſt den Krebs in ſein Fleiſch?“ Bei ſolchen Gelegenheiten trug ſie ihr Beſtes auf und legte eifrig vor: ich dagegen, der das ſchlaue Manöver kannte, ſpielte das Mitglied eines Mäßigkeitsvereins, machte auf das Schädliche dieſer oder jener

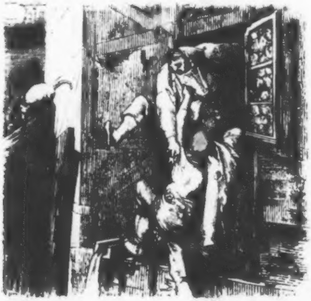
Speiſe aufmerkſam, und warnte vor Ueberladung, ſo daß die Uneingeweihten ſie für die Gaſtfreiheit ſelbſt, mich für den Neidhard halten mußten. Das Lächerlichſte aber war wohl, daß ſie ſogar ihre Freundſchaft und Liebe ſtreng nach dem Grade der Eßluſt und des Verdauungsvermögens ihrer Freunde und Angehörigen abmaß. Klagte Jemand über ſeinen ſchwachen Magen, wies er alles zurück, ausgenommen ein Glas Waſſer und den Fidibus, ſo wußte ſie nicht zuthulich genug zu thun: „ach,“ hieß es dann, „welch ein honoriger Menſch, wie wird er doch liebenswürdiger mit jedem Tage!“ War das Gegentheil der Fall, glaubte Einer ein Gericht nicht beſſer loben zu können, als indem er zweimal davon nahm, ſo war er ein Subject ohne Lebensart, ein Kerl, der aus Schlund und Magen zuſammengeſetzt ſei, wie Andere aus Leib und Seele. Mit ihrer einzigen Jugendfreundin, einer Gärtnersfrau, die uns alle Sonntage beſuchte, ſtand ſie im Begriff, auf immer zu brechen, blos, weil dieſe an der Auszehrung litt, und ſchüchtern, ſo wie ihre Krankheit zunahm, von drei Taſſen Kaffee und einem Zwieback, womit ſie ſich anfangs begnügte, bis zu ſechs Taſſen und drei Zwiebäcken aufſtieg: um einen Grund zu bekommen, ſtellte ſie ſich eiferſüchtig auf die lederndürre Todesbraut, eiferſüchtig nämlich — ich muß dies wohl hinzufügen — wegen meiner. Die Perſon ſtarb noch zur rechten Zeit, kurz vor Ausbruch des Ungewitters, das ſie bedrohte, ſonſt würde ſie's erlebt haben, daß man ihre Todesſeufzer für verliebte und ihre Schwindſucht für ein Sehnſuchtfieber ausgegeben hätte. Natürlich hatte von dieſem Geiz Niemand mehr zu leiden, als ich, und was mich am meiſten verdroß, war, daß er mit unſerer Wohlhabenheit zunahm, daß das Eſſen, je mehr ich verdiente, um ſo ſchlechter wurde. „Wir haben nicht Kind, noch Rind,“ ſagte ich einſt, durch eine Waſſerſuppe aufgebracht, zu ihr, „was wir hinterlaſſen, kommt an wildfremde Menſchen, ich begreife Dein Knickern, Dein Schinden und Schaben nicht.“ — „Was?“ verſetzte ſie lebhaft, „iſt's denn keine Ehre für uns, wenn die Herren vom Gericht nach unſerem Tode mit Verwunderung und Reſpect in ihr Inventarienbuch ſchreiben: Der Silberſchrank war ſo wohl verſehen, daß auch kein Löffelſtiel mehr hineinging, an Leinenzeug fand ſich mehr vor als die ſeligen Eheleute Chriſtopher und Magdalena Schnock in dreißig Jahren hätten auftragen können, der Schornſtein wollte berſten, ſo voll hing er von Würſten und Schinken? Iſt das nicht eine Nachrede, die uns noch im Himmel freuen, ja, in der Hölle tröſten muß? Oder möchteſt Du, daß es von Dir hieße: man kann den Hungerleider noch im Grabe pfänden, wenn man will; denn der Sarg iſt nicht bezahlt, er hat ſich aus der Welt geſtohlen, wie ein Dieb aus dem Gefängniß, Niemand kommt zu dem Seinigen, als etwa der Kirchhofwurm, wenn er ſein Banquerottirer-Fleiſch nicht verſchmäht!'' Sie beklagte es, daß wir nicht katholiſch waren, bloß der vielen Faſttage wegen: in dem Glauben — ſagte ſie — können Leute doch was vor ſich bringen, die Religion ſelbſt bringt das Sparen mit ſich, und naſeweiſe Geſellen dürfen ſich nicht moquiren, wenn der Tiſch nicht immer unter Fleiſch brechen will. Ja, ſie ging zuletzt ſo weit, daß ſie ihre öconomiſchen Rückſichten auf meinen eigenen Körper ausdehnte und mir die unnütze Anſtrengung deſſelben, wie ſie ſich ausdrückte, verbot, mir z. B. die Erfüllung der ehelichen Pflichten nur ſelten verſtattete; vermuthlich, weil ſie die Koſten einer Umarmung nach Heller und Pfennig abzuſchätzen verſtand und weil ſie nun calculirte, daß ich meine Kräfte nützlicher und fruchtbringender im Handwerk anlegen könne, als in der Liebe. Es war daher gewiß kein Wunder, wenn ich ſie auf alle Art zu betrügen und zu hintergehen ſuchte, doch glückte mir dies meiſtens nur bis zu dem Punkt, wo ich die Abſicht nicht mehr läugnen konnte, wo mir die Frucht meiner Liſt aber dennoch ſchmählig entging. Ich betrachte jedes Unglück, wovon ich höre, als einen näheren oder entfernteren Verwandten, als einen Vetter



von mir, der über kurz oder lang bei mir einſprechen wird; ich habe Stunden, wo ich ordentlich darüber erſtaune, daß ich noch keine gräuliche Miſſethat begangen habe, die mich dem Halsgericht überantwortet; hat man doch Exempel, daß Einer Morgens unſchuldig, wie ein Kind, aufſteht, und Abends blutbeſpritzt, wie ein bairiſcher Hieſel, zu Bette geht. Was hilft alle Vorſicht! Vorſicht iſt der Ball, womit das Schickſal ſpielt. Der Teufel iſt allenthalben, nur da nicht, wo man ihn ſucht. Wer ſollte glauben, daß ich das Aergſte, was mir bis jetzt begegnet iſt, in meiner eigenen Speiſekammer erleben mußte? Doch war es der Fall!“

„Aus Leckerei entſchloß ich mich eines Abends, mich ſelbſt, meinen eigenen Haushalt, zu beſtehlen. Wir hatten nämlich unſer Schwein eingeſchlachtet, und es waren treffliche Würſte gemacht worden. Von dieſen Würſten erhielt ich ſo viel, als nöthig war, um in mir den unbändigſten Wunſch nach mehr zu erregen; dann mußte ich ſelbſt ſie in die Speiſekammer tragen, und ſie dort ſo hoch aufhängen, als ob ſie niemals wieder heruntergenommen werden ſollten. Das Fenſter der Speiſekammer ging auf die Straße hinaus, unvermerkt klinkte ich es auf, ohne noch ſelbſt zu wiſſen, weshalb.

Die Nacht brach herein, und eine Pfanne voll magerer Kartoffeln, die mir vorgeſetzt wurde, als ich zum Eſſen in die Stube kam, machte mich vollends deſperat. „Der Teufel ſoll ſie holen!" brauſ'te ich auf, ich meinte die Kartoffeln. „Wen denn?" fragte **Lene**, ihren langen Gänſehals hinter dem Ofen hervorſtreckend. „Die Zahnſchmerzen!" verſetzte ich, legte meine Gabel nieder und drückte ein Tuch an die Backen. Bald darauf ſtahl ich mich aus der Thür und umſchlich, leiſe und behutſam, mein Haus. Es war finſter genug, dicke Regenwolken verſchluckten das ſparſame Licht des Mondes, der verdrießlich hin und wieder aufdämmerte. Kaum hörte ich das Spinnrad meines Weibes ſchwirren, da ſtieß ich das Fenſter der Speiſekammer von außen auf und ſchwang mich mit einer Geſchicklichkeit, als ob ich ſeit dreißig Jahren practizirender Dieb geweſen wäre — Angſt vor Ertappung gab ſie mir — hinein. „Guten Abend!" ruft mir auf einmal mit hohler Stimme Einer nach. „Still, ſtill, um's Himmelswillen, ſtill!" wiſpere ich. „Sei unbeſorgt, Kamerad," wird mir geantwortet, „aber hilf mir, daß ich auch hineingelange, das Fenſter iſt verdammt hoch." Was ſollte ich thun? Sollte ich Lärm machen, und mich von Kindern und Erwachſenen als einen Menſchen, der bei ſich ſelbſt auf Diebereien ausgeht, verſpotten laſſen? Oder ſollt' ich den Unbe-

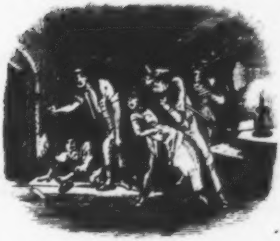


kannten, wie er's verlangte, zu mir hereinziehen, um ihn dann im Finſtern durch gütliche Vorſtellungen zu bewegen, wieder hinauszuſteigen? Ich weiß noch nicht, was ich hätte thun ſollen; meine

Hand war eilfertiger, als mein Kopf, ſie ergriff, ohne auf höhere Ordre zu warten, inſtinctmäßig die Fauſt, die ſich ihr entgegenſtreckte, und zog den Kerl, dem dieſelbe angehörte, herein. „Merkwürdiges Zuſammentreffen!“ ſagt dieſer und tappt herum. „Allerdings!“ erwidere ich mit einem Seufzer. „Ich hatte dem dicken Schnock auch einen Beſuch zugedacht,“ fährt er fort, „und wollte nur erſt das Auslöſchen des Lichts abwarten, da ſah ich Dich das Fenſter öffnen. Wie konnteſt Du dies nur bewerkſtelligen, ohne vorher eine Scheibe zu knicken?“ — „Das iſt ein Geheimniß!“ verſetze ich zähneklappernd. „Was Du mir mittheilen mußt,“ fällt er raſch ein, „ich will Dir dafür eine neue Art Handſchellen zu zerbrechen, lehren. Wo haſt Du ſtudirt?“ — „Studirt?“ frage ich. „Ja, auf welcher Ohnverſität, in welchem Zuchthaus, meine ich?“ — „Ich ſaß noch nicht in Zuchthäuſern!“ antworte ich. „Unglückſeliger!“ verſetzt er, „ſo biſt Du noch nicht ein einziges Mal abſolvirt, ſchleppſt Dich noch mit all' Deinen Sünden herum? Mich hat die Juſtiz ſchon dreimal rein gewaſchen und neu friſirt. Was haſt Du denn Alles auf'm Herzen? Iſt etwas von Erheblichkeit, ein Mord, oder ſo was, darunter?

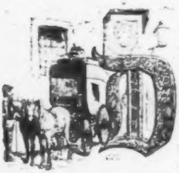
Oder haſt Du Deine Tugend für Nichts und wieder Nichts hingegeben?" — „Menſch, Du ſprichſt, als ob Du der Teufel ſelbſt wärſt!" ſtoß' ich vor Entſetzen hervor. „Wer ſagt Dir daß ich's nicht bin?" ſagt er mit einem Ernſt, der mich im erſten Augenblick ſchaudern macht, „wahrlich, ich ſage Dir, ich bin der Teufel, und ich will Dir etwas vertrauen. Vor drei Monaten —" Mir wird bei dieſen läſterlichen Redensarten gräßlich zu Muth, in der Ferne höre ich den Nachtwächter, auch klärt der Himmel ſich auf, ſo daß der erſte Vorübergehende das Offenſtehen des Fenſters bemerken muß; raſch, ehe der unheimliche Menſch ſich deſſen verſieht, ſpringe ich hinaus, bei'm Sprung kommt mir aber die Zunge zwiſchen die Zähne, und ich zerbeiße ſie dermaßen, daß Blut läuft und ich mich vor Schmerz nicht zu laſſen weiß. Ich reiße die Thür auf und ſtürze mit dem lauten Geſchrei: „Diebe, Diebe in der Speiſekammer!" in mein Haus. Meine Frau, nebſt meinem Geſellen — es war der größte, den ich jemals hatte, ein Menſch, der ſich, wie er ſagte, vor Niemand fürchtete, als vor ſich ſelbſt, vor ſeiner eigenen Wuth nämlich — eilen ſchlaftrunken mit einem Licht auf die Speiſekammer zu, ich — der Spitzbube, der ſich für den

Teufel ausgab, konnte in mir unmöglich den Conſorten erkennen, weil wir ja nur in der dickſten Finſterniß Vertraute geworden waren — folgte ihnen mit einem Beſenſtiel. Wir finden nichts drinnen, keinen Dieb, aber auch keine Würſte; Lene taumelt mir ohnmächtig in die Arme — nur Ohnmachten trieben ſie noch zuweilen hinein — mein Geſell nimmt, die fürchterlichſten Flüche ausſtoßend, die allgemeine Verwirrung wahr und bringt ein Stück Speck auf die Seite, was mir freilich nicht entging, was ich dem Rieſen jedoch hingehen ließ. Was geſchieht am anderen Morgen? Ein Knurren, Bellen und Beißen, wie von zwanzig Hunden, treibt mich vor der Zeit aus dem Bett; ich öffne das Fenſter und ſehe, daß ſämmtliche Würſte, zu einer Art von Kranz in einander verſchränkt, vor unſerer Thür aufgehängt ſind, und daß die durch den leckeren Geruch herbeigelockten Köter, ſpringend und Einer den Andern giftig bei'm Schwanz zurückzerrend, ſich umſonſt bemühen, eine oder einige davon zu erlangen. Ein ſolcher Ausgang war nun zwar erfreulich, aber noch mehr unbegreiflich. Ein Paar Tage ſpäter erfuhr ich indeß, daß ein Uebelthäter aus unſerem Ort, wegen Wahnſinns aus dem Zuchthaus in die Irrenanſtalt abgeführt, ſeinen Wächtern unterwegs entſprungen und erſt nach längerer Zeit wieder eingefangen worden ſei. Ohne Zweifel hatte ich die Bekanntſchaft dieſes Verrückten in meiner Speiſekammer gemacht.''

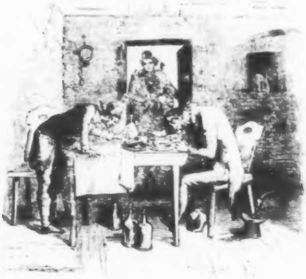


Drittes Kapitel.

Zum Schluß.

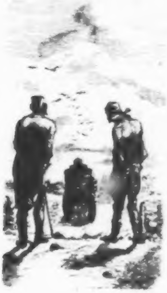


Der Morgen war angebrochen, der Wagen ſtand vor der Thür, reiſefertig trat ich in das Gaſtzimmer, um von Schneck, der ſchon des Frühtrunks wegen gekommen war, Abſchied zu nehmen. Schneck ſaß am Tiſch und hatte mehrere leere und noch mehr volle Flaſchen, ſo wie ein derbes Gabelfrühſtück, vor ſich ſtehen; ihm gegenüber ſaß mein Wirth, der lange, dürre Poſtmeiſter, ſich auffallend beeifernd, ſeinen Gaſt durch Anekdoten und muntere Geſchichten zu ergötzen. Da war kein Jägerſtückchen, kein Witzwort vom kleinen Corporal, oder vom alten Fritz, das nicht vorgebracht wurde, ja, der Poſtmeiſter begnügte ſich nicht, blos ſein Gedächtniß zu martern, er war unbarmherzig genug gegen ſich ſelbſt, ſeine eigene Phantaſie Peitſche und Sporen koſten zu laſſen, um ihr dies oder jenes Geiſtreiche abzujagen. Aber Schnock, der ſonſt ſo leicht und ſo gern lachte, verzog diesmal keine Miene und gab keinen Laut von ſich: er ſchüttelte nur zuweilen, wenn der Poſtmeiſter recht anſetzte, verächtlich den Kopf, oder ſtieß einen Seufzer aus, und wenn er den Mund aufthat, ſo geſchah es einzig und allein, um ein Stück Fleiſch, oder etwas Aehnliches hineinzuſtecken. „Trinkt doch, trinkt!“ ſagte der Poſtmeiſter hitzig, „und dann knöpft die Ohren auf, jetzt will ich Euch eine Schnurre erzählen, die noch von meinem Großvater herrührt. Nicht darüber lachen, heißt den ſeligen Mann noch im Grabe beleidigen: ich möchte der Schlingel nicht ſein, der das thäte: denn mein Großvater verdient Achtung, er war Schulmeiſter, und wenn Einer von uns rechnen und ſchreiben kann, ſo hat er's von ihm gelernt.“ Die Schnurre war wirklich luſtig, dennoch hielt Schnock an ſich, obgleich ſein Geſicht berſten wollte. „Schämt Ihr Euch nicht?“ ſagte verſetzte ich gleichgiltig, „in Geheimniſſe will ich nicht eindringen, lebt wohl, Meiſter Schnock!“ Schnock ſtand auf und ergriff meine ihm dargebotene Hand, ſie herzhaft drückend; dann nahm er das Stück Kreide, deſſen ſich die Billardſpieler zu bedienen pflegten, und ſchrieb damit auf den Tiſch, daß er mir eine glückliche Reiſe wünſche. „Iſt der Mann ſtumm geworden?“ fragte ich, aus der Thür tretend, den mich begleitenden Poſtmeiſter. „Nichts weniger, als das, purer Egoismus!“ erwiderte der Poſtmeiſter.“ „Wie ſo?“ fragte ich ſtutzend. „Er will umſonſt bei mir eſſen und trinken,“ gab der Poſtmeiſter zur Antwort, „darum ſpielt er den Stummen. Ich muß ihm heute nämlich, ſo haben wir geſtern zur Nacht im Rauſch gewettet, das Beſte aus Küche und Keller ſo lange unentgeltlich aufſetzen, bis er ſich zum Lachen oder Sprechen hinreißen läßt. Lacht er, oder ſpricht er ein Wort, ſo muß er — hierin liegt mein Vortheil — Alles doppelt bezahlen; hält er an ſich, nun freilich, dann weiß ich, wer ſich noch heut' Abend Haare aus dem Kopf reißt und mit dem Schädel gegen die Wand rennt. Aber er mag ſich hüten! Ich erlaube mir gegen ihn, was mir einfällt, und an Kniffen und Ränken fehlt's Keinem aus meiner Familie. Ich will ihn ſchimpfen, bis er vor Aerger braun und blau wird, der Poſtmeiſter: „für den Herrn Dr.,“ er deutete auf mich, „war das Ding gut genug, um darüber zu lachen, und Ihr ſitzt wie ein Klotz? Der Teufel ſoll mich holen, wo ich mit Euch wieder eine Wette eingehe!“ — „Worin beſteht denn die Wette?“



fragte ich neugierig. „Werdet Ihr ſo unhöflich ſein, die Frage des Herrn Dr. unbeantwortet zu laſſen?“ ſagte der Poſtmeiſter lebhaft zu Schneck: dieſer aber ſah mich an, legte den Finger auf den Mund und verharrte im Stillſchweigen. „Nun“, wie ein Kapaun: ich will dritte Perſonen herbeirufen und Schandgeſchichten von ihm erzählen, denen er Widerſpruch entgegenſetzen muß, wenn er nicht will, daß alle Welt ſie glauben ſoll; ich will Piſtolen hinter ſeinem Rücken abfeuern; ich will ſeiner Frau, die wohl von der Wette nichts weiß, anzeigen, daß er bei mir ſchlemmt, damit dieſe ihm über den Hals komme; ich will mich ſtellen, als ob ich mich umbringen wollte; ich will — —“

Mein Wagen fuhr ab.



Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Julia.

Julia.

Ein Trauerſpiel in drei Akten

von

Friedrich Hebbel.

Nebſt einer Vorrede und einer Abhandlung: „Abfertigung
eines aeſthetiſchen Kannegießers.“

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Das Trauerſpiel Julia hat ſchon eine Geſchichte, die ich nicht zurückhalten darf, weil ſie für unſere gegenwärtigen Zuſtände nicht ohne Bedeutung iſt und dieſe wenigſtens characteriſiren hilft.

Es wurde im October 1847 vollendet und damals von dem Herrn Profeſſor Rötſcher, dem ich es mittheilte, aus eigener Bewegung der Intendanz des Berliner Hoftheaters eingereicht, von dieſer aber nach einigem Zögern und einem auf einem merkwürdigen Umweg unternommenen, übrigens wohlgemeinten, Durchbringungs-Verſuch aus Scheu vor Anſtoß abgelehnt.

Ich hatte bei den damaligen Verhältniſſen keinen anderen Ausfall erwartet und entſchloß mich auf der

Stelle, mein Stück, wie ſeine Vorgänger, der Preſſe zu übergeben, ohne noch ein zweites Theater damit zu behelligen; denn meine in der Vorrede zur Maria Magdalena ausgeſprochene Ueberzeugung, daß ein Drama nur darſtellbar zu ſein, nicht aber gerade factiſch dargeſtellt zu werden braucht, iſt unerſchütterlich geblieben, weil ſie auf unwiderlegbaren Gründen beruht. Wer mir dieſe nothgedrungene Reſignation, zu der ſich Jeder gezwungen ſieht, der nicht im Polizei-Reglement einen Commentar zum Ariſtoteles erblicken kann, als Gleichgültigkeit gegen die Bühne auslegt, der thut meinen Worten Gewalt an. Niemand dichtete lieber für den nächſten Zweck, die Aufführung, wie ich, ja Niemand rechnet mit größerer Zuverſicht darauf, daß für alle meine Stücke die Zeit der Aufführung kommen wird, wie ſie für einige bereits gekommen iſt, aber ich fühle mich nicht berechtigt, dieſe Zeit durch Opfer zu beſchleunigen, welche zum Gewinn in keinem Verhältniß ſtänden, und dieß Gefühl, dem der Egoismus wahrlich nicht treu bleiben kann, ſollte die Kritik ehren, anſtatt es auf unwahre Motive zurück zu führen.

Das Jahr 1848 kam heran und hatte neben ſeinen großen auch die kleine Folge, daß die deutſchen Theater ſich um die bis dahin ganz vernachläſſigte Literatur der Gegenwart zu bekümmern anfingen. Was ſich im letzten Decennium mit Recht oder Unrecht bei der Kritik in Anſehn zu ſetzen gewußt hatte, wurde auf die Scene gebracht, und namentlich entwickelte Franz von Holbein in Wien, dem die Autoren ſchon früher die Begründung der Tantième ſchuldig geworden waren, hierbei den rühmlichſten Eifer.

Zu den erſten Werken, welche Herr von Holbein für das damals von ſeiner ausſchließlichen Leitung abhängige Hofburg- und National-Theater deſignirte, gehörte die Julia. Kaum war das geſchehen, als ich auch von Herrn von Küſtner aus Berlin eine Zuſchrift erhielt, worin er mich um das Stück bat, weil er, wie er ſich ausdrückte, jetzt freieren Richtungen folgen könne.

In Wien blieb die Julia einſtweilen liegen, da in Uebereinſtimmung mit meinen eigenen Wünſchen die Maria Magdalena und die Judith (erſtere bis jetzt 12 Mal wiederholt, letztere 22 Mal, was ich bemerke, weil es zeigt, daß meine Dramen ſich ſehr gut mit der Bühne vertragen) ihr voraus geſchickt wurden. In Berlin wurden gleich nach Eingang des Manuſcripts, wie die Intendanz mir höflich anzeigte, die

Rollen ausgeſchrieben und ausgetheilt. Das war aber auch Alles, was hier geſchah.

Als ich, nach anderthalb Jahren, im Oct. 1849 den Herrn von Küſtner um definitive Nachricht erſuchte, wann er ſein aus eigener Bewegung gegebenes Wort zu löſen und die Julia zur Aufführung zu bringen gedächte, erhielt ich die Antwort, daß „der Geiſt der Zeit ſich inzwiſchen wieder verändert hätte, und daß das Stück ſich zu ſehr von den gewöhnlichen Formen und hergebrachten Anſichten entfernte, um nicht höheren Orts und bei dem jetzt wieder den Ton angebenden conſervativen Publicum Anſtoß zu erregen.“ Er bot mir dabei ein Honorar an, was ich zurück wies, und erklärte ſich dann bereit, anſtatt der Julia die Maria Magdalena in Scene gehen zu laſſen. Ich willigte ein, um der Sache ein Ende zu machen.

Als ich mich im Frühling 1850 an den mittlerweile für den Herrn von Holbein eingetretenen Herrn Dr. Heinrich Laube um Auskunft wandte, wann die von ſeinem Vorgänger angenommene Julia zur Aufführung gelangen würde, erwiederte er mir, daß die Intendanz in den „aeſthetiſchen und moraliſchen Werth“ des Werks Zweifel ſetze und deshalb die Erlaubniß, ſie zuerſt auf dem Hofburg- und National-

Theater zur Aufführung zu bringen, verweigere. Der Handel iſt noch jetzt in der Schwebe; ich habe nicht replicirt.

Dieſe Thatſachen ſind wichtig; denn ſie beweiſen, daß ſich ſeit dem Jahr 1848 die Stellung des dramatiſchen Dichters in Deutſchland durchaus nicht weſentlich verändert hat, daß er nach wie vor von der ſchrankenloſeſten Willkür abhängt, und daß, um in dürren Worten die ſchreckliche Conſequenz zu ziehen, Heinrich von Kleiſt jetzt noch eben ſo gut verhungern könnte, wie früher. Ich werde die darauf bezüglichen zum Theil höchſt naiven Actenſtücke bei einer andern Gelegenheit veröffentlichen und füge für dieß Mal nur Nachſthendes über den ſpeciellen Fall hinzu.

Dem Herrn von Küſtner muß ich die Richtigkeit ſeines Motivs, daß mein Stück ſich von den gewöhnlichen Formen und den herkömmlichen Anſichten entferne, unbedingt einräumen, wenn ich den Schluß, den er daraus ableitet, auch nicht zugeben kann. Den Zweifel an dem moraliſchen Werth meines Werks will ich zu heben ſuchen; der aeſthetiſche ſteht und fällt mit dem meiner übrigen Productionen und iſt allerdings für Jeden unnachweisbar, der es in Abrede ſtellt, daß das Licht zuweilen durch den Schatten gemalt werden muß, und der für die zweite, größere Hälfte eines Dramas, die nicht durch die Reden der Charactere, ſondern durch ihre Stellung zu einander explicirt wird, kein Auge hat.

Unſtreitig findet ſich in meiner Julia viel Unvernünftiges und viel Unſittliches. Ich behaupte aber, daß gar kein Drama denkbar iſt, welches nicht in allen ſeinen Stadien unvernünftig oder unſittlich wäre. Ganz natürlich, denn in jedem einzelnen Stadium überwiegt die Leidenſchaft und mit ihr die Einſeitigkeit oder die Maaßloſigkeit. Vernunft und Sittlichkeit können nur in der Totalität zum Ausdruck kommen und ſind das Reſultat der Correctur, die den handelnden Characteren durch die Verkettung ihrer Schickſale zu Theil wird. Genau beſehen, nimmt der Dichter die unvernünftigen und unſittlichen Elemente aus der Welt und löſ't ſie ſeinerſeits in Vernunft und Sittlichkeit auf, indem er Urſache und Wirkung enger zuſammen rückt, als es in der Wirklichkeit zu geſchehen pflegt. Man ſoll daher nie fragen, von welchem Punkt er ausgeht, ſondern ſtets, bei welchem Punkt er anlangt, und wenn man mir dieſe Gerechtigkeit erweiſ't, ſo wird man gewiß ein befriedigendes Reſultat finden.

Ohne Zweifel ſteht es im ſchneidendſten Widerſpruch mit den „gewöhnlichen“ Formen und den „herkömmlichen“ Anſichten, daß ein vornehmer Herr, der ſich im Uebermuth der Jugend phyſiſch zu Grunde gerichtet hat, den Frevel, der darin liegt, erkennt und Buße dafür thut. Weit entfernt, der Welt, die er um einen Menſchen betrog, dadurch Erſatz zu leiſten, daß er ihr einen Menſchen erhält, der ſchon ſicher verloren war, wie das in meinem Stück geſchieht, wird er eine ſittliche Niederträchtigkeit auf die andere folgen laſſen. Er wird, wenn er dem Bachus und der Venus nothgedrungen Lebewohl ſagen muß, ſeine „Carrière“ zu machen ſuchen und ſich trotz ſeiner auf Null reducirten Leiſtungsfähigkeit in den Staatsdienſt eindrängen, um nach oben zu kriechen, nach unten zu tyranniſiren; er wird, nachdem dieß gelang, eine „Verbindung“ ſchließen, um die Einnahme zu verdoppeln und für böſe Stunden der Krankenwärterin gewiß zu ſein; er wird auch wohl noch einen „Namensträger“ in's Leben rufen, ein unglückliches, von vorn herein ohne Schuld zu ewigem Leiden verdammtes Halb- und Zwitterweſen, und ſo die Zukunft vergiften, wie die Gegenwart verpeſten. Dieß iſt gewöhnlich und herkömmlich; dem Bertram des erſten Acts begegnen wir in jeder großen Stadt hundert Mal des Tags auf der Gaſſe; den Bertram des letzten treffen wir vielleicht in ganz Europa nicht ein Mal an. Daß es aber moraliſch ſei, unmoraliſch zu bleiben, und unmoraliſch, moraliſch zu werden, darf ich mit einiger Hoffnung auf allgemeine Zuſtimmung verneinen. Damit iſt denn die Moralität meines Haupt-Characters und die davon dependirende des ganzen Dramas, das in ihm angefangen und beſchloſſen wurde, erwieſen.

Ich könnte mich noch tiefer in die Analyſe der Einzelheiten einlaſſen, und man würde erſtaunen, wie ſchlagend das Ergebniß wäre. Oder iſt es z. B. nicht moraliſch, wenn Antonio in dem Augenblick, wo das Leben allen Werth für ihn verloren hat, und wo er, wenn er nicht wirklich für alle Ewigkeit den ſittlichen Schwerpunkt gefunden hätte, zur Piſtole greifen müßte, den Entſchluß faßt, ſich dieß verhaßte Leben zur Buße im Schweiß ſeines Angeſichts durch Mühe und Arbeit zu friſten, ja, wenn er ſpäter ſogar gelobt, über den Menſchen, wie ein Bruder, zu wachen, der ſeinem Glück allein im Wege ſteht?

Aber ich würde mich dadurch in den lächerlichen Verdacht bringen, als ob ich noch immer an die Ehrlichkeit des mir ſo oft gemachten und eben ſo oft widerlegten Vorwurfs der Unmoralität glaubte, und ſo naiv bin ich nicht mehr. Ich weiß es recht gut, daß mir Nichts widerſtrebt, als das allgemeine Mißbehagen, das gewöhnlich zu entſtehen pflegt, wenn Jemand die wankende Geſellſchaft in ihrem ſüßen Traum ewiger Dauer zu ſtören und ſie auf die ihr drohende Gefahr aufmerkſam zu machen wagt. Ihr ſitzt bei einer wohl beſtellten Tafel; ich lege den Todtenkopf auf den Tiſch und mahne an's Ende. Ihr wollt vom Ende Nichts wiſſen, Ihr wollt von dem Gebäude, in dem Ihr jubelt und zecht, lieber während des Rauſches erſchlagen werden, als ſeine morſch gewordenen Pfeiler durch neue erſetzen, Ihr weiſ't mir die Thür. Das iſt nicht klug, aber natürlich, und ich kann's begreifen, wenn ich's auch beklagen muß, da ich mir der reinſten Abſicht bewußt bin, und, wohl gemerkt, obendrein die volle Gefahr mit Euch theile. Hierbei laßt Ihr es jedoch nicht bewenden, Ihr beſchuldigt meinen Todtenkopf, er ſei trotz ſeines Zähnefletſchens ein Verführer, und wolle Euch zu böſen

Dingen verlocken. Das iſt abſurd; Eure bleichen Wangen und ſtieren Augen ſtrafen Eure Zunge Lügen. Trinkt lieber auf Eure Unſterblichkeit!

Wien, im November 1850.

Friedrich Hebbel.

Abfertigung
eines aeſthetiſchen Kannegießers.

(S. Grenzboten, IV. 1850. Seite 721—733.)

Andere Zeiten, andere Erſcheinungen und andere Nothwendigkeiten! Schiller beſchwerte ſich einmal bitterlich über Leute, die im Schweiß ihres Angeſichts das Schöne richteten; was würde er zu Leuten geſagt haben, die es ohne dieſen Schweiß richten, die vom Specifiſchen der Kunſt Nichts wiſſen, und doch wie Orakel ſprechen? Leute dieſer Art führen jetzt an vielen Orten das große Wort und verpflanzen die politiſche Kannegießerei, die bekanntlich darin beſteht, daß der Philiſter, dem die erſten Begriffe der Kriegskunſt fehlen, hinter ſeinem Ofen die Feldzüge der Cäſaren und Napoleone corrigirt und die Heroen zehn Mal ohrfeigt, ehe er ihnen ein Mal ein ſparſames Lob ertheilt, in's aeſthetiſche Gebiet. Da ihre Zahl ſich mehrt und ihre Frechheit ſteigt, ſo iſt es nöthig geworden, die Species einmal gründlich zu beleuchten, und wenn ich zu dieſem Ende den jetzigen Redacteur der Gränzboten, den

Herrn Julian Schmidt in Leipzig, vornehme, ſo geſchieht es zunächſt, weil er ein höchſt ausgezeichnetes Exemplar iſt, indem ſich in ihm alle Eigenſchaften vereinigt finden, die ich ſonſt getrennt aufſuchen müßte, und dann auch, weil er ſich vorzugsweiſe, von ſchüchternen Angriffen zu den maaßloſeſten fortſchreitend, mit mir zu ſchaffen macht. Herr Schmidt nimmt in ſeinem letzten Aufſatz Alles wieder auf, was jemals gegen mich eingewendet wurde, auch das, was die reſpectabelſte Kritik längſt erledigt hat; er denuncirt mich der Nation als ein krankes Individuum, das ſich unabläſſig in der Region des Widerwärtigen, Scheußlichen, Wahnwitzigen und alſo Unſittlichen (oder ergiebt ſich, wenn er das Wort auch vermeidet, aus ſolchen Factoren die Unſittlichkeit nicht von ſelbſt?) herum treibe; er inſinuirt meinen dramatiſchen Mitbewerbern, daß ich von ihnen allen, ja ſogar von den Todten, mit der größten Verachtung ſpreche und mich ſelbſt als den Propheten einer neuen Zeit hinſtelle; er carrikirt, um Alles dieß glaubhaft zu machen, meine Praxis und thut meiner Theorie Gewalt an. Und dieß geſchieht mit augenſcheinlicher Berechnung in einem Moment, wo vermöge der eingetretenen politiſchen Conſtellationen jede etwas kühnere Leiſtung der Kunſt und der Wiſſenſchaft wieder mit den mißtrauiſchſten Augen angeſehen wird, und wo ich mit fünf neuen Werken, mit der Erzählung Schnock und mit den Dramen Herodes, Rubin, Trauerſpiel in

Sicilien und Julia vor dem Publicum erſcheine. Darum muß ich meinen Freunden Recht geben, wenn ſie glauben, daß ich ein Stillſchweigen, was ich ſonſt zu beobachten pflege, bei dieſem Anlaß einmal brechen müſſe, weil die Schwere der vorgebrachten Anſchuldigungen das Phyſiognomieloſe der Perſon, von der ſie ausgehen, überwiege. Ich hoffe, daß der geneigte Leſer an der Detail-Erörterung, die ich ihm nicht erlaſſen kann, aus dem Grunde ein lebhafteres Intereſſe nehmen ſoll, weil er dadurch Gelegenheit erhält, in unſere jetzigen literariſchen Zuſtände einige Blicke zu thun, die zwar unerfreulich, aber belehrend ſind und ihn in dem hoffentlich längſt gefaßten heilſamen Entſchluß beſtärken werden, in allen Fällen ſelbſt zu prüfen, wo ihm nicht eine Autorität durch gediegne Leiſtungen in dem zu beurtheilenden Kreiſe die nöthigen Garantien bietet.

Herr Schmidt hat ſchon einmal über mich geſchrieben, damals, wie Arnold Ruge mir ſagte, aus Geiſt des Widerſpruchs, und nach dem Anfang ſeines gegenwärtigen Aufſatzes ſollte man glauben, daß er einen erkannten Irrthum zurücknehmen und für verübten Unglimpf Satisfaction geben wolle. Aber davon iſt er weit entfernt. Er hat ſich freilich überzeugt, daß ich nicht, wie er ſich früher einbildete, Gefahr laufe, verrückt zu werden; er meint, daß er die Anarchie, die er in meiner Poeſie entdecken will, zu voreilig in meine eigene Seele hinein gelegt habe, wo ſie ſich übrigens auch jedenfalls auffinden laſſen müßte, wenn ſie in der Poeſie wirklich vorhanden wäre. Dafür ſpricht er mir nun aber auch alle poſitiven Eigenſchaften ab, die er mir früher einräumte, und iſt alſo ein Kritiker, welcher einen Dichter ſo lange für außerordentlich erklärt, als er in ihm mit dem verhüllten Wahnſinn zu thun zu haben glaubt, ihn aber in demſelben Augenblick vom Poſtament herunter ſtößt und mit Füßen tritt, wo er eingeſtehen muß, daß es mit ſeinem geſunden Menſchen-Verſtand nicht ſo ganz übel beſtellt iſt. Herr Schmidt wird hiegegen Proteſt einlegen und auf die großen Vorzüge verweiſen, die er mir auch jetzt noch gleich zu Anfang ſeines Aufſatzes zugeſteht. Aber was er mit der rechten Hand giebt, nimmt er mit der linken vollſtändig wieder zurück, wenn er auch, für einen ſolchen Dialectiker auffallend genug, verſichert, daß das nicht geſchehen ſolle, und geräth dadurch in den heilloſeſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Dieß iſt zunächſt darzuthun. Es wird mir zugeſtanden:

1) eine unerbittliche Conſequenz in der Zeichnung der Charactere und in Erfindung und Durchführung der Fabel; jede Erfindung, jeder Einfall, jede Handlung ſtehen in directer Verbindung mit dem beabſichtigten Grundton. Dieß Verdienſt — fügt der Verfaſſer hinzu — iſt um ſo größer und anerkennungswerther, je ſeltener es in einer Zeit iſt, wo die Reflexion alle Beſtimmtheit ſo zerſetzt und zerfreſſen hat, daß die meiſten poetiſchen Figuren nach dem Bilde ihrer Urheber in der Form von Molluſken auftreten.

Das Gloſſarium hiezu lautet einige Seiten ſpäter:

Jene Conſequenz iſt im ſtrengſten Sinne des Worts eine gemachte. Hebbel führt den Entſchluß, ſeine Perſonen nichts Anderes ſprechen und thun zu laſſen, als was ihre Eigenthümlichkeit an's Licht ſetzen kann, und dieſe Eigenthümlichkeit durch alle Mittel aus ihnen heraus zu forciren, mit einem Eifer und einer Gewiſſenhaftigkeit durch, die etwas Aengſtliches hat; er läßt ſie Nichts ſprechen, als Epigramme, aber eine Sammlung von Epigrammen nach einer beſtimmten gleichen Richtung hin macht ſo wenig einen organiſchen Character, wie die Figuren La Bruyères, und dieſer iſt ſein directes Vorbild. Ja, zuletzt werden die Motive ſo ſubtiliſirt, daß ſeine ſcheinbar in äußerſter Feſtigkeit erſtarrten Charactere ſich in Staub auflöſen und in alle vier Winde verfliegen.

Nun verſuche man einmal Text und Gloſſarium in Einklang zu bringen! Wie kann man von der unerbittlichen Conſequenz in der Durchführung der Charactere reden, wie kann man in derſelben ein anerkennungswerthes Verdienſt erblicken, wenn gar keine Charactere vorhanden ſind, wenn man in meinen Dramen nur Sammlungen von Epigrammen und La Bruyèreſchen Schablonen antrifft, ja, wenn ſelbſt dieſe Schablonen ſich in Staub auflöſen und in alle vier Winde verfliegen! Kann man nicht mit dem nämlichen Recht ſagen: mein Nachbar, der Schmid, liefert ſcharfe Meſſer, aber freilich, es ſind keine Meſſer, und ſie ſind auch nicht ſcharf, ja ſie ſind nicht einmal von Eiſen? Alſo:

der ſchreiendſte Widerſpruch! Aber eben deshalb darf man die Wahrheit mit demſelben Recht im Gloſſarium, wie im Text ſuchen, und vielleicht iſt ein Charakter von mir wirklich nur eine La Bruyèreſche Schablone, ein Haufen von zuſammen getragenen abſtracten Zügen, dem, wie bei Calderon, ein nomen proprium vorgeſetzt wird. Nun, das wollen wir gleich ſehen, denn zwiſchen einer bloßen Abſtraction und einem lebendigen Character beſteht der empiriſche Unterſchied, daß die eine uns kalt läßt, während der andere uns hinreißt, und dieſer Unterſchied iſt entſcheidend, da das Leben ſich dem Begriff entzieht und nicht definirt, nur empfunden werden kann. Vermuthlich bleibt Herr Schmidt ſo kalt bei meinen Dramen, wie bei der Lectüre La Bruyères, und dann habe ich wenigſtens einen Zeugen gegen mich, der erſt durch einen andern aufgewogen werden muß. Doch nein. Es wird mir ausdrücklich weiter zugeſtanden:

2) Er verſteht das Fieber der Leidenſchaft mit einer Virtuoſität, einer hinreißenden Gewalt zu ſchildern, daß ſie unter den jetzt lebenden Dichtern nirgend, vielleicht unter allen deutſchen Dichtern überhaupt nicht ihres Gleichen findet. Ich führe nur die Scene an, in welcher Holofernes der Judith Gewalt anthut, incl. des Vorſpiels und der Nachwirkungen. Die Schilderung wird vielleicht empören, aber ſie wird hinreißen; eben ſo die Reihenfolge der Empfindungen Claras in der Maria Magdalena. Hebbel hat ſcharf genug beobachtet, und die Saiten ſeines Innern

vibriren lebhaft genug, daß ihm dieſes Fieber im Detail aufgeht. Ich möchte ihn darin mit der Rachel vergleichen, die eben darum Hebbels Stücke unter keiner Bedingung ſpielen würde, weil die Production des Dichters ihre eigene Schöpfungskraft einengt, wie ſie auch Victor Hugo verſchmäht, der wenigſtens in der Intention, ungewöhnliche Leidenſchaften zu detailliren, wenn auch keineswegs in der Sicherheit der Ausführung, mit Hebbel verglichen werden kann.

Hieraus folgt, daß Herr Schmidt bei meinen Dramen nicht kalt bleibt, auch jetzt noch nicht, und daraus wieder, daß — — Doch, nicht zu eilig, hören wir erſt das Gloſſarium. Dieß lautet:

Er wendet, um ſeine knöchernen Figuren in Fluß zu bringen, zweierlei Mittel an. Zunächſt ein mechaniſches: er erregt einen ſo heftigen Wirbelwind, daß ſie alle mit ihren Gebeinen krampfhaft ſchlottern und klappern. Dann auch ein chemiſches: er ſchärſt die Hitze der Leidenſchaft dadurch, daß er das phyſicaliſche, thieriſche, unverſtändlich trübe und darum geheimnißvoll dunkle Moment über das menſchliche hervor treten läßt.

Damit iſt nun die mir zugeſtandene Virtuoſität in der Schilderung der Leidenſchaft ebenfalls wieder aufgehoben. Wie? Es wäre die Stimme der Leidenſchaft, wenn ein Beingeripp im Wirbelwind klappert oder wenn ein Menſch im Thier ertrinkt und etwa noch ein letztes Gewimmer ausſtößt? Nichts da! In dem einen Fall hören wir nichts Beſſeres, als ein materielles Geräuſch, wie von Steinen, die geſchüttelt werden, in dem andern hören wir beſtialiſche Töne, wie von Hunden, die ſich beißen, oder von Pferden, die ſich anwiehern. Und um Herrn Schmidt von den Conſequenzen ſeiner abgeſchmackten Gleichniſſe zu erlöſen: es iſt abſurd, von den Leidenſchaften knöcherner Figuren zu reden; Leidenſchaften — dieß wollte ich oben ſagen, als ich abbrach — ſetzen Charactere voraus, und nur ein Blödſinniger wird behaupten, daß das Ebben und Fluthen eines Stroms vortrefflich dageſtellt ſei, daß der Strom ſelbſt aber nicht exiſtire. Alſo abermals ein ſchreiender Widerſpruch! Man kann allerdings ein materielles Feuer auf einem ſteinernen Heerde anmachen, zu dem es nicht im wahlverwandtſchaftlichen Verhältniß ſteht, doch das edle geiſtige Feuer, das ſich in der Leidenſchaft zur Flamme entzündet, iſt das ausſchließliche Reſultat eines lebendigen Organismus, und wer dieß leugnet, wer Urſache und Wirkung trennen zu können glaubt, der weiß Nichts vom Specifiſchen der Kunſt, der zeigt, daß ihm die nothwendigſten Grundanſchauungen fehlen, der iſt, trotz ſeines dialectiſchen Geklappers, ein aeſthetiſcher Kannegießer.

Zu meinen Vorzügen rechnet Herr Schmidt endlich auch noch eine hohe Auffaſſung der Kunſt. Da aber dieſe Auffaſſung mich, wie ſich ſpäter aus dem Gloſſarium ergiebt, zu lauter Irrthümern in der Praxis verleitet, ſo hätte auch ſie zu meinen Fehlern gerechnet werden ſollen. Wir haben daher wiederum einen ſchreienden Widerſpruch vor uns.

Hiermit iſt dargethan, daß Herr Schmidt mir, wie ich oben ſagte, alle früher eingeräumten poſitiven Eigenſchaften abſpricht, nun er mich nicht mehr für einen Irrenhaus-Candidaten erklären darf, denn ſein Gloſſarium hebt den Text, den es nach ſeiner Verſicherung nur einſchränken ſoll, vollſtändig auf, und es iſt evident, daß er die ſcheinbaren Zugeſtändniſſe nur machte, damit die Kluft zwiſchen ſeinem zweiten und ſeinem erſten Aufſatz nicht gar zu groß ſei. Bei einem Kunſtrichter iſt nun, wie bei jedem anderen Richter, Conſequenz die Hauptſache; unterſuchen wir daher, ehe wir weiter gehen, wie ſich der Herr Schmidt von 1850 zu dem Herrn Schmidt von 1847 verhält. Der Herr Schmidt von 1847 (S. A. Allg. Zeit. vom 7. Juli) iſt in ſeinem Innerſten von der urſprünglichen Kraft und grandioſen Naturwahrheit ergriffen, womit ich dem blaſirten Zeitalter einmal wieder das Bild ganzer Menſchen entgegen halte. Er hat ſich von dem Hauch des Genius erquickt gefühlt, und die Reflexion, die ihm das ſüße Gefühl der Bewunderung verkümmern will, thut ihm ordentlich weh. Ich bin ein größerer Dichter, wie Lenz, Hölderlin, Grabbe und Kleiſt, wenn auch ihr Geiſtesverwandter. Freilich ſind die Probleme, die ich mir ſtelle, anonyme, individuelle Krankheits-Geſchichten, die nicht dem hiſtoriſchen Gebiet, ſondern dem pathologiſchen angehören. Aber was thuts? Alle meine Verirrungen tragen das Gepräge eines großen Talents; die dämoniſche Glut des Haſſes wird von mir mit eben ſo ſinnlicher

Wahrheit vor die Seele geführt, als das ſchmeichelnde Geflüſter der Liebe. Außer Leſſing und Kleiſt kennt Herr Schmidt keinen deutſchen Dramatiker, deſſen Zeichnung ſo ſcharf und beſtimmt ausgeführt, mit ſolcher unerbittlichen Härte feſt gehalten wäre. Ich habe vor dieſen Beiden ſogar den Vorzug, daß meine Dichtungen auch den muſicaliſchen Reiz nicht entbehren, den poetiſchen Duft, der jene harten Formen dem Gemüth näher führt. Die Abſchieds-Scene zwiſchen Siegfried und Genoveva iſt eins der reizendſten Bilder, welche die deutſche Poeſie hervorgebracht, und mein Meiſter Anton eine der kühnſten Conzeptionen, die überhaupt ein Poet gewagt hat. Aber allerdings ſtehe ich überall an dem ſchmalen Rande, welcher genialen Geiſt vom Unſinn ſcheidet, und mein Tritt iſt nicht ſicher genug. Herr Schmidt ſchwebt in der Furcht, ich werde hinüber gleiten. Dieſe Furcht von 1847 hat ihn getäuſcht, ich bin 1850 nach ſeiner eigenen Verſicherung gerettet, aber nun er mir keine Thränen nachweinen kann, reißt er mir meine Helmzier wieder ab. Eine characteriſtiſche ethiſche Erſcheinung! Mit Uebereilung, mit Berufung auf den übermächtigen unmittelbaren Eindruck muß man dergleichen nicht decken wollen; es wäre ja möglich, daß man ſich noch einmal übereilte, daß man jetzt die negativen Eigenſchaften, die ſich nach Abſtumpfung des erſten Reizes immer geltend machen, zu ſtark auf ſich wirken ließe, wie ehemals die poſitiven, und das Urtheil fiele in dem einen, wie in dem andern Fall in den Brunnen!

Wir wiſſen nun auch, wie ſich der Herr Schmidt von 1850 zu dem Herrn Schmidt von 1847 verhält und kennen ſeine Conſequenz. Gehen wir jetzt weiter und prüfen wir, wie es mit ſeiner „Analyſe“ der Werke ausſieht, durch die er ſeine neugewonnene, der frühern nachgewieſenermaaßen geradezu entgegengeſetzte Anſicht zu begründen ſucht.

Man kennt Voltaire's Characteriſtik des Hamlet, wenn auch nur aus dem Gervinus, und wird ſich ſagen müſſen, daß man in dieſem perfiden Lapidarſtyl des boshaften Witzes, der überall die Motive und Uebergänge ausläßt, jedes Shakeſpeareſche Stück, ja den ganzen Shakeſpeare characteriſiren, d. h. parodiren kann. Nun, wie Voltaire mit dem Shakeſpeare, nur noch plumper, geht Herr Schmidt mit mir um, und ihm ſtehen nicht, wie dieſem, zur Entſchuldigung eig'ne große Leiſtungen anderer Art zur Seite. Dabei erlaubt er ſich ſogar, alle Chronologie über den Haufen zu werfen und nach jugendlichen Skizzen, die nur als Staffeln Bedeutung haben können, den Mann zu meſſen. Das Studentenſtück Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd (bei der Herausgabe im Salon ausdrücklich von mir, wie alles Aehnliche, mit dem Geburtsſchein verſehen, um Irrthümern entgegen zu treten) beſchäftigt ihn länger, als Judith, Genoveva, Maria Magdalena und Diamant zuſammen genommen. Recht ehrlich, nicht wahr? Doch Herr Schmidt hängt ſich an den Schlägel, und ich muß ihm wider Willen folgen; er preßt mich gewaltſam in meine Wiege hinein und ich bitte den

Leſer nur, es nicht für eine freiwillige Handlung von mir zu nehmen. Er nennt den Character ſchwarzgallig; das iſt er. Er ſoll aber auch der Jaques aus: „Wie es euch gefällt,“ ſein! Das iſt er nicht. Der Neid, der ſich innerhalb des armſeligſten Kreiſes abhetzt und zufrieden geſtellt wäre, wenn er von Hinz den Rock und von Kunz die Beinkleider anziehen dürfte, iſt mit einer Melancholie, die ſich nicht darein finden kann, daß die Sonne Flecken hat, nicht einmal verwandt. Alſo eine grobe und abſichtliche Entſtellung! Es wundert Herrn Schmidt, daß Schlägel den Stoff, ſich zu ärgern, immer in den ſcheinbar am wenigſten dazu geeigneten Veranlaſſungen antrifft. Als ob darin nicht eben die Spitze der Aufgabe läge, als ob der Neid, der in einem Schneidermeiſter entſteht, wenn er Rothſchild eine Million abzählen ſieht, noch eines Malers bedürfte! Doch ſo wenig weiß Herr Schmidt vom Spezifiſchen der Kunſt, daß er ſie jedesmal auf einem Abwege erblickt, wenn ſie ihr Eigentlichſtes leiſtet, daß er den Zweck will, weil dieſer ihm von Hörenſagen bekannt iſt, daß er die Mittel aber verwirft und von widerſinnigen Combinationen radotirt, wenn der Künſtler Stahl und Stein zuſammenbringt, um den Funken hervorzulocken. Schlägel ſchreitet durch eine bunte Reihe von mannigfaltigen Situationen hindurch, die freilich, wie es ſich für ein kleines Bild geziemt, ſtark zuſammengedrängt, aber nichts deſto weniger gemalt ſind; für Herrn Schmidt ſind dieſe Situationen Einfälle, und er unterſteht ſich, ſie und die Situationen haben in der häuslichen, womit das Ganze ſchließt, ihre natürliche Spitze. Herr Schmidt hat daher an dieſem ſingulairen Werk entweder eine materielle Eigenſchaft, nämlich die Dehnbarkeit des Stoffes, getadelt, und das wäre abermals abſurd, oder er hat eine formelle Eigenſchaft, die allerdings nicht fehlen darf, die aber auch wirklich nicht fehlt, in Abrede geſtellt, und das iſt unehrlich. Es iſt ſchrecklich genug, daß ich zu einem harmloſen Jugendſtück einen Commentar geben muß; aber wenn man meinen Stiefel angreift, darf ich meinen Helm nicht vertheidigen. So beſteht die Kritik des Herrn Schmidt vor der letzten meiner Skizzen, die nur derjenige in den Vordergrund ſchieben konnte, der bei einer von mir einmal neben anderen über das Semikolon veröffentlichten Bemerkung, die wenigſtens beweiſ't, wie genau ich mein Handwerkszeug zu prüfen pflege, hämiſch verweilt und dafür eine Abhandlung über den Styl des Dramas, ja zwei Bände Gedichte, mit Stillſchweigen übergeht. Die Novelle: Herr Haidvogel und ſeine Familie, die einer viel ſpäteren Zeit angehört und darum unter meinen Productionen freilich einen höheren Rang einnimmt, fertigt er mit den Worten ab: ſie ſei eine Sammlung von Variationen über das Thema liederlicher Lump! Die Spitze dieſer Darſtellung beſteht nun gerade darin, daß Haidvogel, als er äußerlich in beſſere Umſtände verſetzt wird, ſeine innere Unverbeſſerlichkeit noch einmal zeigen muß, damit ſeine gedrückte Frau, ein Papſt Sixtus im

Weiberrock, wie Ruge ſich ausdrückte, den Muth bekomme, aus dem Winkel hervorzutreten und ihrerſeits das Heft in die Hand zu nehmen. Er bringt ſich dadurch um ſeine Zukunft, daß er im erſten Rauſch der Freude ſeine Pläne für die Zukunft zu voreilig aufdeckt, und nur ſo konnte er diejenige Züchtigung erhalten, für die er allein empfindlich war, denn Naturen ſeiner Art haben mit dem jüngſten Gericht und dem Erzengel Michael nichts zu ſchaffen, für ſie iſt der Gaſtwirth, der den Kopf ſchüttelt, wenn ſie borgen wollen, die Nemeſis. Herrn Schmidt's Bemerkung, die übrigens nicht einmal materiell richtig iſt, denn Haidvogel iſt kein Lump aus Liederlichkeit, ſondern aus Großprahlerei, aus Sucht den vornehmen Herrn zu ſpielen, trifft alſo bloß das Subſtrat, und da nach einem allgemeinen Geſetz jedes Subſtrat, das in der Form aufgeht, eben hierin ſeine Rechtfertigung findet, ſo hat er, wenn es nicht auf eine abſichtliche Verläumdung abgeſehen war, wiederum einen höchſt naiven Beweis gegeben, daß er vom Spezifiſchen der Kunſt nichts verſteht. Der Kritiker wird ſich nun noch an die Wahl der Gegenſtände anklammern und über das Verkehrte einer Jagd auf Mücken und Spinnen in Menſchengeſtalt greinen, denn daß der Maler des Malens wegen malt, und daß ſeine Schöpferfreude nicht vom Stofflichen ſeiner Bilder dependirt, kann er nicht wiſſen, da er ſo viel Anderes über dieſen Punct nicht weiß. Nun, zum Aufhängen in Kirchen und Parlamentshäuſern ſind die Teniers und Douws nicht beſtimmt, ſie begnügen ſich mit einem beſcheidenen Platze in der Bauernſchenke, und wenn Herr Schmidt ihnen trotzdem die Exiſtenz-Berechtigung abſprechen will, ſo erkläre er der ganzen Gattung den Krieg und kehre zu meinen Verſuchen in ihr erſt zurück, nachdem er dieſe vernichtet hat. Daſſelbe gilt von ſeinen Einwänden gegen die beiden Nachtſtücke Anna und die Kuh; ſie ſtehen und fallen mit der Gattung, und es iſt der perfideſte Kniff einer Afterkritik, für die in jeder Form der Kunſt aufzuzeigenden negativen Seiten das ſingulaire Produkt zur Verantwortung zu ziehen. Nichts daher über die Schrecken, die hier übermäßig gehäuft ſein ſollen und über das daran geknüpfte Raiſonnement; es trifft nur die Gattung, ſo weit es in ſeiner Fadenſcheinigkeit überhaupt trifft. Wenn aber Herr Schmidt keck genug iſt, einen von mir über das bürgerliche Trauerſpiel gefällten Ausſpruch gegen dieſe Stücke zu kehren und alſo auf die Novelle auszudehnen, ſo muß ich ihn fragen, ob er nicht weiß, wenn auch nur aus dem Wilhelm Meiſter, daß die dramatiſche und epiſche Poeſie verſchiedene Geſetze haben, daß das Verhältniß von Character und Begebenheit ſich in ihnen geradezu umdreht, und daß die Novelle von dem Pragmatismus des Zufalls, den er hier wie dort ausſchließen will, ſogar den Namen trägt. Kann man unwiſſender ſein oder unredlicher zu Werke gehn? Die Kuh iſt für ihn eine zweite Auflage der Anna, weil in beiden das Feuer eine Rolle ſpielt; nach der nämlichen

Logik wäre König Lear eine zweite Auflage des Agamemnon, weil in beiden Blut fließt. Daß dabei der einſam in einem Dorf wohnende Bauer zum Bürger von Wien avancirt, die ganze Atmoſphäre alſo verrückt und obendrein der Alles bedingende Ausgangspunkt des Bildes auf den Kopf geſtellt wird, kann Niemand mehr wundern. Bei mir verbrennt das Kind die Thalerſcheine aus unſchuldiger Luſt am Geflacker des Papiers, *weil es ſeinen Vater vorher das Zeitungsblatt, in das ſie eingewickelt waren, verbrennen ſah* und zwiſchen Inhalt und Umſchlag noch nicht unterſcheiden kann; Herr Schmidt läßt es einen kleinen Jungen aus *Unbedacht*, alſo ganz aus ſich ſelbſt thun, und hat ſchon damit, auch ohne den Wiener Bürgerbrief, den ganzen Organismus zerſtört. Vielleicht ſchüttelt er hiezu den Kopf und ſpricht von Subtilitäten, vielleicht weiß er nichts davon, daß in einem Kunſtwerk die erſte Linie die letzte rezenſirt und die letzte die erſte, das beweiſt dann aber wiederum aufs Schlagendſte, daß er vom Spezifiſchen der Kunſt nicht das Mindeſte verſteht. Doch die Krone ſetzt Herr Schmidt ſich erſt in ſeiner Analyſe des Trauerſpiels in Sicilien auf, welches ihm natürlich die glänzendſte Gelegenheit zur Carrikirung darbot, da es ein Gränz-Product iſt, das die Extreme nach beiden Seiten berühren muß und ſoll. Mit dieſer wollen wir ſchließen. Zunächſt erklärt er ſich gegen die Gattung, ſie ſoll nicht exiſtiren; denn ein tragiſches Geſchick ſoll immer in tragiſcher Form, der Form der Nothwendigkeit, auftreten, ſonſt hat es kein Intereſſe und keine Wirkung. Er hätte ſagen ſollen: „kein rein tragiſches Intereſſe," aber dann hätte er daſſelbe geſagt, was ich in meinem Sendſchreiben an Rötſcher ſage, dem er die Ausdrücke entlehnt. So ſtellt er meinen dort entwickelten Gedanken eine vage Behauptung entgegen, die Nichts wiegt und alſo auch Nichts gilt. Freilich zitirt er aus dem Sendſchreiben die Stelle: „Wenn ſich die Diener der Gerechtigkeit in Mörder verwandeln, und der Verbrecher, der ſich zitternd vor ihnen verkroch, ihr Ankläger wird, ſo iſt das ebenſo furchtbar als barock, aber auch eben ſo barock als furchtbar. Man möchte vor Grauſen erſtarren, doch die Lachmuskeln zucken zugleich; man möchte ſich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Fröſteln beſchleicht uns wieder, ehe uns das gelingt!" und fragt dann, ob eine Individualität, die ſo empfinde, nicht krankhaft zu nennen ſei? Ich glaube, ich kann fragen, ob ein Individuum, das nicht ſo empfindet, das entweder gegen die Materie (das Furchtbare) oder gegen die Form (das Barocke) eines ſolchen Eindrucks fühllos iſt, nicht eben ſo nüchtern und trivial ſein muß, wie der ſelige Nicolai, der auch nicht begriff, wie ein Menſch von geſunden Sinnen Ammenſtücklein, wie Goethe's Haiden-Röslein, Erlkönig u. ſ. w. machen könne. Weiter bemerkt Herr Schmidt, daß mir eine wahre Anekdote imponirt habe und meint, die Symboliſirung der gemeinen Empirie ſei überhaupt für mich characteriſtiſch; vier Seiten nachher wirft er mir die Verachtung der Anekdote vor. Auf einen Widerſpruch mehr oder weniger kommt es ihm natürlich nicht an; die Wahrheit iſt, daß der Künſtler die Anekdote, als Subſtrat, ſo wenig imponirend finden, als verachten wird, und daß, wer mir das Eine oder das Andere unterſchiebt, meinen Worten im Sendſchreiben oder in der Vorrede Gewalt anthut. In dem einen erzähle ich, daß eine Maſſe von Anſchauungen mir zum dramatiſchen Bilde zuſammengeronnen ſei, als ich die Anekdote erfuhr; ein Aehnliches berichtet Goethe von ſich über die Conzeption des Werther. In der andern verlange ich, daß der Dichter nicht bei der Anekdote ſtehen bleiben ſoll; ſetze ich ihren Werth darum herab? Das ſind Fechterſtreiche, die kaum einem hölzernen Roland gegenüber ungeſtraft hingehen. Nun kommt die Inhalts-Anzeige des Stücks, ganz im Voltaireſchen Sinn, ungefähr ſo. Ein junges Mädchen, Desdemona mit Namen, verliebt ſich in einen garſtigen Neger, Othello geheißen, der ihr viel von ſeinen Heldenthaten verſchwadronirt hat. Der Fähndrich Jago, eine ſchöne Seele, bei der alle Teufel noch in die Schule gehen könnten, iſt auf ſeinen ſchwarzen General aus den ordinärſten Gründen erboßt, weil dieſer ſtatt ſeiner den Caſſio zu ſeinem Leutnant machte. Er entſchließt ſich deshalb, den Neger, ſein Weib, und den ihm vorgezogenen Caſſio zu verderben, theilt uns das auch des Breiteren in buntſcheckigen Monologen mit, wie ſie noch nie unter dem Monde gehalten wurden. Als

Werkzeug muß ihm ein gewiſſer Roderich dienen, ein liederlicher Burſch, der in die Desdemona verſchoſſen iſt und vortrefflich zu den Uebrigen paßt. Es tritt ſogar eine öffentliche Dirne auf, wie man denn dergleichen bei'm Verfaſſer ſchon kennt. Nun hetzt Jago Einen auf den Andern, und es gelingt ihm über die Maßen leicht, denn der Dichter hat beſſer dafür geſorgt, als der liebe Gott in ſolchen Fällen zu thun pflegt, er hat ihm lauter leichtgläubige Thoren, lauter Kegel, die von ſelbſt umfallen, in den Weg geſtellt. Es giebt Eiferſucht an allen Ecken und ein Taſchentuch ſpielt, ſo unglaublich es auch ſcheinen mag, die Hauptrolle dabei; das Ende aber iſt, daß der Neger erſt die Desdemana, dann, unter gräulichem Renommiren, ſich ſelbſt erſticht, und die Moral läuft darauf hinaus, daß Schwarz und Weiß ſich nicht mit einander vermiſchen ſollen — Ich bitte den Leſer mit dieſer Characteriſtik des Othello die Schmidt'ſche des Trauerſpiels in Sicilien zu vergleichen und ſich zu überzeugen, daß Beide ſich ſo ähnlich ſind, wie ein Ei dem andern. Eben ſo werden die Charactere behandelt. Die edlen, Sebaſtiano und Angiolina, werden kaum genannt, obgleich die Angiolina zum Beſten gehört, was mir je gelang, mag mein Beſtes ſich nun zum Vortrefflichen verhalten, wie es will; die andern werden zu Zerrbildern entſtellt, und doch bedingt nach dem erſten Grundſatz der Compoſition, das Licht auf der rechten Seite den Schatten auf der linken, ſogar dem Grade nach. Einzelne Reden, aus dem Zuſammenhang herausgeriſſen, werden auf Nadeln geſteckt und nehmen ſich nun natürlich aus, wie ſich etwa die Zunge des Herrn Schmidt ausnehmen würde, wenn ein Tartar ſie ihm ausſchnitte und auf den Rücken nagelte. Einer der Banditen ſagt z. B. in meinem Stück, als er von einer großmüthigen Handlung des Sebaſtiano hört: Ein frommer Burſch, den untern Tiſch zu ſaufen und dann vor eine Kirchenthür zu legen, das müßte eine Götterwolluſt ſein! Dies erklärt Herr Schmidt für — man rathe! nun, für Renommage, und doch liegt der Aeußerung, wie ein Pſycholog auf den erſten Blick erkennen muß, das ganz allgemeine Gefühl zu Grunde, welches im Laſter immer den Haß gegen die Tugend erweckt, und welches z. B. das gefallene Mädchen ſo oft zur Verführerin des noch unſchuldigen macht, das es durch ſeine bloße Exiſtenz beſchämt. Was würde Herr Schmidt über die Reden des Baſtard zum Hubert, als ſie ſich bei der Leiche des jungen Arthur treffen, geſagt, wie würde er das Ertrinken in einem Löffel Waſſer, das Erhängen an einem Spinnwebefaden verſpottet haben, wenn der König Johann im Jahre 1850 erſchienen wäre! Dennoch wußte Shakeſpeare ſehr gut, was er mit der an ſich ungereimten Vorſtellung wollte; der Baſtard meint, daß die Natur, wenn ſie auf der einen Seite ſo weit aus ihren gewöhnlichen Schranken gewichen ſei, um den Mord zuzulaſſen, auch auf der andern ſo weit aus dieſen Schranken weichen müſſe, um ihn zu ſtrafen. Allerdings ſtammen derartige Züge aus jenem den ganzen

• • •

Menſchen herum drehenden Wirbel, in dem Fantaſien und Gedanken unabläſſig, wie Wolkenbilder, in einander verlaufen und darum hat die triviale Nüchternheit es leicht ſie aufs delirium tremens zurückzuführen. Herr Schmidt nennt den Greis Gregorio, den des Genuſſes unfähig gewordenen Repräſentanten der modernen Geldmacht, der ſich durch Mißbrauch des Beſitzes für die langen Entbehrungen, durch die er zum Beſitz gelangte, zu entſchädigen ſucht, eine zweite Auflage des Nepomuk Schlägel; mit demſelben Recht, womit er früher die Kuh eine zweite Auflage der Anna nannte, nämlich weil beide Arme, Beine und Köpfe haben, denn andere Aehnlichkeiten ſind nicht vorhanden. Ja, er geht ſo weit, zu behaupten, daß die Gemüths- und Geiſtes-Eigenſchaften, die den Gregorio machen, für das Stück unweſentlich ſeien, zur Entwickelung der Handlung wenig beitrügen und nur ihrer ſelbſt wegen aufgedeckt würden. Dieß iſt die äußerſte Spitze der Keckheit, und hier iſt auch gar keine Täuſchung mehr denkbar, denn ganz umgekehrt verhält es ſich. Ohne den gerade ſo und nicht anders beſchaffenen Gregorio, der dem Anſelmo Geld zum Spielen vorſchießt, weil er auf ſeine Tochter ſpeculirt und ihm dann an Zahlungsſtatt die Tochter abfordert, wäre das Stück von Anfang bis Ende nicht möglich; Angiolina würde nicht fliehen, wenn ihr Vater ſie nicht zur Zwangsehe nöthigte, und Ambroſio und Bartolino würden, anſtatt ſie zu ermorden, höchſtens noch einen zweiten Käfer zertreten; es fällt mit dem

Gregorio ſogar das Faktum weg. Ich könnte hier von unſerem Analytiker Abſchied nehmen, denn weiter kann er's nicht treiben, und die Kleinigkeit, daß er den ſchließlichen Stoßſeufzer Gregorio's: wie jählings kommt der Tod! dieſen letzten Strich am Characterbild, für die Moral des Stückes ausgiebt, fällt neben dem Uebrigen nicht mehr ins Gewicht. Aber ſeine totale Unfähigkeit, das Specifiſche in der Kunſt zu erfaſſen, tritt noch einmal auf's Grellſte hervor, wenn er es beſtreitet, daß das Trauerſpiel in Sicilien wirklich einen faulen Sumpf von Verhältniſſen zur Anſchauung bringe, und auf dieſe will ich noch ein letztes Schlaglicht fallen laſſen. Er meint, wir lernten in dem Stücke nicht „die ſittliche Grundlage der Zeit“, ſondern nur einzelne unſittliche Menſchen kennen. Nun, wodurch ſollen wir „die ſittliche Grundlage der Zeit“ kennen lernen, als durch einzelne unſittliche Menſchen; wodurch iſt die Beſchaffenheit des Erdreichs zu malen, als durch die Pflanzen, die es treibt! Verlangt Herr Schmidt, daß die geſammte Einwohnerſchaft Siciliens im Stücke auftreten ſoll? Oder will er, wenn er der Kunſt auch im Allgemeinen die Nothwendigkeit der Abbreviatur zugiebt, wie er wohl muß, etwa die Richtigkeit meiner Abbreviatur anfechten? Das dürfte nicht glücken, denn Familie und Staat repräſentiren Volk und Land, und Familie und Staat ſind im Trauerſpiel von Sicilien repräſentirt! Ohne Zweifel kann Herr Schmidt den Rubin und die Julia, auch den Herodes und was er will, auf ähnliche Weiſe analyſiren. Nichts iſt leichter, als das, aber die kritiſche That wiegt auch nicht ſchwerer, wie der Bart, der in Rom den Statuen zuweilen von Talenten, die ſich beſcheiden der öffentlichen Dankbarkeit entziehen, bei nächtlicher Weile mit Holzkohle gemacht wird. In Griechenland fügten die tragiſchen Dichter ihren Werken gleich ein Satyrſpiel hinzu; da die modernen Poeten das unterlaſſen, ſucht der Recenſent die Lücke durch eine Parodie zu ſtopfen.

So karrikirt Herr Schmidt meine Praxis; ich mußte in's Detail eingehen, denn nur am Detail läßt ſich die Entſtellung aufzeigen. Kein Wunder, daß er viel Widerwärtiges, Scheußliches, Wahnwitziges und Unſittliches heraus bekommt; wenn er meine Stücke von hinten läſe und die Kataſtrophe für die Expoſition nähme, die Expoſition für die Kataſtrophe, könnte das Reſultat kaum ausgiebiger ſein. Unterſuchen wir nun noch, wie er ſich zu meiner Theorie verhält; einen Fingerzeig darüber hatten wir ſchon bei Gelegenheit der Anna und der Kuh, wo er auf die Novelle bezieht, was ich über das bürgerliche Trauerſpiel ausſprach.

Ich ſage in der Vorrede zur Maria Magdalena: das Drama ſoll den jedesmaligen Welt- und Menſchen-Zuſtand in ſeinem Verhältniß zur Idee, d. h. hier zu dem Alles bedingenden ſittlichen Centrum des Weltorganismus veranſchaulichen, und alſo im höchſten Sinne Geſchichtſchreibung ſein. Das Alles wird näher entwickelt und auf Gründe zurückgeführt, die Jedermann nur noch die Wahl geſtatten, ob er ihnen beiſtimmen oder mit Hegel annehmen will, daß der Standpunct der Kunſt überwunden ſei, daß daher Niemand mehr produciren dürfe, daß folgerecht die Natur aber auch keinen productiven Geiſt mehr in's Leben rufen könne, ohne mit ihrer eigenen Oeconomie in Widerſpruch zu gerathen. Dabei wird ausdrücklich (Seite 14) gegen die tendenziöſe Auffaſſung meines Gedankenganges Verwahrung eingelegt und der Dichtungs-Proceß auf eine Weiſe beleuchtet, die gar keinen Zweifel übrig laſſen kann, daß es mir nicht von fern in den Sinn kam, ein Adjectiv, das die reinſten Erſcheinungen der Gattung characteriſirt, in einen Imperativ für den hervorbringenden Künſtler, der eines ſolchen nach meiner eigenen Darſtellung nicht bedarf, weil die Schöpfung unbewußt und unwillkürlich in ihm vor ſich geht und er nur Organ iſt, zu verwandeln. Welche Wechſelbälge hat nun Herr Schmidt mittelſt des gleich auf der erſten Seite der nämlichen Vorrede von mir vorahnend beſchriebenen Manövers mit meinem Gedankengange erzeugt?

1) Läßt er mich behaupten, der moderne Dichter ſolle ſich hinſetzen und mit Abſicht eine Welt-Anſchauung erſchaffen. Iſt das nach dem Vorangeſchickten nicht ſelbſt im Jahre 1850 unglaublich? Ich reiche dem Schiffer einen Compaß für die Reiſe, und Herr Schmidt ſagt, ich hätte ihm aufgegeben, des Compaſſes wegen zu reiſen. Dabei macht er die ſehr richtige Bemerkung, daß das Wort Welt-Anſchauung, das durch den Fauſt in den aeſthetiſchen

Katechismus gekommen ſei, viel Unheil angerichtet habe. Aber die Bemerkung trifft mich und meine Productionen nicht im Mindeſten und iſt alſo übel placirt. Meine Forderung, den jedesmaligen Welt- und Menſchen-Zuſtand zu veranſchaulichen, verlegt der albernen Jagd auf eine Welt-Anſchauung geradezu den Weg, verweiſ't den Dichter entſchieden auf's Endliche und Begränzte und ſchneidet alle Abſtractionen ab, erlaubt ihm nicht einmal die unfruchtbare Liebäugelei mit dem reinen Schönen, wenn die Elemente deſſelben nicht in Welt und Zeit vorhanden ſind. Eben ſo verhält es ſich mit meinen Productionen; ſie gehen nie und nirgends ſo wenig im Ganzen als in einzelnen Figuren im Sinne des Fauſt auf eine Welt-Anſchauung aus, ſie beſchäftigen ſich ausſchließlich mit der Erde, nicht mit Himmel und Hölle, ſo weit die Kunſtformen ſelbſt, in denen freilich Endliches und Unendliches zuſammen fällt, es nicht verlangen; ſie reflectiren nicht einmal über den Welt- und Menſchen-Zuſtand, den ſie abſpiegeln, ſie geben dem Zuſchauer und dem Leſer nur Gelegenheit, es zu thun, und das ſoll geſchehen. Uebrigens irrt Herr Schmidt, wenn er mich einen Schüler Hegel's nennt; ich bin es ſo wenig im weiteren, wie im engeren Sinn.

2) Verſichert er, ich producirte nicht, oder wenigſtens nicht bloß, aus reiner, natürlicher Freude am Schaffen, ſondern aus bewußter Reaction gegen eine verkehrte Richtung der Zeit. Woher weiß er das? In der Vorrede zur Maria Magdalena, die er mein Glaubensbekenntniß nennt, ſteht

das gerade Gegentheil, dort wird der Schöpfungsact ſogar in Bezug auf die Wahl des Stoffs dem Willen entrückt, und mit dieſer, doch ſicher aus meinen innerſten Erfahrungen gewonnenen Grund-Anſchauung iſt ein bewußtes Reagiren gegen eine verkehrte Richtung der Zeit gerade ſo vereinbar, wie mit dem, was der Phyſiolog uns über den Embryo-Zuſtand des Menſchen berichtet, ein Reflectiren der Mutter darüber, ob er blond oder braun zur Welt kommen ſolle. Heillos! Nie und nirgends wird ein Dichter aus einem anderen Grunde produciren, als aus Luſt am Schaffen; ſollte er es etwa thun, um ſich von Herrn Schmidt und ſeines Gleichen recenſiren zu laſſen? *In Deutſchland am wenigſten kann er dem Verdacht ausgeſetzt ſein, daß ihn nicht die unbedingteſte Röthigung ſeiner Natur treibe; hier winken ihm keine National-Belohnungen, hier iſt er nicht einmal gegen das Verhungern geſchützt, und wenn der Staat noch einer Rechtfertigung ſeiner Gleichgültigkeit gegen das Talent bedürfte, ſo wird der Kritikus ſich beeilen, ſie ihm durch den Nachweis zu geben, daß die jedesmaligen Repräſentanten desſelben gar nicht zu Anſprüchen berechtigt ſind.*

3) Behauptet er, ich ließe nur *Sophokles*, *Shakeſpeare* und *Goethe* als dramatiſche Dichter gelten und ſpräche von allen übrigen mit der größten Verachtung. Die Wahrheit iſt, daß ich in dem Augenblick, wo

ich von denjenigen dramatiſchen Dichtern ſprach, die in dem von mir entwickelten höchſten Sinne Epoche gemacht haben, diejenigen nicht mit aufzählte, die in dieſem Sinne nicht Epoche gemacht haben. Das iſt nun doch ſehr einfach; wenn man es nur mit den Centralſonnen zu thun hat, muß man die Planeten auslaſſen, und daraus, daß man ſie an einem Ort nicht nennt, wo ſie nicht genannt werden können, wird kein Vernünftiger folgern, daß man ſie überhaupt nicht mit zum Sternenhimmel rechnet. Herr Schmidt, der ſich ſogar, wie wir ſahen, eine kleine Bemerkung über die Unterſcheidungszeichen von mir notirte, ſollte doch wiſſen, mit welcher Verehrung und Bewunderung ich, wenn der Anläß ſich dazu ergab, von Schiller, Kleiſt und Anderen ſprach, die nicht in die erſte Reihe gehören; er ſollte doch wiſſen, mit welcher Anerkennung ich ſchon jüngere dramatiſche Autoren bei ihrem Eintritt in die Literatur begrüßte; er ſollte doch wiſſen, daß ich ſelbſt Productionen, wie z. B. Gutzkows Urbild des Tartüffe, bei ihrem Erſcheinen auf der hieſigen Bühne wegen ihrer formalen Abrundung und Geſchloſſenheit mit Wärme willkommen hieß, obgleich ſie Richtungen angehören, die der meinigen entgegengeſetzt ſind. Mit Verachtung ſpreche ich von den Fabrikarbeitern, von ſolchen Leuten, die das Converſations-Lexicon nach „piquanten Stoffen“ durchſtöbern, um Tantièmen zu gewinnen, und für die wird doch Niemand Achtung reclamiren wollen.

4) Giebt er mir Schuld, ich ſtellte mich als den

Propheten einer neuen Zeit hin. Wo thu ich das? Direct? Das wagt Herr Schmidt ſelbſt nicht zu behaupten. Indirect? Dadurch, daß ich, als ich die alten Geſetztafeln im Tempel einmal wieder abgeleſen hatte, nicht mit erhobener Stimme hinzu fügte, ich machte mich keineswegs anheiſchig, ſie in allen Punkten zu erfüllen? Nach meinem Gefühl wäre gerade das anmaßend geweſen, und man hätte mir erwiedern können: wer erwartet's denn von Dir? Zur Antwort auf dieſe Inſinuation diene das Sonett an einen Freund, das ſich Seite 114 in meinen neueren Gedichten findet. Es lautet:

Du rühmſt mich oft um meine Dichtergaben
Und nennſt mich reich, weil Vieles, was ich dachte,
Dich mit dem ſelt'nen Schatz vertrauter machte,
Den milde Götter Dir geſpendet haben.

Ich wär's genug, um eine Welt zu laben,
Vermöcht' ich Alles, was in Dir erwachte,
Als ſich Dein Geiſt an meinem Wort entfachte,
Bis zu der tiefſten Wurzel aufzugraben.

Jetzt bin ich's nicht. Denn das, was mir die Muſen
Verliehen, mag vom Nichts mich unterſcheiden,
Doch den Heroen kann's mich nicht geſellen.
Zwar, Mancher trägt noch weniger im Buſen,
Der glaubt, die Welt als erſter Hirt zu weiden,
Und iſt, o Zeit, doch Kork auf Deinen Wellen!

Ich laſſe einiges Andere auf ſich beruhen, weil es nur durch den kategoriſchen Imperativ erledigt werden kann. Dahin gehört die Frage, wo die nothwendige Concentration, auf der alle Kunſt beruht, und die viele Natürlichkeits-Forderungen, z. B. manche in Bezug auf die Diction, eben ſo unbedingt vom Drama abweiſ't, wie die Reſtauration der Helden durch Eſſen und Trinken, in Uebertreibung übergeht. Es läßt ſich hierüber im Allgemeinen Nichts feſtſetzen, man muß daher im ſpeciellen Fall die Stimmen ſammeln und wägen, und ſolcher Puncte giebt es viele.

Zum Schluß. Die Geſammt-Ausgabe meiner dramatiſchen Schriften, mit deren Vorbereitung ich beſchäftigt bin, wird beweiſen, daß die Kritik mir nicht eine einzige begründete Bemerkung gemacht hat, die ich nicht beherzigt hätte; wer wäre nicht dankbar für den Spiegel, in dem er ſeine Flecken ſieht! Hohle Abſprecherei, die ſich auf Verdrehung meiner Theorie und Carrikirung meiner Praxis ſtützt, darf ich ſo lange verachten, bis ſie ſich in ihr Gegentheil verwandelt. Vielleicht wundert ſich der geneigte Leſer, daß ich ſo viel Arbeit an ein offenbares Nichts ſetzen konnte. Aber wir Alle ſind Soldaten und müſſen unſeren Schild rein halten! Deutſchland hat ohne allen Zweifel bedeutendere Dichter gehabt, wie ich bin; aber in Einem Punct bin ich den größten meiner Vorgänger gleich: in dem heiligen Ernſt und der ſittlichen Strenge, womit ich meine Kunſt ausübe, weiche ich keinem, und wenn ich auch Nichts über meine Zukunſt weiß, dieß weiß ich, daß meine Zeit einer ſpäteren gegenüber ihre eigene Moralität gar nicht ärger verdächtigen kann, als durch die Zweifel, die ſie in die meinige ſetzt!

Julia.

Trauerſpiel in drei Akten.

Perſonen.

Tebaldi.
Julia.
Alberto, ein Arzt.
Graf Bertram.
Antonio.
Pietro.
Chriſtoph.
Valentino.

Die Handlung ereignet ſich Anfangs in Italien, dann in Deutſchland.

Erſter Akt.

Zimmer im Hauſe Tobaldi's.

Erſte Scene.

Tobaldi.

Nun? Noch immer keine Spur?

Valentino.

Es iſt unbegreiflich, wo das Fräulein —

Tobaldi.

Wer ſpricht vom Fräulein? Kannſt Du es denn nicht behalten, einfältiger Menſch, daß meine Tochter krank zu Bette liegt und dem Tode nahe iſt? Daß —

Valentino.

Daß ſie keine ihrer Geſpielinnen ſehen kann, weil die geringſte Erſchütterung die fürchterlichſten Folgen haben würde, daß — — und ſo weiter, o ich habe nichts vergeſſen und weiß, was ich zu antworten habe, wenn ich über die Straße gehe und gefragt werde. Aber ich dächte, hier, unter uns, mit Ihnen allein —

Tobaldi.

Und ich ſage Dir: nein und noch einmal nein! Du ſprichſt mit mir, wie mit Anderen, dann macht es Nichts, wenn Du einmal mit Anderen ſprichſt, wie mit mir! — Alſo vom Papagei keine Spur?

Valentino.

Nein!

Tobaldi.

Das Schickſal trifft mich zu hart! Die Tochter heute und den Papagei morgen — es iſt zu viel für Einen Mann! Du haſt bekannt gemacht, daß demjenigen, der mir den Vogel wieder bringt, eine Belohnung von zehn Ducaten gewiß iſt?

Valentino.

Bis jetzt nicht!

Tobaldi.

Und warum nicht?

Valentino.

Mir däucht, der Schmerz eines Vaters um die Tochter, und alſo auch die Krankheit der Tochter, könnte verdächtig werden, wenn der Vater ſo viel Angſt um einen entflogenen Papagei an den Tag legte.

Tobaldi.

Eſel, Du ſollteſt ausbringen, daß die Kranke in ihren Fieberträumen immer nach dem Papagei ſeufze, und daß mir deshalb Alles daran liege, ihn wieder zu bekommen. Das ſollte den Betrug — die Krankheit mein' ich, wahrſcheinlicher machen. Haſt Du mich jetzt verſtanden? Fort denn, und dann auf die Apotheke wegen der neuen Medicin!

Valentino.

Um ſie aus dem Fenſter zu gießen, wenn ſie da iſt! Gut! (Ab.)

Zweite Scene.

Tobaldi (allein).

Wer hätt' es je gedacht! Entlaufen! Die Tochter einer ſolchen Mutter entlaufen! Und das zwei Tage vor dem Roſenfeſt, wo ſie als Marien-Jungfrau — — Gerade, als ob ſie es aller Welt hätte kund thun wollen, mit wie viel Recht ſie erwählt worden ſei. Wer kommt da?

Dritte Scene.

Alberto (tritt ein).

Guten Morgen, alter Freund!

Tobaldi.

Guten Morgen, Doctor! Du kommſt früh, freilich, freilich, einen gefährlicheren Kranken, wie mein armes Kind, wirſt Du nicht haben, der Tod — Doctor, ich zweifle nicht an Deiner Kunſt, Du ſiehſt es, ich rufe keinen Deiner Collegen herbei, mein Vertrauen in Dich iſt gränzenlos! — aber der Tod iſt ihr gewiß, und ich denke, was meinſt Du, er kommt noch heut, wenn nicht zu Mittag, ſo doch wenigſtens zu Abend!

Alberto.

Tobaldi, ich muß Dich endlich fragen: wie weit denkſt Du's denn eigentlich zu treiben?

Tobaldi.

Wie weit? Nun, wie weit treibt's eine Krankheit mit einem Menſchen, wenn ſie ihn nicht wieder aufkommen läßt? Sie macht Miſt aus ihm, oder wenn Du willſt, Blumen-Futter!

Alberto.

Als ich an jenem Morgen zu Dir kam, als ich Dich, wie feſtgenagelt, in Deinem Stuhl ſitzen ſah, als Du mich Anfangs gar nicht zu erkennen ſchienſt, dann aber plötzlich aufſprangſt, mir um den Hals fielſt und mich beſchwurſt, Dir beizuſtehen, die Ehre Deines Hauſes zu retten, da — —

Tobaldi.

Da benahmſt Du Dich, wie Du Dich immer benommen haſt, ſeit wir mit einander bekannt ſind. Du ſagteſt: ſieh mich doch nur an, ich bin kein Kalender-Heiliger, der ſein Wunder erſt dann verrichtet, wenn man ſich die Hände wund gerungen und den Hals heiſer gebetet hat, ich bin Dein alter Stubenburſch Alberto, der Alles thut, was er kann, ſobald er weiß, was er ſoll!

Alberto.

Ich that, was Du verlangteſt, ich — Gott vergebe es mir — ich brachte unſern alten Streit, ob das Lügen unter Umſtänden erlaubt ſei — Du behaupteteſt immer das Gegentheil, Du weißt doch noch? — durch die Praxis auf einmal zu Ende, ich ſchrieb für eine Kranke, die nicht da war, Recepte, ich legte mein Geſicht — es war bei ſo abgehärteten Muſkeln keine Kleinigkeit — in theilnahmvolle Falten, ich ging von Haus zu Haus und ſagte — — nun, ich ſagte meine Lection auf! — Aber —

Tobaldi.

Aber? dieß Aber erſchreckt mich — Du fandeſt hoffentlich Glauben? Wenigſtens haſt Du's mir verſichert!

Alberto.

Nur zu viel, nur zu viel! Noch eben, da ich zu Dir ging — höre, Freund, Du magſt davon denken, was Dir beliebt, aber ich habe ein Herz, und ich kann dafür ſeit fünf Minuten einen beſſeren Beweis aufſtellen, als die Regelmäßigkeit meines Blutumlaufs. Ich möchte durch Lügen nicht gern Nervenfieber ausſäen, obgleich die blanke Ernte davon keinem Andern zuwachſen würde als mir ſelbſt.

Tobaldi.

Ich verſtehe Dich nicht!

Alberto.

Nicht? Nun, Du weißt, wie der junge Anſelmo Deine Tochter immer — wie nennt man's doch? An Menſchen iſt's mir verhaßt, an Turteltauben kann ich's wohl leiden!

Tobaldi.

Aber Julia hat ihn immer fern gehalten!

Alberto.

Gleichviel! Der tritt mir eben in den Weg und mit einem Geſicht — ernſthaft, ich glaube, ich bin ein Schurke, daß ich ſeine ſtumme Frage mit Kopfſchütteln und Achſelzucken beantwortet habe!

Tobaldi.

Pah!

Alberto.

Ei was, ich las in ſeinen Augen, in ſeinen Mienen —— die Hand konnt' ich nicht erwiſchen, ſo gern ich auch Räderwerk und Zifferblatt zugleich unterſucht hätte, aber ich wette auf einen Puls von Einhundert und fünfzig in der Minute, und es wäre doch arg, wenn wir durch eine erlogene Krankheit eine wirkliche herbeiführten.

Tobaldi.

All das kümmert mich nicht! Mir iſt, als lebt' ich unter Pflanzen und Steinen! Sie ſind mir nicht verwandt, das weiß ich jetzt; was geht's mich an, ob ſie verwelken, ob ſie zerbröckeln!

Alberto.

Großen Dank!

Tobaldi.

Gute Nacht, mein Vater! Träume ſüß! Wenn Du das gehört hätteſt —

Alberto.

Und ſelbſt dieſen letzten Abend fiel Dir Nichts an ihr auf?

Tobaldi.

Nein! Daß Du's weißt! Den Tag zuvor traf ich ſie mit verweinten Augen bei ihren Blumenſtöcken. Kind, ſagt' ich tröſtend, es geht nicht alle Tage ein Meſſina zu Grunde! Verſtehſt Du mich? ich glaubte, die Erdſtöße, die alle Welt mit Entſetzen erfüllten, hätten ſie ſo erſchreckt. So fern lag mir das Mißtrauen. Folgt daraus, daß ich ein Eſel bin? Oder daß ſie verſchmitzt war, wie keine Zweite? Lebten wir noch in den Zeiten der Kreuzzüge, ich wollte mir einbilden, ſie habe eine Viſion gehabt und ſei ausgezogen, einen Nagel vom Kreuz Chriſti zu ſuchen!

Alberto.

Und was denkſt Du denn zu thun?

Tobaldi.

Die acht Tage ſind um. Die Friſt, die ich ihr für die freiwillige Zurückkunft beſtimmte, iſt abgelaufen. Sie wird heute ſterben und morgen begraben werden.

Alberto.

Biſt Du —

Tobaldi.

Auf meinen Diener kann ich mich verlaſſen, ich weiß warum, und Du — nun, das verſteht ſich von ſelbſt!

Alberto.

Die Kranke konnteſt Du vor fremden Menſchen verſchließen, die Todte wird man ſehen wollen.

Tobaldi.

Das wird Niemand einfallen. Meine Schweſter liegt ſelbſt an ihrem alten Uebel darnieder, und die Nachbarn und guten Freunde werden durch die Furcht fern gehalten. Ich bat Dich nicht umſonſt um eine anſteckende Krankheit.

Alberto.

Bedenke was Du thuſt. Deine Tochter kann noch immer wieder kommen.

Tobaldi.

Warum nicht? Jeder Verführer wird ſeiner Beute ſatt, und wenn dann die Thür des Vaterhauſes noch offen ſteht, ſo kehren die lieben Mädchen wohl zurück. Darum eben will ich die meinige bei Zeiten ſchließen. Thäte ſie's dennoch, ſo würd' ich ſie freilich nicht für ein Geſpenſt erklären, aber ich würde ſagen: Madame, Sie haben eine erſtaunliche Aehnlichkeit mit meinem hingeſchiedenen Kinde, leider können Sie Sich nicht ſelbſt davon überzeugen, denn meine

Julia liegt auf St. Lorenzo. Wollen Sie das Epitaphium einmal beſichtigen, ob es nach Ihrem Geſchmack iſt? Auch Blumen habe ich ihr aufs Grab gepflanzt, vielleicht gefällt es Ihnen, Sich eine zu pflücken! (Ruft.) He! Valentino! — Noch nicht da!

Alberto.

Du mußt alſo die Mutter Gottes durchaus übertreffen?

Tobaldi.

Wie meinſt Du?

Alberto.

Sie hatte nur einen Speer im Herzen. Du haſt daran nicht genug?

Tobaldi.

Keine Räthſel!

Alberto.

Grimaldi!

Tobaldi.

Bring ihn den Raben in Erinnerung, die ſich von ſeinem Fleiſch gemäſtet haben! Schieß einen davon herunter, wenn Du ihn rächen willſt!

Alberto.

Wer machte ihn zur Rabenſpeiſe?

Tobaldi.

Ich doch wohl nicht?

Alberto.

Wer jagte ihn in's Elend?

Tobaldi.

Adam, unſer Eltervater, der all die Thorheit auf ihn vererbte, die ihm nach dem Apfelbiß noch übrig blieb!

Alberto.

Du verſtehſt mich!

Tobaldi.

Nicht ganz! Wenn ein Narr Minen gräbt, bei denen Nichts heraus kommen kann, als daß das Pulver vertheuert wird, iſt es ein Verbrechen, ihn zu ſtören?

Alberto.

Wer behauptet das?

Tobaldi.

Du, wenn Du glaubſt, mich anklagen zu dürfen, weil ich dieſem hohlen Grimaldi in den Weg trat, als er einen Aufruhr erregen wollte, der vier und zwanzig Stunden gedauert und Jahrelange Verfolgungen nach ſich gezogen hätte. Weißt Du, was ihn trieb? Nicht das letzte Aufathmen des erſtickten Ahnherrn in der Bruſt des erniedrigten verkümmerten Enkels, nicht die Glut einer heiligen Scham, die Manchen unter uns verleiten könnte und auch wohl verleitet — Du weißt, was ich meine, und haſt mich oft genug darum geſcholten — das Unmögliche zu unternehmen, weil wir's nicht aushalten, der Spott der Welt, ja unſerer eigenen Dränger zu ſein! Nein! Die jammervollſte Unfähigkeit, einen Verluſt, wie er wohl Andere auch trifft — ſtarb nicht auch mir eine Frau? — zu ertragen, die eigenſüchtige Raſerei einer unmännlichen Verzweiflung, die Gegenwart und Zukunft eines Volkes Preis geben zu dürfen glaubt, wenn ſie dabei nur großmüthig ein Leben mit auf's Spiel ſetzt, das ihr zur Bürde geworden iſt, und womit ſie Nichts mehr aufzuſtellen weiß. Es gibt Leute, die den Weltuntergang herbei führen möchten, um ſich den Selbſtmord zu erſparen! Als ich ihn einſt aufforderte, blieb er ruhig in ſeinem Winkel ſitzen, denn ihn feſſelte die Unterſuchung, ob die Küſſe eines Weibes mit den Jahren an Süßigkeit gewinnen oder verlieren; hätt' ich aufſtehen ſollen, nun er kam? Der einzige Moment, in dem etwas gelingen konnte, war verſtrichen, denn Napoleon hatte zu donnern aufgehört; nur ein Toller konnte meinen Plan wieder aufnehmen und erwarten, daß ich ihn unterſtützen würde; nur ein Narr konnte darin, daß ich das Gegentheil that, einen Abfall von mir ſelbſt erblicken. Laß die Welt ſich häuten, laß eine neue Zeit kommen: mit wackelndem Kopf und ſchlotternden Knieen werd' ich mich unter ihr Banner reihen. Aber damals, wo Alles ſchlief, wo nicht einmal die Erinnerung mehr wachte, wär's Wahnſinn geweſen!

Alberto.

Dennoch hätte ſich wohl ein anderes Mittel gefunden, ihn unſchädlich zu machen, als das, was Du wählteſt! Es war nicht nöthig, daß er geächtet, daß er auf Tod und Leben verfolgt wurde. Ohne das wär' er gewiß nicht ſo weit gekommen, unter die Räuber zu gehen und auf dem Schaffott zu enden!

Tobaldi.

Und ich, meinſt Du, hätte in den Abruzzen den Ueberfall nicht erlebt, der Dir das Reiſen an meiner Seite für immer verleidete, und durch den er mir ſeinen Dank für eine Sünde abtrug, die ich nie an ihm beging!

Alberto.

Die Du nie an ihm begingſt?

Tobaldi.

Nein! Ich drohte ihm, als er durchaus nicht dahin zu bringen war, in ſeine Vaterſtadt und in ſein Haus zurück zu kehren, allerdings mit der Entdeckung, aber ich that's nur, um ihn zu zwingen, mir auf den Leib zu rücken und mir Gelegenheit zu geben, den ſieben Teufeln, die ihn plagten, mit einem Dolch in einfacher Nothwehr irgendwo die Thür zu öffnen. Während ich nun zuvorkommend viele einſame Spaziergänge machte, verrieth ein Schurke, dem er ſich nach ſeiner Art vorſchnell anvertraut hatte, ihn wirklich, und er mußte flüchten. Daß er mir das auf die Rechnung ſetzte, war natürlich, denn Leute wie er begreifen's nicht, daß ein Mann, der ſelbſt einmal Brandſtifter geweſen iſt, ſchon deßhalb nicht Feuerwächter wird, weil das ausſehen könnte, als wollte er ſich dadurch ſeinen Pardon ſichern. Daß Du das aber auch gethan haſt, wundert mich!

Alberto.

Ich glaubte, Du müßteſt Dir einer Schuld gegen den Vater bewußt ſein, weil Du ſo oft Nachforſchungen nach dem Sohn anſtellteſt!

Tobaldi.

Das Mitleid mit dem Sohn eines Räubers iſt doch wohl auch ohne eine ſolche Schuld erklärlich. Welch einem Schickſal geht er entgegen! Ihn dem Abgrund, um den er ſchon als Kind herum ſpielt, entziehen, heißt mehr thun, als alle zehn Gebote auf einmal erfüllen! Meine Bemühungen waren umſonſt!

Vierte Scene.

Valentino (tritt ein).

Die Medicin, Herr!

Tobaldi.

Weg damit! Zum Tiſchler! Beſtelle den Sarg für meine Tochter! Nimm's Maaß nach dem Bett und bring's ihm! Sag, ſie ſei eben geſtorben. Der Doctor wird den Todtenſchein gleich ſchreiben!

Valentino.

Ja! Aber —

Tobaldi.

Du meinſt, man muß auf Alles denken! Richtig! Wenn Jemand davon ſpricht, daß er ſie ſehen will, ſo antworte, ſie ſei bis zur Unkenntlichkeit entſtellt und ihr letztes Wort ſei geweſen: mein Vater, einen Schleier über mein Geſicht!

Valentino.

O! Das wird nicht geſchehen! Sie laufen ſogar vor mir, ſelbſt der Apotheker trat drei Schritte zurück, als ich kam, und ſchob ſeinen Burſchen vor. Die Angſt vor der Anſteckung iſt zu groß.

Tobaldi.

Um ſo beſſer! Geh' auch ins Kloſter und laß Seelenmeſſen leſen! Sag', der Arzt — (Zu Alberto.) Deine Reputation erlaubt das doch? — hätte den tödtlichen Ausgang nicht geahnt, wenigſtens nicht ſo ſchnell, und ich hätte die letzte Oelung, der Aufregung wegen, ſo lange verſchoben, bis es zu ſpät geweſen ſei. Fort!

Valentino.

Wenn ich's nur gut mache! (Ab.)

Alberto.

Du gehſt weit! Ich glaubte, Du wollteſt die Zeit der vorgeſchützten Krankheit benützen, um Nachforſchungen anzuſtellen, und —

Tobaldi.

Nachforſchungen? Iſt ſie mir etwa geraubt? Geſtohlen? Iſt ſie, kann ich daran zweifeln, nicht freiwillig gegangen? Hab ich auch nur einen Verdacht, mit wem? Nein, dieſe Heuchelei, dieſe Verſtellung — glaube mir, ſie iſt mir mehr als todt! (Ab.)

Alberto.

Hätt' ichs vorher gewußt, ich hätte mich widerſetzt! Nun iſt's zu ſpät! Aber der hat ſeine Tochter nie geliebt!

Nur das Bild, das er ſich von ihr machte! Freilich, wer liebt anders! Es iſt nun einmal das Schickſal des Menſchen, daß man ihn wegen Eigenſchaften verehrt und anbetet, verabſcheut und haßt, die er gar nicht beſitzt, die ihm von Andern nur geliehen werden! Armes Mädchen! Hätte er Dich nicht für eine Ausnahme Deines Geſchlechts gehalten, er würde Dich ſtrenger überwacht, er würde Dir, da Dir die Mutter nun einmal fehlte, ein weibliches Weſen, dem Du Dich anvertrauen konnteſt, beigegeben und nie Urſache gefunden haben, gegen Dich zu wüthen! Doch Du ſollſt auch jetzt nicht verloren ſein, ich weiß, was ich thu'! (Folgt Tobaldi.)

Wald.

Fünfte Scene.

Graf Bertram tritt auf. Chriſtoph folgt ihm.

Graf Bertram.

Nun, alter Chriſtoph, laß mich eine Stunde allein. Aber ganz allein, hörſt Du? Du weißt, ich kann Piſtolen abſchießen, wenn es im Gebüſch um mich her zu raſcheln anfängt. Ich habe Stunden, wo es mich empört, daß ich mich nicht vor Gott in irgend einen dunkelſten Winkel der Nacht zurückziehen kann, wo ich mein Auge ſchließe, weil es mich brennt, als ob von oben eins hinein ſchaute! Fort! Haſt Du das noch gehört?

Christoph.

Ich gehe Diſteln zu kopfen. Thaten Ew. Gnaden daſſelbe, ich ginge leichter. Eine Stunde? (Zieht ſeine Uhr.) Drei! Alſo bis Vier!

Graf Bertram.

Daß Du mir die Uhr nicht ſchiebſt, Alter! Du haſt es wohl ſchon gethan!

Christoph.

Und wenn ich's that, ſo geſchah's — Gnädiger Herr, ich ließ Sie noch nie an ſolchen Tagen allein, daß Sie des Abends nicht wieder Blut geſpieen hätten. Trotzen ſollt' ich Ihnen, ſprechen: ich will nicht gehen! oder etwas Aehnliches, damit Sie über mich ergrimmten und Ihren finſtern Gedanken entriſſen würden! Und wenn ich's unterlaſſe, ſo geſchieht's wahrhaftig nicht, um meinen alten Rücken zu ſchonen. Der kann mehr vertragen, als Ihre Bruſt!

Graf Bertram.

Bah! als ob's ein Unglück wär', Blut zu ſpeien! Nur das iſt eins, nicht genug zu ſpeien! Und Du meinſt, das kommt von finſtern Gedanken? Ei, alter Narr, als ob Du nicht recht gut wüßteſt, daß es vom Tanzen, Trinken, Schwärmen, Jagen, genug, von den angenehmſten Dingen der Welt gekommen iſt!

Christoph.

Das erſte Mal!

Graf Bertram.

Nun gut, all' dieſer genoſſenen Herrlichkeiten erinnere ich mich, wenn ich unter einem alten kräftigen Baum liege, der ausſieht, als ob er der Erde die Auszehrung zuziehen könnte, weil er zu ſtark an ihren Brüſten ſaugt. Ich gedenke des brillanten Balls bei'm Miniſter, wo ich gegen Morgen meine Bruſt zum erſten Mal fühlte, und wo ich nur um ſo ärger zu raſen anfing, weil ich ſie natürlich dafür ſtrafen mußte, daß ſie nicht von Eiſen war; ich vertiefe mich in die Wonnen jenes dreitägigen Commerſches, wo mir zuletzt das helle Blut aus dem Halſe ſchoß, und wo ich noch mit röchelnder Lunge ſo lange behauptete, es ſei der rothe Wein, bis ich ohnmächtig zuſammen ſank; ich — — o, Du weißt nicht, wie einem Helden zu Muthe iſt, wenn er auf ſeine Thaten zurückſchaut und das herrliche Ziel, dem ſie ihn entgegen führten, in's Auge faßt! Ich weiß, wenn ich bis zu dieſem Punct komme, auf einmal wieder, wozu ich nütze bin; hab' ich denn nicht vortrefflichen Miſt aus mir gemacht? Hab' ich den Elementen, die Dich und Deinesgleichen gewiß nicht ohne Magenweh verdauen können, nicht wacker vorgearbeitet? Wird ein Baum, wie dieſer hier, nicht vielleicht, wenn ich ihn dünge, noch einen letzten Schuß thun, ſo übermüthig-keck, daß die Himmelsdecke erſchrocken um tauſend Meilen weiter zurückweicht, damit der ſchöne blaue Atlas, womit ſie ausgefüttert iſt, nicht Schaden nehme an irgend einem ſcharfen Zweig? Denn daß ein ſolcher Baum mir das Holz zum Sarg hergeben ſollte, daran iſt, obgleich er ſein Alter ſchon nach Jahrhunderten zählt, nicht zu denken; ich fragte neulich einen, dem ich zu Füßen lag, aber der fing unwillig den Kopf zu ſchütteln an und warf mir zur Antwort ſein grünſtes Blatt in's Geſicht!

Chriſtoph.

Ja! So ſprechen Sie, und ich ſoll gehen!

Graf Bertram.

Nun, ſo bleib, alter Narr, aber nimm Dich in Acht, ich werde Dich quälen! Sag' mir doch, Chriſtoph, wie alt bin ich?

Chriſtoph.

Ja, das weiß ich, wie's Kirchenbuch! Es war zu Weihnacht —

Graf Bertram.

Ich bin als Weihnachts-Geſchenk geboren, ich weiß. Aber wie alt?

Chriſtoph.

Ihre gnädige Frau Mutter — Gott hab' ſie ſelig —

Graf Bertram.

Zur Hölle iſt ſie wenigſtens nicht verdammt, ihren Sohn ſieht ſie nicht verweſen. Ich weinte, als ſie ſtarb — wie lächerlich! Aber noch einmal, wie alt?

Chriſtoph.

Nun, Du mein Gott, zwei und dreißig —

Graf Bertram.

Jahre oder Jahrhunderte?

Chriſtoph.

Ei, da ſie ſo ſcherzhaft ſind, wie Sie wollen, gnädiger Herr!

Graf Bertram.

Alſo Jahrhunderte! Nun, da kommt's aus! Iſt mir doch zu Muthe, als wüchſen aus meinem Fleiſch die wüſten Diſteln und Brenneſſeln ſchon heraus, die ſich auf meinem Grabe brüſten werden — ich brauche mich nur nach Art der Todten auf den Rücken zu legen und die Augen zu ſchließen, ſo hab' ich ein Gefühl, als ob ich ein wucherndes Beet voll Kirchhofunkraut wäre; das neigt und beugt ſich gegen einander: auch ſchon da, Frau Muhme? und ein kalter Wind bläſ't hindurch! Pah, wie ſollt's anders ſein! Wer mit Friedrich Barbaroſſa vor Mailand lag, wer mit dem Hunnen-König kämpfte und ihn dreimal aus dem Sattel hob, der braucht ſich nicht zu ſchämen. Damit vertheidigte ich mich neulich im Traum gegen Einen, der mir Naſenſtüber gab und mich dabei ausſpottete, weil mir der Arm, den ich zur Abwehr gegen ihn erheben wollte, am Leibe hängen blieb, als hätte ich ihn von einem Leichnam geborgt. Ich hielt ihm meinen Antheil an jeder berühmten Heldenthat der letzten zwei Jahrtauſende entgegen; ich beſchrieb ihm die Wunde, die ich dem Richard Löwenherz im linken Bein über dem Knie beigebracht, ganz genau; ich fragte ihn zuletzt triumphirend, ob's genug ſei und ob ich mich erſchöpft fühlen dürfe. Er zog ab, wie Einer von einem Todten abziehen mag, an dem er im Rauſch gefrevelt hat, weil er ihn für einen Faulpelz hielt; er war zufrieden geſtellt, ich war es ſelbſt und legte mich auf die andere Seite; mir war wirklich, als ob ich die hungrige Zeit mit meinem dünnen Ich ſchon ſo viele Jahrhunderte, als ich Jahre zähle, gefüttert und ihr doch noch für den nächſten Tag ein kleines Frühſtück aufgehoben hätte. Und wahrlich, wenn ich dieß Alles nicht wirklich gethan habe, ſo kann die Ewigkeit, und kriecht ſie ihren Ring bloß meinetwegen noch zehn Mal aus, keine Entſchuldigung dafür ausfinden, daß ich bin, was ich bin!

Chriſtoph.

Gnädiger Herr, wollen Sie mir nicht zürnen, wenn ich ein Wort — Sie können ja, ſo ſchnell Sie wollen: halt's Maul! ſagen!

Graf Bertram.

Du willſt Dich für das Zuckerwerk bezahlt machen, das Du, als ich noch ein Bübchen war, für mich ſtahlſt. Ich erinnere mich, Du kamſt einmal ſelbſt in den Verdacht der Näſcherei und mußteſt von der Beſchließerin eine lange Rede über einen ſehr ſchnöden Text anhören. Dein Geſicht — Alter, ſieh noch einmal ſo aus, vielleicht werd' ich auf einen Augenblick wieder Knabe. Nun gut, ſprich, ich bin in Deiner Schuld!

Chriſtoph.

Die Trine, die! Nun alſo, gnädiger Herr — das müſſige Umherziehen in der Welt thut Ihnen nicht gut! Warum — Sie ſind ſo klug, können den ganzen Tag ſprechen, ohne dieſelbe Sache zwei Mal zu ſagen, reden in jedem neuen Lande mit einer neuen Zunge, **bon jour**, **buon giorno**, als ob Sie in Jeruſalem die erſten Pfingſten mit gefeiert hätten — warum — ich weiß ja, wie oft Ihr Herr Onkel Ihnen ein Amt angeboten hat, noch letztes Neujahr, wenn nicht ſeitdem ſchon wieder, warum nehmen Sie kein's an? Er nimmt's ſo übel, wie Unſer-Einer, wenn wir einen guten Bekannten zum Mittag-Eſſen einladen und er „Danke!“ ſagt, und — ja, Ew. Gnaden, das glauben Sie nur, Beſchäftigung — — Hätte ich nicht immer für Sie zu thun und zu ſorgen gehabt, ich wär' auch ein Melancholikus geworden, wenn das nicht ein Hochmuth von mir iſt; denn es ſteckt auch in mir noch ein andrer Kerl, als bei Sonnenſchein aus dem Fenſter ſieht, — wenns regnet, kriecht er aus, wie die Würmer, aber dann klopf' ich einen Rock aus, und das wirkt, als ob ich mich ſelbſt ausklopfte. Ein Amt — —

Graf Bertram.

Ich habe ein Amt — ich lebe!

Chriſtoph.

Dieß Amt haben wir Alle!

Graf Bertram.

Für Euch iſt's eine Freude, ein Spaß, für mich ein Geſchäft, das ich nicht aufgeben darf, obgleich ich bankerott bin, weil mir ſcheint, daß ich's für fremde Rechnung führe! Pah, Du weißt viel davon, was vorgefallen war, als ich Dich jenen Abend von zwei Piſtolen, die auf dem Tiſch lagen, die eine aus dem Fenſter abfeuern ließ!

Chriſtoph.

Das war mein Meiſterſchuß! In Nacht und Nebel hinein und doch was getroffen. Der Rabe trappt noch jetzt mit zerſchoſſenem Flügel herum auf dem Hof!

Graf Bertram.

Damals fragt' ich an — (Für ſich.) Aber Nein! war die Antwort! O, welch' ein Tag! Es war der erſte nach meiner Geneſung! Vor dem Weinſtock unter meinem Fenſter, der mich mit ſeinen ſchwellenden Trauben zu höhnen ſchien, vor der aufblühenden Schönheit des Gärtnerkinds, das mir einen Strauß brachte, vor Allem, was mir friſch und lebendig-reizend entgegen trat, fühlte ich mein Nichts; wie eine vom Wind aufgeblaſene Menſchenhaut mit verklebter Mundritze kam ich mir vor. Es war Abend — wozu ſoll es wieder Morgen für Dich werden? dacht' ich und griff zur Piſtole. Aber da durchzuckte mich ein anderer Gedanke. Haſt Du nach einem ſolchen Leben denn auch das Recht auf einen ſolchen Tod? Und neben die erſte mit der Kugel legt' ich die zweite ohne die Kugel und rief: entſcheidet, ihr dort oben! Nun ein Gang durch's Zimmer, ein Griff auf's Gerathewohl, den Hahn aufgezogen, die kalte Metallröhre an die Schläfe geſetzt und abgedrückt — — Ha, ich lebe noch (Laut.) — Chriſtoph, feure die da durch's Fenſter ab!

Chriſtoph.

Längſt geſchehen, gnädiger Herr!

Graf Bertram.

Ich glaube, immer allein zu ſein!

Chriſtoph.

Könnt' ich ihn doch auf andere Gedanken bringen! Friſch darauf los! Auch der Aerger wird ihn zerſtreuen! — Und wenn's denn mit dem Amt Nichts iſt, Ew. Gnaden könnten auch heirathen! H'raus iſt's, wie der eingeroſtete Schuß aus der Büchſe, die er verdarb!

Graf Bertram.

Nicht wahr, Alter, es müßte reizender ſein, in den Armen eines ſchönen Mädchens zu verweſen, als im Grabe! Für ein ſtaubiges Leichenkiſſen eine ſchwellende Bruſt, die den Schlummernden wiegte, und milde ſanfte Augen, die ſtatt kalt blinkender Sterne auf ihn herabſchauten, vielleicht gar auch ein Finger, der mit überwundenem Ekel den erſten Wurm zurückſchnellte — welch ein Tauſch! Aber, wie ich darüber denke, könnteſt Du wiſſen, Du haſt geſehen mit welchem Entſetzen ich floh, als jenes unglückliche Kind — unglaublich iſt es mir, unglaublich, es heißt ja doch, daß ein Kainszeichen flammt! Und doch, ich darf nicht hoffen, daß ich mich getäuſcht habe, ſie fand wirklich Gefallen an mir! Genug, ich verdammte mich zur ſchleunigſten Flucht, als ich's bemerkte, und wir ſind jetzt zweihundert Meilen von ihr entfernt!

Chriſtoph.

Ja, und ſie — ei, was weiß ich alter Eſel davon, aber dafür bin ich Bürge, wenn ihr die Ohren klingen, ſo ſagt ſie jedes Mal zu ſich ſelbſt: nun ſpricht Einer von mir, und der Eine — Jetzt geſchah's ja auch!

Graf Bertram.

Du meinſt, dieß Kind hätte einen Menſchen, wie mich, nicht über den erſten Zeiſig, den man ihr im Frühling fing, wieder vergeſſen?

Chriſtoph.

Nein! ſo wenig, als den Zeiſig über Euer Gnaden, wenn ihr einer davon geflogen wäre. Solche alte finſtere Schlöſſer im Norden, ei, ich bin ja ſelbſt ſo in der Einſamkeit aufgewachſen und weiß, wie die Menſchen da ſind; die pflücken keine Roſe, die nicht nachher in die Bibel gelegt und getrocknet würde, und wenn ein Mädchen — vornehm und gering, ſie ſind ſich Alle gleich! Nun, das war eine Grafentochter, und da Ew. Gnaden nun einmal ſolche Scrupel haben — gut, gut! Aber es giebt auch Andere, Arme —

Graf Bertram.

Und die, meinſt Du, darf man ruhig mit dem goldenen Ring an einen Leichnam ketten, die darf man — — nein, bewahre mich Gott in Gnaden vor einer Großmuth dieſer Art; erwecke er in mir, wenn er mich nicht anders davor ſchützen kann, noch jetzt den Ahnenſtolz meines Ur-Ur-Großvaters, der einmal als Jüngling, wie er von einer Mesalliance hörte, erklärt haben ſoll, er werde eher um eine Löwin oder eine Bärin werben, als um eine Venus aus dem Bürgerſtande. Ich ſcheue die Mißheirathen nicht ſo ſehr, wie er, aber die zwiſchen Leben und Tod ſcheue ich allerdings; denn ſie iſt die Mutter der Geſpenſter!

Chriſtoph.

Um eine Bärin! Das war der wilde Herr mit der Reiherfeder auf dem Hut, deſſen Naſe man nicht mehr ſieht, weil die Mäuſe ſie aus ſeinem Portrait herausgefreſſen haben; natürliche Folge davon, daß man die Katzen zu gut bei uns füttert. Ich hab's tauſend Mal geſagt, wenn ich hinter die Treppe guckte und die zinnerne Schüſſel ſtehen ſah, die immer voll war!

Graf Bertram.

Jetzt geh' zum Wagen, Alter, ich folge; es wird kühl!

Chriſtoph.

Kühl! (Für ſich.) Ja wohl, in Gedanken! Ich kann's mir recht lebhaft vorſtellen, wie angenehm es jetzt bei uns zu Lande von den Firnen herweht! Ja, Tyrol, Tyrol!

Aber hier, wo die Eier nur ſo lange friſch ſind, als die Henne ſie noch nicht gelegt hat — — Gott, Gott, wie glücklich werde ich mich fühlen, wenn ich keine Orangen und Citronen mehr ſehe, außer wo ſie hingehören, am Weihnachts-Abend in der Punſchterrine oder auf der Bratenſchüſſel im Maul eines Eberkopfs! — Soll Paul näher heran fahren? Ich glaube, daß er's kann!

Graf Bertram.

Nein! (Chriſtoph ab.)

Sechste Scene.

Graf Bertram. (allein.)

So iſt's, Jammermenſch, ſo iſt's! Bilde Dir nicht ein, daß Du Dich zu tief herabſetzen kannſt! Du biſt ſolch ein Aber der Menſchheit, das ſie knirſchend hinzufügt, wenn ſie ihre Cäſaren und Napoleone aufgezählt hat. Ha, Thaten! Haſt Du nicht einſt von Thaten geträumt? Aber Du meinteſt, dieſe Zeit ſei nicht die Zeit der Thaten, als ob's nicht auch eine That wäre, ſich bereit zu halten, und nun machteſt Du's, wie ein ſchlechter Soldat, der ſich auf ſeinem Poſten langweilt, Du verſpielteſt Deine Waffen. Schaud're! Schaud're! Wie ſtändeſt Du da, wenn Du jetzt gerufen würdeſt! Und dennoch könnt' es kommen; denn die Erde bebt in ihren Feſten, und es wird ſo ſchwer ſein, ſie an Ketten zu legen, als in der Donnerwolke, die finſter und geladen über ihr ſchwebt, die Blitze mit einer Hand-Spritze auszulöſchen. — Und wenn das Auge eines Mädchens freundlich auf Dich blickt, ſo mußt Du das Deinige ſchließen und vor ihm zurückweichen; denn nie darfſt Du eins zum Weibe machen, Dein eigener Sohn würde Dich dereinſt dafür auf Piſtolen fordern! Was bleibt Dir? Nichts, als die Hoffnung, daß es vielleicht noch irgendwo ein Loch in der Welt gibt, wo ein Kerl, wie Du, der nur noch Ding iſt, hingeſtopft werden kann, wie ein Fetzen in einen Fenſter-Riß; Nichts, als ein Nachſpringen in's Waſſer, wenn ein Trunkenbold hinein fiel, um ihn zu retten, oder, wie's Dir ging, als Du's thatſt und ſelbſt unterſankſt, von ihm gerettet zu werden, Nichts, als — (Man hört Stimmen.) Menſchen! Ich kann keine ſehen! (Ab.)

Siebente Scene.

Julia und Pietro (treten auf.)

Julia.

Iſt dieß der rechte Weg?

Pietro.

Würdet Ihr mich bezahlen, wenn ich Euch einen verkehrten führte?

Julia.

Ich hoff', er mag. (Laut.) Er iſt ſo einſam, als ob wir ihn erſt bahnen ſollten!

Pietro.

Fürchtet Ihr Euch vor mir?

Julia.

Ich will ihn reizen! (Laut.) Vor Dir, der Du Dich ſelbſt im letzten Dorf vor einem lahmen Hund fürchteteſt?

Pietro.

Wie war das?

Julia.

Und er hatte nicht einmal mehr Zähne im Maul, er biß nur noch in Gedanken!

Pietro.

Es iſt hier wirklich einſam. Man thäte wohl, mich bei guter Laune zu erhalten!

Julia.

Ja!

Pietro.

Ja, und noch einmal Ja!

Julia.

Warum?

Pietro.

(Zieht ein Meſſer.)

Julia.

Du haſt doch auch Aepfel bei Dir?

Pietro.

Hohn und Spott? Weib, wenn ich Dich niederſteche, ſo fällt nicht einmal ein Verdacht auf mich! Man wird's den Räubern mit auf die Rechnung ſetzen, die hier herum im Walde hauſen. Darum — giebſt Du mir, was Du bei Dir trägſt? Drei Mal haſt Du Deine Börſe gezogen, ohne daß es nöthig war, ich weiß, ſie iſt ſchwer!

Julia.

Gute Nacht, Welt! (Laut.) Wenn ein And'rer das ſagte, ſo — Dir dreh' ich bloß den Rücken zu! (Sie thut's.) Und doch thu' ich's nur, weil mich ſchaudert!

Pietro.

Ha! (Er dringt mit dem Meſſer auf ſie ein.)

Achte Scene.

Graf Bertram (tritt hervor.)

Bube!

Pietro (wirft das Meſſer nach ihm.)

Verflucht! Ich — ſpaßte ja nur! (Entſpringt.)

Julia.

Ich kann Ihnen nicht danken, denn ich muß dieß Meſſer ſelbſt wieder aufnehmen!

Graf Bertram.

Ich verſtehe Sie nicht!

Julia.

Sie meinten es gut — Leben Sie wohl! (Sie will gehen.)

Graf Bertram.

Gehen Sie nicht. Sie begreifen, daß ich Sie nicht gehen laſſen kann!

Julia.

Ich fühle, daß Sie es doch thun werden!

Graf Bertram.

Nimmermehr. Dieſer Menſch könnte Ihnen noch auflauern.

Julia.

Ich hoffe es ſogar! Nur weil ich ihn für einen verkappten Banditen hielt, erkor ich ihn zu meinem Führer.

Graf Bertram.

Sie wollen ſterben?

Julia.

Ich muß!

Graf Bertram.

Ich werde Sie hindern, ſo lange ich nicht weiß, daß Sie ein Recht dazu haben!

Julia.

Ich bin unglücklich!

Graf Bertram.

Ich bin's mehr, wie Sie, und ich lebe!

Julia.

Ich würde And're unglücklich machen!

Graf Bertram.

Und dieſe Andern — ſind ſie's werth, daß Sie ihnen das erſparen?

Julia.

Ich — Wer ſind Sie, daß Sie mir Fragen vorlegen, auf die ich nur Gott zu antworten brauche?

Graf Bertram.

Ein Mann, der nicht über Meer fährt, ohne den Wunſch zu hegen, hinein zu ſpringen, der keine Piſtole erblickt, ohne unwillkürlich die Hand darnach auszuſtrecken, und der ſich doch ſchon auf dem Meer bei einem Sturm am Maſtbaum feſthielt, der doch jede Piſtole liegen läßt. Ein Mann, der Allen das Leben gönnt, die es haben, aber nur den Wenigen den Tod, die ihn verdienten.

Julia.

Wenn Sie mich zu dieſen Wenigen rechnen müſſen, wollen Sie mir ihn geben?

Graf Bertram.

Um keinen geringern Preis Ihr Vertrauen? Ich habe ſogar die Kinderkunſt, Schmetterlinge zu fangen und Roſen zu pflücken, wieder verlernt.

Julia.

Ich verlangte etwas Thörichtes. Verzeihen Sie es meinem Mädchenmuth! Ich möchte den Tod finden, es ſchaudert mich, ihn zu rufen.

Graf Bertram.

So jung, ſo ſchön, und — es kann nicht ſein!

Julia.

Hören Sie mich, und wenn Sie mich gehört haben, ſo gehen Sie links, und laſſen Sie mich rechts gehen. Ich werde, das fühl' ich, den letzten Schritt leichter thun, wenn ein Zweiter ihn billigt!

Graf Bertram.

Wenn ich ihn billige, ſo werde ich ihn nicht länger verhindern. Reden Sie!

Julia.

Ich bin aus dem Hauſe meines Vaters geflohen.

Graf Bertram.

Warum?

Julia.

Um — aber glauben Sie, glauben Sie, ich konnte nicht anders, ich wäre wahnſinnig geworden, wenn ich es nicht gethan hätte! Sollte man denn nicht wahnſinnig werden, wenn ein Menſch, dem man vertraut hat, wie man Gott vertraut, auf einmal — — Und doch, doch! Bin ich denn jetzt wahnſinnig? Wer weiß! Wer weiß!

Graf Bertram.

Faſſen Sie Sich, und eröffnen Sie mir Ihr Herz. Sie ſagten mir noch Nichts. Sie flohen aus dem Hauſe Ihres Vaters, um —

Julia.

Um meinen Geliebten aufzuſuchen, meinen Bräutigam! Ich erröthe nicht, indem ich es eingeſtehe. Ging ich denn, um mich von ihm in die Hochzeitskammer einführen zu laſſen? O nein, darauf rechnete ich nicht mehr! Ich ging, weil ich nicht zweifelte, daß man mir, wenn ich nach ihm früge, ſtatt ſeiner Wohnung ein Grab zeigen würde. Denn er mußte todt ſein, oder — — Gott, Gott, wie konnte ich ahnen, daß ich's mit einer Maske zu thun hatte!

Graf Bertram.

Mit einer Maske?

Julia.

O wie edel, wie ganz des Begriffs würdig, den Jede meines Geſchlechts von einem Mann in ihrem Herzen trägt! So im Vorübergehen eine junge Seele zu zerpflücken wie einen verwelkten Blumenſtrauß, und ihr zum Andenken, zum Lohne für ihre unſchuldige Hingebung Nichts zu hinterlaſſen, als den Domino, den man eben trug!

Graf Bertram.

Armes Kind!

Julia.

Nicht einmal den Namen! Nicht einmal den Namen! Fürchteteſt Du, Antonio, mein Fluch möchte ſich an ihn ketten? Der ewige Rächer wird doch wiſſen, wem er gilt. O, daß ich ſchon da läge in meinem Blute, und daß er Dich heran führte! Daß er Dich zwänge, Deine Verdammniß aus den Verzerrungen meines Geſichts, aus meinem gebrochenen Auge heraus zu leſen! Er kennt meinen Schmerz, er thut es vielleicht. Elend, verächtlich iſt ein Weib, das ſich betrügen läßt und ein hohles Leben feig zu Ende ſchleppt. Hätte die Erſte, an der ein Treubruch begangen ward, den Muth gehabt, ſich einen Dolch in's Herz zu ſtoßen, wer weiß, ob eine Zweite das gleiche Schickſal erfahren hätte!

Graf Bertram.

Ich ahne —

Julia.

O freilich, Sie ahnen, Sie ſind ein Mann! Und ich, nicht wahr, ich bin eine Thörin, zum wenigſten eine Thörin, daß ich mich beſchwere? Warum ließ ich auch die Roſe fallen, da er eben vorüberging! Hätt' er mich bemerkt, hätt' er zu mir aufgeſehen, wenn dieß nicht geſchehen wäre? Jetzt that er's, er war in ſeinen Gedanken geſtört, ſollt' er ſich dafür nicht an mir rächen? Mir entfiel ſie freilich mehr, als ich ſie fallen ließ! Und als zugleich mit ihm ein Betteljunge darnach griff und er zu meinem Balcon hinauf rief: wem gehört ſie? da ſagte ich: dem Wind, der ſie mir entführte, und trat zurück.

Graf Bertram.

Und?

Julia.

Und? Sie ahnen nicht Alles? Sie fragen noch? Nun ja, warum nicht, es führt wohl mehr als ein Weg zur Hölle. Wiſſen Sie, wie ein Mädchen iſt? Lachen Sie doch! Wenn ihr Jemand auf Schritt und Tritt folgt, wenn ſie ihn allenthalben ſieht, in der Kirche unter den Heiligenbildern, im Garten unter den Roſen, wenn er ihr durch Blicke und Mienen zeigt, er ſei unendlich unglücklich und ſie könne ihn glücklich machen: ſie zweifelt, ſie zweifelt vielleicht lange, aber ſie glaubt's zuletzt. Wenn er ſich nun, ſobald ihr Auge mit theilnahmvollem Mitleid auf ihm zu ruhen anfängt, zur Nacht in ihr Haus, ja in ihre Kammer zu ſchleichen weiß, wenn er in dem Augenblick, wo ſie ſich vor der Mutter Gottes auf ihren Knieen niederlaſſen will, aus einem Winkel vor ſie hintritt und ihr zuruft: reiche mir Deine Hand, oder wecken Sie Ihren Vater, daß er mit ſeinem Dolch einen Unglücklichen durchbohre, der ſich nicht vertheidigen wird, da kann es begegnen, daß ſie vor Entſetzen in Ohnmacht fällt und ſich doch, wenn ſie aus der Ohnmacht erwacht, den Armen, in die ſie hineingeſunken iſt, nicht mehr zu entwinden ſucht; es kann begegnen, daß ſie ſich dem Mann, der das thut, in Liebe ergibt, weil ſie ihn nicht auf die Schlachtbank zu liefern wagt.

Graf Bertram.

War das Ihr Fall?

Julia.

O, nicht ganz, nicht ganz! Die Zuſammenkunft hätt' ich ihm nicht bewilligt, das weiß ich, und ohne die erſte wäre auch die zweite und dritte, wäre mein ganzes Unglück nicht möglich geweſen. Aber ſeine edle Geſtalt, ſein Geſicht mit dem räthſelhaften Schmerzenszug, ſein dunkelleuchtendes Auge, Alles dieß hatte ſich meinem Herzen ſchon zu tief eingeprägt, als daß mein Blick nur Mitleid, nur Theilnahme hätte ausdrücken ſollen. Genug, ich fand ihn, und mein Vater fand ihn nicht.

Graf Bertram.

Warum hielt er nicht um Sie an?

Julia.

Er heißt anders, als er ſagte, er lebt in einer andern Stadt, als er mir nannte, er wird auch andere Gründe gehabt haben, als er vorſchützte. Soll ich wiederholen, was er gegen mich ausſprach, und was ich ſelbſt nicht mehr glaube? Etwas ſeltſam Geheimnißvolles umgab ihn: es kam mir zuweilen vor, als ob er mich über ſich und ſeine Verhältniſſe täuſchte, aber ſo, daß ich es merken ſollte; ich gab es ihm einmal zu verſtehen, da lächelte er und antwortete: ſei nur erſt mein, und Du wirſt klar ſehen! Ich ward ſein! Ich ward es erſt nach den heiligſten Schwüren, von denen Gott ſelbſt wohl nicht geglaubt hat, daß ſie gebrochen werden könnten, aber ich ward's! Verachten Sie mich, ich weiß, daß ein Weib das Unmögliche möglich machen, ich weiß, daß es lieben und doch nicht vertrauen, daß es in einem Weſen untergehen und dieß Weſen doch zugleich des ſchmählichſten Verrathes fähig halten ſoll! Ich bewundere meine Schweſtern, die das können!

Graf Bertram (faßt ihre Hand.)

Ich verachte Sie nicht.

Julia.

Ich ward ſein. Ich ſchauderte vor der wilden Freude, die er nun verrieth; mir war, als ob ihn nicht bloß die Liebe, ſondern zugleich ein fremdes unheimliches Gefühl, die Rache hätt' ich ſagen mögen, berauſchte, ich fragte ihn, und ich wußte ſelbſt nicht, warum, ob er meinen Vater haſſe. Nicht mehr, verſetzte er, aber wenn auch? Dich lieb' ich darum nicht weniger! Mich überlief es kalt, er bemerkte es, preßte mich noch einmal in die Arme und rief: vergieb, aber Du weißt nicht, was ich Alles in meiner Bruſt erſticken mußte, ehe Dein Kuß mir ſo ſüß ſchmecken konnte. Er unterbrach ſich, nach einer Weile murmelte er: nun muß ſie mit mir fort, ſobald die Stunde kommt, ihr bleibt keine Wahl! Er hatte Recht, ich mußte, mir blieb keine Wahl. Aber, als nun die Stunde kam, als ich meinen ſchlafenden Vater ſchon, ich glaubte zum letzten Mal, geküßt und ihn durch eine meiner brennenden Thränen, die auf ſeine Wange fiel, aus dem Schlummer faſt geweckt hatte, als ich, den Schlüſſel zur Thür in der Hand, harrend auf dem Balcon ſtand, da ſtellte der Mann, dem ich dieß größte Opfer zu bringen gedachte, ſich nicht ein, um es entgegen zu nehmen, da harrte ich umſonſt und hatte ein Gefühl, wie es Diejenige haben mag, die zum äußerſten Schritt bereit, in einen See hinabſpringt und ihn unter ſich gefroren findet! Ha! der Mond mag mit Abſcheu auf ein Geſchöpf geblickt haben, das entſchloſſen war, den alten Vater zu verlaſſen und dem Geliebten zu folgen, aber die Morgenſonne hat gewiß nicht ohne Mitleid ein verſchmähtes Weib, das ſich erſt jetzt entehrt, geknickt und zertreten fühlte, zurück ſchwanken ſehen in's Haus!

Graf Bertram.

Und Sie hörten Nichts weiter von ihm?

Julia.

Nichts, Nichts. Die Tage verrannen, die Wochen, die Monate, ich hörte, ich ſah Nichts von ihm. Anfangs ſtanden die Gedanken mir ſtill, ich erfuhr, daß man aufhören kann zu leben, ohne zu ſterben, ich brachte Stunden damit hin, daß ich meine Pulsſchläge zählte. Dann begann es ſich unter meinem Herzen zu regen, mir war, als ob es lebendig würde in einem Sarg, das Bewußtſein kehrte mir zurück, ich empfand den ſchwerſten Fluch des Weibes, der die Seligkeit, die höchſte Seligkeit in Verdammniß verwandelt, ich fing an, den Menſchen, der mir ihn auferlegt hatte, zu haſſen, wie das Böſe ſelbſt. Auch dieſe Zeit ging vorüber; ich dachte an das Schickſal und ſeine Tücke, er wird krank ſein, rief ich aus, er iſt todt, ſetzte ich hinzu, als mir einfiel, daß Kranke Boten finden können, und dieſer Gedanke, nicht wahr, es iſt entſetzlich, erhöhte meine Verzweiflung nicht, er verringerte ſie, er war mir tröſtlich. Aber nun löſ'te eine Qual die andere ab, ich dachte an meinen Vater, und das Herz wollte mir zerſpringen! Er ahnte Nichts, er ſah Nichts, ſein Vertrauen in mich war gränzenlos; er ſuchte, als er mich einmal im Weinen überraſchte, den Grund meiner Thränen in der Furcht vor dem Weltuntergang! Ich ſchauderte vor dem Augenblick ſeiner Enttäuſchung, ich ſchauderte noch mehr, als man mich zur Marienjungfrau wählte, als man mich, mich auserkor, am Roſenfeſt allem Volk das heilige Bild vorzutragen, und als ich ſeine verhaltene Freude darüber ſah, ſein erzwungen gleichgültiges, mühſam zuſammengehaltenes, und doch vor befriedigtem Stolz faſt zerſpringendes Geſicht. Sollte ich den furchtbaren Tag abwarten, um zur Sünde den Meineid zu fügen? Sollte ich vor den Altar treten, das Bild herunter nehmen und feierlich ſchwören: ich berühre Dich mit reiner Hand! um gleich darauf zuſammen zu brechen und auszurufen: ich habe falſch geſchworen? Denn das iſt ſchon einmal geſchehn, und ein Jahr iſt darauf gefolgt, in dem jedem Dämon Gewalt über die Menſchen gegeben war, weil die Gnadenmutter ihr Antlitz zürnend abgewandt hatte. So verſtockt hatte mich die Verzweiflung noch nicht gemacht, ich beſchloß, zu fliehen, ich that's. Mein Geliebter hatte mir einen Namen genannt, eine Stadt, ich begab mich dahin und fand keine Spur von ihm, was blieb mir noch übrig, als den Tod zu ſuchen? Sie ſehen, wie Unrecht Sie hatten, den Mann mit dem Meſſer zu ſtören!

Graf Bertram.

Ich ſehe, daß eine Pflicht Sie aus der Welt hinausweiſt, aber auch, daß eine zweite und eine noch heiligere Sie darin zurück hält. Es kann Beiden genügt werden. Ich bin bereit, Sie zu heirathen!

Julia.

Sie?

Graf Bertram.

Fragen Sie nicht nach dem Warum. Es kann Ihnen gleich ſein. Fürchten Sie nicht, daß ich Liebe von Ihnen fordern werde. Ich ſelbſt kann Ihnen keine gewähren und werde Ihre Hand nur das eine Mal berühren, wo der Prieſter ſie vor dem Altar in die meinige legt. Ich will nichts, als Ihrem Vater einen Schmerz und Ihnen eine furchtbare Nothwendigkeit erſparen.

Julia.

Ha!

Graf Bertram.

Ich bin ein vornehmer Herr, ein deutſcher Graf; welche Anſprüche Ihr Vater auch an ſeinen Eidam machen mag, ich kann alle und jede befriedigen. Ihren übereilten Schritt nehme ich auf mich, ich werde ihn ſo darzuſtellen wiſſen, daß er Verzeihung findet! Ich — ich bin Ihr Entführer!

Julia

(faßt ſich an die Stirn).

Graf Bertram.

Ich habe für Sie die Bedingung gemacht und werde ſie heilig halten; Sie werden mir ewig ſo fremd bleiben, als Sie es mir geſtern, als Sie es mir noch vor einer Stunde waren! Auch ich habe Ihnen eine zu ſtellen, ſie iſt leicht; Sie ſollen es mir bloß ſagen, wenn Sie den Mann, der Sie verließ, durch Zufall wieder ſehen, und mir bekennen, mit welchen Gefühlen Sie ihn wieder ſehen! Und nun fragen Sie Ihr Herz, ob es Ihnen noch das Recht auf den Tod zuſpricht — ich zweifle.

Julia.

Nein! Wenigſtens noch nicht!

Graf Bertram.

So folgen Sie mir zu Ihrem Vater. (Beide ab.)

Zweiter Akt.

Sarg mit herumſtehenden Gueridons, auf denen Valentino die Lichter anzündet.

Erſte Scene.

Valentino.

Man ſagt, die Sonne ſieht nichts Neues; ob ihr auch dies nicht neu iſt? Wenn ich noch mehr ſolcher Dinge erlebte, ich könnte verrückt werden! Seit acht Tagen ſag' ich nun kein wahres Wort und bin ſchon ſo aus dem Geleiſe gebracht, daß, wenn mich Einer frägt, ob ich Valentino heiße, ich nur kaum noch mit Ja zu antworten wage. Wahrlich, mir iſt nicht wohl zu Muth. Freilich komm' ich in's Teſtament und darf jetzt die vollen Schränke und Kaſten im Hauſe mit ganz anderen Augen betrachten, wie früher. Aber das gibt mir vollends den Reſt! Was machte ich mir ſonſt daraus, wenn ich etwas zerbrach oder verdarb? Jetzt zitt're ich für jeden ſilbernen Löffel, ich habe Nachts eine Angſt vor Dieben, die mich nicht ſchlafen läßt, ja ich hätte meinen Herrn, als er heute Mittag ſein Trinkglas etwas heftig niederſetzte, anfahren und ihn, als ob ich ſchon Beſitzer wär', zur Vorſicht ermahnen mögen. Gebe nur der Himmel, daß der Todtengräber nicht ein ſolcher Unhold ſei, als man glaubt. Man legt ihm ſein nächtliches Arbeiten auf dem Kirchhof nicht zum Beſten aus, ſo viel er auch von übertriebenem Sterben und von der Unmöglichkeit, bei Tage mit den Gräbern fertig zu werden, fabelt. Wenn er auf den Gedanken käme, ſich mit dem Brecheiſen an dieſem Sarg zu verſuchen, und die Steine fände, die ich hineingelegt, die alten Kleider, womit ich ſie umwickelt habe, wir wären verloren! Er würde ſchon, ohne ſich ſelbſt zu verrathen, einen Verdacht zu erregen wiſſen und — es kommt Jemand! Da hab' ich die Thür offen gelaſſen — willſt Du noch einen weiteren Beweis, Menſch, wie es mit Dir ſteht? Am Ende wiegt ſie nicht ſchwer genug, oder zu ſchwer, und die Todtenträger —

Zweite Scene.

Antonio (tritt ein).

Iſt es wahr? Iſt es wahr?

Valentino.

Was denn?

Antonio.

Ich hörte — Wer liegt in dieſem Sarg?

Valentino.

Wer denn wohl ſonſt, als — — Leſen Sie den Schild! Name und Jahrzahl ſtehen ja ſauber eingegraben darauf!

Antonio.

Signora Julia, Tochter des Signor Tebaldi, alt achtzehn Jahr, geſtorben am elften um die Mittagsſtunde. Vortrefflich! Herrlich! Aber, Teufel, Du verrechneſt Dich!

Valentino.

Vortrefflich! Herrlich!

Antonio.

Wäre ich noch nicht Dein, ich würde mich Dir vielleicht ergeben, aber jetzt — wie ſtarb das Fräulein?

Valentino.

Wie? Nun —

Antonio.

Du biſt verlegen — Sie nahm Gift? Sie brauchte — (Er zeigt einen Dolch.)

Valentino.

Gift? Dolch? Das nicht! O nein! Wie hätte ſie —

Antonio.

Freilich, wie hätte ſie! (Für ſich.) Willſt Du ſie noch im Sarge beflecken? (Laut.) Sie war ſo jung, ſo ſchön, ſo blühend friſch, daß ein natürlicher Tod faſt noch unmöglicher erſcheint, als ein anderer! Sahſt Du nie eine Roſe, die ſich ſelbſt brach, weil ſie zu voll war?

Valentino.

Nein! Allerdings! will ich ſagen — (Er bläſ't ein Licht aus.) So ging's! (Er zündet's wieder an.) Schnell, als ob droben plötzlich ein Engel heiſer geworden wäre, für den ſie das Hoſianna ſingen ſollte. Sagen die Leichenfrauen nicht ſo in ſolchen Fällen?

Antonio.

Aber vorher — vorher — War ſie traurig? Fand man ſie zuweilen — — Du biſt ja der einzige Bediente im Hauſe und mußteſt oft um ſie ſein — — fand man ſie in Thränen? Schien ſie ſich zu grämen? Du weißt, der Tod kündigt ſich doch gewöhnlich auf irgend eine Weiſe an — Ahnungen ſtellen ſich ein, eine Niedergeſchlagenheit ohne Grund bemächtigt ſich des Menſchen — Was bemerkteſt Du?

Valentino.

Nichts! Gar Nichts! —

Antonio.

Nichts?

Valentino.

Nichts von dem, was Sie meinten. Sie war fröhlich, wie immer!

Antonio.

Das iſt nicht wahr! Dann müßt' ich zweifeln, daß ſie mich — — So! Fröhlich!

Valentino.

Wenn ich ſie ſah!

Antonio.

Wenn Du ſie ſahſt. Ja, Ja. Wenn er ſie ſah. Sei ruhig, wahnſinniges Herz, das es faſt tröſtlicher zu finden ſcheint, ſie gemordet zu haben, als ihr gleichgültig geworden zu ſein.

Valentino.

Aber ich weiß nicht, wie ich dazu komme —

Antonio.

Oeffne, öffne den Sarg!

Valentino.

Den Sarg?

Antonio.

Ich muß ſie noch einmal ſehen — Schnell! Schnell!

Valentino.

Noch einmal ſehen? Haben Sie ſie denn ſchon geſehen? Sie ſind völlig fremd in dieſem Hauſe und, wie mir däucht, auch in der Stadt.

Antonio.

Was fragſt Du viel! Nimm! (Gibt ihm eine Borſe.) Und öffne!

Valentino.

Der Sarg iſt verſchloſſen, und der Vater hat den Schlüſſel.

Antonio.

Führe mich zu ihm, er wird barmherzig ſein, ich will ihm dafür Alles, Alles vergeben, was er an meinem Vater und durch den an mir verbrochen hat.

Valentino.

Verbrochen? Signor Tobaldi verbrochen?

Antonio.

Ja! Ja! Iſt der Name Grimaldi in dieſem Hauſe unbekannt? Ich bin ſein Sohn, und das Blut wallt mir auf, wenn ich — Führ' mich zu ihm!

Valentino.

Ich darf ihn nicht ſtören!

Antonio.

Was will ich auch! Mit Blumen wird ſie die Todeswunde bedeckt, mit Lächeln den Schmerz übergüldet haben, um ſich erſt in der Nacht, auf die kein Tag mehr folgt, auszuweinen! Soll ich ſie ſtören, ſoll ich den Verdacht, der jetzt ſchläft, wie ſie ſchläft, wecken und — — Nein! Fahre wohl, Julia, fahre wohl, Du milder ſchöner Stern! Mein Herz iſt der Stein, der ſich dadurch erwärmte, daß er Deine Strahlen in ſich ſog. Nun wird er, wie jener, der nach Sonnenuntergang noch dankbar fortglüht und von der Sonne zeugt, noch ein wenig leuchten und dann erlöſchen, wie Du! (Er zieht die Piſtole hervor.) Ja, ja, wie Du! (Zu Valentino.) Wann wird ſie begraben und wo?

Valentino.

Heute noch und auf Sanct Lorenzo.

Antonio.

Das iſt da, wo die Ulmen ſo düſter über die Mauer ſchauen. Dahin! Dahin! Dieſen Alten möchte ich zu meinem Erben machen, da er mein letzter Wegweiſer iſt, ich möchte ihm den Edelſtein ſchenken, der mir jenſeits des Weltmeers das Haus bauen ſollte! Doch nein, das Vermächtniß eines Räubers könnte ſchreckliche Folgen für ihn haben! Eines Räubers! Du hörſt dieß Wort doch nicht, Todte! Sonſt möchteſt Du wieder aufſtehen und Dein junges Leben von dem Menſchen zurückfordern, der Dich zwar anders betrog, als Du vielleicht glaubteſt, der Dich aber doch betrog! Ich will den Stein wegwerfen. Hebe ihn auf zu Fluch oder Segen, wer will. Ein ſpielendes Kind, das nicht weiß, was es findet und den Fund wieder für eine Blume hingibt, oder — (Zu Valentino.) Wund're Dich nicht über mich, Alter! Ich habe Dein Fräulein geliebt, wenn ſie auch nichts davon gewußt hat, ich habe ſie oft in der Kirche geſehen.

Valentino.

Darüber verwund're ich mich gar nicht. Es iſt hier noch Einer in der Stadt, Anſelmo heißt er, der über dieſen plötzlichen Todesfall raſend geworden iſt. Man hat ihn mit Stricken binden müſſen, damit er ſich nur nicht aus dem Fenſter ſtürzte. (Feierlich.) Sein Blut komme nicht über mich, wenn er's doch thut. (Für ſich.) Was red' ich da wieder? (Zu Antonio.) Ich wollte nämlich nie einen Brief für ihn beſtellen, nicht einmal Blumen und Früchte überbringen, obgleich ich die Hälfte für mich hätte behalten können.

Antonio.

Und nun — (Er küßt den Sarg.) Heute früh, als ich ankam, trank ich auf ihr Wohl und wünſchte ihr ſo viele Jahre, als der Sonnenſtrahl mir Perlen im Wein zeigte. Das war mein letztes Glas! Nun, Alles hat ein Ende, und wenn morgen doch, warum nicht heut'? Warum aber nicht geſtern? könnt' ich auch fragen, könnt' ich eher fragen. Die Wunde hier, die mich für Monate darnieder warf, die mich in dem Augenblick darnieder warf, wo ich zu ihr eilen wollte, um mit ihr zu entfliehen und in einem neuen Welttheil ein neues Leben anzufangen, warum mußte ſie wieder heilen? Wenn Einem meiner mißtrauiſchen Teufel die Macht verliehen war, ſie mir in der Stunde der Entſcheidung zu verſetzen, warum gebrach ihm die Kraft, tief genug zu ſtoßen, und warum mußte ſich ein Anderer aus ſchnöder Dankbarkeit zu meinem Beſchützer und Pfleger aufwerfen? Gleichviel! Nach St. Lorenzo! (Ab.)

Dritte Scene.

Valentino (allein.)

Nach Sanct Lorenzo! Was? Der will doch nicht einen Todtenträger vorſtellen, der ſich ſelbſt dahin trägt! Mir grauſ't! Einer wird wahnſinnig, der Andere — — Nichts ſoll mich verhindern, gleich morgen zu beichten! Mein Herr! Gott Lob, daß er nicht früher kam! Das hätte des Fremden wegen was gegeben! Wie er d'rein ſchaut! Keck und ſicher, als wären die Steine ſchon unter der Erde! Welche Strafe wohl auf einen ſolchen Betrug geſetzt iſt!

Vierte Scene.

Tobaldi (tritt auf, einen erbrochenen Brief in der Hand).

Du biſt hier? Raſch hinunter! Der Vater des jungen Anſelmo wird gleich klopfen. Ich ſah ihn über die Straße gehen. Unter keiner Bedingung bin ich zu ſprechen!

Valentino.

Ich werde ihn abweiſen. Sein Sohn ſoll —

Tobaldi.

Ich bin kein Irrenarzt. Was geht's mich an? Kennſt Du ein Mädchen, das Haare hatte, wie meine Tochter? Schwarz und glänzend, daß kein Unterſchied zu bemerken wäre?

Valentino.

Die Mädchen haben Haare von allen Farben.

Tobaldi.

Spür' Eine auf. Es hat Zeit bis morgen. Du mußt mir eine Locke ſchaffen. Geh!

(Valentino ab)

Fünfte Scene.

Tobaldi.

Ja, liebe Schweſter, Dein Wunſch ſoll erfüllt werden, wär's auch nur zum Dank dafür, daß Du zur rechten Zeit krank geworden biſt! Du hätteſt Dir ſonſt Dein Recht auf den Leichenkuß ſchwerlich nehmen laſſen, und das würde mich in Verlegenheit geſetzt haben. Nun iſt's bald vorüber! Wenn dieſe Lichter niedergebrannt ſind, wenn dieſe Holzkiſte mit Erde bedeckt iſt, hab' ich in den Augen der Welt keine Tochter mehr. Wie leicht das Alles ging!

Sechste Scene.

Alberto (tritt ein.)

Nun?

Tobaldi.

Dank Dir für Deinen ſchwarzen Rock! Ihr Herren pflegt ſonſt die Zahl der Raben hinter einem Sarg nicht zu vermehren!

Alberto.

Und Du biſt und bleibſt entſchloſſen?

Tobaldi.

Du fragſt wie aus dem achten Jahre heraus, und haſt das Weſterhemdchen doch, wie mir däucht, ſchon geraume Zeit abgelegt. Als ob ich noch zurück könnte! Als ob auch nur eine Möglichkeit vorhanden wäre! Ich meine nur. Nicht, als ob ich zurück wollte!

Alberto.

Es würde Dir nicht zur Schande gereichen! Ein ſolcher Betrug —

Tobaldi.

Gegen die Würmer iſt unverantwortlich! Du haſt Recht. Ich hab's auch ſchon gedacht. Eine ganze Geſellſchaft zuſammenbitten und eine Schüſſel ohne Braten auf den Tiſch ſtellen! Welch ein — Aber ſei ruhig, ſie ſind's ſchon gewohnt, es geſchieht nicht zum erſten Mal! Ich wiederhole blos, was mir längſt ein Anderer vorgemacht hat!

Alberto.

Und was alſo nicht geglückt ſein muß, weil Du es ſonſt nicht wiſſen könnteſt!

Tobaldi.

Was ſo ſehr geglückt iſt, daß man in meiner Geburtsſtadt noch bis zur Stunde nicht weiß, wer der Urheber war, und ſich das Räthſel, das der Kirchhof aufgab, durch den Teufel löſ't.

Alberto.

Wenn ich mir denke, daß Dein armes Kind vielleicht hülflos und verlaſſen in der Welt umher irrt —

Tobaldi.

So iſt das wahrſcheinlich eben ſo richtig, als wenn der junge Anſelmo ſich denkt, daß ſie im Sarg liegt und in Staub zerfällt.

Alberto.

Wenn ich mir das denke, und mich dabei erinnere, wie manchen Kuß ſie mir vor ihrem ſiebenten Jahre gegeben hat — — ich ſage Dir, da könnt' ich auf der Stelle thun, was der junge Anſelmo thun würde, wenn er wüßte, was ich weiß, ich könnte mich wie ein irrender Schäfer aufmachen und —

Tobaldi.

Du würdeſt ſie ſicher nicht finden! Ich biete die Wette! Du ſollſt ſie am hellen Sonntag Mittag, wenn Alles, was Beine hat, ſpazieren geht, und Alles, was keine hat, vor der Thür auf der Steinbank ſitzt, zurückführen, und ich will Dir, ſobald Du den Wink gibſt, demüthig entgegen kommen und vor dem Fräulein mit Handkuß auf die Knie fallen! Ich meine, wenn Du ſie triffſt, und wenn ſie will!

Alberto.

Menſch, wie, ein Widerſpruch! Wie kannſt Du ſo gut von ihr denken und ſo, wie Du thuſt, gegen ſie handeln!

Tobaldi.

Ich denke nicht gut von ihr, ich denke gut von mir ſelbſt!

Alberto.

Ich thäte, was ich ſagte, wenn mir nicht gerade ein Patient im Sterben läge, und ein Geldmacher obend'rein! Und die Verſicherung geb' ich Dir! Ich ſtöre Dein Vorhaben nicht, jetzt nicht mehr. Ich werde ehrbar, wie Du ſelbſt, hinter dieſem Sarg einherſchreiten und mir den Mangel an Thränen vom gaffenden Volk ruhig auf Rechnund eines verſtockten Herzens ſetzen laſſen. Deſſen ſei aber gewiß, daß ich mich ihrer annehmen werde, wo und wie ich ſie finde!

Tobaldi.

Ueber Nacht ſah ich ſie unter Brennneſſeln liegen, einen Dolch in der Bruſt, und Einer ſtand neben mir — vielleicht warſt Du's — und fragte mich: bereuſt Du nichts? Ich ſagte Nein! Was hältſt Du von Träumen?

Alberto.

Ich begreiſe Deine ſtarre Kälte nicht!

Tobaldi.

Nein, denn Du begreifſt nicht, daß man in der Tochter zum zweiten Mal die Mutter beſitzen, und daß man ſie in ihr alſo auch zum zweiten Mal verlieren kann! Du begreifſt nicht, daß es Menſchen gibt, die nur einmal lieben, wie ſie nur einmal leben und ſterben, und die, wenn der Tod zwiſchen ſie und den Gegenſtand ihrer Liebe tritt, ihr ganzes Gefühl auf ein Bild, das über ihrem Schreibtiſch hängt, übertragen können, wie viel mehr auf eine Tochter, die — Halten wir der Todten die Leichenrede, damit wir erfahren, was wir an der Lebendigen hatten! (Tritt an den Sarg.) Hier liegt ein Mädchen, das dem Vater ſchon bei der Geburt theuer verſchuldet ward; denn es kam als Muttermörderin zur Welt, es ſchrieb ſich mit Blut in's Buch der Lebendigen ein! Er würde das Mädchen gehaßt, er würde es wenigſtens mit ausgedörrtem Herzen von ſich entfernt haben, wenn der Blick der Sterbenden nicht noch im Erlöſchen auf dem Kinde, wie auf dem letzten hell gebliebenen Punct der verdunkelten Erde geruht, wenn ſie bei einem zufälligen Laut desſelben nicht noch aus dem Todeskampf heraus ſelig gelächelt hätte. Nun mußte er es wohl lieben und an ſeiner Seite behalten, er mußte ſich dazu zwingen, denn er mußte zittern, die Entſchlafene durch andere Empfindungen noch jenſeits des Grabes zu verwunden. Was ſiehſt Du mich an, ſieh weg, weg!

Alberto.

Ich thu's ja.

Tobaldi.

Und es ging ihm wunderbar, dieſem Vater. Anfangs konnte er das kleine Weſen, das ſich in dumpfer Genüg-

ſamkeit an eine fremde Bruſt ſchmiegte und gleichgültigen Lippen die Küſſe aufdrückte, unter denen die erblaßten mütterlichen wieder aufgeblüht ſein würden, nicht ohne einen bitteren Schmerz betrachten. Aber ſo wie es ſich allmälig aus dem erſten dämmernden Nebel verſchwimmender Umriſſe zu beſtimmteren Formen entwickelte, trat eine ſolche Aehnlichkeit mit der Hingeſchiedenen hervor, daß ihm nach und nach ward, als hätte er ſie nicht verloren, als hätte ſie ſich nur aus Laune oder aus Scheu vor ihm wieder ins Kind zurückgezogen und mache nun aus dieſer freundlichen Maske heraus gebrochene Erkennungszeichen. Das Mädchen ward größer und der Traum, den ihr ſtilles Leben und Weben dem Vater aufſchmeichelte, voller und ſchöner; nie konnte er aufhören, ſich bei dem Gedanken an die Vorangegangene vereinſamt zu fühlen und zu vermiſſen, was er ſchon beſeſſen hatte, aber wenn er ſich auch von ihrer Gegenwart ausgeſchloſſen ſah, ſo durfte er ſich einbilden, daß ihm zum Erſatz für ſeine Entbehrung ein holder Nachgenuß ihrer Vergangenheit, ihrer Kindheit und Jugend gegönnt ſei, und ihm war zuweilen, als ob der heilige Duft der Blüte, den er einſog, ihn entſchädige für den Honig der Frucht. Du haſt die Abgeſchiedene gekannt —
— (Tritt vom Sarg weg.)

Alberto.

Ich habe, Freund, ich habe, und ihretwegen habe ich dem lieben Gott ſeinen Rippendiebſtahl halb und halb vergeben — verzeih, ich kann ja das Vaterunſer nicht einmal mehr beten, ohne einen Harlekinsſprung dazwiſchen zu machen — — aber freilich, freilich habe ich ſie gekannt!

Tobaldi.

Du haſt ſie gekannt; ſprich ſelbſt, ob die Tochter nicht geboren ſchien, den Lebensfaden der Mutter nur ſo wieder aufzunehmen und ihn völlig abzuſpinnen! Waren es denn etwa bloß zufällige Aeußerlichkeiten, die mich täuſchten? Die Farbe des Haars und der Augen oder der Ton der Stimme? Sprach durch dieſe Augen, durch dieſe Stimme nicht dieſelbe Seele zu mir, die mich einſt — — — Wußte ich nicht, wenn ich eine Frage an ſie ſtellte, was ſie antworten würde, weil ich mich erinnerte, was die Mutter geantwortet hatte? Und konnte ich ſie nicht, als ſie mich um das Bild der Mutter bat, zum Spiegel führen, ohne ein Narr zu ſein, und ſprechen: ſieh hin? Wurde die Aehnlichkeit, wenn noch etwas fehlte, nicht völlige Gleichheit, als ſie ſich, wie die es an unſerm Hochzeitstage machte, mit verwirrtem Lächeln abwandte und ihr Geſicht an meiner Bruſt zu verbergen ſuchte? Mir war, als ſäh' ich ſie ſelbſt!

Alberto.

Es iſt wahr!

Tobaldi.

Mußte ich alſo der Lebenden nicht vertrauen, wie ich der Todten vertraut hatte? Und iſt es ein Wunder, wenn ich's jetzt, da die Eine mich ſo ſchrecklich getäuſcht hat, nicht für unmöglich halte, daß auch die Andere mich noch hätte täuſchen können, wenn ſie länger —

Alberto.

Wahnſinniger!

Tobaldi.

Wahnſinnig oder nicht, ich ſage Dir, ſie hat mir ihre Mutter zum zweiten Mal ermordet, ſie hat ihr Bild in meinem Herzen verfinſtert, und darum ſoll ſie mir ſein, als ob ſie nicht mehr in der Welt wäre! Dieß Leichenbegängniß iſt kein bloßes Poſſenſpiel; was ſie mir war, das begrab' ich; was von ihr übrig blieb, das gilt mir weniger als Nichts.

Alberto.

Jetzt zum erſten Mal gönne ich ſie Dir!

Tobaldi.

Wen?

Alberto.

Die Todte! Denn jetzt ſehe ich, daß ich Dir Unrecht that, wenn ich glaubte, daß Du nur ein halbes Gefühl für ihren Werth gehabt hätteſt!

Tobaldi.

Und warum glaubteſt Du das?

Alberto.

Weil Du Dich gleich, nachdem ſie die Deinige geworden war, in Dinge einließeſt —

Tobaldi.

Die mir den Hals hätten koſten können, meinſt Du. Ja, ſieh, darin unterſcheidet ſich ein Mann, wie ich, von einem Grimaldi. Ich that's, als ich Alles gewonnen, er, als er Alles verloren hatte; ich, um für ein Glück, das ich nur dadurch verdienen zu können glaubte, den Preis zu bezahlen, er, um ſich für ſein Unglück zu rächen!

Siebente Scene.

Valentino.

Ein fremder Herr bittet —

Tobaldi.

Jetzt?

Valentino.

Ein ſehr vornehmer Herr!

Alberto

Hat er Dir das geſagt?

Valentino.

Er nicht, ſein Wagen, vier Pferde und zwei Bediente —

Tobaldi.

Iſt er dringend? So laß ihn kommen! Und hieher, damit er um ſo eher wieder geht!

Valentino.

Da iſt er ſchon!

Achte Scene.

Graf Bertram.

Ich habe die Ehre!

Tobaldi.

Verzeihung, daß ich Sie empfange, wo Sie mir angemeldet wurden.

Graf Bertram.

Es gilt mir gleich!

Tobaldi.

Mit einem Leichenbegängniß beſchäftigt, wie ich bin, darf ich Sie vielleicht erſuchen, mir gleich zu ſagen, was mir das Vergnügen verſchafft —

Graf Bertram.

Mit einem Leichenbegängniß?

Tobaldi.

Sie haben wahrſcheinlich die Bahre vor der Thür bemerkt. Oder war ſie noch nicht gebracht? Hier ſteht der

Sarg und bald wird der Geiſtliche mit den Chorknaben erſcheinen.

Graf Bertram.

Und wen, wen begraben Sie, wenn ich fragen darf?

Tobaldi.

Warum nicht? Sie werden mir gewiß eine Thräne des Mitleids ſchenken! Meine Tochter, meine einzige Tochter! Dahin gerafft, da ſie eben als Königin des Roſenfeſtes —

Graf Bertram.

Ihre — Unmöglich! Unerhört!

Tobaldi.

Unerhört? Wie das? Haben Sie meine Tochter gekannt? Und wenn — haben Sie noch nie vernommen, daß der Tod zuweilen ein Mädchen abruft, ehe es ſich ſatt getanzt hat?

Graf Bertram.

Nicht das meine ich, nicht das! Aber unerhört iſt es, (ihm in's Ohr.) daß man ſich unterſteht, Menſchen das Leichenbegängniß zu halten, die noch leben!

Tobaldi.

Das käme freilich nicht alle Tage vor!

Graf Bertram.

Irren kann ich mich nicht, nicht im Hauſe, nicht in Ihrer Perſon; denn Julia ſelbſt hat mich geleitet, und d'runten ſitzt ſie verſchleiert in meinem Wagen. Sie wagt nicht, ohne Ihre Erlaubniß Ihre Schwelle zu überſchreiten.

Tobaldi.

Verſchleiert! Das gefällt mir. Da wird ſie Keiner erkennen. Nicht ohne meine Erlaubniß! Das gefällt mir noch mehr!

Graf Bertram.

Laſſen Sie uns allein mit einander reden!

Tobaldi.

Warum allein? (Zu Doctor Alberto.) Träume ſind Schäume! Das ſchöne Fräulein, wovon wir ſo viel ſprachen, iſt noch weit davon entfernt, ſich durch Wallfahrten auf ungebahnten Wegen bei Hitze und Staub den Teint zu verderben, auch hat es viel zu viel Reſpekt vor Gottes Meiſterſtück, um ſich mit einem ſpitzigen Eiſen daran zu verſündigen. Es befindet ſich in der Obhut dieſes Kavaliers, und es ſpricht jetzt auf ein Stündchen bei uns vor, weil es gern wiſſen möchte, wie viel Plaiſir der alte ſpaniſche Kaiſer empfand, als er ſich bei lebendigem Leibe beiſetzen ſah. (Zu Graf Bertram.) Ich vermuthe das; denn daß die Dame kommt, weil ſie hofft, mich ſchon beerben zu können, möcht' ich nicht gern annehmen. Jedenfalls würde ſie ſich irren, der Schmerz um ſie hat mich, Sie ſehen es ſelbſt, noch nicht getödtet.

Alberto.

Laß mich ſprechen!

Graf Bertram.

Ja, mein Herr, helfen Sie mir einen Vater begütigen, der ſich gekränkt fühlen darf, ſchwer gekränkt, der aber in Gefahr ſteht, ſich an der Unſchuld dafür zu rächen!

Tobaldi.

An der Unſchuld? Iſt die Dame vielleicht plötzlich mondſüchtig geworden und hat ſich in dieſem Zuſtand unter Räuber verirrt? Ein berüchtigter Wald iſt freilich nah, aber ich bitte doch um Beweis!

Graf Bertram.

Ihre Tochter iſt vor Gott ohne Schuld. Sie würde es auch vor Ihnen ſein, wenn Sie in ihr Herz geſchaut hätten!

Tobaldi.

Und warum iſt denn das, was in dieſem Herzen zu leſen ſteht, Ihnen ſo bekannt, wie ein Wirthshausſchild, und mir, dem Vater, ſo unbekannt, wie der Inhalt eines Buchs, das erſt geſchrieben werden ſoll?

Graf Bertram.

Alles, was ſie zu verklagen ſcheint, fällt dem Mann zur Laſt, der ſie in eine Lage verſetzte, die ſo furchtbar war, daß ſie entſchuldigt ſein muß, wenn ſie ihre Pflicht gegen Sie nur noch durch die Flucht aus Ihrem Hauſe erfüllen zu können glaubte.

Tobaldi (zu Doctor Alberto).

Du, iſt hier von meiner Tochter die Rede, von dem Mädchen, das wir Beide kennen, oder von einer jüngeren Schweſter der Königin Cleopatra und von ihren unbekannten Verhältniſſen mit Cäſar und Antonius?

Graf Bertram.

Hören Sie mich. Ich bin da, um wieder gut zu machen, was ſchlimm gemacht ward!

Tobaldi.

Aeußerſt gnädig!

Graf Bertram.

Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter.

Tobaldi.

Schenk' mir dies, ich hab's Dir geſtohlen und möchte es gerne rechtmäßig beſitzen.

Graf Bertram.

Ich bin ein deutſcher Graf, in Tirol begütert, und der letzte Sproſſe einer der älteſten Familien. — Verzeihen Sie, daß ich von Dingen zu Ihnen rede, über die ich ſonſt nur meine Bedienten mit Thorſchreibern und Banquiers verhandeln laſſe. Es kann hier nicht umgangen werden.

Alberto.

Kurioſer Mann, der Sie ſind! Erſt ein Mädchen zu entführen, dann mit ihr zurückzukehren und ehrbar bei ihrem Vater um ſie anzuhalten! (Zu Tobaldi.) Aber ich dächte, jetzt läge das Herz Deiner Tochter offen wie ein Buch vor Dir da! Wenn Du auch noch nicht weißt, was der Herr Graf anwandte, um ſie zur Flucht zu bereden, ſo mußt Du doch ſchon wiſſen, was ſie aufbot, um ihn zur Umkehr zu bewegen. Mir däucht, ich ſehe ihre Thränen, ihre Beſchwörungen, und vielleicht (Zu Graf Bertram.) finden Sie es nicht unbillig, uns auch, was vorherging, mitzutheilen; denn Sie begreifen, daß Ihre Handlungsweiſe in unſeren Augen etwas ſeltſam erſcheint!

Graf Bertram.

Denken Sie von mir, wie Sie müſſen; daß hier ein Geheimniß obwaltet, fühlen Sie wohl ſelbſt, daß ich es nicht aufdecken kann, mögen Sie mir glauben, daß ich (Zu Tobaldi) Ihrer Ehre auf keine Weiſe zu nah getreten bin, und daß Ihre Tochter Ihrer väterlichen Achtung ſo würdig iſt, wie ſie es war, verbürge Ihnen mein Wort!

Alberto (zu Tobaldi).

Die Dichter erzählen von Königen, die ſich in Schäferinnen verliebten und vor der Erklärung den Zepter mit dem Hirtenſtab, den Purpurmantel mit dem Wollkittel vertauſchten, um ſicher zu ſein, daß die Liebe auf ſie ſelbſt fiele, nicht nebenbei auf die Krone. Vielleicht hat der Herr Graf es eben ſo gemacht und zuletzt noch, um ſich zu vergewiſſern, daß er das Herz der Geliebten nicht einmal mit dem Vater theile, ein Opfer verlangt, das ihr und dem

Vater zugleich das Herz hätte brechen können.

Graf Bertram.

Vielleicht! (Zu Tobaldi.) Meine Bitte habe ich angebracht, darf ich —

Tobaldi.

Sie ſagen, daß meine Tochter nicht ohne meine Erlaubniß die Schwelle meines Hauſes überſchreiten wird. Wohl! Die Erlaubniß gebe ich nicht.

Graf Bertram.

Bedenken Sie, was Sie thun, ich beſchwere Sie!

Tobaldi.

Sie ſagen, daß ſie unten im Wagen vor meiner Thür hält. Gehen Sie, und verkünden Sie ihr, daß ich ihr befehle, auf der Stelle umzukehren, die Stadt zu meiden, einen andern Namen anzunehmen und mich nie wieder an ihr Daſein zu erinnern. Thut ſie das, ſo will ich meinen Fluch zurückhalten, wie meinen Segen, und das iſt mehr, als ſie verdient. Gefällt es ihr nicht, ſo iſt es ihr ein Leichtes, mich vor aller Welt zu Schanden zu machen, ſie braucht nur ihren Schleier zurückzuſchlagen und ihr ſchönes Antlitz zu zeigen; dann aber werde ich, ich ſelbſt das Haus meiner Väter verlaſſen und als ein Bettler von hinnen gehen, mag ſie's bewohnen, wenn der Blitz des Himmels ſie nicht wieder daraus verjagt!

Alberto.

Tobaldi! Du weißt nicht —

Tobaldi.

Ich weiß, was ſie gethan hat! Was gehen mich ihre Gründe an! Gründe! Auch der Bube, der Dir bei Nacht den Dolch ins Herz ſtößt, hat Gründe! Und freilich wär's ihm lieb, wenn Du ſie anhören und ihm im Verſcheiden noch verſöhnt die Hand reichen möchteſt!

Graf Bertram.

Und das wäre Ihr letztes Wort?

Tobaldi.

Die Nacht bricht ein, die Leichenträger müſſen gleich hier ſein. Sprechen Sie mit Ihrer Dame; ich muß wiſſen, ob ich eine Tochter zu begraben oder eine Reiſe anzutreten habe. (Da Bertram ſprechen will.) Verzeihen Sie, ich kann Nichts weiter hören! (Ab.)

Alberto.

Sie müſſen fort! Machen Sie an der Tochter gut, was Sie am Vater verbrachen! Sie hat in mir einen Freund, der darüber wachen wird!

Neunte Scene.

Julia (verſchleiert, in höchſter Aufregung).

Eine Bahre wird vor dem Hauſe niedergeſetzt — Die Wände, die Treppen-Geländer ſind beflort — ein Sarg!

Allmächtiger Gott, wer kann darin liegen, als mein Vater! (Sie fällt am Sarge nieder.)

Zehnte Scene.

Tobaldi (erſcheint im Hintergrunde).

Doch!

Alberto.

Ja! Weil ſie Dich für todt hält! Laß ſie! Du kannſt jetzt einen Blick in ihr Herz thun, wie Gott!

Julia.

O Du, der Du nicht mehr ſiehſt, nicht mehr hörſt, laß noch einmal zu Dir reden, als ob Du noch ſäheſt und hörteſt! Ich wäge meine Sünde nach ihrer Strafe und fühle Deinen Tod wie einen Mord — — O, daß ich den Brautkranz im Haar trüge, damit ich Dir das beweiſen, damit ich ihn herabreißen und Dir den Menſchen opfern könnte, der mir das gethan hat! Jetzt bin ich frei von ihm, ganz frei, jetzt haſſe ich ihn!

Alberto.

Hörſt Du dieß?

Tobaldi (ſehr laut).

Was ſoll's mir?

Julia (ſpringt auf).

Bin ich wahnſinnig? Wer liegt denn da?

Tobaldi.

Meine Tochter!

Elfte Scene.

Valentino (tritt ein).

Prieſter und Chorknaben harren vor der Thür, die Leichenträger ſind im untern Saal verſammelt, ſchon zum dritten Mal brachte ich ihnen Wein!

Tobaldi.

Wurde ſie bemerkt, als ſie in's Haus ging?

Valentino.

Kaum von mir ſelbſt!

Julia.

Oeffne den Sarg! Begraben ſoll ich werden? Ich bin bereit, mich hineinzulegen! Oeffne! Ich werde nicht pochen, wenn ſie mich forttragen, wenn ſie mich an ſchwankenden Seilen in die Grube hinablaſſen und die rollenden Erdſchollen mich polternd mahnen, den letzten Augenblick wahrzunehmen, der noch mein iſt. Ich werde nicht wimmern, wenn mir d'runten die Luft nicht früh genug ausgeht und ein thieriſcher Hunger mich vielleicht zwingt, mit den Würmern gemeinſame Sache zu machen oder ihnen gar zuvorzukommen! Oeffne! Ich habe ſchon Schlimmeres erlitten!

Tobaldi.

Schlimmeres? (Zu Graf Bertram.) Herr — ich fordre Sie vor meinen Degen!

Julia.

Dieſer Mann iſt ein edler Mann!

Tobaldi.

Edler Mann! Und doch —

Julia.

Ich —

Graf Bertram.

Was beginnen Sie?

Julia.

Warum nicht? Wenn ich ihm Nichts mehr bin, wenn er mich ſchon aus der Welt getilgt hat, wie aus ſeinem Herzen, warum das Wort zurückhalten, das ſeinen Zorn noch einmal entflammen und ihn bewegen wird, dieſen Kaſten wieder aufzuſchließen, mich hineinzupacken und den Schlüſſel in den Brunnen zu werfen, aus dem ich achtzehn Jahre trank!

Graf Bertram.

Schweigen Sie! Ich ſprach ſchon! Sie haben mehr Pflichten, wie eine, und Sie haben dieſe eine erfüllt! Das will ich vor Gottes Thron wiederholen!

Alberto.

Reiſen Sie ab!

Tobaldi.

Auf der Stelle, ja! Aber erſt muß der Sarg fort und das Haus von Zeugen leer ſein! Bis dahin —

Julia.

Gott ſelbſt will Nichts als Reue vom Menſchen! Das zeigt, daß der Menſch nichts weiter geben kann. Willſt Du mein Leben obend'rein? Ich darf jetzt nicht ſagen: Da iſt's aber bald! Sprich Ja und ſetz' einen Tag feſt! Dann komm und ſpei' mich an, wenn Du keinen rothen Fleck auf meiner Bruſt findeſt!

Tobaldi.

Bis dahin in's Nebenzimmer! Und — eine Locke kannſt Du mir zurücklaſſen! Eine oder zwei! Nicht für mich! Meine Schweſter will ein Andenken, und wer weiß, wer noch ſonſt!

Alberto (zu Graf Bertram).

Ihr Name?

Graf Bertram.

Graf Bertram!

Alberto.

Aus Tirol! Wohl. Gehen Sie! Mich ſehen Sie bald!

Graf Bertram und Julia ab.

Tobaldi.

So weiß ich nun doch auch, wie mein Eidam heißt! (Zu Valentino.) Die Träger!

Valentino.

Graf Bertram! Daß ich's nur nicht vergeſſe! Vollſtändige Beichte, vollſtändige Abſolution! Aus Tirol! (Ab.)

Alberto.

So ſchickſt Du ſie wirklich ohne Schutz und Beiſtand mit dem Fremden in's ferne Land, und —

Tobaldi.

Vorhin war Einer da, der auf's Gerathewohl ausziehen wollte, ſie zu ſuchen, und nun will er ſie nicht einmal begleiten oder ihr folgen? Nun, er thue es, er unterlaſſe es, — mir iſt Beides recht!

Alberto.

Ich wollte ihn nur verſuchen! Julia, Du haſt geſiegt, obgleich er es Keinem eingeſtehen wird, nicht einmal ſich ſelbſt! Nun, das muß er mit Deinem Verluſt bezahlen! — Ich reiſe mit. Bei dem Kuß, den ich Deiner Mutter im Sarg aufdrückte! Bei der Liebe, die ich früher für ſie fühlte, als Dein Vater, und die ich ihr nie verrieth, weil ſie nur Augen für dieß Muttermahl auf meiner Stirn zu haben ſchien. Bei dem Freiwerberamt, das ich ſpäter, um ihr Herz noch beſſer zu prüfen, für Deinen Vater übernahm! Ich werde Dich nie, nie verlaſſen!

Tobaldi.

Ich will ſie nie wieder ſehen! Aber — ich kann wieder anders von ihr denken!

Zwölfte Scene.

Die Leichenträger (erſcheinen im Hintergrunde).

Valentino (folgt ihnen).

Nun fällt mir der mit der Piſtole wieder ein, der auf dem Kirchhof harrt! Was ſoll ich machen, wenn der — (Er macht die Pantomime des Erſchießens.) Soll ich ihn ruhig gewähren laſſen, als ob er unter die Spatzen im Kirſchbaum ſchöße, oder ſoll ich — Gern bliebe ich hier, aber ich muß ja mit hinaus!

Die Leichenträger (faſſen den Sarg an. Geſang hinter der Scene).

Dritter Akt.

Erſte Scene.

(Graf Bertram. Julia. Alberto treten auf).

Graf Bertram.

Nun wird Ihrem Freunde genug geſchehen ſein! Die Trauung iſt vollzogen, Sie ſelbſt ſind Zeuge geweſen, und hier iſt das Witwen-Inſtrument. Leſen und prüfen Sie's!

Alberto (thut's)

Nach Ihrer Großmuth meſſe ich Ihre Liebe! Mit Ruhe reiſe ich zurück und laſſe dieß Kind in Ihren Händen! (Zu Julia.) Danken Sie Ihrem Gemahl! Er hat Ihnen für einen Fall, von dem ich hoffe, daß er nicht kommen wird, dieß ganze Gut vermacht. Zwar bedurften Sie deſſen nicht, denn auch ich — Doch, das brauchen Sie erſt zu erfahren, wenn ich todt bin!

Graf Bertram.

Ich beklage nur, daß ich nicht Italiens ewig blauen Himmel darüber ausſpannen laſſen kann! (Zu Alberto). Jetzt möchte ich um ein paar einſame Minuten mit meiner Gemahlin bitten! Sie verzeihen mir's gewiß!

Alberto.

Ich werde inzwiſchen die zu meiner Rückreiſe nöthigen Vorkehrungen treffen; denn ich muß gleich wieder fort! (Ab.)

Zweite Scene.

Graf Bertram.

Julia, wir haben ſo eben im Angeſicht Gottes feierliche Schwüre mit einander ausgetauſcht!

Julia.

Die uns für ewig an einander binden. Ja.

Graf Bertram.

Für ewig! Doch nur bis in den Tod!

Julia.

Nur bis in den Tod! O gewiß! Nur bis in den Tod!

Graf Bertram.

Und den Tod kann man rufen, wenn er länger an ſeiner Senſe wetzt, als billig iſt. Schweig! Nimmer darf ſie das ahnen! Denn nimmer würde ſie's faſſen, daß eine ſolche Nothwendigkeit die höchſte Wohlthat für Dich wäre, und daß Du bloß, um ſie heraufzurufen, den unauflöslichen Bund mit ihr geſchloſſen haſt! Nimmer darfſt Du ſie ſo tief in den Grauel der Verweſung ſchauen laſſen, bis ſie's begreift!

Julia.

Was pochſt Du noch, Herz? Iſt die Löſung denn ſo ſchwer? Poche ſo, wenn die Stunde naht, wo mein Dolch Dich treffen ſoll, daß ich Dich nicht verfehle! Doch, das thuſt Du wohl von ſelbſt!

Graf Bertram.

Sie werden des Moments noch gedenken, in dem ich Sie zum erſten Mal ſah! Ich ſtellte Ihnen damals eine Bedingung, an dieſe Bedingung muß ich Sie jetzt mahnen. Geloben Sie mir denn, daß Sie es mir ſagen wollen, wenn Sie den Mann, den Sie liebten, dereinſt mit den alten Gefühlen, mit einem Reſt der alten Gefühle wieder ſehen ſollten!

Julia.

Das wird nie geſchehen!

Graf Bertram.

Nie? Auch nicht, wenn er ſich rechtfertigt?

Julia.

Er kann ſich nicht rechtfertigen!

Graf Bertram.

O, unergründlich ſind die Verſchlingungen des Lebens! Die Bahnen der Menſchen ſind nicht die der Sterne!

Julia.

Er wird ſich nicht rechtfertigen! Ich werde ihn nicht hören!

Graf Bertram.

Das kam nicht aus Ihrer Seele! Sie werden, Sie müſſen ihn hören! Das ſind Sie ihm, das ſind Sie Sich ſelbſt ſchuldig! Und wenn — Ihre Hand!

Julia.

Mir die Ihrige!

Graf Bertram.

Worauf?

Julia.

Sie fragen? Sie glaubten vielleicht, als Sie mich bei'm Eintritt in die Kapelle erbleichen und taumeln ſahen, das geſchähe, weil ſtatt Ihrer nicht ein Anderer an meiner Seite ging? Sie hatten das Recht, meine heilige Regung ſo zu mißdeuten, denn Sie mußten Sich ja erinnern, wie ſtumpf und dumpf ich in die Annahme Ihres ungeheuren Opfers willigte, als Sie Sich erboten, es mir zu bringen, Sie mußten ja glauben, daß ich für die Größe deſſelben gar kein Gefühl hätte, aber Sie irrten Sich! Nein! Nein! Das konnte mir nur in einer Stunde begegnen, wo mich Leben und Tod zugleich auszuſtoßen ſchienen, aber dann — Mir war, wie wir uns dem Altar näherten, als erblickte ich in dem Dämmerlicht, das ihn umfloß, mitten unter den ernſten Heiligenbildern eine zitternde Schattengeſtalt, die mich durch ſcheue Winke zur Umkehr zu bewegen ſuchte und die vor mir erloſch, wie ich doch herantrat. — — Sie ſind ein Mann, wie die Welt noch keinen ſah, welch' ein Weib muß Ihnen beſtimmt ſein! Und ich, ich ſtellte mich zwiſchen zwei Menſchen, die zu einander gehören, wie der Edelſtein und das Gold? Nimmermehr! Eine Todtenkrone für mich, der Brautkranz für die, die Sie verdient! Ich habe kein Gelöbniß zu geben, ich habe eins zu fordern! Ihr Wort, daß Sie es mir nicht verheimlichen wollen, wenn Ihr Herz einmal für ein weibliches Weſen zu ſchlagen anfängt. Ich verlange es im Namen der Edelſten meines Geſchlechts, denn die iſt Ihnen beſtimmt, und ich wäre die Niedrigſte, wenn ich nicht darauf beſtünde.

Graf Bertram.

Julia! Wenn Sie wüßten — —

Julia.

Weichen Sie mir nicht aus! Glauben Sie nicht, daß Sie es können! Wenn Sie mir Ihr Wort verweigern, ſo zwingen Sie mich — fühlen Sie nicht, wozu Sie mich zwingen? Ihr Opfer konnte nur Einen Zweck haben, dieſer Zweck iſt halb erreicht, er wird es bald ganz ſein! Glauben Sie, daß ich die Hand feſthalten werde, die Sie mir nur boten, um mich aus den Wellen zu ziehen? Dann erniedrigen Sie mich doch tiefer in Ihren Gedanken, als recht iſt! Aber ich wäre vielleicht ſchwach genug, es ſo lange zu thun, bis eine Andere ihre Rechte geltend machte — Ich hätte den Ring, den Sie mir heute aufſteckten, vielleicht ſo lange getragen, bis ich die Hand, die er auf ewig ſchmücken ſoll, erblickt hätte — Sie wollen's nicht.

Graf Bertram.

Ich will! (Für ſich.) Ich muß mich zum Letzten entſchließen, ſie muß mich ſehen, wie ich bin! Nun wahrlich, nur ihr möcht' ich das erſparen, nicht mir ſelbſt! (Zu Julia.) Nun aber auch doch Wort gegen Wort?

Julia.

Was Sie vorausſetzen, iſt unmöglich. Iſt unmöglich, auch wenn er ſich rechtfertigen könnte. Zweifeln Sie nicht! Aber es iſt nicht unmöglich, daß er zurückkehrt; ich ſtand ja noch nicht an ſeinem Grabe! Wenn ich ihn wiederſehe — er kann mir ja noch einmal in einer Kirche das Weihwaſſer reichen, er kann ſich noch einmal in meinen Garten ſchleichen — wenn das geſchieht, ſo werden Sie's erfahren!

Graf Bertram.

Ich danke Ihnen! (Für ſich.) Und nun eine Leichenöffnung, damit ſie — Sie wird ſchaudern, aber ſie darf nicht länger in den Ketten eines übermenſchlichen Edelmuthes zu gehen glauben, ich muß ſie frei machen, um welchen Preis es auch ſei! — (Zu Julia.) Julia, haben Sie nie gehört, daß es Menſchen gab, hohle, ausgekernte, todesbedürftige Menſchen, die einen Mord begingen, um nur ihres Lebens los zu werden?

Julia.

Ich hatte eine alte Amme, die mir · ſeit ſie blind und furchtſam geworden war, denn früher that ſie's nicht, aus ihrem Kauer-Winkel heraus alles Schreckliche erzählte, wovon ſie je gehört hatte, aber das war nicht darunter. Nein, das nicht!

Graf Bertram.

Es kommt vielleicht in einem Lande nicht vor, wo die Sonne alle Tage ſcheint. Gleichviel! Bei uns, wo das Lichtſcheue beſſer gedeiht, wo Schierling und Bilſenkraut ſo hoch aufſchießen, daß man ſich darunter niederlaſſen und träumen kann, giebt es Menſchen, die das thun! Mancher Rabenſtein kann es bezeugen! Wie, wenn's auch ſolche gäbe, die mit einem verlaſſenen Mädchen eine Ehe ſchlöſſen, weil ſie hofften, daß der Geliebte, deſſen Stelle ſie ſich anmaßen, zürnend wiederkehren, daß er ihnen den Selbſtmord, auf den ſie bis dahin nicht einmal ein Recht zu haben glaubten, zur Pflicht, zur heiligen Pflicht machen könnte — wie dann? Julia, wie dann?

Julia.

Die, der das begegnete, würde ſich Anfangs entſetzen und wähnen, daß ihr Unglück frevelhaft gemißbraucht worden ſei, aber das, Sie ſehen es, würde nicht lange dauern, ſie würde bald den Grund eines ſo ungeheuern Schrittes ahnen —

Graf Bertram.

Ja?

Julia.

Sie würde es faſſen, daß der Ekel vor der Schlechtigkeit der Menſchen in einem edlen Gemüth bis zum Grauen vor dem Daſein, bis zur herben Unempfindlichkeit gegen die leuchtende Schönheit der Welt ſteigen kann. —

Graf Bertram.

Reden Sie nicht aus! Sie verſtehen mich nicht!

Julia.

Sie würde nicht zürnen, ſie würde nur mitleidig weinen und ſich beſtreben, den Unglücklichen zu heilen, ihn dadurch zu heilen, daß ſie ſich von den anderen Menſchen ein wenig, ein ganz klein wenig zu unterſcheiden ſuchte!

Graf Bertram.

Sie ſind — Ich muß einen andern Weg wählen! Der Alte iſt noch da, ihm will ich mich vertrauen! (Ab.)

Dritte Scene.

Julia (allein).

Wohl ſind ſie unergründlich, die Verſchlingungen des Lebens! Wie das jetzt weiter geht, immer weiter! Schließ die Augen! Der Abgründe ſind zu viele, um den Sturz zu vermeiden! Da iſt's beſſer, gar nicht zu ſehen!

Vierte Scene.

Chriſtöph (tritt ein).

Gnadige Frau — ich kann den gnadigen Herrn nur nicht finden, ſonſt hätt' ich ihn erſt gefragt, ob ich auch durfe!

Julia.

Was denn, Alter?

Chriſtoph.

Den Fremden melden, der durchaus zu Ew. Gnaden will!

Julia.

Zu mir? Ein Fremder? Du irrſt Dich!

Chriſtoph.

Nein, o nein! Aber ſonderbar genug iſt es, nicht wahr? Kaum ſind wir hier, ich habe noch nicht einmal nach der kleinen Birke geſehen, die ich bei der Abreiſe pflanzte, ich weiß es noch nicht, ob ich die Wette, die ich mit dem Verwalter über meinen Raben einging, verloren oder gewonnen habe, und ſchon klopft einer von den Schwarzköpfen, wie ſie nur unter den Citronen aufwachſen, bei uns an und ſtört uns, wenigſtens mich, denn ich war gerade im Garten beſchäftigt, für Ew. Gnaden einen Strauß zu pflücken!

Julia (für ſich).

Sollte es — Nein! Nur das nicht! Nur das nicht! Wo iſt er?

Chriſtoph.

Wahrſcheinlich vor der Thür! Er war von ſeinem Verlangen nicht abzubringen und wurde nur um ſo hitziger, als ich ihm ſagte, daß es wenigſtens heute unmöglich ſei, weil Ew. Gnaden Ihre Hochzeit feierten! Er wolle und müſſe Sie ſprechen! rief er aus und trat die Tuchnadel, die ihm während dem entfiel, und nach der ich mich niederbückte, mit Füßen, der jüngſte Tag ſei angebrochen, und ich möge meine Pflicht thun! Was ſollt' ich machen? Ich ging, aber erſt zum gnädigen Herrn! Doch den traf ich nicht in ſeinem Zimmer und —

Fünfte Scene.

Antonio (tritt ein).

Chriſtoph.

Da iſt er ſchon!

Julia.

Geh! Ich kenne dieſen Herrn!

Antonio.

Ich danke Ihnen, Frau Gräfin, daß Sie Sich meiner erinnern! Sie hätten Sich ja auch mir in's Angeſicht verläugnen können! (Zu Chriſtoph.) Nun?

Chriſtoph.

Der muß an's Befehlen gewöhnt ſein! (Ab.)

Antonio.

Alſo hier iſt das Land, wo die Todten auferſtehen! O, daß ich einen Bach ſähe, Wolken, die der Wind verweht, Wellen, die er hinunterjagt, etwas Flüchtiges, Enteilendes, Veränderliches, nicht ſo viel Starres, Stockendes! Es bringt mich um! Dieſe Züge ſind dieſelben, dieſe Augen könnten mich noch einmal — Weib, Alles hat ſich an Dir verwandelt, warum nicht auch das Geſicht?

Julia.

Nicht dieſen Ton! (Für ſich.) Und doch! Und doch! Würde er ihn annehmen, wenn er nicht unſchuldig wäre? Wohl mir, ich ſoll nicht einfrieren in dem letzten Gefühl, das ich von ihm hatte!

Antonio.

Reden Sie, in welchem Ton Sie wollen, nur reden Sie!

Julia.

Ich dächte, das wäre an Ihnen!

Antonio.

Oh! Was ich zu ſagen habe, iſt geringfügig. Von einer Wunde könnte ich ſprechen, die ich in dem Augenblick erhielt, wo ich mich zu dem Rendezvous mit Ihnen auf den Weg machen wollte — ſie iſt wieder geheilt, obgleich ſie tief genug war, um mir für den Reſt meiner Lebenszeit die Aderläſſe zu erſparen. Von einem Selbſtmords-Verſuch an dem Grabe, das ich — ha, ha, ha! für das

Ihrige halten mußte — er wurde durch den alten Diener Ihres Vaters vereitelt, der, als ich mich in die weiche Erde über Ihrem leichnamloſen Sarg eben mit halbem Leibe hineingewühlt hatte und nun den Hahn meiner Piſtole aufzog, hinter einem Grabſtein hervorſtürzte und mir zähnklappernd zuſchrie, Sie lebten noch. Von einem Griff an die Kehle des feigen Plauderers, durch den ich ihn ſo in Schrecken jagte, daß er ſich gegen mich ausſchüttete, als ob ich ſein Beichtvater wäre — das Alles verſteht ſich von ſelbſt, denn wie hätte ich Ihren gräflichen Sitz entdecken ſollen, wenn er mir ihn nicht aus Reſpekt vor meiner Piſtole verrathen hätte! Wer wird bei ſolchen Alltäglichkeiten verweilen, wo es Wunder aufzulöſen giebt! Und Ihr Scheinbegräbniß, Ihre Auferſtehung von den Todten, Ihre Heirath, das ſind Wunder, über die ich meinen Verſtand verlieren werde, wenn Sie den Ihrigen nicht verloren haben.

Julia.

Sie ſprechen von einem Rendezvous. Ich verzeihe Ihnen das. Aber, was bedeutete es, dieß Rendezvous? Warum bewilligte ich es Ihnen? Wozu war ich bereit?

Antonio.

Sie wollten mir folgen!

Julia.

Und was, was konnte mich zu einem Schritt drängen, der für ein Mädchen ſo ungeheuer war, daß Sie ſelbſt ihn im Anfang nicht ohne Zittern von mir zu verlangen wagten?

Antonio.

Der Wunſch, dacht' ich, mir den höchſten Beweis Ihrer Liebe zu geben, das Gefühl, mir ihn ſchuldig zu ſein!

Julia

Nein! Das Bewußtſein, Ihnen ihn ſchon gegeben zu haben!

Antonio.

Wie?

Julia.

War es edel, mich ſo weit zu bringen, daß mir keine Wahl mehr blieb? War es auch nur ſtolz?

Antonio.

Julia, das hab ich nicht geahnt! Das haſt Du mir nicht —

Julia.

Das hätteſt Du ahnen ſollen! Das lag in meinem Entſchluß! Hätt' ich meinen Vater verlaſſen können, wenn ich mir nicht hätte ſagen müſſen, daß mein Bleiben ihm ein noch größeres Leid bereitete als meine Flucht?

Antonio.

Und wenn — Nichts in der Welt kann mein Weib rechtfertigen, daß ſie das Weib eines Andern geworden iſt. Nichts in der Welt, und das am wenigſten!

Julia.

Nichts in der Welt, wenn ſie es anders, als zum Schein geworden wäre!

Antonio.

Wie? Verſteh' ich Dich? (Faßt ihre Hand.)

Julia.

O nein! Zurück! Zwiſchen Dir und mir ſteht mein Gemahl!

Antonio.

Ha!

Julia.

Steht mein Gemahl, wie Du zwiſchen ihm und mir!

Antonio.

Wie ich zwiſchen ihm und Dir? Dann lagſt Du nie an ſeiner Bruſt! Kannſt Du mir das ſchwören?

Julia.

Nein! Denn einmal geſchah's! Aber es war den Abend, als die Grabgeſänge, die mir galten, auf der Straße angeſtimmt wurden, als der Flackerſtrahl der Leichenfackeln grell durch das Fenſter drang, von dem aus ich, die Lebendige, auf das Begräbniß herabſah, das ein unerbittlicher Vater mir troß meiner Zurückkunft ausrichten ließ. Wie aus dem hungrigen Bauch der Erde herauf ſchien mir dieß dumpfe de profundis zu dringen, ich dachte, ſie werde ſich gleich ſchütteln und einen ihrer Todten wecken, damit er ſeine Knochen zuſammenleſe und klappernd hinter mich trete, um mich in ihren hungrigen Schlund hinein zu ſcheuchen, mir war, als müßte ich aus dem Fenſter ſpringen und dem Zug voran eilen. Ich taumelte, ich ſank um, und mein Gemahl, der edle Mann, der jetzt mein Gemahl iſt, fing mich in ſeinen Armen auf!

Antonio.

Das hieß, zwiſchen Deinen Kopf und den nächſten Tiſch treten, an dem Du Dir ihn ſonſt vielleicht zerſchlagen hätteſt. Dafür bin ich ihm verpflichtet, es erſparte Dir eine Wunde, auf die eine Narbe gefolgt wäre! Aber nun das Wort — das Räthſel hab' ich. Du ſprachſt von Deiner Zurückkunft, Du mußt alſo auch von Deiner Flucht ſprechen können!

Julia.

Bleiben konnt' ich nicht, Du weißt warum, darum mußt' ich fliehen!

Antonio.

Wohl! Weiter! Giebt's kein Wort, das Alles auf einmal ſagt?

Julia.

Du hatt'ſt mir einen Namen genannt, eine Stadt —

Antonio.

Den Namen, den ich führe, die Stadt, in der ich geboren bin!

Julia.

Ich ſuchte ſie auf, dieſe Stadt. Niemand kannte Dich!

Antonio.

Weil ich ſie als Kind ſchon — Was liegt daran! Fahr' fort!

Julia.

Ich hatte Dich dort nicht lebendig, aber todt zu finden gehofft, ich hatte den Kirchhof, an dem ich vorbei kam, eher betreten, als die Straßen, ich hatte die neuen Gräber eins nach dem andern beſucht und die Inſchriften geleſen!

Antonio.

Halt ein!

Julia.

Dein Grab war nicht darunter, ich konnte mich alſo auch nicht darauf niederſetzen und mich erhungern!

Antonio.

Ha! Alles das, Alles das, und doch —

Julia.

Wo warſt Du, als ich — Warum bliebſt Du jenen Abend aus? Warum all die Abende, die ihm folgten?

Antonio.

Ich lag verwundet, auf den Tod verwundet, Du hörteſt es ſchon!

Julia.

Ich hörte es. Warum ſchickteſt Du keinen Boten?

Antonio.

Wem ſollte ich trauen? Wen von meinen Teufeln durfte ich — Der Beſte wäre dem Schlechteſten gleich geworden, wenn er Dich erblickt hätte! Er hätte Dich verlockt, mit ihm zu gehen und mir bei der Zurückkunft vielleicht grinſend Deine Ohrringe hingeworfen! Wer wär' auch nur gegangen! Nur weil ſie meine Schritte ausgekundſchaftet hatten, weil ſie ahnten, daß ich ein neues Leben in einem neuen Welttheil anzufangen und nie mehr zu ihnen zurückzukehren dachte, vertraten ſie mir in offener Empörung mit dem Dolch in der Fauſt den Weg und warfen mich nieder.

Julia.

Menſch, was redeſt Du?

Antonio.

Tritt drei Schritte zurück, ſchrei' um Hülfe, ich bin ein Räuberhauptmann aus den Abruzzen!

Julia (ſchnell).

Leiſe! Aber weiter, weiter! Denn Du mußt viel, ſehr viel hinzuzufügen haben!

Antonio.

Ich habe Nichts hinzuzufügen, denn ich kann nicht ſagen, daß ich lüge.

Julia.

Und ich, ich kann nicht glauben, daß Du raubſt und mordeſt, wie Andere jagen und fiſchen, ich kann nicht glauben, daß ich mich ſo ganz in Dir getäuſcht habe, ich kann nicht glauben, daß ſich ein Menſch ſo ganz in dem andern täuſchen kann!

Antonio.

Höre, wie ich's wurde, vielleicht entſchuldigt's, daß ich's bin! Mein Vater war daſſelbe, mein Loos war entſchieden, ehe ich meinen erſten Gedanken dachte!

Julia.

Wehe der Welt, daß das möglich iſt!

Antonio.

Und wehe dem Menſchen, den es trifft! Doch dauerte es lange, ehe ich mir des Fluchs meiner Geburt bewußt ward, und mein Vater that Alles, um es mir auf immer zu verbergen, aber es war umſonſt! Er ließ mich in tiefſter Einſamkeit bei einem alten Köhler aufziehen, der nichts von ihm wußte, als daß er geächtet war und bei den Thieren der Wildniß die Zuflucht ſuchen mußte, die er bei den Menſchen verwirkt hatte. Ich wuchs in einem Walde auf, wegen deſſen die Landſtraße ſelbſt furchtſam einen Umweg macht, und in den ſich ſogar der Sonnenſtrahl, dem doch Niemand ſein Gold rauben kann, nur ſelten hinein verirrt; ich lernte alle Schlangen eher kennen, als einen einzigen Schmetterling. Mein Vater ging ab und zu; zuweilen kam er oft und blieb lange, dann lehrte er mich Schießen und Fechten, auch Leſen und Schreiben und Manches mehr; zuweilen verſchwand er ganz, dann ſagte der Köhler: nun haben ſie ihn wohl erwiſcht, und hielt mich noch fleißiger wie ſonſt zum Beten an. So legte ich ein Jahr nach dem andern zurück; mein Vater erſchien trotz der ängſtlichen Zwiſchenpauſen immer wieder, verrieth mir aber, auch wie ich größer und größer wurde, nicht das Mindeſte von ſeiner Handthierung; nur das kommt mir in der Erinnerung unheimlich vor, daß er mir einſt ſein Meſſer, aus ſeinem gewöhnlichen finſtern Brüten plötzlich auffahrend, mit zorniger Heftigkeit entriß, als ich es vom Tiſch, an dem er ſaß, wegnahm, um eine Melone damit zu zertheilen.

Julia.

Ha! Da dämmert's!

Antonio.

Dagegen gingen wir nun, wenn er da war, zuſammen auf die Eberjagd, und als ich mich dabei eines Tages beſonders gut hielt, rief er aus: Nun iſt der Soldat bald fertig! „Ein Soldat?“ — fragt' ich und ſah von dem Eber, in deſſen Eingeweiden ich wühlte, auf — was iſt das? „Ein Kerl im bunten Rock“ — verſetzte er — „der ſo auf Menſchen los geht, wie Du auf wilde Thiere, und der um ſo höher geſchätzt wird, je ärger er's treibt; willſt Du nicht einer werden?“ Gewiß hatte er nur darum bei Zeiten einen guten Jäger aus mir gemacht, damit ich mich ſpäter um ſo beſſer zum Soldaten ſchicken möge, und vielleicht war der Tag, an dem er mich aus der Einſamkeit in die Welt entlaſſen wollte, ſchon nahe genug, aber Alles ſchlug zum

Unheil aus. Einmal war ich allein in den Wald gegangen, und als ich von meiner Streiferei zurückkehrte, die Büchſe noch geladen im Arm, und ungeduldig noch auf dem Heimweg nach etwas Hüpfendem oder Springendem herumſpähend, das den geſparten Schuß werth ſei, da ſah ich die Köhlerhütte von Buntröcken umringt, die wirklich ſo auf meinen Vater losgingen, wie ich damals auf den Eber. Er wehrte ſich tapfer, aber ihrer waren zu viele, ſie wurden Herr über ihn und warfen ihn zu Boden; ich legte an, ich drückte ab, und ich glaubte zu thun, was Niemand ſchelten könne. Es ſtürzte Einer, und mein Vater erhub ſich wieder; aber er entſetzte ſich, als er mich erblickte, und gebot mir mit Angſt, ja mit Zorn und Wuth, zu fliehen. Ich gehorchte nicht, ich lud auf's Neue, doch ehe ich noch einmal abdrücken konnte, ward ich hinten von einem ſtarken Arm gepackt und in's Gebüſch geriſſen. Ein häßlicher Menſch von rieſigem Knochenbau hatte mir dieſen unwillkommenen Dienſt erwieſen; kannſt Du nicht zählen? — ſprach er mit heiſ'rer Stimme — wie wäre der noch zu retten? nur rächen kann man ihn! Ich kannte den Menſchen, er war mir ſchon hin und wieder im Walde begegnet, aber er war mir immer mit ſonderbarer Scheu ausgewichen und hatte ſich ſogar, als ich ihn einmal anredete, taub und ſtumm geſtellt. Ihm und allen ſeinen Kameraden war es, wie ich ſpäter erfuhr, bei Todesſtrafe von meinem Vater verboten worden, mich anzuſprechen oder mir auch nur Antwort zu geben, und das rührte mich tief, denn es bewies mir, wie ernſt es ihm darum zu thun geweſen war, mein Schickſal von dem ſeinigen zu trennen. Jetzt gab der Menſch ſich mir als einen Gefährten meines Vaters kund und berichtete mir mit ſchlecht verhehlter Schadenfreude Alles, was ich nicht wußte, und was ich nie hätte erfahren ſollen. Ich hörte mit Schaudern von ihm, daß ich nicht eine heilige Pflicht erfüllt, ſondern ein todeswürdiges Verbrechen begangen hatte, als ich meinen Vater vertheidigte, dann fuhr er mir frech mit ſeinen ſteifen Fingern durch die Haare und rief: dieſer Kopf gehört jetzt nicht mehr Dir, und es handelt ſich nur noch darum, ob Du ihn gleich jetzt höflich hingeben oder wie theuer Du ihn verkaufen willſt. Ich ſtieß mit dem Fuß nach ihm, als ob er mich zu dem gemacht hätte, was ich ſo plötzlich geworden war, ich legte die Büchſe auf ihn an. Hei, noch ſeh' ich ihn, wie er vor mir zurückwich, und wie die magere Schlange, auf die er trat, als er's that, ſich ihm ziſchend und züngelnd um's Bein flocht!

Julia.

Aber Du ſtießeſt ihn nicht immer mit dem Fuß?

Antonio.

Wie ſollt' ich! Da ſtand ich — ausgeſtoßen aus dem Kreiſe der Menſchheit — jeder Arm gegen mich, den Mörder, bewaffnet — mußt' ich nicht ſchwindeln, wie bei einem Erdbeben, mußt' ich die einzige Hand, die mir geboten ward, nicht ergreifen? Ja, ich hörte zu beten auf, und ich fing erſt wieder an, als ich Dich zum erſten Mal — Was ſoll's! Es war ja auch Narrheit!

Julia.

Antonio!

Antonio.

Auf jenen düſtern Tag folgte ein zweiter! Ich ſah das Haupt meines Vaters fallen! Fühlſt Du, was das heißt? Ihn hatte ich nie einen Tropfen Bluts vergießen ſehen, das ſeinige ſah ich in dickem Strahl aus dem kopfloſen Rumpf, wie aus einem Springbrunnen, faſt luſtig himmelan ſteigen! Es war an einem ſchönen Morgen, die Sonne beſchien den Henker und ſein Opfer hell und freundlich; Du pflückteſt vielleicht um dieſelbe Stunde friſche Blumen in Deinem Garten. Ich hatte mich nicht zu dieſem furchtbaren Schauſpiel gedrängt, ich war durch ungereimte Vorſpiegelungen dahin gelockt worden, man hatte mir von der Möglichkeit einer Befreiung geſprochen, es war lächerlich! Aber was man wirklich beabſichtigt haben mochte, das erreichte man, ich wurde vom Wirbel bis zur Zehe mit Wuth und blindem Rachedurſt erfüllt, ich ſchwur — was ich leider hielt, was ich ſo gut hielt, daß die Teufel um mich herum bald vor mir zu zittern anfingen, wie die Welt vor ihnen, und mich zu ihrem Anführer machten.

Julia.

Ich ſchaud're! Doch ich faſſe das!

Antonio.

Und faſſen wirſt Du's auch, mit welchen Empfindungen ich an Deinen Vater dachte, wenn Du vernimmſt daß er, er den meinigen ſo weit —

Julia.

Nimmermehr!

Antonio.

Man ſagte mir, daß mein Vater den Namen Tebaldi ſehr oft und nie ohne Fluch und Zähneknirſchen im Munde geführt, man wollte etwas wiſſen von einer verrathenen Verſchwörung und einer darauf erfolgten Aechtung, und immer klang dieſer Name ſchrecklich und widerwärtig durch

Julia.

Wie hieß Dein Vater?

Antonio.

Grimaldi!

Julia.

Grimaldi!

Antonio.

Du kennſt den Namen! Du fährſt zuſammen!

Julia.

Ich kenne ihn, mein Vater hat ihn genannt, aber wahrlich nicht in dem Judaston, durch den ſich ein verletztes Gewiſſen verrathen mag!

Antonio.

Vielleicht war der Haß ungerecht, oder zu ſtark, denn Du, Du biſt die Tochter Tobaldis, doch darnach fragt' ich nicht, ich übernahm ihn, wie eine heilige Erbſchaft und —

Julia.

Du ſchwurſt uns Rache und Tod!

Antonio.

Ich that's, ich betrat die Stadt, in der Dein Vater lebte, nur um ihn zu verderben, es ſollte mein letztes Geſchäft ſein, es war mir gleich, ob man mich dabei ergriff. Ich kam, ich ſah Dich! Ja, Weib, es iſt wahr, ich habe unwillkürlich die Hände gefaltet, als ich Dich erblickte; denn wie Du ſo heraustratſt auf den Balcon, vom Frühlicht umfloſſen, die Roſe in der Hand und freundlich auf mich herabſehend, da war es mir, als ſchaute ich zum erſten Mal in den blühenden Garten der Welt hinein, durch ein eiſernes Gitter zwar, das mir den Eintritt wehrte, aber doch mit hellem Auge, mit erfriſchtem Sinn. Das geſchah, ehe ich wußte, wer Du warſt!

Julia.

Und als Du's erfuhrſt?

Antonio.

Da habe ich Anfangs mit meinem Herzen gegrollt und ihm den Entſchluß, Deinen Vater doch niederzuſtechen, ſobald ich ihn träfe, wieder abgetrotzt, auch hätte ich das gethan, wenn er mir allein begegnet wäre. Aber Du gingſt an ſeiner Seite, ich ſah, daß ſein Blick leuchtete, daß ſeine Bruſt ſich ſtolz und übermüthig hob, als ich Dich verwirrt und entzückt betrachtete, ich ſchaute in ſeine Seele hinein und entdeckte den Punkt, wo er am verwundbarſten war. Nun rannen in meiner Bruſt die widerſprechenden Gefühle, die ſich bis dahin auf Tod und Leben bekämpft hatten, in einander, ich glaubte, daß dem Haß, den ich nicht unterdrücken durfte, und der Liebe, die ich nicht unterdrücken konnte, zugleich genügt werden könne; ich ſetzte Dich zum Zeichen, ob Gott und Welt noch zu verſöhnen ſeien; ich dachte: wenn Sie Dir lächelt, wenn Sie Dir folgt und ihn verläßt — — Ha, Du haſt mir gelächelt, Du warſt bereit, mir zu folgen, und nun biſt Du das Weib eines Andern!

Julia.

Ja, aber eines Mannes, der zwiſchen mich und den Tod trat, als er ſchon in Geſtalt eines Mordknechts neben mir ſtand, den ich ſelbſt in meiner Verzweiflung ſo lange gereizt und herausgefordert hatte, bis er in einſamem Walde den Dolch gegen mich zückte —

Antonio.

Ha!

Julia.

Eines Mannes, dem ich fremd und unbekannt war, der Nichts für mich empfand, Nichts von mir verlangte und mir doch in großmüthigem Mitleid ſeine ganze Zukunft zum Opfer brachte —

Antonio.

Er ſah Dich aber doch in dem Augenblick, wo er's that, nicht wahr?

Julia.

Eines Mannes, der mich ernſt, wie ein Engel des Gerichts an das heilige Doppelleben in meinem Schooß mahnte, als ich zögerte, ſein Opfer anzunehmen, und der — jetzt wirſt Du auf Deine Knie fallen und vor ihm vergeben, wie vor Gott! — der mir heute zur Krönung ſeines Werkes nach kaum vollzogener Trauung das Verſprechen abdrang, ihm — Doch nein, nein, was mach' ich da, das darf er nie hören oder erſt ſpät!

Antonio.

Ich brauche nur Eins noch zu hören. Liebſt Du ihn? Einer von uns muß aus der Welt, Er oder ich. Von Deiner Antwort hängt es ab, wer!

Julia.

Antonio, wenn Du ahnteſt —

Antonio.

Ich ahne genug. Du ſtockſt, Du umgehſt die Antwort! Wenn Du Nein ſagen könnteſt, ſo würdeſt Du auch Nein ſagen müſſen! Er hat nichts von Dir verlangt? Daran that er wohl! Das war ja, ich ſeh's, das ſicherſte Mittel, Alles von Dir zu erhalten! Alles! Alles! So viel, daß nicht bloß ich, daß ſelbſt Dein Schutzheiliger eiferſüchtig auf ihn werden muß. Er hat Nichts für Dich empfunden? Wie, wenn das Heuchelei gewesen wäre! Wenn er ſich bloß ſo geſtellt hätte, ſich noch ſo ſtellte? Der Blitz der Liebe zündet raſch! Das weiß ich, ich. Wie lange Zeit brauchte er denn, um aus meiner Bruſt eine ganze ſtarre Welt von Haß und Rache hinweg zu ſchmelzen!

Julia.

Nicht weiter! Daß die Reue Dich nicht zu tief brenne, wenn Du ihn kennen lernſt!

Antonio.

Wenn ich ihn — Aber ward denn je ein Menſch ſo — Jedes Wort ihres Mundes iſt eine Verklärung für ihn! Wenn ich ihn kennen lerne, ſo werd' ich ihm eine Frage vorlegen, eine einzige, ich werde —

Julia.

Du wirſt nicht! Du wirſt ſchweigen, Du wirſt jetzt gehen, oder noch einmal und auf ewig verlieren, was Du — was Du vielleicht wieder gewonnen haſt!

Antonio.

Auf ewig, was ich wieder — So hab' ich noch nicht Alles verloren? So willſt Du mit mir fliehen? So darf ich Dich heut Abend im Garten erwarten?

Julia.

Nein! Nimmermehr! Darfſt Du das denn fordern? Haſt Du nicht ſo gut, wie ich, die Pflicht zu büßen? Haſt Du ein Recht auf Glück?

Antonio.

Ja! Ja! Wer ſeine Vergangenheit ſo ganz hinter ſich geworfen hat, wie ich, wer ſich ſelbſt in dem Augenblick frei von ihr fühlt, wo ſie ihm die letzte höhniſche Fratze ſchneidet und die ganze Zukunft hinunter zu knirſchen droht, der mag ſich verirrt haben, wie weit er will, er darf ſo antworten!

Julia.

Er kann das Schickſal aber nicht zwingen, ihm die Probe zu erlaſſen! Laß' uns ſie beſtehen, laß uns ſcheiden! Wir müſſens, und je mehr es uns koſtet, um ſo leichter ſollt' es uns werden!

Antonio.

Was Dir leicht wird, ſollte mir nicht ſchwer fallen! Recht! Recht! Nun, wer weiß, was ich thu', wenn mein Geſchäft hier beendigt iſt! Vielleicht iſt mir der Gedanke doch zu peinlich, daß ich für Dich nur Einer unter Vielen war, während Du für mich die Einzige unter Allen geweſen biſt. Dann geh' ich nach Italien zurück und bezahle alte Schulden mit meinem Kopf. Vielleicht — es wird ſich finden! Aber vorher muß mein Geſchäft beendigt ſein, vorher muß ich — Heilige entlarven! Einen gewiß, und wer weiß, ob nicht Zwei! Denn daß ſich unter einem ſo übermenſchlichen Edelmuth der feigſte Eigennutz verſteckt, iſt ſicher, es könnte ſich aber auch unter einer ſo glühenden Verehrung eine zitternde Liebe verbergen, und das —

Julia.

Allmächtiger Gott! Er kommt!

Sechste Scene.

(Graf Bertram und Alberto treten ein.)

Antonio (tritt dem Graf entgegen).

Das muß ich wiſſen! Herr Graf — Nicht wahr, Sie ſind doch der Gemahl dieſer Dame —

Graf Bertram.

Aber Sie, wer ſind Sie?

Antonio.

Ich bin derjenige, auf deſſen Koſten Sie — Sehen Sie Ihre Gemahlin an und Sie werden die Frage nicht wiederholen! Dagegen muß ich, ich an Sie eine ſtellen. Warum —

Julia (entreißt ihm ſeinen Dolch).

Ich tödte mich, wenn Du ihn zwingſt, ſich zu tödten.

Antonio.

Wenn ich ihn zwinge, ſich zu tödten? Ich wüßte nicht, wie mir ſo viel Macht über ihn kommen ſollte.

Alberto.

Was geht hier vor?!

Graf Bertram (zu Alberto).

Ich ahne ſchon Alles, wenn ich auch noch nicht begreiſe, wie es zuſammenhängt. Meine Reue iſt ernſt, darum wird meine Buße nicht verſchmäht! Wenn ich jetzt zwiſchen den zwei Piſtolen zu wählen hätte, ich würde mich nicht wieder vergreiſen! Das fühl' ich! Julia, dieſer Mann —

Julia.

Geht Sie Nichts an, geht mich —

Antonio.

Auch Nichts an? Weib, wage nicht zu viel! Ich könnte Dich früher als Dir's lieb wäre, zur Wittwe machen! Nicht durch einen Dolchſtoß um Mitternacht, aber — — (zu Graf Bertram.) Nicht wahr, wenn ich nicht freiwillig abtreten wollte, was mir gehörte, ſo würden Sie mir doch erlauben, einmal auf Sie zu ſchießen? Wenigſtens hat man mir geſagt, daß Ihr das ſo unter Euch verhaltet, und wer, wie ich, den Habicht im Fluge zu treffen pflegt, der würde nicht fehlen, wenn er (zu Julia.) Fürchte Nichts! Ich will nicht mich, ich will nur noch die Heiligen rächen, ich will die Glorie um eine Gleißnerſtirn auslöſchen, und Dich, Dich zwingen, die Gefühle, die Du im Buſen hegſt, auch mit dem Munde zu bekennen! Und alſo —

Julia (wirft den Dolch weg).

Sprich!

Antonio (zu Graf Bertram).

Wenn Sie dieß Weib wirklich bloß, wie Sie vorſchützten, dem Untergang entziehen wollten, warum führten Sie es nicht zu Ihrer Schweſter oder Ihrer Mutter, warum, wenn Sie das nicht konnten, nicht in ein fremdes Haus, warum ſchloſſen Sie mit ihm den einzigen Bund, der unter Menſchen unauflöslich iſt, den Bund der Ehe? Und wenn Sie es liebten, warum heuchelten Sie, warum ſuchten Sie ein Herz durch falſche Künſte zu beſtricken, das ſonſt, ich muß es noch jetzt glauben, da Sie Sich doch nicht ohne Noth zu einer Gaukelei verſtanden haben werden, wohl nie das Ihrige geworden wäre? Was gab Ihnen ein Recht zu ſo unehrlichem Spiel?

Julia (tritt dicht vor Antonio hin).

Kniee nieder, wühle Dich noch einmal in die Erde hinein und komm' nicht wieder hervor, thu' das Gelübde, nie mehr zur Sonne aufzuſehen und die Augen jedes Mal zu ſchließen, wenn Dein Blick auf eine Blume fällt!

Graf Bertram.

Halten Sie ein!

Julia.

Nein! Nein! Ich wollte Ihnen das Verſprechen, das Sie von mir forderten, nicht geben, weil ich ſeine furchtbare Bedeutung verſtand, denn ich konnte nicht wiſſen, wie leicht man mir's machen würde, es zu halten!

Graf Bertram.

Nicht weiter!

Julia.

Doch! Doch! Ihre Ahnung trog Sie nicht; der, dem dieß Verſprechen galt, iſt erſchienen, aber nicht, um ein Schickſal, das er ſelbſt herauf beſchwor, würdig und ſtill dahin zu nehmen und ſich im Moment des Scheidens wieder für ewig in meine Seele einzuzeichnen, ſondern um roh und gewaltſam den letzten Faden zu zerreißen, der mich, mir ſelbſt unbewußt, im tiefſten Innern noch an ihn knüpfte! Ja, ſo war's, ich darf es jetzt bekennen; denn es iſt vorbei! Als ich ihn wieder ſah, als er ſich vertheidigte und mich anklagte, als ſeine Schuld ſich in ein ungeheures Unglück zu verwandeln ſchien, da fing ich ſchon an zu fürchten, daß Sie mein Herz beſſer verſtanden hätten, als ich ſelbſt, und wenn er nun gegangen wäre, wie er gehen mußte, ſo würde ich Ihnen nie, nie verrathen haben, was ich empfand, aber gewiß hätte ich ihm in mancher Nacht heiße Thränen nachgeweint! Doch jetzt — jetzt —

Graf Bertram (leiſe).

Auch jetzt verſtehe ich Dein Herz beſſer, als Du ſelbſt und danke dem Himmel für die leidenſchaftliche Regung, in der es ſich mir bloß legt.

Julia (zu Antonio).

Und nun die Antwort für ihn! Warum er that, was er that, und nicht, was Du gethan hätteſt? Weil er nicht bloß einen Doppelmord verhüten, weil er zugleich dem Vater die Tochter, dem Weibe die Ehre retten und weil er — jetzt wird's Dir ſein, als ob Du ihn Flügel bekommen ſäheſt — aus der Welt gehen wollte, wenn Du wiederkehrteſt, um Dir die Mutter Deines Kindes zurückzugeben!

Graf Bertram.

Fügen Sie noch hinzu, daß ich ausgezogen wäre, ihn zu ſuchen!

Antonio.

Wenn es einen Menſchen gibt, der einer ſolchen That fähig iſt, ſo war ich ein eitler Prahler, als ich erklärte, ich ſei des Glücks noch würdig. Das kann ich nicht faſſen und noch viel weniger vollbringen!

Julia.

Darin ſieh' Dein Gericht!

Antonio.

Und Du meine Entſchuldigung! Aber — es gilt die Probe!

Julia.

Die Probe?

Graf Bertram (zu Antonio).

Sie meinten, ich würde Ihnen die Erlaubniß ertheilen, auf mich zu ſchießen, wenn Sie's verlangten! Das werde ich nicht thun, denn es würde ſchreckliche Folgen für Sie haben, wenn Sie träfen! Aber ich werde auf mich ſelbſt ſchießen, ſobald Sie wollen!

Antonio.

Gibt es ſolche Menſchen auf der Welt? Was bin denn ich?

Julia (zu Graf Bertram).

Sie fühlen doch, daß mein Tod ſogleich auf den Ihrigen folgen wird?

Antonio (zu Julia).

Fürchten Sie Nichts! Ich gehe, und Sie ſehen mich niemals wieder! Niemals! (Zu Graf Bertram.) Umarmen Sie Ihre Gemalin! Ihre Gelübde gelten nicht mehr, ich ſtoße ſie um, ich gebe meine Rechte auf! (Zu Julia.) Alle! alle! Sogar das Recht auf einen Platz in Ihrem Gedächtniß! Vergeſſen Sie mich! Und wenn Sie das nicht können, ſo denken Sie an mich, wie an einen Menſchen, der ſich durch ſeiner Hände Arbeit im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brot erwirbt! Denn das werd' ich thun! Ich werde mit dem nächſten Tagelöhner, den ich auf einem Acker erblicke, die Kleider wechſeln und dann die Erde bauen wie er! Je drückender das Leben mir wird, je mehr es mich anekelt, um ſo ſorgſamer will ich's pflegen, um ſo mühſeliger die Mittel, es mir zu erhalten, herbeiſchaffen. Das ſoll meine Buße ſein! Es iſt die ſchwerſte!

Julia.

Das iſt der Menſch, den ich liebte!

Graf Bertram (leiſe).

Und liebe! Zum Ende! (Zu Alberto.) Loſen Sie die

Verwirrung! Erklären Sie meine That! Ich habe mich Ihnen anvertraut, Sie können's!

Alberto.

Sie erwarten zu viel von mir!

Graf Bertram.

Sagen Sie, daß ich der edle Menſch nicht bin, für den man mich hält!

Alberto.

Das kann ich nicht!

Graf Bertram.

Nun, ſo kann ich's ſelbſt!

Antonio (zu Julia).

Leben Sie wohl!

Julia (ſtreckt ihm die Hand entgegen).

Und — Du tödteſt Dich nicht? Du kehrſt nicht nach Italien zurück!

Antonio.

Nie! Nie! (Will gehen.)

Graf Bertram (leiſe.)

Wie ſie für ihn zittert! Wohl! (Tritt Antonio in den Weg.) Bleiben Sie! Hören Sie! (Zu Julia.) Sie meinen, ich will aus der Welt gehen, weil die Welt zu ſchlecht für mich iſt? Sie irren ſich, es treibt mich fort, weil ich zu ſchlecht für die Welt bin! (Zu Antonio.) Sie halten mich für den erſten der Sterblichen? Wie, wenn ich's nur deswegen ſchiene, weil ich ſchon einmal der Letzte war, wenn mein Gewiſſen mir die That, die Sie bewundern, als Strafe auferlegt hätte, als Strafe für eine andere, die Sie verabſcheuen würden?

Antonio.

Der Gedanke durchzuckte mich ſchon, aber ich ſchämte mich ſeiner und wies ihn ab!

Graf Bertram.

Der Gedanke war der rechte! Erfahren Sie, was ich verbrach, und ſtellen Sie Sich meiner Buße nicht länger entgegen! Ich habe einen Menſchen getödtet —

Julia.

Unmöglich! .

Graf Bertram.

Doch! Mehr als getödtet, ein ſtolzes herrliches Geſchöpf, das nicht alle Tage, ich muß es leider ſagen, obgleich es meine Schuld erhöht, ſo aus den Händen der Natur hervorgeht, das vielleicht zu großen Dingen beſtimmt war, und durch mich — Sie ſchaudern ſchon, Sie wenden Sich von mir ab, Sie treten dem Mann Ihrer Wahl wieder nah! Ich halte inne, aber Sie müſſen ſelbſt erkennen, daß es nur ein Mittel gab, der Welt den Raub, den ich an ihr beging, zu erſetzen, und daß ich dieß Mittel ergriff, als ich zwiſchen Sie und den Tod trat! Mache denn Keiner meine That zur Thorheit, hind're mich Keiner an dem

Schritt, den ich vollbringen muß, wenn ich von heute an nicht ſo zwiſchen Ihnen und dem Leben ſtehen ſoll, wie ich bisher zwiſchen Ihnen und dem Tod ſtand, folge mir Keiner! (Will gehen.)

Antonio.

Ich weiche nicht von Ihrer Seite! Wir Alle haben zu büßen, und ich zumeiſt! (Zu Julia.) Ich werde über ihn wachen, als ob er mein Bruder wäre!

Julia.

Vergieb mir!

Alberto (zu Graf Bertram).

Gehen Sie nicht zu weit! Ihre Schuld iſt getilgt, iſt mehr als getilgt! Sie haben der Welt ein Doppelleben erhalten, das ihr ſchon ſicher verloren war, und Sie können doch nimmermehr glauben, daß Julia dieſem Mann eine Hand, die nur durch das furchtbarſte Mittel frei werden kann, reichen, oder daß er ſie ergreifen wird! Ihr Blut oder ein Ocean zwiſchen Beiden, ich denke, Beides iſt gleich!

Graf Bertram.

Das iſt wahr! (Leiſe.) Eben ſo wahr, als daß ich ſterben muß! Ich werde Gemſen jagen, ſo lange Gemſen jagen, bis ein verunglückender Sprung mich zwingt, die Tiefe eines Abgrunds zu meſſen, aus dem man nicht einmal als Leichnam wieder heraufkommt! Keinen Monat ſoll's dauern! Und dann — Ha, es kommt mir doch vor, als ob noch etwas folgte, als ob, wer redlich büßte, irgendwo auf einen freundlichen Empfang rechnen dürfte. (Zu Alberto.) Sie haben Recht! (Zu Antonio und Julia.) Wir bleiben beiſammen, ſo lange das Schickſal will! Aber wenn ich ſterben ſollte, eines natürlichen Todes ſterben ſollte, ſo — das verſprechen Sie mir Beide —

Julia.

Dann —

Antonio.

Dann wollen wir uns fragen, ob wir noch glücklich ſein dürfen!

Julia.

Wir wollen uns fragen, ob wir noch glücklich ſein können!

Finis.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Der Rubin.

Ein Märchen Luſtſpiel

in drei Acten

von

Friedrich Hebbel.

Leipzig,
Verlag von Carl Geibel.
1851

Den Bühnen gegenüber Eigenthum des Verfaſſers.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

F. Gustav Kühne

in freundſchaftlicher Hochachtung zugeeignet.

Der Rubin.

Ein Märchen-Luſtſpiel in drei Acten.

Perſonen.

Der Kaliph.

Der Vezier.

Der Kadi.

Omar, Paſcha von Egypten.

Aſſad, ein Jüngling.

Hakam, ſein Kamerad.

Irad, ein Greis.

Ruſtan, Henker.

Selim, Häſcher.

Soliman, ein Juwelier.

Khalf, ſein Nachbar.

Babeck, ein Gefangener.

Der Aufſeher der öffentlichen Hunde.

Ein Bote des Paſcha von Egypten.

Fatime.

Gefolge des Kaliphen, des Veziers und des Kadis. Zehn Emire.
Diener. Verſchnittene. Muſikanten. Volk.

Die Handlung ereignet ſich in Bagdad

Erſter Act.

Großer Marktplatz zu Bagdad. Man ſieht in mehrere Straßen hinein, die vom Volk wimmeln.

Erſte Scene.

Aſſad und Hakam treten auf.

Assad.

Welch eine Pracht! O Hakam, ſchau' Dich um!
Was das für Häuſer ſind und was für Gaſſen!
Kaum glauben kann ich's, daß die Wunderſtadt
Von Menſchenhand erbaut ward und noch minder,
Daß ſie ein Menſchenfuß betreten darf —

Hakam.

Und ſiehſt doch ſelbſt darin, und obendrein
Mit Füßen, die nicht gar zu ſauber ſind!

Assad.

Schau dort das Minaret! Der Halbmond d'rauf,
Sieht er nicht ganz ſo aus, als hätt' man ihn
So von der Himmelsdecke weggeriſſen?
Und drüben der Palaſt! Ein Fenſter iſt

So groß, wie meiner Eltern Hütte war,
Und ſieh! ein Blumengarten auf dem Dach!
Oft führte mich nach Bagdad ſchon der Traum,
Faſt jedes Mal, wenn ich vor Schlafenszeit
Ein Märchen hörte —

Hakam.

Nun, dann weißt Du hier
Gewiß Beſcheid und kannſt mir ohne Zweifel
Den Brunnen zeigen, der aus ſieben Röhren
Statt Waſſers Wein verſpritzt und den ein Baum
Beſchattet, der, ſobald man ihm nur winkt,
Die Früchte fallen läßt, die man ſich wünſcht,
Heut Feigen, morgen Datteln oder Trauben.
Denn Märchen hörteſt Du ja alle Abend
Und gabſt dem blinden Araber, wenn er
Nicht gleich von ſelbſt begann, Dein Biſchen Brot
Damit er nur erzählte und nicht ſchwieg!

Assad.

Oft war ich hier im Traum, doch niemals ſah
Ich's ſo! O nein, ich ſah mein Dorf vergrößert,
Auch wohl verſchönert, doch —

Hakam.

Ich hätte mir
Dieß Alles noch viel prächt'ger vorgeſtellt.
Die Häuſer ſind denn doch, ſo viel ich ſehe,
Aus Steinen aufgebaut und nicht von Gold,
Das Straßenpflaſter ſcheint mir nicht von Silber,
Und auch der Koth iſt ganz gemeiner Koth.

Assad

(in Gedanken verſunken.)

Und dennoch! Einmal!

Hakam.

Einmal? Was denn einmal?
Ein Pudel! Siehſt Du? Ganz ſo, wie bei uns!
Vier Beine! Keine ſechs! Und Kopf und Schwanz!

Assad.

Einmal ſah ich's ſchon ſo! Das war ein Traum!
Gewiß gibt's keinen buntern!

Hakam.

Nun?

Assad.

Ich ging
Durch eine Straße, breit, wie jene dort,
Und endlos, wie der Tigris. Staunend blickt' ich
Wie jetzt, die wunderbaren Dinge an,
Die mir bei jedem Schritt entgegen traten,
Die Menſchen aber, die mir auf der Straße
Begegneten, die blieben alle ſteh'n
Und ſah'n auf mich!

Hakam.

Auf Dich? (lacht.)

Assad.

Du lachſt zu früh,
Das Beſte kommt erſt! Ja, ſie drangten ſich
Um mich herum, ſie zeigten mit den Fingern
Auf mich und flüſterten, es ward zuletzt

Ein dichter Knäuel. Ich erſchrak und dachte:
Du lagſt zur Nacht in einem Aehrenfeld
Und haſt gewiß noch einen Halm im Haar,
Auf, ſäub're Dich! Schnell trat ich an ein Fenſter,
Das faſt die halbe Straße ſpiegelte
Und ſah hinein. Da — Nun iſt's Zeit, zu lachen!

Hakam.

Worüber denn?

Aſſad.

Weil ich — Ich ſchäme mich,
Es Dir zu ſagen, Hakam!

Hakam.

Sahſt Du aus,
Als ob Du Dich noch nie gewaſchen hätteſt?

Aſſad.

O nein! O nein! Ich trug ein Feierkleid
So ſchön, als wär' es aus der Morgenröthe
Herausgeſchnitten und beſetzt mit Sternen —

Hakam.

Das haſt Du wieder abgelegt!

Aſſad.

Faſt hätt' ich
Vor meinem eignen Bilde ehrfurchtsvoll
Mich in den Staub geworfen, doch — Genug!
Mehr ſag' ich nicht!

Hakam.

So warſt Du Prinz im Traum!
Ich bin einmal geflogen! Bei'm Propheten,

Das möcht' ich auch mal träumen! Weißt Du, Aſſad,
Was ich dann thäte?

Assad.

Ei, wie kann ich wiſſen,
Was Du im Traume thun wirſt!

Hakam.

Unſern Herrn
Würd' ich langſam zu Tode peitſchen laſſen,
Und während das geſchähe, Feigen eſſen!
Nein, Datteln, denn die Datteln haben Steine
Und dieſe ſpiee ich ihm ins Geſicht!

Assad.

Pfui, ſchäme Dich!

Hakam.

Denkſt Du nicht mehr daran,
Wie gräßlich wir bei ihm gehungert haben?
Ein Schneider könnt mich durch die Nadel fädeln,
So dünn bin ich geworden bei dem Filz!
Und Du, Du ſchwitzteſt ja noch heut für ihn,
Hätt' er Dich auch nur Sonntags ſatt gemacht!

Assad.

Ich hab's ihm ſchon vergeben!

Hakam.

Ja?

Assad.

Mir däucht,
In Bagdad hab' ich keinen Magen mehr!
Ich aß noch nichts und dennoch knurrt er nicht!

Hakam.

Das freut mich ſehr, dann brauch' ich nicht zu theilen!
Steh ſtill!

Assad.

Was willſt Du?

Hakam.

Deine Taſche leeren,
Ich hab' mir etwas darin aufbewahrt!

(Er zieht Früchte aus Aſſad's Taſche hervor.)

Assad.

Woher haſt Du die Früchte?

Hakam.

Aus der Quelle,
Aus der ich Alles hatte, was bisher
Uns noch das Leben friſtete: ich nahm
Sie weg, wo ich ſie fand! Die Hökerin
Am Thor war eingeſchlafen, die den Wand'rern
Das Obſt verkauft. Hätt' ich ſie wecken ſollen?
Sie war vielleicht gerade Sultanin!
Ich griff in ihren Korb und ſteckte Dir,
Was ich erwiſchte, in den Sack. Du haſt
Es nicht bemerkt. Sie noch viel weniger!

Assad.

Ich hoff', das iſt nur Spaß!

Hakam.

Was war' es ſonſt?
Es wachſt ja gutes Obſt in Deiner Taſche!

Aſſad

(greift ſelbſt hinein und zieht einen Becher hervor).

Hakam.

Auch ſitzt ein Goldſchmied drin, der Becher macht!

Aſſad.

Hakam!

Hakam.

Gieb her!

Aſſad.

Den Becher kenne ich!

Hakam.

Wir haben geſtern Morgen d'raus getrunken!

Aſſad.

Und unſer Wirth — hat er ihn Dir geſchenkt?

Hakam.

Nein! Er vergaß es! Doch Du ſiehſt, ich machte
Den Fehler wieder gut!

Aſſad.

Du ſtahlſt den Becher?

Hakam.

Ich nahm ihn mit, als ich, um meinen Stock
Zu holen, noch einmal in's Zimmer ging.
Du weißt, ich hatt' den Stock da (lacht) ſtehen laſſen!
Begreifſt Du nun, warum ich, ſtatt mich rechts
Zu wenden, wie's der gute Mann uns rieth,
Den Weg zur Linken einſchlug?

Aſſad.

Schuft!

Hakam.

Ei was!
Meinſt Du, ich bin mit Dir geſloh'n, weil ich
Verhungern will? Dieß iſt der Ort für mich!
Mit jeder Straße eine neue Welt!
Wenn man in einer mit dem Bambusrohr
Als Dieb gebläut wird, kann man in der andern
Trotzdem für einen halben Heil'gen gelten!
Hier iſt man, wenn man ſich einmal verſieht
Und das, was einem Nachbar zugehört,
Als Eigenthum behandelt, nicht ſogleich
Ein Popanz für die Alten und die Jungen:
Das trieb mich her, wie Dich die Träumerei!
Hier hat man Raum!

Aſſad

(wirft den Becher weg).

Hakam.

Was machſt Du da? Was machſt Du?

(Er will ihn aufheben.)

Aſſad

(faßt ihn).

Nichts da! Wag' einen Schritt! Wag' einen Laut,
So ſag' ich —

Zweite Scene.

Irad

(tritt auf, findet den Becher, hebt ihn auf.)

Hakam

(ſchreit.)

Ihr da!

Irad

(hält den Becher hoch.)

Haſt Du ihn verloren?

Assad

(zu Hakam.)

Nimm Dich in Acht! (Zu Irad.) Ihr fragt wohl nur im Hohn,
Seht mich und meinen Kameraden an —

Hakam.

Ich ſah den Becher früher!

Irad.

Das kann Jeder
Behaupten, dem's beliebt. Der Fund iſt mein!

(Hält den Becher gegen die Sonne.)

Das feinſte Silber! An der Ecke wohnt
Ein Juwelier, dem will ich ihn verhandeln.

(Zu Hakam.)

Und Dir —

Hakam.

Die Halbſcheid bringen?

Irad.

Nein, mein Freund,
Ich will Dir ſagen, was er eingetragen,
Damit Du ſchneller biſt das nächſte Mal!

(Geht in den Juwelier-Laden.)

Dritte Scene.

Hakam

([illegible])

Aſſad, ich bring' Dich um!

Assad

([illegible]).

Wo willſt Du geh'n?
Links oder rechts? Hier ſcheiden unſ're Wege!
Pfui! Pfui! Nun glaub' ich's, was man immer ſagte,
In Deinen Adern fließt Zigeunerblut!

Hakam.

Und Du — Du biſt mit Eſelmilch ernährt!

Assad.

Den wackern Mann, der uns, noch eh' wir baten,
Sein Haus ſchon öffnete, zum Dank dafür
So ſchändlich zu beſtehlen — Hakam, lauf,
Es geht Dir ſchlecht, wenn Du hier ſtehen bleibſt!
Jetzt wird er ſeine Thür verſchloſſen halten,
Und ob ein Derwiſch pocht. Fort, Böſewicht!
Welch Wunder, daß die Schlange Dich nicht ſtach,
Bei deren Neſt wir geſtern Mittag ſchliefen!

Hakam.

Wenn wir uns wiederſeh'n, ſo ſind wir Feinde!

(Er will fort.)

Doch halt! Dort trägt man Speiſen auf, wie's ſcheint!

Vierte Scene.

Ein Aufſeher der öffentlichen Hunde kommt. Ihm folgen Diener mit Schüſſeln voll Brot und Fleiſch.

Der Aufſeher.

Setzt hin!

(Die Diener ſetzen die Schüſſeln nieder.)

Hakam

(nähert ſich).

Iſt das für —

Der Aufſeher.

Hand davon!

Hakam.

Für den
Kaliphen?

Der Aufſeher.

Läſtermaul!

Hakam.

So ſagt mir doch,
Für wen die Mahlzeit angerichtet wird,
Ich bin noch fremd in Bagdad.

Der Aufſeher.

Für die Hunde!

Hakam.

Die räudigen Thiere, unrein, wie ſie ſind,
Die werden öffentlich geſpeiſt?

Der Aufseher.

Ja wohl,
Und das von frommen Seelen, die ſchon längſt,
Zum Theil ſeit mehr als hundert Jahren ſchon,
Im Paradieſe bei'm Propheten wohnen.

Hakam.

Und ich muß hungern?

Der Aufseher.

Ich zum wenigſten
Hab' nicht für Dich zu ſorgen! (Zu den Dienern.) Fort die Schüſſeln!
Sie ſind noch ſatt!

(Ab mit den Dienern.)

Fünfte Scene.

Hakam.

Die Herren kommen nicht!
Von jetzt an ſtoß' ich jeden Hund mit Füßen!
Sie haben es zu gut auf dieſer Welt!

(Er tritt wieder zu Aſſad.)

Haſt Du's gehört?

Assad

(antwortet ihm nicht und geht auf die Seite hinüber, wo der Juwelier-Laden iſt.)

Sechſte Scene.

Irad

(tritt heraus).

Wo iſt Dein Kamerad?

Assad.

Der geht mich nichts mehr an!

Irad.

Dort ſteht er ja!

(Geht zu Hakam.)

Fünfzig Denare!

Hakam.

Ich erhalte?

Irad.

Nichts!

Hakam.

Eine Weſpe ſoll Euch in den Rachen fahren,
Wenn Ihr einmal zu einem Feigenbaum
Mit off'nem Maul hinaufſieht!

Irad.

Dank, mein Freund!

Hakam.

Ein Bienenſchwarm ſich auf Euch niederlaſſen!

Siebente Scene.

Muſik. Ein glänzender Zug. Zuerſt viele Sklaven, die Koſtbarkeiten tragen. Dann eine Menge Sklavinnen, die prächtig gekleidet ſind Zuletzt ein Vezier mit Gefolge. Viel Volk ſtrömt zuſammen.

Der Vezier

(betritt, nachdem die Muſik aufgehört hat, eine Tribüne).

Im Namen des Kaliphen!

(Alle Verſammelte werfen ſich zu Boden.)

Der Vezier.

Trauernd ſitzt
Er im Pallaſt, die Fenſter hat er ſich
Ringsum mit ſchwarzem Tuch verhangen laſſen,
Weil er das goldne Licht der Sonne haßt;
Zwei Tage halten ihm die Sklaven ſchon,
Auf Knieen vor ihm liegend, Trank und Speiſe
Vergebens vor, er ißt und trinkt nicht mehr:
Und heute Morgen hat er mir geboten,
Was mich mit Grauen und Entſetzen füllt!
Steht Alle auf!

(Die Verſammelten erheben ſich.)

Der Vezier.

Und Muſtapha, herauf!

(Muſtapha, ein Sklave, der auf rothem Sammetkiſſen eine Krone trägt, erſteigt die Tribüne.)

Der Vezier

(erhebt die Krone).

Ihr ſeht, dieß iſt die Krone Mahomed's,
Der Himmel hat den Stern nicht, welcher ihr

Nicht einen Strahl lieh, und die Erde nicht
Den Edelſtein, der ſie nicht funkelnd ſchmückt!
Vernehmt! Die Krone Mahomed's iſt feil!
Ihr ſtaunt? Hört weiter! Eben heute hat's
Gejährt, daß die Prinzeſſin, daß Fatime,
Die heißgeliebte Tochter des Kaliphen,
Aus ihrem Garten, als ſie Roſen pflückte,
Auf eine Art, die Keiner faßt, verſchwand.
Ihr wißt, der tiefbetrübte Vater hat
Dem, der ſie wieder brächte, längſt ſein Alles,
Bis auf die Krone ſelbſt, als Lohn verheißen:
Wohlan, er fügt die Krone jetzt hinzu.
Der ſoll ſie tragen, der das einz'ge Kind
Zurück in ſeine Arme führt, und Jeder,
Der auch nur eine Spur von ihr entdeckt,
Soll ſelbſt beſtimmen, ob er ſeine Perlen,

(Er deutet hiebei auf diejenigen Sklaven, die Perlen tragen.)

Ob er ſein Gold und Silber

(Er deutet hiebei auf diejenigen Sklaven, die mit Gold und Silber beladen ſind.)

lieber will,
Und obendrein die Sklavin ſich erwählen,
Die ihm von Allen, welche noch im Lenz

(Er deutet auf die verſchleiert daſtehenden Sklavinnen.)

Der Jugend ſteh'n, am meiſten einer Houri
Zu gleichen ſcheint, wie ſie ſein Herz begehrt!
Dieß iſt es, was ich Euch verkünden ſoll:
Es iſt geſcheh'n. Nun aber hört noch Eins:
Wer glaubt, daß er ſich Einen dieſer Preiſe
Verdienen kann, der gehe ſchnell an's Werk!
Die Hoffnung war es nicht, die den Kaliphen

Bewog, auch noch ſein Letztes einzuſetzen,
Nur die Verzweiflung trieb ihn dazu an,
Und er erwartet Nichts davon, er läßt,
Indem ich rede, in der Stille ſchon
Aus ſeinem Paſchalik am fernen Nil
Den Bruder rufen und — ich darf nicht ſagen,
Was ich befürchte, doch ich fürchte viel!
(Er ſteigt von der Tribüne herunter. Der Zug entfernt ſich, mit Muſik, auf dieſelbe Weiſe, wie er kam.)

Achte Scene.

Hakam
(tritt wieder zu Aſſad).

Nun, Aſſad, das iſt was für Dich! Du träumteſt
Ja ſtets von ſolchen Dingen! Ei, der Tauſend,
So hat ſogar auch der Kaliph noch Sorgen?
Ich dachte mir ihn immer ohne Zahnweh!

Assad.

Willſt Du durchaus, daß ich Dich prügeln ſoll?
Ich thu's nicht gern, denn als mein armer Vater
Im Sterben lag, haſt Du mir friſches Waſſer
In's Haus gebracht und das gedenk' ich Dir!
Jetzt aber mach! Ich kenne Dich nicht mehr!
Ich will nicht bei Dir hängen.
(Er dringt auf ihn ein.)

Hakam
(entweichend).

Aber ich,
Ich möchte gern zu Deinen Füßen ſitzen,
Wenn Du Kaliph biſt!

Neunte Scene.

Soliman

(tritt aus ſeiner Thür).

Heda! Junger Burſch!

Assad.

Kann ich Euch dienen, Herr?

Soliman.

— Euch dienen, Herr?
Sprachſt Du: Euch dienen, Herr?

Assad.

Das that ich, Herr!

Soliman.

Das that ich, Herr, nicht ſo?

Assad.

Ei, allerdings!

Soliman.

Ei, allerdings! Es iſt ſo! In der That!
Die Wolle, nicht das Ohr, war Schuld daran!
Allah ſei Dank dafür! Allein ich ſage
Es Keinem! Wenn ſie für ſtocktaub mich halten,
So kann ich leichter lauſchen und erfahren
Was ſie im Stillen treiben! (Zu Assad.) Noch einmal!

Assad.

Herr, foppt Ihr mich?

Soliman.

Ich bitte, etwas leiſer,
Dieß hatte ich auch geſtern hören können!

Assad.

Ich laſſe mich nicht foppen und Ihr ſeid
Zu alt, als daß ich's Euch (er ballt die Hand) beweiſen dürfte!
Drum geh' ich!

(Will gehen.)

Soliman.

Nicht doch! Bleib'! Ich mein' es gut!
Ich rief Dich, um mein Ohr zu prüfen! Sieh —
Doch, das nachher! Erſt weiter!

Assad

(kehrt ſich wieder um).

Alter Narr!

Soliman.

Ja! — Alter Narr! Ich ſchenk' Dir was! Ganz deutlich!
Und dieß Mal ſprach er leiſe! Komm!

(Er geht zu dem Auslagekaſten vor ſeinem Fenſter.)

Such' aus!
Was Dir gefällt! Das heißt natürlich hier,
Wo Alles unecht iſt!

Assad

(tritt heran).

O, welche Pracht!

Soliman.

Nicht wahr, mein lieber, guter, junger Menſch,
Wer ſo viel hat, der iſt ein reicher Mann?
Und doch hab' ich noch mehr! Du ſchauſt darein,
Als ob das gar nicht möglich wär? Doch! Doch!
Und weil Du mir gefällſt, ſo will ich Dir
Auch das noch zeigen, was ich Keinem zeige,

Der nicht zum wenigſten ein Emir iſt!

(Er öffnet ein Schubfach.)

Was ſagſt Du dazu, he? Die liebe Sonne
Meint's gleichfalls gut mit Dir! Sie ſcheint auf einmal
So hell, wie ſie den ganzen Tag nicht ſchien!
Nun ſieh Dich ſatt! Doch greife mir Nichts an,
Denn — Deine Finger ſcheinen zwar nicht klebrigt,
Allein —

Aſſad.

Das ſind wohl echte Edelſteine?

Soliman.

Verlaß Dich d'rauf! Wer beſſ're zeigen kann,
Dem ſchenk' ich meine Augen!

Aſſad.

Alſo ſeh' ich
Das Herrlichſte und Köſtlichſte der Welt!

Soliman.

Das thuſt Du, Freund, das thuſt Du! (bei Seite.) Wie ich höre!
Ein wunderlicher, guter junger Menſch!
Er freut ſich über meine Edelſteine,
Wie kleine Kinder über'n Mond ſich freu'n!

Aſſad

(zeigt auf einige Steine).

Die ſeh'n wie Waſſer aus! Sind grün, wie das!

Soliman.

Smaragde nennt man ſie! Wie Waſſer!

(Schüttelt den Kopf.)

Himmel!

Assad.

Die kommen auch wohl aus dem Waſſer?

Soliman.

Nein!
Doch, doch! Man pflegt ſie in dem Schlamm zu finden,
Der ſich in Fiſchernetze ſetzt.

Assad.

Mein Vater
War ſelbſt ein Fiſcher, aber niemals fand
Ich einen ſolchen Stein in ſeinem Netz!

Soliman

(für ſich).

Der glaubt mir! (laut) Nun, in jedem Fluſſe trifft
Man ſie nicht an!

Assad

(zeigt auf andere Steine).

Die ſind ſo blau, wie Luft!

Soliman.

Saphire ſind's! Sie fallen aus den Wolken!

Assad.

Was thun ſie?

Soliman.

Wußteſt Du das nicht? Ei, freilich!
Wir tragen ja bei uns den Turban bloß,
Damit ſie uns den Schädel nicht zerſchmettern!

Assad.

Ich merk's! Ich habe dumm gefragt!

Soliman.

Ja wohl!
Und weil Du mir die erſte Lüge glaubteſt,
Ließ ich die zweite zur Enttäuſchung folgen!
Die Edelſteine kommen aus der Erde,
Sie wachſen da, wo Alles wächſt!

Aſſad

(erblickt den Rubin und ſtreckt die Hand aus).

O, Allah!

Soliman.

Dieß Feuer brennt Dich, wie es ſcheint!

Aſſad.

Das iſt —

Soliman.

Nun, was wohl? he?

Aſſad.

Das Uebrige iſt Nichts,
Iſt Alles Nichts! Weg, weg damit! Ich könnt' es
Mit Füßen treten!

Soliman.

Wird er mir verrückt?

Aſſad.

Das waren Edelſteine? Alter Mann,
Ihr ſeid betrogen! (Er zeigt wieder auf den Rubin.) Das —

Soliman.

Iſt ein Rubin,
Roth, wie die andern grün und blau, nun giebt
Es auch noch weiße!

Assad.

Schweigt! O, ſchweigt davon!
Hier ſehe ich den Mittelpunkt der Welt!
Wer dieſen Stein ergreift und dann in's Meer
Hinab ſich ſtürzt, der zieht die Könige
Sich wie die Bettler nach! Die ganze Erde
Wird menſchenleer in Einem Augenblick!

Soliman.

Und dennoch iſt der Diamant noch edler!

Assad.

Noch edler? Reizt mich nicht!

Soliman.

Ich mache jetzt
Ein Ende! (Er nimmt einen Ring.) Gieb mir Deine Hand einmal!

Assad

(giebt ihm, aber faſt bewußtlos, die Hand).

Soliman

(ſteckt ihm den Ring an).

Da haſt Du was! Nun denk' an mich und geh!

Assad

(ſtreift den Ring wieder ab).

Pfui! Pfui! Ein Regenwurm, mir um den Finger
Gewickelt, wär' mir ganz ſo lieb!

Soliman

(legt den Ring wieder hin).

Auch gut!
Ich habe noch Platz für ihn!

Assad.

Gebt den Rubin!

Soliman.

Ha! Ha!

Assad.

Ich muß ihn haben!

Soliman.

In der That?

Assad.

Wollt Ihr ihn geben?

Soliman.

Wenn Dir der Kaliph
Die Krone aufgeſetzt hat! Eher nicht!

Assad.

Ich fleh' Euch an —

Soliman.

Beim Barte des Propheten,
Jetzt iſt's genug!
(Er will den Kaſten ſchließen.)

Assad
(ſtößt ihn vor die Bruſt).

Was unterſteht Ihr Euch?

Soliman
(ſchreit).

He! Hülfe!

Assad.

Der Rubin iſt mein!
(Er ergreift ihn und ſtürzt fort.)

Soliman
(hinterdrein).

Ein Dieb!
Ein Räuber! Haltet auf! Ein Mörder! Greiſt ihn!

Volk
(rennt durcheinander).

Wen denn?

Soliman.

Den da! Den Burſchen!

Hakam
(packt Aſſad).

Dieſen hier? —

Soliman.

Wen ſonſt? (Er tritt zu Aſſad.) Du Böſewicht! (Zu Hakam.)
Ich dank Dir,
Freund!

Khalif
(herzutretend).

Was iſt's mit dem?

Soliman.

Erſt laßt mich Athem ſchöpfen!

Hakam.

Ich kenn' den Menſchen!

Khalif.

Nun?

Hakam
(zu Aſſad).

Dieb! Räuber! Mörder!
Das iſt genug für einmal, Kamerad!
Jetzt biſt Du's ja wohl wieder?

Aſſad.

O der Schmach,
Daß Schelme mich für ihres Gleichen halten,
Weil ich — (zu Hakam) Ich habe Nichts mit Dir gemein!
Prüft mich, ob ich ein Dieb und Räuber bin,
Werft, was Ihr habt an Gold und an Juwelen,
Werft's auf das Pflaſter hin, laßt mich allein
Und ſeht in einer Stunde nach, ob ich —

Hakam.

Noch da bin, he?

Volk
(lacht).

Aſſad.

Allah, ſteh' Du mir bei!
Du haſt dieß Herz in meine Bruſt geſetzt,
Nimm es heraus und zeig', wie rein es iſt!

Soliman.

Der freche Bube denkt gewiß zu läugnen,
Daß er ſo ſpricht! Vielleicht hat er mein Kleinod
Im Laufen weggeworfen!

Aſſad.

Blöder Thor!
So wenig, wie den Kopf!

Soliman.

Dann — her damit!

Aſſad.

So lang' ich lebe, nicht!

Soliman
(dringt auf ihn ein).

Wir werden ſeh'n!

Aſſad.

Ja wohl!
(Er entreißt Soliman den Dolch, den er trägt.)
Nun kommt nur!
(Er ſticht nach Soliman.)

Volk.

Der Kadi! Macht Platz!

Zehnte Scene.

Der Kadi
(tritt mit Gefolge auf).

Was giebt's hier?

Soliman.

Alles, was nur möglich iſt!
Raub! Ueberfall! Was nicht? Der Böſewicht
Iſt gar nicht zu bezeichnen! Eh' man ihn
Noch Räuber oder ſo was nennen kann,
Iſt er ſchon Mörder und es paßt nicht mehr!
Er ſtach nach mir! Ich weiß nicht, blute ich?

Der Kadi.

Raub! Mord! Man hätt' den Mord verhindern ſollen!
Sein Leben war ſchon durch den Raub verfallen,
Er hat kein zweites, auch den Mord zu büßen,
Der Mord war hier von Ueberfluß! Ja, konnte
Man dieſe Frevler einmal hängen laſſen,

Dann köpfen und zum dritten Male ſacken,
So möchten ſie die Miſſethaten häufen
Und die Geſetze zehn Mal übertreten,
Allein das geht nicht an. Wer iſt es denn?

Soliman.

Du wirſt es nicht errathen!

Der Kadi

(deutet auf Hakam).

Der gewiß!

Hakam.

Herr — ich vergeb' Euch! Ich war's, der ihn griff,
Als er entfloh!

Soliman

(deutet auf Aſſad).

Der da! Nicht wahr, man ſieht
Es ihm nicht an? Den mußt Du zwei Mal ſtrafen,
Erſt für die That und dann für ſein Geſicht!

Der Kadi.

Ich hätt' erwägen ſollen, daß die Aepfel
Gewöhnlich roth ſind, wenn der Wurm ſie ſtach!
Ruſtan!

Rustan

(tritt hervor und hält ein Beil in die Höhe).

Der Kadi

(giebt kein Zeichen).

Rustan

(ſenkt das Beil und hält einen Strick empor).

Der Kadi

(nickt).

Rustan.

Vorher? (Er macht die Bewegung des Hauens.)

Der Kadi.

Vorher die Baſtonade,
Was fragſt Du erſt, und eine, die er fühlt,
Damit der Eindruck vorhält nach dem Tode,
Und er uns nicht zu zeitig wieder kommt!

Hakam
(für ſich).

Mich freut's, daß ich den Becher nicht mehr habe!
So hätt' ich den Kadi mir nicht gedacht!

Soliman.

Herr!

Der Kadi.

Nun? Haſt Du ihn fälſchlich angeklagt?
Dann trittſt Du ſelbſt in ſeine Stelle ein!

Soliman.

Das nicht — Jedoch — Du ſiehſt, ich lebe noch,
Der Mord —

Der Kadi.

Ward nicht vollbracht! Das iſt mir lieb!
Ich hab's ja ſchon geſagt, warum!

Soliman.

Und dann —
Verzeih' mir, Herr, der Burſche dauert mich,
Ich bin doch Schuld an ſeinem frühen Tode!

Der Kadi.

Wie das?

Soliman.

Erlaubſt Du, daß ich weiter rede?

Der Kadi.

Du ſprachſt von Schuld, Freund, ich befehl es Dir!

Soliman.

Sieh, Herr, ich litt drei Jahre fort und fort
An Taubheit, nein, ich glaubte d'ran zu leiden,
Weil ich's vergeſſen hatte, daß ich Pfropfen
Von Wolle trug in meinen beiden Ohren,
Die ich bei Zahnweh einſt hinein geſteckt.

Der Kadi.

Was geht mich das an?

Soliman.

Nur Geduld! Ein wenig!
Heut Nachmittag fahr' ich von ungefähr
Mit einer Nadel mir in's Ohr und merke,
Das was darin ſitzt, ziehe es heraus
Und hör' auf einmal wieder, hör' die Katze
Im Hof miau'n und hör' vom Minaret
Auch zum Gebete rufen. Ich frohlocke,
Und tret' aus meiner Thür, da ſteht der Burſche
Vor meinem Hauſe —

Der Kadi.

Die Gelegenheit
Zu Dieberei und Raub erſpähend —

Soliman.

Möglich!
Doch ſah er mir nicht darnach aus! Ich rief ihn,

Um im Geſpräch mit ihm mein Ohr zu prüfen,
Er kam —

Der Kadi.

Und raubte —

Soliman.

Ja! Doch nicht ſogleich!
Erſt, wie ich ihm die Edelſteine zeigte,
Und da nicht einmal, nein, erſt ganz zuletzt,
Als der Rubin ihm in die Augen ſtrahlte,
Der ihn nicht, wie es menſchlich iſt, zu reizen,
Nein, der ihn ſchier verrückt zu machen ſchien,
So daß er zugriff, wie 'n verzog'nes Kind!

Der Kadi.

Mich kümmert nur das Ob und nicht das Wie!
(Zu Aſſad, freundlich.)
Du läugneſt?

Aſſad.

Nein!

Der Kadi.

Es hälfe auch zu Nichts!
Ruſtan, vollzieh den Spruch! Und auf der Stelle,
Wo dieſer freche Raub begangen ward!

(Ab mit Gefolge. Ruſtan mit ſeinen Knechten bleibt zurück und bereitet die Hinrichtung vor.)

Elfte Scene.

Khalf

(dem Kadi nachſehend).

Der ändert keinen Spruch! Allein mich freut's!
Das (mit einem Blick auf Soliman) iſt ein altes Weib!

Soliman.

Was ſagtet Ihr!

Khalf.

Ich pries Eu'r weiches Herz!

Soliman.

Wagt nicht zu viel!
Ich hör' jetzt wieder gut!

Hakam

(zu Aſſad).

Du hatteſt Recht!
Wir werden nicht zuſammen hängen. Schenkſt
Du mir die Kleider?

Assad.

Ja!

Irad

(tritt zu Aſſad).

Du biſt ein Räuber?

Assad.

Es muß ja wohl ſo ſein. Du ſiehſt, ich ſterbe
Des Räubers Tod!

Irad.

Bereuſt Du Deine That?

Assad.

Nein!

Irad.

Nicht?

Assad.

Es mag wohl gut ſein, daß ich ſterbe,
Denn — (Zu Soliman) Herr, es thut mir leid, daß ich den Dolch
Auf Euch gezückt, Ihr ſeid ein alter Mann,
Der's gut mit mir gemeint, ich weiß das wohl,
Und wahrlich, wenn ich Euch getroffen hätte,
Wenn Ihr in Eurem Blute vor mir laget,
Mir würde ſein, als hätt' ich meinen Vater
Getödtet, denn Ihr ſeid ſo weiß, wie er,
Und ſelber ſtellt' ich jetzt mich dem Kadi!
Das glaubt mir!

Soliman.

Sohn, ich glaub's Dir!

Assad

(Zu Irad.)

Dennoch fühl' ich's,
Ich hätt' ihn eher zehn Mal tödten können,
Als den Rubin in ſeinen Händen laſſen!
(Zu Soliman.)
Vergebt mir, doch ich muß es leider ſagen,
Es iſt ſo, mag's begreifen, wer da kann!
Lag' hier mein Kopf, und dort der Edelſtein,
Ich griffe erſt nach dem —

Soliman.

Höchſt ſonderbar!
Höchſt ſonderbar! Ja, ja! Auch ich, ich habe

Den Stein vor allen andern Steinen lieb!
Es hat ihn mir einmal ein Greis gebracht,
Der ſprach zu mir: verkauft ihn, wie Ihr könnt
Und gebt mir dann die Hälfte, doch er kam
Bis heute noch nicht wieder — (Sieht Irad an.) Seid Ihr nicht
Der Greis? (Irad ſchweigt.) Ich kann mich täuſchen, und
Ihr würdet
Euch, wenn Ihr's wärt, ja ſicher nicht verläugnen!
Gleichviel, er kam nicht wieder und der Stein
That mir es an, ich forderte für ihn
Mit jedem Tage mehr und legte ihn
Am Ende ganz zurück —

Assad.

Laßt mir ihn denn,
(Deutet auf Rustan.)
Bis dieſer fertig iſt —

Soliman.

Ich laß ihn Dir!

Rustan.

Ich bin's! D'rum fort! Es giebt noch mehr zu thun!

Assad

(faßt den Rubin und will ihn Soliman reichen, zieht die Hand aber wieder zurück).

Nicht wahr, es iſt ja gleich? Nehmt ihn nachher!

(Rustan will Aſſad anfallen.)

Irad

(für ſich).

Nun iſt es Zeit!
(Er tritt zwiſchen Rustan und Aſſad.)
Reich mir die Hand zum Abſchied!

Aſſad.

So alt Ihr ſeid, ich komme noch vor Euch
Ins Paradies!

(Reicht Irad die Hand.)

Irad.

Du irrſt!

(Aſſad und Irad verſchwinden.)

Ruſtan.

Wo ſind ſie hin?

Soliman.

Es war der Greis!

Hakam.

Hier darf man doch was wagen!
Am Fuß des Galgens wird man noch gerettet!
Wer hätte in dem Alten das geſucht!

Ruſtan.

Ich hang' mich ſelbſt, bevor mich der Kadi
Dazu verdammt! Der wird's mir nimmer glauben,
Daß dieſer ohne meine Schuld entkam!

(Er ſtampft die Erde.)

Pfui, Erde, pfui!

Soliman.

Mir wird's wieder leicht.

Zweiter Act.

Ein anderer Platz in Bagdad. Es iſt Nacht.

Erſte Scene.

Irad.

Du biſt gerettet!

Aſſad.

Und ich hab' den Stein!

(Er zieht den Rubin hervor.)

O, wie er ſtrahlt! Ich glaube, wenn wir Beide
Die Lichter alle löſchten, die hier brennen,
Und wenn dann Allah auch mit ſeinen Händen
Die Sterne deckte, die am Himmel flammen,
Es würde doch nicht finſter auf der Welt!

Irad.

Meinſt Du?

Aſſad.

Vergieb, vergieb, ehrwürd'ger Greis,
Daß ich Dir noch die Füße nicht geküßt!

(Er ſtutzt.)

Wer biſt Du? Doch, was frag' ich! Weiß ich's nicht?

Du kannſt kein And'rer ſein, als der Prophet,
Du ſprachſt ja auch in meiner Eltern Hütte
Schon einmal ein!

Irad.

Wie war das?

Assad.

Meinſt Du, daß ich's
Vergeſſen hab'? O nein! So klein ich war,
Ich hab's mir wohl gemerkt! Mein Vater lag
An ſchwerer Krankheit auf den Tod darnieder,
Und wie er ſelbſt, ſo konnte auch die Mutter
Nichts mehr verdienen, denn ſie mußt' ihn pflegen
Und durft' ihn nicht verlaſſen! Was wir hatten,
War bald verzehrt, obgleich mein Mund allein
Den Vorrath ſchmälerte, da ihr ſo gut,
Wie ihm, die Eßluſt fehlte. Was geſchah,
Als ſie zur Nacht das letzte Stücklein Brot
Mir weigerte, um für den nächſten Morgen
Nicht ganz mit leeren Händen dazuſteh'n?
Die Thür ward aufgemacht, ein voller Beutel
Mit Geld flog in die Stube und zugleich
Rief eine Stimme: Allah leiht Euch das,
Gebraucht's, ſo lange Ihr es nöthig habt,
Und zahlt es, wenn Ihr könnt, dereinſt zurück
An Einen, der ſo hülflos iſt, wie Ihr!

Irad.

Und dieſes, glaubſt Du —

Assad.

Glaubſt Du? Nein, ich weiß,

Daß der Prophet es war, daß — Du es warſt!
Wie ſollteſt Du im Paradieſe auch
Dich freuen können, wenn die Deinen unten
Im Elend ſchmachten!

Irad.

Aſſad, halte ein!
Ich bin nicht, was Du meinſt!

Assad.

Wer biſt Du denn?
Wer biſt Du, wenn Du der Prophet nicht biſt?
Wer biſt Du, daß vor Deinem Wink die Erde
Sich ſpaltet, daß ſich zum kryſtall'nen Gang,
In dem man wandeln kann, ihr Inn'res wölbt,
Und daß —

Irad.

Ich bin der, der Dich retten konnte!
Das ſei genug für Dich! Und jetzt vernimm,
Warum ich's that!

Assad.

Laſſ' erſt noch einmal Dir,
Auf meinen Knieen, danken für mein Leben!
Jetzt ſchaudert's mich! Zwar weiß ich es gewiß,
Daß ich in's Paradies gekommen wäre,
Denn einer Sünde, die mir ſeine Pforten
Verſchließen könnte, zeiht mein Herz mich nicht.
Allein, wie hätt' ich dort erröthen müſſen!
Und nicht vor Omar bloß und Abubeker,
Die Mahomed am nächſten ſteh'n und die
Wohl nie auf Erden ihres Gleichen finden,

Ach nein, vor Jedem, der die Hungernden
Geſpeiſt, die Durſtigen getränkt und nicht,
Wie ich, die Vögel bloß gefüttert hat.
Ja, ſelbſt vor meinem Vater, denn ich trug
Die Schuld, die er zurückließ, noch nicht ab,
Und das gelobt' ich ihm, bevor er ſtarb;
Sie war erſt halb bezahlt, als er verſchied!

Irad.

Verkaufe jetzt den Stein, ſo kannſt Du's thun!

Assad.

Den Stein?

Irad.

Du zweifelſt, ob in dieſer Stadt
Des Glanzes und der Pracht auch ein Verlaſſ'ner
Zu finden ſei, der Dein bedarf? Doch ich,
Vor deſſen Blick die Erde ſelbſt ſich ſpaltet,
Ich ſchau' von hier durch Mauern und durch Wände
Und kann Dich gleich zu Einem führen, der
Vor wüth'gem Hunger in ſein eignes Fleiſch
Hinein beißt und in grimmiger Verzweiflung
Sich ſelbſt und Allah mit verflucht. Den ſollſt
Du tröſten und mit Gott und Welt verſöhnen,
Deswegen ward Dir der Rubin zu Theil!
Drum gieb ihn hin!

Assad.

Ihn hin? Mein Blut viel lieber!

Irad.

Aſſad!

Assad.

Da iſt er! Mach' nun, was Du willſt!
Mir aber ſage, wie ich den Kadi
Am ſchnellſten wieder finde!

Irad.

Den Kadi?
Du Undankbarer! Allah hat die größte
Der ird'ſchen Freuden Dir beſtimmt und Du —

Assad.

Geht, geht! Ich fall' Euch an, wenn Ihr's nicht thut!
Hier iſt mein Dolch! Nehmt ihn, damit ich ihn
Nicht brauche oder Ihr Euch wehren könnt!

Irad.

Ich werd' den Stein verkaufen! Tröſte Dich,
Es bleibt, auch wenn Du dieſe Schuld bezahlſt,
Genug noch für Dich übrig!

Assad.

O, zu viel!
Zu viel! Und wenn's auch nur ein Pfennig wäre,
Ich brauch von jetzt an keinen Pfennig mehr!

Irad

(ſchickt ſich zum Abgehen an).

Begleite mich und ſieh —

Assad.

Wohin Ihr geht?
O nein! Ich mach' die Augen lieber zu,
Sonſt könnte ich Euch folgen und den Mann
Ermorden, der — Ich bitt' Euch, zögert nicht!

Irad.

Ich hab' Dich nur geprüft! Nimm ihn zurück!

(Er reicht Aſſad den Stein.)

Auch dieſen brauchſt Du noch!

(Er reicht ihm den Dolch.)

Ich wog die Krumen,
Die Du den Vögeln vor Dein Fenſter ſtreuteſt,
Und ſchwerer in die Waage fielen ſie,
Als all die Schätze, welche der Kaliph
Den Darbenden vertheilen ließ, denn Du
Gabſt Alles, was Du übrig hatteſt, hin,
Er nicht, und das hat Mahomed befohlen!

Assad.

Ehrwürd'ger Greis, mein Alles war ein Nichts!

Irad.

Ich ſah an Deines Vaters Sterbebett
Dich ſitzen, tief bekümmert, daß Du nur
Die Fliegen ihm verjagen, nicht die Frucht
Ihm reichen konnteſt, die vielleicht die letzte
Erquickung ihm geboten oder ihm
Das letzte Lächeln abgewonnen hätte —

Assad

(hält die Hand vor's Geſicht).

O Gott! Ich dachte —

Irad.

An des Nachbars Garten
Und an die Trauben, die darin gereift!
Allah verzieh es, ja auf ſeinen Wink
Trug der Prophet in's goldne Buch Dich ein!

Und darum ſtehſt Du jetzt vor mir und hältſt
In Deiner Hand ein Kleinod, das, ſo köſtlich
Es Dir und aller Welt auch ſcheinen mag,
Doch noch viel mehr iſt, als Du ahnen kannſt!

Assad.

Was iſt es denn?

Irad.

Es iſt ein Grab!

Assad.

Ein Grab?

Irad.

Es iſt ein Grab für Eine, die noch lebt!

Assad.

Für Eine, die — für Eine! O, mein Herz,
So war es dieß!

Irad.

Die allerſchönſte Jungfrau
Die auf der Erde jemals wandelte,
Iſt durch die Tücke eines böſen Geiſtes
In dieſen Stein hinein gebannt und ſchläft
Den Schlaf des Todes, ehe ſie noch ſtarb!

Assad

(Schaudernd).

Den Schlaf des Todes!

Irad.

Roth iſt der Rubin
Zwar immer, doch in einen Purpur, wie
Er dieſen ſchmückt, war keiner noch getaucht.

Wie Feuer ſchimmert jeder Edelſtein,
Denn tief in ſeinen Kern hat die Natur
Den Sonnenſtrahl, den flücht'gen, eingeſchloſſen,
Doch einen Blitz, wie dieſer Deinem Blick
Entgegen ſendet, wenn Du ihn betrachteſt,
Hat ſelbſt der Diamant noch nie verſprüht!

Aſſad.

Es iſt ihr Blut und ihres Auges Glanz!

Irad.

Das iſt's! Ja wohl! Denn Beides ſog er ein!

Aſſad.

Und Allah ließ es zu?

Irad.

Die böſen Geiſter
Sind mächtig bis zum jüngſten Tag! Und doch
Nicht mächtig g'nug! Was half's, daß der Rubin
Schon, tief verſcharrt, im Schooß der Erde lag?
Ich fand ihn dennoch!

Aſſad.

Kannſt Du denn die Jungfrau
Nicht auch erlöſen?

Irad.

Ich nicht! Nur ein Menſch!

Aſſad.

Ein Menſch? Ich ſelbſt bin ja ein Menſch! Doch wie?

Irad.

Das weiß ich nicht! Der Zaub'rer fiel in Schlaf
Als ich erwachte, denn wir wechſeln ſtets,
Wie Tag und Nacht, doch nur umſonſt belauſchte
Ich ſeine Träume, er verrieth ſich nicht!

Assad.

Weh! Weh!

Irad.

Verzweifle nicht zu früh! Er hält
Den Schlaf nicht ewig aus und dennoch weicht
Der Schlaf erſt dann von ihm, wenn's mir gelang,
Das zu befrei'n, was er gefeſſelt hat.
Sobald der Traum in den verruchten Sinn
Ihm eine neue, größ're Bosheit bringt,
Deckt er die alte ſelber auf! Das kann
Auch dieſes Mal geſcheh'n! Noch weiß ich nur,
Daß Du die Jungfrau einmal wecken kannſt!

Assad.

Ich kann ſie wecken?

Irad.

Ja! Um Mitternacht!
Wenn Du auf den Rubin drei Küſſe drückſt,
Erſcheint ſie Dir!

Assad.

Iſt es nicht Mitternacht?

Irad.

Noch nicht! Doch bald! Vielleicht kann ſie Dir ſelbſt
Das Mittel nennen, das den Zauber bricht,

Vielleicht entdecke ich's. Zwar blickte er
In jener Nebelhöhle, die ihn birgt,
So ſelbſtzufrieden, tückiſch-ſtolz darein,
Als hätte er ſein Aeußerſtes vollbracht,
Und dieſes deutet auf ein ſchweres Werk.
Doch über ihm iſt Allah! Was ich nur
Zum Theil durchſchaue, das durchſchaut er ganz
Und giebt's Dir wohl in Träumen ein! Leb' wohl!

(Er verſchwindet.)

Zweite Scene.

Aſſad.

Ich ſoll ſie ſeh'n! Und wenn's nur einmal wäre,
Ich ſoll ſie ſeh'n! O, daß die Mitternacht
Doch endlich käme! Daß der Tempelwächter
Doch endlich —

Eine Stimme

(ruft von der Moſchee herab).

Auf, ihr Gläub'gen, zum Gebet!

Aſſad.

So iſt ſie da, die grauſe, grauſe Stunde,
In welcher, wie es heißt, die Todten leben
Und die Lebendigen todt ſind; wird denn nun
Geſchehn, was mir der Greis —

(Er ſtürzt betend auf die Knie.)

Allah! — Du weißt!
Ich finde keine Worte! Laß' den Greis
Mich nicht betrogen haben! (Springt auf.) Pfui! Pfui!

Was ſagt ich da! Mein Herz weiß Nichts davon!

(Er hebt den Rubin gegen den Mund.)

Iſt's denn ſo kalt? Mich friert! In dieſer Stunde
Schloß meines Vaters Auge ſich auf ewig,
Wird ſich das ihre öffnen? Fort, ihr Zweifel!
Es wird! Es muß! Es ſoll!

(Er küßt den Rubin drei Mal. Dieſer entfällt ihm.)

Der Stein wird ſchwer
In meiner Hand, als ob —

(Eine Nebelwolke quillt aus der Erde.)

In eine Wolke
Löſt er ſich auf — ja, ja, in eine Wolke!
Und dieſe Wolke — ſie verdichtet ſich —
Ich ſeh' — ich ſeh' ein holdes Angeſicht

(Ausbrechend.)

Ich ſehe ſie!

Dritte Scene.

Fatime erſcheint allmälig, die Wolke verſchwindet nach und nach, ein röthliches Licht umfließt ſie.

Fatime

(wie träumend).

Drei Tropfen meines Bluts?
Droht, wie Ihr wollt, ich geb' ſie nicht! Nicht näher!
Ich fürcht' Euch! — Bin ich hier denn ganz allein? —
Rührt mich nicht an! (Sie ſchreit.) Mein Vater!

Assad

(nähert ſich ihr ängſtlich).

Holdeſte

Fatime.

Wer biſt Du? O, genug! Der Alte nicht!
Der grimme Alte nicht! So ſchütze mich!
Tritt her! Ganz nah! Weg, Mädchenſchaam und Sitte!
Hier gilt's den Tod, und mehr! Ganz nah! Ganz nah!

Assad
(für ſich).

Sie weiß nicht, was mit ihr geſchah!

Fatime.

Wo blieb er?
Steht er nicht hinter mir? Er thut's! Er thut's!
Ich fühle es! Nimm mich in Deine Arme,
So lange, bis mein Vater kommt! Er kommt
Gewiß im Augenblick! Du haſt
Doch einen Dolch?

Assad.

Beruh'ge Dich!

Fatime.

Wie kann ich?
Noch eben war es Tag! Nun iſt es Nacht!
Ich ſtand an einem Roſenbeet, und nun —
(Sie ſchaut ſich um.)
Der Greis iſt fürchterlich! Auf ſeinen Wink
Verkriecht die Sonne ſich zur Mittagszeit —
Die Gärten ſinken ein — Ein Menſchenkind
Wird durch die Luft entführt und merkt es nicht!
(Stürzt auf ihre Knie.)
Allah, beſchirme Du mich!

Aſſad.

Bete lieber:
Allah, erlöſe mich!

Fatime
(ſpringt auf).

Mich grauſ't! Mich grauſ't!
Sprich! Iſt es ſchon geſcheh'n? Bin ich verzaubert?
Hat er die Drohung ſchon erfüllt? Du ſchweigſt?
Er hat! Er hat! O, ich erinn're mich!
„Sagſt Du noch ein Mal Nein, ſo biſt Du Stein!“
Das rief er mir in grimmigem Zorne zu
Und zog ein ſpitzes Inſtrument hervor
Und griff nach meiner Hand, als wollte er
Mir eine Ader öffnen, ehe ich
Das zweite Nein noch fände —

Aſſad.

Dennoch haſt
Du es gefunden, denn —

Fatime.

Ich lebe ja,
Ich athme ja! (Sie faßt ihre Locken an.) Die ſind ja weich, wie ſonſt,
Ich bin ja noch nicht Stein —

Aſſad.

Du warſt es ſchon
Und mußt, o Allah! mußt es wieder werden,
Wenn Du —

Fatime.

Mich fröſtelt ſchon! O, es iſt wahr!
Iſt ſchrecklich wahr!

Aſſad

(fährt fort).

Wenn Du nicht weißt, wie Du
Entzaubert werden kannſt!

Fatime

(greift ſich an die Stirn).

Mir däucht, ich weiß es!

Aſſad.

So ſag's mir an!

Fatime.

O, jetzt beſinn' ich mich
Auf Alles wieder!

Aſſad.

Nun, ſo zög're nicht!

Fatime.

Ich bin in einen Edelſtein gebannt!

Aſſad.

Nicht länger, als —

Fatime.

Und Du, Du haſt den Stein!

Aſſad.

Laß das! Verkünde mir —

Fatime.

Du liebſt den Stein!
O ganz gewiß, Du liebſt ihn!

Assad.

Mit dem Leben
Hab' ich ihn faſt bezahlt! Und, ſicher geb' ich
Mein Leben eher hin, als ihn!

Fatime
(bricht aus).

Entſetzlich!
Ich werde nie erlöſt!

Assad.

Ich faſſ' Dich nicht!

Fatime.

Nur deshalb wählte er den Edelſtein
Und nicht den Kieſel!

Assad.

Selbſt den Kieſel hätteſt
Du in den herrlichſten Rubin verwandelt,
Mit Purpurroth hätt' ihn Dein Blut durchhaucht,
Mit Feuer dieß Dein Auge ihn getränkt!
Wer weiß denn, ob's vorher kein Kieſel war.

Fatime.

Du liebſt auch mich!

Assad.

Dich liebt' ich ſtets in ihm!

Fatime.

Weh' Dir und mir!

Assad.

Wohl bin ich zu gering,
Doch wahrlich auch nicht kühn genug, zu Dir
Den Blick empor zu heben!

Fatime.

Du verſtehſt
Mich nicht!

Assad.

Du biſt beſtimmt, den Mann zu lohnen,
Der auf der Welt die größte That vollbringt,
Du ſchwebſt ihm vor, das ſpornt ihn an, nun ſtürzt
Er freud'gen Muthes ſich in Noth und Tod,
Und wenn er dann als Sieger wiederkehrt
Und Dich erblickt, wenn Du Dich huldvoll ihm
Entgegen neigſt, dann tritt er noch in Demuth
Zurück und ſagt: auch ich bin Dein nicht werth!
Ja, thut er's nicht, ſo rufe ich's ihm zu.

Fatime

(mit einem Blick auf Aſſad).

Ich möchte leben, leben!

Assad.

Doch das giebt
Mir eben Kraft, das Aeußerſte für Dich
Zu wagen und mein Alles einzuſetzen!
Wer Deiner würdig iſt, der ſchone ſich,
Und wär's auch nur, weil Du vielleicht im Herzen
Sein Bild ſchon trägſt und ihn nicht miſſen kannſt!
Ich bin es nicht und werde mich nicht ſchonen,
D'rum ſag' mir, wie Du zu erlöſen biſt!

Und wär' es dadurch, daß ich dieſen Dolch
In's Herz mir ſtoße: ſchneller werd' ich's thun,
Als Du es fordern kannſt!

Fatime.

Das würde ich
Gewiß nicht fordern!

Aſſad.

Thu' es ohne Scheu!
Denn ohne Dich vermag ich nicht zu leben,
Seit ich mit dieſen Augen Dich geſeh'n,
Und —

Fatime.

Edler Jüngling! Oft ſchon warf der Baum
Die goldne Frucht von ſelbſt auf den herab,
Den heil'ge Scheu zurück hielt, ihn zu ſchütteln!

Aſſad.

Was ſagſt Du da? O, wiederhol' es mir!

Fatime

(für ſich).

Er rührt mein Herz! (laut.) Wie gerne würd' ich Dir
Mein Leben danken! Aber nimmer wirſt
Du mich erlöſen!

Aſſad.

Dennoch hörte ich,
Es ſteh' in Menſchenmacht!

Fatime.

In Menſchenmacht?
Ach, es iſt leicht, es iſt unendlich leicht!

Assad.

Und doch —

Fatime.

So leicht, daß Du's an jedem Ort
Vollbringen könnteſt und zu jeder Zeit!

Assad.

Und doch — O, gieb mir keine Räthſel auf!

Fatime.

Doch würdeſt Du mich eher einem Drachen
Abkämpfen, eher aus dem Grund des Meers
Herauf mich holen, wenn mich eine Muſchel
Umſchlöſſe, eher Salomonis Siegel
Zerbrechen, wenn es in ein Grab mich bannte,
Als dieſes Leichteſte des Leichten thun!

Assad.

So nenn' es mir!

Fatime.

Ach, dürft' ich Dir es nennen,
So wär' es ſchnell vollbracht! Du mußt darauf
Von ſelber kommen! Doch Du wirſt es nicht!
Denn es iſt ſchwer, es ſteht im Widerſpruch
Mit Allem, was Du denkſt und fühlſt. Und wenn
Ich Dir entdecken wollte, was es iſt,
Gleich würde eine andere Bedingung,
Und eine noch viel ſchlimmere, geſetzt:
Ich weiß es nur, damit ich doppelt leide.
Du wirſt auf jedem Stern den Schlüſſel ſuchen,

Der meinen Kerker öffnet, wirſt den Abgrund
Darnach durchſpäh'n und haſt ihn in der Hand.

Aſſad.

Ich werde Alles thun —

Fatime.

Bis auf das Rechte!
Ja, wenn Du mich nicht — Unglückſel'ge, ſchweig!

Aſſad.

Du nimmſt mir ſelbſt die Hoffnung?

Fatime.

Nehme ich
Sie Dir allein? Ich nehm' ſie mir zugleich!
Du durfteſt mich nur darum einmal ſeh'n,
Damit Du elend würdeſt! Elend biſt
Du jetzt! Ich fühl's! Nun ſiehſt Du mich nicht mehr!
Ich werde niemals wieder aus dem Stein
Zu neuem Sein hervorgeh'n, oder erſt,
Wenn Alles, was mir lieb und theuer war,
In Staub zerfallen und die ſchöne Welt
Mir völlig fremd geworden iſt. Wer weiß,
Ob das nicht ſchon geſchah, ob ich nicht ſchon
Jahrhunderte — Wer herrſcht in Bagdad?

Aſſad.

Harun!

Fatime.

So iſt's noch Zeit! — Wie wird mir! Allah! Hülfe!
Ich möcht' ihm noch was ſagen! — Was denn? —
(Zu Aſſad, verwirrt.) Frag' doch!
(Eine Wolke umhüllt ſie, ſie verſchwindet. Es wird dunkel.)

Assad.

Weh, weh! Ich ſeh' Nichts mehr von ihr! Und dort,
Dort funkelt der Rubin ſchon wieder hell!

(Er hebt ihn auf.)

Vierte Scene.

Hakam

(tritt im Hintergrund auf).

So groß die Stadt iſt, überall giebt's Augen,
Die Einen hindern, in der Nacht ſogar!
Wie oft bin ich nun ſchon geſtört! Die Aſſads
Sind ſelten in der Welt! Dem wollte ich
Den Turban ſtehlen, während er ihn trägt
Und gleich darauf ihn an ihn ſelbſt verkaufen.
Wo mag er nur geblieben ſein! Ich wette:
Wenn ihn der Greis nicht überwacht, wie 'n Kind,
So liegt er irgendwo jetzt auf der Straße,
Die Augen zu, die Hand halb offen
Und in der Hand den Stein!

Assad

(nachſinnend).

Auch das iſt Nichts!

Hakam.

Dort redet Einer! Sprach ich nicht von Stehlen?
Es wäre dumm, wenn der — Ei was, ei was!
Er ſpricht ja ſelbſt! Ich will ihn doch belauſchen,
Wer weiß, was man erfährt!

(Er nähert ſich Aſſad.)

Aſſad.

Wie ſchön ſie war!

Hakam.

So, war ſie ſchön? Nun, das iſt ein Geheimniß,
Wofür mir höchſtens der was giebt, der ſie
Zum Weibe nehmen ſoll! Allein die Stimme
Kommt mir bekannt vor! Das — Ja, das iſt Aſſad!
Das alte Kleid! Der Greis hat Nichts für ihn
Gethan! (Ruft.) Aſ — (Unterbricht ſich.) Still! Ich will erſt
ſeh'n, wie's ſteht!

Aſſad.

Dahin! Dahin!

Hakam.

Das heißt: er iſt ſchon fort!
Ein ſolcher Stein! Du Thor! Nun wund're Dich,
Wie ſchlecht die Menſchen ſind! Nun klag' und ſeufze!
Gleich könnt' ich Dir von hinten Einen geben
Für dieſe grobe Unvorſichtigkeit!

Aſſad

(ſieht auf den Rubin).

Das iſt ſie jetzt!

Hakam.

Nein, nein, er hat ihn noch!
Nun, ſo gewiß ich morgen eſſen will,
Rubin, vor Tag noch wechſelſt Du den Herrn
Er iſt mir zwar an Kräften überlegen,
Allein im Laufen kam er ſtets zu kurz
Und obendrein hat er noch wunde Füße!

Aſſad.

Wüßt' ich nur ihren Namen! Doch ich war
So ganz verwirrt, daß ich vergaß, zu fragen!
Nun thut's mir weh, daß ich ſie nicht einmal
Zu nennen weiß!

Hakam.

Er iſt verliebt, wie's ſcheint!
That Dir ein ſchadenfroher Wind den Dienſt?
Hat er den Schleier eines ſchönen Weibes
Gelüftet, das in's Bad getragen ward?
Ei, freilich, nach dem Namen hätteſt Du
Den oberſten Eunuchen fragen ſollen,
Dann wüßteſt Du es jetzt ſchon ganz genau,
Wie gut zum Bambusrohr Dein Schädel paßt!

Aſſad.

Ich ſoll's an jedem Ort vollbringen können
Und auch zu jeder Zeit!

Hakam.

Jetzt faſelt er!
Ei, denk ſie Dir mit einem ſtarken Schnupfen,
Sieh ihrer Mutter in's Geſicht und ſag' Dir:
So ſieht ſie ſelbſt in zwanzig Jahren aus,
Dann nimmt Dein Fieber ab!

Aſſad.

Was iſt es nur!
Ein altes Märchen klingt mir in den Ohren,
Ein ſchauerliches, wie kein zweites mehr!

Hakam.

Erzähl's! Erweiche Dich! Vergieße Thränen
Und laß den Stein, wenn Du Dir mit der Hand
Die Augen trockneſt, fallen! Ich erſpare
Dir gern die Müh', ihn wieder aufzuheben!

Assad.

Ein wunderſchönes Mädchen war verzaubert,
Nicht an Geſtalt, allein in ihrem Sinn.
Sie haßte, was ſie ſonſt geliebt und wurde
Nur dadurch, daß ihr der Geliebte ſelbſt
Den Dolch in's Herz ſtieß, was er that im Zorn
Und in der Wuth der Eiferſucht, erlöſt!

Hakam.

Das hört' ich ſchon vom alten Araber!
Ich ſchob ihm, als er g'rade dieß erzählte,
Den Igel unter'n Burnus, der ihn ſtach!

Assad.

Hätt' ich vielleicht, als ſie in Fleiſch und Blut
Hier vor mir ſtand, mit meinem Dolch das Gleiche
An ihr — Mich ſchaudert! Aber das war ſicher
Im Widerſpruch mit Allem, was ich dachte
Und was ich fühlte! Doch, das kann's nicht ſein,
Denn das vermöcht' ich jetzt ja ſchon nicht mehr!

Hakam.

Er träumt im Steh'n. Gleich fällt er um. Dann geh' ich
An's Werk!

(Er tritt dicht hinter Assad.)

Assad

(geht lebhaft vorwärts)

Ich will mich heut' nicht länger quälen,
Ich will mich freu'n und Dem mit Zuverſicht
Vertrau'n, der über mir und ihr iſt. Iſt's
Für heut' nicht ſchon genug, daß ich ſie ſah
Und daß ſie freundlich mit mir ſprach? Ihr Auge
War aus der Wolke noch auf mich gerichtet,
Ja, ſelbſt aus dem Rubin heraus noch ſcheint
Sein Strahl mich anzublicken. Leuchtet er
Nicht wie ein Stern?

(Hält den Rubin in die Höhe.)

Hakam

(der ihm gefolgt iſt, greift nach dem Stein, und ruft mit verſtellter Stimme.)

Ja! Er gefällt auch mir! —
Triumph! Ich hab' ihn!

(Er läuft fort.)

Assad

(eilt ihm mit gezücktem Dolch nach).

Stirb für dieſen Raub!

(Er ſticht ihn.)

Hakam.

Mord!

Assad.

Raub! (Er überwältigt Hakam.) Ich hab' ihn wieder! Büß'
es jetzt,
Daß Du ihn angefaßt! Und mit dem Tode!

Hakam.

Ich hab' genug! (Stürzt um.)

Fünfte Scene.

Der Kadi, Nachtwache mit Fackeln erſcheint.

Der Kadi.

Greift Jeden, den Ihr trefft!
Hier wurde Mord geſchrieen!

Assad

(Er, gleich wie Hakam ſtürzte, neben ihm niedergekniet).

Iſt das wahr?
Traf ich Dich tödtlich? Sprich! — Er kann nicht mehr!
So wäre ich ja — Wo iſt Deine Wunde?

(Er ruft).

O, helft, helft!

Selim.

Hieher!

Der Kadi.

Nun, was giebt es hier?

Selim.

Hier liegen zwei am Boden!

Der Kadi.

Mit den Fackeln
Herbei!

(Die Nachtwache umringt Hakam und Aſſad.)

Selim

(zu Aſſad).

Wer biſt Du? (Er erkennt ihn.) Ha!

(Er ſpringt zurück.)

Der Kadi.

Du ſchrickſt zurück?
Iſt er bewaffnet? Stach er Dich?

Selim.

Verzeih!
Das iſt —

Der Kadi.

Wer denn? Doch nicht —
(Er ergreift ſelbſt eine Fackel und beleuchtet Aſſad.)
Ei freilich, freilich,
Das iſt der Bube, den die Erde heut
Verſchlungen haben ſoll! Dank, Allah, Dank!
So wird's mir doch belohnt, daß ich mich ſelbſt
Für dieſe Nacht der Wache beigeſellt.
Ich hab' den Flüchtling!

Aſſad.

Steht doch dieſem bei!
Weswegen kamt Ihr, wenn Ihr das nicht wollt!

Der Kadi.

Der Burſch verſpricht das Mögliche! Er hat,
Man ſieht's, hier Einen mörd'riſch angefallen
Und ruft, nun er den Richter kommen hört,
Mit eigner Kehle nach Verband und Aerzten!
Es hilft nur leider Nichts! Mich täuſcht das nicht!
Packt ihn und hebt den Andern auf!

Hakam.

Ich glaube,
Ich brauche keine Hülfe, wenn ich auch
Verwundet bin! (Er ſteht auf.) Doch, doch! Mir ſchwindelt jetzt!

(Die Umstehenden unterſtützen ihn. Selim unterſucht ihn.)

Selim.

Es iſt nicht viel! Ein Schlitz im linken Arm!
(Bindet ihm ein Tuch um den Arm.)
Pfui, ſchäme Dich, daß Du von Schwindel ſprichſt!

Hakam.

Gewiß nicht mehr? Ich glaubte —

Selim.

Halt' doch ſtill!
Was ſonſt?

Der Kadi
(zu Hakam).

Biſt Du nicht der, der dieſen fing,
Als er entlief? Ich ſoll Dich an der Stimme
Erkennen!

Hakam.

Hätt' ich dieſe Wunde wohl,
Wenn ich's nicht wäre? Nur aus Rache fiel
Er mich hier an!

Der Kadi.

Das paßt zum Uebrigen!

Aſſad.

Elender, haſt Du mich nicht erſt beraubt
Und wußte ich auch nur, daß Du es warſt?

Hakam.

Ich bin zum Schwur bereit!

Der Kadi.

Des braucht es nicht!
Ich kenne ihn, wie Dich! Der Bube da
Iſt Schuld d'ran, daß mein Ruſtan ſich erhing
Und Du biſt, wenn auch ohne Dein Verdienſt,
Jetzt Urſach, daß ich ihm das lohnen kann.
Ihm wird der ſchnellſte Galgentod zu Theil,
Du ſollſt den Preis, den ich im erſten Grimm
Auf ſeinen ſchlechten Kopf geſetzt, erhalten,
Wenn Du nicht eine and're Bitte haſt!

Hakam.

Herr, gebt mir Ruſtan's Amt! — Laßt mich dieß Amt
Zum wenigſten an dem vollzieh'n!

Der Kadi.

Du biſt
Ein wenig keck! Und doch — Mir mißfällt's nicht!
Es ſei!

Hakam.

Mißlingt mein Probeſtück an ihm,
So laßt ihn ſein's an mir verſuchen!

Der Kadi.

Mach Dich
Bereit, es gleich bei'm erſten Morgengrau'n
Vor meinen eignen Augen abzulegen!

Hakam.

Ich bin's! (Für ſich.) Ich kenn' das Knotenknüpfen längſt.
(Zu Aſſad.)
Du ſtacheſt mich und ich, ich hänge Dich!
Siehſt Du, wie Alles ſich auf Erden dreht?

Der Kadi

(zu Aſſad).

Nun? — Es wird Ernſt! — Verſchwinde noch einmal!
Du zögerſt? — Fehlt der ſchurkiſche Genoß
Jetzt mit dem Räucherpulver? Denn der Dampf
Von Räucherpulver war's, der Dich verhüllte,
Nicht eine Wolke, wie die Thoren glaubten,
Ich hätt' den Kniff im Augenblick durchſchaut!

(Zu Selim.)

Siehſt Du hier noch ein Wunder?

Selim.

Herr, vergieb!

Der Kadi.

Nun raſch zum Markt, wo er den Raub beging!
Denn wo er ſündigte, da ſoll er büßen!

(Ab mit Allen.)

Assad

(indem er abgeführt wird).

Ehrwürd'ger Greis, verließeſt Du mich auch?

Dritter Act.

Die Gärten des Kaliphen am Tigris. An der Palaſtſeite iſt ein prächtiger Pavillon aufgeſchlagen. In den Gärten viel Volk.

Erſte Scene.

Soliman und Khalf treten vor.

Khalf.

Er wird doch noch gehängt!

Soliman.

                    Er wird es nicht!

Khalf.

Ho! Ho! So ſicher, als es Stricke giebt!

Soliman.

So ſicher nicht, als Allah Allah iſt!

Khalf.

Setzt Ihr das Kalb, das Ihr von Eurer Kuh
Erwartet, ſetzt Ihr's an das Füllen,
Mit welchem meine Stute geht? Ich biete
Die Wette!

Soliman.

Nein!

Khalf.

Dann denkt Ihr auch, wie ich!

Soliman.

Gewiß nicht! Doch ich will nicht, daß ein Menſch
Aus Eigennutz ihm Böſes wünſchen ſoll,
Und ginge ich die Wette ein, ſo würdet
Ihr's thun!

Khalf.

Gleichviel! Er wird noch heut' gehängt!

Soliman.

So dacht' ich dieſen Morgen auch, als ich
Aus meiner Thür trat und ihn ſtehen ſah,
Den Strick ſchon um den Hals, und den Kadi,
Argwöhniſch paſſend, neben ihm. Doch als
Auf einmal, von Trompetenſchall verkündigt,
Der Herold nun daher geritten kam
Und ausrief: Haltet ein, denn heute ſoll
Kein Todesurtheil hier vollzogen werden,
Eh' der Kaliph es ſelbſt beſtätigt hat!
Da jauchzt' ich wieder auf, und klar erkannt' ich
Den Finger Allah's!

Khalf.

Wirklich?

Soliman.

Iſt es denn
Nicht wunderbar? Das erſte Mal verſchluckte

Die Erde ihn, es ſah zum wenigſten
So aus, und jetzt — — In dieſem Jüngling ſteckt
Was ganz Beſond'res, glaubt es mir! Das Lamm,
Das geſtern, als er kaum verſchwunden war,
An ſeiner Statt hervortrat aus dem Nebel,
Schneeweiß und ſchuldlos um ſich blickend,
Hat etwas zu bedeuten!

Khalf.

Wunderbar
Iſt's auch, daß Ihr, der Ihr von ihm beraubt ſeid,
Ihn ſo in Euren Schutz nehmt! — Dennoch — Habt
Ihr den Kadi Euch angeſeh'n? Der ließ
So ab von ſeiner Beute, wie der Tiger,
Wenn er den Löwen hört! Einſtweilen zaudernd
Doch immer noch zum Sprung bereit. Und —

Soliman.

Nachbar.
Ich möcht' zu Mittag gern was eſſen können!
Hört auf, wir werden's ſeh'n! — Ich bin begierig,
Ob's wahr iſt, was man vom Kaliphen ſagt.
Unglaublich ſcheint es mir. Noch nie ſtieg Einer
Von ſeinem Thron herab, und wurde Derwiſch,
Wenn ihn kein Bruder dazu zwang!

Khalf.

Man konnte
Darauf gefaßt ſein!

Soliman.

Meint Ihr?

Khalf.

Nun, man weiß
Ja, was man weiß!

Soliman.

Ihr thut geheim!

Khalf

(faßt ſich an den Hals).

Ich habe
Den äußerſt lieb!

Soliman.

Und glaubt Ihr, daß Ihr mir
Nicht trauen dürft?

Khalf.

Man ſollte Niemand trauen!
Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß man ſich ſelbſt
Nicht zwingen kann, gefährliche
Geheimniſſe bei Zeiten zu vergeſſen.
Im Fieber hat ſchon Mancher ausgeplappert,
Was ihn, wenn die Beſinnung wiederkehrte,
Auf die Geneſung gern verzichten ließ.

Soliman.

Ihr treibt es weit! Was iſt's?

Khalf.

Wißt Ihr etwas,
Das Ihr zu meiner Sicherheit im Tauſch
Dagegen ſetzen könnt? Ihr ſchweigt! So ſchweige
Ich auch!

Soliman.

Ihr könnt ſchon was erfahren haben,
Denn Euer Sohn iſt des Kaliphen Arzt,
Seit ihm die wunderbare Kur gelang!

Khalf.

Ach, wär' er's nicht!

Soliman.

Wie ſo? Ich denke doch,
Er wird nicht karg beſchenkt!

Khalf.

Nur hat er leider
Die Kunſt noch nicht entdeckt, den Arzeneien
Den widerwärtigen Geſchmack zu nehmen,
Und der Kaliph nimmt nie ein Mittel ein,
Das ſeinem Gaumen widerſteht.

Soliman.

Das iſt
Denn freilich ſchlimm!

Khalf.

Ich denk's! Für einen Arzt,
Der mit dem Kopf für des Kaliphen Leben
Zu haften hat und der, ſobald er ſtirbt,
Gehängt wird!

Soliman.

Dieß iſt doch wohl nicht zu ändern!
Was könnte wohl den Arzt ſo eifrig machen,
An des Kaliphen heiliger Perſon
Nichts zu verſäumen, als die Furcht vor'm Strick!

(Im Pavillon erſcheinen Mohrenknaben.)

Soliman.

Im Pavillon wird's laut!

Khalf.

Hinweg! Er kommt!

(Sie ziehen ſich zurück.)

Zweite Scene.

In den Pavillon treten der Kaliph und der Vezier nebſt Gefolge ein.

Der Vezier.

Herr, nimm mir meinen Kopf!

Der Kaliph.

Warum denn, Alter?

Der Vezier.

Er will es nicht begreifen, daß Du Recht thuſt!

Der Kaliph.

Ich thu', was ich nicht laſſen kann!

Der Vezier.

O, laß Dich

Beſchworen!

Der Kaliph.

Spar' das! Mein Entſchluß ſteht feſt!

Der Vezier.

Du in die Wüſte zieh'n! Ein Derwiſch werden!

Der Kaliph.

Führ' mir Fatime her! Dann unterbleibt's!

Der Vezier.

Man wird ſie ſicher noch entdecken!

Der Kaliph.

Nie!
Seit ſie verſchwand, verſtrich ein ganzes Jahr!

Der Vezier.

Und wenn denn nicht — Schon mancher Vater hat
Sein Kind verloren!

Der Kaliph.

Ja! Doch an den Tod!

Der Vezier.

Iſt das nicht noch viel ſchlimmer?

Der Kaliph

Abubeker,
Du willſt nicht, daß ich Derwiſch werden ſoll
Und ſprichſt, als wär' ich's ſchon.

Der Vezier.

Wenn meine Zunge
Durch Widerſpruch mich um den Kopf gebracht,
So dank' ich's ihr. Ich brauch' ihn nur ſo lange,
Als ich Dir dienen darf und geb' ihn jetzt
Mit Freuden hin!

Der Kaliph.

Sprich immer zu! Zwar trage
Ich heute noch die Krone Mahomed's,

Allein ich thu's zum letzten Mal und will
Gern zum Voraus mich an die Zeit gewöhnen,
Wo man in mir nur noch den Greis erblickt.

Der Vezier.

Das muß ich hören! Erde, thu' Dich auf
Und ſchlinge mich hinab!

Der Kaliph.

Vezier! Ich habe
Dir nie geſagt, warum ich etwas that!

Der Vezier.

Du winkſt und wir gehorchen! So geziemt ſich's!
Dir legt es Allah in das Herz!

Der Kaliph.

So iſt's!
Wir Potentaten ſind für ihn daſſelbe,
Was Ihr für uns ſeid; wenn wir thun,
Hat er gedacht! D'rum iſt es auch gewiß
Kein Märchen, daß es einen Apfel giebt,
Den nur ein König eſſen kann, der Jedem
Zu Gift wird, der nicht unſ'res Gleichen iſt.
Ich ließ die Welt ſchon längſt nach ihm durchforſchen,
Wer weiß, wie bald man mir ihn bringt!

Der Vezier.

Was ſoll
Er Dir?

Der Kaliph.

Du fragſt? Wenn ein Empörer ſich
Erhübe, und, auf Lug und Trug geſtützt,

Im Pöbel Anhang fände, brauchte man
Nicht erſt das ungewiſſe Schwert zu zieh'n:
Man zöge dieſen Apfel bloß hervor
Und lüde ihn zum Eſſen ein!

Der Vezier.

Wie kannſt
Du an Empörung denken? Lebt der Menſch
In Deinem Reich, der, wenn Du ihm gebeutſt,
Den Bauch ſich aufzuſchlitzen und die Schnur
Sich um den Hals zu legen, auch nur wagt,
Nach dem Warum zu fragen?

Der Kaliph.

Das iſt wahr!
Allein, es kam ſchon vor!

Der Vezier.

Nur nicht bei uns!
Nur nicht in Bagdad! Muß ich Dich, o Herr,
An die Moſchee erinnern, die Dein Vorfahr
Am Tigris aus den Schädeln ſeiner Feinde
Erbau'n ließ nach der großen Chriſtenſchlacht?
Fehlt ihr die Krone? Sind, als es zuletzt
Gebrach an Köpfen, Tauſende nicht gleich
Herbei geſtrömt, von heil'gem Eifer voll,
Und haben ihren eignen dargebracht?
Und iſt das Denkmal ſeiner Herrlichkeit
Nicht auch ein ew'ges Denkmal unſ'rer Treue?

Der Kaliph.

Dein Ahnherr ging den Uebrigen voran.
Du darfſt d'ran mahnen!

Der Vezier.

Und dieß treue Volk
Willſt Du — — Nein! Nein! Du kannſt es nicht!

Der Kaliph.

Ich habe
Dir nie geſagt, warum ich etwas that!
Jetzt ſoll's geſcheh'n! Ich liebe meine Tochter
Nicht bloß, weil dieß ein Vater immer thut,
Und auch nicht bloß, weil ſie die Einz'ge iſt,
Der ich, verzeih, mich ganz vertrauen darf,
Ich thu's noch weit mehr ihrer Mutter wegen,
Denn dieſe ihre Mutter habe ich
Im Rauſch — es war mein erſter und mein letzter! —
Erſchlagen!

Der Vezier.

Herr der Gläubigen! Es war
Ein Weib und Deine Sklavin!

Der Kaliph.

Habe ſie
Erſchlagen, ohne ſie, die im Harem mir
Noch ſtets die liebſte war, auch nur zu kennen,
Bin dann auf ihrem Leichnam eingeſchlafen,
Als ob's ein Kiſſen wär', und hätt' ihn faſt
Mit mir empor geriſſen, als ich Morgens
Erwachend aufſprang, ihre langen Locken
Vom Abend her noch um die Fauſt gewickelt,
Und ganz durchnaßt von ihrem kalten Blut!

Der Vezier.

Je nun! je nun! Du haſt Dein Kleid gewechſelt
Und auf dem nächſten Sklavenmarkt Erſatz
Für die Verlorene gefunden!

Der Kaliph.

Freilich!
Doch wünſchte ich's aus meinem Leben weg!
Ja, Abubeker, ja! Der Koran ſpricht:
Du ſollſt die Mutter Deiner Kinder ehren,
Und das gilt mir wie Dir!

Der Vezier.

Du haſt dafür
Die Tochter, welche ſie Dir hinterließ,
Mit unbegränzter Zärtlichkeit beglückt.

Der Kaliph.

Ja wohl! Doch eben darum kann ich ſie
Auch nicht entbehren, und gewiß ward ſie
Mir nur entriſſen, um die früh're Schuld
An mir zu ſtrafen. Ich verſteh' den Wink
Und ſuche mir das Paradies zu ſichern,
Indem ich ſelbſt die Buße noch verdopple,
Und auch auf's Reich verzichte. Das iſt nicht
So ſchwer, wie es Dir ſcheinen mag! Du kennſt
Mein Fieber nicht! (Für ſich.) Ich zitt're Nachts im Traum
Vor Euch, wie Ihr bei Tag vor mir! — Auch glaub' ich,
Daß mir mein Kind vielleicht zum Lohn dafür
Zurückgegeben, daß es wenigſtens
Der Welt zurückgegeben und nicht länger
Für meine Sünden leiden wird!

Der Vezier.

Weh' uns!

Der Kaliph.

Verdammt ſei, wer die erſte Traube preßte!
Ein Teufel ſitzt in jedem Tropfen Wein.
Ich koſtete nur einmal das Getränk,
Das der Prophet verbot und jetzt noch trifft
Der Fluch mich. Doch ich hätte mich vielleicht
Auf dem verruchten Pfad der Neuerung,
Den ich verwegen eingeſchlagen hatte,
Noch weit verirrt, wenn dieſe ernſte Mahnung
Zur ſchnellen Umkehr nicht gekommen wäre.
Jetzt klammerte ich feſt mich an's Geſetz,
Wie der Ertrinkende ſich an den Balken,
Und daher rührt's, daß ich mit Feu'r und Schwert
Jedweden, der ſich von der alten Weiſe
Auch nur um einen Fingerbreit entfernt,
Vertilge. Ich erfuhr, wohin es führt.

Der Vezier.

Du biſt der Hort des Glaubens. Soll der Glaube
Des Horts entbehren? Dieß erwäg' noch, Herr!

Der Kaliph.

Dem Glauben iſt ſein ew'ger Hort gewiß.
Ich will die letzten Pflichten jetzt erfüllen,
Damit ich ruhig ziehen kann. Zunächſt
Ernenne ich Egyptens Paſchah noch,
Da ich den jetz'gen Paſchah, meinen Bruder,

Auf meinen Thron berief. Laß ſämmtliche
Emire kommen!

(Der Vezier winkt.)

Dritte Scene.

Die Emire, zehn an der Zahl, treten ein.

Der Kaliph.

Jetzt vollzieh' an mir
Den uralt heil'gen Brauch, damit nicht Neigung
Und Vorurtheil, mir ſelber unbewußt,
Sich geltend machen können!

(Der Vezier verbindet ihm mit Feierlichkeit die Augen.)

Der Kaliph.

Wechſelt nun
Die Plätze!

(Die Emire wandeln einige Male durcheinander, dann knieen ſie nieder.)

Der Vezier.

Es geſchah!

Der Kaliph

(mit erhobenen Händen.)

So leite Du mich,
Der Du im Stein den Funken und im Menſchen
Das Herz ſiehſt!

Vierte Scene.

Indem er ſich langſam in Bewegung ſetzt, tritt ein Bote ein und wirft ſich vor ihm auf die Kniee.

Der Kaliph

(berührt den Boten).

Auf denn, Paſchah von Egypten,
Erhebe Dich!

Der Bote.

Ich bin der Paſchah nicht,
Ich bin ſein Bote nur und ſoll Dir melden,
Daß er noch heut' erſcheint. Er wär' ſchon hier,
Wenn nicht ſein Pferd den Hals und er den Arm
Gebrochen hätte!

Der Kaliph

(nimmt ſich die Binde ab).

Was iſt dieß, Vezier!

Der Vezier.

Der Menſch trat eben ein!

Der Kaliph

(nach einem feierlichen Stillſchweigen).

Allah, vergieb!
Du kannſt nicht irren! — Was gehört zum Paſchah?
Ein Menſch! Und der da (er betrachtet den Boten) iſt kein Thier!
(Zum Boten.) Steh' auf
Und kehre in Dein Paſchalik zurück!
(Zum Vezier.) Du, fertige den Firman aus!

Der Bote.

Ich küſſe
Die Füße Dir!

Der Kaliph.

Der Paſchah küßt den Stock.

Der Vezier
(nimmt den Boten bei Seite).

Du kennſt des Paſchahs Pflicht!

Der Bote.

Wie ſollte ich?

Der Vezier.

Egypten iſt ein reiches Land, die Ernten
Sind höchſt ergiebig!

Der Bote.

Wenn der Nil im Frühling
Den Boden wäſſert. Doch, er thut's nicht ſtets!

Der Vezier.

Das gilt uns hier in Bagdad gleich. Wir können
Den Nil nicht ſtrafen, aber wohl den Paſchah,
Wenn er den ſchuldigen Tribut nicht ſchickt.
Ich ſelbſt war einmal Paſchah von Egypten
Und habe dort ein Hungerjahr erlebt.
Da ging der Zehnte ſpärlich ein. Was that ich?
Ich legte eine Steuer auf die Luft!

Der Bote.

Ich weiß es wohl. Man mußte Scheine löſen,
Und wenn man's unterließ, ſo wurde Einem
Der Mund verklebt und durch die Naſe mußte
Man kümmerlich ſein Bischen Athem zieh'n,
Bis man der Vorſchrift nachgekommen war.

Ich ſelbſt, ich habe damals einen Becher
Verkaufen müſſen, der noch aus der Zeit
Der Pharaonen ſtammte und vom Vater
Stets auf den Sohn vererbt ward.

Der Vezier.

Ja, das Mittel
War gut, um alte Münzen, alte Teller
Und alten Schmuck an's Tageslicht zu zieh'n,
D'rum wählte ich's. Dieß merke Dir. Man fragt
In Bagdad nie, wie Du's zuſammen bringſt,
Wenn Du das Geld nur ſchickſt.

Der Bote.

Ich werd' mich treu
Nach Deinem Wink verhalten!

Der Vezier
(zum Kaliphen).

Ich belehrte
Den neuen Paſchah über ſeine Pflicht.

Der Kaliph.

Laß ihm auch aus dem Schatz das Noth'ge reichen,
Damit er einzieh'n kann, wie ſich's gebührt.

Der Vezier.

Es ſoll geſcheh'n! Emir!

(Ein Emir tritt heran. Der Vezier ſpricht mit ihm. Der Emir geht mit dem neuen Paſchah, dem er viele Ehrfurcht erweist, ab.)

Der Kaliph.

Jetzt ſprech' ich Recht!

Der Vezier.

Noch Eins, Herr! Dein Erzähler —

Der Kaliph.

Geht, wohin
Es ihm gefällt, und auch mein witz'ger Kopf!
Was ſoll mir ihr Tribut noch! Um Fatimen
Erheit'rung zu verſchaffen, ließ ich mir
Ihn zollen. Selbſt erfind' ich keine Märchen,
Auch kommt mir niemals etwas in den Sinn,
Was junge Mädchen lachen macht, und lachen
Sah ich Fatime gern. D'rum ließ ich mir
In Märchen, Poſſen, Phantaſie'n und Witzen
Von dieſen Bettlern, die nichts And'res hatten,
Die Steuer zahlen und ergötzte dann
Mein Kind damit. Doch, das iſt längſt vorbei.
Nun mag er graben, dieſer Dichterpöbel,
Um endlich auch einmal in baarer Münze
Dem Schatz gerecht zu werden, wie ſich's ziemt.
Wohlan!

Fünfte Scene.

Er verläßt mit ſeinem Gefolge den Pavillon und tritt in den Garten. Rauſchende Muſik begrüßt ihn. Das Volk wirft ſich nieder. Er ſetzt ſich und giebt dem Vezier ein Zeichen.

Der Vezier.

Der Herr der Gläubigen will heut'
In eigener Perſon des Rechtes pflegen,
Wie er's gethan, als er den Thron beſtieg!
Tritt vor, Kadi!

Der Kadi

(tritt vor, hinter ihm ſein Gefolge, mit verſchiedenen Gefangenen, unter denen man Babeck und Aſſad bemerkt).

Du, deſſen Angeſicht
Die Sonne ſelbſt verdunkelt, deſſen Tritt
Die Erde zittern macht und deſſen Stimme
Den Sternen Halt gebietet, demuthvoll
Küſſ' ich die Füße Dir und preiſe mich
Beglückt, daß Deine tiefe Weisheit jetzt
Den kleinen Schatz von Einſicht und Erfahrung,
Den ich erwarb, vertauſendfachen will!

Der Kaliph

(zeigt auf Babeck).

Was hat der Mann verübt?

Der Kadi.

Er tödtete!
Und keinen Menſchen — Das geſchieht zu oft,
Als daß es mich noch ſehr erhitzen ſollte! —
Nein, eine Spinne!

Der Kaliph

(zu Babeck).

Haſt Du's nicht gewußt,
Daß der Prophet die Spinnen heilig ſprach,
Seitdem ſie, eifrig webend, zu Medina
Ihn in der Höhle bargen vor dem Feind?

Babeck.

Ich that es aus Verſeh'n!

Der Kadi.

So ſprechen Alle!
Der Eine will vom Baum gefallen ſein,
Und ſo das fromme Thier zertreten haben,
Der And're giebt für blind ſich aus, doch immer
Wird Mahomed's Beſchützerin erquetſcht,
Anſtatt daß man ihr Fliegen fangen ſoll.
Was dieſen Wicht betrifft, ſo hab' ich Zeugen,
Daß er vor Monden auch nach einer Katze
Schon Steine warf.

Der Kaliph.

Das deutet allerdings
Auf ein verwildertes Gemüth. (Zu Babeck.) Vernahmſt
Du nie, daß der Prophet, als ſeine Katze
Auf ſeinem Ermel eingeſchlafen war
Und ihn die Stunde zum Gebete rief,
Den Ermel abſchnitt, ſtatt das Thier zu wecken?

Babeck.

Ich that's im Zorn, weil ſie mein letztes Brot
Geſtohlen hatte!

Der Kaliph.

Das entſchuldigt Dich,
Wenn auch nur halb. So ſollſt Du denn auch nur
Die halbe Strafe leiden! (Zum Kadi.) Kerkr' ihn ein,
So lange Dir's gefällt. Doch laß ihn leben!

(Babeck wird weggeführt.)

Der Kadi

(für ſich).

Steht's heute ſo? Dann bleibt mein armer Ruſtan
Leicht ungerächt! (Knieend.) Herr, darf Dein treuſter Sklav
An dieſem Tag, wo Deine Mildigkeit,
Wie Thau und Regen, ſelbſt auf Diſteln ſich
Ergießt und Dornen, darf er auch für ſich
Um eine letzte Gnade zu Dir fleh'n?

Der Kaliph.

Sie iſt gewährt, noch eh' Du ſie genannt!

Der Kadi.

So ſtoß' jedweden Urtheilsſpruch mir um,
Nur einen nicht, nur den nicht, welcher dieſen
(er zeigt auf Aſſad.)
Betrifft!

Der Kaliph.

Es ſei! Doch ſag' mir, was er that,
Daß er, ſo jung noch, Dich ſo ſehr gereizt!

Der Kadi.

Ich ſag' Dir leichter, was er nicht that, Herr,
Denn eher zähl' ich eines Dornſtrauchs Nadeln
Dir vor, als ſeiner Miſſethaten Menge.
Er raubte, erſtlich, einen Edelſtein
Und das am hellen Tag, auf off'nem Markt!

Aſſad

(bedeckt ſich das Geſicht).

O! O!

([illegible])

Der Kaliph.

Er ſcheint die That doch zu bereu'n!

Der Kadi.

Er ſtellt ſich ſo, um Dich zu rühren, Herr!
(Er bemerkt Soliman, der ſich genähert hat.)
Dort ſeh' ich den Beraubten! Dieſer kann
Von ſeiner Reu' erzählen. Mit dem Dolch
Hat ſie der Böſewicht ihm dargethan.
(Zu Soliman.)
Du kommſt gewiß um den Rubin!

Soliman.

Ich will
Ihn nicht zurück.

Der Kadi.

Dann fällt er an den Schatz!
(Zu Aſſad.)
Heraus mit ihm!

Assad.

Nimm mir das Leben erſt!

Der Kadi.

Ich will den Stein zuvor!

Assad.

Ich geb' ihn nicht!

Der Kadi.

Was ſagſt Du, Herr, zu einem ſolchen Trotz
Vor Deinem Angeſicht?

Der Kaliph.

Mein Arzt ſoll kommen!
Er iſt verrückt!

Der Kadi.

O nein! Ich bürge Dir!

Der Kaliph
(zu Aſſad, mild).

Gieb mir den Stein!

Assad
(überreicht dem Kaliphen nach einem kurzen innerlichen Kampf den Rubin, zieht ihn aber, als dieſer die Hand nach ihm ausſtreckt, wieder zurück).

Ich kann's nicht!

Der Kaliph.

Gieb ihn her! —
Er mahnte mich, wie ich ihn funkeln ſah,
An meiner Tochter Auge! — Schnell! — Ich ſehe
Sie vor mir! — Nun?

(Er ſtreckt die Hand aus.)

(Aſſad ſchließt ſeine Hand.)

Der Kaliph.

Ha! Stoßt ihn nieder!

Assad.

Gleich
Thu' ich das ſelbſt! Erſt —

(Er ſchleudert den Rubin in den Fluß.)

Der Kadi.

Unerhört!

Assad.

Nun wird
Ihn Keiner haben! Jetzt, mein Dolch, heraus
Und —

(Er zieht den Dolch und zückt ihn gegen ſich ſelbſt.)

Sechſte Scene.

Fatime

(im Hintergrunde).

Halt! O, halt!

Assad.

Welch eine Stimme!

Der Kaliph.

Tochter!

Fatime

(fliegt an ſeine Bruſt).

Mein Vater!

Der Kaliph.

Biſt Du's? Habe ich Dich wieder?

Fatime.

Dank's dieſem Jüngling! Er erlöſte mich
Aus eines Zaub'rers fürchterlicher Macht!

Der Kaliph.

Er?

Assad

(mit innerlichem Hohn).

Ich!

Der Kaliph.

So dank ich's ihm, wie ich's gelobt.
Ich war bis heut' Kaliph. (Zu Aſſad.) Du biſt es jetzt!
(Der Vezier macht eine Bewegung des Erſtaunens.)

Der Kaliph.

Haſt Du's nicht ſelbſt verkündigt? Oder brach
Ich je mein Wort? Thät' ich's, ſo ſtellte ich
Ja unter meinen letzten Sklaven mich,
Denn jeden Andern zieht ein Höherer
Zur Rechenſchaft, ich bin der Höchſte ſelbſt!
So ſprach mein Ahnherr einſt! So ſprech' auch ich!

Der Vezier.

Wohl! Doch —

Der Kaliph.

Er iſt des Raubes angeklagt!
Was thut's? Wenn er Kaliph iſt, hat er Alles
Und kann ſolch eine That nicht mehr begeh'n!
D'rum —
(Er legt ſein Purpurgewand und ſein Diadem ab und reicht es dem Vezier.)

Der Vezier
(nimmt das Kleid und will ihn bekleiden).

Demuthvoll —

Assad
(tritt zurück).

Ich habe Nichts zu fordern!
(Er wendet ſich gegen Fatime.)
Wohl hätt' ich gern den letzten Tropfen Bluts
Für Dich verſpritzt, doch ward mir's nicht ſo gut,

Und wer auch immer mit dem Zaub'rer kämpfte,
Ich war es nicht!

Fatime.

Warfſt Du den Stein nicht weg?

Aſſad

(bitter).

Das that ich! O, das that ich! Weißt Du's ſchon,
Und gönnſt mir doch noch einen Blick und lächelſt
Mich freundlich an? Das habe ich verdient!
Von Raſerei der Eiferſucht erfüllt —
Ja, ja, der Eiferſucht, ich! — ſchleuderte
Ich ihn hinunter in den Fluß und wußte
Doch längſt, daß er Dein holdes Selbſt umſchloß.
Pfui über mich! Nie werd' ich's mir verzeih'n!

Fatime.

Nie wird er ſich's verzeih'n und hat mich doch
Dadurch erlöſt! Dieß war das einz'ge Mittel!
Wer den Rubin beſaß, der ſollte ihn
Wegwerfen, wie der Knab' den Kieſelſtein!
Das war des Zaub'rers letztes Wort zu mir,
Das ich, gefrierend, noch mit Grau'n vernahm.
Der Zauber war geſprengt, ſobald er's that,
Doch Edelſteine hält ein Jeder feſt.
Dieß machte mich ſo hoffnungslos.

Siebente Scene.

Omar

(tritt ein, der rechte Arm iſt ihm verbunden).

Kaliph,
Du winkteſt, ich bin da!

Der Kaliph.

Mein Bruder Omar,
Ich bin zufrieden! Huldige denn jetzt
Dem neuen Herrn! Die Krone des Propheten
Ging über auf (er deutet auf Aſſad) dieß junge Haupt! — D
zauderſt?

Omar

(ſich mühſam faſſend).

So lange nur, als noth iſt, Dich zu bitten,
Dem Boten, welchen Du an mich geſandt,
Die freche Zunge aus dem Hals zu reißen!
Denn dieſer Lügner ſagte mir —

Der Kaliph.

Ich hätte
Dir ſelbſt die Krone zugedacht, nicht wahr?
Das hatt' ich auch! Ja, ich ernannte ſchon
An Deiner Statt Egyptens neuen Paſchah!
Nun kam es aber ſo!

Omar

(geſchmeidig, indem er ſich vor Aſſad niederwirft).

Und das war gut!
Wer diente Dir nicht lieber, als er ſelbſt
Die Welt beherrſchte! Doch, ich bitte Dich:
Ernenne mich zu Deinem Mundſchenk!

Assad.

Dich?

Omar.

Es wär' mein Stolz und meine Seligkeit!

Assad.

Den Paſchah und den Bruder des Kaliphen?
Wie könnt' es ſein!

Omar
(aufſtehend).

So mache ich mir den
Zum Freund, der's wird! — Es giebt ja wohl noch Gift!

Hakam.

Iſt es denn möglich!
(Er kann nicht länger an ſich halten.)

Soliman.

Nun?

Der Kadi
(mit einer Geberde an den Hals).

Ich folge Ruſtan!
Der läßt mich braten! Thäte ich's doch ſelbſt,
Wär' ich an ſeiner Statt und er an meiner!
(Zu Selim leiſe.)
Den Strick!

Selim
(reicht ihn hin).

Den Strick?

Der Kadi

(greift raſch darnach).

Nur her! Ich habe Eil'! —
Noch denkt er nicht an mich!

(Schleicht ſich fort.)

Der Vezier

(zu Aſſad).

Vergönnt jetzt, Herr!

(Er hängt Aſſad das Purpurgewand um und ſetzt ihm das Diadem auf. Aſſad läßt es willen- und bewußtlos geſchehen.)

Assad

(ſtreicht ſich mit der Hand über die Stirn).

Schon einmal träumt' ich ſo!

Der Vezier

(kniet).

Bin ich der Zweite
Im Niederknie'n, ſo werde ich dafür
Im Pflicht-Erfüllen ſtets der Erſte ſein!
Das hoff' ich Dir noch heute darzuthun!

Der Kaliph.

Ich huldige Dir auch! (Er will ihn zum Thron führen.) Dieß iſt
Dein Sitz!

Assad.

Herr!

Irad

(tritt mit Majeſtät hervor).

Still! Ich weiß, was Dein beſcheid'ner Sinn
Einwenden möchte. Aber dieß geſchieht
Mit Allah's Willen und auf ſein Geheiß.
Der böſe Geiſt hat, ohne es zu ahnen,
Für ſeinen Plan gewirkt!

Assad.

Ehrwürd'ger Greis,
Ich bin ein Fiſcherſohn!

Irad.

Ward der Prophet
Im Purpurkleid geboren? Zwanzig Jahre
Trieb er Kameele durch den Wüſtenſand!

Assad.

Wie kann der Fiſcherſohn die Millionen
Regieren, welche —

Irad.

Wenn er nie vergißt,
Daß er von allen dieſen Millionen
Nur Einer iſt, und daß ſein Volk nicht bloß
Mit ſeinen beiden, nein, mit Millionen
Von Ohren und von Augen hört und ſieht,
Daß es mit Millionen Herzen fühlt,
Mit Millionen Köpfen denkt! Du haſt
Die Noth gekannt, die bitt're Noth, es ſchritt
Drei Mal ſogar der Tod an Dir vorüber,
Du wirſt Dich niemals in bethörtem Sinn
Für einen Gott erklären, auch Dein Sohn
Wird's noch nicht thun, und ſelbſt Dein Enkel nicht
Und das iſt ſchon genug!

Der Vezier.

Erfüll', o Herr,
Jetzt Deine erſte Herrſcherpflicht: die Pflicht,
Dich ſelbſt zu ſchützen vor Verrath und Tücke.

Es giebt hier Einen, der Dir Böſes ſinnt,

(Deutet auf Omar.)

Leg' den in Feſſeln!

Assad.

Das verſchiebe ich
So lange, bis er Böſes an mir that!

Der Kaliph.

Wer ſprach das, Abubeker?

Der Vezier.

Wer das ſprach?
Ein treuer Diener ſeines neuen Herrn!

Assad.

Doch, wenn ich wirklich meine Brüder jetzt
In Feſſeln legen kann, ſo werd' ich ſie
Ja wohl von Feſſeln auch befreien können!
Nehmt dieſem denn die ſeinen ab!

(Er deutet auf Babeck. Es geſchieht.)

Assad
(jauchzend).

Man thut's!
Ich kann das in der That! O Allah, Allah!
Ich bin ein Fiſcherſohn und doch Kaliph.
Jetzt öffn' ich denn die Kerker meines Reichs,
Daß Tauſende um Segen für mich fleh'n,
Dann wird mir Kraft und Muth und Weisheit werden,
Und was noch fehlt, das (zu Ziad) fügt Dein Rath hinzu!

Irad.

Wir ſcheiden gleich! Der böſe Geiſt erwacht,
Ich fühl' es ſchon, und ich muß ſchlafen geh'n!
(Zum Vezier.)
Vezier, verkünde Du dem Volke jetzt
Den neuen Herrſcher. Aſſad nennt er ſich!

Assad.

Noch nicht! (Deutet auf Fatime.) Und ſie?

Irad.

Sie theilt den Thron mit Dir!

Assad
(zu Fatime).

Darf ich es hoffen?

Fatime.

Weißt Du es nicht ſchon?
Mein Vater!

Der Kaliph.

Folg' ihm nur! Ich ſegne Euch!

Hakam.

Kaliph, ich küſſe Dir die Füße!
(Er wirft ſich vor Aſſad nieder.)

Assad
(tritt zurück).

Au!

Hakam
(ſteht auf).

Verzeih' die Inbrunſt! Einmal mußt ich ihn
Noch beißen! Jetzt verehr' ich den in ihm,

Der mir die Taſchen füllen und den Kopf
Mir nehmen kann!

Der Vezier
(mit erhobener Stimme).

Ihr Gläub'gen, Harun ſtieg
Herab vom Thron, und Aſſad ſteigt hinauf!

(Muſik und Jubelgeſchrei der Menge.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein

Trauerſpiel in Sicilien.

Tragicomödie in einem Act.

Von

Friedrich Hebbel.

Nebſt einem Sendſchreiben an H. T. Rötſcher.

Leipzig,
Verlag von Carl Geibel.
1851.

Den Bühnen gegenüber Eigenthum des Verfaſſers.

An

Heinrich Theodor Rötſcher.

Ich ſaß zu Neapel im Herbſt des Jahres 1845 eines Abends in dem Café di Europa. Dieſes Café, am Toledo gelegen und die Ausſicht auf die Piazza reale darbietend, bildet den Sammelplatz der feinen Welt und namentlich der ab- und zuſtrömenden Fremden. Schon darum hat es aber auch eine magiſche Anziehungskraft für das Proletariat: zu Dutzenden lugen die Lazzaroni mit ihren gierigen, hungerbleichen Geſichtern durch die blinkenden Fenſterſcheiben hinein, um zu ſehen, wie der Glückliche drinnen genießt, und ſicher haben ſie dort einen guten Theil des unverſöhnlichen Haſſes eingeſogen, den ſie brauchten, um ſpäter ſo ingrimmig-kaltblütig morden und würgen zu können. Nirgends tritt die Kluft, die zwiſchen den beſitzenden und den nichtbeſitzenden Claſſen der Geſellſchaft beſteht, ſo ſchneidend ſcharf hervor, wie an dieſem Ort, ſelbſt in Paris nicht: denn in's Palais royal wagt das Elend ſich erſt hinein, nachdem es ſich mit Flittern behängt hat, und dann täuſcht es ſich über ſich ſelbſt und fängt zu lächeln an; hier aber ſteht es in nackter Blöße da. Ich brachte nie im Café di Europa eine Stunde zu, ohne mir die Zukunft, die ſich aus einer ſo zerklüfteten Gegenwart früher oder ſpäter mit Nothwendigkeit entwickeln mußte, auszumalen; auch möchten Wenige im Stande ſein, die ungeheuern, wenn auch unbeſtimmten Bilder, die ſich der Phantaſie dort gewaltſam aufdrängten, ſo leicht, wie läſtige Fliegen, zu verſcheuchen. An dem Abend, von dem ich rede, ſetzte ſich ein ſicilianiſcher Kaufmann zu mir, der eben aus Palermo zurückgekommen und von einem entſetzlichen Vorfall, der ſich dort kürzlich ereignet hatte, noch ganz voll war. Ein Mädchen flieht aus dem Hauſe ihres Vaters, um ſich durch einen ſchon gewonnenen Geiſtlichen mit ihrem Geliebten verbinden zu laſſen und ſo einer Zwangsehe zu entgehen. Sie erſcheint zu früh auf dem für die Zuſammenkunft beſtimmten Platz und fällt zwei Gensdarmen in die Hände, die ihr erſt den mitgenommenen Schmuck rauben und ſie dann ermorden. Als der Geliebte nun kommt, werfen ſie ſich über ihn her, beſtreichen ihn mit Blut, ſchleppen ihn vor den Podeſta und klagen ihn der Mordthat an. Natürlich finden ſie Glauben, und was am Beweiſe fehlt, das erſetzt ihr Schwur. Aber ein Bauer, der ſich vor ihnen mit geſtohlenen Früchten auf einen Baum geflüchtet und Alles mit angeſehen hat, iſt ihnen gefolgt und entlarvt ſie. Ich fand dieſen Vorfall ſo ſymboliſch, er ſchien mir die ſittlichen und ſelbſt die politiſchen Zuſtände des Landes und Volks ſo grauenhaft treu wieder zu ſpiegeln und meine durch Forſchen und Beobachten längſt erworbenen Anſchauungen ſo ſchrecklich zu beſtätigen, daß er mir augenblicklich, wie er mir erzählt wurde, mit allen handelnden und leidenden Perſonen zum dramatiſchen Bilde zuſammenrann. Aber allerdings gab es keine Form dafür, wie die der Tragicomödie, in deren Weſen es durchaus nicht liegt, daß ſie zur

Parodie verflacht werden muß, was freilich meiſtens geſchieht. Wenn ſich die Diener der Gerechtigkeit in Mörder verwandeln und der Verbrecher, der ſich zitternd vor ihnen verkroch, ihr Ankläger wird, ſo iſt das eben ſo furchtbar als barock, aber auch eben ſo barock als furchtbar. Man möchte vor Grauſen erſtarren, doch die Lachmuskeln zucken zugleich; man möchte ſich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Fröſteln beſchleicht uns wieder, ehe uns das gelingt. Nun verträgt ſich die Comödie nicht mit Wunden und Blut und die Tragödie kann das Barocke nicht in ſich aufnehmen. Da ſtellt ſich die Tragicomödie ein, denn eine ſolche ergiebt ſich überall, wo ein tragiſches Geſchick in untragiſcher Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Menſch, auf der anderen jedoch nicht die berechtigte ſittliche Macht, ſondern ein Sumpf von faulen Verhältniſſen vorhanden iſt, der Tauſende von Opfern hinunterwürgt, ohne ein einziges zu verdienen. Ich fürchte ſehr, manche Proceſſe der Gegenwart können, ſo wichtig ſie ſind, nur noch in dieſer Form dramatiſch vorgeführt werden. Tragiſch zu ſein, hörten ſelbſt die bedeutendſten auf, ſeit die Ueberzeugung der einen Parthei nicht mehr mit der Ueberzeugung der anderen, ſondern nur noch mit ihren Intereſſen zu kämpfen hat. Aber die Träger und Verfechter dieſer Intereſſen, wie nichtig und erbärmlich ſie auch, als Perſönlichkeiten betrachtet, ſeien, ſind der Comödie deſſungeachtet noch nicht verfallen, denn es gehen fürchterliche Wirkungen von ihnen aus. Da bleibt dem Künſtler, der ſich nicht begnügen will, die Roſen und Lilien auf dem Felde zu malen, Nichts übrig, als zu der Form der Tragicomödie zu greifen. Daß dieſe Form keine reine iſt, wird er darum nicht vergeſſen.

So entſtand das »Trauerſpiel in Sicilien«. Wenn ich Ihnen, hochverehrter Freund, das Werk jetzt zuſchreibe, ſo geſchieht es natürlich vor Allem, um Ihnen einen öffentlichen Beweis meiner unveränderlichen Hochachtung zu geben. Ich hoffe aber auch, daß es Ihnen vielleicht Gelegenheit bietet, die Theorie der Gattung, der es angehört, feſtzuſtellen und die Wiſſenſchaft der Kunſt mit einer neuen Abhandlung zu bereichern. Als es vor einigen Jahren in der Novellenzeitung zum erſten Mal erſchien, wurde es, vermuthlich des Titels wegen, faſt überall für eine Tragödie genommen, obgleich jeder Vers, vom erſten bis zum letzten, in Ton und Färbung widerſprach, und nun höchſt ſeltſam beurtheilt. Das beweiſt, daß es hier für den Kunſtphiloſophen etwas zu thun giebt.

Friedrich Hebbel.

Ein Trauerſpiel in Sicilien.

Tragicomödie in einem Act.

Perſonen.

Anſelmo.
Angiolina, ſeine Tochter.
Sebaſtiano.
Ambroſio, } zwei Landſoldaten.
Bartolino, }
Herr **Gregorio,** Podeſta.
Ein Bauer.

Die Handlung ereignet ſich bei Palermo.

Erſte Scene.

Eingang eines Waldes.

Ambroſio und Bartolino halten Wache.

Ambroſio.

Nun, Degenſpitze der Gerechtigkeit?
Denn, daß Du's weißt, mit einem Degen wird
Die Themis abgebildet, und die Spitze
Des Degens, den ſie trägt, ſind Du und ich!
Du ſiehſt, die Sonne iſt hinab, die Welt
Wird grau und fahl, wie eine Fledermaus
Und hüllt ſich gleich in ihren ſchwarzen Rock:
Was meinſt Du, geh'n wir bald? Wir haben's weit
Zur Stadt und brauchen eine gute Stunde!

Bartolino.

Ei, freilich geh'n wir. Längſt ſchon hab' ich mich
Gewundert, daß Du nicht zum Aufbruch blieſeſt.
Allein, Du ſtarrteſt nieder in den Sand,
Als ſäheſt Du die Nummern dort geſchrieben,
Die man mit Nächſtem zieh'n wird in Neapel;
Und weil ich nun einmal der Eſel bin,

Der immerdar ſich für den Zweiten hält,
Seit ich als Solcher — denn ich ward als Zwilling
Geboren — kam aus meiner Mutter Leib,
So ſchaute ich Dir ruhig zu und lieh
Dir in Gedanken ſchon das Geld zum Einſatz,
Ich weiß ja doch, daß dieß mein Schickſal iſt.

Ambrosio.

Ich ſah dem Käfer nach, dem ſchwarzen da,
Der über'n Weg gekrochen kam, und dachte:
Wenn der hinüber kommt, und Du ihn nicht
Zertrittſt, indem Du mit geſchloſſ'nen Augen
Drei Schritte machſt, ſo wirſt Du Korporal
Und legſt für dieſen Fall Dein Saufen ab.

Bartolino.

Da hätte ich es abgelegt, wie Du;
Du weißt, ich thue Nichts allein. Wie ging's?

Ambrosio.

Wie's ging? Wein her! Zum Teufel das Gelübde!
Dort liegt der Korporal! Zu Brei zerdrückt!
Ha, wäre ich geblieben in Algier!
Jetzt wär' ich General, wie Bonaparte —
Denn der war ganz ein Lump, wie ich und Du —
Und nebenbei ſo reich, daß mir das Zahlen
Die größte Freude wäre auf der Welt,
Da es mir jetzt die größte Pein doch iſt.
Ich ſage Dir, dort ging es zu — Der Sold
War groß genug, bei Gott, für einen Rauſch,
Der Morgens anfing und bis Abend währte,
Und wenn es doch einmal gebrach — hinaus

In's Feld, und Türkenköpfe eingeholt;
Die wurden Dir vom Auditeur verſilbert,
Du hatteſt einen Thaler für den Kopf
Und mehr, man ſchätzte ſie nach ihrem Bart.

Bartolino.

Der Tauſend!

Ambrosio.

Ja! Und wenn Du müde warſt —
Man wird's von jeder Jagd — ſo brauchteſt Du
Dir nicht Dein Geld erſt in Perſon zu holen,
Du gabſt die Köpfe aus, wie ſo viel Wechſel,
Man nahm ſie an in Schenken und bei Mädchen;
Man wußte ja, ſie wurden honorirt.
Du ſperrſt das Maul auf!

Bartolino.

Freilich! Haſt Du's mir
Doch nie erzählt! Wie war's mit Kinderköpfen?

Ambrosio
(für ſich).

Auf Kinderköpfe hätt' er Jagd gemacht!
(laut.)
Die waren eine Art von Scheidemünze:
Sie galten halb ſo viel, wie die der Alten,
Man ſteckte ſie mit ein, wenn man ſie fand.

Bartolino.

Warum bliebſt Du nicht dort?

Ambrosio
(für ſich).

Ich muß doch ſeh'n,
Wie weit man's treiben darf bei dem! (laut.) Ich will's Dir
Vertrau'n! Die Sprache, die die Türken reden,
War mir zu ſchwer, ich konnte ſie nicht lernen,
So gern ich wollte.

Bartolino.

Und was machte das?

Ambrosio.

Nun zeigſt Du recht, daß Du ein Eſel biſt!
Was machte das? Wenn Du, vom Pferd geworfen,
Pardon! Pardon! rufſt, und der Türk verſteht:
Hau zu! Hau zu! Was macht das? — Einen Todten!
Ja Ihr, die Ihr den Krieg nicht kennt, Ihr glaubt,
Daß Alles abgethan iſt mit dem Schultern,
Dem Präſentiren und dem ander'n Zeug,
Das freilich auch nicht überflüſſig iſt;
Vom Hauptſtück aber wißt Ihr Nichts, und werdet
D'rin auch vom Korporal nicht unterwieſen,
Wenn Euch der eig'ne Witz nicht unterweiſ't.

Bartolino.

Das Hauptſtück iſt, daß man der Fahne treu bleibt.

Ambrosio.

Das Hauptſtück iſt, daß ein Soldat ſich übt,
In allen Sprachen um Pardon zu bitten,
Damit ihm nicht aus craſſem Mißverſtand
Der Kopf zerſpalten werde vor der Zeit.

Nur, wer am Leben ſich erhält, erhält
Der Fahne ſich und ſeiner Fahnenpflicht.
Sahſt Du die Todten kommen, wenn man trommelt?

Bartolino.

Das iſt wohl wahr!

Ambroſio.

Und dieſes Hauptſtück habe
Ich meiſterlich gelernt; im Fechten mag
Mich Mancher übertreffen, hierin Keiner!
Stell' mich dem groben Deutſchen gegenüber,
Der ſeine Klinge wie ein Grobſchmied ſchwingt;
Dem plumpen Britten, der nur ficht, weil er
Zu viel gegeſſen hat und ſchlecht verdaut;
Dem eitlen Franzmann, der den Degen braucht,
Als ob er ſich dabei im Spiegel ſähe;
Dem glatten Ruſſen, der, indem er Dich
Durchſticht, zugleich Dich um Verzeihung bittet;
Dem Spanier, der Dich niederſtößt, damit
Er ſieht, wie Du im Tod das Maul verziehſt;
Jedwedem, wem Du willſt — Du wirſt erkennen,
Daß ich den Wildeſten zu zähmen weiß,
Indem ich ſprech', wie ſeine Mutter ſprach.
Den Türken nehme ich natürlich aus,
Denn dieſer ſpinnt die Wörter nicht aus Luft,
Was alle andern Menſchenkinder thun.

Bartolino.

Die Kunſt iſt gut, wer ſähe es nicht ein,
Wie aber haſt Du's nur ſo weit gebracht?

Ambroſio

(für ſich).

Das iſt ein Kerl! Der glaubt mir, wenn ich ſage:
Der Menſch iſt dazu da, daß er ſich ſchneuzt!

(Laut.)

Wie? Nun, ich ließ mich's allerdings was koſten.
Ich wußte mich in jeder Compagnie
Den fremden Söldnern angenehm zu machen
Und überhäufte ſie mit Höflichkeit:
Wenn ſie alsdann zum Dank geſprächig wurden,
So bat ich meinen Zauberſpruch mir aus.
Den Deutſchen ſtopfte ich mit Kraut und Wurſten,
Dem Britten ſchnitt ich ſeine Hühneraugen,
Dem Franzmann trat ich die Geliebte ab,
Dem Ruſſen bracht' ich Zwiebeln, die ich ſtahl,
Vom Spanier ließ ich mich ſelbſt beſchenken.
Nun bin ich gut beſchlagen, wie ein Doctor,
Und fürchte mich nicht mehr vor einer Schlacht.

Bartolino.

Wohl Dir, ich lernte Nichts, als Händefalten.

Ambroſio.

Das würde Dir bei'm Deutſchen wenig helfen,
Es wär', als ob Du ihm die Zähne zeigteſt!
Wenn Du ihn durch Geberden rühren willſt,
So ſtrecke gegen ihn die Zunge aus,
Das macht mitunter einen guten Eindruck,
Beſonders, wenn er etwas trunken iſt.

Bartolino.

Verfluchte Beſtie, das!

Ambroſio.

Dem Franzmann zwingſt Du
Durch einen Purzelbaum ſein Mitleid ab,
Doch der iſt ſchwer im Augenblick des Todes.

Bartolino.

Nun geb' mir! Was? Durch einen Purzelbaum?

Ambroſio.

Durch einen Purzelbaum, wie ich Dir ſage!
Ihr grimm'ger Kaiſer ſelbſt, der Bonaparte,
Der ſich im Blut der Kinder badete,
Hat mehr als Einen, weiß ich, pardonirt,
Der auf den Kopf vor ihn ſich hingeſtellt.
Nur ließ er ſie zuweilen lange ſteh'n,
Und wehe ihnen, wenn ſie niederplumpten!

Bartolino.

Ich glaube Dir. Denn, wenn ich dieß nicht glaubte,
So dürft' ich vieles And're auch nicht glauben,
Das mir im Kopf ſitzt, feſt wie's Einmaleins,
Weil Du's mit Schwüren angenagelt haſt.
Giebt's heute Mondſchein?

Ambroſio.

Nein, ſo viel man ſieht!
Die Fiſcher haben eine gute Nacht!

Bartolino.

So laß uns eilen; denn das böſe Volk,
Das wir verſcheuchen ſollen —

Ambrosio.

Könnte kommen,
Und wenn Dir die Muskete durch ihr Funkeln
Im Sonnenſtrahl den Feind nicht ferne hält,
Du prüfſt nicht gern, was ſie noch ſonſt vermag.

Bartolino.

Ich war noch nicht in Algier!

Ambrosio.

Iſt es wahr,
Daß Du einſt einer Plünd'rung zugeſeh'n,
Und Dich dabei geſtellt, als ob Du ſchliefeſt?

Bartolino.

Wie wär' es denn nicht wahr? Allein, ich lag ſchon
Und ſtand nur blos nicht wieder auf. Ich kann
Dir Manchen zeigen, der in ſolchem Fall
Noch ſtand, wie wir jetzt ſtehen, und ſich legte.
Auch ging es ohne Blutvergießen ab,
Sie machten Keinen kalt.

Ambrosio.

Auch Dich nicht?

Bartolino.

Nein,
Nur, daß die Gänſehaut mich überlief.
Im Liegen grübelt' ich, ob nicht Gewehre
Zu machen ſeien, die an hundert Kugeln
Verſendeten auf einen einz'gen Druck.
Scheint es Dir möglich?

Ambrosio.

Nein! Denn wär' es möglich,
So würde man ſie längſt erfunden haben.

Bartolino.

Wohl wahr! Es liegt ja Tauſenden daran!
Ein's möcht' ich wiſſen!

Ambrosio.

Was?

Bartolino.

Ob dieſe Burſche
Sich wirklich hin und wieder, wie man ſagt,
In unſ're Röcke ſtecken. — Der Gedanke
Iſt mir der ſchauderhafteſte von allen,
Man dürfte dann dem beſten Kameraden
Ja nicht mehr trau'n!

Ambrosio.

Das thun ſie allerdings.
Du kannſt mit Manchem die Polenta eſſen,
Der — Schafsgeſicht, was zitterſt Du vor mir!
Doch trifft man auch Soldaten, die den Räubern
In's Handwerk pfuſchen, wenn's die Stunde giebt,
Man hat erſt neulich Einen d'rum geköpft.

Bartolino.

So giebt's ja wohl nicht eine Miſſethat,
Die nicht auf Erden ſchon begangen wurde?

Ambrosio.

Die Erde ſteht wohl lang' genug dazu,
Und wenn ſich eine fände, würde Jeder

Die Lücke, wie er ſie bemerkte, ſtopfen,
Zum Wenigſten verbürg' ich das von mir.
Doch ſicher giebt's dergleichen Tugendſtücke,
Kleinode für defecte Himmelskronen,
Die Jeder ſeinem Enkel hinterläßt.
So ließ ſich noch, zum Beiſpiel, Keiner kochen,
Damit ſein Nächſter nicht verhungern möge;
Und das wär' doch gewiß ein edles Werk.

Bartolino.

Wie ſolchen Menſchen wohl zu Muthe iſt,
Die Räuberei und blut'gen Mord verübten!

Ambrosio.

Wie Dir und mir!

Bartolino.

Wie Dir und mir?

Ambrosio.

Wie ſonſt?
Sie fühlen, daß ſie ſatt ſind, wenn ſie aßen,
Und daß ſie hungern, wenn die Speiſe fehlte!

Bartolino.

Und das Gewiſſen?

Ambrosio.

Dieſen Bandwurm treibt
Man ab, wie jeden andern. Gieb ihm nur
Zu freſſen, was ihm widert, und er ſtirbt.
Ei, ſieh Dich nur in einem Wirthshaus um,
In einer Kirche, oder wo Du willſt,
Da hat gewiß doch Mancher blut'ge Hände:

Bemerkſt Du die? Schmeckt ihnen nicht der Wein
Und hören ſie mit Andacht nicht die Meſſe?
So fragt' ich mich in jünger'n Jahren oft.

Bartolino.

Du ſcheinſt mir äußerſt ruchlos von Natur!

Ambroſio.

Ich glaube, daß ich thun darf, was ich kann
Ei was, das will ich Dir ſo klar beweiſen,
Daß Du, ſtatt einmal, zehnmal nicken ſollſt.
Wenn Gott auch nicht ſo groß iſt, wie man ſagt,
Und ich auch nicht ſo klein wär', wie ich bin,
Er bleibt noch immer groß genug, um Jeden
Vor mir zu ſchützen, den er ſchützen will.
Wenn er nun aber irgend einen Sünder
In meine Hand giebt, zeigt er mir dadurch
Nicht deutlich an, daß ich ihn ſtrafen ſoll,
Und trotze ich ihm nicht, wenn ich's nicht thu,
Ja, werd' ich nicht dem ſchuft'gen Henker gleich,
Der, wenn ſein König einen Kopf ihm ſchickt,
Der abzuhacken iſt, ſein Schwert nicht zieht?
Wer anders denkt, der iſt ein Atheiſt.
Biſt Du ein Atheiſt?

Bartolino.

Bewahre Gott!

Ambroſio.

Du ſagſt nicht Nein!

Bartolino.

Ich ſag' ja auch nicht Ja!
Was iſt ein Atheiſt?

Ambroſio.

Ein Atheiſt?
Wie niederträchtig, daß Du das nicht weißt!
Ein Jeder iſt's, der fragen kann, wie Du!
Pfui! Pfui!

Bartolino.

Ei was, ich weiß es ja recht gut!

Ambroſio.

Nun denn! Dort ſteht ein Muttergottesbild,
Wir wollen beten, eh' wir heimwärts geh'n.
Das merke Dir, ich bete jeden Tag,
Es iſt kein Rauſch ſo dick, daß ich's vergeſſe;
Den Chriſtus will ich ſeh'n, der ſagen kann,
Ich hätt' ihn nicht, ſelbſt auf dem Marſch, gegrüßt.

(Sie gehen bei Seite.)

Zweite Scene.

Angiolina

(tritt auf).

O Gott, wenn Allen ſo zu Muthe iſt,
Die aus dem Hauſe ihrer Eltern flieh'n,
So haben ſie die Strafe in der Sünde.
Mir iſt, als hätt' ich nicht mein Vaterhaus,
Mir iſt, als hätte ich die Welt verlaſſen,
Und wäre jetzt, wo Gott nicht mit mir iſt.
That ich denn etwas gegen ſein Gebot?
O, ganz gewiß! Denn dieſe Furcht und Angſt,

Wie konnt' ich ſie auf einem Weg empfinden,
Den er mit ſeinem Finger mir gezeigt!
Die arme Magd, die uns ſeit Oſtern dient,
Hat nicht, wie ich, gebebt, als ſie bei Nacht
Allein durch jenen dicken Wald ſich wagte!
Sie ſagt ja ſelbſt, ſie hat erſt d'ran gedacht,
Daß es auf Erden böſe Menſchen giebt,
Als ſie ihr Herz trieb, Gott dafür zu danken,
Daß er ſie Keinen davon treffen ließ.
Ich glaub's! Ich glaub's! Sie that es, um den Prieſter
An ihres Vaters Sterbebett zu rufen,
Und nicht, wie ich, um ihm davon zu geh'n!
Wie könnte das auch gut ſein, was auf ewig
Das Kind vom Vater trennt! Und das geſchieht!
Die Flucht vergiebt er nicht! O nein! o nein!
Er hat's ja noch nicht lange mir verzieh'n,
Daß ich kein Knabe bin; erſt, ſeit er weiß,
Daß er für ſeine Tochter einen Sohn
Erhandeln kann, wie er ihm wohl gefällt.
Was bin ich ihm, nun ich ihn hierin täuſchte!
Ich war von je ein unglückſel'ges Kind
Und hab' mein armes Leben nie geliebt,
Wenn ich den Tod auch fürchtete, wie Alle.

(Sie ſieht ſich um.)

Ich kam zu früh, wie's ſcheint, Sebaſtian
Iſt noch nicht da. Ich will noch einmal thun,
Was ich als Kind that, will die Augen ſchließen
Und wieder öffnen, und der Gegenſtand,
Den ich zuerſt erblicke, ob er ſchwarz,
Ob bunt iſt, ſoll auf meine Zukunft geh'n!

(Sie thut's.)

Soldaten! Betende! Was die bedeuten,
Steht nicht im Traumbuch. Nun, es gilt mir gleich!
Die Nacht wird immer dunkler. Gott ſei Dank!
Wenn man nicht ſieht, wird man auch nicht geſeh'n!
(Sie tritt bei Seite.)

Dritte Scene.

Ambroſio und Bartolino kommen zurück.

Ambrosio.

Nun kommen wir nicht mehr zu früh an's Thor.
Wenn Du nur Geld haſt!

Bartolino.

Keinen rothen Heller.
Ich habe meinen Schuſter heut bezahlt,
Und das für Stiefel vom vergang'nen Jahr!

Ambrosio.

So giebt's noch Zank. Wenn ich nicht trinke, zank' ich!

Bartolino.

Ei was, wir können wen beſuchen geh'n.

Ambrosio.

Den Brunnen auf dem Markt, ja wohl!

Bartolino.

Warum nicht?
Man trifft dort manche hübſche Magd!

Ambroſio.

Die Dirnen
Verſchlechtern ſich, wie alles Uebrige,
Sie geben nur noch Küſſe her, kein Geld
Wo find' ich Eine, wie ich Eine hatte,
Die für mich ſtahl, bis ſie in's Zuchthaus mußte,
Und noch im Zuchthaus Strümpfe für mich ſtrickte!
Das that die Laura nicht für den Petrark!
Der Teufel ſoll mich holen, wo ich nicht
Noch heute Abend trinke auf ihr Wohl!
Das war ein Schwur! Sie hat's um mich verdient!

Bartolino.

Könnt' ich nur Flöte ſpielen! Mit der Flöte
Iſt man willkommen, wo es Luſt'ge giebt.
Man ſollt' es eigentlich als Menſch ſchon können,
Damit man doch vom Thier ſich —

Ambroſio
(bemerkt [illegible]).

Wer iſt da?
Was horcht man? Was verkriecht man ſich?

Bartolino.

Ein Mädchen!

Ambroſio.

Kennt man uns nicht? Wir fragen für den König!
Reſpect der Uniform! Woher? Wohin?
Was ſchweigt man ſtill?

Bartolino.

Wie die herausgeputzt iſt!

Angiolina.

Ach Gott, ihr Herrn —

Ambrosio.

Man geht auf böſen Wegen!
Wir wiſſen's ſchon! Allein man kommt nicht weit,
Es giebt noch manchen Schlagbaum vor der Hölle!

Angiolina.

Wie wird's mir geh'n! Die hat mein Vater ſicher
Hieher beſtellt!

Ambrosio.

Ja freilich hat er das!

Angiolina.

Das iſt doch ſchändlich!

Ambrosio.

Schändlich?

Angiolina.

Hätt' er mich,
Wenn er was merkte, ſtatt mich zu beſchimpfen,
Denn nicht im Stillen —

Ambrosio.

Her das gold'ne Kreuz!
(Reißt ihr das Halskreuz ab.)

Angiolina.

Ich wußte nicht, warum er heut' ſo luſtig,
So ausgelaſſen war, ſo ganz, wie damals,
Als ſich Sebaſtian den Arm gebrochen,
Und es im Anfang hieß, es ſei der Hals.

Ich fürchtete — nun ſeh' ich wohl, warum!
Du großer Gott, verdien' ich's —

Ambroſio.

Und den Ring!
(Zieht ihr den Ring ab.)
Den Finger ausgeſtreckt! Sonſt thut's ja weh!

Angiolina.

Ich habe nie geſagt, wie er mich martert,
Ich habe mich geſchämt und ſtill geweint,
Nun wird man mit dem Finger auf mich zeigen:
Dort geht die Schweſter vom verlor'nen Sohn!

Ambroſio
(reißt ihr ein Käſtchen aus der Hand).

Was ſteckt in dieſem Käſtchen? (Zu Bart.) Sieh Dich um,
Ob Niemand kommt! (Zu Ang.) Ei, ei, die Silberſpangen!
(Zu Bartolino.)
Kein Menſch? (Zu Ang.) Sie ſtehen mit auf unſ'rer Liſte!
Wo iſt das baare Geld?

Angiolina.

Das baare Geld?
So hat mein Vater —

Ambroſio.

Nun, wie ſollt' er nicht?
Bis auf den Pfennig hat er —

Angiolina.

Großer Gott!
Könnt' er's je ganz vergeſſen, daß ſein Kind
Auch Dein Kind iſt?

Ambrosio

(zu Bartolino).

Isbaldo, nimm's ihr ab!

(Heimlich.)

Sprich: Ja, Antonio!

Bartolino.

Ja, Antonio!

(Für ſich.)

Das iſt ein — Ja, ob der in Algier war!
Der konnte auf dem Mond geweſen ſein
Und einen Stein herab geworfen haben,
Dem größten Potentaten auf das Haupt!

(Zu Angiolina.)

Die Börſe her!

Angiolina.

Ich habe keine Börſe!
Und glaubt, ihr Herrn, mein Vater iſt mein Vater;
Doch, wenn er ſagt, ich hätt' ihm was genommen,
So thut er's nur, weil er erbittert iſt.
Die Kette iſt von meiner armen Mutter,
Sie hing ſie auf dem Krankenbett mir um.
Das war ein Tag — o Gott, wie weinte ich,
Als ſie es that! — es war mir ja ein Zeichen,
Daß ſie vor Augen ihren Tod ſchon ſah.
Den Ring hat mir mein Vater ſelbſt geſchenkt,
Er war mir werth, wie ſollt' er es nicht ſein!
Ich durfte denken, wenn ich ihn beſchaute:
Dein Vater hat Dich auch einmal geliebt!
Die Spangen ſind von meinem Bräutigam,
Er hat gedarbt, daß er ſie kaufen konnte,

Wie hätte ich ſie wohl zurückgelaſſen,
Sie ſind mir heilig, wie's die Kette iſt!

Ambroſio.

Das hört ſich recht gut an!

Angiolina.

Nur, weil es wahr iſt!
Ihr Herren, ſeht mich an, ich weiß ja ſelbſt,
Was ich gethan, als ich — nur ſchließt nicht d'raus,
Ich ſei ein unbeſonnen-leichtes Mädchen,
Bei meiner Mutter Grab, ich bin es nicht!
Mir war von jeher, aus dem Fenſter ſchauen,
So viel, wie Ander'n auf die Straße geh'n:
Schließt auf die Qualen d'raus, die ich ertrug,
Und auf die größeren, die meiner harrten!

Ambroſio
(zu Bartolino).

Wenn Dir's am Strick fehlt, Einen aufzuknüpfen,
So zupf' ihm aus dem eig'nen Mund den Hanf.
Gieb Acht, wie man das macht! (Zu Angiolina.) Ich hab' als
Menſch
Zwei Ohren, links und rechts, das zeigt mir an,
Daß ich von links und rechts die Stimmen hören,
Und mit dem Hirn, das in der Mitte liegt,
Sie unparteiiſch dann vergleichen ſoll.
Erzählt mir mehr denn vom Warum und Wie,
Damit ich ſehe, wer gelogen hat,
Wer weiß, auf welche Seite ich mich ſchlage!

Bartolino.

Den könnt' ich küſſen! Hätte mich der Wind
Doch auch — Wer wär' nicht gern ein Kerl, wie der!

Ambroſio
(zu Angiolina).

Nun? Ohne Furcht!

Angiolina.

So ſagt doch ſelbſt, ihr Herrn,
War es ein väterlicher Schwur, mich lieber
Im Würfelſpiel den trunkenen Soldaten,
Wie's wohl mit Hund und Lamm geſchieht, zum Preis
Zu ſetzen, als Sebaſtian mich zu geben? —
Bei'm ew'gen Gott, es war nicht väterlich!

Ambroſio.

Die Väter ſind zuweilen etwas ſeltſam,
Wie ging's mir mit dem meinigen! (Zu Bartolino.) Er ſprach:
Kauf' mir den Segen ab, verdammter Bube,
Damit ich mich einmal betrinken kann,
Sonſt gebe ich Dir meinen Fluch umſonſt!
(Zu Angiolina.)
Nun, der Sebaſtian —

Angiolina
(heftig).

Wenn Ihr ihn kennt,
So werdet Ihr nichts Schlimmes von ihm ſagen,
Mein Vater ſelbſt, ich zweifle, ob er's thut!

Ambroſio.

Er will ihn aber nicht zum Eidam, will nicht,
Daß ſeine Enkel Naſen tragen ſollen,

Die an Sebaſtian's Naſe ihn erinnern,
Er iſt nun einmal im Geſchmack curios.

Angiolina.

Er will ihn nicht zum Eidam, weil er arm iſt!
Sind wir denn reich? — Und will Sebaſtian
Denn mehr, als mich? — Hat er nicht oft geſagt:
Gebt mir die Tochter, ſeht, zwei Hände hab' ich
Und ſie nur Einen Mund. Das Uebrige
Verſchenkt wohin Ihr wollt. Wenn's Euch gefällt,
Davon der Mutter Gottes einen Altar
Zu ſtiften, ſeid gewiß, wir werden kommen,
Daran zu beten für Eu'r Seelenheil!

Ambroſio.

Ein frommer Burſch! (Zu Bartolino.) Den unter'n Tiſch zu ſaufen
Und dann vor eine Kirchenthür zu legen,
Das müßte eine Götterwolluſt ſein!
Ich möchte ihn im Katzenjammer ſeh'n,
Beſonders, wenn es juſt Charfreitag wäre!
(Zu Angiolina.)
Und dieſer Vorſchlag, rührte er den Vater?

Angiolina.

Die Antwort war ſein fürchterlicher Schwur!
Noch mehr. Es kam ein Feuer bei uns aus,
Und wäre nicht Sebaſtian geweſen,
So läge jetzt in Aſche unſer Haus.
Er that das Uebermenſchliche, ich ſah's
Mit Angſt und Schaudern, aber auch mit Stolz,
Und reicht' ihm, als er nach vollbrachtem Werk
Mit glüh'nden Wangen und verbrannten Wimpern

An mir vorbei ging, öffentlich die Hand
Er faßte ſie und ſah auf meinen Vater,
Der in der Ferne ſtand, doch dieſer rief:
Wenn das zum Abſchied iſt, ſo mag es geh'n,
Sonſt aber wird's Herr Gregor ſich verbitten,
Denn dieſer wirbt um ſie — ach es iſt wahr,
Der alte Mann iſt plötzlich toll geworden! —
Und wenn Du Dank von mir verlangſt, ſo bau' Dir
Ein Haus und ruf' mich, wenn es einmal brennt,
Ich werde kommen, meine Schuld zu tilgen!

Ambroſio.

Sebaſtian nun, naturlich, ſtach ihn todt;
Das mußt' er thun, und wären ihm die Flügel
Schon halb heraus, womit er einſt als Engel
Mich ſchaamroth machen wird am jungſten Tag!

Angiolina.

Sebaſtian wurde bleich, daß mich's entſetzte,
Dann ſagte er: Du hörſt! und ſah mich an,
Ich nickt' ihm zu und flüſterte: am Kreuz!
Er ſpreizte ſieben Finger aus und ging.
Denn Tags zuvor ſchon hatt' er ſo geſprochen:
Auf g'radem Wege wird es Nichts mit uns,
D'rum laß uns nicht mehr vor dem krummen ſchaudern;
Wenn Du nur willſt, ſo ſind wir Mann und Frau,
So ſchnell ein Pfaff uns dazu machen kann,
Ich kenne Einen, der den Dienſt mir leiſtet,
Nur kommt er nicht zu mir, ich muß zu ihm.
Biſt Du einmal mein Weib, ſo kann Dein Vater
Dir Nichts mehr thun, als Dir die Thür verſchließen,

Was ſchadet das? Er ſchlägt Dir dann den Arm
Nicht wieder lahm — er that's, doch war's im Rauſch! —
Das iſt kein Unglück, darum folge mir!
Als er ſo ſprach, da ſchüttelt' ich den Kopf,
Doch, als mein Vater ihn mit Füßen trat,
Statt ihn, wie er's verdiente, zu umarmen,
Da nickte ich und nun, nun bin ich hier!

Ambrosio.

So kommt er auch?

Angiolina.

Was ſollte ich ſonſt da?
Um Sieben wollt' er kommen, doch ſein Herr
Hält ihn wohl auf, wie immer!

Ambrosio
(zu Bartolino).

Hörſt Du das?

Bartolino.

Ei wohl, und bin begierig, was Du thun!

Ambrosio
(zu Angiolina).

Sind Ring und Spangen und die Kette echt?

Angiolina.

Sie ſind's, doch ſind ſie d'rum nicht minder mein!

Ambrosio
(zu Bartolino).

Was meinſt Du, geben wir's zurück?

Bartolino.

Iſt das
Die Weisheit aus Algier? Dann wär' der Spaß
Wohl beſſer unterblieben!

Ambroſio.

Du haſt Recht!
Wer weiß, ob die nicht dennoch plauderte!

Bartolino.

Zu ihrem Bräutigam gewiß, und der
Legt's ernſthaft aus —

Ambroſio.

Und wir, wir ſind zu kennen!
Die Schmarre hier —

(Zeigt auf ſein Geſicht.)

Bartolino.

Sie hat Dich einmal ſchon
Verrathen — denkſt Du noch an den Tabak?
Das ging vortrefflich mit der Schmuggelei!

Ambroſio.

Wohl! Dieſer Schmarre wegen muß ſie d'ran!
Auch giebt es nächſtens eine Muſterung,
Da dürfen wir nicht ohne die Medaillen
Erſcheinen, die wir jüngſt für Wein verſetzt;
Woher das Geld, ſie einzulöſen, nehmen?

Bartolino.

Verflucht, daß wir uns ausgezeichnet haben,
Als es die Diebe einzufangen galt,
Das dringt uns jetzt verruchte Thaten ab.

Ambroſio.

So zieh'!

Bartolino.

Zieh' Du!

Ambroſio.

Ich nicht allein!

Angiolina.

Ihr Herrn!

Ambroſio.

Nun? Müßig Zuſeh'n gilt hier nicht! D'rauf los!
Denk' Dir, ſie habe Dies und Das gethan!

Bartolino.

Hei! Kinderköpfe und Algier!

(Sie durchſtechen Angiolina.)

Eine Stimme von drauſsen.

O!

Angiolina

(ſterbend).

Das — iſt — ja ſchrecklich für Sebaſtian!

(Stirbt.)

Bartolino.

Iſt das ſchon aus?

Ambroſio.

Was war das für ein O?
Vernahmſt Du's nicht?

Bartolino.

Die Erde hat geſeufzt,
Das ſoll ſie, wenn ſie Blut trinkt, immer thun!

Ambrosio.

Mir war, als käm' es aus der Luft!

Bartolino.

So iſt's
Ihr Geiſt geweſen, der noch — armer Geiſt!

Ambrosio.

Wenn's nur kein Menſch war!

Bartolino.

Sahſt Du einen Menſchen?

Ambrosio.

Fort! Fort! Doch nein! Mir fällt was Beſſ'res ein!
Bei Seite nur! Wir paſſen bis der Burſche
Sich einſtellt, der Sebaſtian, dann —

Bartolino.

Man kommt!

Ambrosio.

Er iſt's! Der Mörder! Wenn es nur nicht Zwei ſind!
Jetzt hinter'n Baum!

Bartolino.

Steht die nicht wieder auf?
(Beide ab.)

Vierte Scene.

Sebaſtiano
(kommt).

Das war ein Tag, wie zwei. So geht's mir ſtets,
Wenn ich mir meine Freude merken laſſe.
Mein Herr verträgt kein fröhliches Geſicht,
Seit ihm die Gicht in beide Beine fuhr.
Der alte Vater harrt. So iſt doch Alles
Zu Etwas gut auf Erden! Hätte dieſer
Nicht meiner Schweſter — habe Gott ſie ſelig,
Trotz ihres Fluchens auf dem Sterbebett! —
Die Abſolution verſagt und ſo
Den Kopf verrückt, er thät' es nimmermehr!
Zwei Stunden ſind's von hier. Das iſt bei Nacht,
Was eine halbe wär' am heißen Tag! —
Wenn ſie nur kommt! Nur einen Funken Muth,
Nur Einen blaſe in ihr an, o Gott,
So mancher wird zu ſchlechtem Zweck verſchwendet,
Und ſie, ſie ſündigt ſicherlich doch eher
Wenn ſie ſich einem Vater, wie dem ihren
Nicht widerſetzt, als wenn ſie endlich ſich
Erinnert, daß ſie Menſch iſt, wie er ſelbſt
Und ihm — (er erblickt die Leiche). Unmöglich! Blutend! Todt!
(Er wirft ſich auf die Leiche.)
Ja, todt!
Kann das denn wirklich auf der Welt geſcheh'n?
Ermordet! Solch ein Kind! O Bube! Bube!
Warum kamſt Du ſo ſpät! Der Dienſt! Was Dienſt!
Gab's keinen andern mehr?
(Wüthet gegen ſich.)

Fünfte Scene.

Ambroſio und Bartolino kommen wieder.

Ambrosio.

Pack' ihn, den Mordhund!

Sebastiano
(ſpringt auf).

Mit Zähnen, ja. Wo iſt er? Wo? Sag' an!

Ambrosio
(faßt ihn an).

Man hat ihn ſchon!

Sebastiano.

Man hat —

Ambrosio.

Du biſt's ja ſelbſt!

Sebastiano
(lacht).

Ich?

Ambrosio.

Du! Wer ſonſt?

Sebastiano.

Die da war meine Braut!

Ambrosio.

So haſt Du's wohl aus Eiferſucht gethan?
Da ſiehſt Du nun, wie weit die Narrheit führt

Sebastiano.

Aus Eiferſucht!

Ambroſio.

Was kümmert's mich, warum!
Das hat man in Palermo zu ermitteln!
(Zu Bartolino.)
Du, ſuch' den Dolch, er warf ihn in's Gebüſch!

Sebaſtiano.

Du lügſt!

Ambroſio.

Man ſah's!

Sebaſtiano.

Du könnteſt nicht ſo lügen,
Wenn Du — o Gott, der Teufel that's wohl ſelbſt! —
Wie ſollt' er ſonſt — — Komm', ſchau' ihr in's Geſicht!
Kannſt Du's?

Ambroſio.

Ich kann's!

Sebaſtiano.

Ich aber kann es nicht!
(Fällt wieder an ihr nieder.)
O Angiolina, das iſt unſ're Hochzeit?
Du todt! Ich lebe! Warum kam ich ſo ſpät!
Die Hand noch warm! Es iſt nur kaum geſcheh'n!
Verflucht der Quell, bei dem ich ſaß und trank!

Bartolino.

Ich wollte doch, wir hätten's nicht gethan,
Das Bischen Geld, wie bald iſt das verzehrt!

Sebastiano.

O, daß ich hier mich ſelber vor mir hätte,
Mich, der ich ſäumte, der ich ging, als hinge
Die Arbeit eines Jahrs mir an den Füßen,
O, daß ich mich (ballt die Fauſt gegen ſich ſelbſt) — denn ich bin
Schuld daran,
Wer konnt' es thun, wenn ich zur Stelle war!
(Zu Ambroſio.)
Leih' mir Dein Schwert!

Ambrosio
(zu Bartolino).

Du hörſt doch, was er ſagt?
Er bettelt um den Tod! (Zu Sebaſtiano.) So geht es nicht,
Doch in Palermo giebt es einen Mann,
Der Dich bedient, auch wenn Du's nicht verlangſt!

Bartolino.

Mich grauſ't!

Ambrosio.

Gewiſſensbiſſe, he? (Für ſich.) Der Wicht
Stach in die Luſt und fühlt doch Mörderangſt.
Ja, ja, die inn're Stimme, die nicht trügt,
Der Wurm, der niemals ſtirbt! Doch horch! Man kommt!

Sechſte Scene.

Der Podeſta, Herr Gregorio, und Anſelmo treten auf, von einigen Soldaten, mit Fackeln zum Theil, gefolgt.

Herr Gregorio.

Ei was, ei was, man muß die Tochter hüten,
Wenn man ein Weib aus ihr zu machen denkt;
Denn Leute giebt's, die keine Blume pflücken,
Auf der ſie eine Spinne ſitzen ſah'n,
Und And're giebt es, die kein Mädchen nehmen,
Das ohne Mutter in die Meſſe geht.

Anselmo.

Ihr habt mir das ſchon zwanzig Mal geſagt!

Herr Gregorio.

Und öfter noch gedenk' ich's Euch zu ſagen!
Ich bin ein alter Mann, wie meint ihr wohl,
Daß ein Spaziergang mir bei Nacht bekommt?
Ich weiß es im Voraus, ich büße morgen,
Und daran iſt doch Keiner Schuld, als Ihr!

Anselmo.

Was zwang Euch, mitzugehen?

Herr Gregorio.

Was mich zwang?
Zuerſt, ich bin der Podeſta; und dann
Muß ich doch ſeh'n, wie man das Püppchen findet,
Das ich mir für mein Ehebett erkor.
Denn, wenn es mir auch keineswegs mißfällt,
Daß ſich ein And'rer in dem Augenblick

Vielleicht erbangt, wo ich ſie an mich drücke,
So will ich doch nicht, daß er ſpotten kann:
Nimm Du den Stiel, die Kirſche war für mich!

Anselmo.

Herr!

Herr Gregorio.

Nun?

Anselmo.

O, das verdammte Kartenſpiel!
Die Hölle dem, der es erfunden hat!

Herr Gregorio.

Es hat Euch manchen Abend doch verkürzt!

Anselmo.

Es hat um meine Freiheit mich gebracht!

Herr Gregorio.

Um Eure Freiheit? Sitzt Ihr ſchon im Thurm?
Ich meine nicht!

Anselmo.

Gewiſſermaßen, ja!
Ich darf nicht fluchen, wenn ich fluchen möchte,
Nicht um mich hauen, wenn ich —

Herr Gregorio.

Fluchen! Hauen!
Das ſind Gelüſte ſonderbarer Art!

Anselmo.

Nehmt es nicht zu genau mit mir, Ihr wißt,
Ich war ein Mann, der reichlich leben konnte,

Ich gelte bis zur Stunde noch dafür,
Noch heute wollte Einer von mir borgen,
Dem ich wohl ehemals zu helfen pflegte;
Und dennoch —

Herr Gregorio.

Nun, es ſteht ja Alles gut,
Wenn Eure Tochter wirklich, wie Ihr ſagt,
Nur fort lief, weil Ihr ſie geprügelt habt,
Ich gebe Euch für ihre rothen Backen
Den ausgeſtellten Schuldſchein ja zurück;
Das wird genug ſein für zwei Sodoms-Aepfel.
Doch freilich, freilich, wenn Ihr mich belogen —
Verzeiht — getäuſcht . .

Anselmo.

Das that ich, wenn ich ſagte,
Daß ſie gejubelt, als ich für Euch warb!

Herr Gregorio.

Das ford'r ich nicht! Gejubelt! Nein, das nicht!
Selbſt, als ich jünger war, geſchah das nicht,
Ich habe ſelten Neigungen erweckt,
Und das war gut, obgleich es mich verdroß;
Denn eben dadurch kam ich zur Beſinnung
Und ging den Weg, auf dem man Geld erwirbt.
Nun hab' ich Geld und kann mir Alles kaufen,
Was ſich ein Anderer erbetteln muß,
Ach Gott, Ihr wißt nicht, wie die Menſchen ſind! –
Was ſchwatz' ich da! Ihr wißt es ja recht gut,
Ihr ſeid ja ſelbſt ein Hauptbeweis dafür!

Anſelmo.

Ja, ja!

Herr Gregorio.

Was ſoll das klägliche Geſicht?
Mit Mienen, merkt Euch, dingt man mir Nichts ab,
Und könnt Ihr mir nicht halten, was Ihr mir
Verſprochen habt, ſo wird's Euch ſchlecht ergehn;
Ich nehm' Euch Alles weg, was Ihr beſitzt,
Und geb's Euch nur in Pfennigen zurück,
Wenn Ihr als Bettler kommt an meine Thür.
Ihr habt geſeh'n, ich warf die Fiſchersleute,
Die mir bei Nacht den Weinberg plünderten,
In's tiefſte Loch, obgleich ich keine Traube
D'rin leſen ließ, ſo lang' ich ihn beſaß.
Hei, wenn es mir gefällt, die ganze Ernte
Im Halm zu kaufen und ſie ſteh'n zu laſſen
Für's Wild und für die Vögel: kümmert's wen?
Ich glaube nicht, wenn ich nur zahlen kann!
Die Küſſe bringt man freilich nicht mehr ein,
Die man verſäumt hat, und die Jubelnächte;
Der Gaum iſt ſtumpf, die Lippen ſind vertrocknet,
Das iſt vorbei, doch dafür hat man Macht!

Anſelmo.

Was ſoll dies Alles mir?

Herr Gregorio.

Es ſoll Euch warnen,
Daß Ihr nicht etwa denkt: der Alte da
Hat mehr, als er gebraucht, wie ſollte er
Mir nehmen, was er nicht entbehrt! — Er wird

Es thun, ich ſag's aus Freundſchaft Euch voraus,
Wenn Ihr ihm ſeine Pläne kreuzt!

Anselmo.

Wer zweifelt?

Herr Gregorio.

Ich will in meinem ſiebenzigſten Jahr
Das ſchönſte Mädchen noch zur Frau. — Ich will's!
Iſt das genug? — Ich will es, weil ich's will!
Da Eure Tochter nun, wie man behauptet,
Und wie mir ſelber däucht, die Schönſte iſt,
So hab' ich ſie gewählt, und Euch als Preis,
Was Ihr im Spiel verloren, vorgeſchoſſen.
Und nun, nun iſt ſie Euch davon gelaufen —
Davon gelaufen! — Aber, ſeht Euch vor!
Ein Nervenfieber, wenn es ſie befiele
Und auf die Bahre lieferte, der Schlag,
Wenn er ſie plötzlich rührte, würde nicht
Bei mir genügen, Eure Schuld zu tilgen,
O nein! Ihr ſteht das Riſico für ſie!

Anselmo.

Sie iſt geſund und jung!

Herr Gregorio.

Ihr denkt vielleicht:
Was will der Alte auch, er wird ſich finden,
Wenn ſie — er ſchwärmt ja nicht für ſie — Ihr irrt!
Er ſchwärmt für das Gefühl, ſie ſein zu nennen,
Er weiß, daß Viele ihn beneiden werden,
Wenn ſie, mit Gold und Perlen überhäuft,

An ſeinem Fenſter hinter Blumen ſitzt,
Und dieſer Neid ergötzt ihn. Wär' ich blind,
So kauft' ich mir die beſten Bilder auf
Und hinge ſie in einem Saal herum,
Den außer mir kein Menſch betreten dürfte;
Und wär' ich taub, ſo ſetzt' ich die Kapelle
Aus allen großen Virtuoſen mir
Zuſammen, die mir täglich ſpielen müßte,
Mir ganz allein, und keinem Ander'n mehr;
Dann hätte Raphael nur für mich gemalt
Und Paleſtrina nur für mich geſetzt,
Ja, nicht einmal für mich, das wär' doch putzig;
Und wenn ich all' das Zeug verbrennen ließe,
Die heiligen Familien und Meſſen,
So wär's vorbei mit der Unſterblichkeit!
Da ich nur alt bin, nehm' ich eine Frau!

Anselmo
(für ſich).

Wär' das nun eine Miſſethat geweſen,
Die Welt von dieſem Teufel zu befrei'n?
Das Eiſen wird in Gold verwandelt werden,
Das dem zum letzten Aderlaß verhilft!

Herr Gregorio.

Was murmelt Ihr?

Anselmo.

Ich ſprach mein Nachtgebet!
Nur weiter!

Herr Gregorio.

Warum links? Ich gehe rechts!

Anselmo.

Links kommt ein Kreuz! Und da ſie dieſen Weg
Gegangen ſein ſoll, wie der Hirt uns ſagte,
Der Abends mir das Haus mit Milch verſorgt,
So hat ſie ſicher ſich zum Kreuz gewandt.

(Sie wenden ſich, in demſelben Augenblicke treten ihnen Ambroſio und Bartolino, die ſie längſt bemerkt und ſich ihnen genähert haben, entgegen.)

Ambrosio

(zu Bartolino).

Nun ſei Soldat! (laut.) Wer da?

Herr Gregorio.

Der Podeſta!

Ambrosio.

Der Podeſta?

Bartolino.

Der Podeſta!

Ambrosio.

So ward
Der ſchaudervolle Mord Euch ſchon bekannt?

Herr Gregorio.

Ein Mord?

Ambrosio.

Begangen unter unſer'n Augen!

Herr Gregorio.

Und nicht verhindert, he?

Bartolino

(zu Ambroſio).

Da haſt Du's ſchon!

Ambrosio.

Das Auge reicht doch weiter, als die Hand!
Wir kamen —

Anselmo
(ſieht den Leichnam im Licht einer Fackel).

Angiolina! Gott im Himmel!

Herr Gregorio.

Wie? Was?

Anselmo.

Mein Kind! (Schaudernd.) Ich ſehe meine Frau!

Ambrosio.

Der Mörder liegt dabei!

Herr Gregorio.

Lebendig?

Ambrosio.

Ja!
Doch iſt er ſo von Reu' und Schmerz ergriffen,
Daß er ſich ſelbſt den Tod ſchon geben wollte,
Ich wehrt' ihm das!

Anselmo
(zu dem daliegenden Sebaſtiano).

Auf, Schurke, auf mit Dir!

Sebastiano.

Was giebt es denn? (Steht auf.) Ja ſo!

Anselmo.

Du biſt es? Du?

Sebastiano.

Ich! Seid Ihr's denn nicht auch?

Anselmo.

O Böſewicht!
Als ich Dir antrug (er deutet auf Herrn Gregorio) dieſen Hund zu tödten,
Da hatt'ſt Du Deine reine Hand zu lieb,
Obgleich ich Dir mein Kind dafür verſprach;
Und jetzt, jetzt haſt Du —

Herr Gregorio.

Herr, was ſprecht Ihr da?

Anselmo.

Nichts, was ich widerrufen werde, Herr!

Herr Gregorio.

Ihr hattet —

Anselmo.

Ja, verfluchter Menſchen-Quäler,
Wenn dieſer Bube Muth beſeſſen hätte,
So war es um den Aufkauf unſ'rer Ernte,
Um's Bilder-Kabinet und die Kapelle
Und um die Hochzeitsnacht zugleich geſcheh'n.
Ich ſchlug's denſelben Nachmittag ihm vor,
An dem Du Deine unverſchämte Abſicht
Mir offenbarteſt und den Grund, warum
Du mir das Geld geborgt, ja aufgedrungen:
Er wollte nicht, und ſeit der Stunde haßt' ich
Ihn ſelbſt, ſonſt haßt' ich ſeine Armuth nur!

Herr Gregorio.

Ich werd's mir merken. Morgen —

Anselmo.

Kannſt Du thun,
Was Dir beliebt, heut' ſprech' ich, wie ich will,
Ich hab' genug verſchluckt!

Herr Gregorio

(wendet Anſelmo den Rücken, zu Sebaſtiano).

Biſt Du der Mörder?

Sebastiano.

Nehmt mich dafür, ſchlagt mir den Kopf herunter,
Wer hat denn was dagegen, daß Ihr's thut!

Bartolino.

Nein, ſo weit darf's nicht geh'n!

Herr Gregorio.

Haſt Du's gethan?

Sebastiano.

Hier ſteh' ich — und dort liegt ſie; macht nur, macht!
Es wird ſchon Alles klar und offenbar!
Unſchuldig bin ich nicht, verlaßt Euch d'rauf.

Bartolino.

Er iſt verrückt!

Ambrosio.

Weil er die Wahrheit ſagt?

Bartolino.

Die Wahrheit? Ha! Sinn' etwas Beſſ'res aus.
Ich geb's nicht zu, daß man den Tollen köpft,

Vor dieſem Frevel ſchaudert mir die Haut,
Den büßte man nicht ab im Fegefeuer,
Ein And'res wär' es, wenn er leugnete!

Ambrosio.

Du ſchweigſt!

Bartolino.

Ich ſchweige nicht! Was meinſt Du wohl?
Ich hab' Reſpect vor Dir! Doch auch vor Gott!

Herr Gregorio

(wird auf den heimlichen Zwieſprach der Beiden aufmerkſam).

Die zanken ſich wohl gar? — Was haben ſie?

Bartolino

(ſehr laut)

Der war es nicht!

Ambrosio.

Er war's! Kurzſichtig iſt
Mein Kamerad und glaubt, der rechte ſei
Entſprungen, doch —

Bartolino.

Ich ſage noch einmal —

Ambrosio.

Zum Teufel!

(Dringt mit dem Schwert auf Bartolino ein.)

Bartolino.

Was? Willſt Du mich auch erſtechen?
Nimm Dich in Acht, ich plaud're Alles aus!

Herr Gregorio.

Auch? Auch? Du haſt es ſchon gethan!

Bartolino.

Was denn
Gethan? Ich ſagte Nichts!

Ambrosio.

O, hätt' ich Dich
Auf eine Viertelſtunde noch allein,
So war mein letzter Wunſch erfüllt!

Bartolino.

Was willſt Du?
Ich ſchwöre Alles wieder ab! (Laut.) Er war's,
Mich überkam das Mitleid, weil — — (zu Ambroſio) Sprich Du!

Ambrosio.

Ich that's! (Für ſich.) Wär' ich nur Ring und Kette los!

Herr Gregorio.

Soldaten! Seht, ob dieſer (deutet auf Sebaſtiano) blutig iſt!

Ein Soldat
(ihn beleuchtend).

Er iſt es, auf dem Rücken!

Anselmo.

Auf dem Rücken?
Die Hände hat er aber vorn!

Ambrosio
(für ſich).

Verdammt!
Ich wiſchte meine Klinge an ihm ab,
Es war zu dunkel, das geſcheidt zu machen!

Anselmo
(zu Sebaſtiano).
Menſch, thu' den Mund auf! Sprich! Es geht Dich an!

Sebastiano.
Köpft, wen Ihr wollt, mich, die, was fragt Ihr viel?

Anselmo.
Der that es ſicher nicht!

Sebastiano.
O, ſicher nicht!
Doch, das iſt Alles gleich! Es wird ſich finden!
Gebt mir nur erſt mein Theil!

Anselmo.
So thaten's die!

Ambrosio.
Beweis! Beweis! Wir tragen Uniform
Und ſagen Nein!

Siebente Scene.

Ein Bauer
(tritt auf mit einem Korbe).
Holla! Beweis genug!

Herr Gregorio.
Wo kommſt Du her?

Der Bauer.
Aus jenem Baum! Ich ſaß
Hoch oben in der Krone!

Ambroſio.

Nun iſt's aus!
Mir fehlt's am Stein, der unſichtbar mich macht!
So kam das O von dem!

Herr Gregorio
(zum Bauer).

Nun?

Der Bauer.

Zieht dem Langen
Die Stiefel ab! Ihr werdet Ring und Kette
Des Mädchens darin finden!

Herr Gregorio.

Alſo der?

Der Bauer.

Und der, ja wohl! Die Beiden!

Herr Gregorio.

Weiter, weiter!
Wie kamſt Du in den Baum?

Der Bauer.

Du lieber Gott!
Ich hatte mir ein Bischen Obſt geholt
Aus einem Garten, der nicht meiner war,
Und da ich hier die Wächter ſtehen ſah,
So kroch ich, um den vielen Fragereien
Mich zu entzieh'n, hinauf. Nun kam das Mädchen
Und was mit der geſchah, das ſeht Ihr ſelbſt,
Du armes Kind, ich konnte Dir nicht helfen,
Es war kein Menſch zu hören, noch zu ſeh'n!

Ich wäre faſt im erſten Schreck geſtürzt,
Mein Korb entglitt mir, doch zu meinem Glück
Fing ich ihn wieder auf, ſonſt wär' ich ſelbſt
Den Böſewichtern in die Hand gefallen —

Ambrosio.

Und wüßteſt jetzt, ob Petrus ſich raſirt!

Der Bauer.

Dann ward ich ſtarr und ſteif und konnte kaum
Ein Glied noch rühren, ja ich hatte Mühe,
Nicht einzuſchlafen, denn mir war zu Muth,
Als hätte ich in meinem ganzen Leibe
Nicht einen Tropfen warmen Blutes mehr!

Bartolino

(zu Ambroſio).

Du ſiehſt, wenn ich es nicht verrathen hätte —

Ambrosio.

Ich ſeh', die That war im Voraus verflucht,
Und was verloren iſt, das iſt verloren,
Sprach Bonaparte auf Sanct Helena!
Nun, der hat auch daran gemußt, wie ich,
Und mehrmals iſt es mir, wie ihm, geglückt!
(Zu Herrn Gregorio und Anſelmo.)
Ich that's, der Lump hat keinen Theil daran,
Ich meine dieſen, der hier bei mir ſteht,
Seht nach, ſie kann nur Eine Wunde haben,
Die iſt von mir, nun macht, was Euch gefällt,
Ich bin Soldat, mir wird ein Tod durch's Schwert,
Wie ſchnell der kömmt, das ſah ich ja (deutet auf die Todte)
an der!

Sebastiano
(will Ambroſio das Schwert entreißen).

Hund!

Ambrosio.

Halt! Du biſt nicht zünftig! In Palermo!
Und das mit allem Pomp, der ſich gebührt!

Anselmo
(zu Sebaſtiano).

Wie konnteſt Du nun —

Sebastiano.

Weil ich ſterben wollte,
Und weil ſie, wär' ich früher hier geweſen — —
Da liegt's! Da liegt's! Ich trag' die größte Schuld!

Anselmo.

Du darfſt nicht ſterben!

Sebastiano.

Nicht?

Anselmo.

Ich bin ein Bettler,
Und brauche Jemand, der — verſtehſt Du mich?
Haſt Du mein Kind geliebt, ſo zeig' es jetzt,
Indem Du ihre Pflichten übernimmſt!

Sebastiano.

Ein Bettler? Ihr?

Anselmo.

Dem Alten da gehört, —
Aus falſcher Scham hab' ich's bisher verhehlt —

Was ich beſitze, und er jagt mich morgen,
Weil ich ihm nicht die Frau mehr liefern kann,
Aus meinem Haus und macht's zum Pferdeſtall.

Herr Gregorio.

Das thu' ich! Doch ich glaub', ich thät' es nicht,
Wenn Ihr —

Anselmo.

Schweigt ſtill! Hätt ich die Tochter noch,
So wär' ich nicht verlaſſen!

Sebastiano.

Ganz gewiß nicht!
Ihr ſollt's auch jetzt nicht ſein, ich werde leben
Und Euch beweiſen, daß ich Brod für Zwei
Zu ſchaffen weiß; eßt es, ſo lang Ihr könnt,
Es wär' wohl auch für Drei genug geweſen,
Doch ſeid gewiß, daß Eure Todesſtunde
Auch meine ſein wird!

Herr Gregorio
(zu den Soldaten).

Auf nun nach Palermo!
Wie jählings kommt der Tod!

(Schnell ab.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

Friedrich Hebbel.

Eine Charakteriſtik

von

Emil Kuh.

Wien,
Tendler & Comp.
1854.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wo Parteien entſtehn, hält Jeder ſich hüben und drüben
Viele Jahre vergehn, eh' ſie die Mitte vereint

Goethe.

Der Verſuch, den ich hier dem Publikum vorlege, war zum größten Theile längſt geſchrieben, und nicht zu ſo früher Veröffentlichung, ſondern zur allmäligen weiteren Ausführung beſtimmt. Am wenigſten lag es in meiner Abſicht, ihn als Brochure erſcheinen zu laſſen, und wenn ich mich jetzt entſchloſſen habe, dies doch zu thun, ſo ſehe ich mich dazu durch ſehr wichtige Gründe gezwungen. Dieſe Gründe ſind, wie ich nicht verhehlen will, rein perſönlicher Art; ich hoffe aber, daß Jeder ſie billigen wird, der das Recht der Nothwehr anerkennt.

Ich bin in der letzten Zeit Gegenſtand von Invectiven geworden, die ich nicht ignoriren kann, weil ſie gegen meine Perſönlichkeit, anſtatt gegen meine Arbeiten gerichtet waren, weil man meine literariſchen Sympathien angriff, anſtatt meine Anſichten und Urtheile zu widerlegen. Man warf mir meinen Enthuſiasmus für den Dichter vor, mit dem die nachfolgenden Blätter ſich beſchäftigen, und ſuchte ihn als einen blinden zu verdächtigen; ich bin es mir ſelbſt ſchuldig, ihn zu motiviren und den Beweis zu liefern, daß ich nicht einem unklaren Gefühl, ſondern wohl erworbener Einſicht und gutem Beiſpiel folge, wenn ich ſtehen bleibe, wo ich ſtand. Es iſt hier nicht auf einen Liebesdienſt abgeſehen, der dem Dichter erwieſen werden ſoll; ich müßte ihn ſchlecht kennen, wenn ich glaubte, ihm durch eine öffentliche Huldigung einen Gefallen erzeigen zu können, und ich will zufrieden ſein, wenn er mir mein Recht der Nothwehr nur nicht zuerſt beſtreitet. Es handelt ſich hier einfach um meine Rechtfertigung, und ich werde zu dieſem Zwecke zuerſt das Bild des Dichters im nationalen und literariſchen Rahmen zu zeichnen ſuchen, wie es mir aufgegangen iſt, ich werde dann ſo viele biographiſche Notizen hinzufügen, als mir zu Gebote ſtehen, und zum Schluß auf die Männer hinweiſen, die in größerem oder geringerem Grade meine Ueberzeugungen theilen, und die wohl Niemand wagen wird, der „Blindheit“ zu beſchuldigen. Zunächſt aber will ich darthun, daß ich mich ſchon zu einer Zeit, wo mein Raiſonnement vielleicht noch nicht überall ſicheren Schritt's mit meiner Empfindung Hand in Hand ging und wo die Begeiſterung mich eher irre führen konnte, wie jetzt, um die nöthige Aufklärung redlich bemühte. Ich wandte mich damals nämlich direct an den großen Geſchichtſchreiber unſerer poetiſchen National-Literatur, an Gervinus, um ein Urtheil über den Dichter, und er antwortete mir: „Sie fragen mich, es ſcheint mit einiger Beſorgniß, um meine Meinung über Hebbel. Ich müßte wohl keine Sinne zum Vergleichen haben, wenn ich nicht anerkennen ſollte, daß er wie ein Baum unter dem dicken Geſtrüpp unſerer Dramatiker hervorragt.“

Wien, Ende Februar
1854.

Der Verfaſſer.

Friedrich Hebbel's dichteriſche Entwicklung iſt in den vierzehn Jahren, die verfloſſen ſind, ſeitdem er mit der „Judith“ in die Oeffentlichkeit hinaustrat, wohl dahin gelangt, daß nunmehr die ganze Erſcheinung in ihrer Totalität aufgefaßt werden kann, ohne daß man zu fürchten braucht, es werden neue Bildungen in ſeinen künftigen Leiſtungen eine weſentliche Umgeſtaltung des Gemäldes nothwendig machen, das ich hier zu geben verſuchen will.

Weder die mit Recht, noch die mit Unrecht gegen dieſen Dichter gerüſteten Chorführer hiſtoriſcher und philoſophiſcher Kritik haben jemals die Kraft und Macht dieſer Natur in Frage geſtellt, oder beim ſchärfſten und einſchneidendſten Tadel ihr jene Achtung verweigert, die ſchon dem Element der Poeſie, in welcher Form es ſich auch zeigen mag, unbedingt zukommt. Immer wurde der Tadel gegen die Art und Weiſe, wie Hebbel ſeine Mittel anwendet, nie gegen die Mittel ſelbſt gerichtet; man kämpfte oft gegen die Richtung an, die ſein Genie genommen, ſein Genie aber ſah man wie einen mathematiſchen Saß an, der nicht bewieſen zu werden braucht, und wenn es eine heiße Schlacht gab, blieb dasſelbe, wie die Perſon des Feldherrn, außerhalb des dichten Kugelregens. Es iſt keine Kleinigkeit, wenn ein Poet in unſern Tagen ſich eine ſolche Stellung erfochten hat, denn der übermüthige Taumel, der zu Goethe's Zeit die Kunſtzuſtände characteriſirte, iſt vorüber, die neue Production eines hervorragenden Dichters wird nicht mehr wie damals als ein Ereigniß in Deutſchland betrachtet, die Poeſie hat nicht mehr die politiſche, nationale Bedeutung, die ſie nach der meſſianiſchen Erſcheinung Leſſing's haben mußte; wir wiſſen jetzt, daß urſprüngliche Kunſtwerke auch aus unſerer Mitte hervorgehen können, und der Stolz und die Siegesfreude, welche die Nation in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fremdländiſchen Kunſtleiſtungen gegenüber an den Tag legte, ſind im neunzehnten Jahrhundert einer behäbigen Sicherheit, einem ungetrübten Selbſtbewußtſein gewichen. Um ſo bedeutſamer erſcheint darum das früher berührte Factum. — Schon Hebbels erſtes Auftreten in der Literatur war ein gebieteriſches und entſchiedenes, er klopfte nicht eine Zeit lang vorher mit Liedern und Sonetten an die eherne Pforte, er ſchritt, gewappnet mit einer Tragödie, in die Halle und fragte nicht rechts und links, ob es erlaubt ſei, einzutreten. Er ſah ſtolz und unzufrieden aus, wie die beiden Kavaliere in Auerbach's Keller, und doch hatten die Leute, welche dort regierten, mit Altmayer und Siebel keine Aehnlichkeit. Gutzkow, der mächtigſte und bedeutendſte vom jungen Deutſchland, begrüßte den noch ganz unbekannten jungen Poeten, nachdem er deſſen „Judith" geleſen hatte, in einer Weiſe, wie er noch keinen begrüßt hatte; dabei ſtand Gutzkow ſchon damals auf dem Gipfel ſeines Anſehens, und Jeder, welcher den merkwürdigen Inſtinct dieſes Mannes zu würdigen und anzuerkennen verſtand, mußte in deſſen Urtheil über den neu auftauchenden Dichter die beachtenswertheſte Hinweiſung auf ein ſeltenes dramatiſches Talent erblicken. Hebbel fiel in eine Epoche, in der noch die Romantiker mit dem jungen Deutſchland, das bereits die Oberhand hatte, um die literariſche Hegemonie rangen und kämpften. Dort war die reine Kunſt in Duft und Luft aufgelöst, hier wurde ein ähnlicher Prozeß verſucht, nämlich die Poeſie auf den realen Boden, von dem ſie ſich entfernt hatte, wieder zu verpflanzen und die Ideen der Zeit darin zur Geltung zu bringen. Doch das zerſetzende Element, das in jeder neuen Kriſe zuerſt hervortreten muß, ſah man als Zweck, nicht als Mittel an, und wenn die Romantiker dem Träumeriſchen, Geheimnißvollen und Phantaſtiſchen den eigentlichen Gehalt der Kunſt zum Opfer brachten, ſo verlor ſich die Richtung des jungen Deutſchlands in das beſtimmt Proſaiſche, unpoetiſch Reale, und mit Ausnahme von Gutzkow und Laube vermochten ſie Alle nicht einmal den Anforderungen ihrer eigenen Theorie Genüge zu leiſten. Heine ſtand wohl auch ſchon zwiſchen den beiden Hemiſphären, aber die Elemente waren bei ihm, wie Oel und Waſſer in einem Kryſtallglas, entſchieden von einander getrennt, während in Hebbel die Miſchung organiſch und vollſtändig vor ſich ging. Heine zeigte bald das reizende, indiſchweiche, unſchuldig-fromme Antlitz der Romantik, wie es bei Tieck, dem Könige der Schule, zum Vorſchein kam, bald das philoſophiſch-klügelnde, bürgerlich-verſtändige Geſicht des jungen Deutſchlands, das bei Theodor Mundt am langweiligſten ſchmunzelte und am widerwärtigſten mit ſich ſelber ſchön that, wenn er ſich in unglücklichen Stunden verſucht fühlte, auch einmal zu produciren. Alſo dort ein Auflöſen der Kunſt, hier ein Gleiches! Dort der Idealismus in ſeiner ausſchweifendſten Geſtalt, hier der Rationalismus in ſeiner alles Leben aushöhlenden Form. Ein Mittelglied mußte die Gegenſätze ausgleichen, die Kanten und Spitzen beider Gattungen mußten abgeſchliffen, abgerundet werden, aber dieſes Mittelglied war erſt zu finden. Satyren, wie der romantiſche Oedipus konnten ebenſowenig wie die Aeſthetiken und reformatoriſchen Pamphlete des jungen Deutſchlands dem Uebel abhelfen, weil dies nur der dichteriſchen That allein möglich wird. Da erſchien Hebbel und mit ihm ſtieg die Hoffnung auf einen Aufſchwung der Kunſt. Und wenn wir auch nicht vergeſſen dürfen, daß Heinrich v. Kleiſt trotz all' dem romantiſchen Spuk, den man bei ihm noch antrifft, bereits mit großen poſitiven Kunſtleiſtungen einer Regeneration der deutſchen Poeſie vorarbeitete, ſo muß man doch wohl ſagen, daß ſeiner immenſen, geſtaltenden Kraft ſich nicht der große Ideengehalt beigeſellte, der in Hebbel's Werken mit jener Hand in Hand geht, daß ihm die Univerſalität dieſes Dichters fehlte, und daß ihm und ſeiner Zeit die Wünſche, Zwecke und Probleme fremd waren, welche die, von der Strömung der Geſchichte berührten Coriphäen des jungen Deutſchlands nur dunkel verfühlten und in eine concrete Form zu kleiden umſonſt anſtrebten, und denen erſt durch Hebbel, den wirklichen Poeten der Zeit, ihr Recht geſchah. Nicht nur die moderne Philoſophie — welche übrigens kategoriſch dem Boden der Kunſt eine fernere Productionskraft abſprach — ſondern auch unſere Dichter ſelbſt zweifelten an der Möglichkeit, daß große, entſcheidende Gedichte, namentlich im Dramatiſchen, in unſerem Jahrhundert hervortreten könnten, und als Hebbel mit ſeiner Judith den Beweis geliefert hatte, daß dieſe Möglichkeit in Wirklichkeit überzugehen den Anlauf nehme, und als mit ſeiner Maria Magdalena bereits eine neue Gattung durch Umgeſtaltung einer alten für die Kunſt geſchaffen war, da kehrte man plötzlich die Sache um, da wußte man mit einem Male, die Kunſt ſei in ein neues Stadium getreten und müſſe neue Kreiſe durchlaufen, da ſah man klar und beſtimmt neue Zwecke, die der Poet zu verfolgen habe, da conſtruirte man augenblicklich aus der bis dahin nicht geahnten Praxis umfaſſende Theorien und hielt Hebbel, welcher die Baſis zum künftigen Dome legte, immer und ewig die nicht vorhandene Kuppel vor, da wollte man in den Anfängen einer neuen Kunſt auch ſchon das Ideal beſitzen, zu deſſen Verwirklichung freilich mehr als Decennien nothwendig ſind. Doch wer möchte gegen die Apoſtel zu Felde ziehen, die von einer neuen Lehre predigen und mahnend und drohend mit prophetiſcher Miene auf dieſelbe hinweiſen, freilich nachdem der Heiland längſt in der Wiege lag — ich ſtelle hier blos ein Exempel, keinen Vergleich auf — wer möchte der Wiſſenſchaft, der Kunſt und ihren Vertretern die Freude rauben wollen, die Nebelflecken und Farbenwechſel des Sterns zu unterſuchen und ſtolz die Bahnen des neuen Planeten zu berechnen, den nicht ſie, ſondern ein Anderer entdeckt hatte. Nur ſollte man keine ungerechte Anſprüche erheben und keine unmögliche Forderungen ſtellen, wie dies von Seiten „ſouverainer“ und plebejiſcher Kritik Hebbel gegenüber der Fall war und iſt. Zu dieſem Uebelſtande, welcher, um es klar auszuſprechen, darin beſteht, daß man den ungeheueren Gährungsprozeß, der in der europäiſchen Welt vor ſich geht, im einzelnen Individuum nicht gelten laſſen und dort Alles geklärt und geläutert haben will, wo es doch im Ganzen und Großen nicht möglich iſt, daß man die Schöpfungen der Kunſt von den allgemeinen Bedingungen des Staaten- und Völker-Zuſtandes vollſtändig lostrennen und in ihr rein und vollendet die Ideen verkörpert ſehen will, die zum Theil von der Geſchichte nicht einmal gänzlich verarbeitet wurden und noch mit der Materie ringen, zu dieſem Uebelſtande, ſagte ich, kommt ein zweiter hinzu. Hebbel ſoll der einzige Dichter ſein, der keine Stufen in ſeinem Entwicklungsgange haben darf, wenigſtens muß man ſolche Anſchauungsweiſe daraus vermuthen, daß die Kritik bei jedem neuen Drama Hebbel's Einwendungen machte, die oft in ihrer bizarren Art ungefähr lauten: „Alſo dahin iſt der Poet. gekommen, aus dieſer Phaſe kann er nicht wieder heraus, dieſer Standpunkt iſt ſein endlicher, dieſe Tragödie die Spitze der dichteriſchen Entwicklung.“ Oder geſchah dies nicht etwa nach Erſcheinung der Genoveva, der Julia, des Trauerſpiels in Sicilien?! Goethe ſchrieb den Werther, Schiller die Räuber nebſt Kabale und Liebe, Kleiſt die Pentheſilea, den Amphytrion, Heine den Radcliffe, aber die Iphigenia, der Wallenſtein, der Prinz von Homburg, das Buch der Lieder kamen nach und Hebbel darf mit Selbſtgefühl auf Herodes, Michel Angelo und Agnes Bernauer hinweiſen, in welchen Gedichten wohl ſchon friſchere Luft weht, geſundere Leidenſchaften ſich geſund entbinden und auch der Göttin der Schönheit die Opfer reichlicher dargebracht werden. Wer eine Dichternatur in allen ihren Entwicklungen zu beobachten, und die Productionen, in welchen jede Epoche gipfelt, nicht nur als für ſich alleinſtehend, ſondern auch in ihrem Verhältniſſe zu den vorhergehenden, zu würdigen verſteht, der wird nicht allein gerechter dem Dichter gegenüber urtheilen, er wird auch tiefere Blicke in das einzelne Kunſtwerk ſelbſt zu thun vermögen, und die feinen Fäden ſehen, welche in das zukünftige hinüber reichen. Er wird dann begreifen, wie lange Zeit es brauchen muß, die Tragödie zum Rein-Schönen hinaufzuläutern, weil eben auch die großen hiſtoriſchen Bedingungen, welche da hineinfallen, noch einen mächtigen Einfluß üben. Der Poet, der in unſeren Tagen eine Tragödie ſchaffen kann, welche ſich im Kreiſe des Rein-Schönen bewegt, muß die wichtigen Prozeſſe im ſittlichen und ſtaatlichen Leben (um die ſich die Thiermaler und die Vergißmeinnicht-Sänger freilich nicht kümmern, weil auf Kühe und Blumen weder Chriſtus noch Luther Einfluß nahmen) ſchon längſt hinter ſich haben, wenigſtens in ihrer ſcharfen, ſchneidenden Erſcheinungsweiſe und den furchtbarſten, den entſetzlichſten Conflicten muß er mit ſicherer Ruhe und freudigem Lächeln ins Auge blicken. Dem Publikum gegenüber nimmt Hebbel eine eigenthümliche Stellung ein, die Einen bekreuzen ſich beinahe, wenn nur ſein Name genannt wird, die Anderen ſchwingen Weihrauchkeſſel, die Einen erklären ihn für den leibhaftigen Satan, der nur deshalb in Geſtalt eines Poeten der Hölle entſtieg, weil der Teufelsglaube in unſerer Zeit etwas wankend geworden und unter dieſer verführeriſchen Maske ſein böſes Werk leichter vollführt werden kann; die Anderen nennen ihn den deutſchen Shakeſpeare oder erblicken in den Ungeheuerlichkeiten, die nur zu oft in ſeinen erſten Productionen hervortraten, den eigentlichen bedeutungsvollen dichteriſchen Kern. So viel Verehrer und Haſſer, wie Hebbel gefunden, hat kaum ein deutſcher Poet aufzuweiſen. In der kritiſchen Taufe bekam er mehr Namen, als ein ſchwacher einzelner Menſch überhaupt tragen kann. Bald iſt er der Ariſtophanes Germaniens, bald der Höllenbreughel, bald der Michel Angelo der Poeſie, bald ein wilder Nordlandsrieſe. Hier meint Jemand: man ſolle den „nachtwandelnden Genius“ nicht anrufen, dort ſagt ein Anderer: „ſeine größten Verirrungen trügen doch immer, wie der wahnſinnige Lear, das Diadem der Majeſtät auf der Stirne.“ In Einem Athemzuge wird ihm die ungemeſſenſte Naturkraft und zugleich die philoſophiſche Abſtraction zugeſprochen und noch iſt kein Oedip der Kritik an dieſe Sphynx herangetreten, der ihre Räthſel gelöſt hätte. Verſuchen wir einmal, ob es uns nicht zum Theil gelingt.

In Hebbel's dichteriſcher Thätigkeit ſind vor Allem zwei Epochen zu unterſcheiden: die erſte beginnt mit der Judith und umfaßt die Genoveva, Maria Magdalena, den Diamant, die Julia und das Trauerſpiel in Sicilien; die zweite beginnt mit Herodes und Mariamne und ſie umfaßt den Rubin, Michel Angelo und die Agnes Bernauer. Hebbel's große poſitive Eigenſchaften treten in den Werken ſeiner erſten Epoche augenſcheinlicher hervor, als in denen der zweiten, und dies iſt auch natürlich:

denn dort, wo die Materie einestheils grobkörnig, andrerſeits ſublimirt feiner Art iſt, wo die Darſtellung der Nachtſeiten der Geſellſchaft vorwiegend die Aufgabe des Dichters war, dort ſtaunen wir über die Virtuoſität, welche die Durchführung ſo zugeſpitzter Conflicte verlangte, über die Kraft, mit welcher der ſpröde Stoff gepackt, über die ſichere Hand, mit der die Fackel gehalten wurde, die in den Regionen, welche ſie beleuchtete, oft zu verlöſchen Gefahr lief. Wir erfreuen uns da an jedem lichten Punkte, der aus der allgemeinen Dunkelheit hier und dort hervorblitzt, doppelt und beklagen es nur, daß das Auge des Poeten deren nicht mehr geſehen hat, während wir es gleichſam als ſelbſtverſtändlich hinnehmen, wenn uns der an ſich ſchöne Stoff in ſchöner Form entgegentritt, wie wir z. B. nicht verwundert ſind, ein ſchönes Mädchen auch anmuthig lachen und holdſelig ſich bewegen zu ſehen, aber freilich auch um ſo tiefer verletzt werden, ſobald eine rauhe Stimme, ungelenke Schritte und widerwärtige Muskelzuckungen den reinen Linien Hohn ſprechen. Wer nun die Dramen aus Hebbel's erſter Epoche klar ins Auge faßt, der wird finden, daß ſie Producte der Zeit ſind, daß ſich in ihnen die gährende Welt mit ihren nach Antwort lechzenden Fragen, mit ihren ungelöſten Räthſeln, mit ihren furchtbaren Schmerzen abſpiegelt, und daß es ſchon eines Genies bedurfte, den Granit blos aus dem Bergwerk ſprengend zu gewinnen und in die Werkſtatt zu fördern. Hebbel ſtellte die kranke Zeit, die überall angefaulten Zuſtände und Verhältniſſe dar und nur Eines iſt meiner Meinung nach im Hinblick darauf feſtzuhalten, daß der Bildner ſelbſt nicht überall geſund und friſch erſcheint, daß an manchen Stellen ſeine eigene Individualität dem Jahrhundert, deſſen Einflüſſen er ſich nicht völlig entziehen konnte, ihren Tribut zollt, daß ſein Auge oft Schatten ſieht, wo nur Nebel täuſchen, daß ihm in der Nacht ein Stern entgeht, der dem reinen Adlerblick nicht entgangen wäre. Dies, glaube ich, iſt das wichtigſte Moment, das eine kritiſche Kraft wie die Julian Schmidt's hätte entwickeln ſollen, denn es iſt unendlich ſchwer, den Punkt zu bezeichnen, wo das Dargeſtellte kein objectives Bild der kranken Zeit mehr iſt, ſondern wo ſchon das von der Zeit tingirte Individuum in den Vordergrund kommt. Aber verkehrt dünkt es mir, eine ganze Reihe von einander, wenn auch nur in dem einen Punkt ähnlicher Erſcheinungen in den verſchiedenſten Literaturen unſerer Tage aufzuzählen: Byron, Heine, George Sand, Victor Hugo, Hebbel ꝛc., die ſämmtlich Darſtellungen zerſetzter Elemente gegeben haben, und dann noch dafür zu plaidiren, daß die Zeit geſund ſei und die Individuen krank, indem doch ſchon daraus, daß die Manfred's, Lelia's, Borgia's und Maria Magdalena's faſt gleichzeitig hervortraten, ein allgemeiner Zug der Geſchichte reſultirt. Hebbel wählte deshalb zu den meiſten Tragödien ſolche Stoffe, die zwiſchen zwei Welten liegen, d. h. in denen das Mark einer ſcheidenden Welt zuſammenſtrömt, das ſchon von den Elementen einer aufſteigenden aufgelöſt wird. Und daher die Ungeheuerlichkeit vieler ſeiner Geſtalten, die zwielichtartige Beleuchtung, wie im hohen Norden, wo Sonnenauf- und Niedergang beinahe zuſammenfallen, daher die Siedhitze der Leidenſchaften, das ungeſtüme Ineinanderwirbeln der widerſprechendſten Empfindungen, das Maßloſe der Unſittlichkeit auf der einen, das Anſchwellen ethiſcher Größe auf der andern Seite, weil dort die Saat für's jüngſte Gericht reift und hier noch das reine welterhaltend-Lebendige, das ſich vor der allgemeinen Verweſung rettet, zu einer wunderbaren Blüthe zuſammenſchießt. Die Menſchen, die in ſolchen Perioden, wie die eben charakteriſirten, ſich bewegen, müſſen, wenn ſie künſtleriſch geſtaltet werden ſollen, gleichſam berauſcht einhergehen und noch in vollen Zügen das Leben trinken, wie manche Uebelthäter im Genuß des Weins ſchwelgen, ehe man ſie zur Richtſtatt führt. Die Forderungen des ſogenannt Allgemein-Menſchlichen darf man in ihrer ganzen Ausdehnung nicht an ſie ſtellen, denn es hat da das Allgemein-Menſchliche generell aufgehört, in der Zeit herrſchend zu ſein, und wir würden gerade dann, wenn es der Dichter walten ließe, die ſchwächlichſten Zerrbilder zu ſehen bekommen. Nach dem Vorausgeſchickten erklärt ſich wohl die dämoniſche That der Judith und ihr Verhältniß zu Holofernes von ſelbſt, wir verſtehen ſo die hölliſche Dialectik des Golo und erſtaunen nicht über Herodes, der an die Exiſtenz des Ewigen und Heiligen in ſeinem Weibe nicht zu glauben vermag, es ſchwand ja aus der Welt, deren ſtärkſter Repräſentant er iſt. Die Menſchen wandeln auf der ſchmalen Kante zwiſchen zwei Abgründen und ihre groteſken Bewegungen ſtimmen nur den Bornirten zum Lachen und entlocken blos dem, der von der Kunſt nichts weiß, ſchulmeiſterliche Ermahnungen zu anſtändig-geſetztem und vor Allem graziöſen Ausſchreiten.

Es leuchtet ein, daß Hebbel deshalb das Verhältniß des Weibes zum Mann und zur Geſellſchaft faſt immer zum Mittelpunkt ſeiner Dramen machte. Am Weibe bricht ſich zuerſt und am anſchaulichſten die Sittlichkeit einer Epoche, denn ſie muß mehr als der Mann den ſittlichen Schwerpunkt in ſich tragen, weil das Gemüth und nicht der Geiſt in ihr überwiegt; ſie iſt der weichſte Stoff, dem leicht ein Gepräge gegeben wird, ſie iſt der unmittelbarſten Eindrücke fähig, ſie wird vom Manne beſtimmt und wirkt auf ihn zurück, ihr Verhältniß zu ihm iſt die Grundlage des ſocialen Lebens, und ihr Verhältniß zur Geſellſchaft der Zeiger an der Uhr der ſittlichen und politiſchen Zuſtände. Da ſich das Weib nicht an den Weltereigniſſen betheiligt, ſo iſt ſie der Spiegel derſelben und das reinſte Weib ſtets auch die Summe der Sittlichkeit ihrer Zeit. Dies Alles gilt beſonders für die Werke der erſten Epoche Hebbel's. Die Werke der zweiten heben das Annormale nicht mehr hervor, die Conflicte ſind da nicht ſo herausfordernder Natur, denn die Baſis iſt erobert und der Dichter wird nicht mehr von der Betrachtung der Gewitterwolken abgezogen, auch der Sonne ins Antlitz zu ſchauen. Wenn er jetzt die Nacht malt, ſo geſchieht es mit der künſtleriſchen Ruhe des Poeten, dem ihr Schreckliches und Unheimliches nicht die Hand zittern macht, und es iſt ein freier Act, während er ſich früher durch die Darſtellung der Nacht von ihren dämoniſchen Einwirkungen befreien wollte; er ſieht in ſie hinein, aber ſie hat kein Theil mehr an ihm.

Hebbel's Stärke liegt in der Kraft der Motivirung und in der Schilderung der Leidenſchaften; daß Erſtere eine nothwendige Conſequenz großen plaſtiſchen Vermögens ſein muß, und Letztere nur dann möglich iſt, wenn ſie, um einen Goethe'ſchen Ausdruck zu gebrauchen, von einer „Natur“ ausgeht, leuchtet ein. Die tiefe Kenntniß von Welt und Menſchen und das Genie, überall die „Atmoſphäre der Zeiten“ zu fixiren, theilt er mit Goethe und Heinrich v. Kleiſt, und was die Kraft der Motivirung und die Gewalt, Leidenſchaften zu ſchildern, betrifft, dürfte er ſie unter den jetzt lebenden Dichtern allein in ſo hohem Grade beſitzen. Das Specifiſche bei ſeinen lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen Productionen beſteht in der unerbittlichen Conſequenz, jeden Charakter, jedes Gefühl aus den Urkeimen heraus zu entwickeln, jede Situation, wie den „feſtgenagelten Sonnenſchein“ in der Maria Magdalena, ſo vor uns hinzubannen, daß man dabei ein Gefühl hat, wie der Schiffer am Rhein, welcher aus dem, von zuſammentretenden und ſich ſchließenden Felſenſtücken gebildeten Kreiſe nicht wieder herauszukommen wähnt. Die einzelnen Bilder im großen Bilde, das er malt, haben etwas Trotziges, wie dieſes ſelbſt, ſo daß man eine Sehnſucht nach heraufrollenden Gewittern empfindet, damit ſie den Trotz beugen, der ſo ungeberdig ein furchtbares Schickſal herausfordert. Er weiß jede Stimmung ſo ſchneidend und entſchieden vorzubereiten und uns dann in dieſelbe zu tauchen, daß jede äußerliche unſcheinbare Begebenheit, wie das Oeffnen eines

Fenſters, ein ſchrilles Lachen, ein Streichen der Haare, das Herabſchleudern eines Trinkglaſes vom Tiſche, das Darreichen eines Blumenſtraußes, darum große Bedeutung erlangt und electriſch auf uns einwirkt. Dieſe Methode erſtreckt ſich bis auf die Sprache ſelbſt, ſo daß wir einzelne Worte nie ohne einen gewiſſen myſteriöſen Schauder leſen und hören können. Das Dämoniſche tritt dabei ſtets in ganz naiver Form auf, ſo daß die Individuen, aus denen es hervorblitzt, mit Furcht und Entſetzen, wie vor einem Etwas außer ihnen zurückprallen. Als Beiſpiel führen wir Judith's Erzählung von ihrer Brautnacht und die Scene der Hexe Margarethe vor dem Zauberſpiegel in der „Genoveva" an. Dieſes Dämoniſche, Myſtiſche, welches wohl nicht ſelten die erlaubte Gränze überſchreitet, iſt faſt in den meiſten Tragödien Hebbel's das punctum saliens, aus dem die heißen Quellen der Leidenſchaft hervorſprudeln, und dem dann eine ganze Gruppe von Charakteren, nach Potenzen geordnet, ihren Tribut zollt. Das dämoniſche Element zieht ſich wie eine electriſche Kette durch das ganze Drama hindurch und gipfelt einmal, wie im tollen Claus der Genoveva, zu einer ſchwindelnden Höhe ſich auf, oder es ſpringt, wie in der Scene zwiſchen Mariamne und Joſeph in „Herodes und Mariamne," aus einem ſtärkern Leiter in einen ſchwächern über; „Herodes Geiſt iſt über mir!“ ruft der ſchwache feige Joſeph, von dem Dämon des großen Königs plötzlich gepackt, weil er auf den Platz geſtellt wurde, der jenem zugehört. Doch genügt es Hebbel nicht, die Erſcheinung des Dämoniſchen aus den Individuen heraus, in denen es ſich zeigt, zu motiviren, nein, er läßt es immer auch als ein Product der jedesmaligen Zeit, in welcher ſeine Menſchen wurzeln, hervortreten, um die Wirkung zu verſtärken und das Individuelle ins Allgemeine ſo hineinzuſchmelzen, daß kein Punkt ſichtbar wird, wo eine Trennung möglich iſt. In der Judith zeigt der ſtumme Daniel die dämoniſche Gewalt des Prophetenthums, das die Jehovah-Idee perſonificirt und die ganze Atmoſphäre der alten jüdiſchen Welt fixirt. Auf der andern Seite ragt Holofernes empor und zwiſchen beiden Vulcanen ſteht Judith, das dämoniſche, dem Untergang beſtimmte Weib. In der Genoveva iſt es die rohe Naturkraft, die er im tollen Claus ſich entbinden läßt; um die Heilige zu retten, die mit ihrem reinen Chriſtusgedanken allein und hülflos-bedrängt daſteht, um die Welt zu entſündigen, wie es der Heiland gethan. Auf der andern Seite erblicken wir die furchtbare Geſtalt des Juden, die verruchte Zeit, die einen Golo erzeugte, motivirend. In der Maria Magdalena ſehen wir die Heldin ebenfalls im Zuſammenſtoß zweier Welten zu Grunde gehen. Hier Meiſter Anton, dort Carl, zwiſchen beiden die arme Clara. In Herodes und Mariamne ſehen wir die hohe Maccabäerin, das reine Menſchenthum vertheidigend, dem Tode entgegeneilen. Auch hier offenbart ſich, und zwar noch entſchiedener, der Dämon der Geſchichte, der im ſtarren Sameas das Rad, welches Mariamne zerquetſcht, zurückreißen will, während das göttliche Kind in der Krippe zu Bethlehem daſſelbe ſpielend nach vorwärts rollt. Und nur eine ſolche Generaliſirung des Dämoniſchen kann den Dämon, der die einzelnen Geſtalten der Tragödien Hebbel's charakteriſirt, vom künſtleriſchen Standpunkte aus rechtfertigen, wobei ich freilich nicht das Maßloſe und unmotivirt Unſchöne, das ſeine erſten Productionen im Detail hie und da an den Tag legen, zu entſchuldigen geſonnen bin. Was die Charaktere ſeiner Dramen als ſolche betrifft, ſo neigen ſie ſich weder jener ſchroffen Allgemeinheit der griechiſchen Tragödie zu, die uns eben dadurch mit kaltem Hauche anweht, noch ſind ſie ſo individualiſirt und losgelöſt, als ob gar kein Centrum exiſtirte, wie die Shakeſpeare'ſchen, ſie ſuchen beide Elemente in Eins zu verbinden und ſind, ich möchte ſagen individualiſirte Typen. Deshalb liegt auch die tragiſche Schuld bei ſeinen Helden nicht allein im

Individuum, und der Held trägt das Schickſal nicht ganz in ſeiner eigenen Bruſt, wie wir es bei Macbeth, Hamlet, Othello, zum Theil bei Romeo und Julie ſehen; ſondern Hebbel räumt immer einer unſichtbaren, überſinnlichen Macht einen beſtimmenden Einfluß ein und ich möchte das Weltmyſterium ſein Fatum nennen. Einer der größten Vorzüge Hebbel's iſt die ungeheuere Concentration, aber zuweilen auch einer ſeiner größten Fehler, summum jus summa injuria, da er dieſe ſeltene Tugend oft ſo weit treibt, daß die Productionen im Detail froſtig und ſchwer verſtändlich werden, worauf der kritiſche Unverſtand den Mangel an Farbe und das ſtärkere Hervortreten der Linien als philoſophiſche Klügelei und Reflexion zu bezeichnen pflegt. Julia und der Rubin bewahrheiten jene beiden Ausſprüche. Hebbel läßt oft ein verbindendes Mittelglied aus und legt daſſelbe in einen ſcheinbar unbedeutenden Zug hinein, aber das durch Schiller's Ausführlichkeit verwöhnte deutſche Publicum will ſich den neuen Styl nicht gefallen laſſen und der nüchterne kritiſche Verſtand tauft dieſe Anwandlung von Sparſamkeit eines verſchwenderiſch ausgeſtatteten Geiſtes Armuth. Vollendet iſt Hebbel jedesmal zu nennen, wenn er ſich in Seelen-Zuſtände vertieft, deren Verſchlingungen er nie zu löſen verſucht, wie Alexander den bekannten Knoten. Wo er das menſchliche Herz auf einem Kreuzwege erblickt, da beginnt ſein Geſchäft, da iſt er der Meiſter. Wo er ein großes Gefühl, eine gewaltige Leidenſchaft im Kampf mit andern zu ſchildern hat, da entzieht er ſich nicht feige der ſchweren Aufgabe, die Gegenſätze ebenbürtig heraus zu arbeiten, und tritt ihm die Sage oder die Geſchichte dabei hindernd in den Weg, ſo faßt er ſich auf fürſtliche Art und ertheilt ihnen den Ritterſchlag. Wir ſehen nie Rieſen mit Zwergen bei ihm ringen, er machts nicht wie Don Quixote, welcher, nachdem er ſeinen papiernen Helm mit einem Schwerthiebe zerſchlagen hat, mit dem zweiten papiernen ſich zufrieden gibt, und die ähnliche Probe meidend, denſelben nun für eine eiſerne Sturmhaube anſieht; er bindet nicht das Wild, das er erlegen will, an einen Baum und freut ſich dann des Jägermeiſterſtücks, er nimmt eine Ceder vom Libanon und eine Eiche aus dem Urwalde, um ſeinen Tempel zu zimmern, und der Blitz iſts, der ſie zerſpaltet. Aber freilich iſt die Schlacht, die ſolche Gegenſätze zu ſchlagen haben, der von Zama ähnlicher, wo Scipio und Hannibal fochten, als dem Gemetzel der Heiden mit den Schaaren des Kinderkreuzzuges, und das Klirren der Schwerter klingt etwas unheimlich und die Pfeile unterſtehen ſich ſogar, von Zeit zu Zeit die liebe Sonne zu verfinſtern, welche allein es iſt, für die Hebbel die Schlachten ſchlagen läßt. Das Publicum jedoch fürchtet ſich, wie Wienbarg ſagt, vor einem echt tragiſchen Drama ärger, als vor der Peſt, und die armen, ehrenwerthen Leute mit Glacéhandſchuhen meinen, daß die dramatiſche Kunſt gleich dem katholiſchen Glauben an einem Satan genug hätte, wie denn wirklich eine „gebildete“ Dame Jemand die Maria Magdalena mit den Worten zurückgab: Sie ſei „Shakeſpeare'ſch gemein.“ Was die ethiſchen Fragen in Hebbel's Schöpfungen betrifft, ſo werden ſie mit erſchreckendem Ernſt aufgeworfen und mit drakoniſcher Strenge gelöſt. Er iſt keine ſentimentale Natur, die ſchon mit Charpie herankommt, noch ehe der Schnitt ins Fleiſch geſchah; er nennt die Sünde beim rechten Namen und verſchmäht es, dem Publicum am Schluß einen dramatiſchen Generalpardon zum Beſten zu geben. Die Unſittlichkeit, die tragiſch geſühnt wird, ſitzt nicht verſchleiert im Winkel, um unſer äſthetiſches Auge nicht zu beleidigen, und ſie iſt auch wieder nicht mit einem Tugendſchwamm ausgerüſtet, womit ſie ſich ſelbſt reinigt, wenn ſie mit Blut beſpritzt wurde; ſie fällt auch nicht in eine tragiſche Ohnmacht, o nein, ſie hat recht ſtarke Nerven und ihre Fieberträume erzählen nichts von der Unſchuld eines Veilchens und der Moral einer Sonntagspredigt. Dafür aber ſind auch die Schläge, die ſie treffen, furchtbarer Art, und wer im Stande iſt, bei der Buße, welche der Clara in der Maria Magdalena, dem Bertram und der Julia in der Tragödie gleichen Namens auferlegt iſt, an ihre Schuld im böſen Sinne zu denken und die Situation der Sünde ſich naſerümpfend ins Gedächtniß zu rufen, der wird auch die Söhne des ſie verurtheilenden Brutus eine Minute ehe ihre Häupter fallen zu höhnen und ihnen Vorwürfe zu machen fähig ſein. Nach all dem Geſagten verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß Hebbel nicht nur die Schilderung des Furchtbaren, ſondern auch die des Milden und Zarten in ſeiner Gewalt hat; wo bliebe auch ſonſt ſeine dramatiſche Kraft, die immer entweder Beides oder Keines darzuſtellen vermag, wo die mächtige Entfaltung der Gegenſätze, welche wir ſchon als ſeine Leiſtungen beſonders charakteriſirend hervorhoben. Bei Hebbel geht das wahrhaft Kindliche und Unſchuldige mit dem Ungeberdigen und Dämoniſchen Hand in Hand und grade Jenes trägt durchwegs das Gepräge der Geſundheit an ſich. Wie reizend iſt doch das Bild der Angiolina im „Trauerſpiel in Sicilien,“ eine blühende Roſe auf dem Hügel eines Hochgerichts! Wie zart und duftig iſt die Agnes, der Engel von Augsburg gemalt, wie keuſch und rein mit drei Strichen Raphael in dem Drama „Michel Angelo“ gezeichnet!

Gerade das Allerheiligſte und Allerſchönſte ſtellt Hebbel, ich ſpreche es unumwunden aus, ſtets mit vollendeter Meiſterſchaft dar. Er läßt es nämlich nur für einen Augenblick erſcheinen und gleich wieder in die Nacht des Weltmyſteriums zurücktreten, aber nicht ohne den goldnen Duft der Verklärung zurückzulaſſen. Dieſes Allerheiligſte und Allerſchönſte taucht immer dann auf, wenn die Idee des Drama's ſich in ihrer vollen Größe und ethiſchen Kraft zeigen ſoll: ſo fängt in der Judith der Stumme plötzlich zu reden an, als die That, die das wunderbare Weib vollbringen muß, durch das ungeſtüme Begehren des Volkes, dem Holofernes die Thore zu öffnen, ihrer gebieteriſchen Nothwendigkeit entkleidet werden ſoll. Gott der Herr greift nicht unmittelbar in die Ereigniſſe ein, er ſchafft den Bethuliern kein Brod und kein Waſſer, aber er ſpricht aus dem blindſtummen Daniel, die Rettung Iſraels muß in ſeinem Geiſte, aber menſchlich geſchehen, und nun erſt hat Judith die höchſte Berechtigung, ihre Jungfräulichkeit Gott und ihrem Volk zum Opfer zu bringen. Im Herodes erſcheinen zum Schluß die heiligen drei Könige, Maria's Augen ſchauen in die Tragödie hinein, die Wiedergeburt der Welt iſt uns klar und der reine Geiſt, das ſpüren wir, nimmt von ihr Beſitz. In der Genoveva ſtreckt, wie aus den Tiefen der Erde, im tollen

Claus der Herr ſeinen Arm in die böſe, verwilderte Zeit hinein und wir erkennen die Wahrheit des ewigen Worts, daß Gott das ſündige Geſchlecht nicht vernichten will, wenn alle tauſend Jahre auch nur ein Einziger vor ihm beſteht. Im Michel Angelo lacht uns mit dem Erſcheinen Raphael's der ganze Himmel ſittlicher Schönheit an, die ganze Gruppe von Künſtlern und Affen, und mit ihnen Michel Angelo iſt gleichſam durch ſein Erſcheinen verklärt, wenn auch Hinz und Kunz das bleiben, was ſie ſind und ſelbſt von der Verklärung nichts wiſſen; ſo verſchönt ein Sonnenblick Moor und Geſtrüpp und der häßlichſte Menſch muß geduldig das Licht auf Haar und Stirne ſpielen laſſen. Michel Angelo aber fühlt, daß Raphael ſein Herr ſei, und dieſes Gefühl reinigt und läutert ihn. Hebbel ſtellt faſt in jedes ſeiner Dramen eine Figur hinein, die wie ein Cryſtall die Action zurückwirft, bald mehr, bald weniger rein, aber ſtets reiner als die Action an und für ſich iſt. In der Judith iſt's der Daniel, in der Genoveva der tolle Claus, in der Maria Magdalena der Secretair, im Herodes der Soemus, im Trauerſpiel in Sicilien die Angiolina, im Michel Angelo der Raphael, in der Agnes Bernauer der Theobald.

Einige Beiſpiele werden hinreichen, dieſen Gedanken klar zu machen. „Der Secretair in der Maria Magdalena erkennt, daß Clara durch einen ſolchen Fall, wie der ihrige war, innerlich nicht befleckt werden konnte, und iſt bereit, ſich auf ewig mit ihr zu verbinden. Darin ſteht er über ſeiner Umgebung. Aber Leonhard muß erſt aus der Welt geſchafft werden, bevor er ſeinen Entſchluß auszuführen wagt, denn der Schurke könnte früher oder ſpäter hinter ihm her ziſcheln und das glaubt er nicht ertragen zu können. Damit tritt er wieder in den Kreis ſeiner Umgebung zurück und fordert die tragiſche Löſung heraus. So iſt Soemus im Herodes der Mariamne darin gleich, daß er, wie ſie, ſeine Menſchenwürde empfindet und Alles an die Behauptung derſelben ſetzt. Aber darin ſteht er tief unter ihr, daß er den Herrn und Freund opfert, indem er zum Verrath greift, während ſie Niemand opfert, als ſich ſelbſt, und ſich vorher von Allem ſcheidet, was mit in ihren Untergang hineingezogen werden könnte. Darum iſt ſie aber auch die erſte Bürgerin der mit Siegesmacht hereinbrechenden neuen Welt und er nur der letzte Repräſentant der in Trümmer zerfallenden alten. Die köſtlichſte dieſer Erſcheinungen iſt Theobald in der Agnes Bernauer; die Liebe verzehrt ihn, wie den Herzog Albrecht und wie die Agnes, aber er ſiecht nicht hin, wie ein Brackenburg, ſondern die hoffnungsloſe Glut läutert und verklärt ihn, und Goethe's wunderbar ſchönes

Wort: „Sieh' doch einmal die Kerzen, ſie leuchten, indem ſie vergehn." paßt auf ihn.

Was in Hebbel's dichteriſcher Thätigkeit am bedeutungsvollſten hervortritt, iſt das Princip, mit jedem Drama einen eigenthümlichen, für ſich abgeſchloſſenen Kreis darzuſtellen, auf den er nie wieder zurückkommt. Er iſt dem Satz: „Duplicate ſind vom Ueberfluß und gehören nicht in den Haushalt der Literatur," den er in der Vorrede zur Maria Magdalena ausſprach, treu geblieben. In der Judith und im Herodes hat er von den zwei Arten des Bibeldrama's, die es gibt, die erſten Proben vorgelegt. Das Judenthum kann dargeſtellt werden in ſeiner ſtrengen, alle fremden Elemente ausſtoßenden Geſchloſſenheit, es kann dargeſtellt werden in ſeiner Auflöſung. Das Eine geſchah in der „Judith," das Andere im „Herodes." Das Judenthum in ſeiner Geſchloſſenheit wurzelt in dem großen, Alles umfaſſenden, jeden Widerſpruch ausſchließenden Jehovah-Gedanken; darum findet in der Judith der Heide Holofernes mit aller ſeiner Macht und Gewalt wohl offene Wege und ſchlecht beſetzte Engpäſſe, um ins Land einzudringen, aber auch nicht den kleinſten Riß oder Spalt im Dogma, um ſich der Herzen und Geiſter zu bemächtigen. Er iſt ein rein äußerliches Unglück für das Volk Iſrael, wie ein Gewitter oder ein

Erdbeben, deſſen Grund die Gläubigen in ſich ſelbſt, in ihrer eigenen Sündhaftigkeit ſuchen; weit entfernt, ſie von ihrem Gott abzulenken, führt er ſie ihm näher zu und nur das myſtiſche Weib, das ihn phyſiſch vernichtet, wird zur Sühnung des Menſchlichen, von der in ihm verleiblichten Rieſenkraft der Natur, moraliſch überwältigt. Das Judenthum in ſeiner Auflöſung iſt in ſeinen edelſten und größten Repräſentanten, bewußt oder unbewußt, ſchon von den fremden Elementen ergriffen, wenn es auch noch gegen dieſelben ankämpft; darum iſt im Herodes der Hauptträger des Stückes, der König, ein halber Römer und die Mariamne, ſeine Gemahlin, eine halbe Chriſtin, und ſelbſt der Glaube des Volkes hat ſchon etwas Krampfhaftes und iſt in Secten, die ſich gegenſeitig befehden, auseinandergeborſten. Es iſt ein inneres Unglück für das Volk Iſrael, daß das Heidenthum ihm ſo nahe tritt; es kommt nicht mehr in der Geſtalt eines Gewitters oder eines Erdbebens, es kommt in der Geſtalt eines anſteckenden Fiebers und iſt unwiderſtehlich. Eine dritte Art von Bibeldramen kann es nicht geben, womit nicht behauptet werden ſoll, daß die Heroen der heiligen Schrift und des Flavius Joſephus nicht auch zu anderen äſthetiſchen Zwecken als rein bibliſchen mit Erfolg benützt werden können. Viele unternahmen nach Hebbel den Ritt ins alte bibliſche

Land, je nach dem Talent eines Jeden mit mehr oder weniger Glück. Die Bibeldramen häuften ſich: Wilhelm Gärtner ſchrieb einen Simſon, Hedrich einen Kain, Eliſe Schmidt einen Judas Iſchariot, Otto Ludwig die Maccabäer, Alfred Meißner das Weib des Urias und in neueſter Zeit Werther in Berlin Suſanna und Daniel. Unter all dieſen Werken ragt Wilhelm Gärtner's Simſon mächtig hervor und wenn auch dieſes Drama, in der Totalität betrachtet, ungeheuerlicher iſt, als irgend eine der wildeſten Scenen in Hebbel's Judith, ſo kann man doch ſchon der wunderbaren Motivirung halber, wie Delila dem Simſon das Geheimniß ſeiner ungeheuern Kraft entlockt, dem Dichter die Achtung nicht verweigern. Hebbel's ausgeartetſter Nachahmer iſt weiblichen Geſchlechts und heißt Eliſe Schmidt. Nie iſt in der deutſchen Literatur ein Product hervorgetreten, das ſo äſthetiſch ausſchweifend und von aller wahren Sittlichkeit losgelöſt geweſen wäre, wie eben der Judas Iſchariot, nie hat auf ein Gedicht der Ausdruck gottverlaſſen ſo gepaßt, wie auf das genannte.

Die Genoveva iſt das Gegenſtück zur Judith. Hier trägt die chriſtliche Idee die ganze Tragödie, wie dort der Jehovahgedanke. Man hat Anſtoß daran genommen, daß ein blos leidendes Weib den Mittelpunkt des Drama's bildet. Aber vergaß man den ſtandhaften Prinzen von Calderon? Goethe meinte, dieſes Werk ſtehe ſo hoch, daß man aus demſelben, wenn es allein übrig bleibe, die ganze chriſtliche Welt wieder herſtellen könne, und dennoch leidet der Prinz von Anfang bis Ende durch das ganze Stück. Und der Prinz iſt ein Mann, an den man nicht blos mit viel größerem Recht die Forderung ſtellt, daß er handeln ſoll, wie an ein Weib, ſondern der auch ganz entſchieden in der Paſſivität einen viel unäſthetiſcheren Eindruck macht. Hätte alſo Goethe das Werk überſchätzt, hätte er den Kardinal- und Grundfehler überſehen? Wahrſcheinlicher iſt es doch wohl, daß er der chriſtlichen Tragödie einen paſſiven Mittelpunkt geſtattete, wenn ſich um dieſen herum nur eine Fülle lebendiger Charaktere in dramatiſchen Conflicten bewegte, die läuternd, wie die Flammen auf das Gold in ihrer Mitte, auf ihn zurück wirkten. Und das iſt in der Genoveva ſo gewiß der Fall, wie im ſtandhaften Prinzen. Golo iſt deshalb auch der Held der Tragödie in ihm ſtoßen die Gegenſätze zuſammen, die Gegenſätze von Gut und Böſe, von denen der eine in Genoveva jenen lichten Höhenpunkt erreichte, wo kein Kampf mehr möglich iſt, während der andere in Margaretha bis in die tiefſten Tiefen ſich hinunterarbeitet, um ebenfalls den Frieden, doch den des

Teufels zu erringen. Dieſes Drama fand wohl keinen Nachahmer, dafür aber kam Oscar v. Redwitz, der mit ſeiner Sieglinde die chriſtliche Tragödie entdeckt zu haben wähnte, uneingedenk der Calderon'ſchen, Werner'ſchen Dramen und der Hebbel'ſchen Genoveva, und der überdies ein ſo hektiſches Product lieferte, daß er den Eindruck eines Venetianers macht, welcher auf dem feſten Lande in einem müdgehetzten Gaul zum erſten Mal das Pferd kennen lernt, und die Mähre dann vor den Gallawagen des Königs geſpannt zu werden für würdig hält.

Die Maria Magdalena, die Julia und das Trauerſpiel in Sicilien behandeln die ſocialen Fragen der Geſellſchaft, freilich nicht im neu-franzöſiſchen Sinn. In der Maria Magdalena wird die tragiſche Macht einer falſch verſtandenen Sittlichkeit dargeſtellt, die nämlich den Schwerpunkt in ein rein Aeußerliches legt, und die Compenſation durch die ſchwerſten inneren Opfer nicht begreift. Die Sittlichkeit des Meiſter Anton, einer der vollendetſten Geſtalten der deutſchen Poeſie, gleicht einem hölzernen Dachſtuhl, der in der allgemeinen Bedrängniß nur zur Noth auf ein ſteinernes Gebäude geſetzt wurde, und der in Trümmer geht, ſobald der Sturm mit vollen Backen bläſt. Der Bau der Geſellſchaft kracht ja in ſeinen Grundveſten, die Bögen und

Pfeiler droben einzuſtürzen, und die Menſchen ſuchen in ihrer Angſt und Verzweiflung ſich an das Geringfügigſte zu klammern. Dem Meiſter Anton gegenüber ſteht der leichtſinnige, wieder jeden äußerlichen Schein und jede Sitte mit Füßen tretende Carl und über den Beiden der Secretair, der durch das Minimum falſch verſtandener Sittlichkeit, das auch ihm anklebt, Clara's Verhängniß wird. Die Maria Magdalena iſt bis jetzt das einzige Drama Hebbel's, dem die Freunde und Feinde des Dichters einſtimmig den erſten Platz unter den nach Goethe's Tod erſchienenen Tragödien anweiſen. Das Motiv von Clara's Fall iſt ein beſtrittener Punkt und er wird es auch immer ſein. Viele der Dramen Hebbel's haben eine ſolche Achillesferſe, ſie können an dieſer verwundet, ja zu Tode getroffen werden, ich räume es bereitwilligſt ein, aber es bleibt die Ferſe des Achill. Das beregte Motiv in der Maria Magdalena gehört zu den Specialitäten in der Kunſt, die wir in der dramatiſchen, epiſchen und lyriſchen Poeſie aller Zeiten bei den verſchiedenſten Dichtern antreffen. Sophocles knüpft ein tragiſches Intereſſe an den triefenden Fuß des Philoktet, Shakeſpeare läßt am Sarge des ermordeten Heinrich die Witwe für den Mörder Richard in Liebe entbrennen, dem ſie ihren wüthenden Haß kurz vorher zugeſchleudert hat.

Daß die abſolute Feigheit tragiſch wirken kann, bewies auf das glänzendſte Walter Scott im ſchönen Mädchen von Perth, und daß ein tapferer Soldat um ſein Leben betteln und weinen mag, ohne in uns einen gemeinen Eindruck hervorzurufen, hat Heinrich v. Kleiſt im Prinzen von Homburg dargethan. Der Gatte, der des Nachts zu ſeinem Weibe kommt, erſcheint, nach dem was vorhergegangen, unſittlich, wie es Goethe in den Wahlverwandtſchaften zeigte, und der mit der alten Mutter zur Maria pilgernde liebeskranke Jüngling läßt, wie es Heine in der Wallfahrt nach Kevlaar bewies, keine andere als eine ſtarke, geſunde Empfindung in uns aufkommen.

Den tragiſchen Kern der Julia bildet die Darſtellung einer Krankheit unſerer Zeit: der Blaſirtheit, mit ihren die Geſellſchaft bedrohenden Conſequenzen, und den des Trauerſpiels in Sicilien die moderne Geldmacht, die das Recht, das Eigenthum und die individuelle Freiheit in ihren Exiſtenzen vernichten kann, wenn ſie in die unrechten Hände geräth. Dort iſt der Graf Bertram, hier der alte Gregorio Held der Handlung. Dieſe zwei Stücke haben den größten und zum Theil begründeten Widerſpruch von Seiten der Kritik gefunden und ſie werden ſtets mehr einen hiſtoriſchen, als künſtleriſchen Werth behaupten.

In der Agnes Bernauer wird das Verhältniß zwiſchen Staat und Individuum dargeſtellt, als deren Repräſentanten Herzog Ernſt, Albrecht und Agnes zu betrachten ſind. Der Dichter zeigt uns hier, wie das Sittlichſte und Schönſte in großen geſchichtlichen Kriſen, wenn es ſchuldig, oder ſchuldlos durch eine maßlos geſteigerte gute oder böſe Eigenſchaft ſeiner Natur, oder durch ſeine bloße Exiſtenz die Quellen des Sittlichen und Schönen, die im Staatsorganismus entſpringen, zu verſtopfen, oder für einen Augenblick zu trüben droht, unerbittlich dem Staat, als dem Subſtrat des Ewigen, Heiligen und Allgemeinmenſchlichen, zum Opfer fallen muß. Das ganze Mittelalter lebt in dieſer Tragödie neu auf, und es iſt namentlich hervorzuheben, daß Hebbel jene romantiſche Zeit nicht vom Standpunkt des Phantaſtiſchen, Dämmerhaften aus zu ſchildern unternahm, ſondern daß er ſich auf den realen Boden ſtellte und alles Mondſchein-Weben und Elfenhaft-Verſchwommene von ſeiner Schilderung ausſchließend, nur die concreten in ſich vollendeten Formen des deutſchen Mittelalters feſthielt, und dennoch den madonnenhaften Charakter jener Epoche nicht verwiſchte, eine Aufgabe, die um ſo ſchwerer zu löſen war, als er nicht blos ein mittelalterliches Gemälde der Liebe oder das einer Ritterepiſode vor uns aufrollte, ſondern das Bild des heiligen römiſchen Reiches zu malen unternahm.

Hebbel's Auffaſſung des Komiſchen, wie wir ſie in den Comödien: der Diamant, der Rubin und Michel Angelo ausgeprägt erblicken, iſt eine ethiſche, denn die Individuen ſind nicht vom Geſetz losgelöſt, ſie ſehen es blos nicht und ſündigen dagegen, freilich nur in einer poſſirlichen Weiſe; aber der Zufall, hier mit derſelben unerbittlichen Conſequenz waltend, wie in der Tragödie das Schickſal, ſtellt den Individuen, die einem Naturgebot zufolge auf dem Kopf gehen, ebenfalls die Dinge auf den Kopf, welche ſie erhaſchen wollen, und zu unſerer Erluſtigung löſt ſich für ſie entweder Alles traurig auf, wie es im Diamant und im Rubin geſchieht, oder die Conflicte gleichen ſich ethiſch aus, wie es im Michel Angelo der Fall iſt. Was den Diamant anlangt, ſo hat der Dichter durch die ſchemenhafte Behandlung der ernſten Perſonen den echt komiſchen Eindruck, den der ſein Schickſal im Bauch herumtragende Benjamin, und die humoriſtiſchen Schufte und Lumpe Pfeffer, Kilian und Schlüter erregen, getrübt, auch geht kein gleichmäßiger Luftſtrom durch dies Luſtſpiel und wir wiſſen nicht, ob wir in der kalten, in der heißen, oder in der gemäßigten Zone ſind. Im Rubin hat Hebbel vielleicht zu kühn das Märchenhafte mit dem Realen verſchmolzen, was um ſo gefährlicher war, als er zugleich, wie ich ſchon früher bemerkte, die Concentration hier ſo weit trieb, daß jener Prozeß noch ſchroffer ſich geſtaltete, als er ſchon an und für ſich iſt. Den Michel Angelo, das reinſte der Hebbel'ſchen Dramen, möchte ich ein Künſtlerevangelium nennen. Spielend und lachend wird uns jeder Schmerz, jede Qual einer ſolchen potenzirten Natur entſchleiert, und ſingend und jubelnd jeder Schmerz und jede Qual vernichtet, d. h. in Sittlichkeit aufgelöſt. Der Jammer und die Thränen der „Künſtlerdramen“ finden hier kein Unterkommen, der Krieger und der Staatsmann brauchen nicht mitleidig auf die armen geplagten Menſchlein, die ſich Künſtler und Dichter nennen, herabzuſehen, denn im Michel Angelo iſt grade die Seite am großen Künſtler herausgekehrt, an welcher nicht nur dieſe Heroen der Menſchheit, ſondern alle bedeutenden, auf einer Höhe ſtehenden Individuen participiren. Ein milder, verſöhnender und kein verbitterter Geiſt durchhaucht dieſe Dichtung, und Hebbel, der ſie in einer Zeit ſchuf, wo er Angriffe der niedrigſten Art zu erleiden hatte, kam mit ihr dem eigenen Epigramm nach:

Künſtler, nie mit Worten, mit Thaten begegne dem Feinde;
Schleudert er Steine nach Dir, mache Du Statuen draus!

Hebbel's Novellen und lyriſche Gedichte charakteriſirt ein und derſelbe Geiſt. Die Novellen, im Styl der altitalieniſchen und ſpaniſchen gehalten, zeichnen ſich durch die originelle Erfindung und eine ſtramme, eng zuſammengedrückte Form aus. Dem ſogenannten Seelenleben iſt kein großer Spielraum angewieſen, deſto mehr aber der Plaſtik; die Bewegung der Geſtalten läßt uns auf ihr Inneres ſchließen und die Staffage, ſcheinbar zufällig gemalt (bald eine Reſidenz vom Dom angefangen bis zum Wirthshausſchild in einer Sackgaſſe herab, bald eine Nachtlandſchaft, bald ein Dorf mit Schloßhof, Scheune, Geſindeſtube und Flachskammer), ſteht in wunderbarer Wechſelwirkung mit den komiſchen und dämoniſchen Figuren, die unſer Hauptintereſſe in Anſpruch nehmen. Ich zähle ſie mit zum Vortrefflichſten, was er überhaupt geſchaffen, und jeder wird mir beiſtimmen, der von der Form der Novelle einen anderen Begriff hat, als der heut zu Tage gäng und gäbe iſt. Der Roman Schnock, der im Buchhandel erſchien, während die übrigen Erzählungen bis jetzt nur in Zeitſchriften gedruckt ſind, iſt ein niederländiſches Bild, das trotz ſeiner allzu übertriebenen Gedrängtheit, die dem Element des Romans, namentlich wenn der Stoff ein komiſcher iſt, nicht zuträglich ſcheint, der ſcharfen Charakteriſtik und der volksthümlich-humoriſtiſchen

Situationen halber, einen, ich möchte ſagen ſtillen künſtleriſchen Eindruck erregt. Ich würde das kleine ergötzliche Bild vollendet nennen, wenn es nicht an dem eben berührten Fehler krankte. Der komiſche Roman muß mehr als jedes andere Kunſtwerk ins Breite gehen, denn nur dann, wenn der Poet das Geringfügige und wenig als Materie an ſich Bedeutende mit vielen Detailzügen ausſtattet, wird es uns wichtig und intereſſant, indeß die ernſte Production ſchon ihres allgemein menſchlichen Gehalts wegen uns näher gerückt iſt und deſto ſchlagender wirkt, je ſkizzenhafter die Linien gezogen, je ſparſamer die Züge verſtreut ſind; ſobald wir den Julius Cäſar vor uns haben, genügt ein kurzes Wort, um uns für ihn zu intereſſiren, während wir an den Maler des Dorfrichters Adam die entgegengeſetzte Forderung ſtellen.

Hebbel's Lyrik gipfelt in der Ballade und im griechiſchen Epigramm. Ich hebe aus dem erſten Bande ſeiner Gedichte das Vater unſer, das Kind am Brunnen, die junge Mutter, Virgo et mater und aus dem zweiten Bande den Liebeszauber und die Ballade vor Allen hervor. Die Epigramme ſind Muſcheln, die wunderliche Thiere und ſeltene Perlen einſchließen, und man merkt es den meiſten an, daß ſie der Ocean ans Land geworfen hat. Wenn er Stimmungen wiedergibt, ſo ſind es oft abſonderliche, unheimliche, ja zuweilen annormale, aber ſtets originelle, noch nie zum Ausdruck gelangte, und wir fühlen, daß Hunderte in den verſchiedenſten Phaſen hervorgetretene anſchießen mußten, ehe der Cryſtall ſich bilden konnte. Das Lied treffen wir kaum drei Mal an, das Reflexionsgedicht nur ſpärlich, durch Alles und Jedes aber geht eine Ader, die Eiſen mit ſich führt, hindurch, und was die Form, die oft genannte, ſelten begriffene anlangt, ſo zeigt ſie ſich hier, wie in den dramatiſchen Gedichten, in einer äußern Correctheit und organiſchen Gebundenheit, die ſeit Platen aus der deutſchen Poeſie verſchwunden iſt, und die mit der jeder Kraft entbehrenden, jeder innern Nothwendigkeit ermangelnden „ſchönen Form“ der Auflagen-Dichter Nichts gemein hat.

Eingedenk des Goethe'ſchen Worts, daß das Leben der beſte Commentar des Menſchen und des Dichters ſei, laſſe ich jetzt noch einige biographiſche Notizen folgen, aphoriſtiſch und unzuſammenhängend, wie ich ſie bei Karl Gödeke, im Converſations-Lexicon, in der Illuſtrirten Zeitung, in der Revue indépendente, in der Revue de deux Mondes u. ſ. w. mitgetheilt finde.

Chriſtian Friedrich Hebbel wurde am 18. März 1813 zu Weſſelburen in Dithmarſchen geboren. Schon in früheſter Kindheit ſog er ſtolze und kräftige Gefühle ein, wie ſie der markige Volksſtamm, der bis zum Jahre 1559 ſich von der deutſchen Kaiſerherrſchaft unabhängig bewahrte, aus ſich erzeugte, und wie er ſie trotz den politiſchen Umwandlungen, die er erlitt, bis auf den heutigen Tag mit zäher Widerſtandskraft feſthielt. Die alten Sagen und Geſchichten des Volkes prägten ſich ſchon dem Kinde, das ſie aus dem Munde der Mutter vernahm, unverlöſchlich ein, ſie reiften und wuchſen mit dem Knaben, deſſen Phantaſie ihnen noch glühendere Farben verlieh, bis ſie ſich im Dichter zu recken und zu dehnen anfingen, und in ſeine Geſtalten das wilde, heiße Blut hinüberleiteten, welches ihnen das Lebendige und Energiſche, aber auch zugleich das Ungeberdige und Ungeheuerliche gab, was uns einerſeits Bewunderung abzwingt, andrerſeits anfröſtelt und polariſch abſtößt. Die elementariſche Natur des Landes: das Meer mit ſeinen geſpenſtiſchen Schönheiten und ſeinen Schrecken, der nordiſche Himmel mit ſeinen erdfarbigen Wolken, mit ſeinen grauen Störchen und ſchneeweißen Möven, unterſtützten die nationalen Einflüſſe auf das Dichtergemüth; nannte doch Hebbel ſelbſt in einem Reiſebriefe die Nordſee ſeine Amme, von der er meinte: „ſie mag mehr Gewalt über mich haben, als ich ſelbſt weiß, denn ich höre ſie viel zu gerne, als daß ich ihr nicht unbewußt nachlallen ſollte.“ Dazu geſellte ſich noch ein ſehr ſtrenger, höchſt arbeitſamer und tief religiöſer Vater, der die Kinder, nämlich den Dichter und ſeinen Bruder auf altteſtamentariſche Weiſe erzog und in deſſen Gegenwart ſie nicht laut ſprechen, ja nicht einmal lachen durften; außer geiſtlichen Liedern durfte kein Vers im Hauſe geſungen, außer der Poſtille keine Zeile geleſen werden, und als der Knabe einſt überraſcht wurde, wie er ſich an der Hiſtorie von den Schildbürgern heimlich ergötzte, mußte das luſtige Volksbuch auf der Stelle, wie eine gefährliche Schlange, ins Feuer wandern. Hebbel's Natur war nun von vornherein getrieben, ſich innerlich zu ſättigen und zu kräftigen, und die in ſeinen Schöpfungen gerühmte und bekrittelte Concentration dürfte, ſo barock dies klingen mag, zum Theil auf die nationalen, elementariſchen und ſocialen Verhältniſſe, aus denen er hervorging, zurückzuführen ſein. Die Erde ſeines Vaterländchens, die ſich immer nur im Kampf gegen das ſie umflutende und oft eindringende Meer behaupten kann, der Volksſtamm, der ſtets für ſeine Unabhängigkeit gegen Holſteiner und Dänen focht, und der wohlgemeinte, aber nichtsdeſtoweniger empfindliche Druck im väterlichen Hauſe, dies Alles wird wohl nicht ohne beſtimmende Einwirkung auf Hebbel's Poeſie geblieben ſein. Mit ſichtlicher Vorliebe hat er in einem Gedicht: „Ein dithmarſiſcher Bauer,“ das Gutzkow's Unterhaltungen vor längerer Zeit mittheilten, ſein Vaterland dargeſtellt; es folge hier, da es beſſer als jede Beſchreibung geeignet ſein dürfte, den Leſer mit der Art und Weiſe dieſes kleinen Erdwinkels und der in ihm zuſammengedrängten trotzigen Frieſen vertraut zu machen.

Der warme Sommer ſcheidet
Mit ſeinem letzten Strahl;
Der Sohn des Südens ſchneidet
Das Korn zum zweiten Mal;

Man bäckt's am Donauſtrande,
Man mahlt's am Rhein und Main,
Und führt's am fernſten Rande
Des Reichs zum Dreſchen ein.

Hier liegt nun, rings umfloſſen
Vom Elb- und Eiderfluß, -
Ein Freiland, wohlverſchloſſen,
Dem Kaiſer zum Verdruß;
Der's längſt dem Kronenträger
Von Dänemark verlieh'n.
Doch, wie den Leu dem Jäger:
Fang' ihn, ſo haſt du ihn!

Dort gilt es, ſich zu rühren,
Daß nicht der Hagelſchlag,
Den manche Ernten ſpüren,
Die Frucht noch zehnten mag;
Drum rücken alle Hände
Dithmarſchens auch ins Feld,
Und zur Quatember-Wende
Iſt ſtets das Werk beſtellt.

Nun ſpricht ein greiſer Bauer
In ſeiner Knechte Kreis:
Wir haben's heute ſauer,
Es gilt den letzten Schweiß.
Auf morgen fürcht' ich Regen,
Die Wolken ſind zu kraus,
Drum muß der Gottesſegen
Mir noch vor Nacht ins Haus!

Er ruft's in barſchem Tone
Und fügt kein Wort hinzu
Von doppelt großem Lohne
Und langer Sonntagsruh';

Doch hört man Keinen fluchen,
Denn durch das Weihnachtbrot
Und durch den Oſterkuchen
Vergilt er das Gebot.

Nun geht die Arbeit wacker
Und fröhlich ihren Gang,
Der Weg vom Hof zum Acker
Scheint nur noch halb ſo lang;
Die vollen Wagen fliegen
Wie ſonſt die leeren kaum,
Und ganze Felder ſchmiegen
Sich unterm Windelbaum.

Doch immer dunkler thürmen
Die Wolken ſich empor;
Der erſte von den Stürmen
Des Herbſtes ſteht bevor;
Die weißen Möven wagen
Sich kreiſchend über'n Deich;
Die Krähen flieh'n mit Zagen,
Die Spatzen folgen gleich.

Der Junge bringt das Eſſen:
Zurück! Noch fehlt die Zeit!
Der Mittag ſei vergeſſen,
Der Abend iſt nicht weit!
Die Pferde ſelbſt gedulden
Sich heut' und ſpringen froh,
Auch zahl' ich meine Schulden
In Hafer, nicht in Stroh!

Und trüber wird's und trüber,
Je mehr die Dämm'rung naht;
Wie pfeift es ſchon herüber
Vom hohlen Seegeſtad'!

Hinan zum Deiche trabend,
  Denkt jetzt der Alte ſtill:
Die haben Feierabend,
  Ich — Nun, wie Gott es will!

Jetzt muß das Wetter brechen!
  Gleichviel, wir ſind gedeckt,
Denn ſchon wird mit dem Rechen
  Die letzte Fuhr' beſteckt!
Sie kommt auch ohne Schaden
  Noch vor der Scheune an;
Doch, gar zu hoch beladen,
  Klemmt ſie im Thor ſich dann.

Vorwärts! Die Pferde beißen
  In ihr Geſchirr vor Wuth;
Die dicken Stränge reißen,
  Zum Schweiße fließt ſchon Blut!
Doch hilft nicht Kraft, noch Schnelle,
  Die Scheune ſelber rückt
Wohl eher von der Stelle,
  Als daß die Durchfuhr glückt!

Und plötzlich bricht das Raſen
  Der Elemente los,
Der Winde ſcharfes Blaſen
  Zerſchlitzt der Wolken Schooß;
Da kann ihn Nichts mehr ſtopfen,
  Den neuen Sündflutborn,
Und jeder Waſſertropfen
  Fällt wie ein Hagelkorn

Nun ſpeit der Alte Flammen:
  Der Pferde ſind nur zwei,
Der Kerle fünf beiſammen,
  So tretet ſelbſt herbei!

Gebt Acht, wir werden's zwingen,
  Wenn Ihr die Räder packt,
Und ich vor allen Dingen
  Die Deichſel, bis ſie knackt

Die Knechte aber denken:
  Ein Thor iſt, wer ſo ſpricht;
Auch darf man's ihm nicht ſchenken,
  Er kennt die Grenze nicht!
Man muß ihm einmal zeigen,
  Sonſt iſt er toll genug
Und ſpannt uns noch als eigen
  Im Frühling vor den Pflug

Sie ſchweigen zwar und nicken,
  Als wär' es ihnen recht;
Doch merkt man wohl, ſie ſchicken
  Zu den Befehl ſich ſchlecht
Sie glotzen dumm und dämiſch,
  Wie er die Deichſel faßt,
Und grinſen mehr als flämiſch
  Bei ſeinem: Aufgepaßt!

Und doch! Es iſt gelungen
  Auf einen einz'gen Ruck!
Habt Dank, ihr braven Jungen,
  Nun gibt's auch einen Schluck!
Ich geb' Euch eine Tonne
  Hamburger Bier zur Nacht;
So zecht denn, bis die Sonne
  Dem Spaß ein Ende macht!

Die Knechte aber ſtehen
  Mit offnem Munde da,
Als hätten ſie geſehen,
  Was nie noch Einer ſah;

Dann rufen ſie: Sie nennen
Euch längſt den Goliath,
Ihr dürft Euch wohl bekennen:
Ich mach' auch Den noch matt!

Was rühmt Ihr meine Stärke?
Seid Ihr nicht ſelbſt erhitzt?
Ihr habt ja Theil am Werke,
Bin ich es denn, der ſchwitzt?
— Wir dürfen Euch ſchon loben
Für dieſes Teufelsſtück:
Wir haben nicht geſchoben,
Wir hielten blos zurück!

So will ich kurz mich faſſen:
Ich bin dem Spaß nicht hold;
Doch mögt Ihr heute praſſen,
So toll Ihr immer wollt;
Auch ſei auf Eure Mühe
Euch nicht die Raſt verwehrt,
Nur daß Ihr in der Frühe
Euch gleich vom Hof mir ſcheert!

Jetzt naht ſich aus der Küche
Die Frau mit ſtolzem Schritt
Und bringt die Wohlgerüche
In ihren Röcken mit;
Sie ruft mit krauſer Stirne:
Ei, Wirth, was ſäumt Ihr noch?
Den Stall verſieht die Dirne
Und fertig iſt der Koch!

Frau, mich ſoll Gott behüten
Vor Speiſ' und auch vor Trank
Bei ſolcher Stürme Wüthen,
Doch habt für dieſe Dank!

Die können ruhig trinken,
  Es wird darum kein Schiff
Auf finſtrer See verſunken
  Bei Sandbank oder Riff!

Nun nickt er ihr, dann reitet
  Er eilig wieder fort,
Zum Deich zurück und leitet
  Die Strand- und Schiffswacht dort.
Er hat dafür zu ſorgen,
  So will's das Schlüteramt,
Daß hell bis an den Morgen
  Die Feuertonne flammt.

Hebbel's dichteriſches Genie ſtreckte ſchon ſehr frühe ſeine Fühlhörner aus, in ſeinem fünften Jahre ſummte er bereits versähnliche Sätze vor ſich hin, und griff, als er einmal leſen gelernt hatte, gierig nach jedem Blatt, auf dem ein gereimtes Sprüchlein geſchrieben ſtand. Die Bibel übte von jeher eine große Gewalt auf ihn aus und blieb ihm eine treue Gefährtin durch ſein ganzes Leben. Die Legende von der Pfalzgräfin Genoveva beſchäftigte ihn ſchon in der erſten Jugend und es war kein zufälliges Aufgreifen ſogenannter intereſſanter Stoffe, wenn ſeine erſten dramatiſchen Productionen Judith und Genoveva heißen. Von ſeinem fünfzehnten bis zu ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre bewegte er ſich in einem nüchtern proſaiſchen Kreiſe: er war Secretair beim Kirchſpielvogt ſeines Geburtsorts. Als ſolcher hatte er zu regiſtriren, Vagabunden zu verhören und mit Dieben und Mördern Protocolle aufzunehmen. Wohl ward ihm da reichliche Gelegenheit geboten, tiefe Blicke ins menſchliche Herz zu thun, wenn Weiß und Roth verhängnißvoll auf den Wangen wechſelten und das Auge, wider Willen rollend und funkelnd, die Geheimniſſe der Bruſt verrieth. Aber was nützte es ihm, er verwünſchte jeden Tag, den er an der Seite eines Pedanten vom trivialſten Schlag über den Acten zubringen mußte, ſtatt an ſeiner wiſſenſchaftlichen Entwicklung arbeiten zu können, und fühlte ſich im höchſten Grade unbehaglich, ja unglücklich. In ſeiner provinziellen Abgeſchiedenheit fielen ihm bei der derb-realiſtiſchen Natur ſeiner Landsleute, die ſich um Literatur und Kunſt nicht bekümmern, ſehr wenig Bücher in die Hand und die bedeutendſten Dichter, die ein ſechszehnjähriger Poet, der in einer großen Stadt aufwächſt, oft ſchon überwunden zu haben glaubt, kannte er kaum dem Namen nach. Ein charakteriſtiſches Beiſpiel diene als Beweis. Es ging in Weſſelburen die Tradition, daß der Hauptpaſtor im Beſitz des Goethe'ſchen Fauſt ſei. Niemand von den jungen Leuten wagte, ihn um das Buch zu bitten, denn er war ſo unnahbar, wie der Papſt, aber er ſtand als Hüter eines ſolchen Schatzes doppelt hoch in ihren Augen.

Eines Abends ſagte zu Hebbel jubelnd einer ſeiner Bekannten: Ich habe den Fauſt! Hebbel bittet ihn dringend um Mittheilung. Es kann nicht ſein, er hat ihn ſelbſt nur auf Umwegen für eine Nacht erhalten und muß ihn am nächſten Morgen ganz in der Frühe zurückliefern, weil der Paſtor dann von einer Schulinſpections-Reiſe wiederkehrt. Hebbel verſpricht ihm alles Mögliche. Nichts da, er will ſelbſt leſen. Am Ende ſchlägt ihm Hebbel vor, ihn um den Preis des Buchs in ein Haus zu begleiten, in dem ſeine Liebſte wohnt, und das er eben deshalb aus Schüchternheit nie allein zu betreten wagt. Das hilft, er ſchlägt ein, aber Hebbel muß ſich verpflichten, wenigſtens drei Stunden zu bleiben. So ſaß er nun, ſein Buch wie eine Feuerkohle in der Taſche, bis eilf Uhr bei Leuten, die ihm wenigſtens in dem Moment äußerſt gleichgültig waren, und konnte erſt gegen Mitternacht den Fauſt zu leſen anfangen. Hebbel machte allerlei Verſuche, zum Theil höchſt vertrakter Art, dem Schneckengehäuſe, worin er ſaß, und das ihm je länger, je enger wurde, zu entkommen; er wäre, wie es in der Revue de deux Mondes heißt, der Veränderung wegen vielleicht ſelbſt unter die Räuber gegangen, wenn es nur eine Bande in Holſtein gegeben hätte; er wollte ſogar die Flöte blaſen lernen, um ſpäter als Muſikus in die

Welt gehen zu können. Endlich ergab ſich die günſtigere Wendung der Umſtände von ſelbſt, er ging nach Hamburg, dem Sitz der ausgezeichnetſten gelehrten Anſtalten, um ſich auf die Univerſität vorzubereiten, und zog dann mit ſeinen dort gewonnenen Freunden nach Heidelberg. Hier wurde er ins wildeſte Studentenleben hineingeriſſen, kam aber nach Jahresfriſt wieder zur Beſinnung und begab ſich nach München, wo er Anfangs Philoſophie, dann aber ausſchließlich und mit großer Energie Geſchichte und alte und neue Literatur ſtudirte. Er hatte zur Philoſophie abſolut keine Anlage, und warf in einem Moment der Verzweiflung Hegel's Logik von ſich, weil er die Identität von Sein und Nichtſein nicht begreifen konnte. Später erlebte er in Paris den Triumph, daß ein Hauptführer der Schule, den er um Aufklärung über das Abſolute erſuchte, ihm nach mancher verunglückten Auseinanderſetzung offen bekannte, der Meiſter habe wohl ſelbſt nicht gewußt, was er damit meine. In München ſtiegen ihm ſchon die erſten Ideen ſeiner ſpäteren Dramen auf:

Hier zeigte, wie im Traume,
  Sich mir die Judith ſchon,
Dort unter'm Tannenbaume
  Sah ich den Tiſchlerſohn,
Da drüben winkte leiſe
  Mir Genoveva's Hand,
Und in des Weiber's Kreiſe
  Fand ich den Diamant.

Aber er ſpielte nur damit, es fiel ihm gar nicht ein, etwas davon auszuführen, ja er dachte gar nicht daran, ſein Leben der Kunſt zu widmen, denn er hatte viel zu großen Reſpect vor ihr und begriff die Leute nicht, die ſich ihrem Tempel nicht blos ohne Zittern und Zagen nahern, ſondern ſogar zwiſchen Thür und Angel gemächlich eſſen und trinken. Nachdem er in München ſeine Studien vollendet, kehrte er nach Hamburg zurück. Hier dichtete er die Judith und zwar in einer Friſt von vierzehn Tagen. Eine literariſche Wette, die er mit ſeinen Univerſitätsfreunden einging, war die mittelbare Veranlaſſung zu dem ſchnellen Entſtehen dieſer Tragödie, von der er den fünften Act zuerſt ausführte. Das Manuſcript wanderte von Hand zu Hand und machte ungeheueres Aufſehen, es fand auch bald den Weg zu der damals noch ſo berühmten Crelinger in Berlin, und dieſe ruhte nicht, bis ſie das Werk auf die Bühne gebracht hatte. In raſcher Aufeinanderfolge entſtanden darauf Genoveva und Diamant, auch wurde die erſte Sammlung der Gedichte veranſtaltet. Als Intermezzo kam der große Hamburger Brand und Hebbel erlebte durch den Anblick der flammenden Hanſaſtadt eine Illuſtration zu den wilden Phantaſieen und Geſtaltenbildungen, die in ſeiner vulkaniſchen Natur damals übermächtig waren; in Wahrheit darf ein

Poet es als ein Glück betrachten, ein Elementarereigniß von ſolcher ſchauerlicher Größe mit eigenen Augen erblickt zu haben. Dieſe Illuſtration hätte ihn übrigens faſt früher zu den Todten geworfen, als ihm lieb geweſen wäre; denn der in den letzten Tagen höchſt aufgeregte Pöbel ſah ihn für einen „Engländer,“ mithin für einen Brandleger an, und nur ſein Plattdeutſch, mit dem er ſich als Einheimiſcher legitimirte, rettete ihn vor dem Erſchlagenwerden. Er ging bald darauf nach Copenhagen, wo er, obgleich der Dänen-Haß gegen die Holſteiner ſich ſchon entſchiedener, als ſonſt, zu regen anfing, die beſte Aufnahme fand. Er verkehrte viel mit Oehlenſchläger und Thorwaldſen, und erhielt von dem geiſtreichen Chriſtian VIII., der ihm perſönlich ſehr zugethan war, aus der Staatscaſſe ein anſehnliches Reiſeſtipendium, welches ihm ermöglichte, Frankreich und Italien zu ſehen. In Paris blieb er anderthalb Jahre. Die Weltſtadt, in der die großen und kleinen Räder des Menſchengeſchicks mehr als anderswo ſpielen, in der das Triebwerk der Geſchichte vor dem, der ein Auge mitbringt, offenkundiger daliegt, als an irgend einem Punkte Europa's, übte auf den dramatiſchen Dichter eine übermächtig feſſelnde Kraft aus, ſo daß er Italien faſt über ſie vergaß. Hier concipirte und vollendete er die Maria Magdalena, und übergab ſie augenblicklich dem Druck. Die Vorrede, womit er ſie ausſtattete, ward verhängnißvoll für ihn und zwar in doppeltem Sinn. Einmal wollte man den Moſes durchaus zum Chriſtus machen; der Geſetzgeber ſollte das Geſetz auch im weiteſten Umfang erfüllen. Das verlangten vornämlich die aus ihrer Ruhe geſtörten und dadurch gereizten Dilettanten und Lieferanten des täglichen Bühnen-Proviants. Dann ſollte derſelbe Dichter, an dem man bis dahin das Urwüchſige, Concrete und Ueberwältigende ſeiner Geſtalten bewundert hatte, nun plötzlich nach abſtracten Begriffen produciren. Das trompeteten gewiſſe Kritiker aus, die ſich ärgerten, daß ihnen ein Poet in der Auslegung der zehn Gebote zuvorgekommen war. Uebrigens hat die Vorrede im Stillen erſtaunlich gewirkt; jede neuere Aeſthetik zeigt die Spuren davon, wenn auch die Verfaſſer nicht immer ſo ehrlich ſind, dem Urheber für das Entlehnte öffentlich zu danken, wie der zu früh verſtorbene edle Danzel, der Verfaſſer des klaſſiſchen Werkes über Leſſing.

Mit ſchwerem Herzen ſchied Hebbel von Paris und ging nach Italien, wo er, und zwar in Rom und Neapel, anderthalb Jahre verweilte. Die ewigen Werke der bildenden Kunſt und die wunderbare Natur entzündeten in ihm jene reine Flamme, die wohl ohne den Aufenthalt in

Italien nicht ſo raſch zum Durchbruch gekommen wäre, und die in den Werken der zweiten Periode des Dichters, wie ſchon früher hervorgehoben wurde, ſichtbar iſt. Hier entſtand ein neuer Band Gedichte und der Anfang des Moloch, eines Stückes, welches trotz ſeines barbariſchen Subſtrats ganz im Bereich des Schönen liegen und alle Prophezeiungen, die darüber in Umlauf geſetzt ſind, Lügen ſtrafen wird; es war des Verfaſſers der Geſchichte der Romantik wenig würdig, ſich auf einen einzelnen Zug des Gedichts hin, der vom Organismus losgelöſt, einem galvaniſch aufzuckenden Froſchſchenkel gleicht, ein abſprechendes Urtheil über das Ganze zu erlauben. Charakteriſtiſch für Hebbel ſcheint es mir und namentlich für den vorwiegend dramatiſchen Geiſt ſeiner Poeſie, daß die auf ihn einwirkende äußere Welt ihn jedes Mal zu Productionen anregte, welche der vollkommene Gegenſatz ſeiner Umgebung waren. Im oceaniſch bewegten Paris ſchrieb er das bürgerliche Trauerſpiel, worin das Schickſal wie in einer Nußſchale mit dem Menſchen ringt, und in Rom, wo die helleniſche Erhabenheit und Raphaeliſch-chriſtliche Glorie ſich ihm enthüllte, wo, wie er ſich ſelbſt bezeichnend ausdrückt, die „bewaffnete Schönheit der Juno und die unbewaffnete Schönheit der Venus“ ihn anlachte, vertiefte er ſich in die germaniſche Urzeit und dichtete am Moloch.

Von Italien wollte Hebbel, entſchloſſen, ſich nun dem academiſchen Lehrfach zu widmen, wieder nach Copenhagen zurückkehren, wozu der wohlwollende König ihn bei der Abſchieds-Audienz ſelbſt aufgefordert hatte. Auf der Reiſe berührte er Wien und fühlte ſich von der heitern, lebensluſtigen Stadt ſo angezogen, daß er einige Wochen zu verweilen beſchloß. Natürlich beſuchte er auch das weltberühmte Burgtheater. Hier ſah er das Fräulein Chriſtine Enghaus, und zwar zuerſt als Chrimhilde im Nibelungenhort, bekanntlich einer ihrer meiſterhafteſten Rollen. Er wurde im höchſten Grade von ihrer Darſtellung ergriffen und ſuchte ihre Bekanntſchaft zu machen, was ihm um ſo leichter gelang, als auch ſie längſt von ſeiner Judith begeiſtert war; im nächſten Frühling vermählte er ſich mit ihr und nahm in dem ihm wohlthuenden, ſchönen Süden ſeinen bleibenden Aufenthalt. Bei ſeiner Ankunft war er in Wien faſt gänzlich unbekannt, und nur einzelne literariſche Aſtronomen wußten von dem Eintreffen des Kometen. Deinhardſtein, der Dichter des Hans Sachs, hat das Verdienſt, zuerſt auf Hebbel aufmerkſam gemacht zu haben, und zwar in ſeinen Wiener Jahrbüchern; er nannte ihn einen Stern erſter Größe, der bald alle übrigen verdunkeln dürfte. Doch bildete ſich ſehr raſch um ihn ein Kreis und dieſer hat ſich von Jahr zu Jahr vergrößert. Seine Dramen wurden hier, wie überall, Gegenſtand lebhafteſter Debatten, zwei feindliche Lager bildeten ſich und das Wort des franzöſiſchen Kritikers der Maria Magdalena, daß dieſer Dichter nur fanatiſchen Haß oder enthuſiaſtiſche Liebe erregen könne, beſtätigte ſich auch bei uns. Das Jahr 1848 erſchloß ihm endlich auch das k. k. Hofburgtheater, mit der Maria Magdalena wurde der Anfang gemacht, und es zeigte ſich, was Männer, wie Viſcher ꝛc. freilich längſt vorausgeſagt hatten, daß die tragiſche Gewalt des Ganzen das Bedenkliche des Einzelnen bei weitem überwog; die Wirkung war eine gewaltige. *Unter ganz andern Umſtänden, nach Wieder-Einnahme der Stadt, im Frühling 1849* folgte die Judith und errang einen eben ſo großen Erfolg, was denn bewies, daß nicht die revolutionaire Gährung des Zeitmoments, ſondern die innere Kraft dieſer Werke ihnen die Herzen öffnete. Der erſten Aufführung der Maria Magdalena wohnte ich nicht bei, wohl aber der erſten Aufführung der Judith, und nie werde ich den eigenthümlichen Eindruck, den dieſe wunderſam neue Erſcheinung auf's Publicum machte, vergeſſen. Widerſtand und Bewunderung kämpften mit einander in jedem Geſicht, es war, als ob der friedliche Kahlenberg ſich plötzlich in den flammenträchtigen Veſuv verwandelt hätte. „Ein ſchönes Schauſpiel — ſchien Mancher zu denken — aber eine gefährliche Nachbarſchaft!“ Die Judith hatten wir bis jetzt 26 Mal, die Maria Magdalena könnten wir eben ſo oft haben. Das Eine iſt gewiß, das Andere ſteht feſt. Geſchaffen wurden in Wien von Hebbel die Julia, das Trauerſpiel in Sicilien, Herodes und Mariamne, der Rubin, Michel Angelo, Agnes Bernauer und drei Acte des Moloch. Herodes und Mariamne, während der Unruhen des Jahres 1848 entſtanden, kam gleich nach der Judith zur Darſtellung und riß nicht ſo hin, wie dieſe, war aber ſehr weit davon entfernt, vom Publicum zurückgewieſen zu werden. Der Maſſinger'ſche Ludovico, der denſelben Stoff von einem untergeordneteren Standpunkt aus behandelt, hatte der Tragödie den „anekdotiſchen Reiz“ geraubt, ohne den die theatraliſche Spannung unmöglich iſt; jetzt iſt dieſer vergeſſen und man brauchte das Hebbel'ſche Werk nach allgemeinſter Ueberzeugung nur zu wiederholen und zweckmäßig zu kürzen, um es zum Repertoireſtück zu erheben; denn bei der Kritik hat es ſich durchgeſetzt, wie kaum ein anderes, bis auf die Maria Magdalena. Der Rubin fiel gänzlich durch, das wäre Platen's „Oedipus“ und der

„Politiſchen Wochenſtube“ von Prutz auch widerfahren, und er hätte gar nicht gegeben werden ſollen, denn unſere Zeit ſucht das Komiſche nicht mehr in der Region der frei ſpielenden Phantaſie. Hätte doch der Dichter vorher ſeinen Prolog zum Diamant durchgeleſen und ſich durch ſich ſelbſt warnen laſſen! Uebrigens fand das Werk trotz ſeines Bühnen-Mißgeſchicks glühende Verehrer; ich will nur an Hermannsthal erinnern, der in einem ſehr ſchönen Gedicht für den Rubin und den Juwelier, der ihn faßte, in die Schranken trat. In neueſter Zeit ging die Genoveva in Wien als Magellona in Scene; mit welchem Erfolg, iſt Jedermann in friſchem Andenken. Die Agnes Bernauer ſteht noch an der Pforte; in München, Weimar und Stuttgart hat ſie die Feuerprobe bereits rühmlichſt überſtanden. Mit einem Wort: die Meinung, daß Hebbel's Werke nicht bühnengerecht ſeien, iſt durch die That noch ſchlagender widerlegt, als das Vorurtheil, das hinſichtlich der Aufführbarkeit der Richard Wagner'ſchen Opern beſtand, und wie dieſe werden auch jene ſich von Jahr zu Jahr weiter verbreiten.

Hebbel ſchlug in Wien während ſeines achtjährigen Aufenthalts tiefere Wurzeln, als irgend Jemand erwartet haben mochte. Beſonders, obgleich nicht etwa ausſchließlich, iſt es die Jugend, die ihm mit Begeiſterung anhängt.

Wer wiſſen will, warum, dem gibt ein höchſt vortrefflicher Aufſatz, den die Blätter für literariſche Unterhaltung kürzlich über den Michel Angelo brachten, die beſte Antwort. In dieſem Aufſatz wird als das vor Allem Charakteriſtiſche des Dichters „das Männliche“ hervorgehoben, und eben dies Männliche iſt es, was die Jugend an ihn feſſelt, da ſie es bei ihm allein findet. Schon Goethe legte auf dieſes Element ein großes Gewicht und meinte, daß es mehr und mehr aus der Production verſchwinde. Er ſagte einſt zu Eckermann bei Gelegenheit einiger Gemälde, denen er eine mäßige Anerkennung angedeihen ließ: „Und doch fehlt dieſen Bildern allen etwas und zwar: das Männliche. — Merken Sie ſich dieſes Wort und unterſtreichen Sie es. Es fehlt den Bildern eine gewiſſe zudringliche Kraft, die in früheren Jahrhunderten ſich überall ausſprach, und die dem jetzigen fehlt, und zwar nicht blos in Werken der Malerei, ſondern auch in allen übrigen Künſten. Es lebt ein ſchwächeres Geſchlecht, von dem ſich nicht ſagen läßt, ob es ſo iſt durch die Zeugung, oder durch eine ſchwächere Erziehung und Nahrung.“ Die Jugend fühlt das Inhaltſchwere dieſer Worte und ſieht ſich deshalb nach einer Eiſenquelle um, in der ſie ſich ſtärken kann, nicht nach einem lauwarmen Bade, in dem ſich's luſtig plätſchern läßt, bis die Nerven ihre letzte Spannkraft verloren haben und nur noch das Ertrinken übrig bleibt. Eine ſolche findet ſie in Hebbel und ſeinen Werken, und darum wendet ſie ſich ihm zu, denn ſie begreift den ſchweren Ernſt der Zeit und ſie weiß, daß dieſer Mann der unerbittlichen Strenge ihr ſelbſt die „Schönpfläſterchen, hinter denen ſich oft die unheimlichſten Warzen und Finnen verbergen,“ eben ſo unbarmherzig herabreißt, wie der Geſellſchaft. Wer freilich mit dem Bettelſack bei den Celebritäten um Lob für die eigenen werthen Gedichte, Novellen und Trauerſpiele herumzieht, der meidet ſeine Thür, denn er theilt nur Kränze, keine Almoſen aus und die Kränze müſſen erſt verdient ſein. *Es iſt nur von den wahrhaft Strebenden und Ringenden die Rede, und wie man über dieſe auch denken mag: in den Verdacht der Eitelkeit und des Eigennutzes können ſie nicht kommen.*

Die Perſönlichkeit Hebbel's vereinigt phyſiſch und pſychiſch alle jene Eigenſchaften in ſich, die ich aus ſeinen Werken heraus zu charakteriſiren verſuchte. Seine Geſtalt iſt mehr als mittelgroß, ſein Teint weiß, wie der Wellenſchaum des Meeres, das ſein Dithmarſchen umſpült, und trotzdem, daß der Bau ſeiner Gliedmaßen ſchmächtig ausſieht, merkt man doch an Gang und Geberde, daß ſtählerne

Sehnen Arme und Beine in Bewegung ſetzen. Sein Kopf hat eine antike Form, die Stirne iſt hoch und ſtark gewölbt, und Rahl, der ein vortreffliches Bild von ihm ſchuf, meint, er trüge eine Kuppel, ſtatt einer Stirn auf dem Haupt. Die tiefblauen Augen haben einen wunderbaren Glanz und bergen ein myſtiſches Feuer, von dem man, wenn Hebbel ruhig vor ſich hinblickt, nicht weiß, ob es milde und beſänftigende Gefühle ausſpricht, oder ob es plötzlich aufzucken wird, um die Wildheit des Elements zu entbinden. Die hellblonden Haare flattern, gewöhnlich zurückgeſchlagen, um den Nacken und bilden einen eigenthümlichen Gegenſatz zu dem Trotz und der dämoniſchen Kraft, welche die Züge um Lippen und Naſe charakteriſiren. Das ganze Geſicht iſt eine myſteriöſe Miſchung von Herausforderung und Schüchternheit, von Reckenhaftigkeit und kindlicher Unbefangenheit, von Stolz und Demuth, von Strenge und Milde. Sein Lächeln verkündet eben ſo entſchieden den klaren, in ſich abgeſchloſſenen Mann, als auch eine berechtigte, faſt diaboliſche Ironie, die das tiefe Erkennen von Welt und Menſchen erzeugte. Der erſte Eindruck, den er erregt, iſt ebenſo erhebend als niederdrückend und man kann ſich eines gewiſſen beengenden Gefühles nicht erwehren.

Hebbel iſt im Leben ganz ſo, wie in ſeiner Kunſt.

wenigſtens ſtimmen mit dieſer Anſicht alle ſeine Freunde überein. Sonnenſchein und Gewitternacht wechſeln beſtändig mit einander ab; kaum hat er im luſtigen Uebermuthe die Welt inbrünſtig ans Herz gedrückt, als wir auch ſchon wieder die Poſaune des jüngſten Gerichts vernehmen, die das All aus den Fugen bläſt. Ein Strohhalm, den irgend Jemand ihm unvorſichtig vor die Füße legt, reicht hin, ſeine beſte Stimmung zu vernichten und alle Dämonen aus ſeiner Bruſt heraufzubeſchwören. Zehn Minuten ſpäter blickt er mit der Verwunderung eines Kindes, das von einem böſen Traum erwacht, um ſich und bezahlt dem unwiſſentlich gekränkten Frohſinn tauſendfach die kleine Schuld. Er lebt durchaus unmittelbar, jedem Eindruck erſchloſſen und zugänglich, und gleicht nach mehr als einer Seite hin dem Shakeſpeare'ſchen Othello; unbefangen und kindlich, ein Normalmenſch, wie dieſer, kann er der plumpſten Intrigue zum Werkzeug dienen und iſt auch gewiß ſchon von manchem Jago mißbraucht worden. Hebbel vermag, wenn er nicht diplomatiſch ſein muß, ſein Inneres weder zu verhüllen, noch ſcheinbar zu umſchleiern. Da wird Alles aufgeknöpft, vom Ueberrock angefangen, bis zum Herzen ſelbſt. Da fliegen die Kieſel heraus, die verwunden, die Perlen, die erfreuen und verſchönen ſollen. Mißfällt ihm eine Aeußerung, oder das Benehmen eines

Freundes, ſo ſagt er's grade heraus; behagt ihm ein Fremder nicht, ſo verſucht er es umſonſt durch ein erheucheltes Lächeln und ein tactvolles Nicken mit dem Kopfe zu verbergen, denn ſeine Blicke ſtrafen Mund und Kopf Lügen, der Dämon, der den Holofernes und den Golo zeugte, und der ſich im thatloſen Frieden ſo unbehaglich fühlt, wie der tapfere Soldat, begehrt ſein Recht. Hebbel iſt kein ſogenannter gemüthlicher Menſch, aber ihm wohnt ein tiefes Gemüth inne, das nur dann ſpricht, wenn's Zeit iſt. Er kennt auch die reale Welt ganz gut, ja ſo genau, wie die der Ideen und Phantaſieen, und ſetzt jedesmal, wenn er ſeine gewaltige Perſönlichkeit entfalten will, was er allerdings nur thut, ſobald es große Zwecke gilt, das durch, was er beabſichtigt. Die hunderte von Individuen, die das bunte Leben an ihn herantreibt, weiß er ſo trefflich zu nutzen, daß ihm das Eigenthümliche eines Jeden enthüllt wird, und keines dünkt ihm ſo nichtig, daß er ihm nicht einen Tropfen abgewänne, den er in ſeiner dramatiſchen Küche verwenden kann. Er iſt in ſolchen Situationen ganz der dramatiſche Dichter, der die fremden, wenn auch noch ſo verzerrten Individualitäten in ihrer Entwicklung nicht ſtört, damit er nicht den Reflex ſeines Ich, ſondern ihr Ureigenſtes zu ſehen bekomme. Im Geſpräch iſt er vielleicht noch genialer, als in der Production, und die tiefſten Gedanken und ſchlagendſten Ausdrücke und Wendungen treten einander auf die Ferſen. Aeußerte doch Tieck, den ich vor einigen Jahren das Glück hatte, drei Mal zu ſehen, gegen mich: „Ich habe ihn ſehr lieb und freue mich jedesmal, wenn er kommt, ich bin ſeit Goethe keinem ſo bedeutenden Menſchen mehr begegnet.“

Die aus höchſt verdächtigen Quellen über Hebbel verbreitete Meinung, daß er fremde Kunſtleiſtungen der Gegenwart nicht anerkenne, iſt eine durchwegs unwahre. Wohl räumt er, wie ſchon vorhin bemerkt wurde, nicht jedem Versmacher das Recht ein, ſein lahmes Pferd zu tummeln, wohl krönt er nicht jeden dramatiſchen Handwerker mit dem Lorbeer, aber er begrüßt freudig und bereitwillig alles Echte und muntert das Talent, wo er es auch treffen mag, warm und gerne auf. Wie hat er doch über Gärtner's Andreas Hofer in Rötſcher's Jahrbüchern geſchrieben, wie hat er Holtei's Vagabunden und das Buch der Kindheit von Bogumil Golz anerkannt?! Was er über die hervorragenden Poeten und Schriftſteller der neueſten Literatur zum Schluſſe der Feuchtersleben'ſchen Charakteriſtik ausſprach, iſt ein Beleg mehr für die Unwahrheit der oben angeführten Behauptung. Ich will dieſe Stelle dem Wortlaut gemäß geben:

In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die deſperateſten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt, gellend zuſammenklingen, um als reizende Muſik wieder davon zu ſäuſeln; ſeine Liederſammlung mahnt an den fabelhaften ehernen Stier des Phalaris, welcher nach der Sage ſo eingerichtet war, daß das Verzweiflungsgeſchrei des Sclaven, der in ſeinem glühenden Bauche den Tod erlitt, als ſchmeichelnde Harmonie zur Ergötzung des Königs hervordrang, und die Ergötzung iſt hier um ſo erlaubter, als Quäler und Gequälter in einer und derſelben Perſon zuſammenfallen. Freiligrath malte Wüſtenbilder, die friſch und energiſch genug ſind, um ihm für ſein unreifes und ideenloſes „Glaubensbekenntniß“ ſelbſt dann Verzeihung auszuwirken, wenn er das zarteſte ſeiner Gedichte „Der Blumen Rache“ nicht geſchrieben hätte. Und Dingelſtedt vollbrachte eine wahre Midasthat, indem er in ſeinem Nachtwächter die dürre Proſa der einſt ſo ſtark graſſirenden politiſchen Lieder-Dichterei in das reine Gold echter Poeſie verwandelte, durch das einfache Mittel, daß er keine Epigramme zuſpitzte und keine rhetoriſche Pointen ausſchliff, ſondern mit jener Kraft, die ſpäter in dem erſchütternden „Nachtſtück“ und im erſten Act ſeines „Barneveldt“ noch ſiegreicher hervortrat, dramatiſch in die Zuſtände hineingriff und das Allgemeine durch das Beſondere, kernhaft in ſich Zuſammengeſchloſſene, anſchaulich zu machen verſtand. Im Drama lieferte Immermann ſein „Trauerſpiel in Tyrol," Gutzkow ſein „Urbild des Tartuffe" und Laube ſeine „Karlsſchüler"; Stücke, von denen das erſte, trotz der verunglückten ſentimentalen Brandſtifterin, ſo urdeutſch iſt, das zweite der mehr und mehr zuſammenſchrumpfenden Comödie eine ſo weite Perſpective eröffnet, und das dritte unſer kränkelndes Künſtlerdrama ſo glücklich ins geſunde culturhiſtoriſche auflöſt, daß jedes in ſeiner Art doch wohl Achtung gebietend daſteht. Und im Roman haben Immermann und Gutzkow Werke hingeſtellt, die in ihrer Tragweite noch gar nicht zu berechnen ſind. Der Münchhauſen, ungenießbar, ſchemen- und ſchattenhaft, mitunter läppiſch in der einen Hälfte, hat mit der zweiten, der weſtphäliſchen Hofſchulzen-Wirthſchaft und ihrer Dorf-Poeſie einen wahren neuen Welttheil in die Literatur geſchleudert, der bis jetzt, merkwürdig genug, nach Analogie Amerika's, nicht den Namen des Entdeckers, ſondern den des erſten Anſiedlers, des behenden, übrigens wacker talentirten, Berthold Auerbach trägt. Die Unterſuchung, wie Immermann ſich gegen ſeine Vorgänger, Peſtalozzi, Jungſtilling und den vor Allen reſpectablen Ulrich Hegner verhält, und wie ſeine Nachahmer, die in der Regel, freilich mit faſt alleiniger Ausnahme von Jeremias Gotthelf, nur ſeinen Urwald ausholzen, zu ihm ſtehen, iſt intereſſant und werde auf einen andern Ort verſpart. Die Ritter vom Geiſt, äußerlich an Eugen Sue anknüpfend, erheben ſich zu einer ſolchen inneren Selbſtſtändigkeit und bethätigen Gutzkow's bewunderndswürdigen Inſtinct für das geheime Walten und Weben der zukunftſchwangern Gegenwart auf ſo glänzende Weiſe, daß die ſeltene Production nicht blos als Roman, ſondern auch als hiſtoriſches Daguerreotyp einen hohen Rang in Anſpruch nehmen darf, und daß jeder Redliche ſich freuen muß, die reiche, bisher in bunteſter und oft erſchreckender Vielſeitigkeit aufgegangene Entwicklung des Verfaſſers ſo überraſchend im geſättigten Fruchtknoten zuſammengehen zu ſehen.")

Hebbel kann nur im Herbſte produciren; wie die Schwalben nahen, entflieht ſeine Muſe, als ſcheute ſie ſich, mit ihrem Bundesgenoſſen, dem Frühling, zugleich Blüthen und Blumen in des Dichters Schooß zu werfen, auf daß er nicht übermüthig werde und nicht vergeſſe, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen dürfen. Er dichtet dann faſt nur im Gehen auf der Straße oder im Freien, und wer ihm begegnet oder zufällig hinter ihm einhergeht, kann ihn wunderlich dabei ſingen hören.

Einige bezeichnende Züge will ich dem Leſer um ſo weniger vorenthalten, als ſie ohnehin ſchon ziemlich bekannt ſind. Er ſaß einſt mit einem Freunde im Theater und hörte die rückwärts Stehenden ſehr laut und wahrſcheinlich läppiſch äſthetiſiren. „Verſtehen Sie die Thierſprache?“ ſagte er zu dem Freunde mit ſonorer Stimme, „ich verſtehe ſie, denn ich habe ſie von Siegfried in den Nibelungen gelernt, ich höre da Ochs und Eſel kannegießern; es iſt doch gut, wenn man viele Sprachen kennt.“ — Hebbel war einmal im Arbeiten begriffen und ſchritt haſtig und wild im Zimmer auf und ab. Da meldet ihm die Magd einen Beſuch. „Wenn der liebe Gott bei mir iſt, kann ich Niemanden ſprechen, das weiß ſie ja!“ rief er dem Mädchen zu. Dieſe bleibt erſtarrt ſtehen, durchforſcht mit den Augen jeden Winkel des Zimmers, in dem der liebe Gott verſteckt ſein konnte, und verläßt bebend und wahrſcheinlich ſich bekreuzend das Gemach. — Als Hebbel ſich mit ſeiner Frau in Peſth aufhielt, wo die Künſtlerin gaſtirte, kam eines Morgens ein junger Menſch zu ihm, um ihm ſeine Gedichte zu überreichen. Es war dies der dritte Poet in acht Tagen. Was bringen Sie? fragt Hebbel, bringen Sie Erdäpfel? Nein, murmelt der Muſenſohn, ich bringe Gedichte. Gedichte benöthige ich keiner, verſetzt jener, was ich an Gedichten fürs Haus brauche, liefre ich ſelbſt. — Ein Bekannter erzählte ihm einſt, daß ein ſchmachvolles Pamphlet erſchienen ſei, worin Laube, Gutzkow und er als Juden bezeichnet würden. „Wenn ich ein Friedrichsd'or wäre,“ ſagte Hebbel, „ſo wurde ich mich ärgern zu den Beſchnittenen gezählt zu werden, nun ich ein bloßer Friedrich bin, iſt es mir vollkommen gleichgültig.“

Es iſt nun noch der Beweis zu liefern, daß ich mit den in dieſer Charakteriſtik niedergelegten Anſichten und Ueberzeugungen nicht allein ſtehe. Bei einem Dichter, über den Hunderte von Aufſätzen, Abhandlungen, Brochuren u. ſ. w. geſchrieben worden ſind, kann natürlich nur von einer kleinen Auswahl die Rede ſein; ſtellen wir eine ſolche auf gut Glück zuſammen, und laſſen wir die Gegner zuerſt reden. Den Reigen eröffnete Bollmann mit einer großen, tief ins Detail gehenden Abhandlung in den Blättern für literar. Unterhaltung. Seine Unterſuchung war Hebbel's einzelnen Werken, zu denen damals freilich Herodes, Agnes Bernauer und Michel Angelo noch nicht gehörten, ſelten günſtig, aber ihr Reſultat war doch, daß Hebbel, wenn er wolle, ſeiner Zeit Alles das werden könne, was Schiller und Goethe der ihrigen geweſen. Bollmann auf dem Fuß folgte Hettner, theils in ſeinem Buch über das moderne Drama, theils in einem Sendſchreiben, theils in einem Abriß des modernen Drama's in der Brockhauſiſchen Gegenwart. Auch er tadelte ſcharf und rügte viel, ſo lange er ſich bei den einzelnen Werken aufhielt, aber er vermißte deſſenungeachtet faſt keine einzige Eigenſchaft, die den großen Dichter ausmacht, und er meinte, keine Zeit werde dem Schöpfer der Maria Magdalena den verdienten Lorbeer wieder entreißen können. Das Gleiche gilt von Henneberger, der in ſeinem Drama der Gegenwart abſichtlich nur die Schattenſeiten an Hebbel's Werken hervorhebt, weil er (mir ſcheint ohne Grund) fürchtet, daß dieſe über die in die Augen ſpringenden außerordentlichen Vorzüge ganz überſehen würden; auch ihm iſt Hebbel trotz aller Ausſtellungen der bei weitem genialſte und bedeutendſte Dichter der Epoche. In Bezug auf Julian Schmidt werde auf Hebbel's eigene Auseinanderſetzung in dem ſeiner Julia vorgedruckten Aufſatz verwieſen, ohne daß der in dieſem Aufſatz herrſchende Ton darum gebilligt werden ſoll. Hebbel hätte mit den ihm von Schmidt eingeräumten und für deſſen Standpunkt ungeheueren Conceſſionen wohl zufrieden ſein können; Schmidt würde ſich freilich auch nur ſelbſt geehrt haben, wenn er den großen Fortſchritt des Dichters in Michel Angelo und Agnes Bernauer in ſeiner Literatur-Geſchichte, trotz jener herben Polemik, freudiger anerkannt hätte, denn daß Michel Angelo blos eine Art Anti-Kritik ſei, wird ihm ja doch Niemand glauben, der dieſe reinſte, unperſönlichſte aller Hebbel'ſchen Productionen kennt. Nicht anders ſtellen ſich gegen den Dichter in ihren reſp. Literaturgeſchichten Hillebrand und Mundt, von denen der Letztere meint, daß er der Aufgabe, die antike-dramatiſche Poeſie mit der romantiſchen zu verſchmelzen, in jedem Falle am nächſten gekommen ſei. Nur der einzige Roſenkranz fand für gut, Hebbel blos zu tadeln und dafür Gutzkow, nebenbei auch Herrn Gottſchall blos zu loben, er hat aber (ich habe gute Gründe zu dieſer Annahme) ſchwerlich ſein letztes Wort geſprochen. Hier ſind die Gegner des Dichters, die eine literariſche Poſition einnehmen, alle aufgezählt, denn mit den kritiſchen Kleinkrämern, die ſich von den Großhändlern Salz und Pfeffer ausborgen, um ſie dann, in Dütchen eingewickelt, in den Tagesblättern zu verhökern, brauche ich mich doch wohl nicht einzulaſſen. Sage ich nun zu viel, wenn ich behaupte, daß der Tadel dieſer Männer den Dichter mehr ehrt, als viele Andere das Lob, auf das ſie ſtolz ſind? Oder geht ihr Tadel nicht offenbar von Vorausſetzungen aus, die nur eine höchſt bedeutende Natur erregen kann? Leſſing ſchloß ſeine ſcharfe Kritik des Klopſtock'ſchen Meſſias mit dem Wort: nur Hannibal wurde getadelt, daß er nicht nach Rom zog, denn nur Hannibal hätte hingelangen können. Dies Wort findet auch hier zum Theil ſeine Anwendung und das ſollten die vorhin erwähnten Kleinkrämer ſich merken, dann würden ſie das Feuer, das vom Berg Sinai herunter aus einer wohl beſetzten Batterie gegen Hebbel unterhalten wird, damit er ſich an die zehn Gebote erinnere, nicht mit einer Ehrenſalve verwechſeln, die ihren eigenen Lieblingen gilt. Doch unter dieſen Kleinkrämern (ich könnte Namen nennen und es käme mir unter gewiſſen Umſtänden auch nicht darauf an) gibt es Individuen, welche die unverſchämteſten Falſificationen nicht ſcheuen, welche z. B. das Hettner'ſche Urtheil nur ſo weit auszogen, als es negirt, und mit denen wird Keiner fertig. Von den Freunden Hebbel's werde ein berühmter Dichter, der ehrwürdige Rückert nämlich, zuerſt gehört. Der greiſe Hoheprieſter des Morgenlandes iſt (nach einer Meldung der Leipziger Illuſtrirten Zeitung) mit dem Gange der deutſchen Literatur ſeit Goethe im höchſten Grade unzufrieden. Als jedoch bei einem Beſuch die Rede auf Hebbel kam, fuhr er lebhaft auf und ſagte: „Den nehm' ich aus, dem Wort von Gervinus über ihn tret' ich bei, der iſt ein urſprünglicher Dichter, wie Goethe, der macht die Poeſie nicht, der hat ſie.“ Es folge Friedrich Viſcher's (des Verfaſſers unſerer bedeutendſten Aeſthetik) Urtheil über die Maria Magdalena, natürlich nur in gedrängtem Auszuge. „Es iſt ohne Frage ein productives Werk, ein Werk das dadurch Epoche macht, daß es dem bürgerlichen Trauerſpiel, das an der komödiſchen Kleinlichkeit ſeiner Motive und an der grobſinnlichen Abwägung der tragiſchen Gerechtigkeit hingeſiecht war, einen neuen Geiſt eingehaucht hat. Hebbel hat ſich dadurch ein ähnliches Verdienſt erworben, wie Leopold Robert durch die Schöpfung einer neuen Genremalerei, welche von einem Geiſte der Größe getränkt, durch ihn zum hiſtoriſchen Style erhoben worden iſt." — „Zuerſt muß ich die künſtleriſche Technik der dramatiſchen Bewegung preiſen. Sie iſt durchaus im wahren und ächten Sinne ſpannend, ſie ſchreitet, jedes Herz packend und ſchüttelnd, in gemeſſenem Gange durch die beſchleunigenden und retardirenden Momente, gründlich entwickelnd und doch ſparſam, knapp, kurz, von der Expoſition durch die Verwicklung zur tragiſchen Kataſtrophe fort. Insbeſondere bedient ſich der Dichter eines Mittels, das ſeine ſtarke Wirkung hier ſo wenig verfehlt, als in der antiken Tragödie; er ſetzt eine Thatſache als geſchehen und motivirt ſie, erklärt ſie erſt allmälig im Verlaufe. Clara iſt bereits gefallen, wie ſie auftritt; wir erſchließen es aus ihrem erſten Geſpräche mit Leonhard, wir bekommen einiges Licht, um das unwiderruflich Geſchehene begreiflich zu machen, aber noch nicht zur Genüge; erſt ſpäter in der Scene mit dem

Secretär geben uns ihre abgebrochenen Geſtändniſſe vollen pſychologiſchen Aufſchluß. Ebenſo erfährt man wie zufällig erſt ſpäter, warum der Gerichtsdiener ſo boshaft und rachſüchtig auftritt; Clara erzählt dem (beſtohlenen) Kaufmann Wolfram, wie ihn ihr Vater einſt beleidigt, und nun erſt wiſſen wir die Worte, die jener bei ſeinem Eintritt ausſtößt, zu deuten. Dieſer analytiſche Gang ſichert dem Dichter an feſtem Bande die volle Theilnahme des Zuſchauers; wir ſtehen wie vor einem Gemälde, wo aus überdeckendem Schleier bedeutende Geſtalten noch halbverhüllt hervorſehen, wir können kaum erwarten, bis man uns Schritt vor Schritt das Dunkel von dem Bilde hinwegreibt, und erſt der letzte Augenblick des Schauſpiels iſt es auch, wo Alles klar wird. Es handelt ſich aber hier nicht von einem blos techniſchen Kunſtgriff; dieſes Rückwärts im Vorwärts iſt zugleich geiſtiger, ethiſcher Schickſalsgang, und wie das Unglück vorwärts ſchreitet, wird auch die Schuld klar. Hier waltet kein rohes Schickſal, das die ſtumpfe Thräne grobſinnlichen Mitleids mit mißhandeltem Edelmuthe erpreßt; Alle tragen im Leiden ihre Schuld ab, die Mutter ihrer allzunachſichtigen Liebe gegen den Sohn, der Vater die Schuld ſeiner ſtachlichten, ſchroffen, unzugänglichen Ehrenhaftigkeit; die Tochter ihrer verzweifelten Selbſtwegwerfung aus Ungeduld des Herzens.

das ſich vom Geliebten getäuſcht glaubt, der Sohn ſeinen ungeordneten Sitten, die einem ſchmählichen Verdachte Recht zu geben ſcheinen, der Secretär ſeiner gewaltſamen That, wodurch er „ſich von Einem, der ſchlechter war als er, ſo abhängig machte,“ und Leonhard ohnedies wird hingeſchleudert, wie es ihm gehört. Die Organe dieſer Handlung aber ſind eben ſo viele Beweiſe eines Geiſtes, der in der Charakterzeichnung wahrhaft bedeutend genannt werden muß. Insbeſondere iſt Meiſter Anton ein mit Meiſterhand entworfenes Original.“ Ueber daſſelbe Stück äußert ſich Rötſcher: „Was die Maria Magdalena zu einer ſo bedeutenden Erſcheinung macht, iſt, daß der Dichter es verſtanden hat, den Zuſammenſtoß von Ideen, den unvermeidlichen Kampf der unter der Gewalt ſtarrer, rigoriſtiſcher Moral ſtehenden Geſellſchaft, mit dem ſich daraus entwickelnden und ihr gegenübertretenden Bewußtſein in der Form einer dramatiſchen Handlung und feſtgeſchloſſener, in ſich ſelbſt lebendiger Charaktere vor uns werden zu laſſen. Dadurch hört das Werk auf ein Tendenzſtück zu ſein, denn es prägt in einem einzelnen, für ſich abgeſchloſſenen Fall ein allgemeines Weltgeſetz ab, und entbindet alſo dadurch eben ſo ſehr den Blick von dem einzelnen Fall, als es ihn zugleich wieder auf denſelben einſchränkt. Iſt in aller Kunſt, namentlich aber im Drama, dies das Geheimniß des Künſtlers, daß er uns in der Darſtellung des abgeſchloſſenen individuellen Lebens immer über daſſelbe hinausweiſt, und dadurch über die Zufälligkeit des beſondern Falles und das Gemein-Wirkliche erhebt, ſo erkennen wir in Maria Magdalena die Hand des Künſtlers an. Es können in einem Drama vortreffliche Abſichten, tiefe Gedankengegenſätze liegen, und daſſelbe dennoch als Drama unlebendig ſein, weil ihm der Geſtaltungsprozeß fehlt, der eben ſo wenig lernbar als lehrbar iſt, der auch nicht beſchrieben und erklärt, ſondern nur kraft einer verwandten innern Anſchauung wiedergeboren und begriffen werden kann, nämlich: allgemeinen Gedanken, kämpfenden Principien, regierenden Geiſtesmächten ihren ganz individuellen Leib anzuerſchaffen. In einer Zeit, wo, bei dem Leichtſinn und der Oberflächlichkeit dichteriſchen Schaffens, namentlich in der ſchwierigſten und höchſten aller Künſte, der dramatiſchen Poeſie, die Geheimniſſe künſtleriſcher Compoſition faſt vergeſſen zu ſein ſcheinen, muß man ein Werk, was überall das Zeugniß größten Kunſtverſtandes gibt, um ſo höher anſchlagen.“ — „Und wenn der Dichter der Maria Magdalena in der Architektonik ſeines Werkes, in der Conception der tragiſchen Idee dem Angriffe ſelbſt ſchwache Seiten darböte, ſo würde die Art ſeiner Geſtaltung des individuellen Lebens, der Ausdruck der Urſprünglichkeit, welche er den Perſonen ſeines Dramas zu geben gewußt hat, den Beruf deſſelben auf das Unzweideutigſte darlegen.“ — Eine gewichtige philoſophiſche Inſtanz: Ruge ſagte über daſſelbe Werk in der Leipziger Revue: „Die Maria Magdalena iſt eine kühne, fertige That des Genius, deren groſsartige Realität durch den gewaltigen Abſtand zahlloſer ohnmächtiger Anſätze, verunglückter Experimente und thörichter Raiſonnements im dramatiſchen Gebiet nur um ſo imponirender auftritt.“ — „Sie iſt zu erklären aus der individuellen Entwicklung des Dichters. Hebbel iſt, wie ſeine Dichtungen und ſeine Perſönlichkeit gleicherweiſe bekunden, ſelbſt ein Charakter, eine nordiſche Natur von ſeltener, gewaltiger Energie. So bildet das tiefe Ringen des Charakters mit ſich ſelbſt das Thema aller ſeiner bisherigen Dichtungen und ihrer männlichen wie weiblichen Helden.“ Kühne, der den Dichter ſonſt nicht eben mit Glacé-Handſchuhen anfaßt, erklärte die Maria Magdalena für die größte poetiſche That unſeres Epigonen-Zeitalters. Ueber ihn ſelbſt ſagt er in vortrefflicher Charakteriſtik: „Von Raphael's Natur und Art iſt nichts in Hebbel's Dichtungen. Anders iſt es mit Michel Angelo, von dieſem ſteckt was in Hebbel. Das Gigantiſche der Compoſition und das Reckenhafte der Gliedmaßen hat

Hebbel mit Angelo gemein. In Raphael iſt die Schönheit jene Leiter, die im Traum gen Himmel führt. Und was iſt Schönheit nach Hebbel's Begriffen? — Phyſiſche Harmonie? — Hebbel iſt zu ſpirituell, um darauf viel zu geben. Um des Gedankens willen zerbricht er leicht das leibliche Gehäuſe, oder achtet es gering. Schönheit iſt aber mehr als bloße Symmetrie der äußern Formen. Schönheit iſt Harmonie von Leib und Seele. Das iſt ſie wenigſtens nach dem Begriff der Alten und in der Art, wie ſie Goethe verſtand. Und in Raphael, im Maler der Transſiguration und der Himmelfahrt Mariä, iſt ſie vielleicht noch etwas mehr. Der vom Geiſt durchleuchtete Leib iſt verklärt und ſchwebt zwiſchen Erde und Himmel; im Moment der letzten höchſten Weihe des Geiſtes ſchwindet, verduftet und löſt ſich, was irdiſch iſt. So finden ſich in Raphael Himmel und Erde. Der vom Geiſt transparente Leib wird beflügelt und ſteigt hinan. Michel Angelo will den Himmel, den Raphael in ſeiner Verklärung ungeſucht findet, auf Felsſtücken erſtürmen. Und was ſeinen Geſtalten an geiſtiger Durchdringung abgeht, müſſen ſie als Titanen in rieſenmäßiger Leibeslänge ergänzen. Hebbel hat auch das mit ihm gemein. Und wenn er die Welt mit ſeiner Tragik ſchreckt, ſelbſt da wo er ſie zu erheben meint, wenn wir uns vor der Gewalt ſeiner Griffe und Blicke auf Momente zitternd ertappt fühlen und gleich darauf der reckenhaften Ungeberde dieſer Kraft, die uns imponirte, den Rücken wenden, ſo ſcheint es nach den Fehlern wie nach der Größe nicht ohne Grund zu ſein, wenn wir Hebbel einen Michel Angelo von heute nennen. Seine Nachtſtücke der menſchlichen Leidenſchaft haben keinen Theil an den Gebrechen gemeiner Naturen, die ſich als Auswürflinge deutſcher Romantik bezeichnen laſſen. Hebbel's Natur hat vielleicht zu wenig von der weiblichen Seite der Romantik, um irgendwie ſich in Schwelgerei der Phantaſie zu verlieren. Es iſt vielmehr, wo er irrt, ſein Begriff von der Poeſie des Häßlichen, der ihn irreführt. — Das Häßliche hat ſeine Berechtigung in der modernen Dichtung. Während im Homer, in der Iliade, unter Hunderten von ſchönheitsvollen Geſtalten, Therſites die einzige Mißform iſt, während Goethe das Bereich des Häßlichen nur einmal und dann gründlich tief aus der unterſten Hölle und diaboliſch potenzirt im Mephiſto zuſammenfaßte, hat es im Shakeſpeare ſeine ganze Machtvollkommenheit entfaltet. Das Element des Häßlichen hat in dieſer ſeiner vollen Entfaltung zwei entgegengeſetzte Pole. Es ſchreckt uns in ſeiner tragiſchen Geſtalt, und in dieſer Sphäre wird wohl Richard III. als der Gipfelpunkt gelten können, oder es wirkt komiſch, und Kaliban iſt im Witz vielleicht die vollendetſte Verlorenheit des Menſchlichen im Thier. Nach beiden Seiten hin reicht Michel Angelo nicht mehr aus, ſuchen wir Vergleiche. Von Shakeſpearemanie iſt aber Hebbel — in ſeiner Eigenthümlichkeit eine poetiſche Urnatur — ganz fern. Hebbel gefällt ſich, indem er Menſchen zeichnet, gern in Rieſen und Zwergen, er verläuft ſich gern an die Endpole menſchlicher Längenmaße; er greift in der Kühnheit ſeiner poetiſchen Intention nach dem Gigantiſchen und nach dem Koboldartigen. Aber Rieſe und Kobold begegnen ſich ungeſucht in ſeinen Geſtaltungen. Ich ſage ungeſucht, denn in ſeiner poetiſchen Triebkraft iſt der Inſtinct mächtiger als die Combination. Hat Hebbel vielleicht in der ſyſtematiſchen Abgeſchliffenheit ſeines Weſens etwas von der Natur des hanſeatiſchen Inſulaners? Nordiſche Reckenhaftigkeit, wie ſie uns in alten Heldenſagen Skandinaviens entgegentritt, geht in ſeinen Dichtungen Hand in Hand mit der ganzen Harmloſigkeit kindlicher Naivetät.“ Wir übergehen Wienbarg's, Gutzkow's, Duller's, Rötſcher's, Titus Ulrich's, Klein's und vieler Anderer Urtheile über Judith und Genoveva, ſo ehrenvoll und intereſſant ſie auch ſind, um zu den neueren Werken zu kommen. Daß das hart geſcholtene Trauerſpiel in Sicilien ſich auch anders, wie gewöhnlich, auffaſſen läßt, hat unter Anderen **Emil Palleske** in ſeiner ausführlichen Kritik deſſelben bewieſen. „Hebbel hat in ſeinem neueſten Werke die furchtbaren Conſequenzen, welche ſich aus dem Mechanismus des Polizeiſtaates ergeben, darzuſtellen gewagt. Ich ſage: gewagt! Denn allerdings iſt die ſcharfe Schneide, zu welcher der menſchliche Sinn auf Seiten der verwahrloſten, geſindelhaften Maſſe ſowohl, als auf Seiten der polizeilichen Gewalt, geſchliffen wird, ſo gefährlich, von ſo bittrer criminaliſtiſcher Wirklichkeit, daß es ein Wagniß, wenn nicht eine Unmöglichkeit iſt, dies Nebeneinander äſthetiſch zuzubereiten. Gar ein Drama daraus zu ſchaffen, in welchem unmittelbar ſinnlich die Degenſpitze der Themis als das Werkzeug verruchten Mordes gebraucht wird, dies Drama in allen Theilen die Gründe, Wirkungen, fernen und nahen Verwandtſchaften, kurz eine Dialektik des polizeilichen Getriebes darſtellen zu laſſen, muß wenigſtens höchſt kühn erſcheinen und das Lob um ſo begründeter, daß es dem Dichter mit ſeinem Problem gelungen ſei." — „Da dieſer Dichter eine durch und durch geſetzmäßige Natur iſt, ſo bildet jedes neue Werk ein Correlat zu einem frühern oder folgenden, und erſt die Geſammtheit ſeiner Lebensſymbole werden die Größe und Tiefe, die Präciſion und den Schwung dieſes Geiſtes offenbaren, wo die Kritik jetzt nur erſt hinweiſen und andeuten kann. Hebbel muß ihr in dieſem Beſtreben auch verzeihen, wenn ſie nicht Alles richtig auffaßt. So iſt mir z. B. die ganze Schurkenuniverſität Algier mit der Kriegswirthſchaft im Hintergrunde als eine nothwendige Perſpective des dargeſtellten Gegenſtandes erſchienen. Denn der Krieg nur als eine Operation der Cabinette, als bloßes Eroberungs- und Diplomatengeſchäft iſt nach außen daſſelbe, was nach innen der Mechanismus des Beamtenthums, und Bonaparte's öfteres Hineinblitzen in die Flanerieen des Ambroſio iſt von charakteriſtiſcher Wirkung.“ Das Nämliche bewies Alexander Jung hinſichtlich der Julia. „Vor Allem muß man beim Verlaufe dieſes Stückes nicht die müßigen Fragen aufwerfen: warum ſo viel Unnatur? warum eine ſo ſchneidende Darſtellung von Menſchen, welche bei vieler Bildung doch faſt nur Haltloſigkeit und Jämmerlichkeit ihrer moraliſchen Charaktere kund geben? Es iſt völlig grundlos, hier kleinlich kritiſch zu mäkeln, wo es dem Dichter von vorn herein darauf ankommt, unſere Zeit in ihren Grundgebrechen, im Weltſchmerz und in der Blaſirtheit ohne alle Schmeichelei und Milderung zur Anſchauung zu bringen. In dieſer ihrer Entartung hat die Gegenwart ihm geſeſſen und er hat ſie, der treueſte Maler, bis auf jede Wendung wiedergegeben.

So ſchon hat der Dichter eine ſittliche Aufgabe gelöſt, aber er hat ſie noch mehr und auch wahrhaft dramatiſch dadurch gelöſt, daß ihn eine Grundidee leitete, daß er doch nicht blos die Jämmerlichkeit zur Darſtellung brachte, und daß er endlich ſo geartete Charaktere grade nur zu einem ſolchen Aufwande des Handelns kommen ließ, als ſie deſſen fähig waren und auch in der Wirklichkeit ſind.“— „Das Ende dieſer Tragödie, welches Viele nicht befriedigen wird, weil ſie ſich leider ſo ſehr an die Sühnung durch Blut im Tragiſchen gewöhnt haben, hat der Dichter ganz und gar folgerichtig aus der Grundidee hergeleitet, welche die iſt, daß es auch durch die vertrakteſten Zuſtände innerer Aufgelöſtheit noch einen Durchgang und von ihnen eine Erlöſung geben müſſe (wenn nur noch ein Reſt von ungebrochener Sittlichkeit da iſt), aber nicht durch die neue Erbärmlichkeit des Selbſtmordes, ſondern durch Ausdauer im Leben, und die Zuverſicht, daß bei wahrhafter Sinnesänderung auch aus dem Moder der Blaſirtheit und ſogar des Verbrechens noch eine Neugeburt hervorgehen könne. Hieraus folgt denn auch für das Ende des Stückes nicht der Tod, ſondern das Leben, und der Dichter hat mit dieſem Ende eben ſo die Zukunft der Menſchheit angedeutet, wie er uns in dem Verlaufe deſſelben die Gegenwart darlegt. Schon daß der Graf Bertram in dem

Stücke ſelbſt nicht ſtirbt, iſt die neue Wendung der Zukunft, auch der Tragödie. Wenn wir uns demnach in das eigentliche Weſen der drei Hauptcharaktere dieſes Trauerſpiels vertiefen, ſo finden wir, was am Anfange Keinem von uns einleuchten wollte, daß in ihnen nicht blos der moderne Weltſchmerz zuckt, obwohl er dem Jetzigen in treueſter Treue abgelauſcht iſt, ſondern es iſt umfaſſendſter Menſchenſchmerz, der mit der Geſammtſchuld des Geſchlechts auf's Genaueſte zuſammenhängt; ſo daß aus dieſem Stücke viel Andacht und Heiligung des Lebens zu lernen iſt, wenn beides nur irgendwie gelernt werden kann. Es ſind Exequien, die hier begangen werden, welche, trotz des Betrugs von Seiten Tobaldi's, den immer geſchäftigen Tod uns zur Mahnung werden laſſen, nicht auch uns der Frivolität und Raſerei des Zeitgeiſtes hinzugeben, ſondern Höheres, Bleibendes zu cultiviren. Wie viel Liebe iſt unter dieſen Menſchen Haß, und wie viel Haß dennoch Liebe, reinſte, obwohl leidenſchaftlich-phantaſtiſche Liebe! Dieſes Hebbel'ſche Stück iſt werth, daß man es vor jedem tiefer gebildeten Publicum aufführe; ein ſolches würde davon hingeriſſen, aber auch erhoben werden. Solche Früchte zeitigt nicht die Tagesbühne der Jetztzeit, nicht die beliebte Tendenz, die auf Zug- und Effect-Dramen Jagd macht. Wie würde der

Verfaſſer von Emilia Galotti dieſe Leiſtung Hebbel's zu würdigen gewußt haben!" Das verſtändigſte Urtheil über den Rubin hat Kühne abgegeben; wir haben es benutzt. Herodes und Mariamne hat viele tief eingehende Beſprechungen erfahren und iſt von den verſchiedenſten Standpunkten aus beleuchtet worden. Die erſchöpfendſten Abhandlungen finden ſich in der deutſchen Monatsſchrift und in dem Jahrbuch Lydia; wir bringen einen kleinen Auszug aus beiden. „Hebbel — heißt es in der deutſchen Monatsſchrift — iſt der eigentliche Dichter der Epoche, wenn wir überhaupt einen ſolchen haben. Seine Fehler und Mängel, die ich nicht verkenne, wie ſeine Vorzüge und großen Eigenſchaften, über die ſelbſt die Blinden ſtolpern müſſen, beſtätigen dies auf gleiche Weiſe; jene ſind hiſtoriſch, wie dieſe. Das Univerſelle ſeiner Natur zeigt ſich ſchon in der Vielſeitigkeit ſeiner Kraft; er iſt der erſte unſerer Dichter nach Schiller und Goethe, der im Komiſchen, wie im Tragiſchen gleich bedeutend iſt, und dem auch im Lyriſchen alle Töne zu Gebote ſtehen. Von der Judith zum Schnock oder zum Diamant, welch' ein Abſtand! Zwiſchen dem Liebeszauber und dem Terzinen-Gedicht, welch' eine Kluft! Und dennoch iſt der „Bär mit der Kaninchen-Phyſiognomie," der haſenherzige Tiſchler, oder der Jude, der ſein Schickſal im Bauch mit ſich herumſchleppt, eben ſo lebendig, eben ſo farbenhell und friſch hingeſtellt, wie der renommiſtiſche Titan Holofernes. Und dennoch ſteht eine Reflexions-Poeſie, die in zweihundert ehern zuſammen geſchmiedeten Verſen eine ganz neue und tiefe Philoſophie über die letzten Dinge vorträgt, neben einer Poeſie der ſüßeſten Naivetät, ohne ſie in ihrer freien Entwicklung zu hindern oder von ihr in der eigenen gehindert zu werden. Dies Univerſelle charakteriſirte aber von jeher den Dichter der Epoche, dem alle Formen nothwendig ſind, weil er allen Elementen der Zeit und der Welt gerecht werden ſoll.“ — „Von Hebbel iſt eine neue Tragödie: Herodes und Mariamne erſchienen. In keiner Tragödie unſerer Literatur wird das inhaltſchwere Wort Nothwendigkeit ſo oft ausgeſprochen, wie in dieſer, keine iſt aber auch ſo ſehr reines Product der Nothwendigkeit, wie ſie. Das mag für Viele, die gern links und rechts bequeme Seitenwege mit lachenden Ausſichten offen ſehen mögen, welche von den Helden in ihrer Blindheit nur nicht bemerkt werden, etwas Erſchreckendes und Abſtoßendes haben; es iſt und bleibt aber im Tragiſchen das Kennzeichen der Vollendung. Ich ſage es dem Leſer voraus: der Gang der Handlung iſt wie der Weg einer Lawine; wer Einwendungen gegen ihn machen will, der muß die Charaktere ſelbſt in ihrer „urſprünglichen

Miſchung“ anfechten. Das geht aber nicht an, denn dieſe Charaktere ſind nicht blos pſychologiſch, ſie ſind auch ſtreng hiſtoriſch, und finden ihrerſeits wieder ihren Erklärungsgrund in der Zeit, der ſie angehören. Dieſe Zeit war eine furchtbare; ein Bild von ihr zu entwerfen, kann nicht meine Aufgabe ſein, nur ſo viel ſei beiläufig geſagt, daß ſie im Hauptpunkt der unſerigen glich: das Fundament der damaligen Geſellſchaft war überall gelockert und Nichts ſtand mehr feſt. Ich glaube aber nicht zu irren, wenn ich annehme, daß der Dichter uns eben wegen dieſer Verwandtſchaft mit unſeren eigenſten Zuſtänden dies ungeheure Bild einer fürchterlichen Epoche vorgeführt hat. Wir ſahen, wie zwei Weltzuſtände, der grobmaterialiſtiſch-römiſche und der ſpitzfindig-ſpiritualiſtiſch-jüdiſche, die ſich extremartig gegenüberſtehen, einander vernichten, und wie ein dritter, der chriſtliche ſich Bahn bricht. Darum erblicken wir im Hintergrund die Weltherrſcherin Rom mit allen ihren ſcheußlichen Ausgeburten; weiter im Mittelpunkt das kleine, ſtarre Judäa mit ſeinem unvernünftigen Buchſtaben-Fanatismus und ſeinem noch unvernünftigeren Factionenſtreit; endlich am Schluß das Chriſtuskind in der Wiege und die heiligen drei Könige, die nach ihm forſchen und fragen. Das Chriſtenthum war die Negation des Judenthums und des Heidenthums zugleich, und bildete den Ausgangspunkt einer neuen Zeit; ſeine Erſcheinung ſchließt daher den Kreis, und bedeutſamer konnte es nicht eingeführt werden, als in Geſtalt eines hilfloſen Kindes, dem die Mächtigen der Erde ſich beugen, ohne durch Waffengewalt dazu gezwungen zu ſein. Darum hatte der Dichter Recht, daß er nicht die Weiſen aus dem Morgenlande, deren Luther's Bibelüberſetzung gedenkt, ſondern die drei Könige der Vulgata mit Gold, Weihrauch und Myrrhen auftreten ließ.“ Vermuthlich iſt dieſe Abhandlung von Kuno Fiſcher, der an demſelben Ort bei jeder Gelegenheit auf Hebbel zurückkommt und ihn für den einzigen Dichter der Gegenwart erklärt, der einen Charakter aus ſich ſelbſt zu entwickeln und die geheimen Kräfte der Gemüthswelt dramatiſch zu offenbaren verſteht; wir wären auf die Widerlegung derſelben begierig. Die Abhandlung der Lydia, ausgezeichnet an und für ſich und faſt noch tiefſinniger, wie die vorhergenannte, iſt deshalb ſo wichtig, weil ſie vom ſtreng katholiſchen Standpunkt aus das Verhältniß des Werks und des Dichters zum Katholicismus beleuchtet. Wir geben nur den Schluß.

„Wenn der Erſte der drei Könige ſagt:

> Wir gingen nicht zuſammen aus, wir wußten
> Nichts von einander; unſ're Reiche liegen
> Im Oſten und Weſten, Meere fließen
> Dazwiſchen, hohe Berge ſcheiden ſie.

Und der Zweite fortfährt:

> Doch hatten wir denſelben Stern geſehen,
> Es hatte uns derſelbe Trieb erfaßt,
> Wir wandelten denſelben Weg und trafen
> Zuletzt zuſammen an demſelben Ziel.

So iſt dies etwas, wofür ich wieder nur das Wort Intuition habe, und es liegt hierin eine Weihe, wie ſie nimmer das Talent, ſondern eben nur der geniale Geiſt ſein nennt. Aus dem hie und da Vorausgeſchickten ergibt ſich von ſelbſt: daß die Hereinziehung des Himmliſchen und Heiligen in die Tragödie nicht nur nichts Störendes, ſondern die Höhe und Verklärung derſelben und die Bedingung ihrer Reform und Reſtauration iſt. So lang das künſtleriſche Bewußtſein vom Drama überhaupt (und folglich auch vom Luſtſpiele) kein gründlicheres und univerſaleres iſt als eben jetzt, wird man allerdings auf ein langſames Verſtändniß für dieſe Wahrheit gefaßt ſein müſſen, und es thäte Noth: daß um dies Verſtändniß ſchneller zu ermitteln, die Tragödie indeſſen ihre beſonderen heiligen Räume hätte. Iſt dies aber nicht der Fall, ſo läßt das Princip deshalb an ſich nicht markten, und es wird immer darauf ankommen: daß, abgeſehen von aller Achtung oder Mißachtung des Heiligen von Außen her (daran jene wie dieſe das Heilige doch nur erhöht und zum Siege führt), wohl unterſchieden werde: ob der Himmel und ſeine Gewalten auf's Commando eines Narren (der ſelber nicht weiß woher?) citirt werden — oder — ob ſolcher Rapport aus der Tieſe und der Höhe der Tragödie ſelbſt ſich herauswachſe, wie dies in Herodes und Mariamne der Fall iſt. Man könnte eben ſo gut dem Tempel ſeine Glorie, ſeine Kuppel nehmen, als dieſer Tragödie ihre heiligen drei Könige.“ Urtheile der Wiener Journaliſtik ſchließen wir bis auf ein einziges, das wir am Schluß mittheilen werden, für dies Mal aus, obgleich die gewichtigſten Ausſprüche von Robert Zimmermann, Saphir, Karl Beck u. ſ. w. vorliegen. Doch wollen wir noch einen Franzoſen über Hebbel vernehmen, und zwar denjenigen, der ſich das gründlichſte Studium der deutſchen Literatur zur Lebensaufgabe gemacht hat; wir meinen Saint René Taillandier, der überall ſo gern citirt wird, ſelbſt von den Anhängern des Herrn Oscar v. Redwitz, daß auch wir ihn wohl citiren dürfen. „De tous ces poètes, et le nombre en est grand qu'ont exaltés ces mystiques espérances, un seul jusqu'à ce jour a vivement excité l'attention. J'ai nommé Mons. Fréderic Hebbel. Penseur subtile, imagination singulière, écrivain pathétique et nerveux, ses défauts comme ses qualités sont empreints d'une originalité

incontestable.“ — „Le dedain est le seul sentiment que n'ait pas inspiré M. Hebbel; il est impossible en blâmant ses erreurs, de méconnaitre son talent et sa force. Qu'on le prenne pour le rénovateur de l'art ou pour une vivante énigme, il faut bon gré mal gré saluer dans ce bizarre esprit l'écrivain le plus dramatique, qui ait paru en Allemagne depuis Schiller.“ — „Une seule de ces créations (Judith, Geneviève, Herodes et Mariamne, Agnes Bernauer) suffirait sans doute, pour placer l'auteur dans la famille de Schiller et bien au-dessus des hommes, qui travaillent depuis quinze ans, à relever la scène allemande.“ — — „Que son imagination soit simple, que son ame soit sereine, que son théâtre, renonçant aux prétentions mystérieuses, ne se préoccupe que de l'Allemagne — et il donnera un poète à l'Europe.“

Die Wiener „Preſſe“ vom 3. Februar 1849 bringt eine Kritik über die Judith von Hieronymus Lorm, aus der wir die nachfolgende Stelle hervorheben. „Die Thätigkeit des Nationalgeiſtes, nicht von äußern Feinden zur hiſtoriſchen Bewegung erweckt, von innern Feinden aber in jeder politiſchen Bewegung niedergehalten, äußerte

ſich endlich als ſociale Bewegung am deutlichſten. Auf dieſem Gebiete ſtand eine große Reformation vor dem Seherblick des Dichters, deren Anfänge ſich bereits in poſitiver Geſtaltung zum Drama verarbeiten ließen. Gutzkow war ſo ziemlich der Erſte, der das ſociale Drama im Sinne der Gegenwart zu ſchaffen verſuchte. Er kam aber nicht weiter damit, als ohne Kunſtgenius die bloße Kunſtfertigkeit gelangen kann. Sein Beſtes zeigte immer nur von der mühſeligen Anſtrengung, das Beſte zu erreichen. Auf dem Punkt, wo das geſchickteſte Klettern nicht mehr genügt, wo nur ein göttlicher Flügelſchwung bis zur Höhe des Kranzes trägt, ſank er immer zur überwundenen Niedrigkeit des ſocialen Drama's herab, wie es Iffland auffaßte. Ich habe von einem Arzt geleſen, der die Hornhaut eines Hundes ſo künſtlich einem blinden Menſchenauge einzuſetzen wußte, daß es eine dämmernde Ahnung vom Licht bekam. Er hätte ein ſchöpferiſcher Gott ſein müſſen, um ihm die natürliche Sehkraft zu geben. Gutzkow's blos kunſtfertiger Geſchicklichkeit gegenüber iſt aber nur ein einziger Dichter erſtanden, der mit poſitiver Schöpfungskraft, nämlich auf dem Gebiete des Drama's ſeiner Zeit, ein hellſehendes Auge für die ganze Wichtigkeit und Bedeutung des modernen Socialismus gegeben, und dieſer Eine iſt: Friedrich Hebbel. In Maria Magdalena wird dies auch dem oberflächlichen Blick ſchon deshalb klar, weil die Handlung ſich in modernen Verhältniſſen bewegt. Noch tiefer, inniger und urſprünglicher jedoch ſcheint uns dieſe Richtung in Judith eingeſchlagen. Die Grundlage der Geſellſchaft, Mann und Weib, entwikeln ſich hier zur vollſten Reiſe, zu vollendeten Typen. Statt aber einer dem andern von der Einzelherrſchaft des ſelbſtſtändigen Individuums ſo viel zu opfern, als nothwendig, um den feſten Kreis ſchließen zu können, in welchem die höchſte Idee des Menſchenthums [illegible], werden ſie vielmehr, indem ſie ihre Individualität über das Maß und die Begränzung hinaustreiben, welche das Ganze oder jene höchſte Idee fordert, einer des andern tragiſcher Untergang.“

Druck von Keck & Pierer in Wien.

Agnes Bernauer.

Ein deutſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Von

Friedrich Hebbel

Das Trauerſpiel Agnes Bernauer, zum erſten Mal aufgeführt im königl. Hoftheater zu München am 25. März 1852, dann in Weimar, Stuttgart u. ſ. w., iſt den Bühnen gegenüber als Manuſcript zu betrachten, und bleibt Eigenthum des Verfaſſers. Denjenigen Directionen, welche wegen unzulänglicher Beſetzung der kleineren Rollen oder aus irgend einem anderen Grunde eine Verkürzung des fünften Actes wünſchen, ſteht eine ſolche auf ſchriftliche Anfragen zu Dienſten.

Agnes Bernauer.

Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von

Friedrich Hebbel.

Wien.
Verlag von Tendler & Comp.
1855.

Agnes Bernauer.

Ein deutſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen

Perſonen:

Ernſt, regierender Herzog zu München Baiern.
Albrecht, ſein Sohn.
Hans von Preiſing, ſein Kanzler.
Marſchall von Pappenheim
Ignaz von Seyboltsdorf,
Wolfram von Pienzenau,
} Ritter auf der Seite des Herzogs Ernſt.
Otto von Bern.
Graf Törring,
Nothhafft von Wernberg.
Rolf von Frauenhoven.
} Ritter auf der Seite des Herzogs Albrecht.
Hans von Läubelfing, ein Ritter von Ingolſtadt.
Emeran Nußberger zu Kalmberg, Richter zu Straubing.
Caſpar Bernauer, Bader und Chirurgus zu Augsburg.
Agnes, ſeine Tochter.
Theobald, ſein Geſelle.
Knippeldollinger, ſein Gevatter.
Hermann Nördlinger, Bürgermeiſter zu Augsburg.
Barbara,
Martha,
} Bürgermädchen.
Stachus, ein Diener.
Der Kaſtellan auf Vohburg und Straubing.
Ein Herold des Reichs.
Ein Legat der Kirche.

Volk, Ritter und Reiſige in großen Maſſen. Die Handlung ereignet ſich zwiſchen 1420 und 1430.

Erſter Act.

Augsburg.

Erſte Scene.

(Baderſtube.)

Theobald (allein, einen Blumenſtrauß in der Hand). Ich weiß nicht, was ich thun ſoll. (Er hält den Blumenſtrauß empor.) Zertret' ich dich? Um die ſchönen Roſen wär's Schade, die ſind unſchuldig! Oder überreich' ich dich? Nein, gewiß nicht, und das hätt' ich ihm gleich geſagt, dem Herrn Ungetreu, der zu glauben ſcheint, daß ich keine Augen habe, und kein Herz, und kein Blut, wenn — Ja, das war's ja! Ich wollte ſie prüfen! Da kommt ſie! Mit dem Morgenſüppchen des Vaters! O, wie das ſchmecken muß! Wenn die für mich einmal kochte, ich — (verbirgt den Strauß).

Zweite Scene.

Agnes (tritt ein mit einer Suppe). Guten Morgen, Theobald!

Theobald. Danke ſchön, Jungfer, danke ſchön! Wohl geſchlafen?

Agnes. So ſollt' ich Euch fragen! Ihr werdet oft herausgeklopft, wenn ſie gerauft haben, und ein Pflaſter brauchen.

Theobald. Das bemerkt Ihr? (für ſich.) Ich geb' ihr den Strauß und beſtelle Alles! Wenn ſie dann ein Geſicht macht und pfui ſagt und mich anfährt: dazu gibſt Du Dich her —

Agnes. Was verbergt Ihr denn hinter dem Rücken?

Theobald (zeigt den Strauß). Ja ſo, das hätt' ich bald vergeſſen!

Agnes. Ah, der iſt ſchön! Gebt ihn mal her! (Sie riecht.) Wenn wir doch auch einen Garten hätten! Weſſen Namensfeſt iſt denn heute? (Sie will ihn zurückgeben.)

Theobald. Behüte, er gehört Euch!

Agnes. Mir? O, da dank ich! Aber da geht's mit Eurem alten Ohm wohl bald zu Ende?

Theobald. Mit meinem Ohm?

Agnes. Nun ja, weil er ſeine Blumen zu verſchenken anfängt, das pflegt ein Gärtner nicht zu thun, und gekauft habt Ihr ſie doch gewiß nicht?

Theobald. Er iſt nicht von mir!

Agnes. Nicht von Euch? Von wem denn?

Theobald. Rathet!

Agnes. Von — — Nein, Barbara kann's nicht ſein, die ſieht mich nicht mehr an, ich weiß zwar nicht, warum.

Theobald. Es iſt keine Sie!

Agnes. Keine Sie? Und Ihr ſeid's auch nicht? (Sie legt den Strauß auf den Tiſch.)

Theobald. Gott Lob, ihr fällt ſonſt Niemand ein!

Agnes. Aber, da muß ich Euch doch fragen — —

Theobald. Scheltet nur! Ich wollt's bloß wiſſen!

Agnes. Was?

Theobald. Ob Ihr vielleicht in der Kirche nach ihm geblinzelt, oder ihm wohl gar bei einem Tanze die Hand gedrückt hättet!

Agnes. Wem denn?

Theobald. Es iſt ſchon gut, wenn Ihr nicht von ſelbſt auf ihn kommt! (Er nimmt den Strauß.) Ha, unſerer alten Gertrud will ich ihn jetzt verehren, die ſoll ihn an die platte Bruſt ſtecken, wenn ſie auf den Markt humpelt und ſich mit einen Knix bedanken, wenn ſie ſich an dem Hauſe vorbei ſchiebt! (Er ſpringt.) Ich könnte jetzt — — (Er ſingt.)

Wenn zwei ſich die Hände geben — —

Jungfer, es iſt ein ſchönes Lied! (Singt wieder.)

Und wer ein guter Geſelle iſt,
Der wird wohl auch ein Meiſter!

Oder iſt das nicht wahr?

Agnes. Ihr ſeid zu früh luſtig! Spät am Abend iſt beſſer, als früh am Morgen.

Theobald. Und doch ſingen die Vögel, wenn ſie erwachen, und nicht, wenn ſie einſchlafen. (Er faßt ihre Hand.)

Agnes (zieht ſie zurück.) Was wollt Ihr?

Theobald. Bloß nachſehen, ob — Ihr habt ſie mir einmal gelaſſen!

Agnes. Als Ihr mir eine Ader öffnen ſolltet!

Theobald. Nun freilich! (Er nimmt die Hand wieder.) Ließ mein Schnepper keine Spur? Ich machte es ungeſchickt!

Agnes. Zittert Ihr immer ſo dabei, wie damals?

Theobald. O nein! mir ward nur ſo wunderlich, als ich Euch weh thun ſollte. Aber wie roth Euer Blut iſt! (Für ſich.) Aus meinen Lippen hätt' ich gern den Verband gemacht, wenn der Vater nicht dabei geſtanden wäre!

Dritte Scene.

Knippeldollinger (ruft in's Fenſter). Guten Morgen, Pathchen!

Agnes. Guten Morgen, Herr Gevatter!

Theobald. Iſt der alte Geck auch ſchon da?

Knippeldollinger. Ich habe von Euch geträumt!

Agnes. Danke der Ehre!

Theobald. Von Deinem Begräbniß hätt'ſt träumen ſollen! Das hätt' ſich beſſer geſchickt.

Knippeldollinger. Kirſchen gab ich Euch, von den großen fremden, die ich an der Mauer aufziehe!

Agnes. Sind die ſchon ſo weit?

Knippeldollinger. O ja, es kommt heut Abend ein Korb voll davon auf's Tanzhaus!

Theobald. Da werden ſie gut bezahlt!

Knippeldollinger. Und während Ihr ſie verzehrtet, führte ich Euch ſpazieren!

Theobald (laut). Auf den Kirchhof, ja wohl, ich war mit dabei!

Knippeldollinger. Spaßvogel, iſt er auch da?

Theobald. Ihr tratet auf einen Todtenkopf, und der ſchnappte nach Euch, es war der von Eurer letzten Frau!

Agnes. Pfui!

Knippeldollinger. Nicht doch, nicht doch, Pathchen, ein Vater muß ſpaßig ſein, man will doch was hören, wenn man ſich den Bart oder das Haar ſcheren läßt. Der Theobald taugt zum Geſchäft! Nur in die Ohren muß er Niemanden ſchneiden, wie neulich mir! Nun, geh' ich heute leer aus, bekomm' ich das Patſchchen nicht?

Agnes. Ich habe wieder die Blattern!

Knippeldollinger. Halt' mir das nicht immer vor! Nun, ich werde Dich nachher noch ſehen, denn die Muhme wird Dich zum Turnier abholen, ich habe für Plätze geſorgt. Das wollt' ich Dir eigentlich ſagen!

Agnes. Danke! Zwar weiß ich nicht —

Knippeldollinger. Ei, es kommt nicht alle Tage. Ritter, Grafen und Barone ſind ſchon hier in Augsburg ſelten, nun gar ein Herzog von Baiern — der Tauſend, da wird Niemand, als der Scharfrichter mit ſeinen Freiknechten fehlen, der freilich gute Gründe hat, nicht unter ehrlichen Chriſtenmenſchen zu erſcheinen!

Vierte Scene.

Theobald. Da humpelt er hin auf ſeinen drei Beinen. Ihr ſteht doch in ſeinem Teſtament? Nun, Recht hat er, es wird luſtig zugehen, ich freu' mich auch! (Es wird etwas durch's Fenſter geworfen.) Was iſt denn das? Es klirrt ja!

Agnes. Schlüſſel!

Fünfte Scene.

Barbara (tritt in die Thür). Darf ich ſie wieder holen?

Agnes. Barbara!

Barbara. Agnes?

Agnes. Du kamſt lange nicht!

Barbara (nimmt die Schlüſſel auf). Und jetzt hab' ich hier etwas zu thun! Siehſt Du?

Agnes. Wir waren immer ſo gut mit einander: was haſt Du jetzt gegen mich?

Barbara. O, das bin ich nicht allein!

Agnes. Heilige Mutter Gottes, was ſagſt Du da?

Barbara. Du ſiehſt Deine Geſpielinnen wohl gar nicht mehr an, daß Du nicht weißt, wie ſie Dich anſehen?

Agnes. Es iſt wahr, ich erhalte meinen Gruß nicht immer ſo freundlich zurück, wie ich ihn biete!

Barbara. Glaub's!

Agnes. Aber bei Gott, wenn mir das mit Einer begegnete, ſo dacht' ich: Sie hat ſchlecht geträumt oder ſie iſt von der Mutter geſcholten oder ſie hat ihren Ring verloren —

Barbara. Dabei kamſt Du denn freilich gut weg.

Agnes. Was thu' ich denn? Sag's!

Barbara. Thun! Was thun! Wenn's ſchon ſo weit gekommen wäre, ſo würde man leicht mit Dir fertig!

Agnes. Barbara!

Barbara. Sag' doch einmal, warum — — (ſie zeigt auf Theobald) Nun, da ſteht ja gleich wieder Einer und gafft! (Zu Theobald.) Nicht wahr, ich bin gar nicht da! (Zu Agnes) Gehſt Du heute? Zum Turnier, mein' ich! Ja? Nun, da will ich's Allen anſagen, damit ſie zu Hauſe bleiben, ich zuerſt!

Agnes. Das iſt zu arg, das muß mein Vater wiſſen.

Barbara. Bewahre! Niemand redet Dir was Uebles nach!

Agnes. Und doch flieht man mich? Doch will man mich ausſtoßen?

Barbara. Agnes, ſieh' mich mal an!

Agnes. Nun?

Barbara. Wie wär' Dir wohl zu Muthe, wenn — laß' uns hinauf gehen in Deine Kammer!

Theobald. Ich will nicht im Wege ſein, wenn gebeichtet werden ſoll! (ab)

Barbara. Ja, wie wär' Dir zu Muthe, wenn Du, wie ſag' ich nun, wenn Du Einen gern hätteſt und der hätte nur Augen für mich?

Agnes. Wie ſoll ich das wiſſen!

Barbara. So will ich's Dir ſagen! Du würdeſt — — Doch ich will mich nicht lächerlich machen, Du weißt es ſelbſt recht gut! Und meinſt Du, daß es Anderen beſſer geht? (Bemerkt den Strauß.) Woher kommt der?

Agnes. Das weiß ich nicht!

Barbara. Nicht? Kommen ſo viele? Wenn er von meinem Wolfram käme, ich — — Und es iſt gern möglich, gerade die Blumen ſtehen in ſeinem Garten! Geſtern den ganzen Tag ſah ich nach ſeinem Vetter, zwang mich, dem gleichgültigen Menſchen verliebte Blicke zuzuwerfen und dachte, er würde raſen. Abends, als wir zu Hauſe gingen, ſtrich er den Burſchen ſelbſt gegen mich heraus, es war ihm recht geweſen, ich hatte ihm einen Gefallen damit gethan!

Agnes. Arme!

Barbara. Daran biſt Du Schuld, Niemand Schuld, als Du! Als er Dich noch nicht kannte, hing er an mir wie eine Klette. In den Bärenzwinger wär' er für mich hinabgeſtiegen und hätte meinen Handſchuh heraufgeholt. Und nun — pfui!

Agnes. Du ſchiltſt mich und ich weiß nicht einmal, wovon Du ſprichſt!

Barbara (nimmt den Strauß). Ich will ſchon dahinter kommen, ich nehm' ihn mit!

Agnes. Mir gleich!

Barbara. Allen machſt Du abſpenſtig, was ihnen gehört! Ich würde mich ſchämen!

Agnes. Kannſt Du ſagen, daß ich auch nur Einen anſehe?

Barbara. Das iſt's vielleicht eben! Nonne und doch keine! Heilige, aber noch nicht im Himmel! Die muß man Gott abjagen! Da muß man Alles daran ſetzen! Ei, ſei wie wir, guck' auf, ſprich und es wird ſich geben!

Agnes. Thät' ich's, ſo würdeſt Du wieder ſchmählen!

Barbara. So geh' in's Kloſter, wirf den Schleier über, den Niemand heben darf! Ich Dich um Vergebung bitten? In Ewigkeit nicht!

Agnes. Wer verlangt's denn?

Barbara. Mein Beichtvater! Glaubſt Du, ich kam von ſelbſt? Aber nein, lieber auf Erbſen knieen! (Hält den Strauß in die Höhe.) Den werd' ich ihm jetzt ſchenken! Kennt er ihn nicht, ſo ſchick' ich Dir einen doppelt ſo ſchönen! (ab.)

Agnes. Sie thut mir leid! Aber kann ich's ändern?

Sechſte Scene.

Theobald (tritt wieder ein). Die hat die arme Gertrud ja beraubt!

Agnes. Sie ſcheint den Verſtand verloren zu haben!

Theobald. Das mögt' ich doch nicht ſagen!

Agnes. So hätte ſie Recht?

Theobald. Ich glaube faſt! Jungfer, ich könnt' Euch alle Morgen — —

Siebente Scene.

Caſpar Bernauer (tritt mit einem Buch ein, das in ein rothes Tuch gewickelt iſt; zu Agnes). Ja, ja, ja! Wenn ich nur nicht mit ſoll! Nun geh' hinauf und lege Dein Kettlein an. Sie blaſen ſchon am Frohnhof.

Agnes. Nein, Vater, ich bleibe zu Hauſe!

Caſpar Bernauer. Wie? Was? Warum warteſt Du hier denn auf mich? (Zu Theobald.) An den Deſtillirkolben! Das Feuer wird zu ſchüren ſein!

Theobald (geht ab).

Caſpar Bernauer. Nun?

Agnes. Vater, all' die Augen — es iſt mir, als ob mich gerade ſo viel Bienen ſtächen! Und er weiß ja, ſie ſehen Alle nach mir!

Theobald (tritt wieder ein).

Caſpar Bernauer. Sieh Du ſie wieder an! Nun, wenn Du lieber Deinen Roſenkranz abbeteſt, meinetwegen! (Sieht ſich um, zu Theobald.) Noch keine Salben abgerührt? Hat der Hahn heut Morgen nicht gekräht?

Theobald (geht an's Geſchäft).

Agnes. Barbara war hier, Alle haſſen mich, ich verderb' ihnen den Tag, wenn ich komme.

Caſpar Bernauer. Und darum willſt Du ausbleiben? Nichts da! Dann dürfte der beſte Ritter ja auch nicht kommen, denn der verdirbt den Uebrigen ja auch den Tag. Und der nächſtbeſte eben ſo wenig, und wer noch, bis auf den letzten, der nur zum Umpurzeln da iſt! Thorheit und kein Ende! Hinauf! (Zu Theobald.) Und Du hole die Flaſche mit dem Wundwaſſer herunter!

Beide (ab).

Achte Scene.

Caſpar Bernauer. Die Suppe iſt kalt geworden! Ich nehm's für genoſſen! (Legt das Buch auf den Tiſch.) Biſchöfliche Gnaden haben Recht, wenig bring' ich heraus und gerade die Hauptſachen nicht, die vom Hippokrates, denn die ſind griechiſch. Ich muß es ſo zurücktragen.

Neunte Scene.

Knippeldollinger (tritt herein). Guten Morgen, Gevatter! Ah! Das iſt wohl ein Buch? Ja?

Caſpar Bernauer. Und das iſt wohl ein funkelnagelneues Wamms?

Knippeldollinger. Nun, wenn alte Leute Nichts mehr machen ließen, würde mancher Schneider hungern! (Sieht in's Buch.) Herr Je, wie kraus und bunt! Und das verſteht Ihr, wie der Biſchof?

Theobald (tritt mit der Flaſche ein und macht ſich wieder zu thun).

Caſpar Bernauer. Ihr müßt immer fragen!

Knippeldollinger. Wie alt das wohl iſt!

Caſpar Bernauer. Seit der Kreuzigung unſeres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti ſind jetzt verfloſſen Ein Tauſend vier hundert ſechs und zwanzig Jahre, aber der Autor dieſes Buches, das iſt zu ſagen der Urheber, nämlich der Mann, der es gemacht hat, war ſchon über vier hundert Jahre todt, bevor der Herr auf Erden im Fleiſch unter uns erſchien.

Knippeldollinger. Macht an die zweitauſend Jahre! Sollte man's glauben, daß es Leute gibt, die ſolche Bücher ſo lange aufheben? Es iſt doch kein Geld! Denkt nur an all' die Feuersbrünſte und Ueberſchwemmungen, an Peſtilenz und Seuchen! Sieh, ſieh!

Caſpar Bernauer. Es gab immer gelehrte Männer!

Knippeldollinger. Freilich, freilich! Was gab's nicht! Wenn man das ſo erwägt, Gevatter, und gehörig bedenkt — Ja, ja! Nicht wahr? Sagt ſelbſt!

Caſpar Bernauer. Ich weiß nicht, was Ihr meint!

Knippeldollinger. Ho, ho! Beſſer, als ich! Damit kommt Ihr mir nicht durch. Nun, wie Ihr wollt! Wo bleibt denn mein Pathchen? Die Muhme wird ſchon warten!

Caſpar Bernauer. Ja, die hatte Grillen! (Zu Theobald.) Spring' einmal zu ihr hinauf! Bring gleich das Beſteck mit! Wir werden's brauchen.

Theobald (ab).

Knippeldollinger. Ihr geht nicht auch? Wir könnten zuſammen rücken!

Caſpar Bernauer. Mich kümmern bei einem Turnier nur die Beulen und Wunden und die krieg' ich hier ſchon zu ſehen, denn man trägt mir die Krüppel her!

Knippeldollinger. Aber der Herzog, der Herzog von Baiern —

Caſpar Bernauer. Mich lüſtet nicht nach ſeiner Bekanntſchaft, und ich will ihm wünſchen, daß er auch die meinige nicht ſuchen muß, denn dazu führt nur ein Rippenbruch! Heut Abend iſt das was Anders.

Knippeldollinger. Denkt Euch, hinter der alten Kloſtermauer, wo mein Vetter wohnt, hat man letzte Nacht einen Todten gefunden!

Caſpar Bernauer. Da iſt viel zu wundern! Kommen jemals Reichsknechte nach Augsburg, ohne daß es etwas gibt?

Knippeldollinger. Wohl! Aber dieſer iſt ſo entſtellt, daß man ihn gar nicht mehr erkennen kann!

Caſpar Bernauer. So ſoll man drei Tropfen ſeines Blutes nehmen und ſie um Mitternacht, mit einem gewiſſen Liquor vermiſcht, auf eine glühende Eibenkohle träufeln. Dann wird der Verſtorbene im Dampf erſcheinen, wie er leibte und lebte, aber in durchſichtiger Geſtalt, gleich einer Waſſerblaſe, mit einem dunkelrothen Punkt in der Mitte, der das Herz vorſtellt.

Knippeldollinger. Ei! Ei! Habt Ihr den Liquor?

Caſpar Bernauer. Wenn Ihr ihn hättet, ſo ließet Ihr's durch den Rathsweibel ausrufen!

Zehnte Scene.

Agnes (kommt im Putz, Theobald folgt).

Knippeldollinger. Sieh da! (Faßt ihre Hand.) Nun bekomm' ich ſie doch?

Caſpar Bernauer (zu Agnes). Soll ich Dir jetzt mit dem Korkſtöpſel ein neues Geſicht machen, wie zum Schönbartlaufen, da Du das alte nicht gern mehr herumträgſt?

Agnes. Kommt, Gevatter!

Knippeldollinger (führt ſie ab, in der Thür). Wißt Ihr, daß der Syndikus ſich wieder verheirathet? Er iſt zehn Jahr älter, wie ich!

Caſpar Bernauer. Ihr irrt, nur fünf! Viel Vergnügen! Wenig Rippenſtöße!

Knippeldollinger (mit Agnes ab).

Eilfte Scene.

Caſpar Bernauer. Alter ſchützt vor Thorheit nicht! Nun, Caſpar, nicht hochmüthig, Du haſt wohl auch Deinen Sparren! (Zu Theobald.) Geh' nur auch, aber ſei zur rechten Zeit wieder da! Du ſiehſt's ja ſchon! Wenn ſie Einen fort tragen!

Theobald (ab).

Zwölfte Scene.

Caspar Bernauer (nimmt das Buch wieder). Ich will's noch einmal verſuchen! Ich ſchäm' mich doch, es ſo wieder zu bringen! Wahrhaftig, mich ärgert der babyloniſche Thurmbau weit mehr, als der Sündenfall, denn ohne den ſprächen wir mit unſerer Einen Zunge doch auch nur Eine Sprache, und verſtänden uns nicht bloß, wenn wir ſchreien. Das hat mich ſchon in meiner Jugend verdroſſen. Wie gern wär' ich als Geſelle in die weite Welt gegangen, ob ich das Einhornthier, den Vogel Phönix, die Menſchen, die auf Bäumen wachſen, irgendwo zu ſehen bekäme, oder gar in der Türkei, wo ſie doch gewiß Viele unſchuldig hängen, ein Alräunchen erwiſchte! Aber dann dacht ich immer: Du verſtehſt die Leute ja nicht und ſie Dich auch nicht! und blieb daheim! (ab.)

Herberge.

Dreizehnte Scene.

(Herzog **Albrecht**, Freiherr von **Törring**, **Nothhafft** von **Wernberg** und Ritter **Frauenhoven**, vom Turnier kommend, nebſt **Knappen** und **Dienern**. Bürgermeiſter **Nördlinger**.)

Albrecht. Ich danke jetzt, Herr Bürgermeiſter, ich danke für das Geleite!

Bürgermeiſter. Geſtrenger Herr, ich kenne meine Pflicht! (Ruft.) Wein her!

Nothhafft von Wernberg (zum Herzog). Ihr könnt ihn nicht vor dem Trunk verabſchieden.

Albrecht. Frauenhoven!

Frauenhoven. Was iſt's?

Albrecht. Haſt Du das Mädchen geſehen — Aber, Du mußt ja, Du mußt ja!

Frauenhoven. Welche denn?

Albrecht. Welche! Ich bitte Dich, geh, ihr nach! Vom Pferd hätt' ich mich geworfen und wäre ihr gefolgt, wenn nicht (er zeigt auf den Bürgermeiſter) der da — —

Bürgermeiſter (mit einem Pokal). Geſtrenger Herr, die reichsfreie Stadt Augsburg heißt Euch nach ruhmvoll beſtandenem Turnier in Eurer Herberge willkommen, und dankt Euch, daß Ihr ihre Patrizier einer Lanze gewürdigt habt.

Albrecht (trinkt). Sie lebe hoch, denn ſie verdient's! Ha, wo ſolch ein wunderbares Licht der Schönheit leuchtet — (ſtreift ſich mit der Hand über die Stirn) ja, ſie verdient's! (Wendet ſich) Frauenhoven, Du biſt noch da?

Frauenhoven. Aber —

Bürgermeiſter. Verhoffe demnach — —

Albrecht. Heute Abend auf dem Tanzhaus — das verſteht ſich! Nichts kann mich zurückhalten, vorausgeſetzt, daß auch ſie — — Verzeiht, ich bin ganz verwirrt! Ein Bote von meinem Vater —

Bürgermeiſter. Ich hatte die Einladung nach Amtspflicht zu wiederholen, muß jedoch als Patrizier bemerken: es iſt nicht blos Geſchlechter-Tanz. Auch die Zünfte kommen!

Albrecht. Ich wollte, die ganze Stadt wäre da!

Bürgermeiſter. Empfehle mich zu Gnaden! (Ab)

Vierzehnte Scene.

Albrecht (zu Frauenhoven) Und nun, du lieber, lieber Herzensfreund, ſchnell, ſchnell! Oder beſſer: Ihr Alle! Du die eine Straße hinunter, Du die andere, du die dritte!

Frauenhoven. Ihr gabt mir heut morgen den Auftrag, dem Werdenberg nachzureiten! Er hat Euch Eure Braut, die Gräfin von Würtemberg, entführt, wißt Ihr's noch?

Albrecht. Kenne ſie nicht mehr!

Nothhafft von Wernberg. Ja, und ich ſollte dem Würtemberger die Schlüſſel von Göppingen abfordern, weil die Heirat durch die Flucht ſeiner Tochter unmöglich geworden ſei, und alſo das Reugeld heraus gezahlt werden müſſe!

Törring. Und ich ſollte nach München zu Hof und Eurem Vater Beides melden!

Albrecht. Das iſt vorbei, das iſt, als ob's nie geweſen wäre! Ich jauchze, daß Eliſabeth eine Kette zerbrochen hat, die ich ſonſt ſelbſt zerbrochen haben würde.

Ich will nicht einen Dachziegel von Göppingen oder einen Pfennig zur Auslöſung, denn ich könnte mir das Leben, das Athemholen, eben ſo gut bezahlen laſſen, wie meine neue Freiheit, und was meinen Vater betrifft, ſo ſteht mir ſeit lange eine Bitte an ihn zu, und das ſoll die ſein: daß er es ganz ſo verhalten möge, wie ich!

Törring. Dieſer Wechſel iſt raſch!

Nothhafft von Wernberg. Und koſtet Baiern fünf und zwanzig tauſend Gulden!

Albrecht. Ich kenn' Euch nicht mehr! Knapp, ſchäl' mich ab, ich will ſelbſt fort, und in dieſem Aufzug ſchlepp' ich einen Schweif von Hunderten hinter mir her.

Ein Knappe (entkleidet den Herzog des Panzerhemdes u. ſ. w.)

Albrecht. Da liegt der Herzog! — Habt Ihr Augen? (Schnallt ſein Schwert ab) Und da der Ritter! Blumen her, daß ich ſie vor ihr ausſtreuen kann, wo ich ſie finde! (Setzt ein Barett auf.) Wird mich nun noch Jemand erkennen?

Törring. Ohne Schwert? Jeder wird ſich zu täuſchen glauben!

Albrecht (indem er abgeht). Freunde, habt Geduld mit mir! (Ab.)

Törring. Begreift Ihr das?

Nothhafft von Wernberg. Herzog Ernſt wird Augen machen! Der beſinnt ſich etwas länger, wenn ſich's um den Verluſt von fünf und zwanzig tauſend Gulden handelt.

Frauenhoven. Brüder, richten wir nicht, daß wir nicht gerichtet werden! Das haben wir Alle entweder hinter uns oder vor uns. Wenn Ihr's noch nicht wißt, ſo ſeht Ihr's jetzt, warum unſ're Altvordern für das Weib den Namen Mannrauſch erfanden! Doch dieſen Rauſch vertreibt man durch's Trinken, wie den andern durch Enthaltſamkeit: je tiefer der Zug, je raſcher die Nüchternheit! Darum müſſen wir ihm beiſtehen!

Nothhafft von Wernberg. Aber die abſonderlichen Reden wollen wir uns merken, wir können ſie einmal wieder ausſpielen, ſei's auch nur, um uns ſelbſt unſ'rer Haut gegen ihn zu wehren. „Habt Ihr Augen? — Blumen her! — Ich kenn' Euch nicht mehr!“ Damit belad' ich meinen Eſel. Sammelt Ihr auf, was heut Abend abfällt, denn ohne Zweifel trifft der neue Adam ſeine Eva beim Tanz. Vielleicht iſt's der Engel von Augsburg!

Törring. Der Engel von Augsburg!

Nothhafft von Wernberg. So nennt man hier eine Baderstochter, Agnes Bernauer, deren Schönheit die halbe Stadt verrückt machen ſoll. Wollen wir die Bude ihres Vaters einmal aufſuchen? Wir können uns die Bärte ſtutzen laſſen, und wer weiß, ob wir das Wunder bei dieſer Gelegenheit nicht zu ſehen bekommen.

Frauenhoven. Topp! (Alle ab).

Großer Saal im Tanzhauſe der Stadt.

(Feſtlich geſchmückt mit den Panieren der Zünfte und den Wappen der Geſchlechter. Abend. Die Gäſte verſammeln ſich raſch, die Zunftmeiſter empfangen.)

Fünfzehnte Scene.

Bürgermeiſter Hermann Nördlinger kommt mit Nothhafft von Wernberg.

Bürgermeiſter. Ja, Herr Ritter, ſo läuft nun Alles ſeit jenem unſeligen Katharinen-Abend, wo wir den Pöbel mit in den Rath aufnehmen mußten, bei uns durcheinander! Perlen und Erbſen in Einem Sack, der Herzog wird das Ausklauben mühſam finden, mich wundert, daß er kommt!

Nothhafft von Wernberg. Ihr habt Euch noch immer nicht gewöhnt? Es iſt doch ſchon lange her.

Bürgermeiſter. Noch nicht lange genug, daß die Hoffnung auf die Rückkehr der guten alten Zeit ſchon ganz erſtickt ſein ſollte. Seht den Dicken da, das iſt der Zunftmeiſter der Bäcker, der macht die Ehre der Stadt. Seht doch hin! Wenn er dem ankommenden Gaſt, den er zu begrüßen hat, nicht mit ſeinem Stierkopf den Bruſtkaſten einſtößt, ſo zerſchmettert er einem ſchon anweſenden ganz ſicher durch den Kratzfuß das Schienbein! Was ſagt Ihr? Iſt's nicht, als wenn ein Pferd ausſchlüge? Und das ſollte man gewöhnen!

Nothhafft von Wernberg. Ihr hättet Euch beſſer wehren ſollen!

Bürgermeiſter. Wir wurden überrumpelt! Kaiſer und Reich hätten uns beſſer beiſtehen ſollen! Was nöthigte die Majeſtät, den vermaledeiten Zunftbrief, der uns abgezwungen wurde, hinterher mit Ihrem Siegel zu verſehen? Wir hatten genug zu thun, daß wir uns nicht nur ſelbſt unter die Metzger und Handſchuhmacher aufnehmen laſſen und unſere alten Namen mit neuen vertauſchen mußten. Denn das wurde verlangt.

Sechzehnte Scene.

Frauenhoven und **Törring** (kommen).

Frauenhoven. Da ſteht der Bürgermeiſter, der kann es uns ſagen! (Tritt zum Bürgermeiſter heran.) Iſt es wahr, wie man im Reich erzählt, daß der Boden von Augsburg keine Ratten duldet?

Bürgermeiſter. Gewiß iſt es wahr, man trifft dieß Ungeziefer nimmer! Das war ſchon ſo zu den Zeiten des Druſus.

Törring. Kurios!

Siebzehnte Scene.

(Trompeten.)

Bürgermeiſter. Seine Gnaden der Herzog! (Eilt zum Eingang und begrüßt den eintretenden Herzog Albrecht.)

Albrecht (tritt zu Frauenhoven, Törring und Nothhafft von Wernberg heran). Da ſeid Ihr!

Frauenhoven. Wir haben den ganzen Nachmittag geſucht —

Albrecht. Und gefunden —

Nothhafft von Wernberg. Eben jetzt!

Albrecht. Mich, meinſt Du! O, köſtlicher Fund! Ich bedanke mich!

Frauenhoven. Ich ſtrich allein und —

Albrecht. Es ging Dir beſſer, wie mir? Du entdeckteſt ihre Spur?

Frauenhoven. Ja!

Albrecht. Warum treff' ich Dich erſt jetzt!

Frauenhoven. Dieß Mädchen — — O! Wohl hattet Ihr Recht, uns zu fragen, ob wir Augen hätten!

Albrecht. Du liebſt ſie auch?

Frauenhoven. Könnt' ich anders?

Albrecht. Frauenhoven, das iſt ein großes Unglück! Ich glaub's Dir, daß Du nicht anders kannſt, es wäre Wahnſinn von mir, wenn ich verlangte, daß Du entſagen ſollteſt, hier hört die Lehnspflicht auf. Aber wahrlich, auch die Freundſchaft, hier beginnt der Kampf um Leben und Tod, hier fragt ſich's, in weſſen Adern ein Tropfen Blut's übrig bleiben ſoll! Du lächelſt? Lächle nicht! Wenn Du das nicht fühlſt, wie ich, ſo biſt Du nicht werth, ſie anzuſehen!

Frauenhoven. Dieſe pechſchwarzen Augen —

und wie ſie den Hals trägt, recht, um ſich daran aufzuhängen — und vor Allem dieſe kaſtanienbraunen Haare —

Albrecht. Faſelſt Du? Goldne Locken ſind's, die ſich um ihre Stirne ringeln — demüthiger ward nie ein Nacken geſenkt und ihre Augen können nicht ſchwarz ſein! Nein, nein, wie Meeresleuchten traf mich ihr Strahl, wie Meeresleuchten, das plötzlich fremd und wunderbar aus dem ſanften blauen Elemente aufzuckt und eben ſo plötzlich wieder erliſcht!

Frauenhoven. Gnädiger Herr, ich weiß nichts von ihr, es war ein Scherz, den Ihr dem luſtigen Ort, wo wir uns befinden, verzeihen mögt!

Albrecht. So flieh! Flieht Alle, daß nicht Ernſt daraus wird, fürchterlicher Ernſt, denn ich ſage Euch, die ſieht Keiner, ohne die höchſte Gefahr!

Achtzehnte Scene.

Agnes (erſcheint, von Caſpar Bernauer und Knippeldollinger begleitet).

Albrecht (ausbrechend). Da iſt ſie!

Nothhafft von Wernberg und Frauenhoven (zugleich). Wunderſchön, das iſt wahr!

Törring. Und der Engel von Augsburg, das iſt auch wahr! Dort ſteht ja der Vater!

Albrecht. Kennſt Du ſie?

Törring. Man nennt ſie hier allgemein den Engel von Augsburg. Sie iſt die Tochter eines Baders, gnädiger Herr! Wir ließen uns vorhin die Bärte bei ihm ſtutzen. (Er zeigt auf ſeinen Bart.) Seht Ihr? Der Mann iſt geſchickt, nicht wahr? Es könnte dem Eurigen auch nicht ſchaden! (Er tritt auf die Gruppe zu.) Guten Abend, Meiſter, da ſehen wir uns ſchon wieder!

Caſpar Bernauer. Viel Ehre für mich!

Albrecht (folgt, zu Agnes). Jungfrau, warum ertheilt Ihr auf den Turnieren nicht den Dank? Was durch Eure Hände geht, iſt edler als Gold und köſtlicher als Edelſtein, wär's auch nur ein grüner Zweig, vom nächſten Buſch gebrochen!

Caſpar Bernauer. Meine Tochter iſt an ſolche Reden nicht gewöhnt, gnädiger Herr; fragt ſie aus den ſieben Hauptſtücken unſeres allerheiligſten Glaubens, und ſie wird nicht verſtummen!

Agnes. Nicht doch, Vater, der Herzog von Baiern will ſeine Braut ſo anreden und macht bei der Bürgerstochter von Augsburg nur die Probe!

Caſpar Bernauer. Wohl geſprochen, Agnes, aber zum Antworten haſt Du keine Vollmacht, darum danke Seiner Fürſtlichen Gnaden für die Herablaſſung und komm'!

Albrecht. Warum, ſtörriger Alter? Noch habe ich ja kaum den Ton ihrer Stimme gehört, noch kamen die vier und zwanzig Buchſtaben nicht alle über ihre Lippen!

(Abgewandt.) Ha, ich könnt' ſie bitten: ſprich dies Wort aus, oder das, oder jenes, nicht des Sinn's wegen, nur damit ich erfahre, mit wie viel Muſik Dein Mund es beſchenkt! (Zu Caſpar Bernauer.) Ihr geht doch? So müßt Ihr mir geſtatten, Euch zu begleiten! Euer Schatten weicht eher von Euren Schritten, als ich!

Caſpar Bernauer. Eures Gleichen würde neidiſch werden!

Törring (faßt Caſp. Bernauer unter dem Arm). Baierns Herzog hat hier ſeines Gleichen nicht!

(Er führt ihn ab, Nothhafft von Wernberg geſellt ſich zu Knippeldollinger und folgt.)

Albrecht (zu Agnes, die ebenfalls folgt und ſich ihrem Vater zu nähern ſucht.) Mädchen, ich täuſchte mich nicht, Du haſt heut Morgen nach mir geſehen. Galt der Blick mir oder meinem venezianiſchen Helmbuſch?

Agnes. Ich zitterte für Euch, gnädiger Herr, Ihr ſchautet zu mir herüber und rittet gegen den Feind, ich dachte, Ihr müßtet Schaden nehmen!

Albrecht. Und das war Dir nicht gleichgültig?

(Sie verlieren ſich, nebſt den Andern, im Gewimmel.)

Barbara (mit Martha und andern Mädchen, hervortretend). Ha, ha, ha! Sagt ich's Euch nicht, daß es beſſer ſei, zu Hauſe zu bleiben? Nun freut Euch, wenn Ihr könnt!

Martha. Ei dies iſt ja gut! Wenn der Herzog ſie mitnimmt, ſteht ſie uns eben ſo wenig mehr im Wege, als wenn ſie gen Himmel fährt!

Barbara. Mitnimmt! Wo denkt Ihr hin! Er wird ſie ſchon hier laſſen! Aber ſie wird noch im Werth ſteigen, nun auch er genickt hat! Seht Euch nur um, wie Alles guckt und flüſtert! (Gehen vorüber.)

Nothhafft von Wernberg (kommt mit Knippeldollinger, ihm tritt entgegen:)

Bürgermeiſter Nördlinger (mit einem Fräulein). Herr Ritter — meine Baſe, Juliana Peutinger — ſie hat des Kaiſers Majeſtät ſchon als vierjähriges Jungfräulein im Namen des Raths mit einer kleinen lateiniſchen Rede begrüßt! Ich mögte ſie Seiner Gnaden gern aufführen!

Nothhafft von Wernberg (mit ihm weiter gehend). Nachher, Herr Bürgermeiſter, nachher! (Leiſe.) Der Herzog iſt von den Bürgern ſo warm empfangen worden, ſie haben ſich die Kehle faſt abgeſchrien, Ihr ſeh't, er bezeugt ſich dankbar! (Gehen vorüber.)

Albrecht (kommt mit Agnes). Nun ſprich auch Du! Was ſagſt Du dazu?

Agnes. Mir iſt, als hört' ich eine Geige mehr, ſüß klingt's, auch träumt ſich's ſchön dabei.

Albrecht. Ich frage Dich, ob Du mich lieben kannſt!

Agnes. Das fragt eine Fürſtentochter, doch nicht mich!

Albrecht. O ſprich!

Agnes. Schont mich, oder fragt mich, wie man ein armes Menſchenkind fragt, von dem man glaubt, daß ein ungeheures Unglück es treffen könne!

Albrecht. Dieß Wort —

Agnes. Legt's nicht aus, ich bitt' Euch, zieht Niemanden die Hand weg, wenn er ſie über die Bruſt hält.

Caſpar Bernauer (der mit Törring gefolgt iſt und ſich Agnes zu nähern ſucht). Morgen, Herr Graf, Morgen!

Knippeldollinger (der mit Nothhafft von Wernberg neben den Beiden geht, zu Törring). Einen, der das Blut beſprach, habe ich ſelbſt gekannt.

Albrecht. Agnes, Du verkennſt mich! Ich liebe Dich!

Caſpar Bernauer (tritt zwiſchen Beide). Komm, mein Kind! Auch Du haſt Ehre zu verlieren! (Er will ſie abführen.)

Albrecht (vertritt ihm den Weg). Ich liebe ſie, aber ich würd's ihr nimmer geſagt haben, wenn ich nicht hinzufügen wollte: ich werb' um ſie!

Nothhafft von Wernberg. Gnädiger Herr!

Frauenhoven. Albrecht! Kennſt Du Deinen Vater?

Törring. Denkt an Kaiſer und Reich! Ihr ſeid ein Wittelsbach! Es iſt nur zur Erinnerung.

Albrecht. Nun, Alter, fürchteſt Du noch für ihre Ehre?

Caſpar Bernauer. Nein, gnädiger Herr, aber — — Vor fünfzig Jahren hätte ſie bei einem Turnier nicht einmal erſcheinen dürfen, ohne geſtäupt zu werden, denn damals wurde die Tochter des Mannes, der dem

Ritter die Knochen wieder einrenkt und die Wunden heilt, noch zu den Unehrlichen gezählt. Es iſt nur zur Erinnerung!

Albrecht. Und nach fünfzig Jahren ſoll jeder Engel, der ihr gleicht, auf Erden einen Thron finden, und hätte ihn Einer in's Leben gerufen, der Dir noch die Hand küſſen muß. Dafür ſoll mein Beiſpiel ſorgen!

Frauenhoven. Er iſt verrückt! (Zu Albrecht.) Nur hier nicht weiter, nur heute nicht! Alles wird aufmerkſam und auf jeden Fall muß die Sache geheim bleiben!

Albrecht (zu Caſpar Bernauer.) Darf ich morgen kommen?

Caſpar Bernauer. Wenn ich auch nein ſagte, was hülfe es mir?

Albrecht. Agnes?

Agnes. Wer rief mir doch heute morgen zu: geh' in's Kloſter? Mir däucht, ich ſehe jetzt einen Finger, der mich hinein weiſ't!

Albrecht. Dir ſchwindelt! Halt Dich an mich! Und ob die Welt ſich dreht, Du wirſt feſt ſtehen!

Caſpar Bernauer. Gnädiger Herr, wir beurlauben uns! Die fällt mir ſonſt um! (Ab mit Agnes und Knippeldollinger)

Albrecht. Ich muß — (will folgen).

Frauenhoven. Keinen Schritt! Ihretwegen, wenn nicht Deinetwegen.

Albrecht. Du kannſt Recht haben!

Frauenhoven. Sprich jetzt auch mit Anderen! Sprich mit Allen! Und lange, ich bitte Dich, lange!

Albrecht. Ich hätte ſo gerne noch meinen Namen von ihren Lippen gehört! Doch — wer will denn auch Weihnacht, Oſtern und Pfingſten auf einmal feiern! — —

(Er miſcht ſich unter die übrigen Gäſte. Ihm tritt Bürgermeiſter Nördlinger mit dem Fräulein entgegen.)

Zweiter Act.

Augsburg.

Erſte Scene.

(Herberge. Früher Morgen.)

Nothhafft von Wernberg. Die Sache wird ernſt.

Törring. Sehr ernſt! Die Linie ſteht auf zwei Augen —

Frauenhoven. Das doch nicht! Auch Herzog Wilhelm hat einen Sohn!

Törring. Der ſchwach und ſiech iſt und kaum vier Jahre alt. Habt Ihr das Jammerbild nie geſehen? Ich weiß, was ich ſage. Die Münchner Linie ſteht ſo gut, wie auf zwei Augen, und wenn es uns nicht gelingt, Albrecht von ſeinem tollen Vorhaben abzubringen, ſo zeugt er Kinder, die nicht einmal den unſ'rigen ebenbürtig ſind! Was wird dann? Schon jetzt iſt Baiern in drei Theile zerriſſen, wie ein Pfannkuchen, um den drei Hung'rige ſich ſchlugen, ſoll's ganz zu Grunde gehen? Und das wird geſchehen, wenn wir dieß Unglück nicht verhindern können.

Nothhafft von Wernberg. Das iſt wahr! Von allen Seiten würden ſie heranrücken, vergilbte Pfandbriefe auf der Lanzenſpitze und vermoderte Verträge auf der Fahnenſtange, und wenn ſie ſich lange genug gezankt und gerauft hätten, würde nach ſeiner Weiſe der Kaiſer zugreifen, denn während die Bären ſich zerreiſſen, ſchnappt der Adler die Beute weg.

Törring. Alſo laßt uns vorbeugen!

Frauenhoven. Aber wie? Vergeßt nicht, daß er eben ſo viel welſches Blut im Leibe hat, als deutſches, und vielleicht noch einige Tropfen mehr! Ich ſage Euch, wenn Ihr's noch nicht wißt, die Mutter iſt mächtig in ihm, und wenn Ihr ihm nicht neue Augen einſetzen könnt, daß ihm das Schöne häßlich vorkommt und das Häßliche ſchön, ſo richtet Ihr nichts bei ihm aus. Ihr hättet ihn dieſe Nacht auf dem Heimgang hören ſollen! Und iſt es denn nicht auch wahr? Wer kann ſich rühmen, einen ſolchen Engel geſehen zu haben, eh' er nach Augsburg kam?

Törring. Glaubt Ihr denn, ich bin der Narr, der das Feuer beſprechen will? Das fällt mir nicht ein! Mag's brennen, bis er Aſche iſt, was kümmert's mich. Aber ich denke, die Nahrung wird dieſem Feuer etwas billiger zu kaufen ſein, als mit Thronen und Kronen! Zum Teufel, iſt denn Albrecht nicht auch ſo ein Weib werth? Laßt mich nur machen! Ich ſage Euch, es ſind wack're Menſchen, vernünftige Leute! Stand der Alte nicht geſtern Abend da, als ob ſich ihm der Erzengel Michael zum Eidam antrüge? Und das Mädchen — ſchaute ſie nicht drein, als ob ſie zum Fliegen aufgefordert würde, anſtatt zum Tanzen? Gebt nur acht, ich bringe Alles in's Gleiche! (Ab.)

Frauenhoven. Der irrt ſich! In Vater und Tochter, wie im Herzog!

Nothhafft von Wernberg. Aber in's Gewiſſen müſſen wir ihm reden!

Frauenhoven. Warum? Um es gethan zu haben, nicht wahr, wenn wir dereinſt zur Rechenſchaft gezogen werden! Borg' Dir die Poſaune des jüngſten Gerichts und verſuch's, ob Du Gehör bei ihm findeſt. Ich bin zufrieden, wenn's nur einſtweilen geheim bleibt. Er iſt bei'm faulen Wenzel in Prag auferzogen worden, und was der bei Geigen und Flötenklang in ihn hinein geſä't hat, das bringt Gott ſelbſt nicht wieder heraus!

Zweite Scene.

Albrecht (tritt ein). Nun, Freunde? Was ſagt Ihr zu dieſem Morgen, der die ganze Welt vergoldet? Nicht wahr, den hätt' man ſich nicht ſchöner beſtellen können? Aber, wie ſteht Ihr denn da? Als ob Ihr augenblicklich in's Gefecht ſolltet und Euern letzten Willen noch überdächtet!

Nothhafft von Wernberg. Da hoff' ich anders auszuſehen, obgleich ich keinen Vater mehr habe, der mich wieder heraushaut, wenn's zu arg wird, wie Ihr!

Albrecht. Ja, das iſt wahr, da hab' ich einen Vorzug vor Euch. Ich darf dem Tode keck in den Rachen ſpringen, wie die Maus dem Löwen. Noch zwiſchen Klauen und Schlucken reißt mich der wieder heraus, der mich gemacht hat.

Nothhafft von Wernberg. Das habt Ihr bei Alling erfahren! Wäre er nicht geweſen —

Albrecht. So würde mein erſter Kampf auch mein letzter geblieben ſein und ich hätte nie gehört, wie ſüß die Sieg'strompete tönt; was red' ich, ich hätte Agnes nie erblickt!

Nothhafft von Wernberg. Agnes!

Albrecht. O, ich bin ihm Dank ſchuldig, unendlichen Dank, mehr Dank, wie irgend ein anderer Sohn dem ſeinigen!

Nothhafft von Wernberg. Fühlt Ihr's?

Albrecht. Erſt ſeit geſtern ganz! Dieß Auge, das ich jetzt freiwillig ſchließen möchte, wie den Mund, wenn er ſeine Kirſche hat — — gebrochen und mit Sand verſchüttet würde es ohne ihn ja längſt da liegen, ein Spiegel, der zerſchlagen ward, bevor er das Bild noch auffangen konnte, das er feſthalten ſollte, und dieß Herz — — die Stunde wird kommen, wo Ihr mich verſtehen könnt, dann mehr! Seht, wenn Euch auch einmal wird, als ob ſich Millionen Lippen in Euch aufthäten, und alle ſaugen wollten — wenn Ihr nicht mehr wißt, ob's Luſt oder Schmerz iſt, was Euch die Seele im Wirbel herumjagt — wenn Euch die Bruſt zerſpringen will und Ihr, von

Froſt und Hitze zugleich geſchüttelt, zweifelnd ausruft: doch wohl Luſt, ja, wohl Luſt, Wolluſt! und dieß dunkle Wort, wie ich, nun auf einmal begreift, indem Ihr's, ſchwindelnd zwiſchen Leben und Tod, mit Eurem letzten Athemzug nachſchafft — dann — dann! Eher nicht!

Nothhafft von Wernberg. Gnädiger Herr — eine Bitte!

Albrecht. Was iſt's?

Nothhafft von Wernberg. Stellt Euch Euren Vater einmal vor!

Albrecht. Nun?

Nothhafft von Wernberg. Aber recht deutlich, mit dem Geſicht, das er hat, wenn er Einem einen Wunſch nicht bloß abſchlagen, ſondern in den Hals zurückjagen will, ſo daß man ihn, wenn man um Honigbirnen gekommen iſt, um Stockprügel anſpricht!

Albrecht. Gut!

Nothhafft von Wernberg. Seht Ihr ihn? So fragt Euch, ob Ihr das vom Spiegel und vom Wirbel und von Luſt und Schmerz, und von Leben und Tod vor ihm wiederholen möchtet!

Albrecht. Vor ihm? Ja! Ich habe eine Mutter gehabt! Vor Euch? Nicht um die Welt!

Nothhafft von Wernberg. Eure Mutter war eine Prinzeſſin von Mailand!

Albrecht. Und ſollte ſie meine Mutter nicht auch geworden ſein, wenn ſie keine Prinzeſſin von Mailand geweſen wäre? Sie war das Muſter eines Weibes — hätte das nicht genügt?

Nothhafft von Wernberg. Ich zweifle! Wenn aber — ſo würde Euch jetzt Nichts mehr hindern, Euch mit dem Engel von Augsburg zu verbinden, denn Ihr würdet Baierns Thron nie beſteigen!

Albrecht. Nicht, Herr Ritter? Wer weiß! Wer weiß, was geſchähe, wenn ich mein Volk zum Spruch aufriefe, wenn ich ſagte: Seht, ich ſoll nicht würdig ſein, Euch zu beherrſchen, weil mein Vater Eine Eurer Töchter zu ſich erhoben hat, Eine, die ihm am beſten in's Ohr ſagen konnte, was Euch fehlt! Ich ſoll nicht würdig ſein, Euch zu beherrſchen, weil die Theilnahme für Euch mir von der Mutter her angeboren iſt, weil ich Euch verſtehe, ehe Ihr noch den Mund aufthut, weil mir's im Blut liegt, Euch beizuſpringen! Ich ſoll nicht würdig ſein, Euch zu beherrſchen, weil ich Euer Bruder bin! Wer weiß, was ſie thun werden, die alten treuen Bavaren, wenn mein Sohn ſie dereinſt nach Urväter-Weiſe in einem Eichenhain zuſammenruft und ſo zu ihnen ſpricht; wer weiß, ob ſich dann nicht der letzte Bauer in einen Ritter verwandelt und ob die Senſe nicht gegen das Schwert ſchlägt, daß das ganze deutſche Reich zu wackeln anfängt, und der große Karl zu Aachen in ſeinem Sarg erſchrocken nach der Krone greift!

Nothhafft von Wernberg. Gnädiger Herr, verkennt mich nicht! Nothhafft von Wernberg kann Euch nicht rathen, in den Abgrund zu ſpringen, aber er ſpringt nach, wenn Ihr's thut!

Albrecht. Das iſt ein Wort! So kommt! (Alle ab.)

Baderſtube.

Dritte Scene.

Agnes. Hier, mein Vater?

Caſpar Bernauer. Hier, meine Tochter, hier erwarten wir ihn, nirgends ſonſt. Wie iſt Dir denn zu Muthe? Etwas anders, wie gewöhnlich, wenn Du die Augen aufmachſt, nicht wahr? Nun ja, das iſt natürlich. Die Mädchen zögern gern aus Angſt oder Neckerei noch eine Weile vor der Thür, wenn ſie auch wirklich ſchon hinein wollen und wiſſen, daß der Bräutigam ihnen längſt die Arme entgegenſtreckt. Du armes Ding haſt nun nicht einmal Kranzwindens-Zeit.

Agnes. Alſo, Euer Entſchluß iſt gefaßt?

Caſpar Bernauer. Es gibt nur Ein Mittel! Und wenn Du nur bereit biſt: Für Ihn mögt' ich ſtehen!

Agnes. Ja?

Caſpar Bernauer. Ich kenn's, wenn's auch lange her iſt, daß ich ſelbſt an dem Fieber litt! Eine treue, redliche Seele! (Er zieht etwas aus der Taſche.) Was hab' ich da?

Agnes. Mein Kettlein! Aber, das hab' ich ja geſtern Abend gleich wieder weggelegt!

Caſpar Bernauer. Kann doch wohl nicht ſein, denn Theobald hat's auf der Straße gefunden, als er hinter uns herſchritt!

Agnes. Theobald?

Caſpar Bernauer. Ja, den haſt Du eben ſo wenig geſehen, wie ich! Was ſagſt Du? Der närriſche Junge iſt uns, ſo lange die Reichsknechte hier ſind, jeden Abend heimlich gefolgt, wenn wir das Haus noch verließen, und hat auf uns gewartet, bis wir wieder heim gingen. Nie hat er ſich etwas davon merken laſſen, und wenn ich's jetzt weiß, ſo kommt das daher, daß er Deine Kette fand! Iſt das Einer?

Agnes. Es freut mich, daß er ſo an Euch hängt!

Caſpar Bernauer. Nun dächt' ich, es wär' die beſte Antwort für den tollköpfigen Herzog, wenn Du dem Theobald raſch, noch heute morgen, ja augenblicklich die Hand reichteſt! Du biſt ihm ja doch den Finderlohn ſchuldig!

Agnes. Wie?

Caſpar Bernauer. Ihr beide trätet ihm dann Hand in Hand entgegen, ich aber ſtände ſegnend hinter Euch und riefe ihm zu: So war's im Himmel beſchloſſen, und was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden!

Agnes. Vater!

Caſpar Bernauer. Fürchte keine Gewaltthat! Auch hier ſtehen wir auf rother Erde, auch in Augsburg iſt Weſtphalen, ja — — doch, wozu das! Nun, Jungſer Tochter, was ſagt Ihr? Der Bräutigam iſt, wie ich hoffe, bereit und ſogar der Prieſter nicht weit! Sprich, ſoll's ſo ſein?

Agnes. Nie! In Ewigkeit nicht!

Caſpar Bernauer. Das heißt: heute nicht!

Agnes (glühend). Es heißt —

Caſpar Bernauer (unterbricht ſie). Morgen! Morgen! Morgen!

Vierte Scene.

Theobald (tritt hinter einem Schrank hervor). Wozu, Meiſter? Ich kann's auch heute hören!

Caſpar Bernauer (zu Agnes). Da ſiehſt Du jetzt!

Theobald. Scheltet ſie nicht! Ich ſelbſt bin Schuld! Ich hätte Euch nicht folgen ſollen! Dieß Mal nicht!

Agnes. Theobald, es thut mir weh!

Theobald. Ich weiß, Jungfer, ich weiß! Und ich fühl's ja auch, daß ich — — Du mein Gott, ich darf ja nicht einmal von Unglück ſprechen, Ihr könnt mir ja gar nicht beſchieden ſein, ich brauche Euch ja nur anzuſehen, um das zu erkennen. Meiſter — darf ich ein wenig fortgehen? In einer Stunde bin ich wieder da, um dieſe Zeit kommen ſo nicht Viele! (Er faßt Agnes Hand.) Agnes, ich wollte, ich könnt' einem Andern meine Liebe zu Euch abtreten, nicht um mein Herz zu erleichtern, o Gott, nein, es wäre das größte Opfer, das ich bringen könnte, und ich brächte es nur, um Euch glücklich zu machen, aber glücklich würdet Ihr, das glaubt mir, wenn das, was (er ſchlägt ſich auf die Bruſt) hier glüht, eine beſſere Bruſt ſchwellte! (Ab.)

Fünfte Scene.

Caſpar Bernauer. Ich glaub's auch!

Agnes. Zürnt mir nicht, Vater! Hätt' ich geahnt —

Caſpar Bernauer. Kein Wort mehr davon. Es iſt nun, wie's iſt! Wer kann gegen die Sterne! Aber mich grauſ't, Agnes, wenn ich an Deine Zukunft denke, denn (er zeigt auf ein Barbierbecken) ſo ein Ding und eine Krone — es geht nimmermehr gut!

Agnes. Ihr ließt mich vorhin nicht ausreden! Nicht Theobald, nicht irgend Einem könnt' ich meine Hand reichen —

Caſpar Bernauer. Und warum nicht?

Agnes. Weil ich — — Ich dürfte nicht!

Caſpar Bernauer. So ſitzt er Dir ſchon im Herzen? Verflucht ſei dieß Turnier!

Agnes. Aber — — Zu der Mutter aller Gnaden könnt' ich mich flüchten — in's Kloſter könnt' ich gehen!

Caſpar Bernauer. Und Deinen Herzog draußen laſſen?

Agnes. Nein!

Caſpar Bernauer. Was hätt'ſt Du dann im Kloſter zu thun!

Sechste Scene.

Törring (tritt ein). Guten Morgen, Meiſter! Auch ſchon da, Jungfer? Die Hand her, wackrer Alter! Ich hab' Euch geſtern Abend lieb gewonnen. Schöne Agnes, wäre des Törrings Schädel für die Honigreime und Schmeichelſprüche Heinrichs von Ofterdingen und Wulframs von Eſchenbach nicht immer zu hart geweſen: jetzt gäbe er Alles wieder von ſich, was er je verſchluckt hätte! Aber der hat Nichts behalten, als das Eia popeia von der Ammenſtube her, darum kann ich Euch nur ſagen: Ihr ſeid's werth, daß Ihr einem Herzog gefallt!

Agnes. Schon das iſt zu viel, Herr Graf!

Törring. Bewahre! Wenn Kaiſer Wenzels Bademädchen Euch geglichen hat, ſo will ich's ihm verzeihen, daß er eine Weile glaubte, er ſei mit ihr allein auf der Welt. Nur das verzeih' ich ihm nicht, daß er's zu weit trieb und ſich gar nicht wieder zur Beſinnung bringen ließ, denn ſie mußt' es büßen und das hätt' er vorher wiſſen können! (Er ſieht Agnes ſcharf an.) Arme Suſanna, junges, ſchönes Kind, wie bleich magſt du geweſen ſein, als die ſtarren, grimmigen Böhmen dich verbrannten und von ihren eig'nen Biſchöfen und Erzbiſchöfen dabei angeführt wurden, als ob's ein heilig Werk wäre! Du warſt gewiß keine Zauberin, oder es ſteht auch hier eine vor mir!

Caſpar Bernauer. Das geſchah im fröhlichen Lande der Geigen?

Törring. Es ſollte mich wundern, wenn man noch keinen Reim darauf gemacht hätte! So etwas ſingen die Leute gern, wenn ſie luſtig ſind!

Caſpar Bernauer. Was ſagſt Du, meine Tochter?

Agnes. Pfui über den Kaiſer, daß er's geſchehen ließ!

Törring. Er lag im Thurm und ſein Adel ſtand zornig mit blankem Schwert vor der Pforte, er wußte nicht, wer zunächſt bei ihm anpochen würde, ob der Henker oder der Befreier!

Agnes. So war's ihr Schickſal, und ſie wird ſchon einmal erfahren, warum.

Törring. Bernauer, ein Wort mit Euch!

Caſpar Bernauer. Geh', Agnes, und lege Dein Kettlein weg!

Agnes (ab).

Siebente Scene.

Caſpar Bernauer. Wir ſind allein.

Törring. Nun, Alter, was denkt Ihr eigentlich? Sagt an!

Caſpar Bernauer. Ich weiß nicht, was Ihr meint!

Törring. Nun, ich glaube, der Herzog wird heute Morgen gerade ſo aufgeſtanden ſein, wie er ſich geſtern Abend niedergelegt hat.

Caſpar Bernauer. Acht Stunden ſind allerdings nur acht Stunden!

Törring. Der Meinung bin ich auch, darum müſſen wir bei Zeiten einig werden! Alſo — (nimmt ein Raſirmeſſer, wie ſpielend) Euer Schwert, nicht wahr?

Caſpar Bernauer. Wie es Euch gefällt!

Törring. Mein's iſt etwas länger! (Schlägt an ſein Schwert.) Ja, was ich ſagen wollte! Der Herzog liebt Eure Tochter — er liebt ſie — wenn jedes Eheweib ſo geliebt würde, ſie hätten den Himmel auf Erden!

Caſpar Bernauer. Vor dem Trunk und nach dem Trunk, es iſt ein Unterſchied und muß auch ſein!

Törring. Ihr ſeid verheirathet geweſen oder noch, und wollt Euch entſchuldigen! Ja, ja, das kann ich Euch betheuern, er brennt wie ein Johannisfeuer, wenn der Wind gut bläſ't, aber — — (nimmt das Barbierbecken) Euer Helm?

Caſpar Bernauer. Iſt man in Baiern ſo ſpaßig?

Törring. Nein, nein, es ginge, ſeht! (Er macht, als ob er Caſpar Bernauer das Becken aufſetzen wollte.) Habt Ihr das noch nicht verſucht? Ich verſich're Euch, der Herzog lodert, daß die Kaſtanien gahr werden, wenn er ſie nur anſieht, doch was das Werben betrifft, das Heimführen — — (Er nimmt den Schnepper.) Dieß Ding da, Zick Zack, Trick Track, führt Ihr wohl im Wappen, oder iſt's ein nack'ter Arm mit einer ſprudelnden Ader, wie ich's draußen an der Thür gemalt ſah?

Caſpar Bernauer. Keins von Beiden, Herr Graf!

Törring. Nicht? Nun alſo, kurz weg, wenn's überhaupt noch nöthig iſt! Die Liebe des Herzogs ſtammt aus dem Herzen, die Werbung — — nun, das war, Ihr habt's ja ſelbſt geſehen, ein Rauſch — — vielleicht ſogar, was weiß ich's, ein Weinrauſch!

Caſpar Bernauer. Das freut mich! Aber dieſe Botſchaft iſt nicht für mich allein! (Ruft.) Agnes!

Törring. Freut Euch! Ich hab' mich nicht in Euch geirrt, als ich Euch für verſtändig hielt! Gebt mir noch einmal die Hand!

Caſpar Bernauer (hält ſeine Hand zurück). Ihr habt mich ſchon geadelt!

Achte Scene.

Agnes (tritt ein).

Törring. Nicht wahr, ein mäßiges Glück, aber geſichert für immer — unter uns — — der Herzog hat ſchöne Güter von ſeiner Mutter her!

Caſpar Bernauer. Merk' wohl auf, mein Kind! (Zu Törring.) Nun?

Törring. Ei, da Ihr ſie rieft, ſo ſprecht ſelbſt weiter!

Caſpar Bernauer. Wohl! (Zu Agnes.) Der Herzog nimmt ſeine Bewerbung zurück!

Törring. Nicht doch!

Caſpar Bernauer. Er nimmt ſeine Bewerbung um Deine Hand zurück, die läßt er Dir, er iſt nicht unverſchämt! Das Uebrige, nun ja, das mögt er, ich weiß nicht, ob für immer oder auch nur für einige Zeit!

Agnes (ſetzt ſich nieder).

Caſpar Bernauer (zeigt auf ſie). Da habt Ihr ihre Antwort! Jetzt die meinige! Zuerſt! (Mit gefalt'nen Händen gen Himmel.) Ich danke Dir, Vater im Himmel, daß es ſo kam! Schick' mir nun, welches Leid Du willſt, es kann mich nicht ärger treffen, als dieß Glück mit ſeinem ſchrecklichen doppelten Geſicht mich traf! (Zu Törring.) Ihr ſeht, wie mir iſt, damit erklärt's Euch, daß ich Euch ſo ruhig anhörte! Ihr wart mir ein Freudenbote, denn daß meine Tochter in keine Schmach willigen würde, wußt' ich, alſo gab Euer Antrag mir ſie wieder, ſonſt war ſie für mich verloren. Nun aber zur Abrechnung! Ihr erkundigtet Euch nach meinem Schwerte, wir Reichsbürger führen wirklich eins, wenn's auch gewöhnlich hinter'm Schornſtein hängt, und mit dem meinigen habe ich früher manchen Rücken ausgeklopft, der dem Eurigen, das glaubt nur, völlig glich.

Törring. Bernauer!

Agnes (ſpringt auf und ſtellt ſich neben Caſpar). Recht Vater, recht!

Caſpar Bernauer. Den Helm mit dem bunten Federbuſch habt Ihr vor mir voraus, ich begnügte mich immer, wie wir Alle, die wir nicht turnieren, nur ſtreiten, wenn es gilt, unſer Hab und Gut zu vertheidigen, mit einer ſimpeln Sturmhaube. Doch auch die genügte zuweilen, aus einer guten Klinge eine noch beſſ're Säge zu machen, wenn ſie ſich daran verſuchte. Was aber mein Wappen betrifft, ſo werdet Ihr's ſchon hie und da früh morgens an Burgthoren geſehen haben. Einige aus meiner Familie führen einen Strick und einen Dolch im rothen Felde, und ſie wiſſen ſich Reſpekt zu verſchaffen, ſelbſt bei Kaiſer und Reich.

Törring. Das iſt das Zeichen der Vehme!

Caſpar Bernauer. Kennt Ihr ſie? Auch Jungfrauen ſtehen unter ihrem Schutz, und wenn die Gerechtigkeit ihren Weg auch in dieſen betrübten Zeiten, wie ein Maulwurf, unter der Erde ſuchen muß: ſie iſt immer zur rechten Stunde da!

Agnes. Ich kann mich ſelbſt ſchützen, mein Vater! Was mir geſtern Abend widerfuhr, das raubte mir Sprache und Beſinnung: was mir jetzt widerfährt, gibt mir Beides wieder! Das Eine hätt' ich nicht für möglich gehalten, aber, bei Gott! das Andere noch viel weniger! (Zu Törring.) Dieß ſagt dem Herzog von mir!

Caſpar Bernauer. Da iſt er ſelbſt!

Neunte Scene.

Albrecht (tritt ein). Ja, da iſt er! (Zu Agnes). Ward er erwartet?

Agnes (wendet ſich ab).

Albrecht. Agnes — wenn auf dem Wege zu Dir ein Himmelswagen flammend vor mir niedergefahren wäre, jeder Radnagel ein Stern, ich wäre nicht eingeſtiegen, und Du —

Agnes. Gnädiger Herr — geſtern fehlte mir der Muth Euch anzuſehen, heute, dächt' ich, ſollte er Euch fehlen!

Albrecht. Was hab' ich Dir denn gethan?

Agnes. Nichts? Alſo das wäre Nichts? Gnädiger Herr, ſo viel Ehre könnt Ihr mir gar nicht bieten, und wenn Ihr mir die Krone aufſetztet, daß ſie dieſe Schmach wieder aufwöge!

Albrecht. Schmach?

Agnes. Wär's keine? Wär das an mir keine Schmach, was, einem Fräulein zugefügt, die Klingen aller ihrer Verwandten, bis zum zehnten Glied herab, aus der Scheide reißen und gegen Euch kehren würde? Gnädiger Herr, auch mich hat Gott gemacht!

Albrecht. Törring! Ihr da? Was heißt das?

Agnes. Auch mich hat Gott gemacht, auch aus mir kann er mehr machen, wenn es ſein heiliger Wille iſt, auch aus Euch weniger, denn Alles auf Erden iſt nur zur Probe und Hoch und Niedrig müſſen einmal wechſeln, wenn ſie nicht vor ihm beſtehen! Gnädiger Herr, thut Keinem wieder ſo weh, wie mir, man erwartet's nicht von Euch, darum iſt's doppelt bitter! (Zu Caſpar Bernauer.) Mein Vater, jetzt in's Kloſter! Nun nehme ich von der Welt Nichts mehr mit über die Schwelle, als einen ewigen Schauder!

Albrecht. Mädchen, geſtern warb ich um Dich, heute komm' ich um die Antwort, während meine Freunde ſchon den Prieſter ſuchen, der uns verbinden ſoll: iſt das Schmach?

Törring (tritt vor). Der Herzog weiß von Nichts, auf Ritterwort, ich ſprach nur aus mir ſelbſt! Ich glaubte — nun, Irren ſoll menſchlich ſein!

Albrecht. Du beſchimpfteſt ſie? Du beſchimpfteſt meine Braut? Dafür — (er will ziehen).

Törring. Nein! Dafür — (er tritt zu Agnes heran und küßt ihr ritterlich die Hand). Ihr wißt, ich bin nicht feig, aber es wäre nicht wohl gethan, die Zahl ihrer Freunde zu mindern, und nun ich ſie kenne, bin ich ihr Freund, ja ich werde ihr dienen bis zum letzten Athemzug, und mir iſt, glaubt's mir und denkt darüber nach, als faßte der Tod mich ſchon jetzt bei der Hand! (Zu Agnes.) Das ſprach ein Edler von Baiern, der nicht der Geringſte iſt, und nennt mich einen ehrvergeſſenen Mann, wenn Euch nun etwas widerfährt, ſo lange ich's hindern kann. (Zu Albrecht.) Ihr aber, gnädiger Herr, grollt nicht länger, daß ich ihr den Schleier etwas unſanft abnahm, es gereicht Euch wie ihr zum Vortheil, daß ich ihr in's Geſicht ſah! (Tritt zurück.)

Albrecht. Sie ſchweigt! Das Vergeben iſt an ihr, nicht an mir! Folgt mir! Wenn ſie ſieht, wie ich ſie räche, wird ſie wiſſen, wie ich ſie liebe!

Agnes. Um Gott nicht! Nur von Euch war's mir wie Todesſtich! Jetzt — jetzt — Vater!

Caſpar Bernauer. Ihre harten Worte thun ihr leid, gnädiger Herr, ſie hätte ſie gern zurück, Ihr ſeht's wohl, ſie erſtickt ja faſt!

Albrecht. Und nicht um die Welt mögt' ich ſie miſſen! Alter, zwei Kinder ſind ausgewechſelt worden, die Tochter des Kaiſers wurde in Deine Wiege gelegt und der Kaiſer zieht die Deinige auf! Schau hin, erkennſt Du ſie noch? Agnes, davon hat Dir in früher Jugendzeit ſchon ein Mährchen erzählt, doch damals ahnteſt Du's noch nicht, daß Du über Deine eig'ne Geſchichte weinteſt, erſt in dieſer Stunde haſt Du Dich wieder auf Dich ſelbſt beſonnen! Aber nun weißt Du endlich, wer Du biſt, das zeigt die edle Glut, die Dir aus dem Auge blitzt und von der Wange flammt, nun denkſt Du nicht mehr daran, daß Du bisher nicht im Purpur gingſt und nicht aus goldenem Becher trankſt; ſo komm denn auch zu mir herüber, eh' Dir das wieder einfällt!

Caſpar Bernauer. Agnes!

Agnes. Vater, kein Wort von Gefahr! Erinnert mich nicht, daß Muth dazu gehört! Sonſt könnt' ich — —

Albrecht (breitet die Arme gegen ſie aus). Was? Was?

Agnes (ſinkt hinein). Und müßt ich's mit dem Tode bezahlen — das thäte nichts!

Albrecht (umſchließt ſie). Agnes!

Agnes (macht ſich wieder los). Aber dazu berechtigt mich kein Muth! — Ihr ſeid ein Fürſt —

Albrecht. Und darf als ſolcher von vorn anfangen, ſo gut wie irgend Einer meiner Vorgänger!

Agnes. Ihr habt einen Vater —

Albrecht. Und bin ſein Sohn, nicht ſein Knecht!

Agnes. Und wenn Euer Volk murrt?

Albrecht. So murrt es, bis es wieder jubelt. Ja wenn ſie ſich zuſammen rotteten und ſich offen wider mich empörten: ich ſchickte Dein Bild, ſtatt eines Heer's, und ſie kehrten ſchamroth zum Pfluge zurück!

Agnes. Und wenn Euer Vater flucht?

Albrecht. So ſegnet Gott!

Agnes. Und wenn er das Schwert zieht?

Albrecht. So gibt er mir das Recht, auch nach dem meinigen zu greifen!

Agnes. Und dabei ſollten wir — dabei könntet Ihr glücklich ſein?

Albrecht. Viel glücklicher, als wenn ich Dir entſagen müßte! Das Eine wär' Kampf, und zum Kampf gehört's, daß man den Ausgang nicht vorher weiß; das Andere wäre Tod, Tod ohne Wunde und Ehre, feiger Erſtickungstod durch eig'ne Hand, und den ſollt' ich wählen? Nach der Kehle greifen, ſtatt nach dem Schwert? O pfui! Da wär' ich doch gewiß der Erſte und der Letzte! Mädchen, ich kenne jetzt Dein Herz, her zu mir (er drückt ſie an ſich) ſo, nun haſt Du Alles gethan, das Uebrige iſt meine Sache! Worauf ſollte Gott die Welt gebaut haben, wenn nicht auf das Gefühl, was mich zu Dir zieht und Dich zu mir? Die Würtembergerin, die man zwiſchen Dich und mich geſtellt hatte, würde in dieſem Augenblick todt umfallen, wenn ſie nicht geſtorben wäre! Das fühl' ich! Darum zitt're nicht!

Zehnte Scene.

Frauenhoven und Nothhafft von Wernberg (treten ein).

Albrecht. Iſt Alles bereit?

Frauenhoven. Ein Prieſter iſt gefunden, der's mit dem jungen Herzog gegen den alten wagen will!

Nothhafft von Wernberg. Aber nur unter der Bedingung, daß es ſo lange als möglich Geheimniß bleibt!

Albrecht. Was ſagſt Du dazu, Agnes?

Agnes. So lange nur Gott es weiß, wird keine meiner Ahnungen in Erfüllung gehen!

Albrecht. Alſo! Wo und wann?

Frauenhoven. Heut' Abend, Schlag zehn, in der Kapelle der heiligen Maria Magdalena. Aber wir müſſen Alle vermummt kommen, wie zum Todtendienſt!

Albrecht. Gut! Und Morgen nach Vohburg! Agnes, das iſt ein rothes Schloß an der grünen Donau, womit meine Mutter — ſie ruhe ſanft und ſtehe fröhlich auf — mich für meine erſte Schlacht belohnte! Gib Acht, dort wirſt Du über Dich ſelbſt lachen, ſo oft Du an dieſen Morgen zurückdenkſt, da gibt's mehr Lerchen, wie anderswo Spatzen, und in jedem Baum faſt ſitzt eine Nachtigall. Ich ſchenk es Dir zum Leibgeding, nimm den luſtigen Vogelkäfig unbeſehens an, ich bitte Dich, er wird Dir gefallen, der Himmel ſchaut immer blau auf ihn herab, und wenn Du Dich über eine Gabe, die Du noch nicht kennſt, auf alle Gefahr hin dankbar bezeigen willſt, ſo nenne mich zum erſten Mal Du!

Agnes. Mein Albrecht!

Albrecht (ſie in den Armen haltend). Du weinſt dabei?

Agnes. Sollte es nicht nachbrennen? Euch — — Dir konnt' ich — — Aber es ſchmerzte mich mehr um Deinet- als um meinetwillen, mir war, als wäre der funkelndſte Stern über meinem Haupt auf einmal aus ſeiner Bahn gewichen, und ich hätte ihn in der Schaudergeſtalt, in der man ſie hier unten zuweilen verlöſchen ſieht, zu meinen Füßen wieder getroffen! Nun iſt mir dafür zu Muth, als hätt' ich ſchon jetzt mehr vom Leben, als mir gebührt! — Mein Vater!

Caſpar Bernauer (tritt hervor). Sie ſollen Vater und Mutter verlaſſen und an einander hangen! Mein Kind, ich muß Dich ſegnen, Du thuſt nach Gottes Gebot! So ſei er mit Dir! (Er legt ihr die Hände auf's Haupt.)

Albrecht. Auch mich!

Caſpar Bernauer. Ihr fürchtet, daß Ihr ſonſt nicht dazu kommt! (Er legt auch ihm die Hände auf's Haupt

Dritter Akt.

München.

Erſte Scene.

(Das Herzogliche Cabinet. Man ſieht an der einen Wand zwei Karten. Die andern Wände ſind mit Bildern Baieriſcher Fürſten behängt.)

Ernſt (ſteht vor den Karten). Ich kann's nicht laſſen und es ärgert mich doch immer wieder von Neuem. Das war Baiern einſt und das iſt Baiern jetzt! Wie Vollmond und Neumond hängen ſie da neben einander! Und wenn noch ein halbes Jahrtauſend dazwiſchen läge! Aber wie mancher alte Mann muß noch leben, der der Zeit noch recht gut gedenkt, wo Tirol und Brandenburg und das fette Holland, und was nicht noch ſonſt unſer war, ja, der obendrein auch die ganze Reihe von Thorheiten aufzählen kann, durch die das Alles verloren ging! (Er tritt vor die Bilder. Nein, wie Ihr gewirthſchaftet habt! Vier und zwanzig Stunden vor'm jüngſten Tag wär's noch zu arg geweſen! Und Ihr hattet das kluge Vorbild im benachbarten Oeſterreich ſo nah! Rudolph von Habsburg hätte ein Sandkorn durch geſchicktes Wenden und Drehen und unabläſſiges Umkehren auf klebrigtem Boden zum Erdball aufgeſchwemmt, Ihr den Erdball zum magerſten Sandkorn herunter getheilt! (Er geht weiter.) Kaiſer Ludwig, wackrer Kämpfer, der Du jeden Feind beſtandſt, ausgenommen den Letzten, Heimlichen ohne Namen und Geſicht, Du blickſt finſter auf Deinen Enkel herab. Ich verſteh' Dich, und Du haſt Recht, das Schelten iſt für die Weiber, das Beſſermachen für die Männer. Nun, ich ſtückle und flicke ja auch ſchon ein Leben lang, ob ich nicht wenigſtens den alten Kurfürſten-Mantel wieder zuſammen bringe, und ich denke, Du ſollſt mir die Hand geben, wenn wir uns einmal ſehen. Du hätteſt mir gewiß die Arbeit erſpart, wenn der Giftmiſcher ſich nicht mit Wein und Brot gegen Dich verſchworen und Dich vor der Zeit ausgethan hätte! Aber Deine Söhne — Nun! Sie ſind todt!

Zweite Scene.

Stachus (tritt ein).

Ernſt. Was gibt's?

Stachus. Der Meiſter aus Köln iſt da, der geſchickte Mann mit dem wunderlichen Namen. Er ſagt, er ſei beſtellt.

Ernſt. Er hat was bei ſich! Das bring' mir!

Stachus (ab).

Dritte Scene.

Ernſt. Der Zierrath für die Todtenkapelle, wo die jetzt in Staub zerfällt, die mir mit Schmerzen meinen Sohn gebar!

Vierte Scene.

Stachus (bringt einen Bogen).

Ernſt (nachdem er ihn betrachtet hat). Das iſt mir viel zu kraus! Komm' mal her! Bringſt Du heraus, was es bedeuten ſoll?

Stachus. Ach, Herr, ich bin ein gar einfältiger Menſch!

Ernſt. Thut Nichts, Du gehörſt auch mit dazu. Gräber ſollen ſtillſchweigen, oder ſo reden, daß auch der Geringſte ſie verſteht! Genau ſo ſoll er's machen, wie ich's ihm angab: den Heiland, unſern allbarmherzigen Erlöſer, mit ausgebreiteten Armen, die Abgeſchiedene zu ſeinen Füßen, wie man die heilige Martha malt, aber mit verhülltem Geſicht, da doch Niemand wiſſen kann, wie ſie jetzt ausſieht, und ganz unten ich und mein Sohn Albrecht, wie wir für ihre arme Seele beten! Das ſag' ihm, dieß da kann er auf ſein eig'nes Grab ſetzen, ich bedank mich dafür, ich hätt' mir aus der Kölner Bauhütte etwas And'res erwartet, das iſt die Reiſekoſten nicht werth!

Stachus (mit dem Bogen ab).

Fünfte Scene.

Ernſt. Die hätten ſchön zu Deinem demüthigen, frommen Sinn gepaßt, Du ſtille Eliſabeth, all dieſe Engel mit Flügeln und Trompeten, die blaſen, als ob die Himmelskönigin zum zweiten Mal ihre Auferſtehung feierte! Und ich hatt' ihm Alles ſo deutlich angegeben! Aber, das muß immer ſcharrwenzeln, immer, es wär kein Wunder, wenn man's am Ende gar vergäße, daß man von der Erde genommen iſt und wieder zur Erde werden ſoll, und es ſcheint doch Vielen zu gefallen, ſonſt würden's dieſe Leute ja wohl nicht bei Jedermann verſuchen!

Sechste Scene.

Der Kanzler Preiſing (tritt ein).

Ernſt. Schon da, Preiſing? Gut! Wißt Ihr was? Wir wollen von heut' an immer eine Stunde früher anfangen! Niemand weiß, ob er nicht Feierabend machen muß, ehe er müde iſt! Wie viel hatte die Herzogin noch vor, nun liegt ſie da! Was bringt Ihr?

Preiſing. Zuvörderſt! Die Klagen über den Wucher der Juden mehren ſich!

Ernſt. Man ſoll ſich ſo einrichten, daß man die Juden nicht braucht! Wer nicht von ihnen borgt, wird nicht arm durch ſie, und ob ſie Fünfzig vom Hundert nehmen!

Preiſing. Es iſt der Juden ſelbſt wegen, daß ich darauf zurück komme. In Nürnberg ſchlägt man ſie ſchon todt wie die Hunde, und böſe Beiſpiele ſtecken eher an, als gute!

Ernſt. Meine Juden ſollen's ſo treiben, daß ſie das Todtſchlagen nicht verdienen, dann wird's wohl unterbleiben. Ich miſche mich in dieſe Händel nicht hinein. Fragt bei meinem Bruder an, ob er will!

Preiſing. Das wär' wohl das erſte Mal, daß Herzog Wilhelm Etwas wollte, was Ew. Gnaden nicht wollen!

Ernſt. Eben darum ſoll man ihn nie vorbei gehen! Weiter!

Preiſing. In Sachen des ſtreitigen Kurhuts hat der böhmiſche Hof endlich —

Ernſt. Nichts davon! Das hat Kaiſer Rudolph durch ſeinen doppelten Spruch ſo verwickelt, daß nur das Schwert noch helfen kann, und das Schwert können wir erſt dann ziehen, wenn München, Ingolſtadt und Landshut einmal wieder zuſammen gehen. Dazu iſt bis jetzt wenig Hoffnung, denn meine theuren Vettern Ludwig und Heinrich möchten mich freilich gern umarmen, wenn ſie mir nur zugleich auch den Rücken kehren könnten. Alſo weiter! Doch halt, halt, erſt dieß! Wir ſind ja unverhofft zu Geld gekommen, der Würtemberger muß das wieder herausgeben, was er bei Erziehung ſeiner Tochter an Birkenreiſern erſpart hat, und obendrein ſchwere Zinſen zahlen. Mit ſeinen fünf und zwanzig Tauſend Gulden können wir Allerlei machen!

Preiſing. Wenn wir ſie erſt haben, ja!

Ernſt. Haltet Ihr den Grafen für keinen ehrlichen Mann?

Preiſing. Für den ehrlichſten Mann von der Welt!

Ernſt. Nun denn! Ein Bettler iſt er doch gewiß auch nicht! Wir könnten eine unſ'rer verpfändeten Städte dafür auslöſen, und ich weiß ſchon, wo man ſich am billigſten finden laſſen wird, weil man unſer Geld am nöthigſten braucht.

Preiſing. Das wäre freilich ein Gewinn!

Ernſt. Ja, da gäb's doch einen Fleck weniger im Lande, wo wir unſern Herzogsſtand nicht wieder aufheben dürften, wenn er uns einmal aus der Hand glitte. Wir könnten dem Lech aber auch für ewige Zeiten einen Freipaß damit erkaufen, daß er uns von den Augsburgern nicht wieder auf einen Wink des Kaiſers verſperrt werden kann, wie anno Neunzehn bei den Biſchofshändeln!

Preiſing. Dazu werden die Kaufherren rathen!

Ernſt. Und Ihr?

Preiſing. Gnädiger Herr, der Würtemberger wird nicht aufknöpfen, ich ſag's Euch!

Ernſt. Nicht aufknöpfen? Ei! Ei! Hab' ich nicht mein Pfand? Sind mir nicht Geiſeln geſtellt? Was kann er denn einwenden?

Preiſing. Er legt's übel aus, daß Herzog Albrecht ſich gar keine Mühe gab, ſeine Braut wieder zu bekommen, daß er in Augsburg auf's Tanzhaus ging, ſtatt den Entführer verfolgen zu helfen!

Ernſt. Was war denn an der noch wieder zu bekommen? Sie war ja ſchon das Weib eines Andern, eh' wir hier noch die Flucht erfuhren! Der Würtemberger ſoll ſich in Acht nehmen! Ich beſetz' ihm Göppingen, eh' er's denkt, es kommt mir auf einen Ritt noch nicht an!

Preiſing. Ich ſage Euch, und bitt' Euch, nicht unwirſch zu werden, über den Sieger von Alling iſt nie ſo viel geredet worden, wie über den Tänzer von Augsburg!

Ernſt. Ich weiß, ich weiß, und es verdrießt mich genug! Preiſing, es iſt die Strafe unſ'rer eig'nen Jugendſünden, daß wir gegen die unſerer Kinder nachſichtig ſein müſſen. Ihr wißt, was ich auf Andechs verwende, glaubt's mir, man baut niemals Kapellen ohne Grund! Aber es iſt ſchon dafür geſorgt, daß ein Ende wird. Erich von Braunſchweig ſagte ſchon vor zwei Jahren zu mir: es iſt Schade, Ernſt, daß Du nur den einen Sohn haſt und daß der verſprochen iſt! Dieß Wort blieb mir im Kopf hangen und noch denſelben Tag, wo ich die Flucht der Würtembergerin erfuhr, ließ ich um die Braunſchweigerin anhalten! Nun, geſtern zur Nacht lief das Jawort ein!

Preiſing. Und Albrecht? Wird er einverſtanden ſein?

Ernſt. Einverſtanden? Wie kommt Ihr mir vor? Darnach hab' ich wahrhaftig noch nicht gefragt, das, denk' ich, verſteht ſich von ſelbſt!

Preiſing. Ihr habt ihm einen Boten geſchickt!

Ernſt. Einen? Drei, vier hab' ich ihm geſchickt, mit Ermahnungen und Warnungen, dem letzten hab' ich ſogar einen Brief mitgegeben!

Preiſing. Nun, der iſt wieder da, er ſteigt eben vom Pferd!

Ernſt. Er hat lange genug gemacht!

Preiſing. Und iſt doch nicht langſam geritten, denn er kommt nicht von Augsburg, ſondern von Vohburg, der Herzog hatte die Reichsſtadt verlaſſen, bevor er eintraf!

Ernſt. So iſt der Handel mit der Dirne vorbei und ich hätte mir den dummen Brief ſparen können!

Preiſing. Nichtsweniger, als das, er hat die Dirne mitgenommen!

Ernſt. Das iſt viel! Das würde ich bei Lebzeiten meines Vaters nie gewagt haben! Bringt das der Bote?

Preiſing. Ja — Und —

Ernſt. Was noch? Warum ſtockt Ihr? Das kenn' ich ja gar nicht an Euch!

Preiſing. Das Gerücht — wiſſen müßt Ihr's — geht ſogar noch weiter, viel weiter!

Ernſt. Das Gerücht hat tauſend Zungen und nur mit einer ſpricht es die Wahrheit; wer will die heraus finden? Aber wie weit geht's denn? Ich bin doch neugierig!

Preiſing. Man munkelt von einer heimlichen Heirath! Die Dirne hät's nicht anders gethan!

Ernſt. Und das könnt Ihr mir mit einem ernſthaften Geſicht ſagen? Preiſing! Bringt das auch der Bote?

Preiſing. Ich habe ihm augenblicklich das ſtrengſte Stillſchweigen auferlegt.

Ernſt. Nicht doch! Er ſoll reden! Aber er ſoll hinzufügen, daß der Dirne ganz Baiern zum Leibgeding verſchrieben iſt! (Er lacht.) Meint Ihr nicht? Auch der Theil, der nicht uns gehört, der ſolle apart für ſie erobert werden! Durch mich, verſteht Ihr?

Preiſing. Und Ihr ſeid gewiß, daß Nichts dahinter ſteckt? Gar Nichts?

Ernſt. Preiſing! (Er hebt ſeine drei Finger in die Höhe.) Das ſolltet Ihr doch auch können, und ob Ihr auf dem

Todtbett lägt! So viel Reſpect für mein Blut verlang' ich! Die Sippſchaft der Dirne hat's in Umlauf geſetzt, um ihre Schande zu verbrämen! Das liegt ja auf der Hand! Aber daraus folgt nicht, daß wir ruhig zuſehen wollen, bis es im ganzen Reich herum iſt, bewahre! Es freut mich jetzt doppelt, daß der Braunſchweiger endlich geſprochen hat, nun können wir dem Koth gleich einen Platzregen nachſchicken, und wir wollen uns rühren, daß er ſich nicht vorher feſt ſetzt! Alſo! Ihr ſteigt augenblicklich zu Pferd und meldet's meinem Sohn —

Preiſing. Wenn er's nun aber doch nicht aufnimmt, wie Ihr denkt?

Ernſt. Haltet Euch doch nicht bei Unmöglichkeiten auf! Das ſind ja ganz verſchiedene Dinge! Er ſagt ja: ob gern oder ungern, ſchnell oder langſam, das kümmert nicht mich und nicht Euch. Es gibt zwar eine Perſon, der das nicht ſo gleichgültig ſein kann, wie uns Beiden, aber auch um die iſt mir nicht bange, ſie wird's ſchon durchſetzen, wenn ſie nur einmal da iſt! In Braunſchweig iſt ja Alles ſchön, bis auf das Hexenvolk, das ſich zu Walpurgis bei Nebel und Nacht auf dem Blocksberg verſammelt, und Erichs Anna ſoll noch mächtig hervorleuchten! Ihr kennt das ſchnurrige Wort ja wohl, das auf dem letzten Fürſtentag über ſie umging. Der Burggraf von Nürnberg, der kleine Bucklichte, der immer ſo twatiſche Einfälle hat, ſagte, als die Rede auf ihr ſchlichtes Weſen in Gang und Kleidertracht kam, ſie ſei ein Licht, das ungeputzt noch heller brenne, als geputzt, und die Jüngeren unter uns ſchwuren mit großem Lärm, das ſei wahr, während wir Aelteren lachten. Zum Teufel, die wird's doch mit der Baderin aufnehmen können?

Preiſing. Gut denn!

Ernſt. Weiter entbietet ihn zum Turnier, nach Regensburg, denk' ich! Ja, ja, nach Regensburg! Ich bin's denen ſchuldig! Er ſoll nicht länger da ſtehen, wie ein Knabe, dem der eine Vogel davon geflogen iſt, und der keinen andern fangen kann, auch ſoll's die Ritterſchaft gleich wiſſen, daß Welf und Wittelsbach ſich endlich einmal wieder küſſen wollen und das will ich feierlich auf dem Turnier verkünden! Es muß ſo raſch, als möglich, zu Stande gebracht werden, mein Bruder ſoll die Ausſchreibungen auf der Stelle erlaſſen, ich will gleich zu ihm, er wird's gern thun, das iſt ein Geſchäft für ihn! Wißt Ihr, wie's mit ſeinem Sohne ſteht? Ich ſah ihn lange nicht, ſie verſtecken ihn vor mir, wie's ſcheint, als ob ſie ſich ſchämten, ich mag kaum nach ihm fragen!

Preiſing. Beſſer, wie ich höre, etwas beſſer, ſeit das alte Kräuterweib ihn pflegt!

Ernſt. Das freut mich, obgleich es wohl nicht viel heißt! Denn mit dieſem Knaben ſpielen alle Gebreſten Fangball, ich hätte gar nicht gedacht, daß es ſo viele Uebel gibt, als er ſchon gehabt hat, es iſt ein Elend! Preiſing, der arme Adolph wird gewiß keine tolle Streiche machen, höchſtens den, daß er in's Kloſter geht und daran thut er am Ende ſogar Recht!

Preiſing. Oft werden ſchwache Kinder doch noch ſtarke Männer!

Ernſt. Gott geb's, ich wünſch' es von Herzen! Aber — was trieb mein Albrecht ſchon Alles, als er vier Jahr alt war! Da kam kein Bart ungerupft vom Schloß und kein Fenſter blieb ganz, wo er herum hanthierte. Freilich, jetzt iſt's weit mit ihm gekommen, er hat ſein Neſt beſchmutzt und das hätt' ich nie gedacht, ich hielt ihn für einen beſſern Vogel. Nun, es ſoll ſchon wieder rein werden und ſpäter kann ich dafür auch um ſo mehr von ihm fordern, denn alle zehn Gebote zuſammen peitſchen den Mann nicht ſo vorwärts, wie die Jugend-Thorheiten, die ihm rechts und links über die Schultern gucken, wenn er den Kopf einmal dreht. Nur darum, glaub ich, läßt Gott, der Herr, ſie zu! (Wendet ſich zum Abgehen.)

Preiſing. Und wenn — — Gnädiger Herr, in einem ſolchen Fall ward das Ja gewiß noch niemals ſchnell geſagt! Wenn er es mir nicht gleich auf den Weg mit gibt: lad' ich ihn dann auch zum Turnier?

Ernſt. Dann erſt recht! Dann will ich ihn vor geſammter Ritterſchaft — — Thorheit! Zu Pferd, Preiſing, zu Pferd! (Raſch ab.)

Vohburg.

Siebente Scene.

(Erkerzimmer. Albrecht tritt mit Agnes ein. Der Kaſtellan folgt.)

Albrecht (zu Agnes, die einzutreten zaudert) Nun? (Zum Kaſtellan.) Alſo dieß iſt das Zimmer?

Kaſtellan. Dieß iſt das Zimmer!

Albrecht. Ein wahrer Lug in's Land!

Kaſtellan. Ja, von hier aus ſieht man die Feinde zuerſt, aber auch die Freunde. Das ſagte die Hochſelige, als ſie's zum erſten Mal betrat und gerade ſo, wie Ew. Gnaden jetzt, auf's Fenſter zuging!

Albrecht. Wir hätten früher kommen ſollen, nicht wahr, Alter, gleich nach der Ankunft? Denn ich merk's wohl, daß meine Mutter Dich in's Vertrauen gezogen hat!

Kaſtellan. Ei, ich brauch's nicht zu erfahren, warum das fünf Tage ſpäter geſchieht, als ſie erwartete! Ich weiß ohne das, was ich dem Burgwart und dem Kellermeiſter zu antworten hab', wenn ſie die Köpfe noch einmal zuſammen ſtecken ſollten, denn Ew. Gnaden ſtehen jetzt darin, und alſo auch meine erlauchte Gebieterin Eliſabeth von Würtemberg, nunmehr von Baiern!

Albrecht. Deine Gebieterin gewiß, wenn auch nicht Eliſabeth von Würtemberg!

Kaſtellan. Nicht? Ich meinte doch! Anders freilich hätt' ich's mir vorgeſtellt! Wenn Fürſtinnen im heiligen römiſchen Reich ſonſt ihren Brautzug hielten, meldete es ein Glockenthurm dem andern durch fröhlich Geläut, die Fahnen flogen, die Trompeten ſchmetterten und bunte Herolde ſprengten hin und her! Davon hat man dießmal nichts gemerkt: nun, Gott ſegne die Herzogin dieſer Lande und die rechtmäßige Gemahlin meines Herrn! (Ab.)

Achte Scene.

Albrecht. Ein wunderlicher Alter! Ganz wie ein welkes Blatt unter grünem Laub, das der Wind hängen ließ!

Agnes. Er erinnert mich an meinen Vater! So wird der einmal ausſehen!

Albrecht. Nun ſind wir denn hier! Wie trieb er! So viel ich ihm auch zu Gute halte, es verdroß mich faſt, dieß ewige Sich in den Weg ſtellen und Klirren mit dem Schlüſſelbund!

Agnes. Und ich ſchämte mich! Aber es rührte mich doch! Er kann keinen Flecken an ſeinem Herzog dulden und er hielt mich für Deinen Flecken!

Albrecht. Nun, ihr Wände? Wenn ihr Zungen habt, ſo braucht ſie, damit ich endlich erfahre, warum wir gerade hierher zuerſt kommen ſollten! Ich glaubte, dieſer ſei eine Ueberraſchung zugedacht, aber ich ſehe ja nichts!

Agnes. Schön iſt es hier! Dieß braune Getäfel iſt ſo blank, daß es uns abſpiegelt! Das iſt gewiß Regensburger Arbeit! Und die bunten Glasfenſter mit den vielen, vielen Bildern darin!

Albrecht. Ja, das machen ſie jetzt am Rhein, ſeit ſie in Cölln den Dom bauen! Lauter Legenden! Man wird heilig, wenn man durch ſolche Scheiben ſieht! Aber ich kann mir doch nicht denken, daß wir hierher gerufen ſind, um uns die zu erklären!

Agnes. Und die Ausſicht! O!

Albrecht. Das Alles iſt jetzt Dein! Aber freu' Dich nicht zu ſehr! Du mußt auch Manches mit in den Kauf nehmen. Zum Exempel den alten krüpplichen Baum da, und dort die Hütte ohne Dach!

Agnes. Mein Albrecht, Du biſt ſo fröhlich, das iſt mein größtes Glück!

Albrecht. O, ich bin heute ein Maulhänger gegen das, was ich morgen ſein werde, und ſo fort und fort! Ja, Agnes, ſo iſt's! Ein Entzücken iſt bei mir immer nur der Herold des anderen, größeren, und jetzt erſt weiß ich's, warum wir Menſchen unſterblich ſind.

Agnes. Nicht mehr! Ich halt's nicht aus! Die Bruſt zerſpringt mir! (Sie erblickt den Betſchämel.) Da! Da! (Sie wirft ſich hin und betet.)

Albrecht (mit einem Blick nach oben). Nun ſegneſt Du! Und ich weiß auch, durch wen!

Agnes (ſteht wieder auf, an dem Betſchämel öffnet ſich, wo ſie kniete, ein geheimes Fach, ſie bemerkt es nicht.)

Albrecht. Jetzt iſt meine Mutter nicht mehr im Himmel, ſondern wieder auf Erden und hier bei uns, aber ihre Seligkeit iſt gleich groß!

Agnes. Ach, auf mich war ſie nicht gefaßt!

Albrecht (bemerkt das geheime Fach). Aber, was iſt das?

Agnes. Perlen und Kleinodien! O, welche Pracht!

Albrecht. Ihr Schmuck! Das denk' ich wenigſtens, denn getragen hat ſie ihn wohl nur, eh ich geboren wurde!

Und ein Brief! (Er nimmt den Brief). An dasjenige meiner Kinder, das hier zuerſt nach mir betet! (Reicht ihn Agnes.) Alſo an Dich! Da iſt das Geheimniß! Sieh! ſieh! Da hatte dieſer Gang doch einen Zweck! Das hätte Dir bei der Trauung prächtig geſtanden! Freilich, wir hatten ſie hinter uns, eh wir kamen! — Nun?

Agnes (reicht ihm den Brief).

Albrecht (nachdem er ihn geleſen hat). Wär' ich's geweſen, ſo hätt' ich Dich damit ſchmücken dürfen, nun ſollſt Du's ſelbſt thun! Das iſt auch beſſer!

Agnes. Nicht dieß, nicht das!

Albrecht. Und was darunter liegt, iſt für den, der nicht betete. Das wird nicht ſo glänzen und funkeln! Gute Mutter, Du haſt voraus gewußt, wer das ſein würde: ich ſeh' Dich, wie Du den Zeigefinger gegen mich erhebſt! (Zu Agnes.) Aber nun mach' doch! Wie lange ſoll ich um den letzten Tannenbaum, den ſie mir aufrichtete, herum hüpfen, eh ich ihn plündern darf? Nimm raſch das Deinige weg, daß ich zum Meinigen komm!

Agnes. Wie ſollt' ich!

Albrecht. Du biſt ihr freilich keinen Gehorſam ſchuldig, aber ich, und wahrlich, ich will ihn der Todten am wenigſten weigern. Du wirſt mich nicht hindern wollen, ein frommer Sohn zu ſein! Alſo! (Er nimmt die Perlen und will ſie ſchmücken.)

Agnes (tritt zurück). Nicht doch! Was bliebe noch für eine Prinzeſſin!

Albrecht. Willſt Du trennen, was zuſammen gehört? Da gäb'ſt Du meinem Vater, den Du ſo fürchteſt, ein böſes Beiſpiel! Mach's ſchnell wieder gut, daß er ſich nicht d'rauf berufe! Komm! Gleiches zu Gleichem! (Er ſchüttelt die Perlen, daß ſie klappern.) Das heißt hier: Hagel zu Schnee! (Er hängt ſie ihr um.) Nun mögen ſie ſich ſtreiten, wer weißer iſt!

Agnes. Schmeichler!

Albrecht. Agnes, hat man's Dir ſchon geſagt, daß der rothe Wein, wenn Du ihn trinkſt, durch den Alabaſter Deines Halſes hindurch leuchtet, als ob man ihn aus einem Kriſtall in den andern göſſe? Aber, was ſchwatz' ich! (Er nimmt das goldene Diadem.) Ich habe ja noch ein Paar zu vereinigen! (Er will es ihr aufſetzen.)

Agnes. Es würde mich drücken!

Albrecht. Du haſt Recht, daß Du Dich jetzt noch mehr ſträubſt, wie vorher, denn hier iſt die Ebenbürtigkeit noch mehr zweifelhaft! Dieß Gold und das (er drückt es auf ihre Locken), der Abſtand iſt zu groß! Dieß iſt der Sonnenſtrahl, wie er erſt durch die Erde hindurch ging und an ihre Millionen Gewächſe ſein Beſtes abgab, dann verdichtete ſich der grobe Reſt zum ſchweren todten Kern! Das iſt der Sonnenſtrahl, der die Erde niemals berührte, er hätte eine Wunderblume erzeugt, vor der ſich ſelbſt Roſen und Lilien geneigt haben würden, doch er zog es vor, ſich ſeidend als ſchimmerndes Netz um Dein Haupt zu legen!

(Er ſetzt ihr das Diadem auf.) Aber nimm's nicht ſo genau, wir finden nichts Beſſ'res.

Agnes. Nur, um zu ſehen, wie's ihr geſtanden hat!

Albrecht. Das Auge iſt ſo edel, daß es nicht geſchmückt werden kann, noch dieſen Ring an den Finger — er ging lange genug nackt! — noch dieſes Armband, und (er führt ſie ritterlich vor) die Kaiſerin iſt fertig! Denn, das ahnteſt Du nicht, eine Kaiſerin wollt' ich machen, und ſie ſteht da, ſetz' Dich auf den erſten Thron der Welt, und in tauſend Jahren wird nicht kommen, die ſagen darf: erhebe Dich! Nun will ich aber auch mein Theil ſehen! (Er nimmt eine Menge welker Blumen u. ſ. w. aus dem Fach.) Welke Blumen und Blätter, die faſt zerſtäuben, wenn man ſie anrührt? Was mag ſich ſo ankündigen? Heraus! (Er erblickt einen Todtenkopf und erhebt ihn.) Ah, du biſt's, ſtummer Prediger? Du redeſt noch beſſer wie Salomo, aber mir ſagſt du nichts Neues; wer, wie ich, auf Schlachtfeldern aufwuchs, der weiß es auch ohne dich, daß er ſterben muß! Doch erſt will ich leben! Im Himmel gibt's Halbſelige, ſie blicken nach der Erde zurück, und wiſſen nicht, warum! Ich weiß es, ſie haben ihren Kelch nicht geleert, ſie haben nicht geliebt! Ja, Agnes —

Neunte Scene.

Der Kaſtellan (tritt ein).

Albrecht (zum Kaſtellan). Halt! Noch kein Wort, und ob die Welt unterginge! Ja, Agnes, wenn ich bei Gott aufhören ſoll, muß ich bei Dir anfangen, es gibt für mich keinen anderen Weg zu ihm! Geht es Dir nicht auch ſo?

Agnes. Und käme jetzt der Tod, ich dürfte nicht mehr ſagen: Du kommſt zu früh!

Albrecht (preßt ſie an ſich). All' unſ're Wolluſt mündet in Gott, was unſ're enge Bruſt nicht faßt, das fluthet in die ſeinige hinüber, er iſt nur glücklich, wenn wir ſelig ſind, ſoll er nicht glücklich ſein? (Er küßt ſie.) Und zuweilen ſtößt er die Welle zurück, dann überſtrömt ſie den Menſchen und er iſt auf einmal dahin, wandelt im Paradieſe und ſpürt keine Veränderung! Wenn das jetzt käme!

Agnes. Nicht weiter, nicht weiter!

Albrecht (läßt ſie los). Das war eine Stunde! Nun komme die zweite! — Was gibt's?

Kaſtellan. Botſchaft von Eurem Herrn Vater! Ritter Preiſing!

Albrecht. Hierher! (Kaſtellan ab.)

Agnes (will gehen).

Albrecht. Nein! So iſt's nicht gemeint, daß ich Dich verläugnen will! Bleib! Wie der Dich anſieht, ſieht mein Vater Dich auch an. Da wiſſen wir gleich, wie's ſteht!

Agnes. Laß mich, mein Albrecht! Es treibt mich fort! Dieß (ſie deutet auf das Diadem) wäre Herausforderung!

Albrecht. So geh' da hinein, da iſt ja auch noch ein Gemach, nicht wahr? Dann biſt Du mit drei Schritten wieder bei mir!

Agnes (ab).

Albrecht. Kommt nur, ich laſſe mich finden!

Zehnte Scene.

Preiſing (tritt ein, von Törring, Frauenhoven und Nothhaft von Wernberg begleitet).

Albrecht. Was bringt Ihr, Kanzler?

Preiſing. Fröhliche Botſchaft!

Albrecht. Wirklich? Da käme Freude zur Freude!

Preiſing. Eine Botſchaft, die mein gnädiger Herr eigentlich dem Ritter Haydeck, und nicht mir, hätte übertragen ſollen!

Albrecht. So! Ich verſteh' ſchon!

Preiſing. Er mußte Euch die Flucht Eurer erſten Braut melden —

Albrecht. Ich habe vergeſſen, ihn dafür zu belohnen, es ſoll geſchehen, ſobald ich ihn wiederſeh'!

Preiſing. Er ſollte Euch billig auch das Jawort der zweiten überbringen!

Albrecht. Preiſing, gerade heraus! Ich verſteh' mich ſchlecht auf's Räthſellöſen, aber gut auf's Nußknacken! Was iſt's?

Preiſing. Euer Vater hat um die ſchönſte Fürſtin Deutſchlands für Euch angehalten —

Albrecht. Das bedaur' ich ſehr!

Preiſing. Erich von Braunſchweig hat eingewilligt!

Albrecht. Das bedaur' ich noch mehr!

Preiſing. Und ich —

Albrecht. Ihr ſollt mich zum Nicken bringen, wie einen Nürnberger Hampelmann, den man von hinten ziehen kann! Es wird Euch nicht gelingen, und das bedaur' ich am meiſten, denn Euer Anſehen wird darunter leiden!

Preiſing. Euer Vater würde erſtaunt ſein, das kann ich Euch verſichern, wenn Ihr Euch nur einen Augenblick gegen eine Verbindung ſträuben könntet, die ſeit der Achtung Heinrich's des Löwen nicht zu Stande gebracht werden konnte, ſo oft es auch verſucht wurde, und die eine uralte, zuweilen ſchon höchſt gefährliche Feindſchaft für ewige Zeiten erſticken wird! Hier nicht mit beiden Händen zugreifen, heißt nicht blos das Glück mit Füßen treten; es heißt auch die endlich eingeſchlafene Feindſchaft zwiſchen Welf und Wittelsbach wieder aufwecken, ja verdoppeln; es heißt den ungerechten Haß in einen gerechten verwandeln; es heißt die Rache herausfordern und ihr ſelbſt die Waffen reichen!

Albrecht. Das weiß ich, o, das weiß ich, mich ſollt's wundern, wenn's anders wär'! Man kann die Pläne meines Vaters nie kreuzen, ohne zugleich der halben Welt in's Geſicht zu ſchlagen, mit ihm allein hat's noch Keiner zu thun gehabt! Aber ſo groß die Kunſt auch ſein mag, den Faden ſo zu ſpinnen, unfehlbar iſt ſie nicht und dießmal reißt er ab!

Preiſing. Und Euer Grund?

Albrecht. Ihr kennt ihn!

Preiſing. Ich hoffe, nein!

Albrecht. Nicht? Nun, Ihr braucht ihn nicht weit zu ſuchen! Ich bin ein Menſch, ich ſoll dem Weibe, mit dem ich vor den Altar trete, ſo gut, wie ein And'rer, Liebe und Treue zuſchwören, darum muß ich's ſo gut, wie ein And'rer, ſelbſt wählen dürfen!

Preiſing. Ihr ſeid ein Fürſt, Ihr ſoll't über Millionen herrſchen, die für Euch heute ihren Schweiß vergießen, morgen ihr Blut verſpritzen und übermorgen ihr Leben aushauchen müſſen: wollt Ihr das Alles ganz umſonſt? So hat Gott die Welt nicht eingerichtet, dann wäre ſie nimmer rund geworden, einmal müßt Ihr auch ihnen ein Opfer bringen und Ihr werdet nicht der Erſte Eures ruhmwürdigen Geſchlechts ſein wollen, der es verweigert!

Albrecht. Einmal? Einmal mit jedem Athemzuge, meint Ihr! Wißt Ihr auch, was Ihr verlangt? Gewiß nicht, denn ſonſt würdet Ihr die Augen wenigſtens niederſchlagen und nicht da ſtehen, als ob alle zehn Gebote mit feurigen Buchſtaben auf Eurer Stirn geſchrieben ſtänden. Was thut Ihr, wenn der Tag Euch ein finſt'res Geſicht zeigt, wenn Euch Alles mißlingt und Ihr Euch ſelbſt fehlt? Ihr werft bei Seite, was Euch quält und eilt zu Eurem Weibe, ſie iſt vielleicht gerade doppelt von Gott geſegnet und kann Euch abgeben, wenn das aber auch einmal nicht zutrifft, ſo könnt Ihr ſie ja gar nicht anſehen, ohne aller Eurer glücklichen Stunden zu gedenken, und wem die wieder lebendig werden, der hat eine mehr! Was wär' mein Loos? Könnt' ich auch zu meinem Weibe eilen? Unmöglich, ich müßte eher eine Wache vor meine Thür ſtellen, damit die Unſelige in ihrer Unſchuld nur nicht von ſelbſt komme und mich ganz verrückt mache, denn ſie wäre ja mein ärgſter Fluch! Doch nein, das wäre ſchlecht von mir, das dürft' ich nicht, ich müßte ihr entgegen gehen und ſie in meine Arme ſchließen, während ich ſie lieber von mir ſchleudern möchte, wie einen ankriechenden Käfer, denn das hätt' ich vor Gott gelobt. Grauſ't Euch? Wißt Ihr jetzt, was Ihr verlangt? Nicht bloß auf mein Glück ſoll ich Verzicht leiſten, ich ſoll mein Unglück liebkoſen, ich ſoll's herzen und küſſen, ja ich ſoll dafür beten, aber nein, nein, in alle Ewigkeit nein!

Preiſing. Herzog Ludwig, Euer Vorfahr, nahm eine Gemahlin, die Keiner erblickte, ohne ihr zu dem Namen, den ſie in der heiligen Taufe empfangen hatte, unwillkürlich noch einen zweiten zu geben: es war Margaretha von Kärnthen, die im Volksmund noch heut' zu Tage die Maultaſche heißt. Er war jung, wie Ihr, und man hört nicht, daß er blind geweſen iſt, aber ſie brachte die Grafſchaft Tirol an Baiern zurück, und wenn er ſich über ihre Schönheit nicht freuen konnte, ſo wird der Gedanke ihn getröſtet haben, daß ſeine armen Unterthanen unter ſeiner Regierung das Salz noch einmal ſo billig kauften, wie zuvor, und ihn mit fröhlichen Geſichtern Morgens, Mittags und Abends dafür ſegneten!

Albrecht. Wißt Ihr, ob er ihnen nicht jedes Mal eine Bitte abſchlug, wenn er ſein Weib geſehen hatte?

Preiſing. Ich weiß nur, daß er vier Kinder hinterließ. Gnädiger Herr, ich habe meine Botſchaft ausgerichtet und werde Eurem Vater melden, daß Ihr zu mir nicht Ja geſagt habt. Wollt Ihr etwas hinzufügen, ſo thut's, wenn Ihr ihn ſeht! Mein Auftrag iſt noch nicht zu Ende, ich ſoll Euch noch zu dem Turnier laden, das er in Regensburg zu halten gedenkt, und Ihr werdet ſeinen Unwillen nicht dadurch noch erhöhen wollen, daß Ihr ausbleibt!

Albrecht. Gewiß nicht, ich habe das Fechten nicht verlernt, auch in Augsburg nicht, und ich gebe gern den Beweis!

Preiſing. Da müßt Ihr denn noch heute aufſitzen.

Albrecht. Noch heute?

Preiſing. Uebermorgen findet's Statt!

Albrecht. Das kommt ja raſcher zu Stande, wie eine Bauern-Schlägerei! Was gibt's denn? Iſt dem Kaiſer in ſeinem Alter eine Prinzeſſin geboren?

Preiſing. Wahrſcheinlich ſollte Eure neue Verlobung der Ritterſchaft verkündigt werden, denn Euer Vater hält Eure Weigerung für unmöglich und iſt ſtolz darauf, daß ihm gelang, was ſeinen Vorfahren drei Jahrhunderte hindurch mißglückte. Nun wird's wohl auf ein bloßes Lanzenſpiel hinauslaufen!

Albrecht. Gleichviel! Ich bin in billigen Dingen ſein gehorſamer Sohn und will um eine Erbſenſchote turnieren, wenn er's verlangt!

Preiſing. Alſo, Ihr erſcheint, ich hab' Euer Wort! **(Ab, von Törring, Frauenhoven und Nothhafft von Wernberg zurück begleitet.)**

Eilfte Scene.

Albrecht. Da iſt's! Und ich kann nicht ſagen, daß mich's verdrießt! Ich bin nicht gemacht, mein Glück zu genießen, wie ein Knabe die Kirſchen naſcht, die er geſtohlen hat! Und wenn der Sturmwind mir die Tarnkappe abreißt, ſo kann der Augsburger Prieſter doch gewiß nicht ſagen, ich ſelbſt hätte das Geheimniß verrathen!

Zwölfte Scene.

Agnes **(tritt wieder ein, aber ohne die Kleinodien).** Nun, mein Albrecht?

Albrecht. Ja, Agnes, nun werd' ich's bald ſehen, ob Du von Deinem Vater was gelernt haſt, ich werde blos, um Dich auf die Probe zu ſtellen, ein Paar Beulen von Regensburg mitbringen! Aber, was haſt Du gemacht? Mein Werk wieder zerſtört? Nein, wirſt Du ſagen, Gottes Werk wieder hergeſtellt! Und es iſt wahr, ich hatte es nur verdorben, wie der Knabe die Lilie, die er mit Nelkenblättern beſtreut! Du thateſt wohl, den bunten Ueberfluß abzuſchütteln.

Agnes. Ich habe Alles gehört, Alles! Ich mußte!

Albrecht. Alles, nur meine letzte Antwort nicht! Fürchte Nichts von meinem Ungeſtüm, ich halte ſie zurück, ſo lange ich kann, auch jetzt noch! Aber im äußerſten Fall:

Hier iſt ſie! (Er umarmt ſie.) Wir ſind vereint, nur der Tod kann uns noch trennen, und der iſt ſein eigner Herr. Auch gibt's auf der ganzen Welt keinen Mann, der ſich ſchneller in Etwas ergibt, wie mein Vater, wenn er ſieht, daß Nichts mehr zu ändern iſt! Nun in die Rüſtkammer! Nothhafft und Törring nehm' ich mit, Frauenhoven bleibt hier zu Deinem Schutz!

Agnes. Es iſt nicht Furcht, was mich bewegt! Den Schwindel hab' ich überwunden! Aber — Sieh', mein Albrecht, es thut mir weh', wenn ich mir denke, daß ganz Augsburg mich für etwas Anderes, als für Deine Gemahlin hält: und der Troſt, vor Gott rein dazuſtehen, reicht nicht immer aus, kaum, laß mich's bekennen, das Gefühl, mein Glück damit zu bezahlen. Doch ich will es gern mein ganzes Leben lang ertragen, wenn's nur zwiſchen Dir und Deinem Vater Friede bleibt. Wie fürchterlich war's mir früher ſchon immer, wenn ſich Freunde und Brüder meinetwegen entzweiten, und von wie manchem Tanz blieb ich weg, um's nur nicht zu ſehen! Und was war das gegen dieß!

Albrecht. Dieß Mal iſt gar nichts zu beſorgen! Auch ein Fürſtenſohn darf ſagen: ich will die nicht! und wenigſtens: ich will noch nicht! Aber zuſammen hauen will ich ſie — Hei! wer mich bisher ſchon einen guten Fechter genannt hat, der ſoll ſich ſchämen und ein Jeder ſoll ſich's im Stillen zuſchwören, mir nie wieder in den Weg zu treten, auch wer ſelbſt Nichts abbekommt! (Beide ab.)

Regensburg.

Dreizehnte Scene.

(Turnierplatz. Die Zuſchauer ſind auf ihren Tribunen ſchon verſammelt. Der Marſchall ſteht vor den Schranken, ein Buch unterm Arm. Großer Zug; Fahnen, Trophäen, Trompeten.)

Ernſt (tritt auf, von ſeinen Rittern begleitet. Unter dieſen befinden ſich Wolfram von Pienzenau, Otto von Bern, Ignaz von Seyboltſtorf und Hans von Preiſing. Preiſing geht ihm zur Seite. Die Ritter ſtellen ſich bis auf Preiſing rechts vom Marſchall auf).

Preiſing. Gnädiger Herr, mißdeutet's nicht, daß ich noch einmal anklopfe, aber die Stunde iſt ernſt, was Ihr zu thun gedenkt, kann vielleicht nicht mehr zurück gethan werden, und Ihr pflegt ja doch ſonſt meinen geringen Rath nicht zu verſchmähen!

Ernſt. Gegen Jedermann kann ich Euch ſchützen, nur nicht gegen meinen Nachfolger, darum rath' ich mir dieß Mal allein!

Marſchall (ruft). Wolfram von Pienzenau! Otto von Bern!

Pienzenau und Bern. Hier!

Marſchall (läßt ſie ein).

Preiſing. Ich fürchte zu errathen, was Ihr vorhabt, der Marſchall hat das Buch gewiß nicht umſonſt unterm Arm! Ueberlegt's noch, ich bitt' Euch, und ſeht in der raſchen Antwort, die er Euch vorhin gab, nicht d

Trotz eines Sohns, ſondern die Hartnäckigkeit eines Verliebten, der ſein Gefühl für eine Agnes nicht ſogleich auf eine Anna übertragen kann!

Ernſt. Ihr werdet augenblicklich aufgerufen werden!

Preiſing (geht zu den Rittern).

Ernſt. Ein Schnitt in's Fleiſch thut noth. Wirkt's nicht gleich, ſo wirkt's ſpäter! Ei, ei, wer hätte das gedacht! Einer Dirne wegen!

Albrecht (tritt mit Nothhafft von Wernberg und Törring auf)

Ernſt (an Albrecht vorbeiſchreitend). Noch einmal! Darf ich der Ritterſchaft Eure Verlobung mit Anna von Braunſchweig ankündigen laſſen?

Albrecht. Ich habe zu viel von Euch im Leibe, um auf eine und dieſelbe Frage an einem und demſelben Morgen zwei Antworten zu geben! — Mein Gott, lag ich denn ganz umſonſt auf den Knieen vor Euch?

Ernſt. Gut! (Er geht weiter.) Marſchall, ich habe Euch Nichts zu ſagen! (Er beſteigt ſeine Tribune.) Nur fort!

Marſchall (ruft). Hans von Preiſing! Ignaz von Seyboltſtorff!

Preiſing und Seyboltſtorff. Hier! (Treten an die Schranken.)

Albrecht. Preiſing! Seyboltſtorff! Zurück! Wittelsbach iſt da! (Tritt an die Schranken.)

Marſchall. Halt!

Albrecht. Marſchall von Pappenheim, aufgeſchaut! Den Blinden, dem ich den Staar ſtechen muß, bedien' ich mit der Lanze!

Ernſt. Artikel zehn!

Marſchall (öffnet das Buch und lieſt). Weiter wurde zu Heilbronn für ewige Zeiten beſchloſſen und geordnet: welcher vom Adel geboren und herkommen iſt und Frauen und Jungfrauen ſchwächte —

Albrecht (ſchlägt ihm das Buch aus der Hand). Der darf nicht turnieren! Werden hier Krippenreiter zugelaſſen, die das nicht wiſſen?

Marſchall. Ihr ſeid angeklagt, auf Eurem Schloß Vohburg mit einem Schwabenmädchen in Unehren zu leben!

Albrecht. Mein Kläger?

Ernſt (erhebt ſich).

Albrecht. Herzog von München-Baiern, laß Deine Späher peitſchen, ſie haben deine Schwieger verunglimpft! Die ehr- und tugendſame Augsburger Bürgertochter, Jungfer Agnes Bernauer, iſt meine Gemahlin und Niemand als ſie befindet ſich auf Vohburg! Hier ſtehen meine Zeugen!

Ernſt. Preiſing! Das iſt ja zum — Wiederjungwerden!

Albrecht. Da man nun mit ſeinem angetrauten Weibe nicht in Unehren leben kann, ſo — — Schildknapp, zeig' dem Mann mit dem Buch da, wie man öffnet!

Schildknapp (öffnet raſch).

Albrecht (tritt ein). Nun, Ihr Herren? Man pflegt: ich wünſch' Euch Glück! zu ſagen!

Ernſt (greift zum Schwert und will hinunter ſtürzen). Ich komm' ſchon!

Preiſing (wirft ſich ihm entgegen). Gnädiger Herr, erſt müßt Ihr mich durchſtoßen!

Ernſt. Ei, ich will's ja nur als Knüttel brauchen, ich will nur für die Ueberraſchung danken! Doch Ihr habt Recht, es iſt auch ſo gut, was erhitzt der Vater ſich, der Herzog genügt. (Er ruft.) Edle von Baiern, Grafen, Freiherren und Ritter, auch Wilhelm, mein Bruder, hat einen Sohn —

Albrecht. Was ſoll das?

Ernſt. Wer den Weg zur Schlafkammer ſeiner ehr- und tugendſamen Jungfer — allen Reſpekt vor ihr, es muß eine geſcheite Perſon ſein! — durch die Kirche nehmen mußte, der nimmt die Benediktion mit und die Gnade aller Heiligen obendrein, aber Krone und Herzogsmantel läßt er am Altar zurück! (Er fährt fort.) Dieſer Sohn heißt Adolph und ihn erklär' ich —

Albrecht. Bei meiner Mutter, nein!

Hans von Läubelfing. Albrecht von Wittelsbach, Ingolſtadt ſteht hinter Euch, fürchtet nicht für Euer Recht, Ludwig der Bärtige zieht!

Ernſt. Ludwig von Ingolſtadt, oder wer hier für ihn ſpricht, das Reich ſteht hinter mir mit Acht und Aberacht, weh' dem, der ſeine Ordnung ſtört!

Marſchall (nebſt vielen andern Rittern, mit den Schwertern klirrend.) Ja, weh' dem!

Ernſt. Bürger von Augsburg, Eidam des Baders, empfangt jetzt Segen und Hochzeitsgabe zugleich! (Fährt fort.) Es lebe mein Nachfolger! (Er ſteigt von der Tribune herunter.) Wer ein guter Baier iſt, ſtimmt mit ein: es lebe Adolph, das Kind!

Marſchall (mit vielen andern Rittern um Ernſt ſich ſchaarend). Es lebe Adolph, das Kind!

Albrecht (zieht und dringt auf den Marſchall ein, auch um ihn ſchaaren ſich einige Ritter). Otto, mein Ahnherr, für Treu!

Ernſt (ſchlägt ihm mit der Fauſt aufs Schwert). Das Turnier iſt aus!

Albrecht. Nein, es beginnt! Die Ritterſchaft verläßt mich! Bürger und Bauern, heran! (Er ſchwingt ſein Schwert gegen die Zuſchauer. Großes Getümmel.)

Vierter Act.

München.

Erſte Scene.

(Das Herzogliche Cabinet. Preiſing ſitzt an einem Tiſch, ein verſiegeltes Dokument in der Hand.)

Preiſing. Dieß ſoll ich öffnen und prüfen! Und gerade heut', an dieſem Tage des Jammers! (Er beſieht das Dokument.) Keine Aufſchrift, bis auf ein Kreuz! Aber ſieben Siegel von ſeiner eig'nen Hand! Dazu lag's, dreifach verſchloſſen, in einer ehernen Truhe! Der Inhalt muß ernſt und wichtig ſein! Auch neu iſt es nicht! Das beweiſ't der Staub, der ſich mir an die Finger ſetzt! (Er fängt an, die Siegel zu erbrechen.) Offenbar ein Geheimniß, das er lange vor mir verbarg! Mir wird faſt beklommen!

Zweite Scene.

Stachus (tritt ein). Ein Bauer iſt da, mit einer ungeheuer großen Aehre, die er dem Herzog zeigen will!

Preiſing. Nur heute nicht! Er wird vom Sterbebett keine Augen dafür mitbringen!

Stachus. Das hab' ich ihm ſchon geſagt! Aber er laßt ſich nicht bedeuten, und Ihr wißt's ja, daß wir mit den gemeinen Leuten nicht unſanft verfahren dürfen!

Preiſing. So laß' ihn ſtehen, bis er von ſelbſt geht! Hört man denn Nichts von dem armen Prinzen? Wird's nicht doch ein wenig beſſer? Bei Gott iſt ja kein Ding unmöglich!

Stachus. Beſſer! Vor einer halben Stunde ward er verſehen! Herr Kanzler, die Augsburger Hexe paßt ſchon auf, und der Teufel läßt ſie nicht im Stich, wie ſollt's beſſer werden!

Preiſing. Was red'ſt Du da wieder, Stachus!

Stachus. Was ſie Alle reden! In der Burg, auf der Straße, an der Schranne, im Kloſterhof, wo man auch hinkommt, Alle, Alle! Ein hochwürdiger Vater Franziskaner hat dieſe Bernauerin ſchon von der Kanzel herab verflucht, er hat geſagt, ſie ſei werth, bei lebendigem Leibe verbrannt zu werden, da wird's doch wohl wahr ſein! Und wie ſollt's auch nicht! Erſt ſtirbt der Vater, der gute, gute Herzog Wilhelm; dieß Wamms hab' ich von ihm! Dann folgt ſeine Gemahlin! Heute roth, morgen todt: wir mußten ſie beweinen, eh' ſie ihn noch beweinen konnte. Nun der Prinz, der freundliche kleine Adolph! Hört Ihr? Das Sterbeglöcklein! Es iſt aus! Aus! (Er ballt die Hände wie zum Fluchen.) Und ich ſollte nicht!? — (Er ſinkt auf die Kniee und betet.)

Preiſing (ſinkt gleichfalls auf die Kniee).

Stachus (aufſtehend). Selbſt in Brand ſtecken mögt' ich den Scheiterhaufen! Die fände ſo viele Henker, als es treue Baiern gibt. Nun geht's an den Herzog, den regierenden Herrn, gebt nur Acht! (Ab.)

Dritte Scene.

Preiſing (der ſich zugleich mit Stachus erhebt). Ja, es iſt aus! Das Glöcklein verſtummt, das Kind that ſeinen letzten Athemzug und Ernſt hat keinen Erben mehr, da er ſeinen Sohn verſtieß. Dieß iſt eine ſchwere Stunde für's Land! Gott ſchaue gnädig auf uns herab! (Er ergreift das Dokument wieder.) Nun wird er wohl gleich hier ſein! Die ganze Nacht war er drüben! (Er nimmt es aus dem Umſchlag und entfaltet's.) Was iſt das? (Er lieſt.) „Rechtlicher Beweis, geſchöpft aus den Ordnungen des Reichs und anderen lauteren Quellen, daß die Agnes Bernauer oder Pernauer aus Augsburg wegen verbrecheriſcher Verleitung des jungen Herzogs Albrecht zu unrechtmäßiger Ehe, ja ſogar, falls ſich nichts Weiteres erhärten ließe, wegen bloßer Eingebung einer ſolchen im äußerſten Falle gar wohl, zur Abwendung ſchweren Unheils, auf welche Weiſe es immer ſei, vom Leben zum Tode gebracht werden dürfe!“ (Er ſetzt ab.) O nun begreif' ich Alles! Dieſer Todte wird wieder tödten, dieſer Knabe, der nicht einmal ſeine Nürnberger Klapperbüchſe mehr ſchütteln kann, wird das Mädchen nachholen! Schrecklich! (Er ſieht wieder hinein.) Des jungen Herzogs! Er iſt fünf Jahre älter, als ſie und hat vielleicht ſchon ſeine erſte Schlacht gewonnen, bevor ſie noch ihre letzte Puppe in den Winkel warf! Aermſte, welch' ein Schickſal ereilt Dich! (Er blättert um.) Wer hat ſich denn unterſchrieben? Arlsreiter! Kraitmayr! Emeran Nusperger zu Kalmperg! Große Juriſten, würdig, zu Juſtinians Füßen zu ſitzen und die Welt zu richten, wer wagte ihnen zu widerſprechen! Sie iſt verloren! (Er ſieht wieder hinein.) Und gleich nach dem Regensburger Turnier abgefaßt! Ja, da trafen ſie alle drei hier in München zuſammen, ich hielt's für Zufall, nun ſeh' ich wohl, daß ſie gerufen waren! Das ſind ſchon dritthalb Jahre! Wie wenig mag ſie's noch erwarten! (Er blättert noch einmal um.) Unten das förmliche Todesurtheil, dem nur noch der Name des Herzogs fehlt! Der wird nun wohl bald hinzu kommen! Mich grauſ't! Manch' ähnliches Blatt hielt ich ſchon in der Hand, aber da ging dem ſtrengen Spruch jedesmal eine Reihe ſchnöder Gewaltthaten voran, man las viel von Raub, Mord, Brand und Friedensbruch, ehe man an die Strafe kam. Hier könnte höchſtens ſtehen: ſie trug keinen Schleier und ſchnitt ſich die Haare nicht ab! Ich weiß jetzt ja recht gut, wie's zugegangen iſt! Und dennoch — (Er lieſ't wieder.) Durch's Beil, durch's Waſſer, ja durch einen Schuß aus dem Buſch — (Er ſetzt ab.) Gibt's denn gar kein anderes Mittel mehr?

Vierte Scene.

Ernſt (tritt ein). Ich ließ Euch warten, Preiſing! Aber ich mußte ſelbſt warten!

Preiſing. Gnädiger Herr!

Ernſt. Laßt, laßt! Die Erde kann ſchon mit gebrochenen Augen gepflaſtert werden! Es kam ein Paar hinzu! Habt Ihr geleſen?

Preiſing. Ich wollte juſt, da hört' ich das Glöcklein!

Ernſt. So leſ't jetzt! (Er wendet ſich.) Es hat mich angegriffen! Wie ſchwer ſtirbt ein Kind! Zwölf Stunden Todeskampf für ein ſo kurzes Leben! Mein Gott! Nun, es iſt vorbei! (Er macht ein Paar Schritte.) Die große Glocke! Endlich! Mir fehlte noch was! Die verkündigt's der Stadt! Nun geht's von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, von Mund zu Mund. Ja, betet, betet, betet! Wir können's brauchen! (Wendet ſich wieder zu Preiſing.) Nun?

Preiſing (legt das Dokument auf den Tiſch). Was ſoll ich noch ſagen!

Ernſt. Was Ihr könnt! Prüft Punkt für Punkt, ich ſteh' Euch Rede, dieß Mal, wie alle Mal! Habt Ihr Etwas gegen die Männer einzuwenden, die das Gutachten abgaben und den Spruch fällten?

Preiſing. Gegen die Männer! Wenn der Schwabenſpiegel noch nicht zuſammen geſtellt wäre, dieſen Dreien würde ich an Kaiſers Statt den Auftrag geben, es zu thun!

Ernſt. Sind ſie beſtechlich? Trifft Einen unter ihnen der Verdacht der hohlen Hand?

Preiſing. Gewiß nicht! Wenn aber auch: Herzog Ernſt hat Keinem Etwas hinein gedrückt!

Ernſt. Ihr erweiſ't mir nur Gerechtigkeit! Nicht einmal den Schweißpfennig, der ihnen gebührt hätte, und das iſt die einzige Schuld, die ich nie bezahlen will!

Preiſing. Ich ſchwöre für Euch! Aber auch für ſie!

Ernſt. Nun, ſolche Männer, ſo beſchaffen, legten vor dritthalb Jahren nach gewiſſenhafteſter Erwägung des Falls dieß Blatt bei mir nieder und erſt jetzt zieh' ich's hervor. Kann man mich der Uebereilung zeihen?

Preiſing. Nicht Euer Feind!

Ernſt. Wenn ich's vollſtrecken laſſe: kann man behaupten, es ſei nicht der Herzog, der ſeine Pflicht erfüllen, ſondern der Ritter, der einen Flecken abwaſchen oder der Vater, der ſich rächen will?

Preiſing. Auch das nicht!

Ernſt (ergreift die Feder). Wohlan denn!

Preiſing. Gnädiger Herr, haltet noch ein!

Ernſt. Ja? Gut! (Legt die Feder nieder.) Ich bin kein Tyrann, und denke keiner zu werden. Aber man ſoll von mir auch nicht ſagen: er trug das Schwert umſonſt! Wer's unnütz zieht, dem wird's aus der Hand genommen, aber wer's nicht braucht, wenn's Zeit iſt, der ruft alle zehn Plagen Egyptens auf ſein Volk herab und die treffen dann Gerechte und Ungerechte zugleich, denn unſer Herrgott jätet nicht, wenn er ſelbſt ſtrafen muß, er mäht nur! Das erwägt und nun ſprecht! (Er ſetzt ſich.)

Preiſing. Ich kann dieß Blatt nicht widerlegen! Es iſt wahr: wenn die Erbfolge geſtört wird oder auch nur zweifelhaft bleibt, ſo bricht früher oder ſpäter der Bürgerkrieg mit allen ſeinen Schrecken herein, und Niemand weiß, wann er endet!

Ernſt. Er bricht herein, wenn ſie Kinder bekommen, er bricht herein, wenn ſie keine bekommen! In dem einen Fall wollen die ſich behaupten, in dem andern können Ingolſtadt und Landshut ſich nicht vereinigen, weil jedes den Löwentheil verlangt! Ja, es iſt die Frage, ob die auch nur bis zu ſeinem Tode ruhig bleiben! Denn wenn ſie jetzt mit ihm liebäugeln, ſo geſchieht's, um mich zu ärgern!

Preiſing. Aber es iſt doch auch entſetzlich, daß ſie ſterben ſoll, blos weil ſie ſchön und ſittſam war!

Ernſt. Das iſt es auch! Ja! Darum ſtellt' ich's Gott anheim. Er hat geſprochen. Ich warf mein eignes Junges aus dem Neſt und legte ein fremdes hinein. Es iſt todt!

Preiſing. Und gäbe es wirklich keinen anderen Ausweg? Gar keinen?

Ernſt. Ihr greift mich hart an, Ihr meint, ich könnte noch mehr thun! Und wahr iſt's: in den Adern Ludwigs von Ingolſtadt und Heinrichs von Landshut fließt das Blut des Geſchlechts eben ſo rein, wie in meinen eignen!

Preiſing. Daran hab' ich noch nicht gedacht!

Ernſt. Aber ich! Zwar wär's ſo arg, daß wohl auch ein Heiliger fragen würde: Herr, warum das mir? Doch wenn's nun wär'? Der letzte Hohenſtaufe ſtarb durch Henkers Hand, mit Gottes dunklem Rathſchluß kann viel beſtehen, was der Menſch nicht faßt. Aber dieß kann

Gottes Rathſchluß nicht ſein, denn es hälfe nichts, und das iſt mein Troſt! Spräche ich zu Heinrich: Komm, Fuchs, Du haſt mir mein ganzes Leben lang Fallſtricke gelegt und Gruben gegraben, nimm mein Herzogthum zum Lehn! ſo führe Ludwig dazwiſchen. Spräche ich zu Ludwig: Ich bin Dir noch den Dank für ſo manchen Schlag ſchuldig, der von hinten kam, hier iſt er! ſo griffe Heinrich mit zu, und Einer könnt's doch nur ſein! Oder iſt's nicht ſo?

Preiſing. Gewiß!

Ernſt. Es bliebe alſo immer daſſelbe, Alles ginge drunter und drüber, und die Tauſende, die im Vertrauen auf mich in's Land kamen und meine Märkte zu Städten erhoben, meine Städte ſo weit emporbrachten, daß ſelbſt die ſtolze Hanſa ihnen nicht mehr ungeſtraft den Rücken kehren darf, würden mich und mein Andenken verfluchen!

Preiſing. Ich meinte nicht das! Laßt ſie entführen und dann verſchwinden! Das geht jetzt leichter, wie ſonſt, er läßt ſie nicht mehr ſo ängſtlich bewachen.

Ernſt. Was wär' damit gewonnen! Er würde ſie ſuchen bis an ſeinen Tod! Ihr wart ein ſchlechter Prophet in Regensburg!

Preiſing. Man breitet aus, daß ſie geſtorben iſt. Er fand den Prieſter, der ihn mit ihr verband: kann Euch der Prieſter fehlen, der einen Todtenſchein ausſtellt?

Ernſt. Und ich ſollte ihm das zweite Weib geben, ſo lange das erſte noch lebte? Nein, Preiſing, das Sacrament iſt mir heilig, er ſoll nicht am Tage des Zorns wider mich zeugen und ſagen: Herr, wenn ich mich mit Gräueln befleckte, ſo wußte ich nichts davon. Hier hilft kein Kloſter, nur der Tod!

Preiſing. Doch auch wohl der Papſt, und wenn der ſich weigert, der Kaiſer! Friedrich Barbaroſſa ſchied ſich ſelbſt, Ludwig der Baier ſchied ſeinen Sohn!

Ernſt. Wie ſoll man ſcheiden, wenn Keins von Beiden will? Preiſing, ich hatte dritthalb Jahre Zeit, und das Kind, für das jetzt die Glocken gehen, war oft genug krank! (Er greift wieder zur Feder.) Nein, Gott will es ſo und nicht anders! Und gerade jetzt geht es leicht. Er reitet heut' oder morgen nach Ingolſtadt zum Turnier hinab. Dort ſoll er, ich möchte ſagen, wieder ehrlich geſprochen werden und dieß wird glücken, denn Ludwig hat Alles zuſammen gerufen, was mir Feind iſt, er denkt: je weiter der Riß zwiſchen uns Beiden, je beſſer für ihn! Nun, während ſie die Fahne über ihn ſchwenken, will ich dafür ſorgen, daß ſie ſich hinterdrein nicht zu ſchämen brauchen. Nichts hat mich ſo verdroſſen, als das Gepränge, mit dem er ſie gleich nach dem Regensburger Tag, einer Herzogin gleich, von Vohburg nach Straubing führte. Jetzt iſt das gut! Emeran Nusperger zu Kalmperg iſt Richter in Straubing und Pappenheim kann mit hundert Reitern in vier und zwanzig Stunden dort ſein!

Preiſing. Und nachher? Gnädiger Herr, Ihr habt Recht, ich war in Regensburg ein ſchlechter Prophet!

Wird er's tragen? Wird er nicht raſen und Hand an ſich ſelbſt legen oder ſich offen wider Euch empören?

Ernſt. Das Eine vielleicht, das And're gewiß, ich thu', was ich muß, der Ausgang iſt Gottes. Ich ſetz' ihn daran, wie Abraham den Iſaak, geht er in der erſten Verzweiflung unter, und es iſt ſehr möglich, daß er's thut, ſo laſſe ich ihn begraben, wie ſie, tritt er mir im Felde entgegen, ſo werf' ich ihn oder halte ihn auf, bis der Kaiſer kommt. Dem meld' ich's, noch eh' es geſchieht, und er wird nicht ſäumen, denn wie ich Ordnung im Hauſe will, ſo will er Ordnung im Reich. Es iſt ein Unglück für ſie und kein Glück für mich, aber im Namen der Witwen und Waiſen, die der Krieg machen würde, im Namen der Städte, die er in Aſche legte, der Dörfer, die er zerſtörte: Agnes Bernauer, fahr' hin! (Er unterſchreibt und giebt, dann wendet er ſich und winkt) Kanzler! (Ab, Preiſing folgt mit dem Blatt.)

Straubing.

Fünfte Scene.

(Burghof und daran ſtoßender Garten. Törring, Frauenhoven und Nothhafft von Wernberg, alle gerüſtet, an einem ſteinernen Tiſch, auf dem Wein ſteht. Der Kaſtellan geht vorüber.)

Nothhafft von Wernberg. Nun, Alter, ſchon wieder in die Kapelle? (Er erhebt ſeinen Becher.) Komm', verſuch einmal, damit Du ſiehſt, daß die Frommen noch immer nicht umſonſt beten!

Kaſtellan. Ich ſtoß Dich um, ſagte der Ritter zum Becher, und that's, ſiebenmal hinter einander. Aber der Becher ſtieß ihn wieder um, und da fiel er dem Teufel in die Arme, der ſchon längſt hinter ihm ſtand! Hütet Euch und ſpottet nicht! (Ab.)

Sechste Scene.

Frauenhoven. Wo bleibt der Herzog? Die Pferde werden ungeduldig!

Törring. Er wird die Todtengruft beſehen, die ſie ſich bauen ließ. Sie iſt geſtern oder heut' fertig geworden. Ich ſah ſie Beide zu den Karmelitern hinübergehen.

Nothhafft von Wernberg. Doch ein ſeltſamer Gedanke für ein junges Weib! Eine Todtengruft!

Törring. Nun, im Anfang gerade ſo ſeltſam nicht! Da mag ihr beklommen genug geweſen ſein, und mit Recht. Jetzt freilich ſieht's anders aus! Und doch kann man noch nicht wiſſen, wie's kommt! Das ſchwache Kind in München iſt nicht ſtark dadurch geworden, daß der alte Herzog ihm die Krone aufſetzte. Ja, er hat's vielleicht nur gethan, weil er ſich darauf verließ, daß ſie ſchon von ſelbſt wieder herunter fallen würde!

Frauenhoven. Da irrt Ihr! Wie oft hat er Albrecht durch ſeinen Bruder die förmliche Entſagung abzudringen geſucht!

Törring. Das war immer nur ein Stich, eine verkappte Anfrage, ob er ihrer noch nicht ſatt ſei! Wenn

Ernſt keinen Hintergedanken hatte, warum ſtellte er ſich zwiſchen ihn und den Kaiſer, als dieſer wegen der Regensburger Händel Rechenſchaft forderte? Der alte Sigmund meinte es ſehr ernſthaft, das Podagra hat einen wackern Reichsvogt aus ihm gemacht und ſeine Kommiſſarien, wir dürfen's uns wohl bekennen, hätten nicht einmal Brillen aufzuſetzen gebraucht, um einen offenen Aufruhr zu entdecken. Warum kehrten ſie ſo plötzlich in München um?

Frauenhoven. Ihr ſeht immer ſchwarz!

Rothhafft von Wernberg. Sie kommen! Steigen wir zu Pferde, daß wir den Abſchied abkürzen! Aber vorher — (Er ergreift den Becher.)

Törring. Auf guten Ausgang! (Sie ſtoßen an und gehen ab.)

Siebente Scene.

(Albrecht und Agnes treten auf. Albrecht iſt ebenfalls gerüſtet.)

Agnes. Alſo, die Ampel, die noch fehlt, bringſt Du mir mit, nicht wahr? Eine eherne, mit einer langen Kette, daß ſie hoch vom Gewölb niederſchweben kann.

Albrecht. Lieber etwas And'res, ich geſteh's Dir offen. Doch ich hab's verſprochen und ich thu's!

Agnes. Zürnſt Du mir?

Albrecht. Wie könnt' ich! Aber es ängſtigt mich, daß Dir dieß ſo am Herzen liegt! Haſt Du eine böſe Ahnung? Ich wüßte zwar nicht, woher die Dir jetzt noch kommen ſollte und dennoch muß es ſo ſein!

Agnes. Gewiß nicht! Ei, da würd' ich von meinem Sarg reden, von den Fackeln, dem Glockengeläut und Allem, was ich mir ſonſt noch wünſchte! Und wenn ich fürchtete, Dir weh zu thun, würd' ich ſagen: Denke Dir, mir hat geträumt, ich würde begraben und darüber mußt Du Dich freuen, denn es bedeutet langes Leben, aber das Leichenbegängniß war ſo ſchön, daß ich's dereinſt gerade ſo und nicht anders haben mögte. Und dann würde ich's Dir beſchreiben!

Albrecht. So will ich Dir die Ampel nach dreißig Jahren ſchenken!

Agnes. Wenn Du nicht anders willſt! Angezündet ſoll ſie ja noch nicht werden! Aber, mein Albrecht, Du kennſt uns nicht, Du weißt nicht, wie wir ſind! Ein bürgerliches Mädchen macht ſich das Todtenhemd gleich nach dem Hochzeitkleid und ſie thut wohl daran, denn ſie kann nicht wiſſen, wie ſie's ſonſt in ihrem Alter bekommt! Nun, das liegt mir in der Art, und ſo lange bin ich noch nicht die Gemahlin eines Herzogs, daß ſich ſchon Alles an mir verändert hätte! Aber, Du ſiehſt, die Demuth iſt ſchon entwichen, denn ich habe nicht, wie meine Geſpielinnen, die eigenen Finger geplagt und mir das Sterbegewand genäht, ich habe den Maurer und den Zimmermann gequält und mir eine Todtenkapelle erbaut! Nun ſteht ſie und es iſt mir eine Freude, daß ich die Stätte, wo ich meinen längſten Schlaf halten ſoll, jetzt ſchon kenne, ja daß ich ſie betreten und dort im voraus für mich beten kann! Darum mögt' ich auch die Ampel gleich aufhängen, ſonſt wär mir da in der letzten Stunde ja doch noch etwas fremd!

Albrecht. Wenn es nur das iſt!

Agnes. Was ſonſt? Ich ſeh ſchon bei Tage einmal nach meinem Bett, weiter Nichts! Ei, merkſt Du denn noch etwas von jener Angſt und Beklommenheit an mir, die mich ergriff, als Du ſo ungeſtüm von Regensburg zurückkehrteſt und mich hierher führteſt? Damals zitterte ich für mich und Dich! Noch hatte ich mich an Vohburg nicht gewöhnt, noch lief ich, wie ein Kind, von Gemach zu Gemach und konnte kein's finden, das mir eng genug war, und ſchon mußt' ich das kleine Schloß mit dieſem großen vertauſchen, neben dem es ſich ausnahm, wie mein armes Vaterhaus ſich neben ihm ausgenommen hatte! Ach, die Muſik unterwegs, das wilde Lebehoch der Bauern, die ſich mit ihren Senſen und Pflugeiſen um uns zuſammen rotteten, die Blumen, die man uns ſtreute, Alles entſetzte mich. Du ſelbſt kamſt mir ganz fremd vor, weil Du's litteſt und Dich darüber freuteſt: ich erſchrak zu Tode, als Du hier ſogar die Glocken läuten laſſen wollteſt! Aber das iſt vorbei, längſt vorbei! Du hörſt ja, ich ſelbſt nenne Vohburg jetzt klein, ich wundere mich gar nicht mehr, wenn ſich die Armen und Bittenden des Morgens um mich drängen, ich kann fragen, wie eine geborne Herzogin, ich kann den Kopf ſchütteln und faſt abſchlagen, ich ſollte mich ſchämen!

Albrecht. So will ich Dich!

Agnes. Nur in meinen Träumen geht's anders her, ſonſt würd' ich gewiß zu ſtolz! Da kehrt die alte Zeit wieder, wo ich die Brotkrumen ſorgfältig aufleſen mußte, die zu Boden fielen, und wo mein Geburtstagsgeſchenk meiſtens darin beſtand, daß ich nicht geſcholten wurde, wenn ich etwas that, was nicht ganz recht war. Noch in der letzten Nacht, Du mit Deiner immer offnen Hand wirſt lachen, bat ich meinen Vater glühend und ſtotternd um irgend eine Kleinigkeit und er ſagte, was er gewöhnlich zu ſagen pflegte, wenn er eine Bitte nicht zwei Mal hören wollte: gut, es ſei, aber dann kann ich ein halbes Jahr lang keinen Tropfen Wein mehr trinken! Ich war noch recht unwillig auf ihn, als ich erwachte, aber nun — Ich hab' ihn doch wenigſtens einmal wieder geſehen!

Albrecht. Du wirſt ihn — — (Er unterbricht ſich.) Da hab' ich Dich um die Ueberraſchung gebracht!

Agnes. Nein, mein Albrecht! Ich hab's recht gut gemerkt, aber wenn er kommen wollte, wär' er längſt da geweſen! Ich kann mir auch denken, was ihn abhält und Du mußt ihn darum ehren!

Albrecht. Ich glaube doch, er wird dieß Mal nachgeben! Sonſt gehen wir im Winter nach Augsburg zum Mummenſchanz.

Achte Scene.

Törring (tritt ein). Verzeiht!

Albrecht. Ich bleib Euch zu lange!

Törring. Wenn Ihr überhaupt noch fort wollt —

Albrecht. Wenn ich überhaupt noch fort will? Ei, ich werde die Ritter und Herren, die Herzog Ludwig ſo mühſam zuſammen brachte, nun doch nicht zum Narren halten!

Törring. Hört Ihr die Domglocke nicht?

Albrecht. Längſt, aber was kümmert ſie mich?

Törring. Mehr, als Ihr denkt: Euer Vetter Adolph iſt todt!

Albrecht. Todt?

Törring. Eben trifft die Trauerbotſchaft aus München ein!

Albrecht. Friede mit ihm! Er lebte ſich ſelbſt nur zur Laſt und Keinem zur Freude!

Agnes. Gott im Himmel! Das iſt nun in ſechs Monaten der Dritte!

Törring. Ja, ja, edle Frau, Ihr verſteht's!

Agnes. So bin ich wieder Schuld? O freilich! freilich! Wer ſonſt wohl!

Albrecht. Gott weiß, daß ich mich nicht freue! Wie ſollt' ich auch? Für mich war er nie da! Aber weinen kann ich eben ſo wenig! Ich denk' nur an Eins! Nun kann mein Vater mit Ehren zurück!

Törring. Ich darf abſatteln laſſen?

Albrecht. Was fällt Euch ein? Zwar, ich mögte nicht, daß jetzt aus dem Turnier noch etwas würde. Aber ich bin doch wohl der Letzte, der ausbleiben darf! Fort muß ich, und das gleich, doch gewiß werd' ich nun viel früher wieder hier ſein, als ich dachte! Agnes jetzt — (Er ſagt ihr etwas in's Ohr, dann hält er ſeine Hand an ihre Wange.) Au, ich brenne mich!

Agnes. Verzeih' Dir's Gott, daß Dir das in den Sinn kommt!

Albrecht. Amen! Ich ſag's mit! Aber es wird ſich zeigen! Ich hatte immer das Gefühl, mein letzter Wunſch könne nicht eher gekrönt werden. Ei, unſer Sohn mußte doch auch einen Großvater haben! Und nun — (Er umarmt ſie.) Siehſt Du, daß Du mir nicht aufrichtig zürnſt? Du hältſt mich feſt! O, ich weiß es ja längſt, daß Du erſt dann an Gottes Segen glauben wirſt! Darin biſt Du abergläubiſch. Aber ändre Dich ja nicht, ich lieb' auch das an Dir! (Er küßt ſie.) Mein Leben, auf Wiederſehen! (Er läßt ſie los und entfernt ſich ein Paar Schritte von ihr.) Seht Ihr, Törring, daß man von ſeinem Leben ſcheiden kann, und darum doch nicht gleich zu ſterben braucht? Alſo! Werdet kein Hageſtolz! Aber freilich, man muß das Beſte erſt abküſſen! (Er umarmt und küßt ſie noch einmal.) So! Nun bin ich in Ingolſtadt und Du in Straubing! Siehſt Du mich noch? Ja? Ich Dich nicht mehr! (Ab.)

Törring (folgt).

Neunte Scene.

Agnes (eilt in den Garten). Da kann ich ihn zu Pferd ſteigen ſehen! (Sie kehrt wieder um.) Ja, wenn er ſelbſt mich in die Höhe höbe und über die Mauer gucken ließe, wie damals, als die ſchwarzbraunen Egypter mit Cymbeln und

Schellen vorüber zogen. Aber hören muß ich ihn können! (Sie eilt wieder fort.) Still, ſtill mit Euren Trompeten! Horch! Das iſt Er! „Ihr ſeid brav, Törring!“ Gewiß, aber warum ſagſt Du ihm das gerade jetzt? Ach, da geht's ſchon fort! Leb' wohl, mein — Halt! Der Trab ſtockt! Es iſt doch Nichts geſchehen? Da redet Einer! Schwach, undeutlich — ſchweig Du! Nun noch einmal Er! „Führt ihn gleich zu ihr!“ Zu mir? Wen denn? „Es wird ihr lieb ſein!“ Mir lieb? Nein, Albrecht, da kennſt Du mich nicht! Ich wollte, es würde augenblicklich Nacht und erſt in drei Mal vierundzwanzig Stunden wieder Tag! Oder wär's mein Vater? (Sie jauchzt auf.) Mein Vater! Gewiß nicht! Ach nein! Jetzt ſprengen ſie weiter. Hui! Recht, ihr Roſſe, holt aus! Um ſo eher ſeid ihr wieder mit ihm da. (Sie horcht auf.) Ich höre Nichts mehr. (Sie horcht wieder.) Doch! (Sie pflückt während dem gedankenlos eine Blume.) Was ſoll's noch! (Sie läßt die Blume fallen.) Hab' ich da was gepflückt? Das thut mir leid! Es iſt keine Zeit, Blumen vor die Bruſt zu ſtecken! (Sie wandelt langſam wieder herauf.) Nun iſt's denn ſo gekommen, wie ſie Alle vorher ſagten! Todt! Ob das uns wirklich was Gutes bedeutet? Was thu' ich jetzt? Zieh' ich mich ſchwarz an? Da bin ich wieder hochmüthig und rechne mich mit zur Familie, wie dieſer unheimliche Menſch mit den kalten Augen, der Richter, geſpöttelt haben ſoll. Unterlaß' ich's? Da freu' ich mich über das Unglück! Ich folg' meinem Herzen und das ſagt: traure mit den Traurenden! Lacht nicht, Herr Emeran!

Man iſt Manchem Dank ſchuldig, ohne daß man's weiß! Es iſt gut für Euch, daß dieß Herz ſo weich iſt, wenn Ihr es auch nicht ahnt!

Zehnte Scene.

Törring (tritt auf).

Agnes. Ihr noch hier?

Törring. Ich bleibe, edle Frau! Es iſt Einer aus Augsburg da, ich darf ihn wohl ſchicken?

Agnes. Aus Augsburg?

Törring (geht ab, gleich darauf erſcheint Theobald).

Agnes (ruft ihm entgegen). Theobald!

Theobald. Agnes — Frau Herzogin, wollt ich ſagen Nicht? So iſt's recht?

Agnes. Laßt das! Kommt mein Vater auch? Doch, was frag' ich! Wie könntet Ihr Euch alle Beide zugleich entfernen!

Theobald. Nun, das — Aber Ihr wißt, wie er iſt! Er meint, Ihr ſolltet Gott danken, wenn Euch der Vater endlich vergeben und vergeſſen ſei, und ihm keine Boten weiter ſenden, es helfe doch Nichts, denn er ſeinerſeits kenne ſeine Schuldigkeit und werde den alten Bartkratzer hier nicht in Erinnerung bringen! Es freue ihn zwar von Herzen — und das thut's auch, ich weiß es, darum kehrt Euch nicht an ihn — daß Ihr noch an ihn dächtet und daß auch Euer Herr ſich ſeiner nicht ſchäme, aber er verſtehe das beſſer und Ihr möchtet aufhören, ihn zu quälen!

Agnes. Und das iſt Alles, was Ihr mir von ihm melden ſollt? Nur, um mir das zu ſagen, habt Ihr die weite Reiſe gemacht?

Theobald. Nun, das gerade nicht! Ich hatte wohl auch noch einen anderen Grund!

Agnes. Und der — muß er mir Geheimniß bleiben?

Theobald. Ach, warum auch! Wir hören nun ſeit Jahren ſo allerlei, und da wollt' ich, da ſollt' ich doch einmal ſehen —

Agnes. Ob ich auch wirklich glücklich ſei? O, wärt Ihr doch eine Stunde früher gekommen! Dann hättet Ihr mit eigenen Augen — — Doch nein, nein, es iſt beſſer ſo! Und Ihr? In Augsburg?

Theobald. Wegen des Vaters braucht Ihr Euch nicht zu ängſtigen! Gleich, nachdem Ihr fort wart, baute er ſich den neuen Ofen, an den er früher nie die Koſten wagen wollte, und das hat ſich ihm belohnt.

Agnes. Ich danke Gott dafür!

Theobald. Er hat Allerlei entdeckt, mehr als er zeigen darf, wenn er nicht noch ärger als Hexenmeiſter in's Geſchrei kommen will. Dinge, ſag' ich Euch — es iſt Schade, daß Ihr ſie nicht ſehen könnt. Das wird nun ſo wieder mit ihm untergehen. Doch, es iſt auch Manches darunter, was er nicht zu verbergen braucht und dabei ſteht er ſich ſchon gut genug. Er könnte ſich nun gern ein Gärtlein kaufen, wie Ihr es immer wünſchtet.

Agnes. Und Ihr ſelbſt, Theobald?

Theobald. Mir gibt er jetzt doppelten Lohn!

Agnes. Ach, das will ich nicht wiſſen!

Theobald. Nun, ich lache noch zuweilen über mich! Und das recht von Herzen, Ihr könnt mir's glauben! Noch vorhin, als ich den Herzog, Euren Gemahl, zu Pferd daher kommen ſah. Freilich, das iſt ein Mann! Und wie er Euch lieben muß, kann man ſchon daran ſehen, daß er ſeine Leute ſo warten läßt, was doch gar nicht Ritterart iſt! An denen kam ich bereits vor einer Stunde vorbei und ſie mußten ſchon lange ſtehen, denn ſie waren höchſt ungeduldig.

Agnes. Das iſt ja nicht möglich! Er hat ſie ja bei ſich!

Theobald. Zehn oder Zwölf! Ich meine die Uebrigen!

Agnes. Die Uebrigen? Ei, er reitet ja nur zum Turnier und nimmt nicht einen Mann mehr mit!

Theobald. Und doch ſah ich eine Stunde von hier hinter dem Föhrenwald, wo die Hügel ſich ſenken, einhundertundfünfzig oder zweihundert Gewappnete, den Fuß im Bügel, die Lanze in der Hand und das Geſicht gen Straubing gekehrt, als ob ſie ihren Führer oder ſonſt etwas von dort erwarteten!

Agnes. Ich erſchrecke. Wo?

Theobald. Ei, an der Münchner Straße!

Agnes. An der Münchner Straße! Er reitet nach Ingolſtadt.

Theobald. Auch ſprengte ein Geharniſchter, der von hier kam, in wilder Haſt an mir vorbei. Ich dachte, der ſagte ihn an. Jetzt fällt's mir ein, daß er verkappt war.

Agnes. Das iſt höchſt verdächtig, das muß Törring wiſſen, das — Mein Gott, hört, der Burgwart ſtößt in's Horn, daß es zerſpringt — Trompetengeſchmetter von allen Seiten — ganz nah' — immer näher — das iſt nichts Gutes — das iſt Herzog Ernſt! (Man hört das Alles.)

Theobald. Es iſt nichts Gutes! Geſchrei! Waffengeklirr! Gilt das denn Euch? Kein Zweifel, man ſtürmt! Und ſie ſind ſchon an einander. (Man hört das Alles.)

Agnes. Das iſt nicht möglich! Das Schloß hat Mauern und Gräben.

Eilfte Scene.

Der Kaſtellan (ſtürzt herein). Edle Frau — folgt mir in die Todtengruft — mich ſchickt der Törring!

Agnes. Ich hoffe, er wird mich vertheidigen.

Der Kaſtellan. Die Brücke — ein Verräther hat die Brücke niedergelaſſen oder gar nicht wieder aufgezogen, denn die Dummheit kann nicht ſo weit gehen. Die Feinde ſind gleich hier! Wie ſoll er ſie aufhalten!

Agnes. Nun, ſo ſind's keine Mörder, und ich, was bin denn ich? (Das Getöſe kommt immer näher.)

Der Kaſtellan. Kommt, kommt, ich beſchwör' Euch! Wer weiß, ob ſie Euch dort ſuchen!

Agnes. Theobald, geht Ihr mit ihm!

Theobald. Um eine Waffe zu holen, meint Ihr! Es wächſ't wohl auch eine auf'm Baum! (Er reißt einen Aſt ab.)

Zwölfte Scene.

Törring und **Pappenheim** (treten kämpfend auf. Im Hintergrunde kämpfen Reiſige und Burgknechte. Auch Preiſing wird ſichtbar, aber ohne das Schwert zu ziehen).

Pappenheim. Ergebt Euch, Törring!

Törring. He!

Pappenheim. So nehmt! Ich hab' Euch lange genug geſchont!

Törring. Pah!

Pappenheim. War's nicht vom Beſten?

Törring. Ei was! (Er holt aus, fällt aber in die Kniee.) Doch! (Zu Agnes hinüber.) Edle Frau, Ihr ſeht — Was hilft's Euch!

Pappenheim (beugt ſich auf ihn nieder). Ihr habt's nicht anders gewollt!

Törring (fällt um). Macht's Kreuz über mich! Freund oder — (er ſtirbt).

Theobald (wirft den Aſt weg, und ſtürzt auf Törring zu). Da erb' ich was!

Agnes. Theobald!

Theobald. Weiß wohl, es iſt ein Hochmuth von mir! Aber — (er nimmt Törrings Schwert).

Pappenheim (ſich wendend). Wo iſt die Hexe, um die ich dieß edle Blut vergoß?

Agnes (ſchreitet ihm entgegen). Wen ſucht Ihr?

Pappenheim (ſenkt unwillkürlich ſein Schwert und greift an den Helm, dann ſchlägt er ſich vor die Stirn). Teufel, was mach' ich!

Theobald. Ihr Knechte, ſchaart Euch um Eure Gebieterin! Sie hat gewiß Jedem von Euch Gutes gethan!

Die Knechte (ſchaaren ſich).

Pappenheim (zu den Seinigen). Ergreift ſie! Die iſt's!

Theobald (tritt vor Agnes). So lange ich lebe, geht's nicht!

Pappenheim. Was willſt Du?

Theobald. Es iſt die Tochter meines Meiſters!

Pappenheim. Badergeſell, kannſt Du zählen? Nieder mit ihm, wenn er nicht weichen will und fort mit ihr!

Die Reiſigen (drängen ſich um Agnes herum, aber mit Scheu, und ohne ſie anzurühren, weil ſie von ihrer Schönheit geblendet ſind). Ha! Ei! Die!

Pappenheim. Nun, was gafft Ihr? Hat ſie's Euch ſchon angethan, wie dem armen Herzog, oder wollt Ihr warten, bis Ihr's weg habt? Laßt ihr nur Zeit, guckt ihr nur in die gefährlichen ſchönen Augen, ſo läßt ſie Euch Borſten wachſen, ſtatt der Haare, und Klauen, ſtatt der Nägel! Ich dächte, Ihr hättet genug von ihren Künſten gehört. Muß ich ſelbſt den Schergendienſt verrichten? (Er dringt auf Agnes ein und will ſie ergreifen.)

Theobald (ſchwingt das Schwert, wie ein Rad, um den Kopf herum, ſo daß Pappenheim ſich nicht nähern kann).

Pappenheim. Ei, dich ſoll ja — (er will Theobald durchſtoßen).

Agnes (wirft ſich zwiſchen Beide). Schont ihn! Er denkt an meinen alten Vater! Ich folg' Euch! Aber vergeßt nicht, es iſt Herzog Albrechts Gemahlin, die Ihr in ſeinem eigenen Schloß überfallt!

Pappenheim (will wieder auf Theobald eindringen). Der Burſch hat mich — —

Preiſing (raſch hervor tretend). Im Namen des Herzogs, meines Herrn, jedes Schwert in die Scheide!

Pappenheim (indem er ſein Schwert einſteckt). Warum auch nicht! Ich ſoll ſie nur fangen!

Agnes. Theobald, kehrt noch nicht nach Augsburg zurück! Dieß kann das Ende nicht ſein! (Sie geht voran.)

Pappenheim (folgt ihr mit den Reiſigen).

Theobald (will gleichfalls folgen, ſchlägt ſich dann aber vor die Stirn). Nein! Nach Ingolſtadt! Zu ihm! Das erſte Pferd, das ich unterwegs treffe, iſt mein! (Stürzt fort.)

Preiſing. Gott gebe, daß ſie jetzt auf mich höre! Noch kann ich ſie vom Tode retten und ich will's (Ab.)

Fünfter Act.

Straubing.

Erſte Scene.

(Kerker.)

Agnes. „Ingolſtadt iſt weit!“ Es könnte mich verrückt machen, das ſchreckliche Wort! Ingolſtadt iſt keine vier und zwanzig Stunden von hier und als Theobald eben vorbeiſtürzt und der Marſchall ihn mit vorgeſtreckter Lanze aufhält, ſagt dieſer Richter mit einem Blick auf mich: laßt ihn doch laufen, wohin er will, Ingolſtadt iſt weit! Wären keine vier und zwanzig Stunden mehr mein? Herr, mein Gott, ſo kannſt Du mich nicht verlaſſen!

Zweite Scene.

Preiſing (tritt ein).

Agnes (ihm entgegen). Was bringt Ihr mir?

Preiſing. Was Ihr ſelbſt wollt!

Agnes. Was ich ſelbſt will? O, ſpottet meiner nicht! Ihr werdet mir die düſtre Pforte nicht wieder öffnen, die man ſo feſt hinter mir verriegelt hat!

Preiſing. Ich werde, wenn Ihr Euch fügt!

Agnes. Und was verlangt Ihr von mir?

Preiſing. Ich ſtehe hier für den Herzog von Baiern.

Agnes (macht eine zurückweichende Bewegung).

Preiſing. Aber ich meine es redlich mit Euch und auch mein erlauchter Gebieter iſt nicht Euer Feind!

Agnes. Nicht mein Feind? Wie komm' ich denn hieher?

Preiſing. Ihr wißt, wie's ſteht! Herzog Ernſt iſt alt und ſein Thron bleibt unbeſetzt, wenn Gott ihn abruft, oder ſein einziger Sohn muß ihn beſteigen. Nun, Albrecht kann Euch nimmermehr mit hinaufnehmen und da er ſich von Euch nicht trennen will, ſo müßt Ihr Euch von ihm trennen!

Agnes. Ich mich von ihm! Eher von mir ſelbſt!

Preiſing. Ihr müßt! Glaubt's mir, glaubt's einem Mann, der Euer Schickſal ſchon kennt, wie Gott, und es gern noch wenden mögte! Ihr könnt kein Mißtrauen in mich ſetzen; warum wär ich gekommen, wenn Euer Loos mir nicht am Herzen läge? Meines Arms bedurfte es doch gewiß nicht; Ihr habt's ja geſehen, wie überflüſſig ich war und welchen Gebrauch ich von meinem Schwert machte. Ich zog mit, weil Ihr mich erbarmtet; ich ſuche Euch jetzt im Kerker, im Vorhof des Todes, auf, weil ich allein noch helfen kann, doch ich wiederhol's Euch: Ihr müßt!

Agnes. Ihr habt den armen Menſchen gerettet, der vorhin ſein Leben für mich wagte, ich muß glauben, daß

Ihr's aufrichtig meint, aber Ihr ſeid ein Mann und wißt nicht, was Ihr fordert! Nein, nein! Das in Ewigkeit nicht!

Preiſing. Nicht zu raſch, ich beſchwör' Euch! Wohl mag's ein ſchweres Opfer für Euch ſein, doch wenn Ihr's verweigert, ſo wird man — könnt Ihr noch zweifeln nach Allem, was heute geſchah? — aus Euch ſelbſt ein Opfer machen! Ja, ich gehe vielleicht ſchon weiter, als ich darf, indem ich Euch überhaupt noch eine Bedingung ſtelle, und thu's auf meine eig'ne Gefahr!

Agnes. Ihr wollt mich erſchrecken, aber es wird Euch nicht gelingen! (Sie hält ſich an einem Tiſch.) So leicht fürchte ich mich nicht, dieß Zittern meiner Kniee kommt noch von dem Ueberfall! Mein Gott, erſt die Trompeten, dann die blutigen Schwerter und die Todten! Aber für mich beſorg' ich Nichts, ich bin ja nicht in Räuberhänden und Herzog Ernſt iſt ebenſo gerecht, als ſtreng! (Sie ſetzt ſich.) Seht mich nicht ſo an, mir ward jetzt ſo wunderlich, weil der todte Törring mir auf einmal vor die Seele trat, es iſt ſchon wieder vorüber. (Sie erhebt ſich wieder.) Was könnte mir auch wohl widerfahren! Iſt doch ſelbſt ein Miſſethäter, ſo lange der Richter ihn noch nicht verurtheilt hat, in ſeinem Kerker ſo ſicher, als ob die Engel Gottes ihn bewachten, und ich habe den meinigen noch nicht einmal erblickt! Nein, nein, ſo hat mein Gemahl nicht von ſeinem Vater geſprochen, daß ich dieß glauben dürfte! Doch wenn's auch ſo wäre, wenn der Tod — es iſt unmöglich, ich weiß es, ganz unmöglich — aber wenn er wirklich ſchon vor der Thür ſtände und meine Worte zählte: ich könnte nimmermehr anders!

Preiſing. Der Tod ſteht vor der Thür, er kommt, wenn ich gehe, ja er wird anklopfen, wenn ich zu lange ſäume! Schaut einmal durch's Gitter zur Brücke hinüber! Was ſeht Ihr?

Agnes. Das Volk drängt ſich, Einige heben die Hände zum Himmel empor, Andere ſtarren in die Donau hinab, es liegt doch Keiner darin?

Preiſing (mit einem Blick auf ſie). Noch nicht!

Agnes. Allmächtiger Gott! Verſteh' ich Euch?

Preiſing (nickt).

Agnes. Und was hab' ich verbrochen?

Preiſing (hebt das Todesurtheil in die Höhe). Die Ordnung der Welt geſtört, Vater und Sohn entzweit, dem Volk ſeinen Fürſten entfremdet, einen Zuſtand herbeigeführt, in dem nicht mehr nach Schuld und Unſchuld, nur noch nach Urſach und Wirkung gefragt werden kann! So ſprechen Eure Richter, denn das Schickſal, das Euch bevorſteht, wurde ſchon vor Jahren von Männern ohne Furcht und ohne Tadel über Euch verhängt und Gott ſelbſt hat den harten Spruch beſtätigt, da er den jungen Prinzen zu ſich rief, der die Vollziehung allein aufhielt. Ihr ſchaudert, ſucht Euch nicht länger zu täuſchen, ſo iſt's! Und wenn's einen Edelſtein gäbe, koſtbarer, wie ſie alle zuſammen, die in den Kronen der Könige funkeln und in den Schachten der Berge ruhen, aber eben darum auch ringsum die wildeſten Leidenſchaften entzündend und Gute wie Böſe zu Raub, Mord und Todtſchlag verlockend: dürfte der Einzige, der noch ungeblendet blieb, ihn nicht mit feſter Hand ergreifen und in's Meer hinunter ſchleudern, um den allgemeinen Untergang abzuwenden? Das iſt Euer Fall, erwägt's und bedenkt Euch, ich frage zum letzten Mal!

Agnes. Erwägt auch Ihr, ob Ihr nicht verlangt, was mehr als Tod iſt! Ich entſage meinem Gemahl nicht, ich kann's und darf's nicht. Bin ich denn ſelbſt noch, die ich war? Hab' ich bloß empfangen? Hab' ich nicht auch gegeben? Sind wir nicht Eins, unzertrennlich Eins durch Geben und Nehmen, wie Leib und Seele? Aber ich verbürge mich für ihn, daß er dem Thron entſagt! Fürchtet nicht, daß ich verſpreche, was er nicht halten wird! Ich hab's aus ſeinem eig'nen Munde, wie ein Zauberwort für die höchſte Gefahr! Zwar glaubte ich längſt nicht mehr, daß ich's noch brauchen würde, aber dieſe Stunde hat's mir entriſſen und nun braucht's wie Ihr wollt!

Preiſing. Das rettet Euch nicht mehr! Herzog Albrecht kann die angeſtammte Majeſtät ſo wenig ablegen, als Euch damit bekleiden, ſie iſt unzertrennlich mit ihm verbunden, wie die Schönheit, die ihn feſſelt, mit Euch. Will er's nicht ſeinen Segen nennen, ſo nenne er's ſeinen Fluch, aber er gehört ſeinem Volk und muß auf den Thron ſteigen, wie Ihr in's Grab. Euch rettet's nur noch, wenn

Ihr Eure Ehe für eine ſündliche erklärt und augenblicklich den Schleier nehmt.

Agnes. Wie mild iſt Herzog Ernſt! Der will doch nur mein Leben! Ihr wollt mehr! Ja, ja, das braucht' ich blos zu thun, ſo wär' ich für ihn, wie nie dageweſen: ich ſelbſt hätte mein Andenken in ſeiner Seele ausgelöſcht und er müßte erröthen, mich je geliebt zu haben! Mein Albrecht, Deine Agnes Dich abſchwören! O Gott, wie reich komm' ich mir in meiner Armuth jetzt auf einmal wieder vor, wie ſtark in meiner Ohnmacht! Dieſen Schmerz kann ich doch noch von ihm abwenden! Das kann mir doch kein Herzog gebieten! Nun zitt're ich wirklich nicht mehr!

Preiſing. O, daß Euer alter Vater neben mir ſtände und mich unterſtützte! Daß er ſpräche: mein Kind, warum willſt Du einen Platz nicht freiwillig wieder aufgeben, den Du doch nur gezwungen einnahmſt? Denn ich weiß ja, daß dieß Euer Fall war!

Agnes. Gezwungen? So alſo wird meine Angſt, mein Zittern und Zagen ausgelegt? O, wenn Ihr mir Euer Mitleid geſchenkt habt, weil Ihr das glaubt, ſo nehmt's zurück und quält mich nicht länger, ich habe keinen Anſpruch darauf. Nein, nein, ich wurde nicht gezwungen! So gewiß ich ihn eher erblickt habe, als er mich, ſo gewiß habe ich ihn auch eher geliebt, und das war gleich, als ob's immer geweſen wäre und in alle Ewigkeit nicht wieder aufhören könne. Darum keine Anklage gegen ihn, ich war früher ſchuldig, als er! Nie zwar hätt' ich's verrathen, ich hätte vielleicht nicht zum zweiten Mal zu ihm hinüber geſchaut, ſondern im Stillen mein Herz zerdrückt und unter Lachen und Weinen ein Gelübde gethan. Ach, ich ſchämte mich vor Gott und vor mir ſelbſt, mir war, als ob mein eignes Blut mir über den Kopf liefe, ich erwiderte ein Lächeln des armen Theobald, um mir recht weh zu thun. Doch, als er nun am Abend zu mir heran trat, da wandte ich mich zuerſt freilich auch noch ab, aber nur, wie ein Menſch, der in den Himmel eintreten ſoll und weiß, daß er dem Tode die Schuld noch nicht bezahlt hat! Wenn ein Engel den mit ſanfter Gewalt über die Schwelle nöthigt: hat er ihn gezwungen?

Preiſing. So iſt es Euer letztes Wort?

Dritte Scene.

(Die Thür wird geöffnet, man erblickt Häſcher und Reiſige, die jedoch draußen bleiben, es tritt ein: Emeran Nusperger zu Kalmperg und bleibt am Eingang ſtehen.)

Agnes (ihm entgegen). Herr Emeran, hätte mein Gemahl je erfahren, was ich von Euch wußte, Ihr lebtet nicht, um mich zu verderben! Er haßte Euch ſchon ohne Grund, wie Keinen auf der Welt, ich hätt' ihm wohl einen Grund angeben können, aber ich that's nicht! Sinnt nach, und wenn Ihr ein Menſch ſeid, ſo muß ſich in Eurer Bruſt jetzt etwas für mich regen!

Emeran Nusperger zu Kalmperg (ſchweigt).

Agnes. Herr Emeran, bin ich auf ehrliche Weiſe in

Eure Hand gefallen? Bedenkt, wohin Ihr mich ohne Vorbereitung ſchickt, laßt mir noch etwas Zeit, und Gott ſoll's Euch verzeihen, daß Ihr einen Judas mehr gemacht habt, ich will ſelbſt für Euch bitten!

Emeran Nusperger zu Kalmperg (ſchweigt).

Agnes. Herr Emeran, wie ich in dieſem Augenblick zu Euch, ſo werdet Ihr dereinſt zu Gott um eine kurze Friſt flehen und er wird Euch antworten, wie Ihr mir! Seht mich an, wie jung ich noch bin, und gebt mir von jedem Jahr, das Ihr mir raubt, nur eine Minute zurück! Könnt Ihr mir's weigern? Ich will ja nur von mir ſelbſt Abſchied nehmen!

Preiſing. Ihr verlangt von ihm, was er nicht gewähren kann! Er weiß von Eurem Knecht, daß Ihr geſtern zur Nacht erſt gebeichtet habt und die Stunde drängt! Auch iſt die eine eben ſo ſchwarz, wie die andere, glaubt's mir! Aber willigt ein und —

Agnes. Hebe Dich von mir, Verſucher!

Emeran Nusperger zu Kalmperg (winkt einem Häſcher).

Ein Häſcher (tritt herein und nähert ſich Agnes).

Agnes. Fort, Menſch! Willſt Du Deine Hand an die legen, die noch Keiner, als Dein Herzog berührt hat? Nur dem Todtengräber kann ich's nicht mehr wehren! (Sie ſchreitet zur Thür, bleibt dann aber ſtehen.) Albrecht, Albrecht, was wirſt Du empfinden!

Preiſing. Ja! Ja! Und Ihr wollt dieſen Stachel lieber in ſeine Seele drücken, als — — Noch iſt's Zeit!

Agnes. Fragt ihn, wenn ich dahin bin, ob er lieber eine Unwürdige verfluchen, als eine Todte beweinen möchte! Ich kenne ſeine Antwort! Nein, nein, Ihr bringt Euer Opfer nicht ſo weit, daß es ſich ſelbſt befleckt. Rein war mein erſter Hauch, rein ſoll auch mein letzter ſein! Thut mir, wie Ihr müßt und dürft, ich will's leiden! Bald weiß ich, ob's mit Recht geſchah! (Sie ſchreitet durch die Häſcher hindurch. Preiſing und Emeran Nusperger zu Kalmperg folgen.)

Offenes Feld.

Vierte Scene.

(Herzog Ernſt mit ſeinen Rittern und Reiſigen, die man ziehen und ſich ausbreiten ſieht. Bauerhütten, wovon eine ganz in der Nähe iſt.)

Ernſt (tritt mit Wolfram von Pienzenau, Ignaz von Seyboltſtorff und Otto von Bern hervor).

Ernſt. Ihr, Pienzenau, reitet zu Haydeck! Er ſoll ſo weit vorwärts gehen, als er kann! Ich muß hier Halt machen, und auf den Kanzler warten.

Wolfram von Pienzenau (ab).

Ernſt. Ihr, Seyboltſtorff, ſchwenkt Euch gegen Straubing, und beſetzt die Hügelkette!

Ignaz von Seyboltſtorff (ab).

Ernſt. Ihr, Bern, ſeht nach Euren Reitern und bleibt nüchtern, damit die auch nüchtern bleiben. (Wie Bern ſprechen will.) Ich weiß wohl, daß Ihr behauptet, des Morgens immer benebelt aufzuſtehen und Euch den Verſtand erſt nach und nach anzutrinken, wie andere Leute den Rauſch, aber ich halte Nichts davon und ich muß Euch heute zur Hand haben, wie mein Schwert!

Otto von Bern (ab).

Fünfte Scene.

Ernſt. Eine Bauerhütte! Ich will doch einmal ſehen, wie die Leute leben! (Er geht auf die Hütte zu, findet ſie aber verſchloſſen.) Zu! Alles auf'm Felde bei der Arbeit. Wer kocht denn Eſſen? Oder hab' ich ſie ſchon verjagt? (Er kommt zurück.) Wenn's geglückt iſt, muß die Nachricht jeden Augenblick kommen! Dieß iſt das erſte Mal, daß mir die Zeit lang wird. — Ernſt, frevle nicht! Wer weiß, welcher Schatten jetzt ſchon zwiſchen Himmel und Erde umher irrt!

Sechste Scene.

Preiſing (tritt mit Pappenheim auf). Hier ſoll er ſein!

Ernſt (ihnen entgegen). Ihr, Preiſing? Nun?

Preiſing. Todt!

Ernſt. So ſei Gott ihr gnädig! — Pappenheim, Ihr müßt gleich wieder aufſitzen und Euch mit Pienzenau vereinigen, um Haydeck zu ſtärken. Der hat den erſten Stoß zu erwarten, wenn's was gibt!

Pappenheim (ab).

Ernſt. Wie ſtarb ſie?

Preiſing. Hat ſie ſich Euch um die elfte Stunde nicht angezeigt?

Ernſt. Das verſteh' ich nicht!

Preiſing. Da war's! Der Henker verſagte den Dienſt, Herr Emeran mußte einen ſeiner Hörigen entlaſſen, der ſtürzte ſie von der Brücke herab. Erſt ſchien's, als ob ſie aus Angſt vor der Befleckung durch ſeine Hände freiwillig hinunter ſpringen wollte, doch dann kam die Furcht des Todes über ſie, ihr ſchwindelte und er mußte ſie packen. Das Volk hätte ihn gern geſteinigt und doch wußte Jeder, daß der jämmerliche Menſch es nur für ſeine Freiheit that. Nicht um die Welt möcht' ich's zum zweiten Mal ſehen.

Ernſt. Genug, Preiſing! Es gibt Dinge, die man wie im Schlaf thun muß. Dieß gehört dazu. Das große Rad ging über ſie weg — nun iſt ſie bei dem, der's dreht. Jetzt handelt ſich's denn um ihn!

Preiſing. O, er wird's ſchon wiſſen! Es war gerade Einer aus Augsburg auf dem Schloß, als Pappenheim eindrang, ein braver Burſch, der ſich wacker hielt. Der eilte fort, als ſie in den Kerker geführt wurde, und gewiß nach Ingolſtadt. Es war ein Bote ihres Vaters!

Ernſt. Armer, alter Mann! Nun, ich ſetzte mein eigen Fleiſch und Blut eben ſo gut ein, wie das Deine! Wer weiß, ob unſer Loos nicht ſchon gleich iſt!

Preiſing. Und dann?

Ernſt. Dann werde was will! Ich habe das Meinige gethan und ſorge für die Gräber. Aber es kann auch anders kommen. Der Fürſt ſchlief nur in ihm, er war nicht todt. Warum hätt' er ſonſt nicht entſagt? Warum ſo auf dieß Turnier gedrungen? Vielleicht erwacht er wieder, und dann — Es iſt thöricht, mit den gemeinen Leuten von Zauberei zu reden, wo ein Geſicht, das unſer Herrgott zwei Mal angeſtrichen hat, Alles erklärt, aber es ändert ſich viel, wenn Himmel und Erde ſich erſt einmal wieder in ſolch ein Blendwerk von Mädchen getheilt haben, und nur noch ein Leichnam da liegt, der nicht mehr durch rothe Lippen und friſche Wangen an die Eitelkeiten der Welt, nur noch durch gebrochene Augen an die letzten Dinge mahnt!

Preiſing. Da brennt's! Oder nicht? Ja! ja! (Man ſieht in der Ferne ein Dorf in Flammen ſtehen.)

Ernſt. Das iſt Er! So hat die Wuth den Schmerz beſiegt! Nun wird Alles gut! (Rufend.) Nur zu, mein Sohn, nur zu! Je ärger, je beſſer!

Preiſing. Aber das wolltet Ihr ja eben verhüten!

Ernſt. Ei, jetzt iſt's ein Tag! Was in dem zerſtört wird, bau' ich ſchon wieder auf! Und verlaßt Euch darauf, der Kaiſer hat ſeinen Adler ſchon fliegen laſſen, und der wird ihm die Krallen zeigen, eh er's denkt! Und dann — (Er erhebt ſeinen Herzogsſtab.) Preiſing, Ihr werdet heut' noch überraſcht! (Da Preiſing ſprechen will.) Kommt, kommt, zu Pferde! (Er ruft.) Otto von Bern! (Ab mit Preiſing.)

Siebente Scene.

(**Bauern, Männer, Weiber** und **Kinder** tumultuariſch durcheinander rennend und ſchreiend.)

Einige. Der Böhme! Der Böhme!

Andere. Der Kaiſer!

Andere. Ingolſtadt und Landshut!

Alle. Alle zuſammen! Alle zuſammen! Weh uns! Wohin!

Achte Scene.

Albrecht (erſcheint mit vielen Kämpfenden, worunter ſich auch Theobald befindet).

Albrecht (er thut bei jedem Ausruf einen Streich). Agnes Bernauer! Agnes Bernauer! Hei, daß Ihr's wißt, eh' Ihr umfallt, der Tod heißt heute Agnes Bernauer und kennt kein Erbarmen! Kein Geſchlecht in Baiern, hoch oder niedrig, das morgen nicht weinen ſoll! Da liegt ein Haydeck, da ein Pienzenau, da ein Seyboltstorff! Aber noch immer lebt Pappenheim! Pappenheim, wo biſt Du? Räuber, Verräther, Schurke, verſteckſt Du Dich? Ihr Alle, ruft mit mir, daß es über die ganze Erde ſchallt: Pappenheim, Räuber, Verräther, Schurke, hervor!

Pappenheim (tritt auf). Wer ſucht mich?

Albrecht. Ich und der Teufel, wir Beide zugleich! Aber erſt komm' ich! Zieh und laß' ſehen, ob ein ehrlich Eiſen Dir noch dient! (Er wirft Pappenheim zurück.)

Theobald (tritt hervor). Und ich? Ha, ha, ha! ich glaube, ich fürchte mich, es wird mir ganz ſchwarz vor den Augen. Ei, ich mach' ſie zu und ſteche darauf los! Bring' ich Keinen um, ſo reiz' ich doch wohl Einen, daß er mich umbringt!

Albrecht (tritt wieder auf). Abgethan! Was nun? O, daß man mir ihn wieder lebendig machte, und daß ich ihn mit jedem Athemzug einmal niederhauen dürfte, von heute an bis zum Anbruch des jüngſten Gerichts.

Theobald (tritt vor Albrecht hin). Haut mich nieder!

Albrecht. Dich? Wofür? Ei, Du biſt's? Was fällt Dir ein!

Theobald. Meint Ihr, daß ich mit einer ſolchen Nachricht nach Augsburg zurück will?

Albrecht. Guter, treuer Menſch, bleib' bei mir!

Theobald. Bei Euch? Bei Euch! Ha! Wenn Ihr nicht geweſen wär't — Da! (Er ſticht nach Albrecht.) Der kommt auch von Agnes Bernauer! Und der! Und der!

Albrecht (wehrt ab). Biſt Du verrückt? Gib mir lieber die Hand! Du bringſt mich nicht ſo weit, daß ich Dir ein Leid zufüge!

Theobald (ſticht wieder nach ihm). Ihr ſollt aber!

Albrecht. So muß ich ſchon thun, was ich noch nie that! (Er wendet ihm den Rücken.) Wem gehört denn das rothe Geſicht? Das iſt ein Degenberg, und an dem fehlt's noch! (Stürzt fort.)

Theobald. Alles ſoll ſterben, Alles, Freund und Feind! (Er wirft ſich ſeinem eignen Trupp entgegen, der Albrecht folgen will.) Wohin? Halt! (Er wird durchbohrt.) So! Nun iſt's genug! (Fällt und ſtirbt.)

Nothhafft von Wernberg (tritt auf). Sieg! Sieg! Wo iſt der Herzog? Albrecht, ſie laufen vor uns, als ob wir mehr als Menſchen wären!

Albrecht. Aber ſie ſollen liegen! Ich will die Donau, die ſie erſtickt hat, mit Leichen wieder erſticken!

Nothhafft von Wernberg. Der im Bart wirft ſich auf Straubing, Ihr ſollt's betrachten, als ob er's ſchon hätte!

Albrecht. Daß er mir den Richter blos fängt, und ihm kein Leid zufügt! In deſſen Blut will ich mir den letzten Rauſch trinken!

Rolf von Frauenhoven (tritt auf). Hurrah! Hurrah! Nun iſt's aus! Wir haben ihn! (Zu Albrecht, wie er ihn bemerkt.) Wir haben Euren Vater, Ihr könnt ihm gleich guten Tag ſagen! Eben ward er gepackt!

Albrecht. Wer hat das befohlen?

Frauenhoven. Wer hat's verboten? Seine eignen Leute rannten ihn über den Haufen, als er ſich ihrer Flucht in den Weg ſtellte, und Hans von Läubelfing — Da bringt er ihn mit dem Kanzler! Seht!

Albrecht (wendet ſich nach der entgegengeſetzten Seite). Er ſoll ihn frei laſſen! Gleich!

Nothhafft von Wernberg. Ei, das kommt wohl morgen auch früh genug!

Albrecht. Gleich! ſage ich. Menſch, fühlſt Du's denn nicht auch?

Nothhafft von Wernberg. Eh' er Urfehde geſchworen und uns wenigſtens die Köpfe geſichert hat?

Albrecht (ſtampft mit dem Fuß). Gleich! Gleich! Gleich!

Nothhafft von Wernberg. So ſagt's ihm ſelbſt!

Neunte Scene.

Ernſt (tritt mit Preiſing auf, von Hans von Läubelfing und ſeiner Schaar begleitet).

Ernſt. Da ſteht mein Sohn! Wenn der den Degen ſeines Vaters will, hier iſt er!

Albrecht. Ihr habt mir bei Alling das Leben gerettet! (Mit einer Handbewegung.) Fort! Fort!

Ernſt. Ich that bei Alling, was ich ſchuldig war, und begehre keinen Dank dafür!

Albrecht (indem er ſich umkehrt). So komme dieſe Stunde über Euer Haupt! (Er bemerkt Preiſing.) Ha, da iſt noch Einer! Herr Kanzler, Ihr ſeid frei, Ihr mögt wollen oder nicht! Aber nur, um Eurem Gefährten, dem Marſchall, gleich in die Hölle nachgeſchickt zu werden! (Er zieht gegen Preiſing.) O, wär' auch der Dritte da!

Ernſt. Pfui! Willſt Du Dich am Diener rächen, ſtatt am Herrn? Mein Kanzler vollzog nur meinen Befehl, und ich mußte ihn zwei Mal geben, eh' er's that!

Albrecht. So ſeid Ihr's wirklich allein? Ganz allein? So kann ich mich an Niemanden halten, als an Euch? Und Ihr tretet mir noch in den Weg? Ihr weicht mir nicht aus?

Ernſt. Warum ſollt' ich! Ich habe meine Pflicht gethan, in Straubing, wie in Alling, oder in Regensburg!

Albrecht. Eure Pflicht! Gott hat Euch in meine Hand gegeben! Zeugt er ſo für den, der ſeine Pflicht that?

Ernſt. Gott will Dich verſuchen! Hab' wohl Acht, daß Du vor ihm beſtehſt! Er hat noch nie auf zwei Menſchen herab geſchaut, wie jetzt auf Dich und mich! (Er tritt Albrecht näher.) Mein Sohn, Du haſt Dich mit meinem ärgſten Feind verbunden, mit Deinem falſchen Ohm, der Dir zwar gern die Brandfackel voran trug, als es galt, mein unſchuldiges Land zu verheeren, der Dir aber nicht das Schwert aus der Hand geriſſen haben würde, wenn Du es gegen Dich ſelbſt gezückt hätteſt! Kehre zu mir zurück, es iſt beſſer. Ich mußte thun, was ich that, Du wirſt es ſelbſt dereinſt begreifen, und wär's erſt in Deiner letzten Stunde, aber ich kann auch mit Dir weinen, denn ich faſſe Deinen Schmerz!

Albrecht. O, ſprecht nicht ſo! Laßt mich glauben, daß Ihr nicht mehr davon wißt, als der kalte Fluß, der ſie verſchlungen hat. Wenn ich Euch nicht fluchen ſoll, muß ich mir denken: ein neuer Tod iſt in die Welt gekommen, um den alten abzulöſen, und das iſt Dein eig'ner Vater! Ein Menſch konnte ihr kein Leid zufügen; nicht bei Tage, denn er hätte ſie geſehen, nicht bei Nacht, denn er hätte ſie gehört, und nur Eins von Beidem war nöthig, um Jeden zu entwaffnen! Sagt: ich bin kein Menſch und ſchickte auch keine Menſchen, dann will ich mich vor Euch bekreuzen und flieh'n!

Ernſt. Ich bin ein Menſch, und hätt's wohl verdient, daß es mir erſpart werden wäre. Aber wenn Du Dich wider göttliche und menſchliche Ordnung empörſt: ich bin geſetzt, ſie aufrecht zu erhalten, und darf nicht fragen, was es mich koſtet!

Albrecht. Göttliche und menſchliche Ordnung! Ha, ha! Als ob's zwei Regenbogen wären, die man zuſammen gefügt und als funkelnden Zauberring um die Welt gelegt hätte! Aber die göttliche Ordnung rief ſie in's Leben und ließ ſie aus dem Staube hervorgehen, damit ſie wieder erhöhe, was ſich ſelbſt erniedrigt, und erniedrige, was ſich ſelbſt erhöht hatte. Die menſchliche — — (Er tritt Ernſt näher.) Die menſchliche — — (Er wendet ſich raſch um gegen die Seinigen) Vorwärts, Ihr Freunde, vorwärts, wer wird ſchon am Mittag feiern! Herzog Ernſt iſt frei, Niemand krümme ihm ein Haar, er kann keine Agnes mehr tödten, aber raſten wollen wir erſt, wenn ſein München in Flammen ſteht! (Will fort.)

Ernſt. Recht ſo! Dann wird der Baier ſie doch gewiß verfluchen, ſonſt hätt' er ſie vielleicht beweint. Ihre Brüder ſind's, die Du erwürgſt, nicht die meinigen, und ob Du die ganze Menſchheit abſchlachteſt: in ihren Adern wird nicht ein Blutstropfe wieder warm davon! Aber dahin kannſt Du's bringen, daß ihr eigener Vater die Stunde vermaledeit, in der ſie ihm geboren ward und daß ſie ſelbſt ſich aus dem Paradies, wenn ſie's ſchon betreten hat, ſchaudernd und ſchamroth wieder hinaus ſtiehlt, die Erſte und Letzte, die's thut, ohne verdammt zu ſein!

Albrecht (hält inne und ſenkt ſein Schwert).

(Man hört Trompeten in der Ferne.)

Ernſt. Das iſt Ludwig von Ingolſtadt! Der Würgengel wird ungeduldig! Folgt ihm doch, Niemand kann beſſer zerſtören, was ein And'rer baute, als er! Aber laßt Euch Alle mahnen: es iſt Einer über Euch im Himmel und auch auf Erden, und Beide werden furchtbar mit Euch in's Gericht gehen! (Die Trompeten nähern ſich.)

Stimmen. Platz! Platz dem Banner des Reich's!

Andere Stimmen. Ein Herold!

Zehnte Scene.

Der Herold des Reichs (tritt mit Gefolge auf, das Banner wird vor ihm hergetragen).

Der Herold (ſchwingt nach allen Weltgegenden ſein Schwert). Bei Acht und Bann, kein blankes Schwert, als dieß!

Alle Ritter (bis auf Albrecht ſtecken die Schwerter ein).

Der Herold. Albrecht von Wittelsbach, Herzog von Baiern, erſcheint vor Kaiſer und Reich!

Albrecht (tritt zögernd heran und ſteckt langſam ſein Schwert ein). Iſt hier die Schranke?

Der Herold. Sie iſt überall, wo die Acht verkündet werden ſoll!

Nothhafft von Wernberg und Frauenhoven. Die Acht! Iſt's ſchon ſo weit! (Poſaunenſtöße.)

Preiſing (zu Ernſt). Was iſt das noch?

Ernſt. Mehr, als ich verlangte, fürcht' ich!

Stimmen. Ein Legat! Ein Legat des heiligen Stuhl's!

Der Herold. Und mit ihm der Bann der Kirche!

Viele Stimmen (von Rittern und Reiſigen). Acht und Bann zugleich! Da iſt's Zeit! (Sie werfen die Waffen von ſich.)

Der Legat (tritt mit Gefolge auf, eine brennende Kerze wird vor ihm hergetragen, er ſtellt ſich zur rechten Hand des Herolds).

Der Herold (entfaltet die Achterklärung). Wir Sigismund, von Gottes Gnaden erwählter römiſcher Kaiſer, König von Ungarn, Böheim, Dalmatien, Slavonien und Bosnien, Markgraf von Mähren und Schleſien, Churfürſt von Brandenburg u. ſ. w. Schirmvogt der Kirche, höchſter Schiedsrichter auf Erden, thun kund hiemit: Nachdem Du, Albrecht von Wittelsbach, allbereits vor dritthalb Jahren zu Regensburg in offenem Aufſtand den Frieden des Reichs gebrochen und ſchwere Acht auf Dein Haupt herabgezogen haſt, die Wir damals, obgleich ſchon verhängt, auf Fürbitte Deines fürſtlichen Herrn und Vaters noch zurückhielten: nachdem Du weiter, unwürdig ſolcher Fürbitte und Unſerer Gnade, in Deinem Trotz wider menſchliche und göttliche Ordnung beharrteſt, anſtatt, Unſerer gerechten Erwartung gemäß, in reuiger Unterwürfigkeit Verſöhnung und Vergebung zu ſuchen: nachdem Du endlich, um das Maß Deiner Frevel zu häufen, Unſere Langmuth aber bis auf den Grund zu erſchöpfen, zum zweiten Mal mit blanker Waffe rebelliſch im Felde erſchienen biſt: So gebieten Wir Dir durch dieſen Unſeren offenen Brief, daß Du Angeſichts deſſelben Dein Schwert auf der Stelle zu den Füßen Deines Herrn und Vaters niederlegen und als ſein freiwilliger Gefangener Unſeren letzten Spruch in Demuth abwarten ſollſt. — (Er ſetzt ab und ſieht Albrecht an.)

Albrecht (bohrt ſein Schwert in die Erde und ſtützt ſich darauf).

Der Herold (fährt fort). Widrigenfalls ſetzen wir Dich nunmehr aus Kaiſerlicher Machtvollkommenheit aus dem Frieden in den Unfrieden, weiſen Dich hinaus auf die vier Straßen der Welt und erklären Dich für vogelfrei —

Ernſt. Willſt Du noch mehr hören, mein Sohn? Sag' nein und ich erhebe meinen Herzogsſtab!

Frauenhoven. Jetzt kommt das von den Thieren des Waldes und den Vögeln unter dem Himmel und den Fiſchen im Waſſer!

Nothhafft von Wernberg. Schau Dich um! Sie gehen alle hinter ſich! Keiner wird's mit Dir tragen, als wir!

Albrecht. Wie ſollten ſie auch! Fangen doch die Berge zu wandeln an, um mich zu bedecken!

Ernſt. Soll auch die Kirche den Mund noch öffnen? Soll die Kerze ausgelöſcht, ſoll Deine Seele dem ewigen Fluch übergeben, Dein Name im Buch des Lebens getilgt werden?

Albrecht (zu Nothhafft von Wernberg und Frauenhoven). Geht von mir, daß ich antworten kann!

Frauenhoven. Haben wir das um Euch verdient? Teufel, es brennt!

Albrecht. Soll ich mich vor der Gewalt demüthigen, weil Ihr neben mir ſteht? Mich mag ſie noch heute zermalmen!

Ernſt. Gewalt? Wenn das Gewalt iſt, was Du erleideſt, ſo iſt es eine Gewalt, die alle Deine Väter Dir anthun, eine Gewalt, die ſie ſelbſt ſich aufgeladen und ein halbes Jahrtauſend lang ohne Murren ertragen haben, und das iſt die Gewalt des Rechts! Weh dem, der einen Stein wider ſie ſchleudert, er zerſchmettert nicht ſie, ſondern ſich ſelbſt, denn der prallt ab und auf ihn zurück. Oder bin ich's, der zu Dir redet, iſt's nicht das ganze deutſche Reich?

Albrecht. Sei's ſo! Ich wußte nicht, daß der Tod darauf ſteht, eine Perle aufzuheben, ſtatt ſie zu zertreten, aber ich hab's gethan und will's büßen. Heran, Bär und Wolf, ſchießt auf mich herab, Adler und Geier, und zerfleiſcht mich! Nicht mit der Hand will ich mich wehren, wenn Ihr thut nach des Kaiſers Gebot!

Ernſt. Haſt Du ſolche Eil, vor Deinem Richter zu erſcheinen? Noch hat er dieſe Todten und ihre Wunden nicht gezählt und Du weißt ſo gewiß, wie er Dich empfangen wird?

Albrecht. O, ihn fürcht' ich nicht, er wird's ſchon vergeben, daß ich ſein liebſtes Kind bei der Hand gefaßt habe, er weiß ja, wie ſchön und edel er's gemacht hatte!

Ernſt. Mein Sohn, geh' in Dich! Es iſt wahr, Du kannſt Deine Schuld noch vergrößern, Du kannſt Dir den Tod ertrotzen, oder Dich, wer will's hindern, hinterrücks aus der Welt wegſtehlen, Du kannſt aber auch Alles wieder gut machen! Thu's, o thu's, faſſe einen Entſchluß, daß Du vor Deinen Ahnen nicht zu erröthen brauchſt, füge Dich! Dieß Schlachtfeld wird einſt furchtbar wider Dich zeugen, ſie Alle, die hier blutig und zerfetzt herum liegen, werden Dich verklagen und ſprechen: wir fielen, weil Herzog Albrecht raſ'te! Weh Dir, wenn ſich dann nicht eine viel größere Schaar für Dich erhebt und Deine Ankläger zum Verſtummen bringt, wenn nicht Millionen ausrufen: aber wir ſterben in Frieden, weil er ſich ſelbſt überwand! Denn das hängt davon ab, daß Du lebſt, davon ganz allein!

Albrecht. Die Unſchuldige ſollte modern und ich — — Welch ein Schurke wär' ich, wenn ich auf Euch hörte!

Ernſt. Du biſt nicht, wie ein Anderer, der die Gerechtigkeit dadurch verſöhnen kann, daß er ihrem Schwert reuig den Hals darbietet, von Dir verlangt ſie das Gegentheil! Schau dieß Banner an, es iſt Dein Bild und kann

Dich's lehren! Es ward aus demſelben Faden geſponnen, woraus der letzte Reiter, der ihm folgt, ſein Wamms trägt, es wird einſt zerfallen und im Winde zerſtäuben, wie dieß! Aber das deutſche Volk hat in tauſend Schlachten unter ihm geſiegt, und wird noch in tauſend Schlachten unter ihm ſiegen, darum kann nur ein Bube es zerzupfen, nur ein Narr es flicken wollen, ſtatt ſein Blut dafür zu verſpritzen und jeden Fetzen heilig zu halten! So iſt's auch mit dem Fürſten, der es trägt. Wir Menſchen in unſ'rer Bedürftigkeit können keinen Stern vom Himmel herunter reißen, um ihn auf die Standarte zu nageln, und der Cherub mit dem Flammenſchwert, der uns aus dem Paradies in die Wüſte hinaus ſtieß, iſt nicht bei uns geblieben, um über uns zu richten. Wir müſſen das an ſich Werthloſe ſtempeln und ihm einen Werth beilegen, wir müſſen den Staub über den Staub erhöhen, bis wir wieder vor dem ſtehen, der nicht Könige und Bettler, nur Gute und Böſe kennt und der ſeine Stellvertreter am ſtrengſten zur Rechenſchaft zieht. Weh dem, der dieſe Uebereinkunft der Völker nicht verſteht, Fluch dem, der ſie nicht ehrt! So greife denn endlich auch in Deine Bruſt, ſprich: Vater, ich habe geſündigt im Himmel und vor Dir, aber ich will's büßen, ich will leben!

Albrecht. Hängt das von mir ab!

Ernſt. Dieß Wort iſt mir genug! Gott wird Dich ſtärken, und Deine Witwe ſelbſt wird für Dich beten!

Albrecht. Meine Witwe!?

Ernſt. Was ich ihr im Leben verſagen mußte, kann ich ihr im Tode gewähren und ich thu' es gern, denn ich weiß, daß ſie's verdient! Deine Gemahlin konnte ich nicht anerkennen, Deine Witwe will ich ſelbſt beſtatten und für ewige Zeiten an ihrem Grabe einen feierlichen Todtendienſt ſtiften, damit das reinſte Opfer, das der Nothwendigkeit im Lauf aller Jahrhunderte gefallen iſt, nie im Andenken der Menſchen erlöſche!

Albrecht. Ich will — Ich will, was ich noch kann! (Gegen den Herold.) Kaiſerlicher Majeſtät meinen Reſpekt! (Zu Ernſt.) Euch, mein Herr und Vater — (Er will ihm das Schwert überreichen.) Euch —

Ernſt (öffnet die Arme und ſchreitet ihm entgegen).

Albrecht (weicht zurück, und zieht). Nein, nein! Die Hölle über mich, aber Blut für Blut!

Ernſt. Halt! Erſt nimm den da! (Er reicht ihm den Herzogsſtab, den Albrecht unwillkürlich faßt.) Der macht Dich zum Richter Deines Vaters! Warum willſt Du ſein Mörder werden!

Preiſing. Herzog!

Ernſt. So war's beſchloſſen! Und nicht bloß des Feierabends wegen! Ich brauch' ſein Ja! Kann er's mir in ſeinem Gewiſſen weigern, ſo ſteht's ſchlimm um mich!

Albrecht. Mich ſchwindelt! Nimm ihn zurück! Er brennt mir in der Hand.

Ernſt. Trag' ihn Ein Jahr in der Furcht des Herrn, wie ich! Kannſt Du mich dann nicht losſprechen, ſo ruf' mich und ich ſelbſt will mich ſtrafen, wie Du's gebeutſt! Im Kloſter zu Andechs bin ich zu finden!

Albrecht (will nieder knieen). Vater, nicht vor Kaiſer und Reich, aber vor Dir!

Ernſt. Wart'! wart'! Mein Tagewerk war ſchwer, aber vielleicht leb' ich noch über's Jahr! (Geht, zu Preiſing, als er folgen will.) Bleibt! An Einem Mönch iſt's genug!

Druck von J. P. Sollinger's Witwe.

Erzählungen und Novellen

von

Friedrich Hebbel.

Peſth.
Verlag von Guſtav Heckenaſt.
1855.

140.9

[illegible]

422

Inhalt.

Seite
Matteo 1
Herr Haidvogel und ſeine Familie 29
Anna 59
Pauls merkwürdigſte Nacht 77
Die Kuh 93
Der Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd 105
Eine Nacht im Jägerhauſe 131

Matteo.

1839.

Matteo war ein junger Mann, der, obwohl von niedriger Herkunft, und nicht mit beſonderen Talenten ausgeſtattet, ſich durch ſeine Dienſtbefliſſenheit und ſein ſtilles, beſcheidenes Weſen angenehm zu machen und Vertrauen zu erwecken wußte. Man trug ihm in Genua, wo er lebte, allerlei Verrichtungen auf, die er fleißig und treu beſorgte, man lohnte ihm gut, und er war mit ſeiner beſchränkten Lage ſo zufrieden, daß er ſich in ſeinen Gebeten vom Himmel Nichts erflehte, als es ewig zu behalten, wie er es hatte; er war Einer der Glücklichen, die im Leben ſelbſt die Aufgabe des Lebens ſehen. Matteo wurde krank, die bösartigſten Blattern befielen ihn und er mußte viel leiden. In ſeiner Krankheit erweiterte ſich auf einmal der Kreis ſeiner Wünſche. „Wie ſchön wäre es, wenn jetzt ein liebendes Weib an deinem Lager ſäße und deine Schmerzen zu lindern, deine Ungeduld zu beſchwichtigen ſuchte!“ So dachte er, als er blind darnieder lag, und malte ſich in ſeiner Einſamkeit dies reizende Bild mit Behagen aus. Dicht neben ihm wohnte eine bejahrte Wittwe, mit ihrer einzigen Tochter Felicita, die gewöhnlich, wenn Matteo in aller Frühe ſeine Wohnung verließ, um ſeinen Geſchäften nachzugehen, ſchon in ihrem Gärtchen ſtand und ſeinen freundlichen Gruß freundlich erwiederte. Er hatte das Mädchen immer ſeinen Morgenſtern genannt und ſich ihrer ſanften, erquickenden Schönheit innig erfreut; niemals jedoch war ihm der Gedanke gekommen, ſich um ihre Liebe zu bewerben, er hatte ſich kaum gedrungen gefühlt, hin und wieder ein Wort mit ihr zu reden. Ein wunderbarer Traum, der ihm während ſeiner Krankheit kam, geſtaltete im Augenblick dies Alles anders. Ihm war, als hätte er etwas verloren und wiſſe ſelbſt nicht, was. Eine ungeheure Angſt erfüllte ſeine Bruſt, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen und verzweifelnd eilte er durch die Gaſſen der Stadt. Plötzlich trat ihm Felicita entgegen und fragte ihn mit ihrer ſüßen Stimme: was ſuchſt Du, Matteo? „Dich, Dich, Felicita!“ rief er jauchzend aus. „So komm!“ ſagte ſie und ſah ihn lächelnd an. Er wollte ſie entzückt an ſeine Bruſt ziehen, ſie aber rief: folge mir nach! und ſchwang ſich, wie auf Flügeln, zum Himmel empor. „Ach, ich habe ja keine Flügel!“ ſagte er. „Sehne Dich nur recht nach mir, dann wirſt Du ſie bekommen!“ tröſtete ſie ihn und verſchwand in den goldenen Wolken. Dieſen Traum träumte Matteo auch noch im Wachen fort, er nahm ſich vor, ihn gleich nach ſeiner Geneſung Felicita zu erzählen und ihr dabei recht tief in die Augen zu ſehen. Endlich war er ſo weit hergeſtellt, daß er ſein Zimmer wieder verlaſſen konnte, er händigte der Alten, die ihn in ſeiner Krankheit nothdürftig verpflegt hatte, freudig den Reſt ſeiner kleinen Baarſchaft ein und trat, ſich in ſeinem Gefühl viel reicher dünkend, wie noch je zuvor, ſeit langer Zeit zum erſten Mal aus ſeiner Thür. Es traf ſich, daß auch Felicita, zu deren Wohnung er ſogleich hinüber ſah, in demſelben Augenblick in ihr Gärtchen eintrat. Sie war köſtlicher geſchmückt, als er ſie zu irgend einer Zeit, die höchſten Feſttage nicht ausgenommen, erblickt hatte, ein reiches ſeidenes Kleid umfloß ihre edle Geſtalt und ein goldenes Kreuz, mit rothen Edelſteinen beſetzt, glänzte an ihrem Halſe. Das ſeltſame Zuſammentreffen und die ungewohnte Pracht, die das Mädchen umgab, machte auf Matteo einen unbeſchreiblichen Eindruck; ſie erſchien ihm als ein überaus herrliches Kleinod, das die über ihm waltende göttliche Macht ihm zum Lohn für die beſtandene harte Prüfung beſtimmt habe, er faltete unwillkürlich die Hände und lehnte ſich, vor Wonne und Wehmuth zitternd und den Gruß vergeſſend, an einen Baum. „Armer Matteo! — rief ihm Felicita ſchon aus der Ferne zu — aber heiliger Gott, wie häßlich biſt Du geworden!" ſchrie ſie laut auf, als ſie näher gekommen war und ihm ins Geſicht ſah. „So?" verſetzte er dumpf, von dieſem Ausruf des Mädchens wie von einem tödtlichen Pfeil in ſeinem Innerſten getroffen. „Verzeih' meiner Überraſchung dies thörigte Wort —

begann ſie nach einer Pauſe verlegen — ich ſagte es gewiß nicht, um Deines Unglücks zu ſpotten!“ „Ich danke Dir vielmehr — erwiederte er bitter — daß Du bei mir die Stelle eines Spiegels vertreten magſt, es fehlt mir wirklich an einem!“ „Du zürnſt mir, Matteo, aber Du mußt mir verzeihen, Du mußt es um ſo eher thun, da ich eine Braut bin. Du willſt mir doch gewiß nicht die ſchönſten Tage meines Lebens verbittern?“ Matteo ſtarrte ſie an, ſie ergriff ſeine Hand und fuhr fort: „Sieh, morgen feiere ich meine Hochzeit; zum Zeichen, daß Du mir nicht mehr böſe biſt, kommſt Du auch, meine Mutter wird dich gern ſehen.“ Matteo ſagte kein Wort, er wandte ſich um und kehrte langſam in ſein Haus zurück. Er fing an, bitterlich zu weinen, und als ſein Blick von ungefähr auf das über ſeinem Bett hängende Crucifix fiel, wandte er im erſten Moment dem dornengekrönten Heiland in ſeiner Entrüſtung den Rücken zu, denn er hatte eine Empfindung, als ob der höchſte Gott ſeine Allmacht ſchnöde gemißbraucht und nur, um ihn zu höhnen und zu verſpotten, ſein Herz ſo ſeltſam verwandelt habe. Doch gleich darauf war ihm, als hatte er durch dieſen Gedanken heillos an der ewigen Liebe gefrevelt und in tiefer Zerknirſchung warf er ſich vor dem Bilde auf die Kniee und ſchluchzte: „ſtrafe mich, wie Du willſt und mußt, ich empörte mich gegen Dich und hab's verdient!“ Dann erhob er ſich, wunderbar gekräftigt, vom Boden und reinigte mit frommer Sorgfalt das Crucifix vom Spinngeweb „Gott ſei Dank — rief er aus — daß ich arm bin, zum Verzweifeln bleibt mir keine Zeit!“ Zwar traten ihm hiebei die hellen Thränen wieder in die Augen, aber er verließ, den Schmerz mit Gewalt in ſeine Bruſt zurückpreſſend, ſein Zimmer, um ſich in den ihm bekannten Häuſern der Stadt zu zeigen und ſich Beſchäftigung irgend einer Art zu erbitten. „Wer biſt Du?“ hörte er ſich in dem erſten Hauſe, das er betrat, von der Dame anreden. „Ich bin Matteo!“ verſetzte er erſtaunt. „Matteo? Das iſt unmöglich. Matteo war ja ein hübſcher, friſcher Burſch mit einem Geſicht, das man recht gern ſah, Du aber ſiehſt aus, wie ein Geſchundener!“ „Ich war krank!“ ſagte

Matteo leiſe. „Das mag eine eigene Krankheit geweſen ſein! Menſch, laß Dich hier nicht wieder blicken, es wird Einem übel zu Muth, wenn man Dich anſieht!“ Die Dame wandte ſich mit einer Geberde des Abſcheus von ihm ab, Matteo blieb beſinnungslos ſtehen und ſchaute ihr nach. Als er ſich endlich wieder ermannte und das Haus verlaſſen wollte, bemerkte er einen Spiegel und trat vor dieſen hin. „Ha, das bin ich?“ rief er erſchrocken aus, als der Spiegel ihm ſtatt ſeiner früheren Züge ein häßliches Geflecht von Narben und Puſteln zeigte. Und während er noch einmal hineinſchaute, ſpuckte er das ihm in dem klaren Rund hämiſch deutlich entgegen tretende Bild in kaltem Ingrimm an und ſprach: wer ſo ausſieht, der muß ſich ſelbſt verachten! Nun blieb er lange, lange vor dem Spiegel ſtehen, als wollte er durch den Anblick ſeiner ſelbſt ſeine Seele verſteinern. Dann rief er mit einem Blick gen Himmel: den Dank für meine Geneſung nehme ich zurück! und eilte fort. Er ging nach und nach in alle Häuſer, wo er ſich vor ſeiner Krankheit auf dieſe oder jene Weiſe nützlich zu machen gewußt hatte. Aber allenthalben ſah er ſich abgewieſen; hier, weil inzwiſchen ein Anderer an ſeine Stelle getreten war, dort, weil ſeine Geſtalt Widerwillen einflößte, an einem dritten Ort, weil es wirklich Nichts für ihn zu thun gab, und zuletzt, weil er, durch die Noth gezwungen, ſeine wenigen Kleidungsſtücke zu verkaufen, gar zu abgeriſſen und bettelhaft erſchien. Bald kündigte ihm auch ſeine Wirthin, weil er die Miethe nicht mehr zu bezahlen vermogte, die Wohnung auf; er mußte ſie verlaſſen und hatte nun nicht einmal ein Obdach mehr. Eine ſtumme Erbitterung, die ſich Anfangs nicht gegen die Welt, ſondern gegen ihn ſelbſt kehrte, bemächtigte ſich ſeiner. Kränkungen und Demüthigungen kamen ihm erwünſcht und wurden ihm zum Bedürfniß, er war wie Einer, der ſein Leben nur dann noch fühlt, wenn er zu all' ſeinen alten Wunden noch eine neue erhält. Als er eines Abends die Straßen durchwandelte, um ſich nach einer Lagerſtätte für die Nacht umzuſehen, winkte ihm ein ſehr vornehm gekleideter Herr. „Kennſt Du den Signor Barbarucci?“ „Ich kenne ihn!“

„Es dauert keine Stunde, ſo kommt er hier vorbei!“ „Was ſoll das mir?“ „Er darf morgen nicht mehr leben! Nimm!“ Mit dieſen Worten drückte er Matteo eine Börſe in die Hand. Matteo warf ſie ihm empört vor die Füße. „So hab' ich mich geirrt? Wie iſt das möglich!“ rief der Fremde überraſcht aus mit einem ſpöttiſchen Blick auf Matteo; dann hob er ſein Geld wieder auf und ging fort. Matteo war es, als habe in dieſem Augenblick eine unſichtbare Hand den letzten Faden, der ihn noch an das Beſſere knüpfte, grauſam zerſchnitten; ich muß, dachte er knirſchend, jetzt in meinem Geſicht den Widerſtral der Hölle tragen, denn man tritt auf mich zu und muthet mir ohne Umſtände das Ungeheuerſte an, als ob es mein Handwerk wäre; ſoll man nichts Anderes ſcheinen wollen, als man iſt, ſo ſoll man auch nichts Anderes ſein wollen, als man ſcheint, das ſeh' ich ein und will's darnach verhalten! — Der Signor Barbarucci kam die enge Gaſſe herunter. „Ha — dachte Matteo — nun endlich wird es mir klar, weshalb mein Vater, als er ſtarb, mir doch lieber einen Dolch hinterließ, als gar Nichts! Hätt' ich ihn doch bei mir! Als ich ihn zum letzten Mal ſchliff, geſchah es nur, weil er roſtig geworden war. Aber es iſt gut, daß ich es bei Zeiten that!" Eine menſchliche Regung beſchlich ihn wieder. „Bevor ich zu morden anfange — rief er aus — will ich es mit dem Betteln verſuchen, aber, dieß ſchwör' ich, wenn ich ſchnöde abgewieſen werde, nur dies einzige Mal!" Er ging den Signor um ein Almoſen an, nicht eben demüthig. Dieſer, der aus einer luſtigen Geſellſchaft kam und berauſcht war, zog ſeine Börſe und ſprach, indem er Matteo eine ſchwere Münze reichte: „nimm hin, ich hab's im Spiel gewonnen!" Matteo wollte ſchon ein: Lohn' es Gott! ausſprechen und mitleidvoll eine Warnung hinzufügen, aber er verſchluckte Beides und ballte die Hand, denn der Signor, forttaumelnd, rief: „ich wohne bei der Kirche Sct. Petri und Pauli, und ſage Dir das, damit Du, wenn Du Dich einmal erhängen willſt, mich zu finden weißt, ich will dann den Strick für Dich bezahlen!" Matteo nahm die Münze und warf ſie ihm an den Kopf. Der Signor, erſchreckt, entfernte ſich eilig, und Matteo, der die Münze im Mondlicht ſchimmern ſah, beugte ſich unwillkürlich, um ſie wieder aufzuheben. Dann aber trat er ſie mit dem Fuß in die Erde, halb aus heiligem Menſchenſtolz, halb aus Furcht, das Geld, wenn er es beſäße, möge ihn morgen in ſeinem gefaßten Entſchluß wankend machen. Der nächſte Abend kam. Matteo hatte den ganzen Tag verſchlafen, um ſich, um die Welt und Gott zu vergeſſen. Zuletzt weckte ihn der Hunger. Die anſtändigſte, geräuſchloſeſte Art des Selbſtmordes, das ſtille Erhungern, das ein Gemißhandelter oft gern wählen würde, iſt leider zugleich auch die ſchwerſte, und wenigſtens dies ſollte anders ſein. Matteo ſprang auf, zog den auf ſeiner Bruſt verborgen gehaltenen Dolch, den er ſchon in der Frühe des Morgens bei ſeiner ehemaligen Wirthin abgeholt hatte, hervor und ſtieß ihn in einen Baum. Heller Saft entquell der Rinde, zugleich fiel eine reife Frucht vom Wipfel herunter. „Baum — rief Matteo — Du biſt wie die Welt. Erſt ein Stoß, dann eine Frucht!“ Er bückte ſich gierig nach der Frucht, aber er ſtolperte dabei über eine aus der Erde hervorragende Wurzel des Baumes, ſtürzte zu Boden und ſtach ſich mit dem Dolch in die Hand. Strömend rann ſein Blut, er betrachtete es ernſthaft und ſprach dann: man wird nicht ohnmächtig, wenn man Blut fließen ſieht! Schnell, wie es in Italien geſchieht, brach die Nacht herein und Matteo trat ſeine Wanderung durch die Straßen an. „Der Erſte iſt der Rechte!“ rief er halblaut vor ſich hin, als er Schritte hörte. Aber das Schickſal lachte zu ſeinem Schwur, denn zuerſt begegnete ihm die Alte, die ihn in ſeiner Krankheit gepflegt und ihm auch nachher noch von ihrer Armuth mitgetheilt hatte. „Wohin, Mutter?“ fragte er ſie, als er ſie im Schein des eben aus den Wolken hervortretenden Mondes erkannte. „Zu Haus, um mich hungrig zu Bett zu legen — verſetzte ſie — und morgen wieder hungrig aufzuſtehen!“ „Morgen zahl' ich Dir, was ich Dir ſchuldig bin!“ ſagte Matteo. „Wenn Du kannſt, mein Sohn, ſo thuſt Du ein chriſtlich Werk!“ erwiederte die Alte und entfernte ſich. „Bei Gott — ſprach Matteo — die alte Frau ſoll morgen eſſen, wer weiß, ob ſie übermorgen noch eſſen kann!“ In eine hohle, ſchmale Gaſſe einbiegend, deren ſchwindelerregend-hohe Häuſer das Mondlicht abhielten, bemerkte er ein hinter den übrigen in einem Winkel zurückliegendes Gebäude, wo ſich ein Menſch mittelſt einer angelehnten Leiter auf die Terraſſe ſchwang. „Der ſchleicht — dachte Matteo — wahrſcheinlich zu dem Weibe eines Anderen, aber für dies Mal ſei ihm der Spaß verſalzen!“ Sacht zog er die Leiter weg, legte ſie nieder und klopfte unten, obwohl ſo leiſe, daß es geraume Zeit dauerte, bis man drinnen aufmerkſam ward. Endlich wurde ein Schiebfenſter geöffnet und die dünne zitternde Stimme eines Greiſes fragte, wer noch ſo ſpät ſtöre. „Ich will Euch nur anzeigen, alter Herr — verſetzte Matteo — daß ſo eben ein Beſuch bei Euch eingetroffen iſt; es mag ein Freund ſein, der es mit Eurer jungen Frau, wenn Ihr vielleicht eine genommen habt, oder mit Eurer Tochter wohl meint, und es wäre Euch gewiß unangenehm, wenn der nächtliche Gaſt ſich wieder entfernte, ohne daß Ihr ihn gebührend bewillkommt hättet!“ „Treibt Eure abgeſchmackten Poſſen anderwärts — erwiederte der Alte verdrießlich — meine Thür iſt feſt verſchloſſen und durch's Schlüſſelloch kommen nur die Geſpenſter!“ „Die Liebe hat Flügel! — ſagte Matteo und hob die Leiter vom Boden auf — ſie fürchtet ſich nicht, den Hals zu brechen und klettert, wie die Katzen, über's Dach.“ „Mein Geld! mein Geld! — ſchrie jetzt der Alte hell auf — Pietro! Nicolo! Diebe! Diebe!“ Es ward augenblicklich lebendig im Hauſe, angezündete Lichter, umher getragen, erhellten Zimmer nach Zimmer. „Steht es ſo? — dachte Matteo — ſo lege ich die Leiter wieder an!“ Wirklich that er's, doch der gehetzte, fliehende Dieb, der ſie nicht am alten Platz fand, ſprang in ſeiner Angſt von der hohen Terraſſe auf die Straße herab, wobei ihm klingend ein Geldſack entfiel. Jammernd blieb er am Boden liegen, denn er hatte ein Bein gebrochen. „Jetzt — ſprach Matteo — müßte ich den Dieb beſtehlen, dann wäre der Wahnſinn vollkommen!“ Vielleicht hätte er es gethan, aber es war zu ſpät, ſchon ſtürzte der Alte ſammt ſeinen Dienern mit Windlichtern aus der Thür, und von einer anderen Seite näherte ſich die durch das Geſchrei und Geräuſch herbei gezogene Schaarwache. Der Alte hob zuerſt den Geldſack auf, dann ſtieß er nach dem Dieb mit dem Fuß, zuletzt ſagte er Matteo in einigen kahlen Worten ſeinen Dank, gab aber zugleich, Matteos zerriſſenes Kleid mit Entſetzen bemerkend, dem Nicolo Befehl, auf's Haus zu paſſen, damit ſich Keiner einſchleiche. Matteo ging weiter. „Der angehende Mörder — rief er grimmig lachend — liefert den Dieb an den Galgen!“ Der unergründliche Widerſpruch des Lebens packte ihn wie mit Krallen, die Welt kam ihm wie ein unſinniges Kaleidoſcop vor, das in buntem Gemiſch kluge und dumme Figuren ohne Zweck und ohne Regel darſtellt, und die menſchliche Vernunft, wie der Verſuch eines Kindes, auf dem Sturmwind, der Alles bewegt und durcheinander ſchüttelt, zu reiten. An einem übel berüchtigten Platz ſtand er ſtill. Ein Mord ſchien ihm jetzt ein Nichts, ihm war, als müßte er ſich mit einer ſchweren That, wie mit Ballaſt, beladen, damit ſeine

Gedanken ihn nur nicht in's Gränzenloſe, in die unendliche Leere, hinein wirbelten. Bald kam ein Mann daher, an der Hand ſeinen Knaben. Matteo nahm eine drohende Stellung an, doch der Mann trat vertrauensvoll auf ihn zu und ſprach: „guter Freund, es iſt hier ein gar unheimlicher Ort, den Jeder gern meidet, wenn er kann! Habt Ihr nichts Nothwendiges zu verſäumen, ſo thut mir den Gefallen, mich über die verrufene Strecke bis an mein Haus zu begleiten, ich will Euch den Weg bezahlen!“ Dieſe unerwartete Anrede drang Matteo Anfangs zum Herzen, doch bald dachte er: es iſt die Liſt der Furcht, die ſo ſpricht! und mit der Hand in den Buſen nach dem Dolch fahrend, verſetzte er wild: ſehe ich aus, wie Einer, deſſen Schutz man in Anſpruch nimmt? „Was Euer Ausſehen betrifft — erwiederte der Mann ruhig und nahm ſeinen Knaben, der ſich über Müdigkeit beklagte, auf den Arm — ſo ſagt es mir zu, das heißt ſeit der Zeit, daß Ihr krank geweſen ſeid, denn von Leuten, die ſchöner ſind, als Ihr, das fürcht' ich, kommt mein ganzes Unglück. Ich kenne Euch wohl, Ihr heißt Matteo, einer meiner Freunde hat mir viel Gutes von Euch geſagt und ich mögte Euch in meinen Dienſt nehmen, doch muß ich erſt wiſſen, wie Ihr meiner Frau gefallt.“ „Ei, wie blank! — rief der Knabe dazwiſchen und zeigte auf Matteos halbentblößten Dolch, den̄ er, nun er von ſeinem Vater getragen ward, bemerken konnte — gieb mir das ſchöne Meſſer!“ Alsbald griff er, ſich zu Matteo hinüber beugend, keck in deſſen Buſen hinein und faßte den Dolch, den er der Scheide haſtig entriß und troß der Vorſtellungen ſeines Vaters nicht wieder laſſen wollte. Matteo fuhr mit ſeiner Hand nach der Stirn, er wußte nicht, war es der Stachel eines Schmerzes, war es der eines Gedankens, der ihm kalt durch's Gehirn drang. Daß der Mann, dem er den Tod von ſeiner Fauſt beſtimmt hatte, jetzt ahnungslos, von ihm Hülfe und Beiſtand gegen die Angriffe Anderer erwartend, an ſeiner Seite ging; daß der Muthwille der Unſchuld ihm das Mordinſtrument ſpielend raubte, weil den Kindesblick der falſche Glanz deſſelben beſtach, und daß der Knabe mit dem

Eiſen, womit er ſeinen Vater hatte durchbohren wollen, vielleicht einen Apfel ſpießen oder den geſtopften Kleibauch einer Puppe aufſchlitzen würde, das ſchien ihm ſo wunderbar und dennoch ſo fratzenhaft dabei, daß es ihn über alles menſchliche Bewußtſein hinausdrängte, daß ihm war, als ob er, mit dem Kopf auf eine Nadelſpitze geſtellt und nun mit Windeseile von Morgen gen Abend und wieder von Abend gen Morgen im Kreis herum gedreht, mit ſeinem Auge Alles auf einmal ſehen, die Enden der Dinge zugleich auffaſſen und die Unvereinbarkeiten verknüpfen müſſe, daß es ihm vorkam, als ob ein Menſch an und für ſich eigentlich gar nichts ſei und, wie ein Spiegel, immer nur für das gelten könne, was er eben abbilde. „Hier iſt mein Haus — ſagte der Mann in ſonderbarem Ton und ſetzte den Knaben nieder, bleibt einmal mit dem Kinde ſtehen, ich will durch eine hintere Thür gehen und dann vorn aufmachen. Laßt aber Niemand heraus, wenn Einer wollte, kein Weib und noch weniger eine Mannsperſon!“ Matteo gehorchte, was ihn ſonſt verwundert hätte, ſchien ihm jetzt natürlich, nur das Gewöhnliche, die Rückkehr des entfeſſelten Stroms ſeltſamer Ereigniſſe und Zufälle in das alte Bett, würde ihn überraſcht haben. Der Knabe zitterte vor Froſt, er ſetzte ſich auf einen Stein und ſchloß die Augen. Matteo beugte ſich, ihn ſtreichelnd, auf ihn herab, da wurde die Hausthür leiſe aufgemacht und ein Herr, ſich dicht in einen prächtigen Mantel einwickelnd, ſchlich vorſichtig heraus. Matteo, der empfangenen Weiſung eingedenk, vertrat ihm den Weg und ſuchte ihn mit Gewalt in's Haus zurückzudrängen. Der Unbekannte ſtieß einen Fluch aus, machte eine ſchnelle Bewegung und verwundete Matteo in den Arm. Matteo, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, entriß dem eingeſchlummerten Knaben den Dolch und jagte ihn mit der Wuth eines Menſchen, der ſich in demſelben Augenblick mörderiſch angefallen ſieht, wo er in ſich ſelbſt einen grimmigen Mordgedanken niedergekämpft hat, dem Unbekannten ſo gewaltſam in's Herz, daß er mit einem gebrochenen Laut gegen das Haus zurück taumelte, und auf dem Flur, die Thür durch das mechaniſche Gewicht ſeines ſich überſchlagenden Körpers aufſtoßend, leblos zu Boden ſank. Jetzt erſchien der Vater des Knaben, in der einen Hand eine qualmende Kerze tragend, mit der anderen im höchſten Zorn an ihren langen, ſeidenen Locken ſein Weib, eine bleiche, ſchöne Geſtalt mit entblößtem Buſen, nach ſich ziehend. „War Keiner hier? Keiner? Keiner? — rief er aus — gehen denn Geſpenſter im Hauſe um, daß die Treppen knarren und die Thüren aufſpringen? Aber ich denke, der Vogel iſt gefangen!“ In ſeiner Raſerei zog er die junge Frau, die ſich auch gar nicht ſträubte, immer weiter vorwärts, bis ſie zuletzt über den Ermordeten, den ſo wenig ſie, als er, bemerkte, ſtolperte und niederſtürzend zu Boden fiel. Mit Entſetzen raffte ſie ſich wieder auf, erſt an ihrem befleckten weißen Kleide, das der Todte aus ſeiner noch ſprudelnden Wunde mit Blut gefärbt hatte, erkannte der Mann, was geſchehen war. Er leuchtete dem Leichnam in's Geſicht und erſtarrte, dann rief er: „gut, Matteo, gut, daß Du mir die Arbeit abgenommen haſt, den hätte ich nicht tödten können, es iſt mein Jugendfreund!“

Unwillkürlich warf auch Matteo, der da ſtand, als ob er erwartete, daß ihn gleich ein Berg, heran wandelnd und über ihn zuſammen brechend, bedecken würde, auf den Getödteten einen Blick. Das entſtellte Geſicht des Signor Barbarucci grinſte ihm entgegen, und nun war ihm auf einmal, als ob das, was er gethan habe, leicht zu tragen ſei, um ſo mehr, als ſein Arm ihm eben ſehr zu ſchmerzen anfing. „Einen Arzt! Einen Arzt!“ ſchrie die junge Frau und warf ſich mit dem ungebundenſten Jammer maßloſer Liebe über den Leichnam hin. „O Du Verruchter!“ rief ſie dann, wieder aufſpringend, drang furienhaft wüthend auf Matteo ein, riß ihm den Dolch weg und ſtach nach ihm. Ihr Mann ſchleuderte ſie in eine Ecke und Matteo ſprach, indem er ſeinen blutenden Arm in die Höhe hob: ich wurde zuerſt angegriffen und habe mich nur meines Lebens gewehrt. „Deines Lebens, Du Hund? — kreiſchte ſie — errötheſt Du nicht, daß Du noch lebſt, und daß der todt iſt, der wie ein Licht über die Erde wandelte? Verflucht ſei die Hand, die Dir wieder Brot und Wein reichen wird!“ „Du haſt Dich ſelbſt verflucht — ſprach ihr Mann — denn noch heut Abend ſollſt Du Matteo ſpeiſen und tränken, und ſogleich ſollſt Du ihm ſeinen Arm verbinden!“ „Den Arm, der den Geliebten meiner Seele niederſtieß?“ ſchrie ſie und ſchlug ein helles Gelächter auf. „Metze, Metze, das mir? — rief der Mann erblaſſend — Deine letzte Stunde iſt da!“ Er ſtürzte auf ſie los, ſie kauerte ſich nieder und hielt ihre Hände vor die Augen, der Knabe umklammerte, heranſpringend und vor ſeine Mutter tretend, die Kniee des Wüthenden, aber er packte ihn und warf ihn weit von ſich, ſo daß der kleine Kopf dröhnend gegen die harte Wand fuhr, und das Kind, ohne einen Laut von ſich zu geben, liegen blieb. „Heiliger Gott! — rief Matteo erſchaudernd und ergriff die zur Erde gefallene und nur noch mühſam fortglimmende Kerze — Ihr habt den Knaben getödtet.“ Der Mann, der die Frau inzwiſchen bei der Gurgel gepackt hatte, drehte langſam den Hals herum und ſprach: das lügſt Du! „Er athmet nicht mehr!“ ſagte Matteo, ſich mit dem Kinde beſchäftigend. Der Mann trat mit ſchwankenden Schritten heran, in einiger Entfernung von Matteo blieb er ſtehen und ſprach halblaut: „wer weiß denn, ob es mein Sohn iſt!“ „Er iſt's, er iſt's! — kreiſchte die Frau — ich ſchwör's bei allen Heiligen im Himmel, die jetzt ihr Antlitz verhüllen, weil der eigene Vater ihn umgebracht hat!“ „Dann fahr' ihm nach und ſage den Heiligen, daß Du Schuld an dem Gräuel biſt!“ So rief er, aber er bewegte ſich nicht von der Stelle. Jetzt rührte ſich der Knabe und öffnete die Augen, als er aber ſeinen finſter vor ſich hinſtarrenden Vater erblickte, ſchloß er ſie wieder feſt zu. „Gebt Euch zufrieden — ſprach Matteo — er lebt!“ Als die ängſtlich aufhorchende Frau dieſes Wort vernahm, rutſchte ſie auf ihren Knieen herbei, nahm den Fuß ihres Mannes und ſetzte ſich ihn ſtillſchweigend auf den Nacken, in ihrem Innern zum erſten Mal von einem Gedanken zerſpaltet, der ſie, wie in blutrothem Licht, von fern die ungeheure Verwirrung erkennen ließ, die ein Weib, das die ehelichen Schranken leichtſinnig überſpringt, in alle menſchliche Verhältniſſe hinein bringt. Der Mann ließ ſie gewähren und ſah nur auf den Knaben, der erſt in ſehr langer Zeit die Augen wieder aufſchlug, und nun von Matteo in die Arme ſeines Vaters gelegt ward. „Ich preiſe dieſen Abend — ſprach der Mann feierlich — er hat den Argwohn, den ich gegen mein ſchlechtes Weib hegte, zwar ſchrecklich beſtätigt, aber er hat mir doch zugleich auch die Ueberzeugung gegeben, daß der Knabe hier, den ich oft, wenn ich ihn küſſen wollte, mit eiskaltem Schauder wieder niederſetzte, ohne es zu thun, wirklich der mein ist, denn der Wuth dieſer Nichtswürdigen, die mich aus Rache gern zum Kindesmörder geſtempelt hätte, darf ich glauben, was ich nach dem, was geſchah, ihren Betheuerungen nie geglaubt haben würde.“ „O verzeih' mir — ſtöhnte die Frau — und tödte mich, wenn Du mir nicht verzeihen kannſt, erſt Deine That hat mich über die meinige belehrt, und ich haſſe, obgleich er todt iſt, meinen Verführer jetzt mehr, als ich ihn je geliebt habe.“ Der Mann, ſie ſcharf betrachtend, verſetzte: „iſt das wahr?“ „Ich ſchwör's!“ erwiederte ſie und hob die Hände gen Himmel. „Dann beweiſe es dadurch — ſagte er kalt — daß Du die Leiche, die hier nicht liegen bleiben kann, auf Deinen Schultern die Straße hinunter trägſt, bis auf den wüſten Platz, wo ſchon ſo mancher Mord vorfiel.“ Statt aller Antwort ging ſie zitternd, aber entſchloſſen, auf den Todten zu und verſuchte, ihn aufzuheben. „Laß ab, es iſt genug — ſprach der Mann ſanft — ich will es ſelbſt thun, aber Du verbindeſt mittlerweile Matteo den Arm, denn er bleibt, ſtatt des glatten, geſchmeidigen Burſchen, den ich geſtern gehen ließ, als Diener bei uns!“ Der Mann ſchaffte nun den Leichnam fort, was ihm, da die Gaſſe, wo er wohnte, einſam und verrufen war, trotz des hellen Mondſcheins gelang, ohne daß er geſtört oder auch nur bemerkt wurde; die Frau verband Matteos Wunde und trug ihm ein gutes Nachteſſen auf, und Matteo dachte bei ſich ſelbſt, daß, wenn er ſich in einem ſo guten Hauſe, wo ihm aus allen Ecken die Wohlhäbigkeit entgegen lachte, ſo plötzlich untergebracht ſähe, er dieß einzig und allein ſeiner Häßlichkeit verdanke, und ſöhnte ſich mit der ewigen Macht, die den Reif, innerhalb deſſen ein menſchliches Daſein ſich bewegt, wohl zuweilen zerbricht, aber ihn doch auch zur rechten Zeit wieder zuſammenfügt, in ſeinem Herzen einigermaßen wieder aus.

Herr Haidvogel

und

ſeine Familie.

1847.

„Nun, warum laßt Ihr die Köpfe ſo hängen? Luſtig, wie ich es bin!“ Mit dieſen Worten trat Herr Haidvogel, an einem Winterabend aus der Stadt zurückkommend, in ſeine enge Stube, in der ſeine Frau, von den beiden durch die Dunkelheit geängſtigten Kindern endlich dazu gedrängt, eben die Lampe angezündet hatte. „Warum ſiehſt Du mich nicht an? — fuhr er fort und ſtellte ſich vor ſeine Frau hin, die allerdings, ihr kleines frierendes Mädchen ſtreichelnd, keinen Blick für ihren Mann zu haben ſchien; — ziehſt Du wieder, wie gewöhnlich, im Stillen einen Vergleich zwiſchen mir und dem Quackſalber von Doctor, der auch einmal hinter Dir herlief? Danke Gott, daß Du mich ſtatt ſeiner bekommen haſt, denn ich lebe doch wenigſtens noch, ihn hat heute

Mittag der Teufel geholt, und eine halbe Stunde darauf, als ich gerade an ſeinem Hauſe vorbeikam, nagelte der Vergolder, der noch von Nichts wußte, den neuen Schild mit den ellenlangen Buchſtaben, der ihm die Kundſchaft verdoppeln ſollte, über ſeiner Thür feſt.“ — „Er iſt —?“ fragte die Frau, ihr Auge zum erſten Mal ein wenig erbebend, während ihre Hand von dem Haupte des Kindes herabglitt. „Todt!“ — verſetzte Herr Haidvogel ſchadenfroh ſchnell — „ſo gewiß todt, als ob er einen ſeiner eignen Decocte verſchluckt hätte. Ja, der wird mich mit ſeinen oſtindiſchen Taſchentüchern nicht mehr ärgern, die er, wenn er des Morgens hier vorüberging und mich am Fenſter ſtehen ſah, immer im Winde flattern ließ! Sicher hat er ſich zu Weihnacht wieder einen neuen Rock beſtellt, denn bloß meinetwegen ſchaffte er ſich drei Mal ſo viel Kleider an, als er brauchte. Mögte der Schneider ihn doch ſchon zugeſchnitten haben! Die Rechnung wär' ein hübſches Chriſtgeſchenk für ſein hochmüthiges Weib, die es ganz zu vergeſſen ſcheint, wie gern ſie, als mein

Vater noch lebte, mit mir getanzt und wie oft ſie mir dabei die Hand gedrückt hat." — „Mein Gott! Acht und dreißig Jahr!" — ſagte die Frau, ohne ſich um ihren Mann zu bekümmern, und ſtarrte vor ſich hin. „Und auch ihr" — begann Herr Haidvogel auf's Neue und wandte ſich zu den Kindern — „warum hockt ihr immer in der Stube, warum ſpringt ihr nicht herum, wenn's euch friert, warum find' ich euch nie auf der Eisbahn, wie die Andern? Munter, Junge, tanz' mit der Schweſter, ich will pfeifen!" — „Sie haben den ganzen Tag noch keinen Biſſen gegeſſen" — unterbrach die Frau ihn bitter — „die Paar Kartoffeln, die Du nach Hauſe brachteſt, liegen noch da, es fehlte an Holz, ſie zu kochen!" — „Und war da nicht zu helfen?" — erwiederte Herr Haidvogel, indem er zugleich einen der beiden um den Tiſch ſtehenden alten Stühle bei der Lehne packte und mit ihm ſo ſtark gegen den Boden ſtieß, daß er faſt zerbrach — „ich ſollte doch meinen!" — „So machteſt Du's ſtets" — verſetzte die Frau — „und nur darum ſind wir ſo weit herunter gekommen! Den letzten Stuhl, der noch für einen Einſprechenden übrig blieb, denn den andern füllſt Du aus und den Kindern gehört ohnehin nicht mehr, als mein Schooß und Deine Lende! Warum nicht auch die Bettlade! Ein Glas Waſſer konnten wir längſt keinem Menſchen mehr anbieten, weil das Glas uns mangelt! Wenns nach Dir ginge, ſo würde morgen auch Niemand mehr einen Sitz bei uns finden." — „Wär' das ein Unglück?" — entgegnete Herr Haidvogel — „läßt ſich ein Hund bei uns ſehen, als wenn er Etwas von uns zu fordern hat? Und trollt ſich ſo Einer nicht um ſo eher wieder, wenn er ſich nicht breit zum Predigen niederlaſſen kann? Doch, gleichviel! Es giebt andere Mittel! Wir wollen uns heut Abend etwas zu Gute thun! Es geht ein Gerücht über mich — — leider iſt es falſch, Du ſiehſt — —" Er unterbrach ſich, nahm den Hut, den er bisher aufbehalten hatte, ab und deutete auf eine Beule am Kopf. „Woher haſt Du die?" fragte die Frau und erhob ſich. „Woher!" verſetzte Herr Haidvogel und bedeckte ſich ſchnell wieder. „Herausgeworfen bin ich einmal wieder beim

Onkel. Alles beim Alten!“ — „Menſch! Menſch!“ — fuhr die Frau erſchreckt auf — „willſt Du uns noch um das Letzte bringen? Was mein Onkel uns jährlich zufließen läßt, iſt ohnehin wenig genug. Aber wir erhalten es nur unter der Bedingung, daß Du nie ſein Haus betrittſt, daß Du bei Tage nicht einmal daran vorbei gehſt! Und nun — — Ich zitt're! Ich zitt're!“ Sie preßte ihre Kinder an ſich. „Ei was!“ — ſagte Herr Haidvogel — „mit dem Tode hat jede Dummheit ein Ende. Eine Pflicht hab' ich erfüllt, als ich hinging, eine Pflicht gegen die da und gegen Dich! Ich hörte, den Alten habe der Schlag gerührt und er ſei geſtorben, ohne ein Teſtament zu hinterlaſſen. Wenn das ſich ſo verhalten hätte, würdeſt Du doch wohl die Erbin geweſen ſein, nicht wahr?“ — „Aber es verhielt ſich nicht ſo!“ — verſetzte die Frau — „und das konnteſt du wiſſen!“ — „Das konnte ich nicht wiſſen!“ — fuhr Herr Haidvogel gereizt auf — „es unterhielten ſich Zwei davon auf offner Straße, die es gar nicht ſahen, daß ich in einer Ecke ſtand und an meinen Stiefelriemen knöpfte.

die es alſo auf einen Spaß mit mir auch nicht abgeſehen haben konnten. Als ich zum Vorſchein kam, zogen ſie den Hut vor mir und der Eine ſprang ſogar gleich herzu und hob mir den Stock auf, den ich noch überflüſſiger Weiſe zur Probe fallen ließ. Das war mir Beweis genug, und ich eilte in's Sterbehaus, um die aufſichtsloſen Schurken, die Köchin und den Bedienten, am Verſchleppen der Sachen zu verhindern. Gleich auf der Diele kam mir auch die Köchin mit dem Silberzeug entgegen. — „Wohin damit? fuhr ich die Perſon an. Nicht von der Stelle! Oder — Und Er da — rief ich dem Schlingel, dem Johann zu, der eben, einen Rebhuhnflügel in der Hand, aus der Küche herauf kam — warum war Er noch nicht bei mir? Hat Er den Kalender vielleicht erſt verbrannt, worin der Todte die Vorſchüſſe notirte, die Er ihm abzuſchwatzen wußte? Das wird Ihm übel bekommen!“ — „Gott! Gott!“ ſeufzte die Frau — „Der iſt zehn Jahre und Die acht! Was wird aus den armen Kindern, wenn“ — „Was würde aus ihnen“ — unterbrach Herr Haidvogel ſie mit Unwillen —

„wenn ſie einmal eine Erbſchaft machten und ihr Vater wäre weniger eifrig, ihre Rechte wahrzunehmen, als ich es bin! Dies Mal freilich war ich etwas zu voreilig, denn kaum hatte ich meine letzte Drohung ausgeſprochen, als der Alte erſchien und zornig fragte, wer einen ſolchen Lärm erhöbe. Da nun die Köchin, boshaft, wie ſie iſt, erwiederte, daß ich ihr verböte, das Silberzeug zum Aufputzen für die bevorſtehende Geburtstagsfeier des gnädigen Herrn zum Goldſchmied zu bringen und der Bediente noch ärgere Dinge hinzufügte, ereiferte er ſich natürlich gewaltig, ſein Geſicht wurde blau, ſeine Hände flogen und — — genug, der tückiſche Wunſch, den er mir nachrief, daß ich auf der Treppe den Hals brechen mögte, iſt nicht in Erfüllung gegangen, ſo gut der Johann ſeinen plumpen Auftrag auch ausführte, und wir wollen von dem Gerücht Vortheil ziehen, ſo lange wir es noch können! Flink, Theodor, ſpring' Du zum Schlächter hinüber und hole einige Pfund Fleiſch, und Du, Auguſte, lauf' zum Krämer und beſorge die Butter. Wenn ſie uns noch nie geborgt haben, ſo bergen ſie uns jetzt! Nicht dieſe Stirnfalten, Weib! Es giebt mehr Kinder, die nach ſieben über die Straße geſchickt werden und doch keinen Huſten mit nach Hauſe bringen! Waſche Du inzwiſchen die Kartoffeln ab, ich will Holz ſchaffen! Vater zahlt Morgen, er iſt beim Onkel!“ Mit dieſen Worten trieb er den Knaben und das Mädchen, die ſich nur zögernd zum Gehorchen anſchickten, weil ſie ſolche Botſchaften nicht zum erſten Mal ausrichten ſollten und den Erfolg ſchon kannten, aus der Thür und folgte ihnen nach, während die Frau in ein Gelächter, halb der Verachtung, halb der Verzweiflung ausbrach und ſich nicht von der Stelle rührte. Er that auf's Gerathewohl einen Gang durch das abgelegene Quartier, wo er wohnte und muſterte manchen Zaun und manche alte Hecke, ſogar hie und da einen Fenſterladen, der im Winde klapperte, weil er nicht gehörig befeſtigt war. Aber, wenn er eben Hand anlegen wollte, ſchien ihm bald der Mond zu hell, bald gingen ihm zu viel Leute über die Straße, bald ſtörte ihn ein Hund, der ihn anbellte. Endlich ſagte er zu ſich ſelbſt: ich will mir die Mühe gar nicht machen, denn es iſt doch immer noch ſehr zweifelhaft, ob wir Fleiſch und Butter erhalten, und wenn, ſo liefert der Stuhl Holz genug. Sogleich nahm er ſeine gewöhnliche ſtolze Haltung, deren er ſich als angehender Dieb bereits abgethan hatte, wieder an und kehrte um. Kaum aber hatte er einige Schritte gemacht, als er mit dem Fuß an etwas Hartes ſtieß; er hob es auf und ſiehe da, es war ein Beutel mit Geld. Vorſichtig ſah er ſich nach allen Seiten um, ob ihn Jemand bemerkt habe, dann ſteckte er den Beutel zu ſich und ſetzte, jedoch nicht eben ſchneller, als vorher, ſeinen Weg fort. Als er zu Hauſe wieder anlangte, fand er ſeine Frau nicht mit Zurichtung eines Bratens beſchäftigt, ſondern mit Entkleidung ihrer Tochter. Der Knabe kam ihm entgegen und richtete ihm eine Impertinenz vom Schlächter aus; auch das Mädchen wollte ſprechen, doch die Mutter unterbrach ſie und ſagte: „Euer Vater weiß Alles, was ihr ihm melden könnt, nur zu Bett mit euch, damit ihr hinein kommt, bevor die Lampe erliſcht!“ „Nichts da! Ihr bleibt auf!“ rief

Herr Haidvogel jetzt und warf den Beutel mit Geld auf den Tiſch. Blanke Thaler rollten, die Kinder jubelten und die Frau ſah ihren Mann mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens an. „Menſch — ſagte ſie endlich langſam und ein ſchlimmer Verdacht ſtieg in ihr auf — woher kommt Dir dies Geld?" „Wenn's nun ein Lotterie-Gewinn wäre — erwiederte er — würdeſt Du dann endlich einräumen, daß ich Recht that, als ich die zwölf Kreuzer, die ich Montag fand, zum Collecteur trug, ſtatt ſie zu Brod herzugeben?" — „Nein" — verſetzte ſie — „aber ich würde mich freuen, daß eine Schlechtigkeit ausnahmsweiſe einmal gute Folgen gehabt hätte. Iſt es denn ſo?" — „Laß uns weiter reden" — rief Herr Haidvogel, — „wenn wir ſatt ſind! Dann fördert's die Verdauung. Wir leben in einer Welt, worin einem Menſchen plötzlich eine Königskrone auf den Kopf fallen kann, der bis dahin kaum eine wollene Mütze beſaß, ſich ihn damit zu bedecken. Das ſagte ich Dir ſchon oft, erinnere Dich daran und mach' Feuer, jetzt wird Dir der Stuhl wohl nicht mehr zu koſtbar ſcheinen! Ich ſelbſt hole, was ſonſt nöthig iſt, ich muß die Hunde ärgern, die mir den Credit verſagten, ſie ſollen glauben, daß ich blos ihre Geſinnungen gegen mich auf die Probe geſtellt habe und da ſie von meinen guten Zeiten her wiſſen, wie viel ich darauf geben laſſe, wenn ich nur kann, ſo wird ſie's verdrießen, in dieſer nicht beſſer beſtanden zu ſein!" Jetzt ſetzte die Frau ſich emſig in Thätigkeit, während Herr Haidvogel ſein Geld wieder einſtrich und ging. Er kam an einer Schenke vorbei; es war die nämliche, in der er den größten Theil ſeines väterlichen Erbtheils mit dem Leichtſinn und der Liederlichkeit eines verhätſchelten einzigen Sohns verpraßt hatte, denn er war keineswegs immer ein armer Schlucker geweſen, er hatte ein für ſeine Verhältniſſe ganz anſehnliches Vermögen hindurch gebracht und ſich eben dadurch die Verachtung des Onkels, ſeiner Frau aber, die aus Pflichtgefühl nicht von ihm laſſen wollte, den Haß deſſelben zugezogen. „Da ſitzen nun — dachte er — die Meiſten von denen, womit ich ſonſt zuſammen zu ſitzen pflegte, da ſchwatzen ſie, wenn ihnen nichts Beſſeres einfällt, von mir, da lachen und ſpotten ſie auf meine Koſten oder bedauern mich, wenn's gut geht, zucken die Achſeln und — ich muß hinein!“ Er legte die Hand auf die Thür. „Was ſie ſagen werden, wenn ich ſo plötzlich erſcheine, wie ſie Anfangs vor mir zurückweichen, dann, ſowie ſie Geld ſehen, mir zunicken und vertraulich näher rücken werden! Ha, ginge Einer von ihnen ſo weit, mich um ein Darlehen anzuſprechen, ich würde es hergeben, wär's auch nur, um ihnen von der Größe der Summe, die mir zu Gebote ſteht, einen guten Begriff beizubringen.“ Er trat ein. Drinnen war eine lärmende Geſellſchaft beiſammen, die alten Kameraden grüßten gleich freundlich und wiſperten dann mit einander, es war offenbar, daß das Gerücht von Herrn Haidvogels plötzlicher Erbſchaft bereits zu ihnen gedrungen war und daß ſie es jetzt für vollkommen beſtätigt hielten, ſelbſt der Wirth war höflich. Herr Haidvogel, der in der allgemeinen Aufmerkſamkeit, die er erregte und in dem Geflüſter, das rings umher entſtand, eine hinreichende Genugthuung für alle Entbehrungen der letztverſtrichenen Jahre fand, durchſchritt, um ſeinen Triumph vollſtändig zu genießen, den Saal ſeiner ganzen Länge nach, ehe er ſich niederließ, dann ſetzte er ſich an einen Tiſch, an dem der einzige Menſch ſaß, den er nicht kannte und der keine Notiz von ihm nahm. Dies verdroß ihn faſt und er faßte ihn darum ſcharf in's Auge; es ſchien nach dem ledernen Gurt, den er um den Leib trug, ein reiſender Viehhändler zu ſein, er hatte den Kopf auf den Tiſch geſtützt und ſtarrte trübſinnig vor ſich hin. „Dem iſt ein Ochſe gefallen!“ dachte Herr Haidvogel, „und nun erinnert er ſich mit Verdruß der vielen Schlächter, bei denen er das Thier um leidlichen Preis hätte anbringen können. Gebührende Strafe für die übertriebene Habſucht!“ Dann forderte er ſich mit lauter Stimme ein Glas Wein. Der Wirth brachte es eilig in eigener Perſon und putzte zugleich das Licht, das etwas trüb vor dem Fremden brannte; nun erſt ſah man's ganz deutlich, wie viel Niedergeſchlagenheit in den an ſich ſo mannhaft trotzigen Zügen deſſelben lag. „Iſt Euch nicht um Eure Zeche bange“ — fragte Herr Haidvogel den Wirth halblaut und deutete auf den Fremden — „der ſcheint darüber nachzugrübeln, wie er Euch darum bringen will!“ — „Das wäre noch ein Ding der Unmöglichkeit“ — verſetzte der Wirth luſtig — denn ſie beläuft ſich noch auf Nichts, das Glas Bier, das er ſich geben ließ, ſteht noch unberührt vor ihm.“ — „Damit Ihr das nicht auch von mir ſagen könnt“ — ſagte Herr Haidvogel — „will ich meinen Wein trinken!“ Er that's und zog dann eine Hand voll Thaler hervor, die er haſtig nach kleiner Münze zu durchſuchen begann, weniger, weil er ſo eifrig auf's Bezahlen erpicht war, als weil es ihn kitzelte, ſeinen Reichthum zu zeigen. „Ei du mein Himmel,“ verſetzte der Wirth abwehrend, „als ob das nicht Zeit hätte! Ihr denkt doch nicht ſchon wieder zu gehen? Von einem alten Freund, der ſich ſo lange nicht mehr bei mir ſehen ließ, würde mich das beleidigen, und noch mehr als das, es würde mich kränken!“ — „Nun“ — erwiderte Herr Haidvogel — „ich werde bleiben! Aber ſchickt ſchnell ein gutes Nachteſſen zu den Meinigen hinüber! Sie wollen ſich ſelbſt was bereiten, wozu die Umſtände!“ — „Freilich, freilich, wozu! Ich kochte ja gern für die ganze Stadt! Was ſoll's nur ſein? Hier iſt die Speiſekarte, beliebt's Euch, auszuwählen?“ — „Schickt Alles, was darauf ſteht“ — verſetzte Herr Haidvogel — „dann ſchickt Ihr jedenfalls das Rechte mit! Bildet Euch übrigens nicht ein, daß Eure Küche die meinige übertrifft! Pah! Wenn ich den Schneider, der dort in der Ecke ſitzt — Heda, Meiſter, Ihr habt nun genug genickt und am Käppel geſchoben, kommt morgen früh zu mir herüber und nehmt mir Maaß! — wenn ich den zuweilen durch ein Loch im Ärmel oder den Schuſter durch einen zerriſſenen Stiefel ärgerte, ſo geſchah das ja blos, weil ich meinem Magen nichts abgehen ließ, denn wenn mein Onkel auch nicht alle Tage Verlangen trug, mich zu umarmen, ſo fiel es ihm doch noch weniger ein, mich hungern zu laſſen, und wenn er mir auch einmal in ſeinem bekannten Jähzorn verbot, zu ihm zu kommen, ſo kam er dafür reuig bei nächtlicher Weile zu mir. Betrachtet den da! Iſt er magerer geworden, ſeit ich keine Bratwürſte mehr bei Euch aß?“ Hiebei klopfte er ſich auf den Bauch, der allerdings troß der nüchternen Atzung mit Kartoffeln und trockenem Brot die ehemalige Rundung bewahrt und ihm auch immer für einen Ableiter erniedrigender Gedanken über die Beſchaffenheit ſeines Tiſches gegolten hatte. „O, ſicher nicht,“ entgegnete der Wirth, obgleich troß ſeiner Geſchmeidigkeit nur mit mühſam unterdrücktem Lächeln, „was fällt Euch ein! Doch, ich will dem Kellner Auftrag geben!“ Er ſprang fort, um nicht zu berſten. „Ob wirklich nichts Kleines mehr darunter iſt?“ ſagte Herr Haidvogel mit einem langen Blick auf den Fremden, der noch da ſaß wie vorhin, und deſſen Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit gegen Alles, was um ihn her vorging, ihn förmlich zu empören anfing — „Freilich, das Bettelgeſindel.“ Er warf mit dieſen Worten das Geld mit Geräuſch auf den Tiſch und ſchickte den Reſt in der Taſche Handvoll nach Handvoll hinterdrein, fortwährend zwiſchen den Thalern rührend und mit ihnen klappernd. Jedermann wurde auf's Neue aufmerkſam auf ihn, der Wirth rief dem Kellner einmal über das andere „hurtig! hurtig!“ zu, zwei von den ehemaligen Kameraden, die ihr ſchnödes Benehmen gegen ihn in der Zwiſchenzeit in Vergeſſenheit zu bringen wünſchten, ſtießen ſcheinbar unbekümmert um ihn, aber laut genug, daß er es hören konnte, auf ſein Wohl mit einander an, nur der Fremde verharrte in ſeiner vorigen Lage. Herr Haidvogel wollte aber durchaus auch von ihm beneidet werden. er trat ungeduldig zu ihm heran und bat ihn um Erlaubniß, ſein Licht einen Augenblick nehmen zu dürfen, weil das ſeinige ſo düſter brenne und zwei überhaupt heller leuchteten, als eins. Der Fremde bewilligte es durch eine Kopfbewegung und ſah nun endlich auf. Doch kaum hatte er auf den im Glanz der Lichter flimmernden und ſchimmernden Schatz des Herrn Haidvogel einen Blick geworfen, als er wie beſeſſen auffuhr, den bisherigen Beſitzer mit einem mächtigen Stoß bei Seite ſchleuderte und mit einer Donnerſtimme ausrief: „Des Todes iſt, wer dies Geld berührt, es iſt mein! Hundert Thaler! Die ruſſiſche Schaumünze, an der ich mein Eigenthum erkenne! Und ein lederner Beutel!

Zähle nach und vergleiche, wer zweifelt!“ Der Wirth, die ganze Geſellſchaft, vor Allem aber Herr Haidvogel ſelbſt, ſtanden einen Moment wie verſteinert, der Letztere faßte ſich jedoch gleich wieder, weil er fühlte, daß er in den allerſchnödeſten Verdacht gerathen werde, wenn er lange im Stillſchweigen verharre, und antwortete dem Fremden, der unwillkürlich ſein breites Schlächtermeſſer gezogen und ſich mit halbem Leibe über das Geld hingelehnt hatte, kalt und ſpöttiſch: „Ihr habt die Lumperei verloren, und ich habe ſie gefunden! Könnt Ihr das nicht ruhig ſagen? Da iſt der Lederbeutel, den Ihr wohl noch vermißt! Eine Schaumünze! Ei, die hatte ich noch gar nicht bemerkt! Hübſch! Der Übergang über die Berezina! Ein Andenken?“ Der Fremde maß Herrn Haidvogel mit einem zweideutigen Blick, und da er entdeckte, daß der Rock deſſelben etwas kahl war, zählte er ſein Geld ſorgfältig nach. Als er fand, daß an der Summe nicht das Geringſte fehle, reichte er ihm die Hand und ſagte: „verzeiht mir meine Heftigkeit und ſetzt Euch zu mir, daß wir zuſammen trinken!" — „Trinkt mit wem Ihr wollt" — entgegnete Herr Haidvogel vornehm — „aber haltet Euch ein andermal auf beſſere Taſchen!" Stolz, wie ein Sieger den Wahlplatz, verließ er nun die Gaſtſtube und überrannte in der Thür faſt den ſchwer bepackten Kellner, der, bei einer ſo unerwarteten Wendung der Dinge vom Wirth eiligſt wieder umgerufen, eben hineintrat. „Ich will's ſelbſt mitnehmen!" rief er dieſem zu und griff nach dem Eßkorb, den der verblüffte Menſch, der den Zuſammenhang nicht kannte, auch ohne Widerſtand fahren ließ, den der Wirth Herrn Haidvogel aber wieder entriß. „Ah, ſo war's gemeint," ſagte dieſer, „gut, da iſt hier denn auch für mein Glas Wein!" Er warf die letzten vier Groſchen hin, die er beſaß und die er zum Ankauf von Glanzwichſe beſtimmt gehabt hatte, verſuchte den Wirth durch einen Puff, den er ihm im Vorbeiſchießen beibrachte, umzuſtoßen, was ihm freilich nicht gelang, und eilte fort. Leiſe, leiſe ſtahl er ſich in ſein Haus und in ſeine Wohnſtube hinein. Seine Frau war in der Küche, wie er durch ein kleines, in der Thür angebrachtes Fenſter ſehen konnte, mit dem Abkochen der Kartoffeln beſchäftigt, das Feuer brannte luſtig auf dem Heerd und die Kinder ſtanden mit heiteren Geſichtern umher. „Ich kann's nicht ändern!“ fluchte er und begann ſich ſchleunig zu entkleiden. Er war damit glücklich zu Ende gekommen und ſtieg eben in's Bett, als ſeine Frau, die ſchon mit Ungeduld auf ihn wartete, in die Stube trat. „Mein Gott!“ — rief ſie auf's höchſte verwundert aus — „Du gehſt zu Bett?“ — „Thu' Du es auch,“ entgegnete er und ſetzte, indem er die Decke über ſich hinzog, gähnend hinzu: „Ehrlich währt am längſten!“ Die Frau hatte aber noch kaum die Zeit gehabt, ihr Erſtaunen durch einen unartikulirten Laut auszudrücken, als an die Thür gepocht wurde. „Riegel vor!“ rief Herr Haidvogel, und als er ſah, daß die Thür bereits aufging, griff er nach ſeinem Stock, der zu Häupten des Bettes ſtand. Der Kellner trat mit ſeiner Laſt herein; die Geſichter der Kinder, die ſich ſchon verfinſtert hatten, klärten ſich wieder auf, denn der leckere Duft, der ſich im Zimmer verbreitete und das fröhliche

Klappern der Schüſſeln verkündete ihnen den Inhalt des Korbes. „Reue? Gewiſſensbiſſe?“ — fragte Herr Haidvogel den Menſchen, der den Korb ſtillſchweigend auf den Tiſch ſtellte — „hätt's kaum erwartet.“ — „Mich ſchickt der Viehhändler“ — entgegnete dieſer — „er hat Alles bezahlt!“ — „Der!“ — rief Herr Haidvogel — „Was unterſteht der Kerl ſich! Mir, der ich ſchon an Einem Abende mehr verſpielt habe, als er in einem Jahre gewinnt! Nun wohl! Ein Finderlohn! Aber wohl gemerkt, nur für die Kinder! Ich berühre Nichts davon! Ehrenwort!“ Der Kellner wollte ſich wieder entfernen, die Frau trug ihm eine herzliche Dankſagung auf. „Kein Wort von Dank!“ — fuhr Herr Haidvogel dazwiſchen — „Er hat ſeine Schuldigkeit gethan, und kaum. Aber Deinem Herrn kannſt Du melden, daß ich ihm mit den Schüſſeln, wenn er ſie etwa zurück verlangt, die Fenſter einwerfen werde!“ In dieſem Augenblicke wurde abermals gepocht. „In Europa nimmt man im Bett keine Viſiten an!“ rief Herr Haidvogel, aber die Thür wurde trotzdem langſam geöffnet und mit verſtertem Geſicht trat etwas verlegen der Bediente Johann herein. „Nun Hallunke“ — ſchrie Herr Haidvogel ihm entgegen und ſchwang ſeinen Stock — „willſt Du die Zahlung haben für —?“ Er berührte hiebei mit einer unzweideutigen Geberde ſeinen Rücken. „Herr Haidvogel“ — ſtotterte Johann — „Sie wiſſen, daß ich Nichts that, als was der Herr mir befahl, deſſen Brot ich aß!“ — „Aß?“ fragte Herr Haidvogel geſpannt. „Ja.“ — fuhr Johann fort — „der gnädige Herr iſt am Schlag“ — „Am Schlag?“ — unterbrach ihn Herr Haidvogel verdrießlich und enttäuſcht — „Kerl, biſt Du verrückt? Es war ja eine niederträchtige Lüge, mit eignen Augen überzeugte ich mich davon!“ — „Heute Nachmittag, ja“ — verſetzte Johann — „aber jetzt nicht mehr! Leider!“ — „Leider?“ — rief Herr Haidvogel — „Gott Lob!“ — „Freilich, Gottlob!“ — entgegnete Johann geſchmeidig — „denn es war nicht mehr zum Aushalten! Wenn Sie wüßten, wie oft ich Fußtritte vom Alten erhielt, weil ich eine Fürbitte für Sie einlegte! Noch dieſes Loch im Kopf — —“ — „Haſt Du vor ſieben

Stunden von dem Thürpfoſten bekommen“ — unterbrach ihn Herr Haidvogel — „an den Du Dich ſtießeſt, als Du mit mir boßeln wollteſt — — Was kümmert's mich noch! Haſt Du gehört, Frau?“ — „Iſt es denn wahr, Johann?“ fragte ſie ſchüchtern und ſchob dem Bedienten einen Stuhl hin, auf den er ſich aber nicht niederließ, weil die Dame, die er ſchon lange nur noch über die Achſel angeſehen hatte, plötzlich wieder eine Reſpektsperſon für ihn geworden war. „Wie kannſt Du nur noch fragen“ — eiferte Herr Haidvogel, dem dies nicht entging — „ſiehſt Du nicht, daß er mit krummem Rücken und eingeknickten Beinen vor Dir ſteht? Aber, wie kam's denn?“ — „Wahrſcheinlich“ — entgegnete Johann zögernd — „von dem Ärger, den —“ — „Den ich ihm machte?“ fragte Herr Haidvogel jubelnd — „Ja? Iſt's ſo? Das freut mich! O das freut mich! Maaß für Maaß! Kerl, ich ſchenke Dir Alles, was Du heute Abend geſtohlen haſt! Verbeugſt Dich? Bravo! Nun, Frau, war's gut, daß ich da war? He, was ſagſt Du?“ — „Laß ihn doch zu Wort kommen“ —

erwiederte ſie unwillig — „noch wiſſen wir ja von Nichts!“ — „Der Auftritt mit Ihnen“ — begann Johann wieder — „hatte ihn in die furchtbarſte Aufregung verſetzt, er ſchäumte vor Wuth —“ — „Das ſah ich noch!“ warf Herr Haidvogel ein, „o, das ſah ich!“ — „Und er ſchrie: gleich mach' ich mein Teſtament, ich warte meinen Siebzigſten, Geburtstag meinte er vermuthlich, nicht ab, und ich enterbe ſie vollſtändig!“ — „Es war alſo noch nicht geſchehen“ — verſetzte Herr Haidvogel — „wie ihr Hunde ausgebracht hattet! Niederträchtig! Das gab meinem Credit den Todesſtoß!“ — „Wir ſagten“ — erwiderte Johann kleinlaut — „was wir hörten und glaubten! Hätten wir das Gegentheil gewußt — —“ — „So hättet Ihr“ — unterbrach die Frau ihn bitter — „meinen Theodor zur Kirſchenzeit zuweilen in den Garten gelaſſen, wenn der Onkel abweſend war und er darum bat, weil die rothen Beeren ihn ſo lockten!“ — „Gewiß!“ — entgegnete Johann mit einem dummen Geſicht — „das hätten wir gethan!“ — „Weiter!“ drängte Herr Haidvogel. „O“ — ſagte

Johann — „es iſt gleich aus! Ich mußte zum Advokaten ſpringen und als ich zurückkam, lag er ſchon ſprachlos da. Dann — Genug, es iſt vorbei!“ — „Für ihn!“ — verſetzte Herr Haidvogel — „und für uns fängt's an. Haſt Du Geld bei Dir?“ — „Zu Befehl!“ entgegnete Johann und griff dienſtfertig in die Taſche. „So bezahl' dem Menſchen da, der Maul-Affen an der Thür feil hält, das Eſſen! Heda, Kellner! Dem Viehhändler ſeinen Thaler, oder ſind's zwei? zurückgebracht und über Alles, was Du hier gehört haſt, auf Deine gewöhnliche Weiſe reinen Mund gehalten! Ah, ſieh! Hätteſt Du Deine Mütze gleich beim Eintritt abgezogen, wie ſich's gebührt, ſo könnteſt Du ſie jetzt wieder aufſetzen! Nun mußt Du's freilich umgekehrt machen! Gute Nacht!“ Der Kellner ging, auch Johann ſchickte ſich zum Fortgehen an, vorher aber ſagte er noch, die Köchin habe ſich in's Bett gelegt und ſtelle ſich krank, es ſei aber nicht wahr, ihr fehle Nichts, dann entfernte er ſich. „Nun Frau“ — rief Herr Haidvogel und zog ſich an — „kann ich mein väterliches Haus jetzt wieder kaufen, von dem ich den Kindern einſt, als wir mit ihnen daran vorbei gingen, zu Deinem Verdruß weiß machte, es ſei noch mein und ich hätte nur den Thürſchlüſſel verloren, ſonſt würde ich ſie hinein führen? Kann ich — —" — „Nichts kannſt Du" — verſetzte die Frau, die inzwiſchen ihr dünnes Umſchlagetuch umgenommen und ſich zum Fortgehen angeſchickt hatte — „Nichts ohne mich, ohne meine Einwilligung kommt kein Pfennig in Deine Hände und ich werde dafür ſorgen, daß das Jammerleben, das jetzt zu Ende iſt, nicht wieder anfangen kann!" — „Wie? Was?" rief Herr Haidvogel mit offenem Munde, und war ſo überraſcht, daß er den ſchon halb angezogenen Rock ganz anzuziehen vergaß und mit dem poſſirlich an der rechten Seite ſeines Leibes niederbaumelnden Kleidungsſtück wie eine Vogelſcheuche daſtand. „Gewiß" — fuhr die Frau im beſtimmteſten Ton fort — „Du ſollſt mir thun, was Dir gefällt, wenn Dir Mittags jemals wieder ein guter Braten auf dem Tiſch fehlt und wenn Du des Abends wieder kalte Kartoffeln eſſen mußt!" — „Bah" — erwiederte

Herr Haidvogel giftig — „wenn man nicht ſelbſt Banquerott macht, ſo thun's Andere und man verliert ſein Geld. Das iſt das Beſte!“ — „Darauf laß ich's ankommen!“ verſetzte die Frau und ging. „Schöne Ausſichten!“ rief Herr Haidvogel und wandelte einige Male ſtillſchweigend die Stube auf und ab. „Schmeckt's?“ rief er dann den Kindern zu, die ſich längſt über das Eſſen hergemacht hatten und ſetzte ſich zu ihnen. „Galle macht Appetit! Ein neuer Beweis dafür!“ murmelte er nach einer kleinen Pauſe der Unthätigkeit und griff auch ſeinerſeits zu. „Was iſt's auch weiter?“ — monologiſirte er nun käuend fort — „ich bedinge mir ein Monatliches, das thaten Andere auch, und ehe ſie's in's Wochenblatt ſetzen läßt, daß ſie für meine Schulden nicht haftet, kann ich genug auf ihren Namen zuſammen borgen! Heiſa! Luſtig! Was für Noth?“

Anna.

1836.

„Himmel blau und mild die Luft,
Blumen voll von Thau und Duft,
Und am Abend Tanz und Spiel,
Das iſt mehr als allzuviel!“

Luſtig ſang dies an einem hellen Sonntagmorgen Anna, die junge Magd, während ſie zugleich auf's Fleißigſte mit Reinigung der Küchen- und Milchgeſchirre beſchäftigt war. Da ging im gründamaſtenen Schlafrock der Freiherr von Eichenthal, in deſſen Dienſten ſie ſeit einem halben Jahre ſtand, an ihr vorüber, ein junger verlebter Mann, voll Hypochondrie und Grillen. „Was ſoll das Gejohle — herrſchte er, indem er vor ihr ſtehen blieb, ihr zu — Sie weiß, daß ich keine Leichtfertigkeiten leiden kann!“ Anna erglühte über und über, ſie erinnerte ſich, daß der geſtrenge Herr ſie vor einigen Abenden in der Gartenlaube gern leichtfertig gefunden hätte, ſie hatte ein ſcharfes Wort auf der Zunge, griff aber, es mit Gewalt unterdrückend, nach einer weißporzellainenen Suppenterrine und ließ dieſe, in heftigem Kampfe mit der ihr eigenen Unerſchrockenheit begriffen, zu Boden fallen. Das koſtbare Geſchirr zerbrach, der Freiherr, der bereits einige Schritte vorwärts gethan hatte, kehrte zornglühenden Geſichts um. „Was? — rief er laut aus und trat dicht vor das Mädchen hin — will Sie Tuckmäuſerin an meiner Mutter Küchengeräthſchaften ihr Müthchen kühlen, weil Ihre Verſtocktheit es Ihr nicht erlaubt, einen wohlverdienten Vorwurf ruhig hinzunehmen wie ſich's geziemt?“ Und damit gab er ihr rechts und links, ſcheltend und tobend, Ohrfeigen über Ohrfeigen, während ſie ihn erſtarrend, wie ein Kind, der Sprache, ja faſt der Sinne beraubt, in der einen Hand noch den Henkel der Terrine haltend, die andere unwillkürlich gegen die Bruſt drückend, anſah. Aus dieſem an Ohnmacht grenzenden Zuſtande wurde ſie erſt durch das ſpöttiſche Gelächter des Kammermädchens Friederike erweckt, die, gefälliger wie ſie, es ſich gern gefallen ließ, daß der Freiherr lüſtern tändelnd ſie in die Wangen kniff und mit ihren Locken ſpielte. Höhniſch ſchaute die freche Dirne zu ihr hinüber und rief ihr zu: „das gibt guten Appetit für die Kirmſe, Jungfer Männerſcheu.“ Der Freiherr aber ſtemmte laut lachend die Arme in die Seite und ſagte: „laſſ’ Sie ſich das Gelüſte nach Tanz und Spiel nur vergehn; ich nehme die von meiner Mutter ertheilte Erlaubniß zurück, Sie ſoll das Haus hüten.“ „Gibt’s denn heute Nichts für ſie zu thun?“ fuhr er mit ſich ſelbſt rathſchlagend fort. Friederike flüſterte Einiges. „Richtig — rief er überlaut — ſie ſoll Flachs hecheln, bis ſpät in die Nacht, hört Sie’s?“ Anna in gänzlicher Verwirrung nickte mit dem Kopf und ſank dann kraftlos auf die Kniee, ergriff aber zugleich inſtinktartig ein meſſingenes Gefäß und begann, während ihr die Thränen heiß und unaufhaltſam aus den Augen drangen, es blank zu ſcheuern. Da ging der Gärtner, der ihr, friſch und blühend, wie ſie war, längſt, aber vergebens nachgeſtellt, und den vorigen Auftritt von ferne angeſehen hatte, an ihr vorbei. grüßte ſie und fragte höhniſch, wie's ihr gehe. „Oh, oh!“ ſtöhnte ſie krampfhaft zuſammenzuckend, ſprang auf und packte den hohnſprechenden Buben bei Bruſt und Geſicht. „Raſende!“ rief er erſchreckend und ſtieß ſie, ſich ihrer mit aller Manneskraft erwehrend, zurück. Sie, als wüßte ſie ſelbſt nicht, was ſie gethan, ſtarrte ihm nach mit weit aufgeriſſenen Augen, dann, wie ſich beſinnend, ging ſie wieder an ihre Arbeit, die ſie ununterbrochen, nur zuweilen unbewußt laut aufſeufzend, fortſetzte, bis man ſie Mittags zum Eſſen in die Küche rief. Hier ſah ſie ſich empfangen von lauter ſchadenfrohen Geſichtern, und von mehr oder minder unterdrücktem Gelächter und Gekicher, welches, da ſie mit brennenden Wangen auf ihren Teller niederblickte und zu allen reichlich vorgebrachten Anſpielungen kein Wort ſagte, immer ſtärker und rückſichtsloſer ward. Die Mägde, theilweiſe ſchon im Putz, neckten ſich in unverkennbarem Bezug auf ſie gegenſeitig mit den Liebhabern, die ſie gefunden hatten oder zu finden hofften, und der breitnaſige Küchenjunge, durch Großknecht und Kutſcher mit Augenzwinkern zu dieſer Frechheit aufgemuntert, fragte Anna, ob er nicht ihre rothgeblümte Schürze, ſo wie den bunt bebänderten Hut, den des Majors Bedienter Friedrich ihr zur Weihnacht geſchenkt, leihen dürfe; ſie werde ja in der Flachskammer dieſe Sachen entbehren können, und er hoffe, ſich ein Mädchen, dem es an Putz fehle, dadurch geneigt zu machen. „Bube,“ rief ſie aus mit blaſſen, bebenden Lippen, „ich will Dir, wenn Du krank liegſt und von Niemanden beachtet wirſt, keine Milchſuppen wieder kochen;“ ſchob ihren Teller zurück und ging, die leeren Waſſereimer ergreifend, um ſie, wie es ihr zukam, friſch aus dem Brunnen zu füllen, hinaus. „Pfui,“ ſagte Johann, ein alter Diener, der, im Dienſte ſeines Vaters grau geworden, bei dem Freiherrn von Eichenthal das Gnadenbrot genoß, „es iſt Unrecht, der Dirne Eſſen und Trinken durch gallige Reden zu verderben!“ „Ei, verſetzte der Gärtner, der ſchad'ts nicht, ſie iſt ſo hochmüthig, ſeit der Friedrich, der dünnleibige Speichellecker, hinter ihr herläuft, als ob ein Edelmann angebiſſen hätte!“ „Hochmuth kommt vor dem Falle!“ ſagte Lieſe, die kleine dralle Köchin, mit einem zärtlichen Blick auf den phlegmatiſchen Großknecht, „wißt ihr, daß ſie ſich ſchnürt?“ „Warum auch nicht hochmüthig,“ ſagte der Kutſcher, „iſt ſie doch des Schulmeiſters Tochter!“ Friederike, das Kammermädchen, trat mit erhitztem Geſicht in die Küche. „Iſt die Anna nicht hier — fragte ſie, ſich die Stirn mit dem ſeidenen Taſchentuche trocknend — der gnädige Herr hat ſich eben zu Bett gelegt, er war ſehr ſpaßhaft — hier huſtete ſie, weil die Anderen ſich mit bedeutenden Blicken anſahen und lachten — und ich ſoll ihr ſagen, daß ſie gleich mit dem Flachshecheln beginnen und — dies ſetzte ſie eigenmächtig hinzu — vor zehn Uhr nicht Feierabend machen ſoll!“ „Ich will's ihr ſchon ausrichten, Rike!“ verſetzte Lieſe. Friederike tänzelte wieder fort. „Ob die ſich nicht auch ſchnürt?“ fragte der Großknecht. „Pſt! Pſt!“ wisperte Johann und klimperte verlegen mit ſeiner Gabel auf dem Teller. Anna trat mit ihrer Tracht Waſſer in die Küche. „Anna — begann Lieſe geſchäftig — ich ſoll Dir ſagen“ — — „Ich weiß ſchon Beſcheid — erwiederte Anna trocken im feſten Tone: — Ich bin dem Boten begegnet. Wo hängt der Schlüſſel zur Flachskammer?“ „Drüben am Nagel!“ verſetzte die Köchin und zeigte mit dem Finger auf die Stelle. Anna, gelaſſen, weil im Innerſten zerſchlagen, nahm den Schlüſſel und ging, während die Übrigen ſich zu ihren Koffern begaben, um dort vor einem Drei-Groſchen-Spiegel den Anzug zu vollenden, haſtig in die Flachskammer, deren Fenſter auf Schloßhof und Landſtraße hinausgingen. Sie ſetzte ſich, das Geſicht gegen die Fenſter gewendet, ſo, daß ſie alle Fröhlichen, die aus dem Dorfe auf die Kirmſe zogen, ſehen und ihre munteren Geſpräche hören konnte, an die Arbeit, die ſie in dumpfer Emſigkeit begann, und wenn ſie auch zuweilen in unbewußtes Hinbrüten verſank, doch ſogleich aus dieſem, wie vor Schlangen- und Tarantelſtich ſchreckhaft auffahrend, mit verſtärktem, ja unnatürlichem Eifer fortſetzte. Nur einmal während des ganzen langen Nachmittags ſtand ſie von ihrem niedrigen harten Blockſtuhl auf, und zwar als ihr Mitgeſinde auf bequemem.

von raſchen Pferden gezogenen Leiterwagen den Schloßhof hinunter jagte, aber laut auflachend, wie zu eigener Verſpottung, ſetzte ſie ſich wieder nieder und trank, obwohl ſie in all' der Hitze und all' dem Staub durſtig ward, daß ihr die Zunge am Gaumen klebte, nicht einmal den Kaffee, den ihr um vier oder fünf Uhr die alte Brigitte, die bei einer Gelegenheit, wie die heutige, für die Mägde das Haus zu hüten pflegte, mitleidig gebracht hatte. Als die Nacht allmälig hereinbrach, ging ſie, ohne ſich die wild um's Geſicht herunterhängenden Locken zurückzuſtreichen, in die Küche, wo ſie, auf Brigittens freundliche Einladung, dort zu bleiben und eine leckere Pfanne voll gebratener Kartoffeln mit ihr zu verzehren, Nichts erwidernd, ein Licht aus dem Lichtkaſten nahm und ſich dann mit dieſem, es mit darüber gehaltener Hand vor dem Zugwind ſchützend, in die Flachskammer zurückbegab. Nicht lange dauerte es, ſo klopfte es bei ihr an's Fenſter, und als ſie die Thür öffnete, trat Friedrich, über und über ſchwitzend, mit Haſt herein. „Ich muß doch ſehen — ſagte er faſt außer Athem und ſich die Weſte aufreißend — ſie flüſtern allerlei!“ „Du ſiehſt!“ erwiederte Anna ſchnell, dann aber ſtockend und ſteckte ihren Buſenlatz, der ſich etwas verſchoben hatte, feſt. „Dein Herr iſt ein Hundsfott!“ brauſte Friedrich auf und knirſchte mit den Zähnen. „Ja, ja!“ ſagte Anna. „Ich mögt' ihm begegnen, drüben am Abhang“ — rief Friedrich — „o es iſt entſetzlich!“ „Wie heiß biſt Du“ — ſagte Anna, indem ſie ſanft ſeine Hand faßte — „haſt Du ſchon getanzt?“ „Wein hab' ich getrunken, fünf, ſechs Gläſer,“ verſetzte Friedrich — „komm, Anna, zieh Dich an, Du ſollſt mit, jedem Teufel zum Trotz, der ſich drein legen will.“ „Nein, nein, nein!“ ſagte Anna. „Ja doch“, fuhr Friedrich auf und legte ſeinen Arm um ihren Leib, „doch!“ „Ganz gewiß nicht!“ erwiederte Anna leiſe, ihn innig umſchlingend. „Du ſollſt, ich will's,“ rief Friedrich und ließ ſie los. Anna ergriff, ohne etwas zu antworten, die Hechel und ſah vor ſich nieder. „Willſt Du oder nicht?“ drängte Friedrich und trat dicht vor ſie hin. „Wie könnt' ich?“ entgegnete Anna, indem ſie, ihm vertrauensvoll in die Augen ſehend, ihre Hand auf's Herz legte. „Gut, gut,“ rief Friedrich, „Du willſt nicht? Gott verdamme mich, wo ich Dich wieder ſeh!“ Wie raſend ſtürzte er fort. „Friedrich“ — ſchrie Anna ihm nach — „bleib doch, bleib einen Augenblick, horch, wie der Wind brauſt!“ Sie wollte ihm nacheilen, da ſtreifte ihr Kleid das niedrig auf einen Eichenklotz geſtellte Licht, es fiel herunter und entzündete den ſchnell in mächtiger Flamme auflodernden Flachs. Friedrich, von Wein und Zorn berauſcht, zwang ſich, wie dies in ſolchen Augenblicken wohl geſchieht, ein Lied zu ſingen, während er in die ſehr unfreundlich gewordene Nacht hinausſchritt; in wilder Luſtigkeit drangen die wohlbekannten Töne zu Anna hinüber. „Ach! ach!“ ſeufzte ſie aus tiefſter Bruſt. Da erſt bemerkte ſie, daß die Kammer ſchon halb in Feuer ſtand. Mit Händen und Füßen ſchlagend und tretend warf ſie ſich in die gefräßigen Flammen, die ihr heiß und brennend entgegen ſchlugen und ſie ſelbſt verletzten. Dann rief ſie — Friedrichs Stimme verklang eben in weiter Ferne in einem letzten Halloh“—

„ei, was löſch' ich, laß! laß!“ und eilte, die Thür mit Macht hinter ſich zuwerfend, mit einem gräßlichen Lachen hinaus, unwillkürlich den nämlichen Weg durch den Garten einſchlagend, den Friedrich gegangen war. Bald aber, auf einer Wieſe, die zunächſt an den Garten ſtieß, ſank ſie kraftlos, faſt ohnmächtig zuſammen und drückte laut ſtöhnend ihr Geſicht ins kalte naſſe Gras. So lag ſie lange Zeit. Da ertönten dumpf und ſchrecklich von nah und von fern die Noth- und Feuerglocken. Sie richtete ſich halb auf, doch ſah ſie ſich nicht um, aber über ihr war der Himmel blutroth und voll von Funken; eine unnatürliche Wärme verbreitete ſich, von Minute zu Minute zunehmend; Geheul und Gebrauſe des Windes, Gepraſſel der Flammen, Wehklage und Geſchrei. Sie legte ſich wieder der Länge nach am Boden nieder, ihr war, als ob ſie ſchlafen könne, doch ſchreckte ſie im nächſten Augenblick aus dieſem, dem Tode ähnlichen Zuſtand die Rede zweier Vorübereilenden wieder auf, von denen einer ausrief: „Herr Jeſus, es brennt ſchon im Dorf!“ Jetzt mit Rieſenkraft raffte ſie ſich zuſammen und eilte mit fliegenden Haaren in das hart an die brennende Seite des Schloſſes ſtoßende Dorf hinunter, wo die leicht Feuer fangenden Strohdächer bereits an mehr als einer Stelle in lichten Flammen aufſchlugen. Immer gewaltiger erhob ſich der Wind; die meiſten Einwohner, Kinder und alte, ſchwächliche Perſonen ausgenommen, waren über vier Meilen entfernt auf der Kirmſe; die elenden Feueranſtalten hätten den zwei verbündeten furchtbaren Elementen ohnehin, auch wenn die nöthige Mannſchaft zur Stelle geweſen wäre, nur eitlen Widerſtand leiſten können; es fehlte ſogar, denn der Sommer war ungewöhnlich trocken, an Waſſer. Unglück, Gefahr, Verwirrung wuchs mit jeder Minute; ein kleiner Knabe rannte umher und ſchrie: „Ach Gott, ach Gott! mein Schweſterlein!“ und wenn man ihn fragte: wo iſt Deine Schweſter? ſo begann er, als ob er, jedes klaren Gedankens unfähig, die Frage nicht verſtanden hätte, von Neuem ſein Entſetzen erregendes Geſchrei. Eine alte Frau mußte mit Gewalt gezwungen werden, ihr Haus zu verlaſſen; ſie jammerte: „meine Henne, meine arme kleine Henne,“ und in der That war es rührend anzuſehen, wie das Thierchen in dem erſtickenden Rauche ängſtlich von einer Ecke in die andere flatterte, und ſich dennoch, weil es in beſſeren Zeiten gewöhnt ſein mochte, die Schwelle nicht zu überſchreiten, von ſeiner Herrin ſelbſt nicht durch die offene Thür in's Freie hinaus ſcheuchen ließ. Anna, mit der Tollkühnheit der Verzweiflung, weinend, ſchreiend, ſich die Bruſt zerſchlagend, dann wieder lachend, ſtürzte ſich in jede Gefahr, rettete, löſchte, und war allen Andern zugleich Gegenſtand des Erſtaunens, der Bewunderung und unheimliches Räthſel. Zuletzt, als man in allgemeiner Kleinmüthigkeit ſelbſt die Hoffnung aufgab, dem Feuer, das immer weiter um ſich griff und das ganze Dorf mit der Einäſcherung bedrohte, Einhalt thun zu können, ſah man ſie in einem brennenden Hauſe auf die Kniee ſinken und mit gerungenen Händen zum Himmel emporſtarren. Da rief der Pfarrer: „Um Gotteswillen, rettet das heldenmüthige brave Mädchen, das Dach ſchießt herunter!“ Anna, ſeine

Worte hörend, blökte ihm, noch immer auf den Knieen liegend, mit einer Geberde des heftigſten Abſcheu's die Zunge entgegen und lachte ihn wahnſinnig an. In dieſem Augenblick erſchien Friedrich, der ſie nur kaum in der entſetzlichen Todesgefahr erblickte, als er, bleich werdend wie eine Wand, auf das den Einſturz drohende Haus zuſtürzte. Sie aber, ihn ſogleich gewahrend, ſprang erſchreckt auf und rief: „Laß! laß! Friedrich! ich, ich bin Schuld, dort — dort —.“ Und mit der Hand auf die Gegend zeigend, wo das Schloß lag, eilte ſie, um jegliche Rettung unmöglich zu machen, die ſchon brennende Leiter, welche zum Boden des Hauſes führte, hinauf. Die Leiter, bereits zu ſtark vom Feuer verſehrt, brach unter ihr, zugleich aber ſchoß, eine Flammenmauer bildend, das Strohdach herunter; man hörte noch einen durch Mark und Bein dringenden Schrei, dann ward's ſtill. Der Freiherr von Eichenthal kam. So wie Friedrich ihn erblickte, eilte er auf ihn zu und ſtieß ihn, bevor der Freiherr ſich ſeiner erwehren konnte, mit dem Fuß vor den Leib, daß er rücklings zu Boden ſchlug, dann ließ er die Bauern, die ſich auf Befehl des Schulzen ſeiner Perſon zu bemächtigen ſuchten, ruhig gewähren. Als der Freiherr am andern Morgen erfuhr, was ſich mit Anna begeben hatte, befahl er ihre Gebeine aus dem Schutte hervorzuſuchen und ſie auf dem Schindanger zu verſcharren. Dies geſchah.

Pauls merkwürdigſte Nacht.

1837.

Die Uhr ſchlug eben Neun. Paul ſaß hinter dem Ofen an einem kleinen runden Tiſche und las eine Räubergeſchichte, in deren Beſitz er kürzlich auf einer Auktion gekommen war, weil er ſie auf eine Nachtmütze mit in den Kauf hatte nehmen müſſen. Wenn er eine Seite des Buches beendigt hatte, befühlte er jedesmal den Ofen und zog die Hand dann kopfſchüttelnd zurück; als guter Hauswirth wollte er vor dem gänzlichen Erkalten des Ofens nicht zu Bette gehen, und dieſer hielt noch immer einige Wärme feſt. Zu ſeinen Füßen, träge in einen Knäuel zuſammengerollt und laut ſchnarchend, lag ſein Hund, ein wohlgenährter, weißgefleckter Pudel, der ſein Fett weniger der Freigebigkeit ſeines Herrn, als ſeiner diebiſchen Gewandtheit in Metzgerbuden verdankte.

Wenn Paul im Buche an ein Kapitel kam, das ihn wenig intereſſirte, oder wenn er in die ſpärlich unterhaltene Lampe, die alle Augenblick zu erlöſchen drohte, ein paar Tropfen Öl gießen mußte, ſo bückte er ſich wohl zu dem Hund nieder, ließ denſelben, vielleicht weil er ihn um ſeinen frühen Schlaf beneidete, allerlei Künſte machen, Schildwache ſtehen, oder den unfreiwilligen Todten ſpielen, brach ihm zuweilen aber auch ein Stück Brot ab und belohnte ihn damit für ſeine Folgſamkeit. Die Uhr ſchlug halb Zehn. Paul ſtand auf, um ſich zu entkleiden, da klopfte es an's Fenſter. „Komm herein," rief Paul, in dem Klopfenden einen Straßenbuben vermuthend, der ihn necken wolle, „dann kannſt Du hinausſehen!" Draußen ward gelacht und noch einmal geklopft. Ärgerlich blies Paul die Lampe aus und ſchlug ſein Bett zurück. „Mach' auf, ich bin's!" rief jetzt eine bekannte Stimme. „Du noch, Bruder Franz?" entgegnete Paul, „was willſt Du denn ſo ſpät?" Verdrießlich ſuchte er ſein Feuerzeug, zündete die Lampe wieder an und öffnete die Thüre. „Du mußt noch zur Stadt," ſagte der Bruder eintretend und legte einen großen Brief auf den Tiſch, „wir haben im Amt alle Hände voll zu thun, ich werde die ganze Nacht am Pult zubringen müſſen!“ „Das iſt nicht Dein Ernſt!“ verſetzte Paul und ſchaute ſeinen Bruder mit einem naiven Lächeln an. Er beſorgte bei Tage für das Amt, wo ſein Bruder Schreiber war, recht gern einen Brief, denn er erhielt einen guten Botenlohn, aber in der Nacht war das noch niemals vorgekommen und er hatte keine Luſt, ſtatt zu Bette zu gehen, im Finſtern einen Weg von zwei Meilen zu machen. „Wie ſollte es nicht mein Ernſt ſein!“ entgegnete der Bruder; „mach' hurtig, die Sache hat Eile und kein Augenblick iſt zu verlieren!“ „Spute Dich, Paul!“ rief die Mutter, die einer Erkältung halber ſchon ſeit einer Stunde im Bette lag; „das kommt uns trefflich zu Statten, denn morgen iſt Markttag!“ „Such' Dir einen andern Boten,“ ſagte Paul nach einer Pauſe halb leiſe, „ich gehe nicht!“ Der Bruder, der ſich gefreut hatte, Paul den kleinen Verdienſt zuwenden zu können, wurde gereizt. „Du ſollſt!“ rief er mit

Heftigkeit; „wer das Geld bei Tage verdienen will, der muß auch Nachts bei der Hand ſein!“ „Thu', was Du willſt!“ erwiederte Paul mit großer Ruhe; „es ſollte mich wundern, wenn Du mich ſo weit brächteſt.“ Er trat an den Tiſch und blätterte in dem Räuberromane; mitunter warf er einen ſcheuen Blick auf den Bruder. Dieſer ſchwieg eine Weile ſtill, dann ſagte er: „Ich werde den Bettelvogt zu Dir ſchicken!“ und wollte fortgehen. Der Bettelvogt war ein Mann, den Paul fürchtete, weil er den Umfang ſeiner Macht nicht kannte; er vertrat ſeinem Bruder daher den Weg und ſprach: „Franz, ſei nicht unvernünftig, Du würdeſt es eben ſo wenig thun, wie ich!“ Jetzt regte ſich die Mutter wieder in ihrem Bett. „Junge!“ rief ſie zornig, „wem gleichſt Du nur! Deinen Vater verdroß keine Mühe, und auch ich, ſo alt ich bin, rühre mich wie ich kann. Du aber kommſt vor Faulheit um!“ „Faulheit?“ verſetzte Paul ärgerlich und ſtellte ſeine Pfeife, die er bisher noch nicht hatte ausgehen laſſen, vor das Fenſter, „als ob's Faulheit wäre!“ „Was iſt es denn?“ fragte der Bruder. „Das weißt Du recht gut!“ erwiederte Paul und ſtützte, ſich niederſetzend, den Kopf auf den Tiſch. „Erſt neulich ſtand eine Mordgeſchichte im Wochenblatt!“ Der Bruder mußte unwillkürlich lächeln, dann ſagte er: „Paul, ſei kein Narr! ſieh' auf Deine kahle Jacke und tröſte Dich. Dich wird Niemand umbringen; denn daß Du nichts in der Taſche haſt, das ſieht Dir Jeder an.“ „Haben ſie,“ entgegnete Paul mit einem Blicke herausfordernder Angſt, „nicht einmal Einen um's Hemd kalt gemacht?“ Dabei zog er ſeine Jacke aus, um mit That und Wort zugleich gegen das ihm zugemuthete Heldenſtück zu proteſtiren. Der Mutter, die dies bemerkte, floß die Galle über; ſie richtete ſich, ohne etwas zu ſagen, im Bett auf und warf Paul ihren Pantoffel an den Kopf. Der Bruder, der jetzt erſt ſah, daß Paul im Stillen Anſtalt gemacht hatte, zu Bett zu gehen, faßte ihn bei der Bruſt, ſchüttelte ihn weidlich und rief: „Erkläre Dich, ob Du willſt oder nicht!“ „Ich will!“ ſagte Paul in weinerlichem Tone; „laß mich nur los!“ Dann kehrte er ſich um und rief der Mutter zu: „Gott wird richten! Du biſt an meinem Unglück Schuld! Der Mond iſt nicht einmal ordentlich durch!" Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, doch ſagte er jetzt kein Wort weiter, ſondern zog ſchweigend und ſchnell die ſchon abgelegte Jacke wieder an, ſetzte die Mütze auf, ſteckte Tabakspfeife und Brief in die Taſche, griff zum Stecken und ging, dem Hunde pfeifend, aus der Thür. Eine kurze Weile machte er nur ſehr langſame Schritte, weil er zurückgerufen zu werden hoffte. Dann ſetzte er ſich mit einem Fluch in ſeinen gewöhnlichen Trab. Bevor er die Landſtraße erreichte, kam er an einem vom Dorf abgeſondert liegenden Hauſe vorbei, welches als eine Diebsherberge berüchtigt war und von einem alten Weibe ſammt ihren drei Söhnen bewohnt wurde. „Wenn die alle drei," dachte Paul, „ſind, wo ſie ſein ſollen, ſo will ich mich beruhigen!" und ſchlich ſich mit leiſen, leiſen Schritten unter die erleuchteten Fenſter, die nur ſchlecht mit einigen zerriſſenen Schürzen verhängt waren und den Blick in's Innere geſtatteten. Die Diebsmutter ſaß am Ofen und ſpann, zwei ihrer Söhne ſpielten Karten mit einem berüchtigten Herumſtreifer, einem Muſikanten, der dritte war nicht ſichtbar, aber im Hintergrunde des Zimmers lag auf einer Streu ein Kerl, von deſſen Geſicht man nichts erkennen konnte, als den ſtarken ſchwarzen Backenbart, der ſich verwegen von dem einem Ohre bis zum andern hinzog. „Der lange Hanns iſt nicht zu Hauſe,“ dachte Paul und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken; „der wird der Erſte ſein, der mir unterwegs begegnet!“ Er lauſchte wieder hinein. „Wie grimmig der rothhaarige Marquard ausſieht!“ ſagte er und wußte nicht, daß er ſeinen Gedanken Worte gab. — „Und der einäugige Jürgen, wie er die Zähne zeigt, wenn er lacht! Doch, was ſind ſie alle Beide gegen den Hanns!“ Ein Geräuſch entſtand, vorſichtig zog Paul ſich zurück und ſetzte ſeinen Weg fort. Er kam an einer Mühle vorbei, der Müllerhund, ſeine Kette ſchüttelnd, bellte ihn an. „Belle nur zu!“ rief Paul kühn und ſchwang ſeinen Stock. „Wie man doch zuweilen ein Thor iſt!“ fuhr er nach einer Pauſe fort; „ſonſt fürchte ich mich wie ein Kind vor Hunden, jetzt mögten mir ihrer zwanzig in den Weg kommen, ich nähme es lieber mit ihnen auf, als mit einem einzigen Menſchen!“ Nun befand er ſich auf der Landſtraße. Wie eine ungeheure Rieſenſchlange dehnte ſie ſich mit den unheimlichſten Krümmungen und Windungen vor ihm aus; es war ſtill, ſo todtenhaft ſtill, wie es nur in einer Winternacht voll Schnee und Froſt ſein kann; der Mond ſpielte Verſteckens mit den Wolken und ſchien zuweilen hell, zuweilen gar nicht; die ringsum liegenden Dörfer waren in Nebel und Finſterniß begraben; nur hie und da brannte in einem Hauſe noch ein trübes Licht, als trauriger Geſellſchafter eines Kranken, der den Schlaf ruft und oft den Tod kommen ſieht; eine dumpfe Kirchenuhr ſchlug in der Ferne und Paul zählte ängſtlich ihre feierlichen eilf Schläge. Paul war kein Atheiſt, aber er ſchlief manchen Abend ohne ſein Nachtgebet ein. Jetzt faltete er andächtig die Hände und betete ein Vaterunſer. Eine Krähe flog mit häßlichem Geſchrei dicht vor ihm auf. Er fluchte auf ſeinen unnatürlichen Bruder. Ein Kirchhof lag hart am Wege, auf deſſen beſchneite

Leichenſteine der Mond zwei Sekunden lang ein grelles Licht warf. Paul ſchwur, daß er des Morgens nie wieder vor ſeiner Mutter aufſtehen und ihr den Kaffee kochen wolle. Ein Reiter ſprengte ſtumm an ihm vorüber. „Wie glücklich,“ rief Paul, der noch nie geritten war, „iſt ein Menſch, der ein Pferd hat!“ Schon floß ihm der Schweiß von der Stirne herab, denn ſeit ihm der Kirchhof im Rücken lag, war er wüthend gelaufen. Jetzt wagte er zum erſten Male, ſich umzuſehen, er entdeckte nichts Bedrohliches und zündete deshalb, mit Ruhe Feuer ſchlagend, die Pfeife an. „Hätt' ich doch,“ dachte er, als er die erſten Züge that, die ihn bis in's Innerſte hinein belebten, „irgend einen meiner Bekannten, der auch noch in die Stadt müßte, zur Seite! Wie angenehm ließe ſich mit dem die Zeit verplaudern! Aber freilich, Nachts zwiſchen Eilf und Zwölf wandern nur Räuber und Mörder, und Thoren, die beraubt und gemordet ſein wollen. Wer ein Chriſt iſt, der ſchläft zu dieſer Stunde!“ Er ſah ſich wieder um, denn er hatte ſeinen Hund, der bisher nicht von ihm gewichen war, auf einmal verloren. Er rief, ſo laut er konnte: „Spitz! Spitz!“ Da war es ihm, als ob er ſelbſt laut beim Namen gerufen würde. Mit fieberiſcher Geſpanntheit horchte er auf und fand, daß er ſich nicht getäuſcht habe, denn „Paul! Paul!“ erſcholl es hell und deutlich hinter ihm und in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten bemerkte er eine auf ihn zueilende hohe Mannsgeſtalt, die, wie zum Wink, ihren Knittel ſchwang. „Wer wird's ſein?“ dachte Paul, „als der lange Hanns aus der Diebsherberge! Jedem im Dorf iſt's bekannt, daß ich für's Amt zuweilen Geld in die Stadt trage; nun denkt er, es ſei auch heute der Fall und rennt hinter mir drein! Ja, ja, Ort und Zeit ſind gelegen! Wenn er mich nicht blos morden, wenn er mich gemächlich ſchlachten wollte, hier wäre der Platz dazu. Aber man hat Beine!“ Paul zog inſtinktmäßig ſein Meſſer aus der Taſche und ſtürzte wie raſend fort. Sein Hund, der eine Weile in die Kreuz und Quer gerannt und wahrſcheinlich einem Haſen auf der Spur geweſen war, folgte ihm und hatte das Mißgeſchick, ihm vor übergroßer Eile zwiſchen die Beine zu gerathen. Paul ſtolperte über ihn und wäre faſt gefallen. „Verfluchter Köter!“ rief er aus, „morgen erſäuf' ich Dich!“ Dabei ſtieß er mit dem Fuß nach dem treuen Thiere, welches eben, um ſeine Ungeſchicklichkeit wieder gut zu machen, ſchmeichelnd an ihm hinaufſprang. Einer ſeiner Handſchuhe entfiel ihm, er nahm ſich nicht die Zeit, ihn aufzuheben, doch der gut abgerichtete Pudel that's für ihn mit dem Maul. Der Brief flog ihm aus der Jackentaſche, er fluchte, während er ſich aber nothgedrungen niederbückte und ihn wieder aufnahm, blickte er zugleich ſcheu und ängſtlich rückwärts, und bemerkte zu ſeinem Troſte, daß dem Verfolger bereits ein ſehr bedeutender Vorſprung abgewonnen ſei. „Im Laufen,“ dachte er, „nimmt's ſo leicht Keiner mit mir auf; das wußte der Unhold, darum verſuchte er's, mich durch Rufen zum Stehenbleiben zu verleiten. Ha! ha! als ob ich einfältiger wäre, wie ein Haſe, der wahrhaftig nicht umkehrt, wenn der Jäger ihm pfeift! Ich weiß gar nicht, warum ich die Pfeife nicht wieder anzünde, ſchon ſehe ich die Thürme der Stadt!“

Der Lange, der es bemerken mochte, daß Paul nicht mehr ſo eilte, wie vorher, rief abermals: „Heda! So warte doch!“ „Nimmt er nicht,“ dachte Paul, „ordentlich eine fremde Stimme an? Das iſt die ſeinige nicht, die iſt durch den Branntwein längſt verdorben. Aber ruf' Du, wie ein Engel ruft, mich fängt man nicht durch ſolche Künſte!“ Immer rüſtig vorwärts ſchreitend gelangte er bald an das unverſchloſſene Thor der Stadt. Hier ſah er ſich wieder um, der Lange war ihm ziemlich nahe, und er konnte im Mondſchein deutlich bemerken, daß Spitz, deſſen ungewöhnliches Hin- und Wiederlaufen ihm längſt verdächtig geweſen war, Jenen liebkoſte, an ihm hinaufſprang und ihm die Hand leckte. „Bei Gott!“ rief Paul grimmig aus und ging in die Stadt hinein, „morgen erſäuf' ich den Köter im erſten Waſſer, ich glaube, ich ſchwur's ſchon einmal!“ Hell brannten die Laternen auf den Straßen, drei bis vier Nachtwächter wanderten umher. „Hier iſt man mehr als ſicher!“ dachte Paul und ſtellte ſich hinter einen Laternenpfahl. „Wagt der Geſell ſich in die Stadt,“

dies gelobte er ſich feierlich und blickte unverwandt nach dem Thore zurück, „ſo mach' ich die Wächter auf ihn aufmerkſam, das bin ich jedem Schlafenden, den er beſtehlen könnte, ſchuldig!“ In dieſem Augenblicke kam der Lange in's Thor. Paul eilte auf den nächſten Nachtwächter zu und ſagte in ängſtlicher Haſt: „Paßt auf den Menſchen, der eben die Straße heraufkommt, er iſt ein Räuber und Dieb und hat mich über anderthalb Stunden verfolgt!“ Der Nachtwächter zog, ohne zu antworten, eine Pfeife hervor und pfiff, alsbald ſammelten ſich um ihn ſeine Kameraden und umzingelten, nachdem er ſie in höchſter Kürze inſtruirt hatte, den angeblichen Räuber, ihn mit den ſonderbarſten Fragen beſtürmend. Auch Paul trat herzu, wie aber ward ihm, als er in der Perſon, vor der er wie vor dem Teufel geflohen war, ſtatt des langen Hanns ſeinen guten Freund Jakob, einen Schmiedgeſellen, erkannte. „Das iſt er nicht!“ rief er den Nachtwächtern zu; „ich habe mich geirrt, laßt dieſen los!“ Schimpfend und brummend ließen die Wächter von ihrer Beute ab; Paul aber trat vor

Jakob hin und fragte ihn mit großem Ernſt: „Warſt Du es wirklich, der hinter mir her kam, mir winkte und mich beim Namen rief?“ Jakob, der nicht wußte, was er aus dem wunderlichen Vorfall machen ſollte, verſetzte übellaunig: „Wer wäre es ſonſt geweſen? Ich ſoll für meinen Meiſter, der plötzlich erkrankt iſt, zum Arzt und erkannte Dich, als Du Deinen Hund lockteſt, an der Stimme!“ „Jeſus!“ entgegnete Paul ruhig und hielt ſeinem Freunde den Tabaksbeutel hin, damit er ſich eine Pfeife ſtopfe; „hätte ich das gewußt, ſo hätten wir zuſammen gehen können!“

Die Kuh.

1849.

In ſeiner Wohnſtube, die ſehr niedrig und auch etwas räucherig war, weil es dem Hauſe nach dem herkömmlichen Brauch des Dorfs am Schornſtein fehlte, ſaß der Bauer Andreas an dem noch vom Großvater herſtammenden alten eichenen Tiſch und überzählte vielleicht zum neunten Male ein kleines Häuflein Thalerſcheine. Er hatte die Pfeiſe im Munde und daran konnte man ſehen, daß es Sonntag ſei, da er ſich die mit dem Rauchen verbundene kleine Zeit- und Geldverſchwendung bei ſeiner knappen, ängſtlich-genauen Natur an keinem anderen Tage erlaubt haben würde; ſie brannte aber nicht und war auch noch gar nicht angezündet geweſen, obgleich das Talglicht, wobei es hatte geſchehen ſollen, ſchon lange geflackert haben mußte. Um ihn herum, bald zum Vater auf die Bank kletternd und ihm ernſthaft zuſchauend, bald den durch die offen ſtehende Thur aus- und einwandelnden gravitätiſchen Haushahn jagend und neckend, ſpielte ſein Kind, ein munteres braunes Knäblein von zwei ein halb bis drei Jahren „Den da — murmelte Andreas und hielt einen der Scheine mit ſichtlichem Behagen in die Höhe — bekam ich für die Fuhre Sand, die ich dem Maurermeiſter Niklas in die Stadt lieferte, als es wie mit Mulden vom Himmel goß; ich kenne ihn an dem Riß. Ein braver Mann; ich hatte ihm einen Groſchen wieder heraus zu geben, aber er ließ mir den wegen meiner durchnäßten Haut. Freilich, einen Schnaps habe ich nicht dafür getrunken, wie er wollte!“ „Dieſen hier — fuhr er fort — habe ich am ſauerſten verdient, es iſt der mit dem großen Dintenfleck! Wer dem Apotheker einen ganzen Futtertrog voll Kamillen bringen will, der muß ſich oft bücken und das iſt nach dem Feierabend nicht bloß für die Faulen mühſam!“ „Der zerfetzte und wieder zuſammengeklebte — begann er nach einer Pauſe von Neuem — ärgert mich jedes Mal, wenn ich ihn anſehe, ich werde den Verdruß nicht los. Anderthalb hätten's ſein ſollen, wenn ſie auch gerade nicht ausdrücklich zum Voraus bedungen waren. Drei Klafter Holz! In's Bein hieb ich mich obendrein vor übergroßem Eifer, weil ich's den Leuten gern, ehe der Regenguß kam, in den Keller ſchaffen wollte! Und ein ſolcher Abzug! Dabei trägt die Frau goldene Ohrringe und das Kind weiß nicht, ob es eine Semmel ohne Butter eſſen will oder nicht!" „Brüllt's nicht ſchon?" Er ſprang auf und eilte an's Fenſter. „Nichts da — ſagte er zurückkehrend — das kam aus dem Stall des Nachbars! Nun, morgen wird aus dem meinigen geantwortet werden! Ja, Junge — hierbei klopfte er ſein Knäblein auf die Wange und reichte ihm eine dem Hahn entfallene bunte Feder — noch heute erhalten unſere beiden Eſel Geſellſchaft. Dein Vater hat's endlich ſo weit gebracht, die Kuh iſt ſchon unterwegs! Du mußt das Pferd ſchaffen, wenn Du groß wirſt! Hörſt Du?" Das Kind nickte, als ob es verſtünde, was es doch noch nicht verſtehen konnte. Andreas ſetzte ſich wieder

Bayerische
Staatsbibliothek
München

an den Tiſch. „Freilich, freilich — begann er abermals, indem er einen Zehnthalerſchein ergriff — es würde noch eine gute Weile gedauert haben, wenn das Glück mich nicht begünſtigt hätte! Ha, ha! Das war ein Fiſchfang, der ſich der Mühe verlohnte, obgleich der Fiſch nicht zu den eßbaren gehörte. Ei, daß ich doch immer wie jenen Abend von ungefähr darauf zukäme, wenn ſich Einer erſäufen will und die Rettungs-Prämie erwiſchte! Ich bringe Jeden wieder an's Ufer, ärger kann ſich Keiner ſträuben, als der Leinweber ſich ſträubte, er hätte mich faſt in den Grund des Teichs mit hinab geriſſen! Noch fühl' ich ſeine Klauen in meinem linken Arm und ernſtlich hat er's gemeint, denn drei Tage nachher ſchnitt er ſich den Hals ab! Doch was gelingt Unſer-Einem nicht, wenn man weiß, daß Einem eine Belohnung von zehn Thalern gewiß iſt! Lange währt's aber, es wird ja ſchon Nacht! Daß der Müller meiner Geeſche Bier und Brot vorgeſetzt hat, kann ich mir nicht denken! Dann müßte ſein Profit größer ſein, als ich glaubte, und er hätte mich trotz aller Vorſicht angeführt! Ich will einmal vor die Thür gehen!“ Andreas ſtand auf und that jetzt den erſten Zug aus der Pfeife. „Ja ſo — rief er aus — Du brennſt noch nicht und ich meine, ſchon eine halbe Stunde zu ſchmauchen! Nun, umſonſt will ich Dich nicht geſtopft haben.“ Er nahm ein altes brüchiges Zeitungsblatt vom Tiſch, in das die Scheine eingewickelt geweſen waren. „Jetzt brauche ich's nicht mehr — ſprach er, indem er es beim Licht anzündete — noch heute geht das Geld aus dem Hauſe, denn der Müller kommt gewiß mit, ich thät's an ſeiner Stelle auch!“ Er ſteckte die Pfeiſe in den Brand und warf das Blatt an die Erde. Das Kind hatte dem plötzlichen Aufflammen deſſelben mit leuchtenden Augen zugeſehen, es rief jetzt: Ah! und hob das Blatt wieder auf. „Brenn' Dich nicht!“ ſagte Andreas und ging hinaus. Es war völlig finſter geworden und der qualmige Nebel, der den Tag über die Sonne verhüllt hatte, verhüllte jetzt die Sterne. „Wo ſie nur bleibt! — murrte Andreas, ſich mit dem Rücken verdrießlich an den Thürpfoſten lehnend — nun werd' ich bald ungeduldig! Ob ſie auf's Neue zu dingen angefangen hat? Glück zu, aber vor dem will ich den Hut abziehen, der da noch einen Groſchen abzwackt, wo ich den Handel ſchloß! Ich konnte ihr entgegen gehen, doch ſie hat den Pflügerjungen ja bei ſich und dann iſt hier auch das Kind. Zwar, das könnt' ich zu Bett bringen." Andreas ging wieder hinein. „Satan!" rief er aus und blieb einen Moment mit weit aufgeriſſenem Munde und faſt aus den Höhlen tretenden Augen auf der Schwelle der Stube ſtehen. Der Knabe kniete auf der Bank, die er erklettert hatte und verbrannte beim Licht eben mit Frohlocken den letzten Kaſſenſchein; das Flackern des Zeitungsblattes hatte ihm eine uuendliche Freude gemacht, aber die Freude hatte nicht lange genug gedauert und um ſie zu erneuern, that er Alles nach, was er vorher ſeinen Vater, aufmerkſam und neugierig zu ihm empor ſchauend, hatte thun ſehen. „Au!" ſchrie das Kind nach einer Weile, denn das als letztes zu lange feſtgehaltene Papier brannte es auf die Finger; „mehr!" ſetzte es hinzu, als es, das Auge nach der Thür wendend, den faſt verſteinerten Andreas erblickte. Dies Wörtchen weckte dieſen aus ſeiner Erſtarrung; „mehr, Du Teufelsbrut?“ rief er aus, ſtürzte auf ſein Söhnchen zu, faßte es, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, bei den Haaren und ſchleuderte es ingrimmig gegen die Wand, als ob es eine giftige Schlange wäre, deren Stich er eben gefühlt hätte. „Mehr!“ ſagte er dann, „noch mehr, viel mehr,“ und riß den am Ofengeſtell hängenden neuen Strick herunter, mit dem er die Kuh hatte anbinden wollen, denn ein ſchneller, ſcheuer Blick zur Wand hinüber hatte ihm gezeigt, daß das Kind laut- und leblos mit geborſtenem Schädel und mit verſpritztem Gehirn am Boden lag. Er that einen Schritt vorwärts, aber die Beine wollten unter ihm brechen und er griff um ſich herum in die Luft, wie nach einem Gegenſtande, an dem er ſich halten könne; da ließ ſich in geringer Entfernung von ſeinem Hauſe klar und deutlich das ſo lange erſehnte Gebrüll vernehmen. Dies ſchien ihm die Kraft zu einem plötzlichen Entſchluß zu geben; er rief: „gute Nacht, Andreas!“ und ſtürzte mit dem Strick auf die

Hausflur hinaus. Hier ſtand eine Leiter, die auf den Boden führte, von dem er ſchon am Mittag einen Haufen Stroh zum Streuen für die Kuh vorſorglich herabgeworfen hatte; dieſe Leiter eilte er ſo ſchnell hinauf, daß ihm ſein Hut, den er nach Bauernſitte im Hauſe, wie auf dem Felde trug, darüber entfiel. Nun verſchwand er in der Luke und bald darauf knackte der Dachſtuhl. Faſt in demſelben Augenblick wurde es laut vor der Thür. „Nun, Andreas, biſt Du eingeſchlafen — rief eine weibliche Stimme — das pflegſt Du doch ſonſt nicht zu thun, eh' Du Deine Grütze im Leibe haſt!“ „Spring hinein, Hans, und weck' ihn!“ Hans, ein nach Art der Miſtgewächſe lang aufgeſchoſſener, aber ſpindeldürrer Junge, that, wie ihm geheißen wurde, während Geeſche die Kuh feſthielt. Gleich darauf kam er wieder heraus und ſtotterte: „aber Frau, aber Frau!“ ohne mehr hervor bringen zu können. „Was iſt's? Was gibt's?“ rief Geeſche, von ſeiner Leichenbläſſe und ſeinem Zähngeklapper erſchreckt und ſtürzte hinein. Hans griff nach dem Licht und ſagte: „der Bauer iſt nicht da,“

dann leuchtete er nach dem Ort hin, wo das Kind lag. Mit einem jähen Schrei ſank die Mutter um und blieb bewußtlos liegen. Hans verlor die Beſinnung nun völlig. „Bauer, Bauer, wo iſt er? wo bleibt er?“ rief er wohl hundertmal hinter einander und rannte, das Licht in der Hand, im ganzen Hauſe wie toll umher. Als er aus der Küche zurückkehrte, wo er in's Ofenloch hineingeleuchtet hatte, ſtolperte er am Fuß der Leiter über Andreas' Hut, der dort niedergefallen war. „Hat er ſich oben verſteckt, Bauer? — rief Hans — komm' er jetzt nur herunter, wir ſind da!“ Da keine Antwort erfolgte, ſtieg er ſelbſt empor. Als er den Kopf in die Bodenluke ſteckte und, eine neue Leiterſproſſe erſteigend, Hals und Schultern nachſchob, ſtieß er auf Widerſtand, der von etwas herrührte, das ihn Anfangs zurück zu drängen, ſich dann zu ſpalten und aus einander zu theilen ſchien. Der Angſtſchweiß brach ihm aus, ihn fing zu fiebern an und ohne zu wiſſen, daß er's that, ſtieg er noch höher. Jetzt war es ihm, als ob ſich ein ſehr ſchwerer Menſch wie zum Reiten auf ſeinen Nacken ſetzte, zwei ſteife Beine, in denen er an den breiten Meſſingſchnallen der Schuhe die ſeines Wirths erkannte, kamen, wie Zinken einer Gabel, links und rechts auf ſeiner Bruſt zum Vorſchein, und durch das eine derſelben wurde ihm das Licht aus der Hand geſtoßen. Nun ſtieß er noch einen unartikulirten Laut aus, dann überſchlug er ſich rücklings, ſtürzte und brach das Genick. Das Licht war nicht verloſchen, ohne vorher den Haufen loſen Strohs zu entzünden, und in wenigen Minuten ſtand das Haus in Flammen. Ob Geeſche, als dies Alles geſchah, aus ihrer Bewußtloſigkeit noch nicht wieder erwacht und willenlos in der auf's Schnellſte von Rauch und Qualm gefüllten Stube erſtickt war, oder ob ſie aus Verzweiflung über das fürchterliche Ende ihres Kindes verſchmäht hatte, ſich zu retten, hat ſich nicht ermitteln laſſen. So viel ſteht feſt, daß von ihr, wie von Andreas, Hans und dem Knäblein nur ein verſchrumpftes Gerippe aus dem Hauſe heraus gekommen und daß auch die Kuh, dem dieſen armen Thieren angeborenen unſeligen Trieb folgend, in's Feuer hinein gelaufen und mit verbrannt iſt.

Der

Schneidermeister Nepomuk Schlägel

auf der Freudenjagd.

1837.

Wenn Dir, lieber Leſer, in der Auguſtinergaſſe der Stadt München um die Zeit, wo ein ordnungsliebender Bürger in's Bierhaus zu gehen pflegt, nämlich in der Winterabenddämmerung zwiſchen vier und fünf Uhr ein Mann von unterſetzter Statur begegnen ſollte, an dem Dir ein ungewöhnlich großer Mund mit trefflichem Gebiß und ein plötzliches Stehenbleiben nebſt der damit verbundenen ſcharfen Muſterung Deiner Rückſeite auffällt, ſo fürchte nur nicht etwa, daß es ein Gauner ſei, dem Dein ſorgloſes Schlendern böſe Gedanken einflößte; es iſt kein Anderer, als der ehrſame Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel, der in dem Albrecht-Dürer-Hauſe zu Nürnberg geboren und erzogen, aber noch nie, ſei es auch nur für eine Nacht, auf die Wache geſetzt, geſchweige in ein

Gefängniß gebracht wurde, und blos um ſich zu ärgern, blos um ſich zu ſagen: was ſind das Stiefel! welch' ein Rock gegen den deinigen, Nepomuk, und ein ſilberner Knopf auf dem Stock! ſchenkt er Dir ſeine Aufmerkſamkeit. Langſam ſchreitet er die Straße entlang und ſein ſpürender Blick weiß an jedem Vorübergehenden einen Vorzug aufzufinden, der ihm die Galle rege macht; an dem alten Bettler dort, der ſich ermüdet an die Ecke lehnt, wird ihm die blautuchene Hoſe, die dem faſt Erſtarrten zu Mittag ein mitleidiger Student zuwarf, gewiß nicht entgehen, wohl aber, daß ſie einige Löcher hat; der Stelzfuß ſelbſt, der eben pfeifend vorüber ſtapft, gibt ihm zu einem Fluche Grund genug, denn er denkt: es wäre die Frage, ob du ein hölzernes Bein bezahlen könnteſt, wenn du, wie der da, das fleiſcherne einbüßteſt. Als er einmal vom Lande einen Dieb einbringen ſah, verdroß es ihn ſehr, daß der kränkliche Menſch, den der Arzt für den Fußtransport zu ſchwach befunden hatte, auf einen Leiterwagen gepackt war, und er fragte einen Bekannten giftig, ob er glaube, daß man ihn in gleicher Lage ähnlich behandeln werde; ich würde es für ein Wunder halten, wenn ihm nicht ſelbſt der Raubmörder, der kürzlich durch Vermittlung des Scharfrichters das Zeitliche mit dem Ewigen geſegnete, durch irgend etwas zum Murren über die Ungerechtigkeit und Stiefmütterlichkeit des Glücks gegen ihn, den vernachläſſigten, immer hintangeſetzten Schneidermeiſter, Anlaß gegeben hätte. Eben begegnet ihm ſein einziger Kunde, der Unteroffizier, dem er zuweilen die Civilhoſe flickt, weil keiner ſeiner Kollegen ſich aus gerechtem Kleidermacherſtolz damit befaſſen will Nepomuk grüßt ihn, aber unmöglich könnte ein Prinz von Geblüt den kahlen Hut des Schneidermeiſters mit größerem Abſcheu berühren, als der Schneidermeiſter ſelbſt, er ſcheint ihn nur abzuziehen und zu ſchwenken, um ihn von ſich zu ſchleudern. Jetzt tritt er in einen Bäckerladen, nicht um Brod einzukaufen — Geld hat er nicht — ſondern weil er gehört hat, die reiche Tante des Bäckers, den er noch von ſeinen Geſellenjahren her kennt, ſei geſtorben und habe dem Manne ihr Vermögen hinterlaſſen, nun will er kondoliren und gratuliren, und hofft dabei zu erfahren, daß Alles, zum wenigſten das Beſte, nämlich die Erbſchaft erſtunken und erlogen ſei. Bettelkinder könnt' er durchprügeln, weil ſie ihn nicht anbetteln; woher weiß das Geſindel, — denkt er — daß ich ein Lump bin; könnte ich nicht auch ein Sonderling ſein, ein Engländer, der ſich aus Grillenhaftigkeit in nichtswürdige Kleider ſteckt? Was hat der Kerl für Schultern und Fäuſte — ruft er auf, indem er in die laute, vom Steinkohlenfeuer luſtig und hell erleuchtete Werkſtatt eines Schmiedes hineinlauſcht, und auf den rieſenhaften Geſellen, der eben den ſchweren Hammer ſchwingt, grollende Blicke wirft, — ich glaube, er könnte den Amboß zerſchmettern wie Glas, wenn er wollte. Aus dir, Nepomuk, hätte nie ein tüchtiger Schmied werden können, denn du biſt aus Lappen zuſammengepfuſcht; pfui über die Wirthſchaft! — Dem liebenden Paare, das innig in ſein ſüßes Geſchwätz verloren vorüber ſchleicht, folgt er auf dem Fuß, nicht aus Neugier, oder um es zu ſtören, ſondern um ſich bei Laternenlicht aus des

Mädchens Geſicht die Impertinenz zu abſtrahiren, mit der ſie ihn würde ablaufen laſſen, falls er ſich zum Seladon antrüge; daß ich längſt ein Weib habe, denkt er, ſieht mir Keine an, aber wohl, daß ich häßlich bin wie die Nacht. „Jung freilich, aber jungfräulich?“ ruft er dann und ſchießt vorbei. Einer alten Frau, die die Goſſe zur rechten Hand hat, rennt er gegen den knöchernen Arm, damit ſie ihm ſeine krummen Säbelbeine und den Anſatz zum Höcker vorwerfe, oder doch wenigſtens, falls ſie wider ſein Vermuthen nicht zu dem ſtreitbaren Korps gehört, das bei Tage Äpfel oder Fiſche feil bietet, ſeine Tölpelhaftigkeit. Wenn der Pudel, der, auf ſeiner Abendpromenade begriffen, eben, ein Bild der perſonifizirten Zufriedenheit, die Straße herunterkömmt, dem Schneidermeiſter nicht bei Zeiten ausweicht, ſo verſetzt er ihm gewiß einen derben Stoß mit dem Fuße, denn das wohlbeleibte Thier iſt Schlägel, dem Nichts der Art entgeht, ſchon eine Minute lang ein Dorn im Auge. Solch' eine Kreatur — denkt er — die die Garderobe mit auf die Welt bringt, frißt und ſäuft, und macht ſich Plaiſir, und krepirt zuletzt ohne Qual und Krankenbett. Der Pudel ſtiehlt ſich geſchickt und hurtig am herausgerückten Tiſch in einer offenen Metzgerbude aufſpringend eine Groſchenwurſt; „heda, halt!“ — ruft Nepomuk — diebiſche Hunde — brummt er dann mit einem Ingrimm, als ob er ſelbſt beſtohlen wäre — ſollten ſo gut aufgeknüpft werden, wie Menſchen, die das ſiebente Gebot nicht reſpektiren; warum haben ſie mehr Recht zu einer ſchlechten Aufführung wie ich? Dem Fleiſcher, der gerade, die meſſingne Brille auf der Naſe, in der Bairiſchen Landbötin lieſt, iſt das crimen entgangen; Nepomuk macht ihm ſchleunige Mittheilung und lächelt, da Jener verdrießlich die Nachtmütze in's Geſicht ſchiebt und einen Fluch ausſtößt, an dieſem Abend zum erſten Mal. „Das Kind hat die Waſſerſucht!“ — ſagt er zu einer Magd, die einen blaſſen, weinerlichen, in dicke Tücher eingewickelten Knaben über die Straße trägt — „ſchützt der Doctor noch immer ein heilbares Übel vor? Drei Brüder verlor ich daran!“ „Alſo der iſt richtig davon gekommen!“ — ruft er aus und biegt, um ſeinem ehemaligen Schulkameraden, dem ſchon aus der Ferne gutmüthig mit der Hand grüßenden Seifenſieder, nicht zu begegnen, in ein Nebengäßchen ab — ja, das ſag' ich ja nur, der Kerl, ſo ſchmächtig er ſcheint, iſt aus Eiſen gegoſſen, jeder Andere, z. B. ich, erliegt hitzigen Gallenfiebern, wenn ſie ihn packen, ihn ficht's nicht an, er darf ſchon wieder in der Abendluft herumlaufen, obgleich ſie wahrlich rauh und kalt iſt; nun, ich will mich nicht erboßen, wenn ich mich auch nicht darüber freuen kann, daß der einzige Zeuge meines erſten und letzten Tuchdiebſtahls, denn an die Wiederholung iſt nicht zu denken, da Niemand etwas Neues bei mir machen läßt, juſt ein Katzenleben hat! Es iſt ihm völlig recht, daß der rußige Schornſteinfeger mit ſeinen weißen Augen, der gerade, die lange ſchmutzige Leiter unterm Arm und den Kehrbeſen in der Hand, aus einem Winkel hervortritt, ihm im engen Gäßchen bei beſtem Willen nicht auszuweichen vermag; verfluchter Kittel, — denkt er und wirft auf ſeinen Rock einen ſchnöden Seitenblick — Dir geſchieht, was Dir gebührt! Einem weinenden blendhaarigen Mädchen von ſieben Jahren, das den Sechsbätzner, wofür es das Nachtbier holen ſollte, verloren hat und ſich nicht zum jähzornigen Vater zurückgetraut, gibt er, ſtatt der Münze, die das Kind für die Erzählung ſeiner Jammergeſchichte erwartete, den Rath, ein ander Mal die Hand feſter zuzuhalten und ſich nicht wieder am Juwelier-Laden durch Betrachtung der blitzenden Goldſachen und Edelſteine zu zerſtreuen; er mögte des Strafamts wegen wol auf eine Viertelſtunde Vater zum Mädchen ſein. Einige Wonne würd' er ſpüren, wenn einmal plötzlich unter ſeinen Augen ein großes Verbrechen — ein Todtſchlag wäre groß genug — begangen würde, er müßte aber zu ſpät kommen, um die That zu verhüten, und früh genug, um den Miſſethäter der Gensdarmerie zu überantworten. So war, da einſt in einem Dorfe, wo er übernachtete, Feuer ausbrach, Niemand geſchäftiger, ſchrecklichen, d. h. erſchreckenden Lärm zu machen und die Sturmglocke zu läuten, als Nepomuk, nachdem er ſich vorher überzeugt hatte, daß das Löſchen bei dem ſtarken Winde und der Gebrechlichkeit der

Spritzen unmöglich ſei. Ebenſo iſt er jeden Sonnabend der Erſte, der der alten halbblinden Tiſchlers-Witwe, die neben ihm in einem elenden Dachkämmerlein wohnt und leidenſchaftlich in der Zahlen-Lotterie ſpielt, weil ſie Sarg und Leichenhemd gern herausbringen möchte, mit zuvorkommender Dienſtfertigkeit es anzeigt, daß ihre Nummern wieder ausgeblieben ſind. Die ſchöne Militärmuſik beim Aufziehen der Hauptwache am Schrannenplatz ergötzt ihn zuweilen ſehr, aber nur dann, wenn es grimmig kalt iſt, oder viel Schnee fällt, ſo daß den Spielleuten die Finger erſtarren; jetzt — denkt er — wiſſen ſie doch, wofür der König ſie löhnt. An Theaterabenden verſäumt er ſelten, ſich vor dem Schauſpielhauſe einzufinden. Es verdrießt ihn, daß das Haus nie bei einer Oper, wie es doch in andern Städten ſchon geſchah, in Flammen aufgeht, denn das wäre ein Schauſpiel, das in ſeinen Augen jedes ſonſtige überträfe, und ein römiſch-unentgeltliches obendrein. Auch iſt es ihm nicht angenehm, daß ſo ſelten Ohnmächtige oder Epileptiſche herausgebracht werden.

Doch entſchädigt ihn Manches, z. B. an einer Equipage junge hitzige Pferde, die der Haber ſo ſticht, daß ſie nicht ſtehen oder gar durchgehen wollen, während die Herrſchaft ausſteigt; ein plötzlicher Regenguß, der Damen, die das Paraplue vergaßen, bis auf die Haut einnäßt, auch wohl ein leichtfüßiger Elegant, der die Stufen gar zu ſchnell und gar zu anmuthig hinaufhüpfen will, weil die artige Couſine ſeine Grazie bewundern ſoll, und der dabei ſchmählich ausglitſcht. Wenig beneidet er übrigens Standesperſonen, die in's Schauſpiel fahren, namentlich durchaus nicht den Hof, aus demſelben Grunde, warum er dem Vogel ſeine Flügel und dem Himmel ſeine Sterne nicht mißgönnt, dagegen ergrimmt er gegen Alles, was Parterre und Gallerie füllt, denn — ſagt er — da hinein gehörte ich ſo gut, wie Andere, wenn's in der Welt nicht ſo lüderlich herginge. Von Mitleid empfindet er eigentlich ſo viel wie gar Nichts, wenn ein armes Riegelhäubchen, dem der Geliebte, ein Maler und Anſtreicher, für den Freiſchütz ein Billet geſchenkt hat, den kahlen Strickbeutel beim Eintritt in's Haus umſonſt darnach durchſucht, und zuletzt mit Entſetzen entdeckt, daß die Schatullenmäuſe aus Hunger oder Langeweile ein Loch hineingefreſſen haben. Es empört ihn, daß Theaterbediente unſterblich ſind, wie er ſich hyperboliſch ausdrückt; der Wanſt da mit der rothen Naſe, der an der Kaſſe ſitzt — ſagt er — wird, wie ein Schwein, mir vor den Augen von Tag zu Tag fetter, und doch verſchluckt er mehr Zugluſt, als die Flöhe in meinem Ärmel! Wenn junge Herren, die nur in's Theater eintreten, um es in einer Scene, die Alles ſpannt, mit Geräuſch wieder zu verlaſſen, anbettelnden Gaſſenbuben die Contremarke verweigern, weil ſie ſich keine geben ließen, ſo vergnügt's ihn einigermaßen Ließe ſich bei der Aufmerkſamkeit des zahlreichen Aufſichtsperſonals an ein Einſchleichen nur irgend denken, ſo hätte Nepomuk es längſt verſucht, nicht, um ſich an Schiller oder Kotzebue zu delektiren — er verlacht Beide, und das Publikum, das ſich durch ſie täuſchen läßt, obendrein — ſondern um ſich zu ſagen: alſo die kleine geſchminkte Wachspuppe da iſt Mamſell die und die, die dafür, daß ſie keift oder das Geſicht verzieht und ſich ſtellt, als ob ſie weinte, dreitauſend Gulden einſtreicht, und der zum Barbier herausſtaffirte Narr iſt Herr der und der, dem man ſeine Triller und Läufer, ſeit ihm viertauſend nicht mehr genug ſind, mit ſechstauſend bezahlt! Feſttage ſind wahre Leckertage für ihn. Am heiligen Weihnachtsabend kann er ſich's nicht verſagen, Stundenlang Gaſſe nach Gaſſe, die freundliche, im Glanz der menſchlich- und göttlich-ſchönſten Jahresfeier ſchimmernde Stadt, der Guſtav Adolf einſt Räder wünſchte, um ſie nach Schweden hinüber ſchaffen zu können, zu durchſtreifen. Dann ergeht er ſich in erheiternden Fantaſien, denkt zuweilen: wie wär's, wenn jener Läufer dich ſuchte, weil er dich in die Reſidenz zur Tafel bitten ſoll, ſchämt ſich aber bald des materiellen Gelüſtes, und malt ſich's aus, wie es den Conditor, an deſſen prangendem Laden ihn eben ſein Weg vorbeiführt, überraſchen würde, wenn er ihm plötzlich die Fenſter einwürfe; wär' ich der Teufel, denkt er, ſo macht' ich mir doch den Spaß, in jedem Hauſe, ſowie man ſich zum Schmarotzen niederſetzte, die Lichter auszublaſen und den Tiſch umzuſtoßen, oder ich verwandelte auch den Wein in ein abführendes Decoct und den Braten in unverdauliches Sohlleder; ja daraus, daß ſo etwas nie geſchieht, ſchließt er faſt, daß es gar keinen Teufel gibt. Neujahrs ermuntert er muthwillige junge Leute eifrigſt zum Freudenſchießen, theils weil es von der Polizei verboten iſt, theils weil es den unvorſichtigen Schützen oft die Hand koſtet, oder doch einen Finger. Am Oktoberfeſt hält er ſich am liebſten in der Nähe des ſogenannten Rettungszelts für Verunglückende auf, hat aber ſelten die Satisfaktion, einen Erquetſchten, vom Pferde Geſtürzten, oder ſonſt Beſchädigten hinein bringen zu ſehen, und ſchimpft darum das ganze Feſt eine Lumperei. Am Tage aller Seelen beſucht er das Grab ſeines Vaters, nicht um daran zu beten, oder es gar zu bekränzen, ſondern um daran zu fluchen und es dem Todten vorzuwerfen, daß er ihm Nichts hinterlaſſen hat. Wer weiß — denkt er — wie weit die Macht der Todten geht, und ob ſie Einem nicht Schätze anzeigen oder Glücksnummern eingeben können! Fleißigſt beſucht er die Kirchen und macht, da alle ihn auf gleiche Weiſe erbauen, keinen Unterſchied zwiſchen proteſtantiſchen und katholiſchen. Da hocken ſie alle — murrt er, indem er die vollen Sitzbänke und Betſtühle muſtert — dickbäuchig und mit ſtrotzenden Vollmondgeſichtern, gleich gemäſteten Hühnern auf der Latte; da ſtammeln ſie, wie Gäſte, die vom Schmaus aufſtehen, für's genoſſene Gute den Dank heraus und bitten um ferneres gütiges Gedenken; da geben ſie ſelbſtzufrieden und zuverſichtlich davon und ſind ſicher, nicht, wie ich, der Schneidermeiſter, vergeſſen zu werden! „Vater unſer, gib ihr doch —" er faßt, während er dies ſagt, ein tief in Gebet und Gebetbuch verſunkenes ſchönes Mädchen, mit auf die Seite geneigtem, geſund-blaſſem Madonnengeſicht in's Auge — gib ihr doch, was ſie verlangt, gib ihr den Geliebten, und dann gib ihr auch etwas, was ſie nicht verlangt!" Zuweilen geht er bei ſich ſelbſt zu Gaſt und beneidet ſich, ſeiner frühern Jahre wegen. Da ich ein Knabe war — denkt er — und es nicht zu ſchätzen wußte, mangelte mir's an

Nichts; meine Hemden mußten immer etwas feiner ſein, als die der Nachbarskinder, kein Sonntagsmorgen ging vorüber, wo ich nicht mit Lebkuchen vor die Thür oder an's Fenſter treten und auf die rothhaarige Böttcherstochter, die ihre trockene Semmel verzehrte, ſtolz herabſchauen konnte, und wenn mir die Mittagskoſt nicht behagte, ſo buk die Mutter mir heimlich einen leckern Pfannkuchen. Wurde nicht damals mein Geburtstag ſo gut gefeiert, wie der des Königs, und gab's dann nicht Gänſe mit Äpfeln und Roſinen gefüllt, und mit herrlicher brauner Sauce übergoſſen? O verflucht und drei Mal verflucht ſei jene Zeit! Hätt' ich ſolche Gänſe nie gefreſſen, ſo würde mir jetzt nicht das Maul darnach wäſſern! Bier- und Speiſehäuſer ſind Bet-, d. h. Fluchhäuſer für ihn; ſeine nah an den Atheismus ſtreifende Überzeugung von der gebrechlichen Einrichtung der Welt hat er in dieſer trüben Atmoſphäre und im eigentlichſten Verſtande aus Bierkrügen, aus ſolchen nämlich, die er nicht ſtürzen durfte, geſchöpft. Was muß er aber auch nicht Alles aushalten, ehe er nur dazu kommt, ſeine Andacht zu verrichten! Für Dich, lieber Leſer, der Du, die Abendpfeiſe oder die Zigarre im Munde und das baare blanke Geld im Sack, Dich nach einem Geſpräch und einer Zeitung oder nach reellern Dingen ſehnſt, iſt der Eintritt in ein Wirthshaus freilich kein Heldenſtück. Du gehſt einem wahren Bombardement von Genüſſen entgegen: devote Bücklinge, die Dich an der Thür empfangen; intereſſante Neuigkeiten, die gerade, wie Du eintrittſt, erzählt werden; ein Herzensfreund, den Du erſt in acht Tagen von ſeiner Reiſe zurück erwarten durfteſt und der Deiner mit Ungeduld harrt; ein Anderer, der Dir noch vor einer Stunde ſagte, er könne den Akten heute gewiß keinen Augenblick abmüſſigen, und der nun doch lächelnd hinter dem Tiſch ſitzt; dies und wie viel mehr noch verwirrt Dir den Kopf und ſtürzt Dich mitten in jenen ſüßen Taumel hinein, in dem alle Wolluſtknoſpen der Sinne und des Herzens aufbrechen, und blos zur Erinnerung an die Unvollkommenheit alles Irdiſchen miſcht ſich der kleine Verdruß darunter, daß heute Abend jeder Braten, nur kein Rehbraten, auf den Du Dich doch gerade geſpitzt hatteſt, auf der Speiſekarte paradirt. Wie anders verhält es ſich mit Nepomuk! Es ſteckt etwas Räthſelhaftes in einem Wirth. Er trieft von Artigkeiten, wenn er von Schweiß trieſt; quäle ihn bis auf's Blut, laſſ' ihn hundert Dinge aus allen Ecken und Winkeln ſeines Hauſes herbeiſchleppen, ſinde nichts gut genug, ſondern verlange immerfort das Beſſere und das Beſte: ihm dünkts nicht unverſchämt; er wird nicht verdrießlich, er lächelt dazu, ſeine Heiterkeit ſteigt mit ſeiner Mühe und er kreirt Dich, ohne Pfalzgraf zu ſein, zum Baron, zum Grafen, zu Allem, was Du nicht biſt. Wehe aber ſtillen, genügſamen Leuten, wie Nepomuk, die ſich, mit einem Trunk Luft zufrieden, ſo gut oder ſo ſchlecht ſie zu haben iſt, beſcheiden in eine Ecke drücken und ſich ein Gewiſſen daraus machen, ihn oder den Kellner zu plagen. Sie ſind ihm in tiefſter Seele zuwider und er hat deß kein Hehl; da er ſie durch Blicke nicht vergiften kann, ſo ſucht er ſie dadurch zu vertreiben, und die Römerſeele, die dies kleine Gewehrfeuer erträgt, halte darum den Sieg nur nicht für ſchon entſchieden, ſondern bereite ſich auf die ſchnödeſte Kriegsliſt vor, denn die Niederlage beugt den Feind nicht, ſie macht ihn grimmig und tückiſch. Wer hat dies ſchmerzlicher erfahren, als der Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel! Er hielt, man muß es ſagen, im Stachusgarten aus, was Menſchen aushalten können. Augen, aus denen die ganze Hölle flammte; ſchnödes Einpalliſadiren mit leeren Krügen und Flaſchen; verachtungsvolles Wegnehmen des Lichts von dem Tiſch, an dem er, in faſt kindlicher Unbefangenheit mit ſeinem Hut ſpielend, einſam ſaß; ſogar ein Tritt des groben Aufwärters auf ſeine Leichdornen, dem keine Bitte um Entſchuldigung folgte — ſtandhaft ertrug und verbiß er Alles, wie jener Holländer die Gräuel der franzöſiſchen Revoluzion, und tröſtete ſich wie dieſer: es hat ein Ende und jeden Abend lebt ich noch, wenn ich zu Bett ging. Was half's? Einmal war er kaum eingetreten, da ſetzte der Wirth gräßlich-freundlich in eigner Perſon einen übermächtigen Braten ſammt Zubehör und zwei helle Feſtkerzen vor ihn hin und ſah dann mit inhaltſchwerem Geſicht auf ſeine Taſche. Als er den Mann gutmüthig aufmerkſam machte, er habe Nichts beſtellt, fuhr der Grobian ihn an, das wiſſe er wohl und eben darum ſolle er ſich zum Teufel ſcheren, er habe noch nie etwas beſtellt. Seitdem ſchleicht er ſich in's Wirthshaus, wie eine Maus ſich in die Speiſekammer. Wenn's nur glücken will, miſcht er ſich als einzelnen bitteren Tropfen in eine Welle willkommner Gäſte, die hineinſtrömt. Geht das nicht, ſo gibt er ſich beim Eintritt das Anſehen, als ob er Jemanden ſuche, frägt auch wol nach einem Herrn mit metallenen Knöpfen auf'm Rock oder mit rothem Schnurrbart und ſchlüpft dann mit der Geſchwindigkeit einer Eidechſe in den dunkelſten Winkel. Wahrlich, Nepomuk, wer Dich ſo mit unendlicher Geſchicklichkeit das Kunſtſtück, Dich in einer räucherigen Wirthshausecke unterzubringen, ausführen ſieht, der ahnt nicht, daß es blos darum geſchieht, damit Du jedem Gaſt die Biſſen in den Mund zählen und Dich dabei der kalten Kartoffeln, die Dich zu Hauſe erwarten, mit Zähneknirſchen erinnern kannſt. Und wird Dir, wenn Du's aufrichtig bedenkſt, etwas Anderes zu Theil? Ein zerbrochenes Glas kann Dich wenig tröſten, denn ſelten oder nie trifft das Unglück Einen, der den letzten Heller ſchon ausgegeben hat und es nicht bezahlen kann; geſchäh's aber auch einmal, ſo würde es Dir zu Nichts als zu der Überzeugung verhelfen, daß es, Dich ausgenommen...., Niemanden bei Wirthsleuten an Kredit fehlt. Prügeleien entſtehen freilich beim Biere ebenſo oft, als ewige Freundſchaften, aber wen verdrießt denn ein Fauſtſchlag, da er zwei zurückgeben darf, wer macht ſich viel aus einer zerquetſchten Naſe, wenn er zu ſeiner Satisfaktion das abgeriſſene Ohr des Gegners in der Hand behielt? Im trunkenen Zuſtande wird allerdings Manches ausgeſchwatzt, was beſſer verſchwiegen bliebe, aber iſt jemals in Deiner Anweſenheit von einer längſt vergeſſenen Mordthat oder einer Brandſtiftung etwas zum Vorſchein gekommen, und was hatteſt Du alſo von Deiner Nüchternheit, Deinem Aufhorchen? Das Bierhaus iſt unſtreitig der Boden, wo Waſſerſuchten und andere Todkrankheiten luſtig, wie Pilze zu Dutzenden aufſchießen; iſt aber, frage Dich einmal, Deine Fantaſie flügelkräftig genug, Dir, wenn Du irgend einen Hans ohne Sorgen friſch und wohlgemuth das ſechſte Glas hinunterſtürzen und das ſiebente fordern ſiehſt, flink als niederſchlagendes Pulver das Krankenbett vorzuführen, wo ihm ein Arzt kopfſchüttelnd das Bier als Waſſer wieder abzapft und im Stillen das Leben abſpricht? Nichts bleibt Dir, als das wohlthuende Gefühl glücklich überwundener Hinderniſſe und der Triumph doch auch da zu ſein, Nichts als der leidige Troſt, daß, ſowie die Polizeiſtunde eintritt, Jeder fortgewieſen wird gleich Dir, und daß dann Dir das Geben beſſer fleckt als den Meiſten. Und nun zu Hauſe! Freilich ſollſt Du aus dem Munde Deiner Frau noch die erſte Klage über die bittere Armuth hören, die ſie mit Dir theilen muß; ſie wartet geduldig auf Dich in der ungeheizten Kammer, ſo lange Du auch ausbleiben magſt, ſie geht, wenn Du endlich mit leeren Händen kommſt, hungrig zu Bette, wie ſie hungrig aufgeſtanden iſt, und beſchwert ſich mit keinem Wort über ihr Schickſal. Aber nie wirſt Du ſie dahin bringen, daß ſie ſich ihre ſchönen ſchwarzen Haare abſchneiden läßt, und da Du, ſeit Dein Nachbar, der Friſeur, Dir zwei Kronenthaler dafür bot, keinen Gedanken mehr ſpinnſt, der nicht an dieſe Haare geknüpft wäre, ſo haſt Du eben ſo viel Qual und Pein von ihr, als wenn ſie tobte und lärmte. Umſonſt ziehſt Du ſie ſchmeichelnd auf Deinen Schooß, nennſt ſie Dein Täubchen und fragſt ſie, indem Du ihre Locken koſend durch die Finger gleiten läſſeſt, ob ſie Dich glücklich machen will; umſonſt ſuchſt Du ſie durch den Triumphzug von gebratenen Gänſen, dampfenden Nudeln und ſchäumenden Bierkrügen, den Du mit dichteriſcher Glut und Kraft vor ihre Fantaſie heraufbeſchwörſt, zu betäuben, um dann gleich einem Stoßvogel die Bemerkung: und das Alles kann man für zwei Kronenthaler haben! hinterdrein fliegen zu laſſen; umſonſt machſt Du's ihr plauſibel, daß man ohne langes Haar leben kann, aber nicht ohne Geld. Sie erwiedert ſanft, aber beſtimmt: im Sarg magſt Du mich ſcheeren, früher nicht! und da ſich, wie Du verſucht haſt, im Schlaf Nichts bei ihr ausrichten läßt, ſo wirſt Du durch dieſes Hauskreuz vielleicht Dein ganzes Leben lang für die Freuden, die Du Dir auf der Straße erjagſt, den Zoll abtragen müſſen. Und iſt's denn ſo ganz ungerecht?

Eine Nacht im Jägerhauſe.

1837.

„Kommen wir denn nicht bald nach D.? — rief Otto ungeduldig ſeinem Freunde Adolph zu und fuhr heftig mit der Hand nach ſeiner linken Wange, weil er ſich an einem Zweig geritzt hatte, — die Sonne iſt längſt hinunter, die Finſterniß kann kaum noch größer werden und die Beine wollen mich nicht mehr tragen.“ „Ich glaube, daß wir uns verirrt haben — entgegnete Adolph kleinmüthig — wir müſſen uns wohl darauf gefaßt machen, die Nacht im Walde zuzubringen!“ „Das habe ich längſt gedacht — verſetzte Otto ärgerlich — aber Du weiſt allenthalben Beſcheid, auch da, wo Du nie geweſen biſt. Hungrig bin ich auch, wie der Wolf, wenn er ein Schaaf blöken hört.“ „Ich habe noch eine Semmel in der Taſche! — erwiederte Adolph, indem er darnach zu ſuchen begann — doch nein — ſetzte er ſogleich hinzu — ich habe ſie dem ausgehungerten Schäferhunde zugeworfen, der uns im letzten Dorf vorüber ſchlich.“ Eine lange Pauſe, wie ſie nur dann unter Studenten möglich iſt, wenn ſie bis auf's Blut ermüdet ſind, trat ein. Die Freunde wanderten, ſich Beide gereizt fühlend und ſich Beide dieſer Kleinlichkeit ſchämend, bald ſtumm, bald pfeifend, neben einander hin. „Nun fängt's auch noch zu regnen an!“ begann Otto endlich wieder. „Wer eine Haut hat, fühlt es — verſetzte Adolph — aber wenn mich mein Auge nicht täuſcht, ſo ſeh' ich drüben ein Licht ſchimmern!“ „Ein Irrlicht, was wohl anders! — ſagte Otto halblaut — es wird hier an Sümpfen nicht fehlen!“ Deſſen ungeachtet verdoppelte er ſeine Schritte. „Wer da?“ rief Adolph und ſtand auf einmal ſtill. Es erfolgte keine Antwort. „Ich meinte Fußtritte hinter uns zu hören!“ ſagte er dann. „Man verhört ſich leicht!“ entgegnete Otto. Während deſſen waren ſie an ein einſam gelegenes Haus gelangt. Sie traten unter die Fenſter und ſchauten hinein. Ein weites, ödes

Zimmer zeigte ſich ihren Blicken; die ſchlechten Lehmwände hatten ihre ehemalige Kalkbeſetzung zum Theil verloren, einige Strohſtühle ſtanden umher und über dem halb niedergebrochnen Ofen hingen zwei Piſtolen nebſt einem Hirſchfänger. Im Hintergrund ſaß an einem Tiſch ein altes Weib, zahnlos und einäugig, zu ihren Füßen lag ein großer Hund, der ſich mit ſeinen ungeſchlachten Pfoten zuweilen kratzte. „Ich denke — begann Adolph nach vollbrachter Muſterung — wir nehmen unſer Quartier lieber unter einem Buſch, als in dieſer Höhle. Es ſieht ja ganz verflucht darin aus!“ Otto hatte dieſelbe Äußerung auf der Zunge gehabt. Wie aber in ſolchen Stunden des äußerſten Mißbehagens der Menſch ſich zu beſtändigem Widerſpruch aufgelegt fühlt, ſetzte ſich ſeine Meinung ſchnell in ihr Gegentheil um und er erwiederte ſpöttiſch, daß er ein altes Weib nicht eben furchtbar fände und in der That nicht wiſſe, warum ſie nicht hinein gehen ſollten. „Es beliebt Dir — verſetzte Adolph ſcharf — mich mißzuverſtehen. Die Alte ſitzt gewiß nicht unſertwegen da, ſie wartet auf Gäſte, und welcher

Art dieſe ſind, iſt ſchwer zu ſagen. Sieh nur, wie ſie ſich das Auge, das ihr von der letzten Schlägerei her übrig blieb, reibt, um den Schlaf, der ſie beſchleicht, zu verſcheuchen, und wie ſie das zahnloſe Maul verzieht! Eine Schenke iſt's ohnehin, denn drüben in der Ecke ſtehen Flaſchen und Gläſer. Aber wie Du, ſo ich.“ Bevor Otto Etwas erwiedern konnte, erſcholl hinter Beiden ein ſcharfes: „guten Abend!“ und eine Mannsgeſtalt wurde in dem ſchwachen Lichtſchimmer, der durch's Fenſter drang, ſichtbar; kurz, gedrungen, mit Augen, die verſchlagen und liſtig von dem Einen zum Andern wanderten, den Jägerhut tief in die Stirn hinabgedrückt. „Sie haben ſich ohne Zweifel verirrt — fuhr der Unbekannte fort — und ſuchen ein Unterkommen für die Nacht. Danken Sie dem Himmel, daß ich gerade von meiner Streiferei zurückkehre, meine alte Mutter hätte Sie nicht aufgenommen. Wenn Sie vorlieb nehmen wollen, ſo folgen Sie mir; etwas beſſer als hier draußen werden Sie's in der Bodenkammer finden, die ich Ihnen einräumen kann. Bier und Brot ſteht zu Dienſten und eine Streu zum Schlafen läßt ſich aufſchütten!“ Der Hund ſchlug an und die Alte ſtand auf und ſchleppte ſich mit ſchweren Schritten zum Fenſter. „Ich bin's!“ rief der Jäger. „Du mein Sohn?“ erwiederte ſie in näſelndem Ton und öffnete langſam die inwendig verſchloſſene Thür. „Nur immer herein!“ ſagte der Jäger mit zudringlicher Höflichkeit zu den Fremden. Sie folgten ſeiner Einladung, nicht ohne Widerwillen, Otto zuerſt. Sobald ſie die Schwelle überſchritten hatten, ſchloß der Jäger mit ſonderbarer Haſtigkeit die Thür hinter ihnen ab, während die Alte, ihre Brille zurecht rückend, ſie unfreundlich betrachtete. „Noch nicht da?“ fragte der Jäger, indem er ſie in's Zimmer hinein nöthigte, ſeine Mutter, aber ſo leiſe, daß nicht ſie, die ſchwerhörig ſein mochte, nur Otto ihn verſtand. Flüſternd trat er nun mit der Alten in eine Ecke und mehr als einmal flog ein häßliches Lachen über ſein Geſicht. Die Alte ging, einen ſeltſamen Blick auf die ſpäten Gäſte werfend, hinaus und kehrte bald darauf mit Bier, Brot und Käſe zurück. Der Jäger ſchob zwei

Stühle an den Tiſch; ſie lud, ſich umſonſt zur Freundlichkeit zwingend, mit ſtummen Geberden zum Zulangen ein. Hungrig, wie ſie waren, ließen die Freunde es ſich ſchmecken; mittlerweile nahm der Jäger die über dem Ofen hängenden Piſtolen herab, lud ſie, ohne ſich an das Befremden ſeiner Gäſte zu kehren, mit großer Förmlichkeit, ſchüttete ſogar Pulver auf die Pfanne und ſteckte ſie zu ſich. Stillſchweigend ergriff er nun die Lampe und führte die Freunde eine Leiter hinauf in eine alte Bodenkammer hinein, wo ſie bereits ein Strohlager vorfanden Mit einem kurzen: „gute Nacht!" wollte er ſich jetzt wieder mit der Lampe entfernen; Beide erklärten ihm aber gleichzeitig ihren Wunſch, mit Licht verſehen zu werden. „Mit Licht? — fragte er verwundert — es thut mir leid, aber Sie werden bei mir ſchlafen müſſen, wie man im Grabe ſchläft, nämlich im Dunkeln. Meine Mutter hat ſelten eine Kerze im Hauſe und der Lampe bedürfen wir ſelbſt, um — um" — „Um?" fragte Otto, da er ſtockte. „Um den Abendſegen zu leſen, natürlich. — verſetzte er — nur die Gelehrten wiſſen ihn auswendig. Doch, wer weiß, vielleicht iſt das Glück günſtig, und wenn ſich nur noch ein Stümpfchen Licht auftreiben läßt, ſo bringe ich Ihnen die Lampe wieder herauf.“ Der Jäger ging und ließ die Freunde im Dunkeln. „Was meinſt Du?“ ſagte Otto zu Adolph. „Wir werden entweder gar nicht, oder ſehr lange ſchlafen!“ verſetzte dieſer ernſt. „Iſt dort nicht ein Fenſter im Dach?“ fragte Otto. „So ſcheint's — erwiederte Adolph — ich will doch unterſuchen, ob man's öffnen kann. Er tappte zum Fenſter und bemühte ſich, es aufzumachen. In demſelben Augenblick trat der Jäger wieder mit der Lampe ein. Mit finſtrem Geſicht rief er Adolph zu: „Das Fenſter hat die Klinke nur zum Staat, es iſt von außen vernagelt, auch ſind eiſerne Stangen angebracht, wie ich glaube; an friſcher Luft wird's dennoch nicht fehlen, denn drei Scheiben ſind entzwei! Er ging zur Thür zurück, kehrte ſich aber noch einmal um und ſagte: „Wenn unten auch noch Dies und Das vorfällt, ſo laſſen Sie ſich nur nicht ſtören, Sie wird Niemand beunruhigen!“ „Was giebt's denn noch ſo ſpät?“

fragte Adolph heftig. „Ei nun — verſetzte der Jäger ſpöttiſch — eine Waldſchenke hat bei Nacht den meiſten Zuſpruch!“ „Aber ſicher iſt man doch?“ rief Adolph ergrimmt aus. „Jedenfalls ſind wir mit Waffen verſehen!“ bemerkte Otto mit erkünſtelter Ruhe. „Das freut mich!“ entgegnete der Jäger laut lachend und warf die Thür hinter ſich zu, daß die Pfoſten bebten und das Fenſter krachte. „Harras! — rief er draußen — paß auf!“ Der Hund lagerte ſich knurrend, dann gähnend hart vor der Thür. „Abgeriegelt!“ ſagte Otto zu Adolph. Dies ward, da die Thür wirklich mit einem Schubriegel verſehen war, leicht vollbracht. „Gottlob, daß die Lampe einen hinreichenden Vorrath Öl enthält — ſprach Adolph und leuchtete in der Kammer umher — nun wollen wir ſehen, ob ſich unter all' dem Gerümpel, das hier wüſt durcheinander liegt, nicht ein Knittel, oder was es ſei, finden läßt, der uns zur Vertheidigung dienen kann. Jetzt begannen ſie die Muſterung der vielen, in der Kammer aufgeſchichteten Sachen. Otto fiel ein alter Kalender in die Hände, den er nur aufnahm um ihn gleich wieder von ſich zu ſchleudern. Adolph griff nach ihm und durchblätterte ihn. Nach einigen Minuten ließ er ihn mit leichenblaſſem Geſichte zur Erde fallen und ſagte: „Nun weiß ich, wo wir ſind. Dies iſt das Mordloch des (er nannte einen in ganz Deutſchland berüchtigten Miſſethäter, der erſt vor einem halben Jahre in der Univerſitätsſtadt, wo die Freunde ihren Studien oblagen, wegen vielfacher Mordthaten enthauptet worden war), ſein Name iſt in den Kalender eingeſchrieben und vermuthlich ſind wir die Gäſte ſeines Sohnes.“ — Sich den Tod mit allen ſeinen Schrecken und Geheimniſſen lebhaft denken, iſt ſchon der halbe Tod. In voller Glut des jugendlich überſchäumenden Daſeinsgefühls, das, kaum entfeſſelt, ungeſtüm durch alle Adern brauſt und für die Ewigkeit auszureichen ſcheint, plötzlich und ohne vorbereitenden Übergang am Rande des vom Meuchelmord aufgeworfenen Grabes ſtehen, iſt gewiß des Entſetzlichen Entſetzlichſtes. Die Seele zieht ſich zuſammen, wie ein Wurm ſich zuſammenzieht im Schatten des ſchon erhobenen Fußes, der ihn zu zertreten droht; von allen ihren feurigen Wünſchen bleibt ihr nur der einzige, noch einmal, dem Wurm gleich, thieriſch und ohnmächtig wüthend, ihre Lebenskraft und Lebensfähigkeit durch eine letzte Äußerung derſelben, durch einen Stich oder einen Schlag am Mörder ſelbſt darzuthun. Laut auf jubelten die Freunde, als ſie, hinter Bretern verſteckt, ein roſtiges Beil erblickten, im Triumph zogen ſie es hervor und ſchwangen es, Einer nach dem Andern, um's Haupt. „Siehſt Du — ſagte Adolph — es iſt mit Blut befleckt!“ „Beſpritzt — entgegnete Otto ſchaudernd — wie eine Schlächteraxt! Adolph, an eine ſolche Nacht dachten wir nicht, als wir heute morgen ausgingen, um uns einen vergnügten Tag zu machen.‘ Die Sonne ſchien ſo hell und freundlich, ein friſcher Wind ſpielte mit unſern Locken und wir ſprachen von dem, was wir nach drei Jahren thun wollten!“ „Wer pocht!“ fuhr Adolph auf und ging, das Beil zum Schlage empor haltend, zur Thür. „Es iſt der Hund, der ſich kratzt!“ bemerkte Otto. „Du haſt Recht — verſetzte Adolph — das Thier ſchnarcht ſchon wieder laut. Komm, wir wollen uns auf unſer Lager ſetzen und die Lampe auf jenen Block ſtellen!“ Sie thaten dies ſtillſchweigend, Otto blätterte in dem Kalender und las eine Heiligen-Legende, die er enthielt. Adolph ſah mit unverwandtem Geſichte in den hellen Schein der Lampe hinein. „Es iſt doch ſchauerlich — ſprach er nach einem langen Stillſchweigen — an einer Stelle zu ſitzen, wo der Mord vielleicht mehr als einmal an einem harmloſen Schläfer ſein fürchterliches Geſchäft verrichtete, während unten wahrſcheinlich das Meſſer geſchliffen wird, das uns in der nächſten Stunde die eigene Bruſt durchbohren ſoll. Ging nicht die Hausthür?“ „Offenbar — entgegnete Otto, geſpannt aufhorchend — auch höre ich ein Geräuſch, wie von verhaltnen Fußtritten; die Helfershelfer ſtellen ſich ein!“ „Mir lieb — ſagte Adolph und ſprang raſch auf — ich mag auf Nichts warten, und am wenigſten auf den Tod!“ „Wir ſind unſrer Zwei — verſetzte Otto — und ſie ſollen erſt die Leiter hinauf. Ich denke, Alles geht noch gut. Freilich gegen Schießgewehr — — die Leiter knarrt, ſie kommen, auf, ihnen entgegen!“ Mit ſchnellem Rucke ſchob Otto den Riegel der Thür zurück und wollte hinaustreten. Der Hund fletſchte grimmig die Zähne und trieb ihn wieder hinein. Da ertönte die Stimme des Jägers. „Pfui, Harras! — rief er hämiſch — laß die Herren, wenn ſie deinen Schutz zurückweiſen, ſo dränge du ihn nicht auf!“ Der Hund ließ die Ohren hängen und ſchlich gehorſam auf die Seite. Adolph ergriff die Lampe und trat an die Leiter. „Noch nicht eingeſchlafen?“ fragte der Jäger. „Was wollt Ihr noch?“ entgegnete Adolph. „Ja was nur gleich? — verſetzte anſcheinend verlegen der Jäger — irgend etwas war's doch!“ „Ihr ſeid mir verdächtig!“ rief Adolph und ſein Geſicht ſprühte Flammen. „Dann ſind Sie wohl irgendwo Amtmann? — erwiederte der Jäger — die Herren Amtleute können meine Naſe nicht ausſtehen, ſie ſagen, ſie ſei ſchief; finden Sie's auch?“ „Kerl!“ rief Adolph, trat ſo weit vor, als er konnte und ſetzte die Lampe auf den Boden. „Kein Schimpfwort! — verſetzte der Jäger heftig — ich glaube es Ihnen auch ſo, daß Sie von dem Holz ſind, aus dem man Geheimräthe ſchnitzt. Aber — fuhr er, den alten Ton wieder annehmend, fort — ſchieben Sie die Lampe etwas weiter weg, ich habe Huſten, und wenn ich die Flamme aushuſtete, ſo wäre es ſo ſchlimm, als hätte ich ſie ausgeblaſen. Sie ſehen mich, wie es ſcheint, nicht gern oben? Nun, dann thun Sie mir den Gefallen und füllen Sie mir dies Maaß aus der Kiſte, die neben dem Schornſteine ſteht, mit Hafer für meinen kranken Gaul. Ei da haben Sie ja ein Beil? Wenn Sie das in der Taſche als Waffe bei ſich führten, ſo muß ſie geräumig ſein!“ Otto that an Adolphs Statt, was der Jäger begehrte. Er zog ſich hierauf zurück, die Freunde gingen wieder in die Kammer, auch der Hund nahm ſeinen alten Platz auf's Neue ein. „Eine wunderliche Nacht! — ſagte Otto zu Adolph — am Ende iſt der Gauner doch allein im Hauſe, die Spießgeſellen ſind ausgeblieben und er leiſtet, da die Überrumpelung ihm mißlang, auf die Ausführung des Bubenſtücks Verzicht.“ „Möglich — erwiederte Adolph und ſah nach ſeiner Uhr — aber noch iſt's früh.“ Ein Schuß fiel. Gleich darauf entſtand ein ſonderbares Geräuſch vor dem Dachfenſter. „Wer da?“ rief Adolph und leuchtete mit der Lampe hin. Er brach in lautes Lachen aus, denn er erblickte das philiſterhaft-vernünftige Geſicht eines Katers, der, wahrſcheinlich durch den Schuß erſchreckt und vom Licht angezogen, emporgekrochen war und ihn Anfangs, von dem hellen Schein der ihm ſo nah gebrachten Lampe geblendet, unter poſſirlichen Geberden anſtierte, dann davon ſprang. Bald hernach hörten ſie unten einen ſchweren Fall, wie von einem lebendigen Körper, den plötzlich ein Meſſerſtich hinwirft. Dröhnende Schritte ließen ſich vernehmen, dazwiſchen die näſelnde Stimme des alten Weibes. „Wie ſteht's?“ fragte ſie. „Todt!“ antwortete der Jäger dumpf und ſtieß einen Fluch aus. „Jeſus Chriſtus!“ rief die Alte rauh und gellend. Es wurde wieder ſtill. Die Freunde wußten nicht, was ſie aus dem Vorgang machen ſollten. Sie ſetzten ſich auf's Bett. Jeder hing ſeinen Gedanken nach. Endlich verfielen ſie, da Alles ſtumm und lautlos blieb, in einen unruhigen Schlummer. In dieſem Zuſtand halben Wachens und halben Träumens kam es Otto zuletzt vor, als ob er die Lampe erlöſchen ſähe. Haſtig fuhr er auf, glaubte ſich aber getäuſcht zu haben, da er das von der Lampe verbreitete Dämmerlicht noch fortdauern ſah. Da bemerkte er mit unausſprechlicher Freude, daß die Morgenſonne roth und golden in's Fenſter ſchien, und weckte den finſter ausſehenden, ſchlafenden Freund, der, das Beil noch feſt umklammernd, auf die Streu zurückgeſunken war. „Was gibt's?“ rief Adolph und ſprang auf. „Sieh, ſieh!“ ſagte Otto und führte ihn zum Fenſter. „Gelobt ſei Gott! — ſprach Adolph — ich hatte einen häßlichen Traum. Ich glaubte ſchon in Italien zu ſein und ging durch einen Wald. Da ſprang ein Trupp zerlumpter Geſellen aus dichtem Gebüſch hervor und drang unter wildem Geſchrei zu Raub und Mord auf mich ein. Ich, in der Todesgefahr, rufe: hackt denn eine Krähe der andern die Augen aus? Ich bin Euresgleichen, ſeht hier den Beweis! Dabei zieh' ich den kleinen, biegſamen Dolch, den ich, wie Du weißt, auf der Frankfurter Meſſe von einem jüdiſchen Trödler gekauft habe. Die Räuber ſchenken meiner Rede keinen Glauben und lachen mich aus. Nun kommt plötzlich auf ſtattlichem Roß ein zweiter Reiſender daher und Einer aus dem Trupp tritt vor mich hin und ſpricht: Du biſt, was wir ſind? Gut, wir nehmen Dich unter uns auf, nun geh' und mach' an Jenem dort Dein Probeſtück! In dem Augenblicke weckteſt Du mich, und jetzt erinnere ich mich, daß dies die alberne Geſchichte iſt, die mein verſtorbener Oheim ſo oft als ihm begegnet erzählte, und die ich ihm niemals glaubte, weil die Frage nach dem Ausgang des verwickelten Handels ihn immer in Verwirrung brachte."

„Wir wollen dieſe Nacht und ihre Träume vergeſſen — ſagte Otto — und uns dem vollen, friſchen Gefühl des Lebens hingeben, ohne Maß, wie einem Rauſch! Zum erſten Mal dürfen wir es als ein, wenn nicht erworbenes, ſo doch durch Wachſamkeit und Vorſorge erhaltenes koſtbares Gut betrachten, nicht mehr als bloßes Geſchenk!" Adolph drückte ihm warm und kräftig die Hand. Jetzt erſcholl die Stimme der

Alten, die mit Andacht ihr Morgenlied abſang. Deutlich vernahm man die fromme Gellertſche Strophe:

Wach auf, mein Herz, und ſinge
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber aller Güter,
Dem treuen Menſchenhüter!

Unwillkürlich ſtimmten die Freunde mit ein und ſtiegen die Leiter hinunter. Am Fuß derſelben trat ihnen, freundlich grüßend, der Jäger entgegen. Sein Geſicht kam ihnen bei weitem nicht mehr ſo unangenehm vor, wie am Abend vorher und in der Nacht. Sie waren ſchon geneigt, ihm in ihrem Herzen Abbitte zu thun, da bemerkten ſie auf's Neue jenen boshaften Zug um den Mund und jenes verdächtige Lächeln, und der Menſch wurde ihnen widerlicher, wie je. Er entſchuldigte ſich, daß er ſie noch ſo ſpät habe ſtören müſſen. „Freilich — ſetzte er hinzu — konnte ich nicht wiſſen, daß Sie mit offenen Augen ſchliefen, wie die Haſen, und mich, ſo leiſe ich auftrat, hören würden.“ Dann führte er ſie in das Wohnzimmer, wo die Alte bereits mit Bereitung eines Kaffee's beſchäftigt war, deſſen aromatiſcher Duft ihnen kräftig und ſtärkend entgegen drang. Schweigend, wie ſie es der Klugheit gemäß erachten mußten, genoſſen ſie dieſen. Hierauf erkundigten ſie ſich bei dem Jäger, der ſeinen Hund wuſch und kämmte, nach ihrer Schuldigkeit. Lakoniſch und ohne aufzuſehen verſetzte er, er habe ſich ſchon bezahlt gemacht. „Fehlt Dir etwas von Deinen Sachen?“ fragte Adolph, der ſich nicht länger halten konnte, ſeinen Freund mit Spott. Als Otto dies verneinte, ſagte er zu dem Jäger: „Auch ich habe das Meinige beiſammen, darum nennt die Zeche!“ „Meine Herren! — rief der Jäger und leerte, an den Tiſch tretend, ein Glas Bier — ich will nicht länger Verſteckens mit Ihnen ſpielen. Sie lagen die Nacht hindurch auf der Folter und die Folter hat man umſonſt!“ „Eine Aufrichtigkeit ſonder Gleichen!“ verſetzte Adolph und ſah Otto an. „Nicht wahr — fuhr der Jäger fort — ich irrte mich nicht? Ich bin in Ihren Augen, was der Blutmann in den Augen der Kinder iſt?“ „Ganz recht, mein Freund — ſagte Adolph und klopfte ihn mit unterdrücktem Grimm auf die Schulter — Ihr ſeid der rechte Sohn Eures Vaters!“ „Das verſteh ich nicht — entgegnete der Jäger und erglühte über und über — aber dies verſprech' ich mir, nicht ohne Schamröthe ſollen Sie mein ſchlechtes Haus verlaſſen. Sehen Sie die alte Frau dort, die Ihnen geſtern Abend Brot und Bier brachte und heut' morgen den Kaffee? Es iſt meine Mutter! Sie hat keine Zähne mehr; auch von den Ihrigen werden Sie zwei und dreißig vermiſſen, wenn Sie einmal ſiebzig Jahre zählen. Sie iſt einäugig, aber nur, weil die Hand eines böſen Buben ihr das linke Auge ausſchlug, als ſie in ihrer einſamen Hütte überfallen wurde und ihres Mannes ſauer verdienten Sparpfennig nicht gutwillig hergeben wollte. Und nun hören Sie. Ich ſtand geſtern Abend ſchon hinter Ihnen, als Sie, in's Fenſter ſchauend, meine arme Wohnung betrachteten, und wollte Sie eben zuvorkommend, wie es ſich geziemt, zum gaſtlichen Eintritt einladen, da begannen Sie Ihre ſchnöden Bemerkungen über meine Mutter, die mich um ſo mehr verdroſſen, je beſſer ich es mit Ihnen im Sinne gehabt hatte. Hitzig, wie ich bin, hätte ich auf der Stelle, verzeihen Sie, daß ich es ſage, mit meinem derben Eichenſtock drein ſchlagen mögen, aber ich ließ den bereits erhobenen Arm wieder ſinken, denn mir kam der Gedanke einer gründlicheren Rache, ich nahm mir vor, Sie zur Strafe für Ihren ungerechten Verdacht in der Phantaſie alles Schreckliche durchempfinden zu laſſen, das Sie in Wirklichkeit bei mir getroffen hätten, wenn ich geweſen wäre, wofür Sie mich halten zu dürfen glaubten. So trat ich denn mit meiner Einladung zu Ihnen heran, ſuchte Sie aber, ſobald ich Sie im Bereich meiner vier Pfähle ſah, durch Zweideutigkeiten aller Art zu den ſchlimmſten Vermuthungen aufzuregen, und konnte dies um ſo eher die halbe Nacht hindurch fortſetzen, als mich ohnehin die Pflege meines kranken Gauls, der leider um ein Uhr todt hinfiel, nicht an's Bett denken ließ.“ „Alſo war es — unterbrach Otto den Jäger, der Tod des Gauls, den Ihr Eurer Mutter auf ihre Frage, wie's ſtünde, verkündetet?“ „Auch das haben Sie gehört? — verſetzte Jener — nun, der Zufall hat mir beſſer gedient, als ich ahnen konnte! Wahrlich, daran dachte ich nicht, aller Muthwille verging mir, als ich das ſchöne treue Thier, das ich erſt vor wenigen Wochen um theuren Preis erſtand, zuſammenbrechen und die vier Füße von ſich ſtrecken ſah, ich ſchüttete den Hafer über den todten Körper aus und warf das Maaß an die Wand, daß es zerbrach!“ „Seid Ihr — fragte Adolph — nicht der Sohn des —?“ Er nannte den Namen des ſchon erwähnten berüchtigten Mörders, den er mit eigenen Augen hatte köpfen ſehen. „Heiliger Gott, nein — erwiederte der Jäger entſetzt — wie kommen Sie zu einer ſolchen Frage?“ „Ein alter Kalender — warf Otto ein — den wir oben fanden, veranlaßte dieſen Irrthum, der uns in der Nacht mit Grauen erfüllte und ohne den Euer Plan gewiß nicht ſo gut geglückt wäre.“ „Was in der Kammer Alles liegen mag — verſetzte der Jäger — weiß ich nicht, ich habe mich noch nicht darum kümmern können, denn ich bin erſt ſeit Kurzem im hieſigen Revier angeſtellt und habe bis auf Weiteres in dieſer Mordhöhle, die nächſtens eingeriſſen und an deren Stelle ein ordentliches Haus aufgeführt werden ſoll, Quartier nehmen müſſen.“ „Ihr ſeid ein braver Mann — rief Adolph aus und legte ſeine Börſe auf den Tiſch — nehmt das als Beiſteuer zu einem neuen Gaul!“ Otto wollte in ſtudentiſcher Unbekümmertheit um den nächſten Tag daſſelbe thun, doch der Jäger ſchob das Geld zurück und ſagte: „Ich nehme keinen Pfennig, es iſt genug, wenn wir uns gegenſeitig vergeben.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Gyges und ſein Ring.

Gyges und ſein Ring.

Eine Tragödie in fünf Acten

von

Friedrich Hebbel.

(Den Bühnen gegenüber Manuſkript.)

Wien.
Verlag von Tendler und Comp.
1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einen Regenbogen, der, minder grell als die Sonne,
Strahlt in gedämpftem Licht, ſpannte ich über das Bild;
Aber er ſollte nur funkeln und nimmer als Brücke dem Schickſa
Dienen, denn dieſes entſteigt einzig der menſchlichen Bruſt.

Perſonen.

Kandaules, König von Lydien.
Rhodope, ſeine Gemahlin.
Gyges, ein Grieche.
Lesbia,
Hero, } Sclavinnen.
Thoas,
Karna, } Sclaven.
Volk.

[Die Handlung iſt vorgeſchichtlich und mythiſch; ſie ereignet ſich innerhalb eines Zeitraums von zwei Mal vier und zwanzig Stunden.]

Erſter Act.

Halle.

(Kandaules und Gyges treten auf. Kandaules ſchnallt ſich das Schwert um, Thoas folgt mit dem Diadem.)

Kandaules

Heut ſollſt Du ſeh'n, was Lydien vermag! —
Ich weiß, Ihr Griechen, wenn auch unterwürfig,
Weil Ihr nicht anders könnt, tragt knirſchend nur
Das alte Joch und ſpottet Eurer Herrn.
Auch wird nicht leicht was auf der Welt erfunden,
Das Ihr nicht gleich verbeſſert: wär's auch nur
Der Kranz, den Ihr hinzufügt, einerlei,
Ihr drückt ihn d'rauf und habt das Ding gemacht!

Thoas

(reicht ihm das Diadem).

Kandaules.

Das neue Diadem! Was ſoll mir dieß?
Haſt Du Dich auch vielleicht im Schwert vergriffen?
Ja, beim Heracles, deſſen Feſt wir feiern!
Ei, Thoas, wirſt Du kindiſch vor der Zeit?

Thoas.

Ich dachte —

Kandaules.

Was?

Thoas.

Seit fünf Jahrhunderten
Erſchien kein König anders bei den Spielen,
Die Dein gewalt'ger Ahn geſtiftet hat,
Und als Du es das letzte Mal verſuchteſt,
Die alten Heiligthümer zu verdrängen,
Da ſtand das Volk entſetzt und ſtaunend da
Und murrte, wie noch nie!

Kandaules.

Nun meinſt Du denn,
Ich hätt's mir merken und mich beſſern ſollen,
Nicht wahr?

Thoas.

O Herr, nicht ohne einen Schauder
Berühre ich dieß Diadem, und nie
Hab' ich dieß Schwert am Griff noch angefaßt,
Das alle Heracliden einmal ſchwangen.
Doch Deinen neuen Schmuck betracht' ich ganz,
Wie jedes and're Ding, das glänzt und ſchimmert
Und das man hat, wenn man's bezahlen kann.
Nicht an Hephäſtos brauche ich dabei
Zu denken, der dem göttlichen Achill
Die Waffen ſchmiedete, und in dem Feuer,

Worin er Zeus die Donnerkeile ſtählt,
Auch nicht an Thetis, die durch ihre Töchter
Ihm Perlen und Korallen fiſchen ließ,
Damit es an der Zierde nicht gebreche:
Ich kenn' den Mann ja, der das Schwert geliefert,
Und Jenen, der das Diadem gefügt!

Kandaules.

Nun, Gyges?

Thoas.

Herr, die Treue ſpricht aus mir,
Bin ich zu kühn, ſo bin ich's Deinetwegen!
Und glaube mir: die vielen Tauſende,
Die hier zuſammen ſtrömen, wenn ſie auch
In feinrer Wolle geh'n und leckrer eſſen,
Sind ganz ſo thörigt oder fromm, wie ich.
Dein Haupt und dieſer Reif, das ſind für ſie,
Trau Deinem Knecht, zwei Hälften Eines Ganzen
Und eben ſo Dein Arm und dieſes Schwert.

Kandaules.

Das denken Alle?

Thoas.

Ja, bei meinem Kopf!

Kandaules.

So darf's nicht länger bleiben! Nimm denn hin
Und thu, was ich gebot.

Thoas

(mit dem alten Schmuck ab

Gyges.

Du that'ſt ihm weh.

Kandaules.

Ich weiß, doch ſprich: wie hätt' ich's ändern können?
Wahr iſt, was er geſagt! Hier gilt der König
Nur ſeiner Krone wegen und die Krone
Des Roſtes wegen. Weh dem, der ſie ſcheuert,
Je blanker, um ſo leichter an Gewicht.
Allein, was hilft's, wenn man ſich nun einmal
So weit vergaß, weil man's nicht mehr ertrug,
Blos durch den angeſtammten Schmuck zu glänzen,
Zu gelten, wie geprägte Münzen gelten,
Die Keiner wägt und mit den Statuen,
Die in geweihten Tempelniſchen ſteh'n,
Die ſchnöde Unverletzlichkeit zu theilen:
Man kann doch nicht zurück?

Thoas

(kommt mit dem neuen Schmuck).

Kandaules.

So iſt es recht!

(er ſetzt das Diadem auf)

Das ſitzt! Und Alles, was mein Königreich
Im Schacht der Berge und im Grund des Meeres
An Perlen und Kleinodien nur liefert,
Nicht mehr, noch weniger, iſt hier vereint:
Der Edelſtein, den man bei uns nicht findet,
Und wär' er noch ſo ſchön, iſt ſtreng verbannt,

Doch freilich ließ ich auch für den noch Platz,
Den man in hundert Jahren erſt entdeckt. —
Begreifſt Du nun?

(zu Gyges)

Das and're eignet ſich
Für einen Rieſenkopf, wie Eure Bildner
Ihn meinem Ahnherrn wohl zu geben pflegen,
Wenn er im Löwenfell mit plumper Keule
Von eines Brunnens moos'gem Rand herab
Die Kinder Euch erſchrecken helfen ſoll.

(er gürtet ſich das Schwert um)

Dieß Schwert iſt etwas leichter, wie das alte,
Doch dafür kann man's ſchwingen, wenn man muß,
Und nicht blos draußen, unterm freien Himmel,
Wo die Giganten ſich mit Felſen werfen,

(er zieht's und ſchwingt's)

Nein, auch in menſchlich engem Raum, wie hier!
Drum, Thoas, ſpar' Dir ja die dritte Rede,
Die zweite hört' ich heut!

Thoas.

Vergieb mir, Herr!
Doch weißt Du: nicht die jungen Glieder ſind's,
In denen ſich ein Witt'rungswechſel meldet,
Die alten Knochen ſpüren ihn zuerſt! (ab).

Gyges.

Er geht betrübt.

Kandaules.

Gewiß, er ſieht's nicht gern,
Daß jetzt der nächſte Donnerkeil mich trifft
Und das ſteht feſt für ihn, es wäre denn,
Daß mich die Erde früher ſchon verſchlänge,
Wenn nicht der Minotaurus gar erſcheint! —
So ſind ſie, denke darum aber nicht
Gering von ihnen. Nun, noch heute wirſt Du
Sie ſpielen ſeh'n!

Gyges.

Und wünſche, mitzuſpielen.

Kandaules.

Wie, Gyges?

Gyges.

Herr, ich bitte Dich darum!

Kandaules.

Nein, nein, Du ſollſt an meiner Seite ſitzen,
Damit ein Jeder ſieht, wie ich Dich ehre,
Und wie ich will, daß man Dich ehren ſoll.

Gyges.

Wenn Du mich ehrſt, ſo ſchlägſt Du mir's nicht ab.

Kandaules.

Du weißt nicht, was Du thuſt! Kennſt Du die Lyder?
Ihr Griechen ſeid ein kluges Volk, Ihr laßt
Die Andern alle ſpinnen und Ihr webt.
Das giebt ein Netz, wovon kein einz'ger Faden
Euch ſelbſt gehört und das doch Euer iſt!

Wie leicht wär's zugezogen und wie raſch
Die ganze Welt gefangen, wenn der Arm
Des Fiſchers nur ein wenig ſtärker wäre,
Der es regieren ſoll. Da aber fehlt's!
Ihr könnt durch keine Kunſt die Nervenſtränge
Uns aus dem Leibe haspeln, darum ſtellen
Wir uns viel blinder, als wir wirklich ſind
Und gehn zu unſ'rem eig'nen Spaß hinein:
Ein kleiner Ruck macht uns ja wieder frei.

Gyges.

Wir feiern dieſe Spiele auch.

Kandaules.

Ja, ja!
So unter Euch! Da ringt der Dorier
Mit dem Jonier und miſcht am Ende
Gar der Böotier ſich mit hinein,
So glaubt Ihr, Ares ſelber ſchaue zu
Und merke ſich mit Schaudern jeden Streich.
Gyges, und wenn Du alle Preiſe dort
Errungen hätteſt, warnen müßt' ich Dich,
Hier auch nur um den letzten mitzukämpfen.
Denn wild und blutig ging es immer her,
Doch würdeſt du, der Grieche und mein Günſtling,
Auch nur um einen Zweig der Silberpappel,
Wie man ſie heut zu Tauſenden verſtreut:
Du kämſt mit Deinem Leben nicht davon.

Gyges.

Nun habe ich Dein Ja, Du kannſt mir's jetzt
Nicht länger vorenthalten!

Kandaules.

Nimmſt Du's ſo?
Dann muß ich ſchweigen!

Gyges.

Herr, ich kam nicht blos,
Zu bitten! (er zieht einen Ring hervor)
Nimm! Es iſt ein Königsring!
Du ſiehſt ihn an, Du findeſt Nichts an ihm,
Du ſtaunſt, daß ich ihn Dir zu bieten wage,
Du wirſt ihn nehmen, wie vom Kind die Blume,
Nur um die arme Einfalt nicht zu kränken,
Die Dir ſie brach, nicht, weil ſie Dir gefällt.
Unſcheinbar iſt er, das iſt wahr, und ſchlicht,
Und dennoch kannſt Du für Dein Königreich
Ihn Dir nicht kaufen, noch ihn mit Gewalt,
Trotz aller Deiner Macht, dem Träger rauben,
Wenn er ihn Dir nicht willig reichen will.
Trägſt Du ihn ſo,
(mit Zeichen und Geberden)
daß das Metall nach vorn
Zu ſitzen kommt, ſo iſt er blos ein Schmuck,
Vielleicht auch keiner, aber drehſt Du ihn
So weit herum, daß dieſer kleine Stein,
Der dunkelrothe, um ſich blitzen kann,

So biſt Du plötzlich unſichtbar und ſchreiteſt
Wie Götter in der Wolke, durch die Welt.
Darum verſchmäh' ihn nicht, denn noch einmal:
Es iſt ein Königsring und dieſen Tag
Erſah ich längſt, ihn Dir zu übergeben,
Du biſt der Einz'ge, der ihn tragen darf!

Kandaules.

Von unerhörten Dingen kam auch uns
Die Kunde zu, man ſprach von einem Weibe,
Medea hieß ſie, welche Künſte trieb,
Die ſelbſt den Mond herab zur Erde zogen,
Doch nie vernahm ich noch von dieſem Ring.
Woher denn haſt Du ihn?

Gyges.

Aus einem Grabe,
Aus einem Grabe in Theſſalien!

Kandaules.

Du haſt ein Grab erbrochen und entweiht?

Gyges.

Nein, König, nein! Erbrochen fand ich's vor!
Ich kroch nur blos hinein, um mich vor Räubern
Zu bergen, die in großer Ueberzahl
Mir auf der Fährte waren und mich hetzten,
Als ich in abenteuerlichem Triebe
Das öde Waldgebirge jüngſt durchſtrich.
Die Aſchenkrüge waren umgeſtoßen,
Die Scherben lagen traurig durcheinander

Und in dem falben Strahl der Abendſonne,
Der durch die Ritzen des Gemäuers drang,
Sah ich ein Wölkchen blaſſen Staubes ſchweben,
Das vor mir aufſtieg, als der letzte Reſt
Der Todten, und ſo ſeltſam mich bewegte,
Daß ich, um meines Gleichen, meine Väter
Vielleicht, nicht unwillkürlich einzuathmen,
Den Odem lange anhielt in der Bruſt.

Kandaules.

Nun? Und die Räuber?

Gyges.

Hatten meine Spur
Verloren, wie's mir ſchien, denn fern und ferner
Verhallten ihre Stimmen und ich glaubte
Mich ſchon geſichert, wenn ich auch noch nicht
Mein dämm'riges Aſyl verließ. Als ich
Nun ſo auf meinen Knieen kauerte,
Erblickte ich auf einmal dieſen Ring,
Der aus dem wüſten Trümmerhaufen mir
Mit ſeinem Stein, wie ein Lebendiges,
Faſt an ein ſcharfes Schlangen-Auge mahnend,
Entgegenfunkelte. Ich hob ihn auf,
Ich blies die Aſche von ihm ab, ich ſprach:
„Wer trug Dich einſt am längſt zerſtäubten Finger?"
Und um zu ſehen, ob's ein Mann geweſen,
Steckt' ich ihn an. Doch das war kaum geſchehn,
So ſchrie man draußen: „Halt! dort muß er ſein!

Siehſt Du das Grab? Heran, heran, Gefährten,
Wir haben ihn!“ und raſch erſchien der Trupp.
Ich aber, um nicht wehrlos, wie ein Thier,
Das man in eine Höhle trieb, geſchlachtet
Zu werden, ſprang hervor und ſtürzte ihnen
Entgegen, hoch in meiner Hand das Schwert.
Die Sonne war dem Untergange nah
Und ſtrahlte, wie die Kerze, welche bald
Erlöſchen ſoll, noch einmal doppelt hell.
Doch ſie, als wär' für ſie allein die Nacht
Schon eingebrochen, ſtürmten, grimmig fluchend,
An mir vorbei und reihten ſich um's Grab.
Das ward nun ſtreng durchſucht und als ſie mich
Nicht fanden, höhnten ſie: „Was thut's, er trug
Wohl auch Nichts bei ſich, als das trotz'ge Auge,
Das uns mit ſeinem kecken Blick ſo reizte,
Und dieſes bläſ't ihm ſchon ein And'rer aus!“
Nun abermals, doch langſam und verdrießlich,
Ja, ſpähend, und mir ſelbſt in's Antlitz ſtierend,
An mir vorbei und wieder nicht geſehn!

Kandaules.

Da dachteſt Du —

Gyges.

Nicht an den Ring! Noch nicht!
Ich glaubte, daß ein Gott mich durch ein Wunder
Gerettet, auf die Kniee warf's mich nieder
Und zu dem Unſichtbaren ſprach ich ſo:

Ich weiß nicht, wer Du biſt, und wenn Du mir
Dein Antlitz nicht enthüllſt, ſo kann ich Dir
Das Thier nicht opfern, das Dir heilig iſt.
Allein zum Zeichen, daß ich dankbar bin
Und nicht des Muth's ermang'le, bring' ich Dir
Den wildeſten von dieſen Räubern dar,
Dieß ſchwör' ich hier, wie ſchwer es immer ſei.
Nun eilt' ich ihnen nach und miſchte mich
In ihren Haufen, und ein Grauen faßte
Mich vor mir ſelbſt, wie ſie mich nicht allein
Gar nicht bemerkten, ſondern durch mich hin,
Als wär' ich bloße Luft, zuſammen ſprachen,
Ja ſelbſt das Brot ſich reichten und den Wein.
Mein Blick umflorte ſich und ſchweifend fiel
Er auf den Stein des Ringes, der mir roth
Und grell von meiner Hand entgegen ſprühte
Und raſtlos quellend, wallend, Perlen treibend
Und ſie zerblaſend, einem Auge glich,
Das ewig bricht in Blut, was ewig raucht.
Ich drehte ihn, aus Nothwehr möcht' ich ſagen,
Aus Angſt, denn alle dieſe Perlen blitzten,
Als wären's Sterne, und mir ward zu Muth,
Als ſchaut ich in den ew'gen Born des Lichts
Unmittelbar hinein, und würde blind
Vom Uebermaß, wie von der Harmonie
Der Sphären, wie es heißt, ein Jeder taub.
Da aber fühlt' ich kräftig mich gepackt,

Und: „Was iſt das? Ei, wer hielt ihn verſteckt?
Der Spaß iſt gut!“ erklang's um mich herum.
Zehn Fäuſte griffen nun mir nach der Kehle,
Zehn and're riſſen am Gewande mir
Und blieb die plumpſte für den Ring nicht übrig,
So war ein ſchmählich Ende mir gewiß.
Doch plötzlich hieß es: „Ei, der iſt nicht arm,
Das iſt ein guter Fang, ſeht, blankes Geld,
Sogar ein Edelſtein, nur her damit!“
Allein faſt in demſelben Odemzug
Erſcholl's: „Ein Gott! Ein Gott iſt unter uns!“
Und Alle lagen mir zu Füßen da.

Kandaules.

Sie hatten, wie ſie an dem Ring Dir zerrten,
Ihn wieder umgedreht und ſchauderten,
Als Du verſchwandeſt, wie ein Wolkenbild.

Gyges.

So muß es ſein. Ich aber drehte ihn,
Jetzt endlich eingeweiht in ſein Geheimniß,
Stolz und verwegen noch einmal und rief:
Ein Gott, ja wohl, und Jeder büßt mir nun!
Dann drang ich auf ſie ein, und ſie, entſetzt,
Als hätte ich den Donner in den Händen
Und tauſend neue Tode mir zur Seite,
Behielten kaum zur Flucht noch Muth und Kraft.
Doch ich verfolgte ſie, als müßte ich

Für die Erynnien den Dienſt verſehen
Und nicht ein Einziger kam mir davon!
Dann wollt' ich mit dem Ring zurück zum Grabe,
Allein obgleich ich mir mit blut'gen Leichen
Den Weg bezeichnet hatte: nicht am Abend
Und nicht des Morgens ließ es ſich mehr finden
Und wider meinen Willen blieb er mein.

Kandaules.

Das iſt ein Schatz, wie keiner!

Gyges.

Sagt' ich's nicht?
Ein Königsring! Drum, König, nimm ihn hin!

Kandaules.

Erſt nach dem Kampfe!

Gyges.

Herr, ich trug ihn nie
Seit jenem Tag und trag' ihn niemals wieder!
Biſt Du mit Holz ſo geizig? Keines Waldes
Bedarf es ja zu meinem Scheiterhaufen,
Ein Baum genügt, und traue dieſem Arm,
Er wird Dir auch wohl noch den Baum erſparen!

Kandaules.

So gieb! Ich prüf' ihn!

Gyges.

Und ich wappne mich!

(Beide ab.)

Gemach der Königin.

(Rhodope nebſt ihren Dienerinnen, Lesbia und Hero darunter, tritt auf.)

Rhodope.

Nun freut Euch, liebe Mädchen, heute iſt
Es Euch vergönnt! So ſehr ich's tadeln muß,
Wenn Ihr an andern Tagen auch nur lauſcht,
So hart ich meine munt're Hero geſtern,
Als ſie den Baum erſtieg, geſcholten hätte,
Wenn nicht zu ihrer Strafe gleich ein Zweig,
So leicht ſie iſt, mit ihr gebrochen wäre,
Weil er zu ſchwach für ſo viel Neugier war —

Hero.

O Königin, wenn Du's geſehen haſt,
So weißt Du auch, daß ich den dichteſten
Von allen Bäumen unſers Gartens wählte.

Rhodope

Den dichteſten? Kann ſein! Doch ganz gewiß
Den, der am nächſten an der Mauer ſtand.

Hero.

Den allerdichteſten! Ich kletterte
In eine wahre grüne Nacht hinein!
Es war faſt ſchauerlich, den gold'nen Tag
So hinter ſich zu laſſen und im Dunkeln
Doch fort zu kriechen.

Rhodope.

Warum that'ſt Du's denn?

Hero.

Nicht, weil ich dem Olymp um ein Paar Fuß
Mich nähern wollte! Nein, das überließ ich
Der Nachtigall, die mir zu Häupten ſchlug.
Ich wollte — — Aber lache nicht! Ich kann
Das Wiegen nicht vergeſſen, und ich wollte
Mich oben etwas wiegen!

Rhodope.

Weiter Nichts?

Hero.

Und nebenbei, doch wirklich nebenbei,
Ganz nebenbei, ein wenig ſpäh'n, ich wüßte
Es gar zu gern, ob dieſen unſern Garten,
Wie uns der finſt're Karna immer ſagt,
Ein See umgiebt.

Lesbia.

Ein See!

Hero.

Du weißt es beſſer!

Lesbia.

Ei, haſt Du's hier noch jemals rauſchen hören,
Und iſt ein See ſo ruhig, wie Du ſelbſt?

Rhodope.

Ich will nicht weiter fragen, denn ich weiß,
Daß Du's nicht wieder thuſt. Nie fiel ein Mädchen
So ſanft, wie Du, und nie erſchrak es ſo!

Lesbia

Ja, alle Glieder waren hin!

Hero.

Ich wäre
Gar nicht gefallen, denn ein ſtärk'rer Zweig
War nah genug, der aber ſchaukelte
Ein Neſt mit jungen Vögeln und ich wollte
Ihn nicht betreten, um die zarte Brut,
Die ſchon die federloſen Flügel regte,
Nicht aufzuſcheuchen!

Lesbia.

Dieſes alſo war's?
Sie fliegen aber dennoch auf, Du griffſt
Zuletzt gewiß noch zu, um Dich zu halten!

Rhodope.

Neckt Euch, ſo lang' Ihr wollt, dieß iſt der Tag,
An dem für Euch das enge Haus ſich öffnet,
Nun treibt es, wie Ihr mögt, und ſeht Euch ſatt.

Hero.

Und Du?

Rhodope.

Schaut nicht auf mich! Was Euch erlaubt,
Iſt mir nur nicht verboten, heute kann
Ich Euch nicht Muſter und nicht Vorbild ſein.

Hero.

So willſt Du abermals das Feſt nicht ſehn?

Rhodope.

Um Dich nicht in der Fröhlichkeit zu ſtören! —
Bei uns iſt das nicht Sitte, und mir wär's,
Als ob ich eſſen ſollte ohne Hunger
Und trinken ohne Durſt. Auch ſcheint es mir,
Daß unſ're Weiſe beſſer iſt, als Eure,
Denn niemals kommt Ihr ohne Schauder heim
Von dieſen Feſten, die Euch erſt ſo locken,
Und das iſt mir die Liebſte, die den tiefſten
Empfindet und zum zweiten Mal nicht geht.
Das ſoll für Euch kein Tadel ſein, o nein,
Es freut mich nur, daß meine Lesbia,
Die unter Euch erwuchs, ſo fühlt, wie ich!

Lesbia.

Wirſt Du mir heut vergeben — —

Rhodope.

Was denn nur?
Was ſoll ich Dir vergeben? Willſt Du mit?
O, hätt' ich dieſes Lob zurück! Sie ſchämt
Sich jetzt, die Tochter ihres Volks zu ſein
Und hat's nicht Urſach'. Bin ich ſelbſt was Andres?
Geh, geh und ſag' mir, wer der Sieger war!

Hero.

Gewiß wird auch der junge Gyges kämpfen,
Der dieſe ſchöne Stimme hat.

Rhodope.

Du kennſt
Schon ſeine Stimme?

Hero.

Ja, doch weiter Nichts!
Heut werden wir ihn ſeh'n, und glaube mir,
Auch ſie geht nur, weil er erſcheint!

Lesbia.

Ich kann
Noch immer bleiben und Dich Lügen ſtrafen!

Hero.

Du thuſt es nicht!

Kandaules
(tritt raſch ein).

Rhodope, ſei gegrüßt! —
Doch — Weißt Du, wer ich bin? Ein Hermenwächter,
Ein Gränzpfahlkönig, der die Ellen freilich,
Doch nie die Schwerter mißt und Schuld d'ran iſt,
Daß die zwölf Thaten des Heracles nicht
Durch vier und zwanzig and're größere
Längſt überboten ſind. Wenn Du's nicht glaubſt,
So frage nur den grimmigen Alkäos,
Du kennſt ihn nicht? Ich auch ſeit heute erſt!
Und weißt Du, wie ich Menſchen glücklich mache?
Ich ſpreche: Jüngling, komm', da iſt ein Kern,
Den ſtecke in die Erde und begieße
Den Fleck mit Waſſer, thu' es Tag für Tag

Und ſei gewiß, daß Du mit weißen Haaren
Für Deine Mühe Kirſchen eſſen wirſt,
Ob ſüße oder ſaure, ſiehſt Du dann!
Als Währsmann ſtelle ich den Agron Dir,
Den würd'gen Freund des würdigen Alkäos,
Ihm völlig gleich, nur nicht ſo weiß im Bart.

Rhodope.

Du biſt vergnügt!

Kandaules.

Wie ſollte ich's nicht ſein?
Wenn auch Alkäos mir in off'nem Aufſtand
Entgegen treten will, ſobald ich's wage,
Vor ihm ſo zu erſcheinen, wie vor Dir,
Ich meine mit dem neuen Diadem:
Agron wird mich beſchützen, und ich ſoll
Zum Dank mich nur verpflichten, Du wirſt ſtaunen,
Wie mild er's mit mir vor hat, nie den Putz
Mehr zu verändern und ein Schwert zu tragen,
Das meine ganze Kraft durch's Zieh'n erſchöpft.

Rhodope.

Woher denn weißt Du das?

Kandaules.

Durch keinen Späher,
Noch weniger durch einen falſchen Freund:
Von ihnen ſelbſt, durch ihren eig'nen Mund.

Rhodope.

Du ſpotteſt meiner Frage.

Kandaules.
Nein doch, nein!
Ich ſprech' im vollſten Ernſt! Ich ſtand dabei,
Wie ſie, die Nägel in die Tiſche grabend
Und mit gewetztem Zahn die eig'ne Lippe,
Als wär' es fremdes, wildes Fleiſch, benagend,
Sich's ſchwuren und ſie halten es gewiß.
Es gilt hier eine Art von Gottesurtheil,
Der Eine haut nach mir, der And're wehrt
Und Dyke kann entſcheiden, wenn ſie mag.

Rhodope.
So hätteſt Du gelauſcht? Das glaub' ich nicht.
Wenn ich wo bin, wo man mich nicht erwartet,
So mach' ich ein Geräuſch, damit man's merkt
Und ja nicht ſpricht, was ich nicht hören ſoll,
Und Du — nein, nein, das thut ein König nicht!

Kandaules.
Gewiß nicht! — Doch, Du kannſt es nicht errathen!
Siehſt Du den Ring? Wie theuer hältſt Du ihn?

Rhodope.
Ich weiß ja nicht, von wem er kommt.

Kandaules.
Von Gyges!

Rhodope.
Da wird er Dir unſchätzbar ſein!

Kandaules.
Er iſt's!

Doch ahnſt Du nicht, warum. Vernimm's und ſtaune,
Unſichtbar macht er Jeden, der ihn trägt.

Rhodope.

Unſichtbar?

Kandaules.

Eben hab' ich's ſelbſt erprobt.
Nicht wieder klettern, Hero! Nur die Vögel
Verſtecken ſich im Laube!

Rhodope.

Lesbia!

Kandaules.

Durch alle Thüren ſchreit' ich hin, mich halten
Nicht Schloß noch Riegel fern!

Rhodope.

Wie fürchterlich!

Kandaules.

Für jeden Böſen, meinſt Du.

Rhodope.

Nein doch, nein!
Für jeden Guten noch viel mehr! (zu Lesbia) Kannſt Du
Noch ruhig athmen, wirſt Du nicht in Scham
Verglühn, nun Du dieß weißt? Herr, wirf ihn fort,
Hinunter in den tiefſten Fluß! Wem mehr
Als Menſchenkraft beſchieden iſt, der wird
Als Halbgott gleich geboren! Gieb ihn mir!
Man ſagt bei uns, daß Dinge, die die Welt
Zertrümmern können, hie und da auf Erden

Verborgen ſind. Sie ſtammen aus der Zeit,
Wo Gott und Menſch noch miteinander gingen
Und Liebespfänder tauſchten. Dieſer Ring
Gehört dazu! Wer weiß, an welche Hand
Ihn eine Göttin ſteckte, welchen Bund
Er einſt beſiegeln mußte! Grauſ't Dich nicht,
Dir ihre dunkle Gabe anzueignen
Und ihre Rache auf Dein Haupt zu ziehn?
Mich ſchaudert, wenn ich ihn nur ſeh'! So gieb!

Kandaules.

Um Einen Preis! Wenn Du als Königin
Beim Feſte heut erſcheinen willſt.

Rhodope.

Wie kann ich!
Du holteſt Dir von weit entleg'ner Gränze
Die ſtille Braut, und wußteſt, wie ſie war.
Auch hat's Dich einſt beglückt, daß vor dem Deinen
Nur noch das Vaterauge auf mir ruhte
Und daß nach Dir mich Keiner mehr erblickt.

Kandaules.

Vergieb! Ich denke nur, der Edelſtein,
Den man nicht zeigt —

Rhodope.

Lockt keine Räuber an!

Kandaules.

Genug! Ich bin ja an dieß Nein gewöhnt!
Bläſ't auch der friſche Wind an allen Orten

Die Schleier weg: Du hältſt den Deinen feſt.
(Muſik)
Der Zug! Da darf der König ja nicht fehlen.

Rhodope.

Und die Empörer? Heute thut's mir weh,
Daß ich nicht mit Dir gehen darf.

Kandaules.

Hab' Dank!
Doch ängſtige Dich nicht. Es iſt geſorgt.

Rhodope.

Gewiß?

Kandaules.

Gewiß! Zwar nicht, weil ich mich fürchte,
Nur, weil ich ſtrafen müßte, und nicht mag.
Das Leben iſt zu kurz, als daß der Menſch
Sich d'rin den Tod auch nur verdienen könnte,
Darum verhinge ich ihn heut nicht gern! (ab.)

Rhodope.

Nun geht auch Ihr!

Lesbia.

Ich bleibe, Königin!

Rhodope.

Ei nein! Dir ſang's die Amme nimmer vor,
Daß Mannes Angeſicht der Tod für Dich!
(Lesbia, Hero und die Uebrigen ab.)
Das Träumen kennt hier Keine! Auch der Beſten
Iſt Opfer, was mir einz'ge Freude iſt! (ab.)

Freier Platz.

(Viel Volk. Der König auf einem Thron. Lesbia, Hero u. ſ. w. an der Seite auf einem Balkon. Die Spiele ſind eben beendigt. Allgemeine Bewegung und Sonderung in Gruppen. Ringer, Fauſtkämpfer, Wagenlenker u. ſ. w. werden nach und nach ſichtbar, Alle mit Zweigen von der Silberpappel bekränzt. Wein wird gereicht, Muſik ertönt, das Feſt beginnt.)

Volk.

Heil, Gyges, Heil!

Kandaules

(in den Hintergrund ſchauend).

Im Diſcuswerfen auch?
Zum dritten Mal? Das ſollt' ich übel nehmen!
Da kommt ja gar Nichts auf die Meinigen.

(herunterſteigend und dem aus dem Hintergrund kommenden Gyges, dem das Volk noch immer zujubelt und Platz macht, entgegen ſchreitend)

Beſcheiden biſt Du, das iſt wahr! Du nimmſt
Nicht mehr, als da iſt.

Gyges.

Herr, ich kämpfte heut
Als Grieche, nicht als Gyges.

Kandaules.

Um ſo ſchlimmer
Für uns, wenn Du die neue Regel biſt!
Da thut's ja noth, die alten Drachenhäute
Hervor zu ſuchen und ſie auszuſtopfen,

Die vom Heracles her noch irgendwo
Im Winkel eines Tempels faulen ſollen,
Den Balg der Schlange mit den hundert Köpfen
Und Andres mehr, was Euch erſchrecken kann!
Du hörſt mich nicht!

Gyges.

Doch! doch!

Kandaules.

Ei nein, ich ſeh's,
Du biſt zerſtreut, Du ſchielſt zu jenen Mädchen
Hinüber, ſie bemerken's auch, ſchau hin,
Die Kleine neckt die Große! Du wirſt roth?
Pfui, ſchäme Dich!

Gyges.

Mich dürſtet, Herr!

Kandaules.

Dich dürſtet?
Das iſt was Andres! Wer ſo kämpft, wie Du,
Der hat das Recht auf einen guten Trunk,
Und, wenn auch ohne Recht, ich trinke mit!
Nun kommt der Theil des Feſtes, den ich liebe!
(winkt einem Diener)
Heran!

Ein Diener
(bringt einen Pecal mit Wein).

Kandaules

(gießt einige Tropfen auf die Erde).

Die Wurzel erſt! Und dann der Zweig!

(er trinkt und will Gyges den Pocal reichen. Dieſer ſieht wieder zu dem Balcon hinüber)

Komm'! — Ha! — Schwarz oder braun, das iſt die Frage,
Nicht wahr?

Gyges.

O Herr!

Kandaules.

Hat Dir der Wein geſchmeckt?

Gyges.

Ich trank noch nicht.

Kandaules.

Das weißt Du? Nun, ſo laß
Dich mahnen, daß Du durſtig biſt, und mach!
Ich ſtehe Dir dafür, daß ſie ſo lange
Verweilt, bis Du heraus haſt, was Dich quält!

Gyges

(trinkt).

Das kühlt!

Kandaules.

O weh! hinunter geht Dein Stern!

(die Mädchen entfernen ſich, aber man ſieht ſie noch.)

Nun, es war Zeit. Sieh Dich nur um! Die drehen
Sich ſchon, als wär's um einen Thyrſosſtab,

Der, plötzlich aus der Erde aufgeſchoſſen,
Noch raſcher, wie ein Pfeil, gen Himmel ſteigt
Und Millionen Trauben fallen läßt.
Der Wein iſt für geflügelte Geſchöpfe,
Nicht für die Welt, worin man hinkt und kriecht!
Die ſtellt er auf den Kopf. Der Alte da
Wär' gleich bereit, den Tiger zu beſteigen
Und ſich die welken Schläfe zu bekränzen,
Wie Dyonis, als er zum Ganges zog!
Doch das behagt mir eben! — War ſie ſchön?

Gyges.

Ich weiß nicht, ob das ſchön, was mir gefällt!

Kandaules.

Sprich ruhig: Ja! Ein Auge, wie die Kohle,
Die zwar nur glimmt, doch vor dem kleinſten Hauch
Schon Funken giebt, dabei ein Farbenſpiel,
Daß man nicht weiß, ob's ſchwarz iſt, oder braun,
Und dann, als liefe dieſes ew'ge Schillern
Durch jeden Tropfen ihres Bluts hindurch,
Ein Wechſeln zwiſchen Scham und ſtiller Glut,
Das ihr Erröthen reizend macht, wie keins.

Gyges.

Du thuſt das ganz für mich, was halb der Wind,
Er lüftete den Schleier, Du erhebſt ihn!

Kandaules.

Ich thu's nicht, weil Du vor ihr knieen ſollſt!
Nein! Wenn ich vor ein andres Bild Dich führte,

Du würdeſt dieß, ſo lieblich es auch iſt,
Wie einen Fleck Dir aus dem Auge wiſchen,
Der Dir den Spiegel trübte!

Gyges.

Meinſt Du, Herr?

Kandaules.

Gewiß! Doch halt! Man ſoll den Schatz nicht preiſen,
Den man nicht zeigen kann! Man wird verhöhnt,
Wer glaubt an Perlen in geſchloßner Hand!

Gyges.

Ich!

Kandaules.

Gyges, ſchon der Schatten, den Rhodope
Im Mondſchein wirft — Du lächelſt! Trinken wir!

Gyges.

Ich lächle nicht!

Kandaules.

So ſollteſt Du! Wer kann
Denn nicht ſo prahlen. Sprächſt Du ſo zu mir,
Wie ich zu Dir, ich ſagte: zeig' ſie mir,
Sonſt ſchweige ſtill!

Gyges.

Ich traue Dir!

Kandaules.

Ei was!
Dem Auge ſoll man trauen, nicht dem Ohr.
Du trauſt mir! Ha! Vor dieſem blöden Kinde

Erglühteſt Du und jetzt — — Genug, genug,
Ich will mich nicht mehr ſchwatzend vor Dir brüſten,
Wie ich's ſo lange Zeit nun ſchon gethan,
Du ſollſt ſie ſeh'n!

Gyges.

Sie ſeh'n!

Kandaules.

Noch dieſe Nacht!
Ich brauche einen Zeugen, daß ich nicht
Ein eitler Thor bin, der ſich ſelbſt belügt,
Wenn er ſich rühmt, das ſchönſte Weib zu küſſen,
Und dazu wähl' ich Dich.

Gyges.

O, nimmermehr!
Erwägſt Du — Für den Mann wär's eine Schmach,
Doch für ein Weib, und für ein Weib, wie ſie,
Das ſelbſt bei Tag —

Kandaules.

Sie kann's ja nie erfahren!
Haſt Du den Ring vergeſſen? Und ich bin
Erſt glücklich, wenn Dein Mund mir ſagt, ich ſei's.
Ei, frag' Dich ſelbſt, ob Du die Krone mögteſt,
Wenn Du ſie nur im Dunkeln tragen ſollteſt!
Nun, ſo ergeht es mir mit ihr! Sie iſt
Der Frauen Königin, doch ich beſitze
Sie, wie das Meer die Perlen, Keiner ahnt,
Wie reich ich bin und iſt einſt Alles aus,

So kann's kein Freund mir auf den Grabſtein ſetzen,
Und Bettler unter Bettlern lieg' ich da.
Drum widerſtrebe nicht, und nimm den Ring!

(er reicht ihn Gyges, dieſer nimmt ihn nicht)

Die Nacht bricht ein, ich zeig' Dir das Gemach
Und wenn Du ſiehſt, daß ich's mit ihr betrete,
So folgſt Du uns!

(er faßt Gyges bei der Hand und zieht ihn mit ſich fort)

Ich fordre es von Dir!
Und biſt Du's Deiner Lesbia nicht ſchuldig?
Vielleicht iſt ſie die Siegerin!

(Beide ab.)

Zweiter Act.

Halle.

(Früher Morgen. Thoas tritt auf.)

Thoas.

Ich will und muß noch einmal mit ihm reden,
Was hab' ich hören müſſen dieſe Nacht!
Ich ging gewiß nicht um zu horchen aus,
Doch komm' ich ſo beladen heim, als wär' ich
Ein wandelnd Ohr des blutigſten Tyrannen
Und traute mich nur kaum zum Herrn zurück.
Empörung! Naher Ueberfall von Feinden,
Ja, eine neue Königswahl! Iſt's möglich!
Ich ahnte viel, doch ſo viel ahnt' ich nicht!
Still, ſtill! Sind das nicht Schritte? Ja! Wer ſteht
Denn mit den Greiſen ſchon vor Morgen auf?
Der junge Gyges! Ei, wenn Du das wüßteſt,
Was ich jetzt weiß, Du gingeſt nicht gebückt.
(er zieht ſich zurück.)

Gyges
(tritt auf).

Schon wieder bin ich hier! Was will ich hier?
Es duldet mich im Freien nicht, ein Duft

Liegt in der Luft, ſo ſchwer und ſo betäubend,
Als hätten alle Blumen ſich zugleich
Geöffnet, um die Menſchen zu erſticken,
Als athmete die Erde ſelbſt ſich aus.

Thoas
(tritt hervor).

Schon munter, Karna? Herr, vergieb, ich hielt Dich
Für einen Andern! Du noch nicht zu Bett?
Der Ehrgeiz läßt Dich wohl nicht ſchlafen, wie?

Gyges.

Der Ehrgeiz!

Thoas.

Nun, Du haſt ſo viele Kränze
Davon getragen —

Gyges.

Daß der Lorbeer ſich
Vor mir nicht mehr zu fürchten braucht! Ich wollte
Nur zeigen, daß man Knochen haben kann,
Und Mark in dieſen Knochen, wenn man auch
Die Saiten einer Cither nicht zerreißt,
Sobald man ſie berührt. Dieß weiß nun Jeder,
Der es bisher vielleicht bezweifelt hat,
Und ſo iſt's gut.

Thoas.

Doch, warum ſchläfſt Du nicht?

Gyges.

Ei, warum trinkſt Du nicht?

Thoas.

Du ſtandeſt wohl
Schon wieder auf?

Gyges.

Wenn ich ſchon lag: gewiß!

Thoas.

Das wüßt' ich eben gern! Denn, wenn er hörte,
Was ich gehört — Nun, nun, er wird wohl nicht!
(langſam ab.)

Gyges.

Sie ſchlummert noch! O, wer ſie wecken dürfte!
Das darf die Nachtigall, die eben jetzt
Noch halb im Traum ihr ſüßes Lied beginnt,
Das darf — — Er kommt! Was denkt er wohl von mir?

Kandaules
(tritt auf).

Sie wacht und ſtellt ſich doch als ob ſie ſchliefe! —
Du, Gyges? Schon? — Wie, oder ſag' ich: Noch?
Doch nein, ich hab Dein Wort!

Gyges.

Hier iſt der Ring!

Kandaules.

So früh? So ſchnell?

Gyges.

Er iſt Dein Eigenthum.

Kandaules.

Du trauſt Dich nicht, ihn länger zu behalten?

Gyges.

Warum nicht? Doch wozu? So nimm ihn hin!

Kandaules.

Dieß ſagt mir mehr noch, als Dein Seufzer mir
Schon in der Nacht geſagt.

Gyges.

Vergieb ihn, Herr!

Kandaules.

Wie ſprichſt Du nur? Er war ja mein Triumph.

Gyges.

Haſt Du ihn denn allein gehört?

Kandaules.

O nein!
Sie fuhr empor, ſie ſchrie — Iſt Alles das
Dir ganz entgangen? Nun, da brauch' ich Dich
Nicht erſt zu fragen, ob ich Sieger bin!

Gyges.

Es iſt mir nicht entgangen!

Kandaules.

Läugne noch,
Daß Du verwirrt geweſen biſt! Ich habe
Noch einen beſſeren Beweis, Du haſt
Sogar den Ring gedreht und weißt es nicht.

Gyges.

Und weiß es nicht!

Kandaules.

Sie zitterte, als ſie

Den Laut vernahm, ſie rief: ſteh auf, ſteh auf,
Im Winkel iſt ein Menſch verſteckt, er will
Dich morden oder mich! Wo iſt Dein Schwert?
Ich ſtellte mich erſchreckt, wie ſie, und that's,
Und plötzlich ſtandeſt Du, vom hellſten Strahl
Der Ampel grell beleuchtet, vor mir da.
Iſt das genug? Verſtummſt Du nun vor mir?

Gyges.

Ich wollte ſichtbar ſein!

Kandaules.

Das ſagſt Du jetzt,
Um meinen Sieg zu ſchmälern! Wäre ich
Nicht zwiſchen Dich und ihren Blick getreten,
Bevor er Dich noch traf, ſo hätte ich
Dich tödten müſſen!

Gyges.

Herr, dieß wußt' ich wohl,
Und nur, weil ich Dich dazu zwingen wollte,
Dreht' ich den Ring in haſt'gem Ruck herum.

Kandaules.

Wie, Gyges?

Gyges.

Ja! — Denn frevelhaft erſchien
Das Wagniß mir!

Kandaules.

Ich hatt' es Dir erlaubt.

Gyges.

Wohl! Doch mir war in jener ſchwülen Stunde,
Als hätt'ſt Du nicht das Recht dazu gehabt,
Und ſtrafen wollt' ich Dich, wie mich, denn gern
Hätt'ſt Du mich nicht getödtet!

Kandaules.

Böſewicht!

Gyges.

Und jetzt noch ſchauert's durch die Seele mir,
Als hätt' ich eine Miſſethat begangen,
Für die der Lippe zwar ein Name fehlt,
Doch dem Gewiſſen die Empfindung nicht.
Ja, wenn ich Dir den ſchnöden Todtenring,
Den Du mir wieder aufgeſteckt, im Zorn
Nicht vor die Füße warf, anſtatt mich ſeiner
Zur raſchen Flucht noch einmal zu bedienen,
So unterließ ich's blos aus Scheu vor ihr.
Ihr wollt' ich das Entſetzen ſparen, ihr
Die ewige Umſchattung ihres Seyns,
Dir nicht — Verzeih's, mich fieberte — die That!

Kandaules.

Du biſt ein Thor!

Gyges.

Ein Thor! Es trieb mich fort,
Als müßte ſich, wenn ich noch länger weilte,
Ein neuer rein'rer Sinn in ihr erſchließen,
Wie vor Actäon's Späh'n in Artemis,

Und ihr, wie der, verrathen, was geſcheh'n.
So werd' ich nicht nach einem Morde fliehn.

Kandaules.

Doch war's kein Mord!

Gyges.

Wer weiß! Die Götter wenden
Sich vom Befleckten ab! Wie, wenn ſich jetzt
Die gold'ne Aphrodite, ſchwer beleidigt,
Von ihrer liebſten Tochter wenden müßte,
Weil ſie ein Blick aus fremdem Aug' entweiht!
Sie thut's nicht gern, ſie ſäumt noch, weil ſie hofft,
Daß eine raſche Sühne folgen wird,
O, Göttin, lächle fort! Ich bringe ſie!

Kandaules.

Das ſprach der Grieche.

Gyges.

Herr, gewähre mir
Die letzte Bitte!

Kandaules.

Tauſend, wenn Du willſt,
Nur nicht die letzte! Dieſe kommt zu früh!

Gyges.

Nimm mich als Opfer an! Ich ſchenke Dir
Mein junges Leben! Weiſ' es nicht zurück!
Es ſind noch viele ſchöne Jahre mein,
Und jedes wird Dir zugelegt, wenn Du
Sie am Altar des Zeus empfangen willſt!

So folge mir, daß ich mit einer Hand
Dich faſſe, und mich mit der anderen
Durchſtoße, wie der heil'ge Brauch es fordert:
Frohlockend, ja mit Lächeln, ſoll's geſchehn.

Kandaules.

Faſt reut mich, was ich that! Hier Raſerei
Und drinnen Argwohn — Ei!

Gyges.

Was zögerſt Du!
Wie oft ward ſolch ein Jünglingsopfer willig
Nicht einem Kriegesfürſten dargebracht,
Wenn ihn des Todes Schatten auch nur ſtreifte,
Wie oft nicht einem bloßen Wütherich!
Warum nicht einmal einem Seligen,
Warum nicht Dir, damit Du lange noch
Beglücken und Dich glücklich fühlen kannſt!
Mir raubſt Du Nichts! Was hab' ich, und was kann ich
Erlangen, ſprich? Doch Dir gewinnſt Du viel,
Denn neidiſch ſind die Götter und vielleicht
Zerſchneidet Dir die eiferſücht'ge Parze
Nur allzu ſchnell den goldnen Lebensfaden,
Indeß ſie meinen tückiſch weiter ſpinnt.
Komm' ihr zuvor und gieb der Luſt die Dauer,
Die ſie der Qual beſtimmte! Thu's ſogleich!

Kandaules.

Nichts mehr davon! Du weißt, was Du mir biſt!
Und würd' ich auf der Stelle auch ein Greis

Mit trocknen Lippen und mit welken Adern,
Ich borgte mir nicht neue Glut von Dir!

Gyges.

Doch würdeſt Du dabei auch jetzt Nichts wagen,
Denn könnte ich mein Blut mit Deinem miſchen:
Wie heiß es ſey, es bliebe, wie es iſt!

Kandaules.

Du biſt in dieſer Stunde noch verwirrt,
Und weißt nicht, was Du ſprichſt und was Du thuſt.

Gyges.

Vergieb's mir, Herr!

Kandaules.

Ich ſchelte Dich ja nicht!
Das iſt ein Rauſch, wie der vom Duft der Reben,
Ein kühler Hauch des Morgens bläſ't ihn fort.
(indem er geht)
Ich hoff's zum Mindeſten, und werd' es ſehn! (ab.)

Gyges.

Warum gab ich den Ring zurück! Ich hätte
Verſchwinden, nie mehr ſichtbar werden ſollen,
Dann könnt' ich ewig um ſie ſeyn, dann würd' ich
Sie ſehen, wie ſie nur die Götter ſehn!
Denn irgend etwas ſparen die ſich auf:
Ein Reiz der Schönheit, den ſie ſelbſt nicht kennt,
Ein Blitzen in der tiefſten Einſamkeit,
Ein letzter, ganz geheimnißvoller Zauber,
Das iſt für ſie und wär' jetzt auch für mich!

Zwar würd' ich ihrer Rache nicht entgeh'n,
Wenn ich verſtohlen aus dem Kelche nippte,
Der einzig für ſie ſelber quillt und ſchäumt.
Es würde plötzlich in den Lüften klingen
Und Helios, durch einen Flammenwink
Der zorn'gen Aphrodite angefeuert,
Den ſicherſten von all den ſichern Pfeilen
Verſenden, welche er im Köcher trägt.
Dann ſtürzt' ich hin, allein das thäte Nichts,
Denn im Verröcheln würde ich den Ring
Noch einmal drehen und zu ihren Füßen,
Mein Auge zu dem ihrigen erhebend
Und ihre Seele, wie die meine wiche,
Aus ihren Blicken durſtig in mich ſaugend,
Verhaucht' ich meines Odems letzten Reſt!

(Thoas kommt mit der verſchleierten Lesbia.)

Thoas.

Der König ſchenkt dem Gyges, ſeinem Günſtling,
Die ſchöne Sclavin, die ihm wohl gefällt!

Gyges.

Der König will mich höhnen und das habe
Ich nicht um ihn verdient, auch duld' ich's nicht!

Thoas.

Die Gabe iſt zwar reich und auserleſen,
Doch zweifle nicht, es iſt des Königs Ernſt.

Gyges.

Schweig, Unverſtändigſter der Unverſtänd'gen,
Der Ernſt des Königs iſt der ärgſte Spott!

Thoas.

Thu Du den Mund auf, Mägdlein, ſag's ihm ſelber,
Wenn er's dem meinigen nicht glauben kann!

Gyges.

Kein Wort!

Thoas.

Verſchmähſt Du das Geſchenk des Königs?

Gyges.

Ja!

Thoas.

Gyges! Doch, Du weißt ja, was Du thuſt!

Gyges.

Der König ſchlug mich todt und drückt der Leiche
Jetzt ein Juwel für's Leben in die Hand.

Thoas.

Ich kann Dich nicht verſtehn und werde melden,
Was ich gehört! — So komm' mit mir zurück!

Lesbia.

Du ſiehſt mich nicht zum zweiten Mal! Vergieb,
Daß ich geſprochen, klingt es doch gewiß
In Deinen Ohren rauh!

Gyges.

Nein, holdes Kind!
Stell' Dich nur hinter den Platanenbaum,

Und ſprich, wie jetzt. Dann ruft ein heißer Jüngling:
Die erſte Nachtigall, die nicht blos ſingt!

Lesbia.

Du biſt kein Jüngling!

Gyges.

Ich bin weniger!
Das ſiehſt Du ja! Zwar kam es mir ſchon vor,
Als ſey ich nicht der Letzte in den Waffen,
Als hätt' ich dieß und das gethan, als zupfe
Mich Keiner ungeſtraft mehr bei den Ohren,
Als rufe man mich gar, wenn juſt kein Beſſ'rer
Zu Haus ſey, in der Stunde der Gefahr.
Doch das ſind Knabenträume! Peitſcht den Buben,
Er trank wohl Wein zur Nacht!

Lesbia.

Erſt bringe mir
Ein Reis vom Lorbeerbaum, dann peitſch' ich Dich
Und winde Dir nachher den Kranz!

Gyges.

So haſt
Du's mit geträumt? So wär's vielleicht gar wahr?
Und doch den Hohn?

Lesbia.

Den Hohn? Wo iſt denn Hohn?

Gyges.

Stehſt Du nicht da?

Lesbia.

Das ſchmerzt!

Gyges.

Nicht ſo! Nicht ſo!
Gewiß, nicht ſo!

Lesbia.

Du tödteteſt ſchon Manchen,
Haſt Du je Einen wieder aufgeweckt?

Gyges.

Du biſt ſehr ſchön! Ei freilich! Ein Gemiſch
Von Lilien und Roſen, die im Beet
Bunt durcheinander ſtehn und die der Wind
In gaukleriſchem Spiel ſo neckiſch ſchaukelt,
Daß man ſie nicht mehr unterſcheiden kann!
Jetzt biſt Du roth, jetzt blaß! Und nicht einmal!
Du biſt's zugleich!

Lesbia.

Was weißt denn Du von mir?
Das träumteſt Du! Ich ſeh' ganz anders aus!
Erſchrick! (ſie will ſich entſchleiern.)

Gyges.

Nein, nein! (hält ſie ab.)

Lesbia.

Zur Königin zurück!
Sie gab mich nicht mit Freuden her, ſie nimmt
Mich willig wieder auf!

Gyges.

Dann ſage ihr,
Der Gyges hätt' Dich gar nicht angeſehn!

Lesbia.

O Schmach!

Gyges.

Nicht doch! Du weißt, wie oft ich geſtern,
Und früher hab' ich Dich ja nie erblickt,
Nach Dir geſpäht!

Lesbia.

Ich habe dann wohl immer
Was Albernes gethan! Wie ſchäm' ich mich,
Daß ich das jetzt erſt merke! Doch die Andern
Sind Schuld daran mit ihrer Neckerei!

Gyges.

Ich ſah nur, was mich reizte!

Lesbia.

O gewiß,
Denn was uns reizt, das lieben wir verhüllt!
Komm, Alter!

Gyges.

Warum eilſt Du ſo?
Ich bin Dein Herr! Doch zitt're nicht vor mir,
Ich will von Dir nur einen einz'gen Dienſt,
Dann magſt Du wieder zieh'n!

Lesbia

(zu Thoas). So geh allein!

Gyges.

Bleib, bleib! — Doch nein! — Dem König meinen Dank!
Ich nehme ſein Geſchenk und wie ich's ehre,
Werd' ich ihm zeigen!

Thoas.

Wohl! (ab.)

Lesbia.

Und nun der Dienſt?

Gyges.

Du ſollſt ſo lange weilen, bis das Lächeln
Dir wieder kehrt!

Lesbia.

Das wird nicht ſchnell geſchehn!

Gyges.

Und in der Zwiſchenzeit ein wenig plaudern!
Du biſt ja um die Königin, ihr ſchmeckt
Der Pfirſich ſicher nur, wenn Du ihn brachſt:
Sprich mir von ihr!

Lesbia.

Von ihr!

Gyges.

Ich meine nur! —
Von etwas Andrem, wenn Du willſt! Vom Garten,
In dem ſie wandelt, oder von den Blumen,
Die ſie am liebſten pflückt! Auch von Dir ſelbſt!
Ich hör' es gern! Worin ſeyd Ihr Euch gleich?
Sag's raſch, damit Du raſch mir theuer wirſt!

An Wuchs? Nicht ganz! Noch minder an Geſtalt!
Doch dafür iſt das Haar Dir ſchwarz, wie ihr,
Nur nicht ſo voll — ihr kriecht es um's Geſicht
Herum, wie um den Abendſtern die Nacht! —
Was haſt Du ſonſt von ihr?

Lesbia
(macht eine unwillkürliche Bewegung).

Gyges.

Nein, bleibe ſtehn!
Im Gange iſt ſie einzig! Wenn Du ſchreiteſt,
So ſieht man, Du willſt dahin oder dorthin,
Dich reizt die Dattel, oder auch der Quell,
Doch wenn ſie ſich bewegt, ſo blicken wir
Empor zum Himmel, ob nicht Helios
Den goldnen Sonnenwagen eilig ſenke,
Um ſie hinein zu heben und mit ihr
Dahin zu ziehn in alle Ewigkeit!

Lesbia.

Ja, ſie iſt ſchön!

Gyges.

Du ſchlägſt die Augen nieder?
Ei, Mägdlein, die erhebe, denn mir däucht,
Die ſprühen, wie die ihrigen!

Lesbia

(halb träumeriſch). Vielleicht
In dieſer Stunde.

Gyges.

That mein Wort Dir weh?

Lesbia.

Ich glaub', ich lachte und nun darf ich geh'n!

Gyges.

Nicht ohne ein Geſchenk! Ja, holdes Kind,
Du ſollſt an Gyges noch mit Liebe denken!
Er iſt zwar rauh und ſchlägt oft eine Wunde,
Eh er es ahnt, beſonders mit der Zunge,
Doch ließ er nie noch eine ungeheilt.

Kandaules
(tritt auf).

Nun?

Gyges.

Herr, Du kommſt im rechten Augenblick!

Kandaules.

Dann müßte ich zwei Glückliche hier finden!

Gyges.

Noch nicht, doch gleich! (zu Lesbia)
Gieb Deine Hand einmal!
Wie zart iſt ſie! Wie hart die meinige,
Wie ſchwielenreich von Schwert und Spieß! Das paßte
Doch gar zu ſchlecht! Die muß ein Roſenblatt,
Das ſich zuſammen rollt, ſchon ſchmerzlich ſpüren,
An meiner ſtumpft der ſchärfſte Dorn ſich ab!
Sie zuckt, als ob ſie eingeſchmiedet wäre,
Kind, fürchte Nichts! Ich faſſe Dich nicht an,

Weil ich Dich halten will! Der König weiß,
Daß ich nicht blos ſein klares Wort verſtehe,
Daß ich auch ſeinen Wink mir deuten kann.
Er ſah mit Schmerz, daß die Natur für Dich
So viel gethan und Nichts das arge Glück,
Er will, daß ich das Glück bei Dir vertrete:
Ich thu' es (läßt ſie los) und erkläre Dich für frei!

Lesbia.

Die Freiheit, ſagt man, iſt ein hohes Gut,
Ich kenn' ſie nicht, ich ward als Kind geraubt,
Allein für hohe Güter muß man danken,
So danke ich für meine Freiheit Dir!

Gyges.

Biſt Du zufrieden, Herr?

Kandaules.

Ich bin erſtaunt!

Gyges.

Und da Du denn nicht weißt, wo Dir die Mutter
Nachweint und wo das Haus des Vaters ſteht,
So geh', bis Du es findeſt, in das meine,
Ich ſchenke Dir's und hol' nur noch mein Schwert!

Lesbia

(ab).

Kandaules.

Was machſt Du, Gyges?

Gyges.

Herr, ich danke Dir,

Daß Du dieß Werk durch mich vollbringen wollteſt:
Es bleibt das Deinige!

Kandaules.

Du willſt, wie's ſcheint,
Den Enkel des Heracles einmal ſeh'n,
Nimm Dich in Acht, er ſchläft nicht gar zu feſt!

Gyges.

Konnt' ich Dich heute kränken?

Kandaules.

Nein! Vergieb!
Doch geh' ſogleich und nimm Dir aus dem Schatz
Das Doppelte von dem, was Du verſchenkteſt,
Dein Thun verdroß mich und es ſchmerzt mich noch!

Gyges.

Verzeih' mir, wenn ich nicht gehorchen kann!
Das Alles ward auf einmal mir zur Laſt,
Und da ſich jetzt zu Gold und Edelſtein
Die ſchöne Sclavin noch hinzugeſellte,
So nutzt' ich ihren ſchlanken weißen Nacken
Und hing die Koſtbarkeiten daran auf.
Ich kann Nichts weiter brauchen, als mein Schwert,
Doch, wenn Du Dich mir gnädig zeigen willſt,
So ſchenke mir die Köpfe Deiner Feinde,
Ich ſammle ſie bis auf den letzten ein.

Kandaules.

Du biſt ein Andrer, Gyges, als Du warſt.

Gyges.

Ich bin es, Herr.

Kandaules.

Du liebſt!

Gyges.

Ich hätt' das Mägdlein
Zuſammenhauen können: liebe ich?

Kandaules.

Du liebſt Rhodopen!

Gyges.

Herr, ich kann Dir blos
Nicht länger dienen.

Kandaules.

Scheide, wenn Du mußt!
Es thut mir weh, doch darf ich's Dir nicht wehren!
Und da Du Nichts von mir empfangen willſt,
So kann ich auch von Dir Nichts mehr behalten:
Hier iſt Dein Ring!

Gyges.

Gieb mir Dein Schwert dafür!

Kandaules.

Ich danke Dir, daß Du ſo edel biſt! (will ab.)

Gyges.

Noch Etwas! (er zieht von ſeiner Bruſt einen Stein hervor)
Nimm!

Kandaules.

Das iſt?

Gyges.

Du kennſt ihn wohl!

Kandaules.

Rhodopens Diamant!

Gyges.

Ich nahm ihn mit,
Weil er an ihrem Hals — Erlaß' es mir,
Es iſt gebüßt!

Kandaules.

Erynnien, ſeid Ihr's?
O, es iſt wahr, Ihr habt den leicht'ſten Schlaf!

Gyges.

Du grollſt mir?

Kandaules.

Nein! Nicht Dir! Leb' wohl, leb' wohl!
Doch niemals dürfen wir uns wiederſeh'n! (ab.)

Gyges.

Niemals! Ich geh' ſogleich! Wohin denn nur?
Was wollt' ich doch, eh ich mit dieſem Lyder
Zuſammen traf? Vergaß ich's ſchon? Ei nein.
Mich trieb's hinunter an den alten Nil,
Wo gelbe Menſchen mit geſchlitzten Augen
Für todte Kön'ge ew'ge Häuſer bau'n.
Nun, meine Straße ſetz' ich fort und löſe
Dort unten Einen ab, der müde iſt! (ab.)

Dritter Act.

Rhodopens Gemach.

(Hero und andere Dienerinnen ſind mit Ordnen beſchäftigt.)

Rhodope
(tritt herein).
Warum ſind dieſe Spiegel nicht verhüllt?

Hero.
Die Spiegel, Königin?

Rhodope.
Und dieſe Thüren,
Wer ſtieß ſie ſo weit auf?

Hero.
Du haſt es gern,
Hinaus zu ſchauen in den hellen Morgen
Und einzuathmen ſeinen friſchen Hauch!

Rhodope.
Wer ſagt Dir das? Genug! Verſchließe ſie
Und wende alle Spiegel um!

Hero
(ſchließt die Thüren und wendet die Spiegel um).

Rhodope.

Es iſt!
Ich ſuche mich umſonſt zu überreden,
Daß ich mich täuſchte! Kehre wieder, Nacht,
Und birg' mich in den dichteſten der Schleier,
Ich bin befleckt, wie niemals noch ein Weib!

Hero.

Doch dieſe Roſe wirſt Du nicht verſchmäh'n,
Die ich Dir ſchon vor Sonnenaufgang pflückte!

Rhodope.

Hinweg mit ihr! Sie welkt bei mir zu ſchnell!

Hero

(indem ſie ſich mit ihren Begleiterinnen entfernt).

Ich heiße Hero und nicht Lesbia!

Rhodope.

Ihr ew'gen Götter, konnte das geſcheh'n!
Ich hab' Euch ſchon mit reiner Kinderhand
So manches fromme Opfer dargebracht!
Euch fiel die erſte Locke meines Hauptes,
Eh ich noch ahnte, daß Ihr allen Segen
In Händen haltet, der dem Menſchen frommt!
Nie hat die Jungfrau Euren Dienſt verſäumt,
Und ſelten ſtieg mit ihrer Opferflamme
Zugleich ein Wunſch zu Eurem Sitz empor:
Sie ſuchte jeden, der ſich regen wollte,
Mit Scham und Angſt bis unter das Bewußtſein
Hinab zu drücken, denn ſie ward allein

Um Eure Gunſt und nicht um Eure Gaben,
Sie wollte danken, aber Nichts erflehn!
Auch hat das Weib ſich durch kein Traumgeſicht,
Wie es die Tyndariden Tochter ſchreckte,
Erſt mahnen laſſen an die heil'ge Pflicht,
Sie kam von ſelbſt und ſchmückte den Altar.
Und dennoch — Warum weiht Euch denn der Menſch
Den beſten Theil von allen ſeinen Gütern,
Wenn Ihr nicht gnädig ihn beſchirmen wollt,
Wo er ſich ſelbſt nicht mehr beſchirmen kann!
Den Löwen hält das Schwert dem Manne fern,
Wenn er, von Hunger oder Wuth getrieben,
Hervor ſtürzt um die heiße Mittagszeit:
Kein Tapf'rer ruft zu Zeus um ſeinen Blitz!
Doch daß ihn nicht die Schlange feig beſchleiche,
Wenn er, vom Kampf ermattet, ruhig ſchlummert,
Iſt Euer Werk, denn Euch gehört die Nacht!
Und ich — und ich! Ruht denn ein Fluch auf mir,
Ein Fluch von Anbeginn, der Eure Kraft
Im Styx gebunden hält, daß Ihr den Frevel,
Den Keiner gegen meine letzte Sclavin
Nur zu verſuchen wagte, an mir ſelbſt
Gelingen ließt, als wär's die frömmſte That?

Hero (tritt ein).

Der König!

Rhodope.

Schon? — So kommt der Tod mit ihm!

Nun, der verhüllt mich in die Nacht der Nächte,
Wovon die ird'ſche blos ein Schatten iſt,
Was beb' ich denn? Die wünſchte ich mir ja!

Kandaules.

Vergiebſt Du?

Rhodope.

Herr, ich weiß, Du kannſt nicht anders,
Da gilt die Stunde gleich. Was fragſt Du viel?

Kandaules.

Ich kann Dich nicht verſtehn.

Rhodope.

Sey offen, König!
Du findeſt mich bereit!

Kandaules.

Bereit! Wozu?

Rhodope.

Ich kenne Deine Pflicht, und danke Dir,
Daß Du ſie raſch erfüllen willſt. Sie würde
Ja nur die meine, wenn Du zögerteſt.
Du haſt geforſcht, entdeckt und gleich gerichtet,
Ich ſeh's Dir an, nun trifft die Reihe mich!

Kandaules.

Wohin verirrſt Du Dich!

Rhodope.

Erſcheinſt Du nicht
Als Rächer hier?

Kandaules.

Bei allen Göttern, nein!

Rhodope.

So lebt noch Jeder, welcher geſtern lebte?

Kandaules.

Warum nicht?

Rhodope.

Mancher frevelte vielleicht!

Kandaules.

Ich weiß von Keinem!

Rhodope.

Und was führt Dich her?

Kandaules.

Hätt' ich nach dieſer Nacht kein Recht, zu kommen?
Warſt Du, wie ſonſt? Haſt Du mir nicht ſogar,
Als ſäßeſt Du, die Lilie in der Hand,
Noch unter dem Platanenbaum, wie einſt,
Den einz'gen Kuß verſagt, um den ich bat?

Rhodope.

Das wirſt Du mir noch danken!

Kandaules.

Aber fürchte
Dich nicht! Zwar trieb's mich zu Dir, wie am Morgen
Nach unſ'rer Hochzeit, doch Du brauchſt mir nur
Zu winken, und ich gehe, wie ich kam!
Ja, ſchneller werde ich von hinnen eilen,
Als hätt' ich, um zu trinken, einer Quelle

Mich ſtill genaht, und ſähe, daß ihr eben
Die ſchüchterne Najade ſcheu entſteigt.

Rhodope.

Bleib!

Kandaules.

Nein! Nicht eines Odemzuges Dauer,
Wenn es Dich ängſtigt! Und es ängſtigt Dich,
Ich fühl' es wohl. Dieß iſt gewiß die Stunde,
In welcher Du, wie Du's ſo lieblich nennſt,
Dich innerlich beſiehſt! Die will ich nicht
Entheiligen. Und hätt' auch Aphrodite,
Holdſelig lächelnd dieſem frühen Gang,
Den gold'nen Gürtel, den ſie nie verſchenkt,
Und kaum verleiht, mir für Dich zugeworfen:
Ich käm' ein ander Mal und reicht' ihn Dir!

Rhodope.

Halt ein! Das klingt zu ſüß und macht mir bang.
Denn meine Amme ſagte: wenn der Mann
Sich all zu zärtlich ſeinem Weibe nähert,
So hat er im Geheimen ſie gekränkt!

Kandaules.

Das trifft mich auch! Ich habe Dich gekränkt!
Ich weiß ja, wie Du biſt, ich weiß ja auch,
Daß Du nicht anders kannſt: Dein Vater thront,
Wo indiſche und griech'ſche Art ſich miſchen,
Dein Schleier iſt ein Theil von Deinem Selbſt.
Und dennoch zerr' und zupf' ich ſtets an ihm

Und hätt' ihn geſtern gern Dir abgeriſſen!
Nun, das bereu' ich, und ich ſchwöre Dir —
Dieß trieb mich her! — es ſoll nicht mehr geſchehn!

Rhodope
(lacht).

Kandaules.
Denn nie noch ſehnte ich mich ſo, wie heut,
Nicht blos das Leid, das tief in's Mark ſich gräbt
Und Narben hinterläßt, Dir fern zu halten,
Nein, auch den kleinſten Schatten, welcher Dir
Die Seele trüben könnte, zu verſcheuchen
Und würf' ich einen ſolchen Schatten ſelbſt!
Dich hüten will ich, wie die treue Wimper
Dein Auge hütet: nicht dem Sandkorn blos
Verſchließt ſie ſich, auch einem Sonnenſtral,
Wenn er zu heiß iſt und zu plötzlich kommt.

Rhodope.
Zu ſpät! Zu ſpät!

Kandaules.
Was wär' zu ſpät, mein Weib?

Rhodope.
Ich — — Nein, ich ſag's ihm nicht, ich kann's nicht ſagen,
Er mag's errathen, und wenn er's erräth,
So knie' ich ſtumm und lautlos vor ihm nieder
Und deute auf ſein Schwert und meine Bruſt!

Kandaules.

Hat Dich ein Traum erſchreckt?

Rhodope.

Ein Traum? O nein,
Für mich war keiner übrig, einer Warnung
War ich nicht werth! Der Stein, der ſchmetternd fällt,
Hat ſeinen Schatten, daß der Menſch ihn merke,
Das raſche Schwert den Blitz, doch was mich traf —
Kandaules, ſprich, ich ſehe, Du willſt fragen,
So frage endlich!

Kandaules.

Ich? Nun ja doch, ja!
Am liebſten Deine Hand!

Rhodope.

Rühr' ſie nicht an,
Den Fleck nimmt Dir kein Waſſer wieder weg.

Kandaules.

O Gyges! — Nun, wenn Du die Hand mir weigerſt,
Auch Deine Wange ſagt mir ſchon genug,
Du glühſt im Fieber! Doch der beſte Arzt
Steht vor der Thür. Warum iſt ſie verſchloſſen,
Indeß ein Morgen, welchen alle Horen
Beſchenkten, draußen, wie ein Bettler, klopft.
Raſch auf mit ihr, und gleich biſt Du geheilt!
(er will öffnen.)

Rhodope.

Halt! Oeffne lieber eine Todtengruft!

Nicht finſtrer wird der reine Sonnengott
Sich von zerbrochnen Aſchenkrügen wenden,
Als von dem Weibe, das Du Dein genannt!

Kandaules.

Unſelige!

Rhodope.

Sprich! War im Schlafgemach — —
Antworte doch!

Kandaules.

Ein Mörder? Nein doch, nein!
Ei, frag' Dich ſelbſt, hätt' ich ihn nicht getödtet?

Rhodope.

Wenn Du ihn ſahſt!

Kandaules.

Und mußt ich ihn nicht ſehn?
Die Ampel war nur eben angezündet
Und brannte hell.

Rhodope.

So ſcheint's! — Und doch vernahm
Ich mancherlei Geräuſch, das nicht von Dir
Und auch von mir nicht kam.

Kandaules.

Die Nacht iſt reich
An Schällen und an ſeltſam fremden Klängen,
Und wer nicht ſchläft, hört viel.

Rhodope.

Es raſſelte.

Kandaules.

Ein Mauerwurm!

Rhodope.

Es klang, als ob ein Schwert
An etwas ſtreifte.

Kandaules.

Mags! Wo wär' der Ton,
Den die Natur in wunderlicher Laune
Nicht irgend einem poſſenhaften Thier
Als Stimme einverleibte? Reiß einmal
Dein Kleid entzwei und merke Dir den Laut,
Ich ſchaff' Dir ein Inſect, das ganz ſo ſchnarrt.

Rhodope.

Auch ſeufzen hörte ich.

Kandaules.

Und ſeufzen Mörder?

Rhodope.

Nein, nein! Das iſt's!

Kandaules.

Der kühle Nachtwind war's,
Er wollte Dir um Mund und Wangen ſpielen
Und ſeufzte, als er nur auf Mauern ſtieß.
Ei, giebt's doch Bäume, die, wie jener Stein
Das Licht des Tages trinkt, um es im Dunkeln
Zurück zu geben, Klang und Schall verſchlucken,
Die ſingen, plappern, ächzen dann bei Nacht!

Rhodope.

So nimmſt Du es? Noch mehr! Mir fehlt ein Schmuck.

Kandaules.

Ein Edelſtein vielleicht? Ein Diamant?
Der da?

Rhodope.

Du haſt ihn? Du?

Kandaules.

Wer ſonſt? Du ſiehſt!

Rhodope.

Dank, ew'gen Dank, Ihr Götter, und vergebt
Den Zweifel eines Herzens, das ſich ſchuldlos
Zertreten wähnte! O, Ihr ſeid uns nah',
Wie Licht und Luft!

Kandaules.

Erynnien, hinab! —
Da!

Rhodope.

In den Tempelſchatz mit ihm! Ich bin
Den Gnädigen ein reiches Opfer ſchuldig,
Vor Allem ihr, der Allverknüpferin!
Aus gold'nen Körben ſollen ihre Tauben
Von heute an die weichſten Körner picken,
Aus Marmorbecken löſchen ihren Durſt!
Und Du, Kandaules, Du — — —

Kandaules.

Der Jüngling küßt,

Wenn er des Mädchens denkt, die eigne Hand,
Die ſie ihm drückte, als ſie von ihm ſchied,
Der Mann braucht etwas mehr.

Rhodope.

O Tag des Glücks!
Iſt Dir Dein Weib ſo theuer? Nun, da bitt' ich
Dir ſtilles Unrecht ab. Ich ſorgte immer,
Es ſei mehr Stolz auf den Beſitz, als Liebe,
In der Empfindung, die Dich an mich feſſelt,
Und Deine Neigung brauche ſchon den Neid
Der Andern, um nicht völlig zu erlöſchen!
Nun fürcht' ich das nicht mehr.

Kandaules.

Und niemals ſollſt
Du's wieder fürchten! Weiß ich doch, was Dir
Das Herz vergiftet hat. Du glaubteſt Dich
Verkürzt durch Gyges! Und es iſt gewiß,
Daß ich gar manchen Tag mit ihm verbrachte,
Und faſt ein Jäger ward, weil er es iſt.
Zwar griff das nicht in Deine Rechte ein,
Denn was den Mann mit einem Mann verbindet,
Iſt für das Weib nicht da, er braucht's bei ihr
So wenig, wie den Schlachtmuth, wenn er küßt.
Doch, muß ich Deine Furcht auch thörigt nennen:
Ich ſpar' kein Mittel, um Dich raſch zu heilen,
So höre denn: mein Günſtling Gyges geht!

Rhodope.

Wie?

Kandaules.

Heute noch!

Rhodope.

Unmöglich!

Kandaules.

Wär' Dir das
Jetzt nicht mehr recht? Du ſchienſt es ſonſt zu wünſchen!

Rhodope.

O, daß ich dieß in meinem Freudenrauſch
Vergeſſen konnte!

Kandaules.

Was denn?

Rhodope.

Deine Hand! —
Der war's, der ſtand auf einmal mir vor Augen,
Als wär' ſein feur'ger Umriß in der Luft
Zurück geblieben! O, wie fürchterlich
Beſtätigt ſich's. — Gieb her! — Er hat den Ring!

Kandaules.

Der iſt mein Eigenthum!

Rhodope.

Sprich, haſt Du ihn
Nicht wieder abgelegt, ſeit Du ihn trägſt?
Auch nicht verloren, oder ſonſt vermißt?

Kandaules.

Unglückliche, was quälſt Du Dich mit Schatten!

Rhodope.

Er weicht mir aus! — Du ſchickſt den Gyges fort?
Auf einmal fort, wie einen Miſſethäter?
Warum?

Kandaules.

Das ſagt' ich nicht. Er geht von ſelbſt.

Rhodope.

Er geht von ſelbſt? Was treibt ihn denn von hinnen?

Kandaules.

Ich weiß es nicht und hab' ihn nicht gefragt.

Rhodope.

Du weißt es nicht? So will ich Dir es ſagen:
Er hat an Dir gefrevelt, wie noch Keiner,
Und Du mußt ſtrafen, wie Du nie geſtraft!

Kandaules.

Rhodope, welch ein Wort! Er iſt gewiß
Der Edelſte der Edlen.

Rhodope.

Iſt er das,
Wie kannſt du ihn ſo ruhig ziehen laſſen?

Kandaules.

Weil auch der Beſte wider ſeinen Willen
Statt Segens ſtillen Fluch verbreiten kann.

Rhodope.

Iſt das ſein Fall und hat er's ſelbſt gefühlt?

Kandaules.

Und wenn auch nicht — Sein Sinn iſt ſtolz, er ſtrebt
Nach großen Dingen und er darf es wagen.

Rhodope.

Meinſt Du?

Kandaules.

Kein Königsthron ſteht ihm zu hoch.
Und wenn er geht und mir den Grund verbirgt:
Gieb Acht, mit einer Krone kehrt er wieder
Und ſpricht dann lächelnd: dieſe trieb mich fort!

Rhodope.

Ja?

Kandaules.

Theures Weib, Dich hat die Nacht verſtört,
Der Schreck —

Rhodope.

Kann ſein!

Kandaules.

Du hörteſt Allerlei —

Rhodope.

Was nicht zu hören war! Faſt glaub' ich's ſelbſt,
Denn — nun beſinn' ich mich — ich ſah auch falſch!
Du haſt den Ring nicht wieder abgelegt,
Du haſt ihn nicht verloren, noch vermißt,
Und mir kam's dennoch vor — ich ſpähte ſcharf
Und Morgen war's, und alles And're ſah ich —
Als fehlte er an Deiner Hand. So zeugt

Denn Sinn hier gegen Sinn, das blinde Auge
Verbürgt das taube Ohr. Vergieb mir nur,
Daß ich Dich quälte und vergönne mir
Ein wenig Einſamkeit, um mich zu faſſen.

Kandaules
(will reden).

Rhodope.
Ja wohl! Ja wohl! Vergieb nur, Herr, und geh!

Kandaules
(ab).

Rhodope.
Kein And'rer iſt's, als Gyges — das iſt klar!
Er hat den Ring gehabt — das iſt noch klarer!
Kandaules ahnt's, er muß — das iſt am klarſten!
Und ſtatt das Ungeheure ungeheuer
An ihm zu ahnden, läßt er ihn entfliehn.
So wird ein Räthſel durch ein and'res Räthſel
Gelöſt, das mich von Sinnen bringen kann,
Wenn es mir dunkel bleibt! Ein Gatte ſieht
Sein Weib entehrt — entehrt? Sprich gleich: getödtet —
Getödtet? — Mehr, verdammt, ſich ſelbſt zu tödten
Wenn nicht des Frevlers Blut zur Sühne fließt!
Der Gatte iſt ein König, trägt das Schwert
Der Dyke, braucht von der Erynnis nicht
Den Dolch zu borgen, hat die heil'ge Pflicht,
Den Gräu'l zu ſtrafen, wenn die Liebe ihn
Nicht antreibt, ihn zu rächen, muß den Göttern

Das Opfer bringen, wenn er's mir verſagt!
Und dieſer Gatte, dieſer König zückt
Nicht Schwert, noch Dolch, er läßt den Frevler flieh'n!
Doch das ſoll nicht gelingen! Mir auch fehlt's
Nicht an erprobten Dienern. Nicht als Sclavin,
Als Königstochter trat ich in dieß Haus,
Und mein Geleite war ein königliches.
Die alten Vielgetreuen ruf' ich auf,
Daß ſie dem Fliehenden den Weg vertreten,
Dann ſprech' ich zu Kandaules: hier bin ich,
Dort iſt der Günſtling, wähle, dieſer Dolch
Iſt für mich ſelbſt, wenn nicht Dein Schwert für ihn!

Lesbia
(tritt herein).

Vergiebſt Du, Königin?

Rhodope.

Was denn, mein Kind?
Daß Du zu mir zurück kehrſt? O, vergieb
Nur Du, daß ich Dich von mir laſſen konnte,
Mir war — ich wußte ſelbſt nicht, was ich that.
Doch mein' ich, daß der König zu mir ſagte,
Du gingeſt gern, und ach, ich hatte ihm
In jener Nacht ſo viel ſchon weigern müſſen,
Daß mir der Muth zum neuen Nein gebrach.

Lesbia.

So bin ich nicht mehr frei? So darf ich mich
Zu Deinen Dienerinnen wieder zählen?

Rhodope.

O nein! Als Schweſter komm' an meine Bruſt.

Lesbia.

Was iſt geſcheh'n? Du biſt bewegt, wie nie.

Rhodope.

Entſetzliches, das keinen Namen hat!
Denn eh' ich's nennen kann, hat ſich's verändert
Und iſt noch grauenvoller, als es war.
Ja, Nachtgeburt, die mir entgegen grinſ't,
Mir deucht, Dein erſtes Antlitz könnt' ich küſſen,
Nun dämmernd mir das zweite ſich enthüllt.

Lesbia.

Kann ich was für Dich thun? — Die Frage iſt
Wohl thöricht, nicht?

Rhodope.

Du kannſt nicht tödten, Mädchen,
Und wer nicht tödten kann, der kann für mich
Auch Nichts mehr thun.

Lesbia.

Gebieterin!

Rhodope.

So iſt's!
Du ſtarrſt mich an, Du kannſt es gar nicht faſſen,
Daß ſolch ein Wort aus meinem Munde kommt.
Ja, Lesbia, ich bin's! Rhodope iſt's,
Die Euch ſo oft gewarnt und abgehalten,
Dem Tode in ſein traurig Amt zu greifen,

Und wenn es auch nur eine Spinne galt!
Ich hab' es nicht vergeſſen, doch das war,
Als ich im friſchen Morgenthau mich wuſch
Und in dem Strahl der Sonne trocknete:
Jetzt rufe ich nach Blut, jetzt iſt von mir
Nur ſo viel übrig, als die Götter brauchen,
Um das zu rächen, was ich einmal war!

Lesbia.

Weiß Dein Gemahl denn Nichts? Am Rächer kann's
Der Königin von Lydien nicht fehlen.

Rhodope.

So ſcheint's! Und doch — Nun, wiſſen will ich's bald!
Geh', Lesbia, und ruf' mir Karna her!

Lesbia.

Du meinſt, ich ſoll ihm etwas von Dir ſagen.

Rhodope.

Das iſt vorbei! —

Lesbia.

Doch Deinen Schleier willſt Du!

Rhodope.

Nein! Nein!

Lesbia.

Mich grauſ't! Es iſt das erſte Mal!

(ab.)

Rhodope.

Er kann den Freund nicht opfern, darum wird
Sein Weib verſchont. Denn ſonſt ertrüg' er's nicht!

Lesbia tritt mit **Karna** ein.

Rhodope.

Karna, Du weißt, was Du geſchworen haſt,
Als Dir Dein Herr, mein königlicher Vater,
Am gold'nen Thor die Tochter übergab.
Saß ich auch hoch auf meinem Elephanten,
War ich auch tief verhüllt in meinen Schleier,
Doch hab' ich wohl beachtet, was geſchah,
Und nicht ein Wort vergeſſen, das Du ſprachſt.

Karna.

Auch ich nicht und ich hoff's Dir darzuthun!

Rhodope.

So ſuch' den Griechen Gyges auf und künd' ihm,
Daß ich ihn ſehen will.

Karna.

Du!

Rhodope.

Eile Dich,
Damit er nicht entkommt, verfolge ihn,
Wenn er entfloh und bringe ihn zurück,
Noch eh' es Nacht wird, muß er vor mir ſteh'n.

Karna.

Ich lief're ihn, lebendig oder todt. (ab.)

Lesbia.

Was hör' ich? Gyges wär' es?

Rhodope.

Gyges iſt's!

Lesbia.

Er hätte Dich gekränkt?

Rhodope.

Er hat gefrevelt
Am Heiligſten, er hat den ſchwerſten Fluch
Auf mich herabgezogen, jenen Fluch,
Den alle Götter wider Willen ſchleudern,
Weil er nur Menſchen ohne Sünde trifft,
Er iſt es, der mich tödten lehrt!

Lesbia.

Er nicht!
Ich ſchwöre Dir's!

Rhodope.

Wie kannſt Du?

Lesbia.

Königin,
Auch ich erlebte etwas, und ich weiß
Daß er die Seele eher laſſen würde,
Als Dich verletzen.

Rhodope.

So.

Lesbia.

Ich habe Dir
Ein Wort von ihm zu ſagen! O, wie bitter
Hat mich dieß Wort geſchmerzt, als ich's vernahm,
Jetzt freut's mich faſt. Ich ſoll Dir von ihm melden,

Er hätt' mich gar nicht angeſehn! — Er liebt Dich!
Nun frag' Dich, ob es möglich iſt!

Rhodope.

Er liebt mich!
So iſt's gewiß!

Lesbia.

Wie?

Rhodope.

Thörin, ſage mir,
Kann man das lieben, was man niemals ſah?
Und wenn mich Gyges ſah: wann ſah er mich?

Lesbia

(legt ſich die Hand vor die Augen).

Rhodope.

Nun ſprich als Mädchen, ob er ſterben muß!

Vierter Act.

Gemach der Königin.

Rhodope.

O, einen Augenblick Vergeſſenheit!
Wozu das Räthſel ewig wiederholen?
Es wird ja bald gelöſ't. — Ich ſollt' es machen,
Wie meine Mädchen, die zum Zeitvertreib
Auf alle Töne horchen, und ſich ſtreiten,
Von welchem Vogel jeder kommt und ob
Der roth iſt oder grün. — Welch' ein Geräuſch!
Iſt Karna da mit ihm? Still, Alles ſtill.
Es war wohl Nichts. — Wie hab' ich mich verändert!
Wann fragt' ich ſonſt den Schall nach dem Woher,
Mich ſchreckte Nichts, mich ſchreckte nicht einmal
Des Feuers Glut, und wenn ſie noch ſo roth
Am Himmel aufſtieg und ſich noch ſo drohend
Verbreitete: ich wußte, daß ein Kreis
Von treuen Wächtern, unſichtbar um mich
Herum gereiht, des Königs Lieblingstochter
Mit Blut und Leben ſchirmte. Jetzt — ein Schritt!

Sie ſind's! Ja, Karna iſt ſo klug, als tapfer;
Das hört' ich ſtets, und heute ſoll ich's ſehn.
Noch nicht! Vielleicht auch gar nicht! Nein, Ihr Götter,
So grauſam werdet Ihr nicht ſein. Ich will
Ja nicht, daß Ihr die Hand mir reichen ſollt,
Um mich am Rand des Abgrunds feſt zu halten,
Ich will nur ſeh'n, wer mich hinunterſtößt.
Je mehr ich ſinne, um ſo weniger
Begreif' ich meinen Gatten. Hört' ich's doch
In frühſter Jugend ſchon, daß die Befleckte
Nicht leben darf, und wenn mich das als Kind
Durchſchauert hat, jetzt habe ich den Grund
Für dieß Geſetz in meiner Bruſt gefunden:
Sie kann nicht leben und ſie will's auch nicht!
Gilt das für ihn allein nicht? Oder will er
Den Frevler heimlich opfern, weil er hofft,
Mir ſeine Miſſethat noch zu verbergen?
Habt Dank, Ihr Ewigen, auch das kann ſein!
Und findet Karna den Entfloh'nen todt,
Den kalten Dolch in ſeiner heißen Bruſt,
So weiß ich, weſſen Hand ihn niederſtreckte
Und frage niemals mehr, wo Gyges blieb!

Lesbia
(tritt ein).

O, Königin, er kommt!

Rhodope.

Ich harre ſchon!

Lesbia.

Und hinter ihm ſchiebt, wie ein Eiſen-Riegel,
Sich eine Schaar Bewaffneter zuſammen.

Rhodope.

Ich glaub's, daß Karna ſein Geſchäft verſteht.

Lesbia.

Muß es denn ſein?

Rhodope.

Er oder ich! Vielleicht
Wir alle Beide!

Lesbia.

O, Du machſt mich ſtumm!

Rhodope.

Sag' Karna, daß er jetzt zum König ſende,
Ich laſſ' ihn bitten auf ein einzig Wort.

Lesbia
(ab).

Rhodope.

Nun, Ihr dort unten, die Ihr keinen Frevel
Verhindert, aber einen jeden rächt,
Herauf, herauf, und hütet dieſe Schwelle,
Ein blutig Opfer iſt Euch hier gewiß.

Gyges
(der während dem eingetreten iſt).

Du haſt mich rufen laſſen, Königin!

Rhodope.

Du weißt, warum! — Du weißt es, denn Du zitterſt,
Kannſt Du es läugnen? Deine Farbe wechſelt
Und hörbar klopft das Herz in Deiner Bruſt.

Gyges.

Hat nicht Dein Gatte auch vor Dir gezittert,
Hat er die Farbe nicht, wie ich, gewechſelt
Und hat ſein Herz nicht ganz, wie mein's, geklopft?
Erinn're Dich der Stunde, wo er Dir
Zum erſten Mal in's Antlitz ſchauen durfte
Und frag' Dich, ob er mir nicht völlig glich.

Rhodope.

Dir?!

Gyges.

Königin, gewiß. Ihm ſchwindelte,
Er ſtand geblendet da, und als ihm die
Beſinnung wiederkehrte, riß er ſtumm
Die Krone ſich vom Haupt, wie einen Kranz,
Der plötzlich welk geworden iſt im Haar
Und warf ſie mit Verachtung hinter ſich.

Rhodope.

Er! ha!

Gyges.

Du lächelteſt ihn freundlich an,
Als Du es ſahſt, da kam ihm ſo viel Muth,

Sich Dir um einen halben Schritt zu nähern.
Doch ſeine Kniee wankten unter ihm,
Sie wollten einen edlern Dienſt verrichten
Und eh' Du's ahnteſt, lag er ſo vor Dir!

(er kniet während dem nieder.)

Rhodope.

Du wagſt?

Gyges.

Was denn? Es war ja ſo. Du ſtreckteſt
Ihm unwillkürlich, halb um ihm zu wehren,
Halb auch vielleicht, um ihn empor zu zieh'n,
Die Hand entgegen, die er ſcheu und ſchüchtern
Ergriff und die ſich doch zur Fingerſpitze
Verkürzte, ehe er ſie noch berührt.
That'ſt Du das nicht? O, ſprich!

Rhodope.

Auf! Auf mit Dir!

Gyges

(ſich wieder erhebend).

Ihn aber traf es, wie ein Wetterſchlag.
Ihm war zu Muth, als hätt' er ſich bisher,
Wie ein ereb'ſcher Schatten, kalt und nüchtern,
Nur unter die Lebendigen verirrt
Und jetzt erſt Blut bekommen, wie ſie ſelbſt:
Als hätte er ihr Lachen und ihr Weinen,
Ihr Jubeln, Seufzen, ja ihr Athemholen,
Nur nachgeäfft und nie geahnt, warum

Die Menſchenbruſt ſich ewig hebt und ſenkt.
Da brannt' er vor Verlangen, auch zu leben
Und ſog Dein ſüßes Bild mit Augen ein,
Die, ſonſt gleichgültig alle Dinge ſpiegelnd
Und wieder wechſelnd, wie ein ſtilles Waſſer,
Der Wimper jetzt ihr Zucken kaum verziehn.
So glomm er, Deine Schönheit in ſich trinkend,
Allmälig vor Dir auf in düſt'rem Feuer,
Wie Deine weiße Hand, wenn Du ſie Abends
Vor eine Flamme hältſt, Du aber fuhrſt
Vor Deinem rothen Widerſchein zurück.

Rhodope.

Nicht weiter!

Gyges.

O, nicht weiter! Weiß ich mehr?
Was er empfand, das kann ich nachempfinden
Und ganz ſo voll und glühend, wie er ſelbſt.
Doch, wie er warb und wie er Dich gewann,
Iſt ſein Geheimniß: Einer nur kann's haben
Und dieſer Einzige iſt er, nicht ich.
Nun weißt Du denn, warum ich zitterte:
Ein Wonneſchauer war's, der mich ergriff,
Ein heil'ges Grauſen, das mich ſchüttelte,
Als ich ſo plötzlich vor Dir ſtand und ſah,
Daß Aphrodite eine Schweſter hat:
So ſag' mir jetzt, wozu beriefſt Du mich!

Rhodope.

Zum Tode! —

Gyges.

Wie?

Rhodope.

Haſt Du ihn nicht verdient?

Gyges.

Wenn Du ihn mir verhängſt, ſo muß es ſein!

Rhodope.

In dieſer Stunde noch!

Gyges.

Ich bin bereit!

Rhodope.

Dich packt kein Schauder, wie er jeden Menſchen,
Wie er den Jüngling doppelt packen muß?
Glaubſt Du vielleicht, es ſei nicht bitt'rer Ernſt,
Weil Dir ein Weib den blut'gen Spruch verkündigt
Und Du das Weib nur noch als Mutter kennſt?
O hoffe nicht, daß auch die Mildeſte
Ihn ändern wird. Sie kann den Mord vergeben,
Sie kann ſogar für ihren Mörder bitten,
Wenn er ihr ſo viel Odem übrig ließ.
Doch eine Schande, die ſie vor ſich ſelbſt
Vom Wirbel bis zum Zeh mit Abſcheu füllte,
Solch eine Schande wäſcht das Blut nur ab:
Je mehr ſonſt ganz nur Weib, nur ſcheues Weib,
Je mehr vom Manne, wird ſie da verletzt!

Gyges.

Entſetzlich!

Rhodope.

Kommt der Schauder? Hör' mich aus!
Wenn Du nicht jetzt gerichtet vor mir ſtändeſt,
Von blanken Schwertern vor der Thür bewacht
Und, willig oder nicht, das ſich're Opfer
Der Unterird'ſchen, die ich ſchon beſchwor:
Ich öffnete, wenn auch mit zager Hand,
Noch eh' die Sonne ſinkt, mir ſelbſt die Adern
Und wüſche mich in meinem eig'nen Blut!
Denn alle Götter ſteh'n ſchon abgewandt,
Wenn auch voll Mitleid da, die goldnen Fäden
Zerreißen, die mich an die Sterne knüpfen
Und aufrecht halten, mächtig zieht der Staub,
Und zög're ich, ſo hüpft die neue Schweſter,
Die Kröte, mir vertraulich in's Gemach!

Gyges.

O Königin, ich könnte Manches ſagen,
Und vielen Sand mir aus den Locken ſchütteln,
Der mir nur angeflogen iſt im Sturm!
Ich will es nicht. Nur Eines glaube mir:
Erſt jetzt erkenn' ich, was ich that und doch
War's kaum geſcheh'n, ſo hat's mich ſchon gedrängt,
Es abzubüßen. Wenn Dein Gatte mir
Den Weg zum Orkus nicht vertreten hätte,

Ich wäre längſt ein Schatten unter Schatten
Und Du geſühnt, wenn auch noch nicht verſöhnt.

Rhodope.

Mein Gatte wehrte Dir's und wußte doch —

Gyges.

Gleichviel! Die ſelt'ne Regung, die ihn faßte,
Hat mich um das Verdienſt des freien Todes,
Dich aber um Dein Opfer nicht gebracht.
Leb' wohl! — Und Deine Schwerter bleiben rein!

Rhodope.

Halt! Nicht durch eig'ne Hand und nicht durch Mord,
Durch Deinen höchſten Richter ſollſt Du fallen,
Gleich kommt der König und beſtimmt Dein Loos.

Gyges.

Der Sterbende, er ſei auch, wer er ſei,
Hat eine letzte Bitte frei. Du wirſt
Mir nicht mein armes Todtenrecht verkürzen,
Ich weiß, Du kannſt es nicht! So laß' mich geh'n!

Rhodope

(macht eine abwehrende Bewegung).

Gyges.

Ich that, was ich vermochte. Komme nun,
Was kommen ſoll, ich trage keine Schuld.

Kandaules

(tritt ein).

Rhodope

(ihm entgegen).

Ich irrte nicht! Es war im Schlafgemach
Ein Menſch verſteckt!

Gyges.

Ja, König, was ich Dich
Nur ahnen ließ, weil mir der Muth gebrach,
Es zu bekennen: es iſt aufgedeckt
Und todeswürdig ſteh' ich vor Dir da!

Kandaules.

Gyges!

Gyges.

Mit dieſen meinen beiden Augen
Verübt' ich einen Frevel, den die Hände
Nicht überbieten, nicht erreichen würden
Und zückt ich auch auf Dich und Sie den Dolch.

Rhodope.

So iſt's!

Gyges.

Zwar wußt' ich's nicht, das kann ich ſchwören,
Mir ſind die Frauen fremd, doch wie der Knabe
Nach einem wunderbaren Vogel haſcht

Und ihn erdrückt, weil er ſein zartes Weſen
Nicht kennt, indeß er ihn nur ſtreicheln will,
So hab' auch ich das Kleinod dieſer Welt
Zerſtört und ahnte nicht, daß ich es that.

Rhodope.

Sein Wort iſt edel. Wehe ihm und mir,
Daß es nicht frommt!

Gyges.

Wenn den kaſtal'ſchen Quell,
Aus dem die Lieblinge der Götter trinken
Und der in einem Farbenſpiel erglänzt,
Als wär er mit zerpflückten Regenbogen
Von Iris eignen Händen überſtreut;
Wenn dieſen Quell, der dem Parnaß entſpringt,
Ein Steinwurf trübt, ſo fängt er an, zu toſen
Und ſteigt in wilden Wirbeln himmelan.
Dann ſingt auf Erden keine Nachtigall
Und keine Lerche mehr, und in der Höhe
Verſtummt ſogar der Muſen heil'ger Chor,
Und eher kehrt die Harmonie nicht wieder,
Bis ein ergrimmter Strom den frechen Schleud'rer
Hinunter knirſcht in ſeinen dunklen Schooß:
So iſt's mit einer Frauenſeele auch!

Kandaules.

Gyges, ich bin kein Scythe.

Gyges.

Herr, Du biſt
Rhodopens Gatte, biſt ihr Schutz und Schirm
Und mußt ihr Rächer ſeyn.

Kandaules.

Ich bin vor Allem
Ein Mann, der für den Frevel, den er ſelbſt
Beging, nicht einen Ander'n ſterben läßt.

Gyges.

König, was retteſt Du?

Kandaules.

Mich ſelbſt!

Gyges.

Er raſ't,
Hör nicht auf ihn!

Rhodope.

Mein Herr und mein Gemahl,
Was ſprachſt Du da? Ich kann's Dir ſelbſt nicht glauben,
Wenn Du's nicht wiederholſt!

Kandaules.

Sprich Du für mich!
Du ſollſt mich nicht entſchuldigen, Du ſollſt
Nur ſagen, wie es kam.

Rhodope.

So iſt's? Ihr Götter,
Lacht über mich! — Ich habe ſchon geklagt!

Kandaules.

Sprich, Gyges! (ab.)

Gyges.

Königin, o, wenn Du wüßteſt,
Wie er Dich immer pries, und wie ich ſtumpf
Auf alle ſeine Flammenworte hörte,
Weil jeder Vogel, der dem Buſch entrauſchte,
Und meinem Pfeil entging, indem er ſprach,
Mein Auge auf ſich zog — wenn Du Dir ſagteſt,
Wie ſehr dieß unaufmerkſam kind'ſche Weſen,
Das er für einen Ausdruck ſtillen Mißtrau'ns
Und halben Zweifels nahm, obgleich es nur
Aus flücht'gem Sinn entſprang, ihn reizen mußte —
Wenn Du uns Beide nur ein einzig Mal
Auf einer unſrer Streiferein im Walde
Geſehen hätteſt, ihn in ſeiner Glut
Und mich in meiner Blödheit, unverſtändig
Nach bunten Steinen an der Erde ſpähend,
Indeß er mir den Sonnen-Aufgang zeigte:
Ich bin gewiß, Du blickteſt wieder mild!
Er glich dem Prieſter, der dieſelbe Flamme,
Die ihn durchlodert, zu des Gottes Ehre
Auch in der fremden Bruſt entzünden möchte;
Wenn dieſer, leidenſchaftlich unvorſichtig,
Die heiligen Myſterien enthüllt,
Um dumpfe Sinne raſcher zu erwecken

Und falſche Götzen ſich'rer zu entthronen:
Fehlt er ſo ſchwer, daß man ihm nicht verzeiht?

Rhodope

(macht mit der Hand eine abwehrende Bewegung)

Er hat ſein Gattenrecht Dir abgetreten?

Gyges.

Nenn' es nicht ſo.

Rhodope.

Du brauchteſt nicht bei'm Wein
Nach ſeiner Hand zu greifen und dabei
Den Ring ihm abzuzieh'n, wie ich's mir dachte,
Er gab ihn Dir von ſelbſt zurück, Du kamſt
Vielleicht ſogar mit ihm zugleich?

Gyges.

Wie kannſt
Du's glauben, Königin.

Rhodope.

Du biſt ein Jüngling —
Du denkſt ſo edel —

Gyges.

War ich denn ſein Knecht?
Und hat er je verlangt, daß ich es ſey?
Nein, Königin, entſchuldige mich nicht,
Es bleibt bei Deinem Spruch! Und halt' ihn nicht
Für grauſam, er iſt mild. Ich ging den Weg,
Den ich wohl nimmer hätte gehen ſollen,

Doch nahm ich gleich auch meinen Fluch dahin.
Ich wurde reif zum Tode, denn ich ſah,
Daß Alles, was das Leben bieten kann,
Vergeben war, und wenn ich in der Nacht
Ihn nicht ſchon fand, und die entweihte Schwelle
Mit meinem raſch vergoßnen Blut Dir wuſch,
So iſt die Schuld nicht mein: ich warb um ihn.
O, hätt' ich ihn ertrotzt, wie ich's verſuchte,
Dann zitterte in Deiner Seele jetzt
Nur noch ein Schauder vor dem Mörder nach,
Der Dir das Athmen um ſo ſüßer machte,
Dein Gatte aber würde, als Dein Retter,
Noch feuriger, wie je, von Dir geküßt.

Rhodope.

Und Dinge kämen, die's uns fürchterlich
Enthüllen würden, daß die Götter nicht
Des Menſchenarms bedürfen, ſich zu rächen,
Wenn eine Schuld, die keine Sühne findet,
Weil ſie im Dunkeln blieb, die Welt befleckt.
Doch, ſie ſind gnädig, dieſer Frevel hat
Umſonſt in Finſterniß ſich eingewickelt,
Er leuchtet doch hindurch. Das Waſſer wird
Sich nicht in Feuer wandeln, wenn der Mund
Des Durſt'gen es berührt, das Feuer nicht
Erlöſchen, wenn der Hauch des Hungrigen
Es auf dem Heerde anbläſ't, nein, o nein,
Die Elemente brauchen's nicht zu künden,

Daß die Natur vor Zorn im Tiefſten fiebert,
Weil ſie verletzt in einem Weibe iſt:
Wir wiſſen, was geſchah!

Gyges.

Wir wiſſen auch,
Was noch geſchehen muß! Vergieb mir nur!
(er will gehen.)

Rhodope.

Halt! Das nicht mehr!

Gyges.

Was kann ich Andres thun.

Rhodope.

Du mußt ihn tödten!

Gyges.

Ha!

Rhodope.

Du mußt! Und ich —
Ich muß mich Dir vermälen.

Gyges.

Königin!

Rhodope.

So geh.

Gyges.

Ihn tödten!

Rhodope.

Wenn Du zu mir ſagſt:

Jetzt biſt Du Witwe! ſo erwied're ich:
Jetzt biſt Du mein Gemahl!

Gyges.

Du haſt geſeh'n,
Wie er von hinnen ging. Er ſprach für ſich
Kein einzig Wort, er überließ es mir,
Und ich, ich ſollte — — Nein!

Rhodope.

Du mußt es thun,
Wie ich es fordern muß. Wir dürfen Beide
Nicht fragen, ob's uns ſchwer wird oder leicht.

Gyges.

Wenn er kein Gatte war: er iſt ein Freund,
Wie's keinen zweiten gibt! Kann ich ihn tödten,
Weil er zu ſehr mein Freund geweſen iſt?

Rhodope.

Du wehrſt Dich, doch es iſt umſonſt.

Gyges.

Was ſoll
Mich zwingen, wenn Dein Reiz mich nicht bezwang?
Ich liebe Dich, mir iſt, als wäre ich
Mit einem Starrkrampf auf die Welt gekommen
Und dieſer löſ'te ſich vor Deinem Blick!
Die Sinne, welche, wie verſchlaf'ne Wächter,
Bisher nicht ſah'n, noch hörten, wecken ſich
In ſel'gem Staunen gegenſeitig auf
Und klammern ſich an Dich rund um Dich her

Zerſchmelzen alle Formen, ſonſt ſo ſcharf
Und trotzig, daß ſie faſt das Auge ritzten,
Wie Wolkenbilder vor dem Sonnenſtrahl;
Und wie ein Schwindelnder, der in den Abgrund
Zu ſtürzen fürchtet, könnt' ich nach der Hand
Dir greifen, ja, an Deinen Hals mich hängen,
Eh mich das bodenloſe Nichts verſchlingt!
Doch nicht mit einem Tropfen ſeines Blutes
Möcht' ich mir dieſen höchſten Platz erkaufen,
Denn ſelbſt im Rauſch vergäße ich ihn nicht!

Rhodope.

Du kannſt es mir verſagen, das iſt wahr!
Verlaß' mich denn!

Gyges.

Was ſinnſt Du, Königin?

Rhodope.

Ein Werk, das ſtill beſchloſſen und noch ſtiller
Vollbracht wird. — Geh!

Gyges.

Verſteh ich Dich?

Rhodope.

Vielleicht.

Gyges.

Du könnteſt?

Rhodope.

Zweifle nicht! Ich kann und will.

Gyges.

Nun, bei den Göttern, welche droben thronen,
Und den Erynnien, die drunten horchen,
Das darf nicht ſeyn, und nimmer wird's geſcheh'n!

Rhodope.

So ſagſt Du Ja?

Gyges.

Du weckſt mich aus dem Schlummer,
Nicht wahr, wenn er in Träumen mir erſcheint,
Und trotz der Todeswunde immer lächelt,
Bis mir das Haar ſich ſträubt.

Rhodope.

Nicht mehr! Nicht mehr!

Gyges.

Auch drückſt Du einen Kuß mir auf die Lippen,
Damit ich in der Angſt mich gleich beſinne,
Warum ich es gethan — Du wendeſt Dich,
Als ob's Dich ſchauderte bei dem Gedanken?
Das ſchwör' mir erſt!

Rhodope.

Ich werde Dein Gemahl.

Gyges.

Was frag' ich auch! Ich ſiegte ja noch nicht.

Rhodope.

Gilt's hier denn einen Kampf?

Gyges.

Ja, Königin,

Du denkſt doch nicht von mir, daß ich ihn morde?
Ich fordre ihn auf Leben oder Tod.

Rhodope.

Und wenn Du fällſt?

Gyges.

So fluche mir nicht nach,
Ich kann nicht anders.

Rhodope.

Fall' ich nicht mit Dir?

Gyges.

Doch wenn ich wiederkehre?

Rhodope.

Am Altar
Wirſt Du mich finden, eben ſo bereit,
In Deine Hand die meinige zu legen,
Als nach dem Dolch zu greifen und das Band
Zu löſen, das mich an den Sieger knüpft,
Wenn er es iſt!

Gyges.

Noch eh die Sonne ſinkt,
Entſcheidet ſich's! So leb' denn wohl.

Rhodope.

Leb wohl! —
Und wenn's Dich freuen kann, vernimm noch Eins:
Du hätteſt mich der Heimat nicht entführt,
Um ſo an mir zu thun!

Gyges.

Meinſt Du, Rhodope?
Das heißt: ich wäre eiferſüchtiger
Und neidiſcher geweſen, hätte mehr
Gefürchtet, weil ich wen'ger bin, als er,
Und doch beglückt es mich, daß Du dieß meinſt
Und iſt genug für mich, mehr als genug! (ab.)

Rhodope.

Nun Brautgewand und Todtenhemd herbei!

Lesbia

(ſtürzt herein und wirft ſich Rhodopen zu Füßen).

Du Gnädige! — Vergieb! — Ich danke Dir!

Rhodope

(ſie aufhebend).

Du wirſt mir wohl nicht danken, armes Kind!
Und doch! Zuletzt! Ja, Lesbia, zuletzt!

Fünfter Act.

Freier Platz.

(Der König tritt auf. Ihm folgt Thoas.)

Kandaules.

Du ſchleichſt mir nach auf Schritt und Tritt. Was
willſt Du?
Fehlt Dir der Muth, mich anzureden, Alter,
Weil ich ein wenig barſch war gegen Dich?
Sprich! Setze Deine Rede fort! Ich will
Geduldig ſein und hören, brauchteſt Du
Auch ſo viel Zeit, daß eine grüne Traube
Sich purpurn färbt, bis Du zu Ende biſt.

Thoas.

Herr, hab ich jemals einen Mann verklagt?

Kandaules.

Nein, Thoas.

Thoas.

Oder einen Mann verdächtigt?

Kandaules.

Gewiß nicht.

Thoas.

Las ich heiße Worte auf,
Wie ſie im Zorn wohl auf die Erde fallen,
Und warf ſie Dir in's Ohr und blies ſie an?

Kandaules.

Nie!

Thoas.

Nun, ſo werd' ich doch mit ſiebzig Jahren
Nicht thun, was ich mit zwanzig nicht gethan,
Denn über fünfzig dien' ich Deinem Hauſe.

Kandaules.

Ich weiß es, treuer Knecht.

Thoas.

Die Erde zeugt
Ja immer fort, ob man die Könige
Ermordet oder krönt, ſie läßt die Bäume
Nicht ausgeh'n und die Beeren nicht vertrocknen,
Auch hält ſie ihre Quellen nicht zurück,
Wenn man ihr einmal Blut zu trinken giebt.

Kandaules.

Das glaub' ich auch!

Thoas.

Nicht wahr? Es bliebe Alles
Wie jetzt, ich meine, was mich ſelbſt betrifft,
Denn das iſt unſer Sclaven-Glück, daß uns
Ein rother Mond am Himmel wenig kümmert
Und daß wir ruhiger, wie gier'ge Hunde,

Die einen Biſſen zu erſchnappen hoffen,
Dem Opfer zuſeh'n, und nicht ängſtlich fragen,
Ob's Gutes oder Böſes prophezeit.

Kandaules.

Was willſt Du ſagen, Greis?

Thoas.

Dein Vater hatte
Mich immer um ſich, einerlei, ob er
Zum Schmauſen ging, ob er zu Felde zog,
Ich durfte ihm nicht fehlen, heute reicht' ich
Den Becher ihm und morgen Schild und Speer.
Auch ordnete ich ihm den Scheiterhaufen
Und ſammelte mit meinen ſteifen Fingern
Die weiße Aſche in den braunen Krug.
Er hatt' es ſo beſtellt. Warum denn wohl?

Kandaules.

Die Traube wird ſchon roth.

Thoas.

Du biſt ihm ähnlich,
Vielleicht — ich ſah Dich nie das Schwert noch ziehn,
Er zog es oft und gern, zuweilen auch
Ganz ohne Grund, ich geb' es zu, ja wohl,
Und doch war's gut, — vielleicht gar völlig gleich.
Drum wünſcht' ich Dir ſein Loos.

Kandaules.

Iſt das nicht mein?

Thoas.

Wer weiß! Das Ende rechn' ich mit dazu.
Vergieb mir, Herr! Ich bin kein hurt'ger Kopf,
Begreife ſchwer, hab' niemals was erdacht
Und wer mich dumm nennt, ſchimpft mich darum nicht.
Doch wackre Männer kamen ſchon zu mir
Und fragten mich um Rath, und als ich ſtutzte,
Da ſagten ſie: der ſchlicht'ſte alte Mann,
Der ſiebzig Jahre zählt und ſeine Sinne
Behielt, verſteht von manchen Dingen mehr,
Als ſelbſt der Klügſte, der noch Jüngling iſt.
Nun, meine Sinne, denk' ich, hab' ich noch:
So hör' auf mich.

Kandaules.

Ich thu' es ja.

Thoas.

Und quäle
Mich nicht um Gründe, glaube nicht, daß ich
Gleich unrecht habe, wenn ich auch verſtumme,
Weil ein Warum von ſo und ſo viel Drachmen
Mir fehlt, wenn Du mein Wort zu wägen denkſt.
Du kannſt ja auch die Vögel, die nicht fliegen,
Wie Dir's gefällt, wenn ſie Dein Seher fragt,
Durch einen einz'gen Schuß von Deinem Bogen
Zerſtreu'n, und Mancher hat's im Zorn gethan.
Doch kommt das Unglück darum weniger,
Das ſie verkündeten? So ſprich denn nicht:

Was willſt Du? Er iſt tapfer, brav und treu!
Ich weiß es ſelbſt und will's ſogar beſchwören,
Allein ich warne Dich nur um ſo mehr:
Nimm Dich in Acht vor Gyges!

Kandaules
(lacht).

Thoas.

Dacht' ich's doch!
Ich ſag's Dir noch einmal: nimm Dich in Acht!
Verſteh' mich aber recht. Ich ſage auch:
Er wird Dir nimmer nach der Krone greifen,
Er wird Dich mit dem letzten Tropfen Bluts
Vertheidigen, und dennoch iſt er Dir
Gefährlicher, als Alle, die ſich geſtern
Mit Blicken oder Worten gegen Dich
Verſchworen haben! Ei, die thun Dir Nichts,
Wenn er nur nicht mehr da iſt! Darum ſchaffe
Ihn fort, ſo bald Du kannſt. Denn wenn er bleibt
Und mit den Kränzen, die er ſich errang,
Noch länger ſo herum geht unter ihnen,
Kann viel geſchehn.

Kandaules.

Du meinſt?

Thoas.

Ich ſeh' es ja!
Das flüſtert und vergleicht! Das zuckt die Achſeln,
Das ballt die Fauſt und nickt ſich heimlich zu!

Du haſt ſie gar zu ſchwer gekränkt. Und wird
Der Grieche, wenn er Morgens bei'm Erwachen
Auf einmal über Deine Krone ſtolpert,
Weil man ſie ihm des Nachts zu Füßen legte,
Sie noch verſchmähn? Da wär' er ja ein Thor.
Es iſt genug, daß er Dich nicht beraubt,
Beerben darf er Dich und wird er Dich.
Ei, ſeine Zeichen ſtehn, Du glaubſt nicht, wie!
Sonſt ſchimpften ſie ihn einen Citherſpieler,
Und meinten, wie denn ich es ſelber meine,
Daß nur die Vögel ſüße Kehlen hätten,
Die arg verkürzt um ihre Klauen ſind:
Jetzt iſt er ihnen, weil er ſingen kann,
Wenn noch nicht Phöbus ſelbſt, ſo doch ſein Sohn!

Kandaules.

Das wundert Dich? Er hat ſie ja beſiegt!
Wie könnte denn ein Menſch ihr Sieger ſeyn.

Thoas.

Gleichviel! Doch er iſt wirklich brav und treu,
Drum folge mir. Dann geht's vielleicht noch gut,
Wenn nicht die Götter eine Strafe ſenden,
Und über's Jahr verſöhnſt Du die und uns!

Gyges
(tritt auf).

Thoas.

Er kommt. Sprach ich umſonſt? Herr, lächle nicht!

Selbſt an der Mauer ſchießt Salpeter an,
Warum denn nicht das Salz der Zeit an mir?
(er zieht ſich in den Hintergrund zurück.)

Kandaules.

Du haſt mich mehr getroffen, als Du denkſt! —
Nun, Gyges?

Gyges.

Herr, ich habe Dich geſucht.

Kandaules.

Ich Dich nicht weniger. So ſag' mir an:
Was bringſt Du mir? — Du kehrſt Dich ſchweigend ab?
Was es auch ſey: ich bin auf viel gefaßt!

Gyges.

O, hätteſt Du mein Opfer angenommen!

Kandaules.

Ich werde nie bereu'n, daß ich's nicht that.
Doch, wär' es auch geſchehn, was hätt's gefrommt?
Ihr Argwohn hatte unauslöſchlich ſchon
Des Nachts an Deinem Seufzer ſich entzündet,
Doch hadre darum nicht mit Dir, wer wäre
Ein Menſch und hätte nicht geſeufzt, wie Du!

Gyges.

Es war kein guter Tag, an dem der König
Von Lydien den Griechen Gyges traf.

Kandaules.

Ich fluch ihm nicht.

Gyges.

Du hätteſt Dich des Tigers

Wohl ſelbſt erwehrt, der auf Dich lauerte
Und ich, mit meinem überflüß'gen Pfeil,
Beraubte, ſtatt vom Tode Dich zu retten,
Dich nur des Meiſterſchuſſes.

Kandaules.

Das iſt wahr,
Ich hatt' ihn wohl bemerkt und war bereit.
Doch als ich ſah, wie Dir die Augen blitzten,
Die Wangen glühten, und die Bruſt ſich hob,
Da unterdrückte ich ein ſtilles Lächeln
Und dankte Dir.

Gyges.

So edel war er ſtets!
Auch da, wo ich's nicht ahnte! Kann ich denn?

Kandaules.

Ich ſah es auf den erſten Blick ja auch,
Daß Du in einer größeren Gefahr
Die That noch kühner wiederholen würdeſt;
Wenn die nicht kam, ſo war's nicht Deine Schuld!

Gyges.

Herr, ſprich nicht mehr. Es iſt ſo, wie Du ſagſt,
Ich hätte an ein Haar von Deinem Haupte
Mein Blut geſetzt und dennoch muß ich jetzt,
So will's der Fluch, Dein Leben fordern —

Kandaules.

Mein Leben!

Gyges.

Ja, wenn ſie nicht ſterben ſoll!
Die Sonne neigt ſich ſchon zum Untergang,
Und ſieht Dein Auge noch den Abendſtern,
So ſieht das ihrige ihn nimmermehr.

Kandaules.

Sie will ſich tödten, wenn Du mich nicht tödteſt?

Gyges.

Sie will es! Ständ' ich ſonſt wohl ſo vor Dir?

Kandaules.

Kein andres Opfer kann ihr mehr genügen?

Gyges.

Ich bot das höchſte, doch es war umſonſt.

Kandaules.

Da wird ſie mir den Abſchied auch verſagen!

Gyges.

Ich fürchte, ſie entflieht vor Dir in's Grab!

Kandaules.

Dann nimm mein Leben hin! — Du fährſt zurück?

Gyges.

So willig gibſt Du's her?

Kandaules.

Wer frevelte,
Muß Buße thun, und wer nicht lächelnd opfert,
Der opfert nicht! — Kennſt Du mich denn ſo ſchlecht
Und hältſt mich ſo gering, daß Du darob
Erſtaunen, ja erſchrecken kannſt? Ich werde

Doch ſie nicht zwingen, mit den Roſenfingern,
Die noch zu zart für's Blumenpflücken ſind,
Nach einem Dolch zu greifen und zu prüfen,
Ob ſie das Herz zu finden weiß?

Gyges.

Du ſchlägſt
Sogar das ſchirmende Gewand zurück
Und deutſt mir ſelbſt die Bruſt?

Kandaules.

Ich zeige Dir
Den nächſten Weg zum Ziel, und ebne ihn,
Damit Du, wenn Du wieder vor ſie trittſt,
Doch irgend etwas an mir loben kannſt.
Hier rauſcht der Quell des Lebens, den Du ſuchſt:
Den Schlüſſel haſt Du ſelbſt. So ſperre auf!

Gyges.

Nicht um die Welt!

Kandaules.

Um ſie, mein Freund, um ſie!

Gyges

(macht eine abwehrende Bewegung).

Kandaules.

Doch, ich beſinne mich, Du wollteſt heut
Mit eigner Hand Dein junges Blut vergießen!
Den Muth erſchwing' ich auch wohl noch, drum geh
Und bringe ihr mein letztes Lebewohl,
Es iſt ſo gut, als läge ich ſchon da.

Gyges.

Nein! Nein! Ich kam, zu kämpfen!

Kandaules.

Ei, wie ſtolz!
Du kannſt im Kampf mit mir nicht unterliegen,
Nicht wahr?

Gyges.

Du kennſt mich beſſer!

Kandaules.

Nun, auch das!
Selbſt wenn ich ſiegen ſollte, bleibt mir noch
Das And're übrig! — Iſt das nicht der Duft
Der Aloe? Ja wohl, ſchon führt der Wind
Ihn uns vom Garten zu. Die öffnet ſich
Nur wenn die Nacht ſich naht. Da wird es Zeit.

Gyges.

O, dieſer Ring!

Kandaules.

Du meinſt, er wäre beſſer
In ſeiner Gruft geblieben! Das iſt wahr!
Rhodopens Ahnung hat ſie nicht betrogen
Und Dich Dein Schauder nicht umſonſt gewarnt.
Denn nicht zum Spiel und nicht zu eitlen Poſſen
Iſt er geſchmiedet worden und es hängt
Vielleicht an ihm das ganze Weltgeſchick.
Mir iſt, als dürft' ich in die tiefſte Ferne
Der Zeit hinunter ſchau'n, ich ſeh den Kampf

Der jungen Götter mit den greiſen alten:
Zeus, oft zurück geworfen, klimmt empor
Zum goldnen Stuhl des Vaters, in der Hand
Die grauſe Sichel, und von hinten ſchleicht
Sich ein Titan heran mit ſchweren Ketten.
Warum erblickt ihn Kronos nicht? Er wird
Gefeſſelt, wird verſtümmelt, wird geſtürzt.
Trägt der den Ring? — Gyges, er trug den Ring!
Und Gäa ſelbſt hat ihm den Ring gereicht.

Gyges.

So ſey der Menſch verflucht, der Dir ihn brachte.

Kandaules.

Warum? Du thateſt recht und wäre ich
Dir gleich, ſo hätte er mich nicht verlockt,
Ich hätt' ihn ſtill der Nacht zurückgegeben
Und Alles würde ſtehen, wie zuvor.
Drum dinge mir des Werkzeugs wegen Nichts
Vom Frevel ab, die ganze Schuld iſt mein!

Gyges.

Doch, welche Schuld!

Kandaules.

Das Wägen iſt an ihr! —
Auch fühl' ich's wohl, ich habe ſchwer gefehlt,
Und was mich trifft, das trifft mich nur mit Recht.
Das ſchlichte Wort des alt ehrwürd'gen Dieners
Hat mich belehrt. Man ſoll nicht immer fragen:
Was iſt ein Ding? Zuweilen auch: was gilt's?

Ich weiß gewiß, die Zeit wird einmal kommen,
Wo Alles denkt, wie ich: was ſteckt denn auch
In Schleiern, Kronen oder roſt'gen Schwertern,
Das ewig wäre? Doch die müde Welt
Iſt über dieſen Dingen eingeſchlafen,
Die ſie in ihrem letzten Kampf errang,
Und hält ſie feſt. Wer ſie ihr nehmen will,
Der weckt ſie auf. Drum prüf' er ſich vorher,
Ob er auch ſtark genug iſt, ſie zu binden,
Wenn ſie, halb wachgerüttelt, um ſich ſchlägt,
Und reich genug, ihr Höheres zu bieten,
Wenn ſie den Tand unwillig fahren läßt.
Heracles war der Mann, ich bin es nicht;
Zu ſtolz, um ihn in Demuth zu beerben,
Und viel zu ſchwach, um ihm es gleich zu thun,
Hab' ich den Grund gelockert, der mich trug,
Und dieſer knirſcht nun rächend mich hinab.

Gyges.

Nein! Nein!

Kandaules.

So iſt's. Auch darf's nicht anders ſeyn!
Die Welt braucht ihren Schlaf, wie Du und ich
Den unſ'rigen, ſie wächſ't, wie wir, und ſtärkt ſich,
Wenn ſie dem Tod verfallen ſcheint und Thoren
Zum Spotte reizt. Ei, wenn der Menſch da liegt,
Die ſonſt ſo fleiß'gen Arme ſchlaff und laß,
Das Auge feſt verſiegelt und der Mund

Verſchloſſen, mit den zugekrampften Lippen
Vielleicht ein welkes Roſenblatt noch haltend,
Als wär's der größte Schatz: das iſt wohl auch
Ein wunderliches Bild für den, der wacht
Und zuſieht. Doch, wenn der nun kommen wollte,
Weil er, auf einem fremden Stern geboren,
Nichts von dem menſchlichen Bedürfniß wüßte,
Und rieſe: hier ſind Früchte, hier iſt Wein,
Steh auf und iß und trink! Was thätſt Du wohl?
Nicht wahr, wenn Du nicht unbewußt ihn würgteſt,
Weil Du ihn packteſt und zuſammen drückteſt,
So ſprächſt Du: dies iſt mehr, als Speis und Trank!
Und ſchlieſeſt ruhig fort bis an den Morgen,
Der nicht den Einen oder auch den Andern,
Nein, der ſie Alle neu in's Daſeyn ruft!
Solch ein vorwitz'ger Störer war ich ſelbſt,
Nun bin ich denn in des Briareus Händen
Und er zerreibt das ſtechende Inſect.
Drum, Gyges, wie Dich auch die Lebenswoge
Noch heben mag, ſie thut es ganz gewiß
Und höher, als Du denkſt: vertraue ihr
Und ſchaud're ſelbſt vor Kronen nicht zurück,
Nur rühre nimmer an den Schlaf der Welt!
Und nun —

Gyges.

Die Sonne ſinkt! Es muß ſo ſeyn.

Kandaules.

Thoas! (er nimmt ſich die Krone ab.)

Thoas.

Was ſinnſt Du, Herr?

Kandaules.

Du wollteſt mich
Ja fechten ſehn, die Freude mach' ich Dir,
Doch dafür hebſt Du dieſe Krone auf
Und reichſt ſie dem, der übrig bleibt von uns!

(zu Gyges)

Wenn Du das biſt, ſo gönn ich's Dir und gern
Wird man auf Deinem Haupt ſie ſehn! — Ei was,
Du wollteſt ſie nicht nehmen? Schäme Dich!
Da käm' ſie nur an einen ſchlechtern Mann!

Gyges.

Herr, ſchwör' mir, daß Du redlich kämpfen willſt.

Kandaules.

Ich muß ihr zeigen, daß ich ſo viel Schönheit
Nicht leicht verliere. Darum ſchwör ich's Dir.
Und Du?

Gyges.

Sie lebt und ſtirbt mit mir! Ich muß!
Und wenn ich auch bei jedem Streiche denke:
Viel lieber einen Kuß! ſo werde ich
Darum doch keinen mäßigen.

Kandaules.

So gib
Mir noch einmal die Hand! — Nun ſey für mich
Ein Tiger, ich für Dich ein Leu und dieß
Der wilde Wald, in dem wir oft gejagt.

(Sie ziehen).

Gyges.

Noch Eins! Aus Schaam hielt ich's zurück. Sie will
Sich mir vermälen, wenn Du unterliegſt.

Kandaules.

Ha! Nun verſteh' ich ſie!

Gyges.

So wehre Dich!

(Gefecht, während deſſen ſie ſich links verlieren.)

Thoas.

Er fällt! — Der letzte Heraclide fiel!

(ab, ihnen nach.)

Der Tempel der Heſtia.

(Man erblickt in der Mitte die Bildſäule der Göttin. Rhodope kommt rechts in feierlichem Zug, mit ihr Lesbia, Hero und Karna. Es iſt Abend. Fackeln.)

Rhodope.

Karna, der Scheiterhaufen wird errichtet?

Karna.

Er iſt es ſchon!

Rhodope

(ſchreitet in den Tempel und kniet vor der Bildſäule der Göttin nieder).

Hero.

Sie ſpricht vom Scheiterhaufen,
Anſtatt vom Brautgemach?

Lesbia.

Das wundert Dich?
Es muß hier erſt doch einen Todten geben,
Bevor es eine Braut hier geben kann.

Hero.

Ich zittre, Lesbia. Sie fragte mich,
Als ich ſie ſchmückte, ob in unſerm Garten
Wohl gift'ge Beeren wüchſen —

Lesbia.

Wie?

Hero.

Und ob
Ich ihr davon nicht einige bringen könnte;
Für jede ſchenke ſie mir eine Perle,
Und wenn es hundert wären, aber ſchnell
Müßt' es geſcheh'n!

Lesbia.

Und Du?

Hero.

Ich ſagte Nein!
Da lächelte ſie zwar und ſprach: das konnt' ich
Mir denken, morgen zeige ich ſie Dir,
Doch kam's mir ſeltſam vor.

Lesbia.
Das iſt es auch!
Hero.
Nun ſchickte ſie mich fort, ich aber lauſchte
Und ſah, daß ſie mit einem ſpitzen Dolch
Wie zum Verſuch, ich kann's nicht anders nennen,
Den Arm ſich ritzte.
Lesbia.
Hero!
Hero.
Ja, es kam
Auch rothes Blut.
Lesbia.
Entſetzlich!
Hero.
Freilich ehrt
Sie neben unſern Göttern auch noch fremde,
Die wir nicht kennen, und ſo iſt's vielleicht
Ein dunkler Brauch!
Lesbia.
Nein, nein! Wo tönt die Flöte
Und wo das Rohr? Wer ſingt den Hymenäus?
Wo ſind die Tänzerchöre? Ich war blind!
Sie zog hinaus, um nicht mehr heimzukehren!
O, Königin, ich bitt' Dir ab! — Wird denn
Ein Mahl gerüſtet?

Hero.

Nein! Daß ich nicht weiß!

Lesbia.

So ſey der Trotz verflucht, der mich bewog,
Mich eben heut ſo fern von ihr zu halten,
Nun — Göttin, ſie iſt Dein zu dieſer Stunde,
So wende Du ihr Herz! Ich kann's nicht mehr.

Hero.

Ja, reine, keuſche, heilige, das thu! —
Und iſt es nicht auch ſeltſam, daß ſie ſich,
Anſtatt der ewig heitern Aphrodite,
Die ſtrenge Heſtia, vor deren Blicken
Der grünſte Kranz verdorrt, zur Zeugin wählt?

Lesbia.

Ach, Alles deutet auf's Entſetzlichſte.

Gyges
(tritt auf).

Hero.

Gyges!

Lesbia.

O, nimm ihn hin! Nur thu' es nicht!

Gyges.

Mir iſt, als hätt' ich ſelbſt das Blut verloren,
Das ihm entſtrömte! — Ich bin todtenkalt.

Hero.

Wie bleich er ausſieht!

Gyges.

Da iſt der Altar —
An einem andern hab' ich ſie geſucht —
Da ſtehen ihre Mädchen — da iſt ſie —
Was nun?

Thoas

(tritt auf). Ich bringe Dir die Krone dar!

Gyges.

Den Lydiern gehört ſie, und nicht mir.

Thoas.

Den Lydiern hab' ich ſie erſt gebracht
Und als ihr Bote ſteh' ich jetzt vor Dir!

Volk

(von draußen).

Heil, Gyges, Heil!

Rhodope

(erhebt ſich und wendet ſich).

Volk

(herein dringend).

Dem König Gyges Heil!

Thoas.

Doch ſey nicht ſtolz auf dieſen Ruf, die Nachbarn
Sind in das Land gefallen, nun ſollſt Du
Sie führen!

Gyges.

Wie?

Thoas.

Es kam, wie ich gedacht,

Er war zu mild, es fürchtete ihn Keiner,
Jetzt ſind ſie da!

Gyges

(ſetzt die Krone auf).

Ich zahle ſeine Schuld.

Rhodope

(die ſich dem Gyges langſam genähert hat).

Erſt Deine eig'ne, Gyges!

Gyges.

Königin,
Sey Du der Preis, der mir entgegen winkt,
Wenn ich die Feinde rings zerſchmettert habe —

Rhodope.

Nein, nein! Von mir erlangſt Du keine Friſt! —
Wir können nicht vor meinen Vater treten,
So tritt mit mir vor Heſtia's Altar
Und reiche mir vor ihrem Angeſichte
Die Hand zum ew'gen Bunde, wie ich Dir!

Gyges.

Wenn Du geſehen hätteſt, wie er ſchied,
So würdeſt Du den Schauder heilig halten,
Der mir verbeut, auch nur Dein Kleid zu ſtreifen,
Bevor ich das für ihn gethan! Wem bot
Die reiche Welt ſo viel, wie ihm, und doch
Ging er hinaus, wie Andere hinein!

Rhodope.

Wenn er ſo edel in das düſtre Reich

Hinunter ſtieg, wo Keiner ſich auf's Neue
Mit Schuld befleckt, ſo werde ich ihm gern,
Und wär's auch auf der Schwelle ſchon, begegnen,
Ja, ihm mit eig'ner Hand vom Lethe ſchöpfen
Und ſelbſt verzichten auf den ſel'gen Trunk.
Dich aber mahn' ich: ende jetzt!

Gyges.

Es ſey! —
Doch dieß gelob' ich Dir, Du theurer Schatten,
Ich zieh hinaus, ſo wie's geſchehen iſt!

Rhodope.

Auch ich gelobte etwas!

Gyges.

Königin,
Wer einen ſolchen Kelch voll Seligkeit
Bei Seite ſtellt, wie ich, und wärs auch nur
Für eine Stunde, der verdient ſich ihn.

Rhodope.

Still, ſtill, Du biſt an einem heil'gen Ort.
(Sie ſchreiten zum Altar.)

Rhodope.

O Heſtia, Du Hüterin der Flamme,
Die das verzehrt, was ſie nicht läutern kann:
Ich dank' es dieſem Jüngling, daß ich wieder
Vor Deinem Angeſicht erſcheinen darf.

Und, wie das Volk zum König, ſo erhebe
Ich ihn, ſey Du mir Zeugin, zum Gemahl.
(ſie reicht Gyges die Hand)
Als Morgengabe ſieh die Krone an,
Die ſchon gebietend Dir vom Haupte funkelt,
Mir aber gieb den Todtenring zum Pfand.

Gyges.

Den trägt der König noch an ſeinem Finger.

Rhodope.

Dann hat er ſchon den Platz, der ihm gebührt.
(ſie läßt Gyges Hand los)
Nun tritt zurück, und halte Dein Gelübde,
Wie ich das meinige! Ich bin entſühnt,
Denn Keiner ſah mich mehr, als dem es ziemte,
Jetzt aber ſcheide ich mich
(ſie durchſticht ſich)
ſo von Dir!

Druck von L. C. Zamarski, Univerſitäts-Buchdruckerei
(vormals J. P. Sollinger) in Wien.

Gedichte

von

Friedrich Hebbel.

Geſammt-Ausgabe

ſtark vermehrt und verbeſſert.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1857.

[illegible]CA
[illegible]A
[illegible]SIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Dem erſten Dichter der Gegenwart

Ludwig Uhland

in unwandelbarer Verehrung.

Inhalt.

Lieder.

Seite
Nachtlied 3
Sturmabend 4
Das letzte Glas 6
Der junge Schiffer 8
Vorwärts 9
Knabentod 11
Schiffers Abſchied 13
Zu Pferd! Zu Pferd! 15
Requiem 16
Ein nächtliches Echo 18
Lied 20
Das Vöglein 21
Scheidelieder 23
Frühlingslied 25
Das erſte Zechgelag 27

Balladen und Verwandtes.

Liebeszauber 31
Ein Dithmarſiſcher Bauer 37
Der Haideknabe 45
Vaterunſer 50
Die Polen ſollen leben! 53
Schön Hedwig 56
's iſt Mitternacht 60
Der Maler 62
Die Spanierin 64

Seite
Virgo et Mater . . . 68
Die junge Mutter . . . 70
Das Kind am Brunnen . . . 71
Das Bettelmädchen . . . 73
Die heilige Drei . . . 74
Die treuen Brüder . . . 81
Die Odaliske . . . 83
Das Kind . . . 86
Das Korn auf dem Dache . . . 88
Husarenwerbung . . . 90

Vermiſchte Gedichte.

Aus der Kindheit . . . 97
Der Schmetterling . . . 101
Bubenſonntag . . . 103
Ein frühes Liebesleben
  1. Die Jungfrau . . . 106
  2. Kampf . . . 107
  3. Sieg . . . 108
  4. Glück . . . 109
  5. Der Tod . . . 110
  6. Spuck . . . 121
  7. Nachruf . . . 113
  8. Süße Täuſchung . . . 114
  9. Nachts . . . 116
  10. Offenbarung . . . 118
  11. Nachklang . . . 120
Auf eine Unbekannte . . . 121
Auf ein altes Mädchen . . . 123
An Hedwig . . . 125
Liebesprobe . . . 127
Auf die Geneſung eines ſchönen Mädchens . . . 128
Tändelei . . . 129
Einziges Geſchiedenſeyn . . . 131
Neue Liebe . . . 132
Sie ſehn ſich nicht wieder . . . 133

Seite
Auf ein erröthendes junges Mädchen, das ich im Louvre ſah 135
Ich und Du 136
Letzter Gruß 137
Stanzen auf ein Sicilianiſches Schweſterpaar 139
Das Opfer des Frühlings 142

Waldbilder.

1. Das Haus im Walde 147
2. Böſer Ort 149
3. Dicker Wald 151
4. Situation 153
Abendgefühl 156
Nachtgefühl 157
Nächtlicher Gruß 158
Vorfrühling 160
Die Roſen 161
Sommerbild 163
Ein Bild aus Reichenau 164
Herbſtgefühl 165
Spaziergang am Herbſtabend 166
Herbſtbild 168
Das Mädchen im Kampf mit ſich ſelbſt 169
An einen Freund 172
Eine Pflicht 173
Höchſtes Gebot 175
Mahnung 176
An die Jünglinge 177
Adams Opfer 179
Der Baum in der Wüſte 180
Erquickung 181
In das Album meiner Frau 182
Großmutter 183
Ein Spaziergang in Paris 186
Ein Geburtstag auf der Reiſe 194
Auf dem Meer 200
Proteus 203
Zwei Wanderer 205

Seite
Erleuchtung . . . 207
Geburtsnacht-Traum . . . 208
Dämmer-Empfindung . . . 212
Reminiſcenz . . . 213
Roſe und Lilie . . . 215
Blume und Duft . . . 216
Der Sonnen-Jüngling . . . 217
Horn und Flöte . . . 218
Der Kranke . . . 220
Das Grab . . . 221
Die Schönheit der Welt . . . 222
Das Hermelin . . . 223
Morgen und Abend . . . 224
An ein weinendes Kind . . . 226
Die Unſchuld . . . 226
An den Tod . . . 227
Das alte Haus . . . 229
Memento vivere . . . 233
Das Haus am Meer . . . 235
Unterm Baum . . . 239
Verſöhnung . . . 240
Auf ein ſchlummerndes Kind . . . 242
Alte Widmung dieſer Gedichte . . . 243
Winterreiſe . . . 245
Sommerreiſe . . . 247
Die Roſen im Süden . . . 249
Die Kirmeß . . . 250
Gebet . . . 254
Das Mädchen Nachts vor'm Spiegel . . . 255
Thorwaldſens Ganymed und der Adler . . . 256
Meeresleuchten . . . 258
Auf die deutſche Künſtlerin . . . 259
Auf die Sixtiniſche Madonna . . . 261
Meiſenglück . . . 263
Der beſte Liebesbrief . . . 264
Die Weihe der Nacht . . . 265
Das Venerabile in der Nacht . . . 266

Dem Schmerz ſein Recht.

Seite
Ewiger, der du in Tieſen wohneſt 271
✓ Liegt Einer ſchwer gefangen 273
Alle Wunden hören auf, zu bluten 275
✓ Schlafen, Schlafen, Nichts als Schlafen 277
Gott weiß, wie tief der Meeresgrund 278
Natur, du kannſt mich nicht vernichten 279
✓ Und mußt du denn, trotz Kraft und Muth 281
Geht ſtumm an dir vorbei die Welt 281
Es grüßt dich wohl ein Augenblick 282
✓ Unergründlicher Schmerz 283
Den bängſten Traum begleitet 285

Des Dichters Teſtament.

Das abgeſchiedene Kind an ſeine Mutter 289
Prolog zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier 294
Die Erde und der Menſch 299
An des Kaiſers von Oeſterreich Majeſtät 304

Sonette.

An eine Römerin 309
Im römiſchen Carneval 310
Eine Mondnacht in Rom 311
Die Lerche 312
Der Wein 313
Vollendung 314
Rechtfertigung 315
Die Freiheit der Sünde 316
Schönheitsprobe 317
An Chriſtine Engehauſen 318
Doppelter Krieg 319
An den Künſtler 320
Ein zweites 321
Unſere Zeit 322
Die menſchliche Geſellſchaft 323
Mein Päan 324

Seite
An eine edle Liebende 325
Welt und Ich 326
An die Kunſt 327
Die Schönheit 328
Die Verſchmähte 329
Die beiden Zecher 330
Der Menſch und die Geſchichte 331
Mann und Weib 332
An ein ſchönes Kind 333
Das Heiligſte 334
Myſterium 335
An den Aether 336
Die Sprache 337
Apollo von Belvedere 338
An meinen Freund Gurlitt 339
Juno Ludoviſi 340
Ein Bild 341

Epigramme und Verwandtes.

I. **Bilder** 345
II. **Gnomen** 372
III. **Kunſt** 388
IV. **Geſchichte** 422
V. **Ethiſches** 428
VI. **Perſönliches** 433
VII. **Buntes** 439
VIII. **Gereimte** 464

Lieder.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nachtlied.

Quellende, ſchwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen,
Sage, was iſt da erwacht!

Herz in der Bruſt wird beengt,
Steigendes, neigendes Leben,
Rieſenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahſt du dich leis,
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehſt du den ſchützenden Kreis.

Sturmabend.

Rauſche nur vorüber, Wind!
Wühl' im Laub und knicke,
Während ich mein ſüßes Kind
An die Bruſt hier drücke!
Neſtle aus dem dunklen Haar
Ihr die junge Roſe,
Wirf ſie ihr zu Füßen dar,
Während ich hier koſe.

Eine Todesgöttin, tritt
Sie die zarte Schweſter
In den Staub mit ſtolzem Schritt
Und umſchlingt mich feſter
Läßt dir willig gar das Tuch,
Das ihr, wenn ich neckte,
Sonſt noch niemals dicht genug
Hals und Buſen deckte.

5

Rauſche, Wind! Wir ſehn die Zeit
  So, wie dich, entfliehen,
Doch bevor ſie Aſche ſtreut,
  Wagen wir zu glühen!
Lockend vor mir, rund und roth,
  Ihre Feuerlippe!
Zwei Schritt hinter mir der Tod
  Mit geſchwungner Hippe.

Das letzte Glas.

Das letzte Glas! Wer mag es denken!
Und dennoch muß ein letztes ſein!
Mich drängt's, es haſtig einzuſchenken,
Fällt auch die Thräne mit hinein.
Stoß' an! Du ſtießeſt gar zu heftig!
In tauſend Scherben liegt das Glas.
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das letzte Glas! Wer mag es ſchauen!
Und dennoch muß ein letztes ſein!
Du ziehſt nun bald in ferne Gauen:
Denkſt du im fremden Land noch mein?
Stoß' an! Ich zitt're gar zu heftig!
In tauſend Scherben liegt das Glas.
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das letzte Glas! Wer mag es trinken!
Und dennoch muß ein letztes ſein!
Dir werden neue Freunde winken,
Ich aber bleib' hier ganz allein!
Stoß' an! Zu Boden werf ich's heftig!
Warum ſchon jetzt das letzte Glas!
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das letzte Glas! Wir laſſen's ſtehen!
Verſiegle und verſchließ' den Wein!
Wenn wir dereinſt uns wieder ſehen,
So ſoll es unſer erſtes ſein!
Komm', an den Mund preſſ' ich dich heftig,
Als wärſt du ſelbſt mein letztes Glas!
Was wir uns ſind, das fühl' ich kräftig,
Jetzt geh' mit Gott! Wir bleiben das!

Der junge Schiffer.

Dort bläht ein Schiff die Segel,
  Friſch ſauſ't hinein der Wind;
Der Anker wird gelichtet,
Das Steuer flugs gerichtet,
  Nun fliegt's hinaus geſchwind.

Ein kühner Waſſervogel
  Kreiſ't grüßend um den Maſt,
Die Sonne brennt herunter,
Manch Fiſchlein, blank und munter,
  Umgaukelt keck den Gaſt.

Wär' gern hinein geſprungen,
  Da draußen iſt mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
Da iſt's mir nur um's Fahren,
  Wohin? Das gilt mir gleich!

Vorwärts.

Steine, ſie liegen hier,
Liebchen, im Wege dir,
        Klotzig herum!
Gerne ja bückt' ich mich,
Schaffte ſie fort für dich,
        Würd' ich blos krumm;
Aber, ich ſeh's genau,
Du auch, du würdeſt grau,
        Wär' das nicht dumm?
Lebenslang würd' es ja
Währen, ſo viel ſind da,
        Vorwärts darum!

Siehſt du, wie das uns frommt,
Wie man hinüber kommt,
        Luſtig und ſchnell?
Rings ſchon der kühle Wald,
Duftige Beeren bald,
        Drüben ein Quell!

Weiter drum, weiter noch,
Gehſt du auf Moos ja doch
Jetzt bis zur Stell!
Heiſa, nun ruhen wir,
Hätt' ich zwei Flügel, hier
Klappt' ich ſie ſchnell!

Knabentod.

Vom Berg, der Knab,
Der zieht hinab
In heißen Sommertagen;
Im Tannenwald,
Da macht er Halt,
Er kann ſich kaum noch tragen.

Den wilden Bach,
Er ſieht ihn jach
In's Thal herunter ſchäumen;
Ihn dürſtet ſehr,
Nun noch viel mehr:
Nur hin! Wer würde ſäumen!

Da iſt die Flut!
O, in der Glut,
Was kann ſo köſtlich blinken!
Er ſchöpft und trinkt,
Er ſtürzt und ſinkt
Und trinkt noch im Verſinken!

Das Lied iſt aus,
Und macht's dir Graus:
Wer wird's im Winter ſingen!
Zur Sommerzeit
Biſt du bereit,
Dem Knaben nachzuſpringen.

Schiffers Abſchied.

Hier ſtehn wir unterm Apfelbaum,
Hier will ich von dir ſcheiden,
Hier träumte ich ſo manchen Traum,
Hier trägt ſich auch ein Leiden.

Hier ſah ich dich zum erſtenmal,
In winterlicher Oede!
Wie war der Baum ſo nackt und kahl,
Wie warſt du kalt und ſpröde!

Doch bald ergrünte Zweig nach Zweig,
Und alle Knoſpen trieben.
Da ſprang dein Herz, den Knoſpen gleich,
Da fingſt du an, zu lieben.

Wie iſt er jetzt von Blüten voll!
Wie wird er reichlich tragen!
Doch, wer ihn für dich ſchütteln ſoll,
Das wüßt ich nicht zu ſagen.

Hei! Wie dich ſäuſelnd jener Aſt
Mit rothem Schnee beſtreute,
Als ob er ſchon die ſchwere Laſt
Der künft'gen Früchte ſcheute!

Wenn über's Meer der Herbſtwind pfeift
Und an dem Maſt mir rüttelt,
So denke ich: ſie ſind gereift,
Und er iſt's, der ſie ſchüttelt!

Und muß mein Schiff vor ſeinem Braus
Gar an ein Felsriff prallen,
So ruf' ich noch im Scheitern aus:
Die ſchönſte will nicht fallen!

Zu Pferd! Zu Pferd!

Zu Pferd! Zu Pferd! Es ſauſ't der Wind!
 Schneewolken, düſtre, jagen!
Die ſchütten nun den Winter aus!
Zu Pferd! Zu Pferd! Durch Saus und Braus
 Die heiße Bruſt zu tragen!

Mit krauſen Nüſtern prüft das Roß
 Die Luft, dann wiehert's muthig;
Nur wie ich herrſche, dient das Thier,
Ein Druck, von dannen fliegt's mit mir,
 Als wär' mein Sporn ſchon blutig.

In meinem Mantel wühlt der Wind,
 Er raubt mir faſt die Mütze;
Ich hab' ihn gern auf meiner Spur,
An ſeiner Wuth erprob' ich's nur,
 Wie feſt ich oben ſitze.

Requiem.

Seele, vergiß ſie nicht,
Seele, vergiß nicht die Todten!

Sieh, ſie umſchweben dich,
Schauernd, verlaſſen,
Und in den heiligen Gluten,
Die den Armen die Liebe ſchürt,
Athmen ſie auf und erwarmen,
Und genießen zum letzten Mal
Ihr verglimmendes Leben.

Seele, vergiß ſie nicht,
Seele, vergiß nicht die Todten!

Sieh, ſie umſchweben dich,
Schauernd, verlaſſen,
Und wenn du dich erkaltend
Ihnen verſchließeſt, erſtarren ſie
Bis hinein in das Tiefſte.

Dann ergreift ſie der Sturm der Nacht,
Dem ſie, zuſammengekrampft in ſich,
Trotzten im Schooße der Liebe,
Und er jagt ſie mit Ungeſtüm
Durch die unendliche Wüſte hin,
Wo nicht Leben mehr iſt, nur Kampf
Losgelaſſener Kräfte
Um erneuertes Sein!

Seele, vergiß ſie nicht,
Seele, vergiß nicht die Todten!

Ein nächtliches Echo.

Blitzend
Ziehn die Sterne auf am Himmelsrand,
Spritzend
Senkt der Thau ſich auf das durſt'ge Land.

„Liebe!"
Singt der Knabe in die Nacht hinein.
„Liebe!"
Klingt es wieder aus dem Myrtenhain.

Säuſelnd
Schleicht der Wind durch die gewürzte Luft,
Kräuſelnd
Jeden Blütenzweig voll Hauch und Duft.

„O Traum!"
Ruft der Knabe aus in ſüßem Schmerz.
„O Traum!"
Hallt's zurück, als hätt' die Nacht ein Herz.

Knabe
Glaubt entzückt, was Seel' und Sinn ihm füllt.
Habe
Schmeichelnd ſich in Luft und Duft gehüllt.

„Komm! Komm!"
Quillt es ihm aus heißer Bruſt hervor.
„Komm! Komm!
Spielt es lind und weich ihm um das Ohr.

Seine
Seufzer gibt der Wald ihm treu zurück,
Keine
Himmliſche Geſtalt erſcheint dem Blick.

„Nur Schall!"
Ruft er endlich, und er ruft nicht mehr.
„Nur Schall!"
Klagt es hinter dem Verſtummten her.

Lied.

Komm, wir wollen Erdbeer'n pflücken,
Iſt es doch nicht weit zum Wald,
Wollen junge Roſen brechen,
Sie verwelken ja ſo bald!

Droben jene Wetterwolke,
Die dich ängſtigt, fürcht' ich nicht;
Nein ſie iſt mir ſehr willkommen,
Denn die Mittagsſonne ſticht.

All die ſengend heißen Strahlen,
Die uns droben, löſcht ſie aus,
Und wenn ſie ſich ſelbſt entladet,
Sind wir lange ſchon zu Haus!

Tändelnd flecht' ich dann die Roſen
In dein dunkelbraunes Haar,
Und du bieteſt Beer' um Beere
Meinen durſt'gen Lippen dar.

Das Vöglein.

Vöglein vom Zweig
Gaukelt hernieder;
Luſtig ſogleich
Schwingt es ſich wieder.

Jetzt dir ſo nah,
Jetzt ſich verſteckend;
Abermals da,
Scherzend und neckend.

Taſteſt du zu,
Biſt du betrogen,
Spottend im Nu
Iſt es entflogen.

Still! Bis zur Hand
Wird's dir noch hüpfen,
Biſt du gewandt,
Kann's nicht entſchlüpfen.

Iſt's denn ſo ſchwer
Das zu erwarten?
Schau' um dich her:
Blühender Garten!

Ei, du verzagſt?
Laſſ' es gewähren,
Bis du's erjagſt,
Kannſt du's entbehren.

Wird's doch auch dann
Wenig nur bringen;
Aber es kann
Süßeſtes ſingen.

Scheidelieder.

1.

Kein Lebewohl, kein banges Scheiden!
Viel lieber ein Geſchiedenſein!
Ertragen kann ich jedes Leiden,
Doch trinken kann ich's nicht wie Wein.

Wir ſaßen geſtern noch beiſammen
Von Trennung wußt' ich ſelbſt noch kaum!
Das Herz trieb ſeine alten Flammen,
Die Seele ſpann den alten Traum.

Dann raſch ein Kuß vom lieben Munde,
Nicht Schmerz getränkt, nicht Angſt verkürzt!
Das nenn' ich eine Abſchiedsſtunde,
Die leere Ewigkeiten würzt.

2.

Das iſt ein eitles Wähnen!
Sei nicht ſo feig, mein Herz!
Gib redlich Thränen um Thränen,
Nimm tapfer Schmerz um Schmerz!

Ich will dich weinen ſehen,
Zum erſten und letzten Mal!
Will ſelbſt nicht widerſtehen!
Da löſcht ſich Qual in Qual!

In dieſem bittren Leiden
Hab' ich nur darum Muth,
Nur darum Kraft zum Scheiden,
Weil es ſo weh uns thut.

Frühlingslied.

Ringt um des Jubels Krone!
  Die Sonne ruft zum Strauß
Vom blauen Himmelsraume,
Auch ſchaut aus jedem Baume
  Der Frühling ſchon heraus.

Ringt um des Jubels Krone!
  Das Veilchen iſt ſchon da
Und ſendet ſeine Düfte
Verſchwendriſch in die Lüfte
  Und würzt ſie fern und nah.

Ringt um des Jubels Krone!
  Die Lerche trinkt den Hauch
Und ſchmettert ihre Lieder
In frohem Dank hernieder
  Und weckt den Menſchen auch.

Ringt um des Jubels Krone!
  Das Mägdlein, das ihr lauſcht,
Erglüht im tiefſten Herzen
Und fühlt die ſüßen Schmerzen,
  Die ſie noch nie berauſcht.

Ringt um des Jubels Krone!
  Der Jüngling ahnt ſein Glück,
Und als er ihr mit Beben
Den erſten Kuß gegeben,
  Gibt ſie ihn halb zurück.

Ringt um des Jubels Krone!
  Ihr ſeht, daß jeder Luſt
Ein Funke ſich verbündet,
An dem ſie weiter zündet
  In einer fremden Bruſt.

Ringt um des Jubels Krone!
  Dieß iſt das Weltgebot.
Die trunkenſte der Seelen
Wird Gott ſich ſelbſt vermählen
  Durch ſel'gen Freudentod.

Das erſte Zechgelag.

Er ſitzt zum erſtenmal —
Gebt Acht, gebt Acht! —
Vor dem Pocal —
Ob ihr ihn taumlig macht!
Das iſt für ihn ſo viel,
Wie für die Maid
Der erſte Kuß, der ihr für's ſüße Spiel
Die Lippen weiht.

Er trinkt ſchon tapfer mit
Und wird ſchon roth!
Gleich übertritt
Der Knabe ein Gebot.
Paßt auf, er ſpitzt den Mund!
Gewiß, er thut
Uns ſeinen letzten Kirſchendiebſtahl kund
Und ſtrahlt von Muth.

Wir ſind beim dritten Glas!
    Noch immer ſtill?
Was iſt denn das,
    Daß er nicht plaudern will?
Kann er ſchon mehr vertraun?
    Hat er verzagt
Schon zum Verſuche hinter'm Gartenzaun
    Den Kuß gewagt?

Wir ſchenken wieder voll!
    Nun winkt er mir!
Was ich wohl ſoll?
    Nur zu! Ich horche dir! —
Er ſchlich ſich heimlich her,
    Denn als er bat,
Verbot die Mutter ihm das Zechen ſchwer:
    Da iſt die That!

Balladen und Verwandtes.

Liebeszauber.

Schwül wird dieſe Nacht. Am Himmelsbogen
Ziehn die Wolken dichter ſich zuſammen,
Breit begränzt von Wetterleuchtens Flammen
Und von rothen Blitzen ſcharf durchzogen.

Alles Leben iſt in ſich verſchloſſen,
Kaum nur, daß ich mühſam Athem hole;
Selbſt im Beete dort die Nachtviole
Hat den ſüßen Duft noch nicht ergoſſen.

Jedes Auge wär' ſchon zugefallen,
Doch die Herzen ſind voll Angſt und zittern
Vor den zwei ſich kreuzenden Gewittern,
Deren Donnergrüße bald erſchallen.

Jene Alte ſchleppt ſich zur Kapelle,
Doch ſie wird den Heil'gen nicht erblicken,
Ob die Wolken ihre Blitze ſchicken,
Betend kauert ſie ſich auf der Schwelle.

Iſt das nicht des Liebchens taube Muhme?
Ja! So will ich hier nicht länger weilen,
Will zu ihr, zu ihrem Fenſter eilen
Und dort lauſchen, ſtatt am Heiligthume.

Weiß ich's denn? Kann nicht ein Blitz da zünden?
Kann ich, wenn ich aus der Glut ſie rette,
Nicht — o daß er ſchon gezündet hätte! —
Ihr mein ſüß Geheimniß endlich künden?

Sieh, da bin ich ſchon! Beim Lampenlichte
Sitzt ſie, in die weiße Hand das Köpfchen
Stützend, mit noch aufgeflochtnen Zöpfchen,
Stillen Schmerz im blaſſen Angeſichte.

Horch, der erſte Donnerſchlag! Es krachen
Thür und Thor! Sie ſcheint es nicht zu hören!
Weſſen denkt ſie? Wüßt' ich's, würd' ich ſchwören:
Heut noch will ich den Garaus ihm machen.

Sie erhebt ſich. Willſt du dich entkleiden?
Gute Nacht! Warum? Zur rechten Stunde
Löſcht ſie ſelbſt das Licht, und gibt dir Kunde:
Mehr iſt nicht erlaubt! Dann magſt du ſcheiden!

Was? Sie knüpft ein Tuch um ihre Locken?
Hüllt ſich in der Muhme alten Mantel?
Iſt ſie — Oder ſtach mich die Tarantel?
Wird ſie — Die Beſinnung will mir ſtocken!

Ja, ſchon knarrt die Thür. Da kommt ſie. Nimmer
Würd' ich ſelbſt ſie, ſo vermummt, erkennen,
Hätt' ich nicht — — Die Lampe läßt man brennen,
Daß es ſcheint, man ſei im frommen Zimmer.

Raſch an mir vorbei! Sie iſt, wie Alle!
Folg' ich ihr? Ja freilich! Um zu ſchauen,
Ob man ihr mit braunen oder blauen
Augen — ſchwarze hab' ich ſelbſt — gefalle.

Waldhornklänge aus dem Jägerhäuschen!
Bei'm Gewitter? O, das iſt ein Zeichen!
So iſt das der Jüngling ſonder Gleichen?
Wohl! Doch nächſtens pflücken wir ein Sträuschen.

Und weßhalb? Hat ſie dir was verſprochen?
Nein! Und dennoch muß ich ſie verklagen,
Daß ſie, ja ſo darf, ſo darf ich ſagen,
Einen ſtillen Bund mit mir gebrochen.

Weiter! Weiter? So vergib, Geliebte!
Doch wohin? Hier zieht der Wald ſich düſter,
Und dort wohnt die Alte an der Rüſter,
Die in mancher dunklen Kunſt geübte.

Gilt es der? Halt ein! Dein Herz muß klopfen!
Raſtlos donnert's ja, zur Feuergarbe
Schwillt der Blitz, blutroth wird ſeine Farbe,
Und noch immer fällt kein milder Tropfen.

Fort! Und fort! Und unter falſchen Bäumen,
Die der Blitz — — Ihr näher! daß ſie keiner
Treffen kann, der mich verſchont, nicht einer!
Schritt auf Schritt ihr nach! Wer würde ſäumen!

Iſt ſie nun am Ziel? Da iſt die Hütte!
Ja, ſie pocht. Man öffnet ihr. Ich ſpähe
Durch den Ritz. Wer weiß, was ihr geſchähe,
Wenn ich nicht — — Ein Kreis! Sie in der Mitte!

Wie ſie da ſteht, faſt zum Schnee erbleichend,
Und die Alte, in der Ecke kauernd,
Dreht ein Bild aus Wachs. Sie ſieht es ſchauernd.
Jetzt ſpricht die zu ihr, das Bild ihr reichend:

Zieh' dir nun die Nadel aus den Haaren,
Rufe den Geliebten, laut und deutlich,
Und durchſtich dies Bild, dann wirſt du bräutlich
Ihn umfangen und ihn dir bewahren.

Schweigt, ihr Donner! Praßle noch nicht Regen,
Daß ich noch den einen Laut vernehme,
Ob er auch des Herzens Schlag mir lähme
Und der Pulſe feuriges Bewegen!

Wie ſie zögert! Wie ſie mit Erröthen
In die Locken greift und eine Nadel
Auszieht auf der Alten ſtummen Tadel
Und noch ſäumt, als gölte es, zu tödten!

Endlich zückt ſie die, und — meine Sinne
Reißen! — ruft — hinein! Zu ihren Füßen! —
Ruft mich ſelbſt mit Worten, ſtammelnd ſüßen,
Als den Einen, den ſie heimlich minne! — —

Und dem Zagen kommt der Muth, bebende
Weicht die Thür. Wer durfte ſich erfrechen,
Ruft die Alte, und den Zauber brechen? —
Ohne Furcht! Hier kommt nur, der ihn ende!

Sie entweicht mit holden Schamgeberden;
    Da umſchließt er ſie, und Glut und Sehnen
    Löſ't bei Beiden ſich in linden Thränen,
Die der Menſch nur einmal weint auf Erden.

Und ſo ſtehn ſie, wechſeln keine Küſſe,
    Still geſättigt und in ſich verſunken,
    Schon berauſcht, bevor ſie noch getrunken,
In der Ahnung dämmernder Genüſſe.

Und auch draußen löſ't ſich jetzt die Schwüle,
    Die zerriſſnen Wolken, Regen ſchwanger,
    Schütten ihn herab auf Hain und Anger,
Und hinein zur Hütte dringt die Kühle.

Als nun auch der Regen ausgewüthet,
    Wallen ſie, die Alte gern verlaſſend,
    Kinderfromm ſich an den Händen faſſend,
Wieder heim, von Engeln ſtill behütet.

Als ſie aber ſcheiden will, da ziehen
    Glühendheiß die Nachtviolendüfte
    An ihm hin im ſanften Spiel der Lüfte,
Und nun küßt er ſie noch im Entfliehen.

Ein Dithmarſiſcher Bauer.

Der warme Sommer ſcheidet
Mit ſeinem letzten Strahl;
Der Sohn des Südens ſchneidet
Das Korn zum zweitenmal;
Man bäckt's am Donauſtrande,
Man mahlt's am Rhein und Main,
Und führt's am fernſten Rande
Des Reichs zum Dreſchen ein.

Hier liegt nun, rings umfloſſen
Vom Elb- und Eiderfluß,
Ein Freiland, wohl verſchloſſen,
Dem Kaiſer zum Verdruß,
Der's längſt dem Kronenträger
Von Dänemark verliehn,
Doch, wie den Leu dem Jäger:
Fang' ihn, ſo haſt du ihn!

Dort gilt es ſich zu rühren,
Daß nicht der Hagelſchlag,
Den manche Ernten ſpüren,
Die Frucht noch zehnten mag;
Drum rücken alle Hände
Dithmarſchens auch in's Feld,
Und zur Quatember-Wende
Iſt ſtets das Werk beſtellt!

Nun ſpricht ein greiſer Bauer
In ſeiner Knechte Kreis:
Wir haben's heute ſauer,
Es gilt den letzten Schweiß;
Auf morgen fürcht' ich Regen,
Die Wolken ſind zu kraus,
Drum muß der Gottesſegen
Mir noch vor Nacht in's Haus!

Er ſpricht's im barſchen Tone,
Und fügt kein Wort hinzu
Von doppelt großem Lohne
Und langer Sonntagsruh;
Doch hört man Keinen fluchen,
Denn durch das Weihnachtsbrot
Und durch den Oſterkuchen
Vergilt er das Gebot.

Nun geht die Arbeit wacker
Und fröhlich ihren Gang,
Der Weg vom Hof zum Acker
Scheint nur noch halb ſo lang,
Die vollen Wagen fliegen,
Wie ſonſt die leeren kaum,
Und ganze Felder ſchmiegen
Sich unter'm Windelbaum.

Doch immer dunkler thürmen
Die Wolken ſich empor;
Der erſte von den Stürmen
Des Herbſtes ſteht bevor.
Die weißen Möven wagen
Sich kreiſchend über'n Teich;
Die Krähen fliehn mit Zagen,
Die Spatzen folgen gleich.

Der Junge bringt das Eſſen:
Zurück! Noch fehlt die Zeit!
Der Mittag ſei vergeſſen,
Der Abend iſt nicht weit!
Die Pferde ſelbſt gedulden
Sich heut und ſpringen froh,
Auch zahl' ich meine Schulden
In Hafer, nicht in Stroh!

Und trüber wird's und trüber,
Je mehr die Dämm'rung naht;
Wie pfeift es ſchon herüber
Vom hohlen Seegeſtad!
Hinan zum Deiche trabend,
Denkt jetzt der Alte ſtill:
Die haben Feierabend,
Ich — Nun, wie Gott es will!

Jetzt muß das Wetter brechen!
Gleichviel, wir ſind gedeckt,
Denn ſchon wird mit dem Rechen
Die letzte Fuhr beſteckt!
Sie kommt auch ohne Schaden
Noch vor der Scheune an,
Doch gar zu hoch beladen,
Klemmt ſie im Thor ſich dann!

Vorwärts! Die Pferde beißen
In ihr Geſchirr vor Wuth,
Die dicken Stränge reißen,
Zum Schweiße fließt ſchon Blut!
Doch hilft nicht Kraft noch Schnelle,
Die Scheune ſelber rückt
Wohl eher von der Stelle,
Als daß die Durchfuhr glückt!

Und plötzlich bricht das Raſen
Der Elemente los,
Der Winde ſcharfes Blaſen
Zerſchlitzt der Wolken Schooß,
Da kann ihn nichts mehr ſtopfen,
Den neuen Sündfluth-Born,
Und jeder Waſſertropfen
Fällt wie ein Hagelkorn.

Nun ſpeit der Alte Flammen:
Der Pferde ſind nur zwei,
Der Kerle fünf beiſammen,
So tretet ſelbſt herbei!
Gebt Acht, wir werden's zwingen,
Wenn ihr die Räder packt
Und ich vor allen Dingen
Die Deichſel, bis ſie knackt.

Die Knechte aber denken:
Ein Thor iſt, wer ſo ſpricht,
Auch darf man's ihm nicht ſchenken,
Er kennt die Grenze nicht!
Man muß ihm einmal geigen,
Sonſt iſt er toll genug
Und ſpannt uns noch als eigen
Im Frühling vor den Pflug.

Sie ſchweigen zwar und nicken,
  Als wär' es ihnen recht,
Doch merkt man wohl ſie ſchicken
  In den Befehl ſich ſchlecht.
Sie glotzen dumm und dämiſch,
  Wie er die Deichſel faßt,
Und grinſen, mehr als flämiſch,
  Bei ſeinem: Aufgepaßt!

Und doch! Es iſt gelungen
  Auf einen einz'gen Ruck!
Habt Dank, ihr braven Jungen!
  Nun gibt's auch einen Schluck!
Ich geb' Euch eine Tonne
  Hamburger Bier zur Nacht,
So zecht denn, bis die Sonne
  Dem Spaß ein Ende macht!

Die Knechte aber ſtehen
  Mit offnem Munde da
Als hätten ſie geſehen,
  Was nie noch Einer ſah;
Dann rufen ſie: ſie nennen
  Euch längſt den Goliath,
Ihr dürft euch wohl bekennen:
  Ich mach' auch den noch matt!

Was rühmt ihr meine Stärke?
Seyd ihr nicht ſelbſt erhitzt?
Ihr habt ja Theil am Werke,
Bin ich es denn, der ſchwitzt?
Wir dürfen euch ſchon loben
Für dieſes Teufelsſtück:
Wir haben nicht geſchoben,
Wir hielten blos zurück!

So will ich kurz mich faſſen:
Ich bin dem Spaß nicht hold,
Doch mögt ihr heute praſſen,
So toll Ihr immer wollt,
Auch ſei auf Eure Mühe
Euch nicht die Raſt verwehrt,
Nur, daß Ihr in der Frühe
Euch gleich vom Hof mir ſchert!

Jetzt naht ſich aus der Küche
Die Frau mit ſtolzem Schritt
Und bringt die Wohlgerüche
In ihren Röcken mit;
Sie ruft mit krauſer Stirne:
Ei, Wirth, was ſäumt ihr noch?
Den Stall verſieht die Dirne
Und fertig iſt der Koch!

Frau, mich ſoll Gott behüten
Vor Speiſ' und auch vor Trank
Bei ſolcher Stürme Wüthen,
Doch habt für dieſe Dank!
Die können ruhig trinken,
Es wird darum kein Schiff
Auf finſtrer See verſinken
Am Helgolander Riff!

Nun nickt er ihr, dann reitet
Er eilig wieder fort,
Zum Deich zurück und leitet
Die Strand- und Schiffswacht dort;
Er hat dafür zu ſorgen,
So will's das Schlüteramt,
Daß hell bis an den Morgen
Die Feuertonne flammt.

Der Haideknabe.

Der Knabe träumt, man ſchicke ihn fort
Mit dreißig Thalern zum Haide-Ort.
Er ward drum erſchlagen am Wege
Und war doch nicht langſam und träge.

Noch liegt er im Angſtſchweiß, da rüttelt ihn
Sein Meiſter, und heißt ihm, ſich anzuziehn
Und legt ihm das Geld auf die Decke
Und fragt ihn, warum er erſchrecke.

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ſie ſchlagen mich todt,
Die Sonne, ſie iſt ja wie Blut ſo roth!“
Sie iſt es für dich nicht alleine,
Drum ſchnell, ſonſt mach' ich dir Beine!

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ſo ſprachſt du ſchon,
Das war das Geſicht, der Blick, der Ton,
Gleich greifſt du“ — zum Stock, will er ſagen,
Er ſagt's nicht, er wird ſchon geſchlagen.

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ich geh, ich geh,
Bring' meiner Frau Mutter das letzte Ade!
Und ſucht ſie nach allen vier Winden,
Am Weidenbaum bin ich zu finden!“

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt ſie ſich,
Die Haide, nebelnd, geſpenſtiglich,
Die Winde darüber ſauſend,
„Ach, wär' hier Ein Schritt, wie tauſend!“

Und Alles ſo ſtill, und Alles ſo ſtumm,
Man ſieht ſich umſonſt nach Lebendigem um,
Nur hungrige Vögel ſchießen
Aus Wolken, um Würmer zu ſpießen.

Er kommt an's einſame Hirtenhaus,
Der alte Hirt ſchaut eben heraus,
Des Knaben Angſt iſt geſtiegen,
Am Wege bleibt er noch liegen.

„Ach Hirte, du biſt ja von frommer Art,
Vier gute Groſchen hab' ich erſpart,
Gib deinen Knecht mir zur Seite,
Daß er bis zum Dorf mich begleite.

Ich will ſie ihm geben, er trinke dafür
Am nächſten Sonntag ein gutes Bier,
    Dies Geld hier, ich trag' es mit Beben,
    Man nahm mir im Traum drum das Leben!"

Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
Er ſchnitt ſich eben den Stecken zurecht,
    Jetzt trat er hervor — wie graute
    Dem Knaben, als er ihn ſchaute!

„Ach Meiſter Hirte, ach nein, ach nein,
Es iſt doch beſſer, ich geh' allein!"
    Der Lange ſpricht grinſend zum Alten:
    Er will die vier Groſchen behalten.

„Da ſind die vier Groſchen!" Er wirft ſie hin
Und eilt hinweg mit verſtörtem Sinn.
    Schon kann er die Weide erblicken
    Da klopft ihn der Knecht in den Rücken.

Du hältſt es nicht aus, du gehſt zu geſchwind,
Ei, Eile mit Weile, du biſt ja noch Kind,
    Auch muß das Geld dich beſchweren,
    Wer kann dir das Ausruhn verwehren?

Komm', ſetz' dich unter den Weidenbaum
Und dort erzähl' mir den häßlichen Traum.
  Mir träumte — Gott ſoll mich verdammen,
  Trifft's nicht mit deinem zuſammen!

Er faßt den Knaben wohl bei der Hand,
Der leiſtet auch nimmermehr Widerſtand.
  Die Blätter flüſtern ſo ſchaurig,
  Das Wäſſerlein rieſelt ſo traurig!

Nun ſprich, du träumteſt — „Es kam ein Mann —“
War ich das? Sieh mich doch näher an,
  Ich denke, du haſt mich geſehen!
  Nun weiter, wie iſt es geſchehen?

„Er zog ein Meſſer!“ — War das, wie dies? —
„Ach ja, ach ja!“ — Er zog's? — „Und ſtieß —“
  Er ſtieß dir's wohl ſo durch die Kehle?
  Was hilft es auch, daß ich dich quäle!

Und fragt ihr, wie's weiter gekommen ſei?
So fragt zwei Vögel, ſie ſaßen dabei,
  Der Rabe verweilte gar heiter,
  Die Taube konnte nicht weiter!

Der Rabe erzählt, was der Böſe noch that,
Und auch, wie's der Henker gerochen hat,
  Die Taube erzählt, wie der Knabe
  Geweint und gebetet habe.

Vater unſer.

Blitze lauern hinter Wolken,
In den Eichen wühlt der Sturm;
Dicker Wald; ein Nothgeläute
Hallt ſchon dumpf von manchem Thurm.

Ruhig unter'm breiten Baume,
Seine Pfeife in dem Mund,
Liegt der alte Räuberhauptmann;
Ihm zu Füßen ſchläft ſein Hund.

Und ein Jüngling, bleich, wie Keiner,
Streckt ſich ihm zur Seite hin.
„Schleif' dein Meſſer!“ ſpricht der Alte,
Er gehorcht mit ſchwerem Sinn.

Roth und ziſchend zwiſchen Beide
Springt ein Blitz, doch trifft er nicht,
„Vater unſer!“ ruft der Jüngling,
Doch der Alte flucht und ſpricht:

„Vater unſer laß' ich gelten,
Wenn man auf dem Richtſtuhl ſitzt,
Wenn die Scheere in den Haaren
Und das Beil im Nacken blitzt.

Jetzt verbiet' ich dir das Beten,
Denn zum Herrn erkorſt du mich,
Und ich ſtell' den Mord noch heute
Dunkel zwiſchen Gott und dich!

Ja, ich ſchwör's, du ſollſt den Erſten,
Den du hier erblicken wirſt,
Tödten, daß du nicht noch einmal
Dich von mir zu Gott verirrſt.

Du erſchrickſt? Ich will's nicht ſchelten,
Mir auch ſchien das einſt gar viel,
Und auch du erlebſt die Zeiten,
Wo du's treibſt, wie ich, als Spiel.

Mir iſt ſolch ein Muth gekommen,
Seit ich, weil er zornig ſprach
Vom Gericht und andern Dingen,
Meinen Vater niederſtach.“

Angſtgeſchüttelt ruft der Jüngling:
„Nimmer, nimmer that'ſt du das!“
Kräftig ſchmauchend ſpricht der Alte:
„Ei, ich that's, und iſt's denn was?“

„Wohl, da muß ich's freilich halten,
Was du ſchwurſt, und thu's mit Luſt!“
Ruft's, und ſtößt dem grauſen Alten
Feſt ſein Meſſer in die Bruſt.

Jener ballt die Hand, verröchelnd,
Doch, er ſieht es ohne Graus,
Betet wie nach einem Opfer,
Laut ſein Vaterunſer aus.

Die Polen ſollen leben.

(Neujahrsnacht 1835.)

Zu Hamburg in dem Saale,
Voll Lichterglanz und Pracht,
Sitzt mancher Gaſt beim Mahle
In heil'ger Neujahrsnacht;
Die Fremden ſind's, ſie wären gern
Im Vaterland, doch das iſt fern,
Nun wird denn ſein gedacht.

Erſt haben ſich die Gäſte
Kalt in's Geſicht geſchaut,
Doch werden ſie beim Feſte
Bald froh und wohlvertraut.
Nur Einer, welchen Niemand kennt
Blickt ſtumm in's Licht, wie's niederbrennt,
Jung, aber ſchon ergraut.

Ihm dünken ſie Geſpenſter
In ihrer Luſt zu ſein;
Er kehrt ſich ab; in's Fenſter
Wirft hell der Mond den Schein.
Er ſpricht: du überſchauſt die Welt,
So ſag', ob Polen ſteht, ob fällt! —
Die Wolke hüllt ihn ein.

Sein Herz will zornig wallen,
Da ſchwört er ſtill ſich zu:
Magſt ſtehn, mein Volk, magſt fallen,
Ich ſteh' und fall', wie du!
Gewiß der Erſte, wär' ich dort,
Der Letzte hier am fremden Ort,
Mein Dolch bringt mich zur Ruh.

Der Glockenthurm thut eben
Die zwölfte Stunde kund,
Die Polen ſollen leben!
Ruft er mit lautem Mund.
Ein jeder greift wie er zum Glas,
Sie All erglühn, doch er ſinkt blaß
Zurück, iſt todt zur Stund.

Sie gießen, ſtatt zu trinken,
Den Wein jetzt in den Sand;
Sie ſah'n das Schickſal winken
Und haben's wohl erkannt,
Daß Polen bald dem Todten gleicht,
Doch keiner ahnt, wie bald vielleicht
Die Welt dem Polenland.

Schön Hedwig.

Im Kreiſe der Vaſallen ſitzt
Der Ritter, jung und kühn;
Sein dunkles Feuerauge blitzt
Als wollt' er ziehn zum Kampfe
Und ſeine Wangen glühn.

Ein zartes Mägdlein tritt heran
Und füllt ihm den Pokal.
Zurück mit Lächeln tritt ſie dann,
Da fällt auf ihre Stirne
Der klarſte Morgenſtrahl.

Der Ritter aber faßt ſie ſchnell
Bei ihrer weißen Hand.
Ihr blaues Auge, friſch und hell,
Sie ſchlägt es erſt zu Boden,
Dann hebt ſie's unverwandt.

„Schön Hedwig, die du vor mir ſtehſt,
Drei Dinge ſag' mir frei:
Woher du kommſt, wohin du gehſt,
Warum du ſtets mir folgeſt;
Das ſind der Dinge drei!“

Woher ich komm? Ich komm von Gott,
So hat man mir geſagt,
Als ich, verfolgt von Hohn und Spott,
Nach Vater und nach Mutter
Mit Thränen einſt gefragt.

Wohin ich geh? Nichts treibt mich fort,
Die Welt iſt gar zu weit.
Was tauſcht' ich eitel Ort um Ort?
Sie iſt ja allenthalben
Voll Luſt und Herrlichkeit.

Warum ich folg', wohin du winkſt?
Ei, ſprich, wie könnt' ich ruhn?
Ich ſchenk' den Wein dir, den du trinkſt,
Ich bat dich drum auf Knieen
Und möcht' es ewig thun!

„So frage ich, du blondes Kind,
Noch um ein viertes dich;
Dies Letzte ſag' mir an geſchwind,
Dann frag' ich dich nichts weiter,
Sag', Mägdlein, liebſt du mich?“

Im Anfang ſteht ſie ſtarr und ſtumm
Dann ſchaut ſie langſam ſich
Im Kreis der ernſten Gäſte um,
Und faltet ihre Hände
Und ſpricht: Ich liebe dich!

Nun aber weiß ich auch, wohin
Ich gehen muß von hier;
Wohl iſt's mir klar in meinem Sinn:
Nachdem ich dies geſtanden,
Ziemt nur der Schleier mir!

„Und wenn du ſagſt, du kommſt von Gott,
So fühl' ich, das iſt wahr.
Drum führ' ich auch, trotz Hohn und Spott,
Als ſeine liebſte Tochter
Noch heut' dich zum Altar.

Ihr edlen Herrn, ich lud verblümt
Zu einem Feſt euch ein;
Ihr Ritter, ſtolz und hochgerühmt,
So folgt mir zur Kapelle,
Es ſoll mein ſchönſtes ſein!“

's iſt Mitternacht.

's iſt Mitternacht!
Der Eine ſchläft, der Andre wacht.
Er ſchaut beim blauen Mondenlicht
Dem Schläfer ſtill in's Angeſicht;
Drin thut ein böſer Traum ſich kund,
Wie ſeltſam zuckt er mit dem Mund!
's iſt Mitternacht,
Der Eine ſchläft, der Andre wacht.

's iſt Mitternacht!
Der Eine ſchläft, der Andre wacht!
„So ſah der Freund noch nimmer aus,
Er greift zum Dolch, es macht mir Graus,
Er ſtößt, er lacht — du triffſt ja mich!
Erwache doch, ich rüttle dich!“
's iſt Mitternacht!
Der Andre iſt nur halb erwacht.

'ſ iſt Mitternacht!
Der Andre iſt nur halb erwacht!
Er ſtiert, er ruft: ſo lebſt du noch,
Verruchter, und ich traf dich doch?
So nimm noch den! Hei! der war gut!
Warm ſpritzt mir in's Geſicht dein Blut!
'ſ iſt Mitternacht!
Nun ſchlafen Beide, Keiner wacht.

'ſ iſt Mitternacht!
Sie ſchlafen Beide, Keiner wacht!
Du wüſte Eul' im Eibenbaum,
Du krächzteſt ihn in dieſen Traum,
Nun fängt die häm'ſche Dohle an,
Ob ſie ihn nicht erwecken kann.
'ſ iſt Mitternacht,
Gott gebe, daß er nie erwacht!

Der Maler.

Ein Maler trat heran zu mir:
„Ich male dir ihr Bild!“
Ich führt' ihn alſobald zu ihr,
Sie litt es freundlich-mild.

Er malte unter Spiel und Scherz;
Das ſüße Angeſicht,
Sie fühlte ſeltſamlichen Schmerz,
Doch ſagte ſie es nicht.

Er malte ihrer Wangen Roth,
Des Auges Glanz zugleich,
Da ward ihr Auge blind und todt
Und ihre Wange bleich.

Und als ſie ganz vollendet ſtand,
Die liebliche Geſtalt,
Da griff ich nach des Mädchens Hand,
Doch die war feucht und kalt.

Der Maler ſah mir ſchweigend zu,
Dann rief er ſpöttiſch drein:
„Ich wünſch der Jungfrau gute Ruh,
Sie wird geſtorben ſein.“

Die Spanierin.

„Flaſche, wunderbar verſiegelt,
Deinen Glutwein trink ich jetzt,
Daß er meinen Geiſt, beflügelt,
Nach Hiſpania verſetzt!

Daß ich jenen Hügel ſchaue,
Drauf er wuchs und Feuer ſog,
Und das Felſenhaupt, das graue,
Das ſich auf ihn niederbog.

Und das Mädchen, das ihn ſtreifte
Mit des Flammenauges Strahl,
Daß er doppelt ſchneller reifte,
Wenn ſie kam aus ihrem Thal.

Das ſich oft in ſeinem Schatten
An den Reben ſtill entzückt,
Und zuletzt die feuerſatten
Für ein Feſtmahl ausgedrückt.“

Wie aus einer Ader, ſchäumend,
In den Becher rinnt der Wein,
Haſtig trinkt der Jüngling, träumend
Blickt er dann in's Glas hinein.

Eine dunkle Rebenlaube
Sieht er vor ſich, heimlich, dicht,
Traube drängt ſich drin an Traube,
Doch das Mädchen ſieht er nicht.

„Trinke mehr!" Er ruft's beklommen,
In die Wangen tritt ſein Blut,
„Trinke Alles! Sie ſoll kommen,
Ob ſie auch im Grabe ruht!"

Eben ſchlägt die zwölfte Stunde,
Und er leert das letzte Glas.
Da, wie aus des Bechers Grunde,
Steigt ein Mädchen ernſt und blaß.

„Könnt' ich weinen — ſpricht ſie — Armer,
Noch als Geiſt beweint' ich dich,
Denn du Blühend-Lebenswarmer
Biſt nun bald ſo kalt wie ich.

Dieſe Laube, dieſe Reben
  Siehſt du, auch den kleinſten Sproß,
Aber nicht das ſüße Leben,
  Das ſie dämmernd einſt umſchloß.

Nicht wie ich mich ſchlafend ſtellte,
  Als ich ihn von fern geſehn,
Nicht wie es das Herz mir ſchwellte,
  Als er ſprach: Hier bleib' ich ſtehn!

Nicht wie bald ich ſeinem Sehnen
  Meine höchſte Huld erwies,
Auch nicht meine ſtarren Thränen,
  Als er endlich mich verließ.

Alle dieſe Reben blühten,
  Als er mich zuerſt umfing,
Und die reifen Trauben glühten,
  Als er treulos von mir ging.

Da, im rachedurſt'gen Muthe,
  Preßt' ich ſie, den Zauberſpruch
Murmelnd, und von meinem Blute
  Miſcht' ich drein und ſprach den Fluch.

Nun, ein letztes Angebinde,
  Schickt' ich ihm den dunklen Trank,
Dann, daß er mich nie mehr finde,
  Stach ich mich in's Herz und ſank.

Doch mein Werk blieb unvollendet,
  Meinen Wein, der ihn bedräut,
Hat er über's Meer geſendet,
  Und du Armer trankſt ihn heut.

Weh, nun wirſt du dich verzehren,
  Wie es ihm beſchieden war,
Wirſt des Mädchens noch begehren
  Das ſchon Staub ſeit manchem Jahr:

Wirſt auf Erden Nichts erwerben,
  Als die Glut, drin du erſtickſt,
Wirſt, ach wirſt nicht einmal ſterben,
  Ehe du mein Grab erblickſt!

Willſt du mir zur Seite ſchlafen?
  In Sevilla!“ — Sie entſchwebt,
Und der Jüngling geht zum Hafen,
  Ob ein Schiff den Anker hebt.

Virgo et Mater.

Der Jungfrau Bild,
Im Arm das Kind,
Blickt ſanft und mild
Durch Nacht und Wind.
Ein armes Mägdlein kniet davor,
Sie ſchaut nur dann und wann empor,
Doch wenn das Lämpchen Funken ſprüht,
So ſieht man, wie ſie glüht.

Die Lampe geht
Auf einmal aus!
Ihr Athem ſteht,
Sie ſchwankt nach Haus.
Die Jungfrau kann ihr nicht verzeihn,
Die Mutter wird ſie benedei'n,
Stellt ſie der Heil'gen über's Jahr
Mit ihrem Kind ſich dar.

Sie fühlt's, und ſpricht:
Du reine Magd,
Dir gleich' ich nicht,
Doch unverzagt!
Dir, Mutter, die der Sohn erkannt,
Die unter'm Kreuz noch bei ihm ſtand,
Dir will ich gleichen für und für
Und dann vergibſt du mir!

Die junge Mutter.

Sie hat ein Kind geboren,
Zu höchſter Luſt im tiefſten Leid,
Und iſt nun ganz verloren
In ſeine ſtumme Lieblichkeit.

Es blüht zwei kurze Tage,
So daß ſie's eben küſſen mag,
Und ohne Laut und Klage
Neigt es ſein Haupt am dritten Tag.

Und wie es ſtill erblaßte,
So trägt ſie ſtill den heil'gen Schmerz,
Und eh ſie's ganz noch faßte,
Daß es dahin iſt, bricht ihr Herz.

Der mit dem Lilienſtengel
Sonſt tritt aus einem finſtern Thor,
Er ging, der Todesengel,
Aus ihrem eignen Schooß hervor.

Das Kind am Brunnen.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind iſt erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vöglein zwitſchern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind ſteht auf,
Es wagt ſich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da ſtehen Blumen und Kräuter.

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen iſt tief!
Sie ſchläft, als läge ſie drinnen!
Das Kind läuft ſchnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun ſteht es am Brunnen, nun iſt es am Ziel,
Nun pflückt es die Blumen ſich munter,
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Da ſchaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Geſicht,
Mit Augen, ſo hell und ſo ſüße.
Es iſt ſein eignes, das weiß es noch nicht,
Viel ſtumme freundliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geſchwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! Herauf! So meint's das Kind:
Der Schatten: Hernieder! Hernieder!

Schon beugt es ſich über den Brunnenrand,
Frau Amme, du ſchläfſt noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand,
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verſchwunden iſt ſie, die ſüße Geſtalt,
Verſchluckt von der hüpfenden Welle,
Das Kind durchſchauert's fremd und kalt,
Und ſchnell enteilt es der Stelle.

Das Bettelmädchen.

Das Bettelmädchen lauſcht am Thor,
Es friert ſie gar zu ſehr;
Der junge Ritter tritt hervor,
Er wirft ihr hin den Mantel
Und ſpricht: was willſt du mehr?

Das Mädchen ſagt kein einzig Wort,
Es friert ſie gar zu ſehr;
Dann geht ſie ſtolz und glühend fort,
Und läßt den Mantel liegen
Und ſpricht: ich will Nichts mehr!

Die heilige Drei.

In erſter Morgenfrühe
  Naht Herzog Heinrich ſchon,
Sich für des Tages Mühe
  Zu weihen, Gottes Thron.
Die alternde Kapelle
  Verſchwimmt noch halb im Duft,
Doch iſt er gleich zur Stelle,
  Er ſucht nur eine Gruft.

Und als er ſie gefunden,
  Knie't er in Demuth hin:
Ein Menſch mit tauſend Wunden,
  Sein Heil'ger, ſchläft darin.
Dem Thor, in Erz getrieben,
  Sind treu durch Bildners Hand
Die Kämpfe eingeſchrieben,
  Die er im Fleiſch beſtand.

Der Herzog betet lange,
Von Gottes Geiſt umſchwebt.
Doch wird's ihm ſeltſam bange,
Als er ſich dann erhebt.
Denn in geſpenſt'gem Lichte
Tritt plötzlich auf dem Chor
Vor ſeinem Angeſichte
Die heil'ge Drei hervor.

Da denkt der edle Ringer:
Vorbei ſind Luſt und Qual!
Die hat kein ird'ſcher Finger
Gezeichnet, dieſe Zahl;
Die ſagt mir, wie viel Tage
Noch mein ſind bis zum Tod;
Doch ziemt mir keine Klage
Wie ſtreng auch das Gebot.

Mit Faſten und mit Beten
Macht er ſich nun bereit,
Um vor den Herrn zu treten
Im weißen Feierkleid:
Er könnte Friſt erbitten,
Weil er noch nicht ſo viel
Geſtritten, ja gelitten,
Als er ſich wünſcht am Ziel.

Drei Tage fliehn in Eile,
  Doch ruft der Tod ihn nicht:
So wandl' ich mir zum Heile
  Drei Monde noch im Licht?
Sie ſind mir für die Armen,
  Und nicht für mich geſchenkt,
Damit ſie mein Erbarmen
  Noch einmal recht bedenkt.

Nun läßt er Steine führen
  Und raſch erſteht ein Bau
Mit hundert offnen Thüren
  Und winkt durch Thal und Au.
Er ſorgt, daß kein Begehren
  Hier je vergebens klopft,
Und hat der Armuth Zähren
  Auf ewig ſo verſtopft.

Drei Monde ſind zu Ende,
  Der Tod ſpricht noch nicht ein;
Da faltet er die Hände:
  Denn ſind drei Jahre mein!
So darf ich nicht von hinnen,
  Eh ich das Werk vollbracht,
Dem galt mein tiefſtes Sinnen
  Bei Tage und bei Nacht.

Nun werden greiſe Männer
Um ſeinen Thron geſtellt,
Die Schöffen ſind's, die Kenner
Des Rechts, aus aller Welt:
Sie waren ſonſt die Hüter
Von Leben, Gut und Blut:
Jetzt gibt er dieſe Güter
In des Geſetzes Hut.

Es kann ein Menſch vergeſſen,
Doch nie vergißt ein Buch
Und richtig wird gemeſſen
Der Krone, wie dem Pflug:
Sein Recht ſoll Jedem werden,
Wie's Gott, der Herr, verhieß,
Denn ſo erſteht auf Erden
Das zweite Paradies.

Drei Jahre ſind verfloſſen,
Der letzte Tag iſt da:
Er hat ſein Werk beſchloſſen,
Doch auch der Tod iſt nah!
Und ſeine Wangen färben
Nur röther ſich dabei,
Als ob für ihn das Sterben
Der Lohn des Lebens ſei.

Er hüllt ſich, nicht mehr zaudernd,
Stumm in ſein Leichenhemd,
Das Volk erblickt es ſchaudernd,
Er wird ihm todtenfremd.
Der Sarg iſt längſt gezimmert,
In dem er ruhen will
Und eine Kerze ſchimmert
Ihm ſchon zu Häupten ſtill.

Man reicht am heil'gen Orte
Ihm dann den Leib des Herrn;
Dem Altar iſt die Pforte
Der Ahnengruft nicht fern,
Und mit des Prieſters Segen
Tritt er hinein voll Ruh,
Und geht, ſich ſelbſt zu legen,
Dem Sarg gemeſſen zu.

Die Treuen knie'n im Kreiſe
Herum und trauern ſehr,
Der Beicht'ger flüſtert leiſe:
Bald thront ein Heil'ger mehr!
Sein Odem wird nicht ſtocken,
Sein Herz nicht ſtille ſtehn,
So müſſen alle Glocken
Der Welt von ſelber gehn!

Es ſchlägt die letzte Stunde!
Da tönt Trompetenſchall,
Das ſchmettert in die Runde,
Man jubelt überall.
Mit Fahnen, ſchwarz-gold-rothen,
Kommt dann ein Zug ſogleich,
Aus Frankfurt ſind's die Boten
Vom heil'gen röm'ſchen Reich.

Die Krone Karls des Großen
Trägt man auf Sammt voran;
Den Degen auch, den bloßen,
Der ihm die Welt gewann,
Den Apfel, der verkündet,
Daß ſie uns noch gehört,
Das Kreuz, ihm fromm verbündet,
Auf das der Kaiſer ſchwört.

Wo weilt der edle Bayer,
Ruft Nürnbergs Burggraf aus,
Wir bringen ſeltne Feier
In ſein erlauchtes Haus!
Doch fröhlich um ſich ſchauend,
Bricht er auf einmal ab,
Und alle ſtarren grauend
Hinein in's offne Grab.

Der Herzog, raſch gewendet,
Ruft aus dem düſtern Schlund:
Euch hat das Reich geſendet,
Was thut das Reich mir kund?
Wir haben dich zum Kaiſer
Des deutſchen Volks erwählt!
Längſt trägſt du Palmenreiſer,
Der Lorbeer aber fehlt!

Er blickt beſchämt nach oben:
Verſtand ich dich ſo ſchlecht?
Doch ſei mein Wahn erhoben,
Er weihte mich erſt recht!
Ihm dank' ich einen Frieden,
Der ſelbſt dem Tod nicht weicht,
Und was du mir beſchieden,
Jetzt nehm' ich's doppelt leicht.

So führt mich denn zum Throne,
Da Gott ihn mir beſchert,
Und ſchmückt mich mit der Krone
Und ſtärkt mich durch das Schwert!
Den Streit der Welt zu ſchlichten,
Trag' ich des Purpurs Pracht,
Doch um mich ſelbſt zu richten,
Das Todtenkleid bei Nacht!

Die treuen Brüder.

Es ſind zwei treue Brüder,
Die ziehn in den Streit hinaus,
Noch reden ſie hin und wieder,
Da ſchmettert's den Einen darnieder,
Der Andre ſieht's mit Graus.

Der Bruder in ſeinem Blute
Erregt ihm bittern Schmerz;
Daß ihn der Tod ereilte,
Bevor er den Kampf noch theilte,
Zerreißt ihm ganz das Herz.

Der Sterbende blickt freundlich
Noch einmal auf zu ihm,
Dann greift er, als wär' er der Alte,
Zur Büchſe, die noch nicht knallte,
Drückt ab mit Ungeſtüm.

Nun bricht er wieder zuſammen
Und lächelt, und iſt todt. —
Der Andre, als er ſich wandte,
Sah einen Feind im Sande
Deß Kugel ihm gedroht.

Die Odaliske.

Es harrt auf weichem Purpurſammt
Die jüngſte Sklavin ihres Herrn
Und unter dunkler Braue flammt
Ihr Auge, wie ein irrer Stern.

Sie ſtammt aus jenem Lande nicht,
Wo ehrbar-blond der Weizen reift,
Und ſtachlicht-keuſch die Gerſte ſticht,
Wenn man ſie noch ſo leiſe ſtreift.

Sie iſt der Feuerzone Kind,
Wo jede Frucht von ſelber fällt,
Weil ſie der Baum, der zu geſchwind
Die zweite zeitigt, gar nicht hält.

Sie hat von dem Johannisſtrauch
Die karge Beere nie gepflückt,
Die, ohne Kraft und ohne Hauch,
Zur Abwehr gar den Dorn noch zückt.

Doch ward ſie oft vom Wein beſpritzt,
Weil himmelan die Rebe drang
Und dann, vom Sonnenſtrahl zerſchlitzt,
Die Traube in der Luft zerſprang.

Drum ſitzt ſie auch nicht ſeufzend da,
Nun ihre eigne Stunde naht,
Sie denkt der Roſen, fern und nah,
Die ſie ſchon ſelbſt gebrochen hat.

Und ſieh, der Paſcha tritt herein,
Zwar ernſt und düſter, doch nicht alt,
Und vor ihm her den Becher Wein
Trägt eines Mohren Nachtgeſtalt.

Er ſieht das Mägdlein lange an,
Mißt Zug für Zug, und nicht nur ſtill,
Zum goldnen Becher greift er dann
Und fragt, ob ſie nicht trinken will.

Ihr aber ſchwillt ſchon jetzt das Blut
Bis an der Adern letzten Rand,
Drum fürchtet ſie des Weines Glut,
Und ſtößt ihn weg mit ihrer Hand.

Nun weiſt er ſtumm den Mohren fort,
Dem wild das Auge glüht vor Luſt,
Und ſetzt ſich an den weichſten Ort
Und küßt ihr langſam Mund und Bruſt.

Doch plötzlich dringt ein jäher Schrei
Von außen ihr in's bange Ohr;
Sie ruft verſtört, was das denn ſei?
Und er verſetzt: es ſtarb der Mohr!

Er trank den Wein, den ich dir bot,
Und wird der Sünde nimmer froh,
Denn beigemiſcht war ihm der Tod! —
Ich prüfe jede Sklavin ſo!

Das Kind.

Die Mutter lag im Todtenſchrein,
Zum letzten Mal geſchmückt;
Da ſpielt das kleine Kind herein,
Das ſtaunend ſie erblickt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt ihm gar zu ſehr,
Die Buſenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Und ſanft und ſchmeichelnd ruft es aus:
Du liebe Mutter, gib
Mir eine Blum' aus deinem Strauß,
Ich hab' dich auch ſo lieb!

Und als die Mutter es nicht thut,
Da denkt das Kind für ſich:
Sie ſchläft, doch wenn ſie ausgeruht,
So thut ſie's ſicherlich.

Schleicht fort, ſo leiſ' es immer kann,
  Und ſchließt die Thüre ſacht
Und lauſcht von Zeit zu Zeit daran,
  Ob Mutter noch nicht wacht.

Das Korn auf dem Dache.

Der Frühling iſt gekommen,
  Doch war der Winter ſcharf
Und hat mit weggenommen
  Den nöthigſten Bedarf;
Die Pflüge bleiben ſtehen,
  Es fehlt ja an der Saat,
Und muß auch was geſchehen,
  So weiß doch Keiner Rath.

Da hinkt ein alter Jude
  In weißem Bart durch's Dorf,
Der kroch aus ſeiner Bude
  Um etwas Sprock und Torf.
Er weilt bei jedem Schober
  Und ſpäht und bückt ſich oft
Und voll iſt ihm der Kober,
  Bevor er's noch gehofft.

Die Arbeit ward ihm ſauer,
Nun will er denn nach Haus,
Da tritt ein müß'ger Bauer
Aus ſeiner Thür heraus.
Der ruft: Du haſt dir Feu'rung
Geſammelt aus dem Miſt,
So ſag' auch, ob der Theurung
Nicht noch zu wehren iſt.

Der Alte hebt die Blicke,
Doch bis zum Himmel nicht,
Dann tickt er mit der Krücke
Auf's Hüttendach, und ſpricht:
„War das nicht eine Aehre,
Was ich im Stroh dort ſah?
Wenn's nicht die einz'ge wäre,
So iſt die Hülfe nah!“

Der Bauer geht zur Leiter
Und deckt die Hütte ab,
Er driſcht ſein Stroh noch weiter,
Im luſt'gen Klipp und Klapp,
Und als die Körner ſpringen,
Da folgt ihm Mann für Mann,
Und das wird ſo viel bringen,
Daß Jeder ſäen kann.

Huſarenwerbung.

Dem Fürſten Friedrich zu Schwarzenberg freundſchaftlichſt zugeeignet.

Der kaiſerliche Officier,
 Der wirbt im Dorf Huſaren,
Und laut aus ſeinem Standquartier
 Ertönt's, wie von Fanfaren.

Denn, bleibt der Vogel nur am Leim,
 Der Fiſch am Wurm nur hangen,
So wird der Pußtenſohn daheim
 Nur mit Muſik gefangen.

Drum ſetzt man um den Werbetiſch
 In Ungarn ſtets Zigeuner,
Die geigen oder blaſen friſch
 Und werden ſtündlich bräuner.

Erſt halten ſich die Burſche fern
 Und fluchen den Verleitern,
Doch ihre Mädchen kommen gern
 Und tanzen mit den Reitern.

Allmählig folgt wohl Einer nach,
Von Eiferſucht getrieben,
Und neigt zum Ende ſich der Tag,
Iſt Keiner ausgeblieben.

Und iſt, was er erſpart, verzecht,
So denkt ein Jeder eben:
Des Kaiſers Rock iſt auch nicht ſchlecht!
Und läßt ſich Handgeld geben.

Noch iſt es völlig leer im Saal
Und nur die Reiter lärmen;
Der Hauptmann ſetzt ſich zum Pokal,
Sich innerlich zu wärmen.

Da ſprengt auf ſchaumbedecktem Roß
Ein Jüngling vor die Schenke;
Der Hauptmann ruft: der ſchlankſte Sproß
Des Landes, ſeit ich denke!

So mag, mit ſeinem Thier vereint,
Nur ein Centaur noch ſitzen,
Und in den blanken Locken ſcheint
Das Auge fortzublitzen.

Er wirft dem Wirth die Zügel hin,
Und, ſtatt ſich zu verſchnaufen,
Spricht er: nun bleib' ich, wo ich bin;
Wer will den Rappen kaufen?

Der Wirth beſieht das edle Pferd
Zu wiederholten Malen.
„Raſch, raſch, mein Freund, was iſt es werth?
Nur mußt du baar bezahlen!“

Der Wirth, der bietet, wie zum Spiel,
Doch ſchüchtern nur und bange.
„Es iſt genug, es iſt zu viel!
Sonſt währt der Rauſch zu lange.“

Der Wirth, der zählt die Münzen auf,
Die ſind gar hell erklungen.
„Nun gilt es noch den zweiten Kauf,
Der erſte wär' gelungen!“

„Herr Hauptmann ſchaut mich näher an,
Mir wird's am Maaß nicht mangeln,
Drum reiht mich ein als Reitersmann,
Da braucht ihr nicht zu angeln.“

Der Hauptmann drauf: das thu' ich gleich,
Du taugſt in allen Stücken!
Hier haſt du Geld und hier den Zweig,
Um dir den Hut zu ſchmücken.

Doch kaum nur ſteckt der grüne Strauß,
So ſchallen Roſſeshufen,
Und: gebt den Pferdedieb heraus!
Hört man von fern ſchon rufen.

Ein Bauer iſt's, zu Schanden faſt
Hat er den Gaul geritten.
„Biſt du es, Herr? So ſei mein Gaſt
Und laßt euch Alle bitten!“

Der Bauer iſt vor Ingrimm ſtumm
Und will den Spötter packen;
Da ſchwingt ihn der im Tanz herum,
Daß ihm die Rippen knacken.

„Treu dient' ich dir, doch wollt' ich Lohn,
So galt es, zuzugreifen!“
Nun raſen aus dem wild'ſten Ton
Die Geigen und die Pfeifen.

Der Hauptmann aber lacht und ſpricht:
  Du ſcheinſt mir ſchlecht berathen!
Pack' auf! Denn Diebe gibt's hier nicht,
  Hier gibt's nur noch Soldaten.

Vermiſchte Gedichte.

Aus der Kindheit.

„Ja, das Kätzchen hat geſtohlen,
Und das Kätzchen wird ertränkt.
Nachbars Peter ſollſt du holen,
Daß er es im Teich verſenkt!“

Nachbars Peter hat's vernommen,
Ungerufen kommt er ſchon:
„Iſt die Diebin zu bekommen
Gebe ich ihr gern den Lohn!“

Mutter, nein, er will ſie quälen,
Geſtern warf er ſchon nach ihr,
Bleibt nichts Andres mehr zu wählen,
So ertränk' ich ſelbſt das Thier.

Sieh, das Kätzchen kommt geſprungen,
Wie es glänzt im Morgenſtrahl!
Luſtig hüpft's dem kleinen Jungen
Auf den Arm zu ſeiner Qual.

BIBLIOTHECA REGIA

Mutter, laß das Kätzchen leben,
Jedesmal, wenn's dich beſtiehlt,
Sollſt du mir kein Frühſtück geben,
Sieh nur, wie es artig ſpielt!

„Nein, der Vater hat's geboten,
Hundertmal iſt ihr verziehn!“
Hat ſie doch vier weiße Pfoten!
„Einerlei! Ihr Tag erſchien!“

„Nachbarin, ich folg' ihm leiſe,
Ob er es auch wirklich thut!“
Peter ſpricht es häm'ſcher Weiſe,
Und der Knabe hört's mit Wuth.

Unterwegs auf manchem Platze
Bietet er ſein Liebchen aus,
Aber Keiner will die Katze,
Jeder hat ſie längſt im Haus.

Ach, da iſt er ſchon am Teiche
Und ſein Blick, ſein ſcheuer, ſchweift,
Ob ihn Peter noch umſchleiche —
Ja, er ſteht von fern und pfeift.

Nun, wir Alle müſſen ſterben,
  Großmama ging dir vorauf,
Und du wirſt den Himmel erben,
  Kratze nur, ſie macht dir auf!

Jetzt, um ſie recht tief zu betten,
  Wirft er ſie mit aller Macht,
Doch zugleich, um ſie zu retten,
  Springt er nach, als er's vollbracht.

Eilte Peter nicht, der lange,
  Gleich im Augenblick herzu,
Fände er, es iſt mir bange,
  Hier im Teich die ew'ge Ruh.

In das Haus zurückgetragen,
  Hört er auf die Mutter nicht,
Schweigt auf alle ihre Fragen
  Schließt die Augen trotzig-dicht.

Von dem Zucker, den ſie brachte,
  Nimmt er zwar zerſtreut ein Stück,
Doch den Thee, den ſie ihm machte,
  Weist er ungeſtüm zurück.

Welch ein Ton! Er dreht ſich ſtutzend,
Und auf einer Fenſterbank,
Spinnend und ſich emſig putzend,
Sitzt ſein Kätzchen blink und blank.

„Lebt ſie, Mutter?“ Dem Verderben
Warſt du näher, Kind, als ſie!
„Und ſie ſoll auch nicht mehr ſterben?“
Trinke nur, ſo ſoll ſie's nie!

Der Schmetterling.

Ein Jugendbild

Ein Räuplein ſaß auf kleinem Blatt
Es ſaß nicht hoch, doch aß es ſatt
    Und war auch wohl geborgen;
Da ward das kleine Raupending
Zum Schmetterling,
    An einem ſchönen Morgen
Zum bunten Schmetterling.

Der Schmetterling blickt um ſich her
Es wogt um ihn ein goldnes Meer
    Von Farben und von Düften;
Er regt entzückt die Flügelein:
Muß bei euch ſein,
    Ihr Blumen auf den Triften,
Muß ewig bei euch ſein!

Er ſchwingt ſich auf, ihn trägt die Luft
So leicht empor, er ſchwelgt in Duft.
O Freude, Freude, Freude!
Da ſauſ't ein ſcharfer Wind vorbei,
Reißt ihm entzwei
Die Flügel alle beide,
Der Wind reißt ſie entzwei.

Er taumelt, ach! ſo matt, ſo matt,
Zurück nun auf das kleine Blatt,
Das ihn ernährt als Raupe.
O weh, o weh, du armes Ding!
Ein Schmetterling,
Der nährt ſich nicht vom Laube —
Du armer Schmetterling!

Ihm iſt das Blatt jetzt eine Gruft,
Ihn letzt nur Blumenſaft und Duft,
Die kann er nicht erlangen,
Und eh noch kommt das Abendroth,
Sieht man ihn todt
An ſeinem Blättlein hangen,
Ach kalt, erſtarrt und todt!

Bubenſonntag.

Wenn ich einſt, ein kleiner Bube,
Sonntags früh im Bette lag,
Und die helle Kirchenglocke
All das Schweigen unterbrach:

O, wie ſchlüpft' ich dann ſo hurtig
Aus dem Bett in's Kleid hinein,
Und wie gern ließ ich das Frühſtück,
Um zuerſt bei Gott zu ſein!

Ein Geſangbuch unter'm Arme,
Eh ich's Leſen noch verſtand,
Ging ich fort, gebeugten Hauptes
Fromm verſchränkend Hand in Hand.

Kam mein Hündchen froh geſprungen,
Schalt' ich: komm' mir nicht zu nah!
Kaum daß ich, zur Seite ſchielend,
Nach der Vogelfalle ſah.

Fiel die Kirchenthür nun knarrend
Hinter meinem Rücken zu,
Sprach ich furchtſam-zuverſichtlich:
Jetzt allein ſind Gott und du!

Längſt mit ganzem, vollem Herzen
Hing ich ja an meinem Gott,
Doch, daß Niemand ihn erblicke,
Hielt ich ſtets für eitel Spott.

Und ſo hofft' ich jeden Morgen,
Endlich einmal ihn zu ſehn;
War's denn Nichts in meinen Jahren,
Stets um Fünfe aufzuſtehn?

Auf dem hohen Thurm die Glocke
War ſchon lange wieder ſtumm,
Der Altar warf düſtre Schatten,
Gräber lagen rings herum.

Drang ein Schall zu mir herüber,
Dacht ich: jetzt wirſt du ihn ſchau'n!
Aber meine Augen ſchloßen
Sich zugleich vor Angſt und Grau'n.

Und dies Zittern, dies Erbangen,
Und mein kalter Todesſchweiß —
Daß der Herr vorbei gewandelt,
Galt mir Alles für Beweis.

Still und träumend dann zu Hauſe
Schlich ich mich in ſüßer Qual,
Und mein klopfend Herz gelobte
Sich mehr Muth für's nächſte Mal.

Ein frühes Liebesleben.

1. Die Jungfrau.

O ſüßes, ſüßes Jungfraunbild!
In Engelfrieden hingegoſſen!
Noch Kind, und doch ſo göttlich abgeſchloſſen!
Demüthig, ſicher, ſtolz und mild!

O Jungfraunbild, dich möcht' ich nicht —
Es wär mir, wie ein Raub — umfangen,
Ich mögte vor dir niederknie'n und bangen
An deinem Himmelsangeſicht.

Dann läg' ich ſtumm in heil'ger Scheu,
Du aber würdeſt fromm erglühen,
Und ſtill und kindlich bei mir niederknieen,
Und ſinnen, wo die Heil'ge ſei.

2. Kampf.

Oft, wenn ſie ſtill an mir vorüberſchwebt
Und lächelnd beut des holden Grußes Segen
Und mild und treu den frommen Blick erhebt,
Da träume ich, beſeligt und verwegen,
Die Liebe ſei's, die Gruß und Blick durchwebt,
Und auch die kühnſte Hoffnung will ſich regen.

Doch bange Zweifel kehren bald zurück
Und zu mir ſelber ſprech' ich dann mit Reue:
Wie wär' nicht mild und treu ihr Gruß und Blick?
Sie iſt ja ſelbſt die Milde und die Treue!
Und ſchneller, als es kam, verweht mein Glück
Und alle Wunden bluten mir auf's Neue.

3. Sieg.

Zum erſten Male iſt ſie heut gegangen
Als junge Chriſtin zum Altar des Herrn;
Die dunklen Worte, die vorher erklangen,
Sie hielten ihr die ganze Erde fern:
Ein Todesſchauer bleichte ihre Wangen
Und faſt verglimmte ihres Auges Stern,
Denn, wer nicht würdig ißt und trinkt, ſo ſpricht
Gott ſelbſt, der ißt und trinkt ſich das Gericht.

Und dennoch hat ſie heut ſich mir ergeben,
Wo jegliche Empfindung ihr's verbot;
Sie wagte einmal, ihren Blick zu heben,
Da ſah ſie mich und wurde wieder roth;
Nun nahte ſie ſich dem Altar mit Beben
Und nahm nur noch mit Angſt das heil'ge Brot,
Und als ſie auch verſchüttete den Wein,
Da jauchzte ich: ſie iſt auf ewig mein!

4. Glück.

Wie man das Heilige berührt:
  Man will ihm ſelbſt nicht geben,
Es iſt genug, daß man es ſpürt,
  So küßt' ich ſie mit Beben.
Und that der Mund
Nicht Alles kund,
  So brachte ſie's zu Ende
In frommem Sinn
Zum Vollgewinn
  Durch einen Druck der Hände!

3. Der Tod.

Die Glocken haſt du noch gepflückt,
Die uns den Lenz verkünden,
Doch nicht, vom ſchweren Schnee gedrückt,
In Farben ſich entzünden.

Auch haſt du dir zum Sonntagsſtrauß
Die Veilchen noch gewunden
Und ihren Duft im Gotteshaus
So ſüß, wie nie, gefunden.

Ein friſcher Maienblumenkranz
War dir in's Haar geflochten,
Als dir in deinem letzten Tanz
Die zarten Schläfe pochten.

Die Roſen treffen dich ſchon bleich
Im Kreiſe deiner Schweſtern:
Der weißen biſt du heute gleich,
Der rothen glichſt du geſtern.

Doch kommen ſie zur rechten Friſt,
Um deinen Sarg zu decken,
Und was du warſt und was du biſt,
Noch einmal zu erwecken!

Die Nelken blühen mir allein
Und können mich nur freuen,
Um ſie bei hellem Mondenſchein
Dir auf das Grab zu ſtreuen.

6. Spuck.

Ich blicke hinab in die Gaſſe;
Dort drüben hat ſie gewohnt!
Das öde, verlaſſene Fenſter
Wie hell beſcheint's der Mond.

Es gibt ſo viel zu beleuchten;
O holde Strahlen des Lichts
Was webt ihr denn geſpenſtiſch
Um jene Stätte des Nichts.

7. Nachruf.

O du, die ungern mir vorangegangen,
Wirſt du wohl noch des Erdentraums gedenken?
Und fühlſt du wohl, den Flug zurück zu lenken,
Zuweilen noch ein flüchtiges Verlangen?

Gewiß! Du kennſt ja meiner Seele Bangen,
Wirſt einen letzten Gruß ihr gerne ſchenken,
Dann aber wirſt du auf dein Grab dich ſenken,
Denn dies, du weißt es, hält mich ſtets gefangen.

Doch wenn du nun in nächtlich heil'ger Stille
Hernieder ſchwebſt, ein Lüftchen deine Hülle,
Was wird mir deine Gegenwart verkünden?

Ach, dieſes, daß ſich Gram und Wehmuth legen,
Daß Funken ſich von neuer Wonne regen,
Denn deine Nähe nur kann ſie entzünden.

8. Süße Täuſchung.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich ſo tief, ſo ganz hinein
In jene ſel'ge Zeit verſenke,
Wie wir zuſammen Hand in Hand
Hier wandelten in ſtillem Wehe,
Da iſt es mir, als ob das Band
Noch immer heiter fortbeſtehe.

Wir gehen fort und immer fort
Und ſchau'n die Gräber in der Runde,
Du haſt für jegliches ein Wort
Und ſprichſt es aus mit ſanftem Munde,
Du ſprichſt vom frühen Schlafengehn
Und von der Eitelkeit der Erde
Und von dem großen Wiederſehn,
Das Gott uns nicht verſagen werde.

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,
  So rufſt du aus: wir müſſen ſcheiden!
Der Vater ruft die Tochter ab,
  Wir wußten's längſt, und wollen's leiden!
Und ruhig wandle ich hinaus,
  Wie einſt aus deines Vaters Garten,
Wenn er dich heimrief in das Haus,
  Du aber ſprachſt, ich ſolle warten.

9. Nachts.

Die dunkle Nacht hüllt Berg und Thal,
  Ringsum die tiefſte Stille:
Die Sterne zittern allzumal
  In ihrer Wolkenhülle;
Der Mond mit ſeinem rothen Schein
Blickt in den finſtern Bach hinein,
  Der ſich durch Binſen windet.

Ich ſchreite in die Nacht hinaus,
  Entgegen jenem Schimmer,
Der aus dem forſtverlornen Haus
  Sich ſtiehlt mit ſchwachem Flimmer.
Jetzt liſcht's mit einmal aus, das Licht,
Ich ſeh' es, doch mich kümmert's nicht;
  Je dunkler, um ſo beſſer.

Du glaubſt, zum Liebchen ſchleich' ich mich?
  Die könnt' ich näher haben.
Nach jenem Kirchhof weiſ' ich dich,
  Dort liegt ſie längſt begraben.

Dies aber iſt das kleine Haus,
Da ging ſie ehmals ein und aus
In ſeligen ſüßen Stunden.

Nun thut's mir wohl, den Weg zu gehn,
Wo ich mich oft entzückte,
Das kleine Fenſter anzuſehn,
Wo ich ſie ſonſt erblickte;
Die Bank zu grüßen, wo ſie ſaß,
Den Buſch, von dem ſie Beeren las,
Die Blumen, die ſie noch pflanzte.

10. Offenbarung.

Auf deinem Grabe ſaß ich ſtumm
In lauer Sommernacht;
Die Blumen blühten rings herum,
Die ſchon dein Grab gebracht.
Und ſtill und märchenhaft umfing
Ihr Duft mich, ſüß und warm,
Bis ich in ſanftem Weh verging,
Wie einſt in deinem Arm.

Und meine Augen ſchloßen ſich,
Vom Schlummer leicht begrüßt;
Mir war, als würden ſie durch dich
Mir leiſe zugeküßt.
Still auf den Raſen ſank ich hin,
Der deinen Staub bedeckt,
Doch ward zugleich der inn're Sinn
Mir wunderbar geweckt.

Was ich geträumt, ich weiß es nicht,
Ich ahn' es nur noch kaum,
Daß du, ein himmliſches Geſicht,
Mir nahe warſt im Traum.
Doch was dies flücht'ge Wiederſehn
In meiner Bruſt geſchafft,
Das kann die Seele wohl verſtehn,
Sie glüht in neuer Kraft.

Du haſt der Dinge Ziel und Grund
An Gottes Thron durchſchaut,
Und thateſt kühn mir wieder kund,
Was dir der Tod vertraut,
Und wenn das große Löſungswort,
Auch mit dem Traum entſchwand,
So wirkt es doch im Tiefſten fort,
Gewaltig, unerkannt!

11. Nachklang.

Ach, zauberiſche Huldgeſtalt,
Die nie vergeſſen läßt!
Du hältſt mit ewiger Gewalt
Mich noch im Tode feſt!
Du ſpielſt, ein ſanftes Abendroth,
In meine Bruſt hinein,
Und biſt du allenthalben todt,
Dort wirſt du's nimmer ſein.

Auf eine Unbekannte.

Die Dämmerung war längſt hereingebrochen,
Ich hatt' dich nie geſehn, du tratſt heran,
Da hat dein Mund manch mildes Wort geſprochen
In heil'gem Ernſt, der dir mein Herz gewann.
Still, wie du nahteſt, haſt du dich erhoben
Und ſanft uns Allen gute Nacht geſagt,
Dein Bild war tief von Finſterniß umwoben,
Nach deinem Namen hab' ich nicht gefragt.

Nun wird mein Auge nimmer dich erkennen,
Wenn du auch einſt vorüber gehſt an mir,
Und hör' ich dich von fremder Lippe nennen,
So ſagt dein Name ſelbſt mir Nichts von dir.
Und dennoch wirſt du ewig in mir leben,
Gleichwie ein Ton lebt in der ſtillen Luft,
Und kann ich Form dir und Geſtalt nicht geben,
So reißt auch keine Form dich in die Gruft.

Das Leben hat geheimnißvolle Stunden,
  Drin thut, ſelbſt herrſchend, die Natur ſich kund;
Da bluten wir und fühlen keine Wunden,
  Da freu'n wir uns und freu'n uns ohne Grund.
Vielleicht wird dann zu flüchtigſtem Vereine
  Verwandtes dem Verwandten nah gerückt.
Vielleicht, ich ſchaudre, jauchze oder weine,
  Iſt's dein Empfinden, welches mich durchzückt!

Auf ein altes Mädchen.

Dein Auge glüht nicht mehr, wie einſt,
Und deine Wang' iſt nicht mehr roth,
Und wenn du jetzt vor Sehnſucht weinſt,
So gilt es Keinem, als dem Tod.
Nichts biſt du, als ein Monument,
Das, halb verwittert und gering,
Nur kaum noch einen Namen nennt,
Mit dem ein Leben unterging.

Doch wie hervor die Todten gehn
Aus ihrer Gruft in mancher Nacht,
Darfſt du zuweilen auferſtehn
Zu altem Glanz und alter Pracht,
Wenn tief dich ein Gefühl ergreift,
Wie es vielleicht dich einſt bewegt,
Und dir den Schnee vom Herzen ſtreift,
Der längſt ſich ſchon darauf gelegt.

Da biſt du wieder, wie zuvor,
Und was die Mutter einſt entzückt,
Wodurch zu der Geſpielen Chor
Einſt anſpruchlos und ſtill beglückt,
Das Alles iſt noch einmal dein,
Von einem Wunderſtrahl erhellt,
Gleichwie vom ſpäten Mondenſchein
Die rings in Schlaf begrabne Welt.

Mir aber wird es trüb zu Muth,
Mir jagt ein unbekannter Schmerz,
Daß tief in dir verſchloſſen ruht,
Was Gott beſtimmt hat für mein Herz,
Und will's dann hin zu dir mich ziehn,
Ach, mit allmächtiger Gewalt,
So muß ich ſtumm und blutend fliehn,
Denn du biſt wieder todt und kalt.

An Hedwig.

(Eine Holſteiniſche junge Schauſpielerin.)

Es war in ſchöner Frühlingszeit,
Als ich dich fand bei Spiel und Scherz,
Da drängte all die Lieblichkeit
Sich lind, wie nie noch, an mein Herz.

Du ſelber warſt dem Frühling gleich,
Der nur verſpricht, doch nicht gewährt,
Drum ward ich nicht vor Sehnſucht bleich
Und von Entzücken nicht verklärt.

Es war der Morgen vor dem Feſt,
An dem man nur noch Träume tauſcht,
Das Weh, das keinen Stachel läßt,
Die Freude, welche nicht berauſcht.

Wie nur noch grün der Roſenſtrauch,
Doch auch ſchon grün die Neſſel war,
So glichen ſich die Stunden auch,
Die uns beglückten, wunderbar.

Nach manchem Tag kam dann der Tag,
Der uns, vielleicht auf ewig, ſchied:
Ich trug es, wie man's tragen mag,
Wenn man den Frühling ſcheiden ſieht.

Nur ſelten ſtieg dein holdes Bild
Mir auf in der erſtarrten Bruſt,
Doch ward ich einmal weich und mild,
So war ich gleich mir dein bewußt.

Und dieſes fühl' ich: blick' ich einſt
Von meinem Sterbebett zurück,
So iſt, daß du mir noch erſcheinſt,
Mein letzter Wunſch, mein letztes Glück.

Du warſt mein Lebensengel, ſei
Denn du mein Todesengel auch,
Dann miſcht noch in den Herbſt der Mai
Den überquellend-vollen Hauch.

Am Morgen, wo der Menſch erſteht
Für ſeinen ſchweren Tageslauf,
Und Abends, wenn er ſchlafen geht,
Da ſchaut er gern zum Himmel auf!

Liebesprobe.

Laß den Jüngling, der dich liebt,
Eine Lilie pflücken,
Eh dein Herz ſich ihm ergiebt,
Um ihn zu beglücken.

Wird kein Tropfe von dem Thau
Dann durch ihn vergoſſen,
Der ſie tränkte auf der Au,
Sei der Bund geſchloſſen.

Wer ſo zart die Blume bricht,
Daß die nicht entwallen,
Sorgt auch, daß die Thränen nicht
Deinem Aug' entfallen.

Auf die Geneſung eines ſchönen Mädchens.

Wenn der Tod in neidiſchem Verlangen
Auch ſchon an dein keuſches Bette trat,
Iſt er doch zurückgegangen
Als er dich geſehen hat.

Seine thränenloſen Augen hingen
Wie erſtaunt an deinem Angeſicht;
Daß die Roſen drauf vergingen,
Weil er's that, gewahrt' er nicht.

Endlich ſah er's; mit beſchämten Blicken
Hat er nun ſich von dir abgewandt;
Auch die Lilien noch zu knicken,
Zitterte ſelbſt ihm die Hand.

Tändelei.

Ich ſchaute dir in's Auge ſchnell,
Du blickteſt gar zu mild,
Und lieblich ſah ich, klar und hell,
Darin mein eig'nes Bild.

In eine wunderbare Flut
Von Farben war's getaucht,
Von Licht und Glanz die Zauberglut
Darüber hingehaucht.

Da wurde dir das Auge feucht,
Und perlenklar und rein
Trat eine Thräne, ſchnell erzeugt,
Licht in das Licht hinein.

Mein Bild, als wär's mit Flut und Wind,
Es kämpfte frei und frank
Mit deiner Thräne, bis es lind
In ihrem Schooß verſank.

So dir im Auge, wunderſam,
Sah ich mich ſelbſt entſtehn,
Und, als die ſtille Thräne kam,
Noch ſchöner mich vergehn.

Einziges Geſchiedenſeyn.

Schlummernd im ſchwellenden Grün
Liegſt du, wo Lüfte dich fächeln!
Mädchen, was ſpiegelt dies Lächeln,
Spiegelt dies zarte Erglühn?

Ach wie beſchleicht es mit Schmerz
Kalt mir den innerſten Frieden!
Gänzlich, wie nie noch geſchieden,
Fühlt ſich von deinem mein Herz.

Was, wie ein göttlicher Hauch,
Jetzt dich durchzittert, das Leben,
Eh du erwachſt, wird's entſchweben,
Nimmer erfreut es mich auch.

Neue Liebe.

O Blitz, der aus dem Tiefſten ſpringt
Und mir durch jede Faſer zuckt,
Der mich mit neuer Glut durchdringt,
Die ſonſt mein Inn'res ſtill verſchluckt:
Ich grüße dich viel tauſendmal
Und frag' nicht: bringſt du mir Genuß?
Denn du befrei'ſt mich von der Qual,
Daß ich mich ſelber lieben muß.

Sie ſehn ſich nicht wieder.

Von dunkelnden Wogen
Hinunter gezogen,
Zwei ſchimmernde Schwäne, ſie ſchiffen daher,
Die Winde, ſie ſchwellen
Allmälig die Wellen,
Die Nebel, ſie ſenken ſich finſter und ſchwer.

Die Schwäne, ſie meiden
Einander und leiden,
Nun thun ſie es nicht mehr, ſie können die Glut
Nicht länger verſchließen,
Sie wollen genießen,
Verhüllt von den Nebeln, gewiegt von der Flut.

Sie ſchmeicheln, ſie koſen,
Sie trotzen dem Toſen
Der Wellen, die Zweie in Eines verſchränkt.
Wie die ſich auch bäumen,
Sie glühen und träumen
In Liebe und Wonne zum Sterben verſenkt.

Nach innigem Gatten
Ein ſüßes Ermatten,
Da trennt ſie die Woge, bevor ſie's gedacht.
Laßt ruhn das Gefieder!
Ihr ſeht euch nicht wieder,
Der Tag iſt vorüber, es dämmert die Nacht.

Auf ein erröthendes junges Mädchen, das ich im Louvre ſah.

Ich ließ mein Auge auf dem deinen ruhn,
  Da ward zur Purpurflamme dein Geſicht;
Du warſt ein Kind, ein Mädchen biſt du nun,
  So weigre auch die Mädchenfrucht mir nicht.

Dein Mund iſt reif jetzt für den erſten Kuß,
  Er gleicht der Herzenskirſche, die zerſprang
Vor aller Feuerſäfte letztem Schuß
  Und nun verſpritzt, was ſie ſo heiß durchdrang.

Ich hab' ein Recht auf ihn, ich hab' in dir
  Die Glut, die ihn gezeitigt hat, geweckt.
Drum raub' ich ihn mit kecker Lippe mir,
  Wie Vögel Beeren, die kein Laub mehr deckt.

Vielleicht vollendet dieſer Kuß mein Glück,
  Du wirſt durch ihn dir deiner ganz bewußt,
Und wie du Mädchen wardſt vor meinem Blick,
  So wirſt du auch noch Weib an meiner Bruſt!

Ich und Du.

Wir träumten von einander
Und ſind davon erwacht,
Wir leben, um uns zu lieben,
Und ſinken zurück in die Nacht.

Du tratſt aus meinem Traume,
Aus deinem trat ich hervor,
Wir ſterben, wenn ſich Eines
Im Andern ganz verlor.

Auf einer Lilie zittern
Zwei Tropfen, rein und rund,
Zerfließen in Eins und rollen
Hinab in des Kelches Grund.

Letzter Gruß.

Jungfraunbilder, früh erblichen,
In dem Haar den Myrtenkranz,
Dämmernd ſchwebende Geſtalten,
Steigen auf bei Mondenglanz.

Wollt ihr mit den weißen Händen,
Die den Knaben nie gedrückt,
Halb verwelkte Roſen brechen,
Weil kein Fröhlicher ſie pflückt?

Wollt ihr mit den kalten Lippen,
Die kein Jüngling warm geküßt,
Aus den Blütenkelchen trinken,
Die der Schmetterling vergißt?

Oder wollt ihr ſtill erkunden,
Wenn ihr, wie im Traum euch zeigt,
Ob euch aus dem treuſten Herzen
Noch ein letzter Seufzer ſteigt?

Eine tritt zu mir ans Lager,
Ach, ich träumte nicht von ihr,
Aber abendroth-umgoſſen
Steht ſie jetzt, wie einſt, vor mir.

Immer lächelnd, immer freundlich,
Und erſt in dem letzten Schmerz
Preßte ſie, zuſammen ſinkend,
Ihre Hand auf's arme Herz!

Ach, ihr Herz war wie ein Siegel:
Erſt als es gebrochen war,
Wurde mir ſein ſchaurig-ſüßes,
Himmliſches Geheimniß klar!

Stanzen auf ein Sicilianiſches Schweſterpaar.

Mit deinem Auge, deinem ſeelenvollen,
Schauſt du mich an, als wär's zum letzten Male:
Dann ſeh' ich eine dunkle Thräne rollen,
Kaum noch durchblitzt von ſeinem frommen Strahle:
Mir iſt, als bräch' es, und ich muß mir grollen,
Daß ich dir meine heil'ge Schuld nicht zahle:
Ich ſehe deine Seele, wie ertrinken,
Ich ſchaud're d'rob, und laß' ſie doch verſinken!

O! fluch' mir nicht! Ich bin ja ſelbſt gebunden,
Und weiß, daß ich an dir gefrevelt habe:
Von deiner ſtolzen Schweſter trag' ich Wunden,
Und dieſe werd' ich tragen bis zum Grabe:
Und wenn mein Blick in den entfloh'nen Stunden
An deinem Blicke hing zu ſüßer Labe,
So war es nur, weil ſchon in deinem Weſen
Der Schattenriß des ihren ſteht zu leſen.

Mir war's ein eig'nes ſchauriges Vergnügen,
  Mich halb noch frei von ihrem Bann zu fühlen,
Und doch an dieſen myſtiſch-tiefen Zügen,
  Die auch in dir ſchon dämmern, mich zu kühlen,
Dich aber mußte ſolch ein Blick betrügen,
  Er mußte dir das weiche Herz zerwühlen,
Es that ſich auf, mein Bild hinein zu laſſen,
Und ſtatt zu jauchzen, ſahſt du mich erblaſſen.

Mir iſt, als ob erblichne Huldgeſtalten,
  Die ſchon zum Theil nicht mehr auf Erden weilen,
Mich ſtill umſchweben, und die Hände falten,
  Und mich beſchwören, dein Gefühl zu theilen,
Als könnt' ich ihnen dann noch Treue halten,
  Wenn ich verſuchte deine Bruſt zu heilen:
Als Schweſter biſt du ihnen wohl erſchienen;
Denn ihnen gleichſt du an Geſtalt und Mienen.

Umſonſt! Es ſei mit Allem jetzt gebrochen,
  Was ich geliebt, und ewig lieben müßte,
Und mag darob auch mancher Buſen pochen,
  Es ſchmerzt mich, daß ich je ein Mädchen küßte.
Denn wäre dieſe mir nicht zugeſprochen,
  So glaub' ich nicht, daß ich mir Süß'res wüßte,
Als jeglichem Erſatz zu widerſtreben;
Drum hat das Schickſal ihn voraus gegeben.

Es kann mir jetzt den höchſten Wunſch verſagen,
Und dieſes wird, ich weiß es ſchon, geſchehen;
Ich ward in einen fremden Kreis verſchlagen,
Wie ſollte ich in ihm nicht untergehen;
Die Welt des Mährchens, die aus alten Tagen
Zu uns herüber klingt, will neu erſtehen;
Einſt liebt' ich, was ich längſt im Traum umfaßte,
Jetzt, däucht mir, muß ich lieben, was ich haßte.

Was ſind ſie, ihre dunklen, ſchwarzen Augen,
Was ſonſt, als Nacht, die in den Brand gerathen?
Und keine Ahnung ſagt mir, ob ſie taugen
Zu andern noch, als mörderiſchen Thaten;
Sie können Seelen aus dem Buſen ſaugen,
Die zwar auch keinen ſüßren Tod erbaten,
Doch zweifl' ich, ob ſie milde blicken können,
Und mehr noch, ob ſie mir ihr Mildes gönnen.

Gleichviel! Und ſoll ich nichts von ihr erwerben,
Und iſt ſie in des Todesengels Händen
Ein Dolch, der, um mich ſichrer zu verderben,
Mit Gold und Perlen muß mein Auge blenden,
So ſchmück' ich ſie doch köſtlich noch im Sterben
Und will den ganzen Dichterſchatz verſchwenden,
Ihr für die That, dem Tode mich zu weihen,
Den höchſten Glanz im Leben zu verleihen!

Das Opfer des Frühlings.

Sah ich je ein Blau, wie droben
Klar und voll den Himmel ſchmückt?
Nicht in Augen, ſanft gehoben,
Nicht in Veilchen, ſtill gebückt!
Leiſer ſcheint der Fluß zu wallen
Unter ſeinem Widerſchein,
Vögel ſchweigen, und vor Allen
Dämmert meine Seele ein.

Doch, es gilt auch eine Feier!
Schaut den Lenz im Morgenglanz!
Hinter grauer Nebel Schleier
Flocht der Jüngling ſich den Kranz.
Wenn ſein Hauch, die Nebel theilend,
Ihn zu früh ſchon halb verrieth,
Wich er ſcheu zurück, enteilend
In ein dunkleres Gebiet.

Dennoch ſtehn, ihn zu empfangen,
Seine Kinder ſchon bereit:
Roſe mit den heißen Wangen,
Mandelbaum im weißen Kleid!
Veilchen, die des Sommers Brüten
Bald erſtickt, ſie harren auch,
Keuſche Lorbeern ſelbſt erglühten;
Denn ſie Alle traf ſein Hauch.

Nun, mit faſt verſchämtem Lächeln,
Zieht er ein in's ſchöne Reich;
Ihm die glüh'nde Stirn zu fächeln,
Nahn die Morgenwinde gleich.
Doch, ihn ſelber kühlend, ſtehlen
Sie ſo viel der holden Glut,
Als die Blumen, die noch fehlen,
Zu erwecken, nöthig thut.

Flugs nun auf den leichten Schwingen
Eilen ſie durch Hain und Thal,
Und vor ihren Füſſen ſpringen
Spröde Knoſpen ohne Zahl.
Jeder Buſch, wie ſie ihn ſtreifen,
Wird zum bunten Blüthenſtrauß,
Und die Wurzeln, die noch ſteifen,
Treiben erſtes Grün heraus.

Doch nun löſ't ſich, alle Farben
Zu erhöhn und allen Duft,
Das verſchluckte Licht in Garben
Reinen Goldes aus der Luft.
Sind das Strahlen? Sind das Sterne,
Die der Tag in Flammen ſchmelz?
Alles funkelt, nah und ferne,
Berg und Wald, ja Stein und Holz!

Horcht! Vor dieſem Glanze fahren
Auch die Vögel aus dem Traum,
Drin ſie ſtill verſunken waren,
Wieder auf im blauen Raum;
Aber dick und rauchend ſteigen
Wolken heißen Dufts empor,
Und nun fällt in's dumpfe Schweigen
Neu betäubt zurück ihr Chor.

Fürder, immer fürder ſchreitend,
Kommt der Jüngling an den Fluß,
Der, ſich rings in's Land verbreitend,
Alles tränkt, was trinken muß.
Aber heute möge dürſten,
Was da will, er hält ſich an
Und verſucht, ob er den Fürſten
Durch ſein Bild nicht feſſeln kann.

Denn wenn dieſer, ſüß betroffen,
   Hier ſich ſelbſt im Spiegel ſchaut,
Krönt ſein Blick das leiſe Hoffen,
   Dem die Welle ſtill vertraut;
Sei er noch ſo ſchnell und flüchtig,
   Jene Lilie wird geweckt,
Die, wie keine keuſch und züchtig,
   Sich in ihren Schooß verſteckt.

Und wie ſollte er nicht ſäumen?
   Sieht er denn ſich ſelber nur?
Nicht zugleich, die ſeinen Träumen
   Leben gab, die blühnde Flur?
Wenn's ihn auch vorüber triebe
   An der eig'nen Huldgeſtalt,
Feſſelte ihn doch die Liebe
   An die Braut mit Allgewalt.

Ach er zögert wonnetrunken!
   Aber lange bleibt er nicht
In den ſüßen Rauſch verſunken,
   Nein, er wendet das Geſicht!
Denn ihm jagt ein inn'res Stocken,
   Daß die Götter neidiſch ſind,
Und ihm däucht, mit ſeinen Locken
   Spiele ſchon ein andrer Wind.

Da beſchleicht ihn dumpfe Trauer,
  Ihm erliſcht der Wange Roth,
Und ihn mahnt ein kalter Schauer
  An den Tod, den frühen Tod;
Doch, von dem durchzuckt, entzittert
  Wie von ſelbſt, ſein Kranz dem Haar,
Der die Ew'gen ihm erbittert,
  Und ſein Fuß zertritt ihn gar.

Plötzlich Stille jetzt! Die Winde
  Ruhn, wie auf ein Zauberwort.
Doch in jedem Frühlingskinde
  Bebt der Todesſchauer fort.
Und ein haſt'ger Blütenregen
  Macht das duft'ge Opfer voll,
Das verhalt'nen Fluch in Segen,
  Haß in Liebe wandeln ſoll.

Aber nun den ſtolzen Wipfel
  Jeder Baum zur Erde neigt,
Nun auf hohem Bergesgipfel
  Selbſt der Kühnſte Demuth zeigt,
Nun erhebt der Jüngling wieder
  Sanft das Haupt, das er geſenkt,
Und ein Oelblatt ſäuſelt nieder
  Das verſöhnt der Neid ihm ſchenkt.

Waldbilder.

1. Das Haus im Walde.

Ich bin im Walde gegangen,
Da traf ich ein kleines Haus,
Dort gingen die Engel Gottes
Sichtbarlich ein und aus.

Das Gärtchen, umher gezogen,
Bot Aepfel und Birnen genug,
Ein Weinſtock ſpann ſich durch's Fenſter,
Der duftige Trauben trug.

Die Mutter ſäugte den Knaben,
Sie neigte ſich über ihn,
Daß ihre roſige Wange
Ein Abglanz der ſeinigen ſchien.

Nun pflückt ſie die ſchwerſte der Trauben,
Die ſelbſt die Schulter ihr tickt,
Die Rebe will ſie erquicken,
Wie ſie ihr Kind erquickt.

Und vor ihr, auf dem Tiſche,
Steht eine Flaſche Wein,
Ein Becher dabei, die werden
Wohl für den Gatten ſein!

Geräuſch! — „Dein Vater, Knabe!“
Sie ſchenkt den Becher voll.
Noch nicht! Die Birne fiel nur,
Die ſie ihm reichen ſoll.

Ich möchte vor ſie treten,
Es iſt noch eben Zeit,
Und ſprechen: laß mich trinken,
Ich habe noch ſo weit!

Sie würde den Trunk mir reichen,
Der ihm beſchieden war,
Mir würde ſein, als böt' ihn
Der Friede ſelbſt mir dar.

Doch nein, ich will mich wenden,
Der Wald iſt dick und wild,
Ich will in den Wald mich verlieren,
Wer tritt hinein in ein Bild!

2. Böſer Ort.

Ich habe mich ganz verloren,
Wie iſt hier Alles ſtumm!
Es drängen die ſchwarzen Bäume
Sich tückiſch um mich herum.

Sie wollen mich nicht mehr laſſen,
Mich aber treibt es fort.
Man ſpricht von böſen Orten,
Dies iſt ein böſer Ort!

Hier iſt ſchon Böſes geſchehen,
Und hier muß mehr geſchehn.
Wird's nicht an ihm begangen,
So muß es der Menſch begehn.

Die Blumen, ſo hoch ſie wachſen,
Sind blaß hier, wie der Tod.
Nur eine in der Mitte
Steht da in dunklem Roth.

Die hat es nicht von der Sonne,
Nie traf ſie deren Glut,
Sie hat es von der Erde,
Und die trank Menſchenblut!

Du ſollſt dich nicht länger brüſten
Auf meines Bruders Grab
In deinem geſtohl'nen Purpur,
Ich räch' ihn und breche dich ab!

Dort liegt ſie zu meinen Füßen!
Da ſchwingt ein Vogel ſich,
Setzt ſich mir gegenüber
Und pfeift und verſpottet mich.

„Jetzt läßt der Ort dich weiter,
Da ihm ſein Recht geſchah,
Du haſt die Blume getödtet,
Es war nichts Anders da.“

3. Dicker Wald.

Seyd ihr's wieder, finſtre Wälder.
Voll von Mord und Tod und Gift,
Wo man keine Grenzen=Wächter,
Doch zuweilen Räuber trifft?

Belladonna bietet gaſtlich
Ihre Kirſchen, roth und rund,
Und der Schlange grünes Auge
Blinzt mich an vom ſchwarzen Grund.

Eine Natter als Geſchmeide
Um den Hals, in dumpfem Sinn,
Kauert dort ein gelbes Mädchen.
Sie iſt Schlangen=Königin.

Hei, wie fühlt man hier ſein Leben.
Und wie hängt man ſich daran.
Wo aus nächſtem Buſch des Räubers
Erſter Schuß es nehmen kann.

Zwar iſt nichts bei mir zu holen,
Doch ſo wird die Hand geübt,
Und ich ſelbſt bin ja der Prieſter,
Der ihm im Voraus vergiebt.

4. Situation.

In die kühle Felſengrotte
Tritt der junge Jäger ein.
Heiß iſt's draußen, um zu ſchlummern,
Legt er ſtill ſich auf's Geſtein.

Und der Schlaf, der ewig milde,
Schließt ihm bald die Augen dicht:
Süßer Träume lichte Schatten
Fliegen über ſein Geſicht.

In die kühle Felſengrotte
Tritt ein Mädchen, hoch und ſchlank,
Sieht den Schläfer, hold erſchreckend,
Naht ſich haſtig ſeiner Bank.

Will ihn wecken, höret Schritte,
Ruft mit Angſt: es iſt zu ſpät!
Macht des Kreuzes ſchirmend Zeichen
Ueber ihn, wie im Gebet.

In die Grotte tritt der Wildſchütz,
Sieht den jungen Jägersmann,
Greift erblaſſend nach der Büchſe,
Spannt den Hahn, legt auf ihn an.

Vor den Bruder tritt das Mädchen,
Doch er drängt ſie ſtumm zurück;
Der hat einſt auf mich geſchoſſen!
Sagt ihr ernſt und ſtreng ſein Blick.

„Sieh ihn ſchlafen — ſpricht ſie leiſe —
Er iſt jetzt in Gottes Schutz,
Ihm zur Seite ſteht ein Engel,
Fühlſt du's nicht in deinem Trutz?“

Als er auflacht, fleht ſie innig:
„Sieh er ſchläft ſo ruhig fort!
Laß, bis er erwacht, ihn leben!“ —
Er gelobt's mit kurzem Wort.

Still am Flintenſteine ſchraubend,
Blickt er auf den Feind ſo wild;
Lautlos auf die Kniee ſinkend,
Liegt ſie bleich, ein Marmorbild.

„Glaubſt du nicht an ſeinen Engel,
Oder biſt du's ſelbſt zumeiſt?"
Ach, ich bete — ſeufzt ſie weinend —
Daß du nie ein Mörder ſeyſt!

Pulver auf die Pfanne ſchüttend,
Spricht er finſter, ungeirrt:
„Wenn ich auch ein Mörder werde,
Iſt es nur, daß Der's nicht wird!"

Ringsum Stille, durch das Summen
Eines Käfers kaum geſtört,
Tief genug, daß man des Schläfers
Leiſe Athemzüge hört.

Abendgefühl.

Friedlich bekämpfen
Nacht ſich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
Wie das zu löſen vermag!

Der mich bedrückte,
Schläfſt du ſchon, Schmerz?
Was mich beglückte,
Sage, was war's doch, mein Herz?

Freude wie Kummer,
Fühl' ich, zerrann,
Aber den Schlummer
Führten ſie leiſe heran.

Und im Entſchweben,
Immer empor,
Kommt mir das Leben
Ganz, wie ein Schlummerlied vor.

Nachtgefühl.

Wenn ich mich Abends entkleide,
Gemachſam, Stück für Stück,
So tragen die müden Gedanken
Mich vorwärts oder zurück.

Ich denke der alten Tage,
Da zog die Mutter mich aus;
Sie legte mich ſtill in die Wiege,
Die Winde brauſ'ten um's Haus.

Ich denke der letzten Stunde,
Da werden's die Nachbarn thun;
Sie ſenken mich ſtill in die Erde,
Dann werd' ich lange ruhn.

Schließt nun der Schlaf mein Auge,
Wie träum' ich ſo oftmals das:
Es wäre Eins von Beidem,
Nur wüßt' ich ſelber nicht was.

Nächtlicher Gruß.

An meine Freunde.

In dieſer dunklen Stunde
Der rings ergoſſnen Nacht
Hab' ich bei Euch die Runde
Zu Gruß und Kuß gemacht.
In eines Jeden Hauſe
Sprach ich getreulich vor,
Bis in des Letzten Klauſe
Mein Geiſt ſich ganz verlor.

Nun ſeyd Ihr längſt verſunken
In Schlaf und tiefen Traum,
Und ſchwingt Euch ahnungstrunken
Hoch über Zeit und Raum.
Leicht glaubt Ihr zu erſtreben,
Was nie die Erde bot,
Und habt ſo doppelt Leben
Für einen halben Tod.

Ich aber habe leiſe
Der Pforte mich genaht,
Die in die ew'gen Kreiſe
Euch aufgethan den Pfad,
Und all die ſtumme Trauer,
Die mir das Herz noch ſchwellt,
Umſchwebt als letzter Schauer
Euch kalt aus dieſer Welt.

Vorfrühling.

Wie die Knoſpe hütend,
Daß ſie nicht Blume werde,
Liegt's ſo dumpf und brütend
Ueber der drängenden Erde.

Wolkenmaſſen ballten
Sich der Sonne entgegen,
Doch durch tauſend Spalten
Dringt der befruchtende Segen.

Glüh'nde Düfte ringeln
In die Höhe ſich munter
Flüchtig grüßend, züngeln
Streifende Lichter herunter.

Daß nun, ſtill erfriſchend,
Eins zum Andern ſich finde,
Rühren, Alles miſchend,
Sich lebendige Winde.

Die Roſen.

Als du frühmorgens gingſt
Und an der Sonne hingſt,
Pflückteſt du dir,
Die, von ihr angeglüht,
Still vor ihr aufgeblüht,
Und nun den Duft verſprüht,
Roſen zur Zier.

Hältſt ſie noch Abends feſt?
Schmeichelte dir der Weſt
Längſt ſie nicht ab?
Siehſt ja, ihr Leben ſchwand!
Wo iſt der Farbenbrand?
Doch nur in deiner Hand
Sind ſie im Grab.

Gieb ſie den Winden preis,
Daß ſie mit ihnen leis
  Düngen den Strauch.
Fühlt's nicht ſogleich der Zweig,
Fühlt's doch die Wurzel gleich,
Und iſt nur dieſe reich
  Wird der es auch!

Sommerbild.

Ich ſah des Sommers letzte Roſe-ſtehn,
Sie war, als ob ſie bluten könne, roth;
Da ſprach ich ſchauernd im Vorübergehn:
So weit im Leben iſt zu nah am Tod!

Es regte ſich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leiſe ſtrich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft ſein Flügelſchlag
Bewegte, ſie empfand es und verging.

Ein Bild aus Reichenau.

Auf einer Blume, roth und brennend, ſaß
  Ein Schmetterling, der ihren Honig ſog,
Und ſich in ſeine Wolluſt ſo vergaß,
  Daß er vor mir nicht einmal weiter flog.

Ich wollte ſehn, wie ſüß die Blume war,
  Und brach ſie ab: er blieb an ſeinem Ort;
Ich flocht ſie der Geliebten in das Haar:
  Er ſog, wie aufgelöſt in Wonne, fort!

Herbſtgefühl.

Grünen, Blühen, Duften, Glänzen,
Reichſtes Leben ohne Gränzen,
Alles ſteigernd, nirgends ſtockend,
Selbſt die kühnſten Wünſche lockend:

Ja, da kann ich wohl zerfließen,
Aber nimmermehr genießen;
Solche Flügel tragen weiter,
Als zur nächſten Kirſchbaum-Leiter.

Doch, wenn roth die Blätter fallen,
Kühl die Nebelhauche wallen,
Leis durchſchauernd, nicht erfriſchend,
In den warmen Wind ſich miſchend:

Dann vom Endlos Ungeheuren
Flücht' ich gern zum Menſchlich Theuren,
Und in einer erſten Traube
Sieht die Frucht der Welt mein Glaube.

Spaziergang am Herbſtabend.

Wenn ich Abends einſam gehe
Und die Blätter fallen ſehe,
Finſterniſſe nieder wallen,
Ferne fromme Glocken hallen:

Ach, wie viele ſanfte Bilder,
Immer inniger und milder,
Schatten längſt vergangner Zeiten,
Seh' ich dann vorüber gleiten.

Was ich in den fernſten Stunden,
Oft nur halb bewußt, empfunden,
Dämmert auf in Seel' und Sinnen,
Mich noch einmal zu umſpinnen.

Und im inneren Zerfließen
Mein' ich's wieder zu genießen,
Was mich vormals glücklich machte,
Oder mir Vergeſſen brachte.

Doch, dann frag' ich mich mit Beben:
Iſt ſo ganz verarmt dein Leben?
Was du jetzt erkennſt mit Schmerzen,
Sprich, was war es einſt dem Herzen?

Völlig dunkel iſt's geworden,
Schärfer bläſt der Wind aus Norden,
Und dies Blatt, dies kalt benetzte,
Iſt vielleicht vom Baum das letzte.

Herbſtbild.

Dieß iſt ein Herbſttag, wie ich keinen ſah!
Die Luft iſt ſtill, als athmete man kaum,
Und dennoch fallen raſchelnd, fern und nah,
Die ſchönſten Früchte ab von jedem Baum.

O ſtört ſie nicht, die Feier der Natur!
Dieß iſt die Leſe, die ſie ſelber hält,
Denn heute löſ't ſich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Das Mädchen im Kampf mit ſich ſelbſt.

1.

Schweigend ſinkt die Nacht hernieder,
Und in tiefſter Dunkelheit
Löſ't das Mädchen ihre Glieder
Aus dem engen Sonntagskleid.
Aber ihre Hände irren
Bei den Locken dann und wann,
Und um dieſe zu entwirren,
Zündet ſie ihr Lämpchen an.

Schüchtern nun bei ſeinem Strahle
Schaut ſie in des Spiegels Rund,
Und ihr thut zum erſten Male
Ihrer Schönheit Macht ſich kund.
Tief erröthend, dennoch zaudernd,
Blickt ſie fort und fort hinein:
Dann, wie vor ſich ſelbſt erſchaudernd,
Löſcht ſie ſchnell der Lampe Schein.

Leiſe in ſich ſelbſt verſinkend
Und aus eig'nen Zaubers Glanz
Inniges Genügen trinkend,
Iſt ſie ſtill und ſelig ganz.
Doch ſie will die Luſt bezwingen,
Weil ſie aus ihr ſelber quillt,
Da verklärt dies holde Ringen,
Mailich ſüß ihr frommes Bild.

Und ſie ſieht's mit halbem Bangen,
Daß, je mehr ſie ſich verdammt,
Ihr's von Stirn und Mund und Wangen
Immer ſternenhafter flammt.
Gottes eig'ner Finger leuchtet
Golden durch ihr Angeſicht,
Und ſo wie ihr Blick ſich feuchtet,
Löſcht ihr Hauch zugleich das Licht.

2.

Doch zu nie erſchöpftem Segen
Wird dies heilige Empfinden
Auch ihr Innerſtes erregen
Und im Maß der Schönheit binden;

Aug' in Aug' mit ſich im Spiegel,
Feite ſie ſich ſelbſt auf immer;
Unzerbrechlich iſt das Siegel,
Wie auch lockt der Erde Schimmer.

Dieſe wunderbaren Formen,
Die des Leibes Bau ihr ſchmücken,
Werden die verwandten Normen
Auch in ihre Seele drücken;

Und ſo wird ihr inn'res Leben
All die Harmonie erwiedern,
Die ſie mit geheimem Beben
Angeſchaut in Leib und Gliedern.

An einen Freund.

Was dir Schlimmes oder Gutes
Auch das Leben bringen kann,
Nimmſt du ſtets gelaßnen Muthes
Und zufried'nen Sinnes an.

Nur das Ganze macht dir Sorgen,
Nur, was nie ein Menſch ermißt,
Ob ein Räthſel drin verborgen,
Und ob dies zu löſen iſt.

Kann der Buchſtab' denn ergründen,
Was das Wort bedeuten ſoll?
Wenn ſich alle treu verbünden,
Wird es ja von ſelber voll.

Nimm die Traube, wie die Beere,
Nimm das Leben, wie den Tag!
Was es auch zuletzt beſcheere,
Immer bleibt's ein Luſtgelag!

Eine Pflicht.

Schönheit, wo ich dich erblicke,
Huldige ich deinem Licht,
Und wie ich mich ſelbſt erquicke,
So erfüll' ich eine Pflicht.

Haſt du je dich ſelbſt genoſſen,
Wenn man dich nicht erſt genießt?
Bleibſt Du nicht in dich verſchloſſen,
Wenn man ſich vor dir verſchließt?

Ja, durchſchauert es nicht leiſe
Auch die lieblichſte Geſtalt,
Wenn in einem blöden Kreiſe
Ihr verſagt die Allgewalt?

Aber wenn ſie, Luſt erweckend,
Dieſer Luſt ſich ſelbſt erfreut,
Und des Zaubers Macht entdeckend,
Den ſie übt, ihn ſtill erneut:

Hebt ſich da ihr Blick nicht freier,
Weil er fremdes Feuer trinkt?
Fällt die Angſt nicht, wie ein Schleier,
Erſt bemerkt, indem er ſinkt?

Drum ein ungetrübter Spiegel,
Schönheit, werd' ich ſtets dir ſein;
Der Vollendung Sternenſiegel
Kommt dir durch dein Bild allein!

Höchſtes Gebot.

Hab' Achtung vor dem Menſchenbild,
  Und denke, daß, wie auch verborgen,
  Darin für irgend einen Morgen
Der Keim zu allem Höchſten ſchwillt!

Hab' Achtung vor dem Menſchenbild,
  Und denke, daß, wie tief er ſtecke,
  Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt!

Hab' Achtung vor dem Menſchenbild!
  Die Ewigkeit hat eine Stunde,
  Wo jegliches dir eine Wunde,
Und, wenn nicht die, ein Sehnen ſtillt!

Mahnung.

Schilt nimmermehr die Stunde hart,
Die fort von dir was Theures reißt;
Sie ſchreitet durch die Gegenwart
Als ferner Zukunft dunkler Geiſt;
Sie will dich vorbereiten, ernſt,
Auf das, was unabwendbar droht,
Damit du heut entbehren lernſt,
Was morgen ſicher raubt der Tod.

An die Jünglinge.

Trinkt des Weines dunkle Kraft,
Die euch durch die Seele fließt,
Und zu heil'ger Rechenſchaft
Sie im Innerſten erſchließt!
Blickt hinab nun in den Grund,
Dem das Leben ſtill entſteigt,
Forſcht mit Ernſt, ob es geſund
Jedem Höchſten ſich verzweigt.

Geht an einen ſchaur'gen Ort,
Denkt an aller Ehren Strauß,
Sprecht dann laut das Schöpfungswort,
Sprecht das Wort: es werde! aus.
Ja, es werde! ſpricht auch Gott
Und ſein Segen ſenkt ſich ſtill,
Denn, den macht er nicht zum Spott,
Der ſich ſelbſt vollenden will.

Betet dann, doch betet nur
Zu Euch ſelbſt, und ihr beſchwört
Aus der eigenen Natur
Einen Geiſt, der euch erhört.
Leben heißt, tief einſam ſeyn;
In die ſpröde Knoſpe drängt
Sich kein Tropfe Thau's hinein,
Eh' ſie inn're Glut zerſprengt.

Gott dem Herrn iſt's ein Triumph,
Wenn ihr nicht vor ihm vergeht
Wenn ihr, ſtatt im Staube dumpf
Hinzuknieen, herrlich ſteht,
Wenn ihr ſtolz, dem Baume gleich,
Euch nicht unter Blüten bückt,
Wenn die Laſt des Segens euch
Erſt hinab zur Erde drückt.

Fort den Wein! Wer noch nicht flammt,
Iſt nicht ſeines Kuſſes werth,
Und wer ſelbſt vom Feuer ſtammt,
Steht ſchon lange glutverklärt.
Euch geziemt nur Eine Luſt,
Nur ein Gang durch Sturm und Nacht,
Der aus eurer dunklen Bruſt
Einen Sternenhimmel macht.

Adams Opfer.

Die ſchönſten Früchte, friſch gepflückt,
Trägt er zum grünen Feſtaltar,
Und bringt, mit Blumen reich geſchmückt,
Sie fromm als Morgenopfer dar.

Erſt blickt er froh, dann wird er ſtill:
O Herr, wie arm erſchein' ich mir!
Wenn ich den Dank dir bringen will,
So borge ich ſelbſt den von dir!

Der Baum in der Wüſte.

Es ſteht ein Baum im Wüſtenſand,
Der einzige, der dort gedieh;
Die Sonne hat ihn faſt verbrannt,
Der Regen tränkt den durſt'gen nie.

In ſeiner falben Krone hängt
Gewürzig eine Frucht voll Saft,
Er hat ſein Mark hineingedrängt,
Sein Leben, ſeine höchſte Kraft.

Die Stunde, wo ſie, überſchwer,
Zu Boden fallen muß, iſt nah,
Es zieht kein Wanderer daher
Und für ihn ſelbſt iſt ſie nicht da.

Erquickung.

Der Vater geht hinaus auf's Land,
Sein munt'res Knäblein an der Hand;
Getragen iſt des Tages Laſt,
Nun geht er bei der Nacht zu Gaſt.

Solch friſches Menſchenangeſicht,
Draus Heiterkeit und Friede ſpricht,
Das iſt mir wie ein Bibelbuch,
Ich ſchau' hinein, und hab' genug.

Bin längſt nicht mehr der Thor, der fragt:
Was haſt du ſelber dir erjagt?
Das aber giebt mir ein Gefühl,
Als gäb's für And're doch ein Ziel.

In das Album meiner Frau.

In deiner Seele unbefleckten Adel,
  In ihrer Unſchuld, wurzeln deine Schwächen,
Und was die Meiſten vor gemeinem Tadel
  Bewahrt, das iſt ihr innerſtes Gebrechen.

Es könnte Einer dir das Leben rauben,
  Und wäre dir ſchon halb dein Blut entquollen,
So würdeſt du ihm noch im Sterben glauben,
  Er hätt' dir bloß die Ader öffnen wollen.

Will die Natur die Schönheit rein entfalten,
  So darf ſie Nichts von ihrem Feind ihr ſagen,
Sie kann nur dann das Herrlichſte geſtalten,
  Doch muß ſie ſeinen Untergang auch wagen.

Oft wünſcht' ich dir zu deinem vollen Frieden,
  Du mögteſt in der Bruſt des Feindes leſen,
Doch weiß ich wohl, es wird dir nicht beſchieden,
  Denn dieſer Mangel trügt dein ganzes Weſen!

Großmutter.

Mit Ehrfurcht ſtand ich einſt vor dir
In einer ernſten Stunde;
Den Segen, fromm, erbat ich mir
Von deinem heil'gen Munde.
Du ſahſt nicht mehr, du hörteſt kaum,
Kalt waren deine Hände,
Und ſprachſt du, war's, als ob im Traum
Ein Todter Worte ſände.

Du ſtrichſt die Locken mir zurück,
Dann frugſt du manche Sachen
Und bateſt mich, dein letztes Glück
Im Alter noch zu machen.
„Sie ſagten mir, du wäreſt todt!“
Dumpf riefſt du's aus und weinteſt;
Da ward mir klar in deiner Noth,
Daß du den Vater meinteſt.

Von ſeinem Leben ſprachſt du nun,
  Als wär's mein eig'nes Leben;
Ich ſah ihn in der Wiege ruhn,
  Mit Wonne dich darneben;
Ich gab durch manches ſchöne Jahr
  Gerührt ihm das Geleite,
Ich ſah ihn endlich am Altar
  An meiner Mutter Seite.

Manch ſchlichtes Glück erfreute ihn,
  Ich wurde ihm geboren;
Mein Bruder dann; jetzt aber ſchien
  Der Faden dir verloren.
Du ſtockteſt plötzlich, bracheſt ab
  Und fragſt, was nun gekommen,
Ich dachte an ſein frühes Grab,
  Doch ſchwieg ich, tief beklommen.

Du ſchluchzteſt, aufgethaut und weich,
  Als hätt'ſt du Nichts vergeſſen,
Und doch beganneſt du zugleich
  Von einer Frucht zu eſſen.
Den Stuhl zum Ofen ſchobſt du dann,
  Dich wieder einſam wähnend,
Und fingeſt laut zu beten an
  Dein Haupt vorüber lehnend.

Ich aber ſah von fern die Zeit
  Auch mein ſchon dunkel harren,
Wo mir die Welt Nichts weiter beut,
  Als Gräber aufzuſcharren,
Und, weil dem ſchlotternden Gebein
  Sich noch verjagt das Bette,
Ich, ſelbſt verglüht, in Gottes Seyn
  Mich ſtill hinüber rette.

Ein Spaziergang in Paris.

Es war ein ſommerſchöner Frühlingstag,
Und frühe ſchon verließ ich mein Gemach,
Mit Wonne trank ich die durchglühte Luft
Und eines Veilchenſtraußes lauen Duft,
Den auf dem Boulevard mir, jung und roth,
Als ich vorüberſtrich, ein Mädchen bot.

Und als ich weiter ging, und fern und nah
Das friſche Leben ſich entbinden ſah,
Im Lied der Vögel, in der Sonne Licht,
Und in der Menſchen frohem Angeſicht,
Das Alles ſpiegelt, was zu Leid und Luſt
Sich ſtill-geheim gebiert in tiefſter Bruſt:

Da ward in mir das Innerſte gelöſt,
Des Weſens Kern und Wurzel wie entblößt
Und was in mir nicht leuchtet und nicht klingt,
Weil es in andrer Form zum Daſeyn dringt,
Das leuchtete und klang, es rann in Eins
Mit Strahl und Ton zur Fülle neuen Seyns.

Ich lebte ganz: der ew'gen Kräfte Strom
Zog hin durch mich, durch's Engſte, durch's Atom.
Ich wurde aus dem Ring, der mich umengt,
In's Unermeßliche hinausgedrängt,
Ich fühlte, was ich ſeyn kann, was ich bin.
Und gab, wie gern, für Jenes Dies dahin.

Das trieb aus mir den Tod auf ewig aus,
Es iſt ein Tauſch, wie machte der mir Graus!
Wer je geahnt, was Alles in ihm ſtarb,
Als er die letzte ſpröde Form erwarb,
Der ſchaudert nicht, wenn ſie zerſpringt, er weiß:
Nun tritt die Kraft nur in ein neues Reis.

Der Mittag kam, und weil es Longchamp war,
So ſchloß ich mich an die geputzte Schaar,
Die ſich ergießt durch's Elyſä'ſche Feld
An dieſem Oſtertag der ſchönen Welt,
Wo zwar noch Chriſtus nicht, doch, heiß erfleht,
Schon die Pariſer Mode auferſteht.

Ein putz'ger Anblick! Hier der Obelisk,
Der einſt, umrauſcht von Palm' und Tamarisk,
Seſoſtris grüßte; voll granit'nen Hohns
Der Siegesbogen dort Napoleons,
Und in der Mitte hin und her, im Staat,
Was ſich ein neues Kleid erobert hat!

Wie glücklich iſt ein diſtinguirter Mann!
In Frankreich auch erkennt's der Hauſe an.
Wie wird ein Shawl, ein ſeid'nes Flor-Gewinn,
Ein Perlenſchmuck bewundert und begrinzt!
Weit mehr als Sonn' und Mond, denn deren Glanz
Flicht keine Dame in den Lockenkranz.

Mir war, als ſäh' ich in der Komödie
Mein Innerſtes in heit'rer Traveſtie
Mir vorgeführt; wie ich um ſeine Kraft
Den Proteus, der ſich raſtlos umerſchafft,
So neidete mich ſelbſt des Bettlers Wuth
Vielleicht um Wunder, die der Schneider thut.

O Cäſar, haſt du je daran gedacht,
Daß ſelbſt im Tod dir noch dein Glück gelacht?
Zwar — dreiundzwanzig Wunden ſind genug
Für den, der Rom nur halb in Bande ſchlug,
Doch finden konnteſt du das gleiche Ziel,
Weil deine Toga einem Dieb gefiel!

Es dämmerte, die ſchöne Welt verlor
Sich mit dem Tag, nun raſte um mein Ohr
Von zwanzig Volkstheatern die Muſik,
Dazwiſchen viel Geſang, Gejauchz, Gequieck.
Vor jedem wurden Lampen angeſteckt,
Weil das die Luſt in Volk und Kindern weckt.

An Hoftheatern komm ich leicht vorbei,
Doch eine Bude bleibt mir ewig neu.
Wo wär auch, den das „Bild der Welt“ nicht reizt
Wenn ſich darin Natur und Kunſt verkreuzt,
Wenn jede zeigt, was ſie nicht zeigen will,
Und eine um die andre keift: ſei ſtill!

Wenn läßt das veni vidi vici kalt,
Wenn's ſtolz und breit aus Bettlers Mund erſchallt?
Wer hört nicht das: Nichts iſt unmöglich! gern,
Wenn unten gleich der Stiefel ſeinem Herrn
Das Gegentheil beweiſt, an deſſen Riß
Man ſieht, der Schuſter trotzt dem Mann gewiß.

Hinein denn! Aber wo? Die Wahl iſt ſchwer.
Der zeigt uns zwanzig Wunder; dreißig der.
Dort la Gloire de France! Wer ſchwankte noch!
Das iſt der Ort! Denn ſehen muß ich doch,
Wer für den Mann des Schickſals unverzagt,
Wenn's nöthig iſt, das Wort zu nehmen wagt.

Ein alter Tambour! Schau'n wir denn auf ihn!
So wär' er eingezogen in Berlin!
So hätte er bei Auſterlitz gebrüllt!
So in den Mantel ſich bei Ulm gehüllt! —
Sah dich dein Kaiſer als Komödiant,
Er hätt' aus Angſt zum Marſchall dich ernannt.

Und doch, ſo wie du ihn, hat er den Geiſt
Der Welt, der abermals umſonſt gekreiſt,
Vielleicht geſpielt, und dieſer rächt durch dich
Für ſeine eig'ne Parodirung ſich,
So wie er ſchon vorher durch Walter Scott
Zum wackern Mann herabgeſetzt den Gott.

Ave, o Kaiſer! Der zu Tod dich ſtach,
Der Wurm umkriecht jetzt deinen Sarkophag
Und ach, der Schwindel dieſes Wurm-Gehirns
Beſchreibt den Kreislauf deines Ruhm-Geſtirns!
Denn, haſt du mehr von deiner Majeſtät,
Als daß ſich dies noch tauſend Jahre dreht?

Die Nacht brach ein, die Nacht, die, wie vom Kleid
Den Leib, ſo auch vom Leib den Geiſt befreit,
Die, daß die Lebenspoſſe ganz zerſtiebt,
Uns nur voraus den Tod zu koſten giebt,
Und auch ſchon Flocken aus dem Faden zupft,
Der uns mit allem Seyn der Welt verknüpft.

Ich ging zurück, nicht matt, doch überſatt.
Jetzt ein Glas Wein noch und ein Zeitungsblatt!
Ein Wink, und beides ſtand mir zu Gebot.
Ein Blick, und keinen mehr: Thorwaldſen todt!
Ein langes Schweigen, wie am heil'gen Ort!
Kein Lebewohl! Doch endlich dieſes Wort:

So war ihm jeder Genius geneigt!
Das hat ihm auch der letzte nun gezeigt!
Er ſtirbt nicht! Lebt! Iſt todt! So fällt ein Stern!
Das Fallen ſelbſt iſt ſchön! Man ſieht's noch gern!
Das war der Tod, den die Natur gewollt!
So ſtirbt, was ganz gelebt, wie es geſollt!

Er ſelbſt war ein Geſchenk. Ein zweites war
Sein Leben bis in's ſiebenzigſte Jahr.
So packt mich jetzt denn auch kein grimmer Schmerz,
Doch jener Schauder greift mir ſtark an's Herz,
Der uns erfaßt, wenn ſcheidet ſolch ein Mann,
Den ein Jahrtauſend erſt erſetzen kann!

Denn Künſtler-Größen löſen ſich nicht ab,
Wie Schildwacht Schildwacht an des Kaiſers Grab.
In immer längern Pauſen kehren ſie;
Denn immer ſchwerer wird die Harmonie,
Bis endlich alles weicht, und der Planet —
Wie jetzt der Menſch, ſein Sohn, vielleicht vergeht!

Nun ſtehen alle Kaiſerſtühle leer!
Seit Raphael erſtand kein Maler mehr,
Der ſich durch Geiſtesfülle und Talent
Mehr aufgerichtet, als ein Monument.
Zwar, groß ſind Vernet und Cornelius,
Doch wie? Als erſter oder — letzter Gruß!

Beethoven ſchied. Und während er verſchnauft,
Herrſcht Meyerbeer, der hundert Orgeln kauft,
Damit der Komponiſt, der mit ihm ringt,
Nicht eine vor ihm auf die Bühne bringt.
Beethoven hatt' der Orgel ſelbſt vertraut,
Was dieſer auf die erſte Orgel baut.

Göthe ging heim. Das Diadem zerſprang,
Das achtzig Jahre ſeine Stirn umſchlang.
Nun zeigt zwar Mancher ein Juwel daraus,
Doch wer verflicht ſie abermals zum Strauß?
Wer iſt es, der den Geiſt und die Natur,
Wie er, ergreift auf ungetrennter Spur?

Thorwaldſen folgt, der Letzte wohl im Zug,
Der aus dem Marmor griech'ſches Feuer ſchlug,
Der das, was werden ſollte und nicht ward,
Weil es im Werden ſelbſt ſchon halb erſtarrt,
Das ungeſchaff'ne Urbild alles Seyns,
Erlöſte aus dem ſpröden Schooß des Steins.

Fahr wohl! Noch nicht! So lang' ich dieſes Wort
Nicht ſprach, ſo lange kannſt du noch nicht fort!
Das iſt, die Liebe hat es wohl erkannt,
Der letzte Zauber, der die Schatten bannt,
Sie kehren um, wenn's nicht ertönt, man ſieht
Das Liebſte noch einmal, bevor es flieht.

So trittſt auch du vor meinen innern Sinn,
Damit ich Abſchied von dir nehme, hin;
Wie ich dich einſt bei Oehlenſchläger ſah,
So ſtehſt du herrlich wieder vor mir da,
Schon ungenannt erkannt, und anzuſchau'n
Als hätt'ſt du ſelbſt dich aus dem Fels gebau'n.

Du riefſt mir freundlich ein Willkommen zu,
Ich rufe jetzt in deine ew'ge Ruh
Aus tiefſter Bruſt ein Fahrewohl dir nach,
Und dieſen Kranz, bunt, wie ihn mir der Tag
Aus wilden Blumen mit und ohne Duft
Geflochten, lege ich auf deine Gruft!

Ein Geburtstag auf der Reiſe.

Wie wird mir ſo beklommen,
Obgleich ich ruhig ſchlief!
Wär' heut der Tag gekommen,
Der mich in's Leben rief?
Ja, ſagt mir der Kalender,
Ein Strauß des Freundes auch,
Den der zu milde Spender
Mir flocht am Lorbeerſtrauch.

Ach, was ſind das für Boten!
Wo bleiben Weib und Kind,
Die ſonſt, zum Liebesknoten
Verſchränkt, die Erſten ſind!
Heran, heran, wie immer,
Du theures, theures Paar,
Sonſt wage ich mich nimmer
Hinein in's neue Jahr.

Daß ich noch Athem hole,
Verdank' ich Euch allein,
Denn ihr ſeyd meine Pole
Und werdet's ewig ſeyn!
Wie ſollt' ich wohl noch ringen
Wär's nicht des Vaters Pflicht?
Und könnt' es mir gelingen,
Stärkte dies Weib mich nicht?

Drum ſchnell, ich muß euch ſchauen!
Chriſtine, an mein Herz,
Du innigſte der Frauen,
Eh es erſtarrt vor Schmerz.
Und daß ich zwiefach nippe,
Reich auch dein Kind zum Kuß,
Das meiner bärt'gen Lippe
Nur naht, wenn's eben muß.

Sie zögern noch! Ermannung!
Sie ſind dir heut zu fern!
Du lebſt in der Verbannung,
Doch nicht von Stern zu Stern!
Du ward'ſt auf eine Weile
Dem Paradies entrückt,
Damit es dir zum Heile,
Bald doppelt dich beglückt.

Nun wohl, ich will es tragen,
Bin ich auch Duldens ſatt:
Ich ward zurück verſchlagen
In eine finſt're Stadt,
Wo ich, der Welt verborgen,
Beſtand den erſten Streit.
Drum werde dieſer Morgen
Der Pilgerſchaft geweiht.

Es iſt die rechte Stunde,
Ein Schlachtfeld zu beſchau'n,
Ich mache flugs die Runde
Und thu' es ohne Grau'n,
Als wären's ſchon Aeonen,
Wo ich hier, ſtumm, doch bang,
Mit jedem der Dämonen
Auf Tod und Leben rang.

Drum erſt zum kleinen Hauſe,
Das mich beherbergt hat!
In dieſer dunklen Klauſe
Reift' ich zur Dichterthat.
Viel litt ich da im Stillen,
Viel hat's in mir geſchafft:
Von Gott den reinen Willen,
Vom Teufel jede Kraft.

Vorüber doch, vorüber!
Mir wird in meinem Sinn
Auf einmal trüb und trüber,
Nun ich zur Stelle bin.
Mir däucht, durch dieſes Fenſter
Grinzt noch der ganze Chor
Der Larven und Geſpenſter,
Die mich gequält, hervor.

Dafür zum Königsgarten
Mit raſchem Schritt hinab!
Er war's, der dem Erſtarrten
Stets wieder Leben gab,
Der, wenn mich eine Mahnung
Des Todes tief geſchreckt,
Mich gleich durch eine Ahnung
Der Zukunft neu geweckt.

O Park, ſey mir geſegnet!
Bleib' ewig friſch und grün,
Und wenn's nur einmal regnet,
So ſollſt du zweimal blühn!
In jeden deiner Gänge
Verlier' ich mich mit Luſt,
Denn jeder hat Geſänge
Gehaucht in meine Bruſt.

Hier zeigte, wie im Traume,
    Sich mir die Judith ſchon!
Dort unter'm Tannenbaume
    Sah ich den Tiſchlerſohn.
Da drüben winkte leiſe
    Mir Genovevas Hand
Und in des Weibers Kreiſe
    Fand ich den Diamant.

Dann wollt' es mich bedünken,
    Ich ſei unendlich reich!
Mein Buſen war dem Blinken
    Des Sternenhimmels gleich:
Schon viele ſind aufgegangen
    In wandelloſer Pracht,
Mehr glaubt man noch umfangen
    Vom ſtillen Schooß der Nacht.

Zwar blieben's damals Schemen,
    Mir nur zum Troſt geſchickt,
Sie mußten Abſchied nehmen,
    So wie ich ſie erblickt.
Das fügte tauſend Schmerzen
    Den ſchwerſten noch hinzu,
Doch kam zuletzt dem Herzen
    Durch ſie allein die Ruh.

Denn als ſie Blut getrunken,
   Wie des Odyſſeus Schaar
Im Hades, deren Funken
   Längſt ſtill verglommen war:
Da wandelten die Schatten
   Sich in Geſtalten ſchnell,
Und nun ſie Leben hatten
   Ward's rings um mich auch hell.

So will's ja der Berather
   Der Welt, daß in der Kunſt
Das Kind den eig'nen Vater
   Erlöſt vom ird'ſchen Dunſt,
Und für die heil'ge Schüſſel
   Voll Blut's, die er vergießt,
Ihm dankt mit einem Schlüſſel,
   Der ihm das All erſchließt.

Auf dem Meer.

(Bei einer Ueberfahrt nach Copenhagen im Neujahr 1842.)

Allheilig Meer! Es donnern deine Klänge
Mir ſo gewaltig in's erſchreckte Ohr,
Als brächen die verhalt'nen Fluchgeſänge
Begrabener Titanen draus hervor.

Sie ſtürzten ſich hinab in deine Wogen,
Sie wollten ſterben; aber um den Tod
Hat deine falſche Tiefe ſie betrogen,
Sie tragen noch des Lebens öde Noth.

Sie wiſſen's jetzt: man kann nicht einzeln ſterben;
So lange noch ein Zwerg auf Erden lebt,
Wird ſich kein Gott den ganzen Tod erwerben,
Ob er im Meer, im Aetna ſich begräbt.

Sie ſehen jetzt die blöden Menſchen lauern
Um ihres großen Daſeyns Aſchenreſt;
Da grollen ſie: ſoll das denn ewig dauern?
Wie lange hält der Wurm die Wärme feſt!

Uns kreiste doch das Ganze in den Adern,
Das jetzt zu Tropfen tauſendfach zerrann;
Wir mußten dennoch mit den Göttern hadern,
Jetzt haben Legionen g'nug daran!

So grollen ſie im Aetna und im Grunde
Des Meers, und nicken langſam wieder ein;
Doch nach Jahrhunderten ruft eine Stunde
Sie abermals zurück in's öde Seyn.

Dann wähnen ſie: nun iſt die Welt am Ende,
Und dies Erwachen iſt das letzte Weh!
Dann wirft der Eine ſeine Feuerbrände,
Dann rast der Andre in dem Schooß der See.

Ich ahnt' es längſt! Die grollenden Titanen
Sind aus dem Schlummer wieder aufgeſtört,
Und haben, an die alte Nacht zu mahnen,
Jedwedes Element der Welt empört.

War's Empedokles, der die Stadt der Elbe
Mit ſeiner Aetnafackel angeſteckt?
Und iſt's ein And'rer, oder iſt's derſelbe,
Der zürnend jetzt den alten Meergeiſt weckt?

Wohlauf! zurückgeſchlagen ſind die Flammen!
Schwellt denn in Eins, ihr Meere, fern und nah,
Knüpft Wogentanz und Sternentanz zuſammen,
Wie Aeſchylos es im Prometheus ſah.

Proteus.

Was oben und unten in Fülle und Kraft
Die ewige Mutter erſchuf und erſchafft,
Sie hat es in Formen, in ſteife, gehüllt,
In ſtarrende Normen das Leben gefüllt.

Und wie's in den Formen auch brauſet und ziſcht,
So bleibt es doch immer mit Erde gemiſcht,
Nie kann ſich's entreißen der dumpfen Gewalt,
Da wird es ſo trübe, da wird es ſo kalt.

Doch mich hat ſie nimmer gebannt in den Ring,
Mit welchem ſie grauſam die Weſen umfing,
Ich ſteige hinunter, ich ſteige empor
Nach eignem Behagen im wirbelnden Chor.

Ich ſchlürfe begierig aus jeglichem Seyn
Mit tiefem Entzücken den Honig hinein,
An keines gebunden, muß jedes mir ſchnell
Die Pforten entriegeln zum innerſten Quell.

Ich bin's, der die Welle des Lebens bewegt,
Der ihre gewaltigſte Strömung erregt,
Und dann, was ſie innerlich eigen beſitzt,
Enteilend in's dürſtende Weltall verſpritzt.

Ha! eben in Wellen in bläulichem Glanz;
Mit brauſenden Stürmen der ſchwindelnde Tanz!
Als Blitz, dies Verflammen im nächtlichen Blau!
Als Regen, dies Tränken der durſtigen Au!

Im Kelche der Blume, im farbigen, nun
Das ſtille Verſchließen, das liebliche Ruh'n!
Und wenn ich entſteige der thauigen Gruft,
Umſtrömt mich, entbunden, der glühendſte Duft!

O ſeliges ~~[illegible]~~ Leben in Nachtigallbruſt!
O ſüßes Zerrinnen in heimlichſter Luſt!
Ich hauch' ihr die Liebe in's klopfende Herz,
Dann ſcheid' ich, da ſingt ſie in ewigem Schmerz.

In Seelen der Menſchen hinein und hinaus!
Sie möchten mich feſſeln, o neckiſcher Strauß!
Die fromme des Dichters nur iſt's, die mich hält,
Ihr geb' ich ein volles Empfinden der Welt.

Zwei Wandrer.

Ein Stummer zieht durch die Lande,
Gott hat ihm ein Wort vertraut,
Das kann er nicht ergründen,
Nur Einem darf er's verkünden,
Den er noch nicht geſchaut.

Ein Tauber zieht durch die Lande,
Gott ſelber hieß ihn geh'n,
Dem hat er das Ohr verriegelt,
Und Jenem die Lippe verſiegelt,
Bis ſie einander ſeh'n.

Dann wird der Stumme reden,
Der Taube vernimmt das Wort,
Er wird ſie gleich entziffern,
Die dunkeln göttlichen Chiffern,
Dann zieh'n ſie gen Morgen fort.

Daß ſich die Beiden finden,
Ihr Menſchen, betet viel.
Wenn, die jetzt einſam wandern,
Treffen, Einer den Andern,
Iſt alle Welt am Ziel.

Erleuchtung.

In unermeßlich tiefen Stunden
Haſt du, in ahnungsvollem Schmerz,
Den Geiſt des Weltalls nie empfunden,
Der niederflammte in dein Herz?

Jedwedes Daſeyn zu ergänzen
Durch ein Gefühl, das ihn umfaßt,
Schließt er ſich in die engen Grenzen
Der Sterblichkeit als reichſter Gaſt.

Da thuſt du in die dunkeln Riſſe
Des Unerforſchten einen Blick,
Und nimmſt in deine Finſterniſſe
Ein leuchtend Bild der Welt zurück;

Du trinkſt das allgemeinſte Leben,
Nicht mehr den Tropfen, der dir floß,
Und in's Unendliche verſchweben
Kann leicht, wer es im Ich genoß.

Geburtsnacht-Traum.

Ich durfte über Nacht im Traum
Ein ſeltſam Feſt begehen.
Ich habe meine Väter all'
Um mich vereint geſehen.

Mein Vater führte ſtumm den Zug,
Er lächelte hinüber,
Dann aber wandte er ſich ab,
Ihm ward das Auge trüber.

Er war der Letzte, welcher ſtarb,
Noch hatt' er all' die Milde:
Der Himmel hatte Nichts verſchont
An ſeinem theuren Bilde.

Großvater nahte nun heran,
Der mich zu wiegen pflegte,
Eh', wie er mich, ihn ſelbſt der Tod
In's ſtille Bette legte.

Ich habe ihn ſogleich erkannt,
Als hätte, wie die Niſche
Den Heiligen, mein Herz ſein Bild
Bewahrt in voller Friſche.

Sein Auge weilte, wie erſtaunt,
Auf mir und ſchien zu fragen:
Biſt du daſſelbe kleine Kind,
Das einſt mein Arm getragen?

Großmutter auch, ſie nahte ſich,
Die mildeſte der Frauen;
Auf meinen Vater ſchien ſie bald
Und bald auf mich zu ſchauen.

Und als ſie fand, daß ich ihm glich,
Ging in den bleichen Zügen,
Als wär's ein neues Leben, auf
Das innigſte Vergnügen.

Nun trat ein ernſter Mann herzu,
Den ich nicht mehr erkannte,
Doch ſah ich, daß er freundlich ſich
Zu meinen Vater wandte.

Und immer größer ward die Schaar
Von Männern, welche kamen,
Und ſtets durchzuckte mir's die Bruſt:
Du biſt von ihrem Samen!

Auch zarter Frauen nahten viel
In Trachten, fremd und eigen;
Ein ſchlummerndes Jahrhundert ſchien
Mit jeder aufzuſteigen.

Die ſanften Augen waren all'
So ſüß auf mich geheftet,
Doch war der lächelnde holde Mund
Zur Rede zu entkräftet.

Vom Thurme ſchlug es, dumpf und bang,
Sie ſchieden mit Getümmel;
Die Männer deuteten auf's Grab,
Die Frauen auf den Himmel.

Das war die Stund', die mich gebar;
Nun frag' ich mich mit Beben:
Ob ſich das Leben und der Tod
Im Grabe noch verweben?

Ob, die ſich regt in meiner Bruſt,
Die ungeſtüme Flamme,
Die Todten noch im Schlummer ſtört,
Aus deren Blut ich ſtamme?

Ob ſie mir blaß zur Seite geh'n,
Unmächtig, zu erſcheinen,
Und lächeln, wenn ich glücklich bin,
Und wenn ich's nicht bin, weinen?

Und ob ich ſelbſt dereinſt mein Kind,
Statt ruhig auszuſchlafen,
Durch Nacht und Sturm begleiten muß
Bis an den letzten Hafen?

Dämmer-Empfindung.

Was treibt mich hier von hinnen?
Was lockt mich dort geheimnißvoll?
Was iſt's, das ich gewinnen,
Und was, womit ich's kaufen ſoll?

Trat unſichtbar mein Erbe,
Ein Geiſt, ein luſt'ger, ſchon heran,
Und drängt mich, daß ich ſterbe,
Weil er nicht eher leben kann?

Und winkt mir aus der Ferne
Die Traube ſchon, die mir gereift
Auf einem andern Sterne,
Und will, daß meine Hand ſie ſtreift?

Reminiscenz.

Millionen öde Jahre
Lag ich ſchon in dumpfem Schlaf,
Als aus einem Augenpaare
Mich der Strahlen erſter traf.

Da begann ich, mich zu regen,
Ich empfand des Werdens Schmerz,
Und mit ungewiſſen Schlägen
Setzte ſich in mir ein Herz.

In die allerfernſte Ferne
Wich das Augenpaar zurück,
Doch als zwei vereinte Sterne
Flimmt es noch in meinen Blick.

Nehmt, o nehmt den Funken wieder,
Der zu euch zurück begehrt!
Fühl' ich's doch, o neigt euch nieder,
Daß ihr ſelbſt ihn ſtill entbehrt.

214

Dieſes Dämmerſeyn auf Erden,
Wähnt ihr, es erliſcht zu bald?
Ach, der Wunſch, verzehrt zu werden,
Iſt ſein einziger Gehalt!

Roſe und Lilie.

Die Roſe liebt die Lilie,
Sie ſteht zu ihren Füßen;
Bald löſ't die Glut ihr ſchönſtes Blatt,
Es fällt, um ſie zu grüßen.

Die Lilie bemerkt es wohl,
Sie hätt' das Blättlein gerne;
Der Wind verweht's, und Blatt nach Blatt
Jagt er in alle Ferne.

Die Roſe doch läßt nimmer ab,
Läßt immer neue fallen;
Sie grüßt, und grüßt ſich faſt zu Tod,
Doch keines trifft von allen.

Das letzte fängt die Lilie
Und thut ſich dicht zuſammen.
Nun glüht das Blatt in ihrem Kelch,
Als wär's ein Herz voll Flammen.

Blume und Duft.

In Frühlings Heiligthume,
Wenn dir ein Duft an's Tiefſte rührt,
Da ſuche nicht die Blume,
Der ihn ein Hauch entführt.

Der Duft läßt Ew'ges ahnen,
Von unbegrenztem Leben voll;
Die Blume kann nur mahnen,
Wie ſchnell ſie welken ſoll.

Der Sonnen-Jüngling.

Der Sonnen-Jüngling blickt zum erſten Mal
Hernieder auf die Erde mit Verlangen,
Er kehrt ſich glühend ab in ſüßem Bangen,
Doch blüh'n ſchon Veilchen auf vor ſeinem Strahl.

Er blickt noch einmal, und zu ſeiner Qual
Iſt ſchnell die erſte Lilje aufgegangen;
Beim dritten Mal ſieht er die Roſe prangen,
Nun muß er raſtlos blicken, ohne Wahl.

Und ach, je länger er ſie nun betrachtet,
Je größer wird in ſeiner Bruſt das Sehnen,
Weil ſie ſich immer lieblicher geſtaltet.

Er aber, der ſich neben ihr verachtet,
Ahnt nicht in ſeinem Weh und ſeinen Thränen,
Daß all' die Schönheit nur ſein Blick entfaltet.

Horn und Flöte.

Tief in des Berges Grunde,
Da ruhte das Metall,
In ödem Steingeklüfte,
Taub, ohne Glanz und Schall.
Oft um des Berges Gipfel
Hat dumpf der Sturm gerauſcht,
Man hat in ſeinen Tiefen
Gewäſſerſturz erlauſcht.

Fern an des Ganges Ufer,
Da ſtand der Sandelbaum;
Die Sonne einſam drüber
Im weiten Himmelsraum,
Goß die auf ihn hernieder
Der Strahlen heiße Glut,
So kühlte ihn der Lotos
Durch ſeiner Düfte Flut.

Man wagte ſich hinunter
Bis zu des Berges Herz
Und ſtahl mit keckem Finger
Sein treu bewahrtes Erz.
Durch Feuer und durch Waſſer
Hat das den Weg gemacht,
Draus haben Menſchen-Hände
Ein Horn hervorgebracht.

Es haben gift'ge Winde
Den edeln Baum entſtellt,
Dann hat ein fleiß'ger Schiffer
Ihn ganz und gar gefällt.
Ihn über's Meer zu führen,
Hielt er ihn nicht zu ſchlecht,
Zur Flöte fand ein Meiſter
Drauf einen Zweig gerecht.

Nun bläſeſt du die Flöte
Und du das Horn zur Stund',
Und Horn und Flöte machen
Mir manch' Geheimniß kund.
Bald in des Berges Schooße
Vermeine ich zu ſeyn,
Und bald mich zu ergeben
In Indiens Sonnenſchein.

Der Kranke.

Der Kranke in ſeinem Bette,
Wie ſchlief er ſo ſchwer und bang,
Als hin zu der ſchwülen Stätte
Der erſte Lenzhauch drang.

Ein Fenſter war aufgegangen,
Durch das er hinein ſich ſtahl,
Nun kühlt er die heißen Wangen,
Die glühende Stirn zumal.

Und all' dies linde Koſen,
Das Blüten gelockt aus dem Baum,
Es giebt dem Hoffnungsloſen
Geneſung in ſüßem Traum.

Doch ach, der holde Gedanke
Erſchüttert zu ſehr ſein Herz,
Vor Freuden erwacht der Kranke
Und fühlt den alten Schmerz.

Das Grab.

Mir war, als müßt' ich graben
Und grub gar tief hinab;
Grub in die Läng' und Breite,
Am Ende ward's ein Grab.

War, weiß nicht wie, gezwungen,
Hab's nimmer gern gethan,
Doch ſollt' ich, was ich wünſchte,
Zuletzt als Lohn empfah'n.

Das Grab war aufgeworfen,
Matt ſank mir Arm und Bein,
Ich hatte Nichts mehr zu wünſchen
Und legte mich ſelbſt hinein.

Die Schönheit der Welt.

Weiß ich nicht, wie du entſprungen,
Weiß ich doch, was dich erhält,
Was den Streit in dir bezwungen,
Und mit ihm den Tod, o Welt!

Der Zerſtörung wilde Triebe,
Die kein Selbſtgenuß noch band,
Sind erloſchen in der Liebe,
Seit du dich als ſchön erkannt!

Dem Adon, der ſterben wollte,
Zeigt ſein erſtes Bild das Grab,
Das im Fluß ihn decken ſollte,
Und er ſpringt nicht mehr hinab.

Das Hermelin.

Der Jäger ſpürt dem reinſten Hermelin
  Seit lange nach, doch welches Netz er ſtellt,
Das edle Thier weiß jedes klug zu flieh'n
  Und hüpft nur um ſo froher durch das Feld.

Da aber ritzt es ſich an einem Dorn
  Und hält für einen Fleck ſein eignes Blut:
Den wäſcht es aus am nächſten klaren Born,
  Und nun beſchleicht's der Feind und kühlt den Muth.

Morgen und Abend.

O Morgenzeit, du friſche Zeit!
Des Lebens reichſte Quelle!
Du machſt die enge Bruſt mir weit,
Das trübe Aug' mir helle!
Mir iſt, als dürft' ich auferſteh'n
Aus einem dumpfen Grabe,
Wenn ich das erſte Licht geſeh'n,
Den Hauch getrunken habe.

Dem Teich Betheſda gleicht mein Herz
Mit ſeinen friſchen Säften,
Sie ſchwellen es zu Luſt und Schmerz
Mit tauſend neuen Kräften:
Ihr trunk'nes Durcheinanderſpiel
Erfüllt mich mit Entzücken;
Ich weiß nicht was, doch will ich viel
Und Alles muß mir glücken!

Allein, unendlich iſt die Welt,
Und, wie die Bruſt ſich dehne,
Sie fühlt's zuletzt, und brennend fällt
Die reinſte Menſchenthräne.
Dann ſinkt des Abends heil'ge Ruh',
Als wär's auf eine Wunde,
Auf ſie herab, und ſchließt ſie zu,
Damit ſie ſtill geſunde.

Des Menſchen Kraft reicht eben aus
Zum Kämpfen, nicht zum Siegen,
Wir ſollen in dem ew'gen Strauß
Nicht ſteh'n und nicht erliegen;
Doch wenn uns dies das Herz beſchwert,
Naht der erſehnte Schlummer,
Und, ward der letzte Wunſch gewährt:
Wem macht der erſte Kummer?

An ein weinendes Kind.

Zur Erde, die dein Veilchen deckt,
Kind, blickſt du weinend nieder,
Und deiner Thränen Thau erweckt
In ihr ein zweites wieder.

Die Unſchuld.

Sie iſt nicht, daß ſie ewig lebe,
Sie ſoll nur einen Tod erwerben,
Der ſie mit Glorie umgebe,
Drum muß ſie an der Liebe ſterben!

An den Tod.

Halb aus dem Schlummer erwacht,
Den ich traumlos getrunken,
Ach, wie war ich verſunken
In die unendliche Nacht!

Tiefes Verdämmern des Seyns,
Denkend Nichts, noch empfindend!
Nichtig mir ſelber entſchwindend,
Schatte mit Schatten zu Eins!

Da beſchlich's mich ſo bang,
Ob auch, den Bruder verdrängend,
Geiſt mir und Sinne verengend,
Liſtig der Tod mich umſchlang.

Schaudernd dacht' ich's, und fuhr
Auf, und ſchloß mich an's Leben,
Drängte in glühendem Erbeben
Kühn mich an Gott und Natur.

Siehe, da hab' ich gelebt:
Was ſonſt, zu Tropfen zerfloſſen,
Langſam und karg ſich ergoſſen,
Hat mich auf einmal durchbebt.

Oft noch berühre du mich,
Tod, wenn ich in mir zerrinne,
Bis ich mich wieder gewinne
Durch den Gedanken an dich!

Das alte Haus.

Der Maurer ſchreitet friſch heraus,
Er ſoll dich niederbrechen;
Da iſt es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich ſprechen:
„Wie magſt du mich, das lange Jahr'
Der Lieb' und Eintracht Tempel war,
Wie magſt du mich zerſtören?

Dein Ahnherr hat mich einſt erbaut
Und unter frommem Beten
Mit ſeiner ſchönen, ſtillen Braut
Mich dann zuerſt betreten.
Ich weiß um Alles wohl Beſcheid,
Um jede Luſt, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

Dein Vater ward geboren hier,
In der gebräunten Stube,
Die erſten Blicke gab er mir,
Der munt're, kräft'ge Bube.

Er ſchaute auf die Engelein,
Die gaukeln in der Fenſter Schein,
  Dann erſt auf ſeine Mutter.

Und als er traurig ſchlich am Stab
  Nach manchen ſchönen Jahren,
Da hat er ſchon, wie ſtill ein Grab,
  In meinem Schooß erfahren.
In jener Ecke ſaß er da,
Und ſtumm und händefaltend ſah
  Er ſehnlich auf zum Himmel.

Du ſelbſt — doch nein, das ſag' ich nicht,
  Ich will von dir nicht ſprechen.
Hat dieſes Alles kein Gewicht,
  So laß nur immer brechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerſtöre du den Tempel ſein,
  Damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich ſteh'n,
  Bin feſt genug gegründet,
Und ob ſich mit der Stürme Weh'n
  Ein Wolkenbruch verbündet;
Kühn rag' ich, wie ein Fels, empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
  Gewann ich's nicht an Würde?

Und hab' ich denn nicht manchen Saal
Und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht feſtlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch Jedem hat's in mir behagt,
Kein Glücklicher hat ſich beklagt,
Ich ſey zu klein geweſen.

Und, wenn es einſt zum Letzten geht,
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern ſtille ſteht,
Wird dies dich nicht erbeben,
Dort, wo dein Vater ſterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu ſtreiten?"

Nun ſchweigt es ſtill, das alte Haus,
Mir aber iſt's, als ſchritten
Die todten Väter all' heraus,
Um für ihr Haus zu bitten,
Und auch in meiner eig'nen Bruſt,
Wie ruft ſo manche Kinder-Luſt:
Laß ſteh'n das Haus, laß ſtehen!

Indeſſen iſt der Mauermann
Schon in's Gebälk geſtiegen,

Er fängt mit Macht zu brechen an,
  Und Stein' und Ziegel fliegen.
Still, lieber Meiſter, geh' von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
  Allein das Haus bleibt ſtehen.

Memento vivere.

Ich ritt einmal im Dunkeln
Spät durch ein enges Thal;
Die Nacht war ſtill und traurig,
Ich ſtill und traurig zumal.

Ich dachte der wenigen Freunde,
Die ich auf Erden fand,
Ich dachte derer vor Allen,
Die ſchon bedeckt der Sand.

Da ſcholl's, wie Geiſterſtimme,
Vom düſtern Berg herab:
Menſch, freu' dich heut' des Lebens,
Denn morgen geht's in's Grab.

War es ein Hirtenknabe,
Der jene Worte ſang —
Ich weiß es nicht, ſie gingen
Mir durch die Seele bang.

Einſt hatt' ich ſie vernommen
  Aus eines Bruders Mund,
Da trank er meine Geſundheit,
  Jetzt lag er im kühlen Grund.

Das Haus am Meer.

Hart an des Meeres Strande
Baut man ein feſtes Haus;
Als ſollt' es ewig dauern,
So heben die trotz'gen Mauern
Sich in das Land hinaus.

Mächtige Hammerſchläge
Erdröhnen ſchwer und voll;
Die Sägen knarren und ziſchen,
Verworren hört man dazwiſchen
Der Wogen dumpf Geroll.

Durch das Gebälke klettert
Ein rüſt'ger Zimmermann;
Der Wind, der ſich erhoben,
Zerreißt mit ſeinem Toben
Das Lied, das er begann.

Ich bin hineingetreten;
Daß ſolch' ein Werk gedeiht,
Das iſt an Gott gelegen,
Zu beten um ſeinen Segen,
Nehm' ich mir gern die Zeit.

Die Fenſter gehen alle
Hinaus auf die wilde See;
Noch ſind ſie nicht verſchloſſen,
Eine Möve kommt geſchoſſen
Durch das, an dem ich ſteh'.

Hier will der Bewohner ſchlafen;
Schon wird in dem luſt'gen Raum
Die Bettſtatt aufgeſchlagen;
Da ahn' ich mit ſtillem Behagen
Voraus gar manchen Traum.

Doch wende ich mein Auge,
Fällt's auf gar manches Riff,
Ich ſehe des Meeres Toſen,
Drüben im Grenzenloſen
Durchbricht den Nebel ein Schiff.

Wer iſt's denn, der am Strande,
Am öden, ſein Haus ſich baut?
„Ein Schiffer; ſeit vielen Jahren
Hat er das Meer befahren,
Nun iſt's ihm lieb und vertraut.

Dies iſt die letzte Reiſe,
Ich fühl' mich alt und müd',
Daß ich mein Neſt dann finde,
Hobelt und hämmert geſchwinde!
So ſprach er, als er ſchied.

„Jetzt kann er ſtündlich kehren,
Er iſt ſchon lange fort,
Drum müſſen wir Alle eilen!“
Des ſchwellenden Sturmwinds Heulen
Verſchlingt des Zimm'rers Wort.

Die Wolken ballen ſich dräuend,
Rieſige Wogen erſteh'n,
Aufgerüttelt von Stürmen,
Schrecklich, wenn ſie ſich thürmen,
Schrecklicher, wenn ſie zergeh'n.

Das Schiff dort, kraftlos ringend,
Ihr Spiel jetzt, bald ihr Raub,
Muß gegen die Felſen prallen,
Schon hör' ich den Nothſchuß fallen,
Was hilft es? Gott iſt taub.

Ich fürchte, das iſt der Schiffer,
Dem man dies Bett beſtellt,
Der Zimm'rer mit dem Hammer
Befeſtigt die letzte Klammer,
Während das Schiff zerſchellt.

Unterm Baum.

Unterm Baum im Sonnenſtrahle
  Liegt ein rothes, träges Kind,
Schläft ſo lange, bis zum Mahle
  Früchte abgefallen ſind.

Einer hängt der ſchweren Aeſte
  Faſt herab auf ſein Geſicht,
Beut ihm ſtill der Früchte beſte,
  Doch ſie pflücken mag es nicht.

Flink vom fernen Bergesgipfel
  Eilt der Mittagswind daher,
Schüttelt leiſe, und vom Wipfel
  Fällt es, gelb, wie Gold, und ſchwer.

Daß das Bübchen, nun die Spende
  Aus dem Graſe winkt, erwacht,
Setzt auf eine ſeiner Hände
  Sich die kleinſte Mücke ſacht.

Verſöhnung.

„Iſt nicht heute Aller-Seelen?
Ja, ich will zur Kirche geh'n,
Und was Menſchen mir verſagen,
Von dem Himmel mir erfleh'n.

Meine Mutter kann nur weinen,
Hat nicht Troſt für meinen Schmerz;
Krank geworden iſt der Vater,
Das zerreißt mir ganz das Herz!"

Und ſie ſtellt des Vaters Suppe
Sorgſam zu des Herdes Glut,
Sagt der Mutter guten Morgen,
Geht dann fort in trübem Muth.

Vor der Nachbarinnen Augen
Bebt das ihre ſcheu zurück,
Aber frei hinauf zum Himmel
Wendet ſie den reinen Blick.

In ein Haus der Anverwandten
Tritt ſie nur mit Angſt und Pein,
Aber in des Ew'gen Tempel
Geht ſie ohne Zagen ein.

Am Altar der Mutter Gottes
Kniet ſie ſtill und glühend hin,
Doch um was ſie bitten dürfe,
Kommt ihr nimmer in den Sinn.

Milde Mutter, Gnadenmutter,
Neige dich und ſprich ſie los;
Ihr Verſöhner und ihr Mittler
Iſt das Kind in ihrem Schooß.

Wird es doch gekreuzigt werden
Von der Wiege bis an's Grab,
Und ſo zahlt es überreichlich
Alle ihre Schulden ab.

Auf ein ſchlummerndes Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir ſtehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln ſehe,
  Wenn du erglühſt ſo wunderbar,
Da ahne ich mit ſüßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume ſchauen,
  So wär' mir Alles, Alles klar!

Dir iſt die Erde noch verſchloſſen,
Du haſt noch keine Luſt genoſſen,
  Noch iſt kein Glück, was du empfingſt;
Wie könnteſt du ſo ſüß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen
  Woher du kameſt, dich erging'ſt?

Alte Widmung dieſer Gedichte.

Dem Andenken meines früh geſchiedenen Freundes Emil Rouſſeau aus Ansbach.

Du ſtarbſt; mir war in meinem Grauen,
Nun hätt' ich hier Nichts mehr zu thun,
Als dir ein Denkmal noch zu bauen,
Damit du ſüßer möchteſt ruh'n:
Der Welt durch meinen Schmerz zu zeigen,
Was du ſo jung geweſen biſt,
Dann ſelbſt in's Grab hinab zu ſteigen,
Das deine ew'ge Wohnung iſt.

Nun ſchaut' ich ſtill und unverdroſſen,
In meines Herzens Nacht hinab,
Allein mein Schmerz war ſtumm, verſchloſſen,
Unfruchtbar war er, wie dein Grab.
Und wenn das Leben, das erſtickte,
Zuweilen eine Blüte trieb,
So war ſie farbig, und ich knickte
Im Keim die meiſten, dir zu lieb.

Bald aber ward, ich fühlt' es ſchaudernd,
Dem ſtolzen Geiſt, der dich zu Gott
Hinauf verfolgt, das Herz, das zaudernd
Noch bei der Aſche weilt, ein Spott.
Er iſt nur ſtumm für mich geworden —
So ſprach er — ich nur blind für ihn.
Doch ſteh'n wir noch im gleichen Orden,
Und können gleiche Bahnen zieh'n.

Nun regten denn ſich unaufhaltſam
Die Kräfte wieder, wie zuvor,
Nun rangen ſtürmiſch und gewaltſam
Sich neue Schöpfungen empor.
Und Friede ward's auch im Gemüthe,
Das all' dies Leben erſt bedrängt.
Ich ſeh' ja, daß an jeder Blüte
Der Thränenthau des Schmerzes hängt.

Dir weih' ich Alles. Mag's vergehen,
Mag's dauern, wie die Zeit erkennt!
Mir gilt es gleich. Kann es beſtehen,
So gönn' ich's deinem Monument.
Und wenn's zerſtäubt — in deinem Lenze
Sah ich dich ſelbſt hinabgeſandt,
Mich kann's nicht ſchmerzen, wenn die Kränze
Dir folgen, die dein Freund dir wand.

Winterreiſe.

Wie durch ſo manchen Ort
  Bin ich nun ſchon gekommen,
Und hab' aus keinem fort
  Ein freundlich' Bild genommen.

Man prüft am fremden Gaſt
  Den Mantel und den Kragen,
Mit Blicken, welche faſt
  Die Liebe unterſagen.

Der Gruß trägt ſo die Spur
  Gleichgültig-off'ner Kälte,
Daß ich ihn ungern nur
  Mit meinem Dank vergelte.

Und weil ſie in der Bruſt
  Mir nicht die Flamme nähren,
So muß ſie ohne Luſt
  Sich in ſich ſelbſt verzehren.

Da ruf' ich aus mit Schmerz,
  Indem ich fürbaß wand're:
Man hat nur dann ein Herz,
  Wenn man es hat für And're.

Sommerreiſe.

An ein Mädchen.

Dein Haus im Waldgehege,
Stand auf dem Hügel frei;
Ich, auf gewund'nem Stege,
Zog hart daran vorbei.
Du gabſt mit treuer Miene
Mir meinen Gruß zurück,
Die wallende Gardine
Entzog dich dann dem Blick.

Nun hat das reiche Leben,
Das ringsum ſich ergießt,
In deinem ſtillen Weben
Den Punkt, in dem es ſchließt:
Du wirſt die Beere pflücken,
Die dort zur Reife drängt,
Dich wird die Roſe ſchmücken,
Die hier im Grünen hängt.

Und danke ich der Quelle,
  Die mir den Trunk gebracht,
Dank' ich ſo mancher Stelle
  Voll kühler Waldesnacht,
Dank' ich der Sonne willig
  Ihr herzerfreuend Licht,
So dank' ich dir auch billig
  Dein ſüßes Angeſicht.

Die Roſen im Süden.

(In Neapel gedichtet.)

Aus den Knoſpen, die euch deckten,
Süße Roſen, mein Entzücken,
Lockte euch der heiße Süd;

Doch die Gluten, die euch weckten,
Drohen jetzt euch zu erſticken,
Ach, ihr ſeyd ſchon halb verglüht!

Und dem Freunde, dem erſchreckten,
Däucht, er muß euch eilig pflücken,
Daß ihr nicht zu ſchnell verblüht!

Die Kirmeß.

Das iſt ein Geigen und Flöten
Bis über das Dorf hinaus:
Sie feiern die Kirmeß heute
Mit Tanz und Spiel und Schmaus.

Wenn ich ein Mädchen wäre,
So ſchaut' ich die Burſchen an,
Doch jetzt betracht' ich die Mädchen,
Ein Mann ſucht keinen Mann!

Die Blonde hat mir gefallen,
So lang' ich die Braune nicht ſah,
Jetzt iſt mir, als hätt' ich geſündigt:
Ei, war ſie denn ſchon da?

Es darf ſie nur Einer küſſen,
Doch Jeder tanzt mit ihr,
Und auch den plattſten Geſellen
Vergoldet ihr Auge mir.

Und ſchlägt ſie's erglühend nieder,
Weil ſie des Sponſen ſich ſchämt,
Erhebt er dafür das ſeine,
Man ſieht, daß ihn's nicht grämt.

Und dies gefällt mir eben,
Er fühlt die Ehre doch,
Und denkt er daran im Alter,
So ſteift ſich ſein Rücken noch.

Im Alter, ach, im Alter!
Ja, ja, wir werden alt!
Er, ich, du ſelbſt, wir Alle,
Wir werden alt und kalt!

Die Kinder ſtecken des Abends
Zuweilen Papier in Brand
Und legen's auf den Ofen
Und kauern ſich um den Rand.

Sie freu'n ſich der hüpfenden Funken,
Mit Grau und Schwarz vermiſcht,
Und wetten, wer von Allen
Am letzten wohl erliſcht.

Wir hüpfen, wie dieſe Funken,
Ueber der Erde Rund
Und leuchten vielleicht am hellſten
In dieſer frohen Stund'.

Wer weiß, wer von uns Allen
Zuletzt erlöſchen mag?
Der weiß auch, wer am längſten
Erzählt von dieſem Tag!

Du ſchönſtes Kind, ich ahne,
Das wirſt du ſelber ſeyn,
Ich ſehe dich, wie doppelt,
Maifriſch, und alt wie Stein.

Jetzt drehſt du dich im Reigen,
So reizend und geſchwind,
Wie dort das Roſenblättchen
Im Sommerabendwind.

Jetzt hockſt du blind im Lehnſtuhl,
Die Enkel um dich her,
Du ſprichſt von dieſem Tage,
Sie glauben, von einer Mähr'.

Du ſtreichelſt mit knöchernem Finger
Die Enkelin, die dir gleicht,
Du ſagſt: ich war dir ähnlich,
So jung, ſo ſchön, ſo leicht!

Sie aber kann's nicht glauben,
Und das verdenk' ich ihr nicht.
Sie müßte ſich ſagen: ich ſelber
Bekomm' einſt ein ſolches Geſicht!

Gebet.

Die du, über die Sterne weg,
Mit der geleerten Schaale
Aufſchwebſt, um ſie am ew'gen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal ſchwenke ſie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmliſche Seele,
Die hier unten in Schmerz erſtarrt,
Wieder in Wonne zu löſen.
Ach! ſie weint dir ſüßeren Dank,
Als die Anderen alle,
Die du glücklich und reich gemacht;
Laß ihn fallen, den Tropfen!

Das Mädchen Nachts vor'm Spiegel.

Vor'm Spiegel ſteht ſie, die ſchöne Maid,
Bei nächtlicher Zeit,
Und ſpricht in magdlichem Scherze,

Indem ſie den eigenen Reiz beſchaut:
Wann werd' ich Braut? —
Auf einmal erliſcht da die Kerze.

Und als nun die Nacht ihr Bild verſchluckt,
Da wird ſie durchzuckt
Von einem ahnenden Schmerze.

Ihr iſt, als ob ihr der finſtre Tod
Den Arm jetzt bot,
Und Gott befiehlt ſich ihr Herze.

Thorwaldſens Ganymed und der Adler.

Knabe, ſüßer, wunderbarer,
Unter'm Kuß des Zeus gereift,
Blüte, die in leuchtend-klarer
Schönheit nie der Wind geſtreift:

Sorgſam tränkſt du und äſthetiſch,
Wenn auch halb gelangeweilt,
Hier den Aar, der gravitätiſch
Schmaust und wenig ſich beeilt.

Mancher würde ungeduldig,
Und er hätte Grund genug,
Doch du denkſt: ich bin's ihm ſchuldig,
Weil er zum Olymp mich trug;

Weil er ſchnell, mich feſter faſſend,
In die Wolken mich entrückt,
Als ich, ſchwindelnd und erblaſſend,
Unter mich hinabgeblickt:

Ja, weil er ſogar die Klauen
Unter'm Fittig-Paar verhüllt,
Die mich faſt mit größer'm Grauen,
Als der Abgrund ſelbſt, erfüllt.

Sollteſt doch in's Ohr ihm raunen:
Spute dich zu deinem Heil!
Denn ſchon wölkte Zeus die Braunen,
Und — da fällt der Donnerkeil!

Auf, mein Vogel, dienſtbefliſſen!
Wie du auch das Auge rollſt!
Du, o Knabe, wirſt ſchon wiſſen,
Wo du dich erholen ſollſt!

Meeresleuchten.

Aus des Meeres dunklen Tiefen
Stieg die Venus ſtill empor,
Als die Nachtigallen riefen
In dem Hain, den ſie erkor.

Und zum Spiegel, voll Verlangen,
Glätteten die Wogen ſich,
Um ihr Bild noch aufzufangen,
Da ſie ſelbſt auf ewig wich.

Lächelnd gönnte ſie dem feuchten
Element den letzten Blick,
Davon blieb dem Meer ſein Leuchten
Bis auf dieſen Tag zurück.

Auf die deutſche Künſtlerin.

Ich will das rohe Feuer nicht,
Das, durch kein Maß zurückgehalten,
Hervor, wie aus der Hölle, bricht,
Um gleich dem Element zu walten;
Ich will den Funken aus den Höh'n,
Der ſanft der Seele ſich verbündet,
Und langſam wachſend, immer ſchön,
Zuletzt zur Flamme ſich entzündet:
Zur Flamme, die den Leib durchſtrahlt,
Ihn nicht verzehrt, in blindem Toben,
Und uns im reinſten Purpur malt,
Wie ſich Natur und Geiſt verwoben,
Als wär' zum erſten Mal ein Stern
In menſchlicher Geſtalt erſchienen,
Verſchmolzen bis zum tiefſten Kern
Mit Menſchenblick und Menſchenmienen,

260

Mit dieſer Flamme krönteſt du
Stets deine ſchöpf'riſchen Gebilde,
Drum ſprech' ich dir den Lorbeer zu:
Megaren reiche ihn der Wilde.

Auf die Sixtiniſche Madonna.

Das hätt' ein Menſch gemacht? Wir ſind betrogen!
Das rührt nicht her von einer ird'ſchen Hand!
Das iſt entſtanden, wie der Regenbogen,
Und auch, wie er, ein göttlich Unterpfand!

Als einſt die Himmelskönigin ſich zeigte,
Als ſie von ihrem Throne, ſanft und mild,
Sich auf die dunkle Erde niederneigte,
Da ſeufzte jedes Herz nach ihrem Bild.

Und ſieh: des Aethers reinſte Tropfen fallen,
Der Sonne hellſte Strahlen ſchimmern d'rein,
Und wie ſie blitzend durch einander wallen,
So fangen ſie den holden Widerſchein.

Er ſelber aber hält ſie nun zuſammen,
Und ein kryſtall'ner Spiegel bildet ſich
Aus glüh'nden Perlen und aus feuchten Flammen,
In dem auch keine Linie erblich.

Schau' hin! Dein Auge wird dir nimmer ſagen,
  Was Thau iſt oder Licht im kleinſten Punkt:
Drum ſoll ſich Keiner an dies Wunder wagen,
  Der ſeinen Pinſel bloß in Farben tunkt.

Viel lieber ſoll's die Zukunft ganz betrauern,
  Als nur zur Hälfte ſich erhalten ſeh'n;
In einer Sage mög' es ewig dauern,
  In einem Abbild nicht zu Grunde geh'n!

Meiſenglück.

Aus dem gold'nen Morgen-Qualm
Sich herniederſchwingend,
Hüpft die Meiſe auf den Halm,
Aber noch nicht ſingend.

Doch der Halm iſt viel zu ſchwach,
Um nicht bald zu knicken,
Und nur wenn ſie flattert, mag
Sie ſich hier erquicken.

Ihre Flügel braucht ſie nun
Flink und unverdroſſen,
Und indeß die Füßchen ruh'n,
Wird ein Korn genoſſen.

Einen kühlen Tropfen Thau
Schlürft ſie noch daneben,
Um mit Jubel dann in's Blau'
Wieder aufzuſchweben.

Der beſte Liebesbrief.

Hat ſie's dir denn angethan
Im Vorüberſchweben,
So verfolge raſch die Bahn
Zu dem neuen Leben.

Haſche dir den Schmetterling
Auf dem Roſenbügel,
Nimm ihm mit dem blauen Ring
Seinen weißen Flügel;

Borge von der Biene dann
Dir den Honigrüſſel,
Der zum Griffel dienen kann,
Wie zum Blumenſchlüſſel;

Laß das Blatt nun ohne Scheu
Durch die Lüfte ſchnellen:
Iſt dir Amor hold und treu,
Wird's der Wind beſtellen.

Die Weihe der Nacht.

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie von göttlichem Segen ſchwer,
Säuſelt aus ewiger Ferne daher.

Was da lebte,
Was aus engem Kreiſe
Auf in's Weit'ſte ſtrebte,
Sanft und leiſe
Sank es in ſich ſelbſt zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Friſche regen,
Und aus ſeinen Finſterniſſen
Tritt der Herr, ſo weit er kann,
Und die Fäden, die zerriſſen,
Knüpft er alle wieder an.

Das Venerabile in der Nacht.

(Ein Bild aus Neapel.)

Auf benachbartem Balcone
Sah ich, wenn die Nacht ſich ſenkte,
Oft zwei Schweſtern traulich geh'n;
Doch, wie nah ich ihnen wohne,
Und wie drob mein Herz ſich kränkte:
Tag's hab' ich ſie nie geſeh'n;
Nur mit ſeiner Flammenkrone,
Die er, wie in Feuer, tränkte,
Sah ich den Granatbaum ſteh'n.

Heute auch ſind ſie erſchienen,
Ihre Kleider, ihre weißen,
Schimmern durch die Nacht, wie Licht;
Und die Düfte zieh'n von ihnen
Her zu mir, die ſich befleißen,
Zu erfriſchen ihr Geſicht;
Nur die ſüßen Mädchenmienen,
Die den Himmel uns verheißen,
Nur ihr Antlitz, ſeh' ich nicht.

Horch! da zieht es durch die Gaſſen,
Beten höre ich und ſingen,
Fromm gebeugt ſteht Jedermann;
Mit dem Chriſtusbild, dem blaſſen,
Kommen Knaben, Glocken klingen
Und Gott ſelber naht heran;
Aber meine Nachbarn faſſen
Nach den Lampen rings und bringen
Sie zum Fenſter, knieen dann.

An die junge Bruſt ſich ſchlagend,
Sinken zu des Ew'gen Preiſe
Auch die Schweſtern auf das Knie;
Und, die helle Lampe tragend,
Kommt die Mutter ſtill, die greiſe,
Und ſie ſtellt ſie zwiſchen ſie;
Doch der Baum, ſie überragend,
Streut auf ſie die Blüten leiſe,
Die der Sommer ihm verlieh.

Dem Schmerz ſein Recht.

1.

Ewiger, der du in Tiefen wohneſt,
Die der jüngſt geborene Gedanke,
Der, weil du allein Gedanken ſendeſt,
Kaum den Weg von dir zu mir durchmeſſen,
Wenn er rückwärts blickt, nur ſchwindelnd nachmißt,
Ewiger, vernimm in dieſer Stunde
Meines bang bewegten Herzens Flehen!

Träumt vielleicht in einer niedern Hütte
Irgendwo ein Kind, in deſſen Seele
Jene Kraft des ſchöpferiſchen Bildens,
Die du, auf dein höchſtes Recht verzichtend,
Deinen Menſchen liebeſt, heimlich ſchlummert,
Und der Jüngling, der dies Kind geworden,
Schlägt, von Armuth hart bedrängt und Rohheit,
Einſt ein Auge, das vor ſtarren Thränen
Deine Sterne längſt nicht mehr geſehen,
Auf zu dir und ſtammelt ohne Worte:
Luft, mein Vater, daß ich nicht erſticke,
Eh' ich für mein Leben dich bezahlte!

Send' ihm dann den Edelſten entgegen,
Der, zufrieden, ein geweihtes Leben
Aus dem Bann zu löſen, ihm die Hand reicht,
Und belohnt iſt, wenn er wieder athmet,
Wie ein Wand'rer die verſtopfte Quelle
Freundlich reinigt, und für ſeine Mühe
Als der Erſte trinkt und weiter ſchreitet.
Kannſt du aber keinen Solchen ſenden,
So verſchließe dich vor ſeinem Stammeln,
Denn die Kraft, die eine Welt beleben
Oder eine Welt verjüngen könnte,
Wird, in ſeiner Bruſt zurückgehalten,
Langſam, aber ſicher, ihn verzehren,
Und dann mag er mit dem All ſich miſchen,
Bis, verſtärkt in langer Ruhepauſe,
Ihn die eig'ne Schwere wieder ablöſ't
Und ihm neu das Thor zum Daſeyn aufſprengt.

Alſo bet' ich; weil ich ſchmerzlich wünſche,
Daß für mich, als ich geboren wurde,
So ein edler Menſch gebetet hätte.

2.

Liegt Einer ſchwer gefangen
In öder Kerkernacht,
So tödt' er das Verlangen
Nach Freiheit, wenn's erwacht.
Wenn auch ſein ernſtes Streben
Zuletzt das Ziel erringt,
Wer gibt ihm Muth und Leben
Zurück, die es verſchlingt?

Tritt er hinaus in's Freie
Und fühlt ſich ganz zerſtört,
Da frägt er ſich mit Reue,
Warum er ſich empört.
Und ſtärker, immer ſtärker,
Wird er ſein eig'ner Feind,
Bis ihm zuletzt ſein Kerker
Als ſeine Welt erſcheint.

Wie der Gedank' auch brenne,
Doch wünſch' ich, menſchlich-mild,
Daß Keiner ſich erkenne
In dieſem dunklen Bild.
Die eig'ne Qual wird's dämpfen,
Wenn ihr es nimmer wißt,
Welch Leben dies mein Kämpfen
Um eine Grabſchrift iſt.

3.

Alle Wunden hören auf, zu bluten,
Alle Schmerzen hören auf, zu brennen,
Doch, entkrochen ſeines Jammers Fluten,
Kann der Menſch ſich ſelbſt nicht mehr erkennen,
Mund und Augen ſind ihm zugefroren,
Selbſt des Abgrunds Tiefe iſt vergeſſen,
Und ihm iſt, als hätt' er Nichts verloren,
Aber auch, als hätt' er Nichts beſeſſen.

Denn das ewige Geſetz, das waltet,
Will die Harmonie noch im Verderben,
Und im Gleichmaß, wie es ſich entfaltet,
Muß ein Weſen auch vergeh'n und ſterben.
Alle Theile ſtimmen nach dem einen
Sich herunter, den der Tod beſchlichen,
Und ſo kann es ganz geſund erſcheinen,
Wenn das Leben ganz aus ihm gewichen.

Ja, ein Weh' gibt's, das man nicht ertrüge,
Wenn es nicht ſein eig'nes Maß zerbräche,
Und, wie einer abgeſchmackten Lüge,
Der Erinn'rung ſelber widerſpräche.
Dann, vergeſſend in der innern Oede,
Daß einſt friſch das Herz geſchlagen habe,
Iſt ein Menſch der Neſſel gleich, die ſchnöde
Wuchert über ſeinem eig'nen Grabe.

4.

Schlafen, Schlafen, Nichts als Schlafen!
  Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
  Leiſeſtes Erinnern kaum,
Daß ich, wenn des Lebens Fülle
  Niederklingt in meine Ruh',
Nur noch tiefer mich verhülle,
  Feſter zu die Augen thu'!

3.

Gott weiß, wie tief der Meeresgrund,
Gott weiß, wie tief die Wunde iſt!
Auf ewig ſchließ' ich drum den Mund,
Ich werde dadurch nicht geſund,
Daß, die ſie ſchlug, ſie auch ermißt.

Doch ſie, die Welt, die das verbrach,
Sie ſchändet meinen ſtummen Schmerz,
Sie wagt die allerhöchſte Schmach
Und ruft, nachdem ſie's ſelbſt durchſtach,
Mir höhnend zu: Du haſt kein Herz!

6.

Natur, du kannſt mich nicht vernichten,
   Weil es dich ſelbſt vernichten heißt,
Du kannſt auf kein Atom verzichten,
   Das einmal mit im Weltall kreiſt;

Du mußt ſie alle wieder wecken,
   Die Weſen, die ſich, groß und klein,
In deinem dunklen Schooß verſtecken
   Und träumen, nun nicht mehr zu ſeyn:

Natur, ich will dich nicht beſchwören:
   Veränd're deinen ew'gen Lauf!
Ich weiß, du kannſt mich nicht erhören,
   Nur wecke mich am letzten auf!

Ich will nicht in die Luft zerfließen,
   Ich will, auf langen Schlaf entbrannt,
Geſtorben, mich im Stein verſchließen,
   Im härteſten, im Diamant.

Ob der in einer Krone gaukle,
Ob er bei heller Kerzen Licht
Auf einer Mädchenbruſt ſich ſchaukle,
Ich ſchlafe tief, ich fühl' es nicht.

Er wird bei tauſend Feſtestänzen
Als Mittelpunkt im Strahlenkranz
Vielleicht, wie nie ein And'rer, glänzen,
Doch Keiner ahnt, woher der Glanz.

Erſt, wenn ich mich erwachend dehne,
Sag' ich dem Träger ſtill in's Ohr,
Daß einſt ein Menſch zerrann zur Thräne
Und die zum Edelſtein gefror!

7.

Und mußt du denn, trotz Kraft und Muth,
In jedem Dorn dich ritzen,
So hüt' dich nur, mit deinem Blut
Die Roſen zu beſpritzen.

8.

Geht ſtumm an dir vorbei die Welt,
So fühle ſtolz und andachtsvoll:
Ich bin ein Kelch, für Gott beſtellt,
Der ihn allein erquicken ſoll!

9.

Es grüßt dich wohl ein Augenblick,
Der iſt ſo überſchwellend voll,
Als ob er dich mit ſel'gem Glück
Für alle Zukunft tränken ſoll.

Du aber wehrſt, eh' du's vermeinſt,
Ihn ſcheu und zitternd ſelber ab,
Und jene Thräne, die du weinſt,
Giebt ihm den Glanz, doch auch das Grab.

Uns dünkt die Freude Altar-Wein,
Am Heiligſten ein ſünd'ger Raub;
Zieht Gottes Hauch durch unſer Seyn,
So fühlen wir uns doppelt Staub.

10.

Unergründlicher Schmerz!
Knirſcht' ich in vorigen Stunden:
Jetzt, mit noch blutenden Wunden,
Segnet und preiſt dich mein Herz.

Alles Leben iſt Raub;
Funken, die Sonnen entſtammen,
Lodern, das All zu durchflammen,
Da verſchluckt ſie der Staub.

Nun ein heiliger Krieg!
Höchſte und tiefſte Gewalten
Drängen in allen Geſtalten!
Trotze, ſo bleibt dir der Sieg.

Thatſt du in Qual und in Angſt
Erſt genug für dein Leben,
Werden ſie ſelbſt dich erheben,
Wie du es hoffſt und verlangſt.

Greife in's All nun hinein!
    Wie du gekämpft und geduldet,
    Sind dir die Götter verſchuldet,
Nimm dir, denn Alles iſt dein!

Nun verſagen ſie Nichts,
    Als den letzten der Sterne,
    Der dich in dämmernder Ferne
Knüpft an den Urquell des Lichts.

Ihm entlocke den Blitz,
    Der dich, dein Ird'ſches verzehrend,
    Und dich mit Feuer verklärend,
Löſ't für den ewigen Sitz!

11.

Den bängſten Traum begleitet
Ein heimliches Gefühl,
Daß Alles Nichts bedeutet,
Und wär' uns noch ſo ſchwül.
Da ſpielt in unſer Weinen
Ein Lächeln hold hinein,
Ich aber möchte meinen,
So ſollt' es immer ſeyn!

Des Dichters Teſtament.

Das abgeſchiedene Kind an ſeine Mutter.

Zu Weihnacht.

O, meine Mutter, ſchwer war unſer Scheiden,
Drum muß ich mich noch einmal zu dir wenden,
Dich zu beſchwichtigen in deinem Leiden!
Und ob mich auch die tauſend Sonnen blenden,
Die ſtill und groß an mir vorüber wallen,
Doch find' ich ſie, der ſie die Strahlen ſenden, —
Denn deine Thränen leuchten mir vor allen! —
Die Erde noch heraus, die dämmernd-kleine,
Die, ſonſt verſchwimmend in den blauen Hallen,
Jetzt heller aufglänzt, wie im eig'nen Scheine,
Denn fröhlich ſind der Menſchen Angeſichter,
Und keines iſt verdüſtert, als das deine!
Die Kinder hüpfen um die Weihnachtslichter,
Die ihre Mütter ihnen angezündet,
Du ſiehſt es und verhüllſt dich dicht und dichter.
Ich aber will, geheimnißvoll verbündet,
Mit meines Vaters Geiſt, nicht von dir laſſen,
Bis ich das Wort der Worte dir verkündet,
Das, kannſt du's auch nicht ungeſtorben faſſen,
Doch all' dein Sinnen feſſelt und dein Denken,

Bis es ſich ganz dir aufſchließt im Erblaſſen.
Ich will in meinen Vater mich verſenken,
Ich will mein tiefſtes Ahnen ihm entdecken,
Ich will ihm Bilder und Gedanken ſchenken,
Die ſelbſt vor einem Dichter ſich verſtecken.
Und faßt er ſie ſo wenig, wie die Harfe
Den Ton, den Abendlüftel in ihr wecken,
So wird er doch nach innerſtem Bedarfe
Sie fromm in deine Bruſt hinüber leiten,
Dann löst in ihr der Mißlaut ſich, der ſcharfe,
Da ew'ge Harmonieen ihn beſtreiten.

O, had're nimmer mit den Urgewalten,
Die, ruhig thronend über allen Zeiten,
In feſten Händen jeglich' Schickſal halten!
Des Lebens Schönheit wollt' ich dir erſchließen,
Des Todes Schrecken mußt' ich dir entfalten,
Die ird'ſchen Wonnen brannt' ich zu genießen,
Doch zu den höhern ward ich abgerufen.
Dir war, als ſähſt du mich in Nichts zerfließen,
Als mich's erhob zur letzten aller Stufen,
Ich ſelber ſträubte mich, obgleich mein Beben
Und Säumen einzig ſo viel Qual mir ſchufen.
Ich glich in meinem eitlen Widerſtreben
Dem Eingekerkerten, der das Gefängniß,
Wenn es zuſammenſtürzt in Windes Weben,

Nicht laſſen will in ſeines Herzens Bängniß,
Es fällt kein Stein, der ihm nicht Wunden ſchlüge,
Bis er entſpringt, dann faßt er das Verhängniß
Und thut im Freien friſche Athemzüge.
Mir war, wie ich da lag in meinen Wehen,
Als könnt' ich's nie verwinden, was ich trüge;
Jetzt iſt es mir, als wär's mir nie geſchehen,
Und wie du, meines Friedens reine Fülle,
So kann ich deinen Schmerz nicht mehr verſtehen.
Mich ſchaudert's vor der abgeworf'nen Hülle,
Auch fürchte ich, es würde dich nicht heilen,
Sonſt zeigte ich in mitternächt'ger Stille
Mich, wie ich war, in Träumen dir zuweilen.
Jetzt hält ja keine Form mich mehr gefangen,
Kann ich auch jede, wolkengleich, zertheilen,
Ich bin, was meinem innerſten Verlangen
Entſpricht, und bin's nicht mehr, ſobald mich ekelt.
Wer alle, bis zur höchſten, durchgegangen,
Der wird in keine wieder eingehäkelt,
Er wird, und ob's ihn auch noch rückwärts triebe,
Doch nicht mehr ſchnöde an den Staub vermäkelt.

Denn alles Leben iſt gefror'ne Liebe,
Vereiſ'ter Gottes-Hauch, in tauſend Flocken
Erſtickt, und Zacken, d'rin er ſtarren bliebe,
Wenn nicht, obgleich die Wechſelkräfte ſtocken,

Im Tiefſten ihn ein dunkler Drang erregte,
Ihn fort und immer weiter fort zu locken,
Bis er den Kreis, in dem er ſich bewegte,
Den weitern Ring ſtets um den engern tauſchend,
Zurück bis auf der Ringe letzten legte,
Und nun, hinaus in's Unbegränzte lauſchend,
Dem Odemzug, durch den ſich Gott die Weſen
Einſt wieder miſcht, in Ahnung ſich berauſchend,
Entgegen harrt, mit Guten und mit Böſen,
Die ſich auf Erden darin unterſchieden:
Daß jene, groß und klar ſich als erleſen
Von Gott erkennend, ihm ſich ſchon darnieden
Entgegen drängten aus der todten Zacke,
Wenn dieſe, dumpf und klein, zu ew'gem Frieden
Sich gern verſchloſſen hätten in die Schlacke,
Damit er, den ſie nur mit Schaudern ahnten,
Sie nicht, vorüber wandelnd, plötzlich packe!
O daß ſich, die noch leben, hieran mahnten,
Und ſo, durch eig'ne Kraft heraus ſich ſchälend,
Den Weg zur Welt- und Selbſterlöſung bahnten!
Denn, auf den Letzten, wie den Erſten, zählend,
Kann Gott das Liebeswerk erſt dann vollbringen,
Wenn dieſer auch, ſich mühſam aufwärts quälend,
Gekräftigt iſt, mit uns emporzudringen.
So lange aber müſſen wir's entbehren,
Und ob Aeonen noch darob vergingen.

Auch wird uns erſt der Uebergang erklären,
  Wozu im Ewig-Einen dies Zerſplittern;
Ob einzig, um das Böſe zu verzehren,
  Das, wenn es ſich in tauſend Ungewittern
Entlud, vor ſeiner eig'nen Ohnmacht endlich
  Erſchrecken wird und ſtill in ſich zerzittern;
Ob mit, weil Gott, ſich ſelber unverſtändlich,
  Wie unſer Geiſt in Worte, in Figuren
Zerfließen mußte, um ſich dadurch kenntlich
  Zu werden, und aus allen Signaturen
Die eigene zuſammen ſich zu ſtellen,
  So daß die Welt, trotz ihrer finſtern Spuren,
Ihm Fackel war, ſein Inn'res aufzuhellen,
  Und daß nicht unſre Schuld, nur ſein Bedürfen
Den Gegenſatz, dem Trotz und Haß entquellen,
  Hervor rief, der nach myſtiſchen Entwürfen
Uns, die wir leiden, quält, als ob wir thäten,
  Um ſo, indem wir all' ſein Bitt'res ſchlürfen,
In uns ihn, bis zur Wurzel auszujäten
  Und das Geheimniß erſt zu offenbaren,
Wenn wir zurück in ihn, den Urgrund, treten
  Und wieder werden, was wir einſt ſchon waren,
Den Tropfen gleich, die, in ſich abgeſchloſſen,
  Doch in der Welle rollen, in der klaren,
So rund für ſich, als ganz mit ihr verfloſſen

Prolog zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier.

Dem Freiherrn Friedrich von Uechtritz freundſchaftlichſt zugeeignet.

(Zu Wien im Theater am Kärnthner-Thor geſprochen.)

Es ſcheint vielleicht zu ſchlicht, das Feſt, das wir hier feiern heute,
Erkämpfte Fahnen ſieht man nicht, auch hört man kein Geläute,
Die Muſe tritt zum Lorbeerſtrauch, und pflückt die wen'gen Blätter,
Die Mars ihm noch gelaſſen hat, des Vaterlandes Retter.
Doch er, dem ſie auf's mooſ'ge Grab den Kranz nun legt, der Todte,
Er iſt — der letzte Grieche zwar, allein der erſte Gothe.
Er hat für uns durch Bild und Ton die trotz'ge Welt bezwungen,
Was uns zuvor durch's Schwert zwar auch, doch niemals ganz
gelungen,
Und darum folgt dies Feſt mit Recht ſo ſchnell dem blut'gen Kriege,
Es gilt dem dauerndſten und auch dem ſchönſten unſrer Siege.

Das zeigt uns ſchon ein flücht'ger Blick auf fremde Nationen,
Sie Alle flechten heut', wie wir, dem Todten friſche Kronen!
Der Brite nimmt von Shakeſpeare's Haupt die ewig grünen Reiſer
Und bringt ſie Deutſchlands Goethe dar als nachgebornem Kaiſer;

Der Franke, der von Alters her zu unſerm Splitterrichter
Beſtellt ſich dünkt, verſpottet uns, doch preiſ't er unſern Dichter,
Und in Italien ſogar wird's ſtaunend zugegeben,
Daß auch in einem Eichenhain noch Nachtigallen leben.
Was lehrt uns das? Doch ganz gewiß, daß wir nicht thöricht prahlen,
Wenn wir dem Abgeſchied'nen jetzt die letzte Schuld bezahlen,
Ja, daß vielleicht zu unſrer Schmach, wenn wir's nicht ſelber thäten,
Die bitterſten der Feinde uns mit Freuden hier verträten.
Denn das, was Goethe's Geiſt errang, das iſt, wie Thau und Regen,
Ein Eigenthum der ganzen Welt, nicht bloß für uns ein Segen,
Es kennt, wie alles Höchſte, nicht die Volks- und Länderſchranken,
Drum braucht man bloß ein Menſch zu ſeyn, um ihm dafür zu danken.

Dem Deutſchen ziemt's vor Allen zwar, denn wenn ihm nicht noch länger
Europa ſtolz das Ohr verſchließt, ſo dankt er's ſeinem Sänger,
Der unſrer Sprache rauhen Klang dadurch vergeſſen machte,
Daß er das Lied des Sophokles in ihr zu Ende brachte.
Nun müſſen unſre Nachbarn uns den Ruhm denn endlich gönnen,
Daß die Heroen auch bei uns zur Noth erſtehen können;
Doch rufen ſie uns jetzt noch zu: Ihr wißt ſie nicht zu ehren!
Laßt uns ſie denn des Gegentheils, und nicht bloß heut', belehren.

Verlangen wir vom Spiegel nicht des Schwertes Eigenſchaften
Und nicht vom Schwert die Tugenden, die nur am Spiegel haften!
Nach dieſer Regel läßt ſich ja die Sonne ſelbſt verdammen,
Weil man bei ihr nicht kochen kann, wie bei des Herdes Flammen.
Was Goethe war, das mache ſich ein Jeder ganz zu eigen,
Was Goethe mangelt, möge uns ein ſpät'rer Meiſter zeigen.
Und ſchaue Keiner zu genau auf ſeine Muttermäler:
Zuletzt ſind die Verdienſte ſein und unſer ſind die Fehler!
Drum mahne uns, was ihm gebricht, nur an die eig'nen Lücken;
Wenn wir ſie kennen, wird's wohl auch, ſie auszufüllen, glücken!
Und ſchützen wir, und wär' es ſelbſt mit unſ'rem Blut, die Saaten,
Die er verſchwend'riſch ausgeſtreut, zu inner'n ſchönen Thaten!
Denn warum darf der wilde Krieg das Chaos halb enthüllen?
Doch nur, um uns mit Furcht und Grau'n vor'm Ganzen zu erfüllen,
Doch nur, um auf's verlor'ne Maß die Welt zurück zu führen,
Damit nicht irre Geiſter mehr am Fundamente rühren,
Damit nicht das Unmögliche auf dieſer armen Erde
Gefordert, noch das Mögliche zurückgehalten werde.
Und dieſes war's, was Goethe ſtets mit Wort und That verkündigt,
In einer Zeit, die links und rechts, wie unſ're auch, geſündigt.
Und hätt' er Nichts als das gethan, ſo wär's genug geweſen,
Und immer müßten wir noch jetzt zum Führer ihn erleſen.
Denn eben dieſes macht ihn groß, daß er, ſo reich, wie Keiner,
Sich der Nothwendigkeit gebeugt, und ſich beſchränkt, wie Einer.
Wer hat ſie klarer wohl geſeh'n, des Himmels letzte Sterne?
Doch kannt' er auch den Zwiſchenraum, die ungeheure Ferne,

Drum ſtrebt' er nicht hinauf, er war zufrieden, daß ſie ſchienen,
Da meinten unſ're Kinder denn, er fürchte ſich vor ihnen.
Doch g'rade, weil er Dichter war im Ganzen und im Großen,
Verlor er nicht, wie And're, ſich im Maß- und Grenzenloſen,
Denn wer nur dies und das beſitzt, muß Vieles überſchätzen,
Wer Alles hat, hat Alles auch in Harmonie zu ſetzen,
Und wär' auch einzeln jede Kraft, die er beſaß, zu ſteigern:
Der Einheit ſeines Weſens darf kein Gott die Ehrfurcht weigern. —

Zwar ſtand er nicht auf ſich allein; die ihm vorangeſchritten,
Sie haben nicht umſonſt gelebt und nicht umſonſt geſtritten.
Die Blume keimt nicht in der Luft, die Elemente müſſen
Sich miſchen, eh' ſie werden kann, und Licht und Staub ſich küſſen.
Die Blume aber iſt's allein, die ſüßen Duft verſendet,
Und nicht dem Licht und nicht dem Staub, der Dank wird ihr geſpendet.
Schuf Luther denn das Inſtrument, gab Klopſtock ihm die Saiten,
Ließ Leſſing ſanft zur Prüfung dann den Finger d'rüber gleiten,
Schlug Bürger ſchon die Töne an, wir wollen's nicht vergeſſen,
Doch dem, der die Muſik gemacht, darum nicht karger meſſen!
Und kommt die Zeit — ſie kommt gewiß! — wo jedes Volkes Tempel
Zerfällt, weil jedes ſich gefügt der Menſchheit reinſtem Stempel;
Wo man den Wunderhort der Welt noch einmal wieder ſichtet
Und nun im allergrößten Styl, den letzten Bau errichtet:
Dann wird des Tabernakels Stolz des Altars Sockel zieren
Und in des Bodens Moſaik ſich manche Perl' verlieren;

Dann wird die bloße Mauer ſchon in purem Golde glänzen,
Und jedes Thor ein Kapital von Edelſteinen kränzen;
Allein auch dann wird manch' Juwel aus Goethe's Schrein noch funkeln,
Denn viele kann der Himmel kaum durch einen Stern verdunkeln

Und nun zu einer andern Pflicht! Der Herzog ſey geprieſen,
Der an dem großen Goethe einſt ſich ſelber groß erwieſen!
Nicht, weil er Kunſt und Wiſſenſchaft geehrt: wer wird ihn krönen,
Weil er ſich ſelbſt nicht ſchändete? Das hieße ihn verhöhnen!
Nein, weil er nicht den zehnten Kranz auf eine Stirne drückte,
Die jegliche der Muſen ſchon vor ihm mit einem ſchmückte;
Weil er noch minder aus der Schaar den Erſten, Beſten wählte,
Dem's freilich an der Leier nicht, doch an der Weihe fehlte.
Denn Beides wöge viel zu leicht! Den König aufzufinden,
Der ſchon den Purpurmantel trägt, gelingt wohl auch dem Blinden,
Und wer Apoll verehren will im letzten Opferknaben,
Der buhlt nur um den leeren Schein und wird ihn doch nicht haben.
Nein, weil er gleich mit ſich'rem Blick den Genius erkannte,
Den Nikolai, der noch lebt, den böſen Dämon nannte,
Und weil er, wie er ihn erkannt, ihn auch zu ſich erhoben,
Trotz ſeiner Neider häm'ſchem Chor und der Philiſter Toben!
Das zeigt, daß auch in ſeiner Bruſt das rechte Herz geſchlagen,
Denn niemals werden Groß und Klein ſich anzieh'n und ertragen.
Und darum werde nie ein Kranz um Goethe's Haupt gewunden,
Eh' man für Weimars Karl Auguſt den friſchen Strauß gebunden!

Die Erde und der Menſch.

Ernſt Brücke freundſchaftlichſt zugeeignet.

(1848 gedichtet.)

Dich, alte Erde muß ich etwas fragen,
Damit ſich endlich mir das Räthſel löſe,
Mit dem in unſern ungewiſſen Tagen
Sich ängſtlich plagt der Gute, wie der Böſe.
Du magſt mir, was du willſt, als Antwort ſagen,
Ich ruf' es treu hinaus in das Getöſe
Der Millionen wild verworr'ner Stimmen,
Gleichgültig, ob ſie jauchzen, ob ergrimmen.

Ich ſeh' den holden Frühling wiederkehren
Und reicher war er niemals noch geſtaltet,
Als wollteſt du dich jedes Keim's entleeren,
So hat ſich üppig Alles rings entfaltet,
Die Fülle hört nicht auf, ſich zu vermehren,
Verſchwenderiſch erſcheint der Geiſt, der waltet,
Man fragt: Kann jetzt ein zweiter Lenz noch kommen?
Allein man weiß, dem Herbſt wird dieſer frommen!

Doch deine Menſchen ſchau'n darein mit Mienen,
Als wärſt du nicht ein ewig grüner Garten,
Vielmehr ein Schiff, ſo überfüllt von ihnen,
Daß ſie ſchon längſt vor Furcht und Angſt erſtarrten,
Als wäre jetzt ihr jüngſter Tag erſchienen,
Als hätten ſie nicht Friſt mehr zu erwarten,
Als müßten ſie ſich um den Zwieback raufen
Und ſich mit Blut ihr letztes Mahl erkaufen.

Sprich, Erde, drum! hat die Ernährung Schranken,
Und die Erzeugung hätte dennoch keine?
Vergebens dürfte nicht ein Hälmchen ranken,
Indeß entmarkt, mit ſchlotterndem Gebeine,
Zu Millionen ſchon die Menſchen wanken,
Weil du für ſie kein Brot mehr haſt, nur Steine?
Weit eher ſollte eine Welt voll Aehren
Ja doch verfaulen, als ein Menſch entbehren.

So hatt' ich in der Frühlingsnacht geſprochen,
Verzweifelnd, ob dem düſtern Welt-Verhängniß.
Mir war der Geiſt gebeugt, das Herz gebrochen,
Und in der raſtlos wachſenden Bedrängniß
Wagt' ich die ſtumme Mutter aufzuſprechen
Um einen Troſt in meiner Seelenbängniß.
Auch gab ſie mir, die ich begehrt, die Kunde,
Jedoch in ſtrengem Sinn, mit ernſtem Munde.

Noch nie iſt mir ein Kind aus Noth geſtorben —
Dies war ihr Spruch — denn jede war zu wenden,
Und ſind auch ganze Völker ſchon verdorben,
Man konnte fernhin über's Meer ſie ſenden,
Dort hätten ſie ſich Heil und Glück erworben
Und mich zugleich geſchmückt mit fleiß'gen Händen,
Ich band die Bäume nur an ihre Schollen,
Die Menſchen nicht, weil dieſe wandern ſollen!

Darum verklagt nicht mich, wenn ihr verſchmachtet
In einem Elend, das ihr ſelbſt geſchaffen,
Weil ihr das Mittel, das ich bot, verachtet:
Faßt endlich den Entſchluß, euch aufzuraffen,
Und kehrt den Pflug, wenn ihr nach Segen trachtet,
Still gegen mich, nicht gegen euch, die Waffen:
Ich hatt' und hab' für weit mehr Millionen
Noch Brot, als mich bewohnten und bewohnen!

Bin ich nur erſt bebaut in allen Ländern,
So wird euch Allen auch der Tiſch ſich decken,
Und ſollte ſich's in fernſter Zukunft ändern,
So habt ihr ſelbſt die Grenze euch zu ſtecken,
Und die gehören zu der Freiheit Schändern,
Die dann vor dieſer ſchweren Pflicht erſchrecken:
Ich kann mich nicht vergrößern, meinen Kindern
Iſt's nicht unmöglich, ihre Zahl zu mindern.

Zwar glaube ich nach der Natur der Dinge,
Das Gleichgewicht wird ewig fort beſtehen.
Wenn's erſt errungen iſt, daß dies gelinge,
Müßt ihr den Weg, den ich euch zeigte, gehen.
So dreht euch denn nicht mehr im alten Ringe,
Erweitert ihn, und Alles iſt geſchehen:
Wenn meine Quellen nicht mehr überfließen,
Wird wohl von ſelbſt des Lebens Thor ſich ſchließen.

Doch dies wird das Jahrtauſend kaum entſcheiden,
Drum ſoll es nicht ſchon das Jahrhundert quälen.
Ihr braucht nicht länger, als ihr wollt, zu leiden,
Ihr habt nur neu den Welttheil euch zu wählen.
Dann wird, was ich in meinen Eingeweiden
Bisher mit Qual verſchloß, euch nicht mehr fehlen,
Und ſtatt des Fluchs werd' ich in vollen Chören
Zum erſten Mal der Menſchheit Jubel hören!

Nun ſchwieg ſie ſtill, ich aber rief vernichtet:
Sie hat mit uns, nicht wir mit ihr, zu rechten;
Darum zu Schiff, jedoch zum Heer verdichtet,
Nicht bloß zu pflügen gilt's, wohl auch zu fechten;
So wird der große Doppelzwiſt geſchlichtet,
Denn erſt, wenn wir uns ganz mit ihr verflechten,
Kann ſie der Sonne auch für ihre Strahlen
In Glanz und Duft die ganze Schuld bezahlen!

Laß aber du, o Vaterland, dich mahnen:
Vergiß ſie nicht, die Kinder in der Ferne,
Sie werden ſegeln unter deinen Fahnen,
D'rum ſorge du, daß man ſie achten lerne.
Und zieh'n ſie auch von Pol zu Pol die Bahnen,
Sey du mit ihnen, wie die treuen Sterne,
Und halte jedes, voll erhab'nen Trutzes,
Je ferner dir, je würd'ger deines Schutzes!

An des Kaiſers von Oeſterreich Majeſtät.

(Bei Gelegenheit des Attentats.)

War auch der Mörder, welcher, tief verblendet,
Den meuchleriſchen Stahl auf Dich gezückt,
Ein Bote, den die Hölle ſelbſt geſendet,
Nachdem ſie ihn im Innerſten berückt,
So hat es doch der Himmel ſo gewendet,
Daß jetzt ihn die Apoſtelkrone ſchmückt,
Denn Kunde hat der Herr durch ihn gegeben:
Gefeit iſt, weil geweiht, des Kaiſers Leben!

Nun darfſt Du doppelt auf Dich ſelbſt vertrauen,
Und doppelt hoffen darf auf Dich die Welt,
Der Dichter aber blickt mit heil'gem Grauen
In Deine Zukunft, die ſich ihm erhellt,
Du wirſt, er glaubt's, den Thron auf's Neue bauen,
Den Karl der Große einſt ſo hoch geſtellt,
Denn ſoll's noch einmal auf der Erde tagen,
So muß das Herz Europa's wieder ſchlagen!

So ſchmiede denn mit einer eh'rnen Klammer
Das eig'ne feſt an's alte deutſche Reich;
Dann endeſt Du den allgemeinen Jammer
Und den des edlen deutſchen Volks zugleich:
Wo drängt ſich auch durch eine Herzenskammer
Das Blut und läßt die and're leer und bleich?
Durch alle beide muß es wechſelnd fluthen,
Dann weckt es die verborg'nen Lebensgluthen!

Und liegt das alte Reich auch tief darnieder,
Ein Wink von Dir und es erhebt ſich ſchon.
Es ſtarb ja nicht an ſeiner eig'nen Hyder,
Es ward zermalmt durch einen Götterſohn,
In Cäſar kehrte Alexander wieder
Und alle beide in Napoleon.
Und ſehen wir den Erdball ſelber ſchwanken,
So darf auch ohne Schmach die Eiche wanken!

Er glich dem düſtern Helden jener Sage,
Der ſeine Feinde nicht bloß überwand,
Nein, der ſich auch zu ſeiner eig'nen Klage
Nach jedem Siege doppelt ſtärker fand,
So daß er an dem Abend ſeiner Tage
Die Kraft der Welt in ſich zuſammen band,
Und, da ihm doch beſchieden war, zu enden,
Den Tod erlitt von aller Götter Händen!

Drum iſt, was ihm erlag, nur halb erlegen,
  Es ſank betäubt, doch war es nicht erſchlafft.
Der Scheintod ſelbſt, er ward vielleicht zum Segen,
  Sogar ein Traum entzündet oft die Kraft,
Auch ſeh'n wir manchen Zwerg ſich wieder regen,
  Der keck und trotzig ſich empor gerafft:
Was ſchläft denn noch der erſte aller Recken?
Berühr' ihn, Herr, ein Habsburg kann ihn wecken!

Sonette.

An eine Römerin.

Ich hab' als Kind geſpielt im fernen Norden,
Dann bin ich weit und breit herum gekommen
Und habe ſchon das dritte Meer durchſchwommen,
Nun ruh' ich aus an ſeinen Blüten-Borden.

Dir iſt ein ſchlichtes Mädchen-Loos geworden,
Wie eine Blume biſt du ſtill erglommen,
Dann hat, wie die der Strauß, dich aufgenommen
Als friſchen Schmuck der fromme Jungfrau'n-Orden.

Nun geh'n wir Beide Hand in Hand zuſammen,
Wie Gärtnerin und Schiffer traulich wallen,
Im kühlen Schatten dicht verſchlung'ner Aeſte;

Ich ſpreche dir von Sturm und Meeresflammen
Und ſchmücke dich mit Perlen und Korallen,
Du pflückſt mir ſtill der Gold-Orangen beſte.

Im römiſchen Carneval.

Einſt bin ich unter'm Maienbaum gelegen,
Und, wie ich lag, hat ſich ein Wind erhoben!
Wie ſind die Blüten da um mich geſtoben!
Wie unermeßlich ſchien des Frühlings Segen!

Jetzt, däucht mir, ſeh' ich einen gleichen Regen,
Doch von Geſtalten, Licht und Glut gewoben!
Als hätten ſich die gold'nen Sterne droben
Geſchüttelt, welche alles Höchſte pflegen.

Vom ſtillen Reizenden zum Blendend-Schönen,
Es fehlt kein Glied der holden Formenkette,
Und meinen Augen ſcheint ſie nicht zu enden.

Drum reicht den Kranz, die Königin zu krönen,
Nicht mir; denn eh' ich ſie gefunden hätte,
Wär' er gewiß verwelkt in meinen Händen!

Eine Mondnacht in Rom.

Beim Dämmerlicht des Mondes ſchau' ich gerne
Der grauen Weltſtadt bröckelnde Ruinen,
Die uns als Maß für ihre Größe dienen,
Woran der Menſch ſich ſelber meſſen lerne;

Denn dieſes Licht, das einem trüben Sterne
Entfließt, hat ihre Schlachten nie beſchienen,
Nur die Gefall'nen mit den ehr'nen Mienen,
Umſtanden von des Heeres beſtem Kerne.

Jetzt trägt ſie ſelbſt, wie die, den Todesſtempel,
Drum ziemt ſich's, daß daſſelbe Licht ihr leuchte,
Dann träumt vielleicht ein Dichter, daß die Sonnen

Erlöſchen, wie Paläſte hier und Tempel
Zuſammenſtürzen, und der oft verſcheuchte
Vernichtungsengel jetzt den Sieg gewonnen!

Die Lerche.

Ich kam in Ungarn durch ein Thal gefahren,
Von leichten Roſſen ſchnell dahin getragen,
Und hörte über mir die Lerche ſchlagen,
Die durch den Aether zog, den bläulich-klaren.

Bald aber mußte ich erſtaunt gewahren,
Daß ſie zu mir hinab ſchoß in den Wagen,
Doch ſchien mir dies Vertrau'n zugleich ein Zagen
Vor einem andern Feind zu offenbaren.

Ich ſchaute auf und ſah den Habicht hangen,
Der nicht gewohnt iſt, Schwache zu verſchonen,
Sie hatte Schutz geſucht auf meinen Knieen;

Ich aber dachte: daß das klein're Bangen
Der Menſch dir einflößt, ſoll ſich dir belohnen,
Und ließ ſie ungefangen wieder ziehen!

Der Wein.

Du blinkſt ſo hell und glänzend aus dem Becher,
Als wäre jeder Strahl in dir zerronnen,
Woraus du einſt die Feuerkraft gewonnen,
Die glühend jetzt entgegen ſchäumt dem Zecher.

Ich aber ſäume, reizender Verſprecher
Des Süßeſten, und zähle all' die Sonnen,
Die dich mit ihrem Netz von Licht umſponnen,
Bevor die Traube reif erſchien dem Brecher.

Ich ſehe ihn, von Nächten und von Tagen
Den reichen Zug, die, längſt hinab geſunken,
Dir ſcheidend all' ihr Köſtlichſtes gegeben.

Da möcht' ich faſt im Geiſt vor dir verzagen,
Kaum an den Lippen, biſt du ausgetrunken:
Wie zahle ich den Preis für ſo viel Leben?

Vollendung.

Von einer Wunderblume laßt mich träumen!
Der Tag verſchwendet ſeine reichſten Strahlen,
In aller Farben Glut ſie auszumalen;
Die Nacht verſucht, mit Perlen ſie zu ſäumen.

Bald wird das Leben in ihr überſchäumen,
Und brennend, die Geſtirne zu bezahlen,
Verſtrömt ſie aus der Kelche Opferſchaalen
Den flammenheißen Duft nach allen Räumen.

Doch, daß einmal das Schönſte ſich vollende,
Verſchließt der Himmel ſeine durſt'gen Lippen
Vor ihrem Opfer und es ſenkt ſich wieder.

Wie ſie den Duft in jede Ferne ſende,
Nicht Mond, noch Sonne, nicht ein Stern darf nippen,
Er wird zu Thau und ſinkt auf ſie hernieder.

Rechtfertigung.

Jüngſt ward das Gold, das edle, hart geſcholten,
Die andern Erden ſchmähten es, und riefen:
Wir ſind's, in denen Baum und Blume ſchliefen,
Die jegliches Geſchöpf erquicken ſollten;

Wenn dich auch alle Sonnen küſſen wollten,
Die jemals um das ew'ge Centrum liefen,
Sie weckten Nichts in deines Schooßes Tiefen,
Drum haſt du uns auch ſtets für Nichts gegolten!

Nun ſprach das Gold: ich bin das längſt geweſen,
Was ihr jetzt ſeyd, und wenn euch ſo viel Lenze
Wie mir entkeimten, werdet ihr mir gleichen;

Von mir ſind keine Früchte mehr zu leſen,
Weil ich ſchon frei im eig'nen Daſeyn glänze,
Drum blüht und duftet fort mich zu erreichen!

Die Freiheit der Sünde.

O glaube nicht, daß du durch deine Sünde
Die Welt verwirrſt! Wie du auch freveln mögeſt,
Und ob du Gott dein Ich auch ganz entzögeſt,
Du hinderſt nicht, daß ſie zum Kreis ſich ründe!

Ja, ob du, in des innern Abgrunds Schlünde
Hinunter taumelnd, völlig dich betrögeſt
Und dich hinauf zur Götter-Freiheit lögeſt,
Doch trifft dich das Gericht, das ich verkünde!

Wir leben nur im Ewigen und Wahren,
Und ihm entfliehen wollen, würde heißen,
In unſrer Bruſt den Odem anzuhalten;

Wir können's, doch es wird ſich offenbaren,
Daß wir das eig'ne Lebensband zerreißen
Und Nichts dadurch im Aether umgeſtalten.

Schönheitsprobe.

Wie läßt die echte Schönheit ſich erproben?
Wohl einzig an dem ſelbſtbewußten Frieden,
Der ſie umfließt, weil ſie ſich wie geſchieden
Von allen Kämpfen fühlt, die ſie umtoben.

Ihr ſteht er, wie ein Sternenkranz von oben,
Den, da ſie ganz den innern Zwiſt gemieden,
Der alles Uebrige verwirrt hienieden,
Die ew'ge Mutter ſelbſt für ſie gewoben.

Doch wehe ihren Afterſchweſtern allen,
Die ihr nicht gleichen und ſich ſelber krönen,
Weil Faun und Satyr ihnen Beifall zollen!

Sie können nur, wenn ſie ſich nicht gefallen,
Mit ihrem halben Daſeyn uns verſöhnen,
Nur, wenn ſie zeigen, daß ſie weiter wollen.

An Chriſtine Engehauſen.

Du tränkſt des Dichters dämmernde Geſtalten,
Die ängſtlich zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchweben,
Mit deinem Blut, und giebſt den Schatten Leben,
In denen ungebor'ne Seelen walten.

Ich aber möchte nicht zu früh erkalten,
Der Zeit die Form zu dem Gehalt zu geben
Und über ſie hinaus ſie zu erheben
Durch neuer Schönheit ſchüchternes Entfalten.

Doch dieſes Deutſchland wird uns ſchwer erwarmen,
Und eh' wir's denken, ſteh'n wir ab, verdroſſen,
Drum laß uns Eins das Andere belohnen.

Wo treu und feſt ſich Mann und Weib umarmen,
Da iſt ein Kreis, da iſt der Kreis geſchloſſen,
In dem die höchſten Menſchenfreuden wohnen.

Doppelter Krieg.

Wie ſollten ſich des Schönen Prieſter haſſen,
Wie ſollten ſie unedel ſich bekriegen!
Ein Jeder wird dem Andern gern erliegen,
Das heißt, ſich gern von ihm bewirthen laſſen!

Doch freilich werden ſie das Schwert erfaſſen,
Den Pfuſcher, der den Thron der Kunſt beſtiegen
Und ihn ſchon dadurch ſchändet, zu beſiegen,
Weil dem vor Zorn die Götter ſelbſt erblaſſen.

Was iſt es dort? Ein anmuthsvolles Ringen,
Ob Einer leiſten ſolle, ob genießen,
Ob füllen oder leeren bloß die Schaale.

Hier gilt's, den Pöbelfürſten zu bezwingen,
Den ſchnöde Wächter in den Tempel ließen,
Damit er allen Muſen Bärte male.

An den Künſtler.

Ob du auch bilden magſt, was unvergänglich
  Durch alle Zeiten wandeln ſoll und glänzen,
  Doch wird dich die, in der du lebſt, nicht kränzen,
Sie wird dir trotzen, ſtumpf und unempfänglich.

Die Menſchheit, ſchon an ſich ſo unzulänglich,
  Kann ſich in ihren enggeſteckten Grenzen
  Nicht einmal aus dem Zauberquell ergänzen,
Der aus ihr ſelbſt hervorbricht, überſchwänglich.

Beklage es, doch einzig ihrethalben,
  Die mit dem Nicht-Genießen dies Verkennen
    Zu theuer büßt, und nimmer deinetwegen;

Denn wollte ſie dich gleich zum König ſalben,
  So würden dich die Zweifel nicht mehr brennen,
    Durch die du zahlſt für aller Götter Segen!

Ein zweites.

Und ob mich dieſe Zweifel brennen müſſen?
So rufſt du aus und möchteſt es verneinen,
Auch mag der Froſt dir unerträglich ſcheinen,
Der oft dich ſchüttelt bei der Muſe Küſſen.

Doch ſprich: wenn deinen ſchöpf'riſchen Ergüſſen,
In denen alle Wonnen ſich vereinen,
Die Schmerzen fehlten, ſtünden nicht mit Weinen
Die Brüder fern ſo einzigen Genüſſen?

Drum nimm ſie hin, die Ungerechtigkeiten
Der Welt, die dir die Luſt des Daſeyns trüben
Und bittern Zwieſpalt in dir ſelbſt erwecken.

Sie ſind beſtimmt, von Anbeginn der Zeiten,
Die höhere Gerechtigkeit zu üben
Und einen Zwieſpalt größ'rer Art zu decken.

Unſere Zeit.

Es iſt die Zeit des ſtummen Weltgerichts;
In Waſſerfluthen nicht und nicht in Flammen.
Die Form der Welt bricht in ſich ſelbſt zuſammen,
Und dämmernd tritt die neue aus dem Nichts.

Der Dichter zeigt im Spiegel des Gedichts,
Wie Tag und Nacht im Morgenroth verſchwammen,
Doch wird er nicht beſchwören, nicht verdammen,
Der keuſche Prieſter am Altar des Lichts.

Er ſoll mit reiner Hand des Lebens pflegen,
Und wie er für des Frühlings erſte Blüte
Ein Auge hat, und ſie mit Liebe bricht:

So darf er auch des Herbſtes letzten Segen
Nicht überſeh'n, und die zu ſpät erglühte
Nicht kalt verſchmähen, wenn den Kranz er ſticht.

Die menſchliche Geſellſchaft.

Wenn du verkörpert wärſt zu einem Leibe
  Mit allen deinen Satzungen und Rechten,
  Die das Lebendig-Freie ſchamlos knechten,
Damit dem Todten dieſe Welt verbleibe;

Die gottverflucht in hölliſchem Getreibe,
  Die Sünden ſelbſt erzeugen, die ſie ächten,
  Und auf das Rad den Reformator flechten,
Daß er die alten Ketten nicht zerreibe:

Da dürfte dir das ſchlimmſte deiner Glieder,
  Keck, wie es wollte, in die Augen ſchauen,
    Du müßteſt ganz gewiß vor ihm erröthen!

Der Räuber braucht die Fauſt nur hin und wieder,
  Der Mörder treibt ſein Werk nicht ohne Grauen,
    Du haſt das Amt, zu rauben und zu tödten.

Mein Päan.

Ich möchte auch einmal von Freiheit ſingen,
Doch, iſt der Drang auch groß, den ich verſpüre,
Wer ſagt mir, wie viel Odem ihm gebühre?
Mir däucht, zuvor muß ich den Flamberg ſchwingen.

Der Tag erſt, wo um mich die Schwerter klingen,
Wo ich, ſo wie ich jetzt die Saiten rühre,
Mit eig'ner Fauſt mein gutes Eiſen führe,
Der Tag erſt wird die rechte Antwort bringen.

Auch dann noch ficht' ich ſtill und ſtumm, gleich Allen,
Die ſchweigend ihren Haß und Grimm getragen,
Doch endlich wird mein Blut die Erde färben.

Dann ſoll der Freiheit mein Päan erſchallen,
Denn ſo viel Worte, glaub' ich, darf ich wagen,
Als Odem zwiſchen Fallen bleibt und Sterben.

An eine edle Liebende.

Du meinſt in deiner Seele Dämmerweben,
Dir ſey das Tiefſte ſo gelöſ't in Liebe,
Daß dir nichts Eig'nes zu bewahren bliebe,
Drum willſt du ganz und gar dich ihm ergeben.

O, thu' es nicht! Es giebt ein Widerſtreben,
So rein von jedem ſelbſtiſch-rohen Triebe,
Daß ſich das Höchſte ſtill zu Nichts zerriebe,
Erſchlöße dieß ihm nicht ein ew'ges Leben.

Und könnteſt du, im Edelſten erglommen,
Auch deines Weſens Form vor ihm vernichten —
Die Elemente bleiben, die ſie waren!

So wird dein Opfer niemals ganz vollkommen,
Du kannſt nicht völlig auf dich ſelbſt verzichten,
Drum ſorge du, dich ganz zu offenbaren!

Welt und Ich.

Im großen ungeheuren Oceane
Willſt du, der Tropfe, dich in dich verſchließen?
So wirſt du nie zur Perl zuſammen ſchießen,
Wie dich auch Fluthen ſchütteln und Orkane!

Nein! öffne deine innerſten Organe
Und miſche dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüber fließen:
Dann dienſt du dir und dienſt dem höchſten Plane.

Und fürchte nicht, ſo in die Welt verſunken,
Dich ſelbſt und dein Ur-Eig'nes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!

Erſt wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirſt du die Kraft im tiefſten Innern ſpüren,
Die jedem Sturm zu ſteh'n vermag im Tanze!

An die Kunſt.

Dir, heil'ge Kunſt! dir hab' ich mich ergeben!
  Nicht drängt' ich mich, du riefſt mich zum Altare,
  Ich rang mit dir; ob ich mich frei bewahre,
Du ſiegteſt, nimm mich denn auf Tod und Leben!

Nun wollen Träume meinen Blick umweben,
  Ich aber ſchau' hinab auf ernſte Jahre,
  Doch, wie ſich auch zum Kampf der Pöbel ſchaare,
Am Ende ſiegt ein gottgebor'nes Streben.

Viel trage ich, doch ſchlägt mir die Entehrung
  Der Welt-Idee, auf deren Leib ich hoffe,
    Durch Puppen-Larven leicht die Todeswunde.

Was thut's? die echte Zeugung iſt Entleerung
  Des Einzelweſens von dem Weltenſtoffe,
    Und geht mit ihrem Vater nicht zu Grunde.

Die Schönheit.

Das Loos der Götter iſt auch dir gefallen;
Denn du biſt ſchön, du brauchſt dich nur zu zeigen,
So wird ſogar von Lippen, welche ſchweigen,
Wenn Jeder jauchzt, dir Lob und Preis erſchallen.

Denn, die als unerreichbar vorſchwebt Allen,
Die Harmonie, iſt deinem Weben eigen.
Wie ſollte dich, wo du erſcheinſt, ein Reigen
Von trunkenen Verehrern nicht umwallen!

Zwar werden wir's nur ſchmerzlicher empfinden,
Wie viel uns mangelt, wenn wir auf dich ſchauen.
Allein du biſt uns doch verwandt geblieben;

Drum dienſt du, uns dem Höchſten zu verbinden.
Wir ſtehen ihm nicht länger fern mit Grauen,
Es tritt uns nah' in dir, wir können's lieben!

Die Verſchmähte.

Du liebſt mich nicht! Wie ſollt' ich länger leben!
Die Hoffnung, endlich in dein Herz zu dringen,
Erhielt mich, doch es wird mir nie gelingen!
Ich fühl's, und dieſes muß den Tod mir geben.

Er naht mir ſchon, ich ſeh' ihn ohne Beben,
Er wird zurück mich zu der Mutter bringen;
Doch kann ich nicht den letzten Schmerz bezwingen,
Und mit mir ſelbſt erſt wird er ganz verſchweben!

O, wär' ich, ſtatt mit buntem Staub umkleidet,
Als ſtummes Traumbild vor dich hingetreten,
Du hätteſt heiß das Dämmernde umſchloſſen!

Ich ward dir dadurch, daß ich war, verleidet,
Du hätteſt ſonſt mich ſelbſt von Gott erbeten,
Und ich in deinem Wunſch mein Glück genoſſen!

Die beiden Zecher.

Beim Weine ſah ich einſt zwei Zecher ſitzen;
Der Eine rief: kein Tropfen wird vergoſſen,
Bevor ſich das Geheimniß mir erſchloſſen,
Woher es kommt, dies Perlen und dies Blitzen!

Der Andre ſprach: er wird mein Blut erhitzen,
Und daraus iſt mir nie noch Heil entſproſſen.
Wie wär' mir's, wenn ich nach dem Rauſch verdroſſen
Mich fände auf den ſchroffſten Felſenſpitzen!

So ſaßen ſie und grübelten auf's Beſte,
Indeß umſonſt die Goldpokale lachten,
Zu ihres gütigen Bewirthers Qualen;

Inzwiſchen kam ein Haufen friſcher Gäſte,
Da ſah'n ſie ſich vertrieben, eh' ſie's dachten,
Und müſſen nun mit ew'gem Durſt bezahlen!

Der Menſch und die Geſchichte.

Die Weltgeſchichte ſucht aus ſpröden Stoffen
Ein reines Bild der Menſchheit zu geſtalten,
Vor dem, die jetzt ſich ſchrankenlos entfalten,
Die Individuen vergeh'n, die ſchroffen.

Die endliche Vollendung iſt zu hoffen,
Denn dieſe Künſtlerin wird nie erkalten,
Auch ſehen wir, wenn ſich die Nebel ſpalten,
Schon manchen Zug des Bildes tief getroffen.

Doch wir, wie Kinder in der Werkſtatt harrend,
Wir haſchen nach den abgeſprung'nen Stücken,
Die, wie ſie ſchweigend meißelt, nieder fallen;

Dann rufen wir, in Andacht dumpf erſtarrend,
Mit krummen Nacken und gebeugten Rücken:
Hier ſind die Götter, laßt den Weihrauch wallen!

Mann und Weib.

Dem Weibe iſt ein ſchönes Loos beſchieden,
  Was ſie auch hat, ſie hat es ganz und immer.
  Sie freut ſich an des fernſten Sternes Schimmer,
Allein ſie ſchließt ſich ab in klarem Frieden.

Der Mann wird nie ſo ſehr vom Glück gemieden,
  Als er es meidet, denn er faßt es nimmer,
  Gleichgültig, wird es beſſer, wird es ſchlimmer,
Er hört nicht auf, das Daſeyn umzuſchmieden.

Ihr iſt es, wie ein zugeworf'ner Faden,
  Sie hält ſich d'ran, und ſchaudert vor den Wogen,
    Die unten dräu'n, und trinkt des Himmels Lüfte.

Er widerſteht nicht, ſich im Meer zu baden,
  Und forſcht, vom hellen Leben abgezogen,
    Ob Gott ſich nicht verbirgt im Schooß der Grüfte.

An ein ſchönes Kind.

Du blickſt, um deiner Mutter Hals dich ſchmiegend,
Mich hold und lächelnd an, ein ſel'ger Stummer;
Die Wonne ſchließt den Mund, ihn löſ't der Kummer,
Du brauchſt die Sprache nicht, in Luſt dich wiegend.

Doch jetzt, der Kraft des Lenzes ſtill erliegend,
Durch Bienen eingeſurrt und and're Summer,
Von Duft betäubt, fällſt du in tiefen Schlummer,
Ein Roſenblatt, in einen Brunnen fliegend.

O! würdeſt du der Maler und der Dichter
Gewaltigſter, du wirſt durch all' dein Ringen
Das Höchſte nie, wie jetzt im Spiel, verrathen.

Nie ſo das Schöne durch der Farbe Lichter,
Nie ſo das Reine durch dein frömmſtes Singen,
Nie ſo das Menſchlich-Göttliche durch Thaten!

Das Heiligſte.

Wenn Zwei ſich in einander ſtill verſenken,
Nicht durch ein ſchnödes Feuer aufgewiegelt,
Rein, keuſch in Liebe, die die Unſchuld ſpiegelt,
Und ſchamhaft zitternd, während ſie ſich tränken:

Dann müſſen beide Welten ſich verſchränken,
Dann wird die Tiefe der Natur entriegelt,
Und aus dem Schöpfungsborn, im Ich entſiegelt,
Springt eine Welle, die die Sterne lenken.

Was in dem Geiſt des Mannes, ungeſtaltet,
Und in der Bruſt des Weibes, kaum empfunden,
Als Schönſtes dämmerte, das muß ſich miſchen:

Gott aber thut, die eben ſich entfaltet,
Die lichten Bilder ſeiner jüngſten Stunden
Hinzu, die unverkörperten und friſchen.

Myſterium.

O, könnte ich den Faden doch gewinnen,
Der, mich mit Gott und der Natur verknüpfend,
Und, abgewickelt, das Geheimſte lüpfend,
Verborgen ſitzt im Geiſt und in den Sinnen!

Wie wollte ich ihn muthig rückwärts ſpinnen,
Bis er mir, endlich von der Spindel hüpfend,
Und in den Mittelpunkt hinüber ſchlüpfend,
Gezeigt, wie All und Ich in Eins zerrinnen.

Nur fürchte ich, daß, wie ich ſelbſt Gedanken,
Die gleich Kometen blitzten, ſchon erſtickte,
Eh' ich verging in ihrem glüh'nden Lichte,

So auch das All ein Ich, das ſeiner Schranken
Vergeſſen, an das Welten-Räthſel tickte,
Aus Nothwehr, eh' es tiefer dringt, vernichte.

An den Aether.

Allewiger und unbegrenzter Aether!
Durch's Engſte, wie durch's Weiteſte Ergoſſ'ner!
Von keinem Ring des Daſeyns Ausgeſchloſſ'ner!
Von jedem Hauch des Lebens ſtill Durchwebter!

Des Unerforſchten einziger Vertreter!
Sein erſter und ſein würdigſter Entſproſſ'ner!
Von ihm allein in tiefſter Ruh' Umfloſſ'ner!
Dir gegenüber werd' auch ich ein Beter!

Mein ſchweifend' Auge, das dich gern umſpannte,
Schließt ſich vor dir in Ehrfurcht, eh' es ſcheitert,
Denn Nichts ermißt der Blick, als ſeine Schranken.

So auch mein Geiſt vor Gott, denn er erkannte,
Daß er, umfaßt, ſich nie ſo ſehr erweitert,
Den Allumfaſſer wieder zu umranken.

Die Sprache.

Als höchſtes Wunder, das der Geiſt vollbrachte,
Preiſ' ich die Sprache, die er, ſonſt verloren
In tiefſte Einſamkeit, aus ſich geboren,
Weil ſie allein die andern möglich machte.

Ja, wenn ich ſie in Grund und Zweck betrachte,
So hat nur ſie den ſchweren Fluch beſchworen,
Dem er, zum dumpfen Einzelſeyn erkoren,
Erlegen wäre, eh' er noch erwachte.

Denn iſt das unerforſchte Eins und Alles
In nie begriff'nem Selbſtzerſplitt'rungs-Drange
Zu einer Welt von Punkten gleich zerſtoben:

So wird durch ſie, die jedes Weſen-Balles
Geheimſtes Seyn erſcheinen läßt im Klange,
Die Trennung völlig wieder aufgehoben!

Apollo von Belvedere.

Wer ſchön, wie du, iſt, ſoll dich einſt zerſchlagen!
So ſprach der Meiſter, als er dich vollendet
Und vor dir ſtand, von deinem Glanz geblendet:
Er hatte Nichts bei dieſem Wort zu wagen.

Denn wen auch noch ſeit deines Urſprungs Tagen
Die neidiſche Natur hieher geſendet,
Hier hat ſich immer ſein Triumph geendet,
Kein Jüngling ſtand noch vor dir, als mit Zagen.

Ja, könnte ſelbſt in Zukunft Einer kommen,
Dir gleich und dennoch fähig, dich zu haſſen,
Er würde nimmer büßen ſein Gelüſte:

Er hätte kaum die Axt zur Hand genommen,
So müßt' er ſie ſchon wieder fallen laſſen,
Weil er ſchon dadurch häßlich werden müßte.

An meinen Freund Gurlitt.

Ich dachte dein, als ich die Herrlichkeiten
Der Steyermark vom Berg herab erblickte
Und im Empfindungswirbel faſt erſtickte,
Weil mir die Kraft gebrach, ihn abzuleiten.

Denn wer, wie du, in nebelhafte Weiten
Den Künſtlerblick ſo oft ſchon ſiegreich ſchickte
Und ſicher war, daß keine ihn verſtrickte,
Vermag auch dort mit der Natur zu ſtreiten.

Zwar werde ich dir nie die Hand mißgönnen,
Doch könnt' ich dir das Auge faſt beneiden,
Vor dem des Chaos Formen nicht beſtehen.

Ich möchte Bilder ſchau'n, nicht machen können,
Und bloß, um Nichts vom Häßlichen zu leiden,
Denn niemals hat's der Maler noch geſehen.

Juno Ludoviſi.

Du laſſeſt uns die Blüte alles Schönen
Und ſeines Werdens holdes Wunder ſehen:
Die Stirn' iſt ſtreng, man ſieht's in ihr entſtehen,
Wie es noch ringen muß mit herben Tönen.

Die Wange will ſich ſchon mit Anmuth krönen,
Doch darf ſie noch im Lächeln nicht zergehen,
Der Mund jedoch zerſchmilzt in ſüßen Wehen,
Daß Ernſt und Milde ſich im Reiz verſöhnen.

Erſt keuſches Leben, wurzelhaft gebunden,
Dann ſcheuer Vertraum von ſich ſelbſt, der leiſe
Hinüber führt zur wirklichen Entfaltung;

Und nun iſt auch der Werdekampf verwunden,
Man ſieht nicht Anfang mehr, noch Schluß im Kreiſe,
Und dieſes iſt der Gipfel der Geſtaltung.

Ein Bild.

Im Morgenwinde ſah ich Blumen wanken
Und ſah, wie ſie den Thau der gold'nen Frühe,
Daß jede voller dufte, tiefer glühe,
Mit heißem Mund begierig in ſich tranken.

Geſättigt ſah ich bald die meiſten ſchwanken,
Als glaubten ſie, daß keine nun verblühe,
Die Roſen tranken fort mit ſüßer Mühe,
Bis ihre Kelche faſt zur Erde ſanken.

Die andern wiegten ſich in Luſtgefühlen,
Sie wollten eben lauten Spott erheben,
Da ſchoß die Sonne ihre Flammen-Pfeile.

Die Roſen löſchten ſie im Thau, dem kühlen,
Doch jenen drangen ſie in Mark und Leben,
Man ſah ſie hingewelkt nach kurzer Weile.

Epigramme und Verwandtes.

Bilder, wie ſie im Fluge ſich haſchen laſſen, Gedanken
  Welche ſich runden in ſich, mancher geſchichtliche Strich,
Auch zuweilen ein Hauch, der, leiſe ſchwellend, den Buſen
  Hebt und wieder verläßt, eh er ein Lied noch beſeelt,
Und dazwiſchen, doch ſelten, die Köpfe von Schelmen und Wichten,
  Wie man, genagelt an's Thor, Eulen und Dohlen erblickt:
Alles aber im Vers, wie Schiller und Goethe ihn bauten,
  Schmähn ihn auch Platen und Voß, weil er der deutſcheſte iſt.

I.

Bilder.

Auf den Dom zu Sanct Stephan in Wien.

Altehrwürd'ges Symbol der wahren Einheit und Eintracht,
    Welch ein gewaltiges Bild ſtellſt du mir hin vor den Geiſt!
Mehr erhebt es mich faſt, dich werden zu ſeh'n in Gedanken,
    Als mich, geſättigten Blicks, deiner Vollendung zu freu'n.
Welch ein harmoniſches Leben! Welch fröhlicher Austauſch der Kräfte!
    Und von Geſchlecht zu Geſchlecht ſchlingt ſich das heilige Band.
Kaum entfaltet der Meiſter, des Genius irdiſcher Herold,
    Fromm und begeiſtert den Plan, als ſich auch Alles ihm beugt:
Nicht das Handwerk bloß, das nur durch's Dienen ſich adelt,
    Auch die ſtolzere Kunſt horcht nur auf ſeinen Befehl.
Einer greift zur Kelle, der Andre zum Meißel, und freudig
    Fängt nun Jeglicher an, was er nicht endigen ſoll.
Wer als kräftiger Jüngling die luft'gen Gerüſte erklommen,
    Steigt erſt herunter als Greis, doch es erſetzt ihn ſein Sohn,
Dieſen wieder ſein Enkel, und als nun endlich der Letzte
    Für die Spitze des Thurms windet den ſchimmernden Kranz,

Siehe, da kann er die Blumen auf deſſen Grabe ſchon pflücken,
Welcher den Grundſtein einſt, gläubig vertrauend, gelegt!
Aber nun ſtehſt du auch da, ein Fels, von menſchlichen Händen,
Und verkündeſt der Welt, wie man das Dauernde ſchafft!

Todtenopfer.

Ueber den Kirchhof ging ich und pflückte von jedem der Gräber
Eine Blume mir ab, bis ſie mir ſchwollen zum Strauß.
Aber, was ſoll er mir doch — ſo rief ich, plötzlich erſchaudernd —
Borgt das Leben ſich denn Zierde und Zeichen vom Tod?
Doch, da traf ich ein Grab, verwildert liegend und einſam,
Welchem jeglicher Kranz fehlte, der welke ſogar.
Nimm ſie, ſprach ich und ſtreute die Blumen, die ſchlummernden Nachbarn
Senden das Opfer durch mich, da es die Liebe verſäumt!

Wüſtenbild.

Ueber der Wüſte ſchwebt ein Geier und ſpäht nach der Beute.
Unten im Sande zieht keuchend ein Wand'rer daher.
Jener möchte verhungern, und nirgends erblickt er ein Leben,
Dieſer verſchmachtet vor Durſt, aber ihm rieſelt kein Quell.
Da gewahren ſich Beide, und brennen, zuſammen zu treffen,
Hat doch der Eine ſein Fleiſch, hat doch der Andre ſein Blut!

Schwalbe und Fliege.

An dem heiterſten Morgen entſtürzte die fröhlichſte Schwalbe
Plötzlich dem Himmel und ſank todt zu den Füßen mir hin.
Mittags der längſt Erſtarrten den Schnabel öffnend, erſpäht' ich
Eine Fliege im Schlund, welche ſie halb nur verſchluckt.
Dieſe zappelte noch, ich zog ſie hervor, und die Flügel
Trocknend im Sonnenſtrahl, ſchwirrte ſie bald mir davon.

Geſchloſſener Kreis.

Nicht vermochte die Traube den Wein noch länger zu halten,
Als man ſie kelterte, war ſie dem Zerſpringen ſchon nah;
Auch nicht konnte das Faß, das ſtarke, den feurigen feſſeln,
Wenn man nicht ſchnell ihn gezapft, hätt' er ſich ſelber befreit;
Noch viel weniger hält ihn der Dichter, der ihn getrunken,
Jetzt zurück, als Gedicht fliegt er ſchon wieder davon:
Mög' es den Hörer berauſchen, und mög' er nicht eher ernüchtern,
Bis er Reben gepflanzt, daß ſich vollende der Kreis!

Ein Weizenfeld.

Weil es die Aehre verſchmäht, ſich mit der Farbe zu zieren,
Hat die Natur ihr den Mohn dicht an die Seite geſtellt;
Jener hat ſie die Kraft vertraut, den Menſchen zu nähren,
Dieſem verlieh ſie den Reiz, welcher ſein Auge erfreut.
Jene frage drum nicht: wo ſprießen dir nützliche Körner?
Oder dieſer: wo trägſt du den erquicklichen Schmuck?
Wenn die Eine uns fehlte, ſo könnten wir freilich nicht leben,
Aber wir möchten es nicht, wäre der And're nicht da!

Bei der Beſtattung des Herzogs von Auguſtenburg.

Volk, was tummelſt du dich? „Der Herzog wird ja begraben!
Hörſt du die Glocken denn nicht? Laut genug hallen ſie doch!“
O, du glückliche Menge, dir kann es nimmermehr fehlen,
Alles wird dir zum Feſt, ganz, wie die Hochzeit, der Tod.
Männer und Weiber, der Greis mit ſilberhaarigem Scheitel,
Und das quellende Kind dort auf dem Arme der Magd,
Alle ſtrömen herbei, ſie wollen die ſtolzen Caroſſen
Sehen, die Pferde im Putz und die Lakaien im Staat.
Würde er ſelbſt hier, der Tod, beſtattet, und läge die Hippe,
Statt des Schwerts, auf dem Sarg, welche uns Alle bedroht,
Bunter wäre es nicht und luſtiger kaum, das Gefolge,
Traun, ſie blicken darein, wie es Unſterblichen ziemt.
Jener Greis, er zählt ſein Alter von hundert herunter,
Und da bleiben ihm noch zwanzig der Jahre und mehr,
Dieſes Kind, es läßt gar von der Magd ſich verſprechen,
Daß man ihm morgen zur Luſt Kaiſer und König begräbt.
Ich nur ſehe den Todten mit ſeinem geſchloſſenen Auge,
Ich nur das lehmerne Bild, welches der Deckel verbirgt.
Doch ſchon ſehe auch ihn nicht mehr, dort lächelt ein Mädchen,
Und es kommt mir ſo vor, daß ſie mich kennt und mir winkt.

Der Greis.

Bin ich wieder geneſen und glaubte, ſicher zu ſterben?
Dank dir, gütiger Tod, daß du ein Umſeh'n mir noch
Wollteſt vergönnen, ein letztes! Zu lange werd' ich nicht zögern!
Einen einzigen Blick! Erde, wie biſt du ſo ſchön!
Jene Thräne iſt längſt getrocknet, die mir zuweilen
Deinen Zauber verhüllt, morgendlich glühſt du mich an!
Drüben ſpielt mein Enkel! Den heiligen Funken des Lebens
Trat ich ab an das Kind! Fort nun! Er bleibt ja zurück!

Nach dem erſten Abend bei Franconi in Paris.

Jammer, du rührſt mich nicht mehr! Denn daß es dem feurigen Proteus
In des Odyſſeus Arm, der ihn nicht einmal befragt,
Der ihn nur ſtumm erdrückt und an der Verwandlung verhindert,
Daß es ihm übel behagt, dieſes verſteht ſich von ſelbſt.
Aber, wenn er ſich löſ't und ſich die göttliche Freiheit
Wieder erobert, und wär's auch nur für Einen Moment:
Ja, da rührt er mich tief, da fühl' ich mich doppelt und dreifach
Selber gebunden, da wird eilig das Auge mir feucht.
Zeigt mir ein Bettler die Wunden, ſo reich' ich ihm freilich den Pfennig,
Doch ich wuſch ſie noch nie mild mit der Thräne ihm aus.
Aber ich weine dem Lear, und auch nicht, weil es dem König
Mißlich ergeht in dem Stück, nein, weil ein Menſch es gemacht.
Ja, ich will es bekennen, daß ſelbſt die Reiter-Geſellſchaft
Mir heut' Abend den Thau ſüßer Bewund'rung entlockt.
Iſt es dem Vogel nicht nah, dies zierliche Mädchen? Der Jüngling,
Beugt er dem dumpfen Geſetz irdiſcher Schwere ſich noch?

Und, auf den Schultern des Bruders, das Knäbchen, die Stellungen wechſelnd,
Scheint's nicht lebendiger Thon, welcher nach Laune ſich formt?
Gaukeln nicht Alle vorüber, wie glänzende Schatten, und zeigen,
Daß der Leib, wie der Geiſt, frei iſt, ſobald er nur will?
Ja, und würde auch Jedes ein Opfer des kühnſten Verſuches,
Den die Begeiſterung wagt: ſtürzt denn nicht Pſyche noch ſchön,
Wenn ſie's im Taumel vergißt, daß ſie den trüg'riſchen Fittig
Wieder zerſchü[illegible]t zu Sand, den ſie zu muthig bewegt?

Der Phönix.

Biſt du ſelber, o Menſch, der Phönix, von welchem du träumteſt,
Daß ihn die Flamme verjüngt? Innig beklag' ich dich dann,
Daß man aus feuchtem Holz den Scheiterhaufen dir thürmte
Und in regnichter Nacht gar in den Brand ihn geſteckt.
Anfangs zwar ſchürt Amor das Feuer, er hat es entzündet,
Luſtig praſſelt es auf, doch er verſäumt es zu bald.
Nun erliſcht es, du liegſt auf todten Kohlen, die Winde
Sauſen, der Regen tropft und du erſtarrſt und erfrierſt.

Natur und Menſch.

Oft ſchon kam es mir vor, Natur, als hätt'ſt du zu zeitig
In dein Werk dich verliebt und die Vollendung verſäumt.
Weil der Menſch dir gefiel, ſo bliebſt du ſtehen bei'm Menſchen,
Und erweckteſt in ihm nicht noch den ſchlummernden Gott.
Aber nun träumt er von dem, und weil er erwachend ſich wieder
Findet, wie eben vorher, fällt er zurück in das Thier.

Italiens erſter Gruß.

Heliogabalus ließ die Gäſte erſticken mit Veilchen:
    Schönes Italien, drohſt du mir ein ähnliches Loos?
Deiner Fülle erlieg' ich! Sie iſt für Götter und Käfer!
    Göttern bin ich nicht gleich, Käfern noch minder verwandt!

Rom.

Rom, ſchon biſt du Ruine und wirſt noch weniger werden,
    Aber dein Himmel verbürgt dennoch die ewige Stadt.
Wo die Myrthe gedeiht und wo der Lorbeer nicht mangelt,
    Siedeln zu Liebe und Krieg immer auch Menſchen ſich an.

Coloſſeum und Rotunda.

Coloſſeum, Rotunda, ihr wurdet chriſtliche Kirchen,
Weil euch dieſes allein vor der Zerſtörung geſchützt,
Denn der ſtumpfe Zelot ergriff die Axt des Barbaren,
Als ſie ihm endlich entſank, aber der weiſere Papſt
Schirmte euch durch den Altar und durch die Heiligenbilder
Still vor der letzten Gefahr, welche euch drohte bis heut'.
Dennoch kommt es mir vor, als hätt' man erſchlag'nen Titanen
Nach dem Tode das Kreuz noch auf die Stirne gebrannt.

Auf dem Capitol.

Cäſar entblößte ſein Haupt und hatte ſich ſelbſt nicht zu grüßen,
Kann ich weniger thun, jetzt, da ſein Schatten hier weilt?

Via Appia.

An den Straßen erhöhten die Römer den Todten die Gräber,
Daß der Niedrigſte ſelbſt, führte ſein Weg ihn vorbei,
Sich noch glücklich erkenne und ſpreche: wenn mir auch wenig
Nur gehört, mir gehört viel, mir gehört noch kein Grab!

Der Epheu am Grabe der Cecilia Metella.

Epheu, man hat dich verklagt, du ſollſt die Bäume entſeelen,
Aber ich ſpreche dich los, da du die Steine belebſt!
Jenen Frevel erblickt' ich noch nie; dies reizende Wunder
Sah ich noch heute vollbracht: grünt doch das traurige Grab.

La chiesa sotterranea dei Capucini a Roma.

Menſchen-Gebeine hat man zu Sternen und Blumen verflochten.
Von der farbigen Wand grinſen ſie zierlich herab;
Aufgeſtapelte Schädel umſteh'n in geordneten Reihen
Dämmernde Niſchen, worin manches Gerippe ſich ſtreckt,
Wie im Leben, bekleidet mit bräunlicher Kutte, ein Täflein
In der knöchernen Hand, welches das Sterbejahr nennt,
Und dein Führer, ein Mönch, wie dieſe Todten es waren,
Sagt dir lächelnd: dereinſt werde ich ruhen, wie ſie!
Aber Italiens Sonne beſtrahlt durch niedrige Fenſter
All' den Moder und ſanft plätſchert ein Springbrunn im Hof.

Auf eine Biene in der Villa Medicis.

Holdes Bienchen, du irrſt! Dort winkt dir blühend der Lorbeer,
Sprich, was umſurrſt du denn mir ewig die Wang' und den Mund?
Honig entſaugſt du mir nicht, du ſey'ſt denn ein ſchelmiſches Mädchen,
Das ſich vermummte, und dann komm' in der wahren Geſtalt!
Sinnſt du mir aber ein Arges, gedenkſt du, dafür mich zu ſtrafen,
Daß ich ein Menſch nur bin, nimmer die Roſe des Thals,
Oder bin ich dir gar aus alter Zeit noch verſchuldet,
Hab' ich als Blume vielleicht einſt dir geweigert den Trunk:
O, beſieh' mich vorher, ob nicht mit ſchärferem Stachel
Dich ein ſtärkerer Feind lange an mir ſchon gerächt:
Sieh', du ſetzeſt dich leicht auf eine Narbe, denn manche
Hab' ich, ich zuckte dir kaum, aber du litteſt den Tod.

Die Kuppelbeleuchtung zu Rom.

Alter Sanct Peter, was ſeh' ich? Es ringelt die Schlange des Feuers
Glühend ſich um dich herum, züngelt noch über das Haupt
Dir hinaus und verſcheucht den Mond, den frommen Verſilb'rer
Deiner Kuppel, der wähnt, daß ihn die Hölle vertreibt.
Doch, ich irrte mich wohl! Du ſtehſt nicht erſchrocken, die Flamme
Zittert, ſtatt deiner, ſie friert, gern auch entſchlüpfte ſie dir,
Aber du hältſt ſie, ſie ſoll den Vorwitz büßen, verwegen
Angekrochen zu ſeyn an dem Giganten von Stein.
Oder hat ſich der jüngſte der Blitze, der Wolke entwiſchend,
Gar des Angriffs erkühnt, haſt du den Neſtling gepackt
Und dich in ihn gewickelt, damit er verkünde: Sanct Peter
Hat zwar das Ende der Welt, aber Nichts weiter zu ſcheu'n?
Wahrlich, ich glaub's, dich knirſcht erſt dann die Erde hinunter,
Wenn ſie dem Chaos erbebt, welches ſie ſelber erſchnappt.

Vor dem Laocoon.

Michel Angelo hieß als Wunder der Kunſt dich willkommen,
Weil du als Gegengewicht gegen den ſchönen Apoll,
Der den Raphael trug und ihn verneinte, ihm dienteſt.
Mancher ſprach es ihm nach, aber er ſagte zu viel.
Was die Wahrheit vermag, das zeigſt du deutlich, o Gruppe,
Deutlicher zeigſt du jedoch, daß ſie nicht Alles vermag!

Die Herme.

Herme, ich liebe auch dich! Mir iſt, als ſäh' ich das Chaos
Nach unendlichem Kampf hier von ſich ſelbſt ſich befrei'n!

Ein Scirocco-Tag in Rom.

Steht in Flammen die Welt? Sind rings die Meere verdünſtet,
Welche mit linderndem Hauch ſonſt doch die Glut wohl gekühlt?
Sinken ſie alle in Aſche zuſammen, die Städte der Menſchen?
Wälzt den glühenden Qualm langſam herüber der Wind?
Oder iſt's der Scirocco, der zwar die Orange uns zeitigt
Und die Traube uns kocht, aber uns ſelbſt auch erſtickt,
So daß Jeglicher zweifelt, er werde die Früchte noch koſten,
Die er uns ſüßt, und des Weins, den er uns würzt, ſich erfreu'n?
Sey es, was es auch ſey, das bloße Athmen wird Arbeit
Und das Leben begräbt ſcheu ſich im dumpfeſten Schlaf.
Kaum noch rettet es ſich den leiſen Wunſch, zu erwachen,
Denn es fühlt ſich dem Tod, fühlt ſich dem Nichts ſchon zu nah!

Vor Raphaels Galathea.

Dieſes Bild zu betrachten, war Einer nur würdig, der Dichter,
Welcher die Julia bot; dieſes entzückende Stück
War nur für Raphael da: o hätten ſich Beide bewirthet
Und in die ewige Nacht dann, was ſie ſchufen, verſenkt!

Die Alexander-Schlacht.

Seht dies köſtliche Bild, ihr Maler, und lernt das Geheimniß,
Wie ſich die Fülle des Stoffs paart mit der Größe der Form.

Der Lorbeer in Italien.

Alles Herrliche trieb in dieſem Lande die Erde,
Darum hat ſie ſich ſelbſt hier mit dem Lorbeer gekrönt.

Zu Albano.

Unvergeßliches Bild! Ein Eſel wollte verſchmachten,
  Zwar, der Brunnen war nah, aber es war ihm zu viel,
Zwanzig Schritte zu machen, und es bedurfte des Führers,
  Ihn zu beſtimmen; gepeitſcht, trank er mit Gier und mit Luſt.

In den pontiniſchen Sümpfen.

Lachen erwartete ich, was fand ich? Strotzende Wieſen,
  Selten wuchernden Schilf, kaum noch die Spuren von Sumpf.
Aber kräftige Bäume, des Erdreichs Mark mir bezeugend,
  Korn auch, freilich nur da, wo man gepflügt und geſät.

Villa reale a Napoli.

Unter duftigen Bäumen, vom Hauch des Abends durchſäuſelt,
Sammelt von reizenden Frau'n ſtill ſich ein glänzender Flor;
Leiſe ergießt ſich der Strom melodiſcher Klänge und ſchaukelt
Zwiſchen Wonne und Weh jedes empfängliche Herz;
Aber die Wogen des Meers, am nahen Geſtade ſich brechend
Und vom Winde geſchwellt, donnern verhalten darein,
An die gewalt'gen Accorde der rollenden Sphären uns mahnend,
Welche für's menſchliche Ohr ſanft zur Muſik ſich gedämpft.

Neapolitaniſches Bild.

Fleißig hämmert der Schmied, mein Nachbar, da naht ſich bedächtig
Ihm der heiſchende Mönch, willig auch reicht ihm der Mann,
Den er noch kaum verdient durch frühe Arbeit, den Groſchen,
Und es beut ihm der Mönch einen gedoppelten Dank.
Erſt die Madonna zum Kuß und dann die Doſe zum Schnupfen,
Jener küßt und nimmt ruhig die Priſe darauf.

Auf einen Schmetterling, der mich in der Gräberſtraße zu Pompeji umflog.

Faſt in's Angeſicht fliegt mir der Schmetterling, immer ſo ſcheu ſonſt;
Ahnt er, daß hier ein Menſch gar nicht zu tödten vermag?
In der begrabenen Stadt und unter begrabenen Gräbern
Halt' ich den Odem ſogar an, wenn der Gaukler ſich naht.

Die Sicilianiſche Seiltänzerin.

Süßes, reizendes Mädchen! Du tanzeſt drinnen, doch draußen
Schlägſt du die Becken zuvor, daß ſich die Bude dir füllt.
Roth iſt dein Kleid und es ſtechen davon die weißen Korallen
Zierlich ab, die du fein dir um das Hälschen gehängt.
Aber wehe! Du ließeſt die Schellen zu mächtig ertönen
Und zerquetſchteſt dabei leider ein Perlchen der Schnur.
Traurig ſenkſt du das Köpfchen und blickſt zur älteren Schweſter
Still hinüber und flehſt ſtumm um ihr Mitleid ſie an.
Doch ſie lächelt verächtlich, und dreht dir den Rücken, und wirft ihr
Tambourin ſo in die Luft, daß es, gefangen, zerſpringt.
Aermſte, ich kann ſie verſteh'n! Sie hat ſchon Beſſ'res verloren
Und dein kindlicher Schmerz um den zerſchmetterten Tand,
Der die Reinheit der Seele, die fleckenloſeſte, ſpiegelt,
Mahnt ſie an deinen Beſitz, ach! und an ihren Verluſt!

Venedig.

Wie ein verwirklichter Traum begrüßt dich das bunte Venedig.
Wenn du es flüchtig durchſchiffſt: nicht die verſunkene Stadt
Glaubſt du vor dir zu ſehen, von welcher die Dichter erzählen,
Dieſe dünkt dir im Meer gleich von Tritonen erbaut,
Und du taumelſt dahin, wie unter Korallen und Muſcheln,
Und verwunderſt dich nur, daß dich die Flut nicht ereilt.
Alles Uebrige paßt hinein in den Rahmen: der Doge,
Der ſich den Wellen vermählt, und das vermummte Gericht,
Ja die Brücke der Seufzer, erſcheinen dir hier ſo natürlich,
Wie in des Oceans Nacht Fiſche mit Sägen im Haupt.
Laß dir aber vom Führer berichten, wie Alles entſtanden,
Und das phantaſtiſche Bild löſ't in Vernunft ſich dir auf!

II.

Gnomen.

Der Lorbeer um ein Menſchenhaupt.

Unverwelklicher Lorbeer in ſchnell erbleichender Locke!
Welch' ein gewaltiges Bild menſchlicher Größe und Kraft!

Das Höchſte und das Tiefſte.

Kein Gewiſſen zu haben, bezeichnet das Höchſte und Tiefſte,
Denn es erliſcht nur im Gott, doch es verſtummt auch im Thier.

Auf den Tod.

Tod, man kann dich nicht bannen, doch dafür kann man dich rufen;
Weil du das Opfer verſchmähſt, biſt du zum Sclaven gemacht.

Die doppelten Thränen des Menſchen.

Weinen mußt du im Himmel und weinen mußt du auf Erden,
In dem nämlichen Thau ſpiegeln ſich Wonne und Qual.
Aber die Thräne der Wonne verdunkelt ſogleich dir den Himmel,
Während die Thräne der Luſt nie dir die Erde verhüllt.

Der Dämon und der Genius.

Glücklich willſt du nicht heißen, noch weniger jubeln und jauchzen
Daß du den Dämon nicht weckſt, der nur die Stillen verſchont;
Aber zitterſt du nicht, den Genius ſelbſt zu verletzen,
Welcher dich ſegnet und ſchirmt, wenn du den Dank ihm entziehſt?

Der Wirbel des Seyns.

Denke dir einmal das Nichts! Du denkſt es dir neben dem Etwas!
Aber, da denkſt du's dir nicht! Hier iſt der Wirbel des Seyns!

Transſubſtantiation.

Zwiſchen den Zähnen noch wehrt ſich der Apfel gegen den Menſchen,
Aber, wehrt ſich der Menſch weniger gegen die Welt?

Der Abend.

Jeglicher Abend ergreift mich, als wär' er der letzte von allen,
Der nach unendlichem Kampf ewige Ruhe verheißt.

Die Gränze des Menſchen.

Wo die Natur dir Erkenntniß vergönnt und Einſicht in's Weſen?
Wo ſie deiner bedarf! Das iſt nur ſelten der Fall.

Philoſophenſchickſal.

Salomons Schlüſſel glaubſt du zu faſſen und Himmel und Erde
Aufzuſchließen, da löſ't er in Figuren ſich auf,
Und du ſiehſt mit Entſetzen das Alphabet ſich erneuern,
Tröſte dich aber, es hat während der Zeit ſich erhöht.

Die Scham.

Scham bezeichnet im Menſchen die innere Grenze der Sünde:
Wo er erröthet, beginnt eben ſein edleres Selbſt.

An die Erde.

Gönne dem Baum die Freude, gen Himmel zu wachſen, o Erde:
Was er an Früchten erzeugt, wirft er dir doch in den Schooß!

Der Schlaf.

Alles wird uns Genuß, ſo ſchön iſt das Leben gerundet,
Selbſt der Tod, denn der Schlaf iſt der genoſſene Tod.

Des Lebens Höchſtes.

Mutterliebe, man nennt dich des Lebens Höchſtes! So wird denn
Jedem, wie ſchnell er auch ſtirbt, dennoch ſein Höchſtes zu Theil!

An das Glück.

Glück, ſie nennen dich blind und werden nicht müde, zu ſchelten.
Frage doch endlich zurück: Könnt ihr denn ſelber auch ſeh'n?

Der Führer durch's Leben.

Nie verbinde dich Einem, der das als Mittel behandelt,
Was dir Zweck iſt, du ſelbſt biſt nur ein Mittel für ihn!

Majestas hominis.

Je geringer der Mann, je größer ſein Stolz, daß er Menſch iſt
Aber je größer der Mann, um ſo geringer der Stolz.
Cajus fühlt ſich gedeckt durch Julius Cäſar und jubelt,
Cäſar bezweifelt ſich ſelbſt, wenn er des Cajus gedenkt.

Jedermann ins Album.

Was ich dir wünſche, mein Freund? Ich wünſche Allen daſſelbe:
Finde Jeglicher den, der ihm im Innerſten gleicht!
Biſt du ein Guter, ſo kann dich der Himmel nicht beſſer belohnen,
Biſt du ein Schlimmer, ſo ſtraft ärger die Hölle dich nicht.

Der Triumph der Natur.

Jede Form iſt ein Kerker. Wie hält die Natur denn das Leben
Feſt in allen? Sie hat keinen mit Fenſtern verſeh'n!

Das größte Hinderniß.

Was den Menſchen am meiſten in Kunſt und Leben zurück hält?
Daß er auf Brücken ſich gern ewige Wohnungen baut!

Bedingtes Vertrauen.

Heute trau' ich dir noch, doch morgen nimmer, du biſt nur
Darum gut, weil du glaubſt, daß es die Anderen ſind.

An den Menſchen.

Wünſche dir nicht zu ſcharf das Auge, denn wenn du die Todten
In der Erde erſt ſiehſt, ſiehſt du die Blumen nicht mehr!

An Columbus.

Glaubſt du, du trägſt ſie allein, die Kette? Dem horchenden Ohre
Klirrt ſie vernehmlich genug durch die Geſchichte hindurch.

Homo sapiens.

Welch' ein Narr iſt der Menſch! In Allem muß er ſich ſpiegeln!
Selbſt in Sonne und Mond hat er ſein Antlitz entdeckt.

Die Unſterblichen.

Kennſt du die Tafel, auf welche die unbeſtechliche Clio
Einſt die Unſterblichen bringt? Freund, auf den Nagel des Daums!

Der Größte.

Was der Größte ſich denkt? Dieß denkt er: Hole der Teufel
Euer ganzes Geſchlecht, wenn ich das bin, was ihr glaubt!

Blumen und Dornen.

Blumenkränze entführt dem Menſchen der leiſeſte Weſtwind,
Dornenkronen jedoch nicht der gewaltigſte Sturm.

Der Weg zur Bildung.

Menſch, ergründe die Welt und nicht die Bücher, wie viel ſie
Auch enthalten, es ward ſtets aus der Welt ja geſchöpft,
Und, du magſt es mir glauben, ich habe es ſelber erfahren,
Sagt ſie dir es nicht auch, iſt es für dich nicht geſagt.

Lebensregel.

Wer nur den Menſchen im Menſchen erblickt, der wird mit dem Niedern
Gern verkehren, als wär' Alles auf Erden ſich gleich.
Aber er thu' es nur dann, wenn dieſer den Niedrigern wieder
Aehnlich behandelt, denn ſonſt hat's der Geſell nicht verdient.

Schön und lieblich.

Drei der Grazien giebt's, nur Eine Venus! Die Veilchen
Will ich zum Strauße gereiht, aber die Roſe allein.

Menſchenloos.

Was der Menſch auch gewinne, er muß es zu theuer bezahlen,
Wär' es auch nur mit der Furcht, ob er's nicht wieder verliert.

Die Frage bedingt die Antwort.

Was dir der Genius ſagt, der eigene oder der fremde?
Was nur der Genius weiß! Fragſt du gemein, iſt er ſtumm!

Gottes Räthſel.

Kinder ſind Räthſel von Gott und ſchwerer, als alle, zu löſen,
Aber der Liebe gelingt's, wenn ſie ſich ſelber bezwingt.

Der ewige Papſt.

Wer in weltlichen Dingen auf geiſtige Weiſe vermittelt?
Freilich thut es ein Papſt, aber der Künſtler iſt Papſt.

Selbſterkenntniß.

Ob du dich ſelber erkennſt? Du thuſt es ſicher, ſobald du
Mehr Gebrechen an dir, als an den Andern entdeckſt.

Die Welt.

Wenn ich die Welt im Ganzen und Großen betrachte, ſo glaub' ich's,
Daß ſie von Ewigkeit iſt und allein durch ſich ſelbſt;
Wenn ich mir aber ſodann das Einzelne näher beſchaue,
Kommt ſie mir vor, wie der Witz eines gewaltigen Ichs.

Verwunderung und Auflöſung.

Gäbe es lauter Genie's, ich würde mich gar nicht verwundern,
Aber ich ſtaunte ſchon oft, daß es ſo wenige giebt.
Dennoch iſt es natürlich! Wie viel iſt Muskel am Menſchen
Und wie wenig Gehirn! So auch am Menſchengeſchlecht.

Mahnung.

Fürchte die ſchlechteſte Fliege! Sie kann den edelſten Wein dir
Doch verderben: ſie fällt eben hinein und erſäuft!

Die Summe des Lebens.

Jahre reihſt du an Jahre, doch, was ein Jahrhundert dir brachte,
Wenn du der Glücklichſte biſt, zählt die Minute dir auf.

Heroenſchickſal.

Jedem Heroen ſtellt ſich ein winziger Affe zur Seite,
Der ſich die Kränze erſchnappt, welche der And're verdient.

Der Traum als Prophet.

Was dir begegnen wird, wie ſollte der Traum es dir ſagen?
Was du thun wirſt, das zeigt er ſchon eher dir an.

Haß und Liebe.

Wen du der Liebe nicht würdigſt, den würdige auch nicht des Haſſes,
Sache nur ſey er für dich, aber mit nichten Perſon!

Welt und Menſch.

Zwölf der Monde bedarf's, ſo heißt es, die Welt zu umſegeln,
Zwölf der Jahre jedoch, eh' du den Menſchen umgehſt.

III.

Kunſt.

Das Genie und die Talente.

An der höheren Stufe vermißt ihr gewöhnlich die niedre,
Lernt's doch endlich, ſie wird eben mit dieſer erkauft.
Daß ein Ganzes werde, muß jeglicher Theil ſich beſcheiden
Tritt er einzeln hervor, wuchert er, wie er nur kann,
Und er wird, wo er herrſcht, ſich freilich ſtärker erweiſen,
Als er thut, wo er dient, aber ein Thor nur vergleicht.
Denkt nur an den Menſchen! Ihm gaben alle Geſchöpfe
Von dem Ihrigen ab, doch er erreicht auch nicht eins,
Oder hat er die Klaue des Löwen, den Fittig des Vogels?
Selbſt das ſtumpfe Inſekt trotzt ihm mit ſeinem Inſtinct.
Dennoch iſt er ihr König, und jedes muß ſich ihm beugen,
Aber ihm gleicht das Genie, das die Talente vereint.

Meiſter und Pfuſcher.

Nicht den Charakter bewundert, wenn echte Talente verſchmähen,
   Um den erbärmlichen Preis flüchtigen Gauklererfolgs
Alle Geſetze der Kunſt mit Füßen zu treten und alle
   Zu verhöhnen, verehrt ruhig die größ're Natur.
Pfuſchern ſetztet ihr oft ſchon deutſche Preiſe, wofür ih
   Meiſterſtücke bedangt, ſetzt ſie den Meiſtern einmal
Und bedingt euch Geſudel, ſie werden euch ſchwerlich genügen,
   Denn ein harmoniſcher Geiſt hat im Gemeinen ſein Maß.
Einfach iſt das Geſetz, es ruht die Kraft nicht im Wurme,
   Eh' ſie den Punkt erreicht, wo ſie ſich ſelber genügt.
Und es triebe kein Gott ſie weiter, wenn er auch wollte.
   Meßt denn ehrlich den Weg und es ergiebt ſich der Grad.

Gewiſſensfrage.

Machte der Künſtler ein Bild und wüßte, es dauere ewig,
Aber ein einziger Zug, tief, wie kein and'rer, verſteckt,
Werde von keinem erkannt der jetzigen und künftigen Menſchen,
Bis an's Ende der Zeit, glaubt ihr, er ließe ihn weg?

Idee und Geſtalt.

Blumen nur hätt' ich gemalt und Bäume und Kräuter, Nichts weiter?
Lieber Tadler, nur ſo wird ja die Sonne gemalt!

Vers und Proſa.

Leichter wäre auf einmal der Vers, als die Proſa, geworden?
Schwerer iſt er, wofern ihr ihn vortrefflich verlangt,
Denn mit jeglichem Reiz der Proſa muß er ſich ſchmücken
Und mit dem höheren noch, den man an ihr nicht vermißt.
Wenn ihr ihm einen erlaßt, ſo wird's euch der Dichter nicht danken,
Denn ihr ebnet dadurch einzig dem Stümper die Bahn.
Aber, ſo ſeyd ihr, ihr ſetzt, damit nur Jeder ein Künſtler
Heiße, ruhig die Kunſt unter ſich ſelbſt erſt herab.
Und da pfeifende Knaben das Nichts nun zu leiſten vermögen,
Das ihr fordert, ſo denkt ihr ſie euch ſelbſt als ein Nichts!

Die Deutſche Sprache.

Schön erſcheint ſie mir nicht, die deutſche Sprache, doch ſchön iſt
Auch die franzöſiſche nicht, nur die italiſche klingt.
Aber ich finde ſie reich, wie irgend eine der Völker,
Finde den köſtlichſten Schatz treffender Wörter gehäuft,
Finde unendliche Freiheit, ſie ſo und anders zu ſtellen,
Bis der Gedanke die Form, bis er die Färbung erlangt,
Bis er ſich leicht verwebt mit fremden Gedanken, und dennoch
Das Gepräge des Ichs, dem er entſprang, nicht verliert.
Denn der Genius, welcher im Ganzen und Großen hier waltet,
Feſſelt den ſchaffenden Geiſt nicht durch ein ſtrenges Geſetz,
Ueberläßt ihn ſich ſelbſt, vergönnt ihm die frei'ſte Bewegung
Und bewahrt ſich dadurch ewig lebendigen Reiz.
Hütet euch nur, ihr Dichter, in dieſer edlen Verläugnung
Ihn zu kränken, zerbrecht nicht mit dem Joche das Maß,
Glaubt nicht zu gewinnen, wenn, kindiſch zerſtochen, die Dämme
Berſten und reißen; es führt wieder nach Babel zurück.
Oder wer ſetzte Barbaren im Ungebund'nen die Grenze?
Haßt doch am Ende: er haßt! für das gewohnte: er liebt!
Viel ſind der Sprachen auf Erden, ſchon dieſes ſollte uns lehren,
Daß kein inneres Band Dinge und Zeichen verknüpft:

Darf ſich aber darum ein Jeder die eigene bilden?
  Beſſer wäre der Menſch ſtumm, wie die Fiſche im Meer!
Seyen die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,
  Sey es die Weiſe ſogar, die ſie bedächtig gewählt;
Fand ein Goethe doch Raum in dieſen gemeſſenen Schranken,
  Wären ſie plötzlich zu eng für die Heroen von heut'?
Gleichen wir der Natur, die nie das Wunder der Schöpfung
  Wiederholt und doch jährlich im Lenz ſich erneut:
Alt ſind die Formen, es kehren die Lilien wieder und Roſen,
  Friſch iſt der Duft und im Kranz thut ſich der Meiſter hervor!

Weltpoeſie.

Keine edlere Flamme, die Völker in Eins zu verſchmelzen,
    Als die poetiſche, nur gehen wir Deutſche zu weit,
Wenn wir den Perſern die Tropen für unſ're Gedanken entlehnen,
    Denn es wird nur verlangt, daß wir die Perſer verſteh'n.
Oder wäre die Zeit der letzten Verſöhnung gekommen,
    Wenn man perſiſch bei uns dichtet, in Perſien deutſch?
Wenn wir die Stimme des Frühlings am Lech als Bulbul begrüßen,
    Während ein neuer Hafis dort von der Nachtigall ſingt?

Die Regel.

Regel, wie gleichſt du der Kette, die Benjamin Franklin erfunden!
Freilich beſchützt ſie das Haus, doch ſie verſchluckt auch den Blitz.

Die Poeſie der Formen.

Was in den Formen ſchon liegt, das ſetze nicht dir auf die Rechnung:
Iſt das Clavier erſt gebaut, wecken auch Kinder den Ton.

Philoſophie und Kunſt.

Ein Syſtem verſchlingt das and're, doch neben dem Shakeſpeare,
Jung und friſch, wie der Mai, wandelt noch immer Homer.

Niederländiſche Schule.

Siehſt du den Meiſter? Er ſpuckt! Nun hat er, was ihn begeiſtert.
Wenn er den Auswurf copirt, thut er der Schule genug.
Greift dann gar der Beſchauer mit einem Pfui! zum Schnupftuch,
Weil er für wirklichen Schmutz dieſen artiſtiſchen hält:
O, dann feiert die Richtung den höchſten ihrer Triumphe,
Und der Künſtler verlangt, daß man, wie Zeuxis, ihn ehrt.

Vor einem Rembrand.

Wilde, rieſige Züge, hervor aus der Finſterniß brechend,
Als bekäme die Nacht plötzlich hier ſelbſt ein Geſicht.

Die Secundären.

Wäre die Kunſt nicht ſchon da, ihr würdet ſie nimmer erfinden,
Darum gelingt euch in ihr Großes und Ewiges nicht.

Auf Manchen.

Freilich thut es dir noth, zu ſchaffen, ich glaub' es, doch, leider!
Thut es der Welt nicht noth, daß ſie beſitzt, was du ſchaffſt.

Grundbedingung des Schönen.

Nur vom Ueberfluß lebt das Schöne, dieß merke du, Dichter:
Haſt du nicht etwas zu viel, haſt du mit nichten genug.

Das Princip der Naturnachahmung.

Freunde, ihr wollt die Natur nachahmend erreichen? O Thorheit!
Kommt ihr nicht über ſie weg, bleibt ihr auch unter ihr ſteh'n.

Die alten Naturdichter und die neuen.

(Brockes und Geßner, Stifter, Kompert u. ſ. w.)

Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen ſo glücken?
Weil ihr die Menſchen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht ſeht!
Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr ſchwärmen für Käfer?
Säht ihr das Sonnenſyſtem, ſagt doch, was wär' euch ein Strauß?
Aber das mußte ſo ſeyn; damit ihr das Kleine vortrefflich
Liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt.

Goethe's Rechtfertigung.

Was ich ſelber vermag, das darf ich an Ander'n verachten,
Darum ſchelt' ich dich nicht, daß du geſchwiegen zu Kleiſt.

Schiller in ſeinen äſthetiſchen Aufſätzen.

Unter den Richtern der Form biſt du der Erſte, der Einz'ge,
Der das Geſetz, das er giebt, gleich ſchon im Geben erfüllt.

Tieck als Dramendichter.

Wäre es wirklich ſo ſchwer, das Haus zum All zu erweitern?
Schlagt die Wände nur ein, Freunde, ſo iſt es gethan!

Einem Urſprünglichen.

Jener Wilde erhob den Brief zum Ohre und lauſchte,
  Ob er nicht ſpräche, er war kürzlich in Briefen verklagt,
Und er dachte ſich nun die Blätter mit Zungen verſehen:
  Welch' ein poetiſcher Kopf nach dem modernſten Begriff!
Freund, erkenne dich ſelbſt in dieſem Wilden! Du gleichſt ihm,
  Da du der Einſamkeit „Augen" und „Haare" verleihſt,
Ja, du mußt ihm noch weichen, denn deine erhitzte Phantaſtik
  Iſt nur betrunkner Verſtand, er jedoch taumelt von ſelbſt;
Und du rechneſt nicht minder, nur ſchlechter, weil dir die Tafel
  Mit den Ziffern zerbricht, eh' du die Summe noch zogſt!
Anzuſchauen iſt freilich in Kunſt und Leben das Höchſte,
  Aber man ſchaut noch nicht an, weil man nicht denkt und nicht ſieht:
Jenſeits der Linie erſt begiebt ſich dies letzte der Wunder,
  Dieſſeits ſucht es der Thor, dem es mit Beidem nicht glückt.
Wenn du's bezweifelſt, ſo kröne den Säugling als erſten Poeten,
  Denn er ſprudelt wohl noch Aergeres aus, als du ſelbſt,
Aber man hat doch die Freude, die Sprache entſtehen zu ſehen,
  Wenn er im Kampf um das Wort Nächſtes und Fernſtes verknüpft,
Während ein hohler Geſell uns zeigt durch ſeine Bombaſtik,
  Daß ſie im leeren Gehirn völlig verglüht und verdampft.

Welche Verblendung! Du bringſt es, verſtrickt in die dürftigſten Bilder,
Wie ſie zu Tauſenden einſt jegliche Sprache verſchlang,
Nicht einmal zum Gedanken, du ſpielſt nur mit Hülſen und Schaalen,
Und du träumſt, die Natur nackt, wie die Götter, zu ſchau'n;
Du enträthſelſt nicht einmal die Hieroglyphen, du ſiehſt nur
Schlangen und Vögel, und glaubſt, dicht vor der Iſis zu ſteh'n!

Goethe's Biographie.

Anfangs iſt es ein Punkt, der leiſe zum Kreiſe ſich öffnet,
Aber, wachſend, umfaßt dieſer am Ende die Welt.

Troſt.

Perlen haſt du geſä't, auf einmal beginnt es zu hageln,
Und man erblickt ſie nicht mehr; hoff' auf die Sonne, ſie kommt!

Goethe's Belobungen.

Goethe hat ihn gelobt. Das heißt: er hat ihn geadelt,
Hat zum Baron ihn gemacht. Fürſten erlauben ſich viel.

Unſterbliche und Unbegrabene.

Trennt Unſterbliche nur von Unbegrabenen, Freunde,
Alle Unſterblichkeit hat nur ein einziges Maß!
Das iſt unſterblich, was lebt, was unverlöſchliche Funken
Sprüht, die noch zünden in uns, glaubt mir, das Andre iſt todt.
So iſt Homer unſterblich, und durch den Homer auch Achilles,
Aeſchylos, Sophocles ſo, Shakeſpeare, ja Goethe ſogar,
Aber Napoleon ſtirbt, wofern ihm ein ſpät'res Jahrhundert
Nicht den Dichter erweckt, der ihm das Leben verbürgt.
Knaben werden's belächeln, was Alexander beſiegelt,
Als er am Ganges rief: weh mir, es lebt kein Homer!

Richtſchnur.

Künſtler, nie mit Worten, mit Thaten begegne dem Feinde!
Schleudert er Steine nach dir, mache du Statuen d'raus.

An den Dichter.

Dichter, ergreife die Stunde, ſobald ſie dir lächelt, ſie kehrt zwar
Immer wieder, jedoch nie mit dem nämlichen Geld.

An einen Schriftſteller.

Vogel möchteſt du ſeyn! Das muß ich dir leider beſtreiten,
Aber ein Tauſendfuß biſt du, ich räume es ein.

Monolog eines Modelljägers.

Welch' ein herrlicher Kopf! Und einer der vielen des Pöbels!
  Macht ſie nicht heut' das Modell, macht ſie es morgen gewiß,
Wenn ſie des Hutes bedarf, ihn gegen die Sonne zu ſchützen;
  Welchem Rumpfe jedoch ſetzt man am beſten ihn auf?
Ei, durchmuſtern wir ſchnell die Ilias oder die Bibel,
  Welcher Göttin beliebt? Welche der Heiligen paßt?
Juno? Da wär' erſt die Stirn zu renken, die römiſch und kurz iſt;
  Venus? Du ſtehſt mir im Weg, griechiſches Menſch in Florenz!
Heidinnen, packt euch zum Teufel! Ich ſchenkt' ihn flugs der Madonna,
  Doch die Sixtiniſche iſt leider bis jetzt nicht geköpft.
Vaſen werden zerbrochen und Trauerſpiele vergiftet,
  Aber der Maler erharrt ſeinen Salvator umſonſt.
Sey der Seufzer verzieh'n! Und nun? Was quäl' ich mich länger!
  Iſt nur der Kopf erſt gemalt, hängt ſich ein Leib wohl daran.

Leſſing und ſeine Nachfolger.

Leſſings Auge umfaßte zugleich die ſteigende Sonne
Und den ſchüchternſten Halm, den ihr beſcheidenſter Strahl
Weckte im Schooße der Erde, und ſind die Dichter der Deutſchen
Ausgeartet, ſo ſind's die, die ſie richten, noch mehr.

Schiller und Napoleon.

Schiller iſt ein Verdienſt des großen franzöſiſchen Kaiſers,
Welches der Donnerer ſich um die Germanen erwarb;
Hätte Napoleon nicht die Erde erſchüttert, ſo wären
Carlos, Fiesco und Tell in der Geburt ſchon erſtickt.

Auf einen Abſolutiſten des Verſes im Drama.

Alle Dramen in Verſen, und das in deutſchen, obgleich doch
  Längſt vor dem ſtrengen Verdict Klärchen in Proſa geſang?
Freund, du lieferſt dem Mond, dem ewig wechſelnden, nächſtens
  Sicher das paſſende Kleid, welches noch Keinem geglückt!

Auf einen viel gedruckten Lyricus.

Wunderlich iſt es, gewiß! Auch wird's die Geſchichte verzeichnen,
  Daß man ſo oft dich gedruckt, aber beſcheide dich doch!
Kalk bleibt Kalk, er wird nicht darum von dem Geſunden
  Mit gerechnet zum Mehl, weil ihn der Kranke verſchlingt.

Shakeſpeare.

Shakeſpeare war kein Britte, wie Jeſus Chriſtus kein Jude,
Denn, wie jegliches Land einen vertretenden Geiſt
In dem größten Poeten gefunden, den es erzeugte,
Fand ihn die Welt in ihm, darum erſchien er als Menſch

Arioſt.

Reizend, wie du, hat Keiner die Thorheit der Welt uns geſchildert;
Ward dein Gedicht dir belohnt, ward der Verſtand dir verjagt.
Ihn zu verlieren, iſt ſchlimm, ſo heißt es, ihn nicht zu bekommen,
Iſt das einzige Glück, welches die Götter verleih'n.

Platen.

Vieles haſt du gethan, man ſoll es mit Liebe dir danken,
Haſt der äußeren Form ſtreng, wie kein Zweiter, genügt,
Haſt die inn're erkannt und alle Reifen der Sprache,
Welche der Leichtſinn ſprengt, wieder zuſammen geſchweißt.
Eines fehlt dir jedoch, die ſanfte Wallung des Lebens,
Die in ein reizendes Spiel gaukelnder Willkür den Ernſt
Des Geſetzes verwandelt und das im tiefſten Gebund'nen
So weit löſt, bis es ſcheint, daß es ſich ſelbſt nur gehorcht.
Dennoch verſchmilzt nur dieß die äußere Form mit der inner'n,
Und man erreicht es nur ſo, daß die Gebilde der Kunſt
Wirken, wie die der Natur, und daß, wie Blumen und Bäume,
Keiner ſich auch ein Gedicht anders noch denkt, als es iſt.

Der alte Gleim.

Arm nur war er und that doch mehr für Dichter und Künſtler,
Als von Kaiſer und Reich einſt mit einander geſchah.
Welkt ſein eigener Lorbeer, ſo flechtet ihm eilig aus fremdem,
Hat er doch fromm ihn gedüngt, einen unſterblichen Kranz!

Virtuoſenporträts.

Alſo dieß iſt der Mann, durch welchen mich Mozart entzückte!
Säh' ich die Geige doch auch, die ihm ſo wacker gedient!
Säh' ich das nützliche Schaaf, das dieſer die Saiten geliefert,
Und das geduldige Pferd, das ihm den Bogen bezog!

Allegorie und Symbol.

Wie zur Landſchaft die Karte, der todte Aufriß zum Bilde,
Steht die Allegorie zu dem beſeelten Symbol.

Die Deutſche Literatur.

Deutſche Literatur, du ſchnurrigſtes Stammbuch der Völker!
Jeder ſchreibt ſich hinein, wie es ihm eben gefällt.

Literatur-Epochen.

Lumpen giebt es beſtändig, doch ſcheiden ſich darnach die Zeiten,
Ob man ſie rühmt und beklatſcht, oder ſie nöthigt zur Schaam.

Ein Narr in Folio.

„Dichter ſollte ich ſeyn, doch will es leider die Zeit nicht,
Wäre ſie, was ſie nicht iſt, wäre ich, was ich nicht bin!“
Schwanger fühle ich mich, den Heiland könnt' ich gebären,
Aber die Stunde iſt ſchlecht und ich erſticke das Kind.
Schweig' mir, Bettel, denn hätte der Himmel dich wirklich geſegnet,
Brächteſt du's freudig zur Welt, fehlten auch Krippe und Stall.

Nach der Lectüre eines Deutſchen Dichter-Necrologs.

Unglückſeliges Volk, das deutſche, mit ſeinen Talenten,
Daß es an keinem beſitzt, aber an jedem verliert!

Grundirrthum.

„Hätte der Rüſtige nicht ſo viel gedichtet, er hätte
Höhere Flüge gethan, hätte die Sterne erreicht!“
Wäre die Wieſe nicht leider in Butterblumen zerfloſſen,
Eine Aloe wär' ſicher zuletzt ihr entſproßt!
Giebſt du das Eine nicht zu, ſo muß ich das And're beſtreiten,
Nie zerfließt ein Kryſtall, aber ein Tropfen zerrinnt.

Bilderpoeſie.

Setzt ihr aus Spiegeln den Spiegel zuſammen? Warum denn aus Bildern
Eure Gedichte? An ſich iſt ein Gedicht ja ein Bild!

Wohl zu merken.

Lichter gießen, iſt Eins, und Lichter brauchen, ein Zweites!
Merk' es dir, emſiger Freund, der du die Fackel dir borgſt,
Und nun, Winkel nach Winkel mit ihrer Hülfe durchkriechend,
Jenem, der ſie dir lieh, keck an die Seite dich ſtellſt!
Der die Sonne erſchuf, wird ewig ein Anderer bleiben,
Als der fleißige Mann, der die Veduten uns malt.

Kriegsrecht.

Wir bekriegen einander, wir ſuchen einander zu tödten,
Aber wer ſagt denn vom Feind, daß er den Tod auch verdient?

Guter Rath.

Werde kein Dichter, mein Freund, wofern du ein Lump biſt,
du kannſt dich
Höchſtens veredeln zum Schuft: reizt dich das würdige Ziel?

Hiſtoriſcher Rückblick.

Nach dem Xenien-Hagel der beiden deutſchen Heroen
Ward es lebendig im Sumpf, wie man es nie noch geſeh'n:
Schiller und Goethe hießen die Sudelköche in Weimar,
Und der erbärmlichſte Wicht warf ſie mit Steinen und Koth.
Doch was bewies der Spektakel? Nichts weiter, als daß das
Gelichter
Noch viel kläglicher war, als es die Beiden gemalt!

Der Dilettant.

Nimmer zum Kunſtwerk wirſt du's bringen, aber zur Einſicht
In das Weſen der Kunſt, wenn du dein Nichts erſt erkennſt.

Der Kritiker als Demiurg.

Jeder möchte doch ſchaffen, und da du nun einmal Gedichte
Nicht zu ſchaffen vermagſt, ſchaffſt du uns Dichter dafür.

Ein philoſophiſcher Analytiker der Kunſt.

Fangt ihm den Adler, er wird ihn zerlegen, wie Keiner, doch leider
Sieht er den hölzernen oft für den lebendigen an.

Die Komödie.

Was die Komödie ſey? Die höchſte und reichſte der Formen!
Jede geringere wird ihr ja auf's Neue zum Stoff!

Die moderne Komödie.

Wollt ihr wiſſen, warum uns die echte Komödie mangelt?
Weil die Tragödie ſie bei den Modernen verſchlingt!
Individuen ſind als ſolche ſchon komiſch, an ſich ſchon,
Wer ſie noch ſteigert, der bringt meiſtens auch Fratzen zur Welt.

Moderne Analyſe des Agamemnon.

Klytämneſtra erfand die Telegraphen und Atreus
Aß die Beefſteaks zuerſt: dieß iſt die Skizze des Stücks.

Dem Teufel ſein Recht im Drama.

Brecht ihr dem Teufel die Zähne erſt aus, was will's noch beweiſen,
Daß der Herr ihn beſiegt, welchem zu Ehren ihr's thut?
Wenn ihr dem Einzelcharakter ſein Nein im Drama verbietet:
Was beweiſ't noch das Ja eures entmarkten Gedichts?

Ton und Farbe.

Wo die Natur den Ton verleiht, da verſagt ſie die Farbe,
Wo ſie die Farbe gewährt, weigert ſie immer den Ton.
Denkt der Nachtigall und denkt des Flamingo, ſo ſeht ihr's:
Aber das gleiche Geſetz waltet im Reiche der Kunſt.

Die Situation des Dichters.

And're ſchaffen, damit ſie das Leben ſich ſichern; dem Dichter
Muß es geſichert ſeyn, eh' er zu ſchaffen vermag.

Dichterloos.

Laß dich tadeln für's Gute und laß dich loben für's Schlechte;
Fällt dir Eines zu ſchwer, ſchlage die Leier entzwei.

Troſt für deutſche Autoren.

Deutſche Autoren, man läßt euch freilich lebendig verhungern,
Aber tröſtet euch nur, denn man begräbt euch in Speck.

Kunſt und Afterkunſt.

(Bei Gelegenheit eines Gaſtſpiels der Rachel.)

Mit der Mutter Natur, die leiſe vom Sommer zum Winter
Schreitet und wieder zurück, rechtet das ruſſiſche Bad.
Matt ſind Frühling und Herbſt, ſo ruft es, ich werde dir zeigen,
Daß auch ein einziger Schritt führt von der Hitze zum Froſt.
Jene erwiedert mit Lächeln: ich weiß es, doch frommt's nur dem Kranken,
Aber ich ſorge für die, welche geſund ſind, wie ich.

Auf die modernen Franzoſen und ihre deutſchen Genoſſen.

Eure Romane und Dramen ſind Nichts, als leere Charaden,
Kennt man das Wort, das ſie löſ't, wirft man ſie auch an die Wand.

Zur Beherzigung.

Schlechte Tragödien ſollten dem Billigen gelten, wie gute;
Held iſt der Dichter darin, aber ſein Schickſal der Stoff:
Mannhaft kämpft er mit dieſem, und lange hofft er, zu ſiegen,
Endlich erliegt er; wer hält Furcht wohl und Mitleid zurück?

Die Form.

Braune Augen und blaue, man ſieht mit beiden, warum denn
Sind die Farben nicht gleich? Ahne das Wunder der Form!

An die Realiſten.

Wahrheit wollt ihr; ich auch! Doch mir genügt es, die Thräne
Aufzufangen, indeß Boz ihr den Schnupfen geſellt.
Läugnen läßt es ſich nicht, er folgt ihr im Leben beſtändig,
Doch ein gebildeter Sinn ſchaudert vor ſolcher Natur.

IV.

Geſchichte.

Jetziger Standpunkt der Geſchichte.

Was die Geſchichte bis jetzt errang? Die ew'gen Ideen!
Sie zu verwirklichen, iſt nun denn ihr großes Geſchäft.

Politiſche Situation.

Oben brennt es im Dach und unten rauchen die Minen,
Aber mitten im Haus ſchlägt man ſich um den Beſitz.

Den Staatsmännern.

Kämpft mit jedem Gewitter, ihr habt die Waffen, nur nimmer
Mit der Elektricität, denn ſie iſt eins mit der Luft.

Unſere Zeit und die der Kreuzzüge.

Alle katholiſchen Mächte verbürgen dem Türken das Seine!
Aber das heilige Grab liegt im Gebiet der Türkei.

Friedrich der Große.

Friedrich ſuchte die Kunſt, nicht einzuſchlafen, vergebens;
And're haben die Kunſt, nicht zu erwachen, entdeckt.

Ein Erfahrungsſatz.

Leicht iſt ein Sumpf zu verhüten, doch iſt er einmal entſtanden,
So verhütet kein Gott Schlangen und Molche in ihm.

Verſchiedener Caſus.

Deutſche zogen nach Rom, warum nicht Ruſſen nach Deutſchland?
Jene waren ein Volk, tapfer und markig und friſch,
Und als ſolches vom Himmel zu Erben der Römer berufen,
Ja, ſie blieben's bis heut', dieſe ſind nur noch Geſchmeiß
Und das ſchlechtere Volk ward nie noch der Henker des edlern,
Während der lauterſte Menſch oft durch den niedrigſten fällt.
Wenn der Ruſſe den Taſſo verbeſſert, der Deutſche die Knute,
Will ich zittern für uns, aber ich warte es ab!

Zu erwägen.

Haltet die Uhr nur an und denkt, nun werd' es nicht Abend:
Stand die Sonne ſchon ſtill, weil es ein Küſter gebot?

Der jüngſte Tag und die Welt.

Pauſen hatte die Schöpfung, dieß lehrte uns Moſes, und Pauſen
Hat auch das jüngſte Gericht, doch die verblendete Welt
Nützt ſie ſelten und nennt den Tag der zerſchmelzenden Sterne
Lieber ein Feuerwerk, welches erſtickte im Schnee.

Moderne Staatsbildungen.

Raubt dem Löwen die Klaue, dem Adler die mächtige Schwinge,
Aber dem Stiere das Haupt, glaubt ihr, es gebe ein Thier?
Nein, das wächſ't nicht zuſammen, das kann nur zuſammen verweſen,
Denn das belebende Herz hat noch kein Nagel erſetzt.

Nur weiter!

Vormund ſeyt ihr nach Vormund, wer ſollt' es nicht loben und preiſen?
Geht nur weiter, ihr ſeyd noch nicht am Ziele der Bahn.
Setzt, wie jeglichem Dorf, ſo jeglichem Menſchen den ſeinen,
Dann wird wieder, wie einſt, Jeder ſein eigener ſeyn.

Tiberius Antwort.

„Großer Cäſar, du haſt den Jeſus Chriſtus gekreuzigt,
Aber die Lehre, ſie lebt, ja, ſie verbreitet ſich ſtark!"
Bloße Schuld des Pilatus, denn hätt' er die Zwölf, die Apoſtel,
Mit ihm gekreuzigt, ſo wär' Alles auf ewig vorbei.

Die Freiheit der Preſſe.

Wäre der Preſſe Freiheit ein Gut nur der einzelnen Völker,
So verſchmerzt' ich's wohl noch, würde ſie einem verkürzt.
Aber ſie eignet der Welt, Gedanken, noch ſchädlich im Norden,
Nützen dem Süden vielleicht, während ſie jener erzeugt!

Der Ungar und ſeine Anſprüche an Deutſchland.

Eine Bürgerkrone! Ich rettete einen der Bürger!
Rief der römiſche Narr, als er der Tiber entſprang.
Einen Kranz, Europa! Ich habe den Türken beſtanden!
Ruft der Ungar, und doch lebt er nur, weil er es that!

V.

Ethiſches.

Unfehlbar.

Stelle dich, wie du auch willſt, nicht wirſt du die Feinde vermeiden,
  Aber, wie Thetis den Sohn, kannſt du dich ſei'n für den Streit:
Mache ſo ganz dich zum Träger des Guten, des Wahren und Schönen,
  Daß man die Götter verletzt, wenn man dich ſelber bekämpft!

Selbſtvernichtung in der Selbſterhaltung.

Du verläugneſt dich ſelbſt? Warum denn? Ich will mich behaupten,
  Und man duldet mich nicht, zeig' ich mein wahres Geſicht!
Aber behaupteſt du dich, indem du dich heuchelnd vernichteſt?
  Lebſt du noch ſelber? Es ſpukt dann ja ein Schatten für dich!

Auf einen Menſchenfeind.

Wie? Die Menſchheit willſt du, der Wichte wegen, verachten?
Biſt du denn ſelbſt auch ein Wicht? Oder nicht ſelbſt auch ein Menſch?

Der ſchlimmſte Egoiſt.

Egoiſten ſind Alle. Der ſchlimmſte aber iſt Jener,
Welcher nicht glaubt, es zu ſeyn, weil es am Maß ihm gebricht.

Ethiſcher Imperativ.

Deine Tugenden halte für allgemeine des Menſchen,
Deine Fehler jedoch für dein beſonderes Theil!

Höchſtes Kriterium der Bildung.

Mancher iſt ehrlich genug, mit Ernſt und Eifer zu prüfen,
Was er iſt in dem Kreis, dem die Natur ihn beſtimmt;
Wenige haben den Muth, den Kreis zu prüfen und redlich
Zu ermitteln, wie viel dieſer im größeren gilt.

Pietät.

Etwas Mitleid den Künſtlern und Dichtern, welche das Höchſte
Nicht erreichen, es ſagt's ihnen kein Joſeph voraus,
Und ſie müſſen das Leben erſt opfern, um zu erfahren,
Daß es vergebens geſchieht, darum verſchont ſie mit Spott.

Deviſe für Kunſt und Leben.

Haſt du begriffen, warum die Wanzen und Flöhe entſtehen,
Fluchſt du nicht mehr der Natur, daß ſie ſie ſchafft, wie dich ſelbſt.
Dann bekämpfe ſie einzeln und warte nicht, bis ſie dich ſtechen:
Duldung gebührt dem Geſchlecht, ſchärfſte Verfolgung dem Glied.

Geſetz und Pflicht.

Das Geſetz erfüllſt du und glaubſt ſchon der Pflicht zu genügen?
Was der Galgen beherrſcht, wär' das Gebiet der Moral?
Freund, der himmliſche Richter wird nimmer ſchon darum dich krönen,
Weil dich der ird'ſche nicht hing! Alſo erweit're den Kreis!

Das Geſetz.

Was ich will vom Geſetz? Es ſoll das Höchſte verlangen,
Was der Beſte vermag, wenn er die Kraft nur gebraucht.
So beſchützt es die Welt vor'm Böſen und ſteht auch dem Guten
Gegen ſich ſelber bei, wenn ihn die Stunde verſucht.

Lüge und Wahrheit.

Was du theurer bezahlſt, die Lüge oder die Wahrheit?
Jene koſtet dein Ich, dieſe doch höchſtens dein Glück!

VI.

Perſönliches.

Auch einmal dem Wicht eine Antwort.

Ein erbärmlicher Wicht, der meinen Angelo geſtern
Hoch bis zum Himmel erhob, heute mit Füßen ihn tritt,
Tadelt mich, daß ich nicht ſchläfrig im Zimmer ſitze und brüte,
Sondern die freie Natur ſuche, wie Kinder die Bruſt.
Freund, das find' ich doch graß! Die Schuld zwar kann ich nicht läugnen:
Ja, ich ſchweiſe herum, ganz, wie der alte Homer,
Mein iſt das erſte der Veilchen und mein die letzte der Aſtern,
Regen ſogar und Sturm halten mich ſelten zu Haus!
Aber, wo hörteſt du denn, daß Mauern und Wände den Dichtern
Je als Muſen gedient, oder der Druckergeſell?
Niemals ſaßen ſie noch gebückt vor hungrigen Bogen,
Aufgekrempelt den Arm, wie es dem Weber gebührt!
Nein, ſie lauſchten den Wellen, ſie horchten dem Brauſen des Windes,
Und ein Lilienblatt reichte als Täfelchen aus.

Mein Lorbeer.

Glaubt ihr, es iſt mir verhaßt, wenn alle Winde ihn zauſen?
Nein, mir gebührt nur das Blatt, was ſie ihm laſſen, mit Recht.

Selbſtkritik meiner Dramen.

Zu moraliſch ſind ſie! Für ihre ſittliche Strenge
Steh'n wir dem Paradies leider ſchon lange zu fern
Und dem jüngſten Gericht mit ſeinen verzehrenden Flammen
Noch nicht nahe genug. Reuig bekenn' ich euch dieß.

Ablehnung.

Nur mein Beſtes verlangſt du? Das pflückt man vom Baum zwar als Apfel,
Aber man ſchlägt es vom Rumpf nimmer herunter als Kopf.

Prophezeiung.

„Deine Freunde ſind jung, es wird dir mit ihnen ergehen,
Wie mit den Früchten dem Baum: reifen ſie, fallen ſie ab!“

Dem Propheten zur Antwort.

Weißt du, wie ich mich ſchütze? Ich habe ſelber vom Himmel
Reichlich empfangen und ganz ohne mein eig'nes Verdienſt.
Darum gebe ich nie in meinem Namen, ich gebe
Immer im Namen des Herrn, wie es dem Menſchen gebührt.
Aber, wer ſelbſt nur giebt, um Gott die Schuld zu bezahlen,
Fragt nicht, ob man ihm dankt oder ihn ſchmählich betrügt!

Letzter Wunſch.

Mancherlei Wünſche hatt' ich und mancherlei hab' ich für's Leben,
Einen einzigen nur ſpar' ich mir auf für den Tod:
Daß ſich in Flammen mein Geiſt entbinden möge, noch glühend
Von dem letzten Gericht, daß ſich in Flammen mein Leib
Wandeln dürfe in Aſche, bevor noch völlig das Antlitz
Sich zur Larve verſtellt, das der Geliebten gefiel!
Jenes geb' ich den Göttern anheim und dieſes den Freunden,
Die es wiſſen, wie ſehr ſtets vor Gewürm ich gebebt:
Mögen ſie ſtill mir den Holzſtoß errichten und raſch ihn entzünden,
Ein gefälliger Wind bläſet wohl freundlich hinein!

Meine neuen Gedichte.

Blumen will ich nicht mehr! So rief ich und hätte die Keime
Mit dem erquetſchenden Stein gerne für immer erſtickt.
Aber ſie ſpannen die Wurzeln gelaſſen weiter und ſchlingen
Um ihn ſelbſt nun als Kranz farbig und friſch ſich herum.

Zu hoher Preis.

Ob ich den Wirkungskreis mir wünſche? Könnt ihr noch fragen,
Wenn es im Spott nicht geſchieht? Stellt nur den Preis nicht zu hoch.
Eh' ich das Leben mit dem erkaufe, was ihm den Werth giebt,
Laß ich's fahren, und das wird ja faſt immer verlangt!

An die Götter.

Fromm verlangt ihr mich, Götter? So macht mich glücklich! Ich werd' euch
Niemals fürchten, ihr wißt's, aber ich liebte euch gern!

Conditio sine qua non.

Götter, ich ford're nicht viel! Ich will die Muſchel bewohnen,
Aber ich kann es nur dann, wenn ſie der Ocean rollt.

Zwölf Jahre ſpäter.

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erſchrecken,
Denn ihr gabt mir genug: hebt ſie nur ſchirmend empor!

VII.

Buntes.

Das Urtheil der Freunde.

Unpartheiiſch iſt ein Freund wohl nie noch geweſen,
Aber ungerecht wird er nicht ſelten aus Furcht.

Den Verſtand in Ehren.

Selbſt die Muſik beruht zuletzt auf Zahl und Verhältniß,
Und du ſchiltſt den Verſtand, wenn er im Drama ſich zeigt?
Jegliche Frage geſtatt' ihm, doch keine einzige Antwort,
Und du erkälteſt dein Bild nimmer, du läuterſt es nur,
Denn die Phantaſie wird wieder und wieder ſich regen,
Wenn er die ſchlummernde weckt, bis ſie ihm völlig genügt.

Napoleon.

Nennt doch den Korſen nicht groß! Er wußte die Menſchen zu brauchen,
Wies Jedwedem den Platz, welcher ihm eignete, an,
Knüpfte, was rings geſchah, mit klugem Geiſte zuſammen,
Knüpfte es liſtig und hieb endlich darein mit dem Schwert.
Freilich, was rühmt man den Shakeſpeare! Er reihte Buchſtab' an Buchſtab',
Setzte am richtigen Ort Komma und Kolon und Punkt,
Miſchte das Alphabet, wie And're, nur etwas geſchickter,
Bis ein Macbeth, ein Lear oder ein Hamlet entſtand.

Alchimiſt und Papſt.

Endlich hat er's entdeckt, das rings erſehnte Geheimniß,
Gold zu machen, dem Papſt bringt er das krauſe Recept.
Doch der bedächtige Greis löſt lächelnd den Säckel vom Gürtel,
Leert ihn und reicht ihn und ſpricht: nimm dir denn; was dir noch fehlt!

Dareios.

Daß Dareios das Meer von ſeinen ſclaviſchen Horden
Peitſchen laſſen, erfährt jeder Pennal und belacht's;
Daß er den blühendſten Baum mit einer goldenen Kette
Schmückte, entzückt, wie ein Kind, weiß die Geſchichte allein.

Groß und Klein.

Iffland kam nach Berlin, und über aller Erwartung
Fand er die Bühne, ihm ſchien ſelbſt der Souffleur ein Genie,
Nur ein Einziger blieb, ſo ſagte er, völlig darunter,
Aber der Eine war Fleck! Alſo erzählte mir Tieck

Der Genius.

Nimmer in tauſend Köpfen, der Genius wohnt nur in Einem,
Und die unendliche Welt wurzelt zuletzt doch im Punkt.
Nicht durch Stimmenmehrheit ſind Himmel und Erde entſtanden,
Nie auch ein großes Gedicht oder ein ewiges Bild.

Verſchiedene Conſequenzen.

Tugend, du biſt nur ein Name! ſpricht Brutus und tödtet ſich ſelber;
Cajus merkt ſich's, bricht ein, raubt und betrinkt ſich für's Geld.

Das Feuer.

Freilich iſt es gefräſſig, das Feuer, doch ſollſt du's nicht ſchelten,
Denn es iſt übel geſtellt: tödtet's nicht ſelber, ſo ſtirbt's!

Frommer Spruch.

Wie von den einzelnen Mühen und Laſten des Lebens im Schlummer,
Ruht man vom Leben ſelbſt endlich im Tode ſich aus.

Ein Eid und ſeine Auslegung.

Glaubſt du, weil er dir's ſchwur, er werde dich nun nicht betrügen?
Nein, er gelobte dir nur, Gott zu betrügen, wie dich.

Fatale Conſequenz.

Freunde haſt du ſo viele, wie Tage im Jahre, doch leider
Schließt der Plural hier meiſtens den Singular aus.

Der Practiker ſpricht.

Willſt du menſchlich mit Menſchen in Städten der Menſchen verkehren,
Stelle die Uhr nach dem Thurm, nicht nach der Sonne, mein Freund!

Das Gelübde.

Niemals Wein zu trinken, als aus kryſtall'nem Pocale,
  Nie zu küſſen ein Weib, das dir nicht göttlich erſcheint:
Dieß beſchwöre mir, Jüngling, ſo will ich das Kirchengelübde
  Gern dir erlaſſen, du bleibſt dennoch ein Menſch, wie du ſollſt.

Das Vaterunſer.

Wollt ihr beten, ſo betet, wie Jeſus die Jünger es lehrte!
  Manches Gebet zwar giebt's, welches zur Läuterung führt:
Dieſes ſetzt ſie voraus: will's Einer, ohne zu heucheln,
  Beten, ſo muß er ſich erſt völlig vollenden als Menſch.

Ein Garten.

Eiſerne Gitter und Thore und blühende Roſen dahinter;
Arme Blumen, wofür ſeyd ihr gefangen geſetzt?

Ein Napoleoniſcher Senator im Pantheon.

Nachwelt, kröne den Heros! Der Kaiſer hat es geboten!
Unvergänglichen Ruhm ſichert dem Mann ein Decret.

Eine römiſche Courtiſane und die Polizei.

Näna, ich finde dich tragiſch geſtellt in der heiligen Roma:
Alle ſollen dich ſeh'n, die nur, die Alles ſeh'n, nicht.

Auf eine Belladonna.

Belladonna, du ſtehſt hier mitten zwiſchen den Dornen,
Darum zertret' ich dich nicht, grüne und blühe nur fort!
Jene halten ja Wache und wehren dem lüſternen Kinde,
Wie es die Dolde auch lockt, wie es die Beere auch reizt.

Eine Antwort ſonder Gleichen.

Finden Sie ſelber ſie gut? So frug ich in Hamburg den Jüngling,
Der mir den ſchwellenden Band ſeiner Gedichte gebracht.
Freilich! verſetzt' er mit Ruhe, denn fänd' ich ſie anders, ſo hätt' ich
Sie ja beſſer gemacht! Iſt es nicht einzig, dies Wort?

Das römiſche Pantheon.

Endlich am Ziele der Bahn, jedoch in gemeſſenen Schranken,
Ruht die erhabenſte Kunſt hier in ſich ſelber ſich aus.
Schaudernd blickt ſie zurück und ſchwindelnd vorwärts, ſie zweifelt,
Ob ihr das Gleiche gelingt, wenn ſie ſich weiter getraut

An einen Winzer bei Pompeji.

Laß ſie ſitzen, die Traube, ſie iſt noch herbe, dir reiften
Tauſend and're, nur ſie wünſcht ſich des Feuers noch mehr.
Dir verdirbt ſie den Wein, den herbſtlichen Wand'rer erquickt ſie,
Und er ſegnet die Hand, die ſie zu brechen vergaß.

Traum und Poeſie.

Träume und Dichtergebilde ſind eng mit einander verſchwiſtert,
Beide löſen ſich ab oder ergänzen ſich ſtill,
Aber ſie wurzeln nicht bloß im tiefſten Bedürfniß der Seele,
Nein, ſie wurzeln zugleich in dem unendlichen All.
In die wirkliche Welt ſind viele mögliche andre
Eingeſponnen, der Schlaf wickelt ſie wieder heraus,
Sey es der dunkle der Nacht, der alle Menſchen bewältigt,
Sey es der helle des Tags, der nur den Dichter befällt,
Und ſo treten auch ſie, damit das All ſich erſchöpfe,
Durch den menſchlichen Geiſt in ein verflatterndes Seyn.

Ausrede.

Ein ſich verbeugender Schranze behauptet, gemäßigt zu ſtoßen
Darnach wäre ſein Kuß auch ein verhaltener Biß.

Cäſar und ſein Schneider.

Cäſar wurde ermordet, da ſchrie ſein Schneider nach Waffen:
Wer iſt noch ſicher in Rom, rief er, wenn der es nicht war!

Unter mein Bild von Rahl.

Bild, jetzt bin ich zwar mehr, wie du, doch magſt du dich tröſten,
Denn in der kürzeſten Friſt wirſt du ſchon mehr ſeyn, wie ich.

Die Höhle.

Welche Fackel dahinten? So rief ich, die Höhle betretend,
Gottes Sonne jedoch war es, ſie ſtrahlte hindurch.

Ahnenſtolz der Völker.

Thörichter Stolz auf Ahnen! Du biſt mir verhaßt an Geſchlechtern,
Aber an Völkern noch mehr. Drückend empfand ich's in Rom.

Chriſtine auf dem Ball.

Knoſpen trugſt du im Haar und führteſt den Reigen, doch leiſe
Gingen ſie auf und nun hauchen dir Blüten den Duft.

An einen Jüngling.

Großmuth möchteſt du üben, du möchteſt verſchwenden, doch leider
Hat dir, klagſt du, das Glück neidiſch die Mittel verſagt.
Wirb um Kenntniß und Weisheit, ſo kannſt du Alle, die darben,
Reicher machen und wirſt ſelber nicht ärmer dadurch.

Vergeblicher Wunſch.

Eines find' ich abſcheulich: daß ſich das Leben nicht ſteigert,
Daß dem höchſten Moment meiſt ein geringerer folgt!
Einige ſterben vor Freude, warum nicht alle? Du fändeſt
Keine ſchönere Glut, uns zu verjüngen, Natur.

Originalität.

Wären die Menſchen im Innern, wie in den Geſichtern, verſchieden:
In das reizendſte Spiel löſ'te das Leben ſich auf.
Aber, da malt ſich die Welt auf gleiche Weiſe in Allen,
Und der Wahnſinn kaum macht ſie noch originell.

Der deutſche Mime.

Freilich hat der Mime in Deutſchland ſelten Gedächtniß,
Aber er braucht es ja nicht: hat doch ſein Publikum keins!

Schauſpielerkritik.

Spielen nur hieß' es, wenn Menſchen die Schatten der Dichter beſeelen?
Leben heißt es, nur ſchnell! Richter, erwägt's, wenn ihr ſprecht.

Die Veilchen.

Veilchen hab' ich gepflückt, nun will ich zum Strauße ſie reihen,
Da entfallen ſie mir und es zerſtreut ſie der Wind.
Leichter pflücke ich neue und friſche, als daß ich ſie ſammle,
Denn die Wieſe iſt reich, aber ich ſammle ſie doch.

Im Großen wie im Kleinen.

Trittſt du in ein Gemach, worin die beſcheid'ne Reſeda
Freundlich gepflegt wird, wie ſüß ſtrömt dir entgegen der Duft!
Wenn du aber darin ein Paar Minuten verweilteſt,
Spürſt du ihn nicht mehr: warum geht's uns doch je mit der Welt?

Ich und der Blinde.

Einem Blinden wollt' ich die Gabe reichen, doch ließ ich's,
Denn es brauſte der Sturm gar zu gewaltig daher;
Vorwärts eilt' ich, da jagte mir dieſer ein Stäubchen in's Auge,
So an die Blindheit gemahnt, kehrt' ich zurück nun und gab.

Die Sonne und mein Kind.

Ewige Sonne, empfingſt du je ein reineres Opfer?
Ich, der Wandelnde, ſah dir, der Verſinkenden, nach,
Auf dem Arme mein Kind; ich nickte dir grüßend, doch dieſes
Hauchte den brünſtigſten Kuß in die vergoldete Luft.

Text und Commentar.

Nicht verbinde das Maul dem Ochſen, wenn er dir driſchet!
  Alſo ſagte der Herr, da er auf Sinai ſtand.
Aber, mißbraucht er die Freiheit, erfrecht er ſich, Aehren zu freſſen,
  Gieb ihm einen darauf! Alſo erläutert's der Menſch.

Im Frühling.

Welch' ein reizendes Bild! Der Baum, von ferne geſehen,
  Zeigt uns nicht Zweige und Laub, zeigt uns die Blüten allein.
Sie, zur Wolke geballt, ihn krönen, da ſcheint denn ſein Wipfel
  Uns ein magiſcher Kreis, leicht in den Aether gehaucht.

Warnung.

Reizt den Dichter nicht! Er kann ſich fürchterlich rächen,
Und es entzieht ihm den Feind Keiner, nicht einmal der Tod!
Denn ſo wie ſein Kuß dem Freund unſterbliche Ehre
Sichert, ſo ſichert ſein Tritt dieſem unſterbliche Schmach.
Denkt an Gözze! Er ſtach nach Leſſing und wollte ihn tödten,
Leſſing rächt ſich, er läßt ewig ihn leben, den Wicht!
Ja, und hätte er ſelbſt den leuchtenden Kerker des Nathan,
Der ihm den Pfaffen verwahrt, ſpäter, gerührt und verſöhnt,
Oeffnen wollen, er hätte den Schlüſſel nimmer gefunden,
Denn wir ſperren nur ein, aber wir laſſen nicht aus!

Das Urgeheimniß.

Wie der Schmerz entſteht? Nicht anders, mein Freund, als das Leben:
Thut der Finger dir weh, ſchied er vom Leibe ſich ab,
Und die Säfte beginnen, im Gliede geſondert zu kreiſen:
Aber ſo iſt auch der Menſch, fürcht' ich, ein Schmerz nur in Gott.

Shakeſpear's Teſtament.

Titus Andronikus war ſein Anfang und Timon ſein Ende,
Und ein dunkleres Wort ſpricht die Geſchichte nicht aus.
In der Mitte zwar prangt die ſchönſte der Welten, doch ringelt
Sich die Schlange der Nacht um ſie herum, als ihr Band.

Raupe und Schmetterling.

Wie, die Raupe vertilgſt du — ſo fragt' ich zornig den Gärtner —
Welche den Schmetterling zeugt? Doch er verſetzte darauf:
Dieſer flöge davon, er würde bei mir nicht verweilen,
Jene aber entlaubt mir den Ernährer, den Baum!

Die Nachtigall.

Eine Nachtigall ſchlug. Sie ſchlug entzückend und rührte
Jedes empfängliche Herz, aber ſie riß ſich zu ſchnell
Mit zu ängſtlichem Schnabel ihr Blatt herunter vom Lorbeer:
Hält ſie's im Wind auch feſt, iſt ſie dafür doch verſtummt!

Die Krankheit.

Krankheit, dich auch preiſ' ich. Zur reinen Freude am Daſein,
Welche nicht wünſcht, noch bedarf, biſt du der einzige Weg.

Das griechiſche Feuer.

Wie? Das griechiſche Feuer, das fortbrennt mitten im Waſſer,
Wäre erloſchen? Es ſprüht, denk' ich, aus jeglichem Blick.

Auf einen Bettler.

Bettler, dich rufe ich um und gebe dir doppelt, du haſt mir,
Eh' du das Geld noch beſeh'n, das du empfingſt, ſchon gedankt.

Meine Sängerin.

Manche Sängerin hört' ich, doch hat mir nur Eine von Allen,
Wann ſie mein Ohr auch vernahm, immer das Herz noch gerührt:
An der Wiege die Mutter, durch ſchlichte Weiſen den Liebling
Einzuſingen bemüht in den erquickenden Schlaf.

Als ich einen todten Vogel fand.

Vöglein, todtes, du darfſt nicht hier am Wege verweſen!
Immer das reizendſte Bild haſt du dem Wand'rer geweckt,
Wenn er dich hörte und ſah, und ſollteſt die Schrecken der Schrecken
Jetzt ihm enthüllen? O nein! Eilig begrabe ich dich!

Adam und der Fruchtkern.

Adam hatte die Frucht mit großem Behagen genoſſen,
Doch an dem ſteinernen Kern biß er die Zähne ſich aus.
Grimmig warf er ihn von ſich und ſtampfte in wüthendem Schmerze
Mit dem erhobenen Fuß tief in die Erde ihn ein.
Aber nun trieb der Kern den Schößling, er ſah es verwundert,
Und ſo hatt' ihn der Kern Bäume zu pflanzen gelehrt.

Ausgleichung.

Einem warf ich im Schiffbruch ein Brett zu. Vom Tode gerettet,
Sprach er: Was koſtet das Brett? Dankbar bezahl' ich das Holz!

Der verborgene Kaiſer.

Ihre Könige kennen die Völker der Erde: ſie rollen
Stolz in Caroſſen daher, Trommeln und Fahnen voran;
Aber ſie haben zugleich auch einen verborgenen Kaiſer,
Welcher am Brunnen vielleicht ſelber das Waſſer ſich ſchöpft,
Und, ſey dieſer ein Künſtler, ein Denker oder ein Weiſer,
Eh' das Jahrhundert vergeht, trägt er die Krone allein.

VIII.

Gereimte.

Parabel.

Jüngſt traf ich einen alten Mann
Und hub ihm vorzuſingen an,
Doch an den Mienen des Geſichts
Bemerkt' ich bald, er höre Nichts.
Da dachte ich: der Greis iſt taub,
Drum wird dein Lied des Windes Raub,
So thu' ihm denn, nicht durch den Mund,
Durch Zeichen, Dieß und Jenes kund.
Ich that's, doch ward mir leider klar,
Daß er auch ſchon erblindet war,
Denn, wie der Froſch aus ſeinem Sumpf
Hervor glotzt, ſah er dumpf und ſtumpf,
Und ungeſtört in ſeiner Ruh',
Der Sprache meiner Finger zu.
Ich rief: mit dem ſteht's ſchlimm genug,
Doch möcht' ich ihm den letzten Zug
Noch gönnen aus dem Lebensquell!
Da reicht' ich ihm die Roſe ſchnell,

Die ich für meine Braut gepflückt,
Allein auch das iſt ſchlecht geglückt,
Ihm ſchien der Duft nicht mehr zu ſeyn,
Wie einem Gartengott von Stein.
Nunmehr verlor ich die Geduld,
Ich dacht' an meines Mädchens Huld,
Die mir ſo ſchmählig jetzt entging,
Da ſie die Roſe nicht empfing,
Und jagte ihm im erſten Zorn
In's dicke Fell den ſcharfen Dorn;
Doch bracht' auch dieß ihm wenig Noth,
Er zuckte nicht, er — war wohl todt!

Die tragiſche Kunſt.

Wohl ſoll die Kunſt euch ſtets erfreu'n,
Selbſt durch das blut'ge Trauerſpiel,
Nur müßt ihr nicht das Mittel ſcheu'n,
Durch das ſie's hier erreicht, dies Ziel.
Die Sonne lacht euch ohne ſie,
Euch ohne ſie das Morgenroth,
Allein der Schmerz erquickt euch nie,
Und nie der Tod, der bitt're Tod.
Sie nöthigt Beide, es zu thun,
Sie führt ſie nah' genug heran,
Daß keine Kraft in euch mehr ruh'n,
Daß jede ſich nur ſteigern kann;
Sie hält ſie dennoch fern genug,
Daß euch ihr Stachel nicht verletzt,
Und daß nur, wer ſchon ſelbſt dem Fluch
Verfallen iſt, ſich noch entſetzt.
Verkehrt ſie denn mit Tod und Schmerz,
So thut ſie's, ſtiller Hoffnung voll,
Daß eben dadurch euer Herz,
Wie nie, von Leben ſchwellen ſoll.

Und daß ein einziger Genuß,
  Wie keine Luſt ihn euch gewährt,
Euch Seel' und Sinn erfriſchen muß,
  Wenn ſie das Grauen ſelbſt verklärt.

Die poetiſche Lizenz.

Es tanzt ein Mann auf einem Seil,
Mit der Lizenz, den Hals zu brechen.
Doch der Poet an ſeinem Theil
Muß mir nicht von Lizenzen ſprechen;
Je ſchwerer, was er vor ſich ſieht,
Je leichter muß er es vollbringen.
Ein ſchlechter Reim paſſirt im Lied,
Doch das Sonnett muß rein erklingen.
Es könnt' ihn ja ein Schüler dort
Vermeiden, warum mit ihm rechten?
Allein den Meiſter braucht's, das Wort
Vierfach und dreifach zu verflechten.
Nicht, daß ihm dies und das gelang,
Wird der Gebildete ihm danken,
Nur, daß ſein Geiſt zur Höhe drang,
Wo man nicht kämpft, nur ſpielt mit Schranken;
Nur, daß er ihm die ganze Kunſt,
Und wär's im kleinſten Bilde, zeigte,
Der Muſen wunderbare Gunſt,
Der auch das Sprödeſte ſich neigte.

D'rum geb' ich denn mit Goethe nicht
 Für den Gedanken alle Reime,
Ich ford're Beides vom Gedicht,
 Denn Beides wächſt aus Einem Keime.

Ein Reiſeabenteuer in Deutſchland.

Es flog in K. mein Hut mir ab,
Natürlich über die Grenze,
Und als ich, ihn wieder zu holen, lief,
Da gab's vertrackte Tänze.

Ich durfte den deutſchen Nachbarſtaat
Nicht ohne Paß betreten,
Und da ich bloß ſpazieren ging,
So hatt' ich mir keinen erbeten.

Das that ich nun, auch wurde ich
In Gnaden damit verſehen,
Doch war's um meinen armen Hut
Trotz alledem geſchehen.

Der war ſchon längſt im dritten Staat
Und blieb auch dort nicht liegen,
Ihn ließ der ſchadenfrohe Wind
Ein Dutzend noch durchfliegen.

Was half mir nun der gute Paſs,
Den ich in X. genommen?
Zehn neue braucht' ich in Einem Tag,
Da war nicht nachzukommen.

Ich kaufte mir einen ander'n Hut,
Der Meiſter aber erwählte
Den Wiener Congreſs zum Schutzpatron,
Als ich mein Schickſal erzählte.

Auf eine Sängerin.

Die Lerche, die den Lenz begrüßt,
Die holde Nachtigall,
Die ſeinen Abſchied uns verſüßt
Durch ihrer Stimme Schall;

Die Beiden ſcheinen Schweſtern gleich,
Die raſch und unverweilt
Schon bei der Schöpfung ſich in's Reich
Der Harmonie getheilt.

Doch fühl' ich, ſeit ich dich vernahm,
Daß noch ein Vogel fehlt,
Der einſt ſich zwiſchen Luſt und Gram
Den Echo-Sitz erwählt.

Sprüche.

1.

Der Menſch ſoll treten in die Welt,
Als wäre ſie ſein Haus:
Man geht nicht in die Schlacht als Held,
Man kommt als Held heraus.

2.

„Warum ficht mich ſo manches Uebel an?“
Weil Gott dich vor dir ſelbſt nicht ſchützen kann!

3.

Die Mutter an die Tochter.

Fehlt dir auch nur ein Laub an deinem Myrthenkranz,
So iſt dein Zauber hin, du bindeſt Keinen ganz.

4.

Hüben und Drüben.

Wer langes Leben wünſcht im irdiſchen Gewimmel,
Der weiß nicht, was er thut: er kürzt ſich ja den Himmel.

An —

Ich ſeh' dein Haupt mit Lorbeer'n reich bekränzt,
Doch auch vom Schnee des Alters weiß umglänzt.
O, kaufteſt du, der Welt, wie dir, zum Glück,
Jetzt für den Kranz die Locken dir zurück!
Du wurdeſt durch den Ruhm, der dich verklärt,
Des Lebens, das er koſtet, doppelt werth:
Warum verſagt dir die Natur den Preis?
Welch' einen Jüngling gäbe ſolch' ein Greis!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druckfehler.

Seite 164 Zeile 3 v. o. ſtatt ſeine lies ſeiner.
„ 190 „ 16 v. o. ſtatt nur lies im
„ 191 „ 17 v. o. ſtatt alles lies alle.
„ 204 „ 13 v. o. ſtatt Mahnen lies Wohnen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Mutter und Kind

von

Friedrich Hebbel.

Bei **Hoffmann und Campe** in Hamburg ſind erſchienen:

	Thlr.	Sgr.
Conſtant, W., Gemmen. Erzählende Dichtungen. Min. Ausg. geb.	1	3
— Von einer verſchollenen Königsſtadt. Zweite Aufl. Min. Ausg. geb.	2	—
Daumer, G. F., Mahomed und ſein Werk. Eine Sammlung orientaliſcher Gedichte	1	15
— Hafis. Eine Sammlung perſiſcher Gedichte. Zweite Aufl. geb.	1	15
Elegant gebunden mit Goldſchnitt	[illegible]	—
Gottſchall, R., Gedichte	1	15
— Die Göttin. Ein Hoheslied vom Weibe. Min. Ausg. geb.	2	—
Hebbel, Fr., Gedichte	1	—
Heine, H., Poetiſche Werke. Erſter Band. Buch der Lieder. Min. Ausg.	2	—
Oct. Ausg.	1	15
— Zweiter Band. Neue Gedichte. Min. A.	2	—
Oct. Ausg.	1	15
— Dritter Band. Romanzero. Min. Ausg.	2	15
Oct. Ausg.	2	—
— Vierter Band. Deutſchland. — Atta Troll. Min. Ausg.	2	—
Oct. Ausg.	1	15
— Die Harzreiſe. Min. Ausg. geb.	1	3
Horn, U., Gedichte	1	—
Oelbermann, Hugo, Gedichte. Min. Ausg. geb.	2	—
Sallet, Fr. v., Gedichte. Dritte Auflage	1	20
Schefer, Leopold, Hafis in Hellas. M. A. geb.	2	—
— Koran der Liebe, nebſt kleiner Sunna. Min. Ausg. geb.	2	—
Sigismund, B., Lieder eines fahrenden Schülers. Min. Ausg. geb.	1	3
Volkslieder, däniſche, der Vorzeit. Im Versmaß des Originals übertragen von Roſa Warrens	1	15
Waldau, Max, Blätter im Winde	1	—
— Canzonen. Min. Ausg. geb.	—	20
— Cordula. Graubündner Sage. Frühlingslied. Zweite Aufl. m. Stahlſt. geb.	2	—
— O, dieſe Zeit! Canzone	—	15
— Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel. Min. Ausg. geb.	1	—

Mutter und Kind.

Ein Gedicht in ſieben Geſängen

von

Friedrich Hebbel.

(Von dem Comité der Tiedge-Stiftung in Dresden
mit dem Preiſe gekrönt.)

Hamburg, 1859.
Hoffmann und Campe.
New-York, bei B. Weſtermann & Co.
290 Broadway.

Entered, according to Act of Congress, in the year 1859, by
B. Westermann & Company
in the Clerk's Office of the District Court of the United
States, for the Southern District of New-York.

Seiner Königlichen Hoheit,

dem

Großherzog von Sachſen-Weimar

Karl Alexander

in tiefſter Ehrfurcht

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Mutter und Kind.

Erſter Geſang.

Eben grauet der Morgen. Noch ſtehen die zitternden Sterne
An der Wölbung des Himmels, die kaum am Rande zu blauen
Anfängt, während die Mitte noch ſchwarz, wie die Erde herab hängt.
Frierend kriechen die Wächter mit Spieß und Knarre nach Hauſe,
Doch ſie erlöſte die Uhr und nicht die ſteigende Sonne,
Denn noch ruhen die Bürger der Stadt und bedürfen des Schutzes
Gegen den ſchleichenden Dieb, den ſpähende Augen gewähren.

Wie der Hahn auch rufe, und wie vom Thurme herunter
Auch der hungrige Geier mit ewig brennendem Magen
Nach dem Frühſtück krächze, es kümmert nicht Menſchen noch Thiere.
Nur in den Ställen, die hinter die ſtattlichen Häuſer verſteckt ſind,
Wird's allmälig lebendig, es ſcharren und ſtampfen die Pferde
Und es brüllen die Kühe, allein die Knechte und Mägde
Schwören ſich blos, zur Nacht die Raufen noch voller zu ſtopfen,
Als es geſtern geſchah, und ſchlafen weiter in Frieden.
Nun, man müßte ſie loben, wofern ſie ſich raſcher erhüben,
Aber, wer könnte ſie tadeln, daß ſie ſich noch einmal herumdrehn?
Iſt doch die Kälte zu groß! Der Fuß, dem die Decke entgleitet,

Schrickt zurück vor der Luft, als ob er in Waſſer geriethe,
Welches ſich eben beeiſ't, auch darf man den Winter nicht ſchelten,
Weihnachts-Abend iſt da, wie ſollt' er nicht grimmig ſich zeigen.
Dennoch lehnt ſchon am Pfahl der ſtill vergläh'nden Laterne
Eine dunkle Geſtalt. Im Licht des flackernden Dochtes,
Welcher ſich ſelbſt verzehrt, des Oel's allmälig ermangelnd,
Kann man den Jüngling erkennen, der unbeweglich hinüber
Schaut nach dem Erdgeſchoß des Hauſes über der Straße.
Wahrlich, es müſſen die Pulſe ihm heiß und fieberiſch hüpfen,
Daß er um dieſe Stunde, die ſelbſt im Sommer die Zähne
Oft zum Klappern bringt und alle Glieder zum Schaudern,

Hier ſo ruhig ſteht, als wär' er in Eiſen gegoſſen.
Schneidend und ſcharf, wie ein Meſſer, zertheilt der Hauch nun die Lüfte,
Welcher die Sonne meldet, den ſollen die Fiſche im Waſſer
Spüren und mitempfinden, er aber regt ſich auch jetzt nicht.
Doch, da ſchreitet er vor und naht ſich dem Hauſe. Was giebt ihm
Denn ſo plötzlich Gefühl und macht ihn lebendig? Ein Schimmer
Ward da drunten ſichtbar, den eine getragene Lampe
Zu verbreiten ſcheint. Er bückt ſich nieder zu lauſchen,
Spricht: ſie iſt's! und tickt mit leiſem Finger an's Fenſter.
Drinnen taucht ein Kopf empor. Die klarſte der Scheiben
Suchend, er findet ſie ſchwer, die meiſten ſind blind und belaufen,

Lugt er ſchüchtern hindurch. Es iſt ein blühendes Mädchen,
Welches ſich ſelber beleuchtet, indem es, die Lampe erhebend,
Nach dem Klopfenden ſpäht. Er ruſt: mach' auf, Magdalena!
Und enteilt in das Gäßchen, das links am Hauſe ſich hinzieht.
Bald auch öffnet ſich ſeitwärts das Diene Pförtchen, doch halb nur,
Und den Fuß in der Thür, beim Licht noch einmal ihn prüfend,
Spricht ſie: Chriſtian, Du? Was kannſt Du ſo zeitig nur wollen?
Laß uns hinein — verſetzt er — Du würdeſt draußen erfrieren,
Und wir ſind ja noch ſicher! Sie ſperrt ihm noch immer den Eingang,
Doch er hält ihr den Pelz entgegen, in den er gehüllt iſt,
Und nun tritt ſie zurück und geht voran in die Küche,

Während er auf den Zehen ihr folgt. Schon brennt auf dem Herde
Hell und luſtig ein Feuer. Sie ſtellt den Keſſel mit Waſſer
Jetzt darüber und ſetzt ſich an einer Seite daneben,
An der anderen er. Die röthliche Flamme vergoldet
Spielend Beider Geſicht, und gegen ſein dunkel gebräuntes
Sticht ihr lilienweißes, mit blonden Locken bekränztes
Fein und angenehm ab. So mußt Du — beginnt ſie — ſchon wieder
Auf die Straße hinaus, und das am heiligen Abend?
Wer dem Fuhrmann dient, — entgegnet er — feiert die Feſte
Selten gemächlich zu Hauſe, denn immer mangelt dem Kaufmann
Dieß und das im Gewölb, und da die Kunden nicht warten,

Wartet er ſelbſt auch nicht! Doch Du — erwiedert ſie leiſe,
Faſt in Vorwurfs Ton — Du könnteſt es lange ſchon beſſer
Haben, wenn Du nur wollteſt! — Du meinſt, ich könnte beim Kaufmann
Selber, könnte bei Euch ſein — verſetzt er mit Lächeln — und freilich
Hätt' ich's bequemer und dürfte, man ſieht's ja, zu Tode mich ſchlafen.
Aber das thäte nicht gut! — Er ſpringt empor und die Küche
Stumm und ſinnend durchſchreitend und dann in plötzlicher Wendung
Vor das Mädchen tretend und ihre Schönheit betrachtend,
Ruft er aus: Nein, nein, ſie ſoll mir nicht hungern und frieren!
Voll Verwunderung ſchaut ſie auf und merkt es nun endlich,
Daß er bewegt iſt, wie nie. Was haſt Du? fragt ſie ihn ängſtlich.

Und er ſtreichelt ſie ſanft und ſpricht die bedächtigen Worte:
Wenn ein altes Weib für ſeinen Groſchen das Schickſal
Aus den Karten verkündigt, der mag noch zweifeln und lachen,
Aber, wem es der Herr im liebſten Freunde und Bruder
Dicht vor die Augen ſtellt, dem ziemt es, ſich warnen zu laſſen!
Hätte der Aermſte mich in ſolchem Elend geſehen,
Wie ich geſtern ihn, er wäre wohl ledig geblieben,
Und ſein Beiſpiel ſoll — dieß wird, — ſo meint er — ihn tröſten —
Nicht verloren ſein für ſeinen Jugendgenoſſen!
Geht es den Beiden ſo ſchlecht — verſetzt ſie erſchreckend — ich habe
Anna nicht wieder erblickt, ſie iſt nicht weiter gekommen

Und ich kann das Haus nur ſelten auf Stunden verlaſſen,
Und da hab' ich zu thun und rechne mit Schuſter und Schneider.
Ging's mir anders mit Wilhelm — erwiedert er traurig — ich hatte
Ihn ſo gut, wie verloren, denn ängſtlich, wie Sünde und Schande
Pflegen ſich Armuth und Noth in Ecken und Winkeln zu bergen.
Seinen eigenen Vetter vermocht' ich nicht zu ihm zu führen,
Als er nach Hamburg kam, um Anna endlich zu ſehen
Und erſt geſtern zur Nacht bin ich ihm wieder begegnet,
Aber in welcher Geſtalt! Wie gänzlich verändert! Du kannſt es
Dir nicht denken! Ich glaubte zuerſt, es wäre ſein Vater,
Der noch lebt auf dem Dorf, um ſeinen Jammer zu mehren,

Weil er den Greis nicht fürder ernähren kann, wie ſo lange!
Als ich ihn dann erkannte in ſeinem gebrochenen Weſen,
Wollte er mir nicht ſteh'n, wie Einer, der giftige Blattern
Zu verbreiten fürchtet, ich aber blieb ihm zur Seite
Und ſo nahm er mich mit zum kranken Weib und den Kindern.
Nun, die dienten zuſammen! — Das Mädchen erhebt ſich und ſchließt ihn
Innig und feſt an die Bruſt. — Sie wohnen im feuchteſten Keller,
Welchen ich jemals ſah. Dem Todtengräber gehörig,
Hat er die naſſen Wände mit Brettern von Särgen beſchlagen,
Wie ſie der Kirchhof ihm aus wieder eröffneten Gräbern
Fett und modrig liefert. Die dunſten, daß, wer herein tritt,

Faſt erſtickt, doch die Miethe iſt billig, auch jagt ſie der Hausherr
Nicht ſo leicht heraus, es fehlt am zweiten Bewerber,
Darum bleiben ſie ſitzen. Sie ſollen vom Fieber geneſen,
Wo's ein Geſunder bekommt. Da macht's natürlich die Runde,
Springt von ihm zu ihr, von einem Kinde zum andern
Und verläßt ſie nicht mehr! Du weinſt ſchon bittere Thränen,
Nun, ich rede nicht weiter! — Sie trocknet ſich plötzlich die Augen,
Welche ihr längſt ſchon ſtrömten und ſpricht mit krampfigtem Lachen,
Ihn bei der Hand ergreifend und über und über erglühend:
Chriſtian, weißt Du was? Es iſt der heilige Abend
Und es wird uns beſcheert: da wollen wir wieder beſcheeren!

Meinen ganzen Weihnacht, und reichlich giebt ihm die Herrſchaft,
Kleider und Tücher und Geld und was noch etwa hinzu kommt,
Alles trag' ich zu Anna, Du machſt es auch ſo mit Wilhelm,
Und ſie können den Keller verlaſſen und wieder geſunden!
Kind — verſetzt er darauf — ich that zwar gleich, was ich konnte,
Und der Weihnacht iſt die Hälfte des Lohnes in Hamburg,
Aber es ſei darum! Denn, wie kein Engel im Himmel,
Hat mich Wilhelm geſtern für ewige Zeiten geſegnet,
Und ich dank' es ihm gern! Zwar war ſie bitter die Lehre,
Die ich empfing, als ich ſah, daß trockenes Brod ihm wie Kuchen
Schmeckte, Käſe, wie Fleiſch, doch werd ich ſie nimmer vergeſſen.

Ja, ich hab' es erkannt, und werd' es im Herzen bewahren:
Wenn der Arme es wagt, nur Gatte und Vater zu werden,
Iſt es ſo ſündlich, als dächte der Reiche auf Kaiſer und König,
Und es ſtraft ſich noch härter. So bin ich denn feſt auch entſchloſſen,
Endlich den Schritt zu thun, auf den ich ſchon lange geſonnen,
Denn das Leben iſt kurz und einmal will ich doch würfeln! —
Sie erſchrickt, doch bald zerſchmilzt in freudigem Lächeln
Ihre Angſt, denn er zieht zu ihrem höchſten Erſtaunen
Einen goldenen Ring hervor — er iſt in den Handſchuh
Eingewickelt, den ſie vermißt und den er entwandte,
Um ihr Maaß zu haben — und reicht ihr das funkelnde Kleinod.

Nimm ihn an von mir — ſo ſpricht er — und trag' ihn zu Ehren
Gottes, des Vaters, des Sohnes, ſowie des heiligen Geiſtes
In Geduld drei Jahre, Du wirſt nicht darüber ergrauen
Und das Glück hat Zeit, mir einen Finger zu reichen!
In Geduld drei Jahre! — verſetzt ſie — und das noch zu Ehren
Gottes, des Vaters, des Sohnes, ſowie des heiligen Geiſtes?
Nein, in Liebe und Treue das ganze Leben und Keinem
Mehr zu Ehren, als Dir, Du Bravſter unter den Braven!
Kind, ich nehm' es nicht an — entgegnet er ernſt — denn es würde
Mir das Gewiſſen belaſten, Du biſt nicht länger gebunden,
Wenn die Friſt verlief, auch iſt ſie völlig genügend,

Und wenn ich Dich nicht löſe, ſo magſt Du ſelber
Dich löſen!
„Aber — ruft ſie — was können ſo wenige Jahre
Dir bringen,
Wenn Du das Heil nicht von Alt'na erwarteſt
oder von Wandsbeck,
Und Du biſt wohl der Letzte, Dein Haus auf's Lotto
zu bauen!
Darauf ſchwöre nur nicht — verſetzt er — Du
würdeſt Dich täuſchen,
Denn ich rechne auf's Lotto, doch ſetz' ich nicht Heller
und Groſchen,
Nein, ich ſetze mich ſelbſt. Ich geh' im Frühling
zu Schiffe.
Schlage nicht gleich die Hände zuſammen und halte
die Schürze
Vor die Augen! Ich hab' es lange bedacht und
erwogen,
Geſtern kam's zum Entſchluß! Die Welt iſt anders
geworden,
Als mein Vater ſie kannte, und ſeine goldenen
Regeln

Paſſen nicht mehr hinein! Wer bliebe nicht gerne im Lande
Und ernährte ſich redlich! Ich ſehne mich nicht nach dem Welttheil,
Wo man Löwen und Affen und Papageien umſonſt ſieht,
Nein, ich will das Plaiſir mit Freuden noch länger bezahlen,
Wenn wir über den Berg nach Altona geh'n zur Erholung!
Aber, wer kann, was er möchte! Wofür mein Vater das Häuschen
Kaufte, mieth' ich mir kaum die Stube, und was für den Ochſen
Einſt der Schlachter gab, das giebt für die Haut jetzt der Gerber!
Sprich, wo wäre da Hoffnung! Es ſind der Menſchen zu viele
Ueber die Erde verſä't, und ſtatt, wie einſt, ſich zu helfen,
Drängen ſie ſich und ſtoßen und ſuchen ſich neidiſch die Biſſen

Aus den Händen zu reißen. D'rum ſind auch die ſchrecklichen Thiere
Losgelaſſen, von denen die Offenbarung Johannis
Prophezeih'te, ſie ſollen den Haufen lichten und ſichten.
Bonaparte voran als Tod mit der blinkenden Senſe,
Jetzt die neue Peſt, die Cholera, wie ſie ſie heißen,
Und die Hungersnoth wird folgen, ſie guckt um die Ecke
Fault nicht ſchon die Kartoffel? So ſagte der Alte aus Bremen,
Den ſie den Myſtikus nennen, und der uns Knechten und Mägden
Seine Geſichte verkündigt, und wahrlich: er hat nicht gefaſelt!
Höre den Orgeldreher, wer will! Doch ſieh, wie Dein Keſſel
Siedet! Auch haben die Pferde in meinem Stall wohl gefreſſen,

Und je eher daran, je eher davon. Bis zum Abend
Bin ich morgen zurück und bringe Wilhelm das Seine,
Denn Du würdeſt den Gang, geſchweige den Keller nicht finden,
Dürfteſt Dich auch nicht hinein begeben, er wimmelt von Schiffern
Und von allerlei Volk, und was ſie da ſuchen, das weißt Du,
Heute iſt er verſeh'n! — Er reicht ihr die Hand hin zum Abſchied,
Aber ſie hält ihn feſt, ſie ſchaut ihm in's Auge und ſchüttelt
Kindlich den lockigen Kopf, im Anfang leiſe und ſchüchtern,
Dann geſchwind und geſchwinder, und da er noch immer nicht redet,
Zieht ſie den Hochgewachſ'nen zu ſich hernieder und bietet
Ihm, wie zum Danke, den Mund. Er aber weigert ſich lächelnd,

Dieſen Kuß zu nehmen und ſpricht: Das wär' ein Gelöbniß,
Hier zu bleiben, und dieß vermag ich Dir nicht mehr zu geben,
Denn ich habe den Dienſt ſchon aufgeſagt und ich gehe
Mit den Gefährten, dem Schmied und dem Tiſchler, die lange ſchon drängten,
Wenn die Störche kommen, damit wir endlich erfahren,
Welche Reiſe ſie machen. Das Wenige, was ich erſparte,
Reicht ſchon aus für das Schiff, und warum gingen nur wir nicht,
Unſer Glück zu verſuchen! Zu Tauſenden zieh'n ſie hinüber,
Um nach Geld zu graben im kaliforniſchen Boden!
Wäre der Himmel geöffnet und würde am Thore geläutet,
Wie des Abends bei uns zur Zeit der Sperre, es gäbe

Schier kein größ'res Getümmel, kein ärgeres Rennen und Laufen:
Muſikanten verkaufen die Fiedel, Gelehrte die Bibel,
Schuſter und Schneider den Pfriem und die Nadel' und eilen nach Bremen
Von dem Bette des Kranken entweicht der gierige Doktor
Und ſein Koch iſt voraus, es ſtoße im Mörſer wer Luſt hat,
Advokaten und Schreiber verachten auf einmal die Zunge,
Die ſie ſo lange ernährte, und rechnen auf Arme und Beine,
Der Senator bedenkt ſich's, ob er denn wirklich zu dick iſt,
Und der Prediger kaum hält's aus bei ſeiner Gemeinde.
Sollte der Aermſte da fehlen? Ich dächte doch, dieſem vor Allen
Wäre der Segen beſcheert, nur muß er ſich freilich auch rühren,

Denn Sankt Nikolaus ſchenkt zwar die Kuh, doch nicht auch den Halfter.
Darum weine mir nicht! Ich bin ja nicht, wie die Andern,
Unerſättlich, und werfe das Brod, das ich habe, zu Boden,
Um nach dem Kuchen zu ſchnappen, ich will ja nicht mehr, als ich brauche,
Um Dich mit gutem Gewiſſen zur Kirche führen zu können,
Und Du biſt es wohl werth, daß mir dieß Wenige werde.
Hätt' ich den Dampfer auch ſchon beſtiegen, ich würde ihn willig
Wieder verlaſſen, wenn hier noch ein mäßiges Glück ſich mir zeigte,
Aber eben ſo ſicher vollbring' ich auch, was ich beſchloſſen,
Wenn kein Wunder geſchieht und an die Heimat mich feſſelt.
Knarrt nicht die Treppe? Ja wohl! Man kommt! So trockne die Augen,

Daß ſie nicht glauben, wir zankten! Da rollt ſchon der Wagen des Nachbars!
Nun, ich hol' ihn noch ein, denn meine Pferde ſind beſſer.
Lebe denn wohl! Sie bringen in Holſtein den Pudding nicht fertig,
Wenn ich nicht mache, es fehlt an friſchen Roſinen und Mandeln,
Und hier brauchen wir Schinken und wohl geräucherte Zungen!
Heller Tag! Wie die Zeit verſtrichen iſt! Glücklicherweiſe
Hat mein Alter die Gicht! Da ſchläft er hinein in den Morgen,
Weil ſie ihn zwickt bei der Nacht für's fleißige Schnapſen von früher,
Sonſt erging' es mir übel! Es hat ihn nicht wenig verdroſſen,
Daß ich nicht bleiben will und, ſelbſt nicht offen und ehrlich,
Glaubt er, ich will den Dienſt nur wechſeln und nicht mit dem Spaten

Wirklich die Zügel vertauſchen! Ei nun, er wird es erfahren!
Keinen Kuß? Doch die Hand! Auch die nicht? Du ſollſt mich noch leben! —
Damit eilt er hinweg. Sie ſetzt ſich, um Kaffee zu mahlen,
Doch ihr rinnen die Thränen von Neuem, es kann ſie nicht tröſten,
Daß die Raben noch krächzen und nicht die Störche ſchon klappern,
Denn ſie weiß, was er ſagt, das thut er! Sie kennt ihn zu lange.

Zweiter Geſang.

Während dieß in der Küche geſchah, iſt Alles im Hauſe
Nacheinander lebendig geworden, das fleißige Mädchen
Hatte zuerſt ſich erhoben, in ihrer ländlichen Weiſe
Nach der Kälte nicht fragend, nur nach der Stunde, verdrießlich
Iſt ihr nach langer Pauſe, mit offenen Ohren verdämmert,
Dann die Zweite gefolgt und hat Kamine und Oefen
Bis zum Zerſpringen geheizt, vom Schlaf erſt völlig ermuntert,

Als ihr auf einmal die Haube zu glimmen begann und ein Löckchen
Sich entzündete, raſch, wie Hanf, am Feuer verflackernd,
Und die Augenbrauen, ja ſelbſt die Wimpern ihr ſengend.
Noch viel ſpäter ſchlüpft der Kutſcher in ſeine Pantoffeln:
Dieſen weckt zwar gewöhnlich die Kaffeemühle, doch hütet
Er ſich, aufzuſteh'n, bevor ſie wieder verſtummt iſt,
Denn er käme zu früh, noch wäre das Brod nicht geröſtet
Oder die Sahne geſotten, das hat er längſt ſchon berechnet,
Und ein verſtändiger Mann verachtet nie die Erfahrung.
Jetzt ſogar bleibt ihm noch Zeit, den Thermometer am Fenſter
Um den Grad zu befragen, doch iſt's ihm freilich nicht möglich,

Auch nach der Uhr zu ſeh'n, die ihm zu Häupten am Bett hängt,
Denn es wird ihm da unten zu ſtill, ſie ſind ſchon beim Trinken.
Endlich huſcht auch die Zoſe hinab, das Praſſeln im Ofen
Hat ſie herausgetrieben, doch ſind ihr die Augen noch immer
Matt, und gleichen den Lichtern, die, Nachts in der Kälte beſchlagen,
Oder mit Waſſer beſpritzt, nicht brennen wollen am Morgen.
Darum bemerkt ſie's auch nicht, daß Magdalena ſchon weinte,
Sondern erkundigt ſich blos, ob Keiner ihr Traumbuch geſeh'n hat.
Nur der Bediente fehlt, der muß die Klingel erſt hören,
Aber er rühmt ſich der Kunſt, ſo flink in die Kleider zu kommen,
Daß er, wie ſchwach ſie der Herr auch zieh'n mag, immer ſchon fertig

In das Zimmer tritt, bevor noch die Glocke verhallte:
Und da darf er's ſchon wagen, die Nachricht im Bette zu leſen.
Dennoch irrt er gewaltig, indem er das Knattern des Bodens,
Welches er über ſich hört, allein dem Springen der Bretter
Zuſchreibt, wenn ſie auch mächtig im klingenden Winter ſich krümmen,
Denn ſchon lange wandelt der Kaufherr ſinnend und ſchweigend
In den Gemächern herum, die königlich weit und geſchmückt ſind,
Aber nicht mit Stolz, man ſieht es ihm an, und Behagen.
Vor dem Spiegel flammen in ſchweren ſilbernen Leuchtern
Noch die Kerzen, ſie ſind zwar nicht mehr nöthig, doch mag er,
Wie er ſie angezündet, ſie nicht auch ſelber noch löſchen,

Und noch weniger ſcheint er den Diener ſchon rufen zu wollen.
Jetzt beſchaut er die Blumen und fremden Gewächſe, ſie füllen
Faſt ein ganzes Gemach, und alle Theile der Erde
Haben ihr Schönſtes geliefert, doch feſſeln die ſchwellenden Knospen,
Die er ſonſt wohl muſtert, als wär' er in Holland geboren
Und ein Bürger der Zeit, wo Zwiebeln die Wechſel vertraten,
Dieß Mal ihn nur wenig, ja ſelbſt die geöffneten Kelche
Hauchen ihm heute vergebens die heißen Düfte entgegen,
Welche den Papagei, er ſchließt vor Behagen die Augen
Und iſt betäubt und berauſcht, zurück in die Heimath verſetzen.
Jetzt betrachtet er ſich die neue chineſiſche Vaſe:

[illegible] ſelbſt, der Drachen und Schlangen entſtammten Gebieter,
Hat ſie in Peking nicht reicher mit Gold gefüllt bis zum Rande
Wäre ſie kaum bezahlt, ſo ſelten und rein iſt die Miſchung
Und ſo brennend die Farbe! Man ſtellte in jedem Muſeum
Einen Wächter daneben, doch er, in plötzlicher Wendung
Gegen ein Bild an der Wand, der Morgen beleuchtet's gerade,
Stößt ſie vom Tiſch herunter, und wenn er erſchrickt, ſo geſchieht es
Blos des Gepraſſels wegen, das dennoch der türkiſche Teppich
Mächtig dämpft, denn er horcht, anſtatt die Scherben zu ſammeln
Oder auch nur zu beachten, mit angehaltenem Odem
Nach der linken Seite hinüber, wo ihm die Gattin

Schlummert im Bett von Damaſt, und da's dort ſtill, wie zuvor, bleibt,
Spricht er lächelnd: ſo war denn doch noch ein Glück bei dem Unglück!
Und als hätte er nur die Kaffee-Taſſe zerbrochen,
Tritt er gelaſſen und ruhig, nicht einmal den fegenden Schlafrock
Erſt um den Leib ſich gürtend und weiteren Schaden verhütend,
Vor das Gemälde hin. Es iſt von Rahl und es zeigt uns
Marius unter den Cimbern im grimmigen Würgen. Kein König
Hat es beim Meiſter beſtellt, nicht einmal der König der Juden,
Auch kein reicher Prälat, kein Julius oder ein Bembo,
Noch viel minder ein Junker, was kümmern ſie Künſtler und Dichter,
Aber der Handelsherr, obgleich zum Patron nicht geboren,

Und von Manchen beſpöttelt, die mit ihm rechnen und tauſchen,
Rief's in's Leben, ſobald er in Wien die Skizze erblickte,
Denn er ſucht in Venedig und nicht in Karthago ſein Vorbild.
Freilich hält ihn auch dies, ſo ſehr er es ſchätzt und bewundert,
Heute nicht lange feſt. Er nickt zwar, erſtaunend, wie immer,
Dem gewaltigen Stier, der eben den Römer geſpießt hat,
Und der entſetzlichen Mutter, die ihren eigenen Säugling
Unter die Feinde ſchleudert, doch greift er nicht nach der Kerze,
Um es heller zu ſeh'n, obgleich das goldene Tagslicht
Wieder verdüſtert ward durch jenes graue Gerieſel,
Welches nicht Nebel bleibt und auch nicht zu Schnee ſich verdichtet

Und die Finſterniß mehrt, die Kälte aber nicht mindert.
Nein, er ſchreitet auf's Neue von Zimmer zu Zimmer und heftet
Bald auf die Nipſe den Blick, die Tiſche und Schränke ihm zieren,
Bald auf Figuren und Büſten und bald auf Stiche und Bücher.
Alles beſieht er und prüft's, er ſpäht begierig nach Lücken,
Aber er findet ſie nicht, und wenn ſich die Luſt des Beſitzes
Auch in ſeinem Geſicht nicht eben ſpiegelt, ſo zeigt es
Doch auch keinen Verdruß. Da fällt ſein ſchweifendes Auge
Auf die Dreesd'ner Madonna, mit ihrem lieblichſten Knaben,
Und den reizenden Engeln, die Raphael malte, und eilig
Wendet er's wieder ab, als ſähe er, was ihn nicht freute,

Und ſein ruhiger Ernſt verwandelt in Schmerz ſich und Trauer.
Wär' nur das Stück kein Geſchenk, ich würd' es noch heute entfernen,
Spricht er, aber ich darf's nicht wagen, und dennoch vergoß ſie
Oft ſchon Thränen davor, ſie kann in der Fürſtin des Himmels
Nur noch die glückliche Mutter erblicken und ließe ihr willig
Für den flüchtigſten Kuß des Kindes die ewige Krone.
Wär' doch der Tag erſt vorüber, beſonders der Abend! Die Domzeit
Macht ſie faſt immer krank. Was ſchelt' ich den göttlichen Künſtler
Und ſein köſtliches Blatt! Die quiekendſte Weihnachtstrompete
In der ſchmutzigſten Twiete vom garſtigſten Rangen geblaſen,
Thut ihr ja eben ſo weh! Die bunten beleuchteten Buden,

Welche den Gänſemarkt den ganzen Advent ſo beleben,
Schneiden ihr tief in das Herz. Sogar die Juden am Steinweg
Mit den Karren voll Tand entlocken ihr ſeltner das Lächeln
Halber Ergötzung, nach dem ich oft Wochen vergebens mich ſehne,
Als den Seufzer des Grams. Denn neben den ſchrafen Geſichtern,
Die das häßliche Schreien verzerrt, bemerkt ſie noch immer
Auch die Oechſelein und Eſel von Zinn, mit denen ſie trödeln
Und um die ſich begierig die Knaben und Mädchen verſammeln,
Und da kehren ſogleich die bitt'ren Gefühle ihr wieder.
Nun, es geht ja zu Ende! Wenn nur nicht heute gerade
Alles ſo übel ſich träfe! Der Affe iſt nicht gekommen,

Weil das Schiff, das ihn trug, verſchlagen wurde, die Vögel
Endlich ſind eingetroffen, doch ſcheinen ſie krank und ich werde
Schon zufrieden ſein, wenn ſie nur leben bis Neujahr.
Wäre die Blumen-Uhr nicht da, ich müßte verzweifeln,
Denn hier fehlt es an Nichts und Alles iſt dreifach vorhanden,
Aber es wird ſie zerſtreu'n, es wird ſie vielleicht gar erfreuen,
Wenn ihr die perſiſche Roſe, bis auf die letzte Minute
Feſt geſchloſſen, den Mittag, die türkiſche Tulpe den Abend,
Und der Jasmin vom Athos die Mitternachtsſtunde verkündigt,
Ja, es wird ſie erfreu'n, die Schritte des Tages an Düften
Abzuzählen und Farben, die alle Wunder der Ferne

Vor die Seele ihr rücken! Er wiederholt es und klingelt
Endlich dem Diener: ihm folgt ſogleich auf dem Fuße der Doktor,
Welcher, des Hauſes Freund und alter Vertrauter, ſein Vorrecht
Braucht, und das um ſo eher, als er ſchon lange gewartet.
Ei, da ſind Sie ja — ruft ihm der Kaufherr freundlich entgegen —
Ich bin auch ſchon bereit, hier liegen in Gold und in Silber
Ihre Summen, und wollen Sie mehr, ſo kommen Sie wieder!
Nur verſchonen Sie mich mit Ihren Berichten, ich mag nicht
Wiſſen, wo Sie es laſſen, ich mag die Perlen nicht ſammeln,
Welche aus Freudenthränen entſtehen ſollen, ich müßte
Sonſt auch den Aerger verwinden, wenn unſer Pfennig nicht wuchert.

Wie er wohl könnte! Sie lächeln? Sie glauben, daß ich nur ſcherze
Oder mich ſelbſt verläumde, weil jede Erfahrung mir mangelt?
Freund, ich habe ſie nicht aus Grille gemieden! Sie zweifeln?
Kennen Sie wirklich das Herz des Menſchen ſo wenig? Die Bäume,
Welche er pflanzt und begießt und ſäubert von Raupen und Würmern,
Werden ihm nimmer zu grün, doch leicht die Armen zu fröhlich,
Und ein Heiliger wird nicht Jeder durch Eſſen und Trinken,
Welcher ein Märtyrer iſt durch Hungern und Durſten und Frieren;
Wen man aber beſchämt, den wird man zugleich auch erbittern.
Darum ſoll man die Kluſt, die zwiſchen dem Geber und Nehmer
Einmal beſteht, durch Milde nicht füllen wollen, man kann's nicht,

Nein, man ſoll ſie mit Nacht, mit heiligem Dunkel bedecken,
Und wie der Ewige ſelbſt, in's tiefſte Geheimniß ſich hüllen.
Denn es iſt nicht genug, daß blos die Rechte nicht wiſſe,
Was die Linke thut, ſie ſoll es auch ſelber vergeſſen;
Reiche den Becher und wende Dich ab, ſo wirſt Du erquicken!
Sie verhalten's darnach — entgegnet der Doktor mit Rührung —
Sie entkleiden die Pflicht des einzigen Reizes und üben
Jede um Gottes willen, nur nicht die Stirne gerunzelt,
Heute müſſen Sie's hören, ich heiße ſeit Jahren das letzte
Unglück aller Heroen, und meine verrufene Zunge
Schont auch ſo wenig den Cäſar, als Bonaparte und Friedrich,

Oder die hohen Poeten, die immer mit Worten bezahlen.
Aber wenn ich das Große in Völkerwürgern und Künſtlern,
Wie ſie auf Ihren Geſimſen zu Hunderten prunken im Lorbeer,
Auch nur ſelten entdecke, das Edle vermag ich zu ſchätzen
Und, wer nie noch geſchmeichelt, der ſcheint mir berufen, zu loben.
Wären Sie nur auch ſo glücklich, als gut! Wie ging es denn geſtern? —
Aber der Kaufherr ſeufzt und ſpricht mit ſtockender Stimme:
Nun, Sie wiſſen's am beſten, wie ſehr die Woche der Kinder
Ihr die Hölle im Buſen entzündet, das Schlimmſte iſt aber,
Daß mit jeglichem Jahre die Qualen ſich ſteigern und mehren.
Ehmals lenkte ſie ſelbſt vom Weihnachtszimmer das Auge

Auf die Krankenſtube, vom Tannenbaum mit den Kerzen
Auf die Trauerweide hinüber und fand ſich getröſtet:
Jetzt erblickt ſie nur noch die feſtlichen Räume des Jubels,
Aber der Kirchhof rückt in immer weitere Ferne,
Und doch ſtehen die Särge ſo nah an den Wiegen und werden,
Wie wir es ſelbſt ſchon erlebten, an theuren Verwandten und Freunden,
Oft aus dem nämlichen Baum vom nämlichen Meiſter gehobelt.
Ja, ich fürchte für ſie, ich will es nicht länger verhehlen,
Und Sie fürchten ſich auch, obgleich Sie's mir nicht bekennen,
Und ſo mag es wohl kommen, daß ſich der Letzte der Bettler,
Welchen ich heute beſchenke, noch glücklicher fühlt, wie ich ſelber,

Denn ſie iſt mir der Mund, mit dem ich eſſe und trinke.
Ihrethalben könnte ich wünſchen, wir wären katholiſch,
Wenn ich ſie doch auch ehre, die proteſtantiſche Freiheit
Und ihr göttliches Recht auf jeglichen wahren Gedanken,
Wie es der zwölfte Apoſtel, denn Judas hat ſich geſtrichen,
Wie es der eiſerne Luther mit feuriger Zunge erkämpfte.
Denn da dürſt' ich mit ihr von einem Orte der Gnade
Zu dem anderen pilgern, und erſt am heiligen Grabe
In Jeruſalem würde die Hoffnung völlig erlöſchen,
Aber da wäre zugleich doch auch das Leben zu Ende.
Was mich ſelber betrifft, ſo fand ich mich längſt in mein Schickſal,

Denn ich hab's nicht verſchuldet, es ward mir von oben geſendet
Und ich glaube den Finger des Ewigen deutlich zu ſehen.
Sie verwundern ſich, Doktor? Vernehmen Sie, wie ich es meine.
Wiſſen Sie, was mich zumeiſt am großen Brande entſetzte,
Welcher ein Fünftel der Stadt in Aſche legte vor Jahren?
Nicht die flammenden Straßen mit ihren donnernden Häuſern,
Welche vor dem Minirer gen Himmel flogen und barſten;
Nicht der tückiſche Wind, der, wie ein dämoniſches Weſen,
Immer ſich drehte, ſobald die Spritzen Meiſter geworden;
Nicht die lodernde Börſe mit all den Kaiſer-Geſtalten,
Die das römiſche Reich, doch auch uns Bürger bevogtet;

Nicht die grünlichen Flammen der Thürme, welche von Kupfer
Sich ernährten und Blei und gräßlichen Regen verſpritzten;
Nicht der endliche Sturz von Nikolai und Petri,
Faſt ſo entſetzlich für uns, als bräche die Erde zuſammen;
Nicht einmal das Geheul der Feuerglocken, die Alles
Ueberwimmerten, ſelbſt die Stunden Uhren, ſo daß man
Keine einzige hörte, als wären die Zeiten vollendet
Und als müßte der Richter nun gleich in den Wolken erſcheinen:
Alles dieſes verſchwand mir gegen die Hungergeſichter,
Welche mit Ratten und Mäuſen verſchüchtert zu Tage ſich drängten,
Ja, ſie kamen mir vor, als ſollten ſie klagen und zeugen

Und erwarteten nur noch den Engel mit ſeiner Poſaune.
Welch ein Elend erblickt' ich! Und tief, wie unter der Erde,
War es verborgen geweſen, und ſtahl ſich, als wäre es Sünde
Gegen die glücklichen Brüder, auch jetzt noch zögernd und ängſtlich,
Und vom dräuenden Tode gejagt, hervor aus den Löchern!
Männer, Weiber und Kinder! Und das im chriſtlichen Hamburg,
Welches der Armen und Kranken doch wahrlich nie noch vergeſſen.
Faſt mit Grauſen gedacht' ich der eigenen Güter und ſchämte
Mich des eigenen Kummers! Allein nicht lange verharrt' ich
In dem ſtummen Entſetzen: mir ſchien auf einmal das Räthſel
Meines Lebens gelöſt. Für Dieſe ſtrömen die Schätze

So zuſammen bei Dir, und wenn es am Erben Dir mangelt,
Iſt's der Verzweifelten wegen! So rief's in mir und ſo ruft es
Bis zur Stunde noch fort! Ich möchte, wie Fugger in Augsburg,
Ein Aſyl begründen, in welchem es nimmer an Mitteln,
Eher an Dürftigen fehlte. Man ſpricht von rothen Geſpenſtern,
Die man mit Pulver und Blei verſcheuchen müſſe. Sie ſind wohl
Noch viel leichter zu bannen: man gebe ihnen zu eſſen,
Und, anſtatt die Erde in unerſättlicher Goldgier
Auszuſchmelzen und dann als Schlacke liegen zu laſſen,
Wie es ein Rothſchild thut, beſtelle man Wüſten und weiſe
Ihnen die Aecker an! Das heißt, ſich ſelber beſchützen,

Denn wir beſitzen die Habe doch nicht, wie Arme und Beine,
Die wir freilich mit Keinem zu theilen vermögen, und ſollen
Nicht vergeſſen, was Moſes gebot und Chriſtus vorausſetzt:
Fürchterlich könnt' es ſich rächen! Ich würde mit Freuden beginnen
Und mir wär' es genug für's Leben und ſicher für's Sterben,
Wenn ich mir ſagen dürfte: Du wirſt bis an's Ende der Zeiten
Hier die Hungrigen ſpeiſen und ſo den heiligen Frieden,
Denn ihn bricht nur die Noth, auf ewig im Innern beſiegeln!
Ja, mir wär' es genug! Doch ſie iſt anders geſchaffen,
Sie entbehrt die Tochter, wenn ich auch den Sohn nicht vermiſſe,
Und der heimliche Gram verzehrt ihr leiſe die Kräfte.

Anfangs freute ich mich, daß ſie am heutigen Morgen
Nicht ſo früh, wie gewöhnlich, erwachte, aber es währt mir
Jetzt ſchon wieder zu lange: ſie hat die Nacht nicht geſchlafen
Und ein trauriger Tag wird folgen! Sie kommen doch Abends?
Sicher! — verſetzte der Doktor — und einen eignen Gedanken
Bringe ich mit: Sie mögen ihn nun als thöricht verwerfen
Oder, wie ich, als tröſtlich mit einiger Freude begrüßen,
Immer verdient er die Prüfung. Ich war vorhin in der Küche
Und da fand ich das Mädchen vom Lande in bitteren Thränen
Das geſunde und friſche, das ich dem Hauſe empfohlen.
Sie eröffnete mir ihr Herz, denn ſeit ich vom Fieber

Sie befreite, vertraut ſie mir, als wär' ich ihr Vater.
Ei, wie bunt iſt die Welt! Hier oben fehlt es an Einem
Und dort unten am Andern! Es wäre vielleicht noch zu helfen,
Wenn man die Hände ſich böte. Denn: Alles beruht ja auf Miſchung!
Sagt Apotheker Franz, der Helgoländer, und kämen
Mit den Kräutern des Berges die Kräuter des Thals nicht zuſammen,
Würde kein Uebel geheilt! Ei nun, wir wollen's verſuchen.
Nur nicht zu früh erwarten Sie mich. Ein glücklicher Schneider,
Dem Sie unter die Arme gegriffen haben, erlaubt ſich
Mit den Seinigen heute den erſten Pudding. Er lud mich
Und ich möchte wirklich das kleine Feſt nicht verſäumen,

54

Denn nicht lieber ſeh' ich den Regenbogen am Himmel
Als im Menſchen Geſicht die wieder erwachende Freude.

Dritter Geſang.

Raſch entfernt ſich der Doktor, denn viel noch hat er zu ſchaffen,
Auch den Kaufherrn ruft gar Manches ab, doch verwundert
Schaut er dem Alten nach und denkt: was mag er nur meinen?
Plötzlich fühlt er von hinten ſich innig umſchlungen, die Gattin
Hat ſich ihm leiſe genähert, und wie er ſich wendet, erſtaunt er
Ueber den klaren Blick des reinen Auges und freut ſich,
Sie ſo ruhig zu finden. Sie küßt ihn herzlich und drückt ihn

Mehrmals gegen die Bruſt, als wäre der Morgen der Hochzeit
Wiedergekehrt, an dem ſie, dem Kreiſe der Schweſtern entſchlüpfend,
Die noch an ihr ſchmückten, und über die trennende Schwelle
Ihm entgegen hüpfend, an welcher er ſchüchtern und lauſchend
Stehen geblieben war, dem faſt Erſchreckten bewieſen,
Daß ſie nur darum ſo lange das kargſte der Mädchen geweſen,
Um als reichſte der Bräute noch in der letzten der Stunden
Für die erduldete Strenge ihm überſchwenglich zu lohnen.
Denn, wie mancher Baum, zu deſſen Füßen die Veilchen
Schon ihr Leben verhauchen, und den die mildeſten Lüfte
Unermüdlich umſchmeicheln, nicht eine einzige Knoſpe

Oeffnet, bevor der Mai den Frühling göttlich beſiegelt:
Alſo hatte auch ſie ſogar dem Verlobten noch Vieles
Abgeſchlagen, was ſelbſt die ſprödeſte Sitte geſtattet
Und die ſorglichſte Mutter nicht rügt, und ſtill ſich beſcheidend
Hatt' er's ertragen, obgleich nicht ohne quälende Zweifel.
Aber wie ſolch ein Baum zuletzt die innere Fülle
Auch in heißeren Düften und volleren Blüthen entbindet,
Als die Uebrigen alle, die Nichts zuſammen gehalten:
Alſo hatte auch ſie auf dieſe einzige Stunde,
Die mit Geben beginnt, um nicht mit Fordern zu enden,
Alle Wonnen gehäuft und ihn im Tiefſten beſchwichtigt.

Unvergeßlich war ihm der Morgen, doch ward er nur ſelten
Wieder an ihn erinnert, und heute am wenigſten hätt' er
Dieſes Zeichen der Liebe von ihrer Seite erwartet.
Feurig erwiedert er's ihr, und als ſie ſich endlich ihm weigert,
Spricht er: wir ſtritten uns oft, ob fallende Früchte am beſten
Schmeckten, oder gepflückte, ich hatte ſoeben von beiden
Und ich finde ſie gleich. Du aber ſag' mir zuletzt noch,
Was mir den innigen Gruß verſchafft hat, den ich ſo zärtlich
Nicht erhielt, ſeitdem ich von Philadelphia kehrte
Und auch da wohl nur, weil eine verlogene Zeitung,
Sei ſie noch jetzt mir geprieſen, mich ſcheitern ließ und verſinken,

Als ich die Elbe bereits mit günſtigem Winde hinauf trieb.
Sanft erröthend verſetzt ſie: Du warſt mir wieder geſtorben,
Und ſo ſehr ich den Traum auch haſſe, weil er ein Nichts iſt
Und mich dennoch beängſtigt: für dieſen könnte ich danken!
Laß mich ſchweigen, ich habe gelobt, nicht wieder zu weinen,
Und ich müßte vielleicht, wenn ich noch weiter erzählte,
Aber Du ſollſt ſchon ſeh'n. Jetzt kenn' ich die Oede, jetzt weiß ich,
Was es bedeutet, allein in weiten Gemächern zu ſitzen,
Alle Stunden des Tages zu zählen und doch ſich bei keiner
Sagen zu dürfen: nun tritt er herein, nun prüft er die Mienen
Deines Geſichtes und deut, ſobald ſie ihm traurig erſcheinen,

Dir die Rechte als Freund, ſobald ſie ermunternd ihm lächeln,
Dir die Lippe als Gatte! Jetzt hab' ich's in Wahrheit empfunden,
Nicht aus Grille blos mir eingebildet! D'rum will ich
Dir in Allem auch folgen! Es giebt der Waiſen ſo viele
In dem großen Hauſe, das Jeglicher ſegnet, der Reigen,
Welcher zu Pfingſten die Straßen durchzieht, daß der Bürger erfahre,
Wie man ſie kleidet und nährt, iſt jährlich noch immer gewachſen:
Nehmen wir eine heraus! Wir könnten heute noch wählen,
Wenn Du denkſt, wie bisher! Ein Knabe oder ein Mädchen,
Was Dir gefällt, iſt mir recht! Wir machen Einen auf Erden,
Zweie im Himmel glücklich! Ich werde Dich ſelber begleiten.

Wiederhol' es mir morgen — verſetzt' er mit Lächeln — ſo wollen
Wir es weiter bereden. Ich denke es anders zu machen,
Wenn es Dein Wille bleibt. Warum der ſterbenden Mutter
Nicht ſogleich aus den Armen den Säugling nehmen und gänzlich
Ueber ſein Schickſal beruhigt, in's Grab ſie ſenden, warum ihn
Erſt von Fremden empfangen? Doch Alles dieſes auf morgen!
Denn wie ſehr ich mich auch der ſchönen Wallung erfreue,
Welche Dich heute bewegt, ich werde ſie nimmer mißbrauchen,
Und ſie kommt mir zu raſch, als daß ich ihr völlig vertraute!
Damit geht er von hinnen, denn lange ſchon warteten ſeiner
Ungeduldig die Schreiber. Doch kann er's nicht laſſen, noch einmal

An der Thür ſich zu wenden. Mir lebe noch Einer die Märchen!
Ruft er dann und enteilt. Und wahrlich, er durfte es wagen,
Denn die hohe Geſtalt im weißen Morgen-Gewande
Mit den glühenden Augen und reichlich wallenden Locken
Iſt vollendet zu nennen in ſtolzer Erſcheinung, es deutet
Nichts zurück auf die Jugend, das unentwickelt und unreif
Noch zu zeitigen wäre, und Nichts hinein in das Alter,
Das ſich zu voll ſchon zeigte, es iſt die reizende Mitte
Zwiſchen Blüthe und Frucht, der köſtliche Gipfel des Lebens,
Wo in holdeſter Pauſe die endlich geſättigten Kräfte
Ihren Sabbath feiern und nur mit ſich ſelber noch ſpielen.

Tief, wie nie noch, ergriffen von ihrer Macht, zu beglücken,
Sieht ſie dem Eilenden nach. Ein eigener Schauder erfaßt ſie,
Als ſein treues Geſicht, das freilich derb wie ein Holzſchnitt
Aus den älteſten Zeiten, nur krampfhaft lachen und weinen,
Aber nicht lächeln kann, mit fröhlichem Nicken verſchwindet
Und die Thüre ſich ſchließt. Denn dieſe hat ſie im Traume
Immer vor ſich gehabt und alle Schrammen und Ritzen,
Welche ſogar Magdalenen beim emſigſten Bohnen entgingen,
Deutlich ſich eingeprägt. Er ſollte kommen und kam nicht,
Aber ſtatt ſeiner erſchien nach langem ängſtlichen Harren,
Während deß die Minuten vorüber krochen wie Stunden,

Schwarz gekleidet der Schneider und fragte mit ernſten Geberden,
Ob es ihr jetzt gefalle, die Trauer zu wählen, es warte
Draußen auch ſchon der Zeichner mit einem Modell zu dem Denkmal,
Den ſie beſtellt, wie ihn ſelbſt, das Werk ſei herrlich gerathen,
Ganz beſonders die Büſte des Abgeſchied'nen, nicht treuer
Hänge ſein Bild an der Wand vor ihren eigenen Augen,
Als es ſich über dem Grabe zur größten Zierde des Kirchhofs
Bald, in Eiſen gegoſſen, erheben werde! Da war ſie
Vor Entſetzen erwacht und mit unendlicher Rührung
Hatte ſie durch das Spiel der Glocken hindurch, wie es ſtündlich
Von den Thürmen erſchallt in frommen Choral-Melodieen,

Seine Stimme vernommen und raſch und ſtill ſich erhoben.
Tief war das Herz ihr beklemmt. Der Fluch des ganzen Geſchlechtes,
Daß es nicht ſchätzt, was es hat, und überſchätzt, was es nicht hat,
Drückte ſie ſo darnieder, als wäre nur ſie ihm erlegen,
Während doch Alle zuſammen den Duft der lockenden Früchte
Gleich beim Pflücken verwiſchen, und weil ſich zwiſchen den Fingern
Freilich das Gold nicht findet, das auf den Zweigen ſo reizte,
Neu verlangend den Baum erklettern, um aber und aber
Ihn zu plündern und ſich zu täuſchen! Der bitt're Gedanke,
Ihrem Gatten wohl oft durch ihr verdüſtertes Weſen
Stille Freude getrübt und edel verheimlichten Kummer,

Statt ihn zu lindern, erhöht zu haben, verließ ſie nicht wieder:
All' die kleinen Momente, an denen das Leben ſo reich iſt,
Wo ein freundlicher Blick mit einem finſtern erwiedert
Wurde, ein herzliches Wort mit einem kalten und leeren,
Traten in greller Beleuchtung vor ihre geängſtigte Seele,
Und ſie fand nicht den Muth, ihm guten Morgen zu ſagen,
Eh' ſie ein ſtilles Gelübde im tiefſten Gemüthe beſchworen.
Feſt auch ſteht ihr Entſchluß, es unverbrüchlich zu halten,
Ja, ſie wiederholt's, indem ſie der Thüre den Rücken
Wendet, die ihr den Traum ſo klar in's Gedächtniß gerufen,
Daß ſie ihr Auge bisher, wie magiſch, an ſich gefeſſelt.

Als ſie in's eig'ne Gemach zurückkehrt, trifft ſie die Zofe
Eben vor'm Spiegel: ſie möchte von Magdalenen berichten,
Die ſich bei ihr erkundigt, ob Californien weit iſt
Und ob wirklich die Straße mit Todten-Gerippen gepflaſtert,
Wie ſie auf ängſtliches Fragen bei Hoffmann und Campe erfahren.
Aber die Thörin erröthet und ſchleicht ſich davon, als ſie plötzlich
Ihre Herrin, anſtatt auf ſie zu hören, zur Nadel
Greifen ſieht, um vor Nacht noch die längſt begonnene Arbeit,
Welche ſchon aufgegeben erſchien, für den Herrn zu vollenden.
Denn die Reuige will's durch thätige Buße beweiſen,
Daß ſie verwandelt iſt, und wirklich wird ſie noch fertig.

Wenn auch im Lauſe der Stunden gar manche ihrer Bekannten
Prunkend und prahlend erſcheinen, gehüllt in die neueſten Roben,
Welche Paris geliefert, und brennend, Neid zu erregen,
Oder zum wenigſten doch in ſtiller Bewund'rung zu ſchwelgen.
Ja ſie werden ſogar, obgleich ſie nur ſtören und hindern,
Beſſer empfangen, wie ſonſt, und finden offnere Ohren
Für ihr erſtaunliches Glück, das Mode-Journal zu beſchämen.
Denn es will ihr dünken, als hätten ſie tändelnd und gaukelnd
Und die ſchillernden Flitter aus kindiſcher Freude am Wechſel,
Wie die Vögel ſich mauſern, vertauſchend und wieder vertauſchend,
Sich vor Schlimm'rem bewahrt, ſie ſchaut nicht mehr mit Verachtung

Auf die Schweſtern herunter, es ſcheint ihr doch beſſer, zu ſpielen,
Als beſtändig zu brüten, die Liebſten aber zu quälen.
So vergeht ihr der Tag in fruchtbar-ernſter Betrachtung,
Welche ſie über ſich ſelbſt im Geiſt erhebt und ſie kräftigt,
Während im zierlichen Fleiß der Finger das Herz ſich erleichtert,
Und es naht ſich der Abend. Nun gilt's noch, die Gaben zu ordnen,
Die ſie beſtimmte für's Haus — ſeit Jahren that es die Zofe —
Dann, ſich feſtlich zu ſchmücken, und Beides dauert ſo lange,
Daß der Doktor erſcheint, bevor ſie noch ſelber gekommen.
Ueberglücklich begrüßt der Kaufherr ihn und erzählt ihm,
Was am Morgen geſcheh'n und wie es weiter gegangen.

Doch der Alte erwiedert als Prüfer der Herzen und Nieren:
Einer Geneſenden gleicht ſie, und alle Geneſenden fühlen,
Wenn ſie das Uebel verließ, ſich frei von Wunſch und Verlangen,
Denn ſie haben das Maß des Menſchlichen wieder gewonnen,
Das die Begierde zerbrach, und wollen nur leben und athmen.
Aber das ändert ſich wieder. D'rum muß man die Pauſe benutzen,
Und ſo fatal mir der Paſtor mit Sakrament und Ermahnung
Auch in der Kriſis iſt, ſo gern doch ſeh' ich ihn nahen,
Wenn ich ſelbſt mich entferne, denn rein iſt der Boden von Unkraut
Und der göttliche Same mag Wurzel faſſen und treiben.
Alſo wollen wir's auch mit ihr verhalten, und hat ſie

Selbſt den Entſchluß gefaßt, der einzig hilſt auf die Länge,
Denn was Juden als Fluch gilt Chriſten noch immer als Unglück,
Und die bitt're Empfindung wird wieder und wieder ſich regen,
Nun, ſo müſſen wir ſorgen, ihn raſch in die That zu verwandeln.
Und es trifft ſich beſonders. — Da öffnet ſich plötzlich die Thüre
Und im ſeltenſten Putz, ſie weiß, wie ſehr es ihm ſchmeichelt,
Wenn ſie die eigenen Reize erhöht durch ſeine Geſchenke,
Tritt die Gattin herein. Er eilt ihr entgegen, der Alte
Folgt ihm aber ſogleich, und zwiſchen ſie tretend und Beide
An den Händen faſſend, beginnt er eifrig von Neuem:
Unten verbringt das Mädchen, das ich dem Hauſe empfohlen,

Weinend den ganzen Tag, weil ihr Verlobter im Frühling
Nach Amerika will, um dort entweder zu ſterben,
Oder ſo viel zu erwerben, als nöthig iſt für die Heirath;
Hier vermißt Ihr das Kind, das jetzt mit leuchtenden Augen
Und mit glühenden Wangen von einem Tiſche zum andern
Hüpfen ſollte und Euch durch Händeklatſchen und Jubeln
In die Jugend zurück verſetzen! Da möcht' ich doch rathen:
Gebt das Paar zuſammen und macht den Erſtling zum Erben!
Edel ſind ſie und brav, Ihr werdet es nimmer bereuen,
Wenn das Wort ſich bewährt, das alte, vom Stamm und vom Apfel,
Und ſo ſicher Ihr ſelbſt das Kind in's Leben gerufen,

Eben ſo ſicher auch werdet Ihr's inniger lieben, wie eines,
Denn Ihr wählt's Euch nicht aus, Ihr fragt nicht nach Augen und Haaren,
Wie es doch ſonſt wohl geſchähe, es wird Euch von oben geſendet,
Wie den Eltern, auch ſeid Ihr ſo heilig, wie dieſe, gebunden
Und Ihr heißt es vielleicht, als wär' es ein eig'nes, willkommen.
Ja, es könnte ſogar für Euer eigenes gelten,
Wenn Ihr wolltet, Ihr nähmet die Mutter mit auf die Reiſe,
Welche Ihr jährlich macht, und kämet ohne ſie wieder:
Sie vergäß' es über das zweite und fände ſich glücklich
An der Seite des Gatten in Hülle und Fülle des Wohlſtands,
Aber es würde bei Euch auf einmal lebendig und fröhlich,

Denn was die Pendel den Uhren, das ſind die Kinder den Häuſern!
Sie erwiedert dem Alten mit Haſt und fiebriſch erröthend:
Dieſes wäre das Beſte und alſo muß es auch werden!
Was ſie auch immer verlangen, ſo werden ſie Alles erhalten,
Aber bevor noch der Säugling den Mutter-Namen geſtammelt,
Muß ſie ſich trennen von ihm, denn mich nur darf er ſo nennen!
Da entgegnet der Doktor: So ſprech' ich denn gleich mit dem Mädchen!
Und er verläßt das Gemach. Sie eilt ihm nach bis zur Thüre,
Unwillkürlich gedrängt, ihn umzurufen, doch hält ſie
Auf der Schwelle noch ein und ſagt, zum Gatten gewendet,
Der ſie verfolgt mit dem Blick: Nicht wahr, wir dürfen es nehmen,

Wenn ſie ſelber es geben? Er holt ſie zurück und erwiedert:
Dieſes gelt' uns als Zeichen! Doch wie ſie auch immer ſich faſſen:
Wir vereinigen ſie! Das hab' ich ſchon ſtill mir geſchworen.
Was auch ſiege im Kampf: der Wunſch, ihr Kind zu behalten
Oder es glücklich zu wiſſen, und glücklich können wir's machen,
Ruhig warten wir's ab, denn wahrlich, ich will ſie belohnen.
Abraham wurde geprüft, er ſollte den Iſaak ſchlachten,
Und er fand ſich bereit. Doch nicht, als er trauernden Herzens
Aber mit lächelnden Mienen der Sarah den Liebling entführte;
Auch nicht, als er den Berg mit zitternden Knieen hinaufſtieg,
Oder den Opfer-Altar mit bebenden Händen erbaute;

Nicht einmal, als er ſchaudernd dem Knaben das Hälschen entblößte,
Erſt als das Meſſer ſchon blinkte, erſchien ihm der rettende Engel!
Dieſe brauchen nur Nein zu ſagen, ſo iſt es beſtanden,
Darum fürchte Dich nicht der Sünde in Deinem Gewiſſen:
Denn ſie gewinnen das Leben und ſetzen ſich ſelbſt die Bedingung.
Aber nun ſieh Dich doch um, betrachte die Vögel und Blumen,
Die Dich ſo freundlich begrüßen und ſage mir, ob ich's getroffen?
Sie entgegnet: ich habe da drüben für Dich auch ein Tiſchchen,
Wenig zwar liegt nur darauf, allein Du biſt ja genügſam,
Und ich kam, Dich zu rufen! — Doch viel zu bewegt ſind ſie Beide,
Um hinüber zu gehn, ſie ſcheinen's nicht einmal zu merken,

Daß die türkiſche Tulpe vor ihren Augen ſich öffnet,
Ja, ſie würden nicht horchen, wenn plötzlich die Sterne erklängen.
Bald auch kehrt der Doktor zurück mit vergnügtem Geſichte,
Ihn begleitet das Märchen. Sie iſt, wie zum Tode, erblichen,
Aber ſie lächelt dabei. Sie möchte reden und danken,
Doch ſie verſucht es umſonſt; ſo ſinkt ſie der Herrin zu Füßen.
Dieſe erhebt ſie und küßt ſie. Da ſchallen Hörner und Zinken
Fromm von der Straße herauf. Nun wirft ſie ſich abermals nieder,
Aber ſie faltet die Hände und blickt gen Himmel. Die Gatten
Knieen neben ihr hin, und alſo ſchließt ſich die Weihnacht.

Vierter Geſang.

Abend ward es und Nacht, eh' Chriſtian kehrte aus Holſtein,
Denn die grimmige Kälte war umgeſchlagen, es hatte
Tüchtig geſchneit und die Wege verſchüttet, da galt es, zu ſchaufeln,
Aber das thut der Bauer allein für die Poſten des Königs.
Endlich rollt ſein Wagen, er iſt gar leicht zu erkennen
An dem muntern Geklingel der Schellen behangenen Pferde,
Vor dem Hauſe vorbei, und Magdalena, die längſt ſchon

Ungeduldig geharrt und geſpäht durch das niedrige Fenſter,
Ruft ihm, mit haſtigen Händen das eingefrorene öffnend,
Ueber die Straße entgegen: ich muß Dich heute noch ſprechen.
Mit der Peitſche knallt er ihr luſtig die Antwort herunter,
Und durch dieſe Bewegung die Kruſte vom Leibe ſich ſchüttelnd,
Wird er wieder zum Menſchen; bis dahin war er ein Schnee-Mann.
Jetzt auch währt es noch lange, bevor er kommt, denn die Thiere
Wollen das Ihrige haben, und nicht dem eig'nen Beſitzer
Würd' er ſie anvertrauen, er muß ſie ſelber beſorgen:
Aber, nachdem er ſie Alle mit wärmenden Decken behangen
Und in die reinlichen Tröge den goldenen Hafer geſchüttet,

Auch den Wallach, er iſt es gewohnt, mit Kümmel erquickt hat,
Wechſelt er raſch die Kleider, und eilt, bevor er die Kammer
Mit dem Weihnachts-Geſchenk auch nur betreten, hinüber,
Denn es iſt ihm zu neu, ſein Mädchen rufen zu hören,
Um nicht zu brennen, ſogleich den Grund zu erfahren. Er trifft ſie
Ganz allein in der Küche bei ihrer Lampe, die Andern
Sind zum Tanz und die Zofe iſt gar, wie ſie's nennt, in Viſite,
Und er verwundert ſich ſehr, ſie unbeſchäftigt zu finden,
Denn er ſieht nicht die Scheere und auch nicht die Nadel, und dennoch
Kann ſie, das weiß er, nicht athmen, ſo lange die Finger ihr ruhen,
Und ſie beklagt es noch immer, im Hauſe nicht ſpinnen zu dürfen.

Aber wie wächſt ſein Erſtaunen, als ſie, die Schämige, Scheue,
Gleich an den Hals ihm fliegt und wieder und wieder ihn drückend
Spricht: Du darfſt mir nicht fort, Dich ſollen die Bären nicht freſſen!
O, ich weiß es gar wohl, was über dem Meer Dich erwartet,
Wenn Du auch Wellen und Winden entgehſt, die Manchen verſchlingen,
Und den Menſchen-Verkäufern, die ſchlauer, wie eh'mals die Werber,
Ihre Netze zu ſtellen verſtehn, ich hab' es erkundet,
Denn noch nie iſt das Herz mir bedrängt geweſen, wie geſtern,
Und ſo nahm ich mir Zeit. Zu Tauſenden liegen die Todten
An der Straße und weiſen Dich ſtumm zurück in die Heimath,
Wenn Du ſie aber verachteſt, die ſchweigenden Warner, wie Viele,

Und nur Zeichen des Wegs in ihnen erblickſt, die man ruhig
Hinter ſich läßt, wie bei uns die Meilenſteine, ſo wirſt Du
Endlich ſelber zu Einem. Und kämſt Du auch wirklich in's Goldland,
Ohne vorher zu verhungern, und wärſt ſo glücklich, die Ader
In der Erde zu treffen und auszubeuten, ſo wirſt Du,
Eh' Du Dein Schiff noch erreichſt, von Dieben und Räubern erſchlagen,
Denn der Teufel regiert und Einer tödtet den Andern,
Um nicht graben zu müſſen und dennoch Schätze zu häufen!
Lache, ſo lange Du willſt, Du machſt mich wahrhaftig nicht irre:
Californien iſt der offene Rachen der Hölle,
Welcher ſich plötzlich geöffnet, um Seele und Leib zu verderben,

Doch, was red' ich, Du bleibſt und ſo iſt Alles
vorüber!
Chriſtian aber erwiedert, ſich ihren Armen entwindend:
Immer hab' ich Dich ſonſt gefaßt und beſonnen gefunden,
Hat denn Deine Natur auf einmal ſich völlig ververändert?
Geben werd' ich gewiß, doch hätt' ich Dir's gern
noch verbergen,
Um Dir das Feſt nicht zu trüben, allein der Schmied
und der Tiſchler
Haben geplaudert, da wär' es Dir dennoch zu Ohren
gekommen
Und Du hätteſt am Ende geglaubt, ich wollte Dich
täuſchen,
Darum mußte ich's ſagen. Nun aber rede nicht
weiter,
Monde noch nennen wir unſer, warum ſie ſündlich
verjammern?
Nein, wir wollen ſie ruhig in Frieden und Freude
verbringen

Und in der Stunde der Trennung dem Vater im Himmel vertrauen,
Deinetwegen allein wird dieſer mich ſegnen und ſchirmen!
Aber ſie lächelt und ſpricht: Du brauchſt nicht die Reiſe zu machen,
Um es beſtätigt zu finden, es hat ſich ſchon jetzt ſo erwieſen!
Siehe, ich flehte ihn an, die Prüfung, wenn auch nicht gänzlich
Mir vom Haupte zu nehmen, ſo doch in Gnaden zu wenden,
Und er hat mich erhört. Was ſollte ich nun nicht ertragen,
Da Du mir bleibſt und mir hilfſt! Es komme, was wolle, ich werde
Sicher nicht murren und klagen! Doch Dieſem wär' ich erlegen.
Aber Du weißt ja noch nicht! Vernimm's und erſtaune! Die Herrſchaft
Steuert mich aus, und ſie giebt auch Dir ein reichliches Erbe.

Schüttle nur nicht mit dem Kopf, es iſt ſo, wie ich Dir ſage,
Haus und Hof ſind unſer, ſobald wir wollen, man wartet
Oben ſchon lange auf Dich, ſo geh' und höre das Weit're!
Aber der Jüngling verſetzt, am Tiſche ſich lehnend, wie ſchwindelnd:
Sind denn wirklich die Engel noch nicht von der Erde verſchwunden,
Und was hab' ich gethan, daß ſie um mich ſich bekümmern?
Doch, was frage ich noch! Nur Deinethalben geſchah es!
Soll ich denn Alles in Allem Dir ſchuldig werden? Wie Vieles
Hab' ich Dir längſt zu verdanken! Ich fühl' mich nicht beſſer, wie Andre,
Und ich würde vielleicht, wie ſie, im Taumel mich drehen,
Bis ich mich ſelber verlöre, wenn Du nicht wäreſt Für Alle

Kommt der Tag der Verſuchung. Das tägliche Leben und Treiben
Widert Jeden, ſobald ihn die Hoffnung verläßt, und ſie wechſelt
Gern, wie der hüpfende Vogel, den Baum. Da greift er zum Glaſe,
Um ſich ſelbſt zu betäuben, und hatten die Karten ſo lange
Feurige Ränder für ihn, die an den Teufel ihn mahnten,
Der ſie zuerſt gemalt und herumgegeben, ſo ſcheinen
Sie ihm plötzlich vergoldet und locken durch alle Figuren.
Siehe, da iſt er geliefert, wenn nur noch Gottes Gebete
Ihm die Straße zur Hölle verſperren, wenn Vater und Mutter
Ruhig im Grabe ihm ſchlummern und noch kein ſorgliches Mädchen
An die Stelle der Beiden ihm trat. Die Sterne des Himmels

Zittert er nicht, zu verfinſtern, und wenn ſie zu ſchrecklich ihm funkeln,
Schaut er nimmer hinauf, allein das Auge der Liebe
Iſt gar leicht zu trüben und ſeinen ängſtlichen Blicken
Kann ſich Keiner entziehn, da fühlt ſich der Menſch denn gehalten!
So erging's mir mit Dir. Ich hatte die Eltern verloren
Und nun war ich gezwungen, an mich zu denken. Das hatte
Ich bisher nicht gethan, es war mir genug, mir den Segen
Zu verdienen, mit dem ich als Knabe ihr Hüttchen verlaſſen,
Um dem Bauer das Vieh zu hüten, zuerſt nur die Gänſe,
Dann die Schweine und Schafe, und endlich die Ochſen und Kühe,
Und ich fühlte mich glücklich, für ſie zu ſorgen, auch hielt ich

Ihnen die Noth von der Thür. Da raffte die tückiſche Seuche
Sie hinweg und auf einmal war Alles anders. Die Groſchen
Blieben mir zwar und ich konnte allmälig Manches mir ſchaffen,
Was ich lange entbehrt, doch boten die Uhr und die Pfeife
Keinen Erſatz für das Lächeln der Mutter, womit ſie mir's lohnte,
Wenn ich ihr gegen den Winter mit Bohnen und Erbſen die Truhe
Füllte, oder im Frühling zur Maſtung ein Ferkelchen brachte.
Da begann ich zu rechnen, und leider mußt' ich's bejahen,
Wenn die Genoſſen mir ſagten, mein Sparen bringe mich einzig
Um die Freuden der Jugend, und ſich're mir doch nicht das Alter,
Höchſtens könnt' ich den Doktor aus eigenem Säckel bezahlen.

Wenn ich einmal erkrankte, allein das dankte mir Keiner,
Den beſoldete die Stadt. So warf ich denn wirklich mein Flickzeug
Eines Sonntags bei Seite, denn Sonntags flickte ich wieder,
Was ich zerriß in der Woche, und miſchte mich unter die Andern,
Um, wie dieſe es nannten, doch auch mal den Herrn zu probiren.
Wohl gekämmt und gebürſtet, und blank in der Taſche den Thaler,
Prunkt' ich daher, auch gefiel's mir, zuerſt den Hafen zu ſehen,
Wo die Maſten ſo eng und ſo dicht zuſammen ſich drängen,
Wie die Spitzen des Schilfs bei uns in Gräben und Sümpfen,
Dann an dem Ufer der Elbe hinab zu ſpazieren nach Flottbeck
Und die Schiffe zu zählen, die eben kommen und gehen,

Oder die Gärten, die bunt ſich am breiten Fluſſe dahin ziehn.
Gern bezahlt' ich auch Mittags mein Eſſen, obgleich ich's zu Hauſe
Beſſer und billiger hatte, ich ließ mir's ſogar noch gefallen,
Daß wir auch Kaffee tranken, ich wollte den Mäkler nicht machen.
Aber, als ſie nun rieſen: jetzt müſſen wir karten und kegeln
Und den guten Likör daneben verſuchen, da ſprach ich:
Weiter halt' ich nicht mit! und ging, wie ſehr ſie auch höhnten.
Denn oft ſagte mein Vater, es würde Keiner die erſte
Schenke betreten, der ahnte, in welcher Geſtalt er die letzte
Einſt nach Jahren und Monden verlaſſen würde, auch ſchlüpfte
Selbſt der Geſunkenſte ſchwerlich des Morgens hinein, wenn er wüßte,

Wie er ſich Abends entfernte, und dieſes klang mir im Ohr.
Nicke mir nicht ſo freundlich, es wär' wohl noch anders gekommen,
Denn der Grund, der mich trug, ich fühl' es noch heute mit Schaudern,
Wankte mir unter den Füßen, und Taumelnde können auch fallen,
Doch ich erblickte Dich! — Und wurdeſt — verſetzt ſie — mein Retter,
Als ich mich vor dem Verfolger nicht länger zu ſchützen vermochte.
Mich auch hatte der Spott, wie Dich, vom Hauſe getrieben,
Denn ich fühlte mich glücklich, daheim zu ſitzen, ich hatte
Angſt vor der großen Stadt, und wünſchte mich eben ſo wenig
In den Strudel der Menſchen, wie in den Strudel der Elbe,
Wenn ſie fluthet, hinein. Da aber hieß es beſtändig:

Dieſe iſt wohl in Sachſen vom Baum herunter gefallen,
Daß ſie Keiner beſucht, es kommt nicht Bruder noch Schweſter,
Oder Onkel und Tante, auch hat ſie ja keinen Geburtstag,
Denn ihr wird nicht geſchrieben! Da ging ich denn endlich, als wär' es
Zu Verwandten und Freunden, allein ich kannte nicht Einen
Von den Tauſenden, welche hier wohnen, und all mein Vergnügen
War, die Stunden zu zählen, mein Kleid im Gedränge zu ſchützen
Und mir die Straßen zu merken, um Abends den Rückweg zu finden.
So gelangt' ich vor's Thor. Da aber geſellte ſich plötzlich
Ein Begleiter zu mir. Ich hatte ihn niemals geſehen,
Lang und ſchmal, wie er war, und prangend mit Ketten und Ringen,

ENSIS

Aber er wollte mich kennen und grüßte von Vater und Mutter.
Als ich ihm ſagte, er irre, die lägen ſchon lange im Grabe,
Sprach er, er meine die ſeinen, und blieb mir ruhig zur Seite.
So gewiß ich auch wußte, daß Keiner mich kannte, ſo wollt' ich
Dennoch erſticken vor Scham, als wenn es mir mitten im Dorfe
Unter den Meinen geſchähe, und ſuchte ihm raſch zu entkommen.
Aber, wie ich auch lief, und wie ich mich drehte und wandte:
Nichts gewann ich ihm ab und ſpöttiſch rief er am Ende:
Dirne, ich bin ja der Wind, Du willſt doch dem Wind nicht entlaufen?
Nun begann er ſogar, von häßlichen Dingen zu reden,
Und je ſtiller es wurde, je mehr die Menſchen verſchwanden,

Um ſo kecker erging ſich ſeine verworfene
Zunge.
Rennen konnt' ich nicht mehr, und mag man die
Augen verſchließen:
Offen bleiben die Ohren und herzlich begann ich zu
weinen.
Aber er hörte nicht auf, es wurde je länger je
ärger
Und zugleich auch die Gegend verlaſſ'ner und wilder
und wilder.
Da vernahm ich von ferne ein Pfeifen, das fröhlich
und muthig
Klang und mir Hülfe verhieß, ich ſchrie, ſo laut ich's
vermochte,
Und es währte nicht lange, ſo wurdeſt Du ſichtbar,
Dich hatte
Nur ein Knick noch verborgen. Du eilteſt herbei,
doch der And're
Lief nicht davon, er beſah Dich mit ſeinem vergol
deten Glaſe,
Welches an ſchwarzem Bande ihm baumelte über die
Weſte,

Sprach, er ſei kein Räuber, doch ich das albernſte Gänschen,
Und erkundigte ſich nach Bauer's Garten. — Du aber,
Mit den Augen mich prüfend, und über und über erglühend,
Trateſt ihm ernſt in den Weg und riefſt mit donnernder Stimme:
Herr, das Kind hat geweint und ich, ich bin aus dem Lande,
Wo man die zinnernen Krüge vor Zeiten, wie lederne Schläuche,
So mit den grimmigen Fäuſten zuſammen drückte und quetſchte,
Daß das verſchüchterte Bier die Decke beſpritzte und Löcher
Machte, als käm's aus der Büchſe! Er lachte höhniſch und ſagte,
Leicht in die Taſche greifend und klingelnd mit Gold und mit Silber:
Hier iſt ein Thaler, mein Freund, nun führ' Er die Liebſte zu Ahrens,

Dort wird Abends getanzt! Doch Du — Ich mag es nicht denken —
Aber der Jüngling erwiedert, die hangenden Locken ihr ſcheitelnd:
Kind, ich hätte mich ſelbſt des Zorns nicht fähig gehalten,
Der mich ſo plötzlich ergriff, und Keiner meiner Genoſſen,
Denn ich galt für ein Lamm. Auch wär' ihm gewiß Nichts geſchehen,
Hätt' er nur mich beſchimpft, die ſeidenen Kleider allein ſchon
Hätten ihn ſicher geſtellt, ich hätt' mich im Stillen geärgert,
Auch vor Dir mich geſchämt, und doch wohl albern gelächelt,
Denn noch erblickt' ich den Herrn in Jedem, welcher den feinern
Rock auf dem Leibe trug, und ließ mich drillen und hänſeln.
Aber, wie ich Dich ſah und Alles, was er geredet,

Von der brennenden Wange Dir ablas, ward ich ein And'rer,
Als ich mich je noch gefühlt im ganzen Leben, und eher
Hätt' ich Dich ſelber verletzt, Du wich'ſt zwar bald auf die Seite,
Aber Du falteteſt doch die Hände, und ſchien'ſt mich zu bitten,
Ihn zu verſchonen, als ihm die bündige Probe erlaſſen,
Daß die Fäuſte noch immer in Weſſelburen gedeihen.
Nun, es ſei ihm verziehn! Er wird es nicht wieder verſuchen,
Und ich hab' es am Ende doch ihm allein zu verdanken,
Daß ich Dich kennen gelernt, wie hätt' ich Dich ſonſt wohl getroffen?
Und Du wär'ſt auch vor mir vielleicht ſo ängſtlich gelaufen,
Wie nur immer vor ihm, drum wünſch' ich ihm nicht einmal Narben.

Aber, nun ſprich, was es giebt! Mir dreht ſich der Kopf noch im Wirbel!
Muß ich gewiß nicht zu Schiff? Ich geh' ja nicht gerne, obgleich ich
Hart am Meere erwuchs! Ich lieb' es den Wagen zu lenken,
Oder die Pferde zu tummeln, auch mag ich pflügen und dreſchen,
Aber das Waſſer war mir ſtets zuwider, und nie noch
Hab' ich den Fiſcher begleitet, ſo gern ich dem ſtreifenden Jäger
Mich geſellte, wenn's ging! Wie iſt nicht das Eine ſchon gräßlich,
Daß man darin nicht bloß ertrinken, ſondern darauf auch
Schmählich verdurſten kann! Mir ward es hinter den Deichen
Immer ſchon eigen zu Muth, die gegen Stürme und Fluthen
Uns das Ländchen beſchirmen. Das Schrillen und Kreiſchen der Vögel

Mit den langen Hälſen, und oft noch längeren Schnäbeln,
Welche im warmen Sande die bunt geſprenkelten Eier
Hinterlaſſen, die Muſcheln und ſelbſt die fettigen Kräuter
Mit den welligen Blumen erfüllten mich immer mit Grauſen,
Und ich brauchte nicht erſt auf Todten-Gebeine zu ſtoßen,
Wie ſie aus Schiffer-Gräbern vergilbt und vermorſcht wohl hervorſchaun,
Um das Knaben-Gelüſt nach Bernſtein nieder zu kämpfen
Und von dannen zu fliehn. Da magſt Du Dir denken, wie leicht mir's
Ward, den Entſchluß zu faſſen, mich dennoch der See zu vertrauen!
Aber ich war es Dir ſchuldig, und wär' es mir übel ergangen,
Und ich erwartete nicht, ich darf es Dir jetzt ja bekennen,

Was der Schmied und der Tiſchler erwarten, ſo wäre ich drüben
Bis an mein Ende geblieben, und wär's auch als Sclave geweſen,
Um Dein Glück nicht zu hindern und Ander'n den Weg zu vertreten.
Du verfärbſt Dich? Was haſt Du? O, hätte ich Narr doch geſchwiegen,
Dieſe erzählte mir Träume, und ich, ich nahm ſie für Wahrheit!
Aber das Mädchen erwiedert: Man ſchaudert wohl auch bei Gefahren,
Die man erſt völlig erkennt, nachdem ſie vorüber gegangen!
Alſo hatt' ich doch Recht, ſogleich das Aergſte zu fürchten
Und mich nicht zu beſinnen! Nun mache nur Du es nicht ſchlimmer,
Frage nicht, eile hinauf, und wenn ich ſelbſt nur nicht Nein ſprach,
Weil es zu plötzlich kam, und mich verwirrte, ſo zeige

Du Dich dafür als Mann, und gieb Dein entſchloſſenes Jawort!
Haus und Hof ſind unſer, ſobald wir es ſelber nur wünſchen
Und wir ſollen dafür — — ich weiß nicht, ob ich's verſtanden,
Aber dort kommt er ſelbſt, er wird Dir's deutlicher ſagen!
Und dem Kaufherrn, welcher die Thür ſo eben geöffnet,
Tritt der Jüngling entgegen und ſpricht: ich habe das Mädchen
Nie als thöricht gekannt, und dennoch kann ich's nicht glauben,
Daß ich mir wirklich ihr Stottern und Stammeln richtig gedeutet.
Wenn es aber ſo wäre, wie ſie verkündet, ſo könnt' ich
Nur das Einzige ſagen: ich kenn' und ich liebe die Wirthſchaft,
Und der jüng're Verwalter hat das voraus vor dem ältern,

Daß er ſich ſelber nicht ſchont, und nicht mit der Zunge bloß ackert.
Wenn Sie mir alſo vertrauen, obgleich die Erfahrung mir mangelt,
Werden Sie, was ich verſehe, an Knechten und Pferden erſparen.
Wahrlich, ich werd' es an Fleiß nicht fehlen laſſen, ich ſtehe
Jetzt ſchon der Erſte auf, und bin der Letzte zu Bette,
Und was Einer dem Boden nur abzwingt, ſei's an Getreide,
Sei's an Obſt und an Vieh, das werden auch wir ſchon gewinnen!
Aber der Kaufherr ſpricht: Ihr ſäet und erntet Euch ſelber,
Ich bin höchſtens noch da, wenn Ueberſchwemmung und Mißwachs,
Brand, Viehſterben und Krieg Euch wider Verhoffen betreffen,
Um Euch helfen zu können, im Uebrigen ſeid Ihr die Eigner,

Und verpflichtet Euch bloß, nicht wiederzukehren nach Hamburg.
Denn das Gut, das ich meine, liegt fern am Fuße des Brockens,
Und uns das Kind zu laſſen, damit wir es chriſtlich erziehen
Und es zum Träger des Namens, ſo wie zum Erben ernennen.
Chriſtian, erſt ſo erſtaunt, als würd' er belehnt mit der Erde,
Denn er hatte nicht einmal an Pacht, geſchweige an Herrſchaft
Sich zu denken getraut bei ihren verworrenen Worten,
Fährt zuſammen und ſchaut auf Magdalena, doch dieſe
Ruft: So iſt's! Wir geloben's! und hängt mit ängſtlichen Blicken
An dem Munde des Jünglings. Er ſchweigt noch lange, doch endlich

Sagt er: Was Du verſprichſt, das kann ich halten! und bietet
Nun dem Kaufherrn feſt zum Pfand und zum Siegel die Rechte.

Fünfter Geſang.

O, wie ſchön iſt die Zeit, wenn ſchalkhaft hinter dem Winter
Schon der Lenz ſich verſteckt, wenn früh am Morgen die Lerche
Wirbelt, als hätte ſie längſt das Veilchen geſehen und dennoch
Abends gern mit dem Spatz ſich unter dem Balken verkröche,
Wo er im Neſte kauert, und wenn die erſte der Primeln
Durch den nämlichen Tropfen, an dem ſie ſich Mittags erquickte,
Während die Sonne ſie brannte, vor Nacht ihr Ende noch findet.

Weil er gefriert und ſie knickt! Wie iſt ſie in Ahnung und Hoffnung
Jener ſpätern voraus, wo ſchleichend hinter dem Sommer
So der Herbſt ſich verbirgt! Die Schauer von Hitze und Kälte
Wechſeln zwar ganz, wie jetzt, allein es ziehen die Schwalben
Und es kommen die Raben, die Einen nicht länger gefeſſelt
Von der Wärme, die Andern nicht länger geſchreckt, auch erblickt man
Schon die Erſtlingsglieder der traurigen Kette von Blumen,
Welche, den Duft und die Farbe zugleich allmälig verlierend,
Schließt in der ſtrobigten Aſter, die ſelbſt der Sturm nicht entblättert,
Sondern der Schnee begräbt! — Die ſchöne Zeit iſt gekommen,
Und ein glückliches Paar, vom kurzen Tage ermüdet,

Weil es die ſpärliche Friſt, die zwiſchen den Nebeln der Frühe
Liegt und den Nebeln des Abends, durch Fleiß zu verdoppeln gewohnt iſt,
Setzt ſich beim Scheine der Lampe behaglich zur dampfenden Suppe
Und verzehrt ſie mit Luſt, doch ſtill und ohne zu reden,
Wie es der Landmann macht, um ſich den Genuß nicht zu ſchmälern.
Dann hebt Chriſtian an: Ich habe die Aecker und Wieſen
Heute wieder gemuſtert und kann es noch immer nicht faſſen,
Daß ich auf eigenem Boden mich müde gelaufen. Er iſt zwar
Nicht ſo fett wie bei uns, auch hat man in müßigen Stunden
Steine genug zu ſammeln und wird ſie ſobald nicht vertilgen,
Weil, wie die Bauern hier ſagen, der Teufel ſie immer von Neuem

Fallen läßt, wenn er Nachts mit vollen Säcken vom Blocksberg
Abfährt, um ſich dafür in Holſtein Seelen zu kaufen,
Aber wie dehnt ſich das aus! Sogar das Eckchen am Berge
Iſt noch unſer, ich fragte! Und Magdalena erwiedert,
Während ſie einige Aepfel als unerwarteten Nachtiſch
Bringt und lächelnd vertheilt: Ich habe dagegen den Garten
Näher beſehen und kann Dir von jeglichem Baume vermelden,
Welche Früchte er trägt, wie viele und wann er geſetzt iſt.
Spare die Frage, Du Schalk, ich hab's den Rinden der Stämme
Nicht entnommen, mir hat's der alte Pfarrer verkündet,
Welcher vorüber kam. Er kann ſich der Zeit noch erinnern,

Wo das Haus nicht ſtand und hat den hinterſten Birnbaum,
Den uns der Mond jetzt zeigt, am Tage, wo man's gerichtet,
Eigenhändig gepflanzt. Den wollte er eben beſuchen,
Weil er ihn liebt, und ich denke, wir ſchicken ihm jährlich ein Körbchen,
Ganz bis oben gefüllt mit allen Sorten zur Labung,
Wie es die Andern gethan, obgleich er uns ſchwerlich die Rede
Halten wird, wenn wir ſterben! Du glaubſt nicht, die edelſten Arten,
Wie ſie der Gärtner nur hat, dabei dem Wind, wie entzogen,
Weil die Hügel uns decken, die lang geſchweift ſich dahin ziehn,
Und geſucht auf dem Markt, wie keine! Es wäre Verſchwendung,
Selbſt davon zu koſten, als Weihnachts-Abend. Was horchſt Du?

Chriſtian tritt zum Fenſter und ſpricht, indem er es öffnet:
Regte die Kuh ſich nicht? Ich lege mich heute nicht nieder,
Denn ich traue nicht recht. Es iſt zwar nach dem Kalender
Auf der Thüre im Stall noch eine Woche, doch weiß ich,
Daß ſich die Knechte verrechnen, indem ſie der Striche zu viele
Oder zu wenige machen, und habe ich, ohne zu murren
Oder auch nur auf's Geheiß zu warten und Kaffee zu fordern,
Fremdes Vieh bewacht, wie ſollt' ich das eig'ne vergeſſen!
Lachſt Du nicht mit? Das eig'ne! Ich glaube noch immer zu träumen.
Magdalena verſetzt: ich höre nicht auf, mich zu wundern,
Wenn ich ſo Alles bedenke, am meiſten aber erſtaun' ich

Ueber die Trauung ſelbſt. In ſtattlicher Kutſche zu fahren,
Während Vater und Mutter zu Fuße gingen und trieſend
Vor dem Paſtor erſchienen, die angeſehene Herrſchaft
Und den Dokter als Zeugen zu haben, während den Eltern
Hirt und Wächter dienten und mürriſch das Wetter verfluchten,
Und am Abend der Schmaus: es war, um den Kopf zu verlieren!
Wäre Dir nicht der Hut herunter gefallen, indem Du
Gar zu eilig den Wagen beſteigen wollteſt, und hätte
Ich nicht die Locken zerdrückt und Kranz und Bänder verſchoben,
Als ich zur Seite rückte: es wäre zu prächtig gegangen
Und man hätt' uns zu ſtark beneidet, vielleicht gar beredet.

Aber nun gab's für die Andern in Hülle und Fülle zu lachen
Und wir Beide kamen nicht eher aus dem Erröthen
Wieder heraus, als im Dom, wo neue Sorgen begannen.
Oder erging es Dir beſſer? Ich zitterte kindiſch, zu zeitig
Oder zu ſpät mit dem Ja zu kommen, obgleich ich als Kind ſchon,
Hinter den Stühlen der Kirche mich mit den Geſpielen verſteckend,
Um vom brummenden Küſter nicht fortgetrieben zu werden,
Manche Trauung geſeh'n und Alles gehörig beachtet,
Was den Bräuten geziemt! Da iſt es mir anders gegangen! —
Sagte Chriſtian jetzt — Sobald ich die Orgel vernehme
Und den gekreuzigten Heiland mit ſeinen Wunden erblicke,

Hab' ich die Welt im Rücken und könnte Königen ſelber
Feſt in die Augen ſchau'n! — So recht, noch einige Klötze
In den Ofen geſchoben, damit ich nicht friere. Wie emſig
Biſt Du aber geweſen. Wie blinken Tiegel und Pfannen,
Nun ſie die Flamme beleuchtet! So iſt der Keſſel von Kupfer,
Statt von Meſſing? Wie glänzt er! Den Spiegel wirſt Du nicht brauchen,
Jedes Geſchirr erſetzt ihn, wir können ihn wieder verkaufen,
Wenn mein Bart nicht wäre, und dieſen laſſe ich wachſen,
Wie ſie's hier Alle thun, die Hirten ſogar und die Fiſcher.
Was wir aber behalten, das ſind die heiligen Bilder
Von dem verlorenen Sohn. Mit Dieſem hab' ich als Knabe

Oft zu Mittag gegeſſen. Mein Vater pflegte zu ſagen,
Wenn es an Allem gebrach, ſogar an Salz und Kartoffeln,
Wie ſich's im Winter zuweilen begab, wenn Faſtnacht vorbei war:
Heute ſind wir bei Dem zu Gaſt gebeten! und zeigte
Auf die rußige Tafel, ſie hing vergilbt und verräuchert
Ueber dem Ofen und hatte gewiß ſchon den zehnten Beſitzer,
War auch nicht zu verkaufen und galt nicht einmal als Pfandſtück,
Wo der Wüſtling ſchwelgt und wo ihn die Dirnen beſtehlen.
Trunken hebt er das Glas, den Wein verſchüttend, zu Füßen
Liegt ihm ein leckeres Brot, vom Arm herunter geſtoßen,
Welches ein Hund beſchnüffelt, indeß er, wenn er ſich wendet

In dem geſchaukelten Stuhl, es augenblicklich zertreten
Oder beſchmutzen muß, und dieß muß eilig geſchehen,
Wenn er nicht ſtürzen will. Der Tiſch iſt reichlich beladen
Mit den erleſenſten Speiſen und ausgewählten Getränken,
Aber ich wünſchte mir Nichts vom ganzen glänzenden Gaſtmahl
Für den brennenden Hunger, als dieſes Brot und ich hab' es
Tauſendmal in Gedanken verzehrt und werde auf Erden
Niemand wieder beneiden, wie dieſen Hund, der ſo ſatt iſt,
Daß er es kaum beriecht. Nun geh' mir aber zu Bette!
Wenn ſich der Wind noch mehr erhebt, ſo will ich mich freuen,
Daß ich mein Feuer ſchüre und nicht mit dem Schmied und dem Tiſchler

Auf dem Ocean ſchiffe, Du aber träume geſchickter,
Wie in der letzten Nacht, von Wilhelm und Anna, ſie haben's
Jetzt ſo gut, wie die Meiſten, der Weihnacht hat ſie gekräftigt! —
So verſtreichen dem Paar die Stunden, die Tage und Wochen,
Eine der anderen gleich und keine beſſer noch ſchlechter,
Wie im himmliſchen Reich; ſie ſprechen zu keiner: verweile!
Oder: entferne dich raſcher! Denn alle bringen daſſelbe.
Nur die Arbeit wechſelt. Der Pflug geht heute zu Felde,
Morgen wackelt die Egge ihm nach und ebnet die Furchen,
Welche er zog in der Erde, und wenn die beiden im Schuppen
Wieder ruhen, verſucht ſich die längſt gedengelte Senſe

Schon am erſten Graſe. Indeſſen folgte der Primel
Mit dem fröhlichen Spatz, der ſelbſt dem Winter noch Trotz beut,
Still das liebliche Veilchen, von Fink und Lerche begleitet,
Und der heiße Hollunder, dem Maienglöckchen verſchwiſtert,
Welcher die Nachtigall durch ſeine betäubenden Düfte
Aus dem Schlummer erweckt. Wer ſchwitzt, der ſieht in der Sonne
Nur noch die Uhr, nicht den Stern, und alle Blumen und Vögel
Sind für den Ackrer nicht da. Doch Samſtags bückt er ſich gerne,
Wenn er am Abend die Ochſen zu Hauſe treibt, um ein Sträußchen
Mit zu bringen, ſo gut er's eben findet, das Sonntags,
Vor den Buſen geſteckt, die Liebſte ziere zum Kirchgang.

Dieß that Chriſtian auch und Magdalena bedankte
Sich am folgenden Tag durch irgend ein neues Gemüſe,
Welches der Garten gebracht, ſei's nun das zarte Radieschen
Oder der friſche Spinat und was die gütige Erde
Weiter bietet. So ſind die fröhlichen Pfingſten gekommen
Und mit dunkelnder Nacht, es war noch ſo Vieles zu ordnen,
Um die feſtliche Raſt mit Ruhe genießen zu können,
Tritt er ſingend in's Haus und bringt ihr den erſten Hollunder.
Stumm am Herde beſchäftigt und gegen die Thüre den Rücken
Kehrend, ſcheint ſie ihn nicht zu hören, da tickt er ihr leiſe
Mit den thauigen Blumen auf ihren glühenden Nacken,

Deſſen Tuch ſich verſchob. Sie fährt ein wenig zuſammen
Vor der plötzlichen Kälte, wie wird ihm aber zu Muthe,
Als ſie, ſtatt ſich zu freuen und ihm nach ihrer Gewohnheit
Aus der dampfenden Pfanne den erſten Biſſen zu reichen,
Daß er koſte und lobe, den Strauß in wilder Bewegung
Aus den Händen ihm reißt und in die Flammen ihn ſchleudert.
Aengſtlich ſieht er ſie an, doch eh' er die Lippen noch öffnet,
Stürzt ſie ihm an die Bruſt und weint, als hätte ſie eben
Himmel und Erde gekränkt und könne ſich nimmer verzeihen.
Sie zu beſchwichtigen, will ihm lange durchaus nicht gelingen,
Denn ſie bebt vor ſich ſelbſt und fragt umſonſt nach dem Grunde

Dieſer heftigen Wallung. Sie hatte ihn freilich ein Stündchen
Früher erwartet zum Eſſen und Alles war ihr verbraten,
Doch erklärte das Nichts. Da tritt, um Feuer zu zünden,
Eine Alte herein, die ſie verwundert betrachtet,
Als ſie die Thränen erblickt, die immer noch rollen und der ſie
Haſtig erzählt, was geſcheh'n, damit ſie zu Chriſtians Nachtheil
Nicht das Verkehrte glaube. Die führt ſie ſchmunzelnd bei Seite,
Fragt ſie Manches und lacht. Dann ſpricht ſie, indem ſie ſich wendet:
Ruft mich herüber, ſobald ſich die erſten Halme vergolden,
Länger wird's wohl nicht währen und ſorgt indeß für die Hemden.
Was den Sünder betrifft, ſo muß er geduldig ſich faſſen,

Wenn's auch noch ärger kommt und denken, es zanke ſein Kindlein,
Du gebrauche Dein Recht, Du darfſt jetzt kratzen und beißen.
Als ſie ſich humpelnd entfernt, will Chriſtian tanzen und jubeln,
Magdalena jedoch bedeckt ihr Geſicht mit den Händen,
Wie am Hochzeits-Abend, als Alle neckend den Erſtling
Leben ließen, und nicht aus Schaam allein und Verwirrung.
Da beſinnt er ſich ſchnell und ſagt, um ihre Gedanken
Abzuleiten: Mich hungert! und als ſie eſſen und trinken,
Fügt er hinzu: Nun mußt Du mir morgen gewiß auf den Brocken,
Wie Du mir's Oſtern verſprochen, denn wenn wir's wieder verpaſſen,
Wird Dir das Steigen zu ſchwer und immer wär' es doch Schade.

Wenn der Sommer verginge, bevor wir mit eigenen Augen
Urian's Sitz uns beſeh'n, um nicht zu ſehr zu erſchrecken,
Wenn es im kommenden Herbſt rumort zu unſeren Häupten!
So beſchwichtigt er ſie und heiter verſtreichen die Pfingſten,
Denn, vom herrlichſten Wetter begünſtigt, erklimmen ſie wirklich
Den verrufenen Berg, vor dem ſie als Kinder ſchon bebten,
Wenn die Mutter, im Winter, beim Schein der erlöſchenden Lampe
Sie entkleidend, die Thaten des Beſenſtieles erzählte,
Und der Vater zum Schluß des feurigen Drachen noch dachte,
Während ſie, ſchaudernd vor Angſt, wie vor Froſt, in die Kiſſen ſich wühlten.
Seltſam ſtarrt er ſie an mit ſeinen Stollen und Schachten.

Die zur Hölle hinunter zu führen ſcheinen und hätten
Sie's auch nie gehört, daß alle Dämonen hier hauſen,
Würden ſie dennoch zittern, dem Teufel hier zu begegnen,
Wenn die dunkelnde Nacht ſie unter den Fratzen-Geſtalten
All' der Felſen beſchliche, die ringsum drohen und äffen
Und vielleicht um die Stunde der Geiſter zum Leben erwachen,
Um durch die Lüfte als Jäger auf glühenden Roſſen zu ſtürmen,
Oder als Gnome zu ſpuken und waſchende Mägde zu plagen.
D'rum beeilen ſie ſich, zurück in die Thäler zu kommen,
Die er nur dann betritt, wenn ein entſetzlicher Frevel
Ihm den heiligen Kreis der ſchirmenden Engel geöffnet,

Und beim Sinken der Sonne ihr Dörfchen wieder erreichend,
Wo das Geläut' gerade verhallt, geloben ſich Beide,
Halb den Schwindel vor Augen und halb die empfundenen Schauer,
Auch in den Gliedern gelähmt, wie nie, und verlacht von den Nachbarn,
Keinen Feſttag wieder auf dieſe Weiſe zu feiern.
Ihr verbietet ſich's auch von ſelbſt, denn ganz, wie's die Alte
Prophezeihte, geſchieht's. So wie die Roſen erglühen,
Werden die Wangen ihr bleich und als die Levkojen ſich füllen,
Kann ſie ſich kaum noch bücken, ſie abzupflücken. Nur Eines
Trifft nicht zu, ſie wird nicht launiſch, wie And're, die erſte
Heftige Wallung iſt zugleich auch die letzte geweſen,

Aber unendliche Trauer bemächtigt ſich ihrer und ſtündlich
Gehen die Augen ihr über. Er ſucht umſonſt zu erfahren,
Was ſie drückt, doch er kann ſich genau des Tags noch erinnern,
Ja, der Stunde ſogar, wo ihr in plötzlicher Zuckung
So die erſten Thränen entſchoſſen. Sie hatte ſo eben
Leiſe gebetet, wie's ſchien, und hielt die flehenden Hände
Noch gefaltet, wie er, durch's Fenſter lauſchend, bemerkte,
Denn er kam zum Eſſen. Da fuhr ſie auf einmal zuſammen
Und begrub ihr Geſicht im Schooß. Er nahte ſich haſtig,
Weil er dachte, ſie ſei vielleicht von Schmerzen befallen,
Doch ſie erhob das Haupt und ſuchte zu lächeln. Verwundert

Sah er ſie an. Da begann ſie zu ſchluchzen und ging in die Küche,
Um ſich auszuweinen. Er folgte ihr, aber vergebens
Fragte er, was ihr ſei. Indeſſen verdrängte den Sommer
Schon der ergiebige Herbſt, und ſelten noch ſtreute ſein Füllhorn
So von Allem zugleich, was für den traurigen Winter
Keller und Böden uns füllt. Denn meiſtens bringt er das Eine
Reichlich, um mit dem Andern zu kargen, da Hitze und Kälte,
Naſſes und trockenes Wetter faſt nie ſo günſtig gemiſcht ſind,
Daß auf jegliche Frucht nach Art und Maaß und Bedürfniß
Immer das Rechte käme und keine im Wechſel erfröre
Oder erſtickte. Die Bäume im Garten drohen zu brechen,

Denn die nächtlichen Fröſte des Mai's vertilgten die Raupen
So erbarmungslos, daß neben Hummeln und Bienen
Faſt der luſtigſte Schwärmer, der farbige Schmetterling, fehlte,
Als ſie den Raubzug hielten im Reiche der Blumen und Blüten,
Und die Aehren ſind ſchwer, als trügen ſie goldene Körner
Und zerknicken die Halme, bevor noch die Sichel gewetzt iſt.
Nun giebt's drinnen und draußen zu thun. Das Obſt zu beſorgen,
Fühlt ſie ſich noch im Stande, wenn er's des Abends nur ſchüttelt,
Was ſie ſelbſt nicht vermag. Sie ſchlichtet am Tage die Haufen,
Nimmt das Erquetſchte für ſich, wie früher das Würmer-Geſtoch'ne,
Schickt das wenig Verletzte, das Uebermürbe und Weiche

Auf den Markt zum Verkauf und legt das Beſte bei Seite,
Um es, wenn Mangel entſteht, zu höherem Preis zu verſilbern.
Er dagegen iſt fleißig im Felde und macht die Erfahrung,
Daß der Thätigſte ſelbſt für ſich die Kräfte noch immer
Anders braucht, als für Fremde, denn hat er früher für Zweie
Schaffen können, ſo kann er's jetzt für Dreie und fühlt ſich
Doch zur Nacht nicht zu müde, um mit im Hauſe zu helfen.
Schon ſind Roggen und Waizen in ſicherer Scheuer geborgen
Und ſo hat denn der Menſch ſein Theil, nicht minder die Gerſte,
Welche dem Maſtvieh Mark und Fett und ſchweres Gewicht giebt,
Und es ſpritzte von oben nicht Eine Wolke! Es fehlt jetzt

Nur noch der Haſer des Pferdes, ſo iſt bis auf die Kartoffel,
Die dem Thier mit dem Menſchen gemein iſt, die Ernte vollendet.
Heut ſoll dieſer daran, indeß im Garten die Quitten,
Welche allein noch hängen, den luſtigen Platz auf den Zweigen
Mit der dumpferen Kammer, wo auf der reinlichen Schütte
Schweſtern und Brüder ſchon lagern, vertauſchen müſſen: die Garben
Fliegen luſtig hinauf zum Wagen, da ſieht man den Nachbar
Haſtig nahen und winken mit ausgezogener Weſte,
Weil's ihm am Tuch gebricht. Mit halb beladener Fuhre
Jagt ihm Chriſtian gleich entgegen. Was trifft er zu Hauſe?
Eine glückliche Mutter, die unter Lachen und Weinen,

Roth und weiß zugleich, wie Apfelblüte, ein Knäblein
Trinken läßt. Sie iſt nur kaum in's Bette getragen,
Denn ſie hat es im Grünen geboren, als ſie ſich bückte,
Eine vergeſſene Birne empor zu heben, die gelblich
Blinkte unter dem Graſe. Er küßt ſie leiſe und flüſtert:
Siehſt Du, daß man nicht ſtirbt? Nun trockne denn eilig die Thränen,
Die mich ſo lange geängſtigt. Sie aber erwiedert mit Seufzen:
Ach, das habe ich nie gefürchtet! Ich hatte gebetet,
Daß es nicht kommen möchte, doch eh' ich das Amen geſprochen,
Hüpfte es mir zur Strafe im eigenen Schooße entgegen!

Sechſter Geſang.

Unterdeſſen erwartet der Kaufherr, welcher die Gattin
Nach Italien führte, in Rom das ſtille Ereigniß.
Denn es ſollte ſo ſein, als hätte ſie ſelber geboren.
Endlich erhält er den Brief, von außen ſchon leicht zu erkennen
An den eiſernen Zügen der dennoch zittrigen Handſchrift,
Welcher die Meldung bringt. Er trägt ihn, ohne zu öffnen,
Gleich hinüber zu ihr und ſpricht: es hat ſich entſchieden,

Aber nun frage Dich Ein's, bevor das Siegel gelöſt wird:
Iſt Dir jegliches Kind willkommen? Die wirkliche Mutter
Unterſcheidet nicht zwiſchen dem einen und zwiſchen dem andern,
Ja es iſt ſo beſtimmt durch Gottes ewige Fügung
Und den Zug der Natur, daß ihr das gebrechliche Weſen
Ueber das kräftige geht, das kränkliche über's geſunde,
Aber die Fremde erſchrickt vor einem verwachſ'nen Gebilde
Und ſie findet das Weinen und Schreien des Buckels abſcheulich,
Was ſie dem Engelsköpfchen verzeiht und gelaſſen erduldet.
Sie erwiedert: Das habe ich Alles bedacht und erwogen
Und bin meiner gewiß. Was Gott uns ſendet, das werde

Ich mit Liebe begrüßen. Und wäre das Schickſal der Sarah
Mir noch am Ende beſtimmt, ich machte ſie nimmer zur Hagar,
Nein, ich fühlte mich doppelt beglückt und doppelt geſegnet
Und man ſollte nicht ahnen, daß ich nur Eines von Beiden
Unter dem Herzen getragen, ſo redlich würde ich theilen,
Was im Buſen mir wohnt, das kann ich Dir heilig betheuern.
Aber erbrich nun den Brief, damit ich vor Allem erfahre,
Wie es ihr ſelber ergangen, ich habe ſchon lange gezittert.
Raſch durchfliegt er das Blatt und ſpricht mit Lächeln: wie Eva!
Und das Kind iſt geſund und wohl gebildet. Da treten
Ihr die Thränen in's Auge und erſt zum Himmel die Hände

Hebend, dann den Gemahl umarmend, vergeht ſie in Rührung.
Aber er ſelber ſagt: ich darf den nackenden Knaben
Ruhig zum Erben ernennen, mir lebt kein einz'ger Verwandter,
Welcher mir näher ſtände, und heut' noch ſchreib' ich nach Hamburg
Und beſtelle die Taufe zum Mai. Ich werd' ihn erziehen,
Daß er in jeglichem Armen den Bruder ſieht und ihn tröſtet
Und ſo ſorg' ich durch ihn, den Sohn des Volkes, noch immer
Ueber das Grab hinaus für's Volk und gebe ein Beiſpiel,
Wie man Geſpenſter beſchwört und doch nicht die Kugeln vertheuert.
Denn dieß liegt mir am Herzen. Es wanken im innerſten Grunde
Alle Staaten der Erde und wenn man von oben und unten

Nicht die Hände ſich reicht, ſo kann es noch fürchterlich enden.
Alles lebt nur von heute auf morgen, beſonders Parteien,
Und ſo gewaltig die Kämpfe auch ſind, ſo ſchrecklich die Siege,
Die ſie im wechſelnden Spiel des Kriegs einander entreißen:
Immer muß ich der Knaben am Fluſſe gedenken, die ſchaudern,
Wenn er, von allen Gewäſſern der ragenden Berge geſchwollen,
Rauſcht und ſich ſchäumend ergießt und jubeln, wenn ſie ihn endlich
Wieder gefrieren ſeh'n. Wer wird ſich des Kahns noch erinnern,
Wenn er den Schlittſchuh braucht, und wer des roſtigen Schlittſchuhs,
Wenn er im Kahne fährt? Warum den Einen verzimmern
Oder den Anderen putzen? Jetzt dauert's ja immer und ewig!

Geht es fort, wie bisher, ſo werden Stände die Stände,
Völker die Völker vertilgen und in die ſchweigende Oede
Kehren die Thiere zurück, die einſt dem Menſchen gewichen.
Aber Du weißt, wie ich denke, nun eil' ich und ſchreibe dem Doktor! —
Alſo geſchah's. Doch nie erſchien ein Winter ihr länger,
Als der jetzige, welchen ſie unter den Myrthen verlebte,
Denn das munt're Gewimmel der bunten römiſchen Feſte
Oder der heitere Chor der ewig lächelnden Muſen,
Welche den zweiten Olymp hier fanden, vom erſten vertrieben,
War für ſie nicht vorhanden, und wenn ſie die Roſen erblickte,
Die, vom gemilderten Hauch der afrikaniſchen Wüſte

Angeblaſen, noch immer die friſchen Gärten verzierten,
Konnte ſie's kaum begreifen, daß ihre Schweſtern in Deutſchland
Nur in Kübeln und Töpfen die eingeſchlafene Triebkraft
Friſten ſollten, indeß des Nordpols wüthendſte Stürme
Eiſig ſauſten und Schnee und Regen ſich grimmig bekämpften.
Endlich wird es in Rom ſo heiß, daß Jeder des Landes
Hinter den Alpen mit Sehnen gedenkt, denn plötzlich erſcheint hier
Immer der Sommer, er wird nicht ſanft vom lieblichen Frühling
Eingeführt, er iſt da und gleich verſchrumpfen die Wieſen,
Deren erquickliches Grün im Norden ſich ewig erneuert.
Aber der Kaufherr ſpricht: Jetzt hängt man die Pelze in Hamburg

An den Nagel und ſucht in Harvſtehude ſich Brimein,
Darum mein' ich, wir laſſen den Knaben allmälig entwöhnen
Und begeben uns dann, dem Veilchen folgend, verweilend,
Wo es eben erblüht und ſcheidend, wo es vertrocknet,
Auf den Weg nach Hauſe. Und alſo ward es geordnet.
Aber das junge Paar im Harz verbrachte den Winter
Froh wie keinen vorher. Wer zählt die Freuden der Eltern
An der Wiege des Kindes und wer die Wonnen der Mutter,
Wenn ſie noch Alles in Allem ihm ſein darf, während der Vater
Ihm noch ferne ſteht, wie Himmel und Erde, und einzig
Durch die Sorge für ſie, die Beide vertritt, wie ihn ſelber,

Seine Liebe zu ihm bethätigt! Wer nennt uns die Sproſſen
Dieſer goldenen Leiter der reinſten Gefühle, auf welcher
Sich der Menſch und der Engel begegnen und tauſchen, und welche
Alle Sphären verbindet und alle Weſen vereinigt!
Welches irdiſche Glück iſt dieſem höchſten vergleichbar,
Das uns über uns ſelbſt erhebt, indem wir's genießen,
Und wem wird es verſagt, wem wird es gekränkt und geſchmälert?
Wie der Kelch der Gemeinde auf gleiche Weiſe an Alle
Kommt und Alle erquickt, ſo kommt auch dieſes an Alle:
Fürſten empfinden's nicht tiefer und Bettler empfinden's nicht ſchwächer,
Weil die Einen den Säugling in Purpur wickeln, die Andern

In die Krippe ihn legen, das giebt kein Mehr und kein Minder
Und ſo iſt die Natur gerecht im Ganzen und Großen
Und vertheilt nur den Tand, die Flitter, nach Luſt und nach Laune!
Habt Ihr Euch je ein Neſt mit Kinder-Augen betrachtet?
So vergrößert es Euch und ſetzt zwei glückliche Menſchen
Statt der Vögel hinein und einen lieblichen Knaben
Statt des piepſenden Jungen, das Atzen und Gluſtern und Bluſtern
Bleibt daſſelbe. Wie wird zuerſt darüber geſtritten,
Wem er gleicht! Ein Jeder entdeckt die Züge des Andern,
Weil er ſie lieber ſieht, als ſeine eig'nen, doch täglich
Iſt das kleine Geſicht verändert und völlig unmöglich

Scheint es, Frieden zu ſchließen. Es ſind am Ende die Eltern,
Seine oder die ihren, die auferſtehen im Enkel,
Weil ſie, Chriſtian ſagt's, vergaßen, ſich malen zu laſſen.
Welch ein Ereigniß iſt das erſte wirkliche Lächeln,
Das die Mutter auf ſich bezieht und jubelnd berichtet,
Daß er ſie nun ſchon kenne, und wenn ſie gehe, vermiſſe!
Dann die zappelnden Arme, die ihren Nacken umklammern,
Wenn ſie ſich niederbückt, ſo wie die beſeelteren Blicke
Und der erwiederte Kuß! Zuletzt die ſtampfenden Beine,
Welche die Erde ſuchen und dennoch ſcheuen, das Lallen
Mit gebundener Zunge und ungeduldigen Lippen.

Und der vernehmliche Laut! Wie oft muß Chriſtian kommen,
Um ihn ſchlummern zu ſeh'n! Wie gern verläßt er die Tenne,
Wo er driſcht, und verdoppelt nachher die gewichtigen Schläge
Des geſchwungenen Flegels, um das Verſäumte bis Abend
Wieder einzubringen! Und iſt nicht der Knabe in Wahrheit
Größer und klüger, als and're? Das Tannenbäumchen, zu Weihnacht
Angezündet, iſt zwar noch überflüſſig geweſen,
Aber erfreut er ſich nicht des luſtigen Hahnes zu Lichtmeß,
Welcher zuweilen die Stube beſucht, des geſchüttelten Kammes
Und des plötzlichen Krähens? Der Hahn macht eben Viſite
Und das Knäblein kreiſcht und klatſcht vergnügt in die Hände,

Als der römiſche Brief, der ſeine Entwöhnung gebietet,
Eintrifft. Chriſtian lieſ't und ſpricht: jetzt gieb ihm zu trinken,
Daß er ruhe und ſchlafe, wir haben zuſammen zu ſprechen.
Doch ſie erbleicht und ruft: Die Oſtern ſind vor der Thüre
Und ich weiß, was es iſt! Es fährt mir nur ſo in die Glieder,
Daß ich ihm nicht die Bruſt zu reichen wagte und wenn er
Hungriger wäre, wie je. Er muß ſich heute behelfen!
Chriſtian aber verſetzt: ſo ſeid ihr auf immer geſchieden,
Denn die Stunde iſt da. Zu morgen bring' ich Dir Wermuth,
Daß er von ſelbſt verzichtet, er geht ja bald auf die Reiſe
Und da muß er die Kuh vorher als Amme gewohnt ſein.

Magdalena ſchweigt, doch wohl bemerkt es der Gatte,
Daß ſie weint in der Nacht und auf die leiſeſte Regung
In der Frühe das Kind noch einmal ſtillt. Es erbarmt ihn,
Daß ſie es heimlich thut, als wäre es ſchon ein Verbrechen
Und ihn ſelber mit Angſt betrachtet, ob er auch ſchlafe,
Und er hütet ſich wohl, durch irgend eine Bewegung
Sie zu ſtören, er läßt ſogar von ihr ſich erwecken,
Um die letzte Beſorgniß in ihr zu erſticken, obgleich er
Zittert, wenn er ſich fragt: wie wird's nur weiter ergehen?
Aber es ſcheint, als hätte ſie ihre Mutter-Gefühle
Jetzt für immer bezwungen, denn leichter, als er ſich's dachte,

Reicht ſie am folgenden Tage dem ſträubenden Knaben die fremde
Nahrung, die er nur ſelbſt beharrlich ſich weigert, zu nehmen
Und iſt, wenn auch nicht froh, doch ſtill und in ſich beruhigt.
So verſtreicht die Woche, er will ſich durchaus nicht gewöhnen,
Doch er fällt nicht vom Fleiſch, zu Chriſtians höchſter Verwund'rung,
Der ihn nicht eſſen ſieht, und dennoch gedeihen und wachſen,
Und ſie ſelber enthält ſich edel jeglicher Klage.
Sonntags Morgens läßt die Mutter ihn tanzen und ſpringen,
Während der Vater pfeift, da löſ't ſich zu Beider Entzücken
Hell das erſte Mama von ſeinen ſtammelnden Lippen.
Chriſtian will ihn küſſen, doch eh' er ſich ſeiner bemächtigt,

Reißt ſie ſelbſt ihn empor und preßt ihn gegen den Buſen,
Daß er erſchrickt und weint, und ruft: ich laſſe Dich nimmer!
Weg mit Aeckern und Wieſen! Wir haben Arme und Beine
Und wir ſind nicht Güter, wir ſind nur Liebe Dir ſchuldig!
Daß Du es weißt, mein Freund! Er hat noch immer getrunken,
Und es wird ihm kein Tag an ſeinem Jahre entzogen,
Hierin bin ich Dir feſt, in allem Andern gefügig!
Hungern will ich und durſten, wie Vater und Mutter es thaten,
Frieren und nackend geh'n und ganze Nächte nicht ſchlafen,
Doch ich gebe ihn nicht und müßt ich mich ſelber verkaufen!
Chriſtian aber erwiedert: Du weißt doch, was wir gelebten,

Weißt doch, daß ich Dir nicht gerathen, noch Dich getrieben,
Weißt doch, daß ich nur zögernd und nicht im Galopp Dir gefolgt bin!
Nun ſo wiſſe noch Ein's: ich habe, ſo lange ich lebe,
Nie mein Wort noch gebrochen und werde auch dieſes nicht brechen,
Drum entwöhne ihn morgen, ich bring' Dir den Wermuth noch einmal.
Sie verſtummt, denn ſie hat noch nie ſo ernſt ihn geſehen,
Und er ſchreitet hinaus, er ſagt, die Kräuter zu pflücken,
Aber er thut es nur, um ihr den Kampf zu verhehlen,
Welchen er ſelber kämpft und welcher die Seele ihm ſpaltet.
Sie hingegen umarmt und küßt den Knaben auf's Neue,
Daß ſie ihn faſt erſtickt und ruft, als ob er's verſtände:

Nein, ich laſſe Dich nicht, es möge kommen, was wolle!
Und bevor noch der Abend herab auf die Erde ſich ſenkte,
Iſt ihr Entſchluß gefaßt: ſie will ihn ſtehlen und fliehen.
Still bereitet ſie nun das kleine beſcheidene Bündel,
Das ihr ſelber gehört, und wenn ihr die Thränen auch reichlich
Strömen bei dem Gedanken an die ſo bittere Trennung
Von dem Herzlich-Geliebten, ſo fühlt ſie dennoch im Innern
Durch dieß ſchmerzliche Opfer zugleich ſich geſtärkt und gehoben
Und ſo wie das Vertrauen auf Gottes Erbarmen und Hülfe
Wächſt durch dieſes Gefühl, ſo ſteigt auch die lächelnde Hoffnung
Leiſe wieder empor vor ihren verdüſterten Blicken,

Und ſo ſieht ſie am Ende der langen Reihe von grauen
Monden und Jahren ein gold'nes und ſternengekröntes ſich winken.
Morgen muß es geſcheh'n, denn morgen ſoll ſie die Quelle,
Welche ihr ſelber entſpringt, verſtopfen: wie will ſie ihn tränken,
Wenn ſie verſiegte? Ein Dach iſt leichter zu finden, es wohnen
Menſchen in jeglicher Hütte und Engel bereiten die Stätte,
Wenn ſich die Unſchuld naht, von Reue und Buße geleitet.
Schüchtern erkundet ſie nun die nächſten Wege und Stege,
Denn, vom Locomotiv entführt in brauſender Eile,
Kennt ſie die Straße nicht, auf der ſie gekommen und die ſie
Jetzt mit Tritten des Fußes zurück zu meſſen beſchloſſen,

Weil ihr Wilhelm und Anna vor Augen ſtehen, wie Sterne.
Als der Tag nun erſcheint, da kocht ſie dem Gatten zum Abſchied
Noch ſein liebſtes Gericht, doch kann ſie ſelber nicht eſſen,
Denn ihr fiebert der Kopf, ſie hat die Nacht nicht geſchlafen,
Und ihr hüpfen die Pulſe, als wollten die Adern zerſpringen.
Chriſtian merkt es wohl, ihm ſind die heimlichen Thränen
Auch nicht entgangen, doch denkt er: ſie will ſich endlich bezwingen
Und es koſtet ſie viel! Da klopft er ihr bloß auf die Wange,
Als er ſich wieder erhebt und ſpricht: wir machen ihn glücklich!
Um die Dämmerungszeit begiebt er ſich dann in die Schmiede,
Wo man die Eiſen des Pfluges ihm ſchärft, nun richtet ſie Alles

Für den Abend und ſchleicht ſich fort, in doppelte Tücher
Ihren Knaben gehüllt und unter dem Arme das Bündel.
Aengſtlich ſpäht ſie umher und duckt ſich hinter die Büſche,
Wenn ſie Kommende hört, ſie ſteh'n zwar noch nicht im Laube,
Aber ſie decken ſie ſchon, wenn nur der Knabe durch Schreien
Das Verſteck nicht verräth. Doch geht auch Mancher vorüber,
Der mit flüchtigem Auge das Reiſig ſtreift und ſich wundert:
Keiner der Wenigen iſt darunter, welche ſie kennen,
Still auch verhält ſich das Kind, durch leiſes Schaukeln beſchwichtigt,
Und es ſenken die Schatten des Abends ſich bald ſo gewaltig,
Daß ſie ſich eilen muß, um nur die verlaſſene Hütte

Zu erreichen, in der ſie die Nacht zu verbringen beſchloſſen.
Einem Jäger gehört ſie und liegt im Walde. Sie kennt ſie,
Weil ſie mit Chriſtian einſt, den fernſten Acker beſuchend,
Sich vor Regen und Schloßen in ihr geborgen. Ein Lager,
Das ſie im Innern trifft, aus dürren Blättern bereitet,
Kommt ihr freilich zu Statten, doch möchte ſie's lieber entbehren,
Denn ſie fürchtet, es könnten auch andere Gäſte erſcheinen.
Doch ſie ſetzt ſich und reicht dem Knaben die Bruſt, die er lange
Taſtend und greifend gefordert, und zieht zur eig'nen Erquickung
Einen der Aepfel hervor, womit ſie die Taſche gefüllt hat.
Schmecken will er ihr nicht, ſie legt ihn wieder bei Seite,

Als ſie eben geſetzt, indeß der Knabe behaglich
Trinkt, als wär' er daheim, und in den Pauſen des Athmens
Kichert und endlich verſinkt in ſeinen gewöhnlichen Schlummer.
Brauſend erhebt ſich der Wind und wirft die trockenen Zweige
Auf das bretterne Dach und bläſ't, als wollt' er's entführen.
Aber ſie heißt ihn willkommen, obgleich ſie bei heftigen Stößen
Immer zuſammenfährt, er ſcheint ihr die Ruhe zu ſichern,
Und mit den Kleidern des Bündels den Knaben noch ſorglich bedeckend,
Wühlt ſie ſich ein in die Streu und fällt, erſchöpft von den Qualen
Dieſer Tage, in Schlaf, wie ein Thier, noch eh' ſie gebetet.
Chriſtian kommt indeß mit ſeinen Eiſen zu Hauſe

Und verwundert ſich ſehr, kein Licht zu ſehen, er hat ſich
Länger, wie ſonſt, verweilt, um aus dem Munde des Schmiedes
Manchen Rath zu vernehmen, denn dieſer iſt alt und erfahren,
Aber nicht immer freundlich, und noch viel ſelt'ner geſprächig.
Dennoch verſchließt er gelaſſen den Stall, vergattert den Garten,
Trägt die Eiſen zu Boden und ſtellt ſie, Alles im Finſtern,
Hinter dem Schornſtein auf. Dann lauſcht er hinein in die Küche,
Wo, er hört's vor der Thür, die Suppe brodelt, und als er
Magdalena beim Feuer nicht findet, wie er erwartet,
Oeffnet er leiſe die Stube und fragt im Scherz, ob ſie ſchlafe.
Alles ſtumm! Was iſt das? Er taſtet ſich durch bis zur Wiege.

Sie iſt leer! Er erſchrickt und zündet eilig die Kerze.
Ein Gedeck auf dem Tiſch! Die Mutter entfloh mit dem Kinde!
Doch wohin? Noch nicht weit! Es ſind nur wenige Stunden!
Raſch zum Jäger! Er borgt mir ſicher den eifrigſten Spürer,
Und das freundliche Thier iſt willig, zu folgen, es kennt mich.
Wo iſt ein Tuch von ihr? Und wo ein Strumpf von dem Knaben?
Beides iſt ſchwer zu entdecken, doch endlich iſt er ſo glücklich,
Und nun klopft er den Alten heraus und ſtottert zuſammen,
Was er ſelbſt nicht verſteht, von nächtlichem Geh'n und Verirren.
Dieſer bewilligt den Hund, doch zweifelt er an dem Erfolge,
Weil es zu mächtig ſtürmt, als daß er die Spur nicht verlöre,

Wenn ſie ein einziges Mal nur gegen den Wind
ſich gewendet.
Wirklich dreht ſich das Thier auch lange vergeblich
im Kreiſe,
Als es die Stube, wohin es geführt ward, wieder
verlaſſen,
Ja, es heult vor Verdruß. Doch plötzlich beginnt
es zu ſchnüffeln,
Dann zu wedeln und fröhlich zu bellen. Nun
ſchießt es von hinnen,
Daß ihm Chriſtian kaum mit ſeiner hörnernen
Leuchte
Nachzukommen vermag. Es geht zuweilen im
Zickzack
Um die Büſche herum, doch nie verſagt ihm die
Witt'rung,
Bis es die Hütte erreicht und anſchlägt, um es zu
melden.
Welch ein Schreck für die Arme, die drinnen kauert.
Was iſt das?
Iſt's ein Wolf vom Gebirg'? Sie ſollen bellen
wie Hunde!

Oder iſt es ein Hund? Dann kommt er nicht ohne Begleitung!
Hilf uns, heiliger Gott! Da wird die gebrechliche Thüre
Aufgeſtoßen und ſchneppernd, doch nicht mit glühenden Augen,
Fährt's im Sprunge herein. Sie greift voll Angſt nach dem Knaben,
Welcher, geweckt aus dem Schlummer und ſeiner behaglichen Wärme
Ohne Schonung entriſſen, mit Händen und Füßen zu ſtampfen
Und zu murren beginnt. So ſeid Ihr's gewiß und wahrhaftig?
Ruft mit keuchender Bruſt, — der Hund war grimmig gelaufen,
Als er der Hütte ſich nahte, die ihm bekannt und vertraut war, —
Und die Leuchte erhebend mit ihrem verlöſchenden Lichte,
Aus der Ferne der Gatte, das eifrige Bellen verſtehend.

Raſch nun ſtürzt er heran und ſchließt ſie feſt in die Arme,
Streichelt das Thier, das leckend und dieſes Dankes gewärtig
Ihn umſchmeichelt, und ſpricht: So kannſt Du mich wirklich verlaſſen?
Ich vermöchte es nimmer und nimmer, von Dir mich zu trennen.
Doch ſie erwiedert ihm ſanft: Ich kann und ich darf ja nicht bleiben,
Und Du darfſt mich noch minder begleiten, das fühle ich ſelber,
Darum wär's viel beſſer, Du hätt'ſt uns nicht wieder gefunden!
Aber, erſchüttert, wie nie, verſetzt er mit ſtrömenden Thränen:
Kehre nur heute zurück, ſo gehen wir morgen zuſammen!
Sieh', es legt ſich der Wind, auch blinken ſchon einige Sterne,
Und ich trage den Knaben und diene Dir ſelber zur Stütze!

Siebenter Geſang.

Als ſie am folgenden Morgen beiſammen ſitzen — die Sonne
Steht ſchon hoch, doch ſie würden noch ſchlafen, hätte der Jäger
Nicht geklopft und gefragt, wie Alles am Abend gegangen —
Sagt der Gatte mit Ernſt: Es werde, wie Du beſchloſſen,
Denn ich darf Dich nicht halten und kann noch weniger dulden,
Daß Du bettelſt, ſo lange mir Arme und Beine geblieben,
Aber wir müſſen noch warten, denn als ein treuer Verwalter

Will ich zum Mindeſten geh'n, und viel noch giebt es zu pflügen.
Dann auch mußt Du mir folgen, wohin ich Dich führe, ich möchte
Dieſem gütigen Herrn nicht wieder begegnen und auch nicht
Dieſer freundlichen Frau, ſo wie dem redlichen Alten,
Die uns gewiß nicht gezwungen und die wir dennoch ſo täuſchen.
Ueber den Ocean müſſen wir flüchten, der Schmied und der Tiſchler
Sind ſchon lange hinüber, und wenn wir ſie finden, ſo werden
Sie uns die Wege bezeichnen und vor den Betrügern uns warnen.
O, ich verblende mich nicht! Du ſagſt mit Recht, daß das Wetter
Drüben wechſelt, wie hier, und daß noch Keiner das Unglück
Mit dem Staube der Straße ſich von den Füßen geſchüttelt,

Wenn er zu Schiffe ſtieg! Es wimmelt von Schelmen und Dieben,
Und wo kämen ſie her und wagten das Rad und den Galgen,
Wenn es ſich anders verhielte? Doch darf man immer noch hoffen,
Während der Menſch in Europa für ewige Zeiten verdammt iſt,
Aus der Hand in den Mund zu leben, und endlich zu darben,
Da die jüngern Kräfte die ſtumpfen des Alters verdrängen,
Ehe die Grube ſich öffnet, wo müde Gebeine zerfallen.
Schweres ſteht uns bevor, und dieſes ſcheint mir das Schlimmſte,
Daß nicht Jedem die Luft bekommt, denn wenn wir erkrankten,
Wären wir auch verloren. Doch Alles kann ja gelingen.
Sieh mich nicht fragend an, ich bin nicht minder entſchloſſen,

Weil ich weiß, was es gilt, und weil die traurigen Bilder
Meiner dürftigen Jugend ſich unter die fröhlichen miſchen,
Welche die neue Welt in leichten Gemüthern entzündet:
Meine Träume ſogar, Du weißt es, ſind immer beklommen,
Doch ich trug ſie noch nie in's Leben hinüber und werde,
Wenn ich auch nicht erwarte, am eigenen Herde, wie heute,
Wieder zu ſitzen und wieder mit eigenen Ochſen zu pflügen,
Zieh'n, als hofft' ich das Beſte, und nur den Knaben bedauern.
Ja, Du lächelnder Schelm, er faßt den Schläfer in's Auge,
Der ſich gerade reckt, Du wirſt es theuer bezahlen,
Daß Du die Milch der Mutter noch trinkſt. In Sammt und in Seide

Könnteſt Du geven und früh, die Bücher im zierlichen Ränzel,
Und das Pennal in der Hand, das Johanneum beſuchen,
Um Lateiniſch und Griechiſch und Spaniſch und Engliſch zu lernen,
Während Du jetzt vielleicht, in Lumpen gekleidet, die Schweine
Hüten mußt, wie Dein Vater und höchſtens die Stimmen der Vögel
Nachzuahmen verſtehſt, wenn Du dem Metzger die Herde
Zutreibſt gegen den Winter! Die Handelsſchule beziehen
Und nach einigen Jahren, verbracht auf nützlichen Reiſen,
An der Börſe Dich zeigen, um endlich den ſtolzen Geſichtern
Dich zu geſellen, auf die der Makler ſchaut, wie der Ack'rer
Auf die Sonne, damit er das Wetter des Tages erforſche!

Das iſt Alles dahin! — Doch Magdalena erwiedert
Glühend: Auch die Gefahr, im Pavillon an der Alſter,
Von den Andern verführt, durch Trinken und Spielen und Fluchen
Sich hervor zu thun, noch ehe der Bart ihm gewachſen,
Und im zwanzigſten Jahre begraben zu werden, wie Mancher,
Welchem der Rücken ſchon bricht, bevor er ſein Kreuz noch geſehen!
Denkſt Du des Sohn's nicht mehr, der an der Mutter Geburtstag
Und, ich ſchaud're noch heute, vor ihren eigenen Augen
Sich erſchoß, weil ihn Nichts auf Erden noch lockte und reizte?
Laß ihn ſchwitzen, wie wir, ſo wird er gewiß nicht verderben
Und was Menſchen gebrauchen, das können ſie immer verdienen,

Wenn ſie die Mühe nicht ſcheu'n. Du weißt, ich bin nicht ſo ängſtlich,
Wie Du ſelber, obgleich ich zweifle, ob es den Meinen
Beſſer erging, wie den Deinen, was Du ja beſtändig behaupteſt,
Um Dir den fröhlichen Muth, der mich beſeelt, zu erklären.
Nein, wir haben wohl auch, das glaube, gehörig gehungert
Und im Sommer ſogar, und ganze Tage die Hoffnung
Bloß auf den Wind geſetzt, ob dieſer die Bäume des Nachbars,
Welche die Zweige zu uns herüber ſtreckten, nicht ſchütteln
Und uns einiges Obſt beſcheeren werde. Wir lagen,
Ich und die Schweſter, die lange dahin iſt, unter dem Zaune,
Hielten Gras in die Höhe, die Luft zu prüfen und wagten,

Wenn kein Halm ſich bewegte und immer ſtärker der Magen
Knurrte, auch wohl den Wurf. Es mangelt mir nicht an Erfahrung,
Aber ich fürchte mich nicht, ich will Dich mit Freuden begleiten
Und ertragen, was kommt, es wird mich tröſten und ſtärken,
Daß ich mein Kind nicht verkaufte. Ich hätt's ja auch nimmer verſprochen,
Für die Aecker und Wieſen, ich that's, um Dich zu behalten
Und ich dacht' es mir nicht ſo ſchwer. Doch ſeit ich es ſehe,
Ach, was ſage ich da, ſchon ſeit ich es fühle und ſpüre,
Iſt mir zu Muthe, als ſollt' ich mich ſelber zerreißen und theilen
Und die Hälfte begraben! Ich habe geſündigt und will es
Büßen, wie Du's verhängſt, nur Eines mußt Du gewähren,

Ehe wir ziehen, es liegt mir ſchon längſt auf dem Herzen, die Taufe,
Dann hinüber mit Gott und lieber heute als morgen!
Chriſtian lächelt und ſpricht: Die Taufe entſcheidet auch Alles,
Doch es möge geſcheh'n, ſo wie die Felder beſtellt ſind
Und Du ſelber Dein Haus ſo blank geputzt wie ein Käſtchen!
Denn wir dürfen uns nicht den Wellen und Winden vertrauen,
Eh' wir die heiligſte Pflicht erfüllten gegen den Knaben
Und ich wag' es nicht früher, als bis wir, zur Reiſe gerüſtet,
Aus der Kirche ſogleich fort ſchleichen können zum Schiffe.
Beide rühren ſich nun, wie nie, und ſchaffen in Tagen,
Was die Andern in Wochen, doch iſt die Eile auch nöthig,

Denn es nahen die Pfingſten und mit den Pfingſten der Kaufherr,
Wenn er nicht früher kommt, gelockt von dem ſeltenen Wetter.
Endlich iſt es gethan und mit den ſchwieligen Händen
Setzt ſich Chriſtian hin und ſtellt die Rechnung zuſammen,
Zählt den baaren Erlös von Obſt und Korn bis zum Heller
Auf und nimmt für ſich ſelbſt den ſchmalſten Lohn, der dem letzten
Aller Knechte gebührte, für Magdalena desgleichen,
Was die niedrigſte Magd im ſchlechteſten Dienſte bekäme:
Gern erließen ſie's ganz, allein ſie müſſen ja leben!
Nun beſtellt er die Taufe, er bittet den Jäger zum Pathen,
Sagt: wir müſſen verreiſen, ein frommes Werk zu verrichten,

Und erſucht ihn zugleich, anſtatt den gehenkelten Thaler
In die Wiege zu legen, indeß ſein Vieh zu beſorgen
Und auf's Häuschen zu ſeh'n. Mit Schmunzeln erwiedert der Alte:
Darum alſo ſo eifrig und nicht aus Geiz, wie die Knechte
Murrten, welche ſich ſchämten, den Acker vor Dir zu verlaſſen
Und doch fluchten und wünſchten, Du möchteſt die Beine Dir brechen?
Dazu helf' ich mit Freuden! Denn pfleg' ich auch ſelber der Andacht
Leider nur ſelten, nur dann, wenn mich beim Streifen im Walde
Irgend ein Kreuz erinnert, für einen meiner Genoſſen,
Welchen der Wildſchütz traf, mein Vaterunſer zu beten:
Gern doch hab' ich's an Andern, und geb' ich auch kaum noch zu Oſtern

Selbſt in die Kirche, ſo jag' ich doch immer die Knaben von dannen,
Wenn ich vorüber komme, die während der Predigt ſich balgen!
Noch viel williger iſt der Pfarrer, die heilige Handlung
Vorzunehmen, er hat im Scherz ſchon lange getrieben
Und im Ernſt ſich verwundert, daß ſie nicht von ſelber ſich melden.
Nun iſt Alles vollbracht und gleich der folgende Morgen
Wird beſtimmt für die Flucht. Doch Magdalena, die Abends
Spät noch zum Krämer will, erblickt zu ihrem Entſetzen
Einen Wagen im Thor des Gaſthofs, welchem die Herrſchaft
Eben entſteigt und ruft, zu Hauſe fliegend, mit Beben:
Auf! Sie ſind da! Nur hinaus, ſo wie wir gehen und ſtehen!

Chriſtian ſieht auf die Uhr und ſpricht: ſie werden nicht kommen,
Ehe der Morgen tagt, doch freilich müſſen wir eilen,
Denn mir mangelt der Muth, den Beiden in's Auge zu ſchauen,
Und das Kind iſt getauft, denn wäre das nicht geſchehen,
Weiß ich nicht, was ich noch thäte, doch jetzt iſt Alles vorüber,
Darum fort auf der Stelle, der Jäger muß uns verſtecken!
Früh erhebt ſich am Morgen der Kaufherr ſammt der Gemahlin,
Und am würzigen Hauch der Lüfte ſich innig erquickend,
Laſſen ſie raſch ſich vom Diener des Wirths zum Häuschen geleiten.
Bald auch ſteh'n ſie davor. Wie blank ſind Fenſter und Läden
Und wie ſauber und rein die Beete des Gartens gehalten,

Welcher es zierlich umgiebt. Die Gattin bückt ſich im Gehen
Ueber den niedrigen Zaun und pflückt ſich eine Aurikel,
Um ſie als erſte Gabe dem Kinde zu reichen, indeſſen
Er mit eiliger Hand die Pforte öffnet und lächelnd
Winkt, ihm leiſe zu folgen, denn durch die hintere Thüre
Denkt er das Paar zu beſchleichen. Sie kommen auch leicht in die Küche,
Und, ein wenig verwundert, das Feuer nicht brennen zu ſehen,
Auf den Zehen in's Zimmer. Doch Alles iſt leer und verlaſſen
Und man ſieht nicht die Spur des häuslichen Waltens. Der Nachbar,
Vor dem Brunnen, an dem er ſich wäſcht, herüber gerufen,
Iſt erſtaunt, wie ſie ſelbſt, doch löſ't er ihnen das Räthſel

Durch ein einziges Wort: er ſpricht von der geſtrigen Taufe,
Und ein Brief auf dem Tiſch, die wohl geordnete Rechnung
Und die Lade mit Geld daneben beſtätigen Alles,
Was ſie ahnen und fürchten, ſo wie ſie's hören. Die Gattin
Ruft, im Tiefſten bewegt: So iſt es alſo gekommen,
Wie ich's immer beſorgte, ſie können's und wollen's nicht geben.
Aber ich muß ſie darum nur höher achten und lieben,
Wenn ich auch jetzt erröthe, indem ich der Fragen gedenke,
Die mich in Hamburg erwarten, des Ziſchelns und Tüſchelns und Lächelns,
Und ich werde nicht ruhig, bevor wir ſie wieder gefunden,
Denn ſie dürfen ſich nicht in Noth und Kummer verzehren,

Und ſie zittern vor uns und denken, wir könnten es
rauben.
Beide eilen zum Pfarrer, doch dieſer weiſ't ſie zum
Jäger,
Und das geflüchtete Paar, verſteckt auf dem Boden
und ſpähend,
Sieht ſie kommen und glaubt ſich verrathen. Doch
läugnet der Alte
Jegliche Kunde von ihnen, und ihre klopfenden
Herzen
Schlagen ſchon weniger raſch, da ſchreit, vom
Dunkel geängſtigt
Und vom Rauche gequält, der Knabe. Man fragt
nach dem Kinde
Und man wünſcht es zu ſeh'n. Der Alte holt es
herunter,
Aber er ſagt dabei, es ſei ſein Enkel, die
Mutter
Liege im Bette krank. Sie herzen und küſſen den
Knaben,
Loben ſein lockiges Haar und ſeine blitzenden
Augen,

Geben ihm die Aurikel, beſchenken den Alten und gehen.
Aber, freundliche Muſe, die uns ſo treulich geleitet,
Knüpfe die Menſchen doch gleich in Liebe wieder zuſammen,
Welche ſo ängſtlich ſich ſuchen und wieder ſo thöricht ſich fliehen:
Hat ſie das Kind, das ſie trennt und eint, doch ſchon flüchtig verbunden!
Deuteſt Du weiter? Es ſei! Du führſt auf längerem Wege
Sicher zum ſchöneren Ziel, und willig wollen wir folgen,
Denn Du lächelſt und nickſt und legſt die Hand auf den Buſen!
Chriſtian athmet wieder und Magdalena erhebt ſich,
Denn ſie hatte gekniet, ſo wie ſich die Beiden entfernen.
Aber der Alte ſpricht: ich folge ihnen in's Städtchen,

Um zu erfahren, was ferner geſchieht, und werd' es Euch melden.
Als er zurückkehrt, ſagt er: Sie ſind beim Richter geweſen,
Und, ich merkte es wohl, was dieſer nur irgend an Spähern
Aufzubieten vermag, das iſt auch heimlich zu Gange.
Doch ich lache darüber, es ward noch Keiner erergriffen,
Welchen der Jäger beſchützt, und ſcheint dies Alles auch ſeltſam,
Eure Geſichter ſind gut, und alſo helf' ich Euch weiter!
Redlich hält er auch Wort und ſchafft ſie über die Gränze,
Wo er, ohne zu fragen und ohne auch nur zu geſtatten,
Daß ſich Chriſtian ihm vertraute, wie es ihn drängte,
Sie dem Himmel empfahl und mit dem Dukaten beſchenkte,

Welchen der Kaufherr ihm gegeben hatte. So ſind ſie
Mit ſich ſelber allein. Die Berge treten allmälig
Mit den Wäldern zurück, und offen breitet die Straße
Durch die Eb'ne ſich aus, doch Chriſtian meidet ſie ängſtlich,
Weil ihn neben den Spürern und Streifern zu Fuß und zu Pferde,
Die im Dienſt des Geſetzes den Frevel belauern und packen,
Auch die Zungen der Erde, die Telegraphen, erſchrecken,
Welche Städte mit Städten und Länder mit Ländern verbinden
Und den Tod, wie das Leben, von einem zum andern befördern.
Selten erſcheint ihm ein Weg ſo abgelegen und düſter,
Daß er ihn nicht betritt, um dieſem in Eiſen gegoſſ'nen

Spinnennetz zu entſchlüpfen, an dem die Könige weben.
Und ſo zieh'n ſie einher, als wären ſie Schelme und Diebe,
Tragen unendliche Laſt und Mühe bei Tage und müſſen
In den ödeſten Schenken die traurigſten Nächte verbringen.
Welch ein verändertes Loos für Beide! Wie hart und wie bitter!
Doch je härter der Druck, je bitt'rer ſo manche Entbehrung,
Um ſo ruhiger wird's der flüchtigen Mutter im Buſen,
Chriſtian aber fühlt ſich getröſtet durch den Gedanken,
Daß er doch Alles theilt und daß ſie nicht ohne ihn irren.
Sie iſt noch immer ſo reich, ihr hungriges Kind zu erquicken,
Er noch immer ſo ſtark, ſein zitterndes Weib zu beſchirmen,

Und ſo oft es auch ſcheint, als wäre man ihnen im
Nacken:
Immer ſind ſie ſo glücklich, bei Nebel und Nacht
zu entkommen.
Ein's nur peinigt ſie noch: die Summe verringert
ſich täglich,
Die ſie brauchen in Bremen, um überfahren zu
können,
Und ſie prüfen ſchon oft die überflüſſigen
Kleider,
Die ſich verkaufen laſſen, um dieſe Lücke zu
decken.
Eines Abends geſchieht es wieder, da flucht's vor
der Thüre
Und mit vielem Gelärm, er konnte die Klinke nicht
finden,
Tritt ein Geſell herein, in dem ſie, den Augen
nicht trauend,
Endlich den Tiſchler erkennen. So biſt Du im
Lande geblieben?
Ruft ihm Chriſtian zu. Zurückgekehrt aus der
Traufe

In den Regen — verſetzt er — und habe das Leben gerettet,
Welches der Schmied verlor. Es iſt noch ärger da drüben,
Und wir Deutſche beſonders, wir müſſen uns ducken und drücken,
Wie die Hunde bei uns! Denn wäre der Schmied nur ein Franzmann,
Oder ein Beefſteak-Freſſer, ſo würden ſchon ganze Armeen
Ueber die See geſchickt, doch auf der Leiche des Deutſchen
Legt der Mörder ſich ſchlafen, und Keiner ſtört ihm die Ruhe,
Wenn er nicht ſelber nieſ't und ſich weckt. Wir wollten hinüber!
Wirſt ihm Chriſtian ein. So laß Dich warnen! erwiedert
Lachend der Andre und ſchleudert den Ranzen hinter den Ofen,
Fordert ſich Wein und rückt heran. Wir haben uns drüben,

Wie in Egypten die Juden, vermehrt und werden, wie dieſe,
Weil ſie uns fürchten und haſſen, gehetzt und vertilgt. In Europa
Mußt Du ſtehlen, bevor man Dich hängt. Dort wirſt Du gehangen,
Eh' Du geſtohlen haſt! Und was Dich immer auch jage:
Bleibe daheim. Es wird bei uns auch, ehe wir's denken,
Anders werden und beſſer. Du blickſt erſtaunt und verwundert?
Bruder, das iſt nicht geprahlt, ich kehre zwar nackter und ärmer,
Aber auch klüger zurück. Man hat mir vernünft'ger gepredigt,
Als in der Jugend geſchah. Du weißt doch, daß man Dich einmal
Schändlich beſtahl? Wo haſt Du Güter? Wo ſtehen die Häuſer,
Die Du vermietheſt? Wo wiehert Dein Gaul? Wo melkſt Du die Kühe?

Schurken haben Dir Alles entriſſen, noch eh' Du geboren
Wurdeſt, und halten es feſt. Das hat der klügſte Franzoſe
Ausgeſpürt: wer beſitzt, iſt ein Dieb, und ſo viele Dukaten,
Eben ſo viele Verbrechen! Doch wird's nicht lange mehr dauern;
Denn das jüngſte Gericht iſt nah. Du mußt nicht erwarten,
Daß in den Wolken die Engel mit ihren Poſaunen erſcheinen,
Dieſen hat man die Flügel geſtutzt, wir blaſen uns ſelber,
Statt des Zeichens zu harren, und ſchleifen inzwiſchen die Aexte!
Deinen Jungen beneid' ich! Er wächſt in's goldene Alter,
Wie in den Frühling hinein und wird nur im Tanze noch ſchwitzen.
Aber, wie kommſt Du mir vor? Du machſt ein Geſicht wie ein Reicher?

Biſt Du's etwa geworden? Ich hörte ſo Manches in Hamburg.
Haſt Du im Trüben gefiſcht, und eilſt, Dich ſicher zu ſtellen?
Freund, entdecke Dich mir. Vor einem Jahre noch hätt' ich
Dich beim Kragen gepackt und laut nach dem Büttel geſchrieen,
Heute ſage ich Dir: noch ehe die dummen Geſetze
Dich erreichen, wornach der Dieb den wahren Beſitzer
Straft, ſind alle getilgt. Das habe ich ſelber von Weitling,
Dem es Chriſtus vertraute, denn der iſt lange ſchon unten,
Und ſie ſehen ſich oft und ſind die beſten Bekannten.
Chriſtian ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch, er kann ſich nicht halten,
Aber der And're trinkt und ſpricht: Ich ſollte doch meinen,

Daß ich Dir Gutes verkünde, Du ſelbſt gehörteſt ja früher
Zu den Schluckern, für welche die weißen Haare des Scheitels
Hunger und Kummer bedeuten, und Dich am wenigſten hätt' ich
Auf der Seite der Schwelger vermuthet, doch ganz nach Gefallen!
Daß ſie Soldaten haben, das wiſſen wir Alle und machen
Auf den Kampf uns gefaßt, doch daß ſich ihren Soldaten
Thoren mit knurrenden Magen geſellen, um die zu beſtreiten,
Welche das Eſſen bringen, das hat wohl Keiner erwartet.
Aber, Du thuſt auch nur ſo, ich weiß ja von Wilhelm und Anna,
Daß man Dich ſucht, und man trifft die Leute mit ſauber'm Gewiſſen
Nicht auf heimlichen Straßen, wie arme Teufel vom Handwerk,

Welche ſechten und ſchnurren, und nicht in Schenken, wie dieſe.
Deine beſten Bekannten in Hamburg ſchütteln die Köpfe,
Und die Feinde und Neider erzählen ſich ſchlechte Geſchichten,
Sag' doch nur, was es iſt, man denkt ſich ſchon lange das Aergſte!
Denn ein Millionär verſchmerzt die geringen Verlüſte
Bis zu Hundert mit Lachen, und bis zu Tauſend mit Flüchen,
Doch ſie haben ſich ſo, beſonders die Frau, wie ich höre,
Euch zu erwiſchen, als gälte es Diamanten und Perlen!
Chriſtian aber erhebt ſich und ſpricht die gelaſſenen Worte:
Wenn es iſt, wie Du ſagſt, und wenn ſie ſo wenig uns ſchonten,
Daß uns die geifernden Zungen den ehrlichen Namen belecken,

Nun, ſo geh' ich hinüber, und das noch morgen! Denn nimmer
Soll man die [illegible] Eltern in ihrem Sohne beſchimpfen,
Oder dem ärmſten der Kinder ſein einziges Erbe verkürzen,
Und es komme, wie's will, die Ehre werd' ich mir wahren!
Was Dich ſelber betrifft und Deine verworfenen Lehren,
So verlaß Dich darauf, ich würde, wenn Ihr Euch regtet,
Selbſt den Wuch'rer beſchützen, und wären wenige Stunden
Früher mein Weib und mein Kind vor ſeiner Thüre verhungert
Und ich hätt' nur noch Kraft zu einem einzigen Schlage.
Denn Ihr ſeid ja ärger, als Feuer und Waſſer und Alles,
Und wer fragt, wenn es brennt, nach Freunden und Feinden beim Löſchen?

Dieſes wäre geſagt — und nun für immer geſchieden!
Aber der Tiſchler verſetzt: Das nenn' ich von oben geſprochen,
Doch ich glaube Dir nicht, und wär' ich, wie Du mich ſchilderſt,
Würd' ich erwiedern: mein Held, ich will Dich nach Hamburg begleiten,
Daß Du Dein Ziel nicht verfehlſt, ich habe die Zeit und ich werde,
Wenn ich Dich bringe, vielleicht noch eine Belohnung erhalten.
Aber ich wünſche Dir Glück auf allen Wegen und Stegen,
Die Du auch wandeln magſt, und werde Dir ſicher nicht nachſeh'n,
Wenn Du Dich morgen entfernſt, wir haben zuſammen getrunken.
Chriſtian ſchweigt, er fühlt ſich von dieſen Worten getroffen,
Doch Magdalena erglüht und ruft: Ich will es Dir ſagen,

Was uns treibt, daß Du's weißt! Wir haben für Mittel zur Heirath
Jenen den Knaben verſprochen, und fliehen nun darum ſo ängſtlich,
Um ihn nicht geben zu müſſen, denn dieſes würde mich tödten.
Aber der Tiſchler lacht und ſpricht: Da ſieht man auf's Neue,
Daß Ihr die Welt nicht kennt! Wie könnt Ihr Thoren nur glauben,
Daß man Euch zwingen kann? Doch nun begreife ich Alles!
Hieß es ja doch, ſie hätten den ſehnlichſt erwarteten Erben
Endlich in fremden Landen bekommen und wieder verloren,
Und ſie gingen in Trauer! Mich dünkt, ich ſehe den Todten! —
Raſch nun geht es nach Hamburg und ſchon in wenigen Tagen
Seh'n ſie die Thürme der Stadt. Als Magdalena erzittert

Und ihn bittet, ſie ſelbſt mit ihrem Knaben im Dorfe
Ueber der Gränze zu laſſen, erwiedert Chriſtian ruhig:
Nein, der Tiſchler hat Recht, uns zwingt kein Geſetz, ihn zu geben,
Wie ein verböckertes Kalb. Auch habe ich minder den Richter,
Als ſie ſelber gefürchtet, ſie ſchienen mir Beide ſo edel
Daß ich mich meiner ſchämte, ſo wie ich ihrer nur dachte:
Aber da ſie uns wirklich wie grobe Verbrecher behandeln,
Hat das Alles ein Ende und ruhig werde ich fragen,
Wenn ich ſie ſehe und kühn dabei die Augen erheben:
War die Rechnung nicht richtig? Sie fühlt ſich ſelber ermuthigt
Durch das entſchloſſene Weſen des Gatten und ohne zu zaudern

Oder ängſtlich zu thun und hin und wieder zu blicken,
Folgt ſie ihm in das Thor. Wie jubeln Wilhelm und Anna,
Als die Beiden auf einmal die reinliche Stube betreten,
Welche ſie jetzt bewohnen. Sie rufen: nun haben wir hundert
Thaler mehr im Vermögen, denn dieſe ſind uns verſprochen,
Wenn wir verkündigen können, wo Ihr Euch befindet. Da ſeid Ihr
Und nun brauchen wir bloß die Thüre zu ſchließen, ſo haben
Wir Euch ſelber gefangen! Doch ſeht, noch brodelt der Keſſel
Und wir wollen uns erſt durch einen tüchtigen Kaffee
Für die Hochzeit bedanken, denn ſicher ſeid Ihr doch durſtig.
Chriſtian grollt und ſpricht: So wurden auf unſere Köpfe

Auch ſchon Preiſe geſetzt? Das thut man bei Räubern und Mördern!
Wenn es Euch aber gelüſtet, das Geld zu verdienen, ſo haltet
Nicht beim Feuer Euch auf und tändelt mir nicht mit dem Knaben,
Eilt, ſo ſehr Ihr nur könnt, ich kam, mich ſelber zu melden
Und ich hoffe ſogar am Galgen vorüber zu kommen.
Manchen Späher bemerkt' ich und manche verdächtige Schenke
Hab' ich betreten und doch entging ich den Fallen und Netzen;
Wenn Ihr mich heute erblickt, ſo kam ich aus eig'ner Bewegung,
Statt mich nach Bremen zu wenden, denn Nichts verſchloß mir die Straße.
Wohl Dir, daß Du es nicht gethan, entgegnet ihm Wilhelm,
Nur mit Mühe zum Ernſt ſich zwingend und feierlich blickend,

Denn man hätt' Dich in Bremen nicht fortgelaſſen, die Häfen
Waren alle beſetzt und Jeglicher wurde gemuſtert!
Chriſtian ballt die Fauſt, doch Anna verſchließt ihm die Lippen
Mit den Fingern und ſpricht: es wäre doch beſſer geweſen,
Wenn Du in irgend ein Netz gegangen wäreſt, Du hätteſt
Weniger Sorge gehabt, auch würde der Knabe nicht huſten,
Denn Du flohſt vor dem Glück, und haben ſie Späher geſendet
Oder Preiſe geſetzt, ſo iſt das Alles geſchehen,
Um Dir Kunde zu geben, das haben ſie ſelbſt mir betheuert,
Daß ſie die Schuld Dir erlaſſen, ich weiß nicht, welche ſie meinen,
Aber das Gut Dir ſchenken! Nun brauch' nach Belieben die Zunge.

Chriſtian deckt ſein Geſicht mit beiden Händen, ein Zittern
Ueberkommt ihn, er iſt nicht eines Wortes noch mächtig,
Und ein jegliches Glied will reden; endlich beginnt er:
Nun, ſo bin ich nicht werth, daß Sonne und Mond mich beſcheinen
Und ich rufe die Flüche, die eben, was ſollt' ich's verhehlen,
In die Kehle mir ſtiegen, als Du den Mund mir verſchloſſeſt,
Auf mein eigenes Haupt herab und vollziehe ſie ſelber!
Magdalena jedoch, der längſt die Thränen entſtrömten,
Schließt ihn raſch in die Arme und küßt ihn und zeigt ihm den Knaben,
Dem ſie die Händchen gefaltet und deſſen verwundertes Lächeln
Ueber ſich ſelbſt und die Mutter ſein Raſen bändigt, ſo daß er

Sich nicht ſchlägt und zerrauſt, wie er wollte, im Wüthen der Reue:
Wilhelm ergriff indeß den Hut und eilte von dannen.
Aber der Kaufherr ſitzt mit ſeiner Gattin beim Frühſtück
Und ſie fragt mit den Augen, doch nicht mit den Lippen, ob wieder
Keine Kunde gekommen. Er ſpricht: Es kann ja nicht fehlen,
Daß wir's endlich erfahren, wie ſehr ſie ſich immer verkriechen!
Wär's für den Reichen ſchon ſchwer, ſich ganz und gar zu verbergen,
Wenn die Grille ihm käme, ſo kann es dem Armen noch minder
Glücken: er muß ſich ernähren und alſo heraus um die Arbeit,
Und wir wiſſen's am beſten, wie wenig der dürftige Pfennig,
Den ſie nahmen für ſich, genügt, ſie Monde und Jahre

Zu erhalten, ſo tröſte Dich jetzt, was Du früher beklagteſt.
Sie erwiedert darauf: Und kann der Knabe nicht ſterben?
Oder können ſie nicht in fremde Länder entkommen?
Nein, ich ängſtige mich zu Tode! Je länger es dauert,
Um ſo weniger dürfen wir hoffen, ſie wieder zu finden!
Ich vernehme vielleicht, damit mich das Bitterſte treffe,
Wo ſie erlagen und kann die Gräber mit Blumen verzieren,
Aber ich werde ſie nicht für ihre erduldeten Leiden,
Wie ich hoffte, belohnen, mich wird ein Engel verdrängen.
O, wie werd' ich geſtraft! Ich wußte mein Glück nicht zu ſchätzen!
Wie, wer nie noch die Luſt auf Augenblicke entbehrte,

Gar nicht weiß, was ſie iſt, und aus dem eitelſten Grunde
Hab' ich mit drückender Schuld mir die Seele belaſtet! Denn nimmer
Wär' ich dem Doktor gefolgt, auch hätt' er's gewiß nicht gerathen,
Wenn nicht die thörichte Scham vor anderen Müttern, verbunden
Mit dem ſündlichen Neid auf ihre blühenden Kinder,
Mich ſeit Jahren beſeſſen und in der verſuchenden Stunde
Mir das Herz in der Bruſt verhärtet hätte! Mich quälen
Jetzt die ſchrecklichſten Bilder, ich ſehe die blaſſen Geſichter
Ausgewanderter Mädchen und Knaben, wie ſie mich früher
Oft im Hafen entſetzten und all' die vermeſſenen Wünſche,
Die ich ſo lange gehegt im ungeduldigen Buſen,

Löſen ſich auf in dem Einen: Das Kind gerettet zu wiſſen,
Das ich frevelnd in's Leben gerufen, doch wird's nicht geſchehen!
Da erſchallt vor der Thür die laute Stimme des Doktors,
Jubelnd tritt er herein und ruft: Gefunden! Gefunden!
Und, er hat ſie ſogleich durch Wilhelm, der's ihm gemeldet,
Holen laſſen — verwirrt und blöde folgen die Andern.
Magdalena voran, im Arm den lieblichen Knaben,
Chriſtian hinterher, die Augen zu Boden geſchlagen,
Wilhelm und Anna zuletzt, und nur bis zur Schwelle ſich trauend,
Jene dem heiligen Paar vergleichbar, dieſe den Hirten.
Aber die Gattin faltet die Hände und hebt ſie zum Himmel,

Preßt dann Mutter und Kind an's Herz und ſchluchzt: ich genieße
Jetzt die ſeligſte Stunde des Lebens durch reichſte Erfüllung
Meines heiligſten Wunſches und opf're mit Freuden die andern.
Ja, nun ſag' ich mit Dir, ſie wendet ſich innig zum Gatten,
Unſere Kinder ſind die Armen, doch bleibt mir von Allen
Dieſer Knabe der Nächſte, denn ihm verdank' ich den Frieden,
Den ich nie noch gekannt, und den die Erde nicht mindert,
Wenn man ihn einmal errang, und ſelbſt der Himmel nicht ſteigert.
Doch, was iſt das? Ich konnte bisher vor Thränen nicht ſehen!
Dieſe lockigen Haare und dieſe blitzenden Augen
Soll ich kennen! Ja! ja! Das iſt der Enkel des Jägers!

Herr, ich kann Dich verſteh'n! Du wollteſt im Feuer mich läutern,
Darum durft' ich nicht gleich ihn finden! Doch ſchützteſt Du ſelbſt ihn
Mit allmächtiger Hand! Für Alles ſei mir geprieſen!

Anmerkungen.

1. „**Der Weihnacht!**" heißt in Hamburg das Geſchenk, welches den dienenden Klaſſen zum heiligen Chriſtfeſt von ihren Herrſchaften gereicht wird. Es pflegt ungewöhnlich groß zu ſein.
2. In Altona und Wandsbeck befanden ſich die jetzt aufgehobenen däniſchen Zahlen-Lotterien der beiden deutſchen Herzogthümer Schleswig und Holſtein.
3. „Der Berg" heißt im Volks- und Matroſen-Mund diejenige Vorſtadt Hamburgs, welche unmittelbar an Altona ſtößt; ſonſt führt ſie den Namen St. Pauli.
4. „Zur Zeit der Sperre." In Hamburg werden die Thore des Abends noch immer zu beſtimmten, nach der Jahreszeit wechſelnden Stunden geſperrt; zwar nicht, um die zu ſpät Kommenden auf gut mittelalterlich auszuſchließen, aber doch, um eine kleine Steuer von ihnen zu erheben.
5. „Es iſt von Rahl." Carl Rahl in Wien, eines berühmten Vaters berühmterer Sohn, iſt einer der erſten jetzt lebenden Hiſtorien-Maler Deutſchlands und unbedingt und unbeſtritten der größte Coloriſt.

6. Die Advent-Zeit heißt in Hamburg die Domzeit; am Gänſemarkt und auf dem Steinweg brillirt vorzugsweiſe die Weihnachts-Ausſtellung, dort die chriſtliche, hier die jüdiſche.

7. Twiete heißt in Hamburg ein enges Verbindungs-Gäßchen.

8. Nicolai und Petri, zwei Hauptkirchen Hamburgs, welche bei dem großen Brande von 1842 theils ganz in Flammen aufgingen, theils ſtark beſchädigt wurden.

9. Die „Fuggerei“ in Augsburg iſt bekannt und ſieht ſich bis jetzt in Frankfurt vergebens nach dem Filial um.

10. „In dem großen Hauſe, das Jeglicher ſegnet.“ Das Waiſenhaus; ein den darin aufgenommenen Kindern jedes Jahr zu Pfingſten veranſtaltetes Feſt, das den Namen „Waiſengrün“ trägt, iſt eins der ſchönſten, die es giebt.

11. „Durch das Spiel der Glocken hindurch.“ In Hamburg ſind die alten erbaulichen Glockenſpiele noch immer nicht verſtummt.

12. Flottbeck, ein am Ufer der Elbe reizend belegenes Dorf; in Flottbeck: Bauers Garten als Culminationspunkt.

13. „Daß die Fäuſte noch immer in Weſſelburen gedeihen.“ Die Holſteiner ſind als grob verſchrieen, die Dithmarſcher als noch gröber und die Weſſelburer als die allergröbſten. Weſſelburen iſt ein Marktflecken in Norderdithmarſchen.

14. Harveſtehude, ein ſchönes Dorf bei Hamburg, das nur noch wenig Leſern aus dem alten Hagedorn bekannt ſein dürfte.

15. Das „Johanneum", die berühmte gelehrte Schule Hamburgs, die ihren Ruhm ſowohl durch die ausgezeichneten Lehrer, die an ihr wirkten und wirken, wie durch die ausgezeichneten Männer, die aus ihr hervorgingen und hervorgehen, vor vielen anderen verdient.

16. Der „Hamburger Pavillon" an der Alſter iſt eben ſo bekannt, wie „Ahrens Salon."

17. Johann Weitling, ein früher oft genannter Communiſt, ſeines Zeichens ein Schneider.

18. „Die Nachricht", die am meiſten geleſene Hambur-Zeitung.

19. „Ein Knick", niedriges Gebüſch.

20. „Iſt's ein Wolf vom Gebirg?" Der Verfaſſer weiß, daß es auf dem Harz keine Wölfe giebt. Aber ein aus der Ebene dahin verſchlagenes Bauermärchen braucht es darum nicht auch zu wiſſen.

Druck von Trömner & Dietrich in Caſſel.

Hebbel.

Demetrius.

Bei **Hoffmann** und **Campe** in **Hamburg** ſind erſchienen:

	Thlr.	Sgr.
Hebbel, Fr., der Diamant. Komödie in 5 Acten	1	—
— Genoveva. Tragödie in 5 Acten	1	—
— Judith. Tragödie in 5 Acten	1	—
— Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerſpiel in 3 Acten	1	—
— die Nibelungen. Ein deutſches Trauerſpiel in drei Abtheilungen. 2 Bände	2	—
— Mein Wort über das Drama. Erwiderung an Profeſſor Heiberg	—	7½
— Gedichte	1	—
— Mutter und Kind. Ein Gedicht in ſieben Geſängen. Min. Ausg. geb.	1	15
Bode, H., Madonna. Schauſpiel in 5 Aufzügen	1	—
Görner, C. A., Almanach dramatiſcher Bühnenſpiele zur geſelligen Unterhaltung für Stadt und Land. Achter Jahrg.	1	15
— — Neunter Jahrgang	1	15
— Almanach lebender Bilder	1	15
Gottſchall, R., Ferdinand von Schill. Tragödie in 5 Aufzügen	1	—
— Lambertine von Méricourt. Tragödie in 5 Aufzügen	1	—
— Die Marſeillaiſe. Dramat. Gedicht in einem Act	—	10
Gregorovius, F., der Tod des Tiberius. Tragödie	1	—
Gutzkow, K., König Saul. Trauerſpiel in 5 Aufzügen	1	—
Heine, H., Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo	1	7½
Immermann, Karl, das Auge der Liebe. Ein Luſtſpiel	—	20
— Kaiſer Friedrich der Zweite. Trauerſpiel in 5 Acten	1	—
— Die Prinzen von Syrakus. Romantiſches Luſtſpiel	—	15
— Das Trauerſpiel in Tyrol. Ein dramatiſches Gedicht in 5 Aufzügen	—	25
— Trauerſpiele. Inhalt: Das Thal von Ronceval; — Edwin; — Petrarca	1	20
— Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in 3 Geſängen	—	25
— Die Verkleidungen. Luſtſpiel in 3 Aufzügen	—	25
Kürnberger, F., Katilina. Drama	1	—
Pellico, Silvio, Franceſca von Rimini. Tragödie in 5 Acten. Deutſch von Max Waldau. Geb.	—	25
Raupach, E., dramatiſche Werke ernſter Gattung. 16 Bände	20	—
— Dramatiſche Werke komiſcher Gattung. 4 Bände	7	—
Terentius Afer, Publius, der Eunuch. Luſtſpiel. Deutſch von Dr. F. W. Gravenhorſt	—	20

Demetrius.

Eine Tragödie

von

Friedrich Hebbel.

(Nachgelaſſenes Werk.)

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1864.

Den Bühnen gegenüber Manuſcript.

Vorrede.

Es iſt das letzte und zwar unvollendete Werk des vor Kurzem hingeſchiedenen Dichters, welches hiemit dem deutſchen Publikum dargeboten wird. Da mir die ehrende Aufgabe geworden, im Verein mit Profeſſor Glaſer Friedrich Hebbel's literariſchen Nachlaß zu veröffentlichen, ſo liegt es mir ob, die wiſſenswerthen Mittheilungen an einander zu reihen, die ſich über das leider unfertig gebliebene Trauerſpiel „Demetrius“ in den Tagebuch-Aufzeichnungen des Verewigten, in deſſen Briefen, kleinen Notizen, ſowie in mündlich überlieferten Ausſprüchen vorgefunden haben.

Der erſte Gedanke an die Bearbeitung dieſes Gegenſtandes reicht, ſo weit ein Anhaltspunkt dafür vorhanden, in das Jahr 1857 zurück. Hebbel ſchrieb am 31. December des genannten Jahres in die daſelbe abſchließende Ueberſicht, wie er eine ſolche ſtets am Sylverſterabende in ſeinem Tagebuche zu ſkizziren pflegte, nachſtehende Worte: „... ich ſchwanke zwiſchen der Fortſetzung der Nibelungen und der Vollendung des Schiller'ſchen Demetrius, dem ich freilich eine ganz andere pſychologiſche Grundlage geben müßte, wie er, und der mich, was ich faſt vergeſſen hatte, ſchon mit 18 Jahren beſchäftigt hat ...“ In einem Briefe Hebbel's aus Wien, 16. November 1857 heißt es: „... die Nibelungen rühren ſich nicht; wie könnten ſie auch, ich habe jetzt literariſche Geſchäfte, nicht poetiſche Arbeiten. Uebrigens iſt es mir recht, wenn ſie den ganzen Winter ſchlafen; dann ſchreibe ich ein Stück aus — Sie werden ſich wundern! — der ruſſiſchen Geſchichte. Schon liegt Karamſin in eilf Bänden auf meinem Tiſche...“

Als Hebbel begann, ſich im Geiſte mit dem Gegenſtande zu beſchäftigen, da war es ſeine Abſicht, Schiller's Demetrius-Fragment als Ausgang zu benützen, vor Allem den Reichstag in Krakau als die Eröffnungsſcene beizubehalten und dann ſelbſtändig weiterzubauen. Als er aber aufhörte, mit dem Stoffe blos zu ſpielen, wie ſich Hebbel gerne ausdrückte, und als er das Drama wirklich in Angriff nahm, da vermochte er es gar nicht zu faſſen, wie er habe jemals damit umgehen können, ſich dem Schiller'ſchen Torſo anſchmiegen zu wollen, und die ſpäter an Hebbel gerichtete Frage: ob es denn wahr ſei, daß er Schiller's „Demetrius“ ausführe? beantwortete er mit der Bemerkung: „Es kann eben ſo wenig Jemand dort anfangen weiterzudichten, wo Schiller aufgehört, als Jemand dort zu lieben anfangen kann, wo ein Anderer aufgehört.“

Nicht minder ſtark als ſeine Bewunderung für die uns überkommenen zwei Acte des Schiller'ſchen „Demetrius“ äußerte Hebbel ſeine Ueberzeugung, daß Schiller nie, dem ungedeuteten Plane gemäß, mit dem Helden, als einem Betrüger vorwärts gekommen wäre, weil ein ſolcher im Drama die hohe tragiſche Wirkung unmöglich gemacht hätte.

Den äußeren Anſtoß zu regerer Theilnahme für den Stoff des Demetrius empfing Hebbel in Weimar, wo er im Sommer 1858 einige Wochen verweilte. Er hatte darüber dem Großherzog von Sachſen-Weimar Einiges erzählt, und dieſer Fürſt lebhaft davon angemuthet, ſuchte den Dichter zu beſtimmen, Schiller's „Demetrius" für die Weimarer Bühne zu vollenden. Ein bald nach Hebbel's Ankunft in Gmunden an Profeſſor Glaſer in Wien gerichteter Brief vom 4. Auguſt des genannten Jahres iſt für die Ideen, welche Hebbel rückſichtlich der Behandlung des Thema's leiteten, von Wichtigkeit; derſelbe lautet:

„Unſere Briefe haben ſich dießmal gekreuzt: mein zweiter muß ungefähr zu derſelben Zeit bei Ihnen eingetroffen ſein, wo ich den Ihrigen empfing. Wunderlich genug hatte ich an dem nämlichen Tage die Eröffnungs-Scene zum „Demetrius" geſchrieben, hundert Jamben in Einem Zug, wie Shakeſpeare, wenn auch nicht dabei auf Einem Beine ſtehend, wie Raupach. Bei der unerhörten Kälte, die hier herrſcht und die es faſt mit dem Winter aufnehmen kann, wird dieſe Anticipation des Herbſtes Sie weniger befremden, als ſonſt vielleicht der Fall wäre; höre ich auch noch keine Raben, die den Tragöden billigerweiſe umflattern müſſen, wenn er der Nemeſis ihr Opfer zurichtet, ſo ſind die Nachtigallen und Lerchen doch längſt erfroren und nur die Sperlinge verſuchen noch hie und da einen

Pfiff. Ich habe alle Urſache mit meinem Wurf zufrieden zu ſein und könnte den erſten Act mit beſtem Winde zu Ende ſegeln; ich will aber nicht, da er mir ſchon ſicher genug iſt, und ich zu Gunſten der Muſen auf die ſpärlichen Bäder und Spaziergänge Verzicht leiſten müßte, die ich mir bei raſcher Benützung der ſeltenen Sonnenblicke doch noch erobere.

„Ihre Bemerkungen über den „Demetrius“ ſind ſo wahr, als fein und tief. Allerdings kann für mein Drama nur die große und doch wieder in ſich ſelbſt zerriſſene ſlaviſche Welt den Humus abgeben, während Schiller ohne Zweifel einzig und allein von dem allgemein menſchlichen Moment des Factums angeregt wurde. Das bedingt dann aber freilich auch, wie ich nicht gedacht hätte, aber jetzt finde, eine ſo ganz verſchiedene Behandlungsweiſe, daß ich kaum noch das Recht behalten werde, von Schiller's „Grund-Idee“ zu ſprechen. Glücklicherweiſe ſchläft Leſſing noch immer eben ſo feſt, wie Ariſtoteles; man wird alſo meinem Boscoſtreich wohl nicht zu ſcharf auf die Finger ſehen. Im Uebrigen iſt mir bis auf die Marina, die noch nicht ſtark genug phosphoriſirt, das ganze Stück ſchon ſo klar, wie eine wohlbeleuchtete Gebirgslandſchaft: ich ſehe alle Umriſſe und kann nicht mehr fehl gehen, wenn ich auch noch nicht wiſſen kann, was ſich in den einzelnen Schluchten verbirgt. Das Ende der Marina wäre etwas für meinen „Mitſtrebenden***“; ſie wird durch eine ungeheure Crinoline gerettet, damals Reifrock genannt, unter der die Oberſthofmeiſterin ſie verſteckt, die das Ungethüm an hat, und ein prächtigeres Anknüpfen des „Antiquirten“ an die moderne Welt kann es doch gewiß nicht geben. Vielleicht geräth er noch über den Fund . . .“

Am 31. Juli 1858 wurde, wie auf dem Manuſkripte bemerkt iſt, der „Demetrius“ angefangen und am 31. Dec. des nämlichen Jahres verzeichnete Hebbel in ſein Tagebuch: „Gearbeitet zwei Acte Demetrius, die ich aber noch nicht beurtheilen kann . . .“ Und am 31. December 1859 ſchreibt er: „Gearbeitet mehr als ich erwarten durfte; einen dritten Act Demetrius, drei Acte Nibelungen und dazu Aufſätze und Gedichte in Menge . . .“ Nun ſtockte die Production des „Demetrius“ volle drei Jahre, denn am 31. December 1862 berichtet das Tagebuch: „. . . der Demetrius ruht wie ein Stein, möge er im Stillen wachſen wie der . . .“

Ueberraſchung und Freude zugleich hatte es dem Dichter bereitet, als er während des Fortganges ſeiner Arbeit aus den 1858 erſchienenen, von Carl Hoffmeiſter herausgegebenen „Supplementen zu Schiller's Werken“ erſehen, daß der urſprüngliche Plan Schiller's zum „Demetrius“ die wichtigſten Linien enthalte, in welchen ſich das Vorſpiel zu Hebbels „Demetrius“ bewegt. Wenn Schiller davon abkam, den Charakter des ruſſiſchen Kronprätendenten aus deſſen individuellſten Zuſtänden hervorzuſpinnen und ihn ohne Umſchweife als ſchon mit dem vermeintlichen Königsrecht ausgeſtattet uns zeigte, ſo iſt das aus Schiller's Dichternatur, welche die Darſtellung in möglichſt allgemeinen Zügen liebte, eben ſo erklärlich, wie andererſeits das Verfahren, das Hebbel augenblicklich einſchlug, indem er ſeinen Demetrius vorerſt als unter das Joch der

Niedrigkeit und Armuth gebeugt ſchilderte, mit Hebbel's Verſenken in die Wurzeln der Dinge vollkommen übereinſtimmte.

Es geſellte ſich aber auch ein rein perſönliches Motiv im gegenwärtigen Falle hinzu. Demetrius ſollte in gewiſſem Sinne ein Selbſtporträt des Dichters werden. Das trotzige, herausfordernde Benehmen des Demetrius am Hofe des Woiwoden, wo er Knechtesdienſte verrichtet, dieſer dem Jüngling eingeborene Stolz, gegen den er umſonſt ankämpft und der erſt nachträglich ſeine Rechtfertigung empfängt: das Alles war, wie Hebbel verſicherte, aus verwandten Stimmungen ſeiner eigenen Jugend geholt. „Schon am jungen Goethe," ſchrieb er in den Notizen zu ſeiner Lebensbeſchreibung, „wurde das Selbſtgefühl ſo gelobt. Ich hatte es auch, wurde aber hart dafür getadelt und oft gezüchtigt, wenn es hervortrat. Das iſt der Fluch der Armuth, daß Alles, was Selbſtgefühl verräth, ſich nicht mit ihr verträgt, ſondern als Hochmuth, Anmaßung und Lächerlichkeit erſcheint." So habe er einſt als Burſche auf einem Bauernhofe ein Pferd ziehen ſollen, ſich aber beharrlich gegen dieſes Anſinnen geſträubt; „beim Sohne des Reichen:" — ruft er — „angeborener Adel! bei dem des Armen: Bettlereitelkeit!" Wenn daher Demetrius im Vorſpiel ſagt:

> Ich ſetz' mich lieber auf die nackte Erde,
> Als auf den Stuhl des Bauern, trinke lieber
> Aus hohler Hand, als aus dem Napf des Knechts,
> Und ſuch' mir lieber Beeren für den Hunger,
> Als daß ich ſchwelge, wo der Bettler zecht!"

ſo ſind das Empfindungslaute, welche das früheſte Geiſtes- und Gemüthsleben des Dichters unverfälſcht austönen.

Wenige Monate vor Hebbel's Tode, im Herbſt 1863, trat ihm das Werk, das ſo lange geruht hatte, wieder nahe. An ſein Schmerzenslager gefeſſelt, unter bitteren Leiden und ohne daß er ſeinen Körper, das Haupt und die Arme ausgenommen, regen konnte, dichtete er mehr als zwei Acte des „Demetrius". Die Poeſie kämpfte in Hebbel, man kann ſagen buchſtäblich, mit dem Tod um die Wette. Im Tagebuche des Dichters finden ſich nachſtehende Worte, die letzten, welche er überhaupt noch darin niedergelegt: „Am 25. October 1863. Eine große Leidensperiode, die noch nicht vorüber iſt, ſo daß ich ſie erſt ſpäter fixiren kann. Aber ſeltſam genug, hat ſeit vierzehn Tagen der poetiſche Geiſt angefangen, ſich in mir zu regen, es entſtanden anderthalb Acte des Demetrius, obgleich ich durch Rheumatismen verhindert, kaum im Stande war, ſie niederzuſchreiben, und wenn es ſo fort geht, darf ich hoffen, das Stück im Winter unter Dach und Fach zu bringen. Wunderlich eigenſinnige Kraft, die ſich Jahre lang ſo tief verbirgt, wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann, wie dieſe, plötzlich und oft zur unbequemſten Stunde, wieder hervorbricht."

Hebbel's Hoffnung ging nicht in Erfüllung: bloß der Leib des Dichters ward im Winter unter Dach und Fach gebracht.

Die Tragödie, die ſich in einem Vorſpiel und fünf Acten gliedert, hat er nicht zum Abſchluß gebracht, nur die Einleitungsſcene des letzten Actes hat er noch geſchrieben. Das Drama bricht dort eigentlich ab, wo Demetrius, der ſich bis dahin für den echten Sohn des Czaren Iwan gehalten, durch die Nachricht niedergeſchmettert wird, daß er nur der Baſtard des Letzteren ſei. Die Endverſe des vierten Actes, die Demetrius ſpricht:

> Ich bin der Capitän auf einem Schiff,
> Das ſcheitert; raſch in's ſich're Boot mit Euch,
> Dann zünde ich die Pulverkammer an!

laſſen über die künftige Wendung des Helden kaum einen Zweifel, wohl aber die Frage nach der Peripetie offen. — Am Schluſſe des vierten Actes ſtehen die Worte von Hebbel's Hand: „Geſchrieben auf dem Krankenbette. Geendigt 6. November 63.“ —

Die, wie wie man ſieht, ebenfalls nicht ganz abgeſchloſſene Eingangs-Scene des fünften Actes, veranſchaulicht die von Schuiskoi angezettelte Verſchwörung in ihrem erſten Stadium. Nach den mündlichen Ausſprüchen Hebbel's gegen ſeine Frau, ſollte nun die Empörung in hellen Flammen auflodern. Ferner hatte Hebbel an eine Scene zwiſchen der echten und falſchen Mutter des Demetrius: zwiſchen Marfa und Barbara, die in der Kapelle zuſammenkämen, gedacht; an Marfa, welche bis zum letzten Augenblick ihre Liebe und Verehrung für Demetrius bewahre, werde endlich die Forderung geſtellt (wahrſcheinlich von Otrepiep), auf's Kreuz zu ſchwören, daß die Czarin den Demetrius für ihren Sohn halte, das jedoch könne ſie nicht und mit ihrer Weigerung ſei das Schickſal des Demetrius entſchieden; er falle jetzt unter den Klingen der Verſchwörer. — Außer dieſen, allerdings dürftigen, Andeutungen iſt nichts über das Mangelnde bekannt. Verſchiedene auf die Einſchlagblätter des Manuſcriptes hingeworfene Charakterſtriche und Aperçu's theile ich weiter unten mit.

Ein ſogenanntes Schema des Stückes iſt eben ſo wenig beim „Demetrius" als bei irgend einem andern Drama Hebbel's vorhanden. Derartige Pläne waren nicht ſeine Sache. Er erachtete es als bedenklich, ſich zu ſehr in's Detail zu vertiefen, weil das den Reiz vor der Zeit abſtreife und im Gehirn abthue, was erſt vor der Staffelei abgethan werden dürfe. Eine gründliche Skizze vor dem Kunſtwerk — ſagte er — ſei wie eine Biographie vor dem Leben, dem Menſchen gleich mit in die Wiege gelegt. Er ſchritt producirend mit einer Neugierde vorwärts, welche ſtets eine Bedingung ſeiner Schöpferfreude und ſeiner künſtleriſchen Sicherheit war. „Die Begeiſterung, die ein Künſtler für ſeine Ideale hegt" — ſchrieb er einmal — „kann er nur dadurch beweiſen, daß er ſie mit allen ihm und der Kunſt zu Gebote ſtehenden Mitteln zu verleiblichen ſucht. Dadurch, daß Jemand verzückt in die Wolken ſchaut und ausruft: welch' eine Göttin erblick' ich! kommt keine Göttin auf die Leinwand. Ja, es iſt nicht einmal wahr, daß er ſelbſt eine ſieht, er erobert ſie ſich erſt durch's Malen, er würde in ſeinem ganzen Leben nicht zum Pinſel greifen, wenn ſie vor ihm ſchon alle ihre Schleier abgelegt hätte." Auch das Umarbeiten des bereits Geſtalteten, lag nicht in Hebbel's Weſen; er war hierin Byron ähnlich, der durchaus nichts umgießen konnte, und der ſich dem Tiger verglich, welcher, wenn er einmal fehlſpringe, knurrend in ſeine Höhle zurückgehe, doch wenn er treffe, auch zermalme. Daß aber Hebbel in der Regel hie und da Aenderungen vornahm, Dieß hinzufügte, Jenes verrückte, Manches entfernte, bevor er ein Werk für abgeſchloſſen erklärte, verſteht ſich von ſelbſt, und daß er auch am „Demetrius“, vom fehlenden letzten Act abgeſehen, noch Vieles gethan hätte, wenn der Lebensfaden des Dichters nicht plötzlich abgeriſſen wäre, darf man mit Zuverſicht behaupten. Wie er ein guter Hauswirth war, ſo war er ein gewiſſenhafter Künſtler, der das Bild zehn Mal umdrehte, ehe er es aus den Händen gab, und ſeinen Kritikern das nämliche Geſchäft überließ.

Die Legaten-Scene im Vorſpiel wiederholt ſich theilweiſe, was der Leſer ſelbſt wahrnehmen wird, in der vierten, fünften und ſechsten Scene des vierten Actes zwiſchen Demetrius, Mniczek und dem Mönch Gregory. Hebbel äußerte, er werde jene Scene im Vorſpiel tilgen, allein da es nicht geſchehen, ſo konnten ſich natürlich die Herausgeber nicht geſtatten, es zu thun, um ſo weniger, als die fragliche Scene zu den bedeutendſten des Stückes zählt und an ihrem Platze eine merkwürdige Perſpective eröffnet. Vielleicht auch hätte ſich Hebbel noch anders beſonnen und die Geſtalt des Kirchenfürſten ſpäter wieder auftauchen laſſen.

Sein „Demetrius“ wird dem Publicum nothgedrungen in der Form dargereicht, wie er im Atelier gefunden worden. Jedenfalls mußten es die Herausgeber für ihre Pflicht halten, Hebbel's Arbeit in vollſter Treue zu veröffentlichen. Das iſt denn auch geſchehen und war im Ganzen ſehr leicht, da das

Manuſcript von des Dichters eigener Hand in feſter, gleichmäßiger Schrift vorliegt und nur einige Aenderungen zeigt.

Die eingeklammerten Reden von pag. 37 angefangen bis pag. 38 ſind im Manuſcript mit Bleiſtift durchgeſtrichen, und dabei iſt bemerkt: „An einem andern Ort.“ Die ebenfalls eingeklammerten wenigen Worte der Marfa auf pag. 84, waren im Manuſcript mit Bleiſtift eingeſchaltet worden. Bei der pag. 238 mit * bezeichneten Stelle bricht das eigentliche Manuſcript ab. Die folgenden Verſe, die letzten, welche Hebbel auf Erden gedichtet, wenigſtens aufgeſchrieben, waren mit Bleiſtift raſch und beinahe wie Hieroglyphen vom ſchwer Kranken auf's Papier gebracht. Profeſſor Glaſer bemühte ſich, indem er nicht ſelten die Lupe zu Hilfe nahm, die räthſelhaften Zeichen zu entziffern. Einzelnes iſt auch jetzt noch zweifelhaft, und mehrere Verſe oder Wörter wollen ihren Sinn durchaus nicht verrathen. Von pag. 238 bis 240 ſind ab und zu wieder Klammern; ſie bedeuten, daß die betreffenden Stellen zu den dunklen oder unleſerlichen zählen.

Unter den zerſtreuten Charakterſtrichen und Aperçu's, deren ich früher erwähnt, ſind etliche ohne Belang; die beachtenswerthen mögen hier folgen:

„Boris bekennt ſich gegen Hiob zum Verbrechen, aber es fragt ſich, ob es noch Verbrechen war.“ —

„Boris (zu Hiob). Ich kenne Dich, Du wirſt nicht länger bei mir bleiben, als mein Glück, aber das iſt gut, darum richte ich mich nach Dir.“

„Boris: Ich weiß nicht, ob Demetrius ermordet iſt; befohlen hab' ich's nicht — aber unterſucht und geſtraft hab' ich auch nicht.“

Am Schluſſe der Kloſterſcene des erſten Actes iſt Nachſtehendes bemerkt:

„Keine Rache.“ — „Marfa: Ich glaubte mich todt — nun iſt die Grabeserde abgeworfen, der Sargdeckel abgeſtoßen und die Aſche abgeſchüttelt — ach, der Menſch entſagt immer nur zum Schein. — Es war nur ein langer Aſchermittwoch bei mir, kein wirkliches Verſtäuben des Fleiſches.“

„Im Augenblick der höchſten Gefahr zeigt die wahre Mutter dem Demetrius einen Ausweg. Er: Zeig' mir den Weg in's Nichts zurück durch Deinen Leib!“

„Marfa erſcheint in höchſter Liebe für Demetrius, und das führt ſeinen Tod herbei.“

Der Vollſtändigkeit wegen ſei noch der Umſtand berührt, daß ſich die Herausgeber nicht einmal erlaubten, einige aus einer Grille Hebbel's uncorrect geſchriebene polniſche Namen zu verbeſſern.

Wien, im Februar 1864.

Emil Kuh.

Vorſpiel.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Perſonen des Vorſpiels.

Der Cardinal-Legat.
Mniczek, Woiwod von Sendomir.
Marina, deſſen Tochter.
Demetrius.
Odowalsky, }
Poniatowsky, } polniſche Edelleute.
Gregory, ein Mönch.
Maſchinka, Marina's Amme.
Woiwoden. Gefolge des Mniczek.

Ort der Handlung: Sendomir.
Zeit: 1605.

Sendomir. Schlosshof.

Erſte Scene.

(Odowalsky und Poniatowsky treten auf.)

Odowalsky.

Da geht er wieder hin und grüßt uns nicht.

Poniatowsky.

Iſt das was Neues? Doch, gerecht zu ſein,
Er ſah uns dieß Mal nicht.

Odowalsky.

Das eben iſt's,
Was mich an ihm verdrießt. Er ſoll uns ſeh'n.
Für einen heimatloſen Vagabunden
Geziemt ſich's nicht, daß er uns nicht bemerkt.
Die Augen auf, mein Herr von Habenichts,
Den Hut herab gezogen, eh' ich huſte,
Und dann den Blick zur Erde hübſch gekehrt,
Um aufzuheben, was ich fallen ließ!

So ſichert ſich ein Bettler vor der Knute
Und mehrt dabei im Stillen ſeinen Schatz.

Poniatowsky.

Da kannſt Du lange warten. Falle ſelbſt
Und ruf' ihn an, er reicht Dir nicht die Hand,
Er ſieht ſich höchſtens um nach Deinem Diener
Und das nur, wenn Du ihm im Wege liegſt.
Schau dort den Mönch! Vor dem Gekreuzigten
In der Kapelle bückt er ſich nicht tiefer,
Wie vor dem Junker mit dem Federhut.
Woher es ihm auch immer kommen mag,
Er hat die Art, die manchem König fehlt,
Den Mantel gleich ſo feierlich zu falten,
Daß er die Stirn nicht mehr zu falten braucht.

Odowalsky.

Das wüſte Erbtheil einer wilden Nacht,
Das Einz'ge, was ihm blieb von ſeinem Vater,
Und dieſen reſpectir' ich gern in ihm,
Wenn ich nur auch die Mutter peitſchen darf.

Poniatowsky.

Gleichviel, mein Freund! Man ſieht nur daß er's hat,
Und nicht, woher es ſtammt. Ich glaube ſelbſt,
Daß ſeine Eltern ohne Papſt und Kaiſer
Die Hochzeit hielten und am nächſten Morgen
Verſchwören konnten, daß ſie ſich geſeh'n!

Allein, was gilt die Wette? Tritt mit ihm
In eine Schenke, wo man Euch nicht kennt,
Und ruf' nach Wein! Mit Diamanten laſſ' ich
Dir die Schabracke ſticken, wenn man ihm
Das Glas nicht bringt, das Du für Dich beſtellt!

Odowalsky.

Ich zweifle doch!

Poniatowsky.

Was auch geſchehen mag:
Er ſchaut darein, als hätte er's befohlen!
Theil' Münzen aus, wirf Perlen auf die Straße,
Steht er dabei, ſo fliegen ihm die Mützen,
Du biſt der Marſchall, er Dein gnäd'ger Herr!
Sieh' doch den Mönch nur an! Noch immer blickt er
Ihm nach!

Odowalsky.

Wer weiß, warum! Er wird vielleicht
An ein Geſicht erinnert, das er ſich
Gemerkt hat, weil es doppelt giebt.

Poniatowsky.

Er kommt!

Zweite Scene.

Gregory
(tritt auf).

Gelobt ſei Jeſus Chriſt!

Poniatowsky.

In Ewigkeit!

Gregory.

Ihr Herrn, verzeiht! Wer war der feine Junker?

Odowalsky.

Und wer ſeid Ihr?

Gregory.

Dieß ſagt Euch mein Gewand:
Ein armer Mönch, der milde Gaben ſammelt!

Odowalsky.

Und warum fragt Ihr nach dem jungen Fant,
Anſtatt vor uns die Büchſe gleich zu ſchütteln?

Gregory.

Ei nun, ich mögte wiſſen, wer er iſt.

Odowalsky.

Das weiß er ſelber nicht.

Gregory.

Ihr ſpottet mein.

Odowalsky.

So viele Namen im Kalender ſtehn:
Ich zweifle, ob ein einz'ger ihm gehört.

Poniatowsky.

Da ſchält ihn Deine Zunge doch zu ſcharf,
Das geht ja über Hemd und Haut hinaus! —
Man nennt ihn Dmitri.

Odowalsky.

Doch mit welchem Recht?
Warum nicht Iwan oder Feodor?
Er kennt den Prieſter nicht, der ihn getauft,
Die Kirche nicht, an der der Prieſter dient,
Und ſelbſt das Dorf nicht, d'rin die Kirche ſteht.

Gregory.

Der feine Junker!

Odowalsky.

Ja, mein guter Vater!
Ihr habt, wie's ſcheint, das Sprichwort nicht erdacht,
Mit dem der Pole einem ſchlauen Ruſſen
Das Katzenfell zurückgiebt auf der Meſſe,

Wenn er's als Hermelin verkaufen will,
Es heißt: Der Schein betrügt!

Gregory.

Das Wort iſt wahr!

Odowalsky.

Von unſer'm Junker iſt nur das gewiß,
Daß er kein Mohr iſt, das bezeugt die Farbe,
Doch ſelbſt ſein Chriſtenthum beſchwör' ich nicht.

Gregory.

Wie kommt er denn auf dieſes ſtolze Schloß,
Das, irr' ich nicht, dem edlen Woiwoden
Von Sandomir gehört.

Poniatowsky.

Bei Nacht und Sturm
Hat ihn ein Mönch als Kind durch's Thor geſchmuggelt,
Der hatte ihn, Gott weiß auf welchem Miſt,
Dem Hungertode nah, ſich aufgeladen,
Und bat bei allen Wunden unſer's Herrn
Für ihn um eine Streu im Pferdeſtall.

Gregory.

Unmöglich!

Odowalsky.

Mniczek hatte kurz zuvor
Zufällig einen Judenbalg erſchoſſen,

Als er durchs Fenſter ſein Gewehr entlud,
Und da er überdieß betrunken war,
Sprach er aus Reu': Hm! Ja! ich nehm' ihn auf!

Gregory.

Nein! Nein!

Odowalsky.

So iſt's! Marina, ſeine Tochter,
Bedurft' auch juſt zum Glück des Spielgefährten,
Der auf ſich reiten und ſich ſchlagen ließ,
Denn ſie war klein und wild!

Gregory.

Allmächt'ger Gott!

Odowalsky.

Man prüft' ihn dann, wie einen jungen Hund,
Den man behält, wenn er ſchon Künſte kann,
Und betteln konnte er in ſieben Sprachen,
Ob auch in einer beten, weiß ich nicht.

Gregory.

Der Mönch, Ihr Herren —

Poniatowsky.

Was iſt's, das Euch bewegt?

Gregory.

Nicht ich! Nicht ich! Ein Höh'rer ſag' Euch das!

Odowalsky.

Was hat der alte Narr?

Poniatowsky.

Ich weiß es nicht,
Doch er beſtätigt Alles, was ich ſagte!
Wenn er von unſerm König Sigismund
Erführe, daß er ein Zigeuner ſei,
Er könnte kaum ſo ſeltſam ſich geberden,
Als da er hörte, wer der Junker iſt.

Odowalsky.

Da wird es Zeit, die Münze umzuprägen,
Und heut' noch ſoll's geſcheh'n!

Poniatowsky.

Was haſt Du vor?

Odowalsky.

Beſchimpfen will ich ihn!

Poniatowsky.

Doch wie und wo?

Odowalsky.

Was er auch thut, — ich packe ihn dabei,
Und ob er betet, mir genügt's als Grund!
(Beide ab).

Dritte Scene.

Maſchinka
(tritt auf).

Heut paß' ich ihm zum letzten Male auf!
Man glaubt ſchon von den Kindern Laſt zu haben,
Wenn man ſie füttert und vor Beulen ſchützt.
Doch das iſt Alles eitel Zeitvertreib,
Die Plage kommt erſt, wenn ſie älter werden.
„Ich bitt' Dich, Mutter, ſag' ihm, ich ſei krank,
Wenn er Dich fragt, warum man mich nicht ſieht
Und merk' auf ſein Geſicht, ich ſtick' indeß
Für ihn die Schärpe fertig, die Du kennſt
Und geh' nicht vor die Thür." Ja wenn er fragt!
Doch wenn er ſchweigt? Es ſind nun ſieben Tage,
Und er verlor kein Wort an mich, ihm ſitzt
Der dumme Falke immer noch im Kopf,
Der ſich verflogen hat. Nun hat ſie mich
Behängt mit ihren Kleidern, weil ſie glaubt,
Daß er ſie kennen wird. Ich glaub's zwar nicht,
Allein, ſie bat mit Thränen in den Augen
Und ſchwur mir, daß ſie, wenn er noch nicht frage,
Sein Roß mit ihrer Schärpe ſchmücken wolle,
So ließ ich's denn geſcheh'n. Da kommt er her.

Vierte Scene.

Demetrius
(tritt im Jagdkleid auf, er will vorübergehen und bemerkt Maſchinka nicht).

Maſchinka
(tritt ihm in den Weg).

Ei, guten Morgen!

Demetrius.

Guten Morgen, Mutter!
Iſt Deine Herrin auf?

Maſchinka.

Was geht's Dich an?
Dir wird ſie ihren Traum wohl nicht erzählen,
Wenn ſie ſich ihn nicht ſelber deuten kann!

Demetrius.

Wie unwirſch! Aber ſprich!

Maſchinka.

Hat ſie vielleicht
Ein Roß beſtellt, das Du ihr bringen ſollſt?

Demetrius.

Das iſt der Diener Sache.

Maſchinka.

Guter Gott
Wir dienen Alle und der Federbuſch

Macht keinen Unterſchied, der wird zur Ehre
Des Herrn getragen, nicht zur eig'nen Zier!

Demetrius.

Wir ſetzen's morgen fort!

Maſchinka.

Warum nicht heut?
Was ſagt' ich doch? Ja! Diener ſind wir Alle
Und Diener müſſen ſein zuſammenhalten
Und es nicht treiben, wie das dumme Vieh,
Das ſich im Stall beſtändig ſtößt und beißt
Und eins das andere zur Schlachtbank hetzt.
Es iſt kein Zufall, daß der Kellermeiſter
Den Koch am liebſten zu Gevatter bittet,
Das macht die Taufe billig.

Demetrius.

Alte Hexe,
Was ſoll das mir?

Maſchinka.

Schmeckt Dir mein Wermuth nicht?
Nimm ihn nur ein, der Kranke kennt das Fieber
Nur ſelten, das in ſeinen Knochen nagt,
Allein, er traut dem Arzt, und wird geſund.
So höre auf mein Wort, ich mein' es gut.
Du frugſt mich eben nach der Palatina,

Und machſt Dir mehr, als noth, mit ihr zu ſchaffen,
Nimm Dich in Acht!

Demetrius.

Warum?

Maſchinka.

Ich weiß gar wohl,
Warum Du's thuſt, Du denkſt ſchon an den Tag,
An dem ſie ſich vermält und willſt Dir zeitig
Durch ſie die Gunſt des edlen Gatten ſichern. —

Demetrius.

Weib, Weib, Du denkſt doch, wie ein Spatz!

Maſchinka.

Das iſt
Auch richtig, wen die Braut zuerſt empfiehlt,
Dem wird das reichlichſte Geſchenk zu Theil
Und Du mußt Deine eig'ne Hochzeit einſt
Von dem beſtreiten, was Dir ihre trägt,
Doch treibſt Du's unvorſichtig!

Demetrius.

Weiter! Weiter!
Der Spaß wird luſtig!

Maſchinka.

Deine Blicke ſind
Zuweilen etwas kühner, als ein Freier
Geſtatten dürfte.

Demetrius.

Meine Blicke gelten
Der Spielgefährtin, die's noch nicht vergaß,
Wie oft ich ſie durch's Waſſer trug.

Maſchinka.

Ich weiß!
Doch ſolch ein ſtolzer, hochgeborner Herr
Iſt ungeſtüm und raſch in ſeinem Zorn
Und fragt nicht erſt beim Geometer an,
Ob Du die Grenze eingehalten haſt.

Demetrius.

Was folgt daraus?

Maſchinka.

Im beſten Fall ein Stoß,
Der einen reinen Degen ſchmutzig macht,
Im ſchlimmſten —

(ſie macht die Bewegung des Schlagens.)

Demetrius.

Bettel, Du wirſt unverſchämt.

Maſchinka.

Wie nennſt Du mich?

Demetrius.

Wie Du's verdienſt! Ich griffe
Zur Peitſche, wärſt Du nicht ſo alt!

Maſchinka.

Zur Peitſche?

Fünfte Scene.

Marina
(tritt auf).

Was giebt's? Du biſt erhitzt, mein Mütterchen,
Wer hat Dich ſo in Zorn gebracht? Der Marder?
Hat er Dein beſtes Huhn gewürgt und ſchiltſt Du
Den Junker, daß er keine Fallen ſtellt?
Das iſt auch wirklich ſchlecht!

Maſchinka.

Den Marder ſtellen!
Den Marder jagen!

Marina.

Iſt die Zeit vorbei?
Ei wohl, die Bären laufen jetzt vor ihm!
Doch denk' ich, wird er Dir noch immer helfen,
Das Ei, das Dir ein böſes Huhn verlegt,
Für Deine mag're Küche beizutreiben,
Und wenn auch nicht aus Dank für Deine Biſſen,
So doch, weil man in einer alten Scheune,

Die man durchkriecht, ſo leicht den Hals ſich bricht.
Nicht wahr, Demetrius? Wenn Alles kracht
Und unten Jemand ſteht, der für uns zittert,
Das iſt ſo gut, wie eine Bärenhatz.

Demetrius.

Es zittert Keiner mehr für mich!

Maſchinka.

Der Lügner!
Er weiß recht wohl!

Marina.

Ja, das iſt undankbar!
Maſchinka läßt den Eierkuchen fallen,
Wenn ihre Katze einen Sprung verſucht,
Und ſoll nicht zittern, wenn ihr Pflegling klettert.
Mein Mütterchen, jetzt ſeh' ich endlich ein,
Wie recht Du haſt, die Welt ſo arg zu finden
Und Dich zu ſehnen nach dem jüngſten Tag.

Maſchinka.

Ach!

Marina.

Gilt es Ernſt? Da halt' ich gleich Gericht.
Wo iſt ein Stuhl? Verklagter hole einen,
Das ſei die Strafe ſeines böſen Leumunds,
Praesumptio iſt immer gegen ihn.

Ja, ja, ich kann Latein! Auch hab' ich mir
Die Miene wohl gemerkt, womit mein Vater
Am weit'ſten bei mir kam, wenn er mich ſchalt
Und werde Reu' und Leid zu wecken wiſſen!
Das Läugnen hilft dem Sünder hier zu Nichts,
Er iſt bekannt, er hat ſich einſt ſogar
An unſ'rer eigenen Perſon vergriffen
Und uns an unſer'm langen Haar gezupft.
Es war der Tag, wir merkten's uns genau,
An dem wir unſ're vielgeliebte Puppe
Verſtießen und wir nahmen's gleich als Strafe
Der Grauſamkeit und haben's ſtill verziehn.
Doch immer zeigte es ein arges Herz
Und Klägerin wird gläub'ge Ohren finden,
Wenn der Beweis ihr auch nur halb gelingt.
So ſprich, was giebt's? Mit Olga ſteht's doch wohl?

Maſchinka.

Du fragſt doch noch! Der ſah ſie ſieben Tage
Schon nicht und hat es nicht einmal bemerkt.

Marina.

Ich auch nicht, Mütterchen!

Maſchinka.

Du haſt das Recht,
Du biſt des erſten Woiwoden Tochter
Und zeigſt Dich uns ſchon gnädig, wenn Du nicht
Den Küſter ſchiltſt, der Dich im Schlummer ſtört,

Weil er uns in der Früh zu Grabe läutet,
Und wenn Du dem, der uns verſcharren will,
Die Zeit vergönnſt, die dazu nöthig iſt.

Marina.

Maſchinka!

Maſchinka.

Willſt Du Beide überdieß
Für ihre Müh' durch einen Trunk belohnen,
So ſollſt Du doppelt mir geſegnet ſein!
Doch dieſer, der im nächſten Türkenkrieg
Erſt Arm und Bein gelaſſen haben muß,
Bevor Dein Vater einen Kaſtellan
Und einen Thorwart aus ihm machen kann,
Ja, dieſer, dächt' ich, könnt' es wohl bemerken,
Wenn meine Olga ſieben Tage fehlt.
Das arme Kind hat täglich nachgefragt
Und wird zuletzt noch wirklich krank. Was red' ich?
Zuletzt wird's noch gefährlich, wollt' ich ſagen,
Weil ſie ſich ärgert, daß der Hochmuth hier
Den Falken gleich vermißt, der ſich verfliegt,
Doch ſie in ſieben langen Tagen nicht!
Heut Morgen zog ich Kleider von ihr an,
Als hätt' ich ſie beerbt, dieß Tuch hier iſt
Von ihr, und auch die Schärpe! Doch, was half's?

Marina.

Vertheidigt Euch, Demetrius!

Demetrius.

Sie ſagt
Die Wahrheit. Ja, ich habe ihre Olga
In dieſen ſieben Tagen nicht vermißt
Und kann auch ſieben Jahre ſie entbehren!

Maſchinka.

Kannſt Du? Ei wohl! Hier ſteht die Palatina
Und die iſt freilich vorzuzieh'n. Darf ich
Sogleich die Werbung machen? Fürſtin, ſchau,
Du haſt die Huld und Gunſt ſo vieler Jahre
An dieſen Edelmann nicht weggeworfen.
Er reicht Dir jetzt zum Dank dafür die Hand!
(Ab.)

Sechste Scene.

Marina
(ihr nach).

Nicht doch! Er hält durch mich um Olga an!

Demetrius.

Marina, keinen Hohn! Ich kenne mich
Und kenne Dich und werd' in meinem Traum
Viel eher noch an einem Regenbogen
Den Sternenhimmel zu erklettern ſuchen.
Als mir aus eitlen Hoffnungen die Brücke
Erbau'n, die mich hinüber führt zu Dir!

Marina.

Wie feierlich für einen halben Bruder!

Demetrius

(zieht eine Schleife hervor).

Hier iſt die Schleife, die Dir jüngſt entfiel,
Du haſt es nicht bemerkt, ich hob ſie auf,
Damit ſie nicht im Staub zertreten werde,
Doch fürchte Nicht's, ſie wurde nicht befleckt,
Ich habe keinen Kuß darauf gedrückt,
Ich hab' ſie nicht auf meiner Bruſt verwahrt,
Denn ich bin viel zu ſtolz in meinem Sinn,
Mir gegen Deine Schleife zu erlauben,
Was ich nicht wagen dürfte gegen Dich!

(Reicht ſie ihr.)

Marina.

Behalt' ſie nur!

Demetrius.

Als rothes Band, nicht wahr?
Es ſei! So wie ich Dir den Hänfling fange,
Bringt er es Dir an ſeinem Hals zurück,
Das hab' ich gleich beſchloſſen, als ich's fand,
Doch ſind die Sprenkel auch noch heute leer.

Marina.

Du wunderlicher Menſch!

Demetrius.

Ich bin nun ſo;
Ich ſetz' mich lieber auf die nackte Erde,
Als auf den Stuhl des Bauern, trinke lieber
Aus hohler Hand, als aus dem Napf des Knechts
Und ſuch' mir lieber Beeren für den Hunger,
Als daß ich ſchweige, wo der Bettler zecht! —
Marina, laß mich Deine Locken küſſen!
(Er tritt auf Marina zu.)

Marina
(weicht zurück).

Du meinſt, ſie zürnen noch von ehmals Dir?
Nicht doch, ſie haben keinen eig'nen Willen,
Sie mußten mit verzeih'n, als ich verzieh.

Demetrius.

Was mahnſt Du mich an dieſen Knabenſtreich!
Und doch, ich danke Dir's. Wer mich verklagt,
Giebt mir das Recht, mich zu vertheidigen.
So hör' denn, was ich Dir zu ſagen habe,
Du kennſt die Miſſethat, doch nicht den Grund.

Marina.

Ich bin bereit, den ſtrengen Spruch zu mildern,
Wenn dieſer Grund die Schuld verringern kann.

Demetrius.

Als ich an jenem Morgen bei Dir ſtand —

Marina.

Was für ein Morgen war's? Was ſichert ihm
Den Platz in unſer'm chriſtlichen Kalender?
Ich weiß nun ſchon! Mein Abſchied von der Puppe,
Wir zeigten unſer mannhaft-ſtarkes Herz.

Demetrius.

Ich weiß nicht, wie mir ward —

Marina.

Es iſt zu lange!

Demetrius.

Mich faßte die unſäglichſte Begier,
Dich zu berühren, doch mir fehlte plötzlich
Der Muth, die Hand noch einmal zu ergreifen,
Die ich im Spiel ſchon tauſendmal ergriff —

Marina.

Natürlich! Wenn ein Mädchen ſeine Puppe
Verſchenkt, gebietet's auch Reſpect! Du konnteſt
Nicht ahnen, daß ich's gleich nachher bereute
Und mich noch ſehnte nach dem letzten Kuß.

Demetrius.

Ich ſchlich mich hinter Dich und wickelte
Die Hand in Deine Locken —

Marina.

Damals nannteſt
Du ſie noch Haare, oder wurden ſie
An jenem großen Morgen umgetauft?

Demetrius.

Ich drückte ſie und hatte ein Gefühl,
Als könnten ſie, wie Finger, wieder drücken —

Marina.

Und ich, ich ſtand geduldig ſtill?

Demetrius.

Du blickteſt
Dem Kinde nach, das fröhlich mit der Puppe
Von dannen hüpfte —

Marina.

Voll von Reu' und Schmerz.

Demetrius.

Auf einmal flog von einer Roſenhecke
Ein Schmetterling empor —

Marina.

Weiß oder roth?

Demetrius.

Dem ſprangſt Du plötzlich nach, bevor ich's ahnte
Und Deine Locken ließ, und that'ſt Dir weh.

Marina.

Und warum wird mir alles dieß erſt heute
Vertraut und nicht in jener ſchweren Stunde,
Wo ich Maſchinka rief und ſie Dich ſchalt?

Demetrius.

Die Scham verſchloß des Knaben Mund, ich hätte
Mich eher zücht'gen laſſen, als bekannt.

Marina.

Es kam nicht ganz ſo weit!

Demetrius.

Vergieb mir denn.
Daß ich der erſten Probe halb erlag,
Die and're hab' ich rühmlicher beſtanden
Und geſtern in der letzten ganz geſiegt!
Du ſiehſt mich lächelnd und verwundert an?
Du weißt nicht, was ich meine? Geſtern Abend
Gingſt Du noch ſpät allein hinab zum Garten —

Marina.

Mich abzukühlen! Ja, ich läugn' es nicht.

Demetrius.

Ich ſchlich Dir nach —

Marina.

Gewiß mit einem Meſſer
Bewaffnet, um vor Wölfen mich zu ſchützen!
Ich danke Dir! Sie ſind im Wonnemond
Bei uns ſo häufig, als im Winter ſelten!

Demetrius.

Und Du erſchienſt mir ſchön wie nie zuvor,
Als Du den dunklen Lindengang durchſchwebteſt,
Bald hell vom Mond beſtrahlt und bald vom Schatten
Der breiten Bäume wieder eingeſchluckt.
Leuchtkäfer tanzten gaukelnd um Dich her,
Sie hüpften auf Dein Kleid und hüpften ab,
Es war, als ob Du ſelbſt die Funken ſprühteſt,
Und hubſt Du Deine Augen auf zum Himmel,
So tauchten alle Sterne ſich hinein.

Marina.

Wie gut, daß man ſich ſelbſt bei Nacht nicht ſieht,
Sonſt hielt' ich mich vielleicht ſchon für ein Bild,
Womit man keine Spatzen ſcheuchen kann,
Wenn man es in die Erbſen-Felder ſtellt.

Demetrius.

Marina, frevle nicht! Du weißt recht wohl,
Daß Könige ſich eher um Dein Lächeln,
Als um das Reich der Polen ſchlagen werden —

Marina.

Halt ein! Sonſt höre ich zu lächeln auf.

Demetrius.

Ich ſchlich Dir leiſe nach von Baum zu Baum —

Marina.

Welch Glück, daß ich nicht mit mir ſelber ſprach.

Demetrius.

Und mich ergriff, wie einſt den armen Knaben,
Unſägliche Begier, Dich zu berühren!
Da fiel von einem milden Lindenzweig,
Der Dich im Fluge ſtreifte, losgeneſtelt,
Und dann vom Hauch des Abends fortgetragen,
Die Schleife dicht vor meine Füße hin.
Ich griff nach ihr und führte ſie zum Munde,
Doch eh' ich ſie noch küßte, rief ich aus:
Die kann ſich ja nicht wehren! und gelobte,
Sie durch den Vogel an Dich heim zu ſenden,
Um den Du mich denſelben Tag erſucht!
(Nach einer Pauſe.)
Marina, laß mich Deine Locken küſſen!

Marina

(weicht wieder zurück).

Ernſt!

Demetrius.

Doch! O doch! Ich ford're Nichts von Dir,
Als was Du geben kannſt, und wenn Du auch
Als Braut ſchon morgen zum Altare träteſt —

Marina.

Wann ſagt' ich Nein und nahm das Wort zurück?

Demetrius.

So küſſe Deine Hand und reich' ſie mir!

Marina.

Das that ich nie und darum thu' ich's heut!
(Sie küßt ihre Hand.)

Demetrius
(ergreift ihre Hand und drückt einen Kuß darauf).

Nun lebe wohl! Nun leb' auf ewig wohl!

Siebente Scene.

(Odowalsky und Poniatowsky ſind während deſſen wieder aufgetreten.)

Poniatowsky.

Schau hin!

Odowalsky.

Gut! Gut!

(Er tritt raſch hervor.)

Verzeiht, erlauchte Dame,
Daß wir den Knecht nicht beſſer unterwieſen!

(Zu Demetrius).

Man küßt die Schleppe, Freund, doch nicht die Hand!

Demetrius

(reißt ſeinen Degen heraus).

Verzeiht, erlauchte Dame, daß ich's wage —

(Zu Odowalsky).

Zieh oder ſtirb!

Odowalsky

(zu Poniatowsky).

Was fällt dem Burſchen ein?

Demetrius.

Du ſäumſt?

Odowalsky

(zu Poniatowsky).

Die Peitſche her!

Demetrius

(erſticht ihn).

So fahre hin!

Poniatowsky.

Das iſt ein Mord!

Demetrius.

Und darauf ſteht der Tod!

Marina.

Helft! Helft! O helft!

Achte Scene.

(Mniczek mit Gefolge tritt auf, Geſinde ſtrömt zuſammen, auch Gregory wird eine Weile ſichtbar.)

Mniczek.

Was giebt's? Was ging hier vor?

Demetrius.

Mein Fürſt, ich habe dieſen Mann erſchlagen,
Doch möge mir ſein eig'ner Freund bezeugen,
Wie ſchwer er mich gereizt, wie hart beſchimpft.

Poniatowsky.

Er hat Dich bloß für Deinen Uebermuth,
Der keine Grenzen kannte, leicht gezüchtigt
Und Du verfielſt dem rächenden Geſetz.

Demetrius.

Mein Uebermuth beſtand in einem Kuß,
Den ich auf dieſe weiße Hand gedrückt,
Doch nur, um ein Gelübde abzulegen,
Das längſt in meiner Seele ſtill gereift.
(Halb zu Marina, halb zu den Uebrigen).
Wie ich nicht ſitze auf dem Stuhl des Bauern,
Wie ich nicht trinke aus dem Napf des Knechts,
Wie ich nicht ſchwelge, wo der Bettler ſchmauſ't,
So will ich auch die nied're Magd nicht küſſen,
Die mir beſtimmt iſt, denn ich weiß gar wohl,
Daß ich mit nichten Eures Gleichen bin!
(Zu Marina).
Dieß ſchwur ich Dir, Du wirſt mich nicht verdammen
Und nun, Ihr hohen Herrn, auch Euren Spruch!
Je raſcher Ihr ihn fällt, je beſſer iſt's,
Und ſchickt Ihr mich vor Mittag noch zu Bette,
So lob' ich Euch mit meinem letzten Hauch.

(Er geht. Marina will ihm die Hand reichen, er lehnt ſie mit ehrerbietiger Geberde ab, Alle folgen.)

Neunte Scene.

Palaſt des Legaten.

(Der Legat tritt mit Schriften und Briefen auf.)

Legat.

Man kann es wagen, und man muß es wagen,
Wenn man es jemals wagen will! Er hat —

Das Ohr an eines Jeden Mund, die Hand
In eines Jeden Taſche. Alles murrt
Und flucht, daß gar kein Wechſel möglich ſcheint,
Weil Rurik's Stamm für ausgeſtorben gilt.
Der Schatten Iwans würde Boris ſtürzen,
Wenn er in einer Mitternacht erſchiene
Und nur den Finger gegen ihn erhöbe;
Sein Sohn wird alle Völker um ſich ſammeln,
Die das gewalt'ge Ruſſenreich bewohnen,
Sobald er ſie zu ſeiner Fahne ruft!
Jedwede Vorbereitung iſt getroffen:
Man hat ihn aller Orten ſchon geſeh'n
Und aller Orten ſchon von ihm gehört!
Hier fuhr er über einen Strom und ließ
Anſtatt des Fährgelds ein Papier zurück,
Worin er für den armen kleinen Dienſt
Dem Schiffer eine Million verſpricht,
Sobald er ſeiner Väter Thron beſtieg.
Dort ſchlief er eine Nacht in einem Kloſter,
Dem er zum Dank die Glocken ſchenken will,
Die in der Kirche fehlen, ſeit ſie ſteht,
Und Worte, die ich liſtig ausgedacht,
Geh'n, wie Kopeken, um von Land zu Lande
Und tragen Bild und Ueberſchrift von ihm.
Nun gilt's, ihn ſelbſt aus ſeinem Schlaf zu wecken,
Doch ſo, daß man, wenn er ſich ſtörrig zeigt,
Noch immer ſagen kann: Du haſt geträumt!

Zehnte Scene.

Gregory
(tritt auf).

Mein Cardinal, Dich bringt ein einz'ger Ruck
Vielleicht zum Ziel und meines Schraubenzugs
Bedarf's nicht mehr. Dein Prinz Demetrius
Stach eben einen Odowalsky nieder.

Legat.

Um Nichts, nicht wahr?

Gregory.

Ich weiß nicht, wie es kam.

Legat.

Das wußte man auch nie bei ſeinem Vater.

Gregory.

Die Polen halten über ihn Gericht,
Er ſelbſt beſtand darauf.

Legat.

Das kann ich denken.

Gregory.

Der Tod iſt ihm gewiß.

Legat.

Wenn Du verſäumſt,
Ihm ſeine letzte Beichte abzunehmen.

Gregory.

Doch wenn er um den Hals das Kreuz nicht trägt?

Legat.

Dann hätteſt Du den Knaben ſchlecht gewarnt.

Gregory.

Ich ſagte ihm, ſein Leben hinge d'ran,
Daß er's bewahre und es Keinem zeige.

Legat.

Ein Kind mit ſieben Jahren merkt ſich das!

Gregory.

Doch wenn es fehlt? Er hat's verlieren können!

Legat.

Dann wirſt Du ſeinen kurzen Arm entdecken
Und ſchwören, er ſei Iwans Sohn.

Gregory.

Betheuern!

Legat.

Betheuern, wenn's genügt, ſonſt aber ſchwören.

Gregory.

Doch Iwans Sohn ward vor der Mutter Augen
Getödtet.

Legat.

Iwans Sohn? Wohl nur der Knabe,
Den ſeine Mutter dafür hielt.

Gregory.

Iſt's möglich?

Legat.

Es iſt gewiß. Der echte Prinz iſt hier.

Gregory.

[Doch wie!

Legat.

Die Kinder wurden umgetauſcht,
Bevor man noch das Wiegenkiſſen rückte,
Und was ermordet ward, iſt Bauernfrucht.

Gregory.

Ich weiß, daß Du Dein Netz als Meiſter ſtrickſt,
Ich bin ja ſelbſt die erſte Maſche drin,
Doch darauf war ich nicht gefaßt.

Legat.

Es war
Vorauszuſehn, wie Alles kommen mußte,
Wenn Iwan ſtarb. Der kranke Feodor,
Der neben ſeinem Wütherich von Vater
Als blaſſer Schatten zitterte, verſprach

Kein langes Leben und dem jüngſten Prinzen
War ſeine Krone ſchon im Mutterleib
Gewiß.

Gregory.

So dachte Alles, das iſt wahr.

Legat.

Wer Boris aber kannte, wußte auch,
Daß dieſes Kind dem kaiſerlichen Bruder
Im Tod voran gehn, oder folgen würde,
Weil es ihm ſelbſt den Weg zum Thron vertrat.
Dieß ſtand ſo feſt, wie der Planetentanz,
Sobald ein Knabe kam, und deſſen ſich
Sogleich bemächt'gen, hieß ihn ſelbſt für ewig
Zum Schuldner machen, ſeinen Retter aber
Zum Herrn des Czaren und des Czarenreichs.

Gregory.

Er iſt in Deiner Hand. Du kannſt ihn heben
Und ſtürzen, wie Du willſt.

Legat.

So iſt's.] Es gilt
Das heil'ge Werk, das, tauſendmal mißlungen,
Doch aber tauſendmal mit friſchen Kräften
Begonnen und vollendet werden muß,
Und legten wir auch erſt am jüngſten Tage
Den letzten Stein mit unſerm letzten Schweiß.
Der Rock des Herrn, zerriſſen und zerſpliſſen,

Iſt immer noch das treue Bild der Kirche,
Und ehe wir ihn neu zuſammen ſtückten,
Iſt Nichts geſcheh'n, wie viel wir auch gethan.
Man muß des Uebels Wurzel endlich treffen,
Und dazu hab' ich eine Axt geſchmiedet,
Wie ſie der Papſt noch nie geſchwungen hat.
Der Czarewitſch iſt unſer, ſeinen Raub
Setzt' ich als Preis der Abſolution
Für einen Mord, der eingebeichtet ward,
Und er gelang; er iſt bis dieſen Tag
Noch ungetauft und braucht die Ketzerei
Nicht abzuſchwören, die ihn nie befleckt.
Du retteſt ihn noch heut vom zweiten Tode
Und öffneſt ihm die Augen über ſich,
Ich aber komme mit dem Fiſcherring
Und ſprech' ihm feierlich die Krone zu,
Die Boris ſünd'gen Scheitel jetzt bedeckt.
Wird er nicht Wachs in meinen Händen ſein?
Und darf ich, wenn ich das durch ihn vollbringe,
Was zwölf Jahrhunderte umſonſt verſuchten,
Nicht ganz ſo würdig, wie der große Gregor,
Der Deutſchlands Kaiſer Zepter einſt zerbrach,
Mich niederſetzen auf Sankt Peters Stuhl?

Gregory.

Wenn Du durch ihn das Schisma tilgen kannſt,
Das Morgenland und Abendland geſpalten,
So haſt Du mehr gethan, als Hildebrand.

Legat.

Und warum ſollt' ich nicht? In Teutſchland ſelbſt,
Wo die verruchte Schlange, welche Adam
Zu Fall gebracht, noch ſpukt bis dieſen Tag
Und, immer neue Ketzereien brütend,
Ihr letztes Gift in Luther ausgeſchäumt:
In Teutſchland ſelbſt iſt man der Völker ſicher,
Wenn man den Fürſten hat, denn dieſe müſſen
Ihm in den Himmel, wie zur Hölle folgen
Und ob er dreimal wechſelt mit dem Weg.
Wie denn erſt hier, wo ein Waſſiljewitſch,
Der ſeinen eig'nen Erben mit dem Hammer
Darnieder ſchlug und die Bojaren köpfte,
Als wären's Diſteln, von der blöden Menge
Bis heut beweint wird, ja zurück erſehnt?
Der Czar von Moskau thut, was ihm gefällt,
Und Gott allein iſt mächtiger als er.

Gregory.

Der Geiſt des Herrn ſei über Dir!

Legat.

Er iſt's!
Ich bin ein armes Bauernkind und habe
Die Schweine manches liebe Jahr gehütet,
Zufrieden, wenn mir kein's im Herbſte fehlte,
Und glücklich, wenn ich einen Sack erhielt,
Um meine Blöße kümmerlich zu decken,

Sobald der Winter das Quartier bezog.
Jetzt darf ich eines Werks mich unterfangen,
Vor dem die Kirche ſelbſt verzweifelnd ſteht;
Wie käme das an mich, wenn nicht durch ihn?
Dieß Wunder, das ich an mir ſelbſt erfuhr,
Wiegt mir die andern alle auf, ich bin,
Wie ein beſeelter Scherben, ſollt' ich ſtaunen,
Wenn ich die Lahmen geh'n, die Tauben hören,
Die Todten aus den Gräbern ſchreiten ſähe?
Ich ſelbſt war lahm und taub und todt, wie ſie.

(Nach einer Pauſe).

Jetzt thu das Deinige! Ich folge nach.

(Beide ab.)

Eilfte Scene.

Halle.

(Demetrius, Mniczek, Poniatowsky und viele Woiwoden treten mit Gefolge auf.)

Demetrius.

Ihr hohen Herrn, ich ſag's Euch noch einmal:
Ich bin bereit und wünſche keine Friſt.
Das Leben könnt Ihr mir ja doch nicht ſchenken,
Soll ich die Furcht des Todes kennen lernen
Und an Minuten in den Abgrund klettern,
Den man nur dann nicht fürchtet, wenn man ihn

Mit einem einz'gen kühnen Sprung ermißt?
Ruft mir den Prieſter, daß ich beichten kann,
Reicht, wenn Ihr wollt, mir dann verſöhnt die Hände
Und laßt mich fahren bis auf Wiederſehn.

Mniczek.

Es thut mir weh, Demetrius, Du haſt
So viele Jahre nun mein Brot gegeſſen —

Demetrius.

Und Dir zum Dank dafür den Gaſt erſtochen,
Der ſtill um Deine edle Tochter warb!
(Als Einige reden wollen.)
Entſchuldigt's nicht! Er hatte mich beſchimpft,
Doch hätt's auch ohne das ſo kommen können
Und ſicher wär' noch Aergeres geſcheh'n.
(Gregory erſcheint.)

Zwölfte Scene.

Demetrius.

Dort kommt ein Mönch. Ehrwürdiger Vater, hört
Die letzte Beichte eines armen Sünders
Und leſ't ihm dann die erſte Todtenmeſſe,
Ich geb' Euch dieſes Kreuz dafür!
(Er nimmt ein Kreuz vom Halſe ab.)
Doch wie?
Seid Ihr's nicht ſelbſt, der mir es umgehangen?

Gregory.

Erkennſt Du mich?

Demetrius.

Mein Leben hinge d'ran,
So ſagtet Ihr, nicht wahr?

Gregory.

Du wirſt es ſeh'n.

Demetrius.

Mein Leben iſt verwirkt, ehrwürd'ger Vater.

Gregory.

Ein Czarewitſch verwirkt ſein Leben nicht!

Demetrius.

Wie! Ich —

Gregory.

Du biſt des Czaren Iwan Sohn,
Dem ſich'ren Tod durch unſ're heil'ge Kirche
Entriſſen —

Demetrius.

Mann, Du trägſt ein geiſtlich Kleid,
Bedenk' es wohl, und ſpotte meiner nicht,
Ich würde Dich zerreißen.

Gregory.

Dieſes Kreuz
Verbürgt es mir, daß Du der Knabe biſt,

Den ich dem edlen Woiwoden einſt
In's Haus gebracht.

Dreizehnte Scene.

Legat
(erſcheint in pontificalibus).

Stimmen.

Der Cardinal Legat!

Gregory
(deutet auf den Legaten).

Das And're wird ein Höh'rer Dir verkünden.

Legat.

Mein Prinz, vergönnt, daß ich der Erſte ſei,
Die Huldigung zu Füßen Euch zu legen,
Die Euch der ganze Erdkreis ſchuldig iſt.

Demetrius
(abwehrend).

Herr Cardinal, ich muß auch Euch noch bitten,
Mir alle dieſe Wunder zu erklären,
Ihr ſeht ja, daß ich ſie nicht glauben darf!
Denn nicht allein ein Reich und einen Thron,
Ihr ſchenkt mir auch ein Recht, das ich nicht hatte,
Und das vor mir wohl noch kein Menſch entbehrte,

Das Recht, zu ſein, wie ich nun einmal bin!
Ich ward, ſo lang' ich dieſe Erde trete,
Geſcholten und gehaßt, und einen Jeden
Hab' ich beleidigt oder doch gekränkt,
Und ſagt' ich auch nur guten Tag zu ihm.
Man iſt mit meinen Augen nicht zufrieden,
Man mögte, daß ich anders Athem holte,
Man tadelt meine Miene, meine Stimme
Und es iſt wahr, ich red' ein wenig laut.
Herr Cardinal, bin ich der Czarewitſch,
So ſetzen meine Fehler Kronen auf
Und hüllen ſich in Purpurmäntel ein:
Wenn Moskau mit den tauſend gold'nen Thürmen,
Von denen jeglicher ein Volk bedeutet,
Dereinſt vor mir die Thore öffnen muß,
Wer nennt mich übermüthig oder ſtolz?

Vierzehnte Scene.

Mniczek
(hat Marina geholt).

Mein Prinz, vergönnt auch mir und meiner Tochter —

Demetrius.

Herr Woiwod von Sendomir, verzieht!

Legat.

Du haſt kein größ'res Recht auf Deinen Kopf,
Als auf die Krone, welche Boris trägt.

Demetrius.

Dann will ich's auch behaupten oder fallen.

Mniſzek.

Ich ſteh' im Leben, wie im Tod, zu Dir!

Demetrius.

Du warſt mir Vater und Du ſollſt es bleiben!

Marina.

Da darf auch ich mich wohl noch Schweſter nennen?
Es ſoll mich nicht verhindern, der Czaritza
Die Hand zu küſſen, wenn ſie's ſonſt vergönnt.

Demetrius.

So küſſe Deine eig'ne noch einmal.

Marina.

Du meinſt, wer Rußland hat, der hat auch mich.
Nun, Moskau wiegt!

Demetrius.

Du weißt ſchon, was ich meine.

Cardinal.

Wenn's Euch genehm iſt, führ' ich Euch ſogleich
Zu unſer'm weiſen König Sigismund,

Vor ihm und der erlauchten Republik,
Zu Eurem Heil im Reichstag jetzt verſammelt,
Enthüll' ich Alles, was noch dunkel iſt.

Poniatowsky.

Vivat der Czarewitſch Demetrius!

(Alle ab, die Woiwoden mit gezogenen Schwertern.)

Demetrius.

Perſonen.

Czar Boris Godunow.
Hiob, Patriarch.
Basmanow,
Mſtislawsky, } Bojaren.
Fürſt Schuiskoi,
Marfa.
Aebtiſſin.
Laienſchweſter.
Demetrius.
Mniczek.
Marina.
Poniatowsky.
Gregory.
Otrepiew, Hetman der Saporogiſchen Koſaken.
Der Bürgermeiſter von Nowogorod.
Rurik.
Oßip.
Petrowitſch.
Barbara.
Ein Adjutant des Demetrius.
Küſter.
Ordenskanzler. Bojaren. Bürger. Soldaten.
Koſaken. Volk.

Das Stück ſpielt in Rußland um 1605.

Erſter Act.

Moskau. Kreml. Grosser Audienz-Saal.

Erſte Scene.

Basmanow, Mſtislawsky, Schuiskoi und andere Bojaren.

Basmanow.

Man kann vom Menſchen gar ſo ſchlecht nicht denken,
Daß man nicht eines Tags ſich ſagen müßte:
Du dachteſt noch zu gut.

Mſtislawsky.

Da haſt Du Recht.

Basmanow.

Wer hätt' ſich's träumen laſſen! Solch ein Märchen!
Unſinniger, wie eine ſtumpfe Amme

Es je an einem Kinderbett erfunden,
Und doch nicht ausgelacht!

Mſtislawsky.

Die Auferſtehung
Vor'm jüngſten Tag, und ohne unſern Herrn
Und doch geglaubt!

Basmanow.

Die Republik der Polen
In Waffen für den Schatten eines Knaben,
Von deſſen Knochen nicht das kleinſte Stäubchen
Mehr übrig iſt!

Mſtislawsky.

Die treueſten Provinzen
Des eig'nen Reichs bereit, das Ohr zu ſpitzen,
Anſtatt die Fauſt zu ballen.

Basmanow.

Moskau ſelbſt —
Es iſt zu toll, man ſchämt ſich, Menſch zu heißen —

Mſtislawsky.

Ja wohl, es iſt zu toll, und doch wohl wahr!

Schuiskoi.

Was giebt es denn in Moskau?

Basmanow.

Was es giebt?
Nichts Neues, Moskau iſt vollkommen ruhig,
Doch dieſe Ruhe ſcheint mir faſt zu groß.

Zweite Scene.

Boris und Hiob
(treten ein).

Boris.

Die Krone Polen bricht mit uns den Frieden,
Dieß iſt das Einz'ge, was hier wichtig iſt
Und das hat ſeine vortheilhafte Seite!
Den Handſchlag, den ich nehme, geb' ich auch,
Und halt' ich meines Feindes Schwert gefeſſelt,
Wenn unſ're Finger ſich in Eintracht kreuzen,
So er nicht minder auch das meinige.
(Zu den Bojaren).
Der Ruſſe, denk' ich, hat mit dem Sarmaten
Noch Manches abzuthun, er wird nicht fluchen,
Daß jetzt der Tag der Rechenſchaft erſcheint!

Basmanow
(legt die Hand an's Schwert).

Mein Czar!

Boris.

Nein, Basmanow, Du bleibſt daheim,

Ich kann nicht jeden Krieg an Dich verſchenken,
Die andern Adler wollen auch ihr Futter.

(Zu Schuiskoi.)

Schuiskoi, was meinſt Du, ſteigſt Du gern zu Pferd?

Schuiskoi.

Mein Fürſt!

Boris.

Entſcheide Dich nicht allzu raſch,
Lies erſt dieß Blatt!

(Hiob reicht Schuiskoi ein Papier.)

Es iſt ein Manifeſt!
Laut! Laut!

Schuiskoi.

Nicht um die Welt!

Boris.

Wenn ich nun bitte!

Schuiskoi
(ſtotternd).

„Von Gottes Gnaden, Wir Demetrius“ —

Mſtislawsky.

Mein Fürſt, muß ich das hören?

Boris.

Iſt's Dir neu?

Schuiskoi

(lieſt).

„Entbieten dem betrog'nen Volk der Reußen“ —

Boris.

Man hört's ja nicht! Wie willſt Du commandiren,
Wenn Du mit Kugeln Antwort ſchicken ſollſt?

Schuiskoi

(laut und feſt).

„Als angeſtammter Czar und letzter Sproß
Aus Rurik's Blut den väterlichen Gruß.
Wasmaßen ein verwegener Betrüger“ —

(Setzt ab.)

Nimm meinen Kopf!

Boris.

Ich bat nur um die Zunge!

Schuiskoi.

Die reiße ich mir aus, wenn Du mich zwingſt,
Den Herold dieſes Buben abzugeben!

Boris.

So laß denn ſeh'n, wer beſſer leſen kann!

(Reicht Mſtislawsky das Blatt.)

Du gingſt bei einem Deutſchen in die Schule
Und wirſt dem Meiſter Ehre machen.

(Einhelfend.)

Wasmaßen ein verwegener Betrüger —

Mſtislawsky
(lieſt).

„Wasmaßen ein verwegener Betrüger,
Den Iwan, Unſer hocherlauchter Vater,
Vom Staube aufgeleſen“ —

Boris.

Das iſt wahr!
Ich bin nur ſein Geſchöpf und will es bleiben,
So lang' ich Athem hole!

Mſtislawsky
(lieſt).

„Klug und ſchlau“ —

Boris.

Von vorn! Ich hätt's nicht unterbrechen ſollen!
Noch einmal! Aber ſo, daß man's verſteht!

Mſtislawsky
(lieſt).

„Von Gottes Gnaden! Wir Demetrius
Entbieten dem betrog'nen Volk der Reußen
Als angeſtammter Czar und letzter Sproß
Aus Rurik's Blut den väterlichen Gruß!
Wasmaßen ein verwegener Betrüger,
Den Iwan, Unſer hocherlauchter Vater,
Vom Staube aufgeleſen, klug und ſchlau
Sich alle Würden Unſres Reich's erkrochen
Und endlich gar den Thron, der Uns gebührt

Und der durch Meuchelmord erledigt ſchien,
Beſtiegen und bis dieſen Tag befleckt:
Als thun Wir hiedurch kund, daß Wir noch leben,
Durch Gottes ganz beſond're Fürſehung
Dem Mörder in der Wiege ſchon entriſſen,
Und daß Wir kommen, Rechenſchaft zu fordern
Um Hochverrath von Boris Godunow.“
(Zerknittert das Blatt.)

Boris
(nimmt es ihm aus der Hand).

Das thu' dem Schreiber, aber nicht dem Blatt.
Man muß ein jedes Ding zu Ende bringen!
(Lieſt das Manifeſt zu Ende.)

„Ermahnen Unſ're Lieben und Getreuen
Zugleich, ſich Unſern Fahnen anzuſchließen,
Sobald ſie können, und verwarnen Jeden,
Uns Widerſtand zu leiſten, wenn er nicht
Gezwungen iſt durch äußerſte Gewalt.
Geloben auch bei Unſerm Czaren-Wort
So überſchwenglich gnädig Unſern Freunden,
Als Unſern Feinden fürchterlich zu ſein.
Zwölf neue Fürſten werden Wir ernennen,
Wenn wir in Moskau ſind, und Keiner ſoll
So reich und mächtig ſein, daß Wir ihn nicht
Noch doppelt reicher, doppelt mächt'ger machen,
Wenn er ſich ein Verdienſt um Uns erwarb.
Wornach ſich männiglich“ — „Gegeben Krakau“ —
([illegible])

Wie ſcheint die Mäuſefalle Euch gebaut?
Sehr gut, Ihr Herrn, Ihr dürft ſie ruhig loben,
Doch hier iſt Gift für dieſen ſüßen Speck!

(Hiob reicht ihm auf ſeinen Wink ein zweites Papier.)

Das Protokoll von Uglitſch, aufgenommen,
Als Prinz Demetrius ſo jäh verſtarb!

(Reicht es Mſtislawsky.)

Mſtislawsky

(ſich weigernd es zu nehmen).

Mein Czar, wir wiſſen —

Boris.

Was? Noch wißt Ihr Nichts,
Die gute Meinung dank' ich Euch von Herzen,
Doch wünſch' ich, daß Ihr prüft!

Mſtislawsky

(ſchaut in das Blatt).

Boris

(zu Schuiskoi).

Erſchrickſt Du nicht,
Den dräuenden Gebieter zu erzürnen,
Wenn Du für mich den Degen ziehſt?

Schuiskoi.

Mein Fürſt,
Ich wünſchte mir, die Sache wäre ernſter,
Denn dieſen Gegner huſten wir noch um.

Boris.

Meinſt Du?

(Zu Mſtislawsky, der geleſen und Basmanow das Blatt gereicht hat).

Was ſagſt Du?

Mſtislawsky.

Etwas war mir neu,
Ich glaubte dieſes Kind im Brand erſtickt,
Und hier —

Boris.

Du ſiehſt, es hat ſich ſelbſt getödtet
In einem Anfall von Epilepſie
Mit einem Meſſer durch den Hals ſich fahrend,
Das ihm die Amme eben dargereicht,
Weil es ſich einen Apfel ſchälen wollte.

Basmanow

(der gleichfalls geleſen hat und Schuiskoi das Blatt reicht).

So ſteht es feſt durch ſieben Zeugen! Plötzlich,
Wie das bei dieſem Uebel ſtets geſchieht,
Zuſammenzuckend und die Ader treffend,
Gab es ſich ſelbſt den Tod!

Boris

(nimmt das Blatt wieder).

Genügt Euch das?

Schuiskoi.

Schick dieſes Blatt anſtatt des Heers nach Polen,
So hängen ſie den Schurken ſelber auf!

Boris.

Wie? Iſt denn Keiner offen mehr mit Uns?
Habt Ihr die Fabel noch nicht ganz gehört?
So fragt bei Eurem Ofenheizer an,
Ich ſteh' dafür, der Mann erzählt ſie aus.

Mſtislawska.

Du meinſt, daß Iwan zwei der Söhne hatte,
Die faſt zu gleicher Zeit das Licht erblickten,
Den Einen von der Czarin und den Andern
Von einer Magd und daß man ſie vertauſchte —

Boris.

Das mein' ich, ja! Und wenn ſich's ſo verhält,
Was nützt dieß Blatt?

Schuiskoi.

Mein Ofenheizer wird
Die plumpe Lüge, wie ich ſelbſt, verlachen,
Die ein latein'ſcher Biſchof uns verbürgt.

Boris.

Das iſt's! Der Bürge iſt mir zu verdächtig,
Sonſt — bei den Wunden des Gekreuzigten,
Ich trüg' ihm ſelber Salz und Brot entgegen
Und ſpräche: Habe Dank, daß Du erſcheinſt,
Mich abzulöſen! Denn Ihr Alle wißt,
Wie ſchwer ich mich entſchloß, die Laſt der Krone
Zu übernehmen, die nur den nicht drückt,

Dem's an Verſtand gebricht, um ſie zu fühlen,
Und an Gewiſſen, ihr genug zu thun.
Ehrwürd'ger Patriarch, was ſagte ich,
Als Du ſie mir zum neunten Male botſt?

Hiob.

Du hieltſt mir einen Todtenkopf entgegen
Und ſprachſt: Verlocke den!

Boris.

Bojaren redet,
Griff ich ſo zu, wie Knaben nach dem Apfel?

Schuiskoi.

Nein, ſchaudernd, wie man eine Schlange faßt.

Boris.

War ich zu raſch und hatten die Provinzen
Nicht Zeit, ſich zu erklären?

Basmanow.

Selbſt Archangel
Hätt' ſeine Boten drei Mal ſchicken können,
Und liegt am Ende der bewohnten Welt.

Boris.

So wurden alle Stimmen denn gehört?

Schuiskoi.

Und alle riefen aus: Wir ſind verloren,
Wenn Boris nicht des Reiches ſich erbarmt!

Boris.

Auch Ihr?

Schuiskoi.

Die Mütter warfen ihre Kinder
Zu Boden und die Väter ſetzten ihnen
Die Ferſe auf den Nacken, als Du gar
Nicht zu erbitten warſt!

Boris.

So hörte ich!

Basmanow.

Ich ſah es ſelbſt.

Hiob.

Erlauchter Czar, man wird's
Verzeichnen in den Büchern der Geſchichte
Und Dich den einz'gen Kronenweig'rer nennen,
Der unter tauſend Kronenräubern ſteht!

Boris.

Verhüte Gott, daß man mir jemals ſchmeichle,
Zwar iſt das Alles wahr und noch viel mehr,
Denn Feodor, mein heil'ger Vorfahr, hatte
Nicht, wie ich ſagte, um mich ſelbſt zu ſchützen,
Die Czarin-Wittwe, meine fromme Schweſter,
Zur Erbin ſeines Reiches eingeſetzt,
Er hat mich ſelbſt ernannt!

Hiob.

Mein Fürſt, ich weiß!
Es war der letzte Schmerz des todten Czaren,
Daß Du den Schwur auf die Reliquien
Verweigerteſt! Daher der Ungeſtüm,
Mit dem ich ſpäter in Dich drang! Ich hatt' es
Dem Sterbenden gelobt! Bojaren, ſtaunt:
In einer Welt, wo Brüder ſich um's Erbe
Ermorden, eh der Vater noch ganz kalt iſt,
Wird Boris Godunow ein Reich geſchenkt
Und er verhehlt es Euch und giebt es weiter!

Boris.

Vergeßt nicht, daß ich viel erfahren hatte! —
Ich ſtand dabei, als Iwan ſeinen Sohn
Im Zorn mit eig'ner Fauſt darnieder ſchlug.
Es war in dieſem Saal!

(Zu Mſtiſlawsky.)

Du ſahſt es auch,
Du warſt zum erſten Male hier und wurdeſt
Mit Blut und Hirn beſpritzt, die linke Wange
Beſonders. O, ich ſeh' es noch.

(Zu Basmanow.)

Du gleichfalls,
Nicht wahr? Ja wohl! Zu Deinen Füßen fiel
Der ſchwere Hammer nieder, als der Vater
Ihn ſchaudernd von ſich warf? Du wagteſt nicht
Zu zucken, aber Deine Zehen waren

Getroffen, denn Du hinkteſt ſpäter weg!
Nun, Iwan diente Gott, dem Herrn, wie Keiner!
Wer hat ſich ſo erniedrigt, um ſo ſicher
Zu ſein, erhöht zu werden? War er nicht
Faſt lieber Küſter als Regent? Wenn wir
Des Nachts in unſern warmen Betten lagen,
Zog er den Strang der Glocke ſtundenlang
Und rief uns zum Gebet! Wenn wir des Leibes
Im Refectorium pflegten, las er hungernd
Und durſtend die Vigilien! Und dennoch —
Die leidige Gewalt verführte ihn
Und in Verzweiflung fuhr er hin. Gott ſteh'
Uns Allen bei, daß wir uns unſ'rer Macht
Nicht überheben!

Hiob.

Amen!

Boris.

Feodor,
Der Heilige dagegen, der ihm folgte,
Erlag aus Angſt vor Sünden, die er nie
Beging, doch ſtets beſorgte. Sein Gewiſſen
War allzu zart, er fragte unaufhörlich:
Verſeh' ich Nichts? und wenn auch ſeine Thaten
Viel reiner waren, als die edelſten
Gedanken von uns allen: ewig blieb
Ihm Ruh' und Friede fern, und wie ein Brand,

Der keine Aſche zeugt, ſich zu bedecken,
Verglüht' er in der eig'nen Lauterkeit.
Er ſprach zu mir auf ſeinem Todtenbett,
Den Kopf des heiligen Romanus küſſend:
Dieß iſt mein erſtes und mein letztes Glück,
Auch iſt's das erſte und das letzte Mal,
Daß ich mich meines Czaren-Rechts bediene,
Denn dieſen Schädel hat vor meinem noch
Kein Mund berührt, er wurde erſt entdeckt,
Und Gott verzeihe mir's in meiner Schwäche,
Daß ich den Gläubigen ihn vorenthalte
Und daß er, ſtatt in Gold und Edelſteinen
Zu glänzen, ruht in meiner magern Hand.

Hiob.

Er bitte für uns Alle!

Boris.

Wer das ſah,
Der greift nicht haſtig nach der gold'nen Schlange,
Die niemals noch, wie ſehr ſie ſich auch krümme,
Die widerſpenſt'ge Welt zuſammen drückte,
Doch wohl das Haupt des Menſchen, der ſie trägt.
Nein, nicht das Flehen Moskau's, nicht das Drängen
Der ängſtlichen Provinzen, nicht die Thränen
Der Czarin, meiner Schweſter — nicht einmal
(zu Hiob)
Der Bann, mit dem Du drohteſt, hätte mich

Bewogen, vom geraden Weg zum Himmel
Noch einmal abzubiegen und die Stille
Des Kloſters mit der Hölle zu vertauſchen,
Die zu den Füßen eines Thrones gähnt:
Der Khan der gold'nen Horde zwang mir's ab!
Ich konnte Iwan's Werk, das neue Rußland,
Nicht ſchmälig den Tartaren überlaſſen,
Die übermüthig wurden, als ſie hörten,
Daß ich die Zügel nicht ergreifen wollte,
Die man mir bot, ſo ward ich Euer Czar,
Weil Euch ein guter Hetmann nöthig ſchien!

Schuiskoi.

Mein Fürſt, es iſt uns Allen unvergeſſen!

Boris.

Der Meiſter aber hat es nicht gewußt,
Der dieſe Mäuſefalle aufgerichtet,
Sonſt hätt' er ſie noch ſchlauer ausgedacht.
Nun, Schuiskoi, Dir vertrau' ich denn das Heer,
Du, Basmanow, magſt Tula für mich hüten,
Und Du, Mſtislawsky, kannſt mit Schuiskoi geh'n.
Des neuen Manifeſt's bedarf es nicht.
Wir können
(er hebt das des Demetrius in die Höhe)
dieſes brauchen, wenn wir nur
Die Namen ändern, denn wir kommen auch,
Um Rechenſchaft zu fordern und Ihr werdet

Beweiſen, daß Wir noch am Leben ſind.
Das Dutzend Fürſten werden Wir zwar nicht
Ernennen, doch — Wie heißt es? —

(Er ſieht hinein.)

Keiner ſoll
So reich und mächtig ſein, daß Wir ihn nicht
Doppelt ſo reich und doppelt ſo mächtig machen,
Wenn er ſich ein Verdienſt um Uns erwirbt.
Wornach ſich männiglich — Gegeben Moskau —

(Er verabſchiedet die Bojaren; während Alle bis auf Hiob gehen, wirft ſich Schuiskoi ihm zu Füßen).

Dritte Scene.

Schuiskoi.

Mein Czar, um eine Gnade bitt' ich Dich.
Geſtatte meinem Sohn, ſich zu vermälen.

Boris

winkt ihm aufzuſtehen).

Geſetze, die uns drücken, keck zu brechen,
Oder ſie wankelmüthig aufzuheben,
Iſt einerlei! Du willſt das Eine nicht,
Weil Du die Strafe Deines Czaren fürchteſt.
Soll ich das And're thun und Gottes Zorn
Auf mich herunterzieh'n? Nein, Schuiskoi, nein!

Schuiskoi.

Es giebt ein Unglück, wenn Du's wieder weigerſt!

Boris.

Und dennoch muß ich! Brächteſt Du mir auch
Die Feder König Sigismunds von Polen,
Der dieſes Blatt gewiß entworfen hat:
Ich ſchriebe damit nieder, was Du wollteſt,
Und wenn Du meinen Schatz als Dank begehrteſt,
Nur nicht den Hochzeitsbrief für Deinen Sohn.
Ich kann nicht, Schuiskoi, weil ein Eid mich bindet!
Nicht blos den öffentlichen, den Ihr kennt,
Ich hab' auch einen ſtillen Schwur geleiſtet,
Als ich die Krone Monomach's empfing.
Ich zitterte vor ihr, ich fürchtete
Mein Herz, ich ſah mich auf dem Platz ſchon ſtraucheln,
Wo man der Erſte iſt nach Gott dem Herrn,
Doch leider auch der Nächſte an dem Teufel,
Und ich gelobte mir in meinem Schwindel,
Zu bleiben, was ich war, ein Reichsverwalter,
Der die Geſetze ſchirmt, doch keine giebt.
Nun, Iwan hat die Ehen der Bojaren
Beſchränkt und Feodor, ſo mild er war,
Hat immer abgeſchlagen, das zu ändern:
Sollt' ich das thun? Nein, Schuiskoi, nimmermehr!
Dann würd' ich fallen durch Rebellenhand,
Denn das erbat ich mir von Gott als Strafe
Für meine erſte Neuerung im Reich! (Schuiskoi ab.)

Boris
(ihm nach).

Doch ſchick' mir Deinen Sohn, ich werd' ihn tröſten,
Sobald Du Deine Schlacht gewonnen haſt.

Vierte Scene.

Kloster zu Wyksa.

Aebtiſſin.

Wie iſt Euch, Schweſter Marfa?

Marfa.

Viel zu gut
Für meine Wünſche.

Aebtiſſin.

Sündigt nicht!

Marfa.

Mein Glück
Iſt bei den Todten. Soll ich mich nicht ſehnen,
Den Todten nachzufolgen und mit ihnen
Zu theilen, was ſie haben, ew'ge Ruhe
Und ungeſtörten Frieden? Auf der Erde
Iſt nichts, was mich noch reizt, und legte man
Die Czaren-Krone wieder vor mich hin:
Ich höbe ſie ſo wenig auf, wie Du
Das Spielzeug, das man Dir als Kind entriß.

Aebtiſſin.

Iſt das Dein Ernſt?

Marfa.

Du fragſt, weil Du des Tages
Noch denkſt, an welchem ich in's Kloſter kam.
Ich ſelbſt vergaß ihn nicht! Ich wehrte mich,
Wie Der ſich wehren mag, den man lebendig
In's off'ne Grab hinunter ſtoßen will,
Und der dem Todtengräber ſeinen Spaten,
Dem Prieſter ſelbſt das heil'ge Kreuz entreißt
Und es als Waffe ſchwingt, um ſich zu retten.
Das iſt vorbei! Die Zeiten ändern ſich
Und noch viel mehr die Menſchen und nur ſelten
Hebt man mit freud'gem Lächeln wieder auf,
Was man mit bittern Thränen fallen ließ.

Aebtiſſin.

Du haſt Dich langſam in Dein Loos gefunden,
Doch das iſt wahr, Du trägſt es königlich.

Marfa.

Ich trag's als Büßerin! Mein ſchweres Leid
Vergeſſ' ich über meine ſchwere Schuld!
In dieſer Stunde wünſch' ich mir den Tod,
Doch in der nächſten wünſch' ich fort zu leben
Bis an den jüngſten Tag, weil blut'ge Schemen
Sich zwiſchen mich und meinen Engel ſtellen,
Und rufen: Fort! Wir ſind noch nicht verſöhnt.

Aebtiſſin.

Das ſind die Flecken eines Diamanten,
Die letzten bangen Schauer einer Seele,
Die erſt erwachen, wenn ſie Gott, dem Herrn,
Sich ganz genaht in heiliger Erhebung
Und er ſich gnädig ihr entgegen beugt.

Marfa.

Nein, nein! Das ſind die Qualen des Gewiſſens,
Die dunklen Schatten fürchterlicher Thaten,
Die länger werden, weil der Abend kommt.
Erwied're Nichts! Wie würdeſt Du es tragen,
Wenn nur ein einz'ger Mord Dich drückte:
Ich hab' ein ganzes Blutbad hinter mir.

Aebtiſſin.

Du warſt die Czarin.

Marfa.

Ja, zu meinem Fluch!
Die Krone macht die Teufel, die den Menſchen
Zu allem Böſen reizen, doppelt ſtark
Und doppelt ſchwach die Engel, die ihn warnen!
Weh mir, daß ich ſie trug. Wär' ich ein Weib,
Wie Andere geweſen, eine Mutter,
Wie Deine war, ſo würde ich mich ſelbſt
Vielleicht zerfleiſcht, mich ſelbſt getödtet haben,
Jetzt — Herr, vergieb dem Kinde, das ein Meſſer
In Händen hielt, als Du es züchtigteſt,
Und da, anſtatt zu flehen, um ſich ſtach.

Aebtiſſin.

Das hat er längſt gethan, Du haſt nicht mehr
Geſündigt als gelitten. Wenn Du ſelbſt
Dir's nicht zu ſagen wagſt in Deiner Reue,
So hör's von mir und faſſe Dich. Wo iſt
Die Mutter auf der ganzen weiten Erde,
Der ſolch ein Schwert noch durch die Seele ging:
Bis auf die Eine, die am Kreuze ſtand.

Marſa.

O, das iſt wahr! Faſt unterm Kuſſe ward
Mein Engel mir geſtohlen. Unterm Kuß?
Nein, unter dem Gebet! Indeß ich ihn
Mit heißem Flehen dem Allmächtigen,
Empfahl, zerſchnitt ein Teufel ihm die Kehle
Und als ich aus dem Tempel wiederkehrte,
Lag der als blut'ger Leichnam vor mir da,
Der noch mit Blumen mich beworfen hatte,
Als ich hinein ging.

Aebtiſſin.

Höre davon auf!

Marſa.

Nein, nein! Ich muß in dieſer Wunde wühlen,
Weil mich die and're zu ſehr brennt. Die Rache
War fürchterlich, die ich mir nahm, und noch
Iſt's ungewiß, ob auch ein Einz'ger nur

Von Allen ſchuldig war. Zehn Opfer fielen
Durch mich, von meiner raſchen Wuth verklagt
Und von dem noch viel raſcher'n Zorn des Volks
Dahin geſtreckt, zweihundert durch den Czaren,
Weil ſie für mich das Schwert gezückt, die Stadt
Ward ausgerottet, ſelbſt die Kirchen wurden
Geſchleift und viele Tauſend, Jung und Alt,
In's Reich des ew'gen Schnee's verbannt, die Glocke
Voran, die ſie auf mein Geſchrei zuſammen
Gerufen. — Steig' empor vor mir, mein Kind,
Doch nicht mit Palmen, nein, in Blut und Wunden,
Damit ich nicht verzweifeln muß!

Fünfte Scene.

Laienſchweſter
(tritt ein).

Hochwürd'ge,
Der Patriarch!

Hiob
(folgt ſogleich).

Gelobt ſei Jeſus Chriſt!

Aebtiſſin.

In Ewigkeit!

Hiob.

Ich grüß' Dich, Schweſter Marfa.

Marſa.

Was bringſt Du mir? Denn nehmen kannſt Du Nichts.

Hiob.

Ich bringe Dir die Gnade Deines Czaren.

Marſa.

Er iſt Dein Gott, doch nicht der meinige.

Aebtiſſin
(macht ein Zeichen des Unwillens).

Marſa.

Halt' mir's zu gut! Vor dieſem Prieſter kehrt
Das Herz ſich in der Bruſt mir um. Er ſteht
Hier vor mir, wie die Zeit, er giebt und nimmt
Und bleibt, als wär' er nicht auch ſelbſt ein Menſch,
In allem Wechſel, was er iſt. Ein Ring
Aus alten Tagen, ein verblich'nes Kleid
Entpreßt mir Thränen, ſoll ich jetzt nicht ſchaudern,
Nun ich die Hand ſo plötzlich vor mir ſehe,
Die mich gekrönt und mich begraben hat?

Hiob.

Wenn Du genommen hätteſt, wie ich gab,
So hätt'ſt Du auch gegeben, wie ich nahm,
Und wär'ſt ſo unveränderlich, als ich!
Ich wußte: Tauſend Patriarchen ſtanden
Vor Dir auf dieſem Platz und tauſend werden
Hier nach Dir ſteh'n, und was ich immer that,
Ich that es ſo, als thät' ich's nur im Traum.

Hätt'ſt Du Dir auch geſagt: Die Krone iſt
Auf einer ew'gen Wanderſchaft begriffen,
So hätt'ſt Du nicht gejubelt, als ſie kam,
Und nicht gejammert, als ſie wieder ging.

Marfa.

Du ſprachſt ein wahres Wort und wenn's Dir wirklich
Von Herzen kommt, ſo ſprachſt Du's auch mit Recht.
Das wird ſich zeigen, wenn die Stunde naht,
Wo Gott Dich prüft; ſie bleibt für Keinen aus!
Du ſollſt mir ſein ſtatt aller Heiligen,
Wenn Du's, den Fuß der eiſernen Gewalt
Im Nacken und das neue Glück vor Augen,
Das Dich geplündert hat, noch wiederholſt,
Und leideſt, wie Du handeln willſt, im Traum!
Dieß von der Czarin für den weiſen Prieſter,
Der jeden Sturm beſtand und ſtets gewann,
Wo And're ſtürzten oder doch verloren.
Nun fragt die Magd: was will der Patriarch?

Hiob.

Du nennſt das Kloſter immer noch ein Grab:
Ich bringe Dir Erlöſung aus dem Grabe,
Du kannſt mir folgen. Moskau ſteht Dir offen
Und gnädig nimmt der Czar Dich wieder auf.

Marfa.

Das nähme ich für Hohn, wenn Du's nicht ſagteſt!
Doch dank' ich Dir, wofern Du's redlich meinſt,

Für Deinen guten Willen und ich danke
Auch Deinem Czar, ſo ſchwer das Wort mir fällt,
Allein wir Todten ſtehen noch nicht auf.

Hiob.

Beſinne Dich, bevor Du das verwirfſt,
Was Du doch viele Jahre heiß erflehteſt:
Hat Moskau keine Stätte, die Du liebſt?
Befrage Deine Träume! Wenn ſie Dich
Auch nicht mehr in den Kremel führen mögen,
Wo Du, in Perlen und Kleinodien,
Das halbe Rußland in den Haaren, prangteſt,
Und eine Welt zu Deinen Füßen ſahſt,
Trägt keiner Dich an einen ſtillern Ort?

Marfa.

Du triffſt es, Hiob! Auf den Thron der Czaren
Stieg ich nicht mehr, ſeit Du Iwanen kröuteſt,
Doch hab' ich oft in ihrer Gruft gekniet.
Und mit Erröthen muß ich widerrufen:
Ja, ja, ich hab' noch einen Wunſch auf Erden,
Ich mögte einmal an dem Sarge beten,
Der meines Sohnes heil'ge Aſche birgt.

Hiob.

Der Wunſch iſt Dir gewährt! Und feierlich
Sollſt Du geleitet und empfangen werden,
Das ganze Rußland ſoll Dir Zeuge ſein!

Marfa.

Das wünſch' ich nicht!

Hiob.

So hat der Czar befohlen!
Denn wie er Iwan ehrt bis dieſen Tag,
So will er auch die Witwe Iwan's ehren
Und als die Witwe Iwan's nimmſt Du's an.
(Mit feierlicher Gebere gen den Himmel).
Herr, Herr, wie groß biſt Du! wie unerforſchlich
Sind Deine Wege und wie wunderbar
Führſt Du's hinaus!

Marfa.

Was haſt Du?

Hiob.

Frage nicht!
Zieh' hin, Du biſt gebenedeit vor Vielen!
Du darfſt des Herzens letzten ſtillen Wunſch
Befriedigen und ohne daß Du's ahnſt,
Zugleich die Welt mit Heil ſo überſchütten,
Daß Dir's der Enkel ſpäteſter noch dankt.

Marfa.

Indem ich thu', was jede Mutter thäte?

Hiob.

Indem Du thuſt, was jede Mutter thäte,
Indem Du an dem Sarg des Sohnes beteſt,
Geht dieſe Fülle Segens von Dir aus!

Sechſte Scene.

Kloſterſchweſter
(ſtürzt herein).

Hochwürdigſte!

Otrepiep
(folgt).

Wo iſt die Czarin Marfa!

Hiob.

Wer biſt Du, daß Du's wagſt?

Otrepiep.

Otrepiep
Mit ſeinen Saporogiſchen Koſaken,
Du kannſt mich kennen, denn ich war ein Mönch.

Hiob.

Biſt Du der Frevler?

Otrepiep.

Das erſpare Dir,
Bis Du mich haſt, einſtweilen hab' ich Dich!
Wo iſt die Czarin? denn mich ſchickt ihr Sohn.

Marfa.

Ruchloſer! Willſt Du eine Mutter höhnen?

Otrepiep.

Du biſt's? So ſchlage ich die Stirn vor Dir.
(Er thut's.)
Doch wenn Du Deinen Sohn umarmen willſt,

So folge mir, er hat gerade Zeit,
Die erſten ſeiner Schlachten ſind geſchlagen
Und für die andern fehlt's bis jetzt am Feind!

Marfa
(zu Hiob, in größter Verwunderung).

Ich bitte Dich!

Hiob.

Ich hätt' Dir eine Kunde
Gern vorenthalten, die der letzten Freude
In Deiner Bruſt den letzten bittern Schmerz
Geſellen muß, doch leider darf ich nicht!
Vernimm! Ein frecher Abenteurer iſt
In Polen aufgeſtanden, der behauptet,
Er ſei Dein Sohn.

Marfa.

Daß jeder Fluch ihn treffe,
Der —

Otrepiew.

Halt! Du wirſt bereu'n!

Marfa.

Verzeih' mir's Gott!
Nicht, daß ich ihn verfluchen wollte, nur
Daß ich noch immer fluchen kann.

Hiob.

Der Pole

Braucht ihn als Fackel, um in unſ're Grenzen
Den Krieg zu werfen, denn der Ruſſe darf
Zwar pflügen, auch noch ſäen, nur nicht ernten,
Das thut der fromme Nachbar gern für ihn!

Marfa.

Und? —

Hiob.

Was der Mönch berichtete, iſt wahr!
Zwei Schlachten ſind geliefert.

Marfa.

Und Dein Czar
Hat nicht geſiegt! Nun weiß ich, was ich ſoll.

Hiob.

Nur was Du willſt! Dich trieb Dein eig'nes Herz!

Marfa.

Das alſo war's! Hiob, wie falſch biſt Du!

Otrepiev.

Dieß iſt die rechte Antwort! Folge mir!
Du ſollſt für dieſen After-Czaren zeugen,
Und wenn Du's weigerſt, wirſt Du ſtumm gemacht.

Marfa.

So iſt's! Wenn ich an ſeinem Grabe bete,
So zeug' ich auch für ſeines Mörders Recht.

Hiob.

Du ſollſt die Wahrheit ſagen, ſollſt bekennen,
Ob Dein Demetrius im Grabe ruht,
Ob er ein Schwert im Polenlager ſchwingt.
Es wär' geweſen, wie ein Bibelwunder,
Wenn Du, der ſtillen Kloſtergruft entſteigend,
Durch Dein Gebet den blut'gen Zwiſt der Welt
Beſchwichtigt hätteſt, ohne ihn zu kennen,
Und dann, am offenen Palaſt vorüber,
Der Dir mit allen ſeinen Freuden winkt,
Zurückgeſchritten wär'ſt, ein ſel'ger Geiſt.
Das ſollte nicht ſo ſein, nun ruf' ich Dich
Nach Moskau, daß Du zeugſt, und mahne Dich
An Dein Gelübde!

Marfa.

Deß bedarf es nicht.
Ich ſah mein Kind in ſeinem Blute liegen
Und eh' ich dulde, daß ein Gaukler ihm
Den Platz in ſeinem Grabe ſtreitig macht
Und ſchweren Gräuel häuft in ſeinem Namen,
Eh leg' ich tauſend Mal das Zeugniß ab,
So hart es iſt, daß ich, die ſchwer Gekränkte,
Noch zeugen muß für Boris Godunow.

Otrepiep.

Du ſahſt ein Kind in ſeinem Blute liegen,
Das iſt gewiß, doch war's das Deine nicht.

Marfa.

Es war das meinige.

Otrepiev.

Es war das Kind,
Das man Dir in die gold'ne Wiege legte
Doch nicht das Kind, das Du geboren haſt.

Hiob.

Du kennſt das Gaukelſpiel erſt halb.

Otrepiev.

Dein Kind
War ſchon vertauſcht, als Du aus Deiner Ohnmacht
Erwachteſt und nach ſeinem Kuß verlangteſt.
Du drückteſt gleich ein fremdes an die Bruſt.

Marfa.

Allmächt'ger Gott!

Otrepiev.

In tiefſter Einſamkeit,
Sich ſelber unbekannt ward Dein's erzogen,
Indeß das Kind der Magd den Czarewitſch
Vor Deinen Augen ſpielte.

[**Marfa.**

Ich weiß,
Die ſchöne Barbara kam auch nieder.]

Hiob.

So verſichert
Ein röm'ſcher Cardinal!

Otrepiev.

Doch dafür iſt
Das Kind der Magd auch lange Staub und Aſche,
Indeß Dein Sohn um ſeine Krone kämpft.

Marfa.

Das Kind der Magd! Iſt's möglich! Kann das Herz
Der Mutter ſich ſo täuſchen!

Hiob.

Frag' Dich wohl,
Ob Du den Todten noch betrauern würdeſt,
Wenn er nicht Fleiſch von Deinem Fleiſche war:
So echt Dein Schmerz, ſo echt iſt auch Dein Kind.

Marfa.

Ich muß ihn ſeh'n!

Hiob.

Bedenke, was Du thuſt!
Du hältſt jetzt Krieg und Frieden in der Hand
Und jeder Schritt von Dir iſt ſo gewichtig
Wie die Bewegung eines Sterns.

Otrepiev.

So iſt's!

Aebtiſſin.

Wenn ich auf einmal Schickſal ſpielen ſollte,
So würd' ich's machen, wie's das Schickſal macht,
Das Schickſal ſchweigt, und alſo ſchwieg' ich auch.

Marfa.

Du trägſt kein Mutterherz in Deinem Buſen,
Und weißt nicht, was den meinen jetzt bewegt.
Ich muß, ich muß, doch zweifle nicht, ich finde
Den Muth, um den Betrüger zu entlarven,
Wenn mir mein Sohn nicht in die Arme ſinkt.

(Ab.)

Zweiter Act.

Schlachtfeld. Vor Nowogorod.

Erſte Scene.

Maſſen-Bewegungen. Im Vordergrund das Lager des Demetrius. Mniczek und Poniatowsky bei ſeinem Zelt.

Mniczek.

Wir ſind verloren. Dieſer Ungeſtüm
Muß uns verderben.

Poniatowsky.

Ei, wir ſiegen ja,
Du ſiehſt, der Feind wird überall geworfen —

Mniczek.

Was hilft der Kranz Dir, wenn der Kopf Dir fehlt.

Poniatowsky

(deutet auf den Hintergrund, wo Demetrius an der Spitze einer Schaar erſcheint).

Der Czar noch einmal!

Mniczek.

O, noch hundert Mal,
Bis irgend eine Kugel endlich trifft.

Poniatowsky.

Schau hin! Auch dieſe Arbeit iſt gethan.

Mniczek.

Verflucht ſei ſolch ein Muth, der, nicht zufrieden,
Den Ruhm des Feldherrn glorreich zu erringen,
Auch nach den Ehren des Soldaten geizt
Und eine Krone an die Feder ſetzt,
Die noch im Helmbuſch fehlt.

Poniatowsky.

Doch reißt er Alles
Unwiderſtehlich hin. Ein Wort von ihm
Wirkt, wie ein Schluck —

Mniczek.

Er kommt. Ich tret' ihn an,
Denn es iſt meine Sache, wie die ſeine,
Ich bin ein Bettler, wenn' es nicht gelingt.

Zweite Scene.

Demetrius
(mit einer Schaar. Musik).

Mniczek
(vertritt ihm den Weg).

Mein Czar — jetzt iſt Dein guter Engel müde,
Drum dank ihm ſeinen Dienſt und ſchick' ihn heim.

Demetrius.

Wenn das ein And'rer wagte — Laſſ' mich durch!
Sonſt — Tod und Teufel!
(Stürmt fort.)

Mniczek.

Hör' mich doch nur an!

Demetrius
(zurückrufend).

Wenn's Feier-Abend iſt.
(Ab mit den Seinigen.)

Dritte Scene.

Poniatowsky.

Nun, mir gefällt's!
Der iſt vom beſten Blut.

Mniczek.

Ei was, er gleicht
Dem Jäger, der ſich nicht begnügt, die Hunde

Zu hetzen, ſondern um ſich beißt, wie ſie:
Das wäre Königs-Art?

(Fanfaren.)

Poniatowsky.

Auch die geſprengt!

Vierte Scene.

Demetrius
(tritt wieder auf).

Mein Volk iſt feig!

Poniatowsky.

Nein, Herr, Du biſt nur tapfer,
Sie fochten beſſer, als ich's je geſehn.

Demetrius
(lacht).

Auch die Koſaken?

Poniatowsky.

Warum fragſt Du noch?

Demetrius.

Weil ſie wie Fliegen ſind! Jetzt da, jetzt nicht,
Jetzt raſch geſtochen, jetzt noch raſcher fort —
Pfui, pfui!

Poniatowsky.

Das iſt nun einmal ihre Weiſe,
Auch wär' es übel, wenn ſie davon ließen,
Dann wär' der Feind die ärgſte Plage los.

Demetrius.

Ich ſah auch Fiſche, oder träumt' ich's nur?
Breite Geſichter, ſcharfe Backenknochen,
Und ohne Augen. Schauerliches Volk!

Poniatowsky.

Baſchkiren und Kirgiſen. Sehen doch
Und ſpießen einen Pfeil im ſchnellſten Fluge
So zierlich, daß ein Kreuz zur Erde fällt.

Demetrius.

Die ſind wohl aus der Moskwa aufgeſtiegen
Und kündigen uns Lachs und Karpfen an.

Mniczek.

Mein Czar, kein Ding auf Erden iſt ſo ſchlecht,
Daß es nicht irgendwo unſchätzbar wäre,
Ja, unerſetzlich, wie das Edelſte.
Dein Amt iſt nun, die Stelle zu ermitteln,
Wo jedes einzig iſt und einzig nützt,
Das aber gilt vor Allem von Dir ſelbſt.

Demetrius.

Ich kenne meinen Platz. Noch Schuß um Schuß!
Wie konnt' ich ſäumen!

(Will wieder fort.)

Mniczek.

Jüngling, hör' den Greis,
Wenn denn der Fürſt den Rath nicht hören will.

Die Arbeit iſt gethan, der Schlachten Donner
Wird ſchon ſo ſchwach, daß die Trompete ihn
Faſt übertönt. Jetzt kriecht der Haſe aus
Und zeigt den Milchzahn. Drüben ſchießt der beſte
Soldat zum letzten Mal die Büchſe ab,
Und hüben kehrt das frechſte Weib den Todten
Mit gier'ger Hand die erſte Taſche um.
Der Troß verrichtet ſeine edlen Thaten,
Indeß ſie in den alten Mauern loſen,
Wer Dir, den Strick um den gebückten Hals,
Die roſt'gen Schlüſſel überbringen ſoll.
Und wenn Du noch nicht ruhen kannſt, ſo wirſt
Du durch die Kugel fallen, die verröchelnd
Ein Sterbender aus dem umkrampften Rohr
Im Todeskampf gen Himmel ſchickt.

Demetrius.

Still! Still!
Hier iſt der Degen ſchon!
(Reicht ihm den Degen hin.)

Mniczek.

Ich halt' ihn feſt,
Bis Du gelobt, ihn niemals mehr zu brauchen,
Wie dieſen Tag, ſo muthig Du ihn ſchwangſt.

Demetrius.

Nein, nicht im Scherz gelob' ich das! Ihr nennt
Mich tapfer, nun, ich weiß nicht viel von Furcht

Und wenn das reicht für dieſen hohen Titel,
So hab' ich ihn verdient. Doch heute nicht,
Denn heute wär' ich auch im Weiber-Rock
Ein Held geworden. Eine ſolche Schlacht
Iſt fürchterlich, wenn man ſich ſagen muß:
Sie wird für Dich geſchlagen! Jeder Schuß
Trifft Dich in's Herz, Du fällſt mit jedem Todten,
Und windeſt Dich mit jedem Sterbenden!
Und ich, ich hätt' mich ferne halten ſollen,
Anſtatt mein Recht zu prüfen und dem Tod
Die nackte Bruſt zu bieten? Hütet Euch,
Mich umzurufen, wenn das grauſe Spiel
Sich wiederholt! Mir wird's in Ewigkeit
Kein Hahnenkampf, bei dem man nur den Preis
Der Wette überſchlägt, doch nicht die Qualen
Der armen blinden Thiere! Und Ihr lauft
Gefahr, daß ich zum Rückzug blaſen laſſe,
Wenn Ihr mir wehrt, mich ſelbſt mit einzuſetzen,
Das kann man nur ertragen, wenn man's theilt.

Mniczek.

Und dennoch muß man.

Demetrius.

Grolle mir nur nicht,
Daß ich — — Ich weiß, ein Bär iſt höflicher,
Den man im Honiglecken ſtört. Vergieb,
Wenn's einem Czaren anſteht, ſo zu ſprechen.

Sonſt denk': er war von Sinnen und Verſtand!
Allein mir war zu Muth, als müßt' ich heut
Dem Allertapferſten den Kranz entreißen,
Wenn nicht der Feigſte mich verſpotten ſollte,
Und meinem Vater hätt' ich auch getrotzt.

Mniczek.

Mein Fürſt, es iſt ein löbliches Gefühl,
Was Dich bewegt, doch darfſt Du ihm nicht folgen,
Wenn Du nicht größ're Pflichten brechen willſt.
Du biſt's ja nicht, für den das viele Blut
In Strömen fließt, das bilde Dir nicht ein,
Was wärſt denn Du, daß Tauſende für Dich
Sich opferten? Es gilt der Majeſtät,
Dem ewigen Palladium der Welt,
Die ruht auf Deinem jugendlichen Haupt,
Und dieſe hat von Anbeginn der Zeiten
Das große Recht, die Hölle zu entriegeln
Und alle ihre Schrecken los zu laſſen,
Wenn ſie den Feind nicht anders bänd'gen kann.
Denn ſo gewiß es iſt, daß ſie allein
Die grimm'gen Teufel an die Kette legte,
Die drunten heulen, ſo gewiß iſt's auch,
Daß ſie ſie alle wieder rufen darf,
Wenn ſie geſchändet und zertreten wird.
Drum laſſ' den Tod nur raſen, wie er will,
Je grimmiger er wüthet, um ſo beſſer,
Denn um ſo raſcher wird das Werk vollbracht.

Doch ſtell' Dich ihm nicht ſelber in den Weg,
Denn wenn Du fällſt, ſo fällt die Macht zugleich,
Die ihn am Abend wieder feſſeln kann,
Und Keiner treibt ihn in ſein Reich zurück.

Demetrius.

Ich ſeh' das ein, doch ich verſprech' Dir nichts.
Nun will ich — Weißt Du, was?

Mniczek.

Gewiß! Dem König
Den Ausfall melden! Denn er wartet nur
Auf dieſen Sieg, um auch mit einem Heer
Zu Dir zu ſtoßen.

Demetrius.

Das ſey Dein Geſchäft,
Ich trag's Dir auf! — Erräth'ſt Du's wirklich nicht?
So giebt's auch Pflichten, welche Du nicht kennſt:
Ich will ein Mädchenherz beruhigen.

(Ab in's Zelt, Mniczek folgt.)

Fünfte Scene.

Poniatowsky.

Der alte Woiwode predigt gut,
Doch ſeine Weisheit kommt von ſeinen Haaren,
Ich lobe den, der aus der Kirche läuft.

Sechste Scene.

Otrepiew
(tritt auf).

Wo iſt der Czar?

Poniatowsky.

So fragt man nicht nach ihm.

Otrepiew.

Geht's hier ſchon höfiſch zu? So richte ſich
Darnach, wer will! Ich nicht!

Poniatowsky.

Nach Deiner Sprache
Mußt Du der Khan der goldnen Horde ſein.

Otrepiew.

Das nicht! Nur Gouverneur von Aſtrachan.

Poniatowsky.

So viel ich weiß, iſt der noch nicht ernannt.

Otrepiew.

Geh' ich nicht ſo hinein, verlaſſ' Dich d'rauf,
So komm' ich ſo heraus.

Poniatowsky.

Ich wünſche Glück!

Otrepiew.

Das heißt, wenn mir nicht zwiſchen Thür und Angel
Noch etwas Beßres einfällt.

Poniatowsky.

Denke nach
Und laſſ' Dir Zeit. Doch hüte Dich inzwiſchen,
Ich meine, bis das neue Amt dich deckt,
Vor Strick und Beil.

Otrepiep.

Du ſiehſt auf meinen Rock
Und glaubſt, mich ſelbſt zu ſehn. Nimm Dich in Acht!
Weißt Du, wie's Timur's Kämmerling erging,
Als er den Juden ſchlug?

Poniatowsky.

Ich bin nicht ſehr
Vertraut mit Kämmerlingen.

Otrepiep.

Nun, ſo hör's!
Der Jude kam in Lumpen zum Pallaſt,
Doch trug er einen Diamant bei ſich,
Der keine Schätzung litt.

Poniatowsky.

Auch Du vielleicht?

Otrepiep.

Und als er mit Gewalt vertrieben ward,
Schrie er ſo laut, daß es der Fürſt vernahm
Und aus dem Fenſter ſah.

Poniatowsky.

Iſt Hunde-Art.

Otrepiew.

Doch als er den erblickte, zog er ſchnell
Sein Kleinod aus dem Sack und hielt's empor
Und ſprach: Das bring' ich Dir!

Poniatowsky.

Doch nicht umſonſt?
Wie hoch der Preis?

Otrepiew.

So fragte Timur auch.
Der Jude aber rief: Hier iſt der Stein!
Gieb mir dafür den Wicht, der mich geſchlagen,
Damit ich ihn zu Tode prügeln kann,
Und dann, was Dir gefällt.

Poniatowsky.

Ich danke Dir!

Otrepiew.

Und er erhielt den goldbetreßten Buben
Und einen ganzen Wald zum Ruthenſchneiden,
Drum ſprich zu mir und nicht zu meinem Rock!
Du weißt nicht, was ich bringe!
(Großer Lärm. Koſaken-Volk.)

Poniatowsky.

Was iſt das?

Otrepiew
(zu den Koſaken).

Halt! Halt! Wer rief Euch ſchon?

(Zu Poniatowsky).

Nur unbeſorgt!
Es ſind die Meinigen, die Saporogen!

Poniatowsky.

So wäreſt Du —

Otrepiep.

Ja wohl! Otrepiep!
Haſt Du von mir gehört? Ich komm' vom Don
Und bring' Euch ſeine wilden Kinder mit.

Poniatowsky.

Der weggelauf'ne Mönch?

Otrepiep.

Du wirſt doch nicht
Auf weggelauf'ne Mönche ſchimpfen wollen?

Poniatowsky.

Warum nicht?

Otrepiep.

Weil es mehr als Einen giebt!

Poniatowsky.

Du darfſt für Dein Geſchenk ſchon etwas wagen,
Denn an Koſaken hat's uns ſehr gefehlt,
Sonſt —

Otrepiep.

Welche Welt! Wenn man den Götzen ſtürzt,
So kniet ſie vor dem Block, auf dem er ſtand! —

Geſundheit! Haſt Du nicht gehört? Man nieſ'te!
Es war vielleicht der Czar.
(Jubel-Geſchrei.)

Poniatowsky.

Was giebt's denn jetzt!

Otrepiev.

Nun wird es Zeit. Drum raſch: Wo treff' ich ihn?
Die Czarin naht und Keiner ſoll ſie melden,
Als ich.

Poniatowsky.

Die Czarin?

Otrepiev.

Ja! Was gilt die Wette:
Nun nennſt Du ſelbſt mich einen bill'gen Menſchen,
Wenn ich mit Aſtrachan zufrieden bin:
Die Czarin Mutter folgt mir auf dem Fuß!

Poniatowsky.

Und das war nicht Dein erſtes Wort?
(Er will in's Zelt.)

Siebente Scene.

Demetrius
(tritt mit Mniczek heraus, Briefe in der Hand).

Was iſt? —
Ein Bote!
(Giebt Poniatowsky die Briefe.)

Otrepiew
(zu den Koſaken).

Salutirt! Die Stirn geſchlagen!
Da kommt der große Czar!

Demetrius.

Was will der Mann?

Poniatowsky.

Mein Fürſt, er meldet ungeheure Dinge —

Otrepiew
(zu Poniatowsky).

Warum? Die Mutter ſchickt mich an den Sohn.

Mniczek.

Die Mutter?

Otrepiew.

Ja! Sie fragt, ob off'ne Arme
Für ſie vorhanden ſind.

Mniczek.

Die Czarin Marfa?

Otrepiew.

Dieſelbe!

Mniczek.

Hörſt Du das?

Demetrius
(fällt Mniczek an den Hals).

Allmächt'ger Gott!

Otrepiep
(zu Poniatowsky).

Was meinſt Du, wenn ich's, wie der Jude, machte,
Bekäm' ich Dich zum Lohn für dieß Geſchenk?

Demetrius
(erhebt ſich raſch).

Tritt her, und richte Deinen Auftrag aus:
Was haſt Du von der Czarin mir zu ſagen? —
Vergiß kein Wort und ſetze keins hinzu,
Denn jedes wiegt mir ſchwerer, wie die Welt.

Otrepiep.

Sie — Ich —

Demetrius.

Sprich ohne Furcht!

Otrepiep.

Ich fürcht' mich nicht,
Ich ſtott're nur, das thu' ich von Natur,
Ich ſoll — — doch meines Mundes braucht's nicht mehr,
Da iſt ſie ſelbſt.

Achte Scene.

Marfa als Nonne. Aebtiſſin.
(Zug. Viele Koſaken. Muſik.)

Mniczek.

Bei Gott, da iſt ſie ſelbſt!

Ehrwürd'ges Haupt, wie biſt Du grau geworden,
Seit ich Dich tanzen ſah als junge Braut.

(Zu Demetrius.)

Sie kennt mich. Komm!

(Beide ſchreiten auf Marſa zu.)

Otrepiep.

Ich wollt', ich wär' davon!
Den hätt' ich mir ganz anders vorgeſtellt.

Demetrius

(läßt ſich vor Marſa auf ein Knie nieder)

Ich weiß nicht, ob ſich Reden oder Schweigen
Am beſten ziemt in dieſer größten Stunde,
Die mir das ganze Leben bringen kann,
Und wie ein Menſch, der keinen Namen hat,
Sink' ich zu Deinen heil'gen Füßen nieder
Und harre, welchen Du mir geben wirſt!

Mniczek.

Mutter, es iſt Dein Sohn, der vor Dir kniet!
Er hätt's noch nicht gewagt, um Deinen Segen
Zu flehen, um ſo heißer dankt er's Dir,
Daß Du, wie Gottes Engel, unerbeten
Erſcheinſt! So neige Dich und ſegne ihn!

Marſa.

Welch Gaukelſpiel erlaubt man ſich mit mir!

Mniczek.

Wie! Was?

Marfa.

Man läßt mich mit Gewalt entführen
Und ſtellt ſich jetzt, als käme ich von ſelbſt.

Demetrius.

Ha!

Marfa.

Wenn die Czarin Euch nicht härter ſchilt,
So mögt Ihr bei der Nonne Euch bedanken,
Doch fühlt ſie, welche Schmach ihr widerfährt.

Demetrius
(ſpringt auf).

Bei meinem heil'gen Recht auf Rußlands Thron,
Bei meiner Hoffnung auf das Himmelreich,
Wenn das geſchah, ſo wußt' ich Nichts davon.
Und dies beweiſ' ich Dir ſogleich, ich ſchwöre:
Wer das gewagt, der ſtirbt den bittern Tod.
Nun nenn' ihn mir!

Otrepiep
(wirft ſich der Czarin zu Füßen).

Demetrius.

Du klagſt Dich ſelber an,
Indem Du bleich zu ihren Füßen ſinkſt
Und Deine Hände falteſt! Führt ihn ab.

Otrepiep.

Großmächtigſter — Wie hätt' ich's mich verwogen —
Ich bitt' um mein Geſchenk für das Geleit.

Marfa.

Steh auf, hier haſt Du meinen letzten Ring.

Demetrius
(zu Mniczek, indem er ihn umarmt).

Du warſt es nicht, Gottlob!

Mniczek.

Wie konnteſt Du's
Nur glauben!

Demetrius.

Weil Du ſtets auf dieſen Schritt
Gedrungen haſt!

Otrepiep
(zu Demetrius).

Doch hab' ich auch für Dich
So viel gethan, daß mir ein kleiner Fehler
Wohl zu verzeihen wär'.

Demetrius.

Zum Beiſpiel, was?

Otrepiep.

Was ſoll ich ſagen — Herr, es fällt mir ſchwer,
Mich ſelbſt zu loben — Doch —

Demetrius.

So ſchweig! — Du ſiehſt,
Mein Name ward gemißbraucht, und ich kenne
Den Frevler wohl, wenn Deine Großmuth ihn
Auch vor der Strafe ſchützt! — Haſt Du mich je

Geſehn? Hab' ich ein Wort mit Dir geſprochen?
Hab' ich von Dir gewußt? Knie' noch einmal,
Und dann hinweg mit Dir! Du haſt das Siegel
In Gottes Hand zerbrochen, und mir wird
Nun ewiglich der Himmelsſtempel fehlen,
Der alle Zweifel ſiegreich niederſchlägt!
(Zu Maria).
Denn, wie das Salböl ruhig ſteht im Schrein,
Und wie die Krone ſchläft auf ſammtnem Kiſſen,
Bis Schwert und Lanze ihre Pflicht gethan,
So ſollteſt Du im Kloſter auch verharren,
Bis Gott entſchieden durch die letzte Schlacht,
Und erſt, wenn ich die heilgen Weihen trug,
Womit die Kirche Fürſtenſtirnen ehrt,
Wollt' ich die höchſte mir von Dir erbitten,
Denn dieſe kommt, ich weiß es wohl, von Dir.
Du biſt bewegt und eine Thräne blinkt
Aus Deinen Augen leuchtend mir entgegen:
Sprich, haſt Du noch den Namen nicht für mich?.
Halt' an Dich, wenn Du mußt! Ich will ihn nicht
Erzwingen, nicht unedel mir erſchleichen,
Was Du bereuen könnteſt, weiſ' ich ab.
Wie ich mein Reich erob're, Stadt für Stadt
Und Land für Land, ſo will ich dich erobern,
Wenn ſich Dein Herz nicht gleich mir öffnen kann:
Sonſt wird die Mutterliebe erſt geſchenkt
Und dann verdient, ich will ſie erſt verdienen,
Vielleicht, daß Du ſie mir zuletzt auch ſchenkſt.

Marfa.

Wär's möglich? Wär' mir an der Todes-Pforte
Ein Glück beſcheert, das alle meine Schmerzen
Schon durch die bloße Hoffnung überwiegt?
Ich wag' es nicht, zu glauben, doch das fühl' ich:
Wenn ich den Sohn, anſtatt ihn zu beweinen,
Im ſel'gen Traum des einſt'gen Wiederſeh'ns
Nach Mutter-Art mit all den Eigenſchaften,
Die man am Jüngling und am Mann verehrt,
Verſchwenderiſch geſchmückt und jeden Tag
Mit einer neuen ihn verherrlicht hätte,
Er könnte jetzt nicht edler vor mir ſteh'n!
Und das iſt wahr: aus dieſem Auge blitzt
Im Zorn der grimmige Kometen-Funke,
Vor dem die Welt ſo oft zuſammen fuhr,
Wenn Iwan finſter blickte, ja, es ſind
Dieſelben Züge, iſt dieſelbe Stimme —
Was hält mich ab, ſein treues Ebenbild
An meine Bruſt zu zieh'n?

Demetrius.

Was hält Dich ab?
(Er breitet ſeine Arme aus, ſie ſinkt hinein.)

Marfa
(tritt zurück).

O Gott, es iſt geſchehn!

Demetrius.

Bereuſt Du's, Mutter?

Marfa.

Laßt mir nur Zeit, ich tret ja auf ein Grab,
Und unentſchieden zwiſchen Dem, der lebend
Vor meinen Augen ſteht und Dem, der modert,
Schwankt mir das Herz in der beklemmten Bruſt.

Mniczek.

Sollt' ich mein Glück und meiner Tochter Heil
Wohl an ein ſchlechtes Abenteuer wagen?
Es iſt nicht möglich, daß Du's glauben kannſt.
Das aber iſt gewiß: mein letzter Pfenning
Zog jetzt mit mir zu Feld und bleibt als Nagel
An irgend eines Reiterpferdes Huf.

Marfa.

Ich weiß es, großer Woiwod.

Mniczek.

Auch bin
Ich's nicht allein, der willig Gut und Blut
An dirſe heil'ge Sache ſetzt, ihr dienen
Die Beſten aus den edelſten Geſchlechtern
Des ganzen, weiten Polen-Reichs, und wenn
Die Republik als ſolche ihren Adler
Nicht ſteigen läßt, ſo hält ſie nur die feige
Verſchlagenheit des Königs noch zurück,
Der, ob er gleich von Herzen mit uns iſt,
Doch gern den Schein bewahren will.

Marfa.

Wohl fühl' ich,
Wie ſchwer das Alles wiegt!

Mniczek.

Das Lager wimmelt
Von Völkern aller Art, und wie der Sturm
Den Schnee zuſammen bläſ't, und zur Lawine
Den Flockenſtaub verdichtet, treibt ein Hauch,
Der nur von oben kommen kann, die Menſchen
Unwiderſtehlich an, ſich zu vereinen,
Um Deines Sohnes Rechte durchzufechten,
Und dann den alten Hader fortzuſetzen,
Der ſie bisher in bitt'rem Haß getrennt.
Die Sprache wird auf Erden nicht geſprochen,
Worin man nicht für ihn zum Himmel fleht:
Willſt Du die einz'ge Stumme ſein und zweifeln,
Wo Fürſten freudig ihre Kronen wagen
Und arm geborne Knechte ihren Kopf?

Demetrius.

Du ſtehſt hier nicht vor dem Bojaren-Rath,
Den Du durch Deiner Zeugniſſe Gewicht
Zerſchmettern magſt, wenn er in Moskau mir
Die Huldigung verweigern will, Du ſtehſt
Vor einer Mutter, die ſich frei entſcheidet,
Und triebe ſie ihr Herz noch jetzt in's Kloſter
Zurück, nachdem ſie mich als Kind umarmt.

Sie ſchaue ruhig aus der Ferne zu,
Und wenn mich Gott, der mich auf ſeinen Händen,
Bis hieher trug, zuletzt noch fallen läßt,
So halte ſie mich ſelber für betrogen
Und ſpreche für den Todten ein Gebet.

Mniczek.

So ſtand's vielleicht, bevor ſie ihre Zelle
Verlaſſen hatte, aber jetzt nicht mehr.
Wenn ſie nicht mit Dir iſt, ſo iſt ſie auch
Schon wider Dich! Ja, wenn ſie nicht ſogleich
Durch's Lager Dich begleitet, und den Völkern,
Die ungeduldig darauf warten, dankt,
So wirbt ſie hier ein Heer für Boris an,
Und richtet dem, der Dich ermorden wollte
Und ſie begrub, den umgeſtürzten Thron
Zum Staunen und zum Schrecken aller Welt
Von Neuem auf, und feſter, als zuvor!

Marſa.

O, das wird nie geſchehn, ich bin bereit.

Adjutant.

Der kaiſerliche Feldmarſchall, Fürſt Schuiskoi!

Demetrius.

Was kann das ſein?

Mniczek.

Dein Glück iſt gut gelaunt —
Das iſt ein Tag, wie Aaron's dürrer Stab,
Jedwede Stunde ſchlägt in Blüten aus.

Neunte Scene.

Schuiskoi
(mit ſeinem Generalſtaab).

Mein Fürſt, vergönne erſt, daß ich den Stern
Verehre, der mich hergeleitet hat,
Wie der der heiligen drei Könige,
Als ich, wie ſie, am Scheidewege ſtand.

(Zu Marfa).

Erhabne Czarin, neige mir Dein Ohr,
Alexis Schuiskoi ſchlägt die Stirn vor Dir,
Du kennſt ſein Haus, wenn auch ihn ſelber nicht.

(Zu Demetrius).

Mein Fürſt, Du haſt den Sieg davon getragen,
Faſt thut's mir leid, weil Dir ein höherer
Dadurch entgeht. Noch hat die Weltgeſchichte
Das ungeheure Schauſpiel nicht geſehn,
Daß ſich der Sieger auf dem Schlachtfeld ſelbſt
Den Kranz vom Haupte reißt und dem Beſiegten
Ihn auf den Knie'n erröthend überreicht:
Heut' wäre das geſchehn.

(Zu Marfa).

Wo Du verweilſt,
Da iſt der echte Czar, wo Marfa ſegnet,
Muß Schuiskoi huldigen! Du trägſt ſchon längſt
Ein Himmels-Diadem im greiſen Haar
Und Palmen, die nicht welken, in den Händen,

Und wenn Du wiederkehrſt in's Welt-Getümmel,
So iſt's, als ob ein ſel'ger Geiſt erſcheint:
Er kommt, um einen Knoten aufzulöſen,
Der unſ'rer Blindheit unentwirrbar iſt,
Und ſchwingt ſich, eh wir dankten, wieder auf.
(Zu Demetrius).
O möchten meine Fahnen ſtolzer rauſchen,
Sie ſanken zwar nicht ganz, und die Trompeten
Gewaltiger erſchallen, daß es Dir
Zu größ'rem Ruhm gereichte, wenn ich mich
Im Staub Dir neige!
(Zu Marfa).
Heilige, Dir fehlt's
Gewiß am Angebinde für den Sohn,
Denn Du biſt aus der Gruft empor geſtiegen
Und Todte ſind ſo arm, wie Ungeborne:
Nimm mich zu Deinem Sklaven an und ſchenke
Mich wieder weg an den von Deinen Freunden,
Dem Du den treu'ſten aller Diener gönnſt.
(Zu Beiden).
Ich hab' zwar nur zwei Arme, wie Ihr ſeht,
Doch hängt noch jetzt an jedem meiner Finger,
So viel ich auch verlor, ein kleines Heer.

Demetrius.

Fürſt Schuiskoi, hoch willkommen ſeid Ihr mir!

Mniczek
(zu Marfa).

Siehſt Du? Der Boden blüht, wohin Du trittſt.

Demetrius.

Wie viel der Truppen bleiben unſerm Feind?

Schuiskoi.

Frag' nicht darnach, und wären's Millionen:
Du ſchlägſt ſie alle durch ein einz'ges Blatt!

Demetrius.

Was meinſt Du?

Schuiskoi.

Gieb die Bauern wieder frei.

Mniſzek.

Wahr! Wahr! Das hätt' in's Manifeſt gehört!

Schuiskoi.

Und hebe das Verbot der Ehen auf,
Das noch weit ſchwerer auf den Adel drückt.

Mniſzek.

Ich weiß! Dein eigner Sohn. — Sogleich! Nicht wahr?

Demetrius.

Das will im Staatsrath erſt erwogen ſein!

Mniſzek.

Ei was!

Demetrius.

Ich kann darüber nicht entſcheiden,
Doch wird geſcheh'n, was recht und billig iſt.

Schuiskoi.

Und iſt es billig, daß man Tauſende,
Als wären's Bäume, an die Scholle feſſelt,
Und ihnen Freiheit und Bewegung raubt?

Demetrius.

Das ſcheint es nicht zu ſein.

Schuiskoi.

Und iſt's gerecht,
Daß man des Reiches älteſte Geſchlechter
Erſtickt, damit kein Adel übrig bleibe,
Als der mit Boris aus dem Stall entſprang?

Demetrius.

Wir werden's unterſuchen.

Schuiskoi.

Großer Czar,
Gewähr' uns gleich, was Du gewähren willſt:
Ein edles Fräulein ſteht verzweifelnd zwiſchen
Der Schande und dem Tode, der Tyrann
Iſt unerbittlich, rette Du das Kind.

Demetrius.

Das kann ich, ohne das Geſetz zu ſtreichen,
Und thu' es gern.

Schuiskoi.

Es wäre aber gut —

Demetrius.

Du willſt mir doch nicht die Bedingung ſtellen?
Das Markten kommt zu ſpät.

Mniczek.

Er meint ja nur,
Du würdeſt alles Blut-Vergießen hindern,
Wenn Du ihm folgteſt.

Demetrius.

Und vielleicht dafür
Was Schlimm'res thun! Es iſt nicht Alles ſchlecht,
Was Boris that, und Nichts blos darum ſchlecht,
Weil er es that. Wer ſich vom Stall heraus,
Den Weg zum Czaren-Thron zu bahnen weiß,
Der iſt kein Thor! Genug, ich ſchlag's nicht ab
Und ſag's nicht zu, es wird im Rath geprüft!

Zehnte Scene.

Adjutant.

Die Rathsherrn von Nowogorod.

(Deputation mit den Schlüſſeln.)

Bürgermeiſter.

Mein Fürſt,
Wir fleh'n Dich, einzuzieh'n in unſ're Mauern,
Die Thore ſteh'n Dir auf, und unſ're Weiber
Und Kinder liegen längſt ſchon in den Straßen,
Durch die Du reiten mußt.

Demetrius.

Wozu denn das?

Bürgermeiſter.

Wir haben ſie, ſtatt Blumen, hingeſtreut,
Du kannſt ſie, ſammt den Deinigen, zertreten,
Wenn Du nicht Gnade üben willſt, ſie werden,

Sich nicht erheben, und wir ſind bereit,
Uns neben ſie zu legen.

Demetrius.

Welche Schuld
Drückt Euch denn ſo darnieder?

Bürgermeiſter.

Keine and're,
Als daß wir jetzt erſt kommen, unſern Herrn
Und angeſtammten Czaren zu begrüßen.

Demetrius.

Gebt einmal eine Münze! — Weſſen iſt
Das Bild? Wen ſtellt es vor? Mich ſelbſt vielleicht?
Vergleicht! Nicht wahr? Das Alter trifft nicht zu,
Die Runzeln fehlen ganz und halb der Bart.
Nun, wenn ich der nicht bin, der dieß Metall
Geſtempelt hat, ſo kann ich auch wohl der
Nicht ſein, dem Ihr Gehorſam ſchuldig wär't!
Drum geht und ſchickt die Weiber und die Kinder
Zum Kränzewinden in den nächſten Wald,
Wir hatten Roth genug und brauchen Grün.
(Die Deputation ab.)

Eilfte Scene.

Mniczek.

Der Alte hat gewiß dem Schrecklichen
Noch in's Geſicht geblickt und iſt das Zittern
Nicht wieder los geworden.

Demetrius.

Hat mein Vater
So furchtbar hier gehauſt? — Nun, ich will ſegnen,
Wie er geflucht.

Mniczek.

Zum Heer! Was zögerſt Du?
Sie ſtehn noch unter Waffen.

Demetrius.

Wohl! Zum Heer!

Schuiskoi

(zu Marfa).

Sie werden jubeln, wenn ſie ihren Czaren
In ſo ehrwürdigem Geleite ſehn.

Marfa

(zu Demetrius).

Und ich will Jeden, wie am Oſtermorgen,
Umarmen, der das Schwert für Dich gezückt.

Mniczek.

Kommt! Kommt!

Demetrius.

Erſt mich noch einmal.

(Marfa umarmt ihn. Dann Alle ab.)

Zwölfte Scene.

Schuiskoi.

Wär's denn wahr?

Otrepiev
(der ſich hervor geſchlichen hat).

Nein!

Schuiskoi.

Wer biſt Du?

Otrepiev.

Ein Mann, der's wiſſen kann!

Schuiskoi.

Haſt Du Beweiſe?

Otrepiev.

Herr, die Antwort führte
Zu weit, ich bin nicht ſicher. Habt Ihr Raum
In Eurem Zelt für mich?

Schuiskoi.

Verbirg Dich dort,
Ich ſeh' Dich bald.

Otrepiev
(ballt die Fauſt nach Demetrius hinüber und ſchleicht ſich wieder fort).

Dreizehnte Scene.

Schuiskoi.

Das träfe ſich ja gut.
(Er lacht.)
Wer kann mich ſchelten, daß ich huldige,

Wo ſelbſt die Mutter huldigt? Und wer darf
Mich tadeln, daß ich den Betrüger wieder
Verlaſſe, wenn man ihn entlarvt, und mich
An ſeine Stelle ſetze, um den Stuhl
Einſtweilen warm zu halten? Er iſt zäh,
Das merkt man ſchon, ich prüft' ihn nicht umſonſt.
Wer über Nacht zu einer Krone kommt,
Der pflegt die beſten Perlen ſchon vor Tag
Als Trinkgeld an die Schreier wegzuſchenken.
Doch er hält feſt, wie ein geborner Prinz,
Dem man die Namen ſeiner Länder ſchon
Auf ſeine erſten Oſter-Eier ſchrieb,
Und der mit ſeinem Erbe kargt, weil er's
Von frühſter Jugend auf ſich Stück für Stück
Beim' Buchſtabiren in den Sinn geprägt.
Nicht einmal ein Geſetz, ein Blatt Papier
Mit Dintenklexen d'rauf, läßt er ſich nehmen,

(Demetrius nachahmend)

Das will im Staatsrath erſt erwogen ſein!
Bei dieſem Wechſel käme viel heraus,
Der eine ſpricht Diskant, der Andre Baß,
Doch alle Beide ſagen Nein und Nein.
Gleichviel. Du biſt der Stein in Boris Weg.
Bricht er den Hals, ſo kommt es Dem zu ſtatten,
Der Dich als Schemel zu gebrauchen weiß.

(Fanfaren und Jubel.)

Jetzt ſchwören ſie! Auch Du heraus, mein Schwert.

(Mit gezogenem Schwert ab.)

Vierzehnte Scene.

Marfa und die Aebtiſſin treten auf.

Aebtiſſin.

Nun, hat das Mutterherz in Dir geſprochen?

Marfa.

Iſt er nicht edel?

Aebtiſſin.

Darnach frag' ich nicht,
Doch iſt er echt? Denn nicht dem Edelſten,
Dem Echtgebor'nen nur gehört der Thron,
Und ſo iſt's recht.

Marfa.

Glaubſt Du, daß er's nicht iſt?

Aebtiſſin.

Du weichſt mir aus und das begreif' ich wohl,
Denn, wenn Dir nur der kleinſte Zweifel blieb,
So biſt Du elend, wie noch nie ein Weib.

Marfa.

Du willſt mich ſchrecken.

Aebtiſſin.

Iſt's nicht wahr? Sprich ſelbſt!
Was hat den Feldherrn Boris Godunow's
Hieher getrieben? Seine Niederlage?
Er war beſiegt, doch nicht zertreten. Reue?
Gewiſſen? Ueberzeugung? Nichts von Allem,
Dein Beiſpiel war's! Er hat's ja ſelbſt bekannt.

Marſa.

So iſt's.

Aebtiſſin.

Und wähnſt Du, daß in ihm der Eifer
Für Recht und Wahrheit lodert? Glaub' es nicht,
Ich kenne die Bojaren! Wär' der Czar
Auch ein Zigeuner, gelb, wie eine Quitte,
Und ſchmutzig, wie der Weg zur Winterzeit:
Sie würden vor ihm kriechen, wenn er ſie
Nur ſchalten ließe, wie ſie eben mögten;
Doch, daß er ſtreng und gut regiert und ſie
Im Zügel hält, das iſt's, was ſie empört,
Und nun verbrämen ſie Verrath und Abfall
Mit ihrer Treu für Rurik's Stamm und Haus.

Marſa.

Ich kenn' ſie auch.

Aebtiſſin.

Sie werden Alle folgen,
Denn Alle ſind erbittert, doch auch Alle,
Wie Schuiskoi, ſchwören, daß es nur geſchieht,
Weil Du voran gegangen — ringsum wird
Der Bürgerkrieg entbrennen, der nicht blos
Das Reich zerſpaltet, ſondern auch das Haus
Zerreißt und in die letzte heil'ge Stätte,
Wo man der Wunden pflegen ſoll, den Haß
Verpflanzt, der neue ſchlägt — und jeder Gräuel
Wird Deinen Namen tragen, weil der Teufel

Das Siegel Gottes führt und Höllen Frevel
Zu Heldenthaten ſtempelt! Wird's Dich nicht
Zu Boden drücken, wenn Du Deines Herzens
Nicht völlig ſicher biſt?

Marfa.

Wer ſagt Dir denn,
Daß ich's nicht bin?

Aebtiſſin.

So hat ſich die Natur
In Dir geregt, ſo ſtark in Dir geregt,
Daß jeder Widerſpruch beſchämt verſtummte,
Der ſich in Deinem Innerſten erhob?
Sogar der letzte, der den Menſchen zwingt,
Das Wunder zu bezweifeln, das ihn rettet,
Weil er ſich keines Wunders würdig fühlt?
So hätteſt Du aus Millionen ihn
Herausgefunden und an Deine Bruſt
Geſchloſſen, wenn er auch im Bettlerkleid
Erſchienen wäre, weil Dein altes Blut
Bei ſeinem Anblick wieder glühend wallt
Und weil Dir auch das ſeine jugendlich
Zu freud'gem Gruß entgegen ſteigt?

Marfa.

Spricht denn
Das Blut ſo klar und laut?

Aebtiſſin.

Ich weiß es nicht.

Doch denk' ich mir die Mutter und ihr Kind
Durch irgend ein geheimnißvolles Zeichen,
Das ſie allein erkennen und verſtehn,
Für alle Zeit unwandelbar verknüpft,
Denn Zeugen können lügen, Ringe laſſen
Sich ſtehlen, ein Naturſpiel wiederholt ſich,
Und wenn ein ſolches inn'res Zeichen fehlt,
So iſt der Menſch zu ew'ger Nacht verdammt,
Und ſollte niemals ſagen: dieſer iſt's!

Marfa.

Ich kenn' den Ort, wo ſich das Räthſel löſt.

Aebtiſſin.

Was meinſt Du?

Marfa.

Haſt Du meinen Wunſch vergeſſen?
Den einz'gen, der mir aus dem Lärm der Welt
In's Kloſter folgte und mich nie verließ?

Aebtiſſin.

Du wollteſt einmal an dem Sarge beten,
Der Deines Sohnes blut'ge Aſche birgt.

Marfa.

Ich werd' in Moskau an dem Sarge beten,
Der dieſes Kindes blut'ge Aſche birgt!

Dritter Act.

Moskau.

Erſte Scene.

(Feierlicher Einzug des Demetrius. Viel Volk.)

Rurik.

Ja, Kameraden, nun giebt's Feſt auf Feſt!
Der neue Czar zieht ein, der alte aus,
Wir können uns nach Herzensluſt ergötzen!
Wer jubeln will, der ſtellt ſich auf bei uns,
Hier kommt der große Krönungszug vorbei,
Wer lieber flucht, der geht zum blauen Kloſter,
Wo Godunow den letzten Umzug hält.
Hier gold'ne Wagen, Ehrenpforten, Kränze,
Und dort ein Sarg, den man mit Koth bewirft,
Man hat die Wahl und kann's nicht beſſer wünſchen,
Ein Jeder findet was für ſein Gemüth.

Oſſip.

Nur ſchade, daß man ſich nicht theilen kann,
Ich möchte Beides haben, hier den Anfang
Und dort das Ende, ja das Ende wäre
Mir noch viel lieber, doch man muß wohl bleiben,
Denn Todte werfen keine Münzen aus.

Rurik.

Am ſchlimmſten iſt's, wenn Eins das And're kreuzt.
Das haben wir erfahren, als die Czarin
Im Wochenbette ſtarb. Das Kind lebendig,
Die Mutter todt, da gab's nicht Luſt noch Leid.

Petrowitſch.

Wißt Ihr's gewiß, daß man dem todten Czaren
Zu Leibe darf?

Rurik.

Du willſt ihn doch nicht prügeln?

Petrowitſch.

Warum nicht? Aus dem Sarg' möcht' ich ihn reißen
Und das am Bart.

Rurik.

Hat er Dir was gethan?

Petrowitſch.

Ich dächte!

Rurik.

Dir der Czar? Biſt Du verrückt?
Was haben wir zu ſchaffen mit dem Czaren?
Der ſchlägt den Knäs, doch nicht den Bauersmann.

Petrowitſch.

Wer hat uns den Andreas-Tag geraubt,
An dem wir Bauern luſtig, wie die Störche
Und Schwalben, in die Weite ſteuerten
Und mit der Sonne zogen? Jetzt muß Jeder
Zu Hauſe bleiben und den Fleck bebauen,
Auf dem er's Laufen lernte! Alle Teufel,
Ich darf nicht fort aus Twer.

Rurik.

Und biſt doch hier?

Petrowitſch.

Auf Koſten meiner Ohren. Die betracht' ich
Schon jetzt nicht mehr als Eigenthum, und wenn
Sie mir erfrieren ſollten, braucht mich Keiner
Mit Schnee zu reiben, mir iſt's völlig gleich,
Sie kommen doch als Abfall vor die Scheere.
(Hebt einen Stein auf.)
Du Hund!
(Wirft ihn zur Erde.)
O, daß Du's fühlteſt!

Rurik.

Du ſtehſt wirklich
Noch hinter uns zurück, das iſt gewiß.

Wir dürfen doch verhungern, wo wir wollen!
Wer drängt denn wieder ſo?

Oſſip.

Das alte Weib?

Rurik.

So gebt ihr Einen.

Zweite Scene.

Barbara.

Laßt mich doch mal vor!

Rurik.

Willſt Du durchaus denn einen Arm verlieren?
Zum Spinnen brauchſt Du zwei, und alte Knochen
Sind mürb'. Gieb Dich zur Ruh.

Oſſip.

Was iſt denn das? —
Die Armeſünder Glocke?

(Man hört eine Glocke und ſieht in der Ferne einen ärmlichen Leichenzug.)

Rurik.

Das Geläut
Des todten Czaren. Siehſt Du nicht? Dort kommt
Der Leiterwagen mit dem Sarg. Mich wundert,
Daß man noch ſo viel wagt.

Petrowitſch

(nimmt ſeinen Stein wieder auf).

Zur guten Nacht!

(Ab.)

Dritte Scene.

Kurik.

Da bricht die Glocke ab! Es könnte kommen,
Daß man den Küſter mit dem Strick erhängt,
Den er gezogen hat.

Oſſip.

Ich möchte wiſſen,
Wie der geſtorben iſt.

Kurik.

An Gift. Wie ſonſt?

Oſſip.

Es heißt ja aber doch —

Kurik.

Wie's immer heißt,
An einem Schlage. Doch das iſt nicht wahr,
Verlaſſ' Dich drauf. Am Schlage ſtarb ſein Sohn,
Der Feodor, der nur einen Tag regierte
Und der an einem Schlage mit der Axt.

Vierte Scene.

Otrepiep
(tritt herzu, jetzt im Mönchs-Gewande, er war gleich von Anfang ſichtbar und ging von Gruppe zu Gruppe).

Ja, Giſt und Eiſen wechſeln droben ab,
Wie unten Ruhr und Peſt. Ein Tod im Bett
Wär' für den Czaren ganz ſo unnatürlich,
Wie für den Bettler einer durch das Beil.
So iſt's einmal! Sie leben, wie die Götter
Und ſterben, wie das Vieh, wie Ratt' und Ochs.

Oſſip.

Das muß wohl ſein.

Otrepiep.

Der neue wird es auch
Erfahren. Ja —
(Er lacht und hält ſich dann den Mund zu.)

Oſſip.

Ihr kennt ihn?

Otrepiep.

Ganz gewiß!
Und das iſt wahr: er ſieht dem grimm'gen Iwan
So gleich, als ob er wirklich — Pſt! Kanonen!
Die ſind ſo dumm, als grob, und fragen nicht
Was Echt und Unecht.

Oſſip.

Glaubſt Du denn —

Otrepiev.

Koſaken!
Wenn Du die Lanzen ſiehſt und wenn Du weißt,
Wie ſpitz ſie ſind, ſo wirſt Du mir die Antwort
Erlaſſen.

Oſſip

(heimlich).

Nein, es wär' Betrug?

Otrepiev.

Betrug!
Sind das Soldaten, wie man ſie den Kindern
Zu Weihnacht ſchenkt?

Oſſip.

Wer fragt nach den Soldaten —
Ich meine — —

Otrepiev

(greift nach Oſſip's Uhr und zieht ſie heraus).

Keine Rübe? Iſt das echt?

Oſſip.

Wie ſollt' es nicht?

Otrepiev.

Geſtohlen? Oder —

Oſſip.

Mönch,
Dich ſchützt Dein Kleid, ſonſt —

Otrepiev.

Seht den Narren an!
Er droht mit Schlägen, weil ich höflich frage,
Ob er kein Dieb iſt und ich ſoll den Czaren
Für einen Dieb erklären. Hoch der Czar!

Barbara
(erhebt ihre Hände).

Ja, hoch der Czar und nieder jeder Wicht,
Der ihm ſein Recht beſtreitet.

Otrepiev.

Heil ihm! Heil!
Hier findet er den Bürgen. England hat
Noch nicht geſprochen, Frankreich auch noch nicht,
Der deutſche Kaiſer ſchweigt, doch dieſe Alte
Erklärt ſich für ihn und nun wird Europa
Schon folgen müſſen. Gute Mutter, ſagt,
Wie nennt Ihr Euch?

Barbara.

Du Hund von einem Mönch,
Was höhnſt Du mich? Ich weiß doch mehr davon,
Als Du und Alle.

Otrepiew.

Habt Ihr ihm die Windeln
Vielleicht gewaſchen?

Rurik.

Nun, das könnte ſein,
Ich kenn' ſie wohl, ſie war einmal im Kreml.

Oſſip.

Da laßt ſie vor, damit ſie Sohn und Vater
Vergleichen kann.

Barbara
(drängt ſich durch).

Ja, laßt mich endlich vor,
Ich hab' das Recht dazu.

Otrepiew.

Sie faſelt ſchon.

Barbara.

Sie faſelt. Ja.

Otrepiew.

Da kommt ſchon polniſch Volk.
Man kennt ſie an den Troddeln und den Quaſten,
Und an dem ſtolzen übermüth'gen Blick.

Oſſip.

Mir kriecht das Blut, ſobald ich ſie nur ſehe.

Otrepiep.

Gewöhne Dich daran. Die Zeit iſt nah',
Wo Du ſie allenthalben ſehen wirſt,
Am Zoll, im Heer, nur nicht beim Gaſſenkehren,
Denn dafür dünken ſich die Herrn zu gut.

Oſſip.

Nein —

Otrepiep.

Sei zufrieden, wenn der neue Czar
Dir nur den alten Gott noch läßt. Er ſelbſt
Iſt nicht getauft.

Barbara.

Du lügſt, er iſt getauft.

Otrepiep.

Auf unſer'n Glauben nicht.

Barbara.

Auf unſer'n Glauben!
Auf welchen ſonſt?

Otrepiep.

Stand'ſt Du dabei?

Barbara.

Ich that's!

Oſſip.

Ho, Alte, ho! Du haſt doch nicht getrunken?

Otrepiep.

Das iſt der Woiwod von Sendomir,
Der künft'ge Schwieger-Vater.

Oſſip.

Denkt der Czar
Gar eine Polin auf den Thron zu ſetzen?

Otrepiep.

Ein ſchönes Mädchen! Freilich etwas arm,
Die Augen müſſen für Juwelen gelten,
Denn für den Reichsſchatz bringt ſie keine mit.
Der Woiwod dankt Gott, wenn er daheim
Nicht ausgepfändet und von Haus und Hof
Vertrieben wird, indeß er ſeiner Tochter
Die Ruſſenkrone auf die Stirne drückt.
Doch König Sigmund, der ihm gnädig iſt,
Hat alle Büttel Polens eingeſperrt,
Damit ihm Nichts geſchehen kann.

Oſſip.

Der wird — —

(Er macht die Bewegung des Zugreifens und Einſteckens.)

Otrepiep.

Ihr wißt ja, Polen iſt das Land der Schwämme
Und dieſer ſaugt am beſten.

Oſſip.

Doch, wo bleibt
Die polniſche Czaritza?

Otrepiev.

Wie man ſagt,
Wird ſie in's blaue Kloſter geh'n und dort
Verweilen bis zur Krönung, um Belehrung
In unſer'm heil'gen Glauben zu empfangen
Und dann getauft zu werden. Doch das glaube,
Wer Luſt hat, ſtatt zu faſten und zu beten,
Wird ſie den Heiligen Geſichter ſchneiden
Und tanzen!

Rurik.

Ja, es iſt ein Heiden-Volk!

Otrepiev.

Das da ſind Deutſche!

Oſſip.

Die nur Eine Zunge
Im Munde haben, und nicht lügen können —
So dumm, als plump!

Otrepiev.

Nun macht die Augen auf,
Nun iſt er nah, denn nicht mit treuen Ruſſen,
Mit lauter Fremden hat er ſich umgeben,
Mit Polen und mit Deutſchen, ob er Euch
Verachtet oder fürchtet, weiß ich nicht.

Oſſip.

Da kömmt Fürſt Schuiskoi.

Otrepiew.

Ja, das iſt ein Mann,
Er hatte ihn geſchlagen und ging doch
Mit ſeinem ganzen Heer zu ihm hinüber —

Rurik.

Geſchlagen? Ei, wir hörten — —

Otrepiew.

Glaubt es nicht!
Geſchlagen, völlig auf das Haupt geſchlagen —

Rurik.

Und doch —

Otrepiew.

Da mögt Ihr ſeh'n, was Treue iſt!
Er hat die Schlacht gewonnen und verfolgt
Den Feind mit allen Kräften, da vernimmt er,
Daß ihn die Czarin-Mutter anerkennt —

Oſſip.

Hat ſie das denn gethan?

Otrepiew.

Entführt — Gezwungen —
Vielleicht aus Rache gegen Godunow —

Gleichviel! Doch was thut Schuiskoi, als er's hört?
Er ruft: Bringt Stricke her und bindet mich,
Dann ſchleppt mich zu den Füßen meines Herrn,
Dem ich in meiner Blindheit Trotz geboten,
Und ruht nicht eher, als bis das geſchieht!
Was ſagt Ihr? Und Ihr wißt, daß er der Nächſte
Zum Throne iſt!

Oſſip.

Nun, das beweiſ't doch viel!

Otrepiew.

Ja wohl! So lange ihm der Fürſt von Schuiskoi
Zur Seite ſteht, wär' Zweifel Hochverrath,
Allein —

Oſſip.

Du ſtock'ſt?

Otrepiew.

Man wird ja ſeh'n, was folgt.
Ihr kennt den Mann nun, dem Ihr trauen dürft,
Wie ſich der Wind auch immer drehen mag:
Der rechte Weg iſt der, den Schuiskoi geht.
(Er verliert ſich unter dem Volk, ſo wie der Czar ſich nähert.)

Fünfte Scene.

Barbara.

Nein, daß ich dieſen Tag erleben ſoll!

Oſſip.

Was haſt Du denn davon?

Barbara.

Ich dank' Dir, Gott,
Ich danke Dir! Ich ſoll ihn wiederſehn,
Und das, ich werde närriſch, wenn ich's denke,
Und das als Czar!

Oſſip.

Tritt wieder hinter uns,
Nun wird's gefährlich.

Barbara.

Nein, ich muß ſein Kleid
Berühren!

Sechste Scene.

(Demetrius. Marfa. Gefolge. Großes Gedränge. Soldaten ſtoßen und ſchlagen.)

Barbara
(fällt, indem ſie ſich zu nähern ſucht).

Helft mir! Gott, mein Bein, mein Bein!

Demetrius.

Halt! Halt! Was giebt es da?
(Tritt herzu.)

Soldat.

Ein altes Weib —

Demetrius.

Todt?

Soldat.

Nein, ſie rafft ſich wieder auf!

Demetrius
(zu Barbara).

Reich' mir
Die Hand.
(Richtet ſie auf.)
Wo thut's Dir weh?

Barbara.

Weh? Herr —
(Sie lacht krampfhaft auf.)

Demetrius.

Was iſt's
Mit ihr?

Oſſip.

Sie wagte ſich zu weit heraus.
Sie wollte Dir den Saum des Mantels küſſen
Und —

Demetrius.

Dabei nahm ſie Schaden? Gute Mutter,
Du haſt den erſten Schmerz für mich erlitten,
Dir ſoll auch meine erſte Gnade werden.
Komm morgen in den Kreml und melde Dich.
(Vorüber.)

Siebente Scene.

Barbara.

Die Hand! Habt Ihr's geſehn? Er reichte mir
Die Hand —

Oſſip.

Und ſprach — — Was wirſt Du morgen fordern?

Barbara.

Herr Gott im Himmel, daran denk' ich wohl!

Oſſip.

Doch thät'ſt Du gut daran. Wir ſind zu dumm,
Gehörig zuzugreifen. Ihm gilt's gleich
Ob er die Kuh giebt, oder bloß den Schwanz,
Doch Mancher zog ſchon mit dem Schwanze ab.
D'rum ſieh Dich nicht in Deiner Kammer um,
Ob Dir darin vielleicht der Spiegel fehlt
Und ob Du einen beſſern Ofen brauchſt.
Die erſte Gnade eines neuen Czaren,
Herr Gott, die iſt ja Millionen werth!

Barbara.

Ich hab' mein Theil. Doch wär' ich gern dabei,
Wenn ihm der heil'ge Patriarch die Krone
Auf's Haupt ſetzt —

Achte Scene.

Otrepiep
(kommt in großer Eile zurück).

Hurrah! Horch! Das geht ſchon gut!

Oſſip.

Was denn?

Otrepiev.

Der Czar küßt die Reliquien,
Die Polen machen Tanzmuſik dazu.

Oſſip.

Nein!

Otrepiev.

Doch! Am Dom! Ich komme juſt daher.
Choräle drinnen, draußen: Gretel komm'!
Und unterm Thor der Biſchof, der den Schädel
Des heil'gen Nicolaus faſt fallen ließ,
Als er ihn ſo begrüßen ſah.

Neunte Scene.

(Marfa und Aebtiſſin treten auf.)

Otrepiev.

Doch ſtill,
Was wollen die?

Marfa.

Da iſt die alte Gruft.

Aebtiſſin.

Und drüben ſteht der Küſter.
(Sie winkt.)

Zehnte Scene.

Küſter
(tritt heran: ein Stelzfuß).

Was beliebt?

Aebtiſſin.

Habt Ihr die Grab-Gewölbe im Verſchluß?

Küſter
(raſſelt mit dem Schlüſſelbund).

Schon drei und neunzig Jahre, denn ich bin
An hundert vierzig und ich kam ſo ſpät
Zu dieſem Amt, weil ich im Tartaren-Krieg
Dieß Bein verlor?

Aebtiſſin.

Da wißt Ihr d'rüber wohl
Genau Beſcheid.

Küſter.

Ich hatte Zeit genug,
Mich umzuſeh'n, wenn ich die Silber-Schilder
Der Särge ſcheuerte, denn darauf halt' ich,
Die müſſen mir ſo blank, wie Spiegel, ſein.
Auch weiß ich, was ein Jeder mit bekam,
Und was man einmal bei ihm finden wird,
Denn Keiner lag auf dem Parade-Bett,
Den ich nicht ſah, in ſeiner letzten Pracht.

Ja, wer nicht ehrlich wäre! Hier iſt mehr
Zu holen, wie ein Schatz, und völlig ſicher,
Denn Tag und Nacht iſt Einer ungeſtört.

Marfa.

So könnt Ihr mir —
(Sie bricht ab.)

Küſter.

Ei! Alles was Ihr wollt!
Wo Jeder liegt, wie viele Ringe er
Am Finger trägt, wie reich die Krone iſt,
Ob die Juwelen klein ſind oder groß,
Genug, was man auch immer fragen mag.
Ich merkt' es mir, wenn ich beim Kerzenſchein
Den Sarg umſchritt und ſchrieb es nicht in Sand.
Das heißt: den großen Iwan nehm' ich aus,
Da ließ die Todten-Wache mich nicht zu,
Weil ich betrunken war, und auch das Kind,
Das Kind aus Uglitſch, den Demetrius,
Der jetzt —
(Er bricht ab und ſchüttelt den Kopf.)
Ich wollte ſagen dieſes Kind
Kam gleich in Blei und Eiſen an, verſiegelt
Wie ein Geheimniß für den jüngſten Tag,
Und ward ſo beigeſetzt.

Marfa.

Ganz ſtill, nicht wahr?

Küſter.

O nein, ſo feierlich, wie je ein Prinz
Und noch viel feierlicher.

Aebtiſſin.

Wollt Ihr uns
Hinunter führen?

Küſter.

Heute kann's nicht ſein!

Aebtiſſin.

Warum denn das nicht?

Küſter.

Weil uns Allen ſtreng
Verboten iſt, von unſer'm Platz zu geh'n.
Der Czar kann kommen. Sonderbar, nicht wahr?
Er ſoll erſt kommen, und er iſt ſchon hier.

Marfa.

Wir nehmen das auf uns. Ich bin die Czarin.

Küſter
(küßt ihr Gewand).

Ich ſchau' mich nur nach einer Fackel um.
(Ab.)

Eilfte Scene.

Aebtiſſin.

Du biſt am Ziel.

Marfa.

Mein Herz klopft fürchterlich.

Aebtiſſin.

Noch ſteht's bei Dir.

Marfa.

Was meinſt Du? Umzukehren?

Aebtiſſin.

O nein, doch drunten ſind der Särge zwei,
Und wenn Du nicht als Mutter beten willſt,
So kannſt Du es als fromme Wittwe thun.

Marfa.

Glaubſt Du an Offenbarungen?

Aebtiſſin.

Wie ſollt' ich
Nicht glauben, was die heil'ge Kirche lehrt?

Marfa.

Ich frag' nicht, ob Du an die Stimme glaubſt,
Die einſt von Himmels Höh' herab erſcholl,
Als ſich des Menſchen Sohn am Jordan-Fluß
Dem Täufer beugte, nein, ich frage Dich,
Ob jetzt ein ew'ges Schweigen waltet, oder
Ob dieſe Stimme noch ertönen kann.

Aebtiſſin.

Ich weiß es nicht. Doch ſo viel iſt gewiß:
Wer Gottes Stimme erſt vernommen hat,
Der kann nicht zweifeln, ob ſie's wirklich iſt.

Marfa.

Und giebt es einen Ort auf dieſer Welt,
Wo man mit größerm Rechte auf ſie hofft,
Als der, den ich nun gleich betreten ſoll?

Aebtiſſin.

Du ſtandeſt ſchon auf einem höher'n Tabor,
Als Du den Sohn an Deinem Herzen hieltſt!

Marfa.

Da ſchwieg ſie.

Aebtiſſin.

Nun, ſo ſchweigt ſie hier wohl auch.

Marfa

(breitet die Arme gen Himmel aus).

Allmächt'ger Gott, Du ließeſt es geſcheh'n,
Daß ſolch ein ungeheurer Widerſpruch
In einer Mutter Bruſt entſtehen konnte:
Erbarme Dich denn auch und löſe ihn.

Zwölfte Scene.

Küſter
(erſcheint mit einer Fackel im Portal).

Aebtiſſin.

Noch Eines, eh Du vor die Todten trittſt!
Iſt Boris Godunow mit eingeſchloſſen,
Wenn Du den Feinden ihre Schuld vergiebſt,
Und hegſt Du keinen Haß mehr gegen ihn?

Marfa.

Jetzt wär' die Antwort leicht. Ich bin gerächt,
Er ruht in einem ruhmlos ſchlechten Grabe
Und ſeine armen Kinder neben ihm.
Doch, ſo gewiß ich ſelig werden will,
Ich habe dieſe Rache nie erfleht,
Und kälter kann die Aſche ſelbſt nicht ſein,
In die mein Herz dereinſt zerfallen muß,
Als dieſes Herz ſchon jetzt iſt, wenn ich ſeiner
Gedenke: Wunden brennen, Narben nicht!

Aebtiſſin.

So geh' denn ein in's ſündenloſe Reich,
Und wenn der Herr ſich Dir nicht offenbart,
So hat er längſt ſein letztes Wort geſprochen
Und öffnet erſt am jüngſten Tag den Mund.

(Beide in den Dom.)

Dreizehnte Scene.

Otrepiev.

Seltſam! Der erſte Weg zur Todten-Gruft?
Was ſucht ſie dort?

Oſſip.

Wer war's?

Otrepiev.

Die Czarin Marfa,
Die Mutter!

Barbara.

O, ich hab' ſie wohl erkannt!

Oſſip.

Nun, das iſt doch kein Wunder.

Otrepiev.

Nicht?

Oſſip.

Ihr Gatte,
Der große Iwan liegt ja hier!

Barbara.

Und auch
Ihr Sohn.

Otrepiev.

Ihr Sohn? Der zog ja eben noch
Als Czar an uns vorbei.

Barbara.

Nun ja! Das Kind,
Das ſie ſo lange dafür hielt.

Otrepiew.

Das Kind
Aus Uglitſch? Ei! — Ja, ja, das könnte ſein!
Iwan Waſiljewitſch iſt nicht der Heil'ge,
An deſſen Sarg man betet! Doch das Kind —
Das Kind, das man vielleicht verleugnet hat —
Ich muß es wiſſen! Wenn's dem Kinde gilt,
So iſt das Gaukelſpiel ſchon heut' entlarvt
Und Schuiskoi erbt die Welt, bis auf den Theil,
Den ich mir ausbedang.

(Ab in den Dom, indem er ſich auf der Schwelle tief kreuzt.)

Vierzehnte Scene.

Oſſip
(zu Barbara).

Iſt ſie's gewiß?

Barbara.

O Gott! Wie oft hab' ich ihr Kleid geſchnürt!

Fünfzehnte Scene.

(Schuiskoi, Baſmanow und Mſtislawsky treten auf.)

Schuiskoi.

Da ſind wir denn zum erſten Male wieder

Beiſammen, ſeit uns der geſtrenge Herr
Zu Felde ſchickte.

Basmanow.

Damals flog der Schnee,
Jetzt giebt es Blumen. Auch der Lorbeer grünt.

Mstislawsky.

In Moskau nicht, Gottlob, das iſt ein Troſt.

Schniskoi.

Wir hatten aber Unglück! Tula ging
Dir ſchnell verloren.

Basmanow.

Doch nicht ganz ſo ſchnell,
Wie Dir Nowogorod.

Schniskoi.

Und der da konnte
Den Feind nicht finden.

Mstislawsky.

Ja, ich war, wie blind.

Basmanow.

Das hat uns um den beſten aller Czaren
Gebracht.

Schniskoi.

Wer weint zuerſt? Ich folge nach!
Du haſt ihn noch geſeh'n.

Mſtislawsky.

Ich ſtand dabei,
Als er verſchied. Nun, wenn er wirklich Gift
Im Leibe hatte, war's ein Heldenſtück:
In off'ner Audienz, mit den Geſandten
Verhandelnd, lächelnd, ohne Schrei und Laut.

Schuiskoi.

Ihr Herren, was ſoll denn werden?

Mſtislawsky.

Was ſchon iſt

Basmanow.

Wär' Rurik's Blut noch nicht erlaucht genug?
Das fließt ja in den Adern unſer's Neuen,
Und daß er gut an Boris Stelle taugt,
Bewies er eben!

Schuiskoi.

Was iſt denn geſchehn?

Basmanow.

Ihr kennt den alten Erzſpion, den Orlow —

Mſtislawsky.

Wer kennt ihn nicht!

Basmanow.

Der drängte ſich zu ihm —
(Zu Schuiskoi).
Was, Du entfärbſt Dich?

Schuiskoi.

Weiter! Weiter! Sprich!

Basmanow.

Er flüſterte —

(Zu Schuiskoi.)

Du brauchſt Dich nicht zu ſchämen,
Mir ſelber kroch das Haar!

Mstislawsky.

Seid Ihr ſchon wieder
So weit? Mein Herz iſt rein!

Basmanow.

Da ſchlug der Czar
Ihm auf den Mund und rief: Verflucht der Tag,
Wo ich den Späher höre! — Wird Dir leicht?
Dann fügt' er noch hinzu: Wer edle Thaten
Zu melden hat, der iſt mir ſtets willkommen,
Denn die will ich belohnen, doch der böſen
Entdeck' ich ſelbſt wohl mehr, als mich erfreut!
Was ſagt Ihr? Paßt er? Orlow aber ſprach: —
Der graue Schurke war bewundrungswerth —
Deßwegen kam ich juſt, ich wollte Dir
Den allertreuſten Mann des Reiches nennen,
Und nannte, freue Dich, mein Schuiskoi, Dich!

Schuiskoi.

So hat's der Hund heraus. O, daß man den
Nicht abgekauft hat. Sprach er Niemand ſonſt?

Basmanow.

Ich glaube nicht.

Schuiskoi.

Gott — — geb's!

Sechzehnte Scene.

Otrepiew

(erſcheint wieder im Portal)

Heran! Heran!

Wer Wunder ſeh'n und Räthſel löſen will!

Schuiskoi.

Was giebt es da?

Otrepiew.

Erlauchter Fürſt geſtatte:
Mir eine Frage! Welchen Czaren ſoll
Ich jetzt verehren? Den Demetrius,
Der eben, hell vom Sonnenlicht beſtrahlt,
Mit Jubel eingezogen, oder den,
Der zwanzig Jahre ſchon als Staub und Aſche
In dieſer Gruft bei ſeinen Ahnen ruht?

Schuiskoi

(zu Basmanow und Mſtislawsky).

Wie dünkt Euch das?

Otrepiew.

Herbei, Du Volk der Reußen,
Ich fragte auch für Dich. Was ſtehſt Du fern?
Merk' auf den Spruch. Mein Fürſt, die Czarin Marfa,
Die eben noch den Einen mütterlich
Vor Dir und mir und aller Welt umarmt,
Wäſcht jetzt den Sarg des Anderen mit Thränen,
Darum noch einmal: Wer iſt unſer Czar?

Schuiskoi.

Das iſt höchſt ſonderbar.

Otrepiew.

Wer lebt, wird nicht
Beweint, wer todt iſt, nicht gekrönt, man kann
Nicht auf dem erſten Thron der Erde ſitzen
Und doch zugleich in einem Winkel modern,
Darum zum dritten Mal: Wer iſt der Czar?

Schuiskoi.

Die Antwort hol' Dir anderswo!

Barbara.

Den Mönch
Könnt' ich vergiften.

(Zu Otrepiew).

Wenn Ihr geiſtlich ſeid,
So folgt mir gleich zu einem Sterbenden,
Der beichten will.

Otrepiew
(für ſich).

Dort kommt der Woiwode
Von Sendomir! Fort! Fort!
(Zu Barbara).
Ich bin bereit!
(Beide ab.)

Siebzehnte Scene.

Schuiskoi.

Was ſagt Ihr dazu? Iſt's nicht offenbar,
Daß hier der ungeheuerſte Betrug
Geſpielt wird?

Basmanow.

Das iſt klar.

Schuiskoi.

Und wollen wir
Die Narren ſein, die ſich wie Schach-Figuren,
Wie Todte, ſchieben laſſen? Noch zur Nacht
Zeig' ich, daß ich lebendig bin und ſtoße
Das ganze Brett um.

Basmanow.

Biſt Du toll? Der Polen
Und Deutſchen ſind zu viel.

Schuiskoi.

Die habe ich
In Moskau ſo zerſtreut, daß eine Hand
Voll Erbſen, in ein ſtürm'ſches Meer geworfen,
Sich leichter noch zuſammen finden würde,
Wie ſie. Ich wag's, ich trete heut' noch zwiſchen
Den Gaukler und die Krone, daß ſie nicht
Zum zweiten Mal befleckt wird. Glaube mir,
Es glückt mir um ſo eher, als er das
Nicht mehr erwartet. Sei er auch gerüſtet,
Sie zu vertheidigen, wenn er ſie trägt,
Er träumt nicht, daß ſie noch an ſeinem Haupt
Vorüber ſchweben kann, und ſind wir ſchnell,
So machen wir aus ihm den blöden Knaben,
Der nach dem gold'nen Mond am Himmel greift
Und in den Graben fällt und dort erſtickt.

Mſtislawsky.

Still! Still! Der Woiwod.

Achtzehnte Scene.

Mniczek
(hat ſich langſam genähert).

Schuiskoi.

Hochedler Herr,
Wir hörten, daß der Czar an dieſer Stätte

Erſcheine und die theuren Ueberreſte
Des hocherlauchten Vaters küſſen würde —

Mniczek.

Das wird auch gleich geſchehn.

Schuiskoi.

So ſind wir denn
Am rechten Ort. Wir eilten ihm voraus,
Ihn zu empfangen.

Neunzehnte Scene.

(Marfa und Aebtiſſin erſcheinen wieder im Portal. Der Küſter mit der Fackel voran.)

Mniczek.

Aber, was iſt das?

Schuiskoi.

Wißt Ihr's noch nicht? Die fromme Czarin war
Wohl eine Stunde drunten.

Mniczek.

Nun, ſo kam
Die Mutter denn dem Sohn zuvor und brachte
Das erſte Todten-Opfer.

Schuiskoi.

Seltſam nur — —
Wo blieb der Mönch?

Mniczek.

Was findet Ihr ſo ſeltſam?

Schuiskoi.

Ich nicht! Bewahre Gott! Das dumme Volk!
Ihr ſeht ja, wie ſie glotzen, lachen, ziſcheln —

Mniczek.

Ich ſeh's. — Was giebt es denn?

Schuiskoi.

Sie wundern ſich —
He! Mönch!

Mniczek.

So ſprecht doch!

Schuiskoi.

Aus der Kirche kam
Ein Mönch, ein harmlos ſchlichter Menſch, der dort
Gebetet hatte, der berichtete,
Die fromme Czarin kniee nicht am Grabe
Des großen Gatten, wie er ſich gedacht —

Mniczek.

Nicht? Und wo denn?

Schuiskoi.

An einem Kinderſarg,
Den ſie mit Thränen waſche.

Mniczek.

Hatte ſie
Denn mehr der Kinder? Starb ihr in der Jugend
Vielleicht — ich kann's als Pole nicht ſo wiſſen —
Ein Mädchen?

Schuiskoi.

Nein! Doch iſt der Knabe hier
Beſtattet, der in Uglitſch ſtarb, und den
Beweinte ſie.

Mniczek.

Hat das der Mönch geſagt? —
Er hieß doch nicht Otrepiep?

Schuiskoi.

Wie ſoll
Ich wiſſen, wie er hieß?

Mniczek.

Je nun, Ihr Herrn,
Was wär' es denn? Was iſt hier wunderbar?
Wenn ſie dem armen Kinde, das dem ihren
Als Opfer fiel und ſeine gold'nen Windeln
Mit ſeinem Blut bezahlte, eine Thräne
Des Mitleids ſchenkte: hat ſie mehr gethan,
Als Ihr begreifen könnt?

Schuiskoi.

Ich faß' es wohl,
Doch die, die ſchreien jetzt: wer iſt denn echt,
Der Todte oder der Lebendige?

Mniczek.

Nun denen werden wir's noch heute zeigen.
Der Sarg muß fort!

(Winkt der Wache.)

Doch erſt, Herr Fürſt von Schuiskoi
Verhaft' ich Euch um Hochverrath.

Schuiskoi.

Herr Bote!

Mniczek.

Den Degen!

(Stumme Wechſel Reden. Schuiskoi wird abgeführt.)

Aebtiſſin.

Nun?

Marfa.

Der Himmel ſpricht nicht mehr.

Aebtiſſin.

So weihe Dich dem Lebenden!

Schuiskoi
(wendet ſich noch einmal um).

Mein Volk,
Hab' Acht, was jetzt geſchieht! Habt Acht, habt Acht!

(Ab.)

Zwanzigſte Scene.

Mniczek.

Die graue Thörin!

(Ruft.)

Küſter!

Küſter.

Zu Befehl!

Mniczek.

Verfluchter Hund, ward Dir's nicht angeſagt,
Daß der erlauchte Czar noch heut die Gruft
Beſuchen wird?

Küſter.

Nicht als gewiß.

Mniczek.

Wie kommt's,
Daß Du ſie nicht vorher gereinigt haſt?

Küſter.

Herr, von den Treppen-Stufen könnt Ihr eſſen,
So blank ſind ſie gefegt und für die Spuren,
Die Ihr entdeckt, ſteht Euch mein Kopf zum Pfand.

Mniczek.

Was rühmſt Du Dich, daß Du das Haus getüncht,
Wenn Du zweideut'ge Gäſte darin duldeſt?
Der Czar wird Dich nicht ſchelten, wenn die Spinne
Den letzten Flor um alte Särge webt,
Und auch nicht, wenn die Natter dazu pfeift,
Doch wohl, wenn ihn ſein eig'nes Zerrbild äfft.

Küſter.

Herr, ſagt mir, wo ich fehlte und ich will's
Sogleich verbeſſern.

Mniczek.

Weſſen iſt die Gruft?
Für wen ward ſie gebaut? Für Rurik's Stamm!
Steht das mit gold'nen Lettern nicht darüber?
Nun, ſchlafen lauter Sproſſen Rurik's hier?
Begreifſt Du noch nicht?

Küſter.

Ja, ich glaube wohl.

Mniczek.

So thu, was Deines Amts!

Marfa.

Herr Woiwod —

Mniczek.

Erlauchte Czarin, auch um Euretwillen
Schelt ich den Knecht. Hinweg!

Marfa.

Ich bitt' Euch ſehr —

Mniczek.

Ihm ſoll gar nichts geſchehn, er iſt ja alt,
Doch ſchmerzt es mich, daß ſeine Trägheit Euch
Die vielen Thränen koſtete. Ich glaub's,
Was mußte Euch nicht in's Gedächtniß kommen,
Als Ihr den Sarg erblicktet! Immer war's

Ein Kind, wenn auch das Eure nicht, das ſchändlich
Geopfert wurde, hatte eine Mutter,
Wenn Ihr es auch nicht wart, und ſchwebte Euch
Mit ſeiner Todes-Wunde zwanzig Jahre
Als Euer eig'nes vor! Ich hätte ſelbſt
Geweint, doch darf ſich das nicht wiederholen,
Denn man mißdeutet's! — Eile Dich! Ein Grab,
So ſchön man's haben kann, mit Lilien
Beſtreut und Roſen, wie es Engeln ziemt,
Nur dieß nicht länger! — Gleich erſcheint Dein Sohn
Und trocknet Dir die Thränen ab. Soll der
Lebendige dem Todten auf der Treppe
Begegnen? — Schaff den Sarg hinaus!

Marſa

(hält den Küſter am Rock feſt).

Nein! Nein!

Mniczek.

Unglückliche, was thuſt Du!

Aebtiſſin.

Weh ihr! Weh!
Jetzt ſpricht der Himmel durch ihr Herz.

Mniczek

(deutet auf die Volk's-Gruppen).

Schau hin,
Wie die da ſteh'n und ihre frechen Köpfe
Zuſammen ſtecken? Weißt Du, was ſie ziſcheln,

Wenn ſie die Achſeln zieh'n und mit dem Apfel
Des aufgeriſſnen Auges, rückwärts ſpähend,
Ihr Eſels-Ohr beſchießen? Straf ſie Lügen,
Sonſt wird es Markt-Geſchrei.

Marfa.

Wie fürchterlich!

Aebtiſſin.

Gott, welch' ein Tag!

Mniczek.

Es heißt, den Todten wachſen
Die Nägel noch im Grabe, dieſes Kind
Hat Tiger-Krallen, mordet und zerfleiſcht,
Wenn Du es nicht verläugneſt, feierlich
Vor aller Welt dich losſagſt von dem Schatten,
Der unſer Aller Blut zu trinken droht
Und doch nicht mehr lebendig wird.

Aebtiſſin.

Du biſt
Der Gouverneur von Moskau, haſt Gewalt,
Zu thun, was Dir gefällt, wir werden gehn,
Wer hindert Dich dann noch?

Mniczek.

Nein, das iſt nicht
Genug, ſie ſelber muß es anbefehlen,
Sonſt lacht man jetzt dazu. Und warum nicht?

Sie hat den erſten Schritt gethan, wie kann
Sie zaudern bei dem zweiten? Heute ſegnen
Und morgen fluchen? Eine Stirne ſalben
Und wieder waſchen? Braucht's der Gründe mehr,
So ſeid gewiß, daß Tod und Leben
Am Ausgang dieſer Stunde hängen kann!

Aebtiſſin.

So iſt's vielleicht.

Marfa.

O Gott, ich kann ja nicht!

Stimmen.

Der Czar! der Czar!

Einundzwanzigſte Scene.

(Demetrius von vielen Bojaren begleitet. Jubelrufe.)

Oſſip
(zu Rurik).

Doch wohl nur Nummer Zwei!

Rurik.

Mir gilt's ſo gleich, was für ein Czar regiert,
Wie, welch ein Sternbild im Kalender ſteht!
Ob Venus oder Mars: das Jahr iſt immer
Daſſelbe und die gold'ne Zeit bleibt aus.

Demetrius

(nachdem er von Basmanow und Mſtislawsky, ſo wie von allen Seiten feierlich begrüßt iſt, nähert ſich Marfa).

Ehrwürdige, ſo kamſt Du mir zuvor?
Willſt Du mich zu dem todten Vater führen,
Damit ich doppelt ihm willkommen ſei?
O, reich' mir Deine Hand, ich folge Dir.

Aebtiſſin.

Sie hatte ein Gelübde hier zu löſen,
Das Keiner kennen darf, als Gott und ſie,
Und muß jetzt noch in ſieben Kirchen geh'n.

Demetrius.

So ſegne mich zuvor in ſeinem Namen,
Wie Du in Deinem mich geſegnet haſt,
Er kann's nicht mehr, denn er hat Sand im Mund.
(Kniet vor ihr nieder.)

Marfa.

Aus meiner vollſten Seele thu' ich das!
Und könnt' ich alle Kräfte, die im Himmel
Und auf der Erde das Gedeihen ſchirmen,
Hernieder rufen auf Dein einzig Haupt,
Ich thät' es und beraubte alle Welt.
(Nach einer Pauſe.)
Sei glücklich, wie Du groß und edel biſt!
(Ab mit der Aebtiſſin.)

Zweiundzwanzigſte Scene.

Mniczek.

Nun kann es doch geſchehn!
(Spricht mit dem Küſter, der ſich dann in den Dom begiebt.)

Demetrius
(zu den Bojaren).

Wo iſt denn Schuiskoi?

[redacted].

Noch eben war er hier.

Mniczek.

Ich habe ihn
Um Hochverrath verhaftet.

Demetrius.

Heute! Ihn!

Mniczek.

Ja! Heute! Ihn! Denn morgen wär's zu ſpät,
Und einer Schlange tritt man auf das Haupt,
Nicht auf den Schwanz!

Demetrius.

Ich hoff', Herr Woiwod —

Mniczek.

Der Gouverneur ſteht ein mit ſeinem Kopf
Für den Beweis!

Demetrius.

Ihr Herren Reichs-Bojaren,
Das thut mir weh!

(Will in den Dom.)

Mniczek.

Noch einen Augenblick!

Demetrius.

Warum? Wozu?

Mniczek.

Die Knechte, die den Kreml
So raſch von Boris Brut geſäubert haben,
Vergaßen, daß auch hier noch Unrath iſt.

Demetrius.

Was ſoll das heißen? Ich verſteh' Dich nicht!

Dreiundzwanzigſte Scene.

Küſter

(mit ſeiner Fackel erſcheint im Portal. Ein Kinderſarg wird hinter ihm ſichtbar).

Mniczek.

Die Puppe, die in Uglitſch Deine Rolle
Geſpielt hat!

Demetrius.

Wie? Das Kind? Das arme Kind,
Das Boris ſchlachten ließ?

Mniczek.

Dieß arme Kind
Gehört nicht in die Czaren-Gruft.

Demetrius.

Doch! Doch!
Es hat ſich eingekauft mit ſeinem Blut.
(Winkt dem Küſter.)
Zurück! Zurück!

Mniczek.

Du weißt nicht, was Du thuſt.

Demetrius.

Ich führe Krieg mit den Lebendigen,
Nicht mit den Todten! Laßt die Todten ruh'n!
(Geht in den Dom. Der Sarg verſchwindet, wie er ſich nähert. Die Bojaren folgen. Das Volk ſtrömt nach.)

Vierter Act.

Kreml.

Erſte Scene.

Demetrius.

Werd' ich Marina ſeh'n?

Mniczek.

Sie wartet nur
Auf die Befehle ihres gnäd'gen Czaren,
Doch erſt noch ein Geſchäft von Wichtigkeit.

Demetrius.

Das Todesurtheil!

Mniczek.

Ja, das Todesurtheil,
Du ſiehſt, vom ruſſiſchen Senat gefällt.

Demetrius.

Wie kam's, daß Du ſo plötzlich Argwohn ſchöpfteſt?

Mniczek.

Ich lieh dem Mann das Ohr, dem Du den Mund
Verboteſt!

Demetrius.

Wie? dem ſchmutzigen Spion?

Mniczek.

Dem ſchmutzigen Spion! Ich ſagte gar,
Daß ich in Deinem eignen Auftrag komme
Und daß Du nur, um ihm ſein Handwerk leichter
Zu machen, ihn gebrandmarkt vor der Welt.

Demetrius
(bricht aus)

Das —
(mäßigt ſich)
wird nicht mehr geſchehn!

Mniczek.

Mein Fürſt und Czar,
Gott Vater war Regent im Paradies
Und hatte einen einz'gen Unterthan,
Und dennoch kam er mit dem Catechismus
Nicht aus, er mußte ſeine Engel rufen
Und ſie umgürten mit dem Flammenſchwert.
Denkſt Du die Deinen durch die zehn Gebote
Zu zügeln? Hoff' es nicht! Du hoffſt umſonſt.

Demetrius
(blickt wieder in das Urtheil).

Hat denn Fürſt Schuiskoi ſeinen Hochverrath
Bekannt?

Mniczek.

Mit Vorbehalt! doch Alles iſt
Bewieſen und es war ein ſchlaues Stück.
Um Mitternacht ein Brand — Geheul der Glocken
Von hundert Thürmen — Du heraus — die Deinen
Weit weg quartirt und Deine ganze Wache
Beſetzt mit Mördern im Soldaten-Rock —

Demetrius.

Pfui! Pfui!

Mniczek.

Klug! Klug! Ob ein gemeiner Stein,
Ob eine Silberkugel: wenn's nur trifft,
So gilt das gleich! Und ſicher hätt's getroffen,
Denn an der Spitze ſtand Otrepiep,
Der, ſeit Du ihn ſo ſchmählig von Dir ſtießeſt,
Dein grimm'ger Feind iſt und viel ſchärf're Waffen,
Wie jemals, führt, weil ihm der Haß ſie wetzt.
Für dieſen bitt' ich, nebenbei geſagt,
Dich um Pardon.

Demetrius.

Wenn ich den Fürſten ſelbſt
Begnadige, ſo kann ich ſeinen Hund
Nicht hängen laſſen. Darum ſei's gewährt.

Mniczek.

So mein' ich's nicht. Du mußt das Todesurtheil
Vollſtrecken, wenn Dein Weg durch's Leben nicht
Dem Gang durch einen Garten gleichen ſoll,
Wo jeder Schritt ein Selbſt-Geſchoß entzündet
Und jede Blume eine Natter deckt.
Ich meine nur, daß Du das Werkzeug Dir
Erhalten ſollſt, das hier ſo brav gedient.
Wie thöricht wär's, den Degen zu zerbrechen,
Bloß, weil der Feind ihn ſchwang, und dennoch kann
Man Waffen kaufen. Aber einen Menſchen,
Der einzig iſt und den man noch bewundert,
Indem man ihn verfolgt, im Zorn vernichten,
Wär' ruchlos, dumm und lächerlich zugleich.

Demetrius.

Ich ſtaune! Dieſen Menſchen nennſt Du einzig?
Wo iſt er denn? Wie hältſt Du ihn verwahrt?
Das Einz'ge hebt man ſicher auf.

Mniczek.

Im Kerker!
Im tiefſten Kerker, dreifach an die Mauer
Geſchloſſen, mit den Beinen halb im Waſſer,
Weil ihn zur Nacht die Moskwa dort beſucht.
Und überdieß noch Kugeln d'ran. Mein Fürſt,
Verſteh' mich nur. Der Menſch iſt in der Welt,
Was Belladonna oder Eiſenhut

Im Pflanzenbeet. Sie kriechen bei der Roſe,
In ihrer nächſten Nachbarſchaft hervor,
Und hauchen ſchwüles Gift, wie dieſe Duft,
Obgleich derſelbe Boden ſie erzeugt.
Der Gärtner reißt ſie aus, doch für den Arzt
Sind ſie unſchätzbar! Solch ein Burſche beißt
Als Säugling ſchon die Mutter in die Bruſt,
Indem er trinkt, und kratzt den Vater, der
Ihn küſſen will! Doch, wenn die Zeit ihn reiſt,
Verſteckt er ſeine Krallen, heuchelt, ſchmeichelt
Und wird ein Lügner, Späher und Verräther,
Dem Judas ſelbſt noch ſchamroth weichen muß.
Und das iſt, was Du brauchſt, wie's liebe Brot.

Demetrius.

Das! — Ueberzeuge mich davon, und eher
Laß' ich mich in das Fell des Bären nähen,
Als ich mich hüll' in Deinen Hermelin.

Mniszek.

Mein Fürſt! Du ſtehſt an Gottes Platz auf Erden
Und ſollſt allmächtig und allwiſſend ſein.
Zur Allmacht bringſt Du's leicht. Die Mütter ſchicken
Dir jährlich ihre Söhne und die Berge
Ihr Eiſen und ihr Gold: das Eiſen giebſt
Du Dieſen in die Hand und mit dem Gold
Füllſt Du Jedwedem nach Verdienſt die Taſche,
Da haſt Du, was den Donnerkeil vertritt.

Wohin ihn aber werfen? Wo der Feind?
Der ſchlimmſte iſt der ſtillſte. Alles lächelt,
Wie Sonnenſchein. Doch, was verbürgt dieß Lächeln?
Wem darfſt Du trauen? Du brauchſt Allwiſſenheit!
Und dieſe mußt Du Dir aus tauſend Augen
Zuſammenſetzen, wie aus tauſend Armen
Die Allmacht, und der liſt'ge Argus iſt
Dir oft noch nöth'ger, als der plumpe Mars.

Demetrius.

Vater! Man ſagt, wer graue Haare trägt,
Dem hängt auch Spinngewebe vor den Augen,
Die Kirſchen ſchmecken Dir ſchon längſt nicht mehr,
Kein Wunder, daß Dir auch die Welt mißfällt.
Einſtweilen laſſ' ich Deinen Einz'gen hängen,
Doch wenn ich in die Jahre komm', wie Du,
So bau' ich ihm den Galgen um zum Kreuz!

Mniczek.

So ſprach Dein Vater auch in ſeiner Jugend,
Doch, als er ſtarb, hieß er der Schreckliche,
Und war beſpritzt mit ſeines Kindes Blut!
Wer damit anfängt, daß er Allen traut,
Wird damit enden, daß er einen Jeden
Für einen Schurken hält. Und Du nun gar
Haſt Dich zu hüten. Wenn auch noch ſo echt,
Der Ruſſe hat Dich nicht als Kind gekannt,
Du kommſt, als wär's vom Himmel. Dann: der Pole

Hat Dich in's Land gebracht, und wär's der Teufel
Geweſen, immer würd' es beſſer ſein.
Und endlich, dieſer unglückſel'ge Schritt
Der Czarin, dieſe Pilgerſchaft zum Grabe,
Der ſchon des Volks verſtohl'ne Wallfahrt folgt:
Du darfſt Dein Herz nicht fragen, Du mußt handeln.
Die Stunde drängt, drum zeichne raſch das Blatt.

Demetrius.

Ich ſoll ſchon Blut vergießen, eh' ich noch
Geſalbt bin? Soll das Schwert des Richters ſchwingen,
Eh' mich die Czaren-Krone deckt?

Mniczek.

Du haſt
Den Schwur des Heers!
(Reicht Demetrius eine Feder)

Demetrius.

Wenn ich mißtrauen ſoll,
Und dazu räthſt Du ja, warum nicht Dir?
(Wirft die Feder weg.)

Zweite Scene.

Marina iſt während deſſen eingetreten.

Mniczek
(deutet auf ſie).

Ich gab ein Pfand!

Marina.

So ernſt? Da komm' ich wohl
Nicht recht? O Gott, wohin mit meiner Angſt,
Wenn man mich hier vertreibt!

Demetrius.

Mit Deiner Angſt?

Mniczek.

Was iſt geſcheh'n?

Marina.

Nie hatt' ich einen Schreck,
Wie dieſen! — Waſſer!

Mniczek.

Unglückſel'ges Kind!

Demetrius.

Den Arzt!

Marina.

Laßt nur!
(Sie hebt die Feder auf.)
Was hat die arme Feder
Gethan?

Demetrius.

Beruh'ge uns!

Mniczek.

Sprich doch!

Marina.

Erſt Luſt!

(Athmet tief auf.)

Ich habe meinen Krönungsſchmuck geſeh'n!

Mniczek.

Und das —

Marina.

Die Stiefel! Nie vergeſſ' ich ſie! —
Ich hatte doch ſchon Manches hinter mir,
Was einer minder Starken leicht das Leben
Gekoſtet hätte. — So das große Feſt-Mahl
Im Kloſter; fragt, ob ich dabei auch nur
In Ohnmacht fiel!

Mniczek.

Marina!

Marina.

Theurer Vater,
Ich weiß!

Mniczek.

Du weißt nicht! Bänd'ge Deine Zunge,
Denn Nichts verargt man einem Fremden mehr,
Als wenn er das verachtet und verſpottet,
Was des Einheim'ſchen Luſt und Freude iſt.

Marina.

Wer hat es denn gethan? Was Du Dir träumſt!
Ich hab' blos die Gelegenheit benutzt,

Um meinen mangelhaften Unterricht
In der Natur-Geſchichte zu ergänzen
Und, als die Andern aßen, nachſtudirt.

Mniczek.

Ich merke ſchon.

Marina.

Erſt kam ein Suppen-Napf,
In dem die ganze Pflanzen-Welt des Reichs
Beiſammen war, groß, wie ein Teich, und höchſt
Solid, nur daß die Rettungs-Leiter fehlte,
Die des Ertrinkens wegen, hier ſo nöthig
Erſchien, wie auf dem Schiff das kleine Boot,
Und daß ich auch den Taucher nirgends ſah. —

Mniczek.

Haſt Du nach ihm gefragt?

Marina.

Bewahre Gott!
Ich hab' mir nicht einmal die Unglücksfälle
Erzählen laſſen, die ſich ſchon ereignet,
Ich hab' botaniſirt. Dann kam das Thierreich,
Doch nur die Fiſch-Geſchlechter, und nicht einmal
Vollſtändig, denn der Wallfiſch mangelte,
Das aber war ein großes Glück für mich,
Ich hätte ſonſt mein Faſten brechen müſſen,
Doch nun erklärt' ich, daß ich den erwarte
Und bat mir ihn für's nächſte Eſſen aus.

Mniczek.

Das that'ſt Du?!

Marina.

Ja! In äußerſter Gefahr!
Was blieb mir übrig? Runzle nicht die Stirn!
Hätt' ich vielleicht den kleinen Kaukaſus,
Den man mir auf dem Teller aufgethürmt,
Abtragen ſollen? Ueberlege Dir's,
Bevor Du mich verdammſt! Dann müßt' ich auch,
Wenn mir der Eskimo — denn der gehört
Doch auch zu unſer'n theuren Unterthanen,
Nicht wahr? — in ſeinem Feſt-Getränk, im Thran,
Den Willkomm böte, höflich knixend, nippen
Und dürfte nicht einmal den Mund verzieh'n.

Mniczek.

An kleine Dinge muß man ſich nicht ſtoßen,
Wenn man zu großen auf dem Wege iſt.

Marina.

O, das iſt wahr. Ich ſchäme mich ja auch
Und hab' es ſchon geſagt. Doch wußt' ich nicht,
Was mir bevorſtand! Wer das Schwert nicht ſieht,
Das ihm den ganzen Kopf zu rauben droht,
Der klagt wohl über Zahnweh. Güt'ger Himmel,
Was will's denn heißen, einmal aus der Küche
Zu eſſen, die den Gaben Gottes Alles
Zu nehmen weiß, warum der Menſch ſie liebt.
Man bleibt doch, was man iſt und geht davon,

So wie man kam. Ja, was bedeutet ſelbſt
Ein Gottesdienſt, ſo endlos, daß die Welt
Drei mal entſtehen und vergehn könnte,
Bevor das letzte Amen fällt? Man ſchläft,
Und ſchlägt ſein Kreuz im Traum. O, Du haſt recht,
Ich klagte über Nichts, das Alles war
Nur Kleinigkeit, das Große iſt erſt heut
Gekommen. Dieſe Stiefel! Wenn ein Weib
Sie tragen kann, ſo iſt ſie auch vom Stamm
Des Rieſen Goliath. Der Bringer ſchwitzte
Und trug ſie doch auf ſeinem breiten Rücken,
Nicht an den Beinen.

Mniczek.

Sind ſie ſchwer, ſo ſind ſie's
Von Gold und Diamanten.

Marina.

Das iſt wahr,
Von Edelſteinen blitzen ſie und die
Sind hier noch immer beſſer angebracht,
Als hätt' man ſie in einen Sack gethan
Und hinge den der Czarin um den Hals.
Dann das Gewand! Von echtem Hermelin,
O Gott, ich zweifle nicht. Die Art nur ſeltſam,
Wie man es gürten muß.
(Mit Geberden.)
Hier unter'm Kinn!
So daß man einer Pyramide gleicht.
Mein Vater, zög' ich's an, ſo glaubteſt Du,

Daß eine von den räuchrigen Madonnen
In Sendomir, die man die ſchwarzen nennt,
Erſchienen ſei und griffſt zum Roſenkranz.

Demetrius.

Nie, nie ſoll das geſchehn!

Marina.

Schon jetzt erſchreckt?
Da laß' Dir erſt den Rakoſchnick beſchreiben,
Dann ſchwörſt Du das vielleicht. Der krönt das Werk!
Ein Kopfputz, wie ein Topf! Doch reich beſetzt,
Ich läugn' es nicht, mit Perlen und Granaten.
Und für den Juden, der ihn etwa findet
Und ohne Zeugen iſt, vom größten Werth.
Für die zwar, die das Haar ihm opfern ſoll,
Nicht ganz ſo hoch im Preis.

Mniczek.

Das Haar? Wie das?

Marina.

Das Haar wird zehnfach um den Kopf gewickelt,
Wie Flachs um einen Rocken, ohne Kunſt,
Und dann der Rakoſchnick darauf geſtülpt.
Ich ſagte, mein's wär' viel zu voll dazu,
Da meinte man, die Scheere würde helfen,
Woraus ich ſchließe, was ich nach den Bärten
Und Finger-Nägeln kaum zu hoffen wagte,
Daß es in Moskau wirklich Scheeren giebt!

Demetrius.

Ja, das iſt wahr, man treibt's hier wunderlich.
Mich wollten die weißbärtigen Bojaren,
Wie einen Säugling, auf den Armen tragen,
Ich rief: kommt wieder, wenn die Gicht mich plagt.

Marina.

Ob auch ein Naſen-Ring vorhanden iſt,
Wie Otaheiti's ſchöne Welt ihn trägt,
Kann ich nicht ſagen, doch, was red' ich noch,
Wir werden das ja ſeh'n, denn meine Zofe
Zieht Alles an, und wird wohl fertig ſein.

Mniczek.

Verhüt' es Gott! Die Dirne müßte ſterben,
Wenn ſie's gethan.

Marina.

Obgleich ich's ſelbſt gebot?

Mniczek.

Du müßteſt läugnen und ſie müßte ſterben!
Denn das wär' ganz ſo viel, als hätteſt Du
Den Kelch des Prieſters einem Trunkenbold
In ſeine ſchmutz'ge Schenke mitgegeben:
O Jugend, Jugend, welch ein Fluch biſt Du!

Marina.

Sie hat es nicht gethan, beruh'ge Dich,
Sonſt wär' ſie ja ſchon hier.

Mniczek.

So hatteſt Du
Sie wirklich her beſtellt? Durch all die Wachen
Und Diener —

Marina.

Das hat ſie gewiß geſchreckt,
Auch iſt ſie nicht zu flink, wenn ich befehle,
Sie weiß ſchon, daß mich oft mein Wille reut.

Mniczek.

Dafür ſtatt' ich ſie aus! Du aber wirſt,
Das Alles bei der Krönung ehrbar tragen,
Es iſt ſo nöthig, wie die Taufe ſelbſt.

Marina.

Muß ich? Nun wohl, ſo hütet mich vor Spiegeln,
Sonſt wird's mir, wie dem Baſilisk ergeh'n.

Mniczek.

Und nun gieb her —

Marina.

Was denn?

Mniczek.

Das Todes-Urtheil!
Die Feder mein' ich.

Marina.

Wie? Ein Todesurtheil?
Das muß ich unterzeichnen ſeh'n.

Mniczek.

Pfui, Pfui!

Marina

(giebt Demetrius die Feder).

Nimm hin und zeige mir, worin der Czar
Sich von dem Woiwoden unterſcheidet.

(Zu Mniczek).

Du darfſt nur peitſchen laſſen!

(Zu Demetrius).

Dann noch Eins,
Ja, darum kam ich bloß! Aus Boris Hauſe
Soll eine Tochter noch am Leben ſein,
Das Mädchen, hör' ich, iſt gewandt und flink,
Die muß mir dienen. Bitte!

Mniczek.

Xenia,
Prinzeſſin Godunow, iſt längſt im Kloſter.

Marina.

Doch kann ſie noch nicht eingekleidet ſein,
Es iſt zu kurz.

Mniczek.

Mein Kind, das geht hier ſchnell,
Heut' auf dem Thron und morgen in der Gruft!
Gott gebe, daß wir ſelbſt es nicht erfahren,
D'rum — ſehen wir uns vor!

(Er hebt das Todesurtheil empor.)

Marina
(greift darnach und nimmt's).

Das iſt ja Ruſſiſch.
Ich kann es leſen, aber nicht verſteh'n.

Mniczek.

Du mußt es lernen.

Marina
(halb buchſtabirend).

Schuiskoi! Wie? Fürſt Schuiskoi?
Der Einzige hier, der ausſieht, wie ein Menſch?

Demetrius.

Gefällt er Dir?

Marina.

Der muß verleumdet ſein!

Mniczek.

Meinſt Du?

Marina.

Er ritt mir beim Empfang zur Seite
Und ſpottete und höhnte noch viel ärger,
Wie ich, wenn wir was Lächerliches ſah'n.

Mniczek.

So!

Marina.

Und er war ſo luſtig, freute ſich,
Daß endlich friſcher Wind in's Land gekommen.

Mniczek.

Ei, ei?

Marina.

Und ſprach mir nur von Deiner Weisheit.
(Zu Demetrius).
Und Deiner Tapferkeit!

Demetrius.

Doch ganz gewiß
Noch mehr von Deiner Schönheit.

Mniczek.

Töchterchen,
Du ſcheinſt mir faſt bereit, für ihn zu bürgen —

Marina.

Ich wagte Nichts dabei!

Mniczek.

Vielleicht denn doch!
Als Dir Fürſt Schuiskoi all das Süße ſagte,
Grub er im Stillen ſchon das Grab für uns.

Marina.

Das Grab?

Mniczek.

Das Grab! Und hätt' ich nicht gewacht,
So lägen wir darin. Du mit, mein Kind!

Marina.

Und ohne Leichenſchmuck? Dann unterſchreib'!
(Drängt ihm das Todes-Urtheil auf.)

Demetrius.

Iſt er der Einz'ge, der uns haßt?

Mniczek.

Der Einz'ge,
Der ſchaden kann! Er iſt der nächſte Erbe!
Die Andern ſteh'n ſich gleich in Recht und Unrecht
Und kommen nicht vor Neid und Zank zur That.

Demetrius.

Er iſt ein falſcher, doppelzüng'ger Schurke
Und meinen Degen kreuzt' ich gern mit ihm,
Doch, ihm den Henker ſchicken — —

Marina.

Unterſchreib!
Du kannſt ihn ſpäter ja begnadigen —

Mniczek.

Da ſchwatzt mein Papagei nicht gar zu dumm!

Marina.

Ich ſelbſt will für ihn bitten, öffentlich,
Damit ſie's Alle ſeh'n. Bedenk' doch nur,
Wie hübſch das wird. Du ernſt und gravitätiſch
Auf Deinem Thron; ich aufgelöſ'ten Haar's,
Wie's die Romanze will, zu Deinen Füßen
Und ſtammelnd, weinend, denn ich kann das Alles,
Sobald ich ſoll, zu Dir um Gnade flehend.
Du finſter blickend, und den Scepter ſchwingend,

Als wollteſt Du mich hau'n, doch endlich ſanft
Ihn niederſenkend und die Stirn mir tickend,
Und freundlich murmelnd: Deinetwegen ſei's!
Dann: Taſchentuch heraus! Ich bitt' Dich, thu's!
(Sie ſtößt Demetrius zum Schreibtiſch.)

Mniczek
(während Demetrius unterzeichnet).

Nur erſt den Namen her, dann findet ſich's.

Demetrius
(reicht Marina das Blatt).

Marina.

Kommt's Dir nicht ſeltſam vor, daß Du, der einſt
Von jedem Haſen Rechenſchaft gegeben,
Jetzt Fürſten klatſchen kannſt als wären's Fliegen?
(Sie giebt Mniczek das Blatt.)
Ich beuge mich vor Deiner Majeſtät!
(Ab.)

Dritte Scene.

Mniczek.

Nun halte denn Dein großes Ordens-Feſt
Und ſpare nicht mit Deinen gold'nen Sternen,
Ich ſchicke die Bojaren!

Vierte Scene.

(Der Mönch Gregory tritt ein.)

Mniczek.

Doch was will
Der fromme Bruder?

Demetrius
(dem Mönch entgegen).

O, zur rechten Zeit! —
Erkennſt Du ihn nicht mehr? Ihm dank' ich ja
Das Leben?

Mniczek.

Ja? Vergebt. — Mir geht jetzt viel
Im Kopf herum!
(Ab mit dem Todes-Urtheil.)

Fünſte Scene.

Demetrius.

O Gott, wie freu' ich mich!
Ich ſpreche nicht von Lohn, doch wenn der Czar
Von Moskau nicht zu arm iſt, Deinen Wünſchen
Genug zu thun, ſo nenne ſie, ich will ſie
Sogleich erfüllen, aber d'rum nicht glauben,
Daß ich nun weniger Dein Schuldner ſei.

Gregory.

Nun, als ein Mahner komm' ich allerdings.

Demetrius.

Sprich! Sprich!

Gregory.

Ich bitt' zuerſt um eine Glocke.

Demetrius.

Um eine Glocke? Eine Kirche ſollſt
Du haben und ein ganzes Dorf dazu.

Gregory.

Ich bitt' nur um die Glocke für das Kloſter,
Das Dich auf Deiner Flucht verbarg und dem
Du ſie am Abſchiedsmorgen ſelbſt verſprachſt.

Demetrius.

Auf meiner Flucht — — Ich bin ja nie geſloh'n!

Gregory.

Dann bitt' ich um das Fährgeld für den Fiſcher,
Der Dir bei Nacht und Nebel weiter half,
Als Boris Dir ſchon auf den Ferſen war.

Demetrius.

Als Boris mir — das iſt ja nie geſcheh'n.

Gregory
(reicht ihm einen Zettel)

Hier Deine Hand!

Demetrius.

Das iſt nicht meine Hand!
Auch trifft das Datum nicht. Als dieſer Schein
Geſchrieben ward, war ich in Sendomir
Und träumte wahrlich nicht vom Czarenthron.

Gregory.

So hat's Dein Schutzgeiſt wohl für Dich gethan!
Ganz recht, das iſt die Hand Strepiep's.

Demetrius.

Strepiep mein Schutzgeiſt!

Gregory.

Ja, mein Czar!
Er bahnte Dir den Weg. Längſt, eh Du ſelbſt
Es ahnteſt, hat die Welt auf Dich gehofft
Und Boris Godunow vor Dir gezittert:
Bald warſt Du hier, bald dort, und überall.

Demetrius.

Das heißt: Strepiep.

Gregory.

Und Worte, die
Ich klug und liſtig ausgedacht für Dich,
Sind, wie Kopeken, durch das Land gegangen
Und haben Dir das Volk geneigt gemacht.

Demetrius.

Durch ihn!

Gregory.

Er hat ſogar, als altes Weib
Verkleidet, auf den Märkten prophezeit.

Demetrius.

Nun, jetzt liegt dieſer Schutzgeiſt an der Kette,
Weil er ſich gegen mich verſchwor.

Gregory.

So laß
Ihn liegen, oder ſchick' ihn in ein Bergwerk,
Nur halte Das, was er für Dich verſprach.

Demetrius.

Ich ſtaune. Er hat mir den Weg gebahnt,
So ſagſt Du, und ich ſoll —

Gregory.

Er iſt bezahlt!

Demetrius.

Was für ein Licht geht mir da auf!

Gregory.

Du ſiehſt,
Wir waren immer mit Dir, und wir hoffen,
Du wirſt Dich dankbar zeigen!

Demetrius.

Sag' nur, wie!

Sechste Scene.

Mniczek.

(tritt wieder ein).

Ein altes Weib auf Krücken lärmt da draußen,
Sie will beſtellt ſein!

Demetrius.

Ich erinn're mich.
Gut, daß ſie kommt. Ich hätt' es faſt vergeſſen,
Daß ich ihr meine erſte Gunſt verſprach,
Und Sterne ausgeſtreut.

Gregory.

Sie iſt es werth!

Demetrius.

So kennſt Du ſie?

Gregory.

Und hat's um Dich verdient!

Demetrius.

Wie das?

Gregory.

Du lebteſt nicht, wenn ſie nicht wäre.

Demetrius.

So hat ſie Euch ihr Kind verkauft?

Gregory.

Sie hat
Den Tauſch vollzogen.

Demetrius.

Danken will ich's ihr,
Doch loben kann ich's nicht! — Nun aber ſprich:
Was kann ich für Dich ſelber thun?

Gregory.

Für mich?
Gar nichts! Für meinen Orden viel.

Demetrius.

Was? Was?

Gregory.

Geſtatte ihm den Eintritt in Dein Reich
Und gieb ihm, was er braucht.

Demetrius.

Das iſt die Sache
Des Patriarchen.

Mniczek.

Ihr ſeid Jeſuit?

Gregory.

Ich bin's.

Mniczek.

Vielleicht gar General.

Gregory.

Nur Mönch.

Mniczek.

Dem Kleide nach.

Gregory.

Mein Fürſt, Du kennſt wohl nicht
Den Umfang Deiner Rechte, wenn Du glaubſt,
Daß Du den Patriarchen fragen mußt.

Demetrius.

Wenn's heut ſo iſt, ſo wird es morgen anders,
Denn nimmer rühr' ich an das Göttliche,
Und hab' ich dieſe unheilvolle Macht,
So will ich auch ſogleich auf ſie verzichten,
Damit ich nicht, von Leidenſchaft verblendet,
In irgend einer unglückſel'gen Stunde
Die Seele wage!

Gregory.

Wag' ſie heute nicht!
Wem Gott, der Herr, den Donnerkeil vertraut,
Der darf ihn nicht in's nächſte Waſſer werfen,
Weil er ſich ſelbſt vor Blitz und Flamme ſcheut,
Und wen er zu der höchſten That berief,
Die alle andern dieſer Zeit verdunkelt
Und jeden Lorber, der auf Erden grünt,
In aller Himmelskronen erſte flicht,
Der trete nicht vor ſeinem Wink zurück.

Demetrius.

Vor großen Thaten fürchte ich mich nicht!

Gregory.

Wohlan! So zeig' ich Dir die Deinige! —
Du biſt erſeh'n, den Kirchenſpalt zu ſchließen,
Der Abendland und Morgenland zerreißt,
Und mit dem Untergang die Welt bedroht.

Demetrius.

Das könnte ich?

Gregory.

Das kannſt Du, wenn Du willſt.
Erſtaune nicht! Die Krone iſt Dir neu,
Und wenn Du auch das Schwert ſchon ruhmvoll ſchwangſt,
Die Kraft des Scepters haſt Du nicht erprobt:
So höre denn von mir, was es vermag!
In Deutſchland ſelbſt, wo die verruchte Schlange,
Die Adam um das Paradies betrog,
Noch kriecht bis heute und ihr letztes Gift
Im ketzeriſchen Luther ausgeſchäumt:
In Deutſchland ſelbſt beſtimmt der Fürſt den Glauben
Und ſeine Völker müſſen ihm zum Himmel
Und auch zur Hölle folgen, wenn er winkt:
Wie denn nicht hier, wo Menſch und Bär noch ſtreiten,
Wer Herr iſt und den andern tanzen läßt!
Der Czar von Moskau thut, was ihm gefällt,
Und Gott allein iſt mächtiger, als Er.

Mniczek.

Ja wohl!

Gregory.

Das iſt die That, die wir als Dank
Von Dir erwarten. Täuſchen kannſt Du uns,
Denn als wir Dich der Mörder-Fauſt entzogen,
Schwurſt Du uns nichts. Wir ſahen in Dein Auge,
Weil Deine Lippe noch verſiegelt war,
Und ſchwankten nicht! Erwäg' es wohl, ich frage
Erſt nach der Krönung wieder an. Doch nehm' ich

Die Antwort, glaub' ich, jetzt ſchon mit. Es iſt
Ja keine Laſt, die ich Dir auferlege,
Es iſt der höchſte Lohn, den ich Dir biete,
Du wirſt durch's Schuldenzahlen reich. Die Erde
Wird jubeln, wie bei der Geburt des Herrn,
Wenn's endlich wieder Eine Kirche giebt,
Wie Eine Welt, und wenn zum Liebes-Mahl
Das ganze menſchliche Geſchlecht erſcheint.
Und bis zum jüngſten Tage wird es heißen,
Wenn man des Zugs um den Altar gedenkt:
Zur Rechten ſchritt der Czar Demetrius,
Zur Linken aber ſchritt — ein neuer Papſt.

(Ab.)

Siebente Scene.

Demetrius
(nach einer Pauſe).

Nein, nein, mein Volk ſoll beten, wie es will!
Gleich morgen werd' ich einen Patriarchen
Ernennen an des ſchlechten Hiobs Statt:
Der Himmelsſchlüſſel glüht mir in der Hand.

Mniczek.

Herr, die Bojaren harren.

Demetrius.

Und wo ſind
Die Orden?

Mniczek.

Gleich.

Demetrius.

Du ſtehſt mir aber bei,
Damit ich Nichts verwechſle.

Mniczek.

Haſt Du's Dir
Noch nicht gemerkt?

Demetrius.

Ich kenne Rußlands Stärke,
Wie ſeine Schwäche, ſeine Feind- und Freundſchaft,
Die Berge und die Ströme, aber nicht
Die Zierden, die es ſeinen Generälen
In's Knopfloch hängt.

Mniczek.

Hier iſt die Liſte.

Demetrius.

Gut.
So mögen ſie — doch nein, die Alte erſt!

Achte Scene.

Mniczek

(geht zur Thür).

Demetrius.

Sie iſt mir jetzt zwar widerlich geworden,
Doch —

(Barbara tritt ein).

Ei, da iſt die Mutter! Nun, ſo ſprich!
Haſt Du's Dir überlegt? Ich hab' den Schlüſſel
Zu jedem Kaſten, bin ſo reich faſt, wie —
Der Teufel, aber beſſer, denn ich ford're
Die Seele nicht, ich geb' mein Silber ſo.
Du ſtockſt? Hat Moskau Nichts, das Dir gefällt?
Wie manches Haus ſteht d'rin, wie mancher Garten,
So wähle doch! Wie heißt's im Kindermärchen?
Ich wünſchte wohl — — Nun, was?

Barbara.

Ich wäre gern
Allein mit Dir.

Demetrius.

Du haſt nur Eine Bitte,
Erwäg's zuvor, und wenn ich die erfülle,
So iſt mein Wort gelöſ't.

Barbara.

Ich mögt' es doch.

Demetrius
(gegen Mniczek).

Seltſam!

Mniczek.

Ich habe ohnehin zu thun!
(Ab.)

Neunte Scene.

Demetrius.

Doch nein, ſie will mir Etwas anvertrau'n,
Was ich ſchon weiß, um ſich im Preis zu ſteigern,
Pfui, pfui, ich hätt' es nicht in ihr geſucht! —
Nun?

Barbara.

Gott, wie ſprech' ich nun!

Demetrius.

Ich irre nicht,
So iſt's, die Scham hält ſie nur noch zurück.
Heraus damit, heraus! Nicht wahr, ich ſtehe
In Deiner Schuld?

Barbara.

Mein Czar —

Demetrius.

Du haſt zu fordern,
Und was ich Dir auch immer geben mag —
Du haſt noch mehr verdient!

Barbara.

Du ahnſt? Du weißt?
Da wag' ich's! Laß nur einmal Dich umarmen,
Dann bin ich glücklich für die Ewigkeit.

Demetrius.
(tritt zurück).

Ich ahne, ja ich weiß, und es iſt viel,
Sehr viel, was Du gethan, doch Das belohnt
Man nicht mit Küſſen und Umarmungen,
Nein, dafür hat man Silber oder Gold!

Barbara.

Du haſt mir doch ſchon Deine Hand gereicht.

Demetrius.

Dir? Nicht doch! Nicht doch! Einer alten Frau,
Hilflos, gebrechlich, die ich in Gefahr
Erblickte! Einer Jeden wär' ich ganz
So willig beigeſprungen! Dir allein
Vielleicht nicht, hätt' ich Dich gekannt, wie jetzt.

Barbara.

Du thuſt mir weh!

Demetrius.

Das wollt' ich nicht! Bei Gott,
Das wollt' ich nicht! Dazu hab' ich kein Recht.
Doch ſei auch ehrlich gegen mich! Es war
Kein Zufall, daß Du in's Gedräng' geriethſt,
Und — Ja, wie ſag' ich, ohne Dich zu kränken?
Nun, auch kein Zufall, daß Du meinen Mantel
Ergriffſt und küßteſt!

Barbara.

Nein, das war's auch nicht!

Demetrius.

Brav, Alte, brav! — Du nahmſt die Stunde wahr,
Um Dich bemerkt zu machen, fielſt vielleicht
Abſichtlich. — Nein, das nicht, ich ſah's ja ſchon,
Die Krücke glitſchte aus! Doch, wenn's auch wäre,
Der Czar iſt fern und Gott im Himmel hoch!
Du thateſt wohl, ſehr wohl! Die Kinder greifen
Nach eines Kaiſers Hand, um Nachts zu prüfen,
Ob ihre Finger nun vergoldet ſind
Und leuchten, wie der Mond. Mit ſechzig Jahren
Verſteht man's beſſer.

Barbara.

Ich ertrag's nicht mehr!

Demetrius.

Du weinſt? Warum? Ich dank' Dir ja dafür!
Ei, ei, das Athmen iſt ein ſüßes Ding
Und unentbehrlich zu noch ſüßerm!
Die erſte Jagd — das erſte Trinkgelag —
Und noch ſo manches Erſte, das allein
Verlohnt ſich ſchon des Lebens, trotz der Schläge,
Die auch wohl kommen, und ein Jeder hat's!
Und ich nun gar — heut' noch, ich weiß nicht was,
Und morgen Czar — das iſt ja wie ein Wunder
Und geht, noch beſſer, doch natürlich zu.
Und wem bin ich das ſchuldig? Dir allein!
So ſei nicht blöd, und ford're Deinen Sohn.

Barbara.

Mein Czar, ſieh mich mal an.

Demetrius.

Ein Mütterchen,
Wie's Jedermann gefällt, die Augen blau,
Die Haare blond, das Ganze faſt zu weich
Für Deinen ſtarken Sinn —

Barbara.

Entdeckſt Du Nichts
Von Thränen-Furchen? Siehſt Du keine Runzeln,
Wie nur der Schmerz und nicht die Zeit ſie gräbt?
So frag' Dich, was mir Deine Schätze ſind,
Und ob mich die Begierde zu Dir trieb,
Auf meinen kurzen Weg von heut zum Grabe
Ein fett'res Brot zu eſſen!

Demetrius.

Sonderbar!
Höchſt ſonderbar! — Du haſt vielleicht ein Kind,
Für das Du — Aber nein, das kann nicht ſein,
Du haſt kein zweites Kind!

Barbara.

Allmächt'ger Gott,
Verdien' ich das dafür, daß ich mein Herz
In dieſer Stunde noch zuſammen drücke,
In dieſer einz'gen die's noch giebt für mich?
Mein Fürſt und Czar, Du kannſt mir nicht gewähren,

Was ich erbat, denn Du verachteſt mich,
Geſtatte denn nur noch, daß ich Dich ſegne,
Dann ſcheiden wir auf Nimmerwiederſeh'n.

Demetrius.

Ich that Dir unrecht! Eine Mutter, die
Ihr Kind verkaufte, bleibt für mich ein Gräuel,
Und ob ich ſelbſt die Welt durch ſie gewann,
Und immerdar ſchwebt mir der Sarg vor Augen,
In dem das arme junge Opfer modert
Und ruft mir zu: Du ſelbſt gehörſt hinein!
Doch dieſe Schuld drückt Deine Seele nicht,
Das ſage ich jetzt, die Thräne zeugt für Dich,
Und eine Mutter, die man um ihr Kind
Bethörte und betrog, die, als ſie's gab,
Es in des Glückes Schooß zu legen glaubte
Und nimmer an des Todes kalte Bruſt,
Solch eine Mutter kann ich wohl umarmen,
Vergieb mir denn und nimm Dir Deinen Lohn!
(Umarmung.)
Wir wollen Beide um das Opfer weinen
Und ich erſetz' es Dir, ſo weit ich kann!

Barbara.

Herr Gott im Himmel, dank' für dieſe Stunde!
Nun nimm mich hin, denn meine Friſt iſt um.

Demetrius.

Nein, Mütterchen, ich brauch noch etwas Zeit,
Um Dir zu zeigen, daß ich dankbar bin,

Auch mußt Du mir noch einen Dienſt erweiſen,
Den mir kein Menſch erweiſen kann, als Du.

Barbara.

Ich — O —

Demetrius.

Man ſagt, ich ſei nicht Iwan's Sohn.

Barbara.

Du biſt's! Bei Gott im Himmel kann ich's ſchwören,
Bei meiner Seele, meiner Seligkeit!

Demetrius.

So komm!

Barbara.

Wohin?

Demetrius.

Zu meiner Mutter! Gleich!

Barbara.

Zur Czarin Marfa?

Demetrius.

Ja, auch dieſe zweifelt,
Ich fühl's, ich fühl's, wenn ſie's auch tief verbirgt.

Barbara.

Sie zweifelt?

Demetrius.

Ja! Obgleich ſie's läugnen würde,
D'rum ſchwör's in ihre Hand, ich ſei ihr Kind.

Barbara.

In ihre Hand!

Demetrius.

Du kannſt ſie glücklich machen
Und ſäumſt?

Barbara.

Wenn ich das könnte, thät' ich's gern'.

Demetrius.

Du ſchwurſt ja ſchon —

Barbara.

Das will ich wieder ſchwören!

Demetrius.

Daß Iwan —

Barbara.

Ja!

Demetrius.

Und Marfa —

Barbara
(ſchweigt).

Demetrius.

Marfa nicht?

Barbara
(ſchweigt).

Demetrius.

Iwan Waſiljewitſch, der Czar, mein Vater,
Und Marfa Nagoy meine Mutter nicht?

Eins folgt doch aus dem Andern!
(Schlägt ſich vor die Stirn)
Großer Gott!

Barbara.

Wie hab' ich mich verſtrickt! War's denn zu viel,
Daß ich für all' die Jahre bitt'rer Trennung
Ein einz'ges Mal — O, könnt' ich noch zurück!

Demetrius.

Ei wohl, ei wohl! Was iſt da wunderbar?
Man kann der echte Sohn des Czaren ſein,
Und doch ein Hund, ein Baſtard nebenbei.

Zehnte Scene.

Mniczek
(tritt wieder ein).

Mein Fürſt und Herr —

Demetrius
(zu Barbara).

Iſt das nicht wahr? Sie ſchweigt.
Ich weiß genug.

Mniczek.

Mach's endlich kurz mit ihr,
Die Stunde drängt.

Demetrius.

Herr Woiwod, wen ſucht
Ihr hier? Doch nicht den Czaren aller Reußen?
Den blies ein Hauch in's leere Nichts zurück,
Doch Euer Jäger wartet Eures Winks.

Mniczek.

Was iſt geſchehn?

Demetrius.

Der Morgen brach herein,
Die alte Frau dort ſtieß die Läden auf,
Und meine Maske leg' ich wieder ab.

Mniczek.

Was kann das ſein?

Demetrius

(indem er den Hermelin abwirft).

Schickt dieß zum Fürſten Schuiskoi,
Der's auch am hellen Tage tragen darf,
Und fragt ihn gleich nach meiner Schuldigkeit.

Mniczek

(dringt mit dem Degen auf Barbara ein).

Verfluchte Hexe!

Demetrius.

Halt, Herr Woiwod,
Ich muß mich Euch noch einmal widerſetzen,
Doch küß' ich Euch nachher die Hand dafür,

Denn ſeine Mutter ſchützt auch — ſolch ein Sohn!
(Zu Barbara.)
Kein Wort! Du biſt's! Du ſelbſt! Und dieß mein Dank!
(Setzt ſich und ſchlägt die Hände vor's Geſicht.)

Mniczek
(lacht).

Das glaubſt Du? Weißt Du noch nicht, wo wir ſind?
Dieß iſt das Land, wo Jeder ſieben Zungen
Im Munde trägt und doch mit keiner einz'gen
Die Wahrheit ſpricht! So wär' es dennoch ſo,
Wie Alles munkelt? — Alte, auf ein Wort!
Nicht wahr, Du lügſt?

Barbara.

Ich wollt', Du hätteſt Recht.

Mniczek.

Sie haben Dich gedungen!

Barbara.

Großer Gott,
Wer hätte mehr zu bieten, als der Czar?

Mniczek.

So wärſt Du wirklich —

Barbara.

Ja, ich Aermſte bin's.

Mniczek.

Wie iſt es aber möglich!

Barbara.

Czarin Marſa
Und ich, wir kamen um die gleiche Stunde
Mit Knäblein nieder, ſie im Prunkgemach,
Ich unter'm Treppenhaus.

Mniczek.

Und darauf hatte
Der Mönch gerechnet?

Barbara.

Ja, für alle Fälle
War noch ein dritter Knabe da.

Mniczek.

Und Du?

Barbara.

Anſtatt den Prinzen ſelbſt, wie ich verſprochen,
Zu nehmen, ſtahl ich ihm bloß Kleid und Schmuck
Und ſtattete mein Eigenes damit aus,
Dann gab ich Dieſes hin.

Mniczek.

Nur allzuwahr — —
Und dann? Und dann?

Barbara.

Ei nun, man ließ mich ſchwören,
Als man's, es war um Mitternacht, empfing,
Daß es der echte Sproß des Czaren ſei.
Das konnt' ich. Leider!

Mniczek.

War der ſchlaue Mönch
So leicht zu täuſchen?

Barbara.

Warum ſollt' er nicht?
Er kannte ja den Vater nicht, denn ſtreng
Verhehlt' ich den in meiner böſen Zeit,
Damit die arme Czarin Nichts erfuhr,
Sie war mir viel zu lieb dazu.

Mniczek.

Doch Du —
Wie kamſt denn Du — zu Deinem Argwohn erſt
Und dann zu dieſer Liſt?

Barbara.

Das Spiel des Mönch's
War nicht zu fein! Was er auch immer ſprach
Von ſchlechtem Blut, und wie es nöthig ſei,
Ein friſches Reis auf Rurik's Stamm zu pfropfen,
Man merkte ſchon, worum ſich's handelte.
Da dacht' ich denn: Dein Sohn iſt auch ein Prinz,
Wenn auch ein halber nur, und — fragt' nicht mehr,
Genug, ich gönnte ihm ein beſſeres Loos,
Als ihn erwartete und gab ihn lieber
An dieſen Mönch, als in das Findelhaus.

Mniczek.

Du biſt am Ziel und dachteſt alſo gut,

Nur haſt Du heut' Dein eigenes Werk zerſtört,
Und wenn Du nicht freiwillig widerrufſt,
Iſt Alles aus.

Barbara.

O Gott, wenn's nur noch hilft.

Mniczek.

Wache!

Demetrius.

Für mich? Ich hab's ſchon ſelbſt gedacht.

Mniczek.

Für Dich? Der Spaß iſt prächtig! Nein, mein Fürſt,
Für dieſe abgefeimte Gaunerin.
Die Schuiskoi's haben ſie hieher geſchickt
Und ihr das ſaub're Märchen einſtudirt,
Doch hat ihr Gott nicht Witz genug verlieh'n,
Es durchzuführen und ich hab' ſie ſchon.

Barbara.

(kniet nieder).

So iſt's, großmächt'ger Czar.

Demetrius.

Steh' auf, ſteh' auf!
Ihr täuſcht mich nicht durch Eure Gaukelei,
Dieß war die erſte Lüge, die Du ſprachſt!
(Mit ſtarken Schritten.)
Was iſt's denn auch! Wer ſtraft mich, daß ich nicht

Allwiſſend bin? Die Krone wuchs ja nicht
Mit meinem Haupt zuſammen!
(Mit einer Bewegung.)
Rußland, nimm,
Was übrig bleibt, iſt mein. Herr Woiwod,
Erzeigt Ihr mir noch einen letzten Dienſt?
Ihr ſagt, die Reichs-Bojaren harren draußen,
Ruft ſie herein!

Mniczek.

Was ſinnſt Du?

Demetrius.

Fühlt Ihr's nicht? —
(Zu Barbara.)
Gieb mir die Hand und wenn die hohen Herren
Erſcheinen, wirf Dich auf die Knie, wie ich.

Mniczek.

Du willſt?

Demetrius.

Zur guten Stunde ſind ſie da,
Ich ſtelle mich ſogleich vor ihr Gericht,
Und wenn Unwiſſenheit entſchuld'gen kann,
So geht, der eingezogen als ein Czar,
Wohl noch als Jäger frei und frank zurück!

Mniczek.

Du raſeſt!

Demetrius.

Weil ich thu' nach meiner Pflicht?
Nein, nein, ich raſ'te, wenn ich zögerte.

Noch bin ich rein, noch drückt mich keine Schuld:
Vom Todesblock, an dem ich willig kniete,
Riß man mich an den Locken wieder auf
Und zeigte, hoch in goldenem Gewölk,
Mir dieſe Krone als mein Eigenthum;
Es wäre feig geweſen, zu verzichten,
Als Iwans Sohn hatt' ich ein Recht auf ſie,
Ich griff nach ihr und zwang ſie auch herab.
Jetzt ſeh' ich, daß ich ein Betrogener bin,
Was bleibt mir übrig, als ſie weg zu werfen,
Wenn ich nicht auch Betrüger werden will?
Drum raſch, damit die Stunde nicht entflieht,
Die mir zu dieſer That noch Freiheit läßt,
Dann ſpricht ein Feind, ein Schuiskoi ſelbſt, mich los,
Ich aber ſteig' auf ein Koſaken-Pferd
Und reite heim, und bitte, da ich doch
Nicht wieder Vogelſteller werden kann,
Den Freund im rothen Mantel um den Streich,
Deñ er mir wider Willen ſchuldig blieb.

Mniczek.

Und ich? Und wir? Ich will nicht lange warnen,
Daß Du auch hier den Henker finden kannſt:
Dich lockt's, mit Beifall aus der Welt zu geh'n
Und Beifall wird man klatſchen, hier wie dort.
Doch ich? Und wir? Wir Alle, die Dir blind
Gefolgt ſind in das unwirthbare Land,
Weil uns Dein plötzlich aufgetauchtes Haupt

Erglänzte, wie ein neu entdeckter Stern.
Was wird mit uns? Soll ich mit meiner Tochter
Am Bettelſtab zurück nach Polen wandern,
Ich in den Thurm zu Ratten und zu Mäuſen,
Sie auf den Markt als Karten-Königin?
Haſt Du den Muth, bloß um Dich rein zu halten
Vom kleinſten Hauch, der Seelen trüben kann,
Die große Wechſel-Rechnung durch zu ſtreichen,
Die uns verknüpft, und Lieb und Treu zu opfern,
Und glaubſt Du, daß Du rein bleibſt, wenn Du's thuſt?
Der Himmel ſelbſt ruht auf geſpalt'nen Kräften,
Die ganze Welt auf Stoß und Gegenſtoß:
Denkſt Du, der Menſch iſt davon ausgenommen?
Pflicht gegen Pflicht, das iſt auch ſein Geſetz!
Du ſinnſt, mein Sohn! Laß das Geſpenſt der Nacht
Und wende Dich dem Leben wieder zu:
Du biſt der Czar, denn Du biſt Iwans Sproß.

Demetrius.

Ich hab' ſein Blut geerbt, doch nicht ſein Recht!
O könnt' ich in den Mutterleib zurück.

Mniczek.

Und wenn's ſo wär' — ich räum' es nimmer ein —
Doch wenn — was würde folgen? Biſt Du nicht
Der letzte Träger eines großen Stamms,
So ſei der erſte eines größeren.
Was hindert Dich denn noch, ein neues Haus

Zu gründen, wenn das alte Dich nicht deckt,
Und Vater eines ſtolzeren Geſchlechts
Zu werden, als es Rurik jemals war?
Erwerben iſt unendlich mehr, als Erben
Und dem Erobrer beugt die Welt ſich gern.

Demetrius.

Glaubſt Du, ich bin zu ſtumpf, um Das zu fühlen?
So tief, wie Du, und tiefer! Aber trifft's?
Im Donnerwagen über Berg und Thal
Einher zu brauſen im Kometen-Glanz
Und, wie der Fleiſch geword'ne Geiſt der Erde,
Der ſie und alle ihre Heimlichkeiten
Genauer kennt, wie ſeinen eig'nen Leib,
Auf Straßen, wie das Wild ſie kaum erſpäht,
Mit rothem Siegerſchwert von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land zu zieh'n und ganz zuletzt
Sich nach der Himmelsleiter umzuſchaun:
Ja, das iſt groß, das iſt ſo göttlich groß,
Daß die Bewund'rung Alles, ſelbſt den Jammer
Des armen, menſchlichen Geſchlechts erſtickt,
Und daß das Opfer jauchzt, indem es fällt!

Mniſzek.

Nun denn!

Demetrius.

Nun denn? Paßt dieſes Bild auf mich?
Ritt ich den Blitz? Ich ritt ein Manifeſt,

Ich ſprach mein Erbtheil an, und mit dem Recht
Erliſcht der Anſpruch.

Mniczek.

Aber nicht die Pflicht.

Eilfte Scene.

Marfa
(erſcheint mit der Aebtiſſin).

Mein Fürſt und Czar — ich fleh' zu Dir um Gnade!

Demetrius.

Du beugſt das Knie vor mir? Um Gott, was giebt's?

Marfa.

Thu', was Du willſt — Verbanne, kerk're ein,
Wenn's ſein muß, nur nicht dieß!

Mniczek
(zu Marfa).

Zu ſpät, zu ſpät!

Marfa.

Nein, nein, der Zug geht langſam, denn das Volk
Sperrt ihm die Straßen und der Henker ſelbſt
Wird zögern, weil ihm ſchaudert.

Zwölfte Scene.

Marina
(will raſch ein).

Wart, Du Schelm!

Marfa.

Ich weiß es, was es heißt, ſich übereilen:
In Uglitſch fielen Zehn auf mein Gebot,
Als ich die blut'ge Leiche vor mir ſah,
Und jetzt. — Jetzt ſteh'ſt Du hier!

Marina.

Hör' doch auf mich!
Schick' ihn zum Zobelfang nach Aſtrachan
Und ſchenk' mir, was er fängt.

Demetrius
(zu Mniczek).

Begreifſt Du das?

Mniczek.

Es gilt dem Fürſten Schuiskoi, wie mir ſcheint.
(Zieht eine Uhr.)
So iſt's. Ja, ja! Er wird hinüber ſein! —
Gott ſei ihm gnädig.

Demetrius.

Wie?!
(Ruft gegen die Wache.)
Koſak!

Mniczek.

Du willſt —

Demetrius.

Nicht — tödten.

(Zum Koſaken.)

Hier mein Siegelring! Nun eile,
So ſchnell Du kannſt. Du bringſt dem Fürſten Schuiskoi
Pardon. Er iſt begnadigt.

Marina.

Unbedingt?

(Zu Marfa.)

Du biſt erhört. Ich nicht.

Marfa.

O, nur kein Blut! —
Wie hat mein Töchterchen geruht?

Marina.

Vortrefflich,
Bis mich die Armeſünderglocke weckte.

Marfa.

Nun, morgen gibt's ein ſchöneres Geläut!

Mniczek
(ſtampft mit dem Fuß).

Das iſt — Ich ſehe ſeinen Dank voraus.

Demetrius.

Es war beſchloſſen, eh' ich unterſchrieb,
Doch hofft' ich's zu vollbringen, wie ein Gott,
Nun tret' ich bloß von einem Mord zurück.

Mniczek.

Von einem Mord?

Demetrius.

Wo iſt die Majeſtät,
Die er beleidigt, wo der Hochverrath,
Den er begangen hat? Ich ſeh' es ein,
Daß ich die Czarenmaske weiter tragen
Und Frieden und Gewiſſen opfern muß,
Wenn ich Euch retten will und bin bereit.
Ja, morgen werden Wir uns krönen laſſen,
Marina ſoll als Czarin aller Reußen
Und nicht als Karten-Königin zurück.
Und heut — Laß' die Bojaren nur herein!

Dreizehnte Scene.

Mniczek
(winkt, ein Diener geht ab, die Bojaren treten ein, die Ordens-Kanzler mit den auf rothem Sammtkiſſen getragenen Orden voran).

Demetrius
(ohne Unterbrechung fortfahrend)

Doch nimmer werd' ich meinen Carneval
Mit Blut beflecken, keinen Miſſethäter

Beſtrafen, da ich ſelbſt der größte bin.
D'rum darf der Spaß nicht all' zu lange dauern,
Sonſt merkt's der Frevel, daß das einz'ge Schwert,
Das keine Scheide hat, nicht länger blitzt,
Und häuft durch jeden Gräuel meine Schuld.
Ich bin der Capitain auf einem Schiff,
Das ſcheitert: raſch in's ſich're Boot mit Euch,
Dann zünde ich die Pulverkammer an.

(Er wendet ſich, die Bojaren verneigen ſich tief, die Ordens-Kanzler ſchreiten ihm entgegen.)

Fünfter Act.

Kreml. Nacht. Grosser Platz.

Erſte Scene.

Volksgruppen, die ſich immer vermehren.

Oſſip.

Wer da?

Rurik.

Der fragt, heißt Oſſip.

Oſſip.

Rurik, Du?
So ſprich, was ſoll ich hier?

Rurik.

Das ſag' Du mir.

Oſſip.

Es ward in meinem Haus, ich weiß nicht, wann,
Auch nicht durch wen, und noch viel weniger,
Auf weß Geheiß —

Rurik.

Laß mich das auserzählen.
Es ward in Deinem Hauſe angeſagt,
Du ſollteſt Dich in dieſer Nacht um Elf —

Oſſip.

So iſt's!

Rurik.

Hier auf dem großen Platz im Kreml
Mit allen Deinen Sippen und Gefreundten
Geſtellen, und das pünktlich!

Oſſip.

Ja.

Rurik.

So auch
Bei mir und in der ganzen Nachbarſchaft.

Oſſip.

Doch ward hinzugefügt, der Erſte, den
Ich träfe und befragte, werde mir
Den Grund enthüllen, das Warum vertrau'n,
Du biſt der Erſte und Du weißt von Nichts.

Zweite Scene.

Petrowitſch.

Wer da?

Oſſip.

Gleich viel!

Petrowitſch.

Auch mir! Doch ſag' mir an,
Was ſoll ich hier?

Oſſip.

Das hört' ich gern von Dir.

Petrowitſch.

Dieß iſt der Zehnte nun! — Wer foppt uns denn?
So geh'n ſie hier zu Hunderten herum
Und lachen ſich einander aus. Bei Gott,
Ein ſchlechter Spaß an einem ſolchen Abend,
Wo man den Branntewein in allen Straßen
Umſonſt bekommt.

Oſſip.

Wie?

Petrowitſch.

Ja, Du trinkſt, ſo viel
Du magſt und wenn Du nach der Zeche fragſt,
So ſpricht der Wirth: Dein Freund hat ſchon bezahlt!

Kurik.

Dein Freund! O, nun verſteh' ich. Geſtern war

Die Krönung, heute giebt's ein neues Feſt
Und wir erhalten unſer'n Theil daran.
Der Czar iſt dieſer Freund. Es wird vielleicht
Noch einmal Gold und Silber ausgeworfen,
Der Hund jedoch, der's uns verkünden ſollte,
Der ſogenannte Erſte, — dicht am Thor,
Erinnert Ihr Euch nicht? Dort ſtand ein Kerl,
Hoch, wie ein Pfahl, — behält's für ſich und ſchweigt.

Oſſip.

So wird es ſein. Er hofft, daß wir uns wieder
Verlaufen werden, wenn wir Nichts erfahren,
Und wünſcht, mit ſeinen Vettern und Gevattern
Allein zu theilen! Wart, Du Schelm! Hebt mich
Empor, ſo ſchrei' ich's aus.

Rurik.

Wozu denn das?
Wer keinen Witz hat, mag zum Brantwein geh'n,
Je weniger, um ſo beſſer. Bleiben wir.

Oſſip.

Da brennt's.

Petrowitſch.

Und da!

Rurik.

Wie ſollt' es nicht! Und doch!
Auch dort! Nach allen Himmelsgegenden!
Vielleicht ein Feuerwerk.

Oſſip.

Ein polniſches!

Rurik.

Ich denk' das, weil ſich keine Glocke rührt.
Drei tauſend Thürmer giebt's. Die können doch
Unmöglich alle eingeſchlafen ſein.

Oſſip.

Das nicht, doch wohl gebunden. Gieb nur Acht,
Dieß Feuerwerk wird hundert Straßen koſten
Und geht ein Dutzend Kirchen mit darein,
So iſt's den Heiden eben recht.

Rurik.

Da wacht
Sanct Niclas auf.

Oſſip.

Die heil'ge Anna folgt.

Petrowitſch.

Zur rechten Zeit! — Schaut, wie die Flammen wachſen!
Der ganze Platz wird hell. Man ſieht die Vögel,
Die droben kreiſen.

Rurik.

Ei, biſt Du nicht Der,
Mit dem ich kürzlich — Brüderchen, gewiß,
Du biſt aus Twer und zitterſt für die Ohren —
Noch haſt Du ſie — Erſt jetzt erkenn' ich Dich!

Oſſip.

Da weiß man doch, wozu die Fackel brennt!
Im Dunkeln wär' dieß Wiederſehen nicht
Gefeiert worden.

Rurik.

Wie die Glocken heulen!
Die Nacht wird wild, gebt Acht, es geht was vor!

Oſſip.

Die Polen ſind's, ich ſag's Euch noch einmal.

Dritte Scene.

Otrepiev
(im Waffen-Rock, mit Koſacken).

Feuerjo! Feuerjo! Ganz Moskau ſteht in Brand.

Rurik.

Herr Gott im Himmel!

Otrepiev.

Viele Keller ſind
Mit Pulver angefüllt.

Petrowitſch.

Wie kann das ſein?

Otrepiev.

Wie kann das ſein? Weil Du und Deines Gleichen
Es eingeſchmuggelt haben.

Petrowitſch.

Ich?

Otrepiev.

Ja, Du!
Wachen, ergreift ihn! — Iſt hier etwa Jemand,

Der Bürgſchaft für ihn leiſtet? Dann iſt's gut,
Dann wird Euch nichts geſcheh'n. Doch dieſer Menſch
Gehört zur Schwefelbande! — Nicht ein Wort,
Sonſt wirſt Du gleich erſchoſſen.
(Petrowitſch wird abgeführt.)

Vierte Scene.

Oſſip.

Er iſt nicht
Von hier, das iſt gewiß.

Otrepiew.

Nun noch ein Rath!
Trinkt heut' kein Waſſer. Alle Brunnen können
Zwar nicht vergiftet ſein —

Rurik.

Die Brunnen! Sind
Die Juden auch im Bund?

Otrepiew.

Doch hat kein Engel
Die guten noch mit einem Kreuz bezeichnet,
D'rum löſcht den Durſt in Schuiskoi's Branntwein.

Rurik.

So iſt's, Fürſt Schuiskoi?

Otrepiew.

Freilich, wer wohl ſonſt?
Daß Ihr die Augen ſchließt, ſobald ein Pole
An Euch vorbei ſchleicht, brauch' ich nicht zu ſagen —

Oſſip.

Warum?

Otrepiew.

Sie machen Blinde! — Feuerjo!

(Geht weiter mit ſeinem Trupp.)

Fünfte Scene.

Rurik.

Schrecklich!

Oſſip.

Was heißt das?

Rurik.

Ei, ſie tragen Sand
In ihren Taſchen, den die grüne Kröte
Beſpieen hat. Den werfen ſie nach Dir
Und fliegt auch nur ein Körnchen Dir in's Auge,
So biſt Du's los.

Oſſip.

Das iſt ja Teufels-Volk,
Doch ſprich, haſt Du den Hetman nicht ſchon früher
Geſeh'n?

Rurik.

Wenn ich nicht irre, war's der Mönch,
Der uns beim Einzug —

Oſip.

Ja, das ſchien mir auch,
Der führt ja heut' ein ſeltſames Brevier! —
Masken!

Sechste Scene.

(Basmanow und Mſtislawsky in Masken.)

Basmanow.

Nun gilt's. Noch haben wir die Wahl.

Mſtislawsky.

Was meinſt Du?

Basmanow.

Ei, wenn Freund Baſilius,
Der ganz unſchätzbar iſt beim Pharao,
Und den man küſſen mögte, wenn er tanzt,
Uns doch vielleicht als Czar — Wie ſag' ich nur?
So hilf mir doch!

Mſtislawsky.

Du hältſt es nicht für gut,
Den Freund zum Herrn zu machen?

Basmanow.

Warum nicht?
Mich koſtet's Nichts, vor Einem, dem ich ſonſt
Die Hand geſchüttelt, meine Stirn zu ſchlagen
Und ſeinen Kaftan an den Mund zu drücken,
Nur muß ich wiſſen, wie ich zu ihm ſteh'.

Mſtislawsky.

Dergleichen zu erwägen, iſt zu ſpät!

Basmanow.

Ho! Wenn ich ahnte, daß die Zeiten kämen,
Wo ich mich lieber Nachts im Pferdeſtall
Verkröche, als in's eig'ne Bett mich legte:
Ich ginge jetzt noch zum Demetrius.

Mſtislawsky.

Was hälf' es Dir? Er hat kein Volk um ſich.

Basmanow.

Die Handvoll Deutſcher würde ſchon genügen,
Ihn in das Polniſche Quartier zu ſchaffen
Und morgen ſteht ein neues Heer ihm auf.

Mſtislawsky.

Wir haben Boris unterwühlt: wie ſollte
Uns Schuiskoi trotzen?

Siebente Scene.

Otrepiep
(Mit ſeinen Koſaken).

Nun, wo bleibt der Fürſt?
Schon gährt der Teig, das Kneten iſt an ihm.

Mſtislawsky.

Wir rufen ihn.

Otrepiew.

Daß er nur nicht vergißt,
Vor dem Marienbild zu knien!
(Tritt vor.)
Noch eins!
Au weh, au weh!

Kurik.

Was giebt's? Stößt Euch was zu?

Otrepiew.

Ich aß vorhin ein Brot, die Bäcker werden —
O, wie das reißt!

Kurik.

Die Bäcker! Doch ſie ſind
Ja reich und haben Häuſer —

Otrepiew.

Von den Meiſtern
Iſt nicht die Rede, nur von den Geſellen,
Und die — Noch immer!

Oſſip.

Die ſind meiſtens fremd.
Ich eſſ' und trink drei Tage lang Nichts mehr,
Was mir mein Hund nicht vorgekoſtet hat.

Otrepiew.

Laßt mich, es geht vorüber!
(Tritt vor.)
Welche Welt!
Ein dutzend Schurken ſtreift im Polenrock
Herum und ſchon ſteht Moskau auf dem Kopf.

Geſchrei.

Heil, Heil dem Fürſten Schuiskoi!

Rurik und Oſſip.

Heil ihm! Heil!

Achte Scene.

Schuiskoi
(tritt auf.)

Ehrwürd'ge Väter dieſes armen Reichs,
Großmächtige Bojaren, theures Volk,
Kein Wort, bevor ich betete.
(Kniet vor der Marien-Säule.)

Rurik.

Das iſt
Ein frommer Prinz.

Otrepiew.

O weh! O weh! O weh!
Ein böſes Zeichen!

Oſſip.

Was iſt denn geſcheh'n?

Otrepiew
(faßt Rurik und Oſſip bei der Hand, heimlich).

Die heil'ge Jungfrau ſchüttelte das Haupt,
Als Schuiskoi ſeinen Blick zu ihr erhob,

Das zeigt mir, daß ſie ſeinen Arm verſchmäht,
Wir ſind verloren, er iſt nicht der Mann.

Rurik.

Barmherz'ger Himmel!

Otrepiep.

Still! Ich prüfe ihn!

Oſſip.

Da ſteht er auf!

Otrepiep.

Fürſt Schuiskoi, ſagt uns an,
Warum Ihr eben flehtet.

Schuiskoi.

Das iſt ein
Geheimniß zwiſchen Gott und mir!

Otrepiep.

Ich habe
Ein gleiches einzuſetzen.

Schuiskoi.

Du, wie das?

Otrepiep.

Die heil'ge Jungfrau hat das Haupt bewegt,
Als Du Dein Knie in Andacht vor ihr bogſt,

Und wenn Du mir bekennſt, um was Du batſt,
So ſag' ich Dir, ob ſie genickt, ob nicht.

Schuiskoi.

Sprich Du zuerſt.

Otrepiew.

Da hätteſt Du es leicht,
Uns zu betrügen.

Schuiskoi.

Aber Du wohl nicht,
Wenn ich der Erſte bin?

Otrepiew.

Ich nicht! Ich habe
Mich dieſen beiden Männern anvertraut,
Die mögen zeugen.

Schuiskoi.

Nun, es ſei darum!
Ich betete nicht aus dem Kirchenbuch,
Ich ſprach, wie öfter ſchon im Drang der Schlacht:
Wenn's einen Beſſern gibt, ſo ſchick' ihn her,
Und leime mir den Degen in die Scheide,
Sonſt — damit ſprang ich auf.

Otrepiew.

Heil, Schuiskoi, Heil!
(Zu Rurik und Oſſip.)
Was ſagt' ich Euch?

Kurik.

Die heil'ge Jungfrau habe
Den Kopf geſchüttelt.

Oſſip.

Und Du riefſt: O weh!

Otrepiep.

Weil ich's mißdeutete! Doch das beweiſ't:
Sie kennt in Rußland keinen beſſern Mann.

Volk.

Heil! Heil!

Schuiskoi.

Zum wenigſten kann ich den Degen
Noch zieh'n, er ſitzt nicht feſt.
(Thut's.)

Otrepiep.

So folgt ihm auch
Und zeigt ihm, daß Ihr's woll't!
(Zu Kurik und Oſſip).
Nun: Nieder —

Kurik.

Nieder —

Otrepiep.

Biſt Du ein Hammel? Wer denn wohl?

Kurik.

Der Czar?

Otrepiew.

Wer ſonſt, Freund?

(Ihm in's Ohr).

Nieder dieſer After-Czar!

Rurik.

Ei freilich! Nieder dieſer After-Czar!

Schuiskoi.

* Nicht vorſchnell, Freunde. Ziemen will es ſich,
Daß ich mich vor Euch Allen reinige,
Wie ich es that vor den Verbündeten,
Die ſich mir eigen ſchwuren bis zum Tod.
Zunächſt den Dank, daß Ihr in ſolcher Zahl
Gekommen ſeid, denn ich bin es geweſen,
Der ſo geheimnißvoll Euch laden ließ.
Ihr werdet mich nun fragen, denn Ihr müßt,
Wenn Ihr nicht wieder ſchmählich irren wollt,
Ihr werdet [fragen, warum ich mich ſelbſt]
Dem Mann [in Demuth fügte,] dem ich jetzt,
Ich leugn' es nicht, an Kron' und Leben will.

Rurik und Otrepiew.

Nicht doch, erlauchter Fürſt. Was kümmert's uns!

Schuiskoi.

Hoch ehrt mich dieß Vertrau'n, doch darf ich's nicht
Mißbrauchen, und ſo wenig ich die Beichte
Verſchluckte, wenn ein allzugüt'ger Prieſter

Mir ſagte: Geh, ich abſolvir' Dich ſo,
So wenig würd' ich mir es jetzt erlaſſen
Mein Herz vor Euren Augen umzuwenden,
Damit Ihr ſehen könnt, was es verbirgt.
Auf Eure erſte Frage ſag' ich nun,
Ich ward bethört, wie Ihr, doch nicht ſo leicht
Und, Ihr erlaubt, auch nicht ſo ſchnell.

Rurik und Otrepiew.

Herr Gott,
So ſpricht ein Knäs zu uns! Heil, Schuiskoi, Heil!

Schuiskoi.

Es klang zwar ſeltſam, abenteuerlich
Und wunderbar, daß Iwans letzter Prinz
Von dem man kaum noch wußte, wo er ruhte,
Auf einmal wieder blühend in das Leben
Getreten ſei, als hätt' er nur zum Spiel
Die ernſte Todten-Maske vorgenommen
Und ſie hinweg geworfen, wie es galt.
Es klang unglaublich, ſag' ich, doch es war
Darum nicht gleich unmöglich, ſuchten doch
Die Portugieſen ihren König
Im Sande Afrikas und plötzlich klopfte
Er wieder an die Thore Liſſabons.
Da fand ich's ganz natürlich, daß das . . . .
Daß Ihr, liebwerthe Freunde, Euch im Jubel
Um ſeine Fahne ſchaartet, und dem [Marſchall,]

Der unſeres Reichs-Archives Schlüſſel führt,
Die Prüfung ſeines Titels überließt.

Rurik.

[Es war natürlich!

Otrepiew.

War in der Luft!]

Rurik.

Man hätt' uns warnen ſollen, nicht?

Schuiskoi.

Ei wohl!
Doch ſtatt zu warnen zog der Adel mit.
Ich nicht, wir nicht. Wir rückten ihm in's Feld
Entgegen, thaten unſ're Schuldigkeit
Wie je, und hatten doch kein Glück. Dort ſtehen
Zwei Feldherrn, welche ihres Siegs gewiß,
Nicht nachzuzählen pflegen und der Dritte
Obgleich ein Aehrenleſer gegen ſie,
Schlug auch nicht oft umſonſt. Für den ſchien
Der Stern ſich zu verdunkeln, der uns ſonſt
So hell geleuchtet hatte. Schimpflich faſt
War manche Niederlage, und wir fanden
Nicht größere Kunſt und höh're Tapferkeit,
Wir ſchlugen uns ſelber als es eben gelten ſollte
Und Troſt und Hoffnung ſanken uns. Das ſchien
Auch uns zuletzt ein Zeichen, daß das Recht
Im Lager unſ'res Gegners ſei!

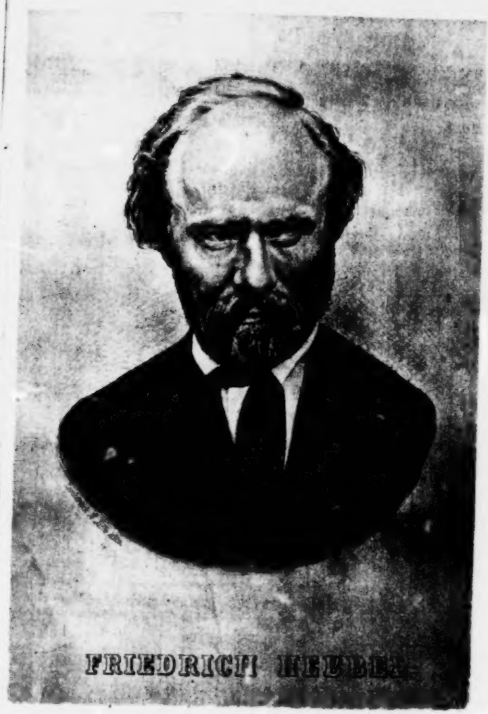
Rurik.

Wer hätte
Nicht ſo gedacht!

Schuiskoi.

Und dennoch war's verkehrt!
Es war ein Zeichen, daß der Himmel endlich
Von Boris Godunow ſein Antlitz wandte
Und ihm in ſeinem Grimm das Schwert zerbrach.
Noch wankte ich — — —
— — — — — — — — — — — —

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien,
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei



FRIEDRICH HEBBEL

Biographie
Friedrich Hebbel's

von

Emil Kuh.

Zwei Bände.

Mit dem Portrait von Fr. Hebbel und Emil Kuh
und einem Facſimile.

I. Band.

Wien, 1877.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Friedrich Hebbel

geboren in Weſſelburen den 18. März 1813, geſtorben in Wien
den 13 December 1863.

Emil Kuh

geboren in Wien den 13. December 1828, geſtorben in Meran
den 30. December 1876.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort des Herausgebers.

Dieſes Buch erſcheint nach dem Tode ſeines Verfaſſers; es ſeien daher dem Herausgeber einige Worte geſtattet über die Art, wie es entſtanden iſt.

Emil Kuh hat ſein Verhältniß zu Hebbel im Buche ſelbſt dargeſtellt. Gleich nach dem Tode Hebbels erfaßte ihn der Gedanke, das Leben dieſes bedeutenden und viel verkannten Mannes, der auf das ſeine einen ſo mächtigen Einfluß ausgeübt, getreu und eingehend zu erzählen. Mit dem ganzen Eifer ſeiner leidenſchaftlichen und ausdauernden Natur ging er an die Ausführung. Es dauerte Jahre, bis er das weitſchichtige Material zuſammengebracht hatte. Die Tagebücher Hebbels, ſechs ſtarke Quartbände, ſo wie die an denſelben gerichteten Briefe, waren ihm allerdings von der Witwe ſofort übergeben worden; aber die Briefe Hebbels von ihren Beſitzern zu erhalten, deſſen Freunde und Bekannte zur Aufzeichnung und Mittheilung ihrer Erinnerungen zu veranlaſſen; die verſchollenen und zerſtreuten, großentheils ungedruckten Jugend-Verſuche des Dichters aufzufinden und zu ſammeln; alles dies erforderte eine umfaſſende und beharrliche Thätigkeit. Kuhs Ausgabe der Werke Hebbels, die neben herging, erwarb ihm manches Vertrauen; mehr noch war es aber die innere Liebenswürdigkeit ſeines Weſens, die ſo viele Menſchen bewog, ſich ſeinen Zwecken, ſelbſt mit Opfern und Mühen, dienſtbar zu machen. Auch wer ihn nicht perſönlich gekannt, mußte ſeinen Briefen abfühlen, daß er es hier mit einer warmen, begabten und reinen Natur zu thun habe. Kuh hatte ſchließlich den größten Theil der Briefe Hebbels in den Originalen oder in Abſchriften vor ſich; vergilbte Handſchriften und altmodiſche Zeitungsblätter häuften ſich um ihn; über zwanzig Denkſchriften wurden für ihn ausgearbeitet und ihm zugeſchickt. Die freundlichen Helfer werden ihre Erwartungen durch die vorliegenden Bände wohl nicht getäuſcht finden; auch ſind ſie im Text oder in den Anmerkungen dankbar geehrt. Die Namen der Wenigen, die jeden Beitrag verſagt haben, mögen verſchwiegen bleiben. Es wird immer Menſchen geben, denen der Sinn verſagt iſt für das Verdienſt, ein Ganzes zu fördern, und die in dürftiger Selbſtliebe ihren Ziegelſtein lieber ungenützt zerbröckeln laſſen, als ihn zu dem Baue eines Andern hergeben. Auch der Genuß, ihn hinterher zu produciren und zu ſchreien: ſeh't, dieſer Stein fehlt, der Bau taugt alſo nichts, ſei ihnen neidlos gegönnt.

Den erſten Verſuch, den geſammelten Stoff zu geſtalten, machte Kuh im Jahre 1869; ſpäter jedoch, als die dazwiſchen fallenden Arbeiten über Stifter und Grillparzer ſeine Anſprüche an ſich ſelbſt geſteigert hatten, legte er den ganzen Stoß ſauber geſchriebener Blätter unnachſichtig bei Seite und fing im Jahre 1873 von Neuem an. Ein Jahr lang war er in Neapel und Capri emſig damit beſchäftigt, wo er der Geſundheit wegen ſich aufhielt; faſt volle drei Jahre noch ſchrieb er in Meran daran. Sein Körper litt unter dieſer Anſtrengung, um ſo mehr, als er Zeit, Kraft und Stimmung fortwährend zugleich anderen literariſchen Beſchäftigungen zuwenden mußte. Oft ſeufzte er unter der Laſt, aber er ließ nicht ab; raſtlos ſchrieb, änderte, feilte er; er ſchien ſich nie genug thun zu können; über manchem Ausdruck hat er ſtundenlang geſonnen. Sieht man ſeine weggelegten Manuſcripte, ſo kann man wohl behaupten, daß er das Buch drei Mal geſchrieben. „Ich habe mein Leben an das Werk geſetzt", pflegte er zu ſagen, und das Werk hat ihm zuletzt das Leben gekoſtet. Immer mehr ſanken ſeine Kräfte, ohne daß ſein Fleiß erlahmte; vom Schreibtiſch wurde er zu dem Bett geführt, von dem er ſich nicht mehr erheben ſollte. Drei Wochen lag er, immer ſeines Buches gedenkend, an welchem ja nur noch wenige Bogen fehlten; „man kann mir es nicht aus der Hand reißen", rief er wiederholt. Der Tod hat es dennoch gethan; Kuh durfte ſein Werk nicht beendigen: als er es bis zu dem Punkte geführt hatte, wo ſein Verkehr mit Hebbel abbrach, mußte er die Feder aus der Hand legen für immer.

Man wird über dieſes Werk verſchieden urtheilen, aber darin werden alle Ehrlichen übereinſtimmen, daß es nicht die Marktwaare eines ſchreibſeligen Autors iſt, der unter vielen Stoffen ſich gerade für dieſen entſchieden, ſondern eine Aufgabe zu welcher den Verfaſſer ſein ganzes Leben vorbereitet und hingedrängt hat: daß es eine Frucht echteſter Liebe iſt, wie die literariſche Kameraderie ſie nun und nimmer hervorbringen kann.

Den Schluß — von Seite 671 des zweiten Bandes an — hat der Herausgeber geſchrieben. Es konnte ſich nur darum handeln, die Ereigniſſe der letzten Lebensjahre Hebbels zu erzählen: dies iſt auf Grund der vorliegenden Tagebücher, Briefe und Denkſchriften geſchehen und zwar ſo oft als möglich mit Hebbels eigenen Worten. Alles Aeſthetiſche, die Analyſe und Beurtheilung der beiden in dieſe Jahre fallenden Dramen, iſt vermieden worden, weil eine Stellvertretung in ſolchen Dingen nicht möglich iſt.

Inhaltsverzeichniß des erſten Bandes

Seite

Erſtes Buch. Jugend. (1813—1835.)

Erſtes Capitel. Kindheit 3
Zweites Capitel. Knabenzeit 43
Drittes Capitel. Dithmarſchen 76
Viertes Capitel. In der Kirchſpielvogtei 106
Fünftes Capitel. Friedrich Hebbel 139

Zweites Buch. Der Autodidact. (1835—1839.)

Erſtes Capitel. Unter ſeinen Wohlthätern in Hamburg 185
Zweites Capitel. Unter den Studenten in Heidelberg . 215
Drittes Capitel. Münchener Aufenthalt. I. 238
" " " " II. 288
" " " " III. 320

Drittes Buch. Der Dichter der Judith. (1839—1842.)

Erſtes Capitel. Schriftſtellerleben in Hamburg . . . 365
Zweites Capitel. Judith 383
Drittes Capitel. Die Literatur des jungen Deutſchlands 429
Viertes Capitel. Schuld und Leidenſchaft 494
Fünftes Capitel. Das Jahr zweiundvierzig 535
Anmerkungen 553
Perſonen Regiſter zum erſten Band 567
Verbeſſerungen 576

Erſtes Buch.

Jugend.

(1813—1835.)

> . . . Dies beweiſt eben, daß unglückliche Kinder früher reifen als glückliche, zu ihrem eigenen Schaden.
>
> Turgenjew.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Capitel.

Kindheit.

Am 18. März des Jahres 1813, nach einer anderen, unrichtigen, Angabe, am 13. März wurde Chriſtian Friedrich Hebbel zu Weſſelburen, in Norderditmarſchen, Herzogthum Holſtein, geboren. Die Taufe empfing er am 25. März. Am Tage ſeiner Geburt hielten die Koſaken des Generals Tettenborn ihren Einzug in Hamburg, unter dem rauſchenden Jubel der Einwohner. In nächſter Nähe ſtand der Feind, während ringsum her, in Lübeck und Mecklenburg, an der Elbe und an der Weſer auf's kräftigſte gerüſtet ward. Die Koſaken Tettenborns, welche ſpäter bis zu den Spitzen Jütlands vordrangen, ſchwärmten auch nach Holſtein herüber, und ſo blies die Kriegstrompete unſerem Dichter das Wiegenlied.

Der Vater, mit Namen Claus Friedrich, 1789 geboren, ſtammte aus Meldorf, wo noch deſſen Mutter in ärmlichen Umſtänden lebte. Die Mutter, Anje Margarethe, mit ihrem väterlichen Namen Schubart, war 1787 in Weſſelburen geboren. Jener, ſeines Zeichens ein Mauermann, mußte die äußerſte Anſtrengung aufbieten, ſich und die Seinen auch nur nothdürftig durchzubringen. Dieſe, ſeine Ehefrau, trug durch Lohnarbeiten redlich das Ihrige zu dem auf das knappſte zugeſchnittenen Haushalte bei. Die Lage wurde noch trauriger, als zwei Jahre nach Friedrichs Geburt ein Knabe, Namens Johann, hinzu kam. Um ſich dieſe Lage nur ein wenig zu erleichtern, hatte die Mutter zu dem Neugebornen einen Säugling gegen Bezahlung angenommen.

In einem rauhen Familienklima iſt die Kindheit des Dichters aufgeblüht. Er hat ſie ſelbſt geſchildert und ihr eine idylliſche, zum Kunſtgebilde verklärte Form verliehen. Noch warm von dem Eindrucke der Goethe'ſchen Autobiographie und offenbar von dem Wunſch erfüllt, den Frühduft ſeiner Jugend gleichfalls in einer Rückſchau feſtzuhalten, war er im Frühling 1842 zu Hamburg mit dem erſten Entwurfe einer ſolchen Beſchreibung beſchäftigt. Wer ſein Leben darſtelle, bemerkte er damals in ſeinem Tagebuche, der ſolle, wie Goethe, nur das Liebliche, Schöne, das Beſchwichtigende und Ausgleichende hervorheben, das man auch in den dunkelſten Verhältniſſen auffinden könne, und das Uebrige auf ſich beruhen laſſen. Im September 1846 zu Wien, nahm er dieſe Arbeit von Neuem auf. „Ich habe angefangen", heißt es in dem Tagebuche 3, „meine Jugendgeſchichte aufzuſchreiben und bin überraſcht, wie klar ſich das längſt vergeſſen Geglaubte wieder vor mir auseinander breitet. Nun darf ich fortfahren, denn nun bin ich gewiß, daß ich mein Leben darſtellen kann und nicht darüber zu raiſonniren brauche ... Vom Berg oder Hügel herab die Treppe, auf der man empor ſtieg, recenſiren, das nennen Viele eine Selbſtbiographie ſchreiben". 1853 wurde die Arbeit fortgeſetzt und bald nachher bis zu dem Punkte geführt, welcher ſeinen Eintritt in das Knabenalter bezeichnet. Ich theile ſie ihrem Wortlaute nach mit, ohne darum „das Uebrige auf ſich beruhen zu laſſen".

Meine Kindheit.

1.

Mein Vater beſaß zur Zeit meiner Geburt ein kleines Haus, an das ein Gärtchen ſtieß, in welchem ſich einige Fruchtbäume, namentlich ein ſehr ergiebiger Birnbaum befanden. In dem Hauſe waren drei Wohnungen, deren freundlichſte und geräumigſte wir einnahmen; ihr Hauptvorzug beſtand darin, daß ſie gegen die Sonnenſeite lag. Die anderen beiden wurden vermiethet: die uns gegenüber liegende war von dem alten Mauermann Claus Ohl nebſt ſeiner kleinen, krummen Frau bewohnt, und die dritte, zu der ein Hinter-Eingang durch den Garten führte, von einer Tagelöhner-Familie. Die Miethsleute wechſelten nie, und für uns Kinder gehörten ſie zum Hauſe, wie Vater und Mutter, von denen ſie ſich auch, was die liebreiche Beſchäftigung mit uns anlangte, kaum oder gar nicht unterſchieden. Unſer Garten war von andern Gärten umgeben. An der einen Seite befand ſich der Garten eines jovialen Tiſchlermeiſters, der mich gerne neckte und von dem ich heute nicht begreiſe, wie er, was er doch ſpäter that, ſich ſelbſt das Leben nehmen konnte. Ich hatte einmal als ganz kleines Bürſchchen mit altklugem Geſicht über den Zaun zu ihm herüber geſagt: Nachbar, es iſt ſehr kalt! und er wurde nicht müde, dieſes Wort gegen mich zu wiederholen, beſonders in den heißen Sommermonaten. An den Garten des Tiſchlers ſtieß der des Predigers. Dieſer war von einer hohen hölzernen Planke eingefaßt, die uns Kindern das Ueberſchauen verwehrte, nicht aber das Durchblinzeln durch Spalten und Riſſe. Dies machte uns im Frühling, wenn die fremden ſchönen Blumen wieder kamen, an denen der Garten reich war, eine unendliche Freude, nur zitterten wir, der Prediger möchte uns gewahr werden. Vor dieſem hatten wir eine unbegränzte Ehrfurcht, die ſich eben ſo ſehr auf ſein ernſtes, ſtrenges, milzſüchtiges Geſicht und ſeinen kalten Blick, als auf ſeinen Stand und ſeine uns imponirenden Functionen, z. B. auf ſein Herwandeln hinter Leichen, die immer an unſerem Hauſe vorbei kamen, gegründet haben mag. Wenn er zu uns hinüber ſah, was er zuweilen that, hörten wir jedes Mal zu ſpielen auf und ſchlichen uns in's Haus zurück. Nach einer anderen Seite bildete ein alter Brunnen die Gränze zwiſchen unſerem Garten und dem nachbarlichen. Von Bäumen beſchattet und tief, wie er war, die hölzerne Bedachung gebrechlich und dunkelgrün bemooſt, konnte ich ihn nie ohne Schauer betrachten. Geſchloſſen wurde das längliche Viereck durch den Garten eines Milchhändlers, der wegen der Kühe, die er hielt, bei der ganzen Nachbarſchaft in einem Herrenanſehen ſtand, und durch den Hof eines Weißgärbers, des verdrießlichſten aller Menſchen, von dem meine Mutter immer ſagte, er ſähe aus, als ob er Einen verzehrt hätte und den Anderen eben beim Kopf kriegen wolle. Dies war die Atmoſphäre, in der ich als Kind athmete. Sie konnte nicht enger ſein, dennoch erſtrecken ſich ihre Eindrücke bis auf den gegenwärtigen Tag. Noch ſieht mir der luſtige Tiſchler über den Zaun, noch der grämliche Pfarrer über die Planke. Noch ſehe ich den vierſchrötigen, wohlgenährten Milchhändler, die Hände in der Taſche, zum Zeichen, daß ſie nicht leer ſei, in ſeiner Thür ſtehen: noch den Weißgärber mit ſeinem galliggelben Geſicht, den ein Kind ſchon durch ſeine rothen Backen beleidigte, und der mir noch ſchrecklicher vorkam, wenn er zu lächeln anfing. Noch ſitze ich auf der kleinen Bank unter dem breiten Birnbaum und harre, während ich mich an ſeinem Schatten erquicke, ob ſein von der Sonne beſchienener Gipfel nicht eine wegen Wurmſtichs frühreife Frucht fallen läßt; noch flößt mir der Brunnen, an deſſen Bedachung alle Augenblick etwas genagelt werden mußte, ein unheimliches Gefühl ein.

2.

Mein Vater war im Hauſe ſehr ernſter Natur, außer demſelben munter und geſprächig; man rühmte an ihm die Gabe, Märchen zu erzählen, es vergingen aber viele Jahre, ehe wir ſie mit eigenen Ohren kennen lernten. Er konnte es nicht leiden, wenn wir lachten und uns überhaupt hören ließen; dagegen ſang er an den langen Winterabenden, in der Dämmerung gern Choräle, auch wohl weltliche Lieder und liebte es, wenn wir miteinſtimmten. Meine Mutter war äußerſt gutherzig und etwas heftig; aus ihren blauen Augen leuchtete die rührendſte Milde, wenn ſie ſich leidenſchaftlich aufgeregt fühlte, fing ſie zu weinen an. Ich war ihr Liebling, mein zwei Jahre jüngerer Bruder der Liebling meines Vaters. Der Grund war, weil ich meiner Mutter glich und mein Bruder meinem Vater zu gleichen ſchien, denn es war, wie ſich ſpäter zeigte, keineswegs der Fall. Meine Eltern lebten im beſten Frieden miteinander, ſo lange ſich Brot im Hauſe befand; wenn es mangelte, was im Sommer ſelten, im Winter, wo es an Arbeit fehlte, öfter vorkam, ergaben ſich zuweilen ängſtliche Scenen. Ich kann mich der Zeit nicht erinnern, wo mir dieſe, obgleich ſie nie ausarteten, nicht fürchterlicher als Alles geweſen wären, und eben darum darf ich ſie nicht mit Stillſchweigen übergehen. Eines Auftritts anderer Art erinnere ich mich aus meiner früheſten Kindheit; es iſt der erſte, deſſen ich gedenke, er mag in mein drittes Jahr fallen, wenn nicht noch in's zweite. Ich darf ihn erzählen, ohne mich an dem mir heiligen Andenken meiner Eltern zu verſündigen, denn wer in ihm etwas Beſonderes ſieht, der kennt die untern Stände nicht. Mein Vater wurde, wenn er ſeinem Handwerk nachging, meiſtens von den Leuten, bei denen er arbeitete, beköſtigt. Dann aßen wir zu Hauſe, wie alle Familien, um die gewöhnliche Zeit zu Mittag. Mitunter mußte er ſich aber gegen eine Entſchädigung im Tagelohn ſelbſt die Koſt halten. Dann wurde das Mittageſſen verſchoben und zur Abwehr des Hungers um zwölf Uhr nur ein einfaches Butterbrot genoſſen. Es war in dem kleinen Haushalt, der keine doppelte Hauptmahlzeit vertrug, eine billige Einrichtung. An einem ſolchen Tage buk meine Mutter Pfannkuchen, ſicherlich mehr, um uns Kinder zu erfreuen, als um ein eigenes Gelüſt zu ſtillen. Wir verzehrten ſie mit dem größten Appetit und verſprachen, dem Vater am Abend nichts davon zu ſagen. Als er kam, waren wir bereits zu Bett gebracht und lagen im tiefen Schlaf. Ob er gewohnt ſein mochte, uns noch auf den Beinen zu finden, und aus dem Gegentheil den Verdacht ſchöpfte, daß gegen die Hausordnung gefehlt worden ſei, weiß ich nicht; genug, er weckte mich auf, liebkoſte mich, nahm mich auf den Arm und fragte mich, was ich gegeſſen habe. Pfannkuchen! erwiederte ich ſchlaftrunken. Hierauf hielt er es der Mutter vor, die nichts zu entgegnen hatte und ihm ſein Eſſen auftrug, mir aber einen Unheil verkündenden Blick zuwarf. Als wir am nächſten Tag wieder allein waren, gab ſie mir nach ihrem Ausdruck mit der Ruthe eine eindringliche Lection im Stillſchweigen. Zu anderen Zeiten ſchärfte ſie mir wieder die ſtrengſte Wahrheitsliebe ein. Man ſollte denken, dieſe Widerſprüche hätten ſchlimme Folgen haben können. Es war nicht der Fall und wird nie der Fall ſein, denn das Leben bringt noch ganz andere und die menſchliche Natur iſt auch auf dieſe eingerichtet. Eine Erfahrung machte ich aber allerdings, die ein Kind beſſer ſpät macht oder niemals, nämlich, daß der Vater zuweilen dies wolle und die Mutter das. Daß ich in früheſter Kindheit wirklich gehungert hätte, wie ſpäter, erinnere ich mich nicht, wohl aber, daß die Mutter ſich zuweilen mit dem Zuſehen begnügen mußte und gern begnügte, wenn wir Kinder aßen, weil wir ſonſt nicht ſatt geworden wären.

3.

Der Hauptreiz der Kindheit beruht darauf, daß Alles, bis zu den Hausthieren herab, freundlich und wohlwollend gegen ſie iſt, denn daraus entſpringt ein Gefühl der Sicherheit, das bei dem erſten Schritt in die feindſelige Welt hinaus entweicht und nie zurückkehrt. Beſonders in den untern Ständen iſt dies der Fall. Das Kind ſpielt nicht vor der Thür, ohne daß die benachbarte Dienſtmagd, die zum Einkaufen oder Waſſerſchöpfen über die Straße geſchickt wird, ihm eine Blume ſchenkt; die Obſthändlerin wirft ihm aus ihrem Korb eine Kirſche oder eine Birne zu, ein wohlhabender Bürger wohl gar eine kleine Münze, für die es ſich eine Semmel kaufen kann; der Fuhrmann knallt vorüberkommend mit ſeiner Peitſche, der Muſikant entlockt ſeinem Inſtrumente im Gehen einige Töne, und wer nichts von Allem thut, der fragt es wenigſtens nach ſeinem Namen und Alter oder lächelt es an. Freilich muß es reinlich gehalten ſein. Dieſes Wohlwollen wurde auch mir und meinem Bruder in reichlichem Maße zu Theil, beſonders von den Mitbewohnern unſeres Hauſes, den vorzugsweiſe ſogenannten Nachbarn, die uns faſt eben ſo viel galten als die Mutter, und mehr als der ſtrenge Vater. Im Sommer hatten ſie ihre Arbeit und konnten ſich nur wenig mit uns abgeben, da war es aber auch nicht nothwendig, denn wir ſpielten von früh bis ſpät, von der Betzeit bis zur Bettzeit im Garten und hatten an den Schmetterlingen Geſellſchaft genug. Aber im Winter, bei Regen und Schnee, wo wir auf's Haus beſchränkt waren, ging faſt Alles, was uns unterhielt und erheiterte, von ihnen aus. Die Frau des Tagelöhners, Meta mit Namen, eine rieſige, etwas vorgebeugte Figur mit einem altteſtamentariſch ehernen Geſicht, an das ich durch die Cumäiſche Sibylle des Michel Angelo in der Sixtiniſchen Kapelle lebhaft wieder erinnert worden bin, kam gewöhnlich, ein rothes Tuch um den Kopf gewunden, in den langen Winterabenden zur Zeit der Dämmerung zu uns herum und blieb bis zum Lichtanzünden. Dann erzählte ſie Hexen- und Spukgeſchichten, die aus ihrem Munde eindringlicher, wie aus jedem anderen, klangen: wir hörten vom Blocksberg und vom hölliſchen Sabbath, der Beſenſtiel, der ſo verächtlich erſcheinende, erhielt ſeine unheimliche Bedeutung und die finſtere Schornſteinhöhle, die in jedem Hauſe und alſo auch in dem unſerigen, auf eine ſo boshafte Weiſe von den Mächten der Hölle und ihren Dienerinnen gemißbraucht werden konnte, flößte uns Entſetzen ein. Genau erinnere ich mich noch des Eindrucks, den die Erzählung von der verruchten Müllerin, die ſich Nachts in eine Katze verwandelte, auf mich machte und wie es mich beruhigte, daß ſie für dieſen ſchlechten Streich doch endlich die gebührende Strafe erhielt: der Katze wurde nämlich, als ſie einmal den nächtlichen Spaziergang antrat, von dem Müllerburſchen, dem ſie verdächtig vorkam, eine Pfote abgehauen und am nächſten Tag lag die Müllerin mit blutigem, rothem Arm ohne Hand im Bette. Wenn Licht angezündet wurde, gingen wir gewöhnlich zum Nachbar Ohl hinüber, und in ſeiner Stube war es uns freilich heimlicher als in Metas Atmoſphäre. Der Nachbar Ohl war ein Mann, den ich nie verdrießlich geſehen habe, ſo oft er auch Urſache hatte, es zu ſein. Mit leerem Magen, ja, was bei ihm mehr ſagen wollte, mit leerer Pfeife, tanzte, ſang und pfiff er uns etwas vor, wenn wir kamen, und ſein immer freundliches, ja vergnügtes Geſicht leuchtet mir, trotz der beträchtlich gerötheten Naſe, die ich mir nach der Erzählung meiner Mutter einmal mit Sehnſucht gewünſcht haben ſoll, als ich, auf den Knieen von ihm geſchaukelt, zu ihm hinauf ſah, und trotz der gewalkten, ſpitz zulaufenden Mütze, die er beſtändig trug, noch jetzt, wie ein Stern. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er der einzige

Maurer im Ort und Herr von zwanzig bis dreißig Geſellen geweſen war, von denen ſich ſpäter viele zu Meiſtern aufwarfen und ihm die Arbeit wegnahmen; damals hätte er, wie man ihm nachſagte, ſich eine ſorgenfreie Zukunft gründen können, wenn er nicht die Kegelbahn zu oft beſucht und ein gutes Glas Wein zu ſehr geliebt hätte, aber wer die böſen Tage trug, wie er, der war wegen des unbekümmerten Genuſſes der guten nicht zu ſchelten. Ich kann ſeiner nicht ohne Rührung gedenken; wie ſollte ich auch? Er hat den Paukenſchläger und den Trompeter, die er mir und meinem Bruder einſt zum Jahrmarkt ſchenkte, von dem Spielwaarenverkäufer mit größter Mühe geborgt und ſich, da ſeine Armuth ihm das Abtragen der kleinen Schuld erſt ſpät geſtattete, noch nach Jahren, als ich ſchon lang und altklug an ſeiner Seite ging, darum mahnen laſſen müſſen. Unerſchöpflich war er in Erfindungen, uns zu unterhalten, und da dazu bei Kindern nichts als guter Wille gehört, ſo mißlang es ihm nie. Eine Hauptfreude war es für uns, wenn er ein Stück Kreide in die Hand nahm, ſich mit uns an ſeinen runden Tiſch ſetzte und zu zeichnen anfing, Mühlen, Häuſer, Thiere und was es weiter gab. Dabei kamen ihm die luſtigſten Einfälle, die mir noch in den Ohren klingen. Selbſt ſein höchſter Genuß war keiner für ihn, wenn wir ihn nicht theilten. Er beſtand darin, das er des Sonntags Vormittags nach der Predigt und vor der Mahlzeit langſam zur Erinnerung an beſſere Zeiten ein ſogenanntes helles Plank Branntwein trank und eine Pfeife dazu rauchte. Von dieſem Branntwein mußten wir jeder einen Fingerhut voll bekommen, oder er ſchmeckte ihm ſelbſt nicht. Das Getränk war allerdings nicht das ſchicklichſte für uns, aber die Quantität war gering genug, um nachtheilige Folgen zu verhüten, mein Vater verbot jedoch dieſe Sonntagsfeier, als er dahinter kam. Dies betrübte den guten Alten ſehr, hielt ihn aber, wie ich hinzuſetzen muß, nicht ab, uns wieder mittrinken zu laſſen, nur daß es ganz in der Stille geſchah und daß er uns dringend anempfahl, dem Vater nachher aus dem Wege zu gehen, damit er keine Gelegenheit erhalte, einen von uns zu küſſen und ſo die Uebertretung ſeiner Vorſchrift zu entdecken; ein Kuß, den Lippen meines Vaters aufgedrückt, hatte ihm nämlich das Spiel verrathen. Zuweilen brachte der eine oder der andere ſeiner beiden unverheiratheten Brüder, die meiſtens im Lande herumſtreiften und Taugenichtſe ſein mochten, den Winter bei ihm zu. Sie fanden bei ihm immer willig Aufnahme und blieben, bis ſie der Frühling oder der Hunger forttrieb; er jagte ſie nicht, ſo ſchmal ſein Stück Brot war, er brach es mit Freuden noch einmal durch, aber wenn er gar nichts hatte, ſo konnte er freilich auch nichts geben. Wenn Onkel Hans oder Johann kamen, war es für uns ein Feſt, denn ſie ließen ein neues Stück Welt in unſer Neſt fallen, ſie erzählten uns von Wäldern und ihren Abenteuern darin, von Räubern und Mördern, denen ſie nur kaum entgangen ſeien, von Schwarzſauer, das ſie in einſamen Waldſchenken gegeſſen und von Menſchenfingern und Zehen, die ſie zuletzt auf dem Grunde der Schüſſel gefunden haben wollten. Der Hausfrau waren die aufſchneideriſchen Schmarotzer-Schwäger höchſt unwillkommen, denn ſie trug die Laſt des Lebens nicht ſo leichten Muthes, wie ihr Mann, und ſie wußte, daß ſie nicht wieder gingen, ſo lange noch ein Stück Speck im Schornſtein hing, aber ſie begnügte ſich, heimlich zu murren und etwan gegen meine Mutter ihr Herz auszuſchütten. Uns Kinder hatte auch ſie gern und beſchenkte uns im Sommer, ſo oft ſie konnte, mit rothen und weißen Johannisbeeren, die ſie ſich ſelbſt von einer geizigen Freundin erbettelte, ich ſcheute jedoch ihre zu große Nähe, denn ſie machte ſich ein Geſchäft daraus, mir die Nägel zu beſchneiden, ſo oft es noth that, und das war mir wegen des damit verbundenen prickelnden Gefühls in den Nervenenden äußerſt verhaßt. Sie las fleißig in der Bibel, und der erſte ſtarke, ja fürchterliche Eindruck aus dieſem düſtern Buch kam mir lange bevor ich ſelbſt darin zu leſen vermochte, durch ſie, indem ſie mir aus dem Jeremias die ſchreckliche Stelle vorlas, worin der zürnende Prophet weisſagt, daß zur Zeit der großen Noth die Mütter ihre eigenen Kinder ſchlachten und ſie eſſen würden. Ich erinnere mich noch, welch ein Grauſen dieſe Stelle mir einflößte, als ich ſie hörte, vielleicht, weil ich nicht wußte, ob ſie ſich auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft, auf Jeruſalem oder auf Weſſelburen bezog und weil ich ſelbſt ein Kind war und eine Mutter hatte.

4.

In meinem vierten Jahre wurde ich in eine Klippſchule gebracht. Eine alte Jungfer, Suſanna mit Namen, hoch und männerhaft von Wuchs, mit freundlichen blauen Augen, die wie Lichter aus einem graublaßen Geſicht hervorſchimmerten, ſtand ihr vor. Wir Kinder wurden in dem geräumigen Saal, der zur Schulſtube diente und ziemlich finſter war, an den Wänden herum gepflanzt, die Knaben auf der einen Seite, die Mädchen auf der andern; Suſannas Tiſch, mit Schulbüchern beladen, ſtand in der Mitte, und ſie ſelbſt ſaß, ihre weiße thönerne Pfeife im Munde und eine Taſſe Thee vor ſich, in einem Reſpect einflößenden urväterlichen Lehnſtuhl dahinter. Vor ihr lag ein langes Lineal, das aber nicht zum Linienziehen, ſondern zu unſerer Abſtrafung benutzt wurde, wenn wir mit Stirnerunzeln und Räuſpern nicht länger im Zaume zu halten waren; eine Tüte voll Roſinen, zur Belohnung außerordentlicher Tugenden beſtimmt, lag daneben. Die Klapſe fielen jedoch regelmäßiger als die Roſinen, ja die Tüte war, ſo ſparſam Suſanna auch mit dem Inhalt umging, zuweilen völlig leer, wir lernten daher Kants kategoriſchen Imperativ zeitig genug kennen. An den Tiſch wurde Groß und Klein von Zeit zu Zeit herangerufen, die vorgerückteren Schüler zum Schreibunterricht, der Troß, um ſeine Lection aufzuſagen, und, wie es nun kam, Schläge auf die Finger mit dem Lineal oder Roſinen in Empfang zu nehmen. Eine unfreundliche Magd, die ſich hin und wieder ſogar einen Eingriff in's Strafamt erlaubte, ging ab und zu, und ward von dem jüngſten Zuwachs mitunter auf äußerſt unerfreuliche Weiſe in Anſpruch genommen, weshalb ſie ſcharf darüber wachte, daß er nicht zu viel von den mitgebrachten Süßigkeiten zu ſich nahm. Hinter dem Hauſe war ein kleiner Hof, an den Suſannas Gärtchen ſtieß; auf dem Hof trieben wir in den Freiſtunden unſere Spiele, das Gärtchen wurde vor uns verſchloſſen gehalten. Es ſtand voll Blumen, deren phantaſtiſche Geſtalten ich noch im ſchwülen Sommerwind ſchwanken ſehe; von dieſen Blumen brach Suſanna uns bei guter Laune hin und wieder einige ab, jedoch erſt dann, wenn ſie dem Welken nahe waren; früher raubte ſie den ſauber angelegten und ſorgfältig gejäteten Beeten, zwiſchen denen ſich Fußſteige hinzogen, die kaum für die hüpfenden Vögel breit genug ſchienen, nichts von ihrem Schmuck. Suſanna vertheilte ihre Geſchenke übrigens ſehr parteiiſch. Die Kinder wohlhabender Eltern erhielten das Beſte und durften ihre oft unbeſcheidenen Wünſche laut ausſprechen, ohne zurecht gewieſen zu werden: die Aermeren mußten mit dem zufrieden ſein, was übrig blieb, und bekamen gar nichts, wenn ſie den Gnadenact nicht ſtillſchweigend abwarteten. Das trat am ſchreiendſten zu Weihnacht hervor. Dann fand eine große Vertheilung an Kuchen und Nüſſen Statt, aber in treueſter Befolgung der Evangeliumsworte: Wer da hat, dem wird gegeben! Die Töchter des Kirchſpielſchreibers, einer gewaltigen Reſpectsperſon, die Söhne des Arztes u. ſ. w. wurden mit halben Dutzenden von Kuchen, mit ganzen Tüchern voll Nüſſe beladen; die armen Teufel dagegen, deren Ausſichten für den heiligen Abend im Gegenſatz zu dieſen ausſchließlich auf Suſannas milder Hand beruhten, wurden kümmerlich abgefunden. Der Grund war, weil Suſanna auf Gegengeſchenke rechnete, auch wohl rechnen mußte, und von Leuten, die nur mit Mühe das Schulgeld aufzubringen wußten, keine erwarten durfte. Ich wurde nicht ganz zurückgeſetzt, denn Suſanna erhielt im Herbſt regelmäßig von unſerem Birnbaum ihren Tribut und ich genoß ohnehin meines „guten Kopfs" wegen vor Vielen eine Art von Vorzug, aber ich empfand den Unterſchied doch auch und hatte beſonders viel von der Magd zu leiden, die mir das Unſchuldigſte gehäſſig auslegte, das Ziehen eines Taſchentuchs z. B. einmal als ein Zeichen, daß ich es gefüllt haben wollte, was mir die glühendſte Schamröthe auf die Wangen und die Thränen in die Augen trieb. Sobald Suſannas Parteilichkeit und die Ungerechtigkeit ihrer Magd mir in's Bewußtſein traten, hatte ich den Zauberkreis der Kindheit überſchritten. Es geſchah ſehr früh.

5.

Noch jetzt ſind mir aus dieſer Schulſtube zwei Momente lebhaft gegenwärtig. Ich erinnere mich zunächſt, daß ich dort von der Natur und dem Unſichtbaren, den der ahnende Menſch hinter ihr vermuthet, den erſten furchtbaren Eindruck empfing. Das Kind hat eine Periode, und ſie dauert ziemlich lange, wo es die ganze Welt von ſeinen Eltern, wenigſtens von dem immer etwas geheimnißvoll im Hintergrund ſtehen bleibenden Vater abhängig glaubt und wo es ſie eben ſo gut um ſchönes Wetter, wie um ein Spielzeug, bitten könnte. Dieſe Periode nimmt natürlich ein Ende, wenn es zu ſeinem Erſtaunen die Erfahrung macht, daß Dinge geſchehen, welche den Eltern ſo unwillkommen ſind, wie ihm ſelbſt die Schläge, und mit ihr entweicht ein großer Theil des myſtiſchen Zaubers, der das heilige Haupt der Erzeuger umfließt, ja, es beginnt erſt, wenn ſie vorüber iſt, die eigentliche menſchliche Selbſtändigkeit. Mir öffnete ein fürchterliches Gewitter, das mit einem Wolkenbruch und einem Schloſſenfall verbunden war, die Augen über dieſen Punkt. Es war ein ſchwüler Sommernachmittag, einer von denen, welche die Erde ausdörren und alle ihre Creaturen röſten. Wir Kinder ſaßen träge und gedrückt mit unſeren Katechiſmen oder Fibeln auf den Bänken umher, Suſanna ſelbſt nickte ſchlaftrunken ein, und ließ uns die Späße und Neckereien, durch die wir uns wach zu erhalten ſuchten, nachſichtig hingehen, nicht einmal die Fliegen ſummten, bis auf die ganz kleinen, die immer munter ſind, als auf einmal der erſte Donnerſchlag erſcholl und im wurmſtichigen Gebälk des alten ausgewohnten Hauſes ſchmetternd und krachend nachdröhnte. In deſperateſter Miſchung, wie es eben nur bei Gewittern des Nordens vorkommt, folgte nun ein Schloſſengepraßel, welches in weniger als einer Minute an der Windſeite alle Fenſter zertrümmerte, und gleich darauf, ja dazwiſchen, ein Regenguß, der eine neue Sündfluth einzuleiten ſchien. Wir Kinder, erſchreckt auffahrend, liefen ſchreiend und lärmend durcheinander, Suſanna ſelbſt verlor den Kopf und ihrer Magd gelang es erſt die Läden zu ſchließen, als nichts mehr zu retten, ſondern der bereits hereingebrochenen Ueberſchwemmung zur Erhöhung des allgemeinen Entſetzens und zur Vermehrung der eingeriſſenen Verwirrung nur noch die ägyptiſche Finſterniß beizugeſellen war. In den Pauſen zwiſchen dem einen Donnerſchlag und dem anderen faßte Suſanna ſich zwar nothdürftig wieder und ſuchte ihre Schützlinge, die ſich, je nach ihrem Alter entweder an ihre Schürze gehängt hatten oder für ſich mit geſchloſſenen Augen in den Ecken kauerten, nach Kräften zu tröſten und zu beſchwichtigen: aber plötzlich zuckte wieder ein bläulich flammender Blitz durch die Ladenritzen und die Rede erſtarb ihr auf den Lippen, während die Magd, faſt ſo ängſtlich wie das jüngſte Kind, heulend aufkreiſchte: der liebe Gott iſt bös! Und wenn es wieder finſter im Saal wurde, pädagogiſch griesgrämlich hinzuſetzte: Ihr taugt auch Alle nichts! Dies Wort, aus ſo widerwärtigem Munde es auch kam, machte einen tiefen Eindruck auf mich, es nöthigte mich, über mich ſelbſt und über Alles was mich umgab hinauf zu blicken und entzündete den religiöſen Funken in mir. Aus der Schule in's väterliche Haus zurückgekehrt, fand ich auch dort den Gräuel der Verwüſtung vor; unſer Birnbaum hatte nicht blos ſeine jungen Früchte, ſondern auch ſeinen ganzen Blätterſchmuck verloren und ſtand kahl da, wie im Winter, ja ein ſehr ergiebiger Pflaumenbaum, der nicht nur uns ſelbſt, ſondern noch obendrein den halben Ort und wenigſtens unſere ziemlich weitläufige Gevatterſchaft zu verſorgen pflegte, war ſogar um den reichſten ſeiner Aeſte gekommen und glich in ſeiner Verſtümmlung einem Menſchen mit gebrochenem Arm. War es nun ſchon für die Mutter ein leidiger Troſt, daß unſer Schrein jetzt auf acht Tage mit leckerer Koſt verſehen ſei, ſo wollte er mir ganz und gar nicht eingehen, und kaum die reichlich umher liegenden Glasſcherben, aus denen ſich auf die leichteſte Weiſe von der Welt durch Unterkleben mit feuchter Erde die trefflichſten Spiegel machen ließen, boten für die unwiederbringlichen Herbſtfreuden einigen Erſatz. Jetzt aber begriff ich's auf einmal, warum mein Vater des Sonntags immer in die Kirche ging und warum ich nie ein reines Hemd anziehen durfte, ohne dabei: das walte Gott! zu ſagen; ich hatte den Herrn aller Herren kennen gelernt, ſeine zornigen Diener, Donner und Blitz, Hagel und Sturm, hatten ihm die Pforten meines Herzens weit aufgethan und in ſeiner vollen Majeſtät war er eingezogen. Es zeigte ſich auch kurz darauf, was innerlich mit mir vorgegangen war, denn als der

Wind eines Abends wieder mächtig in den Schornſtein blies und der Regen ſtark auf's Dach klopfte, während ich zu Bett gebracht wurde, verwandelte ſich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches ängſtliches Gebet, und damit war die geiſtige Nabelſchnur, die mich bis dahin ausſchließlich an die Eltern gebunden hatte, zerriſſen, ja es kam gar bald ſo weit, daß ich mich bei Gott über Vater und Mutter zu beklagen anfing, wenn ich ein Unrecht von ihnen erfahren zu haben glaubte. Weiter knüpft ſich an dieſe Schulſtube mein erſter und vielleicht bitterſter Martergang. Um deutlich zu machen, was ich ſagen will, muß ich etwas ausholen. Schon in der Kleinkinderſchule finden ſich alle Elemente beiſammen, die der reifere Menſch in potenzirterem Maße ſpäter in der Welt antrifft. Die Brutalität, die Hinterliſt, die gemeine Klugheit, die Heuchelei, Alles iſt vertreten, und ein reines Gemüth ſteht immer ſo da, wie Adam und Eva auf dem Bilde unter den wilden Thieren. Wie viel hievon der Natur, wie viel der erſten Erziehung oder vielmehr der Verwahrloſung von Haus aus beizumeſſen iſt, bleibe hier unentſchieden: die Thatſache unterliegt keinem Zweifel. Das war denn auch in Weſſelburen der Fall. Von dem rohen Knaben an, der die Vögel bei lebendigem Leibe rupfte und den Fliegen die Beine ausriß, bis zu dem fixfingerigen Knirps herunter, der ſeinen Kameraden die buntpapierenen Merkzeichen aus der Fibel ſtahl, war jede Species vorhanden, und das Schickſal, das die beſſer gearteten und darum zum Leiden verdammten Mitſchüler den jungen Sündern zuweilen im Zorn prophezeihten, wenn ſie eben Gegenſtand ihrer Foppereien oder ihrer Heimtücke geworden waren, ging an mehr als Einem buchſtäblich in Erfüllung. Der Auswurf hat immer in ſo weit Inſtinct, daß er weiß, wen ſein Stachel am erſten und am ſchärfſten trifft, und ſo war denn ich den boshaften Anzapfungen eine Zeit lang am meiſten ausgeſetzt. Bald ſtellte ſich Einer, als ob er ſehr eifrig im Katechismus läſe, den er dicht vor's Geſicht hielt, raunte mir aber über's Blatt weg allerlei Schändlichkeiten in's Ohr und fragte mich, ob ich noch dumm genug ſei, zu glauben, daß die Kinder aus dem Brunnen kämen und daß der Storch ſie herauf hole. Bald rief ein Anderer mir zu: Willſt du einen Apfel haben, ſo nimm ihn dir aus meiner Taſche, ich habe einen für dich mitgebracht! Und wenn ich das that, ſo ſchrie er: Suſanna, ich werde beſtohlen! und leugnete ſein Wort ab. Ein Dritter beſpuckte wohl gar ſein Buch, fing dann zu heulen an, und behauptete mit frecher Stirn, ich habe es gethan. War ich nun ſolchen Vexationen faſt allein preisgegeben, theils, weil ich ſie am empfindlichſten aufnahm und theils, weil ſie wegen meiner großen Argloſigkeit am beſten bei mir glückten, ſo gab es dagegen auch Andere, die ſich Alles ohne Ausnahme gefallen laſſen mußten. Dazu gehörten vorzugsweiſe die Prahlereien einiger hoch aufgeſchoſſener Rangen, die uns Uebrigen in Jahren beträchtlich voraus waren, aber trotzdem noch auf der Abece-Bank ſaßen und von Zeit zu Zeit die Schule ſchwänzten. Sie hatten an und für ſich nichts davon als doppelte und dreifache Langeweile, denn zu Hauſe durften ſie nicht kommen, und Spielkameraden fanden ſie nicht, es blieb ihnen daher nichts übrig, als ſich hinter einen Zaun hin zu ducken oder in einem ausgetrockneten Waſſergraben zu lauern, bis die Erlöſungsſtunde ſchlug, und ſich dann, als ob ſie geweſen wären, wo ſie ſein ſollten, auf dem Heimgang unter uns zu miſchen. Aber ſie wußten ſich zu entſchädigen und ſich den Spaß nachträglich zu bereiten, wenn ſie wieder in die Schule kamen und uns ihre Abenteuer berichteten. Da war einmal der Vater ganz dicht am Zaun vorbeigegangen, das ſpaniſche Rohr womit er ſie durchzuwalken pflegte in der Hand und hatte ſie doch nicht bemerkt; da war ein anderes Mal die Mutter, vom Spitz begleitet, an den Graben gekommen, der Hund hatte ſie aufgeſchnuffelt, die Mutter ſie entdeckt und die Lüge, daß ſie von Suſanna ſelbſt hergeſchickt ſeien, um ihr Kamillenblumen zu pflücken, ihnen doch noch durchgeholfen. Dabei brüſteten ſie ſich, wie alte Soldaten, die den verwunderten Recruten ihre Heldenthaten erzählen, und die Application lautete ſtets: Wir riskiren Peitſche und Stock, Ihr höchſtens die Ruthe, und dennoch wagt Ihr nichts! Dies war verdrießlich und um ſo mehr, da ſich die Wahrheit nicht ganz in Abrede ſtellen ließ; als daher der Sohn eines Altflickers einſt mit zerbläutem Rücken zur Schule kam und uns mittheilte, ſein Vater habe ihn ertappt, und ihn derb mit dem Knieriemen gezüchtigt, er werde es nun aber nur um ſo öfter probiren, denn er ſei kein Haſe, beſchloß auch ich, meine Courage zu zeigen, und das noch denſelben Nachmittag. Ich ging alſo, als meine Mutter mich zur gewohnten Stunde, mit zwei ſaftigen Birnen für den Durſt ausgerüſtet, fortſchickte, nicht zu Suſanna, ſondern verkroch mich mit klopfendem Herzen und ängſtlich rückwärts ſpähend in den Holzſchuppen unſeres Nachbars, des Tiſchlers, von ſeinem Sohn, der viel älter war als ich und ſchon mit in der Werkſtatt handtierte, dazu aufgemuntert und dabei unterſtützt. Es war ſehr heiß, und mein Schlupfwinkel ſo dunkel als dumpf, die beiden Birnen hielten nicht lange vor, auch aß ich ſie nicht ohne Gewiſſensbiſſe und eine im Hintergrund mit ihren Jungen kauernde alte Katze, die bei der geringſten meiner Bewegungen grimmig knurrte, trug nicht auf die angenehmſte Weiſe zu meiner Zerſtreuung bei. Die Sünde führte ihre Strafe unmittelbar mit ſich, ich zählte alle Viertel- und halbe Stunden der Uhr, deren Schläge gellend und, wie es mir vorkam, drohend vom hohen Thurm zu mir herüber drangen, ich ängſtete mich ab, ob ich auch wohl unbemerkt aus dem Schuppen wieder heraus kommen werde, und ich dachte nur ſehr ſelten und äußerſt flüchtig an den Triumpf, den ich morgen zu feiern hoffte. Es war bereits ziemlich ſpät, da trat meine Mutter in den Garten und ging vergnügt und fröhlich um ſich blickend zum Brunnen, um Waſſer zu ſchöpfen. Sie kam faſt an mir vorbei und mir ſtockte ſchon davon der Athem, aber wie ward mir erſt, als der Vertraute meines Geheimniſſes ſie plötzlich fragte, ob ſie auch wohl wiſſe, wo Chriſtian ſei, und auf ihre ſtutzend abgegebene Antwort: bei Suſanna! halb ſchalkhaft, halb ſchadenfroh verſetzte: nein! nein! bei der Katze! und ihr blinzelnd zwinkernd meinen Verſteck zeigte. Ich ſprang, vor Wuth außer mir, hervor und ſtieß nach dem lachenden Verräther mit dem Fuß, meine Mutter aber, das ganze Geſicht eine Flamme, ſetzte ihren Eimer bei Seite und packte mich bei Armen und Haaren, um mich noch in die Schule zu bringen. Ich riß mich los, ich wälzte mich auf dem Boden, ich heulte und ſchrie, aber Alles war umſonſt, ſie ſchleppte mich, viel zu empört darüber, in ihrem überall geprieſenen ſtillen Liebling einen ſolchen Miſſethäter zu entdecken, um auf mich zu hören, mit Gewalt fort, und mein fortgeſetztes Widerſtreben hatte keine andere Folge, als daß alle Fenſter an der Straße aufgeriſſen wurden und alle Köpfe heraus ſchauten. Als ich ankam, wurden meine Kameraden gerade entlaſſen, ſie rotteten ſich aber um mich herum und überhäuften mich mit Spott und Hohn, während Suſanna, die einſehen mochte, daß die Lection zu ſtreng war, mich zu begütigen ſuchte. Seit jenem Tage glaube ich zu wiſſen, wie dem Spießruthenläufer zu Muthe iſt.

6.

Ich hätte oben eigentlich noch einen dritten Moment nennen ſollen. Aber dieſer, wie hoch oder wie niedrig man ihn auch anſchlagen mag, wenn man auf ihn zurückſchaut, iſt jedenfalls im Menſchenleben ſo einzig und unvergleichlich, daß man ihn mit keinem anderen zuſammen ſtellen darf. Ich lernte in Suſannas dumpfer Schulſtube nämlich auch die Liebe kennen und zwar in derſelben Stunde, wo ich ſie betrat, alſo in meinem vierten Jahre. Die erſte Liebe! Wer lächelt nicht, indem er dies lieſt, wem ſchwebt nicht irgend ein Aennchen oder Gretchen vor, das ihm auch einmal eine Sternenkrone zu tragen und in Himmelblau und Morgengold gekleidet zu ſein ſchien, und das jezt vielleicht — es wäre frevelhaft, das Gegenbild auszumalen! Doch wer ſagt ſich nicht auch, daß er damals, wie im Fluge, an jedem Honigkelch, der im Garten der Erde ſteht, vorüber geführt wurde, zu raſch freilich, um ſich zu berauſchen, aber langſam genug, um den heiligen Frühduft einzuathmen! Darum geſellt ſich jezt zum Lächeln die Rührung, indem ich des ſchönen Maimorgens gedenke, an welchem das längſt beſchloſſene, immer wieder verſchobene und endlich unwandelbar auf einen beſtimmten Tag feſtgeſezte große Ereigniß, nämlich meine Entlaſſung aus dem väterlichen Hauſe in die Schule, wirklich ſtattfand. „Er wird weinen!“ ſagte Meta am Abend vorher und nickte ſibyllenhaft, als ob ſie Alles wüßte. „Er wird nicht weinen, aber er wird zu ſpät aufſtehen!“ erwiederte die Nachbarin Ohl. „Er wird ſich tapfer halten und auch zur rechten Zeit aus dem Bett ſein!“ warf der gutmüthige Alte dazwiſchen. Dann fügte er hinzu: „Ich habe etwas für ihn und das geb' ich ihm, wenn er morgen Früh um Sieben gewaſchen und gekämmt in meine Thür kommt.“ Ich war um Sieben beim Nachbar und bekam zur Belohnung einen kleinen Kukuk, ich hatte bis halb Acht guten Muth und ſpielte mit unſerm Mops, mir wurde um drei Viertel flau, aber ich ward gegen Acht wieder ein ganzer Kerl, weil Meta eintrat, und machte mich, die neue Fibel mit Johann Ballhorns Eier legendem Hahn unterm Arm, beherzt auf den Weg. Die Mutter ging mit, um mich feierlich zu introduciren, der Mops folgte, ich war noch nicht ganz verlaſſen, und ſtand vor Suſanna, ehe ich's dachte. Suſanna klopfte mich nach Schulmeiſterart auf die Backen und ſtrich mir die Haare zurück, meine Mutter empfahl mir in ſtrengem Ton, der ihr viel Mühe koſtete, Fleiß und Gehorſam und entfernte ſich ziemlich eilig, um nicht wieder weich zu werden, der Mops war eine ziemliche Weile unſchlüſſig, zuletzt ſchloß er ſich ihr an. Ich erhielt einen goldpapiernen Heiligen zum Geſchenk, dann wurde mir mein Platz angewieſen und ich war dem ſurrenden und ſumſenden Kinderbienenſtock einverleibt, welcher dem Auftritt neugierig und der Unterbrechung froh zugeſehen hatte. Es dauerte einige Zeit, bis ich aufzuſchauen wagte, denn ich fühlte, daß ich gemuſtert wurde und das ſetzte mich in Verlegenheit. Endlich that ich's und mein erſter Blick fiel auf ein ſchlankes blaſſes Mädchen, das mir gerade gegenüber ſaß; ſie hieß Emilie und war die Tochter des Kirchſpielſchreibers. Ein leidenſchaftliches Zittern überflog mich, das Blut drang mir zum Herzen, aber auch eine Regung von Schaam miſchte ſich gleich in mein erſtes Empfinden, und ich ſchlug die Augen ſo raſch wieder zu Boden, als ob ich einen Frevel damit begangen hätte. Seit dieſer Stunde kam Emilie mir nicht mehr aus dem Sinn, die vorher ſo gefürchtete Schule wurde mein Lieblingsaufenthalt, weil ich ſie nur dort ſehen konnte, die Sonn- und Feiertage, die mich von ihr trennten, waren mir ſo verhaßt, als ſie mir ſonſt erwünſcht geweſen ſein würden, ich fühlte mich ordentlich unglücklich, wenn ſie einmal ausblieb. Sie ſchwebte mir vor, wo ich ging und ſtand, und ich wurde nicht müde, ſtill für mich hin ihren Namen auszuſprechen, wenn ich mich allein befand; beſonders waren ihre ſchwarzen Augenbrauen und ihre ſehr rothen Lippen mir immer gegenwärtig, wogegen ich mich nicht erinnere, daß auch ihre Stimme Eindruck auf mich gemacht hätte, obgleich ſpäter gerade hiervon Alles bei mir abhing. Daß ich bald das Lob des fleißigſten

Schulgängers und des beſten Schülers davon trug, verſteht ſich von ſelbſt: mir war dabei aber eigen zu Muth, denn ich wußte gar wohl, daß es nicht die Fibel war, die mich zu Suſanna hintrieb und daß ich nicht, um ſchnell leſen zu lernen, ſo emſig buchſtabirte. Allein Niemand durfte ahnen, was in mir vorging, und Emilie am wenigſten: ich floh ſie auf's Aengſtlichſte, um mich nur ja nicht zu verrathen; ich erwies ihr, wenn die gemeinſchaftlichen Spiele uns dennoch zuſammen führten, eher Feindſeligkeiten, als etwas Freundliches; ich zupfte ſie von hinten bei den Haaren, um ſie doch einmal zu berühren, und that ihr weh dabei, um nur keinen Verdacht zu erregen. Ein einziges Mal jedoch brach die Natur ſich gewaltſam Bahn, weil ſie auf eine zu ſtarke Probe geſetzt wurde. Als ich eines Nachmittags, nämlich in der Tummelſtunde, die dem Unterricht ſtets voranging, weil die Kinder nur langſam zuſammen kamen, und Suſanna auch gern ein Mittagsſchläfchen hielt, in die Schlafſtube trat, bot ſich mir ein höchſt betrübſamer Anblick dar: Emilie wurde von einem Knaben gemißhandelt und dieſer war einer meiner beſten Kameraden. Er zupfte und knuffte ſie weidlich, und das ertrug ich noch, obgleich nicht ohne große Mühe und mit immer ſteigender ſtiller Erbitterung. Endlich aber trieb er ſie in einen Winkel und als er ſie wieder heraus ließ, blutete ihr der Mund, wahrſcheinlich, weil er ſie irgendwo gekratzt hatte. Da konnte ich mich nicht länger halten, der Anblick des Blutes verſetzte mich in Raſerei, ich fiel über ihn her, warf ihn zu Boden und gab ihm ſeine Püffe und Schläge doppelt und dreifach zurück. Aber Emilie, weit entfernt, mir dankbar zu ſein, rief ſelbſt für ihren Feind nach Hilfe und Beiſtand, als ich gar nicht wieder aufhörte, und verrieth ſo unwillkürlich, daß ſie ihn lieber hatte, als den Rächer. Suſanna, durch das Geſchrei aus ihrem Schlummer geweckt, eilte herbei und forderte, mürriſch und unwillig, wie ſie natürlich war, ſtrenge

Rechenſchaft wegen meines plötzlichen Wuthanfalls; was ich zur Entſchuldigung hervorſtotterte und ſtammelte, war unverſtändlich und unſinnig, und ſo trug ich denn als Lohn für meinen erſten Ritterdienſt eine derbe Züchtigung davon. Dieſe Neigung dauerte bis in mein achtzehntes Jahr und hatte ſehr verſchiedene Phaſen; ich muß daher noch mehrmals darauf zurückkommen.

7.

Schon in der früheſten Zeit war die Phantaſie außerordentlich ſtark in mir. Wenn ich des Abends zu Bett gebracht wurde, ſo fingen die Balken über mir zu kriechen an, aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers glotzten Fratzengeſichter hervor und das Vertrauteſte, ein Stock, auf dem ich ſelbſt zu reiten pflegte, der Tiſchfuß, ja die eigene Bettdecke mit ihren Blumen und Figuren wurden mir fremd und jagten mir Schrecken ein. Ich glaube es iſt hier zwiſchen der unbeſtimmten, allgemeinen Furcht, die allen Kindern ohne Ausnahme eigen iſt, und einer geſteigerten, die ihre Angſtgebilde in ſchneidend ſcharfen Formen verkörpert und der jungen Seele wahrhaft objectiv macht, wohl zu zu unterſcheiden; jene theilte mein Bruder, der neben mir lag, aber ihm fielen immer ſehr bald die Augen zu und dann ſchlief er ruhig bis an den hellen Morgen; dieſe quälte mich allein und ſie hielt den Schlaf nicht blos von mir fern, ſondern ſcheuchte ihn auch, wenn er ſchon gekommen war, oft noch wieder fort und ließ mich mitten in der Nacht um Hilfe rufen. Wie tief ſich die Ausgeburten derſelben mir eingeprägt haben, geht daraus hervor, daß ſie mit voller Gewalt in jeder ernſten Krankheit wiederkehren ſo wie das fieberiſch ſiedende Blut mir über's Gehirn läuft und das Bewußtſein ertränkt, ſtellen die älteſten Teufel, alle ſpäter geborenen vertreibend und entwaffnend, ſich wieder ein, und das beweiſt ohne Zweifel am beſten, wie ſie mich einſt gemartert haben müſſen. Aber auch am Tage war die Phantaſie ungewöhnlich und vielleicht krankhaft rege in mir; häßliche Menſchen z. B., über die mein Bruder lachte und die er nachäffte, erfüllten mich mit Grauen; ein kleiner bucklichter Schneider, an deſſen dreieckigtem leichenblaſſen Geſicht freilich unmäßig lange Ohren ſaßen, die noch obendrein hochroth und durchſichtig waren, konnte nicht vorbeigehen, ohne daß ich ſchreiend in's Haus lief, und faſt den Tod hätte ich davon genommen, als er mir, höchlich aufgebracht, einmal folgte, mich einen dummen Jungen ſcheltend und mit meiner Mutter keifend, weil er glaubte, daß ſie ihn in der häuslichen Erziehung als Knecht Ruprecht verwende. Ich konnte keinen Knochen ſehen und begrub auch den kleinſten, der ſich in unſerem Gärtchen entdecken ließ, ja ich merzte ſpäter in Suſannas Schule das Wort Rippe mit den Nägeln aus meinem Katechismus aus, weil es mir den eklen Gegenſtand, den es bezeichnete, immer ſo lebhaft vergegenwärtigte, als ob er ſelbſt in widerwärtiger Modergeſtalt vor mir läge. Dagegen war mir aber auch ein Roſenblatt, das der Wind mir über den Zaun zuwehte, ſo viel und mehr, wie Anderen die Roſe ſelbſt, und Wörter, wie Tulpe und Lilie, wie Kirſche und Aprikoſe, wie Apfel und Birne, verſetzten mich unmittelbar in Frühling, Sommer und Herbſt hinein, ſo daß ich die Fibelſtücke, in denen ſie vorkamen, vor allen gerne laut buchſtabirte und mich jedes Mal ärgerte, wenn die Reihe mich nicht traf. Nur leider bedarf man in der Welt viel öfter des Verkleinerungs- als des Vergrößerungsglaſes und davon iſt ſelbſt die ſchöne Jugendzeit nur in den ſeltenſten Fällen ausgenommen. Denn wie man vom Pferde ſagt, daß es den Menſchen darum reſpectirt, weil es nach der Conſtruction ſeines Auges einen Rieſen in ihm erblickt, ſo ſteht auch das mit Phantaſie begabte Kind nur deshalb vor einem

Sandkorn ſtill, weil es ihm ein unüberſteiglicher Berg ſcheint. Die Dinge ſelbſt können hier alſo nicht den Maßſtab abgeben, ſondern man muß nach dem Schatten fragen, den ſie werfen, und ſo kann der Vater oft lachen, während der Sohn Höllenqualen erleidet, weil die Gewichte, womit Beide wiegen, grundverſchieden ſind. Ein an ſich drolliger Vorfall gehört hieher, da er gerade dieſen für die Erziehung höchſt wichtigen Punkt in's klarſte Licht ſetzt. Ich ſollte einmal zu Mittag eine Semmel holen, die Bäckersfrau reichte ſie mir und gab mir zugleich in großmüthiger Laune einen alten Nußknacker, der ſich beim Aufräumen irgendwo vorgefunden haben mochte. Ich hatte noch nie einen Nußknacker geſehen, ich kannte keine ſeiner verborgenen Eigenſchaften und nahm ihn hin, wie jede andere Puppe, die ſich durch rothe Backen und glotzende Augen empfahl. Vergnügt den Rückweg antretend und den Nußknacker als neugewonnenen Liebling zärtlich an die Bruſt drückend, bemerke ich plötzlich, daß er den Rachen öffnet und mir zum Dank für die Liebkoſung ſeine grimmigen weißen Zähne zeigt. Man male ſich meinen Schreck aus! Ich kreiſchte hell auf, ich rannte, wie gehetzt, über die Straße, aber ich hatte nicht ſo viel Beſinnung oder Muth, den Unhold von mir zu werfen, und da er natürlich nach Maßgabe meiner eigenen Bewegungen während des Laufens ſein Maul bald ſchloß, bald wieder aufriß, ſo konnte ich nicht umhin, ihn für lebendig zu halten, und kam halb todt zu Hauſe an. Hier wurde ich nun zwar ausgelacht und aufgeklärt, zuletzt gar geſcholten, es half aber Alles nichts, es war mir nicht möglich, mich mit dem Ungethüm wieder auszuſöhnen, obgleich ich ſeine Unſchuld erkannte, und ich ruhte nicht, bis ich die Erlaubniß erhielt, ihn an einen anderen Knaben wieder zu verſchenken. Als mein Vater die Sache erfuhr, meinte er, es gäbe keinen zweiten Jungen, dem ſo etwas begegnen könne; das war ſehr möglich, denn es gab vielleicht keinen, dem die

Vettern des Nußknackers des Abends vor'm Eindämmern vom Boden und von den Wänden herab ſchon Geſichter geſchnitten hatten. Bei Nacht gipfelte dieſe Thätigkeit meiner gährenden Phantaſie in einem Traum, der ſo ungeheuerlich war und einen ſolchen Eindruck in mir zurückließ, daß er ſieben Mal hinter einander wiederkehrte. Mir war, als hätte der liebe Gott, von dem ich ſchon ſo Manches gehört hatte, zwiſchen Himmel und Erde ein Seil ausgeſpannt, mich hinein geſetzt und ſich daneben geſtellt, um mich zu ſchaukeln. Nun flog ich denn ohne Raſt und Aufenthalt in Schwindel erregender Eile hinauf und hinunter; jetzt war ich hoch in den Wolken, die Haare flatterten mir im Winde, ich hielt mich krampfhaft feſt und ſchloß die Augen; jetzt war ich dem Boden wieder ſo nah, daß ich den gelben Sand, ſowie die kleinen rothen und weißen Steinchen deutlich erblicken, ja mit den Fußſpitzen erreichen konnte. Dann wollte ich mich heraus werfen, aber das koſtete doch einen Entſchluß und bevor es mir gelang, ging's wieder in die Höhe und mir blieb nichts übrig, als abermals in's Seil zu greifen, um nur nicht zu ſtürzen und zerſchmettert zu werden. Die Woche, in welche dieſer Traum fällt, war vielleicht die entſetzlichſte meiner Kindheit, denn die Erinnerung an ihn verließ mich den ganzen Tag nicht und da ich, ſowie ich trotz meines Sträubens zu Bett gebracht wurde, die Angſt vor ſeiner Wiederkehr gleich mit hinein, ja unmittelbar mit in den Schlaf hinüber nahm, ſo war es kein Wunder, daß er ſich auch immer wieder einſtellte.

*

Ich blieb in Suſannas Schule bis in mein ſechſtes Jahr und lernte dort fertig leſen. Zum Schreiben ward ich, meiner Jugend wegen, wie es hieß, noch nicht zugelaſſen; es war das

Letzte, was Suſanna mitzutheilen hatte, darum hielt ſie vorſichtig damit zurück. Aber die nothwendigen erſten Gedächtnißübungen wurden auch ſchon mit mir angeſtellt, denn ſo wie der Knirps ſich vom geſchlechtsloſen Rock zur Hoſe und von der Fibel zum Katechismus aufgedient hatte, mußte er die zehn Gebote und die Hauptſtücke des chriſtlichen Glaubens auswendig lernen, wie Doctor Martin Luther, der große Reformator, ſie vor dreihundert Jahren als Richtſchnur für die proteſtantiſche Kirche formulirt hat. Weiter ging's nicht, und die ungeheuren Dogmen, die ohne Erklärung und Erläuterung aus dem Buch in das unentwickelte Kindergehirn herüber ſpazierten, ſetzten ſich hier natürlich in wunderliche und zum Theil groteske Bilder um, die jedoch dem jungen Gemüth keineswegs ſchadeten, ſondern es heilſam anregten und eine ahnungsvolle Gährung darin hervorriefen. Denn, was thut's, ob das Kind, wenn es von der Erbſünde oder von Tod und Teufel hört, an dieſe tiefſinnigen Symbole einen Begriff oder eine abenteuerliche Vorſtellung knüpft; ſie zu ergründen iſt die Aufgabe des ganzen Lebens, aber der werdende Menſch wird doch gleich beim Eingang an ein Alles bedingendes Höheres gemahnt, und ich zweifle, ob ſich das gleiche Ziel durch frühzeitige Einführung in die Myſterien der Regeldetri oder in die Weisheit der Aeſopiſchen Fabeln erreichen läßt. Merkwürdig war allerdings dabei, daß Luther in meiner Einbildung faſt unmittelbar neben Moſes und Jeſus Chriſtus zu ſtehen kam, doch es hatte ohne Zweifel darin ſeinen Grund, daß ſein donnerndes: „Was iſt das?“ immer augenblicklich hinter den majeſtätiſchen Lakonismen Jehovas herſcholl, und daß obendrein ſein derb-kerniges Geſicht, aus dem der Geiſt um ſo eindringlicher ſpricht, weil er offenbar mit dem widerſtrebenden dicken Fleiſch erſt kämpfen muß, dem Katechismus in nachdrücklicher Schwärze vorgedruckt war. Aber auch das hatte meines Wiſſens für mich eben ſo wenig nachtheilige Folgen, als mein Glaube an die wirklichen Hörner und Klauen des Teufels oder an die Hippe des Todes, und ich lernte, ſobald es noth that, ſehr gut zwiſchen dem Salvator und dem Reformator unterſcheiden. Uebrigens genügte der beſcheidene Erwerb, den ich bei Suſanna davon trug, vollkommen, mir zu Hauſe ein Anſehen zu verſchaffen: dem Meiſter Ohl imponirte es ungemein, daß ich bald beſſer wußte als er ſelbſt, was der wahre Chriſt Alles glaubt, und meine Mutter wurde faſt zu Thränen gerührt, als ich ihr das erſte Mal ohne zu ſtottern oder gar zu ſtocken, bei der Lampe den Abendſegen vorlas, ja ſie fühlte ſich ſo davon erbaut, daß ſie mir das Lectoramt für immer übertrug, welches ich denn auch geraume Zeit mit vielem Eifer und nicht ohne Selbſtgefühl verſah. Gegen das Ende meines ſechſten Jahres trat in den holſteiniſchen Schuleinrichtungen und alſo auch in denen meines Vaterländchens eine große Veränderung, ja eine vollſtändige Umgeſtaltung ein. Bis dahin hatte der Staat ſich in die erſte Erziehung gar nicht, in die ſpätere wenig gemiſcht; die Eltern konnten ihre Kinder ſchicken, wohin ſie wollten, und die Klipp- und Winkelſchulen waren reine Privatinſtitute, um die ſich ſelbſt die Prediger kaum bekümmerten und die oft auf die ſeltſamſte Weiſe entſtanden. So war Suſanna einmal an einem ſtürmiſchen Herbſtabend, ohne einen Heller zu beſitzen, und völlig fremd, auf hölzernen Pantoffeln nach Weſſelburen gekommen und hatte bei einer mitleidigen Paſtorswitwe um Gottes willen ein Nachtquartier gefunden; dieſe entdeckt, daß die Pilgerin leſen und ſchreiben kann, auch in der Schrift nicht übel Beſcheid weiß und macht ihr darauf hin Knall und Fall den Vorſchlag, im Ort, ja in ihrem Hauſe zu bleiben und Unterricht zu geben. Die Jugend, wenigſtens der kriechende Theil derſelben, war nämlich gerade verwaiſt, der bisherige Lehrer, lange Zeit wegen ſeiner ſtrengen Zucht höchlich geprieſen, hatte ein naſeweiſes kleines

Mädchen zur Strafe für irgend eine Ungezogenheit entblößt auf einen heißen Ofen geſetzt, vielleicht um ein noch größeres Lob davon zu tragen, und das war denn doch auch den unbedingteſten Verehrern der Ruthe zu ſtark geweſen. Suſanna ſtand ganz verlaſſen in der Welt da und wußte nicht, wohin ſie ſich wenden oder was ſie ergreifen ſollte, ſie vertauſchte die gewohnte Handarbeit daher gerne, obgleich nicht ohne Angſt, nach ihrem eigenen Ausdruck, mit der ſchweren Kopfarbeit und die Speculation glückte vollkommen und in kürzeſter Friſt. Den mehr heran gewachſenen Knaben und Mädchen öffneten ſich, freilich ernſt und finſter, Rectorat und Conrectorat, die unter einer Art Controle ſtanden und ſich nöthigenfalls durch den weltlichen Arm recrutirten. Aber auch hier wurden trotz der pomphaften, mir bis zur Stunde räthſelhaft gebliebenen Namen, womit ſie ſtolzirten, nur die nothdürftigſten Realien tractirt und ein wegen ſeiner Gaben allgemein angeſtaunter Bruder meiner Mutter, den der keineswegs überbeſcheidene Rector mit der feierlichen Erklärung entließ, daß er ihm nichts weiter lehren könne, weil er ſo viel wiſſe, als er ſelbſt, war allerdings ein gewaltiger Kalligraph und putzte ſeine Neujahrwünſche mit Tuſch und Schnörkeln heraus, wie Fuſt und Schöffer ihre Incunabeln, konnte jedoch nicht einen einzigen grammatikaliſchen Satz zu Stande bringen. Dieſen unleugbar höchſt mangelhaften und der Verbeſſerung bedürftigen Zuſtänden ſollte nun ein für alle Mal ein Ende gemacht, das Volk ſollte von der Wiege an erzogen und der Aberglaube bis auf die letzte Wurzel ausgerottet werden. Ob man gründlich erwog, was vornämlich zu erwägen geweſen wäre, bleibe dahingeſtellt, denn der Begriff der Bildung iſt äußerſt relativ, und wie der ekelhafteſte Rauſch durch's Nippen aus allen Flaſchen entſteht, ſo erzeugt das flache, encyclopädiſche Wiſſen, das ſich allenfalls in die Breite mittheilen läßt, gerade jenen widerwärtigen Hochmuth, der ſich keiner

Autorität mehr beugt und doch zu der Tiefe, in der ſich die geil aufſchießenden dialektiſchen Widerſprüche und Gegenſätze von ſelbſt löſen, nie hinab dringt. Jedenfalls ergriff man das rechte Mittel, indem man auf der einen Seite Seminarien ſtiftete und auf der anderen Elementarſchulen errichtete, ſo daß der Abkläricht, der dort ausgekocht und als Rationalismus in die leeren Schulmeiſterköpfe hineingetrichtert wurde, ſich von hier aus gleich über das ganze Land ergießen konnte. Das Reſultat war, daß auf eine etwas abergläubiſche Generation eine überaus ſuperkluge folgte, denn es iſt erſtaunlich, wie der Enkel ſich fühlt, wenn er weiß, daß ein nächtliches Feuermeteor blos aus brennbaren Dünſten beſteht, während der Großvater den Teufel darin erblickt, der in irgend einen Schornſtein mit ſeinen leuchtenden Geldſäcken hinein will. Doch, wie es ſich hiemit auch im Allgemeinen verhalten mochte, und ich wiederhole meine Ueberzeugung, daß der Durchſchnittspunkt hier außerordentlich ſchwer zu treffen iſt: für mich knüpfte ſich an die Reform ein großes Glück. Auch Weſſelburen erhielt nämlich ſeine Elementarſchule und an dieſe wurde ein Mann als Lehrer gewählt, deſſen Namen ich nicht ohne Gefühl der tiefſten Dankbarkeit niederſchreiben kann, weil er trotz ſeiner beſcheidenen Stellung einen unermeßlichen Einfluß auf meine Entwicklung ausgeübt hat; er hieß Franz Chriſtian Dethleſſen und kam aus dem benachbarten Eiderſtedt, wo er ſchon eine kleine Bedienſtung gehabt hatte, zu uns herüber.

9.

Kein Haus iſt ſo klein, daß es dem Kinde, welches darin geboren ward, nicht eine Welt ſchiene, deren Wunder und Geheimniſſe es erſt nach und nach entdeckt. Selbſt die ärmlichſte Hütte hat wenigſtens ihren Boden, zu dem eine hölzerne Leiter hinauf führt, und mit welchem Gefühl wird dieſe zum erſten Mal erſtiegen! Gewiß findet ſich oben einiges altes Geräth, das unbrauchbar und vergeſſen in eine längſt vergangene Zeit zurückdeutet und an Menſchen mahnt, die ſchon bis auf den letzten Knochen vermodert ſind. Hinterm Schornſtein ſteht wohl eine wurmſtichige hölzerne Kiſte, welche die Neugier reizt; handhoch liegt der Staub darauf, noch ſitzt das Schloß, aber man braucht nicht nach dem Schlüſſel zu ſuchen, denn man kann hinein greifen, wo man will, und wenn das Kind es mit Zittern und Zagen thut, ſo zieht es einen zerriſſenen Stiefel oder die zerbrochene Kunkel eines Spinnrades hervor, das ſchon vor einem halben Jahrhundert bei Seite geſtellt wurde. Schaudernd ſchleudert es den Doppelfund wieder von ſich, weil es ſich unwillkürlich fragt: wo iſt das Bein, das jenen trug, und wo die Hand, die dieſe in Schwung ſetzte? doch die Mutter hebt das eine oder das andere bedächtig wieder auf, weil ſie gerade eines Riemens bedarf, der ſich noch aus dem Stiefel des Großvaters herausſchneiden läßt, oder weil ſie glaubt, daß ſie mit der Kunkel der Urtante noch einmal Feuer anmachen kann. Wäre die Kiſte aber auch während des letzten harten Winters, der die Leute ſogar nöthigte, getrocknete Miſtfladen zu brennen, mit in den Kachelofen gewandert, ſo ſteckt doch im Dach noch eine verroſtete Sichel, die einſt blank und fröhlich zu Felde zog und tauſend goldgrüne Halme in einem Ausholen darniederſtreckte, und darüber hängt die unheimliche Senſe, an der ſich vor Zeiten ein Knecht die Naſe ablief, weil ſie zu dicht über der Bodenluke hing, und er die Leiter zu raſch hinan ſtieg. Daneben piepſen in den Ecken die Mäuſe, es ſpringen wohl auch ein paar aus den Löchern hervor, um nach kurzem Tanz wieder hinein zu ſchlüpfen, ja ein blendend weißes Wieſelchen wird für einen Augenblick ſichtbar, das kluge Köpfchen ſammt den Vorderpfoten ſpähend und ſchnuppernd in die Höhe hebend, und der einzige Sonnenſtrahl, der durch irgend eine verſtohlene Spalte dringt, iſt einem Goldfaden ſo vollkommen ähnlich, daß man ihn gleich um den Finger wickeln möchte. Von einem Keller weiß die Hütte nichts, wohl aber das Bürgerhaus, wenn auch nicht des Weines, ſondern der Kartoffeln und der Rüben wegen, die der Aermere im Freien unter einem tüchtigen Erdhaufen birgt, den er im Herbſt aufwirft und im Winter bei ſtarkem Froſt noch vorſichtig mit Stroh oder Miſt bedeckt. In den Keller zu kommen, will nun noch viel mehr heißen, als auf den Boden zu gelangen: wo aber wäre das Kind, welches nicht auch dieſes Gelüſt auf die eine oder andere Weiſe zu befriedigen wüßte. Es kann ja zum Nachbar gehen und ſich ſchmeichelnd an die Schürze der Magd hängen, wenn ſie gerade etwas herauf holen ſoll, es kann ſogar den Augenblick erlauern, wo aus Verſehen die Thür offen blieb, und ſich auf eigene Fauſt hinunter wagen. Das iſt freilich gefährlich, denn ſie kann plötzlich zugeſchlagen werden, und die ſechzehnfüßigen Kanker, die in ekelhafteſter Mißgeſtalt an den Wänden herumkriechen, ſowie das durchſickernde grünliche Waſſer, das ſich in den hie und da abſichtlich gelaſſenen Vertiefungen ſammelt, laden nicht zum langen Verweilen ein. Aber, was thut's, man hat die Kehle ja bei ſich, und wer ordentlich ſchreit, der wird zuletzt gehört! Macht nun ſchon das Haus unter allen Umſtänden einen ſolchen Eindruck auf das Kind: wie muß ihm erſt der Ort vorkommen! Es tritt, wenn es zum erſten Mal von der Mutter oder vom Vater mitgenommen wird, den Gang durch den Straßenknäuel gewiß nicht ohne Staunen an, es kehrt noch weniger ohne Schwindel von ihm zurück. Ja, es bringt von vielen Objecten vielleicht ewige Typen mit heim, ewig in dem Sinn, daß ſie ſich im Fortgang des Lebens eher unmerklich bis in's Unendliche erweitern, als ſich jemals wieder zerſchlagen laſſen, denn die primitiven Abdrücke der Dinge ſind unzerſtörbar und behaupten ſich gegen alle ſpäteren, wie weit dieſe ſie auch an ſich übertreffen mögen. So war es denn auch für mich ein unvergeßlicher und bis auf dieſen Tag fortwirkender Moment, als meine Mutter mich den Abendſpaziergang, den ſie ſich in der ſchönen Sommerzeit an Sonn- und Feiertagen wohl gönnte, zum erſten Mal theilen ließ. Mein Gott, wie groß war dies Weſſelburen: fünfjährige Beine wurden faſt müde, bevor ſie ganz herum kamen! Und was traf man Alles unterwegs! Schon die Namen der Straßen und Plätze, wie räthſelhaft und abenteuerlich klangen ſie! „Nun ſind wir auf dem Collfuß! Das iſt Blankenau! Hier geht's zum Klingelberg hinüber! Dort ſteht das Eichenneſt!“ Je weniger ſich ein Anhaltspunkt für ſie fand, um ſo ſicherer mußten ſie Myſterien verbergen! Nun gar die Sachen ſelbſt! Die Kirche, deren metallne Stimme ich ſchon ſo oft gehört hatte, der Gottesacker mit ſeinen düſtern Bäumen und ſeinen Kreuzen und Leichenſteinen, ein uraltes Haus, das ein „Achtundvierziger“ bewohnt haben und in deſſen Keller ein vom Teufel bewachter Schatz verborgen ſein ſollte, ein großer Fiſchteich: all' dieſe Einzelheiten floſſen für mich, als ob ſie ſich, wie die Glieder eines rieſenhaften Thiers, organiſch auf einander bezögen, zu einem ungeheueren Totalbilde zuſammen und der Herbſtmond übergoß es mit bläulichem Licht. Ich habe ſeitdem den Dom von Sanct Peter und jeden deutſchen Münſter geſehen, ich bin auf dem Père la Chaise und an der Pyramide des Ceſtius gewandelt, aber wenn ich im Allgemeinen an Kirchen, Friedhöfe u. ſ. w. denke, ſo ſchweben ſie mir noch jetzt in der Geſtalt vor, in der ich ſie an jenem Abend erblickte.

10.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, wo ich Suſannas dumpfen Saal mit der neu erbauten, hellen und freundlichen Elementarſchule vertauſchte, mußte auch mein Vater ſein kleines Haus verlaſſen und eine Miethwohnung beziehen. Das war nun für mich ein wunderlicher Contraſt. Die Schule hatte ſich erweitert: ich ſchaute aus blanken Fenſtern mit breiten Föhrenrahmen, ſtatt das neugierige Auge an grünen Bouteillen-Scheiben mit ſchmutziger Bleieinfaſſung zu verſuchen, und der Tag, der bei Suſanna immer ſpäter anfing und früher aufhörte, als er ſollte, kam zu ſeinem vollen Recht; ich ſaß an einem bequemen Tiſch mit Pult und Tintenfaß, der friſche Holz- und Farbegeruch, der noch jetzt einigen Reiz für mich hat, verſetzte mich in eine Art von fröhlichen Taumel und als ich auf mein Leſen hin vom inſpicirenden Prediger angewieſen wurde, die dritte Bank, die ich beſcheiden gewählt hatte, mit der erſten zu vertauſchen und ſogar auf dieſer noch einen der oberſten Plätze einzunehmen, fehlte mir nicht viel mehr zur Seligkeit. Das Haus dagegen war zuſammengeſchrumpft und hatte ſich verfinſtert; jetzt gab es keinen Garten mehr, in dem ich mich mit meinen Kameraden bei gutem Wetter herumtummeln konnte, keine Diele, die uns bei Regen und Wind gaſtlich aufnahm: ich war auf die enge Stube beſchränkt, in der ich mich kaum ſelbſt rühren, in die ich aber keinen Spielgefährten mitbringen durfte, und auf dem Platz vor der Thür, auf dem es, da die Straße unmittelbar daran vorüberlief, nur ſelten Einer bei mir aushielt. Der Grund der ganzen folgenſchweren Veränderung war eigen genug. Mein Vater hatte ſich bei ſeiner Verheirathung durch Uebernahme einer Bürgſchaft mit fremden Schulden beladen und würde ohne Zweifel ſchon viel früher ausgetrieben worden ſein, wenn ſein Gläubiger nicht glücklicher Weiſe die lange Strafe einer Brandſtiftung im Zuchthauſe abzubüßen gehabt hätte. Dies war einer der furchtbaren Menſchen, die das Böſe des Böſen wegen thun und den krummen Weg ſogar dann noch vorziehen, wenn der gerade raſcher und ſicherer zum Ziele führt; er hatte den lauernd boshaften Höllenblick, den Niemand aushält und der in einer noch kindlichen Zeit den Glauben an Hexen und Hexenmeiſter entzündet haben mag, weil die Freude über das Unheil in ihm einen Ausdruck findet, der das Unheil ſelbſt nothwendig vermehren zu müſſen ſcheint. Krugwirth und Krämer ſeines Zeichens und für ſeinen Stand mehr als wohlhabend, hätte er die friedlichſte und fröhlichſte Exiſtenz führen können, aber er mußte durchaus mit Gott und Welt in Feindſchaft ſtehen und einem wahrhaft teufliſchen Humor, von dem mir ſpäter ſelbſt in Criminalgeſchichten kein zweites Beiſpiel vorgekommen iſt, den Zügel ſchießen laſſen. So ließ er ſeine Frau einmal auf ihre Bitte am Sonnabend mit der größten Freundlichkeit zur Beichte gehen, verbot ihr aber, am Sonntag nach proteſtantiſchem Brauch auch das Abendmahl zu nehmen, weil ſie ihn darum nicht erſucht hatte. Wenn irgend einem ſeiner Nachbarn ein junges ſchönes Pferd heranwuchs, ſo ging er zu ihm und bot ihm einen Spottpreis für das Thier. Wies dieſer ihn ab, ſo ſagte er: ich würde mir's doch überlegen und die alte Regel beherzigen, daß man Alles hergeben ſoll, worum einmal gehandelt wurde; wer weiß, was geſchieht! Und ſicher ward das Pferd trotz aller Ueberwachung früher oder ſpäter, auf der Wieſe oder im Stall mit durchſchnittenen Fußſehnen gefunden und mußte erſtochen werden, ſo daß er zuletzt kaufen konnte, was ihm irgend gefiel. Seinem Schwiegerſohn half er bereitwilligſt bei einem betrügeriſchen Bankerott, zu dem er ihn ſelbſt verleitet haben mochte; als dieſer jedoch nach geſchwornem Meineid die unterſchlagenen Sachen zurück verlangte, lachte er ihn aus und forderte ihn auf zu klagen. Beim Feuerlegen wurde er aber von ſeiner eigenen Magd überraſcht, ungeachtet ſeiner Schlauheit und ſeines eben ſo großen Glücks, auf der That ertappt, und dieſem Umſtand verdankte mein Vater, den er durch allerlei liſtige Vorſpiegelungen in die Bürgſchaft hineingeſchwatzt hatte, die wenigen Jahre ruhigen Beſitzes, deren er ſich in ſeinem kurzen Leben erfreute. So wie das Zuchthaus dem Gemeinweſen ſeinen Zögling zurückgab, mußten wir die Stätte verlaſſen, an der unſere Großeltern über ein halbes Jahrhundert Freud und Leid miteinander getheilt hatten; es war für mich und meinen Bruder wie Weltuntergang, als die alten Mobilien, die ſonſt kaum beim Weißen des Zimmers von der Stelle gerückt wurden, plötzlich auf die Straße hinaus wanderten, als die ehrwürdige holländiſche Schlaguhr, die nie richtig ging und immer Verwirrung anſtiftete, auf einmal, hell vom Strahl der Maiſonne beſchienen, an einem Aſt des Birnbaumes hing, und der runde wurmſtichige Speiſetiſch, der uns, wenn gerade wenig darauf war, ſo oft den Wunſch abnöthigte, daß wir Alles haben möchten, was ſchon darauf verzehrt worden ſei, wackelnd darunter ſtand. Doch war das Ganze natürlich auch ein Schauſpiel für uns und als ſich ſogar beim Aufräumen ein mir längſt verloren gegangener bunter Pfeifenkopf in irgend einem Rattenloch wieder fand und noch obendrein bei den mit uns ausziehenden Familien Dies und Jenes, was ſich des Mitnehmens nicht zu verlohnen ſchien, für uns, die wir auch noch das Letzte brauchen konnten, im Durchſtöbern der Winkel abfiel, kam der Tag uns bald als ein Feſttag vor und wir ſchieden, zwar nicht ohne Rührung, aber doch ohne Schmerz von den Räumen, in denen wir geboren waren. Was das eigentlich hieß, erfuhr ich erſt nachher, aber freilich bald genug; ich war, ohne es ſelbſt zu wiſſen, bis dahin ein kleiner Ariſtokrat geweſen, und hatte nun aufgehört es zu ſein. Das hing ſo zuſammen. An und für ſich ſchaut der Käthner auf den Häuerling herab, wie der Bauer und der reiche Bürger auf ihn, und ebenſo wird mit einem gewiſſen Reſpect wieder zu ihm hinauf geſchaut. Er iſt des erſten Grußes ſo ſicher, als ob er einen Wechſel darüber in Händen hätte und ihn durch die Gerichte eintreiben könnte; kann er ſich aber auf ſeiner Höhe nicht behaupten, ſo geht es ihm, wie jeder Größe, die zum Falle kommt: die Unteren rächen ſich dafür an ihm, daß er ſie einſt überragt hat. Die Kinder richten ſich in allen dieſen Stücken nach den Eltern, und ſo hatte ich die Ehre der Erhebung, aber auch die Schmach des Sturzes mit meinem Vater zu theilen. Als wir uns noch im Beſitz befanden, wurde mein Anſehen als Käthners-Sohn noch bedeutend durch den Birn- und den Pflaumenbaum unſeres Gartens geſteigert. Selbſt im Winter wurde es nicht ganz vergeſſen, daß ich im Sommer etwas zu verſchenken habe, und mancher hart gefrorene Schneeball, der mir urſprünglich zugedacht war, flog doch an meinen Ohren vorüber, weil man beſorgte, daß ich zu ungelegener Zeit Revanche nehmen möchte. Kam der Frühling heran, ſo begann man, durch allerlei kleine Gaben um meine Protection zu werben; bald erhielt ich ein Heiligenbild, bald ein buntes Merkzeichen, bald eine Muſchel, und huldvoll verſprach ich dafür, was man verlangte. Zeigten ſich die erſten Blüthen, ſo wurden mit Tiſchlers Wilhelm förmliche Geſchäfte abgeſchloſſen: er überließ mir auf Credit bald einen kleinen Wagen, bald einen Puppenſarg, bald ein Schränkchen und ähnliche Spielereien, die er ſelbſt zierlich genug aus den Holzabfällen ſeines Vaters zurecht zu ſchnitzeln wußte, und ich wies ihm dafür ganze oder halbe Körbe von Birnen und Pflaumen an. Prangten die Bäume im vollen Flor, ſo war die Ernte auch in der Regel ſchon verkauft, aber allerdings ganz in der Stille, denn meine Mutter war wenig geneigt, die von mir eingegangenen Contracte zu realiſiren und Wilhelm ſtand ihr gegenüber immer als großmüthiger und uneigennütziger Schenker da. Waren die Früchte reif, ein Zeitpunkt, über den Kinder und Erwachſene bekanntlich weit von einander abweichen, ſo warf mein Gläubiger von ſeinem Garten aus mit Knütteln und Steinen dazwiſchen, während ich aufpaßte, ob auch Jemand käme, und das Gefallene hurtig und ängſtlich für ihn zuſammenlas. Wir wählten gewöhnlich die Mittagsſtunde dazu, und oft glückte es mir, meine Schulden vollſtändig abzutragen, bevor die allgemeine Obſtleſe eintrat, oft wurden wir aber auch von dieſer überraſcht oder ſonſt ertappt und dann holte Wilhelm ſich ohne Erbarmen und ohne ſich darum zu kümmern, daß er zuweilen den größten Theil des bedungenen Preiſes ſchon eingeſtrichen hatte, in günſtiger Stunde ſeine Sachen wieder, indem er raſch über den Zaun ſprang und ſie mir wegriß. Dies Alles hatte nun ein Ende und die Folgen wären Anfangs recht bitter. Zunächſt wurden meine Eltern feierlich als „Hungerleider“ eingekleidet, denn es iſt charakteriſtiſch an den geringen Leuten, daß ſie das Sprüchwort: „Armuth ſei keine Schande!“ zwar erfunden haben, aber keineswegs darnach handeln. Dazu trug nun nicht wenig mit bei, daß meine Mutter etwas zurückhaltender Natur war und auch jetzt noch nicht aufhörte, ihr oft ausgeſprochenes Princip: „Wegwerfen kann ich mich immer, damit hat es keine Eile!“ feſt zu befolgen. Dann fing man an, auf uns Kinder zu hacken. Die alten Spielkameraden zogen ſich zurück oder ließen uns den eingetretenen Unterſchied wenigſtens empfinden, denn der Knabe, der einen Eierkuchen im Leibe hat, blickt den von der Seite an, der ſich den Magen mit Kartoffeln füllen mußte; die neuen hänſelten uns und zeigten ſich widerwärtig, wo ſie konnten, ja, die Pflegehaus-Jungen drängten ſich heran. Dieſe, arme Waiſen, die auf öffentliche Koſten in einem Mittelding von Mildthätigkeits-Anſtalt und Hoſpital unterhalten wurden, bildeten nämlich die allerunterſte Claſſe; ſie trugen graue Kittel, hatten in der Schule, wie die Grafen in Göttingen, ihre eig'ne Bank, nur aus anderen Gründen, und wurden von Allen gemieden, ſo daß ſie ſich ſelbſt als halbe Ausſätzige betrachteten und ſich nur dem näherten, den ſie verhöhnen zu dürfen glaubten. Doch hatte das Alles zuletzt ſehr gute Folgen für mich. Ich war bis dahin ein Träumer geweſen, der ſich am Tage gern hinter den Zaun oder den Brunnen verkroch, des Abends aber im Schooß der Mutter oder der Nachbarinnen kauerte und um Märchen und Geſpenſtergeſchichten bat. Jetzt ward ich in's thätige Leben hineingetrieben, es galt, ſich ſeiner Haut zu wehren, und wenn ich mich auf die erſte Rauferei auch nur „nach langem Zögern und vielen keineswegs kühnen Rettungsverſuchen“ einließ, ſo fiel ſie doch ſo aus, daß ich die zweite nicht mehr ſcheute und an der dritten oder vierten ſchon Geſchmack fand. Unſere Kriegserklärungen waren noch lakoniſcher, wie die der Römer oder der Spartiaten. Der Herausforderer ſah ſeinen Gegner während der Schulſtunde, wenn der Lehrer für eine Minute den Rücken wandte, ernſthaft an, ballte die rechte Hand zur Fauſt und legte ſie ſich auf den Mund oder vielmehr auf's Maul. Der Gegner wiederholte das ſymboliſche Zeichen in der nächſten ſicheren Minute, ohne auch nur mit einem Blick auf ein ausführlicheres Manifeſt zu dringen, und Mittags wurde der Handel auf'm Kirchhof in der Nähe eines alten Grabkellers, vor dem ſich ein grün bewachſener Fleck befand, mit den Naturwaffen durch Ringen und Hauen, im äußerſten Fall auch durch Beißen und Kratzen bündig vor der ganzen Schule ausgemacht. Ich erhob mich zwar nie zum Rang eines eigentlichen Triariers, der ſeine Ehre darein ſetzte, das ganze Jahr mit blauem Auge oder verſchwollener Naſe herum zu gehen, aber ich verſcherzte doch ſehr bald das mütterliche Lob, ein frommes Kind zu ſein, das mir bis dahin ſo wohl gethan hatte, und ſtieg dafür im Anſehen bei meinem Vater, der es mit ſeinen Söhnen verhielt, wie Friedrich der Große mit ſeinen Officieren, indem er ſie beſtrafte, wenn ſie ſich prügelten, und ſie verhöhnte, wenn ſie ſich etwas bieten ließen. Einſt biß mich mein Gegner, als ich auf ihm lag und ihn gemächlich durchwalkte, bis auf den Knochen in den Finger, ſo daß ich die Hand wochenlang nicht mehr zum Schreiben brauchen konnte; das war aber auch die gefährlichſte Wunde, deren ich mich erinnere, und ſie führte, wie dies wohl auch noch ſpäter im Leben zu geſchehen pflegt, zu einer innigen Freundſchaft. — — — — — — — — —

Hier enden die Aufzeichnungen des Dichters, die er zu einem vollſtändigen Jugendbilde ausdehnen wollte und wahrſcheinlich ausgedehnt hätte, wenn er nicht vor der Zeit dahin gegangen wäre.

Zweites Capitel.

Knabenzeit.

Mit den zunehmenden Jahren wurden unſerem Friedrich die Noth im Hauſe, wie die von ihr abhängige Gemüthsart des Vaters ſchmerzlich fühlbar. Der Alte war nach den Verſicherungen ſeiner Zeitgenoſſen nicht nur ohne geiſtige Begabung, auch ohne hervorragendes techniſches Talent. Rechtſchaffenheit und rüſtige Sorge um ſeine Familie konnten ihm nicht abgeſprochen werden. Aber ein rauher Sinn und eine düſtere Beharrlichkeit, denen jede freundliche Vermittlung fehlte, machten das Bild des Mannes zu einem Sinnbilde der Bedrängniß. Beſonders war dieſes der Eindruck im Hauſe. Je mehr die Kinder heranwuchſen, deſto ſchwieriger geſtaltete ſich die Aufgabe, das unerläßlich Nöthige herbeizuſchaffen, deſto herber alſo kehrte er ſeinen finſtern Unmuth hervor. Am meiſten litt darunter Friedrich, deſſen Naturell und Neigungen das Widerſpiel zu ſeinem eigenen Weſen bildeten. „Mein Vater haßte mich eigentlich“, lautet ein furchtbares Bekenntniß des Dichters, „auch ich konnte ihn nicht lieben. Er, ein Sklave der Ehe, mit eiſernen Feſſeln an die Dürftigkeit, die bare Noth geknüpft, außer Stande, trotz des Aufbietens aller ſeiner Kräfte und der ungemeſſenſten Anſtrengung, auch nur einen Schritt weiter zu kommen, haßte aber auch die Freude;

zu ſeinem Herzen war ihr durch Diſteln und Dornen der Zugang verſperrt. Nun konnte er ſie auch nicht auf den Geſichtern ſeiner Kinder ausſtehen, das frohe, Bruſt erweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn ſelbſt: Hang zum Spiel deutete auf Leichtſinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Arbeit auf angeborene Verderbniß, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen ſeine Wölfe, unſer Appetit vertrieb den ſeinigen, ſelten durften wir ein Stück Brod verzehren, ohne anhören zu müſſen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater (wäre ich davon nicht innig überzeugt, ich hätte ſo etwas nicht über ihn niedergeſchrieben), dennoch war er ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber die Armuth hatte die Stelle ſeiner Seele eingenommen."

Anders geartet war die Mutter. Geiſtig kaum höher ſtehend, als ihr Mann, hatte ſie doch die Vortheile eines flüſſigen Temperaments und ausgeſprochener Güte. Eine kleine, kräftige, wohlgenährte Frau, trug ſie die Laſt des Daſeins mit jener Ergebung, welche den zutretenden Frohſinn nicht ausſchließt. Wem die Natur gnädig einen Zuſchuß an Wohlwollen, an Liebe gegeben hat, welcher nie gänzlich aufgebraucht werden kann, der wird ſich um Vieles leichter als Andere, mit den Kümmerniſſen dieſer Welt abfinden. „Sie war eine gute Frau", ſagte der Dichter über ſie, „deren Gutes und minder Gutes mir in meine Natur verſponnen ſcheint: mit ihr habe ich meinen Jähzorn, mein Aufbrauſen gemein, und nicht weniger die Fähigkeit, ſchnell und ohne Weiteres Alles, es ſei groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergeſſen. Obwohl ſie mich niemals verſtanden hat und bei ihrer Geiſtes- und Erfahrungsſtufe verſtehen konnte, ſo muß ſie doch immer eine Ahnung meines innerſten Weſens gehabt haben, denn ſie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der, von ſeinem Geſichtspunkte aus mit

Recht, in mir ſtets ein mißrathenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geſchöpf erblickt hat, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über ſich ſelbſt etwas Hartes ergehen ließ, woran es wahrlich im eigentlichſten Sinne des Wortes nicht fehlte, als daß ſie mich preis gegeben hätte. Ihr allein verdanke ich's, daß ich nicht, wovon mein Vater jeden Winter, wie von einem Lieblingsplane ſprach, den Bauernjungen ſpielen mußte, was mich vielleicht bei meiner Reizbarkeit ſchon in den zarteſten Jahren bis auf den Grund zerſtört haben würde; ihr allein, daß ich regelmäßig die Schule beſuchen und mich in reinlichen, wenn auch geflickten Kleidern öffentlich ſehen laſſen konnte“.

Auch auf Friedrichs Jugend paßt theilweiſe das Wort des engliſchen Dichters Lamb: Arme Leute ziehen ihre Kinder nicht groß, ſie ſchleppen ſie groß. Der kleine ſorgloſe Liebling in den Kinderſtuben der Wohlhabenden — in den Höhlen der Armuth wird er vor der Zeit ein überlegendes, nachdenkendes Weſen.

Wiewohl noch ein Kind, ſo nahm er doch nicht gleichmüthig die bekümmerten Mienen der Mutter hin und ebenſo wenig die ſich mehrende Düſterkeit des Vaters; vor Allem nicht die unter dieſen Umſtänden von Zeit zu Zeit ſich ergebenden Scenen heimlicher Zwietracht und offenen Haders. War er doch nicht ſelten die mittelbare Urſache derſelben, da ihn die Mutter bevorzugte und dieſes dem Vater mißfiel. Die beſten Stücke an Kleidung und Wäſche erhielt er, und wo grobe Arbeit zu verrichten war, da kam ſie auf Johann. Als die Mutter einſt für den eben von einer Krankheit geneſenen Friedrich eine Hühnerſuppe bereitet hatte, da genoß ſie der Knabe im Dunkeln, damit Niemand das Huhn zu Geſicht bekomme; ſicherlich würde Johann gemurrt und der Vater geſcholten haben. Dieſe Ausnahmsſtellung Friedrichs, welche um ſo bedenklicher war, als ſie auf mißlichen Heimlichkeiten beruhte, hatte dennoch keine unſelige Veränderung in ſeinem Denken und Empfinden zur Folge, nichts von dem ſchadenfrohen Selbſtüberheben und Sichbeſſerdünken, das in den Mutterſöhnen, wie wir wiſſen, ſich ſo gerne einniſtet. Neben ſeiner guten Anlage hat wohl die Gleichmacherin Noth ſo ſchlimmen Rückſchlag aufgehalten.

Auf der Straße freilich nahm man nicht wahr, daß Friedrich der Mutter Liebling ſei. Denn in armſeliger, öfters grotesker Tracht ging er zur Schule und nicht beſſer war es um ſeinen Sonntagsſtaat beſtellt. Einſtmals ſollte er baden im nahen Teich, er beſann ſich aber noch zu rechter Zeit, Angeſichts ſeiner Kameraden, daß er kein Hemd anhatte. Aus dem nämlichen Beweggrunde unterließ er es an einem heißen Tage, als ſeine Gefährten die Kleider ablegten, ſeine Jacke auszuziehen, und ſchritt im Sonnenbrande geduldig weiter. Und welche Enttäuſchungen mußte er erfahren, wenn er einmal ſeine eigenen ſchwachen Kräfte anſtrengte, die Noth der Mutter zu lindern, oder wenn gar ein Glückszufall ſeine Kinderbahn ſtreifte! So machte er im Auftrage eines Gewerbsmannes, bei gräulichem Regenwetter durch den Koth watend, einen Weg auf's Land, indem er im Stillen hoffte, daß er durch den Botenlohn die Mutter erfreuen werde; dieſer aber beſtand ſchließlich in einem einzigen Schilling. Ein anderes Mal hatte ihm die Mutter einen Schilling, um Eſſig damit zu kaufen, gegeben. Blumen und Schmetterlinge jedoch lockten ihn auf eine Wieſe, wo er das Geldſtück verlor. Da fand er auf dem traurigen Heimwege zu ſeiner freudigen Ueberraſchung einen zweiten Schilling. Zu Hauſe angelangt prahlte er mit der gefundenen Münze, dieſe aber wurde durchaus nicht in Rechnung gebracht, er empfing eine Züchtigung wegen der verlorenen und obendrein den Auftrag, den Eſſig zu borgen.

Seiner angebornen Neigung zu den Thieren legte die Mutter, des ſchmalen Erwerbs ungeachtet, kein Hinderniß in den Weg; dagegen that ſolches der Vater. Eine Katze, ein Hund, auch Kaninchen, waren ſtets Friedrichs geliebteſte Freunde. Starb eines der Kaninchen ſo dichtete er einen Vers und das Grabgepränge ging los. Als die Eltern noch auf ihrem kargen Beſitzthume ſich um den Unterhalt quälten, da ſah der Vater durch die Finger und gönnte der Katze oder dem Hunde den ſchmalen Biſſen und den Platz im Garten oder auf dem Dachboden. Jetzt aber drang er unabläſſig auf die Entfernung der ſtummen Mitbewohner des Hauſes. Häufig geſchah es, daß Friedrich, ohne daß es der Vater gewahr wurde, ſeine ſchwarze Katze, unterm Hemde ſchlau verbergend, mit ſich forttrug, wenn die Mutter den Kindern in deren Kammer hinüber leuchtete. Wie er einſt ſein Kätzchen, das geſtohlen hatte und auf das Geheiß des Vaters ertränkt werden ſollte, auf allen Plätzen des Ortes erfolglos feilbot, nur um es zu retten, wie er mit dem Entſchluſſe der Verzweiflung es dem Vollſtrecker des Urtheils abnahm, ſelbſt in den Teich warf, und dann dem Kätzchen ſofort nachſprang: dieſe Begebenheit hat der Dichter ſpäter in einem anmuthigen Gedicht geſchildert: „Ja das Kätzchen hat geſtohlen, ja das Kätzchen wird ertränkt!“ Ein zweites Gedicht dieſer Art, in Hebbel's letzten Lebenstagen entſtanden, gibt von den Zuſtänden im Vaterhauſe, wie von der Natur unſeres Dichters ein ergreifendes Bild.

Schau' ich in die tiefſte Ferne
  Meiner Kinderzeit hinab,
Steigt mit Vater und mit Mutter
  Auch ein Hund aus ſeinem Grab.

Fröhlich kommt er hergeſprungen,
  Friſchen Muths den Staub der Gruft,
Wie ſo oft den Sand der Straße
  Von ſich ſchüttelnd in der Luft.

Mit den treuen braunen Augen
Blickt er wieder auf zu mir,
Und er ſcheint, wie einſt zu mahnen:
Geh' doch nur, ich folge dir!

Denn in unſerm Hauſe fehlte
Es an Dienern ganz und gar,
Doch die Mutter ließ mich laufen,
Wenn er mir zur Seite war.

Beſſer gab auch keine Amme
Je auf ihren Schützling Acht,
Und er hatte ſchärf're Waffen
Und gebrauchte ſie mit Macht.

Seine eig'nen Kameraden
Hielt er mit den Zähnen fern,
Und des Nachbars Katze ehrte
Ihn von ſelbſt als ihren Herrn.

Doch, wenn ich dem alten Brunnen
Spielend nahte hinterm Haus,
Bellte er mit lauter Stimme
Meine Mutter gleich heraus.

Er erhielt von jedem Biſſen
Seinen Theil, den ich bekam,
Und er war mir ſo ergeben,
Daß er ſelbſt die Kirſchen nahm.

Wie die beiden Dioskuren
Brachten wir die Tage hin,
Einer durch den andern glücklich,
Jede Stunde ein Gewinn.

Macht' ich nicht auch halb vom Tode
Meinen treuen Pollux frei,
Ließ ich's nur, weil ich nicht ahnte,
Daß ich ſelbſt der Kaſtor ſei.

Aber allzu bald nur trübte
Uns der heit're Himmel ſich,
Denn er hatte einen Fehler,
Dieſen, daß er wuchs, wie ich.

Und an ihm erſchien als Sünde,
Was an mir als Tugend galt,
Da man mich um's Wachſen lobte,
Aber ihn um's Wachſen ſchalt.

Immer größer ward der Hunger,
Immer kleiner ward das Brot,
Und der Eine konnte eſſen,
Was die Mutter Beiden bot.

Als ich eines Morgens fragte,
Sagte man, er wäre fort
Und entlaufen, wie mein Haſe,
Doch das war ein falſches Wort.

Noch denſelben Abend kehrte
Er zu ſeinem Freund zurück,
Den zerbiſſ'nen Strick am Halſe,
Doch das war ein kurzes Glück.

Denn, obgleich er mit in's Bette
Durfte, ach, ich bat ſo ſehr,
War er Morgens doch verſchwunden,
Und ich ſah ihn niemals mehr.

Gewiß, es war nicht unbillig, daß der Dritte, welcher mit Friedrich und dem Bruder um die Wette wuchs, aus dem Hauſe mußte; aber eben ſo gewiß iſt es, daß ein ſolcher Vorgang die junge reizbare, ja ſchon zu ſehr gereizte Seele des Knaben verſchattete, mit jenem Leidgefühl anhauchte, das der unſchuldigen Empfindung der Armuth nichts weniger als entſpricht. Trotzdem ſtieg in dem hocherregten, betrachtungsſchweren Weſen niemals auch noch ſo leiſe der Gedanke auf, daß die Gleichheit der Güter herbeigeführt werden ſolle, niemals verſpürte er eingeſtandenermaßen beim Anblick des Reichthums oder der Wohlhabenheit etwas wie Neid oder Haß; nur Verwunderung, nur Staunen empfand er da. Auch ließen die Reichen und der Ueberfluß keine dauernden Bilder in ihm zurück: wohl aber die Unmenſchlichkeit, wenn ſie ſich bei den Begüterten zeigte. Eine bleibende Erinnerung haftete in ihm an jenen unvordenklichen Conferenzrath, von dem er gehört hatte, daß derſelbe den Armen gerathen, Bork von den Bäumen zu freſſen, daß er Milch in die Rinnſteine gegoſſen, daß er die Kirche zum Pferdeſtall habe kaufen wollen. Dagegen lernte er als Knabe nur zu gut die Proletarierempfindung kennen, die Empfindung: du biſt ausgeſchieden von den Rechten und Vortheilen der Beſitzenden, du mußt dir die Entwürdigung der Beſitzloſen gefallen laſſen! Unter ſeinen biographiſchen Notizen findet ſich der nachſtehende Vorfall angemerkt: Ich und mein Bruder hatten ſich einmal harmlos der Gartenhecke einer Madame Schlömer genähert. Da fuhr dieſe uns giftig mit den Worten an: „Wollt ihr fort, ſonſt laſſ' ich euch mit der Hundepeitſche jagen!“ — Dieſe offene Verachtung der Niedrigkeit, in der die Seinen lebten, drückte ihn in die Erkenntniß der Noth und der Geringſchätzung, welche ſie einflößt, hinein, und aus ſolchen inneren Erfahrungen und Beſchämungen, deren ihm vermuthlich viele beſchieden geweſen ſein mögen, bildete ſich in ſeinem Gemüth eine Miſchung von Schüchternheit und Trübſinn aus, welche ſich nur zu bald mit einem trotzigen Lebens- und Selbſtgefühl verhängnißvoll paaren ſollten.

Die einzigen wahrhaft fröhlichen Tage des Jahres kamen für ihn mit der Weihnacht. Dies war ſeine goldene Zeit. „Dann ging's auch bei uns hoch her!“ ſagte Hebbel, „es gab etwas Beſſeres zu eſſen, Hader und Zank der Eltern ruhten, und mein kindliches Herz thaute auf. Dann wurde von den blauen Hirſchtellern gegeſſen, ſo genannt, weil in ihrer Mitte ein Hirſch gemalt war, den mein Vater gewöhnlich mit Kreide auf den Tiſch nachzuzeichnen pflegte, es gab einen Mehlbeutel, zuweilen wohl gar mit Roſinen und Pflaumen gefüllt, ſpäter ward guter Thee getrunken, hauptſächlich der lieben Mutter wegen, die ohne Thee nur halb vergnügt ſein konnte. Bevor das Eſſen kam, ſang der Vater in Gemeinſchaft mit mir und dem Bruder ein geiſtliches Lied, nachher mußte ich aus der ehrwürdigen dickbäuchigen Poſtille mit den vielen Holzſchnitten das Evangelium und eine Predigt vorleſen. Darauf erſchien der Nachtwächter mit ſeiner weit dröhnenden Knarre unter dem Fenſter, ſang einen Vers und erhielt durch Einen von uns Kindern den ſchon längſt bereit gehaltenen, nicht ſelten geborgten Schilling, wofür er ein fröhliches Feſt anwünſchte. Die Eltern waren heiter, auch der Vater, den wir Kinder faſt das ganze Jahr nicht heiter ſahen, die dumpfen, erſtickenden Geſpräche über die Schwierigkeit Brot herbeizuſchaffen, unterblieben — lagen doch meiſtens zwei oder drei köſtliche breite Wecken im Schrank — Scherz und Lachen waren erlaubt, und wir Kinder dünkten uns im Himmel. Dazu am Weihnachtsabend der ſchöne Gedanke: Dieſe Herrlichkeit dauert zwei volle Tage!“

Wenn wir erwägen, daß die Weihnachtszeit in den Herzogthümern eine erhöhte Bedeutung hat, weil dort die Fäden der Ueberlieferung mit dem altgermaniſchen Heidenthume noch nicht gänzlich abgeriſſen ſind, ſo gewinnt dieſe Feier in Hebbels Vaterhauſe an local volksthümlichem Reiz. Die Erinnerungen an das heidniſche Naturfeſt der Sommerſonnenwende ſpielen in die chriſtlichen Vorſtellungen wenn auch abgeblaßt herüber und der verdämmernde Glanz der nordiſchen Götterwelt verſchmilzt ſich wunderſam mit dem frommen Leuchten der Chriſtnacht. Vor Allem iſt Wodan, der Herr des Sturms und Regens, im Andenken geblieben. Viele Leute haben den Wode (wilden Jäger) in den Zwölften, wie die Zeit von Weihnachten bis zum heiligen Dreikönigsabend heißt, und beſonders am Chriſtabend ziehen ſehen, auf einem großen, weißen, dreibeinigen Roß, hinter ihm ſeine wilden Hunde; wo er durchzieht, da ſtürzen die Zäune krachend zuſammen, und der Weg ebnet ſich ihm; gegen Morgen aber richten ſie ſich wieder auf. Man ſoll dann keine Wäſche draußen laſſen, denn die Hunde zerreißen ſie, man ſoll auch nicht backen, denn ſonſt entſteht daraus eine wilde Jagd. Hält man bei einbrechender Dunkelheit nicht die Thür verſchloſſen, ſo zieht der Wode hindurch und verzehrt Alles, ſelbſt den Brotteig, oder er läßt einen Hund zurück, den man bis zur nächſten Zwölften füttern muß. Die ſegensreiche Nähe des Gottes verwandelt in der Neujahrsnacht das Waſſer zu Wein und begabt die Thiere mit Sprache; wer aber frevelhafter Weiſe in dieſe Wunder eindringen will, der wird geſtraft, wie jener ditmarſiſche Bauer, der aus dem Munde ſeines Pferdes ſein eigenes Todesurtheil gehört hat. Sogar die Hausthiere und die Pflanzenwelt ſollten an der Feſtfreude Theil nehmen. Die alten Holſteiner pflegten am Weihnachtsabend in den Wald zu gehen und an die Bäume zu klopfen mit den Worten: Frowet ju, ji Böme, de hillige Karſt is kamen! — (der heilige Chriſt iſt gekommen). Man glaubte, daß dann die Bäume das nächſte Jahr deſto reichlicher Eichen- und Buchenmaſt tragen würden. In einigen Gegenden legte man an dieſem Abend dem Vieh beſſeres Futter in die Krippe und ſetzte vor dieſelbe ein Licht.

Noch bevor die Zwölften vorüber waren, ja ſchon nach dem zweiten Weihnachtstage, ging die Dürftigkeit im Hauſe und die freudloſe Strenge des Vaters wieder ihren gewohnten Gang. Seine Einſchüchterung bediente ſich oftmals des Mittels gemeinſchaftlicher Züchtigung der beiden Knaben und zwar ohne vorausgängige Urſache, damit ſie ſich gegenſeitig überwachten. Dafür aber wurde ihrem Gehorſam auch ein ungeheuerer Lohn in Ausſicht geſtellt. Als ſolcher ſchwebte ihnen lange eine Reiſe nach Meldorf vor, dem Geburtsorte des Vaters, wo die alte Großmutter, wie die Onkel und Tanten, als ſehr beſcheidene Bürgers- und Handwerksleute lebten.

Nachdem die Kinder eine geraume Zeit hindurch umſonſt gehofft hatten, kam es eines Tages ſo weit, daß die Reiſe angetreten werden ſollte. Aber noch ganz zuletzt hätte der Schuſter, der für Friedrich ein Paar neue Schuhe machte, dieſelbe hintertrieben, denn es ſchien anfänglich, als ob er die Schuhe, trotz ſeines feierlichen Verſprechens gar nicht liefern würde; und als die ſehnlichſt erwarteten zuletzt gebracht wurden, da waren ſie zu klein gerathen. Jedoch half ein anderer Schuſter aus der Noth, indem er für die beſtellten derben ein Paar leichte Marktſchuhe hergab. So machten ſich denn die Brüder, Friedrich acht, Johann ſechs Jahre alt, mit dem Vater auf den Weg. Da Meldorf ungefähr drei Meilen von Weſſelburen entfernt iſt, ſo war dieſe Strecke immerhin eine für das Alter der Kinder beträchtliche. In der erſten Stunde freilich ging es raſch vorwärts und umſonſt ſuchte der Vater die Haſtigen in der Vergeudung ihrer Kräfte zu hindern. Sie ſprangen luſtig links und rechts über die Gräben, welche durch die Marſch laufen, holten bald eine Blume herbei, jagten bald einen Schmetterling. Dann aber ſchritten ſie ganz ehrbar hinter ihm drein, rafften ſich jedoch zu einem erzwungenen Freudenſprunge auf, ſobald ſie befragt wurden, ob ſie auch ſchon Müdigkeit fühlten, um dem Vater nicht auf alle Zukunft das Reiſen mit ihnen zu verleiden. Endlich aber machte der Moment alle ſeine Rechte geltend, den Knaben blieb zur Verſtellung weder Muth noch Kraft mehr, und als ſie mit der herein ſinkenden tiefen Dämmerung in Meldorf ankamen, da fielen ſie im wörtlichſten Verſtande über jeden Stein. Nun aber führte ſie der Vater keineswegs ſogleich zu den Verwandten, er begab ſich vielmehr mit ihnen in eine abgelegene Straße, wo er in einen Bäckerladen eintrat und eine Maſſe Brod kaufte, das ſie verzehren mußten, indem ſie ſich weiter ſchleppten. Als ſie murrend ſich für ſatt erklärten, brachte er ſie zur Großmutter, die mit dem Onkel, einem Hutmacher, in einem und demſelben Hauſe wohnte. Die Lichter waren ſchon angezündet, die Gäſte wurden freundlich empfangen; uns Kinder aber, ſagt der Dichter, reizten nur die Stühle. Daß ſie nach einem ſo angreifenden Marſche keinen oder doch nur einen ſehr geringen Appetit zeigten, erregte große Verwunderung. Am nächſten Morgen hofften ſie nach Luſt und Laune in Meldorf herumſtreichen zu dürfen; darin hatten ſie ſich verrechnet. Denn der Vater erklärte, ſie müßten zu Hauſe bleiben, um Kräfte zur Rückreiſe zu ſammeln, welche noch den nämlichen Nachmittag angetreten werden ſollte. Vergeblich baten ſie und machten, da dies nicht half, finſtere Geſichter, umſonſt legte die Großmutter ſich in's Mittel und ſuchte ihnen ein längeres Bleiben auszuwirken: der Vater war unerſchütterlich, er dachte viel zu ehrenhaft, um ſeinen Verwandten, die arm waren, wie er, ſeine Kinder länger als auf einen Tag aufzubürden. Die Großmutter konnte es kaum erlangen, daß ſie unſern Friedrich zu dem eine Viertelſtunde vom Orte liegenden Galgenberg hinausführen durfte, der den Knaben am Abend zuvor, als er ihn in der Dämmerung abſeits aufragen ſah, ſo ſchauerlich angezogen hatte; und nachdem er dort eine rothe Mohnblume gepflückt, mußten er und der Bruder bis zum Mittageſſen nicht allein ſtreng im Zimmer, ſondern ſogar ſitzend auf den Stühlen ſich halten, bis dann gleich nach Tiſche die Rückreiſe angetreten ward. Dieſe ging übrigens leichter von Statten, denn die Drei trafen einen Bauernwagen und legten die größere Weghälfte fahrend zurück. Es wollte damals jedoch, bemerkt der Dichter, ſo wenig mir, als meinem Bruder behagen, daß wir nur darum mit großer Anſtrengung von Weſſelburen nach Meldorf gewandert waren, um durch Sitzen auf dem Stuhl Kräfte zur Rückwanderung nach Weſſelburen zu gewinnen.

Daß der Vater, ſelber gedrückt und geſtoßen, wieder hat drücken und ſtoßen müſſen, leuchtete Friedrichen dazumal, begreiflicher Weiſe noch nicht ein. Er empfand nur die Armuth daheim, nicht auch die Armuth der Großmutter, nur das trockene Brot, womit er nach beſchwerlichem Marſche ſich hat ſättigen müſſen, nicht auch die kargen Schüſſeln der dürftigen Verwandten. Nichts war ihm von Meldorf zu ſehen vergönnt worden, dem ditmarſiſchen Moskau, wie es ein Reiſeſchriftſteller nennt, das die holſtein'ſchen Fürſten ſo oft verbrannt und als Beſiegte ſo oft wieder verlaſſen haben; nichts von den uralten Grabhügeln und Monumenten, welche die früheſten Landesbewohner auf den Geeſthalbinſeln bei Meldorf errichtet hatten, und welche in ſeiner Einbildung ſo merkwürdig waren, da er hin und wieder von ihnen hatte erzählen hören.

Die Großmutter, dieſe faſt mythiſche Verkörperung ganz beſonderer Zärtlichkeit in der Kindervorſtellung, ſcheint damals kein denkwürdiges Bild ihm eingeprägt zu haben. Denn er war allzu ſehr mit ſeinen Wünſchen und ſeinen Enttäuſchungen beſchäftigt. Erſt dann, als er ſie nach dem Tode ſeines Vaters wiederum beſuchte, übte ſie auf ihn einen unauslöſchlichen Eindruck aus. Schon halb blind und des Gehörs beinahe beraubt, faſelnden Geiſtes, ſaß ſie nun da, den verſtorbenen Sohn mit dem lebenden Enkel verwechſelnd, und Friedrich ſtand vor der Großmutter, indem er ihren Segen fromm ſich erbat und der Lebensgeſchichte ſeines Vaters lauſchte, welche ſie mit müder Geſchwätzigkeit beſchrieb.

Und ſprachſt Du, war's, als ob im Traum
Ein Todter Worte fände.

Du ſtrichſt die Locken mir zurück,
Dann frugſt Du manche Sachen
Und bateſt mich, Dein letztes Glück
Im Alter noch zu machen.
„Sie ſagten mir, du wäreſt todt!“
Dumpf riefſt Du's aus und weinteſt:
Da ward mir klar in Deiner Noth,
Daß Du den Vater meinteſt.

Von ſeinem Leben ſprachſt Du nun,
Als wär's mein eig'nes Leben:
Ich ſah ihn in der Wiege ruh'n,
Mit Wonne Dich daneben.
Ich gab durch manches ſchöne Jahr
Gerührt ihm das Geleite:
Ich ſah ihn endlich am Altar,
An meiner Mutter Seite.

Manch ſchlichtes Glück erfreute ihn,
Ich wurde ihm geboren,
Mein Bruder dann, jetzt aber ſchien
Der Faden Dir verloren.

Du ſtockteſt plötzlich, bracheſt ab,
  Und frugſt, was nun gekommen,
Ich dachte an ſein frühes Grab,
  Doch ſchwieg ich, tief beklommen.

Du ſchluchzteſt aufgethaut und weich,
  Als hätt'ſt Du nichts vergeſſen,
Und doch beganneſt Du zugleich
  Von einer Frucht zu eſſen.
Den Stuhl zum Ofen ſchobſt Du dann,
  Dich wieder einſam wähnend,
Und fingeſt laut zu beten an,
  Das Haupt vornüber lehnend.

Man muß lachen, bevor man glücklich iſt, ſonſt könnte man ſterben, ohne gelacht zu haben! ſagt Labruyère. Dieſes Wort hätte als Sinnſpruch an Hebbels Vaterhauſe ſtehen können. Eine Kette trauernden Ernſtes knüpfte darin Vergangenheit und Gegenwart zuſammen. Nicht einmal in der weitverzweigten Verwandtſchaft war dem Knaben der Anblick eines halbwegs erträglichen Daſeins geboten; im Gegentheil: was er dort ſah, von dort her vernahm, das war noch trübſeliger als das daheim Gewohnte. Eine Tante Elspe hatte ſich in ſein Gedächtniß durch den Umſtand eingezeichnet, daß ſie nach Brotrinden fahndete, als ob es Goldſpangen wären, und eine andere ſeiner Verwandten war ihm durch einen heftigen Hader denkwürdig, der ſich zwiſchen ihr und den Angehörigen wegen einer blauen Schürze, als eines ſtrittigen Erbſtückes, entſponnen haben ſoll. Bleibe mit dir ſelbſt allein! ſagte der Genius ſeiner Jugend.

Seine Freuden beſtanden, wie bei Anton Reiſer, vorzugsweiſe in der Einbildungskraft; mochte dieſe aus ihrem eigenen Schatze allein die Bilder hergeben oder in Verbindung mit den Erſcheinungen der Außenwelt.

Wie der Kirchhof und die Kirche dem Kinde bedeutungsvoll geweſen, ſo blieben ſie dies auch dem Knaben, ja ſogar dem Jüngling. Die Weſſelburener Kirche, welche drei- bis viertauſend Menſchen faßt, erhebt ſich auf einer natürlichen Wurth, einer der ſehr ſeltenen Sanddünen der Marſch, höher als irgend ein Bau des ganzen Flachlandes, ſo daß der weithin ſichtbare Thurm, ungeachtet ſeiner Kleinheit, den Seefahrern häufig als guter Wegweiſer dient. An ſie ſtößt ein alter geräumiger Friedhof, der ſchon in Hebbels Jugend längſt nicht mehr zu Begräbniſſen benutzt ward, aber zu allen Jahreszeiten Schnitter, Mäher, Dreſcher, Pflugknechte verſammelte, die in Weſſelburen, wo namhafte Märkte abgehalten wurden, Arbeit ſuchten. Eine niedliche Baumallee und dahinter eine Häuſerreihe ſchließen den Marktplatz ab. Die Straßen ſind in Sternform um die Kirche herum gebaut, ſo daß man keine betreten kann, welche nicht zum Hauſe des Herrn führte. In dem Prolog zu ſeinem Luſtſpiele Der Diamant hatte der Dichter offenbar dieſe Kirche vor Augen:

Männer und Weiber, alte und junge,
Kinder dazwiſchen mit fröhlicher Zunge,
In reinlichen Händen die Andachtsbücher,
Auch Blumenſträuße und weiße Tücher.
Sie blicken alle in frommem Chor
Zur ragenden Kirch' empor,
Die winkt vom Bergesabhang frei
Mit offenen Thüren ſie herbei.
Die Sonne aber faßt ſo hold
Das Kirchlein ein in laut'res Gold,
Und Alles was mir lieb und werth,
Sogar die Gräber ſind verklärt.

Auf dem Kirchhofe tummelte der Knabe ſich am liebſten, wenn die Gänge nicht von den feilſchenden, ſtreitenden, lärmenden Arbeitern erfüllt waren. Unter den Kreuzen einhergehen, über die Grabhügel ſetzen, hinter den bemooſten Steinen neckend auf ſeine Kameraden lauern: dies hatte für ihn einen wechſelnden Reiz. Selbſt der Jüngling wurde dem wohlvertrauten Gottesacker nicht untreu, und manches zarte Geſtändniß, das ſeine eigene Bruſt oder die des Freundes erleichterte, gewann jugendlichen Ausdruck im Schatten der dunklen Bäume des verwilderten Gartens. Noch ſtärker war Friedrich an die Kirche geknüpft. Seine brennende Phantaſie ergriff die chriſtlichen Symbole mit Heftigkeit und der auf's Bebrüten der Gegenſtände frühzeitig gerichtete Sinn war den religiöſen Eindrücken anfänglich wehrlos hingegeben. In ſchauernder Andacht ſtand der kleine Chriſtian Friedrich Hebbel oft in der Weſſelburener Kirche, wie ein halbes Jahrhundert vorher der junge Asmus Carſtens im Dom zu Schleswig geſtanden hatte.

In der Adventzeit und an den hohen Feſttagen der Chriſtenheit wurden Kirchenmuſiken aufgeführt. Der Dichter hat die Erinnerung an dieſe Feierlichkeit, welche ihm erleſene Genüſſe darbot, unverfärbt feſtgehalten. Der Stadtmuſikus dirigirte, Waldhörner, Hoboen, Pauken, Poſaunen ergoſſen, von den breiten Orgeltönen getragen, welche der ſehr gewandte Organiſt hervorzulocken verſtand, ihre dem Knaben wunderbar erſcheinenden, fremdartig feierlichen Klänge durch das dämmernde Oval der Kirche. Der Rector, deſſen quäkend piepende Stimme er damals als eben ſo zur Sache gehörend betrachtete, wie das Schneidende der Violintöne und das Schmelzende der Flöten, ſang mit ſeltſam verzogenem Geſicht eine Arie, und die Chorknaben, die Friedrich inſolange beneidete, bis er ſelbſt ihnen beigeſellt ward, ſchloſſen mit einem Choral. Lampen, die mit der Finſterniß zu kämpfen ſchienen, weil ihre matten Flammen zitterten, verbreiteten ein röthliches Licht, das all' den wohlbekannten Geſichtern in ſeinen Augen etwas Ueberirdiſches verlieb und ſie hoch über die andern Menſchen hinaushob, welche ſich nach und nach huſtend und räuſpernd neben ihm einfanden. Jede Bewegung, die ſie machten, das Taſchentuch, das der Organiſt zog, die Brille, die der Stadtmuſikus aufſetzte, vor Allem aber die Notenbücher, wenn ſie auf die Pulte gelegt wurden, hatten für ihn etwas Religiöſes. Wenn die Knaben neben einander flüſterten, ſo war es ihm, als ob er ſie vor der Himmelsthür Scherz treiben ſähe; ſogar über den die Bälge tretenden Schuſter mit dem ungeheuern Mund konnte er nicht mehr lachen, wenn er ſo ernſthaft um die Ecke ſah, und an den über dem Orgelwerke ſchwebend abgebildeten Engeln verwunderte er ſich ordentlich, daß ſie ihre Flügel nicht bewegten. Indem der Dichter ſich dieſer Empfindungen lange Zeit darnach erinnerte, mußte er ſich ſagen, daß er damals im Elemente der Poeſie geſchwommen, wo die Dinge nicht ſind was ſie ſcheinen und nicht ſcheinen was ſie ſind. Das Wunder der weltlichen Transſubſtantiation vollzog ſich in ſeinem Gemüth und alle Welten floſſen durch einander. Gar abſcheulich nüchtern ſei ihm hinterher zu Muthe geworden, wenn die Lampen ausgelöſcht und die Notenpulte weggeſetzt wurden, wenn die Muſiker ſich zurück zogen, wenn ordinäre verſchnupfte Menſchen den Orgelraum füllten und ſich mit ihrem Geſangbuche blökend dahin ſtellten, wo kurz zuvor Hörner und Hoboen im Lampenſchein geheimnißvoll geblinkt und geklungen hatten, wenn dann der kleine pausbackige Paſtor auf die Kanzel ſtieg und allein das Wort nahm und wenn noch obendrein Emilie ausblieb, Emilie in ihrem blauen Kleide, ſetzt der Dichter hinzu, in die ich von meinem vierten Jahre an verliebt war.

Wie tief das religiöſe Gefühl in dem Kinde ſaß, aber auch wie einfältig rein und keuſch, nicht mit jenem kalten Aberglauben vermengt, den die Kinder geringer Leute nicht ſelten gleich einer Hausgewohnheit ſich angeeignet haben, ſagt uns das Gedicht:

Bubenſonntag.

Wenn ich einſt, ein kleiner Bube,
  Sonntags Früh im Bette lag,
Und die helle Kirchenglocke
  All das Schweigen unterbrach:

O, wie ſchlüpft' ich dann ſo hurtig
  Aus dem Bett in's Kleid hinein,
Und wie gern ließ ich das Frühſtück,
  Um zuerſt bei Gott zu ſein!

Ein Geſangbuch unter'm Arme,
  Eh' ich's Leſen noch verſtand,
Ging ich fort, gebeugten Hauptes,
  Fromm verſchränkend Hand in Hand.

Kam mein Hündchen froh geſprungen,
  Schalt ich: komm' mir nicht zu nah!
Kaum, daß ich, zur Seite ſchielend,
  Nach der Vogelfalle ſah.

Fiel die Kirchenthür nun knarrend
  Hinter meinem Rücken zu,
Sprach ich furchtſam-zuverſichtlich:
  Jetzt allein ſind Gott und du!

Längſt mit ganzem vollem Herzen
  Hing ich ja an meinem Gott,
Doch, daß Niemand ihn erblicke,
  Hielt ich ſtets für eitel Spott.

Und ſo hofft' ich jeden Morgen
  Endlich einmal ihn zu ſehen;
Wär's denn nichts in meinen Jahren,
  Stets um Fünfe aufzuſtehen?

Auf dem hohen Thurm die Glocke
War ſchon lange wieder ſtumm,
Der Altar warf düſt're Schatten,
Gräber lagen rings herum.

Drang ein Schall zu mir herüber,
Dacht' ich: jetzt wirſt du ihn ſchau'n!
Aber meine Augen ſchloſſen
Sich zugleich vor Angſt und Grau'n.

Und dies Zittern, dies Erbangen
Und mein kalter Todesſchweiß —
Daß der Herr vorbei gewandelt,
Galt mir Alles für Beweis.

Still und träumend dann zu Hauſe
Schlich ich mich in ſüßer Qual,
Und mein klopfend Herz gelobte
Sich mehr Muth für's nächſte Mal.

Hatte er ihn diesmal nicht geſehen, ſo war er dafür ein andermal ſteif und feſt überzeugt, den lieben Gott leibhaftig erblickt zu haben, und zwar in Geſtalt eines Zimmergeſellen, der zu ſeinem Vater gekommen war. Friedrich fragte alsbald die Mutter: nicht wahr, das iſt unſer Herrgott geweſen? worauf ihn dieſe kurz abfertigte, ohne daß der Knabe dadurch geſtört oder aufgeklärt worden wäre. Der merkwürdige Zimmergeſell trug, wie ſich Hebbel lange nachher noch entſann, eine blau und weiß geſtreifte Jacke.

Als die Dämmerzeit der Kindheit vorüber war, da hörte das trauliche Verhältniß von du und du zwiſchen Friedrich und ſeinem Gotte auf und es trat eines zwiſchen ihm und den Dienern Gottes an die Stelle. Er wurde nämlich den Chorknaben eingereiht und hatte alſo nicht mehr Urſache, dieſelben zu beneiden.

Da gab es denn allerlei heilige Obliegenheiten. Am Samſtag Abend mußte er die Singtafeln an den Wänden aufſtecken, am Sonntage die Kirchenglocke ziehen, zur Sakriſtei ſchlüpfen und wenn der letzte Vers im Geſang: Gott allein in der Höh'! geſungen ward, den Paſtor zur Kanzel begleiten, die ſchmale Thür auf- und zumachen, endlich des Mittags die Becken, wo Geld eingeſtochen wird, welche er am Morgen aus des Paſtors Hauſe geholt und an die Kirchenthür geſtellt hatte, wieder in deſſen Wohnung hinüberbringen. Dann ward das Geld gezählt und drei Sechſel waren ſein. Damit jedoch war der Chorknabendienſt nicht erſchöpft; man nahm ihn auch bei den Beerdigungen in Anſpruch. In Holſtein werden die Leichen am Tage des Begräbniſſes aus einem in der Nähe des Friedhofs liegenden Gaſthauſe ausgeſungen. Träger und Leidtragende wechſeln Vers um Vers mit zwölf bis vierundzwanzig Schulknaben im Geſange ab, während deſſen der Sarg um die Kirche getragen und dann darin niedergeſetzt wird. Nach dem Trauergottesdienſte macht die Leiche noch einmal eine Runde um den Friedhof, bevor ſie zu Grabe kommt. Friedrich half jedesmal beim Ausſingen der Todten tapfer mit, trotz ſeiner mehr als zweifelhaften Stimmbegabung, und wie ſeine Sonntagsmühe, ſo fand auch dieſer Todtendienſt einen irdiſchen Lohn. Dabei gewährte ihm das Betaſten der Särge ein ſchauerliches Vergnügen. Aber ſo viel auch Zerſtreuendes und heiter Aufregendes in dieſer traurigen Sängerthätigkeit für das Kind enthalten ſein mochte: ſie verſchlang gleichwohl nicht die ernſte Empfindung, die der unheimliche Vorgang in ihm erweckte, und die Worte: Begrabt den Leib in ſeine Gruft! ſtöhnten und dröhnten in dem Knaben fort, lange nachdem er ſie geſungen und vernommen hatte.

heute [illegible]

Während der letzten Schuljahre vor ſeiner Confirmation war er bei Dethleffſen, den wir bereits haben nennen hören, der

Erſte. Niemand als der alte Dethleſſen, ſagte der Dichter häufig, hat mir die grammatikaliſche Gewiſſenhaftigkeit eingepflanzt, die Sorgfalt im Gebrauche des Worts als unzerſtörbares Fundament in mir gelegt! Weil Friedrich auch außer den Schulſtunden gerne mit dem Lehrer zuſammen war, deſſen Bücherei ihn mächtig anzog, ſo meinte Dethleſſen, er könne ihn in den Schulſtunden anderweitig beſchäftigen, namentlich zum Wiegen ſeiner vielen Kinder verwenden. Um nun den lernbegierigen Knaben zu ködern, gab er ihm bei der Wiege Pappes Leſefrüchte in die Hand, und Hebbel verſicherte ſpäter oftmals gegen ſeine Jugendfreunde, daß er kein größeres Vergnügen in ſeiner Knabenzeit genoſſen habe, als das Kinderwiegen bei Franz Dethleſſen. Eine Jugendfreundin Hebbels erzählte dem Dichter Klaus Groth, welcher ſelbſt Dethleſſen gekannt hat, ſie habe den kleinen Chriſtian Friedrich Hebbel beim Rector Kinder wiegen und leſen ſehen; Wilmſens Kinderfreund, behauptete die Frau. Sieh da! habe der Rector gerufen, da iſt er ſchon wieder mit der Wiege zur Thür hinaus! ſo vertieft ſei der Knabe geweſen.

Dieſes Buch, der Brandenburgiſche Kinderfreund genannt, verſorgte in jener Zeit die meiſten Klipp- und Elementarſchulen Norddeutſchlands mit Kindergenüſſen. Es war eine vom Prediger Wilmſen herrührende Zuſammenſtellung alles Wiſſenswürdigen aus dem Gebiete der Religion, der Geſchichte und des Naturlebens; Proſa und Vers hatten ſich in die Darſtellung getheilt. Die Schreibtafel unter'm Arm und den Kinderfreund im Kopf, meint Karl Gutzkow, der ſich gleichfalls in ſeinen jungen Tagen an Wilmſen erquickt hat, kommt der junge Pflanzenkeim cedernſtolz zum Bewußtſein ſeines Wachsthums. Aber nicht nur Pappes Leſefrüchte und Wilmſens Kinderfreund war hier die Koſt des kleinen Friedrich, auch das Noth- und Hülfsbüchlein, Campes Entdeckung von Amerika lernte er hier kennen und mit den vergilbten Exemplaren der Gedichte Salis', Matthiſſons und der Lichtwer'ſchen Fabeln that er ſich bei Dethleſſen gütlich.

Es iſt rührend zu vernehmen, daß er von den großen Menſchen, nämlich den Erwachſenen, Aufſchlüſſe über die höchſten Dinge erwartete, alſo auch vom ehrſamen Rector, für den er nicht ſelten vor'm Einſchlafen betete Einſt fragte er den theuern Lehrer um die Bedeutung des Wortes Mandarin, wahrſcheinlich durch Lichtwers Fabel: „Der Autor und der Mandarin“, dazu angeregt. Die Antwort lautete: Ein Mandarin, das iſt ein Mann darin! und der Knabe ſagte ſich, vollkommen befriedigt, im Stillen: Herr Dethleſſen weiß Alles. Wenn in der Anweſenheit des Rectors das Wort Freiheit genannt wurde, ſchüttelte derſelbe jedes Mal das greiſe Haupt mit dem Sammtkäppchen, indem er ausrief: Nur die wilden Thiere ſind frei! und wenn man ihn hierauf fragte: folgt daraus, daß die Freiheit wilde Thiere aus den Menſchen macht? ſo nickte er ſeltſam und erwiederte, ohne einen Augenblick zu ſtocken: ja wohl! Wie öfters im Leben, ſo ging auch hier von der wohlwollenden Beſchränktheit fördernde Lehre auf die höhere Natur aus.

Aber gerade der gemüthswarme Zug in Dethleſſen machte es der Nichtswürdigkeit leichter, dem wackern Manne Schaden zufügen zu können; das ehrliche Gemüth ſieht gewöhnlich nicht die Bosheiten und Ränke, wenn ſie nahen, und entbehrt zugleich der Fähigkeit kluger Abwehr, wenn ſie einmal greifbar geworden ſind. Die heimlichen lügenhaften Berichte des Paſtors Meyn, eines Schleichers mit evangeliſchen Gebärden, brachten es allmählich dahin, daß Dethleſſen, nachdem er eine ſtattliche Jahresreihe hindurch wohlthätig in Weſſelburen gewirkt hatte, ſeine Stelle als Rector quittiren und bis an ſein Ende ein kümmerliches Daſein friſten mußte.

Dreiundſechzig Jahre alt, wahrſcheinlich des Erwerbs wegen, verſuchte ſich Dethleſſen noch als Jugendſchriftſteller. Die Einleitung zu einer pädagogiſchen Novelle, welche er 1853 für die Norddeutſche Jugendzeitung lieferte, und die naive Mittheilung dieſer Einleitung an ſeinen nun berühmt gewordenen Zögling, ſind ſo charakteriſtiſch für den Mann, welcher auf die erſte Bildung unſeres Dichters Einfluß genommen, daß ſie hier eine Stelle finden mögen: „Ich habe“, ſchreibt Dethleſſen, „eine Novelle geliefert über das Thema: Was Gott thut, das iſt wohlgethan. Als Einleitung und ſtatt des Mottos habe ich die Anekdote benutzt (ich weiß nicht, ob dieſelbe Ihnen bekannt iſt?), daß in Geſellſchaft einer Menge Prediger zufälliger Weiſe die Frage aufgeworfen wurde, auf welches Wort der Accent in dem Satze: Was Gott thut, das iſt wohlgethan, am richtigſten zu legen ſei. Nachdem einige den Ton auf was, andere auf Gott, wieder andere auf thut, noch andere auf das und die Uebrigen auf wohlgethan gelegt haben wollten, erhob ein alter Organiſt, der gleichfalls gegenwärtig war und dieſem freundſchaftlichen Streite zugehört hatte, ſeine Stimme und ſprach: Wenn es mir erlaubt iſt, in dieſer ehrenwerthen Geſellſchaft meine Meinung auszuſprechen, will es mich bedünken, daß die gelehrten und hochweiſen Herren alle das Rechte nicht getroffen haben. Denn wenn ich vor meiner Orgel ſitze und dieſen Choral ſpiele, ſo iſt offenbar auf das Wort iſt der höchſte Ton in der Melodie gelegt, um anzuzeigen: was Gott thut, das iſt wohlgethan, es mag ſein, wie es will, es möge uns gefallen oder nicht.“ — Der alte Rector trug dem überlegenen Dichter, über Zeit und Raum in liebenswürdiger Kurzſichtigkeit hinwegſehend, ganz ſo zuverſichtlich dieſe Einleitung vor, wie er ehemals dem armen kleinen Jungen die Erklärung gegeben: Ein Mandarin, das iſt ein Mann darin! — „Herr Dethleſſen weiß Alles.“

Friedrichs Mutter beglückte es, daß ihm der Lehrer das Zeugniß eines tüchtigen Jungen nicht verſagte; des Knaben Leſebegierde gefiel ihr ſehr, weil ſie einen Zug nach oben hinaus hatte und davor zitterte, daß dieſes Kind dem Vater im Maurerhandwerke folgen ſolle. Friedrich bemerkte ſolche Billigung und ſolche Sorge mit der ihm eingepflanzten Dankbarkeit. Er wußte auch, daß die Mutter ihren Mann bewogen habe, für Herrn Dethleffen wöchentlich einmal des Nachts Schleichwache zu gehen, da der Rector dem Knaben Privatunterricht ertheilte und Geld zur Anſchaffung von Licht hergab. Weil aber die Befriedigung ſeines Leſehungers an den langen Winterabenden mehr Ausgaben für Kerzen nöthig machte, als mit der Beihilfe des Lehrers beſtritten werden konnten, ſo richtete er ſich erfinderiſch ein Lotto für Nadeln und Knöpfe ein; dazu malte er Bilderchen mit gelber und mit rother Kreide, und um den Erlös der Sächelchen kaufte er ſich ein dünnes Talglicht. Die beiden Knaben ſchliefen außerhalb der Wohnſtube in einer Kammer; ſo konnte denn Friedrich, öfters noch nach neun Uhr, wenn der ſtrenge Vater zu Bette gegangen, bei ſeiner Kerze an dem Buche ſitzen. Zuweilen jedoch kam der Alte, ob von Ungefähr oder aus Abſicht, vor die widerrechtlich erleuchtete Kammer, gewahrte den Lichtſchein und erzürnte ſich, da Licht und Feuerung koſtſpielig ſeien.

Als Friedrich von einem gutmüthigen Manne, Namens Harding, unentgeltlich Zeichenunterricht empfing, da nährte auch dieſes des Vaters unduldſame Stimmung, wenn der Unterricht gleich nichts koſtete. Denn Solcherlei war in ſeinen Augen eine Zeitvergeudung, die ſich armer Leute Kinder nicht erlauben dürften. Er zerknitterte einſt dem Sohne eine gezeichnete Weintraube, welche Harding dem Schüler geliehen hatte, aus Verdruß über die unnütz verzettelten Stunden. Friedrich ſchämte ſich dann, dem Maler zu ſagen, daß der Vater es gethan, und wurde dann vom Lehrer wegen Unachtſamkeit geſcholten. Im Uebrigen verlebte er bei Harding, mit deſſen Sohne ihn obendrein ein freundſchaftliches Einvernehmen zuſammenknüpfte, wahrhaft glückliche Stunden. Noch in ſpäter Zeit erinnerte er ſich der unendlichen Seligkeit, womit er bei ſeinem Zeichenlehrer die erſte Arbeit ausgeführt hatte. Die Dinge, die ihn umgaben, ſagt er, ſeien in ſeiner Jugend wie in ſeiner tiefſten Kindheit faſt in ihn übergegangen. Jene Arbeit ſtellte einen Garten vor in herbſtlicher Geſtalt, ein Mädchen ſtand hinter der Pforte. Ihm war zu Muthe, als müßte die von ihm gemalte Pforte ſich aufthun, ſobald er nur das Mädchen fertig gemacht. Auch die Nacht blieb ihm unvergeßlich, in der er mit dem Sohne des Malers, mit Fritz Harding, aufſaß und Bürger's Lenore las. „Wonne, Wehmuth, Leben, Tod, Alles auf einmal: ein Urgefühl!“

Dieſes Einswerden der Gegenſtände mit ſeinem ſchauenden Gemüthe und dieſes unbewußte Verwandeln derſelben in Symbole kündigte ſeine dichteriſchen Kräfte an.

Wie die bildneriſche Anlage bei Naturvölkern vornehmlich an religiöſen Vorſtellungen ſich entzündet, ſo war auch bei dieſem, von Cultureinflüſſen nur leiſe berührten, Knaben die religiöſe Empfindung die Erweckerin der poetiſchen. Bis in ſein vierzehntes Jahr hatte er, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, wiewohl er längſt Verſe machte, keine Ahnung gehabt, daß er zur Poeſie beſtimmt ſein könne. Sie ſtand ihm bis dahin als ein Ungeheures vor der Seele, und eher hätte er es ſeinen körperlichen Kräften zugemuthet, einen Berggipfel zu erklimmen, als ſeinen geiſtigen, mit einem Dichter zu wetteifern. Sein Verhältniß zur Poeſie war das zu ſeinem Gott, von dem er wußte, daß er ihn in ſich aufnehmen, aber nicht erreichen könne. Deutlich aber erinnerte er ſich der Stunde, in der er die Poeſie in ihrem eigenthümlichſten Weſen und ihrer tiefſten Bedeutung zum erſten Male dunkel gefühlt habe. Er mußte nämlich ſeiner Mutter immer aus einem alten Geſangbuche den Abendſegen vorleſen, der gewöhnlich mit einem geiſtlichen Liede ſchloß. Da las er nun einmal das Lied Paul Gerhards, worin der ſchöne Vers vorkommt:

Die gold'nen Sternlein prangen
Am blauen Himmelsſaal.

Dieſes Lied, vorzüglich aber dieſer Vers, ergriff ihn gewaltig; er wiederholte ihn zum Erſtaunen ſeiner Mutter gewiß zehn Male. „Damals ſtand der Naturgeiſt mit ſeiner Wünſchelruthe über meiner jugendlichen Seele, die Metalladern ſprangen, und ſie erwachte wenigſtens aus einem Schlaf.“ Uns fällt hier der Knabe Bürger ein, der bei einer Beerdigung das alte Kirchenlied: O Ewigkeit, du Donnerwort! hat ſingen hören, und auf den dieſer Liedtext an einem offenen Grabe von ſo mächtiger Wirkung geweſen, daß ſich davon ſeine erſte Neigung zur Dichtkunſt hergeſchrieben habe.

Wie aber das fromme Lied des evangeliſchen Sängers den Poeten im Knaben überſtrömt hatte, ſo war es gleichfalls die Kirche, welche den Zweifel in ihm befruchtete und den urſprünglichen Hang zur Grübelei in ihm ausbilden half. Ihm war der Morgen denkwürdig, als er, von Heide kommend, die Auferſtehung ſah.

Nun wird es laut in jedem Grabe,
Man fragt, wie man geſchlafen habe!

Dieſer Geſang traf ihn tief. Aus der bibliſchen Vorſtellung von der Auferſtehung des Herrn löſte ſich, neue überſchwängliche Bilder gebärend, die Vorſtellung von der Auferſtehung aller Menſchenkinder heraus. Das jüngſte Gericht, in ſeiner Furchtbarkeit und Unbegreiflichkeit, nahm vor ſeinen Augen plaſtiſche

Form an; insbeſondere war das Ineinandergewachſenſein der Leiber ein Bild, das ihm lange keine Ruhe ließ. Wo aber, frug er ſich, iſt in dem Thale Joſaphat Raum für alle die Auferſtandenen? wo Raum allein für Barbaroſſa und deſſen Heere? Dieſe Fragen ſchlugen in Zweifel um, die ihn um ſo ſtärker peinigten, als ſie den Phantaſieglauben, der ſie doch erzeugt hatte, nicht im Mindeſten erſchütterten, vielmehr umarmten und umrankten wie ein Schlinggewächs den unbeugſamen Stamm. Noch zudringlicher verfolgte ihn die Vorſtellung des Nichts, das er mit krampfhafter Anſtrengung ſich denkbar zu machen ſuchte. Auf einem der Notizblätter, welche zerſtreute biographiſche Einzelzüge enthalten, finden ſich unter dem Schlagworte: Das Nichts, die Worte geſchrieben: Qualen meiner Jugend; ſo daß er nachmals den früheſten Eindrücken in dem Epigramm Ausdruck gab:

Denke dir einmal das Nichts! Du denkſt es dir neben dem Etwas!
Aber da denkſt du's dir nicht: hier iſt der Wirbel des Seins.

Noch anſchaulicher werden uns dieſe Zuſtände an einem dritten Erlebniß aus jener Zeit. Neun oder zehn Jahre alt, las er in einem alten zerriſſenen Neuen Teſtament zum erſten Male die Leidensgeſchichte Jeſu Chriſti; die zerriſſene Geſtalt des Buchs gehörte mit zum Eindrucke. Er wurde im Innerſten gerührt und ſeine Thränen floſſen reichlich. Seitdem gehörte es zu ſeinen verſtohlenen Wonnen, dieſe Lectüre in demſelben Buch, um dieſelbe Stunde (während der Abenddämmerung) zu wiederholen, und der Eindruck blieb geraume Zeit hindurch jenem erſten gleich. Einmal aber bemerkte er zu ſeinem Entſetzen, daß ſein Gemüth dabei ziemlich ruhig ſich verhielt, daß ſeine Augen ſich nicht mit Thränen füllten. Dies drückte ihm, wie die größte Sünde, das Herz ab, als ſtünde ſeine Verſtocktheit wenig unter dem Frevel des Kriegsknechts, der des Heilands Seite mit ſeinem Speer durchſtach, daß Waſſer und Blut floß; er weinte, doch er weinte über ſich ſelbſt. Wie nun aber die geſunde Natur ſich immer zu helfen weiß: er ſchob ſeines Herzens Hartnäckigkeit auf die Stunde, er ergab ſich der Hoffnung, daß die alten Gefühle in einer andern Stunde ſchon mit der alten Gewalt ſich wieder einfinden würden, war aber — unbewußt — klug genug, keine ſeiner Stunden wieder auf die Probe zu ſtellen; er las die Hiſtorie nicht wieder.

Bei dieſen leidenden Zuſtänden des erwachten Poeten ließ es der Knabe allerdings nicht bewenden: er machte nicht nur Verſe, er ſchrieb ſogar ſchon Bücher. Bereits als ſechsjähriges Kind hatte er das Sprüchlein gedichtet:

Der Theetopf erfunden
Zum Theegebrauch,
In manningen Stunden
Dampft daraus ein Rauch.

So lautet Friedrich Hebbel's erſter Vers. Daß er Leichencarmina auf dahingeſchiedene Kaninchen verfaßte, haben wir früher vernommen. In ſeinem zehnten Jahre dichtete er einen „Evolia, der Räuberhauptmann". Er hatte dazu ein ganzes Bündel Papier zuſammengeſchmiert, das ihm durch die Gunſt eines befreundeten Knaben, Barbeck mit Namen, zugewendet worden war. Schon dieſes Erſtlingswerk hatte ein Schickſal. Er betrug ſich nämlich unartig gegen ſeinen jüngeren Bruder, indem er ihn mit dem Fuße in den Leib ſtieß, weil der neugierige Johann einmal in ſein Buch hatte ſchnappen wollen, und da die Mutter, welche eben für den Mittagstiſch kochte, Zeuge der Scene ward, ſo erwiſchte ſie das Manuſcript mit der Herdzange und ſteckte es in's Feuer. So fand der Evolia ſein Ende.

Durch kleine Wandertruppen waren ihm die erſten Theatereindrücke vermittelt worden, und als er im zehnten oder zwölften Jahre ſtand, trat er als Bühnenunternehmer auf. Eine Jugendgeſpielin Friedrichs erzählt darüber Nachſtehendes: „Er war ein ganz wunderlicher Junge. Bei einem Kinderfeſte, dem Weſſelburener Kaland, mußte ich mit ihm zum Tanze, meine Mutter wünſchte es, aber ich ſträubte mich ſehr, denn er war ein eigenthümlicher Knabe und gar nicht hübſch, konnte auch nicht tanzen. Indeſſen war er ſehr froh bei dem Feſte und galant und artig. Einmal lud er uns in den Stall zur Komödie, als Entrée bezahlte man eine Kopfnadel, die Komödien dichtete er ſelbſt und ſpielte ſie allein. Er redete gewaltig aus dem Pferdeſtall heraus auf uns ein. Oft verſtanden wir gar nichts von ſeinen Reden und liefen ihm unbefriedigt und ſcheltend davon; doch hinderte ihn dies nicht, ſeine Einladungen zu wiederholen und neu zu agiren.“ Was es für Dinge geweſen, die er vorgetragen, ob Märchen, Sagen oder die allbekannten Thaten ditmarſiſcher Helden, wußte die Frau nicht anzugeben.

Unter den Geſtalten der heimiſchen Vorzeit, die ſeine Knabenphantaſie erhitzten, nahm Wulf Iſebrant, einer ſeiner Familienvorfahren, wie man im Vaterhauſe glaubte, der an der Spitze der Dreihundert die Schlacht bei Hemmingſtedt geſchlagen, den vorderſten Platz ein. Neben dem rauhen Iſebrant behauptete ſich in ſeiner Einbildungskraft Napoleon oder, wie er im deutſchen Norden hieß, Bonaparte. Waren doch einſt die Wehrufe des getretenen Hamburgs in die Herzogthümer herüber gedrungen und die ruſſiſchen Hilfstruppen nur als eine neue Plage im Lande angeſehen worden, welche auf den Ueberwundenen zurückgelenkt hatte. In Friedrich aber ſetzte ſich der Schrecken, den Bonaparte verbreitet, in das Flammengewand des Großartigen um. Und zur Vollendung der Trias haben wir noch Struenſee, den gewaltigen Neuerer namhaft zu machen, deſſen entſtellte Züge die Verleumdung aus Kopenhagen auch nach Ditmarſchen herübergetragen hatte. Friedrich hielt als Knabe vergilbte Exemplare der vor mehr als einem halben Jahrhundert vom Adel ausgeſtreuten Flugblätter in der Hand, welche ſorgfältig aufbewahrt von Geſchlecht auf Geſchlecht, wie ein Evangelium übergegangen waren.

In alle dieſe Träume und Phantaſieſpiele Friedrichs fiel mit einem Male, einem nächtlichen Einbruche nicht unähnlich, die Forderung des Vaters, daß er das Maurerhandwerk erlernen ſolle. Der Wille des Alten ließ ſich vor der Hand nicht beugen. Es war um das Jahr 1825, als Friedrich unter vielen und heißen Thränen mit dem Vater auf Arbeit ging. Er benahm ſich aber dabei ſo ungeſchickt, daß er, anſtatt mit dem Mörtel Steine an einander zu fügen, ſich ſelbſt bekleiſterte und belegte, in Folge deſſen allabendlich nach vollbrachtem Tagewerke ein Bad des Lehrlings und eine gründliche Säuberung ſeiner Kleider dringendes Bedürfniß ward. So währte es einige Zeit, ohne daß der ergrimmte Vater trotz Scheltens und ärgerer Zurechtweiſungen auch nur das kleinſte Merkmal einer Maurerbegabung aus Friedrich hervornöthigen konnte. Ein aus Weſſelburen gebürtiger, jetzt in Kiel anſäſſiger Bürger erinnert ſich, den jungen Hebbel im griesleinenen Kittel als „Zupfleger" geſehen zu haben, auf den Schultern die Mulde voll Lehm oder Steinen, aber ein Buch in der Taſche. Und ein noch lebender Jugendfreund Hebbels berichtet, daß dieſer auf einem gemeinſchaftlichen Spaziergange nach dem Dorfe Norddeich ihm ein altes Haus gezeigt hatte, wo Friedrich, nach Anweiſung ſeines Vaters, eine ſogenannte Tafelwand habe aufmauern ſollen. Bei dieſer Arbeit habe er ſich mit dem Vater hart entzweit, dann die Bauſtelle verlaſſen und der Ausübung dieſes Handwerks auf immer den Rücken gekehrt.

Der Vater hielt den Sohn für jede praktiſche Lebensthätigkeit unbrauchbar, worin er auch in unſerem Sinne das Richtige vorausgeſehen hat, und die kaum jemals verhehlte Abneigung gegen ihn gewann jetzt nachträglich eine Rechtfertigung. Der Junge wird Komödiant! murmelte er manchmal zwiſchen Verachtung und Gleichgültigkeit vor ſich hin. Es werden ſich wohl böſe Auftritte ereignet haben und wieder wird es die Mutter geweſen ſein, die den Zorn ihres Mannes gedämpft und ein leidliches Kriegsverhältniß zwiſchen den Streitenden hergeſtellt hat. Bald hieß es, Friedrich ſolle Kaufmann werden, bald Poſtſchreiber, aber nichts von dem wollte ihm gefallen. Durch kleine Botendienſte, die er verſah, brachte er einige Groſchen wöchentlich in die Wirthſchaft: er trug Briefe und Wochenblätter für einen Poſtbeamten aus. Die meiſte Zeit freilich ſaß er hinter ſeinen Büchern und letzte ſich an der ärmlichen Geiſteskoſt aus Dethlefſens Küche.

Daß es die Mutter, die Mutter allein geweſen, welche ihn damals über dem Waſſer gehalten, ſpricht eine Scene des dramatiſchen Fragments: Vier Nationen unter einem Dache beredſam aus. „Wenn Ihr wüßtet, was die Alles aufbieten mußte“, ſagt der Maler Valentin, indem er ſeiner Mutter gedenkt, „um mir das Bischen Freiheit zu erhalten, deſſen ich bedurfte, um nicht ſchon als Kind zu Grunde zu gehen . . . Denn wenn ich jetzt nicht, wie ſo mancher meiner Schulkameraden, hinter dem Pfluge herkeuchen oder den Schmiedehammer ſchwingen muß, worauf mein Vater beſtand, ſo hab' ich's ihr allein zu danken.“ Der nämliche Valentin aber weiß auch dem Vater die Ehre zu geben, indem er deſſen Sinnesart ſich vergegenwärtigt und ſie in ſein Verſtändniß hineinhebt. „So viel Püffe und Tritte ich auch von meinem Vater bekam“, ruft er aus, „ich verarge es ihm durchaus nicht mehr, daß er einen Burſchen nicht leiden konnte, der noch in ſeinem ſiebenten Jahre die Getreidearten nicht kannte . . . Ich verarge es ihm noch weniger, daß er in meinem Bekritzeln der Wände, der Tiſche und Bänke, keine ſolide Bürgſchaft für meine Zukunft erblickte, und die feierliche Aufmerkſamkeit, womit mein Bruder dem Dorfſchuſter ſtundenlang zuſah, wenn er Pechdraht und Ahle handhabte, viel höher anſchlug. Ich freue mich nur, daß er mich nicht wirklich, wie er alle Frühjahr im Sinn hatte, zu den Bauern hinausjagte, und dies Schickſal wendete einzig und allein meine Mutter von mir ab."

Drittes Capitel.

Ditmarſchen.

Wir haben den jungen Friedrich bisher in Haus und Schule beobachtet und mit ihm zuweilen einen Blick in den kleinen Flecken gethan, darin er aufwuchs. Noch aber wiſſen wir wenig von den landſchaftlichen und geſchichtlichen Anregungen, die er empfing, noch iſt uns Ditmarſchen nicht viel mehr als ein bloßer Name. Mit dem erhöhten Antheil, welchen der nun reifere Knabe an Land und Leuten gewinnt, erſchließen ſich auch uns die Aus- und Fernſichten in das gegenwärtige wie vergangene Leben ſeiner Heimath.

Weſſelburen, vom nächſten Hafen eine halbe Meile entfernt, liegt auf einer Düne, mitten im Segen der Marſchlandſchaft und iſt an und für ſich als das Kelchblatt von elf bis zwölf wohlhabenden Dörfern nicht gar zu unanſehnlich. Es ſtreift an die Grenzſcheide der Geeſt, des Hügellandes, und der flachen, baumloſen Marſch; dieſe Scheide bildet der Boden des nahen Kirchſpiels Heide. Wer von Oſten, alſo von Heide herüberkommt, der empfindet tief den eigenthümlichen, das ganze Ländchen durchdringenden Gegenſatz der idylliſchen Waldgegend im Morgen zu der ſatten und vornehmen Marſch gegen Abend, dem Meere, der Nordſee zu. Scharf abgeſchnitten liegt die Marſch da, fünf bis ſechs Fuß unter dem Diluvium. Man hat Schleswig-Holſtein komiſch aber treffend mit einem Pfannkuchen verglichen, an dem die Ränder das Beſte ſeien; wie im Herzogthume Bremen die Vergleichung entſtanden iſt, daß es ein ſchlechter Mantel ſei, mit goldener Kante. Die Oſtſeite trägt den ganzen idylliſchen Schmuck des Landes. Korn, Wald, Seen und Wieſen folgen einander in immer reicher, immer gleicher Abwechslung. In ſanften grünen Hügeln ſteigt das Land auf und fällt ab bis zu den welligen Küſtenlinien der blauen Oſtſee, die oft dicht am Uferrande umſäumt iſt vom grünen Buchenwald. Lebende Hecken auf kleinen Erdwällen theilen die Aecker und umfriedigen ſie. Dies ſind die bekannten Knicken, mit den ſchattigen Wegen, den Reddern, zwiſchen ihnen. Die Oſtſee ſchneidet tiefe Buchten hinein, dieſe bilden die ſchönen Häfen und Förden. Zwiſchen den Buchten liegen die Halbinſeln, jede mit beſonderem Namen und mit Eigenthümlichkeiten an Landſchaft, Wirthſchaft und Menſchen, von denen Angeln, als Stammland der Angelſachſen und Mutterland der Engländer, denen es den Namen vererbt hat, ſo wie Sundewitt mit den Düppler Schanzen am meiſten genannt und bekannt geworden ſind. Vor vier- bis fünfhundert Jahren war das ganze öſtliche Holſtein größtentheils wilder Wald, von Bibern und Bären bewohnt. Wie die Backwoodmen in Amerika Indianer vor ſich hertrieben, Bäume und Steppen ausrotteten und umwandelten, ſo haben es unſere Vorfahren, die alten germaniſchen Stämme der Sachſen, welche über die Elbe hereinwanderten, mit den anſäſſigen Slavenſtämmen, den Wenden und Obotriten, mit Wölfen und Bären, mit den Eichen- und Buchenwäldern Holſteins gemacht. Dieſe Zeit aber liegt wie eine Mythe in der tiefſten Ferne. Allenthalben an den ſchönſten Punkten mit Waſſer, Wald und Weide — denn Wein fehlt unter den holſteiniſchen We's — erheben ſich hier die Sitze des Adels, mit lieblichen bürgerlichen Flecken und Städten untermiſcht. Dies iſt die Schmuckſeite des Herzogthums, der Herzogthümer.

Wie ganz verſchieden zeigt ſich die Weſtſeite, die der Marſch. Sie kennt keine Berge, keine Wälder, ja man findet ſogar keinen einzigen Stein in ihr, er müßte denn durch Menſchenhände hergebracht worden ſein. Sie kennt aber auch keinen Adel, keine Schlöſſer, nur flaches, einförmiges, unendlich ergiebiges Land, nur freie, wohlhabende, ſtolze Bauern, nur fleißig arbeitende kleine Bürgers- und Krämersleute, in kleinen Städten von zwei bis viertauſend Einwohnern vereint. Die Marſch iſt nicht blos flach, ſondern ſie iſt eine vollkommene Ebene, wie eine Tiſchplatte. Kein Hügel ſchwillt empor, höher als Menſchenkraft ihn aufzuthürmen vermag, frei bis zur Sohle ſtehen die großen Bauerhäuſer und Scheunen zerſtreut, jedes mitten in der Beſitzung. Nicht Hecken und Zäune, ſondern lange, ſchnurgerade immer ſauber gehaltene Gräben trennen die Aecker und durchſchneiden die Fläche, oder meilenlange ſchmale Fußwege laufen durch das hohe Korn. Am fernen Horizonte begleitet den Wanderer ſtätig eine feine ſcharfe Linie wie eine Schnur um die Grenze: es iſt der Deich, zum Schutze gegen die Wogen der Nordſee. Soweit das Meer die Abflächung der Ufer bei der Ebbe bloßlegt, bei der Fluth bedeckt, reicht das Haff, deſſen Branden und Rauſchen meilenweit in's Land herein gehört wird. Dieſer Boden offenbart eine Fruchtbarkeit, die ſelbſt den in Erſtaunen ſetzt, der aus den üppigſten Gegenden der Oſtſeite, aus der Propſtei oder aus Angeln kommt. Die Weiden ſind mit ſchwerem Maſtvieh förmlich beſäet und bedeckt, die Aecker ziehen ſich in lange gewölbte Streifen getheilt nach der Schnur und ſcharfkantig von den Gebäuden dahin, Alles viereckig und im Winkel, dicht beſetzt von wogenden Aehren, im Frühling von unabſehbaren blendend gelben Rappſaatfeldern unterbrochen oder vom ſchwarzen Brachfelde, das gepflügt und geeggt iſt, umgraben und gewalzt, als wären es Gartenbeete. Der Marſchbauer theilt die ganze Welt ein in Marſch und Geeſt. Dieſe Benennung hängt mit dem plattdeutſchen Worte güſt zuſammen, was ſo viel wie unfruchtbar oder nicht tragend bedeutet. Eine nicht trächtige Kuh wird güſt genannt und von einem Felde, das man zur Brache pflügt, ſagt man, man pflüge güſt; für den Marſchbauer iſt Alles ſchlechthin Geeſt, was nicht Marſch iſt, und wäre es auch das blühendſte Land, wie das öſtliche Holſtein. Sieh, Junge, ſagte ein alter Marſchländer zu ſeinem reiſeluſtigen Sohne: Hier is de Marſch un de ganze anner Welt is man Geeſt. Wat wullt du dumme Jung nu in de Welt maken? Was aber als unſchuldiger Dünkel in ſolchen Zügen ſich ausdrückt, das thut auch oftmals als wirklicher Trotz und Uebermuth des Marſchländers gegen den Geeſtbewohner ſich hervor, wie wir denn eine ſolche Oppoſition überall bemerken, wo zwei von Natur aus verſchiedene Landſtriche an einander ſtoßen. So ſtehen, wie J. G. Kohl betont, in Syrien und Arabien die Bewohner der Sandwüſte und die der reichen phönikiſchen Küſte, wie der fruchtbaren Nil- und Euphratniederungen, im Verlaufe der ganzen Geſchichte einander feindſelig gegenüber. Im Gegenſatze zur Schweiz kamen in der Marſch die großen Herren immer von den Höhen und die Freiheit wurzelt in der Ebene.

Dieſe Grundverſchiedenheit der Oſt- und Weſtſeite der Herzogthümer mit ihrem ſandigen Mittelrücken voll Moor und Haide iſt auch dem Charakter der Stämme hüben und drüben aufgedrückt. Der echte Holſte in der Mitte, der Propſteier in der Kieler Bucht, der Angliter, der Nordſchleswiger, Alles Bewohner mehr der Oſtſeite, haben ihr nationales Gepräge, ihre unterſcheidenden Sitten und Gebräuche, theilweiſe noch etwas Eigenartiges in ihrer Tracht, entſchieden ihre körperlichen und ſprachlichen Beſonderheiten, woran ein geübtes Auge ſie leicht erkennt und unterſcheidet. Auf der Weſtſeite folgen einander umgekehrt von Norden nach Süden außer däniſchen Nordſchleswigern, Eiderſtedter, Ditmarſcher, Wilſteraner, auf eben ſo kurzer Strecke. Welch ein Contraſt zwiſchen einem redſeligen, beweglichen Angler und einem langgeſtreckten ernſten Frieſen! Aber welch ein Gegenſatz auch zwiſchen dem Gartenlande des Anglers an der blauen Oſtſee, wo von Hügel zu Hügel Kirche die Kirche grüßt, am Sonntage mit fröhlichem Glockengeläute, im Frühling Nachtigall die Nachtigall mit klagendem Laut. Welch ein Gegenſatz wieder zwiſchen hier und dem nur fünf bis ſechs Meilen entfernten grauen Strande der Weſtſee, etwan von Schleswig am Dannewirke entlang über die Haide nach Huſum, dem Geburtsorte Theodor Storms, von dem er ſingt:

Hier rauſcht kein Wald, es ſchlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß,
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbſtesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Gleichwohl waren einſtmals große Eichenwälder an der Küſte und ſtanden ſo dicht in ihnen die Bäume, daß ein Eichhörnchen meilenweit von Aſt zu Aſt ſpringen konnte, ohne den Boden zu berühren. Es wird erzählt, daß bei Hochzeiten, welche durch den Wald zogen, die Braut ihre Krone habe vom Haupt nehmen müſſen, ſo tief hing das Gezweig herab.

Klaus Groth, indem er ſich ſeiner Jugendreiſen aus ſeinem Geburtsorte Heide nach Weſſelburen erinnert, weiß noch von einem Sandpfade zu erzählen, der durch eine kleine Grenzwildniß von Haide und Ginſter ſich ſchlängelnd, vom Rugenberg hinunter führte. Dann habe der künſtliche ſchnurgerade Fußſteig begonnen, dicht an den ebenſo ſchnurgeraden blanken Waſſergräben unverwandt auf die maſſige Weſſelburener Kirche zu, deren kleiner Thurm noch nach einer Stunde nicht habe wachſen wollen. Es war Frühling, als der junge Wanderer ging, auf ſteinhartem Boden, zur Seite die Tauſende weidenden Viehs und die weiten Flächen blühender Rappſaat, über welche die Wolkenſchatten eilten, ſo ſchön ruft er aus, wie nur die Campagna bei Rom! Endlich bog er rechtwinkelig ab, in den Flecken von zwei tauſend Einwohnern hinein, mit ſeinem holprigen Steinpflaſter, ſeinen neugierigen Geſichtern. Reiche Marſchhöfe darf man in Weſſelburen nicht ſuchen; die liegen zerſtreut in ihrem Korn- und Graslande, ſtattliche Bauernſchlöſſer, mit Einfahrten, Bauernhöfen, Obſtgärten, ein jedes für einen Edelmann nicht zu karg.

Unſer Friedrich brauchte nicht weit zu ſuchen, um allerlei unſchuldige Kurzweil zu finden, denn dieſe ergab ſich in dem engen Weſſelburen, das alle Familienvorgänge auf die Straße hinaustrug und wo der Born volksthümlicher, ja derber Laune noch ſo friſch ſprudelte, ganz von ſelbſt. Die Weſſelburener haben einen Zuſatz des Vergnüglichen, wohl auch ein Plus an Grobheit, worauf der Vers gemünzt iſt, „daß die Fäuſte noch immer in Weſſelburen gedeihen“. Was aber Friedrich dort nicht fand, das trat ihm an bunten Scenen und Figuren in den benachbarten Orten entgegen, wohin ihn ein Botendienſt oder das eigene Verlangen häufig geführt haben. Wer den Quickborn geleſen, der iſt mit jenen Bildern einigermaßen vertraut, wie denn Hebbel nachmals ſelbſt in den Guckkaſten dieſes Liederbuches mit dem Gefühle des Wiederſehens ſchnurriger und lieber Bekannten ſeiner Jugendtage hineingeſchaut hat. Da pflanzte ſich der Orgeldreher vor ihm auf, dem's vor der Schule wie vor'm Spaten grau, weil man von der Arbeit ſteif und krumm wird. Sein Geld iſt all', ſein Gut verzehrt, der Junker keinen Dreier werth; was ſcheert ihn all das Lumpenpack, er liebt ſein Gläschen mit Geſchmack und ſingt ſein Liedchen mit Geſchmack und dreht die Orgel um. Vierſchrötig wie ein Schneider, krummbeinig wie ein Dachs, mit dünnen Gliedern, in Hemdsärmeln promenirt der Nordskerl ſtolz und in den Wind ſchmauchend durch die Straßen: ihr Dirnen in den Thüren, ſeht euch nur ja nicht blind! Durch Bruch und Buſch ſchlendert der Tagdieb dahin, ſtreckt ſich der Länge nach unter'm Schlehdorn aus und betrachtet das kräuſelnde Waſſer, die ſäuſelnden Blätter und die Wolken, die drüber gehen.

Und wird mir auf die Dauer
Die Ruhe gar zu ſauer,
Und ſinkt die Sonn' in's Meer,
So ſtopf' ich mir noch Eine,
Setz' heimwärts meine Beine,
Und dann, nu dann nich mehr.

Wie'n Teufelsbanner ſchleicht der Apotheker, nach Pillen ſuchend, im Moor herum, indeſſen die geſunden Marſchbauern den Lazarether auslachen. Barfuß trottet die Krabbenfrau von Büſum, dem Krähwinkel der Ditmarſcher, am frühen Morgen nach Heide, guckt ſich ſehnſüchtig die grünen Bäume an, die auf dem Markte ſtehen, und die Bänkchen, die vor jedem Hauſe in der Sonne blitzen: ſie möchte gar zu gerne wohnen in der Stadt voll lieben Sonnenſcheins, in dem geprieſenen Heide, das ſchon der Chroniſt Neocorus den zierlichſten Flecken genannt hat. Mit ihren Eimern an den langen Meſſingketten ſchreiten die Milchmägde vor der Melkezeit, jede neben ihrem Schatz einher, während mancher Herr lüſtern nach ihren nackten Füßen ſpäht.

Kommen einmal Komödianten in den Ort, ſo gibt es ein Jubeln, als ob ſich die goldenen Pforten des Paradieſes, die vor vielen tauſend Jahren zugeſchlagen worden ſind, wieder geöffnet hätten, und die Mimen erzählen dann auch von Wien und vom Prater, von Wilhelm Tell und dem großen Kronleuchter in der Oper. Zuweilen ſtiftet ſogar die erſte Liebhaberin Unheil an, indem ſie einem biedern, ſchon ältlichen Ditmarſcher den Kopf verdreht und ihn zum Heirathen verleitet. Als eine unheimliche Dämmergeſtalt drängt ſich Clas Dau, der grauſige Uebelthäter, in die Vorſtellung der Enkel und Enkelkinder herein und die Phantaſie erhitzter Weſen, wie die unſeres Friedrich, verſieht den Dienſt des weiſenden Stäbchens, das die auf die Leinwandfelder geklekſten Verbrecherphaſen des Böſewichts verfolgt. Der Schlachtruf der alten Ditmarſcher: Die Garde kommt! und der Bauernſchrei: Stecht die Pferde und ſchont die Reiterbuben! war unſerem Friedrich und ſeinen Landsgenoſſen noch immer ſo geläufig, wie es die Worte des großen Königs und wie es Zietens Reiterſprüche den heutigen Preußen ſind. Auch hinter dem jungen Hebbel klangen dieſe Schlachtrufe und Bauernſchreie her, auch ihn ergriffen mächtig die Erinnerungen an Graf Gerhard von Altenwörden, der die Bauern in der Marſch das Aufſitzen lehren wollte und mit all ſeinem Volke ganz klein nach Holſtein zugelaufen iſt; an die Schlacht bei Hemmingſtedt und an die letzte Fehde. Auch ihm blitzten noch die Waffen, die am Tauſendteufelswerft gefunkelt haben, auch ihn entzückten noch die übermüthigen Tage der großen Beute, als man an ſchwarz gewordene güldene Ketten die Hofhunde legte, und als die Bauern in ſammtenen Wämſern ſpazieren gingen.

Wenn er den Grenzboden zwiſchen Marſch und Geeſt, die Giſelau oder die Walburgau beſuchte, ſo wußte er, daß dieſe Namen auf Walkyrien zurückdeuten und daß der Paß, der von einem ungeheuern Walde auf dünnes Holz herabgeſchmolzen iſt, das immer erneute, mit Blut gedüngte Schlachtfeld des Ländchens war. Wenn er bis an den Kirchort Wörden in Süderditmarſchen ſchweifte, ſo wußte er, daß dies das ehemalige Oldenwörden ſei, wo die Ditmarſcher 1319 Gerhard den Großen zuerſt mannhaft zurückgeſchlagen haben ſollen und wo ungefähr zwei Jahrhunderte ſpäter, um das Jahr 1500, das wunderbare Mädchen, die Jungfrau von Oldenwörden, erſchien, welche die Dreihundert, die bei Hemmingſtedt ſiegten, todesmuthig in die Schanze geführt hat.

Zwar nicht als Geſchichte, aber als Sage, als unzuſammenhängende, oft unverſtändliche Ueberlieferung leben die Begebenheiten der Vorzeit im ditmarſiſchen Volke. Das Kind hört in früher Jugend, von ſtarken Männern, die Königen und Fürſten die Spitze geboten, erzählen, von Zügen zu Waſſer und zu Lande gegen mächtige Städte, gleich Lübeck und Hamburg, gerichtet; es vernimmt wie es wenige Ditmarſcher einmal gewagt hätten, von Hamburg beleidigt, angeſichts der ganzen Stadt ihre Schiffe im Hafen zu verbrennen; wie der Däne ſelbſt im Kampfe zehn Dänen auf Einen Ditmarſcher gerechnet habe. In unſerem Friedrich entſtand, nach ſeiner Verſicherung, durch das Bewußtſein von ſolchen Männern abzuſtammen, ſehr zeitig ein Gefühl, wie es die Bruſt des jungen Adeligen, der ſeiner Altvordern gedenkt, kaum ſtolzer ſchwellen könnte. Mit Grauſen und tiefem Schaudern erfüllte ihn, was er zwiſchendurch über den Götzendienſt der alten Ditmarſcher, über den Opferhain und den blutbeſpritzten ſteinernen Altar, der noch zu ſehen ſein ſollte, vernahm, und alle Angſt, aber auch alle Demuth und alles Gottvertrauen des jungen Herzens ward aufgerüttelt, wenn er an dunkeln, ſtürmiſchen Herbſtabenden der furchtbaren Waſſerfluthen erwähnen hörte, welche ſo oft den größten Theil des Landes verwüſtet, Häuſer umgeſtürzt, Menſchen und Thiere ertränkt und die Aecker auf lange hin unfruchtbar gemacht hatten.

Sobald der Herbſt kam, bangten die Leute vor den Verderben bringenden Deichbrüchen, und Entſetzen packte den aufgeregten Knaben, wenn der Vater in Sturmnächten, mit einem Sack um den Leib und einen Spaten unter'm Arm, an den Strand eilte, um im Augenblicke der Gefahr nach ſeiner Bürgerpflicht bei der Hand zu ſein. So wurden denn Marſch und Deich für ihn einander bedingende und ergänzende Begriffe.

Hatte der Deutſche im Oſten Holſteins ſein Land erobern müſſen, der Holſte, der Stormar den wilden ſlaviſchen Stämmen es mit dem Schwert entreißen und es cultiviren mit Axt und Karſt, ſo hatte der Mann des Weſtens, der Ditmarſcher, der Frieſe es erſtreiten und behaupten müſſen im nie aufhörenden Kampfe mit der gefräßigen See. Ehe die Bedeichung der Marſchen begann, hatten dieſe einen weiten, ſchlammgefüllten Buſen dargeſtellt, der von kahlen Sanddünen, den jetzigen Haidehügeln begränzt und gegen das Meer offen geweſen war. Die weiten Binſen- und Rohrfelder boten das einzige Grün; zweimal des Tages kamen die grauen Fluthen und bedeckten Alles; ſah man früher nichts als Schlamm, ſo ſah man ſpäter nichts als Waſſergerinnſel, und der nebelgraue Himmel vollendete das troſtloſe Bild. In dieſer Einöde jedoch ließen ſich Menſchen nieder und friſteten hier ihr armſeliges Daſein. So haben Roms Legionen ſie gefunden. Nach und nach forderte die Noth alle Mächte der Intelligenz und des Gemeinſinnes heraus; die Marſchbewohner legten Dämme und Deiche, Kanäle und Schleuſen an, gegen welche das nagende, wühlende, zerſtörungsſüchtige Element nur zu häufig erfolgreich andrängt.

An dem Deichweſen aber entwickelten ſich der Muth, die Entſchloſſenheit, Beharrlichkeit und Ruhe, allgemein anerkannte

Eigenſchaften des Marſchländers. Nur der ſchmale Damm, der unter ſeinen Füßen bebt, trennt ihn von der gewaltthätigen See, die an gewiſſen Stellen zehn, wohl auch zwanzig Fuß höher ſteht als das ganze dahinter liegende Land. Hunderte von Thüren laſſen ungehindert und geräuſchlos das Binnenwaſſer in's Meer fließen und ſchließen ſich zweimal des Tages, wenn die Fluth heranſchwillt, mit dumpfem Gebrauſe. Gegen den Damm peitſchen die Wogen, über ihn weg in's Land hinein ſpritzt der Schaum. Aber geruhig und ſicher ſchlafen die Tauſende dahinter, denn der Deichgraf ſchaut mit prüfendem Blicke nach jedem ſchadhaften Fleck in der feinen Grasdecke des Deichs. Wäre es auch nur ein Mauſeloch, er ſieht es, denn er weiß, dahinein würden die Fluthen ſich bohren und bald es erweiternd einen Weg ſich graben, um im Sturze über Fluren und Aecker verheerend ſich zu ergießen. Geſchieht trotz der Vorſicht ein Riß in den Deich, ſo commandirt er, wie ein Feldherr ſeine Leute und Jeder ſteht ihm gehorſam zu Gebot. Dann werden mit Sand gefüllte Kornſäcke in die Lücke geſenkt, nicht Betten werden geſchont, wenn's nöthig iſt, und faſt immer ſiegen Einſicht und Kaltblütigkeit über das empörte Element. Schon die alten Deichordnungen drücken die Zähigkeit, die unverwüſtliche Ausdauer des Marſchländers und die Strenge ſeines Charakters aus. Kein Land ohne Deich, kein Deich ohne Land: dies war der Pfeiler der Deichordnung. Niemand, er mochte ſein wer immer, konnte ſich der Hilfeleiſtung entziehen. Wer Bäume zum Schutze des Deichs beſchädigte, dem wurde nach dem Geſetze die rechte Hand abgehauen; wer ſeinen Deich in ſchlechtem Zuſtande hielt, ſo daß dieſer dadurch zum Verderben des Landes einbrach, der wurde lebendigen Leibes mitſammt dem Holze und den Steinen ſeines Hauſes bedeicht.

Bei einer Sturmfluth im großen Styl wurde die Bedeutung und die Heiligkeit des Deiches erſt recht erkannt und empfunden. Friedrich zählte elf Jahre, als eine ſolche Waſſerfluth, die erſte und bis zum Jahre 1872 letzte gewaltige des Jahrhunderts, über Ditmarſchen hereinbrach. Zwar reichte ſie an ſchrecklicher Großartigkeit auch nicht von Ferne an die Allerheiligenfluth des Jahres 1570, welche binnen wenigen Stunden von Holland bis Jütland vernichtend geraſt und mehr als hunderttauſend Menſchen hingerafft hat: aber einen Vorgeſchmack deſſen, was ſie unter Umſtänden leiſten könne, gab ſie immerhin.

Was Wunder, wenn ſich in dieſen Landen der Gemeinſinn entwickelte, welcher zu rechter Zeit zu gehorchen und ſich unterzuordnen verſtand, wenn ſich eine geſunde Communalverfaſſung gerade hier ausbildete, die zumal aus Ditmarſchen einen kleinen republikaniſchen Muſterſtaat ſchuf, der Jahrhunderte lang dem Anprall der vereinten holſteiniſchen und däniſchen Macht die Stirne bot und ſelbſt unterliegend noch die Spuren alter Freiheit bewahrte, vielleicht das Beſte, was von altſächſiſcher Einrichtung am Leben geblieben iſt!

Die Naturereigniſſe und die politiſchen Kämpfe wirkten zuſammen und in einander, um dem ditmarſiſchen Geiſte ein tiefes unauslöſchliches Gepräge aufzudrücken. Mit gutem Fug fragt Hermann Allmers in ſeinem vortrefflichen Marſchenbuche, ob denn der vielgeprieſene Muth der Veſuv-Nachbarn irgendwie verglichen oder gar gleichgeſtellt werden könne dem Ringen und Kämpfen des Frieſenvolkes, hier mit den Fluthen um den theuern Heimathsboden, um Hof und Herd, um Weib und Kind, dort um ſeine Freiheit und ſein gutes Recht mit hochmüthigen Fürſten, kriegeriſchem Adel und habſüchtigen bremiſchen Erzbiſchöfen! Gewiß, wenn jemals ein Stamm das Product ſeiner Muttererde und ſeiner Geſchichte heißen durfte, ſo gilt dies vom Stamme der Ditmarſcher in erſter Reihe. Den ſtarken und nachhaltigen Eindruck, den unſer Friedrich von Ditmarſchen empfing, werden wir im Fortgange dieſer Erzählung vielfach wahrnehmen. Für jetzt möchte ich auf einige charakteriſtiſche Aeußerungen und Bilder hinweiſen, welche ſachlich hieher gehören, wenn ſie auch der Form nach der ſpäteren Entwicklung anheimfallen.

Offenbar hatte das Meer für ihn quälende Anziehungskraft, den Schaudergeſchichten ähnlich, welche die Jugend peinigen und anlocken zugleich. Immer wieder trieb es ihn an das Geſtade, namentlich zur Zeit der Ebbe, wenn die nun bloßliegenden Sandbänke der Küſte, die Watten, ſich mit zahlreichen Vögeln bevölkern, mit Regenpfeifern, Strandläufern und Stelzfüßlern, die in die Tauſende einander jagend und beißend unter Lärmen den Strand beleben. Aber es ward ihm, wie ſeinem Chriſtian in dem Idyll Mutter und Kind, „hinter den Deichen, die gegen Stürmen und Fluthen das Ländchen beſchirmen, immer eigen zu Muth". „Das Schrillen und Kreiſchen der Vögel, mit den langen Hälſen und oft noch längeren Schnäbeln, welche im warmen Sande die bunt geſprenkelten Eier hinterlaſſen, die Muſcheln und ſelbſt die fettigen Kräuter mit den wolligen Blumen erfüllten mich immer mit Grauſen, und ich brauchte nicht erſt auf Todtengebeine zu ſtoßen, wie ſie aus Schiffergräbern vergilbt und vermorſcht wohl hervorſchaun, um das Knabengelüſt nach Bernſtein nieder zu kämpfen und von dannen zu fliehn." Gleichwohl nannte er die Nordſee nachmals ſeine Amme, welche mehr Gewalt über ihn habe als er ſelbſt wiſſe, da er ſie viel zu gerne höre, als daß er ihr nicht unbewußt nachlallen ſollte. Ganz aus dem Vollen jener Eindrücke iſt ſein Gedicht: Ein ditmarſiſcher Bauer geholt:

Der warme Sommer ſcheidet
Mit ſeinem letzten Strahl:
Der Sohn des Südens ſchneidet
Das Korn zum zweiten Mal;

Man bäckt's am Donauſtrande,
Man mahlt's am Rhein und Main
Und führt's am fernſten Rande
Des Reichs zum Dreſchen ein.

Hier liegt nun, rings umfloſſen,
Vom Elb' und Eiderfluß,
Ein Freiland wohl verſchloſſen,
Dem Kaiſer zum Verdruß,
Der's längſt dem Kronenträger
Von Dänemark verlieh'n,
Doch wie den Leu dem Jäger:
Fang' ihn, ſo haſt du ihn!

Dort gilt es ſich zu rühren,
Daß nicht der Hagelſchlag,
Den manche Ernten ſpüren,
Die Frucht noch zehnten mag;
Drum rücken alle Hände
Ditmarſchens auch in's Feld,
Und zur Quatemberwende
Iſt ſtets das Werk beſtellt.

Nun ſpricht ein greiſer Bauer
In ſeiner Knechte Kreis:
Wir haben's heute ſauer,
Es gilt den letzten Schweiß;
Auf morgen fürcht' ich Regen,
Die Wolken ſind zu kraus,
Drum muß der Gottesſegen
Mir noch vor Nacht in's Haus!

Er ſpricht's im barſchen Tone
Und fügt kein Wort hinzu
Von doppelt großem Lohne
Und langer Sonntagsruh';

Doch hört man keinen fluchen,
Denn durch das Weihnachtsbrot
Und durch den Oſterkuchen
Vergilt er das Gebot.

Nun geht die Arbeit wacker
Und fröhlich ihren Gang,
Der Weg vom Hof zum Acker
Scheint nur noch halb ſo lang.
Die vollen Wagen fliegen,
Wie ſonſt die leeren kaum,
Und ganze Felder ſchmiegen
Sich unter'm Windelbaum.

Doch immer dunkler thürmen
Die Wolken ſich empor;
Der erſte von den Stürmen
Des Herbſtes ſteht bevor,
Die weißen Möven wagen
Sich kreiſchend über'n Deich,
Die Krähen flieh'n mit Zagen,
Die Spatzen folgen gleich.

Der Junge bringt das Eſſen:
Zurück! noch fehlt die Zeit!
Der Mittag ſei vergeſſen,
Der Abend iſt nicht weit:
Die Pferde ſelbſt geduldeu
Sich heut' und ſpringen froh,
Auch zahl' ich meine Schulden
In Hafer, nicht in Stroh!

Und trüber wird's und trüber,
Je mehr die Dämm'rung naht:
Wie pfeift es ſchon herüber,
Vom hohlen Seegeſtad!

Hinan zum Deiche trabend,
Denkt jetzt der Alte ſtill:
Die haben Feierabend,
Ich — nun, wie Gott es will!

Jetzt muß das Wetter brechen!
Gleichviel wir ſind gedeckt,
Denn ſchon wird mit dem Rechen
Die letzte Fuhr beſteckt!
Sie kommt auch ohne Schaden
Noch vor der Scheune an,
Doch gar zu hoch beladen,
Klemmt ſie im Thor ſich dann.

Vorwärts! Die Pferde beißen
In ihr Geſchirr vor Wuth,
Die dicken Stränge reißen,
Zum Schweiße fließt ſchon Blut!
Doch hilft nicht Kraft noch Schnelle,
Die Scheune ſelber rückt
Wohl eher von der Stelle,
Als daß die Durchfuhr glückt!

Und plötzlich bricht das Raſen
Der Elemente los,
Der Winde ſcharfes Blaſen
Zerſchlitzt der Wolken Schooß,
Da kann ihn nichts mehr ſtopfen
Den neuen Sündfluth-Born,
Und jeder Waſſertropfen
Fällt wie ein Hagelkorn.

Nun ſpeit der Alte Flammen:
Der Pferde ſind nur zwei,
Der Kerle fünf beiſammen,
So tretet ſelbſt herbei!

Gebt Acht, wir werden's zwingen,
Wenn ihr die Räder packt,
Und ich vor allen Dingen
Die Deichſel, bis ſie knackt.

Die Knechte aber denken:
Ein Thor iſt, wer ſo ſpricht,
Auch darf man's ihm nicht ſchenken,
Er kennt die Grenze nicht!
Man muß ihm einmal geigen,
Sonſt iſt er toll genug
Und ſpannt uns noch als eigen
Im Frühling vor den Pflug.

Sie ſchweigen zwar und nicken,
Als wär' es ihnen recht,
Doch merkt man wohl, ſie ſchicken
In den Befehl ſich ſchlecht.
Sie glotzen dumm und dämiſch,
Wie er die Deichſel faßt,
Und grinſen mehr als flämiſch,
Bei ſeinem: Aufgepaßt!

Und doch! Es iſt gelungen
Auf einen einz'gen Ruck!
Hab't Dank, ihr braven Jungen!
Nun gibt's auch einen Schluck!
Ich geb' euch eine Tonne
Hamburger Bier zur Nacht,
So zecht denn, bis die Sonne
Dem Spaß ein Ende macht!

Die Knechte aber ſtehen
Mit off'nem Munde da,
Als hätten ſie geſehen,
Was nie noch Einer ſah;

Dann rufen ſie: ſie nennen
Euch längſt den Goliath,
Ihr dürft Euch wohl bekennen:
Ich mach' auch den noch matt!

Was rühmt ihr meine Stärke?
Seid ihr nicht ſelbſt erhitzt?
Ihr habt ja Theil am Werke,
Bin ich es denn, der ſchwitzt? —
Wir dürfen Euch ſchon loben
Für dieſes Teufelsſtück.
Wir haben nicht geſchoben,
Wir hielten bloß zurück!

So will ich kurz mich faſſen:
Ich bin dem Spaß nicht hold,
Doch mögt ihr heute praſſen,
So toll ihr immer wollt,
Auch ſei auf eu're Mühe
Euch nicht die Raſt verwehrt,
Nur daß ihr in der Frühe
Euch gleich vom Hof mir ſcheert!

Jetzt naht ſich aus der Küche
Die Frau mit ſtolzem Schritt,
Und bringt die Wohlgerüche
In ihren Röcken mit;
Sie ruft mit krauſer Stirne:
Ei, Wirth, was ſäumt Ihr noch?
Den Stall verſieht die Dirne,
Und fertig iſt der Koch!

Frau, mich ſoll Gott behüten
Vor Speiſ' und auch vor Trank
Bei ſolcher Stürme Wüthen,
Doch habt für dieſe Dank!

Die können ruhig trinken,
  Es wird darum kein Schiff
Auf finſt'rer See verſinken
  Am Helgolander Riff!

Nun nickt er ihr, dann reitet
  Er eilig wieder fort,
Zum Deich zurück und leitet
  Die Strand- und Schiffswacht dort:
Er hat dafür zu ſorgen,
  So will's das Schlüteramt,
Daß hell bis an den Morgen
  Die Feuertonne flammt.

Naturkraft und Charakterſtärke, wie ſie in dem ditmarſiſchen Bauer ſich verkörpert haben, ſind dennoch nicht die einzigen Vorzüge, welche das Deichweſen geſtählt und ausgebildet hat: auch den Sinn für Mathematik und mechaniſche Fertigkeiten müſſen wir hinzuzählen und damit in naher Verbindung ein künſtleriſches Talent, das Talent in Holz zu ſchneiden und zu ſchnitzeln. Meſſen und Berechnen waren eben die allein ſichere Grundlage für Arbeiten, welche öfters die Thätigkeit einer ganzen Landſchaft auf Jahre hinaus in Anſpruch nahmen. Kette und Winkelmaß wurden in der Hand des Bauern ſo vertraute Inſtrumente, wie Spaten und Pflug. Noch iſt der Spruch des berühmten Baumeiſters Schott, welcher die Weſſelburener Kirche gebaut, im Volksmunde lebendig: „Fort mit eurem Augenmaß, brauchet Winkel und Schnur!“ und die nachſtehenden Verſe ſchrieb einſt jeder Knabe in ſein Rechenbuch:

Das Rechnen ſchärfet den Verſtand
Und iſt ein Glück für's ganze Land.

Lange vor der Epoche der Bürger- und Dorfſchulen war jeder Frieſe, jeder Ditmarſcher ein Rechenmeiſter: Arithmetik und Geometrie vererbten ſich von Vater auf Sohn. An den Winterabenden ſaßen die Bauern und heimgekehrten Seeleute, Jung und Alt mit Knecht und Magd zuſammen, die Einen Geſtalten aus der Paſſionsgeſchichte für einen Schrank oder Blumen an einer Stuhllehne aus Eichenholz ſchnitzelnd, die Anderen ein Schiffsmodell „zierlich betakelnd“ oder eine klappernde Stampfmühle als Kinderſpielzeug verfertigend, während eine dritte Gruppe geometriſche Figuren auf eine Schiefertafel zeichnete oder algebraiſche Aufgaben löſte, Wettaufgaben, „Luſtexempel“, die man einander nicht nur in demſelben Orte ſtellte, ſondern häufig auch aus weiter Ferne zuſchickte. In den Buchſtaben der verwickelten Gleichung war dann zuletzt gewöhnlich ein Spruch verborgen, zumeiſt ein Segensſpruch auf die Heimath des Verfaſſers der Aufgabe. Klaus Groth, dem dieſes Capitel überhaupt das intereſſanteſte Detail der Schilderung verdankt, Groth erzählt in ſeinem Quickborn von einem Namensvetter aus einem kleinen Bauerndorfe, der einſt wochenlang über der Löſung eines ſolchen Luſtexempels gebrütet hat, welches ihm, der Sage nach, von einem Profeſſor aus Berlin zugeſendet worden. Endlich in der Heuernte, beim Laden eines Fuders, das ſeine Frau zurecht legt, fällt ihm der entſcheidende Gedanke ein; der Profeſſor hatte ihn betrogen, ihm einen Buchſtaben falſch verſetzt. So eifrig war dieſer mathematiſche Bauer, daß er Heu, Wieſe, Wagen und Frau verließ, welche nicht ohne Gefahr auf dem halbfertigen rutſchigen Fuder ſitzen bleiben und von Nachbarn herabgeholt werden mußte; er war inzwiſchen nach Hauſe geeilt, ſchloß ſich in ſeine Kammer ein und kam nicht früher heraus, bis er ſein „Facit“ gewonnen hatte. Dieſes aber beſtand in dem Vers:

Es bleibet Süderholm in Glück und Ehren ſtehen,
Bis daß die Erde wird mit Feuer untergehen.

Rechenbücher ſtanden daher neben Bibel-, Evangelien- und Geſangbuch beinahe in jedem Hauſe auf dem Bücherbrett und die Namen ſolcher Rechenbücher wie Paul Holckens Sinnenconfect, Valentin Heins Schatzkammer, dem Barokgeſchmack des ſiebzehnten Jahrhunderts entſprechend, wurden Generationen hindurch mit Ehrfurcht genannt. Später übertrug man den geſchilderten Eifer auf Räthſel- und Rebuslöſungen. Als der Becker'ſche Almanach erſchien, ſagt Theodor von Kobbe, verfielen die Rather wie in einen Winterſchlaf und erwachten erſt dann aus ihrer Beſchaulichkeit, nachdem alle Sphynxfragen entziffert waren. An dieſe theoretiſchen und ſpieleriſchen mathematiſchen Beſchäftigungen ſchloſſen ſich ernſte mechaniſche Verſuche und Arbeiten, die aber gleichfalls alle möglichen Seltſamkeiten und unfruchtbaren Experimente im Geleite hatten. Neben Pumpenbohrern, Uhrmachern und Stellmachern, deren der kleinſte Flecken im Weſten der Herzogthümer allzeit mindeſtens Einen aufwies, tauchten Erfinder und „Klüterer“ auf, welche nicht ſelten ein ganzes Leben, ein großes Vermögen an phyſikaliſch-phantaſtiſche Einbildungen vergeudet haben. Das Perpetuum mobile, meint Groth, habe in Ditmarſchen mehr Opfer als anderwo gekoſtet. Recht eigentlich aus dem Volke heraus geſtaltete ſich die Holzſchneidekunſt, und zwar, wie es ſcheint, nur in den Marſchen, ſtill für ſich und ungekannt bis zur höchſten Blüthe einer freien Kunſt. Bald gab es kein Gefäß, kein Geräth mehr, das nicht auf eine ſinnvolle Weiſe dadurch geſchmückt worden wäre. Als der Meiſter ragt Hans Brüggemann aus Huſum hervor, deſſen Altarblatt im Schleswiger Dom als ein Wunder nordiſcher Bildnerkraft anerkannt iſt und wovon Fernow ſagt, daß es in Asmus Carſtens, dem Pfadfinder der neueren Sculptur und Malerei, zuerſt den Formenſinn geweckt und geſchmeidigt habe. Dieſe Kunſt nun kam auch den reichen Bauerhäuſern der Marſch zu Gute; von den maſſiven, mannigfaltig canelirten und gemeißelten Eichenſchränken, Lehnſeſſeln, Tiſchen und Betten an bis zu den Geſimſen, Thürpfoſten und Fenſterwangen herunter, Alles in harmoniſchem Einklange gebaut und verziert. Dazu die großen ernſten Geſtalten der Ditmarſcher, ſowie die maleriſche Tracht, namentlich der Weiber, mit Troddeln, rothem Mieder und ſchwarzem Ueberwurfe, und man hat dann ein Gemälde ſo ſtolzen Bürgerthums vor ſich, wie nur jemals eines dem Pinſel Albrecht Dürers entquollen iſt. Der Gebieter ſolcher Bauernherrlichkeit mochte immerhin bedeckten Hauptes mit dem König auf der Wurth gehen und mit Fingern hin und her die Gegend weiſen, als könnte er Alles verſchenken, was er ſah.

Tanzen freilich, bemerkte Friedrich Hebbel, müſſe man die frieſiſchen Volksſtämme nicht ſehen; ſie hätten mehr Grazie, wenn ſie pflügen und eggen, als wenn ſie ſich rhythmiſch nach den Götterklängen der Muſik bewegen. Ganz anders nähmen ſie ſich ſchon aus, wenn ſie zu Pferde ſitzen, und einer ſeiner Jugendfreunde, fügt er hinzu, ſchien ſo mit dem Thier, das ihn trug, zuſammengewachſen, daß derſelbe gar wohl zu der Fabel von den Centauren hätte Anlaß geben können. Schön aber würden ſie erſt auf dem Schlachtfelde, denn nur da fiele Sollen und Wollen bei ihnen gänzlich zuſammen, und ſeit den älteſten bis auf die neueſten Zeiten ſchlügen ſie ſich nicht blos, weil es ihnen Pflichtdünke, ſondern noch mehr weil es ihnen Wolluſt ſei. Er ſelbſt hat noch manche felſenhaft aufgebaute und dennoch von Milde umfloſſene Männergeſtalt angetroffen, die ihn an den ſtarken Bauer der Chronik gemahnte, der alle Vertheidigungen ruhig eingeſtellt habe, weil er ſeine Fäuſte gar nicht habe brauchen können, ohne zu tödten.

Der getreueſte Ausdruck der Charakterzüge und Eigenheiten des Ditmarſchers iſt ſeine Mundart, die einſt „gegen Helden,

BIBLIOTECA REGIA

wie Waldemar II., den Sieger geredet, die Schrecken geſprochen hat im Vehmgerichte der Weſtphalen, Klugheit in den Comptoiren der Handelsherren von Lübeck und Lüneburg, in den Kaufhäuſern von London und Nowgorod". In jedweder Mundart waltet das Sinnliche, Plaſtiſche, das kecke Zulangen nach dem Nächſten und Einfachſten vor, iſt der Taſt-, Gehör- und Geruchſinn der Sprache überwiegend ausgebildet, welches Letztere Jacob Grimm in der Einleitung zu ſeiner deutſchen Grammatik den geſchärften Organen der Wilden vergleicht. Dem Plattdeutſchen aber insbeſondere iſt eine vogelartige Stoß- und Flugkraft, in Verbindung mit einem traulichen Einſchmiegen und wärmlichen Kauern eigenthümlich. Beherzter als die allemanniſche Mundart, die dafür feingliedriger und ſanfter ſich bewegt, wird ſie leicht ungeſtüm und harſch, wenn ſie mit Leidenſchaft und über heldenhafte Dinge zu reden anfängt, und wieder bis zur ſchmerzlichſten Wehmuth kleinlaut und verſtohlen innig, wenn ſie ſich völlig in den reinen Empfindungston zuſammenzieht. Den holden und hellen Mädchenglanz der allemanniſchen Mundart entbehrt ſie, die ſpielende Freude derſelben ward ihr verſagt, ob ſie gleich thaufriſch uns anmuthen, necken und allerlei luſtigen Uebermuth, nach Knabenweiſe angeben kann. Neben dem geringen Manne bedienen ſich in ihrer täglichen Unterhaltung die höheren Claſſen am liebſten des Plattdeutſchen, und wenn die Kinder auch Hochdeutſch in der Schule ſprechen, ſo halten ſie doch bei ihren Spielen an dem Niederdeutſchen feſt: wie der Geiſtliche, der Hochdeutſch auf der Kanzel predigt, die Armen, die er beſucht, in ihrem eigenen Platt anredet; und wie der Advocat, der in der Sprache Goethes und Schillers plaidirt, bei der Verhörung ſeiner Zeugen ſich oft genug zur vulgären Zunge bequemen muß.

Jede Provinz, ſagt Goethe, liebt ihren Dialekt, denn er iſt doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem ſchöpft. Der Ditmarſcher hängt zärtlich an ſeiner Mundart, die in ihrer unerſchrockenen Bildlichkeit jeder ſeiner Regungen ungehindert Vorſchub leiſtet. Unſer Friedrich weiß ſich nicht zu entſinnen, wann und wie der Uebergang aus dem Niederdeutſchen zum Hochdeutſchen ſich in ihm vollzogen habe; es ſei gänzlich unbewußt geſchehen. Aus der Uebung im Plattdeutſchen kam er nicht, in ſo lange er in Ditmarſchen blieb, und plattdeutſch hat er bei beſtimmten Anläſſen ſich bis an ſein Lebensende ausgedrückt.

Mundartlich gefaßt ſind beinahe alle in den Herzogthümern, am reichſten in Ditmarſchen verſtreuten Sagen und Märchen. Im ſiebzehnten Jahrhundert ſoll es noch alte Lieder gegeben haben, wie ſie Tacitus beſchreibt, Lieder, durch deren Geſang die Gemüther entflammt und das Bild des Kampfes ſelbſt vorgeſtellt worden ſei. Die im ſangesüppigen fünfzehnten Jahrhundert hervorgeſprießten hiſtoriſchen Lieder wußten nie etwas von der Niederlage Ditmarſchens zu erzählen, waren von Hoffnung und Muth allein getragen. Sie ſind ſammt und ſonders bis auf drei untergegangen. Ungleich ergiebiger ſtrömte, und zwar wiederum vorzugsweiſe in Ditmarſchen, der Quell des Märchens. Märchenerzähler, einſt überaus zahlreich, ſo daß ſonſt auf keinem Hofe ſolch ein Fabelmund fehlte, exiſtirten noch in Hebbels Jugend viele, beſonders unter dem Geſinde. Wir erinnern uns, wie Friedrich an den Lippen der ſibyllenhaften Meta gehangen hat, wenn ſie ihren Schatz an Märchen und Spukgeſchichten einmal aufthat.

Der Charakter dieſer Märchen iſt ihrer Mehrzahl nach phantaſtiſch allegoriſch. Mit Vorliebe umſpann hier der fabulirende Geiſt die denkwürdigen Stätten der alten Kämpfe oder er betrat die Schaubühne des Meeres mit ſeinen Watten und Dünen. Durch die heimgekehrten Seeleute waren auch frieſiſche Sagen in die Marſch gekommen, überſchüſſige Geſtaltungen einer ungezähmten Einbildungskraft. Da und dort ſtahl ſich das barocke Märchen herein, das ſich eines ſonderbaren Abenteuers, einer rüpelhaften Figur bemächtigt hatte.

Wir hören von einer Königin von England, die ein König von Dänemark, trotz ſeines Eheverſprechens ſitzen ließ, und die nun aus Grimm gegen den Wortbrüchigen den Entſchluß faßt, alle ihm zugehörigen Länder zu verſenken und zu ertränken. Sie befiehlt nämlich, das ſieben Meilen lange Vorgebirge zwiſchen England und Frankreich zu durchſtechen, ſo daß die bisher aufgehaltenen Wogen über die Küſten Holſteins hereinſtürzten. Dieſes ſei der Urſprung der großen Fluthen. Ein anderes Märchen erzählt von der alten Königin Margareth, welche zur Strafe ihres ruchloſen Lebens jede Nacht, zuweilen auch am lichten Tage, über den alten Wall reiten muß, den ſie mit Hilfe des Teufels gebaut hat. Sie trägt ein ſchwarzes Kleid und ſitzt auf einem weißen Roſſe, deſſen Nüſtern Dampf und Feuer hauchen. Das iſt die ſchwarze Greet am Dannewirk. — An eine uralte Linde, den Wunderbaum Ditmarſchens, iſt die Weisſagung geknüpft: ſie werde ſo lange grünen, als die Freiheit Ditmarſchens blühe, und mit der Freiheit des Landes werde ſie verdorren. Wenn aber dereinſt eine Elſter darin niſte, welche fünf weiße Junge ausbringe, dann werde die Linde von Neuem grünen und Ditmarſchen zu ſeiner alten Freiheit kommen. Vielverbreitet ſind die Sagen von trauernden Weibern, welche auf den vom Meere beſpülten, vom Dünenſande umwehten, einſt bewohnten Hügeln weinend ſitzen und die Stelle anzeigen, wo ſonſt der Herd des Hauſes geſtanden: von verſunkenen goldenen Schiffen, welche Glockentöne und liebliche Muſik emporſenden.

Am bezeichnendſten jedoch und wie das volksthümliche Vorgeſicht der Phantaſie Hebbels ſcheinen mir die Bilder des überſchwänglich Erhabenen und des humoriſtiſch Gräßlichen, denen wir in dieſer Sagenpoeſie begegnen. Es geht die Kunde von einem Rieſenſchiffe, welches ſo unermeßlich groß iſt, daß der Commandant, um ſeine Befehle zu ertheilen, zu Pferde auf dem Verdeck umher reiſen muß. Die Maſten heben ihre Spitzen wie Berggipfel in den Himmel und das Takelwerk iſt ſo weitläufig, daß die Matroſen, wenn ſie jung hinaufklettern, mit grauem Kopfe und weißem Barte wieder herunter kommen; ihr Leben aber friſten ſie unterwegs dadurch, daß ſie fleißig in die Blöcke des Tauwerks, welche Wirthshäuſer enthalten, einkehren. Aus der nämlichen Sphäre ſtammt das Märchen von dem armen Sünder, der vor der Hinrichtung als letzte Gnade ſich ausbittet, noch einmal Kegel ſcheiben zu dürfen. Indem nun der Verurtheilte die Hand ausſtreckt, um den Ballen aufzunehmen, kann der ungeduldige Scharfrichter ſich nicht länger halten, ſchlägt zu, ſo daß der Kopf dem armen Sünder in die Hand fällt; damit thut dieſer noch einen Wurf, die Kegel fallen, und der Kopf ſchreit: Alle Neun!

Die einzige, lediglich den Marſchen angehörige Sage — da Variationen der anderen Sagen alle Völkergebiete durchklingen — iſt die vom ſogenannten Dränger, jenem formloſen nächtlichen Geſpenſt, das an einſamen Deichſtrecken hauſt. Der Dränger fällt den einzelnen Wanderer mit ſeinen kalten Armen an; man ſieht ihn nicht, man hört ihn nicht, er umſchlingt ſein Opfer wie mit eiſernen Ketten, und ſucht es in die hungerig wartende Fluth hinabzudrängen. Dieſes Geſpenſt iſt auch als Nachtmahr bekannt, reitet mitunter die Pferde auf den Weiden, wo es dann tauſend Noth macht, die verfilzte Mähne wieder aufzulöſen, in welcher er beim Ritt ſich mit den Krallen feſtgehalten. Wenn irgend ein Ort, lautet eine zutreffende Bemerkung, wenn irgend ein Ort in den Marſchländern geeignet iſt, ſolche wilde, dunkle Phantaſien hervorzurufen und zu beherbergen, ſo ſind es die einſamen Strecken jener ſchleswig holſteiniſchen Seedeiche, zu deren Füßen bald das Meer mit ſeinen wilden grauen Wogen brüllt, bald der weite ſchwarze Wattengrund ſich ausbreitet, ſtill, todt, eine große, unheimliche Wüſte.

Aus den Märchen und Sagen der Holſten, Frieſen und Ditmarſcher ſpricht offenbar eine Sinnlichkeit, welche dem der Einbildungskraft nacheilenden Verſtande nicht weniger verdankt als der unſchuldigen Bilderfreude ſelbſt: eine Sinnlichkeit, welche die geſchäftige Volksſeele nicht in ihr Gewebe einſpinnt, vielmehr mit Kaltblut, Reflexion und Humor zu necken und zu erſchrecken weiß. Wo das Romantiſche ſich hervorthut, da iſt es nicht des Glanzes, nicht des Schmuckes wegen da, da hat es einen naturſymboliſchen Kern. Das Grauenhafte wird mit Kälte angefaßt, oder in's bizarr Komiſche verzerrt. Die unbeholfene Großartigkeit einzelner Scenen und Wendungen erinnert an die in unermeßlichen Contouren ſich gefallende Mythenpoeſie der Letten, Finnen und Eſten. So iſt die Zeichnung des Rieſenſchiffes dem in der Kalewala geſchilderten Hochzeitsochſen nicht unähnlich, deſſen Haupt Kemi berührt, deſſen Füße der eine in Olonetz der andere auf Turjas Alpe trampeln, der dritte, am Fluſſe Vuokſee, der vierte in Lappland ſtehen, deſſen Hörner ſo breit ſind, daß eine Schwalbe einen ganzen Tag zwiſchen ihnen zu fliegen hat, während ein Eichhorn einen Monat lang vom Schwanzende bis zum Rückgrat läuft. Wo dieſe Märchen Wärme ausſtrahlen, da bleibt auch die flimmernde Hitze nicht aus, und wo ſie ſich im Schlichten wohl fühlen, da wird uns der Eindruck des Kahlen nicht erſpart. Das Weiche, Geſprächige fehlt ihnen eben ſo, wie jene ſelige Reinheit, welche ſo ſchön den blaulich weißen, makelloſen, glänzenden Kinderaugen verglichen ward, die nicht mehr wachſen können. Auch haben ſie nichts Reiſefertiges, wie die übrigen deutſchen Märchen, ſie ſind an die Scholle gebannt und ſchweifen niemals über die Marſchen hinaus, in fremde Gegenden und Verhältniſſe. Ihr Traumleben iſt gleichſam ein unverſchleiertes und ſetzt den Zuſtand des Wachens in einem Bauernrauſche oder wenn man will mit Matroſenlogik fort. Vollkommen in Uebereinſtimmung mit der Geſchichte des Landes, mit den an den Mutterboden gefeſſelten Eigenheiten, Sitten und Neigungen ſeiner Bewohner.

Dieſes im Dulden aufgewachſene und zum Herrſchen geborene Geſchlecht der Ditmarſcher, in ſeiner Miſchung von Phlegma und Leidenſchaft, Naturkraft und Speculation kann gar nicht verzeichnet werden, auch wenn es einem Dorf- und Winkelmaler zum Conterfei ſäße. Die mannigfaltigſten individuellen Züge, welche ſich aus dem Stammcharakter herauslöſen, ſind doch ſo ſehr in der Grundſtimmung gebunden und dieſe Grundſtimmung athmet in ſo lebendigen Formen, daß das Weſen des Ditmarſchers ſofort erkannt wird, es mag noch ſo wunderlich gebrochen, eigenſinnig verändert uns entgegen treten. Ob wir den ſtarken Bauer vor uns haben, der allein gegen fünf ſeiner Knechte den ſich ſtauenden Wagen in's Thor zwängt und dann mit niedergebeugtem Grimme an den Deich reitet! ob den mathematiſchen Bauer, der von der Heuernte hinweg in ſeine Kammer eilt, um ſein Luſtexempel zu entwirren! ob den königlichen Bauer der mit der Majeſtät, wie mit ſeines Gleichen verkehrt: immer iſt es die altſächſiſche Zähigkeit, die aus der Wurzel treibt, immer die markige Zucht, die, im Kampfe mit den Elementen und den fürſtlichen Drängern erſtarkt, der äußeren wie der inneren Feinde Herr geworden iſt. Hier ſehen uns nicht die mürben oder doch nur zur Noth ſich aufrecht haltenden Nachkommen gewaltiger Vorfahren an, nicht die lachenden Erben, welche eine große Vergangenheit wohlfeil einſtreichen, nicht der ſprichwörtliche Bauernſtolz, der auf ein überliefertes Verdienſt mit plumper Vornehmheit pocht. Nein, hier ſitzt der Stolz auf einer fortzeugenden innerlichen Tüchtigkeit, die nicht verlottert, was die Altvorderen aufgeſpeichert haben, die nicht auf Borg nimmt, was vielleicht erſt ſpät, vielleicht niemals zurückgezahlt werden kann. Ein gewiſſer linkiſcher Trotz freilich iſt dem Ditmarſcher eigen, eine derbe, rechthaberiſche Ader geht durch ihn hindurch und in fließenden Linien wallt ſein Thun und ſein Sprechen nicht dahin. Wo keine Bäume rauſchen, keine Bäche ſprudeln, wo nur die See brandet und nur das Rohr flüſtert, da kann wohl die ſchlichte oder finſtere Erhabenheit, die ſchwermüthig keuſche Anmuth, nicht aber die ſtille Größe, die einfältige, holdſelige Schönheit gedeihen.

Dieſe Welt umgab den zum Jüngling heranreifenden Knaben, durchdrang unſern jungen Friedrich, ohne daß er ſich deſſen noch klar bewußt ward, in Bildern der Natur und der Geſchichte. Er hätte ſich ſagen können, daß alle Schmerzen, die er in früheſten Tagen erduldete, dennoch geringer ſeien als die bitteren Drangſale, unter denen Land und Volk ſeiner Heimath ſich behauptet und entwickelt hatten. Wie aber ſollte er ſich dieſes haben ſagen können? er, der als Häuerling von den Begüterten der Marſch ausgeſchloſſen, der den Waiſenhauskindern zugeſellt worden war?! Das Idyll der Marſch ſtand ihm ja ferne, wie das Paradies der Bibel, das Stillleben der Ditmarſcher kam ihm höchſtens in Geſtalt der Sehnſucht nahe. Er war weniger als ein Bauernkind der Marſch, viel weniger. Alles was an Glück, zuletzt nur beſcheidenem, in der Marſch erblüht, ſchien ihm ein unerreichbares Gut! Alles? Nicht doch: Einiges, darunter das Beſte, woran die Unterſchiede des Beſitzes keinen Antheil haben, konnte auch unſer Friedrich in vollen Zügen ſchlürfen. Er genoß eben jene Freuden der Marſch, denen die Phantaſie Thür und Thor öffnet, er genoß die verſchiedenen Farben, Lichter und Schatten der Landſchaft. Seine größte Luſt war es ihm, über Land zu reiten, indem er ſich nicht ſelten die an den Hecken graſenden Pferde ohneweiters abfing, und ſich zu raſchem Stationsritt hinaufſchwang. Kaum minder gerne wanderte er in ſchöner Sommerzeit auf dem hohen Deiche und ſah von der ſchmalen Scheidelinie aus in die zwei Landſtriche hinein, deren Contraſte nicht verſchiedenartiger zu denken ſind: Auf der einen Seite, mit Allmers Worten zu ſprechen, auf der einen Seite Sumpf und Binſen, Schilfgeflüſter und Fluthengerinnſel, Wellengefunkel, ferne ſchwellende Segel und das öde weite Watt mit ſeinen flatternden Mövenſchwärmen; auf der anderen Seite die mächtige grüne Ebene mit ihren buſchreichen Dörfern, mit Thurmſpitzen und ſtattlichen Bauerngehöften, mit Saatfeldern und Viehſchaaren, mit Rädergeraſſel und Senſenklang, mit Taubengeflatter und Lerchengeſchwirr. Oder er ſaß an der inneren Seite der Deiche, an den ſtillen, runden, rohrumkränzten, mit klarer Fluth und Waſſerpflanzen gefüllten Kolken, den Denkmalen, welche einſt die Sturmfluthen ſich ſelbſt geſchaffen haben, als ſie durch die geſprengte Deichbreſche donnerten und ſich in den Boden wühlten. Der tiefe Naturfriede, der jetzt dieſe Waſſerbecken wie ſchützend deckt, das hohe nickende Schilf, die purpurnen Butomusdolden, die auf der klaren Fluth ſchwimmenden Waſſeraloen und Nymphäen luden ihn, den Traumgeneigten, zum Träumen ein und woben um ihn ein Netz, zu dem der ſonnige, einen unermeßlichen Bogen ſpannende Sommerhimmel die ſchimmerndſten Maſchen hergab.

Ueberall iſt die Natur zuweilen ſchön, ſagte Friedrich Hebbel, es gibt Stunden in Ditmarſchen, wie Tage in Italien.

Viertes Capitel.

In der Kirchſpielvogtei.

Friedrich zählte vierzehn Jahre, als der Vater ſchwer erkrankte. Am Sonnabend, 11. November 1827, Abends ſechs Uhr, lag er im Sterben. Friedrich, der ihn Freitags zuvor noch geärgert hatte, flehte krampfhaft zu Gott, der Herr möge dem Vater nur noch acht Tage ſchenken. Der Vater erholte ſich ſogleich. Es war, ſagt der Dichter, der auch dieſe lakoniſchen Worte verzeichnet hat, wie ein plötzliches Erfaſſen der unendlichen Kräfte, und er könne dieſes Gebet nur mit dem convulſiviſchen Ergreifen eines Menſchen am Arm vergleichen, der in irgend einem ungeheuern Falle Hilfe oder Rettung bringen ſoll. In der ſelbigen Nacht ſaß Friedrich Stunden lang am Lager des Kranken und las den vierten Theil des Don Quixote. Der ſinnreiche Junker machte auf den aufgeregten Knaben in dieſer düſtern Situation den Eindruck eines Wahnſinnigen. Am nächſtfolgenden Sonnabend, Abends ſechs Uhr, ſtarb der Vater und das erwähnte Gebet ſchien demnach eine myſtiſche Wirkung gehabt zu haben.

Die Mutter war ſo ſehr von Geldmitteln entblößt, daß der Tiſchler für das armſelige Bretterhaus einige Kartoffeln, welche die Familie ſelbſt gepflanzt hatte, an Zahlungsſtatt bekam. Um aber die Begräbnißkoſten zu beſtreiten, mußte von den wenigen Einrichtungsſtücken, welche Hebbels noch beſaßen, Einiges verkauft werden. Die arme Witwe war nun auf ſich allein angewieſen, auch wenn wir die durch Friedrichs Botengänge abfallenden geringfügigen Einnahmen mitrechnen. Sie ernährte ſich und die Kinder, indem ſie, was ſchon bei Lebzeiten des Mannes geſchehen war, auf mehrere Stunden des Tages in fremde Häuſer als Aushelferin ſich verdingte, ferner mit Spinnen, Nähen und Waſchen. Gleichwohl war ſie, wie Zeitgenoſſen verſichern, meiſtens heiter und guten Muthes. Da öffnete ſich mit Einem Male ein Ausblick in Friedrichs Zukunft.

Der anſtellige und gutgeartete Knabe wurde ſchon ſeit Langem in dem Hauſe des Kirchſpielvogts Mohr zu manchen kleinen Verrichtungen verwendet. Eines Tages, als er gerade dort handtierte, war zufällig der Kirchſpielvogt Bopiſen, nachheriger Landvogt in Norderditmarſchen, bei Mohr auf Beſuch. Was für einen ſchönen Jungen haſt Du da? ſagte er, den mußt Du gewinnen, Mohr, Du wirſt ihn nutzen können! Das Wort verfing, zumal Dethleſſen den Kirchſpielvogt ſchon früher auf den befähigten Knaben aufmerkſam gemacht hatte. Die Witwe Hebbel wurde nun zu Mohr beſchieden und bald war man Handels einig. Der Junge ward verthan, wie der Bruder Johann naiv erzählt, für Eſſen und Trinken und Kleidung ohne Wäſche; Strümpfe, Hemden und manches Andere mußte die Mutter herbeiſchaffen. Da er bisher ſtets in kurzer Jacke und mit bloßem Kopfe gelaufen, ſo ſchenkte ihm Mohr eine Mütze und alte Röcke, damit Gewand für ihn daraus gemacht werde. Fortan wohnte er in der Kirchſpielvogtei und wurde mit dem Dienſtperſonal beköſtigt; ein im damaligen Ditmarſchen nicht eben ungewöhnlicher Brauch. Seine Arbeiten beſtanden für's Erſte in allerhand

Copiaturen und überdies mußte er verſchiedene häusliche Obliegenheiten verſehen; man nannte dies zum Gewerbelaufen verwendet werden. Er hatte Einkäufe in die Küche zu beſorgen, Beſtellungen auszurichten u. dgl. m. Die Hausleute in der Kirchſpielvogtei waren ihm gewogen, namentlich die Wirthſchafterin Wietjen Himers, welche gegen ihn ſtets freundlich und gütig geweſen ſein ſoll. An den Kutſcher, Chriſtoph Sievers aus Blankenmoor, mit dem er das Bett zu theilen hatte, ſchloß er ſich allmählich mit beſonderer Herzlichkeit an.

Mohr hatte einen Stiefvater, Namens Bühmann, der ein gemüthlicher Mann und Kirchſpielvogt zu Neuenkirchen war. Derſelbe kam alle vierzehn Tage zum Beſuche ſeines Sohnes in einer alterthümlichen Kutſche angefahren. Der blonde, ſchlanke Friedrich ſprang jedes Mal wie ein Maikätzchen an den Kutſchenſchlag und half dem Papa ausſteigen. Du biſt ein braver Junge, ſagte dann der Alte, und Friedrich hatte ſein Dritthalbſchillingſtück weg, welches er gleich, wenn er irgend konnte, langen, fliegenden Haares ſeiner Mutter brachte, damit ſie ſich ein Bischen Feuerung kaufe oder ein Loth Thee.

Friedrich nahm ſich ſo tapfer zuſammen und verſah ſeine Geſchäfte mit ſolchem Eifer, daß ihm bald auch andere, wichtigere Schreiberarbeiten übertragen wurden. Er war noch nicht ſechzehn Jahre alt, als er auch polizeiliche Geſchäfte führte, wie das Viſiren der Päſſe und Wanderbücher, worauf der junge Menſch ſich nicht wenig einbildete. Der Sohn des Häuerlings, den Mohr leider niemals vergeſſen hat, fühlte eine Art ſtolzer Genugthuung, in der Kirchſpielvogtei amtiren zu können, welche ſich ſchon äußerlich ſo ſtattlich vor allen übrigen Gebäuden Weſſelburens hervorthat und vollends als Inbegriff behördlicher Gewalt etwas Reſpecteinflößendes hatte. Den wandernden Handwerksburſchen gegenüber ließ ſich Friedrich gern in dem gebieteriſchen Tone ſeines Principals vernehmen. Als die Nachtzettel eingeführt wurden und er den Auftrag bekam, ſie auszuſtellen, war er ſchon um vier Uhr Morgens auf dem Bureau; Schinderhannes würde einen erhalten haben, geſtand er ſpäter, ſo ſehr war er von Begierde erfüllt, durch ſeine Unterſchrift zum Gefühle ſeiner Wichtigkeit zu kommen.

In der erſten Zeit betrachtete er den Kirchſpielvogt als ein höheres Weſen und jedes von ihm empfangene freundliche Wort als eine Art Gnade. Sein zur Dankbarkeit geneigtes Gemüth ſah in der Hand, welche ihn aus der Niedrigkeit zuerſt heraufgezogen, eine Segenshand. Auch imponirte ihm die hochmüthige, durch körperliche Wohlbildung unterſtützte Haltung Mohrs, ſowie deſſen nicht geringes Selbſtgefühl in Miene und Geberde; und zwar dergeſtalt, daß er ſogar die manierirten Bewegungen ſeines Principals, ohne es zu wiſſen, nachahmte. Was er einſt aus Spottluſt unternommen hatte, bis er es ſich alles Ernſtes ſelber aneignete, nämlich ſo wunderlich zu nießen, wie ein Weſſelburener Bürger, dies wiederholte ſich hier, indem er von einem ſtill wirkenden Impulſe übergroßer Verehrung getrieben ward, auf andere Weiſe. Ging Mohr auf der Straße, ſo geſchah es in einem ſchweben Tanzmeiſterſchritt, langſam, gemeſſen: er warf ſich in die Bruſt und hob ſich bei jedem Schritt auf den Zehen. Dem jungen Hebbel, der keine natürliche Gewandtheit zeigte und frühzeitig vor jedem Vorzuge, der ihm perſönlich mangelte, ſcheue Achtung empfand, dem jungen Hebbel wurden nach und nach die Eigenheiten Mohrs zur Gewohnheit: das Hinaufſchieben der Achſel und ſonderbare Armbewegungen, die ihm ſein Leben lang treu geblieben ſind. In Klaus Groth haftet aus der Erinnerung einmaligen Sehens der Eindruck einer leiblichen Aehnlichkeit des jungen Hebbel mit dem Kirchſpielvogte Mohr, den er perſönlich wohl gekannt hat. Es mag ein drolliges Bild geweſen ſein. In einem ſehr langen Rocke, eine bis in den Nacken niederhängenden Mütze auf dem Kopfe, ſah man den jungen Friedrich Hebbel kühnen Schrittes täglich mehrmals den Ort nach allen Richtungen durchwandern und zwar mit den nämlichen Stockſchwenkungen, welche Mohr eigenthümlich waren: ſogar wenn der Schreiber den Milchtopf über den Marktplatz in die Kirchſpielvogtei trug. Für die Umgebung mußte der kleine Mann in Mohrs abgetragenen Kleidern begreiflicher Weiſe ein Gegenſtand der Neckerei oder des Lachens ſein. Als aber in dem Jüngling die Eigenſchaften ſeiner Natur anfingen ſich geltend zu machen, da hörten die Weſſelburener zu necken und zu ſpotten auf, da ging das Recht des Schalks nicht ſelten auf den armen jungen Schreiber über.

Das Porträt, das uns vom Kirchſpielvogte überliefert worden, ſticht nicht auffallend gegen die bekannten Schilderungen halb bürgerlicher halb ariſtokratiſcher Hoheit ab, welche ſich in ſolchen Würdenträgern eines kleinen Gemeinweſens verkörpert. Aber eine gewiſſe Schärfe des Naturells gab den typiſchen Zügen ihre individuelle Färbung. Aus einer der angeſehenſten ditmarſiſchen Familien ſtammend, war Mohr vom Landvogtei-Secretär zum Kirchſpielvogte in Weſſelburen aufgeſtiegen und dabei gewohnt, ſich in den höchſten Kreiſen der Landſchaft ausſchließend zu bewegen. Dadurch war er in ein abgezirkeltes Formelweſen hinein gerathen, das ſich allgemach mit ſeinen Neigungen und Bedürfniſſen verflocht. Bei ſeiner Ankunft in Weſſelburen hatte er nur zwei Familien ſeines Umganges gewürdigt und auch dieſe nur deshalb, um nicht gänzlich iſolirt dazuſtehen. Von ſeiner geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Befähigung, welche über eine beſtimmte Glätte und Findigkeit nicht hinaus zu reichen ſchien, hatte er eine ungebührlich hohe Meinung. Ein geſchulter Juriſt, mit weltmänniſchen Spitzen und Liebhabereien, ein empfindliches und launiſches Temperament, dem es jedoch an berechtigtem Nachdrucke nicht gebrach: dies wird vielleicht am beſten die Perſönlichkeit des Mannes umſchreiben. Als Beamter galt er allgemein für rechtſchaffen, pünktlich und ordnungsliebend. Daß ein ſolcher Mann mit ſeinem Stolze auf das Angeeignete und Erlernbare, mit ſeiner Sicherheit und ſeinem Familiendünkel, die ſich in einer erſtorbenen Bauernrepublik um ſo zäher behaupteten, die reizbare, jedem neuen und fremdartigen Eindruck offene Seele des jungen Hebbel verblüffen, unterwerfen und endlich gefangen nehmen mußte, wird keinem Naturkundigen ungewöhnlich, geſchweige unverſtändlich vorkommen. Wohlthätig wirkte Mohr in ſo ferne auf den jungen Menſchen, als er ihn nöthigte, Strich zu halten, das Begränzte und zunächſt Liegende in's Auge zu faſſen und in alles Denken und Thun Regel und Tact zu bringen. Der nachſtehende Vorfall wirft auf den Kirchſpielvogt wie auf den Schreiber, ein bezeichnendes Licht. Friedrich ſollte einmal einen Actenſtoß ordnen Er that dies unachtſam, leichtfertig, wahrſcheinlich durch irgend eine Kurzweil in's Freie gelockt. Als er zurück kommt, bemerkt er an der Miene Mohrs, daß dieſer mit etwas unzufrieden ſei. Schweigend trat der Principal an den Actentiſch, öffnete die nachläſſig zuſammengelegten Bündel, brachte Stück für Stück an den gehörigen Platz, und that dies Alles, ohne eine Silbe zu ſprechen. Friedrich fühlte ſich tief beſchämt und ließ ſich niemals wieder etwas dergleichen zu Schulden kommen. Er zählte dieſes Erlebniß zu den drei Lehren, die ſich ſeinem Sinne unauslöſchlich eingeprägt hatten. Da wir die eine kennen, ſo wollen wir auch die beiden anderen vernehmen. Aus guten Materialien ein gutes Haus bauen, meinte einſt ſein Vater, iſt Kleinigkeit, aber aus Dreck will ſchon mehr ſagen! Der Maler Harding endlich hatte ihm einſt das Wort zugerufen: Man ſieht einer Arbeit nie an, wie viel Zeit ſie gekoſtet, immer nur, ob ſie gut iſt. Im Uebrigen ſchlang ſich durch die Gelehrigkeit des reifenden Hebbel noch häufig genug ein Faden knabenhafter Unbeſonnenheit und Schelmerei. So verzehrte er einmal zwei Rebhühner, welche für Mohr gekauft waren, nächtlicher Weile, nachdem er lange geſchrieben, mit großem Appetit und ſah andern Tags gelaſſen zu, wie nach dem Dieb geforſcht wurde.

Als er eine tüchtige Geſchäftsroutine ſich erworben, rückte er zur Aufnahme von Verhören vor, wobei er ſowohl im Inquiriren als im Führen des Protokolls ſo viel Gewandtheit und Umſicht darthat, daß oft nichts weiter an dem betreffenden Actenſtücke fehlte, als die Unterſchrift des Principals. Juſtiz und Adminiſtration waren in Holſtein nicht getrennt, der Kirchſpielvogt war Polizei- und Friedensrichter, bei Privatſtreitigkeiten und Proceſſen alſo die erſte Inſtanz; die zweite bildete die Landvogtei in Heide.

Jeden Montag entfaltete ſich vor Aug' und Ohr des jungen Schreibers, oft in der ganzen dramatiſchen Beweglichkeit und Entwicklung der Leidenſchaft, das Treiben der Parteien, welche in lebhafter Rede und Gegenrede, häufig im vertrauten Vorgeſpräche mit dem Schreiber, irgend eine Injurienklage wegen Ehr- oder Rechtsverletzungen vortrugen oder abwehrten: Scenen, wie wir ſie Alle aus Kleiſt's Zerbrochenem Kruge kennen. Der junge Hebbel nahm entweder ſelbſt Protokoll auf oder er hatte Auszüge aus den Vorladungsacten zu machen. Von ſeinen Freunden aus der Landvogtei in Heide vernahm er dann wohl auch den ferneren Verlauf eines intereſſanten Rechtsſtreites. Er war bei der Vorunterſuchung der Verbrecher, bei Verſiegelungen oder Güterverkauf Verſtorbener oder Verarmter gegenwärtig. Eine reiche Ausbeute an Erfahrungen mußte er hier gewinnen, an Zügen der Noth und des Jammers, der Verſchmitztheit und der Bosheit, nicht minder der ſchönen Einfalt und komiſchen

Beſchränktheit, woraus zuletzt die Geſchichte der Menſchen ſich zuſammenſetzt. Durch den Amtsdiener Gammerat, den Allwiſſenden, war die Kirchſpielvogtei geradezu der Mittelpunkt der verſchiedenen Geheimniſſe und Gerüchte des Orts. Gammerat, tagüber im ſcharlachrothen langen Rocke, als Gerichtsbote der wirkliche Schrecken der Steuerrückſtändigen, Schulſäumigen und Vagabunden, verwandelte ſich Nachts, in tiefer Vermummung mit Rätelwag (Schnurre) und Morgenſtern einher ſchreitend, in das vermeinte Entſetzen der Diebe und Einbrecher. In der übrigen Zeit ſeines vielumworbenen Daſeins hielt er eine kleine Schuhflickerei, und an Muth und Neugier gab er obendrein einem alten Weibe nichts nach. Gammerat, die Wirthſchafterin Wietjen Himers und der Kutſcher Chriſtoph Sievers bildeten unter Vorſitz des jungen Schreibers den geheimen Gerichtshof. Hin und wieder ſchwangen ſie ſich auch zu Berathern oder Beſchützern der Unſchuld oder der Unglücklichen auf. Zum Ueberfluſſe lieferte noch der Poſtbote, Hans Kruſe, welcher wochentlich nach Heide und zurück wanderte, mit Briefen, Neuigkeiten und dem Altona'ſchen Merkur beladen, ſeinen beſonderen Beitrag aus der Landvogtei. Klaus Groth, der dieſes ergötzliche Bild entworfen, ſieht noch immer Hans Kruſe vor ſich, wie er mit ſeiner platten Ledertaſche, gekrümmt wie zum Weggehen über Eck auf einem Stuhl ſitzt und im Aufſtehen einen Vers herſagt:

Ach Gott und Herr,
Wie groß und ſchwer —
Iſt mein General ſein Schießgewehr.

Dieſe Lebensſchule des jungen Hebbel war bunt genug, eindringlich ernſt, wie heiter lehrreich; aber ihm angemeſſen war ſie nicht. Zwar ſah er hier eine Tafel aufgeſtellt, von der er die lebendige Schrift der Welt und des Herzens ableſen konnte, zwar hatte er hier Gelegenheit, das finſtere Schauſpiel des Lebens zu betrachten, wenn Weiß und Roth verhängnißvoll auf den Wangen wechſelten und das Auge wider Willen rollend und funkelnd die Geheimniſſe der Bruſt verrieth. Jedoch er lernte eben im zarten Alter, das nach Goethes ſchönem Worte ſo reich an eingehüllten Kräften iſt, die Grauſamkeit und die Schlupfwinkel der Menſchennatur kennen: eine Kenntniß, welche dem reiferen Alter, dem mit ſich mehr einigen Geiſte ſpäter nicht zu ſpät nahe getreten wäre. Hatte doch die erſte Arretirung, welche das Kind mit anſah, der erſte Selbſtmord, von dem es ſprechen hörte, eine an's Grauen ſtreifende Ueberraſchung ihm eingeflößt, weil es gar nicht begreifen konnte, wie ſchlecht die Erwachſenen den Katechismus, den ſie doch auswendig gelernt, ſelbſt reſpectirten: nun war dem Jüngling, dem nichts von vornherein plauſibel ſchien, welcher kein Erlebniß unbeſehen zur Seite ſchaffte, der völlig unverſchleierte Einblick in die Nacht der Menſchennatur beſchieden. Nicht pädagogiſch betrachtet hatten dieſe Eindrücke etwas Schädliches, nicht die Polizeimoral wurde durch ſie gefährdet: ſie gaben ſeiner urſprünglich ſchweren Seelenſtimmung eine noch dunklere Schattirung, ſie beſchleunigten den Gang der Einſicht, als die Jugendkräfte noch unbefangen, noch munter in ihm ſpielten. Wie ſehr mußten Epiſoden, gleich der folgenden, in ſeinem Gemüthe nachzittern:

An einem Sonntag Nachmittag holte ihn Gammerat in die Amtsſtube, damit er mit einem Manne, der in einer Rauferei einen Anderen todtgeſchlagen, das Protokoll aufnehme. Na, wur is dat denn eegentlich kamen? begann der Schreiber, vertellen S' mi mal de Sak! Der Todtſchläger ſchwieg und ſah ihn ſcharf an. Der Schreiber wiederholte die Frage, während der Mann bleicher und bleicher ward und ihn kalt und dämiſch anſtierte. Hee ſchull mi Antwurt geben! Und ohne die Hand zu regen ſagte der

Unglückliche: Watt ſchull ik denn ſeggen, ik bun jo all dood. — Sein Auge umwölkte ſich und er fiel leblos um. Er hatte nämlich bei der Prügelei gleichfalls ſein Theil weggekriegt.

Ein anderer Vorfall, aus der erſten Zeit ſeines richterlichen Waltens bezeugt, wie ſehr ihm die von Vater und Mutter ererbte Ehrbarkeit im Blute ſaß. Ein Dieb war zu verhören und Hebbel erkannte in demſelben ſofort einen Spielkameraden wieder, mit welchem er gemeinſchaftlich Aepfel geſtohlen hatte. Die Erinnerung an den Kinderfrevel ſchüchterte ihn dermaßen ein, daß er einiger Minuten bedurfte, bis er die Faſſung erlangte, um die amtliche Perſon nach Gebühr hervorzukehren. Wir wiſſen aus den biographiſchen Mittheilungen des in Namen und Sinnesart weicheren Hebel, daß ihn einſt der Feldſchütz von den Kirſchbäumen verjagt und daß er bei einfallender Dunkelheit gleichwohl den Weg gefunden habe zu den Zwetſchenbäumen eines Pfarrgartens. Im Alter hat er dann ſcherzhaft, doch nicht ohne einen Anflug von Ernſt, einem ſeiner Freunde vertraut, daß der Doctor Gall hinter ſeine angeborne böſe Neigung gekommen ſei. Gewiß — die Dichter ſind ſündhaft, wie andere Menſchenkinder, das erhöhte Schuldgefühl aber haben ſie ſchlechthin gegen uns Alle voraus.

Da Hebbels Leſeeifer dem Kirchſpielvogte nicht lange verborgen blieb, und die Schreiberarbeiten dem Jüngling freie Stunden genug übrig ließen, ſo öffnete ihm Mohr bereitwillig ſeine Bibliothek. Sie wird ungefähr das Nämliche enthalten haben, was die Büchereien auf dem Lande in Norddeutſchland zu jener Zeit im Durchſchnitt alle darboten, als noch ziemlich getreue Spiegel der Geiſtesrichtung des achtzehnten Jahrhunderts. Man fand in einer ſolchen: Kräuterbücher, chemiſch-myſtiſch-alchemiſtiſche Schriften neben Volksbüchern, Geſpenſter-, Räuber- und Wundergeſchichten. Da war die Biographie des Graudenzer Erzſpitzbuben Borowski vorhanden, Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen, Wieglebs natürliche Magie, der Wandsbecker Bote, der Simpliciſſimus, Eiſenmengers neuentdecktes Judenthum, Tempelhofs ſiebenjähriger Krieg, Paulis preußiſche Geſchichte. Da traf man wohl auch die Clariſſa, Fieldings Tom Jones, den Vicar of Wakefield, Yoriks empfindſame Reiſe, in Bodes Ueberſetzungen, Sebaldus Nothanker, die aſiatiſche Baniſe, Zimmermann über die Einſamkeit, Voß' Idyllen, Hippels Lebensläufe und unſere Claſſiker, meiſtens ohne Goethe. — Wenn Friedrich eines dieſer Bücher gerade verſchlang, ſo war er aus ſeinem langen, ſchmalen Arbeitszimmer, das die Ausſicht in den Hof- und Stallraum hatte, nicht ohne Mühe heraus zu bringen: oder er ſaß mit ſeinem Buche in dem der Kirchſpielvogtei vis-à-vis gelegenen, durch die Straße von ihr getrennten Gärtchen, allen Ablenkungen unzugänglich. Einer ſeiner Jugendfreunde verſichert, daß Hebbel in den Zauberkreis dieſer Bücherei ſo gebannt geweſen ſei und mit ſolchem Eifer geleſen habe, als ob es gar keine Außenwelt gegeben hätte. Er habe ſich damals nur ſpärlich ſehen laſſen, wenn nicht Geſchäfte oder ein Gang zur Mutter ihn aus der Kirchſpielvogtei und ihrem Burgfrieden hinaus trieben. Sogar zur Nachtzeit betrieb er dieſe Leſeſtudien, in ſeinem auf der Hausdiele unter der Bodentreppe befindlichen Bette, ſo daß nicht ſelten ganze Nächte hindurch ein Licht in dem durch Thüren verſchließbaren Bettraume gebrannt hat. Wahrſcheinlich fügte ſich der Bettgenoſſe Chriſtoph Sievers willig dieſer nächtlichen Ordnung der Dinge und ſchlief indeſſen den Schlaf des Gerechten.

Dieſer ſein Schlafkamerad, der Kutſcher Chriſtoph Sievers, deſſen Taufnamen der alte ergebene Diener in Hebbels Trauerſpiel Julia trägt und dem der Dichter noch von Wien aus, in den vierziger und fünfziger Jahren, einige Male herzlich geſchrieben hat, wird uns als ein durchaus braver, treuer, ja verſtändig urtheilender Mann geſchildert, der weit über ſeinen Stand hinaus befähigt geweſen ſei. Das gemeinſame äußere Schickſal Beider in der Kirchſpielvogtei hat offenbar mehr auf Hebbels zutrauliches Verhalten gegen Chriſtoph eingewirkt, als die Möglichkeit geiſtiger Berührungspunkte zwiſchen ſich und ihm. Der Schreiber, von Haus aus mittheilſam, unterhielt ſich manche Stunde mit dem Genoſſen, weihte ihn in ſeine poetiſchen Siebenſachen ein, machte ihn zum Beichtvater aus dem Stegreif. Mancher unter uns mag davon zu erzählen wiſſen, wie er ſich in der Bedrängniß ſeines Lebens an ein Menſchenweſen enger geſchmiegt hat, das, durch geſellſchaftliche oder Bildungsabſtände von ihm getrennt, in der ihm erwieſenen vermeinten Leutſeligkeit eine erhöhte Empfänglichkeit für Gegenſtände gewann, welche niemals in das Geſichtsfeld des Geringen gekommen waren; Mancher wird in ſolcher Lage was ihm der Emporgehobene als Huld und Großmuth auslegte, gerührt und beſchämt als eigene innere Bedürftigkeit erkannt und empfunden haben. Gewiß iſt es auf ähnliche Weiſe in dem Verhältniß Hebbels zu dem Kutſcher Chriſtoph hergegangen. Die Broſamen des Vertrauens und des Mittheilungstriebes nahm Chriſtoph vielleicht über Gebühr dankbar hin, während dieſes ganze Geben und Verſchenken dem Drange Hebbels entſprungen war, ſich ſelber zu helfen, das eigene einſam bange Gemüth zu entlaſten und zu erleichtern. Im Uebrigen war der Bett- und Tiſchgenoſſe ſo gut in Weſſelburen angeſchrieben, daß ihm ſogar die Familien, wo der Schreiber Zutritt hatte, gerne das Haus öffneten und ihm wohlwollend begegneten. Erſt ſpäter, als Hebbel über ſeine Umgebung geiſtig hinausgewachſen war, zog Chriſtoph ſich von ſelbſt zurück und wagte nicht mehr, ihm zu folgen.

Noch einen zweiten Freund hatte Hebbel in der Kirchſpielvogtei, einen großen, ſchönen Neufoundländer, mit dem er oftmals ſeine Schwänke trieb. Der Hund hieß Yorik-Sterne-Monarch. Den dritten Namen hatte ihm vermuthlich ein Leſer des Voßiſchen Idylls: Der ſiebenzigſte Geburtstag, gegeben, worin ein Monarch mit zum Haushalte gehört: die zwei erſten Namen rührten von dem Schreiber her, den die Empfindſame Reiſe zu ſolchem Pathendienſte angeregt hatte. Sternes Roman war ſchon im achtzehnten Jahrhundert auch im nördlichſten Deutſchland bekannt und die dreieckige Lorenzdoſe, 1769 zu Koburg das Symbol eines Ordens der Sanftmuth und Verſöhnung, hatte in Hamburg und den Herzogthümern, nachdem ſie Gegenſtand der Induſtrie geworden, ſtarken Abſatz gefunden. Yorik-Sterne-Monarch lag fortwährend bei Hebbel auf dem Bureau, er war in Augenblicken der Erholung ſein Spielzeug und auf allen Wegen in und außer dem Orte ſein Begleiter. Er hatte ihn allerlei Künſte gelehrt und erinnerte ſich noch zwanzig Jahre ſpäter mit ſichtlichem Behagen der Klugheit, ja Urtheilsfähigkeit des Thieres, welches ſich z. B. dann und wann abſichtlich ſchmutzig machte, damit der Herr nicht auf ihm liegen könne. Eines Tages kam ein Bekannter Hebbels in Geſchäften auf die Kirchſpielvogtei. Hebbel hatte gerade Monarch, auf einem Stuhle vor den Schreibtiſch poſtirt, dem Hunde eine Feder hinter dem Ohr befeſtigt, ihm eine alte Brille aufgeſetzt und das Corpus juris vor ihm aufgeſchlagen. Indem der Beſuchende eintritt, ſteht Hebbel demonſtrirend vor dem Thiere. Lachend ruft Jener: Chriſtian Friedrich, was haſt du da vor? worauf dieſer erwiedert: Mein ehrwürdiger Yorik-Sterne-Monarch wiederholt das Corpus juris und gedenkt demnächſt zu promoviren: er iſt wahrlich dem Ziele weit näher, als ich dem meinigen.

Zu ſeinem täglichen Umgange gehörten einige junge Leute gleichen Alters in ſeinem Geburtsorte: die Collegen in der Kirchſpielſchreiberei und bei dem Advocaten und Kirchſpieleinnehmer Knölck; ferner Handelsbefliſſene und Apothekergehilfen. Zum Kirchſpielſchreiber Voß kam im Jahre 1830 ein hübſcher junger Mann als Schreiber, Namens Mundt, etwas älter und ruhigeren Temperaments als Hebbel. Beim Kirchſpieleinnehmer Advocaten Knölck fungirte in der nämlichen Eigenſchaft ein zweiter ſtattlicher junger Mann, welcher Barbeck hieß; er war außerdem noch der Bediente Knölcks und mit den Obliegenheiten einer Kindermagd betraut. Schon als Knabe hatte Hebbel mit ihm einen regen Verkehr unterhalten, von ihm auch, wie wir wiſſen, das zu dem Räubertrauerſpiel Evolia nöthige Conceptpapier geſchenkt bekommen. Nach und nach nahm in dieſem Freundſchaftsverhältniſſe Barbeck die Geſtalt des Prügelknaben an, auf den der Kirchſpielſchreiber allen Muthwillen und alle Poſſen ablud. Gleichwohl war Barbeck mit ſeinem Schickſale zufrieden, man kann ſagen, er fühlte ſich als Zielſcheibe Hebbels beinahe geehrt und war ernſtlich bemüht, die Eigenheiten unſeres Freundes nachzuahmen. Es gab alſo hier, wenn wir uns der Wirkung Mohrs auf den Schreiber erinnern, Copien in abſteigender Linie. Ein Zeitgenoſſe urtheilte über Hebbel und Barbeck: er könne nicht eben ſagen, daß ihm dieſe zwei jungen Leute von vornherein beſonders gefallen hätten. Hebbel ſei ihm wie ein Sonderling vorgekommen, der in ſeinem Auftreten und ſeinen Manieren ſich fortwährend lächerlich gemacht habe. Von Charakterfeſtigkeit und Ernſt ſei keine Spur an ihm wahrzunehmen geweſen. Barbeck dagegen, eine große rüſtige Figur, ſei ihm als ſtill und zurückhaltend erſchienen und man habe auf den erſten Blick errathen, daß er an Bildung und geiſtiger Begabung hinter Hebbel bedeutend zurückgeſtanden. Dieſer habe denn auch nach Belieben über Barbeck disponirt, ihn gerne gefoppt und ſeine Freude daran gehabt, ihn mit deſſen geringem Wiſſen in Verlegenheit zu bringen und zu zeigen, daß er ihn überrage. Der wenig ſcharfſichtige Beobachter, welcher bei Hebbel die Frucht der Reiſe: Charakterfeſtigkeit ſuchte, welcher unvermögend, das unbeloſene Spiel der Ueberlegenheit richtig zu deuten, den Ernſt bei ihm vermißte, dieſer Dorfkünſtler hat ohne es zu wiſſen dennoch gut porträtirt.

Aus der ſelbigen Zeit, zwiſchen 1828 und 1831, ſtammt auch die Bekanntſchaft Hebbels mit jungen Freunden in Neuenkirchen und Heide. An Schulbildung that ſich unter den ihm Verbundenen Th. Hedde, nunmehr Poſtmeiſter in Glückſtadt, beſonders hervor. In Neuenkirchen geboren, war er mit dem Kirchſpielvogte Buhmann, dem uns ſchon bekannten Stiefvater Mohrs, verſchwägert. Als er Hebbel kennen lernte, 1828, beſchäftigte ſich dieſer eifrig mit Schiller und Klopſtock. Hedde erinnert ſich genau, daß unſer Schreiber dazumal viel im Meſſias geleſen und daß die Ausgabe, die ihm zur Hand war, zerriſſen und abgenutzt ausgeſehen habe. Wenige Jahre ſpäter geſellten ſich noch G. Wacker, jetzt Lehrer und Organiſt in Cotzenbüll, Reiff, Gottſchau und Schacht zu Hebbels Umgang. Unter dieſen wieder behauptete Wacker die vornehmſte Stelle. Aus dem von ihm herrührenden Memoire über ſeinen Verkehr mit Hebbel und den Uebrigen ſpricht eine angenehm kühle Sinnigkeit, die den praktiſchen Forderungen der Welt gerecht und dem Antheil an dem Schmucke des Lebens nicht fremd wird, ein durchaus wohlwollendes und warmes Gemüth, ein gläubiges Zutrauen in die Artung und in die Gaben Hebbels. Im Jahre 1833 übernahm er als Subſtitut des Conrectors die Leitung der Obermädchenclaſſe in Weſſelburen.

Dieſe jungen Leute waren, nach dem Ausſpruche eines kundigen Beobachters, keineswegs geiſtig untergeordnete Menſchen, vielmehr zeigte ſich in ihnen, wie in dem ganzen Schreiberſtande Ditmarſchens aus jener Epoche, ein reger Bildungseifer, der ſie oft zu etwas Beſſerem gemacht hat, als ihre Principale, die Beamten ſelber. Denn die bevorzugten Verwaltungspoſten, in beſtimmten Familien meiſtens erblich und bis auf wenige bloße Sinecuren, befanden ſich im Beſitze von Perſonen, welche als Leute galten, die ihre Pfeife rauchten und ſpazieren gingen. Während ihnen die Einnahmen, freilich auch die Verantwortlichkeit zufielen, laſteten auf den Schreibern allein Mühe und Arbeit. Darum wurden nicht leicht Andere als Söhne aus guten und wohlhabenden Häuſern in Dienſt und Vertrauen aufgenommen. Mancher jugendliche Kanzleiknappe legte des Nachts aus Vorſicht den ſchweren Geldſack ſeines Einnehmers unter das Kopfkiſſen. Sie trieben gerne Sprachſtudien und Heyſe wie Heinſius verurſachten in dieſen Kreiſen zuweilen ebenſo lebhafte Controverſen wie unter den Germaniſten ex professo. In ihre Sprachkämpfe aber wurden zum Theil die Principale mit hineingezogen, da es ihnen jedenfalls nicht gleichgiltig ſein konnte, in welcher Orthographie die Schreiber ihre Concepte mundirten. An dieſe Materien wieder mag ſich ab und zu ein äſthetiſches Geſpräch geknüpft haben, wie denn z. B. der junge Hebbel bald Schiller, bald einen anderen Autor dem Kirchſpielvogte vorlas, wenn dieſer behaglich auf dem Sopha ſich ausgeſtreckt hatte.

Hebbels Geltung inmitten ſeiner Freunde war eine faſt unbeſtrittene. Sie wußten Alle, daß er nicht nur auf dem Papier über Bilder und Wendungen, die ihnen ſelbſt nicht zu Gebote ſtanden, verfügte, ſondern daß er auch die mündliche Rede in ſeiner Gewalt habe und neben ſeiner Gutmüthigkeit und beſcheidenen Unterordnung, wo dieſe ihm angemeſſen ſchien, das Gefühl ſeines Werthes launig und übermüthig zum Ausdrucke bringen konnte. Schon als Sechzehnjähriger hatte Hebbel für einen der Freunde, Johannſen, der in der Folgezeit ein anſehnliches Amt bekleidete, zu einem Knabenfeſte in deſſen Heimathsorte Neuenkirchen ein Gelegenheitsgedicht verfaßt, worum Johannſen ihn gebeten. In dem Begleitſchreiben Hebbels, das Johannſen ſammt dem Poem mit ſeidenen Faden durchzogen und getreulich aufbewahrt hat, fällt der Umſtand auf, daß der Freund als ein bereits bekannter Verskünſtler jenem Wunſche nachgekommen iſt. Die Mehrzahl der Zeugniſſe aus ſeinen Jugendtagen ſtimmen darin überein, daß er in Eulenſpiegeleien und Uebernamen, welche er Dieſem und Jenem anzuhängen pflegte, überaus erfinderiſch geweſen, daß er ſich energiſch auszudrucken verſtanden, daß Geiſtesgegenwart, perſönlicher Muth ihn ausgezeichnet haben. Er disputirte über Alles, ſagt Reiff, und in der fließendſten, gewandteſten, niemals anſtoßenden und ſich niemals verbeſſernden Sprache; mochte auf's Tapet kommen, was da wollte, er war immer ſchlagfertig. Die einfachſten Erlebniſſe wußte er auf die hübſcheſte Weiſe ausgeſchmückt vorzutragen. Ueberhaupt war er unterhaltend, wie ich bis dahin keinen Menſchen kennen gelernt hatte. Dabei kam es ihm, wenn er einmal im Singen war, auf eine Handvoll Noten nicht an. Im Ganzen aber, betont unſer Gewährsmann, ſei er ihm als ein Menſch erſchienen, dem ein gewiſſes gegen den Strom ſchwimmen Natur war. Bei einem im Uebrigen zuwartenden und einnehmenden Weſen hatte Hebbel das Bewußtſein des Talentes und der ſtarken Perſönlichkeit, ſo verſichert der ehrliche Hedde. Die Dichtkunſt ſtellte er über Alles und als er einmal von Hedde einen Walzer auf dem Piano erträglich ſpielen hörte, da brach er in die kindlich pathetiſchen Worte aus: Deine Kunſt iſt zwar groß, aber größer iſt die meine! — Von ſeiner Geiſtesgegenwart gab er einſt eine Probe, als ſich die Erntearbeiter Mohrs in Abweſenheit des Principals vor der Kirchſpielvogtei zuſammengerottet hatten. Ob der Grund in Unzufriedenheit oder in Böswilligkeit beſtand: gleichviel, ſie machten Miene, das Werk des Aufruhrs und der Verwüſtung zu beginnen. Da trat der junge Schreiber mit dem Amtsdiener Gammerat aus dem Hauſe und richtete an die Tumultuanten eine ebenſo kräftige, als unerſchrockene Anſprache. Es fruchtete nichts. Nun ſchritt er auf den Rädelsführer los, packte ihn herzhaft an der Bruſt und warf ihn zu Boden. Die Heerde erſchrak und wich zurück. Alsdann veränderte der tapfere Schreiber die Tactik, indem er die ſichtlich Eingeſchüchterten durch eindringliche wie begütigende Vorſtellungen, die ſeine ausgiebige Stimme noch unterſtützte, zu Einſicht und Vernunft zu bringen ſuchte, was ihm auch vollſtändig gelang. Gammerat hatte ſich unterdeſſen, allen Fährlichkeiten abhold, in die Kirchſpielvogtei gerettet und ſchaute, ſeines rothen Amtsrockes entledigt, als Privatperſon ruhig aus dem Fenſter.

Es konnte nicht fehlen, daß die geſelligen Eigenſchaften Hebbels ihn zu einer in manchem ehrbaren Hauſe wohlgelittenen, ja endlich beliebten und geſuchten Perſönlichkeit machten.

Am Sonntag Nachmittag fand er ſich dann und wann bei dem alten Holzhändler und Zimmermann Paul Elvers ein, deſſen Söhne und Töchter ihm gewogen waren. Hier hatte die damalige Jugend Weſſelburens ihre Börſe aufgeſchlagen und die Börſengeſchäfte beſtanden in Singen, Tanzen und Pfänderſpiel. Kam er nicht ſchon von Barbeck begleitet dahin, ſo traf er ihn dort ſicherlich als ſeinen gleichſam wiedergefundenen Schatten. Im Elverſiſchen Hauſe leuchtete ihm ſeine erſte Flamme Wiebke Elvers; das erſte Mädchen nämlich, dem er galante Aufmerkſamkeiten erwies; eine gaukelnde Liebſchaft, die neben ſeinen tieferen Empfindungen für Emilie Voß wohl beſtehen konnte. Wiebke war bei allen Gelegenheiten, auf Bällen und in Geſellſchaften, ſeine Dame. Aus dem Reize der Galanterie wurde freundliche Gewohnheit, um allmählich wieder zu zerflattern, wie eine Monatsroſe. Ein paar abgeriſſene Verſe an Wiebken Elvers lauten:

Du biſt der Roſenſtrauch im Sonnenſcheine,
Der, wenn er auch nicht immer Roſen trägt,
Sie doch im tiefſten Buſen hegt.
. . . .

Dir wünſch' ich alles Glück, mir aber nur das Eine:
Gedenke mein!

Am Fuße dieſes Gedichtes finden ſich noch die naiven Worte verzeichnet: Ich will hoffen, liebe Freundin, daß dieſes Blatt — überflüſſig ſei!! Wiebken Elvers iſt jetzt mit einem Briefträger, Namens Teſt verheirathet und bewohnte eine Zeit lang das nun ihr gehörige Geburtshaus des Dichters. — Barbeck hatte ſich, nach dem Ausdrucke Wackers, mit ihrer Schweſter verplämpert und erblickte deshalb in Hebbel ſchon den künftigen Schwager.

Solche fröhliche Abende wurden auch beim Kaufmann Wieſe gehalten, für den Hebbel als Knabe oft Botengänge gemacht hatte, und allgemach ſetzten ſich dieſe heiteren Zuſammenkünfte wie Glieder einer Kette von Haus zu Haus fort. Meiſtens erſchienen Hebbel und Wiebke Elvers, Barbeck und deren Schweſter, Mundt mit einer Tochter des Kirchſpielſchreibers Voß, endlich noch Wacker, als die herkömmlich Vereinten. Unter den Mädchen herrſchte dazumal die Sitte, daß ſie ſich nicht ſelten gegenſeitig auf den Nachmittag einluden, indeſſen die Alten des Hauſes ſich entfernten. Zwar empfing dann die männliche Jugend keine ausdrückliche Einladung, aber unter dem Anſchein des Zufälligen war ſtets dafür geſorgt, daß ihr davon ſichere Kunde zukam. Brachte nun der Abend die Ungeladenen, ſo waren ſie begreiflicher Weiſe die Erwarteten und Willkommenen. Da ging es in der Regel ſehr vergnüglich her, zumal immer Punſch und Wein in Bereitſchaft waren. Hebbel bewegte ſich bei dergleichen Anläſſen ſo recht in ſeinem Fahrwaſſer, indem er auf die ortwüchſigen Meinungen und Neigungen einzugehen und allerhand Späße und Witze zur allgemeinen Ergötzung beizuſteuern verſtand. Zu dieſen Späßen zählten wohl auch die auf Barbeck gemünzten Scherze, dem er den Uebernamen Johann mit'n Buckel beigelegt hatte. Nachgerade ward von den jungen Leuten die alte Weſſelburener Proſa aufgeſcheucht, zu Nutz und Frommen einer beſſeren Lebensart, eines manierlicheren Tons und zu nicht geringem Verdruß der Widerſtrebenden, welche die größere Ungezwungenheit und Natürlichkeit, wie ſie ihre Lümmelei nannten, aufgeben und den Anordnungen der Machthaber ſich fügen mußten. Die älteren Leute, denen dieſe freundliche Neuerung gefiel, mochten ſich dabei des freudloſen Zuſchnittes der geſellſchaftlichen Unterhaltung in ihrer Jugendzeit erinnert haben; gewaltige Mahlzeiten ſchweigend verzehren, hieß Geſelligkeit! ſo lautet ein Wort Boies über den ſocialen Verkehr der Ditmarſcher im vorigen Jahrhundert. Bald hatten es unſere Reformatoren dahin gebracht, daß ſogar Anſtandsperſonen, wie der Kirchſpielvogt Mohr, wie die Paſtoren mit ihren Angehörigen, als theilnehmende Gäſte ſich einfanden.

An Sommerabenden unternahm die junge Welt gemeinſchaftliche Spaziergänge, größtentheils im Flecken und am liebſten in der die Kirche umſäumenden Lindenallee. An beſonders ſchönen Abenden, wenn halb Weſſelburen vor den Thüren auf Bänken und Stühlen verſammelt war, blieben die flinken Tonangeber jetzt an dieſer, dann an jener Gruppe hängen und der erfinderiſche Kirchſpielſchreiber hielt die Geſellſchaft bis ſpät in die Nacht durch ſeine Schwänke und ſeine nicht bösartige Satyre gefeſſelt.

Seine Neigung zu Unfug und Schelmerei, womit er unbewußt dem Drange nach Selbſtbefreiung Luft zu machen ſuchte, prägte ſich vielfach in einer bitteren Rupelhaftigkeit aus, auf welche die gedrückten Lebensumſtände nicht minder als ſeine urſprüngliche Anlage Einfluß genommen haben. Seiner Natur gebrach es nicht an einem heiteren Element, aber ſie war denn doch zu unfrei, als daß ſeine Laune ohne herben Beiſatz hätte hervortreten können. Die meiſten uns überlieferten Jugendſtreiche Hebbels, welche auf die dem Ditmarſcher eigenthümliche Neckerei gegründet ſind, haben einen Anflug betrübſamen Uebermuthes, hin und wieder den Stich des gewaltthätig Albernen. Wenn er mit ſeinen Freunden ungewöhnlich ſpät des Abends von einem Spaziergange in den Ort zurückkehrte und die Bewohner der Apotheke ſchon in den Federn wußte, dann fiel es ihm mitunter ein, dem Apothekergehilfen Hahn Franz, dem er herzlich zugethan war, eine kleine Verdrießlichkeit zu bereiten. Er ging dann wohl an die Thür der Apotheke, zog die Klingel und blieb ruhig ſtehen. Der Schellenzug galt in der Nacht dem Gehilfen und kein Anderer in der Apotheke ließ ſich dadurch ſtören. Wenn nun Franz hierauf im Schlafrocke, mürriſch und blinzelnd anrückte, in der Meinung, es wolle Jemand für einen gefährlich Kranken Arznei holen, ſo fing der zur Kurzweil der Nachtſchwärmer Herausgepochte fürchterlich zu ſchelten an. Hebbel jedoch erwiederte ſofort mit trockener Gelaſſenheit: er habe unmöglich zu Bette gehen können, ohne vorher noch ſeinem lieben Freunde Hahn eine gute Nachtruhe gewünſcht zu haben. Franz wurde nachmals Apotheker auf Helgoland, und Hebbel bewies ihm, daß der alte Jugendfreund nicht aus ſeinem Gedächtniß entſchwunden ſei, indem er ihn an ſchicklicher Stelle in dem Epos Mutter und Kind erwähnte, ja ihn ſogar in den Anmerkungen neckiſch aufführte, als ob es Scholien zum Homer wären.

Niemand aber in ſeiner Umgebung, ſo weit die Mittheilungen der Zeitgenoſſen eine Folgerung geſtatten, hat die Faſer des

Unheimlichen in ihm wahrgenommen, Niemand den ſchmerzlichen Widerſpruch ſeiner inneren Zuſtände zu der armſeligen äußeren Exiſtenz. Alle nahmen ſie ihn mehr oder minder als einen geiſtig ſich hervorthuenden, abſonderlichen, lebhaft angeregten, wie anregenden Menſchen und, was freilich das Wichtigſte, Jeder von ihnen legte auf ſeine Gutmüthigkeit das größte Gewicht. Den gequälten, ungeſtüm begehrenden, tief leidenden Menſchen hat Keiner geſehen. Der ihn noch am Erſten hätte ſehen können, war der Kirchſpielvogt Mohr, weil ihm bei ſeinem geübten Blicke die intenſiven Fähigkeiten Hebbels gewiß nicht entgangen ſind. Mohr aber hütete ſich wohl vor einer ſolchen Erkennungsſcene, die ihm vor Allem eine würdigere Behandlung ſeines Schreibers zur Ehrenſache, wie zur Pflicht gemacht hätte.

Das einzige wahrhaft trauliche Verhältniß Hebbels war jenes zu der Familie Voß, an die ihn ſchon ſeit ſeinem Eintritt in Suſannas Schule, wo Emiliens Augen ſofort ihn trafen, der zarteſte Faden geknüpft hatte. Der treffliche Kirchſpielſchreiber Voß war ihm von Herzen gut und aus den Mienen und Reden der Frau Kirchſpielſchreiberin, wie ihrer beiden Töchter Emilie und Doris ſchaute ihn die lachende Gewißheit an, daß ſie ihn aufrichtig lieb hatten. Mundt, der Schwiegerſohn in spe, deſſen Hoffnungen, wie ich glaube, niemals in Erfüllung gegangen, nannte die Kirchſpielſchreiberin Mutter; Hebbel und Wacker ſprachen ſie Tante an. Der Alte bekümmerte ſich weniger um die Gäſte, ſaß aber gerne in der Familienſtube bei den Seinen. Wenn er ſich auf ſeinem Zimmer befand, und die Tollheiten nebenan mitunter zu arg und laut getrieben wurden, ſo kam er heraus, ſah neugierig drein und lachte, daß ihm die Augen überliefen. Bei der Tante tranken die verbündeten Drei meiſtens am Abend den Thee, wozu der kleine Blechkoffer neben dem Ofen ſich öffnen mußte, um einige Pfeffernüſſe und etwas Confect herzugeben. Der Thee, wie die Pfeffernüſſe erfreuten ſich in Weſſelburen des höchſten Rufes. Wenn die munteren Geſellen am Abend anrückten, ſo erkannte ſie Tante Kirchſpielſchreiberin gleich am Tritt und rief: Da kommen Chriſtian Friedrich, Jürgen Friedrich und Hans Gorg! weil ſie die jungen Leute unter einander ſich nicht anders anreden hörte. Im Winter wurden Leſeabende bei ihr veranſtaltet, wozu auch verwandte und befreundete Frauen und Mädchen ſich verſammelten. Großen Beifall trug dann Zſchokke davon, und wenn Hebbel mit ſeinem Schiller auch nicht wenig Glück machte, dem Dichter, den er am liebſten und zugleich am beſten vorlas, ſo war gleichwohl der gemüthlich lüſterne Schweizer aus der Gunſt der weiblichen Zuhörerinnen nicht zu verdrängen. Dem Galeerenſclaven floſſen die wärmſten Thränen der Rührung.

Hinter dieſen Bildern eines vergnüglichen und unbefangenen Dorflebens, die uns vielleicht ein helleres Daſein vorgetäuſcht haben, als wovon thatſächlich bei Hebbel die Rede ſein konnte, wogten, aller Welt verborgen, die Qualen, Entbehrungen und Bedürfniſſe ſeiner Natur auf und nieder. Nicht nur ſeine ſpäteren Geſtändniſſe, ſchon ſeine poetiſchen Proben aus jener Zeit ſagen uns darüber das Richtige.

Wie Johannſen den ſechzehnjährigen Versgießer in Anſpruch genommen, ſo that dies auch Hedde, welcher zu einem Kinderfeſte in Neuenkirchen einiger gereimter Reden bedurfte. Es ſollte dort im Sommer des Jahres 1829 ein Ringreiten für Knaben abgehalten werden, eine Feier, die gewöhnlich um dieſe Jahreszeit, durch ſpeculative Wirthe veranſtaltet, in Ditmarſchen ſtattfand und wahrſcheinlich als Nachahmung der Turniere aus der letzten Periode des Ritterweſens ſtammt. Die jungen Burſche kamen auf ſtattlichen Racepferden angetrabt und bezahlten den geforderten Einſatz, wofür ſie im glücklichen Falle ſilberne Löffel, Reitergeſchirr u. dgl. gewinnen konnten. In das Spiel waren Reden verflochten — vor dem Reiten — nach dem Reiten — und der erſte Sieger hieß der König. Dann ritten Alle, von ihren Mädchen mit Bändern und Kränzen geſchmückt, die Muſik voran, nach dem Wirthshauſe, wo ein Tanz das Feſt beſchloß. Da Hedde diesmal zum Führer auserwählt war, der die erforderlichen Reden nicht aus Eigenem vorſtrecken konnte, ſo hatte er ſich an ſeinen Hofpoeten gewendet, der ihm auch wirklich das Verlangte bereitwillig lieferte.

Die Anſpielungen in den Eingangsverſen auf ſeine eigene gedrückte Lage, auf ſeine geheime Zuverſicht in den feſten, ſichern Gang, den er geht, ſagen uns unzweideutig, wie ſtark er die erlittenen Zurückſetzungen empfunden und zugleich welche Anſprüche er im Stillen erhoben hat. In den ſangartigen Strophen iſt die Nachwirkung des Schiller'ſchen Reiterliedes unverkennbar. Gleichfalls mit Schiller'ſchen Worten preiſt er das Königthum.

Eine irdiſche Majeſtät muß hier thronen,
Soll Ruh' und Fried' auf Erden wohnen,
Denn der Menſch iſt zum Friedeſtören geneigt,
Wie's die Hiſtorie deutlich zeigt. —
Unruhe machen ſitzt in der Art
Der Herren mit Bart und ohne Bart,
Unter Hundert will kaum Einer das Gute,
Neunundneunzig trotzen mit frechem Muthe.
Es muß die Menſchheit einen Reiter haben,
Bald muß ſie im Schritt geh'n, bald galoppiren, bald traben;
Und wer dies noch nicht kann verſteh'n,
Darf nur auf ein übermüthig Roß zu ſehn.

Im Ganzen lebte Hebbel jetzt nach Art aller jungen Leute, welche zu dichten glauben, indem ſie bereits Gedichtetes nachahmend verdünnen, fortwährend von fremdem Gute. Aus den mir vorliegenden zahlreichen Proben, welche in die Jahre 1829, 1830, 1831 fallen, erſehen wir, was Hebbel dazumal geleſen und was am lebhafteſten auf ihn gewirkt hat. Er kannte Wielands Abderiten, Klopſtock, Matthiſſon, Schiller. Der Dichter der ſeraphiſchen Geſänge und der Dichter der Lauralieder hatten den pathetiſchen Grund in ihm aufgewühlt. Wir leſen eine Kainsklage, worin die Gewiſſensbiſſe des erſten Brudermörders in einem Jugenddelirium nachempfunden werden, eine Elegie am Grabe eines Jünglings, die das Merkmal der Fiction nicht verleugnen kann: Laura-, Freundſchafts- und Liebesoden löſen einander ab, welche den unbeſtimmten Flug einer erregten Phantaſie in überlieferten Linien beſchreiben. Hin und wieder aber nöthigt uns doch der Anblick einer mit Sicherheit feſtgehaltenen, wenngleich ſchon vorgebildeten Form Achtung gegen den armen Schreiber ab, der ſo prächtig mit Schiller zu ſchwärmen, ſo weiſe mit ihm zu verzichten vermag.

Bis in das Jahr 1831 blieb der Ton ſeiner poetiſchen Proben ziemlich unverändert; erſt von da ab wird ein Umſchwung bemerkbar. Derſelbe iſt eben ſowohl in dem Umſtande der nun eroberten erſten Technik begründet, als in der fortan mit reißender Schnelligkeit ſich vollziehenden Reife des Geiſtes. Namentlich zeigen die Sinngedichte der ſpäteren Periode den Fortſchritt vom Sprachſchaum, wie Hebbel ſelbſt über die früheren Verſuche ſich ausgedrückt hat, zum wirklich zeichnenden Worte, von der Nachahmung zur urſprünglichen Geſtaltung. Eines dieſer Epigramme lautet alſo:

Einem Sudler.

„Was ſcheltet ihr Kritiker laut —
Ward Rom an Einem Tage erbaut?“
Wir wiſſen, armer Sudler, wohl,
Wohin dein Gleichniß zielen ſoll.

Doch, blöder Thor, es hilft dir nicht,
Du ſprichſt dir ſelber das Gericht.
Ein Rom, das werden konnte, war
So lange der Bewund'rung bar,
Bis wirklich es in's Leben trat —
Der Ruhm iſt Schatten nur der That,
Und ſteht kein Ding im Sonnenlicht,
Sieht man gewiß den Schatten nicht.

Auch ſeine Proſa war dazumal ſchon richtig gegliedert und ſchloß ſich knapp dem Gedanken an, wenn ſie gleich noch den proſodiſchen Anflug nicht verleugnen und der Hinneigung zu den Verkürzungen des Verſes ſich noch nicht erwehren konnte. Ein Zeugniß dieſer Art hat ſich aus dem Jahre 1830 erhalten; eine phantaſtiſch-epiſche Arabeske, betitelt: Holion, Nachtgemälde, welches nicht nur in Rückſicht auf die Sprache biographiſch lehrreich iſt. Die Mannigfaltigkeit der Wendungen in der monotonen Geſammtſtimmung, die ſtätige, man möchte ſagen logiſche Steigerung der inneren Qual, wie ſie ſich in den wechſelnden Bildern auseinanderlegt, das ſelbſtpeinigende Wühlen im Zuſtande, die ergiebige Melancholie, das Dramatiſche der Uebergänge und der Hang zum Generaliſiren: dies Alles iſt nicht blos allegoriſche Phantaſtik, wie ſie ein junger Menſch erſinnt, dies Alles hängt ſchon mit dem Kerne Hebbels enger zuſammen als es den Anſchein hat.

Auf die formale Seite dieſes Nachtgemäldes hat offenbar Klopſtock, vielleicht auch Oſſian Einfluß genommen, wogegen die Maſchinerie des Unheimlichen unzweifelhaft auf das Vorbild E. T. A. Hoffmanns ſchließen läßt. Die plaſtiſche Ausführlichkeit des Grauenhaften, welche Oſſian völlig mangelt und welche Klopſtock, der den Umriß liebt, eben ſo wenig angehört, ferner die Abweſenheit alles Aengſtlichen in der Naturſtimmung und dafür das Vorwalten jener Bangigkeit, die uns beim Anblicke gräßlicher Puppen beſchleicht, beurkunden ſammt und ſonders die Schule Hoffmanns. In den Elixiren des Teufels finden ſich ganze Bilderreihen vor, welche den Schilderungen in Hebbels Holion zum Verwechſeln ähnlich ſind. Sichtlich nahm unſer junger Freund die geſpenſtige Welt des deutſchen Callot ohne Weiters ernſthaft hin, hatte er noch keine Ahnung von der Marionette, welche Hoffmann, einem ſchlauen Götzenprieſter gleich, ſelber ungläubig dirigirt. Hebbels von Grund aus pathetiſcher Geiſt ſetzte die Humoriſtik des Schauerlichen, die ihm aus Hoffmanns Schriften entgegentrat, in die Wahrhaftigkeit des Furchtbaren um; was allerdings ſchon in Anbetracht ſeiner Jugend begreiflich iſt, denn mit dem Gräßlichen ſpielen kann nur das reife Alter.

Wir haben indeſſen nicht nöthig, in Betreff der Einwirkung Hoffmanns uns auf unſere Empfindung allein zu verlaſſen: aus einer Tagebuchnotiz Hebbels entnehmen wir, daß Hoffmann zu ſeinen Jugendbekannten zählte, und daß er ſich früh mit ihm berührt hat. Hebbel erinnerte ſich ſehr wohl, daß er von ihm zuerſt auf das Leben, als die einzige Quelle ächter Poeſie, hingewieſen worden. Ich liebte Hoffmann, ſchrieb er in Hamburg 1840, ich liebe ihn noch, und die Lectüre der Elixire gibt mir die Hoffnung, daß ich ihn ewig lieben werde. Wie Viele, ſetzte er hinzu, die mir einſt Speiſe gegeben, liegen jetzt ſchon völlig ausgekernt hinter mir. — Vorläufig ſprang ihm, wie wir geſehen, die Lebensquelle Hoffmanns noch nicht; für's Erſte kam der groteske Erzähler allein zum Wort.

Bald verſpürte unſer Freund den Drang, ſeine Gedichte gedruckt zu ſehen. Bereits als Knabe hatte er durch Herausſchneiden der ſeinen Namen bildenden Buchſtaben aus einem Buche ſolchem Antriebe Genüge geleiſtet. Da jetzt das Itzehoer Wochenblatt in Aufnahme kam, ſo ſendete er einige ſeiner

Gedichte an den Redacteur Herrn Schönfeldt. Dieſer jedoch ſcheint ſie nicht aufgenommen zu haben; wenigſtens ſprach ſich der verletzte Poet gelegentlich ſehr bitter über die an ihn geſtellte Zumuthung aus: daß die Gedichte ſich auf beſtimmte Gegenſtände beziehen ſollten. Er könne doch nicht Sand oder Steine beſingen! meinte der Zurückgewieſene. Mehr Glück hatte er bei Baade und Fiſcher in Friedrichſtadt, dem Verleger des Ditmarſcher und Eiderſtedter Boten, deſſen Jahrgänge 1829—1832 viele der poetiſchen Erſtlinge Hebbels enthalten. Anfänglich unterzeichnete er ſich dort: Yorik-Sterne-Monarch, mit den Namen ſeines Neufoundländers; ſpäter als K. F. Hebbel, weil er aus Eigenſinn einen Druckfehler lange nicht berichtigen wollte. In dem Boten band er zuweilen auch mit einem Probenreiter an, dem er die ſchlechten Verſe vorrückte, oder er nahm ſeine eigenen Verſe gegen kritiſche Tadler in Schutz. Eine ſolche Abwehr veröffentlichte er einmal gegen einen reimluſtigen Schullehrer im Eiderſtedtiſchen, 1831, unter dem Titel: Wie die Krähwinkler ein Gedicht verſtehen und auslegen. Endlich lernte auch der Hauptpaſtor Meyn in Weſſelburen auf dem erſten literariſchen Tummelplatze Hebbels die polemiſche Klaue des jungen Schreibers kennen. Meyn, der uns aus ſeinem Verfahren gegen Dethleffen noch im Andenken iſt, ſtand in dem Rufe eines ſehr geizigen und habſüchtigen Menſchen. Hebbel haßte ihn und beſuchte an jenen Sonntagen, wenn der heilige Mann predigte, die Kirche, um ſich an dem eben ſo wunderlichen als geiſtloſen Vortrage desſelben zu ergötzen und ihm dann die Früchte dieſer Ergötzung im Ditmarſcher und Eiderſtedter Boten aufzutiſchen.

Keine der Standesperſonen Weſſelburens, wenn wir den biedern Kirchſpielſchreiber Voß ausnehmen, hat ſich um Hebbels Entwicklung irgendwie verdient gemacht. Den Männern am

Worte, denn es gab noch einen zweiten Prediger in Weſſelburen, war er nach ſeiner am 29. März 1829 erfolgten Confirmation ein Gemeindemitglied, wie jedes andere. Der zweite Prediger, Marren, hat einmal die Bemerkung hingeworfen: „Wenn der Hebbel die Bücher wirklich verſteht, die er bei mir leiht, ſo muß er etwas Beſonderes werden“. Dies vernahm Klaus Groth aus der Tochter Munde, ſeiner eigenen Tante. Mit Marren iſt alſo das Verhältniß kein unfreundliches geweſen; daß derſelbe aber unſeren Freund nicht näher angeſehen, beweiſt ſchon der citirte Ausſpruch. Die beiden Aerzte Weſſelburens konnten Hebbel nichts bieten, da der eine zu alt, der andere, Groths Onkel, zu kurze Zeit dort war. Der Advocat Knölck ſchließlich, bei welchem Barbeck als Schreiber diente, war eine Art wilden Genies, muſikaliſch, aber ſo ungeſchlacht, daß er den Studentennamen Roh-Hans geführt hat. Drangſale und ein leidenſchaftlicher Wille waren Hebbels Führer.

Wir können den Vorhang, den wir vor den Bildern der erſten Schreiberzeit unſeres Freundes auseinander geſchlagen, nicht wieder ſinken laſſen, ohne vorher noch bei der Schauſpielerrolle verweilt zu haben, welche nun ſchon zum Hausbedarfe einer deutſchen Dichterbiographie gehört. In der Periode des Suchens und Umherirrens iſt jeder poetiſch angelegte Menſch eine Spielart des Wilhelm Meiſter, und in dieſem Zwielichte taſtend hat jeder den Hang und die Sehnſucht, dem Spiegel des Lebens, den die Komödianten halten, ſich anzuvertrauen, als ob derſelbe Erſatz leiſten könnte für die fehlende oder mangelhafte Kenntniß des Lebens ſelbſt.

Im Winter von 1831 auf 1832 errichtete Hebbel, mit herumziehenden Schauſpielern in Verbindung, ein armſelig genug beſchaffenes Liebhabertheater. In Hemms Saale wurden gegen ein Eintrittsgeld von 8 und 4 Schilling Vorſtellungen gegeben.

Mitſpieler waren außer dem Director Hebbel: die Freunde Barbeck, Proviſor Schacht, Mundt, ein Ladendiener Gehlſen und Frau Weſſel, die Tochter des Vollmachts Vogt, jene Dame, der die wichtigeren Rollen zufielen. Die weiblichen Nebenrollen wurden durch eine Tiſchlersfrau, Namens Bruhn, und eine Lena Timm verſinnlicht, welche in dem Stücke Nachbars Lieschen immer ſagte: Och, mein lieber Korl! Hebbel ſelbſt war ein herzlich ſchlechter Schauſpieler. Meiſtens kamen Körner'ſche und Kotzebue'ſche kleine Stücke zur Aufführung: Der Nachtwächter, Die Roſen des Herrn von Malesherbes, Der Vetter aus Bremen und das unvermeidliche Landhaus an der Heerſtraße. Mit dem letztgenannten Stücke hatte einſt, wie Theodor Kobbe berichtet, der beim Bombardement Kopenhagens abgebrannte Mechanicus Paulſen ſammt Weib und Kindern alle holſteiniſchen Märkte durchzogen, indem ſie ausſchließlich nur dieſes Drama ſpielten, nach Paulſens Dafürhalten das trefflichſte Kotzebues. Wie mir Hebbel mittheilte, kam in Weſſelburen einmal auch der Lear zur Darſtellung, aber mit Auslaſſung der Königsrolle, weil der Künſtler ſich dazu nicht gefunden. Ob jedoch dieſe merkwürdige Shakſpeare-Aufführung auf Rechnung ſeiner eigenen Direction zu ſchreiben iſt, weiß ich nicht zu ſagen. Später engagirte er einen Schauſpieler von Fach, einen heruntergekommenen Mimen aus Schleswig, der ſich als Trunkenbold erwies. Der Bruder unſeres Dichters erzählt, Friedrich ſei in ſolche Wuth gerathen, als der Säufer im Vetter aus Bremen auf die Bühne taumelte, daß er denſelben mit dem Schaft einer Piſtole zu Boden geſchlagen habe. Von anderer Seite wird die Scene als luſtiger geſchildert: Hebbel hätte den betrunkenen Künſtler vor den Zuſchauern plötzlich umgedreht und laut gerufen: So ſähen Sie die Sau auch von der Hinterſeite! Dann hätte er den Unglücklichen abgeführt und verſönlich deſſen Rolle weitergeſpielt. Damit aber ſcheint das Liebhabertheater ſein Ende erreicht zu haben.

Schleswig, woher jener verwahrloſte Schauſpieler ſtammte, war dazumal noch der Ausgangspunkt all der Komödianten, Degenſchlucker und Orgeldreher, welche die großen und kleinen Kinder in den Herzogthümern mit Genüſſen verſorgten. Auf Schloß Gottorp bei Schleswig hauſte noch in den erſten Jahrzehnten unſeres Jahrhunderts der uralt gewordene Karl von Heſſen, Statthalter der Herzogthümer, und bei ihm fanden, wie ſchon einmal im ſiebzehnten Jahrhundert unter dem geiſtvollen Herzog Friedrich, den wir aus dem Leben **Paul** Flemings kennen, Goldſucher, Aſtrologen, Abenteurer und Vaganten Zuflucht. Mit menſchenfreundlichem Sinne ertheilte ihnen der wunderliche alte Herr Conceſſionen für ihre Gewerbe. Viele Schauſpielerbanden empfingen noch lange darnach Nahrung aus jener Pflanzſtätte der freien Gaukelkünſte und manche der Banden, Reſte der Principalwirthſchaften, thaten ſich durch gute Disciplin und Darſtellung hervor: ſo die Geſellſchaft des alten Huber, der mehr als fünfzig Jahre lang mit Frau, Töchtern, Sohn und Schwiegerſöhnen in Holſtein herumſpielte und als ſtrenger, tüchtiger Director bekannt war. Nach ihm kam noch der [illegible] der Theatergeſchichte verzeichnete Graf Hahn in's Land, der neunundneunzig Güter hinter den Lampen verplämpert hat und immer glücklich war, wenn er an der Theatercaſſe ſitzen, hinter der Scene oder vor derſelben Lichter putzen konnte. Sein Wappen war unter der neunzackigen Krone ein Hahn, den rechten Fuß zum Ausſchreiten erhoben, den Schnabel zum Krähen geöffnet und darunter die Deviſe: Primus sum, qui Deum laudat! Der Graf hat noch in den vierziger Jahren in Heide Hebbels Maria Magdalena aufgeführt und Klaus Grothen das einzige dort vorhandene gedruckte Exemplar für den Souffleur entführt, wobei er den Grundſatz befolgte, das Geliehene nicht wieder zurückzuſtellen. Es gab noch eine Gruppe geringerer Geſellſchaften, welche beinahe nur aus Familiengliedern beſtanden. Eine ſolche war die der Familie Schulz, die gleichfalls in Weſſelburen Vorſtellungen gab und an welche Hebbel durch den ſchimmernden Faden der Liebe geknüpft ward.

Aber ſogar dieſe Freuden, die ſonſt dem jungen Poeten nicht leicht verkümmert zu werden pflegen, durfte unſer Freund nicht rein genießen. Den holden Eindrücken war der Thau des Unſchuldigen abgeſtreift. Denn er wollte Vortheil aus ihnen ziehen, den Vortheil der Befreiung aus den immer enger werdenden Feſſeln ſeiner Lage: er wollte Schauſpieler werden, nur um der ihm winkenden Möglichkeit willen, ſo aus Weſſelburen fort zu kommen. Was einem Knaben, der alle Jugendwonnen voll und lauter genoſſen, der ſie noch im Alter nachempfindend verſchwelgt hat, was dem kleinen Bogumil Goltz durch die Seele ging, als er das Wunderprogramm der anrückenden Komödianten vernahm, was ſeine Phantaſie erlebte, als er wie betäubt in das Feld hinein lief, um ſeine fünf Sinne zu examiniren, ob er wache oder träume, ob er todt oder lebendig ſei: dies konnte der achtzehnjährige junge Menſch nicht mehr erleben: dazu war es ſchon zu ſpät am Tage. Die ſchöne Zeit, in der ein Wilhelm Meiſter am andern Morgen nicht zu begreifen vermochte, wie da nur zwei Thürpfoſten ſein ſollten, wo am Abend zuvor ſo viel Herrlichkeit geweſen, die ſchöne Zeit lag weit hinter unſerem Freunde, in der Dämmerung einer bedrängten Kindheit. Das Gefühl deſſen, was ihm mangelte, war jetzt ungleich ſtärker als die Befriedigung über empfangene Gaben. Den wachſenden Kräften entſprach nicht mehr die Umgebung, weder der Freundescirkel, ſo tüchtig und theilnehmend auch Mancher darin ſich heraushob, noch der Umkreis der Kirchſpielvogtei, wo er zum Geſinde zählte, jetzt, wie ehemals. Er fühlte ſich nun die mehrſten Stunden als den ſchlecht gehaltenen Schreiber, als den des Unterrichts, der eigentlichen Ausbildung bedürftigen Sohn der bitterarmen Witwe, als einen verlorenen Poſten, dem Niemand hilft und der ſich ſelbſt nicht helfen kann.

Fünftes Capitel.

Friedrich Hebbel.

„Die Jugend ſoll ſich ſelbſt helfen, und wenn ſie das nicht kann, ſo ſteckt nichts hinter ihr“ — ſo lautet ein Wort Hebbels in ſeinem Tagebuche aus der Zeit der Reiſe. Aber nicht nur der Mann, der auf ſeine Vergangenheit in Weſſelburen zurückſchaute, hat dieſe Forderung als kühlen Grundſatz ausgeſprochen: der gedrückte Schreiber hatte ſie in ſchmerzlichem Lebenskampfe unerbittlich an ſich ſelbſt geſtellt, indem er unabläſſig auslugte, wo etwan ein Pfad liefe, der zu ernſten Studien, zu geiſtiger Anleitung führen könnte. Einſtweilen war ſeine Umſchau eine vergebliche. In ſeinem Kopfe kreuzten ſich die abenteuerlichſten, unfruchtbarſten Pläne und Anſchläge: einer derſelben zielte auf den Schauſpielerberuf, deſſen Stachel ihm wahrſcheinlich ſein Liebhabertheater zurückgelaſſen hatte. Bei zu weit vorgerückten Jahren, ſchrieb er im Sommer 1831 ſeinem Freunde Hedde, beſtimme das Leben den Menſchen, anſtatt daß der Menſch das Leben beſtimmen ſollte.

Hebbel, vielleicht durch einen Komödianten auf den Einfall wie auf die Perſon gebracht, theilte ſeine Abſicht Karl Lebrun mit, dem ausgezeichneten Charakterdarſteller und damaligen Director des Stadttheaters in Hamburg. Mit einem Male hatte er die Entdeckungsreiſe nach ſeinem Beruf und wie es ſcheint in aller Stille angetreten: außer Hedde wird wohl kaum Jemand in Weſſelburen darum gewußt haben. Der Erfolg fiel aus, wie er ausfallen mußte. Lebrun erſchrak, als er die nichts weniger denn bühnenfähige, trotz ihrer Biegſamkeit theatraliſch ungelenke Geſtalt erblickte und er wurde in ſeinem Schrecken beſtärkt, als Hebbel Proben ſeines recitirenden Talentes ablegte. Wohlwollend, aber ernſtlich von dem Künſtler ermahnt, den Schauſpielergedanken ſich zu entſchlagen, kehrte der junge Schreiber aus Hamburg zurück, um eine, diesmal heilſame Enttäuſchung reicher. Denn bald ſah er ſelber ein, daß nur die Noth jenen Entſchluß gereift habe. Von den Freuden und Herrlichkeiten des geprieſenen Hamburgs hatte er im Fluge genaſcht, aber kaum ſehnſüchtige Nachwirkungen zurückbehalten. Seine Hoffnungen lagen ihm zu ſehr am Herzen, als daß das vergnügliche Beiwerk des Lebens ihn jetzt hätte ſonderlich reizen können. Er biß in den ſauern, ſtänkiſchen Apfel der Reſignation, wie er ſich ausdrückt, fuhr fort Protokolle zu ſchreiben, Actenzuſendungen aus Heide zu veranlaſſen, Viehverkäufe abzuſchließen und die Recrutenaushebung zu überwachen. Dazwiſchen las er kunterbunt durcheinander, weſſen er habhaft ward, entzückte ſich an dem erſten Bande der Heine'ſchen Reiſebilder, deren frivolen Ton er in einzelnen ſeiner Briefe ungeſchickt nachahmte, ereiferte ſich über den abſprechenden Kritikertadel Friedrich Schlegels, von deſſen Schriften ihm das Eine und Andere durch die Finger geglitten war, und ſchrieb Romanzen aus der ditmarſiſchen Geſchichte und dramatiſche Schauerſcenen.

Die an Hedde gerichteten Briefe aus dem Jahre 1831 ſind ein getreuer Abdruck ſeiner ſchweifenden, nach Luft und Licht begehrenden und dabei gewiſſermaßen an ſich haltenden Seele; voll hoffender Um- und Ausblicke wie ſchmerzlich ironiſcher Selbſtbeſcheidung. Sie ſchwanken zwiſchen ergebener Hinnahme der Umſtände und ungeduldigen Anſtrengungen, die ihn beklemmende Enge zu erweitern. Heute gefallen ſie ſich in einem reimfrohen Muthwillen, der uns wie das Wiehern eines jungen Roſſes anmuthet, welchem der Halfter umgeworfen wird, dann wieder wählt der Freiheitsdrang des Gefangenen einen halb ſentimentalen, halb unbeholfen ſatyriſchen Ausweg. Aber durch die übertriebenen oder gequälten Redensarten hindurch können wir unſchwer der Wehmuth auf den Grund ſehen, die den ſtürmiſch bewegten Jüngling erfüllt. „Eine Minute gelebt im Paradieſe wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt. Aber wer den Himmel offen ſieht und nicht hinein kommt, der hat Hölle, und ob von Blumen umduftet und Weſten umfächelt.“ Auf einem andern dieſer Blätter vergleicht er ſeine unwürdigen, drückenden Geſchäfte mit dem finſtern Schachte eines Bergmannes. Dann fährt er alſo fort: „Uebrigens kann Gottſchau ſich Glück wünſchen; wäre mein Schickſal nur erſt wie das ſeinige beſtimmt, ſo würde ich wahrhaftig nicht klagen und wenn ein Wall von Unannehmlichkeiten über mich hereinbräche. Mich hat noch nie ein Weg verdroſſen, wenn er auch noch ſo lang und rauh und ich auch noch ſo müde war, ſobald ich nur wußte, daß er mich zum Ziele führte, aber jeder Schritt erneuerte meine böſe Stimmung, wenn ich zweifelte, ob ich auch dahin gelangen würde, wohin ich wollte“.

Im Frühling 1832 fing er an Latein zu lernen, bei ſeinem Freunde, dem Proviſor Schacht. Er hatte große Luſt zur Sache und nahm ſich vor, alle dichteriſchen Arbeiten zurückzulegen, um wenigſtens ein Jahr ununterbrochen dieſer Sprache zu widmen. Alles wolle er jetzt aufbieten, um noch zu ſtudiren, wiewohl er nicht wiſſe, wie er dies bewerkſtelligen ſolle; aber es werde ſich ja wohl ein Weg durch dieſen Felſen aufthun! Der Teufel hole ein Leben, ſeufzte er, das ſelbſt nicht weiß, wohin es führt! Lange indeſſen wurden die lateiniſchen Stunden nicht fortgeſetzt, bei denen vielleicht auch ſein Lehrer nicht ausgeharrt hat. Der poetiſche Trieb behauptete ſein Anrecht, und in Liedern, Elegien, Balladen und Erzählungen brachte der raſtlos und unſicher Umhergetriebene über die nächſte Zeit ſich hinweg.

Unter den Autoren, die ihm bisher zugänglich geworden, lenkte Schiller noch immer den Reigen. Nach einer undeutlichen Notiz zu ſchließen hatte Hebbel einige Shakſpeare'ſche Dramen ſchon kennen gelernt; doch iſt von ihrer Wirkung auf ihn weder aus Aeußerungen noch aus den dichteriſchen Verſuchen in jenen Tagen irgend etwas zu erfahren. Mit Leſſing hatte er ſich gleichfalls berührt, aber auch über dieſen Eindruck ward uns nichts überliefert: daß er bedeutſam geweſen, beurkundet der unter der Ueberſchrift: Poetiſche Stationen auf einem Blättchen vorkommende Name Leſſing. Von Goethes Schriften war ihm Fauſt in die Hand gefallen und zwar abenteuerlich genug. Dies verhielt ſich ſo. Es ging in Weſſelburen die Tradition, daß der Hauptpaſtor Menn im Beſitze des Goethe'ſchen Fauſt ſei. Niemand von den jungen Leuten, und begreiflicher Weiſe Hebbel am wenigſten, wagte es, ihn um das Buch zu bitten, denn er war in ſeinem grämlichen Hochmuthe unnahbar. Eines Abends ſagte zu Hebbel einer ſeiner Bekannten jubelnd: Du, ich habe den Fauſt! Hebbel erſucht ihn dringend um Mittheilung. Es kann nicht ſein, der Glückliche hat ihn ſelbſt nur auf Umwegen auf eine Nacht erhalten und muß ihn am nächſten Morgen ganz in der Frühe zurückliefern, weil der Paſtor dann von einer Schulinſpectionsreiſe wiederkehrt. Hebbel verſpricht alles Mögliche; nichts da, der Freund will ſelbſt leſen. Am Ende ſchlägt ihm Hebbel vor, ihn um den Preis des Buches in ein Haus zu begleiten, in welchem deſſen

Liebſte wohnte, und das der Schwärmer eben deshalb aus Schüchternheit nie allein zu betreten wagte. Hebbel muß ſich aber verpflichten, mindeſtens drei Stunden zu bleiben. So ſaß er nun, ſein Buch wie eine Feuerkohle in der Taſche, bis elf Uhr bei Leuten, welche ihm wenigſtens in dieſem Momente äußerſt gleichgiltig waren, und konnte erſt gegen Mitternacht den Fauſt zu leſen anfangen. Immerhin war der für dieſe Lectüre bezahlte Preis noch ſehr mäßig, wenn wir ihn mit jenem vergleichen, den einſt Karl Heinrich Ritter von Lang für Rollins Römiſche Geſchichte hat aufwenden müſſen. Ich kann annehmen, meinte derſelbe launig, daß ich, um dieſen guten Rollin zu leſen, hin und her 80 Stunden zu Fuß gemacht, 150 Prügel und 200 Ohrfeigen ausgehalten habe.

Der in den Städten aufgewachſene Culturmenſch hat keine rechte Vorſtellung von den vielgeſtaltigen Entbehrungen, denen der einzelne in ſo eng begrenzten Verhältniſſen ſich fügen muß. Was anderswo ſchon die hochgehende Lebenswoge auch dem Aermeren zuſchiebt, das entzieht ſich in einem abgeſchiedenen Winkel, wie Weſſelburen, oft ſogar dem Wohlhabenden, dem Beſitzenden. Doppelt und dreifach aber wird dort die Entſagungsfähigkeit des Dürftigen auf die Probe geſtellt. Ihm iſt darum ein Leckerbiſſen, was inmitten des großen Zuſchnitts der öffentlichen Einrichtungen gewöhnliche Nahrung heißt, und beſondere Schickſalsgunſt nennt er nicht ſelten, was ſich für den Geringſten der Städter beinahe von ſelbſt verſteht. Dagegen iſt hier freilich, wie überall, wo ein Mißverhältniß allzu ſchreiend hervortritt, für eine höhere Ausgleichung geſorgt. Dem geiſtig Darbenden, und nur von einem Solchen iſt hier die Rede, quillt oft aus dem unſcheinbarſten Gute der ergiebigſte Segen, und woran der Verwöhnte nur eine Werkeltagsfreude empfindet, das erzeugt in dem genügſamen Menſchenkinde ſonntägliche Wonne.

Einen Einſchnitt in Hebbels Entwicklung hatte Goethe nicht gemacht; wir werden gleich hören warum. Erſt durch die Begegnung mit den Gedichten Uhlands, im Jahre 1832, wurde eine bedeutungsvolle Wendung in unſerem Freunde herbeigeführt, ſo im beſten Sinne durchſchlagend und ſo nachhaltig, wie keine zweite wieder ſich in ſeinem poetiſchen Leben vollzogen hat. Er erzählte vier Jahre ſpäter darüber in ſeinen Aufzeichnungen Nachſtehendes:

„Ich las von Uhland in einem „Odeum“ ein Gedicht, des Sängers Fluch, und war jemals ein Gedicht ein Alp geweſen, der mich erdrückte, ſo war es dieſes. Es führte mich auf einen Gipfel, deſſen Höhe ich im erſten Augenblick nur dadurch erkannte, daß mir die Luft zum freien Athmen fehlte. Ich hatte mich bisher bei meinem Nachleiern Schillers ſehr wohl befunden (über dieſen Lyriker ſpricht der Umſtand das Urtheil, daß er dem Menſchen in der Jugend nahe ſteht und bei vorgerückten Jahren ferner, wogegen bei anderen Dichtern das umgekehrte Verhältniß ſtattfindet und dem Philoſophen manchen Zweifel, dem Aeſthetiker manche Schönheitsregel abgelauſcht, um Seitenſtücke zum Ideal und das Leben und zu anderen Treibhauspflanzen, die es bei erkünſtelter Farbe doch nie zu Geruch und Geſchmack bringen, zu liefern: von Goethe war mir nur wenig zu Geſicht gekommen, und ich hatte ihn umſomehr etwas geringſchätzig behandelt, weil ſein Feuer gewiſſermaßen ein unterirdiſches iſt und weil ich überhaupt glaubte, daß zwiſchen ihm und Schiller ein Verhältniß, wie etwan zwiſchen Mahomet und Chriſtus beſtehe: daß ſie faſt gar nicht mit einander verwandt ſeien, konnte mir nicht einfallen. Nun führte Uhland mich in die Tiefe einer Menſchenbruſt und dadurch in die Tiefen der Natur hinein: ich ſah, wie er nichts verſchmähte — nur das, was ich bisher für das Höchſte angeſehen hatte, die Reflexion! — wie er ein geiſtiges Band zwiſchen ſich und allen Dingen aufzufinden wußte, wie er, entfernt von aller Willkür und aller Vorausſetzung — ich weiß kein bezeichnenderes Wort — Alles, ſelbſt das Wunderbare und das Myſtiſche, auf das Einfach-Menſchliche zurückzuführen verſtand, wie jedes ſeiner Gedichte einen *eigenthümlichen* Lebenspunkt hatte und dennoch nur durch den Rückblick auf die Totalität des Dichters vollkommen zu verſtehen und aufzunehmen war. Dieſes reine, harmoniſche Glockenſpiel erfreute mich ſo lange, bis ich es zu ſeinem Urſprunge zu verfolgen und mir über den Eindruck, den es auf mich hervorgebracht, Rechenſchaft zu geben ſuchte; und nicht, ohne der Verzweiflung, ja dem Wahnſinne nahe geweſen zu ſein, gewann ich das erſte Reſultat, daß der Dichter nicht in die Natur *hinein* ſondern aus ihr *heraus* dichten müſſe. Wie weit ich nun noch von Erfaſſung des erſten und einzigen Kunſtgeſetzes, daß die Poeſie nämlich an der *ſingulären* Erſcheinung das *Unendliche* veranſchaulichen ſolle, entfernt war, dies läßt ſich nicht berechnen. Ich bedauere, daß die Führung eines Tagebuches, die ich mir vorgenommen, damals unterblieb; aber ich mochte nicht wühlen in meinen Wunden und erinnere wenig mehr über jene Periode, als daß ich einen ſehr langen und ſehr finſtern Weg zurückgelegt und das Ziel früher *erreicht* als *erkannt* habe. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Menſch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbſterkenntniß und zum ſichern Gebrauch ſeiner Kräfte gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten, und wem dieſe Feuertaufe das Haar ſengt, der war nicht berufen!"

Auf ähnliche Weiſe war Winckelmann nach bitteren und planloſen Studien in ſeinem Magdeburgiſchen Landſtädtchen auf Bayles Werk geſtoßen, das in ſeine eigenen Arbeiten Methode und Richtung brachte. Ob Jemand zur rechten Stunde, ſagen wir mit Karl Juſti, auf einen Mann oder Schriftſteller trifft, der ihn übermächtig in ſeine Kreiſe bannt, an den er ſich ſelbſt auf eine Weile verliert, um in der Aneignung fremden Weſens das Beſte zu gewinnen, das iſt allerdings eine Haupt- und Cardinalfrage innerer Bildungsgeſchichten.

Einſtweilen war die geiſtige Wohlthat, welche unſerem Freunde aus Uhland gefloſſen, ſofort eine Veranlaſſung, ſich an deſſen perſönlichen Beiſtand zu wenden. Du haſt meiner Seele, meinen künſtleriſchen Neigungen geholfen, du wirſt vielleicht auch dem Menſchen, der in ſeiner kümmerlichen Lage dem Verſchmachten nahe iſt, die rettende Hand bieten! So mochte der junge Schreiber gedacht und empfunden haben, als er an den theuern Dichter ein Schreiben richtete, das ſich leider im Nachlaſſe Uhlands nicht mehr vorgefunden hat. Er wird nicht ganz aufrichtig ſeine Verhältniſſe geſchildert haben, in der ihm eigenen Beſorgniß, als ein Hungerleider angeſehen zu werden, aber die Umriſſe ſeiner traurigen Exiſtenz waren in jenem Briefe ſicherlich gezogen. Uhland antwortete aus Tübingen, am 22. September 1832, Folgendes:

„Sie haben, geehrter Herr, mir das Vertrauen bewieſen, ſich in Ihrem Schreiben vom 9. v. M. mit dem Wunſche an mich zu wenden, daß ich Ihnen zu irgend einer Anſtellung in Stuttgart, zum Behuf Ihrer weiteren Ausbildung behilflich ſein möge. Zu meinem Bedauern befinde ich mich in der Unmöglichkeit, Ihnen hierin gefällig zu ſein. Seit dritthalb Jahren lebe ich nicht mehr in Stuttgart, ſondern als Univerſitätslehrer hier in Tübingen; auch mein bevorſtehender Aufenthalt in der Hauptſtadt, bei den Sitzungen der Ständeverſammlung, wird nur ein temporärer, vielleicht kurzer ſein. Für keines meiner Berufsverhältniſſe bin ich im Falle, einen Gehilfen zu verwenden, und habe auch anderwärts auf Anſtellungen keinen Einfluß. Zudem iſt die Concurrenz um ſolche in unſerer Gegend ausnehmend ſtark.

Daß Sie den Plan aufgegeben, auf die Bühne zu gehen, daran haben Sie gewiß wohl gethan. Ohne ſehr entſchiedenen Beruf für dieſes Kunſtfach iſt die Lage des Schauſpielers eine überaus mißliche. Ich finde das Beſtreben, in eine der geiſtigen Fortbildung günſtigere Lage verſetzt zu werden, nur achtungswerth, halte aber doch für rathſam, nicht auf's Ungefähre auch ein beſchränkteres Verhältniß zu verlaſſen, zu dem man öfters nach gemachten Erfahrungen gerne zurückkehren würde. Sie bemerken ſelbſt, daß Sie an Ihren jetzigen engeren Kreis durch manches theuere Band gefeſſelt ſeien, zugleich zeigen die poetiſchen Proben, welche Sie mir mitgetheilt, daß es Ihnen auch in dieſem engeren Kreiſe nicht unmöglich geweſen, Geiſt und Gemüth auszubilden, ſollten Sie nun in demſelben nicht noch länger nach Ihren beſten Kräften an Ihrer inneren Entwicklung fortarbeiten wollen, bis ſich auch äußerlich eine günſtigere Wendung der Umſtände zeigt, der Sie ſich mit Sicherheit überlaſſen können?

Hochachtend Ihr ergebenſter

L. Uhland."

Jedem Weltkundigen dürfte in Hebbels Briefe, deſſen allgemeiner Inhalt aus Uhlands Antwort deutlich wird, der Umſtand angenehm aufgefallen ſein, daß der junge Menſch alle Anfragen über Dichterberuf und Talentwerth vermied, womit berühmte Männer ſo häufig heimgeſucht werden. Nicht die Nativität ſollte Uhland dem angehenden Poeten ſtellen: eine Handhabe ſollte er dem Schreiber in der Kirchſpielvogtei darreichen, damit dieſer an ſeiner inneren Ausbildung arbeiten könne. Es iſt Menſchenloos, daß der Hilfreichſte und Mitleidigſte, wie Uhland gewiß einer war, in ſolchen Situationen ſelten etwas Anderes vermag, als einen wohlfeilen, wenngleich wohlgemeinten

Rath ertheilen. Hunderte pochen ja, wie unſer Freund, an die Kammerthür, hinter der es ihnen unbequem oder unerträglich geworden iſt, Unzählige möchten ihr knappes Daſein gegen ein beweglicheres vertauſchen. Wer aber hat Muße, wie Selbſtaufopferung genug, um die Impulſe all der Klopfenden und Heiſchenden zu ſichten, Wunſch und Berechtigung, Klage und Urſache gegen einander abzuwägen! Der blos Unzufriedene und der wahrhaft Leidende zeigen uns aus der Ferne meiſtens das nämliche blaſſe Geſicht, und unter den Bettelkindern, die vor den Thüren ſingen, ſteht keinem das Zeichen Martin Luthers auf der Stirn.

In betrübter Ergebenheit wird der junge Schreiber Uhlands Wort, das ihm Ausharren empfahl, hingenommen und es zu dem ohnehin anſehnlichen Schatze erprobter Geduld, ſchweigender Unterwerfung in das Unvermeidliche gelegt haben. Nichts deſtominder machte er bald darauf einen zweiten Verſuch dieſer Art. Er ſchrieb an Oehlenſchläger nach Kopenhagen einen Brief, der ſein bisheriges Leben in der Kirchſpielvogtei zeichnete und in beſcheidener Weiſe ſeine Wünſche ausdrückte. Seine Hoffnung bei dieſem gewagten Schritte, wie er ihn gegen Wacker nannte, war darauf gerichtet, daß Oehlenſchläger den König auf den verborgenen ditmarſiſchen Poeten möge aufmerkſam machen, und die bewährte Munificenz, womit die däniſchen Könige den einen und anderen Künſtler unterſtützt hatten, auch dem Dichter-Jüngling in Weſſelburen wolle zu Gute kommen laſſen. Nach fünf bis ſechs Wochen bangſter Erwartung erfolgte Oehlenſchlägers Antwort. In den verbindlichſten und freundlichſten Redewendungen ſprach der damalige „Dichterfürſt“ Dänemarks ein „unbedingtes Lob“ der Hebbel'ſchen Poeſien aus, eröffnete dann die Ausſicht auf nähere Bekanntſchaft, fügte aber ſchließlich das tiefe Bedauern hinzu, für den jungen Standesgenoſſen nichts thun zu können. — Mein prachtvolles Luftſchloß iſt eingeſtürzt! rief Hebbel bei ſeiner erſten Zuſammenkunft mit Wacker nach dem Empfange dieſes Briefes, ich bleibe noch bei euch in euren Hütten.

Das obige Wort von dem „gewagten Schritte“ war vermuthlich im Hinblicke auf die bereits geſpannten Beziehungen der Holſteiner zu der däniſchen Regierung ausgeſprochen worden, und da die politiſchen Vorgänge des Landes unſeren Freund gleichfalls berührten, wenngleich nur oberflächlich, ſo müſſen wir ihnen hier ein flüchtiges Streiflicht gönnen. Bis zum Jahre 1830 hatten die Ritterſchaft und die Prälaten Schleswig-Holſteins allein die Beſchwerden der Herzogthümer geltend gemacht, an ihrer Spitze Welcker und Dahlmann. Dieſer war als Secretär der Ritterſchaft, 1822, der Wortführer am deutſchen Bunde geweſen und hatte in einer dort überreichten Schrift bewieſen, daß den Rittern und Prälaten das Recht entſcheidender Theilnahme an der Geſetzgebung und Beſteuerung zuſtünde. Der Bundestag aber, kraft ſeiner mit den Zeichen der Machtvollkommenheit und mit den Antrieben des böſen Willens ausgeſtatteten Ohnmacht, wies die Bittenden ab und auf die Erfüllung ihrer Unterthanenpflicht hin. Unfruchtbare Kämpfe wühlten Jahre lang fruchtlos fort. Da erhob 1830, durch das galliſche Beiſpiel ermuntert und kühner gemacht, der Volkswille ſein Haupt und zwar in einem Frieſen von der Inſel Sylt, Uwe Jens Lornſen mit Namen. Aus einer altbekannten Schifferfamilie ſtammend, hatte er in Jena ſtudirt und war dort, 1817, eines der kräftigſten Mitglieder der Burſchenſchaft geweſen. Als Advocat ſeine öffentliche Wirkſamkeit beginnend, war er ſpäter zur ſchleswig-holſteinſchen Kanzlei in Kopenhagen gegangen und hatte dort, zum Comptoirchef und Kanzleirathe emporgeſtiegen, das däniſche Weſen und die Wirkungen des deſpotiſchen Königsgeſetzes ſo genau kennen gelernt, daß er auf alle Gnaden gerne verzichtend, in ſeine Heimath zurückkehrte. In Kiel ſammelten ſich freiſinnige Männer um ihn, zum Aergerniß der Ritterſchaft, welche den Antheil des Volkes an politiſchen Angelegenheiten fürchtete. Uwe Jens Lornſen erließ ſeine berühmt gewordene Flugſchrift: „Ueber das Verfaſſungswerk in Schleswig-Holſtein“, welche in zehntauſend Exemplaren durch das Land verbreitet ward. Zwar die Dänen ließen ihn auf Sylt verhaften und nach Rendsburg abführen, ſie ſtraften ihn „wegen Handlungen, welche hätten gefährlich werden können“, aber der ausgeſtreute Saame ſchlug Wurzeln und war fürder nicht mehr auszurotten. Dieſe Zeit der Aufregung, der heimlichen Gährung, als man in Holſtein jede Bedrückung, die auf den Vätern gelaſtet und jede dem gegenwärtigen Geſchlechte zugefügte Demüthigung und Ungerechtigkeit doppelt und dreifach verwünſchte und empfand, warf auch in die Seele unſeres Freundes ihren dunklen Schatten hinein. Doch war Hebbel viel zu ſehr als individueller Menſch gekränkt und von Sorgen in Anſpruch genommen, als daß der politiſche Menſch gleichſam zur Muße des Zorns und der Empörung hätte kommen können. Er aß als Ditmarſcher am ditmarſiſchen Tiſche mit Knecht und Magd, er ſchleppte das Gewicht der Botmäßigkeit, die ihm die eigenen Landeskinder auferlegt hatten, er ſuchte ſich ſelbſt in ſeiner holſteiniſchen Heimath: was ſollte ihm das Joch der Dänen in ſolchem Augenblick bedeuten, wie ſollte er den Feind, der ihn bedrohte, jezt in Kopenhagen ſuchen?!

Gleichwohl mag die allgemein gereizte Stimmung nicht ohne Einfluß auf die ſtreitbaren Lieder geweſen ſein, welche Hebbel dazumal aus der vaterländiſchen Geſchichte ſchöpfte, und welche merkwürdiger Weiſe den perſönlichen Antheil jener Leute erweckten, die ſich bald darauf als ſeine Wohlthäter erwieſen. Er hatte nämlich dieſe Dichtungen, nebſt anderen an die von Amalie

Schoppe herausgegebenen Pariſer Modeblätter nach Hamburg geſendet, wo ſie dankbar aufgenommen worden. Namentlich enthalten die Jahrgänge 1832 und 1833 eine ſtattliche Anzahl Poeſien unſeres Freundes und einige ſeiner Erzählungen. Aus dieſer zufälligen Verbindung aber ergab ſich binnen Kurzem die lange erſehnte Wendung ſeiner äußeren Exiſtenz.

Der erſte Brief, den Amalie Schoppe an ihn richtete, trägt das Datum: 10. Auguſt 1832. Sie dankte darin zutraulich, ja herzlich aufmunternd, für ſeine Beiträge, erzählte im Vorbeigehen von Proteſten, die in Hamburg in Folge der brutalen Bundestagsbeſchlüſſe die Bürgerſchaft aufgeregt hätten, und forderte ihn auf, weitere Beiträge zu ſchicken. Dieſes liebreiche Entgegenkommen legte ihm ſofort das nämliche Wort auf die Lippen, das ſchon nach Stuttgart und Kopenhagen geflogen war; er hatte jetzt nur ein einziges Wort, konnte nur ein einziges haben, wie der Ertrinkende nur Einen Gedanken. Was Uhland nicht hatte leiſten können und was Oehlenſchläger abgelehnt hatte, das that Amalie Schoppe, das ſollte nun der hilfbereiten Frau gelingen, wenngleich nicht auf den erſten Anſtoß.

Sie bewarb ſich emſig um ihren Schützling, hielt hier und dort in Hamburg Umfrage, um ihm vorläufig in irgend einem Geſchäfte eine Stelle auszuwirken; ſie nahm zu dieſem Behufe einen jungen Lyricus, Hocker mit Namen, in Anſpruch, damit ſich derſelbe bei den Hamburger Commiſſionären Hebbels wegen umthue. In dem noch friſchen Schmerze, den ſie durch den Verluſt eines ihrer Söhne empfand, ermahnte ſie ihren Freund in Weſſelburen, ſeine Geſundheit zu ſchonen, da ſie noch große Freude an ihm zu erleben hoffe und ihm einen ehrenvollen Platz in unſerer Litteratur beſtimme. Von Hocker, den ſie in dem nämlichen Briefe einen reinen und begabten Jüngling nennt, beſtellt ſie Grüße; „nur iſt er, worüber ich ihn auslache, etwas neidiſch darauf, daß Sie ſo oft in den Blättern ſtehen, wo er gerne allein prangte; doch iſt das Scherz. Er lebt in angenehmen Verhältniſſen, hat reiche Eltern und iſt — Weinhändler: Reben und Poeſie paſſen ja trefflich zuſammen. Noch Eins! Machen Sie es wie die Kinder in der „Iduna", nennen Sie mich Amalia — das ſteife Madame oder Frau Doctorin gefällt mir nicht; ich könnte Ihre Mutter ſein — mein Karl war faſt ſo alt wie Sie — und ich bin Ihre Freundin. Meine 41 Jahre geben mir in dieſer Hinſicht alle nur zu wünſchende Freiheit; die Jahre, wo man verſucht ſein konnte, mir die Cour zu machen, ſind vorüber, ich kann nur noch kindliche Gefühle einflößen und wünſche ſie von der theuern Jugend, die ſich zu mir drängt. Meine jüngeren Söhne, Julius und Alphons, leſen Ihre Verſe mit Vergnügen, doch lieber noch Ihre Erzählungen. Ich grüße Sie beſtens, bitte Sie fleißig zu ſein, im Fache des Wiſſens Sandkorn zu Sandkorn zu legen und der Hoffnung auf freundlichere Tage die trübe Gegenwart zum Opfer zu bringen . . ." Die ganze Perſönlichkeit der Schoppe und der altfränkiſche Ahnenkreis, deſſen jüngſtes, moderniſirtes Glied ſie bildet, iſt in dieſen Briefzeilen erkennbar. In einem dritten Schreiben räth ſie ihm, vor Allem die lateiniſche Sprache ſich anzueignen, welche demjenigen unumgänglich nöthig ſei, der ſich den „ſchönen Wiſſenſchaften" zuwende. Es werde denn doch in Weſſelburen einen Pfarrer geben, dieſem ſolle er ſeinen Wunſch anvertrauen, und ihm offen ſagen, daß er für den Unterricht nicht zahlen könne: der müßte ein Schandfleck ſeines Standes ſein, wenn er nicht mit Freuden den erbetenen Unterricht ertheilte. Den Schreiberpoſten aber möge Hebbel nicht voreilig verlaſſen.

Was in ſeiner Seele vorging, als er dergleichen vernahm, iſt ohne Scharfſinn zu errathen. Zorn und Schmerz zugleich werden ihn ergriffen haben. Zorn gegen das Geſchick, gegen die Umſtände, die er doch nicht ſelber geordnet hat, gegen die verworrenen Verhältniſſe, die ſich ohne ſein Verſchulden ſo unſelig in einander gewickelt haben; Schmerz darüber, daß ihn Niemand verſtand, daß ihn alle Welt zu den Unreifen, zu den Grünen zählte, die eine vergoldete Phraſe beruhigen, eine Anweiſung auf den Nebel der Zukunft anfrichten kann. Nicht als Vorwurf wider Dieſen und Jenen ſind dieſe Worte gemünzt, am wenigſten wider die biedere, aber beſchränkte Jugendſchriftſtellerin in Hamburg. Sie ſollen nur dazu dienen, die ſeltſame, die ungewöhnliche Lage unſeres Freundes deutlich zu machen. Denn er hatte in der That, ſeitdem er Uhland kennen gelernt, einen langen und finſtern Weg zurück gelegt; und ſo ſtolz es klingen mag, ſo unbeſtreitbar iſt es, daß er als Dichter das Ziel früher erreicht als erkannt hat.

Unverwerfliche Zeugniſſe deſſen bieten die Gedichte Hebbels von 1832 bis 1835. Die aus dem Jahre 1832 haben noch etwas Verpupptes, können noch nicht völlig der Nachahmung und allegoriſchen Anwandlungen ſich entwinden. In dem Gedichte: Die drei großen Tage, wird dem Feuerſtein der Zeit der erſte Tag entſchlagen und von dem bedornten Buſen der Verzweiflung geſprochen; in dem Gedichte: Die Kindesmörderin, wird die Nacht als ein Sarg gedacht, darin der glänzende Tag ſich verbirgt. Aber ruckweiſe nimmt man wahr, wie bald hier bald dort, die Hülle reißt und eine unverfälſchte poetiſche Anſchauung hervorbricht. Nun entquellen ſeinem Geiſte die Gebilde des Anlaſſes, wo früher eine müßige Einbildungskraft mit dem Weſen- und Körperloſen getändelt hat, nun werden die Empfindungen ſinnlich, die Situationen greifbar, die Form gewinnt Charakter, die Stimmung individuelle Farbe, nun geht dem Dichter das Geheimniß der künſtleriſchen Begrenzung auf. Sein in ſpäterer Zeit verhängnißvoller Trieb nach ſchlagender Kürze kündigt ſich als kräftig ſammelnde und anmuthig ſondernde Kunſt an; bei aller Knappheit im Ausdrucke athmet ſie Wärme, bei aller plaſtiſchen Beſtimmtheit dringt ſie niemals zur Schärfe der Abſicht vor. Was gut und tüchtig in ihm iſt, Anſchmiegendes und Beharrliches, das wählt den „ſchmalen Naturpfad“ einfacher Darſtellung. Wo er uns zum Ergänzen auffordert, dort kommt unſer Gemüth in Schwingung, nicht unſere Phantaſie in's Grübeln, und über dem ernſten Nachdrucke, den ſeine vorwaltend ſchwere Natur ausübt, entwöhnen wir uns doch nicht der harmloſen Empfindung dichteriſchen Spiels. Höchſt beachtenswerth iſt der Umſtand, daß hinter den Gedichten ſeiner Frühlyrik die grobe Wirklichkeit der äußern Erlebniſſe unſeres Freundes ſich tief verborgen hat. Wüßten wir nicht, wie es ihm bisher ergangen iſt: aus ſeinen rhythmiſchen Bekenntniſſen könnten wir davon nicht das Mindeſte erfahren, ſo ſehr ward in ihnen der perſönliche Jammer abgewieſen und was an dumpfe Kümmerniß irgend mahnen kann, beſeitigt. Nur den Norden mit ſeiner „kühlen Grundfarbe“ verläugnen dieſe Dichtungen nicht und ebenſowenig die ernſt leidenſchaftliche Artung ihres Urhebers.

Die bezeichnendſten dieſer Productionen mögen das Geſagte bekräftigen.

Gretchen.

1833.

„Was trägſt Du dort am Finger, Kind?“
Das iſt ein goldner Ring,
Den ich von meiner Mutter einſt
Zum Namenstag empfing.

„So? von der Mutter? Alſo nicht
Vom werthen Freiersmann?“
O jemine! wie doch der Herr
So drollig ſpaßen kann!

Wie aber kommt der Herr darauf,
  Ich hätt' 'nen Freiersmann?
„Und haſt ihn nicht? Der goldne Ring,
  Der ſagte mir es an.“

Als nun die Abendglocke ſchlug
  Und es zum Tanze ging —
Was Gretchen nicht am Finger trug,
  Das war der gold'ne Ring.

In ſchlichten Strophen mit langgeſtreckten Verſen, wie ſie die württembergiſchen Romanzen Uhlands beſchwingen, feiert er die Schlacht bei Hemmingſtedt, gleichfalls dem Jahre 1833 angehörig. Doch iſt trotz manchen markigen Details das Anecdotiſche darin zu wenig im dichteriſchen Feuer gebrochen. Den Stücken: Proteus, Das alte Haus, Das Kind hingegen, welche ſammt und ſonders die Jahreszahl 1834 tragen, iſt der Stempel des gereiften Dichters aufgedrückt. In dem Gedichte Proteus, das er nachmals: Das höchſte Lebendige, umgetauft hat, wird der das Weltall beſeelende, alle Lebensformen ſchaffende Zug der Natur geſchildert, mit der Energie eines dramatiſchen Geiſtes, der die einzelnen Verſe wie zu einer Springfluth emporhebt.

Ich bin's, der die Welle des Lebens bewegt,
Der ihre gewaltigſte Strömung erregt,
Und dann, was ſie innerlich eigen beſitzt,
Enteilend, in's dürſtende Weltall verſpritzt.

Ha, oben in Wolken, in bläulichem Glanz,
Mit brauſenden Stürmen der ſchwindelnde Tanz!
Als Blitz dies Verflammen im nächtlichen Blau!
Als Regen dies Tränken der durſtigen Au!
— — —

In Seelen der Menſchen hinein und hinaus!
Sie möchten mich feſſeln, o neckiſcher Strauß!
Die fromme des Dichters nur iſt's, die mich hält,
Ihr geb' ich ein volles Empfinden der Welt.

Menſchlich rein, poetiſch makellos iſt:

Das Kind.

(9. Juli 1834.)

Die Mutter lag im Todtenſchrein,
Zum letzten Mal geſchmückt:
Da ſpielt das kleine Kind herein,
Das ſtaunend ſie erblickt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt ihm gar zu ſehr,
Die Buſenblumen bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Und ſanft und ſchmeichelnd ruft es aus:
Du liebe Mutter, gieb
Mir eine Blum' aus Deinem Strauß,
Ich hab' Dich auch ſo lieb!

Und als die Mutter es nicht thut,
Da denkt das Kind für ſich:
Sie ſchläft, doch wenn ſie ausgeruht,
So thut ſie's ſicherlich.

Schleicht fort, ſo leiſ' es immer kann,
Und ſchließt die Thüre ſacht
Und lauſcht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

Den Erzählungen aus jener Epoche: Der Maler, Die Räuberbraut, iſt eine noch ſchwache, in dem Muſter Hoffmanns befangene Modellirkunſt anzumerken; ſogar die Namen der handelnden Perſonen erinnern an den Dichter der Serapionsbrüder. Das Süßliche und das Schauerliche ſind einander, wie Oel und Waſſer, geſellt, vom künſtleriſchen Erfaſſen der dieſer

Gattung eigenthümlichen Geſetze iſt noch keine Spur vorhanden. Aber hin und wieder löſen ſich vielſagende Charakterſtriche und Apperçus heraus, die den Verſuchen des geborenen Dilettanten niemals zu Gebote ſtehen.

Hebbels dichteriſche Reiſe war an die lyriſche Form geknüpft und am unbefangenſten waltete ſeine poetiſche Kraft im Liebesliede. Er hat in ſeinem ſpäteren Leben nur ſelten an der Quelle des leichten, einfachen Liedes ſchöpfen dürfen, und ſo einfältig ſchön, wie diesmal, hat er nie wieder ein inneres, ſtilles Glück genoſſen.

Wir haben wenig realiſtiſche Einzelheiten über ſeine zarteſten Jugendgeheimniſſe und wir brauchen zum Glücke nicht viele, um uns ſeine Zuſtände deutlich zu machen. Die erſten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend, ſagt Goethe, nehmen durchaus eine geiſtige Wendung. Bei unſerem Freunde war dieſe Wendung ſeltſamer Weiſe nicht einmal von einer begehrlichen Regung begleitet, auch nicht im Mindeſten von einer ungeduldigen Wallung des Blutes berührt. Dies ſagt uns der Liedercyklus: Ein frühes Liebesleben, wohl das anmuthigſte ſeiner dichteriſchen wie biographiſchen Denkmale. Die Mehrzahl dieſer kleinen Gedichte waren an Doris Voß, eine der Töchter des Kirchſpielſchreibers, gerichtet, an die damals ſehr junge Schweſter Emiliens, die er ſeit dem Eintritte in Suſannas Schule bis in ſein achtzehntes Jahr geliebt hatte. Wie die Neigung zu Emilie aufgeblüht und abgewelkt iſt, wiſſen wir nicht; in den Aufzeichnungen des Dichters findet ſich nur die lakoniſche Bemerkung vor, daß Emilie ihr Herz plötzlich einem Jünger der Nadel geſchenkt habe. Doris, welche nun in den Lichtſchein der einſt von ihm verehrten Schweſter trat, ſcheint die Zeichen ſeiner Anhänglichkeit mit Kinderaugen, halb zaghaft, halb neugierig betrachtet und ſie mit keuſcher Saumſeligkeit erwiedert zu haben. Es ſind zierliche

Stege, auf denen wir in jenen Liedern dem Freunde folgen, der ſelbſt im Mädchenſchritt von heiliger Schüchternheit zu wunſchloſer Freude weiter geht und den erquickenden Segen zärtlicher Liebe nicht leidenſchaftlicher feſthält, als die unbeſtimmte Seligkeit halb entgegenkommender Neigung. In ebenſo beſcheidenen aber darum nicht weniger innigen Tönen drückt ſich ſein Wehgefühl um die früh Verſtorbene aus. Seine Liebe zu der holden Doris war eine züchtige, die weder mit wilden Erregungen, noch mit abenteuerlichen Hinderniſſen zu ringen, die ſich nicht durch bange Zweifel durchzukämpfen, nicht an ſelbſtgeſchaffenen Qualen wund zu ritzen hatte, war eine ſanfte, ſogar in den Schmerzen, die ſie mit ſich führte, wohlthuende, die Seele wärmende Neigung. Nicht einmal als eigentlich ſchön haben wir uns das Bildniß der Geliebten auszumalen, als jungfräulich lieblich allein. Darum ſind dieſe Lieder ſchämig, darum wird eine leiſe Stimme in ihnen hörbar, ob ſie nun von Doris' erſtem Gange zum Abendmahl oder von ihrem Druck der Hand oder von den Blumen, die ſie einſt pflanzte, erzählen. Darum gedeiht in ihnen eine unſcheinbare, falbe Sinnlichkeit, die an das blonde Aehrenfeld erinnert und wo ſie tiefer ſich färbt, die dunkelnde Kornblume nicht überbietet. Und weil Vater und Mutter um die Empfindung der Tochter wußten, ohne zu nicken und ohne abzuwinken, ſo gab es nur ſüße, nicht ſchlimme Heimlichkeiten, und ging ein unſchuldiger Geiſt ein und aus.

An einigen dieſer Lieder haben andere als Doris' Augen Antheil gehabt: da aber ein milder Hauch ſie ohne Unterſchied bewegt, ſo hat ſie der Dichter nicht je nach den blauen oder braunen Augen, denen ſie ihr Daſein verdanken, geſondert. Eines der duftigſten theile ich mit.

Süße Täuſchung.

23. September 1834.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
  Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich ſo tief, ſo ganz hinein
  In jene ſel'ge Zeit verſenke,
Wie wir zuſammen Hand in Hand
  Hier wandelten in ſtillem Wehe,
Da iſt es mir, als ob das Band
  Noch immer heiter fort beſtehe.

Wir gehen fort und immer fort
  Und ſchau'n die Gräber in der Runde,
Du haſt für jegliches ein Wort
  Und ſprichſt es aus mit ſanftem Munde,
Du ſprichſt vom frühen Schlafengeh'n
  Und von der Eitelkeit der Erde
Und von dem großen Wiederſeh'n,
  Das Gott uns nicht verſagen werde.

Und kommt zuletzt Dein eigen Grab,
  So rufſt Du aus: wir müſſen ſcheiden!
Der Vater ruft die Tochter ab,
  Wir wußten's längſt, und wollen's leiden!
Und ruhig wandle ich hinaus,
  Wie einſt aus Deines Vaters Garten,
Wenn er Dich heimrief in das Haus,
  Du aber ſprachſt, ich ſolle warten.

Jenes Mädchen, welches dieſen Liedercyklus mit angeregt hat, hieß Margarethe Carſtens und war die junge Stieftochter eines Lehrers Clauſſen. Sie hat ſich nachmals nach Eiderſtedt verheirathet. Der Dichter ſprach mir von Gretchen einſt auf einem Spaziergange in den Prater und ſein Geſicht hatte dabei einen ſo kindlichen Ausdruck der Innigkeit, daß das Feuer kein dunkles geweſen ſein kann. Er ſagte dann die Verſe, welche unter der Ueberſchrift: Nachklang ſein frühes Liebesleben abſchließen, bewegt vor ſich hin und ſetzte hinzu, daß ſie noch aus Weſſelburen herrührten.

Ach, zauberiſche Huldgeſtalt,
Die nie vergeſſen läßt!
Du hältſt mit ewiger Gewalt
Mich noch im Tode feſt:
Du ſpielſt ein ſanftes Abendroth
In meine Bruſt hinein,
Und biſt Du allenthalben todt,
Dort wirſt Du's nimmer ſein.

Als Hebbel im September des Jahres 1856 in dem alterthümlichen Schloſſe Bertholdſtein, an der ſteiriſchcroatiſchen Grenze, bei einem Freunde zu Gaſt verweilte, da erſchien ihm im Schlafe die Jugendgeliebte. Er hatte ſein Zimmer nahe einer Todtencapelle und war durch den ſchlechten Weg, der vom Dorfe zum Schloß hinauf führte, an Ditmarſchen erinnert worden. „Nachts der Traum von Gretchen Carſtens, die ich in Weſſelburen ſo leidenſchaftlich liebte und die jetzt auch ſchon längſt begraben iſt; wir hatten uns lange nicht geſehen, gaben uns die Hand und küßten uns herzlich. In der Nähe der Todten von der Todten, denn nur ein Zimmer trennte mich von der Capelle, ſeltſam genug. Im Uebrigen war es der erſte Kuß, den ich von ihr empfing, denn im Leben kam ich nie ſo weit, ſondern belauſchte nur des Abends ihren Schatten auf der Fenſtergardine oder drückte die Thürklinke.“

Nicht zu einer hundertblätterigen Roſe war ſeine Liebe aufgegangen, in vielen Heckenknoſpen war ſie hervorgebrochen;

eine derſelben hatte den Namen Hedwig. Dieſe war ein noch unconſirmirtes hübſches Mädchen, welche mit ihrer älteren Schweſter, mit ihrer Mutter, einer Witwe Schulz, und einem Schauſpieler Linhard, in Weſſelburen theatraliſche Vorſtellungen gab. Als ſie einſt in einem Stücke die Unſchuld darzuſtellen hatte, ward ihr eine lebendige Taube auf die Schulter gebunden. Sie iſt jetzt die Witwe des vor einigen Jahren im Herzogthume Schleswig conceſſionirt geweſenen Schauſpiel-Directors Herweg. In jener Liebesperiode traf ihn einer ſeiner Bekannten um die Mittagsſtunde in dem Gärtchen ſeines Principals an, oben im Baume ſitzend und mit Verſen an ſeine kleine Hedwig beſchäftigt. Was Hebbel für das liebliche Weſen empfunden und wie lange der Eindruck in ihm nachgewirkt hat, theilen uns die in München, 1837, ihr geweihten Strophen mit:

An Hedwig.

(Eine holſteiniſche junge Schauſpielerin.)

Es war in ſchöner Frühlingszeit,
Als ich Dich fand bei Spiel und Scherz,
Da drängte all die Lieblichkeit
Sich lind, wie nie noch, an mein Herz.

Du ſelber warſt dem Frühling gleich,
Der nur verſpricht, doch nicht gewährt,
Drum ward ich nicht vor Sehnſucht bleich
Und von Entzücken nicht verklärt.

Es war der Morgen vor dem Feſt,
An dem man nur noch Träume tauſcht,
Das Weh, das keinen Stachel läßt,
Die Freude, welche nicht berauſcht.

Wie nur noch grün der Roſenſtrauch,
Doch auch ſchon grün die Neſſel war,
So glichen ſich die Stunden auch,
Die uns beglückten, wunderbar.

Nach manchem Tag kam dann der Tag,
Der uns, vielleicht auf ewig, ſchied;
Ich trug es, wie man's tragen mag,
Wenn man den Frühling ſcheiden ſieht.

Nur ſelten ſtieg Dein holdes Bild
Mir auf in der erſtarrten Bruſt,
Doch ward ich einmal weich und mild,
So war ich gleich mir Dein bewußt.

Und dieſes fühl' ich: blick' ich einſt
Von meinem Sterbebett zurück,
So iſt, daß Du mir noch erſcheinſt,
Mein letzter Wunſch, mein letztes Glück.

Du warſt mein Lebensengel, ſei
Denn Du mein Todesengel auch,
Dann miſcht noch in den Herbſt der Mai
Den überquellend vollen Hauch.

Am Morgen, wo der Menſch erſteht
Für ſeinen ſchweren Tageslauf,
Und Abends, wenn er ſchlafen geht,
Da ſchaut er gern zum Himmel auf.

In jenen Tagen knoſpender Liebe und williger Entſagung ſchaute er zum erſten Male dem Käthchen von Heilbronn in die ſüßen blauen Augen und druckte ſich das rührende Bild Alles aufopfernder und darum vom Himmel nach langer ſchmerzlicher

Probe gekrönter Liebe, er glaubte auf ewig, in die Seele. „Wie ein Stern", ſagt er ſelbſt, „biſt du in meiner trüben Zeit über meinem Haupte aufgegangen und haſt jene Seligkeit, die mir das Leben noch verweigerte und nach der mein Herz doch ſchon ungeduldig ſchmachtete, in meine Bruſt hinein gelächelt: deine Schmerzen habe ich getheilt, denn mir war, als ob ich ebenſo hinter dem Glück herzöge, wie du hinter deinem ſpröden Geliebten, und auf deiner Hochzeit war ich der fröhlichſte, wenn auch zugleich der ſtillſte Gaſt, denn ich glaubte feſt, wie du, wenn ich mich auch nicht ſo klar auf den prophetiſchen Traum beſinnen konnte, der meinen Wünſchen die Erfüllung verhieß, an endliche Erhörung. Sie ziehen alle wieder an mir vorbei, die linden Frühlings- und Sommertage, die oft ſelbſt in dem von der fernen Eider beſpülten kleinen Ditmarſchen, meinem Vaterlande, ſo ſchön waren, und die mir noch nichts brachten als erhöhte Sehnſucht und zuweilen auch erhöhtes Vertrauen; wie goldene Rahmen kommen ſie mir jetzt vor, die ſich nicht um ein Bild, ſondern um die leere Luft zuſammenſchloſſen. Aber damals empfand ich das nicht ſo, ich ſchaute durch dieſe Rahmen hindurch in die abendröthlich dämmernde Welt hinein, wo die Zaubergeſtalten tanzen und ſchweben, die der Dichter ſchafft, weil die Natur ſie nicht unmittelbar ſchaffen kann, und von dieſen Geſtalten warſt du lange der Mittelpunkt."

Gegen dieſe vereinzelten Lichtblicke ſtach das beängſtigende Grau ſeines Tagewerks und ſeiner Lage bis zur unerträglichen Marter ab. Ja, die hellen Strahlen flüchtiger Augenblicke beſchienen boshaft ſeinen in eine endloſe Oede ſich vor ihm verlierenden Lebensweg und jede Verfinſterung ſeines Gemüthes, jede Schwiele und Narbe, die ſpäter ſein Inneres entſtellten, ſind auf den Widerſpruch der damaligen Situation zu der geiſtigen Stufe, welche er einnahm, zurückzuführen. „Daß ich in Ditmarſchen geiſtig ſchon ſo hoch ſtand, ich wußte von Kunſt und Wiſſenſchaft, was ich jetzt weiß, und hatte Die Jungfrau und Das Kind ſchon gemacht, und dennoch geſellſchaftlich von dem Kirchſpielvogt Mohr, der mich erkannte, ſo niedrig geſtellt ward, iſt das größte Unglück meines Lebens." So lautet ein Stoßſeufzer in ſeinem Münchener Tagebuche. Die Zeit des Kirſchenpflückens war eben vorüber, die Zeit des Diſtelköpfens war angebrochen.

Der Kirchſpielvogt Mohr iſt lange im Hintergrunde dieſer Erzählung geblieben, er muß nun wieder auf eine Weile in den Vorderraum treten, zugleich mit den Anklagen unſeres Freundes, deſſen Anſprüche an ſeinen Brodherrn eine andere Geſtalt angenommen haben. Die Stunden ſind ungleich und jedes edlere Gemüth wird in ſeinem Verhältniß zu den Mitmenſchen dieſen Unterſchied beachten. Mohr hat ihn überſehen. In der ſtätigen Dankbarkeit und Anhänglichkeit des armen Schreibers hat er nichts weiter als ein erklärliches Ergebniß der Wohlthaten erblickt, die demſelben durch deſſen Aufnahme in die Kirchſpielvogtei erwieſen worden: aus den Pflichten, die Hebbel treulich erfüllte, jetzt, wie ehedem, hat ihn niemals eine Mahnung angeſprochen, die ihm ſelber eine Verpflichtung gegen den rathlos taſtenden und verlaſſenen Jüngling auferlegt hätte. Der gemeine Dünkel eines kleinlichen Beamten ſchrieb dem Kirchſpielvogte das genaue Einhalten der Rechenmethode des Principals gegen den Untergebenen vor und das jämmerliche Bewußtſein, von angeſehenen Leuten abzuſtammen, ließ ihn fühlen, daß er der Sohn eines Mauermannes, daß er ein Häuerling ſei. Ein ähnliches Denkmal hat ſich der hochwürdige Diaconus Treſcho in Mohrungen geſtiftet, indem er anſtatt den Wiſſenstrieb des Knaben Herder aufzumuntern, deſſen bedeutende Fähigkeiten er wohl erkannt hatte, der bekümmerten Mutter oft die harten Worte ſagte, wo ſie denn hindächte, wenn ſie wünſche, ihr Sohn möge ſtudieren oder zu irgend etwas

Anderem als zu einem Handwerke ſchreiten! Ruhig ſah er zu, wie ſeine Schweſter den geduldigen Jungen, der bei ihm wohnte, zu allerhand Verrichtungen, Marktbeſorgungen und Botendienſten mißbrauchte. Unſer Kirchſpielvogt hätte ſich alſo immerhin auf einen frommen Vorgänger berufen können. Mochte Hebbel auch eitel geweſen ſein, wie einer ſeiner Jugendfreunde betont, eingebildet auf ſeine Vorzüge: ſo war er doch im Grunde ſeines Herzens demüthig, zur Verehrung, ja Ueberſchätzung deſſen geneigt, was Andere gegen ihn voraus hatten. Mochte er auch mitunter durch ſeine Umgangsformen Spott oder Widerſtreben hervorgerufen haben: der gewaltige Ueberſchuß ſeiner geiſtigen Kraft glich die Sprödigkeit und Steifheit ſeines Benehmens wieder aus. Der Kirchſpielvogt aber hat nichts dazu gethan, die Spitzen und Kanten der Natur Hebbels abzuſchleifen, die unerfreuliche Mitgift ſeines Herkommens zu verringern. Im Gegentheil: Woher kommt mein ſchüchternes, verlegenes Weſen! ruft Hebbel in ſeinem Tagebuche, woher kommt es, als daher, daß dieſer Menſch mir in der Lebensperiode, wo man ſich geſelliges Benehmen erwerben muß, jede Gelegenheit dazu nicht allein abſchnitt, ſondern mich dadurch, daß er mich mit Kutſcher und Stallmagd an einen und denſelben Tiſch zwang, auf's Tiefſte demüthigte und mir oft im eigentlichſten Verſtande das Blut aus den Wangen heraustrieb, wenn Einer kam und mich ſo antraf. Nie verwinde ich das wieder, nie, und darum habe ich auch nicht das Recht, es zu verzeihen. — Mit vortrefflichen Schulzeugniſſen ausgerüſtet war er in die Kirchſpielvogtei gekommen und hatte dem Principal vom erſten Tage an Dienſte geleiſtet, die anfänglich zwar gering waren, die denſelben aber ſehr bald in den Stand ſetzten, ſeinen früheren Schreiber zu entlaſſen und Hebbel an deſſen Statt zu verwenden. Dadurch war dem Vogte der nicht unbeträchtliche Gehalt erſpart worden, den er hatte zahlen müſſen, und unſer Freund hatte als Aequivalent des Herrn abgelegte Kleider, die Beköſtigung am Geſindetiſche, und während der letzten Jahre eine Kleinigkeit an Beſoldung erhalten. Als der Kutſcher Chriſtoph, mit dem er das Bett theilte, am Fleckfieber ſchwer erkrankt darnieder lag, da fiel es Mohr nicht ein, wenigſtens jetzt unſerem Freunde eine andere Schlafſtelle anzuweiſen. Zu ſeiner Bildung hat er auch nicht ein Sandkorn beigetragen, dies können Alle beſtätigen, die mit Hebbels Jugendleben vertraut geweſen. Der Poſtbote Teß aus Weſſelburen ſagte zu Groth (1875) „das wiſſe ja doch Jedermann in der Marſch, Weſſelburen zumal, wie Mohr gegen Hebbel gehandelt habe“. Eine Epiſode aus dem Jahre 1834 möge dieſe traurige Bilderreihe ergänzend abſchließen.

Im Sommer des genannten Jahres verheirathete ſich der Kirchſpielvogt Mohr mit der Tochter des Kirchſpielvogtes Bruhn, weiland in Weſſelburen. Da dieſe Hochzeit auf das Solennſte ſollte gefeiert werden, ſo waren nur wenige Weſſelburener, aber deſto mehr Heider nebſt anderen Honoratioren der Landſchaft als würdige Gäſte geladen. Hebbel, der doch mit zum Hauſe gehörte, war als nicht hoffähig übergangen worden. Er empfand nur zu ſehr dieſe gar zu auffällige Zurückſetzung und Geringſchätzung, ertrug ſie aber mit ſtoiſcher Gelaſſenheit. Einige Tage vor der Hochzeit kam er mit mehreren Weſſelburenern zuſammen und warf, wie Wacker ſich erinnert, leichtlich die Aeußerung hin, die jungen Leute des Fleckens könnten dem Kirchſpielvogte an ſeinem Ehrentage durch einen Fackelzug eine Krone der Ehren aufſetzen. Wenngleich ein eben auftauchender Einfall, wurde derſelbe dennoch lebhaft ergriffen und feſtgehalten, ſo daß man von allen Seiten einſtürmte, ihn zu verwirklichen. Begreiflicher Weiſe handelte es ſich dabei nicht um die Ehre des Kirchſpielvogts allein, als vielmehr um das Vergnügen, den Genuß eines nie dageweſenen Schauſpiels. Genug, die jungen Leute ließen ſich beſtimmen und gingen in möglichſter Stille an die Vorkehrungen zu dieſem, dem Kirchſpielvogte, wie ihnen ſelbſt, ja dem ganzen Flecken zugedachten Spaß. Es mußten Fackeln angefertigt werden, eine Schmiede wurde zum Laboratorium gewählt und Alle, Hebbel darunter, arbeiteten tapfer in Pech und Harz, Theer und Werg. Wiewohl Keiner ein Meiſter in der Feuerwerkerei heißen konnte, ward dennoch ein Fabricat zu Stande gebracht, welches, zur angeſetzten Stunde verwendet, jede Erwartung bei Weitem übertraf. Es ſollten aber zugleich Lieder geſungen, gedichtet und überreicht, es ſollte der Fackelzug geordnet werden. Der poetiſche Theil fiel Hebbel zu, während der nachmalige Organiſt Wacker den geſanglichen übernahm. Hebbel verlangte von dem muſicaliſchen Dirigenten nur die Angabe des Versmaßes und zwei Stunden ſpäter hatte er ſeine poetiſchen Producte fix und fertig abgeliefert. Das eine wurde vor dem Hochzeitshauſe unter Inſtrumentalbegleitung geſungen und dem jungen Paare überreicht, das andere bei dem Verbrennen der Fackeln luſtig abgeorgelt. Als aber beim Ueberreichen des Hochzeitscarmens die Leiter des Fackelzuges und die beſonders wirkſamen Mitglieder dringend und wiederholt aufgefordert wurden, nunmehr das Feſt bis an's Ende verſchönern zu helfen, da war Hebbel zum Mitgehen in das Hochzeitshaus auf keinerlei Art zu bewegen. Allerdings fragte der ungemein freudig erregte Kirchſpielvogt beim Erſcheinen der Andern ſofort nach ſeinem lieben Hebbel, und als deſſen Kommen verneint ward, ſchien wenigſtens ein Tropfen Bitterniß in den Kelch ſeiner glücklichen Befriedigung zu fallen.

Mit der zunehmenden Helle, in welche die geiſtigen Prozeſſe unſeres Freundes traten, mit der erhöhten Deutlichkeit, welche die dichteriſchen Gegenſtände gewannen, ſchnitten ſich auch die ſchmachvollen Zuſtände, die Unbilden und Erniedrigungen ſeines

Lebens in ſcharfen Contouren vor ihm ab: mit dem poetiſchen Vermögen, das auf dem Sammeln und Steigern beruht, ging ein geſchäftiges Zuſammentragen der bittern, häßlichen Eindrücke, ein emſiges Aufzählen aller Unglückspoſten betrübſam Hand in Hand. Hebbels Verweilen bei den Nachtſeiten der menſchlichen Natur, ſein Hang, die Rinde der Dinge abzukratzen, ſein unheimliches Aufdecken der Wurzeln: in dieſer Epoche ſind ihre Urſprünge zu ſuchen und zu finden. Die größte Thorheit iſt, gebeugt in's Leben einzutreten! Das Leben iſt dem Widerſtreben geweiht; wir ſollen uns aufrichten, ſo hoch wir können und ſo lange, bis wir anſtoßen! — In Ditmarſchen hat mich Keiner gekannt. Wenn ein Menſch im Sumpf liegt und dem Erſticken nahe iſt, kann ihn Niemand kennen lernen! — An ſolchen Ausrufungen fehlt es in der Folgezeit nicht, und wir begreifen ſie erſt vollſtändig, nachdem wir in ſeine Jugend eingeweiht worden ſind.

Vielleicht noch nie, gewiß aber äußerſt ſelten, hat ein Menſchenkind unter dem Gefühle des Stolzes bei der Nöthigung, ihn zu unterdrücken, ſtärker gelitten, als eben Friedrich Hebbel. Schon aus ſeiner früheſten Kindheit wird uns von ſeinem Bruder Johann ein Zug überliefert, der als ein voller Naturlaut des Stolzes gelten kann: Friedrich war zwei Jahre alt, als ihn die Mutter aufforderte, den fremden Säugling zu wiegen, den ſie neben dem eigenen, der Bezahlung wegen, wie wir wiſſen, angenommen hatte: Friedrich aber ſagte mit ſeinen Kinderlippen die Worte: Meinen Bruder will ich wiegen, aber den fremden Bruder nicht! und ſtellte ſich zu Häupten Johanns hin, um ihn zu ſchaukeln. Er ſelbſt entſann ſich, daß er als Burſche auf einem Bauernhofe ein Pferd habe ziehen ſollen und daß er ſich beharrlich gegen dieſe Zumuthung geſträubt habe. Was beim Sohne des Reichen, meinte er, indem er dieſe Jugenderinnerung anmerkte, angeborener Adel heiße, das werde bei dem Sohne des

Armen Bettlerſtolz geſchimpft. An dem jungen Goethe, fährt er fort, wurde das Selbſtgefühl ſo gelobt, ich hatte es auch, wurde aber hart dafür getadelt und oft gezüchtigt, wenn es hervortrat. Das ſei der Fluch der Armuth, daß Alles, was Selbſtgefühl verrathe, ſich nicht mit ihr vertrage, ſondern als Hochmuth, Anmaßung und Lächerlichkeit erſcheine! Infelix paupertas, quia ridiculos miseros facit! lautet der römiſche Spruch. Der Dichter hat mir offen geſtanden, daß die Charakteriſtik ſeines Demetrius im Vorſpiele zu der gleichnamigen Tragödie ein biographiſches Bekenntniß ſei. Das trotzige, herausfordernde Benehmen Dmitris am Hofe des Wojewoden von Sendomir, wo er Knechtesdienſte verrichtet, der dem Jüngling eingepflanzte Stolz, gegen den derſelbe umſonſt ankämpft und welcher erſt nachträglich ſeine Rechtfertigung empfängt, dies Alles iſt aus verwandten Stimmungen und Prätendentengelüſten der Jugend unſeres Freundes geſchöpft.

Ich ſetz' mich lieber auf die nackte Erde,
Als auf den Stuhl des Bauern, trinke lieber
Aus hohler Hand, als aus dem Napf des Knechts,
Und ſuch' mir lieber Beeren für den Hunger,
Als daß ich ſchweige, wo der Bettler zecht!

Daß er aber den Einfluß der Armuth ſo ſchmerzlich, dermaßen als zerſtörend empfand, macht eben das Unglück dieſer Armuth aus. Nur denjenigen, der ſie willig hat, bewahrt ſie vor der tiefen Hölle! ſingt der Meiſter Gottfried. Es iſt viel über das Heilſame und Bildende der Armuth geredet und geſchrieben worden, insbeſondere über ihre fördernden Wirkungen auf den productiven Geiſt, und wir werden im Verlaufe der Erzählung Gelegenheit haben, Hebbel ſelbſt noch in dieſer Frage zu hören. Mir däucht, man dürfe im Allgemeinen die Linie nicht überſehen, welche Armuth von Noth im eminenten Sinne ſcheidet, und man müſſe, was den einzelnen Fall hier anbelangt, auf den Zuſatz von Begehrlichkeit und treibendem Ungeſtüm in Hebbels Perſönlichkeit Gewicht legen. Er hatte keine Faſer der freundlich bildſamen Naturen, bei denen jeder Mangel leiſe und unwillkürlich ſich in eine Begrenzung umſetzt, jede Entbehrung allmählich und unvermerkt ſich in ein Verzichten aus freier Wahl verwandelt. Der ſchmuckloſe Platz täglichen Lebens war für ihn nicht der Ort, wo er ſich wohlig fühlte, denn in ihm überwog das wollende und fordernde Element. Den guten Bewohnern von Todi, wenn ſie von der Feldarbeit heimkehrend, ſich den Hügel hinaufſchlängelten und ihre Ochſen antrieben, während ihre Weiber die braunen Kinder auf dem Rücken trugen und einige Franciskaner mit ſtaubbedeckten Füßen ihnen folgten, denen hat es angeſtanden, das Loblied Giacopones auf die Armuth zu ſingen, das ſich mit der Abendglocke des Ave Maria vermiſchte. Mit ſchwellenden Kräften jedoch, mit leidenſchaftlichen Impulſen verträgt ſich ein ſolches Loblied nicht. Und wenn Jacob Grimm die Armuth preiſt, indem er hervorhebt, daß Dürftigkeit zu Fleiß und Thätigkeit anſporne, einen nicht unedlen Stolz einflöße, und dann die Beziehung der Armuth zu unſerer Nation in's Auge faßt, indem er Vieles von dem, was Deutſche überhaupt geleiſtet haben, gerade dem Umſtande zuſchreibt, daß ſie kein reiches Volk ſind, daß ſie von Unten herauf arbeiten und ſich viele eigenthümliche Wege bahnen, ſo muß denn doch hinzugefügt werden, daß Grimms Jugend nicht die Nacht der Sorge geweſen, und daß ſeine Erinnerungen an den Amtmann von Steinau, an die wieſenreiche, mit ſchönen Bergen umkränzte Gegend und an die gefällige Bücherei im väterlichen Hauſe durchaus nichts mit Erinnerungen ſolcher Art gemein haben, wie an den Erbſchaftshader wegen einer zerriſſenen Schürze oder an die im Dunkeln genoſſene

Hühnerſuppe oder an den entlaſſenen Sträfling, der Eltern und Kinder harpyenhaft aus dem Hauſe treibt.

Je mehr Hebbel litt, deſto ſchweigſamer wurde er, ſo daß den Freunden in Weſſelburen und Heide ſeine inneren Vorgänge nichts weniger als offenkundig vor Augen lagen. Ihm erſchienen jetzt die angeknüpften Verhältniſſe in einer anderen Beleuchtung. Denn der gegenſeitigen Berührungspunkte waren immer weniger, der Abſtände dagegen zwiſchen ſeiner Entwicklungsſtufe, ſeinen Zielen und denen der Genoſſen immer mehr geworden. „Ich kann mit einer Thür reden, falls nur mit Kreide ein Menſch darauf gemalt iſt, dies erklärt viele meiner Verbindungen von ehemals", ſchrieb er auf das Heft der biographiſchen Anmerkungen, unter dem Schlagworte: Spätere Zeit. Auch der Trieb, ſeine Gedichte vorzuleſen, hatte nur ſo lange gedauert, bis etwas Gutes entſtanden war; da hörte derſelbe mit einem Male auf. Wo aber die Herzlichkeit des Einvernehmens entſchied, wie bei Wacker, Hedde, der Familie Voß, da verloren jene Gegenſätze in der menſchlichen Ausgleichung ihren Stachel gänzlich. Zu guter Letzt ſchloß er mit einem jungen Manne, Leopold Alberti in Friedrichſtadt, der literariſch mit ihm wetteiferte, in hitziger Uebereilung Freundſchaft. Dieſem hat er wahrſcheinlich ſeine Schmerzen, ſeine Hoffnungen und Pläne anvertraut.

Aus der letzten Periode ſeines Weſſelburener Lebens ſtammt eine werthvolle Portraitſkizze, welche Klaus Groth von unſerem Freunde entworfen hat. Groth ſah ihn das erſte und einzige Mal, als er ſelbſt fünfzehn Jahre, Hebbel einundzwanzig zählte.

„Mich bemerkte er wohl nicht, ich war klein und gänzlich knabenhaft. Ich hielt mich ſchon damals bewundernd in der Ferne, obgleich er erſt nur wenige lyriſche Gedichte in's Modeblatt der Amalie Schoppe hatte rücken laſſen. Er war ſchlank gebaut, doch fleiſchig, beinahe üppig, mädchenhaft, eine große bewegliche Geſtalt mit blauen Augen, blondem Haar. So war auch ſeine Stimme weich und biegſam, wie ſeine Bewegungen. Er ſtand mit mehreren jungen Freunden, Schreibern bei Beamten, wie er ſelber, vor einem Bücherbrett, das er mit raſchen Blicken muſterte. Einige Aeußerungen, die er über Bücher machte, welche er herab nahm und oberflächlich durchblätterte, klingen mir in der Erinnerung etwas ſelbſtbewußt. Ich ſah ſpäter nach, es waren juriſtiſche Werke: Damit alſo beſchäftigte ſich der Dichter, waren meine Schlüſſe. Dieſe ſeine Freunde blickten offenbar mit Reſpect zu ihm hinauf, gemengt vielleicht mit etwas Mißtrauen in ſein Thun und Können. Ich ſelbſt war ganz Ehrfurcht, ſeine Erſcheinung war mir eine durchaus geniale. Vielleicht hat niemals Jemand wieder mit dem ungemiſchten Gefühle reiner Bewunderung perſönlich zu ihm aufgeblickt. Dies iſt ja nur dem Knabenalter gegeben."

Mit dem Beginne des Jahres 1834 that ſich endlich die Lücke weiter auf, durch welche ſeine Befreiung hereinſchimmerte. Amalie Schoppe zeigte ihm an, daß ſie Ausſicht habe, ihm eine Stelle in einem Lotteriegeſchäfte, das mit einer Papierhandlung verbunden war, zu verſchaffen. Dasſelbe bedürfe eines umſichtigen Verwalters, als welchen ſie dem Eigenthümer ihren jungen Freund vorgeſchlagen habe. Obendrein ſei es leicht, werde ihm freie Zeit zur Genüge laſſen, und ihm in dem Grade Muße und Geld gewähren, daß er ſich in den Wiſſenſchaften, namentlich den Sprachen, ausbilden könne, um nach einigen Jahren ſo viel erübrigt zu haben, daß er doch noch ſeinen Lieblingswunſch, zu ſtudieren, erreichen werde. Das war ein Wechſel auf lange Sicht. Zugleich habe ſie dem Beſitzer der Wöchentlichen und gemeinnützigen Nachrichten, Herrn A. Hartmeyer, ihren Schützling auf's Wärmſte empfohlen, und wenn jener ihn auch nicht augenblicklich zu placiren im Stande ſei, ſo wünſche er doch einſtweilen

Genaueres über den jungen Mann zu erfahren. Hebbel möge daher in einem offenherzigen Briefe alles Nöthige über Herkunft, Erziehung und Ausbildung in den erſten Schulkenntniſſen mittheilen, ferner auf den Umſtand hinweiſen, daß er fünf Jahre hindurch zur Zufriedenheit ſeines Principals in der Kirchſpielvogtei geſtanden habe, daß er dieſe Poſition nicht leichtfertig aufgeben wolle und daß er, ſeine Fähigkeiten und ſeinen Charakter betreffend, die beſten Zeugniſſe beibringen könne. Endlich ſolle er ſeinem brennenden Triebe nach höherem Unterricht Ausdruck leihen und hervorheben, wie ſehr ſeine Kräfte bei längerem Verbleiben in Weſſelburen zuſammenſchrumpfen und verkümmern müßten. Dem Allen ſolle er zum Ueberfluſſe ſeine Anſichten über Religion, Lebenszwecke, bürgerliche Stellung zur Welt u. dgl. hinzufügen. Dieſer Brief jedoch wäre wohlüberlegt aufzuſetzen und in möglichſt ſchöner Schrift abzuſchreiben. Amalie Schoppe wünſche ihn unverſiegelt zu erhalten, damit ſie ihn vorher leſen und alsdann perſönlich übergeben könne.

Die wohlmeinende, fürſorgliche Frau ſprach mit Hebbel, wie mit einem Secundaner.

Indeſſen ging neuerdings ein halbes Jahr ohne Reſultat für ihn in's Land, bis im Juli 1834 das folgende Schreiben bei ihm eintraf:

Theuerer Hebbel!

Mein Herz iſt Ihnen in dieſem Augenblicke ſo nahe, daß ich es mit der Feder auch ſein muß. Eben war Bürgermeiſter Möller, ein Fahmeraner (alſo Landsmann) hier; er ſteht in Tönningen und hat durch Conſul Lexow, dem mein Juſtizrath Albrecht, Poſtmeiſter hier, auf meine Bitte, von Ihnen und Ihren Talenten geſchrieben hat, ſchon von Ihnen gehört. Man will zuſammentreten und für Sie thun, was Sie glücklich machen wird: Sie ſollen ſtudieren! Möller hat mir ſeinen Handſchlag darauf gegeben, daß er Alles aufbieten will, Ihnen zu dieſem Ziele, in Verbindung mit Andern behilflich zu ſein! Ich bin faſt außer mir vor Freude! Dies iſt radicale Hilfe, alles Andere wäre Stückwerk geweſen. Möller ſchreibt mir, ſo wie er nur wieder in Tönningen angelangt iſt, von Ihnen, und was er mit Lerow für Sie bewirkt hat. Es haben ſich noch Andere bereit erklärt, thätig für Sie zu ſein — kurz es wird, es muß gehen!

Mein Herz iſt ſo voll Freude, als ſei mir ein großes Glück begegnet, — Sie liegen mir am Herzen und ſchwer, da mir bisher nichts für Sie gelingen wollte.

Möller hat ein Kind zur Frau, das früher vier Jahre bei mir auf Fahmern in Penſion war; er ſcheint ein herrlicher Mann zu ſein und iſt ein hochgebildeter; ich habe ſchon viel von ihm gehört.

Alſo Muth gefaßt, mein Freund! es wird nun Alles zum Allerbeſten gehen — Gott hat es ſo gewollt, und es ſollte nicht anders kommen. Ihre Schlacht bei Hemmingſtedt hat Ihnen dieſe Freunde erworben. Muth, Hoffnung, Freudigkeit, mein theuerer Freund.
Ihre
Amalie.

Eifrig ſetzte die Freundin ihre Vorbereitungen zu ſeiner Ueberſiedlung nach Hamburg fort, zog noch andere Gönner heran, bemühte ſich um eine Wohnung, wie um Freitiſche für den bald zweiundzwanzigjährigen Hebbel. Sie ermahnte ihn, bevor er irgend einen Schritt thue, mit ſich abzumachen, was er zu ſtudieren geſonnen ſei; denn eine Brodwiſſenſchaft müſſe ergriffen werden und die Poeſie dürfe nach wie vor nur die Würze eines arbeitſamen Lebens ſein. „Uhland, der große Dichter, bekleidet ein öffentliches Amt und iſt ſehr fleißig.“

Alſo vom Geſindetiſche in der Kirchſpielvogtei zu den Freitiſchen in Hamburg. Höhere Beamte und Patricier werden ſeine Gönner ſein, und ein Herr Doctor und Paſtor Schmalz in Altona wird die für ihn einlaufenden Unterſtützungen verwalten und den Lebens- und Studiengang des armen Koſtgängers überwachen. Eine traurige Schmiede des Glücks. Hebbel faßte die Sachlage freundlicher auf: er ſah nur die Hämmer arbeiten, die Bälge ſchnauben, die Funken ſtieben, ihm ſchwebte ein glänzendes Schwert vor, er konnte jetzt nichts von einer neuen Kette wiſſen.

In einem der erſten Monate des Jahres 1835 ſcheint er ſein eigener Quartiermacher in Hamburg geweſen zu ſein. Alsdann traf er alle Vorkehrungen zum Weggange. Die Kirchſpielvogtei hat er ſicherlich mit einem ſeltſamen Gemiſch in einander fließender Empfindungen verlaſſen. Sie war ja die Stätte ſeiner erſten Thätigkeit, wie ſeiner ſchlimmſten Erniedrigung, unter ihrem Dache hatte er die ſüßeſten Freuden des Gemüths und die ſchmerzlichſten Kämpfe des ſuchenden Dichters geborgen. Die abſchlägige Antwort, welche der Pſeudowohlthäter Mohr, wie ihn Hebbel ſpäter nannte, Amalie Schoppen gegeben, als ſie bei ihm hatte anfragen laſſen, ob man auf einen kleinen Beitrag für Hebbel werde rechnen dürfen, war das letzte Denkzeichen der Intereſſenpolitik, welche der Principal gegen den Schreiber unverrückbar eingehalten. In der Kirchſpielſchreiberei, bei Tante Voß, dem alten Herrn und bei Emilie wird es rührende Scenen geſetzt haben; ſchon Doris wegen, die nicht mehr Lebewohl ſagen konnte. Und ſchwer wird ihm der Abſchied von der Mutter auf's Herz gefallen ſein, welche immer „zu weinen anfing, wenn ſie ſich leidenſchaftlich aufgeregt fühlte“, welche arm zurückblieb, als ihr Liebling arm in die Fremde zog.

Ehe wir jedoch mit dem jungen gereiften Freunde uns von ſeiner Heimath trennen, wollen wir die Eindrücke ſummariſch uns vergegenwärtigen, welche dieſe Jugend aufgenommen und den folgenden Lebensaltern gleichſam als Vermächtniß überliefert hat. Anfänglich merken die meiſten Menſchen nicht, in welchem Grade abhängig ſie von den früheſten Eindrücken ſind: ſie werden ſich deſſen erſt ſpäter bewußt, ungefähr wie gewiſſe Legate erſt nach einer beſtimmten Friſt angetreten werden dürfen. Unſer Freund aber kannte ſein Jugenderbe ſchon in der Jugend.

Frühreife iſt auf dieſe Jugend geſchrieben, und zwar eine Frühreife der Erkenntniß, nicht der raſch ſich entfaltenden Kräfte, wenn Hebbel auch in der Lyrik das Ziel früher erreicht als erkannt hatte. Die Frühreife innerlich glücklicher und ſchöner Naturen, wie Raphael oder Mozart, iſt blind. Mit jedem voreiligen Lichte, das in Hebbel aufblitzte, erloſch ihm eine Freude oder ein unbefangener Genuß. Die Umſtände und ſeine Eigenart hatten einander, man möchte glauben, vorbeſtimmt angezogen, ſo daß das Product, das wir Schickſal nennen, bei genauer Erwägung den Anflug des Zufälligen verliert. Andere als er, in ähnliche Verhältniſſe gedacht, hätten einen anderen Entwicklungsgang genommen. Dies wird uns beſonders deutlich, wenn wir uns der Vortheile eines naturnahen Lebens erinnern, welche das abgeſchloſſene von der See beſpülte Ditmarſchen darbietet. Was in Klaus Groth, der aus Heide ſtammt, den Sinn für das Volksthümliche, zuſammen gehalten Innigkeit und heitere Freiheit ausbilden und begünſtigen half, was Theodor Storm, der aus Huſum gebürtig iſt, den Segen und die Poeſie der Beſchränkung empfinden ließ, das regte in unſerem Freunde das Gefühl der Enge, der geiſtigen Feſſel an, das drückte ihm als Contraſt zu ſeinen Wünſchen und Begehren den Dorn der Unzufriedenheit in's Herz. Freilich der Eine, Storm, war von der Wohlhabenheit einer angeſehenen Familie getragen worden, hatte in ſeiner Kindheit atlaßne Kleider durch das Geſellſchaftszimmer des Vaterhauſes rauſchen hören und unter den Linden vor der Thüre des begüterten Oheims in Knabenfröhlichkeit Dohnen verfertigt zum Krammetsvogelfang. Der Andere, Groth, wiewohl ſein äußerer Bildungsgang Aehnlichkeit mit jenem Hebbels aufweiſt, hatte bei ſeinem Kirchſpielvogt eigentlich gar nichts zu thun, daher volle Zeit, ſeine zwangloſe Lern- und Leſeluſt zu befriedigen. Achtzehn Jahre alt, hatte er ſchon den ganzen Shakſpeare, damals noch in der Benda'ſchen Ueberſetzung, geleſen, faſt ſämmtliche deutſche Klaſſiker kennen lernen, Goethe über Alle geſtellt, Grammatik und Styl à la Franklin eingeübt. — Barthold Niebuhr, der wohl ein Kind Ditmarſchens heißen darf, ob er gleich in Dänemark das Licht der Welt erblickt hat, geſtand ſelbſt, daß er in Moor und Haide, unter freien Bauern, die eine Geſchichte haben, vergnügt lebe und keine Kunſt vermiſſe; auch lernte er in jungen Tagen Handwerksgriffe, die ſeinen nachmaligen präciſen Forſchungen überaus dienlich geweſen. Hebbel empfing eigentlich nichts von dieſer belehrenden Sinnlichkeit auf dem Lande aufwachſender Menſchen, denn er mußte zeitlich vor dem Handwerke und dem Bauernberufe, der ihn knechtlich bedrohte, flüchten. Wo der Nährvater der neueren deutſchen Dichtung, wo Martin Opitz, lange ein Aſyl, ferne von der Wuth des dreißigjährigen Krieges gefunden, wo ſein Schüler Rachel, aus Heide, ſeine ſcharfſinnigen und in der Sprache beweglichen Satyren geſchrieben hatte, dort kam Hebbel als ein Gefangener ſich vor, dem Weſſelburen und vergitterte Fenſter einander deckende Begriffe geworden waren. Wo Chriſtian Boie, einſt das Haupt des Göttinger Poetenkreiſes, die friſcheſten Jahre ſeiner Wirkſamkeit zubrachte, wo er ſeinen Garten (in Meldorf), eine ditmarſiſche Sehenswürdigkeit, behaglich pflegte, indem er aus allen Weltgegenden Saamen und Reiſer ſammelte, und wo dem biedern Voß die Farben zu ſeinen ehrſam anmuthenden, heimathwarmen Idyllen aufgegangen waren, dort ſchaute Hebbel mit den Augen eines Schiffbrüchigen um ſich, mit ſehnſüchtig in die Ferne ſchweifenden Augen. — Den Trotz und Stolz hingegen der alten Ditmarſcher, ihre Fehdeluſt und ihren unerſchütterlichen Willen hat er in ſein Leben, wie in ſeine Tragödie hinübergenommen, und der fortwährend zu Behauptung und Abwehr gerüſtete Charakter des Ländchens iſt in ſeiner entſchloſſen beſonnenen Artung beinahe perſönlich geworden.

Unter allen Eindrücken nehmen ſeine religiöſen den oberſten Rang ein; von den Choräten angefangen, die der wortkarge Vater mit den Kindern geſungen, bis zu den inneren Erſchütterungen, welche von der Kirche und den mit ihr zuſammenhängenden Ceremonien ausgegangen, hinauf. Geſtalten der Frömmigkeit und des Glaubens ſchreiten durch die Mehrzahl ſeiner Dramen: prophetiſche durch die Judith, beſchwichtigende und asketiſche durch die Nibelungen, weisſagende durch die Schlußſcene des Herodes; chriſtliche Symbolik erfüllt die Genoveſa, ein ſtrenger proteſtantiſcher Geiſt durchdringt das Bürgerhaus in der Maria Magdalena, und den Hintergrund katholiſcher Hierarchie ſchließt die Tragödie ſeines Demetrius auf. Ueber ſeine ganze Poeſie aber iſt ein myſtiſcher Hauch gebreitet, ein ahnungsvolles, Helldunkel, das ſich mit der Unerſchrockenheit ſeines Denkens auf das Beſte verträgt.

In zweiter Reihe hat ihm die Noth ihre finſtern Lehren gepredigt. An den ängſtlichen Auftritten zwiſchen Vater und Mutter in Augenblicken materieller Bedrängniß war in dem Kinde der Kummer erwacht, an den Ungerechtigkeiten Suſannas in der Vertheilung der Weihnachtsgeſchenke die Wahrnehmung des Unterſchieds zwiſchen Beſitz und Dürftigkeit. Die Hartherzigkeit und Schadenfreude der Begüterten hatte er in dem verworfenen Gläubiger kennen lernen, der die Familie zwang, ihre

Wohnung zu räumen, die beſchämenden Wirkungen der Armuth in den ſich andrängenden Waiſenknaben, welche mit dem Sohne verarmter Leute natürliche Gemeinſchaft ſuchten. Und damit die Farbenſcala voll werde, hatte er noch von jenem fratzenhaften Conferenzrathe hören müſſen, welcher in ſeiner Bosheit die ſchnöde Allmacht des Geldes vorſtellte, indem er Milch in die Rinnſteine goß und die Kirche zum Pferdeſtalle umſchuf: offenbar das Vorbild des Ungethüms Gregorio im Trauerſpiele in Sicilien.

Der Todtentanz des Grauenhaften hing gleichfalls in ſeine Jugend hinein. Beim Ausſingen der Leichen iſt der Knabe thätig geweſen, neben einem alten Grabkeller auf dem Kirchhofe hat er ſeine Spiele ausgeführt, und die Särge berühren, hat ihm eine ſchauerliche Luſt gewährt. In die Heimlichkeiten der entarteten Menſchennatur aber iſt der junge Schreiber eingeweiht worden. Dies Alles mag nachmals die Neigung des Dichters, Wunden zu befühlen, in dunkle Seelenzuſtände ſich zu verſenken, wenn nicht hervorgerufen, ſo doch gereizt und geſchärft haben.

Weil aber ſein Weſen ein edel angelegtes war, ſo hatte die Noth ihm Sparſamkeit und ein dankbares Aufnehmen jeder Wohlthat gelehrt. Weil ſein Sinn ein urſprünglich vornehmer war, ſo trübten die Erfahrungen über die Ungerechtigkeit der Menſchen nicht im Mindeſten ſein eigenes Rechts- und Gerechtigkeitsgefühl.

Dem Vater und der Mutter, dem Brunnen und dem Birnbaum des Gärtchens werden wir in ſeinem bürgerlichen Trauerſpiele begegnen, den kleinſtädtiſchen, rührenden, ſonderbaren, rüpelhaften Figuren, welche durch ſeine Jugend geſchlüpft ſind, in einzelnen ſeiner Erzählungen und in dem Luſtſpiele: der Diamant. Die Sitten und Bräuche Ditmarſchens, nach ihrem traulichen wie ärmlichen Zuſchnitte, hält das Idyllen-Epos: Mutter und Kind feſt, die Derbheit und den Uebermuth der Vorfahren der dramatiſche Entwurf: die Ditmarſcher; während wir den blutbeſprengten ſteinernen Altar, den Götzendienſt und Opferhain der düſtern Heimathsſage in den Scenen ſeines Molochs wieder erkennen.

Luſtig ſchoß die Prahlſucht ſeiner Landsleute, die das ditmarſiſche Lugenmärchen ſo ſchalkhaft gezeichnet hat, bei ihm in den Halm: Jedem, der ſich des intimen Umganges mit ihm erinnert, wird die Form ſeiner Schwänke, welche ihm aus ſeiner Schreiberzeit anhingen, unvergeſſen ſein. In ſeinem Ordnungsſinne lebte der Kirchſpielvogt Mohr nach der guten Seite, in ſeinen wunderlichen Körperbewegungen nach der komiſchen fort, in ſeiner furchtbaren Reizbarkeit und Heftigkeit aber auch die Folter, welche er in den ihm zugefügten Demüthigungen lautlos hat überwinden und verwinden müſſen. Den Widerſtand, der verſpätet im Demetrius ausbricht, trug er lange, wie einen freſſenden Wurm, in ſich, das unterſchlagene Selbſtgefühl warf ſich für eine Weile auf die edleren Organe und machte ihn nun ſpröde und verkniffen, unwirthlich und rauh.

Die ſeeliſche und künſtleriſche Förderung, die ihm durch Uhland zu Theil geworden, übertrug er auf den Menſchen, dem er die tiefſte Dankbarkeit und Ehrfurcht bewahrt hat. Und weil er durch die elektriſche erſte Berührung mit Uhlands Poeſie von der Rhetorik ſeiner poetiſchen Taſtverſuche erlöſt worden war, ſo weicht er der Rhetorik ſein Lebelang aus; weil die dichteriſche Breite und Unbeſtimmtheit den rathloſen Anfänger irregeleitet haben, ſo weiſt er auch im Genuſſe der eroberten Kürze und ſchlagenden Bildlichkeit alles Lockere und Beredſame der Kunſt als einen verdächtigen Ueberfluß von der Hand und bringt ſich dadurch nicht ſelten um den Zauber einer leichten und beſchwatzenden Darſtellung, welche das Weſentliche und Nothwendige mit gefälliger Schönheit überſpielt.

Nichts von dem, was er in ſeiner Jugend beſonders lieb gehabt, aber auch nichts was er damals gemieden und geflohen hat, nimmt ſpäter ein anderes Geſicht für ihn an. Gerne las der Mann noch in den Fabeln Lichtwers, die der Knabe beim Wiegen der Kinder Dethleffſens, vielleicht zur Thüre hinaus, ſchaukelnd geleſen hat, ein theueres Buch blieb ihm der Don Quixote, einſt die Lecture beim ſterbenden Vater. Bedeutſam, wie kein anderes Feſt, war ihm fortan die Weihnacht, die einzige fröhliche Zeit ſeiner Kindheit, und niemals entfremdete er ſich den Thieren, den ſtäten Genoſſen am Morgen, am Mittag und am Abende ſeines Lebens. Schlangen fürchtete er, gleich nachdem er die Geſchichte des erſten Menſchenpaares kennen gelernt, wohl auch aus dem Grunde, weil es in der Marſch keine Schlangen gibt: vor Schlangen konnte er das Weite ſuchen, wenn er ſpäterhin irgendwo einer ſolchen anſichtig ward. Knochen ſehen war ihm ſeit jeher ein unerfreulicher Anblick, und die Rippe, die er als Wort aus dem Katechismus gekratzt hatte, ſollte, ſeltſam genug, in ſeinen letzten Lebenstagen eine traurige Bedeutung erlangen.

Treten wir nun nach dieſen rückſchauenden und vorgreifenden Bemerkungen den ſchweren Weg mit unſerem Freunde an.

An einem Sonnabende, Ende Februars oder im Beginne des März 1835, machten ſich die Kameraden auf, Wacker, Hedde obenan, ihm das Geleite nach Heide zu geben. Wie ſich von ſelbſt verſteht, fehlte auch Johann mit'n Buckel nicht, der geduldige Barbeck. In dem Wilde'ſchen Gaſthofe daſelbſt ließen ſie, wie Wacker ſich noch entſinnen will, das Mahl bereiten und feierten dort den Abſchied recht ſolenn auf ihre Weiſe. Sie blieben bis auf den Nachmittag zuſammen und Hebbel unterhielt ſie unausgeſetzt mit ſeinen Zukunftsplänen. Um 4 Uhr ſollte er mit dem Heider Wochenwagen nach Brunsbüttel und die Freunde mit dem ihrigen nach Weſſelburen zurück. Zur angebrochenen Stunde trennten ſie ſich von Hebbel, unter gegenſeitigen Betheuerungen unwandelbarer Freundſchaft und dauernder

Gemeinſchaft. Hebbel fügte ſeinen Verſicherungen noch das Verſprechen hinzu, daß ſie ſeine poetiſchen Früchte ſtets zuerſt empfangen würden.

Er wird ernſt und ſchwermüthig vorwärts, nachdenklich hinter ſich geſchaut haben. Ein Vers von Salis drückt vielleicht ſeine Stimmung aus:

> Friſcher dünſtet der Thau: tiefere Dämmerung
> Spannt den trübenden Flor über die Fernung hin.
> Wo die Formen vernachten,
> Weilt hinſtarrend der bange Blick.

Zweites Buch.

Der Autodidakt.

(1835—1839.)

Was Einer werden kann, das iſt er ſchon.
Fr. Hebbel.

Erſtes Capitel.

Unter ſeinen Wohlthätern in Hamburg.

An einem der Spätwintertage des Jahres 1835 kam Friedrich Hebbel in Hamburg an. Unweit des Altonaer Thores beſanden ſich die Grenzen des Freiſtaates und des Königreichs Dänemark. Zwei ſchmucke hanſeatiſche Uhlanen zu Pferde und zwei däniſche Infanteriſten in rothen Röcken hielten hier in Eintracht und Frieden neben einander Wacht: man verließ den einen Staat und betrat den andern, ohne in Sitte und Sprache auch nur die kleinſte Veränderung zu ſpüren. In Hebbel mag es verworren genug ausgeſehen haben. Mit jedem ſeiner Schritte mußte er die beiden Grenzgebiete ſchmerzlich empfinden, welche ſich in den zwei Lebensabſchnitten, dem zurückgelegten und dem beginnenden, gleichſam plaſtiſch berührten und ihm die Unſicherheit aller ſeiner Verhältniſſe als die einzige Gewißheit vor die Seele brachten. Eine fremde große Stadt hat für den verlaſſenen Ankömmling immer etwas Schauerliches, ſie erweckt in ihm den Eindruck der gemeinen Unendlichkeit: nun gar für den zweiundzwanzigjährigen Menſchen, der ſich in ſeinem Selbſtgefühle wie in einer ſtolzen Kleidung bewegte, die ſeiner hilfsbedürftigen Lage nicht geziemte.

Er ſtieg in einem kleinen Gaſthauſe ab, dem „Holſteiniſchen Hofe“, wo er ſchon einmal gewohnt hatte, und bezog bald darnach ein von Amalie Schoppe für ihn gemiethetes Zimmer am Stadtdeich. Zuvörderſt mußte er Beſuche bei den verſchiedenen Wohlthätern machen, die ſie für ihn geworben hatte. Außer ihr ſelbſt trugen nachſtehende Perſonen mehr oder weniger an Unterſtützungen bei, welche ihn über dem Waſſer halten ſollten: Juſtizrath Albrecht, der Bürgermeiſter Möller und Herr Lerow in Tönningen, der Weinhändler Hocker und ein Herr Müller, Fräulein Bertha Jeniſch, nachmalige Gräfin Rhedern, in Hamburg, und Doctor Schmalz, Prediger an St. Jacobi in Altona. Dieſer, ein hochmuthiger Prieſter, der ſich nicht die geringſte Mühe gab, ihn kennen zu lernen, der ihn wie einen Knaben und wie einen Bettler behandelte, war zu ſeinem Aufſeher und Almoſenier beſtellt. Von Schmalz mußte er jeden Schilling holen und über jeden bei ihm Rechenſchaft ablegen. Alles in Allem haben dieſe Unterſtützungen nicht mehr als fünfhundert Mark betragen. Für Freitiſche war durch Amalie Schoppe gleichfalls geſorgt und ihm ſchon nach Weſſelburen eine paraphirte Anweiſung geſchickt worden, wie er ſich in dieſer Situation zu benehmen habe.

„Bei den Freitiſchen iſt es üblich, daß der, welcher ſie empfängt, ſich gleich nach aufgehobener Tafel wieder entfernt, wenn er nicht beſonders zum längeren Bleiben eingeladen wird; Sie dürfen übrigens auf die zarteſte, wohlwollendſte Aufnahme rechnen und ſich als gern geſehenen Gaſt betrachten.

Viele Worte, beſonders Redeſchwall, liebt der Hamburger nicht; er mag in allen Dingen Oekonomie beobachtet ſehen, ſo auch in der Rede. Auffordernd zum Reden, empfängt er gern von dem Angeredeten Antwort, ſieht es aber als Windbeutelei an, wenn Jemand zu viele Worte macht.

Auf Ihren uns ſehr auffallenden Redeaccent haben Sie Fleiß zu verwenden, und werden Sie bald wie ein Deutſcher, nicht wie ein Halbdäne mehr ſprechen, wenn ich Sie richtig beurtheile. Beherrſchen müſſen Sie Ihr: „Das geſteh' ich!“ oder: „Das ſoll ich geſtehen!“ worüber ich oft ſelbſt habe lächeln müſſen; ſo auch Hocker.

Moquiren dürfen Sie ſich nicht, wenn Sie dem ſchlichten Hamburger gefallen wollen: er verachtet das in ſeiner einfachen, gutmüthigen Natur.

Sich über Hamburg und ſeine Einrichtungen abfällig äußern darf Der nicht, der hier Gunſt ſucht: der Hamburger liebt ſeine Stadt über Alles; ſelbſt wenn er ſelbſt Dieſes oder Jenes tadelt, will er von Fremden nichts getadelt ſehen: dies iſt eine Schwäche, aber eine reſpectable. Fleiß, Rechtlichkeit, Sittlichkeit und Herzensgüte ſind ſichere Beförderungsmittel hier, eben weil ſie Grundcharakter ſind.“

Der wohlmeinenden Frau, welche dieſe gebundene Marſchroute ihrem Schützling gegeben hatte, war es auch nicht im Entfernten eingefallen, daß dergleichen Vorkehrungen ſchlimmer auf den gereiften Jüngling wirken mußten, als wenn derſelbe ein Bischen blind und ſeiner Ungeſchicklichkeit überlaſſen den Koſtgängerweg angetreten hätte. Offenbar waren ihr aus der vor einigen Monaten ſtattgefundenen erſten perſönlichen Begegnung mit ihm ſeine Wunderlichkeiten und ſeine Gutmüthigkeit allein im Gedächtniß geblieben; ſeine Empfindlichkeit und Heftigkeit aber hatte ſie, da er ſich tapfer zuſammen nahm, kaum bemerkt, und ſeine Talentproben, welche ſie ſchätzte, ſchienen ihr nichts mitgetheilt zu haben, was über den formalen Eindruck hinaus gegangen wäre. Die Menſchengattung, der ſie angehörte, war eine geringe, wenn auch das Individuum ſeine achtbaren Seiten hatte. Auch der fortgeſetzte, allmählich vertraute Verkehr mit unſerem Freunde, ließ ſie nicht mehr als die Oberfläche ſeines Weſens erkennen. Dennoch fühlte er ſich in ihrer Nähe noch am wohlſten, denn er durfte das Brod an ihrem Tiſche ohne angſtliche Nebengedanken brechen und aus ihren Augen leſen, daß ſie es ihm in Herzlichkeit bot. Wenn ſie nach dem Eſſen ihr Schläfchen hielt, kramte er nicht ſelten noch eine Weile in ihren Büchern, deren manches ihm bisher ungeahnte Schätze erſchloß. So hat er z. B. das Nibelungenlied in ihrem Hauſe kennen lernen

Ich war an einem ſchönen Maientag,
Ein halber Knabe noch, in einem Garten
Und fand an einem Tiſch ein altes Buch.
Ich ſchlug es auf, und wie der Höllenzwang,
Der, einmal angefangen, wär' es auch
Von einem Kindermund, nach Teufelsrecht,
Trotz Furcht und Grau'n, geendigt werden muß,
So hielt dies Buch mich feſt. Ich nahm es weg
Und ſchlich mich in die heimlichſte der Lauben
Und las das Lied von Siegfried und Kriemhild.
Mir war, als ſäß' ich ſelbſt am Zauberborn,
Von dem es ſpricht: die grauen Nixen goſſen
Mir alle irdiſchen Schauer durch das Herz,
Indeß die jungen Vögel über mir
Sich lebenstrunken in den Zweigen wiegten
Und ſangen von der Herrlichkeit der Welt.
Erſt ſpät am Abend trug ich ſtarr und ſtumm
Das Buch zurück, und viele Jahre floh'n
An mir vorüber, eh' ich's wieder ſah.
Doch unvergeßlich blieben die Geſtalten
Mir eingeprägt, und unauslöſchlich war
Der ſtille Wunſch, ſie einmal nachzubilden,
Und wär's auch nur in Waſſer oder Sand.

Ein anderes Geſicht aber hatten die bei den übrigen Gönnern der Stadt ihm gewährten Freitiſche. Fröſtelnd ging er hin, bekümmert kam er in ſeine Stube zurück. Die demüthigende Abhängigkeit von Perſonen, welche den Geiſt eines Menſchen ſich unterworfen glauben, wenn dieſer an ihrem Tiſche ſich ſättigen darf, welche ſich Eingriffe in ſein Innerſtes geſtatten, wenn ſie ihm ein Almoſen an Suppe ſchenken, haben vor Hebbel, wie nach ihm, Viele auf das Bitterſte durchkoſten müſſen. Den Jammer der Freitiſche hat ſchon Karl Philipp Moritz in ſeinem Anton Reiſer geſchildert, und daß es keine unedle Eigenſchaft des Menſchen ſei, für geiſtige Wohlthaten dankbarer zu ſein, als für leibliche, ja daß Dankbarkeit und Anhänglichkeit ſogar wuchſen, je weniger die geiſtige Wohlthat irgend einem unmittelbaren Nutzen Vorſchub zu leiſten ſcheine, dies hat Gottfried Keller in ſeinem Grünen Heinrich beinahe mit Hebbels eigenen Worten ausgeſprochen. Unſer Freund ſagte ausdrücklich, daß der Gang zu den Freitiſchen für ihn jedes Mal ein Gang zur Hinrichtung ſeines innern Menſchen geweſen ſei. Leuten aller Art, fährt er fort, wurde ich Verpflichtungen ſchuldig und ſie verlangten für eine Mahlzeit Dankſagungen bis zum jüngſten Tag. Wie konnten mir in ſolcher Lage Freude und Muth kommen? Daß ſie aber nicht da waren, daß ich nicht aufjauchzte, wenn ſich eine Gelegenheit dazu ergab, wurde mir, wenn auch unbewußter Weiſe, zum Verbrechen gemacht. Ich bin nicht undankbar! rief er wenige Jahre nachher, indem er auf dieſe Tage zurückſchaute, aber freilich bin ich dankbarer für die Wohlthaten, die meinem Geiſte, als für die, welche meinem Körper erzeigt wurden; ich bin Uhland dankbarer, als all' den Leuten, die mir hin und wieder zu eſſen gaben. Zutreffend folgerte er aus dieſen Erfahrungen die Lehre, daß Menſchen ſeiner Art nur durch Ihresgleichen gefördert werden können. Was ſich über das Ziel vereinigt habe, das veruneinige ſich ſo leicht wieder über Weg und Steg. Nie in ſeinem Leben werde er einem jungen Manne, den er achte, rathen, von Leuten, die ihm blos wohlwollen, eine Unterſtützung anzunehmen.

Wir ſehen ihn vor uns, den linkiſchen und ſtolzen Hebbel, wie er die Thür des reichen Kaufmannes öffnet und leiſe hinter ſich anzieht, wie er vorſichtig und wehevoll den Platz am Tiſche des Patriciers einnimmt, der mit ſeinem „ſelbſtzufrieden, gegen die ganze Welt abgeſchloſſenen Geſicht“ als geziemend vorausſetzte, daß Hebbel unaufgefordert nicht zu ſprechen anfange. Unſer Freund hat in der That nicht nur wortlos dageſeſſen, er hat öfters auch keinen Biſſen berührt, nur um ſeine Dürftigkeit vor muſternden Blicken zu verdecken. Dem armen Anton Reiſer ähnlich, der vergnüglich ſein Dreierbrot verzehrte und dabei einen Spaziergang um den Wall machte, nachdem er den Tiſch bei dem Garniſonküſter glücklich verloren hatte, wird auch der junge Hebbel ſich erlöſt gefühlt haben, wenn er aus dem Hauſe des Wohlthäters, bei dem er nichts oder doch nur wenig genoſſen hatte, in's Freie hinaus trat. Die Waiſenknaben in Weſſelburen, durch deren Andrängen er ſo ſehr beſchämt worden, und das mit Chriſtoph getheilte Lager mögen ihm in Hamburg minder ſchimpflich vorgekommen ſein als einſtmals.

Seine Gönner wollten, daß er ſich zuvörderſt für's Gymnaſium vorbereite, daß er dann im Johanneum einige Jahre zubringe, um ſodann die Univerſität beziehen zu können. Durch Amalie Schoppes Vermittlung war er mit einem jungen Manne, F. W. Gravenhorſt, dem Sohne vermögender Eltern, bekannt geworden, der ihm ſechs Stunden die Woche Unterricht im Latein ertheilte. Als Hebbel gegen den Juſtizrath Albrecht eine gewiſſe Befangenheit durchſchimmern ließ, weil ihm der erfahrene Gymnaſiaſt in Gravenhorſt imponirte, da brach der Juſtizrath in die Worte aus: Hi, lieber Hebbel, Sie ſind ja ſtärker als er! Aber gerade ſeine hoch entwickelte Natur war in dieſem Falle ſeine Schwäche, gerade ſie hinderte ihn, die niederen Facultäten in Fluß zu bringen und das zunächſt Dienliche ſich anzueignen. Er ſtand einſt in ſeiner Schülerbedrängniß auf der Lombardbrücke und fluchte: Gott verdamm' mich, wär' ich doch nie nach Hamburg gekommen! nur weil er ille illa illud durchaus nicht behalten konnte. In der einen Stunde zu den Gehverſuchen eines Quintaners ſich herabdrücken, in der andern die entlegenſten Gebiete des Denkens durchſchweifen: dies paßte allerdings ſchlecht zuſammen. Gleichwohl war ſein Eifer ein williger und raſtloſer. Da ſaß er denn in ſeiner Kammer mit Gravenhorſt an einem Tiſche und declinirte und überſetzte.

Im Anfange des Sommers war ein Zimmergenoſſe in ſeine Stube gekommen: der ſchon in Weſſelburen erwähnte Leopold Alberti aus Friedrichſtadt. Auf Hebbels Bitte gab Gravenhorſt auch ihm lateiniſchen Unterricht, und ſo war das ſprüchwörtliche Collegium vollzählig. Als müßiger Zuſchauer fand ſich Hebbels Bruder Johann mitunter ein, welcher unſerem Freunde nachgezügelt war und einige Zeit hindurch in der Eigenſchaft eines Laufburſchen und Aufpaſſers beim Billard in einer Kaffeeſchänke fungirte. Dieſer berichtet, Hebbel habe die Anordnung getroffen, daß wer eine Sylbe ſpreche, anſtatt zu arbeiten, einen Strafſchilling bezahlen müſſe, worum Kirſchen gekauft werden ſollten. Daß mein Bruder, meint Johann, keinen Schilling los wurde, verſteht ſich von ſelbſt, denn er war ſtreng; nicht ſo Alberti, denn der war leicht, und hatte auch mehr Geld als Hebbel. Wir aber müſſen dem leichtfertigen Zimmergenoſſen unſeres Freundes etwas näher in die Augen ſehen.

Alberti war der Sohn eines Polizeicommiſſärs in Friedrichſtadt und hatte durch poetiſche Proben, die er gleichfalls im Ditmarſcher und Eiderſtedter Boten veröffentlichte, eine Beziehung mit Hebbel angeknüpft. Dieſer erblickte in ihm einen Geiſtesverwandten. Als er ihn das erſte Mal in Friedrichſtadt beſuchte und Alberti ihm eine Anzahl leerer Hefte mit den prahlendſten Titelblättern vorgewieſen hatte, da war unſer nicht ſchwer zu täuſchender Freund dermaßen eingeſchüchtert, daß er mit ſeinem wenigen Fertigen gar nicht herauszurücken wagte. Bei Albertis Gegenbeſuch hatte ihn Hebbel den alten Jugendgenoſſen mit ſichtlichem Stolze vorgeſtellt und gegen dieſelben die übertriebenſte Anſicht über die Fähigkeiten des poetiſchen Wahlbruders geäußert. Nach einer Silhouette, die er in den Tagen der Ernüchterung von Alberti entwarf, glich der Geprieſene einem Semicolon: der Leib dünn und geſchweift, der Kopf einem Punkte nicht unähnlich. Dieſe Ernüchterung kam raſcher, als Hebbel gedacht. Als er Alberti gaſtlich in Hamburg aufnahm, Logis und Bett mit ihm theilte, ihm ſeine eigenen Habſeligkeiten zum Gebrauche überließ, da that er dies Alles aus dem Grunde, weil derſelbe, in die Hände eines liſtigen Pfaffen gerathen, eben im Begriffe ſtand, nach Hildesheim zu reiſen und zur katholiſchen Kirche überzutreten. Dieſer Reiſezweck hatte ihn über Hamburg geführt, wo ihn Hebbel nun feſthielt. Er würde ihn, wie er bekennt, ſogar nach Hamburg gerufen haben, nur um ihn aus ſolcher Schlinge zu ziehen. Denn es kam ihm, nach den Verſicherungen eines Memoires an Wacker, welches das ganze Verhältniß zu Alberti zeichnet, auf eine Entbehrung mehr nicht an, ſobald er wußte, daß er ſie um des Freundes willen ertrüge. Er machte ihn mit Amalie Schoppe bekannt, die dem Empfohlenen freundlich begegnete, ihm Zutritt in ihre geſelligen Kreiſe eröffnete, die ihm Freitiſche, Bücher, genug Alles verſchaffte, was ihm das Leben erleichtern und erheitern konnte. Sie ermunterte ſein vermeintes Talent und prophezeihte ihm eine poetiſche Zukunft, wie ſie Hebbels Talent ermuntert, wie ſie ihm aſtrologiſch geweisſagt hatte: jedenfalls bezeichnend für ihre nach jeder Seite hin kritikloſe Dienſtfertigkeit.

Der Latein lernende Alberti, der mehr Strafſchillinge los ward, als er Vocabeln ſich aneignete, nahm es mit der Sprache Ciceros in dem nämlichen Grade ernſt, wie er es mit ſeinen Sympathien zur römiſchen Kirche gehalten hatte; und in demſelben Maße, als er durch den geplanten Glaubenswechſel ſeeliſch geſchädigt worden wäre, trug jetzt ſeine Beſchäftigung mit Bröders Grammatik Früchte. Er war eben nichts Anderes, als ein verworrener Kopf, mit jener Strebſamkeit ausgerüſtet, welche der Genäſchigkeit verwandt iſt.

In kürzeſter Zeit wurde das Zuſammenleben mit Alberti unſerem Freunde unangenehm, ja unausſtehlich, und nach und nach gelangte er zur Einſicht, daß des jungen Mannes Thun und Treiben auf hohlen Schein berechnet ſei, daß ſeine Talente, wie ſeine Arbeiten aus Ueberſchriften beſtänden. Er erkannte, daß zwiſchen Albertis Creditiv und ſeinen Anſprüchen ein faſt ſo großer Unterſchied walte, wie zwiſchen der Null und der Zehn. Dies ſchon mußte unſeren Freund bedenklich machen, weil er ſich ſagte, daß dergleichen mit innerer Tüchtigkeit ſelten verbunden ſei; Albertis Indolenz aber, ſeine Trägheit und Schläfrigkeit erſchütterten den Glauben Hebbels an die Wahrhaftigkeit dieſes Charakters noch mehr. Indeſſen hatten dieſe Wahrnehmungen und Beſorgniſſe doch den meiſten Einfluß auf die Hoffnungen, die er in Alberti geſetzt, keineswegs noch auf ſeine Gefühle für den Freund. Albertis Unglück, ſagte er in menſchlich ſchöner Wallung, ſtieg immer um ſo viel Grade bei mir, als ſeine Perſönlichkeit ſank.

Mit einem Male geſchah ein Scenenwechſel. Alberti fing an zu verſchwenden, wo Hebbel geizte, er verſchwendete mit Hebbels Gelde, anſtatt zur Beſtreitung der Miethe und ſonſtiger Auslagen das Seinige herzugeben. Hebbel, indem er ſeiner Mutter gedachte, welche an dem Nöthigſten darbte, konnte es nicht vor ſich ſelbſt verantworten, daß er einen Menſchen unterſtütze, der täglich Luxusbedürfniſſe befriedigte. Obendrein lebte ihm Alberti in Allem zuwider, reizte ſeine Empfindlichkeit auf hundertfache Weiſe, ſo daß ihm die eigene Stube zur Marterkammer ward und er öfters an einem dritten Orte Zuflucht ſuchte. Noch immer aber erblickte er in Albertis Unvollkommenheiten der Erziehung keine Sünden des Herzens, in den Unbequemlichkeiten einer Zimmerkameradſchaft kein Verbrechen der Freundſchaft. Zuletzt entſchloß er ſich freilich, die Stubengenoſſenſchaft aufzuheben, aber eine Klage über Alberti brachte er gegen Niemand vor. Wer mit Hebbels Reizbarkeit vertraut geweſen, wer jemals ſelbſt unter den Wirkungen derſelben gelitten hat, der kann aus jenem Verhalten gegen Alberti genau ermeſſen, wie innig, wie leidenſchaftlich Hebbel an ihm gehangen haben muß.

Inzwiſchen hatte ſich ſein Freundeskreis um einige Glieder erweitert. Zu ſeinem Verkehre zählten nun auch O. Rendtorf, ein verſtändiger junger Mann, aus einem ehrenwerthen Hamburger Hauſe, der ſich zu juriſtiſchen Studien vorbereitete, und deſſen Antheil an Poeſie der Imbiß der Jugend war; ferner ein Pole, Janinski, ein phantaſtiſcher, aber gut gearteter Menſch, der Gedichte und Novellen ſchrieb. Janinski, eines der Zwittergeſchöpfe, die damals zwiſchen der Romantik und der literariſchen Zeitdienerei zahlreich umhertaumelten, war ein Liebling der Schoppe und wurde, von der nüchtern ſentimentalen Frau mit Augen halben Erſtaunens angeſehen, in ihrem Umgange noch excentriſcher. Der poetiſche Dilettantismus Janinskis bot den geiſtigen Berührungspunkt mit Alberti dar, wie das argloſe Gemüth des Polen wieder die Beiden auf das Schärfſte von einander ſonderte. Alberti jedoch ſetzte eben an dieſem Trennungspunkte ſeinen Hebel an, um eine, wie es ſchien, längſt gehegte Abſicht zum Schaden unſeres Freundes auszuführen. Er verwickelte nämlich den wunderlichen Janinski in allerhand Zwiſchenträgereien, welche das Verhältniß der Doctorin Schoppe zu Hebbel von Grund aus untergraben ſollten und auch wirklich untergruben. Ein Netz von Winkelzügen, Heuchelreden und Tartuffe-

Scenen wurde jetzt von Alberti geflochten und das ganze Verhältniß unſeres Freundes zur Doctorin verſchoben und verdorben, ja trotz der ſchließlichen Entlarvung des Leiſetreters auf Jahre hinaus getrübt.

Dieſes trübſelige Zwiſchenſpiel war für Hebbel, den ohnehin Freudloſen und Hilfsbedürftigen, um ſo mißlicher, als ſeine Schutzfrau von vornherein nicht mit den krauſen Linien ſeines Bildungsganges einverſtanden ſein und ſchon in ihrem unbefangenen Verkehr mit ihm an den Härten und Widerſprüchen ſeiner Natur Aergerniß nehmen konnte. Hebbels Ueberlegenheit und Schlagfertigkeit, mit ſeiner Unbehilflichkeit und Unerfahrenheit in praktiſchen Dingen gepaart, mochten dem, der in der Menſchenbeobachtung das Handbuch Knigges zu Rathe zieht, ein ganz und gar verkehrtes Bild unſeres Freundes vermittelt haben. Ohnehin ſind pſychologiſche Einzelheiten, wie künſtleriſche, ſtets unſichere Zeugen, wenn die Einzelwahrheit auf die Beurtheilung des Geſammteindrucks ausgedehnt wird, und ſie ſind vollends Lügner, wenn ſie das Weſentliche einer an ſich räthſelhaften, ſchwierig zu entziffernden Erſcheinung beglaubigen ſollen. Schopenhauer bemerkt einmal, daß es an einem jungen Menſchen in intellectueller und auch in moraliſcher Hinſicht ein ſchlechtes Zeichen ſei, wenn er im Thun und Treiben der Menſchen ſich recht früh zurecht zu finden wiſſe, ſogleich darin zu Hauſe ſei und wie vorbereitet in daſſelbe eintrete; es kündige Gemeinheit an. Hingegen deute in ſolcher Beziehung ein befremdetes, ſtutziges, ungeſchicktes Benehmen auf eine Natur edlerer Art. Auf dieſen Gradmeſſer war Amalie Schoppe nicht eingeübt. Das zwiſchen ihr und Hebbel geſäete Mißtrauen erhielt auf ihrer Seite vielleicht eine Art Rechtfertigung, indem ſie den der Verabredung zuwiderlaufenden Gang verfolgte, den er nun in ſeinen Studien eingeſchlagen hatte. Es waren ja in der That keine Studien in der ſchulmäßigen Bedeutung des Wortes, es war ein anſcheinend regelloſes Exerciren in den verſchiedenſten Waffengattungen, die Zurüſtung zu einer Literatenexiſtenz, mit Stipendien und Freitiſchen erkauft. Schon hatten die lateiniſchen Unterrichtsſtunden ſich in Geſprächsſtunden verkehrt, während welchen über dichteriſche Fragen geredet und geſtritten, eine Leſefrucht, oder eine der poetiſchen Ideen Hebbels zum Beſten gegeben oder erörtert wurde. Hatten Hebbels geiſtige Welt, ſeine Wünſche und Beſtrebungen ſich längſt ſchneidend von denen der wackeren Schriftſtellerin abgehoben, die an Naturell, Talent und Bildung ſogar gegen Helmina von Chezy oder Fanny Tarnow gehalten, zu einem Sterne fünfter Größe herabſank, ſo machte ſich jetzt dieſer Abſtand, in der Seele unſeres Freundes auf das Stärkſte geltend. Den Zwietrachtſtifter Alberti an ſeiner Seite, der bei ihm, wie bei der Schoppe aus und ein ging, wurde ſein Verkehr mit der Zweitgenannten von Tag zu Tag peinlicher. Die einzige Perſon unter ſeinen Wohlthätern, bei der er das Gnadenbrot halb und halb ohne Bitterniß gegeſſen hatte, kam ihm nun gleichfalls mehr als verdächtig vor. Seine Stimmung war eine verzweifelte, und nur die ſich immer traulicher geſtaltende Freundſchaft mit Gravenhorſt hielt ihn, eingeſtandenermaßen, aufrecht. Ueber die bängſten Stunden aber trug ihn ein Mädchen hinüber, welche ihn nahm, wie er war, welche mit dem Gemüthe billigte, was ihr Verſtand nicht begreifen konnte.

Ich möchte das thauigſte Wort haſchen, ich möchte ſelbſt ein Dichter ſein, nur um dieſes Mädchen, die jetzt in ſein Leben hereintritt, in ihrer rührenden Opferwilligkeit, ihrer erſchütternden Hilfloſigkeit, die den tiefen Frauennaturen eigenthümlich iſt, würdig ankündigen zu können. Da ich dies nicht vermag, ſo nenne ich blos ihren Namen. Sie hieß Eliſe Lenſing.

Auch dieſe Verbindung verdankte er äußerlich der Doctorin Schoppe: wie denn die in den Bemühungen einer Diaconiſſin ſich gefallende Frau überhaupt die Rolle des Zufalls, der ein Menſchenangeſicht trägt, in ſeinem Leben geſpielt hat. Sie war, da ſie Alles gratis für ihn zu erlangen wünſchte, bald nach ſeiner Ankunft in Hamburg um ein angemeſſenes Zimmer verlegen geweſen und hatte ihm ein ſolches bei der „Mamſell Lenſing“ verſchafft. Aber ſittenrichterlich, wie die Jugendſchriftſtellerin war, und in den Kaffeegeſellſchaften von dem jeweiligen Stande fremden Leumunds genau unterrichtet, hatte ſie ihm nicht Schlimmes genug über das Mädchen ſagen können, deren verſchobene Familienverhältniſſe nachtheiligem Weibergerede allerdings biegſamen Stoff in Fülle lieferten. Mit Sicherheit, ſagte Hebbel ſpäter, habe ſie nur Eines von Eliſen gewußt: daß ſie zuweilen ſänge. Damals hatte er Eliſen von vornherein nicht ohne Vorurtheil angeſehen und jede ihrer Regungen unter die Loupe des Mißtrauens der Doctorin gebracht. Raſch jedoch lernte er ſie in ihrer Güte und Herzensreinheit kennen, wobei die ſchöne Enttäuſchung zugleich die Nebenwirkung hatte, daß ſich ſein Mißvergnügen an der Artung der Schoppe um ein Beträchtliches ſteigerte. Eliſe wohnte mit ihrer Mutter und ihrem Stiefvater Zieſe, armen Leuten, am Stadtdeich, ernährte ſich von ihrer Hände Arbeit und hatte ein ſehr kleines Sümmchen, einige Spar- oder Erbgroſchen als Nachhilfe. Nach ſechs Wochen ſchon war Hebbel wieder ausgezogen, weil die Doctorin bereits angefangen hatte, über ſeinen Umgang mit den Miethsleuten baſenhaft anzüglich zu ſprechen. Wie ihm aber die Güte gleich beim Eintritt entgegengekommen war, ſo nahm er eine nachhaltige Neigung mit fort. Er beſuchte Eliſen öfters, trank ſpäter jeden Nachmittag bei ihr ſeinen Kaffee und aß dazu den Lieblingskuchen, Frenſchbrote, die ſie ſtets für ihn bereit hielt. Als die Mißhelligkeiten mit der Doctorin ausbrachen, da knüpfte ſich das Band feſter, und wenn bisher noch manche Zaghaftigkeit ein vollkommenes Einvernehmen gehindert hatte: nun war ihr innerer Verkehr mit einander ein unentwegter. Er erzählte ihr von ſeiner Vergangenheit, von der Mutter, der Kirchſpielvogtei, den Freunden in Weſſelburen, er theilte ihr ſeine Pläne mit und gab ihr jene Bücher zu leſen, die ihn ſelber anzogen. Das Mädchen hängt unendlich an mir, lautet ein Wort des Tagebuchs aus dieſer Zeit, wenn meine künftige Frau die Hälfte für mich empfindet, ſo bin ich zufrieden.

Angehaucht von der Innigkeit Eliſens, in ihrer Gegenwart frei ſich bewegend, löſte ſich der Druck der liebloſen Fremde, den er überall ſonſt empfand, von ſeinem Gemüthe und ein warmer Strom rieſelte durch die in dieſer Periode entſtandenen Gedichte. Zwar pocht in ihnen ein leidendes Herz, zwar brauſt in ihnen ein ſchmerzlicher Ton, aber der Ton ſchlägt voll an und klingt ohne die beläſtigende Kopfſtimme der Lyrik melodiſch aus. Die Geſtalten der Jugend ſuchen ihn heim, als ob Eliſens Hand ſie herangewinkt hätte; die holdſelige Doris kommt, um ihm aus der Welt der Abgeſchiedenen den Schauer der Unendlichkeit in's Herz zu flößen (Offenbarung), der ſtrenge Vater findet ſich ein, dem er in ſpäteren Jahren leiblich ähnlicher geworden, während er der Mutter, nach wie vor, in der Seele glich. Die ergreifenden Strophen: Das Feſt in meiner Geburtsnacht, geben die inneren Zuſtände mit der mächtigen Reſonanz wieder, welche ſeine höchſten Productionen auszeichnet. Es dröhnt darin eine Dante'ſche Saite.

Ich durfte über Nacht im Traum
Ein ſeltſam Feſt begehen,
Ich habe meine Väter all'
Um mich vereint geſehen.

Mein Vater führte ſtumm den Zug,
Er lächelte hinüber,
Dann aber wandte er ſich ab,
Ihm ward das Auge trüber.

Er war der Letzte, welcher ſtarb,
Noch hatt' er all die Milde,
Der Himmel hatte nichts verſchont
An ſeinem theuern Bilde.

Großvater nahte nun heran,
Der mich zu wiegen pflegte,
Eh', wie er mich, ihn ſelbſt der Tod
In's ſtille Bette legte.

Ich habe ihn ſogleich erkannt,
Als hätte, wie die Niſche
Den Heiligen, mein Herz ſein Bild
Bewahrt in voller Friſche.

Sein Auge weilte, wie erſtaunt,
Auf mir und ſchien zu fragen:
Biſt du daſſelbe kleine Kind,
Das einſt mein Arm getragen?

Großmutter auch ſie nahte ſich,
Die mildeſte der Frauen,
Auf meinen Vater ſchien ſie bald
Und bald auf mich zu ſchauen.

Und als ſie fand, daß ich ihm glich,
Ging in den bleichen Zügen,
Als wär's ein neues Leben, auf
Das innigſte Vergnügen.

Nun trat ein ernſter Mann herzu,
Den ich nicht mehr erkannte,
Doch ſah ich, daß er freundlich ſich
Zu meinem Vater wandte.

Und immer größer ward die Schaar
Der Männer, welche kamen,
Und ſtets durchzuckte mir's die Bruſt:
Du biſt von ihrem Saamen!

Auch zarter Frauen nahten viel,
In Trachten fremd und eigen;
Ein ſchlummerndes Jahrhundert ſchien
Mit jeder aufzuſteigen.

Die ſanften Augen waren all'
So ſüß auf mich geheftet,
Doch war der lächelnd holde Mund
Zur Rede zu entkräftet.

Vom Thurme ſchlug es dumpf und bang,
Sie ſchieden mit Getümmel;
Die Männer deuteten auf's Grab,
Die Frauen auf den Himmel.

Das war zur Stund', die mich gebar:
Nun frag' ich mich mit Beben:
Ob ſich das Leben und der Tod
Im Grabe noch verweben?

Ob, die ſich regt in meiner Bruſt,
Die ungeſtüme Flamme,
Die Todten noch im Schlummer ſtört,
Aus deren Blut ich ſtamme?

Ob ſie mir bloß zur Seite gehn,
Unmächtig zu erſcheinen,
Und lächeln, wenn ich glücklich bin,
Und, wenn ich's nicht bin, weinen?

Und ob ich ſelbſt dereinſt mein Kind,
Statt ruhig auszuſchlafen,
Durch Nacht und Sturm begleiten muß
Bis an den letzten Hafen?

Wir wären ſehr voreilig, wenn wir von dieſem Gedichte aus zurückſchließen wollten auf eine in Hebbel ſchon ausgebildete Kunſt. Neben poetiſchen Hervorbringungen von formklarer Geſtalt in der lyriſchen Sphäre gewahren wir Unfertiges und Rohes zur Genüge. Schemen und Schatten bedrängen fortwährend ſeine Einbildungskraft: er tändelt mit ungeheuerlichen Grillen, mit barocken Themen und ſpitzfindiger Phantaſtik. Bald wollte er einen Roman: Der Teufel, der eine Jungfrau als Geliebter umſpinnt, ſchreiben, bald eine Novelle: Der Blutsmann, worin die Gier des Raubthiers, in eine menſchliche Phantaſie verlegt, dargeſtellt werden ſollte. Dabei überwachte er ſich beſtändig, wie ein umſichtiger Erzieher ſeinen Zögling, faßte Muth und zweifelte wieder, langte nach dem künſtleriſch Guten und ward unverſehens zum Häßlichen fortgeriſſen. Bis zum einundzwanzigſten Jahre Nichtigkeiten treiben, monologiſirte unſer Freund, dürfe nicht mit der Jämmerlichkeit verwechſelt werden, daß ein Poet auch dann noch in ſeiner jugendlichen Thorheit beharre; denn nun erſt fange die Zurechnung an. Dem gebornen Schwächling ſei es eigen, jeden eingefangenen Maikäfer ſorgfältig aufzubewahren und niemals zu ahnen, wie weit er hinter dem Vortrefflichen zurückgeblieben. Ja, bis zu einem gewiſſen Punkte werde der Schwächling den Geſunden ſogar zu überholen ſcheinen, weil er ſich nur die gemeine Form aneignen könne, indeſſen der tüchtige Geiſt dieſelbe ſo lange verſchmähe, bis der Guß, der alles Nothwendige aufgenommen habe, vollendet ſei. In dieſer Epoche bereitete Hebbel den von ihm verworfenen poetiſchen Arbeiten ein Autodafé.

Seine Proſa ward jetzt ſichtlich epigrammatiſch beſtimmt, ſeine Anſichten über das Lebensprincip der Kunſt nahmen dauernde Umriſſe an:

„Die Linie des Schönen iſt haarſcharf und kann nur um zweitauſend Meilen überſchritten werden. Das Geringſte iſt Alles.“

„Das Drama ſchildert den Gedanken, der That werden will, durch Handeln oder Dulden.“

Ueberwiegend beſchäftigte ihn Goethe, der ihm in Ditmarſchen wie ein fernes Licht aufgezuckt und wieder verloſchen war. Auch ſpeculirte er viel über religiöſe und metaphyſiſche Gegenſtände. Selbſt die Evangelien-Kritik, durch David Strauß eben auf das Zahlbrett der Literatur geworfen, trat ihm, wie wir aus Tagebuch-Bemerkungen entnehmen, nahe. Die lehrreichſten Aufſchlüſſe über ſeine damalige Entwicklungsſtufe bieten uns eine Reihe handſchriftlicher Aufſätze, für eine Genoſſenſchaft junger Leute verfaßt, welche unter dem Namen: Wiſſenſchaftlicher Verein von 1817 in Hamburg beſtand und bis zum heutigen Tage ſich erhalten hat.

Dieſer Verein war kurz nach den Befreiungskriegen gegründet worden, als die deutſche Jugend, eine andere als ſie aus den Univerſitäten und Gymnaſien fortgezogen, zu den Studien heimkehrte und in den Burſchenſchaften ſich zuſammen that. Ein Profeſſor Zinſerling vom Johanneum hatte in zwei Tertianern den Gedanken angeregt. Man las in dem Vereine Aufſätze, kritiſirte ſie, ſowohl im mündlichen als auch im ſchriftlichen

Vortrage, und ſpielte auf ſolche Weiſe die Komödie des recenſirenden und papierenen Zeitalters im Kleinen. Im Sommer 1835 war Hebbel, vermuthlich durch Gravenhorſt und Rendtorf dort eingeführt worden. Leopold Alberti, ein Herr Schwabe und ein drolliger Kauz, Namens Schneidler, gehörten, wie zu ſeinem Umgange, auch zu den Mitgliedern des Vereins. Der Letztgenannte, dem Geiſtesgegenwart und perſönlicher Muth unbekannte Größen waren, ſcheint unſerem Freunde den Weſſelburener Barbeck erſetzt zu haben. Bei ſämmtlichen jungen Leuten war Hebbel beliebt, ſtand er in geiſtigem Anſehen. Ein Doctor Krogmann ſpricht von ſeinem anziehenden Aeußern: Hebbels Bild ſchwebe ihm noch als das eines genialen Menſchen vor. Ein Anderer erinnert ſich ſeines ausdrucksvollen Kopfes und betont, daß ſeine ganze habendi ratio den ernſten, ſtrebenden Geiſt verrathen habe. Wegen ſeines ſtets abgemeſſenen Benehmens hatte er in der jugendlichen Geſellſchaft den Uebernamen Uhr-Hebbel. Es ließen ſich, wie mein Gewährsmann, Herr C. F. Michahelles bemerkt, zur genetiſchen Namensexegeſe vielleicht Conjecturen anknüpfen, die auf die plattdeutſche hamburgiſche und holſteiniſche Mundart zurückgehen würden.

Den mir vorliegenden Kritiken Hebbels über die Aufſätze, die er im wiſſenſchaftlichen Vereine zur Beurtheilung empfangen hat, ſind ſozuſagen alle fünf Finger ſeiner Artung aufgedrückt. Der unnachſichtliche, ſelbſtändige Charakter derſelben iſt an den Aperçus, den Gedankenreihen und an der Sprache jedem Auge erkennbar. Wo ſich Einer um die Ecke wendet, da ruft er ihn ſofort an, wo Jemand etwas unterſchlägt, da deutet er gleich auf das Deficit hin, die Verſuche, zu umgehen und auszuweichen, ertappt er auf der Stelle, allem Phraſenthume reißt er das Blendwerk ab, jedem Fluchtverſuche ſchickt er Kugeln des Spottes nach.

Einige ſparſam ausgewählte Beiſpiele werden das Geſagte bekräftigen.

In einem Aufſatze über den Einfluß der Poeſie ward behauptet, daß der Dichter die Abſicht habe, die nämlichen Leidenſchaften der von ihm dargeſtellten Charaktere in dem Leſer erregen zu wollen: wozu Hebbel bemerkt: wenn dieſes geſchehe, ſo zeuge es höchſtens dafür, daß der Dichter die Natur getroffen habe, daß er wahr geweſen ſei. Sein Zweck jedoch ſei: das Räthſel des Lebens zu erklären, und dieſer Zweck werde dadurch erreicht, daß er das Leben richtig auffaſſe und es zum Gegenſtande der Anſchauung mache. „Denn das Leben iſt erklärt, ſo wie es erkannt iſt.“ — Der Verfaſſer einer Abhandlung über den Goethe'ſchen Fauſt hatte die Anſicht ausgeſprochen, daß nicht allein unbefriedigte Sehnſucht nach Erkenntniß, ſondern auch Sinnlichkeit Fauſten bewogen habe, ſich mit der Magie abzugeben. Dazu ſchreibt Hebbel folgende Gloſſe: „So viel ich erinnere, beklagt Fauſt in denjenigen Formen, in welchen er am Tiefſten von der Nichtigkeit alles irdiſchen Treibens ergriffen iſt, nur die Unzulänglichkeit ſeiner geiſtigen Kräfte, und erſt dann, als der Adler die Schwäche ſeiner Flügel gefühlt hatte, ſuchte er Regenwürmer. Als ſich der Himmel jenem Rieſengeiſte verſchloß, da trat er zu der bis jetzt von ihm verſchmähten Erde und verlangte von ihr, was jener verweigert“. — In ſeiner Kritik des Aufſatzes: Ueber die Eintheilung der Geiſtesvermögen, meinte er, es habe ihm niemals gefallen wollen, daß die Pſychologen aus den über die menſchliche Seele gemachten Erfahrungen immer auf Eintheilungen derſelben, anſtatt auf ihre Natur Schlüſſe zögen, und er habe hieraus gefolgert, daß der von der Pſychologie eingeſchlagene Weg: durch genaue Kenntniß der Theile zu einem Begriffe des Ganzen zu gelangen, ein vergeblicher ſein dürfte, da ſie ſich ſchwerlich ſo lange mit Ausſchmückung ihrer Laufgräben beſchäftigen würde, wenn ſie in die Feſtung hinein kommen könnte.

Was Hebbel iſt und was er kann, wohin er ſich geſtellt hat und worauf er Gewicht legt, dies bezeugt ſein eigener in dem Vereine vorgetragener Aufſatz: Ueber Theodor Körner und Heinrich von Kleiſt. Derſelbe iſt zu umfangreich, als daß er hier eingeſchaltet werden konnte: nur einige biographiſch wichtige Punkte ſollen hervorgehoben werden.

Die Einleitung ſucht zuvörderſt die Unterſchiede zu bezeichnen zwiſchen den Dichtern, welche ſchwächlich ſich anbequemend auf die Bedürfniſſe der Zeit eingehen, und jenen, welche ſich ſelbſt vor Allem Genüge leiſten wollen. Kleiſt habe Alles, was den großen Dichter und zugleich den echten Deutſchen mache, während Theodor Körner blos dafür erglüht ſei. Sodann werden die äſthetiſchen Hauptbegriffe fixirt, und zwar völlig frei von ſchulmäßigem Zwange. An einer einzigen Stelle wird die Anlehnung an Goethes Bemerkungen über Sulzers Theorien (Frankf. Gel. Anz.) fühlbar. Die Aufgabe der Poeſie beſtehe darin, das Leben in ſeinen verſchiedenartigen Geſtaltungen zu ergreifen und darzuſtellen, was jedoch nicht mit dem Begriffe des Copirens zuſammenfalle, weil das Leben bei dem Künſtler etwas Anderes ſei, als die Leichenkammer, wo es aufgeputzt und beigeſetzt werde. Tiefſinnig iſt ſein Wort über die lyriſche Poeſie: „Das Gefühl iſt ihr Element, die Kunſt es zu begrenzen und darzuſtellen, macht den lyriſchen Dichter. Man werfe nicht ein, daß es Gefühle genug gibt, die in Folge äußerer Eindrücke entſtehen, und daß auch dieſe oft genug vom Dichter ausgeſprochen worden ſind; ich bin ſehr geneigt, zwiſchen den Reſultaten dieſer Eindrücke und den in geweihten Augenblicken aus der Tiefe der Seele aufſteigenden Gefühlen zu unterſcheiden, und jedenfalls ſind nur dieſe würdige Aufgaben des lyriſchen Dichters, denn nur in ihnen lebt eigentlich der ganze Menſch, nur ſie ſind das Product ſeines ganzen Seins. Ich haſſe Beiſpiele, weil ſie entweder Lückenbüßer oder Irrlichter ſind, aber hier muß ich doch hinzufügen, daß ich namentlich in dem Liede von Uhland: „„Es hat mir jüngſt geträumet““, ein ſolches Gefühl ausgedruckt finde.“

Nun folgen knappe Analyſen der Körner'ſchen und Kleiſtiſchen Darſtellungsart in Lyrik, Drama und Erzählung. Indem er Körners Bundeslied vor der Schlacht Strophe um Strophe zerpflückt, weiſt er die lyriſche Unzulänglichkeit des Verfaſſers nach, wobei er ein günſtiges Streiflicht auf Kleiſts Kriegslied: Germania an ihre Kinder, hinüber leitet. Wenn Körner, heißt es hier, den Soldaten, die das Gefecht bei Danneberg beſtehen ſollten, zumuthe, ſich für deutſche Kunſt und deutſche Lieder niedermetzeln zu laſſen, die neben der Sklaverei eines Volkes nicht nennenswerth und obendrein bei feindlichen Ueberfällen unter allen gefährdeten Schätzen am ſicherſten ſeien, ſo rufe hingegen Kleiſt den Deutſchen zu: euere Wälder ſind längſt gelichtet, Schlangen und Füchſe habt ihr vertilgt, nur den Franzmann ſeh' ich noch ſchleichen! Dies jedoch ſei ein Volkslied, weil Kleiſt darin das Ungeheuere, Große an das Einfachſte und Nächſte geknüpft habe, und weil die gewählten Bilder nicht nur ſchön, ſondern zugleich nothwendig ſeien.

Die dramatiſche Ohnmacht Körners thut er bei der gleichſam ſatyriſchen Section des Zriny dar; die dramatiſche Potenz Kleiſts beleuchtet er bei der Decompoſition des Prinzen von Homburg. Indem er auf Goethe und Schiller einen Seitenblick lenkt, ſpricht er das treffende Wort aus: Schillers Charaktere wären dadurch ſchön, daß ſie gehalten ſeien, Goethes Charaktere dadurch, daß ſie nicht gehalten ſeien. Schiller zeichne den Menſchen, der in ſeiner Bruſt abgeſchloſſen, wie Erz, nur durch die Verhältniſſe erprobt werde, und deshalb ſei er nur im hiſtoriſchen Drama groß; Goethe zeichne die unendlichen Schöpfungen des Augenblicks, die ewigen Modificationen des Menſchen durch jeden ſeiner Schritte.

Als ein Selbſtbekenntniß Hebbels aber trifft es uns, wenn er bei der Beſprechung der Kleiſt'ſchen Erzählungen ſich alſo vernehmen läßt: „Er wußte und mochte es mit Schmerz an ſich erfahren haben, daß der Vernichtungsproceß des Lebens keine Waſſerfluth, ſondern ein Sturzbad iſt und daß der Menſch über jedem großen Schickſal, aber unter jeder Armſeligkeit ſteht“.

Die Epoche, in welcher Hebbel dieſes menſchliche wie künſtleriſche Liebeszeugniß für Heinrich von Kleiſt ablegte, war die der Körner'ſchen Phraſe, wenn dieſe gleich damals nicht ſo anmuthig vergoldet ausſah, wie in den Geſängen des liebenswürdigen Lützower Jägers. In dieſer Epoche aber ſich an Kleiſt halten und Körner abweiſen, wie es der junge Hebbel that, erſetzt ein Programm ſeiner Denkungsart und des eingeſchlagenen Weges. Wir dürfen daher nicht mit ihm rechten, daß er für das leichtſprühende Feuer der Körner'ſchen Dichtung kein Auge hatte und daß er die hold ritterliche Perſönlichkeit unterſchätzte, die zwar nicht an Schiller ſelbſt, wie die Leute ſich einbildeten, wohl aber an die jugendlichen Schwärmer in Schillers Poeſie gemahnt hat. Unſer Freund ging fortan ſeinen eigenen und einſamen Pfad.

Indem wir uns aber des Ortes erinnern, wo dieſer Aufſatz vorgeleſen wurde, ſummt uns unwillkürlich die Aeußerung Reiſſs aus Weſſelburen im Ohr: daß es Hebbels Natur geweſen ſei, gegen den Strom zu ſchwimmen. Für einen gewiſſermaßen aus den Freiheitskriegen herausgewachſenen Verein hatte unſer Freund den Aufſatz geſchrieben, vor flaumbärtigen Jünglingen ihn vorgetragen, die ſich gewiß an dem Schaume der Dichtung Körners erquickten, an dem leichtſinnigen Enthuſiasmus des jugendfrohen Poeten erbauten und begeiſterten. Als ein Todesengel ihrer Freuden mußte ihnen Hebbel füglich erſcheinen, mit dem ſpröden Kleiſt, den ſie weder lieben, noch begreifen konnten, mußte er das flinke Primanervölkchen mehr verwirren und verblüffen, als fördern und erheben. Wahrſcheinlich hat er nicht einmal auf williges Entgegenkommen von ihrer Seite gerechnet, hat es ihm vielmehr ein boshaftes Vergnügen gewährt, ſie in ihren Illuſionen zu erſchrecken, in ihrer Unvollkommenheit zu demüthigen. Als die Abhandlung, den Statuten gemäß, an Hebbel zur Selbſtrecenſion im Turnus zurück kam, da ſchrieb er darüber die charakteriſtiſchen Worte: „Ich habe bei nochmaliger Durchleſung und Prüfung meines Aufſatzes nichts gefunden, was hinzuzuſetzen oder wegzunehmen wäre, und muß daher meine Selbſtkritik auf dieſe Erklärung beſchränken“. Am 23. November 1835 zeigte er dem Vereine, deſſen Mitgliedern er für die freundliche Aufnahme dankte, ſeinen Austritt an

Er bedurfte ſolcher Anregungen, ſolcher Kurzweil nicht. Beides empfing und genoß er auf den Spaziergängen in und um Hamburg allein. Freilich konnte er hier erſt recht die Aengſtlichkeit der Armuth gegen die ſichere Haltung, die der Beſitz verleiht, empfinden. Aber was Tauſende wie ihn betraf, das war unvermögend, ihn ſelber hart zu treffen. In der bewegten Hanſeſtadt ſah er ſich der kümmerlichen Enge entrückt, die er zu Weſſelburen ſo ſehr verwünſcht hatte, und jedes Bild, jede Scene, welche er hier auffing, trug doch auch zur Erhöhung ſeines erlangten Freiheitsgefühles bei: mochte er nun vor dem ſtattlichen Eimbecker Hauſe ſtehen, dem Sitze des Handels- und Niedergerichts, vor den in rothem Backſtein aufgeführten, nach holländiſchem Geſchmacke verzierten maſſigen Formen, oder mochte er zur Börſeſtunde an den Käufern und Verkäufern, Maklern und Rhedern vorüber kommen, die ſich nicht nur durch rechnende

Mienen, geſpreizte Beine und in den Rocktaſchen wühlenden Hände auszeichnen, die auch an den Küſten ferner Meere, an den Stapelplätzen dreier Erdtheile Welt und Lebensblick, Enthaltſamkeit und Ausdauer gewonnen haben. Sogar ein Stück alterthümlicher Pracht konnte unſer Freund, wenn er auf ein vornehmes Leichenbegängniß ſtieß, ſeiner bilderluſtigen Phantaſie einverleiben: Da gingen noch die Brüderſchaften barhäuptig voraus, mit breitem ſpaniſchem Kragen, welche die Entfernung zu großen Greifgeiern ſtempelte, und die reitenden Diener des Senates folgten in gefältelten Aermelmänteln, mit gepuderten Lockenperrücken, dem pompös geſchmückten Sarge hinterdrein. Zwar nicht „wohlgekämmt und gebürſtet“, und nicht immer „blank in der Taſche den Thaler“, wie der lüſterne Stutzer in ſeinem Gedicht: Mutter und Kind einher ſchreitet, dafür aber wie dieſer zu verliebten Angriffen aufgelegt, ging er oftmals den Hafen entlang, „wo die Maſten ſo eng und ſo dicht zuſammen ſich drängen, wie die Spitzen des Schilfs in den holſteiniſchen Gräben und Sümpfen,“ oder er ſpazierte nach Flottbeck hinab, am Ufer der Elbe, „wo die Schiffe kommen und gehen und die prunkenden Gärten am breiten Fluß ſich dahin ziehn“. Am Alſterbaſſin aber, wo die großſtädtiſche Genußſucht ihre Werbetrommel ſchlägt, und am luſtigſten und ſchmetterndſten in den lauen Sommernächten, wird ihm der Unterſchied zwiſchen Hamburg und ſeinem Geburtsorte zu ſeiner nicht geringen Genugthuung aufgegangen ſein. Liebte er doch die geräuſchvolle Straße, den bunten und lärmenden Scenenwechſel der Außenwelt um ſo mehr, je ſtiller es in ihm ſelber ward, je einſamer ſich ſeine Tagestraumwelt in der Seele abſchloß.

Zu der feſſelnden Wirkung Hamburgs trug auch die muntere Sinnlichkeit der Weiber das Ihrige bei. Seine eigenen Erlebniſſe in dieſem Betracht beſchränkten ſich jetzt auf die niedere Geſellſchaftsklaſſe des ſchönen Geſchlechts und auf ziemlich derbe Freuden. Wir ſind in Hebbels Lebensbeſchreibung an einen Punkt gekommen, wo eine Berührung dieſes Gegenſtandes unerläßlich iſt. Der ſchlichte Biograph Michel Angelos, welcher in einem unverkünſtelten Zeitalter geſchrieben hat, der naturvolle Condivi ſpricht, ohne Arges darin zu ſehen, noch Aergerniß bei ſeinen Leſern befürchten zu müſſen, von der Geſundheit Michel Angelos, sì per natura, sì per l'esercizio del corpo e continenza sua tanto nel coito, quanto nel cibo. Hebbels Sinnlichkeit entſprach ſeinem heißen Naturell, der Heftigkeit aller ſeiner Lebensäußerungen. Und er gehorchte den wilden Impulſen, die durch den rückwirkenden Eindruck ſeiner leidenſchaftlichen Perſönlichkeit, welche die Weiber anzulocken pflegt, verſtärkt wurden. Schon in Weſſelburen hatte er ſich in letzter Zeit mit verlorenen Geſchöpfen hin und wieder abgegeben, was diejenigen, die davon erzählen, nicht mit ſeinen lautern, ja zaghaften Liebesneigungen reimen können. Dieſe Verdutzten wiſſen eben nicht, daß die unſchuldigen und die begehrlichen Empfindungen des Jünglings nicht ſelten, wie auf einem Kreuzwege, die eine hierhin, die andere dorthin abſchwenken. Den reinen Untergrund ſeiner Natur aber bezeichnet die Thatſache, daß er als Einundzwanzigjähriger, nach ſeinem erſten Trunke trüben Weines, ſich Tags darauf wohl zehn Mal im Spiegel beſah, indem er des Gellertſchen Verſes gedachte: „Wie blühte jenes Jünglings Jugend“, und daß er ſeinen Freund Franz bei der nächſten Begegnung mit ihm halb bekümmert fragte: Ob er denn nichts bemerke?

Ein Jahr war abgelaufen, ſeitdem er ſich nach Hamburg gewendet hatte, um hier einen geordneten Bildungsgang zu beginnen, um nachzuholen, was durch ein Jahrzehnt verſäumt worden war. Allein Vorſatz und Vermögen gingen weit auseinander: er erkannte ſich als unfähig, die kurzen Gymnaſiaſtenſchritte länger fortzuſetzen und entſchloß ſich raſch, ſeine Freunde Gravenhorſt und Rendtorf, welche ihn lebhaft dazu ermunterten, auf die Univerſität nach Heidelberg zu begleiten. Außerdem hatten ſeine Gönner zu den höchſt beſcheidenen Schülererfolgen ihres Schützlings verdrießliche Geſichter gemacht und vielleicht der Läſſigkeit, dem Mangel an gutem Willen zugeſchrieben, was in den ſeltſam verſchlungenen Umſtänden allein begründet war. Einigen unter ihnen mochte der Vorwand, daß die Unterſtützungen eigentlich nutzlos an Hebbel vergeudet wurden, für die ſich ſchließenden Hände willkommen geweſen ſein. Immerhin hatte er bei dieſer Wendung der Dinge noch über 230 Mark zu verfügen, deren Auszahlung Herr Paſtor Schmalz anfänglich verweigerte, bis Hebbel die Genehmigung hierzu von Amalie Schoppe vorzeigte. Der Paſtor ſprach nämlich die Ueberzeugung aus, daß Hebbel die zum Beziehen der Akademie erforderliche Reife noch nicht erlangt haben könne, und es war dem dürren Verſtande dieſes Geiſtlichen erwünſcht, zur Bekräftigung deſſen auf den Doctor Kraft am Johanneum verweiſen zu dürfen, welcher das betreffende Maturitätszeugniß auszuſtellen abgelehnt hatte.

Bevor jedoch unſer Freund Hamburg gegen Heidelberg vertauſchte, wollte er ſeine Mutter wiederſehen, vielleicht auch ſeine Heimath, mit der er in Briefen an die alten Freunde, vorzugsweiſe an Wacker, die Beziehung ziemlich regelmäßig unterhalten hatte. Im Februar 1836 unternahm er die Reiſe nach Hauſe, von Alberti begleitet, dem noch immer ſeine Larve nicht herabgeriſſen worden und der nichts Schlimmes darin zu erblicken ſchien, dem ſchmählich Hintergangenen zur Seite zu bleiben.

Hebbel war, als er den ditmarſiſchen Grund und Boden wieder betrat, zu Muthe, als ob er zu einem alten, faſt vergeſſenen Freunde zurückkehrte. Er hatte ſich in der Ferne nur der unangenehmen Eigenſchaften deſſelben erinnert, nun er ihm von Neuem in's Auge ſah, ging ihm das Andenken ſeliger Stunden, die ihm durch ihn geworden, in der Seele auf, und er fühlte ſich jetzt ebenſo geneigt, ihm in der Liebe zu viel zu thun, wie ehemals in der Gleichgültigkeit. Ueberall begegnete man ihm mit Herzlichkeit und er lebte in Weſſelburen ſo heiter, anſchließend und geſellig, als ſollte er ewig hier leben, bis jene ihm eigenthümliche Unruhe erwachte, die ihm, nach ſeinen Worten, wie ein Sturmvogel, das Ende der glücklichen Tage in Ditmarſchen vorausſagte und ihn antrieb, ſein Schiff ſegelfertig zu machen. In einem Briefe an Eliſe theilte er der Freundin die Bewegungen ſeines Gemüthes mit:

„. . . . An einem kalten Wintertage ſitze ich in der Stube meiner Mutter, die in dieſem Augenblick, — es iſt neun Uhr Morgens — das Kaffeegeſchirr vom Tiſch nimmt, um mir Platz zum Schreiben zu machen. Es iſt merkwürdig, wie nicht allein einzelne Menſchen, ſondern ganze Verhältniſſe in gewiſſen Augenblicken ihre Auferſtehung feiern: Fäden der Liebe, der Freundſchaft, ja des ehemaligen, nun aber längſt verſchwundenen Bedürfniſſes knüpfen ſich wieder an und umſpinnen die Seele mit einem Netz, welches unzerreißbar ſcheint; und dennoch dauert es oft nur wenige Stunden und die Bande ſind wieder aufgelöſt und das Herz fühlt ſich durch Alles das, was es noch eben vorher beglückte und entzückte, geängſtigt, und man flieht einen vollen, innigen Lebenskreis, wie den ekelhaften Spuk eines Kirchhofs. Hierin offenbart ſich die Ohnmacht des Menſchen von ihrer entſetzlichſten Seite: er iſt nicht im Stande, Alles feſtzuhalten was er feſthalten möchte und ſollte; aber wenn im Reiche der mineraliſchen und vegetabiliſchen Natur zwei Kräfte ſich nur dann trennen, wenn eine noch verwandtere, noch reichere Kraft ſich ihnen zu inniger Wechſelwirkung naht, ſo kann der Menſch ſich im Verhältniß zu Menſchen einer ſolchen *Wahl*verwandtſchaft nur ſelten rühmen, ihn trifft der Bibelfluch: „Die Letzten ſollen die Erſten ſein!“ Gegen Wacker ließ Hebbel leiſe durchſchimmern, daß er in Alberti ſich doch wohl getäuſcht habe. Jener fand ihn nicht in der gewohnten Heiterkeit und dem Anſcheine nach mit getrübten Ausſichten in die Zukunft. Hebbel ſprach ihm von ſeinem Entſchluſſe, Hamburg den Rücken zu kehren, und verſicherte ihm, er werde ſich glücklich fühlen, wenn er einmal den Staub dieſer Stadt von ſeinen Füßen geſchüttelt habe.

Beim Weggange aus Ditmarſchen wähnte er, daß all die ſchmutzigen Steige und tiefen Gräben nur da ſeien, um ihn feſtzuhalten an die theuere Muttererde. Wahrlich, ruft er in einem Briefe, in dem er die Stimmung des Augenblicks mit einer nachhaltigen verwechſelte, wahrlich, wenn ich, anſtatt erſt mit dem Leben zu ringen und zu kämpfen, ſchon ſeine Früchte pflücken ſollte, ſo würde ich dies nirgends als in meinem Vaterlande thun!

Wie engherzig Amalie Schoppe ſeinen Entſchluß auffaßte, und wie weit die Verwirrungen, die Alberti angerichtet, gediehen waren, dies bewies ein Brief an ihn, worin ſie in den ſchroffſten und kälteſten Ausdrücken ihm erklärt, daß ſie an ſeinen ferneren Schickſalen keinen Antheil mehr nehmen wolle. Vierzehn Tage vor ſeiner Abreiſe wurde ſie über die Umtriebe des unſeligen Alberti aufgeklärt. Am Rande des ſchon erwähnten Memoires unſeres Freundes an Wacker ſtehen von Amalie Schoppes eigener Hand geſchrieben und von ihr unterzeichnet die Worte: „Auf Ehre und Gewiſſen beſcheinige ich, daß die in dieſem Briefe vorgetragenen Facta ſich ganz ſo verhalten, wie Hebbel ſie vorgetragen hat, und daß ſämmtlich darin Benannte Gelegenheit hatten, in L. Alberti einen Ränkemacher und Friedenſtörer kennen zu lernen, und zwar dermaßen, daß er nicht den Muth hatte, Einem von uns wieder vor Augen zu treten.“ — Alles, Alles kam an's Licht, rief Hebbel, nur nicht der Zweck der abſcheulichen Ränke! Wir aber gehen ſicherlich nicht fehl, wenn wir dieſen verborgenen Zweck in dem Dichterneide des Unvermögenden ſuchen.

Die juridiſche Ausgleichung iſt niemals auch eine menſchliche. Und ſo wird in Amalie Schoppe, wenn nichts Anderes, ſo doch ein Gefühl der Beſchämung zurückgeblieben ſein, an welchem ſich die erloſchene Theilnahme für Hebbel nicht wieder entzünden konnte.

Das edelſte, innigſte Menſchenherz hatte er in Eliſen gewonnen. Dem Scheidenden weinten in Hamburg zwei fromme Augen nach, wie ihm in Weſſelburen das Mutterherz nachgeweint hatte.

Dem alten treuen Voß hatte er angezeigt, daß er am 26. oder 27. März nach Heidelberg abreiſen werde. Er freue ſich ſehr, heißt es in dieſem Briefe, auf die Pandecten und er werde mit dem größten Ernſt und Fleiß das Unrecht, denn dies ſei die Wiſſenſchaft des Rechts, ſtudieren, nicht ſowohl, um ſich dadurch den Zutritt zu einem Amte zu eröffnen, welches er ſchwerlich jemals annehmen werde, als vielmehr um ſich geiſtig nach allen Seiten hin umzuthun und ſich die Freiheit zu erwirken, den lahmen, ſteifen Eſel, der ihm die Brotſäcke nicht ſchleppen ſoll, an denjenigen Wegſtrecken, wo er zu ſtolpern pflege und wenigſtens langſam gehe, zu peitſchen und zu ſtacheln. „Unſere Zeit iſt eine Zeit, worin die Entſcheidung für ein Jahrtauſend ſich vorbereitet; was bei Leipzig die Kanonen nicht gethan haben, das müſſen in Paris die Federn thun, und ein Hund will ich ſein, wenn ich mir den Geiſt binde, bevor mir die Hände gebunden ſind. Alles dieſes, was Ihnen dunkel ſein muß, da Ditmarſchen in dem Verhältniß zur Welt ſteht, wie ein Bettler zu ſeinem reichen Oheim, wird Ihnen klar werden nach Jahren, und je weniger Sie in der nächſten Zukunft von mir hören werden, je mehr hören Sie vielleicht in einer ſpäteren . . .“

Zweites Capitel.

Unter den Studenten in Heidelberg.

Sonnabend vor Oſtern, Abends ſechs Uhr, traf er in Heidelberg ein und ſtieg im Hotel de Naſſau ab. Entzückt begrüßte er den Heiligenberg, der dunkel und ernſthaft in ſein Fenſter hineinragte, und am Neckar, wo er ſofort ſpazieren ging, erblickte er, der Sohn der Marſch, nicht ohne Staunen die erſten Felſen. Der Hausknecht beſorgte ihm ein geräumiges, nahe der Univerſität gelegenes Zimmer, in welchem ſogar das ihm nöthige Sopha nicht fehlte. Für Zimmer, Schlafkammer und Aufwartung bezahlte er 24 Gulden per Halbjahr. Außer ihm wohnten noch vier Studenten in dem Hauſe, Untergaſſe 146, bei Knopfmacher Neuer. Er freute ſich ſeiner Zimmerbequemlichkeit, bereitete ſich ſelbſt des Abends ſeinen Thee oder Kaffee, den er dann einſam ſchlürfte, da Gravenhorſt und Rendtorf gewöhnlich in der Kneipe unter den Studenten ſaßen.

Er zweifelte, daß ihn die Profeſſoren immatriculiren würden; doch focht ihn dieſer Zweifel nicht ſonderlich an, da er die Collegia jedenfalls hoſpitiren konnte und es ihm gar nicht darauf ankam, ob ſich ein echter deutſcher Burſch mit ihm ſchlagen wolle oder nicht. Wie er vorausgeſehen, ſchob ſich dem geregelten akademiſchen Studium in der That ein Riegel vor. Auf deutſchen hohen Schulen dürfe, einem Bundesgeſetze zufolge, Niemand immatriculirt werden, ſagte man ihm, der nicht die nöthigen Schulzeugniſſe beibringen könne. Von dem Präſidenten der Immatriculationsbehörde, dem Geheimrathe Schwarz, an den er ſich auf den Wunſch ſeiner Freunde wendete, empfing er die Verſicherung, daß er, obwohl erſt Verhaltungsbefehle vom Karlsruher Miniſterium eingeholt werden mußten, ſich doch mit ziemlicher Gewißheit auf ein günſtiges Reſultat verlaſſen dürfe. Hebbel hoffte, daß geſcheidte Leute ihm die nämlichen Rechte einräumen würden, welche ſie fünfzig Schafsköpfen und Schuljungen eingeräumt haben, denn, meinte er, etwas Anderes ſeien ankommende Studenten ſelten, woraus übrigens nicht folge, daß ſie auch nichts Anderes werden könnten.

Das günſtige Reſultat traf, wie zu erwarten war, nicht ein. Unſer Freund belegte ein Collegium bei Thibaut, der römiſches Recht vortrug, und eines bei dem jungen Docenten Guyet, welcher über Encyklopädie las. Thibaut, der ihm das Honorar erließ, erſchien ihm bald als der geiſtreiche Mann, der noch jeden verſtändigen Zuhörer zu feſſeln verſtand, während ihm Guyet, deſſen innerer Fond und ſpärliches Auditorium zu boshaften Vergleichungen herausforderten, eben ſo raſch den unſicheren Führer verrieth. Er iſt jung, urtheilte er, nicht ohne Selbſtüberhebung über dieſen Docenten, und wie es mir bei der Unterhaltung, die ich mit ihm hatte, vorkommen wollte, grün; das thut aber nichts, es iſt dem Weber einerlei, wer das Garn ſpinnt, was er zu verarbeiten gedenkt. Nichtsdeſtoweniger harrte er nicht lange in dieſem Collegium aus.

Noch empfindlicher als in Hamburg drückte ihn hier der materielle Mangel. Er klagte, daß es ein eigenes Ding um die

Sparſamkeit auf Univerſitäten ſei. Ein Jeder beziehe ſie mit vollem Beutel und ausreichender Garderobe und wenn er dann auf einen armen Teufel ſtoße, den er nun einmal als Collegen anerkennen müſſe, ſo ſuche er es ihm durch tauſend Kleinigkeiten fühlbar zu machen, daß er es wenigſtens nicht gerne thue. Er müſſe täglich ſeine beſten Sachen tragen, ſchreibt er an Eliſe, in ſeinem alten ſchwarzen Kittel und den Tagelöhnerſchuhen wäre er ſo wenig auf der Straße als in den Collegien gegen Anzapfungen geſichert und er möchte ſich doch nicht eben wegen der Falten ſeines Rockes duelliren. Es war nur zu begreiflich, daß ihm das Leben in Heidelberg mißbehagte und daß er nach irgend einem Auswege ſpähte, die Studien niederlegen zu können. Die äußeren Hinderniſſe nannte er faſt unüberſteiglich, da der Mangel ſchon eintrete, wo der Ueberfluß aufhöre: er habe jedoch auch mit inneren zu kämpfen. Die Wiſſenſchaften verlangten vielfältig einen Karrenſchieber, dies aber könne der Menſch nur in demjenigen Alter ſein, „wo er noch nichts iſt". Man ſpreche ſo viel vom Fleiße und von der lieben, lieben Geduld. „Ach Gott, ja, ich hab' allen Reſpect, aber man weiß wohl, es iſt die Art des Vogels, zu fliegen, und er wird ſich ſchwerlich an den Paßgang eines Ackergauls gewöhnen, wenn dieſer gleich jeden Abend eine volle Krippe findet." Immerhin könne es der Fall ſein, daß ein künftiges Zeitalter ihn der Selbſtüberſchätzung zeihen und wenn es ſeine Anſprüche gegen ſeine Leiſtungen abwäge, ein Recht dazu haben werde. Wenige verſtünden ſich auf die Wechſelwirkung zwiſchen dem Menſchengeiſte und dem Leben, noch Wenigere wüßten eine untergegangene Kraft nach ihrem Schatten, der dargelegten, mathematiſch zu berechnen.

Hätte Hebbels Natur nur ein klein wenig Läßliches gehabt, er hätte dann nicht jede äußere ſchlimme Folge ſeiner Verhältniſſe zu ſeiner inneren Qual verwendet und nicht jede gewonnene

Erkenntniß zu einem peinigenden Vorwurfe gemißbraucht. Erſt wenn wir dies erwogen haben, verſtehen wir Ausſprüche wie die nachſtehenden ſeines Tagebuchs vollſtändig:

> Der Schmerz iſt ein Eigenthum, wie das Glück und die Freude.
>
> Das Licht beleuchtet jedes Ding, allein nicht jedes hat ſich zu bedanken.
>
> All mein Leben und Streben iſt jetzt eigentlich nur noch ein Kämpfen für Mutter und Leichenſtein.

Mit Gravenhorſt und Rendtorf, ſowie mit dem einige Wochen ſpäter in Heidelberg auftauchenden Schneidler war er manche Stunde des Tages zuſammen, die mehrſte Zeit aber ſeinen finſtern Stimmungen allein überlaſſen. Gravenhorſt, der auf dem Wege von Frankfurt nach Heidelberg in Einem Wagen mit Profeſſor Guyet gefahren, hatte durch dieſe Annäherung Zutritt in deſſen Hauſe erhalten, wo es an geſellſchaftlichen Anregungen nicht fehlte. Unſerem Freunde kam zwar auch eine Einladung dahin zu, aber da Guyet verheirathet war und ein Haus machte, ſo konnte Hebbel, weil ihm nach ſeinem Ausdrucke die hochzeitlichen Kleider mangelten, dieſelbe nicht benützen. Er ſei bisher närriſch genug geweſen, ſagt er, den Grund ſeines ſchwankenden Auftretens in ſeiner Perſönlichkeit zu ſuchen; der Grund liege aber gewiß nur in einem leeren Geldbeutel und einem kahlen, ſchlechtſitzenden Rock. Das wirke bis in die innerſten Knochen hinein. Die flüchtigen Berührungen mit Studenten reizten ſeine geheime Erbitterung über den Widerſpruch ihrer Unreife zu ihrem behaglich feſten Auftreten. Auch ihm mochten, mit einem Dichter der Gegenwart zu ſprechen, dieſe durcheinander wogenden Jünglinge rückſichtslos und ſelbſtgefällig erſchienen ſein, welche in Erwartung von Amt und Würden, die ſie zu verhöhnen vorgeben, einſtweilen ihren Entwicklungszuſtand zu einer Art ſouveränen Autorität machen, von welcher aus Alles ſich bemeſſen und verachten ließe. Dennoch ſpürten Einzelne genau, wie weit der unzufrieden dreinſchauende Holſteiner ihnen voraus ſei, wenn er auch des Vorzugs der Immatriculation entbehrend, neben ihnen ſein Heft ſchrieb. Es ſpürten dies der junge Rudolf Jhering, der nun berühmte Romaniſt, der uns ſeinen Eindruck ſpäterhin erzählen wird, und der junge Emil Rouſſeau, einer der vier Baiern, die in dem Hauſe wohnten, wo Hebbel logirte.

Emil Rouſſeau, der Sohn eines Oberappellationsrathes aus Ansbach, ſuchte eifrig ſeine Bekanntſchaft zu machen und pries ſich, nachdem der Verkehr angeſponnen war, darüber glücklich. Da er damals „wüthend" Verſe ſchrieb, ſo kam er beinahe jeden Tag auf Hebbels Stube, um ihm das Neueſte vorzuleſen. Hebbel kargte nicht mit ſeinem mehr als aufrichtigen, mit ſeinem herben Urtheil, und da Rouſſeau lernbegierig zugleich war, ſo ſtieg für ihn der rauhe Lehrmeiſter in dem Grade an Bedeutung, als deſſen kritiſcher Stachelſtock dem Zögling Schmerzen verurſachte. Die Jugend ſei voll Hoffnung, meinte er; gewöhnlich habe er Rouſſeau des Morgens um ſich, wenn er ſich raſire oder ſeinen Kaffee mache; es ſei eine Profeſſur ganz eigener Art. Sein Verhältniß zu dem jungen Enthuſiaſten, der ſich eben mauſerte, war auf ſeiner Seite ein herablaſſendes und richterliches, auf der Rouſſeaus das der geiſtigen, wie ſeeliſchen Hingebung, des unbedingten Glaubens und Vertrauens an und in die Kraft des Meiſters.

Was Hebbel ſelbſt aushalten konnte, muthete er immer auch allen Andern zu, und die Schonungsloſigkeit, die ſeine eigene Jugend erfahren hatte, ließ er jedes fremde Daſein fühlen. Wie ſeiner Strenge gegen ſich ſelbſt und ſeiner Beharrlichkeit die erleichternden Mittelglieder gebrachen, ſo ſchnitt er auch im menſchlichen

Verkehr alle mildernden Uebergänge ab und wählte ſtets den abkürzenden Weg. Durch die Pforte von einem Lebensabſchnitt in den andern dürfen Kinder weder gedrängt noch geſtoßen werden, lautet ein ſchönes Wort Thereſe Oeſers. Hebbel wurde als Kind ſo gedrängt und geſtoßen und nun drängte und ſtieß der Jüngling wieder. Ihn ſchmerzte es allerdings, daß er nicht mehr, wie einſt, Menſchen, die ihm voll Herzlichkeit entgegen kamen, mit Herzlichkeit aufzunehmen vermochte. Kann's der Apfel, den ein Wurm angenagt hat, ändern, ſeufzt er, daß er nicht ſchmackhaft iſt?

Kühl, wie gegen Rouſſeau, benahm er ſich jetzt gegen einen zweiten der baieriſchen Studenten, die zu ſeinen Hausgenoſſen zählten, den Sohn eines Münchener Appellationsrathes Schumann. Die treue, gute Seele fühlte er dem jungen Manne an und dennoch widerſtrebte ihm ein engeres Verhältniß. Denn dieſer ſei ein Grenzmenſch, der in der Mitte zweier Welten ſtehe, wobei er ſich in der einen nicht zu beſcheiden, in der andern nicht zu behaupten im Stande wäre. Leute dieſer Art nöthigten ihm ein ewiges Wachehalten auf, was ermüdend und unerſprießlich ſei. In ſeiner Natur aber liege es zum Glücke nicht, Perſonen, welche in ihrem Kreiſe ſchätzbar, für den ſeinigen jedoch ſich nicht eigneten, unwürdiger Weiſe eine Zeit lang zu nutzen und dann abzuſchütteln. Offenbar wirkten auf dieſe ſeine ſpröde Zurückhaltung auch die an Alberti gemachten Erfahrungen ein.

Mit dem Gros der Studenten kam er die Woche Ein Mal in der Kneipe zuſammen. Doch glitt das tolle akademiſche Leben an ihm ab und er rechnete ſich dies ſo wenig zum Verdienſte als zur Schuld an. Man bedürfe, wie er richtig bemerkt, des vollen Gefühls unverkümmerter Jugend, des heiteren Lebensmuthes, wenn man ſich freudig in einen Kreis ſtürzen ſolle, der weder mit den höchſten Intereſſen des Menſchen noch denen der Menſchheit etwas zu thun habe, und der, weil Kraft und Vermögen immer ihr Medium ſuchen, für die Nothwendigkeit das willkürlich Phantaſtiſche ſupponire: Niemand aber komme von der Galeere, wie er ſie betreten. Sein Beſtreben war auf poetiſches Schaffen, innere Kräftigung gerichtet, und was nicht irgendwie damit zuſammenhing, war für ihn nicht da. Dabei hatte er keineswegs den Anſtrich des Stubenhockers und Sonderlings; er ſtand vielmehr bei den alten Häuſern im Credit eines wenngleich nicht vielverſprechenden, ſo doch leidlichen Fuchſes, dem man ſeine Eigenheiten nachſehen mußte. Im Anfange hatte er z. B. Anfechtungen wegen ſeines langen Haares. Die Heidelberger Studenten, die fünf Jahre vorher noch in zerriſſene Strümpfe und beſchmutzte Röcke ihren Stolz geſetzt hatten, waren jetzt von einem ariſtokratiſchen Fieber ergriffen, trugen Fracks und Tituskögfe und konnten ſich an Hebbels langes Haar, das nichts weniger als in zierlichen Locken herabfiel, durchaus nicht gewöhnen. Man gab ihm häufig und deutlich zu verſtehen, man erwarte, daß er es ſcheeren laſſe. Hebbel jedoch duldete nicht, daß man ſich in ſeine perſönlichen Sachen miſche, und er ging nicht darauf ein. Dies hatte unangenehme Scenen zur Folge und es wäre bis zur Menſur gekommen, wenn Hebbel nicht zufällig Gelegenheit gefunden hätte, einigen Studenten zum Sophienfeſte durch ein paar Verſe einen Gefallen zu erweiſen. Dadurch kam er denn ganz ohne ſeine Abſicht in den Ruf der Originalität und ſtand wieder mit allen Burſchen in Frieden.

An Fleiß in und außer dem Collegium ließ er es nicht fehlen. Bei Thibaut war er unter den Zuhörern derjenige, der die Vorträge am regelmäßigſten beſuchte und vielleicht auch ſein Heft am ſorgfältigſten ſtudierte und memorirte. Aber aus den Schwankungen, ob er die Jurisprudenz trotz ſeines Widerwillens feſthalten oder abſtreifen ſolle, kam er lange nicht zu einem beſtimmten Vorſatz. Ihrer rein wiſſenſchaftlichen Seite gewann er nicht den mindeſten Antheil ab, Reiz hatte für ihn nur das Hors d'oeuvre. Wenn Thibaut Beiſpiele einſtreute, an denen Rechtsnormen erläutert oder juridiſche Sophismen ad absurdum geführt werden ſollten, dann weckten die Rechtsfälle an ſich ſein pſychologiſches Intereſſe: als er Mittermaier, in deſſen Collegium er zuweilen erſchien, über die Zurechnung ſprechen hörte, wobei einmal ein Hexenproceß die Illuſtration abgab, da kam ſeine Phantaſie alſogleich in Schwingung und ſein bildneriſcher Verſtand in Thätigkeit. Alles Lebendige und Problematiſche der Menſchennatur, womit die Rechtswiſſenſchaft hanthiert, verfolgte er, natürlich ohne Rückſicht auf die abſtracten Ziele derſelben, mit Aufmerkſamkeit.

Eine Zeitlang beſchäftigte ihn der Gedanke, nach Kiel zu überſiedeln, weil er dort wohlfeiler leben und Eliſen näher ſein könnte. Aber der Zweifel, ob er mit ſeiner Kenntniß des Lateiniſchen beim Jus ausreichen werde, und die Erwägung, daß ſein Wiederauftauchen in Hamburg alle hämiſchen Zungen einzelner ſeiner Gönner in Bewegung ſetzen möchte, drängten dieſen Gedanken wieder in den Hintergrund. Was ihm Eliſe aus Hamburg über den Paſtor Schmalz und über neuerliche Verleumdungen Albertis mittheilte, beſtärkte ihn in ſeinem Grauen vor einer Rückkehr dahin, ehe er nicht mit dem Doctortitel ausgeſtattet die Vorherſagung ſeiner falſchen oder kurzſichtigen Freunde Lügen ſtrafen und durch anerkannte literariſche Leiſtungen ſeine Neider niederſchmettern könne. Die kleine Summe, welche ihm die Gräfin Rhedern aus Berlin zu ſchicken verſprach, war ausgeblieben. Amalie Schoppe ließ ſeine Briefe aus Heidelberg unbeantwortet, und dies war ihm gleichfalls ein Zeichen, wie man jetzt in Hamburg über ihn denke. Seine Baarſchaft aber war beinahe erſchöpft. „Das iſt der größte Irrthum im Leben“, ſchreibt er an Eliſe, daß wir's für ein Gewebe anſehen, worin ſich ein Faden mit dem andern verknüpft und keiner verloren geht; Abgründe trennen Stunde von Stunde, jeder Augenblick iſt Schöpfer und Zerſtörer einer Welt. Hierin ſtehen ſich innere und äußere Natur als ſchroffe Gegenſätze gegenüber; wir aber wollen das Widerſtreitende vereinen und machen den Zwieſpalt größer. Du verſtehſt mich vielleicht nicht; halte feſt an dem Glauben, daß der Menſch nicht beſſer geſegnet ſein kann, als wenn er ſo etwas nicht verſteht." — Er ſehnte ſich nach Eliſen, bei ihr würde er aufthauen, im Süden ſei er eingefroren, und Eliſe, welche ihm nach ſeiner erſten unzufriedenen Aeußerung über den Heidelberger Aufenthalt ein Aſyl in ihrem Hauſe angeboten hatte, mochte ihn je eher je lieber wieder bei ſich in Hamburg wiſſen.

Indeſſen brachte ein Geſpräch Thibauts mit unſerem Freunde, das ſich über allgemeine Gegenſtände verbreitet hatte, Hebbels Entſchluß, das Rechtsſtudium aufzugeben, zur Reife. Sie werden es zu irgend einer Zeit doch thun, ſagte der Vertrauen erweckende, menſchenkundige Thibaut, denn es ſteckt etwas Anderes in Ihnen als ein Juriſt. Ich traue es Ihrer Energie zu, daß Sie den Entſchluß erſt nach dem beſtandenen Examen faſſen werden, aber Sie haben ſchon Zeit genug verloren und müſſen zu Rathe halten was Ihnen noch übrig bleibt. — So hätte niemals einer der Exacten ſprechen können, denen Abfall vom Fach und Mangel an Ernſt gleichbedeutende Begriffe ſind. Als ihn Immermann aufſuchen wollte, was durch einen Zufall vereitelt ward, da hoffte dieſer mit Recht auf eine menſchliche Begegnung mit ihm, obgleich Thibaut ein Gelehrter ſei. Denn die Gelehrten, meinte Immermann, verſtünden meiſtens nur die Genoſſen ihrer Gilde und deshalb ſei ihre Nähe in der Regel unerfreulich. Daß es zwei Reihen von Naturen gebe, deren eine mit ihrem Erleben, Erleiden, glücklichen Taſten und Finden gerade ſo viel Recht habe als die andere erlernende, bleibe ihnen ein ewiges Räthſel und wie viel ſie ſelbſt der ſogenannten Ignoranz verdanken, wüßten ſie noch weniger. Sechs Jahre vor Hebbels Aufenthalt in Heidelberg hatte der junge Robert Schumann unter den Augen des muſikliebenden Thibaut gegen ſeine Abneigung von der Jurisprudenz gekämpft, hatte er ihre Anfänge eiskalt und trocken genannt und war er über dieſe Anfänge ebenſo wenig als Hebbel hinausgekommen.

Der Paſtor Schmalz wird triumphiren, wenn er's erfährt, ſchreibt Hebbel der Freundin, die Schoppe wird vor Aerger braun und blau werden, doch das läßt ſich nicht ändern. Er richtete nun ſein Augenmerk auf München, das von dem literariſch ſo bedeutenden Stuttgart nicht weit entfernt ſei, und wo er, wie die beiden Baiern ihm verſicherten, um ein Drittel wohlfeiler als in Heidelberg leben könne. Daß die juriſtiſche Facultät dort ſchlecht beſetzt ſei, brauche ihn nicht zu kümmern: er habe dafür eine in ganz Deutſchland nicht mehr vorkommende Gelegenheit, die trefflichſten Kunſtwerke zu ſehen und Winckelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums, die er ſchon in Hamburg habe vornehmen wollen, am günſtigſten Orte zu ſtudieren. Auch erwartete er in München einen geeigneten Boden für ſchriftſtelleriſches Wirken zu finden. Denn die baieriſche Journalliteratur, ſagte er, ſtehe unter dem Gefrierpunkte und die baieriſchen Schriftſteller ſeien nicht Lampenanzünder, ſondern Lampenausputzer, und wer ein Saatkorn habe, dem biete ſich dort das weiteſte Feld dar.

Bei dieſen inneren Kreuz- und Querzügen verging der Sommer. Doch verdankte ihm unſer Freund manches eindringliche Bild der Natur wie der Kunſt und viele productive Stimmungen. In der Heidelberger Gemäldegallerie ſah er zum erſten Male Meiſterſtücke der alten Italiener, Lucas Cranachs, niederländiſcher Maler, und er kam ſich, von den lebenſprühenden Tafeln umgeben, wie Hans in der großen Stadt vor. In Schwetzingen feſſelte ihn die melancholiſche Anmuth des weitläufigen Parks, in Speier der Dom, wo er ſeinen Bubenſonntag dichtete. Die Kühnheit der gewaltigen Maſſen des Heidelberger Schloſſes, das den Berg hinaufgebaut iſt, ſprach ihn beſonders an, und die Stadt, meinte er, könne eher einen Berg als das Schloß entbehren. Er hielt ſich gerne in der nach Hölderlins Worten ſchickſalskundigen Burg auf, über welche die ewige Sonne ihr verjüngendes Licht gießt, während freundliche Wälder über die Burg herabrauſchen und Sträucher herabblühen,

Bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt oder dem Ufer-hold
Deine fröhlichen Gaſſen
Unter duftenden Gärten ruh'n.

Einſt ſaß er ganze Sommerſtunden in den Ruinen und las dort Goethes Achilleis. Entzückt betrachtete er oft das Schloß im Mondſchein, vom Karlsplatze aus, „wie es geheimnißvoll, gleich einem Geſpenſt des Mittelalters, herunterhing, aber überwuchert von üppigſter Vegetation der friſcheſten Gegenwart, ein Geiſt, der ſich mit Laub und Blumen ſchmückt: in den Bäumen, die auf den Thürmen und Mauern aufgeſchoſſen ſind, ſäuſelt der Nachtwind und darüber, gleich einer goldenen Krone, funkelt der Sternenkranz“. In einem an den Kirchſpielſchreiber Voß gerichteten Briefe, dem auch die eben citirte Stelle entnommen iſt, nennt er die Brücke, welche über den muntern Neckar führt, „ſchlank wie der Bogen, den eine Schwalbe im Fliegen beſchreibt“. Drei Mal beſtieg er den Kaiſerſtuhl, mit ſeinem achtzig Fuß hohen, das Rheinthal beherrſchenden Thurme: ein Mal in einer ihm unvergeßlichen Nacht, um den Sonnenaufgang zu ſehen. Und wieder war ein Hund ſein unzertrennlicher Gefährte, wie in Ditmarſchen, ein ſchönes, braunes Hündchen, mit weißen Pfoten und dem appetitlichſten Geſicht. Das Thier, das ihm Rouſſeau geſchenkt hatte, war im Zimmer wie auf allen Spaziergängen ihm zur Seite, ſo daß ihn immerwährend „eine freundliche, tölpelhaft ſchmeichleriſche Creatur umgab".

Die Heidelberger Sommernächte zeitigten das helldunkle Nachtlied der deutſchen Lyrik, Hebbels Nachtlied, das ſpäter Robert Schumann mit der ganzen Innigkeit des Geheimniſſes nach- und ausgeſungen hat.

Quellende, ſchwellende Nacht,
  Voll von Lichtern und Sternen:
In den ewigen Fernen,
  Sage, was iſt da erwacht!

Herz in der Bruſt wird beengt,
  Steigendes, neigendes Leben,
Rieſenhaft fühle ich's weben,
  Welches das meine verdrängt

Schlaf, da nahſt du dich leis,
  Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
  Ziehſt du den ſchützenden Kreis.

Wenn ihm in Hamburg der Vater, ſtumm den Ahnenzug führend, und die Jugendgeliebte Doris erſchienen waren, ſo hebt ſich jetzt die Großmutter empor, der wir ſchon in Ditmarſchen zugehört haben, was ſie Faſelndes zu ſagen hat, ſo grüßt ihn jetzt die noch lebende Mutter, und er fühlt ſich in das Kind zurück, das am Sonntag Morgen zur Kirche geht (Bubenſonntag), und das die Mutter jeden Abend ſelber auszieht.

Nachtgefühl.

Wenn ich mich Nachts entkleide,
Gemachſam Stück für Stück,
So tragen die müden Gedanken
Mich vorwärts oder zurück.

Ich denke der alten Tage,
Da zog die Mutter mich aus:
Sie legte mich ſtill in die Wiege,
Die Winde brauſten um's Haus.

Ich denke der letzten Stunde,
Da werden's die Nachbarn thun:
Sie ſenken mich ſtill in die Erde,
Dann werd' ich lange ruh'n.

Schließt nun der Schlaf mein Auge,
Wie träum' ich oftmals das:
Es wäre Eins von Beidem,
Nur wüßt' ich ſelber nicht was.

Der ungewiſſe Zuſtand der ſuchenden und hilfloſen Seele und die warme landſchaftliche Scenerie Heidelbergs, der zuſammenhaltende Norden in Hebbels Weſen und die aufthauende Heiterkeit des Neckarlandes verleihen ſeiner Geſtalt einen ſchwebenden, märchenhaften Charakter, zeichnen uns ein wahrhaftiges Dichterleben hinter gelüfteten und wieder zufallenden Schleiern.

Der Heidelberger Sommer brachte ihm auch die erſte novelliſtiſche Frucht von Bedeutung. Zwar hatte er ſich ſchon in Weſſelburen, wie wir wiſſen, in der erzählenden Form verſucht, aber die gelieferten Proben vertrugen dazumal noch gar keine Anſprüche, die dem künſtleriſchen Kreiſe angehören. Eine in Hamburg geſchriebene Erzählung: Barbier Zitterlein, welche dann in der Mitternachtszeitung erſchien, zeigte wohl Anſätze zur Charakteriſtik, war jedoch erfindungslos, und gefiel ſich in einem zweifelhaften Humor, der fortwährend Miene macht, in das Gräßliche umzuſchlagen. Erſt jetzt bemächtigte er ſich der ſchwierigen Form in der Erzählung: Anna. Am 9. Juni notirte er in ſeinem Tagebuche: „Geſtern Abend die Anna beendet. Zum erſten Male Reſpect gehabt vor meinem dramatiſch epiſch in Erzählung ſich ergießenden Talent“. Er war zu dieſem Worte berechtigt. Denn dieſe kleine, wenige Blätter umfaſſende Erzählung beurkundet ebenſo ſehr ſein eigenthümlich plaſtiſches Vermögen, wie ſeinen Einblick in das Kunſtgeſetz dieſer Form. Es ſcheint, daß er ſich ſchon die alten Italiener angeſehen hatte und ein Compromiß ihrer Darſtellung mit jener Kleiſts eingegangen war. Die Eile der romaniſchen Erzählung hat er beibehalten, aber die Attribute des Spieleriſchen und Ergötzlichen hat er gegen die dem deutſchen Vorbilde abgelauſchte Aengſtlichkeit und Schwere eines inneren Proceſſes vertauſcht. Bei den Italienern athmen wir fröhlich auf, indem ſie ihre anekdotiſchen Geſchichten, die lüſternen, wie die grauenhaften, fliegen laſſen, bei Kleiſt halten wir den Athem an, indem er die Knappheit des Autors der Annalen auf die poetiſche Erzählung überträgt und mit der Antheilloſigkeit des Berichterſtatters die tiefſten Bewegungen des Gemüthes begleitet. Ungleich härter geht Hebbel zu Werke. Das noch immer faltige Gewand der Erzählung Kleiſts wird unter ſeinen Händen ſchon ſo ſparſam zugeſchnitten, daß hin und wieder das Skelett der Form ſich abzeichnet.

Eine arme Magd, wird Anna von ihrem feudalen Gutsherrn mit Anträgen verfolgt, die ſie nicht verſtehen will. Dies erbittert ihn, er ſchlägt das ſchöne Mädchen und befiehlt ihr, am Tage der Kirmeß, da Alles im Schloſſe ſich zum vergnüglichen Abend rüſtet, in ihrer Kammer zu bleiben und den dort zuſammengeſchichteten Flachs abzuhecheln. In ſchweigender Zerknirſchung gehorcht ſie. Das rohe Geſinde, das ihr als einer reinen Natur feindſelig geſinnt iſt, empfindet Schadenfreude darüber. Während auf polternden Wagen Knechte und Dirnen zur Luſtbarkeit fahren, ſitzt Anna in der Flachskammer und arbeitet. Da tritt ihr Geliebter herein und ſucht, vom Wein erhitzt, ſie zu überreden, daß ſie das Gebot des Gutsherrn breche. Sie weigert ſich deſſen, und der Geliebte ſtürmt mit einer Verwünſchung gegen dieſen in's Freie hinaus. Aber eine unvorſichtige Armbewegung Annas hat die Kerze herabgeſchleudert, der Flachs entzündet ſich, die Kammer ſteht in vollen Flammen. Nun verläßt auch Anna, zufrieden, daß der Zufall Verderben bringend über das Haus gekommen, den brennenden Verſchlag, die Feuerglocken läuten, Verwirrung und Entſetzen nehmen von dem Umkreiſe des Schloſſes Beſitz. Bald taucht Anna, nachdem ſie ihr glühendes Geſicht im feuchten Graſe gekühlt hat, in halbem Wahnſinn unter den Löſchenden auf und findet in dem verzehrenden Elemente, von dem ſie gleichſam angezogen wird, den Tod. Die Kälte Kleiſts durch Grauſamkeit überbietend, ſchließt Hebbel mit der Relation: „Als der Freiherr am andern Morgen erfuhr, was ſich mit Anna begeben hatte, befahl er, ihre Gebeine aus dem Schutte hervorzuſuchen und ſie auf dem Schindanger zu verſcharren. Dies geſchah."

Auf einem Raume, der dem Halbtalente nicht genügt hätte, um mit den novelliſtiſchen Vorbereitungen fertig zu werden, kommt unſer Poet mit der Schilderung des Schauplatzes, der Hauptfigur und der Nebenfiguren, der Verwicklung und Löſung des Conflictes bequem zu Stande. Den Anſtoß zu dieſer Erzählung möchte, wie mich bedünkt, Uhlands Mähderin gegeben haben. Der liebliche Balladenduft, der über der leidenden Mähderin ſchwebt, iſt in der Anna der dramatiſchen Gewitteratmoſphäre gewichen, und das romantiſch ergebene Mädchen des

Liedes hat ſich in der Erzählung in das ſchmerzhafte Dulden einer leidenſchaftlichen Weibesſeele verwandelt. Biographiſch betrachtet, liegt die jedem Schimpf und jeder Kränkung preisgegebene Magd nicht fern ab von den Zuſtänden des Dichters, welcher in der Hörigkeit der Armuth ſeufzte. Er ſelbſt bekannte nachmals, daß er in der Anna einen Beitrag zu der Lehre von der Zurechnung habe geben wollen. So hätten denn auch ſeine juriſtiſchen Studien einen zweifelhaften Antheil daran.

Nicht nur für ſeine Dichterbegabung zeugten die in Heidelberg entſtandenen Productionen, auch für ſeine Einſicht in die Poeſie und für ſeine geiſtige Redlichkeit. Er berührte keinen Stoff, der dem Grade ſeines Könnens noch nicht gemäß war, er hatte nichts von der Strebſamkeit der Tröpfe oder der Falſchmünzer. Die ſtillſchweigenden Ermahnungen und Rathſchläge, welche die Werke großer Schriftſteller enthalten, und welche die ausübenden Kleinen entweder gar nicht bemerken oder was noch ſchlimmer, ſo auffaſſen, als ob dieſelben ſie nichts angingen, auf Hebbel machten ſie den angemeſſenen Eindruck und wie Gedenktafeln ſtellte er ſie vor ſich hin, an denen er ſich je nach den redenden Chiffern ermuthigte oder beſcheiden lernte. Als er Goethes Briefwechſel mit Zelter las, zog er unter Anderem nachſtehende, für ihn doppelt beachtungswürdige Sätze aus:

„Das Techniſche einer Kunſt muß eigentlich in frühen Jahren ordentlich erlernt werden. Regt ſich erſt der Geiſt von innen heraus, ſo muß die Sorge für äußere Darſtellung beſeitigt ſein, und wer das ſchöne Handwerk kennt, wird geſtehen, daß es gleichſam Dichten hilft, denn es ernährt die Luſt und macht den Trieb frei." Zelter.

„Legen Sie ja keinen alten Fehler ab, Sie fallen entweder in einen neuen, oder man hält Ihre neue Tugend für einen Fehler." Goethe.

„Die Thiere werden durch ihre Organe unterrichtet.“ Eines der größten Worte, die uns der Altvater hinterlaſſen, ſetzt Hebbel hinzu: er wußte eben nicht, daß es ein Wort der Griechen war, welches Goethe citirte.

Um des literariſchen Erwerbs willen, nicht aus dem ungeduldigen Antriebe, mit poetiſchen Arbeiten hervorzutreten, ſtellte er jetzt ein Bändchen Erzählungen zuſammen und bot ſie dem Buchhändler Engelmann zum Verlage an. Es waren die Stücke: Anna, Eine Nacht im Jägerhauſe, Herr Weiß, Johann, Gertrud. Die letztgenannten drei, welche niemals gedruckt wurden, ſind ſpäter in Verluſt gerathen. Ferner ſammelte und ſichtete er ſeine Gedichte, für die er ſich die Erlaubniß Uhlands erbat, ihm dieſelben widmen zu dürfen.

Am 4. Juli 1836 ſchrieb er an Uhland. In den Eingangszeilen bezeichnet er ſeinen Brief zuvörderſt als den einfachen Ausdruck der Dankbarkeit einer zum Bewußtſein gekommenen Individualität, auf deren Ausbildung zum Denken und Dichten Uhland den entſchiedenſten Einfluß gehabt habe. Er erinnert an die im Jahre 1832 durch Uhland ihm gewordene menſchenfreundlich theilnahmsvolle Antwort, welche den idealiſch ausſchweifenden Jüngling zart aber feſt auf's Leben verwieſen und ihn auch den kleinen Kreis, worin er ſich befand, und die Hülfsmittel, die dieſer ihm bot, nach Gebühr ſchätzen gelehrt habe. Er erwähnt hierauf die eingetretenen äußeren Lebensveränderungen, berührt ſeine Studien in Heidelberg, und theilt ſchließlich ſeine Abſicht mit, eine Auswahl ſeiner Gedichte zu veröffentlichen. Wenn ihm auch über den objectiven Werth derſelben kein Urtheil zuſtehe, ſagt er, ſo müſſe er ſich doch überzeugt halten, daß er ſchwerlich zu irgend einer Zeit beſſere hervorbringen werde. Der Zweck dieſes Briefes aber ſei kein anderer, als um Uhlands Erlaubniß zu erſuchen, ihm dieſe Gedichte zueignen zu dürfen.

„Sie haben, ich muß es noch einmal anführen, denn ich hoffe dadurch meine Bitte begründen zu können, auf Entſtehung und Weſenheit jener Gedichte den größtmöglichen Einfluß gehabt. Goethen wenig kennend und darum bei der oftmals orakelhaften Präciſion ſeiner Compoſitionen verſchmähend, mit Schiller auf dem Felde unfruchtbarer Reflexion umher irrend, traten Sie mir als Apoſtel, zugleich der Natur und der Kunſt entgegen, wieſen mich für Anſchauung und Darſtellung auf das einfach Menſchliche zurück . . . .“ Uhland antwortete nicht und der Buchhändler Engelmann lehnte den Verlag der Erzählungen ab. Eine ſchon in Hamburg verſuchte Anknüpfung mit dem Stuttgarter Morgenblatte hatte inſoferne Erfolg, als einige ſeiner Gedichte darin gedruckt erſcheinen, aber der in Heidelberg gemachte Verſuch, dort einige Erzählungen unterzubringen und dadurch zu materiellen Einnahmen zu gelangen, war gleichfalls mißglückt. Dr. Hermann Hauff ſandte weder die Erzählungen zurück, noch erwiederte er Hebbels Briefe.

Ohne Eliſens Beiſtand hätte unſer Freund ſchwerlich die Reiſe nach München antreten können. Er hatte längſt kleine Beiträge von ihr empfangen, nun bot ſie ihm hundert Thaler an, die er nach manchen Bedenken, in der Hoffnung annahm, dieſe Summe nach einigen Jahren ihr zurückgeben zu können. Er hatte den Sommer über grenzenlos ſparſam gelebt und, Miethe wie Schuſterlohn eingeſchloſſen, kaum 130 Mark gebraucht. „Ein Leben dieſer Art“, ſagt er, „halt' ich aber auch nicht länger aus“.

Am 3. September veranſtalteten ihm die Freunde in Heidelberg vor ſeinem Abgange einen Abſchiedsſchmaus. Am 12. machte er ſich mit Rendtorf zu Fuße auf den Weg nach Straßburg. Rendtorf, an dem er ein tieferes Gefühl entdeckt haben wollte, als er in Hamburg wahrgenommen, erſchien ihm auch aus dem Grunde als ein angenehmer Reiſebegleiter, weil derſelbe auf ſolideſte Weiſe in Hebbels eigene Lage ſich zu ſchicken wußte, während die Anderen ihm zu wenig Geld achtend waren.

Die durch Goethes Erlebniſſe und Schilderungen erweckte Sehnſucht nach Straßburg concentrirte ſich auf das Münſter. Hebbel beſtieg die Plattform und dachte ausſchließlich an Goethe. „Ich ſtand vor der kleinen Tafel", ſchreibt er in ſeinem Tagebuche, „worauf ſein Name eingehauen iſt, ich ſah ihn, wie er mit ſeinem Adlerauge hineinſchaute in das reiche, herrliche Elſaß, und wie Götz von Berlichingen vor ſeiner Seele auftauchte und ihn um Erlöſung anflehte aus langem Tod zu ewigem Leben. Ich ſah ihn unten im Dom, wo die Idee der reinſten, himmelſüßeſten Weiblichkeit, des Gretchens, vor ihm aufging. Mir war, als ergöße ſich der Strom ſeines Lebens durch meine Bruſt, es war ein herrlicher, unvergänglicher Tag". Auf dem Münſter dichtete er das Lied: Traum, das die in ihm aufſchäumende Lebensluſt hymniſch auffängt, um ſie noch vor dem letzten Tropfen wieder zu verſchütten.

Von einem Wunderbecher
Hab' ich mit Angſt geträumt,
Woraus dem durſt'gen Zecher
Die höchſte Fülle ſchäumt.
Draus durft' er Alles trinken,
Was Erd' und Himmel bot,
Doch mußt' er dann verſinken
In einen ew'gen Tod.

Mit Wonne und mit Grauſen
Hielt ich ihn in der Hand,
Ein wunderliches Brauſen
In ſeinem Kelch entſtand.
Es zog an mir vorüber
Die Welt in ihrem Glanz,
Wie regellos im Fieber
Verworr'ner Bilder Tanz.

Und als ich länger blickte
  Tief in den Grund hinein:
Wie Feuerflammen zuckte
  Mir's da durch Mark und Bein;
Und gänzlich drin verſunken,
  Ward mir zuletzt zu Sinn,
Als hätt' ich ſchon getrunken
  Und wäre längſt dahin.

Von Straßburg ging es zu Fuße weiter nach Stuttgart. Der erſte Beſuch war bei Dr. Hermann Hauff, den unſer Freund fragte, ob er dem Morgenblatte Correſpondenz-Artikel aus München ſenden dürfe. Hauff antwortete, ſolche Beiträge würden ſowohl ihm als dem Herrn von Cotta äußerſt willkommen ſein. Zu ſeiner Freude, bei allem Mißvergnügen, erfuhr Hebbel jetzt, daß die aus Heidelberg mittelſt Buchhändlergelegenheit an das Morgenblatt beförderten Erzählungen gar nicht angelangt ſeien; das Schweigen Hauffs hatte alſo keinen ihn demüthigenden Grund gehabt. Dann ging Hebbel zu Guſtav Schwab. Der herzliche Mann kam ihm mit großer Freundlichkeit entgegen und ſagte ihm Verbindliches über ſeine Gedichte. Schwab unterhielt ſich mit ihm über Ditmarſchen und forderte ihn auf, ditmarſiſche Geſchichte zu bearbeiten, ungefähr wie er und Uhland ſchwäbiſche bearbeitet hätten. Ohnedies gehörte eine ſolche Darſtellung zu Hebbels liebſten Plänen. Zuletzt gab ihm der liebreiche Mann einige Zeilen nach Tübingen an Uhland mit, bei dem Hebbel Tags darauf vorſprach.

Mit welchen Gefühlen unſer Freund das anmuthende Haus an der Neckarbrücke von Ferne erblickt und dann betreten haben mag, können wir uns vorſtellen. Den Wohlthäter ſeiner Jünglingszeit, den am innigſten verehrten Dichter ſollte er nun von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen. Aber wenn jemals der enttäuſchende Anblick der belauſchten Meluſine ſich geiſtig in einer

Dichterbegegnung wiederholt hat, ſo war dies in Betreff Uhlands der Fall. Die unſcheinbare, gleichſam unter Schloß und Riegel bewahrte Perſönlichkeit des Mannes, der, wie man weiß, einmal für einen Uhrmacher gehalten worden, erzeugte in Hebbel eine zwiſchen Bedauern und Erſtaunen gemiſchte Empfindung; der Gegenſtand des Bedauerns jedoch war eigentlich er ſelbſt. Er hatte erwartet und er erwartete noch immer, Uhland werde, wie jeder bedeutende Mann, eine Voltaiſche Säule ſein und wo man ihn berühre elektriſche Stöße geben: und er ſah ſich einer farbloſen Schlichtheit gegenüber, die ſchon Manchen vor ihm und nach ihm verleitet hat, ihr den Duft abzuſprechen, der ſich gleichſam nur geſellig entbinden konnte, wenn eine dieſem Dichter verwandte Natur mit ihm zuſammen traf. Hebbel vermißte in der ganzen Unterhaltung mit Uhland die kleinſte Wendung, die ihn an den Verfaſſer des Glücks von Edenhall erinnert hätte. Wer ſein Geld zu Rathe halte, äußerte er betrübt, der pflege ſich doch der Scheidemünze zu bedienen, Uhland aber habe über die unbedeutendſten Dinge die Converſation geführt und dies noch mit einer unbegreiflichen Schwierigkeit. Nie wolle er wieder eine menſchliche Perſönlichkeit zum Focus ihrer geiſtigen Hervorbringungen machen, nie wieder vor irgend einen Menſchen mit Befangenheit hintreten. Aus einem einzigen Beſuche geſtatte er ſich gewiß nicht, das Geringſte zu folgern, er ſchildere blos, wie dieſer auf ihn gewirkt habe. „Ich wollte gedrückt, ja erdrückt ſein, und eben dies, daß Uhland mich nicht drückte, war mir zuwider. Der Menſch iſt ein Narr: läßt der Jupiter ſeine Donnerkeule zurück, ſo mag er ſehen, wie er zum Weihrauch kommt.“ Der mißliche Eindruck wirkte ſo ſehr in ihm nach, daß er noch zwölf Jahre ſpäter die Worte niederſchrieb: „Auch unſere Zeit hat einen großen Lyriker, der, wenn er wagte, ſich für ſich ſelbſt auszugeben, ohne ſich durch ſeinen Reiſepaß oder durch einen

Bekannten ausweiſen zu können, ſehr leicht für einen Betrüger gehalten werden würde, und der deſſungeachtet mit manchem poetiſchen Heroen früherer Jahrhunderte um die Wette leben wird."

Auch der an Uhland abgeſendete Brief war nicht angekommen, wie unſer Freund erfuhr, und daraus ſchloß er mit Fug, daß nun auch ſeine Gedichte dem Meiſter völlig unbekannt geblieben, da Uhland ſicherlich weder Zeit noch Luſt habe, Journale zu leſen, nun gar darin abgedruckte lyriſche Gedichte. Daß Uhland vor Kurzem die ihm ſo theuere einzige Schweſter verloren hatte und daß er tief in der nordiſchen Mythenforſchung ſtehe, wußte Hebbel nicht, konnte er nicht wiſſen. Dieſe Umſtände aber, im Vereine mit der perſönlichen Artung des Dichters, die in ihrer äußeren Unſcheinbarkeit eine Ausnahme bildete, waren eine hinreichende Erklärung der gleichgültigen Begegnung. Hebbel hatte ihm nichts als ſeine Begeiſterung, noch dazu haſtig dargereicht, entgegen gebracht, und eine ſolche Gabe war Uhland' ein Gewohntes, wie ihm das zudringliche Feuer peinlich war.

Mit ernüchterten Sinnen verließ unſer Freund den Gartenfleck, wo eine ſeiner glühendſten Vorſtellungen in Aſche ſank. — Ueber Reutlingen und Ulm ſetzte er mit Rendtorf die Fußreiſe bis München fort. Wenn ihm ſchon die Reiſe an ſich kurzweilig geweſen, ſo freute es ihn noch nachträglich, daß er auf der ſiebenzig Meilen langen Strecke behaglich wandernd und bedeutende Städte zum Raſtorte wählend, nicht mehr Geld gebraucht habe, als wenn er dieſelbe in der Pöckeltonne des Poſtwagens, ohne ſich irgendwo aufzuhalten und etwas zu ſehen, zurückgelegt hätte. Wahrſcheinlich durch Guſtav Schwabs Mahnung angeregt, entſtand auf dieſer Reiſe ein Einleitungsgedicht zu dem ditmarſiſchen Liedercyclus, der nie fertig geworden iſt. Nicht einmal dieſes Gedicht iſt mehr vorhanden: nur ein einziger Vers daraus hat ſich erhalten, welcher alſo lautet:

Mein Thun ſoll ſich erſtrecken,
So weit es darf und kann,
Ich will die Todten wecken,
Die klopfen weiter an.
Ich ſteig' in die alten Grüfte
Und poch' an jeden Sarg,
Ob ſich der Deckel lüfte,
Der großes Leben barg.

Drittes Capitel.

Münchener Aufenthalt.

I.

Mit Hebbels Ankunft in München gelangen wir zu dem Wendepunkte ſeiner Entwicklung. In dem Maße als ſein Leben an äußeren Begebenheiten verarmt, wird es innerlich reicher und mannigfaltiger. Die Quellen zur Geſchichte ſeiner Seele ſprudeln für dieſen Abſchnitt beſonders ergiebig, ſo daß der Biograph durch den Ueberfluß nicht ſelten in's Gedränge kommt. Mehr als früher gilt es nun, das in Briefen und Tagebüchern Verſtreute zuſammen zu faſſen und das der Zeitfolge nach Auseinanderliegende zu verknüpfen, wenn ein überſichtliches und anſchauliches Bild gewonnen werden ſoll.

Von der anſtrengenden Fußreiſe ermüdet, war unſer Freund
836 mit Rendtorf am 29. September in München angekommen. Er betrachtete es, weil er an kleinen Vorurtheilen hing, als ein günſtiges Omen, daß er vor dem Thore Gelegenheit fand, um einen geringen Betrag ein Paar Stiefeln zu erhandeln, die er nothwendig brauchte. Von Heidelberg aus an eine Adreſſe gewieſen, bezog er ſofort eine hübſche Wohnung in der Maxvorſtadt, Sommerſtraße 3, bei der Frau Reviſorin Ruerl.

Rendtorf logirte bei ihm. Hebbel that es wohl, daß derſelbe ſich in Alles zu ſchicken wußte, daß er ſich gleich ihm zu Mittag mit Kaffee und Brot behalf, da Kleinigkeiten dieſer Art, wie er ſagte, ein Verhältniß zwiſchen Menſch und Menſch begründen. Die erſten Tage hindurch hielt er eifrig Umſchau in der Stadt, denn er hatte dem Doctor Hauff verſprochen, eine Schilderung des October-Feſtes für das Morgenblatt zu liefern. Seine materiellen Hoffnungen waren auf die Schriftſtellerei gebaut, deren goldener Boden ihm, wenngleich kein übertrieben großes, ſo doch ernſtliches Vertrauen einflößte.

Der Anblick der königlichen Stadt, wie die Erinnerung an die Orte und Gegenden, die er auf ſeiner Fußwanderung kennen gelernt, verſetzten ihn in eine ungewöhnlich heitere Stimmung. Er rief: Leben iſt Reiſen, ſagt der Chriſt! mit größerem Rechte ſage man: Reiſen iſt Leben! Der Baum müſſe nie umgepflanzt, der Menſch nie eingepflanzt werden. Das brauſe und ſchäume durch alle Adern, wenn man mit jedem Tage eine neue Welt um ſich ſehe; eine ſchönere ſei gar nicht einmal nöthig, ſchöner ſei Alles, was nur anders iſt! Er habe das Leben eingeathmet, wie friſche Luft, und er wiſſe, daß es etwas in ihm hervorbringen werde. Hypochondrie und Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt wären jetzt verſchwunden, ſo weit ſie überhaupt verſchwinden könnten, ohne daß der Menſch mit verſchwinde. Raſch warf er eine Beſchreibung des October-Feſtes auf's Papier und ſchickte ſie nach Stuttgart. Alsbald dachte er an einen neuen Beitrag für das Morgenblatt, an eine Skizze ſeiner Reiſe, die ihm ein Clavier ſein ſollte, worauf er ſeine Lieblingsmelodien abzuſpielen ſich vornahm; die durch Pückler, Heine und deren Nachahmer in Schwung gekommene Form. Am 19. October reiſte Rendtorf ab, um ſeine mediciniſchen Studien auf einer anderen Univerſität zu betreiben. Hebbel war nun völlig einſam in der großen Stadt.

Aber da die Sinne viel aufzunehmen hatten und der Anſtrich Münchens ein freundlicher iſt, ſo ertrug er dieſe Vereinſamung im Anfange leichter.

Das lebendige, in ſeiner architektoniſchen Kleidung ſich gerade verändernde, in ſeiner Genußſucht jedoch beharrende München ſagte ihm überaus zu. König Ludwig machte eben Anſtalten, der alten, feierlich prächtigen Stadt einen griechiſchen Ueberwurf zu verleihen. An der Weſtflanke des Hofgartens wurden jetzt durch Cornelius' Schüler die Wandgemälde aus der baieriſchen Geſchichte ausgeführt, und Moriz von Schwind, der kurz zuvor mit David und Abigail ſeine ſchimmernde Laufbahn begonnen, entwarf den nachmals berühmten Fries für die noch im Entſtehen begriffene Pinakothek. Klenzes Meiſterſtück, die Glyptothek, war längſt vollendet, die Baſilika brach allmählich aus der ſteinernen Puppe hervor, und in der lieblichen Ludwigskirche mit ihrem bunten Dache, dem zwei ſchlanke Thürme entſprießen, malte Cornelius ſein jüngſtes Gericht. Neben dem auf Grund ehrwürdiger Kunſttraditionen ſich verjüngenden Theile der Stadt behauptete die der Neuerung trotzende Seite Münchens ihre Rechte. Gegen die übermäßig breiten Straßen Neumünchens ſtachen die ſich eigenſinnig zuſpitzenden Gaſſen und Gäßchen entlegener Zeiten auf das Grellſte ab: Contraſte, die in allen modernen Städten vorkommen, wo Vergrößerungstrieb oder künſtleriſche Laune eine nicht aus den Bedürfniſſen natürlich erwachſende Umbildung hervorrufen, die dann immer nur auf einzelne Theile beſchränkt bleibt. In München miſchten ſich obendrein noch herkömmliche krauſe Bräuche in die helleniſirende Scene. Maskirte Bauernzüge, Bürger mit Fahnen und anderen Symbolen, Zünfte und Gewerke in mittelalterlicher Zurüſtung zogen öfters, auch außer der Faſchingzeit, am hellen Mittage durch die Straßen.

Aber auch viele andere Gegenſätze ſtanden hier einander ſchroff gegenüber. Eduard Gans bemerkt: Wie wenn im Monat April warmes und kaltes Wetter neben einander geht, ſo wanderten hier Liberalismus und Jeſuitismus Hand in Hand. Der König gefiel ſich in Worten freier Selbſtändigkeit, aber damit konnte man wieder die den Klöſtern, ja den Redemtoriſten zugewendete Gunſt nicht vereinigen. Es widerſprach der dunkle mittelalterliche Ton, der auf allen dieſen Unternehmungen ruhte, das Erhalten der Particularitäten und das Auffinden neuer Beſonderheiten, welche mehr als jemals im Schwunge waren. Da die Geſinnungen des Kronprinzen noch in Aller Andenken lebten, ſo konnte der König nicht weniger thun, als den Cenſurdruck vorläufig mildern. Zudem war den Baiern ein lange geſchmälertes Menſchenrecht zurückgegeben worden: Jedermann, ſogar der Beamte, durfte einen Schnurrbart tragen. Wenn zu Max Joſephs Zeiten ein Handwerksburſche mit behaarter Oberlippe zu München angelangt war, ſo hatte man ihm in der Wachtſtube am Thore zugleich mit dem Paſſe den Bart abgenommen. So lange König Ludwig regierte, ſagt ergötzlich Wilhelm Chezy, ließ er die Bärte ſeiner Unterthanen ſtets ungeſchoren und blieb er ein eifriger Beförderer der bildenden Künſte; aber noch bevor er ein Jahrzehnt den Scepter geführt, gab er die Preſſe an Händen und Füßen gebunden und mit feſtgeſchnalltem Maulkorbe in die Hände der Polizei zurück. Den zwei Seelen, welche in dem Könige wohnten, deſſen Verwandtſchaft der Gaben und des Charakters mit Friedrich Wilhelm IV. einer der Biographen Ludwigs richtig hervorgehoben hat, ſchienen die Widerſprüche auf dem ganzen Gebiete des Münchener Lebens zu ähneln Katholicismus und Proteſtantismus ſchauten einander mit beiderſeits unerfreulichen Grimaſſen in's Geſicht, wobei die des zweiten bei Weitem ungefälliger waren. Der Katholicismus

Münchens, nach Hebbels eigenen Worten, wohlbeleibt und zählebig, machte mit der eiſernen Geſundheit eines Großvaters Miene, ſeinen rothen Enkel nicht blos zu wiegen, ſondern auch zu beſtatten, während der Proteſtantismus, indem er die Muſik ächtete, Empfindung und Phantaſie zum Hungertode verdammte, trotz ſeiner gläſernen Durchſichtigkeit den dunkelfarbigſten Pietismus gebar, Tractätchen verbreitete und Richtwege zum Himmel aufſpürte. Was in den geiſtlichen Zuſammenkünften der Proteſtanten für junge Damen, welche häufig dort auch ihren Valentin fanden, an dürrer Erbaulichkeit geleiſtet wurde, das machte bei den katholiſchen Predigten, denen auch unſer Freund häufig beiwohnte, die clerikale Munterkeit wieder wett. Der Predigerton war noch gerade ſo komiſch, wie ihn Schubart an der bairiſchen Homiletik wahrgenommen.

Sogar unter den Münchener Gelehrten konnte man zwei verſchiedene Racen unterſcheiden, welche, wie die Mongolen und Tartaren in China, zwar neben einander wohnten, aber in Geiſt, Sprache und Sinnesweiſe vollkommen von einander abwichen. Hier die Altbaiern, die auf ihr autochthones Weſen verſeſſen und eingebildet waren, dort die aus allen deutſchen Landen herangezogenen Fremden, die von jenen als entbehrliche Eindringlinge angeſehen wurden. Als Eduard Gans einige Jahre vor Schellings Berufung nach München mit einem altbairiſchen Profeſſor im engliſchen Garten ſpazieren ging und die Univerſität glücklich pries, daß ſie ſich der Anweſenheit dieſes Philoſophen zu erfreuen haben werde, da erhielt er die Antwort: Ei, was haben wir denn den Schelling nöthig, wir beſitzen ja einen weit klareren Philoſophen. Auf die verwunderte Frage: Wer dies ſei? erwiederte der unerſchütterliche Baier: Kennen Sie den Meilinger nicht?

Die Ausgleichung aller dieſer Gegenſätze beſorgte das heimathliche Getränk, das jedes erhitzte Gemüth beſänftigte, die geſtörten Miſchungsverhältniſſe zwiſchen Altbaiern und Fremdlingen auf Augenblicke wieder herſtellte, Liberalismus und Jeſuitismus, Heidenthum, Chriſtenthum und Ketzerthum in einem ſchweigſamen Räuſchchen zur Balance verhalf. Nennt doch noch heute das Volk die maſſive Doppelgeſtalt der Frauenthürme, die als erſtes Wahrzeichen der Stadt dem Ankommenden in der Ferne winken, „Münchener Halbekrügeln“. Die abſolute Herrſchaft übte der Bock aus, welcher, altem Herkommen gemäß, nur im Mai geſchänkt werden durfte. Vor den Gewölben des Kellers, in dem offenen Vorhofe an dem Rande eines Waſſers, faſt venetianiſch ſituirt, war dann vom frühen Morgen bis zur Polizeiſtunde kein Plätzchen frei. Das Emblême des Kellers, ein junger Rittersmann, den ein Böcklein niederrannte, ging tauſendfältig variirt in Wirklichkeit über. Aber auch im Hofbräu und den damals üblichen Kaffeeſchänken war lebhafte Bewegung, und zwar nicht im ſchönen Mai allein. Die letzteren wurden namentlich zur Marktſtunde, des Winters vor Sonnenaufgang, von Mägden und von andächtigen Beſucherinnen der verſchiedenen Frühmeſſen bevölkert. Meiſtens brauchte jede weibliche Kundſchaft der Schalen zwei: die andere für einen männlichen Gaſt. Auch gab es neben dem großen Schankzimmer noch abgeſonderte Räume für dicht verſchleierte Betſchweſtern und für Herren, denen ein paar übrige Sechſer leicht genug durch die behandſchuhten Finger glitten. Weltluſt eben, mag ſie in welchen Flittern immer ſich zeigen, macht verträglich. Die nämliche Eintracht waltete zwiſchen Glaube und Kurzweil in der damals dominirenden Bairiſchen Landbötin, welche noch wenige Jahre vorher ein derber Landbote geweſen war. Heiliges und Profanes ſetzte ſie ihren Leſern mit einer der Unwiſſenheit entlehnten Unbefangenheit vor. Unter „Ausland“ begriff ſie ſämmtliche Welttheile, und die Nachricht: „Der Herzog von Meiningen hat den Sommeraufenthalt bezogen“ oder:

„Unſere muſikaliſche Graßl-Familie aus Berchtesgaden ſpielt jetzt mit vielem Beifall in Aſchaffenburg“ ſchloß ſich dicht an die Mittheilung: daß der Vicekönig von Egypten eine Schule für Feldſcheerer gründe. Unter den ſchöngeiſtigen Blättern ſtand eine Flora, von einem Hofrath Klebe redigirt, obenan, reichte aber der Dresdener Abendzeitung, deren hofräthliche Lyrik und Novelliſtik ſicherlich keinen großen geiſtigen Aufwand verurſachten, nicht das Waſſer. Unſer junger Freund ließ ſich die Figuren des Münchener Bilderbogens ſo wenig entgehen als die Nachrichten der Landbötin, die ihn ſchon wegen ihrer Stylwunder vergnügte.

Den regſten Antheil nahm er an den Weibern Münchens. Ein realiſtiſcher Beobachter ihrer Formen wollte durch die Art derſelben an die ſatteltiefen Burgunderpferde mit den breiten Hufen erinnert worden ſein und ſpöttelte über die ſtiefmütterliche Kargheit der Natur vorn oberhalb des Gürtels, während ſie ſich ſo freigebig an der Rückſeite und ſo großmüthig unter dem Gürtel erwieſen habe. König Ludwigs Gallerie der Schönheiten Münchens ſtraft dieſen Steckbrief Lügen, und was unſern Freund betrifft, ſo war ſein Auge mit den Münchenerinnen nichts weniger als unzufrieden. Gerne verfolgte ſein Blick, zuweilen auch ſein Schritt, die ſich ſelbſt gefallenden und über das Gefühl leiſe erröthenden Mädchen mit dem goldenen oder ſilbernen Riegelhäubchen, wenn ſie auf den Markt oder zum Tanze gingen, beſonders wenn Eine, das duftige, in Corduan gebundene Gebetbuch in der Hand, in die dunkle Frauenkirche eintrat. „Das Münchener Mädchen iſt ſinnlich,“ ſagt er, „ja, aber denkt dabei nur nicht an die häßliche, tagſcheue, norddeutſche Sinnlichkeit, die etwas Anderes ſein will als ſie iſt und die nichts mehr verabſcheut als ſich ſelbſt. Jene Sinnlichkeit iſt beſſerer Art, ſie wurzelt in dem ſüßen Myſterium der Liebe, ſie weiß, daß ſie da ſein darf, und ſie wagt es, da zu ſein. Dazu kommt der dunkle, mit Sternen geſchmückte Hintergrund des Katholicismus. Es iſt reizend an einem Mädchen, wenn ſie katholiſch iſt und dennoch der Gottes verlorene Ketzer von ihren Lippen ſpeiſt."

Unſer Freund ſprach aus Erfahrung. Wenige Wochen nach ſeiner Ankunft in München war ihm ein katholiſches Mädchen über den Weg gelaufen und er hatte ſie vertraulich angehalten. Sie war eine Tiſchlerstochter und hieß Joſepha Schwarz; Hebbel nannte ſie immer Beppi. Wenn es dämmerte, begleitete er ſie eine Strecke weit auf der Straße, hörte zu, was ſie ihm von den Bräuchen der Stadt, den Heimlichkeiten ihres Glaubens vorſchwatzte, freute ſich, wenn ſie ihm merkwürdige Träume erzählte, und ging mit ihr zu den Adventmuſiken, die er bisher nur nach proteſtantiſchem Muſter kennen gelernt hatte. In den Tagen des Alleinſeins ſpann ſich dieſe Liebſchaft an, die ſeinem ungeduldigen Mittheilungstriebe nicht weniger ihre Exiſtenz verdankte, als ſeinem raſch entzündlichen Blut. Zufällig naht man ſich, man fühlt, man bleibt, und nach und nach wird man verflochten.

Die gehobene Stimmung Hebbels war von kurzer Dauer; ſein Lebensmuth ließ bald wieder die Flügel hängen. Er war kaum an Ort und Stelle: und es drängte ihn ſchon wieder leiſe und mächtig in die ungewiſſe äußere Ferne. Ihn erfaßte ein Reiſetrieb, wie er denjenigen zu ergreifen pflegt, mit dem es auf die Neige geht; ſo hätte auch der in alten, düſtern Zuſtänden leidende Hebbel gerne aufs Neue den Aufenthalt gewechſelt, um gleichſam ſeine Vergangenheit auf ſolche Weiſe abzuſtreifen. Aus dieſer Stimmung heraus ſang er das Lied:

Der junge Schiffer.

Dort bläht ein Schiff die Segel,
Friſch ſauſt hinein der Wind;

Der Anker wird gelichtet,
  Das Steuer flugs gerichtet,
Nun fliegt's hinaus geſchwind.

Ein kühner Waſſervogel
  Kreiſt grüßend um den Maſt,
Die Sonne brennt herunter,
  Manch Fiſchlein blank und munter
Umgaukelt keck den Gaſt.

Wär' gern hinein geſprungen,
  Da draußen iſt mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
  Da iſt's mir nur um's Fahren,
Wohin? Das gilt mir gleich!

Bis zum nächſten Frühling war er mit Geld leidlich verſorgt: was aber dann beginnen, in dem Falle, daß Hauff die erzählenden Skizzen nicht bringt, von deren Honorar er den Sommer beſtreiten würde?! Und es hatte allen Anſchein, daß das Morgenblatt nicht zu ſeinem Ernährer auserleſen ſei. Ueberdies kam unſer Freund mit den weiteren Correſpondenzberichten, die dem Morgenblatte ungleich wichtiger waren, nicht recht vorwärts. Je mehr er in der Erkenntniß deſſen vordrang, was geſchrieben werden darf und ſoll, deſto ſchwerer fiel ihm das Schreiben; ja in matten Stunden war ihm dieſes ganz und gar unmöglich. Setzte er aber in Augenblicken der Fülle die Feder an, ſo quälte ihn wieder der Gedanke, ob nicht auf die Fluth noch eine Springfluth folgen könne, und dann müſſe die Mühle wirbeln, anſtatt blos zu gehen! Niemals, dies fühlte er, werde er ſchnöden Lohnes wegen ſein Talent mißbrauchen: ſchon deshalb nicht, weil er es nicht im Stande wäre, auch wenn er es wollte. Er erblickte darin eine Art Bürgſchaft, daß hinter dem

Talent etwas ſtecke, da elendes Klimpern und Nachklimpern, weil ſie nur Handwerksgriff und techniſche Geſchicklichkeit vorausſetzen,. Ein Mal gelungen, immer gelingen müßten. Jedoch für Börſe und Magen, meinte er, ſei dies ſchlimm genug. Er empfand, daß ihm die Natur jene ſeltene Fruchtbarkeit verſagt habe, die einigen auch wahrhaften Dichtern gegeben ward; bevor aber die Welt die verborgenen Fäden gewahre, die ſich durch die beſten ſeiner Arbeiten als befruchtende Adern hindurchzögen, könne er zehn Mal verhungern. In der That quälte ihn dieſe Furcht jetzt unabläſſig.

Wie aus einem der Briefe an Eliſe zu entnehmen iſt, ſo hatte er von dem Tage der Ankunft in München an bis Ende November nicht fünf Male warm zu Mittag gegeſſen, ſondern, um möglichſt lange mit den ihm von ihr vorgeſchoſſenen hundert Thalern zu reichen, ſich beſtändig mit Brot beholfen. Er wendete allerlei Kniffe an, auf daß ſeine Hausleute nicht hinter die frugale Malzeit kämen, weil er ſchon in Hamburg erfahren, wie thöricht es ſei, in ſolcher Leute Augen ſich Blößen zu geben. Er trank jeden Mittag ſeinen Kaffee, den er nicht entbehren durfte, wenn er geſund bleiben wollte, daraus aber ſchloſſen ſeine Miethsleute, daß er ein wohlhabender Herr ſei, der ſich nichts abgehen laſſe. Späterhin beſuchte er dann und wann die Kraftſuppenanſtalt, wo er für zwölf Kreuzer ſeinen kargen Mittagstiſch hatte. Im Uebrigen befand er ſich nach ſeiner Verſicherung bei dieſer Lebensweiſe wohl und wünſchte nichts Anderes, als daß er ſo viel erwerbe, um dieſelbe auch den künftigen Sommer hindurch fortſetzen zu können. Dabei wüthete die Cholera in München ſchon ſeit dem Spätherbſte. Wenn ihn auch in der Folge zuweilen Anwandlungen von Todesſehnſucht beſchlichen: in dieſer Zeit hatte er den Wunſch zu leben. Für's Erſte um der Mutter willen, für's Zweite, weil er ſich oft genug über des Lebens

Ungerechtigkeit gegen ihn beſchwert hatte und durch einige Hervorbringungen, denen er ſich gewachſen fühlte, der Welt zeigen möchte, daß er vielleicht angemeſſenere Verhältniſſe verdient habe.

Der Rückblick auf ſeine verkümmerte Jugend, ſeinen ungeregelten Bildungsgang, die Einſicht in ſein eigenes, den großen Dichtern nicht ebenbürtiges Vermögen, das Gefühl des Impulſes der ihm verliehenen Kräfte, die ſie begleitenden Zweifel und endlich die gemeine Sorge um ſeinen Unterhalt erzeugten ein Seelenklima, das von Hitze zu Kälte, von Trotz in Zerknirſchung umſprang und alles Wärmende, wie Kühlende auszuſchließen ſchien. Wer dieſe Vorgänge und Leiden mit dem verwerflichen Ehrgeize, den Begierden und Qualen derjenigen verwechſelt, die nichts ſind und Alles werden, die wenig haben und Reichthümer beſitzen wollen, der vergißt, daß das große Erdulden und das mächtige Kämpfen nur den wahrhaft Begabten auferlegt, wie möglich iſt, den Unſeligen, welche ihre königliche Abſtammung eben ſo ſehr fühlen, wie den Baſtardmakel, der an ihnen haftet.

Der geringfügigſte Anlaß brachte Hebbel in den Zuſtand des ungemäßigten und ungemeſſenen innern Ueberfließens, wie er ihn bezeichnet, worin der Menſch ſich ſelbſt zu verlieren fürchtet. An ſolchen Tagen behandelte ihn Welt und Natur, wie der Muſiker in zerſtreuten oder langweiligen Stunden ſein Inſtrument; hier laſſe er eine Saite anklingen, dort wieder eine, zuweilen gar den Anſatz zu einer wilden oder ſüßen Phantaſie, aber nichts komme zu Ende. Ein Durcheinanderſchütteln des Geiſtes und des Herzens ohne Ziel, kaum zum Aushalten. Jedes innere Erlebniß, jeder Eindruck von Außen, jedes Buch weckt in ihm Tacte des alten Liedes, des Lieds von der gedrückten Kindheit, der verfinſterten Jugend und des ſataniſchen Geſchenks einer unvollſtändigen Dichterbegabung. Wir müſſen dieſe abgeriſſenen

Accorde ſammeln, wenn wir uns den Grad und die Schwere ſeines Leidens anſchaulich machen wollen.

In Noth und Elend aufgewachſen ſein, dies ſei der ärgſte Fluch eines menſchlichen Daſeins und keine Ewigkeit werde ihn von dem Haupte des Unglücklichen nehmen. Solch ein Unglücklicher komme allenthalben zu ſpät, gelange wenigſtens nie zu einer vollkommen ausgebildeten Perſönlichkeit. Ein Quentchen Glück mehr in früherer Zeit, und der Baum hätte ganz andere Zweige getrieben, ganz andere Früchte gezeitigt. — Man könne ſich aus einem Kerker befreien und wenn man in's Freie komme, todt zur Erde ſinken. — Seine Jugend ſei eine Hölle geweſen, ſeine friſcheſten Jünglingsjahre habe er auf der Galeere unter dem Commando eines vornehmelnden Philiſters vergeuden müſſen; als ein jämmerliches juste-milieu habe ſich derſelbe zwiſchen ihn und die ſogenannte blanke Noth hingeſtellt, deren Anhauch ihn mehr gekräftigt hätte, als das Hocken unter ſeinem kümmerlichen Regenſchirm. — Daß Jean Paul doch ſo viel Muth behalten! ruft er verwundert aus, um gleich die Erklärung hinzuzufügen: Aber er war doch als Kind im Paradieſe geweſen, es galt ihm nur, das Paradies wieder zu gewinnen! — Den Keim ſeines Unglücks jedoch nennt er ſein Dichtertalent, welches zu groß ſei, als daß er es unterdrucken, zu klein, als daß die darauf zu verwendende Sorgfalt verhältnißmäßig gelohnt werden könnte. Freilich habe ihn nur der ſchlimme Lebensweg in ein ſo übles Verhältniß zu ſeinem Talente geſtellt; die Handhaben, die Hebel, durch die ſich ſeine Kräfte in Bewegung ſetzen laſſen, wären zerbrochen, und er ſei viel reicher, als ihm jemals zu zeigen gelingen werde. Nur wer ſich in einem ähnlichen Falle befinde, vermöge zu fühlen, was dies heiße. Es iſt wahr, ſchreit er in ſein Tagebuch hinein, bei dem ewigen Gott, es iſt wahr, ich weiß nichts ſo gewiß als dies! Er vergleicht ſich mit einem Menſchen, der um ein Bein gekommen iſt, und dem ganz ſo zu Muthe ſein müſſe, wie ihm. „Wenn er ſitzt oder liegt, wird er die vollſte Gehkraft verſpüren und vor keinem Ziel zurückſchaudern, ſteht er aber auf, ſo iſt er lahm und wird wohl gar ausgelacht. Ich bleibe dabei, die Sonne ſcheint dem Menſchen nur Ein Mal, in der Kindheit und der früheren Jugend. Erwarmt er da, ſo wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird friſch herausgetrieben, wird blühen und Früchte tragen. Tieck ſagt in dieſem Sinne irgendwo: Nur wer Kind war, wird Mann: ich erbebte, als ich dies zum erſten Male las, nun hatte das Geſpenſt, das mich um mein Leben beſtiehlt, einen Namen."

Indem er ſo aus den Grundbedingungen ſeiner Anlage heraus mit dieſer ſelbſt, wie mit den ſie hemmenden Einflüſſen haderte, überſah er Eines, wenn nicht gänzlich, ſo doch in ſeiner hohen Bedeutung, daß ſein Schickſal ſchon in ſeiner Anlage wurzelte. Winckelmann war dreißig Jahre alt geworden, ſagt Goethe, ohne irgend eine Gunſt des Schickſals genoſſen zu haben, aber in ihm ſelbſt lagen die Keime eines wünſchenswerthen und möglichen Glücks.

Daß ihm ein Beigewicht deſſen mangelte, was man in der Welt poſitive Kenntniß zu nennen pflegt, verhehlte ſich unſer Freund keinen Augenblick und eben ſo wenig, daß die Welt nicht mit Unrecht nur dieſes Beigewicht wiege, da das Andere ſich überhaupt nicht wiegen laſſe. Er räumte willig die Thatſache ein, daß es eiſerne Naturen gegeben habe, die gleich ihm, in der Jugend hart vom Schickſal behandelt, durch unausgeſetzten Fleiß ſich Alles noch in ſpäteren Jahren erworben hätten. Er jedoch könne dies nicht, vielleicht, ſagt er, weil ich ſchwächer bin als ſie, vielleicht weil ich ſchon zu tief in das Nichts alles irdiſchen Treibens geblickt habe, um noch für irgend ein Ziel zu Neſte tragen zu können. Dabei iſt es beachtenswerth, wie er jeden Verſuch zurückweiſt, der ſeine düſtere Gemüthslage auf die böſen Verhältniſſe allein zurückzuführen ſich anſchickt. Wenn Alles in den Verhältniſſen begründet wäre, meint er bitter lächelnd, dann wäre ja Heilung möglich: ein Beutel mit Louisd'ors könnte Wunder thun. Die letzte Quelle liege aber anderswo, ſie liege tief in ſeiner Perſönlichkeit. Die Natur ſollte keinen Dichter erwecken, der kein Goethe iſt. Darin ſtecke das Unheil. Große Talente kämen von Gott, geringe vom Teufel. Zwar er erkenne das Vortreffliche, er erreiche es zuweilen, aber was helfe es ihm, wenn er nur beſuchen dürfe, wo er wohnen ſollte! Und wieder, könne er einen Baum umhauen, der ihm ſchon ſo manche ſchöne Frucht gebracht?! Zwieſpalt, ſeufzt er, Zwieſpalt! und wo iſt ein Ausweg?!

Dichteriſch umſchreiben die nachfolgenden Strophen dieſe furchtbaren Zuſtände.

Doch nur vergebens ranke
  Ich mich empor, es ſprengt
Von oben kein Gedanke
  Den Ring der mich beengt.
Da fühl' ich denn mich ſchauernd,
  Wie niemals noch, allein,
Und der ich bin grüßt trauernd
  Den, der ich könnte ſein.

Ich will nicht lange fragen:
  Warum, als ich begann,
Mir Licht und Luft verſagen?
  Umſonſt nur fragt' ich an.
Stolz aber darf ich ſprechen:
  Verſagte Gott mir's nicht,
So konnt' ich Manches brechen,
  Was jetzt mich ſelber bricht.

Ein ſchwediſcher Schriftſteller nannte die Melancholie eine Krankheit, in der man Alles ſo ſieht, wie es wirklich iſt: der Alltagsverſtand freilich legt ihr Grillen und Einbildungen unter, ſozuſagen einen gleichgültigen Text unter eine ſchwermüthige Melodie.

Unſerem Freunde ſtand aber auch die Beredſamkeit des Unwillens oder der Geringſchätzung zu Gebote, wo ſich die Leerheit aufblähte oder die Armſeligkeit brüſtete. „Unbeſchreiblich iſt meine Verachtung der Maſſen“, ſagt er einmal, „und ſo gerecht iſt ſie, daß ich nichts dabei riskire, ſie in dieſem wenig objectiven Augenblick auszuſprechen. Da krabbelt dieſer geiſtige Pöbel die Liliputer Thurmleiter, die er Wiſſenſchaft nennt, mit Schneckenfüßen hinan und hält jeden Zoll, den er zurücklegt, für eine Meile, weil er nach ſeiner Mühe mißt und nicht nach der Länge. Sieht er dann über ſich in ungemeſſenen Fernen den Adler ſchweben, ſo denkt er: du biſt freilich nicht völlig ſo hoch gedrungen, wie der da, aber — hiebei ſtreichelt er die Leiter — du ſtehſt und auf Holz, und er hat nichts unter ſich als Luft und nichts über ſich als höchſtens Wolken; unläugbar biſt du im Vortheil. Er könnte noch hinzuſetzen: fällſt du, ſo fällſt du jedenfalls nicht tief und immer auf den Hintern, alſo aus dem Stehen in's Sitzen hinein. Ausſichten ſonder Gleichen!“

Je dichter verhangen unſerem Freunde die Zukunft erſchien, deſto mehr vermuthete er hinter ihren Schleiern, und je kärglicher die Gegenwart an freundlichen Gaben war, je leidenſchaftlicher erwartete er eine nachträgliche Spende vom kommenden Tage. „Wir zehren immer auf Rechnung der Zukunft, kein Wunder, daß ſie Concurs macht.“ Oefter träumte er ſich, wachend wie ſchlafend, in ſeine ängſtliche Kindheit zurück: es gab wiederum nichts zu eſſen, er zitterte vor ſeinem Vater, wie einſtmals, die tragikomiſche Reiſe nach Meldorf ſtand vor ſeinem innern Auge, er las die Paſſionsgeſchichte mit knabenhaften Empfindungen, wie ehedem, und er vernahm den Weihnachtschoral, den ein alter Mann in Weſſelburen auf der Flöte blies. An einem Winterabende, als er ſich derart abgeſchieden fühlte, daß ihm ſogar ein angenehmer „Discurs“ oder Kartenſpiel willkommen geweſen wäre, da malte er ſich aus, wie er jetzt bei ſeiner Mutter eintritt, ihr die Hand drückt und etwas in die Hand, und wie ſie haſtig ausruft: Was, Junge, Du? ſchnell hinaus, Johann, und mach Feuer im Ofen und auf'm Herd, Chriſtian iſt gewiß durch und durch gefroren! Johann aber ſtachelt ſie eben ſo ſehr, zeitig nach fettem Rahm zu gehen, klopft dann den Bruder auf die Schulter, lächelt pfiffig und ſagt: es iſt ein Glück, daß ich geſtern Stoppeln getragen habe, denn ſonſt müßten wir uns durchprügeln, um uns zu erwärmen. — Während Hebbel in traumhafter Vorſtellung ſeine Mutter beſuchte, trat Eliſe anſtatt ſeiner als Weihnachtsengel in die Stube derſelben, indem ſie der verlaſſenen Frau Geld und Wein ſchickte und dies Alles in des Sohnes Namen, der darum nichts wußte.

Den erſten heiligen Abend in München verbrachte er poetiſch arbeitend auf ſeinem Zimmer, trank eine Schale Kaffee und ging gegen Mitternacht, vermuthlich mit Beppi, in die Mette. Die erſte Sylveſternacht in München feierte er beſchaulich zu Hauſe, indem er ſich vergegenwärtigte, was ihm das abgelaufene Jahr gebracht, wohin er in ſeiner Entwicklung gekommen ſei: Er hat wenig poſitive Kenntniſſe erlangt, aber höhere Einſicht in ſeine eigene Natur, wie in das Weſen der Kunſt, größere Herrſchaft über jenes Unbegreifliche, das er am beſten Styl nennen möchte, klarere Ueberſicht der Welt und des Lebens. Er iſt der Natur um Vieles näher getreten, namentlich in Heidelberg, wo ſie ihm zum erſten Mal als Wein, nicht wie bis dahin blos als Becher aufgegangen. Er hat ſich mehr und mehr von der Wahrheit überzeugt, daß beim Menſchen nie von äußerer Erleuchtung, ſtets nur von innerem Tagen die Rede ſein, daß alles Höchſte, in welchem Gebiete immer, nur erſcheinen, ſelbſt durch den geweihteſten Prieſter vergebens gerufen werden kann. Man entdecke nichts durch die Wiſſenſchaft, ſondern nur bei Gelegenheit der Wiſſenſchaft; dies aber gebe ihr noch Würde genug. Aeußerlich handelt es ſich jetzt für ihn um eine Begründung ſeiner Exiſtenz durch literariſche Beſtrebungen; innerlich kann der zwiſchen überfluthender Fülle und gräßlicher Leere hin und her ſchwankende Zuſtand nicht lange mehr fortbeſtehen. Eine Erfahrung von Bedeutung hat er gewonnen: er vermag nichts zu ſchreiben was ſich nicht auf's Innigſte mit ſeinem geiſtigen Leben verkettet hat. Zugleich fühlt er jetzt, was bisher nicht der Fall geweſen, daß er vom Innerſten heraus zum Dichter beſtimmt iſt; irrte er dennoch darin, ſo wäre ihm mit dem Talente die Fähigkeit verſagt, das in der Kunſt Würdige und Gewichtige zu erkennen. Er gibt ſich das Zeugniß, redlich um den höchſten künſtleriſchen Maßſtab ſich bemüht und denſelben ſtrenge an die Ergebniſſe ſeines Schaffens gelegt zu haben. Er ſpürt, daß die Kunſt das einzige Medium iſt, wodurch Welt, Leben und Natur Eingang zu ihm finden. In dieſer ernſten Stunde, ſagt er, habe ich nichts zu bitten und zu beten, als daß es mir nicht durch ein zu hartes Schickſal unmöglich gemacht werde, die Kräfte, die ich für ſie in meiner Bruſt vermuthe, hervorzukehren.

Wenn in Heidelberg Goethe der Autor war, mit dem er ſich am meiſten beſchäftigt und der am ſtärkſten auf ihn gewirkt hat, ſo war in der erſten Münchener Zeit Jean Paul ſein Vertrauter, wie ſein Liebling.

Länger ſchon als ein halbes Jahrhundert mochte man Jean Paul den Jugendheiligen des deutſchen Volkes nennen. Auf dem Kreuzwege der männlichen Entwicklung bleibt Schiller gewöhnlich hinter dem Jüngling zurück und Jean Paul ſchließt ſich dafür demſelben liebreich als Führer an. Bis zu einem gewiſſen Punkte hat der Flügel Schillers das unreife Alter getragen, hat er gleichſam die Muskelarbeit verſehen, die der junge Menſch nicht aus Eigenem aufzubieten im Stande war. Dann aber überläßt ihn Schiller ſich ſelbſt, ſeinen individuellen Kämpfen und Kraftverſuchen. Unvermögend, den großen Schritten des idealſten aller Dichter furder zu folgen, den eiſernen Willen zu faſſen, der die goldenen Zeiger ſeiner Dichtung treibt, legt nun der junge Menſch ſeine perſönliche Ohnmacht dem Meiſter unter und bildet er ſich ein, daß das glänzende Zifferblatt ein ſchwächliches Uhrwerk bemänteln wolle. Er fängt an, die Entzückungen, die ihm durch Schiller geworden, zu belächeln, und er kommt ſich in ſeinem voreiligen Spotte als ein höheres Weſen vor, das ſeine Verirrungen überwunden hat. Dem unbeſtimmten Schwärmen iſt jetzt ein Trieb nach dem Sachlichen der Welt und des Lebens beigeſellt, und wo ihm dieſes Sachliche handgreiflich entgegentritt, ihm aber noch großmüthig die Bewegungen einer faſelnden Sehnſucht geſtattet, da wird er ſich wohl, da wird er ſich heimiſch fühlen. Beides gewährt ihm die Mittelregion Jean Pauls, in der das Derb-Sinnliche und das Ahnungsvolle behaglich neben einander walten, Wirklichkeit und Ideal verträglich zuſammen wohnen. Jean Paul vergönnt ihm, ja ermuthigt ihn, den Taſtſinn an realen Gegenſtänden zu üben und ſich jeden Augenblick überſchwänglichen Phantaſien mit der dem jugendlichen Gemüthe erwünſchten Willkür hinzugeben. Das unvermittelte Verknüpfen des Höchſten mit dem Niedrigſten, der raſche Uebergang vom Ernſten zum Lächerlichen, worin vorzugsweiſe Jean Pauls Humor beſteht, entſpricht der jugendlichen Vorſtellung von der Beherrſchung der Contraſte, von geiſtiger Ungebundenheit und Freiheit; das Verflechten des Alltäglichen und Sublimen, welches

Jean Pauls Virtuoſität ausmacht, dem Beſtreben der Unerfahrenheit nach einer Ausgleichung der Gegenſätze im Handumdrehen. Grillparzer ſprach das ſchöne Wort: Goethe kommt von Oben, Schiller geht nach Oben: von Jean Paul ließe ſich ſagen, daß er unentſchieden zwiſchen zwei Welten ſich bewegt, wobei er den Himmel irdiſch und die Erde himmliſch auszumalen liebt. Aber eben dieſe Unentſchiedenheit rechtfertigt den Jüngling, der gerne zwiſchen Sehnſucht und Erinnerung gaukelt, der das Glück ſeiner Gegenwart aus Geſtern und Morgen ſich aufbaut. Nicht minder erquickt ihn an Jean Paul der warme Antheil, den dieſer an den kleinſten Verrichtungen des menſchlichen Herzens nimmt, ſeine Bienennatur, der alle Lebenslagen und Empfindungen den unſchuldigen, den ſüßen Tropfen abgeben müſſen, wohl auch ſeine Rhetorik des Herzens, die ſentimentale Beredſamkeit, die dem geringſten Detail zu Statten kommt, während Schillers oratoriſcher Geiſt ſtets nur auf das Ganze gerichtet iſt. Endlich erweckt Jean Pauls Raritätenkaſten die Schauluſt und den Wundertrieb des Jünglings und vollends berauſchend wirkt auf ihn die Speculation des Titan-Dichters, die ſich in der Wiege des Glaubens ſchaukelt.

Jean Pauls Wirkung auf unſeren jungen Freund war nicht ſo unbefangen jugendlicher Art, denn er hatte, wie wir geſehen, längſt den Jüngling abgeſtreift. Er ſchwelgte nicht, dem jungen Adalbert Stifter gleich, in den elegiſchen Naturſchilderungen des Titan, und er wandelte nicht ſchmerzlich, wie der junge Robert Schumann, in Jean Pauls Garten mit Cypreſſen und Trauerweiden und weinenden Figuren. Ihn zog die geiſtige und ſeeliſche Ueberfülle Jean Pauls an, die um einen Ausweg verlegen iſt, das Durcheinanderwogen der Elemente, die, anſtatt in der Kunſtform Geſtalt, in dem Individuum allein ihre Begrenzung gefunden haben. Der in Hebbels Weſen begründeten Neigung zum Spalten und Theilen, Miſchen und Entmiſchen war die halb dem Verſtande und halb der Phantaſie aufgebürdete Mühe, um Jean Paul zu entziffern, ein willkommener Anreiz. „Die Form", ſagt Friedrich Viſcher, „ſollte dem lautern Waſſer gleichen, durch das man die Gewächſe, Felſen, Perlen auf dem Grunde ſieht: hier müſſen wir das Waſſer immer erſt ſeihen." Nur zu oft werde man durch Jean Pauls Sprache in die Lage eines Müden verſetzt, der ſich erſt lange plagen müſſe, um den Knoten eines Bandes am Kleide aufzulöſen, ehe er ſich zur Ruhe niederlegen könne. Auch dieſe Plage wird Hebbel gereizt haben. Zwar vermißte er an den Werken Jean Pauls ſofort das unſichtbare zarte Gewebe der Form, zwar entging das Wallende der Umriſſe ſeinem Scharfblicke nicht. Aber er glaubte in der Totalität der Natur Jean Pauls eine genügende Entſchädigung für jenen Mangel gefunden zu haben und er räumte vor Allem dem Humor, deſſen Sendung er noch nicht erkannt hatte, Rechte auf die Compoſition ein, die ſich einen ſolchen Eingriff niemals ſtraflos gefallen läßt. Wo die Bildkraft im Humor erliſcht, da iſt der Humor nicht echt, wenigſtens kein zum Bündniß mit der Plaſtik geeigneter Humor, wie der des Don Quixote oder der Empfindſamen Reiſe. Als Hebbel Jean Paul zu leſen anfing, da meinte er: Ueber dieſen Dichter in's Klare kommen, heiße über den Nebel in's Klare kommen: man ſehe entweder nichts *vorm* Nebel oder nichts *vom* Nebel. Und als er ſich in Jean Paul hineingeleſen hatte, da verglich er deſſen Formloſigkeit mit dem Ocean, der über alle Grenzen hinaus ſchwelle und die Unendlichkeit repräſentire, während geringere Geiſter an die Geſetze des Bachs gebunden wären, der nur durch ſeine Ufer ſchön ſei.

Neben der überſchüſſigen, nicht eigentlich zur Poeſie beſtimmten Kraft Jean Pauls, welche unſeren Freund wie ein Verwandtes ergriffen haben mag, machte auf ihn die Darſtellung verklärter Armuth einen überwältigenden Eindruck und flößte ihm das umarmende Wohlwollen dieſes ohne Frage bedeutenden Geiſtes die innigſte Liebe ein. Was ihm bis nun ſtets als ein Fluch erſchienen war, das ſah er auch einmal als Segen ſprudeln, was ihn bisher wie eine Fußſchelle gedrückt hatte, das verwandelte ſich unverſehens vor ſeinen Augen in den Flügel an der Ferſe des Götterboten. Offenbar ergötzte er ſich an den Blumen- und Fruchtgewinden, womit Jean Paul das Klein- und Stillleben ſich beſcheidender, gemüthstiefer Menſchen, Schulmeiſter, Armenadvocaten und Feldprediger, verziert und durchflochten hatte; ohne Zweifel richtete er ſich an der heiteren Ergebung innerlich bevorzugter und äußerlich um die meiſten Genüſſe verkürzter Menſchenkinder fröhlich auf, ſchwang er ſich mit ihrer humoriſtiſchen Selbſthilfe, die ihnen der Dichter als Schadenerſatz für die fehlenden Glücksgüter verliehen hat, über die mannigfaltigen Hinderniſſe auf ſeinem eigenen Wege hinaus. So in's Unendliche hinein geläutert, ſo von allem Störenden gereinigt, wie in Jean Paul, wollte er die Menſchheit noch nie geſehen haben. Einen Heiligen nannte er ihn, zu dem beten müßten, die ſich geſund wähnen, damit er ſie krank mache. „So viel Milde bei ſo viel Vermögen; mit der einen Hand hält er den Orbis pictus, mit der andern gibt er dem hungernden Kinde Brot. Was war das für eine Liebe in dieſes Menſchen Bruſt! Gezittert, ja geweint hab' ich, und das kommt mir ſelten, bei der Leichen- oder vielmehr Verklärungsrede, die er im dritten Theile ſeiner Vorſchule der Aeſthetik ſeinem verblichenen Freunde Herder hält. Wenn ich an den denke, ſo fühle ich mich faſt nur als Fehler. Wohl der Menſchheit, daß in ihm endlich auch das Herz ſeinen Hohenprieſter hat."

Dieſe enthuſiaſtiſche Neigung erweckten in ihm die komiſchen Romane Jean Pauls allein, insbeſondere Siebenkäs, Quintus Fixlein und die Flegeljahre. Mit dem Titan konnte er ſich nicht befreunden, und Liane, die er ein Product aus Roſen- und Lilieneſſenzen nannte, war ihm ſogar unleidlich. So ſind die Weiber nicht, ſagte er, und Gott bewahre ſie vor ſolcher Verklärung! Auch fehle es hier faſt überall an der Geſtalt.

Mit der Bewunderung Jean Pauls hielt eine glühende Verehrung Heinrichs von Kleiſt gleichen Schritt, des Dichters, welchem er ſich ſchon in Hamburg mit einem wahren Ungeſtüm des Herzens angeſchloſſen hatte. Ausdrücklich bezeichnete er ihn jetzt als das Muſter in der Erzählung. Bei ihm dränge ſich in einer einzigen Situation mehr Leben zuſammen, als bei einem modernen Romanſchreiber in drei Bänden, er zeichne allezeit das Innere und das Aeußere zugleich, Eines durch das Andere, was das allein Richtige ſei. Auch Börne las er eifrig und ward zu lebhaften Aeußerungen des Beifalls hingeriſſen. Indem er dieſes vertrauten Umganges mit Geiſtern genoß, die einander von Grund aus entgegengeſetzt ſind, indem er ſich dem einſamen, in ſich ſelbſt vertieften Kleiſt, wie dem ſeraphiſch verzückten, menſchenbedürftigen Jean Paul zur nämlichen Zeit hingab, indem er die gezähmte Form des Einen pries, ohne ſich deshalb von der wild wuchernden Poeſie des Andern gewarnt abzuwenden, vollzog ſich in ihm unbewußt eine ſeltſame Vermittlung der ihn beherrſchenden Widerſprüche, als deſſen Niederſchlag wir die komiſchen Productionen betrachten können, die in jenen Tagen entſtanden. Trübſinnig und dem Schmerz unterthan, wie Kleiſt, in die beſchränkteſten Verhältniſſe eingepfercht, wie die Armen Jean Pauls, flüchtete er ſich jetzt in einen bittern Humor, der über die ſceniſchen Motive Jean Pauls Kleiſtiſche Schatten warf. Er dichtete dazumal lauter komiſch burleske Genreſtücke und Charakterbilder, unter denen Schnock und Der Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd die biographiſch wichtigſten ſind.

Schnock, deſſen Name dem Sommernachtstraume entlehnt iſt und deſſen erſte Anregung auf den Attila Schmelzle zurückgeht, war ſchon in Hamburg begonnen worden. Damals hatte er die weitläufige Anlage eines komiſchen Romans. In München arbeitete Hebbel das Angefangene gänzlich um und hier erſt gewann die Production die genrebildliche Form. Schnock iſt ein Schreiner mit breiten Schultern, von gewaltigem Knochenbau, aber mit einem Geſicht, worauf nach des Dichters Worten das erſte Kindergreinen über empfangene Ruthenſtreiche verſteinert zu ſein ſcheint. Er verflucht dieſe vermaledeiten breiten Schultern, dieſe lügneriſche, großprahleriſche Leibesgeſtalt, womit irgend ein ſchadenfroher Teufel ihn begabt habe. Wer ihn ſieht, der glaubt nämlich, er könne Berge verſetzen, indeſſen ihm jedes drohende Auge und jede erhobene Fauſt Schrecken einjagt. Holt er einmal aus Verſehen zu einem Streiche aus, ſo riskirt er einen Todtſchlag, ſo wuchtig iſt ſein Hieb; aber die wie Espenlaub zitternde Seele hat ſich mit den herkuliſchen Gliedmaſſen in ein vollſtändiges Einvernehmen geſetzt. Warum bin ich unglücklich? ſtöhnt er. Weil ich nicht um einen Kopf kürzer bin. In ſeiner Jugend hat er Schneider werden wollen, weil dieſe Leute ein friedſames und geruhiges Leben führen, weil ſie ſchon ſprichwörtlich keine Courage haben, man alſo nicht das Unglaubliche von ihnen erwarte. Der Vater jedoch begehrte, daß er ihm im Schreinerhandwerk folge, und dies werde er ihm höchſtens auf dem Todtenbette vergeben. Den Umtrieben ſeiner Mutter wieder iſt es gelungen, ihn mit einem unlieblichen Frauenzimmer zu verbinden, die ſich ungeachtet aller ſeiner Bemühungen, ihr verabſcheuungswürdig vorzukommen, nicht hat einſchüchtern laſſen und bald nach ihrer Verheirathung mit ihm ſich in ſein Hauskreuz verwandelt. Magdalene Kotzſchneuzel, ſo heißt ſie, wußte ihn, der als gepreßter Liebhaber lange auf ſeiner Hut geweſen, eines

Abends zu veranlaſſen, daß er aus der harmloſeſten Urſache von der Welt den Weg in ihre Kammer durch das Fenſter nahm. Als aber der geprellte Liebhaber wider Willen in ihrem Zimmer ſtand, da meinte die liſtige Jungfer: es wäre ihm wohl ſicherlich nie eingefallen, zu einem unbeſcholtenen Mädchen des Nachts durch's Fenſter zu ſteigen, wenn er nicht die ernſthafteſten Abſichten hegen würde. „Ich ſchwieg noch immer“, ſagt Schnock, „und ſchwieg ſo lange, bis ich fühlte, daß mein Schweigen ſchon Alles entſchieden hatte und daß es lächerlich ſei, nicht darin zu verharren.“ Denn er hält an der Ueberzeugung feſt, daß der Menſch an Herzhaftigkeit und Geiſtesgegenwart gewöhnt werden kann, wie an Reiten, Springen und Schwimmen: nur muß man wie Schnock berichtigend hinzuſetzt, von Früh auf ihn dazu anhalten; angeboren iſt's Keinem, Jeder hat ſein Leben lieb. Die Stationen ſeines Eheſtandes ſind eben ſo viele Staffeln, wo alle erdenklichen Verdrießlichkeiten und kleinen Leiden ſich einfinden und obendrein jeder Anſpruch an ſeine Männlichkeit kläglich zu Schanden wird. Seine Feigheit iſt, um einen Ausdruck Shakſpeares zu gebrauchen, dem feiſten Kraut ähnlich, das ruhig Wurzel treibt an Lethes Bord. Den Gipfel ſeiner Bedrängniß wie ſeiner Zaghaftigkeit ſtellt die Scene dar, wie er eines Nachts, um ſich einmal nach Herzensluſt zu ſättigen, in ſeine eigene Speiſekammer einſteigt, dort zu ſeinem Entſetzen mit einem wirklichen Diebe zuſammentrifft und mit dieſem fein ſäuberlich umgehen muß, wenn er ſein Verbrechen nicht von der trefflichen Gattin entdeckt wiſſen will. —

Wer möchte läugnen, daß dieſer Charakter und dieſe Situationen wahrhaft komiſch ſind! Dennoch iſt die Geſammtwirkung des Schnock keine erfreuliche. Hebbel hatte im Beginne der Arbeit befürchtet, daß das Bild nichts Anderes, als den fortgeſpielten haſenherzigen Feldprediger Jean Pauls vorſtellen würde, und er war beruhigt, als er ſich von der Grundloſigkeit ſeiner Beſorgniß überzeugte. Nur Böswilligkeit, äußerte er in einem Briefe, könne ihm Nachahmung vorwerfen, denn Schnocks Feigheit ſei von jener Schmelzles durchaus verſchieden. Darin hatte er unbedingt Recht: aber der Umwandlungsproceß war nicht durchweg zum poetiſchen Heile ausgeſchlagen. Ein Blick auf das Vorbild möge das Geſagte erläutern helfen.

Attila Schmelzle iſt der liebenswürdigſte Haſenfuß, den jemals eine zwiſchen Gemüth und Laune ſich bewegende Phantaſie erſonnen hat; ein Milchbruder der Prahlhänſe, welche wir von Andreas Gryphius her kennen, nur daß Schmelzle mit ſeiner Feigheit bramarbaſirt, wie Horribilicribrifax mit ſeiner Tapferkeit; ein friedfertiger Mann Gottes, der gerne den Muth anpreiſt, um ſeine Zaghaftigkeit zu beſchwichtigen, und der an Montaignes Lehre ſich klammert: man trage nur Furcht vor der Furcht. Nach ſeinem naiven Bekenntniß wird Schmelzle nicht, wie Andere, durch Muthige muthiger, vielmehr am ſtärkſten durch Haſen, weil an ihm das ſchlechte Beiſpiel ſich zum Widerſpiel umdrehe. Er geht wenigſtens zehn Aecker weit an jedem Ufer voll Badegäſten und Badeſchwimmern vorüber, weil das Herz den Kopf überflügle und er einem Ertrinkenden dann leichtlich nachſpränge. Als er eines Hundes mit abgeſchnittenem Schwanze anſichtig wird, da entpreßt ihm dieſe Wahrnehmung einen Stoßſeufzer über die ſchlechte Polizei: denn woran halte ſich der Menſch, wenn er weder aus der eingezogenen, noch aus der aufgerichteten Fahne einen Schluß ziehen könne, ob das Vieh toll ſei oder nicht. In Wien kommt er einmal auf einen ſchönen Honigſchimmel zu ſitzen, der aber alt und hartmäulig wie der Satan iſt, ſo daß die Beſtie in der nächſten Gaſſe mit ihm durchgeht und zwar — im Schritt. Hingegen hat er Träume, deren ſich, wie er verſichert, weder Cäſar noch Alexander zu ſchämen brauchte. — Wiewohl Schmelzle in lauter Uebertriebenheiten geſchildert wird, ſo macht er dennoch nicht den Eindruck der Carricatur, weil ſein menſchlicher Kern von der Charge unberührt bleibt. Eben ſo wenig leidet das geſchilderte Verhältniß zu ſeiner Gattin unter der eigenſinnigen Jean Paul'ſchen Einkleidung. Die ſchalkhaft ehrbare Heiterkeit der deutſchen Rococozeit iſt über das ganze Gemälde, namentlich über die Scene ausgegoſſen, wo Schmelzles junge Ehefrau Berga ihrem fahrenden Attila geſtiefelt nachgereiſt kommt, um gleich wieder ihre blumigen Schuhe anzuziehen und den roſigen Traghimmel der Liebe über den Gatten zu halten.

Bei Hebbels Schnock leiſten Auffaſſung, Stimmung und Vortragsweiſe dem reinen künſtleriſchen Eindruck empfindlich Widerſtand. Was bei Attila Schmelzle Feigheit der Phantaſie iſt, das iſt bei Schnock Feigheit des Naturells, des Nerven- und Aderngeflechts; was uns an Schmelzle als komiſche Eigenſchaft erluſtigt, das beängſtigt uns an Schnock als eine Krankheit der Seele. Hebbel hat einen Schritt zu weit vorwärts gethan, als daß wir uns noch fröhlich erbaut fühlen könnten, und doch zu wenig vorwärts, als daß wir etwas von der tragiſchen Erſchütterung empfänden, welche humoriſtiſche Geſtalten, wie Don Quixote, Falſtaff, der Dorfrichter Adam auf den Höhepunkten der Darſtellung in uns erregen. Walter Scott hat die gleichfalls zur Krankheit geſteigerte Feigheit des Clans im Schönen Mädchen von Perth ſogar in die reine tragiſche Sphäre erhoben. Hebbel betonte allzuſehr den Gegenſatz zwiſchen der äußerlichen Stärke und der innern Furchtſamkeit Schnocks, während Jean Paul den Beruf des Feldpredigers und deſſen poſſierliches Vermeiden aller Fährlichkeiten zu einem anmuthig erheiternden Contraſte vereinigt hat. Schmelzle regt als eine Charakterſpielart unſerer Einbildungskraft an, ohne uns dabei mit der Wirkung des Außergewöhnlichen zu beläſtigen: Schnock beſchäftigt als ein Experiment, das der Dichter mit ihm und durch ihn anſtellt, unſern Verſtand und peinigt uns zugleich mit der Aufdringlichkeit des Unerhörten. Endlich erleichtert der reiſende Schmelzle dem poetiſchen Maler das Sammeln der kleinen Züge, welche bald hier, bald dort zum Pflücken einladen, wogegen der Umſtand, daß der ſeßhafte Schnock dem Dichter im Wirthshauſe ſeine Geſchichte erzählt, das Mißliche der Selbſtbeſpiegelung hat und wie ein drückendes Beigewicht auf der Glaubwürdigkeit der Schilderung laſtet.

Das Seitenſtück zum Schnock bildet: Der Schneidermeiſter Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd. Auch hier weiſen die an einander gefügten Detailzüge auf den Autor des Siebenkäs zurück, ferner das Ueberwiegen ſeltſamer Situationen und das komiſche Original des Schneidermeiſters ſelbſt: das kalte Colorit jedoch, das Spröde der Zeichnung, und das oft Gewaltſame der Empfindung bezeugen die Abſtammung von Hebbel. Kein einziger Strich erinnert an Jean Pauls ſchmelzende Seele, an deſſen weiches, einfaches Gemüth, das uns zutrauliche Menſchen in bizarren Lagen nahe bringt und an den geſchilderten Sonderbarkeiten unſchuldiges Vergnügen empfindet. In Hebbels Genrebilde athmet vielmehr eine leidenſchaftlich bittere Stimmung, welche uns durch ihre Zurückhaltung nicht täuſchen und durch den ſcenirten Maskenſcherz des groteſk Abenteuerlichen ihr Alibi nicht beweiſen kann.

Nepomuk Schlägel iſt arm, wie eine Kirchenmaus, aber reich an Erfindungsgeiſt, die Schrunden und Ritzen aufzuſpüren, wo ſein Neid Wurzel faſſen und ſprießen kann: ein Menſch, der, nach des Dichters Worten, jede Gelegenheit zum Aerger mit der Begierde eines Stöberhundes, der Haſen aufjagt, eifrig ſucht. Schlägels Neid iſt von der gemeinen Mißgunſt unterſchieden, welche dem Nebenmenſchen jeden Vortheil und jede Beſitzfreude gleichſam entreißen möchte, welche ſtechen und ätzen müßte, wenn ſie jemals körperlich wirkſam werden könnte: ſeine Mißgunſt iſt eine Form der Selbſtquälerei, die als künſtliche Steigerung eigenen Wehegefühls wiederum zu einer Art Genuß verhilft. Begleiten wir ihn auf ein Weilchen durch die Straßen Münchens.

„ . . Jetzt tritt er in einen Bäckerladen, nicht um Brot einzukaufen — Geld hat er nicht — ſondern weil er gehört hat, die reiche Tante des Bäckers, den er noch von ſeinen Geſellenjahren her kennt, ſei geſtorben und habe dem Manne ihr Vermögen hinterlaſſen, nun will er condoliren und gratuliren und hofft dabei zu erfahren, daß Alles, zum wenigſten das Beſte, nämlich die Erbſchaft, erfunden und erlogen ſei. Bettelkinder könnt' er durchprügeln, weil ſie ihn nicht anbetteln; woher weiß das Geſindel, denkt er, daß ich ein Lump bin; könnt' ich nicht auch ein Sonderling ſein, ein Engländer, der ſich aus Grillenhaftigkeit in nichtswürdige Kleider ſteckt? Was hat der Kerl für Fäuſte, ruft er aus, indem er in die laute, vom Steinkohlenfeuer luſtig und hell erleuchtete Werkſtatt eines Schmiedes hineinlauſcht und auf den rieſenhaften Geſellen, der eben den ſchweren Hammer ſchwingt, grollende Blicke wirft — ich glaube, er könnte den Ambos zerſchmettern, wie Glas, wenn er wollte. Aus dir, Nepomuk, hätte nie ein tüchtiger Schmied werden können, denn du biſt aus Lappen zuſammengepfuſcht; pfui über die Wirthſchaft! Dem liebenden Paare, das innig in ſein ſüßes Geſchwätz verloren vorüber ſchleicht, folgt er auf dem Fuß, nicht aus Neugier oder um es zu ſtören, ſondern um ſich bei Laternenlicht aus des Mädchens Geſicht die Impertinenz zu abſtrahiren, mit der ſie ihn würde ablaufen laſſen, falls er ſich zum Seladon antrüge. Daß ich längſt ein Weib habe, denkt er, ſieht mir Keine an, aber wohl, daß ich häßlich bin, wie die Nacht. „Jung freilich, aber jungfräulich?“ ruft er dann und ſchießt vorbei. Einer alten Frau, welche die Goſſe zur rechten Hand hat, rennt er gegen den knöchernen Arm, damit ſie ihm ſeine krummen Säbelbeine und den Anſatz zum Höcker vorwerfe, oder doch wenigſtens, falls ſie wider ſein Vermuthen nicht zu dem ſtreitbaren Corps gehört, das bei Tage Aepfel oder Fiſche feilbietet, ſeine Tölpelhaftigkeit . . . Ebenſo iſt er jeden Sonnabend der Erſte, der der alten halbblinden Tiſchlerswitwe, die neben ihm in einem elenden Dachkämmerlein wohnt und leidenſchaftlich in der Zahlenlotterie ſpielt, weil ſie Sarg und Leichenhemd gern herausbringen möchte, mit zuvorkommender Dienſtfertigkeit es anzeigt, daß ihre Nummern wieder ausgeblieben ſind. Die ſchöne Militärmuſik beim Aufziehen der Hauptwache am Schrannenplatz ergötzt ihn zuweilen ſehr, aber nur dann, wenn es grimmig kalt iſt oder viel Schnee fällt, ſo daß den Spielleuten die Finger erſtarren: jetzt, denkt er, wiſſen ſie doch, wofür der König ſie löhnt. An Theaterabenden verſäumt er ſelten, ſich vor dem Schauſpielhauſe einzufinden. Es verdrießt ihn, daß das Haus nie bei einer Oper, wie es doch in andern Städten ſchon geſchah, in Flammen aufgeht, denn das wäre ein Schauſpiel, das in ſeinen Augen jedes ſonſtige überträfe und ein komiſch-unentgeltliches obendrein . . . Wenn junge Herren, die nur in's Theater eintreten, um es in einer Scene, die Alles ſpannt, mit Geräuſch wieder zu verlaſſen, anbettelnden Gaſſenbuben die Contremarke verweigern, weil ſie ſich keine geben ließen, ſo vergnügt's ihn einigermaßen . . . Zuweilen geht er bei ſich ſelbſt zu Gaſt und beneidet ſich, ſeiner früheren Jahre wegen. Da ich ein Knabe war, denkt er, und es nicht zu ſchätzen wußte, mangelte mir's an Nichts: meine Hemden mußten immer etwas feiner ſein, als die der Nachbarskinder, kein Sonntagsmorgen ging vorüber, wo ich nicht mit Lebkuchen vor die Thür oder an's Fenſter treten und auf die rothhaarige Böttcherstochter, die ihre trockene Semmel verzehrte, ſtolz herabſchauen konnte, und wenn mir die Mittagskoſt nicht behagte, ſo buk die Mutter mir heimlich einen leckern Pfannkuchen. Wurde nicht damals mein Geburtstag ſo gut gefeiert, wie der des Königs, und gab's dann nicht Gänſe mit Aepfeln und Roſinen gefüllt und mit herrlicher brauner Sauce übergoſſen? O, verflucht und dreimal verflucht ſei jene Zeit! hätt' ich ſolche Gänſe nie gefreſſen, ſo würde mir jetzt nicht das Maul darnach wäſſern! . . .“

Wie im Schnock allem Anſcheine nach die Erinnerung an Hebbel's Jugendfreund Barbeck nachgeklungen hat, an deſſen ſchwachmüthige, leichtlich einzuſchüchternde Seele in dem ſtattlichen Körper, ſo haben ſich wieder in Schlägel ſeine eigenen Entbehrungen als in dem Hohlſpiegel einer barocken Humoriſtik reflectirt. Die Kränkungen über die Zurückſetzungen des Schickſals verſpottet er, indem er ſie entmiſcht und verzerrt zum Ausdrucke bringt. Künſtleriſch angeſehen iſt dieſe Studie durch die Energie des Pinſels ausgezeichnet. Wohl geht ſie unaufhörlich auf die entſcheidenden, das Programm des Charakters einhaltenden Züge los, ungefähr wie der Reiter im Carrouſel mit ſeinem Schwert ſtets auf den Eiſenknopf zu ſtoßen ſucht, damit oben das Fähnlein oder die Marionette herausſpringe; aber gleichwohl erzielt Hebbel einen lebendigen Eindruck, den eine Theophraſtiſche Tabelle, mit der ein Kritiker den Schlägel verglichen hat, nicht zu erreichen vermag.

Im Allgemeinen werden wir über dieſe beiden komiſchen Productionen ſagen dürfen: daß es den Originalen Hebbels ordentlich Mühe koſtet, ihre Freudloſigkeit zu unterdrücken und daß ihre Empfindungen bei Weitem ſonderbarer ſind, als der Flitterſtaat ihrer Eigenheiten und Liebhabereien. Die Epoche ſeiner tiefſten Bedrängniß war ſolchen Hervorbringungen nicht günſtig. Aber auch, wenn wir von den Umſtänden abſehen, werden wir die ſchwere und ſchwüle Natur unſeres Freundes zu ſolchen Darſtellungen wenig geeignet finden. Sein Styl, der ſein Weſen ausdrückte, hatte nichts vom Lockern und Spieleriſchen. Dem burlesken Gegenſtande jedoch iſt der an allerlei Einſchiebungen gewöhnte Vortrag Jean Pauls, der ſich in tauſend bauſchige Falten legt, ungleich dienlicher, als die comprimirte Sprache Hebbels, welche immer bei der Stange bleibt und unverwandt auf die Hauptſache ſich richtet. Ihn trieb es zum Concentriren und Abkürzen, allein enge Verhältniſſe und arme Schelme muß uns ein flüſſiges Talent geläufig machen. Das Wunderliche wird für unſere Empfindung erſt dann das Natürliche, wenn es ſich behaglich mit uns auslebt, wenn wir auf Du und Du mit ihm kommen, ſo daß es uns nicht mehr als ein exotiſches Gewächs überraſcht, ſondern als ein ſchon Gewohntes anſpricht. Leſſing meinte einmal, indem er Rembrandt berührte, daß bei dieſem Künſtler die niedrigen, poſſierlichen, ekelhaften Gegenſtände ſo ſehr Nebenſache ſeien, daß ſie gar nicht zu ſtofflicher Wirkung gelangen; ſeine wilde und unfleißige Art habe ſie in ein wunderſames Zwielicht verſetzt, wo wir mit Vergnügen tauſend Dinge ſähen, welche deutlich zu ſehen kein Vergnügen ſei. Zum Unglücke für Hebbels Komik war er plaſtiſch, deutlich, minutiös und knapp zugleich, konnte er aus einer methodiſchen und exacten Malerweiſe nicht heraus.

Ein Geſtändniß des Dichters über die Einflüſſe, welche bei der Entſtehung dieſer Productionen mitgewirkt haben, iſt zur Erklärung derſelben von Wichtigkeit. Der Schnock entſtand, wie er erzählt, als er in München mit Eifer dem Studium Schelling'ſcher und mehr noch Hegel'ſcher Philoſophie oblag, als ihm das Herz an dem Secirtiſche gefror, wo der kalte ſpitzige Begriff die Juncturen der Welt gelöſt und alle Formen zerbrochen habe, und als er ſeine Rettung vor dem zu dem Feinde übergehenden Geiſte nur noch in der Flucht aus dem Größten in's Kleinſte, aus dem

Weiteſten in's Engſte ſah. München, die weiche, warme, ſinnliche Stadt, die ſich ſonſt in ſich ſelbſt ſo wohl gefalle und den Fremden ſo breit und behaglich anlächle, ſie habe damals einer Henne geglichen, die ſich ängſtlich duckte, weil der in den Lüften über ihr ſchwebende Räuber ihr die Küchlein zu nehmen drohte. Die Cholera, die ſtille, ſchreckliche, die zu ihren Verwüſtungen nicht einmal Zeit brauchte, war eingezogen. In unheimlicher Haſt rollten die beladenen Todtenwagen an ihm vorbei, wenn er an den nebelfeuchten Herbſtabenden aus dem Collegium, wo Medardus-Görres die Geſchichte mit der Apokalypſe commentirte, nach Hauſe kam, und nie konnte er wiſſen, ob ſie nicht einen akademiſchen Bruder, mit dem er noch geſtern auf langes Leben trank, an den letzten dunklen Ort ſchleppten. Blutroth gefärbte Laternen mit flackernden Lichtern brannten vor den Wohnungen der Aerzte, und aus den Fenſtern des Hoſpitals, an dem ihn zuweilen noch ein ſpäter Spaziergang vorüber führte, plumpte nicht ſelten dumpf und ſchwer ein Bettſack herab, den man eben unter einem noch nicht erkalteten Leichnam weggezogen hatte. „Ich wußte nicht, wie ich dem Tode ausweichen wollte, der aus beiden Kreiſen, in denen das Daſein aufgeht, aus dem Leben wie aus der Wiſſenſchaft, auf mich zutrat, ich bedurfte eines Gegengewichts und griff zur Komik, zur Verſpottung des Seins durch die Geſtaltung des Nichts. Ich glaube überhaupt, daß das Komiſche da am beſten gedeiht, wo juſt alle Litaneien zuſammenklingen: der Eine jammert und ſtarrt ſo lange in die Grube hinunter, die das, was er nicht entbehren kann oder mag, verſchlang, bis ſie den Schlund noch einmal öffnet und auch ihn einſchluckt: der Andere lacht und ruft mit dem Prediger: Es iſt Alles eitel! oder mit Swift: Vive la bagatelle!"

Charakteriſtiſch iſt die monologiſche Form ſeiner erſten plaſtiſchen Darſtellungen, worüber ich mich einſtweilen des Urtheils enthalte. Alles was er jetzt poetiſch ſich zurechtlegte, war in der Artung dem Schnock und dem Schlägel ähnlich. Er entwarf verſchiedene Skizzen und Humoresken, die nicht fertig geworden oder in Verluſt gerathen ſind, darunter eine, welche einen Menſchen veranſchaulichen ſollte, der aus Feigheit tapfer iſt. Lauter ſpleenhafte Grillen, womit er ſich in ſeinen gequälten Lebensverhältniſſen, quäleriſch Luft zu machen ſuchte. Auch einen humoriſtiſchen Roman: Der deutſche Philiſter, hatte er begonnen, worein er die neueſten Beſtrebungen zur Wiedereinführung des Jeſuitismus verweben wollte; wahrſcheinlich durch Benzel-Sternaus Roman: Der alte Adam, eine Familiengeſchichte, angeregt, in welchem der Apparat der Geſellſchaft Jeſu geſchildert iſt. In ziemlich raſcher Folge entſtanden: ein Märchen: Der Rubin, das er viele Jahre nachher dramatiſch bearbeitete, eine erzählende Skizze: Pauls merkwürdigſte Nacht, eine Fragment gebliebene Novelle: Die beiden Vagabunden, ein Charakterbild: Die Medicinalräthin, und ein Phantaſieſtück: Ein Abend in Straßburg. In der an die Vorzüge der Anna gemahnenden erzählenden Skizze und in den beiden Vagabunden begegnen wir Reminiſcenzen aus der Jugend unſeres Freundes. Die Obermedicinalräthin baut ſich aus dem Albernhäßlichen auf, dem leider Hebbel auch ſpäterhin nicht immer auszuweichen vermochte. Die vollſtändige Unkenntniß der Sitten der höheren Geſellſchaftsklaſſen und eine durch ihre Geſchmackloſigkeit verletzende Grauſamkeit des Empfindens ſind in dieſer Skizze gepaart. Die zwiſchen Trunkenheit und Oede auf- und niederſteigende Seele Hebbels wird in dem Phantaſieſtück: Ein Abend in Straßburg, ausnehmend deutlich. Beide letztgenannte Skizzen waren in der Mitternachtszeitung erſchienen.

Das Talent Hebbels antwortete, wie wir geſehen haben, eigenſinnig auf die Muſter, die ſich ſeiner bemächtigt hatten. Dies iſt ebenſo ſehr in ſeinem Unverhältniß zu den Lagen und Lebensforderungen ſeiner Entwicklungszeit begründet, als in der Eigenthümlichkeit ſeiner Natur. Seit den Hamburger Tagen macht er auf uns den Eindruck eines ſchweren Schiffs, das in einen Fluß hinein kam, welcher nur leichte Fahrzeuge bequem trägt. Schmerzlich bekannte er jetzt, daß es ihm an kritiſcher Controle von Außen gebreche, wenn ihm ſeine eigene nicht genügte. Er klagte, daß er auch nicht einen einzigen Menſchen habe, dem er in poetiſchen Sachen ein Urtheil zutrauen dürfte, denn nur ein ſolcher würde belebend, befruchtend auf ihn wirken. Doch dieſes weibliche Genie, das nur empfange und aufnehme, zeige ſich eben ſelten. Alle, ſagte er, käuen und würgen ſie am Stoff und unerträglich würden ſie, wenn ſie in irgendwelcher Aeußerung eines großen Mannes den Stein der Weiſen gefunden zu haben ſich einbilden. Der Stein der Weiſen aber mache Jeden, den Weiſen, welcher ſeiner nicht bedürfe, ausgenommen, zum Narren. Wir werden hinzuſetzen: ihm mangelte nicht nur ſolch' ein Freund, ihm mangelte auch das Glück der Jünglingsverirrungen. Seine Fehltritte gingen aus dem Gegenſatze ſeiner ausgebildeten Individualität zu der Unfertigkeit ſeiner Bildung und der Armſeligkeit ſeiner Verhältniſſe hervor. Jeden Moment mußte er durch einen Sprung über Riſſe und Klüfte hinwegſetzen. Der Ernſt, welcher günſtiger organiſirte Weſen vor dem Leichtſinn, der Uebereilung und Oberflächlichkeit behütet, ſchmiedete das ohnehin zu Harte, Unbiegſame ſeiner Seele erſt recht zu Stahl.

Goethe ſagte einmal zu Eckermann das bedeutſame Wort: „So nach und nach fortſchreitend, ging ich in meiner natürlichen Entwicklung fort und bildete mich nach und nach zu den Productionen heran, die mir von Epoche zu Epoche gelangen. Und meine Idee vom Vortrefflichen war auf jeder meiner Lebens- und Entwicklungsſtufen nie viel größer, als was ich auch auf jeder

Stufe zu machen im Stande war. Wäre ich aber als Engländer geboren und wären alle jene vielfältigen Meiſterwerke bei meinem erſten jugendlichen Erwachen mit all' ihrer Gewalt auf mich eingedrungen, es hätte mich überwältigt und ich hätte nicht gewußt, was ich hätte thun ſollen. Ich hätte nicht ſo leichten, friſchen Muthes vorſchreiten können, ſondern mich ſicherlich erſt lange beſinnen und umſehen müſſen, um irgendwo einen neuen Ausweg zu finden". — Wir haben Hebbels Weheruf nicht vergeſſen: Die Natur ſollte keinen Dichter erwecken, der kein Goethe iſt! Große Talente kämen von Gott, geringe vom Teufel! Es ſind die Töne, welche wie in einer kunſtreich verſchlungenen Fuge bald hier bald dort in ſeinen Bekenntniſſen anklingen. Seine Idee vom Vortrefflichen war ſtets viel größer, als was er auf jeder ſeiner Entwicklungsſtufen zu machen im Stande war. Unter der Schwere dieſer Laſt beinahe erliegend, athmete er ſozuſagen in der Erkenntniß auf: daß er all' ſein Thun und Treiben bisher zu einſeitig auf Poeſie bezogen habe. „Ich habe eingeſehen, — daß dieſer Weg mich am Ende auf ein ſchaales Nichts reduciren muß. Es heißt, anſtatt des Baumes die Blüthe pflegen; der Weg zum Dichter geht nur durch den Menſchen. Ich werde von nun an arbeiten, um der Arbeit und des Nutzens willen, den ſie als ſolche für mich, den Menſchen, haben wird oder kann." .

In Hamburg ſaßen indeſſen die Schöffen, die fortwährend über ihn Urtheile ſchöpften, ſowohl billigende als ungünſtige, und die einen wie die andern ohne die Kenntniß und das Verſtändniß der Motive, welche ſeine Schritte beſtimmten. Aus Briefen Eliſens und Janinskis erfuhr er dieſe Urtheile, die er in ſeinen Antworten zu entkräften oder zu berichtigen ſuchte. Er wiſſe, ſchrieb er an Janinski, daß man ihn von vielen Seiten bitter tadeln werde, weil er die Jurisprudenz aufgegeben. Er handle jedoch den Bedürfniſſen ſeiner Natur gemäß und bekümmere ſich nicht um die Noten der Welt zu dieſem heiligen Grundtext, den Jedermann läſtere und läſtern müſſe, der ihn nicht verſtehe. Wenn der Menſch gewiſſe Erfahrungen über das Höchſte gemacht habe, ſo würde Jahre langes ſklaviſches Verſenken in das rein Poſitive, wie die Rechtswiſſenſchaft es verlange, ihn tödten. Mit der Jurisprudenz aber habe er freilich nicht zugleich ernſtes Beſtreben um Kenntniß und Wiſſenſchaft aufgegeben. Strenge wies er Janinskis geringſchätzige Bemerkungen über die dürre Wiſſenſchaft zurück, womit der dünne Belletriſt offenbar ſeine eigenen Bemühungen zu rechtfertigen und Waſſer auf Hebbels Mühle zu treiben wähnte. „Du meinſt, alle Schulgelehrſamkeit der Welt vergrößere die poetiſche Mitgift um kein Haar. Das iſt richtig. Aber daraus folgt noch nichts, was jene Schulgelehrſamkeit verächtlich oder auch nur entbehrlich machen würde. Das Ohr verſtarkt das Auge nicht, jedoch um das Räthſel der Welt zu verſtehen, müſſen wir zugleich ſehen und hören können. Ein Organ, und wäre es auch das vollkommenſte, reicht für die Unendlichkeit nicht aus. Zudem ſind Schulgelehrſamkeit und Wiſſenſchaft ſo verſchiedene Dinge, wie Metrik und Poeſie.“ Amalie Schoppe hinwiederum, welcher er ſchon von Heidelberg aus undeutlich mitgetheilt hatte, daß er einen Studienwechſel im Sinne habe, gefiel ſich in ironiſchen Seitenblicken auf Hebbel, wenn ſie mit Eliſen ſprach. Als Hebbel hämiſche Worte der Schoppe über ſich vernahm, da klagte er gegen Eliſe, wie entſetzlich es ſei, daß eine Thiergattung die andere nicht begreife; ein Schritt vom Brotkorb ab ſei gleich ein Schritt in's Waſſer hinein. Aber man ſolle mit der Natur nicht hadern; wenn es der Hamſter ahnen könnte, nur ahnen, daß ſeine Höhle nicht die Welt ſei, in einem Hamſter ſteckte Muth und Kraft genug, die Grundfeſten der ewigen Ordnung umzuſtoßen. Nicht ſowohl durch das Licht als durch den Mangel des Lichts erhalte ſich das Weltall. „Die Natur war klüger als die Menſchen ſind; wir beneiden einander, weil wir einander in die Fenſter ſehen; ſie brachte keine Fenſter an." Er wolle vom Leben nichts als die Gelegenheit, herauszuſchaffen, was in ihm ſei, und es zu gebrauchen, wo es nütze und ſo lange es nütze. Er wolle mit Einem Worte am Wagen der Menſchheit, nicht eines einzelnen Menſchen, Vorſpanndienſte verrichten und es ſeinem Herrn überlaſſen, mit welchem Hafer er ihn füttern wolle. —

Als ihm kurze Zeit nach dieſen Briefäußerungen ein Geldgeſchenk von der Gräfin Rhedern zukam, da rathſchlagte er lange mit ſich, ob er es zurückſenden ſolle oder nicht, denn er wolle und werde Niemand täuſchen. Keiner möge ſagen können, wenn er ihn ſpäter einen Weg einſchlagen ſieht, den man ungewöhnlich, närriſch oder thöricht nennt: hätt' ich dies gedacht, ſo hätt' ich gegen den jungen Menſchen anders gehandelt! Amalie Schoppe, ſchreibt er an Eliſe, und mithin auch die Gräfin Rhedern, die durch ihre Brille ſehe, denke ſich in ihm einen talentvollen, etwan gar genievollen Menſchen, der nebenbei erſtaunlich fleißig ſei, mit Glanz ſein Examen beſtehen und dann in Staat und Literatur auf eine jeden Wohlthäter und Gönner befriedigende Weiſe ſeine Carriere machen werde. Von dem Allen, ſagt er, bin ich nichts und nichts von dem, was wenigſtens die eine Hälfte anlangt, wird eintreffen. Ob er Talent oder Genie habe, dies ſtehe nicht ihm zu beurtheilen zu: in Rückſicht auf die Poeſie glaube er es zuweilen. Fleißig aber ſei er ganz und gar nicht, könne er nicht ſein, werde er nie ſein. Vielleicht liege der Grund in ſeiner Geſundheit, die er für zerrüttet halte. Sein Studieren beſchränke ſich auf das Leſen ſolcher Bücher, die ſeinem Innern oder ſeinen literariſchen Bedürfniſſen entſprechen; das gebe vielleicht einen Künſtler, jedoch niemals einen Doctor. — So öffnete unſer Freund Fach um Fach, welche die meiſten Menſchen, ſelbſt wenn ſie aufrichtig ſind, nicht ohneweiters aufſchließen. Er nahm ſich vor, was er an Eliſen geſchrieben, demnächſt der Schoppe in trockenen Worten auseinanderzuſetzen und ſich jede weitere Unterſtützung zu verbieten. „Der Dichter ſoll nichts einnehmen, was für den Juriſten beſtimmt war.“

Menſchlicher, männlicher, rückhaltloſer kann Niemand ſchreiben, als Hebbel an Amalie Schoppe geſchrieben hat. Dieſer Brief, eine Generalbeichte, lautet alſo:

„ . . Sie meinen, ich hätte Ihnen etwas zu verzeihen. Das nicht, theuere Freundin, denn ich weiß, daß man immer ein Bittender bleibt, wenn man auch für Andere bittet, und ich weiß, was es ein ſtolzes Herz koſtet, zu bitten, unter welchen Umſtänden es immer ſei. Ihre Bitte iſt dies Mal nicht fruchtlos geblieben, die Frau Gräfin Rhedern hat mir neben einem Schreiben, das ich zur Verſtändigung deſſen, was ich über dieſen Punkt zu ſagen gedenke, ſammt meiner Antwort abſchriftlich beifüge, acht Louis-d'ors geſandt. Ich geſtehe, dieſe Sendung war mir nicht ſowohl erfreulich, als überraſchend und unbegreiflich, und ich wußte wirklich nicht, wie ich mich dabei benehmen ſollte. Zuletzt dachte ich, es ſei ein wohlwollender Schritt der hohen Dame, um das Peinliche aufzuheben, was in der Art und Weiſe liegen könne, womit ſie das Verhältniß zwiſchen ſich und einem Menſchen, dem ſie vielleicht doch zu viel gethan, abgebrochen hatte. Da hielt ich's denn für meine Schuldigkeit, das Geld nicht, wie mir Anfangs nahe lag, zu remittiren, ſondern meinen Dank auf eine meiner Stellung zu einer Gönnerin, die eine Härte gut zu machen wünſchte, angemeſſene Weiſe auszuſprechen und das Vornehme, was in dieſem Abfinden lag, zu überſehen, um ſo mehr, als es von Vornehmen ausging. Ihre Zuſchrift hat nun erklärt, was unbegreiflich war, und ich kann mich jetzt des Gedankens nicht erwehren, daß es wohl weniger die Rückſicht auf eine begangene (ich finde kein anderes Wort, oder vielmehr ich mag es nicht herſetzen) Rückſichtsloſigkeit und auf mich, als Mitleid mit meiner anſcheinenden Noth geweſen ſein mag, was mir jene acht Louisdor's verſchafft hat. Genug hievon, das Geld iſt nun einmal in meinen Händen und mein Dank in den Händen der Frau Gräfin, und mit Bezug auf Vergangenheit mag man denken, nur nicht wünſchen; was ich aber hoffe, iſt: daß nicht mehr komme; dieſe in der Sache und in meiner Natur begründete Hoffnung wird mich auch wohl nicht täuſchen; geſchähe es dennoch, im Widerſpruche mit Wahrſcheinlichkeit und Weltlauf, ſo müßt' ich freilich aus Zartheit einen unzarten Schritt thun. Ich will meiner Noth nichts verdanken als höchſtens meinen Charakter; ich werde meine Geiſteskräfte für gering achten, wenn ſie, nun ſie entwickelt ſind, zur Begründung meiner Exiſtenz nicht ausreichen; ich werde, falls ich im Weltmeer untergehen ſollte, darin nicht, wie vielleicht früher, einen Privathaß des Schickſals gegen mich ſehen, ſondern blos den Beweis, daß ich nicht ſchwimmen konnte. Sie werden, theuere Freundin, die Wahrheit dieſer Gefühle nicht darum bezweifeln, weil ich ſie zufällig am beſten in einer Metapher ausdrücken zu können glaubte; ich bin überzeugt, auf's Innigſte überzeugt, das Leben iſt auf die Dauer gegen Niemand ungerecht, und wer es ſo ſchilt, der verwechſelt Gerechtigkeit mit Billigkeit und will ſich ein Geſchenk als einen Tribut ertrotzen: wehe dem, oder vielmehr pfui dem, der zu Grunde geht, weil er nicht beſchenkt wird. Ich gebe allerdings zu, daß der Menſch vor Entſcheidung des Proceſſes, der zwiſchen dem Leben und einer falſch geſtellten hohen Erſcheinung mit Bitterkeit und Strenge geführt wird, erkranken kann; ich gebe aber nicht zu, daß eine ſolche Krankheit heilbar iſt, und verlange von dem Kranken, daß er, (eben in Bethätigung ſeiner höheren Natur) dies bei Zeiten fühlen und an ein Sterbebett keinen Arzt feſſeln ſoll. Auch ich bin krank, ich irrte mich, als ich beim Austritt aus der Gifthütte, mich, einen Freiheitsrauſch mit Geſundheit verwechſelnd, den Alten glaubte; ich ſchreibe Ihnen alſo nicht ſo, und dies iſt für die Würdigung meines Geſtändniſſes ein wichtiger Punkt, weil ich viel hoffe, ſondern nur, weil ich nichts fürchte. Ich bin hypochondriſch im höchſten Grade, mein Leben iſt ein tolles Gemengſel von Rauſch und ekler Nüchternheit, ich würde, ſelbſt wenn ich ein Recht hätte, zu hoffen, kaum mehr wünſchen können. Als die Aufgabe meines Lebens betrachte ich die Symboliſirung meines Innern, ſoweit es ſich in bedeutenden Momenten fixirt, durch Schrift und Wort; alles Andere, ohne Unterſchied, hab' ich aufgegeben und auch dies halt' ich nur feſt, weil ich mich ſelbſt in meinen Klagen rechtfertigen will. Mein Studieren bezieht ſich deswegen allein auf meine inneren Bedürfniſſe und durchaus nicht auf einen äußeren Zweck; ich bereite mich auf kein Amt vor, weil ich nie ein Amt ſuchen oder annehmen werde; ich habe keine Rückſichten auf eine etwanige künftige Familie zu nehmen, weil ich feſt entſchloſſen bin, mich niemals zu verheirathen; ich bewerbe mich aber mit Ernſt und Anſtrengung um Kenntniß und Wiſſenſchaft, weil ſich in einem Jahrhundert, das nicht an den trojaniſchen Krieg grenzt, ohne Kenntniß und Wiſſenſchaft kein Dichter, ja kein Schriftſteller, denken läßt, weil ein Menſch, der von den vorübergerauſchten ſechs Jahrtauſenden keinen Pfennig geerbt hat, gegen die Menſchheit ſteht, wie das Kind gegen den Mann. In allen Dingen gibt es ein Abece, das wird einmal erfunden und dann erlernt; für die Menſchheit iſt jeder große Abſchnitt oder Menſch nur die Quadratwurzel eines größeren, darum lebt ſie nur für und durch ihre Geſchichte und darum macht ſelbſt Shakſpeare keine Ausnahme, denn er ward nur ein großer Dramatiker, weil er ein großer Geſchichtskundiger war.

Was meine Studien anlangt, ſo werde ich mich wohl nicht weiter darüber auslaſſen dürfen: ich beziehe ſie ausſchließlich auf mich ſelbſt, treibe ſie nur privatim und ohne die geringſte Rückſicht auf irgend eine Stellung im Leben, auf die ich Verzicht leiſte, weil ich auf vieles Andere Verzicht leiſten kann. Seit October vorigen Jahres beſchäftigen mich Geſchichte, Philoſophie und plaſtiſche Kunſt, und ſolchen Mühen kann ich Opfer bringen, wie ich ſie gebracht habe, aber, bei Gott, nicht der elenden Juriſterei, die mich anwidert, ſeit ich ſie von einer anderen als der praktiſchen Seite kennen gelernt habe . . ."

Erſtaunlich iſt in dieſem Selbſtbekenntniß die durchſchlagende Macht der Zurechnung. Die Noth, für die Hebbel, wie man zu ſagen pflegt, nichts konnte, hat ſeine Jugend verfinſtert, die verfinſterte Jugend trübt nachwirkend ſeine Entwicklungszeit, lähmt ſeinen Muth und ſeine Thatkraft: er aber nimmt die ganze troſtloſe Vergangenheit in ſeine Verantwortlichkeit herein.

Bis in den Frühling des Jahres 1837 hinein war Hebbel äußerlich ſo einſam, wie in ſeinem Innern abgeſondert. Mit der Ankunft Emil Rouſſeaus trat eine wohlthätige Veränderung ein. Das auf der Seite unſeres Freundes anfänglich lockere und gleichgiltige Verhältniß, wie es in Heidelberg beſtand, hatte ſich ſchon durch einen brieflichen Verkehr mit Rouſſeau inniger und feſter geſtaltet. Aus den Mittheilungen desſelben war ihm der auf das Wahrhaftige gerichtete Sinn des jungen Menſchen unzweideutig aufgegangen und er hatte ſich überzeugt, daß Rouſſeau, falls deſſen poetiſche Beſtrebungen das erwünſchte Ziel nicht finden ſollten, Kraft genug haben werde, ſich zuſammen zu faſſen und das Leben an einer ihm zugänglicheren Seite zu packen. Die Correſpondenz regte Hebbel an und Rouſſeau auf, bot jenem Gelegenheit, ſich in dem Wiederklange einer empfänglichen Bruſt zu empfinden, während ſie in dieſem den Eifer entzündete, mit dem ihm übergeordneten Geiſte halbwegs Schritt halten zu können.

Bedürftig waren ſie Beide: der Eine in ſeinem Kraftgefühle, das einen Ableiter verlangte, der Andere in ſeiner Unfertigkeit und Unſicherheit, die ſich nach einer modelnden Hand und nach einer Klammer ſehnten. Suchte Hebbel mit der Taſtluſt eines ungeſtümen Dranges nach Erkenntniß alle Hüllen der Dinge abzuſtreifen, ſo ſtand der verſchleierte Rouſſeau noch neugierig und erwartungsvoll in einer umflorten Welt.

Emil Rouſſeau, der einzige Sohn des Regierungsrathes Rouſſeau in Ansbach, war ſchon als Knabe lernbegierig und mit beſonderer Liebe der Poeſie zugekehrt. Als er, neunzehnjährig, die Univerſität bezog, da ſtudierte er zuerſt auf den Wunſch des Vaters, trotz ausgeſprochener und kundgegebener Abneigung, Jura. Der Umgang mit Hebbel in Heidelberg brachte ſeinen Entſchluß, ſich dem Berufe des Schriftſtellers zu widmen, zur Reife, und nach langwierigen ſchweren Kämpfen erlangte er endlich die Einwilligung des Vaters, das Fachſtudium aufgeben zu dürfen. Nun arbeitete er angeſtrengt, auf daß er in dem nämlichen Zeitraume, der den Juriſten-Studien zugewieſen iſt, die philoſophiſchen bewältigen könne. Hebbel hatte ihn, wie wir uns entſinnen, zu dem Wechſel ſeines Studienweges nicht ermuntert, ihm vielmehr das Schreckbild einer ſogenannten freien, auf Poeſie und Literatur gebauten Exiſtenz vorgehalten und ſeine Talentproben völlig mitleidlos zerpflückt. Jetzt aber gab er ihm willig das Zeugniß, daß der gethane Schritt kein unüberlegter, vermeidbarer, daß er im Gegentheil ein nach allen Seiten durchdachter geweſen und zugleich den tiefſten Bedürfniſſen der Natur Rouſſeaus entſpreche. Rouſſeau habe ſich nicht verhehlt, ſagte Hebbel in ſpäterer Zeit, daß dies auf den fröhlichen Genuß des Lebens verzichten heiße, er habe ſich jedes Opfers, jeder Anſtrengung fähig gefühlt und, worauf es vor Allem ankam, empfunden, daß er ſogar dem kargen Lohne zu entſagen vermöge, der heutzutage im günſtigſten Falle ſolche Beſtrebungen kröne, wenn es ihm nur vergönnt ſei, ſtill und ſchlicht in dieſen höchſten Kreiſen menſchlicher Thätigkeit das Treffliche zu fördern

Das Zuſammenſein in München wob ein Freundſchaftsverhältniß ſeltener Art. „Wir hatten uns nicht zum Spaziergange die Hand gegeben, wir waren mit unſerem Herzblut an einander geleimt. Wir drückten nicht vor dem Ernſt der Welt die Augen zu, um ungeſtört mit ihren Blumen zu tändeln: wir feierten ein Bacchanal des Schmerzes.“ So lauten Hebbels eigene Worte. Wie ein idylliſcher Ton in dem düſtern Stillleben der Verlaſſenheit und Armuth klingt es an, wenn wir leſen, was Hebbel bei der Ankunft Rouſſeaus in ſein Tagebuch ſchrieb: „Heute iſt ein glücklicher Tag für mich geweſen 1. Erhielt ich heut Morgen acht Louisd'ors aus Berlin. 2. Kam Rouſſeau. 3. Kam er ein und einen halben Monat früher, als er mir geſchrieben hatte. 4. Ließ ich heut Abend mein Licht zu Boden fallen, ohne daß es zerbrach “

An Rouſſeaus Verhalten lernte Hebbel zum erſten Male die unterjochende Macht ſeiner eigenen Perſönlichkeit kennen, das verhängnißvolle Vermögen, ſich jeden Blutstropfen eines unter ſeinem Einfluſſe ſtehenden Menſchenweſens zinsbar zu machen; aber auch zum erſten Male die zärtliche Hingebung einer ihn wahrhaft verehrenden, ſelbſtlos liebenden Männerſeele. Er konnte mit Rouſſeaus Innerſtem ſchalten und walten, wie es ihm gefiel, und er machte von dieſem Können den rückſichtsloſeſten Gebrauch. Er unterwarf ſich den Willen des Freundes vollſtändig, er verſchlang deſſen Herz und that dies Alles mit dem Anſpruche der reißenden Woge, die von der Verantwortlichkeit nichts weiß, nichts wiſſen kann. Wenn er zur Beſinnung kam, dann ſchauderte er freilich vor ſeinem Dämon, aber der Schauder feſſelt nicht die Gewalten, deren Product er iſt, ſo wenig als der Wiederſchein des

Feuers das Feuer zähmt. In wahrlich nicht geringem Grade hatte Rouſſeau unter der Reizbarkeit und Empfindlichkeit Hebbels zu leiden, deren ſich unſer Freund überhaupt häufig in Briefen und auf Tagebuchblättern anklagt. Denn Eliſe, wie Rendtorf, die kleine Beppi, wie Rouſſeau, waren dieſen Ausbrüchen ſeines Ungeſtüms gleichermaßen ausgeſetzt: der unſcheinbarſte Anlaß vermochte ſie hervorzurufen, das harmloſeſte Mißverſtändniß ihnen Thür und Thor zu öffnen. Unſer Freund betrachtete dieſe maßloſe Empfindlichkeit bald traurig als das Ergebniß ſeines früheren Lebens, wofür, wie in Manchem, das gegenwärtige bezahlen müſſe, bald entſchuldigend als eine Folge der Noth, welche die inneren Fühlfäden nicht abſtumpfe, ſondern verfeinere, zuweilen aber auch als unentſchuldbare Sünde, die jegliche Geißel und nicht die leiſeſte Schonung verdiene. „Es iſt nicht wahr", ſagt er einmal, „daß ich durch meine grenzenloſe Empfindlichkeit eben ſo viel oder gar mehr leide als Andere: der Menſch fühlt in ſeinen Fehlern, wie in ſeinen Tugenden, nur ſein Wollen und ſeine Kraft." Darüber was Rouſſeau von ihm erduldet hat, gibt eine Briefſtelle Aufſchluß, welche zugleich das Charakterbild des edlen jungen Menſchen im Umriß zeichnet. Hebbel ſchreibt an Eliſe:

„Du weißt, ich bin ſo ſchwer anzufaſſen, wie ein Stechapfel, und ich ſetze gerade das, was mir am wertheſten iſt, am leichteſten auf's Spiel, um den Gedanken, als könnten mich Rückſichten beſtimmen, ja nicht aufkommen zu laſſen. Seine Geduld und Langmuth, die Sorgfalt, die ihn jeden Dorn, ſtatt ihn abzuhauen, mit Baumwolle umwickeln läßt, ſind mir zuweilen ſelbſt ein Gegenſtand des Erſtaunens geweſen; er iſt mir von ganzer Seele ergeben, wie noch niemals ein Anderer, ſeine Theilnahme für mich iſt unbegrenzt und faſt weiblicher Art. Und ſein Blut iſt heiß, jede Kleinigkeit regt ihn auf, in Heidelberg hat er ſich das Zeichen trägt er auf der Wange wegen einer geringfügigen Urſache geſchlagen: wenn er ſich alſo bekämpft, ſo geſchieht es mit Freiheit, und weil er glauben muß, daß an mir Dies oder Jenes zu ſchätzen ſei, keineswegs aus Mangel an Feuer und Schwungkraft. Freilich iſt er auch mir Manches ſchuldig geworden, vorzüglich den wichtigſten Theil ſeiner poetiſchen Bildung: was ich ihm in drei Stunden des Geſprächs überlieferte, hätte ihm vielleicht, wenn er es ſelbſt hätte finden ſollen, Jahre zu ſchaffen gemacht . . ."

Die Abende brachte Hebbel meiſtens mit Rouſſeau auf deſſen Zimmer, zur Sommerzeit im Freien zu; am öfteſten ſah ſie dann der engliſche Garten, wo ſie plaudernd oder disputirend, Stunden lang die breiten ſchattigen Baumgänge durchſchritten. Rouſſeau ſtellte ihm alle ſeine Bücher zur Verfügung, forſchte emſig, wenn der Freund einen Correſpondenzbericht abgeſchickt, ob dieſer ſchon erſchienen ſei, damit er ihn mit der Nachricht erfreuen könne, und fertigte mit eigener Hand eine Reinſchrift der Gedichte Hebbels an, deren Herausgabe dieſer zu bewerkſtelligen hoffte. Hebbel wieder vermittelte die Zuſendung einiger Gedichte und Erzählungen Rouſſeaus an Amalie Schoppe, in deren Modeblättern dieſe poetiſchen Verſuche veröffentlicht wurden. Zweifelsohne kannte Rouſſeau Hebbels mißliche Umſtände im Ganzen, aber ich glaube kaum, daß ihn der ſtolze Freund in die trübſeligen Einzelheiten eingeweiht habe. Darum wußte Eliſe allein.

Mit Ekel ſchrieb Hebbel an jedem Bericht, der dann nach Stuttgart um Brot wanderte, und wenn ein Quartal abgelaufen, ſah er ſich regelmäßig in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Da er nämlich, um nichts verzehren zu müſſen, nur ſelten ein Café oder eine Conditorei beſuchte, ſo erfuhr er gewöhnlich erſt aus der einlaufenden Honorarberechnung, was von ſeinen Sendungen gedruckt und was zur Seite geſchoben worden. Das Morgenblatt war unter Hauffs Leitung ein peinlicher und eigenſinniger Richter; von zehn Körnern fielen im Durchſchnitt acht durch das Sieb.

Im Uebrigen nannte Hebbel ſelbſt die an Hauff geſchickten Aufſätze brauchbares Papier für etliche Thaler. Er hätte, um ſich den Unterhalt zu friſten, noch immer leichter Noten abſchreiben können, wie Jean Jacques, oder ſchlechte franzöſiſche Romane überſetzen, wie der hochverdiente Diez in Bonn, der noch bis vor Kurzem ſeine Lectorſtelle nicht zu entbehren vermochte, als Correſpondenzberichte abfaſſen und Münchener Tagesvorgänge in tänzelnde Journalform bringen. Ob er zu den Wenigen zähle, die durch Kampf und Widerſtand ſich nicht lächerlich machen, dies war ihm dabei noch immer eine offene Frage. „Iſt es die Kraft oder iſt es die Eitelkeit, die mir Marſchordre ertheilt?" Ueber allen Zweifel erhaben war nur ſeine Armuth. Eine erhabene Armuth, würde Hamlet geſpöttelt haben. Seinen Mittagstiſch beſtritt er jetzt mit Brot für ſechs Kreuzer und dazu trank er Kaffee. Er nannte gegen Eliſe die Brötchen wohlſchmeckend und verſicherte, daß er zufrieden ſei, wenn es nur nicht ſchlimmer komme. Im erſten Jahre ſeines Münchener Aufenthalts, vom September 1836 bis September 1837, hatte er 242 Gulden verbraucht, wovon auf den Monat 20 entfielen. Zu dieſer kleinen Summe hatte Eliſe ungefähr 170 Gulden beigeſteuert und er ſelbſt 30, die armſelige Einnahme vom Morgenblatte. Indeſſen gewöhnte er ſich an die Koſt eines Gefangenen ohne Murren. Aber ſein verwitterter Anzug machte ihm Kummer. Offenherzig bat er die Freundin, ſeinem Kleidungsmangel abzuhelfen. Es gelinge ihm nur mit Mühe, einigermaßen anſtändig zu erſcheinen. Er habe ſeinen Rock, den er zwei Jahre trug, wenden laſſen, ohne daß Ausſicht vorhanden wäre, ihn noch lange benützen zu können; die alte Hoſe jedoch ſei vollends ein abgetragenes Stück. Wenn es Eliſen nicht möglich wäre, Beides zu ſpenden, ſo gebe er dem Rocke den Vorzug. Worum ich Dich aber dringend bitte, fügte er hinzu, modern und nicht weniger fein als der Rock, den wir in Gemeinſchaft kauften. Er würde einer ſchweren Sorge überhoben werden, wenn ſie dieſe Wünſche erfüllen könnte. Eliſe, die früher ſchon Leibwäſche für ihn genäht und ſie nach München geſchickt hatte, erfüllte ſeine Bitte doppelt und dreifach.

„Die Sachen ſind köſtlich", antwortete Hebbel, als er ſie empfing, beinahe in kindiſcher Freude. „Rock, Hoſe, Weſte, Binde, mit Einem Worte Alles, über meine kühnſte Erwartung, nicht allein fein und modern, ſondern faſt brillant. In meinem Leben hab' ich ſolch' einen Anzug nicht gehabt! Jetzt bin ich auf zwei Jahre mit Garderobe verſehen, meinen alten Rock kann ich für gewöhnlich noch lange tragen, mein Frack iſt noch ganz gut und höchſtens werd' ich in der beſſeren Jahreszeit einer Sommerhoſe bedürfen, die ſich leicht anſchaffen läßt . . Ein guter Rock entſcheidet auf der Polizei über die Ertheilung der Aufenthaltsbewilligung und vergoldet den Menſchen in allen Verhältniſſen." Sogar zu einer Nachſchrift bringt es Hebbels Freude über die Kleidergeſchenke: Er habe zu erwähnen vergeſſen, daß Alles ſo vortrefflich ſitze und daß er ſich ſtattlich darin ausnehme. Auch trage er jetzt Schnurrbart und Bart unterm Kinn und werde, wenn er nur irgend könne, einen Hut ſich anſchaffen, da Alles, was in München mit der Kappe einher gehe, für Student gelte. Er hatte einſtmals auf die Frage, wie er ſich befinde? erwiedert: wie meine Hoſe. Dies war nun nicht mehr nöthig zu antworten, denn er hatte nach ſeinem eigenen Ausdrucke einen neuen Menſchen angezogen.

Den Sylveſterabend des Jahres 1837 beging er mit Emil Rouſſeau bei einem Glaſe Punſch. Tauſend Pläne und Hoffnungen, ſagte er, gingen wie Funken aus unſeren entzündeten Seelen hervor, und als die zwölfte Stunde ausgeſchlagen hatte, ſprangen wir auf und umarmten und küßten uns innig. — Man glaubt einen verſpäteten Laut aus dem Göttinger Dichterkreiſe zu hören.

Durch Emil Rouſſeau wurde ein junger Mann, Namens Franz Gartner, mit Hebbel bekannt. Gartner ſtudierte damals Jura, ungeachtet ſeiner ausgeſprochenen Neigung zum Zeichnen und zur Muſik, namentlich zur letztgenannten Kunſt, indem er den Bitten ſeiner Eltern, beim Rechtsſtudium zu bleiben, willenlos ſich fügte. Er war mit Rouſſeau viele Jahre in Regensburg zuſammen geweſen, und ſie hatten dort miteinander Schöngeiſterei getrieben. Auch er gab ſich verſtändnißvoll dem hin, was ihm Hebbel entgegenbrachte, und wurde ſo zu ſagen deſſen freier Verehrer, wie Rouſſeau deſſen Schüler geworden. Er lernte ſeine Gedichte, gleich nachdem ſie entſtanden, kennen und verſah diejenigen, die ſich zur muſikaliſchen Interpretation am meiſten eigneten, mit improviſirten Melodien, an deren Hand Hebbel hie und da noch kleine Abänderungen in rhythmiſcher Beziehung vornahm. Gartner verſichert, daß Hebbel überhaupt, obwohl er nicht im Stande war, auch nur ein paar Noten wiederzugeben, ein wunderbares inneres Auffaſſungsvermögen für Muſik hatte. Hebbel kam oft in den Nachmittagsſtunden, noch öfter in der Dämmerſtunde zu ihm auf Beſuch. Gartner, der auf dem Piano eine mehr als gewöhnliche Kunſtfertigkeit erlangt hatte, ſpielte ihm dann eine Mozart'ſche oder Beethoven'ſche Sonate vor oder erging ſich in Phantaſien aus dem Stegreif. Wenn er aber hiebei einmal verſuchen wollte, von der klaſſiſchen Baſis auf den modernen Effect überzugehen, ſo fiel ihm Hebbel ſogleich in den Arm. Hatte er durch den Vortrag eines gediegenen Tonwerks dem entgegen ſein volles Wohlgefallen erreicht, was ſich meiſtens durch eine gänzliche Zurückgezogenheit in ſich bei Hebbel kundgab, ſo ſprach dieſer kein Wort weiter, drückte ihm ſchweigend die Hand und ging. Den gerade damals in Gunſt gekommenen Meyerbeer konnte er nicht vertragen. Mozart ſtand ihm über alle Andere, Manchen nicht begreiflich, wie Gartner ſinnig bemerkt, welche poſitiv glauben wollten, Hebbel müſſe ſich von Beethovens Genius mehr angezogen gefühlt haben. Außer zu Rouſſeau und zu Gartner, ſo ſagt dieſer, kam Hebbel faſt zu Niemand regelmäßig, und folgte nur ungerne dann und wann einer Einladung in die kleineren Salons der Verwandten Rouſſeaus. Seine große Sparſamkeit fiel Gartnern gleichfalls auf und er bemerkte wohl, daß Hebbel ſo knapp leben müſſe. Von Vergnügen habe er zuweilen Concert und Theater genoſſen, namentlich die Oper, da das Schauſpiel derzeit viel mit Birchpfeiffer überladen war, Schiller und Goethe nur Gaſtrollen gaben, Shakſpeare aber beinahe verbannt ſchien. Der Concert- und Theaterbeſuch verurſachte in jenen Tagen geringe Ausgaben, ob allerlei Treffliches gleich geboten ward. Gartner freute ſich, ſeine Urtheile über theatraliſche Leiſtungen von Hebbel zuſtimmend aufgenommen zu ſehen. Die Bühne war es auch, wozu ihn Hebbel, der ein Schauſpielertalent in Gartner erblickte, fortwährend drängte, wobei er ihm faſt böſe geworden wäre, daß Gartner nicht die Kraft hatte, die durch häusliche Verhältniſſe und Vorurtheile ihm geſetzten Schranken mit einem Male zu durchbrechen. Ich laſſe nun Gartner perſönlich weiter reden.

„Aber ich war damals auch ein gar zu ängſtlich überwachtes Hauskind, das es für das Aeußerſte hielt, ſich von Eltern und Familie nur einigermaßen loszuſchälen. Ja, ich war damals ſo kindlich und dabei ſo ſchauerlich unerfahren, daß ich nicht einmal meines Jünglingthumes mir bewußt war. — Hebbel kam mir in dieſer Richtung oft ſcherzhaft, oft ſogar ernſtlich bei. Da er aber merkte, daß ich ihn in dieſer Richtung wirklich nicht verſtand, ſo ließ er von mir ab und wollte, wie er mir nach Jahren manchmal ſagte, der natürlichen Entwicklung nicht mehr vorgreifen."

„Es war daher ein für meine Jahre wahrhaft komiſcher Schrecken, als ich den ernſten Hebbel einmal bei einem Spaziergange durch den engliſchen Garten mit einem Mädchen koſend auf einer Bank antraf, einem Mädchen, das noch dazu die Tochter ſeines Miethherrn, eines Schreinermeiſters war, und mir bei meinen Beſuchen gewöhnlich die Thür geöffnet hatte. Ich konnte nicht mehr zurück, und ich weiß nicht, warum Hebbel ſich gedrungen fühlte, mir hierauf ſein ganzes Verhältniß zu dem Mädchen und deſſen Art und Weiſe kund zu geben, während er Rouſſeau gegenüber, der weit ſinnlicher und erfahrener war, darüber völlig geſchwiegen hatte. Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß das Verhältniß von Seite des Mädchens viel bedeutender und ernſthafter genommen ward, als von Seite Hebbels, daß es ſchon Scenen mit den Eltern darüber gegeben habe, daß in der Familie ſeine Auffaſſung um ſo übleren Eindruck gemacht habe, als ein Bruder des Mädchens, ein leichtſinniger Verſchwender, zu gleicher Zeit auch nicht dazu beitrug, die Beunruhigung, welche überhaupt in der Familie herrſchte, zu zerſtreuen. Ob jedoch die Verhältniſſe der Art geweſen, daß durch dichteriſche Combination und Steigerung ſie die Baſis der Maria Magdalena werden konnten, wage ich nicht zu behaupten. — Es iſt im Einzelnen möglich.

„Auf den Umgang mit mir übte die Sache jedenfalls keinen weiteren Einfluß aus. Hebbel war nach wie vor für mich der freundlich ernſte, wohlwollende Gefährte. Ich ſehe ihn noch vor mir, die lange, etwas nach der Seite gebeugte Geſtalt mit den ſchmalen Schultern und der flachen zurückgedrängten Bruſt, in ſchwarze lange Kleider gehüllt, eine ſchwarze Kappe auf dem echt nordiſchen, rothblonden Haar, das auch als Bart im wohlgepflegten Kranze das ganze Geſicht einrahmte. Ich ſehe ihn noch vor mir, den klaren offenen Blick der blauen Augen, die von dem ſanfteſten Schimmer aus ſchreckenerregend werden konnten, wenn es galt, das Unechte und Unedle zu zermalmen. Ich ſehe ſie noch, die eckigen, aber dennoch ſo paſſenden und andeutungsvollen Gebärden: ich höre ſie noch, die weiche melodiſche Stimme, biegſam wie keine, vom Liſpeln bis zum donnernden Laut. Ich höre ihn noch den belehrenden Ton, der im Eifer ſogar etwas von dem ſalbungsvollen des Predigers annahm und, wenn Hebbel mich beſuchte, auf meine gewöhnlich im Nebenzimmer als unfreiwillige Hörerin beſindliche Mutter den Eindruck machte, daß ſie, ſobald Hebbel von mir fort war, den Kopf zur Thür hereinſteckte und fragte: Na, iſt die Predigt ſchon aus? —

„Für mich waren aber dieſe Predigten von höchſtem Werthe, und ich wünſchte nur, ich hätte ſie noch voll im Gedächtniß. Ich könnte ein goldenes Buch damit ſchaffen. Es waren ſo recht die urſprünglichen Ergüſſe eines in heiliger Stille zum hohen Fluge ſich rüſtenden Genius . . . Mir wird Hebbel unvergeßlich bleiben, und was etwan außer dem Regierungsrathe in mir iſt, führe ich auf den Umgang mit Hebbel und deſſen Einfluß auf meine Denkweiſe, ſelbſt als der nüchterne Beruf in Wogen über mein Haupt ſchlug, zurück. So wurde ich wenigſtens kein Philiſter und fühle noch frei und warm.“

II.

Der gefährlichen Ablenkungen ungeachtet, welche für Rouſſeau in dem Umgange mit Hebbel lagen, harrte derſelbe tapfer auf ſeinem Studienwege aus und ließ ſich nicht beikommen, dem bewunderten Freunde auf dem ſchmalen Pfade des Autodidakten nachgehen zu wollen. Die Verſchiedenheit des Ausgangspunktes und der zurückgelegten Stationen Beider ſchrieb einem Jeden, mehr noch als der individuelle Antrieb, ſein Verhalten in dieſem Betracht vor. Rouſſeau war in geordneten und glücklichen Verhältniſſen aufgewachſen, hatte einen geregelten Unterricht genoſſen, wäre alſo in unnatürlichen Widerſtreit mit natürlichen Vorausſetzungen gerathen, wenn er ſich plötzlich der Vortheile einer akademiſch gegliederten Bildung entſchlagen hätte. Er beſuchte regelmäßig die Collegien und ſteuerte unverwandten Auges auf ſeine Promotion zu. Hebbel beſchränkte ſich auf ein fragmentariſches Aneignen wiſſenſchaftlichen Materials. Er las Tacitus, Gibbon, Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte, Flögels Geſchichte der Hofnarren, Winckelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums, Goethes Buch über Winckelmann, Lichtenberg, Leſſing, Solger, Hegels Philoſophie der Geſchichte, ſowie Schellings Anthologie kleiner Aufſätze über Kunſt und Geſchichte. Bald nach ſeiner Ankunft in München hatte er bei Schelling und Joſeph Görres zu hoſpitiren angefangen, wie wir dies bereits aus dem ſeine komiſchen Productionen erläuternden Bekenntniß wiſſen. Die mediciniſchen Collegien der Profeſſoren Döllinger und Walther beſuchte er gleichfalls hin und wieder. Unter den Studierenden, welche in den Früh- und Abendſtunden zu den Thoren der Univerſität aus und ein ſtrömten, befand ſich alſo an beſtimmten Tagen auch unſer Freund.

Die Münchener Hochſchule war in der zweiten Hälfte des dritten Jahrzehnts ein Abbild im Kleinen der auf dem politiſch kirchlichen Theater ſich abſpielenden Kämpfe jener unſeligen Periode deutſchen Lebens. Auch hier behielten, was ſich von ſelbſt verſteht, die Bedränger eines freien und unbefangenen Geiſtes das Heft in der Hand. 1837 arbeitete Friedrich Thierſch eine Streitſchrift aus zur Vertheidigung der deutſchen Hochſchulen gegen die Anfeindungen, welche von verſchiedenen Seiten zugleich ausgegangen waren, von dem Seminardirector Dieſterweg in Berlin, von Jarcke in Wien und von ungenannten Staatsminiſtern, wahrſcheinlich in Dresden. Die Univerſitäten ſollten in eine Art Schullehrerſeminare bei gehöriger Ueberwachung der Studierenden umgewandelt werden. Aus einzelnen Gebrechen der Gelehrten hatte Dieſterweg maßloſe Anklagen gegen ſie geſchmiedet und ſchlug eine gänzliche Abſperrung des Zeitgeiſtes von den Kreiſen der Jugend vor. Jarcke, der Handlanger der Wiener Staatskanzlei, fand die Quelle alles Unheils in der kirchlichen Spaltung und die gebotene Abhilfe in der kirchlichen Einheit, worunter er den Katholicismus verſtand. Der Miniſterialbericht endlich verlangte Ablöſung der philoſophiſchen Facultät von der Hochſchule und Verbindung derſelben mit dem Gymnaſium, ſo daß dann die andern Facultäten als vorbereitende Specialſchulen für den praktiſchen Beruf ſtehen blieben. Thierſch verfocht mit Muth und Einſicht die unveräußerlichen Rechte der Univerſitäten; ſeine Schrift bildete den Abſchluß des vieljährigen Kampfes, den er um die claſſiſche Bildung und die unverfälſchten Grundſätze des Unterrichts geführt hat.

Mit dem Frevel in Hannover, der die ſieben Göttinger Getreuen, das Bruderpaar Grimm an der Spitze, von ihren Lehrſtühlen herunter ſtieß und einige in die Verbannung trieb, begannen die Gewaltthätigkeiten ſich aller Orten einzuniſten. Am 4. November trat das zwiſchen Kurzſichtigkeit und Böswilligkeit getheilte Miniſterium Abel ſeine Amtsthätigkeit in Baiern an. Zu den Hilfsarbeitern dieſes mit Knebeln und Verfolgungsdecreten umgänglichen Miniſteriums gehörte auch ein Pſeudodichter, der Staatsrath E. von Schenk, der gegen Thierſch und Jacobs in den Fragen des Unterrichts eine wenig beneidenswerthe Siegerrolle ſpielte und kurz vor ſeinem Ende in Uhland auf einen Dichter traf, der zugleich ein Mann war und ihn den ruhig ablehnenden Trotz eines ſolchen koſten ließ. Ein Berliner Hofrath, Tzſchoppe, überwachte dazumal die geſammte deutſche Preſſe, jene in Oeſterreich ausgenommen, wo man für den Hausbedarf an Beſchränkungen und Einſchüchterungen eigens zu ſorgen wußte. Die einander widerſprechenden politiſchen und volkswirthſchaftlichen Intereſſen der Länder des deutſchen Bundes wurden von der den Dynaſten gemeinſamen Angſt vor „inneren Gefahren“ neutraliſirt, und es herrſchte unter ihnen das Einvernehmen der Thiere in Noahs Arche, nur daß dort die gefürchtete Sündfluth zuwege brachte, was hier die hereingebrochene gethan hat.

Der Münchener Boden war für alle Auswüchſe des krüppelhaften Zeitgeiſtes beſonders geeignet. Religiöſer Fanatismus und hierarchiſche Selbſtſucht hatten ſich dort verſchränkt, weltliche und geiſtliche Gewalt ſich zur Unterdrückung die Hand gereicht. Wo der König und das Miniſterium noch vor dem Aeußerſten Halt machten, dort ſtachelte die bis zur Wildheit geſteigerte Unduldſamkeit der Kirche zu weiterem Vordringen an. Der Klerus legte Breſche in das Religionsedict, welches der buchſtäblichen Durchführung des Concordats einen Riegel vorgeſchoben hatte, die Errichtung proteſtantiſcher Gemeinden in katholiſchen Städten, wie Landshut oder Neuburg an der Donau, wurde erſchwert, Uebertritte Unmündiger zur katholiſchen Kirche wurden begünſtigt und gegen die von den proteſtantiſchen Kirchenbehörden erhobenen Beſchwerden in Schutz genommen. 1838 gebot ein königlicher Erlaß die Kniebeugung des Militärs vor dem Sanctiſſimum, ohne Rückſicht auf die Confeſſion, was unter den Proteſtanten um ſo mehr böſes Blut machte, als es eine vom Zaun gebrochene Maßregel war, deren unnöthige Vertheidigung der nämliche Döllinger unternommen hatte, welcher heut zu Tage mit einem Luther-Geſicht einhergeht. 1838 erſchien Görres' Athanaſius, worin der Anwalt der Hexenproceſſe das Kölner Attentat mit dem Grimme des Gerechten verfolgt und von dem ſtarren Knochenmanne ſpricht, dem man zu viel Ehre erweiſe, wenn man ihn einen Geiſt nenne. Das Erhabene, Furchtbare und Teufliſche, das Gentz einſt in Görres' Rheiniſchem Mercur erblickt, das ihn an Jeſaias, Dante und Shakſpeare erinnert haben wollte, ſchien zu anderen Zwecken verwendet, mit anderen Ueberzeugungen vermengt, im Athanaſius wiedergekehrt. Schon lange war München der Herd, von dem die ſchwülen Dämpfe einer mit Speculation vermiſchten Phantaſtik aufſtiegen, die man ſchlechtweg bald Romantik, bald Myſtik zu nennen pflegt. Hier hatte die ſchlüpfrige Frömmlerin Frau von Krüdener ihre Miſſionen abgehalten, Clemens Brentano ſeine ſtigmatiſirte Nonne beobachtet, der Fürſt Alexander Hohenlohe ſeine Wundercuren vollbracht. Noch lebte und lehrte hier Franz von Baader, in welchem Gedankentiefe und Dogmatismus, Einbildungskraft und Mathematik ein grauenhaftes Bündniß eingegangen waren. Juſtinus Kerners und Eſchenmayers Schriften über die Seherin von Prevorſt hatten ihn auf das viſionäre Gebiet hinüber gelockt; er rühmte ſich einſt, mit Geiſtern aus einer andern Sphäre Communication gehabt zu haben und äußerte damals mit ſichtlicher Genugthuung gegen Schelling, daß der Teufel nun endlich Zeichen gebe und ihn in ſeinem Hauſe aufſuche und verfolge. Als ſeine Tochter in Extaſe verfiel und ſich in unzüchtigen Reden erging, ſprach er davon wie von einem wiſſenſchaftlich erfreulichen Phänomen. Thierſch nannte ihn den raſenden Schelling. In dieſer Region aber war König Ludwig als Kronprinz heimiſch geweſen (Anſelm von Feuerbach bezeichnete ihn als den Urheber des Vertrags mit Rom), und er wurde trotz Klenze und Glyptothek, trotz griechiſcher Landſchaften und antiker Epigramme ſeinen Jugendneigungen ſo wenig untreu, daß er ſpäter ſogar den großen Auguſtiner Mönch aus der deutſchen Walhalla verwieſen hat. Er ſchützte, anfänglich duldend, dann offener und ſelbſtthätig, die geiſtlichen Planmacher, die aus allen Ländern und politiſchen Parteien recrutirt, in München ihr Aſyl gefunden hatten. Das Häuschen des deutſchen O'Conel, Joſeph Görres, in der Schönfeldſtraße, ſagt Karl Theodor Heigel, einer der Biographen König Ludwigs, ſah in ſeinen Räumen franzöſiſche Legitimiſten, radicale polniſche Emigranten und Schweizer Jeſuiten. Ihre Organe führten den heftigſten Kampf gegen den Liberalismus, gegen die Götzendiener der gottläugnenden Vernunft, wie gegen die Sendboten der Fleiſchbefreiung und ihres orgiaſtiſchen Cultus, und beobachteten jeden Schritt der Regierung, der für die Alleinherrſchaft des katholiſchen Princips gefährlich zu werden ſchien.

Bald mußte die Univerſität unter das hierarchiſch-autokratiſche Joch ſich beugen. Der Lehrplan wurde auf eine den akademiſchen Charakter entwürdigende Weiſe zugeſchnitten. Jedem Semeſter waren beſtimmte Collegien angewieſen und an das Ende deſſelben war ein Examen geſtellt. Die Geſchichte der Philoſophie hatte man als allzu bedrohlichen Gegenſtand beſeitigt. Die Studenten mußten im Hörſaale die ihnen vorgezeichneten Plätze einnehmen und die verſäumten Stunden entſchuldigen. So hatte der Studienzwang geſiegt und die philoſophiſche Facultät war einer elementaren Kinderſchule ähnlich geworden. Der Unglückliche, welchem zuerſt die Laſt des polizeilichen Ephorats auferlegt wurde, war Görres. Indeſſen unterzog er ſich der Aufgabe mit der Geſchicklichkeit eines geiſtvollen Mannes. Er ließ die Einzelnen auf ſein Amtszimmer kommen und erkundigte ſich wohlwollend nach ihren Privatſtudien. Ein Schalk gab ihm zur Antwort: Ich überſetze den Athanaſius in's Lateiniſche. In den Hörſälen verlaſen die Profeſſoren ihre Zuhörerliſten, um zu controliren, wer etwan ſchwänze, bekamen aber bei jedem verleſenen Namen ein vielſtimmiges Hier! zu hören. Oder man reichte einen Bogen Papier vom Katheder herunter mit der Aufforderung, die anweſenden Herren ſollten ihre Namen aufſchreiben, worauf dann jeder nicht nur ſich, ſondern gleich eine Anzahl abweſender Bekannten mit einzeichnete. Endlich ſtellte ſich der Ephorus am Schluſſe der

Vorleſung an die Thür, um den Heraustretenden ihre Namen abzufragen. Görres fühlte die ſchiefe Stellung, in die er gerathen war, und ſagte darüber in gewohntem Humor: Man habe ihn vor eine offene Schachtel voll Flöhe geſetzt, mit dem Befehle, dafür zu ſorgen, daß keiner heraushüpfe.

Hebbel hörte gerade jene Profeſſoren, welche zum Theil mit ihren Sympathien und Ueberzeugungen, aber wohl auch mit ihren Abſichten und Intereſſen in das hierarchiſche Triebwerk verflochten waren. Schon die Localität, wo ſich die Univerſität befand, das an die St. Michaelskirche anſtoßende einſtmalige Jeſuiten-Collegium in der Neuhäuſergaſſe, mit ſeinem ſchwarzgrauen Mauerwerke, welches wilde Tauben umflatterten, ſtimmte mit den dominirenden Perſönlichkeiten an der Hochſchule vortrefflich überein.

Schelling las in den Jahren 1836 bis 1838: Syſtem der poſitiven Philoſophie, Philoſophie der Mythologie und über das Studium der Philoſophie auf den Univerſitäten; in ſo ferne nämlich ſeine empiriſchen Collegia den ſo zu ſagen transſcendentalen des Lectionskatalogs nicht widerſprachen. Denn ſehr oft kam es vor, daß „der Geheime Hofrath von Schelling mit Allerhöchſter Erlaubniß kein Collegium" gab, weil er eben ein neues Werk zu bearbeiten hatte oder zum Leſen nicht aufgelegt war. Die Vorleſungen ſelbſt aber waren ſowohl ihrer Anlage, als auch ihrer Form nach, rhapſodiſcher Art. Auf die Frage: was denn Schelling jetzt lehre? antwortete einmal ein norddeutſcher Student: Ja, das möchten wir auch wiſſen. Wenn wir glaubten, wir hätten ihn, dann entwiſchte er uns immer wieder, wie ein Aal, dann kam Poetiſches oder Bibliſches, äſthetiſche Blumen, Floskeln oder Schrifttexte. — Mit einer wahren Bosco-Geſchicklichkeit, ſo erzählt Ludwig Walesrode, wußte Schelling Abſtractionen in Anſchauungen zu escamotiren und umgekehrt. Mit den Sprachwurzeln eines Sanscritſtammes oder eines heiligen ſemitiſchen Wortes habe er ganze Offenbarungen ausgegraben. Wie das alte Teſtament, ſo hätten ſich die Mythologien der Griechen, Aegypter und Inder unter ſeinen Händen zur vorchriſtlichen Offenbarungsdogmatik geſtaltet: in der indiſchen Trimurti ruht verhüllt das Myſterium der Dreieinigkeit: an der geheimnißvollen Klage um den Tod des Adonis, der zum „Adon" oder „Adonai" etymologiſirt wird, ließ ſich das ſüß ſchauerliche Myſterium von dem am Kreuze ſterbenden Gottmenſchen vorahnend vernehmen. Auch die Materie geſtaltete ſich in Spannungen und Löſungen zum Proceß Schelling'ſcher Potenzen. Das bunte Gemenge von willkürlichen Anſchauungen und Einfällen aber ſei mit logiſchen Kettengliedern an einander geheftet worden, ſo daß das Ganze wie aus einem einzigen Denkproceſſe der ehrlichſten Weltweisheit hervorgegangen zu ſein ſchien. Dazu kam eine von eminenter vielſeitiger Gelehrſamkeit unterſtützte Gewalt ſprachlicher Darſtellung, welche die verzweifeltſten Gegenſätze zu verquicken und plaſtiſch zuſammen zu ſchweißen verſtand.

Schelling hatte ſeine Verwandlung aus dem heidniſchen Naturphiloſophen in den chriſtlich-theoſophiſchen längſt durchgemacht und den ganzen Hochmuth in ſich ausgebildet, welchen Leſſing dem eingebildeten Beſitze der Wahrheit zuſchreibt. Wenn ihm noch fünfzehn Jahre früher ein jugendlicher Rauſch die Worte eingegeben hatte: „Die Frucht war reif, wer die Hand darnach ausſtreckte, dem fiel ſie in die Hand — und ich habe ſie darnach ausgeſtreckt!" wenn er dazumal noch in Knittelverſen vor ſeinen Zuhörern verſichert hatte: daß er die Welt von Innen und Außen kenne! ſo war nunmehr ein gelaſſener Dünkel eingetreten, der eines Zweifels in die geiſtige Unfehlbarkeit des Denkers gar nicht gewärtig zu ſein ſchien. Der „dunkle Grund in Gott", den er einſt entdeckt haben wollte, war jetzt der „Urthatſache" des Chriſtenthums gewichen, welches den „höchſt möglichen und alleinigen Einblick in das Weſen des Univerſums gewähre", und dieſen erſehnten Einblick hatte Schelling, nach ſeinem wenig demüthigen Geſtändniß, endlich in der That gewonnen. Die Ergebniſſe ſeiner neueren Forſchungen waren, wie er einmal vertraulich herablaſſend ausplauderte, derart, „daß die gegenwärtige Welt keine Ahnung davon habe". Mit der „Philoſophie der Offenbarung", was wirklich ſo viel beſagt wie: hölzernes Eiſen, hoffte er die Menſchen von der Qual der Zweifel ein für alle Mal zu befreien.

Wenn er in den Hörſaal ſchritt, zur Winterszeit in einer Abendſtunde, gingen die Pedelle mit flammenden Armleuchtern voran, hinter ihnen der Meiſter, gravitätiſch, ſalbungsvoll, das Geſicht großmüthig ausſpendender Weisheit in Gang und Miene. Seine Toilette war ſtets gewählt: ein in's Braune ſpielender kurzer Ueberrock, ſchwarze Cravatte mit hervorragenden ſaubern Bäſſchen, alabaſterweiße Chemiſette, geſtreiftes dunkles Beinkleid, unten am Fuße von Strippen ſtraff gehalten, gleichſam der Anzug eines Botſchafters oder Geſchäftsträgers des Abſoluten. Das nicht bedeutende, mit einem kleinen zierlichen Stumpfnäschen markirte Geſicht, darin kleine graublaue Augen funkelten, hatte mehr den Stempel der Weltklugheit als der Weltweisheit, ſo daß Mancher beim Anblick des nüchtern proteſtantiſchen Kopfes ſich unwillkürlich fragte, ob denn Schelling an ſeine Philoſophie glaube? Mit dieſer moderniſirten Dalai Lama-Haltung in vollkommenem Gleichgewichte blieb der kühl vornehme Vortrag, der jedes leichte Verſtändniß ſchadenfroh unterſchlug und bei den dunkelſten orakelhaften Ausſprüchen zu eiſiger Ruhe erſtarrte, als ob dieſelben unumſtößliche mathematiſche Lehrſätze wären. Der junge Savigny, nachdem er 1799 einer Schelling'ſchen Vorleſung beigewohnt hatte, ſchrieb darüber in ſein Tagebuch: Der Philoſoph ſtehe mit Gleichgültigkeit und Stolz auf dem Katheder und ſpreche, wie wenn er etwas nicht ſehr Bedeutendes ſchnell erzählen würde. Ungefähr den nämlichen Eindruck empfing einige dreißig Jahre ſpäter der junge Hebbel. Die unhumane Nonchalance hatte jetzt etwas Steifes und Stockiges angenommen. Leute der Art, bemerkte unſer Freund, nach dem erſten Abend bei Schelling, ſeien gewöhnlich Gewitter, anſtatt Lichter: ein Gewitter aber ſei Schelling nicht. Aus mündlichen Unterhaltungen mit dem Dichter, denen ſchon oben einzelne Farbenſtriche entnommen ſind, weiß der Biograph, daß Hebbeln während der Vorträge Schellings mitunter das Hexeneinmaleins eingefallen ſei. Und als ihn Hebbel nachzuahmen ſuchte, wie er geſprochen habe, da lagerte die geſpreizte Allwiſſenheit auf ſeinem Antlitz und eine ſüßlich bittere Ironie beherrſchte die abgeſchnellten kurzen Reden.

Gleichwohl war Hebbel ein aufmerkſamer Zuhörer und ſpürte er den ſtarken Puls dieſes Geiſtes, der trotz ſeiner Schwächen und Grimaſſen erheben und die Phantaſiekräfte bewegen konnte. Die Magie der Kunſt, die dem Philoſophen der Offenbarung ebenſo geläufig blieb, wie ſie es dem Naturphiloſophen geweſen, traf in Hebbel das empfänglichſte Gemüth, nicht minder Schellings excluſive Auffaſſung des Genies, wie der Poeſie, wornach dieſe auch dem Denker erſt das Allerheiligſte öffne und das in Natur und Geſchichte, Handeln und Speculation ſtets entzwei Gebrochene und Geſonderte als urſprünglich vereinigt darſtelle. Hingegen waren ihm die Pforten der eigentlichen Naturphiloſophie unzugänglich. Der Verſuch, in Hegels Logik und Phänomenologie des Geiſtes einzudringen, mißlang gleichfalls. Die ſpitzfindig dialektiſche und naturloſe Form dieſes Baumeiſters des Begriffs wehrte er ab, nicht minder die Zuverſichtlichkeit und Unduldſamkeit, welche von den Glaubensſätzen des kirchlichen Chriſtenthums auf die Vernunftdogmen des Syſtems übertragen worden. Er war, wie er verſicherte, außer Stande, den beiden Philoſophen nachdenken zu können, da er ſich bei einem ungefähren Verſtändniß nicht beruhigte, und er ſchmähte dann und wann die Methode der Sprache Hegels, die er nachmals, als er ſich in Kant vertieft hatte, ein etymologiſches Becherſpiel ſchalt. Mit ſeinem philoſophiſchen Bedürfniß ſchien nicht zugleich die Fähigkeit verbunden, das dialektiſche Exempel vom Anſatze bis zur Auflöſung treulich mitzumachen. Indem er die Bemühungen der Identitätsphiloſophie, das Räthſel der Welt zu entziffern, der Aufgabe der Poeſie entgegenhielt, verglich er dieſe den Kundſchaftern Joſuas, welche Nachricht brachten über das gelobte Land. „Mochte man über ihre Nachrichten denken was man wollte, ſo waren die, welche geſchaut hatten, jedenfalls nur durch Schauen zu widerlegen." Im Uebrigen verbarg er ſich nicht, daß ihm das ganz beſondere Talent des Denkens, das keine allgemeine Gabe ſei, wie er früher geglaubt habe, verſagt ſei. Ihm wäre nur die Ahnung des Denkens verliehen, woher es denn komme, daß er ſich nie genügen könne, wenn er einen Aufſatz ſchreibe. „Ich will gehen und kann blos ſpringen: ich will Alles auf's Beſtimmteſte, Zuſammenhängende, Gegliederte zurückführen und kann nur ſtückweiſe den Schleier zerreißen, der das Wahre verhüllt. Das echte Denken iſt, wie jede ſchöpferiſche, urſprüngliche Kraft productiv; der denkt noch keineswegs, der durch eine Vernunft- oder Verſtandesoperation hie und da einen Irrthum matt macht: dies geſchieht durch bloßes Meſſen, Wägen und Vergleichen. Jeder große Denker hat gewiß eine neue Denkmethode, obgleich er ſich ihrer nicht bewußt ſein mag."

Durch die Macht der Perſönlichkeit wirkte Görres auf ihn. Hebbel löſte ſich dieſe Perſönlichkeit von den ihm widerſtrebenden Grundanſichten des merkwürdigen Mannes los und entzückte ſich an deſſen Feuer, gleichviel was immer an dieſem Feuer gebraut wurde. Görres war ihm ein willkommener Führer in die finſtere

Herrlichkeit des Mittelalters, das derſelbe bald mit der Plaſtik Dantes zu geſtalten, bald mit dem Schwunge der ſtrengen Chriſten der erſten Jahrhunderte ideell zu erhöhen verſtand. Zwei Mal, ſo rief er in einem Briefe, der offenbar von dem Eindrucke eines Görres'ſchen Vortrages nachzitterte, zwei Mal ſei das Leben ſchön geweſen! Ein Mal als Griechenland blühte, doch jener Zuſtand ſei ſeinem Innerſten fremd: er könne nicht glauben, daß ſo viel Helles, Friſches, Fertiges ihn glücklich gemacht hätte. Das zweite Mal während des Mittelalters: da habe es ſo viel gegeben, an das man ſich klammern konnte. Freilich lauter Irrthum, und zwar Irrthum, der von dem Wahren noch viel weiter als unſere jetzigen Irrthümer abgeſtanden. Aber der Irrthum des Mittelalters habe Colorit und Geſtalt und ſchlinge ſich heiter und luſtig durch den Reigen des Lebens, die Wahrheit aber ſei unſichtbar, wie ein Gott, und unheimlich, wie ein Geſpenſt. Wär' man doch damals geboren! Nicht weniger gerne tauchte er mit Görres in den wollüſtigen Wellenſchooß der aſiatiſchen Mythe unter, wobei er die Zauberkünſte, deren ſich Görres bediente, um die geſchichtlichen Thatſachen in einen myſtiſch theologiſchen Zuſammenhang zu bringen, ohne Weiteres mit in den Kauf gehen ließ.

Wiewohl Görres, dem Lectionskatalog zufolge, Univerſalgeſchichte vortrug, indem er einen Semeſter nach dem andern den Faden abriß und wieder aufnahm, ſo war doch der Gegenſtand nicht Geſchichte, ſondern Myſtik, und ſein Collegium „eine welthiſtoriſche Irrenſtation“. Mochte er Bernhard von Clairvaux oder Katharina von Siena ſchildern, Irans Helden oder die der Spanier in den Mittelpunkt ſeiner Darſtellung rücken: allzeit liefen die Strahlen derſelben zu einer myſtiſchen Roſe zuſammen. Die nämliche feurige Beredſamkeit, welche er über das Gemälde der Kreuzzüge ausgoß, entzündete ſich, wenn er die Wundenmale einer Extatiſchen beſchrieb oder den Flug einer Heiligen bis zur

Decke der Kathedrale empor verfolgte. Die Zuhörer wurden hingeriſſen und ſogar die unbefangenſten fühlten, daß er ſelber Aehnliches hätte leiſten können, wie die leidenſchaftlichen Mönche, die zum Kreuzzuge befeuerten, und daß die Mirakel, die nie geſchehen ſind, für ihn unumſtößliche Thatſachen des Bewußtſeins waren. Er redete über den Wohlgeruch der Heiligkeit, wie ein Geologe von Kryſtallen. So führte er einſt eine Heilige an, deren Geruch ſich nicht blos der Naſe, ſondern auch als gekauter Zimmet den Geſchmacksorganen mitgetheilt habe, und ging dann vom Geruche zur Oelbildung an den Leibern auserwählter Frauen über. Aus Bruſt und Fingerſpitzen derer, welche der Gnadenfülle, der himmliſchen Süßigkeit theilhaftig geworden, ſei wohlriechendes Oel kannenweiſe herunter gefloſſen. Hager und ſchlank, von mittlerer Größe, ſtand Görres auf dem Katheder, die Augen meiſtens geſchloſſen, wenn er ſprach, oder ſtarr auf ein Object im Saale gerichtet. Seine Stimme hatte einen wunderbar vibrirenden Ton von großer Kraft, jedoch ohne Modulation: ſie ſtrömte in immer gleichem Wellenſchlage weiter. Die Arme ſtemmte er gerne trotzig auf die Ecken des Pultes, die Zuhörer beachtete er nicht. Das Auditorium beſtand zum Theil aus Geiſtlichen: Prieſterſoutanen und härene Kutten gehörten zum decorativen Schmucke dieſes Collegiums.

Freilich war dies Alles für Hebbel mehr ein Schmaus der Einbildungskraft, als geſunde Nahrung. Aber er wußte es auch und hütete ſich wohl, die tiefe künſtleriſche und pſychologiſche Wirkung, die Görres auf ihn ausübte, mit der wiſſenſchaftlichen zu verwechſeln. Als Hebbel die dazumal erſchienene Chriſtliche Myſtik mehrere Jahre nach ſeinem Aufenthalt in München las, da hielt er den Eindruck ihres Urhebers, wenngleich durch die Rückſchau ein wenig verfärbt, in einer Skizze feſt, welche wir hier nutzen wollen. Hätte ſich Görres doch zu dieſem Buche in Kupfer ſtechen laſſen! ſagte er. Niemand könne es leſen, der ihn nicht ſelbſt mit Augen geſehen habe. Wer aber je in ſein Geſicht hineingeſchaut, den möchte es reizen, ihn bis in die dickſte Finſterniß hinein zu verfolgen, wäre es auch nur, um zu erproben, wie weit Einer mit geſchloſſenen Augen forttaumeln könne, ehe er ſich an einem Balken den Kopf einſtoße. Sein Geſicht ſei eine Wahlſtatt erſchlagener Gedanken: jede Idee, die ſeit der Revolution den Ocean deutſchen Geiſtes mit ihrem Dreizack erſchütterte, habe ihre Furche darin gezogen und dieſe Furchen ſeien, als der Jacobiner in den Heiligen zurückkroch, alle ſtehen geblieben. Man habe ein Wirthshaus in eine Kapelle verwandelt, aber den Schild abzunehmen vergeſſen: wer nicht wiſſe, daß darinnen geſungen und gebetet werde, der könnte hinein treten und Wein und Würfel fordern. Görres dürfe aber nicht mit den Leuten verwechſelt werden, die ihn umgeben und ihn zu ſich rechnen: er ſei ein homo sui generis. Am meiſten Verwandtſchaft habe er mit Heinrich Steffens, der als Proteſtant alle Görres'ſchen Phaſen durchgemacht habe, wenn auch zum Theil in anderen Sphären. Solche Individuen, ohne Genie, aber mit einem fruchtbaren Combinationstalent ausgerüſtet, ſtünden der Welt und der Geſchichte wie einem Schachbrett gegenüber und ſpielten, da ſie nicht ſchaffen könnten; ſie glauben ſich zu bilden, wenn ſie den Sprung von Extrem zu Extrem ausführen. Man könne die Myſtik Görres' nicht als wiſſenſchaftliche Leiſtung, man müſſe ſie als pſychologiſche Thatſache betrachten. Dieſe Thatſache aber ſei furchtbarer Art. Iſt es nicht entſetzlich, ruft Hebbel, daß ein Univerſitätslehrer ſich der Naturphiloſophie mit ihrem ganzen innern Reichthum und Formalismus nur deßhalb bemächtigt habe, um durch ein halb verſtändiges, halb myſteriöſes Raiſonnement, durch ein gleichſam poetiſches Motiviren den Vertheidiger der Hexenproceſſe zu machen! Dabei habe man fortwährend den Eindruck der Unehrlichkeit, denn wie könne ſo viel Geiſt und Geſundheit in den Vorausſetzungen ſich mit ſo viel Abgeſchmacktheit in den Folgerungen vertragen!? Man komme darüber nicht hinweg.

Als Univerſitätslehrer betrachtet haben Schelling wie Görres nur an der geiſtigen Oberfläche Hebbels hingeſpielt, dennoch ſind tiefe, verborgene Einflüſſe auf ſeine Phantaſie und ſein Gemüthsleben nicht zu verkennen. Der Nachdruck, den Schelling auf das Symboliſche, Anonyme, Viſionäre legt, und Görres' Beſchäftigung mit den Nachtſeiten und Hallucinationen der menſchlichen Natur brachten den auf das Räthſelhafte gerichteten Sinn unſeres Freundes in mächtige Schwingung. Wie gleichmüthig und ſicher er auch dem Chriſtenthume und jedem Offenbarungsglauben als Behelfen gegenüber ſtand, die ihn nichts angingen, weil er ihrer nicht bedurfte: der myſtiſche Zug ſeines Weſens war doch immer in ungedeckter Stellung. Der Gedanke an das Unbegreifliche im Weltlaufe und im Menſchendaſein durchſpann ſeine ernſten Betrachtungen und erzeugte in ſeiner Imagination einen Bilderdienſt, der das Ungeſtaltete und Maßloſe neben dem einfach Großartigen nicht verſchmähte. Ein Zeugniß der zweiten Art gibt das in München entſtandene Gedicht: Zwei Wanderer, deſſen Gehalt an Angelus Sileſius, deſſen paraboliſche Form an die Bibel erinnert:

Ein Stummer zieht durch die Lande,
Gott hat ihm ein Wort vertraut,
Das kann er nicht ergründen,
Nur Einem darf er's verkünden,
Den er noch nicht geſchaut.

Ein Tauber zieht durch die Lande,
Gott ſelber hieß ihn gehn,
Dem hat er das Ohr verriegelt
Und Jenem die Lippe verſiegelt,
Bis ſie einander ſehn.

Dann wird der Stumme reden,
  Der Taube vernimmt das Wort,
Er wird ſie gleich entziffern,
Die dunklen göttlichen Chiffern,
  Dann zieh'n ſie gen Morgen fort.

Daß ſich die Beiden finden,
  Ihr Menſchen, betet viel,
Wenn, die jetzt einſam wandern,
Treffen Einer den Andern,
  Iſt alle Welt am Ziel.

Seherhafte, verzückte, geiſtig trunkene Geſtalten der Geſchichte wie der Sage, regten ihn am lebhafteſten auf, ungewöhnliche Krankheitserſcheinungen, wie der Somnambulismus oder wie der ungeheuerliche Sinnentaumel orientaliſcher und römiſcher Deſpoten, ſprachen ſein Nachdenken am ſtärkſten an. So verzeichnete er in ſein Tagebuch das Wort Görres': daß die Hellſehenden vom Geſetze der Schwere entbunden ſeien; ſo erweckte in ihm deſſen Bemerkung: daß Alexander des Großen Leben unter dem Zweifel verſtrich, ob er ein Sohn König Philipps oder Jupiter Ammons ſei, die Idee zu einer Tragödie. Zuſtände der Art ſind einzig, meint er, und das Unermeßliche iſt in ihrem Gefolge. Vielleicht gleichfalls durch Görres angeregt, trug er ſich eine Zeit lang mit dem dramatiſchen Plane einer neuen Jungfrau von Orleans. Im erſten Anlaufe nannte er dieſen Stoff als von Schiller verpfuſcht. In der Geſchichte lebe, leide und ſterbe ſie ſchön, in Schillers Drama ſpreche ſie nur ſchön. Aber raſch corrigirte er dieſes Urtheil, indem er es ein albernes und kindiſches ſchalt. — Er hat inzwiſchen Schillers Jungfrau wieder geleſen, zum erſten Male ſeit ſeinen Jugendtagen, und preiſt ſie nun als ein großes Gedicht des großen Dichters, wenn auch die Ausdehnung der lyriſchen Partien nicht zu billigen ſei. Die Jungfrau von

Orleans, die er ſchreiben wolle, habe in der Wurzel nichts mit der Schiller'ſchen gemein, wodurch ſie nicht gewinne, aber auch nicht verliere. Die nachſtehenden Zeilen ſagen uns, wie er die Behandlung des Themas ſich dachte, — und wir wollen ſie im Hinblicke auf ſeine künftigen Productionen nicht vergeſſen. „Die Gottheit ſelbſt", lautet die betreffende Tagebuchnotiz, „wenn ſie zur Erreichung großer Zwecke auf ein Individuum unmittelbar einwirkt und ſich dadurch einen willkürlichen Eingriff (ſetzen wir den Fall, ſo müſſen wir die ihm correſpondirenden Ausdrücke geſtatten) in's Weltgetriebe erlaubt, kann ihr Werkzeug vor der Zermalmung durch dasſelbe Rad, das es einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht ſchützen. Dies iſt wohl das vornehmſte tragiſche Motiv, das in der Geſchichte der Jungfrau von Orleans liegt. Eine Tragödie, welche dieſe Idee abſpiegelte, würde einen großen Eindruck hervorbringen durch den Blick in die ewige Ordnung der Natur, die die Gottheit ſelbſt nicht ſtören darf, ohne es büßen zu müſſen." — Offenbar meldete ſich jetzt in Hebbel der dramatiſche Bildnertrieb ſtärker als je. Die Lectüre der Genovefa des Malers Müller bot ihm Gelegenheit, ſein componirendes Vermögen zu prüfen; während er ſich Rechenſchaft über den Eindruck des Gedichtes zu geben ſuchte, baute er ſich im Umriß ein eigenes Genovefa-Drama auf. Wie ein Stachel aber ſaß ihm der Wunſch im Fleiſche, Napoleon dramatiſch geſtalten zu können. Viele Monate hindurch hatte er Denkwürdigkeiten von und über Napoleon geleſen.

Aber weder Alexander der Große, noch die Jungfrau von Orleans, nicht Genovefa und nicht Napoleon verdichteten ſich aus Schatten zu Körpern. Ein bleierner Himmel ruhte auf ſeinem Leben. Zwiſchen dem Gefühl, innerlich ausgeplündert, mit verarmten Hoffnungen und geknickten Kräften einem ſchmählichen Looſe verfallen zu ſein, und einem wilden Aufſchäumen des fieberiſch ſiedenden Gemüths ſchlichen ihm die Münchener Tage freudlos, wenn gleich nicht unfruchtbar dahin. Wilhelm Grimm, indem er das altdäniſche Lied vom Helden Bonved beſpricht, hebt hervor, daß darin der Mißmuth eines zerſtörten, herumirrenden Gemüths ausgedrückt iſt, das ſeine Räthſel gelöſt haben will; die Angſt eines Menſchen, der die Flügel, die er fühlt, nicht frei bewegen kann und der, wenn dieſe Angſt ihn peinigt, auch gegen ſein Liebſtes wüthen muß. In mehr als Einem Zuge gleicht unſer Held dem der nordiſchen Sage.

Sogar die Genüſſe, welche ihm die Meiſterſtücke der bildenden Kunſt in München gewährten, hatten die Empfindungen des Neids und der ſchmerzlichſten Demüthigung im Geleite. Vor einer Raphael'ſchen Madonna im Innerſten befreit und erlöſt, oder vor Cornelius' jüngſtem Gericht in der Ludwigskirche zur Bewunderung emporgehoben, klagte er, wenn er wieder mit ſich allein war, um wie viel beſſer der Maler daran ſei, als der Dichter, die Natur vom Zufalle zu reinigen und das Nothwendige in ſeine Rechte einzuſetzen, weil die Sinne ſo viel für den Maler thäten. Dieſen Glücklichen, ſeufzte er, beirre nie etwas Myſtiſches, dem er das Geheimniß ablauſchen ſolle, denn er habe ſtets das Beſtimmte und Abgeſchloſſene vor Augen. Welche Beſchwichtigung, ſagte er, mußte doch dieſer ſtäte Umgang der großen Maler mit dem Reinen in ihnen hervorbringen, während der Dichter Alles auflockere. Gerade hierüber möchte er gerne einmal mit einem ſolchen Meiſter ſprechen. „Auf Erden lebt jetzt nur Einer, der heißt Cornelius und wohnt in München, aber wer kommt an ihn?“ Der einzige Troſt ſei der, daß ihm ein ſolches Geſpräch am Ende wenig helfen würde, da wir Menſchen zu einer grenzenloſen Einſamkeit verdammt ſeien und uns nie verſtehen könnten. Unſer nächſter Nachbar ſei uns ſo unbegreiflich, wie Gott. „Dies aber iſt der Grundſtein aller Pietät, ſonſt wäre ſie ein Unding.“

Bei kühlerem Blute geſtand er ſich, daß man nicht leichtlich weit komme im Erfaſſen der bildenden Kunſt, namentlich der Sculptur, ſobald man nur aufrichtig ſein und nicht in eigener erlauchter Perſon den Prometheus machen wolle, der die Statuen belebe, denn es handle ſich darum, ihnen ihr Eigenthümlichſtes abzugewinnen. Ihn ergreife immer bei der Betrachtung eines ſolchen Steinbildes, das in ſtolzer, geheimnißvoller Ruhe auf ihn herabſchaue, ein vernichtendes, ihn völlig zerſetzendes Gefühl eigener Ohnmacht, wie der Unermeßlichkeit und Unverſtändlichkeit der Natur; ihn peinige die Apotheoſe des Steins und während er ſich alſo mit dem Allgemeinſten abquäle, erfaſſe er vom Einzelnen nicht das kleinſte Haar, woran es ſich feſthalten ließe.

Immer und überall fragte er Woher und Warum, und ſo tauchten denn dieſe Fragen auch an den letzten Vorpoſten menſchlicher Vorſtellung auf. Als er der Freundin in Hamburg von einer Todeskrankheit ſprach, an der er darniedergelegen habe, da dachte ſie, begreiflicher Weiſe, an das Nächſte und Wörtlichſte. Ihrem Mißverſtändniß verdanken wir zwei der werthvollſten Briefe Hebbels.

Meinſt Du im Ernſte, antwortete er, daß mir etwas daran liege, ob ich als Poet anerkannt werde oder nicht, ja daran, ob ich ein Poet bin oder nicht? Einen halben Zoll höher oder tiefer auf der Leiter, die nur in's Blaue hineinführt, iſt gleichgültig; gleichgültiger noch iſt's, ob mein Hintermann ſich oder mich für den Vordermann hält! Für die Exiſtenz des Glücks auf irgend einem fernen Indien im Weltall ſpreche freilich nichts ſo ſehr, als das Unglück; nicht weil die Wunde ein Pflaſter vorausſetze — die Augen könnt' er ſich ausreißen, müßt' er denken, daß die Freundin ſolch' eine triſte Bedeutung nur überall hinein legen könnte — ſondern weil die Idee des Glücks in einem Menſchengeiſte etwas ſo Unbegreifliches, Närriſches, ja Wunderbares ſei, daß ſie nur durch Offenbarung hinein kommen könne. So liege der echte Troſt eigentlich in der Verzweiflung und es gebe keinen Propheten als den Wahnſinn.

Auf ihre Frage, an welcher Todeskrankheit er darniedergelegen? erwiedert er, daß es nur Einen Tod und nur Eine Todeskrankheit gebe und daß Beide ſich nicht nennen ließen. Die Todeskrankheit aber ſei diejenige, deretwegen Goethes Fauſt ſich dem Teufel verſchrieb, die Goethen befähigte und begeiſterte, ſeinen Fauſt zu ſchreiben; es ſei die, welche den Humor erzeuge und die Menſchheit, d. h. die wenigen Menſchen, in denen etwas Weniges vom Menſchen ausſchlage und in die Blüthe trete, erwürge; es ſei das Gefühl des vollkommenen ~~Widerſpruches in allen Dingen~~, mit Einem Worte die Krankheit, welche die Fragerin nie begreifen werde, eben weil ſie darnach habe fragen können. Ob es für dieſe Krankheit ein Heilmittel gebe, wiſſe er nicht, wohl aber: daß der Doctor, der ihn curiren wolle, ſei er nun über den Sternen oder im Mittelpunkte ſeines Ichs, zuvor die ganze Welt curiren müſſe. Es ſei das Zuſammenfließen alles höchſten Elends in einer einzigen Bruſt, es ſei die Empfindung, daß die Menſchen ſo viel von Schmerzen und doch ſo wenig vom Schmerz wiſſen, es ſei Erlöſungsdrang ohne Hoffnung und darum Qual ohne Ende.

Von dieſem Punkte aus, fährt er fort, komme man ſo leicht und ohne Umſtände auf Religion, als von der Auszehrung auf einen Wunderdoctor. Die Religion der meiſten Leute ſei nichts weiter als ein Sich-ſchlafen-legen, wobei wirklich zu fürchten ſei, daß Gott ſie für ihre Gottesfurcht noch einmal ſcharf anſehen möchte, da es doch keine Kunſt heiße, zu Bette zu gehen, wenn man müde oder gar, was noch häufiger vorkomme, niemals aufzuſtehen und den Menſchengeiſt mit all ſeinen Rheu[illegible] und Gewittern im Schlafe, nämlich im Glauben, an ſich vorüber ziehen zu laſſen.

Nun ſucht Hebbel nachzuweiſen, daß man einen Gott, wie ihn der „wahre Chriſt“ ſich denkt, eben weil er in die große krauſe Maſchine ſo erſtaunlich gut paßt, füglich bezweifeln möchte. Es wäre doch etwas mehr als ein Wunder, wenn der menſchliche Geiſt, der durchaus niemals eine Urſache durchdringe, die erſte Urſache alles Seins ſo weit erfaßte, um ſich ohne Frechheit herausnehmen zu dürfen, auf ſein eigenes Zeugniß hin zu glauben und alſo jede andere mögliche mit grenzenloſer Keckheit zu verneinen. Hebbel bekennt, daß er dieſes Thema nicht ſo weit vor einem Frauenzimmer abgeſpielt hätte, wenn nicht der verfluchte Hochmuth, der den „wahren Chriſten“ ſchon ſeit achtzehnhundert Jahren zu einem wahren Spottweſen machte, auch in der Freundin ein klein wenig ſich regte. Sollten in der That die Millionen Blinden, fragt er, die ſonſt auf der Erde nirgends Unterſchiede wahrnehmen, berufen ſein, Himmelskarten anzufertigen oder die einmal gezeichneten zu approbiren? Sollten Augen, denen der Sperling entgehe, der ihnen nicht auf der Naſe ſitze, Stand und Bahn der Centralſonne zu entdecken und zu verfolgen die Kraft haben? Und wäre es nicht geſtattet, dieſe Leute etwas unverſchämt zu nennen, welche es wagen, Chriſto Beglaubigungspatente auszuſtellen, Chriſto, der von ſeinem Geſichtspunkte aus vielleicht mehr ſei, als von dem des ſtrengſten Orthodoxen, wenngleich nie mehr als ein Menſch! Klinge dies nicht ungefähr ebenſo, als hätte am ſiebenten Tage nach der Schöpfung, während die Erzengel auf den Knien lagen und nicht dachten, nicht ſprachen, ſondern ſich begeiſterten und ſchwiegen, ein Schulmeiſter ſich erboten, ſein Siegel darunter zu ſetzen? — Religion ſei das Product höchſter Ohnmacht und höchſter Eitelkeit, beide mit einander multiplicirt.

„Unſere Zeit iſt ſchlimme Zeit. Das große Geheimniß, die letzte Ausbeute alles Forſchens, Handelns und Strebens, die Ueberzeugung, daß Gott die Welt aus Nichts gemacht und bei der

Spielerei in ſeiner langweiligſten Stunde von ſich nichts als höchſtens einen glänzenden Schauer unter das Machwerk gemiſcht hat, war ehemals hinter ſieben Schlöſſern und Riegeln verſteckt, und der Menſch ſah ſich und das Räthſel zu gleicher Zeit aufgelöſt, d. h. er ſtarb, wenn er klug wurde. Die alten Schlöſſer und Riegel ſind ſchadhaft geworden, ſchon der Knabe kann ſie aufreißen und der Jüngling reißt ſie auf; ach, und fliegt der Adler wohl länger als er an die Sonne glaubt? Die Wiſſenſchaft ſteht jetzt vor einer ungeheuren Aufgabe; die Hölle iſt längſt ausgeblaſen und ihre letzten Flammen haben den Himmel ergriffen und verzehrt; die Idee der Gottheit reicht nicht mehr aus, denn der Menſch hat in Demuth erkannt oder geahnt, daß Gott ohne Schmerz, d. h. ohne eine Menſchheit, die er wiegen, ſäugen und ſelig machen muß, Gott nicht ſein kann. Die Natur ſteht zum Menſchen, wie das Thema zur Variation: das Leben iſt ein Krampf, ein Rauſch oder eine Opiums-Ohnmacht. Woher ſoll die Weltgeſchichte eine Idee nehmen, die die Idee der Gottheit überragt oder nur erſetzt? Ich fürchte, zum erſten Mal iſt ſie ihrer Aufgabe nicht gewachſen. Sie hat ſich ein Brennglas geſchliffen, um die Idee einer freien Menſchheit, die, wie in Frankreich der König, auf Erden nicht ſterben kann, darin aufzufangen; ſie ſammelt, die Weltgeſchichte ſammelt, ſie ſammelt Strahlen für eine neue Sonne; ach, eine Sonne wird nicht zuſammengebettelt!"

Solche Beichtbriefe erleichterten Hebbel nicht, denn er ſprach ſich den Zuſtand nicht vom Herzen, ſondern ſchärfte ihn erſt recht, indem er ihm eine Ausdrucksform lieh. An Eindrücken aber, die ihn entſchieden von ſich ſelber abgelenkt hätten, mangelte es ihm in München vollſtändig. Sogar das Verhältniß zu Emil Rouſſeau büßte, je inniger es wurde, deſto mehr an beſchwichtigender

Wirkung ein, ſo daß dieſer zuletzt gleichfalls in die wirbelnden Qualen unſeres Freundes ſich verſtrickt ſah.

Gegen das Ende des Jahres 1837 ſendete er ſeine Gedichte an Uhland. Abermals, zum zweiten und dritten Male, gab er der Erkenntlichkeit gegen ihn Ausdruck. Er ſkizzirte ſeinen bisherigen Lebensgang und verſicherte, daß nur die Rückſicht auf ſeine äußere Lage ihn beſtimme, ſchon jetzt, in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre, an die Herausgabe ſeiner Gedichte zu denken. Er bittet um Uhlands Vermittlung bei einem Verleger, der ihm ein billiges Honorar bezahle, weiſt auf die Strenge in der Auswahl hin und wiederholt den in Heidelberg ausgeſprochenen Wunſch: dem hochverehrten Dichter die Sammlung widmen zu dürfen.

Neun Wochen verſtrichen, bevor Uhland antwortete. Es ſtand ihm, wie er in ſeiner Erwiederung ſagt, wegen einer außerordentlichen Ständeverſammlung eine längere Entfernung vom Hauſe bevor und er mußte ſich mit den Vorbereitungen auf die Berathung eines Strafgeſetzbuches beſchäftigen. „Um dieſelbe Zeit“, heißt es weiter, „waren mir mehrere poetiſche Handſchriften zur Einſicht übergeben worden, und ſo Erfreuliches vorzüglich Ihre Sammlung darbot, ſo konnte ich doch für ſo verſchiedenartige Gegenſtände nicht über Zeit und Stimmung gebieten.“ Durch ſeinen Schwager Guſtav Schwab, der jetzt ſein Nachbar, habe er Hebbels Anliegen an Cotta nach Stuttgart befördert und zu dieſem Behufe dem Manuſcripte die Bezeichnung derjenigen Gedichte beigefügt, von denen er ſich den günſtigſten Eindruck verſprach. Schwab jedoch ſei mit der Nachricht zurückgekommen, daß Cotta bereits mehr Sammlungen lyriſcher Gedichte in Verlag genommen habe, als dem Intereſſe der Buchhandlung zuträglich ſei, indeſſen habe Cotta das Manuſcript behalten, bis Uhland ſelbſt in Stuttgart eintreffe. Dem Briefe Uhlands lag ein Blättchen bei, worauf von ſeiner Hand die nach ſeinem Dafürhalten beſten Gedichte der Sammlung angegeben waren: Mutterſchmerz, An Hedwig, Spuk, Das letzte Glas, An den Tod, Nachtlied, Das alte Haus, Bubenſonntag, Der junge Schiffer, Zwei Wanderer. Auf dieſe Stücke ſchaute Hebbel in der Folge immer wieder als auf diejenigen zurück, deren er ſich freute, die er beſonders lieb hatte.

Des Dichters Fürſprache bei Cotta hatte kein günſtiges Reſultat, derſelbe lehnte ab, wobei Hebbel jedoch auf's Zuvorkommendſte aufgefordert wurde, Gedichte dem Morgenblatte zuzuwenden, welches ſie jederzeit honoriren werde. Die dankbare Freude über die freundlichen Zeilen Uhlands verwiſchte das ſchmerzliche Gefühl des Mißerfolges in der Hauptſache. Mit der Genügſamkeit eines ehrfürchtigen Gemüths bemaß er den Werth des Geſchenks nach dem Werthe des Gebers, letzte ſich an dem mäßigen Lobe: „erfreuliche Gedichte“ und war auf Uhlands „freundſchaftliche Hochſchätzung“ beinahe ſtolz.

Er klopfte nun mit ſeinem Manuſcripte bei Julius Campe an, während gleichzeitig ein dienſteifriger Bekannter Eliſens und Hebbels den Schnock und einige Gedichte aus Hamburg nach Berlin mitnahm, um dort einen Verleger für den komiſchen Roman zu werben. Dieſer hinter Hebbels Rücken gemachte Verſuch mißlang und unſer Freund erzürnte ſich über die ihm mitgetheilten kritiſchen Auslaſſungen Rellſtabs, vor deſſen Forum er ohne ſein Zuthun gebracht worden.

Die Anfrage bei Campe führte eine Annäherung Gutzkows herbei. Dieſer war 1838 von Frankfurt nach Hamburg übergeſiedelt und hatte die Redaction des Campe'ſchen Telegraphen übernommen. Er äußerte ſich über die ihm von ſeinem Verleger vorgelegten Gedichte Hebbels nachſtehender Weiſe: „Die Gedichte von Hebbel haben mich innig und warm angeſprochen; es weht in ihnen ein echt dichteriſches Gemüth, zarte Empfindung und ein naiver, ſinniger Humor, der niemals die Sentimentalität in's naſſe Extrem ausarten läßt. Und dennoch, erſchienen dieſe Gedichte, ich zweifle, ob ſie ſich Bahn brechen würden. Unſere Kritik iſt ſo wenig organiſirt und ſo ſehr in Händen der Mittelmäßigkeit, daß ſie das Reizende, wenn es beſcheiden iſt, entweder nicht aufſucht oder nicht verſteht.“ Nun räth er an, Hebbel ſollte ein Jahr lang Proben der Gedichte in den verſchiedenen deutſchen Zeitſchriften geben, Gutzkow würde im Telegraphen damit anfangen und den Dichter ausdrücklich empfehlen; dann, ſo meinte er, wäre für die Sammlung mehr Ausſicht vorhanden. „Theilen Sie Herrn Hebbel dieſe Anſicht mit. Die Wärme ſeines Gemüths hat mich zu ſeinem Freunde gemacht; aber ich kenne unſer geſpreiztes Zeitalter, unſere falſchen Theorien, die indifferente Kritik und das gänzlich ſchlummernde Publicum, und möchte nicht, daß er mit ſeinem Hölty verwandten Herzen unverſtanden an der Maſſe vorüberzöge.“ Campe, der einen noblen Tag hatte, erbot ſich, unſerem Freunde die Hälfte des geforderten Honorars, nämlich fünf Friedrichsd'ors, vorzuſchießen, um ihn in den Stand zu ſetzen, Gutzkows Rath zu befolgen. Aber mit der Verwirklichung dieſes großmüthigen Vorhabens hatte es noch ſeine guten Wege.

Hebbel anerkannte die Willfährigkeit Gutzkows; zweifelte aber ſtark, ob dieſer ein Gedicht zu würdigen im Stande ſei; wenigſtens wären Gutzkows und Laubes Urtheile über Uhland flach und grundlos. In Deutſchland lebten jetzt, die wenigen Dichter ausgenommen, welche lyriſch Werthvolles hervorbringen, keine fünf Perſonen, welche über dieſe zarteſten Geburten der Seele ein Urtheil hätten. Der Vergleichung mit Hölty habe er ſich zwar nicht zu ſchämen, aber der Inhalt ſo wenig als die Form ſeiner eigenen Gedichte gäbe dazu einen natürlichen Anlaß. Er walte in einer ganz verſchiedenen Region, und wenn vielleicht das Gelinde, ſanft

Verſchwimmende, das den letzten Eindruck ſeiner lyriſchen Productionen bezeichnen möchte, an Hölty erinnere, ſo gehe dies bei ihm aus einer Nothwendigkeit der Form hervor, weil die lyriſche Stimme, was ſie auch beſinge, ſtets melodiſch und rein ſein müſſe, indeſſen das Gelinde bei Hölty aus dem Stoff entſpringe.

Mit dem praktiſchen Vorſchlage war er einverſtanden. Das Ende der ganzen Angelegenheit freilich lief darauf hinaus, daß Alles beim Alten verblieb. Nicht einmal Gutzkows dargereichte Hand ergriff er, er unterließ es ſogar, an ihn zu ſchreiben, weil er freies Beſtimmungsrecht behalten wollte, um ſich ſpäter gegen ihn zu ſtellen, wie es ihm gefiel und wie er es als nöthig erachte. Den Brief an Campe verfaßte er artigkeitshalber ſo, daß das Blatt auch als an Gutzkow gerichtet gelten konnte.

Dieſe Vorſicht und Zurückhaltung Hebbels ſind darin erklärlich, daß ſeine Natur und ſeine geiſtigen Ziele von Gutzkows Weſen und Beſtrebungen, wenn nicht in Allem, ſo doch in allem Entſcheidenden abwichen. Hebbel wollte Geld verdienen, auf die ihm allein angemeſſene Weiſe, mit dem, was er in heiligen Augenblicken aus ſich geboren; denn mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, welche Publicum und Buchhändler begehrten und bezahlten, konnte er es nicht. Er wollte ſich Geltung verſchaffen in der Literatur, aber nicht auf dem Wege kameradſchaftlicher Verbindungen, welche den Stempel des Eigennutzes und der Selbſtſucht tragen. Das Eine glückte ihm nicht, das Andere verſchmähte er. Der weltläufige Sinn wird es ihm übel nehmen, vielleicht den härteſten Vorwurf gegen ihn erheben, daß er ſich lieber von einem Mädchen, die ſelbſt nicht viel hatte, und der er außerdem nur von Herzen zugethan, nicht in Liebe verbunden war, Jahre lang unterſtützen ließ, als ſich die Finger ſchwielig zu ſchreiben, wie ſo mancher nicht verächtliche Arbeitsmann mit der Feder. Billig Denkende werden hier möglicher Weiſe mißmuthig fragen: warum haſt du dich nicht mit Stundengeben ernährt, gleich Anderen, die in ähnlicher Lage und nicht minder begabt als du geweſen? Solche Vorwürfe und Anklagen kann nur der Eindruck ſeines ganzen Lebensbildes abſtumpfen. Auseinanderſetzungen, ſeien ſie rhetoriſcher oder moraliſcher Art, würden jetzt wenig fruchten.

Aber nicht nur Gutzkow erſchien ihm als unleidlicher Gegenſatz, auch Wienbarg und Laube, die er ſich mit ihm enge verbündet dachte. Keine Faſer in Hebbel neigte zu den Grundſätzen und Meinungen der Schriftſteller, welche den Begriff der Jugend zum Partei- und Looſungszeichen erkoren hatten. Der große Ausverkauf angeblich veralteter Ideen und Renommées, welchen dieſe Schriftſteller veranſtalteten, kam ihm als ein Act kecken Unterfangens, nicht als ein wichtiger Einſchnitt in der literariſchen Entwicklung vor. Er hielt ſich an den ihrer Verſicherung nach gebrochenen Sammet und verblaßten Brocat der Vorfahren und wollte von dem neuen Taffet, den die Enkelkinder herumreichten, nichts wiſſen. Dabei war er kein verſtockter Anhänger des Vergangenen, vielmehr weit davon entfernt, den lauen Frieden eines ſtehenden Waſſers der Unruhe werdender Erſcheinungen vorzuziehen. Er war ſich des Umſchwunges der Epoche vollkommen bewußt, aber er deutete denſelben anders aus als ſie; er erkannte die im geiſtigen Leben eingeriſſene Schlaffheit, aber die lärmenden Verſicherungen, daß man die Kräfte geſammelt habe, waren ihm noch lange keine Gewähr der verjüngten Kraft. Man hatte, wie er aus den Büchern Gutzkows und Laubes erfahren, die Kunſt zu einem Waffenplatze politiſcher und ſocialer Angriffe umgeſchaffen, und gerade dies war ihm das unwiderſprechliche Merkmal ihres Verfalls. Ihm mochte die Mahnung Jean Pauls an den Dichter im Ohre klingen: Beflecke die Ewigkeit nicht mit irgend einer Zeit!

Ausnehmend deutlich ſpricht ſich der Unterſchied ſeiner Sinnesart von der des jungen Deutſchlands in dem Umſtande aus, daß er das Verhältniß der Geſchlechter zu einander, das damals beliebte, von den Franzoſen überkommene Thema, weſentlich anders auffaßte als jene Schriftſteller. Feierlich und poetiſch waren, wie Alexander Herzen ſagt, in der Welt der bourgeois die Apoſtel des Vaters Enfantin erſchienen, die enthuſiaſtiſchen Jünglinge mit ihren geſchloſſenen Weſten und ihren langen Bärten. Sie verkündeten einen neuen Glauben, ſie riefen die alte Ordnung der Dinge, welche ſie nach dem Code Napoleon und der orleaniſtiſchen Religion verurtheilen wollte, jetzt vor ihr Tribunal. Ihre Grundſätze waren die Emancipation der Frauen, deren Theilnahme an der allgemeinen Arbeit, die Uebergabe ihres Schickſals in ihre eigenen Hände und die Rehabilitation des Fleiſches. Von den Deutſchen aufgenommen, eigentlich von den deutſchen Belletriſten, hatte der ſexuelle Beſtandtheil dieſer Botſchaft widerwärtige Zuſätze aus der Küche Friedrich Schlegels und aus Schleiermachers Apotheke empfangen. Die Forderungen jener Apoſtel, galliſch überſchwänglich, halb revolutionär, halb gottesdienſtlich gefärbt und von der Naivetät des erſten Anſtoßes getragen, wurden mit der frechen, aber temperamentloſen Sinnlichkeit der Lucinde und den ſublimen, ein höheres Moralprincip einſchmuggelnden Auslegungen des Verfaſſers der Vertrauten Briefe vermengt zu einer Spottgeburt aus Dreck und Feuer.

Gutzkows Vorrede zu den Vertrauten Briefen und ſeine Wally breiteten die Botſchaft weiter aus, und das Gleiche thaten Theodor Mundts Madonna mit ihrer Heiligſprechung gefallener Mädchen und Heinrich Laubes Reiſenovellen mit ihren nicht erlebten, dem Muſter Heines nachgeäfften liederlichen Abenteuern. So war alſo die von den Franzoſen aufgeworfene ſociale Frage zu einem ſchöngeiſtigen Modeartikel geworden. Anders ſtand Hebbel zu ihr. Er ſuchte in das geſchlechtliche Räthſel metaphyſiſch einzudringen und verirrte ſich dabei weder in das Lüſterne, noch in das Sublime, leitete aus der Betrachtung des Gegenſtandes weder Folgerungen der Genußſucht, noch ſociale Reformpläne ab. Nichts war ihm verhaßter, als die Begierde, die ſich in gewiſſen Frauen als geiſtige Genialität vermummt umhertreibt, nichts fataler, als der hyperpoetiſche Trieb derſelben, den ein Wochenbett zu verſcheuchen im Stande wäre. „Die Alten", ſchrieb er in ſein Tagebuch, „kannten nur Tag und Nacht, wir kennen nur Dämmerung. Die romantiſche Liebe zwiſchen zwei Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, die zur Verkörperung des Ideals, aber nicht zur Erzeugung eines Kindes führt, ſpukt in allen unſeren Verhältniſſen. Der Schattenriß gilt uns mehr als die Sache, und wenn wir nur ahnen, ſo kümmern wir uns wenig um das Wiſſen." Die Geſellſchaft, ſagt er in einem Briefe, habe die Weiber emancipirt, anſtatt daß nur der Mann ſie emancipiren ſollte. Darin ſtecke die Wurzel alles Uebels. Dem Weibe gehöre der beſchränkteſte, der engſte Kreis; ihr gerinne das Weltall in einen Tropfen zuſammen. Sie ſei die Wünſchelruthe, die dem Manne die Schätze der Erde anzeige. Sie allein könnte den Himmel entbehren, wenn es keinen in der Vorſtellung gäbe, für ſie ſei der Himmel nichts Anderes als Tradition und kein Weib hätte ihn jemals erfunden. Daß jede ſich hineinſehne, komme daher, weil ſie uns Männern nicht nachſtehen, weil ſie ſein wollten, was wir ſind. Wehe denen, die das Weib, dieſe Marketenderin des Augenblicks, zur Sonnenuhr machten, durch welche die Ewigkeit ihre Stunden anzeige. Wir gingen nur ſo lange ſicher, als die Sterne über uns ſicher gehen: wankten die, ſo fielen wir. Das Weib ahne keine Ziel, kenne aber auf's Genaueſte den Punkt, von dem man ausgehen müſſe, und jeden Raſtort, der zur Erfriſchung der Kräfte einlade. Im Weibe ſei die Topographie des Lebens ausgebildet; was der Mann in den Sternen entdecke, das verwerthe das Weib für das irdiſche Daſein. Und dies ſei nicht ſo geringe, als es den Anſchein habe. Die Sentiments der Weiber wären Aderläſſe, und ſie verlören in dem Grade als wir durch erhöhtes Empfinden gewännen. Das Weib ſei wie der Weinſtock, wenn er Trauben bringen ſolle, dürfe er nicht bluten. — Wie viel auch immer Eigenſinniges, Anfechtbares in dieſen Bemerkungen enthalten ſein mag: die Natur Fälſchendes und Entſtellendes liegt in ihnen nicht. Was aber ſind die transſcendenten Unzuchts-Novellen jener Epoche Anderes als die Acten eines Fälſcherproceſſes, der uns in die Entartung des Geſchmacks und der Empfindung einen Blick geſtattet! Aus dieſer ſtillen, naturgemäß in ſeinem Entwicklungsgange begründeten Oppoſition gegen die literariſchen Neuerer und deren Tendenzen erwuchs allmählich der Wunſch und das Begehren nach einem offenen, lauten Proteſt. Daß Gutzkows Anſichten inzwiſchen längſt wieder die Pferde gewechſelt und ein anderes Tempo angenommen hatten, wußte Hebbel nicht, weil er dem Getriebe der Tagesſchriftſteller gänzlich ferne ſtand. Er faßte jetzt den Gedanken, einen Band Kritiken, vorzüglich über die gerühmten Productionen der modernen Literatur, zuſammenzuſtellen und herauszugeben. So lange dieſe Geſellen dominiren, äußerte er in einem gereizten Augenblicke, ſei für ihn an kein Aufkommen zu denken, er glaube ihnen doch an dichteriſchen Kräften überlegen und an polemiſchem Talente gleich zu ſein; die gute Sache ſei auf ſeiner Seite und der Unwille über die jämmerlichen Halbheiten in Deutſchland allgemeiner, als die Journale, die von ihnen beherrſcht und großentheils ſelbſt geſchrieben würden, ahnen ließen. Warum ſollte er den Kampf nicht wagen! Hauptſächlich werde er gegen den arroganten Laube zu Felde ziehen. Um einen Verleger für ein ſolches Buch brauche ihm nicht bange zu ſein. Der Plan lag ihm ſo ſehr am Herzen, daß er mit Emil Rouſſeau verabredete, ſie wollten Beide, wenn deſſen Promotion vorüber ſei, eine Reihe einſchlägiger Aufſätze anfertigen und ſich im nächſten Frühling nach Hamburg begeben, um gemeinſchaftlich eine Zeitſchrift zur Bekämpfung der anmaßlichen ſogenannten neueren Literatur zu gründen.

Einſtweilen ſtudierte Rouſſeau Tag und Nacht, um die Promotion vor ſich zu bringen. Die Sommertage des Jahres 1838 blühten und verblühten gleichſam hinter ſeinem Rücken; der gewiſſenhafte junge Mann gönnte ſich kaum eine Stunde Spaziergangs, ſaß immer unter ſeinen Büchern und Excerpten. Hebbels Einfluß erſtreckte ſich augenſcheinlich auch auf das Thema, das Rouſſeau als Inauguraldiſſertation ausarbeitete, ſowie auf die Theſen, die er zu ſeiner öffentlichen Diſputation wählte. Die Diſſertation führt den Titel: „Beurtheilungen der beiden berühmteſten Heldenthaten, der Schlachten bei Thermopylae und Hemmingſtedt, baſirt auf eine Darſtellung und Parallele der ſocialen Zuſtände Spartas und Ditmarſchens“. Dem Gedankengehalt der Diſſertation iſt wenig Rühmliches nachzuſagen, wenngleich einzelne glückliche Wendungen und ein nach Präciſion ringender Vortrag nicht zu verkennen ſind. Man fühlt der Arbeit an, daß ein lebhafter, liebenswürdig ernſter, aber noch unſicherer Geiſt nothgedrungen den Schein des Fertigen annimmt; daß Jemand mit Zuverſicht zu uns ſpricht, der von dem Souffleur im Kaſten ſchmerzlich abhängig iſt. Am Auffallendſten machen ſich Hebbels Spuren in der Einleitung bemerkbar. Der Satz z. B.: „An ſeiner That entwickelt ſich der Menſch und ſeine That iſt es, die ihn wieder richtet“, rührt zweifellos von Hebbel her. Zu Rouſſeaus Charakteriſtik der Ditmarſcher und ihrer großen Schlacht haben nicht nur die Farben des Neocorus gedient, haben auch die mündlichen Erzählungen Hebbels manches ſcharfe Schlaglicht beigeſteuert. Wie ein liebevoller und bewundernder Aufblick Rouſſeaus zu ſeinem Freunde muthet uns die Stelle an, wo er die namhaften Männer aufzählt, die aus Ditmarſchen hervorgegangen ſind, um dann hinzuzufügen: „Wenn, wie es ſeltſamer Weiſe oft den Anſchein hat, die Erſcheinung bedeutender Naturen auch räumlicher Folge gemäß Statt finden ſollte, ſo hätte Deutſchland von dieſem Grenzſtaat noch Bedeutendes zu erwarten“. — Während Rouſſeau Sparta und deſſen Söhne nur mit wiſſenſchaftlichem Antheil, ja gemeinhin trocken ſchildert, haucht uns hingegen ſeine Darſtellung der Heimath Hebbels und ihrer Kämpfe mit der Wärme des Gemüthes an. Die Theſen, welche mir auf Hebbels Ideenkreiſe hinzudeuten ſcheinen, ſind dieſe: Artifex re vera talis major philosopho — Artis et naturae opus quodque ad mathematicas normas reduci potest, quae nihil tamen nisi ejus sceletum exhibent — Sunt facta, ad quae explicanda nec historia satis valet — Cultura e vita prodit.

An Goethes Geburtstage, am 28. Auguſt 1838, promovirte Rouſſeau als Doctor philosophiae. Er forderte Niemand zur Oppoſition auf als Hebbel, was nicht wenig auffiel, wie dieſer ſagte, da der Doctorand ſich ſonſt immer an die Profeſſoren wende. „Unſer Gefecht (meinerſeits durchaus Spiegelfechterei, da es mir mit keinem meiner Einwürfe Ernſt ſein konnte, weil ich eigentlich mich ſelbſt beſtritt,) dauerte über eine Stunde.“ Hebbel freute ſich, bei dieſem Anlaſſe die Erfahrung gemacht zu haben, daß es ihm einerlei ſei, ob er in ſeinem Zimmer, einem einzigen Zuhörer gegenüber oder in der größten Verſammlung reden ſolle. Dieſe war glänzend und anſehnlich genug. Alle Profeſſoren der Univerſität hatten ſich eingefunden und außerdem die Verwandten Rouſſeaus, deſſen Familie mit halb München verſchwägert war, ein ſtarkes Contingent zum Auditorium geſtellt. Die Abſicht Hebbels, ſich ſelbſt den Doctorgrad in absentia zu verſchaffen, weil er nicht „als weißes Blatt“ nach Hamburg zurückkönne, ſcheiterte jetzt an der Koſtenfrage. Hebbel hoffte, demnächſt die achtzig oder neunzig Gulden aufzubringen, wofür man in Erlangen das Diplom ſich kaufe. Zwar ſei Erlangen einigermaßen in Verruf, doch dies kümmere ihn wenig, da es ihm nur auf den Titel ankomme. Und wenn er auch Nichts könnte, ſchreibt er, von dem Scheingefecht erhitzt, an Eliſe, ſo ſei er doch auf alle Fälle der Mann, hundert Doctoren, ſie mögen es in Göttingen oder in Bologna geworden ſein, zu Paaren zu treiben. „Das darf ich ſagen, denn es iſt keine Ehre dabei zu holen. Wie unbedeutend die Leute ſind, die man die Gebildeten nennt, wie ſelten man ſogar Kenntniß und Wiſſenſchaft, die doch bis auf einen gewiſſen Punkt Jeder, der mag, erlangen kann, bei ihnen antrifft, weiß ich erſt, ſeitdem ſie mir näher ſtehen.“

Nach dieſer akademiſchen Feierlichkeit blieb Rouſſeau nur noch wenige Tage in München. Dieſe Zeit verlebte er ausſchließlich mit Hebbel, in fröhlichem Austauſche der gemeinſamen Vorſätze und Anſchläge für die Zukunft. Am 2. September reiſte Emil mit dem Vater, welcher dem Freunde ſeines Sohnes raſch geneigt geworden war, nach Hauſe. Hebbel hatte dem Scheidenden verſprochen, daß er in vier Wochen auf längeren Beſuch folgen werde. Es ſollte anders kommen. Er hat Emil Rouſſeau nicht wieder geſehen.

III.

Der Herbſt des Jahres 1838 brachte unſerem Freunde raſch nach einander die härteſten Schläge. Im Anfang September erhielt er von Eliſen die Nachricht, daß ſeine Mutter erkrankt ſei. Zwar vertraute er auf die gute Conſtitution derſelben und mochte es ſich gar nicht denken, daß der Himmel ihm ſeine ſchönſte Freude rauben und ihm die Hoffnung vernichten werde, ihr das Leben dereinſt noch zu verſchönern und werth zu machen. Dennoch war er in Angſt und Sorge. Unter den ſtets wiederkehrenden

Gedanken hatte ſeit Jahren dieſer obenan geſtanden: daß das Schickſal ihm vergönne, ſeiner Mutter, die bis jetzt nur vom Hörenſagen wiſſe, daß auf Erden eine Sonne ſcheint, ein heiteres, ruhiges Alter zu verſchaffen. Es gehöre, ſagte er einmal, bei dieſer armen genügſamen Frau, für die ein warmer Unterrock ein Krönungsmantel, und eine Stube, worin ſie nicht zugleich wohnen und ſchlafen müßte, das köſtlichſte Fragment eines Palaſtes ſei, es gehöre ſo außerordentlich wenig dazu, daß er es allein darum dem Schickſal nicht vergeben könnte, wenn es ihm dieſen ſeinen liebſten und letzten Wunſch vereiteln würde. Schmerzlicheres habe nie einen Menſchen getroffen, als Jean Paulen der Tod ſeiner Mutter, die ihn ſo lange Jahre hindurch mit unermüdlicher Geduld durch ihrer Hände Arbeit ernährt hatte und die eben da ſtarb, als er ſich zum erſten Male im Stande ſah, einen Theil ſeiner Schuld an ſie abzutragen. „Wie er's aushielt, begreif' ich kaum, doch mochte ihn das Gedächtniß der ihr fort und fort bewieſenen Liebeszeichen tröſten: was bliebe aber mir in einem ſolchen Fall, da ich die meinige, ſo lange ich bei ihr war, ſo oft durch Härte verletzte, und da ſelbſt meine Liebe eine ungeſtüme Flamme iſt, die, wenn ſie nicht ſogleich verſtanden wird, verſehrt, anſtatt zu erwärmen." Als er dieſe Worte ausſprach, ahnte er nicht, daß in ihnen das gefürchtete Unglück ſeinen Schatten vorauswarf.

Am 16. September kam ein Brief ſeines Bruders Johann mit der Todesnachricht. Die Mutter war in der Nacht vom 3. auf den 4. geſtorben. Sie war nur fünf Tage krank geweſen, die erſten vier ganz leidlich, ſo daß ſie noch ſelbſt aufſtehen konnte, den fünften bedeutend von Krämpfen geplagt, die ein Schlagfluß mit dem Leben zugleich, auf ſanfte Weiſe, wie der Arzt ſich ausſprach, endete. Die Noth, die am Sterbebette des Vaters geſtanden, behauptete auch den Platz an der Leiche der Mutter. Johann mußte den Kirchſpielſchreiber Voß darum angehen, daß auf deſſen Bürgſchaft hin der Tiſchler den Sarg machte; mit Linnen und Weißzeug mußte die Kirchſpielſchreiberin aushelfen, damit das Leichenbegängniß nach gebräuchlicher Sitte vollzogen werden konnte. Und Hebbel ſelbſt, den ſich der alte brave Voß vermuthlich als angehenden Doctor dachte, Hebbel mußte in ſeinem Dankbriefe das Abtragen der durch das Begräbniß der Mutter aufgelaufenen Koſten auf eine ſpätere Zeit hinausſchieben.

Der Nachruf an ſeine Mutter, den er in ſein Tagebuch ſchrieb, iſt wie vom Schüttelfroſte ſeiner in Selbſtqual verſunkenen Natur eingegeben. Er beſchuldigt ſich, nicht immer ſo viel zur Verbeſſerung ihrer Lage gethan zu haben, als in ſeinen wenn auch geringen Kräften lag, er klagt ſich der zeitweiligen Rauhheit und Härte gegen ſie an, als er ihr noch näher war. Er habe in ihren Wunden gewühlt, weil er ſie nicht heilen konnte, ſie ſeien ein Gegenſtand ſeines Haſſes geweſen, weil ſie ihn ſeine Ohnmacht fühlen ließen. Denn das Herz ſei zuweilen eben ſo gut wahnſinnig, wie der Geiſt. In dumpfer Unempfindlichkeit ſtarrt er vor ſich hin und hofft auf die jetzt ausgebliebenen Thränen, die der Entſchlafenen fließen würden, wenn er einmal wieder zu ſich ſelbſt gekommen. Dann ruft er aus: Ihres Bildes, ihrer unausgeſetzten Leiden gedenkend, werde ihm jede Laſt, welche ihm das Schickſal auferlege, gegen die ihrige leicht dünken, in der Erinnerung an ihre kümmerlichen Freuden, welche das Herz der Theuern dennoch in ſanfter Seligkeit aufthauen ließen, werde er ſich niemals freudenleer vorkommen!

Heiß drückt er Eliſen im Geiſte die Hand, der Unvergleichlichen, welche ſeiner Mutter das ſo unendlich dürftige Leben durch allerlei kleine und große Gaben verſüßt hat; bald durch einige Thaler, die zur rechten Stunde eintrafen, bald durch ein paar Flaſchen Wein, die ſie ihr auf den kahlen Weihnachtstiſch ſtellte, bald durch den Miethbetrag, womit ſie ihr eine ſchwere Sorge vom nächſten Halbjahr nahm — und dies Alles im angeblichen Auftrage des Lieblings Friedrich, eigentlich Chriſtians, wie die Mutter ihn immer genannt hat. Die Mutter ſoll nicht umſonſt, ſo lautet eine Briefſtelle an die Freundin, einen Dichter geboren haben! Hebbel will ihr Andenken mit dem höchſten Schmucke der Poeſie, der ihm zu Gebote ſteht, umkleiden; der Scheiterhaufen, der ſie verzehrt hat, ſoll ſie nun auch verklären! — „Es war mir der ſüßeſte Gedanke", ſo heißt es in einem andern Briefe, „meiner Mutter aus dem, was mir neben dem Göttlichen ſelbſt noch ſonſt zufallen möchte, ein Paradies zu erbauen und ihr Alter für ihre früheren Jahre ſchadlos zu halten. Das iſt nun vorbei. Sie verliert zwar nichts, aber ich: ich weiß jetzt nicht mehr, wofür ich arbeite; auch mein Leben ſcheint mir zu Ende."

Hebbel hatte den Pfeil noch nicht aus der Bruſt gezogen, die Leidenſchaft des Schmerzes war noch nicht Leid geworden, als ihm auch ſchon die zweite Spitze in's Herz drang. Einen Tag nach der Todesbotſchaft aus Weſſelburen langte die Nachricht aus Ansbach ein, daß Emil Rouſſeau an einem gaſtriſchen Fieber darnieder liege. Hebbel erſchrak, tröſtete ſich aber ſofort mit der Jugend Rouſſeaus, welche den Anfall überwinden werde. Während er zwiſchen Zuverſicht und Bangen wechſelte, entwickelte ſich das Uebel des Freundes zu einem Nervenfieber, das bei ſeiner großen Reizbarkeit um ſo gefährlicher war. Hebbel wurde über den Stand der Krankheit genau unterrichtet, und dieſe ſchien plötzlich eine freundliche Wendung zu nehmen. Aufathmend ſchrieb er an den Reconvalescenten, als den er ſich den Freund vorſchmeichelte, ein Briefchen, wie es nur herzliche Liebe ſchreiben kann. Ja, dieſes Briefchen gemahnt faſt an das zärtliche Geſchwätz einer um ihr Kind beſorgten Wartefrau: Wenn ihm der Himmel den Freund erhalte, ſo wolle Hebbel den Göttern die

Erfüllung der übrigen Wünſche erlaſſen. Trotz der martervollen Wochen habe er eigentlich nie die Hoffnung aufgegeben. Es ſei gar nicht anders möglich, Rouſſeau müſſe geſund werden. Denn an mehr als Einem Faden halte Emil das Leben feſt. Er ſolle jetzt nichts als ſeine Krankheit bedenken, nicht ſeine eigenen Pläne, nicht den Freund. Wenn Hebbel bei ihm wäre, ſo wollte er ſein Bischen Witz und Erfindungsgabe auf die Folter ſpannen, um ihn fortwährend lachen zu machen. Doch freilich, ſetzt er hinzu, ſobald Du wieder irgend ein Bedürfniß der Unterhaltung fühlſt, kannſt Du ganz andere Leute commandiren: den Don Quixote, den Katzenberger, den Schmelzle, Triſtram u. a. m. Rouſſeau müſſe alles Ernſtes durch dieſe Bücher ſeine Nachcur machen, denn das Lachen ſei die Elektricität des Geiſtes. Er ſchärft ihm ein, daß er ſich auf Schreiben vor Ablauf einiger Wochen nicht einlaſſen dürfe, weil Recidiva häufig ſeien. Hingegen werde Hebbel dies fleißig thun, wenn er nur einmal wiſſe, daß Emil die Briefe ohne Schaden leſen könne. — Da der Vater des Kranken unſerem Freunde mittheilte, Emil äußere ein lebhaftes Verlangen, das Doctordiplom in Händen zu haben, ſo betrieb Hebbel die Ausfertigung desſelben mit Eifer. Er kündigte auf den Wunſch des alten Herrn die Wohnung des Sohnes in München, nahm deſſen Effecten an ſich und beſorgte die Correctur der Diſſertationsſchrift. Indeſſen brannte Hebbels ſchönſtes Glück mit verheerender Eile nieder. Am 4. October erhielt er die Kunde, daß Emil Rouſſeau am 2. ſanft und bewußtlos entſchlafen ſei. — Den Lebenden, wie den Hingeſchiedenen, und zwar den erſten insbeſondere, zeichnet der nachfolgende Brief, welchen Hebbel unterm 5. October an Eliſe gerichtet hat.

„Erſt jetzt iſt die Welt mir öde. Wenn ich aus meinem Fenſter ſehe und mir denke: Er kommt nie mehr vorüber, er winkt nie mehr hinein, er öffnet die Thür nicht wieder und fragt mit ſeiner ſanften, innigen Stimme: Wie geht es dir? ach, da ſcheint es mir unmöglich, daß ich fortleben kann. Ich weiß nicht, wohin ich mich vor meinen Gedanken und Erinnerungen flüchten ſoll; jeder Weg, den ich wandle, zeigt mir ſein theures, jetzt in ewige Nacht verſunkenes Bild, denn Arm in Arm mit ihm habe ich ihn unzählige Male gemacht; jedes Buch, das ich ergreife, erinnert mich an auf immer vergangene reiche Stunden, deren Honig mich jetzt vergiftet, denn wir haben darüber geſprochen, daran empfunden. Unleidlicher Schmerz ergreift mich, und ich bin erbittert auf mich ſelbſt, daß er zuweilen ausſetzt, daß er nicht noch größer und gewaltſamer iſt.

O, Eliſe, das war der beſte Menſch, den die Erde je getragen hat. Ich weiß, ein Jeder ſagt dies im Augenblick eines ſolchen Verluſtes, aber ich ſage nichts, als was ich immer gefühlt habe. Du kennſt mich, Du weißt, wie ſchwer es mit mir zu leben iſt; dritthalb Jahre ſind wir Freunde geweſen, zwei Jahre waren wir ununterbrochen zuſammen, und niemals, niemals haben wir uns entzweit. An mir lag es nicht, wenn es nicht geſchah, aber ſeine himmliſche Sanftmuth, ſeine Kraft, Alles, was ihn verletzen mußte, ſtill in ſich zu verſchließen, ſeine Großmuth, meinem geringen, nichtswürdigen Talent jede Herbheit meines Weſens zu vergeben, ach, alle jene hohen Eigenſchaften ſeines Herzens, die mich ihn jetzt in der Glorie eines Heiligen erblicken laſſen, ließen nie einen Zwiſt aufkommen.

Er war mir Alles, was ein Menſch in dem höchſten, würdigſten Verhältniß dem anderen ſein kann; wehe mir, daß ich mir nicht das gleiche Zeugniß geben darf. Ich konnte mich, elender Weiſe, nie entſchließen, ihn als ganz ebenbürtig zu betrachten; ich mißbrauchte meinen Geiſt nicht ſelten, und eben dadurch, daß ich ihn zur unrechten Stunde gebrauchte; ich munterte ihn nicht genugſam auf; ich hob immerwährend den Meduſenſchild der

Wahrheit und bedachte nicht, daß ich ihren Anblick in früheren Jahren wohl auch nicht hätte ertragen können. Ich war nicht ſtrenger gegen ihn, als gegen mich: doch ich bin ſechsundzwanzig und er war zweiundzwanzig. Wenn ich dies Alles bedenke, wenn ich mir vorſtelle, wie ſehr die innere Verzweiflung, die die Bruſt jedes Künſtlers beklemmt, durch dergleichen in ihm genährt werden mußte, wenn ich mich erinnere, daß mir Gedanken dieſer Art auch früher ſchon gekommen ſind, daß ich aber desungeachtet in meiner Strenge fortfuhr, da, Eliſe, möcht' ich mich für einen ſchlechten Kerl halten, und mein Gewiſſen ſagt faſt Ja dazu.

Könnte ich ihn aus dem Grabe zurückkaufen: kein Preis wäre mir zu hoch. Aber nichts iſt mir geblieben, als die Hoffnung, daß ich von jetzt an, wenn nicht die äußere Unmöglichkeit eingetreten wäre, beſſer handeln würde, nichts, als ein Grund mehr, das Leben zu verachten und den Tod zu lieben.

„Schlummere ſanft!“ das war der Gruß, mit dem er mich des Abends gewöhnlich entließ. Seine Stimme war ſo innig, ſo unendlich weich und mild, mir däucht jetzt, ich habe niemals etwas Süßeres gehört. Dies „Schlummere ſanft“ klingt mir immerwährend in der Seele fort; ich glaubte es die ganze letzte Nacht zu hören, es tönte in meinen Schlaf hinein. Ja, ſchlummere ſanft, mein liebſter, theuerſter, unvergeßlicher Rouſſeau! ſchlummere ſanft, vergib mir, oder, wenn's ſein muß, vergiß mich und bitte Gott, daß er dies verfluchte harte, ſtarre Herz ſo zerquetſche, zerdrücke, martere, bis es wieder zu fühlen anfängt, oder zu ſchlagen aufhört! Dir aber gebe er die Seligkeit des reinſten Daſeins und die Kraft, Deinen Geliebten, Deinen armen Eltern und Geſchwiſtern noch als Geiſt zu nahen und ſie zu tröſten.

Ich kann jetzt nicht weiter ſchreiben.

Nachmittags.

Wie undankbar bin ich gegen den Himmel geweſen; ich klagte, ich murrte, und hatte einen ſolchen Freund! „An mich will ich gar nicht denken, ich habe nichts geleiſtet, aber du!“ Mehr als ein Mal hat er dies geſagt. Wie glücklich konnte ich ihn machen, wenn ich einmal fröhlich war, welch’ einen tiefen Antheil nahm er an meinen Schmerzen, meinen Fatalitäten, ja ſogar meinen Grillen. Es wäre meine Pflicht geweſen, mich von ihm, wie von aller Welt, zurückzuziehen: in der trüben Atmoſphäre, worin ich athme, muß friſches, freies Leben erſticken. Ich habe dies zuweilen zu ihm geſagt, dann lächelte er und drückte meine Hand. Ach, er wollte es nicht beſſer haben, als ich es hatte, er hätte mich in die Hölle hinein begleitet. Uhlands „treuer Kamerad“ war ſein Lieblingsgedicht: oft citirte er einige Strophen davon, wenn wir mit einander gingen. Den Gedanken, daß er mehr an meinem, als an ſeinem Kummer geſtorben iſt, kann ich nicht los werden. Welch’ ein Maß von Liebe ſetzt dies voraus: Liebe, die Mann gegen den Mann trug! Und ich habe ihn gequält, mit ihm gerechtet; was mich hätte beſeligen ſollen, hat mir oft ein widerwärtiges Gefühl einflößen können. So unſinnig war ich, daß ich zuweilen mit der Quelle dieſer Liebe nicht zufrieden war: es verdroß mich, daß ſie mehr aus Achtung vor meinem Geiſt, als aus Neigung zu mir, dem Menſchen, entſprang. Ich bin geſtraft. Gott hat mir ihn genommen, und mein Leben iſt ein dunkles Gemiſch aus Reue, Dumpfheit und Sehnſucht. Was ich hatte, wußte ich nicht zu ſchätzen: es ward mir entrückt und iſt nun der einzige Gegenſtand meines Verlangens. Für eine Stunde, noch mit ihm verbracht, gabe ich ſo viel Jahre, als das Schickſal begehrte. Vergönne mir, liebe Eliſe, daß ich über ihn rede; es erleichtert mich, wenn nicht Gott allein, wenn auch ein Menſch meine Sünden kennt.

Und ſtelle es Dir in ſeiner ganzen Entſetzlichkeit einmal vor. Am 28. Auguſt promovirt er mit Ruhm und Glanz, ich mache die Bekanntſchaft ſeines Vaters, der in Geſchäftsangelegenheiten hierher kam, wir verleben einige Tage in Freude und Heiterkeit; voll friſchen Jugendmuths, mit dem ſüßen Gefühl, daß er nun alle Zwangsarbeit hinter ſich hat und jetzt ſich Aufgaben ſtellen kann, wie er will, reiſt er am 2. September, einem Sonnabend, nach Ansbach ab. Ich ſtand des Morgens in der Frühe um 4 Uhr auf und ging noch zu ihm; wie mich das jetzt erfreut, kann ich Dir kaum ſagen, wir waren doch noch bis 6 Uhr, wo der Wagen vorfuhr, beiſammen. Ich umarme ihn, der in Kraft und Geſundheit blühend vor mir ſteht, es war unter uns abgemacht, daß ich in vier Wochen nachkommen ſollte, noch ein Handſchlag, „Grüße an die Deinigen!“ und der Wagen rollt fort. Acht Tage ſpäter erhalte ich einen Brief von ihm, worin er mir einige Notizen über das Morgenblatt mittheilt; er klagt über Kopfſchmerz und ſtarke Ermattung, ich finde dies natürlich und denke, es wird ſchon wieder verſchwinden, ich bedauere ihn in meiner Antwort ſo kühl, wie es bei geringen Unpäßlichkeiten zu geſchehen pflegt. Bald darauf zeigt ſein Vater mir an, daß Emil mir zur Zeit nicht antworten könne, weil er an einem gaſtriſchen Fieber darniederliege, daß er zwar ſehr verlange, mich bei ſich zu ſehen, daß aber die Aerzte die dadurch entſtehende Aufregung fürchteten und daß ich alſo noch nicht kommen möge. Die Nachricht erſchreckt mich freilich, doch hoffe ich das Beſte. Ich erhalte einen zweiten Brief; das gaſtriſche Fieber iſt ein Nervenfieber geworden. Jetzt packt mich die ungeheuerſte Angſt, ich weiß mich nicht zu faſſen, ich ſtecke den Brief in die Taſche und gehe aus dem Hauſe. Im Hofgarten ſetze ich mich auf eine Bank, ich bete, viele Menſchen gehen an mir vorüber, ich halte die Hand vor die Augen und denke: Was Du nun zuerſt ſiehſt, ſoll Dir ein Zeichen ſein. Ich öffne die Augen und — ſtelle Dir mein Grauen vor! — eine in tiefſte Trauer gekleidete Dame fällt mir in's Geſicht. Ich kann den Zuſtand nicht ertragen: es iſt nichts! ſag' ich zu mir ſelbſt, er iſt ſtark und kräftig, es kann ja gar nicht ſein! Die Ruhe kehrt wieder zurück. Ich erhalte am letzten Freitag einen dritten Brief: der kritiſche einundzwanzigſte Tag iſt überſtanden, es beſſert ſich mit ihm, ſein Vater bittet mich, die Ausfertigung des Doctordiploms zu betreiben. Ich habe gar keine Furcht mehr, ich gehe zu dem Decan, Hofrath Aſt, dieſer verſpricht mir, daß ich das Diplom ſo ſchnell als möglich erhalten ſoll, mir iſt ganz leicht um's Herz. Am Mittwoch (geſtern) erhalte ich einen vierten Brief, ich zittre, wie ich den Poſtboten nur höre, das Siegel iſt ſchwarz, er, dem ich ſchon wieder ein paar ſcherzhafte Zeilen (zu ſeiner Erheiterung) zugeſandt hatte, iſt todt!"

Beinahe vierzehn Tage ließ Hebbel dieſen Brief liegen, dann ſetzte er, zu trotziger Beſinnung gekommen, nachſtehender Maßen ein:

„Was ich oben unter häufigen Thränenergüſſen (die bei mir ſeltener ſind, als die ſie erzeugenden Schmerzen) niedergeſchrieben habe, weiß ich nicht mehr: wie ich es niederſchrieb, weiß ich noch wohl. Mein Freund verdient im vollſten Maße jedes Lob, das ich ihm beigelegt, aber ich verdiene nicht den Tadel, den ich im erſten Aufruhr der Gefühle maßlos gegen mich ſelbſt richtete. Es iſt keine Sünde, es iſt Bedingung des Lebens, daß der Menſch ſeine Kräfte gebraucht; Kraft gegen Kraft, in Gott iſt die Ausgleichung. Ich fühle es jetzt nicht blos, ich weiß es, daß ich jenen Tadel nicht verdiene; die Gründe dieſes Wiſſens, zum Theil aus der Sache an und für ſich, zum Theil aus den hinterlaſſenen Briefen und Papieren meines Freundes hervorgehend, kann ich hier nicht weiter auseinanderſetzen . . ."

Aber aus den Flammen ſeines Schmerzes und ſeiner Beſchuldigungen gegen ſich ſelbſt ging das tiefſte, nachhaltige Weh um den Abgeſchiedenen hervor. Als Hebbel noch für ihn zitterte, geſtand er, daß die Bekümmerniß ihn faſt ſeine Mutter vergeſſen laſſe, daß Rouſſeau ihm nicht weniger unerſetzlich, wie dieſe, wäre! Und als ſich das Grab über den Freund geſchloſſen hatte, da nannte er den Verluſt, den er erfahren, den größten, der ihn auf Erden treffen konnte. Er hänge nur noch, ſchrieb er dem Vater Rouſſeaus, durch ſehr wenig Fäden mit dem Leben zuſammen und ſei frühzeitig alt geworden. Er wünſchte ſich nicht einmal einen Freund wieder, wie den verlorenen; an der Stelle, wo dieſer geſtanden, dürfe ſich in alle Ewigkeit kein fremdes Bild eindrängen. Die Familie des Verſtorbenen betrachtete deſſen einſtmalige Liebe zu Hebbel als ein Vermächtniß, das ſie in hohen Ehren hielt. Namentlich geſtaltete ſich eine herzliche Beziehung zwiſchen ihm und der Schweſter Rouſſeaus, Charlotte (jetzt verwittweten Kirchenräthin Meinel), in deren trauliches Verhältniß zum Bruder dieſer ihn eingeweiht hatte. In einem der Briefe an Charlotte nennt er den Tod eines heißgeliebten Menſchen die eigentliche Weihe für eine höhere Welt. Man müſſe auf Erden etwas verlieren, damit man in jenen Sphären etwas zu ſuchen habe. Die in Wehmuth gelöſte Seele ſpricht ſich in dem Liede Abendgefühl aus, der erſten Opfergabe, die er auf den Grabhügel des Freundes legte.

Friedlich bekämpfen
  Nacht ſich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
  Wie das zu löſen vermag.

Der mich bedrückte,
  Schläfſt Du ſchon, Schmerz?

Was mich beglückte,
  Sage, was war's doch mein Herz?

Freude wie Kummer,
  Fühl' ich, zerrann,
Aber den Schlummer
  Führten ſie leiſe heran.

Und im Entſchweben,
  Immer empor,
Kommt mir das Leben
  Ganz wie ein Schlummerlied vor.

Den liebreichen und dringenden Einladungen der Familie Rouſſeau, nach Ansbach zu kommen, leiſtete er keine Folge. Er ſchlug ſich mit den Erwägungen herum, ob er nach Hamburg zurückkehren oder noch den nächſten Winter in München ausharren ſolle. Er bat Eliſen, ihm in der Sache zu rathen und das Für und Wider ernſtlich zu überdenken. Er hätte jetzt Reiſegeld, könnte vor dem Anbruche der ſchlimmen Jahreszeit den Weg nach Hamburg zu Fuße machen, fände vielleicht Anregungen alldort, die ihn literariſch fördern würden, und wäre vor Allem bei Eliſen: hingegen ſtehe er in München jetzt beinahe völlig allein und werde bei ſolcher inneren und äußeren Verlaſſenheit ſchwerlich in's Arbeiten kommen. Als die Kehrſeite aber ſtelle ſich dar, daß er ohne den Doctortitel käme, da derſelbe ſogar in Erlangen koſtſpieliger ſei, als er vermuthet, daß er Campen nicht gerne als eine uncharakteriſirte Perſon gegenüber träte und daß er die Beſuche bei den Leuten ſcheue, die ihm einſt einen Freitiſch gegeben. Eliſe gehorchte dem Eigennutze zärtlicher Neigung, indem ſie für die Rückkehr ſtimmte. Inzwiſchen hatte er ſelbſt den Gedanken daran wieder beſeitigt: über dem Zögern, ſich zu entſcheiden war der Winter hereingefallen und die Unmöglichkeit einer Fußreiſe ihm beinahe ein willkommener Vorwand des Bleibens. Die Anſicht Eliſens, daß er in Hamburg Gutzkow eine Zeit lang ſich anſchließen könne, um ſich ſpäter auf eigene Füße zu ſtellen, erklärte er ihr als eine falſche, die aus ihrer Unkenntniß der Verhältniſſe der Literatur entſpringe. Schon im gewöhnlichen Leben, ſagte er, iſt es nicht rathſam, ſich in die Mitte von zwei Extremen zu ſtellen, da man dort meiſtens zerrieben wird; in der Literatur aber muß man, was man auch ſei, zu allen Zeiten ganz ſein. Sich Gutzkow anſchließen, hieße ſich ihm unterordnen, und dies ſei ihm aus dem gerechteſten Stolze unmöglich. Ueberhaupt aber könnte Gutzkow ihn keineswegs brauchen, wie er iſt, ſondern nur wie er etwan für Gutzkows Zwecke und Abſichten zurecht zu ſtutzen wäre, und da würde dann gewiß als Schnitzel wegfallen müſſen, was Hebbel für das Fundament ſeiner Natur halte. Hebbel will ihn dereinſt beſuchen, um ihn kennen zu lernen, doch glaubt er kaum, daß der Beſuch von der einen oder anderen Seite zu einer Annäherung führen werde. Der deutſche Schriftſteller habe in unſerer Zeit eine ganz außerordentliche Stellung zum Publicum und zur Literatur. Das größte Talent ſei jetzt ſchon eitel, wenn es ſich nicht für überflüſſig halte, das Vorzüglichſte ſei in allen Kreiſen gebracht, es könne höchſtens noch einmal gebracht werden, und dies ſei gar nicht nothwendig. Wem es daher um Selbſtachtung zu thun wäre, der müſſe ſtrenger und unnachſichtlicher gegen ſich ſein, als es jemals ein Autor geweſen. Verſuche und Experimente ſeien verächtlich in einer Zeit, wo ſelbſt das Vorzügliche keinen Anſpruch machen dürfe. Nun aber geſelle ſich noch dies hinzu, daß das Publicum nicht gute, ſondern miſerable Waare verlange, daß es verachte, wenn es geachtet werde. Da koſte es Mühe, den Halt nicht zu verlieren. Er ſei entſchloſſen, zehn Male lieber ſich ſelbſt, als die Wahrheit zu opfern, und dies ſei bei ihm kaum ein Verdienſt, da ihm das Gegentheil völlig unmöglich wäre.

Trübſelig ging er dem Winter entgegen, nicht wiſſend, wie er ohne alle Anregung, ohne Aufforderung zur Thätigkeit, die er aus dem Umgange mit Rouſſeau geſchöpft hatte, durchkommen ſolle. Die ganze Woche ſah er oft keinen einzigen Menſchen. Und wenn er ſich nunmehr auch gedrängt fühlte, ſich enger an Gartner zu ſchließen, ſo war dieſer Umgang, wie der Genannte ſelbſt meint, nicht fruchtbar. Sie gingen oft ſtundenlang ſtill und ſtumm neben einander her, und wenn ſich Hebbels Mund öffnete, ſo brachte er nur Klagen um Emil hervor. Seine Correſpondenz war auf den Briefwechſel mit Eliſe beſchränkt, wo er ſich erſt recht in ſich ſelber einbohrte. Gravenhorſt ſchwieg ſchon ſeit einem Jahre und Rendtorf verſtand die Natur eines Briefes nicht oder wollte ſie nicht gelten laſſen, zog Alles zu ſehr in's Enge, glaubte immer nachmeſſen zu müſſen und machte einen freien Geiſtes- und Stundenerguß dadurch unmöglich. Ich muß auch dieſen Zuſtand aushalten, ſeufzte Hebbel, aber was das mich koſten wird, fühle ich, und ich habe wenig oder nichts mehr zuzuſetzen. Er fürchtete dieſe geiſtigen Entbehrungen weit mehr, als die phyſiſchen, obwohl es, nach ſeinen eigenen Worten, auch etwas ſagen wolle, daß er ſchon ſeit zwei ein halb Jahren, einen Sommer ausgenommen, nicht mehr warm gegeſſen hatte. Zudem litt er in den letzten Monaten an Schlafloſigkeit, Schwindel, Kopfſchmerz und Bruſtbeklemmungen: ſicherlich die Folgen einer ſchlechten Ernährung bei ſo unendlich geſteigertem Nervenleben. Oftmals dachte er, das Glück könnte ihm dadurch den ärgſten Poſſen ſpielen, daß es nur zu ſpät käme. „Dann brächte es mich richtig," ſagt er, „auch noch um den Leichenſtein und die wohlverdiente Grabſchrift." Der Leſer erinnert ſich des Worts, worauf Hebbel hier anſpielt: daß ſein Leben jetzt nur noch ein Ringen um Mutter und

Leichenſtein ſei! „Armer Baum," fährt er fort, „armer Baum, mit dem die Sonne zu liebäugeln beginnt, nachdem ſeine Wurzeln erfroren ſind. Elender Stumpf! ruft der müßige Spaziergänger aus, der ihn belorgnettirt, warum grünſt du nicht, da doch Alles grünt? — Ueberhaupt, was iſt denn entſetzlich? Nicht daß eine Welt in Trümmer gehen, ſondern daß ſie ſo ganz im Stillen verweſen kann."

Wie ein Geizhals, der ſein Geld überzählt in der umſichtig verſperrten Kammer, ſo brütet Hebbel über die ausſtehenden Poſten ſeines Lebensbuches, mit einer wahren Habgier forſcht er nach den Lücken ſeines Weſens, um am Ende den Großinquiſitor ſeiner ſelbſt zu machen. Als Rouſſeau noch lebte, da ſtörte dieſer nicht ſelten, ſchon durch ſein jugendlich helles Antlitz allein, dieſe traurige Thätigkeit: nun der heilſame Störer verſchwunden war, hatte die melancholiſche Arbeit königliche Muße.

Da die ganze Qual des Leidenden und die ganze Kälte des Anatomen in der Beobachtung ſeiner ſelbſt vereinigt waren, ſo fielen einander gleichſam Zuſchauer und Acteur unaufhörlich in's Wort und es verwirrten ſich Leidenſchaft und Beſinnung zu einem unauflöslichen Knäuel. Wir ſchauern zuſammen, wenn wir uns die Stimmung vorſtellen, deren Niederſchlag das nachſtehende Bekenntniß bildet: „Es iſt ſehr ſchlimm, mit äußeren Hinderniſſen kämpfen und daran die Hälfte der geiſtigen Mitgift vergeuden zu müſſen: am ſchlimmſten aber iſt, daß ein Menſch, der das mußte, nie über ſich in's Klare kommen, daß er nie wiſſen kann, ob ſein Ich, ſein urſprüngliches, unverfälſchtes, oder ſein verſchrobenes Verhältniß zur Welt in ihm wirkſam iſt, wenn er zuweilen nicht aus noch ein weiß. Dunkelheit über dieſen Punkt kann zur Verzweiflung führen; ich wollte mich an jegliche, an die abſcheulichſte Erſcheinung gewöhnen, die aus meinem Innern auftaucht, wenn ich mir ſagen dürfte: Auch in ſolcher

Geſtalt mußteſt du eine Zeit lang einher gehen, wenn du überhaupt exiſtiren ſollteſt: doch der Gedanke: es iſt nicht deine eigene Krankheit, es iſt fremdes Gift, was dich entſtellt, iſt fürchterlich, um ſo fürchterlicher, da er ganz und gar täuſchen kann.“ Wer ſollte es auch ungeſtraft verſuchen können, ſeinen eigenen Wurzeln beikommen und den geheimnißvollen Einſchlag ſeines Innern betaſten zu wollen!

Hebbels Genius hatte ihm die Begegnung mit einem Geiſte, der ihn überſah, der längſt über ihn hinausgeſchritten war, in der Periode des Werdens verſagt. Stets war in dem Verkehr des Frühgereiften mit Andern eine einzige Schale belaſtet, diejenige, welche das Bewußtſein ſeiner Stärke trug. Da er aber die Riſſe und Brüche ſeines Vermögens nicht minder ſcharf erkannte, ſo beſchwerte er die zweite mit der Strenge gegen ſich ſelbſt, mit einer liebloſen, unduldſamen Härte, der überdies alles Fehlerhafte und Gewaltthätige der urſprünglichen Anlage beigemiſcht war. Das durchdringende fremde Auge eines bedeutenden Mannes hätte ihm nicht ſo wehe gethan und vor Allem es hätte den heiligen Umkreis gemieden, wo die Grundkräfte des Menſchen ſchlafen. Hebbel war ſich der Gefährlichkeit dieſes Beginnens wohlbewußt. An eine Bemerkung der Rahel anknüpfend, klagte er einmal, daß unſer Leben zu innerlich geworden und daß es ohne ein Wunder nicht wieder äußerlich werden könne: er fürchte, daß wir an der Grenze unſeres Witzes ſtänden und Alle für den Himmel reif wären, was notabene der ſchlechteſte Zuſtand auf Erden ſei. Dieſes ſtäte Beſpiegeln und Auskundſchaften unſerer ſelbſt, meint er treffend, wohin führe es? Nicht einmal zum Irrthum, höchſtens zu einer verzweiflungsvollen Ahnung unſerer eigenen ſchauerlichen Unendlichkeit, zu einem Punkte, wo uns das eigene Ich als das furchtbarſte Geſpenſt gegenüber trete: das heiße die Wahrheit durch die Tortur auspreſſen und mit dem Saft des Lebens den Baum der

Erkenntniß düngen. Es ſei etwas ganz Anderes, ob die Welt, der Zufall, das Schickſal dem Menſchen die Fragen vorlege oder ob er ſich ſelber frage. Man könne dem eigenen Ich fremd werden, dies ſei der umgekehrte Wahnſinn und der letzte, d. h. tiefſte Abgrund, in den man hinunter taumle. Eine der Perſonen ſeines Luſtſpiels: Der Diamant, ſpricht ausdrücklich die Warnung aus: daß wer den Menſchen zwinge, unter ſich ſelbſt hinabzuſchauen und das ſchmale Fundament ſeines Daſeins in's Auge zu faſſen, ihn auf ewig verwirren könne. Den nämlichen Gedanken enthalten die ergreifenden Verſe Grillparzers auf Zacharias Werner: „O unglückſel'ge Frucht der Selbſtbeſchauung, du haſt dich auch geſchaut und biſt geſtorben, denn das nicht was er iſt, nur was er thut, das ſoll der Menſch erkennen und erwägen". — Hebbel war kräftig genug, dieſes Geſicht auszuhalten; er iſt nicht daran geſtorben: dem Menſchen aber hat es ein böſes Denkzeichen aufgedrückt und dem Dichter hat es die ſpielende Hand auf immer gelähmt.

Schlafen, Schlafen, nichts als Schlafen!
  Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
  Leiſeſtes Erinnern kaum,
Daß ich, wenn des Lebens Fülle
  Niederklingt in meine Ruh,
Nur noch tiefer mich verhülle,
  Feſter zu die Augen thu'!

So hatte er in der erſten Zeit zu München geſungen, ſo klang es auch jetzt in ſeiner Seele fort.

Unter den neueren Autoren, die ihm während des Jahres 1838 den größten innern Antheil eingeflößt hatten, ſtand Tieck obenan. An den Erzählungen dieſes Dichters bewunderte er die „unvergleichlich erſonnenen und dargeſtellten Situationen," ſowie deſſen eigenthümliche Kunſt, nichts zuſammen zu bringen, was nicht unbedingt zuſammen gehört. Er betrachtete dies als eine Art Prädeſtination, welche nur bei grenzenlos freier Ueberſicht, bei dem reinſten und ruhigſten Wollen möglich ſei. Dennoch erkannte er dieſer Art der Novelle nicht den Preis zu, ſondern der Kleiſtiſchen, obwohl er jene für die ſchwierigere hielt. Sie commentire die Natur eigentlich mehr, als ſie ſolle und dürfe, die höchſte Wirkung der Kunſt trete aber nur dann ein, wenn ſie nicht fertig werde; ein Geheimniß müſſe übrig bleiben und läge das Geheimniß auch nur in der dunklen Kraft des entziffernden Wortes. Tiecks ſatyriſche Komödien intereſſirten ihn ſchon als Verſuche, aus der Sphäre des gemeinen Luſtſpiels in eine höhere aufzuſteigen; gleichwohl ließ er ſich durch den ſchillernden Reichthum des Geiſtes nicht über das künſtlich Getriebene dieſer Gewächſe täuſchen. Beim Zerbino zum Beiſpiel ſtörte ihn die Unwahrheit der Form, da dieſe Production ſich ihrer eigenen Idee nur indirect annähere, mittelſt des Kunſtgriffs, wie ſie falſche Poeſie verhöhne, um die wahre zu zeigen. Dieſe Poeſie taumele verlegen zwiſchen dem Lyriſchen und Dramatiſchen umher, träume ſich ſelbſt mehr, als ſie lebe, und könne ſich an Kraft und Fülle nicht mit der ihr entgegengeſetzten Polemik meſſen, welche ſie rechtfertigen, ja begründen ſolle. Zudem ſtehe ſie mit jener Polemik nicht in einem Verhältniß der Nothwendigkeit, ſondern nur in dem des Bedürfniſſes: eine Verbindung, wie zwiſchen Herr und Knecht, wobei man nicht einmal recht klar darüber werde, wer denn herrſche und wer diene. Die ſchwächſte Seite Tiecks, deſſen Lyrik, trifft er mit dem einzigen Worte: daß es doch zu originell ſei, die Natur durch Darſtellung ihrer äußeren Erſcheinung, ohne das Medium des vermittelnden Menſchengefühls ausſprechen zu wollen. Augenſcheinlich feſſelte ihn an Tieck im Ganzen und Großen der ſpieleriſche Kunſtverſtand, die muthwillige Einbildungskraft eines ernſten, ja melancholiſchen Geiſtes, weil unſerem Freunde ſowohl das Spieleriſche als auch das Muthwillige fehlte. Inwieferne der Umgang mit Tieck die Wirkung eines böſen Beiſpiels auf Hebbel hatte, dies werden wir im Fortgange ſeiner Lebensgeſchichte wahrnehmen.

Die Eindrücke des dazumal Geleſenen legte er in größeren oder kleineren kritiſchen Skizzen nieder, welche ſich in ſeinem Tagebuche vorfinden; ſo über einzelne Stücke von Reinhold Lenz, über Tieck'ſche Dichtungen und über Emilia Galotti. An dieſen Aufſätzen bedauerte er den Mangel der innigen Harmonie zwiſchen Wort und Gedanke, ſowie der Grazie der Sprache. Den Herren Mundt und Laube, ſagte er, beneide ich ihre ſtyliſtiſchen Schönheiten nicht, wohl aber Leſſing die ſeinigen. Aber ihn tröſte wenigſtens das Eine, daß er nach dieſem Ziel bisher nicht geſtrebt habe, weil ihm die Sachen noch immer zu viel zu ſchaffen machen, als daß er auf die ſorgfältige Behandlung ſein Augenmerk richten könnte.

In's Produciren kam er nicht. Eine Luſtſpielerfindung, welche ihm im letzten Frühling aufgegangen war, trat ihm zwar näher, der erſte Act war geſchrieben, er hoffte fortfahren zu können; aber die wiederaufgenommene Arbeit wollte nicht vom Flecke. Wie beim Schnock, ſo reizte ihn jetzt gleichfalls der Contraſt des komiſchen Vorwurfs zu den traurigſten Erlebniſſen. Ein Jude war die Hauptperſon des Luſtſpiels, ein Schelm, der einen Diamant geſtohlen und verſchluckt hat, ihn aber nicht wieder aus dem Leibe los zu werden vermag.

Ruhelos und unbeſtimmt wallten aber auch die Umriſſe eines tragiſchen Bildes vor ihm auf und nieder, eines bürgerlichen Trauerſpiels, wozu ihm ein Vorgang in der Familie des Tiſchlermeiſters Anton Schwarz, bei dem er längſt wohnte, den Anlaß gegeben. Der Tochter wegen, um der lieblichen Beppi willen, hatte er das Logis gewechſelt und ſich bei ihrem Vater eingemiethet. Mit einer zerſtreuenden Tändelei anhebend, war der Verkehr in der Folge ein intimer geworden, was bedenklich ausſah, da er in dem Mädchen Hoffnungen, ja Anſprüche erweckte, die er ſchon deshalb nicht erfüllen konnte, weil er Tieferes nicht für ſie empfand. Sie erfreute ihn, wie der Sonnenſtrahl, der ſein Fenſtergeſimſe ſtreifte, den er aber kaum entbehrte, wenn er ſich einmal nicht einfand. Sie ſcheint ein ſehr gutmüthiges Geſchöpf geweſen zu ſein und vielfach herumgeſtoßen von der derben Fauſt des Lebens. Dabei hatten die erfahrenen Unbilden ihr Mitleiden erhöht, anſtatt es abzuſtumpfen. Einſt erzählte ſie ihm, daß ſie auf eine Tagwerkerin zornig ſei, weil dieſe, hochſchwanger, noch immer Holz und Waſſer ſchleppe, ohne ihr Kind zu ſchonen. „Oft hab' ich ihr ſchon das Waſſer hinaufgetragen.“ Sie war ſinnlich, katholiſch-abergläubiſch und beurkundete in den Träumen, die ſie nicht müde ward, Hebbel ausführlich zu ſchildern, eine volksthümliche Einbildungskraft. Hebbel, der ſeit jeher auf das Traumleben Gewicht legte, notirte manchen ihrer Träume und ſchenkte ihren Reden von der Muttergottes und den Heiligen der Kirche willig Gehör. Was er bei Görres ablehnte und was ihm an Eliſens Chriſtenthume verdrießlich war, das erſchien ihm in der ſchlichten und unwiſſenden Beppi als völlig unverdächtig. Jeden Morgen brachte ſie ihm das Frühſtück und die Bairiſche Landbötin, auch ſorgte ſie für ſeine ſchadhafte Wäſche. Seine Heftigkeit und ſein dämoniſcher Hang, die ihm ergebenen Menſchen zu verletzen, führten öfters zu Kränkungen des Mädchens, die ſie nichts weniger als verdient hatte. Nach einer Entzweiung und wieder eingetretenen Verſöhnung Beider ſagte ſie zu ihm: ſie ſei entſchloſſen geweſen, ihn ganz zu verlaſſen. „Aber auf einmal fiel mir ein, wie viel zerriſſene Strümpfe Du hätteſt, und ich fühlte ſo ein Mitleid mit Dir, daß ich mich gleich anders entſchloß.“ — Eines Tages erſchienen

Gensdarmen im Hauſe und verhafteten den Sohn des Tiſchlers, einen leichtſinnigen Jungen, welcher des Diebſtahls überwieſen war. Das ganze ehrbare Bürgerhaus verfinſterte ſich mit Einem Schlage. Hebbel war Zeuge der Scenen des Jammers und der Schaam, und namentlich erſchütterte ihn die Wahrnehmung, daß Beppi ordentlich wieder Athem ſchöpfte, als er mit ihr in dem alten Ton ſcherzte und Poſſen trieb. Sie hatte ſich eingebildet, er werde ihr nun die Schande des Bruders zurechnen und jede Vertraulichkeit mit der Schweſter eines Diebs ſofort aufheben. Das Glück ihrer Enttäuſchung rührte ihn ſehr und vielleicht, ja gewiß, geſellte ſich etwas von eigenem Schuldgefühl hinzu, da doch ſein Umgang mit ihr nicht gerade beitrug, den rechtſchaffenen Vater in ihr zu ehren. Er mochte ſich der Erzählung ihrer Verführungsgeſchichte erinnern, welche er auf einem Tagebuchblatte mit dem Zuſatze verzeichnet hatte: „Armes Kind, erſt mußteſt du an Den kommen und dann an mich!" — Es ſollte ziemlich lange währen, bis der betrübſame und am Ende alltägliche Vorfall zu einem tragiſchen Symbole ausgereift war.

Von dem Wunſche erfüllt, ein Buch und etwas Honorar nach Hamburg mitbringen zu können, hatte er ſeinen komiſchen Roman, ſammt der Erzählung Anna und dem Märchen: Der Rubin, an Tieck in Dresden geſendet und um deſſen Urtheil gebeten, wie auch um Fürſprache bei einem Verleger. Es war der dritte Verſuch mit dem Schnock. Aber ſowohl dieſer als auch ein zweiter Brief an Tieck blieben ohne Antwort. Des Dichters Schweigen kränkte ihn, wenn er ſich gleich ſagte, daß Tieck bekanntlich oft leidend, von der ſchwärzeſten Melancholie ergriffen, daß er ferner bejahrt und groß genug ſei, um ein Verlangen, wie das an ihn geſtellte, zu überhören. Trotzdem kränkte ihn Tiecks Schweigen dermaßen, daß er ſich vornahm, wenn es ihm ſelbſt jemals begegnen ſollte, mit dem Vertrauen junger Schriftſteller und Dichter beehrt zu werden, ihnen alſogleich zu antworten, was immer auch er ihnen zu ſagen habe. — Das Morgenblatt, wofür er ſich von Zeit zu Zeit einen Beitrag abpreßte, ſchickte ihm gerade ſo viel klingenden Lohn, daß er ſich dafür die Schuhe konnte beſohlen laſſen, und Eliſe, die vor Kurzem ein kleines Modegeſchäft errichtet und dabei Mißgeſchick erfahren hatte, mußte die Unterſtützung, die ſie ihm nach wie vor zuwendete, den Umſtänden gemäß einſchränken. Es ging ihm alſo herzlich ſchlecht. Er aß jetzt an dem ärmlichen Tiſche ſeiner Hausleute, ein Trauriger unter Betrübten. „Wenn ich einmal mit Extrapoſt aus der Welt gehen ſollte“ — ſo hatte er einſt aus München an die Freundin geſchrieben, „ſo geſchieht es, Du darfſt darauf ſchwören, nicht aus Verzweiflung, ſondern aus Hunger.“

Noch vor Thorſchluß ſeines Münchener Aufenthalts machte er ein paar neue Bekanntſchaften und hatte er einige geſellſchaftliche Berührungen, denen er bisher immer ängſtlich ausgewichen war. Er verkehrte mit einem einſichtigen Maler Biſchof, der vor ihm den luſtigen Guckkaſten des Münchener Künſtlertreibens aufſchlug und ihn in ſeiner Verehrung Cornelius' beſtärkte. Durch Gartner wurde er in einem Odeon eingeführt, wo eine Schauſpielerin, wahrſcheinlich auf deſſen Veranlaſſung, zwei der Gedichte Hebbels declamirte: Der junge Jäger — das Haus am Meere, und wo er, wie jeder Fremde, dem Könige vorgeſtellt wurde.

Einige Male kam er in den Cirkel des Hofraths Vogel, deſſen Gemalin, eine Tante Emil Rouſſeaus, längſt durch den Neffen auf ihn aufmerkſam geworden. Sogar einem Balle wohnte er dort bei, auf welchem das ganze angeſehene und gelehrte München, darunter auch Schelling, erſchien. Hier lernte er die Hofräthin Förſter, die Tochter Jean Pauls, kennen, mit der er ſich lange über deren herrlichen Vater und deſſen Werke unterhielt. Die anmuthige Emma — heißt es in Karl Haſes Jugenderinne rungen — war faſt in des Vaters Styl, nur in's Kleine gezogen. Hebbel freute ſich der Wahrnehmung, ſeine Schüchternheit gegen Unbekannte abgeſtreift zu haben, eine der unheilvollen Nachwirkungen der unwürdigen Behandlung Mohrs, und er war mit ſeinen geſelligen Tournüren ſichtlich zufrieden. Schwerlich werden ihm die eleganten Damen ein gleich gutes Zeugniß ausgeſtellt haben.

Mit dem Beginne des Jahres 1839 rüſtete er ſich im Geiſte zur Rückkehr nach Hamburg. Er hatte das alte mit der Gewißheit geſchloſſen, daß ihm das neue nicht wieder bringen könne, was ihm jenes geraubt habe. Die Mutter verloren und den treueſten Freund. Stets war ihm jetzt zu Muthe, als ob ſeine geheimſten Regungen ein Verhältniß zu Rouſſeau hätten, als ob ſie dieſem ſchon im Augenblicke ihres Entſtehens bekannt ſein müßten. Unwillkürlich nannte er oft ſeinen Namen und erklärte ſich gegen ihn über Manches, als wäre er anweſend und hätte ihn mißverſtanden. Weit weniger denke ich an Dich, theuere Mutter, ſagte er ſich im Stillen, ich kann's nicht ändern; ich bin ſtarr und kalt und werde vom Leben nur noch hin und wieder im Vorbeigehen beſucht.

Amalie Schoppe, von der er längere Zeit hindurch keine Nachrichten mehr erhalten, ſchrieb nun an ihn voll freundſchaftlicher Geſinnungen und rieth ihm an, er ſolle, um promoviren zu können, ſich vorläufig um eine Hofmeiſterſtelle bemühen; Gutzkow und der junge Schriftſteller Wiehl, die an ſeinem Talent Intereſſe nähmen, wären der nämlichen Anſicht. Schleiermacher, A. W. Schlegel, Varnhagen, die Brüder Grimm und Hegel ſeien gleichfalls dieſen Weg gegangen, es liege alſo nichts Schimpfliches darin. Man würde ſich um eine paſſende Stelle der Art in Hamburg für ihn umthun. Ein anderes Auskunftsmittel wäre, wenn er ſich einſtweilen in Kiel anſiedeln und um ein ditmarſiſches

Stipendium bemühen wollte. Dort könnte er wohlfeil leben, Privatunterricht geben und nebenbei als Publiciſt auftreten. Die jüngſt ausgebrochenen Wirren in Ditmarſchen böten ihm bei ſeiner Vertrautheit mit den Verhältniſſen herrlichen Stoff, ſich auszuzeichnen und bemerkbar zu machen. Er müßte jedoch raſch herüber kommen, da ſonſt Alles wieder ruhig werde, „Dank den Dragonern, womit der König Ihr Vaterland beglückt hat“. Hebbel, indem er ſeine Erkenntlichkeit ausdrückte, erwiederte: Da andere Leute ſich der Literatur widmen, warum ſollte er mehr riskiren, wenn er denſelben Weg einſchlage? Aus ihm könne das Glück wenigſtens noch etwas machen, denn er ſei etwas und brauche nicht viel Glück. Nicht Jeder dürfe ſo ſprechen. Obendrein gebe es wohl nicht leicht ein Verhältniß, in das er weniger hinein paſſe, als in das gefirnißt-knechtiſche eines Hofmeiſters. Wir glauben es ihm auf's Wort. Es hätte mit ihm noch ungleich ſchlimmere Auftritte geſezt, als wir ſie aus dem Hofmeiſterleben Hamanns kennen. Das Unglück war nur, daß er in gar keines der ſich ihm darbietenden Verhältniſſe hineinpaßte, in das ſchriftſtelleriſche ſo wenig, als in das des Erziehers oder in das Lehramt.

Je näher der Zeitpunkt heranrückte, wo er von München ſcheiden ſollte, deſto mehr Lichter ſammelten ſich auf dem Bilde dieſer Stadt, die er einzig und ohne Gleichen nannte, in der man leben könne, wie es Einem gefalle. So oft ich an München denke, ſchrieb nachmals Cornelius an den dortigen Künſtlerverein, iſt es mir, als ob Sonntag wäre und das ſchönſte Wetter. Dieſer Sonntagsblick hatte auch Hebbel getroffen. Zugleich traten jezt die innern Beſitzthümer, deren Erwerb ſich für ihn an München knüpfte, lebhaft in ſeine Vorſtellung; die bedeutende Lebensperiode, die er hier zurückgelegt, wurde ihm gleichſam ſinnlich und er ſagte ſich, daß ſie bei minderer Vereinſamung wahrſcheinlich nicht ſo bedeutſam geworden wäre. Hier, wo er ganz auf ſich allein geſtellt, das ihm ſonſt immer von Außen aufgedrungene Verhältniß zu ſeiner Umgebung ſich ſelbſt habe bilden müſſen, hier erſt ſei der Charakter in innerſter Eigenthümlichkeit entfaltet worden; er wolle nur hoffen, daß dieſe Eigenthümlichkeit nicht gar zu ſchroff und abſtoßend ſei. Wenn er auch viel zu beklagen habe, zu bereuen habe er wenig: „denn wer ſein Leben, ſo wie ich, zuſammen flicken und ſtücken mußte, der iſt wohl zu entſchuldigen, wenn er nicht im Purpur einher geht“. Als Talent ſtelle er ſich unter Niemand, der jetzt lebe, ſeinen hohen Meiſter Uhland und Tieck natürlicherweiſe ausgenommen; auch glaube er im Lyriſchen Einiges hervorgebracht zu haben, was als rühmliches Denkmal ſeines Daſeins fortdauern werde. Er ſtehe an einem Wendepunkte und eben darum ſei er überzeugt, daß Gott ihn noch nicht abrufen könne. „Kein Menſch verläßt die Erde, ſo lange ſie ihn in Rückſicht auf Geiſt oder Herz noch verändern kann; der Tod hat nur Macht über das Gewordene.“ —

In dem Maße als der Gedanke an den Abſchied von München dieſe Stadt vergoldete, verdunkelten ſich vor ſeinem Blicke die Hamburger Verhältniſſe. Er hatte ſich gegen ſeine Wohlthäter ehedem nicht zu ſtellen gewußt, er hatte ſeine Rechte zwar nicht aufgegeben, aber auf gelegenere Zeit ſich vorbehalten, wie ſie geltend zu machen wären. Von Heidelberg und München aus hatte er geſucht, das Verſäumte ſchriftlich einzubringen, jedoch dabei erfahren, daß das Bild, welches der Menſch in dem Geiſte ſeiner Freunde und Bekannten zurücklaſſe, zum Ausleger ſeiner Briefe werde. Wie die Schoppe ſeinen Bildungsgrad begriffen habe, dies bewieſen alle ihre Rathſchläge und Urtheile. Es heiße alſo, in Hamburg ganz von Vorne anfangen. Sei es darum! Aber keine Rückſicht ſoll ihn bewegen, ſagt er ſich, eine Beſchränkung ſeiner Unabhängigkeit zu dulden, und ob er deshalb von Kurzſichtigen für undankbar gehalten, von Böswilligen dafür ausgeſchrieen werde.

Alles machte er ſich klar, nur das Wichtigſte nicht: wie er zu Eliſen ſtand und Eliſe zu ihm. Er war nicht der Mann, mit Vorbedacht darüber im Dunkeln bleiben zu wollen: er ſchien wirklich unbefangen über dieſes Verhältniß zu denken und den Unſegen nicht zu ahnen, den es für Beide in ſich barg. Eliſe liebte ihn, er ſelbſt aber empfand für ſie nur innige Freundſchaft. Zwar, den Ton des Liebhabers hatte er niemals gegen ſie angeſchlagen; im Gegentheile, ſie konnte aus jedem ſeiner Briefe entnehmen, daß eine leidenſchaftliche Wallung ihn nicht bewege. Und doch — daß ſie mit ſeiner Freundſchaft vollauf ſich begnüge, daß ſie nicht mehr verlange, nichts Äußeres erwarte, war er aus ihren Blättern zu leſen gewiß außer Stande. Die zärtliche Neigung eines Mädchens, wenn ſie noch ſo wunſchlos gibt und noch ſo deutlich ſieht, erzeugt aus ſich ſelbſt leiſe, allmählich das Verſprechen erwiedernder Neigung: Ueber Nacht wird dir das Theuerſte, das Unerwartete aufblühen! Worauf du ſchon verzichtet haſt, das kehrt mit einem Male lächelnd bei dir ein! So war es auch bei Eliſen. Wenn ſie aber auf einen Blick der Zärtlichkeit rechnete, ſo pries er ihr umfaſſendes Gemüth, dem er ſich dergeſtalt erſchließe, wie keinem anderen ſonſt in der Welt! Und wenn ſie auch nur in verblaſſender Ferne auf eine dauernde Vereinigung anſpielte, ſo hielt er ihr das Schreckbild entgegen, daß eine ſolche Verbindung das Grab des jungen Mannes, namentlich des Dichters, ſei und daß in der Ehe etwas Verſteinerndes liege. Alles Unveränderliche werde ihm zur Schranke und jede Schranke zur Beſchränkung. Wenn ein Künſtler ſich verheirathe, ſo geſchehe immer ein Wunder, ſo gut, als wenn ein Anderer ſich nicht verheirathe. „Das zwiſchen uns beſtehende Verhältniß“, ſchrieb er ihr einſt, augenſcheinlich als Erwiederung auf heiße Worte, die wir uns leicht vorſtellen können, „das zwiſchen uns beſtehende Verhältniß iſt auf einen ſittlichen Felſen, auf gegenſeitige Achtung gegründet; trat ein

Sinnenrauſch dazwiſchen, ſo wollen wir dies nicht bedauern, denn es war natürlich, ja bei der Lage der Dinge unvermeidlich, aber noch weniger wollen wir bedauern, daß er vorüber iſt." — Nicht ſelten ſei was man Liebe nenne, die Vorläuferin einer unvergänglichen Veſtaglut, der Freundſchaft! Keinem Menſchen auf Erden ſchreibe er Briefe, wie ihr, ſie genieße mit ihm ſein geheimſtes Leben, und eine innigere Verbindung ſei nicht möglich. Auf ihre bange Frage, die ſie nicht unterdrücken kann: Ob ſie nicht erſtarren werde, wenn er ihr beim Wiederſehen ruhig, kühl gegenüber trete? weiß er nichts Anderes zu antworten, als daß er dieſe Befürchtung nicht verdiene. Sie möge bedenken, ſetzt er ſentenzenhaft hinzu, daß das Herz eine tauſendfältige Sprache habe. Dem Weibe ſei es angemeſſen und nothwendig, ihr Gefühl ufer- und ſchrankenlos dahin brauſen zu laſſen, denn das Weib wirke nur durch die Liebe; der Mann aber müſſe ſich vor Ueberſchwemmungen des Herzens hüten. Alſo die Beredſamkeit der Weisheit ſollte ein ungeſtüm pochendes Frauenherz zur Ruhe bringen, die Standrede, die er der Ebbe hielt, dem Fluthen der Leidenſchaft Halt gebieten. Und dieſe Standrede hielt der nämliche Menſch, der als den bedeutendſten Ausſpruch in Bettinas Goethe-Briefen das Wort bezeichnet hatte: „Die Leidenſchaft iſt der Schlüſſel zur Welt". Eliſens Miene wird bei ſolchen Gegengeſchenken an das Geſicht des Bettelmädchens erinnert haben, die anſtatt der milden Gabe, welche die Nothdurft lindert, bitter enttäuſcht eine Blume empfängt.

Die Freundin hatte gewünſcht, daß er zu ſeinem Geburtstage, dem 18. März, bereits in Hamburg ſei. Doch ließ ſich die Reiſe des Schneegeſtöbers und der ſchlechten Wege halber nicht beſchleunigen, da Hebbel entſchloſſen war, ſie zu Fuße zu machen. Er bat Eliſen, ihm ein gutes Zimmer zu miethen, wenn möglich in ihrer, gewiß nicht in der Doctorin Nähe; er ſei jetzt ein anſtändiges Logis gewohnt. Auch möge ſie nicht vergeſſen, die Hausleute zu benachrichtigen, daß er ein Hündchen bei ſich habe. Ferner mußte ihm Eliſe trotz ihrer Bedenken verſprechen, ihm bis nach Hoopte entgegenzukommen, damit er ſie nach ſo langer Trennung zuerſt ohne Zeugen in traulicher Stunde ſehe. Ernſthaft ſtellte er die Bitte und wiederholte ſie, Frenſchbrote mitzubringen, ſeinen Lieblingskuchen, damit er ſofort mit ihr Kaffee trinken und dabei nach Herzensluſt plaudern könne. Der Ort, wo ſie ſich treffen ſollten, hieß: Der letzte Heller; ein hiſtoriſcher Ort, was Hebbel vermuthlich nicht wußte. Denn hier hatte Tettenborn, 1813 die Deputation Hamburgs empfangen und ihr bedeutet, daß er als Freund erſcheine, ſie müßten aber zuvor die franzöſiſchen Einrichtungen beſeitigen und den Senat wieder einſetzen, damit Rußland nicht die Hand auf Hamburg lege, dann erſt werde er mit ſeinen Truppen einziehen. Vivat! rief Hebbel in ſeinem letzten Münchener Briefe, Vivat der letzte Heller!

Seine Garderobe, ſeine Bücher und Schriften packte er in den Koffer, um ihn voraus zu ſchicken. Zur Fußreiſe bedurfte er ja nur eines Ränzchens. Wir aber wollen, bevor er ſeine Tagebuchhefte mit in den Koffer verſchließt, noch einen Blick darein thun und ihnen Einiges entnehmen, was die Charakteriſtik ſeines Geiſtes- und Gemüthslebens in der abgelaufenen Epoche ergänzen hilft.

Aus den Tagebuchblättern.

Der Menſch iſt die Continuation des Schöpfungsacts, eine ewig werdende, nie fertige Schöpfung, die den Abſchluß der Welt, ihre Erſtarrung und Verſtockung, verhindert. Es iſt höchſt bedeutend, daß Alles, was als menſchlicher Begriff exiſtirt, nicht vollkommen und ganz — wohl ſtückweiſe — in der Natur vorhanden iſt, und Alles, was in der Natur vollkommen und ganz exiſtirt, ſich dem menſchlichen Begriff entzieht, des Menſchen eigene Natur nicht ausgenommen. So wiſſen und definiren wir, was Recht und Unrecht iſt, was Tugend und Unſchuld iſt (dieſe, ſobald wir ſie verloren haben), aber nicht, was Leben iſt u. ſ. w. Wo uns Erkenntniß vergönnt ward, da bedarf die Natur unſerer Mithilfe.

Wenn der Dichter Charaktere dadurch zu zeichnen ſucht, daß er ſie ſelbſt ſprechen läßt, ſo muß er ſich hüten, ſie über ihr eigenes Innere ſprechen zu laſſen. Alle ihre Aeußerungen müſſen ſich auf etwas Aeußeres beziehen; nur dann ſpricht ſich ihr Inneres farbig und kräftig aus, denn es geſtaltet ſich nur in den Reflexen der Welt und des Lebens.

Ich leſe die Rahel. Goethes Wort: „Sie hat die Gegenſtände“ möcht' ich doch nur in bedingtem Sinne unterſchreiben. Sie urtheilt eigentlich wie eine ſomnambule Kranke; immer richtig, aber nur in Bezug auf ſie, auf das, was ihrem Zuſtande zuſagt. Jedenfalls darf man von dieſer höchſt geſunden Frau eben ſo wenig Folgerungen ableiten, wie von ihrem Gegenbilde, der Seherin von Prevorſt. Uebrigens eine der alleraußerordentlichſten Erſcheinungen und — ſie erkennt es zuletzt an, anfangs ſah ſie darin einen Fluch — ein Glück für ſie, daß ſie als Jüdin geboren war, denn dadurch war ihre Stellung ſogleich eine ſcharf geſonderte, deren dieſe wunderſam-fremde Natur ſo ſehr bedurfte. Ich ſagte lieber: Sie hat ihr Verhältniß zu den Dingen, und vor Allem hat ſie ihre Zuſtände.

Eine bedeutende Kraft im Menſchen kündigt ſich dem Gefühl als ein Mangel an, ſo lange ſie ſich noch nicht entwickelt hat.

Wenn ein Menſch recht aufrichtig iſt, ſo ſchadet ihm nicht ſowohl das, was er ausſpricht, als das, wovon man meint, daß er es verſchweigt. Denn Niemand glaubt an ſeine Aufrichtigkeit, und daraus, daß er viel ſagt, ſchließt die verdorbene Menge blos, daß er noch viel mehr zu ſagen hat.

Ein Gefangener iſt ein Prediger der Freiheit.

Gegen jede ſogenannte Wahrheit bin ich mißtrauiſch, die nicht in mir das Gefühl erregt, als hätte ich ihre Exiſtenz ſchon lange zuvor geahnt.

Diejenigen Menſchen, die ſich auf demſelben Wege befinden, aber in verſchiedenen Stadien, ſind am weiteſten aus einander.

Es gibt keine reine Wahrheit, aber eben ſo wenig einen reinen Irrthum.

Einige Menſchen ſind die Barbiere ihres Jahrhunderts, einige Jahrhunderte die Barbiere der Zeit.

Viele tragen in ihre Poeſie Logik hinein und meinen, das heiße motiviren.

Wenn die Hieroglyphenſchrift ſich vervollkommt, ſo wird die Buchſtabenſchrift nicht erfunden.

Um einen Schriftſteller in Bezug auf Styl zu beurtheilen, muß man beſonders auf die Freiheiten paſſen, die er ſich mit der Sprache nimmt, und unterſuchen, ob dabei auch Freiheit Statt findet.

Die meiſten Dichter machen das Wort, das ſie ihren Geſtalten in den Mund legen, zum Spiegel ihrer Zuſtände: es muß aber zugleich Echo ihrer Natur ſein.

Vor einer hohen Freude zittert der Menſch faſt ſo ſehr, wie vor einem großen Schmerz. Da mag er fürchten, die Traube des Lebens auf einmal zu pflücken und den dürren Stab in der Hand zu behalten.

In die Hölle des Lebens kommt nur der hohe Adel der Menſchheit: die Anderen ſtehen davor und wärmen ſich.

Das Gemeine iſt verloren, ſobald es kämpft.

Zwei Menſchen ſind immer zwei Extreme.

Es iſt die größte Dummheit der Maus, daß ſie, einmal in die Falle gegangen, nicht wenigſtens noch den Speck, der ſie hinein gelockt hat, verzehrt.

Es war eine große Idee der katholiſchen Kirche, daß bedeutende Menſchen in den Augen der Gottheit etwas gelten und durch Fürbitten wirken können.

Es fragt ſich, ob, wenn Kleiſt das Gebrechliche der Welteinrichtung zeigt, er dadurch nicht mehr erhebt, als wenn er ſie prieſe.

Platen brüſtet ſich mit dem Zügel und hat nicht das Pferd.

Ich weine jetzt faſt nie aus Schmerz, kaum noch aus Zorn. Aber bei ſchöner Muſik oder wenn ich ein munteres Kind ſehe, kommen mir ſo leicht Thränen in's Auge.

Die Sprache begräbt die Sachen; ſie bezeichnet ſie obenhin und man meint, es ſei nichts weiter dabei zu denken.

Nichts kann bewieſen werden, als was zu beweiſen ſich nicht verlohnt.

Ein Hofmann iſt ein umgekehrter Hofnarr.

Die Weiber activ zu machen, um ſie zeichnen zu können, iſt ein Kniff Laubes. Ich glaube, ſchon Gutzkow bemerkte ihm dies.

Es hat mir einen tröſtlichen Eindruck gemacht, daß Schiller (nach Humboldts Briefwechſel) ſo wenig die Griechen, als die ſchweren Lateiner, in der Urſprache las.

Die Muſik iſt blind, die Bildhauerkunſt taub, die Malerei ſtumm.

Allegorie.

Dereinſt raubt das Unglück dem Glück die Flügel. Es ſchwingt ſich himmelan und das Glück muß auf der Erde weilen.

* * *

Kurz vor ſeiner Abreiſe lud ihn die Familie Rouſſeau von Neuem zum Beſuche in Ansbach ein und empfing er einen Brief Gutzkows, der ihn um eine Correſpondenz für den Telegraphen bat.

Hebbel war elegiſch geſtimmt, als er von den ihm werthen Stätten Münchens Abſchied nahm. Er ging noch einmal die Straße nach Ingolſtadt hinaus, einen ſeiner liebſten Spaziergänge, die Straße, welche Herzog Albrecht ritt, nachdem er ſeine Agnes zum letzten Male geküßt hatte. Er beſuchte noch einmal die Pinakothek und die Glyptothek, ſowie die Leuchtenberg'ſche Gallerie, indem er ſich nicht ohne Schmerz die Entbehrungen künſtleriſcher Genüſſe vorſtellte, die in Hamburg ſeiner warteten. Nur der Gedanke: Du kehrſt wieder einmal zurück! verſüßte ihm die ſchweren Scheideſtunden. Auch dem Habereder'ſchen Kaffeehauſe am engliſchen Garten ſagte er Lebewohl, das ihn und Rouſſeau im vorjährigen Winter jeden Abend geſehen. Er ſetzte ſich an den Tiſch, wo er mit dem Unvergeßlichen immer zu ſitzen pflegte, und ließ ſich ein Glas Bier geben, das er auf ſein Andenken leerte. Leben Sie auch noch? ſagte der kleine Wirth, den ſie ſtets den Kobold nannten. Das Zimmer war verändert, die Tochter war lange in die Höhe geſchoſſen, die Gäſte waren dieſelben: Officiere, Bauern, Bürgersleute. Im Nebenzimmer ſprach ein krausköpfiger Geſchichtsforſcher über Carl den Großen. Der letzte Spaziergang galt dem engliſchen Garten.

Bei ſehr ſchönem Froſtwetter, Morgens 6 Uhr, ging Hebbel am 11. März 1839 aus München. Beppi trug ihm ſein Ränzchen bis an's Ende der Ludwigsſtraße, dort nahm er es ſelbſt auf den Rücken. Neben ihm her lief ſein Hündchen. Sie begleitete ihn über zwei Stunden. In einer Bauernſchänke, die einſam im Walde ſtand, der ſogenannten kalten Herberge, tranken ſie das letzte Glas zuſammen. Dann ſchieden ſie unter unendlichen Thränen. Ueber Pfaffenhofen, Ingolſtadt, Eichſtädt, Waſſerburg, Roth und Schwabach ging es nach Nürnberg, in welcher Stadt er ſich ein Bischen umſah. Er beſuchte unter Anderem die Bibliothek, wo ihm ein alter Bibliothekar viele Incunabeln, ein Concept

Luthers, Handſchriften von Friſchlin und Regiomontanus zeigte. Nach Benützung der kurzen Eiſenbahnſtrecke bis Fürth, wobei er den erſten Eindruck einer ſolchen Schnellfahrt empfing, ſetzte er ſich, ſein Hündchen auf dem Schooß, in den Poſtwagen, der ihn ſpät Nachts ſehr unwohl, weil er plötzlich das Fahren nicht vertragen konnte, und bei mörderiſchem Wetter nach Bamberg brachte. Am nächſten Morgen trat er den ſehr langen Weg nach Coburg an, benützte aber zeitweilig um einen geringen Preis ein Brieffelleiſen oder ein anderes elendes Wägelchen, das ihn weiter ſchüttelte; ein Mal bei ſchneidender Nachtkälte, ohne Mantel und mit naſſen Stiefeln. Mehr als ihn ſelbſt dauerte ihn ſein armes Hündchen, das er vergebens auf ſeinem Schooße zu erwärmen ſuchte. Vom Laufen waren dem Thiere die kleinen Füße wund und blutig. Durch hochgethürmte Schneelager, unheimliche Gehölze, über Bergkämme und holprige Chauſſeen entlang wanderte er mit ſeinem Hündchen.

In der Fruhe, wenn er in die friſche Kälte hinausſchritt, verſpürte er tagtäglich Muth und Kraft in jedem Nerv; wie ein Schwimmer, ſagte er, den die Wellen ſchaukeln und der das ganze große Meer unter ſich zu haben und es ordentlich zu drücken meint, wie ein keuchendes Roß. Dann ſang er Lieder oder dichtete einen Vers, luſtig bergauf, luſtiger bergab. Auf einem Meilenſteine oder im Walde auf einem hohlen Stamme frühſtückte er und that einen Schluck aus der Branntweinflaſche. Mittags aber war er kein Dichter mehr, wenn auch immer noch ein rüſtiger Wanderer. Dann nahm er im Wirthshauſe ein Glas Bier und, als er Baiern hinter ſich hatte, eine Taſſe Kaffee und aß Brot dazu. Hänschen aber bekam ſeinen Teller Suppe oder was ſonſt Warmes zu haben war. Das reinliche Hänschen, anſtatt es ſich in der Wärme behaglich zu machen und hinter den Ofen zu kriechen, leckte ſich den Schmutz ab und war gewöhnlich fertig, wenn er wieder aufbrach. Hebbel ſagte, es gab ihm, wenn er zu Stock und Ränzchen griff, auf eine faſt unwiderſtehliche Weiſe, durch die lieblichſten Gebärden zu verſtehen, daß es noch bleiben möchte. Aber er durfte ſich nicht daran kehren, ſondern es hieß: Vorwärts. Nun war das Marſchiren eine Arbeit. Die Sonne hatte die Wege aufgeweicht, man konnte keinen feſten Fuß faſſen, und anſtatt Gedanken nachzuhängen und Phantaſien abzuſpinnen, wurden die Meilenſteine gezählt und die Begegnenden nach der Entfernung der Oerter befragt. Um vier oder fünf noch einmal eine kleine Labung, dann ohne Aufenthalt in's Nachtquartier.

An ſeinem Geburtstage, an dem er nach Suhl kam, erquickte er ſich ausnahmsweiſe an einem leckern Mahle in einem vortrefflichen Wirthshauſe. Von dort nach Gotha mußte er die höchſte Höhe des Thüringer Waldes, 2500 Fuß, erſteigen, als es eben heftig ſchneite. Ungeachtet der Winterkälte und der Ermüdung ergriff ihn das Naturbild gewaltig: die ſchwarzen Wälder auf dem weißen Grunde. In Mühlhauſen, der ehemaligen freien Reichsſtadt, ſchrieb er ein Gedicht nieder, das auf der Wanderung entſtanden war: Winterreiſe, worin er der unfreundlichen Aufnahme gedenkt, die ein abgeriſſener Wandersmann überall erfahren muß.

Man prüft am fremden Gaſt
Den Mantel und den Kragen.

Ueber Heiligenſtadt marſchirte er nach Göttingen, wo er bei Regenwetter Nachmittags zwei Uhr eintraf. Gleich nach ſeiner Ankunft ließ er ſich in der Univerſitätsbuchhandlung den Adreßkalender reichen, um nach Bekannten zu ſehen. Er ſtieß auf den Namen Rudolph Ihering, deſſen wir uns noch aus Heidelberg erinnern, ſah, daß er ganz in der Nähe wohne, ging zu ihm und ward nothgedrungen von ihm eingeladen, in ſeiner Stube, anſtatt im Wirthshauſe zu logiren.

Es fügt ſich ſchön, daß wir aus dem Munde Rudolph Iherings ſelbſt werthvolle Mittheilungen hier vernehmen können. Der ausgezeichnete Romaniſt hatte dem Biographen in traulichem Geſpräche ſeine Beziehungen zu Hebbel erzählt und war ſpäter ſo gütig, die Bitte zu erfüllen, dieſe Mittheilungen ſchriftlich wiederholen zu wollen.

„Drei Male im Leben oder genauer, während meiner Studienzeit, bin ich mit Hebbel zuſammen getroffen. Das erſte Mal in Heidelberg, das zweite Mal in München, das dritte Mal in Göttingen. Im Jahre 1836 um Oſtern bezog ich die Univerſität Heidelberg, um dort die Jurisprudenz zu ſtudieren, und fand auch dort in einer Vorleſung für Anfänger der juriſtiſchen Encyklopädie, die von einem jüngern Docenten gehalten ward, mit einem Commilitonen auf derſelben Bank zuſammen. Seine für einen Studierenden des erſten Semeſters ungewöhnliche Erſcheinung erregte meine Aufmerkſamkeit: es war unſer Hebbel. Ueber die Jahre hinaus, in denen man regelmäßig die Univerſität zu beziehen pflegt, verläugnete er in Allem und Jedem den Typus des ſogenannten akademiſchen Fuchſes, ja ſogar des Studenten, ſowohl in ſeiner äußeren Erſcheinung: dem charaktervollen, mit einem blonden Vollbarte verſehenen männlichen Geſicht, dem feſten, beſtimmten Gange und Auftreten und ſelbſt der Tracht, als auch in ſeiner Unterhaltung: der Reife des Urtheils und der Sorgfalt der Diction. Ich kann nicht ſagen, daß der Mann mich anzog, es war mir etwas Abſonderliches in ihm, ich weiß nicht, ob ich mein damaliges Gefühl richtig wiedergebe, wenn ich ſage: etwas Geſuchtes, Gemachtes. Er ſprach nicht, wie wir andern Studenten, friſch und frei, wie es uns in den Sinn kam, ſondern er ſprach mit Vorbedacht, er wählte die Worte und accentuirte ſie in etwas ſalbungsvoller Weiſe. Noch jetzt, nach vielen Jahren iſt es mir, als wäre ich wenigen Leuten im Leben begegnet, die mir die Worte mit einem ſolchen Aplomb und Nachdruck, gleich als wären es lauter Lehrſätze, zugemeſſen und zugewogen hätten, wie dieſer mein Mitſchüler. Ich würde damals darauf gewettet haben, daß er früher Schulmeiſter geweſen ſei. Einen ergiebigen Stoff, ſeine geiſtige Superiorität zu bekunden, fand er an den Vorträgen und der Perſönlichkeit des zum Lehrer nichts weniger als geeigneten, überaus unfreien und befangenen Docenten. Der ganze Vortrag beſtand im ängſtlichen Ableſen eines dürren Heftes, und die Röthe, die das Geſicht des Lehrers überzog, er erröthete wie ein Mädchen, wenn er je ſeinen Blick von dem Heft ab über die wenigen Zuhörer ſchweifen ließ, mußte dieſe ſehr bald über die Gemüthsbewegung in's Klare bringen, mit welcher der Mann auf dem Katheder ſelbſt dieſe rein mechaniſche Arbeit vollzog. Und dieſer Docent ſollte einen gereiften Mann, wie Hebbel, in die Jurisprudenz einführen! Eine kurze Zeit hielt Hebbel es aus, indem er durch reichlichen Spott und ſchneidige Kritik ſich ſchadlos zu halten verſuchte, und ich vermuthe, daß insbeſondere der Wiederſchein dieſer Kritik auf dem Geſichte an Hebbel es war, was unſerem armen Lehrer, wenn er einmal die Augen zu uns erhob, ſtets jenes Schauern der Verlegenheit zuzog, das an der plötzlichen Röthe der Wangen und der Art, wie er Hals und Kinn ſchnell wieder in die Halsbinde ſteckte, fühlbar ward. Dann aber duldete es Hebbel nicht länger in der Vorleſung: mit einer kräftigen Verwünſchung erklärte er eines Tages ſeinen Entſchluß, nicht weiter erſcheinen zu wollen, ein Beiſpiel, das für mich entſcheidend ward. Als ich einige Wochen ſpäter der Neugierde wegen mich einmal in's Auditorium verfügte, fand ich Niemand mehr vor, weder Zuhörer, noch Lehrer. Roß und Reiter ſah man niemals wieder. Die Roſſe hatten ſich verlaufen und der Reiter war ſpäter ſo verſtändig, das Reiten für immer aufzugeben

„Auch meinem Nachbar begegnete ich in Heidelberg nicht mehr; erſt in München, wohin ich mich um Oſtern 1837 begeben hatte, brachte mich ein Zufall mit ihm auf der Straße zuſammen, und hier knüpfte ſich eine gewiſſe nähere Bekanntſchaft an, die zu gegenſeitigen Beſuchen führte. Hebbel hatte, wie ich jetzt vernahm, mit der Jurisprudenz für immer gebrochen, und ich kann dem Manne, der es zuerſt verſtanden hatte, ſie ihm in ſo gründlicher Weiſe zu verleiden, hinterher nur Dank wiſſen, daß er dieſen Entſchluß in ihm zur Reife gebracht hat. Erſt in München erfuhr ich, wer mein Bekannter in Heidelberg war: Name und Heimath und ſeinen jetzigen Lebensberuf. Dieſer war mir ganz neu, ich hatte bis dahin von der Exiſtenz eines Literaten gar keine Kunde gehabt, erſt in Hebbel ſollte ſie mir entgegen treten, von der verlockenden in München, ſpäter in Göttingen von der düſtern Seite. Hebbels Thätigkeit, ſo weit ſie mir bekannt wurde, beſtand in dem Studium allgemein wiſſenſchaftlicher Werke und der Abfaſſung von Correſpondenz-Artikeln für verſchiedene Blätter, unter denen, wenn ich mich recht erinnere, das in Stuttgart erſcheinende Morgenblatt war. Nicht das perſönliche Vertrauen Hebbels, deſſen ich mich nicht rühmen durfte — der Unterſchied der Jahre und der geiſtigen Reife ſchloß eine ſolche Annäherung ſeinerſeits aus — aber ein Zufall, der mich ſelber nicht weniger betreten machte, wie Hebbel, verſchaffte mir die Ueberzeugung von den intimen Beziehungen, in denen er zur Tochter ſeiner Hauswirthe, einfacher Bürgersleute, ſtand. Für mich blieb der Einblick, den ich hier zum erſten Male in eine Literatenexiſtenz gewann, nicht ohne Folgen, es regte ſich in mir etwas von einer verwandten Stimmung, ich gab den Beſuch der Vorleſungen auf, was mir bei der Beſchaffenheit derſelben nicht allzu ſchwer fiel, entwarf allerhand Pläne für belletriſtiſche Arbeiten und brachte eine kleine humoriſtiſche Novelle — meine erſte und einzige im Leben —

zu Stande, die ich Hebbel vorlas und die ſeinen Beifall fand. Er ſprach mir ein humoriſtiſches Talent zu und forderte mich auf, in dieſer Richtung weiter zu arbeiten. Unglücklicher- vielleicht auch glücklicher Weiſe gerieth ich auf den Einfall, mein Erſtlingsproduct den Meinigen zuzuſenden. Als Antwort kam ſtatt der erwarteten Anerkennung ein ſchwerer Vorhalt, daß ich den Zweck meines Studiums ſo gänzlich aus den Augen verloren habe, und der Befehl, mit dem nächſten Semeſter München gegen Göttingen zu vertauſchen; ſchon im Juli verließ ich München, ſo daß ſich mein ganzer dortiger Aufenthalt auf etwa drei Monate beſchränkt hatte. Damit war für mich der Gedanke einer Literatenexiſtenz für immer abgethan, denn in Göttingen war dafür geſorgt, daß derſelbe keine weitere Nahrung fand, die Jurisprudenz vielmehr in ihr volles Recht trat.

„Drei Semeſter hatte ich dort obgelegen, und es war, wenn ich mich recht entſinne, vor den Oſterferien, als es eines Tages bei mir klopfte und ein Mann hereintrat, den ich beim erſten Blick nach ſeiner ganzen äußeren Erſcheinung für einen Handwerksburſchen hielt, der mich um ein Almoſen anſprechen wollte. Die Kleidung und der Hut abgetragen und völlig beſtaubt, die Stiefel ſchmutzig und abgetreten, der ſtarke Knotenſtock in der Hand, Alles verkündete einen Mann, der eine lange Reiſe zu Fuß zurückgelegt hatte, aber nicht wie der Student zum Vergnügen — ſchon die rauhe Jahreszeit ſchloß dies aus — ſondern wie der Handwerksburſche, der aus Mangel an Geld zum Gehen gezwungen iſt. Der Aufzug Hebbels hatte in der That etwas Wildes, Wüſtes, und es war nicht blos das Gefühl der Theilnahme, das mir dieſer Anblick einflößte, ſondern es miſchte ſich — ich will mich von dieſer Schwäche nicht freiſprechen — ein gewiſſes Gefühl der Beſchämung ein, einen ſolchen Mann als Bekannten bei mir aufnehmen zu ſollen. Denn darauf war es abgeſehen. Hebbel kam, ohne ſich mir vorher angekündigt zu haben, als mein Gaſt zu mir, und es zeigte ſich ſehr bald, wie nöthig ihm der Zuſpruch an meine Gaſtfreundſchaft geweſen war. Er war von allen und jeden Mitteln entblößt und es handelte ſich nicht nur um ſeine Aufnahme bei mir, ſondern ich war ſogar genöthigt, ihm ſofort ſeine Stiefel, die alle ferneren Dienſte verſagten, neu verſohlen zu laſſen und ihn mit etwas Reiſegeld für ſeine Weiterreiſe nach Hamburg zu verſehen. Welche Ueberwindung mag es ihm gekoſtet haben, ihm, dem älteren, gereiften Manne, bei ſeinem Stolz und Unabhängigkeitsgefühl, einen Studenten, den er ſtets mit einer gewiſſen Herablaſſung und väterlichen Ueberlegenheit behandelt hatte, in dieſer Weiſe angehen zu müſſen! Ich bin meinerſeits nicht ſicher, daß ich als junger Menſch den Eindruck, den dies erſte Begegnen und der Einblick in ſeine Lage auf mich machte, ſo zu bemeiſtern verſtanden habe, daß er denſelben nicht hätte wahrnehmen können, und ich möchte ſeinen Manen noch hinterher dafür Abbitte thun. Noch jetzt erinnere ich mich, wie gelegen es mir kam, daß die Reparatur ſeines einzigen Paares Stiefel ihm das Ausgehen unmöglich machte und mir es erſparte, mich in Göttingen mit ihm blicken zu laſſen; ich hätte die öffentliche Aufmerkſamkeit auf mich gezogen. Konnte doch mein Hauswirth, ein penſionirter Beamter und ziemlich neugieriger Mann, mit dem ich befreundet war, der Verſuchung nicht widerſtehen, die ſeltſame Erſcheinung, die er beherbergte, und von der offenbar das Dienſtmädchen berichtet haben mußte, in Augenſchein zu nehmen. — Hebbel ward beſehen! Für mich hatte dieſer Beſuch die wohlthätige Folge, daß wie meine Ueberſiedlung mich äußerlich und gewaltſam, ſo dieſer Beſuch mich innerlich von meinen Träumen eines Literatenlebens befreite. Ich erblickte dasſelbe hier von einer Seite, die mich erſchrecken ließ bei dem Gedanken, daß ich ſelbſt nahe daran geweſen war, und die es mir klar machte, daß meine

Individualität für eine ſolche Unſicherheit der Exiſtenz nicht geſchaffen war. Aber noch einen andern Eindruck ließ der Beſuch Hebbels bei mir zurück, einen Eindruck, der ſich allerdings erſt im Laufe der Jahre zur vollen Klarheit herausgearbeitet hat, den ich aber damals jedenfalls ſchon empfand. Es war der der entſchiedenen geiſtigen Ueberlegenheit Hebbels über mich und der Gewaltigkeit, oder ſoll ich ſagen: herriſchen Gewaltſamkeit ſeiner Perſönlichkeit. Ohne Zuthun von meiner Seite hatte ſich das Verhältniß ſofort ungefähr ſo geſtaltet, als beehrte der Lehrer den Schüler, ihn auf ſeinem Zimmer zu beſuchen. Hebbel war der Gebende, ich der Empfangende, er erwies mir die Ehre, eine Gefälligkeit von mir entgegen zu nehmen, für die allenfalls ich ihm, nicht er mir dankbar zu ſein habe, und gab ſich nicht einmal die Mühe, auf meine Intereſſen einzugehen, eine Vermittlung mit mir durch Herabſteigen auf meinen Standpunkt zu ſuchen oder mir das Gefühl meiner geiſtigen Unreife oder Inferiorität zu erſparen.

„Er ſprach zu mir, wie der Profeſſor vom Katheder, ohne eine Antwort meinerſeits hervorzurufen oder nur möglich zu machen; er docirte, er docirte unausgeſetzt, und als ich nach einem ſolchen längeren Vortrage, der, wie ich glaube, das Weſen der Kunſt betraf, ihm für den Genuß und die Anregung, die er mir gewährt habe, meine Befriedigung ausdrückte, erwiederte er mir: daß er nicht ſowohl meinetwegen geredet, als um ſich ſeine Gedanken klar zu ſprechen! Ich hätte ihm blos als Wand gedient, gegen die er ſprach! Ich glaube, dieſen Zug nicht verſchweigen zu ſollen, obſchon er das Zartgefühl und die ſocialen Umgangsformen Hebbels nicht gerade in ein günſtiges Licht ſetzt, weil er mit einem Schlage die ganze Perſönlichkeit zeichnet. Hebbel mein Gaſt und in drückendſter Weiſe auf meine Unterſtützung angewieſen, ich hinwiederum mich willig ihm unterordnend und ſeine Ueberlegenheit anerkennend — und dann ſolch' ein unerwarteter

Hieb in's Geſicht! War es das ihm unbequeme Gefühl der Lage, in der er ſich bei mir befand, welches ſich hiermit Luft zu machen ſuchte, der Proteſt ſeines Unabhängigkeitsſinnes gegen jeden Schein einer mir geſchuldeten Rückſicht? oder war es nur die ihm angeborne Naivetät urwüchſiger Derbheit und das Behagen an dem rückſichtsloſen Durchbrechen der conventionellen Umgangsformen, die äſthetiſche Freude an dem Effect einer überraſchenden Grobheit? Ich laſſe die Frage dahin geſtellt, aber zu meiner eigenen Ehre will ich hinzufügen, daß ich von der Eigenſchaft des Humors, die er mir in München zugeſprochen, genug in mir hatte, um in dieſer Grobheit weniger das für mich perſönlich Verletzende, als die komiſche Seite herauszukehren. Es brachte mir eine Scene in einem Grabbe'ſchen Phantaſieſtück in Erinnerung, in welcher der Teufel, der als Gaſt bei Fremden freundlich aufgenommen wird und den es mitten im Sommer friert, Stühle und Tiſche des Gaſtzimmers zum Heizen verwendet. Mit der Formel: abſonderlicher Menſch, kam ich über den perſönlichen Eindruck hinweg.

„Später haben unſere Wege uns leider nie wieder zuſammengeführt. Als ich im Jahre 1862, meine ich, einen Verſuch machte, ihn in Wien aufzuſuchen, war er nicht anweſend, und um ſchriftlich mit ihm anzuknüpfen, dazu war unſer Verhältniß nicht innig genug geweſen. Aber ſelbſt jene flüchtigen Berührungen mit ihm ſind mir ſtets als eine Art perſönlicher Illuſtration ſeiner Schriften erſchienen; ſo Vieles darin gemahnte mich an den Mann, wie er mir im Leben entgegen getreten war — abſonderlich, eckig, etwas ſchulmeiſterlich, aber eine urſprüngliche, gewaltige Kraft, der ich bereitwillig den Vorzug geiſtiger und perſönlicher Ueberlegenheit einräumte, ohne mich ſympathiſch von ihr berührt zu fühlen. Ich hatte das Gefühl, daß es ſich ſchwer mit ihm leben ließe“

⁂

Von dem Schreibtiſche des jungen Jhering aus, als dieſer ſich im Collegium befand, richtete Hebbel den letzten Brief an Eliſe vor dem Wiederſehen. Er ſchilderte ihr die mühſelige Reiſe und bezeichnete ihr die veränderte Route, die er einſchlagen werde. Anſtatt in Hoopte wolle er ſie in Harburg begrüßen, wo er am 30. März anzukommen und mit Zuverſicht ſie zu treffen hoffe. Eine Ausrede für die Ihrigen werde ſie leichtlich finden, es gelte ja, ihren Freund für die gräßlichſte Strapaze ſeines Lebens zu belohnen. Von Neuem ermahnte er ſie, die Frenſchbrote gewiß nicht zu vergeſſen; dreifach unterſtrich er dies in ſeinem Briefe. Auf dem Schreibtiſche vor ihm ſtanden in ſtattlichen Reihen Jean Pauls, Schillers, Leſſings Werke, von dickbändigen Juriſten, wie er ſich ausdrückte, nur ungerne im Repoſitorium geduldet. Eine Schwarzwälder Uhr pickte hitzig, munter hüpfte ein Kanarienvogel hin und her, während ſein armes kleines Hündchen auf den wundgelaufenen Füßen zu ihm heran hinkte und um ſein Frühſtück bat.

Am 23. März brach er nach Eimbeck auf und ging über Elze nach Hannover, wo er bei ſtarkem Schneegeſtöber anlangte. Hier ließ er ſich die Haare ſcheeren, welche wegen ihrer Länge unangenehmes Aufſehen erregt hatten. Dann wanderte er wieder auf der durchnäßten Chauſſee nach Celle, wo er nächtigte, unabläſſig mit ſeinem Hündchen beſchäftigt, bei dem er ſpäter in Soltau Krankenwärterdienſte verſah, anſtatt zu ſchlafen. Während er Hänschen Bouillon geben ließ, begnügte er ſich mit Brot. Es war ihm ein unſäglich peinlicher Gedanke, daß die treue Creatur unterwegs ſterben ſolle, wie ein Bauer in Celle ihm verſichert hatte. Er konnte die Thränen nicht zurückhalten und nahm, ungeachtet er den ſchweren Ranzen ſchleppen mußte, Hänschen auf den Arm, bedeckte es mit ſeinem Rocke und verſprach ihm, als ob es ihn verſtehen könne, in Hamburg das ſchönſte Leben. In der letzten Nacht dieſer martervollen Reiſe irrte er lange, da im Wirthshauſe der kleinen Station kein Platz mehr vorhanden war, auf der Landſtraße umher, bis er endlich auf einem Bauernhofe ein Unterkommen fand; aber welch' ein Unterkommen! Schmutzige Betten, häßliche Menſchen, Fenſter ohne Läden; „frech und kalt ſchien der Mond hinein“.

Am Vormittage nach dieſer gräulichen Nacht traf er in Harburg ein. Ihm war beklommen zu Muthe, als er die Thürme Hamburgs wieder erblickte, die ihm bei einer Biegung des Weges plötzlich in die Augen ſprangen. Lauter halbe, zerriſſene, in ſich nichtige und beſtandloſe Verhältniſſe! ſo rief es in ihm — ein Wolkenheer und nur ein einziger Stern: Eliſe! Dieſe kam am Nachmittage mit dem Dampfſchiffe. Hebbel ſagte: Es war ein ſchmerzlich ſüßes Wiederſehen. Denn auch wir ſtanden nicht zu einander, wie wir ſollten, und ſchlecht vergalt ich ihr ihre unendliche Liebe, ihre zahlloſen Opfer, durch ein dumpfes, lebefaules Weſen. Am 31. März betrat er wiederum den Boden Hamburgs.

Drittes Buch.

Der Dichter der Judith.

1839–1842.

> Den Schriftſteller überhüpfe die Nachwelt,
> der nicht mehr war als ſeine Werke.
>
> Schiller.

Erſtes Capitel.

Schriftſtellerleben in Hamburg.

So ſaß denn Hebbel wieder in der nämlichen Kammer, in welcher er vor drei Jahren geſeſſen und lateiniſche Vocabeln auswendig gelernt hatte. Denn zwei ſchöne von Eliſen für ihn hergerichtete Zimmer konnte er erſt nach Verlauf eines Monats beziehen. Er ſtellte Vergleichungen an zwiſchen Einſt und Jetzt, die nach ſeinem Gefühle zu Gunſten der Gegenwart ausfielen: Vergleichungen zwiſchen dem kaum entpuppten Schreiber aus der Weſſelburer Kirchſpielvogtei, der es für eine große Ehre gehalten habe, in einen Gymnaſiaſtenverein eingeführt zu werden, und dem nun entwickelten Manne, den literariſche Berühmtheiten aufſuchen und reſpectiren; zwiſchen dem Verlegenheitsmenſchen, deſſen er ſich doch noch in München habe anklagen müſſen, und dem nunmehr ſeiner ſelbſt gewiſſen Geiſte, der ſich getroſt auch in das ihm fremdeſte Gebiet hineinwagen könne. Zu dieſen Erwägungen hatte ihn vornehmlich das mit Gutzkow eingeleitete Verhältniß angeregt. Gutzkow war bald nach Hebbels Ankunft in einer Conditorei am Alſterbaſſin mit ihm zuſammengetroffen und ihm herzlich entgegengekommen. Er hatte ſich theilnehmend nach ſeinen

Studien erkundigt, ſich über München allerlei erzählen laſſen und manches literariſche Thema beſprochen, wobei ſich zu Hebbels Befriedigung vielfach eine Uebereinſtimmung der beiderſeitigen Anſichten ergab. Janinski, der ſich an Hebbel hängte, und Ludwig Wihl, der dazumal den journaliſtiſchen Kammerdiener Gutzkows machte, waren Zeugen dieſer Unterredung, und der Erſtgenannte meinte, daß er Gutzkow noch nie ſo unbefangen und zuthulich geſehen und daß Hebbel alle Urſache habe, mit der Art, wie deſſen Beziehung zu dem einflußreichen Schriftſteller angeknüpft worden, vollauf zufrieden zu ſein. Gutzkow lud ihn ein, ihn zu beſuchen und ſowohl für ſein Jahrbuch als auch für den Telegraphen Beiträge zu liefern. Inzwiſchen hatte Julius Campe ihn gleichfalls aufgefordert, für ihn thätig zu ſein. Hebbel ſolle einen hiſtoriſchen Roman ſchreiben, der in Ditmarſchen ſpiele; auch wurde ihm von dem Verleger ein kleiner Vorſchuß bewilligt. Arbeit genug, rief Hebbel aus, ich darf nicht länger klagen, die Pforte iſt mir geöffnet! Auf jeder Lebensſtation haben wir ihn im Anfange ſo zuverſichtlich geſehen.

Gleichwohl ging Hebbel nicht ohne Vorſicht in das Verhältniß zu Gutzkow hinein. Zwar die urſprüngliche Abneigung gegen ihn war ſchon während der letzten Wochen ſeines Münchener Aufenthaltes einigermaßen gemildert worden durch zwei Bücher Gutzkows: Götter, Helden und Don Quixote und den Roman Blaſedow und ſeine Söhne, welche ihn, das eine des würdigen Tones und der treffenden Bemerkungen wegen, das andere in Anſehung der bedeutenden Idee und der theilweiſe gelungenen Ausführung, mehr als die früheren Schriften deſſelben Verfaſſers anſprachen. Er glaubte auf eine Sinnesänderung Gutzkows wie auf höhere Entwicklungen ſeines poetiſchen Talentes ſchließen zu dürfen, eines Talentes, das ihm in der Wally und in den Novellen als ein verächtliches erſchienen war. Dennoch vermochte er ſein Mißtrauen gegen dieſen Autor nicht zu verwinden. Aengſtlich überwachte er ſeine eigenen Schritte in dem Verkehr mit Gutzkow, ja nach dem erſten und zweiten Beſuche bei ihm brachte er die empfangenen Eindrücke ſorgſam zu Papier, als ob es ſich um nöthigenfalls einmal zu verwerthende Prozeßacten handeln würde. „Gutzkow hat mich allerdings ſehr freundlich aufgenommen", lautet eine böſe Tagebuchnotiz, „aber wer ſagt mir, daß es aus wirklicher Herzlichkeit geſchah? . . . In allen dieſen Leuten liegt keine Wahrheit, darum glauben ſie auch an keine. Sie ekeln mich an." Trotzdem war der Mann der Abſichten, der perſönlichen Zwecke und der Kameradſchaften nicht durchweg unaufrichtig und vor Allem war er bei ſeiner entſchiedenen Selbſterkenntniß in die ſchmerzlichſten inneren Widerſprüche verſtrickt. Allein Hebbels Selbſterkenntniß gab dem Vortrefflichen die Ehre und am bitterſten litt ſeine Seele unter dem verſengenden Strahle derſelben. Gutzkows Selbſterkenntniß dagegen ſuchte ſich mit ſeinen mangelhaften poetiſchen Kräften in ein ſchnödes Gleichgewicht zu ſetzen und er verſchaffte ſich für ihre Qual einen Ausweg, indem er emſig fremde Gebrechen aufſtöberte und vor fremdem Verdienſte, wo er vermochte, die Augen ſchloß. Zwei Typen der Literatur ſtanden ſolchergeſtalt einander in Hebbel und Gutzkow gegenüber, beide leidender und angriffsluſtiger Natur, nur daß der Eine in den peinigendſten Anforderungen an ſich ſelbſt, der Andere in maßloſem Ehrgeize ſich verzehrte und dabei fortwährend nach Außen kämpfte und tobte.

Als Hebbel vor Gutzkows Abreiſe nach Frankfurt, im Mai 1839, von ihm Abſchied nahm, theilte ihm derſelbe mit, daß er ihn an zwei Zeitungen, die Halliſchen Jahrbücher und das eben begründete Hannover'ſche Muſeum, als Mitarbeiter empfohlen habe, was Hebbel um ſo willkommener war, als ſein Erwerb von zahlreichen Verbindungen mit öffentlichen Blättern abhing.

Nachdem Hebbel von ſeinem Wunſche, die Sammlung ſeiner Gedichte herauszugeben, nicht ohne Selbſtgefühl geredet und den Umriß eines Romanes: Der deutſche Philiſter, den er noch von München her feſthielt, auseinandergeſetzt hatte, wobei Gutzkow mit Beifallsäußerungen nicht kargte, händigte ihm dieſer eine Reihe Bücher zur Beſprechung für den Telegraphen ein und rief ihm noch die Treppe hinunter nach, daß er ſich dieſes Blattes während ſeiner Abweſenheit von Hamburg redlich annehmen möge. In einer der düſterſten Gaſſen, der Abeceſtraße wohnend, wo Gutzkow auch bei Tage Licht brennen mußte, um ſchreiben zu können, redigirte er die Zeitung, welche zum Verdruße der „belletriſtiſchen Revolverpreſſe“, die um das Stadttheater gruppirt war, aufblühte.

Hebbels Hauptumgang beſtand jetzt aus Dilettanten, wie Janiski, mit dem er halb hofmeiſterlich, halb familiär verkehrte, und aus Leuten von der Feder, wie Ludwig Wihl, welcher ihn unaufgefordert in die häßlichen Geheimniſſe gewerblichen literariſchen Frohndienſtes und ohnmächtigen, aber geräuſchvollen Recenſententhums einweihte. Bei der Doctorin Amalie Schoppe, die ihn anſcheinend mit der alten Theilnahme wiederbegrüßt hatte, war ſo zu ſagen ein Meierhof für das Federvieh angelegt, ſo daß er auch dort vorzugsweiſe von Schriftſtellerglück und -Miſère, Verlegern und Journalvorkommniſſen, wie von der ganzen aufgeflirrten Herrlichkeit ſtrebſamen Unvermögens zu hören bekam. Dann und wann ſah er bei der Schoppe den Doctor J. D. Aſſing ſammt deſſen Frau Roſa Maria und den Töchtern Ottilie und Ludmilla. Die Berührung mit den zwei Alten war Hebbel wohlthuend. Er erfreute ſich an der ſinnvollen Frau, die nach Gutzkows Worten einen eigenen Cultus der Erinnerung und ein beinahe künſtleriſches Princip der ſchönen Geſelligkeit hatte. Nie, ſagte ihr Schilderer, ſei ihm ein Weſen vorgekommen mit einem ſo wie

Roſa Marie feſtlich geſchmückten Gedächtniß. „Ihre Erinnerung war ſtets mit Kränzen behangen: Alles ſtand darin im ſchönſten Sonnenlichte; ſie knüpfte an die kleinſten Reliquien lange Seligkeiten von Eindrücken, die mit unverweltlicher Friſche in ihrem Innern blühten.“ Noch mehr fühlte ſich Hebbel zu ihrem Gatten hingezogen, dem rechtſchaffenen, guten, mit Witz und Satyre begabten, von einer ſpröden und darum täuſchenden Außenſeite gegen ſtörende oder ihm unleidliche Gäſte geſchützten Manne. In der Zeit der romantiſchen Schule aufgewachſen und in Juſtinus Kerners Umgange die Gegenſätze ſeines eigenen Weſens an denen des Freundes ſchärfend oder beſtärkend, war ihm, wie es in Gutzkows feiner Charakteriſtik Aſſings heißt, die Miſchung von gläubiger Poeſie und verneinendem Humor, die Geiſterſeherei am hellen lichten Tage eigen, wobei er die geſunde Erkenntniß des Tages im vollen Maße behauptete. Gutzkow erſchrak, daß es Naturen gab, die in geiſtigen Dingen ſo zart angefaßt ſein wollen: Aſſings Schonung gegen Andersdenkende, ſeine Geneigtheit, bei doppelſinnigen Gerüchten über die Menſchen immer erſt das Gute zu glauben, wirkten auf ihn, wie ein edles und erhebendes Beiſpiel, und er bekannte offen, daß er ihm jede Nummer des Telegraphen gerne unterſchlagen hätte, wann er gezwungen geweſen war, in einen groben Klotz einen groben Keil zu treiben. Aſſings Sinnigkeit und ſein gleichgültiges Verhalten gegen die literariſchen Neuerer, die er mit ſchweigendem Genießen griechiſcher oder deutſcher Claſſiker beſeitigte, machten eine Verſtändigung zwiſchen ihm und Hebbel leicht. Hingegen mißfielen dieſem die Töchter Aſſings, welche nach ſeinem Ausdrucke die Genialität in der Ausſprache ſuchten. Sie waren kritiſche, beſſer krittelnde Geſchöpfe, huldigten der Frauenemancipation, verehrten Georges Sand als eine Hoheprieſterin und ſegelten ſo rückſichtslos in's Aſchgraue hinein, daß Wihl ſich manchmal nach ſeiner Verſicherung wie ein Mägdlein vorkam und roth wurde. Zuweilen geſchah es, daß, wenn ſie über Freiligrath entzückt faſelten, der inzwiſchen eingetretene Vater mit einem Preiſe der römiſchen Elegien Goethes antwortete, und während die verbildeten Töchter über die Romane der Sand ſtritten, las er, vielleicht ſchon zum zwölften Male, die Wahlverwandtſchaften. Stockte das Geſpräch über Strauß oder Ruge, er knüpfte es wieder mit Homer oder Hippokrates an, von welchem ſein Lieblingscitat lautete: „Der Arzt aber ſieht das Grauenhafte“. Ludmilla ſprach über Mundt, der Vater benützte eine Pauſe und wiederholte: „Der Arzt aber ſieht das Grauenhafte“. Die fanatiſch jungdeutſche Geſinnung der zwei Frauenzimmer widerte Hebbel an und ſeine Bekenntniſſe ſagen uns, wie unangenehm ihm, nur um der Mädchen willen, der Aſſing'ſche Kreis geworden, wie ſehr er nach erfriſchenden, belebenden Eindrücken ſchmachtete.

Da brach plötzlich eine Kriſis herein, diesmal in Geſtalt einer Todeskrankheit. Er wurde in den erſten Tagen des Juni von einer Lungenentzündung befallen, die nur durch einen zur rechten Zeit angewendeten Aderlaß einen guten Ausgang nahm. Er machte damals, wie er ſpäter geſtand, Erfahrungen, die er, ſo theuer er ſie auch erkaufen mußte, doch um keinen Preis im Complexe ſeines Lebens hätte entbehren mögen. Es war ihm höchſt merkwürdig, daß ſein Zuſtand, wiewohl er ſich über die Gefahr durchaus nicht täuſchte, innerlich gar nichts Beklemmendes und Aengſtigendes für ihn hatte, ſondern daß er dem Fortſchritte der Selbſtauflöſung, ſo weit das allerdings große und mit jedem Moment ſich ſteigernde phyſiſche Leiden es geſtattete, mit Freiheit, ja mit einer gewiſſen kalten Ruhe zuſah. Hin und wieder war ihm ſo zu Muthe, als ob ſein geiſtiges Ich für ſich ſelbſt exiſtirte, während es zugleich ganz ungemein von dem heruntergekommenen Körper beläſtigt ward. Ihn hob in dieſer Krankheit ein unbegrenztes zuverſichtliches Vertrauen, worüber er nachmals bemerkte, daß er es lieber ein allgemein poetiſches als ein ſpecifiſch-religiöſes nennen möchte. Und damit war ein unwiderſtehlicher Drang verbunden, alle Spuren ſeines irdiſchen Daſeins, namentlich ſeine Gedichte, zu vertilgen, weil ſie ihm bis auf Weniges gar zu unzulänglich vorkamen. Das Wenige aber, was ſich behauptete, peinigte ihn am meiſten: er wandte es unabläſſig hin und her, um es gleichfalls verurtheilen zu können, aber er hatte es ohne hinreichenden Grund verdammen müſſen. Sieben Nächte nach einander wachte Eliſe an ſeinem Krankenlager und vorzüglich ihrer aufopfernden Pflege verdankte er die verhältnißmäßig raſche Zunahme ſeiner Kräfte. Im fieberhaften Halbſchlummer hatte er eines Tages ganze Scenen eines ditmarſiſchen Dramas ausgearbeitet. Die Ditmarſchen lösten ſich bald wieder in den Nebel zurück, aus dem ſie ſchattenhaft zu dichteriſchem Körper hervorgeſchwebt waren, und die ſchwärzeſte Melancholie bemächtigte ſich ſeiner vollſtändig, wie ſchon öfters. „Ich bin ein Baum, der vertrocknet", ſagte er mit der Gleichgültigkeit ſeiner dunklen Geſtändniſſe, „zuweilen noch ein Knoſpenanſatz, welcher der Wurzel die letzten Kräfte raubt, ohne der Krone Schmuck zu verleihen. Eſſen und Trinken und dazu der Gedanke, daß ich's nicht lange mehr werde können, weil das Geld ausgeht; lange Mittagsſchlafe — Wunſch zu reiſen — Leſen in Leihbibliotheksbüchern — Recenſionen. Nachts ein dummer, dicker Schlaf; Träume, ſo öde und wüſt wie Diſteln auf Miſtbeeten. Ohne viel an Selbſtmord zu denken, ein Krampf in der Hand, als ob ich ſtets Piſtolen abdrückte, und in den Schläfen eine Empfindung, wie vom Druck der Piſtolenmündung. Das Luſtigſte, daß Niemand ahnt, was in mir vorgeht: die Doctorin muß alle meine Münchener Briefe für Lügen halten, weil ich ihr ganz anders vorkommen muß. Ich bin in Geſellſchaft heiter; ſoll ich denn für mich ſelber ſchwarz gehen? Es iſt genug, daß ich das Sterben übernehme!" —

Das in München Befürchtete war vollſtändig eingetroffen: die Hamburger Verhältniſſe wurden unerträglich. Schon fingen ſchlimme Reibungen zwiſchen ihm und Amalie Schoppe an, der unbedeutenden, oberflächlichen und durch häuslichen Kummer, den ihr die Söhne bereiteten, reizbar gewordenen Frau. Sie wollte nach wie vor die Rolle des Protectors gegen Hebbel ſpielen, ihre Rathſchläge als unabweisbare von ihm angeſehen wiſſen und ihre Modeblätter als das ihm am meiſten erwünſchte Forum für ſeine Gedichte. Einige im Telegraphen erſchienene Kritiken Hebbels veranlaßten ſie geſprächsweiſe zu der Frage, ob er wohl den kritiſchen Theil der Abendzeitung in Dresden übernehmen möchte. Hebbel bejahte es und Amalie Schoppe ſchrieb an den Redacteur. Dieſer, Hofrath Winkler, unter dem Pſeudonym Theodor Hell bekannt, antwortete, daß Hebbel ihm als Mitarbeiter allerdings willkommen ſei, daß beide aber, da Schwarz und Weiß ſich nicht mit einander vertrügen, ſich gegenſeitig accommodiren müßten. Als Hebbel dies las, rief er begreiflicher Weiſe aus: Die Sache iſt alſo nichts! Wie hätte es ihm auch einfallen können, den Anſichten Theodor Hells ſich anzubequemen und in der Vespertina, wie die Dresdener das Blatt gerne nannten, das Schankamt hofräthlicher Thees mit dem Redacteur zu theilen?! Dieſe Ablehnung jedoch nahm die Doctorin Schoppe, welche ſie nicht begriff, übel auf. Die gute Frau, die in Theodor Mundt und Heinrich Laube Genien unſerer Literatur erblickte, ſah einen Schriftſteller, wie Theodor Hell, als ſehr achtungswürdig an. Wer jemals einen Blick in ihre Erzählungen und Zeitſchriften gethan, ja wer nur ihre Lebenserinnerungen geleſen hat, der wird in jener Auffaſſung nichts Auffälliges finden. Die „gebildete Welt" und die „geſittete Geſellſchaft" galten ihr als die Pfeiler geiſtigen

Daſeins, „zauberiſche Töne“ der Aeolsharfen verzucken die Menſchen, welche ſie ſchildert, und über eine Schaar Kinder in einer Familie bemerkt ſie, daß „einige derſelben ein hervorragendes Talent zum Zeichnen verriethen“. Hebbel hielt, ſo viel er konnte, an ſich, um ſeinen Mißmuth zu unterdrücken, ſeine Empfindlichkeit zu verbergen. Er ſuchte ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen: er wollte ſich daran erinnern, daß ſie im Verlaufe ihres Lebens ſehr viel ausgeſtanden und deſſenungeachtet ſehr viel durchgeſetzt habe: er wollte es nie vergeſſen, daß ſie ihm die Thür zum Leben geöffnet und trotz der Erniedrigung, die ſich für ihn daran knüpfte, ſeinetwegen Schritte gethan habe, die Einer ſchwer für den Andern thue. Aber die nothwendigen inneren Lebensbedingungen konnte er ſich denn doch nicht ſchweigend und widerſtandslos verkümmern laſſen, auch nicht von ſeiner „Wohlthäterin“. Eben ſo wenig Erfreuliches ſchöpfte er aus dem Umgange mit Janinski. Dieſer war in der landläufigen Bedeutung des Wortes ein guter Menſch, jedoch ein Mannweib, immer mit Verſen geladen, gleich einer Leydener Flaſche, egoiſtiſch geſinnt, ſeicht als Schriftſteller, ſchwankend und tappend in ſeinen Urtheilen, ſo daß ſein Heute ſtets ſein Geſtern Lügen ſtrafte; er blieb Einem, wie Hebbel meinte, an den Fingern ſitzen und war ſchmeichleriſch und widerwärtig gefällig. Sogar die Schoppe ſah dies ein, ſie hatte ihn oftmals im Geſpräche ein Weib genannt: dennoch gefiel er ihr und ſie zog ſtillſchweigend zwiſchen ihm und Hebbel, was dieſer wohl empfand, eine Parallele, welche nicht zu ſeinen Gunſten ausfiel. Ludwig Wihl hinwiederum, dem er ſo nahe gekommen war, als man, um mit ſeinen Worten zu ſprechen, der Schwäche, die ſich für ſtark hält, kommen kann, und deſſen wohlwollendes Herz wie ausgebreitete Kenntniſſe er aufrichtig ſchätzte, Wihl war als Talent gleichfalls geringfügig und zudem ausbündig in ſeiner Eitelkeit.

So bildeten denn die traulichen Stunden bei Eliſen, in deren Hauſe Hebbel nunmehr wohnte, ſeine einzige menſchliche Erquickung. Anregend waren aber auch dieſe Stunden nicht; ſie ſtellten gleichſam den Mantel ſeiner Eigenart vor, den er jetzt um ein ihm willenlos hingegebenes und innig ergebenes Weſen breitete. Bei Eliſen nahm er dem Schmerz und dem Zorn über die von Anderen ihm zugefügten Unbilden die Dämpfer ab, ſo daß die traurigen oder wilden Seelenſtimmungen für das liebevolle, zärtliche Mädchen allein aufgeſpart ſchienen; den Hintergrund dieſer Häuslichkeit aber, an welcher auch Eliſens Mutter und ihr Stiefvater, der Schiffer Zieſe, Theil nahmen, füllten Scenen materieller Unſicherheit und Sorge betrübſam aus.

Den kritiſchen Aufſätzen Hebbels, welche in der erſten Zeit des zweiten Hamburger Aufenthalts zahlreich entſtanden und ihm beim Telegraphen einen ſehr beſcheidenen Ertrag abwarfen, merkte man bis auf einen einzigen nichts von ſeinen unwirthlichen, gequälten und beengenden Zuſtänden wie Verhältniſſen an. Sie ſind vielmehr nach Gehalt und Form ruhig erwogene, Ueberſicht und Selbſtbeherrſchung bezeugende Arbeiten, denen weder die Flughitze des Enthuſiasmus, noch das Willkürliche vorgefaßter Meinungen, noch Bitterkeit oder Gehäſſigkeit des Tadels vorgeworfen werden können. Nicht einmal der docirende oder meiſternde Ton, der die ſpäteren Aufſätze Hebbels hie und da durchklingt, iſt in ihnen hörbar. Mitunter, aber ſelten, ſtoßen wir auf ein geſchmackloſes Gleichniß, auf einen überreizten Ausdruck. Sie geben uns lehrreiche Aufſchlüſſe über ſeine literariſche Denkungsart, über die inneren Reſultate ſeiner bisherigen Studien und ſie weiſen, wie Wegzeiger, in ſeine nächſten dichteriſchen Productionen hinüber. Halbwiſſenſchaftliche, literargeſchichtliche, biographiſche und poetiſche Schriften bilden die Gegenſtände der zum großen Theile äußerſt knapp gehaltenen Beſprechungen. Er ſucht überwiegend allgemeine Geſichtspunkte zu gewinnen, die Gattung zu charakteriſiren, der ein beſtimmter Autor angehört oder auf welche die Einzelleiſtung hindeutet. Auf das Detail geht er nur in ſo weit ein, als es der zu markirende Lebenspunkt erheiſcht.

Er ſkizzirt, er analyſirt nicht. Viele Worte macht er niemals und zum elften Male ſagen, was bereits zehn Mal geſagt worden, einer pikanten Wendung, eines Effectes zuliebe, iſt nicht ſeine Sache. Sein heißes Blut färbt dann und wann den Ausdruck, nicht die Anſichten, ſeine dichteriſche Anſchauung unterſtützt den Gedankenprozeß, ſupplirt auch zuweilen den ſtrengen Gang desſelben, pfuſcht ihm aber nirgends ins Handwerk und verwirrt ihn nicht mit halb ausgegohrener Bildlichkeit. Nordiſche Sparſamkeit des Zuſchnittes verleiht ſeinem Styl den Schein der Einfachheit, während wieder das Heftige, Blitzende ſeines Naturells der ſchwunghaften Darſtellung eines ihrer Elemente entlehnt. Das epiſch Wohlthuende, leicht Dahinſtrömende iſt ſeinem Vortrage eben ſo wenig eigen, als das großartig Hinreißende, mächtig Ueberzeugende der Rede. Zuweilen ſtaut ſich die Eindringlichkeit und Deutlichkeit ſeiner Sprache an einem aus Wortkargheit und trübem Tiefſinn gemiſchten Lakonismus.

Was er über Geſchichte, über Glauben und Wiſſen ausſpricht, das kann die Einflüſſe der Lehre Hegels in deſſen Philoſophie der Geſchichte und der Strauß'ſchen Grundſätze nicht verläugnen. In dem Umſtande allein, daß noch niemals einer der großen allgemeinen Kämpfe abgeſchloſſen ward, erblickt er die Göttlichkeit dieſer Kämpfe — alſo im Werden. In dem Aufſatze: „Ueber Literatur und Kunſt“ ſehen wir ihn in entſchiedener Oppoſition zu den herrſchenden Meinungen der Schöngeiſter des Tages. Unumwunden ſagt er, daß die gegenwärtige Epoche die Kritik, nicht die Production gezeitigt habe. Gleicher Weiſe rügt er die Tendenz der Gegenwart, wonach die Geſtaltung der reformatoriſchen

Ideen von der Kunſt, anſtatt, wie ſonſt, vom Leben verlangt werde. Er verwahrt ſich aber gegen das Mißverſtändniß, als ob er die Kunſt von der Zeit und dem, was ſie bewegt, losreißen wollte. Denn dies könne ſchon deshalb nicht die Abſicht ſein, weil es unmöglich wäre. Die nachfolgende Stelle iſt ein gelaſſener, aber entſchiedener Proteſt gegen die thörichte, das Weſen der Poeſie völlig verkennende Miſſion, welche ihr die Herolde jener Tage aufgebürdet hatten. „Die Zeit prägt jedem ihrer Erzeugniſſe ihr Monogramm auf; im ſchlimmen Fall als Stigma, im guten als Glorienſtrahl. Aber eben weil dies immer geſchieht, braucht es nicht förmlich zum Zweck erhoben zu werden.“ In einem anderen dieſer Aufſätze ſagt er, daß wir zwar die Zeit, in der wir uns bewegen, nach Kräften in unſere Speiſe verwandeln, daß wir aber nicht uns ſelbſt zur Speiſe der Zeit machen ſollen, denn nur das in uns, was nicht in ihr aufgehe, was ihr ohne Kampf ſiegreichen Widerſtand leiſte, ſei ewig und göttlich.

Die Gedichte Zimmermanns und die Gedichte von Julius Krais bieten ihm Anläſſe zu epigrammatiſchen Aeußerungen über Form und Gehalt und über eine Modeunart der dazumal gangbaren Lyrik. Die Form habe nie einen Mangel, heißt es dort, der nicht vom Inhalt ausginge, der Inhalt habe keinen, der nicht im Dichter ſelbſt wurzle. Das künſtleriſche Darſtellen ſei kein bloßes Ankleiden, welches, wenn man das Bißchen Putz ausnehme, alles Andere vorausſetze; es ſolle jedoch auch keineswegs ein Brückenſchlagen zwiſchen Subject und Object ſein. Sehr fein iſt der auf ein Geſchlecht von Lyrikern ausdehnbare Tadel: „Zimmermann ſcheint ſich zuweilen mehr für etwas als durch etwas zu begeiſtern. Die Gluth iſt da, nun greift er nach dieſem oder jenem ſpröden Stoff und ſucht ihn flüſſig zu machen. Das iſt nicht das Rechte und kann am wenigſten beim Lyriker, der ſtreng auf die innerliche Symbolik verwieſen iſt, gutgeheißen werden.

Die lyriſche Poeſie iſt durchaus ein Tauchen, ein Ergründen des inneren Reichthums: ſie ſoll die Quellen des Menſchen aufgraben und ſich nicht um die Welt, ſondern nur um ihren Wiederſtrahl in Geiſt und Gemüth bekümmern." Die beliebte und noch jetzt fortwuchernde Manier der Lyriker, mit Dichterglück und Dichterſchmerzen, Liederſchmuck und Rhythmuswonne ſchon zu thun, (manche dieſer Sänger ſuchen ſogar die Geliebte zu überreden, ſie ſolle ein funkelndes Sonett allen Schätzen Indiens vorziehen), ereilt unſer Kritiker mit ſcharfen, wohlgezielten Worten: Es ſei ein ſchlimmes Zeichen, wenn die lyriſche Poeſie ſich ſelbſt beſinge, wenn ſie über die Würde des Sängerthums in Verzückung gerathe, wenn ſie die Wunder, die ſie ſchon verrichtet habe, nicht vergeſſen könne; ſie ſei dann am weiteſten davon entfernt, neue Wunder zu wirken. Dieſes Wort erinnert an die Bemerkung Klingsohrs im Heinrich von Ofterdingen: „Der Dichter wird wenig Wunder thun können, wenn er ſelbſt über Wunder erſtaunt". Iſt ein Gedicht, das keinen Gegenſtand als ſich ſelbſt hat — fragt Hebbel — nicht eine unſinnige Heuchelei? Ja, gibt es auch nur Gedanken, die ſich ſelbſt denken? Dieſer nichtigen und lächerlichen Beſpiegelung des Lyrikers in ſeinen Liedern ſtellt er die Berechtigung eines Gedichtes, wie des Goethe'ſchen Sängers, des Uhland'ſchen Mohns gegenüber und fährt dann alſo fort: „Julius Krais freut ſich viel zu ſehr darüber, daß er ein Dichter ſei, um wirklich einer zu ſein. Niemand iſt gerne, was er iſt. Dieſer Erfahrungsſatz verbirgt einen tieferen Sinn, als man gewöhnlich in ihm ſucht. Die bedeutendſten Menſchen tragen oft ſchwerer an ihren Vorzügen, als an ihren Mängeln und Leiden. Denn allem Individuellen liegt ein Bewußtſein des Allgemeinen zum Grunde und jenes leiſtet nie für dieſes Erſatz." Mit nicht minderer Sicherheit wendet er ſich in dem Aufſatze: „Schillers Gedichte, in allen ihren Beziehungen erläutert und auf ihre

Quellen zurückgeführt von Heinrich Viehoff“ gegen die unſtatthafte Vermengung der Poeſie mit der Bildung und gegen die deſtillirende Kunſtfertigkeit unſerer Commentatoren, wie man die Thätigkeit derſelben wohl nennen darf. Dieſer Aufſatz iſt vielleicht der werthvollſte von allen und muſterhaft in der Darſtellung. Die Poeſie, beginnt er, ſetze das, was man Bildung nenne, voraus, ſie ſoll es nicht bringen. Wie alle Kunſt habe ſie das hohe Amt, an den Menſchen die letzte Hand zu legen und ihm, nachdem er die Elemente der Welt und des Lebens durchdrungen und in ſich aufgenommen, zu dem Gehalt die Form zu geben. Jeden innern Nahrungsſtoff gewinne er beſſer und leichter auf einem anderen Wege, als auf dem ihrigen; an ſie ſollte er ſich erſt dann wenden, wenn es ſich am Schluſſe des geiſtigen Prozeſſes, der ſich in ſeiner Bedeutſamkeit immer ſteigere, um die eigentliche Wiedergeburt handle. Ihre eigenſte Kraft liege im Ausgleichen, im Ordnen und Beſtimmen von Verhältniß und Maß; ſie ſei die Wage im Chaos der Schöpfung. Man könne aus Gold ſo gut ein Grabſcheit machen als eine Monſtranz, doch werden nur die Wilden dies thun. Die Bildung zu einem beſtimmten einzelnen Zweck mittheilen wollen, bedeute das Nämliche, als wenn man eine Handvoll Sonnenſtrahlen aufgreifen wollte, um damit einen von der Sonne ſelbſt nicht beglänzten Ort nothdürftig zu erhellen.

Das erſte Heft der Broſchüre Rudolf Wienbargs unter dem barbariſchen Titel: „Die Dramatiker der Jetztzeit“ regt Hebbel zu Entwicklungen über das Drama und das deutſche Theater an. Beachtungswürdig ſind in dieſem Aufſatze nur jene Stellen, welche ſich auf den Unterſchied zwiſchen der Tragödie der Alten und der Tragödie der Neueren beziehen. Die Alten, ſagt er, ſuchten bei der Fackel der Poeſie die Labyrinthe des Schickſals zu durchſpähen, die Neueren ſuchen die Menſchennatur, in welcher Geſtalt oder Verzerrung ſie uns auch entgegentrete, auf gewiſſe ewige und unveränderliche Grundzüge zurückzuführen. Was Jenen Zweck war, das ſei uns Mittel und umgekehrt. „Bei den Alten ging das Leiden aus dem Handeln hervor; ihre Tragödie war eigentlich der Triumph des Inſtinctes. Der kecke erſte Blitz des halb erwachten Bewußtſeins beleuchtete den öden Olymp und weil der Menſch die Götterhalle leer fand, ſo ſuchte er in der eigenen Bruſt ein Centrum für den Kreis ſeines Daſeins. Aber wie er nun um ſich ſelbſt ſich drehend und dadurch den Pol der Welt negirend in ſeiner ſpröden Iſolirtheit dem großen Ganzen im Wege ſtand, da packte ihn mit centnerſchwerer Gewalt das unſichtbare Schwungrad, welches das All umtreibt, und ſchleuderte ihn höhnend in einen Abgrund hinein. Nun fühlte er ſich ſündig und wußte nicht, worin, er fand ſich gerechtfertigt in ſeinen irdiſchen Verhältniſſen und ward den Alpdruck einer geheimen ungeheuren Schuld doch nicht los von der Bruſt: da ahnte er ſchaudernd, daß die Sünde weiter gehen kann, als die Erkenntniß, daß in Dingen und Ereigniſſen, ſo wie im menſchlichen Denken und Empfinden, ein myſteriöſes Letztes liegt, das, von welcher Beſchaffenheit und Wirkung es auch ſei, heilig geachtet werden will. Man erinnere ſich des Oedipus und der Art, wie in dieſem immer Räthſel durch Räthſel gelöſt wird.“ Bei den Neueren hingegen gebiere das Leiden meiſtens erſt das Handeln, der Held gerathe — er wiſſe nicht wie — in den Strudel hinein, zeige ſich aber, dem Untergange nahe, als furchtloſen Schwimmer. Dies komme von dem Verſuche, die Idee der Freiheit, mit der Idee der Nothwendigkeit nicht ſowohl auszugleichen als zu vergleichen. Die moderne Tragödie habe daher, neben die antike geſtellt, einen kränklichen Anſtrich, was durch den Umſtand noch erhöht werde, daß das Individuelle ihr Ausgangspunkt ſei. — Wir werden in der Folge wahrnehmen, wie Hebbel, halb unbewußt, halb mit Ueberlegung, bemüht war, das Schwergewicht der Tragödie auf das myſtiſche Verhängniß zu werfen, wovon in den oben durchſchoſſenen Zeilen die Rede iſt. Man glaubt, Sätze Schopenhauers zu leſen.

Der Aufſatz über Wilhelm Waiblingers geſammelte Schriften lenkt wieder, wie von ſelbſt, zu dem Perſönlichſten in Hebbel hinüber. „Oh, wir kennen es wohl", ſagt er bei der Beſprechung der düſteren Lebensgeſchichte Waiblingers faſt mit verrätheriſch zitternder Stimme, „oh, wir kennen es wohl, dies ſchreckliche Lachen, das ſich wider ſich ſelbſt kehrt; wir kennen dieſen entſetzlichen Witz, der das eigene Elend zu ſeinem Abgott macht, dieſen grauenhaften Humor, der ſich ſtellt, als ob die Todeswunde ſeine Lebensquelle ſei! Aber vergeſſe nur Niemand, daß dies Alles aus einem hohen Stolz entſpringt, der ſich nur noch durch Selbſtverläugnung zu retten weiß. Eine edle Natur ſtößt den Pfeil, den ſie nicht herauszuziehen vermag, mit aller Kraft tiefer in die Bruſt hinein und ruft aus: er kam mir eben recht! Denn ſie will ſich ſchützen vor dem gemeinen Mitleid, das ſich gerne an die Sterbenden drängt, um auf ihre Koſten in wohlfeilen Rührungen zu ſchwelgen; ſie will dem Schickſal eine Schande und der Welt eine Hinrichtungsſcene erſparen. Der Kampf um die Exiſtenz iſt der einzige, mit dem ein Menſch um ſo eher verſchont werden ſollte, je höher er ſteht, und doch iſt es gerade dieſer, den die Bedeutendſten kämpfen müſſen."

Gutzkow mochte in dieſen Arbeiten und ihrem Urheber, ſo ſehr auch die einen anderswohin zeigten, als wo ſeine eigene Straße lief, und ſo ſehr auch Hebbel als einen Friedensſtörer der kritiſirenden und producirenden Literaten der Gegenwart ſich erwies, auch Gutzkow mochte in ihnen und dem Verfaſſer Kräfte erkannt haben, die als Bundesgenoſſen wünſchenswerth und als Gegner nicht zu überſehen wären. Hebbel hatte den beſten Willen, mit Gutzkow in gutem Einvernehmen zu bleiben, ja er war ſichtlich beſtrebt, alle trefflichen Seiten des Gutzkow'ſchen Talentes zu erſpähen, um ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. So nahm er den Roman Wally von Neuem vor, weil er ihn in München nur durchflogen hatte, und las ihn jetzt mit Aufmerkſamkeit. Er erſtaunte nun über die Treuloſigkeit, welche dieſes Buch ſo arg in Verruf gebracht, da es nicht, wie der Denunciant Menzel vorgab, aus Eitelkeit und ſich ſpreizender Sinnlichkeit hervorgangen ſei: er fand vielmehr, daß darin die Wahrheit wehe und daß jedes Blatt ein geiſtiges Erlebniß enthalte. In poetiſcher Hinſicht freilich vermochte er es nicht zu vertheidigen: denn die Unzulänglichkeit der Ausführung ſei offenkundig. Nur die große Dichterkraft — ſagte er ſich — könne ein verfängliches Thema behandeln, ſie nur könne eine ſcharf einſchneidende Idee geſtalten und als lebend und dem Leben Geſetze vorſchreibend geltend machen. Er neigte ſich ferner zu dem Glauben hin, daß Redlichkeit der Grundzug der Natur Gutzkows ſei und daß Manches, was dieſem zu widerſprechen ſcheine, aus der ſchiefen Stellung, in die er von vorn herein gerathen, erklärt werden müſſe. „Vielleicht geht er in der Reue weiter als in der Beichte und verdient größeres Vertrauen, als ich ihm bis jetzt geſchenkt habe.“ Dennoch ſchoben ſich immer wieder Bedenken und Zweifel dazwiſchen. Je länger er die Thätigkeit dieſes Schriftſtellers in der Nähe beobachtete, deſto deutlicher erkannte er, daß Gutzkow das eigene Ich, nicht Kunſt und Wiſſenſchaft als das Herz der Literatur betrachte. Allmählich trat eine unerquickliche Spannung zwiſchen den Beiden ein.

Unerwartet empfing Hebbel jetzt einen Brief von Tieck, dem von der jungen Literatur geſchmähten und gemißhandelten Dichter. Dieſer Brief beſtärkte unſeren Freund in der ablehnenden Empfindung gegen die Dictatur des Tages und deren Repräſentanten. Was ſie als Popanz brandmarkten, das flößte Hebbel Verehrung und, wo ſich dieſe nicht einſtellen konnte, mindeſtens Pietät ein. Tieck beantwortete das aus München an ihn gerichtete Schreiben, welches den Schnock Hebbels und ſein Märchen: Der Rubin begleitet hatte. Der bejahrte und kränkliche Dichter entſchuldigte zuvörderſt die lange Verzögerung, indem er der unzähligen Zuſendungen von Manuſcripten gedachte, die ſein Vertrauen anſprächen. Hebbels Blätter ſeien obendrein durch die Ordnung machenden Domeſtiken verkramt worden, nachdem Tieck den Schnock, kaum empfangen, mit großem Vergnügen geleſen habe; ſpäter habe er dieſe Lectüre mit noch größerer Ergötzung wiederholt. „Glauben Sie mir, daß ich Ihnen nicht leere Worte und complimentirende Phraſen vorſagen will. Dieſer Humor, das friſche Colorit, die kecke Sprache und die vielen bizarren und barocken Geſtalten Ihres kleinen Romans feſſeln mit Wohlgefallen die Aufmerkſamkeit; die Erzählung der Begebenheiten ſpannt und man ergeht ſich in vertraulichem Umgang mit den Caprizen des Autors.“ Tieck wünſchte, daß ein wohlhabender und gutdenkender Verleger dieſes wetterwendiſche Kind gut ausſtatten und dem Verfaſſer auch einen anſtändigen Gewinnſt ſeines Talents möge zukommen laſſen; auch hoffte er, daß Hebbel bald zu einem noch umfaſſenderen Werke begeiſtert werde, in welchem er ſeine Eigenthümlichkeit mit noch mehr Freiheit entfalten könne. „Ich muß nur wünſchen“, ſchloß der Brief, „daß dieſes mein ſpätes Schreiben uns nicht für die Zukunft trennt und Sie mir auch künftig Ihr Wohlwollen und Vertrauen ſchenken. Viele junge Autoren, denen ich unmöglich etwas Aufmunterndes ſagen konnte, ſind aus ſcheinbaren Freunden zornige und ſchmähende Feinde geworden: ein Talent, wie ich es in Ihnen zu erkennen glaube, iſt niemals ohne Enthuſiasmus und lenkt dieſen nicht nach kleinen perſönlichen Rückſichten.“

Zweites Capitel.

Judith.

Kriegsluſtig, wie Gutzkow, nur aus anderen Motiven und zu anderen Zielen, Mitarbeiter an dem Blatte, welches eigentlich das Gegentheil deſſen verfocht, was er ſelber anſtrebte, mit dem durchdringenden Blicke des großen Talents ausgeſtattet, aber von der Schwere der Erkenntniß niedergezogen, zwiſchen Stolz und Schmerz, wie zwiſchen zwei Magnete, gerückt, die Anforderungen ſeiner „Wohlthäter“ kränkender empfindend, als den gröbſten Undank, und unter der Liebe Eliſens, die er nicht als Liebhaber zu erwiedern vermochte, wie ein Schuldiger leidend: ward er plötzlich in eine dramatiſche Production hineingeriſſen, die vom Gewitter alle Schauer borgte, aber keinen erlöſenden Zug und Hauch. Am 2 October 1839 begann er ſeine Tragödie Judith, jubelnd, daß Leben, Situation und Charaktere in körniger Proſa friſch und kräftig hervorſprangen: ohne lange, bauſchige Adjectiva, wie er ſich ausdrückte, die den Jambus ſo oft müſſen ausfüllen helfen. Gott, wenn das ginge! meinte er, wenn die bisherige Pauſe, das Stocken des poetiſchen Stromes nichts bedeutet hätte als ein neues Bett! Er pries ſich glücklich; denn von meiner Poeſie, rief er, hängt mein Ich ab; iſt jene ein

Irrthum, ſo bin ich ſelbſt einer! Leider goſſen die eben jetzt ausgebrochenen Mißhelligkeiten mit Amalie Schoppe Waſſer in ſein Feuer und erſt im December wieder konnte er zu der Dichtung zurückkehren. Er hatte um das Inſtrument zu prüfen, wohl auch, um mit dem Stoffe Fühlung zu gewinnen, den fünften Act zuerſt gedichtet; er hatte den kühnen Entwurf gleichſam beim Schopf genommen, wie das ſchöne Judenmädchen ſelbſt das Haupt des Aſſyriers. Am Weihnachtsabend, der Regen ſauſte, Sonnenſtrahlen fielen hindurch, ein Frühlingswetter! ſetzte er ſich, von einem Gange in die Stadt heimgekommen, Novalis' Schriften in der Hand, an den Tiſch, wo ſchon der Kaffee dampfte; vor ihm lag die aufgeſchlagene Bibel und ſeine Judith. Er ſchwelgte in ſeinen Weihnachtsfreuden, die er ſo lange hatte entbehren müſſen. Er frohlockte, daß es mit dem Drama ſo herrlich weiter ging, mit ſeinem Römerzuge, wie er ſagte; wenn er mißlinge, ſo ſei es aus auf immer.

Der Strom der Dichtung hielt an und in wenigen Wochen war die Judith vollendet; das Product ſeiner Lebenszuſtände, der getreue Ausdruck ſeines innerſten Weſens. Wir müſſen aber auf die Vorgeſchichte dieſes Dramas zurückgehen, ehe wir das Bild ſelbſt betrachten können. Aus einem ſchillernden Gemenge von Anregungen war der Anſtoß dazu gekommen und viele Spindeln hatten die Fäden hergegeben. Für's Erſte waren wohl die von Joſeph Görres befruchteten Vorſtellungen von viſionären wie ungeheuerlichen Geſtalten der mittleren und der alten Geſchichte bedeutſam. Die in Görres' Collegium zu München vernommene Erzählung von Alexander dem Großen, deſſen Leben angeblich unter dem Zweifel verſtrich: ob er ein Sohn Philipps von Macedonien oder Jupiter Ammons ſei, hatte, wie wir uns entſinnen, auf Hebbel ſtarken Eindruck ausgeübt. Solche Zuſtände ſind einzig, ſagte er damals, und das Unermeßliche iſt in ihrem

Gefolge. Er hatte ſich ferner eine Jungfrau von Orleans ausgemalt, als ein Drama, womit er gegen das Schiller'ſche in die Schranken treten wolle. Die Gottheit ſelbſt, ſchrieb er in ſein Münchener Tagebuch, wenn ſie zur Erreichung großer Zwecke auf ein Individuum unmittelbar einwirke und ſich dadurch einen gewiſſermaßen willkürlichen Eingriff in das Weltgetriebe erlaube, könne ihr Werkzeug vor der Zermalmung durch das nämliche Rad, das es einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht ſchützen. Dies ſei das vornehmſte tragiſche Motiv in der Geſchichte der Jungfrau von Orleans, und eine Tragödie, welche dieſe Idee abſpiegeln würde, brächte ſicherlich einen großen Eindruck hervor, durch den Blick in die ewige Ordnung der Natur, welche die Gottheit ſelbſt nicht ſtören dürfe, ohne es büßen zu müſſen. Das Fatum der Alten, mit chriſtlichen Anſchauungen verſchmolzen! Von jenem myſtiſchen Alexander aber, der ſeine Einbildungskraft reizte, war der Phantaſieweg nicht weit zu Napoleon, den er gleichfalls bilderluſtig in ſeiner Seele trug. Da ward er eines Tages, in den Anblick der Judith Giulio Romanos verſunken, vor welchem Bilde er an einem trüben Novembermorgen in der Münchener Gallerie ſtand, auf die apokryphe bibliſche Fabel hingelenkt, die ihm offenbar jene beiden Themen in veränderter Form wieder nahe rückte. Das Judenweib, das ſich, um in ſeiner Sprache zu reden, einen willkürlichen Eingriff in das Weltgetriebe erlaubt, konnte immerhin Motive der Jungfrau von Orleans gegen die von der Bibel ihr gegebenen eintauſchen, und beim Feldhauptmann Holofernes durfte Hebbel mit einigem Fug und Recht an den zwiſchen einem Heros und einem Gotte ſchwebenden Alexander denken. Vielleicht hat noch Heinrich Heines Reproduction der Judith des Horace Vernet ſeine Auffaſſung der Heroine aus Bethulien bekräftigt oder beglaubigen helfen. Nachdem Heine von dem „blühend ſchönen

Mädchen“ geſprochen, das ſich eben vom Lager des Holofernes erhob, fährt er alſo fort: „Das Geſicht iſt etwas beſchattet und ſüße Wildheit, düſtere Holdſeligkeit und ſentimentaler Grimm rieſelt durch die edlen Züge der tödtlichen Schönen. Beſonders in ihrem Auge funkelt ſüße Grauſamkeit und die Lüſternheit der Rache; denn ſie hat auch den eigenen beleidigten Leib zu rächen an dem häßlichen Heiden“. Den eigenen beleidigten Leib. Hier war der tragiſche Keimpunkt augenfällig. Die Bibel, welche Judith als Witwe bezeichnet, läßt ſie nach der blutigen That, womit ſie die Grenzen ihres Geſchlechtes überſchritten hat, jauchzend vor der Bundeslade tanzen, bei Cymbel- und Schalmeienklang, als ob ein Meuchelmord, durch Weibeshand verübt, wenn auch aus Beweggründen höherer Art, ſeinen Gegenſtachel in das Herz der Urheberin hinein jemals verlieren könnte. Der Rhetoriker der Geſchichtſchreibung mag ſolch ein Heldenthum ohne weiters preiſen: den Apoſteln der Freiheit und des Völkerwohles mag es ſogar, dichteriſch verherrlicht, als ein würdiger poetiſcher Gegenſtand erſcheinen. Der Dichter jedoch, der eben ſo ſehr den Zwecken der Geſchichtſchreibung aus dem Wege geht, wie den Gelüſten der Freiheitsſchwärmer, kann dieſes Heldenthum, wenn es nicht durch rein menſchliche Motive, durch individuelle Motive gebrochen wird, künſtleriſch nicht brauchen; weder Homer, noch Schiller hat es brauchen können. Nicht das allgemeine Pathos, das die Achaier erfüllt, war vermögend, den Kampf um Troja zu entſcheiden: dies gelang nur der perſönlichen Nothwehr, dem perſönlichen Zorn, der perſönlichen Rache Achills, welcher die Griechen zu Hunderten dahinſinken ſah, ohne ſich zu regen, und den erſt der erſchlagene Freund und der Grimm über ſeine eigene gedemüthigte Rüſtung am Leibe des erſchlagenen Patroklus zu erneutem Antheil am Streite und damit zur letzten Entſcheidung des Krieges heranrief. Keiner derjenigen, die auf dem Rütli geſagt haben, war dazu angethan den Landvogt zu tödten; dies konnte nur, dichteriſch begriffen, der perſönlich verletzte, an ſeinen individuellen Wurzeln ſchmählich verwundete Tell, alſo auch hier dem gemeinen Beſten entgegengehalten, die perſönliche Nothwehr, die perſönliche Rache allein vollbringen. Und gerade dagegen erhob der Stimmführer der politiſchen Geſinnung in den dreißiger Jahren, erhob Ludwig Börne, als er den Tell recenſirte, ſeinen Tadel, indem er damit beurkundete, daß ihm die letzte Empfindung des Dichteriſchen vollkommen fremd war.

Für die Richtigkeit des eben entwickelten Gedankenganges, den ich in Hebbel glaubte verfolgen zu dürfen, ſpricht deſſen ausdrückliches Bekenntniß, das ſich in den Bemerkungen zu der als Manuſcript gedruckten Judith vorfindet. Es heißt dort: „ Das Factum, daß ein verſchlagenes Weib vor Zeiten einem Helden den Kopf abhieb, ließ mich gleichgültig, ja es empörte mich in der Art, wie die Bibel es zum Theil erzählt. Aber ich wollte in Bezug auf den zwiſchen den Geſchlechtern anhängigen großen Prozeß den Unterſchied zwiſchen dem echten, urſprünglichen Handeln und dem bloßen Sich-ſelbſt-Herausfordern in einem Bilde zeichnen. Auch reizte mich nebenbei im Holofernes die Darſtellung einer jener ungeheuerlichen Individualitäten, die ſich mit dem All faſt noch als Eins fühlten, weil die Civiliſation die Nabelſchnur, wodurch ſie mit der Natur zuſammenhängen, noch nicht durchſchnitten hatte, und die, aus einem dumpfen Polytheismus in die frevelhafteſte Ausſchweifung des Monotheismus ſtürzend, jeden ihrer Gedanken ihrem Selbſt als Zuwachs vindicirten und Alles, was ſie ahnten, zu ſein glaubten.“ Dieſes Bekenntniß ſagt uns im Uebrigen mehr, als wir zu wiſſen verlangt haben. In dem pretiöſen Satze von dem „zwiſchen den Geſchlechtern anhängigen großen Prozeß“ duftet uns das bevorzugte Problem jener Zeit, wenn man will:

„die Frauenfrage“ an, die dazumal allerwärts in Frankreich und Deutſchland ihre verwilderten Schößlinge trieb, nur daß Hebbel ſie, im Gegenſatze zu den Jungdeutſchen, wie ſchon eine Tagebuchſtelle aus den Münchener Tagen bezeugt, von der naturaliſtiſchen, man könnte ſagen: von der metaphyſiſchen Seite anfaßte. Ueber ſein gekniffenes Geſtändniß: was ihn am Holofernes reizte, wollen wir hier ſchweigend hinwegſehen.

Leider ergab ſich die menſchliche, der Poeſie dienliche Motivirung der Judith-That nicht ſo ungezwungen und auch nicht im Entfernten ſo unbefangen das Gemüth anſprechend, wie die Motivirung der Achilles- und der Tell-That. Hebbel bildete die Witwe der Bibel zur jungfräulichen Witwe um, die durch eine myſtiſch-fataliſtiſche Vorherbeſtimmung in ihrer Hochzeitsnacht und in ihrer drei Jahre währenden Ehe unberührt geblieben war, aufgeſpart bis zu dem Moment, wo ſie ihr Magdthum, als das Mittel zur Errettung ihres Volkes, opfern ſollte; und er knüpft an dieſe Opferung eine vorhergängige Verwirrung ihrer Sinne, ſo daß die vor der blutigen That betäubte und geblendete Jungfräulichkeit ein gleichſam befleckter Preis ward, mit dem ſie ſich den Ruhm und Werth ihres Heroismus erkauft hat. Durch dieſes myſtiſch-ſinnliche Räderwerk aber war Judith in die bedenkliche Sphäre der Ausnahmsnaturen, der pſychologiſchen Unica hineingehoben, die im Drama bekanntlich verhängnißvoll ſind. Hebbel fühlte dies auch im Fortgange ſeiner Arbeit. „Wegen meiner Judith“, ſchrieb er Anfangs Januar 1840 in ſein Tagebuch, „befinde ich mich jetzt in einer inneren Verlegenheit. Die Judith der Bibel kann ich nicht brauchen. Dort iſt Judith eine Witwe, die den Holofernes durch Liſt und Schlauheit in's Netz lockt; ſie freut ſich, als ſie ſeinen Kopf im Sack hat, und ſingt und jubelt vor und mit ganz Iſrael drei Monate lang. Das iſt gemein. Eine ſolche Natur iſt ihres Erfolges gar nicht würdig; Thaten der Art dürfen der Begeiſterung, die ſich ſpäter durch ſich ſelbſt geſtraft fühlt, gelingen, aber nicht der Verſchlagenheit, die in ihrem Glück ihr Verdienſt ſieht. Meine Judith wird durch ihre That paralyſirt; ſie erſtarrt vor der Möglichkeit, einen Sohn des Holofernes zu gebären; es wird ihr klar, daß ſie über die Grenzen hinausgegangen iſt, daß ſie mindeſtens das Rechte aus unrechten Gründen gethan hat. Nur aus einer jungfräulichen Seele kann ein Muth hervorgehen, der ſich dem Ungeheuerſten gewachſen fühlt; dies liegt in der Ueberzeugung des menſchlichen Gemüthes, in dem übereinſtimmenden Glauben der Völker, in den Zeugniſſen der Geſchichte. Die Witwe muß daher geſtrichen werden. Aber — eine jungfräuliche Seele kann Alles opfern, nur nicht ſich ſelbſt, denn mit ihrer Reinheit fällt das Fundament ihrer Kraft, ſie kann die Zeichen ihrer Unſchuld nicht mehr haben, ſobald ſie ihre Unſchuld ſelbſt verlor. Ich habe jetzt die Judith zwiſchen Weib und Jungfrau in die Mitte geſtellt und ihre That ſo allerdings motivirt; es fragt ſich nur, ob Judith nicht hiedurch ihre ſymboliſche Bedeutung verliert, ob ſie nicht zur bloßen Exegeſe eines dunklen Menſchencharakters herabſinkt." — Etwas wie eine ſolche Exegeſe iſt ſie zwar geworden, aber die große plaſtiſche Kraft des Dichters trotzt ihr, und wenn uns auch das Drama keinen lauteren künſtleriſchen Genuß gewährt, ſo nöthigt uns doch die Hartnäckigkeit, womit das Talent Hebbels den gefährlichen tragiſchen Poſten vertheidigt, Bewunderung ab. Wo aber das Mißbehagen an den poetiſchen Gebrechen der Leiſtung ſich einſtellen will, dort nimmt uns, wenigſtens die mit dem Dichter Vertrauten und ihm darum mehr Geneigten, der biographiſche Antheil liebreich und verſöhnlich auf.

Wenn uns eine Shakſpeare'ſche Tragödie den Eindruck des Tages macht, der ſich allmählich verfinſtert, ſo macht uns hingegen Hebbels Judith den Eindruck der Nacht, in welcher

Fackeln auftauchen, die einen beſtimmten Umkreis der wogenden Dunkelheit geſpenſtiſch erhellen. Die Geſammtſtimmung ſeines Dramas iſt die der beleuchteten Nacht. Düſter und geheimnißvoll, ahnungsreich, alle Möglichkeiten des Geſchehens dumpf in uns wachrufend, wallt dieſe Dichtung anfänglich auf, um dann ruckweiſe beſonnen und beſtimmt, ja ſtellenweiſe bis zu greller, ſchmerzhafter Deutlichkeit und beinahe bis zur Abſicht ernüchtert, ihrem Ziele zuzuſtreben. Dieſer Contraſt zwiſchen myſterienhafter Blindheit und unbarmherziger Bewußtheit der Darſtellung iſt nichts Anderes als der wiedergeſpiegelte Contraſt in dem Seelenleben des Dichters. Jenes Ahnungsreiche und Geheimnißvolle ſoll jedoch nicht ſo verſtanden werden, als ob Hebbel's Drama mit zerfließenden Linien begänne, die erſt ſpäterhin aus den verſchwimmenden Umriſſen der Handlung zu feſten und dauernden ſich geſtalten; es iſt vielmehr ein organiſirtes Chaos ſichtbar, welches uns über die Geburt und Art der Form nicht im Zweifel läßt, ſo daß uns jene ſchmerzhafte Deutlichkeit dann nicht als ein Ungefähr überfällt, ſondern als eine erwartete oder befürchtete Folge eintritt. Wie ein eiſerner Ring legt ſich die Baulinie dieſes Stückes um die innere Gliederung desſelben, jede Vermuthung abweiſend, daß wir es mit einem Erſtlings- und Jugendwerke zu thun haben. An die Jugend gemahnt die Keckheit des Wurfes, der hier und dort im Detail aufbrauſende Ungeſtüm der Phantaſie, das funkelnde Auge, das über die Scenen hinblitzt. Die dramatiſche Architektonik aber iſt ſparſam und ſtreng, ja ſie iſt künſtleriſch einfach, ob wir gleich dieſes höchſte Lob nicht dem Stücke als Ganzem geben dürfen, weil ihm die Einfachheit der Empfindung mangelt.

Der erſte Act, ſchon durch die ſceniſche Bewegung eines raſthaltenden und wieder aufbrechenden Lagerhauſens voll dramatiſcher Unruhe, legt inmitten der phantaſtiſch fremden Kriegs- und

Sittenbilder, die raſch an uns vorüberziehen, den Accent auf den aſſyriſchen Feldhauptmann Holofernes, der in ſeinem ungebändigten und unbegriffenen Kraftgefühle einſam troſtlos ſchwelgt. Blut- und beutegierig wittern ſeine Leute in die nächſte Zukunft hinaus, während ſie zugleich ängſtlich und mit gekrümmtem Rücken zu ihrem drohenden Anführer emporſtieren. Boten vieler Könige entbieten ihm den Gruß der Unterwerfung, den er mit dem Lächeln und dem Ueberdruſſe eines müde gewordenen Ueberwinders vernimmt. Unter allen dieſen kläglichen Kriegsknechten und Vaſallen am kläglichſten ſieht uns Nebucadnezar an, der, durch die Siege ſeines Feldhauptmanns in einen faſelnden Rauſch verſetzt, die Botſchaft ſeiner Erhöhung zum Gotte in das Lager ſendet und den Baal zertrümmern heißt. Mit ſtillem Hohngelächter, das die freche, weil unberechtigte Verkürzung ſeiner eigenen mythologiſchen Anſprüche in ihm erweckt, ſchickt Holofernes den Ausrufer der neuen Gottheit durch die Zeltreihen. Da rückt ihm plötzlich der unſichtbare Gott der Juden an den Leib. Der Moabiterhauptmann Achior erzählt von dem allmächtigen, eiferſüchtigen, ſeine Gegner zermalmenden Jehovah; er erzählt von den Hebräern, welche ſich in ihrer Bergſtadt Bethulien verſchanzt haben, entſchloſſen, dem Holofernes Widerſtand zu leiſten; er warnt vor einem Aufnehmen des Kampfes mit dem auserwählten Volke, deſſen Widerſacher durch ihren Gott zu Schanden werden müſſen. Dieſe Nachricht und dieſe Warnung rüttelt den ſchläfrig gewordenen Grimm des Holofernes luſtig auf. Indem er befiehlt, man ſolle den wahnwitzigen Propheten, der entweder aus Furcht oder aus Argliſt des Herzens weisſage, ungefährdet hinführen — wer ihn aber bei Einnahme der Stadt niedermache und ſein Haupt ihm bringe, dem wolle er es mit Gold aufwiegen! bricht die Heeresſäule des trunkenen Eroberers gen Bethulien auf.

Wie aus dem Halbſchatten eines Rembrandt'ſchen Hintergrundes hebt ſich im zweiten Acte die Geſtalt der Judith empor. Sie iſt einſam und unbegriffen, wie Holofernes, nur daß ſie eine geheime Sehnſucht bebrütet und über ihre üppigen Mädchenwünſche mit der Melancholie, die alles Unerfüllte und Unerfüllbare einflößt, ſinnt. Das erneute Drängen ihrer Dienerin Mirza, ſie möge aus ihrem Witwenthume heraustreten und dem um ſie werbenden Ephraim ihre Hand reichen, entpreßt ihr das lange zurückgehaltene Geſtändniß ihrer Unberührtheit, ihres grauenhaften Magdthums. Mit unheimlichen Worten, in die ſich gleicher Weiſe der Schauder vor ſich ſelbſt und die Schwüle ſinnlichen Begehrens miſchen, ſchildert ſie ihre Hochzeitsnacht: wie ſie dem ihr zugeführten Manne die Arme begehrlich entgegenſtreckte, während er plötzlich ſcheu zurückwich und leiſe für ſich zu beten anfing. Sie malt der Zuhörenden, die ſie nicht verſteht und nicht verſtehen kann, die peinigenden Qualen dieſer Scheinehe aus, ſie ſpricht von dem dunklen, unbekannten Etwas zwiſchen ſich und ihrem Gatten, und von ſolchen Erinnerungen verſchattet, verſenkt ſie ſich in die Betrachtung ihres unnützen Daſeins. „Kennſt du die Frucht, die ſich ſelber eſſen kann?“ — „Ein Weib iſt ein Nichts, nur durch den Mann kann ſie etwas werden. Das Kind, das ſie gebiert, iſt der einzige Dank, den ſie der Natur für ihr Daſein darbringen kann.“ Man nenne ſie fromm und gottesfürchtig, aber ihre Frömmigkeit und ihre Gottesfurcht ſei nur eine Flucht vor ihren eigenen Gedanken, ihr Gebet nur eine andere Art von Selbſtmord: ſie ſpringe in den Ewigen hinein, wie Verzweifelnde in ein tiefes Waſſer! — Da pocht Holofernes an die Thore. Die Meldung ſeiner Ankunft bringt ihr Ephraim, indem er ſeine wiederholte Werbung an dieſe Nachricht knüpft: in den nun hereinbrechenden Tagen der Noth bedürfe Judith einer Stütze. Sie jedoch fordert ihn auf, er ſolle zuvor die Mannesthat leiſten und den Holofernes ermorden. Dieſer Appell an die Tollkühnheit ſchreckt den ſchwächlichen Schwärmer zurück. „Verachte mich!“ ruft er ihr zu, „aber erſt zeige mir den, der das Unmögliche möglich macht.“ Judith erwiedert: „Ich werde ihn dir zeigen!“ nachdem ſie ſich kalt und höhniſch an Ephraims Muthloſigkeit geweidet hat. Und wenn die Feigheit dieſes Menſchen, ſagt ſie, die ſeines ganzen Geſchlechtes wäre, wenn alle Männer in der Gefahr nichts ſähen als die Warnung, ſie zu vermeiden, dann habe ein Weib das Recht erlangt auf eine große That. Mit dieſer Gegenbewegung ſchließt der zweite Act.

Judith iſt aus der Amazonenſtellung, die ſie mehr auf Geheiß des Dichters als kraft ihrer Antriebe annahm und die ihr deshalb einen an das Unſchöne grenzenden Ausdruck des Starkgeiſtigen verlieh, in ihre traumhaft gedrückte Haltung zurückgeſunken. Das war nicht der unmittelbare Griff nach dem Helm, deſſen Schillers Jungfrau ſich bemächtigt. Denn Judiths Strafrede gegen die Männer und ihr beſonnenes Abwägen männlichen Sollens und weiblichen Dürfens gegen einander, hat wie ein ſcharfer Froſt die Blüthe naiven Thuns geſtreift. Das Helmergreifen der Jungfrau wirkt wie eine Fortſetzung der himmliſchen Geſichte unter dem Druidenbaum; ſie hört, mit den Zeichen des Krieges bewehrt, nicht auf, das ſchlichte, göttlich umſponnene Mädchen zu ſein. Judith aber ſchwebt jetzt zwiſchen einem myſtiſchen und einem genialiſchen Weibe in der modernen Wortbedeutung. Der dritte Act zeigt ſie uns in Sack und Aſche trauernd, nach dem todtenhaften Brauche ihrer Väter. Schon drei Tage und drei Nächte lang kauert ſie ſo, Speiſ' und Trank verſchmähend. Sie ſucht den Pfad, auf dem wir ſie bereits wandelnd glaubten, ſie ſpäht nach dem Finger Gottes, dem die Jungfrau von Orleans beinahe eher gefolgt iſt, als ſie ihn erblickt hat. Sie verkriecht ſich in ihr Ich, ſie möchte in dem verborgenſten Schlupfwinkel der Selbſtbeſchauung die Loſung erlauſchen, mit der ſie ſich wieder aufrichten kann; ſie will die Gnade und Eingebung des Herrn von ſeinem Thronſitze zu ſich herunterzwingen, wie dies die leidenſchaftlich wilde Zerknirſchung des jüdiſchen Beters zu wollen ſcheint an ſeinem düſteren Verſöhnungsfeſte. Judith's Hineinhorchen in ihr Inneres hat gefruchtet; zur rechten Zeit fängt das bisher ſtumme Geheimniß ihrer Hochzeitsnacht zu plaudern an: Wie, wenn deine ungepflückte Jugend und Schönheit nur deshalb überreif am Stocke hinge, weil Gott der Herr ſie nehmen will zur Verherrlichung ſeines Namens, zur Errettung ſeines Volkes! Wie, wenn du dieſe deine koſtbarſten Beſitzthümer hinaustrügeſt zu Holofernes! — — Zaghaft ſpielend, wendet Judith dieſen Gedanken hin und her, um ihn mit einem Male zu umklammern und nicht mehr freizugeben. Wenn ihr bis zur Stunde ihr Daſein nutzlos erſchienen war: jetzt hat ſie den Schlüſſel ſeines Werthes. Wenn ſie ſonſt geklagt hatte, daß es beſſer ſei, nicht jung und nicht ſchön zu ſein, ſobald man es für ſich allein ſein müſſe: jetzt weiß ſie, warum ihr Pracht und Glanz des Leibes verliehen worden. „Der Weg zu meiner That geht durch die Sünde." Doch möge der Herr den Holofernes Greuel begehen laſſen unter ihren Augen, möge er ſie ſchützen, daß ſie nichts Gutes von ihm ſehe! Der Rauſch, der ſich in ihr an dem Anblick der eigenen Schönheit entzündet, die entflammte Begeiſterung für Jehovah und der dämoniſche Zauber des Unerhörten, das vor ihr ſteht, verbünden ſich in ihrem Gemüth zu ſtürmiſch bewegter Einheit. Wie zur Hochzeit geſchmückt, tritt ſie unter die Jammergeſtalten der Stadt, Mirza an ihrer Seite. Holofernes hat unterdeſſen Bethulien einſchließen laſſen, die Röhren zum Brunnen ſind abgehauen, Hunger und Durſt ſchleichen durch die Gaſſen. Anfänglich leiſe, dann lauter und lauter ertönen die Stimmen, welche die Uebergabe der Stadt verlangen. Wie die Wellen einer matten Fluth heben und ſenken ſich Standhaftigkeit und Gottvertrauen in den Seelen der ſchwer heimgeſuchten Hebräer und ſelbſt die Aelteſten und die Prieſter werden in ihrer Zuverſicht auf die Barmherzigkeit des unſichtbaren und einigen Gottes ſchwankend. Schon will eine angeſchwellte Woge den Entſchluß, auszudauern, hinwegſpülen, als auch ſchon der Herr aus dem Munde eines Stummen ſpricht, des blindſtummen Daniel, indem er dem Erwählten ein „Steiniget ihn!“ auf die Zunge legt, den Todesruf gegen den Bruder, welcher „um des armen Blinden und Stummen willen“ ſchnöde verlangt hat, daß dem Holofernes die Thore geöffnet werden. Der Strom der Weisſagung ergießt ſich aus dem Munde Daniels über die ſtaunende und erſchütterte Menge, um dann eben ſo plötzlich wieder zu verſiegen, wie er hervorgequollen iſt. Dieſes aus der Niedrigkeit aufgeleſene Werkzeug des Herrn muß auf Judith insbeſondere den Eindruck höherer Weihe ihrer eigenen Sendung ausüben. Die ſelbige Hand, welche einſtmals den Gatten von ihr zurückgeſcheucht hat, weiſt ſie jetzt vor die Thore Bethuliens zu Holofernes hinaus. Sie ermahnt die Stadt, nur noch drei Tage auszuharren, Gott werde ihr durch ſie die erſehnte Rettung bringen.

Der vierte Act und die erſte Hälfte des fünften ſpielen im Lagerzelte des Holofernes. Die dramatiſche Handlung zieht ſich nunmehr zu einer einzigen Situation zuſammen: ja der vierte zumal muthet uns in ſeiner vorbereitenden und zurechtrückenden Arbeit ſo an, als ob die Scheibe geſtellt würde. Die in uns hervorgerufene Spannung iſt weniger eine tragiſche als eine epigrammatiſche, welche unſeren Antheil auf die letzte Wendung zuſpitzt. Wir ſehen die Ueberkraft des Holofernes, hin und wieder zur Scheinkraft aufgebläht, und die geſammelten Inſtincte der Judith, welche trotzdem unter der Laſt ihres Vorhabens ſchmerzlich zuckt, ſich an einander meſſen. Es iſt ein Duell der Geſchlechtsgeiſter, das wir miterleben, wobei die Männlichkeit alle Phaſen grotesker Verzerrung durchläuft und die Weiblichkeit nach und nach über die inneren Grenzen ihrer Schaamhaftigkeit hinübergedrängt wird. Judith iſt Zeuge ſeines cyniſchen Uebermuthes, ſeiner blutigen Frevel, aber wie durch Rauch und Qualm hindurch trifft ſie überwältigend die Schneide ſeiner Mannheit, das impoſante Phlegma ſeines Ruhens auf ſich ſelbſt. In ihm jedoch hat der Verkehr mit der ſchönen Jüdin nur eine gleichgültig heiße Begierde nach ihrem Leib hervorgerufen. Denn Weib iſt Weib, lautet ſein Liebeswahlſpruch. Haß und Bewunderung, Abſcheu und Sinnlichkeit umwirbeln ſie, als ſie ſich ſeinen Umarmungen hingibt, bevor ſie ihm das Haupt herunterſchlägt. Sie ſelber freilich iſt ſchon vor der That innerlich zerſchmettert worden. Die Gottheit hat ſie — um Hebbels Wort abermals zu gebrauchen — vor der Zermalmung durch das nämliche Rad, das ſie einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht geſchützt. Zwar unbehelligt von den auseinander ſtiebenden Aſſyriern und umjubelt von ihrem Volke kommt ſie heim, aber ſie kommt traurig, die Opfernde kommt geopfert heim. „Ich will dem Holofernes keinen Sohn gebären!“ ſagt ſie zu Mirza. „Bete zu Gott, daß mein Schooß unfruchtbar ſei. Vielleicht iſt er mir gnädig!“

Gewiß, durch dieſes Stück weht ein tragiſcher Hauch, aber — Hebbel ſelbſt hat an dieſes Aber getippt! — der Eindruck dramatiſcher Räthſellöſung überwiegt das Gefühl einfacher Erſchütterung. Hebbel hat das Befremdliche des Vorwurfes nicht zum Heimiſchen läutern, die verſengende Gluth der Empfindung nirgends zur Wärme mäßigen können. Leidenſchaftlich werden wir dieſes Drama allerdings nennen dürfen, der es umgebenden und durchdringenden elektriſchen Atmoſphäre wegen. Aber es iſt zuletzt kein Kampf der Leidenſchaften, der ſich vor uns entwickelt, ſondern ein Zuſammenſtoßen und Zerreiben von Zuſtänden. Der Hauptcharakter wird uns über die zuweilen künſtliche Verbindung hellſeheriſcher und heroinenhafter Elemente ſicherlich nicht täuſchen, er wird uns dann und wann durch die genaue Kenntniß ſeiner ſelbſt in unſerer Illuſion beirren oder gar verſtimmen, aber dennoch werden wir die Dichterkraft anerkennen müſſen, welche dem vielfach unreinen Metall den Klang tönenden Erzes zu entlocken verſtand. Wohl hat Judiths Sinnlichkeit einen ſtarken Erdgeſchmack, doch müſſen wir erwägen, daß ſie die jungfräuliche Witwe iſt, die ſchon Alles weiß und noch nichts genoſſen hat, und daß ſie obendrein die Jüdin iſt, die bibliſche Jüdin, die dort nichts Arges ſieht, wo das Culturweib des Abendlandes und auch hier vorzugsweiſe das germaniſche Weib, etwas Anſtößiges oder Verhüllbares erblickt. Die Naturlaute des geſchlechtlichen Fiebers mag Mancher gedämpfter wünſchen, als ſie der Dichter angeſchlagen hat, aber dies wird uns nicht abhalten, ihm gerade um ihretwillen den rothen Mohnblumenkranz zuzuſprechen, den er ſich durch Judiths Scene mit Mirza vor dem Zelte des ſchlafenden Holofernes erworben. Nicht nach der Weiſe jener Poeten, welche dreißig Jahre ſpäter, epiſch wie dramatiſch, wild-lüſterne Scenen malten, hat Hebbel die Begierde um die Kraft betrogen und das Feuer ohne den tragiſchen Schauer angeblaſen: Judiths Fieber führt uns bis in das Grauen und tief in den Schmerz hinein, und wer jene Scene ſtreichen will, der muß zuvor ihre Nothwendigkeit beſeitigen, nämlich die ganze Anlage der Heldin. Wenn der Rothſtift des deutſchen Theaters ſie thatſächlich geſtrichen hat, ſo beſagt dies nicht eben viel.

Bedenklicher ſteht es um Holofernes; aber nur aus dem Grunde, weil ihm der Dichter ein Uebermaß an ſpeculativen Reden zugewogen hat, die Hebbeln in der von ihm ſo ſehr verachteten Schule der Identitätsphiloſophie hängen geblieben ſind. Im Grundton und in der Grundfärbung des Holofernes hat ſich Hebbel bis auf die allzu ausgiebige Doſis des Prahleriſchen nicht vergriffen. Die vermeſſene Selbſtbewunderung und eitle Selbſtbeſpiegelung des aſiatiſchen Feldhauptmanns, mit den Attributen eines ſchlaffen Uebermuths und einer blaſirten Genußſucht, ſind ja gerade die Merkmale orientaliſcher Deſpoten und römiſcher Kaiſer. Auf ſolchem ideenloſen Selbſtgefühle, wie bei Holofernes, fußen ihre großſprecheriſche Erhabenheit, ihre weibiſch-üppige Tyrannei, ihre Delirien der Grauſamkeit und der Wolluſt. Die Leichtigkeit ſeiner Siege, die Erbärmlichkeit ſeiner Gegner haben dieſes Selbſtgefühl ausgebildet und großgezogen, und grinſend beſchaut er nun das Würfelſpiel von Tod und Leben, womit er ſich die Zeit vertreibt. Wir empfinden, daß ſein Kraftgefühl nur deshalb ſo zügellos waltet, weil es ſeit jeher zu wenig belaſtet ward, weil er ſeinen Ueberſchuß gleichſam Zins auf Zins hat legen müſſen. Er ſtaunt ſich ſelber an und kann ſich zugleich eines fröſtelnden Spottes über ſich ſelbſt nicht erwehren; er wühlt in dem unnützen Reichthume ſeiner Machtfülle, wobei er immer wieder auf einen Reſt perſönlicher Ohnmacht ſtößt, der ihm ein gräßliches Gelächter abnöthigt. Und aus dem ſchließlich die Oberhand behauptenden Bewußtſein ſeiner Unzerſtörbarkeit und Unwiderſtehlichkeit kriechen, wie aus überfettem und doch unfruchtbarem Boden geile Rohrgewächſe ſchießen, leerer Stolz, Menſchenverachtung und Weltekel aus.

Das Detail, worauf die Bedeutung der künſtleriſchen Charakteriſtik beruht, hält in dieſem Drama nicht überall Stich und will ſich vor Allem nicht vertraulich in unſere Empfindung einſchmiegen. Das Thema, wo es abſtract bleibt, entſetzt uns nicht ſelten durch ſeine mageren, frierenden Gliedmaßen, die ihre ſtoffliche Bekleidung heiſchen, wie einzelne Auferſtehende in Michel

Angelos Jüngſtem Gericht. Von dem brennenden Colorit aber, das über ganze Scenen dieſes Dramas ausgegoſſen iſt, heben ſich jene ſkeletartigen Intentionen zum Leben um ſo peinlicher ab. Inwieweit dieſes mit dem Riß zuſammenhängt, der durch die dichteriſche Anlage Hebbels geht, wäre ſchwierig, zu unterſuchen, wenn eine ſolche Unterſuchung überhaupt erfolgreich angeſtellt werden kann. Daß aber hierin der biographiſche Hebbel erkennbar iſt, dies muß dem Leſer der Geſchichte ſeines Lebens offenkundig ſein. Das zwiſchen mikroſkopiſcher Selbſtbeobachtung und unerſättlichem Lebensdurſt getheilte Leben Hebbels trug jetzt die ihm gleichende dichteriſche Frucht.

Ich will trinken, ich will nicht nur nippen oder ſchlürfen, ich will in anhaltenden, tiefen Zügen trinken! dies war in ſeinen erſten Jünglingstagen ein ſtiller Wunſch geweſen, der ſich ſpäter zu wehmüthiger Sehnſucht ſteigerte und am Ende in die leidenſchaftlichſte, ungeſtümſte, wehevollſte Begierde umgeſetzt hat. In Holofernes hören wir den künſtleriſch modulirten Schrei der Perſönlichkeit Hebbels. „Darum iſt's auch ſo einzig ſchön, durch's Leben ſelbſt zu ſterben! Den Strom ſo anſchwellen zu laſſen, daß die Ader, die ihn aufnehmen ſoll, zerſpringt! Die höchſte Wolluſt und die Schauder der Vernichtung in einander zu miſchen! Oft kommt's mir vor, als hätt' ich einmal zu mir ſelbſt geſagt: Nun will ich leben! Da ward ich losgelaſſen, wie aus zärtlichſter Umſchlingung, es ward hell um mich, mich fröſtelte, ein Ruck und ich war da! So möcht' ich auch einmal zu mir ſelbſt ſagen: Nun will ich ſterben! Und wenn ich nicht, ſo wie ich das Wort ausſpreche, aufgelöſt in alle Winde verfliege und eingeſogen werde von all den durſtigen Lippen der Schöpfung, ſo will ich mich ſchämen und mir eingeſtehen, daß ich Wurzeln aus Feſſeln gemacht habe. Möglich iſt's: es wird ſich noch Einer tödten durch den bloßen Gedanken.“ Das hat nicht Holofernes zuerſt geſagt, ſondern Hebbel. Und wiederum er, nur er iſt es, der dem Aſſyrier die Worte einbläſt von der Spindel, die er aus ſeinem Kopfe mache, und daß er den Hirnknäuel darin Faden nach Faden abzwirne, wie ein Bündel Flachs, daß der Gedanke der Dieb am Leben ſei und daß der Keim, den man aus der Erde an's Licht hervorzerre, nicht treiben werde. Weil aber dieſe Lebensgier und die verzehrende Selbſtbeſchauung in ihm verſchwiſtert waren und er bei ſeinen gedrückten äußeren Umſtänden die nächſten, tauſend Anderen zugänglichen Freuden und Genüſſe entbehren mußte, ſo klomm er in ſeinen Vorſtellungen eben ſo unerſättlich hinan, wie er in ſeinen Gedanken immer bis zum Letzten hinunter zu greifen ſuchte, und es drängte ihn, in der Poeſie, der nur geſchauten und wiedergeſpiegelten Welt, ſich für die Entbehrungen der wirklichen ſchadlos zu halten. Er hatte ſich im Leben nach keiner Seite noch ausleben können, darum diente ihm die Täuſchung der Wirklichkeit nicht allein zum Sondern und Formen des Erlebten, nein, ſie mußte ihm auch Material, Lebens- und Genußmaterial herbeiſchaffen. Er wollte (ich wiederhole das früher geſagte Wort) in der Kunſt ſelber trinken, herzhaft, ja königlich trinken. Wir aber ſehen nicht gerne den durſtigen Dichter.

Die Ueberfruchtung des Perſönlichen und Confeſſionellen, welche ſich in ſeiner Judith darſtellt, kam weder dem Werke zu Statten, noch ward ſie Hebbel eine Befreiung, ſo wenig als der eine und andere der merkwürdigen Beichtbriefe, die er in München geſchrieben hat. Hier und dort in ſeinem Tagebuche und den zu jener Zeit verfaßten kritiſchen Aufſätzen zerſtreute Bemerkungen beſtätigen dieſe Annahme durchaus. Bald nennt er das Leben eine Plünderung des inneren Menſchen, bald den inneren Tigerſprung, der Sättigung irgend einer Art erſtrebt. Dichten heiße ſich ermorden — und in der Freude ſei es ihre

Grenze, die uns quäle. Gleichwohl kannte er den ſchönen Gegenſatz dieſer Zuſtände und das Beſeligende in der Poeſie genau. So ſagte er über die Lieder und Romanzen Uhlands: ſie trügen nicht den rothen Fieberfleck der im Dunkeln umhertappenden Sehnſucht an der Stirn, jener Sehnſucht, die nicht finden könne, was ſie ſuche; ſie athmen vielmehr jene lächelnd in ſich ſelbſt verſinkende holde Befriedigung, ohne die es wohl einen Rauſch, aber keine Freude und kein Leben gebe. Der Vorwurf der dilettantiſch tappenden Sehnſucht trifft den Dichter der Judith auf keinen Fall; aber die holde, lächelnd in ſich ſelbſt verſinkende Befriedigung, die nicht nur die Lyrik adelt und erwärmt, von der auch die Tragödie einige ſan[illegible] Schwingungen empfangen haben muß, wenn ſie ihr höchſtes Ziel erreichen ſoll, werden wir in der Judith vergeblich ſuchen.

Ungetrübt, nicht von Nebenempfindungen gekreuzt, dürfen wir uns an den Volksſcenen dieſes Stückes erfreuen, an der ſatten Farbe, der eindringlichen Zeichnung und der zum Symboliſchen erhöhten Lebendigkeit der Bilder. Einige derſelben: der uralte Greis Samuel in ſeiner großartigen Bußfertigkeit, ſo wie der blindſtumme Daniel mit ſeiner dem eigenen Blute Unheil bringenden Weiſſagung, ſcheinen wie von der Decke der Sixtina abgenommen. In dieſen Volksſcenen ſchlägt eben die Kindheit Hebbels ihr Auge auf. Denn von der Nachbarin Meta, dem rieſigen Weibe mit altteſtamentariſch ehernem Geſicht, an die er nachmals durch die cumäiſche Sybille wieder lebhaft erinnert ward, hat er in der ihm unvergeßlichen Stunde den erſten ſtarken, ja fürchterlichen Eindruck aus dieſem düſteren Buche, wie er die Bibel in dieſem Zuſammenhange nennt, empfangen, als ihm Meta, ihr rothes Tuch um den Kopf geſchlagen, aus dem Jeremias die ſchreckliche Stelle vorlas, worin der zürnende Prophet weiſſagt, daß zur Zeit der großen Noth die Mütter ihre eigenen

Kinder ſchlachten und ſie eſſen würden. So ſpielten denn Eindrücke ſeines früheſten Gemüths- und Phantaſielebens in die Production des reiſenden Mannes hinüber.

Hebbel hatte die Judith zuerſt als Manuſcript drucken laſſen. Auf dem Einſchlagblatte der Notizen zu dem Werke ſteht der Beſchwörungsruf: Sei!

Noch mitten in der Arbeit hatte er darüber an die Schweſter ſeines hingeſchiedenen Freundes Emil Rouſſeau geſchrieben, ein wenig prahleriſch und ein wenig ſelbſtgefällig, wie dies jenen Perſonen gegenüber ſeine Art war, vor denen er ſeine Schwächen verhüllen und in einer Anwandlung von falſcher Scham innerlich freier und äußerlich reputirlicher erſcheinen wollte, als thatſächlich der Fall geweſen. Er ſpricht in jenem Briefe von Ausſichten, die er habe, das Drama in Berlin auf die Bühne zu bringen, ob er gleich den theatraliſchen Verſuch mit ſeinem Stücke keineswegs leichten Herzens wage. Denn für's Erſte ſei der Stoff ſehr bedenklich und die Hauptcharaktere ſtänden ſo auf der letzten Grenze des Darſtellbaren, daß die Aufführung allenthalben mißlingen müſſe, wo er nicht auf große Künſtler, wie die Stich und wie Seydelmann, rechnen könne. Auch habe er ſich ſeit jeher und namentlich bei dieſer Arbeit, ſo wenig um das Theater bekümmert, daß es auffallend, ja wunderbar wäre, wenn er den Anforderungen desſelben dennoch entſpräche.

Im Uebrigen drückte der Brief die Zuverſicht aus, daß die Poeſie der Judith deren theatraliſchen Mängeln das Gegengewicht halten und ſie, wenn nicht dem Repertoire, ſo doch der Literatur einverleiben werde. Ein paar Wochen ſpäter theilte er der Freundin mit, daß die letzten Striche an dem Drama gemacht ſeien, daß ihm competente Stimmen den Beruf zum Dramatiker zugeſprochen hätten und daß er bei ſeiner Arbeit im Stillen etwas von der Macht dichteriſchen Könnens empfunden habe. Nicht mehr, wie früher, habe es ſich um ein bloßes Experiment gehandelt, ſondern um das Aufgebot ſeiner höchſten Kräfte. Es dränge ſich jetzt in ihm ein chaotiſches Gewirre von dramatiſchen Schöpfungen, ja eine neue Tragödie ſei ſchon wieder vollſtändig in ihm ausgebildet. Ob aber ſeine Judith ſich für das Theater eigne, daran zweifle er mehr und mehr. Das Herbe, Entſchiedene, das ſich keine Modificationen gefallen laſſen wolle, das nur im Ganzen oder gar nicht genoſſen werden könne, ſei nicht die Speiſe des heutigen Publicums. „Ich erröthe“, heißt es am Schluſſe, „daß ich einen ganzen Brief lang nur von mir ſelbſt und meinem Stücke rede. Aber es iſt etwas Seltſames mit einer ſolchen Production. Erſt wenn ſie heraus iſt, fängt ſie an die Seele ganz zu füllen; es iſt als ob ſie wieder hinein wolle. Man hat ſie haſtig ausgeſtoßen, wie alles innerlich Ueberflüſſige, man möchte ſie wieder einziehen, wie ein entbehrtes Nothwendiges. . . .“

Einige der angeblich competenten Stimmen, und zwar die erſten, welche er über die Judith vernommen, waren Janinski und Amalie Schoppe: was beide als urtheilende Weſen in ſeinen Augen bedeuteten, wiſſen wir beſſer. Daß er in der Hitze der Productionsfreude dem Blick Amalie Schoppes Schärfe lieh — ſie hatte ihm einen Platz neben Shakſpeare angewieſen — werden wir ihm auch nicht eben ſchlimm anrechnen. Sehr raſch ſtellte ſich ein unbehaglicher Zweifel an der Competenz dieſes kritiſchen Gerichtshofes ein und vornehmlich, um dieſen Zweifel zu beſchwichtigen, ſendete er ein Exemplar des Stückes an Uhland und eines an Tieck. In dem Briefe an Uhland berief er ſich auf die in manchem ſeiner früheren Briefe ausgeſprochenen Bekenntniſſe über die Abhängigkeit ſeiner geiſtigen und poetiſchen Ausbildung von den Einwirkungen der Dichtung des Meiſters und bat um deſſen Urtheil. „An einem einfachen Worte von Ihnen, ſei es günſtig oder nicht, liegt mir mehr, als an einem Trompetentuſch der geſammten deutſchen Journaliſtik . . .“ Er ſei auf jeden Ausfall ſeines Urtheils gefaßt, nur nicht auf ſein Stillſchweigen. „Dieſes würde mir unendlich weh thun . . .“ Uhland ſchwieg. Er mochte von der ſeltſamen, gewaltthätigen Dichtung nicht angenehm berührt worden ſein. Auch hatte er ſich eben wieder den von den zuckenden Neugeburten des Tages weit abliegenden Geſtalten der deutſchen Sagenwelt mit verſtärkter Neigung zugewendet, nachdem er durch die von der württembergiſchen Regierung erſt kürzlich erfahrenen Unziemlichkeiten zu ſeinen Volksliedern und Mythen, wie an einen Zufluchtsort gedrängt worden war. Hebbel erblickte in dem Schweigen Uhlands den ſchlagendſten Beweis dafür, daß zwiſchen Jugend und Alter kein Verhältniß möglich ſei, und ſtemmte ſich alſo, auf Augenblicke verdroſſen, gegen den verehrten Mann. Aber bald ſchmolz der Unmuth in ſchmerzlicher Stimmung dahin, und er klagte nur noch, daß es doch ſehr ſchroff von Uhland ſei, ihm auf ſeinen ſo beſcheidenen Brief kein Wörtchen zu erwiedern. „Dem Dichter bleibt lebenslang meine Verehrung, dem Manne und Charakter meine tiefe Achtung; aber mit ſeiner Perſönlichkeit bin ich ſo weit fertig, daß ich zwiſchen uns beiden kein Verhältniß mehr für möglich halte. Dies thut mir weh, denn wer mag ſich mit ſeiner Liebe abgewieſen ſehen!“ Hebbel irrte ſich. Das klare, wohlwollende Gemüth Uhlands, ſollte ihm nach wenigen Jahren auf das Unzweideutigſte entgegentreten.

Den Brief an Tieck begann er mit der Bemerkung, daß er das bei dem Dichter erweckte Vertrauen um ſo weniger mit allgemeinen Verſicherungen habe erwiedern wollen, je höheren Werth er auf dasſelbe lege. Von dem durch ihn ermunterten Vertrauen mache er Gebrauch, indem er ihm die Judith überſende. Hebbel erbat ſich Tiecks Meinung über das Stück und die freundliche Vermittlung des Dichters bei der Dresdener Bühne. Dieſes

Schreiben blieb gleichfalls unbeantwortet, wie denn der neuerdings aufgenommene Faden zwiſchen Hebbel und Tieck vorderhand nicht weiter geſponnen wurde. Bald nachdem dieſer ſeine letzte dichteriſche Arbeit, Vittoria Accorombona, vollendet hatte, brach für ihn mit dem Hinſcheiden ſeines Freundes Immermann die Zeit des Mißmuthes, des Kummers, der zunehmenden Kränklichkeit herein. Er uberſiedelte, von Friedrich Wilhelm dem Vierten eingeladen, nach Berlin, um ſich dort, den Vorgängen der tumultuirenden Literatur abgewendet, in die Beſchaulichkeit des Greiſenalters einzupuppen.

Diesmal waren Hebbels praktiſche Bemühungen beim Theater erfolgreicher, als ſeine idealen Werbungen um dichteriſche Anerkennung. Auguſte Crelinger, geborene Stich, an welche Amalie Schoppe, aus eigenem Antriebe, aber nicht ganz uneigennützig, Hebbels Judith geſchickt hatte (denn ſie ließ bald nachher ein von ihr ſelbſt verfertigtes Drama folgen), nahm das Stück mit Enthuſiasmus auf. In einem Briefe vom 29. Februar 1840 ſchilderte ſie der Doctorin den Eindruck, welchen Hebbels Dichtung auf ſie gemacht. Sie bilde ſich ein, daß Italiens Sonne ſo auf ſie wirken würde; die Judith habe ſie bis in ihr Innerſtes erwärmt. Endlich einmal, ruft ſie aus, Kraft und Gluth und Jugend vereint mit Bewußtſein! endlich einmal ein Werk, das einen dramatiſchen Dichter verſpricht, der im Stande ſein wird, durch die Alltäglichkeit ſich Bahn zu brechen und Glanz zu verbreiten an unſerem dunklen Theaterhimmel! Zwei Mal habe ſie die Judith geleſen und beide Male ſei die Wirkung dieſelbe geweſen. Sie möchte dem Verfaſſer zurufen, Alles und Jedes bei Seite zu werfen und mit Aufbietung aller ſeiner Kräfte und ſeines ganzes Fleißes dieſe Richtung zu ſeinem Lebenszwecke zu erwählen. Natürlicher Weiſe hielt ſie auch mit ihren Bedenken nicht zurück, welche ſich auf die geſchlechtlichen Motive und

Scenen gründeten. Daß ſie die Rolle gerne ſpielen würde, verſtände ſich von ſelbſt, und daß ſie in Hebbels Intereſſe thätig ſein wolle, brauche ſie nicht erſt zu betheuern. Hebbel wechſelte nach dieſer Begrüßung einige Briefe mit der Künſtlerin. Er hoffte, zwiſchen den Anforderungen der Poeſie, wie er ſie auffaßte, und denen der realen Bühne ein Abkommen treffen zu können. Die dramatiſche und die theatraliſche Kunſt, meinte er, wären in ſeinen Augen zwei Nothwendigkeiten, die, ob ſie gleich aus einem und demſelben Bedürfniß entſpringen, doch nur in einem Annäherungsverhältniß zu einander ſtänden und nicht ganz zuſammenfallen könnten. Die Dichtung ſei mehr Natur, die Darſtellung mehr Bild; jene empfange nur ihre letzten und höchſten, dieſe alle ihre Geſetze von der Schönheit. Hieraus folge nun nicht, daß der Dichter ſich eigenſinnig zurückhalten und dadurch um die herrlichſte Wirkung bringen ſolle: es folge daraus, daß er ſein geſchaffenes Werk zum Object einer ausgleichenden Procedur machen und in gewiſſem Sinne eine doppelte Schöpfung verſuchen ſolle. Nun vertheidigte er die Hochzeitsnacht und die dargeſtellten Empfindungen ſeiner Heldin. Ueber den ideellen Gehalt ſeines Dramas ſpricht er ſich in einem der Briefe an die Erelinger nachſtehender Weiſe aus:

„... Judith und Holofernes ſind, obgleich, wenn ich meine Aufgabe löſte, wahre Individuen, dennoch zugleich die Repräſentanten ihrer Völker. Judith iſt der ſchwindelnde Gipfelpunkt des Judenthums, jenes Volkes, welches mit der Gottheit ſelbſt in perſönlicher Beziehung zu ſtehen glaubte. Holofernes iſt das ſich überſtürzende Heidenthum: er faßt in ſeiner Kraftfülle die letzten Ideen der Geſchichte, die Idee der aus dem Schooß der Menſchheit zu gebärenden Gottheit, aber er legt ſeinen Gedanken eine demiurgiſche Macht bei, er glaubt zu ſein, was er denkt. Judenthum und Heidenthum aber ſind wiederum nur Repräſentanten der von Anbeginn in einen unlösbaren Dualismus geſpaltenen Menſchheit. Und ſo hat der Kampf, in dem die Elemente meiner Tragödie ſich gegenſeitig an einander zerreiben, die höchſte ſymboliſche Bedeutung, obwohl er von der Leidenſchaft entzündet und durch die Wirkungen des Blutes und die Verirrungen der Sünde zu Ende gebracht wird. Die Erſcheinung des Propheten iſt gewiſſermaßen der Gradmeſſer des Ganzen; ſie deutet auf die Stufe der damaligen Weltentwicklung, ſie zeigt, daß das geſchaffene Leben noch nicht ſo weit entfeſſelt war, um der unmittelbaren Eingriffe der höchſten göttlichen Macht enthoben zu ſein und ſie entbehren zu können. Eine Kritik, die nicht zum Kern meines Werkes durchdränge, könnte fragen, wie Judith durch eine That, die Gott durch ſeinen Propheten verkündigte und dadurch zur Nothwendigkeit ſtempelte, in ihrem Gemüth vernichtet werden könne: ſie könnte hierin einen Widerſpruch erblicken. Aber hier wirkt der Fluch, der auf dem geſammten Geſchlechte ruht. Der Menſch, wenn er ſich auch in der heiligſten Begeiſterung der Gottheit zum Opfer weiht, iſt nie ein ganz reines Opfer: die Sündengeburt bedingt den Sündentod, und wenn Judith auch in Wahrheit für die Schuld Aller fällt, ſo fällt ſie in ihrem Bewußtſein doch nur für ihre eigene Schuld. Hieran aber knüpft ſich der Schluß des Stückes in ſeiner unbedingten Nothwendigkeit. Die Wage muß, weil keine irdiſche Ausgleichung denkbar iſt, in beiden Schalen gleich ſchweben und der Dichter muß es unentſchieden laſſen, ob die unſichtbare Hand über den Wolken noch ein Gewicht hineinwerfen wird oder nicht . . ."

Ich muß hier von meiner Weiſe, die Zuſtände dieſes Menſchen- und Dichterlebens nach Möglichkeit für ſich allein ſprechen zu laſſen, einen Moment lang abgehen und ſelbſt ein Wort hineinreden. Die mitgetheilte Briefſtelle, die wir als eine ſchwere Anklage Hebbels empfinden, ſoll uns an den metaphyſiſchen Krank heitsſtoff erinnern, der die Bildlichkeit ſeiner Poeſie nur zu oft trübt, und worauf die Scheelſucht und die Nüchternheit blos hinzudeuten brauchten, wenn die Mißhandlung oder Herunterſetzung ſeines Talentes erlaubt und berechtigt ſcheinen wollte.

Viele der von Berlin aus verlangten Abänderungen machte er ſelbſt, indem er über die ſchwere Aufgabe ſeufzte, etwas Gutes verſchlechtern zu müſſen. Während Auguſte Crelinger ſeine Hoffnung auf die Annahme des Stückes am Hoftheater nährte, widerfuhren ihm auch in Hamburg Auszeichnungen und Aufmerkſamkeiten. Eine Zeitſchrift, Die Originalien, brachte eine rühmende Beſprechung ſeines Dramas, die ihn wohlthuend berührte, obgleich der Kranz — wie er ſagte — nicht von der rechten Hand geflochten war. Gutzkow erſuchte ihn in einem freundlich-ſchmeichelhaften Briefe um die Judith und das Nämliche that der Schauſpieler Baiſon, der ihm erzählte, daß Gutzkow dem Drama die größte Würdigung ſchenke. Aus dem Munde Lebruns, des einſtmals vortrefflichen Darſtellers, vernahm er nicht minder Anerkennendes über ſein Werk. Es könne — ſagte Lebrun — nach ſeinem Erachten keinen Menſchen geben, der davon nicht im Tiefſten ergriffen würde. Es ſei Alles, ſelbſt im Kleinſten, ſo durch und durch ausgebildet, daß auch nirgends die Frage: was ſoll das ſein? entſtehen könne. Lebrun wolle eine Wette eingehen, daß Tieck gleichfalls ſo urtheilen würde. Der nämliche Mann, der Hebbel einſt vom Schauſpielerwege abgewinkt hatte, welchen der rathloſe Schreiber in Weſſelburen zu betreten Willens geweſen war, der alte Lebrun begrüßte ihn nun ermuthigend auf dem Wege des dramatiſchen Dichters. „Ich bin von Dank gegen Gott erfüllt — ſagte Hebbel — fürchte mich aber vor dem Unglück, das auf ſo viel Glück folgen kann.“

Die frohe Stimmung unſeres Dichters wurde noch erhöht, als Herr Crelinger, der jetzt auf der Durchreiſe in's Seebad bei ihm verſprach, ihm die nahe Aufführung der Judith in Berlin meldete und ihm das Angenehmſte über den bewundernden Antheil an dem Stücke in den dortigen Theater- und Literaturkreiſen mittheilte. Gleichzeitig aber war ein böſer Gaſt, die Gelbſucht bei ihm eingekehrt, welche ihn ſogar zwang, den ärztlichen Beiſtand Aſſings anzuſprechen. Dennoch erwachte von Neuem die Productionsluſt, er ergriff den lange ſchon gehegten Stoff aus der ditmarſiſchen Geſchichte, den er bald in Romanzenform, bald als Roman und zuletzt dramatiſch zu behandeln ſich vorgenommen hatte. Es war die Schlacht bei Hemmingſtedt, das Lieblingsthema ſeiner Knaben- und Jünglingsphantaſie.

Wie die Chronik uns dieſen Kampf der alten Ditmarſcher um ihre Freiheit erzählt, iſt derſelbe ein energiſches Kriegs- und Sittenbild, das den decorativen Geiſt des Dichters zu entzünden vermag, worin jedoch der dramatiſch-tragiſche Keim nirgends aufſproßt. Nach dem von Hebbel entworfenen Schema des Stückes war der erſte Act mit der Aufgabe betraut, die Landesverſammlung auf dem Marktplatze in Heide zu ſchildern, die Ankunft der Boten des Königs Johann von Dänemark, die daran ſich knüpfenden Verhandlungen, die Abſtimmung und das erſte Auftreten Wulf Iſebrants, wobei Local- und Charakterzeichnungen angebracht werden ſollten. Dem zweiten Act übertrug er die Charakteriſtik Dänemarks und der Dänen. Der König und die Fürſten berathſchlagen in Kopenhagen die Gründe für und wider den Krieg. Blicke auf Schweden — Erinnerung an Waldemar den Großen. — Da wird plötzlich die Ankunft der Garde gemeldet, eines Corps Miethstruppen aus England, das unter Anführung ihres Oberſten Schlenz ſich ſchon von verſchiedenen Fürſten hatte gebrauchen laſſen, zum Beiſpiel von Kaiſer Maximilian gegen Geldern. Die Ankunft der raubſüchtigen, im Friedenszuſtande gefährlichen Garde entſcheidet. Denn man weiß nicht, wohin mit ihr: alſo Krieg. Dieſer Zug iſt vortrefflich. Junker Schlenz tritt in den Vordergrund des Stückes. Der dritte Act entwickelt das innere Leben Ditmarſchens. Iſebrant enthüllt ſich in Weſen und Charakter. Die Dänen mit den Herzogen von Jütland und Holſtein verbündet und durch den Lüneburger und Brunswicker Adel verſtärkt, fallen ein und beſetzen Meldorf. Noch aber ſind die Ditmarſcher unſchlüſſig. Im vierten Acte zeigen ſie ſich zum äußerſten Widerſtande bereit, den vielfach die Weiber angeſtachelt haben. Der Kundſchafter der Dänen wird eingefangen, die Schanze wird aufgeworfen und die Bannerträgerin Telſe, welche der Sage nach an der Spitze der Dreihundert die große Waffenthat vollbracht hat, in volle Beleuchtung gerückt. Mit der Schlacht, deren wechſelnde Scenen den fünften Act ausfüllen, endet das Stück. Es verlangt nicht viel Scharfſinn, um zu begreifen, warum Hebbel von dem allgemeinen Pathos, das dieſer Vorwurf athmet, nicht dauernd gefeſſelt wurde. Als er einen halben Act gedichtet, da meinte er, es ſei das Schlimmſte an dieſem Stoffe, daß die Ditmarſcher nicht in einer großartigen Perſönlichkeit einen Mittelpunkt hätten. Das ganze Volk habe ſich in die Victoria getheilt, kein Einzelner ſei hervorgetreten. Dürfe aber ein Drama aus lauter Volksſcenen exiſtiren? Für die Bühne wäre es gewiß nicht. Die Freiheit könne ſo wenig als die friſche Luft eine dramatiſche Leidenſchaft entzünden. Die entſtandenen Scenen ſind aphoriſtiſch gehalten und ſpielen in der Kopenhagener Königsburg und in Ditmarſchen. Dieſe allein ſind lebensvoll, wogegen jene den Eindruck eines Shakſpeare-Baſtardes machen: kühne, ſachliche Züge und doch auch wiederum abſtract gedachte, abſichtlich originelle: ſinnlich einfache und daneben geſchraubte oder häßliche Gleichniſſe geben ihnen ein halbſchlächtiges Anſehen, das auf edle Abſtammung und niedere Kreuzung ſchließen läßt. Eine kleine Scene zwiſchen einem

Mädchen, das gleichſam mit jedem ſeiner trotzigen und beherzten Worte ein Stück der Männertracht anzulegen ſcheint, und deſſen Liebhaber, einem zaghaften Burſchen, der einen Backenſtreich ungeſtraft hinnahm und der das Mädchen einſt verführt hat, gemahnt in ihrer ſpröden Färbung ein wenig an die Scene zwiſchen Judith und Ephraim. Prächtig iſt das Zwiegeſpräch Hans Manns und Peter Swyns auf dem Marktplatze zu Heide, namentlich die Schilderung des Rittes am Deich in der Sturmnacht: wie die Woge etwas Dunkles, das er für Strandgut aus einem Hanſaſchiffe hält, dem gierigen Hans vor die Füße ſchiebt, wie ein Zweiter darnach taſtet, das nichts Anderes iſt als der ſteife kalte Körper eines Todten, in welchem Hans bei der Feuertonne, wohin er die Leiche geſchleppt hat, ſeinen Bruder erkennt. Meiſterhaft iſt ferner die Charakteriſtik, welche in dieſer Scene einer der hinzutretenden Männer von dem däniſchen Prinzen Chriſtian entwirft, indem er damit zugleich die bauernſtolze Natur der Titmarſcher zeichnet:

„ . . . Ein hochmüthiger Burſch, der ſich wenn er über das Feld ſchreitet, lieber nach ſeinem eigenen erlauchten Schatten, als nach etwas Beſſerem umſieht! So was Gnädiges in den Blicken, als müßten die Bäume zu blühen anfangen, ſobald er ſein Auge auf ſie richtet. Ein Prahlhans. Als er mit den Seinigen der ditmarſiſchen Küſte nahe kam, war er dem Erſaufen nah. Einer der Unſrigen, Hans Bahr aus Däthuſen, ſetzt Haut und Haar daran, ihn zu retten. Kaum hat er feſten Boden unter ſich, ſo kehrt er ſich gegen ſeine Leute, von denen einige noch, wie Ratten, mit dem Waſſer kämpfen, und ruft aus, als hätt' er die Wellen durch Fußtritte und Ohrfeigen zum Gehorſam gebracht: Sagt' ich euch's nicht, daß ein Königsſohn nicht untergehen kann? Dann wirft er ſich nieder, thut zärtlich mit dem Erdboden und grüßt das Land, ſtatt der Leute, die darin wohnen.“

Verdrießlich wendete ſich Hebbel von dem begonnenen Drama ab, die ſtets wiederkehrende Angſt in der Seele, daß ſeine geiſtigen Quellen ſich raſch verſtopfen würden. Nahrungsſorgen geſellten ſich hinzu und um ſeine gute Stimmung war es gethan. Könnt' ich doch reiſen, ſeufzte er, von einem halben Jahr zum andern mit dem Orte wechſeln! Dann wollt' ich wohl noch ſchaffen! Das Ausharren auf einem Fleck iſt für mich der Tod. All die bekannten Dinge drängen ſich um mich zuſammen und drücken mir die Bruſt ein. Das Vertauſchen von München mit Hamburg hat mir die Judith gebracht, jetzt aber iſt mir Hamburg ſchon wieder wie München. Wenn ich gedeihen ſoll, ſo muß ich weg. Die Welt iſt ohnehin ein Gefängniß, nur Menſchen ohne Kraft und Kern zimmern ſich in dem großen Kerker einen kleineren zurecht, den ſie ihren Beſitz nennen.

Am 6. Juli 1840 wurde die Judith am Berliner Hoftheater zum erſten Male gegeben, mit jenem ſchwierig zu bezeichnenden Erfolge, deſſen ein Werk ſolcher Art wohl gewärtig ſein kann. Schrecken und Erſtaunen, Anerkennung und Widerſtreben vereinigten ſich zu unbeſtimmtem Ausdrucke. Das Publicum beſtand bei der erſten Aufführung, wie ein kritiſcher Augenzeuge ſagt, faſt nur aus Männern. Vermuthlich hatten die vorausgegangenen mündlichen, wie journaliſtiſchen Nachrichten über die geſchlechtlichen Cruditäten in dieſem Stücke die Töchter Evas von ſo bedrohlichem Ueberfalle fern gehalten. Die Männerwelt aber betrachtete das ganze Drama als eine Herausforderung und Judith zumal als einen weiblichen Karl Moor, welcher den Bau des geſellſchaftlichen Uebereinkommens umſtürzen wolle. Als Judith am Souffleurkaſten den Herren der Schöpfung, wie man ſich einbildete, den Fehdehandſchuh hinwarf, da ſei ein Lächeln über die Verſammlung geglitten. Dieſes ſouveräne Lächeln iſt noch jetzt im Berliner Schauſpielhauſe heimiſch. Auguſte Crelinger wirkte gewaltig durch ihre entfeſſelte und dennoch niemals das Ziel überfliegende Leidenſchaft: Seydelmann als Daniel ſpielte bewunderungswürdig. Hingegen that Herr Grua, wie die Crelinger ſelbſt in einem Briefe betonte, Mißgriff auf Mißgriff. Sicherlich faßte er, gleich den meiſten Darſtellern dieſer Rolle, die bizarr gefärbte Wildheit des cyniſchen Aſiaten als raſendes Heldenthum auf, nahm er jedes Wort des Holofernes für bare Münze und lenkte dadurch das humoriſtiſche Gewitter, das ſich in der Geſtalt ſelbſt entlädt, bei der ſolcher Weiſe zum Komiſchen gereizten Stimmung des Publicums auf den Dichter ab. Manchem Kritiker war Hebbels Hang zum einſiedleriſchen Grübeln nicht entgangen, und mit Recht bemerkte jener Augenzeuge, daß in dem Maße, wie derjenige, der für die Menge ſchreibe, leichtlich flach werde, der Tiefſinnige dafür Gefahr laufe, ſich aus allem Zuſammenhange mit der Welt zu verlieren. Aber auch die Recenſentenmannſchaft mit dem ganzen Apparate der Löſchanſtalten, die ſofort aufgeboten werden, wenn irgendwo das Feuer des Talents ausgebrochen iſt, ließ nicht lange auf ſich warten. Böswilligkeit, Unwiſſenheit und Unverſtand brachten üblicher Weiſe ihre Anklagen, Einwürfe und Zurechtweiſungen vor, belehrten den Dichter über Ein- und Ausgänge, die ein Blinder findet, und über poetiſche Auskunftsmittel, die ſogar einem literariſchen Curpfuſcher einfallen.

Unſerem Freunde thaten jetzt die ihm hier und dort gereichten Kranzblumen nicht ſonderlich wohl. Als er die Kunde von der im Ganzen ehrenvollen Aufnahme des Stückes las, verzeichnete er ſie mit dem Zuſatze: „Ich ſchreibe dies mit einer Kälte nieder, als ob's mich gar nicht anginge. Immer mehr Eis im Blut!“ Seine Lebensverhältniſſe hatten ſich eben jetzt wieder auf das Traurigſte verſchoben und verknault.

Die leiſen Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und Amalie Schoppe, nachdem ſie geraume Zeit hindurch einen ſchleichenden Charakter behauptet hatten, waren abermals acut geworden, wie in den Tagen ſeines erſten Hamburger Aufenthaltes, und zwar auch diesmal ohne ſeine Schuld. Wenn ſie eine kläglich verzückte Aufwallung hatte, dann ſtellte ſie Hebbel um der Judith willen neben Shakſpeare oder nannte das eine und andere ſeiner Gedichte ein Ereigniß: ſank aber ihr Blut wieder auf das gewöhnliche Niveau der Nüchternheit, dann bedauerte ſie hofmeiſternd gegen ihn, daß er den Pfad des Dichters eingeſchlagen, und warf ein Wort wie dieſes hin: es wäre doch beſſer geweſen, wenn er Jura ſtudiert hätte.

Am häßlichſten jedoch benahm ſie ſich, ſo oft die Rede auf Eliſe kam. Sie wußte, wie enge er mit dieſem Mädchen verbunden war, daß er ſeine Wohnung in ihrem Hauſe hatte, und gleichwohl hörte ſie nicht auf, ſich in beleidigenden Aeußerungen über ſie zu ergehen und in dem Beſprechen der Verhältniſſe dieſes Mädchens dicht vor der Verleumdung Halt zu machen. Ihm ſummte die Lieblingsphraſe der Leute vor den Ohren: „Es iſt etwas Wahres daran". Gewiß, rief er ergrimmt im Hinblick auf dieſe Phraſe, eine von Hunden in Fetzen geriſſene Wahrheit! Zuweilen ſaß er in ſeiner Seele erzitternd da, wenn die Frau des kleinen Allerhand, deren Sonntagsſtaat die Beſchäftigung mit der Literatur vorſtellte, Eliſens auf unwürdige Art gedachte. „O, die Frau Doctorin ahnt nicht", ſchrieb er nach einem Beſuche bei ihr, in ſein Tagebuch, „ſie ahnt nicht, wie ſie mit den zweihundert Thalern wuchert, die ſie mir zu meinen Studien verſchafft hat; ſie ahnt nicht, daß ſie meinem Herzen für jeden Pfennig einen Blutstropfen entpreßt." Wir können uns ſeine innere Bewegung vorſtellen, womit er Goethes Bemerkungen über die Unterſchiede zwiſchen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank ſich ausſchreibt. Die nachſtehenden Sätze waren ihm in der unſeligen Situation eine Rechtfertigung vor ſich ſelbſt. Goethe ſagt: „... Widerwillen gegen das Danken jedoch, Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Weſen iſt ſehr ſelten und kommt nur bei vorzüglichen Menſchen vor, ſolchen, die, mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derſelben in einem niedern Stande oder in einer hilfloſen Lage geboren, ſich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hilfe und Beiſtand annehmen müſſen, die ihnen dann manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was ſie empfangen, irdiſch und das, was ſie dagegen leiſten, höherer Art iſt, ſo daß eine eigentliche Compenſation nicht gedacht werden kann". Wir dürfen Hebbel das Zeugniß geben, daß er ſich durch die Empfindung und durch die Erkenntniß dieſes Zuſtandes nicht hinreißen ließ, der „Wohlthäterin" die Grenzen zu zeigen, welche die Gebiete der von ihr geforderten und von ſeiner Seite leiſtbaren Dankbarkeit von einander trennen. Als ſie jedoch an einem geſelligen Abende das Gefäß ſo ſehr füllte, daß es überlaufen mußte, da hatte ſeine Geduld und ſeine Selbſtbeherrſchung ein Ende. Der nichtigſte, erbärmlichſte Anlaß, aus der Sphäre der Mißverſtändniſſe geholt, regte ſie in Gegenwart mehrerer Perſonen zu einem heftigen Wortwechſel an, der ſich zu der verletzenden Bemerkung gegen Hebbel zuſpitzte: „Sie ziehen mich nur dann in's Vertrauen, wenn ich Ihnen nutzen kann". — „Das iſt zu viel!" entgegnete Hebbel, der bis dahin die ungerechteſten Beſchuldigungen und Mißdeutungen mit möglichſter Schonung und Rückſicht abgewehrt hatte. Er nahm Hut und Mantel und verließ, von Janinski begleitet, das Zimmer. Ein bald nach dieſem Auftritte empfangener, von Beleidigungen wimmelnder Brief Amalie Schoppes nöthigte ihm ein eingehendes Memorial an ſie ab, worin er bis in das Einzelnſte das von Anbeginn in den verſchiedenſten Modificationen zwiſchen ihm und ihr beſtandene Verhältniß auseinanderſetzte: ehrlich und beſonnen, ohne jegliche Beſchönigung einer gegen ihn ſprechenden Thatſache und ohne die ſeine einſtmalige Wohlthäterin entſtellenden Züge dunkler zu färben; freilich am ſchicklichen Orte auch mit der Nachdrücklichkeit und Entſchiedenheit des verwundeten und empörten Gemüthes.

„Sie haben mir durch das Vorbereitungsjahr geholfen“, lautet eine Stelle dieſes Schriftſtückes, „aber nicht weiter; an meinem eigentlichen Studieren haben Sie, was demnach die ganze Welt zu glauben ſcheint, keinen Antheil.“ Das Verdienſt, welches ſie ſich um ihn erworben, ſei dieſes, daß ſie ihm die Pforte zum Leben geöffnet habe, und dies ſei ein ſo großes, daß es nur durch einen moraliſchen Mordverſuch, als welchen er den von ihr empfangenen Brief anſehen müſſe, aufgehoben werden konnte. Sie habe ſo viel darnach geforſcht, welch' ein Verhältniß zwiſchen ihm und dem Fräulein Lenſing beſtehe; ſie möge es jetzt erfahren. „Es war das Verhältniß eines Menſchen zu ſeinem Schutzgeiſte! Dieſes Frauenzimmer, deren Seelenadel und Herzensgüte wenigſtens in meinem Leben ohne Beiſpiel geblieben ſind und deren Bekanntſchaft ich allerdings Ihnen verdanke, reichte mir, als ich in Heidelberg nur noch das Aeußerſte vor mir ſah, aus eigener Bewegung die Hand. Sie ſchoß mir nach und nach, Alles in Eins gerechnet, eine Summe von fünfhundert Reichsthalern vor; ja ſie that, um mein Gemüth von ſeiner drückendſten Sorge zu befreien, noch mehr: ſie unterſtützte meine Mutter, ſandte ihr, was ich wußte, halbjährlich die Miethe und erfreute ſie, was ich nicht wußte, außerdem noch mit Geld und ſonſtigen Geſchenken, die ſie ihr in meinem Namen und als ob ſie nur die Vermittlerin wäre, zufließen ließ. Sie war, was wohl kaum der Bemerkung bedarf, über das Ungewiſſe meiner Zukunft und über die Unſicherheit der Wiedererſtattung keinen Augenblick im Zweifel, aber ſie hatte keine andere Sorge als die, meinen Ablehnungen zu begegnen, und ſie ſtellte mir (in einem Briefe, den ich ewig als ein Heiligthum aufbewahren werde) keine andere Bedingung, als die des größten Stillſchweigens. Sie ließ es ruhig und ungerügt hingehen, wenn in ihrer Anweſenheit ſogar beſtimmte Perſonen als diejenigen bezeichnet wurden, die mich auf der Univerſität erhielten, und auch ich habe, ihrem Beiſpiel gemäß, jene Bedingung bis auf's Aeußerſte unverbrüchlich gehalten; jetzt aber iſt es meine heilige Pflicht, den Schleier zu lüften, hinter dem ſich bisher meine größte und edelſte Wohlthäterin verbarg, jetzt, da die Anmaßung ſich an ihre Stelle zu drängen droht, jetzt, da Sie — als ob ich nicht ſeit 1836 ohne Sie beſtanden wäre — mir zu ſchreiben wagen: „Ich konnte immer ohne Sie beſtehen, Sie können es jetzt!“ . . . Am unglücklichſten iſt der Menſch, wenn er durch ſeine geiſtigen Kräfte und Anlagen mit dem Höchſten zuſammenhängt und durch ſeine Lebensſtellung mit dem Niedrigſten verknüpft wird. Wenn es ihm auch nach und nach durch geiſtige Ausdehnung gelingt, ſeine Feſſeln zu ſprengen, ſo geht ihm doch die reine Freude am Daſein verloren und aus ſeinem Weſen entwickelt ſich etwas Herbes, Bitteres, worin Andere eine Krankheit, aber keine Sünde ſehen ſollten. Ein ſolcher Menſch ſieht ſich trotz des ihm an- und eingebornen Stolzes zur Zeit ſeiner Entwicklung gezwungen, ohne Wahl von Jedermann, der eben will, ſich Verpflichtungen auferlegen zu laſſen, und geräth hiedurch in einen unausgleichbaren Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, indem er, der all' ſein Denken und Sinnen auf das Geiſtige gerichtet hat, und der, was man zuweilen gar an ihm rühmt, die irdiſchen Dinge nicht ſelten viel zu gering ſchätzt, dennoch für eine unbedeutende Geldunterſtützung oder für einen mit Schaam und Qual beſuchten Tiſch eine ewige

Dankbarkeit bezeigen ſoll. Wie der Baum unmittelbar durch ſein Grünen und Blühen für empfangenen Regen und Sonnenſchein den Dank abträgt, ſo ſollte auch der Menſch, dem man ſeines Geiſtes wegen Hilfe und Beiſtand leiſtet, durch Früchte des Geiſtes ſeiner Erkenntlichkeit dafür genugthun können. Doch dieſe naturgemäße Art der Compenſation gefällt den wenigſten Wohlthätern und zu einer anderen, zur Erwiederung einer Empfehlung durch eine Gegenempfehlung u. ſ. w. findet ſich die Gelegenheit, ſo heiß ſie der Verpflichtete auch erſehnen mag, nicht immer ſchnell genug. Der Wohlthäter, nicht erkennend, daß jeder Menſch in ſeinem Wohlthun ſtets nur die Erledigung ſeiner perſönlichen Dankespflicht gegen den höchſten Wohlthäter, gegen Gott, ſehen ſollte, der ihm gnädig das fröhliche Geben und dem Bruder das harte Nehmen zugetheilt hat, macht nur gar leicht ungehörige Anſprüche, die er, wie ſich von ſelbſt verſteht, für gerechte hält: der Verpflichtete hinwiederum kann ſich nicht überzeugen, daß eine Wohlthat, und wäre es die größte, ſeine menſchliche Freiheit aufheben und ihn zum Sklaven eines fremden Willens machen könne; er behauptet mit Würde ſeine heiligen Rechte und hofft, daß die Zukunft ihm einen Anlaß zur Bekräftigung ſeiner Dankbarkeit darbieten wird. — Der Mann, der mehr als ein Jahrhundert repräſentirt, der große Goethe hat auch in dieſe Verhältniſſe mit ſeinem Sonnenauge hineingeſchaut und Licht in ſie gebracht. Erſchöpfend und aus dem Tiefſten heraufgeholt iſt, was er darüber („Aus meinem Leben“, Bd. 2, S. 309) in Bezug auf den auch von Jugend auf mehr noch durch die Wohlthäter als durch die Noth gequälten Herder ſagt . . .“

Als Hebbel jenen Brief empfangen hatte, der dieſes Memorial hervorrief, da glaubte er, an allen Faſern bebend, die Erfahrung zu machen, daß Unſchuld und Selbſtbewußtſein keineswegs, wie man wohl dann und wann ſage, dem von Außen kommenden Gifte den Zugang zur Seele verſchlößen. Und als er aus Nothwehr die juriſtiſch-pſychologiſche Auseinanderſetzung niederſchrieb, da war ihm ſo zu Muthe, als ob er die vielen roſtigen Dolche, die einſt in ſeinem Herzen gewühlt hatten, nur deshalb ſchliffe, um ſie noch einmal hineinzubohren. Nicht um Rache — ſagte er — oder auch nur um einen Sieg über eine ſolche Natur ſei ihm zu thun geweſen, er wollte ja nur ſeine Vergangenheit vor Verleumdung und ſeine Zukunft vor Verzweiflung ſichern. Es gebe eine Wahrheit, meinte er, im Rückblick auf dieſe Vorgänge, eine ſogenannte Wahrheit, deren ſich die Schoppe befleiße, welche aus der allertiefſten Lüge entſtehe. Und zwar ſei es der Schnitthandel mit Wahrheiten, in welchem ſolche Lüge zum Vorſchein komme. Menſchen, die in ihr ihre Stärke ſuchen, mäßen den Einzelnen immer nach dem Princip des Ganzen, und da ſich zwiſchen dem Princip und dem Beſten noch immer die Kluft befände, die eben nur das Ganze ausfüllen könne, ſo verdammten ſie ihn mit einer wahren Wolluſt. Durch dieſes Verdammen aber glauben ſie für ihre Perſon dem Princip Genüge zu thun. Scheußliche Individualitäten! rief er entrüſtet aus, philoſophirende Schlangen, die erſt beißen und dem Gebiſſenen alsdann die ſchwarzen Giftflecke zum Vorwurf machen. Nur der innerlich Schlechte könne in allem Kleinen das ſein, was man wahr nenne; der Gute, der nicht einmal bei ſich ſelbſt auf der Lauer ſtehe und im Sturm und Drang des Lebens ſich nur zu oft verwirre, könne dies nicht.

Amalie Schoppe hat Hebbels Anklage- und Vertheidigungsſchrift gewiß ſo wenig verſtanden als ihn ſelbſt. Sie mußte ſich vermöge der Dürftigkeit ihrer Anlage im Rechte glauben.

Konnte man Hebbels Zerwürfniſſe mit der Schoppe und die gewaltſame Löſung des Verhältniſſes zu ihr immerhin ein Unglück nennen, ſo gab es zweifellos keinen anderen Namen für das Ereigniß, das jetzt in dem Hauſe Eliſens ſeinen Schatten vorauswarf. Sie war geſegneten Leibes und erwartete zum Spätherbſt ihre Niederkunft. Ihre Erſparniſſe aber waren aufgebraucht, großentheils für Hebbel, der nicht wußte, wo aus, wo ein, und dem zu den Verpflichtungen des Freundes nun auch die des Vaters, des Ernährers einer Familie hinzuwachſen ſollten. Was aber das Schlimmſte war: gerade mit dem Anbruche der Kriſis ſah er ſich in eine Neigung verſtrickt, in die leidenſchaftliche Neigung zu der Tochter eines Hamburger Senators. Das Unglück ſpielte in den Farben des Opals.

Da ihm die Mitarbeiterſchaft am Telegraphen ein nur armſeliges Einkommen abwarf und überdies ſeine Betheiligung an dem Blatte Gutzkows aus Gründen, die wir nicht mehr zu erörtern brauchen, immer ſchwieriger wurde, ſo entſchloß er ſich, den Vater ſeines verſtorbenen Freundes, den Regierungsrath Rouſſeau in Ansbach, um ein Darlehen von hundert Reichsgulden anzugehen. Daſſelbe wurde ihm auch bereitwillig und herzlich gewährt. Von dieſer Summe jedoch mußte er die lange hinausgeſchobene Rückzahlung an den Kirchſpielſchreiber Voß in Weſſelburen leiſten, die Begräbnißkoſten für ſeine Mutter. Er ſchleppte unaufhörlich die Kette der Vergangenheit nach. Ein kleiner Verdienſt eröffnete ſich ihm in dem Antrage eines Buchhändlers, der für ſeine „Wohlfeilſte Volksbibliothek“ eine kurzgefaßte Geſchichte des dreißigjährigen Krieges und eine der Jungfrau von Orleans bei ihm beſtellte. In der Noth des Augenblicks nahm er den Antrag an und brachte binnen wenigen Monaten die verlangten zwei „Geſchichtswerke“ glücklich zu Stande. Aus dem Verlage des Herrn B. S. Berendſohn in Hamburg waren bereits Dr. Martin Luthers Leben, Napoleons Feldzug nach Rußland, Leben Peters des Großen und Leben Friedrichs des Großen hervorgegangen; nun liefen auch jene beiden Schriften Hebbels unter dem Namen Dr. J. F. Franz alldort von Stapel. Das Honorar hiefür betrug keine achtzig Thaler. Nur die eine, die Geſchichte der Jungfrau von Orleans, fordert uns zu einem flüchtigen Verweilen bei ihr auf. Sie iſt eben eine Ausſtrahlung der Judith-Production und der in ihr waltenden Ideen.

Begreiflicher Weiſe kümmert uns an dieſem hiſtoriſchen Verſuche Hebbels Auffaſſung des pſychologiſchen Phänomens allein, da er in allem Uebrigen weder von ſelbſtändigen Forſchungen unterſtützt, noch in irgendwelchen fachmänniſchen Studien geſchult, an die Behandlung des Gegenſtandes herantrat. Außer den in allgemeinen Geſchichtswerken enthaltenen ſachlichen Anhaltspunkten benützte er von Specialſchriften offenbar nur Joſeph Görres' Büchlein über das wunderbare Mädchen. Den Schlüſſel zu dem Geheimniß ihrer Perſönlichkeit fand er zwar nicht; den hätte ihm die, freilich dazumal noch gar nicht ausgebildet geweſene, pathologiſch-naturgeſchichtliche Betrachtung allein können ſchmieden helfen. Hebbel aber ſtand bloß die in der empiriſchen Erkenntniß der dunklen Geiſtesprozeſſe gewinnbare Anſchauung zur Verfügung, nicht zugleich die Kenntniß der Volkskrankheiten des Mittelalters, welche Hecker in dem gleichnamigen Werke eindringlich unterſucht hat. Ohne dieſe reale Unterlage, die allerdings mit ihrer Wurzelfaſer ſich wiederum in ein unzugängliches Gebiet verliert, können Erſcheinungen wie die tanzenden Städte, die Prediger und Viſionäre des Kinderkreuzzuges und wie die Jungfrau von Orleans nicht vollkommen begriffen werden. Noch immer näher aber wird ihnen der Dichter kommen, der Geſchichte ſchreiben will, als der archivaliſche oder paläographiſche Kopf, der alle dichteriſche Fühlung und Auslegung wie eine Verunreinigung meidet. Wenn einmal die Annahme, daß die Geſchichtſchreibung eine Wiſſenſchaft ſei, der Wahrheit: daß ſie eine künſtleriſche Thätig keit iſt, gewichen ſein wird, dann muß wohl jene übel angebrachte Furcht vor Verunreinigung den Standort wechſeln; dann werden auch die Einleitungsworte Thomas Carlyles zu ſeinem Friedrich dem Großen über die Nothwendigkeit der Wanderung hiſtoriſcher Arbeiten aus den Händen des Fachmannes in die des Dichters nicht mehr als barocke Aeußerung eines originellen Mannes, ſondern als eine gemeingültige Ueberzeugung ſich darſtellen.

Eine Erſcheinung, wie die Jungfrau von Orleans, ſagt Hebbel, indem er ſie das geheimnißvollſte Object der Geſchichte nennt, ſei gleich geeignet für die tiefſte Poeſie, wie für den flachſten Spott. Denn wenn man in allem Normalen leichtlich den Mittelpunkt, um den es ſich herumbewegt, erkenne, ſo ſei es hier eben der Mittelpunkt, der ſich hartnäckig dem Auge entziehe; und das Urtheil werde ewig ſchwanken, ſo lange es dieſen nicht erfaßt habe. Er bezeichnet ſie, im Gegenſatze zu ſchwärmeriſch-ſpeculativen Naturen, die in rein geiſtiger Region neue Welten entdecken, als eine religiös-naive, bei der ſich jeder Gedanke in Anſchauung und jedes Gefühl in That verwandelte. Schlicht und ſtramm erzählt er den Gang und Verlauf ihres Lebens und bleibt von Zeit zu Zeit, wo eine beachtenswerthe pſychologiſche Knoſpe ſich anſetzt oder ein Hauptmotiv zu blühen anfängt, betrachtend ſtehen. Sehr ſchön deutet er das einfach heitere Sicheinordnen der Jungfrau in ihre heimathliche Umgebung als ein ſprechendes Zeugniß für die Wahrhaftigkeit ihrer Natur. „ . . . An Tanz und weltlichem Geſang empfand ſie kein Behagen; es fiel ihr jedoch nicht ein, ſich deshalb über Andere, die nur in einem ſolchen Element zum Genuß ihres Daſeins gelangen können, zu erheben und, wie es wohl geſchieht, in einen frohen Kreis, als perſonificirte Monſtranz einzutreten, die nur kommt, um ſich verehren zu laſſen und um ſich im Stillen ein albernes Verdienſt aus dem ſauertöpfiſch-gravitätiſchen Geſicht zu machen, das ſie bei Flöten-

und Geigenklang zu behaupten weiß ..." Darum aber ſei Johanna allgemein geliebt geweſen, denn der geſunde Sinn des Volkes wiſſe wohl, daß eben das Größte auf dem Menſchlichen ruhe und daß das ſogenannte „Sichzurückziehen" der Meiſten aus nichtigem, leeren Hochmuth entſpringe. Seiner Schilderung der Jungfrau in dem Kreuzverhör ihrer Richter kann man die Luſt am Dialektiſchen und eine diaboliſche Künſtlerfreude an den dramatiſchen Windungen der criminellen Verhandlung anmerken. Aber auch hier waltet ſein pſychologiſcher Antheil vor. Er wolle keine Mordgeſchichte ſchreiben und übergehe darum all' die Dolchſtiche und Keulenſchläge, womit man über die Verlaſſene herfiel, mit Stillſchweigen. Zuweilen aber habe Johanna auf einen ſolchen Schlag geantwortet, wie der Kieſelſtein durch einen leuchtenden Funken, der aus ihrer Seele hervorſprang. Dieſe Funken wolle er ſammeln. Und er ſammelte ſie mit der Sorgfalt des Dichters und mit der Pietät eines der Ehrfurcht bedürftigen Gemüthes.

Unter ſolchen Arbeiten, die von poetiſchen Stößen unterbrochen wurden, ging die zweite Hälfte des Jahres Vierzig dem Ende zu. Am 5. November gebar Eliſe einen Knaben. Naſe, Kinn und Augen, auch das blonde Haar ließen das außerordentlich kräftige Kind als das Ebenbild des Vaters erſcheinen. So ſehr ihn auch die natürliche Freude an dem Knaben bewegte, er meinte dennoch, daß er ſich mit ſeinen Wünſchen nicht zwiſchen den Ewigen und das Neugeborne ſtellen möchte. Nur Segen! liſpelte er, und nicht ganz wie ich! Ein Gebet, deſſen Geburtstag ſich nicht beſtimmen läßt, das aber 1840 entſtanden iſt, könnte immerhin als durch dieſes Familienereigniß hervorgerufen und als das Wiegengeſchenk für ſein Söhnchen angeſehen werden.

. . . . . .
Ewiger, vernimm in dieſer Stunde
Meines bang bewegten Herzens Flehen!

Träumt vielleicht in einer niedern Hütte
Irgendwo ein Kind, in deſſen Seele
Jene Kraft des ſchöpferiſchen Bildens,
Die du, auf dein höchſtes Recht verzichtend,
Deinen Menſchen liehest, heimlich ſchlummert,
Und der Jüngling, der dies Kind geworden,
Schlägt, von Armuth hart bedrängt und Rohheit,
Einſt ein Auge, das vor ſtarren Thränen
Deine Sterne längſt nicht mehr geſehen,
Auf zu dir und ſtammelt ohne Worte:
Luft, mein Vater, daß ich nicht erſticke,
Eh' ich für mein Leben dich bezahle!
Send' ihm dann den Edelſten entgegen,
Der, zufrieden, ein geweihtes Leben
Aus dem Bann zu löſen, ihm die Hand reicht
Und belohnt iſt, wenn er wieder athmet,
Wie ein Wand'rer die verſtopfte Quelle
Freundlich reinigt und für ſeine Mühe
Als der Erſte trinkt und weiter ſchreitet.
Kannſt du aber keinen Solchen ſenden,
So verſchließe dich vor ſeinem Stammeln,
Denn die Kraft, die eine Welt beleben
Oder eine Welt verjüngen könnte,
Wird, in ſeiner Bruſt zurückgehalten,
Langſam, aber ſicher ihn verzehren,
Und dann mag er mit dem All ſich miſchen,
Bis, verſtärkt in langer Ruhepauſe,
Ihn die eigne Schwere wieder ablöſt
Und ihm neu das Thor zum Daſein aufſprengt.

Alſo bet' ich, weil ich ſchmerzlich wünſche,
Daß für mich, als ich geboren wurde,
So ein edler Menſch gebetet hätte.

Es gibt Naturen, denen ihr Genius die Gunſt verſagt zu haben ſcheint, irgend einen Lebensabſchnitt jemals innerlich rein abſchließen, zur rechten Stunde vergeſſen und ein anderes als das gewohnte Schritttempo einſchlagen zu können. Zu dieſen in ihren Zuſtänden unglücklich Beharrenden gehörte auch Friedrich Hebbel.

Eine heilſame Ablenkung von ihm ſelbſt führten jetzt die am Hamburger Theater ſtattfindenden Vorbereitungen zur Aufführung ſeiner Judith herbei. Der alte Director Friedrich Ludwig Schmidt, nach ſeiner Geſchmacksrichtung nicht eben beſonders eingenommen für dieſes Stück, ging endlich dennoch an die Scenirung desſelben. Als einſtmaligem Schüler Schröders und von dieſem zur Mitdirection des Stadttheaters empfohlen, mußte ihm ſchon der unverſtümmelte Shakſpeare ein Aergerniß ſein, geſchweige die Judith mit ihren wirklichen wie vermeinten Verſtößen gegen die bühnliche Sitte. Man warf ihm Einſeitigkeit in der Auswahl und Anordnung der zur Aufführung beſtimmten Stücke, blinde Vorliebe zu alten Traditionen und Eigenmächtigkeit im Verändern der Dichterwerke vor. Daß ihn zu Letzterem die Judith höchlich ermuntert haben wird, kann man ſich vorſtellen. Auch ſonſt noch war das Hamburger Theater auf dem Wege der Verkümmerung. Als Karoline Bauer in dieſem Jahre zum letzten Male in Hamburg gaſtirte, da konnte ſie ſich ſelber kaum wiederfinden. Das kleine trauliche Theater war niedergeriſſen und fremd und kalt ſah ſie das neue Prachtgebäude in der Dammthorſtraße an. Von den guten Schauſpielern war, wie ſie ſagte, der treffliche Schmidt allein übrig geblieben, aber er ſei alt und ſtumpf geworden und jedes Enſemble verſchwunden. Unter ſo bewandten Umſtänden war von der Darſtellung der Judith nicht viel Erfreuliches zu erwarten. Am 1. December wurde ſie gegeben bei lautem wie bei ſtillem Beifall; namentlich während des letzten

Actes war das Publicum in tragiſcher Erregung. Gutzkow, der im Telegraphen eine Kritik des Dramas brachte, ſagte über die Schauſpieler, mit denen er als Theaterſchriftſteller ſichtlich in gutem Einvernehmen zu bleiben ſuchte, viel Rühmliches. Ihn befriedigte ſowohl ein Herr Fehringer als Holofernes, der den „tyrannenhaften Renommiſten mit geſundem Humor“ geſpielt habe, als auch die Darſtellerin der Judith, Mad. Lenz. „Gerade das eigenthümlich Zerfaſerte, Gedanken-Zupfende, das Dialektiſche und etwas eitle Auseinanderbreiten ihrer Gefühle und Stimmungen mußte einer Schauſpielerin zuſagen, die im Verſtändigen bedeutender iſt, als im Gefühligen. Dieſe kalte Judith, ein Reflexionsweſen mit Selbſtanatomie, Selbſtbelauſchung und gänzlicher Ablegung des Weibes, konnte hier nicht glücklicher erfaßt, nicht glücklicher wiedergegeben werden.“ Wie die Schreibweiſe verzwickt und die Ausdrücke genialiſch zermartert, ſo ſind Gutzkows Einwendungen gegen das Stück dürftig, ja platt und in ſchlecht verhehlter Form gehäſſig. Auf die damals beliebt pikante Weiſe geht er von den poſſenhaft volksthümlichen Darſtellungen der Judith-Fabel in den Faſtnachtsſpielen und auf den Jahrmärkten aus, um für die Auffaſſung der Geſtalt des Holofernes als eines blutrünſtigen Pickelhärings von vorn herein das ſchmunzelnde Rationaliſtengeſicht des „modernen“ Menſchen anſprechen zu können. Nun war es nicht ſchwer, Hebbeln in die Schuhe zu ſchieben, daß er das Komiſche des Holofernes ſelbſt gefühlt und dieſen deshalb zu einer Art Charge erniedrigt oder erhöht habe; man wird aus Gutzkows Worten hier nicht klug. Die wunderliche Zeichnung des Holofernes wäre nach Gutzkows Meinung gar nicht nöthig geweſen, wenn der Dichter die Motive der Ermordung desſelben ſo, wie ſie in der Bibel vorkommen, gebraucht hätte, nämlich ad majorem Dei gloriam; die Aufgabe „einer jüdiſchen Jeanne d'Arc“ ſei auf der Bühne nur jüdiſchreligiös zu löſen. Eine religiös-fanatiſche Judith könne uns allenfalls „im Laufe eines Theaterabends“, wenn „populäre Nebenelemente“ aufgewendet würden, fortreißen: aber „als Seelengemälde, als Präparat der Gemüthsanatomie“ ſei ſie ausſchließlich ein Gegenſtand für Moritzens pſychologiſches Magazin. Unter den populären Nebenelementen wünſchte Gutzkow offenbar die verſchiedenen Anſpielungen auf die Gegenwart verſchämt herbei, freiſinnig-humaniſtiſche Schlagwörter, Charlotte-Corday-Phraſen, vielleicht auch die von vorn nach rückwärts gedrehten Prophezeihungen über die „aufſteigende Weltreligion“. Der Aufwand der Seelenerſchütterung beim Zuſchauer durch Hebbels Motivirung der Judith That ſei zuletzt ein müßiger, heißt es weiter. Darum Räuber und Mörder! ruft Gutzkow, nicht eben geſchmackvoll, aus. Für eine Allegorie enthalte das Stück zu viel Hiſtorie, für einen Commentar zu viel Text, für ein Experiment am Secirtiſche zu viel ſchmerzliche Berührung unſerer empfindenden Menſchlichkeit. Die Volksſcenen des dritten Actes werden Genrebilder im Style des Murillo genannt, an Charakteriſtik und Sprache die Gabe, Zuſtände und Situationen zuzuſpitzen, und ſachlicher präciſer Ausdruck hervorgehoben. Man wäre immerhin berechtigt, in die Kraft des Verfaſſers „dasſelbe Vertrauen zu ſetzen, das nach einigen in dieſen Blättern öfters von ihm mitgetheilten Kritiken ihm auch nicht zu fehlen ſcheine“. Trotz dieſer boshaften, wir dürfen vielleicht ſagen: perfiden Bemerkung, reiht Gutzkow unſeren Dichter am Schluſſe der Beſprechung den „vorzüglichſten Hoffnungen“ der deutſchen Literatur an.

Hebbel zog ſich nach dieſer kritiſchen Kundgebung Gutzkows gänzlich von ihm zurück: eine Wendung, die in dem unnatürlichen, eigentlich auf beiden Seiten gezwungenen und geſpreizten Verhältniß über kurz oder lang ohnehin hätte eintreten müſſen. Er ſtand wiederum allein, und Gutzkow ſo wie deſſen Anhang ſäumten nicht, den Journaliſtenkrieg gegen ihn zu organiſiren. Auf dieſe Zeit zurückblickend, ſagte einſt Hebbel mit lächelnder Miene: „Als ich zuerſt auftrat, da verliehen mir die Jungdeutſchen gleichſam ſelber Schwingen: als ſie mich aber fliegen ſahen, da legten ſie auf mich an, um mich herunterzuſchießen“.

Drittes Capitel.

Die Literaten des Jungen Deutſchlands.

Ernſt, große Talente und ein anzutretendes Culturerbe ſind die Vorbedingungen wie die Bürgſchaft edler und fruchtbarer Literaturperioden. Wo dieſe Haupterforderniſſe entweder gar nicht oder in nur ſpärlichem Maße ſich vorfinden, da wird das entſtehende Schriftthum den Charakter des Unedlen und Sterilen nicht verleugnen können. In einem zwar gelockerten, haltloſen, aber nicht verdorbenen Staatsleben, auf dem Boden bürgerlicher Ehrbarkeit und Tüchtigkeit, die unſer Volk nach den kirchlichen und politiſchen Drangſalen ſich zu bewahren wußte, welche der dreißigjährige Krieg ihm gebracht und der ihn beendende Friedensſchluß nicht verringert hat, iſt unſere Literatur in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erwachſen und erblüht. Von Leſſing angefangen bis hinauf zu Goethe, Schiller und Kant beurkundeten unſere erſten Schriftſteller, Dichter und Denker neben ihren außerordentlichen Gaben Ernſt, Wahrhaftigkeit und Uneigennützigkeit der Forſchung, eiſernen Fleiß und nie ermüdende Beharrlichkeit. Ihr Culturerbe aber war der mündig gewordene deutſche Geiſt, das ausgebildete Selbſtbewußtſein der Perſönlichkeit, dieſe von der Reformation gepflanzte, trotz nationalen

Kummers und Elends gezeitigte Spätfrucht. Jeder Muskel und jeder Nerv unſerer claſſiſchen Dichtung hängt mit dem gewaltigen Drange der Reformation zuſammen, wenngleich dieſe Dichtung ſich ſo frei und ſelbſtändig zu bewegen vermag, daß ſie weltbürgerlich über den Ereigniſſen und Erlebniſſen der Nation zu ſchweben ſcheint. Wie die Antike das Feuer der Humaniſten, das noch in Luther hineinſchlägt, entzündet hat, ſo durchglühte die nämliche Flamme, nachdem ſie unter der Aſche des großen Krieges fortglimmte, die Poeſie Goethes und Schillers, und ſo ward die Antike bei uns im vorigen Jahrhundert die Vollenderin deſſen, was ſie im ſechzehnten begonnen hatte. Der religiöſe Horizont wurde frei, die Einſicht in das Weſen wie in die Grenzen irdiſcher Erkenntniß erſchloſſen, unſere Mutterſprache beweglich und präcis, unſere Poeſie menſchlich und ſchön. Indem die gewaltigen Männer alle, zuvörderſt ihrer eigenen Ausgeſtaltung eingedenk, um des Denkens willen dachten, um des Dichtens willen dichteten, kam gerade deshalb ihr Denken und ihr Dichten auch der Geſammtheit zugute; und weil ſie unverwandt auf die Dinge zeigten: hier ſind ſie! ſo ſah Jedermann ſofort auch auf die Zeigenden, die wir nun nicht weniger in ihrer Perſönlichkeit, als in ihren Leiſtungen, bewundern, lieben und ehren.

Ohne Ernſt, ohne große Talente traten im zweiten und dritten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts Schriftſteller zuſammen, welche eine neue Literatur heraufzuführen ſich einbildeten. Sogar der herrſchende Philoſoph jener Tage hatte vom Ernſt nur die harte Arbeitſamkeit, nicht zugleich die ſelbſtloſe Hingebung an die Ergründung der Wahrheit, und vom großen Talent nur die energiſche Logik, nicht auch die Macht des Gemüths und nicht die Fülle der Anſchauung. Hegel wiederholte beinahe das Wort Fichtes, das dieſer bei Eröffnung ſeiner Vorleſungen in Königsberg geſprochen: Ich bin die Wahrheit und ich lehre die Wahrheit!

und das Bewußtſein ſeiner Unfehlbarkeit theilte ſich nach und nach ſeinen Jüngern und Nachbetern, ja den meiſten gelehrten wie ungelehrten, fähigen wie unfähigen Leuten von der Feder mit. Das Culturerbe endlich, das die vermeintlich neue Literaturepoche antrat, beſtand in der ſtaatlichen Miſere der Reſtaurationszeit und in den politiſch ſocialen Reformwünſchen der Gegenwart. Es ſollte aufgeräumt, niedergeriſſen, es ſollte ein Ende gemacht werden mit allem Veralteten, Philiſterhaften in Staat und Kirche, Moral und geſellſchaftlichem Uebereinkommen, Kunſt und Wiſſenſchaft. Dabei merkten die Schreier nicht, daß ſolch ein Geſchäft beſſer und erfolgreicher mit jedem andern Hilfs- und Ausdrucksmittel als dem rein literariſchen, geſchweige dem poetiſchen, unternommen und ausgeführt werden könne. Es erſcholl der Ruf, der vielſtimmige, höhniſche, ſatyriſche Ruf, daß der Deutſche zu ſchreiben aufhören und zu handeln anfangen ſolle — aber die ſo Rufenden hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Schreibmaterialien und die Druckerſchwärze zu vertheuern. Alt und Neu: dies war die Angel, die unaufhörlich ſang und ſtöhnte. Alt hieß Alles, was vom heutigen Tage durch eine Zeitſpanne geſchieden ward, der Lebensinhalt und die von der früheren Geſittung geprägte Form desſelben bei der eben hinunter ſteigenden Generation. Neu hieß der Lebensinhalt, der erſt aufgeſpürt, entdeckt und herbeigeholt werden ſollte, neu hießen die für den koſtbaren Zukunftsſtoff nöthigen Schläuche, an deren Verfertigung man eifrig arbeitete. Es war erſtaunlich, was man ſich von dem neuen Lebensinhalt, mehr noch von den neuen Schläuchen Alles erwartete. Sind nur dieſe einmal vorhanden, dachten jene Bildungs- und Culturnomaden, dann wird uns ſicherlich auch der Wein nicht fehlen. Von der Beſchaffenheit desſelben, ſeinem Duft und Geſchmack hatten ſie eine dunkle Ahnung, eine undeutliche Vorſtellung, die Ahnung des Begehrlichen, die Vorſtellung der Unwiſſenheit. So viel war immerhin Faßbares und Greifbares an ihren Vorſpiegelungen, die Ueberzeugung nämlich: daß die eben angeklungene Stunde das Ungewöhnliche, Unerhörte, noch nicht Dageweſene in der Erfüllung und Verwirklichung menſchlicher Wünſche und Hoffnungen bringen und leiſten werde. Sittlichkeit und Moral würden auf einer weniger ſchwankenden Grundlage als bisher ruhen, Volkswohlſtand und Volksbildung wie eine arithmetiſche Progreſſion zunehmen; die Religion, von Aberglauben und Schaugepränge gereinigt, ſo zu ſagen das Abſolute vorſtellen, und das Bürgerthum, aus ſeiner Botmäßigkeit und Selbſterniedrigung emporgehoben, das reine Menſchenthum verkörpern; die Wiſſenſchaft, alles Prieſterlichen und Eſoteriſchen entkleidet, zum gemeinen Manne herabſteigen, der alsdann obendrein kein gemeiner Mann mehr ſein werde, Poeſie und Kunſt aber das ſtolze Gebäude der verjüngten Cultur mit einem Firſt krönen, der die Formſchönheit des Parthenon beſchämen müſſe. Hinter dieſer Ueberzeugung verbargen ſich die unklaren Begriffe von der Ausbildungsfähigkeit menſchlicher Kräfte und Einrichtungen in's Grenzenloſe, vom ewigen Fortſchritt und von der Beſtimmung der Adamsſöhne zur Glückſeligkeit. Arme Gäule, denen ſolch ein anſtrengender Weg zugemuthet ward! Armſelige Munterkeit und platte Zuverſicht, womit dieſe berittenen Literaten ſich in den Sattel ſchwangen!

Man hätte meinen ſollen, daß dieſe ſchwärmeriſch unreifen Abſichten und Pläne vorzugsweiſe eine dilettantenhaft überſchwängliche Behandlung politiſcher, nationalökonomiſcher und pädagogiſcher Themen hervorrufen werde, einen Abklatſch der Encyklopädie mit veränderten Geſichtspunkten und Fernſichten. Dies aber geſchah nicht. Die Repräſentanten der neuen Geſittung waren und blieben Literaten, ja ſie entwickelten die verrufenen Seiten des Literatenthums auf eine bis dahin noch nicht zum Vorſchein gekommene Art. Sie urtheilten nicht nur über politiſche und ſociale Gegenſtände belletriſtiſch ab, in der verwegenſten Wortbedeutung, ſondern ſie drehten das Ding auch um und betrieben Poeſie und äſthetiſche Kritik in publiciſtiſcher Weiſe. Sie fanden es außerdem zweckdienlich, den Proteſt gegen die ſtaatlichen Einrichtungen und vaterländiſchen Gebrechen überhaupt auch auf die Heroen unſerer claſſiſchen Literatur auszudehnen, denen ſie im Allgemeinen nur in ſo fern Gerechtigkeit widerfahren ließen, als es ihnen unumgänglich ſchicklich und nützlich dünken wollte. Sie ſagten nicht: unſere Claſſiker haben als Humaniſten, als Sprachbildner, Denker und Künſtler die Höhen erklommen, Gipfel, die nach dem gewohnten Schickſalsgange der Nationen nicht leicht zum zweiten Male, gewiß aber nicht gleich nach einem eben geglückten Aufſtiege betreten werden, der noch dazu, wenn man ſich an das deutſche Mittelalter erinnert, ſchon ein zweiter genannt werden kann. Sie ſagten nicht: wir wollen mit unſerer beſcheidenen Kraft ergänzen, was uns die Meiſter als noch Unfertiges überliefert haben, hingegen das uns geſchenkte Fertige ganz in uns aufnehmen, in unſer Fleiſch und Blut verwandeln und es zur Richtſchnur und Controle unſeres eigenen Schaffens erwählen, unſer vornehmſtes Sinnen und Trachten aber auf die politiſche, die ſtaatliche Wiedergeburt Deutſchlands richten und ſpannen. Dies Alles dachten und ſagten ſie nicht. Eigentlich ſind die Claſſiker doch nur unſere Vorläufer, unſere Quartiermacher geweſen, eigentlich haben wir von ihren Verſehen und Unterlaſſungsſünden ſo viel zu leiden, als wir durch ihre guten Werke gewonnen haben, eigentlich formulirt ſich die uns zugewieſene Aufgabe dahin, die meiſten ihrer Anſichten zu verlernen, das Schiefe ihrer Principien zu bekämpfen, ihre Fehler vor götzendieneriſchen Augen rückſichtslos zu entblößen: vor Allem wollen wir ſelbſt beweiſen, daß wir da ſind, daß wir große Dichter, große Schriftſteller ſind, daß uns der Schutzgeiſt des deutſchen Volkes zu den Herolden und Bannerträgern, wer weiß, vielleicht gar zu den Marſchällen und Königen der neuen Literaturepoche berufen und auserleſen hat. So dachten und ſagten ſie thatſächlich, ja der vorlauteſte und geſchwätzigſte unter ihnen, Heinrich Laube, ſagte noch mehr: „Voſſens Spießbürgerlichkeit, Mathiſſons kränklich weinerliches Weſen, Schlegels geziertes Reifrockſpreizen, ſelbſt Schillers beſtechendes Ablöſen von aller Wirklichkeit mußten angegriffen, es mußte der Anſchein einer neuen Barbarei gewagt werden, um eine neue Claſſik vorzubereiten. Und wenn es die Gegenwart aus vielen andern Rückſichten nicht kann und nicht darf, die Literatur wird einſt mit Achtung ihre Schreckenshelden nennen: Danton-Menzel mit der Löwenſtimme, Robespierre-Börne mit dem urſprünglich weichen Gemüthe und Sanct Juſtus-Heine mit dem blutigen Herzen und der ſchonungsloſen ſchwertſcharfen Lippe". — Ein Tuſch, wie vor einer Reiterbude. Die Erfahrung lehrt, daß noch kein Genie jemals erſchienen iſt, wenn man es zum voraus begehrt hat, nach der Art der im Schauſpielhauſe unartig Pochenden, welche das Aufziehen des Vorhanges nicht erwarten können; daß noch keine entſcheidende Literaturperiode angebrochen iſt, wenn ſich emotionsbedürftige Müßiggänger auf dem Markte zuſammen gefunden haben, um eine ſolche in Scene zu ſetzen. Wohl aber geht ein geheimes Taſten und Suchen durch die Geiſter, bevor das große ſchöpferiſche Ingenium die zerſtreuten Accorde ſammelt, die ſchweifenden Töne zielkundig verbindet. Die Günther und Hagedorn, die Brockes, Gellert und Kleiſt ahnten nicht, daß ſie die Thürſteher ſeien, wo plötzlich ein Goethe heraustreten werde; ſo wenig als die Franciscanerdichter des zwölften Jahrhunderts die Nähe Dantes geahnt haben, als ſie ihr Sonnenlied, ihren Lobgeſang auf die Armuth und ihr Stabat mater anſtimmten. Ein wenig linkiſch und ein wenig befangen ſehen die Boten aus, die das Haus beſtellen, ſie wiſſen ſelbſt nicht für welchen Herrn, und mit der unſchuldigen Ueberlegenheit der Kraft, die ſich manifeſtiren, nicht aber die bewundert ſein will, nimmt dann der ſtolze Ankömmling von ſeiner Wohnung Beſitz.

Betrachten wir nun die Entſtehungsgeſchichte, die charakteriſtiſchen Merkmale und Figuren dieſer neuen Literaturbewegung ein wenig näher.

Das lebensvolle individuelle Beiſpiel wird uns den durch die Julirevolution veranlaßten Gährungsprozeß in dieſem Zeitabſchnitt beſonders anſchaulich machen, und da dieſes Beiſpiel Karl Gutzkow iſt, ſo ſtehen wir vortheilhafter Weiſe von vornherein in dem literariſchen Umkreis, der uns jetzt beſchäftigt. Noch zwei Monate vor der Julirevolution hatte Gutzkow, wie er ſelbſt geſtand, keinen Begriff von europäiſcher Politik. Er wußte weder, wer Polignac war, noch was es an einer Charte zu verletzen geben könne; er wußte nur, daß die Burſchenſchaft noch nicht ganz erſtorben und Deutſchland ohne Einheit ſei. Wenn er Ereigniſſe erwartete, die in den Lauf der Begebenheiten gewaltſam eingriffen, ſo hätte er ſie eher von Erlangen und Jena als von Paris erwartet; höchſtens daß eine Schaar rückkehrender Philhellenen mit bewaffneter Hand in Stralſund gelandet wäre und die pommerſche Landwehr aufgerufen oder daß Hungersnoth die Bauern an der Diemel zum Aufſtande gezwungen hätte. Zur ſelben Zeit war St. Marc Girardin nach Berlin gekommen, um deutſche Sprache, Schleiermacher, den Schulunterricht, Neander und den Halle'ſchen Pietismus zu ſtudieren. Als Redacteur der Debats, des Blattes, das er täglich aus Paris empfing, und als Miniſtercandidat verfolgte er emſig die Fortſchritte der Oppoſition gegen Polignac. Mit Gutzkow las er jeden Tag eine Stunde lang den Kotzebue, gerieth aber immer bald in das politiſche

Geſpräch. Gutzkow gab ihm unverhohlen die geringe Achtung kund, die er vor Frankreichs politiſcher Miſſion hätte, wogegen er der Jenaer Burſchenſchaft mehr Einfluß auf die Geſchichte zuſchreibe, als der Deputirtenkammer in Paris. Girardin lächelte und antwortete das Angemeſſene. Oefters wurden dieſe Geſpräche von Eduard Gans unterbrochen, der im eleganten ſchwarzen Frack, mit glänzender franzöſiſcher Sprachfertigkeit dazwiſchen trat, ſchon durch ſein ſchwarzes wolliges Haar und den modiſchen Backenbart eine auffallende Figur. Da Gutzkow den ironiſch lacertenhaft überall durchſchlüpfenden Gans auf dem Katheder die Burſchenſchaft hatte verſpotten und ſcherzen hören, daß auch er einmal mit Heinrich Leo am Strande der Saale darüber nachgedacht habe, wie Deutſchland wieder zur Kaiſerkrone gelangen könne, ſo beſchwor Gutzkow den franzöſiſchen Politiker, gewiß nicht zu glauben, daß Gans und die deutſche Jugend übereinſtimmten. „Ja, ich weiß,“ erwiederte Girardin, „Sie wollen die Welt durch das Sanscrit befreien.“ — Am 3. Auguſt wurde in der großen Aula der Berliner Univerſität der Geburtstag des Königs durch Geſang und Rede gefeiert. Hunderte von Studenten drängten ſich hinter der Barre, vor welcher Profeſſoren, Beamte, Militärs ſaßen. Ueber dem Redner Böckh ſang unter Zelters Leitung der akademiſche Chor. Schmalz ging mit Haarbeutel und Degen von Stuhl zu Stuhl, um mit den Miniſterialräthen über Völkerrecht und Freitiſchverwaltung zu ſprechen. Gans war erhitzt und ungeduldig; er ließ Briefe von Friedrich von Raumer, die eben aus Paris gekommen waren, im Saale umlaufen. Der Kronprinz lächelte, aber Alle, die Zeitungen laſen, wußten, daß in Frankreich eben ein König vom Throne geſtoßen wurde. Der Kanonendonner zwiſchen den Barricaden, ſagt Gutzkow, dröhnte bis in die Aula nach. Niemand achtete diesmal auf Böckhs Rede über die ſchönen Künſte, und als Hegel auftrat und die Sieger in den wiſſenſchaftlichen Wettkämpfen der Facultäten der Akademie nannte, hörte Niemand darauf als der Betheiligte. Gutzkow ſelbſt vernahm mit einem Ohr, daß er ſechs Mitbewerber um den Preis in der philoſophiſchen Facultät überwunden und denſelben gewonnen habe; denn mit dem andern Ohr hörte er von einem Volke, das einen König entſetzt hatte, von Kanonendonner und Tauſenden, die im Kampfe gefallen wären. Sogar die Glückwünſche, die man ihm rechts und links darbrachte, vernahm er nicht. Er ſchlug nicht das Etui auf, welches die goldene Medaille mit dem Bruſtbilde des Königs enthielt, und er wußte nichts mehr von der Hoffnung auf eine außerordentliche Profeſſur. Betäubt ſtand er an dem Portal des Univerſitätsvorhofes und dachte über Girardin, deſſen Prophezeihung und die deutſche Burſchenſchaft nach. Dann lief er zu Stehely und nahm zum erſten Male eine Zeitung vor's Geſicht. Die Stunde, wann die Staatszeitung desſelben Abends erſchien, konnte er kaum erwarten. Er wollte nicht ſeinen Namen gedruckt leſen, er wollte nur wiſſen, wie viel Todte und Verwundete es in Paris gegeben, ob die Barricaden noch ſtünden, ob noch die Lunten brennten, ob der Palaſt des Erzbiſchofs rauche, Karl ſeinen Thron beweine, Lafayette eine Monarchie oder eine Republik machen würde. „Die Wiſſenſchaft lag hinter, die Geſchichte vor mir." — Beinahe gleichzeitig ereignete ſich in dem Gemache des greiſen Goethe das denkwürdige Mißverſtändniß, indem derjenige, welcher Goethes freudigen Ausruf über die große Entſcheidung in Paris vernahm, anfänglich glaubte, daß damit die Julitage gemeint ſeien, während der Mißverſtandene auf den bedeutſamen Abſchluß des Streites zwiſchen Cuvier und Saint-Hilaire angeſpielt hatte. Wie trampelten ſie alle nachmals, als er bekannt wurde, auf dieſem Vorfalle herum, nicht ahnend, daß der naturwiſſenſchaftliche Streit in ſeiner Wichtigkeit, ja in ſeinen umgeſtaltenden Wirkungen auf die Phyſiognomie der Welt, noch verſchiedene franzöſiſche Staatsumwälzungen überdauern und daß Goethe ſelbſt dereinſt auch zu den Männern zählen werde, welche den Reigen der Naturwiſſenſchaft führen. So hatte gewiſſermaßen denn doch das Sanscrit die Welt befreien helfen.

Die geſchilderten, der Jugend eigenthümlichen Exaltationen pflanzten ſich in alle Hörſäle und Landſtuben Deutſchlands fort und wurden durch die Kunde von dem polniſchen Aufſtande noch erheblich vermehrt. Die aufgeſtachelte Theilnahme an der Politik führte eben ſo wohl zu Colliſionen zwiſchen Geſinnung und gewähltem Lebensberuf, als auch zu unvorſichtigen, leichtfertigen, ja kindiſchen Darlegungen des Freiheitseifers und in Folge derer zu gerichtlichen Unterſuchungen und Gefängnißſtrafen, die über die Betheiligten verhängt wurden. Bei den Durchmärſchen flüchtiger Polen ſetzte es Bankette und Toaſte, in den Ständeverſammlungen Adreſſen und Motionen, welche die beharrliche Vertheidigung der Volksrechte betrafen. Zu offener Auflehnung in Maſſe kam es ein Mal, am 26. Mai 1832, in der dreißigtauſend Perſonen umfaſſenden Volksverſammlung auf der Ruine des Hambacher Schloſſes bei Neuſtadt an der Hardt. Deutſche, Franzoſen und Polen traten als Redner auf. Am bemerkenswertheſten war die Rede Siebenpfeiffers. Er verkündigte den Anbruch des deutſchen Maitags, an welchem die Zollſtöcke und Schlagbäume, alle Hoheitszeichen der Trennung, Hemmung und Bedrückung verſchwänden, ſammt den Conſtitutiönchen, die man einigen mürriſchen Kindern der großen Familie als Spielzeug hingeworfen habe. Seitdem das Joch des fremden Eroberers abgeſchüttelt ward, erwartete das deutſche Volk lammfromm von ſeinen Fürſten die verheißene Wiedergeburt, es ſehe ſich aber getäuſcht und drohe dem Meineid. Das deutſche Volk werde ſich auf eigene Fauſt zu retten vermögen, nachdem die Fürſten es an den Abgrund geführt hätten, bevor es erdroſſelt werde von den Mörderhänden der Ariſtokratie. Als das Ziel wurde auf dem Hambacher Freiheitsfeſte die Republik bezeichnet und als der Weg dazu die Volkserhebung nach dem Vorbilde der Pariſer und der Warſchauer Revolution. Nur Wirth warnte vor den Franzoſen, denen ſtets nach dem Rheinufer gelüſte, und er verlangte Elſaß und Lothringen zurück. Der deutſche Bund antwortete auf dieſes Feſt der Zungenfertigkeit des Liberalismus mit den drakoniſchen Beſchlüſſen gegen die Preſſe, die politiſchen Vereine und Volksverſammlungen. Verfolgungen und Prozeſſe der widerlichſten, ja der ſchändlichſten Art löſten einander ab. In Baiern wurden zwei vermeinte Hochverräther auf eine Feſtung transportirt und zur Abbitte vor dem Bildniß des Königs verurtheilt, nachdem man bei dem einen als auf einen beſonders gravirenden Umſtand darauf Nachdruck gelegt hatte, daß man in ſeinem Zimmer etwas wie einen deutſchen Fürſtenrock geſehen habe. Der nämliche Monarch aber ſchwärmte zur ſelben Zeit für die Befreiung der Griechen und wurde das Haupt der deutſchen Philhellenen. Ein Anderer, Fritz Reuter, mußte das Verbrechen, „am hellen, lichten Tage in den deutſchen Farben umhergegangen zu ſein," zuerſt in einer käfigähnlichen Haft zu Berlin, alsdann nach den beendeten Unterſuchungen und Referaten des Lakaien Criminalrath Tambach und des elenden Herrn von Tzſchoppe als Hochverräther verurtheilt, Jahre hindurch in ſchmutzigen Feſtungskaſematten büßen. Zehn Jahre vorher hatte Arnold Ruge Aehnliches erduldet. Schon auf einen ihm gehörigen Stock, wo Jenenſer Burſchennamen eingeſchnitten waren, hatte der in allen Ränken und Bosheiten gewandte Juſtizminiſter Herr von Kamptz von Berlin bis an die mecklenburgiſche Grenze hin Jagd machen und den Stock in Stralſund wirklich confisciren laſſen.

Da er auch des Beſitzers habhaft ward, ſo peinigte er dieſen mit weit hinausgedehnten Verhörspauſen und indeſſen konnte ſich Ruge in der Berliner Hausvogtei der Wanzen kaum erwehren. Den niedrigen Verfolgungen und Verfolgern liefen aber auch knäbiſche Schwätzer und naſeweiſe Schriften in's Garn. Bald büßten auf dem Hohenasperg, bald in der Hausvogtei Literaten für verbrecheriſche Bücher, die wir heute nur ihrer Hohlheit und Dürftigkeit wegen ſo nennen werden. Jeder Inhaftirte wollte als ein Silvio Pellico gelten und von dem Ruhmesertrage der Kerkerromantik zehren. Eben die Gewerbtreibenden und Coquetten mit der Feder waren damals überlaut und zogen aus dem Widerſtande, welchem ihr Radicalismus begegnete, Nutzen, den Nutzen des geſteigerten Anſehens und des Erſtaunens über ihren Muth in der Leſewelt. „Die Dichter ſpannten die Tauben von ihren Wolkenwagen ab und legten Schlangen und Drachen in's Joch.“ Oder nicht hyperboliſch ausgedrückt: was der ſpitzige Artikel und die Burſchenſchaftsbegeiſterung begonnen hatte, das ſetzte die Lyrik fort. Hoffmann von Fallersleben ſchnellte Verſe ab, gegen Adel-, Orden- und Titelſucht, Karl Beck renkte die bei Anaſtaſius Grün noch immer poetiſche Rhetorik zu ſchwülſtiger Phraſe aus — „Kein Gott als Gott, der Dichter ſein Prophet!“ — und bis in die vierziger Jahre herein trieb die Phraſe ihren rhythmiſchen Unfug. Erſt Georg Herwegh adelte ſie wieder in ſeinen ſchwungvollen, wie Lanzen hervorbrechenden Gedichten eines Lebendigen, und erſt Franz Dingelſtedt milderte in ſeinen Liedern eines kosmopolitiſchen Nachtwächters ihren proſaiſchen Ungeſtüm zu galanter Satyre. „Dutzend-Fürſten, Taſchen-Höflein, glücklich, wer euch niemals kennt! Hoffouriers- und Kammerzöflein- und Actricen-Regiment!“ — Die ernſten Männer aber, welche ihrer Ueberzeugungstreue das gebieteriſch geforderte Opfer darbrachten, wie Dahlmann, die Brüder Grimm und Gervinus, kehrten ein Jeder dann raſch wieder zu ihrer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit zurück. Uhland kämpfte ebenſo unerbittlich und geräuſchlos im ſogenannten vergeblichen Landtage, wie er keuſch dichtete und frohgemuth ſeinen Sagenforſchungen oblag. Chriſtian Märklin, nachdem er in innern Widerſpruch mit der Kirche gerathen, gab ſchweigend ſein Amt auf, ohne daß er dabei der Sorge um das tägliche Brod gänzlich enthoben geweſen wäre. Und David Strauß, mehr als irgend ein Anderer im Dienſte der Zeit, klagte nicht, daß ihm die Ergebniſſe ſeiner Forſchung äußere Beſchwerden aufluden, daß ſie die Erfüllung ſeines Lieblingswunſches, akademiſch lehren zu können, vereitelten: männlich fügte er ſich in die Vereinſamung, in die er durch ſein Leben Jeſu gebracht worden, wiewohl eine ſolche Lage, nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe, ſein leicht erregbares Herz auf das Tiefſte erſchütterte, ſo daß er Alles daran wendete, „eine Brücke über den Abgrund zu ſchlagen, den er plötzlich zwiſchen ſich und den andern Menſchen geöffnet ſah“. Als Privatgelehrter ſetzte er nun ſtill ſein heilſames Zerſtörungswerk fort. Indeſſen ſuchten die alten Theologen, wie die jungen Hegel'ſchen Philoſophen, welche avanciren wollten, an dem Drachen Strauß ihre Sporen zu verdienen. Strauß war nach Arnold Ruges Worten das Schlimmſte, was man dazumal denken konnte, und es kam vor, daß ein unglücklicher Ruſſe, der in Deutſchland orthodoxer Profeſſor geworden war, den Verfaſſer des Lebens Jeſu eigens in Augenſchein nahm, um ſich zu überzeugen, ob er noch einem Menſchen ähnlich ſehe. — Dieſe ernſten Männer waren die Ideenträger und die Märtyrer der neuen Zeit zugleich.

Je ernſter es die Gelehrten mit der Zeit und mit den Dingen nahmen, um ſo flunkriger und um ſo lärmender gebärdeten ſich die Schriftſteller, welche in der Literatur Tafel hielten.

Das Signal hatte Ludwig Börne gegeben. Mit Theaterrecenſionen war er ſchon vor der Julirevolution den üblen Angewöhnungen, den Thorheiten und Schnödigkeiten in der Heimath an den Leib gerückt, mit ſtechenden, ätzenden, beißenden Anſpielungen, wann er in der Waage ein gutes oder ein mittelmäßiges Drama beſprach. Dieſe Recenſionen wandelten unſchlüſſig zwiſchen Poeſie und Publiciſtik hin und her, ſpendeten bald einen grünen Zweig der Sappho Grillparzers, flochten bald wieder einen Neſſelkranz, womit ein Cenſorhaupt poſſierlich geſchmückt werden ſollte. Den künſtleriſchen Geſetzen verlangte Börne zuweilen den Paſſirſchein des Liberalismus ab und an das große dichteriſche Talent ſtellte er nicht ſelten Anſprüche, die von der parlamentariſchen Linken hergeholt waren. Vorzüglich gefiel er ſich darin, Goethen Unterrichtsſtunden zu geben: wie man ſich den großen Angelegenheiten der Menſchheit vis-à-vis benehmen müſſe, wenn man die Anwartſchaft auf Volksachtung nicht verſcherzen wolle. Er belehrte ihn über die Lakaien- und Sybaritenrolle, die er ſein Lebelang geſpielt habe, ja er ſchritt von Verdächtigungen und ironiſchen Seitenhieben zur nackten Verunglimpfung, zur Beſchimpfung Goethes vor, über den ein ruſſiſcher Schriftſteller, Alexander Herzen, das Wort ausſprach: daß die ganze Exiſtenz des deutſchen Volkes, alle Schickſale, Kämpfe und Leiden desſelben mit der Hervorbringung dieſes ſeines größten Geiſtes allein vollauf gerechtfertigt, bezahlt und ausgeglichen ſein würden. Börne jedoch verſicherte, daß ein ſo ſchlechter Menſch, wie Goethe, nur alle Jahrhundert ein Mal geboren werde. Goethes Maßhalten regte ihn zu der Definition an: „Goethe, weil er beſchränkt iſt, beſchränkt“. Ueber ſeine Darſtellung der Liebe ſagte er: „Die Liebe, die er begriff, war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kommt“. Schillers gedankenſchwere Briefe über den Wilhelm Meiſter fertigte er mit dem frechen Epigramm ab: quel bruit pour une omelette! Wie ſehr er, wenn man von allem Uebrigen abſieht, durch ein ſolches Verfahren ſich ſelbſt zum Philiſter ſtempelte, das wußte Börne freilich nicht. Wohl war ſeine politiſche Erbitterung echtfarbig, aber er ſtreifte doch immer ſtylgefallſüchtig mit Witzen und Calembourgs über die wichtigſten Angelegenheiten hin: wohl ſchlug in ihm eine pathetiſche Ader, aber er konnte die Stützpunkte ſchöngeiſtiger Art nicht miſſen, und ſpitzfindiges Deuteln, talmudiſches Irrlichteriren in ſarkaſtiſchen Wendungen und Wortſpielen hielten jedes Mal, wo man es am wenigſten erwarten durfte, den ſchlichten und ehrbaren Zorn in ſeinen ausgeholten Streichen auf. Darum ſind ſeine Pariſer Briefe längſt abgeſtanden, während wir uns ungeachtet der verblaßten Anläſſe an den Reden Mirabeaus und an den Junius-Briefen ſo erbauen, wie unſere Großväter, darum wirken die Libelle Börnes bei all ihren geiſtreichen Pointen nicht mehr auf unſer Formgefühl, wogegen die Streitſchriften Leſſings oder die Pamphlete Couriers durch den Nachdruck der nach allen Seiten hin abgerundeten Perſönlichkeit ſich jetzt, wie ehedem, behaupten. Und weil ſeine glücklichſten Ausſprüche nur draſtiſch, prickelnd und launig, aber humorverlaſſen ſind, ſo reicht der Genuß, den ſie gewähren, auch nicht im Entfernteſten an die Gnomen und Gedankenblitze des ſpieleriſch tiefſinnigen Jean Paul oder an die mit der Einfachheit der Alten wetteifernden, humoriſtiſchen Bemerkungen und Beobachtungen Lichtenbergs.

Der Zweite, der die deutſche Erbärmlichkeit aufrührte, war Heinrich Heine. Gezwungener Weiſe, wie er ſelbſt bekennt, nahm er Theil an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und wenn er noch ſo rüſtig das Schlachtroß getummelt, noch ſo gnadenlos auf die Feinde eingehauen habe, ſo ſei er doch niemals vom Fieber, von der Luſt oder der Angſt der Schlacht ergriffen worden; oft ſei ihm ſeiner innern Ruhe wegen unheimlich zu Muthe geweſen, denn er habe gemerkt, daß die Gedanken anderweitig verweilten. Seine Bekenntniſſe an Moſer geben uns Aufſchluß über die Jugendloſigkeit des jungen Menſchen, der, einige zwanzig Jahre alt, bereits über ſeine Grundſätze, ſeine Gefühlsweiſe und literariſchen Plane ſpöttelt. Das Budget regiere, wenngleich nicht ſeine Principien, ſo doch ſeine Handlungen — ſeine Beſtialität finde nicht ihres Gleichen. — Er ſpricht von ſchönen, edlen Gefühlen „und dergleichen Gemüthskehricht“, er betheuert, daß die Oppoſition gegen das abgedroſchene Gebräuchliche ein wahrhaft undankbares Geſchäft ſei. Dem fünfundzwanzigjährigen Heine iſt die ganze jetzige Literatur zuwider, der Jüngling, der eben die Volljährigkeit erreicht hat, iſt mit einem Fauſt beſchäftigt, was er ſich nebenbei unterſtand, Goethen in's Geſicht zu ſagen; der flaumbärtige Student will ſeine Memoiren ſchreiben. Auch er ſchilt, wie Börne, den Dichter des Fauſt einen in egoiſtiſch behaglichem Daſein ſchwelgenden Ariſtokratenknecht, er nennt ihn ferner einen ſchwachen, abgelebten Gott, der die anwachſenden Titanen und vermuthlich ihn ſelbſt, nämlich Heinrich Heine, furchte. Er ſtudiert Kirchengeſchichte und franzöſiſche Vaudevilles, zupft die frommen Berliner Juden am Barte und malt ihnen zur ſelben Zeit ihr Paſſahfeſt, wie Paul Veroneſe die Hochzeit zu Cana gemalt hat, er ſingt: „Du biſt wie eine Blume“ und witzelt über ſeine Leidenſchaften für die Medicäiſche Venus und für die ſchöne Köchin des Hofraths Bauer in Göttingen. Wenn jemals die Elemente zu einem humoriſtiſchen Dichter in einem Individuum beiſammen geweſen, ſo war dies bei Heine der Fall; aber wenn jemals auch gefährliche Wirkungen von einer ſolchen Miſchung ausgegangen ſind, ſo kann man dies gleichfalls von den Wirkungen Heines ſagen. In ihm war der Spott, der bei Börne nur zerſetzen konnte, zeugungskräftig geblieben, und anſtatt des Beigewichts der Ehrlichkeit hatte er den Zuſatz gewiſſenloſer

Grazie, vermöge welcher er in dem Maße unangreifbar wurde, als die von ſeiner Blasphemie und ſeinen Angriffen ereilten Perſonen und Einrichtungen vogelfrei und unhaltbar erſchienen. Wenn er auch mitunter auf die gewaltigen Geiſtesthaten des deutſchen Volkes hinwies oder in die Schilderungen heimiſcher Kläglichkeit die duftigen Ranken der Romantik verwob, ſo warf er doch gerne das ſtärkſte ſatyriſche Licht auf die Objecte unſeres Elends, damit er gewiß nicht in den Verdacht eines ernſthaft gemeinten Reſpects gegen Deutſchland komme, und ſo kreuzte er doch unaufhörlich die anmuthigſten Wald- und Elfenſcenen mit den Fratzen des deutſchen Pfahlbürgerthums. Zudem ſtellte er ſich nachmals gerne ſo, als ob er ein im Kampfgetümmel der politiſchen Ueberzeugungen verwundeter Soldat wäre, als ob er die Narben, welche der angebliche Kummer um Deutſchlands Zerriſſenheit in ſeiner Seele zurückließ, bei jedem nationalen Witterungswechſel ſchmerzlich wieder fühlte, und viele ſeiner Zeitgenoſſen ſuchten ſich und uns bis auf den heutigen Tag heuchleriſch einzureden, daß an der Realität jener Ueberzeugungen und jener Narben nicht zu zweifeln ſei. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nur einzelne Seiten der Eigenthümlichkeit Heines hier zur Sprache gekommen ſind: die Ergänzung der Beurtheilung ſeines Weſens wird anderswo ihre Stelle finden.

Dieſe Doppelzüngigkeit der Auffaſſung, Stimmung und Darſtellung, die nicht in dem Begriff des Humors rein aufgeht, dieſes Zugeben und Zurücknehmen, Vorſchießen und Unterſchlagen iſt in der Berliner Atmoſphäre jener Zeit entwickelt, zum Verdienſte, ja zu einer geheiligten Sache erhoben worden. Das Hegel'ſche Aufrollen, Biegen und Fälteln des Begriffs, das an dem Eindrucke des Taſchenſpieleriſchen nichts einbüßt, weil der Dialektiker dies pathetiſchen Geiſtes und mit ſtrenger Miene ausübt, mußte in einem von vornherein ſpottluſtigen Kopfe, wie dem

Heine'ſchen, die Geſtalt der Charakterloſigkeit annehmen. Nicht minder hat das Mäntelchen der Schleiermacher'ſchen Halbheit bei der Wanderung auf leichte Achſeln gar wunderliche Dienſte gethan. Rationalismus und Senſualismus, Kritik und Glaubenskraft waren in Schleiermacher zu einer Einheit verbunden, welche bald verdächtig ſchillerte, bald jegliches Mißtrauen in ſeine Wahrhaftigkeit beſiegte, je nachdem man mehr den hinter ſeinen Schriften ſich aufrichtenden Menſchen oder mehr den kirchlichen Schriftſteller in's Auge faßte. Gervinus ſagt über ihn: Auf der orthodoxen Seite witterte man auch in dem dogmatiſchen Kleide noch den ſpinoziſtiſchen Redner aus, auf der freiſinnigen Seite aber wurden ihm ſeine ſupranaturaliſtiſchen Reſte als Zeitdienerei, ja als abſichtliche Täuſchung verargt. Wie mißlich es auch ſei, fährt Gervinus fort, ſolch einen Vorwurf gegen ſolch einen Mann zu erheben, immer ſei es ſchlimm, daß auch nur die Verſuchung dazu rege werden könne. Niemand habe Luthern der Zweizüngigkeit verdächtigt, als er vor der Offenbarung ſtehen blieb, Niemand Leſſing, als er rathlos, was an die Stelle des frommen Glaubens zu ſetzen ſei, dem Weiſen zu verſchweigen empfahl, was dieſer nicht ſagen könne. Wie auch hätte Luthern gegenüber eine ſolche Anklage möglich ſein ſollen, dem göttlich bornirten Gemüthe, deſſen Glaubensſtärke blind und unüberwindlich war! wo und wann hätte Leſſing zu einer Anklage der Art herausgefordert, dieſer gleichmüthige Pantheiſt und dieſe edle Raufernatur! Schleiermacher jedoch, welchen philoſophiſche und romantiſche Wellen von dem Standorte des geoffenbarten Chriſtenthums fortwährend hinwegzuſpülen ſuchen, und der das Trinitätswunder unabläſſig gegen die Anfechtungen der Bildung zu behaupten ſich anſtrengt, Schleiermacher kann als merkwürdig organiſirtes Product der Natur immerhin den Vorzug der Wahrhaftigkeit anſprechen, ohne deshalb in ſeiner Eigenſchaft als

Theologe und Mann am Worte gegen den Verdacht der Unaufrichtigkeit geſchützt zu ſein. Wer die moraliſch unmoraliſchen Zehngebote der Liebe verfaßt hat, wer ſich nicht geſcheut hat, bei der Erklärung des religiöſen Phänomens die geſchlechtliche Begattung als Gleichniß heranzuziehen, und von wem die Vertrauten Briefe über die Lucinde herrühren, den kann zwar eine biographiſch getreue und liebevolle Darſtellung hiſtoriſch, wie menſchlich, verſtändlich machen, aber den heiligen Lichtſchein um ſein Haupt wird das unbefangene, geſunde Auge niemals wahrnehmen. Schon der Einfluß, den die Vertrauten Briefe auf die junge Poeten- und Schriftſtellerzunft jener Tage ausgeübt haben, beweiſt zur Genüge, daß das früher gebrauchte Wort von dem Mäntelchen des ſittlich gewandten Theologen richtig iſt. Ein bedeutender philoſophiſcher Autor der Gegenwart ging in einem Geſpräche mit mir über Schleiermacher noch weiter, indem er als den Haupthebel der dogmatiſchen Macht desſelben jenes Etwas bezeichnete, das an die Spitzbüberei grenze.

Die indirecten oder von gemißbrauchten Formen getragenen Angriffe Heines und Börnes auf Staat und Kirche hatten überdies den Nachtheil, daß dadurch ebenſo ſehr der Werth und die Hoheit der Kunſt in der Schätzung des Publicums herabgezogen, als die Ehrfurcht vor der Bedeutung der politiſchen Angelegenheiten der Nation geſchwächt wurde. Die belletriſtiſche Behandlung derſelben mochte dazumal, als die einzig mögliche in der deutſchen Preſſe gelten, ſie hörte aber darum nicht auf beklagenswürdig, weil ſchädlich, zu ſein. Denn was ein Sporn ſein muß, das Widerſtandsgefühl zu reizen, den Grimm activ zu machen, die handelnden Kräfte in Fluß zu bringen, das wurde durch das Nörgeln, Zupfen und ironiſche Belächeln zum Kitzel herabgeſtimmt, ſo daß mit den witzigen und hämiſch luſtigen Bildern wie Carricaturen nationaler Ohnmacht und Schande den

Deutſchen ſelbſt wieder eine Art Genuß und Kurzweil in's Haus kam. Die ſolcherweiſe entworfenen Philiſterporträts erregten weit mehr das Ergötzen, als die Schaam der Familienglieder. Der deutſche Mann und der deutſche Michel wurden allmählich Wechſelbegriffe, Denkfaulheit und bedientenhafte Unterwürfigkeit gingen als die Summe unſerer Charaktermerkmale, einem Steckbrief gleich, durch alle Gaue, ja bis über den Rhein zu der großen Nation hinüber, in deren Mitte Börne und Heine ſich niedergelaſſen hatten. Indem die deutſchen Flüchtlinge den Franzoſen das Gemälde des Bundestags und der ſchlafmützigen Unterthanen zeigten und auslegten, ſtellten ſie unwillkürlich unſer ganzes Volk, unſer gemüthliches und geiſtiges Stammeserbe in Paris an den Pranger. Zu Hauſe aber vergaß man gänzlich, daß der Schalk, der freimüthige, keck zugreifende Schalk, gleichfalls ein autochthones Product der deutſchen Erde war, daß unſere Altvordern in der Satyre mit Rabelais gewetteifert haben, daß die Hutten und Wullenwewer, die Ditmarſcher und die Ritter im Ordenslande denn doch auch Typen und Symbole, und zwar unſerer Schlagfertigkeit und Tapferkeit ſind, unſeres Unabhängigkeitsſinns und unſerer Freimüthigkeit. Börne und Heine hatten den deutſchen Leumund an das nach dem Friedensſchluſſe zu Münſter angebrochene Zeitalter ſozuſagen genagelt, hatten den Treſſenhut, den Zopf und die mit Bilderchen verzierte Kaffeetaſſe als die Wahrzeichen Deutſchlands ausgeſchrieen. Dem Allen entgegengehalten gereichte es uns nicht eben zu beſonderer Ehre vor den Fremden, wenn Heine die Reformation pries, den biedern Voß in ſeinem Flausrock bei den Galliern einen Beſuch abſtatten ließ, ihnen unſere ausgezeichneten Denker anrühmte, vom Tannhäuſer und den ſagenumſponnenen Buchenhainen des „theuern Vaterlandes" erzählte. Die Franzoſen hörten nichtsdeſtoweniger nur unſer Schnarchen, ſahen nur unſere Bücklinge und ängſtigten ſich weder vor dem verkappten Deutſchthum Börnes, noch fühlten ſie Mitleid mit den aufgeſchriebenen Schmerzen Heines. Wir haben es lange und ſchwer büßen müſſen, daß der patriotiſche Zorn bei uns ſchöngeiſtig und ſpöttelnd eingeſetzt hat. Welchen Gegenſatz bildet doch zu der Führung des Kampfes jener Beiden der engliſche Dichter und Schriftſteller Byron, der, wie ein treffendes Wort lautet, an allen Klopffechtereien in Literatur und Staat mit ſtummer Geringſchätzung vorübergegangen iſt und ebenſo einſichtig als unerſchrocken ſeinen geraden und offenen Angriff auf den ſtarken, machtgewaltigen Kern der Unterdrückung gerichtet hat, auf den Fürſtenbund, welcher Europa in Feſſeln legte.

Die dritte Hauptſtimme im Concerte des Widerſpruchs war Wolfgang Menzel. Auch er vereinigte mit blendenden Einzelgaben Lärm- und Skandalſucht, auch er warf ſich bei ausgeſprochener Ungründlichkeit und Unverläßlichkeit zum nationalen Wegweiſer auf. Sein Buch: Die deutſche Literatur begann er mit der Anklage, daß wir ein Schreibervolk geworden und anſtatt des Doppeladlers eine Gans in unſer Wappen ſetzen können. Wir ließen den Italienern ihren Himmel, den Spaniern ihre Heiligen, den Franzoſen ihre Thaten, den Engländern ihre Geldſäcke und ſäßen bei unſern Büchern. Das deutſche Volk habe die Buchdruckerkunſt für ſich ſelbſt erfunden. Aber der Ankläger ſchrieb in eigener Perſon rüſtig drauf los, und zwar zum großen Theil über Geſchriebenes, Kritiken über Kritiſirendes, Recenſionen über die Recenſenten recenſirender Bücher. Mit einer feurigen Beredſamkeit ausgerüſtet, die zwiſchen einem verdorbenen Poeten und einem hitzigen Kanzelredner die Mitte hält, juſt in ſo weit über Kenntniſſe verfügend, als nöthig iſt, um der Rhetorik und dem Gleichniß eine ſtoffliche Unterlage darzubieten, abſprecheriſch im Tadel und Liebhabereien nachhängend im Lob, zeigte er ſich als den leibhaftigen Bildungszwitter, deſſen Engerlinge in unſerem Schriftthume arge Verwüſtungen angerichtet haben, nachdem ſein Maikäferflugjahr längſt vorübergegangen. Die auf einen verbindenden Faden gereihten Aufſätze über deutſche Literatur, wie man ſein erſtes und beſtes Buch nennen muß, bezeugen Temperament in der Lebhaftigkeit der Auffaſſung und im Farbigen des Ausdrucks. Allein es überwiegt in ihnen das Arabeskenhafte, das Vergnügen an Initialen und Randzeichnungen, und es fehlt ihnen die Verantwortlichkeit, wie die Continuität des Gedankens. Dem Altehrwürdigen und Herkömmlichen mit ſichtlicher Neigung zugewendet und die Fußangeln bemerkend, die ſich im geprieſenen Neuen verſtecken, iſt Menzel gleichwohl bemüht, den Leſer über ſein eigenes Verhältniß zur gegenwärtigen Geiſtesſtrömung im Unklaren zu laſſen. Chriſtelnde Demuth und grober Cynismus wechſeln beinahe pfäffiſch miteinander ab; ſeinen feindſeligen Urtheilen merkt man öfters den hybriden Urſprung perſönlicher Beweggründe an, ſeinen hingebungsvoll anerkennenden aber iſt etwas katzenhaft Schmeichleriſches, das nach einem Vortheil ausſpäht, aufgedrückt. Die Ungezogenheiten und Infamien, womit er Goethen überſchüttete, wurzelten, wie in neueſter Zeit bekannt geworden, in einem eben ſo gemeinen als albernen Motiv: in der bübiſchen Erbitterung, die er einſt empfand, als Goethe den im Schauſpielhauſe laut ſtreitenden Jenenſer Studenten, zu denen auch Menzel gehörte, „mit häßlich ſchnarrender Stimme“ Ruhe gebot. Die Poeſie des deutſchen Mittelalters pries er, ohne deſſen eigentlichen Gehalt begriffen zu haben, desgleichen Tieck, den er ebenſo wenig verſtand, indem er ihn den deutſcheſten Dichter nannte, der uns zur unbewußten (!) Unſchuld und Kraftfülle der heimiſchen Vorzeit zurückgeführt habe. Sein Patriotismus trug ſo zu ſagen ein Aushängeſchild und die Franzoſen befehdete er mit ſtupider

Gehäſſigkeit. Was Wunder, daß gerade Menzel zum Denuncianten der Gutzkow'ſchen Wally, zum Büttel politiſcher und kirchlicher Reaction beim Bundestage herabſank! Wiewohl Heine und Börne den Angeber und Franzoſenfreſſer mit eiſernen Ruthen und mit der Narrenpritſche bedienten, wiewohl David Strauß ihn wegen ſeiner Ausfälle auf Goethe züchtigte und dabei ſeine Unwiſſenheit in verſchiedenen Fächern ſchonungslos aufdeckte: der Mann hatte ein zähes Leben, krittelte in ſeinem Literaturblatte noch dreißig Jahre fort und biß ſogar noch in den ſechziger Jahren Leſſing in die Wade.

Auf dem ſolcherweiſe gepflügten und ſchon halb angebauten Acker der böslich raiſonnirenden Kritik, der politiſirenden Demagogie, des ſpaßhaften Zorns und der liederlichen Satyre, des ſchreibfertigen Liberalismus und der rohen Polemik hatte ein neu emporgetauchtes Häuflein Schriftſteller ihre fliegenden Zelte aufgeſchlagen. Die von Ludolf Wienbarg herausgegebenen Aeſthetiſchen Feldzüge, welche dem „Jungen Deutſchland" gewidmet waren, brachten dieſe Bezeichnung in Umlauf, und der ſchlaue Bundestag, nachdem er gegen einzelne Schriften Wienbargs, Gutzkows, Laubes und Heines mit Straferkenntniſſen vorgegangen war, nahm dieſelbe im Hinblick auf das giovine Italia an; welches ſpäterhin auch die Literaturgeſchichtſchreiber thaten. Menzel beſchuldigte die genannten Schriftſteller, zu denen nachmals auch Theodor Mundt und Guſtav Kühne gezählt wurden, ſie hätten unter ſich ein Programm verabredet, deſſen Hauptpunkte Franzoſenthum, Fleiſchesemancipation und Atheismus ſeien. Nun war aber an einer ſolchen Verabredung kein wahres Wort. Die meiſten dieſer Schriftſteller haßten einander viel zu ſehr, als daß ſie hätten einen Hainbund mit revolutionären Abzeichen ſtiften können und mögen. Das ihnen Gemeinſame: der ehrgeizige Wunſch, als große Talente gelten zu wollen, ſchloß eben die Einmüthigkeit innigen Zuſammengehens aus; der Eigennutz lehnte, trotz ihrer Antriebe zur Geſelligkeit, das freundſchaftliche Verſchränken der Perſonen und Zwecke ab. Vielmehr geſchah das Gegentheil. Wo einer dem Andern ein Bein ſtellen, im Anſehen der Leute ihn ſchmälern oder blamiren konnte, da beſann er ſich nicht lange, es zu thun, nachdem ſich dieſe Herren einmal in ihren gegenſeitigen Schattirungen kennen gelernt hatten, nachdem die von einer erſten Begegnung unzertrennliche Reſerve beſeitigt war. Auch ſtreiften ſie bald ein Jeder ihre Staatsgefährlichkeit ab und wurden im politiſchen Sinne unſchädliche Advokaten ihrer ſelbſt. Heinrich Laube eröffnete ſchon im Jahre 1836 die dermalen unter ſeiner Redaction erſcheinende Mitternachtszeitung mit der Erklärung, daß ſein Journal nicht zum Jungen Deutſchland gehöre und daß die Inſtitute der Geſellſchaft von ſeinem Blatte würden reſpectirt werden. Er, Heinrich Laube, verſtehe unter junger Literatur, moderner Schreibweiſe, ausſchließlich äſthetiſche, künſtleriſche Beſtrebungen. Und damit auch jede arrière-pensée entfernt werde, bekenne er, daß ſein Sinnen und Trachten nunmehr darauf gerichtet ſei, ſich in die Geleiſe des Beſtehenden einzuordnen; in der Mitternachtszeitung wolle er alle auflöſenden Tendenzen bekämpfen. Man kann nicht unbefangener zum Kreuz kriechen. Heine lachte die Schreibgenoſſen, mit denen er ſich des Vortheils halber allein verhielt, im Stillen aus und blieb am Ende nur mit Laube in klugem Einvernehmen. Sie wiſſen, lautet eine Briefſtelle Heines, wie ich vom Bundestage, ohne daß ich darum nachgeſucht hätte, beim jungen Deutſchland angeſtellt wurde und wie ich bis auf den heutigen Tag vergebens um meine Entlaſſung gebeten habe.

Jeder dieſer Schriftſteller, Gutzkow ausgenommen, borgte Stoffe und Behandlungsart, Manieren und Grimaſſen entweder von Heine oder von Börne oder von Menzel, ja zuweilen von allen Dreien in einem und dem nämlichen Buche. Die eigene Individualität äußerte ſich bei ihnen mehr in der Wahl und Verwerthung des Entliehenen, als in irgend einer urſprünglichen Eigenſchaft von Belang. Nur Karl Gutzkow trat bald nach ſeinen erſten Verſuchen mit ſeiner bizarren Eigenart hervor.

Wohlwollende, ſagen wir ſchönthuende Beurtheiler haben Gutzkow mit Leſſing verglichen. Und fürwahr, wenn man überhaupt einen der Geiſter, welche reinigend und bildend, muſtergültige Werke ſchaffend, bei uns erſchienen ſind, als das Maß anſehen will, womit der Intellect und die Leiſtungsfähigkeit Gutzkows gemeſſen werden ſoll, ſo kann man ſicherlich keinen andern nennen, als den raſtlos vorwärts treibenden, ſtätig ſuchenden, in Production und Kritik verſtändigen Leſſing. Daraus aber wird für Gutzkow ein wenig Vortheil und ſehr viel Nachtheil entſpringen. An Eifer, dem Wahren zu dienen, an Muth, den Hinderniſſen, die auf dieſem Pfade liegen, die Stirn zu bieten, iſt der jugendliche Gutzkow nicht eben kläglich hinter dem Wahrheitsdrange und der Tapferkeit Leſſings zurückgeblieben. Der Geiſtesgegenwart und dem Spürſinne Gutzkows kann die Aehnlichkeit mit dem Fernhintreffer Leſſing nicht abgeſprochen werden. Auch mag dem dichtenden Gutzkow die Vergleichung mit der weiſen Geſtaltungskraft des Schöpfers der Emilia hin und wider zum Guten ausſchlagen. Jedoch vor der kryſtalliſchen Helle Leſſings, vor ſeiner fröhlichen Selbſterkenntniß und Beſcheidung, namentlich vor ſeiner Selbſtloſigkeit im Kämpfen und Hervorbringen ſchwinden Gutzkows annähernde Aehnlichkeiten, wie dünne Rauchwölkchen dahin. Ebenſo wenig hatte er die Erfaßfähigkeit und Haftungspflicht der Natur Leſſings, wodurch alle Mängel derſelben ihre ausgiebige Deckung fanden, wogegen Gutzkow die ſeinigen nur liſtig zu vertuſchen, ja dann und wann ſogar als Vorzüge an den Mann zu bringen ſuchte. Den Verfaſſer der Literaturbriefe, der doch ſchon in allen Fingerſpitzen die Luſt zum Aufräumen ſpürte, charakteriſirt der Vorſatz: ein Werk ſchreiben zu wollen unter dem Titel: Das Gute aus ſchlechten Büchern; den jungen Gutzkow hingegen bezeichnet der Umſtand, daß er ſchadenfroh nach den ſchlechten Seiten guter Bücher ſpähte. Glücklicherweiſe, nämlich für Gutzkow, ſcheiden ſich hierin auch die Richtungen, die Epochen, denen die beiden Autoren angehören, ſo daß dem Zeitalter, welches der Eine ſchon durch ſein bloßes Daſein verherrlicht hat, ein Theil des Preiſes zufällt, indeſſen der Andere wieder eine Summe der ihm geltenden Vorwürfe getroſt auf das ſeinige abwälzen darf.

Anfänglich war Gutzkow in ſeinen Thorheiten von den Genoſſen nicht ſonderlich unterſchieden. Sein Sprung aus der Wiſſenſchaft in die Geſchichte, den er nach der früher erzählten Aulaſcene gewagt hatte, bedeutete nicht das Zuſammenfaſſen thätiger Kräfte zu publiciſtiſcher oder parlamentariſcher Wirkſamkeit, welche ſeiner Ueberzeugung zufolge, in nächſter Ausſicht ſtand und wozu ein Mann, wie z. B. Karl Mathy, ſich gewiſſenhaft und opfermuthig vorbereitete, ſondern ein ſich Betheiligen an zeitgemäßer Belletriſtik nach der uns bekannten Methode. Mit der Herausgabe der Schleiermacher'ſchen Briefe über die Lucinde, dem philoſophirenden Roman Wally und mit allerlei Zeitungsartikeln betrat er das Feld, wo Stoffe und Formen ſtyllos durch einander wucherten und ſchwankten: literariſches Unkraut. In ſeiner Ankündigung des Phönix eiferte er gegen die Anbeter der claſſiſchen Literatur, durch welche das in ihr lebenskräftige Andenken in ſeiner Wirkung auf den Nachwuchs zu Marmor geworden ſei. Goethes und Schillers Herrſchaft habe begonnen, die demüthigendſte, ſetzte er hinzu, weil die des Ruhmes. In den Schulen ſei uns von den Claſſikern, wie von alten Helden, erzählt worden und der Jugend ſei nichts zurückgeblieben, als eine zitternde Andacht. Das Vorwort zu den Vertrauten Briefen athmet einen enthuſiaſtiſchen Aberwitz, der naſeweiſen Studenten eigen zu ſein pflegt. Er weiß Alles, ja beſſer als irgend Jemand, er iſt in den Schlupfwinkeln der Geſchichte und der Kritik zu Hauſe und klappert mit ſeinen Lebenserfahrungen, wie mit einem Schlüſſelbunde. Roß und Strauß ſchilt er vierſchrötig trivial, ihr Chriſtenthum unverſchämt und ordinär, ihre Ausſprache ſchlecht, ihr Gedächtniß ſchwach und ihr Publicum ein gemiſchtes. Er redet von der jungen naiven Arroganz, welche ſich mit Dogmen- und Kirchengeſchichte befaſſe, als ob er ſelbſt ſchon als Bibelexeget auf die Welt gekommen wäre, von den glatt geſcheitelten Berliner Zionswächtern, von der erſtickenden Luft der proteſtantiſchen Theologie und Prüderie. „Laßt einen Augenblick eure Katechismen, hebt dieſe ſcheinheiligen Augenwimpern auf, werft eure Talare und Vorhemdchen weg, dieſe geiſtliche Koketterie, vergeßt einmal die Beweisſtellen für die Gottheit eines von euch noch immer gekreuzigten Menſchen und hört was in anderen Gebieten, im Reiche der Freiheit, Jugend und Phantaſie ſich vor Jahren begeben hat . . .“ Dieſe Begebenheiten aber ſind: Friedrich Schlegels Lucinde, welche er herrlich, claſſiſch findet, und Schleiermachers Vertraute Briefe darüber, die ihm bewunderungswürdig, einzig, göttlich vorkommen. In Beiden erblickt er welterſchütternde Proteſte gegen die falſche Sittlichkeit, gegen das frevelhafte geſellſchaftliche Uebereinkommen und zugleich „Evangelien des neuen Geſchlechtsumganges“. Leider hatte dieſe Lucinde aus dem „Reiche der Jugend, Freiheit und Phantaſie“ eine leichenhafte Hautfarbe, welche die Geilheit getüncht hat, und ſchmale, von der Ruchloſigkeit innerer Verdorbenheit umſpielte Lippen: leider iſt ſie, ungeachtet ihrer Frechheit, langweilig und jede der geſchilderten Situationen klebrig und kalt, wie Gallerte. Schleiermachers Briefe jedoch, indem ſie dieſem Product dichteriſchen Siechthums gleichſam geiſtlichen Beiſtand leiſten, weiſen auf das zerfreſſene Empfindungsleben der Lucinde um ſo nachdrücklicher hin, je raffinirter ſie jedes Zucken der kranken Nerven für himmliſche Bewegungen der ſichtbar werdenden Seele ausgeben. Der „Verſuch über die Schaamhaftigkeit“ iſt der Auszug und die abgekürzte Chronik der nichtsnutzigſten Verirrungen ſittelnder Spitzfindigkeit, und die Erklärung der Unvollkommenheit und Unbrauchbarkeit der erſten Liebe von empörender Fadheit. Trotz des beſten Willens, im Abgeſchmackten ſich auszuzeichnen, bringt es Gutzkow gleichwohl nicht weiter, als den Schleiermacher'ſchen Briefen vorzuſtammeln. Seine verrückte Einleitung, nachdem ſie von der Zukunftsehe ohne Trauung gefaſelt, einem matrimonium, das ſchon die trouvères ohne Aufhebens davon zu machen, gelehrt und geubt haben, ſchließt mit den knabenhaften Worten: „Wo iſt Franz? — Komm du holder Junge, den ſie mir heimlich getauft haben! Sprich: Wer iſt Gott? Du weißt es nicht: unſchuldiger Atheiſt, (!) philoſophiſches Kind! Ach, hätte auch die Welt nie von Gott gewußt, ſie würde glücklicher ſein“. Friedrich Schlegel, Schleiermacher, Karl Gutzkow: alle drei nehmen ſich wie bebrillte Dionyſostänzer aus.

Das betrübend Komiſche an dieſen literariſchen Barbarismen iſt der Contraſt, in welchem die nachmals eingetretene Entwicklung der Perſonen, die ſie angeregt haben, zu den Anregungen ſelbſt ſteht. Der Verfaſſer der ſeraphiſch unzüchtigen Lucinde, Friedrich Schlegel, war geſchäftskundiger Myſtiker, ſtellenjägeriſcher Katholik geworden, ging, wie Grillparzer entrüſtet ſagt, „nachdem er gefreſſen und geſoffen, mit dem Geſpräch gerne in's Sinnliche jeder Art hinüber“, kußte in den Straßen Wiens vorübergehenden Geiſtlichen die Hand, prophezeite, daß die Geſtirne dereinſt zum Zeichen des Kreuzes zuſammenrücken werden, und iſt am Ende an einer Gänſeleberpaſtete geſtorben. Schleiermacher wollte in der zweiten Hälfte ſeines Lebens an nichts weniger erinnert ſein, als an jene Vertrauten Briefe. Und der Märtyrer Prosper Enfantin, der praktiſche Unternehmer der nachmaligen jungdeutſchen Geſchlechtsmoral und Hymnendichtung, durchlief, um Heines Worte zu gebrauchen, mit ſeinen Anhängern in der Folgezeit nicht mehr barfüßig die Wüſten Arabiens, um dort das freie Weib zu ſuchen. „Dieſe Befreier vom Gattenjoch, dieſe Zerbrecher der ehelichen Bande haben ſich bei ihrer Rückkehr aus dem Orient verheiratet und ſind die unerſchrockenſten épouseurs von der Welt geworden und ſie tragen Stiefel. Die meiſten dieſer Märtyrer ſitzen jetzt in der Wolle; einige von ihnen ſind neugebackene Millionäre.“

Offenkundig, wenngleich noch nicht nach Gebühr betont, ſcheint mir die Verbindung, welche zwiſchen den ſogenannten Romantikern und den ſogenannten Jungdeutſchen durch einzelne beiden gemeinſame Elemente hergeſtellt ward. In den Berliner Kreiſen der Spätromantik, inmitten der naturloſen Sippe, die unaufhörlich nach Natur ſchrie, unter den ſpiritualiſtiſch ſinnlichen Weibern, welche, wie Bettina, die Willkür für Naivetät ausgaben, das ſchrankenloſe Sichgehenlaſſen für edle Freiheit, haben ſich die neuen gegen die Romantik feindlich geſinnten Wortführer eine apoſtoliſch jüdelnde Freigeiſterei, anmaßliche und kraftgenialiſche Gebärden und eine grübelnde Lüſternheit angeeignet, welche Pückler-Muskau Gehirnſinnlichkeit nannte. Von der Schlegel'ſchen Bande, wie Strauß ſie ſchimpft, die ſich über Schiller luſtig machte, und aus den Beiträgen zum Athenäum und zum Archiv der Zeit, wo man göttliche Grobheit cultivirte, haben die Nachkommen gelernt, wie man das Vortreffliche und das Würdige unter Umſtänden behandeln könne. Der Ausſpruch Immermanns iſt richtig: daß die Schlegel es waren, welche zum erſten Male ein glänzendes Beiſpiel moderner Sophiſterei gegeben, indem ſie Kenntniſſe, Kritik und den Ernſt der Wahrheit zu einem Gewerbe machten, indem ſie Dinge, die ihrer Natur nach immer etwas Eſoteriſches behalten, zur Verzettlung vor gemiſchte Kreiſe brachten.

Ziemlich raſch machte ſich Gutzkow von den Tollheiten, die ihm angeflogen waren, wieder frei. Nicht uneigennützig, wie Börne, aber ihn übertreffend an Blick und Auffaſſung, nicht ſo wohlwollend, wie Wienbarg, aber einen größeren Gedankenvorrath beherrſchend, als er, und dem ſinnloſen Dreintappen Laubes ebenſo fremd, wie Mundts ſchwächlicher Anbequemung, hatte er raſch die Phaſen einer gewaltthätigen, in Reformſucht befangenen Schriftſtellerei zurückgelegt und war an einem Punkte angekommen, von wo aus er ſeine eigenen Abwege und das Gewirre der damals lärmenden, hetzenden Parteien überſchauen konnte. Die erſten Sporen hatte er ſich verdient, das Gelüſte, gegen alles Beſtehende Front zu machen, ſattſam geſtillt, den Schlagworten des Jahrzehnts ſeinen Zoll entrichtet. Nun war bei ihm die Beſinnung wiedergekehrt, die Neigung erwacht für das Beharrende neben dem Zuge nach Entwicklung, ingleichen der Wunſch das Extreme zu mildern, wie das Bedürfniß, auch dem Gegner gerecht zu werden. Weil dieſe innere Sammlung in die Periode fiel, als Gutzkow ſein Soldatenwamms noch trug, ungebeugten Muthes noch ſtritt, vom Himmel noch jeden Stern für ſich zu erbeuten hoffte, ſo weht durch ſeine derzeit entſtandenen Schriften ein jugendlich männlicher Geiſt, und zwar durch ſeine kritiſchen und Zuſtände charakteriſirenden Schriften; ich meine: die ſogenannten Bulwer'ſchen Zeitgenoſſen, die er ſpäter in Säcularbilder umtaufte, ferner die Aufſätze im Telegraphen aus den Jahren 1839 und 1840 und im Jahrbuch der Literatur, 1839. Denn ſeine dramatiſchen und novelliſtiſchen Arbeiten ſind eben nur angewandte Poeſie, wie man von angewandter Mathematik ſpricht: die Pfahlwurzel ſeines Weſens ſitzt, um einen treffenden Ausdruck Berthold Auerbachs anzuwenden, auf kaltem Boden. Wer möchte leugnen, daß in Seraphine, Maha Guru und ſeinen ſocialen Dramen dichteriſche Triebe wahrnehmbar ſind! Wer aber möchte hier zugleich von erſchloſſenen Blumen reden wollen!? Das Poetiſche kann ſich bei ihm einſchmeicheln, er hat auch eine weiche Seite der Seele und wir empfangen zuweilen einen ähnlichen Eindruck von ihm, wie von einem Ungläubigen, der ſehnſüchtige Anwandlungen der Andacht hat. Aber daß dieſes denn doch nur ein Abgeleitetes oder Begleitendes, nicht ein Urſprüngliches und Herrſchendes iſt, beweiſt der Umſtand, daß Gutzkow, ſobald er als Charakterſchilderer ſich zeigt, warm und poetiſch farbig uns anmuthet, wie z. B. in der Skizze, die er von dem Hamburger Arzte Aſſing entwirft, wogegen er als Darſteller im eigentlichen Sinne, als Bildner, als Dichter weder über dieſe Wärme, noch über dieſes Colorit zu verfügen vermag.

Nicht mehr blinzelnd und nicht mehr im Urtheil fortgeriſſen, ſondern eindringend in die Verhältniſſe, Vergangenheit und Gegenwart vorurtheilslos gegen einander haltend, verfolgt er in den Zeitgenoſſen die Ideen und Kräfte, welche den politiſchen, geſellſchaftlichen, literariſchen Vorgängen und Verwicklungen zum Grunde liegen, zeichnet er dort Gemälde des engliſchen und franzöſiſchen Verfaſſungslebens, ſkizzirt er philoſophiſche, pädagogiſche, volkswirthſchaftliche und künſtleriſche Erſcheinungen, in ihren Rückbildungen, wie in ihren von Zukunftskeimen geſchwellten Auszweigungen. Er thut dies in der erkennbaren Abſicht, ſich ſelber Klarheit zu verſchaffen, zu lernen, indem er modellirt, zu lehren, um Andere zur Unterſuchung aufzumuntern. Er iſt zur Einſicht über Beſtrebungen gelangt, die er früher nur ſchielend angeſehen hat, z. B. die Doctrinen der Saint-Simoniſten oder die Gaukeleien mit dem Modernen. Moderne Literatur, ſagt er jetzt, heiße zum Theil Abſpiegelungen der Zeitgenoſſen in den Lagen, in denen ſie ſich befinden, Einmiſchung in ihre Debatten, Frage und Antwort in Sachen des allgemeinen Nachdenkens und der praktiſchen Philoſophie. Der Literatur gegenüber ſei das moderne Genre leicht in der Form, zufällig im Inhalt, ſubjectiv in Manier und Haltung, witzig und melancholiſch, launig in jeder Beziehung: der moderne Literat ſei begabt mit kritiſchem Talent, aber zur eigenen Production entweder impotent oder wenig ehrgeizig, um es den großen Claſſikern der Vergangenheit nachzuthun. Roman, Novelle, die kleine Abhandlung, Briefe, empfindſame Reiſen, dies wären die einfachſten Formen, mit welchen der moderne Autor ſeine Erfindungen, Träume und Charaktere einfaſſe. Das moderne Genre entſtehe ſchnell, verbreite ſich ſchnell und ſterbe noch ſchneller. Wie ſich von ſelbſt verſteht, fehlt auch in dieſem Buche nicht die Spreu unter dem Weizen. Die Schärfe der Beobachtung und das Stechende des zwar guten, aber den Gegenſtänden mikroſkopiſch nahe gebrachten Auges geben ſeiner Darſtellung den Anſtrich der Sachlichkeit, welche anſpricht, aber nicht erfreut, etwas Stahlgraues und Trockenes, wovon im ganzen Leſſing auch nicht eine einzige Seite zeugt. Gutzkow hat die Billigkeit wieder in ihre Rechte eingeſetzt, doch ſcheint ſie der Liebe nicht zu bedürfen; und bei aller innern Bewegung behauptet ſich eine froſtige Sicherheit des Verſtandes, ungefähr ſo, wie wenn Jemand, des ihn umſchwirrenden Geräuſches ungeachtet, ſich in ſeiner Arbeit nicht ſtören läßt. Unbefangen nahm er, wiewohl ſelbſt ein Berliner Kind, die Süddeutſchen gegen die anmaßlichen Vorwürfe des Nordens in Schutz, die „ſüddeutſchen Einſeitigkeiten" gegen die „Hegel'ſche Allſeitigkeit". Er glaube, daß der Norddeutſche zu große Stücke auf die Haidſchnucken gebe und vom Pumpernickel zu viel erwarte. Es mögen da, wo Pumpernickel gegeſſen werde, keine

Geiſter erſcheinen, wie in Weinsberg, aber die Geiſter, die da erſcheinen, wo man Wein trinke, wären ihm doch lieber als die Geiſter, die dort ausblieben, wo man Plattdeutſch ſpreche. Er war der Erſte, welcher den diplomatiſchen Hehler und künſtleriſchen Leiſetreter in Varnhagen anrief, den Berliner Marquis Peu à Peu, wie denſelben Immermann geſprächsweiſe genannt hat. Rückſichtslos griff er ſeine angeblichen Waffenbrüder an, Laube, Mundt, Kühne, ja ſogar Heine, wobei freilich edle und unlautere Beweggründe in einander arbeiteten. Denn ſeiner Selbſterkenntniß machte ein krankhafter Ehrgeiz Concurrenz, und wo ihn eine trübe Ahnung ſeines Unrechts beſchlich, wie Goethe über Newton ſich einmal ausdrückt, da flüchtete er ſich nicht ſelten in eine ſophiſtiſche Rechtfertigung hinein. Darum wird die Theilnahme, welche uns ſein an vielen Stellen ſeiner Schriften wahrnehmbares Leiden einflößt, durch den Anblick ſeiner Heilungsverſuche namhaft verringert. Gutzkow zählt offenbar zu den Unglücklichen, aber nicht zu denen, welche durch das Unglück geläutert, ſondern zu denen, die davon entſtellt werden und aus deſſen Umarmung als Schuldige hervorgehen. Er ſelbſt bekannte, ſchon im Jahre 1839, daß er Alles hatte, um Prieſter, Volks- oder Jugendlehrer, vielleicht noch Größeres zu werden, aber nichts zu einem Dichter. An der Kritik erſt habe er gelernt, ſich zu concentriren, an dem, was ſchlecht gemacht wurde, geſehen, wie es ſein müßte. Tendenz kenne er nicht, Saint-Simonismus, Wiederherſtellung des Fleiſches, Junges Deutſchland, von all' dem wiſſe ſein Gemüth nichts, er kenne nur ſein Herz, ſein Leben, ſeine Todten. Die Thatſachen aber ſtraften dieſes ſchmerzlich ausgeſtoßene Bekenntniß Lügen. Gerade ein Dichter wollte er ſein, ein Künſtler, ein Geſtaltenſchöpfer um jeden Preis. Tendenz durchfurchte beinahe jede ſeiner poetiſchen Arbeiten: von dem Triebwerk draußen, in den Wünſchen und Geſchmacksrichtungen der Zeit, nicht aus reinen, innern Quellen wurden ſeine Romane, Novellen und Dramen geſpeiſt. Demgemäß behauptete das Bemühen, etwas vorzuſtellen, was er nicht war, die Oberhand, und ſorgte er mit dem Aufgebot aller ſeiner Kräfte um eine Citadelle ſeines Anſehens. Namenloſe Schnell- und Vielſchreiber, die er belächelte, ja verachtete, waren beſtändig ſeinetwegen und natürlicher Weiſe auch um ihrer ſelbſt willen thätig; er beherrſchte Jahrzehnte lang die deutſchen Zeitungen, er war ein Journaliſt geworden, weil er ein Dichter ſein wollte.

Die anderen Mitglieder des vermeintlichen jungdeutſchen Bundes hatten weder etwas Widerſpruchsvolles, noch etwas Räthſelhaftes. Jeder derſelben ſuchte den Leſern die Meinung beizubringen, daß er das Reformwerk vom Alpha an begänne, dabei jedoch war der Thürgriff, den ſie mit der Miene des zuerſt Oeffnenden anfaßten, noch warm von der Hand des kurz zuvor in die Thür Getretenen.

Ludolf Wienbarg hatte die Rolle des pathetiſchen Declamators. Er meinte es gut, aber er hatte keine eigene Meinung; mitunter kam ihm ein glücklicher Einfall, ein fruchtbarer Gedankenanſatz, im Ganzen aber lebte er aus zweiter und dritter Hand und ermüdete durch den emphatiſchen Predigerton. In den Rahmen einer populären Aeſthetik und einer Philoſophie der Geſchichte brachte er alle die von Heine und Menzel ſpieleriſch oder mit heftiger Geſticulation erhobenen Anklagen und Forderungen kriegeriſch, heldenmäßig drapirt, hinein. Unſere Literatur müſſe aus dem Nationalen aufſteigen, die Philoſophie ein freies, den Kathederzwang abſchüttelndes Studium des Einzelnen, das Leben als ſolches zum Zwecke des Lebens gemacht werden: ſo hieß die Loſung ſeiner Äſthetiſchen Feldzüge. Aufgabe der Zukunft ſei es, die Moral mitten in das Gebiet der Aeſthetik zu verpflanzen, Aufgabe der Gegenwart hingegen, der Proſa unſer

Augenmerk zu ſchenken und ſie als Waffe zu ſchärfen. Man fühlt ſich gedrängt, an Wienbargs Kenntniß unſerer claſſiſchen Autoren zu zweifeln, indem man ſeinen Tadel ihrer Proſa lieſt. Weder Goethe noch Schiller, nicht Fichte und nicht Schleiermacher — ſo läßt er ſich vernehmen — könne man in dieſer Beziehung der Jugend als reines Muſter empfehlen. Schiller überbiete ſich in einer glänzenden, aber nur zu oft undeutſchen und hohlklingenden Paradeſprache, Goethe habe in ſeinen Romanen eine ſolche Menge glatter, höfiſcher Wendungen, daß man oft nicht wiſſe, wie man mit ihm daran ſei. Leſſing und Lichtenberg, Winckelmann und Georg Forſter, Hebel und Hippel, Wilhelm von Humboldt und Auguſt Wilhelm Schlegel, Jacob Grimm und deſſen Bruder Wilhelm ſcheint er ebenſo wenig als Proſaiſten gelten zu laſſen, weil er ſie gar nicht erwähnt. Die ganze Schriftſtellerei der Claſſiker erklärt er ohne weiteres für ein Spiel ſchöner Geiſter, für ein unſchuldiges Ergötzen, eine leichte Beſchäftigung der Phantaſie. Erſt ſeit der franzöſiſchen Revolution ſei der deutſche Proſaiſt, eben durch franzöſiſche Schriften, Herr und Meiſter geworden über das ungeheuere Material der Sprache, das Goethe freilich ſchon zu Kunſtarbeiten „glücklich verzimmert“ habe. Zwar gewahre man an der neuen Proſa die vulgäre Seite, aber doch zugleich ihren Urſprung aus dem Leben und ihre Gemeinſchaft mit dem Leben. Darum ſei ſie kühner, ſchärfer, neuer an Wendungen, ſie verrathe ihren kriegeriſchen Charakter, ihren Kampf mit der Wirklichkeit, beſonders auch ihren Umgang mit der franzöſiſchen Schweſter. Der große Proſaiſt ſei Heine. Er habe die größte Meiſterſchaft darin ſich erworben, daß er den flüchtigen Ruhm, Liederdichter zu ſein, mit dem größeren vertauſcht habe, „auf dem coloſſalen, alle Töne der Welt umfaſſenden Inſtrument zu ſpielen, das unſere deutſche Proſa darbietet“. In der That koſtbar. Mit dem Ich- und Genußmenſchen Heine tritt Wienbarg den Beweis der Wahrheit an, daß die Schriftſtellerei der Claſſiker jener der Modernen gegenüber nur ein ſchönes Spiel unterhaltungsbedürftiger Menſchen geweſen; das Reiſebilder- und Salontreiben Heines hebt er über deſſen Liederdichtung empor, ja er iſt ſo ſehr aller echten Empfindung bar und ledig, daß er die Reiſebilder in ihrer „Conception“ über die dichteriſchen Werke aller Zeiten ſtellt. Mit ſolchem Wahnwitze verglichen will es nicht viel bedeuten, wenn er Goethen als den erſten Dramatiker, Byron als den erſten Lyriker bezeichnet und wenn er die erleſenſten Ungereimtheiten über die Idee des Fauſt vorbringt. In ſeiner Broſchüre: Zur neueſten Literatur wird ſein Geſchwätz bereits unerträglich, artet ſeine Schwärmerei für die neuen Götter in ſchwülſtige Götzendienerei aus. Goethe und die Weltliteratur — Fürſt Pückler — Raupach und die deutſche Bühne — Heinrich Heine — Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow —: das ſind die Themata, welche hier, wie in den meiſten Büchern und Journalaufſätzen der damaligen Belletriſten, Kinderkrankheiten ähnlich, graſſiren. „In Raupach ſteckt mehr als Ein Dichter, aber alle zuſammen machen keinen ganzen aus“; „die junge Kritik hat junge Kränze zu verſchenken“: über dergleichen Phraſen ſtolpert man auf Schritt und Tritt. Die Vertrauten Briefe werden folgendermaaßen charakteriſirt: „ . . . ſelbſt auf das graue Papier fiel ein wunderſamer, träumeriſcher Glanz, ein wiederſcheinendes Roſenlicht von Küſſen, ein Aether von Blicken und Hauchen dämmerte herauf, die engen ſchwarzen Spaliere der Zeilen wallten auseinander und erweiterten ſich zu blühenden Laubgängen. Nachtigallen ſchlugen herein, wohlbekannte liebe Geſtalten ſchwebten flüſternd und koſend an den Zweigen vorüber, Romeo und Julia, Abälard mit Heloiſe, Petrarca mit Laura, und in der Mitte ſchritt der göttliche Schleiermacher mit bekränztem Haar, umringt von Schülern und Schülerinnen, eifernd gegen die Unnatur der Herzen, gegen die heuchleriſche Verderbniß der Sitten, gegen die unverſtändige Prüderie der Weiber . . . u. ſ. w." Ebenſo geſchmackvoll ſpricht der lallende Thyrſusſchwinger aus Altona über Gutzkow, indem er zugleich als „moderner" Proſaiſt eine fehlerhafte Appoſition anwendet: „Ihr kennt doch Karl Gutzkow, der geniale Verfaſſer des Maha Guru, des Nero und der öffentlichen Charaktere, der jetzt in Frankfurt lebt und das Epoche machende Literaturblatt zum Phönix ſchreibt, dieſer dreiundzwanzigjährige Karl Gutzkow war vom Geiſt der Liebe auserleſen, Friedrich Schleiermachers vertraute Briefe wieder einzuführen . ."

Solche Scribentenſchande folgte der Ehre unſerer claſſiſchen Dichtung.

Haißt dieſes nicht entlauffen
Dem Waſſer wo es quillt und auß der Pfütze ſauffen?

ſingt der alte Opitz.

Den Muſterknopf der ſaloppen Schöngeiſterei ſtellte Heinrich Laube vor. Kurz angebunden war ſeine Tobſucht, womit er, ohne es zu wiſſen, Heine parodirte und traveſtirte. Briefe eines Hofraths oder Bekenntniſſe einer jungen bürgerlichen Seele — Das neue Jahrhundert — Moderne Charakteriſtiken — Reiſenovellen, ja ſogar deutſche Literaturgeſchichte: ſo hießen die Gaben ſeines ſchriftſtelleriſchen Frühlings. Das von wendiſchen und obotritiſchen Blutstropfen gleichſam angeheiterte Naturell des Schleſiers äußerte ſich bei ihm in einer vorwitzigen, ſubſtanzloſen Sinnlichkeit, die weder kalt noch warm macht, in einer fahlen Courage, die vom Angriff nicht die Unerſchrockenheit, nur muthwilliges Händelſuchen empfangen hat, in einer theatraliſchen Lebhaftigkeit und Zuverſichtlichkeit, die ausſchließlich der Zuſchauer wegen da zu ſein ſcheint. Sein Feuer war zunderhaft, ſeine

Beſonnenheit nichts als Klugheit, ſeine Erregung ein bloßes Lampenfieber; wenn die Vorſtellung zu Ende iſt, ſchüttelt er ſeine Emotionen ab, wie man Schneeflocken von einem Pelzkragen herunterbläſt. Leſſing meinte, daß Tauſenden für Einen das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle ſei, wo ſie des Nachdenkens müde geworden; Heinrich Laube hatte ſich dieſes Ziel nicht einmal ſo weit geſteckt. Die Zufälligkeiten, Geſchmackloſigkeiten und Verkehrtheiten des Augenblicks bildeten für ihn den jeweiligen Inhalt und Gehalt der Zeit. Er war ebenſo wohl der Policiſt als der Arreſtant des Tages.

Weil Heine viel an Börne auszuſetzen hatte, ſo that er dies gleichfalls. Dennoch waren ihm die Briefe aus Paris „eine Armee werth“. Er mache ſich los von den Deutſchen, „von dieſem Volke von Affen“, es ſolle nach wie vor ſein großes Maul behalten. Zähne habe es doch nicht darin, und er ſchäme ſich des deutſchen Volkes bis in's innerſte Herz. Die Ordnungsſucht, die pedantiſche Furcht vor Unbequemlichkeit habe Goethes großen Geiſt in den Käfig des Individuums eingeſperrt. Goethe ſei zu früh klug geworden, als daß er hätte ſo groß werden können, um das Weſen der Zeit zu verſtehen und die Wunden der Geſellſchaft dreiſt und genial aufzudecken. Der Gott im Fauſt ſei ein Antichambriſt geworden. Laube verabſcheut die läſtige Arbeitshaſt der meiſten Menſchen, „ganz ſo wie die Tugend und das Geſchrei der Tugendmenſchen. Wir ſind zum Leben da! Es iſt doch eigentlich jetzt eine ſehr ſchlechte Zeit für die Poeſie, nur forcirt kann ſie ſich bemerkbar machen. Die Zeit hat keine Zeit zur Poeſie. Wenn Goethe geſagt hat, daß man durch die Kenntniß deſſen, was der Tag bringe, nicht klüger und nicht beſſer werde, ſo iſt dieſes Wort eine große Dummheit. Armer Mann mit dem großen Reichthum, wie ſchrumpfſt du zuſammen neben dem demokratiſchen Millionär Jean Paul! So lange Goethes Zeit klein war, iſt er groß geweſen, als ſie groß wurde, iſt er klein geworden". Da hätten wir einige der Diſtelköpfe vor uns, wie ſie zu Tauſenden auf dem Laube'ſchen Erdreich emporſchoſſen. Wenn nun der Leſer erfahren wollte, wie das lebendige Leben dieſes Schriftſtellers im Gegenſatze zu dem Bequemlichkeitsleben des nachmals zuſammengeſchrumpften Goethe beſchaffen war, ſo wird uns dies aus dem nachſtehenden Dialog vollkommen erſichtlich:

Sie haben wohl kein Amt?

Doch, ich reiſe.

Für welches Haus?

Für Otto Wigand in Leipzig.

Was für Artikel?

Papier, Druckerſchwärze, Humanität, Länder- und Menſchenkunde, Wiſſenſchaft en gros und en détail, Langeweile und kurze Waare.

Der vielbeſchäftigte und vielgereiſte Mann, bei ſeinem erweiterten Geſichtskreiſe, ſeiner Vertrautheit mit den Bedürfniſſen der Zeit, welche keine Zeit hat zur Poeſie, konnte nicht umhin, alle jene arbeitſamen, ſeßhaften und mit dem eigenſinnigen Etwas, das man Talent nennt, behafteten Poeten und Schriftſteller, Philoſophen und Hiſtoriker als verdächtige, tadelnswürdige, der kritiſchen Zurechtweiſung oder Verdammung verfallene Leute anzuſehen. Demnach bedauert Laube die ſchwäbiſchen Dichter, vorzüglich Uhland, daß ſie im kleinen Thale eingefriedigt wohnen, daß ſie nur das Nächſte erblicken, aber nichts was jenſeits ihres Horizontes liege. Er findet, daß die Erbſchaft der deutſchen Denker aufgebraucht ſei, auch die Immanuel Kants, deſſen Mantelröckchen aus der Mode gekommen wäre. Er bricht den Stab über Immermann, der ſich den modernen, „den jungen, wilden Söhnen Goethes", nicht anpaſſen konnte. Er fällt grimmig über Tieck her, welcher lange für das Haus Schlegel & Co. und für die chriſtliche Romantik gearbeitet, ſein ganzes Leben hindurch nur getändelt, nie gewußt, was er gewollt, und nie gewollt, was er gewußt habe. Zwar zu einem feinen Geſchmacksrichter habe Tieck Schärfe, Geiſt und Laune genug mitgebracht, leider jedoch habe er es vorgezogen, unter den quälendſten Gichtſchmerzen Gedichte zu fabriciren und ſo die Lüge durch alle Stadien durchzumachen. Varnhagens Styl bewitzelt Laube als einen Cölibatſtyl und von dem Autor ſagt er, daß ihm das fortreißende und ſchaffende Leben mangle. Spindler wieder habe keine Dreiſtigkeit im Erfinden. Das Aeußerſte jedoch an Literaten-Rothwälſch iſt Laubes Definition des „Modernen“. Ueber das tiefere Weſen der modernen Dinge zu reden, ſagt er, komme denjenigen Herren wahrlich nicht zu, die nichts von den Schickſalen, den wenigen Freuden, den vielen Leiden unſerer jungen Welt wüßten. In der Ironie ſei das Weſentliche angedeutet. „Man kann ſeine Unzulänglichkeit fühlen, aber nicht mit dem Tragödientroſte: es iſt gerecht, nothwendig, daß du erliegeſt! nein, man ſagt lächelnd: es iſt zufällig, dieſer Zufall liegt aber in höheren hiſtoriſchen Geſetzen, welche noch nicht allgemein gültig geworden, liegt darin, daß ich vielleicht um eine Stunde zu früh ausgegangen bin, eine Kleinigkeit hat zum Gelingen gefehlt und es iſt ein Lächerliches neben dieſem großen Unglück.“ Das iſt das Moderne! Im Uebrigen ſeien „Ennui und Langeweile“ moderne Erſcheinungen. Die Franzoſen nannten dieſe modernen Erſcheinungen bekanntlich le mal de René: es werden ſich aber vermuthlich ſchon früher einige Subjecte auf der Erde gelangweilt haben. Ennui und Langeweile würden vorübergehen, ſo tröſtet uns Laube, wenn die angeregte Zeit auf irgend eine Weiſe erfüllt ſei. Aber einſtweilen ſeien ſie da, und die Literatur, das Gedankenbuch der Geſchichte, müſſe Zeugniß davon ablegen. Daß ein ſolches Zeugniß ſeine Reiſenovellen ſind, dies wird dem „jungen, wilden Sohne Goethes“, dem gähnenden Laube Niemand ſtreitig machen, der ſie hat leſen müſſen oder auch nur darin geblättert hat.

Hier einige Proben: Da liegt der Sonnenſchein, innerlich lachend, weit und breit auf den Dächern; da „ſchleicht“ in den halbkahlen Kopf Rumohrs „richtig und tief die Stirn hinein“ und auf der Stirn ſind alle die glatten Gedanken ſeiner Schriften zu ſehen — „das kleine Volk ſpielt Écarté unter ſich;“ da werden in einer Parallele zwiſchen Heine und Chateaubriand dem Erſtgenannten zwei Vorzüge zugeſprochen, die der Andere ſelbſt dann nicht erreichen könnte, wenn er noch einmal an den Jordan reiſen würde: „Er iſt witzig und hinkt nicht. Paläſtina war immer poetiſch, aber niemals witzig, der Witz iſt unchriſtlich und der Teich Bethesda iſt vertrocknet“. Da wird Böhmen eine der beſterhaltenen Barricaden aus der Revolution der Erde genannt, und über eine blaſſe Engländerin, die Laube in der Glyptothek geſehen, bemerkt, daß ſie unparteiiſche, große, blaue Augen habe. Unter den Verſicherungen, die uns Laube ertheilt, vernehmen wir dieſe: daß er Goethe niemals geliebt habe, ſo wenig als den Jupiter — daß ihn der Don Quixote nie amüſirt und er ſeinen Freunden nie geglaubt habe, wenn ſie das Gegentheil ſagten; daß er hingegen Henry Heine liebe, „dem ein ſchönes Wort mehr gelte, als ein gutes, und der deshalb die Monarchie liebe“.

Solchergeſtalt iſt wohl unſere Sprache noch nie gemißbraucht, kecker und ſelbſtgefälliger der Unſinn zu keiner Zeit durch die Literatur getaumelt. Aus Laubes dreibändiger Literaturgeſchichte, die er leichtſinnig und fremdes Eigenthum nicht ſchonend zuſammengepfuſcht hatte, ließe ſich eine noch ſtattlichere Beiſpielleſe an hohlen Sätzen anlegen, als bei den Charakteriſtiken und Reiſenovellen verſucht worden. Auf alle Fälle bleibt ihr, wie Gutzkow meinte, das Verdienſt unbenommen, darin nach charakteriſtiſchen Zügen in dem Material geſtöbert zu haben: ob Wolfram von Eſchenbach leſen und ſchreiben konnte, was Hans Sachs gerne zu Mittag gegeſſen, wieviel Paar Stiefel Jakob Böhme in ſeinem Leben beſohlt hat.

An dem butterweichen Theodor Mundt können wir raſch vorüber gehen. Seine Wally war eine Madonna, wie er euphemiſtiſch ein geſunkenes Mädchen nannte, ſein Phönix hieß der Freihafen, ſeine Reiſenovellen trugen den Titel: Spaziergänge und Weltfahrten. Auch er hielt, gleich Wienbarg, dem verbuhlten und verwitzelten Deutſch der neuen Literaten eine Standrede, auch er bezeichnete die Demokratie als das heilige Räthſel der Zukunft, auch er ſtreute dem Verfaſſer der Reiſebilder, nachdem er ihn ſchon einmal zu den Todten geworfen, Myrrhen und Weihrauch. Ueber ihn ſpricht er unter Anderem auf nachſtehende Weiſe: Heine nehme zu den Principien oft dieſelbe Stellung ein, wie die Katze zur Maus, indem er in den anmuthigſten Bewegungen ſo lange damit herumſpiele, bis er endlich irgend einem Grundſatz den Kopf abbeiße und wieder mit Anmuth und aus Witz. Was man noch zu wenig an Heine bemerkt habe, das ſei trotz alles Unſtäten und Unruhigen die unendliche Ruhe in ihm, „die bei ihm einen ſeltſamen Uebergangspunkt andeutet, auf dem ſich die moderne Blaſirtheit wieder in die poetiſche Götternatur zurückzubilden verſteht“. Ueber die Giraffe im Jardin des plantes zu Paris ſagt Theodor Mundt Folgendes: „Die Giraffe iſt die kunterbunte Zeit ſelbſt, in ihrem Schein und Sein, in ihrem Alles und Nichts, in ihrem gaukelnden Formenwechſel, in ihrer lächerlichen Durcheinandermiſchung widerſtreitender Gebilde . . . Was einem die Giraffe gewährt, iſt ganz und gar etwas Anderes, als was Elephanten, Bären, Löwen, Condors . . zu gewähren vermögen. Dieſe Ausbeute für das Herz, für das Gemüth, für das Verſtändniß der ganzen Zeit kann man nur der Giraffe abgewinnen, denn ſie allein trägt in ihrer ganzen Geſtaltung jenes unnennbare und anheimelnde Etwas an ſich, welches man das Moderne nennt . . .“

Gutzkow hätte nicht der ſich raſch orientirende Verſtand ſein müſſen, um dieſe rohe, ungebildete, mit meſſiner Begabung aufgeſtutzte Richtigkeit bald zu durchſchauen. Er war angewidert von Laubes Reiſenovellen, in welchen, wie er ſagt, die ſtill rieſelnde, faſt tröpfelnde Weiſe Heines vom Schüler ſtromweiſe vergoſſen werde. „Mit einer Sündfluth von Renommiſterei wurde man fortgeſchwemmt. Liebesabenteuer rechts und links, im Poſtwagen, in der Paſſagierſtube, im Bade, in der Kirche, auf der Straße, in Winkeln, überall Liebe: Liebe mit den Fingerſpitzen, Liebe mit den Knien, Liebe im Schlafe, Liebe in Haarwickeln, Liebe in Schleſien, Deſſau, Braunſchweig, Leipzig, Karlsbad, Töplitz, München, Tirol, Italien, Steiermark, Wien, Prag. Liebe überall, aber nur — für Einen! Für H. Laube! . .“ Nachdem Gutzkow die Verwandlung der Laube'ſchen Schriftſtellerei aus der Libertinage in das Vornehmelnde ſarkaſtiſch geſchildert hat, ferner das zu Tode hetzen des Ausdrucks Modern, was Laube nicht nur im Ausſchnittladen ſehe, ſondern auch in Sitte, Kunſt, Wiſſenſchaft und in den höchſten Geſetzen, geht er auf deſſen Vortragsweiſe über und fällt alsdann dieſes Geſammturtheil: „Laube iſt nicht tief, nicht ſchöpferiſch, er hat über keine große Prädeſtination zu gebieten, er würde ohne Heine, ohne Börne, ohne Varnhagen ein gewöhnlicher Romanſchriftſteller à la van der Velde geworden ſein: ein Breslauer Journaliſt oder vielleicht ein mittelmäßiger Dramendichter. Die Vornehmheit ſteht dem Reichen ſchön: beim Armen iſt ſie eine Grimaſſe. Außen Sammt und unten ein zerriſſenes Hemd. Komödiantenwirthſchaft . . . Seine Novellen, Skizzen und Romane drehen ſich alle um dieſelben Angeln: die Frauenbilder meiſt üppige, kokette, den Männern ſich anbietende Geſtalten, gleichen ſich zum Verwechſeln. Der Pinſel, der ſie malt, iſt haarig, ſein Strich unrein, uneben; der Styl nicht intuitiv, geiſtreich und flüſſig. Den poetiſchen Reiz desſelben verdrängen häßliche, abſtracte Worte, als da ſind: Zuſtände, Bezüge, ſtofflich und ähnliche in Varnhagens Schule gelernte, verallgemeinernde, ſprachtödtende Formeln. Es iſt nicht ungerecht, daß ich ihn einen goetheſirenden Clauren genannt habe."

Theodor Mundt zerlegte er in deſſen literariſche Beſtandtheile, wie einen Körper auf dem anatomiſchen Theater. Anfänglich habe Mundt die Schriften Börnes vom Hegel-Tieck'ſchen Standpunkte aus bekämpft und darzuthun verſucht, daß das Genie keines ſei, wenn es nicht auf der Höhe „des in ſich ſelbſt gefangenen Gedankens" ſtehe. Plötzlich habe er Kehrt gemacht gegen ſeine eigenen Anſichten, ſich eine Kindertrompete gekauft, ſeine modernen Zeitwirren und alsdann ſeine Madonna geſchrieben; er ſei Sansculotte geworden. Das vollſtändige Regiſter aller ſocialen Neuerungen habe er auswendig gewußt und in der Madonna ein Syſtem derſelben entwickelt. Gutzkow geſteht kleinmüthig, die Rehabilitation des Fleiſches erſt von ihm gelernt zu haben. Nachahmer von Haus aus ſei Mundt nacheinander mit Kritiken, Novellen, Charakteriſtiken, Vertrauten Briefen, Reiſeberichten erſchienen: Alles ohne Freude und Trauer, ohne Liebe, Luſt und Schmerz. Ein ſchwerfälliger Schäker, der mit bleiernen Flügeln den Schmetterling ſpiele, eine nüchterne Natur, die den Trunkenen, ein bedächtiger Mann, der den Knaben agire, ein Tugendhafter, der ſich frivol gebärde. Vorne ſei ſein Satz metaphyſiſch, hinten frivol, vorne komme die Taglioni, hinten die Weltgeſchichte; die Taglioni „tanze Goethe". „So miſcht ſich immer der alte Literaturkram und die blaſſe Kathederweisheit in die Reihe Tanzender und Singender; die Muſen und Grazien haben einen alten Amor mit verbundenen Augen in ihrer Mitte und ſpielen Blindekuh und Gänſedieb mit ihm. Nein! entweder ſei ein ganzer Heine oder ein ganzer Profeſſor! Die Miſchung von Beiden iſt häßlich und langweilig". Gewiß eine köſtliche Schilderung.

Furchtlos attakirt aber Gutzkow auch die Neuen Gedichte Heines, welche den Boulevardsſchönen Hermen errichten. „Nennen Sie mir eine Nation", heißt es in einem offenen Briefe an Heine, „nennen Sie mir eine Nation, die ſolche Sachen in ihre Literatur aufgenommen hat! Wer hat in England, in Frankreich dergleichen zum Jocus der Commis herausgegeben? Gedichte, die man ſich vorlieſt in Tabaksqualm, bei ausgezogenen Röcken, in einem gemietheten Zimmer, unter leeren Flaſchen, die auf dem Tiſche ſtehen! Béranger ſcheut ſich nicht, von einem nächtlichen Beſuch bei einer Griſette zu ſprechen: aber ſagt er: ich habe mich wohl befunden? Spricht ſich bei ihm je das Gefühl von Ueberſättigung und aufgeſtachelter ſinnlicher Trägheit aus? . ." Sogar zu Epigrammen, denen aber die Spitze, wie das rythmiſche Gefühl ſeiner polemiſchen Proſa mangelte, raffte ſich der gegen Heine und deſſen ſtümperhafte Nachahmer erboſte Gutzkow auf. Die Zwietracht war alſo gleichſam im eigenen Hauſe ausgebrochen.

Fortan galt der literariſche Betrieb als der oberſte Grundſatz der ſogenannten neuen Dichtung: der geſchäftliche Umſatz in Redensarten und Declamationen, in Kameradſchaft und Eigenlob war der Hauptpunkt geworden. Die virtuoſe Handhabung des Geſchäftlichen hatte Heine gelehrt, der unter hundert Briefen neunzig in ſeinem perſönlichen Intereſſe ſchrieb, der jedes Zeitungsblatt ängſtlich überwachte, ob die guten Freunde rührig und die Gegner ſchweigſam ſeien. Bei Goethe, Schiller, Winckelmann, aber auch bei Ludwig Tieck, Ludwig Uhland, Juſtinus Kerner war die poetiſche oder ſchriftſtelleriſche Leiſtung eine von dem Verlag und der buchhändleriſchen Verbreitung derſelben ganz und gar getrennte Sache. „Wir kämpfen für die Vollkommenheit eines Kunſtwerks in und an ſich ſelbſt; jene denken an deſſen Wirkung nach außen, um welche ſich der wahre Künſtler gar nicht bekümmert, ſo wenig als die Natur, wenn ſie einen Löwen oder einen Kolibri hervorbringt.“ So lauten einige Briefzeilen Goethes an Zelter. Bei den Neuen, den Modernen hingegen fielen Production und Leipziger Meſſe ſchon im Entwurf zuſammen; das Erſte war ohne das Zweite hier kaum denkbar. Der jungdeutſche Schriftſteller illuſtrirte was Karl Roſenkranz über Reinholds Schreibluſt bemerkt: „Er hat immer ſchon geſchrieben, er iſt ſchon gedruckt, bevor er noch gedacht hat“. Mit Politik und Geſellſchaftsmoral, mit Demokratie und Volkswohl hatten die Zöglinge der Julirevolution begonnen, bei Bücherkritiken und Perſönlichkeitsfehden, Belletriſtenarbeit und Journalgezänke waren ſie angelangt. Wenn wir Heine als geiſtige und dichteriſche Potenz gebührendermaßen von den Literaten jener Tage trennen, ſo werden wir über dieſe ſagen müſſen, daß die angeblichen Erneuer unſerer Literatur nichts hervorgebracht haben, was in ſeinen Anregungen nachhaltig und was in der Form durchgebildet geweſen wäre. Die überhinhuſchende Kritik hatte an pointirter Handfertigkeit, der politiſche Correſpondenzbericht an perfider Gewandtheit gewonnen, aber weder der künſtleriſchen Geſtaltung, noch der Schönheit oder Klarheit der Sprache war ein bedeutſamer Vortheil erwachſen. Vielmehr ſchreibt ſich ſeit jener Zeit neben der Reſpectloſigkeit im Urtheilen die Haarkräusler-Galanterie und Tanzmeiſter-Nonchalance im Ausdruck her, ſowie die plumpe Wohldienerei gegen den Tag und das lächerliche Schlagwort: Modern. Auch die damals aufgekommene Unart, welche Klaus Groth hervorhebt: eine phyſiſche oder moraliſche Eigenſchaft nicht dem Menſchen direct, ſondern einem Accidens an ihm beizulegen, z. B. ein Mann mit einem gutmüthigen Hute, dieſes Ausdrucksmittel unſinnlicher Schriftſteller, iſt noch heutzutage der beliebte Behelf jener Leute, welche vom Geiſt im Stiche gelaſſen, das Prädicat des Geiſtreichen anſprechen und erhalten. Die Reformatoren der dreißiger Jahre unſeres Jahrhunderts ſind Verwüſter unſerer Geſittung und unſerer Sprache geweſen.

Jeder ernſte, auf das Weſentliche gerichtete Kopf mußte dieſe neue Literatur ablehnen. Immermann, der bei ſeinem Aufenthalt in Hamburg Gutzkow und Wienbarg kennen gelernt und die Beiden „ganz menſchlich und tractabel“ gefunden hatte, bemerkte, daß er über das Raſche, Heftige, Factieuſe ihres ganzen Thuns und Treibens nach wie vor unverblendet ſei. Tieck, der mit Humor und feiner Lebensart, aber dabei nichts weniger als ſtachellos in ſeinen Novellen: Die Vogelſcheuche, Der Waſſermenſch, Liebeswerben die junge Schule verſpottet und verurtheilt hatte, äußerte in ſeinem Alter gegen Rudolf Köpke, daß ihm nichts ſein Lebenlang verhaßter geweſen, als der abſprechende Ton des Syſtems, das mit Allem fertig ſei, als die Eitelkeit jener Herren, ihr rohes Zerſtören, ihre Oppoſition, die nur ſich ſelber wolle. Grillparzer meinte: dieſe junge Schule habe bei aller Verächtlichkeit eine löbliche Eigenſchaft, eine, wenn auch täppiſche Geradheit nämlich. Sie ſei frech, wie das Zeitalter, irreligiös, wie die in Selbſttäuſchung und Heuchelei befangene Religion der Zeit. Inſofern alſo, ſetzt er hinzu, wäre ſie allerdings als eine Art Pferdecur zu gebrauchen geweſen. „Beobachten Sie einmal“, ſchrieb der junge Otto Ludwig an ſeinen Freund Schaller, „das junge Deutſchland, welches jetzt die Krone deutſcher Literatur repräſentirt. Sie fingen im Politiſchen an, warfen, mit Wolfgang Menzel im Bunde, Goethe aus der Literaturgeſchichte hinaus, das will ſagen, ſie wollten: darauf ſattelten ſie plötzlich um und bekriegten Menzel, und wer war nun ihr Panier? Der Goethe, den ſie erſt verfolgt, ſie denuncirten nun den Menzel, wie vorher den Goethe, und zwar des Verbrechens, das ſie ſelbſt mitbegangen. Menzel hatte Tieck unendlich angebetet, ihre Literaturgeſchichte tritt nun Tieck in den Boden. Warum? — Weil ihn Menzel gelobt hatte .... man tadelt nicht das Buch, ſondern die Perſönlichkeit des Autors, man tadelt dieſe Perſönlichkeit nicht, man ſucht ſie zu vernichten. Die Poeten ſind keine geborenen, es ſind geborene Politiker, Volksredner, Glücksritter, eine Rotte Bilderſtürmer, die, aus der ausgeplünderten Kirche kommend, ſich und Anderen mit den Bilderrahmen um die Köpfe ſchlagen. Die Literatur iſt wirklich ein Markt geworden. Und es iſt nur komiſch, wenn unſere Freiheitsdichter ſich wie eine Art Märtyrer darſtellen, als gingen ſie in den Tod ... es iſt unmöglich, ſich einen Begriff von dieſer Tigergrube zu machen.“

Dieſes aber waren ſtille Stimmen: Anſichten und Proteſte, dem Tagebuch oder dem Briefe anvertraut. Die lauten Stimmen, die vernehmlichen Proteſte kamen von einer anderen Seite, aus den Halle'ſchen, ſpäter Deutſchen Jahrbüchern, welche Arnold Ruge, mit Echtermayers, Ludwig Feuerbachs und Bruno Bauers Unterſtützung leitete. Nur nebenher wurden die Hiebe auf die neuen Schriftſteller ausgetheilt, aber ausgiebige, wuchtige Hiebe. Ruge nannte das junge Deutſchland eine haltloſe, zu frühzeitig geborene Frivolität: die einzelnen Schriftſteller, ſagte er, ſeien vom Princip der Oppoſition abgefallen, hätten ſich der Gewalt unterworfen (was bei Laube und Mundt allerdings der Fall war), hätten kleinliche perſönliche Streitigkeiten eröffnet und durch keine durchgreifende That gewußt, der Kunſt oder der Sache der Freiheit ihren Namen theuer zu machen. „Sie ſind Perſonen, welche die Literatur zum Geſchäft und ihre perſönliche Geltung zum Zwecke haben.“ Als Gutzkow replicirte, da ſpielte Ruge auf deſſen Erwerb an, dem er ausſchließlich diene, und auf den leeren Geldbeutel, der die Blaſirtheit der jungdeutſchen Subjecte verſchuldet habe. Menzel nannte er den Oberphiliſter, der auf der Tonleiter ſeines gemeinverſtändlichen Dudelſacks nur zwei Wörter habe: Moral und Vaterland: einen Strohkopf, dem beide Kategorien nur wüſte Interjectionen ſeien. Echtermayer wieder, wies im Detail nach, daß Laube in ſeiner Literaturgeſchichte vom Plagiat lebe, wo er ſich nicht mit dem Ertrage ſeiner ſeichten Einfälle begnüge. Der Frontangriff der Jahrbücher jedoch warf ſich für's Erſte auf die religiöſen Schanzen und Palliſaden, namentlich in Preußen, und der Kampf wüthete gegen die „katholiſchen und proteſtantiſchen Jeſuiten", gegen die Jarcke in Wien, Görres und Philipps in München, Leo in Halle, Radowitz in Berlin, wie gegen die Prieſterpartei der Evangeliſchen Kirchenzeitung Hengſtenbergs. In ſeiner Charakteriſtik der „letzten zehn Jahre" ſagt Ruge: „Es war nöthig, daß die Bewegung, die Parteiung, der Zweifel, die Kritik, das Gefühl der Freiheit, im Gegenſatz zu dem officiellen Tode Deutſchlands aus den Reihen der Gelehrten ſelber hervorging und die ſoliden Wälle dieſer ſchweren Köpfe mit dem groben Geſchütz der Philoſophie und Gelehrſamkeit ſelber umſtürzte". Immer habe der Localgeiſt irgend einer Univerſität, immer eine fertige Farbe die gelehrten Zeitungen beherrſcht, nie vorher ſei eine Redaction oder ein Kreis von Mitarbeitern kühn genug geweſen, die Kritik der prüfenden Zeit ſelbſt an's Ruder zu ſtellen. Dieſes wäre der Vorzug der Jahrbücher. Bald aber zwang ſie Preußen, die religiöſe Kritik abzubrechen, und nun eröffneten ſie eine Ueberſicht und Beurtheilung der literariſchen Romantik, betitelt: „Proteſtantismus und Romantik, ein Manifeſt". Unter dem Geſichtspunkte des Rückfalls von der Aufklärung, wurde darin die deutſche Geiſtesentwicklung der letzten fünfzig Jahre aufgefaßt. Hegels Lehre, ſchon im Meiſter weltlich, triefte bei Ruge vollends von irdiſchen Zwecken. Er nannte dies die letzten Conſequenzen ziehen. Nicht ohne Witz zerfaſerte er die altfränkiſche Collectaneengelahrtheit, welche die wiſſenſchaftlichen Recenſionen der Profeſſoren füllte, die behagliche Philologie, welche aus dem Zettelkaſten ihre Kräfte ſog, die Excerpten-Hänſe und Probenreiter. Mit gutem Fug riß er jenen Romantikern die Larve vom Geſicht, welche ihre dichteriſchen und wiſſenſchaftlichen Neigungen für das Mittelalter zu Hof- und Kirchenzwecken gemißbraucht hatten. Aber er machte keinen Unterſchied zwiſchen den hyperidealen Leiſtungen, aus denen der geſunde Menſchenverſtand ausgeſtoßen worden war, und jenen, welche das leuchtende Merkmal der Dichtung trugen. Er leugnete den Tiefſinn, wenn dieſer ein gläubiges Gemüth zur Quelle hatte, er beſchimpfte das Talent, wenn es in einer Region waltete, welche nicht die ſeinige war. „Die Tiefen, die Ueberſchwänglichen, die Unergründlichen, die Jacobi, Hamann, Jean Paul, Schlegel, Tieck und vor Allen Novalis und Schelling mußten an's Licht gezogen und in ihrer Blöße dargeſtellt werden. Die Aufſätze gegen die Romantik wurden in einer weſentlich politiſchen Abſicht geſchrieben.“ Das ſind Ruges eigene Worte. Der Flederwiſch Nicolais, welcher unſere Claſſiker verfolgt hatte, um dann in die Hand Schlegels zu gerathen, der wieder die Aufklärer zu Paaren trieb, war nunmehr in den Beſitz Ruges gekommen, welcher die Romantiker zu vertilgen trachtete. Lauter hochwichtige Ereigniſſe, wenn man nämlich den Literaturgeſchichten glauben will, aber lauter gleichgültige Vorgänge in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, wenn man ſie mit den Augen Kants oder Goethes anſieht. Der beherzte und ſeiner Haut ſich wehrende Gutzkow, indem er ſich jetzt zu den vernünftigen Anwälten der Romantiker ſchlug, ſagte dem ſpectakelnden Denker gerade heraus, daß dieſer den Begriff des Proteſtantismus ſo zu Tode hetze, wie Nicolai einſt den Begriff der Aufklärung; es ſei leicht behauptet, die Hegel'ſche Vernunft habe die Romantik und dergleichen in ſich aufgenommen und auf eine höhere Stufe verklärt: aber es ſei eitel Ruhmrednerei. Vorn wollten ſie ein Utopien voll lachender Real-Ideal-Durchdringung geben und hinten ſei's doch nur Hinterpommern mit ſeinen Mehlklößen. Man merke es dem Geſindel an, daß es die Poeſie aus Kartoffeln erſt herausſchälen müſſe und daß es keine Berge geſehen habe. Nichtsdeſtoweniger behielt Ruge einſtweilen das letzte Wort und die Unterdrückung der Jahrbücher durch die ſächſiſche Regierung (ein Weltereigniß, wie ſich Ruge einbildete und noch bis auf den gegenwärtigen Tag einbildet), verlieh ſeiner Perſönlichkeit einen erhöhten Anwerth bei dem freiſinnigen Publicum. Immerhin hat er politiſch ungleich größere Wirkungen ausgeübt, als die jungdeutſche Belletriſtenſchaar, deren politiſche Beſtrebungen ebenſo unzulänglich waren, wie ihre dichteriſchen Fähigkeiten und Leiſtungen.

So freudlos, dürr und jammervoll ſah die Literatur der dreißiger und vierziger Jahre aus, zerſplittert in lauter zankſüchtige Reden und Gegenreden, ſchöngeiſtig politiſirende Conſilien graduirter Heilkünſtler, wie Wunderdoctoren, deren jeder ſein Gebräu anpries und deſſen lebenverjüngende Wirkungen verkündigte, wie einſtmals der Graf von Saint-Germain ſeinen Thee oder Caglioſtro ſein Unſterblichkeits-Elixir. Wir wollen aber gleich hinzuſetzen: ſo ſah die Scheinliteratur aus, die ſich über ihre Schwächlichkeit und ihren an den Tag geknüpften Einfluß nur deshalb ſo gröblich täuſchte, indem ſie auf kräftige Dauer rechnete, weil die Anführer ſo zu ſagen in der vorderſten Sitzreihe lärmten und ſich räkelten. Heine ausgenommen, der eine ganz und gar abgeſonderte Geſtalt, ein homo sui generis iſt, konnte ſich keiner von ihnen rühmen, das Herz des Volkes getroffen oder auch nur das Unterhaltungsbedürfniß der Menge in Athem erhalten zu haben. Hinter dieſer Scheinliteratur ſtufte ſich eine andere ab, die ernſte, ehrlich forſchende, wirklich bildneriſche, welche ſich nicht für eine uranfängliche ausgab, ſondern auf den vorhandenen Fundamenten der großen Vergangenheit weiterbaute; und neben ihr fächerte ſich eine friedfertige, Gemüths- und Einbildungskraft anſpruchslos erheiternde Belletriſtik auseinander. Viele der Autoren, welche die Neuerer als mauſetodt bezeichnet hatten, behaupteten ſich nach wie vor in der Schätzung der Einſichtigen, mancher Dichter, über deſſen Exiſtenz ſie ſchweigend hinweggingen, drängte vermöge der dem echten Talent eingeborenen ſanften und doch ſtarken Nachdrücklichkeit langſam, ſchrittweis vorwärts; ja, der denkgewaltigſte Geiſt des Zeitalters, der einſtweilen noch einem Palimpſeſte glich, woran die chemiſche Tinte des Nationalverſtandes ſich noch nicht verſucht hatte, Arthur Schopenhauer, verdarb nicht unter der Nichtbeachtung in der ephemeren Glockenſtunde der gegenwärtigen Literatur.

Der kränkelnde Tieck, der ſich jetzt in der königlichen Gunſt Friedrich Wilhelms IV. ſonnte, hörte nach dem Halle'ſchen Manifeſt nicht auf, der Schöpfer unvergänglicher Märchen, der Wiederentdecker Heinrichs von Kleiſt, der feinfühlige und gelehrte Wegzeiger in fremde Literaturen zu ſein. Auguſt Wilhelm Schlegels Verdienſte um unſere Dichtung und Sprache und um Shakſpeare waren nach den ſcurrilen Anzüglichkeiten Heines in deſſen Romantiſcher Schule und nach Ruges Verurtheilung nicht ausgelöſcht. Einſam ſaß er nun im damaſtenen Fauteuil in ſeiner Wohnung zu Bonn und ſchlürfte den ſchweren ſüßen Wein des Südens. Aber noch immer trafen bei ihm Briefe und Geſchenke aus aller Welt ein — man hatte ihn nicht vergeſſen — und auch ein Sohn der neuen Zeit, einer ihrer tapferſten Kämpfer, David Friedrich Strauß, verſäumte es nicht, als er die Rheinſtadt betrat, an ſeine Thür zu pochen und dem alten Männchen, das ſich eben am Kaminfeuer wärmte, ſeine Hochachtung zu bezeugen. Die Grimm und Uhland, welche der beſtverleumdeten Romantik die fruchtbarſten Anregungen verdankten, ſchufen, indem ſie zugleich jedes Reis der claſſiſchen Vergangenheit pflegten, die deutſche Alterthumswiſſenſchaft. Männer wie Bopp, Benfey und Holtzmann legten die Grundſteine der vergleichenden Philologie, förderten die Schätze der morgenländiſchen Sage und Dichtung an's Licht. Wichtiger als ſämmtliche Wochenſchriften, Phönixe, Leuchtthürme und Freihäfen war die im Jahre 1838 durch Arthur Schopenhauer veranlaßte Wiederherſtellung des unverfälſchten Textes der Kritik der reinen Vernunft in der Roſenkranz'ſchen Ausgabe der Werke Kants, und bedeutungsvoller als die letzten Conſequenzen, welche Ruge aus Hegel zog, waren die 1839 und 1840 erſchienenen Schriften: Ueber den Willen in der Natur und Die beiden Grundprobleme der Ethik.

Während die Jongleurs unſerer Literatur den „Anſchein einer neuen Barbarei wagten, um eine neue Claſſik vorzubereiten", gab Eduard Mörike, einer der erſten Lyriker des deutſchen Volkes, die Sammlung ſeiner Gedichte heraus, welche ein Anonymus im Gutzkow'ſchen Telegraphen als vortreffliche Verſe, die doch keine Poeſie enthielten, abgefertigt hat. Niemand bekümmerte ſich um dieſe Gedichte, was den ſchämig in ſich gekehrten Pfarrvikar von Cleverſulzbach nicht hinderte, ſich des Daſeins zu freuen und mit einem Fläſchchen Wein ausgerüſtet an ſchönen Sommertagen das Württemberger Hügelland zu durchwandern, indeſſen Andere auf Vorpoſten ihres eigenen Ruhmes ſtanden. Damals wandelte an den Weingeländen an der Donau entlang ein gleichfalls dem Vergänglichen abgewendeter und darum von den Horniſten des Vergänglichen keiner Aufmerkſamkeit gewürdigter Dichter, der Dichter der Sappho, der das Epigramm geſchrieben: „Will meine Zeit mich beſtreiten, ich laß es ruhig geſchehn, ich komme aus anderen Zeiten, und hoffe in andre zu gehn" Die Sinnigen erhob Friedrich Rückert mit ſeinen brahmaniſchen Weiſen, die bisher nicht verklungen ſind, mit ſeinen dem Alter trotzenden Verwandlungen des Abu Seid von Serug; den Feinſchmeckern kredenzte Ferdinand Freiligrath ſeine noch immer nicht abgeſtandenen Tropen- und Geuſenlieder und Nicolaus Lenau letzte die Gemüther mit Geſängen, in die ſich Naturgefuhl und ſkeptiſch zeitgemäße Klagerufe getheilt haben. Die ernſte Erzählungskunſt fand in Wilibald Alexis ihren Repräſentanten. Für Kurzweil und leichten Sinnenreiz ſorgten Karl Spindler mit ſeinen zwar grobkörnigen, aber von geſunder Einbildungskraft eingegebenen Romanen, Fürſt Pückler und Auguſt Lewald, die literariſchen Lebemänner. Pückler, deſſen Briefe eines Verſtorbenen unſer größter Dichter ein für Deutſchlands Literatur bedeutendes Werk, das Product eines angenehm erheiternden, wohlgeſinnten, in ſeiner Art frommen Weltkindes genannt hat, welches den Widerſtreit von Wollen und Vollbringen im Menſchen auf das Anmuthigſte darſtelle, Pückler-Muskau ergötzte mit ſeinen Reiſeerlebniſſen und abenteuern noch ſo lebhaft, wie zwanzig Jahre vorher, die Leſewelt und verpflanzte die Genüſſe, die ihm ſelber zu Theil geworden, auf diejenigen, welche ſich ſeine Schilderungen aneigneten. Das war nicht die Reiſenovellenlüge der „Modernen“. Ein Zug ironiſcher Vornehmheit, von der auch Heine gelernt hat, ſchlingt ſich leichtſinnig durch ſeine Malereien aus dem Stegreif. „Ich bin ein Findelkind, geſtrenge Frau,“ ſo ſchrieb er an Bettina, „und kenne meine Eltern nicht. Doch hat einſt Jemand mir vertraut, Mephiſtopheles habe einmal betrügeriſcher Weiſe ſtatt Fauſt bei Gretchen geſchlafen und ich ſei die Frucht davon.“ Auguſt Lewald, der artigſte Nachahmer Heines, welchem die ſeiner geiſtig kurzen Statur angepaßte Verkleidung auf das Beſte ließ, plauderte dem Publicum harmlos, mit bonhommer Satyre vor, was Heine mit humoriſtiſcher Vermeſſenheit zu ſagen wußte, ſchwatzte erheiternd von dem Münchener Straßenleben, von Staberl und der Ludlamshöhle in Wien, von italieniſchen Städten und ihren Schönen, von der Hamburger Patrizier- und Hafenherrlichkeit und wohl auch von dem ungezogenen Liebling der Grazien in Paris.

Den Vermittler zwiſchen Tendenz und Poeſie, kritiſchem Verſtande und Phantaſieſpielen ſtellte Karl Immermann dar, welcher aber gerade an dem Compromiß mit einander unvereinbarer Geiſtesthätigkeiten und Beſtrebungen ſich aufrieb. Gediegene Nüchternheit: dies iſt der Geſammteindruck ſeiner Schriften, welche die Ernſten nicht befriedigten, die Oberflächlichen abſtießen, die Poeten mißtrauiſch gegen ihn machten und den Anhängern des geheiligt Herkömmlichen ſo wenig genügten, als den Männern der radicalen Neuerung und des Umſturzes. Er war ein Charakter, er hatte bedeutende Gaben, aber er ſchöpfte nicht aus der Fülle der Perſönlichkeit, die bei ihm überall gleichſam unterbrochen ſchien, und es fehlte ihm die Wünſchelruthe der dichteriſchen Form. Gleichwohl überbot die markige weſtphäliſche Dorfgeſchichte, welche ſich mühelos aus den ſatyriſchen Anſpielungen und vergilbten Allegorien des Münchhauſen herauslöſen läßt, an poetiſcher Kraft ſämmtliche dichteriſche Hervorbringungen der Gutzkow, Laube, Mundt und ihres Anhangs, wie denn auch keine rein ſchriftſtelleriſche Arbeit der Letzgenannten an die feſten Contouren und an die Reife des Urtheils in Immermanns Memorabilien heranreicht.

In keine der geſchilderten Gruppen können wir Friedrich Hebbel einreihen, deſſen Jugendwerke: Judith, Genoveva, in jene Epoche fallen. Schon in der Zeit ſeines erſten Hamburger Aufenthaltes, 1835, wendete ſich, wie wir uns entſinnen, der aus Weſſelburen eben herüber gekommene junge Menſch, mehr aus Inſtinct, als mit klarem Bewußtſein, von den literariſchen Chorführern der Gegenwart ab. Dazumal bereits war Heinrich von Kleiſt, neben Uhland, nicht nur ſein Lieblingsdichter, ſondern er verſtand ihn auch nach ſeinem ſpecifiſchen Werthe zu beurtheilen. Als er ſpäter in München einzelne jungdeutſche Producte kennen lernte, da ſträubte ſich in ihm jegliche Faſer gegen Inhalt und Ton derſelben, ja in ſeinem Unwillen dachte er ſogar an die Gründung eines Journals, womit er dieſe Richtung bekämpfen wollte. Mißtrauiſch war er bei ſeiner Rückkehr nach Hamburg, 1838, in den Verkehr mit Gutzkow getreten und jede Unterredung mit ihm hatte Begütigungsverſuche zur Folge, die er mit ſeinem eigenen widerſtrebenden Innern anſtellte. Aus ſeinen Kritiken für den Telegraphen ſind uns viele Sätze dienlich, welche den Contraſt ſeiner Kunſtauffaſſung zu jener der herrſchenden Schriftſteller ausprägen: wir ſollen die Zeit, in der wir uns bewegen, nach Kräften in unſere Speiſe verwandeln, nicht aber uns ſelbſt zur Speiſe der Zeit machen, denn nur das in uns, was nicht in ihr aufgehe, was ihr ohne Kampf ſiegreichen Widerſtand leiſte, ſei ewig und göttlich. Die der Poeſie eigenſte Kraft liege im Ausgleichen, im Ordnen und Beſtimmen von Verhältniß und Maß, ſie ſei die Waage im Chaos der Schöpfung. Man könne aus Gold ſo gut ein Grabſcheit machen als eine Monſtranz, doch werden nur die Wilden dies thun. Er verabſcheute die Erwerbshaſt und den Tumult der Jungdeutſchen, er hatte mit dem Korybantenungeſtüm der Junghegelianer nichts gemein. Aber er fügte ſich auch nicht dem goldenen Fruchtkranze der fröhlich ſich ausgeſtaltenden Geiſter als jüngſtes Knoſpenglied an. Weder dürfen wir unter den Romantikern ſeine poetiſchen Verwandten ſuchen, noch unter den ſchwäbiſchen Dichtern, nicht in der Seitenlinie der nachblühenden Claſſicität und auch nicht in der Umgebung Heines. Er gehörte zu den Leidenden, die am ſchönſten in Hölderlin, am rührendſten in Kleiſt die Augen aufgeſchlagen haben.

Anſcheinend waren auf ſeinem Wege Georg Büchner und Daniel Grabbe vorausgegangen; aber auch nur anſcheinend.

Denn der Krankhaftigkeit und der Gewaltthätigkeit Büchners, die freilich an Hebbels Melancholie und Trotz erinnern, fehlte die unſerem Dichter eingepflanzte Erkenntniß des Edlen und Reinen, wie die Fähigkeit zum Reifwerden; von der Ungebärdigkeit Grabbes aber trennte ihn, was etwan den aus dem Herrengute Vertriebenen von dem Freigelaſſenen trennt: die Nobleſſe der Haltung, die ſich beherrſchende, immer wieder auf das Rechte ſich beſinnende Seele. Hebbel hätte, mit Grabbe an einem und demſelben Tiſche ſitzend, wie jener Herzog in Uhlands Romanze, zwiſchen ſich und ihm das Tafeltuch entzwei geſchnitten. Was bei Grabbe als Grimm ſich äußerte, das nahm bei Hebbel die Geſtalt des Schmerzes an, wo jener ſchwarzgallig aufſchäumte, da wallte dieſer blutvoll auf und mit dem Qualm des erhitzten Verſtandes im Dichter des Gothland verglichen, war die Flamme des Dichters der Judith die der Leidenſchaft. Grabbe hatte, wie ſein einſichtigſter Biograph, wie Immermann bemerkt, einen großen und weiten Geſichtskreis auf dem Felde der geſchichtlichen Betrachtung, innerhalb desſelben fuhr ſeine Phantaſie unermüdlich hin und her, ſchaute, verknüpfte und errieth mit ſeltener Sagacität; aber es verſagte ihm der Athem, ſobald es an das energiſche Bilden gehen ſollte. Aus dieſem Mangel, nicht aus einer Ueberfülle ſei die Ungeheuerlichkeit ſeiner Figuren zu erklären. Oder um ein ſchlagendes Wort Heines zu citiren, der ihn im Uebrigen überſchätzt hat: „Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerenſklaven — jeder gebrandmarkt — ſo führt ſie der Dichter an der Kette in das Bagno der Poeſie“. Grabbe that ſich auf ſeine Willkürlichkeit nicht wenig zu Gute, und wenn Hebbel in ſpäterer Zeit nichts von einer Gemeinſchaft mit ihm wiſſen wollte, ſo war er durchaus in ſeinem guten Rechte. „Ich weiß gar wohl,“ ſchrieb er nachmals an Friedrich von Uechtritz, „daß das Unglück manches Menſchen ſchon von der

Geburt anfängt und ich habe alles mögliche Mitleid mit Individuen, die zu viel haben, um reſigniren zu können, und zu wenig, um es zu reinen, oder auch nur zu charakteriſtiſchen Bildungen zu bringen. Sie kämpfen einen ſchweren Kampf, und man ſoll ſich hüten, leichtſinnig den erſten Stein auf ſie zu werfen. Aber wenn ſie gar nicht verſuchen, durch ethiſche Anſtrengungen ein Gleichgewicht herbeizuführen, dann verwandeln ſie dieſes urſprüngliche Unglück in eine Schuld, und das ſcheint mir bei Grabbe ſehr entſchieden der Fall zu ſein."

Hölderlin, Kleiſt: das iſt Fleiſch von ſeinem Fleiſch, Blut von ſeinem Blut. Wir würden dies auch dann ſagen, wenn wir von den Wirkungen des Zweiten auf Hebbel nichts wüßten, und wir würden es auch dann wiſſen, wenn nicht in ſeinem Tagebuche Andeutungen vorhanden wären, daß er in den Gedichten Hölderlins und in deſſen Hyperion ihm verwandten Ideen und Stimmungen begegnet ſei. Was und wieviel auch immer dieſe Dichter von einander unterſcheiden mag, an genuiner Anlage oder an Entwicklungsfähigkeit, gemeinſam iſt ihnen der Bruch zwiſchen Kraft und Erkenntniß. Sie empfinden ſtark, ſie ſchauen lebhaft an, ſie verkörpern oft das Empfundene und Geſchaute im reinen Bilde. Aber auch ein Suchen, eine Unruhe iſt ihnen eigen, die aus der Uebermacht des Erkennens entſpringt, dem ſie nicht vollauf genügen können; darum drängt ſich mit dem Vorwurfe der Unzulänglichkeit der Tiefſinn, eines der Grundelemente der Poeſie, unwiderſtehlich hervor, ſo daß er beinahe mit Händen zu greifen iſt. Bei den wahrhaft großen Dichtern hingegen ſchlummert der Tiefſinn zeugungskräftig unter der Pflanzendecke ausgereifter Form. In einem der Briefe Hölderlins an Schiller ſagte der Jünger, daß er ſehr gut begreife, warum es ſchwerer ſei, die Natur zur rechten Aeußerung zu bringen in einer Periode, wo ſchon Meiſterwerke um Einen liegen, als in einer andern, wo der

Künſtler faſt allein ſei mit der lebendigen Welt. Aber dieſe ſchlimme Alternative ſei faſt unvermeidlich, wo gewaltiger und verſtändlicher als die Natur, aber deswegen auch unterjochender und poſitiver der reife Genius der Meiſter auf den jüngeren Künſtler wirke. Noch ſchärfer drückte Goethe in einem Geſpräche mit Eckermann dieſen Gedanken aus, als er hervorhob, daß ſeine Idee vom Vortrefflichen auf jeder ſeiner Lebens- und Entwicklungsſtufen nie viel größer geweſen, als was er auf jeder Stufe auch zu vollbringen im Stande war. Der Geſunde und der Leidende ſprechen das nämliche Wort aus. Dieſes Wort jedoch klingt anders als der ärmliche, in Umlauf gebrachte Schulſatz: daß in Hölderlin und den Dichtern ſeiner Artung die Reflexion mächtiger ſei, als das poetiſche Vermögen. Denn dieſer Schulſatz paßt eben auf die wunderlich organiſirten Dichter alle, mithin auf keinen derſelben, und jedenfalls müßte er auch auf Schiller ausgedehnt werden, wenn die verſchlagende Reflexion hier das Entſcheidende wäre. In edler Unbefangenheit, in ungetrübter Sinnlichkeit athmet bei Hölderlin die Darſtellung in dem Fragment: Die Nacht, und nicht der leiſeſte Zug verräth uns hier, daß dieſe in ſich ſelige Schönheit beim Dichter nur zu Gaſt iſt, wie Eros bei Pſyche, ehe ſie den Freund mit der beleuchtenden Lampe geweckt hat. Wer möchte den ſanften Goldglanz, der auf dieſem Bilde ruht, wer die beſcheidenen und ſicheren Umriſſe, in denen es ſich bewegt, bei einem Dichter vermuthen, deſſen ungebührlich geſteigerte Reflexion angeblich ſeine geſtaltende Kraft gehemmt haben ſoll! Und ebenſo lauter, wie er in den glücklichſten Momenten das in ſich abgeſchloſſene Bild zu malen verſteht, weiß er auch zuweilen den tiefſten Seelenton anzuklingen, z. B. in dem unvergänglichen Schickſalslied Hyperions. Gleichwohl zerbricht dem Dichter nur zu oft die Form unter den Fingern, namentlich in ſeinem Roman, und der grübelnde Geiſt entführt ihm dann Anſchauung und Empfindung in jene Dämmerung, wo der Tiefſinn gerne niſtet, wo aber die Poeſie nicht mehr ſpielen kann. Dieſes Ueberwuchern der Metaphyſik, welche kein Denkender mit gemeiner Reflexion verwechſeln wird, iſt auch das hervorſtechende Merkmal Kleiſts, wie Hebbels. Alle drei haben ſie den Garten im Winter geſehen und bringen nun das Geſicht nicht wieder los, wenn das Laubwerk die krauſen Linien des Gezweiges rund gemacht hat. Während aber Hölderlin, indem er von philoſophiſchen Qualen heimgeſucht wird, bei der lyriſchen Weichheit ſeines Talents, mit unnennbar traurigem Blick uns anſieht und ſeine beſtändige Sehnſucht nach der ſchimmernden Harmonie helleniſchen Glückes ſogar ſeinen Verirrungen einen milden Anhauch verleiht, ſchaut uns der unter ähnlichen Kämpfen ſeufzende Kleiſt, deſſen Talent von ungewöhnlich plaſtiſcher und dabei naiver Ausdrucksfähigkeit iſt, bittend wehevoll, wie von einem böſen Dämon verfolgt, in's Antlitz, und vermehrt wieder Hebbel, dem das Flüſſige Hölderlins und die poetiſche Unbefangenheit Kleiſts mangeln, durch die düſtere Entſchloſſenheit und die pädagogiſche Zucht, welcher er ſein widerſpänſtiges Talent unterwirft, den unheimlichen Eindruck, der von demſelben in vielen ſeiner Dichtungen ausgeht.

Die ganze Erſcheinung dieſer metaphyſiſch umſchleierten Dichter hat nichts Auffallendes, wenn wir uns erinnern, daß die Poeſie aus der religiöſen Wurzel hervorſteigt. Im Jugendalter der Völker iſt ſie mit mythologiſchen und allegoriſchen Beſtandtheilen ſo ſehr durchſetzt, daß eine vollkommene Scheidung gar nicht möglich wäre. Wenn ſie nun allmählich reine, ſelbſtbewußte Kunſt und von den Meiſtern zum Gipfel geführt worden, ſo kehrt ſie auf dem philoſophiſchen Wege, weil der ſchmale Naturpfad der Religion ſich verloren hat, von Neuem an den geheimnißvollen Urſprung zurück. Außerordentliche Ereigniſſe, wie die

Kant'ſche Philoſophie, mußten in den Hölderlin, Kleiſt und Hebbel einen erſchütternden Eindruck hervorbringen. Ihre Selbſtbekenntniſſe laſſen darüber auch nicht den mindeſten Zweifel zu. Von dem erhöhten Lebensgefühl, das der Beſitz ungetheilter großer Kräfte mit ſich bringt, nicht getragen, wie unſere beiden nationalen Dichter, vermochten ſie den ſiegreichen Widerſtand gegen den Schmerz des Fraglichen und Räthſelhaften der Welt nicht aufzubringen; und ſo überflügelte der Schmerz, der nicht von geſtern und nicht von ehegeſtern iſt, der mit keiner Literaturrichtung und mit keiner Zeitkrankheit zuſammen hängt, den die indiſchen Dichter, wie Firduſi, den Sophokles, wie Calderon, Shakſpeare, wie Goethe gekannt haben, die nach Friedrich Viſchers Bezeichnung partiellen Genies.

„Ach, wär' ich nie in eure Schulen gegangen!“ ruft Hölderlin-Hyperion aus, „die Wiſſenſchaft hat mir Alles verdorben . . O, ein Gott iſt der Menſch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt . . Wer blos an einer Pflanze riecht, der kennt ſie nicht, und wer ſie pflückt, blos um daran zu lernen, kennt ſie auch nicht . . Das iſt das Traurige, daß unſer Geiſt ſo gerne die Geſtalt des irren Herzens annimmt, ſo gerne die vorüberfliehende Trauer feſthält, daß der Gedanke, der die Schmerzen heilen ſollte, ſelber krank wird, daß der Gärtner an den Roſenſträuchen, die er pflanzen ſollte, ſich die Hand ſo oft zerreißt, o, das hat Manchen zum Thoren gemacht vor Andern, die er ſonſt wie ein Orpheus hätte beherrſcht . . glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in Allem, was gedacht wird, Widerſpruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangelloſen Schönheit kennt, die nie gedacht wird . .“ — „Seit die Ueberzeugung, daß hienieden keine Wahrheit zu finden iſt,“ ruft Kleiſt, „vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt . . daß wir ein Leben bedurften, um zu lernen, wie wir leben müßten . . Und ſo mögen wir am Ende thun, was wir wollen, wir thun recht . . Zwiſchen je zwei Lindenblättern, wenn wir Abends auf dem Rücken liegen, eine Ausſicht an Ahndungen, reicher als Gedanken faſſen, Worte ſagen können! . . Vielleicht hat die Natur dir die Klarheit zu jenem Glück verſagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt . .“ — Ich erkenne zwar das Vortreffliche, ruft Hebbel, ich erreiche es zuweilen, aber was hilft es mir, wenn ich nur beſuchen darf, wo ich wohnen ſollte! . . Wünſche dir nicht zu ſcharf das Auge, denn wenn du die Todten in der Erde erſt ſiehſt, ſiehſt du die Blumen nicht mehr . . . Es gibt ein Weh, das nicht aus den einzelnen Diſſonanzen des Lebens, nicht aus den Schwankungen von Furcht und Hoffnung, von Glück und Unglück hervorgeht, ſondern das dem Leben ſelbſt in unergründlicher Unmittelbarkeit entquillt, und gegen dieſes Weh iſt nur derjenige geſchützt, der die Weltwurzel auszuziehen verſteht . . Könnte der Marmor fühlen, ſo würde er ſich gewiß über die Meißelſchläge beklagen, die ihn zum Gott machen . . Man öffnet die Augen, ſchließt ſie wieder und nimmt das, was man erblickt, hinüber in den Traum. Das iſt das Leben.“ —

Durchgängig beinahe derſelbe Ton, dieſelbe Reſonanz, als ob eine Cremoneſer Geige drei Spieler nacheinander, die ſich vorher verſtändigt haben, gefunden hätte! Jeder von dieſen Dichtern war ſich der gefährlichen Stellung ſeiner eigenen Natur bewußt, darum retteten ſie ſich hin und wieder in die Philoſophie, deren Weſen mit dem Zerlegen der Begriffe nichts weniger als Eins iſt, deren Weſen Anſchauung iſt, wie das der Kunſt. Und weil ſie die Einheit und den Einklang ſuchten, der ſich ihnen nur ſelten im göttlichen Bilde offenbarte, ſo war ihnen die Schönheit, die einfältige Schönheit, das höchſte Gut, wornach ſie dürſteten und lechzten, ganz anders als die ſogenannten ſtylvollen Dichter, welche nach dem abſtracten Ideal der Griechen langen. Das nachſtehende Wort Hölderlins war auch Kleiſts, war auch Hebbels Wort: „Es iſt ein ſo ſchönes Gedeihen in Allem was wir treiben, wenn es mit gehaltener Seele geſchieht und uns das ſtille ſtäte Feuer belebt, das ich beſonders in alten Meiſterwerken aller Art als herrſchenden Charakter immer mehr zu finden glaube. Aber wer hält in ſchöner Stellung ſich, wenn er ſich durch ein Gedränge durcharbeitet, wo ihn Alles hin und her ſtößt?! —“

Der flache Erklärer ſolcher Dichter ſteht in ſo lange rathlos vor ihnen, bis er irgend ein perſönliches oder hiſtoriſches Motiv ausfindig gemacht hat, woran ſeiner Meinung nach das Unglück zappelt: bei Hölderlin die Krankheit des Weltſchmerzes, die in den ſiebziger Jahren ausgebrochen ſein ſoll, und wohl auch die verbotene Liebe zu Madame Gontard; bei Kleiſt das politiſche Elend der Invaſionszeit und brennender Ehrgeiz: wenn die Schlacht bei Leipzig ſchon 1811 wäre geſchlagen worden, Kleiſt würde heute noch leben. Dieſen geſunden Menſchenverſtand, der ſo dumm drein ſieht, hat Varnhagen von Enſe einmal unbarmherzig zurechtgewieſen. Eine ihrer Meinung zufolge hochgebildete Frau, welche ſich ihm ſtets als enthuſiaſtiſche Verehrerin der Rahel zeigte, welche eifrig deren Briefe las und dieſe nicht genug rühmen konnte, kam eines Tages vertraulich mit der Bitte heraus um aufrichtige und wahre Auskunft: warum denn Rahel ſo ſehr unglücklich geweſen. Varnhagen hatte einen Schrecken, als er dies hörte. Alſo nicht einmal Das, ſagte er ſich, hatte der elende Sinn aus dem Buche herausgeleſen. Er ſah ſich im Zimmer um und erwiederte dann: Ja, ſehen Sie, Verehrteſte, Sie haben eine anſtändige Wohnung, noch ziemlich gute Möbel, Kleider für Ihren Stand und Ihr Alter paſſend, Sie geben und bekommen ehrbaren Beſuch, einen kleinen Titel haben Sie auch, Ihre Stube iſt warm, Thee und Butterbrot können Sie auch noch aufbringen, Bücher bekommen Sie geliehen und das Geſpräch haben wir ja Alle umſonſt. Sie ſind mit dem Hergezählten vollkommen glücklich, wie könnten Sie unglücklich dabei ſein? Nun hatte Rahel alles dies auch, ſogar ein Bischen mehr, und hätte es noch in weit höherem Maße haben können, auch in den äußerlich nothvollſten Zeiten: Sie haben ganz recht, ſich zu wundern, daß ſie dennoch nicht glücklich war. Ich kann es mir auch gar nicht anders erklären, als daß es ihr auf alle die Armſeligkeiten, mit denen man ſich ein Lumpenleben zuſammenflickt, nicht ankam, ſondern ihr Herz und Sinn auf andere Arten des Daſeins gerichtet waren, von denen die Alltagsſeelen gar nichts wiſſen. Menſchen- und dichterkundig hat Heinrich von Treitſchke die wundeſte Stelle dieſer Leidenden in der neueren Poeſie erkannt und in dieſem Leiden ſelbſt ein Trennungszeichen zwiſchen der antiken Welt und der unſern wahrgenommen. Die fette Mittelmäßigkeit, ſagt er, ſchwimme behaglich obenauf, manche der Beſten aber ſänken unter, weil ihr reicher Geiſt ſich nicht fügen wolle dem Gebote des Lebens: Du ſollſt einen Theil deiner Gaben ruhen, verkümmern laſſen! einem Gebote, deſſen Härte der Gedankenloſe gar nicht fühle. Der ſtrenge Bürgergeiſt der Alten habe den Einzelwillen verdammt, der ſich erdreiſtete, etwas zu gelten neben dem Willen des Ganzen; ihr auf das Große gerichteter Sinn habe gelaſſen hinweggeblickt über die geheimſten Schmerzen der ringenden Menſchenſeele; ihre Schaamhaftigkeit habe ſich geſcheut, den Schleier zu heben, der dieſe Abgründe verhüllt.

Bei Hebbel kommt aber noch ein ſchwerwiegender Umſtand hinzu: die verſtockende Wirkung der künſtleriſch entarteten Umgebung. Hölderlin lebte in der Zeit der großen Muſter, des höchſten Aufſchwunges der Dichtung, und empfand ſeine unglücklich eigenſinnige Seelenſtimmung und Begabung als eine Trübung und als einen Abfall, ward alſo ſchon dadurch vor den ſchlimmſten

Verirrungen behütet. Kleiſt hinwiederum, von den dämmerhaft auſleuchtenden Geſtalten einer poetiſchen Johannisnacht umringt, brauchte ſich nur des Blend- und Gaukelwerks der Romantik zu entſchlagen, um ſichern Boden für ſeine Dichtung zu gewinnen. Hebbel aber ſtand zu ſeinen literariſchen Zeitgenoſſen, zu denen, welche die Banner und Feldzeichen des Tages umhertrugen, in einem mit Nothwendigkeit erbittert feindſeligen Verhältniß. Er ſah in dem, was ſie machten und als geiſtige Ziele verkündigten, keine Entmiſchung der Kunſt, keine Ablenkung von ihr, ſondern das ſchlechthin Verwerfliche, das Unweſentliche, Weſenloſe und Undichteriſche. Er erkannte und mußte erkennen, daß nicht Impulſe unreiner oder unzulänglicher Talente, nein, vielmehr Motive und Abſichten, welche die Abweſenheit des poetiſchen Talents bezeugen, alle die Jämmerlichkeiten des Augenblicks verſchuldet hatten. Dieſe Erkenntniß aber beſtärkte ihn in ſeiner eigenen Artung, bemäntelte vor ihm ſelbſt manches Abnorme, Excentriſche ſeiner Jugendpoeſie, von der er ſich ſagen durfte, daß ſie künſtleriſchen Urſprungs, nicht durch Nebengedanken und Nebenzwecke hervorgerufen oder hervorgepreßt ſei. So fehlte ihm alſo in nächſter Nähe das edle Beiſpiel, das Nacheiferung weckt und dem Urtheil höhere Geſetze gibt. Allein mußte er ſich durcharbeiten, im Rückblick auf die ernſte und ſchöne Dichtung der deutſchen Vergangenheit ſich auferbauen. Mit ſeinen Neigungen, Anſchauungen und Grundſätzen dem Geiſte der voraufgegangenen Literatur zugekehrt, wurde er trotzdem von der Nachhut derſelben, von Uhland und Tieck, ſo wohlwollend ſie ihm auch geſinnt ſchienen, als halber Aufrührer betrachtet, und im Einzelnen, wenngleich nur äußerlich genommen, mit den jungdeutſchen Reformatoren zuſammenhängend, bemerkte er, daß ſie ſelbſt mißtrauiſch, ja widerwillig ihn anſahen, weil ſie die Grundverſchiedenheit deutlich fühlten zwiſchen ſich und ihm.

Viertes Capitel.

Schuld und Leidenſchaft.

„Du ſollſt einen Theil deiner Gaben ruhen, verkümmern laſſen!“ Dieſe Forderung, wenngleich nicht ſolchermaßen formulirt, hatte Hebbel oft genug an ſich geſtellt. Ja, ſie war auch nach der Production ſeiner Judith, welche ihm als eine Probe dramatiſchen Könnens gelten durfte, nun auf lange Zeit in ihm lebendig; bald in Geſtalt der Mahnung, bald in jener der Anklage oder des wühlenden Schmerzes. Aber ſie erfüllen, hieß bei der Stärke ſeines dichteriſchen Antriebs ſo viel wie: Du ſollſt dein Selbſt aufgeben, deine Entwicklung verſchütten, deinem innern Leben ein Ende machen. Denn auf welche Art ſonſt hätte er einen Spielraum für ſeine Kräfte finden können? Seine Studien waren ohne ſein Verſchulden ungeordnet, unzuſammenhängend und im Stegreif betrieben worden, mithin nichts weniger als geeignet, ihn zur Erlangung eines Amtes zu berechtigen. An Fähigkeit zum Schriftſteller, der halbwegs leicht und raſch das Nöthige erwerben kann, gebrach es ihm, wie wir geſehen haben, nicht nur gänzlich, er war auch unvermögend, ſich mit der Zunft zu verſtändigen, welche das Heft in Händen hielt. Er hatte nichts vom Volkslehrer, vom Redner, vom Prieſter, wie dies Gutzkow zu haben bekannte, das poetiſche Talent war das einzige ſtarke Organ, womit er ſich zur Welt und zur Wiſſenſchaft in fruchtbare Beziehung zu ſetzen vermochte. Und am Ende, was bedeutet ein allgemeiner Satz, und ſei er der Auszug aller Wahrheit und Weisheit, der Thatſache individueller Anlage, Eigenthümlichkeit und Rechthaberei gegenüber, die gleichfalls an ein unwiderſtehliches Naturgeſetz gebunden ſind! Zufrieden mit ſich, war Hebbel wahrlich nicht. Er fühlte, daß die Elemente, aus denen er beſtehe, noch immer durch einander toſten und gährten, als ob ſie gar nicht in eine beſchränkende individuelle Form eingeſchloſſen wären. „Eines kämpft mit dem andern und unterwirft oder wird unterworfen, bald iſt auf dieſer Seite der Sieg, bald auf jener, doch das Geſetz fehlt.“ So lauten ſeine eigenen Worte. Er zieh ſich des Leichtſinns, dem ſein Sinn widerſtrebe, und der gleichwohl ſeine Tage ausfülle, er warf ſich vor, nach Geheimniſſen der Weisheit zu ſpähen, um, wenn ſie ausgefunden, auf dem Wege zum Heiligthume Mittagsſchlaf zu halten, gedankenlos nach Fäden zu haſchen, die in das Gewebe ſeiner Exiſtenz zu paſſen ſchienen, ſie dann aber entweder gewiſſenlos fallen zu laſſen oder verzweifelnd feſt zu halten, ohne daß es darum beſſer um ihn ſtand. Er ſeufzte, daß es ſo unendlich ſchwer ſei, ein Leben zum Kunſtwerke zu adeln, wenn man ſo heißes Blut habe, wie er. Den Moment zu beherrſchen ſei das Ziel, dennoch ſei er dieſem Ziele nicht einmal noch näher gekommen.

Geldſorgen drückten ihn jetzt nicht in dem Grade, wie ſonſt. Denn Julius Campe hatte ſich bereit erklärt, ſeine Judith zu verlegen, und ihm dafür zehn Louisd'ors Honorar gegeben. Auch waren von den Bühnen in Berlin und Hamburg kleine Summen in ſeine Caſſe gefloſſen. Hingegen drückte ihn nun das Verhältniß zu Eliſen mehr denn je. Sie hatte zu den vielen und erleſenen Liebesgaben, die ſie nicht müde ward ihm zu reichen, das Schmerzensgeſchenk eines Kindes hinzugefügt, in ihm aber glühte die Neigung zu einem andern Mädchen, eine mächtige, leidenſchaftliche Neigung.

Zum erſten Male wieder ſeit ſeinen Jugendtagen war er vom Liebesfeuer ergriffen worden, diesmal jedoch mit der Heftigkeit des gereiften männlichen Gemüthes, in dem alle dunklen Begierden zu kochen anfingen. Zum erſten Male in ſeinem Leben neigte ſich ihm in dem Mädchen, die er liebte, nicht nur das zärtliche Herz und die volle Schönheit des Leibes zu: auch die ſtolze Tochter des Beſitzes und des bürgerlichen Anſehens. Eine Erſcheinung von wunderbarem Liebreiz, dämmernd, wie der Sternenhimmel in einer duftigen Nacht: ſo zeichnet ſie unſer Freund. Sie hieß mit ihrem Vornamen Emma und ſtammte aus einem ſehr vermögenden Hamburger Patrizierhauſe. Hebbel hatte ſie in einer Familie, die er zuweilen beſuchte, kennen lernen und war ſofort für ſie entzündet. Da ſie ſeine Neigung erwiederte, ſo gerieth dieſe bald in's Lodern und die traumhaften Hoffnungen auf ein ſich erfüllendes Glück nährten die Flamme. Er ſchickte dem geliebten Mädchen ſeine Judith, ſchrieb Gedichte für ſie ab und empfing wohl auch von ihr ein Gegenzeichen, eine Blume oder ein Briefchen. Solche Liebesbeweiſe verſetzten ihn, den an's Seitwärtsſtehen gewöhnten Hebbel, in einen Taumel des Entzückens. Aber auch Eliſe hatte immer ſeitwärts geſtanden, mit dem nämlichen Anrecht auf die Güter der Erde, und der Augenblick ſeiner Abkehr von ihr fiel mit jenem zuſammen, als ſie ſein Unterpfand unter dem Herzen trug. Wir wiſſen längſt, daß Liebe, in der leidenſchaftlichen Wortbedeutung, ſeinem Verhältniſſe zu Eliſen nicht beigemengt war; wir wiſſen ferner, daß er ſie über den Charakter derſelben niemals in Zweifel erhalten, geſchweige irgendwie getäuſcht oder zu täuſchen verſucht hat. Allein noch war kein drittes Weſen entſcheidend zwiſchen Beide getreten und auch kein Kind hatte die ſtumme Sprache geſprochen: Nun gehört ihr zu einander. Aufrichtig, grauſam aufrichtig, wie Hebbel war, bekannte er gegen Eliſe ſeine Neigung zu Emma, und als das duldende Geſchöpf, hochſchwanger, eine dringliche Reiſe unternahm, da gingen die für Eliſe ſchauerlichen Geſtändniſſe in ſeine Briefe über. In dem einen erzählte er ihr von einer vergnügten Abendgeſellſchaft, wo er Emma getroffen, die ihm wie noch ſelten ein Mädchen gefallen habe. Seit dem Tage, an dem er dieſes liebliche Mädchen geſehen, ſei er wie im Rauſche: voll im Herzen, wie im Kopf. „Du wirſt Dich deſſen freuen, wenn ich Dir ſage, daß ich dem innerlichen Erſticken nah war. Die Welt drängte auf mich ein, wie ein zuſammenfallendes Gewölbe; es war ein Flüchten in's Tiefſte hinein, ein Schlüpfen und Verſtecken in den verborgenſten Winkel. Jetzt bin ich wieder frei und es kommt etwas aus mir heraus. Wer Einer iſt, wie ich, der hat eigene Lebensbedingungen, er kann nun einmal nicht eine Schemenexiſtenz führen, er muß nach Oben und nach Unten greifen und wird freilich oft ein Menſchenfreſſer. Gott hat das ſo eingerichtet. Auch Deine Geſundheit wurde getrunken. Ich brachte Emma zu Hauſe. Gönnſt Du es mir? Gewiß." — In dieſen Briefzeilen, namentlich gegen den Schluß zu, ſchlägt an uns der Ton aus dem William Lovell. Was muthete Hebbel Eliſen zu! Er begnügt ſich nicht mit Geſtändniſſen peinlichſten Inhalts, er malt ſogar die Situation aus, deren Anblick Eliſen zermartern mußte, ja er ſchafft ſich mit der Naivetät der Selbſtſucht, die hier zweifellos hervorbricht, ein Luſtzelt in der Seele der Gemarterten, die ſich über ſeinen Liebesrauſch noch „freuen" werde. Und zuletzt ſoll Gott dies ſo eingerichtet haben — und Eliſens Geſundheit wird ausgebracht, bevor er die Geliebte nach Hauſe begleitet. — In einem zweiten Briefe ſchreibt er: „Emma möcht' ich alle Tage ſehen, dann würde ich ſprudeln. Es iſt doch wahr, Liebe iſt doch alles Andere als Freundſchaft, und es iſt auch mehr, Liebe knüpft ſich an Schönheit und Jugend, das Ewige an's Vergänglichſte, das Wahrſte, Tiefſte, Innerlichſte an das, was ſo oft täuſcht. Aber Niemand verändert die Welt und die Menſchennatur und nichts muß man ſchmerzlicher bezahlen, als wenn man im Zuſtande der Dürre und Leere ſich in's Gefühl hinein lügt. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß alle meine Verhältniſſe ſo Manches enthalten, was ſie nicht enthalten ſollten. Gewiß liegt die Schuld größtentheils an mir, aber gewiß würde ich auch die Schuld unendlich vergrößern, wenn ich, um mir und Andern ein vorübergehendes Weh zu erſparen, nach gemachter einſchneidender Erfahrung nicht den Muth hätte, auf das, was in ſeiner jetzigen Geſtalt nicht fortbeſtehen kann, hinzudeuten. — Die Welt iſt ſo groß, mein Herz iſt ſo unergründlich tief, ein Frevel, eine ſelbſtmörderiſche Sünde wäre es, wollt' ich mir jene abſperren und dieſes unter Schloß und Riegel legen. Jeder Schacht, woraus gediegenes Gold hervorkommt, iſt zugleich ein Abgrund, worin man den Hals brechen kann, aber ſoll man ihn darum verſchütten? Vergib mir, Eliſe, aber bedenk' auch, daß dies Alles wahr iſt. Das Verhältniß mit Dir iſt und bleibt ein ſchönes, denn Du biſt edel, biſt ſicher in Deinem Herzen. — Wenn ich ein anderes anknüpfe, auch das geht vorüber und die Zeit kommt, wo ich mit Gleichgültigkeit darauf zurückblicke. Aber, ein Tropfen Kühlung für die unendliche Gluth, einen Trunk, der mir alle Sinne ſchwellt, iſt das nicht göttlicher Gewinn? Emma hat mir eine Roſe gegeben, ſie iſt verwelkt und liegt in meinem Schreibtiſch, aber ſie duftet mir köſtlicher wie ein ganzes Beet. Was iſt doch die Liebe! Die Welt drängt ſich in's Mädchen zuſammen, ihre glühende Lippe iſt der Centralpunkt aller möglichen und denkbaren Wonne und der Menſch iſt ganz Durſt. Ich hätte ſie küſſen können, warum hab' ich's nicht gethan? Aus Furcht und Verlegenheit unterblieb es nicht; ich ließ es, glaub' ich, weil ich konnte, weil ich — hör' auf!" — An dem Rande dieſes Briefes ſtehen die Worte: „Jünglingsgeſchwätz, deſſen ich nicht mehr fähig ſein ſollte". Vielleicht hat Hebbel das Blatt, das in ſein Tagebuch hineingeheftet iſt, nicht abgeſchickt: ſicherlich aber hat er gegen Eliſen Aehnliches, möglicher Weiſe auch Stärkeres geſprochen. Er litt unter einer Leidenſchaft, welche das Zuſammenwirken der Umſtände mit Nothwendigkeit zu einer unlautern, wie unerlaubten ſtempeln mußte, und indem er litt, ließ er Eliſen fühlen, daß der Widerſtreit zwiſchen ihren Anſprüchen und dem was er leiſten konnte, die Quelle alles Unheils ſei. Sie wartete noch immer auf den Geliebten in ihm, deſſen niemaliges Erſcheinen ihr zu denken unmöglich war, während er in dem freien, zwar innigen, aber von ſeiner Seite liebeloſen Verhältniß mit ihr nur die Bequemlichkeiten und Gewohnheiten der Ehe vorweg genommen hatte. Dankbarkeit, innerlichſte Erkenntlichkeit des Herzens, das Bewußtſein von dem treueſten, durchaus ſelbſtloſen Geſchöpfe geliebt zu ſein: dieſe Empfindungen und Regungen walteten in ihm, aber nicht ohne den Anflug der Beſchuldigung. Genügſam, wenn auch gekränkt, hatte Eliſe bisher hingenommen, was er gab, aber ſie hätte kein Weib ſein müſſen, wenn ſie, ſein Kind auf ihrem Schooße und ihn im Wiederſchein des Feuers erblickend, das von einer Anderen entfacht worden, mit ihrem lange vertrauten Schmerz im Gleichgewicht geblieben wäre. Wilde Scenen hat ſie ihm gewiß nicht geſpielt: ſie wird nach Innen geblutet haben.

Eliſe war ein ſeltenes Weſen von ſeeliſcher Schönheit, der nicht einmal die troſtloſeſte Jugend einen Makel aufgedrückt, die das boshafteſte Geſchick auch in keinem Zuge verhäßlicht hat. — Welch' eine Jugend lag hinter ihr! Ein wahnſinniger Vater, den ſie als Kind ſchlagen ſehen mußte, um dann ſelbſt geſchlagen zu werden, als ſie ihm einmal wider die Abrede etwas zu eſſen brachte. Die Verheirathung der Mutter mit einem Schiffer, ſobald der Vater für unheilbar erklärt worden war, und die ſchlechte Behandlung, welche hierauf die Tochter von dem Stiefvater erfuhr. Ein waiſenartiges Hin- und Hergeſchoben-werden von Ort zu Ort, bis ein Hauptmann ſich entſchloß, ſie erziehen zu laſſen, weil ihm ihr ſchüchternes Weſen gefiel. Aufenthalt in der Penſion bei Henſe in Magdeburg, wo man ſie undankbar ſchalt, weil ſie ſich nicht glücklich fühlte. Eine Lehrerſtelle in einer kleinen Stadt — endlich das Leben in Hamburg von ihrer Hände Arbeit und ihre Opferung für Hebbel. Aber wie in einem Gewande von Asbeſt, unverſehrt war ihr Gemüth durch das Feuer dieſer Zuſtände hindurch gegangen, ihr Vertrauen in die Menſchen war unerſchüttert, ihre angeborene Güte unverändert geblieben. Niemand hatte dies klarer erkannt, tiefer empfunden, als unſer Freund und gleichwohl Niemand unwillkürlich, wie abſichtlich, ihr ſo wehe gethan, wie er ſelbſt. Die geſteigerte Erkenntniß allein hilft eben dem Menſchen ſo wenig, als dem Dichter. Offen geſtand Hebbel, daß Eliſe ſich für ihn geopfert, daß ſie geſtickt und genäht habe Tag und Nacht, in der einzigen freudigen Vorausſicht, ihn dadurch der drückendſten Verlegenheiten zu entheben. Er ſprach ihr einen Adel des Herzens zu, der allen Adel des Geiſtes übertreffe, und verſicherte, auch nicht die geringſte Spur von Egoismus jemals an ihr wahrgenommen zu haben. Der ſelbige Hebbel aber quälte ſie oft auf das Härteſte, verletzte nicht ſelten ihr Innerſtes mit ſataniſcher Luſt. In ſolchen Augenblicken jedoch ſprangen, wie er ſagt, die ſchönſten Funken aus ihrer Seele hervor, ſo daß er mitten in ſeinem leidenſchaftlichen Frevel vor ihrem gütigen Lächeln, vor ihren Thränen erſtarrte, als ob er einen Engel gegeißelt hätte, der ſich nur dadurch zu rächen ſchien, daß er ſeine herrliche Natur offenbarte. Er nannte ſie einen Brunnen unerſchöpflicher Liebe. Als ſie die früher erwähnte Reiſe angetreten, da richtete er an ſie einen jener weichen Briefe, welche bei ihm einem Schmelzen von Metallen vergleichbar ſind. „Ich möchte den ganzen Tag vor Dir auf den Knien liegen“, heißt es darin, „und Dich um Vergebung bitten, daß ich Dich ſo oft gequält, im Tiefſten verletzt, bitter geſchmäht habe. O, es iſt oft eine ſolche Verwirrung in meiner Natur, daß mein beſſeres Ich ängſtlich und ſchüchtern zwiſchen dieſen chaotiſchen Strömen von Blut und Leidenſchaft, die durch einander ſtürzen, umher irrt, der Mund iſt dann im Solde der dämoniſchen Gewalten, die ſich zum Herrn über mich gemacht haben, und ganz bis in's Innerſte zurückgedrängt ſitzt meine Seele, wie ein Kind, das vor Thränen und Schauder nicht zu reden vermag und nur ſtumm die Hände faltet, und das erſt, wenn der Sturm ſich gelegt hat, wieder zum Vorſchein kommt. Das rührt von der Erinnerung an frühere Jahre her, die ich noch nicht ganz los bin, von dem Druck der Gegenwart, der Furcht vor der Zukunft; auch wohl daher, weil der Geiſt oft, wie Jacob, mit Gott ringen muß und dabei in eine Untiefe hinein geräth. Ach, wenn ich mich ſo im Einzelnen betrachte, in dieſem und dem was ich gethan habe, ſo ſcheint mir Alles eitel Stück- und Fetzenwerk; aber doch glaube ich, wenn ich nicht in gar zu verzweifelten Zuſtänden bin, daß ſich in dem Ganzen auch Spuren des Beſſeren finden laſſen. Wie hoch ſtehſt Du über mir, Du, die Du ſo ganz Liebe biſt, Du, bei der ich von dem Fluch und der Schande unſeres ganzen Geſchlechts, dem Egoismus, nie etwas entdeckte, nie auch nur ſo viel als nöthig iſt, den Menſchen im Kampf mit der feindlichen, nichtswürdigen Welt zuſammenzuhalten. Niemals, das glaube mir, habe ich Dich verkannt, in meinem Wahnſinn habe ich Dich wohl zuweilen boshaft und gegen mein beſſeres Wiſſen und Wollen beſpritzt und beſchmutzt, aber gleich darauf habe ich auch immer wieder Dein edles Bild mit innern Thränen (äußere ſind mir verſagt) rein gewaſchen. Ach, es iſt ſchändlich genug, daß wir uns, um uns nur zu behaupten, ſelbſt lieben müſſen, daß wir uns trotz des Ekels, den wir an uns empfinden, trotzdem daß wir uns in unſeren beſten Stunden ſteinigen möchten, ſelbſt lieben müſſen . . . Aber wohl dem, der, wie Du, auf Unkoſten ſeines äußern Friedens dies ſchlechte Grundgeſetz der Exiſtenz bricht, um ſo recht den innern zu gewinnen. Es iſt heraus aus meinem Herzen, das Beſte was darin war, nun will ich ſchließen — ich fühle mich matt, wie Einer, der ſein Blut verlor: nimm's hin, theuerſtes Weſen, was Dir gehört. Der Segen deſſen, in dem wir Alle, nach den ſchönen Worten des Apoſtels, leben, weben und ſind, ſei mit Dir!“

Unfreiere Zuſtände als dieſe kann es nicht geben. Die Leidenſchaft für Emma war kaum auf Momente ſtark genug, das Schuldgefühl abzuſchütteln und in gewaltigem Schwunge ihren Bogen zu beſchreiben; der edlen Empfindung gegen Eliſe hinwiederum gebrach es an aller Folge zur Selbſtbeſcheidung und zur Reſignation. Jene Leidenſchaft wurde geradezu nächtlich düſter durch dieſe ſtets abwehrende Empfindung, welche allmählich alles Wärmenden und Erquickenden beraubt, ſich zum nackten kalten Pflichtgefühl entkleidet ſah. Auch die Sittlichkeit oder was das Nämliche iſt: das Wohlbefinden des innern Menſchen, bedarf eines organiſchen Wachsthums und Gedeihens, eines begünſtigenden Zuſammenſpielens aller Kräfte. Wo dieſes fehlt, da wird ſie in Reflexion gebrochen und entartet zum Ausdruck kommen. Man kann ſo gut von der reflectirten Sittlichkeit eines Menſchen reden, wie von reflectirter Poeſie. Iſt bei ſolchem Anlaſſe ein „Wenn“ erlaubt, ſo möchte ich ſagen: das vollſtändige Ausgleiten, das rückſichtsloſe Abſchwenken vom rechten Wege in ſeiner jetzigen Situation wäre dem Menſchen und dem Dichter beſſer bekommen, als das leidenſchaftliche Sichverlieren und ſittliche Sichwiederfinden in Einem Athem. Dieſe halbe Beſinnungsloſigkeit und dieſe gräßliche Beſonnenheit, die fortwährend einander ablöſten, machten eine erträgliche Lebensſtimmung ebenſo unmöglich, wie ein entſchloſſenes Kunſtwerk. Und die an ſein Schickſal geknüpfte Eliſe war ohne es zu wiſſen, ſicherlich jedoch dumpf es fühlend, Angeklagte und Klägerin in Einer Perſon. Sie konnte ihm ja in ihren Gedanken nichts vorhalten, was er nicht unaufgefordert und von dem Triebe nach Aufrichtigkeit erfüllt, ihr ſelber zugeſtanden hätte; ſie war ſeiner Verantwortlichkeit gewiß, ſie gewahrte auf Schritt und Tritt die Ergebniſſe ſeiner Zurechnung. So ſtand ſie denn einem Ungreifbaren und Unbegreiflichen wehrlos gegenüber.

Das Document dieſer Zuſtände iſt Hebbels Genoveva. Am 13. September 1840 hatte er das Drama begonnen, am 1. März 1841 war es vollendet. Zu manchem Acte brauchte er nicht mehr als acht bis zehn Tage. Es entſtand in fieberiſcher Hitze und Eile, er aß zuweilen nicht zu Mittag, um nicht die wichtigſten Scenen, wie er ſich einmal geſprächsweiſe gegen mich ausdruckte, mit der Suppe zu ertränken und mit dem Fleiſch zu erſticken. Bilder und Stimmungen der Vergangenheit und Gegenwart ſammelten ſich mit der wilden Haſt aufbrechenden Kriegsvolkes um die rührende Legendengeſtalt: oder wie es in Eduard Mörikes Schilderung des producirenden Mozart heißt: „Wenn erſt das Eis einmal an einer Uferſtelle bricht, gleich kracht der ganze See und klingt bis an den entfernteſten Winkel hinunter“. Wie bei der Judith ſo trug ihn auch anfänglich bei der Genoveva das Gefühl dichteriſcher Seligkeit. Höhere Naturen, rief er, können nur dann, wenn ihnen das ſchöpferiſche Talent verliehen iſt, zum vollen Ausdruck, ja zum vollen Gefühl ihres Daſeins kommen, und dies iſt doch das höchſte, das einzige Glück. Dennoch traf nur zu bald, was er nach der Judith für unmöglich gehalten, jetzt wieder ein: das alte verzweifelte Mißtrauen in die

Zulänglichkeit ſeines Talents und Berufs zur Dichtkunſt. Er jammerte, daß es doch gar kein feſtes inneres Criterium gebe, um wenigſtens von dieſem Schwanken und Zweifeln erlöſt zu ſein. „Wenn man auch dem Maß ſeines Erkennens Genüge thut, wie ich mir das Zeugniß geben darf: wer bürgt für das Maß ſelbſt?“ Mitunter erfuhr er auch ſolche Störungen in ſeiner Arbeit, die ihn zu drolliger Gegenwehr anregten. Eine „verfluchte Uhr“, die er vom Nebengemache her in ſeinem Schlafzimmer hörte, hinderte ihn am Schlafen und dies wirkte nun auf die Vormittagsarbeit verdrießlich ein. Er nahm ſich darum vor, um die Leute zu zwingen, ihre Uhr weg zu nehmen, Nachts die Flöte blaſen zu wollen.

Die Urſprünge der Genoveva-Dichtung gehen bis nach München zurück. Er hatte dort, wie wir uns erinnern, in den Schriften des Malers Müller geleſen und während er von den Idyllen desſelben kräftig erfriſcht worden war, deſſen Genoveva abgelehnt und Tieck Recht gegeben, daß er eine mißverſtandene Nachahmung Shakſpeares darin fand. Das Stück des Malers Müller, meinte Hebbel, enthalte nur einen einzigen ſchönen Zug: Als Siegfried in die Höhle ſeines verſtoßenen Weibes tritt und das Crucifix, ſowie die übrigen Zeichen verborgener Andacht erblickt, wirft er ſich weinend auf die Knie, der kleine Schmerzenreich tritt herzu und ſagt: „Der Mann iſt ſo traurig, wie meine Mutter, ſollte es nicht mein Vater ſein?“ Dieſer rührend naive Schluß ſpiegle des Knaben ganze Vergangenheit wieder, wir ſähen eine Blume, die nur den Thau der Thränen getrunken habe. Alles Uebrige jedoch ſei mit Ach und Oh gemalt und wäſſerig ſentimental; es werde nach Naturlauten gehaſcht und Seufzer ſtellten ſich ein, die nichts ſagen, weil ſie Alles ſagen. Der es am wenigſten verdiene, der Pfalzgraf, gehe als der allein Glückliche aus der Kataſtrophe hervor. Hebbel erblickte nur im

Charakter des Golo den dramatiſchen Gehalt des Stoffes, wiewohl es ſich in der Erzählung anders verhalte. Indem er nun dieſen Stoff auf die dramatiſche Behandlung hin anſah, kam er zu folgenden Betrachtungen: Für das Drama iſt der Golo des alten Volksbuches unbrauchbar; nur dann wenn es dem Dichter gelingt, dieſen flammenden haſtigen Charakter uns aus menſchlichen Beweggründen teufliſch handeln zu laſſen, nur dann erzeugt er eine Tragödie. Golo liebt ein ſchönes Weib, das ſeiner Hut übergeben ward, und er iſt kein Werther: darin liegt ſein Unglück, ſeine Schuld und ſeine Rechtfertigung. Die Liebe ſelbſt, für die er nicht kann, iſt ſchon Sünde, und je edler ſein Gemüth, je ſchmerzlicher wird er dieſe ihm angeflogene Sünde empfinden. Haß des Gegenſtandes, der ihn, wenn auch unbewußt, mit ſich ſelbſt entzweite, miſcht ſich von Anfang an in ſein ſüßeſtes Gefühl und iſt nicht einmal durchaus ungerecht. Die Harmonie ſeines Weſens iſt nun einmal geſtört, er kann ſich ſelbſt nicht mehr achten: ſoll Jenes umſonſt geſchehen ſein? Er ward auf den Weg geſtoßen, umzukehren ſteht nicht in ſeiner Gewalt, das reizende Ziel ſchwebt ihm ſtets vor Augen: iſt es ein Wunder, daß er es zu erreichen ſtrebt? Vielleicht täuſcht er ſich ſelbſt eine Zeit lang, faßt Entſchlüſſe, die er nicht auszuführen vermag; plötzlich übermannt ihn die Stunde, er geſteht Genoveva ſeine Leidenſchaft — blos gewollt oder vollbracht, das Verbrechen iſt gleich groß, die Schande iſt im erſten Fall ſogar größer. Er bittet Genoveva um Liebe, das heißt er verlangt von ihr, daß ſie in den Ehebruch willigen ſoll; auch dies iſt bedeutend für ſie, wie für ihn. Kann und darf ſie ihrem Gemal verbergen, ſelbſt wenn ſie es verſpräche, welchen Verrath ſein Freund an ihm hat üben wollen? Kann Golo ſich ſicher fühlen, wenn ſie rein bleibt? Eine Wiederherſtellung des Verhältniſſes iſt nicht möglich; ein Weib, das ein ſolches Geheimniß bewahren ſoll, ſteht über einer Mine, das Geheimniß vernichtet ſie, mag ſie es verſchweigen oder nicht. Golo, nachdem er begonnen hat, muß vollenden, ſelbſt dann, wenn er die Gluth ſeines Herzens erſtickt, er muß vollenden, um nur das zu retten, was er längſt beſaß. Dazu kommt noch dieſes: daß eben der edelſte Verführer am wenigſten an die Heiligkeit des kalten Weibes glauben kann. Warum ſoll ſie höher ſtehen als er, und wenn ſie durch irgend Einen fallen muß, warum nicht durch ihn? So geht Golo Schritt vor Schritt, wollend und nicht wollend, weiter, der Preis wächſt mit der Mühe, nur ein großer Entſchluß kann die tauſend Stricke zerreißen, welche Zufall und Schickſal aus einem einzigen wahnſinnigen Augenblick geſponnen haben. Aber das erdrückende Bewußtſein der Unwürdigkeit macht den großen Entſchluß für das knirſchende, in ſich zuſammenbrechende Gewicht zu ſchwer. Nur wer den Himmel verdient, leiſtet leicht und freudig auf die Erde Verzicht: nur derjenige wirft das Leben gerne weg, der etwas daran wegzuwerfen hat. Schon dieſes ſteht einem ſolchen Entſchluß im Wege, daß er nicht früher, daß er nicht damals gefaßt ward, als er noch Alles abwenden konnte: auch die Tugend iſt an einen bedingenden Moment geknüpft. Ein Unverzeihliches, das Golo gegen die Gräfin begeht, erzeugt das andere; kann er vor dem letzten Schritte zurückbeben, nachdem nur noch dieſer übrig blieb? Der letzte iſt nicht ſo arg, wie der erſte, denn er iſt nothwendig, wie dieſer freiwillig war, er muß vergeben werden, wenn dieſer vergeben wird. Gegen Genoveva kann Golo überall nicht ſo freveln, wie er ſchon gegen ſeinen Freund gefrevelt hat, und der Menſch iſt verrückt genug, in der großen Sünde eine Art von Freibrief für die kleinere zu ſehen. Genovevas Schickſal muß erfüllt werden, damit Golos Hölle vollſtändig werde; kann er nicht ganz ſelig ſein, ſo will er doch ganz verdammt ſein. Er läßt ſie ermorden und iſt nun als Verbrecher, was er ehemals als Menſch und Mann war, denn dahin drängt ein ewiges Geſetz der Natur: nur fallende Engel wurden Teufel, nicht der fallende Menſch. Dies ſind die Hauptmomente: eine ungeheure Blutthat, die aus einem holden Lächeln, einem falſch ausgelegten gütigen Blick entſpringt: himmliſche Schönheit, die durch ſich ſelbſt, durch ihren eigenen Glanz, ihren göttlichen Adel, in Marter und Tod ſtürzt. Golo wird ſich ſeiner heimlichen, das Licht ſcheuenden Liebe zum erſten Male mit Schrecken bewußt, als Genoveva von ihrem Gemal Abſchied nimmt und in dieſer bangen Stunde, wo Angſt und Furcht des Kommenden ſie überwältigte, ihr ganzes ſtill-glühendes Herz mit ſeinem unendlichen Reichthume gegen den Scheidenden aufſchließt. Des Himmels reinſter Blick entzündet die Hölle. Erſchütternd und tragiſch in höchſter Bedeutung iſt dieſer verhängnißvolle Augenblick, erſchütternd und tragiſch in jedem Sinne und auf jedem Punkte iſt das Schickſal Golos, der nicht weniger als Genoveva ſelbſt durch die Blüthe ſeines Daſeins, durch ſein edelſtes Gefühl, welches durch böſe Fügung mißgeboren in die Welt tritt, unabwendbarem Verderben als Opfer fällt. Genoveva kann und darf nicht im Vordergrunde ſtehen: ihr Leiden iſt ein rein äußerliches und zugleich ein ſolches, das die tiefſten Elemente ihres Weſens, die religiöſen, befruchtet und ſie als Mutter, da ſie trotz ihrer Verlaſſenheit ihre mütterliche Pflicht zu erfüllen weiß, hoch über alle anderen Mütter hinaufſtellt. Sie iſt ein durchaus chriſtlicher Charakter, den der Scheiterhaufen nicht verzehrt, ſondern verklärt. Sie muß — und dies iſt in Bezug auf ſie der Hauptvorwurf der Darſtellung — zu Gott in dasſelbe Verhältniß kommen, worin ſie einſt zu Siegfried geſtanden, es muß anſchaulich gemacht werden, daß ihre irdiſche Liebe nur eine ſich ſelbſt noch nicht erkennende höhere war. Sie ſei im Gedicht der lindernde milde Mond hinter Sturm und Gewitterwolken. Der Schuldigſte iſt der Pfalzgraf. Warum hat er eine ſolche Natur, die ihn bis auf den Grund in ihr Lebensinnere hinabſchauen ließ, nicht erkannt? Es iſt ungleich ſündlicher, das Göttliche in unſerer Nähe nicht zu ahnen, es ohne weitere Unterſuchung für ſein ſchwarzes Gegentheil zu halten, als es in weltmörderiſcher Raſerei zu zerſtören, weil wir es nicht beſitzen können. Er allein darf durch die Kataſtrophe geſtraft werden und er wird geſtraft, denn er findet die beweinte Verſtoßene nur deshalb wieder, um die zermalmende Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Band zwiſchen ihm und ihr für Zeit und Ewigkeit zerriſſen iſt. Für Genoveva iſt dieſes Wiederſehen die letzte Verklärung; auch ihr Bild iſt jetzt rein.

So ſtand das Drama während des Aufenthalts unſeres Freundes in München vor ſeiner Phantaſie, ſo hat er es viele Jahre ſpäter dichteriſch verkörpert. Nicht ein einziges Motiv wurde entfernt oder anders gewendet, wenn auch neue Motive hinzukamen. Als er in Hamburg die Genoveva Tiecks kennen lernte, da reizte ihn die Oppoſition, die er auch dieſer Behandlung des Themas entgegenſetzte, von Neuem, es ſelber anzugreifen. Aber erſt die innern Erlebniſſe der jüngſten Zeit ſollten dem lange gehegten Vorwurfe den ſchöpferiſchen Athem einblaſen. Er ſah ſich mit einem Male in ähnlicher Lage, wie den vor ihm einſt aufgeſtiegenen Golo, er ſah ſich in ähnliche Widerſprüche verſtrickt. Seine Adern ſchwellte die nämliche dunkle Leidenſchaft, die er ſich bei Golo vorgeſtellt, ſein Gehirn wurde von der nämlichen Feuerfluth überſtrömt, in der die Gedanken ſeines geträumten Golo untergetaucht waren; er hatte ſich qualvoll und unvermerkt zum Doppelgänger ſeines Helden heraufgelebt. An die Stelle des Verraths, den der ſagenhafte Schloßverwalter gegen ſeinen Freund begeht, war Hebbels thatſächliche Treuloſigkeit gegen ſeine innigſte Freundin getreten, eine Treuloſigkeit, welche, wie jener Verrath, auf ein Naturrecht ſich ſtützen und auf eine verhängnißvolle

Fügung hinweiſen durfte. Das Seelenantlitz Eliſens, ihre Ergebung in jedes Mißgeſchick, die wie ein ſegenſpendendes Waſſer ſanft rieſelnde und nährende Güte dieſes Mädchens, ihren geduldigen Aufblick und ihre Opferfreudigkeit lieh er der Kirchenheiligen, während er in Golo all die Liebes- und Sinnengluth ergoß, welche die blühende Emma in ihm ſelber entfacht hatte. So ſpielte der Dichter gleichſam mit durchſtochenen Karten. Goethe züchtigte ſich wegen ſeiner Schuld gegen Friederike im Clavigo — Hebbel vermehrte ſeine Schuld gegen Eliſe, indem er auf den Altar Genovevas die rothen Blumen hinlegte, die in Emmas Garten gewachſen ſind. Sein Hang zur pſychologiſchen Analyſe und ſein eigener Rechtfertigungstrieb ſtießen zuſammen, wie zwei Helfershelfer, die nun Beide einen Anſchlag in's Werk ſetzen. Auch wenn er über das ſaftige Leben Shakſpeares hätte verfügen können: die Schwere des Bekenntniſſes, das Hebbel dem Golo anvertraute, mußte bleiern auf die Charakteriſtik fallen und alle die Beichtmittel der Reflexion und der Selbſtbeſpiegelung heranziehen, welche man als Dialektik zu bezeichnen pflegt. Dem Ephen gleich, der zuerſt nur eine ſchmale Mauerfläche bedeckt, um mit den Jahren das ganze Gebäude zu verkleiden und endlich bis zu Giebel und Thurmdach hinaufzuklettern, ſo bemächtigt ſich in Hebbels Genoveva das Detailſtudium, das Golo auf die Vorgänge ſeines Gemüths und ſeiner Phantaſie verwendet, Act nach Act immer mehr des Dramas, bis die Handlung deſſelben vollſtändig in der purpurnen Finſterniß des Monologs untergeht. Nicht die unaufhaltſame Begierde nach Genovevas Beſitz wird als der brennende Mittelpunkt in Golos leidenſchaftlichen Bewegungen fühlbar, ſondern die durch jene Begierde erzeugte Verwirrung und Verdunkelung ſeines Gemüths und ſeines Gewiſſens. Die furchtbare Situation, in die er durch ſeine Liebe zu Genoveva gebracht worden, weicht hinter ihm im Fortgange der Handlung nicht weiter und weiter zurück, etwan wie ein Klippenſtrand, von dem der Schiffer, durch die Umſtände getrieben, hat abſtoßen müſſen und den er längſt nicht mehr beachtet, weil er ſein Fahrzeug in der ſtürmiſchen See behaupten muß: vielmehr drängt ſich die furchtbare Situation ſelbſt, als bereits Folgen nach Folgen ſich aus ihr entwickeln, mit verſtärkter Macht in den wachſenden Affect Golos hinein, und das Beſchauen der erſten bedrohlichen Regung läuft neben ihm, wie ſein eigener Schatten, mit jeder Stunde länger werdend, den grellen Tag ſeines Daſeins hinunter. Sobald er Genovevas Treue gegen ihren Eheherrn als unerſchütterlich erkannt hat, iſt ſeine Liebe ſo ſehr im Haß gefärbt, daß ihm ſogar die Umarmung, die ihm als das Höchſte vorſchwebte, werthlos, ja gleichgültig ſein müßte. Was er fortan unternimmt, denkt und empfindet, anſcheinend für und wider Genoveva, das gilt am Ende doch nur dem Ausforſchen und Wiedergewinnen ſeiner zerrütteten Seele und ſeines verlorenen Halts. Wenn die immer mehr ſich verdichtende Leidenſchaft Othellos in dem Maße ſeine Wildheit und ſeinen Grimm gegen Desdemona befeuert und anſchürt, als ſie gleichzeitig ihr Bild in ihm verzehrt und ſeine Beſonnenheit verſchattet, ſo wird hingegen mit der ſteigenden Leidenſchaft Golos das Bild Genovevas in ihm reiner und klarer und unter den krampfhaften Zuckungen ſeines Innern ſeine Beſonnenheit kälter, ſchärfer und ihn ſelbſt zerſtörend. Dieſer pſychologiſche und monologiſche Kampf aber, das natürliche Ergebniß des ganzen dichteriſchen Entwurfs, iſt Hebbel durch die Darſtellung des Charakters der Genoveva weſentlich erleichtert worden. Hebbel hat ſie in einem Grade paſſiv gehalten, daß ſie nicht einmal recht aufmerkſam wird auf das, was in Golo vorgeht, daß ſie in den bedeutſamſten Momenten mit ihm über die einfachſten Laute nicht hinauskommt, ja daß ſie geradezu unfähig iſt, aus den ſchon gewonnenen ſchlimmen

Erfahrungen über den Raſenden auch nur dürftige Schlüſſe zu ziehen, und wären es nichts als die Schlüſſe eines Kindes. Dies beweiſen ihre an Golo gerichteten vertrauensvoll unſchuldigen Worte in der Scene, wo Drago hinter ihrem Bette hervorgezogen wird. Desdemona, um noch einen zweiten Contraſt zu Shakſpeares Menſchenzeichnung hier anzumerken, Desdemona ſagt zwar gleichfalls, nachdem ſie die entfeſſelte Wuth des Mohren geſehen hat: „Gibt es denn Weiber, die ihren Männern untreu ſind?“ Allein dieſe bornirte Unbefangenheit iſt der Ausdruck der Frau, die ſich keines Fehls gegen ihren verblendeten Gatten zu zeihen hat, während Genoveva einem ruchloſen Einbrecher in ihre Ehe gegenüber ſteht. Es fehlt alſo die volle dramatiſche Wechſelwirkung zwiſchen ihr und Golo; ſie ſind ein Jedes ſich ſelber überlaſſen; ſie werden nicht durch das Gegen- und Ineinanderarbeiten der Zuſtände aus ihrer individuellen Iſolirung herausgehoben, ſie ſpiegeln ſich nicht gegenſeitig ab und ihre Grundſtimmung tritt allzeit und überall, ohne die der Tragödie unentbehrlichen Veränderungen und Kreuzungen, mit peinlicher Deutlichkeit hervor.

Wir ſind an eine wichtige und verhängnißvolle Eigenthümlichkeit Hebbels gelangt: an den Rechtfertigungstrieb ſeiner ſelbſt, wie der Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft, und an das Einſamkeitsgefühl, worin der Dichter und viele ſeiner Geſtalten athmen. Beides aber iſt von ſeinem leidenſchaftlichen Naturell, wie die weltabgeſchiedene Burg der Walkyrie von einem Flammenring umfloſſen. Unter ſeinen biographiſchen Notizen finden wir nachſtehendes Bekenntniß: „Schlüſſel zu meiner ganzen Natur und zu allen meinen Verhältniſſen: Ich bin immer ſo, wie die meiſten Menſchen nur im Fieber ſind. — Ich hatte immer den Trieb, den Menſchen begreiflich zu machen, warum ich in meinem Verhältniß zu ihnen *ſo und nicht anders handelte. Der Trieb iſt edel, aber ihm zu folgen iſt ein großer Fehler*". Und in ſeinem Tagebuche notirte er die Bemerkung über ſich: „Ich kann den Umgang aller Menſchen entbehren, aber ich kann mich gegen keinen Einzigen, mit dem ich umgehe, verſchließen". — In Hebbels Verkehr mit den ihm theuerſten Perſonen haben wir oft genug den erſchreckend raſchen Umſchwung von Herzlichkeit zu verletzenden Angriffen, von Willfährigkeit zu ablehnendem Trotze wahrnehmen können; was Wunder, daß die fliegenden Pulſe, die heiße Temperatur ſeines Blutes, in ſeiner Poeſie ſich fortſetzten. So bebt die Judith darunter, ſo wird vollends ſein Genoveva-Drama vom Fieber geſchüttelt. Das Fieber aber bringt trotz ſeiner raſtloſen Eile etwas Monotones mit ſich, welches Hebbels Darſtellung der Leidenſchaft unbedingt anhaftet. Auch ſein Lakonismus iſt theilweiſe in dem Stockenden und Abgebrochenen des Fieberodems begründet, nicht minder der Eindruck der Kälte, die uns dann und wann bei ſeiner Schilderung der Leidenſchaft beſchleicht. Er ſelbſt ſchrieb, indem er an ſeiner Genoveva dichtete, die Worte nieder: „Der Mittelpunkt der Hitze iſt der Froſt". Ebenſo erheblich iſt der zweite Punkt des oben angeführten Geſtändniſſes. Seine Nöthigung, ſich zu expliciren, die leiſe nachdrückenden und ſtill begleitenden kleinen Motive ſeines Thuns und Gehabens gegen Andere aufzudecken, verſchob nicht ſelten in der Wirklichkeit, wie in der Kunſt, was er eben dadurch faßlich, durchſichtig zu machen, in das angemeſſene Licht zu rücken und dem Betrachtenden oder Beurtheilenden als genau abgewogene Wahrheit zu bieten glaubte. Niemand wird dieſe Nöthigung ſtärker empfinden, als derjenige, der ſich unabläſſig beſchaut. Und Hebbel war einer der Menſchen, die allzeit vor Gericht, vor ihrem innern Gericht geſtanden haben und nur ſpärlich von dieſem unheimlichſten und gefährlichſten aller Verhöre durch das äußere

Leben abgelenkt worden ſind. Es ſei nicht gut, meinte Barthold Niebuhr, wenn auch nicht zutreffend bei den Selbſtbekenntniſſen Hamanns, daß die Welt Jeden bis in's Innere kenne: es gebe Kleider der Seele, die man eben ſo wenig abziehen ſollte, wie die des Körpers. Goethe wieder rühmte es an Winckelmann als eine alterthümliche Eigenheit, daß er ſich immer mit ſich ſelbſt beſchäftigte, ohne ſich eigentlich zu beobachten. Er denke nur an ſich, nicht über ſich. Und der heilige Auguſtinus hat im Gefühl der Unerkennbarkeit des Ich den Ausſpruch gethan: Si noverim me, noverim te. Wir haben Hebbels krankhaftes Denken über ſich noch von München her im Angedenken und verſtehen nun im Zuſammenhalt mit den uns dargereichten „Schlüſſeln“ die monologiſche Charakterform ſeines Golo und das Einſamkeitsgefühl ſeiner poetiſchen Geſtalten um ſo beſſer.

Hebbel war eine viel zu reich organiſirte Natur, als daß er jemals in Naturfeſſeln einher gegangen wäre, ohne ſie zu kennen. Weder befriedigte ihn der Aufbau der Genoveva, noch der Hauptcharakter des Dramas. Er ſagte ſich, daß Golo vom vierten Acte an verfehlt ſei, weil der Poet die epiſchen Elemente zu ſtark habe vorwalten laſſen und weil er ihm darum mehr Selbſtkenntniß und Bewußtſein verliehen habe, als er haben dürfe. Ueber das Stück im Ganzen aber urtheilte er, daß es an dem Fehler ſeiner Idee leide, welches freilich der ärgſte ſei, an dem es leiden könne. „Die Idee iſt die chriſtliche der Sühnung und Genugthuung durch Heilige. Das Menſchliche hat ſich in die Charaktere hineingerettet“. Dies heißt wohl nichts Anderes als: das Pſychologiſche überwiegt. In ſolch einer Erkenntnißſtunde rief er einmal klagend aus: O, Genoveva, du machſt mir viel Kummer! lieben darf ich dich nicht und vernichten darf ich dich auch nicht!

Es iſt ſehr bezeichnend, daß Hebbel die Ideen ſeiner erſten zwei Dramen aus weltgeſchichtlichen Symbolen hervorleitet und das individuelle dramatiſche Leben, das er entbindet, wieder in dieſelben zurückſtrömen läßt. Der Leſer erinnert ſich, wie der Dichter in Judith und Holofernes die Repräſentanten des Monotheismus und des Heidenthums ſinnbildlich einander gegenüber geſtellt hat. Das Drama Genoveva wiederum ſollte den chriſtlichen Gegenſatz zwiſchen Himmel und Hölle in der zur irdiſchen Liebe zeitweilig niedergeſtiegenen Heiligen und in dem zum teufliſch Böſen hinanwachſenden Menſchenthume Golos anſchaulich machen. Hebbel ſelbſt erblickte das ihn von anderen Dramatikern Unterſcheidende darin, daß er die Fragen immer unmittelbar an die Gottheit anknüpfe, indem er bei der Löſung die Individuen als nichtig überſpringe. Uns kommt hier jene Kritik in den Sinn, worin er die neuere Tragödie, mit der helleniſchen verglichen, kränklich nannte und von einer Sünde ſprach, die weiter gehen könne, als die Erkenntniß. Seine Tragik griff augenſcheinlich zum Schuld- und Schickſalsbegriff der Alten zurück. Welch ein merkwürdiger Widerſpruch und dennoch wie erklärlich! Ein Widerſpruch: weil wohl nichts weniger zuſammen paßt als die bis in die zarteſten Muskeln und Adern ausgebildete Pſychologie der Perſonen Hebbels und das mit den individualiſirten Typen der griechiſchen Tragödie ſpielende Fatum; erklärlich: wenn wir uns nur auf die künſtleriſche Rathloſigkeit eines Kleiſt in der entgötterten Welt beſinnen oder wenn wir an die ſchmerzvollen Bemühungen Schillers denken, der für ſeine Tragödie ein Surrogat der mangelnden großen Sinnbilder auszuſpähen ſuchte.

An den Compoſitionsvorzügen der Judith gemeſſen, kommen die der Genoveva allerdings zu kurz. Das Gefüge dort iſt einfacher, in allen ſeinen Theilen überſchaubar und der Geſammtwirkung unterthan. In der Genoveva häufen ſich Giebel, Vorſprünge und Zubauten, welche es der Phantaſie mitunter erſchweren, des dichteriſchen Körpers raſch und vollſtändig habhaft zu werden. Um die Idee und die Hauptgeſtalten in das richtige Verhältniß zum Leſer oder Zuſchauer zu bringen, um ſie vor Mißverſtändniſſen zu behüten, hat der Dichter viele Figuren und viele Scenen angebracht, welche auf den erſten Blick etwas Epiſodiſch Eigenmächtiges haben, das ſich dem Totaleindrucke nicht unterwerfen will. Dahin gehören: der Ritter Triſtan, welcher durch die ihn auszeichnende chevalereske Treue gegen ſein Weib die himmliſche Treue Genovevas bekräftigen und die Treuloſigkeit Golos noch mehr in den Schatten bringen ſoll, ferner der Maler mit dem Bilde der Angebeteten, vor dem die Begierden des Jünglings ſich auseinander blättern, der gemißhandelte, von Flüchen getragene Jude, welcher auf das durch Aberglauben und Fanatismus befleckte und entſtellte Chriſtenthum gleichſam ſtatuariſch hinweiſt, endlich die breit ausgeführten Scenen zwiſchen der ſchwächlich niedrigen Katharina und ihrer kuppleriſch ſataniſchen Schweſter, der Hexe Margarethe. Bei näherer Betrachtung merkt man freilich, daß der Dichter in dieſer bunten Architektonik den Faden nicht nur nicht verliert, ſondern daß alle die Menſchenarabesken und -Fratzen den Grundgedanken des Dramas gothiſch weiter ſprechen und verdeutlichen helfen, wie die in zahlloſen Winkeln niſtende Ornamentik der alten Münſter.

Von wirklicher Schönheit umfloſſen und zugleich mit dramatiſcher Weisheit vorbereitend, ſtellt der erſte Act ſich dar: die Schilderung des Abſchieds zwiſchen Siegfried und Genoveva. Wie die Zärtlichkeit der Frau, von einer überſchüchternen Keuſchheit nicht mehr abgewehrt, zum erſten Male ſich aus ihr hervor wagt; wie der unbefangene Siegfried, der nie ſo viel verſtecktes Glück in ſeinem Beſitz vermuthete, weil er die letzten Wonnen nie entbehrt hat, leuchtenden Auges den ihm zugezählten Reichthum überfliegt; wie endlich Golo an dem Anblick der Unbegreiflichkeit: daß die Unnahbare mit irdiſcher Innigkeit küſſen kann, beſinnungslos wird, um dann aus ſolcher Betäubung zu verzehrender Leidenſchaft zu erwachen — „Nur weil die Heil'ge Weib ward, lieb' ich ſie!“ dies iſt mit vollendeter Kunſt gezeichnet und gemalt.

Als ein Geheimniß, kaum mir ſelbſt bekannt,
Durch's Leben tragen wollte ich mein Herz!
Erſt in der dunklen Stunde, wo mein Grab
Sich aufthut, wollt' ich's öffnen gegen Dich,
Da wollt' ich ſprechen: „Sieh', ſo liebt' ich Dich
Und hab's Dir nie geſagt, nun kann ich auch
Beim letzten Abſchied Dich erfreu'n, wie nie“.
Dann wollt' ich Dich umarmend zu mir zieh'n
Und, eine Braut, die Weib geworden iſt,
Und ſich's noch ſelbſt verhehlt, hinüber flieh'n
Und denken: ſei getroſt, nun folgt er bald.

Nun iſt aber auch der fieberhaft ſinnliche Halbknabe Golo, wie A. W. Ambros ihn nennt, aus ſeiner Dämmerung hervorgetrieben worden, und jede ſeiner erhitzten Vorſtellungen fängt zu glimmen an.

Von Bildern ſpricht man, heilig fremd und kalt,
Wovor man alle Sünden doppelt fühlt,
Daß ſie, die Gläub'gen ſah'n es ſchaudernd an,
Geſeufzt, geweint, geächzt und Blut geſchwitzt.
Mir däucht, ein ſolches Wunder ſeh' ich hier.
Denn Genoveva, der ich ſelten nur
In's Aug' zu ſchauen wagte, weil, ſo oft
Ich's that, ein Licht durch meine Seele fuhr,
Das mich erröthen machte vor mir ſelbſt,
Ja, weil ihr Auge mir ein Spiegel ſchien,
So rein, daß Alles drin zum Flecken ward.
Dieſelbe Genoveva liebt und weint,
Sie iſt ein Weib, ſie iſt ein Weib, wie keins!

Die Hände, die er bisher vor ihr gefaltet hat, jetzt ſtreckt er ſie nach ihr aus, die Wünſche, die er bisher vor ihr geſenkt hat, jetzt ſind ſie aufgejagt, wie hungrige Falken. Sogar ſeine Erinnerungen färben ſich in ſeinen gegenwärtigen Zuſtänden um und fallen ihn mit der Qual geſchlechtlicher Delirien an.

— Funken ſtrömt
Der Boden aus, die hellen Funken zieht
Mein Aug' aus Allem, was mich rings umgibt.
Dort ſteht ein Stuhl — ich trat hier einmal ein,
Sie ſaß darauf und er ſtand neben ihr,
Verwirrt und roth erhob ſie ſich, er ſprach
Mit mir, doch war die Stimme ihm bedeckt.
Ich ging und träumte in der Nacht — Still! Still!
Hier ſteht ihr Bett. Dort ſchläft ſie. Er dabei!
Das iſt doch — — Ha, ich ſehe ſie, die Zwei,
Zu Eins verſtrickt im Wolluſtknoten! Er
Will plaudern, ſie verſiegelt ihm den Mund
Mit einem Kuß, und trotz der tiefen Nacht
Erglüht ſie —
Sie erglüht? Nein, ſie iſt bleich,
Bleich, kalt, ein Geiſt, mir zum Gericht beſtellt.
Mich friert!

Wenn der Wolluſt die Grauſamkeit verſchwiſtert iſt, ſo hat dies ſeinen metaphyſiſchen Grund in der Ueberſättigung, die einen ſtumpf werdenden Stachel gegen einen neuen vertauſchen will. Golos Grauſamkeit, welche ſeiner zügelloſen Sinnlichkeit auf der Ferſe folgt, verkehrt ſich raſch aus der gegen Genoveva gerichteten Wuth in Selbſtpeinigung, die ſich in allen ihren dialektiſchen Phaſen gliedert und abzweigt. Das talmudiſche Wort: daß der Raum zwiſchen der Hölle und dem Himmel nur zwei Finger breit iſt, hier wird es zur anſchaulichen Wahrheit.

Allerdings hört in dem ſpäteren Golo das wallende Leben dieſes Charakters auf und die Philoſophie der Leidenſchaft beginnt, eine convulſiviſche Wirklichkeit ſtarrt uns in ihm an, aber ſie bannt uns gleichwohl, wie mit dem Blick des Schlangenbeſchwörers. Wohl iſt es Speculation, was in ihm arbeitet, aber in's Feuer geworfene Speculation! Wohl ſind es Ideen eines grübelnden Geiſtes, aber die Ideen werden mit Blut begoſſen.

Gegen die diaboliſche Verwandlung Golos gehalten, kommt die volksthümlich mittelalterlich colorirte Hexe Margarethe mit ihrer Teufelskralle nicht auf. Nur in der finſtern Viſionſcene zu Straßburg ſprühen dämoniſche Lichter, wiewohl hier die an Hebbel hervortretende Sucht, in das Sagenhafte hinein zu erfinden und das von der Volksphantaſie Geprägte zu überprägen, nicht eben angenehm auffällt. Hingegen iſt der tolle Claus, das Seitenſtück zum blindſtummen Daniel in der Judith, eine geniale Geſtalt. Während dieſer im Augenblicke der Entſcheidung plötzlich zu weisſagen anfängt und der altjüdiſchen Jehovah-Idee entſprechend, eben durch ſeine Verherrlichung der göttlichen Allmacht den eigenen Bruder in den Tod ſchickt, den einſtmaligen Pfleger und Beſchützer des Unglücklichen, ſo wird der tolle Claus, das halb Thier gebliebene Menſchenungethüm, von der chriſtlichen Vorſehung und Barmherzigkeit dazu auserleſen, den Mord an Genoveva zu vereiteln, die ihn einmal im Walde gefunden und mitleidig in ihr Schloß aufgenommen hat. Möglicher Weiſe iſt der Blödſinnige, welcher in Tiecks Novelle: Der fünfzehnte November mit ſeinem dunklen Inſtinct die Todesgefahr lange vorher ahnt und die ihn verſpottenden Klugen daraus errettet, eine Anregung zum tollen Claus geweſen. — Die Darſtellung der unſchuldigen Männlichkeit Siegfrieds, einer Charakterform, welche bei Hebbel öfters wiederkehrt, ſoll in anderem Zuſammenhange beſprochen werden.

Alles in Allem genommen: der dramatiſche Guß der frommen Genoveva-Legende war nicht recht geglückt. Ganz ſo war es dem Maler Müller, ganz ſo Tieck mit dem Stoffe ergangen. Die friſchen Localfarben ſeiner rheinländiſchen Heimath, aber mit geſchmackloſer Willkür, ja mit Albernheit, die ſich noch was darauf zu Gute thut, hier und dort umhergeſtreut, ſind in Müllers Stück das Einzige, was den Dichter der Schafſchur und des Satyr Mopſus verräth. Einen dramatiſchen Plan zu entwerfen wird nicht einmal verſucht. Die Scenen fliegen nicht mehr, ſie purzeln durch einander, und der ſinnlos gehäufte Ortswechſel gemahnt an eine Zimmerflucht, durch welche eine Hummel geſcheucht wird. Mit Ausnahme der buhleriſchen Witwe Mathilde, welche Rudolf Haym die in's Häßliche und Männiſche gezeichnete Adelheid aus dem Götz nennt, hat auch nicht eine einzige Figur des figurenreichen Stückes Anſätze zur Charakteriſtik. Affectirte Studenten- und Vagantenausdrücke möchten ſich für urſprüngliche Sprachlaute ausgeben. Die Pfalz wird immer Pfälzel, Drago wird Dragones genannt. Hebbels Geringſchätzung dieſer Genoveva iſt vollkommen am Orte. Eben ſo wenig brauchte er die Tieck'ſche zu ſchonen. Sie war in ſeinen Augen nichts weiter als eine Spielerei, darin einzelne ſchöne, freilich undramatiſche Züge ſich finden, worin aber im Ganzen ein paar künſtliche Blumen vor dem Altar des Chriſtenthums niedergelegt werden. Erſchöpfend hat Goethe ſie beurtheilt, wenn auch in der übermüthig ſchalkhaften Geſprächsform, die er mitunter anzuwenden liebte. Er ſagte nämlich zu ſeinem neunjährigen Sohne, indem er ihm mit der Hand über das Haar hinſtrich: „Nun, mein Söhnchen, was meinſt Du denn zu allen den Farben, Blumen, Spiegeln und Zauberkünſten, von denen unſer Freund uns vorgeleſen hat?" Was Hebbel verbrach, iſt nicht bemäntelt worden. Aber man müßte gefliſſentlich die Augen ſchließen, wenn man den dichteriſchen Ernſt ſeines

Werkes und die dramatiſche Bildlichkeit vieler Theile desſelben leugnen wollte; und man wäre ungerecht, wenn man aus der durch ſeine Auffaſſung und Darſtellung des Themas herbeigeführten Zerſtörung der einfältigen Legende das Recht auf Verwerfung ſeiner Dichtung ohne Weiteres anſpräche. — Hätte er doch nur ein wenig ſpielen können, wie Tieck getändelt und wie Müller gelottert hat! jede ſeiner Gaben wäre dann zu ihrer vollen Werthſchätzung gekommen, jeder ſeiner Fehler als verzeihlich angeſehen worden. Allein er mußte zu viel in ſeinen Dichtungen, der Segen der Freiheit ward ihm verſagt; ſo bildete denn in der ehernen Kette des Zwanges die Täuſchung einer freien Wahl nichts als den blitzenden Goldring.

Als er die Reinſchrift des Stückes beendet hatte, ſandte er es nach Berlin, an die dortige Hofbühne, erhielt es aber als zur Aufführung ungeeignet zurück.

Die Urtheile, welche er in Hamburg über ſein Stuck vernahm, wo er es vorlas oder fortlieh, blieben bei aller Anerkennung der Eingangsacte und des Details an den Fehlern hängen. Man warf ihm die Selbſtblendung Golos, womit dieſer perſönlich das Strafamt an ſich vollzieht, als eine gewaltthätige Löſung vor und man konnte ſich mit der Unterſchlagung der ſanft ausklingenden Waldlegende, der Hirſchkuh u. ſ. w. nicht befreunden. Dennoch blieben die Freuden für den Dichter nicht gänzlich aus. Profeſſor Schleiden vom Johanneum ſchrieb an ihn einen begeiſterten Brief über Genoveva und ſchickte ihm einen Lorbeerkranz. Durch Campe empfing er von unbekannter Hand Champagner, ja ein Student, der ihn Nachts aus einem befreundeten Hauſe eine Wegſtrecke weit begleitete, küßte ihm plötzlich, von der Bewunderung der Judith überwältigt, die Hand. — Allein dies Alles war kein Balſam für brennende Wunden. Am meiſten wohl that ihm die warme Anerkennung Schleidens; den Lorbeerkranz wird er ſich nicht aufgeſetzt haben. „Flechtet Keinem den Lorbeerkranz zu groß: er fällt ihm ſonſt als Strick um den Nacken!“ ſo lautet eines ſeiner eigenen Worte.

Indeſſen war es wieder Frühling und Sommer geworden, für ſeine Productionskraft die übelſte Zeit. Er war nur dann fruchtbar, wenn die Natur unfruchtbar iſt, im Herbſt und Winter. Dies ſei der Welt gleichgültig, meinte er, denn eine einzige Roſe habe unſtreitig mehr Werth, als alle Poeſien aller möglichen guten und ſchlechten Poeten, aber für ihn ſei es doch immer ein Unglück, weil er nur dann lebe, wenn er dichteriſch thätig ſei. „Auch Thätigkeit,“ heißt es in einem Briefe an Rouſſeaus Schweſter, „iſt freilich nur eine Selbſttäuſchung, und die dichteriſche, die mit den Räthſeln ſpielt, um ſie ſich aus dem Sinn zu bringen, vor Allem. Aber ſie iſt doch am Ende die beſte Selbſttäuſchung, und auch die, welche am längſten vorhält, eine beſſere als der Genuß. Vielleicht bin ich, was dieſen Punkt anlangt, kein competenter Richter, denn dasjenige, was allein für mich Genuß wäre, immerwährendes Reiſen, kenne ich nicht aus Erfahrung und alles Uebrige iſt nichts für mich. Ich las in der letzten Woche, wo mich Zahnweh und ſchlechtes Wetter in mein Zimmer einſchloſſen, die Briefe und Tagebücher des Lord Byron, und zwar durchgehends mit Neid. Das Leben ſelbſt für das Beiwerk des Lebens aufopfern, ſich für das, was man verachtet, anſtrengen zu müſſen, das iſt ein ſchlimmes Schickſal. Ich habe leider das Unglück, daß ich alle dieſe Widerſprüche viel tiefer empfinde, als andere Menſchen. Tauſende, die eben ſo gut wiſſen, wie ich, daß ſie geboren ſind und ſterben müſſen, kümmern ſich gar nicht um den Punkt, um den der tiefſinnige Spaß des Daſeins ſich dreht. Wie ſind ſie zu beneiden! Ich weiß nicht, ob ich wirklich, wie ſich neulich ein gnädiger Recenſent vernehmen ließ, der es ja wiſſen muß, auf dem Wege bin, „ein großer Tragiker“ zu werden.

Aber dies weiß ich, daß Geiſt und Talent die Bedürfniſſe nur ſteigern, nicht befriedigen . ." Im Leben, ſo verſichert er hierauf, wäre er gar nicht ein ſo mißgeſtimmtes Inſtrument und er gebe oft genug einen luſtigen oder muthwilligen Ton. Aber dem Papier gegenüber werde er ſelbſt in ſeinen beſten Stunden ſogleich ein Anderer und ſeine Gedanken nähmen die Farbe ſeiner Tinte an. Dies komme daher, weil er immer in ſein Inneres hinabſteige, anſtatt ſich in die Welt zu verbreiten. Am Schluſſe dieſes Briefes bemerkt er, daß vielleicht auch die größere Bitterkeit, welche in ſeinen eigenen Dramen walte, wenn man ſie mit denen ſeiner Vorgänger vergleiche, einen Zuſammenhang mit jenen Zuſtänden haben könne. Im Uebrigen, ſetzt er hinzu, liege alle Tragik nur in der Vernichtung und mache nichts anſchaulich, als die Leere des Daſeins. Er ſieht wenig Hoffnung auf zukünftige Beſſerung vor ſich und er fürchtet ſehr, daß ſein drittes Drama, Moloch, die Judith, wie die Genovera an Furchtbarkeit noch übertreffen werde.

Jedes Buch, das er dazumal las, brachte ihm als letztes unerfreuliches Geſchenk ſein Spiegelbild entgegen. Hatte ihn die Lecture der Tagebücher Byrons mit Neid erfüllt und die ſchon zur Genüge zugeſpitzte Erkenntniß geſchärft: daß ſich im Leben nichts nachholen, nichts eintragen noch auslöſchen läßt, ſo regte die Beſchäftigung mit Steffens' Memoiren nach einer andern Seite Gefühle des Darbenden in ihm an. „Wenn ich ſo ſehe, wie andern Menſchen nach und nach alle Quellen aufgethan werden, ſo dürſte ich um ſo mehr". Als er in Bettinas Briefwechſel mit Goethe blätterte, da überkam ihn wieder der Neid auf Goethe. Alle Lebensblüthen, rief er, ſind auf den herabgeworfen worden, er hat ſich ganz nach Belieben damit bekränzen oder darin begraben können, und ein Anderer, dem doch auch Keime in die Seele gelegt worden, muß die Exiſtenz ſchleppen, wie eine blinde

Spinnerin ihren Faden zieht! Beinahe wie ein Selbſttroſt hört ſich dagegen an, was er aus Shakſpeare herausliest: So groß er ſei, ſagte er, eine ſo weite Welt er auch umfaſſe, dennoch habe er die reine, ungetrübte Seligkeit nicht darſtellen können, nur die gebrochene, und dies wäre der Hauptbeweis dafür, daß dieſes Element in ſeinem eigenen Leben gefehlt habe. — Die von einem Opiumrauſch eingegebenen Gedichte der deutſchen Romantiker, die er in jener Zeit gleichfalls auf ſich wirken ließ: Brentanos Godwi, Arnims Auerhahn und Gräfin Dolores konnten ſeinen melancholiſchen Unmuth wohl nicht dämpfen; eben ſo wenig vermochte dies Hamann, der, wie Goethe ſagt, immer Masken vorhielt, oder ein Buch wie Taſſos Leben, das üppige Gemälde einer erkrankten Dichterſeele, das er unter beſtändigen Seitenblicken auf ſein eigenes Ich genoß: und gewiß nicht Hölderlins Hyperion, in deſſen Zuſammentreffen mit den ihm ähnlichen Gedanken und Anſchauungen er ſchwelgte. Nur die alten Lehrmeiſter des Menſchengeſchlechts, nur Homer und Sophokles, bei denen er vorübergehend einſprach, richteten ihn zeitweilig auf, und Entzücken ging von den Dramen des Euripides auf ihn über.

Wie er ſich in München aus wüſten Zuſtänden heraus zu komiſchen Productionen gewendet hatte, ſo griff er jetzt, von der pathetiſchen Genoveva noch heiß und über ſeine düſtern Seelenbilder hinweg, zur heitern Kunſtform des Dramas. In den Spätherbſtmonaten des Jahres 1841 nahm er das an der Iſar begonnene Luſtſpiel: Der Diamant wieder auf und zu Weihnachten lag es ſammt dem Prolog fertig vor ihm. Eine Preisausſchreibung in Berlin hatte den mittelbaren Anſtoß zur Ausführung des ſeltſamen Vorwurfs gegeben. Doch bildete er ſich nach der Vollendung des Werkes durchaus nicht ein, daß es den erſten oder auch nur den zweiten Preis erhalten werde. Er war auf die Ablehnung gefaßt, aber nicht deshalb, weil es nach ſeiner

Anſicht mißrathen ſei, ſondern weil es mit den Theaterbedürfniſſen und den herkömmlichen Anforderungen an ein Luſtſpiel im ſchärfſten Widerſpruche ſtand. Der Prolog, welcher mit dem Stücke zugleich den Preisrichtern eingeſendet wurde, ſpricht ſich deutlich genug über den Contraſt zwiſchen der echten Komödie und dem landläufigen Luſtſpiel aus, ja in Anbetracht des aus lauter Praktikern zuſammengeſetzten Gerichtshofes, viel zu deutlich.

Die Muſe und die Scheinmuſe treten in ihrem Geſpräche mit dem Dichter einander das Wort ab. Er ſoll ſich entſcheiden, wem er folgen will, aber er hat ſich ſchon entſchieden, bevor er ſie vernommen hat. Die Muſe weiß nicht viel zu ſagen, die Scheinmuſe deſto mehr. Sie gibt ihm Fingerzeige, wo er ſeinen Stoff wählen ſolle, „ſo in der Mitt' von Land und Hof, damit man in die Kreuz und Quer anſpielen kann zu Nutz und Lehr'"; ſie ermahnt ihn, an die Charaktere nicht zu viel Mühe zu verſchwenden, denn das Erſt' und Letzte ſei die Brühe. Am leichteſten wären die komiſchen erdacht: ein Stammelnder, der ſeine Liebesphraſe an die Braut nicht ohne Stottern ſprechen könne und ſich dadurch den Weg zu ihr verlege, werde volles Gelächter ernten; der Einfalt einen Witz leihen, „der zehn Mal klüger iſt als ſie, das wirkt, man wird ſchon ſehen wie". Darauf erwiedert der Dichter:

Ich will ihn nicht, den Baſtardwitz,
Der, wie ein nachgemachter Blitz,
Aus Glas und Leder kläglich ſpringt,
Ich will, was aus der Tiefe dringt,
Ich will kein illuſtrirtes Wort,
Das heute glänzt und morgen dorrt,
Will Menſchen, die wie Fackeln brennen
Und, ohne daß ſie's ſelbſt erkennen,
Wie ein erleuchtet Alphabet
Dem Kind, der die Natur verſteht.

Und dämmernd über den Geſtalten
Will ich ein wunderbares Walten,
Drin, wenn auch ganz von fern, der Geiſt,
Der, alle Welten lenkt, ſich weiſt.

Umſonſt verhöhnt ihn die Scheinmuſe, umſonſt hält ſie ihm das Schickſal vor, das ſolche Abtrünnigkeit von dem Geſchmack der Menge erfahren muß. Die Gegenwart, meint ſie, ſei, wie Narciß, in ſich vernarrt, „ſie will ihr Bildniß, zart umriſſen, dem lieben Sohn erhalten wiſſen, ſie hat ſich ihr Porträt beſtellt, und Du, Du bringſt das Bild der Welt“.

Für Deine Müh' iſt nichts zu hoffen,
Sie krönt nur den, der ſie getroffen,
Und haſt Du Gott, den Herrn, gemalt,
So ſei er's auch, der Dich bezahlt!

Wenn Tieck und Platen ihre ſatyriſchen Komödien als ſceniſche Hülſen benützt haben, deren Kern die literariſche Polemik bildet, ſo hielt Hebbel ſein Luſtſpiel von allen Anzüglichkeiten dieſer Art frei, pflanzte aber den Proteſt wider das gemeine Luſtſpiel am Eingang des Stückes auf. Nicht gegen dieſen oder jenen Autor, nicht gegen die eine und andere poetiſche Verirrung war ſein Proteſt gerichtet, ſondern gegen alle Poeten, die für das deutſche Theater arbeiteten, und gegen das Publicum in Bauſch und Bogen. Der Geſtiefelte Kater oder die Verhängnißvolle Gabel, indem ſie vorzugsweiſe auf beſtimmte Perſonen und Gebrechen gemünzt waren, verletzten bei Weitem nicht in dem Grade, wie Hebbels Prolog, der ſchlechteſte Empfehlungsbrief an die deutſche Bühne, den er ſeinem Diamant hätte beilegen können. Und die Sache ſtand um ſo mißlicher, als ſein Luſtſpiel in Stoff und Behandlung, Anlage und Charakteriſtik eben ſo ſehr von dem Gebräuchlichen und Beliebten, Faßlichen und Einſchmeichelnden entfernt war, wie die eigentlich auf ein Parterre von Schriftſtellern und Kritikern berechneten Pamphlete Tiecks und Platens.

Ein ſterbender Soldat, in deſſen Hände ein Diamant geräth, tritt den Stein an einen gutmüthig einfältigen Bauer ab, der in den dürftigſten Umſtänden lebt. Ein vorbeikommender Jude feilſcht mit ihm um den Diamant, entwendet ihn ſchließlich und macht ſich damit aus dem Staube. Aber ſchon fliegen Proclamationen und Boten des Königs durch das Land, welcher auf die Wiedergewinnung des Steins die Belohnung einer Million ausſetzt. Denn die Prinzeſſin, ein elfenhaftes Weſen, glaubt, daß den Diamant ein Geiſt entführt habe, an dem ihr Leben hänge: ihr Gemüth iſt verſtört und ihr ohnehin matt glimmendes Licht neigt ſich zum Verlöſchen. „Indeſſen geht der Diamant“, um mit des Dichters eigenen Worten zu ſprechen, „den Alles ſucht, von Hand zu Hand, doch Schelm auf Schelm bekommt ihn nur, daß ſeine innerſte Natur, ſonſt weggedrückt und wohl verſteckt, entſchleiert wird und aufgedeckt“. Der Richter, wie der Doctor, der Wirth, wie der Gefängnißwärter, ein jeder ſinnt Böſes und thut Unrecht, um der königlichen Belohnung theilhaftig zu werden. Dies iſt nicht ſo leicht, denn der Stein ruht längſt im Bauch des Juden, welcher verſchluckt hat, was in ſeinen Kleidern nicht ſicher war. In dem Wahne befangen, daß er nun Beſitzer des Kleinods ſei, iſt der ſchlaue Jude ſelbſt Beſitzthum geworden, Beſitzthum bald des Einen, bald des Andern, der ſich wechſelweiſe ſeiner bemächtigt. Sein Leben aber, auch unter den gewöhnlichſten Umſtänden für Niemand koſtbar, hat jetzt vollends jeglichen Werth eingebüßt. Schon geht man daran, kurzen Prozeß mit ihm zu machen und, um des wunderbaren Inhalts willen, das erbärmliche Gefäß entzwei zu ſchlagen. Aber der Klügere, der am Ende nachgibt, iſt diesmal die Natur, wiewohl im gegenwärtigen Falle ihre Nachgiebigkeit alles gefälligen Anſtriches entbehrt. So kommt der Diamant wieder zum Vorſchein. Die vielköpfige Habſucht vereitelt das Beſtreben des Einzelnen, ſich das Juwel und damit die Belohnung anzueignen, und dem Bauer, als dem Beſchränkteſten im Stücke, fällt nach dem Märchenvorrechte des Einfältigen das Glück in den Schooß.

Dieſe wahrhaft komiſche Erfindung erzeugte trotz der ſcheinbaren Mannigfaltigkeit der Scenen doch nur eine einzige Situation und ungeachtet der in den Phyſiognomien von einander unterſchiedenen Perſonen doch eine gewiſſe Einförmigkeit der Charakteriſtik. Man wird an die in einem und demſelben Motiv gefärbten pſychologiſchen Abſtufungen auf einer Hogarth-Tafel erinnert, an das Nebeneinander der bildenden Kunſt. Es mangeln die draſtiſch hervortretenden Einſchnitte der dramatiſchen Handlung, und dieſer Mangel, der wohl auch im Zerbrochenen Krug ſich bemerkbar macht, iſt hier ungleich fühlbarer, weil das Stück nicht in Einem Zuge ſich abſpielt, ſondern, auf fünf Acte vertheilt, einige Male Raſt hält. Dazu kommt noch: daß die ernſte und die komiſche Gruppe der Perſonen vollſtändig von einander geſondert ſind, als zwei ungleichartige, nicht zuſammengehörige Elemente. Die ſchattenhaft phantaſtiſchen Figuren des Hofſtaates ſchweben am Rande des Stückes hin und jede Beziehung derſelben zu den im Mittelpunkte des Luſtſpiels ſich tummelnden Rüpeln und Hungerleidern nimmt ſich beinahe wie eine Herablaſſung aus. Mitunter empfängt man den Eindruck, als ob man ſich in einem Wachsfigurencabinet befände, vor ſtarr glotzenden Prinzen und ſchlafend zurückgelegten Prinzeſſinnen, indeſſen ſich am Eingange und in den Niſchen die Automaten bewegen, ein verwahrloſter Zigeuner, der das Cimbal ſchlägt, ein närriſch ernſthafter Tambour, der mit dummer Entſchloſſenheit den Schlägel auf die Trommel fallen läßt:

Die barock komiſchen Geſtalten und Züge verleugnen nicht des Dichters Vertrautheit mit den derb verſchmitzten Lebensäußerungen des geringen Mannes und ſind mit dem humoriſtiſch bittern Behagen an dem Teufelsgarn, darin die Menſchenkinder gefangen werden, entworfen. Aber das Bittere ſchmeckt gegen das Behagliche vor und die Wehrloſigkeit der armſeligen Schufte gegen ihre elenden Antriebe überwiegt den luſtigen Schein freiwilliger Nichtsnutzigkeit. Der gewiſſenloſe Geiſt ſchlendert nicht mit komödienhafter Unbefangenheit durch dieſes Luſtſpiel, ſondern wird von dem ſtrengen Blick des Urhebers unabläſſig überwacht. Die Geſtalten ſehen ſich von Zeit zu Zeit fragend nach dem Dirigenten um. In dem tollſten oder geſchmeidigſten Shakſpeareſchen Luſtſpiel gemahnt uns zuweilen eine Wendung an den möglichen Umſchlag in den Ernſt; Hebbels Diamant jedoch gibt uns den im Hinterhalt lauernden Ernſt. Am beſten gerathen ſind jene Scenen, wo der dämliche Bauer Jacob ſich entwickelt. Jugendeindrücke Hebbels laufen darüber hin. Die ſchwachſinnige Armuth iſt vortrefflich geſchildert. Leider ſtellt ſich die Hauptperſon, der Jude Benjamin, mehr als Typus denn als Spielart der Spitzbüberei dar und als ein im Ganzen froſtiger Typus. Wir werden freudlos geſtimmt, indem wir ihm zuhören. Er explicirt ſich mit einer cyniſchen Dialektik, in der die Sophiſterei des Mohren aus dem Fiesko vertrocknet und der glänzenden Laſuren beraubt zu ſein ſcheint. Und da Hebbels Humor weder das ſchwärmende Feuer Falſtaffs hat, noch die Carricaturgewalt eines Dickens, ſo bleibt die ideale Wirkung des Niedrigen auf unſere Phantaſie nothwendiger Weiſe aus.

Die Vorherſagung des Prologs war nicht eingetroffen. Das ſind nicht Menſchen, die wie Fackeln brennen, das iſt kein erleuchtet Alphabet der Natur, und auch das Wunderbare waltet nicht dämmerhaft über den Geſtalten. Solch' eine Wirkung zu erreichen lag eben nicht in Hebbels Vermögen. Die Realität ſeiner Schelme bietet auch nicht den geringſten Anknüpfungspunkt zur Ueberleitung in die Märchenwelt dar und aus den Umriſſen ſeiner luſtigen Menſchenbilder werden keine für die Illuſion glaubwürdigen Körper. Seine Auffaſſung des Luſtſpiels, ſeine Idee davon war richtig und tief: ſcharfſinnig hatte er erkannt, daß den Neueren nur deshalb ein Luſtſpiel im Sinne der Alten fehle, weil ſich unſere Tragödie ſchon ſo weit in's Individuelle zurückgezogen habe, daß dieſes, welches eigentlicher Stoff der Komödie ſein müßte, für ſie nicht mehr da ſei. Was das poetiſche Luſtſpiel, im Gegenſatze zu dem auf dem deutſchen Theater heimiſchen leiſten ſoll, das ſtand, wie er im Prolog ſagt, ſo klar vor ſeinem Geiſt, daß, wenn er's minder hell erblickte, das Werk vielleicht ihm beſſer glückte. Er ſah aber nicht nur zu hell, er täuſchte ſich auch über das Kraftverhältniß des Dichters zu den Reformbedürfniſſen der Kunſt. Jeder Neuerungsverſuch, welcher der im nationalen und künſtleriſchen Prozeſſe begründeten Gangart von Grund aus widerſpricht, wird reſultatlos verlaufen. Kein Dichter, ſelbſt der größte nicht, kann aus eigener Machtvollkommenheit eine Kunſtform hervorbringen, immer kann der Einzelne nur innerhalb der ſchon beſtehenden Kunſtform ſchaffen, wobei er dieſelbe allerdings umzubilden oder zu erweitern vermag: ganz ſo, wie der Schriftſteller dann und wann neue Wortverbindungen entdeckt, aber nicht die kleinſte Partikel zu erfinden im Stande iſt. Minna von Barnhelm z. B. wird zweifelsohne durch eine unüberſteigliche Kluft von Gellerts Lotterieſchweſter getrennt, und dennoch ſind die formalen Vorausſetzungen der zwei Stücke einander ſehr ähnlich. Leſſing rüttelte eben nicht an den Fundamenten der nun einmal ſo und nicht anders gewordenen Luſtſpielform, er wollte den Zuſchauern weder nehmen, was ſie um jeden Preis zu behalten wünſchen, noch etwas aufdringen, womit ſie nichts anzufangen wiſſen. Um ſo leichter gelang es ihm dort Breſche zu legen, wo dies mit dem ſchweigenden Einverſtändniß Aller geſchehen konnte, die Baulinie dort auszudehnen, wo dies mit dem unbewußten Verlangen der Einſichtigen zuſammenfiel. Nicht grillig und nicht auf Schleichpfaden: nein, entſchloſſen und auf freier Heerſtraße kommt das längſt vorbereitete Neue, das Folgen hat, heran, um nach dem anfänglichen Erſtaunen und Widerſtreben, das es erregt, ſich raſch mit dem allgemeinen Geſchmack in's Einvernehmen zu ſetzen. Dies Alles vergaßen die gewaltthätigen Neuerer auf dem Felde des Luſtſpiels, zuerſt die Romantiker, dann Grabbe und Buchner, und dies Alles hat auch der Dichter des Diamant vergeſſen.

Sein Muſter war unſtreitig Tieck, jedoch nicht der Verfaſſer der Verkehrten Welt, ſondern der Jahrmarktszauberer, der in ſeiner Bude den Blaubart zeigte. Allein während Tieck die grauenhaften Partien gegen die bizarr poſſenhaften bevorzugte, beide jedoch mit der ihm eigenthümlichen Verwirrungskunſt in einander neſtelte, ſo daß das Schaurige ſchmunzelt und der Muthwille betrübt wird, ſo legte Hebbel den Ton auf die niederländiſch gezeichneten launigen Figuren und ſonderte dieſelben, wie mit dem Meſſer abgeſchnitten, von den traumhaften Geſchöpfen, die ſeine dramatiſche Tapete zieren. Sein größerer Kunſtverſtand und ſeine Ordnungsliebe bewahrten ihn vor der Willkür, welche Scherz und Ernſt durcheinander würfelt und alle Illuſionsmittel entwerthet: aber das Problematiſche ſeines Stückes wurde zur Schneide zugeſchliffen und das künſtleriſche Gewebe ſchwerfällig; wogegen Tiecks liebenswürdige Grazie das Eigenſinnige und in allen Fugen Gelockerte ſeiner Dichtung entſchuldigte, freilich ohne darum ihre ironiſche Confuſion aufheben zu können. Lebensfähig und wirkſam iſt der Diamant ſo wenig als der Blaubart.

Zu dieſer Einſicht kam unſer Freund nicht. Er glaubte, nun Tieck alt geworden, daß kein ihm ebenbürtiges Komödientalent in Deutſchland vorhanden ſei, und er folgerte falſche Schlüſſe aus der Vergleichung der geringeren Gattung, der die Luſtſpiele Töpfers und Bauernfelds angehören, und der höheren Sphäre, in der ſein eigenes ſich bewegt. An der Berliner Hofbühne aber ſaß kein Immermann, der doch ein Stück wie den Blaubart liebevoll ſcenirt auf die Düſſeldorfer Bühne gebracht hat, und ſo war denn mit dem Diamant abermals nur für ein künftiges Buchdrama geſorgt.

Als einen Begleiter der Golo-Stimmungen, welche dem Luſtſpiel vorausgegangen waren und welche hin und wieder auch auf dasſelbe gedrückt hatten, dürfen wir die in dieſem Jahre ausgeführte Novelle: Matteo anſehen. Sie iſt ein Nachtſtück, das die Tücke und die Unbegreiflichkeiten des Weltlaufs, die ein Menſchenleben zu erſticken ſuchen, anſchaulich macht. Der Vortrag, dem Styl der alten Italiener getreu, rückt gewitterhaftig Zug an Zug, Geſchehniß an Geſchehniß, und wir würden hinzuſetzen, daß er auch fabelluſtig ſei, wenn die Vorgänge nicht gar ſo gräßlich wären. Ein unbemittelter junger Mann, der immer ſein dürftiges Auskommen gefunden und an Himmel und Erde Freude gehabt hat, wird von den Pocken befallen, die ſein einſtmals angenehmes Antlitz grauſam entſtellen. Seine Häßlichkeit ſchreckt die Leute von ihm zurück, Abſcheu und Verachtung begegnen ihm auf Schritt und Tritt, ja die lügneriſche Larve ermuntert ſogar den Gauner und den Böſewicht, ihm die entſprechende Seele zuzutrauen. Dieſe allgemeine Geringſchätzung, die er erfährt, lockt im Anfang den Schmerz, dann das Entſetzen über ſeine Lage und am Ende die ſchlimmſten Anſchläge aus ihm hervor, zu denen ſeine verzweiflungsvolle Nothwehr greift, bis er ſich in dem begüterten Hauſe eines betrogenen Ehemanns, gerade ſeiner Häßlichkeit wegen, untergebracht ſieht, aber erſt dann, bis dieſes Haus mit Greuel und Blut beſudelt worden. — Auf der Giftbüchſe des Apothekers gewahrt man zuweilen Menſchenknochen, wie zwei Schwerter gekreuzt, als Vignette. Solch' eine warnende Bildlichkeit iſt der Novelle Matteo eingeprägt. Was ſonſt noch über dieſelbe zu ſagen wäre, das ſagt ſich der in Hebbels Zuſtände nun eingeweihte Leſer ſelbſt.

Die Töne des Erlöſenden, Rührenden, Großartig-Erſchütternden, ja ſogar des Anmuthigen und Schönen umbrauſen und umſchmeicheln uns dafür in den lyriſchen Gedichten, welche zahlreich in dieſem Jahre entſtanden ſind; in den Gedichten: Sturmabend, die junge Mutter, das Kind am Brunnen, Roſe und Lilie, Leben, Virgo et mater. Die zwei letztgenannten, für dieſen Abſchnitt die biographiſch bedeutſamſten, klingen all die Leidenskämpfe verſöhnlich aus, die ihn um Eliſen gemartert haben. In dem einen ruft er der unergründlich in ſich ſelbſt verſenkten Seele zu, daß ſie des ſtillen Tauchers gedenken möge, der in finſterer See nach eines Höhern Willen fiſche. „Nur vom Athmen kommt das Weh.“

Iſt die Perle erſt gefunden
In der öden Wellengruft,
Wird er ſchnell empor gewunden,
Daß ihn heilen Licht und Luft.
Was ſich lange ihm verhehlte,
Wird ihm dann auf einmal klar:
Daß, was ihn im Abgrund quälte,
Eben nur ſein Leben war.

Das zweite: Virgo et mater liſpelt fromme, gute Worte in das Ohr des treueſten und edelſten Mädchens.

Der Jungfrau Bild,
Im Arm das Kind,

Blickt ſanft und mild
Durch Nacht und Wind
Ein armes Mägdlein kniet davor,
Sie ſchaut nur dann und wann empor.
Doch wenn das Lämpchen Funken ſprüht,
So ſieht man, wie ſie glüht.

Die Lampe geht
Auf einmal aus!
Ihr Athem ſteht,
Sie ſchwankt nach Haus.
Die Jungfrau kann ihr nicht verzeih'n,
Die Mutter wird ſie benedei'n,
Stellt ſie den Heil'gen über's Jahr
Mit ihrem Kind ſich dar.

Sie fühlt's und ſpricht:
Du reine Magd,
Dir gleich' ich nicht,
Doch unverzagt!
Dir, Mutter, die der Sohn erkannt,
Die unter'm Kreuz noch bei ihm ſtand,
Dir will ich gleichen für und für
Und dann vergibſt Du mir!

Man möchte meinen, daß Eliſe in einen Winkel ſeines Herzens hinein gekommen war, wo ſie früher niemals geweſen, erſt nachdem eine heftige Neigung Hebbels zu einer Andern ihr jedes Anrecht auf ihn hat ſtreitig machen wollen. Er ſpricht jetzt öfters von ihr und in wärmeren Worten, vielleicht mit der Wärme des Gemüths, das wieder einmal die leidenſchaftliche Liebe gekoſtet hat. Als er Schillers Aufſatz über Anmuth und Würde von Neuem las, da ſchien ihm Alles, was über die ſchöne Seele geſagt iſt, die im Zuſtande des Affects in's Erhabene übergehe, ſo ſehr auf Eliſe zu paſſen, als ob ſie im Gemälde copirt wäre.

„Mir iſt noch kein menſchliches Weſen“, ſagt er, „von ſo wunderbarer, himmliſcher Harmonie vorgekommen, wie ſie. Ich hätte ohne ſie die Genoveva nicht ſchreiben können. Ich bin ihr Alles, meinen äußeren und meinen inneren Menſchen, meine Exiſtenz in der Welt und in der Kunſt ſchuldig geworden . .“ Er verlebte diesmal ſchöne Weihnachtstage mit Eliſen. Sie ſchenkte ihm einen prächtigen Shawl, geſtickte Schuhe und — was ihn immer tief in ſeine Kinderzeit zurück verſetzte, „nicht weil ich es damals hatte, ſondern weil es mir fehlte“ — Nüſſe, Kuchen und Aepfel. Eliſe hielt die Hände nicht zu, wenn ſie nur irgendwie etwas zu geben hatte, der morgige Tag ſah ihrem heutigen nie über die Schulter, und Hebbel wieder dankte dem Geſchick für jede Stunde, die ihm Freude und Heiterkeit brachte, ob er gleich ſtets die nächſte hörte und ihren leiſen Sohlen achtſam lauſchte.

Fünftes Capitel.

Das Jahr Zweiundvierzig.

„Du armer Seidenwurm! Du wirſt ſpinnen, und wenn auch die ganze Welt aufhört, Seidenzeuge zu tragen!“ Mit dieſem Künſtlerworte begrüßte Hebbel das neue Jahr. Der poetiſche Quell, der ſo ergiebig geſprudelt, ſtrömte jetzt nicht, aber die Herausgabe der Gedichte, deren Verlag Campe übernahm, beſchäftigte unſeren Freund. Schon früher hatte er einen großen Theil der älteren Gedichte, denen hie und da in einzelnen Ausdrücken nachzuhelfen war, überarbeitet, andere, bei denen dies nicht anging, vernichtet und ſo dieſe Silhouette ſeines Herzens, wie er ſagte, nach Kräften von Flecken gereinigt. Seine Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit machten ihm ſogar den Gedanken peinlich: dieſe Sachen noch in einer anderen Geſtalt, als in derjenigen, worin er ſie allein anerkennen und vertreten konnte, in der Welt zu wiſſen, und er veranlaßte die meiſten ſeiner Freunde, welche handſchriftliche Gedichte von ihm beſaßen, zur Vernichtung derſelben, um nicht der Gefahr ausgeſetzt zu ſein, Stücke, die er entweder völlig verworfen oder doch umgeſchmolzen hatte, in einer ſpätern Zeit durch den einen oder den andern Zufall an's Licht gebracht zu ſehen. Die ganze Sammlung war „dem Andenken ſeines früh geſchiedenen Freundes Emil Rouſſeau aus Ansbach" gewidmet. Die Schlußſtrophe lautet alſo:

Dir weih' ich Alles. Mag's vergehen,
  Mag's dauern, wie die Zeit erkennt!
Mir gilt es gleich. Kann es beſtehen,
  So gönn' ich's Deinem Monument.
Und wenn's zerſtäubt — in Deinem Lenze
  Sah ich Dich ſelbſt hinabgeſandt,
Mich kann's nicht ſchmerzen, wenn die Kränze
  Dir folgen, die Dein Freund Dir wand.

Er las jezt viel, aber er war mit den Rationen bei Weitem nicht zufrieden. Denn nur Weniges, was ihn reizte und was er zu ſeiner Ausbildung brauchte, war in der Leihbibliothek vorräthig, der einzigen Bücherei, die ihm offen ſtand, worüber er oftmals jammerte: „daß mir doch Alles fehlen muß!" Als er bei einem Antiquar gegen eine alte Uhr und drei nutzloſe Bücher Aeſchylus und den Voſſiſchen Homer eingetauſcht hatte, da freute er ſich des glücklichen Handels, wie ein Kind. Am meiſten feſſelten ihn jezt Las Caſas: Memoiren Napoleons und Wonnen ſog er aus Platons Gaſtmal und Phädros. Zu der Bemerkung des Las Caſas über den Kaiſer, als dieſer Engliſch lernte: daß er mit ſtaunenswürdiger Leichtigkeit Alles begriff, was die Gründe der Sprache betreffe, aber nichts als unüberwindliche Schwierigkeiten fand, ſobald von ihrem innern Mechanismus die Rede war, machte Hebbel die Randgloſſe: „Das iſt eben das Unglück, darum iſt es ſo ſchlimm, wenn man Schulſachen nicht in den früheſten Jugendjahren unter die Füße bringt, ſpäter kann man die höchſten geiſtigen Thaten vollbringen, aber — nicht Latein lernen". Aus dem Phädros ſchrieb er ſich Mehreres heraus, darunter die Stelle, wo Platon die von den Muſen ſtammende Wahnſinnigkeit beſpricht, welche den von ihr ergriffenen Dichter erſt weihe und das Werk des blos Beſonnenen verdunkle.

Eine Weile lang hielt er die Abſicht feſt, eine Abhandlung über Shakſpeare zu ſchreiben, um darin manches noch nicht Geſagte über die dramatiſche Darſtellungsweiſe auszuſprechen und allgemein umlaufende Katechismus-Sätze zu prüfen, deren Vertilgung ein größeres Verdienſt ſein möchte, als neue Dramen zu ſchaffen: Sätze, wie die von „der Treue" der Charaktere, ihrer Uebereinſtimmung mit der Geſchichte u. ſ. w. Daß die Symbolik nicht blos in der Idee des Dramas, ſchon in jeglichem ihrer Elemente wirkſam ſei, dies wolle Niemand einſehen; und der nämliche Kritiker, der laut auflachen würde, wenn er Jemand dem Maler vorwerfen hörte, warum dieſer des Zinnobers und des Indigos ſich bediene, wo er Röthe des Bluts und Bläue des Auges darzuſtellen habe, der nämliche Kritiker bringe nicht minder dumme Anklagen gegen den Dichter vor.

Ein einziger kritiſcher Aufſatz Hebbels rührt aus dieſer Zeit her: ein Aufſatz über das eben in vierter Auflage erſchienene Buch der Lieder von Heine. Was dort über den Begriff des lyriſchen Humors und über das Verhältniß der poetiſchen Wahrheit zu der perſönlichen im Dichter geſagt iſt, verdient unſere beſondere Beachtung.

„Was man gewöhnlich lyriſchen Humor nennt, das iſt ein leeres Product der Ohnmacht und der Lüge. Wer ſeine verworrenen Geiſtes- oder Gemüthszuſtände nicht klären oder den dazu nothwendigen innern Prozeß nicht mit Reſignation und Ruhe abwarten kann, der wirft wohl den Fackelbrand des Witzes in das Chaos hinein und ſucht, während vielleicht nur ein Kartenhaus in Flammen aufgeht, uns glauben zu machen, es ſei eine werdende Welt. Alle Kunſt iſt Nothwehr des Menſchen gegen die Idee, wie ja ſchon, um in's Beſonderſte hinabzuſteigen, jede ächte dichteriſche Schöpfung aus der Angſt des ſchaffenden Individuums vor den Conſequenzen eines dunklen Gedankens hervorgeht; was aber dem Künſtler ſein Werk, das iſt der Menſchheit die Kunſt. Der Humor iſt empfundener Dualismus; nicht die Carricatur des Ideals ſoll er zeichnen oder ſeinen Schatten, ſondern das Ideal ſelbſt in ſeinem vergeblichen Ringen nach Geſtaltung. Allein, wenn die poſitive Kunſt den Abgrund, der das Wirkliche von dem Möglichen ſcheidet, zu überfliegen ſucht, ſo ſtürzt der Humor als die negative ſich in den Abgrund hinunter, und hierin liegt ſo viel Verzweiflung, aber nicht ſo viel Troſt, wie in der erſchütterndſten Tragik, wenn es, was allerdings ſehr ſelten iſt, rein und rund zur Erſcheinung kommt. Das iſt bei Heine z. B. in dem ſchönen Gedicht der Fall: „Mein Herz, mein Herz iſt traurig“.

„Man hat der Heine'ſchen Poeſie vielfältig die innere Wahrheit abgeſprochen. Wohl nur, weil man ihr Individuelles nicht immer aufzufaſſen verſtand. Es gibt aber in äſthetiſchen Dingen eine doppelte Wahrheit, wornach man zu fragen hat: die Wahrheit des Stoffes und die Wahrheit der Form, und die Letztere hängt, ſo undeutlich dieſes den Meiſten bleiben mag, mit dem Ethiſchen noch enger zuſammen, als die Erſtere. Es iſt nicht genug, daß unſer Gedachtes und Empfundenes wahr ſei; damit kann ja auch kaum geheuchelt und betrogen werden, denn woher eigenthümliche Empfindungen und Gedanken nehmen, wenn man ſie nicht hat? Auch der Darſtellungsprozeß, worin die Form gewonnen wird, ſoll wahr ſein: er ſoll aus dem Drange des Ueberfluſſes hervorgehen und Götter in die Welt ſetzen, nicht Lemuren. Dieſes iſt der wichtigſte Punkt, denn von der Geſtalt, worin eine Idee zur Erſcheinung gelangt, hängt es ab, ob ſie wie ein Jupiter verehrt oder wie ein Vitzliputzli verſpottet werden ſoll. Doch eben um dieſen Punkt wird der plumpe Aeſthetiker ſich nie bekümmern. Er rechnet dafür die Gedanken und Bilder zuſammen und vergißt, daß man dies Alles bei jedem der Berückſichtigung irgend würdigen Gegenſtande vorausſetzen muß und daß Achill und Therſites ſich in Allem, nur nicht im Fleiſch und Blut von einander unterſcheiden. Bei Heine iſt die Darſtellung ein Quellen, kein Pumpen, wie gewiß ein Jeder empfindet, der das Buch der Lieder auch nur durchblättert: bei der Wahrheit der Form iſt aber die Unwahrheit des Stoffes undenkbar. Uebrigens wird ſich der Humor den Vorwurf der Unwahrheit weit öfter gefallen laſſen müſſen, als der ernſte Dichter. Einen erkünſtelten Hymnus verzeihen wir gern, um Gottes willen, an den er gerichtet iſt, aber einen verunglückten Witz nimmermehr . .“

Dieſe Arbeit, welche gegen das Ende des Jahres 1841 im Hamburger Correſpondenten erſchienen war, machte auf Wilhelm Danzel, der dazumal in Hamburg lebte, bedeutenden Eindruck. Er gedenkt ihrer in ſeiner 1843 herausgegebenen erſten Schrift: Ueber Goethes Spinozismus, und erklärt offen, daß ſeine Abhandlung der aus tiefer Geiſteserfahrung geſchöpften Erörterung Hebbels über den ſittlichen Urſprung der Kunſtform viel verdanke. Hebbel lernte dieſes lobende Wort erſt zehn Jahre ſpäter kennen, als Danzel bereits wegen ſeines Buches über Leſſing in hohem Anſehen ſtand.

Einige Epiſoden der Genoveva waren unterdeſſen im Stuttgarter Morgenblatte gedruckt worden, und Campe bezeigte Luſt, auch dieſes Stück zu verlegen. Es gefiel ihm, wie er eines Tages gegen Hebbel äußerte, ja er trieb ihn zur Herausgabe an. Seine Frau habe über Margaretha geſagt, daß Hebbel mehr vom Teufel wiſſen müſſe, als andere Leute, worauf ſeine Tochter hinzugefügt habe: „aber auch mehr von den Engeln“. Er rieth zu einer Vorrede und erbot ſich, das Drama nach dem Druck ſo lange liegen zu laſſen, bis Hebbel es an die Bühnen verſendet hätte. Zugleich ſtellte er ihm vor, daß er jetzt Antworten vom Publicum auf ſeine Arbeiten haben und nicht zu lange ſtillſchweigen müſſe. Dies ermuthigte und erfriſchte unſeren Freund, welcher je nach den wechſelnden Launen Campes bald an deſſen Gutmüthigkeit glaubte, bald von dem rückſichtsloſen Impreſario in ihm entrüſtet ſich abwandte. Schon das Geſicht des alten Campe prägte dieſe Doppelrolle aus: es erzählte in der Sprache des Holzſchnitts von einem braven Manne, aber ein Lächeln, wohl auch ein geſchäftskundiger Blick ſchien einzuwerfen: ſei auf deiner Hut. Wie alle Praktiker, welche mit Witz, ſcharfem Verſtande und Schlagfertigkeit begabt, im Verkehr mit vielerlei geiſtvollen und originellen Menſchen einen encyklopädiſchen Tact in ſich ausgebildet haben, ſo hatte Campe gleichfalls in ſolcher Schule eine originelle Geſchmeidigkeit gewonnen und, an das Taxiren des Käuflichen und Verkäuflichen gewöhnt, eine gewiſſenloſe Gleichgültigkeit gegen den Ernſt angenommen. Was er ſprach, ſagte Heinrich Laube, war ein eigenes Gemiſch von Tarif und Grundſätzen. Allmählich zu einer politiſchen Inſtanz in Europa emporgekommen, weil er das „Gefährliche", das Proteſtirende und Angriffsluſtige verlegte, ſpielte er den buchhändleriſchen Staatsanwalt: Dagegen muß eingeſchritten, dagegen muß eine Broſchüre oder ein ganzes Buch verlegt werden; „vor allen Dingen Humor, junger Freund!" Dieſe ſeine Grundſätze wurden auf poetiſche Werke ebenſo angewendet, wie auf publiciſtiſche. An Hebbels Arbeiten reizte ihn augenſcheinlich der an ihnen unverkennbare Zug der Neuerung und des Contraſtes, in welchem ſie zu dem Herkömmlichen ſtanden.

Aus Wien empfing er jetzt einen Brief von Dr. Töpfer, der ein Exemplar der Judith, wie ſie in Hamburg gegeben worden, für das Burgtheater verlangte, weil ihn ein Mitglied dieſer Bühne darum erſucht habe. Es war Niemand Anderer als ſeine nachmalige Frau Chriſtine Enghaus. In ihm rumorten zwei dramatiſche Entwürfe, deren einer uns noch von München her im Gedächtniß iſt: ein bürgerliches Trauerſpiel, das er Klara nannte; ferner Moloch, deſſen er in einem Briefe an Fräulein Rouſſeau bereits erwähnt hat. Er meinte, daß Moloch ſein Hauptwerk werden müſſe: er wolle ihn in der Mitte zwiſchen antiker und moderner Dichtung halten und ſich nicht zu tief in's Individuelle verſenken, damit der Schickſalsfaden, der in der Judith zu wenig, in der Genoveva zu ſehr mit Gemüthsdarſtellungen umſponnen ſei, durchgehends erkennbar bleibe. Dies Werk habe zu entſcheiden, ob er eine große Tragödie dichten und der Zukunft einen Eckſtein liefern könne. Doch ſah es in unſerem Freunde ſo unwirthlich aus, daß ſchon deshalb an eine neue Production nicht zu denken war. Beinahe täglich ſchlug ſeine Stimmung zehn Mal um und je öfter deſto mehr in's Schwarze. Grund genug war dazu vorhanden. Denn Eliſens Sparpfennig war nun gänzlich aufgebraucht, mit den Campe'ſchen Honoraren und geringen Vorſchüſſen ließen ſich höchſtens die Ausgaben auf einige Monate beſtreiten; dabei fühlte Hebbel ſeine Geſundheit erſchüttert, allerlei Leiden ſtellten ſich ein, die er ſich wohl durch ſein kümmerliches Leben in Heidelberg und München eingeheimſt hatte. Ausnahmsweiſe verſenkte er ſich in die duftigen Erinnerungen an ſeine früheſte Jugend, und fing an, dieſe Eindrücke zu fixiren: „dachte geſtern Abend mit Innigkeit an einzelne ſchöne Stunden meiner Jugend, wo der Geiſt ſich zuerſt ſelbſt ahnte und ſich auf den erſten Blüthen, die er trieb, ſelig wiegte. O wonniges Schwellen der Traube, in dich miſcht ſich noch kein einziger Schauder vor der Kelter! Du bildeſt dir ein, daß Sonne und Erde dich um deiner ſelbſt wegen ſo freundlich ernähren und doch biſt du nur da, um Andere zu berauſchen". An ſeinem neunundzwanzigſten Geburtstage, den Eliſe feſtlich beging, wünſchte er, Entſchlüſſe faſſen zu können, ſein Naturell zu bändigen, aber die Furcht, in den Augen Gottes lächerlich oder verächtlich zu werden, wenn die alten Fehler doch wieder zum Vorſchein kämen, hielten ihn davon ab, und er flehte den Himmel nur um die Bedingungen einer leidlichen Exiſtenz an. Er glaubte, ſich ſagen zu dürfen, daß er ſeit ſeinem Weggange aus Ditmarſchen, vor nun ſieben Jahren, mit dem in der Kunſt Geleiſteten zufrieden ſein könne. Allein er habe das Talent auf Koſten des Menſchen genährt und was in ſeinen Dramen als aufflammende Leidenſchaft Leben und Geſtalt erzeuge, das ſei in ſeinem wirklichen Leben ein böſes, unheilbringendes Feuer, das ihn ſelbſt, wie ſeine Liebſten und Theuerſten verzehre. — Sein Flehen fand keine Erhörung. Er ſah nicht ein, wo er den nächſten Miethzins hernehmen ſolle, und er hatte doch jetzt für ſein Kind, für ſeine Freundin zu ſorgen, die ihr Letztes mit ihm getheilt hatte. Campe, der reiche Mann, bot ihm für Genoveva, auf die Hebbel ſeine gegenwärtige Hoffnung geſetzt, einen Judengroſchen, wie er ſich ausdrückt, und in der ganzen Welt wußte er keinen Einzigen, von dem er Hilfe erwarten konnte; wenn er ſich aber auch über den Drang des Augenblicks noch einmal hinüber flüchtete, was war damit erreicht? Nur ein Aufſchub, eine kurze Friſt, die er aus Angſt und Furcht vor dem Kommenden nicht einmal zu genießen wagte. Sechs Jahre hatte ihn Eliſe über den Wellen erhalten: nun ſie ſelbſt dem Untergange nahe ſchien, gebrach es ihm an dem Boot, in das er ſie hineinziehen könnte. Seine Seelenbetrübniß war um ſo größer, als er wahrnahm, daß Eliſe nicht einmal noch den Schmerz der Sorge, daß ſie nur noch den edlen Schmerz empfand, um ihretwillen ſeine eigene Bedrängniß vermehrt zu wiſſen.

In dieſe perſönlichen Kümmerniſſe und Qualen fielen die Schrecken und der Jammer der vom ſchwerſten Unglücke betroffenen Stadt hinein: die Schrecken des Hamburger Brandes, welcher in der Nacht des fünften Mai ausbrach und bis zum achten währte. Die bei jedem ungewöhnlichen Ereigniß ſofort ſpielende

Volksphantaſie beſchuldigte die Engländer der Brandſtiftung, wofür der Grund darin zu ſuchen iſt, daß die Arbeiter der großen Maſchinenfabrik auf dem Grasbrook, lauter Engländer, von Anfang an die Eiferſucht der Handwerker und Handlanger rege gemacht hatten, wie es denn ſchon früher öfter zu blutigen Händeln zwiſchen jenen und dieſen gekommen war. Als ſich mit dem ſteigenden Verderben die öffentliche Anklage immer entſchiedener gegen die Engländer wandte, da reichte es ſchon hin, Engländer zu ſein oder einem Engländer ähnlich zu ſehen, um die empörendſten Mißhandlungen zu gewärtigen. Auch Hebbel, der ſich nicht nur unter die Löſchenden und Helfenden miſchte, der auch als Betrachter des ungeheuren Schauſpiels bald hier, bald dort auftauchte, auch er wurde ſeines weißen Teints, ſeines lichtblonden Haars und ſeiner ſchlaff beweglichen Geſtalt wegen hin und wieder für einen Engländer gehalten und war einmal nahe daran, dieſem Aberwitze zum Opfer zu fallen. Man brauchte nicht eine Dichternatur zu ſein und nicht eine Perſönlichkeit, wie Hebbel, um das grauenhafte Bild des Hamburger Brandes auch als Bild zu empfinden. Ein Aſchenregen, der an den Untergang Herculanums und Pompejis erinnerte, ſetzte in der Nacht des Feuerausbruchs die ganze Umgegend in Schrecken. Und als der unheilvolle Wind, der die Flammen begleitete, eine glühende Kohle zum Thurm der Nicolaikirche emporgetragen hatte und die obere Spitze deſſelben auf den Kirchhof und das Kirchendach ſtürzte, ſo daß die nahe liegenden Paſtorenhäuſer ſich entzündeten, da fing das Schauſpiel an, mit der phantaſtiſchen Großartigkeit der Brände der alten Welt zu wetteifern. Die Glocken ſchmolzen unter dem Gepraſſel der Holzverkleidung und dem Geheul des Sturms, das Kupfer fiel in großen ſchwehlenden Fetzen herab und endlich brach der ganze Thurm, zum Theil nach außen, zum Theil in ſich hinein ſtürzend, langſam und furchtbar krachend zuſammen. Eine Feuerfluth goß nach allen Seiten gleichmäßig die brennenden Trümmer des Thurmes aus und die Drachenköpfe ſpieen minutenlang glühendes Metall.

So gingen nach einander die alten ehrwürdigen Häuſer der Neuen Burg mit ihren gefüllten Speichern zu Grunde. Aus dem reichhaltigen Weinlager von Bottomley und Zieſe ſpritzte eine brennende Cascade von Sprit, wohl zwanzig bis dreißig Fuß hoch, herab in den Canal und erfüllte auf eine weite Strecke hin das Fleth mit einem Flammenmeer, ſo daß ſelbſt die Holzbrücke, von den bläulich lodernden Zungen berührt, zu glimmen begann. In bunten Farben glühend und mit immer ſich erneuenden kleinen Exploſionen, als ob ein Luſtfeuerwerk zugerichtet worden wäre, brannten die Waarenlager der erſten Materialiſten nieder und geſpenſtiſch raſſelten die Flaſchen eines in Aſche ſinkenden großen Weinkellers durcheinander, während der edle Inhalt den Feuerpfad entlang hinausſtrömte. Am ſechſten war der Brand am raſendſten. Senatoren und Bürger, Gelehrte, Paſtoren, Künſtler, Kaufleute, Handwerker, Matroſen, Einheimiſche und Fremde griffen zu. Von Altona, Hamm, Billwärden, Wandsbeck, Harburg, Buxtehude, den Elbeinſeln und Stade wurde Hilfe geſendet — doch vor der Hand umſonſt. Mit Einem Male erſcholl der Ruf, daß das Eimbeck'ſche Haus zu brennen anfange! Jeder Rettungsverſuch war vergeblich. Bald ſtanden nur noch die dicken Wände da: die Kellergewölbe waren eingeſtürzt; unter dem Schutze der Treppe war die Bacchusſtatue unverſehrt geblieben; ſie lächelte noch immer, als wäre der Keller noch voll, an welchem der Gott des Weines Wache hielt. — Bei Weitem entſetzlicher aber wirkte die Vernichtung der Petrikirche, der älteſten der Stadt. Wie wenn die Hölle ihre Arme ausſtreckte, ſo umgarnte der Brand mit feurigen Kreiſen das Gotteshaus. Als die Nacht herein brach, leuchtete aus den hohen gothiſchen Fenſtern die rothe Gluth hervor.

Während die Verzweiflung nach den äußerſten Mitteln griff, um dem zerſtörenden Element Einhalt zu thun, indem man Sprengungen mit Pulver vornahm, ganze brennende Häuſerreihen mit Kanonenkugeln niederlegte, entwickelte der Pöbel auf dem Hamburger Berg und auf dem Burſtah in Saufgelagen und Schändlichkeiten aller Art ſeine Beſtialität. Hier war die Schule des räuberiſchen Vagabundenthums, das von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde an Ausbreitung und Frechheit wuchs. Im Alſter-Pavillon wurden die Spiegel zerſchmettert, die Gläſer zertreten, in einzelnen Häuſern zerſchnittene Bilder, koſtbare Tiſche und Bibliotheken aus den Fenſtern geworfen. Schwindler und Planmacher ſtiegen gleichfalls aus dem Chaos und Greuel der Verwüſtung empor. So forderte ein Muſelmann beim Senate Audienz, indem er durch ſeinen Dollmetſcher eröffnen ließ, daß er ein unfehlbares Mittel beſitze, um das Feuer zu zähmen. Wenn man ihm fünfzigtauſend Mark baar ausbezahlen wolle, ſo werde er innerhalb fünf Stunden der ganzen Feuersbrunſt ein Ende machen. Befragt, auf welche Weiſe er dies zu bewerkſtelligen gedenke, erwiederte er, daß er nur einen mit geheimnißvollen Worten beſchriebenen Zettel in das Feuer zu werfen brauche, und alsbald würden die Flammen erlöſchen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ſich darauf nicht einließ. Nachdem er abgewieſen worden, ſoll er noch einmal ſein Gaukelſpiel verſucht und wie die Sibylle von Cumae nun für hunderttauſend Mark ſein Geheimniß ausgeboten haben. Woher er gekommen, wohin er gegangen, ſcheint nicht ermittelt zu ſein. Aber auch rührend erſchütternde Scenen fehlten nicht: Als ein wohlbekannter und geſchätzter Bürger ſein Leben ausgehaucht hatte, beinahe in dem nämlichen Augenblick, als der Nicolaithurm zu brennen anfing, da mußten die in dichteſter Nähe wohnenden Angehörigen den Leichnam auf die Straße bringen laſſen, damit der Hingeſchiedene, nicht von den zehrenden Flammen verſtümmelt, nicht von frevelhaften Geſellen angetaſtet, ſein Heim auf dem Kirchhofe beziehe. Zitternd, durch das Gewühl hindurch trugen die Trauernden ihren Todten.

Hebbel geſtand, daß das Ueberwältigende des Anblicks der brennenden Stadt, was die Sinne nicht blos erfüllte, ſondern ſie zerriß, neue Organe im menſchlichen Geiſte zu erſchließen ſchien, daß er ſich über den Moment, über ſeine Drangſale und ſein gemeines Leid hinausgehoben fühlte und die Gegenwart, wie von der Höhe der Geſchichte herab, überſchaute. „Mir wenigſtens war es, als ob ich nichts Gegenwärtiges ſähe, aber die ungeheuerſten Bilder der Vergangenheit ſtanden vor meinem Blick: ich ſah Karthago mit dem zerſchmelzenden Moloch, ich ſah Perſepolis und die tanzende Thaïs, ich ſah Moskau und den Imperator, wie er unwillig und finſter den Kreml verließ. Ja ſogar in den Momenten, wo ich ſelbſt mit Hand anlegte, war mir zu Muthe, wie bei einer Thätigkeit im Traum. Aber das brennende Hamburg verwandelte ſich in ein niedergebranntes, der Feuerdrache zog ſich wieder zuſammen in den Funken, aus dem er hervorgekrochen war, und der flammenrothe Himmel wurde wieder trübſelig und grau. Nun ward auch mir Alles zur Gegenwart und anfänglich zur Gegenwart ohne Zukunft: das ſtolze Element, das nichts verzehren kann, ohne es zugleich zu verklären, hatte ſich zurückgezogen und bei dem nüchternen Tageslicht beſah man ſich mit Schauder und Entſetzen den Leichnam einer Stadt —."

Für ſein Drama Moloch, das ſich an den Untergang Karthagos knüpft, ſollte der Hamburger Brand einen mächtigen Hintergrund abgeben: ſo hoffte er. Seine Phantaſie werde ſich nicht eher wieder frei und lebendig regen, als bis dieſe drei koloſſalen Nächte in das Drama hineingearbeitet ſeien. Einſtweilen laſteten ſeine Verhältniſſe eben ſo ſchwer auf ihm, wie der unheimlich ſchwüle Sommer dieſes Jahres. Monate lang herrſchte eine Hitze, die alles Leben ausdörrte. Die Flüſſe verſandeten, die Aecker verdurſteten und dem Menſchen war zu Muthe, als ob es an Luft zum Athmen fehle. Hebbel ſchwebte oft das Bild des jüngſten Tages in aller Furchtbarkeit der chriſtlichen Vorſtellungsart vor der Seele. Ein Ende muß ſein! rief der überreizte Mann, warum nicht jetzt? Einer muß das erleben, warum nicht ich?

Der Sommer des Jahres Zweiundvierzig beſcheerte ihm aber auch eine unerwartete Freude. Ludwig Uhland unternahm damals eine größere Reiſe nach Norddeutſchland und Kopenhagen und brachte in Hamburg ein paar Tage zu. Am 28. Juli ſah Hebbel den Namen Uhlands in der Fremdenliſte, mitten zwiſchen ſo vielen anderen gleichgültigen Namen; es durchzuckte ihn und er machte ſich augenblicklich nach dem Hotel auf, wo Uhland abgeſtiegen war, traf ihn aber nicht mehr zu Hauſe und ließ ihm einen ſchriftlichen Gruß nebſt den mittlerweile erſchienenen Gedichten zurück. Am nächſten Morgen wiederholte er ſeinen Beſuch zur rechten Zeit und traf Uhlands Frau; er ſelbſt war ſchon auf der Bibliothek. Am Nachmittage kam Uhland zu Hebbel, freilich nur auf einen Augenblick, da der Wagen mit ſeinen Damen vor dem Hauſe hielt. „Er war ſehr herzlich und liebevoll, als ob wir alte Freunde wären, nicht ſtarr und kalt, wie die Meiſten ihn finden, und wie ich ihn 1836 auch fand. Aeußerſt anſpruchslos, ſchwer im Reden, aber auf eine naive, rührende Weiſe. Freue mich“. — Dieſes „Freue mich“ hat mich immer tief bewegt, ſo oft ich es las oder daran dachte. In mündlichen Unterhaltungen erzählte mir Hebbel mit innigem Behagen, wie Uhland bei jenem Hamburger Beſuche die Gedichte, welche ihm beſonders gefielen, gelobt habe, in halben Worten, mit lächelndem Geſicht und nickendem Haupt: „Junge Mutter — Zwei

Wanderer — ja ja, das iſt's!" So lobte der ehrwürdige Uhland, ſagte Hebbel, und dabei funkelten ſeine blauen Augen und heiterer Stolz glitt über ſein Antlitz.

Das iſt ein lichter Punkt in der gährenden Zeit des jungen Hebbel: ein Augenblick freudigſter Demuth. Wenn Gutzkow über Hebbels erſtes Trauerſpiel ſchweigend hinweggegangen und dem Verfaſſer die Antwort vorenthalten hätte, wie dies Uhland thatſächlich gethan, unſer Freund würde dann ſicherlich in Ausbrüchen des Zorns ſeinem beleidigten Gemüthe Luft gemacht und nicht leicht wieder eine verſöhnliche Haltung angenommen haben. Aber Uhland durfte noch ſo ſpröde ſein, es that, wie wir geſehen, der Empfindung Hebbels für ihn keinen Abbruch. Er betrachtete ſich dem theuern Manne gegenüber nach wie vor als den Schüler, der Autor eines Stückes, das Aufſehen erregt hatte, ganz ſo, wie einſtmals der unbedeutende Kirchſpielſchreiber in Weſſelburen.

Bald nach dieſer Begegnung mit Uhland lernte er Auguſte Crelinger kennen, die Bühnenpathin ſeiner Judith. Sie machte auf ihn den Eindruck eines determinirenden Verſtandes, der ihn an den Verſtand der Schoppe erinnerte. Er empfing guten Rath von ihr, wie er ſagte, dabei aber auch die Verſicherung, daß ſie ihm gerne dienen würde, wo ſie irgend könne. An einem Auguſtmorgen überraſchte ihn ſein alter Jugendfreund Barbeck aus Weſſelburen. Das Herz ging ihm auf, als er ihn erblickte, ihm war, als ob er ihn erſt geſtern geſehen hätte. Lange freilich, dies fühlte er, würden ſie nicht zuſammen taugen, da die Bildungsgrade zu weit aus einander lägen, aber anfänglich hatte er ganz die Empfindung, als ob ihn ſeine Jugend beſuchte.

So waren denn die verſchiedenſten Geſtalten aus dem Drama ſeines bisherigen Lebens abermals an ihn heran getreten, ſo zu ſagen in der letzten Scene eines wichtigen Actes: ſein erſter geiſtiger Geleitsmann Uhland; der Genoſſe ſeiner früheſten

Kindheit und zugleich der Zeuge wie der Spielball ſeiner Jugendſchwänke, der gutmüthige Barbeck, der ihm das Papier zu ſeinem Evolia-Trauerſpiele geſchenkt hatte. Endlich auch der Schatten ſeines treueſten Freundes, Emil Rouſſeau, unter deſſen Zeichen die Gedichte Hebbels in die Welt gingen. Sogar Rendtorf, mit dem der trauliche Verkehr längſt aufgehört hatte, wie mit Gravenhorſt, näherte ſich ihm jetzt wieder, wenn auch nur in flüchtigen Berührungen. — Daß er vor einem Actſchluſſe ſtand, wußte Hebbel. Weiterſpinnen ließ ſich ſeine unſichere Exiſtenz nicht länger, es mußte ein Auskunftsmittel erſonnen werden. Ein ſolches war nun der Plan, nach Kopenhagen zu reiſen und ſich beim König um ein Stipendium zu bewerben. Der erſte Gedanke war ihm in einer Unterredung mit dem Grafen Moltke gekommen, welchem er in einer Geſellſchaft vorgeſtellt worden. Im Hinblick auf dieſe Reiſe hatte er ſich von Neuem an den Regierungsrath Rouſſeau um ein Darlehen gewendet, welches der wohlwollende und ihm ſehr geneigte Mann um ſo bereitwilliger gab, als die Bitte aus dem ſchwer heimgeſuchten, in allen Verhältniſſen zerrütteten Hamburg kam. Das Honorar für Genoveva, welche im October erſchien, überließ Hebbel an Eliſe, die bereits wieder kleine Wege des Erwerbs ausgekundſchaftet hatte. Verwundert pries er die Gunſt des Schickſals, welche über dieſe Reiſe zu walten ſchien. Die Empfehlungsbriefe von Moltke waren, wie er bemerkte, auf den erſten Wink da, das Geld aus Ansbach desgleichen, auch erklärte ſich Campe auf der Stelle bereit zu einem Vorſchuß von zwanzig Louisd'ors. Hebbel überſchlug nun, ſeiner Gewohnheit gemäß, die Vortheile, welche die Reiſe für ihn haben werde. „Ich bin gezwungen, mich zu berechnen, ein ſcharfes Auge auf meine Umgebung zu halten, ich kann mich nicht, wenn ich nicht alle meine Zwecke aufgeben will, wieder in meinen hypochondriſchen Winkel zurückziehen, ich muß mit Menſchen verkehren und es iſt gewiß Zeit, daß ich dies endlich lerne. Der Dichter in mir hat ſeine Bildung erlangt, aber der Menſch iſt noch weit zurück“.

Wenige Wochen vor ſeiner Ausfahrt wurde ſein und Eliſens Söhnchen Max getauft: und zwar auf däniſchem Boden, in Wandsbeck, weil es nach den dortigen Landesgeſetzen geſtattet war, daß das Kind des muntern Diebſtahls der Natur, wie Shakſpeare ſagt, den Namen des Vaters tragen durfte. Oberadvocat Schütze hatte die Angelegenheit bei dem Paſtor in Wandsbeck vermittelt. Je näher der Tag der Abreiſe heranrückte, deſto beklommener ward ihm zu Muthe: „Der erſte Schritt, den ich ganz auf's Gerathewohl thue. Ueber die Zwecke und Abſichten mag ich mir gar keine Rechenſchaft geben. Eine Profeſſur? Wie lückenhaft, unzuſammenhängend, unbedeutend ſind meine Kenntniſſe! In äſthetiſchen Dingen weiß ich freilich Einiges und erkenne Manches, aber mir geht die Fähigkeit ab, meine Ideenkörner zu zerſetzen, mein Korn zu mahlen und zu verbacken. Was ſonſt? Ein Reiſeſtipendium? Das Glück müßte ſehr viel für mich thun, wenn ich ein ſolches davon tragen ſollte. Doch, gleichgültig, die Reiſe eröffnet mir wenigſtens Perſpectiven und Möglichkeiten, während ich in Hamburg, wie ſich hier nun einmal Alles mit und ohne meine Schuld geſtaltet hat, verweſen müßte“.

Am 12. November 1842 verließ Hebbel Abends zehn Uhr Hamburg. Eliſe begleitete ihn zur Poſt und blieb, bis er abfuhr.

Wenn Einer viele heiße Stunden lang gewandert iſt, aus geſchloſſenen und ſich wieder öffnenden Thälern heraus und in andere ſolche Thäler hinein, über Bergrücken hinüber, an Hügeln herunter, dann redet er wohl, ermüdet und ſehnſüchtig nach dem Ziel verlangend, bald dieſen, bald jenen der Begegnenden an: wie weit, Herr, iſt es noch bis dahin? — Drei ſtarke Stunden. — Und er wandert, ſeine nachgebenden Kräfte zuſammennehmend, tapfer vorwärts, bis er abermals eine Glockenſtunde hinter ſich weiß. Nun wiederholt er die nämliche Frage, die ihm die nämliche Antwort einträgt: Drei ſtarke Stunden. — Wird der harte Kampf unſeres Freundes, ſeine innere und äußere Noth jetzt bald zu Ende ſein? oder heißt es noch eine Weile ſich durchſchlagen, die Verwirrungen der eigenen Seele löſen, in den Widerſprüchen zwiſchen Naturell und Geiſt ſich zurechtfinden und den ſtumpfen Widerſtand der Welt aushalten? So weit wir den Dichter und ſeine Straße kennen, grüßt er das Wegziel noch lange nicht.

Anmerkungen zum erſten Bande.

Zum erſten Buche: Jugend.

An handſchriftlichen Quellen ſtanden mir zur Verfügung:

Hebbels Tagebücher und Briefe an Eliſe Lenſing, deſſen Notizen zur Selbſtbiographie, ferner eine Anzahl von Th. Hedde geſammelte Jugendgedichte und Briefe Hebbels an den Genannten.

Mittheilungen über Hebbel von ſeinem Bruder Johann.

Briefe an Hebbel von Ludwig Uhland und Amalie Schoppe.

Memoriale Aufzeichnungen der Jugendbekannten und Freunde des Dichters, der Herren: G. Wacker, Organiſt und Lehrer in Cotzenbüll, Th. Hedde, Poſtmeiſter in Glückſtadt, Zollverwalter Reiff, C. F. Mundt in Weſſelburen.

Eine von Klaus Groth eigens für mich entworfene Schilderung des Landes, betitelt: Zu Hebbels Biographie, und ein in Kiel gehaltener Vortrag deſſelben: Friedrich Hebbels Jugendjahre.

Außerdem benützte ich folgende Schriften:

Hebbels ſämmtliche Werke. 12 Bde. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Groths Quickborn. Mit einer Vorrede von Karl Müllenhoff. Hamburg, Perthes, Beſſer und Mauke. 1856.

Marſchenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marſchen der Weſer und Elbe. Von Hermann Allmers. Zweite Ausgabe. Bremen und Leipzig. Verlag von C. Ed. Müller, 1861.

Die Marſchen und Inſeln der Herzogthümer Schleswig und Holſtein. Von J. G. Kohl. 3 Bde. Dresden und Leipzig, Arnold'ſche Buchh. 1846.

Weihnachten in Schleswig-Holſtein. Von Heinrich Handelmann. Kiel, Schwers'ſche Buchh. 1866.

Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg. Herausgegeben von Karl Müllenhoff. Kiel, Schwers'ſche Buchhandlung, 1845.

Briefe über Hochdeutſch und Plattdeutſch. Von Dr. Klaus Groth. Kiel, Schwers'ſche Buchh. 1858.

Holſtein zu meiner Zeit. Von Theodor v. Kobbe. Deutſche Pandora, Gedenkbuch zeitgenöſſiſcher Zuſtände und Schriftſteller, 1. Band. Stuttgart, Literaturcomptoir, 1840.

Sitten und Gebräuche der holſteiniſchen Bauern. Von H. K. Unterhaltungen am häuslichen Herd. Herausgeg. von Karl Frenzel. Vierte Folge, II. Bd.

Cap. IV. S. 114 f. Den Zug: Daß Hebbel einen Sterbenden verhörte, ohne es zu wiſſen, hat mir der Hofſchauſpieler Herr Louis Gabillon in Wien erzählt, der ihn aus Hebbels Munde vernommen.

Cap. IV. S. 129 f. Die in den Jahren 1829—31 entſtandenen poetiſchen Proben lagen mir, ſauber abgeſchrieben, in einer von Th. Hedde veranſtalteten Sammlung vor.

Cap. V. S. 140. Daß Hebbel ſchon 1831 und zwar heimlich in Hamburg geweſen, um von Karl Lebrun zu erfahren, ob dieſer ihm ſchauſpieleriſches Talent zuſprechen könne, beweiſt die Stelle eines Briefes an Hedde vom 7. December 1831: „Dein Brief von geſtern war mir nicht ſo ſehr angenehm, wie es ſonſt der Fall iſt. Er ſchröpfte mich, und war der Blutverluſt auch nur geringe, ſo war er doch, wie Dir auch natürlich ſein wird, wenn Du an den großen Aderlaß, den die edle Hanſaſtadt Hamburg mir gegeben, ſowie an die kleinen Blutegel, welche Muſik, Tanz, Theater und ſonſtige Doctoren mir geſetzt haben, denkſt, für den abgematteten Körper meiner Caſſe von einiger Bedeutſamkeit . .“

Cap. V. S. 146. Mein dahingeſchiedener hochverehrter Freund Franz Pfeiffer war nach dem Tode Uhlands ſo gütig, die Witwe des Dichters um die von Hebbel an ihn gerichteten Briefe in meinem Namen anzugehen. Frau Doctorin Uhland ſendete an Prof. Pfeiffer alle die betreffenden Briefe, die ſich in dem Nachlaſſe ihres Mannes vorfanden, bis auf den mir wichtigſten aus dem Jahre 1832, welcher wahrſcheinlich in Verluſt gerathen iſt.

Cap. V. S. 153 f. Der Bereitwilligkeit der Stadtbibliothek in Hamburg verdanke ich die Zuſendung der Neuen Pariſer Modeblätter von Amalie Schoppe, Jahrgänge 1832 und 1833, welche eine beträchtliche Anzahl Gedichte und zwei Erzählungen Hebbels aus jener Zeit enthalten. Die erſte der Erzählungen, Modebl. 1832, heißt: Der Maler. Verſuch in der Novelle; die zweite, Modeblatt 1833, heißt: Die Räuberbraut.

Cap. V. S. 154. Das Gedicht: Gretchen, den Modeblättern entnommen, findet ſich in keiner der lyriſchen Sammlungen Hebbels vor.

Cap. V. S. 164 f. Im Frühlinge 1853 wendete ich mich von Wien aus brieflich an den Herrn Kirchſpielvogt Mohr in Weſſelburen und erſuchte ihn, indem ich zugleich einen an mich gerichteten Brief Hebbels zum Zeichen meiner Autoriſation in Abſchrift beiſchloß, um biographiſche Mittheilungen über den Dichter. Herr Mohr benützte die Gelegenheit, ſich auf die unwürdigſte Art über Hebbel zu äußern, wobei er, ohne es zu ahnen, ſich ſelber anklagte: „So lange er in ſeiner Heimath lebte, war bei ſeinen unverkennbaren Talenten in meinen Augen ſeine Beſcheidenheit ſein ſchönſter Schmuck; ſeit er im Auslande an die Stelle ſeiner früheren Anſpruchsloſigkeit einen unbegrenzten Hochmuth hat treten laſſen, kann ich Hebbel zum Gegenſtande meiner Beſchäftigung nicht machen“. Die kecke Naivetät, womit der Kirchſpielvogt ſelbſt zugeſtand, daß Hebbel nicht nur unverkennbare Talente, ſondern auch den Schmuck der Beſcheidenheit hatte, während Mohr Beides nicht berückſichtigte, und die ebenſo kecke Behauptung, daß Hebbel im Auslande einen ungemeſſenen Hochmuth in ſich ausgebildet habe, was er doch nur vom Hörenſagen wiſſen konnte, ſind einander [illegible] kommen ebenbürtig. — Ich theilte dem Dichter jene Antwort mit, und derſelbe ſchrieb ein Jahr ſpäter, im Sommer 1854, eine angemeſſene Erwiederung an Mohr. Dieſer Brief, datirt aus Marienbad in Böhmen vom 15. Juli 1854, ging recommandirt an den Adreſſaten ab, wurde aber von ihm nicht angenommen, und ich erhielt ihn, verſiegelt, unter den Schriften des Nachlaſſes. Er war von Hebbel wortgetreu in ſein Tagebuch copiert worden. Einige Stellen dieſes Briefes lauten alſo:

„... Aber ich habe es auch mit einem Pſeudo-Wohlthäter zu thun, der behauptet, daß ich in ſeinem Hauſe „aufgewachſen“ ſei, und dadurch zu verſtehen gibt, daß er Anſprüche an mich habe, und den muß ich zurechtweiſen, denn der könnte gehört werden. Ich bin nun nicht in Ihrem Hauſe aufgewachſen, ich kam in meinem vierzehnten Jahre, mit vortrefflichen Schulkenntniſſen ausgerüſtet, zu Ihnen und leiſtete Ihnen vom erſten Tage an Dienſte, die Anfangs zwar gering waren, die Sie aber ſehr bald in den Stand ſetzten, Ihren Schreiber zu entlaſſen und mich an ſeiner Statt zu verwenden. Dadurch erſparten Sie den nicht unbeträchtlichen Gehalt, den Sie ihm zahlen mußten, und ich erhielt als Aequivalent Ihre abgelegten Kleider und die Beköſtigung am Geſindetiſch: für meine Bildung aber thaten Sie gar nichts, wenn Sie es ſich nicht etwa als Verdienſt anrechnen, daß Sie mir Ihre paar Bücher nicht geradezu aus der Hand riſſen, und auch ſpäter trugen Sie zu meinen Studien nicht das Mindeſte bei. Noch leben Hunderte, die das beſtätigen müſſen: wie können Sie ſich denn unterſtehen, das Gegentheil zu ſchreiben? Wohl ſtand es bei Ihnen, mich zu Ihrem ewigen Schuldner zu machen: Sie aber brauchten mich, unbekümmert um meine Zukunft, wozu ich eben gut war, und gefielen ſich, wenn Sie mir die letzten Jahre auch aus Schaam eine Kleinigkeit ausſetzten, bis zu dem Tage, wo ich Ihr Haus und Weſſelburen zugleich verließ, in einem rohen Benehmen.

... Nein, Herr Mohr, ich ſtehe nicht in Ihrer Schuld, wohl aber Sie in der meinigen, denn Sie haben ſich ſchwer an meiner Jugend verſündigt, und der Mann iſt in der Lage, ſich Satisfaction für das zu verſchaffen, was Sie an dem Jüngling verbrochen. Schlägt Ihnen das Herz nicht, indem Sie dies leſen? ... Schließlich noch einen Gruß an den alten treuen Chriſtoph, deſſen Sie auf eine Art gedenken, als ob Sie glaubten, daß ich mich ſeiner ſchäme. Das iſt durchaus nicht der Fall, wenn ich auch vor zwanzig Jahren ſeine Reconvalescenz nach dem Fleckfieber nicht auf Ihren Befehl mit ihm in Einem und demſelben Bette durchmachen wollte, um Ihnen mit Gefahr meines Lebens eine kleine Ausgabe zu erſparen. . . . er wäre mir in Wien vom Herzen willkommen: hätte er das Unglück, gerade einen Freund bei mir zu treffen, der ihm an Bildung, Rang und Stand gar zu weit überlegen wäre, z. B. den Fürſten Schwarzenberg, ſo würde er gewiß im Vorzimmer etwas warten oder ſich noch einmal zu mir bemühen. Dies könnte vornehm klingen, aber dem Abſender ſolcher Briefe gegenüber muß ich mich nothgedrungen auf den zweifelhafteſten aller Größenmeſſer, den Hof- und Staatskalender berufen, da die Koriphäen der Wiſſenſchaft und der Kunſt offenbar nicht hinreichten, um Ihnen das Wunder begreiflich zu machen, daß man der Sohn eines armen Mannes ſein, ſieben Jahre lang für Sie Licitations-Acten abfaſſen und es doch noch zu etwas bringen kann . .“

Zum zweiten Buche: Der Autodidakt.

Die wichtigſten biographiſchen Quellen dieſes Buches ſind neben den geſammelten Werken des Dichters folgende Handſchriften:

Tagebuchaufzeichnungen Hebbels, deſſen Briefe an Eliſe, Uhland, die Familie Rouſſeau in Ansbach, den Kirchſpielſchreiber Voß, an Amalie Schoppe, ein Memoire Hebbels an Wacker, eines an Amalie Schoppe und ſeine Aufſätze für den Wiſſenſchaftlichen Verein von 1817 in Hamburg.

Ferner: Memoriale Aufzeichnungen über Hebbel, von dem Regierungsrathe Franz Gartner in München, dem Geh. Juſtizrathe Prof. Dr. Rudolf v. Jhering in Göttingen: endlich Briefe Uhlands und Amalie Schoppe's an Hebbel.

Cap. I. S. 188. Die Verſe ſind dem Prolog zu Hebbels Nibelungen entnommen.

Cap. I. S. 189. Ueber die Leiden des jungen Anton Reiſer, ſiehe: Anton Reiſer. Ein pſychologiſcher Roman. Herausgegeben von Karl Philipp Moritz. Berlin, 1785 und 1786, bei Friedrich Maurer. Zweiter Theil. S. 18, 38, 71, 72, 76. — Die betreffenden Bemerkungen Gottfried Kellers ſind deſſen Roman: Der grüne Heinrich entnommen. 4 Bde. Braunſchweig, Vieweg und Sohn, 1854.

Cap. I. S. 190. Daß Hebbel öfters an den Freitiſchen nichts genoß, nur um ſeine Noth zu verbergen, erzählte Berthold Auerbach in den Deutſchen Blättern, 1863. Nr. 52.

Cap. I. S. 192. Das an Wacker gerichtete Memoire Hebbels trägt das Datum: Hamburg, 15. März 1836.

Cap. I. S. 202. Die Nachrichten über Hebbels Betheiligung an dem Wiſſenſchaftlichen Vereine von 1817 verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn C. F. Michahelles, welcher 1868 Secretär dieſes Vereines war und aus Intereſſe an Hebbel mich überhaupt auf die Beziehungen des Dichters zu demſelben aufmerkſam machte. In Hebbels Tagebuch aus der erſten Hamburger Zeit wird der Wiſſenſchaftliche Verein ein einziges Mal ohne jede Zuſatzbemerkung erwähnt. Herr Michahelles veranlaßte auch den Verein, mir die Bände nach Wien zu ſchicken, welche die handſchriftlichen Aufſätze Hebbels enthalten, ferner eine als Manuſcript gedruckte „Geſchichte des Wiſſenſchaftlichen Vereins von 1817. Zum Stiftungsfeſte, 14. Mai 1867“.

Cap. I. S. 208 f. Zu der ſkizzenhaften Schilderung Hamburgs boten mir einige Farbenſtriche Auguſt Lewalds Neue Aquarelle aus dem Leben. Zweiter Theil. Stuttgart, Verl. der J. F. Caſt'ſchen Buchh. 1840. S. 1 f.

Cap. I. S. 271. Ueber das Benehmen des Paſtors Schmalz gab Auskunft ein in Abſchrift vorgefundener Brief Hebbels an denſelben.

Cap. II. S. 223 f. Das Geſpräch Thibauts mit Hebbel erzählte dieſer in einem aus den fünfziger Jahren herrührenden Briefe an Herrn Prof. Eitelberger (jetzt Hofrath und Director des Oeſterreichiſchen Muſeums) in Wien. — Immermanns einſchlägige Bemerkungen finden ſich vor in deſſen Reiſejournal, Düſſeldorf, Verl. von J. E. Schaub, 1833, S. 85 f.

Cap. II. S. 227. Die Erzählung: Barbier Zitterlein ſteht in der Mitternachtszeitung, 1836. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel hatte in Folge meiner Bitte die Gefälligkeit, mir den Jahrgang nach Wien zu ſenden.

Cap. III. S. 240 f. Zu dem Bilde Münchens entlehnte ich die Farben einem Aufſatze Hebbels: Gemälde von München. Telegraph für Deutſchland. Hamburg, 1839, den Erinnerungen aus meinem Leben von Wilhelm Chezy. Zweites Buch, drittes Bändchen. Schaffhauſen, Verlag der Fr. Hurter'ſchen Buchhandlung, 1864, und den Rückblicken auf Perſonen und Zuſtände von Eduard Gans. Berlin, Verl. von Veit und Comp. 1836. S. 242 f.

Cap. III. S. 268 f. Die Bekenntniſſe Hebbels über die Einflüſſe, unter denen ſeine komiſchen Productionen entſtanden ſind, entnahm ich einem nicht gedruckten Vorworte des Dichters, womit er Schnock und die Erzählungen einleiten wollte.

Cap. III. S. 270. Herr Dr. v. Heinemann, herzoglicher Bibliothekar in Wolfenbüttel, war ſo gütig, die Stücke: Die Obermedicinalräthin und Ein Abend in Straßburg aus der Mitternachtszeitung 1837 für mich copieren zu laſſen.

Cap. III. S. 279 f. Ueber das Verhältniß Hebbels zu Emil Rouſſeau boten Aufſchluß die Tagebücher des Dichters, deſſen Briefe an Eliſe Lenſing und an die Familie Rouſſeau. Die letzteren Briefe wurden mir durch die Güte der Schweſter Emils, der verwitweten Frau Kirchenräthin Charlotte Meinel in Elwangen, zugänglich, welche mir zugleich einige ſchätzbare Mittheilungen über ihren früh verſtorbenen Bruder gab.

Cap. III. S. 289 f. Zur Charakteriſtik der Univerſitätszuſtände Münchens in den dreißiger Jahren benutzte ich das Buch: Friedrich Thierſch's Leben. Herausgeg. von Heinrich W. J. Thierſch. Zweiter Band, Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'ſche Verlagsh. 1866. S. 399, 481, 484, 493, 497, 499.

Cap. III. S. 291 ſ. Zur Skizze der hierarchiſch-religiöſen Vorgänge in München und Franz v. Baaders entnahm ich einige Züge dem Werke: Ludwig I. König von Baiern. Von Karl Theodor Heigel, Leipzig, Duncker und Humblot, 1872. S. 260 und den Aufzeichnungen des ſchwediſchen Dichters P. D. A. Atterbom u. ſ. w. Aus dem Schwediſchen überſetzt von Franz Maurer, Berlin 1867, Karl Heymanns Verlag, S. 141, 273. Den Lectionscatalog der Vorleſungen in München während der Jahre 1836—39 verdanke ich der Zuvorkommenheit des Herrn Prof. Dr. v. Prantl, im Schuljahr 1872—73 Dekan der philoſophiſchen Facultät zu München.

Cap. III. S. 294 ſ. Bei der Charakteriſirung Schellings benutzte ich außer Hebbels mündlichen Mittheilungen: Fr. Wilh. Joſ. von Schelling und eine Unterredung mit demſelben im J. 1838 zu München. Von Alexander Jung. Leipzig, Friedrich Fleiſcher, 1864. „Und doch, er war geſehen worden“ (der dunkle Grund in Gott!). Siehe S. 16. Ferner: Schelling in München: eine literariſche und akademiſche Merkwürdigkeit. Mit Verwandtem. Von Dr. J. Salat. In zwei Heften. I. Freiburg im Breisgau, Herder'ſche Kunſt- und Buchhandlung. 1837. S. 34. Endlich: Ideale und Irrthümer. Jugend-Erinnerungen von D. Karl Haſe. 2. Aufl. S. 164. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1873.

Cap. III. S. 298 ſ. Zu dem Portrait von Joſ. Görres in jener Zeit entnahm ich Farben den nachſtehenden Schriften: Von Magdeburg nach Königsberg. Von Karl Roſenkranz. Berlin, L. Heimanns Verl. 1873, S. 310 ſ. Aus meinem Wanderbuche. Von Ludwig Walesrode. Frankfurter Zeitung, Juni 1874.

Cap. III. S. 318 ſ. Die Kenntniß der Inaugural-Diſſertation Emil Rouſſeaus verdanke ich gleichfalls dem Herrn Prof. Dr. v. Prantl in München.

Cap. III. S. 351 ſ. Die Fußreiſe von München nach Hamburg hat Hebbel ſelbſt ausführlich geſchildert in einem Diarium, das ſich in ſeinen Tagebuchaufzeichnungen vorfindet.

Zum dritten Buche: Der Dichter der Judith.

Biographiſche Hauptquellen zu dieſem Buche:

Hebbels ſämmtliche Werke. Seine Tagebücher und ſeine Briefe an Eliſe Lenſing, Charlotte Rouſſeau, an Uhland, Tieck, Amalie Schoppe, Auguſte Crelinger, und Briefe an Hebbel von Tieck, Auguſte Crelinger, Amalie Schoppe und Karl Lebrun.

Cap. I. S. 368 f. Ueber die Familie Aſſing ſiehe: Geſ. W. von Karl Gutzkow, 6. Band, S. 294 f. Roſa Maria und J. D. Aſſing. Frankf. a. M. Literar. Anſtalt 1845. Ferner: Hamburger Abende. Aus den Erinnerungen eines Alten. Neue freie Preſſe, Wien, 24. Mai 1874.

Cap. I. S. 374 f. Die kritiſchen Aufſätze Hebbels aus jener Zeit ſind wieder abgedruckt in ſeinen geſ. Werken, Bd. XII.

Cap. II. S. 412 f. Ueber die erſte Aufführung der Judith in Berlin ſiehe den Aufſatz: Dramatiſch und Theatraliſch Literaturbl. unter Verantwortlichkeit von Dr. A. Diezmann. Leipzig, 1. Juni 1843.

Cap. II. S. 426 f. Gutzkows Kritik, Judith und Holofernes überſchrieben, ſtand im Telegraphen für Deutſchland. Hamburg, 1840. Nr. 200. December.

Cap. III. S. 429 ff. Zu dieſem literariſchen Bilde habe ich vorzugsweiſe benützt:

Geſchichte des 19. Jahrhunderts ſeit den Wiener Verträgen von G. G. Gervinus. Achter Band, erſte Hälfte. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1866.

Schleiermachers Vertraute Briefe über die Lucinde. Mit einer Vorrede von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835.

Wolfgang Menzel und das junge Deutſchland. Von Karl Gutzkow. Neue freie Preſſe, Wien, 4. Juni 1873.

Säcularbilder. Von **Karl Gutzkow.** Geſ. Werke, 9. und 10. Bd. Frankf. a. M. Literariſche Anſtalt, 1846.

Jahrbuch der Literatur. Erſter (einziger) Jahrgang, 1839. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Telegraph für Deutſchland. 1839. ibid.

Ludwig I. König von Baiern. Von **Karl Theodor Heigel.** Leipzig, Duncker und Humblot, 1872.

Aeſthetiſche Feldzüge, dem jungen Deutſchland gewidmet. Von **L. Wienbarg.** Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834.

Zur neueſten Literatur. Von **Ludolf Wienbarg.** Verlag von C. Löwenthal, Mannheim 1835.

Moderne Charakteriſtiken von **Heinrich Laube.** Zwei Bände. Mannheim, ibid. 1835.

Reiſenovellen von **Heinrich Laube.** 4 Bde. Mannheim, Verl. von Heinrich Hoff, 1836.

Briefe eines Hofraths oder Bekenntniſſe einer jungen bürgerlichen Seele. Von **Heinrich Laube.** Leipzig, 1833. Literariſches Muſeum.

Spaziergänge und Weltfahrten von **Theodor Mundt.** 2 Bde. Altona. Joh. Friedr. Hammerich, 1838.

Die deutſche Literatur. Von **Wolfgang Menzel.** Zweite vermehrte Aufl. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger'ſche Verlagsh. 1836.

Cap. III. S. 475 f. Siehe: **Karl Immermann.** Blätter der Erinnerung an ihn. Herausgegeben von **Ferdinand Freiligrath.** Stuttgart, Adolf Krabbe, 1842. (Briefe Immermanns an Freiligrath. 1837—1839.) Ferner: **Ludwig Tieck.** Erinnerungen aus dem Leben des Dichters u. ſ. w. Von **Rudolf Köpke.** 2 Bde. Leipzig, Brockhaus 1855; **Grillparzers** ſämmtl. Werke. 9. Bd., Stuttgart, J. G. Cotta. 1872, S. 185 und S. 192; **Nachlaßſchriften Otto Ludwigs.** Mit einer biogr. Einleitung und ſachlichen Erläuterungen. Von **Moriz Heydrich.** Erſter Band, Leipzig, Karl Cnobloch, 1874, S. 39 u. S. 68 f.

Cap. III. S. 477 f. Siehe: **Zwei Jahre in Paris.** Studien und Erinnerungen von **Arnold Ruge.** 2. Bd. Unſere letzten zehn Jahre, S. 1 ff. Leipzig, Verlag von Wilh. Jurany, 1846. Ferner: **Aus früherer Zeit.** Von **Arnold Ruge.** Vierter Band. Die

Unterdrückung der Jahrbücher. S. 607 ſ. Berlin, Verl. von Franz Duncker 1867.

Cap. III. S. 480. Ueber den Beſuch bei A. W. Schlegel ſpricht David Friedrich Strauß in ſeinen Kleinen Schriften, S. 122 ſ. Leipzig, Brockhaus 1862.

Cap. III. S. 482. Siehe Briefe und Tagebücher des Fürſten Hermann v. Pückler-Muskau. Herausgegeben von Ludmilla Aſſing. Erſter Band. Hoffmann und Campe, 1873.

Cap. III. S. 492. Siehe: Hiſtoriſche und Politiſche Aufſätze von Heinrich v. Treitſchke. Neue Folge. Zweiter Theil. S. 656 ſ. Leipzig, S. Hirzel, 1870.

Cap. IV. S. 519. Siehe: Die romantiſche Schule. Ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Geiſtes. Von R. Haym. S. 475 ſ.

Cap. V. S. 539. Das Wort Wilhelm Danzels ſteht in ſeiner Schrift: Goethes Spinozismus. Ein Beitrag zur tiefern Würdigung des Dichters und Forſchers. S. 75. Hamburg, Johann Aug. Meißner, 1843.

Cap. V. S. 542 ſ. Zur Skizze über den Hamburger Brand benützte ich H. Schleidens Verſuch einer Geſchichte des großen Brandes in Hamburg vom 5. bis 8. Mai 1842. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1843.

* * *

Perſonen-Regiſter zum erſten Band.

A.

Abigail 240.
Abu Said von Serug 482.
Accorombona Vittoria 405.
Aeſchylus 536.
Agnes 351.
Alberti Leopold 169, 171, 191, 192, 193, 194, 195, 203, 213, 220, 222.
Albrecht (Herzog) 186, 190, 351.
Albrecht (Juſtizrath) 173. 213, 220.
Alexander der Große 303, 304.
Alexis Wilibald 482.
Allmers Hermann 87, 105.
Ambros A. W. 516.
Angelius Sileſius 302.
Arnim 523.
Arnold 209.
Aſſing J. D. Roſa, Ottilie, Ludmilla 368, 369, 409, 459.
Aſt (Hofrath) 329.
Auerbach Berthold 459.
Auguſtinus 513.

B.

Baader Franz 292.
Baader u. Fiſcher 133.
Bahr Hans aus Däckhuſen 411.
Baiſon 408.
Barbeck (Schreiber) 71, 119, 124, 125, 134, 135, 145, 203, 267, 548.
Bauer Caroline 425.
Bauer Bruno 476.
Bauernfeld 531.
Beck Carl 440.
Beethoven 285, 286.
Benfey 481.
Beniſch 186.
Béranger 173.
Berendſohn 420.
Benzel-Sternau 270.
Beppi 245, 338, 340, 351.
Bernhard von Clairvaux 299.
Bettina 346, 457, 482, 522.
Biſchof 341.
Baſedow 366.
Böckh 436.

Bode 116.
Böhme Jacob 470.
Boie Chriſtian 125, 176, 177.
Bonaparte 72.
Boviſen (Kirchſpielvogt) 107.
Bopp 481.
Börne Ludwig 259, 434, 442, 444, 447, 448, 449, 452, 458, 466, 471, 472.
Brentano 523.
Brockes 434.
Brüggemann Hans 96.
Bruhn (Kirchſpielvogt) 135, 166.
Büchner Georg 484, 530.
Bühmann 108, 120.
Bulwer 458.
Bürger Gottf. Aug. 69.
Byron 449, 464, 521, 522.

C.

Calderon 489.
Campe 311, 313, 366, 495, 520, 535, 540, 541, 542, 549.
Carlyle Thomas 422.
Carſtens Asmus 59, 96.
Carſtens Margaretha 159, 160.
Charlotte Corday 427.
Chateaubriand 469.
Chezy Helmina 196.
Chriſtian (der Prinz) 411.
Chriſtian Friedrich Hebbel 323.
Chriſtof (Kutſcher) 166.
Chriſtus 308.
Clariſſa 116.
Clauren 472.
Clauſſen (Lehrer) 159.
Condivi 210.
Cornelius 240, 305, 341, 343.
Cotta 234, 310, 311.
Courier 443.
Cranach Lucas 224.
Crelinger 405, 406, 408, 412, 413, 548.
Cuvier 437.

D.

Dahlmann 149, 440.
Dambach (Criminalrath) 439.
Dante 198, 292, 434.
Danzel Wilhelm 539.
David 240.
Demetrius 178, 180.
Dethleſſen Franz Chriſtian 32, 63, 107, 133.
Diamant 338, 525, 526, 527, 528, 530, 531. 523
Dickens 528.
Dieſterweg 289, 290.
Dingelſtedt Franz 440.
Döllinger 289, 291.
Don Quixote 181, 257, 263, 324, 366, 469.
Doris (Tochter des Kirchſpielvogt Voß) 127, 157, 158, 198, 226.
Drago 511.

E.

Echtermayer 476, 477.
Eckermann 271, 487.
Eiſenmenger 116.
Eliſe Lenſing 198, 212, 214, 217, 222, 223, 232, 247, 253, 272, 273, 274, 275, 281, 282, 283, 284, 320, 322, 324, 325,

326, 327, 331, 332, 339, 341, 345, 346, 347, 361, 362, 365, 371, 374, 383, 414, 423, 426, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 502, 503, 509, 533, 534, 541, 542, 549, 550.
Elvers Wiebcke 123.
Elvers Paul 123, 124.
Emilie (Tochter des Kirchſpielvogt Voß) 127, 157, 175.
Emma 496, 497, 498, 509.
Enfantin Proſper 457.
Engelmann (Buchhändler) 231.
Enghaus Chriſtine 540.
Eſchenbach Wolfram v. 470.
Eſchenmayer 292.
Euripides 523.

F.

Falſtaff 263.
Felringer 426.
Fernow 96.
Feuerbach Anſelm 292.
Feuerbach Ludwig 476.
Fielding 116.
Fiesko 528.
Firduſi 489.
Flemming Paul 136.
Forſter Georg 463.
Förſter (Hofräthin, Tochter Jean Pauls) 341.
Freiligrath 370.
Friederike 509.
Friedrich Wilhelm IV. 241, 405.
Friedrich der Große 420.
Friedrich (Herzog) 136.
Friſchlin 352.

G.

Gall Dr. 115.
Gammerat 113, 114, 122, 123.
Gans Eduard 241, 242, 436, 449.
Gartner (Regierungsrath) 285, 286, 287, 333.
Gellert 210, 434, 529.
Genoveva 178, 304, 503, 504, 505, 507, 508, 510, 512, 513, 514, 523, 534, 539, 541, 542, 549.
Gentz Friedrich v. 291.
Gerhard Paul 69.
Gervinus 440, 446.
Giacopone 170.
Gibbon 289.
Girardin St. Marc 435, 436, 437.
Goethe 98, 114, 116, 142, 144, 157, 169, 177, 202, 204, 205, 206, 207, 225, 230, 231, 232, 233, 251, 254, 271, 286, 307, 319, 346, 370, 377, 414, 415, 418, 429, 434, 437, 438, 442, 444, 450, 451, 454, 461, 463, 464, 466, 467, 469, 473, 474, 475, 476, 478, 487, 489, 509, 519, 522, 523.
Golo 505, 506, 507, 508, 509, 510, 513, 514, 520, 531.
Goltz Bogumil 137.
Görres Medardus 289, 291, 292, 293, 294, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 339, 384, 421, 477, 491.

Gottfried 169.
Gottſchau 120, 141.
Grabbe 360, 460, 484, 485, 486, 530.
Gravenhorſt 190, 191, 196, 203, 211, 215, 218, 333.
Gretchen 159.
Grillparzer 336, 442, 456, 475.
Grimm Jacob 98, 170, 463, 480, 485.
Grimm Wilhelm 305.
Grimm (Brüder) 290, 342, 440.
Groth Claus 95, 96, 80, 81, 109, 113, 134, 136, 171, 176, 177, 474.
Grua 413.
Grün Anaſtaſius 440.
Gryphius Andreas 262.
Günther 434.
Gutzkow 311, 312, 313, 314, 315, 317, 332, 342, 350, 365, 366, 367, 368, 369, 380, 381, 383, 408, 420, 426, 451, 452, 453, 454, 456, 458, 460, 461, 464, 471, 473, 475, 476, 478, 481, 483, 484, 494, 548.
Guyet (Profeſſor) 216, 218.

H.

Hagedorn 434.
Hahn Franz 126.
Hahn (Graf) 136.
Hamann 343, 478, 523.
Harding 67.
Hartmeyer 172.
Hauff Hermann (Dr.) 232, 234, 246, 282, 283.
Haum Rudolf 519.
Hebbel Antje Margaretha 3, 7, 44.
Hebbel Claus Friedrich 3, 7, 43, 106.
Hebbel Johann 4, 45.
Hebel 115, 463.
Hecker 421.
Hedde Th. 120, 122, 128, 129, 139, 140, 171, 181, 268, 287, 292, 297, 298, 342, 375, 432, 430, 436, 441, 442, 445, 460, 472, 477, 478, 481.
Hedwig 161.
Heine 140, 239, 315, 434, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 451, 452, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 469, 470, 473, 474, 479, 480, 482, 484, 485, 538, 539.
Heins Valentin 96.
Heinſius 121.
Hengſtenberg 477.
Herder 164, 258.
Herodes 178.
Herweg Georg 440.
Herweg (Schauſpiel-Director) 161.
Herzen Alexander 315, 442.
Heyſe (in Magdeburg) 121, 500.
Himers Wietjen 108, 113.
Hippel 116, 463.
Hocker 151, 186.
Hoffmann von Fallersleben 440.
Hoffmann E. Th. A. 131, 132, 156.
Hogarth 527.

Hohenlohe (Fürſt Alexander) 292.
Hölderlin 225, 484, 486, 487, 488, 489, 491, 492, 523.
Holken Paul 96.
Holofernes 385, 386, 387, 388, 406, 514.
Hölty 312, 313.
Holzmann 481.
Homer 523, 536.
Hüber (Theater-Director) 136.
Hülſen 525.
Humboldt 350.
Hutten 448.
Hyperion 489.

J.

Jacobi 478.
Jacobs 290.
Janinsky 194, 272, 273, 366, 368, 373, 415.
Jarcke 289, 290, 477.
Jean Jaques 283.
Jean Paul 249, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 261, 263, 264, 268, 314, 321, 361, 443, 466, 478.
Jeremias 401.
Jhering 219, 353, 354, 361.
Immermann Carl 223, 405, 457, 461, 467, 475, 483, 485, 531.
Johann (von Dänemark) 409.
Johann (der Bruder) 107, 181, 191, 253, 321, 423.
Johannſen 121, 128.
Iran 299.
Jſebrant Wolf 72, 409.
Judith 178, 383, 384, 387, 388, 405, 412, 420, 425, 494, 503, 512, 514, 520, 522, 540, 548.
Jungfrau von Orleans 385, 393, 420, 421, 422.
Juſti Karl 145.

K.

Kampz 439.
Kant 429, 467, 478, 481, 489.
Karl (von Heſſen) 136.
Katharina von Siena 299.
Käthchen von Heilbronn 162.
Katzenberger 324.
Keller Gottfried 189.
Kerner Juſtinus 292, 369, 473.
Klara 54.
Klebe 244.
Kleiſt Heinrich 112, 162, 205, 206, 207, 208, 218, 229, 259, 337, 350, 434, 480, 483, 484, 486, 488, 489, 491, 493, 514.
Klenze 240, 292.
Klingsohr 377.
Klopſtock 120, 130, 131.
Knigge 195.
Knolck (Advokat) 118, 119, 134.
Kobbe Theodor 96, 135.
Kohl J. G. 79.
Köpke Rudolph 475.
Körner Theodor 135, 205, 206, 207.
Kotzebue 135, 435.
Kotſchnenzel 260.
Kraft (Dr.) 211.
Kragmann (Dr.) 203.
Krais 277.

Krüdener F. v. 293.
Kruſe Hans 113.
Kühne Guſtav 451, 461.

L.

Labruyère 57.
Lafayette 437.
Lamb Charles 45.
Lang C. H. Ritter v. 143.
Las Caſas 536.
Laube Heinrich 312, 314, 350, 372, 451, 452, 461, 465, 466, 467, 468, 469, 471, 476, 477, 483, 540.
Lebrun 139, 140, 408.
Lenau Nicolaus 482.
Lenſing Eliſe 116, 196, 197.
Lenz Reinhold 338.
Leo 477.
Leſſing 142, 289, 295, 338, 361, 443, 446, 451, 453, 460, 463, 466, 539.
Lewald Auguſt 482.
Lerow (Conſul) 173, 186.
Lichtwer 289, 443, 463.
Linhard 161.
Lornſen Uwe Jens 149, 150.
Lucinde 447, 452, 454, 464.
Ludlamshöhle 483.
Ludmilla Aſſing 370.
Ludwig (König) 240, 241, 244, 292.
Ludwig Otto 475.
Luther Martin 29, 148, 352, 420, 430, 446.

M.

Maha Guru 459.
Maler Müller 304, 504, 519.
Manns Hans 411.
Maria Magdalena 178, 287.
Märklin Chriſtian 441.
Marren (Prediger) 134.
Mathiſſon 130, 434.
Mathy 454.
Matteo (Novelle) 531.
Max Joſeph v. Baiern 241.
Max 550.
Maximilian 409.
Meilinger 242.
Meiſter Wilhelm 134, 442.
Menzel Wolfgang 434, 449, 450, 451, 452, 462, 475, 476, 477.
Mephiſtopheles 482.
Meta 99, 401.
Meyn (Paſtor) 65, 138, 142.
Michahelles 203.
Michel Angelo 210, 399.
Mirabeau 443.
Mittermeier 222.
Mohr (Kirchſpielvogt) 107, 108, 109, 110, 111, 115, 119, 122, 125, 127, 164, 166, 175, 180, 342, 412.
Moller 173, 174, 186.
Moloch 522, 541, 546.
Moltke (Graf) 549.
Montaigne 262.
Möricke Eduard 481, 503.
Moritzen 427.
Moritz Carl Philipp 189.
Moſer 444.

Mozart 176, 285, 286.
Müller 52, 186.
Münchhauſen 483.
Mundt Theodor 118, 119, 124, 135, 315, 372, 451, 461, 470, 476, 483.
Murillo 427.

N.

Napoleon 304, 315, 385, 420, 525, 536.
Neander 435.
Neocorus (Chroniſt) 82, 318.
Newton 461.
Nibelungen 178.
Nicolai 478.
Niebuhr Barthold 513, 177.
Novalis 384, 478.

O.

Oehlenſchläger 148, 151.
Oeſer Thereſe 220.
Opitz Martin 177.
Oſſian 131.

P.

Pauli 116.
Paulſen (Mechanikus) 135.
Pauls merkwürdige Nacht 27.
Pellico Silvio 440.
Peter der Große 420.
Phädros 536.
Philipps 477.
Platen 525, 526.
Platon 536.
Polignac 435.
Prometheus 306.
Pückler-Muskau 239, 457, 464, 482.

Q.

Quickborn 81.

R.

Rablais 448.
Rachel (Satyriker) 177.
Radowitz 477.
Rahel 348, 491.
Raphael 176, 305.
Raumer Friedrich v. 430.
Raupach 464.
Regiomontanus 352.
Reiff 120, 122.
Reinhold 474.
Reiſer Anton 190.
Rellſtab 311.
Rembrandt 392.
Rendtorf 194, 203, 211, 215, 218, 232, 236, 238, 239, 281.
Reuter Fritz 439.
Rhedern (Gräfin) 186, 222, 274.
Romanus Giulio 385.
Roſenkranz 474, 481.
Rouſſeau (Regierungsrath) 279, 420.
Rouſſeaus Schweſter 521.
Rubin (das Märchen) 382, 340.
Rückert 481.
Ruerl (Reviſorin) 238.
Ruge Arnold 439, 440, 441, 476, 477, 478, 479, 480, 481.

S.

Saint-Germain 479.
Saint-Hilaire 437.
Sappho 481.
Savigny 296.
Schacht (Proviſor) 120, 135, 141.
Schaller 475.
Schelling 242, 268, 289, 292, 294, 295, 296, 297, 302, 341, 478.
Schenk 290.
Shakſpeare 135, 142, 177, 261, 277, 292, 403, 410, 414, 425, 480, 489, 504, 509, 511, 523, 528, 537, 550.
Schiller 120, 121, 128, 129, 130, 142, 144, 206, 232, 254, 255, 303, 304, 350, 361, 377, 385, 429, 430, 434, 454, 457, 463, 473, 486, 487, 514, 533.
Schlägel 259.
Schlegel A. W. 480.
Schlegel Friedrich 140, 315, 456.
Schlegel 434, 457, 468, 478.
Schleiden 520.
Schleiermacher 342, 435, 447, 454, 455, 456, 457, 464, 465.
Schlenz 409, 410.
Schmalz (Paſtor) 175, 186, 211, 222, 224.
Schmelzle Attila 262.
Schmidt (Theater-Director) 425.
Schneidler 203.
Schnock 259, 260, 264, 311, 324, 340, 382.
Scott Walter 263.
Schönfeldt (Redacteur) 133.
Schopenhauer 195, 380, 480, 481.
Schoppe Amalie 151, 152, 171, 172, 173, 175, 186, 190, 192, 194, 195, 197, 211, 213, 214, 272, 274, 275, 282, 342, 344, 372, 368, 384, 403, 405, 414, 415, 419, 442, 548.
Schott (Baumeiſter) [illegible]4.
Schröder 425.
Schubart 242.
Schulz (Theater-Familie) 137.
Schulz Hedwig 161.
Schulz (Witwe) 161.
Schumann Robert 224, 226, 256.
Schumann (Appellationsrath) 220.
Schwab Guſtav 203, 234, 236, 310.
Schwarz (Geheimrath) 216.
Schwarz Anton 338.
Schwarz Joſepha 245.
Schwind Moriz v. 240.
Sebaldus Nothanker 166.
Seydelmann 402, 413.
Siebenpfeiffer 438.
Siegfried 507, 515.
Sievers Chriſtoph 18, 113, 116.
Simpliciſſimus 116.
Sixtina 401.
Solger 289.
Sophokles 489, 523.
Spabert 482.
Spindler Carl 468, 482.
Steffens 522.

Sterne 118.
Stifter Adalbert 256.
Storm Theodor 80, 176.
Strauß David 202, 205, 370, 375, 441, 451, 455, 457, 480.
Struenſee 73.
Suſannas Schule 157.
Swyns Peter 411.

T.

Tacitus 289.
Taglioni 472.
Tarnow Fanny 196.
Taſſo 523.
Tell 387.
Tempelhof 116.
Teß (Poſtbote) 166.
Teſtament (das neue) 70.
Thibaut 216, 222, 223.
Thierſch Friedrich 289, 290, 292.
Tieck Ludwig 250, 336, 337, 340, 344, 381, 382, 404, 405, 408, 450, 468, 473, 475, 476, 478, 480, 493, 508, 518, 519, 520, 525, 526, 530, 531.
Timm Lena 135.
Töpfer (Dr.) 531, 540.
Treitſchke Heinrich v. 492.
Tresko (Diaconus) 164.
Triſtram 326.
Tzſchoppe (Hofrath) 290, 439.

U.

Uechtritz Friedrich v. 485.
Uhland Ludwig 144, 146, 147, 148, 151, 153, 155, 174, 180, 189, 206, 229, 231, 232, 234, 235, 236, 290, 310, 311, 312, 344, 377, 401, 403, 404, 441, 467, 473, 480, 483, 485, 493, 547, 548.

V.

Varnhagen 342, 461, 471, 472, 491.
Velde van der 471.
Vernet Horace 385.
Veroneſe Paul 444.
Vicar of Wakefield 116.
Viehoff Heinrich 378.
Viſcher Friedrich 257, 489.
Vogel (Hofrath) 341.
Vogt (Fräulein) 135.
Voß (Dichter) 116, 177, 434.
Voß (Kirchſpielſchreiber) 118, 124, 127, 133, 171, 175, 177, 214, 220, 225, 322.
Voß Doris 157, 127.
Voß Emilie 23, 60, 123.

W.

Wacker G. 120, 124, 127, 149, 166, 167, 171, 181, 192, 213, 211.
Waiblinger 380.
Walesrode 294.
Wally 454.
Wandsbecker Bote 116.
Welcker 149.
Werner Zacharias 336.
Wieland 130.
Wienbarg Ludolf 314, 378, 451, 458, 462, 463, 475.
Wieſe 124.

Wihl Ludwig 342, 366, 368, 369, 373.
Winckelmann 145, 224, 250, 289, 463, 473, 513.
Winkler (Theodor Hell) 372.
Wirth 439.
Wullenwewer 448.

Z.

Zeller 230.
Zieſe 197, 374.
Zimmermann 116, 376.
Zinſerling (Prof.) 202.
Zſchokke 128.

Verbeſſerungen im erſten Bande.

Seite 107, Zeile 16 v. o.: ſtatt Boviſen lies Boiſſen.
„ 378 „ 9 v. u.: ſtatt Rudolf lies Ludolf.
„ 385 „ 5 v. u.: ſtatt dem lies den.

* * *

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei

Gmunden d 3 Augst. 1855.

Für Ihren Brief, lieber Glaser, sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank, und fühle mich um so mehr dazu gedrungen, als er mir ein Object wieder nah gerückt hat, das wirklich seit einigen Monaten unabsehbar weit von mir weggetreten war. Die Welt, in der ich im Sommer lebe, ist von der des Winters so weit geschieden, daß sie auf diese fast so zurückschaut, wie der Tag auf die Nacht mit ihren Träumen und Phantasien, und ihr Gesetz nicht mehr versteht. Ich finde mich in meine eigenen Dramen nicht mehr hinein, und wenn ich mich zum Arbeiten zwingen will, so kommt es mir vor, als ob ich einen aus Schwarz reflectirten Regenbogen mit dem Tüncher-Pinsel zu Ende bringen sollte. Jeder Künstler wird wohl eine ähnliche Erfahrung machen, doch dürften die Erscheinungen selten so schneidend-scharf hervortreder ſähe, da ſie ſonſt gewiß von irgend Jemand erwiſcht worden wäre. Auch iſt es denn doppelt und dreifach erfreulich, wenn ein Freund aushilft, und in der That hat Ihre friſche und geiſtvolle Reproduction des Gyges mir geſtern für einige kleine Verbeſſerungen gleich die rechte Stimmung gegeben. Aber auch in Bezug auf Sie ſelbſt war mir Ihr Brief ſehr lieb, denn er beweiſt, daß Sie über das Beſondere, dem Sie Ihre Thätigkeit vorzugsweiſe zuwenden müſſen, das Allgemeine, Ewige und Bleibende nicht aus dem Auge verlieren. Da jeder ſpecifiſch Begabte Gefahr läuft, das zu thun, ſo darf ich Ihnen wohl Glück wünſchen, daß Sie ihr bereits entronnen ſind......

In wahrer Anhänglichkeit

Ihr Fr. Hebbel.

Emil Kuh

Biographie

Friedrich Hebbel's

von

Emil Kuh.

Zwei Bände.

Mit dem Portrait von Fr. Hebbel und Emil Kuh
und einem Facſimile.

2. Band.

Wien, 1877.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

52

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Seite

Viertes Buch. Auf der Wanderung. (1842—1845.)

Erſtes Capitel. Ein Winter in Kopenhagen 3
Zweites Capitel. Pariſer Aufenthalt 52
Drittes Capitel. Italien 148

Fünftes Buch. Der Fremdling in Wien. (1845—1850.)

Erſtes Capitel. Abſchlüſſe und neue Kämpfe. I. . . 209
" " " " " " II. . . 238
" " " " " " III. . . 268
Zweites Capitel. Stürmiſche Jahre 312
Drittes Capitel. Uebergänge 385

Sechſtes Buch. Klärung und Ende. (1850—1863.)

Erſtes Capitel. Neue Geſtalten und Eindrücke 419
Zweites Capitel. Reif ſein iſt Alles 508
Drittes Capitel. Letzte Lebensjahre 592
Anmerkungen 725
Perſonen Regiſter zum zweiten Band 733
Verbeſſerungen 744

Viertes Buch.

Auf der Wanderung.

(1842–1845.)

> Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf ſeiner Menſchenlippe zu bitter, warum ſoll ich groß thun und mich ſtellen, als ſchmeckte er mir ſüß?
>
> Goethes Werther.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Capitel.

Ein Winter in Kopenhagen.

Hebbel kam am Morgen des 13. November in Kiel an. Er beſuchte den Dr. Olshauſen, an welchen ihn Wienbarg adreſſirt hatte, mit dem er kurz vor ſeiner Abreiſe von Hamburg perſönlich bekannt geworden. Bei Olshauſen wollte er ſich wegen der inzwiſchen vacant gewordenen Kanzel der Aeſthetik erkundigen. Derſelbe war Herausgeber des Kieler Correſpondenzblattes und neben Beſeler einer der Hauptführer der Oppoſition in der ſchleswig'ſchen Ständeverſammlung, ein ausgezeichneter Redner voll Kühnheit und Leidenſchaft. Hebbel, dem die politiſchen Vorgänge damals nicht nahe gingen, ſchien von dieſen Eigenſchaften Olshauſens nichts zu wiſſen und beredete blos das kleine blaſſe Männchen mit der unangenehm eingedrückten Naſe. Olshauſen wieder wußte nichts von dem jungen holſtein'ſchen Dichter, dem er im Uebrigen freundlich begegnete, aber vermuthlich den Rücken zugewendet haben würde, wenn er in unſeres Freundes Reiſezwecke eingeweiht geweſen wäre. Um das Gaſthaus und zwar die dort drohenden Ausgaben zu vermeiden, ſpazierte Hebbel nach Düſternbrook hinaus, wo wenige Monate früher Uhland zu Lande und zu Waſſer feſtliche Ehren genoſſen hatte. Der Spätherbſt lag in Millionen Blättern am Boden, ein Wolkenhimmel ſpannte ſich über das vergilbte Wäldchen und die Meeresbucht. Ein todter Fiſch, den das Waſſer ausgeſtoßen, lag am Strande; es kümmerte ſich nicht darum, wie er verende, ſagte Hebbel. Gegenwart und Zukunft laſteten ſchwer auf des Wanderers Seele. So ſtrich er bei tröpfelndem Regen herum, bis ſich dieſer in einem tüchtigen Guße entlud und ihn zwang, vor dem Abgange des Schiffes dennoch das Wirthshaus zu betreten. Um zwei Uhr Nachmittags ging er an Bord. Er hatte einen Platz in der zweiten Cajüte genommen, welche derart überfüllt war, daß er die ganze Zeit über auf dem Verdecke blieb, wiewohl die See eine Weile lang ſtürmiſch genug ſich anließ.

Ich ahnt' es längſt! die grollenden Titanen
Sind aus dem Schlummer wieder aufgeſtört,
Und haben, an die alte Nacht zu mahnen,
Jedwedes Element der Welt empört.

War's Empedokles, der die Stadt der Elbe
Mit ſeiner Aetnafackel angeſteckt?
Und iſt's ein And'rer oder iſt's derſelbe,
Der zürnend jetzt den alten Meergeiſt weckt?

Wohlauf! Zurückgeſchlagen ſind die Flammen!
Schwellt denn in Eins, ihr Meere, fern und nah,
Knüpft Wogentanz und Sternentanz zuſammen,
Wie Aeſchylos es im Prometheus ſah!

Bei hellem Sonnenſchein grüßte ihn am Morgen des vierzehnten November die Inſel Moen, die er an ihren oft beſchriebenen Kreidefelſen ſofort erkannte, und gegen Mittag ſtand er an der Zollbude in Kopenhagen. Er ſtieg im Hôtel d'Angleterre ab, welches Schütze in Hamburg ihm empfohlen hatte, einem Gaſthofe erſten Ranges, weil er nach der Meinung ſeines Rathgebers darauf Rückſicht nehmen müſſe, daß er bei ſeinem Erſcheinen in Kopenhagen, wo man viel auf Aeußerlichkeiten gebe, nicht den Eindruck der Armſeligkeit mache. Aber je bequemer er hier Alles fand, deſto ängſtlicher ward ihm zu Muthe: jeder der Gänge an der trefflichen Mittagstafel vermehrte ſeine Beſorgniß über die Höhe der ihn erwartenden Rechnung, und mißtrauiſch betrachtete er das feierliche Wachslicht Abends auf ſeinem Tiſche. Eine Empfehlung Schützes an einen Juſtizrath hatte für ihn die angenehme Folge, daß er durch dieſen auf eine Privatwohnung aufmerkſam gemacht wurde, welche ſehr anſtändig und in Erwägung der ziemlich hohen Miethpreiſe Kopenhagens auch wohlfeil zu nennen war. Er nahm ein Zimmer, eigentlich einen Saal bei einer Witwe, welche mit ihrer Tochter und ihrem in der Hofkapelle angeſtellten Sohne einen beſcheidenen Haushalt führte, Knaebreſtraede, Nr. 108. Während er im Hotel ſich ſo unbehaglich gefühlt hatte, wie auf einem Schiffe, heimelte es ihn hier augenblicklich an, ſchon aus dem Grunde, weil ihm kein Kellner mehr auf die Finger paßte und er ſich das materielle Leben wieder ſo knapp einrichten konnte, wie ſeine Umſtände es erheiſchten. Von ſeiner Wirthin hörte er, daß der König in dem nämlichen Maße genau gegen die Armen ſei, wie ſie der vorige reichlich unterſtützt habe, daß er aber hinwiederum Alles, was in Kunſt und Wiſſenſchaft ſich auszeichne, protegire. Hebbel hatte wenig Zuverſicht in das Gelingen ſeiner Reiſe, ob er ſich gleich überall, wo er vorſprach, zuvorkommend aufgenommen ſah.

Nun trat er den beſchwerlichen Weg zu den hohen Würdenträgern des Reiches an, ausgerüſtet mit den Empfehlungsbriefen des ſchleswig'ſchen Grafen Moltke und ſeiner eigenen Unerfahrenheit, wie Ungeſchicklichkeit im Verkehr mit der vornehmen Welt. Jetzt hieß es: aus einer Antichambre in die andere. Der König befand ſich nicht in Kopenhagen, ſondern ſollte erſt in acht Tagen zurückkommen. Dieſe Zeit benutzte Hebbel, um einigen der anweſenden Herren des Hofes und der Regierung ſeine Aufwartung zu machen. Bei dem Conferenzrathe Dankwart ward ihm nicht nur ein artiger, ſogar ein herzlicher, Zutrauen erweckender Empfang zu Theil. Derſelbe bat ihn dringend, den Beſuch zu wiederholen, und verſprach ihm, ſeine Pläne mit Rath und That zu befördern. Jedenfalls, ſo meinte er, müſſe Hebbel dem Könige vorgeſtellt werden und dazu wolle er ihm behilflich ſein. Da Dankwart ſchwerhörig war, ſo ſchrieb Hebbel, worüber er mündlich nur allgemeine Andeutungen gegeben, ausführlich an ihn und legte Exemplare ſeiner Dichtungen bei. Als er eine Woche darnach von Neuem bei Dankwart erſchien, da war dieſer noch um Vieles wärmer. Hebbel müſſe die Herren von der Kanzlei kennen, ſagte der Conferenzrath, er habe dem Miniſter Grafen von Reventlow-Criminil bereits von ihm erzählt, und der Miniſter wünſche ihn gelegentlich zu ſehen; den Winter werde Hebbel wohl in Kopenhagen bleiben? u. dgl. m. Die Judith habe ihm gefallen, von den Gedichten habe er ſchon früher Auszüge geleſen. Hebbel müſſe aber auch die Bekanntſchaft der hieſigen Dichter und Gelehrten machen. Auf die Bemerkung unſeres Freundes, daß er berühmte Autoren niemals aufſuche, ſondern immer abwarte, ob ihn der Zufall mit ihnen zuſammenführen wolle, verſetzte Dankwart, daß Oehlenſchläger ſein Freund ſei und daß er mit ihm über Hebbel ſprechen werde. Indem er ihn aufforderte, recht bald wieder zu kommen und einen Gegenbeſuch in Ausſicht ſtellte, begleitete ihn Dankwart bis in den Vorſaal hinaus. Am ſelben Tage noch ging Hebbel zum Grafen Carl Moltke, einem Verwandten des ſchleswig'ſchen Grafen. Er war Anfangs ſehr ſteif, doch thaute er allmählich auf und erbot ſich gleichfalls, ihm zu einer Audienz bei dem Könige zu verhelfen; er wolle mit dem Hofmarſchall darüber ſprechen. Als Hebbel erwiederte, daß er mit einem Briefe an ihn verſehen ſei, da meinte der Graf, daß dann nichts Weiteres nöthig wäre. Nach mehrfachen Verſuchen, zum Hofmarſchall Levetzau zu gelangen, brachte Hebbel es endlich dahin, vorgelaſſen zu werden. Die Empfehlung hatte ihm der Vielbeſchäftigte vor einigen Tagen perſönlich an der Thür abgenommen und ihn auf heute zu ſich beſchieden. Er wohnte im königlichen Schloß; beſternte und bebänderte Excellenzen gingen im Wartezimmer hin und wieder, unſer Freund merkte, daß er ſich im Vorhofe des Allerheiligſten befand. Sie wollen den König ſprechen! Mit dieſen Worten kam ihm der Hofmarſchall entgegen; ich bin gerne bereit, Sie vorzuſtellen, wollen Sie ſich alſo nur morgen Früh um halb zehn Uhr im Vorgemache ſeiner Majeſtät einfinden. Hebbel verſetzte, daß dies allerdings ſein Wunſch ſei, und dankte für die ihm erwieſene Bereitwilligkeit, fügte aber hinzu, daß die Erfüllung ſeines Wunſches nur dann von Nutzen ſein könne, wenn etwas Anderes vorhergegangen ſei. Er bäte alſo den Hofmarſchall, ſeine Arbeiten dem Könige vorzulegen und die Ehre der Vorſtellung ihm ſpäter angedeihen zu laſſen. Auch dazu, lautete die Antwort, bin ich gern erbötig, und wenn Sie mir heute im Laufe des Tages Ihre Schriften mittheilen wollen, ſo werde ich mir eine Freude daraus machen, ſie ſchon morgen Früh dem König eigenhändig zu überreichen. Dann wird er Sie ohne Zweifel rufen laſſen, und ich bitte Sie, mir für dieſen Fall Ihre Adreſſe zu geben. Dies that Hebbel und ſchloß auch Exemplare für den Hofmarſchall ſelbſt bei.

Die däniſche Höflichkeit, welche die einer jeden Ariſtokratie eigenthümliche feine Lebensart noch erhöht, brachte es mit ſich, daß den Beſuchen des holſtein'ſchen Dichters Einladungen der adeligen Herren folgten. Dies aber war das Schlimmſte, was Hebbel hätte widerfahren können. Ein Diner, zu welchem er beim Grafen Moltke gebeten ward, fiel in Rückſicht auf ſeine

Handhabung der geſellſchaftlichen Formen mißlich genug aus. Er ſelbſt bekannte, daß er im höchſten Grade mit ſich unzufrieden ſei. Wie ein Perpendikel habe er zwiſchen dem Rechten und dem Verkehrten hin und her geſchwankt: nicht einmal ein Naturſohn, ſagte er, benehme ſich ſo, denn der habe ſeine Sicherheit in ſeinem Nichtwiſſen; noch weniger ein Mann, der zeige, daß er ein Complimentirbuch geleſen habe: ein fremder Stein im Schachbrett, der allenthalben im Wege ſtehe und den auch der geſchickteſte Spieler nicht zu ſchieben wiſſe, dies ſei nun einmal ſeine Rolle geweſen. Und da er an dem Geſpräch, dem Einzigen, worin er ſich mit einiger Freiheit bewege, keinen Antheil zu nehmen vermochte, weil es ſich in die particulärſten Intereſſen verlief, ſo habe er, wie auf einer Inſel geſtanden, an der Alles vorbei ſegelt. Beim Aufſtehen von der Tafel vergaß er, ſich vor den einflußreichſten Perſonen zu verbeugen, indeſſen er zwei gleichgültige Leute grüßte, und als ihm die Gräfin Moltke ein Logenbillet in die italieniſche Oper anbot, da lehnte er dasſelbe gehorſamſt ab, aus keiner andern Urſache als der, weil ſie es ſchon Zweien vor ihm angeboten hatte. Dabei freute er ſich noch der übel angebrachten ſtolzen Regung.

Nach angemeſſener Wartefriſt meldete er ſich wieder beim Hofmarſchall, der ihm nun den Beſcheid gab, daß Hebbels Werke dem König gleich vorgelegt worden und daß dieſer darin geleſen habe, wenn er ſie auch noch nicht ganz geleſen habe. In dem Falle, daß es jetzt Hebbels Wunſch ſei, vorgeſtellt zu werden, wolle er bei dem Monarchen wegen der Stunde anfragen. Unſer Dichter erſuchte darum und erhielt die Zuſicherung einer raſch erfolgenden ſchriftlichen Anzeige. Verbindlich bemerkte der Hofmarſchall noch, daß er jüngſt mit ihm beim Grafen Moltke hätte zuſammen eſſen ſollen, daß es ihm jedoch unmöglich geweſen ſei, zu kommen. Hebbel glaubte, der Hofmarſchall werde vorausgeſetzt haben, daß er darum wußte, und daß ferner Moltke ihm ſelbſt habe Gelegenheit geben wollen, Perſonen von Einfluß kennen zu lernen. „Um ſo ſchlimmer für mich, wenn mein Benehmen wirklich ſo miſerabel geweſen, als mein Gefühl mir ſagte, daß es ſei“. — Die Entſcheidung war dicht vor der Thür, Pläne und Gedanken kreuzten ſich in ſeinem Kopf. Worum den König bitten? Um Verleihung einer Profeſſur in Kiel? Einer ſolchen waren ſeine Kenntniſſe nicht gewachſen. Um ein Reiſeſtipendium? Iſt dies aber nicht ein allzu kühner Wunſch? Gleichviel — der Moment ſoll entſcheiden und dem Moment durfte ſich unſer Freund immer ruhig anvertrauen, wenn es dabei nur nicht auf das genaue Einhalten der überlieferten geſellſchaftlichen Formen ankam. Vor einem König ſteht man anders, als vor ſeidenen Herren im Salon, und vor dem kunſtſinnigen, die Wiſſenſchaften ſchützenden König Chriſtian dem Achten wird vielleicht das Individuum etwas bedeuten! So mochte unſer Freund gedacht haben. Als er vom Hofmarſchall das verſprochene Billet empfing, das ihn zur Audienz Tags darauf berief, da rollte in ihm, wie er bekannte, kein Blutstropfen ſchneller. Ich gehe zu einem Manne, ſagte er ſich, den ich allein treffe, nicht in einer großen Geſellſchaft, es kommt auf Worte an, nicht auf Verbeugungen.

Am Vormittag des dreizehnten December verfügte er ſich in das königliche Schloß. Der Vorſaal war von Menſchen aus allen Ständen gedrängt voll. Rothe Soldaten, Generäle und Gemeine, blaſſe Theologen, feiſte Beamte, kummervolle Bürger, Etatsräthe, welche unter der Laſt der Orden erlagen, Bettler, die ihre Lumpen kaum zuſammenhalten konnten, ein tolles, verworrenes Gemenge, wie es ſich bei allgemeinen Audienzen in jeglichem Lande zuſammen findet. Der Hofmarſchall Levetzan erſchien, erſuchte ihn, ihm zu folgen, und ſteuerte durch den ihm ehrfurchtsvoll ausweichenden Schwarm — Hebbel hinten nach, „wie die Jolle dem ſtolzen Jagdſchiff“. An der Thür zum Gemache des Königs ſtellte er ihn dem Adjutanten du jour vor, der ſeinen Namen aufſchrieb. Weil Hebbel ein Fremder war, ſo kam an ihn gleich nach den Generälen die Reihe. Er wunderte ſich über ſein Herz, das oft ſo unruhig ſchlug, wenn er Julius Campe um ein Darlehen anſprechen ſollte, und das jetzt ſo gleichmäßig Tact hielt. Der Adjutant winkte ihm, er war im Cabinet des Monarchen. Der König ſtand in der Mitte eines unſcheinbaren kleinen Zimmers, er trug Uniform und Degen. Sein Geſicht fand Hebbel, en face geſehen, etwas verſchwommen, wogegen es im Profil betrachtet, imponirende Züge wies. Der König trat auf ihn, den an der Thür ſtehen Gebliebenen, zu und fragte nach ſeinem Namen. Sie haben mir Ihre Werke geſandt. — Ich war ſo frei, Euerer Majeſtät meine erſten Dichtungen vorlegen zu laſſen. — Es iſt mir ſehr angenehm geweſen, dieſelben kennen zu lernen. Hierauf ſchwieg der König und ſah ihn erwartungsvoll an. — Ich bin allerdings nicht ohne Pläne und Wünſche nach Kopenhagen gekommen. — Und dieſe beſtehen in — —. Nur unter Einer Bedingung kann ich ſie ausſprechen, nur dann, wenn die dichteriſchen Arbeiten, die ich Euerer Majeſtät vorlegen ließ, auf Euere Majeſtät einen anderen als den gewöhnlichen Eindruck gemacht haben, denn wäre dies nicht der Fall, ſo würde ich den Hunderten und aber Hunderten, die ſich zum Throne drängen, nur noch eine Null hinzufügen und das möcht' ich nicht, denn dazu bin ich, wenn nicht zu ſtolz, ſo doch zu klug. Ohne Zweifel haben Euere Majeſtät noch nicht Muße gefunden, meine Sachen anzuſehen. — Wenn ich ſie noch nicht ganz geleſen habe, ſo kann ich es ja noch thun. — Dieſe Antwort nahm Hebbel wahr, um zu prüfen, ob ſeine Schriften oder ſeine Perſönlichkeit ein wirkliches Intereſſe bei ihm erregt hätten. Durch Wienbarg war Hebbeln bekannt, daß der König von Gardthauſen ſich habe vorleſen laſſen. Er erwiederte daher:

Mein nächſter Wunſch iſt, Ew. Majeſtät meine Judith vorleſen zu dürfen. — Ich kann ſie ja auch allein leſen. — Hebbel wußte genug, wie er meinte, und verbeugte ſich. — Worin beſtehen denn Ihre Wünſche? — Ew. Majeſtät haben für Kunſt und Wiſſenſchaft Manches gethan, die däniſche Regierung hat ſich dadurch überhaupt immer ausgezeichnet und einige Ihrer Vorfahren haben ſich namentlich in der deutſchen Literatur ein höchſt ruhmwürdiges Andenken geſtiftet. — Ja, aber nennen Sie mir die Richtung Ihrer Pläne und Wünſche. — Als ich aus Deutſchland abreiſte, hörte ich, daß in Kiel der Lehrſtuhl der Aeſthetik und deutſchen Literatur wieder beſetzt werden ſolle; zu dieſer Profeſſur würde ich mich befähigt fühlen. — Das iſt noch ſehr ungewiß. — So hörte ich bereits, auch vernahm ich, daß Euere Majeſtät für den Fall der Wiederbeſetzung ſchon beſtimmte Abſichten hätten; da will es ſich denn geziemen, daß ich zurücktrete. Dagegen möchte ich bei Euerer Majeſtät die Erlaubniß nachſuchen, in Kiel als Privatdocent leſen zu dürfen. — Bedarf es dazu meiner Erlaubniß? — In meinem Falle allerdings. Ich habe erſtlich nur im Auslande ſtudiert und in Anlaß ganz beſonderer Verhältniſſe die Landesuniverſität nicht beſucht. — Iſt das denn geſetzlich vorgeſchrieben? — Ja. — Das wird aber nicht viel bedeuten. — Wenn Euere Majeſtät es ſagen, ſo bedeutet es gar nichts mehr. Aber noch Eins. Ich bin in Kiel nicht examinirt. — So können Sie ſich ja nur examiniren laſſen. — Das iſt, wenn man die Univerſität vier Jahre hinter ſich hat, immer eine ſchwierige Sache und bei meinem excluſiven Studien- und Lebensgange ſo gut wie unmöglich. — Wenn die Geſetze es aber verlangen. — Euere Majeſtät wiſſen ohne Zweifel, wie es in den Examen hergeht. Man mag mich mit Schimpf und Schande vom akademiſchen Lehrſtuhl wieder verjagen, wenn ich nicht in einer Friſt von ein bis zwei Jahren durch ein wiſſenſchaftliches Werk vor dem öffentlichen Forum meine Competenz, die Aeſthetik vorzutragen, und meine Befähigung, ſie zu erweitern, darlege. Ich habe der Wiſſenſchaft einige neue Begriffe zu vindiciren und es ſei mir erlaubt, dies zu ſagen: ich bin aber nicht im Stande, ein mikrologiſches Examen zu beſtehen und werde mich dem nicht ausſetzen. — Warum ſollte die Univerſität Ihnen ein ſolches Examen nicht erlaſſen? Ich begreife, daß Ihnen ein Studentenexamen zuwider ſein muß. Disputiren Sie! Eine Disputa — — Hebbel unterbrach den König mit der Bemerkung, daß eine Disputation viel Geld koſte und daß er nicht der Mann ſei, der viel Geld habe. — Wenden Sie ſich an die Herren von der Kanzlei! antwortete der König, reichen Sie ein Geſuch ein! Dann fuhr er, ohne Uebergang alſo fort: Ihre Judith kann aber nicht geſpielt werden. Ich habe mit dem Theaterdirector darüber geſprochen. Es geht nicht an. — Ich bitte Ew. Majeſtät um Vergebung, aber dieſer Ausſpruch iſt längſt durch die That widerlegt worden, die Judith wurde in Berlin und in Hamburg geſpielt. — Es ſtehen aber doch gräuliche Sachen darin. — Euere Majeſtät meinen, es ſtehen ſtarke, ungewöhnliche Dinge darin, ſolche, die man im conventionellen Sinn indecente nennt. — Ja, ja! — Die ſind bei der Aufführung weggeblieben. — Sehen Sie, die ſind weggeblieben, das konnte ich als Leſer aber nicht wiſſen. — Freilich nicht. — Es iſt überhaupt wohl Zweierlei, ein Stück zum Leſen und ein Stück zum Spielen zu ſchreiben. — Eigentlich nicht, aber ſo wie die Zeiten ſind, allerdings. — Eine Pauſe entſtand, und um der bekannten Handbewegung zuvor zu kommen, verbeugte ſich Hebbel und ging.

Nie noch in ſeinem Leben, ſagte unſer Freund, ſei er ſo völlig Herr ſeiner ſelbſt, ſo ganz Reflexion geweſen, wie bei dieſer Unterredung, welche der Evangeliſt Lucas nicht treuer hätte wiedergeben können, als es durch ihn geſchah. Er ſchrieb dieſe

Ruhe dem Umſtande zu, daß er das Spiel von vornherein verloren gegeben habe. „Dem König", ſo meinte er, „fiel mein Benehmen auf, ich ſah es, ob es aber angenehm oder unangenehm auf ihn wirkte, wüßte ich nicht zu ſagen. Jedenfalls iſt es beſſer, ein eckiges Etwas geweſen zu ſein, als ein rundes Nichts."

Chriſtian der Achte, der nun zeitweilig Hebbels Schickſal vorſtellte, war immerhin der Mann darnach, um zwiſchen Geſichtern und Larven unterſcheiden zu können. In beſtändigem Umgange mit vorzüglichen Männern aus allen Lebensſphären gebildet und erzogen, auf ausgedehnten längeren Reiſen den verſchiedenartigen Sitten und Formen der Welt näher gebracht und mit aufgeweckten Sinnen ausgeſtattet, welche ſeinen regen Antheil an den geiſtigen Vorgängen unterſtützten, Zeuge wie Pfleger der fruchtbaren Anſätze und Entwicklungen der Kunſt und Wiſſenſchaft in Dänemark, fiel es ihm durchaus nicht ſchwer, die Schriftzüge einer ausgeprägten Individualität zu leſen, wenn er gleich kein genialer Fürſt war, dem der Blick in das Innerſte der Menſchen und Dinge erſchloſſen iſt. Er hatte aber auch nichts vom Dilettantismus, der gerade unter den kunſtſinnigen Königen ſo viel Beliebtheit erlangt hat, ſondern ihn erfüllte und veredelte ein rechtſchaffener Eifer für die werthvollſten Güter des Daſeins. Dies merkte man ſchon dem Kronprinzen an, welchem der richtige Ton und Tact des Weſens und Ausdrucks nachgerühmt wurde. Er beobachtete gut, was um ihn herum geſchah, er hörte gerne zu, wenn Andere ſprachen, das Schöne rührte ihn und für das Heitere war er von Herzen empfänglich. Als er zur Regentſchaft kam, in bereits reifem Alter, da ſtrafte er diejenigen Lügen, welche ſeine wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Neigungen als Vorboten eitlen Lebensgenuſſes bezeichnet hatten. Jeglichem Zweige der Verwaltung ſchenkte er ernſte Aufmerkſamkeit und ging mit Sachkenntniß ſelbſt in die Einzelheiten der politiſchen und adminiſtrativen Fragen ein. Freilich, wenn wir die Farben zu ſeinem Bilde von der Palette der Erbitterung hernehmen, welche gegen ihn in den Herzogthümern waltete, ſo werden wir ihm die Vorwürfe der Verſchlagenheit und der Doppelzüngigkeit nicht erſparen können. Er war eben der Erbe des unſeligen und unlösbaren Conflicts zwiſchen der däniſchen Krone und Schleswig-Holſtein; ja er war von dem Genius der Völkergeſchichte dazu auserſehen, den bis zum Aeußerſten geſchärften Conflict, gewaltſam biegend oder brechend beendigen zu ſollen. Während mit Thorwaldſen die milden Lüſte des claſſiſchen Alterthums in ſeine nordiſche Heimath gleichſam herüber kamen und während ſein eigener Ruhm die Thronbeſteigung des Königs am ſchönſten verherrlichte, während der ſanfte Dichter des Aladdin die letzten Habſeligkeiten ſeiner Poeſie vor dem Monarchen, der ihm von Jugend an zugethan war, ausbreitete, und Oerſted die jüngſten Ergebniſſe ſeiner Forſchung dem ſeit jeher ihm gewogenen Fürſten als Weihegeſchenk darbrachte, zu der nämlichen Zeit widerhallten die Landſtuben in den Herzogthümern von den Rufen des Unwillens, den Proteſten des Zorns über die Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten, welche aus der deutſchen Kanzlei in Kopenhagen gegen die Stammesehre und das Unabhängigkeitsgefühl der Niederſachſen gerichtet waren. Flüche durchſchwirrten die Marſchen, Moore, Wald- und Küſtengegenden zwiſchen der Nord- und Oſtſee, Verwünſchungen auf das Haupt eines Königs, dem ein wohlwollender Sinn und ein weiches Gemüth nicht abzuſtreiten waren. Hebbel ſelbſt erblickte in dieſer verhängnißvollen Stellung Chriſtians des Achten einen tragiſchen Zug, der ihm ein allgemein menſchliches Intereſſe für den König einflößte. Daß auch die Stellung des holſtein'ſchen Dichters, der im Kopenhagener Königsſchloſſe dazumal um eine Gnade bat, einen tragiſchen Anflug hatte, dies fügen wir ſchmerzlich bewegt hinzu.

Denn als er ſich, von der Noth des Lebens dazu getrieben, um die Gunſt des Kronenträgers und der Höflinge Dänemarks bewarb, da gab es keinen Schimpf und Unglimpf, der nicht in Schleswig-Holſtein gegen die Grafen Carl Moltke und Heinrich Reventlow-Criminil geſchleudert ward, die ſchleswig-holſtein'ſchen Edelleute, welche ſich der dynaſtiſchen Hofpartei angeſchloſſen hatten. Dem Reſcript über die Einführung däniſcher Gerichtsſprache in den Landestheilen, wo däniſche Kirchen- und Schulſprache herrſchte, war bald darnach die ſchnöde Armeeverordnung gefolgt; den aus Eingebornen beſtehenden Regimentern wurden mit ihren alten Namen zugleich ihre ruhmvollen Fahnen mit den eingeſtickten Landerwappen entriſſen und der verhaßte Danebrog an ihre Stelle geſetzt. Auch die Civilbeamten im Lande mußten jetzt die roth-weiße däniſche Cocarde anlegen, ja ſogar däniſche Kupfermünze verſuchte man einzuführen, was jedoch an dem einmüthigen Widerſtande der Bevölkerung ſcheiterte, wobei der wackere Tiedemann am kräftigſten wirkte. In ihrer Bedrängniß führten die Schleswig-Holſteiner den ſatyriſch-prächtigen Gedanken aus, däniſches Kupfergeld zu ſammeln und es zum Einſchmelzen für das Hermannsdenkmal zu verwenden. Gleichwohl war Chriſtian der Achte ſo wenig ein harter Unterdrücker als Friedrich Hebbel ein Renegat geweſen iſt

Weder der Menſch, noch der Dichter fühlte durch den Gegenſatz ſeiner Nationalität zu den Zwecken, die er in Kopenhagen verfolgte, ſich irgendwie in ſeinem politiſchen Gewiſſen beunruhigt; ich zweifle ſogar, daß er das Schneidende dieſes Gegenſatzes auch nur reflectirend ſich klar gemacht habe. Für's Erſte verbündete ſich mit ſeinen Bemühungen um einen feſten Haltepunkt im Leben ein ganz und gar naiver Zug, welcher ihn anlehrte, zu ergreifen, was ihn möglicher Weiſe aus ſeinen verworrenen Verhältniſſen befreien konnte. Er hatte für Eliſe und für ſeinen Knaben zu ſorgen. Fünf Kinder ſind auch ein Programm! ſagte einmal der edle Heinrich Simon. Alsdann berührten ihn die politiſchen Angelegenheiten nicht anders als obenhin, und das Geſchrei der zeitdieneriſchen Literaten, das er vernommen, klang ihm noch widerwärtig genug im Ohr, ſo daß er die Bedeutung jener Angelegenheiten unter dem Mißbrauch, den er mit ihnen getrieben ſah, auf Momente völlig vergaß. Endlich war ſeine ſchleswig-holſtein'ſche Abkunft halb und halb ein Begriff für ihn geworden, weil Hebbel, durch das Zuſammenwirken der Umſtände längſt ein entwürdigtes Landeskind vorſtellte, das nicht erſt auf die Dänen zu zeigen brauchte, wenn es ſeiner Wundenmale gedachte. „Meine Jugend war eine Hölle!", wir erinnern uns noch dieſes Worts, das er ausſtieß, und wahrlich es iſt ihm nicht als Schuld anzurechnen, daß er nicht in Mitleidenſchaft aufflammte, als die Heimath, wo er ſelber rechtlos geſeufzt hat, die Rechte Aller vertheidigte.

Im Uebrigen war es ein ſeltſames Zuſammentreffen von Widerſprüchen, woran wir zwar in der Geſchichte dieſes Menſchenlebens ſchon gewohnt ſind, daß Hebbel bald nach ſeiner Ankunft in Kopenhagen im Hinblick auf die Unſicherheit der nächſten Zukunft den Gedanken an den ditmarſiſchen Stoff wieder aufnahm, den er, wie wir uns entſinnen, zuerſt romanzenhaft, dann dramatiſch zu formen verſucht hat. Der Wunſch, die Zuſtände des alten Ditmarſchens dichteriſch zu geſtalten und ſeine perſönlichen Eindrücke in das Gemälde zu verweben, war ihm zuletzt in Hamburg abermals nahe getreten und er dachte nun an einen ditmarſiſchen Roman. Da Campe ein ſolches Buch wünſchte, ſo theilte ihm Hebbel ſeine Bereitwilligkeit mit, dasſelbe zu ſchreiben, bedang ſich aber ein Jahr dazu aus und vierzig Louisd'ors Honorar, wovon er gleich die Hälfte als Vorſchuß erhalten müſſe. Der frühere Vorſchuß ſolle auf die künftigen Dramen berechnet werden. Wenn er etwas beim König erreichte, ſo ſagte er ſich, dann bleibe der Roman ungeſchrieben, ſchon der Rückſichten wegen, die er in dieſem Falle auf ſeinen Mäcen zu nehmen hätte und bei einem Werke, welches ihm ja keineswegs ein inneres Bedürfniß befriedigen ſolle, ſehr gerne nehmen würde.

Stärker als früher neigte er ſich jetzt Eliſen zu, leidenſchaftlich innig, zärtlich, ich möchte ſagen in voller Liebe, wenn nicht in den betreffenden Briefſtellen ein leiſes Selbſtſtacheln, der Athem überhitzter Empfindung fühlbar wäre. Mit ihr nur will er das Glück genießen, wenn ihm ein ſolches noch vergönnt ſei, unter einer anderen Bedingung geboten verlangt er das Geſchenk desſelben nicht. Keinen Augenblick würde er zögern, ſein Gefühl durch die That zu bekräftigen, hätte er nur erſt das Fundament einer Exiſtenz! Er nennt die Pflichten eingebildet, die er gegen die Kunſt zu haben glaubte, welche er ſogar ein hohles Abſtractum ſchilt, das ſeines Schweißes am Ende gar nicht werth ſei; wogegen er die Pflichten gegen Eliſe und ſeinen Sohn als wirkliche und weſentliche bezeichnet. „O Poeſie, welch ein Moloch biſt du! Du nimmſt die Deinigen in glühende Arme und haſt keinen Tropfen der Erquickung für ſie!“ Eliſens letzter Brief ſei voll von ſtammelnder Poeſie, ſo daß Hebbel einer tiefen Dichterſeele in's Auge zu ſchauen wähnte, die nur darum nicht ſinge, weil ſie ihr Innerſtes durch Blicke ausdrücken könne. Auch ihre Träume wären dichteriſch — brauchte er ja den einen, wie ſie wiſſe, ganz einfach in die Judith hinein zu ſetzen — denn jeder ſei in ſich abgeſchloſſen und bringe ſeinen goldenen Rahmen gleich mit. Ob er ſie glücklich machen werde, das wiſſe er nicht, dies aber wiſſe er, daß ihm im Pantheon der Geiſter ein Denkmal ſicher ſei, und darauf ſolle wenig von ihm, aber von dem Weſen viel zu leſen ſein, das er nicht blos am innigſten geliebt, ſondern auch am meiſten verehrt habe. Ergießungen dieſer Art ſind in den Kopenhagener Briefen an Eliſe keine Seltenheit. Sie bilden aber dennoch keinen unbegreiflichen Contraſt zu den grauſam vernünftigen Auseinanderſetzungen, welche wir aus der Münchener Zeit her kennen. Zwei verſchiedene Felder eines und desſelben Würfels

Mehr als ein Mal war er mit ſich zu Rathe gegangen, ob er nicht ſeinen Koffer packen und nach Hamburg zurückkehren ſolle, nur um nicht die mitgenommene Barſchaft in einem abgeſonderten Haushalt aufbrauchen zu müſſen; aber immer wieder behaupteten die verſtändigen Einwendungen die Oberhand. An Sparſamkeit ließ er es nicht fehlen. Aber eine Ausſchreitung in der Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe wäre ihm ſicherlich von größerem Vortheile geweſen. Er aß nur drei, vier Male in der Woche ordentlich zu Mittag, ſonſt behalf er ſich, wie in München, mit Brot, das er ſelber einkaufte, und wozu er Kaffee trank. Hin und wieder genoß er wohl auch einen Apfel oder eine Birne, weil die Früchte wohlfeil waren. Am Morgen ward das Zimmer ein wenig geheizt, und zwar nur des Morgens, da die Feuerung zu den hier koſtſpieligen Artikeln gehörte. Den Vormittag brachte er in der Regel auf ſeinem Zimmer zu, mit Hegels Aeſthetik beſchäftigt. Dann ging er gewöhnlich auf die große königliche Bibliothek im Schloſſe Chriſtiansburg, ſeiner Wohnung nahe. Hier, im wohlgeheizten Leſezimmer ſtudierte er bis zwei Uhr fleißig und mit dem lebhafteſten Intereſſe die theologiſchen Streitſchriften von David Strauß und Bruno Bauer. Während der Dämmerung machte er gerne einen Spaziergang in der Stadt und die erſten Abendſtunden hielt er ſich im Athenäum auf, einem reichdotirten Leſevereine, wo er die neueſten literariſchen Erzeugniſſe und eine ſtattliche Anzahl Zeitungen vorfand. Die mit dieſem Beſuche verknüpfte Geldausgabe durfte er ſich ſchon erlauben, weil er hier behagliche Wärme hatte, die nicht um das

Dreifache des Betrages in ſeinem Zimmer zu gewinnen war. Er fror ohnehin zur Genüge, wenn er heimgekommen, nicht ſofort unter die Decke ſchlüpfte, ſondern wenn er am Tiſche las oder ſchrieb. Die ſeinen Trübſinn nährende Einſamkeit der erſten Kopenhagener Wochen hatte in dem Bittſtellerverkehr, den er mit Conferenzräthen und Excellenzen unterhielt, nicht nur kein entſprechendes Gegengewicht: dieſer Verkehr bildete vielmehr die Folie, von der ſich ſein trauriger Umgang mit ſich ſelbſt noch als wünſchenswerth abhob. Als unſer Freund eines Tages, viſitenmäßig gekleidet von einem ſeiner „Gönner“ kam, da erinnerte er ſich der wiederholten Aufforderung Dankwarts, Oehlenſchläger zu beſuchen, und klopfte an deſſen Thür. Er pries nachher den Himmel, es gethan zu haben, ſo wohlthuend und erfriſchend war der empfangene Eindruck.

Oehlenſchläger wohnte nicht weit vom Chriſtiansburger Schloß, und lebte, ſeit einem Jahre Witwer, in Gemeinſchaft mit ſeinen zwei Söhnen, welche beide Hofjunker und candidati juris waren, à la garçon vor ſich weg. Hebbel wurde von einer däniſchen Magd in das Beſuchszimmer eingeführt und beſah ſich dort Oehlenſchlägers Porträt, welches, nach ſeinen Worten ein Geſicht vorſtellte, worin Behaglichkeit und Begeiſterung ſich wie ein Paar friedfertige Schweſtern getheilt hatten. Bald erſchien er ſelbſt, ein trotz ſeines Alters jugendlicher, freundlich blickender Mann, etwas corpulent, aber nicht auf eine fatale, ſondern auf eine Vertrauen einflößende Weiſe. Hebbels Name ſchien ihm entfallen, ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit unbekannt zu ſein. An den halb knabenhaften Brief, den der Kirchſpielſchreiber vor nun zehn Jahren aus Weſſelburn an ihn gerichtet hatte, mahnte ihn Hebbel einſtweilen nicht. Er verließ ſich auf ſich ſelbſt und erinnerte ihn erſt, nachdem er ihn ſichtlich für ſeine Perſönlichkeit eingenommen und für manche Idee, die er anregte, ſeinen Beifall gewonnen hatte, an die vor einem Decennium ſtatt gehabte kleine Correſpondenz. Oehlenſchläger war über die Maßen offen, ſo daß Hebbel darüber erſtaunte, aber zugleich innig davon gerührt wurde. „Ich liebe die Deutſchen", fing Oehlenſchläger an, „ich ehre und ſchätze Deutſchland, ſeine Kunſt und Wiſſenſchaft, aber Deutſchland benimmt ſich nicht gut, nicht ſchweſterlich gegen Skandinavien. Auch Skandinavien, auch der Norden hat ſeine Poeſie, ſeine Religion, ſeine bedeutende Natur. Wir ſchöpfen aus einer gemeinſchaftlichen älteren Quelle, wir ſollten Hand in Hand gehen, einander nicht verſchmähen und zurückſtoßen. Wir Dänen lernen eifrig deutſch, wo wäre der Deutſche, der däniſch lernte? Und dies will ich noch nicht tadeln, denn unſere Sprache hat Werth und Gehalt, aber ſie iſt die Sprache eines nur kleinen Landes. Aber warum ſo vornehm gegen unſere Literatur? Warum nimmt die neuere deutſche Kritik gar keine Notiz von uns? Da ſind Gervinus und Mundt, ſie führen Jeden auf, mich ignoriren ſie, und wenn ſie etwas von mir wiſſen, ſo erinnern ſie ſich, daß ich den Correggio geſchrieben, meine nordiſchen Gedichte kennt Keiner. Nun freilich, habe ich etwas gemacht, ſo muß es in und durch ſich ſelbſt beſtehen, taugt es nichts, ſo will ich nicht, daß es durch Recenſionen aufrecht erhalten werde, doch wenn man ſo ganz ignorirt wird, ſo findet man zuletzt keinen Verleger mehr und muß aufhören, und das iſt denn doch die Schuld der Kritik!" — Hebbel geſtand, daß er den Mann liebte, nachdem er dies geſprochen hatte, denn wiewohl auch etwas Eitelkeit durchblickte, ſo ſei dies doch durch ein Gemüth, welches ſich gegen ihn, den Fremden, ſo arglos und ohne Vorbehalt über ſo höchſt delicate Punkte ausließ, in ſeinen Augen hundert- und tauſendfältig aufgewogen. Er ſagte ihm darauf: „Lieber Etatsrath, etwas Anderes iſt die Tageskritik, etwas Anderes iſt die Stimme der Nation. Gervinus iſt ein grundgelehrter Mann, aber man verliert ſeine geſunden Augen bekanntlich öfter über Folianten, als man ſie findet, und wer den Rhythmus der Grazien ergründen will, der muß mit ihnen getanzt haben. Von der jüngeren Kritik erwarte ich Gutes und jedenfalls Beſſeres, als ſie bisher gebracht hat, aber ſie iſt noch nicht fertig, im Uebrigen werden die Raketen den Sternen nie ſchaden, wenn ſie auch heller leuchten und dazu puffen und knallen; um ſich ganz ſicher zu fühlen, braucht man blos — Stern zu ſein". So allgemein dies geſprochen und ſo wenig perſönliche Beziehung es auf Oehlenſchläger haben ſollte, es gefiel ihm ſehr und er ſagte: Sie haben Recht. Er erzählte, daß er in Kopenhagen ſein eigener Verleger ſei und ſich gut dabei ſtehe; dann ging er über ſein Verhältniß zu dem deutſchen Verleger Max in Breslau in die allergenaueſten Details ein, ſo daß er, wenn ihn Hebbel gefragt hätte, ihm ſicherlich bei Heller und Pfennig ſein Honorar vorgerechnet haben würde. Solche Züge, meinte Hebbel, mögen ſie dem Weltmanne immerhin zum Gelächter dienen, dürfen den Dichter rühren und das Herz ihm aufſchließen. Er fragte ihn, ob er im letzten Sommer Uhland in Kopenhagen geſehen habe. Ja und Nein, ſo lautete die Antwort Oehlenſchlägers. Er habe ihn von Kind auf gekannt und ihn hier auf's Herzlichſte aufgenommen, aber Uhland ſei verſchwunden, wie er gekommen, Meer und Land, der ganze Norden ſcheine für ihn nicht ſo viel Reiz gehabt zu haben, wie eine kahle Büchernotiz; dieſe eingepackt, ſei er wieder davon gegangen. Oehlenſchläger ſchien verletzt, nicht als Poet, ſondern als Däne, und Hebbel konnte ihm nicht unrecht geben. An einem Stockgelehrten, meinte Oehlenſchläger, könne er dies begreifen, aber nicht an einem Dichter. Hebbel führte Uhlands weltbekanntes menſchenſcheues, gedrücktes Weſen zu ſeiner Rechtfertigung an. Oehlenſchläger erwiederte: es gebe eine doppelte Befangenheit; die eine bedürfe keiner Entſchuldigung, die weiche aber auch von ſelbſt, die andere entſpringe aus zurückhaltendem Stolz, und er habe mehr Merkmale von dieſer als von jener an Uhland bemerkt. — Sie kamen nun auf Tieck, auf deſſen neueſte Productionen, auf deſſen Stellung zur Nation und zur Literatur. Hebbel ſagte: „Sie ſind ſein Freund, ich weiß das, aber ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, daß ich ſeit meiner kritiſchen Mündigkeit in dieſem Schriftſteller noch immer viel Talent, aber auch keine Spur von Charakter finde, und daß ich den Charakter nicht allein im allgemeinen, ſondern ſeit der Vittoria auch im ſpeciell dichteriſchen Sinne vermiſſe“. Oehlenſchläger ſetzte ihm hierauf ſein Verhältniß zur romantiſchen Schule auseinander. „Steffens“, ſagte er, „kam nach Kopenhagen und machte mich mit den Beſtrebungen der Gebrüder Schlegel und Tiecks bekannt, die Richtung war mir neu, alſo gefiel ſie mir ſehr, ich war noch jung, hatte viel geträumt und wenig gelernt, kein Wunder, daß ich mich ohne Umſtände in die Romantik hinein begab. In Deutſchland lernte ich ſpäter die Schlegel und Tieck kennen, da ergaben ſich denn bald Abweichungen und Mißverſtändniſſe; ich liebte den Heiland auch, aber noch Manches außer ihm, auch ward ich mit Goethe bekannt, welcher der neuen Schule abhold war. — Die Schlegel unterſchieden ſich darin von einander, daß Auguſt Wilhelm immer ſagte: mein Bruder und ich; Friedrich dagegen: ich und mein Bruder!“ Steffens ſei geiſtreich, aber nicht tief und keineswegs ſo gelehrt, wie es ſcheine, auch ſei er zerſtreut und vergäße Alles. So — fuhr Oehlenſchläger fort — ſpricht er in ſeinen Memoiren von meinen ſchwarzen Augen, da ich doch, wie Sie als Unparteiiſcher geſtehen müſſen, blaue habe, und wie dieſe, ſo ſind die meiſten ſeiner Notizen beſchaffen. Auch auf Hegel kam das Geſpräch und Hebbel berührte deſſen Aeſthetik, die er eben las. „Ich habe ſie nicht geleſen“, ſagte Oehlenſchläger, „aber ich habe mich mit ihm ſelbſt einmal eine Stunde lang über Goethes Götz geſtritten. Ich behauptete nämlich, dies ſei ein bedeutendes dramatiſches Werk und der Philoſoph wollte es nicht zugeben“. Oehlenſchläger konnte ſich überhaupt mit der Philoſophie der Kunſt nicht befreunden. Der Philoſoph möge immerhin in ſeinem Compendium auch über die Kunſt eine Seite voll ſchreiben, nur ſolle er den Künſtler ungeſchoren laſſen. Hebbel bemerkte, das Schlimmſte an der Philoſophie ſei dieſes, daß ſie, die Allesumfaſſerin, in einen argen Widerſpruch mit ſich ſelbſt geriethe, indem ſie, welche keiner Disciplin ein Urtheil über ſich geſtatte, ſich ſelbſt doch ein ſolches über jede erlaube und ſo ihrem innerſten Grundſatze des Selbſt-Erfahrens und Selbſt-Erlebens entgegen handle. Was Hegels Aeſthetik beträfe, ſo habe er ſie in allem Einzelnen geiſtreich gefunden, in der Hauptſache aber trivial, wenn auch nicht trivial im gewöhnlichen Sinne.

Dies waren die weſentlichen Momente des Geſprächs. Zwiſchen durch recitirte Oehlenſchläger Gedichte von ſich, überſetzte aus dem alten däniſchen Dichter Ewald eine Ode, holte ſeinen Baldur, den er Hebbel mitgab u. ſ. w. Auch einige Aeußerungen ſeines Selbſtgefühls fielen vor. So erzählte Oehlenſchläger, als er in Italien ſeinen Correggio zum erſten Male vorlas, da habe bei einer Hauptſcene Jemand ausgerufen: Das iſt hübſch! Thorwaldſen aber ſei aufgeſtanden und habe geſagt: Nein, das iſt groß! Als Hebbel ging, da ſagte er zu dem trefflichen Manne: Ich war erſt zweifelhaft, ob ich Sie beſuchen ſolle oder nicht; um das bloße Sich-ſehen und -begrüßen iſt mir nicht mehr zu thun und den Unterſchied von Alt und Jung reſpectire ich auf meinem Standpunkte ſehr wenig, ſondern nur das Verhältniß von Geiſt zu Geiſt. Jetzt, da ich Sie kenne, freut es mich jedoch ſehr, Sie kennen gelernt zu haben, Sie ſind ſelbſt jung geblieben, die Jugend darf ſich jung bei Ihnen fühlen! Und doch, verſetzte Oehlenſchläger, bin ich dreiundſechzig Jahre! Darauf muß ich Sie noch einmal genau anſehen, ſagte Hebbel, trat zurück und muſterte ihn vom Scheitel bis zur Sohle. In der That, er ſah wie ein Fünfziger aus, ſein Auge war Feuer und Flamme, kaum die Spitzen ſeiner Haare waren ergraut. Dringend bat ihn Oehlenſchläger um die Genoveva, auf die er zuletzt noch die Rede gelenkt hatte. Ich will ſie Ihnen ſchicken, erwiederte Hebbel. Nein, nein, rief Oehlenſchläger, Sie müſſen mir ſie bringen. Wiſſen Sie was? Eſſen Sie Freitag bei mir, ich lebe freilich mit meinen beiden Söhnen ganz ſtudentikos, aber ein paar Gerichte werden Sie finden. Je ſeltener es iſt, daß ein ſo geiſtreicher Mann, wie Sie ſind, zu uns Dänen herüber kommt, um ſo feſter müſſen wir ihn halten.

Tief iſt er nicht, ſagte ſich Hebbel, aber empfänglich, keine gewaltige, aber eine ſchöne, kraftvoll in ſich abgerundete Natur. Was ihm zum großen Dichter fehle, das habe ihm vielleicht geholfen, einen ganzen Menſchen aus ſich zu machen. Liebenswürdig ſei ein ſolcher Charakter jedenfalls und höchſt reſpectabel dabei, dieſes um ſo mehr, als er eitel ſei und dennoch von der Eitelkeit ſich nicht verleiten laſſe, auf Stelzen zu gehen. Gibt es doch Kerle, meinte unſer Freund, die keine Oehlenſchläger ſind und, wenn man ſie zum erſten Male ſieht, ſich gebärden, als ob ſie das Abendmahl austheilen ſollten. Hebbel beſuchte von nun an Oehlenſchläger öfters und aß jeden Freitag in der Woche bei ihm zu Mittag. Derſelbe hatte inzwiſchen Genoveva geleſen, an der er Manches lobte und Vieles tadelte. Das Lob galt dem Talente Hebbels, der Tadel ſeinem Stück. Ich ſage zu Ihnen, wie Goethe zu mir, begann er: Sie ſind ein Dichter. Dann erging ſich Oehlenſchläger in Erörterungen über das genannte Drama. Hebbel ſei zu grauſam und auch zu viel Metaphyſik finde ſich hier vor. Oehlenſchläger erkannte Alles, was ihm beim einmaligen Leſen klar geworden und was ihn ſeiner eigenen Gemüths- und

Geiſtesrichtung nach nicht abſtieß, mit Freuden an und ſuchte gerecht zu ſein gegen das Uebrige. Hebbel dankte ihm für ſein offenes Urtheil, da er die Biederkeit und Aufrichtigkeit desſelben zu ſchätzen verſtand und wohl wußte, wie leicht es wäre, ſeine wirkliche Meinung hinter allgemeinen Phraſen zu verbergen. Auch hütete er ſich, irgend etwas zu beſtreiten, denn zur Vereinigung hätten ſie doch nicht kommen können und den Schein der Empfindlichkeit wollte Hebbel um ſo weniger auf ſich laden, als er eine ſolche auch nicht im Entfernten verſpürte. Nach Tiſche aber erlaubte er ſich einen nach meiner Empfindung nicht geziemenden Poetenſcherz, den er bei der Pietät, die ſeiner Natur, eigen war, ſich ſpäterhin weder ſelbſt geſtattet, noch von einem anderen ruhig hingenommen hätte. Oehlenſchläger bemerkte nämlich, daß die jüngeren deutſchen Dichter dem Gemüthe nicht genug Spielraum gönnen; ſo z. B. Sie, ſagte er, haben gewiß ein eben ſo tiefes Gemüth, als eine hohe Dichterkraft, und das will viel ſagen, dennoch ſteigen Sie in ihrem Drama ſo tief in die Sünde hinab und verſchmähen die Verſöhnung. Warum thun Sie das, warum nehmen Sie ſich gerade in dieſem Punkt den alten Wolf (Goethe) nicht zum Vorbild? Nun fing er an, Lieder und Balladen Goethes zu recitiren. — „Auch dieſen Zug“, meinte Hebbel, indem er die Scene brieflich ſchilderte, „dieſe unwandelbare Treue und Anhänglichkeit an Goethe, der ſich in dem Briefwechſel mit Zelter doch ſo lieblos über Oehlenſchläger geäußert hat, finde ich äußerſt ſchön und würdig, und ſchon deswegen hörte ich die Lieder, obgleich ich ſie ſelbſt auswendig weiß, gerne an“. Als Oehlenſchläger inne hielt, da fragte ihn Hebbel: ob er denn auch die drei Abſchiedsgedichte Goethes kenne, welche aus dem Liederbuche der Seſenheimer Friederike erſt kürzlich herausgegeben worden? Oehlenſchläger verneinte es. So hören Sie, verſetzte Hebbel, und trug ſeine eigenen zwei Scheidelieder vor. Oehlenſchläger traten die Thränen in die Augen. Nun? fragte der Täuſcher, als er fertig war. Wunderſchön! antwortete Oehlenſchläger und ſein Freund, ein alter Componiſt, der gleichfalls zugegen war, wiederholte das Wort. Hebbel ſprach dann: Das letzte Glas. Es ſchien Oehlenſchläger noch tiefer zu bewegen. Was ſagen Sie? fragte Hebbel. — „Man findet kaum Worte“. — Aber die Lieder ſind gut? — „Unvergleichlich, einzig ſchön!“ — Dann verzeihen Sie, beſter Etatsrath, den kleinen Betrug, ſie ſind nicht von dem alten Wolf, ſondern von einem ganz jungen Wolf, ſie ſind von mir! Nun wahrlich, verſetzte Oehlenſchläger und küßte ihn. — „Das Lyriſche iſt ihm verwandt“, ſagte Hebbel, „und öffnet ihm die Seele auf ſüßere Weiſe, als unſere neueren zweiſchneidigen Dramen; wer wollte darüber mit ihm hadern. Im Uebrigen iſt auch Oehlenſchläger als Dichter ſeines Volkes keineswegs gering anzuſchlagen. Um gerecht gegen ihn zu ſein, muß man nicht ſeinen Correggio, ſondern ſeine nordiſchen Dichtungen leſen. Er iſt in Dänemark, was Schiller in Deutſchland: ein bedeutendes Culturmoment ſeiner Nation“.

Die Unbefangenheit der Perſönlichkeit Oehlenſchlägers, die Anmuth ſeines Enthuſiasmus, wie ſeiner Narzißlaunen, hat nicht nur unſer Freund mit der ganzen Wärme dieſes Eindrucks, wohl Jeder hat ſie empfunden, der zu engerem Verkehr mit ihm zuſammengetroffen iſt: ja, ſchon beim Leſen ſeiner Lebenserinnerungen oder beim Anhören der Zeitgenoſſen, die von ihm erzählen, wirken auf uns jene Eigenſchaften Oehlenſchlägers wie ein angenehmes Selbſterlebniß. Nicht in dem Maße ſeine Dichtungen, und es zeugt abermals für Hebbels verläßliches Urtheil, daß er nicht von der naiven Dichtung Oehlenſchlägers ſprach, wie er von der Unbefangenheit des Menſchen geſprochen hat.

Als Oehlenſchläger die däniſche Poeſie von der Herrſchaft der Nützlichkeits- und Moralzwecke befreit hatte, da verlieh er ihr dafür den Traumſcepter, der durch Steffens aus Deutſchland nach dem Norden gebracht worden war. Die Zauberlampe des orientaliſchen Märchens und die großen fremden Blumen der Inſeln des Südmeers funkelten und ſchwankten durch ſeine Dichtung, italieniſche Maler, vom Gefühl ihrer eigenen Vollkommenheit trunken, neigten in ihr das gedankenarme Haupt. Sogar die Geſtalten der ſkandinaviſchen Vorzeit nahmen unter ſeiner poetiſchen Beſchwörung einen zärtlichen und ſchlummerſeligen Charakter an; immer und überall wird man hier an Holger den Dänen erinnert, „der traumwandelnd gegen die Saracenen focht“ Ohne die Farbentiefe und Sinnbildlichkeit der deutſchen Romantik erfreut Oehlenſchlägers Dichtung durch heitere Friſche, liebliche Sorgloſigkeit, welche mit der milden Schönheit und Lebhaftigkeit der Landſchaft und des Stammes ſeiner Heimath im Einklange bleibt; auch entbehrt ſie glücklicher Weiſe der ſpeculativen Geſpenſter und der geilen Phantaſtik, welche die Myſtagogen in der Mark und in Oſtpreußen, dem deutſchen Theſſalien, ausgeheckt haben. Naiv aber iſt die Dichtung Oehlenſchlägers eben ſo wenig, als die Verſtandesbildung Heibergs etwas mit der geiſtigen Freiheit Leſſings gemein hat oder Anderſens kinderkluge Märchen den einfältigen Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm irgendwie ähnlich ſind. Es gibt eine zwiefache Naivetät: eine vor dem Sündenfalle oder was das Nämliche beſagt: vor der Erkenntniß, und eine nach ihr. Dieſe allein iſt in der Poeſie die echte. Den einfach unſchuldigen Griff aus der Fülle des Erlebten und Geſchauten heraus nennen wir naiv, und von dieſer Naivetät hat der ſchwächliche Oehlenſchläger ſo viel wie nichts. Mit der Harmloſigkeit eines Spaziergängers iſt er auf kurzem Wege in die glänzende Vergangenheit und zu den Mythen und Sagen Skandinaviens zurück gegangen: mit dem unbeirrten wie unbeirrbaren Muthe, der die Nachhilfe des geringeren Talents zu ſein pflegt, hat er die poetiſchen Erinnerungen und Inſtincte ſeines Volkes zu jenem Scheinleben erweckt, das bei einzelnen nationalen Dichtungen das ihnen allein gemäße iſt. Die deutſche Romantik hingegen machte auf einer langgedehnten, von den verſchiedenartigſten Syſtemen, Principien und Meinungen wimmelnden Literaturſtraße plötzlich Kehrt, um die Anſchauungen und Symbole ausgelebter Culturperioden künſtlich wieder herzuſtellen. Die ganze Entwicklung eines Jahrhunderts mußte unterbrochen oder gekreuzt, die Gewinnſte unſerer claſſiſchen Dichtung mußten eine Zeit lang preisgegeben werden: daher die Unruhe, die Krämpfe und Fieberſchauer der deutſchen Romantik. Was aber ihre Repräſentanten nicht als Leiſtende, was ſie nicht als Dichter vermochten, das iſt uns in Folge ihrer Verſuche und Anregungen auf einem andern Felde zu Gute gekommen. Durch ſie haben wir unſere Nibelungen, unſere Thierfabel, unſere Märchen und Volkslieder zu dauerndem Beſitzthume zurückgewonnen. An dieſer Poeſie aber lernten wir neben der Goethe'ſchen erkennen, was unbewußt iſt und urſprünglich, einfach und naiv. Was hätte uns Oehlenſchlägers Helge noch anzuvertrauen, nachdem wir bis zur Edda ſelbſt vorgedrungen ſind! wie ſollten wir die Einfalt bei Anderſen genießen, nun wir an dem Jungbrunnen unſerer Volksmärchen ſchöpfen dürfen!?

Dies Alles wird ſich auch unſer Freund, wenngleich mit anderen Worten geſagt haben. Dennoch ſollte er bald nach Oehlenſchläger jenen däniſchen Künſtler kennen lernen, mit dem an naiver Kraft und Schönheit Niemand in ſeinem Kreiſe ſeit Jahrhunderten ſich zu meſſen vermochte: ich meine Thorwaldſen. Durch Oehlenſchläger war Hebbel über den Lebensgang und das Weſen desſelben im Einzelnen unterrichtet und aufgeklärt worden. Er hatte gehört, daß Thorwaldſen ſich ganz von unten heraufgearbeitet habe und ſo unwiſſend in allen anderen Dingen ſei, wie groß in ſeiner Kunſt: er könne kaum leſen, ſagte Oehlenſchläger. Hebbel verſtand dies erſt ſo, als ob es Thorwaldſen ſchwer fiele, ſeinen Geiſt auf ein Buch zu concentriren, denn dies, meinte unſer Freund, könne er ſich bei einem großen Künſtler recht gut denken, der die krauſen, willkürlichen Zeichen der Schriftſprache ſchon deshalb haſſen müſſe, weil er immer ſchöne, reine Formen vor ſich ſehe. Aber ſo war es nicht gemeint. Die Buchſtaben, verſicherte Oehlenſchläger zu Hebbels Erſtaunen, machten Thorwaldſen Schwierigkeit, und er brauche ſo viel Zeit zu einer Zeile, wie ein ſiebenjähriger Knabe zu einer Seite. Und zwar beurkundete er dieſe Unbehilflichkeit in den verſchiedenſten Lebenslagen. Er ſollte einmal in ſeiner Jugend, ſo erzählte Oehlenſchläger, auf einem von ſeinen Mitakademikern eingerichteten Liebhabertheater auftreten. Es hat unſägliche Mühe gekoſtet, ihn zur Uebernahme der kleinen Rolle zu bewegen; endlich hat er Ja geſagt. Nun iſt er ſo weit, er ſoll hervor. Vier Worte nur hat er zu ſprechen, aber der Muth verläßt ihn — man ſoufflirt ihm von allen Seiten, man ſucht ihn mit Gewalt auf die Bühne zu ſtoßen — es hilft nichts, er klammert ſich an die Couliſſen, und wenn er nicht das ganze Theater niederreißen ſoll, ſo muß man mitten im Stück den Vorhang herunter laſſen. Ein anderes Mal, als er ſchon auf der Höhe ſeines Ruhmes ſteht, macht er mit Oehlenſchläger zuſammen von Kopenhagen aus eine Waſſerfahrt nach der Inſel Moen. Wie wir ankamen, erzählt der Zweitgenannte, werden wir von einer Deputation mit Muſik empfangen, ein Lied, voll von Lobſprüchen auf mich, wie auf ihn, wird abgeſungen und uns Beiden ein Exemplar überreicht. Thorwaldſen ſieht mit tiefem Ernſt, ſo lange das Singen währt, in das Gedicht und ſcheint es gründlich durchzuſtudieren. Als die Leute endlich fertig ſind, da fragt er mich heimlich: Haſt Du das Lied gemacht? — Sind das nicht prächtige Züge! ruft Hebbel aus, ganz den Genius bezeichnend, der Berge verſetzen, aber keine Cravatte umbinden kann. Hebbel freute ſich auf die Begegnung mit dem wunderbaren Alten und nahm ſich vor, Thorwaldſen einige Fragen vorzulegen, worauf Oehlenſchläger lächelnd erwiederte: es helfe zu nichts. Offenbar wollte unſer Freund, wie er ſich in München darnach geſehnt hat, als er an Cornelius dachte, Blicke thun in die Geheimniſſe der Meiſter der Malerei und der Sculptur, zur Vergleichung mit den Myſterien des Dichters. Er ahnte nicht, daß nur Thorwaldſens Fingern Sprache verliehen ward, daß all ſein Schauen und Fühlen, ſeine ſtarke und keuſche Sinnlichkeit in der bildneriſchen Hand allein ſich ſammelte, daß der Athem ſeiner energiſch empfindenden Seele, um einen Ausdruck Jakob Grimms anzuwenden, alle Mannigfaltigkeiten in eine einzige Bewegung verſetzte, wie die Luft alle Seewellen nach einer Wellenlinie ſchmeidigt, alle Aehrenhäupter nach einer Seite neigt, alle Wipfel des Waldes auf die gleiche Landſchaftsſeite wirft.

Zum erſten Male ſah er Thorwaldſen bei einem Beſuche bei Oehlenſchläger. Er traf ihn dort in Begleitung der Baronin Stamp, der Freundin Thorwaldſens. Eine imponirende Geſtalt, edle, gebietende Züge, im Geſpräch einfach, aber markig, er hat ein Geſicht, dem gegenüber Niemand Complimente drechſeln wird: ſo faßte Hebbel den Eindruck zuſammen, indem er noch hinzuſetzte, daß er einem großen Manne immer dankbar dafür ſei, wenn er nicht ausſehe, als ob ihn ein Töpfer aus Lehm gebacken hätte. A. Keſtner in ſeinen Römiſchen Studien bemerkte, daß Thorwaldſen, anſtatt durch das Alter gebeugt, von Jahr zu Jahr an Schönheit zunahm und in den letzten Jahren wunderbar genug, immer mehr mit ſeinem vollen ſilbernen Mähnenhaar einem Löwen ähnlicher wurde, während der einbohrende Blick ſeiner durchſichtigen hellblauen Augen, die feine Spitze der Naſe begleitend, ſeine Erſcheinung in die Adlernatur hineinſpielte Hebbel ward von ihm freundlich eingeladen, ihn in ſeinem Atelier zu beſuchen, und der Alte wiederholte die Einladung, als er ging Wenige Tage darnach ſprach Hebbel mit Oehlenſchläger bei ihm vor. Er wohnte ſehr ſchön in dem Schloſſe Charlottenburg, wo ſich die Zeichenſchule befand, in der er ſelbſt als bedürftiger kleiner Junge aus und ein geſprungen war und das Zeichnen erlernt hatte. Thorwaldſen führte den Gaſt zuerſt durch zwei Säle voll intereſſanter Gemälde, dann aus ſeinem Wohnzimmer eine ſchmale Treppe hinunter in's Atelier. Unter den vielen Bildſäulen und Figuren, die einen modellirt, die andern ſchon in Marmor, bewunderte Hebbel vorzüglich das Werk: Ganymed und der Adler, dem er zu trinken gibt. Der Vogel blickt gravitätiſch, wie ein Großvater, der ſich vom Enkel bedienen läßt — ſagt der nachzeichnende Dichter — der Knabe iſt von himmliſcher Schönheit.

Knabe, ſüßer, wunderbarer,
  Unterm Kuß des Zeus gereift,
Blüthe, die in leuchtend klarer
  Schönheit nie der Wind geſtreift.

So lauten die Eingangsverſe des Gedichts, welches Hebbel bald nach dieſem Beſuche auf die Ganymedgruppe gemacht hat Verſunken in den Anblick der drei Grazien, „eines wunderbar lebendigen Löwen", der Venus und des Hirtenknaben mit einem Schäferhund, ruft Hebbel: Zu viel! zu viel! Thorwaldſen ſelbſt, in großen wollenen Strümpfen und mit einer Art Pudelmütze auf dem Haupt, kam ihm wie ein patriarchaliſcher Erzvater vor.

Als Hebbel einige Wochen ſpäter abermals in ſein Atelier kam, da traf er Thorwaldſen beim Modelliren an, in der Unterhoſe und bis über's Knie hinaufgezogenen Wollſtrümpfen, auf dem Kopfe die dicke Pudelmütze. In dieſem Negligée empfing Thorwaldſen jeden Beſuch, ob Damen oder Herren, vornehm oder gering. Unſer Freund bat ihn, ſich nicht ſtören zu laſſen, und ſah ihm eine Zeit lang andächtig zu, wie er in dem weichen Thon mit ſeinen Fingern die Geſtalt, welche ſeinem Geiſte vorſchwebte, auszudrücken ſuchte. Waren es doch unvergleichliche Finger, im doppelten Wortſinne, welche hier ſprachen! Denn ſie entzückten, auch durch die Schönheit ihrer Form. Hebbel fragte ihn, ob er jedes Bild klar vor ſeiner Seele ſtehen habe, wenn er zur Ausführung ſchreite. Ja, erwiederte Thorwaldſen, und ich hüte mich ſehr, anzufangen, ehe dies der Fall iſt; Nebenzüge treten im Verlaufe der Arbeit wohl mehr hervor oder mehr zurück, aber die Hauptſachen müſſen gleich beim Anfang da ſein. Dann erhob ſich Thorwaldſen, trotz des geäußerten Widerſtrebens von Seite Hebbels, daß er die Urſache einer Störung abgeben ſolle, und führte ihn in die Säle vor die Venus, die Grazien und den Ganymed. Hebbel empfand es jetzt, daß, wer nicht die Meiſterwerke der bildenden Kunſt mit Augen geſehen, nichts von der Schönheit wiſſe oder doch nur ſo viel, als etwan Einer von dem Zauber der Sprache, wenn er ſie nur auf der Straße, an der Börſe oder im Geſellſchaftszimmer vernommen, nicht aber von den begeiſterten Lippen des Dichters. Thorwaldſen ſagte jetzt, daß Gypsabgüſſe wenig oder nichts fruchten. „Der Gyps iſt todt, man ſieht Bilderleichen, aber keine Bilder“. Dem gelehrigen Hebbel wurde die Wahrheit dieſes Ausſpruchs raſch einleuchtend, als ihn der Meiſter vor ſeine Venus hinführte und ſie ihn erſt in Marmor, dann in Gyps betrachten ließ. In einem der Säle ſtand ein koloſſales Pferd, das ein junges Mädchen gearbeitet hatte. Thorwaldſen zeigte es ihm und Hebbel war gerade im Begriff, ſeine Verwunderung über die ſeltſame Wahl des Gegenſtandes auszuſprechen, als er noch eben zur rechten Zeit zwiſchen die Beine des Pferdes hindurch die Künſtlerin ſelbſt erblickte, emſig beſchäftigt mit einem kleinen metallenen Löwen. Die unerwartete, artige Erſcheinung machte auf ihn einen poetiſchen Eindruck. Thorwaldſen ſtellte ihn dem Mädchen vor, einem Fräulein Herbſt, wie er ſie nannte. In dem letzten Saale, wo der Alte ihn allein ließ, war ein junger Künſtler dabei, eine Figur zu copieren. Derſelbe erinnerte unſeren Freund lebhaft an ſo manchen Kunſtjünger in München. Der Muſaget wußte von nichts beſſer Rechenſchaft zu geben, als von den Preiſen, welche Thorwaldſen für ſeine Arbeiten bekommen habe: von ſeinem Genie ſprach er wenig, wiewohl der Wackere Blick und Geiſt verrieth, viel hingegen von Thorwaldſens Reichthum und von ſeinem Geiz. Denken Sie ſich, ſagte er, was der Kerl aufgeſcharrt haben muß, ſeit vierzig Jahren hat er ſeinen europäiſchen Ruf: iſt es nicht eine Schande, daß er für zwei Schillinge zu Mittag ißt und nur deshalb in Geſellſchaften geht, um auch dieſe zu ſparen?! Hebbel wußte allerdings, daß dies Alles keine Verläumdung war, da ihm Oehlenſchläger Aehnliches erzählt hatte. Dennoch fand er anderswo dazu den Schlüſſel, als in Geiz oder Habſucht: er fand ihn in dem Fluche der Jugendarmuth, welche Thorwaldſen nicht einmal erlaubt hat, Hemden zu tragen oder einen Kamm ſich anzuſchaffen. Wer Knecht des Geldes geweſen iſt, folgerte der mit ſolchem Knechtthume nur allzu ſehr vertraute Hebbel, der wird ſelten Herr desſelben: er betrachtet es, wenn er es am Ende auch erobert, nicht als einen Sclaven, den er nutzen, ſondern als einen gefangenen König, den er reſpectiren ſoll. Natürlich ſei in dieſem Falle nur von großen Geiſtern und Gemüthern die Rede. Nachdem Hebbel den erwähnten Kunſtjünger auf deſſen Ausflug in die raiſonnirende Pſychologie ſo zu ſagen mit behaglicher Verachtung begleitet hatte und ſich nebenbei einzelne techniſche Handgriffe der Bildhauerei von ihm hatte erklären laſſen, kehrte

Thorwaldſen, immer noch in der Unterhoſe, zurück, diesmal mit einer vornehmen Dame. Dieſe entfernte ſich bald und nun nahm er die Figur, woran der junge Mann arbeitete, in Augenſchein. Er ſagte nichts, ſchüttelte nicht einmal den Kopf, aber ſie mußte ihm doch nicht recht zuſagen, denn er legte ſelbſt Hand an's Werk. Wenn die Kritik doch immer ſo ausgeübt würde! bemerkte Hebbel in einem Briefe an Eliſe. Wie hätte ihm erſt die Antwort gefallen, die Thorwaldſen einſt auf die Frage gab: Mit welchen Kräften und Mitteln er denn ſo vorzügliche Werke zuwege bringe? Er ſtreckte nämlich dem Fragenden ſein Schabholz entgegen: „Mit dem da“. An ſolchen Improviſationen, ſei es der Satyre oder der Bewunderung oder des Unwillens, fehlte es bei Thorwaldſen nicht. Sieh, ſagte er einmal in Rom zu Oehlenſchläger, als ſie das Atelier Canovas beſuchten, der Rieſe da ſteht ſo ſchlecht auf ſeinen Füßen, daß er umfällt, wenn ich ihn mit dem Finger berühre. Dieſe Gewänder ſind Kohlblätter! Da haut ein Fechter auf den andern ein, während dieſer auf der Erde liegt: ein Straßenjunge wurde doch warten, bis er aufgeſtanden iſt. Ein anderes Mal, als er die Stube eines Freundes in Rom verließ und eben zur Thür ging, da fiel ihm der auf dem Kamin ſtehende, halb aufwärts blickende Jünglingskopf in die Augen, der unter der Benennung des Athleten bekannt iſt. Er ſchaute einige Minuten darauf hin, ſtand ſo eine Weile, dann wandte er ſich um zur Thüröffnung, ſchlug faſt heftig mit der rechten Hand an ſeine Stirn und ſprach mit einiger Bewegung zu ſich ſelbſt: Das können wir nicht! Die tiefſten Erſchütterungen ſeines Gemüths flüchteten ſich zuweilen in die Pantomime; ſo bei ſeiner Begegnung mit Walter Scott, den er hoch verehrte und mit dem er in keiner Sprache ſich verſtändlich machen konnte. Da bediente er ſich denn der vielſagenden Händedrücke, ſtreichelte die Schultern Scotts, indem er mit ſeinen Augen, welche unabläſſig auf dem Antlitz des Dichters verweilten, rührend nachhalf.

Als ob die Fülle des Geſchauten all' das Sinnen Hebbels in Aufruhr gebracht und ſein eigenes Verhältniß zur Kunſt vor Gericht geladen hätte, bricht er in die nachſtehenden Worte aus, welche ihn und Thorwaldſen zugleich charakteriſiren: „Thorwaldſen hat ein Geſicht und eine Geſtalt, wie Jupiter. Ein Göttervater, wandelt er mit ſeinen langen Locken unter all den Götterbildern umher. Das tiefſte Bedürfniß meiner Natur iſt: zu verehren und zu bewundern. Die Stunden, die ich bei dem herrlichen Alten zubringe, ſind voll andächtiger Wolluſt: man genießt und wird zugleich aufgelöſt, aber nur um etwas Beſſeres zu werden. Denn der letzte Eindruck der Kunſt iſt immer ein tief ſittlicher ein maßgebietender und klärender. Nur dann iſt er es nicht, wenn ſie es darauf anlegt: ich meine, wenn ſie die Elemente nicht in ihrer Gährung hinzuſtellen wagt und uns ſtatt der tobenden See, die ſie mit ihrem Oel beſänftigen ſoll, uns prahleriſch ihr Oel ſelbſt vorzeigt; denn ſie erſtickt dann das Leben im Keim und verfährt — wie ein feiger Duellant, der dem Gegner vor Beginn des Kampfes ein Opiat beibringt und ihm nun, dem Schlaftrunkenen, Ohnmächtigen, an den Leib rückt. Genug davon. Das iſt mein Unglück, daß ich von keinem Gegenſtande reden kann, ohne mich in ein Gewirre von Gedanken und Bildern zu verlieren. Könnt' ich Dir ſtatt deſſen die Venus oder die Grazien vor die Augen ſtellen! Doch dies iſt unmöglich. Höchſtens laſſen ſich ſolche Werke poetiſch reproduciren, und ich will gar nicht verſchwören, daß mein Gedicht Ganymed nicht noch einen Bruder erhält."

Lehrreich heben ſich hier der im Kampfe ſich beſinnende Dichter und der ſtill bewegte Künſtler von einander ab. Ich vermag nicht zu beurtheilen, ob Oerſted Recht hat, indem er die milde beſcheidene Ruhe, welche Thorwaldſens feurigen, weitumfaſſenden Geiſt umgab, ein däniſches Gepräge nennt; daß aber innerhalb derſelben dem Genie ein Sitz eingeräumt werden darf, dies wird auch ein Nichtdäne bereitwillig zugeben. Ja, vielleicht iſt gerade der ruhig überſchwebende Geiſt das Kennzeichen der Erſten und Reinſten, und nicht umſonſt legte Goethe, als er anerkennend über Carſtens ſprach, den Ton auf jenes Hohe und Stille in der Kunſt, zu welchem dieſer doch niemals habe vordringen können. Daß in der Berührung Hebbels mit Thorwaldſen die unſerem Freunde angeborene Ehrfurcht vor der Natur wieder deutlich hervortrat, wie ſie nur derjenige empfinden kann, welcher ſie als die Geberin des Beſten zu würdigen verſteht, dieſe Wahrnehmung wird dem aufmerkſamen Leſer der vorangeſchickten Mittheilungen gewiß nicht entgangen ſein. Und daß der vertrauliche Verkehr Thorwaldſens mit der Natur in der Perſönlichkeit, wie in den Werken des Meiſters, Hebbel als das wünſchenswertheſte Künſtlergut und -Glück erſchien, das wird der zartſinnige Beobachter aus der nicht ſchmerzloſen Stimmung entnommen haben, welche die Bekenntniſſe des Dichters athmen. Wie bei keinem anderen nordiſchen Künſtler bewahrheitet ſich an Thorwaldſen, freilich mit einiger Einſchränkung, der Ausſpruch Bacons: daß, wenn einmal ein Nordländer von der Natur hochbegabt wird, dies alsdann einen Grad erreichen kann, bis zu welchem kein Südländer je gelangt.

Der Umgang mit Oehlenſchläger und deſſen freundſchaftliche Geſinnungen gewährten unſerem Freunde nicht nur Anregungen und Genüſſe ſeltenſter Art, ſie waren auch in der wichtigen Lebensangelegenheit, um deretwillen er die Reiſe nach Kopenhagen unternommen hatte, für ihn von außerordentlicher Bedeutung. Als er dem liebreichen Manne ſeine ganze Lage eröffnete, da ſprach ihm dieſer Troſt ein und ermuthigte ihn zum

Ausharren, ja er bot ihm ſogar, weil er ihn in augenblicklicher Verlegenheit zu glauben ſchien, ſeine Börſe an. Er meinte, daß der König ihm auf jeden Fall ein Reiſeſtipendium bewilligen werde, beſonders jetzt, wo es ihm bei der zwiſchen den Dänen und den Schleswig-Holſteinern eingetretenen Spannung nur lieb ſein könne, wenn er Gelegenheit erhalte, für einen holſtein'ſchen Dichter etwas zu thun. Oehlenſchläger ſelbſt wolle ſich in einem offenen Briefe an den König auf das Wärmſte und Anerkennendſte über ihn ausſprechen: er erachte dies als ſeine Schuldigkeit. Auch wolle er ſeinetwegen mit dem Conferenzrathe Collin, welcher dem Stipendiumsfonds vorgeſetzt und ſein langjähriger Freund ſei, reden. Hebbel ſetzte nun ein Geſuch an den König auf und Oehlenſchläger gab ihm den Empfehlungsbrief, däniſch abgefaßt, welcher in der Ueberſetzung ungefähr ſo lautet:

„Allergnädigſter König! Der deutſche Dichter Friedrich Hebbel, welcher ſich dieſen Winter hier aufhält und Euere Majeſtät um ein Reiſeſtipendium erſucht, hat mich gebeten, dieſes Geſuch mit einer allerunterthänigſten Empfehlung zu begleiten, welche ich ihm mit Freuden und von ganzem Herzen gebe. Herr Hebbel iſt gewiß ein Dichter von ſeltenen Talenten und echtem Genie. Dieſes Zeugniß haben ihm auch bereits viele Kunſtrichter ertheilt, ſowohl für ſeine Tragödien Judith und Genoveva, wie für ſeine lyriſchen Gedichte. Sollte er in den angeführten Dramen noch allzu ſtark zu dem Gewaltſamen hingeriſſen ſein, ſo beurkunden doch dieſe Werke zugleich den geſunden kräftigen Keim zur reifen Schönheit und Meiſterſchaft in künftigen Arbeiten. Es würde daher jammerſchade ſein, wenn dieſes ſchöne Talent nicht gedeihen und bei ſeinem Fürſten Hülfe und Unterſtützung finden ſollte. Glücklicherweiſe iſt Hebbel ein Unterthan Chriſtians des Achten und wird daher Beiſtand und Pflege gewiß ſo wenig entbehren, wie ſein däniſcher Bruder in Apoll diesſeits der Oſtſee.

Es war ſchon lange der Ruhm däniſcher Könige, daß ſie deutſche Dichter unterſtützten, welche das große Germanien Noth leiden ließ. Klopſtock in dem reichen Hamburg, Claudius in Wandsbeck dankten däniſchen Königen ein ſorgenfreies Leben: der große Schiller in Weimar däniſchen Adeligen die nöthige Hilfe und Troſt in ſeiner Krankheit. Aber Hebbel iſt als Ditmarſcher ein unter dem Scepter Eurer Majeſtät geborener Unterthan und hofft daher mit dem freudigen Muth eines Sohnes, daß ſein Landesvater, der königliche Freund der Poeſie, zum Wohle ſeiner und zum Gedeihen ſeiner Kunſt etwas thun wird. Allerunterthänigſter Adam Oehlenſchläger”.

Mit dieſer Empfehlung meldete ſich Hebbel zum zweiten Male zur Audienz, die über Erwarten gut ausfiel. Der König war ſehr freundlich, als er eintrat, und rief ihm zu: Nun, wie ſteht es mit Ihrer Angelegenheit? Hebbel erwiederte, daß er dieſelbe aufgegeben, hingegen wage er, der Majeſtät ein Geſuch um ein Reiſeſtipendium zu überreichen. Auf die noch immer in freundlichem Tone geſprochene Frage, zu welchem Zwecke Hebbel reiſen wolle, gab dieſer dem König den Brief Oehlenſchlägers. Er machte Eindruck auf den Fürſten und dieſer meinte, dies werde ſich thun laſſen, wenn er gleich nicht im Augenblick die Entſcheidung abgeben könne. Viele wollten reiſen und es handle ſich darum, auf wie lange das Stipendium zu bewilligen wäre. Hebbel verſetzte, daß, wenn er nur über einige Jahre hinaus ſei, er ganz anders daſtehen werde. Dann haben Sie Namen und Ruf? ſagte der König. Wenigſtens ſo weit, lautete die Antwort, um von meinen Arbeiten leben zu können. Mit der Verſicherung: „Nun, gerne werde ich unterſtützen!“ entließ ihn der König. Zu Hauſe angelangt, ward Hebbel auf das Angenehmſte durch einen Brief Campes überraſcht, welcher freundſchaftlicher an ihn ſchrieb, als jemals. Er nehme den ditmarſiſchen Roman an, den, nebenbei bemerkt, auch Oehlenſchläger geſchrieben wünſchte, und ſei bereit, das ganze Honorar, vierzig Louisd'ors, voraus zu bezahlen. Hebbel müſſe ohne Sorgen ſein, um arbeiten zu können. Auch mit dem Plane einer Reiſebeſchreibung, Kopenhagen betreffend, worüber Hebbel ſich geäußert, erklärte Campe ſich einverſtanden. „Drei Werke verlegte ich von Ihnen, das vierte und fünfte iſt im Anzug. Sie ſchließen ſich feſt an mich, ſoll ich es etwan nicht erwiedern? Noch iſt an Ihnen kein Gewinn zu machen, aber die Zukunft bietet Ausſichten, nicht allein für mich, auch für Sie. Sie kennen meine Anſichten, bei ſolchen Vorausſetzungen iſt ja keine Frage nöthig. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich dasjenige drucke, was Sie mit Ihrem Namen der Literatur zu übergeben ſich gedrungen fühlen“. Nun laſſ' mir Einer wieder über Campe losziehen! ruft Hebbel aus. Zudem theilte ihm der in lauter Wohlwollen ſich erſchöpfende Campe mit, daß Wilibald Alexis ihm angezeigt habe, er werde im Converſationsblatt eine Beſprechung der Gedichte Hebbels liefern, mit der ſie Beide zufrieden ſein würden. Auch kündigte er ihm die Zuſendung der von Gutzkow herrührenden Recenſion der Genoveva an, welche nicht ſo ſchlimm ſei, wie unſer Freund vermuthe; ſie ſei ein Muſter der Mißgunſt, in die Lappen der collegialiſchen Liebe gewickelt. In einigen Punkten treffe er pſychologiſch richtig, das fühle man. Endlich langte am nämlichen Tage noch ein Brief aus Straßburg ein, worin ihm ein junger elſäſſiſcher Poet ein Lobgedicht ſendete. Die Stunden überboten ſich mit einem Male an gütigen Spenden.

Die veränderte Lebensdecoration mit ihren freundlichen Zukunftsbildern ſtimmte ihn freier und heiterer. Nach erſchrecklich und erſchreckend langem Schlafe, wie er ſagt, gab jetzt auch der poetiſche Quell wieder ein paar Tropfen. Aber die entſtandenen Gedichte hatten ſich, bis auf zwei, zu denen das ſchon erwähnte auf Thorwaldſens Ganymed gehört, nicht ſpielend losgelöſt von ſeinem Herzen. Ein heller Sonnenblick nach Wochen und Monaten ängſtlicher und getäuſchter Hoffnungen, dumpfer Noth und bitterer Demüthigung reichte eben nicht hin, alle Dünſte zu zerſtreuen und dem Glücksgefühl unbehindert Zugang in die Seele zu öffnen. Die Spaziergänge, die er jetzt an den entlaubten Wäldern und am grauen Meere entlang unternahm, weckten Dämmerempfindungen in ihm, aber nicht ſolche, welche wie Elfenſchleier ein fremdartiges und ſchüchternes Leben umfangen und es gleichſam vor zu kecker Berührung ſchützen: nein, nur jenes unbeſtimmte und unbeſtimmbare Weben zwiſchen Gemüth und Geiſt, die unheimliche Zwieſprache zwiſchen Phantaſie und Reflexion: „Dieſes Dämmerſein auf Erden, wähnt ihr, es erliſcht zu bald? Ach, der Wunſch, verzehrt zu werden, iſt ſein einziger Gehalt!“ — „Jungfrau'nbilder, früh erblichen, in dem Haar den Myrthenkranz, dämmernd ſchwebende Geſtalten, ſteigen auf bei Mondenglanz. Wollt ihr mit den weißen Händen, die den Knaben nie gedrückt, halb verwelkte Roſen brechen, weil kein Fröhlicher ſie pflückt?“ —

Was treibt mich hier von hinnen?
  Was lockt mich dort geheimnißvoll?
Was iſt's, das ich gewinnen,
  Und was, womit ich's kaufen ſoll?

Trat unſichtbar mein Erbe,
  Ein Geiſt, ein luft'ger, ſchon heran,
Und drängt mich, daß ich ſterbe,
  Weil er nicht eher leben kann?

Und winkt mir aus der Ferne
  Die Traube ſchon, die mir gereift
Auf einem andern Sterne,
  Und will, daß meine Hand ſie ſtreift?

Gegen dieſe ſchattenhaften Gebilde hebt ſich das hymniſche Lied: *Gebet* in Ton und Zeichnung ſo klar und leuchtend ab, als ob Thorwaldſens Hände darüber hingeglitten wären. Dieſes Eliſen geweihte Gedicht ſcheint mir in ſeiner edlen Milde von dem gemäßigten Strome ſkandinaviſcher Schönheit und Sitte getragen. Es lautet folgendermaßen:

Die du, über die Sterne weg
  Mit der geleerten Schale
Aufſchwebſt, um ſie am ew'gen Born
  Eilig wieder zu füllen:
Einmal ſchwenke ſie noch, o Glück,
  Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
  Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
  Eine himmliſche Seele,
Die hier unten in Schmerz erſtarrt,
  Wieder in Wonne zu löſen.
Ach, ſie weint dir ſüßeren Dank,
  Als die Anderen alle,
Die du glücklich und reich gemacht:
  Laß' ihn fallen, den Tropfen!

Allmählich begann jetzt die Eigenthümlichkeit des däniſchen Stammes lebhafter zu ihm zu ſprechen. Etwas Wunderbares hatte für ihn vor Allem das däniſche Nationalgeſicht, das weibliche, das zwar nicht auf ſeine Seele, aber auf ſeine Phantaſie gewaltig wirkte. „Dieſe ſcharfgezackten ſtolzen Züge erinnern mich an Korallen, wie ſie tief unten im Meeresgrunde wachſen. Der blaſſe klare Teint ſcheint, wie ein Grenzdamm, die rothe Lebensblume nach Innen zurückgedrängt zu haben, um ſie friſch und unvergänglich zu erhalten, aber auf der rothen Lippe knoſpet ſie in ihrer Fülle doch hervor, wie wohl eine einzelne voreilige Kirſche die unter dem Blätterſchmuck des Baumes verborgenen ſtill gereiſten Schweſtern an den lüſternen Knaben verräth. Das Auge dagegen, nicht blau und nicht grau, hat einen ſeltſamen trockenen Glanz, es ſcheint darauf zu deuten, daß das Zauberweſen, dem es angehört, ſich zuweilen in die Fluth niedertauchen muß, wenn die Luft, die ſcharfe, ſchneidende, es nicht verzehren ſoll. Man ſieht ſolche echt däniſche Geſichter, die mich in früheſter Jugend ſchon aus einer alten Chronik angeſchaut haben, hier übrigens ſehr ſelten, die meiſten Weiber ſind hübſch auf deutſche Weiſe, wenn ich aber eins erblicke, ſo fühle ich mich wirklich in eine phantaſtiſche nächtliche Welt entrückt und der verſiegelte Brunnen der Poeſie ſucht den Bann zu ſprengen". — Das Winterbild Kopenhagens, die beſchneiten Buchenhaine und die wolkenüberhangene Seefläche mit den melancholiſchen Segeln, welche der Küſte nahe kamen oder im Nebel der Ferne verſchwammen, verſetzten ihn mitunter in eine feierlich träumeriſche Stimmung. Schon fing der Froſt an, eine Brücke zu ſchlagen zwiſchen Dänemark und Schweden, und unſer Freund hoffte auf die Arbeitſamkeit der „hahnebüchenen" Kälte, weil er es dann miterleben könne, wie däniſche Studenten zu Fuße nach Upſala wandern, während die ſchwediſchen Bäuerinnen mit ihrem geſponnenen Garn nach Kopenhagen kommen. Eine ſolche Tour hinüber in das Schweſterland wollte er gar zu gerne mitmachen; ein gefrorner Fluß, ſagte er, habe für ihn immer etwas Leichenhaftes gehabt, aber das gefrorene Meer müſſe ein impoſanter Anblick ſein, beſonders, wenn man ſich einen nordlichterhellten Himmel hinzudenke.

Zu ſeiner Verwunderung und Freude nahm Hebbel wahr, daß ſeine dichteriſchen Leiſtungen in Kopenhagen nicht unbekannt geblieben waren, wie er anfänglich geglaubt hatte. Dies bewies ihm eines Tages der Beſuch des jungen Schriftſtellers P. L. Möller, des nämlichen Autors, der nachmals durch die Einleitung in die deutſche Ausgabe der Charaktere und Reden Oerſteds in unſerer Literatur ſich bemerkbar gemacht hat. Der in ſeinem Aeußern ſehr gefällige, in ſeinem Weſen feine Mann drückte dem Verfaſſer der Judith in ſeinem und ſeiner Freunde Namen die lebhafteſte Anerkennung aus. Das genannte Stück, ſo verſicherte er, habe auf ihn und auf ſeinen Freund Chriſtian Winther, der ſich ſpäterhin als Erzähler auszeichnete, bedeutenden Eindruck gemacht: von Winther, der davon entzückt geweſen, habe er es zuerſt erhalten und nun konnte er nicht mehr dem Drange widerſtehen, den Dichter zu begrüßen. Die Gedanken, welche Möller in dem Geſpräche mit ihm entwickelte, waren das Product eines reifen Geiſtes, der ſein Recht zu loben, wie Hebbel ſagte, durch ſeine Fähigkeit, ihn zu tadeln, documentirte. Möller hatte allerlei Pläne mit der Judith, namentlich den, ſie zu überſetzen und in Kopenhagen auf die Bühne zu bringen. Auch erbot er ſich, unſern Freund in den großen Studentenverein einzuführen, wo er noch mehr Journale und Bücher als im Athenäum vorfinden würde. Die Judith ginge hier bei der Jugend von Hand zu Hand, auch Hebbels Gedichte ſeien angeſchafft und würden fleißig geleſen. Hebbel legte auf dieſen kleinen Vorfall einiges Gewicht, denn ihm waren, wie er bemerkte, keine Trommelſchläger und Trompeter vorangezogen, die meiſten deutſchen Blätter ſchwiegen über ihn, als ob Jeder ein Apoll und er allein ein Marſyas wäre, darum durfte er einen Beweis der ſtillen Wirkungen ſeiner Dichtungen darin erblicken, daß die Jugend einer fremden Nation ſich ihm mit Achtung näherte. Inzwiſchen hatte er Gutzkows Kritik ſeiner Genoveva kennen lernen, welche dem früher hervorgehobenen Urtheile Campes durchaus entſprach. Er rächte ſich männlich brav an ihr, indem er einen vor längerer Zeit angefangenen Aufſatz über das Drama vollendete, worin auch Gutzkows Stücke beſprochen werden, und zwar gerecht, ohne Voreingenommenheit, und dieſen Aufſatz an das Morgenblatt ſendete. „Seine Eitelkeit wird nicht damit zufrieden ſein“, heißt es in einem Briefe Hebbels, „denn die verlangt mehr, aber ſein Gewiſſen wird ihm ſagen, daß gerechten Anſprüchen genügt iſt. Ich habe geſprochen, wie die Nachwelt über ihn ſprechen wird. Sie wird ihn dem Chor der großen Dramatiker nicht einverleiben, ſie wird ihn aber auch nicht ganz verwerfen, ſondern ſie wird ſagen, daß er mit vielem Geiſt die dramatiſche Form benutzt habe, um die geſellſchaftlichen Zuſtände unſerer Zeit zur Anſchauung zu bringen, und dies unterſcheidet ihn zu ſeinem Vortheil nicht blos von dem großen Haufen, ſondern auch von einigen wirklich poetiſchen Talenten, wie z. B. Moſen, in dem die Poeſie nicht zu *verkennen*, aber auch nicht zu *erkennen* iſt. Denn mehr und mehr überzeuge ich mich davon: viel Geiſt iſt mehr werth, als etwas Poeſie; was hilft der Ton, wenn nicht eine ganze volle Muſik daraus wird . . . Ich habe meinem Herzen genügt, was mir gegen Gutzkow ſeit lange etwas vorwarf. Du weißt, wie oft ich Dir dies ſagte. Jetzt iſt mir leicht.“

Viele Wochen waren nach der zweiten Audienz beim Könige verſtrichen, der Winter hatte ſeine Mienen einige Male gewechſelt, bald in wärmlichen Lüften, bald in klirrendem Froſte ſich gefallen, aber noch immer blieb die von Hebbel erſehnte Entſcheidung aus. Er hoffte und hoffte, es ſolle ſich irgend etwas ereignen, er wartete, wie er wohl als kleiner Junge zuweilen auf dem Rücken im Graſe gelegen und in die Wolken geguckt habe, weil er dachte, die lieben heiligen Engel könnten, wenn ſie ſpielen, aus Unvorſichtigkeit einmal ein goldenes Spielzeug zur Erde fallen laſſen. Aber ſeine Erwartung wurde jetzt, wie ehemals, getäuſcht. Er wiederholte nun ſeinen Beſuch beim Grafen Moltke, der bei der jüngſten Begegnung im Hauſe des Finanzminiſters ziemlich unfreundlich geweſen, und ſich nun ſehr artig gegen ihn benahm. Man glaube es nicht, klagte Hebbel, ja man könne es als vernünftiger Menſch nicht begreifen, an welchen Fäden in dieſer Geſellſchaftsſphäre die Gewichte hängen. Einen kleinen Etatsrath habe er dadurch gegen ſich aufgebracht, daß er vergaß, ihm nach dem Diner geſegnete Mahlzeit zu wünſchen; der Graf habe eine verſäumte Viſite übel genommen; ein Dritter, der Anfangs voll Liebenswürdigkeit gegen ihn war, vergebe ihm eine unterlaſſene Verbeugung nicht, und der Adjutant ſehe, wenn er ihn wo treffe, zur Seite, weil ihn Hebbel aus bloßer Vergeßlichkeit auf der Straße nicht gegrüßt habe. Vieles, was er bisher in Dramen und Romanen für Uebertreibung und Carricatur gehalten, müſſe er jetzt als Wahrheit anerkennen. Es wundere ihn nur, daß die „Hochſtehenden“ nicht einſehen, wie abhängig ſie ſich ſolchermaßen von uns „Niedriggeſtellten“ machen, indem ſie ſo deutlich an den Tag legen, daß ihr Glück von unſeren äußerlichen Achtungsbezeugungen abhänge. Im Uebrigen nahm er ſich vor, künftighin beſſer auf dergleichen bedacht zu ſein. Liebe, Ehrfurcht, wirkliche Theilnahme ſolle man ſparen, wohin ſie gehören, und ſtatt deſſen ſüß lächeln, ſich tief verbeugen und in Krankheitsfällen angeſehener Perſonen jeden zweiten Tag ſeine Karte beim Portier abgeben. Alle dieſe Formen hätten aber auch eine ernſte Seite, die man ſchätzen müſſe, und er werde alles Mögliche thun, ſich dieſelben auf der hohen Schule, die er jetzt bezogen habe, anzueignen.

Der raſche, unvermittelte Umſchwung der Witterung in dem naßkalten Winter Kopenhagens führte während der erſten Märzwoche des Jahres 1843 eine rheumatiſche Erkrankung Hebbels herbei, welche von Tag zu Tag an Heftigkeit wuchs. Das Uebel war beinahe ſchon verſchwunden geweſen, als es in Folge ſeiner Unvorſichtigkeit von Neuem hervorbrach. Er konnte weder gehen, noch ſich bewegen, er litt Höllenſchmerzen, welche der Anwendung heißen Sandes, wie der Tranſpiration ſpotteten. Der Krankheitsſtoff, den er den ganzen Winter hindurch eingeſogen, wollte nun aus dem Leibe wieder heraus. Um das Bischen Feuerung zu ſparen, hatte er Nachmittags immer in der kalten Stube geſeſſen, nun ſollte er vielleicht ſieben Mal ſo viel ausgeben, als für Holz und Torf nöthig geweſen wäre. Seine Wirthin war aufmerkſam und theilnehmend, bereitete ihm täglich das Eſſen — aber was wird das koſten! ſeufzte er. In ſeiner tiefen Verſtimmung tauchten all' die böſen Rückblicke wieder auf, gleich wohlbekannten Unglücksgeſtalten, welche ſofort ſich einfinden, wo Leidtragende einen Sarg auf den Kirchhof begleiten. „Ich habe der Zukunft gegenüber gar keinen Muth und ich weiß wohl warum!“ rief er aus. Nun zählte er ſich vor, weſſen er zum Fortkommen in der Welt durchaus bedürfe, ohne daß er es mit dem beſten Willen ſich noch aneignen könne. Er vergegenwärtigte ſich, wie ſtark ſeine untergeordneten Seelenkräfte: Gedächtniß und Erinnerungsvermögen in ſeiner Jugend geweſen, und wie er jede Schwierigkeit beſiegt hätte, wenn ihm damals Unterricht zu Theil geworden wäre, während ſie jetzt Magnete ſeien, die nicht mehr tragen wollen, weil man ſie nicht gebraucht habe. „Ich kann nichts mehr lernen, und Sprachen, die mir doch am nothwendigſten wären, am wenigſten“. Nur deshalb, weil das Alter ſie von ihm fordern werde, lege er ſich nun ſelbſt ſo viele Entbehrungen auf, denn ein Menſch, der ſich kein warmes Zimmer und keinen Mittagstiſch verdienen könne, müſſe ſich bei Zeiten an's Frieren und an geringe Speiſen gewöhnen. Aber auch dies wolle nicht gehen: die paar Groſchen, die er erſpart zu haben glaube, fielen in die Taſche des Apothekers. Weil er nicht mehr warm zu Mittag eſſen und keinen Torf mehr verbrennen wollte, war er zu früh ausgegangen und mußte es nun theuer büßen. Trotz ſeines Widerſtrebens ſah er ſich endlich doch gezwungen, den Arzt zu rufen. Die Hüfte mit Kampherbeſtrichenem Filz umwickelt, in Decken gehüllt, bittere

Tropfen vor ſich, ſo lag er zu Bette. Er war außer Stande, die Arme ausgenommen, ein Glied zu rühren, tranſpirirte fortwährend und litt dabei den empfindlichſten Mangel an Leibwäſche, denn er beſaß nur drei Hemden. In dieſem ſchauerlichen Zuſtande überfiel ihn ſo zu ſagen der Furor des Dichters. Das bürgerliche Trauerſpiel Klara, das er nunmehr als Maria Magdalena bezeichnet, hatte ſich zum plaſtiſchen Körper empor gearbeitet und erfüllte ſeine ganze Seele. Nie noch hat er aus einer ſo bizarren Situation heraus und mit ſo diaboliſchem Humor einen Brief geſchrieben, wie jenen, dem die folgende Stelle entnommen iſt:

„. . . der Menſch muß krank werden, um ſich zu uberzeugen, daß er wirklich gar nicht ſo wenig iſt, um — nicht noch weniger werden zu können. Es hat mich oft amüſirt, wenn ich ein Stuck Zucker in's Waſſer warf und zuſah, wie es ſich auflöſte. Ein Quirlen und Perlen, ein Auseinanderfahren in Strahlen, aber immer regelmäßig und ſchön. Wenn wir ſo in's Waſſer geworfen werden, ſo gibt's keine Kryſtallbildungen in der Auflöſung, keine Harmonie. Und doch kann man's nicht wiſſen, denn der Ton hört ſich nicht ſelbſt. Vielleicht ſind unſere Seufzer und Klagen die Muſik, wornach die Engel tanzen, und wenn's einmal einen rechten Ball gibt, ſo muß ein König oder ein Bürgermeiſter den Sanct Veitstanz bekommen. Den Menſchen ſich erkälten laſſen, heißt dann das Inſtrument ſtimmen und die Krankheit iſt der Finger auf der Laute. Närriſche Gedanken! Göttliche Dummheiten! . . Worüber ich mich freue, iſt dies: daß ich in geſunden Tagen das Capital meiner Geduld nur ſo ſelten angreife, nun hab' ich in der Krankheit denn doch etwas auszugeben. Du merkſt es auch wohl an dem Ton, in dem ich ſchreibe, daß ich noch bei Weitem nicht abgebrannt bin. Freilich darf mir nicht einfallen, daß ich, ſtatt hier wie ein Sieb, durch welches ein Meer von Schweiß hindurchgetrieben wird, zu liegen, auch im Athenäum ſitzen und Zeitungen leſen könnte, denn alsdann werde ich grimmig. — Eben war mein Arzt hier, eine lange, hagere Geſtalt, mit ſehr rothen Backen. Ich glaube, wenn ich ihm meine ſchönſten Gedanken, den ganzen poetiſchen Reichthum, den ich aufſpeichere, mittheilte, er würde Alles für Fieberphantaſien halten. Ich hüte mich auch wohl, meine Zunge anders, als zum Ausſtrecken zu gebrauchen, denn er könnte gegen meine ſublimſten Ideen mit einer Batterie von Medicinflaſchen zu Felde ziehen und ich müßte die Kriegskoſten bezahlen. Hätte ich vorgeſtern Abend einen Secretär bei mir gehabt, ſo hätte ich den ganzen erſten Act meiner Maria Magdalena dictiren können. Denn kaum hatte ich die Tropfen im Leibe, als mein ſo lange trockenes Gehirn Funken zu ſprühen anfing, aber ich habe das Meiſte feſtgehalten und geſtern und heute zum Theil ſchon aufgeſchrieben. Mir geht es, wie Du weißt, immer ſo, daß mein inneres Leben in krankhaften Zuſtänden nicht abnimmt, ſondern ſich ſteigert . .“ Wenige Wochen bevor ſein bürgerliches Trauerſpiel zu dichteriſcher Form erwachte, war das Lied: **Aus der Kindheit** entſtanden, welches das rührend holde Erlebniß mit dem Kätzchen beſchreibt, das ertränkt werden ſoll; und auch in ſeine nächtlichen Träume drängten ſich Jugendvorſtellungen hinein. So umgaukelten die früheſten Eindrücke ſeines Lebens das ſtrenge und düſtere Heimathsbild.

1. [illegible]

Da die Viſiten des Arztes ſich in dem Grade häuften, als die Nutzloſigkeit ſeiner Mittel und Rathſchläge ſich bewährte, ſo verabſchiedete Hebbel denſelben und gerieth ſchon deshalb in beſſere Laune. Hin und wieder verließ er das Bett und ſchlich an zwei Stöcken im Zimmer umher, eine wahre Jammergeſtalt. Möller ſuchte ihn von Zeit zu Zeit auf, überbrachte ihm auch einmal die Bitte der Studenten, daß ihnen Hebbel einige Vorleſungen in ihrem Verein halten möge, worüber unſer Freund nicht wenig erfreut war, wiewohl ſeine Krankheit ſich dermaßen in die Länge zog, daß er ſeine Zuſage nicht einlöſen konnte. Brüderlich herzlich benahm ſich Oehlenſchläger. In mancher Woche war er zwei Mal bei Hebbel, ungeachtet ſeiner alten Beine, die an Podagra litten und denen er drei Treppen zumuthen mußte. Dann und wann verweilte er in dem Krankenzimmer viele Stunden, indem er Hebbel mit ernſten oder heiteren Geſprächen und Geſchichten anregte und ergözte. Auch ſein neueſtes Luſtſpiel: Garrick in Briſtol las er ihm vor. Einmal forderte er ihn zum Duell auf den Stock heraus und trieb Poſſen, wie ein Jüngling. Unſer Freund ſagte lachend: Sie müſſen mir Ihren Taufſchein zeigen, wenn ich Ihnen Ihr Alter glauben ſoll! Sie werden's noch ſechzig Jahre forttreiben! Da ward Oehlenſchläger plötzlich ernſt und antwortete: Haben Sie nie das Ausgießen einer Weinflaſche beobachtet? Im Anfang geht's langſam, dann ſchnell und immer ſchneller, man könnte meinen, es werde gar kein Ende nehmen, ſo reichlich fließt der Strom; aber plötzlich heißt es: Gluck, gluck! und der letzte Tropfen iſt heraus! Die Augen wurden ihm feucht, er drückte Hebbeln die Hand und eilte fort. „Er iſt der herrlichſte Menſch“, ſchreibt Hebbel, „den ich je kennen gelernt habe, und ich weiß nicht, ob ich ihn mehr liebenswürdig oder verehrungswürdig nennen ſoll, er iſt alles Beides und ich glaube auch, daß der echte Menſch Beides zugleich ſein muß“. Hebbel ſchrieb dieſe Worte in Oehlenſchlägers Schlafrock. Mit einem allerliebſten Billet hatte er ihm denſelben zugeſchickt: es ſei die beſte Waffe gegen Rheumatismus. Hierauf kam Oehlenſchläger wieder ſelbſt, um ſich zu überzeugen, ob Hebbel ihn auch wirklich angezogen habe.

Niemand Anderer als der treue Oehlenſchläger ſollte der Ueberbringer der glücklichen Botſchaft ſein, welche das erſehnte Ergebniß der Bemühungen Hebbels beim Könige meldete. Am Nachmittage des vierten April brachte ihm Oehlenſchläger einen Brief

Collins an ihn, des Inhalts: „Seine Majeſtät der König haben Hebbel allergnädigſt ein Reiſeſtipendium von ſechshundert Reichsthalern jährlich auf zwei Jahre bewilligt". Er las ihm das Billet mit Thränen in den Augen vor, und Hebbel dankte gerührt dem Alten, welchem der Hauptantheil an dem Gelingen der Angelegenheit zuzuſchreiben war. Nie hätte ich gedacht, ſagte Hebbel, daß es glücken würde; wohl mir, daß Emil Rouſſeaus tiefes Wort nicht eingetroffen iſt: Mein hartnäckiges Mißtrauen werde den Genius meines Lebens beleidigen!

Zwei ſorgenfreie Jahre — ſo wähnte er — habe er vor ſich und die wolle er redlich nutzen. Er müſſe friſch in die Welt hinaus und ſich tauſend Dinge erwerben, die ihm fehlen. Bei erhöhter Ausbildung und erweiterten Kenntniſſen erlange er dann vielleicht in Kiel oder Kopenhagen eine Profeſſur, da die däniſche Regierung nie wieder Jemand fallen laſſe, mit dem ſie ſich einmal befaßt habe. Seine Gedanken waren zuvörderſt auf Paris und Italien gerichtet. Bald kam ihm auch die officielle Anzeige des bewilligten Reiſeſtipendiums zu. Wie gerne wäre er gleich nach den noch nöthig gewordenen Beſuchen und „Vorſtellungen" abgereiſt! Aber ſein phyſiſches Leiden hielt ihn bis Ende April hier feſt. Er gebrauchte Dampfbäder, die ihm viele Unkoſten verurſachten und vor der Hand nicht einmal recht fruchteten. Der Frühling allein, ſo meinte ein zweiter, einſichtiger Arzt, den er conſultirt hatte, werde das hartnäckige Uebel in die Flucht jagen. Eliſe hatte ihm ſofort, nachdem er über den Mangel an Leibwäſche geklagt, ein ganzes ſtattliches Paket Linnenzeug geſendet, das ihm hoch willkommen war, wiewohl er die Geldausgabe und den beträchtlichen Zoll dafür als etwas Unverantwortliches anſah. Mit Genugthuung nahm er wahr, daß ſein im Morgenblatte veröffentlichter Aufſatz über das Drama in's Däniſche überſetzt worden, und an zwei durch Campe ihm übermittelten Recenſionen über ſeine Gedichte und Genoveva, deren eine von Wilibald Alexis ſtammte, hatte er aufrichtige Freude.

Am 27. April, Abends ſechs Uhr, reiſte er mit dem Dampfſchiffe Chriſtian der Achte von Kopenhagen ab. Die Sonne vergoldete die Stadt, die ihm ewig theuer ſein werde, wie er ſich ausdruckt. Er hatte die herrlichſte Reiſe. Das Schiff ſchwamm dahin, wie auf einem Spiegel. Am nächſten Morgen halb elf war er in Kiel, wo ihn die wärmſte Luft umfächelte, die er wie Medicin einathmete. Rechts und links bluhende Bäume. Abends nach neun Uhr begrüßte er wieder Eliſen in Hamburg.

Zweites Capitel.

Pariſer Aufenthalt.

Des Dichters Abſicht, ſo raſch als irgend möglich nach Paris zu kommen, ließ ſich nicht im Augenblick verwirklichen. Manche Lücken in ſeinem und Eliſens Haushalte mußten geſchloſſen, allerlei nothwendige Vorkehrungen für die nächſte Zukunft überdacht und getroffen werden. Offenbar trug Eliſens ſehnlicher Wunſch, den Freund bei ſich feſtzuhalten, zur Verzögerung ſeiner Abreiſe namhaft bei. Freilich ſah ſie ein, daß er nicht deshalb ein Reiſeſtipendium erhalten habe, um hinter dem Ofen ſitzen zu bleiben, und ihm ſelbſt kam es gewiß nicht in den Sinn, aus freiem Antriebe auf die friſchen Athemzüge verzichten zu wollen, die ihm der Wechſel der Landſchaft und der Menſchen, die ihm ein Aufenthalt in der Weltſtadt verhieß. Was hatte er auch in Hamburg außer Eliſen? Der Verkehr mit den Schriftſtellern war ausgegangen, wie ein Licht, das nie recht geflammt hat, die Beziehungen zu Gönnern und Schulfreunden glichen in ihren unnützen Reſten den herausſtehenden Fäden auf der Kehrſeite des Teppichs. In Theilnahme, ja Anhänglichkeit ihm verbunden war Janinski allein, aber dieſer hatte am Ende den Umgang mit ihm als einen Lehnſtuhl betrachtet, darin er ſich bequem anregen ließ, ohne die Fähigkeit zu einer Gegengabe zu beurkunden und ohne das Bedürfniß nach einer ſolchen bei Hebbel vorauszuſetzen. Ja, von Natur grillenhaft und hypochondriſch, hatte er das Gemüth des Dichters noch mehr verdunkeln helfen, und nicht wohl gelitten bei Anderen, die Hebbels Umgang wünſchten, ſei es aus freundlichen, ſei es aus eigennützigen Motiven, hatte er es verſtanden, ſich ſeiner als ausſchließlichen Beſitzthums zu bemächtigen. So war denn der bevorſtehende Abſchied von Hamburg die Ausſicht auf Befreiung von läſtigen Feſſeln. Fühlte er ſich doch nicht einmal bei Eliſen glücklich! Die Zärtlichkeiten, die er zuweilen hervorſprudelte, wenn er in der Fremde weilte, wo die idealiſirende Ferne ihre unermeßliche Güte vergoldete, hatten die Wahrheit der Stimmung, nicht einer ihn ganz erfüllenden Neigung. Sobald er wieder mit ihr zuſammen lebte, machte ſich das Uhrwerk der mahnenden Pflicht hörbar und dieſes Ticken that ihm wehe, und zwar nicht ihm allein.

Ohne Freud' und Leid kamen und gingen die Sommermonate des Jahres 1843. Der poetiſche Geiſt hatte ſich jetzt ſo tief verſteckt, daß Hebbel nicht einmal zu einem kleinen Gedicht angeregt wurde. Freilich, ein Werk weniger, ſagte er einſt in Kopenhagen, ſei eine Gelegenheit weniger, gemißhandelt zu werden: wer keinen Rücken habe, der könne keine Prügel bekommen. Da ſah er ſich unvermuthet von dem däniſchen Kritiker und Vaudevillendichter J. L. Heiberg angefallen und zur Abwehr gezwungen. Heiberg, der in Dänemark die erſte kritiſch-philoſophiſche Inſtanz vorſtellte, hatte den von Hebbel im Morgenblatte veröffentlichten Aufſatz: Ein Wort über das Drama, nachdem derſelbe in's Däniſche übertragen worden, zur Zielſcheibe ſeiner halb pathetiſchen, halb ſpöttelnden Angriffe gewählt und den Verfaſſer in dem nämlichen Augenblick als Dichter wie als Denker herunterzuſetzen geſucht, als ihm durch die Großmuth Chriſtians des

Achten ein Reiſeſtipendium, alſo eine Auszeichnung verliehen worden war. P. L. Möller ſelbſt bezeichnete in einem Briefe an Hebbel, dem er die Polemik Heibergs geſendet, dieſe als eine äſthetiſche Schändlichkeit, welche ihn hoffentlich nicht erbittern werde. Dazu komme aber noch, wie Möller weiter bemerkt, die moraliſche Schändlichkeit, indem Heiberg als Directionsadjunct des Theaters in Kopenhagen das privat eingeſchickte Manuſcript der Judith zu ſeinen öffentlichen Ergießungen benutzt habe. Was Heiberg gegen die, wie wir wiſſen, Hebbel von den Bühnen abgenöthigte Verſtümmelung der Judith einwendete, kümmert uns hier nicht. Wohl aber müſſen wir einen raſchen Blick auf ſeine Zurechtweiſung der äſthetiſchen Grundſätze des Dichters werfen, ſchon deshalb, weil in dieſen Grundſätzen das künſtleriſche Glaubensbekenntniß Hebbels liegt.

Hebbel hatte in dem genannten Aufſatze, der eigentlich ein Aphorismus iſt, mehrere Hauptfragen der dramatiſchen Poeſie berührt: Die Behandlung der Charaktere, den Schuldbegriff, das Verhältniß des Dramatikers zur Geſchichte, und alsdann ein Streiflicht auf die Richtungen fallen laſſen, welche das deutſche Drama der Gegenwart einſchlug, wobei er auch auf ſeine eigenen dichteriſchen Verſuche mit zwei Worten hindeutete. An dieſen Aphorismus, der in lauter Freimaurerzeichen ſich bewegt, trat Profeſſor Heiberg mit ſeiner Kathederweisheit heran, bald ſchulmeiſternd, bald beſchimpfend, was er nicht verſtanden oder was er in dem einen Falle abſichtlich, in dem andern voll armſeliger Naivetät mißverſtanden hatte. Wo Hebbel ſich an den Contour ſeiner Skizze hielt, da verlangte Heiberg die Umriſſe eines ausgebildeten Syſtems, wo Jener ſich eines Farbenſtrichs bediente, da warf ihm dieſer vor, daß es keine Linie ſei, wo Hebbel, auf den guten Willen des Leſers rechnend, mit Holzſtiftchen ſich behalf, um zu markiren, was er hier nicht ausführen konnte, da ſtellte ſich Heiberg, als ob der Skizziſt glaube, niet- und nagelfeſt gehämmert zu haben. Die gewöhnliche jämmerliche Methode der Polemik, die dem Ehrlichkeitsgefühle nicht weniger Ekel bereitet, als ſie dem kundigen Geiſte Widerwillen einflößt. Hebbel hatte geſagt, daß man aufhören ſolle, nach der gemeinen Identität zwiſchen Kunſt und Geſchichte zu forſchen, weil dabei denn doch nur die faſt gleichgültige Uebereinſtimmung zwiſchen dem erſten und dem zweiten Porträt, nicht die zwiſchen Bild und Wahrheit überhaupt herausgebracht werden könne, und daß die Geſchichte für den Dichter ein Vehikel zur Verkörperung ſeiner Anſchauungen und Ideen, nicht aber umgekehrt der Dichter der Auferſtehungsengel der Geſchichte ſei. Dabei hatte ſich Hebbel auf Ariſtoteles und auf das Wort Napoleons berufen, welcher die Geſchichte die Fabel der Uebereinkunft nannte. Er hätte ſich auch auf Heines betreffende Ausſprüche im Beginn des zweiten Theils der Reiſebilder berufen können. Dies ſchalt nun Profeſſor Heiberg eine kümmerliche Anſchauung und verdrehte zugleich Hebbels Ausdruck, indem er von einem „todten Porträt der Begebenheiten“ ſprach und die alberne Verſicherung hinzufügte: es verhalte ſich anders und die Poeſie ſolle und könne ſich die Geſchichte aneignen. Daraufhin gab ihm der Angegriffene die Belehrung, wie unbegreiflich es ſei, ihn behaupten zu laſſen, nachdem er die materielle Hälfte der Geſchichte durchſtrichen habe, um der geiſtigen, welche durch die Kunſt wiedergeboren werden ſoll, die ihr gebührende Bedeutung zu erobern, daß die Geſchichte nichts ſei als das todte Porträt der Begebenheiten. „Nach der von mir entwickelten Anſicht iſt ſie zugleich mehr, unendlich viel mehr, aber auch weniger als das. Weil ſie weniger iſt, weil Karl der Große unſtreitig größer war, als das Bild, das ſein Schreiber den Jahrhunderten von ihm überlieferte, ſpreche ich den Dichter von der Verpflichtung frei, dieſes Bild ängſtlich zu copieren und die Geſtalt des Kaiſers, wie ſie in ſeinem eigenen Geiſt aufdämmert, wenn er ſich in die von Karl beherrſchte Zeit verſenkt, zu erſticken; weil ſie mehr iſt, weil eine ganz andere Wahrheit durch ſie hindurch geht, als die mit Brief und Siegel zu belegende und deshalb auch mit Brief und Siegel zu verfälſchende, durfte ich ihm jene Verpflichtung erlaſſen, ohne der Geſchichte und dem Utilitätsverhältniß, worin das Drama zu ihr ſteht, etwas zu vergeben". Hebbel hatte die tragiſche Schuld aus dem Willen des Individuums ſelbſt abgeleitet, nicht aus einer beſtimmten Richtung des Willens, wie dies die chriſtliche Erbſünde thut, und den Satz ausgeſprochen, daß die dramatiſche Schuld unmittelbar aus dem Willen ſelbſt hervorgehe, aus der ſtarren eigenmächtigen Ausdehnung des Ichs, und daß es demnach dramatiſch völlig gleichgültig ſei, ob der Held an einer vortrefflichen oder an einer verwerflichen Beſtrebung ſcheitere. Profeſſor Heiberg fand dieſe Definition dunkel, das Reſultat derſelben bizarr, ja er faſelte ſogar von einer Begriffsverwirrung des Verfaſſers, da nach der Concluſion Hebbels die Schuld unaufgehoben ſtehen bleibe, „ohne Verſöhnung", und „das Ziel des neueren Dramas folglich in eine Diſſonanz geſetzt werde". Dies aber ſei „natürlicher Weiſe offenbar falſch", denn eine Diſſonanz könne das Höchſte eines nothwendigen Durchgangspunktes ſein, aber nie das Ideal, wornach ein Zeitalter in irgend einer Richtung ſtrebe. Wie hätte auch das Hegelthum in Heiberg eine Anſchauung, gleich jener über die Schuld, verſtehen, geſchweige in ſeinem logiſchen Fächerkaſten unterbringen können! Hebbel nahm ſich die freilich nutzloſe Mühe, die Mittelglieder, welche Heiberg ironiſirend vermißte, nachzutragen und in das angebliche „Chaos" Ordnung zu bringen. Die bedeutungsvolle Stelle lautet alſo: „. . In der Maßloſigkeit liegt die Schuld, zugleich aber auch, da das Vereinzelte nur darum maßlos iſt, weil es als unvollkommen keinen Anſpruch auf Dauer hat und deshalb auf ſeine eigene Zerſtörung hinarbeiten muß, die Verſöhnung, ſo weit im Kreiſe der Kunſt darnach gefragt werden kann. Dieſe Schuld iſt eine uranfängliche, von dem Begriff des Menſchen nicht zu trennende und kaum in ſein Bewußtſein fallende, ſie iſt mit dem Leben ſelbſt geſetzt. Sie zieht ſich als dunkelſter Faden durch die Ueberlieferungen aller Völker hindurch und die Erbſünde ſelbſt iſt nichts weiter als eine aus ihr abgeleitete chriſtlich modificirte Conſequenz. Sie hängt von der Richtung des menſchlichen Willens nicht ab, ſie begleitet alles menſchliche Handeln, wir mögen uns dem Guten oder dem Böſen zuwenden, das Maß können wir dort überſchreiten, wie hier. Das höchſte Drama hat es blos mit ihr zu thun, und es iſt nicht blos gleichgültig, ob der Held an einer vortrefflichen oder einer verwerflichen Beſtrebung zu Grunde geht, ſondern es iſt, wenn das erſchütterndſte Bild zu Stande kommen ſoll, nothwendig, daß Jenes, nicht Dieſes geſchieht. Profeſſor Heiberg findet die meiſten der obigen Sätze, namentlich aber das letzte Reſultat, abſurd. Ich will ihm glauben, daß er, da er ſtatt des allgemeinen Schuldbegriffs nur einen dürftigen ſpeciellen Sündenbegriff in ſich ausgebildet zu haben ſcheint, ſich von der Wahrheit meiner Ausſprüche nicht überzeugen konnte, denn allerdings iſt nicht geſagt, daß wir, weil wir leben, auch morden und rauben müſſen, und wenn er mich ſo verſtand, ſo hatte er alle Urſache, darauf zu beſtehen, daß die Schuld nur möglich, keineswegs aber unvermeidlich ſei ...“ Nachdem Hebbel zur näheren Aufhellung des Gegenſtandes das Beiſpiel der Antigone herbei gezogen hat, fährt er folgenderweiſe fort: „... das Drama, wie ich es conſtruire, ſchließt keineswegs mit der Diſſonanz, denn es löſt die dualiſtiſche Form des Seins, ſobald ſie zu ſchneidend hervortritt, durch ſich ſelbſt wieder auf, es ſtellt, wenn ein Gleichniß erlaubt iſt, die beiden Kreiſe auf dem Waſſer dar, die ſich eben dadurch, daß ſie einander entgegen ſchwellen, zerſtören und in einen einzigen großen Kreis, der den zerriſſenen Spiegel für das Sonnenbild wieder glättet, zergehen. Aber es läßt allerdings eine Diſſonanz unerledigt, und zwar die urſprüngliche Diſſonanz, die es von Anfang an überging, indem es die Vereinzelung, ohne nach der causa prima zu forſchen, als mit oder ohne Creation unmittelbar gegebenes Factum hinnahm, es läßt daher nicht die Schuld unaufgehoben, wohl aber den innern Grund der Schuld unenthüllt. Doch dies iſt die Seite, wo das Drama ſich mit dem Weltmyſterium in eine und dieſelbe Nacht verliert. Das Höchſte, was es erreicht, iſt die Satisfaction, die es der Idee durch den Untergang des ihr durch ſein Handeln oder durch ſein Daſein ſelbſt widerſtrebenden Individuums verſchafft, eine Satisfaction, die bald unvollſtändig iſt, indem das Individuum trotzig und in ſich verbiſſen untergeht und dadurch im Voraus verkündigt, daß es an einem andern Punkt im Weltall abermals kämpfend hervortreten wird, bald vollſtändig, indem das Individuum im Untergang ſelbſt eine geläuterte Anſchauung ſeines Verhältniſſes zum Ganzen gewinnt und in Frieden abtritt. Doch dies genügt auch im zweiten Fall nur halb, denn wenn der Riß ſich auch wieder ſchließt, warum mußte der Riß geſchehen? Hierauf habe ich nie eine Antwort gefunden und Keiner wird ſie finden, der ernſtlich fragt . .“ — Auch in kleinen ſchnöden Fechterſtreichen excellirte der Angreifer. Wo Hebbel den Ausdruck „Charaktere“ gebraucht hatte, da machte er „Menſchen“ daraus, wo „Fabel“, da ſetzte er „Geſchichte“ und der Bezeichnung der Hiſtorie als des Niederſchlags der wandelnden Zeit legte er die Bedeutung Hefe und Bodenſatz unter. Der auf ſolche Art wohlfeil Verſpottete mußte ihm zu verſtehen geben, daß der Aſtronom Gruithuſen die Sterne den Niederſchlag des Aethers, daß Immermann die Lehre den Niederſchlag der Forſchung genannt habe, und er ſelbſt in keinem geringeren Sinne die Geſchichte den

Niederſchlag der Zeit. Hebbels ſkizzenhafter Aufſatz war eben nicht der ſchlappe Handſchuh, den man mir nichts dir nichts vom Gelenk ziehen kann, ohne daß der Muskel Widerſtand leiſtet, wie ſich Heiberg alles Ernſtes einzubilden ſchien. Schade, daß Hebbel, als er ſeine Entgegnung verfaßte, nichts von der lobpreiſenden Recenſion Heibergs über Halms Sohn der Wildniß gewußt hat, über jenes Drama, welches lange Zeit hindurch das Wahrzeichen dramatiſcher Schwächlichkeit und gefallſüchtiger Sentimentalität für jeden geſund Denkenden und Empfindenden geweſen iſt. Wenige Wochen vor ſeiner Polemik gegen Hebbel hatte Heiberg im Intelligenzblatte den Sohn der Wildniß als eine Gewitterwolke begrüßt, welche nach Jahren der Trockenheit plötzlich und unerwartet aus den öſterreichiſchen Wäldern aufſteige, um fruchtbaren Segen zu verbreiten und die drückende Luft zu reinigen. In dieſer Kritik kommt auch die luſtige Bemerkung vor, daß Goethe in Hermann und Dorothea und in ſeiner Behandlung des Reineke Fuchs es verſtanden habe, den Homer romantiſch zu machen. Am Schluſſe ſeiner Kritik erzählt der Profeſſor den Dänen, daß der wirkliche Name des Autors Münch-Bellinghauſen, daß dieſer ein Baron, öſterreichiſcher Regierungsrath, daß deſſen „Bruder“ kaiſerlicher Miniſter in Frankfurt und daß der Dichter im vorigen Jahre zum Ritter des Danebrogs ernannt worden ſei. Alle dieſe Züge muß man ſich vergegenwärtigen, um die kühne Entſchloſſenheit zu würdigen, womit einer unſerer heutigen Schriftſteller von Heiberg behauptet, daß er an innerem Gleichgewicht, unbeirrter Verſtandesklarheit und überlegener olympiſcher Ruhe mit Goethe verwandt ſei, „dem er freilich an genialer Urſprünglichkeit der Natur bei Weitem nachſtand“, ferner, daß dieſer Geiſtesverwandte Goethes in ſeinen literariſchen Streitſchriften an urbaner Feinheit und ſchlagendem Witz nur mit Voltaire verglichen werden könne. Anderen Augen wird Heiberg vermuthlich als ein mit dem Schematismus Hegels nobilitirter Gottſched erſcheinen.

Hebbel ſendete ſeine Abwehr, welche als Broſchüre bei Hoffmann und Campe heraus kam, an Oehlenſchläger, an Möller und an mehrere der einflußreichen Perſonen des Hofes und der Regierung in Kopenhagen, um auch nach dieſer Seite hin den auf ihn geführten Schlag zu pariren. Mit Widerwillen ſah er auf die Arbeit zurück, bei der er genöthigt war, den ſeichteſten Anſchauungen ſeine eigenen entgegen zu ſetzen. Nie noch, ſagte er, habe er ſo klar erkannt, daß auch im Wort die Unſchuld zu reſpectiren iſt und daß, wer es nothzüchtigen mag, jeden beliebigen Baſtard damit erzeugen kann. Vom Kampfplatze hinweg ſetzte er ſich auf die Schulbank und trieb einige Wochen lang franzöſiſch, welches herzlich ſchlecht ging, ſo daß er daran zweifelte, ob ihm der Aufenthalt in Paris zu der Sprache verhelfen werde.

Am 28. Auguſt ſah er Emma wieder. Nichtswürdige Dinge hatten ſich — wie er jetzt noch beklagte — zwiſchen ſie und ihn geſtellt. Der Neid eines alten Weibes wußte ſie auseinander zu bringen, ja noch mehr, er wußte das Bild des Mädchens in unſeres Freundes Seele zu verdunkeln, indem ihr Reden über ihn und Eliſen in den Mund gelegt wurden, die ſich mit einem edlen jungfräulichen Gemüthe nicht vertrugen. Emma ſprach ſich an jenem Tage gegen Eliſe aus, Alles war Lüge und Verleumdung, und Hebbel that es unendlich wohl, „daß er nun doch wenigſtens ihr Bild gerettet habe“. Die arme Eliſe, wir dürfen ſchon ſo ſagen, wie viel ſie auch befürchten mochte, ahnte doch nicht, daß der diesmalige Abſchied ihr ganzes inneres Glück mitnehmen ſollte. „Fahr zu, wir haben Eil!“ heißt es in dem ſchönſten und ergreifendſten der Lieder Uhlands. Am neunten September Morgens verließ Hebbel mit dem Dampfer, der nach Havre ſteuerte, den Hamburger Hafen.

In leidlich guter Geſellſchaft, deren annehmbarſtes Mitglied ein deutſcher Ruſſe war, kam er nach einer von kleinen Mißhelligkeiten nicht gänzlich verſchonten Seereiſe in Havre an, wo er nächtigte, um in den Vormittagsſtunden des andern Tages mit der Deligence nach Rouen weiter zu fahren. Er hielt ſich an ſeinen gleichfalls nach Paris gehenden Ruſſen, weil dieſer vortrefflich franzöſiſch ſprach und ihm ſo aus der Noth half. Bei freundlichſtem Wetter genoß er den Anblick der anmuthigen Landſchaft, welche die Seine bewäſſert. Er ſah in den unermeßlichen Reichthum der Natur Frankreichs hinein, indem er auf der mit ſchwellenden Fruchtbäumen bepflanzten Straße dahin rollte. Pflückt doch, pflückt aus Barmherzigkeit! ſchienen ſie dem Wanderer zuzurufen. Von Rouen ſetzte er nach kurzem Aufenthalt die Fahrt mittelſt Eiſenbahn fort und langte am vierzehnten September Nachts in Paris an. Er ſtieg mit ſeinem Weggenoſſen im Hôtel de Manchestre ab, trennte ſich am folgenden Morgen von ihm und machte ſich über die Boulevards, die er nur wie im Vogelfluge ſtreifte, zum Bahnhof auf, um nach St. Germain en Laye zu kommen, das ihm ein Bekannter in Hamburg als Wohnort während der noch warmen Zeit angerathen hatte. Auf dem Gange dahin gerieth er, ehe er ſich deſſen verſah, in eine Straße hinein, in deren Mitte er die Vendomeſäule erblickte. Da ſich Napoleon mir in den Weg ſtellte, ſagte er, ſo wollte ich an ihm nicht vorbei gehen und lenkte meine Schritte auf die Säule zu. Es war ihm eigen zu Muthe, als er die erſte Spur des „Mannes“ gewahrte, und er empfand es lebhaft: ſo gewiß das Leben mehr iſt, als ſein Schatten, ſo gewiß iſt es größer, der Poeſie Stoff zu geben, als Poeſie zu machen. Auf dem Tuilerienplatz ſtieg er in einen Omnibus, der ihn nach dem Bahnhofe brachte. In St. Germain en Laye ſuchte er den Muſiker Hagen auf, an den er empfohlen worden, welcher auch bereits ein Zimmer hier für ihn gemiethet hatte und mit ihm dann nach Paris fuhr, um Alles zu ordnen. Hier ging er mit ihm zu Gathy, dem Hebbel eine luſtige Darſtellung der deutſchen Literatur gab, welche den Zuhörer, der ihm ſeine Dienſte anbot, höchlich ergötzte. Da er bei Gathy vernahm, daß Heine wieder in Paris ſei, ſo ging er mit den Beiden zu ihm. Sie trafen ihn im Hausflur, als er eben im Begriff war, einen Beſuchenden, den er unſerem Freunde ſpäter als A. Weill nannte, bis an die Thür zu begleiten, und ließ die Fremden in ſein Viſitenzimmer eintreten. Nachdem er wieder gekommen, gab ihm Hebbel den Brief Campes. Heine hatte kaum einen Blick hinein gethan, als er das Blatt ſofort aus der Hand legte und mit den Worten auf ihn zueilte: Sie ſind Hebbel? Ich freue mich außerordentlich, Sie perſönlich kennen zu lernen. Sie ſind Einer von den ſehr Wenigen, fügte er hinzu, die ich ſchon zuweilen beneidet habe; ich kenne Ihre Judith noch nicht, nur Ihre Gedichte, aber die haben den entſchiedenſten Eindruck auf mich gemacht, ich hätte Ihnen manches Sujet ſtehlen mögen, namentlich den Hexenritt. Er recitirte aus dieſem Gedicht einige Strophen. Hebbel unterbrach ihn mit der Bemerkung, daß die Kritiker gerade dieſes phantaſtiſche bizarre Gewächs zum Tode verurtheilt hätten. Es kam nun gleich ein lebhaftes Geſpräch zwiſchen ihnen in den Gang, „wir wechſelten die geheimen Zeichen, an denen die Ordensbrüder ſich einander zu erkennen geben, und vertieften uns in die Geheimniſſe der Kunſt“. Hebbel bekannte, wieder einmal die Freude einer Unterhaltung gehabt zu haben, wo man bei dem Anderen nur anzutippen brauche, wenn man den eigenſten Gedanken wolle aus ſeinem Geiſte hervortreten laſſen. Mit Heine könne man das Tiefſte beſprechen. Er erzählte ihm ſeltſame Dinge über Immermann und Grabbe, welchen er ſehr hoch hielt. Von Immermann behauptete er, derſelbe habe ſich dadurch getödtet, daß er das Jahre lang beſtandene Verhältniß mit der Frau v. Lützow aufgehoben und ein neues mit einer jungen Perſon angeknüpft habe. Der Tod, ſagte Heine, iſt nicht ſo zufällig als man annimmt, er iſt das Reſultat des Lebens, und man bedenke ſich wohl, wenn man in ſpäteren Jahren noch eine Hauptveränderung machen will. Gegen Gutzkow zog er mit allen Waffen ſeines Witzes zu Felde. Ein Dichter, der keine Gedichte mache, ſei wie ein Baum ohne Blüthen, aber Gutzkow, meinte er, werde nicht zu kurz kommen, denn wenn er ſtürbe, ſo werde Wihl ſich hinſetzen und die zur Completirung nöthigen Gedichte aus Freundſchaft für ihn abfaſſen und ſeinem Nachlaß einverleiben. Heine haßte Gutzkow ſo grimmig, daß er ſogar derartige Vorwürfe gegen ihn gebrauchte, welche ſeinen herzlieben Freund Laube nicht minder empfindlich treffen mußten: oder wäre dieſer wirklich ein Singvogel zu nennen? Ein Mal ſagte Heine zu Hebbel in einem ſolchen Anfalle der Erbitterung: „Glauben Sie mir, der Menſch wird nicht wiedergeboren; nur in Napoleons Zeitalter war er möglich, denn wie die Natur in Napoleon alles Große, ſo faßte ſie in Gutzkow alles Kleine zuſammen. Und eigentlich hat ihn gar nicht die Natur gemacht, ſondern Schiller hat ihn auf dem Gewiſſen; er iſt der Schufterle aus den Räubern“. Auch auf einen ſehr kitzlichen Punkt, auf ſein Buch über Börne, wobei er gleichfalls an Gutzkow ſich erinnern mochte, brachte Heine in ſeiner erſten Unterredung mit Hebbel das Geſpräch, aber dieſer verhehlte ihm ſeine Anſicht nicht, welche, wie der Leſer wohl vorausſetzt, die entgegengeſetzte war. Heines gehäſſige Erbitterung gegen Gutzkow beruhte zumeiſt darauf, daß er deſſen Häſcherauge erkannte, welches die ſittliche Schmuggelwaare des Verfaſſers der Reiſebilder und der neuen Gedichte unter den trügeriſchen Zollmarken ſofort bemerkte; eben ſo wie er nur deshalb dicke Freundſchaft mit Laube hielt, weil dieſer aus der Abhängigkeit ſeiner dünnen Nachahmungen des Vorbildes kein Hehl machte. Dazu kam noch das neidiſch Gereizte und das Formloſe der Arbeiten Gutzkows, was Heine abſtieß, während er an der tapfern Mittelmäßigkeit Laubes, welche lebte und leben ließ, kein Aergerniß nahm. Im Allgemeinen empfing Hebbel einen unerwartet günſtigen Eindruck von Heine. Er ſei allerdings etwas angeründet, meinte er, aber keineswegs dick und in ſeinem Geſichte mit den kleinen ſcharfen Augen liege etwas Zutrauen-Erweckendes. Daß er Dichter ſei, tiefer Dichter, der ſich nicht blos auf gut Glück in's Meer hinunter tauche, um einige Perlen zu ſtehlen, ſondern der unten bei den Nixen wohne und über ihren Reichthum gebiete, dies trete aus ſeiner Geſtalt, wie aus ſeiner Rede hervor. Seine Bemerkungen über Grabbe, Kleiſt und Immermann hätten jedes Mal den innerſten Lebenspunkt getroffen. Er ſcheine der unerbittlichſte Feind aller Mittelmäßigkeit zu ſein, auch der wahrhaft poetiſchen, die es zu nichts bringe, wogegen er die Kraft zu reſpectiren wiſſe. Das „Zutrauen-Erweckende“ war freilich eine Täuſchung und die Kraft *wußte* er zwar zu reſpectiren, bethätigte dieſes Gefühl aber nur dann, wenn es ihm klug und erſprießlich dünkte. Hebbel kehrte wieder nach St. Germain en Laye zurück, wo er bis in den October hinein blieb.

St. Germain war ihm unvergeßlich, aber im ſchlimmen Sinne des Wortes. Ohne Bücher, ohne Geſellſchaft, ohne die Fähigkeit zu arbeiten, hatte er ſich dort grenzenlos gelangweilt; über ſeinen Tag war wirklich nichts weiter zu ſagen, als daß er aus vierundzwanzig Stunden beſtand. Einen ſchlechteren Rath hätte ihm Niemand geben können: in Weſſelburen, ſo meinte er mit Recht, wäre er eben ſo gut aufgehoben geweſen. Auch geſpart hatte er dabei nichts. Nur um müde zu werden, lief er fünf bis ſechs Stunden im Walde herum und pflückte Brombeeren. Dann aß er entweder Brot und Weintrauben oder ging in eine

Reſtauration, wo er für ſehr viel Geld ganz erbärmlich ſpeiſte. Nun wieder fort, auf die Terraſſen oder ſonſt wohin: zuletzt that die Sonne ihm den Gefallen und ging unter. — Der nach Pariſer Eindrücken ſich ſehnende Hebbel, der unbemittelte deutſche Dichter! und ein idylliſcher Gartenfleck bei Paris: das war eine Lächerlichkeit, wie ſie eben nur ein Deutſcher als prächtiges Auskunftsmittel vorſchlagen kann. Dem Hungrigen eine Blumenvaſe verehren für die Roſen, die er nicht hat, wäre ſchwerlich dümmer zu nennen. In ſeiner Verzweiflung champêtre gerieth er eines Tages auf den abenteuerlichen Einfall, eine Fußtour nach dem zwei bis drei Meilen entfernten Paris zu unternehmen. Früh Morgens war er aufgebrochen, Nachmittags um drei Uhr langte er dort todtmüde an. Da er für's Fahren keine anderthalb Franken ausgeben wollte und ein Nächtigen im Hotel ihm mindeſtens drei Franken gekoſtet hätte, ſo legte er ſich auf der Straße ſchlafen: zuerſt auf einer Bank an den Boulevards. Aber es fing zu regnen an. Er bettete ſich nun auf das Portal einer Kirche, d. h. auf die Schwelle derſelben, wo er durch das vorſpringende Dach vor dem Regen geſchützt war. Aber die Steine waren zu kalt. Nach einer halben Stunde ſtand er wieder auf und ſuchte ſich einen anderen Platz. Endlich fand er ein Haus, woran gebaut wurde. Er kletterte hinein und ſetzte ſich auf eine Leiter. Als es vier Uhr ſchlug, machte er ſich wieder auf den Weg nach St. Germain, wo er mit blutenden Füßen ankam. Nicht ſo betrübſam komiſch war ſein Ausflug nach Verſailles, das er in wenigen Wegſtunden erreichte. Bei dem Gedränge der Eindrücke, die ihn überwältigten, ſuchte er ſich das Verwandteſte heraus und klammerte ſich an dieſes an. Das Verwandteſte auf dieſem Boden aber war für ihn das Hiſtoriſche. Er vertiefte ſich in die Porträts der geſchichtlich bedeutenden Perſonen, die zu ſeinem Geiſte vernehmlich ſprachen.

Um die Mitte Octobers ſiedelte er nach Paris über und nahm eine angemeſſene Wohnung in der Rue des petites Ecuries, im Faubourg Poiſſonière. Bald lernte er durch Hagen einen Dr. Felix Bamberg kennen, der ſich ihm ſofort auf's Engſte anſchloß. Er warnte ihn vor Hagen, über den ſchon Heine gegen Hebbel geäußert hatte, daß er bereits Broſchüren über Gutzkow geſchrieben habe. Nun weiß ich freilich Keinen, meinte unſer Freund, der für ihn ſelbſt garantirt, aber es ſteckt jedenfalls mehr in ihm, wie in dem Andern. Bamberg ging Tag für Tag mit Hebbel aus, führte ihn herum und ertheilte ihm allerlei nützliche Winke. Er hatte noch nichts von ihm geleſen, wohl aber Manches wider ihn, welches ihm keine günſtige Meinung über ſeine äſthetiſche und moraliſche Bildung einflößte. Er hielt mit dieſer Meinung gegen Hebbel nicht zurück und derſelbe hörte ſie ruhig an. Dann forderte er den Sprecher auf, ſeine Judith zu leſen. Bamberg wurde nach der Lectüre des Stücks der begeiſterte Anhänger des Dichters. Wer Hebbel ſah, ſo ſchrieb er nachmals, der konnte über das Schöne und Originelle ſeines Geiſtes nicht in Zweifel ſein. Niemand konnte den großen Künſtler, den wahrhaften Dichter, in dieſen ausdrucksvollen Zügen verkennen, in ſeinem blauen hellen Auge, ſeiner hohen, von blondem Haar umrahmten Stirn, ſeiner elaſtiſchen und kraftvollen Taille, in dem ſichern und ſtolzen Gange, der das Bewußtſein des Genies verrieth, und in der biegſamen und ſonoren Stimme, in der ſeine großartigen und edlen Gedanken dahin ſtrömten. An der Seite ſeines Cicerone, denn mehr war Bamberg unſerem Freunde einſtweilen noch nicht, ſuchte dieſer die denkwürdigen Stätten der Revolution auf, die mächtigen architektoniſchen Monumente einer ungeheuern Vergangenheit. Seine Phantaſie hielt gleichſam ein Löwenmahl. Schaurig erhebend wirkte auf ihn die Notredame-Kirche, das ſchwarze, finſtere, ſchnörkelhafte Gebäude des Mittelalters, das ihm wie eine verſpätete Krähe vorkam, die mit blinden Augen in den rings aufgeblühten Mai hinein ſtiert. Auf dem Wege zum Pantheon kamen ſie an der Kirche der heiligen Genoveva vorüber, und er verſäumte nicht, das Grab der Heiligen zu betrachten. Im Angeſicht des Pantheon rief er aus, daß dieſes Werk allein eine Reiſe nach Paris verdiene; wenn Einer hieher käme, ſich gleich nach dem Pantheon fahren ließe und nachdem er das Bild deſſelben in den Schrein ſeiner Seele aufgenommen, wieder abreiſte, er würde belohnt ſein. Die einfach großen Verhältniſſe, Säulen, wie Eichen, Wände, wie geglättete Felſen, und im Innern das ausgedehnte heiter ſtille Oval, erſchienen ihm als das Sinnbild abgethaner Kämpfe, erprobter Kraft. Nach einer flüchtigen Beſichtigung der Tafeln, welche die Namen der Juli-Gefallenen trugen, ſtieg er in die dämmerigen Gewölbe hinunter, an deren Eingang zu beiden Seiten Rouſſeau und Voltaire ruhen. Die ernſte Stimmung, in der ſich Hebbel befand, ward durch den bezahlten Merkwürdigkeitseifer des Caſtellans unterbrochen, welcher ein Echo bewundert wiſſen wollte. Hebbel aber ſpähte und fragte nur nach Mirabeau. Er ward an den Ort, wo die Aſche liegt, geleitet, doch der Name war überpinſelt, man konnte ihn nicht mehr leſen. Er würde den Zeitungen dieſes Factum nicht geglaubt haben, ſagte Hebbel entrüſtet, aber er habe es geſehen, das ſei Louis Philipp! Der erſte Tag, den ich wirklich in Paris verlebte! rief er, berauſcht von der Fülle des Geſchauten. Denn nur bei hoher Woge war er glücklich, auch wenn er ſonſt Mangel litt, nur wenn die Wellen über ihm zuſammenſchlugen, empfand er den Vollwerth des Daſeins.

Er hatte nicht viele ſolche Tage genoſſen, da traf unerwartet aus Hamburg die Nachricht ein, daß ſein Knabe Max geſtorben ſei, und an dieſe Todesnachricht ward die Kunde geknüpft, daß Eliſe ſich abermals in geſegneten Umſtänden befinde. Zudem hatte ihn die Botſchaft mitten in dem Productionsſturme überraſcht, als er eben vor den letzten Scenen ſeines bürgerlichen Trauerſpieles ſtand. Sein ohnehin leichtlich in Siedhitze aufwallendes Blut ergoß ſich jetzt glühend über ſein Gehirn. Ich theile den Monolog, den das Tagebuch enthält, ſeinem ſchrecklichen Wortlaute nach mit, weil er ein biographiſches Actenſtück erſten Ranges iſt.

„Mein Max, mein holdes, lächelndes Engelkind mit ſeinen tiefen blauen Augen, ſeinen ſüßen blonden Locken, iſt todt. Sonntag den 22., Mittags um ein Uhr erhielt ich die Nachricht. Da liegt ſeine kleine Locke vor mir, die ich ſchon nach Kopenhagen mitnahm und die ich ſeither — es ſtehe hier! — noch nie betrachtete. Sie iſt das Einzige, was mir von ihm übrig blieb. O, wenn ich mir das denke, daß dieſes Kind, das Keiner — mich ſelbſt, den Vater, den großen Dichter ausgenommen, es ſtehe auch hier! — das Keiner ohne Freude und Entzücken betrachten konnte, ſo ſchön, ſo anmuthig war es, daß dieſes Kind nun verweſen und ſich von Würmern freſſen laſſen muß, ſo möcht' ich ſelbſt ein Wurm ſein, um mitzueſſen, um als ſcheußliches Thier meinen Antheil dahin zu nehmen, den ich als Menſch, als Vater verſchmäht habe. Ich könnte dieſe Locke hinunterſchlingen, ich könnte etwas noch Aergeres thun, ich könnte ſie verbrennen, weil ich ſie nicht verdiene! O mein Max, umſchwebe mich nicht, auch keine Minute, bleibe bei Deiner Mutter, tröſte ſie, lindere ihren Schmerz durch Deine geiſterhafte Nähe, wenn Du es vermagſt, nur nicht meinen, nicht meinen! „Ich habe mich verſteckt, ſucht mich, der wird mich nie wieder finden, der mich nicht genug geliebt hat!“ Das iſt der Troſt, der aus der Ewigkeit zu mir herüber klingt. Ich ſehe Dich, Kind, ſüßes aufquellendes Leben, wie Du Mittags an Deinem kleinen Tiſch ſaßeſt und mir zunickteſt und ſagteſt: Ich mag auch Wein! und warteteſt, ob ich einen Tropfen für Dich übrig ließe. Und das Geſicht, das ſüße,

ſüße Geſicht! O Gott! Du ſtellteſt den Engel vor meine Thür und er lächelte mich an und ſagte: Willſt Du mich? Ich nickte nicht Ja, aber er kehrte doch bei mir ein, er dachte: ſieh mich nur erſt recht an, dann wirſt Du mich ſchon behalten, mich nicht wieder laſſen wollen. Aber ich hatte ſelten einen andern Gedanken als den: wie ſoll ich ihn ernähren, und in meiner unmännlichen Verzagtheit war ich ſtumpf und dumpf gegen das Glück, das ſich um mich herum bewegte, das ich nur in die Arme zu ſchließen brauchte, um einen Schatz für alle Zeiten zu haben. Da rief Gott ihn wieder ab, und er ging doch nicht gern, denn er hatte eine Mutter, die ihm zum Erſatz für den Vater zwei Mal Mutter war. Nun helfen keine Klagen, keine Schmerzen, keine Thränen! O, es iſt wahr, ich zittere vor der Zukunft, ich weiß nicht, woher ich den Biſſen Brot nehmen ſoll, deſſen ich bedarf, ich habe eine größere Angſt als der Bettler am Wege, denn ich fürchte das zu werden, was er ſchon iſt. Aber ich hätte mich auf das Aergſte gefaßt machen, ich hätte den Entſchluß faſſen ſollen, das Kind mit Betteln durchzubringen und ihm den Bettelſtab als Erbtheil zu hinterlaſſen, dann hätt' ich meine Pflicht gethan, dann braucht' ich mich nicht vor jedem Arbeitsmanne, der mir im Schweiße ſeines Angeſichts begegnet, zu ſchämen, dann könnt' ich jetzt ruhig ſein und ſprechen: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn ſei geprieſen! Und wie oft war ich hart, grauſam hart gegen das Kind, wenn es mir in meinen finſtern Stimmungen in ſeiner rührenden, unſchuldigen Lebensluſt entgegen trat! O, daß ich nie geboren wäre! Der Seufzer kommt mir aus tiefſter Bruſt. Und nicht einmal den kleinen Troſt hab' ich, daß es leicht geſtorben iſt, daß es ſeine Seele ſpielend ausgehaucht hat. Es hat furchtbar gelitten, acht Tage lang, an der Gehirnentzündung, gequält von zwei privilegirten Mördern, deren einer die Mutter ſogar einmal, als ſie in Perſon zu ihm eilt und er noch nicht mit der Toilette fertig iſt, in ihrer Todesangſt empörend angefahren hat. Und nun, in meinem tiefen Weh, in meiner durch kein Bewußtſein erfüllter Pflicht und bewieſener reiner Menſchlichkeit gelinderten Verzweiflung, muß ich einen noch härtern Schlag fürchten. Was hat Eliſe ausgehalten! Welch' einen Brief hat ſie mir geſchrieben! So ſchreibt kein Held! Dieſe Faſſung flößt mir Entſetzen ein, Gott, Du hätteſt ihr das Kind laſſen ſollen, als Du ſahſt, was ſie litt, was ſie that, was ſie ertrug. Hätte ſie's durchgebracht, ſo wollt' ich hoffen: kann und wird ſie's jetzt verwinden? Wenn ein Funke Erbarmens für mich übrig iſt, wenn alle Geſchöpfe verſorgt ſind und es blieb noch ein Reſt, ſo muß ich mich täuſchen! Ich bin ſo lange, bis ich wieder einen Brief aus Hamburg erhalte, wie Einer, der mit dem Kopf auf dem Block liegt — fünf Tage läuft mein eigener Brief, fünf Tage die Antwort, alſo zehn ſolcher Tage ſtehen mir bevor und dann werd' ich erfahren, ob das Haupt mir abgeſchlagen wird oder ob ich es wieder aufrichten darf. Am zweiten October ſtarb mein Max; vor vier Jahren ſtarb an demſelben Tage mein Freund Rouſſeau. Du haſt Recht, Eliſe, September, October, das ſind für mich verhängnißvolle Monate. Erſt am zweiundzwanzigſten October, nachdem er längſt zur Erde beſtattet war, erfuhr ich's. Ich hatte nicht die geringſte Ahnung gehabt, und weil ich erſt von St. Germain nach Paris hinein ziehen mußte und alſo die Adreſſe veränderte, konnte Eliſe mir nicht eher ſchreiben. O Gott, fröhlich war ich in der Zeit nicht, aber ich arbeitete doch, ich dichtete an meinem Trauerſpiel, ich that mir vielleicht in demſelben Augenblick auf eine gelungene Scene etwas zugute und freute mich, als das Kind mit dem Tode kämpfte. Schrecklich! Ja, ich erinnere mich, den Abend des erſten Octobers war ich auf einem Balle und ſah den Cancan tanzen! Freilich gefiel mir nicht der Tanz, aber doch die

Muſik! Einmal haben ſie dem Kinde mein Bild gereicht, da hat das ſüße Weſen es mit Lebhaftigkeit erfaßt und es an ſeine Lippen gedrückt und geküßt und wieder geküßt. Ach, alle Liebe der Mutter wohnte in ihm, ich hab' es wohl gemerkt. Und auch das hat nicht in die Ferne auf mich gewirkt. Nein, Eliſe, es gibt keine Ahnung. Darf ein Troſt, ein kleiner Troſt in meiner Angſt um Dich ſein? O, Du theueres, liebevolles Kind! Könnte ich wenigſtens Dein Bild in mir hervorrufen. Ich kann's nicht, ich hab's nie gekonnt. — Da geht der Bamberg an mir hin und her und ſpricht: Faſſen Sie ſich, bedenken Sie, was Sie ſich und der Welt ſchuldig ſind! Mir! Mich in allen Tiefen aufzuwühlen und mich zu zernagen, ſo lange der letzte Zahn noch nicht verſtumpft iſt. Der Welt! Ein Menſch muß ſein, nicht ein ſolcher, der ſich durch das, was man Kraft und Talent nennt, über die einfach ewigen ſittlichen Geſetze hinaus zu ſchrauben ſucht, ſondern ein ſolcher, der ſich dahin ſtellt, wo ihm alle Meſſer mitten durch die Bruſt ſchneiden. O, ich bilde mir nicht ein, daß ich durch meinen Schmerz etwas abbüßen kann. Aber ich werde mir auch nie einreden laſſen, daß Gefühlloſigkeit Kraft iſt und daß man Faſſung hat, wenn man ſeine Thränen im Glaſe auffängt und nachzählt und ſpricht: Es iſt genug, nun ſchone die Augen, denke daran, daß du blind werden kannſt und dann eines Führers bedarfſt, der Welt alſo eine Laſt aufbürdeſt, indem ſie den Führer hergeben muß". — Nur die Guten ſterben früh! heißt es in einem ſeiner Briefe an Eliſe, — ein unbewußter oder nicht gewußter Nachklang der Worte des Philoktet:

> Wohl muß er leben, weil ja noch nichts Böſes ſtarb.
> Mit zarter Sorgfalt hegen das die Himmliſchen,
> Sie lieben Tückevolles und Verſchlagenes
> Zurückzuführen aus des Hades Nacht, und ſtets
> Hinabzuſenden, was gerecht und edel iſt.

Aber am Ende, was bedeuteten ſeine Schmerzen gegen jene Eliſens, was ſeine ſchwarzen Stunden, verglichen mit der ununterbrochenen Nacht ihrer Zuſtände! Sie hatte in ihrem Kinde Alles verloren, was ihr allein Kraft und Muth gab, um ihr Geſchick mit Würde zu tragen und drohendes Unheil gefaßt herankommen zu ſehen. Jedem Weibe, das an einem Manne wahrhaft hängt, iſt das Kind die Beſiegelung ſeines Beſitzes und ein letztes geheimes Glück dazu, das der Frau, wenn ſie es in dem Manne ſelbſt zu haſchen wähnt, immer wieder tückiſch entgleitet. Denn er hat es aufgezehrt in der erſten ſeligen Umarmung, und nur als Denkmal, als ein Hauch oder Lichtſchein taucht es dann noch mitunter in ſeltenen Augenblicken der Ehe empor. Eliſe aber hatte es ſeit jeher nur als einen fernen Schimmer erblickt und bei dem innigen und langen Zuſammenleben mit Hebbel, bei ihrer Kenntniß ſeiner Leidenſchaftlichkeit und deren Machtfülle den Segen des Geſchenks, das er ihr vorenthielt, in eben dem Grade erſehnt als entbehrt. Darum war ihr ſein Kind mehr als tauſend Müttern das ihrige ſein kann, Verſprechen und Erfüllung, Räthſel und Auflöſung, Wahrheit und Täuſchung zugleich. Dieſes Kind ſollte Angefangenes fortſetzen und es war doch nichts als der Anfang, es ſollte feſter knüpfen was längſt geſchwunden ward, und wenn ſie ſich in der harten Wirklichkeit umſah, ſo mußte ſie ſich geſtehen, daß ihr Verhältniß zu Hebbel eine loſe zuſammengelegte Schleife vorſtellte. Jahre hindurch war ſie ihm mit halb geblendetem Bewußtſein nachgegangen, nachgeſchlichen, ob er vielleicht in einem unbewachten Moment jene entzückende Unbeſonnenheit offenbaren werde, in welcher Liebe begonnen und beſchloſſen iſt; Liebe, nicht edle Neigung, nicht heilige Freundſchaft, nicht geiſtige Gemeinſchaft und wie die Werthſachen alle heißen mögen, die Hebbel wohl am wenigſten als einen gleichwiegenden Erſatz für das ſüßeſte Gut der Vergänglichkeit angeſehen, die er aber mit ſophiſtiſcher Ueberredungskunſt als einen ſolchen Erſatz ihr unaufhörlich angerühmt und vorgewieſen hat. Nun war ihr mit dem Kinde der Troſt der Geliebten und auch das Heil der Mutter entriſſen. Wer wird ſich wundern, daß ſie ihr Kind hegte und pflegte mit der ſchauerlich ſtillen Rührigkeit eines ausgeraubten Gemüthes, daß ſich ihre Seele einen ganzen Haushalt an Selbſtpeinigung einrichtete und daß jeder Beſchwichtigungsverſuch, den Hebbel anwendete, mißlang, noch bevor er auch nur die Oberfläche ihres Kummers geſtreift hatte. In dem kleinen ergreifenden Tagebuche, worein ſie die Züge und den Verlauf der Krankheit des Knaben verzeichnete, der innerlich wie äußerlich das Ebenbild des Vaters war, lautet eine Stelle folgendermaßen: „Ich bin nicht beſſer als ſo viele zärtliche Mütter, die ihr liebes Kind geben müſſen, aber ſie ſtehen nicht ſo allein, wie ich — an mein Kind wollt' ich mich ketten mit grenzenloſer Liebe, er ſollte es fühlen, würde es fühlen und dafür mich lieben und darum auch gut werden und bleiben, er ſollte ein feſtes Band werden, ſo dacht' ich — andere Mütter haben Kinder, bekommen eines wieder und mit ihm iſt Freude da — ich mit meinem eine neue Schande, neue Qualen und Wirren". Von October bis Weihnachten verbrachte ſie ſo zu ſagen eine einzige Paſſionswoche. Als der Geburtstag des Kindes wiederkehrte, da beſah ſie ſich ſeine Höschen und Mützchen und ſeinen zerbrochenen Spielkram: als der Chriſtabend vor der Thür war, da wandelte ſie in den neblicht kalten Nachtſtunden an den erleuchteten Buden entlang und kaufte bunte Sächelchen, womit ſie arme Kinder beſchenkte. Nie ging in der ganzen Zeit die Sonne unter, ohne daß ſie an dem Grabe geweint und gebetet hätte. Um ſie herum aber ziſchelten nun die Zungen der Verwandten und Bekannten, welche von Moral und Ehre ſprachen und unabläſſig fragten, wann ſie denn nun endlich die Frau Doctorin Hebbel werden würde.

Hebbel hinwiederum marterte ſie ohne es zu wollen auf ſeine Weiſe, wobei es ihm ſelbſt freilich nicht wohl erging. Von der erſten Erſchütterung der Todesnachricht übermannt und dem Druck der Situation gehorchend, deren Schwere er fühlte, hatte er Eliſen aufgefordert, unverzüglich zu ihm nach Paris zu kommen. Doch eben ſo plötzlich ſchickte er die Mahnung nach, ſie möge den Schritt, der zuletzt viel Bedenkliches habe, reiflich überlegen. Ihre beſcheidenen, aber deshalb nicht minder drängenden Andeutungen, daß ihr nach all' dem Entſetzlichen noch Entehrendes bevorſtehe, wenn ſie abermals eines Kindes geneſe, erwiederte er mit der ziemlich beſtimmten Zuſicherung, ſie ſo raſch als irgend möglich heirathen zu wollen, aber nur um in einem nächſten Briefe die zwingenden Gegengründe geltend zu machen, welche eine ſo überſtürzte Verheirathung als verderblich erſcheinen ließen. So ſpannte er jeden Nerv, jede Faſer des unglücklichen Mädchens auf die Folter. Ich getraue mich nicht, mit Beſtimmtheit zu ſagen, daß der Gedanke, ſich dauernd mit Eliſen zu verbinden, unter allen Umſtänden ihm einen leiſen Schauer eingeflößt haben würde, aber ich möchte dieſes immerhin annehmen. Wie die Dinge gegenwärtig lagen, ſo mußte für ihn die gewünſchte und nach dem Geſetzbuche des ſittlichen Uebereinkommens gebotene Heirath mit der gewiſſen Ausſicht auf eine ſchmähliche Exiſtenz und auf ſeine innere Zerſtörung Eins und daſſelbe ſein. Es war mehr als eine Hyperbel, wenn er meinte, daß ſich über ihm ein Himmel wie von Backſteinen wölbe, den Sonne, Mond und Sterne nicht mit ihren Strahlen durchdringen, und er ſprach die Wahrheit, indem er ſagte, daß ihm ſeine Talente vielleicht einen Platz am Kreuz neben ſeinen Vorgängern verſchaffen, daß aber gleichwohl der gemeinſte Taglöhner beſſer wiſſe als er, wo er für morgen

Brot hernehmen werde. Er ſtimmt ihr völlig bei, daß man nicht ohne die tiefſte Erſchütterung daran denken kann, wie ſchwer dem Kinde, deſſen Hingang Eliſe ohne Aufhörens bejammert, Ausgang und Eingang gemacht wurden, denn ſpielend hätte es bei einem ſo kurzen Daſein in die Welt hinein, ſpielend hinaus hüpfen ſollen. Aber er fragt auch die Jammernde, ob dieſe Leiden anderer Art als körperlich geweſen und ob ſie dem unſterblichen Geiſte, der ſich aus dem Kerker des Leibes geflüchtet, Wundenmale aufgedrückt hätten? „Wer tilgt aus eines Mannes, wer tilgt aus meiner Seele alle die Riſſe und Blutſpuren wieder weg, die ſie nun ſchon ſeit zwanzig Jahren entſtellen?!" Trotz ſeiner Gaben nennt er ſich den Unglücklichſten der Erde. Geiſteskraft, ſagt er, iſt nur dann das Höchſte, wenn das Niedrigſte ſich damit vereinigt, wenn das Lächeln des Glücks die Gunſt der Natur vergoldet; im entgegengeſetzten Fall verſtärkt ſie nur das Empfindungsvermögen für die Schläge des Geſchicks und führt zu verdoppeltem Elend. Nun gib dem Kinde Alles, ruft er, was ich habe, und gib ihm mehr dazu, gib ihm aber auch das, worin er, da er mein Sohn und ſo ganz mein leibliches und geiſtiges Ebenbild war, mir gewiß auch gleich geweſen wäre, gib ihm meine ungeheure Reizbarkeit und den poſſierlichen Segen des Glücks: Alles war darum empfangen zu haben, um auch nicht das Geringſte damit auszurichten, und frage Dich dann, ob nicht eine einzige Stunde, wie Du ſolche Stunden bei mir kennſt, worin er dies ſo recht bis zur Vernichtung, bis zur innerſten Selbſtverhöhnung gefühlt hätte, mehr der Qual enthalten haben würde, als die Krankheit, die ihn in Gottes Arme zurückgeführt hat! — Ihren Vorſtellungen von dem wohlfeilen Leben in Paris, wovon man ihr in Hamburg geſchwatzt hatte, hielt er ſeine ärmliche Wirthſchaft entgegen, zu der er gezwungen ſei und die man, wie er hinzufügte, allerdings auf einem Dorfe leichter führe, als in der Weltſtadt, wo man ſich mit lechzender Seele zwiſchen tauſend Genüſſen durchdrängen müſſe. Denn zu den genügſamen Leuten, die dafür nicht Augen und Ohren haben oder die ſogar daran ſich ergötzen, daß Andere ſich ergötzen, rechne er ſich nicht. Wenn es jetzt auf Eliſen angekommen wäre, ſie hätte ohne Weiteres gewünſcht, daß er nach Hamburg zurückkehre und ſie zu ſeiner Frau mache, des däniſchen Stipendiums ungeachtet, das ihm zu Reiſezwecken verliehen worden und das er nicht nach ſeinem Gutdünken verwenden durfte. Wer möchte es ihr auch verargen! Hebbel, deſſen einzige ſichere Einnahmsquelle vor der Hand dieſes Stipendium war, ſetzte dem gütigen Oehlenſchläger brieflich ſeine Lage auseinander und bat ihn um ſeinen Rath. Mit dem erſten Dampfſchiffe, ſo ſchrieb er an Eliſe, würde er von Havre abreiſen, wenn er auch nur das ſchmalſte Fundament vor Augen ſähe, worauf er eine bürgerliche Exiſtenz begründen könnte. Dieſe Vorbedingung jedoch fehle eben. Die Freunde und Bekannten in Hamburg ſetzten fälſchlich bei ihm Gelehrſamkeit voraus, bei Eliſen einiges Vermögen, darum komme ihnen unbegreiflich vor, was ſie ſonſt erklärlich fänden. Wovon in der Ehe exiſtiren? Handwerksſchriftſteller könne er nicht werden, auch wenn er es wollte, ihm gebreche die Fähigkeit, mit Dingen aufzuwarten, die, ſo hübſch ſie ſein mögen, doch vor der Kunſt in Nichts zerflattern. Er könne nur Eins, dies Eine bringe ihn gewiß nach und nach zum Ziel, nur nicht augenblicklich, aber augenblicklich ſollte es ſein, ſobald er ſich verheirathe. Wenn man gar nichts habe, ſo komme man auch mit dem Einſchränken nicht durch: die Folge ſei dann Elend im Hauſe, Geringſchätzung außer demſelben. „Wir ſind arme Teufel.“ Sorge und Noth können einem Handwerker, einerlei, ob ſein Handwerkszeug die Bibel, das corpus juris oder ein Hobel ſei, zu größerer Thätigkeit anſpornen, ihn könnten ſie nur erſticken. Er werde thun, was er dürfe und ſolle, ſich aber gewiß nichts in dieſer wichtigen Angelegenheit von dem erbärmlichen Moralcodex vorſchreiben laſſen, den die Klatſchbaſen und die Pfaffen ableſen. Leſſing, der bei ſeiner Gelehrſamkeit noch immer tauſend Mal ſicherer war, ſich durchzuſchlagen, als er, habe ſieben Jahre gezögert, ehe er das Ehebündniß mit Madame König definitiv abzuſchließen wagte, Hegel habe lange vor ſeiner Verheirathung ein Kind gehabt, Goethe ſich erſt verehelicht, als ſein Sohn zwanzig Jahre alt war. Thorwaldſen habe eine Tochter, aber noch immer keine Frau, und Hamann hatte ſieben Kinder und ſei, wiewohl ein orthodoxer Chriſt, bis an ſein Ende in einer Gewiſſensehe geblieben: ja, er erklärt ſich in einer Briefſtelle mit großer Heftigkeit gegen die pöbelhaften Anſichten, wie er ſie nennt, die zwiſchen einer Gewiſſensehe und einer formellen Ehe einen Unterſchied finden wollen.

Ich habe hier das Weſentlichſte aus den Gedanken und Erwägungen hervorgehoben, welche ſich durch die auf Monate vertheilten Briefe Hebbels an Eliſen über die entſcheidende Frage hinziehen. Aufgeklärt war von ſeiner Seite überhaupt genug worden, aber eine Klärung des Verhältniſſes hatte ſich daraus nicht ergeben: wie denn auch das Eine mit dem Andern in der Regel nicht zuſammen hängt. Eliſe, welche eigentlich nur aus Empfindung beſtand, konnte aus ihrem Zuſtande nicht heraus. Hebbel beurtheilte ſie ſchlecht, als er ihr empfahl, ſie ſolle, um ſich gewaltſam von ihren düſtern Phantaſien zu befreien, die Erinnerungen an den Hamburger Brand niederſchreiben und große Dichter leſen. Ja, als er ſich thörichter Weiſe einbildete, ein philoſophiſch myſtiſches Gedicht, das er ihr zum Weihnachtsabend ſchickte, müſſe ſie wie lindernder Thau die halb verwelkte Blume tränken, da wendete ſich der naturvolle Schmerz Eliſens gelaſſen fremd davon ab. Welch eine ſeltſame Tröſtung war thatſächlich dieſes Gedicht: Das abgeſchiedene Kind an ſeine Mutter betitelt! ein froſtiges, metaphyſiſches Glaubensbekenntniß, das in gequälten Terzinen Wunder der Erquickung wirken ſollte! Darnach könnte auch ein gemalter Regen verdorrte Fluren letzen. Aus einer erkünſtelten Seligkeit heraus redet das der Erde entrückte Kind die Mutter an, preiſt ihr das Loos, nun in keiner Form mehr gefangen zu ſein, denn wer alle bis zur höchſten durchgegangen, der werde in keine wieder eingehäkelt. Alles Leben ſei gefrorne Liebe, ſei vereiſter Gotteshauch, erſtickt in tauſend Flocken und Zacken, darin er ſtarren bliebe, wenn nicht im Tiefſten ihn ein dunkler Drang erregte, der ihn immer weiter und weiter lockt und den größeren Ring ſtets um den engeren tauſchen laßt, bis er zu der Ringe letzten gelangt und ſich mit dem Odemzuge Gottes wieder vereinigt. Gott ſelber aber habe nur zu ſeiner eigenen Aufhellung die Welt geſchaffen, ſie ſei nichts als die Fackel, ſein Inneres zu durchleuchten. — Myſtiſch-pantheiſtiſche Propfreiſer auf Schelling'ſchem Stamm. Ausdrücklich nennt Schelling einmal die Natur gefrornen Geiſt. Nie war Hebbel kälter als diesmal, wo er recht warm zu ſein glaubte, nie abſtracter als bei dieſem Anlaß concreteſten Leids.

Gleichwohl ſprach in jenen kummerſchweren Tagen auch der Dichter aus dem tiefen Gemüth heraus, als er nämlich die letzten Scenen ſeiner Maria Magdalena ſchrieb. „Die ewigen Schmerzen“, ſo lautet eine Briefſtelle, „diejenigen, die ſich nie ganz verlieren, vertheilen ſich allmählich, während ſie Anfangs auf einen einzigen Punkt zuſammengedrängt ſind, über unſer ganzes Ich und ſtellen dadurch die aufgehobene Harmonie zwiſchen Geiſt und Herz, wenn auch um einen Ton tiefer herabgeſtimmt, wieder her“. Dieſen vertheilten Schmerz ſpüren wir, dieſen tief gefärbten Ton hören wir in ſeinem bürgerlichen Trauerſpiel, deſſen Entſtehung zum größten Theil in die Wochen vor und nach dem jüngſten traurigen Erlebniß fiel. Ein Schattengewimmel, wie wir es auf Heiligengemälden wahrnehmen, ein wolkiger Schwarm ernſter und wehmuthiger Geſtalten bricht aus dem Hintergrunde dieſes tragiſchen Bildes hervor. Mit Eindrücken aus den verſchiedenſten Lebensperioden ward die einfachſte, unſcheinbarſte, eindringlichſte, aber auch am meiſten verleumdete und gemißdeutete ſeiner Dichtungen geſpeiſt, der wir jetzt unſere Aufmerkſamkeit zuwenden müſſen.

Eine kleine norddeutſche Stadt und in dieſer ein enges Bürgerhaus, wo Arbeitſamkeit und harte Grundſätze herrſchen, ein von Rechtſchaffenheit und Vorurtheilen, Gottesfurcht und Menſchenſcheu eingefriedigtes Familienleben: dies iſt der Boden, auf dem ſich die finſtere Fabel von dem Tiſchler, Meiſter Anton und den Seinigen abſpielt. Er lebt mit Weib, Sohn und Tochter ein ehrſam freudloſes Leben. Er hat die ſchlimmſten Angriffe der Noth abgewehrt, ohne das Lächeln der Genügſamkeit dabei gewonnen zu haben. Du ſollſt! und du mußt! ſind ſeine Morgenwecker und ſeine Taggenoſſen, alles Läßliche iſt ihm verhangen, jeder Athemzug der Luſt benommen. Aber dabei ſchleppt er nicht ſein Leben weiter, ſondern er trägt es, und auch nicht mürriſch, ſondern ſtreng. Dies hat er in der Schule einer bittern und trüben Jugend gelernt, deren rauhe Zucht und Pflichtgebote in ſeiner Empfindung mit der Zeit zu einem heiligen Vermächtniß verwandelt wurden, daran Niemand taſten, geſchweige rütteln darf. Die einſtmaligen Verkürzungen und Unterſchlagungen des Glücks ſieht er nunmehr als die rechten, ja allein fördernden Lehrmeiſter der Seele an. Unnachſichtig, wie gegen ſich ſelbſt, kennt er auch an Andern nichts Entſchuldbares, ſobald ſein Ehrgefühl, das öfters Weſen und Schein verwechſelt, in Mitleidenſchaft kommt, und weichgearbeitet nach Innen, hält ſeine ſchroffe Außenſeite Jedermann, auch ſeinen Angehörigen, eine regungsloſe Maske entgegen. „Mir ging's in jungen Jahren ſchlecht", lautet eines ſeiner Bekenntniſſe, „ich bin ſo wenig, wie Er, als ein borſtiger Igel zur Welt gekommen, aber ich bin nach und nach einer geworden. Erſt waren all' die Stacheln bei mir nach Innen gerichtet, da kniffen und drückten ſie alle auf meiner nachgiebigen glatten Haut herum und freuten ſich, wenn ich zuſammenfuhr, weil die Spitzen mir in Herz und Eingeweide drangen. Aber das Ding gefiel mir nicht, ich kehrte meine Haut um, nun fuhren ihnen die Borſten in die Finger und ich hatte Frieden". Wohl, aber einen düſtern Frieden, der den Krieg in ſeinem Schooße birgt. Zwar im Hauſe waltet kein Zwiſt, ſo ungleichartig auch die dort vereinigten Elemente ſind, aber doch nicht die ſchöne Eintracht, die freundlich und willig die Theile zum Ganzen verbindet. Eher könnte man von einem permanenten Waffenſtillſtand oder von einem Stunden lang am Himmel wartenden und nur ſehr leiſe ziehenden Gewitter ſprechen. Keines ſeiner Familienglieder ſteht unbefangen zu ihm, obgleich er nichts vom Wärwolf oder vom Haustyrannen hat, ein geheimer Druck laſtet auf ihnen allen, ein ſtilles Bangen ſchneidet dem Wunſche des Einzelnen die Rede, der Frage das letzte Wort ab und hält die erleichternde Vertraulichkeit in der gepreßten Bruſt zurück. Voll Fügſamkeit, gutmüthig ergeben, hat ſich ſeine Ehefrau mit ihm abgefunden, wobei ihr ein geduldiger und einfacher Sinn behilflicher ward, als das Verſtändniß für ihren Mann, und eine ſchwächliche Güte mehr mitwirkte, als das Einvernehmen der Geſinnungen Beider. Denn wiewohl an ihrer Ehrbarkeit kein Makel haftet, ſo hatte ſie doch an dem vergnüglichen Beiwerk des Lebens Gefallen, als ſie noch jung war, und darum möchte ſie jetzt gar zu gerne den Kindern geben, was ſie ſelber hat entbehren müſſen. Ihnen iſt ſie wenigſtens Anhalt und Zuflucht für ihre Jugendlaunen und Irrthümer, insbeſondere dem Liebling Karl, der in ſeiner leichten Lebensauffaſſung und ſeiner Hinneigung zum

Leichtſinn das Widerſpiel des Vaters bildet. Unabläſſig muß ſie beim Sohne vertuſchen und verdecken, was der Vater nicht ſehen oder erfahren ſoll, ihn nicht ſelten gegen den Alten entſchuldigen und vertheidigen. Klara, welche inſoferne die leibhaftige Tochter des Meiſter Anton iſt, als auch ſie ſchweigſam mit ſich allein fertig werden kann und vom echten wie vom falſchen Ehrgefühl gleicher Weiſe ihr inneres Glück abhängig macht, die härtere Klara hat doch zuweilen Augenblicke, wo ſchon das liebreiche Antlitz der Mutter ihr Beſchwichtigung oder Troſt gewährt. An der Bevorzugung des Bruders nimmt ſie ſo wenig ein Aergerniß, daß ſie rührend mädchenhaft ihre eigenen zarten Spenden für die ſeinigen ausgibt: „Alles muß von Karl kommen, wenn es ihr Freude machen ſoll". Freilich thut ſie dies wehmüthig verzichtend, weil ſie ſchon auf Höheres verzichten gelernt hat. So ſchmal der um ihr Daſein gezogene Kreis iſt, ſo groß und ſchwer iſt das Erlebniß ihrer jüngſten Vergangenheit. Je beſſer ſie den Vater verſteht, ſie allein, die er ohnehin, mit der Unmerklichkeit ſeiner warmen Empfindungen begünſtigt, deſto ſchrecklicher laſtet das Geheimniß auf ihr, das ſie nicht einmal der Mutter zu enthüllen den Muth hat. — Von ihrem Geſpielen und Geliebten vor Jahren verlaſſen und, wie ſie wähnte, vergeſſen, der ſpöttiſchen Nachrede und dem Hohn der Leute preisgegeben, welche in kleinen Städten mit den Lappen fremden Leumunds ihre Kurzweil ausſtatten, hat Klara ſich mit einem Schreiber, Leonhard, verlobt, einem Menſchen aus dem Dutzend, bei dem ſie ihre Verſorgung zu finden hofft. Da kehrte im unrechten Moment der vermeintlich Treuloſe von der Akademie zurück, um ſofort einen Secretärspoſten anzutreten. Die alte Liebe ſchlug in Klara, indem dieſe den Mann ihrer Wahl erblickte, die Augen wieder auf, zugleich aber erwachte in ihr der Stolz des beleidigten Herzens. Leonhard, der dies bemerkte, der ſich ihrer nun um jeden Preis verſichern wollte, forderte von ihr in einer verwirrenden Stunde das Letzte, was ein Weib zu geben hat. Und Klara, um ihm zu beweiſen, daß der Verdacht ihres Schwankens grundlos, um ſich ſelbſt zu beweiſen, daß es nicht ſo iſt, ja um es zu erſticken, wenn es ſo wäre, gab das Letzte hin, ſo zu ſagen hinter dem Rücken ihrer Seele, ihrer Weiblichkeit. Aus mißverſtandenem Ehrgefühl iſt ſie gefallen, in einem ſonderbaren Wirbel von Berechnung und Gefühl iſt ſie untergeſunken. Leonhard hat ſie jetzt in der Hand, ein Individuum, deſſen Armſeligkeit ihr vom erſten Augenblick an deutlich geworden und deſſen Gemeinheit ſich in dem Maße entpuppt, als ihr Geſchick ſich verfinſtert. Bedeutet ihm doch ihre Ausſteuer ſo viel, wenn nicht mehr, wie ihr Beſitz — aber um dieſe Ausſteuer eben iſt er, ohne es zu ahnen, bereits gekommen. Der Vater hat ſeine ſauer erſparten tauſend Thaler dem Wohlthäter ſeiner Jugend geopfert, weil er ihn nur dadurch vor dem Selbſtmorde retten konnte. Dies Alles und Mancherlei ſonſt noch liegt hinter dem Drama; jede einzelne Scene deſſelben hebt gleichſam den Schleier von den Begebenheiten, welche mit den eintretenden Folgen, mit dem aufdämmernden Verhängniß ruckweiſe klarer werden. Dieſer analytiſche Gang, ſagt Friedrich Viſcher, indem er an das hier angewendete Mittel der antiken Tragödie erinnert, welche eine Thatſache als geſchehen vorausſetzt, um ſie erſt im Verlaufe der Handlung zu motiviren, ſichere dem Dichter an feſtem Bande die volle Theilnahme des Zuſchauers. Wir könnten kaum erwarten, bis man uns Schritt vor Schritt das Dunkel von dem Bilde hinweg reibe. Doch ſei dies nicht ein blos techniſcher Kunſtgriff; dieſes Rückwärts im Vorwärts ſei zugleich geiſtiger, ethiſcher Schickſalsgang und wie das Unglück vorwärts ſchreite, werde auch die Schuld offenbar.

An einem ſommerlichen Morgen, den die von ſchwerer Krankheit kürzlich geneſene Mutter, mit ihrem falben Hochzeitskleide angethan, ſeierlich begeht, indem ſie zur Kirche wandelt, bringt Leonhard der Verlobten die Nachricht, daß er den Caſſierpoſten erlangt hat. Er war einige Wochen weggeblieben, um die dazu nöthigen Schliche zu betreiben, und ängſtlich hatten Mutter und Tochter denjenigen vermißt, der dem Herzen Klaras nicht fehlte. Widerwillig, ja empört, vernimmt ſie ſeine glückhafte Geſchichte und der Ausruf des Entſetzens entfährt ihr: Gott, Gott! an dieſen Menſchen bin ich gekettet! Leonhard aber nimmt dergleichen nicht genau. Mit der Miene der Alltagsredlichkeit hält er beim Vater in aller Form um die Tochter an, erfährt jedoch in dem Geſpräche mit dem Alten, der ihn wahrlich nicht höher anſetzt, als ihm gebührt, wo die für Klara beſtimmte Mitgift geblieben iſt. Mißmuthig würgt der Schreiber die Nachricht hinunter, die ſeiner feigen Denkungsart noch nicht den Muth zu geben ſcheint, von ſeinem Eheverſprechen zurückzutreten, worauf der Vater gefaßt war. Da wirft das täppiſche Ungefähr, womit das Schickſal zu würfeln pflegt, dem Schreiber den erwünſchten Anlaß hin, aber auch Tod und Verderben fallen in das Haus herein. Beim Kaufmanne Wolfram, wo Karl vor wenigen Tagen einen Schrank polirt hat, ſind Juwelen geſtohlen worden und der Sohn des Meiſters Anton ward als des Diebſtahls verdächtig eingezogen. Leonhard lieſt in dem eben gebrachten Wochenblatt, das den Juwelendiebſtahl meldet, während der Vater von der über den Kirchhof heimgekommenen Mutter ſich erzählen läßt, daß der Todtengräber frevelhafter Weiſe ein Grab auf Vorrath ausgeſchaufelt und daß ſie ihre Blumen hineingeworfen habe. Da ſchellt es an der Hausklingel und zwei Gerichtsdiener treten ein, deren einer rohe Worte ausſtößt, um ſodann das Haus wie eine Gaunerherberge zu durchſuchen. Die Mutter fällt um und ſtirbt. Leonhard macht ſich davon und ſendet ſeinen Scheidebrief. Der Vater aber, welcher ſeiner Erſchütterung ungeachtet die Beſtürzung

Klaras über dieſen Abſagebrief gewahrt, faßt die Tochter mit ſchlecht verhehltem Entſetzen bei der Hand und räth ihr, dem Bruder zu Hilfe zu kommen, der denn doch nur ein Stümper ſei, er habe die Mutter umgebracht; der Vater wäre noch am Leben. Sie brauche nicht nach der Art zu langen, ihr hübſches Geſicht, Naſe und Mund würden gewiß Beifall finden. Verzweifelt ſinkt Klara an der Leiche nieder, indem ſie den Kinderlaut: Mutter! ſchreit.

Meiſter Anton. Faſſ' die Hand der Todten und ſchwöre mir, daß Du biſt, was Du ſein ſollſt!

Klara. Ich — ſchwöre — Dir — daß — ich — Dir — nie — Schande — machen — will!

Meiſter Anton. Gut! (Er ſetzt ſeinen Hut auf.) Es iſt ſchönes Wetter! Wir wollen Spießruthen laufen, Straß' auf, Straß' ab! (Ab.)

Nun leben ſie im Hauſe des Meiſter Anton zu Zweien; neben dem zerſchmetterten Vater, der ſich tapfer aufrecht hält, die ſich verzehrende Klara, welche in's Leere hinein ſtarrt. Eines buchſtabirt im Andern ſein Schickſal, mit der halben Beſinnung und gräßlicher Bangigkeit, welche die Geſtalten und Töne des kranken Halbſchlummers mitunter hervorrufen. Werde Du ein Weib, ſo bittet er die Tochter, wie Deine Mutter war, dann wird man ſprechen: an den Eltern hat's nicht gelegen, daß der Bube abſeits ging, denn die Tochter wandelt den rechten Weg und iſt allen Andern vorauf. Was ihn betreffe, fügt er kalt hinzu, ſo wolle er das Seinige dazu thun, er wolle ihr die Sache leichter machen, als den Uebrigen. In dem Augenblick, wo er bemerke, daß man auch auf ſie mit Fingern zeige, werde er ſich raſiren, und dann, dies ſchwöre er ihr zu, raſir' er den ganzen Kerl weg. Sie könne ſagen, es ſei aus Schreck geſchehen über ein auf der Straße durchgegangenes Pferd oder über eine Katze, die auf dem

Boden den Stuhl umwarf — wer ihn kenne, der werde freilich den Kopf dazu ſchütteln, denn er ſei nicht ſonderlich ſchreckhaft, aber er könne es in einer Welt nicht aushalten, wo die Leute mitleidig ſein müßten, wenn ſie nicht vor ihm ausſpucken ſollen. „Alles, Alles kann ich ertragen und hab's bewieſen, nur nicht die Schande. Legt mir auf den Nacken, was ihr wollt, nur ſchneidet nicht den Nerv durch, der mich zuſammenhält!“ — Die Leute, welche den Kopf ſchütteln, die Schande vor den Leuten, das iſt es. Nicht er bewacht die Ehre, vielmehr die Ehre bewacht ihn, ſie hat ihn zu ihrem Knecht und Leibeigenen gemacht. Mit der Bosheit der Menſchen in ſeinem bedrängten Leben wohl vertraut, ſteht er ihnen zwar ſtachlicht und widerborſtig gegenüber, aber dieſe Schroffheit hindert ihn nicht, die Meinung der Menſchen ſchlechtweg als eine gebieteriſche und geheiligte Macht anzuſehen und den Begriff der Schande mit ihrem Maß zu meſſen. Was iſt ihm das Leid Karls, der doch auch die ihm angethane Beſchimpfung ſpürt, da er nicht zu den Verächtlichen zählt und obendrein unter einer grundloſen Anklage, wie der Vater bald erfahren ſollte, den Kelch der Schmach hat trinken müſſen. Was iſt ihm Klara, von deren Geſicht er ableſen könnte und zum Theil wirklichablieſt, was namenloſes Weh hinein geſchrieben! Er fühlt eben nur ſich, auch in den Seinigen nur ſich, ſeine eigene Schaamröthe allein, niemals auch das von einem gemißhandelten oder irregeleiteten Herzen vergoſſene Blut. Die Charitas iſt ihm fremd. Darum bemerkt er nur das Nächſte und Gröbſte, zu keiner Zeit den goldenen Faden, wenn dieſer durch ein ſchwarzes Gewebe läuft, darum weiß er nicht, daß Gut und Böſe hin und wieder Wandnachbarn ſind. O, ich hab' ſo groß Unrecht erlitten, ſeufzt er gegen Klara, daß ich Unrecht thun muß, um nicht zu erliegen, wenn's mich ſo recht anfaßt. Er thut aber nicht nur Unrecht, indem er mit ſeiner unbarmherzigen Strenge der Unglücklichen jeden Ausweg verlegt, er iſt auch der Mitthäter des Unrechts geweſen, das dem Anſcheine nach ganz von Außen über ihn hereinbrach. Das erſte Wort, das ihm die Kunde von dem beim Kaufmanne Wolfram verübten Juwelendiebſtahl entpreßte, war die Beſchuldigung gegen den Sohn. Was der lieblos oder gleichgültig Fernſtehende ohneweiters folgern kann, ſobald er die Verdachtgründe gegen einen leichtgearteten jungen Menſchen vernimmt, das hat der eigene Vater gleichfalls gefolgert. Und das erſte Wort, womit einer der Gerichtsdiener in die Stube des Meiſter Anton trat, war nichts als der Widerhall der Beleidigung, welche ihm der Alte einſt am Wirthshaustiſche in hochmüthiger Hinweiſung auf ſein unehrliches Gewerbe zugefügt hat: „Leute im rothen Rock mit blauen Aufſchlägen ſollten Ihm nie in's Haus kommen! Hier ſind wir unſerer Zwei!“ Ja, durch die ganze Stadt, den längſten Weg zum Bürgermeiſter hat die kleinliche Rachgier den Sohn des ehrlichſten Mannes geführt. Er aber erkennt nicht, daß das aller Orten auf ihn lauernde Schickſal ein Bündniß mit ſeiner verſtockten Tugend eingegangen iſt und ſein düſteres Rechtthun heimlich und tückiſch in Unrecht umſchmiedet. Solch' ein Charakter iſt die Metallſpeiſe der tragiſchen Kunſt.

Noch iſt das Verbrechen, deſſen ſein Sohn geziehen wird, nicht erwieſen, ja der prophetiſche Traum, der dem Meiſter Anton jetzt, wie er ſagt, mit ſeinem Blutfinger häßliche Dinge zeigt, hat ihn in der letzten Nacht den Sohn ſchauen laſſen, eine Piſtole gegen ſich abdrückend, aber aus dem ſich verziehenden Dampfe blickte ihn das ruhige Geſicht eines redlichen Mannes an, der Goldſtücke aus einer Hand in die andere zählt. (Nebenbei bemerkt ein dramatiſcher Zug vom erſten Range.) Aber des Vaters bittere Reden verſcheuchen die freundliche Verheißung des Traums. Karl könne nicht rein aus dem Prozeſſe hervorgehen; von dem komme ihm nun und nimmer ein Troſt. Darum möge Klara nicht vergeſſen, was ſie ihm ſchuldig ſei, ſie möge ihren Schwur halten, damit er den ſeinigen nicht zu halten brauche. Während er zum alten tauben Holzhändler in's Gebirge geht, dem Einzigen, der ihm noch wie ſonſt in die Augen ſehe, weil er noch nichts von ſeiner Schande wiſſe, bleibt Klara mit ihrer Todesſehnſucht die Hüterin des Hauſes. Die Mutter im Grabe, der Bruder gefangen, ſo hat ſie ſchon Tage um Tage verſeſſen und verdacht, den Mittagstiſch beſtellt und nichts genoſſen, dem Vater zugehört und nur Eins verſtanden. Endlich löſt ſich die zuſammengedrückte Seele in einem linden Schmerzenston.

„O Gott, o Gott! Erbarme Dich! Erbarme Dich über den alten Mann! Nimm mich zu Dir! Ihm iſt nicht anders zu helfen! Sieh, der Sonnenſchein liegt ſo goldig auf der Straße, daß die Kinder mit Händen nach ihm greifen, die Vögel fliegen hin und her, Blumen und Kräuter werden nicht müde, in die Höhe zu wachſen. Alles lebt, Alles will leben, tauſend Kranke zittern in dieſer Stunde vor dir, o Tod, wer dich in der beklommenen Nacht noch rief, weil er ſeine Schmerzen nicht mehr ertragen konnte, der findet ſein Lager jetzt wieder ſanft und weich, ich rufe dich. Verſchone den, deſſen Seele ſich am tiefſten vor dir wegkrümmt, laß ihm ſo lange Friſt, bis die ſchöne Welt wieder grau und öde wird, nimm mich für ihn! Ich will nicht ſchaudern, wenn du mir deine kalte Hand reichſt, ich will ſie muthiger faſſen und dir freudiger folgen, als dir noch je ein Menſchenkind gefolgt iſt“.

Mit den unerwarteten Gäſten, welche jetzt bei ihr einſprechen, ſcheint das Drama ſich günſtiger anſchicken zu wollen. Die im erſten Acte feſt zugezogenen Maſchen werden im zweiten plötzlich gelockert, aber nur zu dem Ende, um dann erſt recht den unauflöslichen Knoten zu bilden. Zuerſt erſcheint der Kaufmann

Wolfram, welcher den Juwelendiebſtahl aufklärt, den ſeine wahnſinnige Frau begangen habe, und welcher die haſtige Verhaftung Karls auf den Gerichtsdiener wälzt, der beim Bürgermeiſter viel gelte. Nun ſollt' ich mich freuen, meint Klara, nachdem der Kaufmann ſich entfernt hat, aber ich kann nichts denken als: nun biſt du's allein. Dennoch iſt ihr zu Muthe, als ob ihr gleich etwas einfallen müſſe, das Alles wieder gut mache. Da bietet ihr der Secretär guten Tag. Raſch wickelt er ſich von den anfänglich unnützen Reden der Schüchternheit, der Beklommenheit und des erkünſtelten Frohſinns los und nimmt den vor Jahren abgeriſſenen Faden wieder auf. Zwar empfindet er, daß etwas zwiſchen ihm und Klara ſteht und über ſeine halb fragenden, halb vorwurfsvollen Worte gleitet ein trüber Hauch. Aber die Heiterkeit ſeiner Natur, deren Vorzüge dem edlen Menſchenthume und deren Fehler jener Jugendlichkeit angehören, die bei ihm nie welken kann, lacht ungeduldig hinter der gedeckten Stellung hervor. Neugierig und vertrauensvoll, unvorſichtig und treuherzig, wie er in die Welt hinein ſchaut, blickt er in die Verwirrungen Klaras, die ſo wenig von ſeinem Herzensſommer angeſteckt wird, als von den Blumen und Kräutern draußen vor ihrem Fenſter. „O, dieſer feſtgenagelte Sonnenſchein und all' die Heiterkeit um mich her!“ — Als ihr der Secretär die Hand reicht, um ſie nie wieder zurückzuziehen, da deutet ſie ihm an, warum ſie dieſe Hand nicht nehmen wird und darf. Aber alſogleich folgt das erneute Geſtändniß ihrer Liebe den dunklen Andeutungen. „Dich, Dich lieb' ich! Da! Da! Ich ruf's Dir zu, als ob ich ſchon jenſeits des Grabes wandelte, wo Niemand mehr roth wird, wo ſie Alle nackt und frierend an einander vorbei ſchleichen, weil Gottes furchtbar heilige Nähe in Jedem den Gedanken an die Andern bis auf die Wurzel weggezehrt hat“. — Schmerz und Grimm, Liebe und Mitleid, der Entſchluß ſie zu retten und der Schauder vor dem Rettungsmittel kämpfen in ihm den Kampf der Männlichkeit und der Treue. Aber ihm entſchlüpft das böſe Wort: „Darüber kann kein Mann weg“. — Er würde der Mann darnach ſein, darüber weg zu kommen, wenn ſein Blick ſo großartig überſchauend und Alles raſch verknüpfend wäre, wie ſein Naturell liebenswürdig iſt und lauter ſein Gemüth. Gedanken ſpinnend, Anſchläge erwägend enteilt er. Freilich, er iſt nur obenhin in Klaras Lage eingeweiht, er kann nicht wiſſen, welche Schwüre dieſes arme Leben zermalmen. Zudem hat er ſich noch vor Kurzem im Geräuſch der Welt getummelt, in ſeinen Studien den Geſichtskreis erweitert und den Maßſtab, wie das Gefühl für enge Verhältniſſe und dumpfe Zuſtände verloren, wie ſie in dem Hauſe des Tiſchlers walten. Das entſcheidende Wort aber klingt und dröhnt in Klara nach. Nein, murmelt ſie lächelnd, darüber kann kein Mann weg. Doch macht ſie dieſes Wort mit dem beſſeren wett: „Hätteſt du den Muth eine Hand zu faſſen, die — Nein, nein, dieſen ſchlechten Muth hätteſt du nicht! Du müßteſt dich ſelbſt einriegeln in deine Hölle, wenn man dir von außen die Thür öffnen wollte“. — Sie wird die Hand des Secretärs nicht faſſen und ſie wird den Vater nicht zum Selbſtmord treiben, ſie wird gehen. Vorher aber will ſie noch um ihr Elend betteln, um ihr tiefſtes Elend, wie ſie ſagt, als ſie den Gang zu Leonhard antritt. „Drei Brunnen triffſt du auf dem Weg zu ihm — daß du mir an keinem ſtehen bleibſt! Noch haſt du nicht das Recht dazu!“

Nun iſt der tragiſche Knäuel derart geflochten und verflochten, daß nur ein Wunder ihn entwirren könnte. In der Tragödie aber gibt es ſolche Wunder eben ſo wenig, als in der Natur. „Mich ſelbſt erſchüttert dieſe Klara gewaltig, wie ſie aus der Welt gedrängt wird“, ſo lautet eine Briefſtelle des Dichters aus der Zeit, als er an dem Stück arbeitete. Und in der That, wenn jemals bei einer dramatiſchen Geſtalt jener Ausdruck zutreffend war, ſo iſt es hier der Fall: Aus der Welt hinaus gedrängt.

Als Bettlerin überſchreitet Klara die Schwelle Leonhards, um das Almoſen der Ehe bittend. Er iſt eben guter Dinge geweſen. Warum auch nicht? Hat er doch heute den ſechſten Bogen beſchrieben. Wie fühlt ſich der Menſch, wenn er ſeine Pflicht thut, ſo ſagte er zu ſich ſelbſt, der polizeilich unbeſcholtene und bürgerlich zu allen Ehren befähigte Lump in Amt und Würde, hinter dem eine große Majorität ſteht. Nicht einmal vor dem König, wenn er in die Thür träte, meint er, würde er in Verlegenheit gerathen, Einen ausgenommen, vor dem alten Tiſchler. Freilich auch, denn der jagt ihm Schrecken ein. Die arme Klara dauert ihn nur, er kann nicht ohne Unruhe an ſie denken und er verflucht jene Abendſcene, an der die Eiferſucht mehr Antheil hatte, als die Liebe — „und ſie ergab ſich gewiß nur darein, um meine Vorwürfe zu widerlegen, denn ſie war kalt gegen mich, wie der Tod“. Ihr ſtünden böſe Tage bevor, aber auch er werde noch viel Verdruß haben. Trage Jeder das Seinige. Dieſes Selbſtgeſpräch hat Klara unterbrochen. Heirathe mich! denn mein Vater ſchneidet ſich ſonſt die Kehle ab, heirathe mich und bring' mich nachher ſelber um, ich will Dir für das Eine noch dankbarer ſein, wie für das Andere. In dieſem Hauptaccord ſammelt ſich ihr Kummer und ihre Schaam. Leonhard glaubt nicht an den Schwur des Alten — wie vermöchte dies auch ein Geſchöpf ſeiner Art! — und er fragt ſie liſtig, weil er ihre Antwort zum Voraus weiß, ob denn ſie ihm ſchwören könne, daß ſie aus Liebe zu ihm die ewige Verbindung mit ihm wünſche? Nein, erwiedert Klara und Alles was Spitze und Schneide in ihr hat, bricht aus ihrem gemarterten Gemüth hervor und ſpringt mitunter in die Sprache des Vaters um. Nein, erwiedert ſie, das kann ich nicht ſchwören! Aber er ſolle nie erfahren, ob ſie ihn liebe, ob nicht. Sie wolle ihm dienen, ſie wolle für ihn arbeiten und wenn ſie nichts zu eſſen habe wortlos hungern. Wenn er ſie ſchlage, weil ſein Hund nicht bei der Hand ſei, ſo ſolle Niemand einen Schrei von ihr hören, und wenn Jemand die Striemen ihrer Haut erblicke, ſo wolle ſie ſagen, daß ſie mit dem Kopfe gegen den Schrank gefahren oder auf dem glatten Eſtrich ausgeglitten wäre. Sie werde nicht lange leben, wenn's ihm aber dennoch zu lange dauere und er die Koſten der Scheidung nicht aufwenden möge, ſo ſolle er Gift hinſtellen, als ob es für die Ratten wäre, ſie wolle es nehmen, ohne daß er auch nur zu nicken brauche, und im Sterben zu den Nachbarn ſagen, ſie hätt' es für zerſtoßenen Zucker gehalten. „Ein Menſch, von dem Du dies Alles erwarteſt, überraſcht Dich doch nicht, wenn er Nein ſagt?" verſetzt Leonhard. Ihrer Ankündigung, daß ſie des Vaters wegen den Tod wählen müſſe, ſtellt er die weltläufigen Betrachtungen entgegen: wie oft dergleichen Unfälle den Mädchen paſſirt ſeien und wie die rauheſten Väter zuletzt die vormals unwillkommenen Enkel ſelbſt glückſelig gewiegt hätten. Auch habe er inzwiſchen ein neues Verhältniß mit der verwachſenen Nichte des Bürgermeiſters eingefädelt, denn er ſei ja durch das Mißgeſchick Karls frei geworden und mit dem Bürgermeiſter ſei nicht zu ſpaßen. Die Schwüle, die Andere zu erſticken droht, ihm lockt ſie ein paar Schweißtropfen auf die Stirn, die fürchterliche Stunde, die über Klaras Haupt zuſammenſchlägt, ihm iſt ſie eine unerwünſchte Trübung ſeines Caſſierer- und Bräutigamslebens. Aber er hat ſich verrechnet, die nächſte Stunde hat Fäuſte, denn der Secretär regiert ſie. „Man müßte den Hund, der's weiß, aus der Welt weg ſchießen!" mit dieſem Gedanken hat der Secretär Klara verlaſſen und Waffen zum Zweikampfe geholt. Die Wahrnehmung, daß Klara umſonſt hier geweſen, daß ſie ungetröſtet wieder gegangen ſei, bringt ſein Mannesgefühl in Aufruhr. Der Ueberfall und die Todesgefahr entpreſſen dem verzagten Leonhard die Zuſage, die er Klara verweigert hat: Noch heut Abend verlob' ich mich mit ihr! Das thu' ich, oder Keiner, antwortet ſein Richter. Und wenn die Welt daran hinge, nicht den Saum ihres Kleides ſollſt Du wieder berühren! Dann faßt er den Winſelnden und ſich Sträubenden unter den Arm und führt ihn — der Abend dunkelt ſchon herein — den Weg hinten zum Hauſe hinaus durch die Gärten in den Wald, wo die Kugeln gewechſelt werden ſollen.

In dem Hauſe des Tiſchlers aber vollzieht ſich jetzt das Unabänderliche und Unabwendbare. Der Bruder Klaras iſt heimgekommen in die öde Wohnung. Hätt' er das Rattenloch unter der Thürſchwelle nicht gewußt, wo ſie den Schlüſſel zu verbergen pflegen, wenn ſie Alle davon gehen, er hätte nicht hinein können. Ihm iſt zu Muthe, als ob jetzt nur ein Gefängniß mit dem andern vertauſcht wäre. Mehr als je wird ihm das Unerträgliche ſeiner bisherigen Exiſtenz deutlich. Was er anſieht, das ſchärft ihm die peinliche Ordnung ein, die hier den Gang des Lebens geregelt, ja die Ordnung an die Stelle des Lebens geſetzt hat. Nicht ohne den Anflug der Lottrigkeit, die ihn dem Vater entfremdete, und von einem zuchtloſen Schmerz um die Mutter, wie von Haß gegen den Rothrock ergriffen, mit dem er abzurechnen hofft, macht er ſich über die zwei Mal zehn Gebote luſtig, die ſie hier im Hauſe haben: Der Hut gehört auf den dritten Nagel, nicht auf den vierten, vor Martini darf man nicht frieren, nach Martini nicht ſchwitzen, das ſteht in einer Reihe mit: Du ſollſt Gott fürchten und lieben! Am Donnerſtag wird Kalbfleiſchſuppe gegeſſen, im Winter Kohl, vor Faſtnacht weißer, nach Faſtnacht grüner, das ſteht ſo feſt, als daß der Donnerſtag wiederkehren muß, wenn der Mittwoch da geweſen iſt. In dieſen

Förmlichkeiten und Gewohnheiten glaubt er ſeit jeher den Charakter des Vaters begonnen und beſchloſſen: das altmodiſche Gewand der Sitte, in das der Meiſter Anton die Häuslichkeit gekleidet hat, iſt ihm der Kern und das Weſen ſeines Charakters. Wie der Alte aus den Aeußerlichkeiten des Sohnes unberechtigte Schlüſſe auf deſſen innere Beſchaffenheit zieht, ſo vermag Karl in den Geboten und Handlungen des Vaters Spreu und Weizen nicht zu ſondern. Nun der Schutzgeiſt, nun die Mutter geſchieden iſt, hält ihn an dieſer Stätte nichts mehr feſt. In abgeriſſenen Worten theilt er der Schweſter, auf die er mit Ungeduld gewartet hat, die erlittenen Unbilden der jüngſten Tage und alsdann den Entſchluß mit, demnächſt zur See zu gehen. Hobeln, Sägen und Hämmern, dazwiſchen Eſſen, Trinken und Schlafen, um immerfort hobeln, ſägen und hämmern zu können, Sonntags ein Kniefall obendrein: ich danke Dir, Herr, daß ich hobeln, ſägen und hämmern darf! das iſt fortan ſeine Sache nicht mehr. Der Vater und er, ſagt er, paſſen ein für allemal nicht zuſammen: er könne es nicht eng genug um ſich haben, er möchte ſeine Fauſt zumachen und hinein kriechen, während Karl wenn's nur ginge, ſeine Haut abſtreifen möchte, wie den Kleinkinderrock. So redet er, von Zeit zu Zeit einen Schluck trinkend und Strophen eines Schifferliedes einſtreuend, aufgeregt und erhitzt in die zerrüttete Schweſter hinein, die gleichfalls reiſefertig iſt und bei einzelnen Worten des Bruders, welche ohne ſein Wiſſen ihre Lage treffen, krampfhaft aufzuckt. Sie muß die Stube verlaſſen, um ſich nicht zu verrathen.

Karl. Die kommt mir ganz ſonderbar vor. (Singt.)

Ein kühner Waſſervogel
Kreiſt grüßend um den Maſt!

Klara (tritt wieder ein). Das Letzte iſt gethan, des Vaters Abendtrank ſteht am Feuer. Als ich die Küchenthür hinter mir anzog, und ich dachte: Du trittſt nun nie wieder hinein! ging mir ein Schauer durch die Seele. So werd' ich auch aus dieſer Stube gehen, ſo aus dem Hauſe, ſo aus der Welt!

Karl (ſingt, er geht immer auf und ab, Klara hält ſich im Hintergrund).

Die Sonne brennt herunter,
Manch Fiſchlein blank und munter
Umgaukelt keck den Gaſt!

Klara. Warum thu' ich's denn nicht? Werd' ich's nimmer thun? Werd' ich's von Tag zu Tag aufſchieben, wie jetzt von Minute zu Minute, bis — Gewiß! Darum fort! — Fort! Und doch bleib' ich ſtehen! Iſt's mir nicht, als ob's in meinem Schooß bittend Hände aufhöbe, als ob Augen — (Sie ſetzt ſich auf einen Stuhl.) Was ſoll das? Biſt du zu ſchwach dazu? So frag' dich, ob du ſtark genug biſt, deinen Vater mit abgeſchnittener Kehle — (Sie ſteht auf.) Nein! Nein! Vater unſer, der Du biſt im Himmel — Geheiliget werde Dein Reich — Gott, Gott, mein armer Kopf — ich kann nicht einmal beten — Bruder! Bruder! — Hilf mir —

Karl. Was haſt Du?

Klara. Das Vaterunſer! (Sie beſinnt ſich.) Mir war, als ob ich ſchon im Waſſer läge, und unterſänke, und hätte noch nicht gebetet! Ich — (Plötzlich.) Vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern! Da iſt's! Ja! Ja! ich vergeb' ihm gewiß, ich denke ja nicht mehr an ihn! Gute Nacht, Karl!

Karl. Willſt Du ſchon ſo früh ſchlafen? Gute Nacht!

Klara (wie ein Kind, das ſich das Vaterunſer überhört). Vergib uns —

Karl. Ein Glas Waſſer könnteſt Du mir noch bringen, aber es muß recht friſch ſein!

Klara (ſchnell). Ich will es Dir vom Brunnen holen!

Karl. Nun, wenn Du willſt, es iſt ja nicht weit!

Klara. Dank! Dank! Das war das Letzte, was mich noch drückte. Die That ſelbſt mußte mich verrathen! Nun werden ſie doch ſagen: ſie hat ein Unglück gehabt! Sie iſt hinein geſtürzt!

Karl. Nimm Dich aber in Acht, das Brett iſt wohl noch immer nicht wieder vorgenagelt!

Klara. Es iſt ja Mondſchein! — O Gott, ich komme nur, weil ſonſt mein Vater käme! Vergib mir, wie ich — Sei mir gnädig — gnädig — (ab):

Karl (ſingt).

Wär' gern hinein geſprungen,
Da draußen iſt mein Reich!

Ja, aber vorher — (er ſieht nach der Uhr). Wie viel iſt's? Neun!

Ich bin ja jung von Jahren,
Da iſt's mir nur um's Fahren,
Wohin? Das gilt mir gleich!

Ergreifender und ſchöner iſt nirgends in der neueren Poeſie die Umbildung des väterlich Herben, ſittlich Grauſamen in das weiblich Geſänftigte und menſchlich Barmherzige anſchaulich gemacht worden, als bei der Schöpfung der Klara. Die ſchlackige Innerlichkeit des Meiſter Anton hat ſich in der Tochter zum reinen Glockengut geklärt und wo ſeine maßloſe Zurechnung, die große Idee des Proteſtantismus verzerrend, unter der Verläugnung oder Mißachtung der menſchlichen Bedürftigkeit dem Einzelnen die ganze ungeheuere Bürde der Schuld und der Sühne aufládt, da athmet in Klara ein Gefühl der Verantwortlichkeit, welche nicht darum ſchlaffer wird, weil ſie über eigenen wie fremden Fehl den letzten Spruch demüthig dem göttlichen Richteramt anheim gibt. Daher ihr holdes Wort, das ſie einſt, gen Himmel ſchauend, ausſprach: ich wollt', ich hätt' einen Glauben, wie die Katholiſchen, daß ich Dir Etwas ſchenken dürfte! Es iſt die Sehnſucht der mit ihrer Schuld und ihrem Unglück auf ſich allein geſtellten Seele nach den weichen Gnadenarmen des Katholizismus. Während die Unduldſamkeit des Alten und deſſen trockene Phantaſie keine heitere, mit der Welt umgängliche Andacht kennt, wie er denn zum Beweiſe für die Verwerflichkeit ſolcher Andacht über die neue Mode ſich ausläßt, welche die Bitten des Vaterunſer in ein Wirthshausgeſpräch verwebe; während er ſeine religiöſe Erhebung nur zwiſchen hohen, düſtern Kirchenmauern finden kann, die ſich um ihn zuſammendrängen müſſen, nachdem die ſchweren eiſernen Thüren hinter ihm zugefallen ſind, ſteigt in Klara auch beim Anblick des kleinen katholiſchen Mädchens, das die erſten Kirſchen, die es zu eſſen brannte, ſchnell zu den Füßen Marias hinwarf, der Schauer ſüßer Erbauung auf. Ja, als ſie zum letzten Male das Gebet des Herrn ſpricht, ſo inbrünſtig, wie es jemals über eine Menſchenlippe gekommen iſt, da geſchah es voll tragiſcher Ironie in dem Moment, nachdem ſie den Abendtrank des Vaters an's Feuer geſtellt und den Weg zum Brunnen, wo ſie Waſſer holen ſollte, angetreten hat. Sogar an der Häßlichkeit der Umſtände, unter denen ſie fiel, klebt das Naturerbe ihres Vaters, wogegen die rührende Schönheit des in ihrem Elend ſich entfaltenden Gemüths ihr eigenſtes Eigenthum iſt. Der Meiſter Anton würde das ganze Haus ſeinem Ehr- und Pflichtgefühl zum Opfer bringen. Klara hingegen hat ſich ſelbſt als Opfer dargebracht. „O Gott, ich komme nur, weil ſonſt mein Vater käme —", ſo lautete ihr letztes Geſtändniß; um ihrer ſelbſt willen hätte ſie die Erde nicht verlaſſen. Lächelnd wiederholte ſie das Wort des Secretärs: Darüber kann kein Mann weg! Deshalb lächelnd, weil ſie im Innerſten empfand, was ihr der Raub jener unſeligen Stunde nicht entriſſen hat. Gleichwohl ſuchte ſie nichts von ihrer Schuld abzudingen oder auszuwiſchen, nicht einmal vor ſich ſelbſt, gleichwohl ſchalt ſie den Kelch nicht zu bitter, den ſie trank, den ſie bis auf die Neige geleert hat. Aber in der Finſterniß ihrer Anklagen und ihrer Leiden leuchtete ihr immer wieder der Reſt von Schuldloſigkeit entgegen, der ihrer Buße entrückt blieb.

Der Gerechtigkeitsſinn der Tragödie erheiſchte, daß der Untergang Klaras das Gegentheil deſſen für den Vater ward, wovor er ihn behüten ſollte. Als der Doppelgänger des Schickſals, das er fortwährend ſpielte, nahm ſich der Meiſter Anton aus, bis das Allen erkennbare Schickſal ſelbſt ſeine untrüglichen Zeichen aufpflanzte. — Mit dem an dem harten Manne ungewohnten Laut: Dir hätt' ich etwas abzubitten — tritt der aus dem Gebirge heimkehrende Vater ein, um gleich die liebloſe Verſicherung folgen zu laſſen, daß er ſich's aber werde erſparen dürfen, wenn er dem Sohne die heimlich gemachten Schulden verzeihe und ſie noch obendrein für ihn bezahle. Das Eine ſei gut, antwortet Karl, das Andere ſei nicht nöthig, mit dem Erlös aus ſeinen Sonntagskleidern könne er die Fordernden ſelbſt befriedigen, als Matroſe habe er ſie nicht mehr nöthig. Dem Stutzen des Vaters ſetzt er gelaſſen ſeinen Entſchluß entgegen, den der Alte, indem er abermals ſeine innere Bewegung mit der Bemerkung verdeckt, daß er den Geſellen nun nicht wieder abzulohnen brauche, den er für ihn eingeſtellt habe: „was iſt's denn weiter?" Noch ſind die Wechſelreden über den Gerichtsdiener, der Karl erniedrigt hat, nicht verklungen, als auch ſchon der Secretär, ein Tuch gegen die Bruſt drückend, hereinwankt. Seine Kugel hat zwar den Buben hingeſtreckt, aber auch er ſelbſt iſt zu Tode getroffen. Geb' er mir die Hand darauf, ſagt er zitternd zu Meiſter Anton, daß er ſeine Tochter nicht verſtoßen will, wenn

BIBLIOTHECA

ſie —. Er werde ihr Platz machen und dies wiſſe ſie, verſetzt der Alte, indem er beide Hände in die Taſchen ſteckt. Da gellt der Ruf des zurückkommenden Bruders, der unruhig geworden nach der Schweſter geſehen hat, durch die Stube: Es liege Jemand im Brunnen! Die große Leiter her, Haken, Stricke! Was ſäumſt Du? Schnell! Und ob's der Gerichtsdiener wäre! Mit dieſem unbewußten Prahlerwort unbeugſamer Redlichkeit erwiedert Meiſter Anton jenen Schreckensruf. Die Nachbarn kamen vor mir, verſetzt Karl, wenn's nur nicht Klara iſt. Sie ſei um Waſſer ſchöpfen gegangen, man habe ihr Tuch gefunden. Sieh doch zu, ich kann nicht! ſagt der Alte, indem er ſich ſetzt. Aber er ſteht wieder auf und meint, zum Secretär gewendet, wenn er ihn recht verſtanden habe, ſo wäre Alles gut. Das Schickſal jedoch ſagt: Es ſoll nicht gut ſein in deinem Sinne! — Vater, jammert Karl, ſie iſt nicht hinein geſtürzt, ſie iſt hinein geſprungen, eine Magd hat's geſehen! Die ſolle ſich's überlegen, eh' ſie ſpreche, grollt der Alte, es ſei nicht hell genug, daß ſie das mit Beſtimmtheit habe unterſcheiden können. — Der ſterbende Secretär aber ſchüttet jetzt die falſchen Münzen ſammt und ſonders auf den Tiſch: der Meiſter Anton habe die Tochter auf den Weg des Todes hinaus gewieſen, er habe ihren Jammer ahnend nur an die hinter ihm ziſchelnden Zungen, nicht an die Schlangen gedacht, wie er ſelber nur an den Buben dachte, der dazu ein Geſicht ziehen könnte, anſtatt ſie in ſeine Arme zu ſchließen, als ihr Herz in namenloſer Angſt vor ihm aufſprang. Er bezahle dieſe Abhängigkeit von Einem, der ſchlechter war als er, mit ſeinem Leben; wer wiſſe, ob nicht auch der Meiſter Anton dereinſt wünſchen werde, daß ihm die Tochter das Achſelzucken der Phariſäer nicht erſpart hätte. „Sie hat mir nichts erſpart — man hat's geſehen! —" „Sie hat gethan, was ſie konnte, Er war's nicht werth, daß ihre That gelang. —" „Oder ſie nicht." — Mit dem

Stoßſeufzer des Alten: Ich verſtehe die Welt nicht mehr! endet das Trauerſpiel.

Dem Leſer ſind vielleicht Bau und Charakteriſtik des Stückes bei der Decompoſition desſelben deutlich geworden. Aber der Eindruck der reißenden Schnelligkeit des Schickſalsganges mußte unter der Erzählung des Dramas empfindlich leiden. In keinem ſeiner Stücke ſonſt hat der Dichter die tragiſche Unwiderſtehlichkeit mit ſo ſicherer Hand gezeichnet und den Zwang der Vorausſetzungen ſo bildlich und dabei ſo ſehr im Schein des Zufälligen zu löſen vermocht. Durch das Letztere insbeſondere wird das Knirſchende der Grundſtimmung erträglich. Wir könnten es nicht aushalten, wir wären zum mindeſten aus der künſtleriſchen Spannung in die Folterkammer des Realismus geworfen, wenn uns nicht die unvorhergeſehenen Zwiſchenfälle, die leichten Hilfstruppen der Nothwendigkeit, über das Gefühl der Unmöglichkeit einer milderen Ausgleichung des Conflicts zeitweilig hinweg höben. Der Dichter riskirte darum nicht das Erwecken unerlaubter Täuſchung, geſchweige eine nachtheilige Lockerung des tragiſchen Gewebes. Er durfte immerhin, wie er es in einem ſeiner Briefe that, dieſes Stück der Form nach das Beſte nennen, was er bis jetzt gedichtet habe, aber er brauchte nicht auch zu beſorgen, daß dies ſchwer zu erkennen ſein möchte. Er hatte in der That eine der höchſten Aufgaben des Dramas glücklich gelöſt, die Aufgabe: äußere und innere Motive bis zur völligen Unzertrennlichkeit in einander zu verflechten, ſo daß es nach ſeinen Worten allerdings auf den erſten Blick, obgleich auch nur auf den erſten, ſcheinen kann, als ob da, wo ein äußeres Motiv in den Vordergrund tritt, kein inneres vorhanden ſei, da der Triumph der Behandlung doch gerade darin liegt, daß dieſes verſteckt iſt. Ein eben ſo bedeutſamer Vorzug des Werkes beſteht darin, daß die Handlung, welche ſich in der niedern Lebensſphäre ereignet, nur den Saft des Erdreichs an ſich geſogen, aber alles Lehmige abgeſtoßen hat, und daß bei der Enge der geſchilderten Verhältniſſe, welche die Einſeitigkeit der tragiſchen Contraſte begünſtigt, ja ſchärft, uns nicht zugleich die ſtoffliche Dürftigkeit dieſer Verhältniſſe den Athem benimmt. Das iſt es, was Viſcher im Auge hat, wenn ſeine ſchon citirte Kritik des Stückes von dem neuen Geiſte ſpricht, den Hebbel dem bürgerlichen Trauerſpiel eingehaucht habe, welches an der komödiſchen Kleinlichkeit ſeiner Motive und an der grobſinnlichen Abwägung der tragiſchen Gerechtigkeit hingeſiecht war. Er ſtellt das Verdienſt des Dichters mit dem des Malers Leopold Robert zuſammen, der aus einem ähnlichen Grunde die Genremalerei zum hiſtoriſchen Styl erhöht habe.

Ein ſolches Familienleben, wie das in der Maria Magdalena dargeſtellte, wirkt ſchon an und für ſich tragiſch, auch wenn kein ſpecielles Ereigniß hinzu tritt. Streicht irgend eine Zufälligkeit in dieſem Drama, vertauſcht unter der Hand das Unglück, das die Handelnden trifft, gegen ein Glück, füllt ihre leeren Truhen oder laßt ſie im Lotto gewinnen: ihr werdet ihnen dennoch nicht helfen. Denn die Tragik beruht nicht auf dem, was ihnen paſſirt und was ſie thun, ſondern auf dem, was ſie ſind und daß ſie dies neben und mit einander ſind. Friedrich von Uechtritz verglich die knappe dramatiſche Gliederung dieſes Stückes den ringgeübten Formen des Borgheſiſchen Fechters, welche, alles unnützen Fettes entkleidet, die geſtählten Sehnen einer edlen Menſchennatur in gefälliger Rundung zeigen.

Aus den Bekenntniſſen des Dichters über die Stimmung, in der er das Drama geſchaffen, und über die künſtleriſchen Zwecke, die ihm dabei vorgeſchwebt, ſollen die wichtigſten hier ihre Stelle finden. Ihm kam es darauf an, durch das einfache Lebensbild ſelbſt zu wirken und alle Seitenblicke des Gedankens und der Reflexion zu vermeiden, da ſie mit den dargeſtellten

Charakteren ſich nicht vertrugen. Und bei ſeiner Gewohnheit, die Erſcheinungen und Geſtalten, die ſich in ihm erzeugten, immer auf die ſie repräſentirenden Ideen, überhaupt auf das Ganze und Tiefe des Lebens und der Welt zurückzubeziehen, war ihm dies eingeſtandenermaßen ſchwerer geworden, als man denken mag. Er mußte ſich demnach ſorgfältig hüten, ſich bei der Arbeit zu erhitzen, um nicht über den beſchränkten Rahmen des Gemäldes hinweg zu ſehen, und Dinge hinein zu bringen, die nicht hinein gehören, obgleich es eben dieſe Dinge ſeien, die ihn am meiſten reizen. Denn das Hauptvergnügen des Dichters beſtehe für ihn darin, einen Charakter bis zu ſeinem Höhepunkte zu führen, den er anfangs ſelbſt nicht berechnen könne, und von da aus die Welt zu überſchauen. Er glaube, daß ihm dieſe Selbſtaufopferung hier geglückt ſei. — Bei Dramen, wie Genoveva und Judith, habe er ſo zu ſagen auf jeder Seite das Reſultat des Dichtungsprozeſſes gezogen; bei der Maria Magdalena ſei es anders. Der Gehalt könne nur im Ganzen, in der vollendeten Geſchloſſenheit der Form geſucht werden und deshalb habe er auch vor dem völligen Abſchluſſe nicht zu wiſſen vermocht, wie er mit ſich ſelbſt daran ſei. Nun ſei er zufrieden, beſonders damit, daß die Perſonen eigentlich alle Recht haben, ſogar Leonhard, wenn man nur nicht aus den Augen laſſe, daß er von Haus aus eine gemeine Natur ſei, die ſich in höhere nicht finden und an ſie nicht glauben könne, daß alſo die Gebundenheit des Lebens in der Einſeitigkeit, aus der von vornherein alles Unheil der Welt entſpringe, ſo recht ſchneidend hervortrete. Weshalb er ſich denn auch wohl gehütet habe, den Hauptcharakter, den eiſernen Alten, am Ende, als der vom hereinbrechenden Tode auf den Punkt der Ueberſicht erhobene Secretär die Wurzeln des Unheils entblößt, unſicher, geſchweige gebrochen erſcheinen zu laſſen. Der Meiſter Anton dürfe nicht weiter kommen, als zu einer Ahnung ſeines Mißverhältniſſes zur Welt, zum Nachdenken über ſich ſelbſt. — Hebbel hoffte, daß man von nun an in ſeinen künftigen Dramen ſeine individuellen Schmerzen nicht wieder erkennen und daß man finden ſolle, er vollziehe die tragiſchen Sentenzen nicht mehr mit ſeinem vom eigenen Krampfe zitternden Arm. In dieſer Beziehung ſei die Maria Magdalena gleichfalls eine gute Arbeit für ihn geweſen „Denn hier war auch nicht die geringſte Gelegenheit, perſönlich hervorzutreten“.

Gleichwohl hatte das wirkliche Leben dieſem Stücke die ergiebigſte Beiſteuer gegeben, und der Werthgrad, wie die reine Bildlichkeit desſelben wird nicht geſchmälert, wenn wir an dieſe Beiſteuer erinnern. Wer der biographiſchen Erzählung mit einiger Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, der hat längſt Localitäten, Zuſtände und Geſtalten aus dem Leben unſeres Dichters in dieſem Drama wahrgenommen, bald halbdeutlich, wie einen landſchaftlichen Streifen, den man bei einer Abendreiſe wieder erkennt, bald in voller Klarheit, wie ein Porträt, das einen uns lieben Menſchen, nur ein wenig verändert, idealiſirt, wie man zu ſagen pflegt, vor's Auge zaubert; hier als ein Vertrautes, aber mit ganz fremden Farben gemiſcht, dort nur als Ton oder Duft, der uns zu den Gegenſtänden, durch die er hervorgerufen worden, wieder leiſe zurückführt. In einem ſolchen Winkel deutſcher Erde, wie das Städtchen iſt, wo die Maria Magdalena ſpielt, hat Friedrich Hebbel ſeine Kindheit und Jünglingszeit verlebt; ſo ungefähr, wie in dem Hauſe des Tiſchlermeiſters hat es in dem Hauſe ſeines Vaters ausgeſehen. Einen Sclaven der Ehe nannte ihn der Dichter, von eiſernen Feſſeln ſprach er, die den Vater an die baare Noth geſchmiedet hätten, von Haß gegen die Freude, die eben ſo wenig Zugang zu ſeinem Herzen gefunden als er ſie auf den Geſichtern ſeiner Kinder habe dulden wollen; Hang zum Spiel habe für ihn auf Leichtſinn, Scheu vor grober Arbeit auf angeborene Verderbniß gedeutet; die Armuth habe in dem herzensguten, wohlmeinenden Manne die Stelle. ſeiner Seele eingenommen. Das war nun freilich das Modell eines aus dem Groben gearbeiteten Ehrenmannes. Nun aber kam der Meißel des Künſtlers, um auszuſcheiden und zu ſteigern, wie es der ſinnbildlichen Geſtaltung frommt. Das Widerwärtige der Noth verſchwand aus dem Charakter des Meiſter Anton und das ungebändigte Ehrgefühl trat dafür in die entſtandene Lücke. Der verdüſterte, rechtſchaffene Handwerker, welcher ſeine Straße dahin keucht, machte dem hartnäckigen geringen Manne Platz, welcher ſeinem innern Trotz gegen den Anprall der Welt Ausdruck und Form zu geben weiß. Alles was wehrhaft und zuſammengenommen im Meiſter Anton heißen kann, was an Selbſtpeinigung und krankhafter Zurechnung in ihm wühlt, war ihm aus des Dichters eigener Gemüthsart zugewachſen. Den Zerwürfniſſen Karls mit dem Alten, dem leidenſchaftlichen Beſtreben des Sohnes, den knappen Verhältniſſen zu entkommen, iſt nicht unſchwer die Aehnlichkeit mit den häuslichen Zwiſtigkeiten unſeres Freundes zu entnehmen, als er unter der Härte des Vaters litt und ſpäterhin als er die Enge Weſſelburens verwünſchte; während wiederum Einzelheiten, die aus der Kindheit des Meiſter Anton berichtet werden, Striche zu dem Knabenbilde des Dichters darbieten. Wie der junge Anton dem Meiſter Gebhard, dem nachmaligen Apotheker, folgend, zu ihm in die Lehre trat, mit Koſt und Kleidern von ihm verſehen ward, damit die arme Mutter, die ſich durch Spinnen fortbrachte, eine Bürde weniger trüge, ſo iſt auch einſt unſer Freund, wie wir uns erinnern, in die Kirchſpielvogtei getreten, angethan mit den abgetragenen Kleidern ſeines Brotherrn. Der Meiſter Anton hört immer noch das halbzornige: „Tonerl, unter die Jacke damit, daß meine Frau es nicht ſieht“, das der Meiſter Gebhard ſprach, wenn er ihm Sonntags ein kleines Trinkgeld und einen Schinken für die Mutter heimlich zugeſteckt hatte. Und vom jungen Hebbel iſt uns im Gedächtniß, wie er, einem Maikätzchen gleich, an den Wagenſchlag des gemüthlichen Bühmann geſprungen iſt, um dem Stiefvater Mohrs beim Ausſteigen behilflich zu ſein, und wie er dann das ihn belohnende Dritthalbſchillingſtück langen fliegenden Haars ſeiner Mutter gebracht hat, daß ſie ſich ein Loth Thee oder Feuerung kaufe. Nicht der hochmüthige Kirchſpielvogt in Weſſelburen, nein, der würdige, unſerem Freunde gewogene Bühmann, der Kirchſpielvogt aus Neuenkirchen, ſchwebte dem Dichter bei dem Apotheker in der Maria Magdalena vor. Daß der Frau des Meiſter Anton die Mutter Hebbels über die Achſel blickt, iſt wohl keinem der Leſer entgangen. Das tapfer Ausharrende, Heftige und Reizbare des Originals aber hat ſich in dem Nachbilde zu völlig leidender Güte verflüchtigt. Von dem poſſierlichen, nicht eben muthigen Gerichtsboten Gammerat iſt nur der amtliche Scharlachrock in das Stück hinein gerathen, denn an dem boshaften Gerichtsdiener Adam hat Jener keinen Theil. Auch das locale Zubehör in dem Drama verſetzt uns an die Jugendſtätte des Dichters. Aus den Fenſtern der Tiſchlerwohnung fällt der Blick auf den angrenzenden Gottesacker; an Hebbels Vaterhauſe wurden die Leichen vorüber getragen auf den nicht entfernten Kirchhof. Der Brunnen mit dem noch immer nicht vorgenagelten Brette, in den Klara ſpringt, gemahnt an den tiefen Brunnen, von Bäumen beſchattet, die hölzerne Bedachung gebrechlich und dunkelgrün bemooſt, welchen das Kind nie ohne Schauer betrachten konnte. Sogar der große Birnbaum in dem Gärtchen der Hebbel'ſchen Eheleute, der für den kleinen Friedrich keine geringe Bedeutung hatte (der Meiſter Anton erwähnt ſeiner einmal), iſt in dem bürgerlichen Trauerſpiele nicht vergeſſen. Mehr aber als alles Dieſes iſt es die Heimaths- und Familienluft, welche in die Maria Magdalena herüber weht, der Vogelwind, ornithias, wie die Griechen den Frühlingsathem bezeichneten, mit dem die Zugvögel ankamen. Die Heldengeſtalten der ditmarſiſchen Vorzeit hat kein Vogelwind unſerem Dichter bringen wollen, aber den Geiſt der in dem Ländchen zwiſchen Eider und Nordſee noch nicht erſtorbenen Volkskraft und -Sitte hat Hebbel in ſeinem Gedicht allerdings eingefangen. Doch mußten dieſe Zuſtandsbilder, ehe ſie plaſtiſchen Körper gewannen, vorher noch andere Verbindungen eingehen, noch mit anderen Erlebniſſen des Dichters ſich paaren. Die Verhaftung des leichtfertigen Tiſchlerſohnes in München, der eines Diebſtahls halber gefaßt wurde, und Hebbels lockere Liebſchaft mit der Schweſter jenes Burſchen, mit der ihm ergebenen Beppi, haben das grobe Garn zur Fabel des Stückes, wie der Vater der Genannten, der brave Schreiner Anton Schwarz, den Vornamen für den männlichen Hauptcharakter hergegeben. Die friſche, vertrauensvolle, leicht entzündliche und in ihrer Anhänglichkeit leuchtende Natur ſeines Freundes Emil Rouſſeau ſcheint mir zweifellos das Urbild des Secretärs zu ſein. Den Lebens- und Charakterfaden Klaras endlich haben zwei Mädchen geſponnen: die herzensgute ſchlichte Münchnerin und die innige, edle Eliſe. Der Einen verdankt Klara den etwas derben, ſinnlichen Untergrund ihres Weſens, das volksthümlich Unzerbrechliche ihres Seins und die katholiſchen Anwandlungen; der Andern den lang aushaltenden Athem der Seele, die Unerſchöpflichkeit des Gemüths und die Herz und Phantaſie gleichmäßig durchdringende Frömmigkeit. Nach und nach mochten in Hebbel Einzelzüge der Beiden in einander geſchmolzen ſein, wobei die erſchütternde Weiblichkeit Eliſens obenauf blieb.

Nicht oft haben ſich ſo viele entſcheidende Eindrücke und innere Erfahrungen eines Poeten in einem einzigen Drama geſammelt, ſind ſo viele von einander entfernt geweſene Quellen an einem und demſelben Brunnenmunde zuſammen geſtrömt, wie in der Maria Magdalena.

In München erſonnen, in Hamburg gereift, in Kopenhagen angefangen, war das glanzloſe, auf das Sparſamſte eingerichtete Stück in dem rauſchenden, funkelnden Paris vollendet worden; am 4. December 1843. Hatte ſich Hebbel mit ſeiner Judith und ſeiner Genoveva vielfach in die Zuſtände noch hineingedichtet, deren Phyſiognomie dieſe Productionen tragen, ſo hatte er ſich diesmal aus ſeinen Zuſtänden herausgedichtet. Unvermerkt war er mit Pflichten und Fragen fertig geworden, die ihm Jahre lang zu ſchaffen gemacht haben. Das ſcharfe Meſſer, das der Dichter in ſeinem bürgerlichen Trauerſpiel handhabte, war nun ſcharf genug, daß auch der Menſch den Knoten eigener Verwirrungen zerſchnitt. Es iſt dem Biographen erlaubt, hier auf eine abſchließende Wendung in Hebbels Leben hinzuweiſen, auf eine Wendung, deren ſich unſer Freund noch nicht bewußt geworden. Er tritt, nicht ſittlich rein in neue Entwicklungskreiſe. Jetzt erſt hat er die Kraft und den Muth abzuwerfen, was den Dichter, wie den Menſchen umgebracht hätte. Wie er im künſtleriſchen Bilde ſittlich grauſam die anſcheinend gewöhnlichen Conflicte löſt, ſo zeigt ſein ferneres Leben, daß er ſich in die elendeſten, aufreibendſten Verhältniſſe nicht mehr hinein drängen läßt. Die Kraft, die ihm zu Gebote ſtand, das Zerſtörende kleinlicher Lebenslagen darzuſtellen, verleiht ihm rückwirkend auch die Kraft, Colliſionen zu brechen, in denen er durch die Fügung der Umſtände der Schuldige geworden.

„Jedes echte Talent, dies fühle ich immer mehr, iſt die innerſte Lebensader deſſen, der es beſitzt; Alles, Luſt wie Leid ſtrömt in ſie hinein und verwandelt ſich in ihr zu rothem oder ſchwarzem Blut". So lautet ein Wort Hebbels. Wie bekenntnißartig auch die Maria Magdalena iſt, gegen ſeine bisherigen dramatiſchen Productionen gehalten, ſpricht ſie freier die Sprache tragiſcher Bildlichkeit aus. Wenn dieſes Stück nicht buhnenfähig iſt, meinte der Dichter, ſo weiß ich nicht welches! Stoff und Form desſelben ließen ihn glauben, daß die deutſchen Theater keine Schwierigkeit machen würden, es aufzuführen. Aber er vergaß den böſen Flecken des Stückes: Klaras Fall unter ſo häßlichen Umſtänden. Einen Immermann, welcher vor der Darſtellung des Calderon'ſchen Schultheißen von Zalamea nicht zurückſchreckte, trotzdem daß die Handlung hier aus dem denkbar roheſten Motiv aufſteigt, gab es in Deutſchland nicht mehr, weder 1844, noch ſpäter, und ſo war es natürlich, daß die deutſchen Bühnenleiter vor der bloßen Zumuthung, die Maria Magdalena geben zu ſollen, beinahe in Ohnmacht fielen. Früher hatten die Monarchen Hofnarren, Hofzwerge, ſchrieb ihm launig der alte Campe, jetzt, in einem edlen Zeitalter, rücken dafür die Dramaturgen in's Budget. Die erſte Bühne, an welche Hebbel das Manuſcript ſeines bürgerlichen Trauerſpiels ſchickte, war die Berliner, wo ſich längſt die Crelinger, wie wir wiſſen, für den neuen Dichter erwärmt hatte, wo der erſte Verſuch einer Aufführung der Judith gewagt worden und geglückt war. Aber die bedenkliche Situation der Heldin erwies ſich als unüberwindbares Hinderniß der Annahme. Hebbel vertheidigte abermals den angegriffenen Poſten, wie er es bei der Judith gethan, ſo gut er konnte. In einem Briefe an die Künſtlerin hob er den Umſtand hervor, daß ein Fehltritt, der eigentlich gar keiner ſei, weil das unglückliche Weſen ja nicht ſowohl vom geraden Wege abweiche, als aus dieſem Wege hinaus gedrängt und geſtoßen werde, nicht entſetzlicher gebüßt werden könne und daß das Tragiſche der ganzen Situation, das ſich mit dem Bedenklichen zugleich, nicht erſt hinterher entfalte, jeden Gedanken an dieſes entfernt halten ſollte. Er erinnerte daran, daß nur dort, wo das Leben ſich breche, wo die inneren Verhältniſſe ſich verwirrten (die äußeren ſeien für den Handwerker da), die Aufgabe der tragiſchen Dichtung wäre und daß das Theater, wenn es dem Poeten verwehren wolle, mit der Krankheit, mit dem Fieber ſich einzulaſſen, auf die Tragödie ſelbſt verzichten müſſe. Umſonſt. Der Appell an die Aufgabe und das Recht des Dramatikers, dem deutſchen Theater ſeit jeher wenig imponirend, fruchtete nicht das Mindeſte. Zu einer bühnlichen Abänderung aber, wie ſie beim letzten Acte der Judith unternommen ward, bot die Maria Magdalena keine Handhabe dar. Daß die pathologiſchen Wurzeln, welche dieſes bürgerliche Trauerſpiel, nach dem feinſinnigen Ausdrucke eines Kritikers, tief in unſer Fleiſch hineintreibt, zu Blumen aufblühen, an denen uns nur die Schönheit gefällt, davon bemerkte dazumal die Berliner Intendanz durchaus nichts. Ihr ſtach nur das mißliche Motiv in die Augen und ſie lehnte das Stück verbindlich ab. Zudem geſchah dies gerade in der Epoche, als von Paris her der Export franzöſiſcher Dramen an das deutſche Theater begann, jener Dramen, über welche Heine ſagte, man wiſſe ſelten, wo die Actrice und die Courtiſane ihre Rollen wechſeln, wo die Komödie aufhöre und die liebe Natur wieder anfange, wo der fünffüßige Jambus in die vierfüßige Unzucht übergehe.

Hebbel mußte wieder an den Druck des Stückes denken, als an das einzige ihm unverkümmerte Mittel, um ſeine Dramen in's Publicum zu bringen. Leider gab er dem Drängen Bambergs, ſeines spiritus familiaris in Paris, nach, das Stück mit einer Vorrede zu verſehen, welches ſeine äſthetiſchen Grundſätze, wie die Geſichtspunkte, unter denen die Kritik ſeine dichteriſche Praxis aufzufaſſen habe, des Langen und Breiten darlegen ſolle. Die Crelinger, ſo hatte er eines Tages zu Bamberg geſagt, bedauert es, daß ich mit meinem angeblich großen Talent, anſtatt es dem Theater zuzuwenden, demſelben den Rücken kehre, und halb lächelnd, halb unwillig bat er den Freund, in bitterem Tone, ihm doch zu rathen, wie er es anſtellen ſolle, ein Meiſterwerk zu Stande zu bringen, das willkommen geheißen werde. Er ſei überzeugt, wenn er es wie hundert Andere machen würde, den erſten beſten Vorfall des Tages dramatiſch zuzuſtutzen, ſo ſprängen ſofort ſämmtliche deutſche Theaterpforten vor ihm auf. Er wäre doch wahrlich ein Thor, ſich die Sache nicht leichter zu machen. Darauf hin rieth ihm Bamberg, die Maria Magdalena mit einer Vorrede einzuleiten. Ungeachtet ſeines Widerſtrebens, ſelbſt zu erörtern, welche Grundſätze hinter ſeinen dramatiſchen Compoſitionen ſich verbergen, gab er zuletzt die Nützlichkeit des Vorſchlags zu und lud auf ſeinen eigenen Rücken die Maulthierlaſt der Commentirung. Dieſe Vorrede enthält bedeutende Ideen und Apperçus über das Verhältniß des Dramas zur Zeit und gibt am Schluſſe eine ſcharfe und wahre Charakteriſtik des bürgerlichen Trauerſpiels, wie der Urſachen, warum es in Verruf gerathen. Aber alle dieſe Auseinanderſetzungen, namentlich in den erſten zwei Dritttheilen der Abhandlung, ſind ſo ſehr mit Hegel'ſchen Begriffsſpitzfindigkeiten durchſprengt und in einem ſo laſterhaften Deutſch vorgetragen, daß dadurch die Vorrede ſich in den Ankläger des Dichters verwandelt und daß ſeine Befähigung zur wiſſenſchaftlichen Proſa, darnach gemeſſen, mehr als bezweifelt werden müßte, wenn wir nicht längſt Proben von ihm hätten, welche das Gegentheil darthun. Die Erfahrung belehrte ihn bald über den unglücklichen Verſuch der Auslegung ſeiner ſelbſt. Mit dieſem Vorworte ward eine Drachenſaat geſäet, die in Verdrehungen und Beſchuldigungen aufging, welche ihn Jahre lang ſpäter bald aus dieſer, bald aus jener Winkelrecenſion giftig anhauchte. Jeder Einſichtige hätte auch ohne die Vorrede geſpürt, daß Maria Magdalena nicht aus der rührſeligen Miſere hervorwuchs, welche bürgerliches Trauerſpiel hieß; derjenige aber, der den Unterſchied nicht empfand, wird auch nicht durch die perſönliche Nachhilfe des Autors andern Sinnes geworden ſein. „Man iſt jetziger Zeit nicht zufrieden“, ſagt Friedrich Viſcher, den wir bisher nur als den Anwalt des Stückes vernahmen, „von einem Kunſtwerke zu rühmen: es iſt gut, es bereichert ſeine Gattung, gibt ihr einen neuen Schwung, erfreut, erſchüttert, erhebt die Menſchenherzen, nein, es muß heißen: es iſt abſolut modern, es begründet eine abſolut neue Epoche und zwar nicht nur in der Kunſt, ſondern im Leben ſelbſt, es macht Geſchichte, es ſchlägt dem Faß der veralteten Welt den Boden aus, kurz es iſt meſſianiſch“. Man könne dem Dichter kein größeres Unrecht thun, als wenn man ſein Werk, vorausgeſetzt, es ſei an ſich unbefangen, in dieſen befangenen und ſtoffartigen Geſichtspunkt des Intereſſes rücke. — Wie aber, fährt Viſcher fort, wenn der Dichter ſich ſelbſt dieſes Unrecht thue? — Die Maria Magdalena ſei im Geiſte ſeiner Zeit nur ebenſo gedichtet, wie jedes gute Drama und ſein Verdienſt, nicht ſein Mangel wäre es, daß es aus moderner Tendenz keinen beſondern Lebtag mache. „Hebbel iſt zu gut zur Tendenz; er iſt voll Tendenz im guten Sinne, wenn man das Tendenz nennen darf, daß er ein Inneres, das vom Geiſt der Gegenwart erfüllt iſt, unabſichtlich in die Werke ſeiner Phantaſie niederlegt, er iſt zu gut, um ihnen noch zum Ueberfluß den Hieb der eigentlichen, der abſichtlichen Tendenz zu geben. Ihn hat nur das Feuerjoh unſerer Literatur verführt, daß er in ſeiner Vorrede uns ausdrücklich ſagen zu müſſen meint, was ſich von jedem echten Gedichte von ſelbſt verſteht, auch die ſeinigen ſeien Opfer auf dem Altar der Zeit“. Das Gejohle der Literatur und Bambergs unvorſichtiger Rath, ſetzen wir hinzu. Freilich hätte Hebbel leichtlich auch ohne dieſen Rath auf ſeine Vorrede verfallen können, ſchon vermöge des krankhaften Antriebes, ſich zu expliciren um jeden Preis. Viel ſchlimmer noch war das ſpeculative Tränklein, zu deſſen Genuß er durch Bamberg ermuntert, ja angeſtachelt ward, das hyperphiloſophiſche ſich-Beſpiegeln im Symboliſchen und Beziehungsvollen, das ſchwelgeriſche ſich-Vertiefen in die künſtleriſche Syntheſe des Allgemeinen und Beſondern, Abſtracten und Sinnlichen, welche in ihrer naiven Geſchloſſenheit eben ſo ſehr das dichteriſche Wunder vorſtellt, als ihre Erklärbarkeit der Bemühungen des Begriffs ſpottet. In dem intimen Umgange mit Bamberg, dem geiſtreichen, enthuſiaſtiſchen, aber von der Kritik durchbeizten und von Kategorien beherrſchten literariſchen Freunde, begann für Hebbel die Periode des heilloſen Nachgehens hinter den Problemen und Welträthſeln in der Kunſt. Als er anfing, den Prozeß, in dem er ſteckte, zu analyſiren, um ihn alsdann wieder vor dem Publicum zu rechtfertigen, da war der dichteriſche Abweg betreten.

Was Bamberg in ſeiner zwei Jahre nach Hebbels Pariſer Aufenthalt herausgegebenen Schrift über den Dichter vorbringt, das geſtattet uns einen die obigen Bemerkungen vollkommen bekräftigenden Rückſchluß. Schon der Titel der Schrift: Ueber den Einfluß der Weltzuſtände auf die Richtungen der Kunſt und über die Werke Friedrich Hebbels. Da werden Holofernes und Judith zuvörderſt in ihrer geſchlechtlichen Symbolik als „Hauptpotenzen“ des Stückes aufgefaßt und als die „geſtalteten Ausdrücke der Entzweiung im Künſtler“ bezeichnet; da wird behauptet, daß Hebbel ſich bei ſeinem erſten Auftreten den Zeitzuſtänden gegenüber auf einen noch entſchiedeneren Standpunkt geſtellt, als Schiller und Goethe, ja daß er in ſeiner Judith kühner, als dies in den Räubern und im Götz geſchah, der Natur das Wort geſprochen habe: „Hebbel ging in ſeiner Judith weniger gegen etwas Specielles als gegen ein Ganzes an, ſo daß er bereits mit ſeinem erſten Stücke einmal den Kreis ſchließt, deſſen einzelne Punkte er in der Folge wieder aufzunehmen und zu ſpeciellen Kreiſen zu geſtalten haben wird“. Ueber den Grundton im Golo und die Steigerung, womit er ſich fortbewegt, heißt es, dies Alles ſei ſo gewaltig, daß man ſagen könne, Golo ſei weniger ein leidenſchaftlicher Menſch, als die perſonifizirte Leidenſchaft, wie Holofernes weniger eine kräftige Perſon, als die perſonifizirte Kraft ſei. — Welch' ein ſeltſames Lob! Das iſt ja gerade der Mangel, nicht nur in den beſtimmten Charakteren, ſondern in der Poeſie Hebbels überhaupt, daß er ſo gerne jede Ziffer zur Totalſumme, jedes Beiſpiel zum Geſetze, das es anſchaulich macht, erhöhen will. In dieſer undichteriſchen Neigung beſtärkte ihn Bamberg, ſo daß Hebbel viele Jahre ſpäter erſt des kräftigen Zuſammennehmens alles Geſunden in ſich bedurfte, um die Krankheitsſtoffe, ſo weit dies möglich war, wieder auszuſtoßen. Nach all' dem klingt es wie ein Wort des Mephiſtopheles, wenn ihm Bamberg eines Tages zurief, als er ihn im Schweiße des Angeſichts an dem Vorwort arbeiten ſah: „Verantworten Sie ſich noch immer, daß Sie Gedichte geſchrieben haben?“ Dem Vorworte hinkte obendrein ein Widmungsgedicht an den König von Dänemark in verzwickten Ottave rime voraus, das Hebbel ſelbſt nachmals ſchlecht nannte, weil es metaphyſiſch ſei.

Durch Bamberg lernte er Arnold Ruge kennen, der damals in Paris lebte. Nicht ohne Hebbels Veranlaſſung hatte Bamberg den Halle'ſchen Löwen beſucht, weil unſer Freund etwas über Ruges Perſönlichkeit zu erfahren wünſchte. Ruge, der jetzt an Politik allein Antheil nahm, kannte ihn nur wenig. Bamberg predigte des Dichters Evangelium und ſchickte an Ruge die Dramen desſelben. Gleich darauf empfing er einen Brief, worin Ruge den Wunſch ausſprach, die Bekanntſchaft des Verfaſſers zu machen und zu dieſem Zweck ein Rendez-vous in einem Café vorſchlug. Hebbel jedoch ging zu ihm in deſſen Wohnung und traf dort einen derben, handfeſten Mann, der ſich gerade mit ſeinem Tiſchler abzankte. „Er iſt ein Pommer, und hat Begriffe von der Kunſt, wie jeder Philoſoph, der nicht eben Hegel oder Schelling ſelbſt iſt, aber dabei hat er eine Offenheit und Ehrlichkeit, die man achtungs-, ja liebenswerth nennen muß, und wir wurden bald warm mit einander“. Sie blieben gleich fünf Stunden zuſammen, bis acht in ſeinem Hauſe, dann in einem Café, und beim Weggehen lud Ruge unſern Freund dringend zum Wiederkommen ein. Hebbel und er waren ſchnell gute Freunde geworden und dies, wie der Erſtgenannte ſagte, indem ſie einander gegenüber ſtanden und ſich wechſelſeitig, der Eine mit ſeinen pommerſchen, der Andere mit ſeinen ditmarſiſchen Hörnern zerſtießen. Sie ſahen einander nun öfters, wobei die Gegenſätze ihrer Anſichten und Ueberzeugungen immer ſchroffer hervor kamen und der Ausdruck dieſer Gegenſätze auf beiden Seiten an Heftigkeit zunahm. Sogar Eßbeſteck und Gläſer wurden einmal in die hitzige Debatte hinein gebracht. Ruge ſtand auf dem Vorpoſten der gewaltthätigen Gleichmacher und behauptete ihn mit der ſeiner Natur eigenen zähen Rückſichtsloſigkeit und mit ſchlagfertigem Witz; Hebbel hatte den Standort des Künſtlers nicht verlaſſen; Ruge war excluſiv, wo es ſich um ſeine radicalen Geſinnungen handelte, Hebbel war es in den Fragen des höchſten geiſtigen Lebens. Als ſie eines Tages auf dem Père la Chaise auf und ab gingen und Ruge über die vielen Unſterblichen ſprach, die hier gebettet lägen, da erwiederte Hebbel was er nach Jahren in einem Epigramm folgendermaßen ausdrückte: „Kennſt du die Tafel, auf welche die unbeſtechliche Clio — Einſt die Unſterblichen bringt? Freund, auf den Nagel des Daums“. Und als bei Gelegenheit eines Streites über politiſch geſellſchaftliche Grundſätze das Zurückhaltende und Fügſame bei Hebbel im Gegenſatze zu dem Unaufhaltſamen und Niederwerfenden, was in Ruge vorherrſchte, zum Vorſchein kam, da meinte dieſer, wenn er in einem Nationalconvent ſäße, ſo würde er Hebbel, ſchon um deſſen großer Begabung willen, unbedingt guillotiniren laſſen. Ich aber, gab Hebbel zurück, würde, mit der Machtfülle Napoleons bekleidet, Ihnen in Frankreich gewiß kein Haar krümmen!

Wo hätte auch eine innere Uebereinſtimmung der beiden Männer herkommen ſollen! Ruge ſtudierte eben an den demokratiſchen und reactionären Typen in Paris die Phyſiologie der ſocialen Ordnung, auf deren abermaligen Umſturz alle Vorzeichen hindeuteten. Er war eben ſo wohl der aufmerkſame Beobachter im Salon der Democratie pacifique, wo die Lehren Fouriers fortwucherten, wie er einem aufgeklärten und aufklärenden Arbeiter lauſchte, um deſſen Rede über die Ehe zu vernehmen, Nachklänge der apoſtoliſchen Symphonie, welche die Erneuer der Geſellſchaftsmoral in der Straße Taranne aufgeführt hatten. Er ſah ſich in den Pariſer Penſionen um, wo katholiſche und proteſtantiſche Knaben unter einem Abbé dreſſirt wurden, er verkehrte mit Lamennais, Ledru-Rollin und Louis Blanc zugleich. Heute ſaß er bei Edgar Quinet oder bei Michelet im Collége de France und erbaute ſich an den hinreißenden Wendungen des Vortrags, wie er ſich an dem Muthwillen der Damen ergötzte, für welche ein eigener Halbkreis von Stühlen hergerichtet ward; morgen wiederum beſuchte er die Predigt des Dominikaners Lacordaire in der Notre-Dame, um, wenn er in ſeine Stube zurückkehrte, Max Stirners Entwicklungen über den „Einzigen und ſein Eigenthum“ zu verfolgen. — Seine Urtheile über Poeſie, immer ſcharfſinnig, aus Eigenem geſchöpft, hin und wieder treffend, nicht ſelten brillant, konnten doch in vielen Fällen jenen barbariſchen Zug nicht verleugnen, welchen der Mangel an Ehrfurcht verſchuldet, und waren unduldſam oder gar roh, wenn er den Urheber eines Gedichts zu den Widerſachern deſſen zählte, wofür er politiſch einſtand. So erklärte er rundweg, was in Raphaels Compoſitionen ſchön ſei, das ſei gerade das Humane und Nationale: die Mutter mit dem Kinde an der Bruſt ſei wahrlich keine Jungfrau, und das Kind, wenn es ein wirkliches Kind bleibe, kein Chriſtus. Wo es aber einen überkindiſchen Ausdruck erhalte, wo es ſtrenge und aberweiſe ausſehe, wie auf dem Arm der Sixtiniſchen Madonna, da werde ſelbſt Raphael unnatürlich. Jeder fromme Blick überhaupt ſei ſeelenlos und keine fromme Gebärde gebe es, die den Menſchen nicht verunſtalte. Tieck iſt ihm ein Kinderſpott und Schelling mit ihm, weil ſie bei der Wiederherſtellung des Chriſtenthums und des Mittelalters in Preußen thätig geweſen, während ihm die Unantaſtbarkeit Hegels, auf den ſich denn doch die allein ſelig machende Lehre der Staatsidee bequem geſtützt hat, als ein Dogma gilt. Nur dort läßt er auch Gnade für Recht ergehen, wo ihm kein politiſches oder kirchliches Bedenken ernſter Art aufſtößt; z. B. bei Heine, deſſen gewiſſenloſe Satyre er erkennt, aber zu entſchuldigen verſteht. Daß die deutſchen Regenten nichts lernen und nichts vergeſſen: dies iſt das durchtönende Feldgeſchrei in den Schriften, die jetzt von ihm ausgehen: er aber hat noch immer nicht die Unterdrückung der Jahrbücher ein klein wenig verſchmerzt, ſein Zorn gegen Sachſen loht in der alten Mächtigkeit empor. Ja, ſein grimmiger Eifer gegen die Pedanten hat nicht einmal die Kraft der ſpäten Nachwirkung auf ſein perſönliches Verhalten zu abgethanen Dingen. Denn noch im Jahre 1867 nimmt „die Unterdrückung der Jahrbücher durch die ſächſiſche Regierung" den Rang eines Abſchnittes in der Abhandlung: „Die Philoſophie und ihre Befreiung" ein, und zwar mit dem komiſchen Motto: 1843 mir! 1866 dir! ſo daß man billig darüber erſtaunt, daß der Weg dieſer Befreiung nicht nur durch die Polemik der Halle'ſchen Jahrbücher gegen Leo und Görres, Tieck und Novalis ſich ſchlängelt, ſondern daß er auch durch die böhmiſchen Grenzpäſſe geht, das Hauptquartier des Grafen Moltke berührt und im „Nebel bei Chlum“, wenigſtens für die Oeſterreicher, verſchwindet. Da iſt unſerem Freunde wahrlich ſchlimmer im Leben bisher mitgeſpielt worden, ohne daß darum ſein Pathos für das Allgemeine, wie bei Ruge, die fleckige Färbung perſönlicher Gereiztheit und Gehäſſigkeit angenommen hätte. Allerdings war ſein Pathos von vorn herein das der Zwecklosigkeit, weil der künſtleriſchen Zwecke.

Als Hebbel das eben erſchienene erſte Heft der deutſch-franzöſiſchen Jahrbücher Ruges las, welches zugleich ihr letztes bildete, da es nach Deutſchland nicht hineinzubringen war, da rief er aus: das iſt wahrhaft böotiſch! Ruges Ernſt, meinte er, ſei urſprünglich ein lauterer geweſen, aber es habe ſich ſo viel Bitterkeit hinein gemiſcht, daß Ruge nicht allein kein Maß mehr halte, ſondern auch kaum noch nach einem Ziele frage. „So wenig Kunſt und Wiſſenſchaft, als Religion ſoll noch beſtehen, die Geſchichte ſoll bleiben und ihr Gehalt doch wegfallen — ich könnte, obgleich wir perſönlich ganz gute Freunde ſind, keine zwei Schritte mit dieſen Leuten gehen, denn ſie treiben ſich in lauter Widerſprüchen herum und ſehen gar nicht ein, daß alles Politiſiren und Weltbefreien doch nur Vorbereitung auf das Leben, auf die Entwicklung der Kräfte und Organe für That und Genuß ſein kann. Ich ſagte ihm neulich: die Welt, die Sie aufbauen, wird über kurz oder lang auch wieder in zwei Parteien zerfallen, in die der Gejagten und der Jagenden, denn die Menſchen werden ſich in Ihrem Staat ſo vermehren, daß ſie ſich nothwendig ſelbſt auffreſſen müſſen, und dann haben wir wieder eine Ariſtokratie die frißt, und einen Pöbel, der gefreſſen wird“.

Trotz dieſer Contraſte und der dadurch erzeugten Reibungen verlor der Umgang Hebbels mit Ruge nichts an menſchlich friedfertigem Charakter und gewährte er unſerem Freunde willkommene

Anregungen. Aber ſchon das die Menſchen auseinander drängende Paris machte dieſen Umgang zu einem ſpärlichen. Der nämliche Grund erſchwerte auch die oftmalige Zuſammenkunft Hebbels mit Heine. Doch geſellte ſich hier noch ein anderes Motiv hinzu. Wenn zwiſchen Ruge und Hebbel der Unterſchied der Grundanſichten waltete, welcher einen erfreulichen Einklang unter den Beiden verhinderte, ſo war hingegen die trennende Schranke zwiſchen Heine und Hebbel in ihrem verſchiedenartigen Naturell begründet. Der Ernſt des pathetiſchen Dichters der Maria Magdalena und der überſchauende Geiſt des humoriſtiſchen Dichters des Atta Troll wichen einander vorſichtig aus, wie ſie ſich gegenſeitig vortrefflich kannten. Sie zielten ein Jeder gleich gut, aber was bei dem Einen immer ein munterer Zeitvertreib blieb oder doch zu ſein ſchien, das wollte bei dem Andern nie oder doch nur ſelten die Merkmale der Arbeit abſtreifen. Die Ausübung der Kunſt, die denn immerhin zuletzt nichts als eine Jagd vorſtellen ſoll, ward bei Hebbel allzeit unverſehens der Krieg. In Heine und Hebbel ſtanden ſich Jäger und Krieger gegenüber. Jenen traf das tapfere ſelbſtloſe Ringen Hebbels, wovon er nichts hatte, halb und halb wie ein Vorwurf, den er raſch genug mit einem zufriedenen Blick auf ſeine leichte, wohlerprobte Flinte entkräftete. Dieſer empfand die ſpieleriſche Begabung Heines im Erfaſſen des Tiefſten und im Geſtalten des Anmuthigſten, eine Begabung, die ihm bis auf das letzte Körnchen fehlte, als eine Demüthigung, wobei er ſich ſagen durfte und ſicherlich auch geſagt hat, daß Heines Leichtigkeit und Grazie nicht auf den Vollbeſitz der dichteriſchen und ſittlichen Kräfte ihre Kränze legen, ſondern daß ſie hier und dort Unvollkommenes verdecken und innere Gebrechen in einen äußern Blumen- und Maskenſcherz zu verwandeln ſuchen. Ueber Mangel an Anerkennung von Seite Heines hatte unſer Freund ſich nicht zu beſchweren. Nachdem Heine die Judith geleſen, da ſagte er dem Dichter derſelben, daß ſie auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht habe. Ein Urtheil über das Werk als ein Ganzes wolle er noch nicht geben, aber über Einzelnes ſei ihm ſchon Manches klar geworden. Daß dies Werk in unſerer Zeit möglich geweſen, ſei ihm wunderbar: Hebbel gehöre mit ſeiner außerordentlichen Geſtaltungskraft noch unſerer großen Literaturepoche an; in die gegenwärtige der Tendenzen paſſe er nicht hinein. Das Schöne des Stücks, beſonders das Große, wäre ihm gleich entſchieden entgegen getreten; Vieles habe er bewundert und angeſtaunt. Es ſei aber auch etwas Geſpenſtiſches darin und jedenfalls mehr Wahrheit als Natur. Dies Geſpenſtiſche walte vorzüglich in der Schilderung der erſten Hochzeitsnacht, die ſehr ſchön ſei. Auch Holofernes in ſeiner Selbſtvergötterung ſei ſehr tief angelegt und Hebbel hätte ihm, dem blaſſen jüdiſchen Spiritualismus gegenüber gern noch mehr kecke Lebensluſt geben können. Doch ſei Holofernes nicht ganz ſo, wie das Uebrige, zum Vorſchein gekommen, ſondern gebrochen. Wenigſtens die Maſſe werde ihn nicht verſtehen. Die Darſtellung der Zeit und des Volks ſei ihm ebenfalls, ohne daß er nach Art der Romantiker in weitläuftigen Einzelheiten luxuriirt hätte, in hohem Grade geglückt; ein einziger Zug gebe oft das Bild. Er ginge den ſelben Weg, den Shakſpeare, Heinrich von Kleiſt und Grabbe gegangen. — Gleicherweiſe ſprach ſich Heine damals gegen Andere über Hebbel aus, und in der Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe des Buches: Ueber Deutſchland, wo Hebbel als „Geiſtesverwandter" Kleiſts bezeichnet wird, lautet das kurze allgemeine Urtheil nicht anders. Als Heine von ſeiner jüngſten Reiſe nach Deutſchland wieder nach Paris zurückkam, da wurden die Begegnungen zwiſchen ihm und Hebbel etwas häufiger, aber die Beziehungen darum nicht enger. Es begann ſein Leiden, das ſich ſo martervoll ſteigern und ſo lange zur Kataſtrophe hinaus dehnen ſollte, das aber in ſeiner jetzigen Form nichts weniger als ernſthaft ausſah. „Er hat immer Kopfweh“, lautet eine Bemerkung Hebbels, „aber in dem Sinne, wie man Viſite hat. Ich war gerade ſehr gut aufgelegt und trug die Koſten der Unterhaltung ganz allein. Ich glaube, das innere Leben iſt in ihm ſo ziemlich erloſchen und nun ſchützt er beſtändig Krankheit vor, damit man nicht merke, daß er todt iſt“. Das war ein voreiliges Wort, welches bald durch das Wintermärchen und namentlich durch den Atta Troll, dieſen Opal in dem Schatzkäſtlein der humoriſtiſchen Dichtungen der Völker, ein thörichtes werden ſollte. Heine ſchützte nicht Krankheit vor, ſo wenig als er todt war. Ja ſelbſt der Sterbende, der Sänger des Romanzero, wußte nachmals die Geſunden an Lebendigkeit zu übertreffen und zu beſchämen, indem er ſeine ironiſchen Leichentücher auseinander ſchlug (ein Ausdruck Ruges), aus denen alle Lebenswunder, über die er zu gebieten hatte, noch einmal hervorgingen.

Wir dürfen, ja wir müſſen an dieſem Punkte der Erzählung, um dem Dichter gerecht zu werden, welcher die damalige Epoche unſerer Literatur beherrſchte, einige Schritte vorausgehen, bis an das Sterbelager Heines. Denn ſein Sterben iſt der Schlüſſel zu ſeinem Leben, iſt die Erklärung und Berichtigung ſeines Räthſels geweſen. Heinrich Heine ſpöttelte über Heiliges und Profanes, über große und kleine Leute, erweiterte muthwillig alle Riſſe, fahndete argliſtig nach jedem Mißklang, aber er hörte auch die ſchrillen Töne im eigenen Innern, er zuckte ſelber im Krampf empor, den die Uneingeweihten nur für ein neues Kunſtſtück des Poſſenreißers hielten. Heine log mitunter, aber er iſt kein Lügner geweſen, er beging zu Zeiten was Gemeines, ohne daß er darum im Gemeinen gewohnt hätte. Heines Verhängniß war eine verfrühte Lachluſt. Kein Himmel voller Geigen ſpannte ſich über ſeine Jugend, keine hochfliegenden Träume, keine unmöglichen Wünſche umgaukelten ſeinen Frühling und die Jakobsleiter ſeines Jünglingsalters war umgeſtoßen. Schon am Morgen ſeines Lebens hatten ſich Parodiſt und Zerſtörer dem Dichter und Bildner ſchadenfroh angeſchloſſen, Märchen und Wunder mit Larven und Koboldgeſichtern um ſeinen Beſitz geſtritten, Formgefühl und Schelmenlaune einander die Wage gehalten. Der gewiſſenhaften Strenge ſpinnefeind, pietätlos und mit geiſtiger Freiheit ausgeſtattet, übte er ſchon als junger Menſch eine perſönliche Macht aus, nahm er immer weniger Reſpect vor der Pflicht auf ſeine Entwicklungsſtufen hinüber, ſpielte er immer verwegener mit ſich und den Menſchen, bis er am Ende ſelber vogelfrei geworden. Aber auch vogelfrei und auf dem Siechbette iſt Heine der Alte; auch in den Krallen der Krankheit iſt die diaboliſche Einheit ſeines Weſens ungebrochen und hier erſt gewahrt man deutlich, daß ſein Dämon, ſein unreiner Dämon, einem dunklen Geſetze gehorcht, das ihn nicht weniger bindet, weil es ſich in die keckſte Ungebundenheit kleidet. Es ſei nicht ſeine Schuld, wenn er jetzt keine heitern Bärenjagden und Wintermärchen ſchreibe, denn er leide. Er könne faſt gar nicht ſehen und ſeine Lippen ſeien ſo gelähmt, daß ihm das Küſſen verleidet werde, was für ihn noch unentbehrlicher als das Sprechen wäre. Er ſehe ſeine lange trübſelige Agonie voraus, aber was gehe ihn dies an? Dies ſei die Sorge der ewigen Götter, die ihm nichts vorzuwerfen hätten und deren Sache er immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Und ſo ſtimmt er denn auch noch ein mit Zötchen untermiſchtes Loblied auf den Tempel an, der in Gräcia, auf Mont Parnaß geſtanden. Viel gehe mit ihm zu Grabe, was die Menſchen erfreut hätte, aber da ſei nicht zu jammern. Wenn es ſchon theuer genug ſei, ſchreibt er 1849, in Paris zu leben, ſo ſei es noch unendlich koſtſpieliger in Paris zu ſterben. Und dennoch könnte er jetzt in Deutſchland oder in

Ungarn ſo wohlfeil gehenkt werden. Unter all' den Schwänken und Späßen jedoch vollzieht ſich in ihm eine religiöſe Verwandlung, welche mit ähnlichen Metamorphoſen eines Auguſtin, Gretri oder Zacharias Werner nichts gemein hat, welche vielmehr der Bewegung des Kranken gleicht, der ſich zur Abwechslung einmal auf die andere Seite legt und dort die Mienen und Gebärden von früher her wiederholt. Er ſei kein frommes Lämmlein geworden, wie die umlaufenden Gerüchte verkünden, wie nahe er auch der Gottheit gekommen, ſo ſtehe ihm doch der Himmel noch ziemlich fern. Die religiöſe Umwälzung, die ſich in ihm ereignete, ſei eine blos geiſtige, mehr ein Act ſeines Denkens, als des ſeligen Empfindelns, und das Krankenbett habe, wie er ſich deſſen feſt bewußt ſei, durchaus wenig Antheil daran. Große, erhabene, ſchauerliche Gedanken wären über ihn gekommen, wirkliche Gedanken, Blitze des Lichts, nicht die Phosphordünſte der Glaubensp—. Er erdulde wahrhaft prometheiſche Schmerzen, durch Rancüne der Götter, die ihm grollten, weil er den Menſchen einige Lämpchen und Pfenniglichtchen mitgetheilt habe. Er ſage die Götter, weil er ſich über den lieben Gott nicht äußern wolle. Er kenne jetzt ſeine Geier und habe allen Reſpect vor ihnen.

Lahm, halb erblindet, ein modernes Lazarushaupt, durch jeden Lichtſtrahl, der in's Zimmer dringt, eine Pein, durch jeden Tritt im Nebengemach eine Marter erduldend, jedes Halbjahr die Wohnung und mit ihr nur die Plagen der Außenwelt wechſelnd, von nichtsſagenden Burſchen überlaufen, in ſeiner nächſten Umgebung nur „Schraffel" ſehend, ſchreibt und ſammelt er für ſein Buch Lutetia, läßt er den Doctor Fauſt tanzen und die keuſche Diana Liebesunfug treiben, ſingt er die unheimlichen, übermüthigen, frechen, die rührend ſchönen, die gemütherſchütternden Geſänge des Romanzero. Raſend vor Schmerzen wirft ſein Kopf ſich hin und her in den ſchrecklichen Nächten und die Glöckchen der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Luſtigkeit. Seine Phantaſie ſpielt ihm in ſchlafloſen Nächten die lieblichſten Komödien und Poſſen vor; ſein Körper erleidet Qualen, aber ſeine Seele iſt ruhig, wie ein Spiegel, und hat manchmal auch ihre ſchönen Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge. Dies Alles bekennt er ſelbſt. Dabei führt er den freundſchaftlichen Hader mit ſeinem Verleger, zäh und gewandt, wie ein Advocat, durch alle erdenklichen Phaſen, ficht er mit den reichen Erben ſeines Oheims um die armſelige Penſion, die ihm rechtmäßig zukommt, wehrt er Journalangriffe ab, füttert er ſeine Eitelkeit und ſeine Ruhmſucht und überwacht er die Interpunktion und Orthographie auf den Correcturbogen ſeiner neuen Bücher, weil er immer honnet und proper vor dem Publicum erſcheinen wolle und nirgends ein Knopf an ſeiner geiſtigen Toilette fehlen dürfe. Sogar ſeine beliebten Nichtsnutzigkeiten gegen Perſonen, die er einſt in die Acht erklärt, gehen auf ſeinem Krankenlager nicht leer aus, nicht einmal ſeine alten Bosheiten gegen Maßmann und die preußiſchen Könige. Um keines Haares Breite innerlich verändert ſiecht er dem Tode entgegen, der in ſeinem Humor gefangene Dichter und Parodiſt, der jeden Vogel an ſein Gitter locken und jeden wieder ſcheuchen mußte, weil gerade in dieſem Widerſpruche ſein Weſen geſponnen und geknüpft war. Unbekümmert um den eigenen Leib, der gleichſam verſengt ſich von ihm ablöſte, ſpielte dieſer Geiſt in Spott und Anmuth nach wie vor. Den ächzenden Knochen gelang es nicht, die Bitterniß der Seele als Leidensgefährtin wachzurufen, und nicht dem zerſchmelzenden Fleiſch, dem Herzen Mitleid abzubetteln. Die Mythe von Pſyche in der Unterwelt kehrte ſich hier um: Heines Geiſt ſchwelgte am Gaſtmahle der Proſerpina, während ſein Leib, am Boden kauernd, ſchwarzes Brot genoß. Wer wollte dieſen Geiſt vor das ſittliche Gericht fordern, auf daß er ſich wegen des vielfach ſchnöden

Mißbrauchs ſeiner Kräfte verantworte?! Hat er doch ſeines eigenen gemißhandelten Körpers geſpottet und gelacht!

Einſtweilen war der Selbſtſpötter weder todt, noch lag er im Sterben. Aber auch dem im Leben ſich tummelnden Heine war mit krittelnder Moral nicht beizukommen. Wer einer unbefangenen Beurtheilung der Menſchen fähig iſt, der mußte ſofort erkennen, daß Heine etwas geiſterhaft Enteilendes und Untreffbares hatte, was freilich die Pedanten und Paſtoren unter unſern Literarhiſtorikern nicht abhielt, mit der Hellebarde nach ihm zu ſchlagen. Auch Hebbel erkannte es, aber er fühlte ſich nicht aufgelegt, noch weniger verpflichtet, die von Heine empfangenen Eindrücke zu prüfen und zu ſondern, um alsdann das Geſammtergebniß derſelben ſeinen Einſprüchen und Abneigungen ausgleichend vorzuhalten. Das Durcheinanderwerfen würdiger und niederer Intereſſen verdroß ihn an dem Dichter der Meerlilie, das unbegreifliche Zuſammengehen ſtyliſtiſcher Gewiſſenhaftigkeit und gewiſſenloſen journaliſtiſchen Treibens, Heines Lauern auf Lob und ſein rachſüchtiges Nachſchleichen hinter ſeinen Feinden, dies Alles, welches Hebbel in nächſter Nähe beobachten konnte, war ſo vollſtändig wider ſeine eigene Natur, daß von ſeiner Seite nichts geſchah, um den oberflächlichen Verkehr mit Heine zu einem regeren zu geſtalten. Und Heine war es gleichfalls nicht darum zu thun.

So hatte denn Hebbel Verbindungen mit zwei deutſchen Schriftſtellern bedeutenden Ranges angeknüpft, ohne durch den einen oder anderen auch nur ein wenig den geiſtigen Mittelpunkten des Pariſer Lebens und der Pariſer Geſellſchaft genähert worden zu ſein, wo ſich die Beiden bewegten. Nicht die politiſchen, nicht die literariſchen Kreiſe der Stadt waren für ihn vorhanden, keinen der berühmten und hochbegabten Staatsmänner, Publiziſten, Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Poeten des Louis

Philipp'ſchen Frankreichs lernte er kennen. Noch dufteten die letzten Blumen aus dem Salon der von den Edelſten ihres Volkes allzeit umgebenen Madame Recamier, in der Abbaye aux bois, welche die liebenswürdigſte Weichheit der Weiblichkeit und der Umgangsformen mit jener ſchonenden Satyre miſchte, die das Salz der Griechen heißt. Noch blitzte das Feuer Chateaubriands, deſſen innere Entwicklung eine Odyſſeusfahrt geweſen, und dem das Glück beſchieden ward, in ſeiner Unanfechtbarkeit „zu den großen Geſtorbenen gerechnet zu werden". Der junge Alexis von Tocqueville und Saint-Beuve rückten jetzt allgemach auf die erſten Plätze vor, welche Villemain und Thierry längſt ſchon einnahmen, Balzac und Georges Sand dictirten den Geſchmack, indem ſie ſittliche und ſociale Probleme mit allem Reiz des Gefährlichen und mit der ganzen Zudringlichkeit des ſtarken Talents darſtellten, wobei ſie, um dem galliſchen Bedürfniß nach dem Gefälligen nicht weh zu thun, das Leichte und Vergnügliche einer Reiſebeſchreibung auf die Schilderung des Pſychiſchen übertrugen. Victor Hugo und Lamartine breiteten vor dem Publicum die vergoldete und verſilberte Poeſie der franzöſiſchen Romantik aus, während Alfred de Muſſet ſein unverfälſchtes Edelmetall zu ſeinen künſtleriſchen Gebilden ausprägte. Davon wußte, davon bemerkte unſer Freund kaum etwas obenhin. Zu nicht geringem Theile hatte ſeine Iſolirung darin den Grund, daß er der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig war und ſeine materiellen Umſtände ihm nicht erlaubten, die in Paris zum Beſuche der guten Geſellſchaft unerläßliche Sorgfalt auf ſeine Kleidung zu verwenden. Ein Geſpräch mit dem Concièrge erſchöpfte beinahe ſeinen Wortvorrath, und ob er ſich einen neuen Leibrock, ja nur einen neuen Hut anſchaffen ſolle, dies koſtete ihm Wochen des Zweifels und der Ueberlegung. Sogar die Ereigniſſe im Théâtre français, in der Oper und im Concertſaale rauſchten und verrauſchten hinter ihm, wie hinter der Blouſe, welche an ihm vorüber ſtreifte. Was ſich mit Meyerbeer und Berlioz begab, die Triumphe Lißts und Mendelsſohns, Aubers und Scribes erfuhr er, wenn ihm nicht Bamberg davon erzählte, aus Heines prickelnden und ſtechenden Berichten für die Allgemeine Zeitung allein. Nur gelegentlich fiel ihm ein Antheil an den Specialitäten des Pariſer Lebens zu. So wohnte er einmal mit Bamberg der Probe eines großen Inſtrumentalconcerts bei, ſo ſchlüpfte er zuweilen in den Zuſchauerraum des Palais de Juſtice, um Zeuge einer Aſſiſenverhandlung zu ſein, weil ihn merkwürdige Kriminalfälle ſeit jeher und bis an ſein Ende auf das Lebhafteſte erregten und beſchäftigten. In den Guckkaſten des Carnevals mit ſeinen Wunderlichkeiten und Schalkspoſſen konnte er gratis ſehen, weil derſelbe in den Straßen und Cafés aufgeſchlagen war. Aber er faßte ſich auch einmal ein Herz und ging auf den Ball der großen Oper. Hier machte er die richtige Bemerkung, daß die Luſt und Ausgelaſſenheit nicht aus der Weinflaſche, ſondern unmittelbar aus dem heißen ſüdlichen Blut kämen; man habe kaum etwas getrunken, höchſtens zur Erfriſchung eine Orange verzehrt; in Hamburg hätte dieſes auf ſiebentauſend Perſonen berechnete Buffet etwan für ſiebzig ausgereicht. — Die Rachel ſah er einmal im Cinna des Corneille. Sie traf ihn als eine außerordentliche Erſcheinung, welche vom Tragiſchen umfloſſen ſei, welche nicht erſt auf den Brettern darnach zu jagen brauche, und er wünſchte ſich eine ſolche Schauſpielerin für ſeine Judith. „Sie iſt wie eine marmorne Statue, es wird Einem geſpenſtiſch zu Muthe, wenn man ſie ſtehen ſieht, man erſchrickt, wenn ſie ſich zu bewegen oder wenn ſie zu reden anfängt, das Tragiſche, das ſie umfließt, wie eine dunkle Wolke, die ihre Schönheit umſonſt zu durchbrechen ſucht, läßt ſie von vorn herein als Opfer erſcheinen, das ſchon halb gebracht iſt und nur noch halb gebracht werden ſoll, und ſo ſehr ſie durch ihre im höchſten Grade ausgezeichnete Recitation wirkt, ſo erſchüttert ſie doch faſt noch mehr durch die Art, wie ſie ſich in jeder Situation hinzuſtellen weiß. Es iſt, als ob jedes Mal die entſprechende Statue, die das vorüberrauſchende Leben verewigen ſoll, aus ihr herausgehauen würde . .“ Als charakteriſtiſchen Vorzug der Schauſpieler bezeichnete er jene Freiheit und ſcheinbare Unabhängigkeit vom Publicum, die man in Deutſchland, wo die Leute ſich ihr Bischen Exiſtenz kümmerlich aus den Geſichtern im Parterre und in den Logen herausleſen, ſo ſelten antreffe. Mademoiſelle Georges ſah er als Lucrezia Borgia im Théâtre de la Gaîté. Er bewunderte an ihr einzelne Momente, wogegen ihn das Stück anwiderte und empörte. Einer ſeiner Briefe enthält eine ausführliche kritiſche Gloſſe darüber, ſo productiv war ſeine Entrüſtung. Die Phantaſie des Verſtandes, ſagte er unter Anderem, habe dieſe Ungeheuer erzeugt, denn die rein dichteriſche Phantaſie, auch wenn ſie von der höheren Kunſtvernunft nicht geleitet werde, bringe nur das Regelloſe, Wilde, aber nicht das mit aller Natur im Widerſpruch ſtehende Abſurde hervor. Lucrezia nennt er ein triviales Scheuſal, ihre Liebe zu dem Sohne eine unmögliche. Wie ſie zu dieſer Liebe komme, wie ſie in ihr entſtehe und ſich ernähre, das bekümmere Herrn Hugo nicht, und wenn er die Kraft hätte, dies anſchaulich zu machen, dann würde ihm auch die Erkenntniß nicht fehlen, um einzuſehen, daß damit noch gar nichts geleiſtet wäre. Im Uebrigen ſei es lächerlich, einen ſolchen Dichter nach dem Wozu und Warum zu fragen: er deute auf ſein Publicum, dem die Haare zu Berge ſtehen.

Offenbar kannte Hebbel nichts von den erzählenden und lyriſchen Dichtungen Victor Hugos, ſonſt hätte er ſich des verächtlichen „Herrn Hugo“ ſicherlich enthalten. Seine Dramen haben es auf die grelle, künſtlich zubereitete Antitheſe abgeſehen, mag dieſe nun in der nach der einſtmaligen geſchichtlichen Ueberlieferung blutigen Lucrezia, welche die innigſte Mutterliebe empfindet, geſucht werden oder in dem Liebesverhältniß eines Reitknechts und einer Königin, mag ſie Hofnarr und zärtliche Vaterſorge heißen, mag ſie im Räuberwamms oder im Courtiſanenkleide ſtecken. Dieſes Antitheſen-Gift hat, wie wir Alle wiſſen, eine Epidemie von dramatiſchen Contraſten verzerrteſter Art hervorgerufen, die Tragik des Bajazzos auf den Localbühnen, die Colliſionen zwiſchen ſeeliſcher Lauterkeit und ſinnlicher Verworfenheit auf den vornehmen Theatern, wo ſie noch jetzt, von Sardou und dem jüngeren Dumas geſchildert, das ruchloſe und unwahre Zuſammenſpiel zwiſchen Wolluſt und Sitte des Herzens, Unzucht und Entſagung vorſtellen. Aber dem Verfaſſer des Notredame-Romans, der die mächtige Architektonik der Kathedrale in der an ihr ſich aufrankenden phantaſtiſch düſtern Geſchichte gleichſam zum Reden bringt, wenngleich willkürlich und ungeheuerlich, und dem Dichter der Orientales, wie des Chant du Crépuscule, die bald durch ihr tiefes Incarnat der Schilderung, bald durch ihren kecken oratoriſchen Flug, bald durch die lyriſch-plaſtiſchen Profile der Darſtellung wirken, dem Autor dieſer Werke hätte Hebbel die gebührende Achtung gewiß nicht verweigert. Außerdem wäre es für ſeine Production ſelbſt vortheilhaft geweſen, wenn er ſich mit den geſchmackvollen Franzoſen der Reſtaurationszeit und des Juli-Königthums vertraut gemacht, wenn er die maßvolle Kunſt ihrer Erzähler, z. B. Proſper Mérimées, mit den Ueberfällen ihrer Einbildungskraft verglichen, wenn er ihr kluges Balanciren zwiſchen Uebertreibung und Zurückhaltung, Anſpannung und Gelaſſenheit aufmerkſam betrachtet hätte. Iſt doch der Unterricht der Franzoſen unſerem erſten Dichter, iſt er doch Goethen zu Gute gekommen.

Nach Herzensluſt trank er dafür an dem Quell der bildenden Kunſt. Im Louvre war er, wie in der königlichen Bibliothek, wo er ſein Leſebedürfniß befriedigte, der tägliche Gaſt. Es ſind Sachen unter dieſen Schätzen, rief er, indem er hier ein Wort der Alten auf den Jupiter des Phidias anwendete, welche nicht geſehen zu haben und aus der Welt gehen zu müſſen, ein Unglück iſt. Unter den Bildern feſſelten ihn beſonders Gérards Amor und Pſyche, deren Schönheit ihn durchſchauerte, ferner zwei Landſchaften von Ludwig Robert: eine italieniſche Ernte und eine italieniſche Weinleſe. Man fühle auf jener den Sonnenbrand, man athme auf dieſer den abendlichen Duft der Reben. Wenn Hebbel erſt gewußt hätte, was wir aus der Biographie Ludwig Roberts erfahren haben, wie viel verwandtſchaftliche Elemente dieſen Maler mit Hebbel und Seinesgleichen verbanden. Das Bild Lethières: Brutus, wie er ſeine Söhne verurtheilt, machte durch die dramatiſche Charakteriſtik einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn, daß er es als ein Maximum in ſeiner Art bezeichnete, worüber durchaus nichts gehe und woran Weniges hinan reiche. Aus der trefflichen Reproduction dieſes Bildes hebe ich eine einzige, auch Hebbels Eigenthümlichkeit charakteriſirende Stelle hervor: „ . . Brutus ſtößt die Flehenden nicht zurück, er ſchüttelt nicht den Kopf, er blickt nicht auf ſeine Söhne, ſo wenig auf den todten als auf den lebendigen, noch weniger (der Künſtler fühlte ſich dem Höchſten gewachſen und war darum nicht feig) ſieht er vor ſich nieder, er ſchaut gerade aus, gleichgültig was ihm in's Auge fällt, ob ein Sperling, ein Bittſteller oder ein abgehauener Kopf, der ehemals auf den Schultern eines Menſchen ſaß, von dem er faſt glauben möchte, daß er ihn ſeinen Sohn genannt hat. Dabei iſt er aber eben ſo wenig todt und ſtarr, als leidenſchaftlich bewegt, er ſieht aus, wie die Nothwendigkeit ſelbſt, es iſt der Geiſt der römiſchen Geſchichte, der ruhig und groß aus ſeinen Augen ſchaut, man fühlt: nur wer dieſen Preis zahlen kann, wird die Welt erobern, aber man fühlt auch: um dieſen Preis iſt ſie noch immer zu haben . . ." Als im Frühling 1844 die Gallerie des Luxemburg, welche den Winter über nicht zugänglich war, wieder offen ſtand, da eilte Hebbel dahin, ſchon um der Gemälde des Horace Vernet willen. Der Anblick der neueren franzöſiſchen Kunſt entpreßte ihm den Ausruf, daß ſie jener der Deutſchen weit voraus ſei. Horace Vernet vor Allen wog in ſeinen Augen Cornelius auf, weil ſein Blick auf das Lebendige, nicht auf das Todte gerichtet ſei. Möchte auch die Begabung gleich ſein, Höhenpunkte wären ſie alle Beide, der Eine jedoch ſehe hinter ſich, der Andere vor ſich und dies bedinge einen großen Unterſchied. Natürlich fand er ſich zuerſt vor der Judith des Meiſters ein und verweilte lange vor dem Bilde. Könnte ich franzöſiſch, ſagte er, und Vernet deutſch, ſo würde ich ihn aufſuchen; in des Künſtlers Bilde ſeien dieſelben Motive ausgedrückt, die er ſelbſt in der Tragödie in Bewegung geſetzt habe, und er und Vernet würden einander gewiß verſtehen. Er meinte den Ausdruck des vom Genuß noch zitternden Leibes und der im Mädchen aufflammenden Racheluſt über den beleidigten Leib. Entzücken ſog er aus dem von Kennern der Kunſt vielfach angefochtenen Gemälde Vernets: Raphael und Michel Angelo. Eine Schönheit! ſo ſchwärmte Hebbel, daß ſich durch Worte, ja durch den Grabſtichel nichts davon überliefern laſſe! Aber er überſetzte das Bild gleichwohl in Worte: „Ein freier Platz, auf dem ſich allerlei italieniſch Volk durcheinander herumtreibt, im Vordergrund eine ſchlafende junge Mutter, ihr Kind im Schooß, der junge Raphael, von ſeinen Schülern umgeben und durch die Schlafende wahrſcheinlich zu einer Madonna begeiſtert, umreißt, indem er ſich das Portefeuille durch einen der Schüler halten läßt, ſein Gemälde; ein Cardinal betrachtet das Entſtehende mit größter Aufmerkſamkeit von der Gallerie ſeines Hauſes herunter. Michel Angelo ſteht ziemlich verlaſſen (denn nur ein einziger Schüler ſteht ihm zur Seite) im Hintergrunde, aber er ſieht ganz gelaſſen drein, und daran erkennt man, daß Raphaels Bild ſchon ziemlich weit vorgerückt ſein muß, denn ſonſt würde Meiſter Michel finſter blicken, jetzt macht er eine Miene, als ob er eben ſagen wollte: Ich vergeb' es dir, daß du da biſt! Und der Kopf des Raphael! Freilich der wahre, alſo Copie, aber welcher Ausdruck! Ein erhabener Unwille, als ob es ein Schmerz für ihn ſei, daß die Idee nicht von ſelbſt aus ihm heraustrete und ſich verkörpere, eine ſtolze Unzufriedenheit, nicht mehr zu können, als — Alles — genug, durchaus göttlich! Leben! Leben! das iſt's! O, dies wird mehr und mehr mein Evangelium! Ob ich den Kopf oben halten werde, wer kann's wiſſen, aber auch wenn das Element mich verſchlingt, werd' ich dabei bleiben . ."

Die hohe Woge und das unüberſehbare Wellenſpiel dieſer Stadt trug ihn als die allein angemeſſene Schaukel ſeiner Daſeinsform. Wo in Andern die Behaglichkeit erliſcht und das Exiſtenzgefühl unſicher wird, dort erſt ward ihm in der Seele wohl, dort gelangte er zum vollen Gebrauch ſeiner Kräfte, ja zur nachträglichen Rechtfertigung, wie Stillung jener unbeſtimmten Sehnſucht, die nicht nach irgend einem was immer für Namen habenden Genuß ausgriff, ſondern nur den breiten Strom des Lebens begehrte mit entfernt hinausgerückten Ufergrenzen.

Götter, ich ford're nicht viel! Ich will die Muſchel bewohnen,
  Aber ich kann es nur dann, wenn ſie der Ocean rollt.

Wahrlich, er lebte in Paris enge genug. Wiederum, wie in Kopenhagen, fror er in ſeinem Zimmer, weil er am Holze ſparte, wiederum war er, wenigſtens für ſeine Abendmahlzeit, ſein eigener Küchenbeſorger und Aufwärter. Die einzige kleine Nebenfreude, die er dem Gaumen gönnte, beſtand in ſogenannten Galetten, einem pfannkuchenartigen Gebäck, das er ſich Morgens und

Abends in einer von Käufern wimmelnden Bude an den Boulevards kaufte, die Portion für einen Sous. Weil aber eines der Mädchen ſeiner Perſon gewogen zu ſein ſchien, ſo erhielt er für einen Sous immer ſo viel, wie Andere für zwei, und er freute ſich der leckern Zinſen eines wohlgefälligen Eindrucks. So reichlich war der Erſatz, den ihm das bloße Athemholen und Schauen in Paris für die tauſenderlei Abſtriche gewährte, welche er ſich bei den beſcheidenſten Anforderungen an das Leben mußte gefallen laſſen, daß er nicht nur weniger denn je klagte, ſondern daß die gehobene Stimmung in ihm vorherrſchte. Sogar während der Verfinſterung ſeines Gemüths, nach dem Tode ſeines Knaben, hatte er den Werth, in Paris leben zu dürfen, noch immer ſtark empfunden und den elaſtiſchen Boden unter ſich geſpürt, der Einen nicht blos trage, ſondern emporſchnelle. Wie ein Wunder kam es ihm dann und wann vor, daß er, dem Jugend und Jünglingszeit ſo traurig verfloſſen waren, nun dennoch in der Stadt ſein könne, wohin er ſich nicht einmal in ſeinen Träumen gewagt hatte. Wenn er dieſe Straßen durchwanderte oder in eines dieſer weltberühmten Gebäude eintrat, ſo erfaßte ihn ein zugleich ſtolzes und demüthiges Gefühl, ſo daß er mitunter ausrief: Ich freue mich! wobei er im Stillen den Fürſten ſegnete, der ihm die Mittel dazu gegeben. Anfänglich war ihm die ungewohnte, von ſeiner früheren ganz und gar verſchiedene Lebensweiſe und Einrichtung unbequem geweſen, nun aber hätte er nicht mehr davon abweichen mögen, auch wenn er es gekonnt hätte. „Sich in dieſer Stadt auch nur als armer Teufel zu bewegen, iſt viel werth!“ ſo rief er Eliſen nach Hamburg hinüber. Zuerſt kühl und ein wenig mißtrauiſch, war er allmählich zum Lobredner und Enthuſiaſten geworden, war ſeine Theilnahme von Tag zu Tag gewachſen, und ſein Preis Frankreichs kam jetzt aus voller Bruſt. In einem aphoriſtiſchen Aufſatze über Paris, den er 1850 ſchrieb, vergegenwärtigte er ſich die Empfindungen des Kummers und des Neides, die er als Deutſcher hatte, indem er nach Paris hineinfuhr. Denn die Metropole eines Landes ſei die verkörperte Spitze ſeiner Geſchichte und ſeines Entwicklungsprozeſſes, wie ihm dies kurz vorher Kopenhagen gepredigt hatte, wo ſich eben die numeriſch geringfügigen Dänen zu energiſchen Lebensäußerungen des Nationalgefühls aufrafften, und wo die ſtolzeſten Erinnerungen an die Seekönige und an Knut den Großen nichts geholfen hätten, wenn Kopenhagen nicht eben ein Bienenkorb wäre, in dem Alles, was im kleinen Reich Stacheln hat, ſich zuſammenfindet. Wie erſt mußte die ſtolze Vignette des centraliſirten und deshalb zu Schutz und Trutz, ja ſelbſt zu kühnen Griffen und zur Befriedigung ſeltſamer Gelüſte gerüſteten Frankreichs den deutſchen Ankömmling in Paris bewegen, der ſich ſo oft in ſeinen patriotiſchen Träumen die architektoniſchen Trophäen deutſchen Geiſtes: den Wiener Sanct Stephan, die Straßburger und Freiburger Münſter, den Kölner Dom, die Hamburger Petrikirche innerhalb der Ringmauern einer einzigen Stadt vereinigt gedacht und gefragt hatte, ob ſich in dieſer Stadt denn nicht nothwendig auch eine granitne Kaiſerburg erheben müßte. „Was würden wir zu Stande gebracht haben, wenn wir, unſere miſerabeln Privatſtreitigkeiten auf den müßigen Sonntag verſchiebend, Hand in Hand gegangen und bei Zeiten bemüht geweſen wären, das Haus, das uns Alle ſchützen ſoll, unter Dach zu bringen!“ In dieſem Aufſatze, worin der Puls nicht mehr fliegt, wie in einzelnen ſeiner Briefe aus Paris, vergißt er zwar nicht, die ſchwarzen Kreuze des Tadels anzubringen, aber er ſagt noch immer, daß ſich in dieſer Stadt wohl nicht die Welt, aber doch ſo viel von der Welt zuſammen dränge, als ein Menſch mit ſeinen Organen auf einmal in ſich aufzunehmen vermag.

Mit Schmerz dachte er daran, wie ſchwer ihm der Abſchied von Paris auf die Seele fallen werde, ob er gleich nur von der Stadt, aber von keinem einzigen Menſchen darin, der ihm an's Herz gewachſen wäre, zu ſcheiden habe. Wie wenig von einem Jean Paul in ihm ſtecke, von dem Dichter, der ſich vor den großen Städten ſcheute und immer wieder in einen kleinen Winkel zurückkroch, dies fühlte er gerade hier. Jeder Tag brachte ihm etwas Neues, entweder Verſe oder eine Ideenader. Zwei ſeiner werthvollſten Gedichte: *Liebeszauber*, *Der Haideknabe*, entſtanden hier. Im Tuileriengarten oder in den gedeckten Gängen des Palais royal, im Gedränge auf den Boulevards oder an der Seine entlang ſchritt der ſchlanke Holſteiner, Gedanken ſpinnend oder Bilder ründend, umher, heimiſcher und zufriedener, als er jemals in ſeiner Heimath geweſen. Einmal ſetzte er ſich, die Ilias aufſchlagend, in ſein gewöhnliches Café in der Paſſage du Panoramas und las dort den vierten und fünften Geſang der Ilias mit einer, wie er verſichert, in ſo hohem Grade noch nie gefühlten Bewunderung Homers. Dieſes unvergängliche Gedicht ſtelle er über Shakſpeare und Alles, denn es hänge nicht, wie jede ſpätere Dichtung, von dem menſchlichen Gedanken *über die Welt* ab, *nur von der Welt ſelbſt*. Unſäglich groß ward der Wunſch in ihm, die Tragödie Achill zu dichten, zu der er längſt den Plan mit ſich herum trug. Die Situation, in der er las, war eigen genug: lauter Dominoſpieler um ihn her, die mit ihren elfenbeinernen Steinen auf den Marmortiſchen klapperten, vor ihm zwei verwundert auf ihn herüber blickende Comptoir-Damen, und er mit Hektor und Achill vor Troja.

Als der Frühling anbrach, der wunderbare Pariſer Frühling, der vom Süden die Wärme und vom Norden die Beſtändigkeit des Herbſtes gelernt zu haben ſcheint, da ward Hebbels ganze Laune wie in Gold gefaßt. Die Fiſche heben ihre Köpfe aus den Wellen empor, ſchreibt er am 2. April 1844, die Mädchen ſtecken ſie aus den Fenſtern heraus, die Glücklichen ſind noch einmal ſo glücklich, die Unglücklichen nur halb ſo unglücklich, wie zuvor. — Es iſt ein wahrer Genuß, dieſe durchglühte Luft zu trinken! Jeden der tauſend und aber tauſend Veilchenſträuße, welche zierliche Hände der Armuth feilboten, ſah er beinahe wie ein Liebesgeſchenk an, das er ſelbſt empfangen oder geben ſolle. Die blühenden Bäume in den Elyſäiſchen Feldern, die über Kirchen und Paläſten kreuzenden Tauben und Schwalben: Alles erſchien ihm doppelt ſo ſchön als ſonſt irgendwo, denn er mußte ſich noch jetzt den Nebel aus den Augen wiſchen und mühſelig Athem ſchöpfen, wenn er hinter ſich ſchauend in die Frühlinge Hamburgs zurück ging. — Seine Luſt, ſich in den Strom der Menſchen zu miſchen und dichteriſche Sinnbilder feſtzuhalten, während um ihn herum die Geſchöpfe des Augenblicks fröhlich gaukeln, konnte er in der ſchönen Jahreszeit doppelt ſo gut genießen. Am Gründonnerſtag bot ſich ihm obendrein ein Extraſchauſpiel dar, denn man feierte in den Elyſäiſchen Feldern Longchamp, „wo zwar noch Chriſtus nicht, doch heiß erfleht ſchon die Pariſer Mode auferſteht". Drei Tage nach einander wurden dort die neuen Roben und Hüte, die demnächſt zur Regentſchaft gelangenden Farben der Welt gezeigt. In den Elyſäiſchen Feldern herrſchte bei dieſer Gelegenheit ein ſo ungeheueres Gedränge, daß die Nationalgarde von der Place de la Concorde bis zum Arc de Triomphe Spalier bilden mußte. Die Equipagen nahmen die Mitte ein, zu beiden Seiten der Wagen breitete ſich das Volk aus, mit ſeinen Luſtbarkeiten, Buden und Marktſchreiern. Hebbel gerieth in poetiſche Stimmung, kaufte ſich Veilchen, ſah allerlei equilibriſtiſche Kunſtſtücke an, ergötzte ſich an dem Durcheinanderfluthen von dreißig verſchiedenen Muſiken und blieb bis zum ſpäten Abend. „An Hoftheatern komm' ich leicht vorbei, doch eine

Bude bleibt mir ewig neu". Dann ging er nach Paris zurück, trat in ſein gewöhnliches Café ein, ergriff die erſte beſte franzöſiſche Zeitung, überflog die Fait divers, erblickte Thorwaldſens Namen und las ſeinen Tod. „So ſterben die Götter! ſo ſtarb Goethe, Shakſpeare — ſo würden wir Alle ſterben, wenn das Leben ſich naturgemäß entwickelte. Geht in's Theater, ſetzt ſich nieder, lebt — iſt todt! Gleich in meinen erſten Schauer miſchte ſich der Neid!" Dieſer Spaziergang, an all' den bunten, glänzenden Flittern, den lärmenden Volkstheatern, der Gloire de France mit dem alt napoleoniſchen Tambour vorüber, bis zu jenem theuern Schatten, dem er zuletzt am Abend begegnete, formte ſich in ſeiner Seele zu einem Gedicht, das die verſchiedenartigen Erlebniſſe und Figuren jener Stunden, zu Feſtons und Arabesken verflochten, gleichſam als einen Gräberſchmuck zu Häupten Thorwaldſens hinlegt. Nun ſtünden alle Kaiſerſtühle leer, heißt es am Schluſſe des Gedichts, ſeitdem Raphael und Beethoven geſchieden, ſeit Goethe heimgegangen.

Thorwaldſen folgt, der letzte wohl im Zug,
Der aus dem Marmor griech'ſches Feuer ſchlug,
Der das, was werden ſollte und nicht ward,
Weil es im Werden ſelbſt ſchon halb erſtarrt,
Das ungeſchaffne Urbild alles Seins,
Erlöſte aus dem ſpröden Schooß des Steins.

Fahr wohl! Noch nicht! So lang' ich dieſes Wort
Nicht ſprach, ſo lange kannſt Du noch nicht fort.
Das iſt, die Liebe hat es wohl erkannt,
Der letzte Zauber, der die Schatten bannt,
Sie kehren um, wenn's nicht ertönt, man ſieht
Das Liebſte noch einmal, bevor es flieht.

So trittſt auch Du vor meinen innern Sinn,
Damit ich Abſchied von Dir nehme, hin:

Wie ich Dich einſt bei Oehlenſchläger ſah,
So ſtehſt Du herrlich wieder vor mir da,
Schon ungenannt erkannt, und anzuſchau'n,
Als hätt'ſt Du ſelbſt Dich aus dem Fels gehau'n.

Er hatte ſich ſchon zu lange falkenfroh im Luftraume gewiegt, als ihn bereits die Miſère wieder zum Boden herab zog; aber freilich ſie trug das Antlitz der Pflicht. In ſeine Briefe an Eliſe war die von Paris angeregte heitere Stimmung hie und da übergegangen, und faſt vorwurfsvoll kam zu ihm die Bemerkung zurück, daß er ſich in Paris ſo wohl befinde! Dieſe Stimmung ſei keine bleibende, antwortete er, was biete ihm die Stadt? Ihre Straßen, ihre Plätze, ihre Umgebungen! Dies ernte ſich in einem halben Jahre ab. Hingegen habe er kein einziges inneres Verhältniß hier angeknüpft und weil er ſich bis auf den Pfennig einſchränken müſſe, ſo wäre dazu auch gar kein Weg gebahnt. Hätte er zweihundert Franken, anſtatt hundert monatlich gehabt, ſo würde er ſich einen Sprachmeiſter genommen, nach und nach etwas gelernt und ſich fähig gemacht haben, mit Franzoſen in Verbindung zu treten. Seine ärmliche Toilette ſei gleichfalls in Paris ein ſchlechter Empfehlungsbrief geweſen und die kleinen häuslichen Freuden, die er in Hamburg mit Eliſen genoſſen, wären obendrein weggefallen. „Ach, wenn ich ſo einmal in meine Bruſt hinein greife und Alles, was drin verdorrt, verſengt und erfroren iſt, das ganze Herbarium einer blühenden Welt hervorziehe, ſo kann ich doch nicht anders, ich muß die Fauſt ballen und mit den Zähnen knirſchen . . . denn ſo lange ich dieſer ſpecielle Menſch bin und in dieſer ſpeciellen Haut ſtecke, lebe ich nur, wenn ich mich entwickle, wenn dies aber nicht geſchieht, wenn Alles in mir mit einer eiſernen Fauſt zuſammengedrückt wird, ſo iſt mein Leben nur noch ein langes, langes Sterben, und dieſer Todeskampf, wenn ſo einzelne Blüthen ſchlamm- und ſchmutzbedeckt wieder auftauchen, dieſer Trotz, dieſes Verſinken in die gräulichſten Untiefen der Sinnlichkeit, um den Zuſtand nur einmal zu vergeſſen, das iſt noch bitterer wie der leibliche Todeskampf . . Ich bin ja kein Narr, der ſich die innere Lücke durch ein Wenn — So — ausflickt, ich habe die Beweiſe meiner Kraft gegeben und gebe ſie täglich, aber die Früchte ſind bitter, ich ſelbſt ſchmecke den ſteinigen Boden, auf dem der Baum gewachſen, das naßkalte Wetter heraus, und ich fürchte ſehr, dies bringt mich auch noch um das letzte Reſultat meines jämmerlichen Daſeins: um eine geſunde und wahrhaft bedeutende Poeſie. Das Weltverachtungsweſen, ſo ſehr es ſich aufſpreizt, iſt gar nichts und hat nicht mehr Wahrheit und Bedeutung, als eine Fieberraſerei, mag man es nun bei Lord Byron, bei mir oder wo ſonſt finden: O, Au und Ach iſt keine Muſik . ." Nichtsdeſtoweniger wurde Hebbel jetzt zur Heirath fortwährend gezerrt, wiewohl ſeine äußere Lage ſich auch um keinen Schimmer mehr aufgehellt hatte. Zu derſelben Zeit trafen die erbetenen Rathſchläge Oehlenſchlägers, durch Zufälle verſpätet, bei ihm ein. Ob Hebbel nach Hamburg zurückkehren und heirathen könne, ohne den Verluſt des Stipendiums zu riskiren, darauf wiſſe Oehlenſchläger nichts zu antworten. Er habe ihn als Dichter dem König empfohlen, der König habe ihm ein Reiſeſtipendium gegeben, damit er als Dichter Welt- und Völkerkenntniß gewinne, nicht um ſich in Hamburg bürgerlich niederzulaſſen, was der Monarch ſicherlich übel nehmen würde. Und auf Fortſetzung des Stipendiums, welches ja auch noch zweifelhaft ſei, könnte Hebbel dann gar nicht hoffen. Im Uebrigen müßte er auf die Verheirathung viel Zeit und Geld verwenden. „Gott behüte mich", fügt Oehlenſchläger hinzu, „daß ich mich als Scheidewand zwiſchen Sie und Ihre Braut drängen ſollte. Handeln Sie nach Pflicht und Gewiſſen, aber auch nach Vernunft und Beſonnenheit. Was hilft es gleich, Ehegatte zu ſein, wenn Sie Frau und Kinder nicht verſorgen können? Bedenken Sie wohl, was Sie thun und laſſen Sie nicht den Vogel, den Sie doch ſchon in der Hand haben, gleich wieder wegfliegen. Es wäre ein ſchlechter Erſatz für Ihre arme Braut, in häusliches Elend gezogen zu werden; täglicher Mangel an dem Nöthigen wird ein ſchlechter Erſatz für den erlittenen Schmerz und Kummer ſein". — Nachdem Eliſe dieſe Anſichten vernommen, klammerte ſie ſich an andere Vorſchläge und Möglichkeiten. Campe nämlich hatte unſerem Freunde dunkle Andeutungen über den vacant werdenden Redacteurpoſten an ſeinem Telegraphen gemacht, und Eliſe meinte, ſeine Zweifel mißverſtehend, daß er ihn annehmen ſolle, wenn ihm Campe denſelben förmlich antrüge. Was könnte ich auch anders thun, als den Antrag abwarten! erwiederte Hebbel, nicht ohne Mißmuth. Es handle ſich darum, ob er überhaupt Ja ſagen könne: er ſei im Stande über bedeutende Dinge gut, aber nicht über unbedeutende viel zu ſchreiben. Das Letztere jedoch ſei das Talent, welches man an einem Redacteur verlange. Er brauche zu Allem Stimmung, zu einem Briefe, zu einer Notiz, er habe Tage, ja Wochen, wo er keine Zeile zu Stande brächte. Das Blatt aber wolle gefüllt ſein. „Hältſt Du es für denkbar, daß ich jede Woche vier halbe Druckbogen (etwan zwölf Schreibbogen) Telegraphenfutter liefere?" Dieſes Unvermögen theilte Hebbel mit Vielen. Friedrich Creuzar z. B. geſtand, daß er die Schriftſtellerei nie als Gewerbe habe betrachten können und es ſich habe gefallen laſſen, wenn geſcheutere Leute ihn manchmal mit dem gemeinen Sprüchworte ſtrafen wollten: Wenn es Brei regne, hätte er keinen Topf. Es ſei eine ſchlimme Eigenſchaft ſeines Geiſtes, bemerkte Hebbel an einer andern Stelle, daß er ſich zu ſehr in ſich ſelbſt vertiefe und zu wenig von der äußern Welt Notiz nehme. Was gebe es in Paris Alles zu ſehen und alſo auch zu ſchreiben, und nur ſelten gehe etwas davon in ſeine

Briefe über. Er fürchte, daß er dies noch einmal ſehr bereuen werde, und doch könne er nicht anders. „Ich laſſe die Dinge auf mich wirken, ich genieße mich ſelbſt, indem ſie mich erweitern, ich komme zu neuen Ideen, aber ich kann mich nicht an ſie hingeben. Darum bin ich leider auch ſo unfähig zum deutſchen Schriftſteller. Ein Schriftſteller comme il faut muß gar nicht ſprechen, er muß nicht einmal denken, denn Beides heißt verſchwenden. Er muß bloß ſchreiben, muß jeden Einfall, der ihm kommt, arretiren, ehe er noch zum Gedanken werden oder ſich der Form gegenüber, die ihn zum Gedanken erheben will, in's Nichts auflöſen kann. Und ich denke und ſpreche viel und ſchreibe wenig". — Die geradezu thörichte Zumuthung Eliſens: er ſolle noch einmal nach Kopenhagen reiſen und abermals als Supplicant auftreten, um eine Profeſſur oder um eine Penſion, wies er mit ſichtlichem Unwillen zurück. Daran ſei nicht zu denken. Um eine Profeſſur könne er ſich nicht bewerben, denn ihm fehle dazu die nöthige Gelehrſamkeit; um eine Penſion aber bewerbe man ſich durch Werke, nicht durch Viſiten! Man könne ſie annehmen, aber wer werde ſie nachſuchen?! —

In den erſten Tagen der zweiten Maihälfte erhielt er die Nachricht, daß Eliſe am Vierzehnten ihm abermals einen Knaben geſchenkt habe. Der Oberadvocat Schütze in Wandsbeck, an dem Eliſe, wie auch an deſſen Frau, wohlmeinende, hilfreiche Freunde hatte, theilte ihm das Ereigniß in vollkommener Verkennung der Gemüthsart Hebbels und der ganzen Lebensſituation mit dem Ausrufe mit: „Hurrah! mein theuerer Freund! Ein liebliches kleines Söhnchen, das Ihnen Ihre Eliſe dieſen Morgen geboren hat, liegt geſund und wohl in der Wiege neben ſeiner Mutter Bett, die ſich ebenfalls wohl befindet. Welcher Himmel liegt in den wenigen Worten". Er ſei voller Jubel geweſen, verſichert Schütze, als er die Botſchaft erfuhr, Hebbel aber müſſe es noch weit mehr ſein. Er liebe es, ſtets die heitere Seite des Lebens feſt zu halten und ſo gedenke er auch der für Hebbel ſo unausſprechlich frohen Gegenwart. — Das Echo in Hebbel war natürlicher Weiſe kein Jubel und kein Hurrah. Er dankte dem Geſchick, daß Alles gut abgelaufen, da doch Eliſens erlittene Seelenqualen das Gefährliche der Entbindung beträchtlich geſteigert hatten. Er hieß das Kind in ſeinen Briefen an ſie willkommen, ging treulich auf ihre Muttergefühle ein, aber unwahre, erzwungene Empfindungen ſpannen ſich nun gleichfalls durch die wahren, vom Augenblick eingegebenen, und ſeine Vaterfreude hatte eine ſäuerliche Miene. Es war ſchlimm, daß ſein Naturell, im Hinblick auf Eliſens Hoffnungen und Erwartungen, die nun verſtärkt, wenn auch ſchweigſamer ſich geltend machten, nicht die Kraft gehabt hat, Nein zu ſagen und daß er mit einer Lüge aus Paris fortgegangen iſt.

Die indeſſen mit Campe angeknüpften Verhandlungen wegen der Maria Magdalena, die Vorbereitungen zum Druck derſelben, die Schritte bei der däniſchen Geſandtſchaft in Betreff der Dedication des Stückes an den König, und die gleichzeitigen Bemühungen zur endlichen Erlangung des Doctorgrades nahmen ihn jetzt dermaßen in Anſpruch, daß er aus den fatalen Zuſtänden wieder herausgewirbelt wurde. Campe ſprach voll Anerkennung über das Drama, war ſogar mit der Vorrede einverſtanden und wendete nichts gegen die Honorarforderung Hebbels ein (vierzig Louisd'ors). Einem Literaten, von welchem Campe gefragt worden: Ob Hebbels neues Stück dasjenige „mit der Schwangerſchaft ſei?“ hatte der Verleger geantwortet: „Ja, aber warten Sie mit Ihrem Urtheil, bis Sie es gedruckt ſehen, dann wird das, was Sie ſagen wollen, anders ausfallen. Herr Gutzkow würde glücklich ſein, hätte er das Stück geſchrieben, das nehmen Sie als vorläufige Notiz von mir an“. Hebbel erſehe daraus, ſchrieb ihm Campe, indem er den kleinen Dialog mittheilte, welche Gerüchte im Gange ſeien: wie ſie entſtanden, wiſſe er nicht, aber daß ſie als Schlagbäume vor die Bühnen gerichtet wären, ſcheine ihm ziemlich verſtändlich. Offenbar hatten ſich jene Gerüchte von Berlin aus verbreitet, wo eine Abſchrift des Stückes eine Weile lang bei der Intendanz des Hoftheaters ſich befand. — Die Promotionsangelegenheit war durch den alten Rouſſeau betrieben worden. Die Facultät in Erlangen erklärte ſich bereit, Hebbeln auf Grund einer wiſſenſchaftlichen Abhandlung den Doctorgrad zu ertheilen. Hebbel ſchweißte die Hauptzüge ſeines Aufſatzes: Mein Wort über das Drama mit Erläuterungen und Ergänzungen aus dem Vorworte zur Maria Magdalena zuſammen und beantwortete überdies die ihm eingeſendeten „kindleichten" Fragen. Die Abhandlung wurde approbirt; weil jedoch Hebbel in dieſem Moment die Taxen nicht bezahlen konnte — denn er hatte erſt vor Kurzem einen Theil ſeiner Schuld an Rouſſeau abgetragen und mußte zum Mindeſten die Hälfte der Haushaltungskoſten in Hamburg beſtreiten — ſo gelangte das Diplom erſt zwei Jahre ſpäter in ſeinen Beſitz.

Für andere Ablenkungen von ſeinen häuslichen Kümmerniſſen und dem unfruchtbaren Nachſinnen darüber ſorgte das jeden Augenblick die Veduten wechſelnde Paris; heute das impoſante Leichenbegängniß Lafittes, des erſten Banquiers der Stadt und des Hauptbegründers des Juli-Thrones, morgen das Julifeſt, mit dem dazumal pomphaften Gottesdienſt, den das Volk ſeiner eigenen Gottähnlichkeit zu Liebe in's Werk ſetzte. Hatte doch Rouſſeau das Volk im Contrat social „le prince" genannt. Da Napoleon über Lafitte geſagt hatte: daß er ihn für den ehrlichſten Mann in Frankreich halte, ſo ging Hebbel zeitig aus, um dem Leichenbegängniß beizuwohnen. In allen Straßen, durch die der Zug kam, waren die Häuſer von oben bis unten mit Zuſchauern beſetzt, welche Hebbel eifrig muſterte, wobei er in der Rue Dauphine die Wohnung eines der ſchönſten Mädchen entdeckte, die er, nach ſeinen Worten, in Paris und überhaupt in ſeinem Leben geſehen. Sie war ihm ſchon öſters im Tuileriengarten begegnet und nun machte es ihm Vergnügen, ſie in ihrem Familienkreiſe von fünf bis ſechs Schweſtern, von Vater, Mutter und Baſen umgeben, zu betrachten. Der Poet, oder wenn man will der Menſch ſchlechtweg, fand eben überall Muße, ein grünes Blatt zu erhaſchen, auch wann der ehrlichſte Mann Frankreichs zu Grabe getragen und die Feldzeichen der Julitage aufgepflanzt wurden. Zwar führten königliche Equipagen den Zug an, der Louis Philipps Leibkutſcher, mit ſeinem breiten Geſicht und dem dreieckigten Hut an der Spitze, aber die Arbeiterbevölkerung von Paris mit ihrer tendenziöſen Trauer tauchte die ganze Feierlichkeit in ihre Farbe. Die ungeheuere Ausdehnung der Boulevards entlang erwartete das Volk den Zug ſchweigend und theilnehmend. Vom Boulevard du Temple bis zur Madelaine drängte ſich eine ſo dichte Maſſe, worin die Blouſen überwogen, daß kein Wagen paſſiren konnte. Eine furchtbare Macht, ſagt Ruge, indem er von dem Leichenbegängniß erzählt, ſo viel tauſend ſtarke Männer, meiſtens edle, ernſte Köpfe, die Alle das Eine Gefühl der Trauer um Lafitte und zugleich um die verlornen Früchte ihres eigenen Sieges belebte. Wie viele Regimenter und Batterien im Gefolge des Leichenzugs auch waren, dieſe Vorſicht hätte Louis Philipp nicht gerettet, wenn die Bevölkerung von Paris ſich in den Kopf geſetzt hätte, ſeine Sünden an Lafitte und an der Juli-Revolution zu rächen. Der König wußte dies auch, indem er ſich alle Viertelſtunden Nachricht durch ſeine Adjutanten geben ließ. So habe er an dieſem Tage zwanzigfach die Wahrheit des modernen Frankreichs gefühlt, daß er nicht durch Gottes, ſondern durch die Gnade von Paris König der Franzoſen ſei. Dies waren die

Gedanken Ruges. Hebbel aber meinte, indem er die getroffenen Sicherheitsmaßregeln beobachtete, dieſe ſeien nicht nöthig geweſen, das Volk habe ſich nur eingefunden, um den ſchönen Tag zu genießen und auf gute Art faulenzen zu können. Hätte es geregnet, wie die Tage vorher, ſo würde Niemand gekommen ſein. Auf dieſe ſehr zahme Auffaſſung der demokratiſchen Lebensäußerungen der Franzoſen dürfte allenfalls jenes ſchönſte Mädchen in der Rue Dauphine Einfluß geübt haben. Denn daß es gleichſam eine revolutionäre Kunſtpauſe war, in der dieſes Königthum gedieh, darüber konnte Hebbel ſo wenig als irgend ein Anderer im Zweifel ſein. Wie geringes Zutrauen der König ſelbſt in ſeine Erwähler hatte, dies konnte Hebbel von Zeit zu Zeit an dem Umſtande des von Reitern umringten und bewachten dicht verſchloſſenen Wagen bemerken, der ihn auf ſeinen Spazierfahrten ſo eilig durch die Straßen rollte, als ob er auf der Flucht wäre, wie der ſechzehnte Ludwig in der „Nacht der Sporen“. Wenn Hebbel ſpäterhin auf Louis Philipp zu ſprechen kam und harte Beſchuldigungen oder gar Schmähungen gegen ihn vernahm, ſo ergriff er jedesmal des Königs Partei und verſicherte, daß Alles, was ihm über ſeinen Charakter bekannt geworden, in Verbindung mit dem Eindrucke, den er von dem Louis Philipp'ſchen Frankreich empfangen habe, ſein eigenes günſtiges Urtheil durchaus rechtfertige. Victor Hugo nannte den König in ſeiner antitheſenhaften, aber ſcharf umriſſenen Charakteriſtik desſelben (in den Miſérables) einen bewunderungswürdigen Repräſentanten der Mittelclaſſe, der ſie aber in aller Weiſe übertraf und größer war als ſie, den Gründer und Anwalt einer Dynaſtie, welcher etwas von Karl dem Großen und etwas von einem Advocaten hatte, einen König des hellen Tages, der die Nagekraft des Lichtes erkennend, welche ſich an den Privilegien bewährte, gleichwohl bereit war, ſeinen Thron allzeit in vollem Lichte ſtehen zu laſſen.

Die Herrlichkeiten des Juliſeſtes, namentlich die verſchwenderiſche Pracht der Illumination, erregten in Hebbel das Gefühl, als ob er ſeine Jugendträume, die tollen Phantaſien, welche ihn umſchwirrten, als er die aſiatiſche Baniſe las, den alten Roman voller Wunder und Seltſamkeiten, nicht blos verwirklicht, ſondern überboten, ausgeziſcht und verſpottet ſähe. Er für ſeine Perſon feierte das Juliſeſt, indem er auf einem Steine an der Seine ſitzend und vom Vollmond beſchienen, friſche Feigen aß. Er verzehrte an die drei Dutzend und um die Unmäßigkeit bei ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſagte er, dies ſei eine gute Vorbereitung für Italien.

Die erſte italieniſche Sprachſtunde nahm er bei ſich ſelbſt. Er ging auf die königliche Bibliothek, ließ ſich ein Wörterbuch und das Decamerone geben und fing zu leſen an. Der erſte Verſuch gerieth ſchlecht, denn dieſer Schriftſteller bereitete ihm zu viel Schwierigkeiten, weshalb Hebbel am andern Tage nach dem Goldoni griff. Aber dieſe Wahl war nicht minder verfehlt, ſchon des eingeſtreuten venezianiſchen Dialects wegen; übrigens iſt in jeder Sprache das Luſtſpiel die am wenigſten geeignete Gehſchule für den Anfänger. Im Allgemeinen war Hebbels Methode die richtige, und er ſagte mit Recht, daß für ihn und ſeines Gleichen dies der einzige Weg wäre, der zum Ziele führe. Den ganzen Winter hindurch hatte er ſich mit der franzöſiſchen Grammatik abgequält und nichts als dumpfen Kopfſchmerz von jeglicher auf ſolche Weiſe verbrachten Stunde als Frucht geerntet. Als er hingegen während des Sommers die Mystères de Paris zu leſen angefangen, da war er ſchon nach vier Wochen ſo weit, um durch leichte Bücher ohne beſondere Anſtrengung zu kommen. Rouſſeaus Confeſſions z. B. las er jetzt wie Deutſch. Er unterhielt ſich mit dieſer Lectüre, dieſer großen Advocatenſchrift, wie er ſie nannte, in der Bibliothek Mazarin im Inſtitut de France, wo er um des ſchönen Saales und der unvergleichlichen Ausſicht willen, welche ſich dort ihm darbot, gerne verweilte. Vor ihm die Seine mit dem wunderlichen und immer lebendigen Pont-neuf, von dem er in Ditmarſchen in einer Erzählung Wilhelm Hauff's zum erſten Male geleſen hatte, ohne damals zu ahnen, daß er ſich darauf ſo oft Apfelkuchen kaufen ſollte; auf der andern Seite der Pont-royal, und wenn man an's Fenſter trat, das rege Leben auf dem Fluß.

Trotz der drückenden Hitze, „für welche der Champagner dem Himmel danken mag, nur nicht der Menſch“, dachte er mit Wehmuth an den Abſchied von Paris. Alle Lieblingsorte ſuchte er nun noch einmal auf und auch die Freuden der holden Umgegend las er, um Verſäumtes einzubringen, ab. Wiederum durchſchritt er den gewaltigen Gräbergarten Père la Chaiſe, wo er im letzten Frühling aus allen Buſchen und Geſträuchen das junge Leben hervorbrechen ſah und die ſchönſten Verſe ſeines Gedichts auf Thorwaldſen machte. Diesmal legte er ſich auf der Terraſſe vor der Betkapelle in's Grüne, ſah auf Paris mit ſeinen Kuppeln, Thurmſpitzen und Millionen Schornſteinen, wie auf ein großes Theater hinab, in die Vorſtellung vertieft: wie dort vielleicht unaufhörlich jede Scene ſich ereignet, die im Menſchenleben vorkommt. Eine der Gräberinſchriften hatte ihm erzählt, daß in Zeit von vierzig Tagen zwei blühende Mädchen, das einzige Glück ihrer Eltern, nach einander geſtorben ſeien. Betet für ihre Seelen! hieß es, und hinzugefügt war das höfliche s'il vous plaît. Er habe ſich nicht umſonſt, ſagte unſer Freund, zu dieſem Liebesdienſt auffordern laſſen und auf ſeine Weiſe für zwei unſchuldige Mädchen gebetet, deren Andenken ſeine Seele trübte und deren Staub ihn vielleicht ſchon im Sonnenſchein umſpielte. — Mit Ruge und deſſen Frau unternahm er einen Ausflug nach Verſailles, um die Waſſer ſpringen zu ſehen, was ihm aber wenig Antheil abgewann. Einmal wanderte er nach St. Cloud, ein anderes Mal nach Vincennes. Die das alte Schloß umzingelnden breiten Gräben, die unheimlichen Zwinger, die ſpitzigen, zackigen Thürme wirkten auf ihn, wie der Bericht aus einer mittelalterlichen Chronik. Der auf Napoleons Befehl dort erſchoſſene Herzog von Enghien verfolgte ihn bis in den Park. Auch in Neuilly war er und im Bois de Boulogne. Er erinnerte ſich hier der unzähligen Duelle, zu denen das allerliebſte Wäldchen in den Tagen des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig auserkoren ward, und erfreute ſich an dem Anblick der Damen, welche auf kleinen Miethpferden oder auf Eſeln den Park durcheilten. Die Eſel meinte er, trügen überhaupt alles Schöne in Frankreich, Pfirſiche, Aprikoſen, Trauben (zur Stadt), junge Mädchen und Frauen (wohin ſie wollen). In Neuilly, nachdem er den Ort beſehen und ſich an der wunderbaren Brücke geweidet hatte, bog er von der Straße ab, ſetzte ſich auf ein an der Seine ſich hinziehendes hölzernes Geländer und genoß an dem heißen Auguſtnachmittag, der ihn aber an dem gewählten Platze gar nicht beläſtigte, einmal die ſo ſeltene reine Freude am Daſein.

„Furcht und Angſt, ſonſt ſo lebendig in meiner Seele, waren eingeſchlafen, Begierden, ungeduldige Wünſche, die jene gewöhnlich ablöſen, waren noch nicht aufgewacht, die ſüße Ermattung meines ganzen Weſens hielt ſie zurück, und mich bewegte nichts, als der ſtille Gedanke, daß mich nichts bewegte.“ Weiße Schmetterlinge ſpielten um mich herum, gelbliche Blumen neigten ſich im Winde, auf dem grünen Fluß ſchoßen Boote, von raſchen Ruderern gelenkt und von Herren und Damen angefüllt, vorüber, über die Brücke ſpazierte oder eilte, was von Paris kam oder nach Paris wollte, ein Fabrikſchornſtein blies ſeine dicke, ſchwarze Rauchwolke dem Wind entgegen in die Luft hinaus und ſchloß den Proſpect. Hinter mir eine Häuſerreihe mit Gärten, die ſich unſchuldig hervordrängten, vor mir, am anderen Ufer der Seine ein waldähnlicher Park mit ſeinem bald helleren, bald dunkleren Laub . . Ich blieb lange ſitzen, dann ging ich an den Gärten vorbei und lauſchte hinein. Brennende Blumen nickten mir zu, aber die Gitter, die mich am Eintritt verhinderten, machten es mir unmöglich, ſie zu pflücken. Doch ich tröſtete mich, denn es geht mit allen Blumen ſo, ſogar mit den inneren, auch dieſe ſieht man lange vorher, ehe man ſie zum Kranze winden kann“.

Wenige Wochen vor ſeiner Abreiſe kam Oehlenſchläger in Paris an. Der wohlwollende, treffliche Alte war freundlich gegen Hebbel, wie in Kopenhagen, und dennoch ſchien ſich etwas Fremdes an ſein Benehmen gehängt zu haben, welches Hebbel augenblicklich bemerkte. Hatte er das Schweigen unſeres Freundes über die in einem Briefe gegebenen Andeutungen: Hebbel ſolle einmal Oehlenſchlägers Thätigkeit im Zuſammenhange beſprechen, übel genommen? oder waren die intimen perſönlichen Geſtändniſſe Hebbels leiſe Störenfriede geweſen? Gleichviel, das Verhältniß war kühler geworden. — Bamberg, der ihm von Anfang bis Ende treulich in Paris zur Seite geſtanden und ihm mehr als eine der kleinen Mühen, die für Hebbel große waren, abgenommen hatte, unterſtützte ihn auch mit Rath und That bei ſeinen Anſtalten zur Reiſe, deren vorläufiges Ziel Rom hieß. Von Campe und Rouſſeau hatte er einige Empfehlungen dahin erhalten.

Zweiundzwanzig Jahre auf einem Fleck in Ditmarſchen und jetzt doch im Begriff nach Rom zu gehen! Es iſt wie ein Traum! Mit dieſem Gedanken fuhr er am Morgen der Abreiſe, am ſechsundzwanzigſten September, aus dem Schlaf auf, ſprang aus dem Bett und kleidete ſich an. Nachmittags fünf Uhr reiſte er ab. Nach einigen Regentagen ſchien die Sonne wieder lieblich, als ob ſie ihm die Stadt, die er verlaſſen mußte, noch einmal im glänzendſten Lichte hätte zeigen wollen, damit er ſie nicht vergeſſe.

Das iſt unnöthig, ſagte er, Paris wird immer der Mittelpunkt aller meiner Wünſche bleiben. Lebe wohl, du ſchöne, herrliche Stadt, die mich ſo gaſtfreundlich aufnahm! Empfange meinen wärmſten Segen! Blühe länger, als alle Städte der Welt zuſammen genommen!

Als er auf der Meſſagerie, bis wohin ihm Bamberg das Geleite gegeben, bereits im Wagen ſaß, da reichte ihm ein Arbeitsmann noch ein Briefchen und ein ſonderbar verſiegeltes Paket hinein. Das Briefchen enthielt einige ſinnvolle Verſe Bambergs, die ſich auf die ernſten Geſpräche der Beiden bezogen, das Paket eine prächtige Adlerfeder, welche Hebbel einſt auf einem Spaziergange mit dem Freunde in einem Schaufenſter der Rue de la Paix geſehen und ſich gewünſcht hatte. Die Verſe lauten:

Der Klaue, wenn ſie das Lebend'ge faßt,
Nimmt ſelbſt der Flügel halb nur ab die Laſt,
D'rum, wenn ſich ſchwer Geſchaff'nes auf Dich legt,
Denk' an den Adler, der die Beute trägt.

Drittes Capitel.

Italien.

Die ganze Reiſe hatte Hebbel, wie er ſagte, in einer Kleinkinder-Stimmung gemacht. Es war ihm nämlich zu Muthe, als ob er ein Märchen erlebte. Zweiundzwanzig Jahre in Ditmarſchen auf einem Fleck, und nun doch auf dem Wege nach Rom! dies ſummte ihm von Paris aus beſtändig im Kopf. Das lieblichſte Herbſtwetter hatte die Fahrt begünſtigt, die er nach den Zuſtänden und Eindrücken, welche ſie mit ſich brachte, in einem auf dem Schiffe entſtandenen Diarium feſthielt.

Die Rhone hinab, an Auxerois und Chalons vorbei, kam er nach Lyon, wo ihn die Flußlandſchaft an das Neckarthal, beſonders an Heidelberg, erinnerte. Nachdem er in Lyon nothgedrungen einen Tag geraſtet, fuhr er nach Avignon weiter, wo er abermals zu kurzem Aufenthalte gezwungen ward. Er durchſchweifte die alte Reſidenz der Päpſte mit ihren ſchönen Mädchen, ihrem ſchlechten Straßenpflaſter, ihrer Kathedrale, den Feſtungswerken und zinkenartigen Wartthürmen, welche als Stachelgürtel die Stadt umſchließen. Gerne wäre er nach dem nahen Vaucluſe gewandert, zu der Quelle Petrarcas, denn die Spuren eines großen Daſeins, ſagte er, ſeien für ihn nicht blos magnetiſch, ſondern auch elektriſch. Aber da er ſchon das Schiff in Avignon, wenn auch ohne ſein Verſchulden, verſäumt hatte, ſo wollte er wenigſtens jenes in Marſeille erreichen, und ſetzte alſo mit der Deligence den Weg dahin fort. Die nun überall hervortretenden fremdartigen Bäume und Geſträuche und die hier und dort an den Stationen feilgebotenen gelblich-weißen Trauben mit taubeneiergroßen Beeren bewegten ihn ſeltſam als die Vorboten des Südens. In Marſeille, wo er ſofort einen Platz nach Civitavecchia nahm, um alsdann das Paßviſum einzuholen, erfuhr er durch den dortigen hamburgiſchen Conſul, der die Geſchäfte des däniſchen mit verſah, nicht nur keine landsmannſchaftliche Behandlung, er fand es auch merkwürdig, daß der einzige ungefällige, ja plump rohe Menſch, den er in ganz Frankreich getroffen, ein Deutſcher und dann noch wieder ein Hamburger ſein mußte. Die allgemeine Geringſchätzung, welche unſere Nation vormals den übrigen Völkern Europas einflößte, ſchien der einzelne Deutſche dann und wann in einem protzigen Benehmen gegen ſeinen Stammesgenoſſen, ſobald er ihm in der Fremde begegnete, gleichſam pariren zu wollen. Auf dem Verdeck des Schiffes umherwandelnd, empfand Hebbel, die letzten Eindrücke in ſich zum Brennpunkte ſammelnd, ſo wie das in leiſen Umrißen aufdämmernde Kommende ahnungsvoll im Voraus genießend, Stunden lang eine ſolche Seligkeit des geſättigten Daſeins, „wie er ſie noch nie empfunden habe und ſie vielleicht auch nie wieder empfinden werde“. Er ging, ohne raſten zu können, auf und nieder, er hatte das Gefühl, daß er den höchſten Augenblick ſeines Lebens genoß und daß die längere oder kürzere Dauer dieſes Augenblicks ſogar von der durch das Gehen bedingten Rhythmik ſeines Leibes abhänge. Das war der erſte October. Am nächſten Tage erblickte er ſchon Vormittags die Küſte von Korſika und Nachmittags kam ihr das Schiff ſo nahe, daß man in die wilden, ſchauerlichen

Bergſchluchten, woraus ſie beſteht, deutlich hinein ſchauen konnte. Vor Korſika zog er den Hut ab, oder vielmehr die ihm von Bamberg geſchenkte Reiſemütze. Bald darnach ſah ihm Elba in's Geſicht. Weder in der erſten, noch in der zweiten Nacht hatte er eine Anwandlung von Seekrankheit, kurz nach ſeinem Erwachen ſtand das Schiff ſtill. Hurtig eilte er auf's Verdeck, Civitavecchia lag vor ihm unter einem reinen, übermäßig blauen, von keiner Wolke getrübten Himmel. Der Anblick gemahnte ihn ſeltſamer Weiſe an eine Theaterdecoration aus der Victor Hugo'ſchen Lucrezia, in der er zu Paris die Georges geſehen. Er belegte gleich für den Mittag einen Platz auf der päpſtlichen Deligence nach Rom und beſah ſich hierauf das knapp zwiſchen das Meer und das dicht hinter dieſem emporſchwellende Land hinein gekeilte Städtchen. Auf dem von regem Treiben erfüllten Markte fiel ihm vor Allem die große Anzahl der Geiſtlichen und Mönche und ihr von dem Weſen ihrer franzöſiſchen Brüder grell abſtechendes Benehmen auf. Wenn dieſe, ſo meinte er, das heilige Haupt beſcheiden ſenkten, heben jene es keck empor, wenn dieſe ſich eines Bäuchleins und ſtrotzend feiſter Backen ſchämen, ſind jene ſtolz darauf.

Pfaffen ſah ich in Frankreich und ſah in Italien Pfaffen,
  Jene beugen das Haupt, dieſe doch heben es ſtolz.
Dort, ach, ſind ſie verdammt den Herrn zu tragen und das iſt
  Schwierig, hier trägt ſie der Herr, das iſt denn ſanft und bequem.

Eine Weintraube verzehrend ſtrich er am Meeresſtrande entlang, den raſchelnden Eidechſen ausweichend, weil er in ſeiner ſeit der Jugend ihm anhaftenden Furcht vor Gewürm dachte, daß der ſchillernden Couſine die Schlangenmuhme folgen könne. Bei einer in der Ferne liegenden Villa erblickte er die erſte im Freien wachſende Palme. Mittags fuhr er von Civitavecchia ab und kam mit einem vor Schmerz faſt zerſpringenden Kopf Abends zwiſchen acht und neun Uhr vor den Thoren Roms an: am 3. October 1844. Es war völlig finſter, kümmerliche Laternen wurden eben langſam angezündet, einmal aus dem Wagen ſchauend, bemerkte er eine Reihe koloſſaler Säulen. „St. Pierre!“ näſelte ein Franzoſe, ich hatte die Peterskirche im Fluge erblickt.“

Ja, es iſt Alles belebt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma, nur mir ſchweiget noch Alles ſo ſtill.

Dieſes Diſtichon aus den römiſchen Elegieen eröffnete ſeine Tagebuchaufzeichnungen in Rom. Jene Kleinkinder-Stimmung hatte ihn hier verlaſſen. Er erfuhr, nach ſeinem Geſtändniß, jetzt an ſich die Wahrheit, daß der Menſch zu einem Sprunge nie die Kraft habe, daß er ganz wie die Blume oder die anderen Gewächſe ſei, welche in einen friſchen Boden gepflanzt, immer einen Tag lang die Blätter hängen laſſen. Aber er ſei klüger, als in Paris, wo er den dummſten Eindruck für einen dauernden gehalten. Im Uebrigen drängte ſich ihm der Unterſchied zwiſchen Paris und Rom entſchieden auf. „Paris iſt ein Ocean, Rom das Bett eines Oceans. In Paris kann man mitſchwimmen, in Rom muß man unterſuchen, wie Andere vor Jahrtauſenden geſchwommen haben. Für mich iſt nun aber das Leben die Hauptſache und ſelbſt meine Träume werden durch das Leben, durch das wirkliche, gegenwärtige, angeregt“. Was jetzt das Beſte für ihn wäre, das wußte er wohl: geiſtreiche und vornehme Geſellſchaft. Die gewaltige Springfluth, die ihn in Paris über das Gefühl einer beklemmenden Einſamkeit ſo weit hinausgehoben hatte, war nun weggefallen und kein entſprechender Erſatz dafür noch eingetreten. Er brauchte ſich alſo nicht zu ſchämen, daß er ſich in Rom nicht augenblicklich wie im Himmel fühlte. Auffallender Weiſe trat ihm auch der Geiſt der Geſchichte nur langſam, erſt nach und nach nahe, während in Paris das Umgekehrte der Fall geweſen war. — Zudem übten Wetter und Wohnung nichts weniger als belebende Wirkungen auf ihn aus. Es regnete Tage lang, der Hamburger Himmel hing über der ſchmalen Straße Vicolo della Frezza, wo er interimiſtiſch ein Zimmer gemiethet hatte. Endlich theilte er den Trübſinn, der ihn im Beginne ſeines römiſchen Aufenthalts umfing, mit allen denen, welche ihre in die ewige Stadt gebrachten Erwartungen und Wünſche gleich Schlüſſeln an verſperrten Pforten verſuchen, die geraume Zeit hindurch der Anſtrengung des Arbeitenden ſpotten. Die römiſche Realität wehrt ſich ſozuſagen gegen ihre Vorſtellungen und Traumbilder, und zwar inſolange, bis dieſe den ihnen entſprechenden Wirklichkeiten gemäß verändert und berichtigt worden ſind; ja Mancher kommt über den Eindruck der Enttäuſchung gar nicht hinaus.

Gleich nach ſeiner Ankunft hatte Hebbel mit den deutſchen Künſtlern im Café greco Bekanntſchaft gemacht, doch fand er ſie im Durchſchnitt ohne Talent und Geiſt, wie ohne Bildung. Was zehn Jahre früher der Hamburger Maler Erwin Speckter über ſie im Allgemeinen geurtheilt hatte, das paßte auch jetzt noch ſo ziemlich auf ſie. Die Mehrzahl, ohne höheren Trieb, ohne ernſtes Streben und edle Abſicht, arbeite nur maſchinenmäßig fort, um zu leben und ausruhen zu können von der Arbeit, die ihnen mehr eine Nothwendigkeit, als eine Freude ſcheine. Nicht einmal die Ausnahmen von dieſer Maſſe böten eine ſehr wohlthätige Genoſſenſchaft. Denn die Gemeinheit des Haufens erkennend, ſtiegen ſie, um aus dieſem Sumpfe ſich zu erheben, die Leiter der Sentimentalität bis auf die höchſte Stufe hinauf. Hier, weil ſie nichts Häßliches unter ſich ſehen wollten, drückten ſie die Augen zu, nur in ihrer Einſeitigkeit lebend, oder blickten ſchmachtend, frommäugig in das neblicht leere Gebiet der Sehnſucht, indeſſen wieder Andere, die ſich beſſer als den Haufen dünkten, ſich in

Hochmuth und herzloſer Schmähung aller Erſcheinungen verhärteten. Auf die Ausnahmen freilich, welchen Hebbel in dieſem Kreiſe begegnete, war die obige Charakteriſtik nicht anwendbar; weder auf den Maler Wiegand, in dem er einen ſehr gebildeten Mann erkannte, noch auf den feinfühligen Louis Gurlitt und gewiß nicht auf Carl Rahl. Zu den beiden letztgenannten Künſtlern trat Hebbel in freundſchaftliche Beziehungen, zu Gurlitt ſchon in Rom, zu Rahl erſt mehrere Jahre ſpäter.

Als Gurlitt eines Abends Wiegand beſuchte, da fragte ihn dieſer, ob er den Dichter Hebbel kenne? Auf die verneinende Antwort Gurlitts verſetzte Wiegand, daß Hebbel ihm auf das Angelegentlichſte und als ein bedeutender Poet von Campe empfohlen worden. Er ſcheine ein närriſcher Kauz zu ſein, ſehe eigentlich wie ein Handwerker aus, aber wenn er zu ſprechen anfange, dann merke man ſofort, daß es kein gewöhnlicher Menſch ſei. Bald nach dieſer Ankündigung klopfte es und Hebbel trat ein. Die etwas gebückte Haltung, der unmoderne, ſehr abgetragene Rock und die grobe Wäſche machten auf Gurlitt einen unſcheinbaren Eindruck, den das im Geſpräche ſich belebende Geſicht raſch in einen günſtigen verwandelte. Beim Fortgehen erkundigte ſich Hebbel nach Gurlitts Wohnung und erbot ſich, ihn dorthin zu begleiten. Seine Unterhaltung, die ſchon am Abend Gurlitt gefeſſelt hatte, ward dieſem unter vier Augen noch ungleich intereſſanter, ſo daß er, bei ſeiner Wohnung angelangt, ſich wieder erbot, ihn zu der ſeinigen zu bringen. So gingen ſie von zehn Uhr Nachts bis in den nächſten Tag hinein die Straßen und Plätze auf und nieder. Aufgeregt von vielen neuen Gedanken und Ideen, vermochte Gurlitt den Reſt der Nacht nicht zu ſchlafen, und der Wunſch, etwas von Hebbel zu leſen, war ſo lebhaft, daß er ganz gegen ſeine Gewohnheit gleich am frühen Morgen ausging, um von Hebbel eines ſeiner Werke zu entleihen.

Derſelbe gab ihm nach einigem Zögern die Judith, nachdem er viele mit Bleifeder in dem Buche gemachte Notizen ſorgfältig entfernt hatte. Dieſes Drama, von einem Dichter herrührend, den Gurlitt niemals hatte nennen hören, überraſchte ihn, er las dann noch Genoveva und Maria Magdalena und allmählich geſtaltete ſich der Verkehr zwiſchen dem Dichter und dem Maler, die noch dazu Landsleute waren (Gurlitt ſtammt aus Altona), zu einem wahrhaft innigen.

Ungefähr um dieſelbe Zeit und auf ähnliche Weiſe knüpfte ſich ein, wenngleich loſeres Verhältniß zwiſchen Hebbel und einem Oeſterreicher, Robert Kolbenheier, an, der ſich gleichfalls unter den Künſtlern, aber als Amateur bewegte. Kolbenheier ſaß an einem Octoberabend im Café delle belle Arti, als die Thür weit und geräuſchvoll geöffnet wurde und mit gewichtigem Schritt, wie Kolbenheier es ſchildert, in etwas vorgebeugter Haltung ein junger Mann eintrat, deſſen zarter Teint und ſchlichtes blondes Haar den Norddeutſchen bezeichneten. Er ließ ſich mit ſeinem Begleiter, einem öſterreichiſchen Maler, in Kolbenheiers Nähe nieder und da ſeine Erſcheinung ihn etwas Ungewöhnliches, Bedeutendes ahnen ließ, ſo heftete ſich Kolbenheiers Blick, faſt unwillkürlich betrachtend und meſſend, längere Zeit auf ihn. „Sein Schädel fiel nicht durch Größe, wohl aber durch ungewöhnlich ſchöne Form und feine Modellirung auf. Der obere Rand ſeiner Augenhöhlen bildete eine ſeltſam geſchwungene Linie, die durch ihre Form an die Büſte Homers erinnerte. Die tiefblauen Augenſterne waren von wunderbar ſchillerndem Glanze, der Blick wechſelnd, aber überwiegend etwas träumeriſch; die Naſe fein, aber nicht hoch, die Naſenflügel im Geſpräche fortwährend vibrirend; die wohlgeformten, etwas aufgeworfenen Lippen verriethen durch die Art ihres Schluſſes Beredſamkeit und Geſchmack. Die ganze mehr als mittelhohe, feinknochige, hagere Geſtalt ſchien, wie die Ufer eines Bergſtromes fortwährend leiſe zu erzittern und ward oft beim Aufblitzen eines Gedankens oder dem Hervorquellen eines Gefühls von leichten Zuckungen durchflogen“. Während Kolbenheier ſolchermaßen ſeine Erſcheinung ſtudierte — was ein ſprechend ähnliches Porträt zur Folge hatte — ſchilderte Hebbel ſeinem Begleiter den Eindruck, welchen die Peterskirche, die er an jenem Tage zum erſten Male beſucht, auf ihn gemacht hatte. Hebbel ſprach, indem er die Wirkung des Doms auf ſich beſchrieb, mit ſonorer, etwas modulirender Stimme, in ſo wohlgeformten Perioden und ſo treffenden Bildern und Worten, flocht ſo viele tiefe Bemerkungen über Kunſt und künſtleriſches Schaffen in ſeine Rede, daß Kolbenheier, ohne es zu wiſſen, näher rückte und in das Geſpräch ſich miſchte. Dieſes wendete ſich bald zu den bildenden Künſten in der Gegenwart. Kolbenheier meinte, daß uns heutzutage die Ideen zumeiſt intereſſiren und daß zur künſtleriſchen Reproduction der Individuen und Scenen, welche nichts als das Erſcheinen dieſer Ideen ſeien, ſkizzenhafte Zeichnungen beinahe genügten. Wenn ein heutiger Künſtler den, gewiß nicht gelingbaren Verſuch wage, die der Idee charakteriſtiſchen Formen in der Schönheit der menſchlichen Geſtalt aufzulöſen, oder Menſchen mit blühendem körperlichen Leben als Träger der Ideen darzuſtellen, ſo bringe er in das Bild hinein, was nicht in deſſen Weſen liege und daher als ein Fremdes ſtörend wirke. Sogar die Farbe werde eigentlich nur noch von dem Porträt, dem Genre- und Landſchaftsbilde vertragen als das der unbeſtimmten ſubjectiven Stimmung geeignetſte Darſtellungsmittel. In Ihrer Behauptung iſt ein Körnchen Wahrheit enthalten, entgegnete Hebbel, welcher der Auseinanderſetzung geduldig zugehört hatte, doch was halten Sie von den Leiſtungen der Gegenwart in der höchſten Kunſtform, ich meine im Drama? Kolbenheier geſtand, daß er keine derſelben kenne, ja nicht einmal das Verlangen verſpüre, dieſe Bekanntſchaft zu machen. Im Uebrigen glaube er, daß das Geſagte auch von der dramatiſchen Kunſt gelte. Man verlange vom dramatiſchen Künſtler jetzt nicht mehr, wie ehedem, die Darſtellung des Verhältniſſes des Einzelnen zum menſchlichen Ideal, wie dieſes jeweilig erfaßt werde, ſondern die Darſtellung des Kampfes, des Aneinanderprallens der alten und der neuen Form, in Rückſicht auf die ſtaatlichen, ſocialen, religiöſen Ideen. Dann, fiel Hebbel ein, wäre alſo gerade die Zeit der höchſten Leiſtung des Dramas günſtig, denn der von Ihnen ſoeben erwähnte Kampf iſt der höchſte Vorwurf für dasſelbe. Das Geſpräch ging nun auf den Gegenſatz der modernen Anſchauungen zu der griechiſchen Tragödie über, und Hebbel, indem er ſeinem Selbſtgefühl ſtarken Ausdruck lieh, verwies auf ſeine eigenen dramatiſchen Productionen. Kolbenheier ironiſirte und bat ihn um Mittheilung derſelben. Am nächſten Abend überreichte ihm Hebbel im Café delle belle Arti ein Büchlein mäßigen Umfangs, das Kolbenheier gleichgültig in die Taſche ſchob. Es war Maria Magdalena, die er am Morgen darauf in einem Zuge, Frühſtück und Mittagmal vergeſſend, wie er ſich ausdrückte, zu Ende las. Er ſprach gegen Hebbel von dem Eindruck tiefen Mitgefühls, das, wunderbarer Weiſe, dieſe magern Geſtalten in ihm erweckt hätten, und auch die Genoveva wirkte auf ihn durch die eigenthümliche Art, wie der Dichter das einfache, ſchöne Kindermärchen von Seelenreinheit und treuer Liebe des Weibes zur Darſtellung des Verhältniſſes des chriſtlichen Ideals zu dieſem Erdenleben benutzt habe. Seit jenem Abende, erzählt Kolbenheier, waren wir Freunde. Sie trafen einander täglich beim Mittagseſſen. Nachmittags beſuchten ſie zuſammen Gallerien, Muſeen, Studien deutſcher und italieniſcher Künſtler. Kolbenheier bekannte, nie einem Menſchen begegnet zu ſein, der wie Hebbel, ſelbſt im Geplauder, den daran Theilnehmenden ſo tiefe Gedanken und draſtiſche Bilder in den paſſendſten Ausdrücken und in fließender, wohl geſetzter Rede wie ſpielend geboten hätte. Wahrlich, ſagte er, die Menge Gehirnſubſtanz, die Hebbel während einer Stunde Geſpräches verbrauchte, reicht hin, den Bedarf, welchen davon ein gewöhnlicher Menſch für ſeine geiſtige Geſammtthätigkeit während vieler Tage nothwendig hat, reichlich zu decken.

Bei ihren Streifereien in die Ateliers lernte Hebbel den bedeutendſten unter den dazumal dort ſich aufhaltenden deutſchen Malern kennen: Carl Rahl, den die Freunde an einem Gemälde emſig arbeitend fanden: „Ueberfall der zum Gottesdienſte in den Katakomben verſammelten Chriſten durch römiſche Beamte und Soldaten“, dem Bilde, das er im Auftrage eines norddeutſchen Handelsherrn malte. Die Verſtändigung zwiſchen Rahl und Hebbel erfolgte raſch, ſicherlich wie eine ohne vorhergängige Ueberraſchung oder Verwunderung augenblicklich ſich vollziehende Verbindung verwandter Taſtwerkzeuge und Organe. Wer die Beiden jemals zuſammen geſehen hat, der wird ungefähr den Eindruck von Geiſtern empfangen haben, die gemeinſchaftlich auf Raub ausgehen, auf den Raub künſtleriſcher Bildlichkeit. Der Eine, wie der Andere, wälzte die ſchwere Laſt ſpröder Aufgaben und idealer Zwecke, welche ſich dem Geſchmack ihrer Zeit nicht einordnen wollen. Aber der Ueberſchuß des Sinnenden bei Hebbel verdüſterte deſſen Arbeitsmiene in dem nämlichen Grade, als die in Rahl vorwaltende Sinnlichkeit dieſem eine kecke Entſchloſſenheit des Kampfes verlieh. Was dem Dichter Schmerz erregte, das ſtachelte den Zorn des Malers an, dem überdies ein tapferer Körper und ein Zuſatz von Egoismus zu Statten kam. Im Proteſtiren gegen den gedankenloſen Schlendrian in der Auffaſſung und Ausübung der Kunſt gaben ſie einander nichts nach. Rahl war ſchon zum zweiten Male in Rom, wo er ſich heimiſcher fühlte, denn in irgend einer Stadt ſonſt. Als der Sohn des berühmten Kupferſtechers in Wien hatte er unter des Vaters Leitung einen ſtrengen Zeichenunterricht begonnen (Michel Angelos Anatomie war die erſte Vorlage), an der Wiener Akademie ſeine Studien fortgeſetzt und nach kurzem Verweilen in München, ſich in Stuttgart aufgehalten, wo er von dem alten Eberhard Wächter, deſſen Werke er ſchon als Knabe in den Kupferſtichen ſeines Vaters verehren gelernt hatte, durch manchen guten Rath perſönliche Förderung empfing. In Paris, wohin er ſich nachmals wendete, war er vorzugsweiſe den Spuren der italieniſchen Renaiſſance nachgegangen, die er im Louvre antraf, während ihn die franzöſiſchen Maler der Neuzeit, Delacroix ausgenommen, wirkungslos entlaſſen hatten. Erſt auf römiſchem Boden und in dem vertrauten Umgange mit Joſeph Koch, 1836, gelangte er zu klarer Einſicht in das Kunſtwunder und zum Gebrauche ſeiner eigenen Kräfte. Tiroliſch derb, wie Koch ſich gab, hatte er ihm bei der erſten Begrüßung, als er die Vaterſtadt des Ankömmlings nennen hörte, geſagt: „Das iſt ein ſchlechter Empfehlungsbrief für einen Künſtler. In dieſem verfluchten Neſte iſt ſeit jeher ein ſchändlicher Geſchmack geweſen". Doch bald überzeugte ſich Koch von der kräftigen, in Nerv und Faſer ſelbſtändigen, den großen Muſtern urſprünglich zugeneigten Natur Rahls, deſſen wieneriſche Mitgift nur in dem unbefangen zugreifenden, vergnügungsſüchtigen Naturell, wohl auch in dem Gebrauch des unartigen, wie auf einem Lotterbettchen ſich ſtreckenden Dialekts beſtand. Er hatte, wie Paul Heyſe ihn vortrefflich ſchildert, die Genußkraft des alten Heidenthums nicht blos deshalb, um deſto ſchmerzlicher zu entbehren, ſondern er ſchlürfte die Lebensfreuden in vollen Zügen. Er habe in Erſtaunen ſetzen können durch die unerhörten Maſſen Fleiſches, die er ruhig, ohne viel Aufhebens von ſeinem Appetit oder der Zubereitung zu machen, rein zur

Stillung des dringendſten Bedürfniſſes zu ſich nahm. Ihm ſei etwas vom Löwen eigen geweſen, der mit gleicher Würde und Kraft, ohne Gier und Feinſchmeckerei ſeine Koſt zermalme. Aber als er dann ſatt war und ſich nun in die Unterhaltung miſchte, habe man merken können, daß der Leib nicht auf Koſten des Geiſtes ſo heroiſch genährt worden. Denn unmerklich, ohne rhetoriſche Künſte, mit der unſcheinbaren Gewalt eines reichen Wiſſens und eines hellen Verſtandes, der allen Ideenſtoff ſofort in Saft und Blut verwandelte, fing er an, das Geſpräch zu beherrſchen, ſo daß Alle an ſeinen Lippen hingen, während es von der kahlen Stirn des geiſtreichen Satyrgeſichts wie eine prophetiſche Flamme leuchtete. — Den Cynismus in Redewendungen und Gewohnheiten nicht verſchmähend, ohne darum Diogeniſch damit zu prahlen, ging er, als die römiſche Hitze hereinbrach, in ſeinem Atelier zuweilen paradieſiſch coſtümirt umher, zum Staunen der ſchönen Nachbarinnen gegenüber, die durch das offene Fenſter herein ſahen, und zu großem Aergerniß ihrer signori mariti, die endlich den Herrn Pfarrer des Viertels an ihn abſchickten, um ihn zu chriſtlich ehrbarer Zucht und Bekleidung zu ermahnen. Da ging denn der Schalk dem Biedermann um den Bart, indem er ihm mit gutem Schinken aufwartete und mit Orvieto ſo lange einheizte, daß auch dem Pfarrer endlich die Glut zum Dach herausſchlug und er ſich zureden ließ, eines ſeiner Gewänder nach dem andern abzulegen, bis er in der ſelben einfachen Sommertracht, wie ſein Wirth, auf den kühlen Flieſen herum ſpazierte.

Geiſtreiche Geſellſchaft, wie Hebbel ſie ſich gewünſcht hat, fehlte ihm jetzt nicht, und da Gurlitt und Rahl anregende Führer durch die Welt der bildenden Kunſt abgeben konnten, ſo ſchien der Vortheil ein doppelter zu ſein. „Von allem Literariſchen“, ſagt Goethe, „ja ſelbſt von dem Höchſten, was ſich mit Wort und Sprache beſchäftigt, von Poeſie und Rhetorik, zu den bildenden

Künſten überzugehen, iſt ſchwer, ja faſt unmöglich: denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwiſchen, über welche uns nur ein beſonders geeignetes Naturell hinüberhebt". Solch ein Naturell hatte Hebbel nun nicht. Nach ſeinem eigenen Geſtändniß wirkten nur die Meiſterſtücke der bildenden Kunſt gewaltig auf ihn und auch ſie nicht immer. Aber beſcheiden in den Anſprüchen, die er an ſeine Empfänglichkeit in dieſer Richtung ſtellte, ſuchte er nichts zu beſchleunigen, was einen langſamen Schritt gegen die bildende Kunſt einhielt, keinen Enthuſiasmus und kein Verſtändniß ſich einzureden, wo ſich ein ſolches nicht von ſelber ergab. Neigung, wie Einſicht ſteigerten und entfalteten ſich in einem dauernden, beiläufigen Verkehr mit den Geſtalten des Alterthums und der nachblühenden Epoche Italiens. Beiläufig iſt das richtige Wort. Er trat von Zeit zu Zeit an dieſe Werke heran, er ließ ſie hinter ſich und kam wieder, von keinem ausgeſprochenen Verlangen erfüllt, kein beſtimmtes Ziel in Sicht. Im Vatikan wurde er vornehmlich vom Apoll und der Laokoongruppe getroffen; er befühlte dieſe mit den Händen in kindiſcher Freude zum Zeichen der geiſtigen Beſitzergreifung. Sogar Michel Angelo und Thorwaldſen müßten dem Apoll, wie er ſich ausdrückte, weichen, da er aus einer Welt ſtamme, aus der ſelbſt dieſe Beiden herausgewieſen würden. Hebbel war ſolch ein ausſchließendes Bewundern und in Stufen getheiltes Sondern überhaupt eigenthümlich. Als er ſpäter in der Villa Ludoviſi die Juno erblickte, wiederholte ſich dieſer in Contraſten gegliederte Eindruck. Wie neben dem Apoll, ſagte er, ein Werk Thorwaldſens oder Canovas zu Nichts verſchwinde, ſo würde der Apoll neben der Juno wenigſtens zu einem Etwas herabgeſetzt werden, das heißt er würde aufhören, ein alle Elemente umfaſſendes Wunder der Darſtellung zu ſein, wofür er ihn anfänglich gehalten. Hebbel drückte die Empfindungen, die beide Werke in ihm erweckt hatten, in zwei bedeutſamen Sonetten aus, welche freilich, indem ſie gleichſam Rechenſchaft über die Schwingungen des entzückten Gemüths ablegen und die urſachlos in die Welt gekommenen Bilder zu motiviren ſich bemühen, gegen die unbefangene Schönheit derſelben ein wenig vernünftig abſtechen. Schon in Paris haben wir bemerken können, daß Hebbel den Gedankenproceß des Dichters ſofort den maleriſchen Compoſitionen unterſchob, die ihn beſonders entzückten, und daß er die in unveränderliche Form gebannte Bewegung dramatiſch auflöſte. Dies ging ganz gut an bei den Gemälden Vernets oder Lethières, welche durch das vielfach Markirte und Beziehungsvolle der Stellungen und Gebärden die Unruhe des Beſchauers wachrufen und ein Geſpräch mit ihm unterhalten. Allein der reinen, griechiſchen Plaſtik gegenüber glückt dies nicht. Gleichwohl reizte es ihn auch hier, wenigſtens dem Kampf nachzuſpüren, den er als die Vorausſetzung eines nun allerdings ungeſtörten Formenfriedens im Apoll, wie in der Juno wahrnahm. Das Sonett an die Ludoviſiſche Göttin ſchließt mit den Verſen:

Erſt keuſches Leben, wurzelhaft gebunden,
Dann ſcheuer Vortraum von ſich ſelbſt, der leiſe
Hinüber führt zur wirklichen Entfaltung;

Und nun iſt auch der Werdekampf verwunden,
Man ſieht nicht Anfang mehr, noch Schluß im Kreiſe,
Und dieſes iſt der Gipfel der Geſtaltung.

Hingegen verführten ihn weder Michel Angelos noch Raphaels Productionen zur Schatzgräberarbeit im Charakteriſtiſchen oder zur Zurücklöſung in die Vielheit der Anregungen; vermuthlich deshalb nicht, weil die Malerei, im Gegenhalt zur Sculptur, beredſam genug iſt, um ihre ſtille Sprache dem Dichter leichter zu vermitteln und weil das große Individuum des Schöpfers der Sibyllen und Propheten eben ſo ſehr jede Verlockung zum Deuteln und Auslegen abſchneidet, wie die vollendete Harmonie Raphaels hinwiederum das ſelige Genügen an ihr ſelber einflößt. Wer hätte hinter den erhabenen Gebilden an der Decke der Sixtina noch etwas zu ſuchen, es wäre denn die mächtige und edle Seele ihres Urhebers! und wer wollte nach der Vorgeſchichte Raphaeliſcher Schönheit ſpähen! — Zu den Sibyllen und Propheten, den Geſtalten Gott Vaters, Kains und Abels, zog es Hebbel immer wieder von Neuem, und die Wonne künſtleriſcher Rührung genoß er, ſo oft er vor der Galathea ſtand. Das jüngſte Gericht, dieſer Sturm von Leibern, wie Gregorovius ſich ausdrückt, ließ ihn kalt. Auch alle die ankündigenden, empor zeigenden, wie begleitenden Genien und Talente der Renaiſſance, mit Ausnahme Peruginos, deſſen milde, ahnungsvolle Lieblichkeit ihm wohl that, winkten umſonſt ſeine Theilnahme zu ſich heran. „Ich kann nichts thun“, ſchrieb er in ſein römiſches Tagebuch, „ich kann nichts thun, wozu mich nicht die Begeiſterung oder, um für das Narrenwort einen bis jetzt noch unbefleckten Ausdruck zu gebrauchen, ein volles und bewegtes Herz treibt. Nun iſt die bildende Kunſt mir das nicht, was ſie Anderen, was ſie z. B. Goethen war; die Momente, wo ich mich mit Gewalt zu ihr hingezogen und mich im Anſchauen der Meiſterwerke ſelig fühle, ſind ſehr ſelten bei mir, und den Drang, empfinde ich gar nicht, mich über die allmälige Entwicklung der Schulen aufzuklären und zu dem Ende mit Allem und Jedem, was im Laufe der unendlichen Zeit gemalt und gemeißelt worden iſt, bekannt zu machen; ich kann mich ſo wenig mit einem unbedeutenden Maler beſchäftigen, wie mit einem unbedeutenden Schriftſteller. Eben ſo wenig hat die antiquariſche Seite der Stadt Rom einen Reiz für mich; ich kann mir den Göttertempel aus dem Steinhauſen, der noch von ihm übrig blieb, nicht wieder zuſammenſetzen, und es iſt mir völlig gleichgültig, ob er ſo hoch war, wie man ſagt, oder nicht, da ich ja doch nicht mehr hinauf ſteigen und mich umſehen kann. Rom iſt nur als Ganzes etwas für mich und die höchſte Poeſie, die ich daraus mit wegnehmen werde, iſt der Gedanke, da geweſen zu ſein. Was aber gewaltig auf mich wirkt und ewig auf mich wirken wird, das iſt die göttliche Natur, die dieſes Grab der Vergangenheit umgibt, in dem wir, wie Würmer, herumkriechen, um uns einen Maßſtab für unſere Kleinheit daraus hervor zu ſcharren. Vor Allem das Blau dieſes Himmels an einem ſchönen Tag! Ich kann nicht zu ihm empor ſchauen, ohne daß er, um ein Kindergefühl, wie ich es jedes Mal habe, auch in einen Kinderausdruck zu kleiden, augenblicklich ein Stück Taſſt fallen läßt, in das meine Seele ſich hüllt und als ſeine Farbe trägt.“ Goethe aber, nachdem er die Fresken in der Sixtina kennen lernen, Goethe ſagte, es ſchmecke ihm darauf nicht einmal die Natur, weil er ſie ja doch nicht mit ſo großen Augen anſchauen könne, wie Michel Angelo.

Monate lang war Hebbel in der ewigen Stadt unfähig, eine poetiſche Stimmung zu erhaſchen, ſo daß er befürchtete, ſeine Dichterkraft ſei erloſchen. Ende November war er von einem gaſtriſchen Fieber befallen worden, was gewöhnlich der Vorbote des Typhus iſt, der glücklicher Weiſe ausblieb. Die Haupturſache der Krankheit, die ihn überaus ſchwächte, war ſein durch Kolbenbeier für ihn ausgeſuchtes Zimmer, welches, zwar wohlfeil, groß und gut möblirt, doch vor Allem der Sonne entbehrte. Er bezahlte vier Scudi und ein jedes nach der Sonnenſeite gelegene koſtete ſechs bis ſieben. Nun war er aber mit ſeiner Caſſe dermaßen herunter, daß er nur mit genaueſter Noth noch drei Monate exiſtiren konnte, dann jedoch keinen Pfennig mehr hatte. Seine Freunde ſagten: Wechſeln Sie, Sie haben ſchlechte Luft, gar keine Sonne, Sie wohnen bei dem Tod zur Miethe! Er ſchüttelte den Kopf, denn er dachte an ſeine Börſe. Er fühlte ſich im Hauſe ſo unheimlich und gerieth in eine ſo gereizte Stimmung, daß er in der Wuth mehr als ein Mal nach der einfältigen Magd den Dolch warf. Gurlitt und Kolbenheier nahmen ſich ſeiner wacker an, ja der Erſtgenannte veranlaßte ihn endlich, ein neben ſeinem Zimmer leer ſtehendes zu beziehen, alſo einſtweilen bei ihm zu wohnen. Von ſeinem Bette aus hatte er jetzt die Ausſicht auf den Quirinal, wo Papſt Gregor der Sechzehnte reſidirte, und wenn er aus dem Fenſter ſah, lag halb Rom unter ihm. Gurlitt legt in ſeinen an mich gerichteten Mittheilungen über Hebbel darauf Nachdruck, daß dieſer auf das Sorgfältigſte ſein Geld zuſammenhielt, ja daß derſelbe, wie er glaube, oft nur von Kaffee und Brot gelebt hätte, da es immer hieß, wenn er ihn aufforderte, mit ihm zum Eſſen zu gehen, er habe ſchon gegeſſen.

Der Weihnachtsabend war ſein erſter fröhlicher Tag ſeit der Krankheit und einer der fröhlichſten ſeiner ganzen Reiſe. Gurlitt hatte ihn eingeladen, an dem Feſt der Dänen als ſein Gaſt theilzunehmen und Hebbel ſagte zu. Mittags ging er aus. „Da ſah ich zum erſten Male Italien. Welch ein Tag! Als ich die ſpaniſche Treppe, die auf den Monte pincio führt, hinan ſtieg und zum Himmel aufſchaute, da mußte ich unwillkürlich ausrufen: Nein, ſo habe ich dich nie geſehen! Unſer Blau verliert ſich entweder in's Schwarze oder in's Weiße, hier iſt es rein und ſo, daß das Auge nicht müde wird ſich darin zu baden“. Er ſetzte ſich, da er zum Gehen zu müde war, oben angelangt auf eine der ſteinernen Bänke, mit dem Rücken gegen eine Felſenwand gelehnt, und verweilte dort vier Stunden. Vor ihm die Stadt, über welche hoch über alle Gebäude hinaus, die Peterskuppel zu ſchweben ſcheint, ich möchte ſagen, wie ein ſteinerner Glockenaufſatz, der das Koſtbarſte bedeckt, und je nach der wechſelnden Beleuchtung bald erglühend bald ergrauend. Um die Stadt herum die fernen zum Kreiſe ſich zuſammenſchließenden Berge, dicht unter dem Hügel die ſanft anſteigenden Gärten mit zahlloſen Beeten voll blühender Roſen, mit Orangen und Citronen: gewiß, der Leſer gönnt unſerem Dichter aus ganzem Herzen dieſen glückſeligen Anblick. Hebbel ſog, nach ſeinen Worten, die Wärme ein, wie einen Odem, den die Natur ihm zublies, und kam wirklich aus einer gelinden Entzückung nicht heraus. Abends ging er alsdann mit Gurlitt zu ſeinen Landsleuten. Anfangs wurden kleine Geſchenke verlooſt, und er gewann eine zierliche ſilberne Doſe. Darauf ſpeiſten ſie in einem großen Saal, an deſſen Wänden, mit ſchwarzer Kreide umriſſen, die Silhouetten all der Künſtler ſich befanden, welche ſeit einer Reihe von Jahren den Weihnachtsabend darin vergnügt gefeiert hatten. Hebbel ſaß Thorwaldſens Silhouette gegenüber, alle die Genoſſen waren mit Weinlaub bekränzt, neben jedem Teller lag eine Roſe. Man brachte Toaſte aus, auch einen auf ihn, dem ſchon vorher von unbekannter Hand eine Feder geſchenkt worden war mit einer däniſchen Deviſe. Dieſe Feder, ſagte er, verſpreche ſich von ihm ein wenig viel. Es herrſchte allgemeine Fröhlichkeit, nur bei Hebbel mit tiefer Rührung gemiſcht. „Ich hätte weinen können, denn ich empfand es wieder einmal recht lebhaft, daß ich gar nichts Beſonderes für mich will, ſondern daß all' mein Mißmuth daher rührt, mich mein ganzes Leben hindurch von jedem Kreiſe, worin man beſcheiden das Leben genießt, ausgeſperrt zu ſehen, wie einen Fremd, denn dies war immer der Fall mit mir von Jugend auf". Erſt nach Mitternacht ging er bei herrlichſtem Mondſchein, ſeinen Kranz auf dem Haupte behaltend, nach Hauſe.

Von den mannigfaltigen Gaben des römiſchen Winters, unter deſſen klimatiſcher Wandelbarkeit er phyſiſch zu leiden hatte, weil er ſich nicht, dem Süden angemeſſen, nährte, fielen ihm nur jene zu, welche ihm keine Unkoſten verurſachten. Den Abend verbrachte er gewöhnlich mit Gurlitt oder Kolbenheier, dann und wann in einem Familienkreiſe, bei dem Stiftsamtmanne Tychſen aus Norwegen, dem er durch Gurlitt zugeführt worden war. Wenn der Januar, der ſich zuweilen rauh, ja kalt anließ und vor der Porta del Popolo an manchem Tage ſogar mit Eisbildung befaßte, warme, ſonnige Stunden ausſpielte, ſo erquickte ſich Hebbel bald in der von Myrthe und Lorbeer umſponnenen Villa Medici oder auf der mit Roſen beſäeten Terraſſe in der Villa Pamphili, wo er zuerſt, innerlich jauchzend, den Lorbeer blühen ſah. Seine Blüthen ſind weiß, noch immer weiß, rief er luſtig aus, man ſollte meinen, daß ſie erröthet wären, ſeitdem ſein geheiligtes Laub zu Kronen für die politiſchen Poeten und einige andere Köpfe gemißbraucht worden iſt, aber es verhält ſich nicht ſo, ich kann es als Augenzeuge verſichern. Es kam ihm ſchon ganz natürlich vor, daß um dieſe Zeit Alles grünte und blühte, und die wenigen Bäume, die ihr Laub verloren hatten, dünkten ihm heruntergekommene Glieder einer reichen Familie, ſchnöde Vagabunden ohne die nöthigen Kleider zur Bedeckung ihrer Blöße. „Könnt' ich hier doch bleiben!“ ſchrieb er an Eliſe, „es iſt mein tägliches Gebet. Ich fürchte, ich fürchte, ich tauge nicht mehr für Deutſchland, für Hamburg gewiß nicht! Und es gehört ſo wenig dazu!“ Seit dem 1. Februar hatte er, um Gurlitt nicht länger zur Laſt zu fallen, wieder ein eigenes Zimmer gemiethet, wofür er einen Scudo mehr bezahlte. Es war hoch und frei gelegen, mit warmen weichen Fußteppichen verſehen, und ſeine Wirthin, eine uralte Jungfer, war gutmüthig und ſorgſam. Als jungem Mädchen hatte ihr Zacharias Werner ſtark den Hof gemacht. Sie erzählte, Signor Wernero ſei, als er nach Rom gekommen, hinter allen hübſchen Mädchen her geweſen, aber als er Chriſtiano geworden (dazumal hieß in Italien katholiſch werden Chriſt werden), da habe er ſich um keine mehr gekümmert. Auf Hebbels Bemerkung: daß dann die Mädchen eben ſo viel verloren hätten, als die Kirche gewonnen habe, antwortete ſie: die Mädchen hätten auch gewonnen, denn er ſei ſehr häßlich geweſen.

Der Carneval brachte Hebbel neben den ſattſam beſchriebenen Volksbeluſtigungen einen Schwank und ein zartes Abenteuer. Unter den dichtenden und malenden Frauenzimmern, welche den Winter in Rom zubrachten, nahm das Fräulein Adele Schoppenhauer, die Schweſter des damals noch immer unbekannten Denkers, einen wunderlichen Vorrang ein. Sie gehörte nämlich wegen ihrer grauenvollen Häßlichkeit zu den renommirteſten Perſonen der Saiſon. Che brutta! riefen die ſonſt ſehr höflichen Italiener aus, ſobald ſie im Theater erſchien; ein verkleideter Mann! ſchrieen die Buben, wenn ſie ſich in der Straße blicken ließ. Ein Maler behauptete, ihr Geſicht ſei eine vollſtändige Landſchaft; Berge, Felſen, Bäume, Alles finde ſich darin vor, und keineswegs in ſehr verjüngtem Maßſtabe. Mehrere der deutſchen Künſtler waren darüber einig geworden, daß es Hochverrath am Vaterlande ſei, Adele Schoppenhauer als Deutſche anzuerkennen. Als Hebbel an einem der Carnevalstage mit Gurlitt und Kolbenheier auf dem Corſo ſpazierte, wo es eben lebhaft zu werden anfing, da fuhr der zweite plötzlich, wie von der Tarantel geſtochen auf: „Hebbel! die Schoppenhauer!“ In einer Carozze mit einigen Damen zuſammengepackt kam das Ungeheuer daher. Wer ſähe ſie und erkennte ſie nicht auf den erſten Blick! meinte Hebbel. Darauf rief er Kolbenheier zu, der ſo geſchickt, wie David, geworfen habe, er ſolle mit ſeinen Sträußen nicht ſparen und ihr dieſelben tapfer zuſenden. Im Anfange gefiel ihr das Bombardement, wie Hebbel ſagt, denn ſie hielt es für eine Aufmerkſamkeit und beſtrebte ſich, das naive Geſicht nachzumachen, das ſchönen jungen Mädchen bei ſolchen Huldigungen ſo gut ſtehe; aber bei ſeines Freundes ſchrecklichem Ernſt, der nicht aufhörte, ehe er ihr den Hut völlig zerknittert hatte, und ſeinem eigenen kannibaliſchen Gelächter, merkte ſie bald, woran ſie ſei, ließ in die erſte Nebengaſſe einbiegen, ſtieg aus und erſchien nicht wieder. Iſt es erlaubt, ſo grauſam zu ſein? fragt Hebbel und gibt ſich ſelbſt die Antwort: „Sterbe was nicht ſchön iſt: ſagt Victor Hugo, und auch Shakſpeare meint: Schönheit iſt Tugend“. Hebbel erzählt dieſen Vorfall in einem der Briefe an Eliſe, welche, wenngleich nicht häßlich, ſo doch auch nicht eben ſchön war, und wir dürfen hier immerhin jenes grauſamen Zuges aus ſeiner Jugend gedenken, bei deſſen Erwähnung ich zufälliger Weiſe ein Wort Arthur Schoppenhauers citirt habe. — Das zarte Abenteuer, das er erlebte, war dieſes. Bald nach ſeiner Geneſung hatte ihn Gurlitt in das Atelier des Malers Riedel geführt, bei dem er ein Bild: Die Mutter der Sacuntala ſah. Kaum waren ſie eingetreten, als zwei römiſche Damen erſchienen, Mutter und Tochter. Die männlichen Gäſte nahmen natürlich den Hut ab, und die Mutter forderte ſie in franzöſiſcher Sprache auf, ſich wieder zu bedecken, worauf Hebbel etwas Angemeſſenes erwiederte. Die Freunde entfernten ſich raſch und unterwegs ſagte Gurlitt zu Hebbel: Dieſes Mädchen iſt das Wunder von Rom, ſie ſpricht alle lebenden Sprachen, ſogar deutſch und zwar ſehr gut, ſie iſt Virtuoſin auf dem Flügel, genug, eine wahre Corinna! Sie iſt jedenfalls eines der ſchönſten Mädchen, verſetzte Hebbel, und das bedeutet bei mir noch viel mehr, denn ob ſie mir in einer oder in zehn Sprachen ſagen kann, daß ich ihr nicht gefalle, gilt mir gleich, aber von ihrer Schönheit hab' ich jetzt ſchon meinen Theil, denn ich habe ſie geſehen. Nach einigen Tagen begegnete er ihr und ihrer Mutter, Signora Gagiati, auf dem Monte Pincio. Sie erwies ihm große Aufmerkſamkeit, woraus er ſchloß, daß Riedel, der ſeine Dramen kannte und ſchätzte, ihn hinter ſeinem Rücken als illustrissimo poëta gegen ſie geprieſen haben möge. Seitdem ſah er ſie öfters und immer war er Gegenſtand ihrer ſcharfen Beobachtung, ſo daß ſie ſeinen Gruß zu erwarten ſchien. Als er ſich durch das Carnevalsgedränge auf dem Corſo hindurch arbeitete und gerade aus einer Menſchenwelle gegen die Wagenreihen zu emportauchte, wurde er aus einer Equipage mit Blumenſträußen beworfen und ſo lange, bis er einen Strauß fing. Er ſah auf, es war jenes Mädchen. Sie trug nach ſeiner Schilderung ein ſammtnes Leibchen und ein Barett, welches ihr bei ihren dunklen, über die Stirn zurückgeſtrichenen Locken und ihrer außerordentlich ſchön geformten Stirne köſtlich ſtand. Ihre Erſcheinung ſchwebte wie in der Mitte zwiſchen Jüngling und Jungfrau und ſo theilte ſie die Vorzüge jedes Geſchlechts. Die Mädchen werfen nun freilich Jedermann mit Blumen, aber den Unbekannten doch nur dann, wenn er den Angriff beginnt; das Gegentheil deutet auf vertrauliche Bekanntſchaft, und in Hebbels Fall noch ſo beſcheiden ausgelegt, deutete es doch gewiß darauf, daß es ihr nicht unangenehm ſein würde, wenn er ſich in ihrem Hauſe, wo viele Fremde kamen, einführen ließe. Hebbel ſah ſie mit ſeinen Barbaroſſa-Augen an, wobei er die Erfahrung machte, daß ſie die Eigenſchaft hätten, rothe Roſen in weiße zu verwandeln. Der röthlich lange Bart, den er hier trug und das von keinem Scheermeſſer verkürzte Haupthaar rechtfertigten in auffallendem Gegenſatze zu den Südländern die Vergleichung mit dem alten Kaiſer. Hebbel dankte für die Gunſtbezeugung des tief erröthenden, zur Seite blickenden Mädchens. „Darf ich die Narrheit eingeſtehen", ſagte er, „daß mich das Erlebniß freute, ja daß ich den Corſo augenblicklich verließ, um nicht durch die eine oder andere unwillkommene Perſon aus der Stimmung geriſſen zu werden". Das Sonett: An eine Römerin in ſeiner Gedichtſammlung iſt wohl an jenes Mädchen gerichtet

Unter den Volksbeluſtigungen machte auf ihn das Moccoli-Feſt am Faſchingdienſtage den eigenthümlichſten Eindruck. Wie beim Einbruche der Nacht faſt im Augenblick der ganze Corſo von der Piazza del Popolo angefangen bis zur Piazza di Venezia mit ſpringenden, wandelnden, hüpfenden Lichtern überſäet ward, wie auf allen, bei einzelnen Häuſern, fünf- bis ſechsfach übereinander liegenden Balkonen dieſe Flämmchen erſchienen und ſelige Geſichter beleuchteten, wie ſie in den dichtgedrängten zwei Wagencolonnen aufflackerten, um ſchnell wieder ausgeblaſen oder mit Blumenwürfen erſtickt zu werden, wie ſie in den Reihen der Fußgänger hin und her ſchwankten und bald hier, bald dort die anmuthigſten Löſchkämpfe und Vertheidigungsanſtalten hervorriefen: dies gewährte dem Dichter ein ebenſo ergötzliches als poetiſches Schauſpiel. Eine lebendige Illumination nannte er das tolle Lichterfeſt, keine in Feierlichkeit erfrierende oder in ſtolzer Pracht erſterbende, denn man glaube, daß das Element des Feuers ſelbſt ſolchen Scherz angegeben habe. Mit dem Erklingen des Ave Maria war Alles vorbei: die Flämmchen verſchwanden bis auf die wenigen in den Straßenlaternen, und der wie auf einen Schlag ſtill gewordene Menſchenhaufe lockerte und zerſtreute ſich, ein Jeder trat den Weg nach Hauſe an. Dieſer Moment des plötzlichen Erlöſchens einer ſo ausgelaſſenen, in tauſend und aber tauſend Herzen lodernden Freude hatte für Hebbel etwas Erſchütterndes: „ich weiß nicht, ob etwas mächtiger an das Ende aller Dinge erinnern könnte“.

Von den kirchlichen Prunkaufzügen und pomphaften Ceremonien während der Oſterwoche wurde er nicht tiefer berührt. Den erſten und einzigen ergreifenden Moment hatte er am Charfreitag Abends in der Dämmerung zu Sanct Peter. Der Papſt ging nicht mehr in pontificalibus, ſondern aller ſeiner hohenprieſterlichen Pracht entkleidet, zum Grabe der Apoſtel, um zu beten. „Der Anblick des alten Mannes mit ſeinen ſchneeweißen Haaren, die man unter der Tiara nicht ſieht, ergriff mich, wie mich alles Menſchliche ergreift, während heilige Fratzen mich kalt laſſen“.

Die gleichſam zu einem Kranze hier vereinigten, zumeiſt freundlichen Bildungs- und Lebenszuſtände Hebbels in Rom waren der Wirklichkeit nach beſtändig von jenen finſtern Erwägungen und Sorgen unterbrochen, wie dies in Kopenhagen und in Paris der Fall geweſen iſt. Aber das Gefühl ihrer Unerträglichkeit war ein geſteigertes und der Entſchluß zu brechen was Menſchenwille brechen kann, nunmehr unerſchütterlich geworden. Dem entſprechend zeigen jetzt die Briefe an Eliſe ein verändertes Geſicht. Weil er das zehn Male Geſagte zum elften Male ſagen muß, ſo thut er es mit größerer Heftigkeit als ſonſt: er verbirgt nicht mehr ſeinen Unwillen über ihr Unterſchätzen der zwingenden Thatſachen, welche gegen eine Verheirathung ſprechen, und ſogar was er auch im gegenwärtigen Augenblicke verbergen möchte und würde: den Schauer vor einer Ehe, in der er möglicher Weiſe eine leidliche, doch immerhin ſehr knappe Exiſtenz friſten müßte, ſelbſt dieſen Schauer können ſeine römiſchen Briefe an Eliſe nicht verleugnen. Als ſie bald nach ſeiner Ankunft in Rom ihre Bekümmerniß wegen der Geldcalamitäten zu bemänteln ſuchte und ihm ſeinen Trübſinn vorwarf, da antwortete er: „Aber wenn man erſtickt, ſoll man nicht einmal ſchreien? Schreie Du auch! Gerade dies Stillſchweigen kann ich nicht goutiren, es hilft zu Nichts“. Ihm ſei unter allen Umſtänden Wahrheit die Hauptſache, auch könne er gar nicht anders als wahr ſein, denn wenn er überhaupt nur noch wenig Luſt zum Briefſchreiben habe, ſo verlaſſe ihn dieſe ganz und gar, ſobald er ſich nicht geben dürfe, wie er iſt, ſobald er ſein inneres Leben erſt ſichten ſolle. Schrieb er ihr aber aus ſolchen Stimmungen heraus, wobei er, was wir vollkommen natürlich finden, den einen und andern Eindruck der ewigen Stadt ihr ſchilderte, ſo hielt ihm das gequälte Mädchen auf der einen Seite ſeine Hypochondrie vor, während ſie ſeinen farbigen Berichten wiederum eine Genußfreude ablas, um deretwillen er zu „beneiden“ ſei. Beides verdroß, ja erbitterte ihn: Er wäre für ſeine nächſte Zukunft auf eine Hoffnung angewieſen, ſtatt auf einen Banquier, und dies wäre keine Lage, in der man den Moment genießen könne. Den Carneval dürfe er bei ſeinen ſchmalen Geldmitteln ſo beſuchen, wie die Maskeraden in Hamburg, denn die Straßen ſeien überall frei. Er beſitze nicht ſo viel, um einen anſtändigen Hut ſich anzuſchaffen, wenn er nicht ſchon in den nächſten drei Monaten zu kurz kommen wolle. „Und dabei muß man es geduldig hinnehmen, wenn Du, als ob Du von meiner Lage gar nichts wüßteſt, mir ſchreibſt: Du Glücklicher! Beneidenswerther! Tantalus iſt nie zu beneiden, und ich drücke hier keine Stimmung aus, ſondern die Sache!“ Sein Geſuch um Erneuerung des Stipendiums auf ein drittes Jahr war längſt nach Kopenhagen abgegangen, aber noch kein Beſcheid darauf eingetroffen. Die ſechshundert Thaler, zu denen ihm dieſer Schritt verhelfen ſollte, hatten die Beſtimmung, ihm und Eliſen das Nöthigſte für den Sommer zu geben und die Koſten ſeiner Rückreiſe aus Italien zu decken. Was weiter? fragt er. Es gebe für ihn keine Ausſicht, als das Nervenfieber. Mehr als ein Mal habe er ſich ſchon einen Gehirnſchlag gewünſcht, denn er könne die Qual des Daſeins unter ſolchen Bedingungen nicht mehr ertragen. Er rügte es ſcharf, mit ſchonungsloſer Entſchiedenheit, daß ihm inzwiſchen Eliſe eine gräuliche Situation in Hamburg bereitet habe: er gelte als verheirathet, ſein Name ſtehe auf Aſſecuranzſcheinen und in Miethcontracten, Mägde zwiſchen ihr und Julius Campe hin und her laufend, hätten von Frau Doctorin gegrüßt, ſogar nach Kopenhagen, bei dem Conferenzrathe Dankwart und durch dieſen vielleicht beim Könige habe ſie ſich als Verlobte präſentirt! „Du mußteſt, wie Du behaupteſt, warum mußteſt Du? Hundert Mal in ähnlichen Fällen warſt Du nur meine Couſine. Hierin habe ich Dich ſeit meiner Abreiſe nicht mehr wieder erkannt. Auf das Letzte mit Dankwart war ich freilich deſſungeachtet nicht gefaßt. Kann ich nach Hamburg zurückkehren ohne auf der Stelle zu heirathen, wenn ich mich und Dich nicht den heilloſeſten Spöttereien ausſetzen will? Hältſt Du dafür, daß wir ohne Geld und ohne Ausſichten heirathen können?" Dieſer Brief, ſetzt er hinzu, werde ſie nicht erfreuen, aber die Nothwendigkeit habe ihn dictirt. Sie möge ihm eine Stelle, die „hypochondriſch" darin ſei, zeigen, die Stelle werde ſich nicht finden laſſen. Er habe das Leben lieb, es genüge ihm vollkommen ohne den himmliſchen Anhang, aber er ſehe nicht ein, wie er es fortführen ſolle.

Unbelehrbar wie nun einmal die Liebe in einem unglücklichen Weibe iſt, war ſie auch in Eliſen. Ihre Erwiederung lief abermals auf den Vorſchlag hinaus: Hebbel möge jetzt nach Deutſchland zurückkehren, ſich um einen Redacteurpoſten oder um eine Profeſſur bewerben, und ſie alsdann heirathen. Alle ſtichhaltigen Einwendungen, die ſie wiederholt gegen dieſe Punkte von Hebbel vernommen hatte, ſchien ſie vergeſſen, alle ſeine bündigen Verſicherungen, daß er weder zu einem Tagesſchriftſteller, noch zu einem Univerſitätslehrer tauge, überhört zu haben. Was aber das Unbegreifliche iſt: ſie war von ſeiner nur freundſchaftlichen, aus Verehrung und Dankbarkeit gewobenen, liebeskahlen Neigung überzeugt und wußte, daß er nach Jugend und Schönheit lechzte. „Miß' die Stimmung", antwortete er, „in die der Gedanke mich verſetzt, daß ich jetzt nach Deutſchland reiſen und, nachdem ich um Kindheit, Jugend und Jünglingszeit betrogen bin, als Mann den Vertrag mit dem Elend feierlichſt abſchließen und beſiegeln ſoll. Du ſchreibſt mir, mein letzter Brief erinnere an die aus München. Das mag ſein. Schon damals erſchreckte mich in innerſter Seele dies Dein Einbohren in mich, was ich bei der höchſten Freundſchaft für Dich, bei den wärmſten Empfindungen, nicht erwiedern konnte, denn ich ahnte, was daraus werden, zu welchen Verhältniſſen es führen würde. Der Menſch kann über Alles verfügen, über Blut und Leben, über jeden Theil ſeiner Perſon, nur nicht über ſeine Perſon ſelbſt; über dieſe verfügen höhere Mächte. Nun ſind jene Verhältniſſe da, gleichgültig ob erſtrebt oder durch den natürlichen Lauf der Dinge herbeigeführt, genug, ſie ſind da, ſie ſind ſeit lange da und Aller Augen ſchauen auf mich und erwarten den letzten Schritt. Glaube nicht, daß ſich hierüber irgend ein verſteckter Tadel gegen Dich verbirgt; wenn der Menſch auf der einen Seite nicht über ſeine Perſon verfügen kann, ſo kann er auf der andern Seite nicht umhin, nach der Bedingung ſeiner Exiſtenz zu ſtreben, und dieſe Bedingung iſt für das Weib der Beſitz des Mannes, den ſie liebt. Das ſind gleich ewige Nothwendigkeiten, die über den Willen des Menſchen hinausgehen, wie Athemholen und Blutumlauf. Der Edelſte braucht deshalb nicht zu erſchrecken, wenn er in dieſer Beziehung mit dem Gemeinſten denſelben Weg wandelt, ſo wenig wir davor zu ſchaudern brauchen, daß unſer Blut nicht anders umläuft, als das des Räubers. Nur aber hat es, dieſe Bemerkung nimm mir nicht übel, durchaus keinen Sinn, wenn Du zuerſt auf die Heirath dringſt und dann wieder ſagſt, Du wolleſt nichts für Dich. Das Weib hat Alles, wenn ſie Mann und Kind hat; darüber hinaus hat nie ein Weib, von der hier die Rede ſein kann, etwas verlangt, und wenn ſie den Mann nachher zu pflegen und zu erfreuen ſucht, ſo iſt dies vor dem ſittlichen Geſetz durchaus nicht mehr, als wenn ſie als Mädchen den Blumenſtrauß, der ihr gefiel, mit Waſſer begoß, es geſchieht, damit die Blumen ihr um ſo länger duften. Die Liebe iſt durchaus egoiſtiſch und dies macht ſich nur darum nicht fühlbar, weil hier meiſtens ein

Egoismus mit dem andern zuſammen trifft, denn wenn der Eine wie der Andere auf den Beſitz entbrannt iſt, ſo kann von Feſſel keine Rede ſein . . . Alle dieſe Innerlichkeiten, obwohl ſie an ſich noch gewichtiger ſind, als die Aeußerlichkeiten, ſeien abgethan; wir würden ein ganz erträgliches Leben führen können, wenn wir hätten, was dazu gehört, und ich würde keinen Augenblick ſchwanken, wenn dies der Fall wäre. Aber iſt dies der Fall? Wird es, wenn kein Wunder geſchieht, je der Fall ſein? . .“ — In einem ſpäteren Briefe, der augenſcheinlich auf blutende Wunden Balſam träufeln möchte, ſtößt er die Klage aus, daß es ſein größter Schmerz ſei, Eliſen nicht ſo lieben zu können, wie ſie es verdiene. Aber von der Rückkehr nach Hamburg will er gleichwohl nichts wiſſen: dahin gehen und in's Grab ſteigen wäre für ihn ein und daſſelbe. Gerne käme er, wenn ſie ihm ein Aſyl zu bieten hätte, aber er fühle in ſich nicht die Fähigkeit, ſich ſelbſt eines zu gründen. „Quand on est capable, de se connaitre, on se trompe rarement sur son sort, et les pressentiments ne sont le plus souvent qu'un jugement sur soi-même, qu'on ne s'est pas encore tout-à-fait avoné!“ ſo ruft er mit Madame de Stäel aus. Den Jahresſchluß 1844 aber hatte er in ſeinem Tagebuche mit den Worten bezeichnet:

„Was wird das neue Jahr mir bringen? Eine Frau zu dem Kinde, das ſchon wieder da iſt? Kann ich, muß ich heirathen? Kann ich, muß ich einen Schritt thun, der mich auf jeden Fall unglücklich und Dich! nicht glücklich machen wird? O meine Lebensverhältniſſe! Wie doch immer das, was mich dem einen Abgrund entriß, mich dem andern wieder nah führte! Was iſt darüber zu ſagen! Eliſe iſt das beſte Weib der Erde, das edelſte Herz, die reinſte Seele, aber ſie liebt, was ſie nicht wieder lieben kann, die Liebe will beſitzen, und wer nicht liebt, der kann ſich nicht hingeben, ſondern ſich höchſtens opfern!“

Die Angelegenheit wegen der Verlängerung des Stipendiums hatte nicht das erhoffte Ergebniß. Möglicherweiſe war die haſtige Veröffentlichung der Maria Magdalena durch Campe, mit dem Widmungsgedicht an den König, noch bevor die Erlaubniß dazu von demſelben ertheilt worden, mit ein Grund des ungünſtigen Ausfalls. Man bewilligte ihm nur hundert Speziesthaler zur Heimreiſe. Er war anfänglich ſo empört darüber, daß er das Almoſen zurückweiſen wollte, aber er überzeugte ſich am Ende, daß dies unmöglich ſei. Früher ſchon hatte ihm der treuherzige Gurlitt ein Darlehen gegeben und zwar auf eine den Stolz Hebbels ſehr ſchonende Art. Bei dem Selbſtgefühl, ſagt Gurlitt, welches dieſer außerordentliche Menſch haben mußte, ſei es beſchämend geweſen, zu ſehen, daß es ihm an dem Nothwendigſten gebrach. Auch wäre dieſes Mißverhältniß öfters bei ihm zum leidenſchaftlichſten Ausbruche gekommen. Als ſich nun eines Tages eine gute Gelegenheit ergab, da erſuchte ihn Gurlitt eine Summe Geldes (zweihundert Scudi), die er für den Augenblick entbehre und in Rom für unſicher halte, mit nach Deutſchland zu nehmen und ſie ihm dort, wenn ſie einander wieder träfen, zurückzuerſtatten. Ein langer Blick von ihm ſagte dem Anbietenden freilich, daß die Abſicht verſtanden und gewürdigt worden. Hebbel nahm das Geld, nachdem er ordnungsmäßig, wie es in ſolchen Sachen ſeine Weiſe war, eine Schuldverſchreibung ausgefertigt hatte. Mit dieſem Gelde beſtritt Hebbel ſpäter die Koſten des Aufenthalts in Neapel und einen Theil der Reiſeauslagen, während das Sümmchen aus Kopenhagen den halbjährigen Miethzins Eliſens in Hamburg, die Auslöſung des Doctordiploms decken und zur Befriedigung des Regierungsrathes Rouſſeau in Ansbach hinreichen ſollte, an den er noch einen Schuldenreſt abzutragen hatte. Für einen neuen Band Gedichte und für das Luſtſpiel Der Diamant hoffte er bei

Campe achtzig Louisd'or zu erlangen. Einen neuen Rock konnte er ſich einſtweilen nicht anſchaffen, und da ſein alter gar zu ſchadhaft geworden, ſo brachte es der gute Gurlitt zuwege, daß Hebbel in einen der ſeinigen hineinſchlüpfte, der dem Dichter lange nicht das Handgelenk erreichte.

Gegen dieſe ärmlichen Umſtände und Zuſtände hebt ſich ein Aphorismus über Dichternoth und Dichterverſorgungen, den Hebbel gerade zu jener Zeit in ſein Tagebuch ſchrieb, auf ſo grelle Art ab, daß dieſer Contraſt, wenn er von einem Romanſchriftſteller erſonnen wäre, leichtlich den Beigeſchmack einer künſtlichen Originalität erhalten könnte. Dieſer Aphorismus lautet alſo:

„Es iſt jetzt in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung jeden Monat ein paar Male von Dichter- und Schriftſtellermiſère die Rede. Zuerſt trat Herr Marggraff auf und ſtimmte das Klagelied an. Er führte eine ganze Reihe deutſcher Poeten auf, die verhungert oder ſonſt verkommen ſeien, und deutete dann auf England mit ſeinem London, wo dies nicht vorfalle. Aber er fand Widerſpruch: es kam ein beſſer unterrichteter Mann, der ihm für jeden verhungerten Deutſchen zwei Engländer ſtellte und noch ein Schock Weiber obendrein. Ich finde wenig Erfreuliches in ſolchen Verhandlungen, die den großen Haufen nur in ſeinen Vorurtheilen gegen Menſchen, welche ohne ihre Schuld, aber freilich auch ohne ihr Verdienſt, ſich über ihn hinausgehoben finden, immer mehr beſtärken können, dabei aber nicht zur Verbeſſerung der hier obwaltenden Verhältniſſe oder auch nur zu ihrer Aufklärung etwas beitragen. Denn das Eine iſt an ſich unmöglich, und das Andere, obgleich keineswegs ſchwer, wird wenigſtens nicht durch Leute, die den Grund des Uebels in äußeren Umſtänden ſuchen, bewerkſtelligt werden. Dieſe Herren documentiren ihre Unfähigkeit und Unbefugtheit, in ſolchen Sachen mitzuſprechen, ſchon durch die Naivetät, womit ſie Götter und Heroen und diejenigen, die es gerne hätten auch ſein mögen, mit einander bunte Reihe machen laſſen. Da ziehen einträchtiglich zuſammen auf bei Herrn Marggraff: Burger, Kleiſt, Grabbe und die Herren Halirſch, Gaudy und Andere, deren Namen einem Jeden, der nicht ihr Schneider oder ihr Speiſewirth war, ſo gleichgültig ſind, wie alle Uebrigen, über welche die Geſchichte kein Regiſter führt, weil Sorgen und Thränen allein auf dieſe Auszeichnung kein Recht begründen, da ſonſt ohne weitere Sichtung alle Tauf- und Sterbeprotokolle der Welt ihr einzuverleiben wären.

„Es kommt hier auf ſtrengſte Ausſcheidung an, und zwar iſt eine doppelte vorzunehmen. Zunächſt ſind alle Gewerbsſchriftſteller, auf die allein man den Literatennamen anwenden ſollte, abzuziehen, denn ſie ſind, mag das Gewerbe nun gehen oder ſtocken, mag es für ehrenvoll oder ſchimpflich gehalten werden, bei der Hauptfrage nicht betheiligt — und ſie haben in einer Welt, wo die Patente mehr und mehr in die Mode kommen, ſogar noch Vieles zu hoffen. Eben ſo wohl ſind auch diejenigen abzuſondern, die mit einem auf das Unbegrenzte gerichteten Streben keine entſprechende Kraft verbinden, und deren ganzes Unglück daher rührt, daß ſie das zwiſchen ihrem urſprünglichen Vermögen und der Richtung desſelben beſtehende Mißverhältniß nicht früh genug wahrgenommen und in's Gleiche gebracht haben; auch ſie können nicht mitzählen, obgleich ſie, wenn ſie wirklich einem angebornen Drange folgten und ihn nicht muthwillig aus Ehrgeiz und Sucht, ſich hervorzuthun, in ſich erregten, als Opfer des in ihnen nicht fertig gewordenen Naturgeiſtes aufrichtig zu beklagen ſind, da ſie ihr Leben erſt vergeuden müſſen, ehe ſie erfahren können, daß ſie es nutzlos vergeudet haben; denn wie ſoll ein Menſch, der ſich über ſeine Anlage nicht täuſcht, den möglichen Grad ihrer Ausbildung vorausbeſtimmen?

„Es bleiben alſo nur die ſehr Wenigen übrig, in denen der bildende Trieb zugleich urſprünglich und ſtark iſt, und dieſen iſt nicht zu helfen oder doch nur durch das allerverzweifeltſte Mittel, das ſie ſelbſt ſchwerlich anrathen würden, dadurch nämlich, daß der Staat die ganze Poetengilde, ſie eingeſchloſſen, mit Penſionen bedächte und Jedem, der ſich über ſeinen Band Gedichte ausweiſen könnte, ein Drohnenrecht auf unentgeltlichen Honig einräumte. Dies geht nun nicht an, ſchon deswegen nicht, weil ein aus lauter Dichtern beſtehender Staat die unausbleibliche Folge wäre, da bei ſolchen Ausſichten jedes Kind ohne Ausnahme durch die Sorgſamkeit ſeiner Eltern beizeiten zum Reimen und Scandiren angehalten werden und nach meiner feſten Ueberzeugung als Jüngling auch zum Ziel, d. h. zu dem nöthigen Band Gedichte gelangen würde.

„Wenn aber eine Sonderung eintreten, wenn nur das ſogenannte Beſſere, das von der allgemeinen Stimme als vortrefflich Bezeichnete, vom Staate als dem verpflichteten Pfleger des Schönen belohnt werden und es alſo, um auf Dichterverdienſt Anſpruch zu machen, nicht genügen ſollte, Gedichte geſchrieben zu haben, ſo würde dieſes und jenes hübſche, aber untergeordnete Talent vielleicht beſſer gedeihen und ſich breiter und gemächlicher entwickeln, doch die wirklichen Genies, die Träger der Kunſt und der Literatur, würden ſich unſtreitig noch ſchlechter befinden; man würde ihnen die Prytanäen verſchließen, und da ſie es doch nicht vergeſſen konnten, daß dieſe nur für ſie errichtet ſeien, ſo hätten ſie zu der bisherigen Miſère noch den Verdruß obendrein, Andere auf ihren Stühlen ſitzen und für ſich eſſen, trinken und ſatt werden zu ſehen.

„Der Beweis iſt leicht geführt. Das Genie iſt nur darum immer der Martyrer ſeiner Zeit, weil es beinahe immer feindlich zu ſeiner Zeit ſteht, weil es ihr nehmen muß, ehe es ihr geben kann, und weil ſie nur Augen hat für das, was es ihr entreißen, nicht aber für das, was es ihr bringen ſoll. Dies iſt der Hauptgrund, weshalb es Anfangs ignorirt, dann geſchmäht und verfolgt und meiſtens verkannt wird. Und dieſer Grund kann nie aufhören zu wirken, wenn die Menſchen nicht aufhören, mehr in der Gegenwart als in der Zukunft zu leben, und wenn ſie nicht anfangen, ihren noch ungeborenen Enkeln und Urenkeln ihr eigenes Daſein zu opfern, was ſich ſo wenig erwarten als verlangen läßt. Nun wirft das Genie ohnehin bekanntlich ſeinen Schatten, und der iſt das Talent. Dieſes drängt ſich in ſeine Stelle; es nimmt ſo viel vom Neuen, als es braucht, um pikant zu ſein, und thut ſo viel vom Alten hinzu, als nöthig iſt, um nicht herbe zu werden; die Miſchung gefällt und was gefällt macht Glück. Dennoch ſtellt ſich im Verlaufe der Zeit das richtige Verhältniß immer wieder heraus; die Leutchen, welche die den Genies abgelauſchten Ideen wie Sardellen zum täglichen Butterbrot herumreichen, empfangen ihren Aufwärterlohn und gehen vorüber, aber der Genius ſelbſt erhebt immer gewaltiger ſeine Stimme und endlich erkennt auch der blöde Haufe, daß das ganze Verdienſt der von ihnen verehrten falſchen Propheten im Aufhorchen und Nachſprechen beſtanden hat. Und was das Verhungern betrifft, ſo iſt auch dagegen ſo ziemlich geſorgt; wenigſtens zweifle ich ſehr, ob, wenn man die wenigen Werke der modernen Literatur, die das Zeichen der Unſterblichkeit an der Stirne tragen, einmal ſammelte, ſich auch nur ein einziges, das von einem Verhungerten herrührte, darunter befinden würde, und man kann doch nicht ſagen, es ſei ein Genie verhungert, wenn man nicht beweiſen kann, daß ein Verhungerter ein unſterbliches Werk hervorgebracht habe. Dieſe Unglücklichen gehören wohl alle zu einer der beiden von mir oben als hier nicht in Betracht kommend ausgeſchiedenen Claſſen der Gewerbsſchriftſteller oder der unzulänglich Begabten;

man mag ſie bedauern, aber man hat kein Recht, das Schickſal zu ſchelten und der Nation zu fluchen. Denn wenn auch der Eine und Andere darunter wäre, der ſeinen Schmerzen einen ſtarken und dauernden Ausdruck gegeben, der die Verzweiflung kraftvoll dargeſtellt und melodiſch geflucht hätte, ſo iſt dies augenſcheinlich keine Leiſtung, und auch der Rückſchluß auf einen zugrunde gegangenen großen Fond iſt eben ſo bedenklich, wie der aus den Fieberanſtrengungen eines Kranken auf eine Heldenkraft im geſunden Zuſtande".

Die menſchliche und künſtleriſche Nobleſſe, welche ſich in dem Gegenſatze dieſer Anſichten zu der Situation ausprägen, in der ſich Hebbel jetzt, wie ſeit Jahren, befand, erleidet keine Einbuße durch die hervorſchimmernde Ueberzeugung ſeines eigenen beſonderen Dichterwerthes. Was hätte ihn denn aufrecht halten ſollen, wenn nicht das Gefühl ſeiner Kraft! Wir haben ihn ſchon in München ſagen hören: daß er der Noth nichts verdanken wolle, als höchſtens ſeinen Charakter! und er veränderte niemals, ſo ſchmerzlich er auch unter ihr ſeufzte und ſo heftig er zuweilen ihre verderblichen Wirkungen beſprach, die in jenem Aphorismus ausgedrückten Anſichten. Wenige Jahre ſpäter ſchrieb er die Worte nieder: „Die Literatur iſt nicht dazu da, die Leute, die nirgends unterzukommen wiſſen, zu verſorgen, und es iſt ein beſſerer Zuſtand, wenn ſie dem Begabteſten das Nothwendigſte verſagt, als wenn ſie es dem Unbegabten gewährt . . .“ Das große Talent werde in der dämmernden Idee, die ihm aufgehe, ſeine Aufmunterung, in der ſtrahlend hervorbrechenden ſeinen Lohn erblicken und, des Bedürfniſſes wegen, lieber mit Spinozza Brillen ſchleifen, als mit der Mittelmäßigkeit Leihbibliotheken-Romane und Hoftheaterſtücke verfertigen. Zu der edelſten Form abgeklärt, zu einer tiefſinnigen Anſchauung erhöht erſcheinen dieſe Gedanken in zwei Sonetten, überſchrieben: An den Künſtler.

Ob Du auch bilden magſt, was unvergänglich
  Durch alle Zeiten wandeln ſoll und glänzen,
  Doch wird Dich die, in der Du lebſt, nicht kränzen,
Sie wird Dir trotzen ſtumpf und unempfänglich.

Die Menſchheit, ſchon an ſich ſo unzulänglich,
  Kann ſich in ihren enggeſteckten Grenzen
  Nicht einmal aus dem Zauberquell ergänzen,
Der aus ihr ſelbſt hervorbricht überſchwänglich.

Beklage dies doch einzig ihrethalben,
  Die mit dem Nichtgenießen dies Verkennen
    Zu theuer büßt, und nimmer Deinetwegen;

Denn wollte ſie Dich gleich zum König ſalben,
  So würden Dich die Zweifel nicht mehr brennen,
    Durch die Du zahlſt für aller Götter Segen!

Und ob mich dieſe Zweifel brennen müſſen?
  So rufſt Du aus und möchteſt es verneinen,
  Auch mag der Froſt Dir unerträglich ſcheinen,
Der oft Dich ſchüttelt bei der Muſe Küſſen.

Doch ſprich: wenn Deinen ſchöpf'riſchen Ergüſſen,
  In denen alle Wonnen ſich vereinen,
  Die Schmerzen fehlten, ſtünden nicht mit Weinen
Die Brüder fern ſo einzigen Genüſſen?

D'rum nimm ſie hin, die Ungerechtigkeiten
  Der Welt, die Dir die Luſt des Daſeins trüben
    Und bittern Zwieſpalt in Dir ſelbſt erwecken.

Sie ſind beſtimmt, von Anbeginn der Zeiten,
  Die höhere Gerechtigkeit zu üben
    Und einen Zwieſpalt größerer Art zu decken.

Es verlangte eine tüchtige Gegenwehr, um die groben Schickſalsſtoße, wie die ausgeſuchten, den Einſchlag ſeiner Natur angreifenden Schmerzen, die gemeinen Entbehrungen und die tauſend Nadelſtiche der Selbſtbeobachtung fort und fort auszuhalten, und es zeugte für keinen geringen geiſtigen Ueberſchuß, um aus dem unabläſſigen Kampfe mit innern und äußeren Feinden ſich die freie Ueberſicht zu retten, die wir in den eben citirten Gedichten bewundern müſſen. Dazu kam noch die ungünſtige Wirkung des römiſchen Klimas auf Hebbels Organismus. Er kränkelte beſtändig, ſeine productive Kraft war lange Zeit gelähmt. Zu wiederholten Malen verſuchte er die Ausarbeitung ſeiner Tragödie Moloch, deſſen Entwurf in Hamburg und Paris fertig geworden und deſſen erſte Scene er im Coloſſeum gedichtet hatte. Das Reſultat dieſer Verſuche war immer ſtarkes Kopfweh. Dann fühlte er ſich ſtets ſehr unglücklich; er befürchtete im Ernſte den Verluſt ſeines geſtaltenden Vermögens. Kolbenheier meinte, daß er in ſolchen Fällen ein ſchlechter Tröſter geweſen, „denn mir Dutzendmenſchen", fügt er hinzu, „erſchien ſchon ſein gewöhnliches Leben als ungeheuere Kraftentfaltung … Ich muß geſtehen, für mich hatte dieſes blos durch wenige Stunden Morgenſchlafs rhythmiſch unterbrochene, energiſch geiſtige Leben etwas Unheimliches, denn ich wurde die Beſorgniß nicht los, es müſſe der Nahrungsſtoff dieſes faſt ununterbrochen lodernden Feuers bald zu Ende gehen …" Hebbel täuſchte ſich, ſeine künſtleriſche Ader war nicht verſiegt.

Die ſchon mit den Märzlüften ihn umſchmeichelnde Sommerwärme, welche ſonſt jede poetiſche Stimmung bei ihm verſcheuchte, trieb hier eine Fülle dichteriſcher Blüthen hervor. Die Gärten Roms, die einzigen, den Formen der Architektur in junoniſcher Schönheit dienenden Gärten der Welt, dieſe terraſſengeſchmückten, von Bildſäulen und zartbelaubten Baumgruppen belebten, mit

Lorbeerbüſchen, Myrthenhecken und wie zuſammengerollte Fahnen ſich darſtellenden Cypreſſen durchwirkten Wunderrahmen, welche ein jeglicher das Bild der ewigen Stadt und der Landſchaft aufnehmen und umſchließen, dieſe Gärten erweckten auch in Hebbel ein zwiſchen Natur- und Kunſtempfindung getheiltes Glücksgefühl. Wenn er ſeinen Blick von der Höhe der Villa Albani oder von dem beherrſchenden Hügel der Villa Ludoviſi aus weiterſchweifen ließ, und die Stadt betrachtete, gleichſam verſchlungen von dem wuchernden Grün, das aus tauſend Villen und Gärten hervorbrach und ſie zu erſticken drohte, wie die Unmaſſe der Veilchen die Gäſte des Kaiſers Heliogabalus, und wenn ſein Auge an den fernen, unten blau gefärbten, oben noch mit Schnee bedeckten Bergen Halt machte, da übermannte ihn eine Seligkeit, in der alle ſeine Bitterniſſe ſchmolzen. Zugleich erſtaunte er darüber, wie bald ein Menſch ſich an den Himmel gewöhne; möchte es mit der Hölle eben ſo leicht gehen! rief er aus. Dies Alles komme ihm jetzt ſchon ſo vor, als ob es ſo ſein müſſe, ja, als ob es allenthalben ſo wäre. Anfänglich ſei es nicht ſo geweſen, da ſchien ihm jede Blüthe ihr Datum an der Stirn zu tragen und ihn zu erinnern, wie ganz anders es in Deutſchland ausſehe. Dieſer italieniſche Frühling regte in ihm ein Gedicht an, worin er, nach ſeinem Geſtändniß, einer ſo ſchönen Welt gegenüber, zu leiſten ſuchte, was in deutſcher Sprache möglich iſt, ein Gedicht, betitelt: Das Opfer des Frühlings. Es war an ſeinem Geburtstage, am 18. März 1845, entſtanden.

Sah ich je ein Blau, wie droben
  Klar und voll den Himmel ſchmückt,
Nicht in Augen, ſanft gehoben,
  Nicht in Veilchen, ſtill gebückt!
Leiſer ſcheint der Fluß zu wallen
  Unter ſeinem Wiederſchein,

[illegible] ſchweigen, und vor Allen
Dämmert meine Seele ein.

Nun malt er den dahin ſchreitenden Frühling, den er in der Geſtalt eines Jünglings ſich vorſtellt, unter deſſen leicht beſchwingtem Fuße und vor deſſen wonnetrunkenem Auge das blühende Leben ſich entfaltet, bis vom Schauer der Vernichtung durchzuckt, von den neidiſchen Göttern berührt, der Kranz ſeinem Haar entzittert.

Plötzlich Stille jetzt! Die Winde
Ruhen, wie auf ein Zauberwort,
Doch in jedem Frühlingskinde
Bebt der Todesſchauer fort,
Und ein haſt'ger Blüthenregen
Macht das duft'ge Opfer voll,
Das verhalt'nen Fluch in Segen,
Haß in Liebe wandeln ſoll.

„Ich habe dieſes Gedicht", ſchreibt er darüber, „bis in's Einzelſte und Kleinſte durchcomponirt und mir darin nicht blos die Aufgabe geſetzt, auf dem Inſtrument unſerer Sprache zu ſpielen, ſondern dieſes Inſtrument ſelbſt reiner zu ſtimmen. Mit dem Ergebniß glaube ich zufrieden ſein zu dürfen, denn ich zweifle, ob unſere geſammte Literatur ein lyriſches Stück aufzuzeigen hat, worin die äußerſte Reinheit und Grazie des Verſes und der höchſt mögliche ſprachliche Wohlklang mit ſo vollkommenem Ausdruck der Idee und ſo viel Tiefe und Zartheit derſelben verbunden iſt. Man wird es ſehr oft leſen müſſen, um alle ſeine Verdienſte zu erkennen, um gewahr zu werden, wie hier ein Bild immer aus dem andern, wie aus der Knoſpe hervorgeht, und wie ich hier nicht blos Wort gegen Wort und Sylbe gegen Sylbe, ſondern Vocal gegen Vocal abgewogen und die

Verſe, wie im Contretanz gegen einander geordnet habe. Von Seite des Wohlklangs ſind, ſo viel ich weiß, nur Bürgers Nachtfeier der Venus und ſein hohes Lied von der Einzigen damit zuſammenzuſtellen; von Seite der Versreinheit Einiges von Platen. Aber ich glaube nicht, daß dieſe Productionen, die doch mehr rhetoriſcher Natur ſind, meine Idee aufwägen. Ich ſage ehrlich, was ich meine: es wird mich nicht verdrießen, wenn ich eines Beſſeren belehrt werde. Es iſt dies ein Seitenſtück zu meinem Liebeszauber. Ob es ſich aber in Deutſchland hinter dem Ofen genießen läßt, iſt die Frage. Mir ſind dieſe beiden Stücke ein Zeichen, daß die Natur, wenn das Glück mich nur einigermaßen begünſtigt und mich nicht in Sorge und Noth, die ich durchaus nicht ertragen kann, erſticken läßt, mir vielleicht noch eine höchſte, nie von mir geahnte oder gar gehoffte Gunſt bewilligen, daß ſie mich würdigen wird, durch meinen Mund nicht blos das Bedeutende, ſondern auch noch das Schöne auszuſprechen. Aber fürchterlich iſt auch wieder das Ringen meines Geiſtes, ich bin nicht umſonſt nach Italien gekommen, mir iſt, als ob ich wieder in die Elemente zerfallen und als ob die Natur beſchäftigt wäre, mich wieder neu zuſammenzuſetzen. Das iſt kein Spiel in mir, wie in den dummen Jungen, das geht andersher, wie beim Kränzewinden und Schmetterlingsfang. Aber deswegen eben, weil ich mich dieſes tiefen Ernſtes und meiner Schmerzen bewußt bin, weiß ich auch, daß ich, wenn ich mich um andere Dinge nur ſo weit bekümmere, als meine Kunſt es mir geſtattet, nicht unſittlich handle.“ — Der Brief, dem dieſe Stelle entnommen iſt, war an Eliſe gerichtet.

Außer dieſem Gedicht hatte der römiſche Aufenthalt eine beträchtliche Anzahl von Sonetten und Epigrammen aus ihm hervorgelockt. Die Epigramme, im Geiſt und Styl der griechiſchen Anthologie entworfen, ſkizzirten die einen italieniſche Naturbilder, Eindrücke von Localitäten und Scenen, andere wieder umſchrieben farbig und anſchaulich allgemeine Ideen über Kunſt und Poeſie. Da ich dasjenige, was ich über Hebbels lyriſche Gedichte zu ſagen habe, mir auf einen ſpäteren Abſchnitt vorbehielt, ſo mögen hier zur biographiſchen Illuſtration mehrere der Epigramme ein Plätzchen finden.

Rom.

Rom, ſchon biſt du Ruine und wirſt noch weniger werden,
  Aber dein Himmel verbürgt dennoch die ewige Stadt.
Wo die Myrthe gedeiht und wo der Lorbeer nicht mangelt,
  Siedeln zu Liebe und Krieg immer auch Menſchen ſich an.

Auf dem Capitol.

Cäſar entblößte ſein Haupt und hatte ſich ſelbſt nicht zu grüßen:
  Kann ich weniger thun, jetzt, da ſein Schatten hier weilt?

Der Lorbeer in Italien.

Alles Herrliche trieb in dieſem Lande die Erde,
  Darum hat ſie ſich ſelbſt hier mit dem Lorbeer gekrönt.

Blumen und Dornen.

Blumenkränze entführt dem Menſchen der leiſeſte Weſtwind,
  Dornenkronen jedoch nicht der gewaltigſte Sturm.

Arioſt.

Reizend, wie Du, hat Keiner die Thorheit der Welt uns geſchildert;
  Ward Dein Gedicht Dir belohnt, ward der Verſtand Dir verſagt.
Ihn zu verlieren iſt ſchlimm, ſo heißt es, ihn nicht zu bekommen,
  Iſt das einzige Glück, welches die Götter verleih'n.

An die Götter.

Fromm verlangt ihr mich, Götter? So macht mich glücklich! Ich werd' euch
  Niemals fürchten, ihr wißt's, aber ich liebte euch gern.

Das Gelübde.

Niemals Wein zu trinken, als aus kryſtall'nem Pokale.
Nie zu küſſen ein Weib, das dir nicht göttlich erſcheint:
Dies beſchwöre mir, Jüngling, ſo will ich das Kirchengelübde
Gern dir erlaſſen, du bleibſt dennoch ein leidlicher Menſch.

Die erfreulichen Nachrichten, welche Hebbel über die Aufnahme der Maria Magdalena bei der deutſchen Kritik aus Hamburg empfing, nährten ein wenig ſeine oft genug getäuſchten Hoffnungen auf die endliche Anerkennung ſeines Talents. Der Berliner Modeſpiegel, eine mit Lob kargende Zeitſchrift, ſprach ſich herb tadelnd gegen die Intendanz der königlichen Schauſpiele aus, von der das Stück als unaufführbar zurückgewieſen worden, und erachtete es als eine Pflicht der Kritik, die Aufführung zu fordern. Maria Magdalena ſei der genialſte Verſuch auf dem Gebiete des bürgerlichen Trauerſpiels, ein Dichterwerk, worauf die Literatur ſtolz ſein könne. Klara wäre durchaus kein anſtößiger Charakter, der Dichter hätte das Naturverhältniß auf das Zarteſte behandelt und der Schwur, den das Mädchen an der Leiche der Mutter dem Vater leiſte, zähle zu den ergreifendſten Scenen in der geſammten dramatiſchen Poeſie. Was die Nachahmer Ifflands, die Verfaſſerin von Lüge und Wahrheit, oder was Gutzkow im bürgerlichen Trauerſpiel geleiſtet, das verſchwinde neben dem claſſiſchen Werke zu Nichts. Auch in den ſtrengen Wiener Jahrbüchern, ſo hörte Hebbel, ſei eine beachtungswürdige Recenſion des Stückes erſchienen. Ein Schauſpieler in Hamburg hatte es öffentlich unter großem Beifalle vorgeleſen. Dennoch ſtimmte Hebbel nicht in den Jubel der Befriedigung Eliſens ein. Es exiſtire kein Lump, ſagte er, ja nicht einmal ein Genie, das nicht hin und wieder gelobt würde. „Nur wenn alle Glocken zuſammenklingen, iſt's etwas". Hingegen freute er ſich ſehr über ſein Opfer des Frühlings, wenn er gleich, wie er bemerkte, im Uebrigen nie mehr Muth habe, als Vernunft. „Zuweilen ſag' ich wohl: ein Kerl wie du! Aber eben weil ich kein Schneider bin“. Daß ſeine Dramen nicht wirkungslos vorüber gegangen, erſah er aus mancherlei Beſuchen fremder Deutſcher, welche an dem Verfaſſer der Judith oder der Maria Magdalena Intereſſe nahmen. Unter dieſen befand ſich auch „ein Dr. Theodor Mommſen“ aus Altona, der einige Male bei ihm vorſprach. Der nachmalige Autor der römiſchen Geſchichte hatte jezt ſein Augenmerk vornehmlich auf archäologiſche und philologiſche Gegenſtände gerichtet und machte auf Hebbel keinen angenehmen Eindruck. Als ich den vorzüglichen aber wenig wohlwollenden Mann im December 1868 in Berlin beſuchte und ihn um Mittheilungen über ſein Zuſammentreffen mit dem Dichter in Italien bat, da verzog ſich das ſtaatsmänniſch feine Geſicht Mommſens zu einer vornehm ablehnenden Miene und er meinte kühl, nichts Erhebliches ſagen zu können. Er habe eigentlich nur die Judith kennen lernen und etwan ſonſt noch ein Stück Hebbels aufführen ſehen. Dann fuhr er alſo fort: „Mein Urtheil wird Ihnen vielleicht hart klingen. Hebbel hatte eine große ſinnliche Potenz; wo dieſe mächtig hervortrat, da entſtand das Grandioſe, aber leider war es ihm nicht gegeben, wie unſeren reinſten Dichtern, das Animaliſche der menſchlichen Natur zu überwinden und zum Geiſtigen zu verklären“. —

Gegen Ende Mai wurde Hebbel mit Cornelius bekannt, der wieder einmal die Apenninen hinabgeſtiegen war, wo er ſchon 1817 zum erſten Male geweſen und im Bartholdiſchen Zimmer ſich in der Freskomalerei auf größerem Raume geübt hatte. So war denn nach ungefähr zehn Jahren Hebbels Wunſch, dem großen Maler perſönlich nahe zu kommen, in Erfüllung gegangen. „Wer kommt an den!“ hatte er zu München, nachdem er in der Ludwigskirche das jüngſte Gericht bewundert, ſehnſüchtig geſprochen. — Vergnügte Tage genoß er bei einem Ausfluge nach Frascati und als Theilnehmer an dem Künſtlerfeſte Cervaro, ſo genannt nach dem Orte, wo es gefeiert wird. Auf dem Wege nach Frascati waren er, Gurlitt und Kolbenheier bei einem Landsmanne eingekehrt, der ſich hier angekauft hatte und weit und breit den beſten Wein baute. Dort aßen ſie in Geſellſchaft einer ſehr ſchönen Neapolitanerin zu Mittag und tranken ſo viel, daß eine böſe Zunge berechtigt geweſen wäre, ſie für angeheitert zu halten. Nach Tiſche kamen ſogar Alle in's Tanzen; Hebbel, wie er ſagte, ſeit undenklichen Zeiten zum erſten Male wieder; vielleicht ſeit dem ditmarſiſchen Kinderfeſte Kaland, wo er nach der Verſicherung jener Jugendgeſpielin, ſein volles choreographiſches Ungeſchick bewährt hatte. Zu der Künſtlerfeier lieferte er ein anſpruchloſes Gedicht von dreihundert Verſen, ſcherzhaften Inhalts. Dieſes Feſt hatte etwas Phantaſtiſches. Auf die wunderlichſte Weiſe coſtümirt, zogen die jungen Leute auf. In unterirdiſchen Felſengrotten, welche die Tradition mit den alten römiſchen Sibyllen in Verbindung bringt, ward gegeſſen und getollt; Abends bei Fackelbeleuchtung heimgezogen. Cornelius kam draußen bei dem Feſte auf ihn zu, und in der einen Hand einige tüchtige Schnitte Schinken, in der anderen einen Becher mit Wein, führte Hebbel ein Geſpräch mit dem Meiſter.

Während Gurlitt, den er den beſten Menſchen und edelſten Künſtler nannte, ſich zu ſeiner Sommerſieſta im römiſchen Gebirge rüſtete, bereitete ſich Hebbel zur Reiſe nach Neapel vor. Gurlitt hatte unter der Reizbarkeit und den Eigenheiten unſeres Dichters viel leiden müſſen. Beſonders ſtörend wirkte auf dieſes Verhältniß der Umſtand ein, daß Hebbel, der ſich, wie er ſagte, ganz hingebe, nun auch von ſeiner Seite verlangte, jeden anderen Umgang auf das Dürftigſte zu beſchränken. Da Gurlitt dies nicht konnte und wollte, ſo merkte er alsbald an dem ſchroffen, abſtoßenden Weſen des Freundes, wie ſehr ſich dieſer beeinträchtig-

und verletzt fühlte. Oft gingen Wochen in dieſer Weiſe hin, die Gurlitt kaum erträglich waren und ihn zwangen, eine Erklärung von dem Schmollenden zu begehren. Dann hielt ihm Hebbel leidenſchaftlich vor, wie er ſeine Freundſchaft nicht würdige u. dgl. m. Zwar gab er endlich den vorgebrachten Gründen Gehör und fiel dem Angeklagten nicht ſelten weinend um den Hals. Aber die nächſte ähnliche Veranlaſſung hatte wieder die nämlichen Folgen. „War es gekränkter Stolz oder eine Art Eiferſucht?“ fragt Gurlitt. Es war Beides, wenn auch die Wurzel anderswo zu ſuchen iſt.

Kolbenheier ſchloß ſich Hebbel auf einige Wochen als Gefährten an, um alsbald nach Deutſchland zurück zu gehen. Alles auf Erden gibt ſich die Hand nur auf kurze Zeit, ſagte der Dichter, das iſt ſo; daß es gut iſt, kann ich nicht finden. Bevor er Rom verließ, beſtieg er noch die Kuppel der Peterskirche. „Es iſt ein Gebäude, das immer von Neuem wieder Staunen erregt, da es von Menſchen, nicht von Ameiſen, die dem Princip nach zuſammenhalten, wie die Menſchen auseinander laufen, ausgeführt iſt. Dergleichen wird aber auch nicht wieder ausgeführt werden, denn nie wird auf Erden wieder eine Idee herrſchen“. Am ſechzehnten Juni fuhr er von Rom ab. Gurlitt ſah ihm lange bewegt nach, in ernſter Sorge um ſeine Zukunft.

In dem Wagen eines Vetturino, worin außer den zwei Freunden noch eine römiſche Familie mit vielen Kindern ſaßen, ging es zuerſt nach Ciſterna, wo der Vetturin das ſchlechte Abendeſſen der Reiſenden durch die Verſicherung zu würzen ſuchte, daß ſie den nächſten Abend in Molo di Gaëta vortrefflich ſpeiſen würden. Hier angelangt bemühte ſich wieder der erfindungsreiche Fuhrmann, ihnen ein noch ſchlechteres Mahl durch die Erinnerung an das beſſere in Ciſterna genießbar zu machen: ganz ſo, meinte Hebbel, wie es der Menſch ſelbſt auf der Reiſe durch's

Leben mache, der ſo lange hoffe, bis er ſich wieder zu erinnern anfange. Beim Anblick der ſogenannten Pontiniſchen Sümpfe mußte er über den von Gras und Kräutern ſtrotzenden kräftigen Boden und über die mit mächtigen Bäumen bepflanzte dichte Allee am Wege ſtaunen, welche für das Mark des Erdreichs bürgte. Nur ein einziger unheimlicher Fleck fiel ihm auf, ein großes Schierlingsfeld, das ausſah, als ob es der Teufel bebaute. In Terracina, wo ſie der ruhebedürftigen Pferde wegen einige Stunden blieben, verſuchte er, die thurmartig emporſteigenden Felſen zu erklettern, mußte aber darauf verzichten und genoß dafür den prachtvollen Ausblick auf das Meer und den ſchon ſichtbar werdenden Veſuv, der an der kleinen Rauchwolke erkennbar iſt; auch Ischia und Capri dämmerten ihm bereits entgegen. Mit dem Betreten der Campagna felice ward ihm wohl zu Muthe. „Der Segen quillt aus dem Boden empor, es iſt wie ein Goldregen von unten herauf; Feigen, Oel, Wein, Korn, Alles, was der Menſch bedarf, in unendlicher Menge.“ Der in Mola di Gaëta ſchon wild wachſende, zu beträchtlicher Höhe aufſchießende Kaktus und der friſche Duft der Orangen entzückten ihn in eben dem Grade, als ihn die herumgeſtreuten Trümmer der Villa des Cicero gleichgültig ließen. Er ſagte: „Ohnehin iſt mir Cicero ſeit jeher zuwider geweſen, ich intereſſire mich mehr für Catilina“. Am Abend des neunzehnten Juni kam er mit Kolbenheier in Neapel an. Während man an der Douane den Wagen viſitirte, betrachteten ſie den Veſuv. Er habe bei Tage nichts Erhabenes, ſchreibt Hebbel, geſchweige Schreckliches oder auch nur Furchtbares, die Phantaſie freilich ſehe in dem mäßig hohen, gelinde dampfenden Berge mehr als das Auge; ihr ſchweben Herculanum und Pompeji vor, die ſich vertraulich an ſeine Bruſt gelegt und es ſo theuer gebüßt haben. Da ſich nun das Gleiche jeden Moment wiederholen könne, ſo dünkte er ihm ein Rieſe, der ſich ſchlafend ſtelle, um deſto ſicherer zu berücken. Der Berg war damals wieder einmal in Bewegung und ſo bot ſich denn unſerem Dichter in der erſten Nacht zu Neapel, bei Vollmond, das Schauſpiel des vom Krater niederfließenden Feuerſtromes dar. Der Ausdruck Speien, meinte Hebbel, ſei außerordentlich bezeichnend, denn dieſes gewaltige Schauſpiel mache weniger den Eindruck einer Erderuption, als eines bewußten Vernichtungsactes einer ungeheuern dämoniſchen Macht, die ſich Verderben brütend in die Schöpfung hineingeſtellt habe. Hebbel wohnte Anfangs in der Strada Lucia, vertauſchte aber dann das Quartier an dem Sammelpunkte der begüterten Auſterneſſer und der aus ihren Lumpen heraus ſtarrenden oder lärmenden Armuth gegen ein Zimmer in der Locanda la bella Venezia, welche in einer Seitenſtraße des Toledo ſich befindet.

So ſtark der blendende Zauber der Natur Neapels auf Hebbel wirkte, ſo ſehr ſtieß ihn der Menſchenſchlag dort ab, den Leopardi unwillig ägyptiſch genannt hat. Ueber den Eindruck des Blendenden aber kam auch ſein Genuß an der Natur Parthenopes nicht hinaus, und zwar deshalb, weil er vermöge der aus ſeiner mißlichen äußeren Lage entſpringenden gedeckten Seelenſtimmung die gelaſſene Hingebung an die bunte Schönheit der Golflandſchaft nicht aufzubringen vermochte. In dieſer behaglichen Hingebung erſt vereinfacht ſich ſo zu ſagen allmählich die Irispracht der Farben ringsumher zu einem auf wenige Töne gemäßigten Colorit. Dann ſchillert es und ſchreit es gewiß nirgends mehr aus dem Bilde heraus. Zudem verweilte Hebbel mehrere Monate, und zwar die Hochſommermonate, auf dem nämlichen Standort und ſo blieb ihm die edle Herrlichkeit, die ſtille Majeſtät des italiſchen Südens, die nur auf den Inſeln und in Sorrent athmet, gänzlich unbekannt. Er war von Rom mit der Abſicht fortgegangen, in Sorrent, wo Taſſo gelebt, eine Tragödie:

Giulietta zu dichten, doch hatte er den Gedanken daran aus dem Grunde in Neapel gleich aufgegeben, weil bei der glühenden Hitze, die ihn dort empfing, jede größere Arbeit ihm unmöglich ward, da ihm ſchon der deutſche Sommer, wie wir wiſſen, den poetiſchen Born allzeit verſchloß.

Außer einer Beſteigung des Veſuvs, die er mit einem neugewonnenen Freunde unternahm, und einer Fahrt nach Pompeji machte er keine weiteren Ausflüge in die Umgebung Neapels, wohl nur ſeiner geringen Geldmittel wegen. Seine Aufzeichnungen und Briefe erzählen, wie ergreifend das Bild der in der Nähe beſehenen und bei ſeiner Hephaiſtosarbeit belauſchten Thätigkeit des Berges auf ihn wirkte. Die urelementare cyclopiſche Welt ſchien ſein eigenſtes Element, und ſchweigend blieb er auf dem ganzen Rückweg; wogegen die Wirklichkeit Pompejis ſeiner mitgebrachten allzu naiven Vorſtellung nicht entſprach. Er hatte erwartet, eine Stadt zu betreten, welche noch immer unter einer Decke von Lava und Erde ſich befinde, er hatte geglaubt, daß man eine Maſſe von Stufen hinunter ſteige und ſich nur bei Fackelſchein in ihr umſehe. Da ſie nun „ganz ſo da lag, wie jede andere Stadt“ und da die „moderne, proſaiſche Sonne“ hinein ſchien, ſo wollte ſich der Zwieſpalt zwiſchen Einbildung und Realität diesmal nicht ausgleichen. Hätte er ſich doch des Schiller'ſchen Verſes erinnert: „Und die Sonne Homers, ſiehe, ſie leuchtet auch uns!“ er würde dann die Poeſie nicht plötzlich im Phantaſtiſchen geſucht haben, was ſonſt ſeine Art durchaus nicht war.

Zu poetiſchem Stillſtande verurtheilt, führte er, nach ſeinen eigenen Worten, die vernünftigſte Lebensweiſe, die ein Baron führen könne. Er aß, trank, amüſirte ſich und ſchlief. Nichts wäre hierin übel, als daß er kein Baron ſei. Der müßiggängeriſche Freiherr pflegt in der That nicht von Früchten und Kaffee zu leben, wie es leider bei Hebbel in der Regel der Fall war, wodurch er ſeine ohnedies angegriffene Geſundheit noch mehr erſchütterte. Er krankte an den verſchiedenartigſten Leiden, gegen die er einige Wochen lang Seebäder gebrauchte. „Was ich in Deutſchland ſchon immer ſagte, weil ich es fühlte", ſo ſchrieb er an Eliſe, „das weiß ich jetzt gewiß: es haben ſich in meinem Körper ſo viele Uebel geſammelt, daß nur eine ernſte und lange Cur unter Leitung eines bedeutenden Arztes mich wieder davon befreien könnte. Dazu iſt kein Geld vorhanden und die Folgen werden ſchrecklich ſein. Schon jetzt ſpüre ich ſie in der fürchterlichen Abſpannung, womit ich fortwährend zu kämpfen habe; ich würde ganz anders arbeiten können, wenn ich geſund wäre. Halte dies nicht für Einbildung, ich weiß, was ich ſage, wie ich es früher wußte".

Im Uebrigen verſtrichen ihm die Tage angenehm genug. An Umgang fehlte es ihm nicht. Durch Gurlitts Empfehlung hatte er eine deutſche Familie kennen lernen, den Maler Götzlof, nebſt deſſen liebenswürdiger Frau, die er öfters beſuchte, auch in der Villa Reale ſah. Götzlof war ein Freund Platens geweſen, von dem er ihm Manches erzählte. Alsdann hatte ſich ihm ein ſehr tüchtiger junger Mann angeſchloſſen, Hermann Hettner, der jetzt angeſehene Verfaſſer der Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Hebbel erfreute es, ſich mit ihm über alle wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Gegenſtände unterhalten zu können, ſogar über ſeine eigene Vergangenheit, denn derſelbe hatte z. B. der erſten Darſtellung der Judith in Berlin beigewohnt, und er bedauerte es, nicht bereits in Rom ſeine Bekanntſchaft gemacht zu haben, wo er ihn unter den jungen Archäologen, die ſtets in's Café delle belle Arti kamen, geſehen. Ueber das zwiſchen Beiden angeknüpfte Verhältniß trete ich das Wort an Hettner ab. Er ſchrieb mir in einem Briefe aus Dresden, aus dem Jahre 1867, Nachſtehendes:

„ . . . Jeden Nachmittag waren wir zuſammen, tranken in der Villa Reale gemeinſam Kaffee oder ſchlürften Eis, verloren uns auch wohl zuweilen — horribile dictu — dort in den Genuß kühlenden Bieres, gingen dann an dem wunderbaren Geſtade des Poſilipp ſpazieren, meiſtens mit tiefen und anregenden Geſprächen über Kunſt und deren ewige Schönheitsgeſetze beſchäftigt. Abends pflegten wir dann wohl im Café di Europa an der Ecke des Toledo zu enden, noch einen kleinen Nachtimbiß nehmend. Hebbel hatte damals eben Maria Magdalena geſchrieben, ſtand im friſchen Genuſſe ſeines Ruhmes, voll kühner und weittragender Zukunftspläne. Ich war ein junger Menſch von dreiundzwanzig Jahren, der eben an der Schulweisheit der eingelernten Hegel'ſchen Philoſophie durch das friſche Anſchauen der italieniſchen Kunſtwerke irre geworden, tauſend der Löſung bedürftige Probleme in ſich trug, ohne aus dem eigenen Denken immer ſogleich genügende Löſung zu finden, und der daher doppelt gern den Antworten Hebbels lauſchte, der in etwas veränderter Form denſelben Prozeß in ſich durchlebt hatte und mir, dem Werdenden, nun als ein bereits Fertiger gegenüberſtand. Ich bin mir klar bewußt, daß ich ihm unendlich Vieles verdanke. In unſere Kreiſe ſpielte dann hauptſächlich Mommſen herein; aber doch nur ferner, da er kürzere Zeit in Neapel verweilte und, obgleich in ſeiner Jugend ſelbſt Dichter, dichteriſchen und künſtleriſchen Fragen ſich fremd hielt. Sie werden ſicherlich in Hebbels Tagebuch Andeutungen über einen luſtigen Auguſtabend im Café di Europa finden, wo wir Drei — es war ein Däne Uſſing dabei — nach echt deutſcher Studentenart in Capriwein uns bekneipten und damit das Entſetzen der Italiener erregten . . .“

Auf eine Weile tauchte Adolf Stahr unter ihnen auf, doch war unſeres Dichters Verbindung mit ihm von Anbeginn eine antagoniſtiſche. Das Selbſtgefühl Hebbels mochte die ſtark armirte

Eitelkeit Adolf Stahrs nicht neben ſich dulden, auch war dieſer derzeit ein leidenſchaftlicher Parteigänger nicht blos Julius Moſens, ſondern auch Gutzkows, und endlich widerſtrebte dem auf der Suche ſeiner ſelbſt und nach allgemeiner Erkenntniß ringenden Menſchen der eigenſüchtige, mit ſeinen Leiſtungen höchlich zufriedene Oldenburger Profeſſor. Adolf Stahr war derjenige, der Hettners Verhältniß zu Hebbel lockerte, eine Zeit lang ſogar feindlich machte. Und zwar trug, wie ich dem Zweitgenannten beiſtimmen möchte, unſer Dichter damals den größeren Theil der Schuld. Wenige Wochen vor Stahrs Ankunft in Neapel, hatte Hebbel dem jungen Freunde den Diamant vorgeleſen, mit dem ausdrücklichen Zuſatze: als ganz beſonderen Beweis ſeines Vertrauens. Hettnern mißhagte ſofort das Grundmotiv und er drückte ſeine Bedenken offen gegen Hebbel aus. Es war das erſte Mal, daß er ihm widerſprach. Er ſah, daß Hebbel ſich verletzt fühlte. Am folgenden Tage, zur gewohnten Stunde, wann er ihn zum Spaziergange abzuholen pflegte, blieb Hebbel aus. Doch kam bald das alte Verhältniß wieder in's Gleiche. Nun traf es ſich aber, daß der Arzt Hettnern angerathen hatte, auf einige Wochen nach Sorrent zu gehen und daß er dort in einem und demſelben Hauſe mit Stahr wohnte, dieſem alſo ſehr nahe trat, wiewohl er ſich von deſſen Anſichten über den damaligen Zuſtand der Poeſie in Deutſchland eben auf das Entſchiedenſte losgeſagt hatte. Als Hettner und Stahr wieder nach Neapel kamen, wurde die Situation ſo ſchroff, daß Hettner zwiſchen Hebbel und Stahr zu wählen hatte. Mir ſelbſt geſtand der Dichter, er habe einmal im Café di Europa ſeine Taſſe Kaffee von dem Tiſche, an welchem die Zwei ſich niedergelaſſen, fortgenommen und ſich an einen andern geſetzt. Hettner ſuchte der Wahl auszuweichen und den Verkehr mit Beiden fortzuſetzen. Hebbel jedoch zog ſich zurück und eines ſchönen Tages war er verſchwunden, ohne von Hettner

Abſchied genommen zu haben. In Rom trafen ſie einander wieder: Hettner wollte auf der Straße mehrmals auf ihn zugehen, er bemerkte aber deutlich, daß Hebbel ſo that, als ob er ihn nicht ſähe. Gleichwohl ſprach ihn der Dichter am Ende an und ſie verabredeten eine Zuſammenkunft. Nun hatte Hettner unglücklicher Weiſe vergeſſen, daß er auf den beſtimmten Abend bereits verſagt ſei und er wußte weder Hebbels, noch Gurlitts Wohnung, konnte ſich alſo nicht vorher entſchuldigen. Mehrere Tage ſpäter theilte man ihm mit, daß Hebbel nach Deutſchland abgereiſt ſei. Auf Jahre hinaus blieb ihm unſer Dichter entfremdet.

Hettner iſt überzeugt, daß Hebbel den Keim der Krankheit, an welcher er geſtorben iſt, ſich in jenen Jahren geholt hat. Um mit ſeinem Gelde möglichſt lange auszukommen, habe er in dem ohnehin ungeſunden Neapel äußerſt kärglich gelebt und die glühenden Sommermonate hindurch die Stickluft einer engen Straße und einer ſchwülen Wohnung eingeathmet. Seltſam berührte es Hettnern, daß Hebbel gerade in Neapel am liebſten mit der Ausgeſtaltung des düſtern Moloch ſich beſchäftigte. Auch war er Zeuge, wie ein aus Sicilien zurückkehrender deutſcher Kaufmann im Café di Europa die Geſchichte erzählte, welche nachmals das Motiv des Trauerſpiels von Sicilien abgegeben hat. Daſſelbe müſſe ihm erſt ſpäterhin, ſo meinte Hettner, aufgegangen ſein, denn an jenem Abende habe er ihm durchaus nicht angemerkt, daß es ihn beſonders frappirte. Dennoch war dies der Fall, denn Hebbel notirte die Geſchichte in ſeinem Tagebuche.

Die Locanda la bella Venezia iſt mir nicht als ſo mißlich gelegen erſchienen, wie ſie Hettner vorgekommen. Freilich überglänzte, als ich im Winter 1873 vor dieſer Herberge ſtand, die frühlingswarme Sonne das Haus, wie den kleinen Platz, auf den die Front deſſelben blickt und die in einem Gärtchen gegenüber dunkelnden vom tiefblauen Himmel durchbrochenen immergrünen

Gewächſe und gelb aufleuchtenden Orangen nahmen meine Nachdenklichkeit ſozuſagen in ihre Farbenmitte und betäubten was ſich Trübes und Aengſtliches in mir an dieſem Orte geregt hatte. Hebbel ſelbſt war über die bella Venezia gleichfalls anderer Meinung, als Hettner. „Vor mir, über mir, unter mir, neben mir“, ſagte er, „wohnen hübſche Mädchen, die des Abends Alle nach und nach auf den Balkonen erſcheinen. In einen ſchöneren Ring iſt nie ein Junggeſelle gefaßt worden“. Unter dieſen Mädchen hatten ihn zwei durch ihre einfache Schönheit menſchlich und dichteriſch bewegt.

Auf benachbartem Balkone
 Sah ich, wenn die Nacht ſich ſenkte,
  Oft zwei Schweſtern traulich geh'n;
Doch, wie nah ich ihnen wohne,
 Und wie d'rob mein Herz ſich kränkte;
  Tags hab' ich ſie nie geſeh'n;
Nur mit ſeiner Flammenkrone,
 Die er wie in Feuer tränkte,
  Sah ich den Granatbaum ſteh'n.

Heute auch ſind ſie erſchienen,
 Ihre Kleider, ihre weißen,
  Schimmern durch die Nacht, wie Licht;
Und die Düfte zieh'n von ihnen
 Her zu mir, die ſich befleißen,
  Zu erfriſchen ihr Geſicht.
Nur die ſüßen Mädchenmienen,
 Die den Himmel uns verheißen,
  Nur ihr Antlitz ſeh' ich nicht.

Horch! Da zieht es durch die Gaſſen,
 Beten höre ich und ſingen,
  Fromm gebeugt ſteht Jedermann;

Mit dem Chriſtusbild, dem blaſſen,
Kommen Knaben, Glocken klingen,
Und Gott ſelber naht heran.
Aber meine Nachbarn faſſen
Nach den Lampen rings und bringen
Sie zum Fenſter, knieen dann.

An die junge Bruſt ſich ſchlagend,
Sinken zu des Ew'gen Preiſe
Auch die Schweſtern auf das Knie;
Und die helle Lampe tragend,
Kommt die Mutter ſtill, die greiſe,
Und ſie ſtellt ſie zwiſchen ſie;
Doch der Baum, ſie überragend,
Streut auf ſie die Blüthen leiſe,
Die der Sommer ihm verlieh.

Die holden Schweſtern, welche Angiolina und Emilia hießen, waren die Töchter des Gouverneurs von Meſſina. Die ältere hatte es dem Dichter offenbar angethan. Er konnte ſie, wie er geſtand, nicht anſehen, ohne ſich glücklich zu fühlen. Sie ſelber war freundlich gegen ihn, aber ihr Herz hatte er nicht geritzt; während die jüngere, die ſein innigſtes Wohlgefallen, wenngleich keinen Wunſch in ihm erweckte, mit der unerſchrockenen Neugierde der Unſchuld ſich ihm kinderhaft zudrängte. In ſeinem Tagebuche findet ſich über das Schweſternpaar nichts weiter vor, als die auf einer Blattſeite, ungefähr wie der Titel einer Dichtung, angebrachte Ueberſchrift: Die Sicilianiſchen Schweſtern — Angiolina — Emilia — von Meſſina. Und an der Spitze des Blattes daneben ſtehen die Verſe aus Goethes Troſt in Thränen: „Die Sterne, die begehrt man nicht, Man freut ſich ihrer Pracht". Aus ſeinem eigenen Munde hörte ich, daß er einſt eine Stunde lang mit ihnen geplaudert habe und daß in jener Stunde die ſchönen Stanzen, welche ſie beſingen, der Mehrzahl nach entſtanden ſind, buchſtäblich unter den Augen der beiden Mädchen. Seine Ungewandtheit im Italieniſchen dürfte viele Kunſtpauſen der Rede erzeugt und ſo den innern melodiſchen Strom in der Stille gehütet haben.

Sichtlich gewann jetzt die poetiſche Form, um ihrer ſelbſt willen, größere Gewalt über Hebbel, denn je, wie wir dies ſchon in Rom zu bemerken Gelegenheit hatten. An die Stelle der vom Bekenntniß ſonſt beinahe untrennbaren Production oder der aus der Stimmungstiefe aufquellenden Lyrik ſehen wir bei Hebbel nun hin und wieder eine Bildnerfreude hervorſpringen, wie ſie den romaniſchen Poeten vorzugsweiſe eigen iſt, den mit den plaſtiſchen Künſten am engſten verbundenen Dichtern. Er hat jetzt Vergnügen am ſinnlichen Klange, an kunſtreich verſchlungenen Wortgewinden und metriſchen Feſtons, er baut Sonette, Ottaverime und Diſticha, ja, er legt ſich ſogar ein Klangregiſter ſeiner Sonette an. Manches gelingt ihm in dieſer Sphäre, Manches rundet ſich ſogar in voller Reinheit ab, aber doch nur ſelten verwandelt ſich was der Fremdling in der ſpieleriſchen Poeſie erfaßt und geſtaltet, zum Ausdrucke einfach natürlicher Anmuth. Uhland meinte mit Recht, daß wir die ſüdlichen Gedichtsformen anders gebrauchen müſſen, als ſie im Süden gebraucht werden. Die ſüdlichen Sprachen ſeien etwas für ſich, ein ſchöner Klang; die deutſche exiſtire nur durch den inwohnenden Geiſt; darum auch ein deutſches Sonett blos durch diejenigen Gegenſätze, Aufgaben und Auflöſungen, welche die innere Form des Sonetts ausmachen. Unſer Sonett ſei mehr maleriſch als muſikaliſch. Hiedurch höre das leichte Spiel deſſelben auf, es werde, da auch die mechaniſchen Schwierigkeiten unleugbar ſeien, zum beſonnenſten Kunſtwerk. „Zwang aber und Seltſamkeit in einzelnen Wendungen", ſagt Uhland hinzu, „heben wieder die Harmonie des ganzen Gedichts auf, und ſo entziehen ſich jene Gedichte bei uns dem allgemeinen Gebrauch: im Süden ſind ſie Blumen, bei uns Juwelen“.

Zur ſelben Zeit jedoch, als ſich Hebbel den ſüdlichen Klangformen aus einem dazu erwachten Bedürfniß hingab, war ſein Geiſt noch in den Banden einer problematiſchen, an Chiffern und Räthſeln ſpinnenden Poeſie, welche unwillkürliche Gegenbewegungen wider die Natur- und Kunſteindrücke Italiens ausführte. Zwar erſchloß ſich jetzt ſeine Seele unbefangener, rückhaltloſer, nicht mehr unausgeſetzt von begleitenden Nebengedanken behelligt, allem Körperlichen und Formſchönen, zwar lernte er die großartige, dem Unſäglichen und Geheimnißvollen abgewendete Sinnlichkeit zuerſt unter den Kindern der Sonne verſtehen, wie ihm denn hier auch das Geſchlechtliche, das für den Nordländer immer einen, wenn auch noch ſo leiſen Anflug von Sündhaftigkeit hat, harmloſer, einfältiger, unſchuldiger entgegentrat. Und gleichwohl ſtreckte ein wüſter Dramenſtoff, den der holde Name Giulietta verbarg, unter dem Himmel Neapels ſeine Fühlfäden aus, und an dem in Entwurf und Darſtellung alle fließenden Linien abweiſenden Werke, an ſeinem cyclopiſchen Moloch, arbeitete er in der Locanda la bella Venezia den erſten Act. Wahrlich, eine beirrende Doppelſtimmung, welche nur in dem Umſtande ihre Erklärung findet, daß Hebbel für Italien nicht reif nach Italien gekommen iſt. Er war allerdings fähig aufzunehmen, zu verſtehen und zu genießen was dieſes Land ihm darbot, er nahm nicht haſtig auf, mißverſtand nichts Weſentliches und ſeine Genüſſe hatten nicht vorher von den Schilderungen und Anſichten der claſſiſchen Italia-Fahrer Richtſchnur und Unterweiſung empfangen. Aber er *brauchte* Italien noch nicht, denn auf ihm laſtete noch der Druck einer tief aufgeregten Stimmung, und der Drang, ſie abzuſchütteln, war zweifellos ſtärker in ihm, als die milde Sehnſucht nach den ſtillen Wohlthaten, welche die heſperiſche Halbinſel zu ſpenden hat. Darum erſcheint er uns wie als zufälliger Theilnehmer an einem Prunk- und Feſtmahle, nicht als der traute Tiſchgenoſſe des edlen Gaſtfreundes, zu dem Jahre lang ſeine Gedanken und Wünſche gegangen ſind. Darum genoß er nur die letzten Enden der wunderbaren Eindrücke, dem klugen Gethier im Frühling darin ähnlich, das die Spitzen der jungen Kräuter wegnaſcht und das Uebrige ungerupft läßt, was freilich in ſeinem Falle nicht ſo günſtig ausſchlug. Denn überall mußte ſeine Empfindung auf Unterbrechungen ſtoßen, die ſich unter anderen Vorbedingungen, bei einer in allen Theilen geordneten Bildung und bei mehr ausgeglichenen innern Zuſtänden nicht ergeben hätten. Weil er aber aufrichtig gegen ſich ſelbſt war, ſo log er ſich in Italien kein Gefühl an, das nicht in ihm waltete, ſo redete er ſich dort niemals einen Gewinn ein, den er ſich nicht wirklich erobert hatte. Seitdem Goethe einen innern Umſchwung durch ſeine italieniſche Reiſe erfahren hat, einen Umſchwung, der jedoch auf das Engſte mit ſeinem deutſchen Vorleben und ſeinem ganzen Individuum zuſammenhing, ſeitdem gilt die italieniſche Reiſe als der obligate Wendepunkt in der Entwicklung eines jeden Novelliſten und kein Vedutenmaler kann angeblich ohne ſie künſtleriſch fertig werden. Sie gehört nun zu dem unerläßlichen literariſchen und artiſtiſchen Zubehör, zu den mannigfaltigen Aufmunterungen vielverſprechender Talente. Wer vor dem Laokoon eine halbe Stunde lang geſtanden hat, der erzählt von einer Offenbarung, die ihm dort aufgegangen ſei, wer einen Sommernachmittag in Bajä oder auf Iſchia zugebracht, der will ungeahnte Höhen des Daſeins erklommen haben. Wir würden in Hebbels Briefen und Tagebuchblättern aus Italien umſonſt nach ſolchen Offenbarungen oder nach ſolchen Höhen forſchen.

Mit der erſten Hälfte Octobers neigte ſich ſein Aufenthalt in Neapel dem Ende zu. Kurz vorher hatte ein großer Gelehrtencongreß dort ſtattgefunden, dem auch er beiwohnte, weil es ihm, wie er ſagte, nichts koſtete und ihm manche kleine Annehmlichkeit verſchaffte. Der an Alle ergangenen Einladung zu Hofe konnte er in Anbetracht ſeiner ſchlechten Kleidung nicht Folge leiſten. Bei den geſelligen Zuſammenkünften der Häupter der Wiſſenſchaft ſah er Bekannte wieder, die ihn an die Zeit der Jugendkämpfe erinnerten: Mittermaier aus Heidelberg, Thierſch aus München. Wie alt ſind ſie geworden, meinte er, angekreidet, wie Bäume, die demnächſt gefällt werden ſollen. — Lebhaft war ſein Verlangen, die Tour nach Sicilien mitzumachen. Die Ueberfahrt nach Palermo koſtete nur fünf Speciesthaler. Aber zurück wieder fünf, das wären ſchon zehn Thaler, ſeufzte er, und dafür habe man in Deutſchland einen Rock.

In der Frühe eines Octobermorgens reiſte er voll Scheideſchmerz von Neapel ab. Es war noch völlig dunkel und die Straßenlaternen brannten noch. Lebe wohl, Neapel, rief er, lebe wohl, Villa Reale, lebt wohl, ihr drei nachbarlichen Balkone, lebt wohl, Emilia und Angiolina, ihr ſüßen Kinder aus Meſſina, aus deren Munde ich die ſchönſte Sprache der Welt jeden Morgen hören durfte! Alles iſt vorbei, wie ein Schauſpiel, wir ziehen die bunten Kleider wieder aus — wann werden wir zu Bette gehen?

In Rom blieb er noch zehn Tage, abermals am Magen leidend, tief bekümmert um ſeine Zukunft. Die jüngſten Briefe Eliſens hatten ſeine Melancholie vermehrt. Sie ſprach von einer Ueberſiedlung nach Dresden, die ſie in's Werk ſetzen wolle, welchen Plan er auf das Heftigſte zurückwies: dem müßte ja jedenfalls eine Heirath vorhergehen, von der er nicht begreife, wie Eliſe auch nur an die Möglichkeit denken könne. Er werde für ſie und das Kind thun, was in ſeinen Kräften ſtehe, vielleicht, wenn er zehn Jahre älter geworden, könne ein Uebriges geſchehen. Die eigentliche Frucht ſeiner Reiſe ſei die: daß er nicht mehr zu leben vermöchte, ohne zu reiſen. Er werde darum in Deutſchland verſuchen, Verhältniſſe anzuknüpfen, die ihm die Exiſtenz im Auslande ſichern. „Mich in eine Ecke hinzuhocken, Familienpapa zu werden und mich daran zu ergötzen, wie der Junge wächſt, wird mir ewig unmöglich ſein.“ — Er entlehnte von Gurlitt weitere hundert Thaler, nur um durchzukommen, und ihm ſchauderte, indem er die angeſammelten Schulden überſah. Dabei keine Kleider, knirſchte er, o Du haſt Recht, Eliſe, ich ſchwimme in Genüſſen aller Art! — Sein Vorſatz war, über Ancona und Trieſt nach Wien und von dort nach Berlin zu gehen. Er wählte dieſe Route als die wohlfeilere, obgleich er jene über Florenz und Venedig allerdings lieber eingeſchlagen hätte. In Wien wollte er ſich vor Allem Kleider anſchaffen; fehlte ihm doch ſogar ein Oberrock zur Reiſe.

Die vier grauen Weiber, welche an die Thür Fauſts kamen: der Mangel, die Schuld, die Sorge, die Noth, ſie waren auch unſerem Freunde dicht auf der Ferſe, und die zudringlich geſchmeidigſte von ihnen, die Sorge, machte Miene, ihn anzuhauchen, auf daß er, wie Fauſt, erblinde.

Am neunundzwanzigſten October verließ er unter dem Schellengeläute der Pferde des Vetturins die ewige Stadt.

Fünftes Buch.

Der Fremdling in Wien.

(1845–1850.)

> … Geſetzt, das Schiff läuft mit beſchädigtem Segel- und Takelwerk in den Hafen ein, ſo iſt der Lootſe tadelnswerth; er iſt nicht allweiſe und nicht allmächtig geweſen. Um aber zu wiſſen, wie tadelnswerth er iſt, müſſen wir erſt fragen, ob er eine Reiſe um die Erde oder blos nach Ramsgate und der Hundsinſel gemacht hat.
>
> Thomas Carlyle.

Erſtes Capitel.

Abſchlüſſe und neue Kämpfe.

I.

Wie viele Schatten auch in die italieniſchen Tage Friedrich Hebbels gefallen ſind, wie hoffnungsmüde er Rom verlaſſen hat: die nun für ihn anbrechende Zeit wird nicht um Vieles freundlicher ſein und nicht minder Schlimmes im Gefolge haben, als die eben abgelaufene. Finſteres ſteht ihm noch bevor und ſogar das Häßliche wird nicht ausbleiben. Anfänglich ſieht es jetzt erfreulich genug aus; wir werden aufathmen mit dem geprüften Manne und an ſeinem gehobenen Muthe uns ſelber auferbauen. Aber aus dem lichten Vorgemache des neuen Lebens, in das er tritt, muß er durch dunkle Gänge weiter gehen und manchen ſchweren Vorhang mühſam aus einander ſchlagen, bis er zu beſcheidenem Genuſſe ſeines Daſeins gelangt. — Ich werde mich in der Geſchichte, welche ich erzähle, nunmehr nach mancher Seite hin auf Andeutungen, auf halbe Zeichen beſchränken dürfen, da der Leſer mit der Eigenart des Helden derſelben bereits vertraut und der Auflöſung des individuellen Räthſels nahe gekommen iſt.

Nach einer langwierigen Reiſe langte Hebbel in Wien an, am 4. November 1845. Der Vetturin hatte ihn von Rom über Foligno nach Ancona gebracht, in Geſellſchaft eines päpſtlichen Dragoners und eines Wagenmachers, die ihm, wie er verſicherte, angenehmer war, als jene deutſcher Archäologen. Während der Fahrt von Ancona nach Trieſt machte er die Bekanntſchaft eines Profeſſors aus der letztgenannten Stadt, eines Polen und zweier Landsleute deſſelben, eines Krakauer Arztes und eines jungen Grafen. Nachts, als dieſe Reiſegenoſſen ſich ſchlafen gelegt hatten, unterhielt er ſich mit einem Camaldulenſer Mönche, den er an der italieniſchen Ausſprache ſofort als einen Deutſchen erkannt hatte. Der Mönch war kürzlich aus Jeruſalem zurückgekehrt, hatte auch Perſien bereiſt und erzählte ihm ſeltſame Dinge von Chriſten und Ungläubigen. Hebbel gewann den alten Mönch recht lieb und dieſer wiederum tractirte ihn, wie ein kleines Kind, mit Birnen und Pfeffernüſſen. Da er ſo das Amt eines Vaters an mir verſah, ſagte Hebbel, ſo nannte ich ihn, dem katholiſchen Gebrauche gemäß, mit Vergnügen Vater. Er ging gleichfalls nach Wien, um dort ein von ihm ausgearbeitetes arabiſches Lexikon herauszugeben. In Trieſt bewohnte Hebbel das nämliche Zimmer, worin Winckelmann ermordet worden. Er beſah ſich die Stadt und erquickte ſich an den Südſtreifen des italieniſchen Himmels. Kaum auf der Höhe des Karſt angekommen, fühlte er ſich in Folge des ſchneidenden Contraſtes winterlicher Rauhheit zu der noch in Trieſt genoſſenen milderen Witterung, leiblich, wie geiſtig unwohl, und in Graz wurde er von einem heftigen Fieber befallen. Doch er reiſte weiter, um nicht abermals nächtigen zu müſſen.

Da ſeine Gefährten ihre Wohnung in Wien hatten, ſo forderten ſie Hebbel auf, ſein Gepäck bei ihnen einzuſtellen, und der junge Graf erbot ſich, ihm zur Auffindung eines geeigneten

Zimmers behilflich zu ſein. Nach achtſtündigem Suchen hatte er eines gefunden, deſſen Preis ihm nicht unerſchwinglich vorkam, in der Joſephſtadt, Johannisgaſſe Sechsunddreißig. Aber er vertauſchte es bald gegen ein anderes in der Quergaſſe. Der erſte Eindruck Wiens auf ihn war der einer impoſanten, ſchönen Stadt, die im Sommer mit Italien wetteifern mag, denn die lieblichſten Gegenden lägen rings herum und ein Spaziergang über die Baſtei gewähre ſelbſt in dieſer Jahreszeit herrliche Ausſichten. Beſonderes Wohlgefallen bezeigte er an den die eigentliche Stadt von den Vorſtädten ſcheidenden Glacien, mit ihren Alleen und ausgedehnten Grasplätzen. Hingegen klagte er ſofort über das koſtſpielige Leben, indeſſen unſere Väter heute an die Wohlfeilheit Wiens in den vierziger Jahren, wie an einen paradieſiſchen Traum zuruck denken. Den erſten Beſuch machte Hebbel beim Regierungsrathe Deinhardſtein, denn er wußte, daß dieſer es war, welcher in den von ihm redigirten Wiener Jahrbüchern einige Male über ihn ſehr anerkennend geſchrieben hatte. Deinhardſtein nahm ihn freundſchaftlich auf und ſagte ihm, daß er Hebbels Werke nicht blos durchaus dramatiſch, ſondern auch im höchſten Grade theatraliſch fände; nicht nur Maria Magdalena, auch Genoveva müßte von der Bühne herab die größte Wirkung haben und es ſei ihm unbegreiflich, daß nicht jedes Theater darnach greife. Ungefähr das Nämliche hatte er in den Jahrbüchern ausgeſprochen, 1843 und 1844. Friedrich Hebbel, meinte er dort, ſei ein Dichter, welcher ſich vielleicht nur langſam Bahn mache, der aber ſicherlich durchdringen und deſſen Glanz länger leuchten werde, als der vieler nun überlaut geprieſenen Geſtirne. — Judith ſei das Werk eines gereiften Geiſtes, Anlage ſowohl als Charakteriſtik ausgezeichnet, wenngleich hin und wieder die gebührende Rückſicht auf die Verhältniſſe der Bühne vermißt werde. Hebbel habe bei ſeiner dramatiſchen Kraft nicht nöthig, den Vorurtheilen des unvermögenden ſogenannten dramatiſchen Dichters zu huldigen, welcher alles Heil davon erwarte, daß man ohne alle Beachtung der Eigenthümlichkeiten und Anforderungen des Theaters unaufführbare Stücke zur Darſtellung bringe. Deinhardſtein ermunterte Hebbeln, dem Intendanten Grafen Moriz Dietrichſtein eine Viſite zu machen, er ſelbſt werde den Grafen in einigen Tagen ſehen und dann Gelegenheit haben, mit ihm über Hebbel und deſſen Arbeiten zu ſprechen. Da Deinhardſtein zehn Jahre hindurch Director des erſten deutſchen Theaters geweſen, ſo legte Hebbel auf dieſe Reden doppeltes Gewicht. Er befolgte den Rath und beſuchte den Intendanten. Hebbel war jedoch dem Manne, den man zu einem feinen Kunſtmäcen in Wien empor geſchmeichelt hat, völlig, bis auf den Namen, unbekannt und hatte alſo nach ſeinen eigenen Worten, da man doch nicht von ſeiner Poeſie ſprechen könne, wie der Tuchhändler von ſeinem Tuch, eine ſchwierige Situation. Die mißglückte „Audienz“ entmuthigte den auf Hoffnungen nicht mehr eingerichteten Dichter und er rief in bitterer Reſignation aus, er glaube nicht, daß für ihn hie's etwas zu erwarten ſei. „Ich komme nach Deutſchland mit der feſten Ueberzeugung zurück, daß ich die Schlacht verloren habe, verloren an Lumpe, nicht an Götter.“ Hiebei hatte er andere als die Wiener Dichter im Auge. Wenn ſich nicht, wie er an Eliſe ſchrieb, wider alles Vermuthen in Wien das Unglaubliche ereignen ſollte, ſo werde er bald weiter gehen, einſtweilen nach Berlin, um auch dort noch einen letzten Verſuch zu unternehmen. Wohin er ſich aber von Berlin aus wenden ſolle, wiſſe er nicht. Denn des Bleibens ſei dort ſo wenig wie hier, ſchon der Theuerung halber, und nach Hamburg könne er doch wohl kaum kommen, da die Anzahl der ihm Uebelwollenden in dieſer Stadt allzu groß ſei. Auch der Huſten, den er auf der Reiſe ſich zugezogen, wollte nicht weichen, was bei dem aus

Italien mitgebrachten Magenleiden ſein ſchlimmes Geſammtbefinden noch verſchlechterte. Sein Zimmer ließ er nicht heizen, die nothwendigen Kleider zu kaufen konnte er ſich nicht entſchließen. „Nein, das hätt' ich nie gedacht", ſtöhnte er, „daß ich noch in meinem zweiunddreißigſten Jahre nicht ſo weit ſein würde, wie der lauſigſte Handlungsdiener! Nun, im Sarg liegen wir Alle nackt".

Hebbel heimſte gleich zum Beginne ſeines Wiener Aufenthalts eine ſtattliche Ernte an Verſprechungen und ſchönen Worten ein. Als er das erſte Mal bei Deinhardſtein war, hatte ihn dieſer gefragt, wie lange er bleibe? und auf die Antwort: Vierzehn Tage! ausgerufen, daß dies zu kurz ſei, daß er das Doppelte zugeben müſſe. Ferner hatte Deinhardſtein bemerkt, wenn er gleich dreihundertzweiundſechzig Tage Gott danke, daß er nicht mehr Theaterdirector ſei, drei Tage wünſche er es zu ſein, um Judith, Genoveva, Maria Magdalena aufführen zu laſſen! Um ſo mehr verwunderte ſich Hebbel, daß der Enthuſiaſt nichts weiter von ſich hören und ſehen ließ, daß er nicht einmal ſeine Karte bei ihm abgab; eine Unſitte, die ſchon Hoffmann von Fallersleben in ſeinen Denkwürdigkeiten rügte, indem er der Eigenheit einiger Wiener Gelehrten gedachte, ſich des Gegenbeſuches zu entſchlagen. Was ſind das für Menſchen, mit denen ich hier zuſammengerathen bin! klagte der präciſe und verläßliche Norddeutſche. Lernte ich eine neue Species der alten Gattung kennen oder kannte ich die Gattung ſelbſt noch nicht?! Der nämliche Deinhardſtein, der von meinen Werken bis in den dritten Himmel entzückt ſchien, der ſich unaufgefordert gegen mich erboten, Alles dafür zu thun, daß ſie aufgeführt werden, ja der nicht weniger als vier Male aus eigenem Antriebe über mich geſchrieben hat, der nämliche Deinhardſtein ignorirt mich jetzt vollſtändig! Daß Deinhardſtein, der auch den Poſten eines Cenſors bekleidete, die angeblich herbeigewünſchten drei Tage des Directorats der Hofbühne nicht hätte nutzen können zur Aufführung der drei Stücke unſers Dichters, weil ſchon Titel und Thema eines jeden derſelben in Wien verpönt ſein mußten, dies fiel dem mit den Verhältniſſen ganz und gar unbekannten Hebbel nicht ein, ſonſt würde ſeine Anklage noch ſchlimmer gelautet haben. Er lernte eben, ohne es zu wiſſen, zum erſten Male die Pfotenbewegungen der Wiener Gemüthlichkeit kennen. Deinhardſtein war, nach dem Urtheile Anſchütz', ein gebildeter, kenntnißreicher Mann, aber kein Charakter. Seine Stellung nicht als eine Kunſtmiſſion, ſondern als ein Hofamt, eine Sinecur behandelnd, habe er es verſtanden, ſich dem Chef gegenüber zu ſchmiegen und zu biegen und die Bühnenleitung ganz oberflächlich genommen. „Das Privatintereſſe verdrängte die Kunſtbedürfniſſe und der von Jahr zu Jahr immer zerſtreutere und zerfahrenere Geiſt des Vicedirectors war endlich bei dem Vogelfang in der Umgebung Döblings mehr zu Hauſe, als in den Theaterzuſtänden". Ich ſelbſt möchte noch Einiges von meinen im Umgange mit Deinhardſtein gewonnenen Wahrnehmungen hinzufügen. Heftiges Temperament und ſpontane Begeiſterungsfähigkeit drückten ſich in ſeinem Weſen und in dem geſchwinden Wechſel ſeiner Mienen und Geſten aus, wobei ein Anflug des Rohen nicht zu überſehen war. Die hofmänniſch glatten Züge des Geſichts ſchienen bei ihrer Bildung von der Begehrlichkeit des Fauns überraſcht worden und konnten ſich ihrer gleichſam nicht erwehren. Um ſeine Mundwinkel ſtritten ſich, ſobald er etwas Muthwilliges vorbrachte, Sarkasmus und Gutmüthigkeit. Wenn er eine Sache gewichtig nahm, ſo erfüllte ihn ein gewaltthätiges, deklamatoriſches Pathos, welches er raſch abzuthun ſichtlich froh war. Störe nicht meine Kreiſe! bat der Wiener Leichtſinn. Dabei war ihm ein Zug des Ernſtes eigen, dem er aber nur Gaſtfreundſchaft auf kurze Zeit gewährte und den er gerne mit einem Epigramme verabſchiedete, damit derſelbe nicht um den „guten Abgang" komme. Wie hätte er auch ohne dieſen ernſten Zug den Hans Sachs dichten können, das Schauſpiel, welches Goethes Prolog dazu mit den Verſen zeichnet und auszeichnet:

Und hingeſchrieben mit leichter Hand,
Als ſtünd' es farbig an der Wand,
Und zwar mit Worten ſo verſtändig,
Als würde Gemaltes wieder lebendig.

Wie hätte er ohne dieſen Zug Hebbels Bedeutung zu wittern vermocht, obendrein in einer Epoche und einer literariſchen Umgebung, wo Dichtungen, gleich Judith und Maria Magdalena, wahrlich nicht auf Empfänglichkeit zählen durften.

Grillparzer, den Hebbel gleichfalls beſuchte, gefiel ihm und er meinte, daß derſelbe aufrichtig gegen ihn war, faſt aufrichtiger ſetzt er hinzu, als es ſeine Verhältniſſe geſtatten. Auch habe er Grillparzern in der erſten Viertelſtunde gewonnen. „Es iſt ein Mann, der tief leidet und der einen Theil ſeines Leidens der beklemmenden Atmoſphäre, in welcher er athmet, zuſchreiben darf, der aber aus dieſer Atmoſphäre ſelbſt auch wieder ſeinen Troſt ziehen mag, indem er, wie es ſo Mancher thut, innere Unzulänglichkeit auf äußere Umſtände ſchieben und ſich einbilden kann, daß ſein Hollunderſtrauch in beſſerem Boden eine Palme geworden wäre". Grillparzer kam von ſelbſt, wie Deinhardſtein, auf die Darſtellung der Stücke Hebbels, ohne irgend welche perſönliche Theilnahme für ſie zu beurkunden, was Hebbel offenbar nicht bemerkt hat. Er ſagte, daß der Baron Münch, Friedrich Halm, ein leidenſchaftlicher Verehrer der Werke Hebbels ſei, von ihm bei jeder Gelegenheit mit Enthuſiasmus ſpreche und ſich gewiß glücklich preiſen würde, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Zugleich ſei Münch der vertrauteſte Freund und Rathgeber des Intendanten Grafen Dietrichſtein, der als vollkommener Schwachkopf jedes ſelbſtändigen Urtheils entbehre, dafür aber auf das Urtheil anderer Perſonen mit beiden Ohren höre und vermuthlich auf Halm und deſſen Anſichten Alles gebe. Hebbel müßte dieſem alſo ſeine Wünſche mittheilen, Halm werde ſie gewiß zu realiſiren ſuchen. Die alte Wiener Gemüthlichkeit! Unter dem Schein der Willfährigkeit, des Wohlwollens galten alle Vorbehalte als erlaubt, alle verſchwiegenen Einſchränkungen der Wahrhaftigkeit als läßlich und entſchuldbar. Ein Teſtament, das die Betheiligten vollauf befriedigte, indeſſen die noch verſiegelten und an einem anderen Orte aufbewahrten Codicille den Text desſelben zu Schanden machten. Hinter dieſer Unaufrichtigkeit mit ihrer Außenſeite des Unbefangenen und Liebenswürdigen verſteckte ſich jedoch notabene beim Wiener nichts böſe Abſichtliches, keine vorbedachte Schlauheit und Liſt, ſie war zur Hälfte das Ergebniß eines Naturacts, wie auch einer in der Culturgeſchichte der Stadt begründeten, durch Erziehung und Gewohnheit entwickelten Charakter- und Gemüthsſchwäche. Grillparzer wußte ganz genau, daß der Freiherr von Münch weder die Macht, noch den Willen hatte, ſeltſamen und ſcharf einſchneidenden Dramen den Weg auf das Burgtheater zu öffnen. Seit jeher mehr feindſelig als günſtig gegen Halm geſtimmt, bedeutete ſein Hervorheben der Verehrung desſelben für Hebbels Poeſie ſo viel, wie wenn er geſagt hätte: „Was mir nicht gefällt, das gefällt halt ihm! In Gottes Namen!“

Hebbel ging nun in Folge des Geſprächs mit Grillparzer zu Münch auf die Bibliothek, deren Vorſtand dieſer war. Er fand, wie er ſich ausdrückte, einen Menſchen mit einem Kanzleigeſicht, der ihn freilich freundlichſt willkommen hieß und ihm über ſeine Arbeiten nicht blos das Schmeichelhafteſte ſagte, ſondern ihm auch durch Citate, ſogar aus ſeinen Aufſätzen über das Drama zeigte, wie ernſtlich er ſich mit ihm beſchäftigt habe, der aber nichtsdeſtoweniger die bedenklichſten Eröffnungen hinzufügte Ich bin überzeugt, verſicherte Münch, daß Ihre Stücke nach zwanzig Jahren auf allen deutſchen Bühnen ſo populär ſein werden, wie es jemals welche geweſen ſind, denn wie weit laſſen Sie an dramatiſcher Kraft und Poeſie alle übrigen hinter ſich zurück! Ich weiß, daß Ihre Genoveva auf dem hieſigen Theater eine ganz gewaltige Wirkung haben würde, nur — mit wem wollen Sie hier anknüpfen? Der Intendant iſt ſtumpfſinnig, Holbein ohne Einfluß, die Schauſpieler, die für Sie ſchwärmen, ſind nicht Directoren, mit Einem Wort: es fehlt Ihnen am Organ. Warten Sie noch einige Monate, die Verhältniſſe werden ſich ändern, dann ſchreiben Sie Einem von uns, mir z. B., ich werde Ihre Sache führen, wie meine eigene. — Wie ſoll ich dies nun nehmen? reflectirte Hebbel im Stillen. Iſt Grillparzer, für deſſen Ehrlichkeit ich Bürgſchaft habe, ſo ſchlecht von dem Stande der Dinge unterrichtet, daß er von einem nahe bevorſtehenden Intendantenwechſel nichts weiß? Irrte er ſich in Halm, als er glaubte, daß dieſer, wie er ausdrücklich betonte, mir gegenüber ohne Neid ſein werde? Ein wenig gereizt erwiederte Hebbel: Am jüngſten Tag werden alle Stühle gerückt und alle Plätze anders beſetzt, aber ein Narr, der darauf wartet! Sie verabredeten alsdann, während der Dauer ſeiner Anweſenheit einander im Café Daum treffen zu wollen. Münch hatte ihn noch dem Cuſtos Ferdinand Wolf vorgeſtellt, der eine außerordentliche Freude bezeigte, ihn zu ſehen und ſie auf eine Weiſe an den Tag legte, welche ihn rührte. Hebbel brachte bald darauf einen vergnügten Abend bei ihm zu, denn der ausgezeichnete Gelehrte verband mit einem feinen Gefühl für Poeſie das wärmſte Gemüth. — Da Münch und Hebbel ſich an dem beſtimmten Orte der Zuſammenkunft gegenſeitig verfehlten und Deinhardſtein weiterhin kein Lebenszeichen von ſich gab, ſo bemächtigte ſich unſeres Dichters die altgewohnte Stimmung einer verdroſſenen Reſignation. Hebbel ſuchte daher den Freiherrn von Zedlitz nicht auf, den ihm Grillparzer ebenfalls als einen Verehrer ſeiner Poeſie genannt hatte. Er habe an den Früchten ſeiner bisherigen Erfahrungen in Wien genug, ſagte er, und werde ſich hüten, neue Beſuche zu machen.

Mißmuthig wälzte er die verunglückten Erfolge ſeiner Bemühungen, die am Ende in keinem Falle ſo raſch zum Ziele führen konnten, als er wähnte, auf den Umſtand ab, daß er in einem Privathauſe, anſtatt im Gaſthofe zum Erzherzog Karl wohne, und auf ſeine „gar zu einfache Kleidung“. Er freute ſich, daß er wenigſtens in's poetiſche Arbeiten gekommen und noch die Friſche ſeiner Kräfte fühle. Jede Schlacht will ich beſtehen, ſchrieb er an Eliſe, nur das Geſpenſt der Noth muß mir nicht nahe kommen, das vernichtet mich! Er lebe jetzt dürftig, doch er ertrage es; alle ihm gebührenden Ehren gingen an ſeinem Haupte vorüber, er lache dazu; aber der wirklichen Miſère würde er erliegen, es ſei Lebensbedingung für ihn, daß ſie ihm fern bleibe. „Freilich ſcheint es, daß mein Untergang beſchloſſen iſt, denn wie ich armer Menſch, dem Alles fehl ſchlägt, wenn es ſich um den Erwerb handelt, mich und eine Familie ernähren, wie ich dabei noch Schulden bezahlen ſoll, weiß ich nicht. Geſtern empfingſt Du meinen Brief, heute ſchreibſt Du mir vielleicht, daß Du mir von Herrn Campe nichts zu ſagen haſt. Mag's! Ich entdecke gewiß morgen die Kunſt, aus Kartoffeln Gold zu machen . . .“

Production und Lectüre füllten ſeine nächſten einſamen Wochen aus. Er dichtete einige Scenen an dem Drama Julia, las einen Roman der Sand, Thiers' Histoire du Consulat et de l'Empire und Grillparzers Ottokar. Um die neidloſe

Bewunderung darzuthun, die Hebbel im Genuſſe echter Poeſie empfand, mögen die Briefzeilen, welche den erſten Eindruck jenes Stückes auf ihn ſchildern, unverkürzt hier ſtehen: „Wie lange verzögert ſich Dein Brief! Ich muß abreiſen, wenn ich nicht noch für einen ganzen Monat das Logis behalten will und Du läſſeſt mich warten! Doch gibt mir in dieſem Augenblick nicht der Verdruß die Feder in die Hand, ſondern die Freude. Es iſt Abend und ich leſe ein Stück von Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende. Eben ſchließe ich den zweiten Act, und wenn die übrigen ſind, was die beiden erſten waren, ſo iſt dies das vortrefflichſte hiſtoriſche Trauerſpiel, das in unſerer Literatur exiſtirt. Bis jetzt iſt es meiſterhaft in jeder Beziehung, es ſetzt mich in Wallung und ich ſchäme mich, es nicht gekannt zu haben. Ich ſchreibe dies nieder, weil ich fürchte, den Schluß nicht ſo zu finden, wie ich ihn zu finden wünſche, und weil ich vielleicht die Theile nicht mehr loben würde, wenn ich mich überzeugt habe, daß ich das Ganze nicht loben darf... Der Dichter kann, als er ſein Werk ſchuf, nicht ſehnlicher gewünſcht haben, daß es gelingen möge, als ich in dieſem Augenblick, daß es gelungen ſein möge. Es thut meinem armen Herzen, das ſich vor all dieſen Handwerkereien Jungdeutſchlands bei dem beſten Willen verſchließen muß, gar zu wohl, auch einmal ein entgegengeſetztes Gefühl zu empfinden. Morgen das Reſultat, ich gehe zum dritten Act über. — Die letzten drei Acte entſprachen den erſten nicht, ſie bringen auch noch einzelne höchſt bedeutende Züge, aber ſie ſtehen im Ganzen weit hinter jenen zurück. Ich begreife Geiſter dieſer Art nicht. Bei mir tritt am Schluß erſt die ganze Kraft in die Blume.“

Inzwiſchen waren in verſchiedenen belletriſtiſchen Blättern — andere gab es neben der officiellen Wiener Zeitung und dem von Creaturen des Staatskanzlers redigirten Oeſterreichiſchen

Beobachter dazumal in Wien keine — rühmende Anzeigen und Artikel über Hebbel erſchienen und hatten die Aufmerkſamkeit der Schriftſteller- und Schauſpielerkreiſe auf ihn gelenkt. Der Anſtoß war von drei überſchwänglichen Aufſätzen in Johann Nep. Vogls Morgenblatt gegeben worden: ſie rührten von Sigmund Engländer her und Hebbel nahm ſich vor, den Verfaſſer zu beſuchen, um ihm zu danken. In jenen Tagen lernte er Ludwig Auguſt Frankl und Otto Prechtler kennen, Ludwig Löwe und Heinrich Anſchütz. Den Wiener Poeten, die eine Art unterwürfigen Reſpects vor den Autoren Deutſchlands hatten und denen es zu ſchmeicheln ſchien, wenn einer derſelben nach dem in Cenſurbande geſchlagenen Oeſterreich kam, brachten ihm einen hitzigen Antheil an ſeinen Leiſtungen entgegen, während die Hofſchauſpieler in ihm den Geber glänzender Rollen erblickten. Löwe brannte auf den Holofernes, Anſchütz hatte gar zu gerne den Meiſter Anton geſpielt. Der Letztgenannte hatte erſt kurz zuvor die Maria Magdalena geleſen und war von den ſchonungslos bloßgelegten Verhältniſſen bürgerlichen Lebens in dieſem Charakterdrama zwar peinlich ergriffen, aber doch ſtark gefeſſelt worden. Er vermuthete hinter dem Dichter einen wilden Geſellen, den ſolche herbe, faſt unſchöne Stoffe, wie er ſagte, begeiſterten, und war darum überraſcht, als eines Tages Hebbel in ſeine Thür trat, deſſen Antlitz ſchon den ernſten, forſchenden Geiſt beurkundete. Von dem überlegenen Weſen ſeines Gaſtes eingenommen, erwiederte er auf Hebbels Worte, die ihm den Meiſter Anton an's Herz legten, daß ein ſo bedeutender ſchauſpieleriſcher Vorwurf keiner Anempfehlung bedürfe, daß vielmehr der Schauſpieler dem Dichter für die prachtvolle Aufgabe verpflichtet ſei. Er fürchte nur, daß er ſich zu frühe auf den Beſitz dieſer Rolle freue, denn die Cenſur werde der Handwerkerphiloſophie des Tiſchlers, dem Verhältniß zwiſchen Klara, Leonhard und dem Secretär das admittitur ſchwerlich ertheilen. Hebbels Berufung auf Kabale und Liebe im Burgtheater entkräftete er mit der Hinweiſung auf das Bürgerrecht, welches das alte Schiller'ſche Stück genieße und auf die geringere Herbheit ſeiner Conflicte und Charactere. Wenn ſie es wagen, mein Drama nicht zu geben, verſetzte Hebbel, ſo mögen ſie auch die Verantwortung vor der Oeffentlichkeit übernehmen! Beſter Doctor, warf Anſchütz ein, unſere Cenſur iſt in dieſem Punkte ſehr verwegen. Wenn ſie Nein ſagen will, ſo malt ſie ihr non admittitur ſo groß, dick und ſchwarz hin, daß man es auf zehn Schritte ſehen kann. Ich werde den kürzeſten Weg gehen, ſagte Hebbel, und mich gleich an den Oberſtkämmerer wenden. Wie aus Anſchütz' Aufzeichnungen erhellt, meinte er, Hebbel möchte beim Grafen Dietrichſtein ähnliche Aeußerungen gethan haben, da man ihm erzählte, „dieſer ſonſt ſo zugängliche Theaterfreund“ hätte, von Hebbels kategoriſchem Auftreten ganz erſchreckt und entrüſtet, dem Kanzleiperſonal aufgetragen, den „rothen Dichter“ nicht mehr vorzulaſſen. Wiewohl Hebbeln ſolch ein Auftreten unter Umſtänden zuzutrauen war, ſo bezweifle ich dennoch, daß er ſich zum zweiten Male beim Grafen eingefunden. Wohl aber trug man in Wien Gloſſen umher, daß der Intendant des Burgtheaters ſogar über den Namen Hebbels in Unwiſſenheit geweſen, und ſpäterhin verſicherte Münch unſerem Dichter, der Graf Dietrichſtein ſei höchſt brüskirt gegen ihn; worauf Hebbel erwiederte: Aber ich bitte Sie, was kann ich dafür, daß die Excellenz mich nicht kannte?

Alle dieſe bunten Verſuche und Erlebniſſe wurden durch ein abenteuerliches Zwiſchenſpiel unterbrochen, das nicht ohne Einfluß auf die Schickſalswendung im Leben unſeres Dichters blieb. Er war ſchon im Begriff abzureiſen und eben auf dem Wege zur Poſt, um ſich einen Platz im Eilwagen nach Prag zu nehmen, als ihm ein Herr begegnete, der ihn oberflächlich kannte, und ihm mittheilte, es wären zwei Barone aus Galizien hier, welche ſeine Bekanntſchaft ſehnlich wünſchen. Sie hätten ſich bereits an Deinhardſtein um ſeine Adreſſe gewendet, aber dieſer wiſſe ſie ſelbſt nicht, da ihm Hebbel eine verkehrte gegeben. Augenblicklich geneigt, jenem Wunſche zu willfahren und die Abreiſe hinaus zu ſchieben, beſtimmte Hebbel ein Café zum Rendez-vous am ſelbigen Tage. Anſtatt der zwei myſteriöſen Edelleute fand er dort eine Einladung vor, ſie zu beſuchen und den Abend bei ihnen zuzubringen. Er that es und wurde derart empfangen, daß ihn beinahe Schwindel erfaßte. Ein hell erleuchtetes großes Gemach im erſten Stock des Hotels zum Erzherzog Karl, ein zu prunkvollem Souper hergerichteter Tiſch, enthuſiaſtiſcher Willkomm! Dann gab es eine wilde Nacht, Champagner, Toaſte, auf den Knieen vor ihm ausgebracht, und weil dritte Perſonen hinzu kamen, fortwährendes leidenſchaftliches Recitiren ſeiner Verſe und Interpretiren der Judith und der Genoveva. Er konnte dem Strome excentriſcher Dichterverehrung keinen Einhalt thun, wie er auch im Ernſte oder ſcherzhaft dagegen proteſtirte, und ergab ſich zuletzt in das Schickſal des Gefeierten, indem er ſchweigend ſich verhielt, als ob er ſeine eigene Bildſäule wäre. Doch würzte er ſich, wie er ſagte, die Situation durch Torte-Eſſen und Weintrinken. Da das Sympoſion weit über Mitternacht hinaus ſchwellte und „ſein koſtbares Leben der Gefahr einer Erkältung nicht ausgeſetzt werden durfte“, ſo mußte er dort auch nächtigen. Er ſchlief unter damaſtenen Decken mit goldenen Franſen. Ihm war zu Muthe, als ob ihm ein Märchen paſſirte, „halb ungereimt, halb tiefſinnig, aber im Ganzen angenehm“. — Die Gaſtfreunde hießen Wilhelm und Julius Zerboni di Spoſetti, waren galiziſche Gutsbeſitzer und ſchwärmten, namentlich der Aeltere, Wilhelm, für den Dichter der Judith. Der junge polniſche Graf, der auf der Fahrt von Ancona nach Wien ſein Gefährte war und ihm hier noch hilfreich geweſen war, hatte ſeinen Landsleuten von dem merkwürdigen Holſteiner erzählt und ſo den erſten Faden zu ihrem Gewebe geſponnen. Auch nach dieſem Abend erkaltete ihr Eifer nicht, ſie thaten für ihn, was ſie ihm an den Augen abſehen konnten, preßten ihn täglich, mit ihnen zu eſſen, ja der Aeltere ſorgte nach und nach für Alles, was ihm Unterhaltung und Bequemlichkeit gewähren mochte, ſogar für eine Equipage. Die Eigenthümlichkeiten des Sarmaten waren in Wilhelm Zerboni ſo anſchaulich ausgeprägt, daß er gleichſam ein ethnographiſches Beiſpiel aus der Völkerpſychologie hätte vorſtellen können. Starke Inſtincte, die ſich mit einem glatten Culturfirniß auf's Beſte vertragen, ein Feuer, das mehr ſchwehlt als flammt, eine opferbereite Hingebung an den Andern, die nicht unſchwer den egoiſtiſchen Ausweg findet, ein ſcheinbares Aufgehen in fremdem Glück, das aber dem Selbſtgenuß mehr verdankt, als der Liebe. Wilhelm Zerbonis exaltirte Lebensäußerungen werden bei erhebenden Anläſſen nicht wohlthuender gewirkt haben, als bei ſchmerzlichen, falls mich meine eigenen Eindrücke nicht täuſchen. Ich konnte mir ſeinen Enthuſiasmus nur bei Lampen- und Kerzenlicht denken, nicht im Strahle des Taggeſtirns. Trotz alledem ſoll der Werth des menſchlich Guten, das unſerem Dichter durch Wilhelm Zerboni zu Theil ward, nicht verringert und es ſoll fernerhin nicht vergeſſen werden, daß er ein Werkzeug der geheimnißvollen Fügung geweſen, die Hebbeln in Wien feſtgehalten und damit ſeinem Leben eine neue Geſtaltung gegeben hat.

Hebbel verſprach ſich von der Anknüpfung dieſer Verbindung reellen Nutzen, da die Herren von Zerboni mit angeſehenen Wiener Familien verſchwägert waren. Er ging von Neuem zu Deinhardſtein, dem er mit ſeiner Anklage der Ignorirung Unrecht gethan, und brachte ihm den Diamant. Derſelbe wiederholte die ſchon früher ausgeſprochene Bitte, daß Hebbel ſich an den

Jahrbüchern betheiligen möge, welche ſehr gut honoriren und ihm eine ergiebige Einnahmsquelle eröffnen würden. Er erbot ſich, die letzten Bände der Literaturgeſchichte von Gervinus zu recenſiren, mit welchem Vorſchlage Deinhardſtein vollkommen einverſtanden war. Nun wollte Hebbel das Werk aus der Hofbibliothek entleihen, wo es ihm jedoch, weil es zu den verbotenen gehörte, nicht ausgefolgt werden durfte. Einzige Zuſtände: den auf Koſten der Regierung herausgegebenen Jahrbüchern war es zwar geſtattet, jene Literaturgeſchichte zu beſprechen, den Beamten der Hofbibliothek aber war es nicht erlaubt, das Object der Beſprechung dem Schriftſteller anzuvertrauen. Hebbel erhielt das Buch, nebenbei bemerkt, aus der Privatbibliothek Ferdinand Wolfs.

Aufmerkſamkeiten, Ehrenbezeigungen und Einladungen drängten jetzt einander, als ſollte Hebbel für alle ihm bisher entgangenen Zeichen der Anerkennung mit Einem Male ſchadlos gehalten werden. An einem Feſtabend, den der Schriftſtellerverein Concordia für Karl Egon Ebert veranſtaltete, wurde er neben dieſem der Gegenſtand von Ovationen. Der erſte Toaſt hatte dem Dichter der Wlaſta gegolten, als das Glockenſignal zum zweiten erſcholl, erhob ſich ſtürmiſch die Jugend und brachte ihm einen aus. Hierauf ſtand Bauernfeld auf und erklärte, er habe nur deshalb um's Wort gebeten, weil er ſelbſt das Nämliche thun wollte. Hebbel hatte Mühe, die Jüngeren in Ordnung zu halten, denn ſie ſchaarten ſich um ihn als ihren Bannerherrn und konnten es nicht verwinden, daß er nicht allein gefeiert wurde. — Ludwig Auguſt Frankl brachte ihn zu Hammer-Burgſtall, Münch zu Julie Rettich, wo er eines Abends den Diamant vorlas. Die Buchhändler ließen ſich viele Exemplare ſeiner Stücke kommen, weil man ſie zahlreich zu verlangen anfing. Auch artige Irrthümer liefen mit unter. Im juridiſch-politiſchen Leſevereine, wo er eingeführt worden, ſagte ein Doctor juris zu ihm: daß er ſich ſein Rheiniſches Schatzkäſtlein gekauft habe. Hebbel antwortete: Sie haben wohl gethan, dieſes Schatzkäſtlein enthält manche Perle, aber Sie erweiſen mir zu viel Ehre, indem Sie mich für den Juwelier halten, der dieſe Kleinodien gefaßt hat. Zufälliger Weiſe brachte jetzt die Kölniſche Zeitung einen Artikel, der ſich über die Berliner Opernverſchwendung ausließ und dann fragte: was thut man für einen Mann, wie Fr. Hebbel? Was thut man, um ihn in eine Lage zu verſetzen, wo er ſich klären und läutern kann? Nichts und wieder nichts! Und dennoch liegt mehr Kunſt und Poeſie, mehr Ewiges und Unvergängliches in einem ſeiner Dramen, als in der ganzen Berliner Oper. Der Artikel war aus der Europa genommen und ging auch in das Frankfurter Converſationsblatt über. Beinahe gleichzeitig veröffentlichten die Blätter für literariſche Unterhaltung eine Beurtheilung der Maria Magdalena, worin es unter Anderem hieß: Hebbel weiß ſehr gut, daß es für den Werth eines Dramas nichts entſcheidet, ob es aufgeführt wird oder nicht, aber es wäre eine Maulſchelle mehr, welche die Theaterdirectionen ſich gäben, wenn ſie dieſes Stück liegen ließen, denn es iſt ein Werk von bleibendem, ewigen Werth und ſtellt unſere gegenwärtige Welt beſſer dar als alle Handbücher der Weltgeſchichte und des Staatslebens.

Hebbels niedergebrannte Hoffnungen flackerten wieder auf. Das Honorar für die den Jahrbüchern zugedachten Arbeiten würde, wie er meinte, die Koſten des Wiener Aufenthalts auf zwei Monate hinaus decken und bis dahin würde auch in den Theaterangelegenheiten etwas entſchieden ſein. Entweder, ſchrieb er an Eliſe, müſſe ſein Leben jetzt einen höheren Schwung oder ein Ende nehmen. „So ſteht die Sache, täuſche Dich nicht! Alle meine Gedanken ſind jetzt auf Wirkung gerichtet, von allen Arten der Sehnſucht kenne ich nur noch die eine nach Thaten, und nichts kann Pflicht für mich ſein, was dieſe verhindert, weil es mich und alle meine Kräfte vernichtet.“ Und wenn Alles, was er hier erwarte, in Nichts zerrinne? Nun dann gehe er mit Wilhelm Zerboni auf deſſen Güter in Galizien und ſchreibe dort etwas Neues. Denke Dir, ſetzt er hinzu, er iſt der Beſitzer des Schloſſes, wo der falſche Demetrius, der Dir aus Schiller bekannt ſein wird, auferzogen wurde. Sie habe gewiß nicht bedacht, was ſie ſagte, als ſie ihn nach Hamburg rief. Eine Folterkammer ſei doch kein Aſyl.

Hatte die Freundſchaft mit Zerboni zweifellos dazu beigetragen, daß Hebbel ſeinen Aufenthalt in Wien auf unbeſtimmte Zeit verlängerte, ſo ward doch das Schwergewicht der Entſchließung von anderer Seite her in die Wagſchale gelegt. Ihn feſſelte hier, ob er es gleich nicht klar ſich geſtand, ein weibliches Weſen, ihn feſſelte Chriſtine Enghaus. An jenem Concordiaabend hatte ihm nämlich Otto Prechtler erzählt, daß die Hofſchauſpielerin Enghaus ſeit lange ſchon lebhaft wünſche, die Rolle der Judith zu ſpielen, daß er ſelbſt durch ſie mit dem Stücke bekannt geworden und daß die Künſtlerin, vom Schauſpieler Korn darum erſucht, es ihm mit den Worten eingehändigt habe, er ſolle das Werk für die Darſtellung einrichten. Prechtler aber, wiewohl von dem Stücke entzückt, hatte dieſe Einladung abgelehnt, weil er ſich bei Lebzeiten des Dichters und weder als Dramaturg noch als Regiſſeur thätig, dazu nicht berechtigt fühle. Hebbels Verlangen, dieſer Schauſpielerin vorgeſtellt zu werden, ging in Erfüllung. So flüchtig die Begegnung war: das Bild des ſchönen Mädchens blieb in ſeiner Seele. Deinhardſteins unausgeſetzte Vorſpiegelungen, daß Hebbel aller Hinderniſſe ungeachtet ſeine Stücke mit Leichtigkeit demnächſt auf das Burgtheater bringen werde, hatten zur Folge, daß er die im December gehegte Abſicht, Wien denn doch zu verlaſſen, abermals aufgab. Der Weihnachtsabend bei den Herren v. Zerboni erſchloß ihm einen tröſtlichen

Ausblick in das anbrechende Jahr. Als ſich nämlich die Gäſte entfernt hatten, wollte er, wie ſich von ſelbſt verſteht, das Gleiche thun. Aber ſie ließen ihn nicht gehen, ſo ſehr er darauf drang. Am andern Morgen ganz in der Frühe, holte der Bediente ſeine Kleider. Doch dieſe kamen nicht zurück und er mußte bis acht Uhr im Bette verweilen. Was geſchah? Plötzlich trat Wilhelm von Zerboni mit einem neuen Anzug ein, warf ſich auf die Knie, bat ihn, ihm zu verzeihen u. ſ. w. Als armer Poet hatte ſich Hebbel niedergelegt, als Modekupfer ſtand er wieder auf. Von der Halsbinde an bis zu den Stiefeln herunter Alles fein und modern. Dabei ein prachtvoller weißer Oberrock, ein Spazierſtock mit ſilbernem Knopf u. dgl. m. Von nun an hatte er ſeine Wohnung im Erzherzog Karl. Ein teppichbelegtes Zimmer, rothſammtene Stühle, ſilberne Leuchter, Spiegel in goldenen Rahmen. Den erſten Beſuch im neuen Anzug machte er bei Chriſtine Enghaus, zu der er, wie eine Stelle in ſeinem Tagebuche beſagt, vor Wochen mit Armenſünder-Empfindungen gekommen war, die ihm ſein ſchlechtes Reiſehabit eingeflößt hatte; „aber mit einem anderen Rock wurde ich ein anderer Menſch“.

Charakter und Farbe der erſten Beſuche Hebbels bei Chriſtine Enghaus, kann ich mit den ergreifenden, einfach ſchönen Worten der Witwe des Dichters wiedergeben. Sie ſchrieb mir darüber in einem Briefe vom 1. September 1873 Nachſtehendes:

„. . Zuerſt ſchildere ich Ihnen mein Vorgefühl für Hebbel beim Leſen der Werke, die ich früher als ihn ſelbſt kennen lernte; es waren Judith und Maria Magdalena. Judith ſollte in Hamburg zur Aufführung kommen, der Director Schmidt ſprach mir von der glänzenden Hauptrolle und hoffte mich mit der Ausſicht auf dieſelbe dem dortigen Theater zu erhalten. Ich hatte aber ſchon den Contract für Wien unterſchrieben und reiſte im Juli 1840 dahin ab, ohne das Stück auch nur kennen gelernt zu haben. Am Hofburgtheater herrſchte leider das Rollenmonopol — ich war jung, hübſch und talentvoll, wie man mir ſagte, dieſe Eigenſchaften erregten den Neid meiner Colleginnen und keine trat mir eine gute Rolle ab, ich mußte mich mit ſchlechten begnügen oder ſolchen, die für meine Jugend nicht paßten, z. B. Claudia in Emilia Galotti. Da ſchrieb mir mein Bruder aus Hamburg, ob ich nicht verſuchen wolle, die Judith, welche großes Glück auf der Bühne gemacht, auf das Hoftheater zu bringen, um endlich mein Talent zeigen zu können. Ich ließ mir das Stück ſchicken. Ich las es, mich packte Grauen und Bewunderung dabei — Grauen vor dem Dichter, der es geſchrieben, Bewunderung vor der Dichtung ſelbſt, beſonders vor der Geſtalt der Judith, die mich wahrhaft begeiſterte. Ich ging mit dem Werk zu unſerem damaligen Intendanten, dem Grafen Moriz Dietrichſtein, ich bat ihn, daſſelbe zu leſen und wenn möglich zur Aufführung zu bringen. Bald darauf erhielt ich aus ſeinem Munde folgende Antwort: Nun ja, die Judith iſt eine ſchöne Rolle, die Sie gewiß vortrefflich ſpielen würden, doch der Holofernes iſt ein Hansnarr. Ich ſchwieg. Dies veranlaßte ihn, noch zu ſagen, ein bibliſcher Stoff dürfe ohnehin nicht auf die Hofbühne gebracht werden, deshalb ſei es unnütz, noch daran zu denken. Das Denken daran konnte er mir nicht verbieten, ich ſtudierte die Rolle mit Liebe ein, um ſie bei Gaſtrollen zu ſpielen. Doch kam es leider nicht dazu. Erſt nach einigen Jahren und vielen Schickſalsſchlägen, die mich darin getroffen — fiel mir Maria Magdalena in die Hände — mein eigenes härteſtes Schickſal ſtand mir in Klara vor Augen, ich war, nachdem ich es zu Ende geleſen, zerſchmettert! Ich ſah in Meiſter Anton und in Hebbel meine Richter — letzterem wünſchte ich nie zu begegnen. — —

„Da trat eines Tages Otto Prechtler zu mir in's Zimmer mit den Worten: Hebbel iſt in Wien! Wollen Sie ihn kennen lernen, ich bring' ihn her. Nein, nein, rief ich, ich fürchte ihn! Er iſt nicht ſo fürchterlich, wie Sie glauben, gab er mir zur Antwort, er möchte Sie gerne perſönlich ſprechen, er hat Sie ſchon in Hamburg auf der Bühne bewundert, ſchlagen Sie es ihm nicht ab. Ich willigte, wenn auch mit Widerſtreben, ein. Prechtler werde ihn noch am ſelben Abend ſehen und wolle mit ihm den nächſten Tag kommen. Ich bereute, nachdem er mich verlaſſen, meine Einwilligung gegeben zu haben, mein ängſtliches Gefühl, die Furcht ihn zu ſehen, vermehrte ſich, ja ſogar die Nacht im Traume erſchien er mir als Meiſter Anton — ich als Klara — ich ſah die Ziegel von den Dächern fallen, doch keiner traf mich — mit dieſem Angſtgefühl erwachte ich und verharrte darin, bis Prechtler die Thür öffnete und Hebbel herein trat. Seine hagere Geſtalt, die blaſſe Leidensmiene flößten mir beim erſten Anblick das tiefſte Mitleid ein. Meine Furcht war verſchwunden. — Seiner erſten Worte entſinne ich mich nicht mehr, doch glaube ich, es war ein Lob auf mein Talent. Er bedauerte, die Judith nicht von mir ſehen zu können, dann ſprach er über die dramatiſche Kunſt, über Dichter, nie hatte ich Aehnliches gehört, ich war begeiſtert. Ich ſah nicht mehr die hagere Geſtalt, ich ſah nur ſein blaues Auge, aus dem Funken ſprühten, als er ſo ſprach. — Beim Fortgehen ſagte er mir Lebewohl, da er an einem der nächſten Tage abreiſen wolle. Mir wurde recht traurig zu Muthe, als er mich verlaſſen — ich hatte von ſeiner Armuth gehört, ſeine ärmliche Kleidung, der ſchwarze Frack, der ihm nicht paßte, bezeugten ſie nur zu ſehr. Wenn ich reich wäre, ſagte ich mir, ſo würde ich ihm eine ſorgenloſe Zukunft ſchaffen — dies war mein Gefühl bei ſeinem erſten Scheiden. Welche geraume Zeit liegt jetzt zwiſchen dem erſten und dem letzten Scheiden — welche Kämpfe, welche Leiden, aber auch welche Freuden! die nur der zu würdigen weiß, der wie Sie, lieber Freund, Hebbel als Geiſt, als

Charakter kannte. — Längſt glaubte ich Hebbel abgereiſt, da trat er eines Tages wieder in die Thür, aber wie veredelt — dem Aeußern nach, — ein feiner, eleganter Oberrock, ein gleicher Hut und Handſchuhe — ich traute meinen Augen kaum — Sie ſtaunen gewiß, mich noch hier zu ſehen, ſagte er, ja, ſo ſpielt das Glück zuweilen mit Einem Fangball und vereitelt unſere Pläne. Mir warf es einen Freund und Verehrer meiner Werke in den Weg, der mich zurückhielt, mich einlud, bei ihm zu wohnen und noch einige Zeit in Wien zu bleiben. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an, da ſie mir Gelegenheit bot, Ihnen noch einmal Lebewohl wünſchen zu können, weil Sie doppelt wohl zu leben verdienen. Ich verlebte wieder eine glückliche Stunde, in der ich ihn ſprechen hörte; etwas zu erwiedern wagte ich kaum in meiner Schüchternheit, denn mir erſchien Alles, was ich hätte ſagen können, zu unbedeutend, zu kindiſch. Nur aus meinen Augen (auf deren Ausdruck er ſpäter Alles gab) konnte er ſehen, welchen Eindruck er auf mich machte. Diesmal glaubte ich wirklich an ſeine Abreiſe, die er in den nächſten Tagen antreten wolle — mit tiefer Trauer darüber ſagte ich ihm ein herzliches Lebewohl! Acht Tage waren vergangen, da ſtürzt eines Morgens mein Mädchen in die Thür und meldet, da es noch früh war, Herr Dr. Hebbel. Ich traute meinen Sinnen nicht, doch ein freudiges Ach! entrang ſich meiner Bruſt. Diesmal komme ich nicht, um Lebewohl zu ſagen, wohl aber um zu fragen, ob ich öfter kommen darf? ‚Sie halten mich hier feſt. Was ich darauf erwiederte, weiß ich nicht mehr — ich glaube, es war ein ſtummes und doch beredtes Zeichen, das einem Kuß nicht ganz unähnlich ſah.“

Hebbel meinte in jener Zeit, ſo gefährlich es ſei, Hoffnungen ſich hinzugeben, jetzt möchte er es faſt wagen; er möchte glauben, daß nun ſein Leben eine beſſere Wendung nehmen werde, wenn er gleich über das Wie nichts zu vermuthen ſich getraue.

„Warum? Weil ich weiß, daß es geſchehen muß, wenn ich nicht zu Grunde gehen ſoll.“ Jeder Lebensmuth ſei in Italien in ihm erſtickt geweſen, er habe ſich mit den finſterſten Gedanken getragen und nie hätten ſeine Nerven ſich ohne dieſes Bad wieder geſpannt. Durch ein Wunder ſei er wirklich in Wien feſtgehalten worden. — Die Beſuche bei Chriſtine Enghaus wurden häufig und bald verging kein Tag, an dem er ſie nicht ſah. Beider Entſchluß, einander angehören zu wollen, ſtand feſt. Alles hatte er ihr eröffnet, was an ſchweren Bekenntniſſen auf ſeiner Seele laſtete — Nichts hatte ſie ihm verſchwiegen, was ein geprüftes weibliches Herz arg bedrücken kann und was dem Gitter der Zähne, wie Homer es nennt, nur ungern entſchlüpft. So legten ſie ein Jedes ihre eigene, beſondere Schuld zuſammen, von der Innigkeit der Neigung zwar dazu gekräftigt, wie befähigt, aber keines im Rauſche des Augenblicks, keines mit verdunkeltem oder auch nur eingeſchläfertem Bewußtſein. Es war eine durch die Verflechtung der Umſtände und den Hintergrund der Erlebniſſe eigenthümlich beſchaffene Beſonnenheit, die ſich bei der Knüpfung dieſes Bundes thätig erwies. Aus dem Munde der Witwe des Dichters, dieſer edlen Frau, weiß der Biograph, daß Mitleid die vornehmſte Triebfeder geweſen, welche ſie damals beſtimmte, Hebbeln ihre Hand zu reichen, ſo ſehr auch der mächtige Eindruck ſeiner Natur und zarte Regungen ihres Gemüthes ſie an ihn drängten und feſſelten. Ein ebenſo unverwerfliches Zeugniß dafür, wie es in ihm ausgeſehen hat, gibt uns die folgende Stelle aus ſeinem Tagebuche, in der Jahresüberſicht vom 31. December 1846.

„. . . Ich verlobte mich mit Fräulein Enghaus; ich that es ſicherlich aus Liebe, aber ich hätte dieſer Liebe Herr zu werden geſucht und meine Reiſe fortgeſetzt, wenn nicht der Druck des Lebens ſo ſchwer über mir geworden wäre, daß ich in der Neigung, die dieſes edle Mädchen mir zuwendete, meine einzige

Rettung ſehen mußte. Ich zögere nicht, dieſes Bekenntniß unumwunden abzulegen, ſo viel ich auch dabei verlieren würde, wenn ich einen deutſchen Jüngling zum Richter hätte. Auf eine unbeſiegbare Leidenſchaft darf man ſich nach dem dreißigſten Jahre, nach meinem Gefühl, nicht mehr berufen, wenn man nicht ein völlig inhaltloſes Leben führt, wohl aber auf eine Situation, die, ein Reſultat aller vorher gegangenen, das Daſein ſelbſt mit ſeinem ganzen Gehalt in's Gedränge bringt, wie es in jedem Sinn mein Fall war. Es iſt meine Ueberzeugung und wird es in alle Ewigkeit bleiben, daß der ganze Menſch derjenigen Kraft in ihm angehört, die das Bedeutendſte iſt, denn aus ihr allein entſpringt ſein eigenes Glück und zugleich aller Nutzen, den die Welt von ihm ziehen kann: dieſe Kraft iſt in mir die poetiſche: wie hätte ich ſie in dem miſerablen Kampf um die Exiſtenz lebendig erhalten und wie hätte ich dieſen Kampf ohne ſie auch nur nothdürftig in die Länge ziehen ſollen, da bei meiner unablenkbaren Richtung auf das Wahre und Echte, bei meiner völligen Unfähigkeit zu handwerkern, an einen Sieg gar nicht zu denken war. Wenn die Ruhe des Gewiſſens die Probe des Handelns iſt, ſo habe ich nie beſſer gehandelt, als indem ich den Schritt that, aus dem Eliſe mir eine Todſünde macht . .“

Eliſe mußte eine Todſünde nennen, was Hebbel das Ergebniß aller vorhergegangenen Situationen nannte. Denn ſie rang gleichfalls um ihre Exiſtenz, indem ſie anklagend forderte, wie er ſeine Exiſtenz behauptete, indem er ſich von ihr losſagte. Vereinigt aber hätten ſie ſich nicht retten können. Das Unſchöne des Verhältniſſes, in welchem ſie die ſtets Gebende aus zärtlicher Neigung war, er hingegen der fortwährend Empfangende ohne den ſegnenden Zuſpruch des betheiligten Gemüthes, nun kam es auf das Deutlichſte zum Vorſchein. Opferwillig und hingebungsvoll hatte ſie ihm alles Liebe und Gute, das ein weibliches Herz zu bieten vermag, zugewendet, hatte ſie ihm ihr ganzes Daſein in jener wunderbaren Wehrloſigkeit geſchenkt, womit das Weib die Welt überwindet. Aber in dieſer Schenkung war ein Zuviel, das er immerfort, wie wir uns entſinnen, ablehnte, ja wovor ihm nicht ſelten graute, weil es nicht umſonſt gegeben werden kann, weil es nur einen einzigen Preis hat und weil er wußte, daß er dieſen Preis nicht zu leiſten im Stande war: das Zuviel leidenſchaftlicher Neigung und der ſtillen, unzerſtörbaren Zuverſicht ihrer Erwiederung. Dies thut freilich dem Edelwerthe der Seele Eliſens keinen Eintrag, doch wir müſſen in dieſem Augenblicke daran mahnen. Er hinwiederum iſt wahrhaftig geweſen und dieſes wollen wir eben ſo wenig vergeſſen. Sie hat in der Selbſttäuſchung weiter gelebt, ſie ſchützte und begoß dieſe Selbſttäuſchung, wenn die kränkliche Pflanze abzuwelken drohte, indeſſen er ſolche Pflege mit bedenklichen Augen verfolgte und Eliſen gerade dadurch die ſchmerzlichſten Stunden bereitete, daß er ſie über ſeine Empfindung gegen ſie nicht eine Secunde lang täuſchte. Ja, noch mehr: ſie hatte ihm öfters geſagt und geſchrieben, daß er frei ſei, daß ſie keinen Anſpruch auf ihn mache, ſondern unbedingt zurücktreten werde, ſobald ſie ſeinem Glück im Wege ſtehe; er hatte hierin ſtets einen Beweis hoher Sittlichkeit erblickt und zuweilen davon gegen ſeine Freunde, z. B. gegen Bamberg und Gurlitt geſprochen; er war alſo, wie er ſagte, auf ein offenes und ehrliches Benehmen gefaßt. Gleichwohl ſoll Eliſen deshalb von unſerer Seite kein Vorwurf treffen. Ihre ſelbſtloſen Betheuerungen ſind ſicherlich aufrichtig gemeint geweſen; dem Moment der Probe aber unterlag ihr Naturell, unterlag das von den Thatſachen gemißhandelte Weib. Unſer tiefſtes Mitleid ſteht zu ihr, keine unſerer menſchlichen Regungen wird ihr untreu, jede Klage, die ſie wimmert, und jeder Schrei, den ſie ausſtößt, findet in unſerer Bruſt ſeinen Nachhall. — Zu Hebbels Rechtfertigung vor ſich ſelbſt, ſoll nichts hinzugethan werden als die Hinweiſung auf die Kriſen geiſtig ſtark bewegter Individuen, deren eingeborener Trieb nach Ausgeſtaltung deſſen, was in ihnen liegt, mitunter einen gewaltthätigen Durchgang ſich erzwingt. Es ſei blos an Winckelmann erinnert, der mit dem Dresdner Tauſchhandel, wie wir ſeine Converſion bezeichnen dürfen, den erſehnten Gewinn der Kenntniß antiker Kunſtwerke und den für die ganze Welt fruchtbar gewordenen römiſchen Aufenthalt ſich erobert hat. Ein tiefſinniges Wort Gottfried Kellers wird im Leſer die Verſuchung abſchneiden, ethiſch richterlichen Erwägungen und Urtheilsſprüchen über dieſen Gegenſtand nachzuhängen. Keller ſagt: „Man muß die beſonderen Umſtände ſeiner Fehler und Vergehen in Betracht ziehen und die jedesmalige Verantwortlichkeit feſtſtellen, welche immer eine andere iſt; denn das gleiche Vergehen kann bei dem einen Menſchen faſt unbedeutend ſein, während es für den andern eine Sünde iſt; ja für ein und denſelben Menſchen iſt es zu der einen Stunde unverzeihlicher und ſchwerer, als zu der anderen Stunde.“

Es war keine Bräutigamszeit, die Hebbel nach ſeiner Verlobung mit Chriſtine Enghaus durchlebte, es war eine von Lichtblicken unterbrochene Erinnerungsnacht, von der er wußte, daß zwei Frauen die Qualen derſelben theilten. Briefe anklägeriſchen, vertheidigenden, wehevollen und widerwärtigen Inhalts liefen, beſſer ſchlichen zwiſchen ihm und Eliſen hin und her; alte Poſten wurden gezählt und an einander gereiht, Vergangenes und Verſchollenes, Gutes wie Böſes, Schönes wie Unſchönes recapitulirt. Was das raſtlos vorwärts treibende Leben in ſeinem mannigfaltigen Wechſel der Lagen und Stimmungen zum Heil oder Unheil der Beiden, zu ihrem Troſte oder ihrer Pein hervorgebracht und was als Urſach und Wirkung, als Schickſal oder Zufall ſich vor ihnen beglaubigt hatte, das nahm ſich nun, in dem Briefgefecht zum Kriegsgebrauch herbei geholt und erniedrigt, unhold und mißlich, halbwahr oder lügenhaft aus, das erſchien als ein Leichenfeld von Fehltritten und Enttäuſchungen, als eine Folgenreihe von Willkür und Laune. Die Wärme des Erlebten und Durchlebten hatte ſich verflüchtigt und Alles wurde kalt und häßlich und unwahr. Da Chriſtine in dieſe Kämpfe Hebbels mit hineinſchaute, ſo verwandelte ſie ſich zuweilen, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, in die Bundesgenoſſin, welche zu der Verlaſſenen in Hamburg ſtieß. „Du haſt keine Kinder geboren! Ich weiß wie das thut und beklage ſie unendlich!" rief Chriſtine eines Abends weinend aus. — Bräutigamswochen, wie ſie zu dem Dichter der Maria Magdalena paſſen.

Der vollzogene Schritt machte eine Verſtändigung, geſchweige Ausgleichung zwiſchen Hebbel und Eliſen einſtweilen unmöglich. Doch trat ſpäter, was ich gleich hier bemerken will, eine Löſung der Spannungen, eine beſänftigende Löſung ein.

Ende April 1846 empfing er vom Kirchſpielſchreiber Voß in Weſſelburen, an den er ſich, ſeines Geburtsſcheins wegen, gewendet hatte, das Verlangte nebſt einigen herzlichen Zeilen. Der alte treue Voß zeigte ihm bei dieſer Gelegenheit an, daß ſeine Tochter Emilie, welche „am Oculi-Sonntage" des vorigen Jahres mit einem Manne copulirt worden war, an deſſen Seite ſie ſich glücklich gefühlt habe, bereits ſeit dem Auguſt desſelben Jahres Witwe, aber durch den Verſtorbenen gut verſorgt ſei. Die Liebe ſeiner Kindheit ſah unſerem Dichter über die Schulter, kurz bevor er zum Traualtar ſchritt. Wie aus den Schlußworten des alten Voß erſichtlich iſt, hatte ihn Hebbel um ſeinen Segen gebeten, den ihm der Wohlthäter ſeiner Jugend freudig ertheilte. Am ſechsundzwanzigſten Mai wurde Hebbel mit Chriſtine Enghaus getraut. Wilhelm Zerboni, Otto Prechtler und deſſen Frau, ſowie der Schriftſteller **Fritſch** (Franz von Braunau), wohnten der Ceremonie bei.

Der Beſitz Chriſtinens erfüllte Hebbel mit einem Glücksgefühl, das er bis dahin nicht gekannt hatte. Seine einſtmalige Abneigung gegen die Ehe erſchien ihm jetzt als die Frucht jenes „unglückſeligen Verhältniſſes“. Die Liebe ſei viel oder wenig, ſagte er, aber ohne die Liebe ſei vielleicht die Ehe, gewiß jedoch nicht ein freiwilliges Schließen der Ehe denkbar. Er geſtand ſich, daß durch die bloße Auflöſung des Verhältniſſes zu Eliſen eine heitere Ruhe über ihn gekommen, ihm war zu Muthe, als ob das Leben, ja, als ob er ſelbſt erſt jetzt wieder ſein geworden wäre. Freilich habe man nunmehr ein Mittel in Händen, ihn zu tödten: man richte auf Chriſtine die Pfeile und er werde ſchnell fallen. Auch die dämoniſche Kraft ihrer Seele, welche ſich in den künſtleriſchen Leiſtungen der Schauſpielerin entwickelte, war ein Bindeglied zwiſchen ihm und ihr. Nie wollte er einen ähnlichen Eindruck aus dem Theater mit fortgenommen haben, wie von ihrer Kriemhild in Raupachs Nibelungenhort.

Da trat ich einmal in den Muſentempel,
Wo ſich die bleichen Dichterſchatten röthen,
Wie des Odyſſeus Schaar, von fremdem Blut.
Ein Flüſtern ging durch's Haus, und heil'ges Schweigen
Entſtand ſogleich, wie ſich der Vorhang hob,
Denn Du erſchienſt als Rächerin Kriemhild.
Es war kein Sohn Apollo, der Dir die Worte
Geliehen hatte, dennoch trafen ſie,
Als wären's Pfeile aus dem gold'nen Köcher,
Der hell erklang, als Typhon blutend fiel.
Ein lauter Jubel ſcholl durch alle Räume,
Wie Du, die fürchterlichſte Qual im Herzen
Und grauſe Schwüre auf den blaſſen Lippen,
Dich ſchmückteſt für die zweite Hochzeitsnacht.

Das letzte Eis zerſchmolz in jeder Seele
Und ſchoß als glüh'nde Thräne durch die Augen,
Ich aber ſchwieg und danke Dir erſt heut'.
Denn dieſen Abend ward mein Jugendtraum
Lebendig, alle Nibelungen traten
An mich heran, als wär' ihr Grab geſprengt,
Und Hagen Tronje ſprach das erſte Wort.

So lauten einige Verſe des Einleitungsgedichts zu den Nibelungen. — Trotz alledem war die erſte Zeit der Ehe keine frohe und friedliche. Zuvörderſt aus dem Grunde, weil Hebbel ſein Augenmerk auf möglichſt eingehaltene Sparſamkeit richtete, um die vielen Riſſe ſeiner eigenen ökonomiſchen Vergangenheit, wie jener ſeiner Frau zu ſchließen. Denn dadurch ſetzte er der ungemeſſenen Freigebigkeit, womit das weltunkundige Mädchen ſich bisher ihren Verwandten gegenüber benommen hatte, ein für allemal feſte Schranken, und dies führte zu den in ſolchen Fällen unvermeidlichen Reibungen und unangenehmen Scenen; um ſo mehr, als man ihm, dem angeblich Nichterwerbenden, die Berechtigung zum ſtraffen Anziehen des wirthſchaftlichen Regiments beſtritt. Zwar verwendete er nur die Einkünfte, welche die nächſten Bücherhonorare ihm brachten; zur Unterſtützung Eliſens, wie zur Tilgung der Schuldforderungen des alten Rouſſeau und Gurlitts. Aber dies wußten die Angehörigen ſeiner Frau nicht und vor Allem mißbilligten ſie den knappen Haushalt der angeſehenen Hofſchauſpielerin. Jahre lang lebten Beide ſo einfach, wie kleine Bürgersleute, und die Fügſamkeit Chriſtinens in die neue Hausordnung wurde von ihrer Seite eben ſo ſehr mit empfindlichen Entbehrungen erkauft, als ſie ſich in dieſelben ohne zu murren ſchickte. Aber auch an innern Störungen fehlte es nicht, welche aus den Charakterunterſchieden der Beiden, namentlich aus Hebbels Heftigkeit, entſprangen. Dieſe Störungen verbitterten ſeiner Frau Stunden und Tage, ja Wochen und Jahre. Sie konnte ſich, ungeachtet ihrer angeborenen Güte, äußerſt ſchwer in die oftmaligen, unvorbereiteten Ausbrüche ſeines Naturells finden, in ſeine mit der Unerbittlichkeit einer Dictatur herrſchenden wilden Stimmungen, ſo daß es Auftritte genug gab, welche dem Uneingeweihten als untrügliche Kennzeichen einer mißglückten Ehe hätten gelten können. Zuträgereien, Verdächtigungen und Verleumdungen, in Wien, wie in Hamburg ausgeheckt, blieben gleichfalls nicht aus, und es bedurfte einer, ich darf wohl ſagen heroiſchen Geduld Chriſtinens, um die äußeren und innern Kämpfe allgemach zu überwinden und dabei vom Adel ihrer Seele kein Fünkchen einzubüßen.

II.

Hebbels Stellung zu den Wienern hatte ſich ſchon vor ſeiner Verheirathung verändert. Sie ſchienen, wie er in einem Briefe an Gurlitt ſagt, nichts dagegen zu haben, daß er hier bleibe, ſie ſchienen es wenigſtens zu verzeihen. Als ſie aber merkten, daß der Mann, der ſeinen Aufenthalt dauernd unter ihnen aufgeſchlagen, anders ſei, als ſie vermuthet hatten, da verwandelten ſich nach ſeinem Ausdrucke die glatten Aale in Schlangen. Hebbel konnte mit dieſer Bezeichnung nur einige Literaten meinen, nicht die Wiener ſchlankweg. Dennoch mußte ſich in dem Norddeutſchen Vielerlei gegen den Charakter derſelben, namentlich in ſeiner damaligen Beſchaffenheit, von Grund aus ſträuben. Der in einer harten Leidensſchule zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt herangereifte Wiener beſchönigt heute nicht mehr die Gebrechen ſeiner Artung, die ſchlimmen Folgen ſeiner Erziehung und läßt ſich durch die lobſpendenden Volksſchranzen, welche nach wie vor ſeine Unvergleichlichkeit preiſen, keineswegs in der Ueberzeugung irre machen, daß ein Plus an Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit mit einer kleinen Einbuße an Frohſinn und Anmuth nicht zu theuer erkauft worden wäre. Dieſen Frohſinn und dieſe Anmuth wußte Hebbel eben ſo ſehr zu würdigen, wie die Unverdorbenheit der Sinne des Wieners, die raſch klammernden Organe desſelben im Aufnehmen der Eindrücke und wie ſeine große Aſſimilirungsfähigkeit. Allem Steifen, Berechnenden, Prüden und Aberweiſen abhold, erfreute er ſich an den ſchmiegſamen, gefälligen Umgangsformen des Wieners, welche das anſpruchsloſe Zubehör im Rahmen der Zuſtände der Donauſtadt bilden, gab er ſich den einſchmeichelnden Zügen einer muntern Gutmüthigkeit, einer flinken Laune und dem Tumult unaufhörlich einander ablöſender Stimmungen hin, welche als Scenerie und Schauſtück angeſehen, die Seele des Beſchauers angenehm feſtlich berühren. Auch entzückte ihn die Fülle lieblicher Mädchen und Frauen, die er in ſolcher Anzahl nirgendwo erblickt haben wollte; die mit einem Philinenzauber verſchwiſterte Treuherzigkeit der Wienerin, ihre unbefangene Begehrlichkeit, die ihr Pflichtgefühl illuminirt, aber nicht verbrennt, ihren Mutterwitz und ihre Zutraulichkeit, womit ſie gleich einer ſchalkhaften und dennoch ſpröden Wirthin zum Angriff ermuntert, ohne darum ihre Vertheidigung einzuſtellen. Nichtsdeſtoweniger blieben unſerem Dichter die Schattenſeiten des Wienerthums nicht verborgen.

Der Grundmangel des Wieners iſt ſeine Unverläßlichkeit, zum Mindeſten des Wieners jener Tage. Und zwar gilt dies vom Manne allein. Der Augenblicksbegeiſterung hingegeben, wechſelt er mit dem Minutenzeiger die Objecte ſeines Antheils, und von den Hauptmotiven der Erſcheinungen nur geſtreift, mögen es Perſönlichkeiten oder geſchichtliche Thatſachen ſein, löſen ſich ihm dieſelben in lauter Einzelheiten auf, woran er ſeine Hoffnungen oder Befürchtungen, ſeine Liebe oder ſeinen Haß hängt und dies Alles eben ſo ſchnell als flüchtig. Jeder ſeiner Racenfehler tritt, im Widerſpiel zu den übrigen Stämmen der deutſchen Familie, bei denen das eine und andere Naturgebrechen eine gute Verwerthung oder eine Compenſirung erfährt, als ausgeſprochener Charakterfehler auf. Die ruhige, zielkundige Entſchloſſenheit des Märkers oder des Pommers verſtärkt ſich bei der Schwäche an Einbildungskraft durch Arbeitſamkeit und durch das Zuſammenhalten aller Fähigkeiten auf Einen Punkt. Die urſprüngliche Langſamkeit und Verſtocktheit des Schwaben befördern ſeine Zähigkeit und veredeln ſich zum hartnäckigen Willen. Aus den leichtfertigen Blutstropfen des Rheinländers und ſeinen Antrieben zur Wankelmüthigkeit geht ein Zug des Gefälligen auf ſeinen vorwaltend praktiſchen Sinn über. Bei dem Wiener hingegen, wir dürfen nicht ſagen dem Deutſchöſterreicher, melden ſich die Racenfehler als harte Gläubiger, indem ſie gleichſam Pfandrecht ausüben auf ſeine beſten, glänzendſten Eigenſchaften. Die Flüchtigkeit bringt ihn vielfach um die reiche Ausbeute ſeines raſch entzündlichen Temperaments, an ſeiner Vergeßlichkeit ſchmilzt nur zu oft die überſchüſſige Einbildungskraft ergebnißlos dahin und durch den Mangel an Beharrlichkeit bringt er ſich nicht ſelten um den Triumph des ihm verliehenen leichtbeweglichen, keck zugreifenden Naturells, um einen Triumph, den der verwandlungsfähige und ſchwunghafte Geiſt des Pariſers mehr als Ein Mal gepflückt hat. In einer liederlichen Eintracht leben im Wiener Schuldner und Gläubiger, um das früher gebrauchte Gleichniß auszunutzen, neben einander hin: ſeine Mängel kleiden ſich gerne in die Geſtalt ſeiner Vorzüge, ſo daß man jene nicht angreifen kann, ohne dieſe ungerechter Weiſe mit antaſten zu müſſen. Von Kanten und Stacheln befreit, wirkt in ihm eine runde Eigenart, welche, mit dem Prädicate der Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, alle Nachläſſigkeiten und Verkehrtheiten des Intellects und des Charakters entſchuldigt und bemäntelt. Hebbel ſtand dieſer Liebenswürdigkeit waffenlos gegenüber. Die norddeutſche Zucht ſah ſich hier auf ein Material angewieſen, das ein Einbeißen und Feſtklammern ſchlechterdings nicht vertrug. Gewohnt: Ja, ja! und Nein, nein! zu ſagen, wo Zuſtimmung oder Abwehr es erheiſchten, fühlte und bemerkte er, daß man ſeine Sprache als die des trotzigen oder pedantiſchen Fremdlings auslegte, daß man Umſchreibungen und Abſchwächungen anwendete und erwartete. Sein ſeltſamer holſteiniſcher Accent, ſeine linkiſche Gliedergeſchmeidigkeit, die ganze geiſtig abgeſonderte Erſcheinung, bei ihren Antrittsrollen in der Kaiſerſtadt mit Neugierde und fliegendem Enthuſiasmus begrüßt, boten jetzt der voreiligen Kritik, der Spott- und Witzluſt den bildungsfähigſten Stoff dar. Ueber Nacht hatte man ſeine Unebenheiten, ſeine menſchlichen und poetiſchen Schwächen ausgeſpürt, wogegen man ſich das Vertrautwerden mit ihm und ſeinen Dichtungen, das nachträgliche Prüfen der zuerſt empfangenen Eindrücke wieneriſch locker, wieneriſch liebenswürdig ſchenkte.

Zudem war Hebbel in einem Zeitmoment nach Wien gekommen, als die alten Zuſtände in's Wanken geriethen und neue ihre Spitzen herein drängten; Uebergänge jedoch haben immer etwas Unwirthliches und Unverſtändliches, und in Wien machte ſich dies um ſo mehr fühlbar, als hier das Ende des Alten nicht mit dem hinlänglich vorbereiteten Anfang des Neuen zuſammenfiel. Bei der Beſchaffenheit des öſterreichiſchen Staatslebens mit ſeiner Beharrlichkeit im Erſchlaffen, mit ſeinem aus den Traditionen der Unentſchiedenheit ſich ernährenden Deſpotismus, war an den bisher beſtehenden Vorausſetzungen noch nicht gerüttelt worden, aber ein Umſchlag zum Verbeſſern und Verändern der herkömmlichen Einrichtungen bereits eingetreten. Die Vorausſetzungen des patriarchaliſchen Deſpotismus, wie man ihn richtig genannt hat, ſollten als die vermeinte conditio sine qua non des Beſtandes unangetaſtet bleiben, während man die Verbeſſerung auf Flickarbeit beſchränken und die Veränderung nur dem Anſchein nach in's Werk ſetzen wollte. Und zwar wollte man dies nur deshalb, weil nicht zu überſehende Anſtöße von Außen eine weitere Unthätigkeit erſchwerten und die Machtfrage in's Mitleid zogen. Vornehmlich erkannte Solches der Staatskanzler und er verſuchte daher, den Widerſtand der Hofkreiſe gegen Manches, was nicht der frühere Weg hieß, zu brechen; ein Weg, den kaiſerliche Teſtamente, Verſprechungen in die Hand des hingeſchiedenen Monarchen, eingewurzelte Maximen und Gewohnheiten klar und bündig vorgezeichnet hatten. Die Hofkreiſe, welche ſich erſt allmählich und ſchüchtern in Gruppen verſchiedener Meinung theilten, waren den Anſichten des Erzherzogs Ludwig vollſtändig unterthan. Sie bezeigten der Majeſtät, dem herzensguten, aber zum Regieren untauglichen Ferdinand, die gebührende Ehrfurcht, ſahen jedoch unverwandten Auges auf den Erzherzog, der thatſächlich alle Herrenrechte an ſich geriſſen hatte; hierin dem klugen Klerus nicht unähnlich, welcher ſeine pflichtſchuldige Kniebeugung vor der Monſtranz eben ſo gleichgültig abthut, als er mit geſpannter Aufmerkſamkeit an den Mienen des Hierarchen hängt, welcher mit den Zwecken der Kirche ſeine eigenen fördert. Eines wußten die Wiener genau, nämlich daß der Erzherzog der unumſchränkte Gebieter war, wogegen ſie ſich über die Stellung und Haltung des Staatskanzlers, welchen ſie ſich als ein willfähriges Werkzeug des Erzherzogs dachten, vollſtändig täuſchten. Die Güte Ferdinands aber vermochte den Monarchen nicht gegen die liebloſen Spöttereien zu decken, die ſeine Schwachſinnigkeit bei den Wienern jener Tage hervorrief. Man lächelte, indem man das Haupt entblößte, wenn der Kaiſer, hin und wieder mit dem Kammerherrn murmelnd, ſeinen täglichen Spaziergang über die Baſtei machte; man heftete die Operngläſer neugierig auf die Logenecke, worin der geſchmeidige Staatskanzler ſein frauenhaft ſeines Geſicht verbarg. Jenes Lächeln offenbarte die dem Kinde eigene Naivetät des Wieners, der über einem Gebrechen, das ihm komiſch vorkam, alle Pietät vergaß; dieſe Neugierde verrieth den ſchauluſtigen Sinn des Wieners, deſſen Intereſſe an dem allmächtigen Fürſten für den Augenblick jeden erregten Mißmuth zurückdrängte. Was wird er zu dieſer Stelle im Stücke ſagen? Wird er ſich jetzt über den Applaus des Hauſes ärgern? Warum nickt er unerwarteter Weiſe beifällig mit dem Kopfe? Dergleichen Fragen waren, in mannigfaltigen Formen wiederkehrend, der müßige Zeitvertreib der „Intelligenz“ der Stadt. Dabei wimmerte es bald hier bald dort: Wir ſind die Parias unter den Deutſchen, wir erdulden den Druck der Negerſklaven, ſchlechter als uns geht es Niemand! Die Strauß'ſche Geige hub mit den nämlichen Schmerz- und Klagelauten an, um nach einem abſchließenden Traueraccorde und der kunſtgerechten Pauſe — unverzüglich in die Freude umzuſpringen, welche von der ſüßen Beſchwichtigung an, die noch elegiſch tändelt, auf den Paſſagen des Muthwillens, der ſinnlichen Begehrlichkeit und Aufreizung bis zu dem Jubel eines „fidelen“ Lebens alle Phaſen durcheilte und in Dur und Moll verkündigte, daß es uns gut gehe.

Dem Staatskanzler ſind dieſe muſikaliſchen Verſicherungen vermuthlich ſehr angenehm geweſen und der Erzherzog wird die Glaubwürdigkeit der Folgerungen, welche der armſelige Polizeivogt Sedlnitzky aus den Wirkungen des Strauß'ſchen Walzers zog, auf keinen Fall beſtritten haben. In Wahrheit aber fühlten ſich die Wiener derzeit recht unbehaglich und die Regentſchaft des kaiſerlichen alter ego ſtellte einen in unfruchtbaren Maßregeln und Cabinetsbefehlen oder im ſtummen Augenſchließen und pagodenhaften Verneinen ſich äußernden Vertrocknungsprozeß dar. Wo die Regierung den Strom der Neuerung aufzuhalten wähnte, dort beſchleunigte ſie den Gang derſelben durch die ungeſchickte

Wahl der Mittel, und wo ſie den Ereigniſſen einen Vorſprung abzugewinnen und dieſe im eigenen Intereſſe zu zinſen hoffte, dort wurde ſie ſchmählich überliſtet und um den erſtrebten Ruhm der freien Selbſtbeſtimmung betrogen. Die aus Preußiſch-Schleſien nach Reichenberg und Prag herüber ſchlagenden Arbeiterunruhen hatten in der Hofburg nur das Ausſpielen des Schlagworts Communismus und die Beſorgniß zur Folge, es möchten auch in den Fabriken Wiens und der Umgebung gleiche Exceſſe ſich ereignen. Als 1845 in Preußen die religiöſe Bewegung, von der politiſchen getragen, anſchwoll, da hatte Oeſterreich die „Gefahr“, welche zur „Beſeitigung“ aufforderte, allein im Auge, indem es die religiöſen Gefühle Friedrich Wilhelms des Vierten zu gemeinſamen Vorkehrungen anrief. Als nun gar, ein Jahr ſpäter, der in Wien längſt befürchtete preußiſche Verfaſſungsentwurf, das Reſultat der ſtürmiſchen Landtagsabſchiede, wirklich zur Durchführung gelangte, da begann Oeſterreich zaghaft ſich mit der Idee der Reform ein Bischen vertrauter zu machen. Unterdeſſen nahm die Aufregung in Italien zu und hatte die nach dem blutigen Aufſtande in Galizien Oeſterreich abgenöthigte Erleichterung der Robotpflicht das Syſtem der Stabilität abermals erſchüttert. Die Möglichkeit, nunmehr vom preußiſchen Einfluß in Deutſchland überflügelt zu werden, beſchäftigte den Fürſten Metternich auf das Ernſtlichſte, denn es erſchien ihm bedenklich, daß Oeſterreich, gleichwie bei Gründung des Zollvereins, wo es commerziell zurückgeblieben war, nun auch politiſch hinter Preußen ſtehen ſolle. Obendrein war man dort eben dabei, ein Preßgeſetz zu entwerfen, um daſſelbe dann, im Hinblick auf den erwarteten Widerſtand Oeſterreichs gegen die Zurücknahme der Cenſuredicte in den Erblanden, an den Bund zu bringen mit dem Antrage, daß deſſen Einführung facultativ und dem Ermeſſen der einzelnen Bundesregierungen überlaſſen ſein möge. Denn

Preußen wußte, daß die meiſten deutſchen Staaten zuſtimmen würden. In dieſer ſeltſamen Bedrängniß ſimulirte Oeſterreich am Bundestage den Träger des Liberalismus und in der Staatsconferenz drang Fürſt Metternich darauf, daß man nunmehr ſelbſt die Bahn der politiſchen Reformen betreten müſſe. Gleichzeitig aber marſchirten Soldaten nach Italien, um dort die Empörung niederzuhalten, ſetzte es im Venezianiſchen Verhaftungen und Hausſuchungen und wanderten beträchtliche Geldſummen, ſowie die Söhne der erſten Adelsgeſchlechter zur Unterſtützung des Sonderbunds in die Schweiz, wiewohl der den Jeſuiten perſönlich abgeneigte Fürſt ſich gegen die Niederlaſſung der Kinder Loyolas zu Luzern ausgeſprochen und auch geſtemmt hatte. Aber alle ſeine Anſtrengungen zu Hauſe ſcheiterten an dem Widerſtreben des Erzherzogs gegen irgendwelche Reformen und wohl auch an ſeinem eigenen Naturell, das dem beharrlichen Kampfe, wo immer er auf ſeinem Pfade lag, auswich. Dem Politiker der Klugheit, nicht der Weisheit, dem Manne der Transactionen, nicht der Action, dem petit-maître der Diplomatie, der über die ſächſiſchen Künſte der Intrigue verfügte, in dem aber kein Blutstropfen der großartigen Verſchlagenheit des ernſten Florentiners rollte, einem ſolchen Staatsmanne mußte jeder ſtarke Wille beikommen, der ſich neben oder über ihm zu behaupten ſuchte, gleichviel ob dieſer Wille die behaglichen Züge des verſtorbenen Kaiſers trug oder ob er das zu Gyps erſtarrte Geſicht des mürriſchen Erzherzogs wies. Aber auch die Anſtrengungen des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten erfuhren jetzt eine Niederlage, weil Metternichs diplomatiſche Bemühungen in der Schweizer Affaire ſich mit dem in allen europäiſchen Cabineten erwachten Argwohn kreuzten, welcher durch die Einverleibung Krakaus in das öſterreichiſche Ländergebiet entſtanden war. Allenthalben ſah man den Erwerb als ein Attentat der heiligen

Allianz auf die Verträge von Achtzehnhundertfünfzehn an, und die Stimme des Gewiſſens ſagte dem Staatskanzler, wie Adolf Schmidt ſich ausdrückt, daß das Grab ſeiner Autorität am Ufer der Weichſel lag, daß er jenen Verträgen gegenüber nicht mehr als der glaubwürdige Vertreter ſeiner eigenen Politik erſchien.

Fürſt Metternich, ſo lautet das Urtheil Grillparzers, war von Hauſe aus ein Mann von Ehre und Gefühl, entſchloſſen und muthig, der Verſtand aber, in den diplomatiſchen Salons unter Weibern und Höflingen ausgebildet, mehr polirt als geſtählt, mit der Spitze ritzend, ſtatt mit der Schneide trennend, und, durch eine glückliche Auffaſſungsgabe verführt, das Reſultat der Unterſuchung vor der Operation des Unterſuchens anticipirend. Dieſes Urtheil trifft zu bis auf die Adjectiva des Entſchloſſenen und Muthigen. Eigenſchaften dieſer Art werden ebenſo wenig erworben als verloren. Und was die Umgebung der Weiber und Höflinge anbelangt, welche ſeine Anlagen ſollen verweichlicht und geſchwächt haben, ſo wäre noch die Atmoſphäre Wiens als das dazu entſcheidend Mitwirkende anzuführen geweſen. Seit zwei Jahrhunderten hatte kein begabter Menſch, kein Soldat, Staatsmann, Prieſter oder Schriftſteller den niederziehenden, die geiſtigen und Charakterkräfte unterbindenden Einfluß der alten Kaiſerſtadt von ſich fernhalten, ihm Trotz bieten und durch den Gegenſtrom perſönlicher Einſicht und Ueberlegenheit auch nur theilweiſe beſiegen können. Jederzeit war jener atmoſphäriſche Einfluß ungleich ſtärker, als die individuell ausgezeichnetſte Begabung. Es ſei hier blos an Abraham a Sancta Clara und an Joſeph den Zweiten erinnert. Dem originellen und beherzten Sittenprediger haben weit mehr die Wiener den vorgehaltenen Spiegel gedreht und gewendet, wie es ihnen gefiel, als er ſelbſt ihn gelenkt und feſtgehalten, um die Bilder aus eigener Wahl darin aufzufangen; in ſeine Strafreden kichert der Schuldige, den ſie ereilen wollen, vernehmlicher hinein als ſein ethiſcher Ton in ihnen fühlbar und hörbar wird. Seine Zuhörer verweltlichten ihn und ſo verpflanzte er am Ende den Faſching in die Homiletik. Geiler von Kayſersberg hat ſicherlich volksmäßig gepredigt, wie Abraham, im geiſtigen Solde ſeiner Gemeinde aber iſt er deshalb nicht geſtanden. Joſeph hinwiederum that, gleich den Wienern, ſtets den zweiten Schritt vor dem erſten, wie Friedrich der Große zu ſeiner nicht geringen Befriedigung bemerkte, und bildet in ſeiner Miſchung von edlen Vorſätzen und unzureichender Plaſtik, von Haſt und Eigenſinn, lebhafter Phantaſie und ſchlechter Gedankendisciplin das idealiſirte Nachbild der Volksrealität Wiens. Eines allerdings hatte dieſer Kaiſer mit ſeiner gewaltthätigen Humanität, des heftigſten Widerſtandes ungeachtet, durchgeſetzt: die Ausbreitung religiöſer Freimüthigkeit. Doch dürfen wir auch in dieſem Falle nicht vergeſſen, daß jener Widerſtand vorzugsweiſe vom Hofe, den adeligen Geſellſchaftskreiſen und dem höheren Klerus ausgegangen war, daß er aus dem Wienerthume ſelbſt keine namhafte Verſtärkung empfing. Trotz alledem muß ihm das Verdienſt zugeſprochen werden, der Hauptſtadt des Reiches den Stempel religiöſer Duldung und Unbefangenheit aufgedrückt zu haben. Das iſt die eigentliche Joſephiniſche Schöpfung. Sogar den politiſch conſervativen Elementen ward allmählich dieſer Geiſt zugeſellt, ja, bei dumpfen Bureaukraten, wie vorurtheilsvollen Pfahlbürgern verſchaffte er ſich nach und nach Eingang. Das bedeutſamſte Zeugniß für die Bethätigung der Macht desſelben nehmen wir an unſeren Dichtern und Schriftſtellern war. Unerhebliche Ausnahmen abgerechnet, ſtanden die vorzüglichſten ſammt und ſonders den religiöſen Dingen ungetrübten Sinnes gegenüber, mit einer Gleichmüthigkeit, nicht ſelten Gleichgültigkeit, die dem äußeren Range und der Poſition, welche die meiſten bekleideten, durchaus widerſprachen. Franz Grillparzers Aphorismen und Bekenntniſſe über religiöſe Fragen laſſen auch nicht einen Finger breit Raum zu einer confeſſionellen Empfindung. Mit ihm verglichen würde z. B. Hebbel ſchon gläubig zu nennen ſein. Der Freiherr von Münch ſagte einmal zu mir, ein Frommer ſei ihm eines der unleidlichſten Weſen, dem er auf hundert Schritte ausweiche. Baron Zedlitz, gleichfalls ein Ariſtokrat und dabei eine hilfreiche Hand im Dienſte des Staatskanzlers, ein Lebemann, der nie etwas vom Tode hören wollte, gab, als man ihm auf dem Sterbebette bemerkte, daß es ſchlecht mit ihm ſtehe, die eines Rabelais nicht unwürdige Antwort: Nun, ſterben hat noch Jeder müſſen, ſo wird's mich auch nicht umbringen. Als Hammer-Purgſtall das Ende erwartete, da wünſchte die Familie, daß er die letzte Oelung nehme. Profeſſor Romeo Seligmann trat an das Lager des Freundes und ſagte ihm, es ſei angemeſſen, nach dem Geiſtlichen zu ſchicken. Warum nicht? erwiederte Hammer, ich füge mich, wenn ich aber dieſe Ceremonie mitmache, ſo ſtelle ich vorher zwei Bedingungen: Für's Erſte, es muß ein Domherr von Sanct Stephan in größtem Pomp mit dem Allerheiligſten kommen! alsdann muß dies morgen in der kaiſerlichen Wiener Zeitung veröffentlicht werden! Beides geſchah.

Den Staatslenkern däuchte dieſer Joſephiniſche Schößling nichts weniger als gefährlich, inſolange eine ſolche Geſinnung paſſiv blieb, dem Scheine genügte und ſich, wenn es gefordert ward, nach wie vor an Hochämtern betheiligte. Was lag ihnen daran, ob man unter ſich über Religion ſtrenge oder läßlich dachte, ob die betreffenden Gedanken zum Indifferentismus führten oder nur der Unduldſamkeit vorbeugten: ſobald ſie nur nicht activ nach Außen wurden und kein Aergerniß gaben, konnten ſie ſich immerhin auch auf die edelſten Theile ſchlagen und ſittliche Verwüſtungen nach Belieben anrichten. Die nämliche Methode hielten die damaligen Staatslenker in Sachen der öffentlichen

Moral ein. Der Jammermenſch Graf Sedlnitzky überwachte jede Theaternotiz, auf daß ſie der letzten Tänzerin oder Schauſpielerin, die ſich ſeines eigennützigen Wohlwollens erfreuten, nicht zu nahe trete, denn der Tadel, der ſich an eine Actrice wagte, konnte unter Umſtänden dereinſt auch mit einem Hofrathe ſich zu ſchaffen machen. Hingegen durfte die Volkspoſſe mit der ſkabröſeſten Zweideutigkeit arbeiten, ohne ſeine väterliche Strafe befürchten zu müſſen; der Hiſtrione mochte dem Inſtitut der Ehe die ärgſten ſatyriſchen Streiche verſetzen, die Phantaſie der Maſſe mit den wollüſtigſten Anſpielungen vergiften, er hatte deshalb nicht das Mindeſte zu beſorgen. Als aber einmal der Komiker Wenzel Scholz ſich auf der Bühne die Augen rieb, „weil ihm eine Kreuzerſemmel hineingeflogen ſei“, da wurde er zu vierundzwanzig Stunden Hausarreſt verurtheilt. Denn dieſes Extempore hieß gegen die Bäcker das Volk aufhetzen, während das Geſchlecht des verhöhnten Hahnrei erfahrungsgemäß nicht zu Straßenexceſſen geneigt iſt.

Gedankenloſer, als mit dem Anbruche und im Verlaufe des fünften Jahrzehnts unſeres Jahrhunderts die politiſchen Angelegenheiten in Wien betrieben wurden, konnten ſie füglich nicht betrieben werden. Die am 11. März 1845 in Form einer Denkſchrift über die gegenwärtigen Zuſtände der öſterreichiſchen Cenſur zu Stande gekommene Petition, von den ausgezeichnetſten Männern mitunterſchrieben, hatte der Erzherzog Ludwig ad acta legen laſſen. Man kehrte ſich weder an die Zeitumſtände, noch an Perſönlichkeiten, wie Grillparzer, Münch, Feuchtersleben, Hammer, Graf Anton Auersperg, Hofrath Profeſſor Endlicher, ſondern verſprach, wollte „in Erwägung ziehen“ und beließ Alles beim Alten. Während Männer, die in Amt und Würden ſtanden, die der Dynaſtie ergeben waren, ſich zu einer Petition um Aufhebung der Cenſur zuſammenſchloſſen, ſann man in der Hofburg darüber nach, wie man die Jeſuiten für ihre Austreibung aus Luzern entſchädigen, wie man ihnen Genugthuung geben könnte, und verfolgte dort auf das Eifrigſte den Plan, ihnen das Thereſianum anzuvertrauen. Unnachſichtlich, wie früher, waltete die Cenſur, dieſes in Oeſterreich zum Komiſch-Gräßlichen ausſtaffirte Ungeheuer, das ſeine Tatzen ſogar nach den jüdiſchen Grabſchriften ausſtreckte, wie dies eine böhmiſche Gubernialverfügung zu Anfang des Jahrhunderts bezeugt, die noch immer in Kraft war. Agenten der geheimen Polizei, Spitzel und Naderer hießen ſie im Volksmunde, überwachten jetzt, wie ehedem, die Geſpräche an öffentlichen Orten, ſogar die Vorleſungen nicht ganz verläßlicher Univerſitätslehrer. Nach einem in Folge der Uebertretung des Rauchverbots eingetretenen kleinen Studentenexceß wurde vor einem der Thore der Univerſität ein Schilderhaus angebracht und ein Polizeiſoldat dorthin beordert. Auf dem Bücherreviſionsamte häuften ſich die Ballen zurückgehaltener Druckſchriften, wogegen die Buchhändler den Schmuggel mit verbotenen Büchern zu einem einträglichen Geſchäfte entwickelten, und in den Cirkeln der Ariſtokratie, wie der hohen Beamten, zuweilen die Unterhaltung völlig unbefangen über die Producte des Geiſtes ſich erging, welche die Behörde mit Acht und Aberacht belegt hatte. Vom Fürſten Metternich erzählte man ſich, daß Heine ſein Lieblingsdichter ſei und daß er öfters ganze Stücke aus deſſen neuen Gedichten recitire. Dergleichen gemüthliche Contraſte gab es in Wien unzählige. Was zum Haupteingange nicht herein konnte, das bediente ſich der Hinterthüre, was hüben eine dem Anſcheine nach abgegrenzte oder unantaſtbare Form angenommen, das erwies ſich drüben unvermuthet als eine im Fluß begriffene, veränderliche Form. So wurde z. B. das Turnen in Oeſterreich ſtrengſtens unterſagt, weil man in dieſer Muskelſtärkung ein ſchlaues Einſchwärzen der Ideen Jahns witterte; zudem liebte man höheren Ortes nicht, wie Hans Kudlich in ſeinen Rückblicken und Erinnerungen bemerkt, dieſe ganz geſunden, kräftigen und gewandten Leiber, weil man auch mit geſunden Seelen, die man aus ihnen herausſchnüffelte, nichts zu thun haben wollte. Als aber den Kindern hochadeliger Damen, der Hunyady, Schwarzenberg u. ſ. w. dieſe Leibesübung von den Hausärzten empfohlen ward, und da ſich in der Einſamkeit füglich nicht gut turnen läßt, ſo ſetzten es jene Damen bei Hofe durch, daß man dem Preußen Stefani geſtattete, ganze Riegen bei ſich zu verſammeln. Aber in keiner Stunde durften mehr als acht Schüler zugegen und die Gebühren mußten ſo hoch bemeſſen ſein, daß die Jugend aus den minder bemittelten Ständen nicht daran Theil nehmen konnte. Eine männliche Tyrannei würde nicht ſo viel Unheil angerichtet haben, als der geſchlechtloſe Deſpotismus, der den patriarchaliſchen abgelöſt hatte. Die nach der letzten Kaiſerkrönung zu Mailand erlaſſene halbe Amneſtie verſchlimmerte die italieniſche Wunde, anſtatt ſie zu beſſern; die Kerker auf dem Spielberg und in Munkats waren den wälſchen Patrioten zwar geöffnet worden, aber nach der ſonnigen Heimat durfte keiner zurück. Alle wurden ſie in großen Städten internirt gehalten, beiſpielsweiſe der Marcheſe Pallavicini in Prag, wo er zehn Jahre hindurch auf dem Roßmarkte unter polizeilicher Aufſicht wohnte, indeſſen auf ſeinen Gütern auch nach der Amneſtie noch der Sequeſter laſtete. Dieſes halbe Gewähren entſprach dem ſchnöden Umgehen der Geſetze, welches ſich die bevorzugten Claſſen der Geſellſchaft erlaubten, und unter ſolchen Zwitterzuſtänden, die den Regierenden am Ende nichts genützt haben, entartete das allgemeine Rechtsgefühl, verbluteten die Macht und der Wohlſtand Oeſterreichs. Bis in die Gegenwart herein hat ſich auf dem Wiener Boden ein mattes, Bequemlichkeit ſuchendes, ſchläfriges Rechtsgefühl fortgeſetzt, welches die Tüchtigen, deren es wahrlich nicht wenige in dieſer Stadt gibt, ſchmerzlich beklagen müſſen. Es iſt kein bloßer Zufall, daß die raſch berühmt gewordene Schrift des ausgezeichneten Romaniſten Rudolf von Jhering: Der Kampf um's Recht gerade dem Aufenthalte des Verfaſſers in Wien ihre Anregung und Entſtehung verdankt, und ich könnte mündliche Ausſprüche desſelben mittheilen, welche jede Vermuthung einer Zufälligkeit rundweg abſchneiden würden. Eben in der Stadt, wo der Einzelne gerne ein ihm widerfahrenes Unrecht erträgt, wenn die Behauptung ſeines guten Rechts den Kampf um dasſelbe ausſpricht, eben hier ſah ſich Jhering gedrängt, in einem Vortrage die ganze Wucht ſeiner ſtarken und leidenſchaftlichen Perſönlichkeit und den vollen Nachdruck ſeines gelehrten Wiſſens auf den idealen Werth des Rechts zu legen, auf die Energie des Rechtsgefühls, das z. B. bei der Verletzung des Eigenthums durchaus unabhängig ſei von dem ökonomiſchen Maßſtabe. Eine der Schlagſtellen lautet alſo: „Den beſten Beweis dafür liefert das engliſche Volk; ſein Reichthum hat ſeinem Rechtsgefühl keinen Abbruch gethan, und mit welcher Energie ſich dasſelbe ſelbſt in bloßen Eigenthumsfragen bewährt, davon haben wir auf dem Continent oft genug Gelegenheit uns zu überzeugen an der typiſch gewordenen Figur des reiſenden Engländers, der dem Verſuche einer Prellerei von Seite der Gaſtwirthe und Lohnkutſcher mit einer Mannhaftigkeit entgegentritt, als gelte es, das Recht Altenglands zu vertheidigen, zur Noth ſeine Abreiſe verſchiebt, Tage lang am Orte bleibt und den zehnfachen Betrag von dem ausgibt, was er ſich zu zahlen weigert. Das Volk lacht darüber und verſteht ihn nicht. Es wäre beſſer, wenn es ihn verſtände. Denn in den wenigen Gulden, die der Mann hier vertheidigt, ſteckt in der That Altengland, und daheim in ſeinem Vaterlande begreift ihn ein Jeder und wagt es daher auch nicht ſo leicht, ihn zu übervortheilen. Ich beabſichtige nicht, Ihnen wehe zu thun, aber der Ernſt der Sache drängt mir eine Parallele auf. Ich verſetze einen Oeſterreicher von derſelben ſocialen Stellung und denſelben Vermögensverhältniſſen in dieſelbe Situation; wie wird er handeln? Wenn ich meinen eigenen Erfahrungen in dieſer Beziehung trauen darf, ſo werden es von Hundert nicht Zehn ſein, die das Beiſpiel des Engländers nachahmen. Die Andern ſcheuen die Unannehmlichkeit des Streites, das Aufſehen, die Möglichkeit der Mißdeutung, der ſie ſich ausſetzen könnten, einer Mißdeutung, die ein Engländer in England gar nicht zu befürchten braucht und bei uns ruhig in den Kauf nimmt: kurz, ſie zahlen. Aber in dem Gulden, den der Engländer verweigert und der Oeſterreicher zahlt, liegt ein Stück England und ein Stück Oeſterreich, liegen Jahrhunderte ihrer beiderſeitigen politiſchen Entwicklung und ihres ſocialen Lebens . .“ Die Empfindung, aus der dieſe Worte hervorgegangen, war auch die Empfindung unſeres Dichters, der öfter als Ein Mal in den Fall kam, durch das ſaloppe Verzichten des Wieners auf die Vertheidigung des Rechtes in einen wahren Berſerkerzorn verſetzt zu werden. Sie nennen das hier Kleinigkeiten, ſagte Hebbel, um deretwillen man kein Aufſehen machen ſolle, Jeder läßt unſer Einen im Stiche, dem ſolches Aufſehen-machen als heiligſte Pflicht erſcheint, und die Wenigſten ahnen hier, welche furchtbaren Conſequenzen ſich an dieſe Unterlaſſungsſünde knüpfen!

Wie die Machthaber in jener Periode der rings umher ſich ankündigenden Umwälzung, der zwiſchen den Großmächten ſich ſchärfenden Gegenſätze und Conflicte bei ihren kleinlichen Zugeſtändniſſen und widerſinnigen Verweigerungen ſtehen blieben, ſo verharrten die Wiener gleichfalls in veralteten Anklagen und in einem engen, an Rotteck und Welcker erzogenen, von Börne und den Jungdeutſchen verzierten Liberalismus. Unaufhörlich zeigten ſie auf die Caſematten und Feſtungsmauern in Mähren und Ungarn hin, wo die Freiheit angeblich am tiefſten geſchmachtet habe und die Verbrechen des alten Staatsweſens ſich am eindringlichſten abgezeichnet hätten. Die Nationalitäts- und Sprachkämpfe in Böhmen aber, einſtweilen noch doctrinärer Natur, würdigten ſie keiner Aufmerkſamkeit und über die Leitha hinüber ſchweifte niemals der politiſche Blick. Dem Deutſchen in Oeſterreich, in Wien hätte es wohl angeſtanden, mit dem Mißtrauen, welches die Erbitterung eingibt, die den Magyaren eingeräumten Sonderrechte zu beobachten. Denn Alles war bereits in den vierziger Jahren zu Peſt national gefärbt: das Theater magyariſch, in den Cafés das Deutſche verpönt, die Kleidung von Kopf zu Fuß aus inländiſchen Erzeugniſſen zuſammengeſetzt, ja das Fremdländiſche proſcribirt und ein ſo reichliches Ausmaß von Freiheit gewährt, daß das Wort nicht übertrieben klingt, es habe ſich zwiſchen Petersburg und New-York kein ſchrofferer Unterſchied wahrnehmen laſſen, als in jenen Tagen zwiſchen Oeſterreich und Ungarn, Wien und Peſt. Von polizeilicher Controle, von Päſſen und Legitimationen, Fragen nach Namen, Stand und Glauben war jenſeits der Leitha keine Spur anzutreffen. Ungezwungen in Wort und Thun tummelten ſich die lärmenden Juraten, bald Serenaden, bald Vivats bringend oder Reden haltend durch die Straßen der ungariſchen Hauptſtadt. Wir wiſſen aber nichts davon zu melden, daß der Ruf: Gleiches Recht für Alle! daß der Ruf nach Rechten in Wien laut geworden wäre, daß man ſich im Hinblick auf Ungarn an den zurückgeſetzten Deutſchen erinnert hätte. Man begehrte Freiheit und nur Freiheit, beneidete die Magyaren, bewunderte ihre parlamentariſchen Erfolge und wurde das ſchreiende Mißverhältniß der Stellung Ungarns zu den Erblanden nicht gewahr. Wohl aber hörte man in Wien den Ruf: Nix Deutſch! deutlich genug erſchallen. Der Czeche mit dem Schießprügel, um eine Auskunft befragt, quetſchte ihn heraus, Nix Deutſch! wiederhallte es modulirt in den Aemtern und Kanzleien und verlor ſich als leiſeſtes Echo in den Gängen der Hofburg. Die jungen, ſchwärmeriſchen Poeten indeß, die Alfred Meißner, Moriz Hartmann und Karl Beck, ſtimmten Huſſitenlieder an, lamentirten böhmiſche Elegien und beuteten die Panduren-, Czikos- und Zigeunerromantik aus. Im Gegenhalt dazu verſchlug es nicht eben viel, daß der ſataniſche Poſſenſchreiber und -darſteller Neſtroy ſich gelegentlich über das gute Deutſch luſtig machte und den Gebrauch des Imperfectums, welches der im bequemen Perfect ſprechende Wiener als geſpreizt anſah, luſtig durch die Hechel zerrte. Der malcontent gewordene Wiener lachte darüber, wie es ſein zufriedener Vater that und wie es ſein Großvater gethan hätte.

In dem leichtlich Lachen-können, in dem Lachen-wollen um jeden Preis lag das Verderbliche des alten Wiens. Als die Leute erſt genaſcht hatten vom Baume der Erkenntniß, da ſtand es um jene Lachluſt nicht gar ſo ſchlimm. Zum mindeſten half ſie dem Wiener ſelbſt über harte Zeiten hinüber, lüpfte ſie ihm ſein Sorgenbündel, machte ſie ihn zutraulich und wohlwollend, gaſtfreundlich und vergnügt; ſie erheiterte aber auch den Fremden, der ſich bei ihm auf längere oder kürzere Friſt niederließ, ſchmückte dieſem die Stunden zu genußfrohen aus und verlieh dem Leumund, der von einer einzigen Kaiſerſtadt und einem einzigen Wien fabelt, die weithin leuchtende goldene Schwinge. Dies gilt jedoch von dem in Schröders Luſtſpielen gezeichneten. Wien, nicht vom alten, wobei uns eben nur die dreißiger und vierziger Jahre einfallen. Der ungetrübten Fröhlichkeit war jetzt die nothwendige Grundlage: das wohlfeile Leben entzogen und die an Alle einſt ziemlich gleichmäßig vertheilt geweſene Möglichkeit der Befriedigung materieller Bedürfniſſe. Das Wohlgefühl war an ſich irre, das Triebleben des Wieners mit ſich ſelbſt uneins geworden, und dabei wußte der harmloſe Skeptiker nicht, ob es wünſchenswerther ſei, was ſich allgemach von ihm ablöſte zu bewahren oder was ihm aus nebelhafter Ferne winkte zu erlangen.

Was Wunder, daß aus einem ſo unbeſtimmten und unbeſtimmbaren Gemenge halbſchlächtiger Unzufriedenheit und gutgearteten Mißvergnügens keine ſcharf geſonderten Gruppen und deutlich ausgeprägten Parteien ſich entwickelten! Die Wiener Geſellſchaft, jene, welche in dieſer Richtung allein in Betracht kommt, beſtand aus Beamten, Advocaten, Profeſſoren und Schriftſtellern, ſowie aus Kaufmannskreiſen, wo entweder der gute Tiſch oder anmuthige und anregende Frauen, mitunter Beides zugleich, den Anziehungspunkt für jene hergab. Der Hofrath in der böhmiſchen Hofkanzlei, der Hofſecretär im auswärtigen Amt, der Profeſſor und der Advocat fühlten ſich dort nicht ſelten heimiſcher, als unter ihren Standesgenoſſen. Weibliche Hände ließen das ſchöngeiſtige Band, woran die Wiener Intelligenz dazumal allein kenntlich war, mit gefälliger Oberflächlichkeit hin und her flattern, und wie von ſelbſt ergaben ſich die auf die Politik überleitenden Geſpräche, welche den belletriſtiſchen Anlaß weder verleugneten noch vergaßen. Der Schöngeiſt ſah in der Regel Jedem über die Achſel, der nicht im Actenſtaub ſeine geiſtige Rührigkeit eingebüßt hatte, und umgekehrt: das Bureauabzeichen fehlte nicht dem hervorragendſten Poeten Wiens. Die kaiſerlich-königlichen Aemter waren ebenſowohl eine Galeere für die wirklichen dichteriſchen Talente, als eine Brutſtätte für die liebe Mittelmäßigkeit, welche in den ſogenannten freien Stunden Lerche ſpielte, um die Taſchenbücher trillernd heimzuſuchen. Ein Literat ohne Amt, ſo hatte Grillparzer einmal von ſeinem Chef hören müſſen, das ginge in Wien nicht: es wäre ein Hund ohne Halsband. Dies erzählt Friedrich Thierſch in einem ſeiner Briefe. Der enge Contact, in dem viele hohe Staatsbeamte zu den

Regierungsleitern ſtanden, und der ganze Wirkungskreis dieſer Männer widerſprach in ſehr vielen Fällen den politiſchen Geſinnungen, welche ſie hegten, oder doch den Aeußerungen, in denen ſie ſich mitunter gefielen. Es gehört mit zu den Eigenthümlichkeiten der damaligen Wiener Zuſtände, daß man das Verwiſchen und Vertuſchen der Unterſchiede in Stand, Erziehung und Ueberzeugung mit Vorliebe zur Schau trug. Der Freiherr von Zedlitz, wie der Freiherr von Münch, Appellationspräſidenten, wie Regierungsräthe, verſicherten, wo es ihnen erſprießlich däuchte, gegen Andersdenkende, daß man ihren Liberalismus verkenne, ihnen merkwürdiger Weiſe ariſtokratiſche oder freiheitsfeindliche Neigungen zuſchreibe, die ihnen ganz und gar fremd ſeien, daß ihre Wünſche vielmehr in der „Hauptſache“ mit denen der „Vernünftigen“ übereinſtimmen und daß wenn Zeit komme, auch Rath kommen werde. Farben, wie Chateaubriand, Lamennais, De Maiſtre gab es in Wien nicht, nur das in's Blau ſpielende Weiß der unausgeſetzt vermittelnden Perſönlichkeiten oder das dumpfe, ſchmutzige Grau, wie es ſich in den Hurter und Jarcke und in den „namenloſen Lumpen“ darſtellt, mit denen ſich, nach dem zornigen Ausſpruche Grillparzers, der Staatskanzler gerne umgab. Demgemäß verachtete man den Cenſor als kahlen Begriff, verſtändigte ſich aber leicht im geſellſchaftlichen Umgange mit dem einzelnen Cenſor und konnte dies auch immerhin, ohne ſich etwas zu vergeben. Denn der Eine übte ſein nicht gerade ehrbares Amt läſſig aus und verſpottete es in vertraulicher Stunde, wie z. B. Deinhardſtein, der Andere ſchleifte es ergrimmt als Kette nach und führte demagogiſche Reden gegen ſeine Freunde, wie z. B. der im Bücherreviſionsamte angeſtellte Bauernſchmidt, der nachmals demokratiſche Feuilletoniſt der Stadt.

Erwägt und ſummirt man alle dieſe Widerſprüche und Schwachheiten, Naturfehler und Erziehungsmängel, läßlichen und unverantwortlichen Sünden, ſo begreift man vollſtändig, daß die jetzt erwachten politiſchen Forderungen Wiens ſich nicht mannigfaltig und nicht entſchieden gegen einander abtönten, daß die Meinungen nicht zur Unverſöhnlichkeit der Gegenſätze ſich ausſchmiedeten. In Wien herrſchte eine raiſonnirende Rebellion, deren faßlichſter, populärſter Ausdruck Eduard von Bauernfeld war. Den Wienern gebrach es an der Kraft des Schweigens, an der vom heiligen Dunkel gehüteten Arbeit. Sie waren verdrießlich über die ihnen zugefügten Kränkungen und Entwürdigungen des Geiſtes, aber dieſe bildeten keinen Beſtandtheil ihrer Schmerzen. Sie kannten ſammt und ſonders nicht die in der gelockerten Scholle ſtill und ungeſtört heranreifende Saat des Unwillens.

In dieſem Wirrſal von Zuſtänden einer aus Unbefangenheit und Pfiffigkeit, Aufregung und Trägheit, Gemüthlichkeit und Berechnung gemiſchten Stadt bewegte ſich Friedrich Hebbel ungefähr mit den Empfindungen des unſichern und betroffenen Gaſtes, der uncoſtümirt und unverlarvt ein Maskenfeſt beſucht. Was ein Volk erdulden muß, wenn ſein angeborener Unabhängigkeitsſinn mit den allgemeinen Verhältniſſen in Colliſion geräth und wie es alsdann die ihm auferlegte Bürde trägt, dies hatte er in Holſtein geſehen, wo altſächſiſche Sprache, Sitte und Einrichtungen ſich der däniſchen Eingriffe und Uebergriffe unabläſſig zu erwehren ſuchten. Von dem Aufenthalt in dem Louis Philipp'ſchen Paris wiederum war ihm der Eindruck einer elektriſch durchſchwängerten Atmoſphäre im Andenken geblieben, zu der ſich die Dunſttemperatur des malcontenten Wien etwan ſo verhielt, wie zu den geſpannten Muskeln des ſprungbereiten Tigers die Rückenkrümmung der über ihren Satz noch unſchlüſſigen Katze. Seine geſchichtliche und pſychologiſche Auffaſſung der Verhältniſſe und Perſönlichkeiten war in allem Weſentlichen den in Wien gangbaren Anſichten entgegengeſetzt. Hebbel war ein Fremdling an der „ſchönen blauen Donau“, ein Fremdling im zwiefachen Sinne des Wortes. Was Gutzkow in ſeinen aus der nämlichen Zeit ſtammenden Wiener Eindrücken über ſeine damalige Stimmung ſagte, das hätte Hebbel gleichfalls ſagen können. Der Weſt- und Norddeutſche, meinte Jener, fühle augenblicklich, daß ihm ſeine Gefühlsfäden aller Orten hier abgeſchnitten werden. Eine Zeit lang ſpännen ſie ſich ungehindert fort; plötzlich aber brächen ſie ab und wir merkten, daß wir daheim doch anders mit der Geſchichte verquickt ſeien, als hier. Der Fluch der Zwitterzuſtände ſei ſo groß, daß man dem Freunde nicht traue. Wer könne wiſſen, was hinter dieſen liberalen Verſicherungen mancher ſich uns vorſtellenden neuen Bekannten ſtecke? „Wovon lebt jener liberale Schwätzer, wovon dieſer junge Lyriker, der den Mißvergnügten ſpielt? Man leſe manche Stellen im Tacitus, es iſt, als hätte der antike Geſchichtsforſcher Wien gekannt . .“

Keine der im Beginne ſeines Wiener Lebens angeknüpften Verbindungen, ausgenommen jene mit Zerboni, brachte Hebbeln einen menſchlichen oder literariſchen Gewinn von Belang; alle verflüchtigten ſie ſich zu gelegentlichen Begegnungen. Mit Deinhardſtein verkehrte er noch dann und wann in Sachen der Jahrbücher. Der Freiherr von Münch entfremdete ſich ihm, um Julie Rettichs willen, welche in ſeiner Frau eine unbequeme Rivalin erblickte, der grämliche Grillparzer hatte von vornherein keinen Zug zu ihm, und Bauernfeld, dem fortgeſetzte ernſte Unterhaltung beſchwerlich fiel, ging in einer beſtimmten Coterie reicher Kaufleute und Induſtrieller, geiſtreicher Frauen, Schauſpieler des Burgtheaters und luſtiger Lebemänner ohne Bruchtheil auf. Hebbel ſagte einmal: der tiefe Menſch arbeitet in Geſellſchaft, genießt in der Einſamkeit. Bei Bauernfeld kehrte ſich das Wort um, und Hebbel war der Letzte, der ihm dies übel genommen hätte, wogegen Bauernfeld Allerlei an unſerem Dichter zu mäkeln fand. An einen engeren Verkehr desſelben mit den übrigen Schriftſtellern war nicht zu denken. Klüfte thaten ſich auf zwiſchen ihrer und ſeiner Bildung, ihren und ſeinen künſtleriſchen Grundſätzen wie Ueberzeugungen. Die Meiſten hatten ſich eingebildet, daß der Dichter der Maria Magdalena der Typus des literariſchen Aufrührers, der Fahnenträger einer ſogenannten freien Sittlichkeit und zwangloſen Moral ſei, daß er gleichſam auf den Tiſch ſchlage und was Ueberlieferung heißt bekämpfen und über den Haufen werfen wolle. Dies Alles nun war er nicht und wollte er nicht, zu ihrer unangenehmen Ueberraſchung, ja, er wich ſogar dem, was nach Tendenz nur duftete, ängſtlicher aus, als den verſtockteſten Anhängern des Herkommens. Sie jedoch, Bewunderer der Jungdeutſchen, und bei dem ſich jetzt vollziehenden Umſchwunge der öffentlichen Angelegenheiten Anbeter, Götzendiener des Zeitgemäßen, merkten mit Einem Male, daß ſie ihn irrthümlich für eine Nuance im ſchreienden Roth gehalten, daß ſie ſich gänzlich in ihm vergriffen hatten.

Umſonſt ſuchte Hebbel die in Wien ſprichwörtlich gewordene Naivetät und leicht beſchwingte Sinnlichkeit, welche die Poeſie allhier gegen alle Städte Deutſchlands voraus haben wollte, umſonſt die dichteriſche Unmittelbarkeit, welche die Schmeichler der Stadt als das ſie auszeichnende Merkmal unabläſſig anrühmen. Zwar verkannte er nicht die naiven Töne bei Grillparzer, aber daß ſie das Charakteriſtiſche der Poeten Oeſterreichs ſeien, konnte er durchaus und wohl mit gutem Fug nicht zugeben. Dieſe Poeten erſchienen ihm vielmehr, im Ganzen und Großen angeſehen, als Rhetoriker und Coloriſten, denen es nur hin und wieder gelinge, über das Beſprechen des Gefühls hinaus zum Empfindungslaut vorzudringen und die farbige Vorſtellung zur Geſtalt zu erhöhen. Er begriff nicht, wie man im Stande ſei, die ſinnlich ſchöne, formklare Lyrik Uhlands mit der in lauter

Betrachtung zergehenden Lyrik Lenaus zu vergleichen, geſchweige dieſer unterzuordnen, und er fragte ſich erſtaunt, welches Maß und Gewicht man in Wien anwende, indem man dem deutſchen Norden, wo ein Kleiſt erſtanden, die Unmittelbarkeit ohneweiters abſpreche. Dreierlei erregte insbeſondere ſeinen Unmuth: die geringe Beachtung, welche man dem nach ſeiner Ueberzeugung allein bedeutenden Dichter Oeſterreichs, nämlich Grillparzern in Wien ſchenkte, wogegen man Schutt, Kelch und Schwert, Ziska und die epiſch-lyriſchen Dichtungen Lenaus liebte und bewunderte. Ferner das ohne Aufhörens um ihn ſchwirrende Schlagwort von den verheerenden Wirkungen der Cenſur. Er nannte es einen echt öſterreichiſchen Hintergedanken, daß man an der Donau, wo der gute Wein wachſe, mit den Kant und Humboldt des kimmeriſchen Oſtpreußens und der ſandigen Mark nicht ſoviel Federleſens zu machen brauchte, wenn die Cenſur nur etwas früher aufgehoben worden wäre, weil man dann längſt ihres Gleichen aufzuzeigen gehabt hätte. Endlich widerſtrebte ihm von Grund aus jene Naivetäts- und Natürlichkeitstheorie, welche man ſich in Wien aus der landesüblichen poetiſchen Praxis abſtrahirt habe. „Für naiv und natürlich“, ſagte er in einem ungedruckten Aufſatze, „gilt nämlich nur das, was Jedermann einfällt, und genial wird es dadurch, daß es in eine neue, möglichſt buntſcheckige Phraſe eingekleidet wird. So kommt, ſtatt der Lerche, welche einfach zum Himmel aufſteigt und ſingt, die allerdings, wenn nichts hinzukäme, auch keinen beſonderen Effect machen würde, bei Nicolaus Lenau das Ungethüm zu Stande, das an ſeinen Liedern in die Luft klettert und Singraketen ſchleudert. Ein künſtleriſcher Geiſt wird in dieſem raffinirten Aberwitz vielleicht das untrügliche Symptom aller denkbaren Krankheiten erblicken, an denen der poetiſche Geiſt überhaupt leiden kann; gänzliche Vertiefungsunfähigkeit in Bezug auf das punctum saliens des Gedichts und gänzlichen Mangel an Phantaſie, die ihr Amt an den abſtracten Verſtand abtritt und dieſen zu einer Unzahl von Escamotirungen zwingt, bevor es auch nur zu einem lebloſen Scheinbilde kommt. Hier wird die Lohenſtein'ſche Mißgeſtalt angeſtaunt . . Wo nur das für naiv und natürlich gilt, was Jedermann einfällt, da muß man, wie ſich von ſelbſt verſteht, für reflectirt erklären, was nicht Jedermann einfällt. Dies geſchieht denn auch und offenbar weil man in poſſierlichem Irrthum annimmt, daß ein Werk, welches man nicht ohne Anſtrengung aufzufaſſen vermag, wenn man aus ſolcher Schule kommt, auch nicht ohne Anſtrengung entſtanden ſein kann, und den eigenen Schweiß mit dem fremden verwechſelt. Wehe der keuſchen Flamme, die in dem weißen Marmor der griechiſchen Statue lodert; ein Schneemann mit eingeſteckten Braunkohlenaugen findet leichter Geltung . ."

Niemand, der billig denkt, dem das Geheimniß der poetiſchen Form aufgegangen iſt, wird dieſe Anklage ungerecht ſchelten. Auch das ſchwache Künſtlerauge muß an der Poeſie Oeſterreichs, namentlich Wiens, den klaffenden Widerſpruch gewahren zwiſchen dem Gedachten, Empfundenen, Geſchauten und der Form, welche dieſes Gedachte, Empfundene und Geſchaute bildlich ausprägt. Auf hundert Fälle kommen höchſtens drei, wo Inhalt und Form einander vollſtändig decken: in der Regel wird der Bruch zwiſchen beiden merkbar und fühlbar und zwar eben ſo wohl ſyntaktiſch und metriſch, als auch nach jener Seite, welche wir die innere Form nennen. Dieſer auffallende Mangel an Präciſion und Reinheit hängt mit dem früher hervorgehobenen Mangel an Charakterentſchiedenheit und -beſtimmtheit des Wieners, mit ſeinem raſchen Ergreifen und eben ſo raſchen Fallenlaſſen der Eindrücke, Ideen und Vorſätze enge zuſammen. Wie viele tiefſinnige oder liebliche Gedichte unſerer heimiſchen Poeten ſterben ſozuſagen auf dem Wege, bringen ſich um den letzten Sieg und Wirkungszauber, weil der Charakterathem der Form zu kurz iſt, weil die Sprache plötzlich zur Flickarbeit wird, weil das Bild unverſehens in Bilder auseinander birſt. Adolf Pichler umſchrieb dieſes Gebrechen einmal auf chemiſche Weiſe alſo: „Urſprünglich guter Stoff iſt in zu viel Waſſer gelöſt, da kann der Stoff weder das Fremdartige ausſcheiden, noch das Eigenartige zum Kryſtall binden. Und dann kommt noch der alte Grillparzer und ſagt:

„Der Oeſterreicher ſtellt ſich hin vor Jeden
Und denkt ſein Theil und läßt die Andern reden.“

Leider bilden ſich noch Viele im Lande ein, daß die frühere Regierungsform für all das poetiſche Unheil verantwortlich ſei. Im dreißigſten Bande ſeines biographiſchen Lexikons ſpricht z. B. Herr von Wurzbach von „jenen älteren Wiener Poeten, welche über dem Soldaten- oder Prieſterrocke das Band mit der Lyra trugen, um ja nicht zu vergeſſen, daß ſie nicht mehr Poeten ſein dürfen, als es ihnen eben ihr offizielles Kleid geſtattete“. Dann fügt er Folgendes hinzu: „Hätten dieſe Herren, wenigſtens die Mehrzahl von ihnen, friſch von der Leber weg ſingen dürfen, die Literatur beſäße ganz andere Arbeiten, als die es ſind, denen ſie einen Platz in der Literatur verdanken“. — Wir haben es hier mit einer ſtehenden Phraſe zu thun, die nicht nur im Ausgange der vierziger Jahre unermüdlich aufgerichtet wurde, die auch in dieſem Augenblicke noch immer nicht umgefallen iſt. Hebbel geſtand, ſeit ſeiner Anſiedelung in Wien fort und fort von dieſer Phraſe verfolgt worden zu ſein. Wer jemals unter dem die Geiſter bevormundenden und quälenden Regiment des abſolutiſtiſchen Oeſterreichs dichteriſch ergiebige Kräfte hatte, der vermochte ſie auch bis auf einen Grad zu entfalten, welcher an ihrer Stärke keinen Zweifel ließ; der treibende Baumaſt durchwuchs das ihn beengende Geſtein. Wem die Verhältniſſe unleidlich waren, der entzog ſich ihren Feſſeln, indem er der Heimath den Rücken kehrte. Ein wahrhaft großer Dichter konnte allerdings aus jenem Oeſterreich nicht hervorgehen, kein Dante und kein Goethe; aber nicht deshalb, weil der Rothſtift des Cenſors dort ſein Unweſen getrieben hat, ſondern weil die Vorbedingungen fehlten, welche zu dem umfaſſenden individuellen Ausdrucke allgemeinen Lebens unerläßlich ſind. Obendrein war ja ſchon der große deutſche Dichter erſchienen, der denn doch auch den Deutſchen Oeſterreichs zu gute gekommen iſt. Ein Land, ein Stamm darf eben ſo wenig, als der Einzelne, den Haupttreffer für ſich anſprechen. Aber mancher ſeichte Kopf in Oeſterreich verſichert mit lächerlicher Wehmuth, daß die erſehnte Glücksnummer ſchwerlich ausgeblieben ſein würde, wenn die Grundſätze des Grafen Mirabeau anſtatt der Principien ſpaniſcher Beichtväter und hochmüthiger Bureaukraten in der Kaiſerſtadt ſeit dem Tode Joſephs des Zweiten geherrſcht hätten.

Weder iſt es richtig, daß jene Talente, welche Oeſterreich zur Zierde gereichen, in Deutſchland unbeachtet blieben, noch hat die Behauptung einen Sinn, daß dieſe Talente Werke von ungleich höherer Bedeutung hervorgebracht hätten, wenn ſie in einem cenſurloſen Oeſterreich hervorgetreten wären. Nur bei Grillparzer iſt ſolche Abweiſung nicht vollkommen anwendbar. Die Studien Adalbert Stifters waren bald nachdem ſie veröffentlicht wurden, eben ſo ſehr in der Mark und an der Iſar geliebt und geläufig, wie am Rhein und Neckar. Nicolaus Lenau hat ziemlich raſch den Weg in Deutſchland gefunden und als er ſich in Schwaben aufhielt, iſt er von Uhland, Juſtinus Kerner, Guſtav Schwab und den ubrigen Mitgliedern des trauten Kreiſes beinahe gehätſchelt worden. Friedrich Halm hat Jahrzehnte lang alle Buhnen beherrſcht, wo die Sprache Goethes geſprochen wird, ja ſogar alle Winkel- und Stegreiftheater, wo ſie bereits ſehr modifizirt geſprochen wird. Keiner der Bruderſtämme hat dem Oeſterreicher Bauernfeld jemals die erſte Stelle unter den Luſtſpieldichtern der jüngſten vierzig Jahre ſtreitig gemacht, und nirgends in Deutſchland iſt der Kranz aus Goldblättern, der die Stirn Anaſtaſius Grüns ſchmückte, ſchnöde belächelt worden. Chriſtian von Zedlitz' echt volksthümliche Ballade: Die nächtliche Heerſchau durchklingt ſchon ſeit Jahrzehnten alle deutſchen Gaue. Selbſt auf einige der kleineren Poeten des alten Oeſterreichs lenkte ſich der Antheil der Deutſchen, ſo auf Johann Gabriel Seidl, von dem ein paar innige Lieder in Anthologieen übergegangen ſind, ſo auf Joſeph Hilſcher, dem Georg Herwegh und Robert Prutz warme Worte der Anerkennung gewidmet haben. Andere politiſche Verhältniſſe hätten die Entwicklung aller dieſer Talente ſicherlich verändert, aber gewiß nicht in Ader und Nerv. Halms Griſeldis wäre nie ein Käthchen von Heilbronn, ſein Sampiero nie der große Churfürſt geworden, das Auge, das die Stifter'ſchen Studien beherrſcht, hätte nie die Welt des Wilhelm Meiſter wiedergeſpiegelt. Bei Anaſtaſius Grün und Nicolaus Lenau haben ſich die politiſchen Hemmungen geradezu in Hebel umgeſetzt; Beide gewannen aus den ihnen begegnenden Hinderniſſen die Stärke des Widerſtandes, der ihre proteſtirende Dichtung erfüllt. Bauernfeld wäre unter günſtigeren ſtaatlichen Verhältniſſen kaum ein Molière geworden. Wie ſeine Grundanlage beſchaffen iſt, konnten ſich ſeine Bekenntniſſe nicht in den Miſanthrope, ſein Liebesprotokoll und Helene nicht in die Schule der Frauen und in den Tartuffe verwandeln, auch wenn der Märzaufſtand um fünfzehn Jahre früher ausgebrochen wäre. Denn ſeine polemiſch-ſatyriſche Sittenſchilderung war ſchon von der Kelter weg getauft.

Daß Grillparzer unter den ſchlimmen äußeren Einwirkungen ſchwer gelitten hat und daß eine freiere Bewegung auch ſeiner

Poeſie förderlich geweſen wäre, ſcheint mir unbeſtreitbar. Dennoch darf man, eines gewichtigen Einſpruchs nicht gewärtig, ruhig ſagen: ſie würde auch ohne Cenſurzwang den Charakter einer entſchloſſen vortretenden Dichtung nicht angenommen haben. Seine Ahnfrau, wie flugfroh in dieſem Stücke der Geiſt ſich ausſpannt, hat doch nichts mit der Gewalt der Räuber oder der alle Poren durchdringenden Feldluft des Götz gemein. Aber auf die Karlsſchule wird man wohl den Sturmwind nicht zurückführen wollen, welcher die Räuber durchbrauſt. Vom Hohenasperg zog eine ebenſo ſcharfe Luft nach Stuttgart herunter, als der Spielberg nach Wien hinüber ſchickte, und der Herzog Karl war, mit dem kaiſerlichen Herrn verglichen, unter deſſen Augen Grillparzer lebte, nicht eben ſpaßhaft zu nennen. Schiller hat den Nacken nicht gebeugt, Schiller hat ſich zur Wehr geſetzt und ſein von edelſtem Zorn erfülltes Gemüth in dichteriſchen Gewittern entladen. Dabei iſt kein Roſtflecken nachträgeriſchen Uebelwollens in ſeiner Seele zurückgeblieben; als er den Tod des Herzogs erfuhr, da betrauerte er aufrichtig und mit Gefühlen der Dankbarkeit den Fürſten, welchem David Strauß nie verziehen hat, was er an Schiller verbrach. Grillparzer jedoch ließ ſeinen gerechten Zorn ob der ihm zugefügten Unbilden der Gewalthaber nicht ausathmen und nicht ausleben, hingegen ließ er ſich von dieſem Zorn begleiten bis an ſein eigenes Grab. Er hat überhaupt Niemand verziehen, unter dem er Böſes erduldete, dies bezeugt ſeine Selbſtbiographie und manches andere Document in ſeinem Nachlaſſe. Nicht um der Cenſurbosheiten willen, die dann und wann gegen ihn verübt wurden, und nicht aus Ekel vor der ihn angrinſenden politiſchen Miſère duckte er ſich in den Schmollwinkel hinein, wo er Laute des Grolls und der Verwünſchung ausſtieß: die rohen Verletzungen, die ihn als Dichter in ſeiner Vaterſtadt trafen, die literariſche Geringſchätzung, die der in Wien halb vergeſſene Poet an Deutſchland wahrnahm, haben ihn in eine weltſcheue Einſamkeit getrieben und neben ihm kauerte gleichſam eine ergrimmte Reſignation; keine ſtille Entſagung hütete die Schwelle. — Zweifellos läßt ſich die Geſammtphyſiognomie der Dichtung Oeſterreichs auch culturgeſchichtlich erklären. Dann aber gilt es, viele Culturſtunden lang rückwärts wandern und etwan bei unſerer Vergangenheit im ſiebzehnten Jahrhundert ſich Raths erholen, nicht blos hinter die Wiener Revolution zu treten und neugierig ſich umzuſehen in dem Arbeitszimmer des Grafen Sedlnitzky. Die Gegenreformation raſſelt mit einem ganzen Schlüſſelbunde; einer der Schlüſſel könnte vielleicht auch das geheime Fach der Poeſie-Entwicklung in Oeſterreich aufſperren.

Hätte Hebbel doch jene geprieſene Naivetät und Sinnlichkeit anderswo geſucht, als in der Dichtung Wiens! Hätte er ſie doch bei den Muſikern geſucht, vor Allem bei Franz Schubert! Er würde ſie dort gefunden und ſich an ihnen entzückt, gelabt und befreit haben. Schuberts Muſik, mag ſie ein theueres Beſitzthum aller Deutſchen heißen, ihren heimathlichen Urſprung verleugnet ſie darum nicht und die alte Kaiſerſtadt wird Recht daran thun ſie jederzeit als ihr Krongut vorzuweiſen, wenn begründete Vorwürfe oder mißgünſtiger Tadel ſich mit ihr zu ſchaffen machen. Dieſe Muſik gemahnt an die im Märchen erzählte Metamorphoſe des Bären. Schubert hat das Wienerthum beherzt umarmt und die Entzauberung der Königstochter als Lohn empfangen. Der gedankenloſe Frohſinn hier zeigte er ſich ſo ſchön, wie nie vorher und nachher, in edle Heiterkeit verwandelt, unter der ſich ſchweſterlich vereint Freude wie Trauer bergen. Das grobe Kleid der Genußſucht, hier ward es gegen eine loſe geknüpfte Sinnlichkeit vertauſcht, deren begehrliche Wallungen ſich nur mit der Seele zugleich heben und ſenken. Der Leichtſinn der Stadt war in ſeinem Geſange zum Gelinden, das Ueberhinhuſchen zu hold wechſelnden Uebergängen geworden. Wo die Dichter, ſeine Landsgenoſſen, weder das erſte, noch das letzte Wort zu ſagen wußten, nur die um Anfang und Ende verkürzte Mittelrede, dort erließ ſich ſeine Tonſprache auch nicht einen einzigen nothwendigen Laut und ſein feſtgefügter Bau ſchimmerte gleichwohl in dem Sonnenduft einer erträumten Welt. Das Wiener Leben nannte Grillparzer ein Leben in halber Poeſie, gefährlich für die ganze; dem muſikaliſchen Genius frommte dieſe halbe Poeſie, indem ſie die Tonſeele freundlich löſte, wogegen ſie die Bildkraft des Dichters allzu leicht zerſtreut und zu vergnüglichem Schweifen ermuntert. Schuberts unerſchöpfliche Innigkeit hat nichts unter dem bleiernen Druck eines geiſttödtenden Regiments gelitten und die gedämpfte Seligkeit ſeiner Klänge iſt nicht von dem böſen Beiſpiel einer fiedelnden, tanzenden und verliebten Nachbarſchaft ergriffen worden. Seine Einfalt hat ſich nicht an dem Ernſt vorbeigeſtohlen, der Feuerprobe künſtleriſchen Gehalts, und das ringsumher in Gemüthlichkeit zerſplitterte Gefühl ſammelte ſich in ihm zu den Schlägen eines großen Herzens. — Es währte geraume Zeit, bis Hebbel dieſes große Herz pochen hörte, ein Herz, das ſämmtliche Verſäumniſſe, Vergehen und Thorheiten Wiens vollſtändig wett macht und das angeſichts der Vorzüge wie der Gewinnſte jener deutſchen Stämme und Hauptſtädte, welche charakter- und ſtaatenbildend ſich hervorgethan haben, vor einem höheren Gerichte, als dem hiſtoriſch-politiſchen, in ſeiner Werthbedeutung nicht zu kurz kommt.

III.

Die Iſolirung Hebbels in Wien würde ihm ſchmerzliche Entbehrungen auferlegt haben, weil ihm Sprechen, Gedankenaustauſch ſeit jeher Bedürfniß war, wenn er nicht bald nach ſeiner Ankunft in einem jungen Schriftſteller den anregendſten und treueſten Freund gefunden hätte; in Sigmund Engländer, deſſen Name ſchon früher erwähnt worden iſt. Die in J. N. Vogls Morgenblatt veröffentlichten Artikel mußten, da ſie als die erſten hier den Ton angebenden zu anderen begeiſterten Kundgebungen für unſeren Dichter ermuntert hatten, Hebbels Aufmerkſamkeit erregen. Der Abſicht, den Verfaſſer aufzuſuchen, war dieſer zuvorgekommen, indem der überſchwängliche Kritiker ſich ein Herz nahm, um den Jahre lang verehrten Mann von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen. Beim erſten Anblick erſchien ihm Hebbel ſchroff, ſtarr und verſchloſſen, aber die offene und empfängliche Natur desſelben berichtigte raſch dieſen Eindruck und binnen Kurzem war ein intimes Verhältniß eingeleitet. Hebbel kam in den Jahren ſechsundvierzig und ſiebenundvierzig beinahe jeden Tag in Engländers Wohnung, wechſelte daſelbſt die Bücher, die er aus der Bibliothek des jungen Freundes genommen, und alsdann gingen Beide regelmäßig mit einander ſpazieren bis hinab zum Luſthauſe im Prater. Trotz der Altersunterſchiede war doch gleich zu Anfang der Verkehr zwiſchen Hebbel und Engländer ein vertraulicher und collegialer, aber freiwillig zeigte dieſer durch ſein Benehmen, daß er ſich jetzt, wie ehedem, als den in Liebe dem Meiſter ergebenen Jünger fühlte. Dies bedeutete um ſo mehr, als der Drang zu ſolcher Hingebung nicht ſo zu ſagen den ſchmachtſeligen Spielgenoſſen jugendlicher Unerfahrenheit und leichtfüßigen Enthuſiasmus vorſtellte: im Gegentheil, Engländer war bereits in der Schule des Lebens aus den zarteſten Träumen wachgerüttelt und in einer grübelnden Beſchäftigung mit ſich ſelbſt ernſt, herbe, ja düſter geworden. Leidenſchaftlich und begehrlich, ein Phantaſiemenſch ohne Productionskraft, ehrlich gegen ſich ſelbſt und zum Schwelgen in der Reflexion geneigt, feindlich geſinnt gegen alles Verſchwimmende und Flache, bedürftig zu verehren und zu bewundern, aber unfähig, die Zügel des Willens zu ergreifen, war er vermöge dieſer Miſchung ſo recht dazu geſchaffen, nichts Entſcheidendes in der Welt durchzuſetzen und perſönlich unglücklich zu werden. In dem kritiſcheſten Augenblicke ſeiner innern Kämpfe war er unſerem Dichter nahe getreten; allen jugendlichen Frohſinn, alle Lebenshoffnung hatte er längſt über Bord geworfen. Hier fand ich Alles, bekannte er, was ich mir ſagte, nie erreichen zu können, und ſeit jeher war der Anblick fremder Größe für mich ein Beruhigungsmittel. Da ein kümmerliches, angefeindetes Daſein, eine unſelige Vergangenheit mit manchen laſtenden Verirrungen und eine beklagenswürdige Charakterſchwäche ſein Um und Auf bildete, ſo ſei er Hebbeln wie ein Greis entgegen getreten. Er glaubte den nächſten Tag ſterben zu müſſen, da hörte er einen Mann, der ſeine vollſte Achtung erworben, von ſeinen rothen Wangen ſprechen! Der Contraſt des Bewußtſeins innerer Verkümmerung zu jener täuſchenden Wirkung ſchmerzte ihn und es gewährte ihm eine Art Erleichterung, den Gang ſeiner Bildungsgeſchichte Hebbeln auseinander zu ſetzen. In einer Familie aufgewachſen, die, von finſtern jüdiſchen Bräuchen durchſponnen, mit den drückendſten Nahrungsſorgen ſtritt, frühzeitig von der Genußſucht Wiens giftig angehaucht, haltlos nach einem Halt ſich ſehnend, war er durch ſein Naturell und ſeine Geiſtesrichtung in Widerſpruch mit dem Herkommen und den Wünſchen ſeiner Angehörigen gerathen und ingleichen mit dem Schlaraffenthume ſeiner Vaterſtadt.

Ein Blick auf das Bild ſeiner Großmutter gibt uns eine Vorſtellung von ſeinen Jugendzuſtänden. Altteſtamentariſch aufgeſchmückt mit einer der hohenprieſterlichen ähnlichen Haube lag ſie Jahre lang im Bett, ein hageres Gerippe, der geputzte Tod, um den knöchernen Hals eine drei- oder mehrfach gewundene Schnur von Dukaten, unter der Decke Edelſteine und Kleinodien verſteckt haltend. Sie war nicht krank, ſie ſtand nur deshalb nicht auf, um ungeſtört beten zu können; aus dem Beten fiel ſie aber jeden Augenblick in's Fluchen, wenn ſie von ihrer Schwiegertochter etwas ſah oder hörte. Denn ſie konnte es nicht ertragen, daß ihr Sohn dieſe nicht nach altjüdiſcher Sitte als Sclavin behandelte, ſondern ſie liebte; ſie verlangte, daß er ſie, eben weil er dies that, verſtoßen ſolle; ein Händedruck, ein freundliches Wort waren in ihren Augen todeswürdige Verbrechen, in einem Kuß, wenn er je in ihrer Gegenwart gewagt worden wäre, würde ſie den äußerſten Verſtoß gegen die ihr ſchuldige kindliche Ehrfurcht erblickt haben, ein Vorzeichen des Weltuntergangs. Eines der Kinder mußte faſt den ganzen Tag an ihrem Bette zubringen, auf die Knie hingekauert und die Gebete nachplappernd, die ſie aus ihrem hebräiſchen Gebetbuch ablas; Engländer ſelbſt ſuchte ſich dieſer Pflicht zu entziehen und wurde deshalb von ihr gemißhandelt, ſo oft ſie ſeiner habhaft werden konnte. Die ganze Familie hatte nur zwei Zimmer; das eine gehörte der Großmutter, das andere den Eltern und den Kindern, nahm des Abends aber auch noch ſogenannte Bettgäſte auf. Die bitterſte Armuth herrſchte; der Vater verdiente wenig und gab das Meiſte für die Alte hin, deßungeachtet entäußerte dieſe ſich nicht bis an ihren Tod, den erſt ſehr ſpät, in ihrem neunzigſten Jahre, die Cholera herbeiführte, eines einzigen ihrer zahlreichen Goldſtücke. Als ſie geſtorben war, reichte ihr Nachlaß hin, die Verhältniſſe völlig umzugeſtalten. Engländer hatte die durch drei Jahre betriebenen juriſtiſchen Studien aus unüberwindlichem Widerwillen dagegen aufgegeben und ſeine freie Schriftſtellerei brachte ihm blutwenig ein. Die Eltern, für welche ſein Phantaſieleben „nur eine Münzſtätte“ war, bemerkten mit Gram und Unmuth, daß nichts Greifbares daraus hervorkam und quälten ihn unaufhörlich durch Reden, wie durch Stillſchweigen, er ſolle die Literatur bei Seite werfen und Beamter auf allen Vieren werden, wie ſein Ausdruck lautet. Nun war aber das Letzte, was er ſich aus dem Trümmerhaufen ſeines bisherigen Lebens gerettet hatte, eine ängſtliche Zuverſicht auf die Gehaltprobe ſeines poetiſchen Vermögens. Hebbel war der Einzige, an den er glaubte, „wie der Fromme an ſeinen Gott“. Er theilte dem verehrten Manne einige ſeiner Arbeiten mit und bat um deſſen aufrichtiges Urtheil, ja er drang darauf. „Ich habe Ihre volle Strenge herausgefordert“, heißt es in einem der Briefe Engländers an ihn, „und ich will bei den ſchmerzlichſten Schlägen nicht zucken. Bleibt kein einziger Athemzug in meinem Werk, ſo ſchleudr' ich es gelaſſen in's Feuer, ſo wie meine beiden früheren Romane, von denen ſich nichts als ein paar Züge in dieſen herübergerettet haben“ Nun vernahm Engländer ſeine Verurtheilung. Hebbel fällte ſein Verdict, indem er dabei bemerkte, daß er durch ſeine rückſichtsloſe Aufrichtigkeit dem jungen Freunde den höchſten Beweis der Theilnahme gebe, einen ſolchen, durch welchen man den meiſten Menſchen gegenüber Alles auf's Spiel ſetze, was man ungerne verliere. Aber er wiſſe, daß es Engländern ernſtlich um Bildung zu thun ſei und daß ihm mehr als Ein Weg in's Univerſum offen ſtehe.

Sigmund Engländer ertrug die vernichtende Schwere des Urtheils, das er ſelbſt Hebbeln abgefordert, ja abgerungen hatte, mit jener Nobleſſe, welche dabei keinen Makel auf den Richter kommen läßt und die Gerechtigkeit des Spruches nicht bezweifelt. Aber die geſchlagene oder beſſer geſagt erkannte Wunde blutete darum nicht weniger. Noch im Jahre 1869, als ich Engländer in Wien perſönlich kennen lernte, war jener Schmerz in ihm lebendig: „Das Wort Abſtract tödtete mich, mein ganzes Daſein lag in Trümmern! Hebbel hatte mir geſagt: Deine Inſtincte ſind falſch, deine Impulſe ſind unecht, er hatte mir mein

Leben verſiegelt!“ Eine tragiſche Situation, die uns aus vielen Biographien bekannt iſt und der Betrachtung eine allgemeine Seite zukehrt. Alle diejenigen, welche in ihrer Auffaſſung und Behandlung dieſer Frage den Standpunkt des humanen Krankenwärters einnehmen, werden raſch mit den Ausrufungen: Unerlaubt! Mangel an Schonung! Grauſam! u. dgl. bei der Hand ſein. Sie werden von Abwarten der ſpäteren Entwicklung, gebotener Aufmunterung bisher nicht gereifter Talente, möglicher Entfaltung noch unſichtbarer Keime und noch ſonſt Allerlei faſeln, was in ein Noth- und Hilfsbüchlein für Pfuſcher hinein gehört. Nun iſt aber die Verpflichtung des künſtleriſch Berufenen zu rückhaltloſem Ausſprechen der Wahrheit eine unerläßliche, ſobald der künſtleriſch Unberufene die Wahrheit aufrichtig zu hören verlangt. Denn ſchon dieſes aufrichtige Verlangen verbürgt die Kraft ſie zu ertragen; dieſes Verlangen beurkundet aber auch in den meiſten Fällen das Gefühl vorhandener Krankheit und zugleich die Sehnſucht, den langgedehnten Weg des ſtätigen Zweifelns und trügeriſchen Hoffens abgekürzt, wenn nicht abgeſchnitten zu wiſſen. Wen ein Wort, wie das von Hebbel gebrauchte, thatſächlich niederſchmettert, der iſt darum nicht von dieſem Worte als einem Stein aus heiterer Luft getroffen worden, der hat es ſchon lange vorher im Ohr undeutlich ſummen hören und erſchrickt nun über die halb befürchtete, halb herbeigewünſchte Deutlichkeit des Tons; oder um das Gleichniß vom ſchwer Verwundeten herzunehmen, welcher erſt in dem Moment ohnmächtig zuſammen ſinkt, als er das ſchon eine Weile hindurch hervorſtrömende Blut endlich rinnen ſieht. Kein großes künſtleriſches Talent verlegt, auch nicht in der Periode ſeines Taſtens, den Schwerpunkt aus ſich ſelbſt in einen Anderen hinein und ob dieſer Andere der überlegenſte Geiſt wäre. Nie thut dies ferner die Mittelmäßigkeit, die in einer beſtändigen Ermunterung ihrer ſelbſt fort vegetirt und die verſchiedenartigen Hinderniſſe ihrer Unzulänglichkeit für eben ſo viele Entwicklungsphaſen des Talents anſieht. Hat aber die Natur einmal durch einen falſchen Impuls den tieferen Menſchen ſcheinbar irregeführt, dann gleicht ſie dies wieder aus, indem ſie ihm den heftigen Trieb verleiht, ſich dieſes Stachels zu entledigen. Aber allerdings geht dergleichen nicht ohne ſchwere Qualen vor ſich. Sigmund Engländer, wenn ihn nicht ſein Schickſal in die Bahn Hebbels hinein gewirbelt und wenn ihn etwan ſchwächliches Wohlwollen oder fremde Kurzſichtigkeit im Produciren beſtärkt hätte, würde ſein tiefſtes Leiden nur um Jahre hinausgerückt, ſich aber von den Martern ſeiner Gewiſſenhaftigkeit darum nicht losgekauft haben. Er iſt in der Folge mit ſeiner anderswohin gelenkten Begabung ein tüchtiger Menſch geworden, während manche ſeiner Wiener Bekannten, welche bis auf den heutigen Tag ohne eine ſolche Begabung noch „ſtreben“, das Prädikat der Tüchtigkeit nicht anſprechen können.

Hebbel ſtand mit ſeinem Princip, ehrlich ſeine äſthetiſche Meinung zu ſagen, wenn ſie geheiſcht wurde, und mit ſeinem Widerwillen gegen das Anlegen einer poetiſchen Pflanzſchule entſchieden allein in dieſer Stadt: ebenſo wie Engländers geſchildertes Verhalten eine der wenigen Ausnahmen von der Regel der Wiener Schriftſteller bildete, welche den ehegeſtern verehrten Dichter heute herunterſetzen, weil er am geſtrigen Tage dort ſeine Billigung verweigerte, wo ein Band Gedichte oder ein Trauerſpiel dieſelbe zu erhalten hoffte.

Im Uebrigen war der Arzt ſelbſt nicht ganz ſo wohlauf, wie der Patient, wie Sigmund Engländer offenbar glaubte. Hebbels ſtarker Wille wirkte im perſönlichen Umgange ſo gewaltig, daß man leichtlich wähnen mochte, ihm ſei das Gefühl der Unſicherheit und des innern Zwieſpalts völlig unbekannt. Aus der erſten Zeit ſeines Verkehrs mit ihm hebt Engländer den Umſtand als auffällig hervor, daß Hebbel einen politiſchen Verjüngungsproceß nicht erwartete, wie ſehr auch überall die ſtaatlichen und ſocialen Verhältniſſe in's Schwanken gerathen waren. Noch am Vorabend der italieniſchen Revolution malte er dem jungen Freunde öfters aus ſeinen römiſchen und neapolitaniſchen Reiſeeindrücken die politiſche Zerfallenheit der Nation aus, ihre Erſchlaffung und Feigheit, welche zu jeder männlichen, kühnen That unfähig wäre. Auch in Rückſicht auf Deutſchland hatte er durchaus keine Hoffnung auf eine Wiedergeburt und mehr als ein Mal verſpottete er Jene, welche ſich in politiſche Agitation miſchten. Die einzige Rettung, die er für Deutſchland erſah, der einzige Prozeß, den er begriff und zu leiten die Kraft in ſich verſpürte, war, wie Engländer behauptet, eine literariſche Umwälzung. Kein Dichter, ſagte er, habe je die Bühne ſo ſehr geachtet, keiner im Theater dermaßen eine Bildungsanſtalt und politiſche Erziehungsſchule erblickt, wie gerade Hebbel. Durch ſeine Verbindung mit einer hervorragenden Schauſpielerin gedachte er einen directen Einfluß auf die Bühne zu gewinnen. Bald jedoch belehrte ihn die Thatſache der beharrlich fortgeſetzten Ignorirung ſeiner Stücke am Burgtheater, daß er ſich einem Wahne hingegeben. Aber nicht nur die kaiſerliche Bühne war ihm einſtweilen verriegelt, er blieb auch literariſch vereinſamt und ſogar geſellſchaftlich verlaſſen. Es verging kein Tag, verſichert unſer Gewährsmann, an dem er nicht die Herrſchaft, welche Jungdeutſchland und deſſen geſchloſſene Coterien auf die Literatur und das Theater ausübten, beklagt hätte. Mit einer beinahe krankhaften Gereiztheit witterte er überall Agenten Gutzkows, Laubes, Kühnes u. ſ. w., ja er bildete ſich eine angezettelte Verſchwörung gegen ſich ein. Nach und nach mußte Engländer zugeben, daß Hebbel zu ſolcher Gereiztheit Urſache hatte, daß bald hier, bald dort ein friſch aufgeworfener Maulwurfshügel die Anweſenheit und Arbeitſamkeit der „jungen, wilden Söhne Goethes“ bezeugte. Als Engländer von dem im alten Wien allmächtigen Witzbold M. G. Saphir aufgefordert wurde, ſich an der Redaction des Journals: Der Humoriſt zu betheiligen, da prophezeite Hebbel, daß Saphir ihm nicht geſtatten würde, eine Sylbe gegen Gutzkow und deſſen Clique zu ſchreiben. In einem ſeiner erſten Artikel griff Engländer den Unantaſtbaren an, entſchloſſen ſich von dem Blatte zurückzuziehen, wenn der Artikel nicht vollſtändig gedruckt werden ſollte. Saphir druckte ihn wohl ab, nahm ihm aber den Stachel durch eine Anmerkung der Redaction, daß dieſe herbe Anſchauungsweiſe über Gutzkow und deſſen Freunde nicht die ſeinige wäre. Engländer faßte nun den Plan, eine literariſche Monatsrevue unter dem Titel: Der Salon zu begründen, um ein unabhängiges Organ zu ſeiner Verfügung zu haben. Hebbel nahm großes Intereſſe an dieſem Unternehmen und gab demſelben mehrere poetiſche Beiträge. Aber die Cenſurquälereien, welche ſchon die Gründung der Zeitſchrift erſchwert hatten, machten ihr, nachdem drei Hefte erſchienen waren, wieder ein Ende.

Während ſolcherart Hebbels dichteriſche Thätigkeit in der Stadt, wo er ſich angeſiedelt hatte, vom Publicum unbeachtet blieb und er perſönlich von der Schriftſtellergilde Unbilden erfuhr, fing man an einzelnen Orten in Deutſchland an, ein ſchärferes Augenmerk auf ihn zu richten und ſich auf Seite der Kritik ernſtlich mit ihm zu beſchäftigen. Belangreich war in dieſer Hinſicht die Aufführung ſeiner Maria Magdalena, 1846, auf dem Leipziger Stadttheater, zugleich die erſte, welche das Stück erlebte. Ueber die Umſtände, die der Annahme deſſelben alldort vorausgingen und über die Auffaſſungsweiſe der Geſtalt des Meiſters Anton durch Heinrich Marr gibt eine handſchriftliche Mittheilung des eben genannten Künſtlers, worum ich ihn gebeten, werthvolle Aufſchlüſſe.

Als Oberregiſſeur unter der Direction des Dr. Schmidt hatte er, da ihm in ſeinem artiſtiſchen Schalten und Walten vollſtändige Freiheit eingeräumt worden, den ſchauſpieleriſchen Leiſtungen der Bühne zu einem derartigen Anſehen verholfen, daß Freund wie Feind die ſtrengſten künſtleriſchen Anforderungen an Repertoire und Darſtellung machten. Begünſtigt durch den Umſtand, daß drei friſche jugendliche Talente von ſeltener Befähigung ſich unter ſeine pädagogiſche Leitung begeben hatten: Bertha Unzelmann, Joſeph Wagner, Heinrich Richter, lag ihm als Vierten im Bunde nichts näher, als die ſchauſpieleriſchen Principien, nach denen er mit deſpotiſcher Strenge herangezogen worden, aufrecht zu erhalten. Er legte den Hauptaccent auf einfach natürliche Darſtellung des Menſchen in ſeiner vollſten Lebensentwicklung, auf ein verſtändnißvolles Eingehen in die Wahrheit der Wirklichkeit. „Ohne eine gewiſſe Einſeitigkeit iſt keine Vollendung möglich." Als Schauſpieler war er, nach ſeinen Worten, berechtigt, zunächſt die darſtellende Kraft ſeines Talents geltend zu machen, ebenſo wie der dramatiſche Dichter in erſter Inſtanz den poetiſchen Werth ſeiner Production betont. Unter dieſen Vorausſetzungen konnte Marr mit den ihm zu Gebote ſtehenden Talenten eine Harmonie des Zuſammenſpiels zu Stande bringen, welches mit Recht als muſtergültig anerkannt wurde und ihn begreiflicher Weiſe öfters verleitete, mit dieſem und jenem dramatiſchen Erzeugniß zu experimentiren, ſobald er nämlich erwarten durfte, ſeinen jungen Talenten ein neues künſtleriſches Relief zu geben.

Ein Glücksfall, wie Marr es nennt, führte 1846 Guſtav Freytag nach Leipzig und ſie wurden mit einander bekannt. Die Leiſtungen der Leipziger Bühne feſſelten den Ankömmling derart, daß er ihm ſeine Valentine übergab, welche er kurz vorher beendet hatte. Geiſtig angeregt durch die warme Theilnahme, welche eine ſo feine Natur, wie die Freitags der Geſammtdarſtellungsweiſe dieſes Theaters ſchenkte, kam er auf den Gedanken, die heterogenſten Aufgaben mit ſeinem ſtyl- und planvoll geordneten Kunſtperſonal zu löſen.

Gutzkows Uriel Acoſta war 1846 erſchienen. Hier waltete, nach Marrs Ausdruck, das Pathos vor; die religiöſen Emancipationsgedanken konnten in kein anderes Gewand gekleidet werden. Nun ſagte ſich Marr Folgendes: Wenn ich dieſer Aufgabe Freytags Valentine gegenüber ſtellen möchte, die als ein excluſives Kunſtwerk erſchien, deren ſchöne Form, geiſtig ariſtokratiſcher Styl, ſowie eine wohlthuende Harmonie der Stimmungen, Gedanken und Empfindungen von den Schauſpielern zur Anſchauung gebracht werden mußten, ſo würde mir alsdann das dritte Moment fehlen, nämlich ein Drama des einfach bürgerlichen Lebens, welches den Zuſchauer feſten Fuß auf dem Boden der Wirklichkeit faſſen ließ und den Menſchen in ſeinem ſchlichten Fühlen und Denken, zugleich aber auch in der tragiſchen Gewalt des Gemüthes offenbart. Mit den Iffland'ſchen Stücken, der Schule für die Menſchendarſtellung, hatten wir bereits trotz der Kleinheit der dramatiſchen Motive die ehrenvollſte Anerkennung gewonnen. Nur eine moderne bürgerliche Tragödie konnte den Ruhm der natürlichen Spielweiſe um Vieles erhöhen. So dachte Marr, und da er zu verſchiedenen Malen über die 1844 erſchienene Maria Magdalena Beurtheilungen geleſen, ſo verſchaffte er ſich jetzt ſelbſt einen Einblick in das Stück, um zu erfahren, ob dieſes bürgerliche Trauerſpiel ſeinem Vorhaben entſprechen könne. Der Eindruck, den er beim Leſen empfing, war ſo überwältigend, daß er über äſthetiſche Bedenken und moraliſche Bedenklichkeiten hinweg ſah, und dies um ſo leichter, als das Schauſpielerperſonal, welches er in's Treffen bringen konnte, zur Verſinnlichung der dichteriſchen Intentionen wie geſchaffen war. Ein ehrgeiziger

Drang, der Erſte zu ſein, der das kühne Wagniß unternahm, Maria Magdalena aufzuführen, ſchnitt ſein anfängliches Zögern ab und ſo kam die Tragödie Hebbels vor Uriel Acoſta und vor Valentine auf die Bretter.

Nicht allein der Director Schmidt war über ſein Vorhaben entſetzt geweſen, es gaben noch anderweitig viele literariſche Blätter ihre äſthetiſche Entrüſtung zu erkennen; vielleicht um ihn einzuſchüchtern, vielleicht — aus andern Gründen! meinte Marr. „Ich verhielt mich ruhig dagegen und felſenfeſt, denn der Schauſpieler in mir hatte nun einmal die Luſt verſpürt, einen Kampf zu beſtehen, der ſchließlich doch die Kunſt der echten Menſchendarſtellung in den Vordergrund drängen ſollte.“ Das Publicum wird über die peinliche Situation hinweg kommen, in welcher man Klara ſchon gleich im erſten Act weiß! ſo beruhigte er den Dr. Schmidt, die Unzelmann bürgt mir dafür, ſie feſſelt durch züchtige Haltung, durch Einfachheit ihres mädchenhaften Weſens, und da die keuſche Geſtaltungskraft ihres Talents, die, von einer edlen Geiſtes- und Gemüthsbildung getragen, ſie ſtets eine reſervirte Grenze einhalten läßt, ſo wird die ſittliche Vorſtellung, ungeachtet aller pſychologiſchen Einwendungen gegen das Motiv des Falles nicht weiter beleidigen. Das urwüchſige und feurige Naturell Joſeph Wagners, das ſich zwar noch wild aufbäumte, aber doch nie künſtleriſch überſchlug, ſchien ihm für den Karl prädeſtinirt. Dem Secretär ward durch das liebenswürdige Liebhabertalent Heinrich Richters ein volles ſympathiſches Intereſſe verliehen, indeß das kleine, aber charakteriſirungsfähige Talent Oscar Guttmanns für den trockenen, aber dramatiſch accentuirten Schuft Leonhard den geeigneten Dolmetſch abgab. Auch für die weiche Natur der Mutter mit dem Keim des Todes in der Bruſt hatte Marr eine gute Schauſpielerin. Er ſelbſt ſtellte den Meiſter Anton, indem er bei der Löſung dieſer Aufgabe an die pietätvollen

Reminiſcenzen der alten Schauſpielerepoche anknüpfte, in welcher die Geltung des bürgerlichen Trauerſpiels die oberſte Stelle einnahm. Als einen unbewußt verſtockt in ſich abgeſchloſſenen Charakter habe er ihn dargeſtellt, in ſtätem Conflict mit ſeinen weichen Gefühlsmomenten lebend, die er durch eine ſtörriſche Rauhheit zu übertünchen ſich bemühe. Je drangvoller das Schickſal der Seinen ſich zu erkennen gebe, deſto plaſtiſcher kehre er den Willen heraus, ſeine Vorſtellungswelt zu beherrſchen und ſchlage einen Ton des eiſernen Trotzes an. Herzenshärtigkeit ſei ihm aber fremd und deshalb zittere in dem Trotzeston eine Zähre des zerknirſchten Schmerzes. So allmählich in eine Selbſtverſunkenheit hineingetrieben, lege er vor ſich ſelbſt das Geſtändniß ab: „Ich verſtehe die Welt nicht mehr!“

„So habe ich Meiſter Anton aufgefaßt und zur Anſchauung gebracht; die Wirkung war in's Mark einſchneidend. Im Verein mit allen Mitwirkenden errangen wir einen Erfolg, der ſo weitreichend war, daß bei den Wiederholungen eine Anzahl literariſcher Notabilitäten von Berlin eintrafen, um Maria Magdalena auf der Leipziger Bühne zu ſehen. In keinem Moment meines Künſtlerlebens habe ich eine ähnliche Befriedigung empfunden, denn es war ein Triumph der Schauſpielkunſt, weil — ich darf es nicht verſchweigen, da Sie mich fragen, wie die Leute das Stück aufgenommen haben.

Die Leute anerkannten überwältigt die große geiſtige Bedeutung des Hebbel'ſchen Werkes, die einfache, blitzende Sprache; die Gewalt und Naturwahrheit der Charaktere überraſchte ſie in imponirender Weiſe: die Handlung ſelbſt aber choquirte, ja aigrirte ſie. Wie der Secretär ſagt: „Darüber kann kein Mann weg!“ ſo meinten die Leute: über Klaras Zuſtand, über das Motiv ihrer Hingebung an Leonhard können wir nicht weg, wenn Bertha Unzelmann nicht die Rolle ſpielte, und das ganze

Stück würde eine Diſſonanz für uns ſein, wenn die Harmonie dieſer Darſtellung uns nicht bezwungen hätte.

Von allen Seiten rief man uns dies entgegen und in den kritiſchen Blättern ward dies bon gré mal gré wiederholt. Aus dieſem Grunde ſagte ich, die Vorführung der Maria Magdalena war ein Triumph für die Schauſpielkunſt."

Die erfolgreiche Darſtellung dieſes Stückes in Leipzig hatte einige andere kleinere Bühnen ermuthigt, es gleichfalls damit zu wagen, und bei der allgemeinen Aufmerkſamkeit, die ſich nun darauf richtete, war es natürlich, daß auch vielſeitige Widerſprüche gegen dasſelbe hervor kamen. Die öffentlich abgegebenen, wie die mündlich umlaufenden-Urtheile über Maria Magdalena bildeten eine ziemlich vollſtändige Scala halbrichtiger, halbverfehlter, gänzlich verkehrter, tendenziöſer, böswilliger, ſtupider Auffaſſung und Ausdeutung. Die unſelige Vorrede zu dem Stücke trieb jetzt reichlich die Dornen des Mißverſtändniſſes hervor, die man, zu einem Kranze geflochten, dem Dichter in's Haupt drückte. Geiſtvoll und energiſch faßte Arnold Ruge das vielbeſtrittene Thema an; in dem Aufſatze: Hebbel's Maria Magdalena, eine Tragödie; Gutzkows Uriel Acoſta, keine Tragödie, den er 1847 in der Leipziger Revue unter dem Pſeudonym D. Sempach veröffentlichte. Klaras Fall, ſagte er, gehe aus ihrem mit dem Vater gemeinſamen Charakterzuge hervor, aus der Abſtraction der Verzweiflung, aus dem wilden Trotz gegen das Schickſal, dem es einerlei ſei, den Kelch der bittern Qual ſogleich bis auf den Grund zu leeren. Denn Klara ſei Geiſt von ſeinem Geiſt, Fleiſch von ſeinem Fleiſch. In der Kraft des Dichters, das gebundene, in ſich gedrungene Individuum anſchaulich zu machen, erblickt Ruge die Macht dieſer Tragödie, die durch jeden Zug, jeden Ausdruck uns in dieſe beſtimmte tragiſche Situation banne, in dieſer eigenthümlichen Atmoſphäre erhalte.

Die Sprache ſei die einfache des Volkes, jedes Bild dieſem Kreiſe entlehnt, alles ſchlicht, ergreifend, nicht Eine Phraſe.

Beinahe gleichzeitig erſchien Friedrich Viſcher's Charakteriſtik Hebbels, welche auf die ſeltenen Vorzüge der Maria Magdalena, aber freilich auch auf die gefährlichen Fußangeln und Fallgruben hinwies, denen Hebbels Talent ausgeſetzt ſei. Der Leſer hat wohl jene Charakteriſtik, die ſchon früher benutzt worden, noch im Andenken. Hebbel freute ſich, daß er „dem ſpröden Viſcher“ Anerkennung abgerungen, und er hätte immerhin den Unglimpf, der ihm begegnete, ſchweigend überſehen dürfen. Leider that er dies nicht. Dann und wann drängte es ihn, ungerechte Beſchuldigungen entkräften, Entſtellungen ſeiner künſtleriſchen Grundſätze durch Explication auslöſchen zu wollen. Das Schlimmſte, was ein Dichter überhaupt in ſolchem Falle unternehmen kann. Eben hatte er in der Europa, welche nach Lewalds Rücktritt Guſtav Kühne redigirte, einige Scenen ſeines Molochs drucken laſſen, als auch bereits falſche Vermuthungen über die Idee und Weiterführung des Werkes laut wurden. Die Allgemeine Zeitung brachte eine boshafte Prognoſe über die dichteriſche Zukunft Hebbels. Da ſchrieb dieſer einen äſthetiſchen Bekenntnißbrief an Kühne, worin er ſich zugleich über ſeine demnächſt erſcheinenden Stücke in Rückſicht auf Plan und Intention ausſprach und dieſen Brief druckte der Redacteur ab, der dazu keine Befugniß hatte. Dies erzeugte von Neuem lärmende Widerrede und ſo debattirte man in der belletriſtiſchen Preſſe über Dramen, welche vom Autor noch nicht einmal vollendet worden waren. Wiederum mußte das böſe Vorwort herhalten, um darzuthun, was Hebbel angeblich wollte wie verſchmähte, was ſein Irrweg und ſeine Verblendung ſei. Das Schlagwort wurde ausgegeben von ſeiner Neigung zur Speculation und zu geſchlechtlichen Problemen. Da ſich überdies die neuen Productionen unſeres Dichters eher als belaſtende denn entlaſtende Zeugniſſe deſſen erweiſen ſollten, was die Kritik ihm vorwarf und was ſie an ſeinen Arbeiten bekämpfte, ſo war die Stellung, die er nun zu ihr einnahm, eine doppelt mißliche. Das Bild, das man ſich aus einzelnen ſeiner Dichtungen und ſeiner theilweiſe geſchraubten Erläuterungen von ſeiner Denkungsart, ſeinem Seelenzuſtande, ſeinem ganzen Ich machte, war das einer grotesken Figur, war ein Mittelding zwiſchen einem Hünen und dem ſinnreichen Junker de la Mancha, das Zwiſchengeſchöpf einer überhitzten Phantaſie und eines rechthaberiſchen Verſtandes, ein Menſch, der an der Großmannsſucht erkrankt iſt und das Prahlerthum des Holofernes mit dem verbiſſenen Trotz des Meiſters Anton in ſeiner Perſönlichkeit vereinigt. Dieſes Zerrbild aber behauptete ſich Jahrzehnte lang als das Porträt Hebbels im Publicum, wie in der Literatur.

Abermals ſind wir an einer merkwürdigen Wegſtelle in der Geſchichte dieſes Menſchenlebens angekommen. Das Alles bin ich nicht! [illegible] nämlich der wirkliche Hebbel, Vieles, was Ihr für einen Ausdruck des Hanges zum Seltſamen und Abſonderlichen haltet, das ſind nur Merkzeichen eines noch gährenden geiſtigen Prozeſſes, Mancherlei, worin Ihr ein Thun oder das Fieber einer unheilbaren Krankheit wahrnehmt, iſt näher beſehen ein Leiden oder der beſchleunigte Puls vorübergehender Kriſis. Seine nicht bekannt gewordenen Geſtändniſſe und Selbſtgeſpräche, ſowie ſeine dem Tagebuche aus dieſer Epoche anvertrauten Urtheile werden uns als Beweismittel dienen.

Die Ausrufungen, welche ihm die Lectüre einer in den Grenzboten enthaltenen Abhandlung entpreßte, ſind vor Allem lehrreich. Der anonyme Kritiker (Julian Schmidt), bekannte zunächſt, daß ihn die urſprüngliche Kraft, die grandioſe Naturwahrheit dieſes Dichters im Tiefſten ergriffen habe, eines Dichters, welcher den entnervenden Reflexionen eines blaſirten Zeitalters einmal wieder das Bild ganzer Menſchen entgegenhalte. Da aber die Bedeutung Hebbels, ſeine groß gedachte Charakteriſtik im Gegenſatze zu den markloſen Phantaſiegeſtalten ſeiner meiſten Nebenbuhler hinreichend gewürdigt ſei, ſo dürfe er, der Kritiker, es jetzt vor ſeinem Gewiſſen verantworten, den Dichter vor dem Abwege, den er betreten, zu warnen. Die Probleme, die er ſich ſtelle, wären jene anonymen, individuellen Krankheitsgeſchichten, die nicht dem hiſtoriſchen Gebiet, ſondern dem pathologiſchen angehören. Das an ihm Große und Anerkennenswerthe wäre freilich dieſes, daß er ſich nicht auf halbe Weſen einlaſſe, ſondern daß er ganze Charaktere concipire, welche in Einer Leidenſchaft, Einer Gemüthsrichtung aufgehen, wenn dieſe auch Wahnſinn ſei. Aber daß ſie in der Regel bei Hebbel Wahnſinn oder wenigſtens Krankheit ſei, das entreiße ihm wieder den Kranz der echten Poeſie. Nachdem Schmidt an Klinger und Grabbe gemahnt und den „Sprüngen“ gefolgt iſt, in welchen Hebbel ſeinen Holofernes, ſeinen Golo u. A. entwickelt habe, fragt er: ob dies nicht Rauſch ſtatt Natur ſei. Er meint freilich, geſtehen zu müſſen, alle dieſe Verirrungen trügen das Gepräge eines großen Talents und die dämoniſche Glut des Haſſes werde uns mit ebenſo viel ſinnlicher Wahrheit vor die Seele gebracht, wie das ſchmeichelnde Geflüſter der Liebe. Außer Leſſing und Kleiſt kenne er keinen deutſchen Dramatiker, deſſen Zeichnung ſo ſcharf und beſtimmt ausgeführt, mit ſolcher unerbittlichen Härte feſtgehalten wäre. Hebbel habe ſogar gegen jene Beiden den Vorzug voraus, daß ſeine Dichtungen auch den muſikaliſchen Reiz nicht entbehren, den poetiſchen Duft, der jene harten Formen dem Gemüthe näher bringe. Die Abſchiedsſcene zwiſchen Siegfried und Genoveva ſei eines der anmuthigſten Bilder, welche die deutſche Poeſie hervorgebracht, Meiſter Anton eine der kühnſten Conceptionen, die überhaupt ein Poet gewagt. Aber überall ſtehe er an dem ſchmalen Rande, welcher genialen Geiſt vom Unſinn ſcheidet, ſein Tritt ſei nicht ſicher genug, wir ſchweben beſtändig in der Furcht, er werde hinübergleiten. Hebbel müſſe, wenn er ſo fortfahre, wahnſinnig werden. — Unſer Dichter replicirte dagegen, für ſich ſelbſt, Nachſtehendes: „. . Seltſame Manier mit einem lebendigen Menſchen umzugehen! Alſo nur darum ein Nabucadnezar der Literatur, um mit der Zeit auf allen Vieren zu kriechen und Gras zu freſſen? Nein, da weiß ich's beſſer. Das wird nie geſchehen, nie, ich fühle etwas wie von einem ehernen Reif im Kopf und habe in Todkrankheiten ſchon die Erfahrung gemacht, daß ſelbſt die wildeſten Fieberphantaſien das Bewußtſein in mir nicht überwuchern konnten, daß ich, wenn ich ſie auch nicht ganz zu erſticken vermochte, ſie doch innerlich beſpöttelte und verlachte. Im Uebrigen iſt ein ſolches Urtheil nicht ohne allen Grund, indem es doch auf einiger Einſicht in den ſchöpferiſchen Proceß des dichteriſchen Geiſtes beruht und es nur darin verſieht, daß es die befreiende Kraft des Darſtellungsvermögens, die doch im ſubjectiven wie im objectiven Sinn damit verbunden iſt, nicht in Anſchlag bringt . .“

Die meiſten Menſchen, heißt es an einer anderen Stelle in ſeinen Selbſtbekenntniſſen, frügen ſich ſtets nur: Was bedeutet mein Ich in meinem Kreiſe? Daher ihre Zuverſicht, ihr Stolz, ihr Hochmuth; man müſſe ſich aber fragen: was bedeutet dein Kreis im größeren und was bedeutet der größere wiederum im größten? — Wüßte ich nicht ſo ſchrecklich genau, was die Dichtkunſt an ſich iſt, ich würde als Dichter viel weiter kommen! Unſtreitig aber gebe es Geiſter, welche die Erkenntniß mit ihm und die Spannkraft mit jenen Geringeren theilen. „Dieſe ſind die vornehmſten und leiſten das Höchſte.“ Auch darin, daß er zu lange in der bloßen Freude des erhöhten Daſeins mit ſeinen Gedanken ſpiele, will er einen Grund gefunden haben, warum er ſo weit hinter Anderen zurückbleibe, was die Wirkung auf die Menge anbelangt. Denn die Menge verlange nicht Tiefe, ſondern Breite, und bei jenem Spielen ſtreifen ſeine Gedanken alle die bunten Hülſen ab, durch die ſie ſich bei ihr einſchmeicheln könnten und werden zu ernſt und zu ſtreng. Ebenſo unbefangen beobachtete er den Fehler allzu conſequenter Durchführung ſeiner Ideen im Drama. Er müſſe ſich hüten, ſagte er, ſie derart zu betonen, wie bisher. Gewiß irre er ſich nicht im Hauptpunkt, daß nämlich jedes Drama ein feſtes, unverrückbares Fundament haben müſſe. „Muß es darum aber auch jeder Charakter haben? und jede Leidenſchaft, die in einem Charakter entſteht?“ — Dennoch könne er ſich nicht ohne Ekel auf bloße Relativitäten einlaſſen. Das Nothwendige bringen, aber in der Form des Zufälligen, dies ſei das ganze Geheimniß der dramatiſchen Kunſt.

Da iſt, wie man ſieht, nichts Wunderliches, Hypergeniales und Ueberwürztes, nichts krankhaft Verdächtiges, Apartes und Excentriſches wahrnehmbar. Aber Naturell und Geiſt, Idee und Ausführung, Formkraft und Geſchmack wichen in ſeinen Dichtungen einander öfters dergeſtalt aus, daß ſeine Poeſie mitunter dort wehe that, wo ſie imponirte, daß ſie zuweilen verletzte, indem ſie hinriß, in Bande ſchlug, wo ſie zu erlöſen glaubte. Dieſe Gegenbewegungen im Eindrucke ſeiner Dichtung war die Urſache, daß man dem Lobe derſelben gerne zehn „Aber“ anhängte, daß der flache Doctrinär die Einzelgebrechen der künſtleriſchen Organiſation zu dem Vorbedacht einer eigenwilligen Methode ſtempelte, und das unehrliche und gedankenloſe Recenſententhum aus ihnen die Berechtigung herholte, über den Autor der Maria Magdalena wie über den letzten Pfuſcher herzufallen.

Am wohlfeilſten war es bei ſo bewandten Umſtänden, Hebbels Wahl geſchlechtlicher Themen ſchlechthin als Vorliebe auszugeben und ſeine ſpeculativen Anwandlungen in der Dichtung mit der Phraſe Reflexionspoeſie abzuthun. Ueber Beides iſt jetzt ein Wort vonnöthen, weil ſeine Productionen im Publicum nunmehr um dieſer zwei Punkte willen einen ſehr fragwürdigen Geſichtsausdruck angenommen hatten. Ich werde mit dem Wie ſeiner Darſtellung geſchlechtlicher Themen beginnen, weil ich in dieſem Falle leichter zu dem Warum ihrer Wahl gelangen kann.

Die drei einſtweilen vorliegenden Dramen Hebbels bewegen ſich ein jedes in der ſexuellen Sphäre, aber nicht mit einander gleichen Wirkungen. In der Judith allein wird der volle Umſchlag des Themas hörbar, wogegen in der Genoveva die Sinnlichkeit Golos, welche ihm eine vermählte Heilige einflößt, den Grundbaß der Handlung bildet, und in der Maria Magdalena das häßliche Motiv ihres Falls durch die Seelenſtimmung Klaras wie eine Diſſonanz geht, an deren Auflöſung die tragiſche Entwicklung des Dramas arbeitet. In der Judith erſchreckt uns das gelüftete Naturgeheimniß, um welches die heroiſch-pſychologiſche Handlung herumſpielt, wie wenn ein heftiger Streit nahe einer ungedeckten Ciſterne ausgetragen wird; in der Genoveva ſtachelt das trübe Myſterium unſere Einbildungskraft auf, aber Golos eigenes Leiden, wie das des gefolterten Weibes laſſen einen unkünſtleriſchen Reiz in uns nicht aufkommen; in der Maria Magdalena beleidigt uns das entblößte geſchlechtliche Motiv, aber denn doch nur inſolange, als die emporſteigenden Schickſalsmächte noch nicht energiſch auf uns eingedrungen ſind. Behagen an der Berührung des Verfänglichen kennt der Dichter nicht, geſchweige daß er Wohlgefallen oder gar Luſt daran verriethe. Wenn er nun nichtsdeſtoweniger in jedem der drei Stücke auch dem geſunden, furchtloſen Gefühl etwas Verletzendes zufügt, ſo müſſen wir den Grund anderswo ſuchen. Zuvörderſt in ſeinem obſervirenden, die Schönheitsforderungen abweiſenden Ernſt; alsdann auch in dem Umſtande, daß die der dramatiſchen Kunſtform eigenthümliche Gegenwärtigkeit des Geſchehenden jeden peinlichen Eindruck verſchärft und die Scheu vor Allem, was verhüllt bleiben ſoll, erhöht. Das Weib, von dem in einem altdeutſchen Gedicht erzählt wird, daß es ſich, um den ſcheidenden Geliebten gegen Anfechtungen zu feien, gewandlos ihm gezeigt hat, dieſes Weib iſt in unſerer Vorſtellung längſt wieder angekleidet oder möglicher Weiſe ſchon geſtorben oder am Ende niemals in der Welt geweſen. Das Mädchen jedoch, die hinter dem Drama ihre wilde Hochzeit gefeiert hat, lebt, athmet, lächelt und weint mit uns, wir ſehen ihr fortwährend in die Augen.

Zudem kommt bei Hebbel noch dieſes: Wie ſein Ernſt nicht geſprächig, ſondern wortkarg iſt, ſo iſt auch die Leidenſchaft, die er darſtellt, durch Selbſtcontrole ſeiner Perſonen gebrochen. Könnte ſein Ernſt auf Augenblicke überreden, wir würden ihm alsdann ſein Wegheben des Flors von Naturgeheimniſſen vielleicht früher verziehen haben, als wir die künſtleriſche Nothwendigkeit oder doch die künſtleriſchen Zwecke dieſer Entſchleierung einſehen. Und wenn die Leidenſchaft ſeiner Menſchen mehr inſtinctiv wäre, ſo würden wir ſie für Alles, was ſie begeht, nicht ſo ſehr verantwortlich machen. Etwas mehr Weichheit, etwas mehr Geſchmack: und Hebbels Kühnheiten, ja Uebergriffe, wie Fehlgriffe hätten anders gewirkt. Daß der ſinnliche Trieb ſich zur dichteriſchen Darſtellung eignen, daß er in ſeiner Naturheiligkeit dargeſtellt uns entzücken kann, dies hat Homer mit der Nauſikaa, Goethe mit der Mignon bewieſen, wo er ihren nächtlichen Beſuch bei Wilhelm ſchildert. Aber das frohgemuthe, heiter ernſte Heidenthum gehörte dazu: mit der düſtern Anſchauung der chriſtlichen Sittlichkeit verwoben, von unſerem Sündenbegriff angehaucht, wird die rückſichtsloſe Darſtellung des Trieblebens in dem Maße an künſtleriſcher Sittſamkeit einbüßen, als ſie an ethiſcher Nachdrücklichkeit dadurch gewinnen mag. Dieſes Heidenthum ſchlägt ſelbſt noch in die

Wahlverwandtſchaften klärend hinein, wo doch Goethe wahrlich das Aeußerſte an geſchlechtlich verwegener Schilderung gewagt hat. Von Nauſikaa zu Mignon iſt freilich ein weiter Weg: aber noch viel weiter iſt der von Mignon zu Judith. Die hier möglichen Hinweiſungen des Leſers auf die epiſche Beſchaffenheit der Scenen Homers und Goethes will ich zum Schaden meines Dichters durch den Fingerzeig auf die Dramen zwei anderer Dichter kreuzen, um ihm alsdann vollkommen gerecht zu werden. Grillparzer ſchildert in ſeinem Liebesdrama beinahe während eines ganzen Acts die übernächtige, ſchlafſüchtige Hero. Was aber wäre dieſe Müdigkeit und dieſe Schlafſucht, wenn nicht die Wirkung der Wonnen der Nacht und der Ausdruck verſchmachtender Sehnſucht nach ihrer Wiederkehr!? Gleichwohl verletzt uns dieſe Sinnlichkeit bei Grillparzer nicht. Heinrich von Kleiſt hinwiederum ſchildert in ſeiner Pentheſilea die in Grauſamkeit ſich umſetzende Begierde; Hunde hetzt ſie in ihrer Liebesraſerei auf Achilles, mit Sichelwagen will ſie ſeine üppigen Glieder abmähen, dieſe beſinnungsloſe Amazone, welche nach Georg Brandes' bezeichnenden Gleichniß, ſo liebt, wie eine dem Bacchantenzug entſprungene Tigerin. Dennoch verletzt uns Kleiſts Sinnlichkeit eben ſo wenig. Wenn aber Hebbels Judith, an allen Fibern noch zitternd, den wider ihren Willen und zu ihrem Entſetzen in ihr entfachten Sinnenſturm, uns ausmalt, dann beſchleicht uns trotz der meiſterhaften Darſtellung dieſes Zuſtandes ein ſeltſames Fröſteln. Woher rühren nun dieſe Unterſchiede der Eindrücke? Offenbar daher, daß der Pſycholog zu dem Künſtler im unrechten Augenblick ſich geſellt hat. In Grillparzers Hero kommt die leidenſchaftlichſchweigſame Sinnlichkeit als ein wehrloſes Erleiden, in Kleiſts Pentheſilea die gewaltig dahin fluthende Sinnlichkeit als eine bis zur Vernichtung des geliebten Gegenſtandes geſteigerte Wildheit zur Anſchauung. Macht das Fieber die Eine ſtumm und dem verzehrenden Feuer ohnmächtig hingegeben, ſo legt es der Andern, indem es ihre letzten Kräfte anbläſt, die Laute des Wahnſinns auf die Lippen. Hebbel hingegen ſtößt das Delirium der Sinnlichkeit, das Traumleben der Leidenſchaft plötzlich, mit einem Ruck, in das Bewußtſein hinüber, das Fieber der Judith fängt zu ſprechen an: mit der Aufgeweckten aber wachen auch wir auf und in die wenngleich heißen Worte der Sprechenden miſchen wir unſere beſonnene Rede. Wir werden daher ſagen müſſen: der Mangel an ſüßen Accorden in Hebbels Darſtellung des Geſchlechtlichen, der ſchauerliche, erbarmungsloſe Ernſt in ſeiner Behandlung des ſeeliſch Nackten hat neben einzelnen Geſchmackloſigkeiten die bald einſchüchternde, bald abwehrende Wirkung ſeiner erſten Tragödien verſchuldet. Wir wollen aber nun auch hinzuſetzen: der männliche Dichter, der Tragiker, dem das Furchtbare und Erſchütternde, wovon Grillparzer ſo viel wie nichts, Kleiſt als Dramatiker, nur wenig hat, im brennenden Detail aufgeht, iſt in ſeiner Auffaſſung des Geſchlechtlichen ebenſo deutlich erkennbar, wie die Schlaffheit und Denkfaulheit der Kritik und des Publicums offenbar wird in den Anklagen gegen ihn, welche alle Bedenklichkeiten ſeiner Poeſie über einen und denſelben Kamm ſchor. Das Publicum der damaligen politiſch wie äſthetiſch charakterloſen Epoche vertrug den ſexuellen Ernſt ſchlechterdings nicht, weil die Decenz nicht ihre ruchloſe Toilette dabei machen konnte, weil die erwünſchten Aufenthalte und Lauſcherkünſte der Begierde fehlten, die Zwiſchenvorhänge und die Pauſen, in denen die lascive Vorſtellung weiterführen will, was eine discrete Schlüpfrigkeit liſtiger Weiſe ſchuldig geblieben iſt. Nur der neueren Zeit, ſagte der kernhafte Maler Joſeph Koch, war die Ehre vorbehalten, zwiſchen der Verſchämtheit und der Geilheit eine Allianz zu ſchließen, allwo die Moral die Mittlerin ſein muß.

Die Urſachen, warum Hebbel bisher aus dem ſexuellen Gebiete poetiſche Vorwürfe und Motive ſich geholt hat, ſind nicht ſo verſteckt, wie man gewöhnlich meint. Welch eine Bedeutung in dieſem Betracht der ſchon im dritten Buch erörterte Contraſt gewaltigen Lebensgefühls unſeres Dichters zu den frühzeitig erfahrenen Demüthigungen und den fortgeſetzt ihm auferlegten Entbehrungen anſpricht, dies zu erklären bedürfen wir nicht vieler Worte. Die Phantaſie des Darbenden ſpiegelte ſich gerne die Genüſſe der Erde vor; den köſtlichſten Trank jedoch am Gaſtmahle des Lebens kredenzt die Liebe. Nun war aber Hebbel zugleich ein idealer Menſch; ſeine Begierden darzuſtellen fühlte er ſich nicht angetrieben, die Poeſie mit wollüſtigen Träumen zu erfüllen, wie Wilhelm Heinſe, dies hätte ihn niemals locken können. Die keuſch-innigen Lieder, die der gereifte Jüngling in Ditmarſchen gedichtet, klangen ungeſchwächt in ihm nach, ſind überhaupt nicht in ſeinem Gemüthe verklungen. Wohl aber beſchäftigte das Naturräthſel der Liebe ſeine Phantaſie wie ſein Denken, und vermöge des Dranges, überall den letzten Gründen nachzuſpüren, verweilt er halb neugierig, halb trübſinnig bei den pſycho-phyſiſchen Wurzeln dieſer Leidenſchaft. Im Sympoſion Platons verlangt Pauſanias, daß man zwei Eroten, den himmliſchen und den gemeinen unterſcheide, wie es eine himmliſche und eine gemeine Aphrodite gebe. Hebbel ging gleichſam hinter die zwei Eroten forſchend zurück, an den nach der urſprünglichen Mythe der Alten das Chaos ſondernden, die zeugende Naturkraft verſinnlichenden kosmogoniſchen Eros heran. Die neufranzöſiſchen und die jungdeutſchen Gemälde der Liebe, die ſie begleitenden Verhandlungen über das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib hatten die große Paſſion zu einer Tagesfrage hingelenkt und geſtempelt. Dies Alles zuſammen genommen macht es uns vollkommen begreiflich, daß gerade das geſchlechtliche Thema in den

Mittelpunkt ſeiner poetiſchen Welt trat. Die veränderten Geſichtspunkte aber übten ihren Einfluß auf die Darſtellung der Liebe aus, die geiſtig bewegte Debatte verpflanzte ſich auf die Bildfläche derſelben: wie denn die Geſinnungen und ſittlichen Ueberzeugungen jedweden Zeitalters ſich am ſchärfſten in dem Stylcharakter ausprägen, den die Darſtellung der Liebe annimmt. Die Haupttöne waren, ungeachtet ihrer unverwüſtlichen Kraft, auf eine Weile verbraucht, die Taſten des dramatiſchen Inſtruments abgegriffen, theilweiſe taub. Wie auch nicht! Die beſeligenden und die ſchmerzbringenden Wirkungen der Liebe hatten die großen Dichter früherer Epochen elementariſch einfach geſchildert, namentlich hatte ſie als künſtleriſchen Vorwurf Shakſpeare den Dichtern ſpäterer Jahrhunderte vorweg genommen. Ihre Abtönung zum ſentimental Umſtrickenden, ſanft Erſchütternden, ſeeliſch Innigen, war durch Goethe unübertrefflich wiedergegeben, ja bereits der kühne Schritt von ihm gethan, ihr naturgeſchichtliches Walten nach dem Geſetz chemiſcher Bindungen und Löſungen anſchaulich zu machen. Von den problematiſchen und den effectſuchenden Poeten aber war ſie in allen erdenklichen Lagen und Beleuchtungen, Spielarten und Miſchungsformen gezeichnet, durchgetändelt und entehrt worden. Nunmehr brach die Periode der phyſiologiſchen Auffaſſung der Liebe an. Hebbels Darſtellung der Liebe entzündete ſich an dem philoſophiſchen Funken, der überall augenblicklich hervorſprang, wo ſich ihm ein Phänomen des Lebens in ſeiner Räthſelhaftigkeit aufthat. Da wären wir denn bei ſeinem metaphyſiſchen Bedürfniß angekommen, das wir ſchon ſeit der Münchener Zeit her als ein heftiges kennen, das bereits, wie wir uns entſinnen, in dem Knaben aufdämmerte, der die Vorſtellung des Nichts als eine der Qualen ſeiner Jugend empfand.

Die Poeſie ſoll ſich vor der Speculation hüten, meinte er, aber nicht der Poet! Wir werden die Richtigkeit dieſes Ausſpruches nicht beſtreiten, wenn auch ſeine eigene Poeſie die ihr vorgehaltene Warnung nicht durchweg befolgt hat. In der an einem andern Orte verſuchten Nachweiſung der Verwandtſchaft zwiſchen Hebbel, Hölderlin und Kleiſt ſprach ich von metaphyſiſch umſchleierten Dichtern, die mit den Reflexionsdichtern nicht Eins ſeien. Ich habe demnach nur Weniges hier noch beizubringen. Das Verlangen nach Einſicht in den Zuſammenhang der Welt deckt ſich nicht mit dem Begehren, das die Frage nach der Grundurſache ihres Ganges, ihrer Exiſtenz offenbart. Je empfindlicher die menſchliche Natur iſt, deſto ſtärker wird dieſes Begehren ſich melden, vor Allem im Dichter, den, wie Goethe ſagt, das Gefühl der Zuſtände macht und die Kraft, ſie darzuſtellen: der Zuſtand der Hilfloſigkeit dem Unwißbaren gegenüber nimmt darum in ihm die Form des Leidens an, das ſich zu einem ſchweren ſteigert, wenn er zu jenen Dichtern zählt, in denen das Gefühl der Zuſtände über die Kraft, ſie darzuſtellen, hinaus fluthet. Der Dichter, ja der philoſophiſch bewegte Menſch überhaupt, braucht nicht das Geringſte vom Dilemma, von Kettengliedern, von Syntheſe u. dgl. zu verſtehen, nichts von Pythagoras, Ariſtoteles, Hume gehört zu haben, um das philoſophiſche, das metaphyſiſche Bedürfniß lebhaft, leidenſchaftlich empfinden zu können. Denn die über unſer Daſein verbreitete Dunkelheit führt, nach Schoppenhauers Worten, das Bedürfniß der Philoſophie herbei, deren ſich philoſophiſche Geiſter in einzelnen Augenblicken mit einer ſolchen Lebhaftigkeit bewußt würden, daß ſie den Andern als beinahe wahnſinnig erſcheinen könnten. Jene Dunkelheit ſei eben keine relative, ſondern eine abſolute und urſprüngliche und daraus erklärlich, daß das innere Weſen der Welt nicht Erkenntniß ſei, ſondern ein Erkenntnißloſes. Darum ſei jene Finſterniß nicht ein zufällig beſchatteter Fleck mitten in der Region des Lichtes, ſondern die Erkenntniß ſei ein Licht mitten in der grenzenloſen urſprünglichen Finſterniß, in welche ſie ſich verliere. Je größer das Licht alſo, deſto fühlbarer werde dieſe Finſterniß, weil es an deſto mehr Punkten die Grenzen der Finſterniß berühre: will ſagen, je intelligenter der Menſch, deſto mehr empfinde er, welche Dunkelheit ihn umfange und werde eben dadurch philoſophiſch angeregt. Die wiſſenſchaftliche Einſicht bezieht ſich auf die Welt, wie ſie uns erſcheint, nicht auf die Welt, als was ſie iſt, da dieſes Sein etwas Unergründliches hat. Iſt nun auch die echte Philoſophie, welche mit der Vorausſetzung dieſer Unergründlichkeit und aus dem Gefühl der unerhellbaren Dunkelheit heraus beginnt, inſoferne eine fruchtloſe Beſchäftigung, ſo erfährt doch der ſie Betreibende gerade auf dieſem Wege Vieles, was er auf keinem anderen jemals erfahren wird. Es iſt ſo zu ſagen ein Jägergang in die Bärenhöhle: die Alte iſt auswärts, und träfe man ſie, ſo müßte man zu Grunde gehen. Aber die Jungen kann man vielleicht ausnehmen. In letzter Hinſicht iſt ſelbſt die künſtleriſche Entzückung nichts Anderes, als die momentane Glücksſtimmung des Wanderers auf dem Flüchtlingspfade aus der wirklichen Welt in die Welt der Urbilder. Wenn die wirkliche Welt den Schleier abgeſtreift hätte, der das Gewebe unſerer eigenen Vorſtellung iſt, ſo würde es eine Kunſt zumal nicht geben: man müßte denn den Kunſttrieb des Menſchengeſchlechts und den Nachahmungstrieb, der allerdings den erſtgenannten anfänglich vertritt, für ein und daſſelbe halten. Was biſt du Welt! fragt in der Tiefe der Kunſt unaufhörlich eine Stimme. Und wie das Kind die Nähte der Puppe auftrennt, das Werg herausnimmt und beſieht und ſich erſt bei dem Brettchen, worum es einen Lappen gewunden hat, ſpielſelig beruhigt, ſo dringt die Kunſt bis zu den einfachſten Sinnbildern der Welt in edler Ungeduld vor. Wie aber der Kranz dann erſt ſchön wird, wenn die planvoll gruppirten Blumen zufällig zuſammengeweht uns vorkommen, wenn die Sorgfalt ihrer Auswahl ſich in der Anmuth der Unordnung verliert, ſo erquickt uns das Kunſtgebilde erſt dann, wenn jene Frage: was biſt du, Welt? den leiſeſten Ton anſtimmt und von den hellklingenden Antworten hundert- und tauſendfältig übertäubt wird: Ich bin das Haideröslein, das gebrochen ward und doch nie verwelkt! ich bin der erſchlagene Hector, der niemals altert! ich bin Julias Brautnacht, deren Abendſtern nie erliſcht! In Hebbels erſten dramatiſchen Dichtungen jedoch wird jene Frage allzu laut und jede künſtleriſche Antwort darauf ſcheint zu verrathen, daß ſie die metaphyſiſche Frage kennt.

Sollte dies nun die Phyſiognomie, wie der Eindruck der Reflexionspoeſie ſein? Ich denke, das iſt es nicht. Der Reflexionspoet borgt von der Bildlichkeit ein paar Zeichen und Farben, um ſeine Gedanken zu illuſtriren, er überträgt die Steigerungen und Abkürzungen der Phantaſie, die ihm den Dienſt verſagt, auf das Arbeitsfeld des Verſtandes, welcher, je nach der Begabung des Operirenden, ſeine Rolle gut oder kläglich ſpielt, aber allzeit eine Rolle. Der Reflexionspoet beſpricht die Erſcheinungen, die ihn anſprechen ſollten, ſo daß er ſich ſtets als ihnen überlegen erweiſt, wie wenn er ſich großmüthig damit befaſſen würde, was wir den ſchönen Schein nennen. Ihm iſt alſo Stoff, was dem Dichter Gehalt iſt, ein Behelf, was dieſem Zweck und Ziel bedeutet; und wenn der Künſtlergeiſt jubelt, wo alles Gedankenartige zum Körperlichen aufblüht, ſo glaubt der Reflexionspoet, er habe dann ſein Beſtes geleiſtet, wenn er ſein oratoriſches Mauſoleum über dem Grabe der Sinnlichkeit maleriſch aufrichtet. Gelehrig, nicht erfinderiſch, ein Aufpaſſer, kein innerlich Lauſchender, colorirt der Reflexionspoet, wo er zeichnen, taucht er ſich in Gleichniſſe, wo er einfach beredt ſein müßte, und umgekehrt;

wähnt er ſich urſprünglich, indem er der vollſtändigen Trivialität verfällt, glaubt er Naturlaute zu bringen, wenn er in Interjectionen umher taumelt. Daß ein Gedicht wie das Ideal und das Leben oder wie ein Lehrgeſang des Lucrez mehr reine Poeſie athmet, als die geſammte, den Kehrreim und das kurze Metrum cultivirende Lyrik der dümmlich Unmittelbaren, davon weiß er ſelbſt ungefähr ſo viel, wie die Maſſe des Publicums.

Haben wir nun ſolcher Weiſe im Reflexionspoeten lauter dichteriſche Mängel und künſtleriſche Unvollkommenheiten als das ihn Bezeichnende und Erklärende wahrgenommen, ſo charakteriſiren Hebbel und Seinesgleichen, in Rückſicht auf die Trübung des poetiſchen Gebildes durch Metaphyſik, geiſtige Vorzüge, welche nur durch den Uebertritt auf ein ihnen verwehrtes Gebiet eine nachtheilige Wirkung ausüben. Denn wo der Tiefſinn zu ſtark wuchert, und das Gefühl der Urbilder der Dinge überwiegt, dort wird der leichte Sinn der Kunſt eingeſchüchtert und der Thau verſchüttet, welcher dem Einzelbilde ſeine duftige Friſche verleiht. Nichtsdeſtoweniger werden wir zugeben, daß in dieſem Falle eine Kraft die andere ſchwächt, wogegen die Reflexionspoeſie auf der Verbindung zweier ſtauen Potenzen beruht. Hebbel empfängt von der philoſophiſchen Anſchauung dann und wann Lichter und Farben, die ſeine künſtleriſche Sinnlichkeit umfloren, ſeine Phantaſie hat von Haus aus den metaphyſiſchen Blick, aber es iſt nicht der erhitzte Verſtand, der bei ihm an ihre Stelle trat, und wo einmal in ſeiner Poeſie alle Beziehungen des lebensvoll Geſtalteten zum Denken erloſchen ſind, da bricht auch er überglücklich, ja wie erlöſt, in den Jubel des Künſtlers aus.

Die während der jüngſten Zeit entſtandenen Dramen Hebbels gaben ihm zu ſolchem Jubel keinen Anlaß: weder das einactige Trauerſpiel in Sicilien, das er 1846 gedichtet, noch das dreiactige Tauerſpiel: Julia, welches 1847 vollendet wurde. In ihm ſelber ſah es längſt nicht mehr ſo unfreundlich, ſo düſter aus, wie dieſe beiden Stücke zu verſichern ſcheinen, ſein kunſtleriſches Vermögen war von vornherein ungleich reiner und im Verlaufe ſeiner Entwicklung zu viel edleren Gebilden herangereift, als dieſe zwei Stücke bezeugen wollten. Sie ſtellen eben das Ergebniß des geiſtigen Druckes und der materiellen Noth vor, die in Paris und in Italien auf ihm gelaſtet und wovon er oft genug ſchmerzlich geſagt hatte, daß ſie ausdörrend, ertödtend auf ihn wirken. Die erſte Friſche der Jugend, welche ſeine früheren Productionen gleichſam für Freiheit, Sonne und Glück entſchädigt hatte, war verbraucht und ſo kamen denn die neuen freudlos und frierend heran, Geſchöpfe ſeines Unglucks ſowohl, als auch ſeiner künſtleriſchen Verirrungen. Das Problematiſche, Ideenhafte, in deſſen Pflege er durch Bamberg beſtärkt worden, begnügte ſich nun nicht mehr mit einem äſthetiſchen Glaubensbekenntniß, das er in der unſeligen Vorrede zur Maria Magdalena niedergelegt hatte, es wurde productionsluſtig, es breitete ſich jetzt in ſeinen Dramen aus. Das Bildliche, Lebendige, menſchlich Ergreifende zog ſich hinter die Abſicht, die ihm vorſchwebte, den Zweck, den er erreichen, die Idee, welche das Kunſtwerk ausdrücken wollte, mit einer Demuth zurück, als ob den Abſichten, Zwecken und Ideen wirklich der Vorrang gebühren würde; ja, das Häßliche, ehemals nur als Element in ſeiner Poeſie auftretend, maßte ſich plötzlich den dominirenden Platz in derſelben an. Nicht das Trauerſpiel in Sicilien, wozu er die Anregung in Neapel empfangen, und nicht die Julia, die er in Rom begonnen und von der er gewünſcht hatte, ſie in Sorrent dichten zu können, wiſſen irgend etwas Erhebendes, Befreiendes, Schönheitsvolles aus Italien zu erzählen. Umſonſt ſuchen wir in ihnen die Denk- und Merkzeichen dieſes Landes, das tiefe Colorit und die heiter ernſten Hintergründe ſeiner Natur und Sitte. Keine Pinie hebt ihren Schirm an dem tragiſchen Wege empor, den ſeine italieniſchen Dramen einſchlagen, und das Blau jenes Himmels, das ihn ſo ſehr entzückte, wird dort nirgendwo ſichtbar. Unſerer Phantaſie bleiben die Fledermäuſe eingeprägt, welche die Waldſtelle umſchwirren, wo das ſicilianiſche Trauerſpiel ſich ereignet, und vor unſerem innern Auge beugen ſich Schierling und Bilſenkraut hin und her, über welche der Graf Bertram in der Julia bemerkt, ſie ſchößen in ſeiner deutſchen Heimath ſo hoch auf, daß man ſich darunter niederlaſſen und träumen könne. — Hebbels Unſtern wollte überdies, daß dieſe ſein wahres Dichterantlitz entſtellenden Dramen viele Jahre hindurch ungedruckt im Kaſten ruhten und alsdann mit geſpreizten oder polemiſchen Vorreden verſehen, und im Verein mit einem froſtigen Märchenluſtſpiel dem deutſchen Publicum als die eben gepflückten Früchte ſeines Talents dargereicht wurden. Es drängte ſich alſo das trübſinnige, gequälte und in ſeinem Trübſinn, ſeiner Gequältheit herausfordernde Geſicht Hebbels bis tief in die Fünfziger Jahre hinein. Was wollt Ihr von uns? riefen nun ſeine Gegner, und nicht nur die Gegner allein, ſo ſieht der Dichter aus, den Ihr uns als einen bedeutenden Dramatiker aufzureden ſucht! bei dem Ihr uns Vorwürfe macht, daß wir unbillig oder gar ungerecht gegen ihn verfahren!

Auf den nachſtehenden Vorfall, der ſich während ſeines Aufenthalts in Neapel zu Palermo ereignet hatte und den Hebbel im Café di Europa aus dem Munde eines ſicilianiſchen Kaufmannes vernahm, iſt das Trauerſpiel in Sicilien gebaut. Ein Mädchen flieht aus dem Hauſe ihres Vaters, um ſich durch einen ſchon gewonnenen Geiſtlichen mit ihrem Geliebten verbinden zu laſſen und ſo einer Zwangsehe zu entgehen. Sie erſcheint zu früh auf dem für die Zuſammenkunft beſtimmten Platz und fällt zwei Gensdarmen in die Hände, die ihr erſt den mitgenommenen Schmuck rauben und ſie dann ermorden. Als der Geliebte nun kommt, werfen ſie ſich über ihn her, beſtreichen ihn mit Blut, ſchleppen ihn vor den Podeſtà und klagen ihn der Mordthat an. Natürlicher Weiſe finden ſie Glauben und was am Beweiſe fehlt, das erſetzt ihr Schwur. Aber ein Bauer, der ſich vor ihnen mit geſtohlenen Früchten auf einen Baum geflüchtet und Alles mit angeſehen hat, iſt ihnen gefolgt und entlarvt ſie. Hebbel fand, wie er ſich ausdrückt, dieſen Vorfall ſo ſymboliſch, indem er die ſittlichen Zuſtände des Volkes grauenhaft wiederſpiegelte, daß ihm derſelbe ſofort mit allen handelnden und leidenden Perſonen zum Bilde zuſammenrann. An dem Orte aber, wo er ihn hörte, in dem glänzenden Café am Toledo, in welches die hungerbleichen Geſichter der Beſitzloſen gierig und neidiſch hinein ſtieren, war ihm der Gegenſatz zwiſchen den darbenden und den begüterten Claſſen der Geſellſchaft ſchneidender denn je aufgegangen. Um alſo das geſellſchaftliche Beiſpiel nach zwei Seiten hin zu ſchärfen, brachte Hebbel den Vater des ermordeten Mädchens in ein erbärmliches Abhängigkeitsverhältniß zu dem Podeſtà Gregorio, dem jener die Tochter, die ſchöne Angiolina, als Ehebeute ausliefern ſoll, und ſtaffirte er wiederum den Podeſtà zu einem Ungethüm des Geldübermuthes heraus. Hier die ſchnöde Allmacht des Beſitzes, dort die Diener der Gerechtigkeit, welche ſich in Mörder verwandeln und deren Ankläger der Verbrecher wird, welcher ſich zitternd vor ihnen verkrochen hat. Anſchlag, Kataſtrophe und Auflöſung wurden räumlich, wie zeitlich knapp zuſammen gedrängt; ein gräßliches Epigramm, welches verblüfft, nicht erſchreckt, welches unſeren Verſtand beunruhigt, aber unſere Phantaſie und unſer Gemüth unangetaſtet läßt; ein Räthſel, das in der Verworfenheit der menſchlichen Natur ſeine Erklärung findet, aber nichts Räthſelhaftes in unſerer Seele bewegt. Dabei empfinden wir trotz der Schnelligkeit des anekdotiſchen Verlaufs eine innere Langſamkeit der Handlung, und wir empfinden ſie deshalb, weil wir uns ſchließlich ſagen müſſen, daß ſie uns eigentlich gar nichts angeht. Die Charakteriſtik, jene Angiolinas ausgenommen, beſteht aus lauter Formeln, welche die Sprechenden über ihr Weſen vorbringen: ſo der Mörder Ambroſio, dem man die venia legendi der Gaunerphiloſophie ertheilen möchte, ſo Gregorio, der kein Menſchenantlitz trägt, ſondern den Wachsfigurentypus einer greiſen Schurkenfratze. Wenn es mir gefällt, die ganze Ernte im Halm zu kaufen, meint er, und ſie ſtehn zu laſſen für's Wild und für die Vögel, kümmert's wen? Wenn ich nur zahlen kann. Um des Neides willen, den der Beſitz der wunderſchönen Angiolina erregen werde, wenn ſie mit Gold und Perlen überhäuft an ſeinem Fenſter hinter Blumen ſitze, will er, der Siebzigjährige, ſie zur Frau haben. Wenn er blind wäre, er würde ſich die beſten Bilder aufkaufen und ſie in einem Saal herumhängen, den Niemand außer ihm betreten dürfte. Und wenn er taub wäre, ſo ſetzte er die Kapelle aus allen großen Virtuoſen ſich zuſammen, die ihm ganz allein täglich ſpielen müßte. Dann hätte Raphael nur für ihn gemalt und Paläſtrina nur für ihn geſetzt.

> Ja, nicht einmal für mich, das wär' doch putzig.
> Und wenn ich all das Zeug verbrennen ließe,
> Die heiligen Familien und Meſſen,
> So wär's vorbei mit der Unſterblichkeit.

Wir ſehen: die letzten Conſequenzen, welche man aus der Betrachtung der unter Umſtänden bedrohlichen Willkür des Einzelbeſitzes ziehen kann, Hebbel legt ſie dem alten Gregorio ſelbſt auf die Lippen und bringt ſich gerade durch dieſe Steigerung um die Wirkung, wie um die Glaubwürdigkeit des Individuellen. Die anmuthigen Züge Angiolinas hat der Dichter offenbar ihrer lieblichen Namensſchweſter aus Meſſina entlehnt.

Auch das Trauerſpiel Julia beſchäftigt ſich mit einer ſocialen Krankheit. Doch lenkt keine pathologiſche Sorgfalt des Dichters Hand, ſondern eine gleichmüthige Kälte, womit er unſeren Antheil an dem dargeſtellten Leiden vorausſetzt und zu unterhalten glaubt. Er weicht dem Pathos beinahe ängſtlich aus, meint aber nichtsdeſtoweniger, daß es als ſtiller Geſellſchafter in uns mitwirkend ſei, während wir dem Gange ſeines Dramas mit der dem Künſtler verhängnißvollen Beſonnenheit des Beobachters folgen, welcher das Meſſer des Operateurs arbeiten ſieht.

Julia, die Tochter des angeſehenen, ehrenfeſten Tobaldi, verläßt das Vaterhaus kurz vor dem Roſenfeſte, an welchem ſie zum Preiſe der Muttergottes Theil nehmen ſollte, weil ſie, ihrer nicht mehr würdig, keinen Meineid begehen will. Denn ſie trägt die Frucht der Liebe unter dem Herzen, der Liebe zu Antonio, einem ihr nach Herkunft und Schickſalen fremden Manne, deſſen geheimnißvoll leidenſchaftlicher Ausdruck ſie mächtig anzog und von dem ſie ſich ſchmählich hintergangen und verlaſſen wähnt. Sie macht ſich allein auf den Weg in die Stadt, die er ihr vor Monaten als diejenige, wo er lebe, bezeichnet hat und ſucht dort zuerſt ſein Grab, da ſie ſeinen Treubruch noch immer nicht zu faſſen vermag. Sie begegnet dort nirgends ſeinen Spuren. In einem Walde, an der Seite eines Führers, den ſie dang, angeblich, damit er den rechten Pfad ihr zeige, in Wahrheit, weil ſie den Banditen in ihm vermuthete und den Tod herbeiwünſcht, wird ſie von dem Frevler überfallen. Schon zückt er den Dolch auf ſie, da tritt ein Mann dazwiſchen und entwindet der Brigantenfauſt die Waffe. Die ungewöhnliche Situation und ihre verzweifelten Reden geben ihm den Muth, Fragen der Vertraulichkeit an ſie zu richten. Sie beantwortet dieſelben, ihres Erſtaunens ungeachtet, mit Aufrichtigkeit, um dann ähnliche an ihn zu ſtellen. Er ſei ein Mann, verſetzt er, der nicht über's Meer fahre, ohne den Wunſch zu hegen hinein zu ſpringen, der keine Piſtole erblicke, ohne unwillkürlich die Hand darnach auszuſtrecken — ein Mann, der Allen das Leben gönne, die es haben, aber nur den Wenigen den Tod, die ihn verdienen. Die ihm erzählte Geſchichte ihrer Liebe und ihres Falls erwiedert er mit dem Worte, daß ſie einſtweilen noch nicht das Anrecht habe auf den Tod. Hingegen bietet er ſich ihr zum Gatten an. Liebe werde er ſo wenig von ihr fordern als er welche gewähren könne. Nach dem Warum ſeiner Handlungsweiſe ſolle ſie nicht fragen. Er ſei ein vornehmer Herr, ein deutſcher Graf, alle Anſprüche, die ihr Vater an ſeinen Eidam machen mag, könne er befriedigen, ihren übereilten Schritt nehme er auf ſich und werde ihn verzeihungswürdig darzuſtellen wiſſen. Er werde ihr ewig ſo fremd bleiben, wie er ihr noch vor einer Stunde war, und ihre Hand nur Ein Mal, am Altar, berühren. Von ihr verlange er nichts weiter als dies: daß ſie ihm ſage, wenn ſie den Mann vielleicht wiederſehe, der ſie verlaſſen, und daß ſie ihm bekenne, mit welchen Gefühlen ſie ihn wiederſehe. Julia willigt ein.

Wir aber wiſſen längſt, was es mit jenem Warum für eine Bewandtniß hat. Der junge Graf Bertram iſt nur noch ein wandelnder Schatten, ein ausgehöhlter, vertrockneter Menſch. Im Rauſche eines tollen Lebens hat er frühzeitig ſeine Kräfte vergeudet, alle Genußfähigkeit und alle Freude am Daſein verloren. Der einzige Gedanke erfüllt ihn jetzt: Buße zu thun, indem er ſich das Recht zu ſterben erkauft, indem er auf irgend eine Art der Geſellſchaft Erſatz leiſtet für den Menſchen, um den er ſie betrogen.

Indeſſen rüſtet Tobaldi das Scheinbegräbniß für ſeine entlaufene Tochter her. Ihm ſind dabei ſein Freund, der Arzt Alberto, und ſein alter Diener behilflich geweſen: der Erſtgenannte nicht ohne das heftigſte innere Widerſtreben. Tobaldis

Ehrgefühl oder Ehrbegriff kann es nicht ertragen, die ihm widerfahrene Schande vor der Welt einzugeſtehen, noch mehr jedoch erbittert und kränkt ihn das in Julia befleckte Bild ſeiner hingeſchiedenen theuern Frau, die er in ſeiner Wahnvorſtellung zum zweiten Male beſeſſen und verloren haben will. An dem mit Steinen beſchwerten, zwiſchen brennenden Kerzen ſich erhebenden Sarge erſcheint jetzt Graf Bertram als Brautwerber um die als geſtorben ausgegebene Tochter. Das Herz Tobaldis rührt er nicht und eben ſo wenig ſchüchtert er deſſen Verwegenheit ein, ſich einen ſolchen Betrug zu erlauben. Nicht einmal Julia ſelbſt bewegt das Gemüth des Vaters, nicht einmal die weinende Tochter, welche verſchleiert im Wagen gewartet hat, aber von dem Anblick der Leichenträger erſchreckt, in's Haus geeilt iſt, wo ſie anfänglich an der Bahre des todten Vaters trauert, bis deſſen lebendige Stimme erſchütternd an ihr Ohr dringt. Ihren reichen Lauten ſetzt er die Förmlichkeit der Entfremdung entgegen, und ſo treten denn Julia und Bertram die nicht minder ſeltſame als ernſte Brautreiſe auf des Grafen Güter nach Tirol an.

Die Vermählung hat im Beiſein des Arztes Alberto, welcher ſich Julien treulich angeſchloſſen hat, auf dem Herrenſitze Bertrams Statt gefunden. Zu der ſelben Stunde jedoch, als Julia ihr eigenes Leichenbegängniß mit anſah, war auch Antonio Zeuge desſelben geweſen. Durch Tobaldis Diener hat er den geſpielten Betrug erfahren und iſt der vermeintlich Abtrünnigen nachgeeilt. Der von Julia, wie von Bertram gleich ſehnlich herbeigewünſchte Zwiſchenfall trat raſcher ein, als ſie geglaubt. Aus dem Zwiegeſpräch zwiſchen Antonio und Julia, unter den ſich kreuzenden Vorwürfen und Anſchuldigungen wird die zufällige Urſache des Fernbleibens Antonios an dem Abend, der zu gemeinſchaftlicher Flucht beſtimmt war, offenkundig und mit dieſer Urſache die abenteuerlich dunkle Vergangenheit des Geliebten.

In der Umgebung von Räubern iſt er aufgewachſen, unwiſſend über das blutige Handwerk ſeines Vaters, des kühnen Grimaldi. Der Jüngling aber hat das Haupt desſelben auf dem Schaffot vom Rumpfe trennen ſehen. Durch revolutionäre Umtriebe, welche Tobaldi, von ihrer Fruchtloſigkeit überzeugt, in dem Vater Antonios bekämpft und durchſchnitten hatte, iſt der zügelloſe Mann zuerſt auf die abſchüſſigſte Bahn der Nothwehr, der Eigenhilfe gedrängt worden. Der Sohn jedoch, der den Namen Tobaldi niemals ohne Fluch vom Vater ausſprechen hörte, hat, um dieſen zu rächen, den Banditenſtahl geſchwungen und nur um den Verhaßten zu tödten, Julias Geburtsſtadt betreten. Kaum verwandelt ſich der Schuldige vor ihr in den Unglücklichen, als dieſer auch ſchon ihre ſtrengen Gefühle herausfordert, indem er Schmähungen gegen Bertram ausſtößt. Beſchämend trifft ihn die Mittheilung von den edelmüthigen Beweggründen der Handlungsweiſe ihres Scheingemahls. Es beginnt nun ein Wetteifer der Bewunderung und der Entſagung Beider in Gegenwart des Grafen. Dieſer aber kann das ungerechte Gut, das er in dieſer Bewunderung und dieſer Entiagung beſitzen ſoll, nicht feſthalten. Mit delphiſchen Orakelworten befreit er ſich von der drückendſten Laſt: Er ſelber ſei ein Büßer, denn er habe einen Menſchen getödtet, ein ſtolzes herrliches Geſchöpf, das nicht alle Tage ſo aus den Händen der Natur hervorgehe. Nun iſt auch ſein Entſchluß zu ſterben gefaßt. Weil er aber Alberto beiſtimmen muß, der ihm zu bedenken gibt, daß ſein Selbſtmord die Vereinigung zwiſchen Antonio und Julia unmöglich mache, denn ſein Blut oder ein Ocean zwiſchen Beiden ſei gleich! ſo wird er den Schein des Zufälligen an ſeinen ſelbſtgewählten Tod knüpfen: er wird Gemſen jagen, ſo lange Gemſen jagen, bis ein verunglückender Sprung ihn zwingt, die Tiefe eines Abgrunds zu meſſen, aus dem man nicht einmal als Leichnam wieder heraufkommt. —

Aber wenn ich ſterben ſollte, ſagt er zu den Liebenden, eines natürlichen Todes ſterben ſollte, ſo — das verſprechen Sie mir Beide — dann wollen wir uns fragen, erwiedert Antonio, ob wir noch glücklich ſein dürfen! und Julia verbeſſert die Antwort frauenhaft ſchön: Wir wollen uns fragen, ob wir noch glücklich ſein können!

Wäre doch dieſes Drama ſo lebendig, als die Erfindung, die Handlung intereſſant iſt! intereſſant im beſten Wortſinne. Und triebe nur nicht der Hauptcharakter, Graf Bertram, unſeren Geſchmack, unſer Gefühl in die Enge durch das allerdings nöthige Detail der Beichte eines phyſiſch zerrütteten Menſchenkindes. Einen ſolchen Helden kann der Roman gebrauchen, das Drama nicht. Ja, es meldet ſich ſogar der Zweifel an der realen Möglichkeit des zu ſittlicher Meiſterleiſtung befähigten Bertram. Kann ein Individuum eine ſtarke ſittliche Leiſtungsfähigkeit aufbringen, dem zu Muthe iſt, als wüchſen aus ſeinem Fleiſch die wüſten Diſteln und Brenneſſeln ſchon heraus, die ſich auf ſeinem Grabe brüſten werden? Der auf dem Rücken liegend und die Augen ſchließend das Gefühl hat, als ob er ein wucherndes Beet voll Kirchhofsunkraut wäre!? und der bei der Vorſtellung von der Umarmung eines ſchönen Mädchens ſich als ein ſtaubiges Leichenkiſſen für eine ſchwellende Bruſt vorkommt!? Kann derjenige, der auf die Zumuthung, daß er ein Amt nehmen ſolle, die furchtbare Antwort gibt: Ich habe ein Amt — ich lebe! ſich zu einem Acte geſammelter ſittlicher Kraft aufraffen, wie die in dieſem Drama geſchilderte Eheſchließung mit Julia? Ich möchte es verneinen. Denn die ſtarke ſittliche Potenz iſt nicht, wie manche geiſtige Kraftäußerung eines kranken Organismus, ſozuſagen ein letztes Reſiduum der ſonſt überall vertriebenen Geſundheit, ſondern das Anzeichen und die Gewähr der Spannung des ganzen Menſchen, die man Charakter nennt. Wann aber ſpränge je von ſchlaffer Saite ein voller Ton! Zudem hat diesmal die Kunſt, die der Dichter in der Maria Magdalena bei der Bewältigung des Spröden offenbarte, ſich ihm nicht gefügig erwieſen. Er erzwingt hier nicht den Glauben an die Charakterwirklichkeit der Ausnahme, geſchweige daß er ihn zur unantaſtbaren Ueberzeugung unſeres Gemüthes empor höbe. Er macht uns ſeinen Bertram nur begreiflich, nur einleuchtend; ja auch die Zeichnung der übrigen hervorragenden Perſonen des Stückes ſpricht nicht zur Hälfte das Schauende und Empfindende in uns an, wie unſere überlegenden und combinirenden Kräfte. Hebbel hat in der Julia alles Urſächliche ungleich mehr betont als die pſychologiſchen Folgen der Grundmotive, und unſer Auge auf die Perſpectiven vor- und rückwärts energiſcher gelenkt als auf den dramatiſchen Spielplatz des eben Geſchehenden. Die Charaktere kommen ſchon fertig in das Drama herein und legen da nur noch Zeugniß ab von ihrer Ausgeſtaltung; ſie fahren in die Situationen, welche ihre Eigenthümlichkeit zur Schau ſtellen, wie in Gewänder hinein, die ihnen längſt angemeſſen worden. Die bis an das Ende des Dramas ſich hinziehende allmähliche Aufhellung der Vorgeſchichte der Perſonen, wird nicht, wie es in der Maria Magdalena der Fall iſt, ein Steigerungsmittel der Charakterentwicklung und der Gegenwartsſtimmung: ſie drückt vielmehr ſtörend auf den Moment und eſcamotirt den künſtleriſchen Hauptreiz an dem Wie in die Aufmerkſamkeit auf die ſachliche Vervollſtändigung des Was. Die Stellung der drei Menſchen zu einander, die ſich ein jeder anders an der Geſellſchaft verſündigt haben, Bertram, Julia, Antonio iſt weder leidenſchaftlich, noch innerlich vertieft zur Anſchauung gebracht, ſondern mit einem Pragmatismus, dem man ſonſt nicht gerade Hebbel vorwerfen kann, und obendrein läuft das Wichtigſte dieſes tragiſchen Verhältniſſes, das was die Darſtellung mit großen Einzelzügen ſinnlich zu machen hätte, lakoniſch haſtig in einen Gedankenſtrich aus.

Ein paar treffende Bemerkungen Otto Ludwigs über dieſes Stück werden das eben Geſagte verdeutlichen und ergänzen helfen. In der Behandlung ſei nichts ausgeſpart, kein Anwachſen, keine Unterordnung. Großes und Kleines trete mit demſelben Anſpruch auf, kein Ruhepunkt, kein Anhalten, keine Beſchleunigung. Der Gang des Dramas ſei einer Lavafluth vergleichbar, welche ſchwerfällig unter der im Laufe zu Schlackenmaſſen gerinnenden Decke ſich fortwälze; immer gerinne die Handlung unterwegs zur Erzählung. Hebbel habe die drei unvereinbarſten Dinge in ſeinem Drama vereinigen wollen: modernſten Stoff, Shakſpeare'ſche Charakteriſtik und antike Form; größte Concentration der Handlung bei ausgeführteſter Charakteriſtik. Die Bilder ſelbſt, fährt Ludwig fort, ſeien meiſtens von einer unnachahmlichen Größe und Schönheit. So lange die Charaktere ſich epiſch rüſten, nämlich einen Charakterzug nach dem andern anlegen in einem Geſpräche, das mehr eine Erzählung ſei, in der ſich mehrere ablöſen, indem ſie thun als ſprächen ſie mit einander, ſei Alles herrlich; ſo wie es zur eigentlichen Handlung, zu wahrhaft dramatiſchem Dialog kommen ſolle, werde es abſurd. — Unter den großartigen Bildern wird Ludwig wohl die Leichenſcene obenan gemeint haben. Wenn wir bei der claſſiſchen Zeichnung dieſer Scene ſo bewegt ankämen und ſie mit ſolcher Erſchütterung verließen, als wir dies auf tragiſchen Höhepunkten Shakſpeare'ſcher Dramen erleben, dann wäre ſie freilich eine Scene erſter Ordnung zu nennen. Aber der mächtigen Situation kommt eben die Stimmung nicht gleich, wie dieſe überhaupt dem ganzen Drama fehlt. Hebbel ſelbſt ſagte über ſeine Julia, ſie habe die Vorzüge und die Fehler eines Stückes, in der die Situation ſtärker accentuirt ſei als die Charakterentwicklung. Mit einer trägen Productionsluſt hatte er es gedichtet, wie aus der Langſamkeit der Entſtehung und aus dem Umſtande zu entnehmen iſt, daß er es zwei Mal von Neuem anfing. Als er es abgeſchloſſen, bemerkte er, daß er froh ſei, nun eine Laſt vom Halſe los zu ſein. Geiſtvoll beurtheilte Bamberg die Julia, welche ihm Hebbel als Manuſcript mittheilte. Er nannte ſie eine Novelle in rein dynamiſcher Form: was in anderen Stücken Reſultat ſei, die Darſtellung des Lebens in ſeiner Totalität, das ſei hier Thema, und die Verarbeitung deſſelben nöthige uns zum höchſten Gebrauche unſerer Vernunft ... zur Einſicht, daß die Schuld durch die Nothwendigkeit ihrer Natur zur Unſchuld werde. Was Weiſe und Künſtler längſt verblümt geſagt hätten, das habe Hebbel mit beiſpielloſer Offenheit in einem Strauß anſchaulich gemacht. Goethe habe es bei einzelnen Brahminenlauten bewenden laſſen. Merkwürdig ſei das Verhältniß der Julia zur Maria Magdalena. Für die arme Tiſchlerstochter habe der Dichter das Wort genommen: Fräulein Julia nehme den Pack ganz allein auf ſich. Der Schritt von Klara zu Julia ſei der von der naiven Frage nach der Nothwendigkeit ihres Unterganges zu der bewußten nach dem innern Grunde der geſellſchaftlichen Formen.

Weder in der Julia, noch im ſicilianiſchen Trauerſpiel hatte Hebbel Zuſtände dichteriſch abgeſtreift, in beiden Stücken hatte er Gedankenproceſſe, wie in Urnen beigeſetzt. Zeitweilig Bilder entwerfen, aus reiner Freude am Bilden, war nicht ſeine Art, und wenn er etwas Aehnliches thun wollte, ſo räumte die gaukelnde Sinnlichkeit der Kunſt ſtets dem Ideenſpiel geſchwind das Feld. Wo er als Dramatiker nicht den ſymphoniſchen Ton des großen Pathos anſchlug, da war er nicht der unumſchränkte Herr über ſein Talent. Dieſer ſymphoniſche Ton erklang jetzt nach längerer Pauſe wieder in der Tragödie Herodes und Marianne, welche er 1847 begann. Außerdem entſtanden jetzt noch eine Erzählung: Herr Haidvogel und ſeine Familie, ein keckes Genreſtück, und die erſten Capitel ſeines Jugendidylls. Hoffmann und Campe brachte ſein ſchon in Hamburg vollendetes Luſtſpiel: Der Diamant, und zu Ende des Jahres kamen bei J. J. Weber in Leipzig ſeine Neuen Gedichte heraus, die poetiſch werthvollſten Lebensreſultate ſeines Aufenthalts in Kopenhagen, Paris und Italien. Zwei Dritttheile der Sammlung nahmen Epigramme ein, wie denn dieſe Kunſtform ſeit ſeinen Römiſchen Tagen die ihm dienlichſte ward, die Uebergänge zwiſchen Idee und Bild wie in den Leib einer Herme zu bannen.

Sein Seelenzuſtand war jetzt offenbar entſcheidend verändert. Wenn früher Jahre hindurch Trotz und Leiden einander entweder das Gegengewicht gehalten hatten oder ſobald Eines der Beiden überwog, das Wehegefühl vorſchlug, ſo ſchien jetzt der Trotz die Oberhand gewonnen und ein ſich ſtemmender Wille den Zügel ergriffen zu haben. Seine unglückliche Vergangenheit trieb noch immer ſozuſagen alte Schulden ein, aber die nunmehr geſicherten äußeren Verhältniſſe bildeten den Boden, auf dem er feſt ſtand, um nicht bei jeder drohenden Schickſalsbewegung neben dem innern Druck auch den Schwankungen der gemeinen Exiſtenzbedingungen ausgeſetzt zu ſein. Ernſt und entſchloſſen iſt der Ausdruck ſeines Weſens. Zwei poetiſche Merkzeichen in ſeinem Tagebuche geben uns die Silhouette ſeines Innern.

Der erſte und der letzte Menſch.

Schluß eines alten Gedichts von mir.

Dem letzten begegnet der erſte dann,
Den einſt die Erde getragen;
Sie ſchauen ſich ſtumm und ernſthaft an
Und haben ſich nichts zu ſagen.

Einſchlafen.

Altes Chaos,
Quillſt du in Dämpfen,
Alles benebelnd,
Vieles erſtickend,
Um die Welt wieder auf?

Das Burgtheater fuhr fort, den Dichter der Judith zu ignoriren, die Verſicherungen und Verheißungen Lügen zu ſtrafen, welche ihm bei ſeiner Ankunft in Wien die Zöglinge des Abwartens mit einer wahren Timon-Freigebigkeit ertheilt hatten. Doch ließ der zurückgeſetzte und gemißhandelte Poet in Hebbel die Klage niemals, wenngleich hin und wieder den Zorn des beleidigten Stolzes zu Worte kommen. Geben Sie mir eine Bude, ſagte er einmal zu Engländer, als dieſer auf das Publicum ſchalt, preſſen Sie Menſchen dafür, wie ſie auf der Straße gehen und ſtehen, und laſſen Sie drei Stücke aufführen, Nummer Eins von Gutzkow, Nummer Zwei von Laube und erſt Nummer Drei von mir — wenn ich trotzdem, daß die Leute müde ſind, nicht dennoch gewinne, ſo ſoll der Henker, der draußen mit dem Beil paſſen mag, mir den Kopf herunterſchlagen ... Das klingt außerordentlich ſtark, aber es iſt meine innerſte Ueberzeugung, ſoll jedoch nicht für meine Kraft, ſondern nur für die Ohnmacht jener Andern Zeugniß ablegen.

Die glücklichen Momente ſeines damaligen Lebens floſſen aus ſeiner Häuslichkeit und aus ſeinen productiven Stimmungen. Er hat uns einen ſolchen Moment in einer ſchönen Scene aufbewahrt, welche ſeine Aufzeichnungen enthalten. Seine Frau declamirte eines Tages in einer Akademie ſein Gedicht: Liebeszauber. Er ging nicht hin, ſondern in den Prater, an ſeinem Herodes ſpinnend. Als er zurück kam, ein ſtattliches Bündel Verſe heimbringend, da ſtand ſie in ihrem weißatlaßnen Kleide, eine Blumenkrone im Haar, am Fenſter. „Ich flog die Treppe hinauf und umarmte ſie, und ſie recitirte nun noch mir das Gedicht, das erſte Mal, daß es überhaupt geſchah, denn ſie thut es nie. Warum, dachte ich, wird das Schöne in einer Seele, die es ſo ganz empfindet, nicht auch geboren, wozu der Umweg durch mich in ſie!“ Es war aber vielleicht auch das erſte Mal nach Monaten härteſter Schmerzen, daß ſeine Frau einen heitern Augenblick genoß. Denn ihr holder Knabe Emil, die Mutter hatte ihn immer Ariel genannt, war wenige Wochen nach der Geburt, gleich im Beginne des Jahres von einer raſch verlaufenden Krankheit hingerafft worden. Hebbel hatte mitgelitten, weil er die Gattin ſo ſehr leiden ſah. „So muß ich Deine Schmerzen übernehmen“, lautete eines ihrer Worte, als er nach des Kindes Tode ſeine Faſſung behauptete, indem er ſofort die Eröffnungsſcene der neuen Tragödie dichtete. Chriſtine aber wurde für den ſchweren Verluſt bald entſchädigt. Als Weihnachtsgeſchenk kam ein Mädchen, welches gleichfalls ihren Namen trägt.

Zweites Capitel.

Stürmiſche Jahre.

In der zweiten Märzwoche des Jahres 1847 war auf dem Wiener Hofburgtheater ein Luſtſpielchen aufgeführt worden, deſſen Wirkung den politiſchen Hitzegrad anzeigte, welcher in der Hauptſtadt herrſchte: Großjährig hieß das einactige Stück und Bauernfeld war der Verfaſſer. Durch perſönliche Verbindungen, welche bis an den Grafen Kolowrat gingen, hatte derſelbe die Erlaubniß zur Aufführung des Stückes erlangt, hinter dem Rücken des Fürſten Metternich, deſſen Allmacht ohnehin bedenklich geſchmolzen war. Künſtleriſch betrachtet ein Nichts, als Theaterarbeit angeſehen herzlich unbedeutend, zog es ſo zu ſagen heftig an der Schelle, welche die allgemeine Unzufriedenheit weckte, ſo daß alles Uebelwollen, aller Hohn und Spott angriffsluſtig hervor ſtürzten, gleich aufgeſtörten Hausgenoſſen. Als Blaſe, der unverwüſtliche und vom Verſtande nicht eben behelligte Actenmenſch, den der trocken humoriſtiſche Wilhelmi ſpielte, wohl zwanzig Male im Stücke ſeinen Namen ausſprach, bald gravitätiſch, bald ſentimental poſſierlich, indem er dabei ausſchließlich an das „halbbrüchige Concept“ dachte, wo ſeine jeden Beſcheid ertheilende, jede Abweiſung bekräftigende Unterſchrift zu prangen hat, da brauſte ein demonſtratives Gelächter durch den Zuſchauerraum. Als ferner der gedrückte, geduldige, anſcheinend verſimpelte junge Mann (eine edel komiſche Leiſtung Fichtners), von ſeinem Vormunde Blaſe fortwährend niedergehalten, wie ein Knabe zu dem Einen und Andern ermahnt, vor Dieſem und Jenem gewarnt und an harmloſe Zerſtreuungen gewieſen wurde, z. B. an den Fliegenfang am Fenſter, da miſchten ſich in die Laute der erregten Ergötzung des Publicums verdächtig murrende Töne. Und als vollends der junge Mann, der Bevormundung endlich überdrüſſig, aus ſeinen ihm anerzogenen Cretinismus den Kopf kühnlich hervorſteckte und dann leiſe die Schultern, um allſobald tapfer mit dem ganzen Leibe nachzurücken und beredtſam ſeine Großjährigkeit darzuthun, ja die Rechte derſelben als ein ihm Gebührendes zu verlangen, da donnerte der Beifall anhaltend und bis an den Unwillen ſtreifend durch das Haus. Logenthüren hörte man zudrücken oder geräuſchvoll hinter ſich anziehen, Seidenroben davonrauſchen, feine blaſſe Staatsgeſichter ſah man verbindlich lächeln, verdorrte Bureaukratenlarven zu lebhafteſter Niedergeſchlagenheit aufblühen — und Blaſe, Blaſe — lief es die ſchmalen Corridore entlang, in denen die Hinausgehenden ſich drängten und einander faſt ſiegeriſch zunickten. Blaſe! ſetzte es ſich ſchäckernd und lachend in den Gaſt- und Caféhäuſern fort und verſtummte nicht Tage und Wochen hindurch. Dies war in Ermanglung eines andern Beaumarchais Wiens Hochzeit des Figaro. Ein Jahr ſpäter wurde Großjährig in den Straßen der Stadt aufgeführt, und wiewohl nur ein Thor die Märzbewegung ein politiſches Luſtſpiel nennen wird: leichte, verſöhnliche Elemente waren denn doch zu viele in ihr wirkſam, als daß ſie die Bezeichnung einer Revolution anſprechen könnte.

Den Februaraufſtand in Paris hatte Hebbel, nach Engländers Beobachtungen ungefähr ſo betrachtet, wie Goethe die

Julitage, als eine Störung im Entwicklungsgange und Fortſchritte der Nation. Als jedoch die Welle über Wien hereinbrach, da ſei ihm zu Muthe geweſen, wie Fauſt vor dem Erdgeiſte. Er ſtarrte die Umwälzung mit Entſetzen und geblendet an, begriff aber mit Einem Male deren volle Bedeutung und ſtellte ſich in ſeinem Innern aufrichtig auf die Seite der Umſturzpartei. Als am vierzehnten März die Demonſtration im Hofe des landſtändiſchen Gebäudes Statt finden ſollte, ging er in Engländers Begleitung nach der Herrengaſſe. Wien war in gewaltiger Aufregung, das Gedränge in der Herrengaſſe ſehr groß und nur mit Mühe konnten Beide in den Hof des landſtändiſchen Hauſes gelangen, wo Adolf Fiſchhof und deſſen Freunde Reden hielten. Hebbel erkannte ſofort die Schwere des Moments, als eine Deputation gewählt wurde, welche ſich in den Sitzungsſaal begeben und die conſtitutionellen Forderungen des Volkes vortragen ſollte. Die Deputation kehrte nicht raſch genug zurück, es verbreitete ſich das Gerücht ihrer Verhaftung: Da loderte die revolutionäre Flamme empor. Die Rufe: Nieder mit Metternich! Eine Conſtitution! verdoppelten ſich, alle Geſichter glühten. Hebbel ſagte leiſe zu Engländer, er fühle den Drang zu ſprechen. Aber die Zeit des Sprechens war einſtweilen vorüber, man hätte Niemanden mehr angehört, man ſprach nicht mehr, man ſchrie und „die naive Initiative einer jeden Revolution“: das Fenſterzerbrechen und Steinwerfen begann. Hebbel war der Erſte, der den Freund erinnerte, daß man Truppen zu gewärtigen habe; Engländer hatte an ein Erſcheinen von Soldaten nicht gedacht. Der Staat, ſagt er, hatte auf einen Augenblick für uns aufgehört, es war eine Pauſe in dem ſchrecklichen Drama eingetreten, das die Habsburger ſo viele Jahrhunderte hindurch auf ihre eigene Weiſe vor uns Wienern aufgeführt hatten, und vielleicht war Hebbel in der ganzen Menge der Einzige, welcher die logiſche Nothwendigkeit des Eingreifens der militäriſchen Macht erwartete. — Beide befanden ſich in dem Gedränge, auf welches die Soldaten feuerten, und dies erklärt den Umſtand, daß die falſche Nachricht von dem Tode Hebbels auftauchte und auch durch Correſpondenten in auswärtige Blätter überging. Der Dichter ſelbſt las die Kunde ſeines Ablebens in der Allgemeinen Zeitung. Er widerrief ſie in einem Briefe an Dr. Kolb, wobei er die Gelegenheit wahrnahm, ſich als Berichterſtatter über Wiener Zuſtände anzubieten, mit der ausdrücklichen Bemerkung, ſeinen Namen unterzeichnen zu wollen. Die Allgemeine Zeitung nahm den Antrag an.

Ich lebe jetzt in einem andern Oeſterreich, ſagte Hebbel am fünfzehnten März, in einem Oeſterreich, worin ich ſicherer bin, als Fürſt Metternich, wo Preßfreiheit proclamirt, Nationalbewaffnung eingeführt, eine Conſtitution verſprochen iſt! Seltſamer Weiſe, bei ſeiner Denkungsart und ſeinem Naturell ſeltſam, empörte ihn der erbitterte Widerſtand der Dynaſtie in Berlin und er meinte, der König von Preußen wiſſe nichts davon, daß Blut ein ganz beſonderer Saft ſei. Gleichviel, ſetzte er hinzu, man iſt auch dort am Ziel! Was aber weiter werden wird, iſt ſchwer zu ſagen, und jubeln kann ich nur, wenn ich an eine ſpätere Generation denke, die jetzige iſt wohl zu ſchweren Dingen beſtimmt! Wie ſehr auch ſein Temperament dem Appell des Augenblicks durch Hingebung an denſelben gehorchte, die ſinnliche Strömung des freudigen oder ſchmerzlichen Vorganges ihn trug, das extemporirte Ereigniß ſich ſeiner Phantaſie bemächtigte: Schickſalswendungen gegenüber war er kein Stimmungsmenſch und wo die Stunde etwas Weſentliches entſchied, da lenkte ihn ihr flitterndes Zubehör niemals von dem Ernſt ihrer Botſchaft ab. Darum theilte er nicht die jauchzende Luſt der Wiener in den Märztagen, darum entführten nicht die wehenden Fahnen, jubilirenden Muſikbanden, ſchallenden Rufe und Geſänge der freiheitberauſchten Menge ſeine gewichtigen Fragen, Bedenken und Befürchtungen in das improviſirte Elyſium des Völkerfrühlings. Wohin? und auf welchen Wegen? dies ſtand unabläſſig vor ſeiner Seele, und vor Allem beſchäftigte ihn das ſociale Problem, lange vor den Pariſer Juniſchlachten, ſowie die deutſche Macht- und Einheitsfrage. Dieſe erfüllte ihn mit dem vollſten Pathos.

Die großen Ereigniſſe griffen auch in ſeinen kleinen Privatkreis hinein. Das Hofburgtheater erklärte ſich bereit, ſeine Stücke zu ſpielen, ja, Herr von Holbein, der Director, zeigte ihm ſogar an, daß die bei ihm eingereichte Julia zur Darſtellung angenommen ſei. „Wer Kind genug wäre, ſich darüber freuen zu können!“ ſagte der Dichter. „Mir ſchmeckt das Ei nicht, das der Weltbrand geröſtet hat.“ — Am achten Mai wurde Maria Magdalena zum erſten Male auf der Wiener Hofbühne gegeben und zwar mit unzweifelhaftem Erfolge, an welchem auch die wunderbaren ſchauſpieleriſchen Leiſtungen redlich Antheil hatten. Auch nicht die geringſte Prüderie der Zuſchauerinnen ward bemerkbar. Schon im Allgemeinen wurde, nach Engländers Worten, durch den gemeinſamen, verhaltenen Ton der Darſtellung das Gefühl der Oede des Familienlebens in der Bruſt des Zuſchauers geweckt; man ſah durch die lebendige Aufführung noch mehr, wie jede einzelne Perſon im Stücke ihre beſondere Linie verfolge und davon nicht abweichen könne. Anſchütz ſpielte den Meiſter Anton, des Dichters Gattin die Klara, Löwe den Secretär, Fichtner den Karl. Ich ſelbſt habe das Drama in dieſer Beſetzung 1849 geſehen und werde auf die Darſtellung im Zuſammenhange mit jener der Judith zurückkommen. Hebbel verweilte nicht lange bei dieſem künſtleriſchen Zwiſchenfalle, das revolutionäre Wellenſpiel ließ ihm dazu keine Zeit. Der fünfzehnte Mai brachte wiederum einen Tumult, bei dem man ſich überflüſſiger Weiſe mit Barricadenbau befaßte, vielleicht um das im März Verſäumte nachzuholen. Nationalgarde und die akademiſche Legion überreichten dem gütigen Kaiſer eine Petition mit geladenen Musketen. Das Reſultat war, ſagte Hebbel entrüſtet, daß das zum Theil Unmögliche bewilligt, daß alſo das Gouvernement, das landesüblich wohlmeinende, aber unfähige Miniſterium Pillersdorff, gezwungen wurde, ſich mit eigener Hand zu brandmarken. „Alles jubelte, ich hätte fluchen mögen. Und von welchen Hämmeln dieſe Revolutionsheerde geleitet wird! Es iſt unglaublich! Ich bewundere Napoleon nicht um die Hälfte mehr, wie ſonſt; ſein Spiel war viel leichter, als ich dachte.“ Das Schlimmſte aber war an jener Sturmpetition: daß der Aufruhr in Italien gerade jetzt in hellen Flammen ausſchlug, daß die Gährung der Ungarn, welche die frechſten Forderungen ſtellten und eigentlich den Abfall vom Reiche planten, gleichzeitig wuchs. Der frevelhafte Unſinn am fünfzehnten Mai gab der Hofpartei den erwünſchten Vorwand, die Perſon des Monarchen als gefährdet hinzuſtellen und zu einem Schlage auszuholen. Am Achtzehnten verkündeten Placate den erſtaunten und erſchreckten Wienern, daß der Kaiſer Wien verlaſſen habe. Anfänglich wußte man nicht einmal, wohin er gegangen, und als man erfuhr, daß es Innsbruck ſei, da hatte man allen Grund, bänglich in die Zukunft zu blicken.

Den vielen Petitionen, welche den Kaiſer um deſſen Rückkehr baten, folgte die Entſendung einer Deputation des Schriftſtellervereins Concordia an das Hoflager als der Ueberbringerin einer mit zahlloſen Unterſchriften bedeckten Adreſſe, welche die Ergebenheit und Liebe Wiens für den Kaiſer betonte. Die Mitglieder der Deputation waren: Hebbel, Dr. Wildner-Maithſtein, Otto Prechtler und M. G. Saphir; der letztgenannte blieb krankheitshalber in Linz zurück. Schon hier konnten ſie ſich überzeugen, welche Mittel angewendet worden, um Mißtrauen gegen die

Hauptſtadt in den Provinzen auszuſtreuen; es hieß, Wiens Wahrzeichen wären jetzt Galgen und Rad. Gleichwohl wurden die Herren auf das freundlichſte von den Bewohnern aufgenommen. Anders in Tirol. Auf ihrer Weiterreiſe dieſelbe Route verfolgend, die der Kaiſer eingeſchlagen, und die nämlichen Wirthshäuſer berührend, hatten ſie ungeſuchte Gelegenheit, charakteriſtiſche Thatſachen einzuſammeln. Es waren unterwegs wirklich, wie ſchon in Wien verlautete, für Mitglieder der kaiſerlichen Familie Mäntel und Shawls geborgt worden, man hatte wirklich, z. B. in Salzburg, von bewaffneten Verfolgern geſprochen. Dies hat den ohne allen Zweifel beabſichtigten Eindruck, als ob man nicht auf der Reiſe, ſondern auf der Flucht wäre, denn auch hervorgebracht. In Tirol fanden ſie einen Willkomm, wie Deputirte ihn erwarten können, die faſt zugleich mit der erſten Nachricht von den Barricaden eintrafen: finſtere Geſichter, ſpitzige Reden, unwirſche Bedienung, ſäumige Weiterbeförderung. In jedem Wirthshauſe trafen ſie einige Kutten, die entweder ſpähend zwiſchen den Fenſtern hockten, oder ſich horchend unter die Landſturmleute miſchten, welche die Wiener Herren umringten. Für Land und Volk bezeichnend, ſagte Hebbel, waren auch die Inſchriften, die er nacheinander in verſchiedenen Dörfern an mehreren Häuſern bemerkte: hier hat ein Erzherzog eine Nacht geſchlafen, hier zu Mittag gegeſſen u. ſ. w. Am dreißigſten kamen ſie in Innsbruck an. Sie begaben ſich ſofort nach ihrer Ankunft zum Miniſter, dem Baron Doblhoff. Auf ihr Eintreffen ſchon vorbereitet, ertheilte er ihnen freundlichſt Auskunft über den Stand der Dinge und erbot ſich, ihnen bei dem Kaiſer die erwünſchte Audienz zu vermitteln. Dies that er auch und verwies ſie zur Einholung der Stunde für den folgenden Tag an den das Oberſtkämmereramt interimiſtiſch verſehenden Grafen Mittrowsky. Bei dieſem fanden ſie freilich eine Aufnahme, als ob er ſo wenig von ihnen als von ihrer Petition etwas wüßte. Statt ihnen die Stunde anzugeben, ſtellte er ihnen die Audienz nur noch als nicht unwahrſcheinlich für den nächſten (dritten) Tag in Ausſicht; und als ſie der mitgebrachten hunderttauſend Unterſchriften erwähnten, um ihn daran zu erinnern, daß ſie den Kaiſer nicht mit Privatangelegenheiten zu behelligen gedächten, erwiederte er: Ich meinte, es wären nur Achtzigtauſend. „Das war nicht blos im mathematiſchen Sinne ein Unterſchied für ihn“, bemerkt Hebbel. Damit die zwei Tage des Abwartens nicht verloren gingen, ſtellten ſich die Herren dem Fürſten Eszterhazy vor, mit dem trotz der ſehr verſchiedenen Standpunkte über die zur Löſung der gegenwärtigen Verwirrungen vor Allem nöthigen Maßregeln eine Verſtändigung möglich war. Der Fürſt trat ihrer Meinung, daß der Kaiſer nicht in Innsbruck bleiben dürfe, ſondern ſich der Reſidenz wieder nähern müßte, entſchieden bei, wenn er gleich von deſſen augenblicklicher Rückkehr nach Wien noch nicht hören wollte. Auch bei dem Erzherzog Johann hatten ſie eine Audienz. Die Wünſche, welche ſie ihm vorzutragen, die Gründe, womit ſie dieſelben zu unterſtützen gedachten, kamen ihnen aus ſeinem Munde bereits als gefaßte Pläne und wohl erwogene Motive entgegen. Wir hatten bei ihm faſt nur zu hören, bemerkt der Dichter, und die Offenheit und Geradheit zu verehren, womit er jeden, auch den bedenklichſten Gegenſtand, berührte, mußten es aber freilich auch angemeſſen finden, wenn er zuletzt die Erwartung gegen uns ausſprach, daß wir ſeine Aeußerungen als nur an uns gerichtet betrachten würden. Endlich, am dritten Tage, erhielten ſie die Audienz beim Kaiſer und gleich darauf die ebenfalls nachgeſuchte bei dem Erzherzog Franz Karl, vermittelt durch den Grafen Falkenhayn. Der Kaiſer empfing ſie in Anweſenheit des Baron Doblhoff und erwiederte auf die von ihnen gehaltene kurze Anrede: daß er mit Wohlgefallen die geäußerten Gefühle von Treue und Anhänglichkeit aufnehme und daß es Niemand mehr willkommen ſein werde als ihm, ſobald wieder völlige Ruhe, Ordnung und Sicherheit hergeſtellt ſeien, ſich in die Mitte ſeiner getreuen Wiener zu verfügen. — Im Vorgemach beim Erzherzog Franz Karl gab es erſt ein luſtiges Vorpoſtengefecht mit einem Grafen Morzin, welcher die „Intelligenz“, die man bisher in Oeſterreich verabſcheut und malträtirt hatte, gerne für die Schäden der Geſellſchaft verantwortlich gemacht hätte, welche durch ſie aufgedeckt worden. Hebbel ging, „mit dem kleinen Finger parirend“ gefällig auf das angebotene Geplänkel ein. Dem Erzherzog theilten ſie den kaiſerlichen Beſcheid mit und knüpften hieran die Bitte um ein kräftiges Fürwort in Beziehung auf die Petition. Dieſes wurde ihnen bereitwilligſt zugeſagt. „Der Kaiſer will nach Wien zurückkehren“, ſo lauteten Hebbels freimüthige Worte, „wenn Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder hergeſtellt ſind. Wien iſt aber überzeugt, daß der Kaiſer zurückgekehrt ſein muß, ehe Ruhe, Ordnung und Sicherheit völlig wieder hergeſtellt werden können. So liegt die Sache, und da die Stadt Wien Recht hat, ſo muß der Kaiſer unter jeder Bedingung kommen!“ Auch eine Anklage erlaubte er ſich: „Kaiſerliche Hoheit, es iſt ein genügendes Mißtrauen vorhanden, aber nicht gegen des Kaiſers Haus, ſondern gegen die Umgebung des kaiſerlichen Hauſes, gegen die Leute, die ſich zum Theil gerade jetzt in Ihrem Vorzimmer befinden! Auf dieſe Leute ſind alle Pfeilſchüſſe des Volks gerichtet, ſie ſtellen ſich, um ſelbſt geſchützt zu ſein, vor den Kaiſer und behaupten, ſie ſchützen ihn, ja ſie ſagen: die Schüſſe ſeien auf den Kaiſer gerichtet“. Der Erzherzog erröthete und erwiederte: Ich verſtehe. — Während der Anweſenheit der Deputation in Innsbruck circulirte im Lande eine Rieſenpetition um Beibehaltung der Jeſuiten.

Indeſſen ſetzten ſich die Wiener Unruhen leiſe fort und ebenſo leiſe arbeiteten die tauſend Räder und Räderchen der

Gegenbewegung, im natürlichen Bunde mit den ſiegreichen Fortſchritten der öſterreichiſchen Waffen in Italien. Alle wichtigen politiſchen und humanitären Principien, alle die großen geſellſchaftlichen Streitfragen, welche den menſchlichen Geiſt ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution, ja ſeit dem Reformationszeitalter in Athem erhalten, wurden entweder brutal thätlich in Wien, Prag und Galizien behandelt oder in den Clubs, den Volksverſammlungen und elenden demokratiſchen Blättern, wie Pfaffenjournalen, oberflächlich, bübiſch, hämiſch und geſinnungsſchwach debattirt. Eine wirkliche Parteigliederung exiſtirte nicht, die Charaktere, welche dem Metternich'ſchen Wien fehlten, konnten von dem revolutionirten Wien nicht herbeigeſchafft werden, ſo daß weder Unten noch Oben eiſerne Hände den geſchichtlichen Moment in die Fauſt nahmen. Was aber im übrigen Oeſterreich wie Charakterkraft ausſah, das reducirte ſich bei näherer Betrachtung auf nationale Starrheit und Verbiſſenheit, die in Palacky und Rieger die impertinenteſten Züge trug oder auf die Agitatorenſchlauheit und Geſchmeidigkeit eines Koſſuth.

Hebbel fühlte und bemerkte dieſe Unſicherheit und Dürftigkeit der geiſtigen und politiſchen Wortführer ſo deutlich, wie er das über ihren Häuptern ſich zuſammenziehende Gewitter wahrnahm. Aber er zog ſich nicht in ſeine Denkereinſiedelei zurück, er ſaß nicht im Poetenwinkel, nach der Art des zum angemeſſenen Handeln noch immer hinlänglich rüſtigen Grillparzer oder wie der in tendenziöſen Nadelſtichen ſein Talent ſtets übende Bauernfeld. Er dünkte ſich nicht zu vornehm, um in den Tagen der ſtaatlichen Zerrüttung, der wilden Vorbereitung zu neuen Bildungen ſeine Pflicht zu erfüllen, der Fremdling, der Schleswig-Holſteiner. Und wahrlich, nicht nur der Verfaſſer der politiſch ritzenden Luſtſpiele und der verſificirten Proſa über den Zollverein hätte ſich angeſichts eines Vorwurfs gegen ſeine damalige bequeme Haltung auf Goethe berufen durfen, auch nicht der Dichter der Sappho, welcher vom alten Regime verfolgt in heimlichen, dem Schreibtiſch anvertrauten Ausfällen gegen die abſolutiſtiſchen Machthaber ſich gefiel. So muthig und ſo offen Hebbel in Innsbruck ſich benommen hatte, ſo unerſchrocken ſprach er ſeine Meinung über die Wiener Vorgänge in ſeinen Briefen für die Allgemeine Zeitung aus.

Dieſe Briefe ſtellen keine publiciſtiſchen Meiſterſtücke vor, bemühen ſich nicht, durch ſtyliſtiſche Facetten zu glänzen, ſind Berichte, die ſich ſtreng an das Sachliche halten und nur ab und zu, doch ſelten, in erhöhte Diction übergehen. Aber ſie bezeugen Mannhaftigkeit, Einſicht in die Verhältniſſe, hiſtoriſchen Blick und das wärmſte Intereſſe an dem Schickſal und der Entwicklung Deutſchlands. Der Schreiber in Weſſelburen und der ſpätere Dialektiker kommen ihm ſichtlich zu Statten, wenn er das Preßgeſetz analyſirt, die ſpringenden Punkte hervorhebt, die gefährlichſten Lücken bezeichnet. Rückſichtslos beurtheilt er die ſonderbare Stellung des Grafen Leo Thun in Prag zu den dortigen barbariſchen Auftritten gegen die Deutſchen und nimmt ſich gegen das ſänftliche Verfahren Pillersdorffs in dieſer Angelegenheit kein Blatt vor den Mund. Ueber die zweideutige Beſchaffenheit der terroriſtiſchen Volkstribunen ſagt er unter Anderem Nachſtehendes: „Mein Gott, wollten wir ein Erinnerungsvermögen über den 13. März hinaus haben, in welcher Geſtalt würden wir die meiſten der Radicalen erblicken! Ich bin billig, ich betrachte und behandle alle, als ob ſie erſt am 13. März auf die Welt gekommen wären, als ob das frühere Syſtem wie eine Naturnothwendigkeit auf ihnen gelaſtet hätte. Dennoch wüßte ich die Linie der Zurechnungsfähigkeit ſehr wohl zu ziehen und hätte perſönlich nichts dabei zu wagen. Denn ich habe nie das geringſte Zugeſtändniß gemacht und bin auf alle Weiſe in meiner Thätigkeit gehemmt worden. Der Abſolutismus hat mir ſeine Theater verſchloſſen, er hat meine Stücke, denen Niemand den ethiſchen Ernſt abſprechen kann, mag ihr poetiſcher Werth ſo zweifelhaft ſein, wie er will, durch ſeine Schergen in's Geſchrei der Unſittlichkeit gebracht . ." Zum Radicalismus gehöre jetzt gar kein Muth mehr, wohl aber dazu, ihm in ſeinen aus dem Mangel aller politiſchen Bildung hervorgehenden Exceſſen entgegen zu treten. Revolutionszeiten unterſcheiden ſich dadurch vor anderen, daß der Weg zum Ziel ſchneller zurückgelegt, nicht aber dadurch, daß ein Ziel weniger gefordert werde. Der Anſchluß Oeſterreichs an Deutſchland iſt fortwährend Stoff ſeiner Erwägung und die Wirren in Holſtein regen nicht ſowohl ſein Heimats- und Stammesgefühl, als vielmehr ſeinen deutſchen Patriotismus lebhaft an. Er verhehlt ſich nicht, daß der nichtdeutſche Theil der Bevölkerung Oeſterreichs dieſen Anſchluß entſchieden fürchtet, es ſcheint ihm ſogar möglich, daß er ſich demſelben widerſetzen wird. Der Miniſterialerlaß in Rückſicht auf die Wahlen nach Frankfurt lege ein geringeres Gewicht auf die deutſchen Sympathieen als auf die nichtdeutſchen Antipathieen. Oeſterreich ſei jetzt in der Lage eines Menſchen, der einen andern umarmen, aber ihm zugleich auch den Rücken wenden möchte. Das Glockengeläute am 5. Juli, das Zeichen, daß Erzherzog Johann die ihm von der Frankfurter Deputation angebotene Reichsverweſerwürde angenommen habe, bewegte ihn tief. „Welche Erinnerung an die Miſère! Hundert Schüſſe! Glockengeläute an allen Thürmen! — Die ſchleswig-holſtein'ſche Angelegenheit, ſagte er, habe er immer als den Barometer unſerer deutſchen Einheitsbeſtrebungen betrachtet. So viel ſtehe auch wohl feſt, wer ſich gegen dieſe Angelegenheit gleichgültig zeige, dem liege nichts daran, daß ein einiges Deutſchland zu Stande komme. Schon wage ſich abermals der abſtracte Kosmopolitismus hervor, zu dem erſt dann wieder Zeit ſei, wenn ein Völkerareopag throne. Die Lehre: Liebt alle anderen Völker mehr als euch ſelbſt! müſſe erſt allgemein gepredigt werden, ehe ſie befolgt werden könne, zumal von den Deutſchen, die ihr bisher immer mehr als billig zugethan waren. „Was machte uns denn in ganz Europa verächtlich? Warum erhielten wir den philoſophiſchen Ehrentitel? Doch wohl nur unſeres frühreifen Kosmopolitismus wegen, der uns unter lauter Egoiſten den Großmüthigen ſpielen, uns oft Degen und Scheide zugleich verſchenken ließ. Ich dächte, es wäre einmal Zeit, ihn zu verabſchieden; wir brauchen nicht zu beſorgen, daß er anderwärts engagirt werde, wir können den Liebling zu jeder Stunde haben . .“

Solche Geſinnungen, ſolche Straffheit des Denkens paßten nicht in die Wahlverſammlungen Wiens, wo man entweder ſchönredneriſch klingelte oder breitmäulig ſchimpfte; ſolche Worte entſprachen nicht dem Farbenlärm des oratoriſchen Anſtreicherpinſels, wie ihn ein Tauſenau handhabte, welcher unter heulendem Beifall einen Fetzen Papier zerriß, indem er komödienhaft ausrief: „Hiemit zerreiße ich die pragmatiſche Sanction!“ Begreiflicher Weiſe konnte Hebbel nicht durchdringen, als er in einer Wahlverſammlung candidirte, um nach Frankfurt entſendet zu werden. Bei der Darlegung ſeines politiſchen Glaubensbekenntniſſes genügte ſeine reindeutſche Ausſprache mit holſtein'ſchem Anflug allein, den Eindruck des Fremdartigen hervorzubringen. So wenig er übrigens in der Literatur auf die Maſſen zu wirken im Stande war, ſo wenig vermochte er in der Politik ſeine Zuhörer durch die ſie packenden Ausdrücke und Wendungen zu elektriſiren. Ferdinand Laſſalle, ſicherlich kein Held der Phraſe, würde auch die Wiener jener Epoche mitgeriſſen haben. Dennoch darf man ſagen, daß Hebbel in Deutſchland gewählt worden wäre, wogegen er in Oeſterreich allzu ſehr Einſiedler geblieben und zu viel Scheu einflößte, als daß er irgend eine Chance hätte haben können. Er empfand ſeine Niederlage bitter ſchmerzlich und wurde dadurch mehr und mehr zum Betrachter und Beobachter. Nur Ein Mal noch trat er aus ſeiner conſervirenden Stellung hervor und dies geſchah, als Doctor Schütte ſich im Sperl vor einem Ehrengerichte rechtfertigen ſollte. Der „Wühler“ Schütte mit ſeinem beſtechenden ſanften Aeußern und ſeinen glühenden Redensarten war für alle Parteien beengend und unheimlich geworden. Es gelang ihm aber durch ſeine rhetoriſchen Kunſtſtücke alle Angriffe zu entwaffnen. Blos Hebbel, der mit ſehr wenigen Worten auf ſeine Doppelzüngigkeit aufmerkſam machte und ihn darüber interpellirte, ob er nicht auf der einen Seite mit der untergeordneten rohen Menge und auf der anderen mit dem Hofe kokettire, brach dieſe doppelgängeriſche, betrügeriſche Natur. Dies erzählt ein Augenzeuge, Sigmund Engländer.

Dankenswerthe Ergänzungen zu der Charakteriſtik der politiſchen Anſichten unſeres Dichters im Sturmjahre Achtundvierzig gibt uns eine Aufzeichnung der Begegnung Robert Waldmüllers (Eduard Duboc) mit Hebbel. Er war ſchon in den Flitterwochen der Revolution nach Wien gekommen, als man den ſüßen Wein der neuen Freiheit ſchlürfte. Noch hatte das ſlaviſche Element keinen Einſpruch erhoben, Ungarn ließ man harmlos und ahnungslos, wie man war, ſich nach eigenem Gutdünken einrichten. Gegen die Italiener, welche Welſchtirol bedrohten, entſandte die Wiener Univerſität ihre freiwilligen Schützen und auf dem Südbahnhofe ſah Waldmüller einen ſchönen Knaben, den Sohn des Erzherzogs Johann, die jungen Landesvertheidiger mit einer ſchwarz-roth-goldenen Fahne beſchenken, einen Greis ſie mit altersſchwacher Stimme ſegnen, den Kapuziner Haspinger, den einſtmaligen Waffenbruder Andreas Hofers. Dann kam der Tag, wo die in's deutſche Parlament gewählten Vertreter Oeſterreichs feierlich entſendet wurden: Anaſtaſius Grün, Mühlfeld, Giskra, Kuranda gehörten ihrer Zahl an. Unter den Klängen des Arndt'ſchen Liedes geleitete man die Scheidenden an den Bahnhof. Acht Tage ſpäter gab der Czeche Palacky die Antwort auf die Arndt'ſche Liedesfrage. In ſeiner „Stimme über Oeſterreichs Anſchluß an Deutſchland" lehnte er die ihm gewordene Einladung nach Frankfurt ab. Mit den deutſchen Kaiſern als ſolchen, ſo ſchrieb er, habe die böhmiſche Nation ſeit jeher nicht das Mindeſte zu thun und zu ſchaffen gehabt. Und wenn es in Wien Menſchen gebe, die ſich „Ihr Frankfurt" als Capitale wünſchen, ſo müſſe man ihnen zurufen: Herr, vergib ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun! In den Wochen der Ernüchterung, welche dieſen und anderen Kundgebungen folgten, fügte es ſich, daß Robert Waldmüller Hebbel kennen lernte. „Friedrich Hebbel wohnte im erſten Stock eines jenſeits des Glacis gelegenen großen Caféhauſes. Es war eine elegante Wohnung, wie ſie für ſeine Gattin als angeſehenes Mitglied des Burgtheaters nicht wohl entbehrlich ſein mochte, ohne gerade als Poetenbehauſung anzumuthen. Mit buntgeſtickten Morgenſchuhen angethan, im Uebrigen ſchwarz gekleidet, wie zu einer Trauer-Viſite, empfing er mich. So weit ſein Bild ſich meinem Gedächtniß eingeprägt hat, ſehe ich einen mittelgroßen, ſchmalſchultrigen Mann vor mir ſtehen, deſſen dünnes blondes Haar eine bedeutende hohe Stirn einrahmte, deſſen geröthete, tiefblaue Augen lebhaft und durchdringend blickten, deſſen etwas gebückte Haltung und farbloſe Haut auf Kränklichkeit ſchließen ließen. Sein halbes Geſicht verbarg ſich unter einem röthlich blonden Bart; das helle Blond ſeiner Augenbrauen beeinträchtigte die Deutlichkeit und Beſtimmtheit der übrigens nicht unregelmäßigen Zeichnung ſeines Geſichts. Er hatte ſeinen Holſtein-Dialekt in Wien nicht verlernt, doch fehlte demſelben jene behäbige Breite, welche ſeinen Landsleuten einen ſo beſonnenen, gemächlich ſichern Anſtrich gibt. Auch ſtörte die Gereiztheit ſeines Tons, und nicht minder befremdete ein plötzliches Hoheitspathos, das wiederholentlich die vertraulich gewordene Art ſeines Ausſprechens ablöſte. Man hatte das Gefühl, ſich einer durchaus nervös gearteten Perſon gegenüber zu befinden.“

Ueberwiegend nahm die ſociale Frage und die ſchleswig-holſtein'ſche Angelegenheit den Unterhaltungsſtoff in Anſpruch. Seit Jahren, meinte Hebbel, ſei den Maſſen gepredigt worden, ſie wären weit ſtärker als ihre Herren: wo werde die Macht ſein, welche die Entfeſſelten jetzt zügle? Mit dem Pauperismus könne es in der That nicht ſo fortgehen. Vor mehreren Jahren ſei einmal im engliſchen Parlament ein Wort gefallen, das viel von ſich reden machte, man hatte über die Verarmung und Uebervölkerung debattirt, da habe ſich ein Parlamentsmitglied (Malthus) erhoben und trocken geſagt: Wenn man wirklich Abhilfe will, ſo muß man den Kindermord gutheißen! Da Waldmüller etwas erſtaunt ſich zeigte, ſo ſetzte Hebbel hinzu: Man werde allerdings nach einem beſtimmten geſetzlichen Maßſtabe die Kinder bei der Geburt tödten müſſen, gerade ſo, wie es in Sparta ſchon einmal Sitte war, man werde darauf zurückkommen. Waldmüller hätte den drakoniſchen Mann gerne gefragt, wie er ſich die Anwendung ſeiner Theorie auf die Seinen denke, zog es aber vor auf die großen Theile unſeres Erdballs hinzuweiſen, welche noch keineswegs von Uebervölkerung heimgeſucht ſeien. Dieſe Hinweiſung ſuchte Hebbel durch allerlei Behauptungen über den in den meiſten europäiſchen Staaten ausgeſogenen Boden zu entkräften, indem er hinzufügte, daß er den Miniſtern oft empfohlen habe, ſich der Auswanderung beſſer anzunehmen; alle dieſe Mittel wären jedoch bloße Palliative; wie ſchwer trenne der Menſch ſich ſelbſt von der elendeſten Scholle Heimathlandes. — Gegen Andere hat Hebbel nicht ſelten von einer organiſirten Völkerwanderung geſprochen, welche allein Heil bringen könne und ſein Gedicht: Die Erde und der Menſch (in ſeiner Sammlung dem Abſchnitt: Des Dichters Teſtament einverleibt) behandelt eben dieſes Thema. Das Geſpräch wendete ſich auf Hebbels jetzige Betheiligung an politiſchen Dingen. „Wenn man in einer Zeit wie die gegenwärtige lebt“, ſagte er, „ſo darf man ſich nicht zurückziehen, am wenigſten, wenn man einen Namen hat. Auf Beredſamkeit kommt es dabei kaum an. Man braucht jetzt in möglichſt knapper Form das Bedeutende . . . Wie ſehr ſchwer es iſt, thatſächlich einzugreifen, erfahre ich übrigens täglich mehr auf's Neue. Alle Welt ſcheut ſich Dinge zu thun, die für unbeſcheiden angeſehen werden könnten; vor Allem ernſte, treffliche Leute, auf deren Initiative es doch ſehr ankommt. Da iſt z. B. unſer braver Grillparzer. Ich ging zu ihm, als Pillersdorff Miniſter geworden war, und wollte ihn bewegen, gemeinſam mit mir dem Miniſter vorzuſtellen, was jetzt Noth thue. Er hatte Einwendungen über Einwendungen. Pillersdorff habe den beſten Willen. Ohnehin ſei Pillersdorff früher ſein Chef geweſen! und was der Bedenken mehr waren. Genug, wir gingen nicht hin.“ Hebbel wünſchte über ſeine Heimath Näheres zu erfahren. Die erſte bereits durch die Zeitungen gemeldete Schlappe der Schleswig-Holſteiner war ihm noch unbekannt, doch hatte er etwas Derartiges erwartet ohne darum die ſchließliche Niederlage der Dänen weniger zu bezweifeln. „Opfer und Blut wird der Krieg noch in Fülle koſten“, ſagte er, „aber Dänemark iſt verloren und Schleswig-Holſtein gehört heute ſchon zu Deutſchland, ſo gewiß, als es ſchon vor vier Jahren zu Deutſchland gehörte, als ich in Kopenhagen war . . . Für Dänemark iſt nur Ein Heil. Es ordne ſeine Politik der deutſchen unter, ſo kann es dereinſt noch eine ſtattliche deutſche Provinz abgeben. Meinen Landsleuten aber möchte ich den Rath geben: fangt hohe Perſonen weg —

den Buben ſelbſt womöglich — und macht dann nicht viel Federleſens! —“ Er kam noch ein Mal auf Dänemarks Vaſallen-Zukunft zurück. „Ich habe in einer Künſtlergeſellſchaft in Rom“, ſagte er, „das Up ewig ungedeelt! in ſolchem Sinne gewendet, freilich mit einem gewiſſen Lakonismus, denn ich war ja dort als däniſcher Stipendiat. Ich trank auf die ewige Unzertrennlichkeit Schleswig-Holſteins und Dänemarks. Natürlicher Weiſe jubelten die Dänen und die Holſteiner ſchalten. Als ich aber erläuterte: Dänemark werde eben der Verſchmelzung Schleswig-Holſteins mit Deutſchland folgen müſſen, da wendete ſich das Blatt.“

Brauſt es nicht wie eine Stimme aus den Reihen der Ditmarſcher bei Hemmingſtedt, wenn Hebbel ſich des Wortes bedient: „Fangt hohe Perſonen weg — den Buben ſelbſt womöglich!“ Was in dem Jüngling ſchlief, der unter menſchlichen Zurückſetzungen litt, und was den Bittſteller in Kopenhagen nicht beunruhigen konnte, das ward nun in dem Manne geweckt, der von geordneten, ihm angemeſſenen bürgerlichen Verhältniſſen umgeben, politiſche Luft athmete. Zudem ſtand nicht mehr der königliche Wohlthäter zwiſchen ſeiner Dankbarkeit und dem uralten Grimm ſeines Stammes. Chriſtian der Achte war zu Anfang des Jahres heimgegangen und eine Herzensergießung in dem Tagebuche des Dichters ſagt uns, wie ſehr ihn dieſe Todesnachricht erſchütterte. „Mich knüpfte das Band der Dankbarkeit an ihn. Denn wenn er nicht bei der Vertheilung der Reiſeſtipendien, die nur denjenigen zu Theil werden ſollen, die auf einer der Landesuniverſitäten ſtudiert haben, meinetwegen eine Ausnahme von der Regel gemacht hätte, ſo würde ich ſchwerlich nach Frankreich und Italien gekommen ſein. Das fühlt man denn in einem ſolchen Moment doppelt und dreifach.“

Um ihn perſönlich hatte ſich in den letzten Monaten allerlei Wichtiges ereignet. Das Verhältniß zu Sigmund Engländer war allmählich in's Wanken gekommen und löſte ſich im Sommer des Jahres Achtundvierzig. Vom revolutionären Taumel ergriffen, hatte ſich Engländer bald nach den Märztagen kopfüber in die Bewegung geſturzt und betheiligte ſich am Ende mit den wüſteſten Parteigängern an der am heftigſten wühlenden demagogiſchen Preſſe. Hebbel konnte den Abſcheu dagegen nicht verwinden, um ſo weniger, als er ſeinen vertrauteſten Freund und Jünger in den Reihen der Tobſüchtigen erblickte, einen begabten, auf edle Ziele gerichteten Menſchen. Aus einem Briefe Engländers an Hebbel vom 7. Juni laſſen ſich die ſtattgehabten ſehr böſen Reibungen und Scenen zwiſchen Beiden ermeſſen, aber auch die ſchrecklichen innern Zuſtände des Schreibers. „Sie haben mich einen Charakterloſen genannt und damit unſer Verhältniß abgebrochen. Was Ihnen die Natur auf der einen Seite an grandioſer künſtleriſcher Kraft geſchenkt, hat ſie auf der andern in ein ſo vorwaltendes deſpotiſches Element umgeſetzt, daß ich Ihr Benehmen begreife und deshalb entſchuldige . .“ So lauten die Eingangszeilen dieſes Briefes. Im Fortgange deſſelben ſpricht Engländer von der Betäubung, die er in der Revolution aufgeſucht, indem er literariſchen Tagelohn als Handwerker verdiene. Dann ruft er ihm ein wehmüthiges Lebewohl zu. Er werde mit geſpannter Aufmerkſamkeit jedem der weiteren Schritte Hebbels nachſehen, und gewiß, ſagt er, werde kein Menſch ſich mehr freuen als er, wenn Hebbel endlich einmal die ihm zukommende Verehrung unter ſeinen Zeitgenoſſen finde.

Meine geſcheiterten Plane, ſagte er nachmals zu mir, trieben mich, den Verzweifelnden, in das politiſche Wirrſal hinein. Hätte ich dichten dürfen, ſo hätte ich 1848 in einem Tempel gelebt, wie Hebbel ſelbſt, der ſich durch den allgemeinen Sturm nicht beirren ließ, ſeinen Poetenweg fortzuſetzen. Aber ich, recenſiren? in jener Zeit recenſiren? als ſich die Welt verjüngte! das war mir unmöglich! So klammerte ich mich denn an die trotz meines Freiheitsdranges mir innerlich verhaßte Politik, und das war der Fluch meines Lebens! — Daß aber Hebbel ſelbſt Engländers Gemüthsverfaſſung in jener Epoche nicht verborgen war, dies bezeugt ein drei Jahre ſpäter an Varnhagen von Enſe gerichteter Brief. Er hatte Varnhagen einige Autographe verſprochen, und indem er auch eines von Engländer ſendete, begleitete er dasſelbe mit einer erläuternden Betrachtung über den Freund, wozu ihn das Blatt angeregt, welches den „folgenſchweren Wendepunkt“ in Engländers Leben bezeichnet, als ihm durch Hebbel der Beruf zum Dichter abgeſprochen worden war. Engländer, heißt es in dem Briefe an Varnhagen, habe das Verſprechen, nie wieder etwas Poetiſches ſchreiben zu wollen, mit eiſerner Conſequenz feſtgehalten, ſich aber auch nicht im Mindeſten gegen Hebbel verändert, was gewiß ſehr für ihn ſpreche, „hatte aber offenbar ſeit dieſem Tage den Mittel- und Zielpunkt ſeines Strebens verloren und fand leider in wiſſenſchaftlichen Studien, die er mit großer Energie betrieb, keinen genügenden Erſatz. Doch glaube ich, daß er ſich wieder geſammelt haben würde, wenn der Weltſturm nicht gekommen wäre und daß wir dann bei ſeinem außerordentlichen Blick für das Specifiſch-Poetiſche und bei ſeinem bis zur Genialität anſchaulichen Styl einen Kritiker in ihm erhalten hätten, wie wir ihn gerade brauchen. Aber die Revolution riß ihn aus allen Fugen heraus, und wohl mag ſeine tolle, völlig vernunftloſe Betheiligung an dem Treiben der Ultrapartei eher ein Act der aus Lebensüberdruß hervorgegangenen Verzweiflung geweſen, als aus Abſicht und Entſchluß entſprungen ſein. Wenigſtens ſagte er mir ſelbſt im Jahre 1848 einmal, als ich, auf der Straße mit ihm zuſammentreffend, über die empörende Richtung ſeines deutſchen Charivari ihn zur Rede ſtellte: Was wollen Sie, Ihr Element iſt die Luft mit Sonne, Mond und Sternen: das meinige der Sumpf mit Kröten, Fröſchen, Schlangen und Molchen! — Ich konnte, als ich das beifolgende Blatt für Sie heraus ſuchte, nicht widerſtehen, mir den merkwürdigen, bedeutenden Menſchen, über den ein geiſtiger Linnäus ohne Zweifel günſtiger urtheilen wird, als der Polizeiminiſter der franzöſiſchen Republik, wieder gegenſtändlich zu machen: möchte es mir gelungen ſein, ihm auch Ihre tiefere Theilnahme zu gewinnen . .“

Ungefähr zur ſelben Zeit als Hebbel und Engländer auseinander gingen, verließ ein ſeltſamer Gaſt des Dichters Haus: Eliſe Lenſing, welche über ein Jahr unter ſeinem Dache gewohnt hatte. Sofort nach dem Tode ihres zweiten Knaben, Ernſt, deſſen Abſcheiden ſie ganz und gar zu Boden drückte, hatte Chriſtine das Wort geſprochen: „Laß ſie — die Mutter, zu uns kommen, laß ſie gleich kommen!“ Die herzlich Hergerufene war gekommen, und nahm jetzt, aus eigener Wahl wieder nach Hamburg zurückkehrend, ein von wehmüthigem, aber wirklichem Frieden durchwärmtes Gemüth mit ſich fort. Die unerſchöpfliche Güte Chriſtinens hatte dieſes Wunder vollbracht, ein Frauenherz das andere beſchwichtigt, wie es unter ſolchen Umſtänden nicht oft in der Welt der Leidenſchaft ſich ereignen mag. „Daß unſer Verhältniß ſich ſo rein geſtaltete“, ſagt Eliſe in einem der Briefe an Chriſtine, „verdanke ich meinem Dortſein, Euerem Ruf, nach Wien zu kommen. So viel Schmerzensſtunden mir in jener unvergeßlichen Stadt auch beſtimmt waren — nimmer würde es ſich ſo gewendet haben, hätt' ich nicht Dich und alles dort ſelbſt kennen gelernt. Jetzt iſt unſer Verhältniß gewiß eines von denen, deren es wenige gibt. Bleib Du und die Deinen geſund, das iſt ja die erſte Lebensbedingung, genießt Euer Glück, denn Ihr ſeid glücklich! Wie ſo manche ſchöne Stunde wird durch nicht zu beherrſchende Leidenſchaft getrübt, die auch ohne dieſe Qual hätte vorübergehen können. Wenn man ſagt, der Menſch iſt Schöpfer ſeines Lebens, ſo iſt dann wohl am mehrſten von denen zu fordern, denen die größte Kraft gegeben iſt . . ." — Wenn Jedermann ihren Geburtstag vergißt, was ihr weh thut, Chriſtine vergißt ihn nie, und Eliſe dankt der „guten Seele", welche ihrer gedenkt. Sie nimmt gerne von der ſchweſterlichen Freundin, „die mit Liebe und zartem Sinne gibt", ſo daß es nicht drücken kann. Sie erzählt ihr zuweilen von ihren beiden Knaben, die der Tod ihr weggenommen, ſo ganz, ſo unbarmherzig weggenommen, daß ſie ſich das Bild derſelben nicht mehr vorſtellen könne, während ihr dies mit den gleichgültigſten Menſchen möglich ſei; ja ſie hält gegen ſie nicht den Seufzer zurück: Welch ein ſchlimmes Ding es um den Menſchen iſt, daß er erſt durch Unglück, harte Schickſalsſchläge geläutert wird. „Die Natur ſollte wenigſtens diejenigen, welche ſie ſich zu ihren Opfern erkieſen hat, auch mit mehr Kraft ausrüſten und von vornherein Temperament und Charakter darnach geſtalten." Am liebſten, ſagt ſie, ſchreibe ſie an Chriſtine, ſie ſei das einzige Weſen auf der Welt, an die ſie noch Briefe richte. „Du meine ſüße Tina, biſt wie ein ewig klarer Stern, der, wenn er trüb uns erſcheint, ſelbſt doch rein iſt." — Hebbel ſteht abſeits mit dem Blick düſtern Erſtaunens. Vielleicht empfand er im Anblick dieſes tragiſch geklärten Seelenbündniſſes zweier Frauen etwas von jener Buße, die ihm nun einmal nicht erſpart ſein konnte.

Aber im Kampf geſtählt und gut bewaffnet, wie er war, warf er die andringende Nachhut ſeiner Vergangenheit zurück und lebte er mit dem raſtlos vorwärts treibenden Dämon der Geſchichte als tragiſcher Dichter um die Wette. Je mehr die Wiener Bewegung ſich zu einer Revolution im eminenten Sinne des Wortes ausbildete, deſto entſchiedener wendete er ſich von den Aufruhrſcenen des Tages ab, jedoch die hochgeſpannte Stimmung der Zeit hörte darum nicht auf, ſeine Lebenspulſe zu beſchleunigen. Die Beſinnung verdunkeln konnte ſie nicht. Wieviel man auch Schutt hinwegräumte, Unbrauchbares bekämpfte, der freien menſchlichen Entwicklung Feindſeliges zu beſeitigen ſuchte: Hebbel vergaß keinen Augenblick, daß der unbedingte Krieg gegen das Herkommen eben ſo fruchtlos ſein muß als er zugleich die ewige Ordnung der Dinge antaſtet, welche die vergänglichen Formen, in denen ſie ſich ausdrückt und beglaubigt, zwar wechſeln, aber nicht entbehren kann. Man reiße jetzt, ſagte er, das Pflaſter des Staats und der Geſellſchaft auf, dies erwecke in ihm ein eigenthümliches Gefühl. Ihm ſei ſo zu Muthe, als ob dem Bau, der nun zerſtört werde, uralte Erfahrungen zu Grunde lägen, aus Zuſtänden gewonnen, wie ſie wieder im Anzuge wären, als ob jeder Pflaſterſtein auf der umgekehrten Seite die Inſchrift trüge: Auch wir wiſſen, daß dies ein Pflaſterſtein iſt, wenn wir ihm gleich das Bild eines Gottes aufgeprägt haben; ſeht Ihr zu, wie man ohne Pflaſterſteine, die man für mehr als ſolche hält, fertig werden wollt! Der ſymboliſche Geiſt ſprach eben aus Allem und überall zu ihm.

Ausnahmsweiſe anticipirten diesmal die Hochſommermonate ſeine productive Stimmung, welche ſonſt nur der Herbſt ihm zu bringen pflegte. So ſtrömte es in mir zur Zeit der Genoveva, ſagte er. Das Werk, das ihn fortriß, war: Herodes und Marianne. Im Februar 1847 begonnen, wurde dieſe Tragödie, kurz nach der Einnahme Wiens durch die kaiſerlichen Truppen, im November Achtundvierzig, vollendet. Die erhabene Scene zwiſchen Marianne und dem Römer Titus dichtete Hebbel in der Jägerzeile unter dem Geſchützdonner am Praterſtern, wo der General Bem die Barricade gegen die Salven der Rothmäntel des Croatenführers Jellachich vertheidigte. Man braucht nur die geſchichtlichen Namen der Titelhelden des Stückes zu hören, um zu wiſſen, daß der Gegenſtand keinen Contraſt bildet zu der den Dichter umgebenden Scenerie. Eine Sittenatmoſphäre, welche die an ſich glühenden Leidenſchaften der Menſchen erhöht, wie erklärt, ein vulkaniſcher Boden, welcher die perſönliche Maßloſigkeit der Handelnden zu rechtfertigen ſcheint, eine zuſammenbrechende Welt, gegen die ſich der Untergang der Einzelſchuldigen, auf denen unſer Auge verweilt, in der Abſtufung des Furchtbaren abhebt. Wie die Geſchichte den Stoff überlieferte, rundete ſich derſelbe faſt von ſelbſt zur Tragödie. Sie habe hier wirklich Alles gethan, meinte Hebbel mit Recht, was ſie überhaupt thun könne, wenngleich nur derjenige, der nicht tief in das Weſen der Kunſt blicke, glauben werde, daß ſie das ſonſt dem Dichter zufallende Amt bereits verrichtet hätte. In des Joſephus Flavius' Alterthümern und jüdiſchem Kriege fand Hebbel den Schatz, aber um ihn zu heben war eine bedeutende geſtaltende Kraft nöthig. Und iſt auch unſerem Dichter der Verſchmelzungsprozeß der hiſtoriſchen und pſychologiſchen Elemente nicht ſo gelungen, wie Schiller im Wallenſtein, was immer man gegen dieſes Werk einwenden mag, ſo wird doch die Tragödie Herodes und Mariamne ein denkwürdiges Zeugniß vorſtellen: daß der große Styl aus dem Drama der nachclaſſiſchen Zeit nicht verſchwunden war. Kein Poet vor ihm hat den Stoff auch nur gebührender Maßen angefaßt, weder Calderon, der ihn obendrein ganz und gar entmiſcht einem Volksbuche entnahm, noch Philipp Maſſinger, der ihm in ſeinem Herzog Lodovico (Sforza) nur die triviale anekdotiſche Seite abgewann, noch Friedrich Rückert mit ſeinem ärmlichen dramatiſchen Verſuch. Der Gegenſtand und die Behandlung die er durch Hebbel erfuhr, fordern zu ſo vielen mannigfaltigen Betrachtungen auf, daß nur eine auf das Nöthigſte ſich beſchränkende Charakteriſtik des Stückes vor der Abirrung in kritiſche Analyſen ſchützen kann.

Herodes, König der Juden, von allen Seiten feindlich bedroht und umlauert, gegen die Verräther im eigenen Hauſe, wie gegen die verſtockten und trotzigen Phariſäer ſich unabläſſig rüſtend und wehrend, wird von Antonius nach Alexandrien entboten, damit er ſich wegen des unter verdächtigen Umſtänden ertrunkenen Hohenprieſters Ariſtobolus, des Bruders ſeiner Gemalin Mariamne, verantworte. Im Einverſtändniß mit ſeinem Schwäher Joſeph, hat er den blühend ſchönen Jüngling beim Baden ſo lange ſcherzend untertauchen laſſen, bis derſelbe im Fluſſe ertrank. Denn der argloſe und nichtige Ariſtobolus war von des Königs Feinden zum Parteiabzeichen und Werkzeuge gemißbraucht worden. Herodes Schwiegermutter Alexandra, welche den ſtolzen und gewaltigen edomitiſchen Emporkömmling haßt und mit allen ihr verfügbaren Mitteln ſeinen Sturz herbeizuführen ſtrebt, hat ihn auf Tod und Leben bei Antonius verklagt, hat dem wüſten Römer ſchon das Bild ihrer Tochter zugeſchickt, wodurch des Herodes Furcht und Argwohn gleich die ſo wichtige beſtimmte Richtung erhalten, hat ſeine Schweſter, die eitle, auf Mariamnens Schönheit neidiſche Salome, gegen den Bruder eingenommen, ja ſogar unter die Leibwache des Königs einen angeblich Stummen als ihren Späher eingeſchwärzt. Nur Mariamne, welche den böſen Sinn der Mutter durchſchaut und ebenſo kalt und fremd über deren Umtriebe hinweg ſieht, als ſie unerſchütterlich an ihrem Gatten hängt, Mariamne allein iſt ihm die Gewähr noch vorhandener Treue in der Welt, ja ſein menſchlich koſtbares Beſitzthum. Gerade zwiſchen ihm und ihr aber ſteht jetzt, echt tragiſch, der Schatten des Ariſtobolus. Alle diejenigen, welche er durch dieſen Mord entwaffnen und ſchrecken wollte, konnten bei ihm ſolcher blutigen That gewärtig ſein, denn alle haben ihm längſt das Schlimmſte zugetraut. Mariamnens Scheu vor ihm, ſeit „ihres muntern Bruders jähem Tod" ſchärft den Stachel des Mißtrauens gegen ſie, deren blinde Liebe er gleichſam ſehend gemacht hat. Und da ſeine Furcht vor dem lüſternen Antonius wohl begründet iſt und er mit Schauder an die Möglichkeit denkt, Mariamne in ſeinen Armen zu wiſſen, wenn er ſelbſt nicht wieder heimkäme, ſo verlangt er von ihr in der erſten warmen Stunde ihres allmählich aufthauenden Gemüthes das Verſprechen ihres freiwilligen Todes für den Fall, daß er nicht zurückkehrt. Sie jedoch, im Gefühl des unauflöslichen Bandes, das ſie mit ihm verknüpft, weigert ſich, einen Schuldſchein auszuſtellen auf Schmerzen und auf Opfer, wie die Verzweiflung zwar ſie bringen, aber niemals die Liebe ſie verlangen könne. „So klein die Angſt?“ fragt der fiebernde Herodes, nachdem ſie, gen Himmel blickend, die Hoffnung auf ſein Wiederkommen ausgedrückt.

Mariamne.

So groß die Zuverſicht.

Herodes.

Die Liebe zittert!
Sie zittert ſelbſt in einer Heldenbruſt.

Mariamne.

Die meine zittert nicht!

Herodes.

Du zitterſt nicht!

Mariamne.

Nun frag' ich an! Kannſt Du nicht mehr vertrauen,
Seit Du den Bruder mir — dann wehe mir
Und Dir!

Nein, er kann nicht mehr vertrauen — er ſtellt ſie unter's Schwert und läßt den Blutbefehl in Jeruſalem zurück. Seinem

Schwäher Joſeph überträgt er ihn, dem ſchwächlichen, völlig von ihm abhängigen Manne, den Alexandra Urſache hat, am meiſten nächſt Herodes zu haſſen, über deſſen Haupt ſich zuerſt ihr Zorn entlüde, wenn ſie wirklich freie Hand bekäme. Den hetzt Herodes nun „durch Feigheit in den Muth hinein“, bis Joſeph den Auftrag bereitwillig übernimmt. Dann eilt Herodes nach Alexandrien.

Hat uns der erſte Act die Furchtbarkeit der Entſchlüſſe gezeigt, die einer edel angelegten, aber ſchrankenlos begehrlichen und vereinſamten Herrſchernatur entſpringen, ſo legt der zweite Act das großartige und ſchöne Innere eines nicht minder leidenſchaftlichen und nicht minder vereinſamten Weibes bloß. Du hätteſt vertrauen können, ganz und ungetheilt vertrauen: ſo ſcheint Mariamne jetzt zu ſprechen, die von jenem Blutbefehl nichts weiß. Statuengleich ſteht ſie eine Weile lang inmitten der auf die Zerſtörung der Herodianiſchen Macht hinzielenden Bewegung, welche Alexandra mit der Geſchäftigkeit und Umſicht unbezähmbaren Haſſes leitet. Die racheathmende Tochter Hyrkans iſt dem Herodes an Unerbittlichkeit gewachſen, aber es fehlt ihr der neben ſeinem ungeſtümen Willen durchdringende Blick. Geſchreckt hat ſie weder der Tod des Ariſtobolus, noch der abgeſchlagene Kopf des Stummen, den er ihr vor ſeinem Abſchied zum Warnungszeichen ſchickte. Dies beweiſt der Aufſtand, welchen ſie durch die Phariſäer anzetteln läßt. Träfe auch ſie ſein Schlag, meint Alexandra, ſo würde ſie in dieſem blut'gen Fall nur um ſo beſſer zu ihren Ahnen paſſen.

Mußten doch
Die Meiſten meines Stamms, die Aeltermütter,
Wie Aeltervàter, ohne Kopf die Welt
Verlaſſen, weil ſie ihn nicht beugen wollten.
Ich theilte dann ihr Loos, was wär' es mehr?

Wenn aber Herodes ſie nicht ſchreckt, ſo graut ihr dafür vor der Tochter als einem Weſen, das ihr vermöge der gleichen Stammeseigenſchaften ſo ſehr zugänglich, aber in der ſittlichen Artung ganz und gar unverſtändlich iſt. Als die Mutter ihr vorwirft, daß ſie den Kaufpreis vertändelt habe, als ſie das Weib des Herodes ward, da antwortet ihr die Tochter, ſie habe es vorgezogen, die Makkabäerin ſo zu vergeſſen, wie er den König über ſie vergaß. Die Rede Alexandras: wenn ihr ein Zweifel an ſeiner Blutſchuld noch geblieben ſei, ſo wolle ſie den Beweis ihr geben! ſchneidet Mariamne mit dem Worte ab: „Ich brauch' ihn nicht! er gilt mir nichts!“ Wenn ſie dem König und Gemal in Jericho argwöhniſch und verſtockt die Thür verſchloſſen habe, ſo bereue ſie es jetzt; dort verwirrte ſie das gräßliche Ereigniß. „Es kam zu ſchnell, vom Tiſch in's Bad, vom Bad in's Grab, ein Bruder; ja mir ſchwindelte.“ Auch hätte ſie's nicht gethan, wenn Herodes nicht in Trauerkleidern gekommen wäre; roth, dunkelroth hätt' ſie ihn ſehen können. Der Bruder aber, der durch Alexandra aus ſeiner Selbſtzufriedenheit herausgetriebene Jüngling, welcher zu ſeiner Seligkeit nicht mehr bedurfte als bunte Röcke und die Blicke ſchöner Mädchen, habe ſich bald für das zweite Haupt von Iſrael gehalten und zuletzt arg bethört, für das erſte und einzige. Zwar trugen an ſeinem dunklen Ende Ehrſucht und Herrſchgier die Schuld,

Doch nicht die Ehrſucht, die der Todte hegte,
Und nicht die Herrſchgier, die den König plagt!
Ich will Dich nicht verklagen, mir geziemt's nicht,
Ich will dafür, daß Du uns ein Geſpenſt,
Ein blut'ges, in die Ehekammer ſchickteſt,
Von Dir nicht eine Reuethräne ſeh'n,
Obgleich wir nie jetzt mehr zu Zweien ſind
Und mir der Dritte ſo den Sinn verſtört,
Daß ich verſtumme, wenn ich reden ſollte,

Und daß ich rede, wenn zu ſchweigen wär'.
Ich will nicht einmal Deinen Rachedurſt
Erſticken, will nicht fragen, was Du rächſt,
Ob Deine Pläne oder Deinen Sohn:
Thu' was Du willſt, geh' weiter, halte ein,
Nur ſei gewiß, daß Du, wenn Du Herodes
Zu treffen weißt, auch Mariamne triffſt;
Den Schwur, den ich zurückhielt, als er ſcheidend
Ihn forderte, den leiſt' ich jetzt: Ich ſterbe,
Wenn er ſtirbt. Handle denn und ſprich nicht mehr!

Wie mit weit ausgeſpannten Flügeln, über welche die Sonne hinblitzt, erhebt ſich nunmehr die Tragödie.

Der todte Ariſtobolus, welcher dem verblendeten Herodes den Blutbefehl aus der Seele holte, den Blutbefehl, der hinter Mariamne lauert, ſtiehlt ihr wiederum den Schwur aus der Bruſt, den von Herodes begehrten Schwur, welchen dieſer nicht hören kann und gewiß nicht hören wird, da Alexandra dafür bürgt, daß er geheim bleibe. Und dieſer Schwur bekräftigt nicht blos, wie der Dichter ſelbſt in einer Decompoſition des Stückes ſagt, was ſich nach ihrem Gefühl ohnehin verſteht: Mariamne kann durch ihn, wenn durch irgend etwas Herodes vor den Umtrieben ihrer Mutter ſchützen. Wahrlich, ein Höhepunkt tragiſcher Kunſt! Die folgenden Scenen ſind ebenſo viele Gefechtzüge, welche die Kataſtrophe beſchleunigen. Joſeph, der Vicekönig, in der Verkettung der Situationsfäden den Täuſcher wie den Getäuſchten vorſtellend, geräth unvermerkt auf den abſchüſſigen Weg, wo ſein und der Helden Verderben liegt. Durch den unterdeſſen ausgebrochenen Aufſtand zu einem gebieteriſchen Auftreten gezwungen, welches Mariamne in dem von Herodes gewünſchten Sinne mißdeutet, bildet der kleine, dürftige Knecht ſeines Herrn ſich ein, daß die Königin auf der rechten Fährte ſei, daß ſie nämlich das Geheimniß durchſchaue. Kaum hat der armſelige Menſch, von dem bedeutſamen Augenblick ein Bischen beſchwingt, prahleriſch für ſich hingemurmelt: „Mir däucht, Herodes Geiſt iſt über mir!“ als er auch ſchon im nächſten Moment zuſammenknickt, ſo daß ihm die, jeden ſeiner Athemzüge belauſchende Mariamne den verhängnißvollen Auftrag an den Augen ablieſt. Er hat ſich verplaudert, ohne geplaudert zu haben. Noch ſauſen die Steinwürfe des aufgewiegelten Pöbels durch die Straßen Jeruſalems: da iſt Herodes unerwartet wieder in der Stadt, ja bereits in der Burg.

Ein angeſchoſſener Adler möchte dem ſchmerzlichen Anblick vergleichbar ſein, welchen dieſe Tragödie in dem nun beginnenden dritten Acte und der erſten Hälfte des vierten darbietet. Mit gelähmtem Fittig ſchwingt ſie ſich weiter, es iſt kein königlicher Flug. Die zunehmende Herbheit der Handlung belebt ein allzu ruhiger Puls, an die Stelle der Stimmungstiefe der Hauptcharaktere tritt eine verſengende Gedankenhitze, und wenn bisher unſer Gemüth den Eindruck unausgleichbarer Conflicte empfunden hat, ſo faſſen jetzt die Kämpfenden und Leidenden ſelbſt ihr Verhältniß zu einander mit der Schwere der Erwägung auf. Aber auch ſonſt noch ſtoßen wir im Fortgange des Stückes auf Bedenkliches.

Der römiſche Hauptmann Titus hat den Aufruhr in Jeruſalem erſtickt und dabei hat ihm Soemus, der Statthalter von Galiläa geholfen, welcher herübergekommen war, um Joſeph vor den Maulwürfen zu warnen. Herodes iſt voll Heiterkeit, denn er kennt nun, wie er zu Alexandra ſagt, alle Schlangen, die ſich ſonſt ſtill vor ihm verkrochen. Mariamne begrüßt ihn nicht. Vor allen Umſtehenden wird ſie von der thörichten Salome des Ehebruchs mit ihrem Gatten Joſeph beſchuldigt, weil dieſer ſie nicht aus den Augen gelaſſen, ſie auf Schritt und Tritt, wie es ſein Auftrag erheiſchte, verfolgt hat. Herodes ruft Mariamne in den Audienzſaal, läßt was anweſend iſt, abtreten und in dem Zwiegeſpräch zwiſchen Beiden verwandelt ſich die Angeklagte in die durch ihre Hoheit und durch das an ihr begangene ungeheuere Unrecht ihn niederſchmetternde Anklägerin. Sie weiß, was ſie nie hätte wiſſen ſollen und Herodes läugnet nicht. Die beiden leidenſchaftlichen und entzweiten Naturen meſſen ſich an einander, zwar in Uebereinſtimmung mit der Charakterart einer jeden, aber denn doch trotz aller pathetiſchen Accente auf ſolche Weiſe, daß unſer Antheil aus einem das Gemüth bewegenden und bezwingenden in einen pſychologiſch beobachtenden übergeht. Die blank ausgeſpielten Gründe und Gegengründe, wiewohl wir ihre Eindringlichkeit nicht beſtreiten können, kühlen die poetiſche Sinnlichkeit ab. Herodes, wie Mariamne rufen den Zuſtand an, nennen das tragiſche Motiv gleichſam beim Namen, und dies muß allzeit im Drama wie der trockene Oſtwind wirken, unter welchem die heißen Blumen ſich welkend krümmen. Insbeſondere erſcheint Mariamne in ihrem ſtolz gelaſſenen Ausdrucke tief verletzten Menſchenthums als all zu beſonnen die Lage überſchauend, wogegen Herodes ſeiner dialektiſchen Rechtfertigung ungeachtet den an ſein Naturell Gefeſſelten uns noch überzeugend genug einſchärft. Der unheilbare Riß iſt geſchehen — was ſoll werden? Da tritt eine Schickſalswendung ein: Antonius ruft Herodes wieder zurück, damit er ihn gegen Octavian in dem endlich zwiſchen den Duumvirn zum Ausbruche gekommenen Kampfe um die Welt unterſtütze: nur weil er die Nähe dieſes Kampfes vorausſah, hat er dem Judenkönig verziehen. Er zieht noch ein Mal fort! ruft Mariamne aus, Dank, Ew'ger, Dank! Jetzt werd' ich ſeh'n ob ihn blos das Fieber der gereizten Leidenſchaft verwirrte, oder ob ſich mir in klarer That ſein Innerſtes verrieth! Herodes legt ihre Freude fälſchlich als Hoffnung der winkenden Befreiung von ihm aus: „man ſterbe nicht ſtets in einem Krieg!“ höhnt der Verblendete. Sie verweigert auf jede ſeiner rohen Fragen die Antwort — die Probe iſt keine, ſagt ſie ſich, wenn er ahnt, was dich bewegt. Vergebens mahnt ſie ihn an das vielleicht für alle Ewigkeit Entſcheidende der ſchwülen Stunde: er bittet ſie, ihm nicht zu ſehr zu zürnen, wenn er noch ein Mal wiederkehren ſollte. Daß ſie durch den ſchnödeſten Frevel das Geheimniß aus Joſeph hervorgelockt, glaubt er nicht, wohl aber dies: er müſſe nun von ihrer Rache fürchten, was er von ihrer Wankelmüthigkeit vielleicht mit Unrecht gefürchtet habe. Joſeph läßt er ohne Verhör und Gericht enthaupten und ſtellt Mariamne zum zweiten Male unters Schwert. Den Blutbefehl legt er in die Hand des Soëmus, dem er das Zeugniß gibt, daß er da ſtehen würde, wo er ſelber ſteht, wenn er, Herodes, nicht in der Welt wäre. Aus ihm locke ſie nichts heraus, ſobald ſie ihn auf Menſchenart verſuche, verrathe er ihn, ſo zahle ſie auch den höchſten Preis.

Die Wiederholung der nämlichen Situation unter veränderten Umſtänden. Man hat den Dichter bitter deshalb getadelt; die Theaterleute, die Bühnenkundigen haben es unbegreiflich gefunden, die ſeichteſten Recenſenten es beſpöttelt und ſich etwas auf die Entdeckung eines Fehlers zu Gute gethan, den auch ein Primaner als ſolchen bezeichnen wird. Hebbel hinwiederum erklärte die äußere Wiederkehr der innerlich ſo ganz verſchiedenen Situation als den Gipfel des ganzen Dramas, als den Triumph ſeiner Kunſt, da ſie zur runden blanken That ſteigere, was eine Handlung war, durch den plötzlichen Drang des Moments hervorgerufen. Bedarf jene Verwunderung und jene Spöttelei keiner Gloſſe, ſo fordert dafür des Dichters Meinung zu einer nichts weniger als ſie bekräftigenden Bemerkung heraus. Dieſelbe Situation mochte immerhin wiederkehren, aber wie ſie innerlich verſchieden iſt, muß ſie auch äußerlich in eine neue Form ſich kleiden. Die Kunſt darf über dem Ernſt, aus dem ſie erwächſt, nie des Spiels vergeſſen, und nun gar, wenn ſie ſchwere Laſten trägt, nicht auf die ſingenden Laute verzichten. Lakädemoniſche Enthaltſamkeit hat ihr noch zu keiner Zeit gefrommt. Indem Hebbel, der ſo gerne glühende Farben aufſetzt, uns mitunter geradezu ſpartaniſche Entbehrungen zumuthet, bringt er ſich nicht ſelten um den Vollgenuß ſiegreicher Poeſie. Je finſterer der dichteriſche Entwurf iſt, je ſtrenger der künſtleriſche Bau, deſto mehr ſind ſinnliche Erleichterungen, welche der das Kunſtwerk Aufnehmende anſpricht, geboten. Wie ſehr iſt Shakſpeare fürſtlich zuvorkommend im Hamlet und im Lear, welch eine künſtleriſche Höflichkeit entwickelt er, wo uns ein ſteiler Anſtieg erwartet! — Es rächte ſich auch an Hebbel, vornehmlich in dieſer Tragödie, daß er uns die ſinnlichen Erleichterungen nicht gewährte. Der uns vorenthaltene Formreiz der äußerlich gleichen Situation wird auch als ein innerer Mangel empfunden. Der Leſer oder der Zuſchauer ſieht jetzt ein Experiment vor ſich, anſtatt der tragiſchen Beſiegelung eines Naturacts, ſein Gefühl ſpinnt nicht an dem Conflict leidenſchaftlich weiter, ſondern ſein Geiſt didaktiſch an der Idee. Dazu geſellt ſich noch der Uebelſtand, daß ſich die geſchichtlichen Factoren des Stückes jetzt ſtärker vordrängen, als früher und daß die hiſtoriſchen Geſtalten und Ereigniſſe, welche motivirend und färbend der rein menſchlichen Handlung gedient haben, bei der größeren Aufmerkſamkeit, die ihnen nun der Dichter ſchenkt, doch nur als Reflexe verwendet werden und dadurch eine uns verſtimmende Schmälerung ihres Anſehens erleiden.

Der vierte Act belehrt uns, daß Herodes ſich in Soëmus getäuſcht hat. Eben weil dieſer ein ganzer Mann iſt, gibt er ſich nicht zu einem gedungenen Mörder her. Um Mariamne vor einem wirklichen Henker zu ſchützen, hat er den Auftrag zum Schein übernommen und theilt ihn der Königin in der Stunde mit, als zu Jeruſalem die Nachricht eintrifft, daß Antonius die

Schlacht bei Actium verloren und alle ſeine Anhänger und Freunde, an ihrer Spitze Herodes, in ſeinen Untergang mit verwickelt hat. Wie es Soëmus anſtellt, daß er der Königin den Auftrag des Herodes enthüllt, iſt ein dramatiſcher Zug erſter Ordnung. Denn durch ihn wird das bisherige Verhältniß zwiſchen Mariamne und Soëmus und die ſchöne Männlichkeit deſſelben mit einer einzigen Wendung klar. Die zwei Menſchen ſind in angemeſſener Entfernung neben einander hergegangen; Mariamne hat ihn beinahe furchtſam gemieden, Soëmus iſt ihr ruhig ausgewichen. Da aber jetzt nach ſeiner Kenntniß des Siegers Octavian Herodes nicht mehr unter den Lebendigen weilen kann und Mariamne ihrem Gemal nicht Thränen nachweinen ſoll, die er nicht verdient, ſo entläßt er den von Herodes zum Tode verurtheilten Aufrührer Sameas aus ſeinem Kerker, um zu ihr zu gelangen. Sie zieht ihn zur Rechenſchaft, ſie erblickt in ſeiner Eigenmächtigkeit den Beweis, daß er von dem Tode des Königs feſt überzeugt ſein muß und wird dadurch erſchreckt. Aber ſie ſchwört, daß ſie Herodes auch im Tode noch Gehorſam zu verſchaffen wiſſen wird: es ſoll nicht ein einziger ſeiner Befehle unvollzogen ſein, dies ſoll ſein Todtenopfer ſein! Dahin hat Soëmus ſie bringen wollen. Er fragt ſie: ob er, damit das Todtenopfer vollkommen werde, auch ſie durchſtoßen ſolle? Er habe auch dazu den Befehl. Mariamne iſt vernichtet und in den furchtbaren Worten: ich hatte Nichts, ich habe Nichts, ich werde Nichts haben! war denn je ein Menſch ſo arm! haucht ſie weniger ihren Schmerz als ihre Seele aus. — Alexandra meint, jetzt werde ſie wiſſen, was ſie thun müſſe! Mariamne antwortet ja und will ſich mit dem Dolch durchbohren. Daran verhindert ruft ſie aus: das war verkehrt, dies Amt verſah er für ſich ſelbſt. Und von der drängenden Mutter aufgefordert, ſich dem Schutze der Römer zu übergeben, verſetzt ſie, daß ſie Niemand, dem etwas an ſich liege, verhindern werde, dies zu thun; ſie ſelber gebe zur Nacht ein Feſt. Sie wird Allen ein Räthſel. Soemus, den ſie einen Verräther ſchilt, erhebt ſich in ſeiner Manneshoheit, ſo daß ſie ihm Abbitte leiſten muß. Wer Dienſte von ihm fordre, ſagt er, die ihn, vollbracht oder nicht vollbracht, ſchmachvoll dem ſichern Untergange weihen, der ſpreche ihn los von jeder Pflicht, dem zeige er, daß es zwiſchen Sklaven und Königen eine Mittelſtufe gebe und daß der Mann auf dieſer ſtehe. — Mariamne tanzt in Prunkgewändern, ſie tanzt „um den Tod". Sie flößt ihrer Umgebung Entſetzen ein, nur nicht der Leopardennatur Alexandras. Salome gelangt nach ihrer Meinung zu der Gewißheit, daß ihr kein Menſch auf Erden Unrecht thun könne und Titus muß nach dem, was er ſieht, ſpäter gleichfalls gegen ſie zeugen. Als das Feſt ſeinen Höhepunkt erreicht hat, erſcheint Herodes; der Bote, der ihn ankündigen wollte, ward unterwegs erſchlagen. Durch ſein würdig ſtolzes Benehmen hat er auch die Gunſt Octavians davongetragen. Mit dem Rufe: „Der Tod, der Tod, der Tod iſt unter uns! Unangemeldet wie er immer kommt!" begrüßt ihn Mariamne. Was nun geſchieht, kann nicht zweifelhaft ſein. Herodes ſieht ſich dem Unbegreiflichen gegenüber, das er nur noch zertrümmern kann. Mariamne drückt ſich gleichſam die Larve feſter an's Geſicht. Die Tragödie hat ſich mit der zweiten Hälfte des vierten Actes wieder zu erneuter Kraft geſammelt.

. . . Zu der hab' ich einmal geſprochen:
Zwei Menſchen, die ſich lieben, wie ſie ſollen,
Können einander gar nicht überleben,
Und wenn ich ſelbſt auf fernem Schlachtfeld fiele!
Man brauchte Dir's durch Boten nicht zu melden,
Du fühlteſt es ſogleich, wie es geſcheh'n
Und ſtürbeſt ohne Wunde mit an meiner!
Titus, verlach' mich nicht! So iſt's! So iſt's!
Allein die Menſchen lieben ſich nicht ſo!

Von Salome gehetzt, von Titus nicht zurückgehalten, ruft Herodes am nächſten Morgen aus Angehörigen ſeines Hauſes ein Gericht zuſammen. Auf die Anklage: daß Mariamne ihren Herrn und Gemal betrogen, erwiedert ſie: Dies wäre dann der Fall geweſen, wenn ſie bei ſeiner Todesnachricht Trauerkleider angelegt und ſich das Haar zerrauft hätte. „Wie ich beim Scheiden ſtand vor ſeinem Geiſt, ſo hat er mich beim Wiederſeh'n gefunden, d'rum muß ich leugnen, daß ich ihn betrog!" Der zur Beſinnung nicht gelangende Herodes ſchäumt auf, die Richter verurtheilen ohne geurtheilt zu haben und Mariamne wird mit Soëmus enthauptet. Vorher jedoch hat ſie ſich als letzte Gunſt eine Unterredung mit Titus erbeten. Schmerz fühlt ſie keinen mehr, „denn zum Schmerz", ſagt ſie, „gehört noch Leben, und das Leben iſt in mir erloſchen, ich bin längſt nur noch ein Mittelding vom Menſchen und vom Schatten und faſſ' es kaum, daß ich noch ſterben kann". Den Römer Titus habe ſie darum auserwählt, weil er ſchon immer, wie ein eh'rnes Bild in eine Feuersbrunſt hineingeſchaut, in „unſ're Hölle". Seinem Zeugniß müſſe man glauben. „Wir ſind für Dich ein anderes Geſchlecht, an das kein Band Dich knüpft, Du ſprichſt von uns, wie wir von fremden Pflanzen und von Steinen, parteilos, ohne Liebe, ohne Haß". Sie erzählt ihm, wie ſie ihren Gemal betrog, nachdem er ſie zum zweiten Male unter's Schwert geſtellt. Ihr verzerrtes Bild in ſeinem tiefſten Innern tragend, ſollte Herodes im Leben ihr Henker werden, der ihren Henker hat im Tode machen wollen. Nicht der Trotz verſchließe ihren Mund, ſie könne nicht mehr leben. — Nach einem Lebewohl gegen Herodes Gemächer, ſpricht die letzte Makkabäerin gegen die Erde gewendet:

Du, Ariſtobolus, ſei mir gegrüßt!
Gleich bin ich bei Dir in der ew'gen Nacht.

Kaum iſt ſie todt, als auch über Herodes die fürchterlichſten Schläge des Gerichts hereinbrechen. Titus, der ſich mit ſeinem Worte verpfändet hat, vor ihrem Abſcheiden nicht zu ſprechen, verkündigt dem König ihre Unſchuld, Alexandra beſtätigt ſie nicht allein, ſondern theilt ihm auch Mariamnens Schwur mit. Was iſt ihm noch geblieben? Die Krone. Auch dieſe nicht: die heiligen drei Könige treffen eben, ohne Abrede aus allen Weltgegenden aufgebrochen und vom Stern geführt, in der Burg Zion zuſammen und forſchen nach dem eben gebornen Wunderkinde, das Himmel und Erde beherrſchen ſoll. Auch die Krone, um derentwillen er den Ariſtobolus getödtet, und die Saat geſäet hat, die ſo ſchrecklich aufging, ſitzt nicht mehr feſt auf ſeinem Haupte, eine unſichtbare Hand greift darnach — und indem er den Befehl zum Bethlehemitiſchen Kindermord gibt, dann aber bei dem Gedanken, daß er Mariamne zu begraben hat, zuſammenſinkt, ſchließt das Stück.

So machtvoll ſinnlich die Tragödie begonnen hat, endete ſie auch. Allerdings reicht an die muſtergültige Expoſition, die den erſten Act einnimmt, keiner der ſpäteren als ganz ebenbürtig heran. Dieſe Expoſition gibt der des Molière'ſchen Tartuffe, die Goethe und Chamfort als das Höchſte in dieſer Art gerühmt haben, kaum etwas nach an Bedeutſamkeit des Gehalts und an dramatiſchem Formgefühl. Geſchehenes und Heraufdrohendes wird hier dergeſtalt in die Präſenz der eben ſich ereignenden Vorgänge hereingezogen und verwandelt, daß man Vorder- und Hintergrund, das zerbröckelnde Rom und das erſtarrte Judäa, Nahes und Entferntes, Aufgedecktes und Halbverborgenes, den geheimnißvollen Tod des Ariſtobolus und das aus dieſem Blute keimende Verhängniß, mit dem Kunſt- und Wirklichkeitsgefühl zugleich empfindet und überſchaut, welches uns zuweilen in einer glücklich beleuchteten, mannigfaltig gruppirten Landſchaft erfüllt.

Wie in der Maria Magdalena, liegt die Wurzel außerhalb des Stückes, abermals an die antike Tragödie erinnernd, deren Schuld- und Bußform Hebbel ſchon in ſeinen Hamburger Aufſätzen der chriſtlichen übergeordnet hat. Ueber Hebbels Tragödie, ſagt Wilhelm Gärtner, in einer geiſtſprühenden Kritik derſelben, zieht ein unſichtbares Etwas, ein beſcheerendes, unwiderſprechliches, allmächtiges Sein hin und dieſes wirft dann ſeinen wandelnden Schatten oder auch ſein Licht in die Handlung hinein. Das Ganze ſei groß und edel, aber nicht überall ausgebaut, ein Geſchick, das ſchon oft große heilige Bauwerke betroffen habe. — Den geringen Antheil, den dieſes Stück erweckte, möchte ich in der unvollkommenen Miſchung der geſchichtlichen und der pſychologiſchen Handlung ſuchen. Das hiſtoriſche Trauerſpiel, das ſich hier entfaltet, iſt autokratiſcher Natur, das pſychologiſche gleichfalls: ein jedes begehrt vermöge ſeiner Stärke den dramatiſchen Alleinbeſitz. Anders verhält es ſich z. B. im Julius Cäſar oder im Wallenſtein. Brutus Schuld und Schickſal erwächſt aus dem cäſariſchen Rom, Wallenſteins Schuld und Schickſal aus dem dreißigjährigen Kriege, Beides als das natürliche, vom Mutterſtamme zwar ſich loslöſende, aber nicht wegzudenkende Product. Dies gilt zwar auch von dem tragiſchen Verhältniß zwiſchen Herodes und Mariamne, aber doch nur in ſehr eingeſchränktem Sinne. Dieſes Verhältniß iſt durch die geſchichtliche Conſtellation wohl bedingt, aber ſeinem Kerne nach ein Unbedingtes. Dieſes Unbedingte nun will die hiſtoriſchen Feſſeln abſtreifen, wenn man ſo ſagen darf, und frei und königlich einziehen in unſer Gemüth. Weil es dies aber nun einmal nicht kann, indem es vom Dichter an die Weltereigniſſe geſchmiedet worden, ſo ringen pſychologiſche und geſchichtliche Motive beſtändig um unſeren Antheil, was einen Zuſtand der Unruhe erzeugt, welche dem künſtleriſchen Genuſſe nicht förderlich iſt.

Die bewunderungswürdige Kunſt des Dichters im Balanciren der pſychologiſchen und der hiſtoriſchen Motive ſoll darum nicht geleugnet werden. Wie er Berichtetes und Geſchehendes in einander verwebt, iſt gleichfalls hohen Lobes würdig. So viel auch erzählungsweiſe das Stück arbeitet, die dramatiſche Bewegung kommt dabei nicht zu kurz, das Erzählte errichtet ſtets der Charakterentwicklung ſeinen Zoll und bringt je nach der Situation, dem Genius des Dramas entſprechend, Aufenthalt oder Beſchleunigung. Hebbels Kraft, mit wenigen energiſchen und ſymboliſchen Zügen Zuſtände und Geſtalten zu zeichnen oder Durchſichten zu eröffnen, offenbart ſich im Herodes ohne die Beimiſchung des Bizarren und Gewaltthätigen, die uns in Judith und Genoveva öfters empfindlich ſtört. Die Menſchenuhr z. B., welche der epiſodiſche Artaxerxes vorſtellt, deſſen Ahnen bereits ein jeder als Uhr am Hofe des perſiſchen Satrapen verwendet worden, und der aus ſeinem mechaniſchen an den Puls Greifen und die Schläge Zählen gar nicht mehr herauskam, iſt nicht nur eine köſtliche Erfindung, ſondern illuſtrirt zugleich die dumpfe, abſterbende orientaliſche Culturwelt. Nebenbei ſei bemerkt, daß Hebbel wahrſcheinlich durch eine Notiz in Jean Pauls Siebenkäs zu ſeinem Artaxerxes angeregt worden. An tiefen, wie grandioſen Naturlauten iſt gerade dieſe Dichtung beſonders reich. Solch ein Naturlaut iſt der Ausruf des Herodes:

> Mein Stummer wird erwürgt und ſollt' er fragen
> Warum? ſo ſagt man: weil du fragen kannſt!

Oder die Anrede der drei Könige aus dem Morgenlande und die darauf folgende Antwort des Herodes:

> — Ward Dir nicht ein Sohn geboren? —
> — Mir? O nein! Mir ſtarb mein Weib!

Oder die Wechſelrede zwiſchen Alexandra und Herodes, als dieſer von ihr vernommen hat, daß Joſeph ſo unſchuldig, wie Soëmus, geſtorben:

— Joſeph! Rächt der ſich auch? Thut ſich die Erde auf?
Geh'n alle Todten hervor? —
— Das thun ſie nicht — Nein doch! fürchte nichts!
Es gibt ſchon Eine, welche drunten bleibt! —

Wo ſind ſie denn, die deutſchen Dramen ſeit dem Tode Kleiſts, in denen Aehnliches anzutreffen wäre?! Zwei, drei Stücke Grillparzers, eines von Otto Ludwig, da hätten wir den Reichthum beiſammen. Die Franzoſen und die Italiener, das iſt gewiß, wären anders mit einem ſolchen Stücke umgegangen, als die Zeitgenoſſen Friedrich Hebbels.

Als der Dichter die letzte Hand an ſein Werk legte, im November 1848, da war die Gegenrevolution in voller Gährung, Wien mit Feuer und Schwert von den kaiſerlichen Truppen eingenommen, der italieniſche Krieg beendet, aber nicht der moraliſche Widerſtand der Wälſchen gebrochen, Ungarn in heller Empörung, Galizien unterwühlt und das Czechenvolk auf dem Wege plump leidenſchaftlicher Vergewaltigung der deutſchen Elemente Böhmens. Gregorovius in ſeiner Geſchichte des mittelalterlichen Roms erzählt die Sage aus dem zehnten Jahrhundert, wornach die alten Römer ſiebzig eherne Statuen zu Ehren aller Völker auf dem Capitol errichtet hätten. Eine jede habe auf ihrer Bruſt den Namen des Volks getragen, welches ſie vorſtellte, eine jede ſei mit einem Glöckchen am Halſe verſehen geweſen und Tag und Nacht hätten die Prieſter daſelbſt der Reihe nach Wache gehalten. Wenn nun eine Provinz des Reiches rebellirte, ſo bewegte ſich die Statue derſelben, das Glöckchen läutete, die Prieſter aber machten dem Kaiſer davon Anzeige. Solche, die Provinzen

Oeſterreichs verkörpernde Erzbilder in dem Burgraum der Kaiſerſtadt gedacht: und in manchem Moment der damaligen Epoche hätten alle Statuen auf einmal ſich bewegen und alle Glöckchen klingen müſſen. — Unſer Dichter, der ſich den eingetretenen Verwelkungsprozeß der Freiheit nicht ſo arg vorſtellte, als er wirklich war, ſetzte ſeine abgeriſſene Correſpondenzarbeit für die Allgemeine Zeitung eine kurze Weile wieder fort und ſprach in ſeinen Berichten die Zuverſicht aus, daß die über Wien verhängte Militärdictatur maßvoll, verſöhnlich walten werde. Es kam anders. Das Standrecht wurde von Neuem publicirt, im Stadtgraben knatterten unausgeſetzt die Hinrichtungsflinten, wer ſich compromittirt hatte und nicht bei Zeiten entwiſcht war, den ereilte ein hartes Loos. Unter den Flüchtlingen befand ſich auch Sigmund Engländer, den Hebbel, ein zuverläſſiger Freund, wie er war, trotz des Bruches zwiſchen Beiden, noch am Tage vor ſeiner Flucht aufgeſucht hatte. Schwer laſtete der Belagerungszuſtand auf der Stadt. Das Kriegsgericht ſchien ſeinen Heißhunger gar nicht ſtillen zu können: Hausſuchungen, Verhaftungen, Verfolgungen drängten einander, und die Gutgeſinnten, die Schwarzgelben, wie man die Conſervativen um jeden Preis nannte und wie ſie ſich gefallſüchtig ſelber nannten, freuten ſich der Unerſättlichkeit des Wolfs, welcher Schuldige und Unſchuldige, verantwortliche und unzurechnungsfähige Miſſethäter, Schwärmer und Verbrecher gleich erbarmungslos hinunterſchlang. Inzwiſchen ging zu Olmütz der längſt geplante Thronwechſel vor ſich. Kaiſer Ferdinand unterzeichnete die Abdankungsurkunde und ſein Neffe, der achtzehnjährige Franz Joſeph, ergriff den Scepter der Habsburger. Ferdinand der Gütige, ſo hieß der Monarch im Volksmunde ſchon ſeit den Märztagen, zog ſich auf den Hradſchin nach Prag zurück und die Legende fing an den Goldglanz um ſein Haupt zu ſpinnen.

„Ich laſſ' auf meine Wiener nicht ſchießen!“ ſo hatte er damals gerufen, und dieſes Stückchen Edelmetall reichte hin, ſein ganzes Weſen in leuchtenden Schimmer zu kleiden. Des Kaiſers Weſen war aber auch in ſeiner Beſchränktheit von rührend komiſcher Naivetät, wobei das Rührende im Eindruck ſichtlich überwog. „Ich hab' den Wienern Alles gegeben, wie mein Vater ſeliger!“ — „Wenn's aus iſt, muß ich nach Amerika!“ Dieſe Aeußerungen werden dem Kaiſer gleichfalls zugeſchrieben. Den Gutgeſinnten freilich mißfiel es höchlich, daß der Sinn der Menge gerade jetzt an dieſe Geſtalt ſich hing, denn ſie waren feſt und ſteif überzeugt, daß nur des Kaiſers übel angebrachte Güte die Möglichkeit einer ſo furchtbaren Störung der ſtaatlichen Ordnung verſchuldet habe. Ein ſtraffer Zügelgriff, meinten dieſe Machiavelliſten aus der Schule des fidelen Lebens, und die Pferde wären ſofort wieder im Schritt gegangen. Sie gingen jetzt im Schritt, aber wie vor einem Leichenwagen. Der nach Kremſier ausgewanderte Reichstag wurde bald nach ſeiner neuen Anſiedlung vertagt und hierauf zerbrochen. Als die Treuloſeſten in der conſtituirenden Verſammlung hatten ſich die Czechen erwieſen, Rieger obenan, durch deſſen Löwenſtimme und -Geſicht die Wiener, die Deutſchen Oeſterreichs, über die Katzenſeele unſeres erbittertſten und roheſten Feindes gröblich getäuſcht worden waren. Um den Deutſchen wehe zu thun, um ſie zu demüthigen und unter die Füße des heiligen Wenzels zu kriegen, würden die Rieger und Palacky ſich nicht einen Augenblick beſonnen haben, ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Anthropophagen einzugehen. Aber das binnen Kurzem erſcheinende Miniſterium Schwarzenberg-Bach hatte die Aufgabe, eine allgemeine Einſchnürung des geiſtigen Lebens ins Werk zu ſetzen; der politiſche Gedanke Alexander Bachs: der Centraliſationsgedanke, verſchränkte ſich mit den Antrieben der Rathgeber der Krone zur Wiederaufrichtung der abſolutiſtiſchen Machtvollkommenheit, und dahinein paßte das Taboritenthum ſo wenig als die deutſche Freiheits- und Einheitsidee. Alle im Jahre 1848 erwachten Hoffnungen waren einſtweilen geknickt. Die wenigen redlichen Männer, wie z. B. Adolf Fiſchhof, Theodor von Hornboſtel, die ſich muthig und uneigennützig auf dem Kampfplatze eingefunden, kehrten ein Jeder reſignirt, niedergeſchlagen, zu ihrer Berufsthätigkeit zurück und überließen nothgedrungen das Feld den Ehr- und Habſüchtigen, den um Stellen und Gnaden Bettelnden, den Ueberläufern und Freibeutern, deren nach und nach viele aus der Fremde das Häuflein der einheimiſchen Paraſiten an der Tafel der Gewalt vermehrten. So leichtſinnig die Wiener Bewegung als Verbrüderungsfeſt begonnen hatte, ſo boshaft dämiſch, ſo ſinnlos brutal trat nun die Reaction in die durch die Niederwerfung des October-Aufſtandes entſtandene Breſche. Fürſt Windiſchgrätz und der Banus von Croatien galten in den höfiſchen, bureaukratiſchen und militäriſchen Kreiſen, wie unter den Geſinnungsfreiwilligen aus dem Bürger- und Banquierſtande, als die Helden des Zeitalters: allerdings nur inſolange, als die unglückliche, weil ungeſchickte Heerführung im ungariſchen Feldzuge noch nicht vor Aller Augen offenbar geworden. Mit der berühmten Depeſche des ruſſiſchen Marſchalls Paskewitſch: „Ungarn liegt Euerer Zariſchen Majeſtät zu Füßen!“ kam ſo viel Verſtimmung in die Gemüther, daß ihnen nun auch vor der Cäſarenähnlichkeit des Fürſten Windiſchgrätz ernſtlich bange ward. Doch konnte der demüthigende Beiſtand der Baſchkiren das Selbſtgefühl, den Uebermuth der Soldaten nicht dämpfen. Die Officiere aller Waffengattungen, welche in den Cafés und ſogar auf dem Kohlmarkt und Graben häufig genug die Paſſage hemmten, ſo zahlreich und ſo rückſichtslos behaupteten ſie, wo ſie erſchienen, den Raum, betrachteten ſich ſeit den Siegen in Italien als die Herren der Stadt und des Landes. Wenn ſie in ihren gleißenden Uniformen und mit ihren Schleppſäbeln einherklirrten, ſo ſchien es nach dem Ausdruck ihrer Mienen nur von ihrer Großmuth abzuhängen, ob ſie den Fußgänger im Civilkleide beleidigen würden oder nicht. Insbeſondere die jungen Reiterofficiere, auf deren denkfeindlichen Geſichtern ſich die Luſt an dem blank polirten Säbelgitter und ein eitler Stolz auf die Goldſchnüre vor der Bruſt widerſpiegelten, trugen eine Vermeſſenheit zur Schau, welche ſchon in Thätlichkeiten des Blicks überging, wenn ſie etwan einen Zeitungsleſer fixirten, der in einer bequemen Ecke ſaß, welche die pittoresken Söhne des Mars für ſich ſelber anſprachen. — Von Monat zu Monat nahm die Unſicherheit der individuellen Exiſtenz zu, wurde der Einzelne mehr und mehr rechtlos; im Zwiegeſpräche, im Briefe, im eigenen Hauſe mußte er auf Schlingen und Ueberfälle gefaßt ſein.

Zum Mißtrauen hatte der Miniſter des Innern, Alexander Bach, ſchon durch die Dienſte Veranlaſſung gegeben, die er, wie alle Welt ſich zuflüſterte, bei dem Thronwechſel in Olmütz leiſtete. Anfänglich trat er, auf Uebergänge eingerichtet, ein wenig behutſam auf; der einſtmalige Wortführer des Liberalismus, einer der vornehmſten Oppoſitionsmänner im juridiſch-politiſchen Leſeverein, war allem äußerlich grellen Wechſel abgeneigt. Um ſo plumper trat in der begonnenen Aera der Reaction der damalige Polizeidirector Wiens auf, der Herr Weiß von Starkenfels, einer derjenigen höheren Beamten, welche überall, wo ſie wirthſchafteten, dem Leumunde der öſterreichiſchen Regierung unermeßlich geſchadet, welche namentlich dazu beigetragen haben, die Italiener und die Magyaren fortwährend zu reizen und ſchwierig zu machen. Dutzendweiſe ließ Herr von Weiß junge Leute in den Straßen Wiens abfangen und ihnen in der Polizeiſtube das ſtaatsgefährlich lange Haupthaar kürzen. Jeder weiche Hut eines Studenten oder eines auch ſonſt nicht nach dem Staatskalender gekleideten armen Teufels war für den beſchränkten Menſchen ein Verdachtgrund, welcher nicht ſelten Inſulten gegen das Opfer, Arretirung, Hausſuchung und Verhöre im Gefolge hatte. Die „Vertrauten“, die Sbirren nämlich, entwickelten eine unermüdliche Geſchäftigkeit und ein einziges unbeſonnenes Wort konnte eine furchtbare Sühne nach ſich ziehen. — Hin und wieder wurde ſogar Hebbel durch einen ſolchen „vertrauten“ Blick beläſtigt, weil auch unſeres Dichters Kopfbedeckung nicht immer vorſchriftsmäßig in eine „Angſtröhre“ auslief. Dabei paſſirte es ihm dann und wann, daß er auch nach der entgegengeſetzten Seite Aergerniß erregte, in dem Falle, daß er in ein Hausthor trat, um die auf dem Spaziergange entſtandenen Verſe in ſeine Schreibtafel einzutragen. Da wurde er dann ſelber für einen „Spitzel“ gehalten.

Noch ſchlimmer ging es an Gewaltmaßregeln und eigenmächtigen Verfolgungen mißliebiger Perſonen in den Provinzen her. Dort wucherte noch die ganze Saat ſtändiſcher, confeſſioneller Vorurtheile, welche der Sturmwind des Jahres Achtundvierzig eigentlich nur in Wien auf kurze Zeit niedergelegt hatte, dermaßen, daß man z. B. in Tirol gar nicht merkte, welch ein politiſches Intermezzo erſt unlängſt eingetreten war. Nun mochten den Wienern die Augen aufgehen über ihre thörichte Eilfertigkeit womit ſie nach dem „Verbrüderungsfeſte“ tabula raſa gemacht mit Allem, was im Herkommen und in der Neigung zum Beſtehenden wurzelte: ſie mochten begreifen, wie unklug es vom Reichstage geweſen, auf Einen Schlag Religionsfreiheit decretiren zu wollen, auch für jene Länder der Monarchie, wo es geſtern noch dem Juden verwehrt war, in einer Stadt oder einem Flecken außer der Marktzeit auch nur zu nächtigen, und wo lutheriſch und luderiſch etymologiſche Wechſellaute wie Wechſelbegriffe vorſtellten: ſie mochten die politiſche Tactloſigkeit erkennen, als der Reichstag durch Verweigerung des Dankes für die italieniſchen Siege die Armee gereizt hatte. Eine feile, ja eine ſchamloſe Preſſe, welche die demokratiſche nach der Seite der Gemeinheit überbot, deutete jetzt emſig auf jegliche Sünde der jüngſten Vergangenheit zurück und wie naſeweiſe Bürſchchen Staatswohl und Staatsmänner vor ihr Phraſenforum gezogen, ſo erhoben nunmehr ehrloſe Subjecte öffentliche Denunciationen und beſudelten die Todten in ihren Gräbern.

Hebbel, der auf ſeinen däniſchen Paß in Wien lebte und vermuthlich nur aus dieſem Grunde in der Schlangenepoche unbehelligt blieb, fürchtete den pfauchenden Wurm der Reaction ſo wenig, als ihn das bellende Ungeheuer der Revolution eingeſchüchtert hatte. Und wie er vor Monaten den Demagogen die Wahrheit ſagte, ſo zauderte er jetzt keinen Augenblick, den Ultraconſervativen deutlich zu machen, daß er mit ihnen keine Gemeinſchaft habe. Wahrlich der ſchlechteſte der im October-Aufſtande Gefallenen ſei noch zu gut, als daß der beſte von jenen den Finger in ſein Blut tauchen und Carricaturen damit an die Wand malen dürfte! ſo lautet eine Briefſtelle in einem ſeiner Berichte an die Allgemeine Zeitung, aus dem December 1848. Und im mündlichen Geſpräch konnte wer wollte von ihm hören, daß er nicht deshalb gegen die Uebergriffe und Verbrechen der Revolution Front gemacht habe, um dem was kriecht und Staub frißt die Exiſtenzbedingungen erleichtern zu helfen. In ſeinem Tagebuche findet ſich der nachſtehende Vers vor:

Ein Apfelbaum ward arretirt,
Der Blätter ausgeſtreut,
Auf denen klar zu leſen ſtand,
Daß ſich die Zeit erneut.

Abermals muß hier an die angeſehenen Dichter Wiens erinnert werden, welche im Gegenſatze zu Hebbel von dem geſchichtlichen Umſchwung die Anweiſung erhalten zu haben ſchienen, ihre Perſon aus dem Gedränge zu retten und der Homeriſchen Sonne nachzueifern, die über Sieg und Niederlage der Achaier gleichmäßig antheillos aufgeht. Grillparzer hatte während der ſchlimmſten Wirren in Baden bei Wien verdrießliche Epigramme gemurmelt, denen der revolutionäre Wahnſinn den Stoff lieferte und nur für Radetzky einen warmen Bruſtton übrig behalten: „Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich! Nicht blos um des Ruhmes Schimmer, In Deinem Lager iſt Oeſterreich, Wir Andere ſind einzelne Trümmer!“ Während er die Zornesausbrüche in Vers und Proſa gegen die Quäler und Kerkermeiſter des alten Oeſterreichs jetzt, wie ehedem, in ſeinem Pulte verwahrt hielt, um kein Aergerniß zu geben, geſtattete er einem Schmähgedicht auf den Reichstag (das die Redacteure ſeines Nachlaſſes unterdrückt haben), ſonder Scheu die Wanderung von Hand zu Hand. Bauernfeld hatte ſich ſchon im Mai, nervenmüde, von Wien geflüchtet, gleichfalls nach Baden. Dort ſtrich er in den Waldgebirgen umher und entrichtete ſeinen Zoll an die revolutionäre Zeit in einem ſatyriſchen Gedicht: Die Republik der Thiere betitelt, worin die Satyre ſo zahm iſt, wie einer ſeiner Commerzienräthe, und die Thiere ſo ſinnlich aufgefaßt ſind, wie ihre Abbilder in den A-be-ce-Büchern. Im Sommer 1849 wieder vergnügte ſich der Frondeur auf dem alten Stuppacher Schloſſe, in dem Freundescirkel des Advocaten Gutherz mit der Abfaſſung einer Kinderkomödie, welche eigentlich die Erwachſenen ergötzen ſollte. Sie hieß: „Die Elfen-Conſtitution“, war mit vielen harmloſen Coterieſpäßen ausgeſtattet und mit einigen ſatyriſch politiſchen Anſpielungen aufgeputzt, wie er ſelber erzählt. „In dem Miniſter Puck war Bach mit ſeinen bereits keimenden Reactionsgelüſten nicht zu verkennen; ſeiner eigenen Schweſter, der hübſchen Witwe, wurden die Ausfälle gegen den Bruder in den Mund gelegt . .“ „Ein croatiſcher Genius“ habe mit ſeinem „Nix deutſch“ Furore gemacht, ebenſo „der Genius des Belagerungszuſtandes an der Hand des böſen Zauberers Knutezewski Karbatſchewitſch“. Wiederum der gemüthliche Spaß inmitten des furchtbarſten Ernſtes! So elaſtiſch hätte zweifelsohne Beaumarchais nicht ſein können. — Endlich ſei noch Deinhardſteins erwähnt, an den zwar Niemand andere Anſprüche als federleichte zu ſtellen vermochte. Aber der Zug, den ich von ihm mittheilen will, iſt zu charakteriſtiſch für die Sittentemperatur des früheren Wien, als daß er übergangen werden ſollte. Am Vormittage des 7. October 48 langte der Eiſenbahntrain aus Wien in dem nahen Baden an und brachte die Kunde von der Ermordung Latours, der Erſtürmung des Zeughauſes und der Flucht des Hofes. Schrecken und Beſtürzung ruhten auf den Geſichtern der Ausſteigenden. Deinhardſtein war unter den Wartenden auf dem Perron, vernahm die grauenvollen Nachrichten, ſchüttelte das Haupt, murmelte etwas Pathetiſches, um ſofort, mit ſeinem Fiſchzeuge bewaffnet, ſich in einem der Waggons zu ſetzen und nach Neuſtadt zu fahren, wo er ſeiner Liebhaberei getreu, ſtundenlang Forellen fing. — Sah nach der Angel ruhevoll, kühl bis an's Herz hinan.

Das Burgtheater machte Miene, die patriarchaliſche Stimmung von ehemals feſtzuhalten, doch glückte dies nicht. Zwar hatte man es am 16. November 1848 mit Bauernfeld: Leichtſinn aus Liebe wieder eröffnet und eine Rede, die von der guten alten Zeit ſprach, hatte Enthuſiasmus erregt — acht Monate nach der erſten Unterbrechung dieſer guten alten Zeit. — Aber ſolcher Enthuſiasmus entſtammte denn doch nur Denjenigen, welche den Schlafſeſſel in der Loge für die Arbeitsſtätte der Welt hielten oder den Beſitzenden ohne Unterſchied der Confeſſion im Parkett, welche von der Zeit nur das Eine wiſſen, daß ſie Geld iſt. Mit der guten Alten war es wohl auf immer vorbei. Das Repertoir des Burgtheaters ſtreckte ſich nach der Decke, die allmählich kürzer wurde, aber ab und zu tauchten noch Stücke auf, welche das Jahr Achtundvierzig herangebracht hatte: Die Karlsſchüler, Uriel Acoſta, Maria Magdalena. Am 1. Februar 1849 wurde Judith zum erſten Male gegeben. Der unbeſtritten nachhaltige Erfolg des bürgerlichen Trauerſpiels hatte Hebbels bibliſche Tragödie nachgezogen, deren Wirkung eine nicht minder eindringliche und entſchiedene war.

Einige allgemeine Bemerkungen über das Burgtheater und eine kurze charakteriſirende Skizze desſelben in ſeiner damaligen Beſchaffenheit ſind im Hinblick auf den Hauptgegenſtand dieſer Erzählung nunmehr unabweisbar. Als der einzige öffentliche Sammlungspunkt, wo geiſtige Anregung geboten ward, hatte das Burgtheater in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts allerdings eine über das Unterhaltungsbedürfniß der Stadt hinausreichende Bedeutung. Doch möchte ich dieſe nicht überſchätzen, wie es jetzt ſo häufig geſchieht. Die Claſſiker, die deutſchen, wie die fremdländiſchen, konnte des Cenſurzwanges ungeachtet Jedermann in Wien genießen, da Einem doch ſogar die ſtreng verbotenen Bücher nicht eben ſchwer zugänglich waren; ja auf der Hofbühne begegnete man den grauſam oder lächerlich verſtümmelten Claſſikern und man rächte ſich dann freilich an dem Rothſtift, indem man ſtehen gebliebene, halb verfängliche Stellen demonſtrationsluſtig aufgriff. Zur Erziehung des künſtleriſchen Geſchmacks trug dies nicht gerade bei. Trotz alledem wehte in dem Hauſe ein geiſtiger Athem, wurden die profanen Eindrücke, welche von den Vorſtadtbühnen und den andern Vergnügungsorten Wiens ausgingen, auf würdige Weiſe gekreuzt und das Gefühl für Sitte angenehm rege erhalten. Die Mittagshöhe des Burgtheaters war bereits überſchritten, als Hebbel es zuerſt kennen lernte; aber der

Nachglanz, wie die älteren Beſucher des Theaters ſich ausdrückten, hätte anderwärts den Ruhm der Unvergleichlichkeit anſprechen dürfen. Karl Gutzkow ſagt in ſeinen ſchon citirten Wiener Eindrücken (1845) Folgendes: „Wahrhaft befriedigt fühlt' ich mich durch das Burgtheater. Hier iſt denn doch eine Ueberlieferung der Zeit, die ſich in vornehm bedeutungsvoller Größe erhalten hat. Man klagt über den Verfall dieſer Bühne, die Deutſchlands Muſterbühne ſein ſollte, aber das was von dem frühern Werthe übrig blieb, iſt noch immer ſo groß, daß es die übrigen deutſchen Theaterzuſtände bei Weitem überragt. Die Aufgabe dieſes Theaters fand ich mit einem gewiſſen feierlichen Ernſt gelöſt. Ich fühlte mich ergriffen von dieſem geregelten Gang der Geſchäfte, von dieſer vorausſichtigen Beherrſchung aller an einer ſolchen Anſtalt vorkommenden Eventualitäten. Die Schauſpieler fühlen ſich geehrt durch ihre Stellung: ſie ſind ſtolz, da zu ſtehen, wo ihr Talent oder die Gunſt des Zufalls ſie hinſtellte. Das Gefühl, vor einem oft zahlreichen, immer aber gewählten und feinen Publicum, vor einer Kritik zu ſpielen, die gewohnt iſt, ihnen unausgeſetzte Aufmerkſamkeit zu ſchenken, läßt ſie ihre Kunſt mit einer gewiſſen heiligen Verehrung üben. Nirgend hab' ich auf den Tag, wo er auftritt oder die Reihe einer Darſtellung ihn trifft, ſo viel Freude, ſo viel Vorbereitung im Weſen des Künſtlers bemerkt. Nie hab' ich ein nachläſſiges Auftreten geſehen, nie dies Arbeiten um's liebe Brot bemerkt. Die obern Behörden ſind ſelbſt von Achtung vor den Darſtellern, vor den Dichtern durchdrungen . .“ In der That: Weihe war in der Darſtellung zu jener Zeit nicht nur das Begleitende, vielmehr das Klima ſelbſt, ſo daß Frau von Weißenthurn oder Schiller, eine Hauptrolle oder eine Nebenrolle von der nämlichen uneigennützigen Sorgfalt getragen wurden. Zu dieſer künſtleriſchen Artigkeit und Illuſionsfreude der Schauſpieler trug gewiß auch die größere Entfernung bei, in der ſich die Genoſſen der heiterſten Kunſt von den Zuſchauern hielten. Wahrſcheinlich unbewußt war in ihnen noch ein Reſtchen der Tradition aus der Principalzeit lebendig. Die Schranken, welche die geſellſchaftliche Ordnung zwiſchen dem Mimen, dem Gaukler und dem ehrſam bürgerlichen Menſchen gezogen hatte, waren, wie mir däucht, noch nicht gänzlich in der Empfindung des Schauſpielers gefallen; eine ſtolze Luſt an dem Fremdlinghaften, ein künſtleriſches Genügen an dem Abgeſonderten des Schauſpielerſtandes mochte ſich juſt in dem Augenblick geltend gemacht haben, als die angeſehenſten Perſonen anfingen, den Umgang mit ihnen zu ſuchen. Wie dem auch ſei, eine ſchöne, wohlthuende Zufriedenheit war an ihrem Gehaben fühlbar und ohne dieſe hätte die Darſtellung nicht in dem harmoniſchen Einklange aller Theile begonnen und beſchloſſen ſein können.

Der Sinn für Einordnung und Unterordnung war dergeſtalt ausgebildet, ja Natur geworden, daß jedes der vorzüglichen Einzeltalente auch die eigene Begrenzung ſchicklich zu verbergen oder auf Momente gelinde zu erweitern vermochte, wenn eine beſtimmte dichteriſche Aufgabe das Eine oder das Andere wünſchenswerth erſcheinen ließ. Und dies will um ſo mehr ſagen, als jene Einzeltalente, kraft ihrer Stärke und ausgeprägten Eigenthümlichkeit mit demſelben nicht ohneweiters umſpringen, es nicht ſo leicht biegen und dehnen konnten, wie dies der geſchmeidigen mittleren Begabung gelingt, der genialen Vielſeitigkeit nach der Anſicht der Flachen. So verſtand es denn Anſchütz, der am liebſten aus der Gemüthstiefe heraus ſpielte, den Herzenston zu mäßigen und auf oratoriſchem Wege dem Erhabenen beizukommen, ſobald Shakſpeare oder Schiller es verlangte. So wußte Fichtner die ſorgloſe Anmuth, die er im Converſationsſtück über ſein Spiel hinhauchte, wie Keiner, mit einem herben Beiſatz zu verſehen, wenn er den Mercutio gab, oder der liebenswürdigen Stimme und Auffaſſung gleichſam ein paar Schmuckfedern zu leihen, wenn er dem dunklen Colorit eines Mortimer halbweg gerecht werden ſollte. So blies Löwe, indem er den Narren im Lear ſpielte, ein humoriſtiſches Feuerchen, anſtatt der Flamme des Blutes an, und goß über das Narrenbild einen melancholiſchen Glanz, bei dem man jauchzte und betrübt zugleich war. Laroche, ein Meiſter in der Genremalerei und im Holzſchnitt, wenn ich ſo ſagen darf, ſchliff dem Eckigen ſo viel Kanten ab und anvertraute dem Willen ſoviel Phantaſiearbeit, daß er mit ſeinem König Philipp im Don Carlos wenn auch keinen tragiſchen, ſo doch einen imponirenden Eindruck hervorbrachte. Wo ſich aber dieſe Künſtler, ein jeglicher, nach ihrer eigenſten Artung frei bewegen konnten, da leiſteten ſie geradezu das Vollkommene.

Das ſtärkſte geſtaltende Vermögen ward Anſchütz zu Theil. Die Hauptlinien der Rolle zog er klar, das Knochengerüſte des Menſchen baute er ſicher auf. Niemand machte ſo ſehr das Werden anſchaulich, wiewohl ohne das taſtend Heimliche, das mit allem Wachsthum verknüpft iſt. Die leiſeſten Schwingungen der Seele traten manchmal zu deutlich hervor, die kleinen Motive griffen dann und wann mit zudringlicher Plaſtik um ſich. Hingegen war ſeine Gemüthskraft eine überwältigende; er erſchütterte, er erwärmte, riß uns aber immer wieder zum Aufblick in eine freiere Welt empor. Und überwog auch das Mitleid, das er uns für ſeine tragiſchen Helden einflößte, den Eindruck der Furcht: vor dem Verſchwelgen des Pathos im Rührenden bewahrte ihn allzeit das ſeine Geſtalten durchſtrömende Gefühl des ſchönen Scheins und die unbeſchreibliche Macht ſeiner choralartigen Stimme. Sein Realismus begann erſt einen Schuh über der Wirklichkeit.

Mit dem Betreten der Bühne durch Löwe, wenn er einen Liebeshelden ſpielte, und er konnte dies noch in den Vierziger Jahren mit gutem Fug, wurde gleichſam der rothe Hahn aufs Dach geſetzt. Nun erſt brach das Feuer des Dramas aus, ſei es, daß es ein Dichter gelegt, ſei es, daß aller Zündſtoff von Löwe allein herrührte. Bezaubernd wirkte ſein melodiſches Organ, aus dem man den Minnegeſang und das Ritterthum meinte ſammt und ſonders wiederherſtellen zu können. Sein ſchmelzender und in tiefer Farbe anklingender A-Vocal that dem Ohr wohler als irgend ein virtuos gegriffenes hohes C. Die raſchen Bewegungen Löwes, wie waren ſie dabei rund, welch eine Delicateſſe verband ſich mit ſeiner Haſt, und wie rein verzehrte dieſes Feuer ſeine Nahrung! Kein Rauch, kein Qualm, keine Schlacke. Seine Sinnlichkeit hatte ein Etwas, das ich die Galanterie der Sinnlichkeit nennen möchte, wie er denn nur aus dem Temperament heraus zu idealiſiren ſchien. Ein durchaus lyriſcher Schauſpieler aber? Gewiß. Doch auch die echte Lyrik hat ihre Plaſtik, und Löwes Lyrik war nicht unecht.

Wie Löwe ein ſeltenes Geſchenk der ernſten Muſe an das deutſche Theater geweſen, ſo war Fichtner eines das die lächelnde Muſe demſelben dargereicht hatte. Der Kreis, in dem er vornehmlich waltete, der leichte geſellſchaftliche Kreis des Sitten- und Geſprächs-Luſtſpiels, ſchloß eigentlich das entſchieden Charakteriſtiſche in dem nämlichen Maße aus, wie ſein Talent. Darum wäre es ein eitles Bemühen, darnach zu ſinnen, wie man, um Goethe'ſche Worte zu gebrauchen, ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten auf den verſchwundenen werthen Mann auch nur nothdürftig denjenigen überliefern könnte, die ihn nicht geſehen haben. Aber trotz des Mangels an hervorſpringenden Beſonderheiten hatte ſeine Darſtellungsweiſe etwas Beſtimmtes, ſofort Erkennbares und Unnachahmliches. Vielleicht bezeichnet man ſie nicht unrichtig, indem man ſagt, daß er ihr das Genie geſellſchaftlichen Herkommens einhauchte. Die nichtsſagenden Vorbehalte, leeren Rückſichten, hohlen Höflichkeitsformen: er füllte ſie aus, er gab ihnen Gehalt, Berechtigung und Bedeutung. Dem nur angenommen Schicklichen legte er ein inneres Bedürfniß unter, dem durch ſociale Ueberlieferung Verwehrten drückte er mit ſeinem Humor den Stempel natürlichen Verbotes auf, und mit ſo lieblicher und froher Unbefangenheit behandelte er den dürftigen Lebensſtoff, bis er die Rolle des Converſations-Luſtſpiels demaskirt, nämlich in's edel Menſchliche hinüber gedrängt hatte. Seine leichtfertigen Courmacher und liederlichen Väter hatten ihre moraliſchen Grundſätze unter der Aufſicht der Sitte eingebüßt, ſie waren ihnen abhanden gekommen, wie goldene Hemdknöpfe, ſie ſind in der Zerſtreutheit irgendwo liegen geblieben, wie ein Handſchuh, den zweiten des Paares hielt der „gute Ton" zierlich feſt. Bei den linkiſchen und bornirten Figuren, die er entwarf, fühlte man ſich behaglich, weil ihr frommes Gemüth ſich zu verwundern ſchien, daß man ihren Verſtand nicht für voll annehmen wolle. Wenn er aber treuherzig und ſchlicht als Kaiſer Max im Götz oder als Rudolph von Habsburg im Ottokar vor uns hintrat, dann empfand man ſo recht den Tiefſinn des Bibelwortes von den Armen im Geiſte. Das Gegenſtück zu dieſem ſparſamen und mehr zeichnenden als malenden Künſtler bildete Laroche. Wenn jemals die Farbenkraft und Lebensenergie eines der großen Niederländer in einem Schauſpieler wiedergekehrt iſt, ſo kann man dies von Laroche behaupten; ſogar ſeine Uebertreibungen haben etwas Stylvolles durch Coloritſtärke und glückliche Lichtreflexe. Vergnüglich, in kräftiger Körperlichkeit ſteigen ſeine wunderlichen Käuze, ſeine Sonderlinge, ſeine Mentor- und Vaſallengeſtalten aus der bildenden Phantaſie hervor, nachdem ſie nur inſolange bei der Seele verweilten, als nöthig war, um Wegzehrung mit zunehmen. Die Bosheit ſeiner Intriguanten hob er durch die Accente des Weltkundigen in die Sphäre des bedingt Nothwendigen hinein, aber freilich hatte auch ſeine Darſtellung des Böſen das Genrehafte des Bittern oder der Schadenfreude. Hingegen war an ſeinem gutmüthigen alten Manne auch kein Tüpfelchen auszuſtellen, wenn er dabei nur launig oder launenhaft ſein durfte.

Noch ſtanden hinter dieſen Schauſpielern zu jener Zeit zwei Veteranen: Korn und Wilhelmi. Der Erſtgenannte war thatſächlich ein Anbetungsgegenſtand der Weiber; „Korn, du biſt ein Gott!" hatte eine ſchiefgewachſene bebrillte Enthuſiaſtin einmal von der vierten Galerie herab in das Haus gerufen. Sein Talent lag in der Sphäre des eleganten Luſtſpiels. Der Zauber des Gedämpften, die Kunſt des Verſchwiegenen waren in Korn dermaßen erhöht und entwickelt, daß ſchon die Magie des Verrätheriſchen daraus hervorblitzte. Die Huld der Vornehmheit und das Anſichhalten der Nobleſſe ſind weder vor ihm, noch nach ihm auf der deutſchen Bühne ſo ſchön zum Ausdrucke gekommen; und zwar gilt dies nach zwei Seiten hin. Seine Miniſter und ſeine Fürſten konnten Schulköpfe für die wirklichen Kronen- und Würdenträger abgeben, und ſeine Darſtellung heikler pſychologiſcher Momente bewies, daß er auch in der Ariſtokratie der Seele heimiſch war. Eine Audienz, das verſprechende Lächeln der Gewährung einer Bitte, die verabſchiedende Handbewegung, die fingirte Zerſtreutheit eines Königs, dergleichen mußte man von Korn haben ſpielen ſehen, um vielleicht zum erſten Male zu begreifen, daß auch „ſechzehn Ahnen" eine Realität ſind. Die Selbſtüberwindung im Zuſtande einer innern Colliſion, die Athemnoth des bewegten Gemüths und die Fähigkeit ihrer Herr zu werden, vermag Niemand zu vergeſſen, den Korns Darſtellung mit gebrochenen Farben jemals getroffen hat. Lebhaft erinnere ich mich noch ſeines Fürſten in dem Schauſpiele der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, der Siegelring betitelt, ſeines Saladin im Nathan und ſeines Marinelli, jenen Rollen, aus denen ich die von ihm entworfenen Porträtzüge gewonnen. An ſeinem Marinelli war das Kreuzgewebe des Menſchen und des Höflings ſo dicht, wie in dem edelſten holländiſchen Linnen. Einen Intriguanten bemerkte man nicht, blos einen Lakayen erleſenſter Form, dem für fremde Zwecke arbeiten zur zweiten Natur geworden und deſſen Gewiſſensgrenze in das Machtgebiet des Prinzen fällt. Die heiſere Stimmfarbe Korns klang wie eine von der Sordine gezähmte Geige, und ſeine ſchlankgliedrige, elaſtiſche Statur ſchien zu verſichern, daß ſie leichtlich durch jedes Gedränge komme. — Wilhelmi, ein hochſtämmiger Mann mit einem ziemlich ſtark gerötheten Geſicht, verlieh den komiſchen Rollen jene tapfere und doch kindliche Laune, die uns an alten Officieren ſo ſehr erbaut, und den ernſteren eine edelmänniſche Derbheit und eine gewiſſe rüſtige Majeſtät, welche die Vertraulichkeit nicht zurückſcheucht. Sogar den unduldſamen Clerus zwang er zum Schmunzeln, was ſein Patriarch im Nathan bezeugte. Wenn er wiederholt ſagte: Der Jude wird verbrannt! ſo ſagte er es mit einer Betonung, daß das Haus die ecclesia militans auslachte.

Nicht ſo mannigfaltig abgeſtuft war der damalige Kreis der weiblichen Künſtler. Die liebliche Louiſe Neumann, das Sinnbild des Sentimental-heitern — im Theaterrothwäliſch nennt man es naiv — gewährte Einem innige Freude durch das Pflegende und Schonende ihrer Darſtellungsart. Die Durchführung einer Rolle war bei ihr der ſtill vergnügte Gang durch einen Garten, bald im Licht des Muntern, bald im Schatten des Empfindſamen, wobei ſie an den Zügen des Uebermüthigen, wie des Schwermüthigen klüglich raſch vorbeiſchritt, ohne darum auf einen

Fingerraub des Trolligen und auf den Reiz des Sinnigen zu verzichten. Der Thau mädchenhafter Unerfahrenheit ruhte auf ihren zierlichen Schauſpiel- und Luſtſpielgeſtalten, den der Vorwitz eines launigen Geiſtes nicht verſchüttete, und ihre Stimme wußte ihren ärmlichen Wohlklang ſo beſcheiden als dauernd bei uns einzuſchmeicheln. — Als ihre Mutter, Amalie Haizinger neben ihr zu wirken anfing, da bot ſich in den Beiden ein Gegenſtück dar zu Korn und Fichtner. Wie dieſe Vater und Sohn zu ſein ſchienen, ſo kam Einem jenes weibliche Paar als ein ſchweſterliches vor. Und wenn dort die nahe Verwandtſchaft der Begabung in die Unterſchiede des ſchwächeren Temperaments bei Korn und der größeren Talentfriſche bei Fichtner ausſchlug, ſo ſetzte ſich hier wiederum das ungleich beherztere Naturell der Haizinger auffallend gegen die beſänftigte Perſönlichkeit der Tochter ab. Louiſens Jugend miſchte in ihr Spiel Zeitloſen und Veilchen, der Mutter Jugendlichkeit überſäete noch immer die Gebilde der Täuſchung mit brennenden Blumen. Aus der Behaglichkeit ihrer drall-komiſchen Weiber funkelte ſtets vergangene Luſt hervor, die Geſchwätzigkeit und Geſchäftigkeit ihrer Baſen, ſelbſt der lächerlichen, hatte die Deckfarbe einer feurigen Einbildungskraft, die ſie nie hätte auslöſchen können. Sprudelndes Naturleben und ein galanter Geſchmack, der ſich an den Rococo-Höfen nicht ſelten mit den Lauten der Urſprünglichkeit vereinigt hat, hielten ſich gegenſeitig in Zaum oder neckten einander auf der Linie des Uebergangs, und wo ſie das Lüſterne anbringen konnte, da zögerte ſie keinen Augenblick, weil ſie ſich auf ihren Tact verlaſſen durfte. Mephiſtopheles wird auf dem deutſchen Theater nicht ſo bald wieder einer Frau Martha begegnen, die ihn derart in die Enge triebe, wie ihre troſtbedürftige Witwe gethan, und keine Bühnen-Julie iſt jemals ſo anmuthig in ihren frühzeitigen ſinnlichen Aufwallungen motivirt worden, wie diejenige, deren Amme

Amalie Haizinger hieß. Man mag dies immerhin laut ſagen, trotz des geſtrengen Moraliſten, der heutzutage in der Geſtalt Eduards von Hartmann hinter dem Liebestrauerſpiel Shakſpeares her iſt.

Seitdem Sophie Schröder das Burgtheater verlaſſen, war Julie Rettich, geborne Gley, deſſen Tragödin. Sie war die Idealiſtin des ernſten Dramas, aber als ſolche dem einfältig Menſchlichen entfremdet, als hätte ſie beſorgt, der Grenze allzu nahe zu kommen, wo der ſchöne Schein im naturaliſtiſchen Sein erliſcht. Ihrer Tragik fehlte der Erdgeſchmack beinahe gänzlich und aus dieſem Grunde konnte ihr zu hoch gegriffener, überſpannter Idealismus nur bis zu den ſtolzeſten Wallungen, nicht bis zur tiefſten Erſchütterung des Gemüths vordringen. Wenn Phantaſie und Kunſtgefühl ihr Werk beendet und es an die Seele weiterzugeben hatten, dann nahm es der Verſtand an ſich und modellirte es gleichſam von Neuem und grub ſeine Furchen hinein. Hatte Julie Rettich dem Auge eines Dichters zu folgen, der das Gemeine, das die Andern bändigt, hinter ſich ließ, dann ſchritt dem Führer Niemand ſo ſichern Fußes, ſo ſtolzen Ganges nach, wie die Darſtellerin der Iſabella in der Braut von Meſſina, der Marfa im Demetrius. Ungeblendet ſchaute ſie da in das weißeſte Licht. Sie war die Muſe Schillers im Burgtheater. Das Theater und die Kanzel ſind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet, rief der Dichter; ſie rief es ihm nach; auch in ihrem Sinne ſollte das Theater immer der Kanzel gleichen, „die Menſchen geiſtiger, ſtärker und liebreicher machen, die kleinen, engen Anſichten des Egoismus löſen, zu großen Opfern das Gemüth ſtärken und das ganze Daſein in eine geiſtigere Sphäre erheben, wo die Tugend als Ziel in höherer Glorie ſteht“. Von den ſtrengen Geſichtszügen der Künſtlerin angefangen, welche ſich dem Ausdrucke des Erhabenen williger fügten, als dem des

Furchtbaren, bis zu der markigen, ein wenig ſchneidenden Stimme, und zu der kunſtvoll gegliederten Rede, welche ſich im oratoriſchen Schwunge wohler fühlte, als in der prunkloſeren dramatiſchen Bewegung, war dieſe Frau man könnte ſagen die vorherbeſtimmte Schauſpielerin für die überſchwenglichen Seelen der Schiller'ſchen Tragödie. Aber auch die verſtandesſcharfen Charaktere Schillers, die voraus berechnenden, klug erwägenden, wie die Königin Eliſabeth, die Gräfin Terzky nahmen unter ihren Händen eine nervige, Geſetze dictirende Geſtalt an. Das Lauernde, langſam Umſtrickende, das Hetzende und Stachelnde im Faltenwurf der Majeſtät hatte die Fülle und Macht der Wahrheit und das Bezwingende des Willens. Die halb warme, halb kalte, zwiſchen Rede- und Empfindungsglut getheilte Plaſtik Friedrich Halms erfaßte ſie mit der überſinnlich ſinnlichen Neigung, welche ſie zu erwecken im Stande iſt. Den ſchlichteren Geſtalten der Poeſie gewann Julie Rettich dann erſt ihr Lebensgefühl ab, wenn in ihnen das Treuherzige, Erbauliche, Patrizierhafte waltete, wie z. B. in der Eliſabeth im Götz. Dazu vermochte die Künſtlerin ſchier die ganze Tonleiter aus ihrer Innerlichkeit holen. Den Luſtſpielrollen brachte ſie ein Lächeln des Geiſtes, eine vornehme Heiterkeit und die Schalkhaftigkeit der Bildung entgegen. Julie Rettich ſträubte ſich am längſten, den jugendlichen Geſtaltenkreis gegen die Heroinen zu vertauſchen, welche der vollreifen Kunſt der Darſtellung angehören. Der Myrthe endlich entſagen, fiel ihr ſichtlich ſchwer. Und gleichwohl war ihre letzte Rollenſtufe diejenige, welche ihr Talent in dem günſtigſten Lichte zeigte.

So ziemlich alle Farben waren, wie man ſieht, in der Schauſpielergruppe des alten Burgtheaters individualiſirt wahrzunehmen. Aber eine Farbe würden wir bisher umſonſt geſucht haben: die Farbe des Dämoniſchen. In Chriſtine Hebbel brannte am hellſten dieſe Farbe, und das Zuſammenleben der Künſtlerin mit dem Dichter der Judith mußte gerade das Geheimnißſchwere und Schickſalsvolle, worauf das Weſen des Dämoniſchen beruht, in ihr ſteigern und zur electriſchen Entladung bringen. Ja, man darf ſagen, erſt von dem Zeitpunkt an, als ſie ſeine tragiſchen Aufgaben vor den Wienern löſte, machte ſie dieſelben mit dem Kerne ihrer Eigenthümlichkeit bekannt. Ihr war es Jahre lang beinahe ebenſo am Burgtheater ergangen, wie ihrem Manne ſein bisheriges Leben hindurch: auch ſie konnte nicht an den Platz gelangen, auf den ſie zum mindeſten das nämliche Anrecht hatte, wie ihre Colleginnen, auch ihre Entwicklung wurde durch ſtets wiederkehrende äußere Hemmungen um das frohe Gedeihen, die ruhige Entfaltung betrogen. Hier iſt wohl auch der ſchicklichſte Ort, einen Blick auf ihre Jugend zu werfen.

Chriſtinens Kindheit, ſo weit ſie zurückdenken kann, war Arbeit und Entbehrung. Wenige Jahre nach ihrer Geburt (9. Februar 1817 zu Braunſchweig) verlor ſie den Vater und war genöthigt, mit ihrer Hände Fleiß ihre Mutter zu unterſtützen. Doch da dies von einem ſiebenjährigen Kinde nur wenig ſein konnte, ſo ließ ſie ſich beim Hoftheater ins Kinderballet aufnehmen. Sie erhielt monatlich ein und einen halben Thaler Gage. Zuweilen ſpielte ſie auch ein Röllchen im Schauſpiel, wofür ſie drei Thaler extra empfing. Ihr älterer Bruder kam zu einem Zuckerbäcker in die Lehre, ihre jüngere Schweſter war durch viele Jahre ſchwer krank; ja, halb erblindet mußte ſie von der Mutter faſt immer getragen werden, und zwar in den dunkelſten Raum der Wohnung, damit ihr die Augen nicht ſchmerzten. Wie oft gab es nichts zu eſſen, die kleine Chriſtine mußte mit hungrigem Magen auf der Bühne tanzen und noch dazu ein ſo freundliches Geſicht machen, als wäre ſie das glücklichſte Kind von der Welt. Beim Schlafengehen freilich gab's dann bittere Thränen und ſie mußte ſie anſtatt des Brots hinunter ſchlucken. Gottvertrauen und ihre Hoffnung auf eine beſſere Zukunft waren dazumal ihre ſtäten Begleiter. Sie hielt ſich immer in ihrer Phantaſie für das arme Aſchenbrödel (die Oper hatte ſie hin und wieder geſehen), der Zauberer darin mit langem weißem Bart war für ſie der liebe Gott, und wenn er ſang: Mein gutes Kind ſei nur zufrieden, dir iſt ein beſſ'res Loos beſchieden, du biſt gut, du biſt fromm, dir wird es einſt noch wohlergeh'n! dann war ſie getröſtet und vergaß Hunger und Durſt. Als ſie vierzehn Jahre zählte, da wurde ſie confirmirt. „Ich weiß es noch wie heute, ich ſollte Tags darauf in einem Ballet als Knabe tanzen, es widerſtrebte meinem Gefühl als junge Chriſtin ſo ſehr, daß ich dem Balletmeiſter erklärte, ich würde jezt, nachdem ich erwachſen, nicht mehr als Knabe tanzen. Ich mußte ſeinen ganzen Zorn darüber empfinden, er ſchalt mich und wies mir die Thür. Mit weinenden Augen ging ich hinaus. Da traf ich den Dr. Köchy, der Dramaturg des Theaters war; er hatte mir oft Freundliches über meine kleinen Rollen geſagt, ich klagte ihm mein Leid, ich bat ihn, mich zu prüfen, ob ich nicht Talent zur Schauſpielerin hätte. Er beſtellte mich auf den andern Tag in ſeine Wohnung, wo ich ihm einige Gedichte recitiren ſolle. Es geſchah, er ſagte mir darauf, ich hätte nicht allein Talent, auch ein gutes Organ und äußere Mittel, er wolle mir mit Freuden einige Rollen einſtudieren. Wer war glücklicher als ich! . .“ Längſt hatte ihr die Jungfrau von Orleans als das höchſte Ideal vorgeſchwebt, ſie bat ihn nun, ihr dieſe Rolle zuerſt einzuſtudieren, was er auch that. Dann lernte ſie die Louiſe in Kabale und Liebe, dann die Toni (in dem Drama Körners). Dr. Köchy verſchaffte ihr darauf ein Gaſtſpiel in Bremen, wo ſie, wenn ſie gefiel, engagirt werden ſollte. Der edle Mann, da er wußte, wie arm ſie war, bezahlte ihr die Reiſekoſten, die ſie ihm bei Gelegenheit zurückerſtatten möge, und ſchenkte ihr noch obendrein das weiße Kleid für Kabale und Liebe. Den Anzug zur Jungfrau hatte ſie ſich ſelbſt aus armſeligen Flittern zuſammen geſtellt. Sie fand in dieſer Rolle großen Beifall und wurde engagirt. Bald darnach kam Amalie Haizinger nach Bremen, um zu gaſtiren. Sie fand Wohlgefallen an dem jungen, hübſchen, talentvollen Mädchen, nur war ſie mit ihrer Beſchäftigung nicht einverſtanden. Denn ſie, die Junge, mußte die ältlichen Liebhaberinnen ſpielen, während eine alte Schauſpielerin die jungen ſpielte. Amalie Haizinger verſprach ihr, in Hamburg, wohin ſie jetzt reiſe, den Director Schmidt auf ſie aufmerkſam zu machen, und ſie hielt Wort. Einige Wochen ſpäter bekam Chriſtine einen Gaſtſpielantrag nach Hamburg. Bevor ſie dort zur Probe ging, ließ ſie der alte Schmidt in ſeinem Zimmer den erſten Monolog der Jungfrau ſprechen. Als ſie geendet, ſagte er: Nun, wenn man ſolche Poſaune in der Kehle hat, da kann's nicht fehlen! Und es fehlte wirklich nicht an Erfolg. Nachdem ſie drei Jahre in Hamburg gewirkt, gaſtirte ſie am königlichen Hoftheater zu Berlin und ein Jahr ſpäter am Burgtheater, deſſen Mitglied ſie ſeit 1840 bis 1875 geweſen. Da an dieſer Bühne das Rollenmonopol herrſchte, das jeder Einzelne eiferſüchtig hütete, ſo wollte man ihr durchaus keine gute Rolle abgeben; eine ſolche konnte ſie nur dann ſpielen, wenn ein Krankheitsfall eintrat, ſonſt mußte ſie ſich mit dem begnügen, was Andere nicht wollten. Ihr blieb keine Wahl. Sie mußte z. B. anſtatt der Emilia die Claudia in dem Leſſing'ſchen Stücke übernehmen. Und es half nichts, daß das Publicum ihr gewogen war und das ihr zugefügte Unrecht einſah. So ging es bis zum Jahre 1845, da Hebbel nach Wien kam, ja noch bis in die nächſte Zeit hinein.

Chriſtine Hebbel ſpielte ganz und gar aus einer blinden Zuverſicht heraus, welche man eben ſo gut ein ſich Verlaſſen auf das wegzeigende Herz nennen kann. Der Quellpunkt des darzuſtellenden Charakters ging ihr allzeit klar auf und es war ihr die Gabe verliehen, die Naturſeele in die Plaſtik der Gebärde und des Worts zu bannen. Ihr breiter Strich und ihre einfache Malerweiſe brachten die jeweilige Grundfarbe voll zur Anſchauung und ihr Pathos, zwiſchen Wehrloſigkeit und Nothwehr wunderſam getheilt, hatte die Monotonie von Ebb' und Flut. Während aber die Heftigkeit ihrer leidenſchaftlichen Ausbrüche nicht ſelten etwas Unarticulirtes annahm, kleidete ſich ihr Erleiden immer in den ſchönſten tragiſchen Ausdruck. Minder deutlich traten die begleitenden Motive hervor, welche die Grundlinien des Charakters bald einſchränken, bald überwuchern, bald verdecken und ihm dadurch den Schein des Beſtimmbaren, Veränderlichen und Zufälligen geben. Die Künſtlerin modulirte zu wenig das Charakterthema und wurde deshalb zuweilen die Verkünderin einer ſtarren Nothwendigkeit. Wo ſich jedoch zu ihrer ſeelenvollen Macht im Anſchlag des Charakterthemas der Reichthum der Variation geſellte und wo ſich die ihr eigene Stimmungs- und Coloritſtärke in den Wechſel der Lichter und Schatten auflöſte, da war ihr Gebilde jedesmal ein Schmaus der Sinne und eine Erquickung des Gemüths. Der ſtylvoll geſchnittene, im Detail etwas markirte Kopf ſüdlichen Gepräges gemahnte an jene altrömiſchen Werke des Meißels, welche die archäologiſchen Zweifel bei der Beſtimmung ihrer Bedeutung beſchäftigen.

Ihre ganze Innerlichkeit und ihre ganze plaſtiſche Kunſt waren in der Darſtellung der zwei Geſtalten Hebbels: der Klara und der Judith, aufgebrochen. Als die hochgewachſene Frau in der Rolle der Tiſchlerstochter auf der Bühne ſichtbar ward, mit dem erſten Worte des Stücks, da durfte man den Contraſt befürchten zwiſchen der gedrückten Bürgerlichkeit des unglücklichen

Mädchens und der faſt hoffärtig ſchönen Leiblichkeit der tragiſchen Schauſpielerin. Aber die Eingangsſcenen waren noch nicht vorüber und ſchon wohnte man ſo ſtimmungstief in ihrer Darſtellung, daß kein äußerliches Bedenken auch nur im Geringſten einen Störenfried abgeben konnte. Ich ſtehe nicht an, auszuſprechen, daß im Gebiete des Seelenhaften und mit deſſen Ausdrucksmitteln allein dieſe nachſchaffende Leiſtung nicht ihres Gleichen in der Geſchichte der Schauſpielkunſt aufzuweiſen hat. Es war das gemißhandelte und gefangene Herz, das hier ſprach, handelte und litt; das gefangene Herz, das umſonſt nach einem Ausgange ſpäht, das nicht lauter ſpricht, als der Eingekerkerte, der zaghaft prüfend auf eine leiſe Nachbarſtimme Antwort gibt. Jede Einzelrede dieſer Klara hatte die Bläſſe der entfärbten Lippe, jeder ihrer Blicke, ſogar ihr Lächeln war ein Zeuge und ein Hüter ihres Schickſals zugleich. Man ſpürte, daß ihre Gedanken ſich in's Wort flüchteten, weil ihr eigener Kopf den Häſcher machte, und man fühlte hinter ihrer Zerſtreutheit das geſammelte Unglück. Und wie die Naturſtille mannigfaltig zu ſein ſcheint, weil das Menſchenauge von den Halmen, welche die Inſecten durchſummen, übergleitet auf den Laubſchatten, der am Boden zittert, und auf die Sonnenfunken in den Wipfeln, ſo gewann auch die pſychologiſche Stille, welche dieſe Klara umwob, allerlei Abſtufungen und Gradunterſchiede, je nachdem ſie angehaltenen Athems mit der Mutter oder dem Vater, mit Leonhard oder dem Secretär ſprach. Den Abwegen des Zerfaſernden und weichlich Rührenden kam die Künſtlerin auch nicht auf mäßige Entfernung nahe, die Kraft der Buße wuchs in ihrer Darſtellung mit der ſich mehrenden Hilfloſigkeit, und wie eine Pflichterfüllung, nicht wie ein Abſchütteln irdiſcher Qual traf uns ihr Todesgang an den Brunnen. — Anſchütz als Meiſter Anton, Löwe als Secretär, Fichtner als Karl, individualiſirten ein jeder mit einer Strenge und Feinheit, als ob dieſes bürgerliche Trauerſpiel an eine Tradition ſich anſchlöße. Nun hieß aber die Tradition Iffland, von welcher Maria Magdalena durch eine Kluft getrennt iſt. Alle hatten ſie ſich in das Drama Hebbels wie in ein ihnen längſt Bekanntes hinein gelebt. Nicht einmal an den Muſiker Miller, eine ſeiner vollendetſten Rollen, erinnerte Anſchütz. Er milderte vielleicht die Härte des Meiſter Anton, aber nur durch die Tonwärme ſeines Organs und das zum Vertrauen Einladende ſeiner Geſtalt, nicht in der Auffaſſung der fundamentalen Eigenſchaften des Tiſchlers. Er präſentirte ſich uns nicht als Original, nicht das Ungewöhnliche oder gar Unerhörte grinſte uns an: nein, er war uns bald ein geläufiger Menſch, deſſen Beſonderheiten uns als Lebenserſcheinungen trafen, nicht etwan als merkwürdige Ausſichtspunkte, wie ſie unzureichende Dichter oder Komödianten bei ſolchen Anläſſen zu zeigen pflegen. Des Tiſchlers Weh kam bei Anſchütz nicht zu kurz und damit griff er gewiß nicht fehl, denn ohne dieſes Weh wäre Meiſter Anton ſozuſagen eine plaſtiſche Phraſe, ein Theater-Brutus, mit dem Hobel, der möglicher Weiſe einmal irgendwo gelebt hat, aber in der Luft der Tragödie nicht leben kann. Löwes feurige Anmuth, die er über den Geliebten Klaras hauchte, überraſchte und that wohl, gleich einem Licht, das in ein dämmeriges Gemach zu uns herein kommt, und wie eine Begütigung der lockern und rohen Sitten, die Karl zur Schau trägt, wirkte Fichtner, der den leichten Sinn des Jungen nicht ſtärker betonte als das Leidgefühl, das auch ihn am Flügel erwiſcht hat.

In purpurne Sinnlichkeit getaucht war Chriſtine Hebbels Judith; aber von einer räthſelhaften Schwermuth umfangen glimmte und glühte ſie auf, und das ſie begleitende Naturgeheimniß durchſchauerte ſie mit einer ſchmerzhaften Wolluſt, die ſich in ihrer Rede, wie in ihrem Mienenſpiel äußerte. Aus dieſem Geheimniß zog ſie die fromme, wie die heroiſche Begeiſterung, die unheimliche Beſonnenheit und die ernſtumflorte Trunkenheit der Phantaſie. Ihr Spiel war das Nachtfeſt einer dämoniſchen Seele. Löwes Holofernes war einer von den Menſchen, die wie Fackeln brennen, um ein Wort des Dichters aus dem Prolog zum Diamant anzuwenden. Der aſiatiſche Racendeſpot hatte zum erſten Male die Bretter betreten, im vollen Schmuck der Genußſucht und mit den Abzeichen wahnwitziger Eitelkeit. Pfauenhaft ſchlug Löwe das Rad entzückten Wohlgefallens an ſich ſelbſt, auch das Haupt bewegte er mitunter, jenem lächerlichen Vogel ähnlich, hin und her. Die braun gleißende Patina des Geſichts, in welchem das Auge lärmte, und das farbenſchreiende Coſtüm vervollſtändigten den Eindruck des Phantaſtiſchen und Fabelhaften. Er hatte tief in den Humor hinein gegriffen, womit er den Prahler gleichſam entſchuldigte und der unfreiwilligen Heiterkeit, die ſonſt vielleicht im Publicum erwacht wäre, die Pforte verriegelte. Seine wilde Grazie bildete einen prächtigen Gegenſatz zu Chriſtine Hebbels gewitterſchwüler Judith. „Wie der Adler kamſt Du auf Holofernes los!“ ſagte der Dichter zu ihr nach der Vorſtellung.

Hebbel hatte mit der Judith in Wien Glück: das Stück wurde ſehr oft wiederholt und bei ſteigender Theilnahme des Publicums. Nach der erſten Aufführung beglückwünſchten ihn Hammer-Purgſtall, Deinhardſtein, Bauernfeld zu dem bedeutenden Erfolge. Der Maler Amerling, der eben ſein Bild Judith vollendet hatte, und in wahlverwandten Phantaſien ſchwelgte, äußerte ſich beinahe mit kindlichem Entzücken über die Dichtung und die ſchauſpieleriſche Reproduction der Titelrolle. Die meiſte Freude aber empfand Hebbel, als ſich eines Tages ein alter, ſechsundſechzigjähriger Pfarrer, Filtſch mit Namen, aus Mühlbad in Siebenbürgen bei ihm meldete, den die Begeiſterung für den Dichter und die Darſtellerin der Judith zu ihm getrieben hatte. Er näherte ſich mir, ſagte Hebbel, wie dem Holofernes die Geſandten aus Meſopotamien. „Dergleichen thut mir wohler, als alle Kritiken der Welt.“

Zwei ein halb Monate ſpäter, am 19. April, erfuhr ſeine Tragödie Herodes und Mariamne bei ihrer erſten Aufführung, welche auch die einzige blieb, eine vollſtändige Niederlage. Das Publicum war, wie Hebbel ſelbſt bemerkte, ſichtlich nicht im Stande, der Compoſition zu folgen, auch ſpielte das Stück zu lange, von ſieben bis eilf Uhr. Das Verwirrende lag für die Maſſe der Zuſchauer, in dem hiſtoriſchen Moment des Dramas, deſſen motivirende Verflechtung mit dem pſychologiſchen ſie nicht begriffen. Als nicht gleichgiltig erwies ſich ferner der Umſtand: daß wenige Wochen vorher Philipp Maſſingers Lodovico in Deinhardſteins Bearbeitung über das Burgtheater gegangen, alſo der anecdotiſche Reiz des Herodes vorweg genommen worden war. Zu Hauſe lag an dem Abend der Aufführung ſein Töchterchen an den Pocken darnieder, die Mutter mußte ſpielen und empfing für ihr großartig entworfenes Makkabäerbild auch nicht das geringſte Zeichen des Dankes. Hebbel hatte als Menſch einen ſchmerzenreichen, qualvollen Abend. — Die Wiener Kritik, welche ſchon bei Gelegenheit der erſten Darſtellung ſeines bürgerlichen Trauerſpiels ſo gehäſſig als geiſtlos ſich gezeigt hatte, that ſich nun auch in der Unwiſſenheit hervor, indem die Schreiber, welche die gemeinſchaftliche Quelle Calderons, Maſſingers und Hebbels, nämlich den Joſephus nicht kannten, unſeren Dichter zum Bearbeiter eines dem ſpaniſchen Dramatiker gehörigen Stoffes machen wollten. „Die Subjecte, die hier über das Schöne, nicht im Schweiße ihres Angeſichts, ſondern leider ſogar ohne denſelben zu richten wagen“, ſo lautet eine Briefſtelle unſeres Dichters, „fühlen ſich durch Kraft und Einſicht ſchrecklich incommodirt und ſie haben, da ſie natürlich nebenbei auch Producenten ſind oder noch Producenten werden wollen, allerdings auch ihre eigene Exiſtenz zu vertheidigen . . .“ Wie hätte es anders ſein können! Die angeſehenen, ehrenhaften, gebildeten und begabten Männer, die Ernſt von Feuchtersleben, Ferdinand Wolf, Chriſtian von Zedlitz u. A., welche von Zeit zu Zeit kritiſche Arbeiten lieferten, entzogen ſich der Tagesliteratur und dieſe beherrſchte noch immer der Witzbold und äſthetiſche Taſchenſpieler M. G. Saphir, der Schwätzer- und Sudlerſchwarm der Wiener Theaterzeitung und einige vorlaute Literaten in dem vor Kurzem entſtandenen Wiener Lloyd und der eben Wurzel faſſenden Zang'ſchen Preſſe. Man könnte Hieronymus Lorm als den dazumal allein in Betracht kommenden Schriftſteller bezeichnen, welcher in Wien die literariſche Kritik mit Bildung, Einſicht und Geſchmack ausübte.

Hebbel war kaum in engeren Contact mit den Wienern gekommen, als er ihnen auch bereits wieder entfremdet wurde, zum Theil durch die Journaliſten, die aus ihrem Uebelwollen gegen ihn kein Hehl machten, wie er hinwiederum ihnen mit mißachtender Schroffheit begegnete, wenn die Gelegenheit dazu ſich ergab. In der Mitte eines beſcheidenen Kreiſes neu erworbener Freunde, des Beamten der Hofbibliothek Ferdinand Raab, des Malers Dittenberger und des Redacteurs der Wiener Zeitung Doctor Schmidl, welche neben Franz von Braunau ſeinen ſtändigen Umgang bildeten, ſchloß er ſich von dem ſocialen Maſſenverkehr, den er überhaupt nicht vertrug, beinahe kaſtenmäßig ab. Dann und wann ſprachen der geiſtig anregende Arzt Profeſſor Romeo Seligmann und der Kunſthiſtoriker Doctor Eitelberger bei ihm vor. So trug denn auch die Goethe-Feier, die er im Einverſtändniß mit ſeinen Freunden zum hundertjährigen Jubiläum des Dichters im Kärnthnerthortheater veranſtaltete, einen eſoteriſchen Charakter an ſich. Sie wurde ſozuſagen, hinter dem Rücken der Wiener Literaten begangen und darum mit reſpectloſen Gloſſen hier und dort verſehen. Er hatte den Prolog zu dem Feſte gedichtet, der bis auf einige formelle Unebenheiten und abſtract gebliebene Verſe zu den ſchönſten Weihegeſchenken gehört, die jemals zu Füßen des Goethe'ſchen Standbildes niedergelegt worden.

Wer hat ſie klarer wohl geſeh'n, des Himmels letzte Sterne?
Doch kannt' er auch den Zwiſchenraum, die ungeheu're Ferne,
D'rum ſtrebt' er nicht hinauf, er war zufrieden, daß ſie ſchienen,
Da meinten unſ're Kinder denn, er fürchte ſich vor ihnen.
— —

Und wär' auch einzeln jede Kraft, die er beſaß, zu ſteigern:
Der Einheit ſeines Weſens darf kein Gott die Ehrfurcht weigern.
— —

Die Blume keimt nicht in der Luft, die Elemente müſſen
Sich miſchen, eh' ſie werden kann, und Licht und Staub ſich küſſen.
Die Blume aber iſt's allein, die ſüßen Duft verſendet,
Und nicht dem Licht und nicht dem Staub, der Dank wird ihr geſpendet.
Schuf Luther denn das Inſtrument, gab Klopſtock ihm die Saiten,
Ließ Leſſing ſanft zur Prüfung dann den Finger d'rüber gleiten,
Schlug Bürger ſchon die Töne an, wir wollen's nicht vergeſſen,
Doch dem, der die Muſik gemacht, darum nicht karger meſſen.

Dem Publicum war mit ſolchem Hymnus nicht gedient, es hatte Tubalaute und wohl auch einige Klappertöne erwartet. Nirgendwo „ein Fürſt der Gedanken", ein „Purpurmantel der Poeſie!" Der 28. Auguſt 1849 ging überhaupt ſpurlos an Wien vorüber und daran war nichts Verwunderliches. Denn zu den geiſtigen Erziehern dieſer Stadt zählte Goethe bisher noch nicht und der Weltſturm war zur Genüge furchtbar, um auch dichteriſche Gedächtnißtage hinweg zu fegen. Gerade im Auguſt hatten die Ruſſen den ungariſchen Aufſtand niedergeworfen und der Blutgeruch, der von den Schlachtfeldern herüber kam, verdüſterte die Gemüther Aller. Schon im October dampften die Richtſtätten zu Peſt und Arad, wo Batthyany und mehrere ungariſche Generale juſtifizirt wurden, während in Wien Alexander Bach auf eine Weiſe dafür ſorgte, daß man den Klang des Armenſünderglöckleins nicht vergaß.

Wir wiſſen, daß unſer Dichter den gewiſſenloſen Parteigängern des conſervativen Princips eben ſo feindſelig gegenüber ſtand, wie kurz vorher den volksbeglückenden Ultras. Als er daher gegen Ende des Jahres die Redaction des artiſtiſchen Theiles der eben gegründeten Reichszeitung übernahm (15. November 1849), eines Organs, das die Ideen des Fürſten Felix Schwarzenberg unterſtützen ſollte, da hatte er ausſchließlich künſtleriſche Zwecke im Auge, nachdem ihm volle Unabhängigkeit in der Auswahl der Mitarbeiter und im Urtheil zugeſichert worden war. Aber er gerieth gleichwohl in ein ſchiefes Verhältniß zu den ſogenannten liberalen Blättern, wo ſeine literariſchen Gegner das große Wort führten. Zudem erlebte jetzt abermals eines ſeiner Dramen den betrübſamſten, aber nicht unverdienten Mißerfolg. Es war das Märchenluſtſpiel: Der Rubin, das er in den Frühlingswochen dieſes Jahres gedichtet hatte.

Der Leſer wird ſich noch erinnern, daß Hebbel, als er aus München ſeinen komiſchen Roman Schnock an Tieck ſendete, ein Märchen beilegte, der Rubin betitelt. Dieſe in Proſa geſchriebene Skizze, die er ſpäter in Theodor Mundts Freihafen veröffentlichte, ſchien ihm zur dramatiſchen Ausbildung geeignet, ja er maß derſelben einen noch höheren Werth bei, als der Erfindung an ſich, die ihm als eine unvergleichliche vorkam. Ein ſchönes Mädchen, die Tochter des Khalifen von Bagdad, iſt in einen Rubin verzaubert worden, der jedes betrachtende Auge lebhaft anzieht. Vollends magiſch wirkt ſein Anblick auf einen ſchwärmeriſchen Jüngling, ſo daß er das Kleinod an ſich reißt und an die Behauptung dieſes Beſitzes Leib und Leben ſetzt. Die Erlöſung der Prinzeſſin aber aus dem funkelnden Gefängniß ward an die Bedingung geknüpft, daß der Eigner des Juwels dieſes aus freiem Antriebe von ſich werfe. Nun hält aber Jedermann Edelſteine feſt, um ſo mehr einen Rubin, welcher das Wohnhaus des Schönſten und Wünſchenswertheſten der Erde iſt, denn die Prinzeſſin iſt einmal auf wenige Augenblicke aus dem Kleinod hervorgeſtiegen. Nach manchen Fährlichkeiten, die den Jüngling bis an die Schwelle des Todes bringen, ſchleudert er den Stein, den Niemand außer ihm beſitzen ſoll, in einen Strom und damit iſt auch die Entzauberung der Khalifentochter vollbracht. Ein origineller, ein poetiſcher, wenn man will ein tiefſinniger Gedanke, aber der dramatiſchen Behandlung angemeſſen iſt er nicht. Der Zuſchauer, und auch der Leſer eines Dramas iſt Zuſchauer, kann die Illuſion nicht aufbringen, ſich ein weibliches Weſen vorzuſtellen, das bald in einem Rubin ſchläft, bald wolkenhaft ihm entquillt, um am Ende leibhaftig über die Bühne zu wandeln. Er kann ſich den Blaubart vorſtellen und ſein Todtenzimmer, er kann ſich die Geiſterbemannung auf dem Schiff des fliegenden Holländers vorſtellen, das ſchattenhaft in der Seebucht ankert, er kann ſich Ariel vorſtellen, der nur noch mit ein paar Fäſerchen am Körperhaften hängt, und Caliban, der ſchon in die Thierheit wieder zurück zu ſinken droht. Denn für alle dieſe Gebilde finden ſich Naturſtimmungen und Naturſpiele vorgezeichnet, die unſere Einbildungskraft nur auszuſpinnen braucht, um ſich eine dichteriſche Realität vorzutäuſchen. Beim Rubin jedoch ſoll ſie den Hanf ſelbſt herbeiſchaffen. Außerdem hat Hebbel, indem er das Wunderbare und das Wirkliche zu vermengen ſuchte, Alles gethan, um die zwei Gebietsgrenzen ſcharf von einander abzuſondern, ganz wie im Diamant, ſo daß ein ſchlimmes Ergebniß unvermeidlich war. In ſein Märchenluſtſpiel fällt eine Taghelle hinein, welche der ethnographiſchen Wirklichkeit entſpricht, da in Bagdad ein ſtätig grelles Licht die Augen ſchmerzt, die jedoch den Zauber des Traumhaften vollſtändig auflöſt. Scheherezades Phantaſie müßte hier am Sonnenſtich ſterben. Der Dichter, welcher im pathetiſchen Drama und in der Lyrik die eilfertigſten Dämmerempfindungen zu haſchen, das Zwielicht der Seele ins Wort zu bannen wußte, der nämliche Dichter war in dieſer Hinſicht machtlos, ſobald er die heitere Region betrat. Auch nicht luſtig, im Sinne der Shakſpeare'ſchen Comödie, iſt das Märchenluſtſpiel an irgend welchem Punkte, und die ſatyriſchen Beziehungen zum Abſolutismus in einzelnen Zügen und Scenen ſind Winke wie mit dem Zaunpfahl. Hieronymus Lorm, dem Hebbel das Stück vor der Aufführung mitgetheilt hatte, tadelte die kalte nordiſche Sprache, die er einem wunderbaren Eiskryſtall verglich, in welchem der ätheriſche Gedanke feſt, klar und durchſichtig geworden, und beklagte den Mangel an morgenländiſcher Fülle und blumenumkleideter Sinnigkeit. Die Idee des Märchens ſchien ihm nicht transparent genug gehalten, um ſich einem großen Publicum, auf welches jede heitere Geſtaltung Anſpruch mache, raſch und überzeugend aufzudrängen. Als entſchiedener Bewunderer der ernſten Dramen des Dichters, dürfe er um ſo freimüthiger ſeine Abneigung gegen den Rubin bekennen und von einem theatraliſchen Verſuche damit abrathen. Hebbel ließ ſich nicht beirren. Führte er doch um des Rubins willen eine Art kleinen Kriegs mit dem Oberſtkämmerer Grafen Lanzkoronski, welcher den Grafen Dietrichſtein abgelöſt hatte. Der neue Chef der Hoftheater wollte von einer Aufführung des Märchenluſtſpiels durchaus nichts wiſſen, und er war, ſeiner ſonſt bewieſenen Unſchuld in künſtleriſchen Dingen unbeſchadet, diesmal auf der rechten Fährte. Hebbel aber, indem er ſich auf die definitive Annahme des Stückes durch Holbein berief, beſtand auf ſeinen Schein. So kam denn am 22. November der Rubin zur Darſtellung. Das Publicum war in jener verhängnißvoll muntern Laune, welche man am beſten in den Opernhäuſern Italiens kennen lernt. In der Reichszeitung vom 23. November berichtete Hebbel ſelbſt über den mißlichen Ausfall ſeines Märchenluſtſpiels, ruhig ſachlich beginnend, dann aber unter Hinweiſung auf Grillparzers Luſtſpiel: Weh dem, der lügt, das ein ähnliches Schickſal betroffen habe, das Publicum ein wenig meiſternd, um zuletzt competente Männer geltend zu machen, welche den Rubin als Kunſtwerk gebilligt hätten, lange vor deſſen Darſtellung im Burgtheater.

Seit geraumer Zeit war ein neuer Director in Sicht, der den Poſten des abgenützten Holbein beſetzen ſollte: Heinrich Laube. Trotz ſeiner jungdeutſchen, burſchenſchaftlichen, kerkerromantiſchen Vergangenheit erfreute er ſich des Wohlwollens einflußreicher Perſonen, weil er ſeiner Dreiſtigkeit ungeachtet niemals die kluge Fühlung mit dem Vortheil verloren hatte. Im rechten Augenblick ſchwang er ſich auf das Trittbrett des einherrollenden Wagens der Gewalt und warf ſeine Bittſchrift hinein. Sogar die Schauſpieler des Burgtheaters, insbeſondere Laroche, Julie Rettich und Louiſe Neumann, agitirten für den Verfaſſer der Karlsſchüler. Am Sylveſterabend war Doctor Heinrich Laube zum Dramaturgen und artiſtiſchen Director des Hofburgtheaters ernannt. Was unſer Dichter dabei gewann, dies ſollte ſich ſehr bald zeigen.

Drittes Capitel.

Uebergänge.

Zu böſer Stunde, mit ungedecktem Rücken, ein Gefecht annehmen, deſſen glücklichen Ausgang man um ſo heftiger erzwingen will, je ſchlechter alle Chancen ſtehen, wobei die Beharrlichkeit in Eigenſinn umſchlagen und der Kampfblick getrübt werden muß: dies dürfte am beſten die Situation bezeichnen, in der ſich Hebbel jetzt und die nächſte Zeit über befand.

Seine hervorragende Betheiligung an der Reichszeitung führte binnen kurzem Reibungen zwiſchen ihm und der politiſchen Redaction herbei, welche Doctor Leopold Landſteiner leitete. Er war ein gebildeter, in der Pariſer Journaliſtik geſchulter Mann, von überdelikaten und darum ein wenig pedantiſch anmuthenden Umgangsformen, ohne jegliches Pathos, vielmehr genußſüchtig und zur Bequemlichkeit neigend, in der er auch nachmals erſtickte. Seine Artikel aber waren ſtyliſtiſch ebenſo feſt geſchloſſen, als klug lavirend und den letzten Zweck verbergend. Eine offiziöſe Feder und eine Perſönlichkeit, die dem Miniſter des Auswärtigen dienlich und angenehm ſein konnte. Nicht ſo unſerem Dichter. Den artigen Einwendungen des politiſchen Redacteurs, welche

„höheren Rückſichten“ entſprangen, ſetzte der Redacteur des Feuilletons ſeine Unerſchütterlichkeit entgegen, ohne daß dieſe vorher geſellſchaftliche Toilette gemacht hätte; er verweigerte jedes Zugeſtändniß an die Aengſtlichkeit, daß etwas Anſtoß erregen könnte, ihn bekümmerte nicht eine mögliche Umdeutung des Ungefährlichen in's Bedenkliche. Der verantwortliche Vermittler fremder Gedanken hingegen war darauf eingerichtet, die Köpfe ſeiner Mitarbeiter nur für ebenſoviele Hüte anzuſehen, deren Schnitt eine beſtimmte Vorſchrift habe, und ſo blieben ernſte Colliſionen zwiſchen den Beiden nicht aus. Schon im Februar ſpürte Hebbel, daß das Verhältniß nicht mehr lange dauern werde, und einige Monate ſpäter trat er von der Redaction zurück. Es war nicht ſeine Schuld, ſagte er, wenn der klaffende Widerſpruch ſich erſt nach Abſchluß der Verbindung zeigte. Es gäbe Leute, die ſich einbilden, daß Männer wie Spatzen zu fangen ſeien.

Er hatte für die Reichszeitung eine ſtattliche Reihe von Beſprechungen älterer wie neuer Dramen geliefert, die damals auf dem Burgtheater in Scene gingen, hin und wieder auch literariſche Kritiken. Da bisher von ſeiner kritiſchen Thätigkeit ſeit ſeiner Anſiedlung in Wien nicht die Rede geweſen, ſo wird ein raſcher Ueberblick in dieſer Richtung jetzt am Orte ſein. Sowohl in den Wiener Jahrbüchern, als auch in Rötſchers Jahrbüchern für dramatiſche Kunſt, in der kaiſerlichen Wiener Zeitung und der Preſſe war er ab und zu mit Aufſätzen hervorgetreten. Ihr gemeinſchaftliches Hauptmerkmal, wie verſchieden auch der Werth ſich darſtellt, iſt eine trotzige Strenge, welche polemiſche Ausfälle liebt und die Färbung der Widerrede auf eine vernommene oder erwartete gegentheilige Anſicht nicht verleugnet. Zwei Artikel allgemeiner, theoretiſcher Natur, der eine: Ueber den Styl des Dramas, der andere: Wie verhalten ſich im Dichter Kraft und Erkenntniß zu einander? nehmen wegen ihres bedeutenden Gehalts und auch um ihrer Beziehungen willen zu der dichteriſchen Eigenthümlichkeit des Urhebers eine hervorragende Stelle ein. „Der Dialog iſt leicht! der Dialog iſt ſchwerfällig! Das iſt das Einzige, was die Recenſenten, und ſelbſt die beſſeren, über den Styl eines Dramas zu bemerken pflegen." Mit dieſem Satze beginnt die erſtgenannte Abhandlung, welche entwickelt, daß Bemerkungen ſolcher Art ſich ſchon durch ihre Allgemeinheit als flach erweiſen, da die Leichtigkeit oder Schwerfälligkeit des Dialogs gar kein charakteriſtiſches Kennzeichen eines ganzen Dramas ſein könne. Tiefſinnig und ſcharfſinnig knüpft nun Hebbel an den Sprachbildungsprozeß ſelbſt an, weil das Räthſel, das er einigermaßen in's Enge zu bringen ſuche, unmittelbar auf ihn zurückführe und keine einzige Frage anrege, die, wenn überhaupt, nicht dort ihre Erledigung fände. Er thut dar, wie das Weſen der Sprache bereits auf ihren unterſten Stufen und bei ihrer Verwendung zum täglichen Gebrauch in die Geſtalten des Denkens und Dichtens, wiewohl noch roh gebildet, ſich theile, wie dann die Zwei zu „einem ſchnöden Mittleren" zuſammenlaufen, indem eine poetiſche Philoſophie und eine bald didaktiſche, bald rhetoriſche Poeſie entſtehen, bis endlich ein Letztes im vollen Dichter und im vollen Denker erreicht werde. Hierauf definirt er den Charakter des poetiſchen Styls, und gelangt zur Charakteriſtik des Dramatiſchen. Hier zeigt er die Cardinalunterſchiede zwiſchen Relation und Darſtellung auf, was vor ihm noch Keiner mit dieſer Präciſion gethan hat. Relation nennt er den Bericht über die Sache, Darſtellung die Sache ſelbſt. Jene ſei an das Fertige gebunden, und wäre es auch das Fertige im Werdenden und lege zwar das Leben den entſcheidenden Momenten nach auseinander, um alsdann ein Reſultat zu ziehen, dringe aber nicht in die Uebergänge und nöthige uns deshalb auch nie ein: So iſt es! ab, ſondern höchſtens ein: So kann es ſein! Die Darſtellung gebe den Werdeprozeß in ſeiner ganzen Tiefe, begleite Alles, was ſie in ihren Kreis aufnehme, von der Wurzel bis zum Gipfelpunkt, führe das Leben in der ihm weſentlichen Geſtalt eines raſtloſen ſich Umgebärens vor und erzwinge ſich darum auch einen unbedingten Glauben, denn ſie ſei die Probe ihrer ſelbſt. Die ſich kreuzenden und einander aufhebenden Lebensäußerungen, die plötzlich abreißenden Gedankenfäden, die umſpringenden Empfindungen, ſogar das ſich verſelbſtſtändigende und einen geheimen Sinn hervorkehrende Wort: Alles dieſes vergegenwärtige der echte dramatiſche Styl. Darum könne er auf Rauhigkeit des Versbaues, Verwicklung und Verworrenheit des Periodengefüges, Widerſpruch der Bilder als auf unumgängliche Darſtellungsmittel nicht verzichten. Man denkt hiebei ſofort an den Styl Shakſpeares, den Hebbel auch am Schluſſe ausdrücklich citirt, indem er meint, er würde ſich freuen, wenn er gezeigt hätte, daß Shakſpeare nicht ohne zureichenden innern Grund ſeinen Dialog vor ſich herwälze, wie Siſyphos den Stein. Einer der Freunde unſeres Dichters nannte dieſen Aufſatz ein wahres Zahlengebäude von logiſcher Schärfe und formeller Reinheit. Die kleine Abhandlung über das wechſelſeitige Verhältniß von Kraft und Erkenntniß im Dichter bringt zwar Licht in eines der dunkelſten Probleme, läßt aber doch manchen Winkel finſter, der zu erhellen geweſen wäre, wenn der ephoriſtiſche Dichter die Leuchte nicht ſo haſtig hindurch getragen hätte. Das Grundaxiom, das er aufſtellt, wird der Hauptform, aber nicht den Varietäten gerecht. „Die Natur iſt nicht ſo grauſam, dem Individuum, dem ſie die Kraft verſagte, die Erkenntniß aufzudringen, denn ſie würde es dadurch vernichten, ſie iſt noch weniger ſo unverſtändig, dem Individuum, dem ſie die Kraft verlieh, die Erkenntniß vorzuenthalten, denn ſie würde dadurch die höchſten Wirkungen, die ſie durch daſſelbe bezweckt, ſchwächen, ja aufheben. Wo die

Erkenntniß mangelt, da gebricht es ſicher an der Kraft, ihr zu genügen, und wo die Kraft ausreicht, da kann es an der Erkenntniß nimmermehr fehlen.“ Allerdings iſt die Natur zuweilen ſo grauſam, zu halber Kraft die ganze Erkenntniß zu ſchenken oder mit der nur in ſeltenen Augenblicken zu voller Sammlung und Stärke befähigten Kraft die ſtätige, die ununterbrochene Erkenntniß zu verbinden. Wie ſchwer Hebbel ſelbſt unter dieſem Dualismus gelitten hat, wiſſen wir ſeit den Münchener Tagen her. Den ſchönen Kern des Aufſatzes bildet die Unterſuchung, wie die triviale Naivetät im vollſtändigen Erkenntnißmangel wurzelt, während die echte das Ergebniß wie das Kennzeichen der Vereinigung beider Potenzen iſt. — Der Aufſatz über den Schiller-Körner-Briefwechſel kann auch als autobiographiſcher Beitrag zur Charakteriſtik Hebbels dienen. Die dort ausgeſprochenen Bemerkungen über das Verhältniß des großen Talents zu der es umgebenden Miſere ſtimmen mit der Tagebuch-Auslaſſung über den nämlichen Gegenſtand überein, welchen der Leſer bereits kennt. In den Kritiken über Meinholds Bernſteinhexe und deſſen Sidonia von Bork, Holzmanns Indiſche Sagen und Tieks kritiſche Schriften wird entweder der dichteriſche Keimpunkt in's Auge gefaßt oder ein principieller Gedanke betont, der Hebbeln beſonders am Herzen liegt. Bei den dramaturgiſchen Arbeiten, wenn ſie es nicht auf eine Reproduction des Einzelſtücks abgeſehen haben, wie z. B. der meiſterhafte Aufſatz über den Prinzen von Homburg, wird das Object für ihn gewöhnlich die Gelegenheitsurſache zu einer allgemeinen Erörterung. Die Kritik des Gutzkow'ſchen Urbilds des Tartuffe iſt darum intereſſant, weil man ihr die ſittliche Erleichterung anmerkt, welche der Verfaſſer empfindet, indem er dieſen Schriftſteller einmal auch als Poeten loben kann. „Gegen keinen Menſchen“, heißt es in ſeinem Tagebuche aus dem Jahre 1846, „der ſich in der laufenden Literatur neben mir bewegt, habe ich eine ſo große Abneigung, wie gegen Carl Gutzkow, und gegen Keinen möcht' ich darum lieber gerecht ſein.“ Einen Pendant zu der Decompoſition des Maſſinger'ſchen Lodovico, der die Folie zu Hebbels Herodesbilde vorſtellte, gab er in ſeiner Betrachtung über den Stoff des Struenſee nach der Aufführung des gleichnamigen Laube'ſchen Trauerſpiels. Er baute eine in allen Theilen ausgebildete oder ſkizzirte Tragödie aus Eigenem auf. Wir entſinnen uns, daß ihm Struenſee ſchon in Kopenhagen als ein tragiſch bedeutſamer Vorwurf erſchienen iſt. Das Laube'ſche Theaterſtück that er mit einigen, die Wirkſamkeit desſelben beſtätigenden Zeilen ab.

Hebbel ſetzte zu viel voraus, um gerade in Wien, dem damaligen Wien, mit ſeinen Kritiken Eindruck zu machen. Das Gedrungene ſeiner Darſtellung und ſein ſpröder Ernſt waren nicht nach dem Geſchmacke der Zöglinge Saphirs und Bäuerles, die noch immer den Humoriſten und die Theaterzeitung als Standplätze der lotterigen Recenſion behaupteten. Die „nachmärzlichen“ Schöngeiſter aber fingen eben an, das pikante Feuilleton zu pflanzen, das amüſiren, und wenn es ſich gut fügte, Skandal erregen ſollte. In Heinrich Laube hatten ſie einen routinirten Lehrmeiſter, um den ſie ſich auch alle, wenige ausgenommen, wahlverwandtſchaftlich ſchaarten.

Das gläubige Zutrauen in den neuen Beſen iſt ſo ziemlich allen Städten eigenthümlich: in keiner Stadt jedoch iſt es derart ausgeprägt, wie in Wien. Man ſetzte die ſtolzeſten Hoffnungen auf den energiſchen Director des Burgtheaters, den man obendrein für eine Zierde der deutſchen Literatur hielt, und ſeine mächtigen Gönner theilten die hochfliegenden Hoffnungen, wie die falſche Ueberzeugung. Als das beſte Atteſt ſeiner Verläßlichkeit, im Sinne des Bach'ſchen Regiments, mochte ſeine Geſchichte des deutſchen Parlaments gelten, die er mit derſelben Schnelligkeit kurz nach ſeinem Austritt aus der Paulskirche zuſammengeſchrieben, wie er als junger Menſch die Zauberei vollbracht hatte, den Hiſtoriker der deutſchen Literatur zu machen ſchon auf den erſten Wegſchritten zu ihrer Kenntniß. Aber wie einſtmals Echtermayer der züchtigende Beurtheiler ſeiner Literaturgeſchichte geweſen, ſo übte jetzt Heinrich Simons Kritik an ſeiner Parlamentsgeſchichte das ſcharfrichterliche Amt aus. Wahrſcheinlich gereichte dies dem Gemißhandelten von ſolcher Seite in den Regierungskreiſen Wiens erſt recht zum Vortheil. „Heinrich Laube machte gerade damals ſeine Uebergänge zu allerhand ariſtokratiſchem, fürſtpückleriſchem, ſelbſt Metternich'ſchem Weſen, das uns ſchließlich trennte“, ſagt Carl Gutzkow von ihm in ſeinem Rückblick auf das Jahr 1839. Je nun, zehn Jahre darnach hatte er von Neuem ſeine Uebergänge gemacht. Mit dergleichen Perſonen konnte ſich der verjüngte Abſolutismus mühelos verſtändigen und er hatte in dieſem Falle den Schein der Conceſſion an den Liberalismus für ſich. Männer von gemäßigter aber unbeugſamer politiſcher Geſinnung, durften derzeit am wenigſten auf Begünſtigung oder auch nur auf Rückſicht rechnen. Mit nichts konnte man ſich dazumal in Oeſterreich ſchlechter empfehlen als mit Charakterernſt. Dies erfuhr Hebbel ſattſam an ſich ſelbſt.

Laube hatte demnach leichtes Spiel nach Oben, indem er ſeine Feindſeligkeiten gegen unſeren Dichter eröffnete, was er ſofort nach ſeinem Amtsantritte that. Außerdem war der Oberſtkämmerer durch die Rubin-Affaire wider Hebbel eingenommen und Publikum wie Kritik ſtellten ſich von vornherein, alſo auch hierin, auf die Seite des artiſtiſchen Directors. Dieſer begann ſeine Gehäſſigkeiten gegen Hebbel damit, daß er deſſen Bearbeitung des Julius Cäſar, auf Veranlaſſung Holbeins unternommen, ohne alle Umſtände bei Seite warf und ſeine eigene ſpielen ließ. Die erbetene Wiederholung des Herodes lehnte er unter den nichtigſten Vorwänden ab, Maria Magdalena beſeitigte er sans phrase, und als Hebbel ſich nach dem Schickſal dieſes Stückes bei ihm erkundigte, da verwies er auf die umgeſchlagene Zeitſtimmung. Sein eigenes ſcabröſes Luſtſpiel Rococo jedoch brachte er trotz der veränderten politiſchen Situation ohneweiters auf die Hofbühne und der lüſterne Abbé de la Sauce gaukelte dort ſo lange, bis ihn die Polterpredigten eines Franziskaners von den Brettern herunterwehten. Der Gattin des Dichters forderte er die beſten Rollen ab und zwang ſie, geſtützt auf einen alten, von Holbein ſelbſt für ungültig erklärten Revers, der nur aus Verſehen, wie ein unzerriſſen gebliebener, aber bezahlter Wechſel, ſich noch unter den Acten befand, Großmutter und Ammen zu ſpielen. Die beſcheidenſten Wünſche ſchlug er ihr ſchon in den erſten Jahren rundweg ab und war erfinderiſch gegen ſie in kleinlichen Quälereien. Hingegen bevorzugte er mit cyniſcher Offenheit ihm angenehme neu angeworbene Mitglieder der kaiſerlichen Bühne und unterdrückte einſtweilen die Abneigung vor ſolchen, die er aus diplomatiſchen Gründen ſchonen mußte. So hütete er ſich anfänglich, die Empfindlichkeit Julie Rettichs irgendwie zu verletzen, weil hinter dieſer Künſtlerin der Freiherr v. Münch ſtand, eine persona gratissima des Hofes. „Wahrlich“, rief Hebbel aus, „bei ſolchen Erfahrungen iſt das Wort des Phariſäers erlaubt: Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin wie dieſer da! Individuen, die deſſen fähig ſind, wollen Dichter ſein!“

Zwei Reiſen, die er in den Ferienwochen ſeiner Frau mit ihr antrat, lenkten ihn auf eine kurze Weile von den widerwärtigen Eindrücken der jüngſten Wiener Epoche ab. Zuerſt gingen ſie nach Agram, wo Chriſtine gaſtirte. Im ſlaviſchen Süden Oeſterreichs lernte er aus eigener Anſchauung das Uebelwollen der unciviliſirten Stämme der Monarchie gegen die Deutſchen kennen. Es erbitterte ihn, als er die Betheuerungen vernahm, daß man in Croatien nur deshalb ſo ſehr wider die Deutſchen ſich ſtemme, weil man befürchte, germaniſirt zu werden. Wehmuth und Grimm zugleich erfüllten ihn; Wehmuth, weil er wünſchte, daß man zu ſolcher Furcht Grund hätte, da wir, wenn der Trieb uns geltend zu machen in uns läge, längſt etwas gelten müßten; Grimm, weil diejenigen, die Reden dieſer Art vorbrächten, von ihrer eigenen Heuchelei überzeugt wären. Wir und germaniſiren! ſeufzte er. Wir ſelbſt ſind unter Regierungen, die ſeit den Tagen Hermanns des Cheruskers lieber die Präfecten fremder Gewalthaber ſpielten, als daß ſie ſich auf ihre eigenen Füße ſtellten, ſchon romaniſirt, franzöſirt, ruſſificirt und daniſirt worden. Zudem kam eben während ſeines Aufenthalts in Agram die Nachricht dahin, daß Preußen mit Dänemark Frieden geſchloſſen. Alſo wiederum die alte deutſche Schmach.

Da ſie, um Familienangelegenheiten zu ordnen, nach Hamburg mußten, ſo war Hebbel in nächſter Nähe des Kampfplatzes Zeuge der nationalen Erbitterung über das von Preußen und Oeſterreich preisgegebene Schleswig-Holſtein. Er langte in Hamburg an kurz nach der Schlacht bei Idſtedt. Immer befand er ſich unter den Harrenden auf dem Altonaer Bahnhofe, wenn ein Heeresbericht erwartet wurde, den regelmäßig ein Mann von einem Balcon herunter mit Stentorſtimme verkündigte. Er war Willens, auf einige Tage nach Kiel hinüber zu gehen, aber die tückiſchen Manöver Laubes, ſagte er, nöthigten ihn, zur beſtimmten Friſt mit ſeiner Frau in Wien wieder einzutreffen.

Wie ſich von ſelbſt verſteht, ſuchte er die noch anweſenden Jugendfreunde und -bekannten in Hamburg auf. Sie glichen den zerfallenden oder vergilbten Blättern eines zerleſenen Buches. Jaminski und Alberti waren mit geſcheiterten Lebensplanen aus

Hamburg verſchwunden: der Zweitgenannte hielt ſich, wie man ihm ſagte, in einem Staate der amerikaniſchen Union auf; der Weinhändlersſohn Wilhelm Hocker, an den er einſt aus Ditmarſchen poetiſche Freundſchaftsbriefe geſchrieben, und deſſen lyriſches Talent Amalie Schoppe ſo hoch gehalten, war als ſchmählich herunter gekommener Menſch im Hoſpital geſtorben. Ueber Gravenhorſt, ſeinen einſtmaligen Lehrer im Lateiniſchen hörte er, daß er ein Säufer geworden und von den Eltern getrennt in Altona lebe. Ein trübes Gefühl durchwogte Hebbeln, als er eines Abends in eine elende Kneipe trat, deren elendeſtes Zimmer Gravenhorſt bewohnte. Er ſei nicht zu Hauſe, hieß es, ſondern auf der Kegelbahn. — Hebbel ging zu ihm hinüber. „Sind Sie nicht der Neffe von Campe?“ ſprach ihn der Verlorene an; dann ihn erkennend: „das iſt ſchön von Dir, Du biſt ein berühmter Mann geworden, ich —“. Im Uebrigen, meinte Hebbel, noch immer ein wackerer Knabe. Sein Bruder, der gegenwärtig war, erinnerte ihn an Werner im Wilhelm Meiſter. Auch zu den Eltern Gravenhorſts ging Hebbel. Steinalt, gerunzelte Geſichter, ein Zug leidenden Unwillens über den Sohn. „Er ſollte ſchon Bürgermeiſter ſein und iſt kaum Doctor“, klagte eine ſchwache Stimme. — Der leibhaftige Philiſter ſah ihn in Rendtorf an. Er war Doctor der Medicin, im Stadium der Armenpraxis. Hebbel begleitete ihn auf einem Gang zu einem Cholerakranken, den Rendtorf noch zu retten glaubte, als er die alten Weiber in der Straße die Hände gen Himmel ausſtrecken ſah. Er machte bei Hebbel einen Gegenbeſuch auf fünf Minuten. „Ganz dazu gemacht, Kinder zu wiegen, abgethan für immer.“ — Amalie Schoppe, die jetzt zur Miethe auf dem Stadtdeich wohnte, war unverändert, was ſie geweſen, ebenſo Julius Campe, aber mit Schnee bedeckt. Sein Laden ſtarrte nach wie vor von radicalen Schriften, ſein Antheil an allgemeinen Gegenſtänden war nach wie vor das kleine Nebenbei des Geſchäftsmannes, das Citronenblättchen auf der fetten Fruchtlage habſüchtigen Erwerbs.

Das einzige Weſen, bei dem ſich inzwiſchen das Gut ſchöner Menſchlichkeit abermals vermehrt hatte, war Eliſe.

Die Herbſt- und Wintermonate des Jahres 1850 weckten in Hebbel den Geiſt der Dichtung wieder. Am 25. October vollendete er den zweiten Act des Moloch, der dazu beſtimmt war, ein Torſo zu bleiben. Im Sommer des Vorjahres hatte er die zweite Hälfte des erſten Acts gedichtet, auf deſſen Eingangsſcenen das Licht Neapels gefallen war. Schon ſeit dem Hamburger Brande, wie wir wiſſen, trug er ſich mit dieſem Vorwurf. Welcher Natur derſelbe iſt, wird zuvörderſt am Beſten eine Inhaltsangabe der fertig gewordenen, wie der geplanten Acte darthun. Bei letzteren war der Biograph auf zerſtreute Notizen, Schlagworte und mündliche Mittheilungen des Dichters angewieſen.

Hieram, ein uralter Greis, der Bruder Hannibals, kommt nach der Zerſtörung Karthagos durch die Römer von Rhamnit, dem Oberprieſter des Moloch begleitet, zu den Deutſchen in Thule. Aber auch der eherne Götze iſt mit ihm. Durch dieſen Götzen, der den Teutonen als der verleiblichte Gott ihrer dunklen Ahnungen, als die ſinnliche Erfüllung ihrer geheimnißvollen Sagen und Sehergeſichte erſcheint, will Hieram das jugendliche Volk zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt erziehen, auf daß es dereinſt die königliche Stadt, die der Römer von der Erde vertilgt hat, an dem verhaßten Römer räche. Fluch und Segen, ſagt Hieram, bringt der Moloch mit. Für die Deutſchen den Segen: Korn und Wein und mehr; denn Alles hat der Greis in das Schiff geladen. Für Rom den Fluch, den Fluch durch ihren Arm, den er bewaffnen, den er lenken wird. Schrecken und Grauen ſind die Gefühle, die Hieram zuerſt in dem wilden Volke hervorrufen will.

Die Furcht iſt's, welche die Götter geſchaffen, lautet das bekannte Wort des Statius. Aeußere Umſtände begünſtigen ihn und was er angeſtrebt, gelingt ihm bald. Mit einer bezwingenden Sicherheit, welche ſein verwegenes Auftreten gegen die Gefahren ſchützt, die ihn unfehlbar verderben müßten, wenn die ſo Betroffenen und Eingeſchüchterten ſich auf ihre phyſiſche Ueberlegenheit beſinnen würden und könnten, zähmt Hieram das innerlich erzitternde Volk und macht es ſich binnen Kurzem beinahe vollſtändig unterthan. Am wichtigſten war ihm der Königsſohn, der junge Teut, deſſen leicht erregbare Einbildungskraft er raſch erkannt und ebenſo raſch ſich unterworfen hat. Und in dem Königsſohne iſt Hieram die ganze Jugend zugefallen. Nur Einer im Volke widerſteht: der trotzige König ſelbſt, der alte Teut. Ueber ſeinen nüchternen, heidniſch gefeſtigten Sinn hat Hieram keine Gewalt, den alten Teut erfüllen weder Furcht noch Schauer vor der Majeſtät des Moloch. Aber unfähig, ſich gegen den Molochglauben mit Ausſicht auf Erfolg zu behaupten, weil dieſer ſchon anfängt im Volke Wurzel zu ſchlagen und weil er in dem jungen Teut einen dumpf begeiſterten Anhänger hat, ſchließt der alte König ſich in eine Höhle ein, aus der er nicht früher wieder hervorkommen will, bis der junge Teut, zerknirſcht vor Reue, ihn aus derſelben an's Licht des Tages holen und ihm das Königsſchwert, das ihm der Sohn im Zweikampf entwunden hat, ſelber bringen werde. Nun Hieram Boden unter ſich fühlt und ſeinen Einfluß gekräftigt hat, geht er von den furchtbaren Wirkungen, die er mittelſt des Moloch geübt, zu den wohlthätigen über. Die erſten Keime der Cultur werden ausgeſtreut. Er befiehlt, die Wälder lichten, welche mit ihren bemooſten Stämmen, ihren dichten Laubkronen die Sonne abwehren; er befiehlt das Meer eindämmen, das jetzt noch nach Gefallen in's Land hereinflutet und es überſchwemmt und verſumpft; auf ſein Geheiß müſſen die ſtaunenden Barbaren pflügen und ſäen. Dann werde die Zeit kommen, ſagt er, wo ihnen der Schooß der Erde von unten mit der rothen Beere fromm entgegen ſchwillt, indeß der güt'ge Baum das gold'ne Obſt von oben fallen läßt. Er lehrt ſie Häuſer bauen und Schiffe zimmern. Alles aber, ruft er, ſollen ſie im Namen des Gottes thun, im Namen Molochs. Denn dieſer ſei von nun an ihr alleiniger Gebieter! und ſelbſt das Königsſchwert muß der junge Teut zu den Füßen des Gottes niederlegen. Jetzt iſt Hieram Herr.

> Erzitt're, Rom! Wie auf die Bäume jetzt,
> So werden ſie vertauſendfacht dereinſt
> Auf dich ſich ſtürzen und dein Capitol
> Zertrümmern bis auf ſeinen letzten Stein.
> Du aber, Hand, die du das Schwert verſchenkt,
> Nimm jetzt den Griffel auf und ſchreib das Buch,
> Durch das ich ſie, auch wenn ich nicht mehr bin,
> Beherrſchen will in alle Ewigkeit.

Mit dieſen Worten endet der zweite Act.

Im Moloch wollte Hebbel die Urzuſtände des deutſchen Volkes und damit ſymboliſch die eines jeden Volkes anſchaulich machen. Den Mittelpunkt ſollte die mythenbildende Kraft des Menſchengeſchlechts abgeben, als der Ausdruck des innerſten Bedürfniſſes der menſchlichen Natur und im engen Zuſammenhange mit den weltlichen Intereſſen, welche ſich dieſes religiöſen Zuges bemächtigen und beſtimmend auf ihn einwirken. Einer Briefſtelle zufolge war es ſeine Abſicht, den Entſtehungsprozeß der bis auf unſere Tage fortdauernden, wenn auch durch die Jahrhunderte beträchtlich modifizirten religiöſen und politiſchen Verhältniſſe darzuſtellen. „Rom und Karthago bilden nur den Hintergrund, wie zwei ſich kreuzende Schwerter und auch die deutſchen Urzuſtände ſollen nur die einer Darſtellung, die ſich nicht in's Verblaſene verlaufen will, nöthigen Farbenkörner hergeben . . .“ Ueber die Entwicklung dieſer Tragödie im Allgemeinen ſprach ſich der Dichter dahin aus, daß Hieram, auf der Höhe ſeiner Erfolge angelangt, plötzlich wahrnehmen werde, wie der Moloch, den er bisher als Ding in ſeiner Hand betrachtet hat, immer mehr zu einem geiſtigen Weſen ſich geſtalten müſſe, das über den Meiſter hinauswachſe, um ihn ſchließlich zu überwältigen. Den Götzen macht nicht der Vergolder, ſondern der Anbeter, ſagt Balthazar Grazian in ſeinem Handorakel.

Dem dritten Act war ein Gemälde der ſich entfaltenden Cultur zugedacht. In einer großen Scene vor dem Moloch erſcheint das Volk, das dem Gotte die erſten Culturproducte darbringt. Die Wälder ſind gelichtet, das Meer iſt eingedämmt; überall ſprießt und quillt der Segen hervor. Eine Reihe von Genrebildern bezeugt das Schöpfungswerk. Das erſte Brot, der erſte Wein wird genoſſen: das iſt das erſte Abendmahl in ſeiner rein menſchlichen Bedeutung. Müller, Gärtner und Schmiede treten auf und ſuchen ſich gegenſeitig herabzuſetzen: dadurch hat der Dichter Gelegenheit, die Anfänge der Gewerbe zu zeichnen; es gliedern ſich die Stände. Hier fechten Zwei auf Leben und Tod, dem Sieger wird ein Kranz gewunden: nunmehr ſind Kränze das äußere Zeichen des Ruhmes. Dort ſitzt ein Liebespaar unter der Linde, dem Baume, der ſeines linden Geſäuſels wegen dieſen holden Namen trägt: dies deutet auf die Sprachbildung hin. Der Eine erfindet eine Geſchichte, der Zweite ſingt ſie nach: „wo haſt du das her? — ich weiß es nicht“. Dies mahnt an den Urſprung der Volkslieder. Das Feuer ſoll zu ſeiner eigenen Freude brennen, es darf nichts dabei gekocht werden! lautet der Wunſch eines Mannes, den der Anblick der Flamme entzückt hat: ſo trennt ſich das Schöne und Heilige vom Nützlichen. Inmitten dieſes erblühenden Lebens ſteht Hieram kalt und ſtreng und ſucht den jungen Teut, der unter dieſem Volke ſein geiſtiger Erbe ſein ſoll, immer feſter an ſich zu ketten. Zugleich verſäumt er nicht, ihm und in Teut dem Volke den Reichthum und die Ueppigkeit der italiſchen Natur auszumalen, wie dort Alles leichter entſtehe, was hier nur durch ſchwere Arbeit errungen werde, wie der Purpurregen in jenem Lande ſpritze, weil auf den lachenden Fluren der Weinſtock gen Himmel dringe. Dadurch will Hieram den Deutſchen die Sehnſucht einflößen, ſelber in das gelobte Land hinab zu ſteigen, um endlich an die Thore Roms zu klopfen, der Zerſtörerin Karthagos. Stolz erfüllt ihn, daß er den Götzen, den ſchnöden Götzen, an deſſen hülfreichen Arm die Prieſter thörichterweiſe geglaubt hatten, als Karthago in Flammen ſtand, zum Knecht erniedrigen konnte, zum Werkzeuge ſeiner unterjochenden Macht. Aber dieſer Uebermuth Hierams erfährt bald den erſten Stoß. Der vierte Act zeigt uns den jungen Teuten, der zu zweifeln anfängt. Hieram hatte ihm verboten, ohne Erlaubniß den Moloch-Hain zu betreten, und das ganze Volk kennt dieſes Verbot. Jedermann ſinke dort um, der ſich allein hineinwage. Wenn die Nacht anbreche, halte der Gott Zwieſprache mit dem Greis. Hieram ſelbſt bedürfe des Schlafes nicht und werde nicht eher ſterben, als bis es dem Moloch gefalle, ihn abzurufen. Da will es der Zufall, daß Theoda, ein Mädchen, welche den jungen Teut heimlich liebt, aber auch dem alten König unerſchütterlich anhängt und des Jünglings Abkehr von dem Vater ſchmerzlich beklagt, ſich zu nächtlicher Stunde in den heiligen Hain verirrt. Als ſie deſſen inne wird und noch die Arme heben, den Spieß noch ſchleudern kann, da erſtaunt ſie, daß ſie nicht todt umgeſunken iſt. Und als ſie den Greis, den fürchterlichen Greis im ungewiſſen Licht des Mondes erblickt, da ſtürzt ſie auf die Kniee und fleht um Erbarmen. „Stell' Dich nicht, als ob Du ſchliefeſt! Du brauchſt ja keinen

Schlaf wie wir!“ Sie eilt zu dem jungen Teut und erzählt ihm das außerordentliche Erlebniß. Da begibt ſich dieſer gleichfalls noch während derſelbigen Nacht in den Hain, um Moloch zu belauſchen. Auch er erwartet bei jedem Schritte den Tod, auch er iſt erſtaunt ihn nicht zu finden. Und am Morgen, nachdem der Jüngling den fürchterlichen Greis im Haine ſchlafen ſah, ſpricht Hieram von den in der jüngſten Nacht gehabten neuen Offenbarungen und ſteht vor Teut, der unwillkürlich etwas im Hain zurückgelaſſen, das ſeine Anweſenheit verräth, als Lügner da. Jetzt conſpirirt Teut gegen Hieram und ſucht die Hervorragendſten im Volke zur früheren Verehrung für den alten König umzuſtimmen, deſſen Widerſpänſtigkeit nun ſo augenfällig gerechtfertigt ſei. Denn das Gottesgeheimniß iſt in der Seele Teuts zu einem Eiſenklumpen erſtarrt, dem die überirdiſche Macht, von der Hieram gefabelt, ſo wenig gegeben ſei als dem Propheten ſelbſt. Die Kriſis iſt ausgebrochen. Hieram will nach mißglückten Verſuchen, das Vorgefallene zu verwiſchen, den Moloch zerſchmettern und ſich ſelbſt als den Bringer des Heils unter dem Volke ausrufen. Aber der jetzt Allmächtige iſt in der That Moloch, nicht mehr Hieram. Des Volkes Glaube hat längſt ſeine perſönliche Gewalt überflügelt und wendet ſich jetzt mit heftigſter Erbitterung gegen den Frevler, der ſich unterfangen habe, an den Gottesglauben zu rühren. Da kehrt dieſer Gottesglaube in Hierams eigene Bruſt zurück und der Greis erkennt, daß die übermenſchlichen Kräfte, mit denen er nach Gutdünken zu ſchalten wähnte, ihn darum nicht weniger zu ihrem Sclaven machen, weil er bisher unbewußt in ihren Feſſeln einherging. „Fürchte Moloch!“ ſagt er zu dem Königsſohne, „Du ſiehſt, daß er mich unter die Füße kriegt, es wird auch Dir geſchehen! Stürzt mich vom Felſen hinab in's Meer, aber gegen Rom zieht ihr dennoch!“ — Im fünften Acte kommt der junge Teut zu ſeinem Vater vor die Höhle. Nimm

Dir Dein Schwert wieder, ſpricht er, es liegt zu Molochs Füßen, denn ich will es nicht berühren. Der Vater erwiedert: Ich thu' es, ich wußte auch, daß es ſo kommen mußte, aber ich werde Dich damit tödten. Das ſteht Dir zu! antwortet der Sohn. Nun tritt der Alte aus der Höhle und iſt geblendet. Denn eben erſcheint ein Zug, der von einer großen Expedition zurückkehrt und die wunderbare Herrlichkeit des neuen Lebens vor ihm ausbreitet. Da ruft er aus: Nein, nein! das ſind nicht wir, das hätten wir ohne einen Gott niemals erreicht, das habe ich nicht für möglich gehalten! Auch der alte Teut betet an, ſo daß in ihm auf naturgemäße Weiſe vor ſich geht, was ſich im Sohne phantaſtiſch vollzogen hat. Während dem bekehrten König Wein entgegengebracht wird, der edle Saft, deſſen Daſein er vorher ſo wenig geahnt, als die Cultur ſelbſt, die ihn auf Schritt und Tritt anlächelt und begleitet, da hört er von dem Tode Hierams reden, der ſich vom Felſen in's Meer geſtürzt und ſo mit ſeinem eigenen Blute die Göttlichkeit des Moloch beſiegelt habe.

Man erſieht aus dieſer Skizze, daß das ganze Stück aus der religiöſen Idee hervorwächſt. Und zwar iſt es die Pietät, welche Hebbel unter der religiöſen Idee begriffen hat. Im mündlichen Geſpräch, in Briefen, wie in Tagebüchern, betonte er die Pietät als das eigentliche Weſen der Religion. Am klarſten drückte er ſich darüber in nachſtehenden Worten aus. „Als die Alten die Erfahrung machten, daß der Kreis der Sittlichkeit nicht rein im poſitiven Geſetz aufgehe, ſondern daß ein dunkler Fleck übrig bleibe, da erfanden ſie das Wort Pietät. Die Pietät iſt, wie der Schlaf, die Hauptwurzel der ſittlichen Menſchen und ſo wenig durch Geſetze zu erſetzen, als jener durch Eſſen und Trinken."

Den Zuſammenhang religiöſer Anfänge mit den erſten Pflanzentrieben der Cultur hat ſchon Aeſchylos im gefeſſelten

Prometheus erfaßt. Aus der nämlichen Ideenſphäre ſtammt Goethe's dramatiſcher Plan zu Mahomet, worüber er in Wahrheit und Dichtung ſpricht. Der vorzügliche Menſch, heißt es dort unter Anderem, möchte das göttliche, was in ihm iſt, auch außer ſich verbreiten, trifft dann aber auf die rohe Welt und muß, um auf ſie zu wirken, ſich ihr gleichſtellen. Das Ewige wird in den Körper irdiſcher Abſichten eingeſenkt und zu vergänglichen Schickſalen mit fortgeriſſen. Das Irdiſche wächſt und breitet ſich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Goethe hätte, wenn ſein Plan zur Ausführung gekommen wäre, das Hauptgewicht auf die menſchliche Colliſion im Charakter Mahomets gelegt. Auch Schiller beſchäftigte ſich, wie Wilhelm von Humboldt ſagt, vorzugsweiſe gern mit dem Problem der Bildung des rohen Naturmenſchen durch die Kunſt, ehe er der Cultur durch die Vernunft übergeben werden konnte. Schillers Augenmerk war eben überall auf die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts gelenkt. Mit Vorliebe, bemerkt Humboldt weiter, habe er bei den Anfängen der Civiliſation überhaupt verweilt, dem Uebergange vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er es ſo ſchön ausdrücke, mit der frommen mütterlichen Erde gläubig geſtifteten Bund. „Ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgeſtalt in dieſem Kreis, indem er in ihrer Bruſt menſchliche Gefühle mit göttlichen ſich gatten ließ, zu einer ebenſo wundervollen als tiefergreifenden Erſcheinung aus. Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erſte Geſittung Attikas durch fremde Einwanderungen epiſch zu behandeln. Das Eleuſiſche Feſt iſt an die Stelle dieſes unausgeführt gebliebenen Planes getreten.“ Endlich hat noch Zacharias Werner in dem nicht mehr exiſtirenden zweiten Theil des Kreuzes an der Oſtſee dieſes Thema vorgenommen, er aber hat es myſtiſch fanatiſch gefärbt, wie es ſeiner gequälten und wieder quälenden Phantaſie entſprach. Dies entnehmen wir den in den Serapionsbrüdern enthaltenen Mittheilungen E. T. A. Hoffmanns, welche die unmittelbare Anregung zu Hebbels Moloch gegeben haben dürften. Die Hauptgeſtalt war bei Werner der ſagenhafte König von Preußen, Waidewuthis, ein gigantiſches, grauenhaftes Weſen, wie aus der ſchaudervollen Tiefe des unterirdiſchen Reiches heraufbeſchworen. Geſchichtlicher Tradition gemäß, berichtet Hoffmann, ging die erſte Cultur der alten Preußen von ihrem König Waidewuthis aus. Er führte die Rechte des Eigenthums ein, die Felder wurden begrenzt, Ackerbau wurde getrieben, und auch einen religiöſen Cultus gab er dem Volke, indem er ſelbſt drei Götzenbilder ſchnitzte, denen unter einer uralten Eiche, an die er ſie befeſtigt, Opfer dargebracht wurden. Aber eine grauſe Macht erfaßt den, der ſich ſelbſt allgewaltig, ſelbſt Gott des Volkes glaubt, das er beherrſcht. Und jene einfältigen ſtarren Götzenbilder, womit er des Volkes Kraft und Wille beugen wollte, erwachen plötzlich zum Leben. Und was dieſe todten Gebilde zum Leben entflammt, es iſt das Feuer, welches der ſataniſche Prometheus aus der Hölle ſelbſt geſtohlen hat. Abtrünnige Leibeigene ihres Herrn, ſtrecken die Götzen nun die bedrohlichen Waffen, womit er ſie ausgerüſtet, ihm ſelbſt entgegen, „und ſo beginnt der ungeheuere Kampf des Uebermenſchlichen im menſchlichen Prinzip“. — Drei Literaturperioden ſpiegeln ſich ab in dieſen verſchiedenartigen Behandlungsweiſen eines und desſelben Grundgedankens. Auf die Gruppirung der Fabel des Moloch hat möglichenfalls Grabbes Hannibal Einfluß genommen, welcher wenige Jahre vor der Judith, 1835, erſchien; gerade damals tauchte zuerſt der Molochplan auf. Die Scene im Hannibal vor der erzenen Bildſäule des Moloch und der Umſtand, daß Hebbel ſeinen Hieram zum Bruder Hannibals und zum Rächer Karthagos gemacht, bekräftigen meine Vermuthung.

Der Dichter hatte den erſten Act in Kühnes Europa drucken laſſen. Die düſteren Umriſſe, das Räthſelhafte und Dictatoriſche der Charakteriſtik, die mit Vorbedacht ſchwer bewegliche Plaſtik des Aufbaues und der Sprache, welche an die Sculptur der Aegypter erinnert, die Detailzüge des Entſetzlichen, z. B. Hierams Tödtung des Rhamnit im Angeſicht des Volkes, angeblich auf das Geheiß des Moloch, die Opferung eines Kindes, das aus dem Mutterarm in den glühenden Arm des Götzen wandert. All dies zuſammen wirkte auf die Leſer, namentlich die ſchriftſtellernden und recenſirenden, ſo ſchlimm, wie nur immer möglich. Man deutelte an dem Fragment herum, man legte dem Poeten die ſinnloſeſten Abſichten unter und das Gedichtete als unwiderſprechliches Zeugniß für die Luſt Hebbels am Maaßloſen, Peinlichen und Unerhörten aus. Als derſelbe gar mit einem Commentar anrückte, da war des widerlichen Lärmens kein Ende. Ein Bruchſtück aus dem Rubin hatte er gleichfalls in Kühnes Wochenſchrift veröffentlicht. Das Trauerſpiel in Sicilien in der Leipziger Novellenzeitung, und um das Maaß ſeiner Unthaten voll zu machen, in irgend einem Blatte der periodiſchen Preſſe eine 1849 entſtandene Erzählung: die Kuh, wo die haarſträubendſten Vorfälle, einer aus dem andern ſich entſpinnend, auf den denkbar engſten Raum zuſammengedrängt ſind. Die Kritik und was als ſolche ſich gab, proteſtirte faſt einſtimmig gegen den Dichter, vielfach auf unziemliche, nämlich brutal hämiſche Art, wie dergleichen zweifellos in Deutſchland allein vorkommt. Einem lange vorbereiteten, immer wieder zerſtreuten, nun aber ernſtlich losbrechenden Gewitter ähnlich, das einen kalten Landregen nachſchleppt, ging jetzt die kritiſche Sündflut über dem Haupte unſeres Dichters nieder. Viel des Unheils, das ihn nun traf, hatte er ſich ſelber zuzuſchreiben. Denn wohlmeinende und gut begründete Worte der Einwendung gegen die

Rubin u der

eine und andere ſeiner verdächtigen Productionen waren wirkungslos an ihm abgeglitten, unabweisbare künſtleriſche Bedenken, die von befreundeter Seite herkamen, keiner Beachtung gewürdigt worden. Wir entſinnen uns noch, was ein Wiener Schriftſteller vertraulich gegen ihn über ſeinen Rubin geäußert. Guſtav Kühne, dem Hebbel das Manuſcript nach dem entmuthigenden Theaterſchickſale des Stückes geſandt hatte, ließ es, einzelner billigender, ja bewundernder Ausſprüche ungeachtet, nicht an tadelnden Bemerkungen fehlen. Das genannte Drama leide nicht, wie man ihm ohnedies nur unterſchieben wolle, an der Allegorie, es leide an der Skizze. Dem märchenhaft Idealen und der burleſken Wirklichkeit ſei nicht, wie im Sturm, reichlicher Spielraum in allen Momenten gegönnt. Die ideellen Geſtalten, Proſper, Miranda, ſeien vollſtändig ausgemalt, um uns zu gewinnen und uns in ihrer Welt heimiſch zu machen; gleich ſehr ſei Kaliban mit ſeinen Geſellen eine in ſich fertige Exiſtenz. Auf beiden Seiten komme man zu Athem, lebe man ſich ein in das an ſich Fremdartigſte, ſo daß wir von dem grellen Wechſel zwiſchen Traum und Wirklichkeit gehoben, nicht befremdet niedergedrückt werden. Mehr Hingebung an die Einzelheit der Geſtalt, mehr Ausmalung des Individuellen, mehr Ausdauer im Pragmatiſchen, mehr Vegetation im ſachlich Concreten: und das geniale Wagniß wäre geglückt, wie im Sturm. Hebbel werde ihn verlachen, ſagte Kühne, weil er verlange, der Poet ſolle ſich an ſeine Geſtalten mehr verlieren, aber Shakſpeare verliere ſich in der That an ſeine Geſchöpfe. Shakſpeare gehe ganz auf im Concreten, gebe ſich ganz hin und reſumire ſich doch im Ganzen und Großen wieder, ſo daß er, ein intramundaner Gott für ſeine Schöpfung, gleichwohl darüber bleibe. Das iſt gewiß ebenſo wahr, als es gut, eindringlich und theilnahmsvoll geſagt iſt. „Daß Sie, lieber Hebbel“, ſagt Kühne weiter, „Ihre Stoffe lange (allzu lange!)

mit ſich herumtragen, verführt nur noch mehr dazu, das Reſultat für die Geneſis zu geben. Es verführt ſie zur Kürze, und an der Kürze, ſo ſimpel das klingt, leidet ihr Rubin. Daß Ihre Tragik ſchreckt, auch wo Sie vielleicht meinen, ſie müſſe erhebend wirken, kann Ihnen nicht entgangen ſein: Sie ſind blos darauf gefaßt: Sie wollen auch dieſe Wirkung. Und ſo darf Ihnen auch nicht die Erfahrung entzogen werden, daß Ihre Komik, wo ſie Epigramm geblieben, nicht die volle Wirkung übt, die Ihrer geiſtigen Kraft und Ueberlegenheit gebühren ſollte. Sie haben Ihren komiſchen Roman Schnock gekürzt. Ich wage nicht zu behaupten, ob Sie daran recht gethan. Ich weiß blos, daß die Komik in Schnock erſt da, wo ſie breit wird, ihre Wirkſamkeit entfaltet, in der Thierbude, in der köſtlichen, überaus gewichtigen Speiſekammerſcene. Die erſte Hälfte der Erzählung iſt trocken, geſucht trocken . ." In einem ſpäteren Briefe beklagt der aufrichtige literariſche Freund abermals, daß der Dichter ſeine Gebilde zu lange in ſeiner Phantaſie behalte und daß ſie darum beim Hervortreten zu feſt und fertig, ja überjährig und ſteif ſich ausnehmen. Nicht minder freimüthig, wenn auch weniger rückſichtsvoll hatte Ruge gegen das Trauerſpiel in Sicilien ſeinen brieflichen Einſpruch erhoben, gleich nachdem er es in der Novellenzeitung geleſen, 1847. „Es greife", ſagte er, „die Degeneration der menſchlichen Geſellſchaft auf einer Stufe auf, wo ſie nicht mehr curirt werden kann, wenn ſie wahr iſt, und nicht mehr dargeſtellt zu werden verdient, wenn man ſie entwickelt und anſchaut." Die Charaktere ſeien unwahr, der Dialog ihm als eine Unmöglichkeit erſchienen. Hebbel habe über dem Abenteuerlichen und Ungeheuern den Boden pſychologiſcher und ethiſcher Wahrheit verloren. Seine Richtung ſei die entgegengeſetzte, denn gerade durch das unerbittlich Wahre der ethiſchen Nothwendigkeit in ſeinen Charakteren habe er die Gemüther zu frappiren verſtanden. Ruge würde ihn gebeten haben, das Stück nicht zu veröffentlichen, wenn er es vorher gekannt hätte. Dies und Anderes in Ruges Briefen nahm Hebbel ſchief auf. Im Jahre 1850 bot er nun dem Publicum neben der Tragödie Herodes und Mariamne eine Reihe der anfechtbarſten Productionen dar: den Rubin, das Trauerſpiel in Sicilien, Julia, Schnock: Dichtungen, welche weder das Weſen des jugendlichen Hebbel noch das des gereiften ausdrückten. Mit Vorreden verſah er drei davon; mit einem Sendſchreiben an Rötſcher das Trauerſpiel in Sicilien, deſſen Bezeichnung Tragikomödie der Kunſtphiloſoph äſthetiſch entwickeln, gleichſam in die Form des Dogmas bringen ſollte; den Schnock mit einer Rückſchau auf die Entſtehungsgeſchichte des kleinen Romans, wobei er den Theoretiker hervorkehrte; Julia mit Ausfällen gegen die deutſchen Theaterdirectionen und -intendanzen, ſowie mit Andeutungen über das Verhältniß dieſes Stückes zu den ſocialen Schäden der Zeit. Dem Vorworte zur Julia folgte noch ein polemiſcher Aufſatz unter dem Titel: Abfertigung eines äſthetiſchen Kannegießers.

Wer war dieſer Kannegießer? Es war Julian Schmidt, der dazumal lauteſte und anmaßlichſte Recenſent in deutſchen Landen. Beinahe Woche für Woche brachten die Grenzboten in Leipzig, deren Mitredacteur er war, einen Artikel von ihm, bald über ältere, bald über moderne Dichter und Schriftſteller, die er je nach ſeinen Neigungen und Abneigungen beurtheilte oder verurtheilte. Sein Verſtändniß iſt das des Rationaliſten, ſeine Logik die des mittleren Denkens, welches den Ausgangspunkt willkürlich wählt und bis zum Letzten niemals vordringen kann. Der dicke Schleier, der ihm alle feinen Beziehungen der Theile des Kunſtwerks zu einander und des Urhebers zu dieſem ſelbſt verdeckt, gab ihm eine unverwüſtliche Sicherheit, die auch ſeiner Schreibweiſe die Färbung des Unfehlbaren verlieh. Sie iſt ſozuſagen energiehaft angelaufen, was unkundigen Augen als Stahlglanz vorkommen mag. Mitten aus ſeiner Nüchternheit heraus brach zuweilen eine rabbia, wie man ſie gerade bei den trockenſten Menſchen antreffen kann; doch hatte ſeine ſittliche Entrüſtung ſtets etwas fahles, paſtorenhaft Boshaftes und mit ſich ſelbſt Zufriedenes, ſo daß man nicht ſelten hätte Amen ſagen mögen. Die Kritik der Halliſchen Jahrbücher war mit einem ideellen Realismus aufgetreten, mit den Mahnrufen an die Poeſie, daß ſie ſich den Strömungen der Zeit und des Lebens wieder zuwenden ſoll, und ihre Verkehrtheiten wie Uebereilungen trugen den Stempel des zornigen Pathos. Julian Schmidts Kritik hingegen predigte einen ſtofflichen und formalen Realismus, den er, wie ein unerlaubter Weiſe rückwirkendes Geſetz ſogar auf unſere claſſiſchen Dichter ausdehnte, indem er ſie an demſelben maß und ſchulmeiſterte; ſeine Kritik ſchob die Herren- und Eigenthumsrechte der Imagination und des Verſtandes durcheinander, und wo er rückſichtslos verdammte oder ſichtlich die gröbſten Mißgriffe beging, da verletzte und ärgerte er nur, aber ſchreckte und verblüffte nicht, denn ſeine Ungerechtigkeiten waren Ausflüſſe beſonnener Gehäſſigkeit, nicht das Reſultat flammender Parteiwuth. Da er die Lebensäußerungen eines beſtimmten Künſtlers nicht auf den Anlaß zu prüfen im Stande war, der ſie hervorgerufen, ſo mißbrauchte er öfters Aehnlichkeiten zu Folgerungen, welche im idealen Gebiete das Nämliche bedeuten, was im bürgerlichen Verkehr Verläumdungen ſind. Das Allgemeine war meiſtens richtig angegeben, die geheimen Triebfedern des Beſonderen erkannte er nie. Jean Paul ſagt in ſeiner Vorſchule: „Je weiter ein Weſen vom Mittelpunkte abſteht, deſto breiter laufen ihm deſſen Radien auseinander, und ein dumpfer, hohler Polyp müßte, wenn er ſich ausſpräche, mehr Widerſprüche in der Schöpfung finden, als alle Seefahrer“. Bei ſolcher kritiſcher Beſchaffenheit iſt es nicht zu verwundern, daß er dann und wann Vorwürfe und Anklagen vorbrachte, deren der verworrene Kopf nicht fähig ſein kann, wohl aber ein Nikolaitiſcher Verſtand. Einmal meinte er: Schiller hätte uns doch mittheilen ſollen, was in dem verſchleierten Bild zu Sais der Jüngling geſehen habe! und zu dem Xenion Columbus: „Mit dem Genius ſteht die Natur in ewigem Bunde — Was der eine verſpricht, leiſtet der andre gewiß!“ machte er die Gloſſe: „Das iſt dem Naturgeſetz zu viel zugemuthet. Columbus hat Amerika entdeckt, weil er das Naturgeſetz richtig berechnete, ſich mit Andacht der Wirklichkeit fügte“. Mit der Miene und dem Tone desjenigen, der niemals an ſich zweifelt, ſprach er das Abſurdeſte über Heinrich von Kleiſt aus, den er rühmte und herunterſetzte in Einem Athem, an dem er Gebrechen bemerkte, die mit ſeinen geprieſenen Vorzügen unvereinbar waren, weil Eines das Andere aufhob. Schmidt betonte Kleiſts Macht der Leidenſchaft und verſicherte zugleich, daß das Gefühl bei ihm ſelten unmittelbar und ungehemmt zum Ausdrucke komme, und daß er Mühe habe, die Eisrinde des Verſtandes zu durchbrechen; er betonte die ſtrenge Kunſtform des Dichters, die plaſtiſche Kraft desſelben, welche jene Goethes und Schillers überrage, und beſchuldigte ihn dabei eines übertriebenen Realismus und des Hanges, ſich in das dunkle Naturgebiet zu verlieren, welches keine Kunſt zu adeln im Stande ſei und er ſchalt ſeine Gemüthsbewegungen convulſiviſch, deren Zumuthungen ſich nicht einmal die geläufigſte Phantaſie fügen könne u. ſ. w., u. ſ. w.

Noch viel ſchlimmer ſprang er mit Hebbel um. Er nahm nicht nur Alles wieder zurück, was er ihm vor Jahren, wie wir wiſſen, zugeſprochen hatte: er verfuhr gehäſſig, unredlich gegen ihn, heftete ſich an kleine Jugendproductionen, aus denen er Geſammturtheile ableitete, ja fälſchte geradezu Inhaltsangaben und Züge, um das Geſicht des Dichters zu ſchänden. Will man ihn aber dieſer Unlauterkeit nicht zeihen, nun dann muß er ſich gefallen laſſen, daß man ſeiner Ungründlichkeit und ſeiner Leichtfertigkeit im Denken und Leſen durchweg zuſchiebt, was man theilweiſe auf böſe Abſicht hätte wälzen dürfen. Die im Geiſte Julian Schmidts von Hebbel fictiv entworfene Reproduction des Othello gibt in der That eine treffende Charakteriſtik ſeines kritiſchen Verfahrens:

„Ein junges Mädchen, Desdemona mit Namen, verliebt ſich in einen garſtigen Neger, Othello geheißen, der ihr viel von ſeinen Heldenthaten vorſchwadronirt hat. Der Fähndrich Jago, eine ſchöne Seele, bei der alle Teufel noch in die Schule gehen könnten, iſt auf ſeinen ſchwarzen General aus den ordinärſten Gründen erboſt, weil dieſer ſtatt ſeiner den Caſſio zu ſeinem Lieutenant machte. Er entſchließt ſich deshalb, den Neger, ſein Weib und den ihm vorgezogenen Caſſio zu verderben, theilt uns das auch des Breiteren in buntſcheckigen Monologen mit, wie ſie noch nie unter dem Monde gehalten wurden. Als Werkzeug muß ihm ein gewiſſer Roderich dienen, ein liederlicher Burſch, der in die Desdemona verſchoſſen iſt und vortrefflich zu den Uebrigen paßt. Es tritt ſogar eine öffentliche Dirne auf, wie man denn dergleichen beim Verfaſſer ſchon kennt. Nun hetzt Jago Einen auf den Andern, und es gelingt ihm über die Maßen leicht, denn der Dichter hat beſſer dafür geſorgt, als der liebe Gott in ſolchen Fällen zu thun pflegt, er hat ihm lauter leichtgläubige Thoren, lauter Kegel, die von ſelbſt umfallen, in den Weg geſtellt. Es gibt Eiferſucht an allen Ecken und ein Taſchentuch ſpielt, ſo unglaublich es auch ſcheinen mag, die Hauptrolle dabei; das Ende aber iſt, daß der Neger erſt die Desdemona, dann, unter gräulichem Renommiren, ſich ſelbſt erſticht, und die Moral läuft darauf hinaus, daß Schwarz und Weiß ſich nicht mit einander vermiſchen ſollen.“

Daß Hebbel nicht carrikirte, dies bewieſen nicht nur Schmidts dargelegte Proben dieſer Art bei der Beurtheilung unſeres Dichters, dies bezeugen auch des „gereiſten“ Julian Schmidt koſtbare Zeilen über Grillparzers Sappho in den 1875 erſchienenen „Charakterbildern aus der zeitgenöſſiſchen Literatur“. Dort heißt es wörtlich: „ . . Freilich iſt die Idealität mehr in dem Coſtüm als in der Handlung ſelbſt. Eine ältere, vornehme und geiſtreiche Frau verliebt ſich in einen unbedeutenden jungen Menſchen, bis dieſer, der Natur getreu, ſich vom ungleichen Bande löſt. Das Weitere ergibt ſich von ſelbſt. Der Sprung vom leukadiſchen Felſen iſt mehr Coſtüm und war ohnehin in der „Wanda“ vorweg genommen“. An den Bemerkungen, welche Schmidt bei der Beſprechung der kleinen Erzählung Die Kuh zuſammenrafft, manifeſtirt ſich jenes ſchnöde Recenſententhum, welches man weder in Frankreich, noch in Italien oder England, welches man nur in Deutſchland und in Dänemark antreffen kann. Das ganze Bild hatte er verſchoben und verdreht. Wer ſich überzeugen will, welche Veranlaſſung zu künſtleriſchem Nachdenken und Vergleichen dieſe grauenvolle, aber in ihrer Art muſterhafte Erzählung einem ebenſo gelehrten als geſchmackvollen und durchgebildeten Dichter darbot, der leſe die Abhandlungen des Freiherrn von Münch über zwei Novellen des venetianiſchen Prälaten und Schriftſtellers Giovanni Brevio, aus dem ſechzehnten Jahrhundert, zwei Novellen, welche eben ſo knapp gehalten, wie Hebbels Erzählung, und nicht minder entſetzliche Vorfälle auseinander wickelnd, die nämliche grauſame Conſequenz in dem Zuſammenwirken von Zufall und Schuld auf dem denkbar kleinſten Raume anſchaulich machen.

Jahre hindurch galt Julian Schmidt als die erſte kritiſche Inſtanz und war er ein gefürchteter Mann. Seine Kritiken aus den Grenzboten erweiterte er zu einer Literaturgeſchichte, die alle

Tagſchreiber ausnutzten. Erſt als der ſtarke Habicht kam in Geſtalt Ferdinand Laſſalles, erſt dann ſchien ſein Hahnenflügel gebrochen und ſein Sporn weniger bedrohlich. Laſſalle wies ihm in ſeinem Pamphlet: Herr Julian Schmidt, der Literarhiſtoriker, mit Setzerſcholien herausgegeben, Schnitzer über Schnitzer, Ungereimtheiten in allen Formen nach, indem er die Werkzeuge der Gelehrſamkeit, wie die Quälbalken und Martereiſen der Tortur, herrichtete, aufſtellte und in Bewegung ſetzte. In dem „Vorberichte des Setzers“ heißt es: „So iſt es denn dahin gekommen, daß die Production der geiſtigen Bildung in unſerer Epoche etwan dem Gewebe der Penelope zu vergleichen iſt. Wie die Königin ſelbſt in der Nacht auftrennte, was ſie am Tage gewebt, ſo wird jetzt dieſe Arbeit wirthſchaftlicher und den Geſetzen von der Theilung der Arbeit entſprechend von verſchiedenen Factoren beſorgt. Was unſere großen Denker, Dichter und Gelehrten mit großer reeller Mühe für die Entwicklung des Geiſtes produciren, das entſtellen, verderben und vernichten jene „elenden Scribenten“ wieder für alle diejenigen, welchen nicht Zeit und Möglichkeit gegeben iſt, unmittelbar aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen, welche vielmehr auf Berichte aus zweiter Hand angewieſen ſind — alſo für die große Maſſe der Nation . . .“ Den Ausſpruch Schmidts: daß Goethes Fauſt, wie alle ſeine Lieblingsgeſtalten, ohne ideellen Inhalt, eine Art Dilettantismus ſei, gloſſirt Laſſalle folgendermaßen: „Alſo Fauſt iſt *ohne ideellen Inhalt*. Es iſt etwas in dieſer Entdeckung, was Einem auf die Bruſt fällt und den Athem beklemmt. Beſonders aber auch etwas, was Einen beſorgt macht um das Schickſal des Entdeckers, denn Sie wiſſen, Herr Schmidt, es iſt noch allen großen Entdeckern ſchlimm ergangen, Columbus wie Galilei, und ſo vielen anderen. Und Sie werden zugeben, Herr Schmidt, mit einem Manne, von deſſen Titanengeiſt ſelbſt der Fauſt zu einem bloßen „Dilettantismus“, zu einer

Geſtalt „ohne ideellen Inhalt“ herabſinkt — mit dem darf man es ſcharf nehmen, Herr Schmidt!“ — Auch Fichte, ſagt Schmidt, iſt trotz ſeines vermeſſenen Dogmatiſus nur ein Suchender. „Anmerkung des Setzers: Wiſſen Sie das genau Herr Schmidt? Ich hatte immer gedacht, er wäre Gott Vater in eigener Perſon geweſen! Wie Sie doch die Leute tief und unterſcheidend zu charakteriſiren verſtehen! . .“

Hebbels Polemik, welche der Laſſale'ſchen Schrift um zehn Jahre voraus war, fruchtete ihm einſtweilen nichts, am wenigſten in Wien, wo der Redacteur des Grenzboten bewundernde Freunde, Nachbeter und Abſchreiber hatte; ſie trug vielmehr dazu bei, daß die Ungebührlichkeiten gegen ihn erſt recht überhand nahmen. Aber die gute Natur des Poeten wußte ſich zu helfen. Noch bevor das Jahr Fünfzig zu Ende ging, hatte er ſich mit einem ſatyriſchen Drama über die gereizte, zankſüchtige Stimmung gar prächtig hinausgeſchwungen.

Das ſatyriſche Drama hieß: Michel Angelo. Zum Grunde liegt der kleinen Komödie eine Anekdote, welche von Condivi, dem Biographen Michel Angelos, und von De Thou verſchiedenartig erzählt wird. Condivi berichtet, daß Lorenzo, der Sohn des Pia Francesco von Medici, dem Künſtler gerathen habe, ſeinen eben entſtandenen Liebesgott ſo herzurichten, daß er ausſähe, als ob er unter der Erde gelegen habe, ihn alsdann nach Rom zu ſchicken, wo er für antik gelten und er ihn beſſer verkaufen würde, was Michel Angelo that, der im Uebrigen durch dieſen Handel ſelbſt nichts Namhaftes gewann. De Thou hingegen berichtet, die Prinzeſſin Iſabella von Eſte habe in ihrem Palaſte eine Cupido Michel Angelos und dann einen mit einem Tuch verhüllten Cupido antiker Kunſt gezeigt, und die Bewunderer wären, ehe ſie dieſes Werk erblickten, über die Statue des Florentiners überaus entzückt geweſen, hätten aber, nachdem ſie das griechiſche Meiſterſtück geſehen, die Vorzüge desſelben auf Koſten des modernen gerühmt. Michel Angelo habe nun die Prinzeſſin erſucht, nie ſeine Statue vorzuweiſen, ohne gleich darauf die helleniſche zur Beſiegelung des Triumphes der alten Kunſt daneben zu rücken. In Hebbels Drama wird an die Stelle des Liebesgottes ein Jupiter geſetzt, den Michel Angelo, nachdem er ihm einen Arm abgeſchlagen und ihm den Roſt des Alters künſtlich beigebracht hat, vergraben und wieder auferſtehen läßt, um ſeine Neider und Widerſacher durch die ihnen geſpielte Liſt zu beſchämen und niederzuſchmettern. Die Scene hat Hebbel von Florenz nach Rom verlegt. Leicht und obenhin wird im Beginn des in zwei Acte gegliederten Dramas der Kampf des Künſtlers in ſeiner eigenen Bruſt und mit den äußeren Bedingungen ſeines Daſeins geſchildert. Im Fortgange der Handlung verbittert ſich die Stimmung des an und für ſich trotzigen Buonarroti, die Unbilden ſeiner Gegner gewinnen in ſeinen Augen mehr Bedeutung, als er in den nothwendigen Lebensäußerungen der Geringeren und Kleineren erblicken ſollte, ja der von der Natur ſelbſt geſetzte Schauer des großen Individuums vor dem größeren nimmt in dem gereizten Michel Angelo, Raphael gegenüber als dem Höheren, einen geſteigerten Charakter an; bis durch das Erſcheinen des Papſtes, der hier den Gipfel der ſittlichen Welt repräſentirt, und durch deſſen Worte:

Haſt Du Dich denn ſo rein bewahrt,
Daß Dich nicht das Geringſte drückt u. ſ. w.

das aufgeloderte Feuer wieder beſänftigt und in den frommen Dienſt gezwungen wird.

Hebbels ſatyriſches Drama iſt zwar heiter, aber kühl, die Farben ſind hell, doch nicht paſtös, und wiewohl der polemiſche Pfeil mehr aus übermüthigem Kraftgefühl als zum Kriegsgebrauche abgeſchnellt wird, ſo ängſtigt oder beunruhigt uns doch der bittere Zug um den Mund des Dichters allzu ſehr, als daß wir alle Komödienfreude hier genießen könnten. In der Zeichnung Buonarrotis iſt der Dichter der traditionellen Auffaſſung gefolgt: Michel Angelos Leidenſchaft ſchlägt nach Außen, titanenhaftes Ungeſtüm durchbricht ſeine Reden und ſein Thun. Ganz ſo hat der wirkliche Michel Angelo nicht ausgeſehen, der Schöpfer der Sybillen und Propheten ſich nicht gegeben. Joſeph Koch nannte ſie Urgeſtalten der erſten Kraft, der höchſten Macht, und er ſetzte hinzu: „ . . ſeine Darſtellung iſt ſelten dramatiſch handelnd, die Dinge ſind geſchehen oder führen in die Zukunft; die Geſtalten laſſen die unerhörte Thatkraft, ſo ihnen inwohnt, nur ahnen, indeſſen ſitzen ſie furchtbar ſchweigend da, nur ihre Blicke verkünden, was geſchehen ſoll . .“ Dieſe ſtille große Leidenſchaft erfüllte aber auch ſeine Perſönlichkeit, welche einen Anhauch des Leidenden nicht verleugnet. Bei Hebbel hat ſie zu viel Brio, zu viel äußerlich Gigantiſches, das z. B. bei Beethoven der hiſtoriſchen Wahrheit nicht widerſpräche. Hingegen iſt der raſch vorüberleuchtende Raphael glücklich getroffen. Die zehn, zwölf Verſe, die er ihm auf die Lippe legt, ſind ein Zeugniß des Genies. Der Leſer erinnert ſich vielleicht noch des ſtarken Eindrucks, den in Paris das Gemälde Vernets: Raphael und Michel Angelo auf Hebbel ausgeübt hat; die ſceniſche Anordnung auf dem Capitol, wo die Beiden, von ihren Schülern begleitet, erſcheinen, iſt offenbar aus jenem Eindruck hervorgegangen. — „Auf mich ſelbſt“, ſo ſchrieb der Dichter nachmals in einem Briefe, „hat noch nie eine eigene Production ſo beſänftigend und beſchwichtigend zurückgewirkt, wie dieſe . .“

Sechſtes Buch.

Klärung und Ende.

(1850–1863.)

> Si quis, tota die currens, pervenit ad vesperam satis est.
>
> *Petrarca. De vera sapientia.*

Erſtes Capitel.

Neue Geſtalten und Eindrücke.

Während ſich die Weltlage verfinſterte, die großen politiſchen Angelegenheiten an allen Punkten dunkles Gewölk zuſammentrieben, wogegen die Dynaſten zuverſichtlicher denn je auf gutes Wetter hofften und die Wiedererſtarkung deſſen erwarteten, was die Revolutionsſtürme gebrochen hatten, hellte ſich in dem innern Leben des Dichters, den dieſes Buch als den wichtigſten Gegenſtand behandelt, mancher Widerſpruch auf, ließen einzelne Spannungen des ſattſam gequälten Gemüthes nach, fing Hebbel an was er beſaß, freudiger zu ſchätzen, dankbarer zu genießen. Die leibliche Schönheit und der Seelenadel ſeiner Frau waren ihm eine ſtätig ſprudelnde Quelle der Erquickung, das Töchterlein, welches herrlich gedieh, enthüllte ihm zu doppelter Wonne den Zauber der werdenden Menſchennatur, und öfters ſagte er, daß er von den ſtammelnden Kindeslauten mehr Aufſchlüſſe über die wichtigſten Probleme empfange, als von einer ganzen Bibliothek. Allmälich hatte ſich um ihn ein neuer Freundeskreis gebildet, deſſen Flügelmann ich ſelber vorſtellte. Aber freilich, ich war ein noch unbeholfener, geiſtig unreifer, in fliegender Bewunderung ſchwärmender Flügelmann.

Durch Deinhardſtein, den ich viele Male dringend darum erſucht hatte, war ich im Frühling 1849 mit Hebbel bekannt geworden. Sein Kind Chriſtine auf dem Arm, ſchwarz gekleidet, in buntgeſtickten Morgenſchuhen, wie ihn Robert Waldmüller geſehen, hatte er mich an der Hausthür lächelnd begrüßt, ſich alsdann ſeiner ſüßen Laſt entledigt und mich in das beſcheidene Empfangszimmer hinein geführt. An meinen jugendlich heftigen Verſicherungen der Verehrung, die ich für ihn empfände, denen vielleicht meine glückerfüllten Blicke nachhalfen, ſchien er eine unbefangene Freude zu haben, wie ich denn in jener Stunde eitel Liebe und Wohlwollen ſeinem Benehmen, ſeiner Stimme und ſeinen Worten ablas. Er kam mir mehr wie ein Jüngling als wie ein Mann vor und ich ſuchte ordentlich den Dichter der Judith und der Genoveva. Da er mich nach Herzensluſt ſprechen ließ, indem er mich dabei ſtets freundlich beobachtete, ſo bedurfte es nicht vielen Muthes, daß ich aus der Taſche ein kleines Manuſcript herauszog und ihm einen vor Kurzem geſchriebenen Aufſatz vorlas, betitelt: Friedrich Hebbel und die Philiſter. Ich hatte mich darin der angefochtenen Sittlichkeit ſeiner Poeſie aus Leibeskräften angenommen und eine ſchülerhafte Energie ſonder Gleichen entwickelt. Hebbel billigte die Geſinnung des Aufſatzes, meinte jedoch, daß er mir über meine Auffaſſung gelegentlich Allerlei bemerken wolle und forderte mich zu wiederholten Beſuchen auf. So ſpärlich dieſelben zunächſt waren, ſo häufig wurden ſie bereits im Winter des genannten Jahres, und bald verging kein Tag, an dem ich nicht mit Hebbel viele Stunden zugebracht hätte. Meiner Unfertigkeit ungeachtet gewann ich raſch ſeine Zuneigung und ſein Vertrauen, ſo daß er mich bald in ſeine geheimſten Regungen einweihte und mir nichts Wichtiges vorenthielt, was ihn perſönlich betraf. Dies mag einſtweilen als Aufklärung über mein Verhältniß zu Hebbel genügen.

Im Jahre 1850 brachte ich auf ſeinen Wunſch Julius Glaſer, den jetzigen Juſtizminiſter von Oeſterreich, in des Dichters Haus. Glaſer, um einige Jahre jünger als ich, hatte ſich frühzeitig eine Fülle von Kenntniſſen erworben, ſo wie Ueberſicht und Ruhe des Urtheils. Er war vor Kurzem aus Zürich, wo er auf Grund einer Schrift über Vergeltung und Strafe den philoſophiſchen Doctorgrad erlangt hatte, nach Wien gekommen und ſtudierte eifrig Jura. Von jüdiſchem Stamm, in Deutſchböhmen geboren, flüſſigen Naturells, heiter und genügſam, bewegte er ſich in dem leichtlebigen Wien mit der Harmloſigkeit des jungen Menſchen, aber zugleich mit der Sicherheit eines Charakters. Man kann ſagen: kein Stäubchen der Genußſucht der Großſtadt flog ihm an und ihren ſchlimmen Verlockungen brauchte er nicht einmal auszuweichen, weil er weder Ohr noch Auge für ſie hatte. Dabei war es wunderbar, mit welchem Frohſinne er ſein emſiges Sammeln an Wiſſen betrieb, wie gut wirthſchaftlich und klug diätetiſch er das Weſentliche erwarb und an ſeine Organe vertheilte. Da konnte man auch nicht im Entfernten jene wiſſenſchaftliche Gewinnſucht, jene erweiterten Pupillen und abgebleichten Wangen ehrgeiziger Jugend wahrnehmen, die uns den angeſtrengten Fleiß nicht ſelten als unnatürlich, ja als laſterhaft erſcheinen laſſen. Die Verbindung behender Apperception mit einer eben ſo ſanften als beſtimmten Anordnung der Gedankenreihen fiel ſchon zu jener Zeit an Julius Glaſer auf. Dieſe Miſchung von Scharfſinn und Mäßigung drückte ſich auch in ſeinem Antlitz aus, in der frommen Güte und angenehmen Beſonnenheit des Blicks und der Züge. Hebbel war ihm bereits nach den erſten Wochen des Verkehrs aus ganzer Seele gewogen, wiewohl er Glaſers unbeirrbare Selbſtändigkeit und Beharrlichkeit im Zuſteuern auf das ihm vorſchwebende Ziel ſofort und zwar nicht ohne Unmuth erkannt hatte. Denn Jedermann, der zu ihm hielt, ſollte völlig in ihm aufgehen, alle ſeine Beſtrebungen und Zwecke gegen ſeine eigenen vertauſchen: dies begehrte blind Hebbels Natur und mit ſeiner Dialectik ſuchte er nachträglich ſolches Begehren vor dem Verſtande zu rechtfertigen und vor ſeinem Gewiſſen als eine hohe ſittliche Anforderung zu beglaubigen. Aber wehe dem, der ſie an ihn ſelber hätte ſtellen mögen.

In minder nahen, aber doch ſehr freundſchaftlichen Beziehungen ſtand Hebbel zu zwei andern jungen Männern: Karl Werner und Karl Debrois van Brunk. Werner hatte durch eine in der wiſſenſchaftlichen Beilage zur Wiener Zeitung veröffentlichte Abhandlung über den Rubin des Dichters Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt. Die in Briefform abgefaßte Abhandlung analyſirte das Märchenluſtſpiel nach allen Seiten und trat mit uneingeſchränkter Bewunderung für daſſelbe ein. Aber ſie verrieth zugleich Einſicht in poetiſche Gebilde und war einfach und nicht ohne Geſchmack geſchrieben. Der Verfaſſer, der ſich für das Lehramt der deutſchen Sprache und Literatur entſchieden hatte, bereitete ſich eben zu den ſtrengen Prüfungen vor und ging auf Freiersfüßen. Da er binnen Kurzem eine Profeſſur am Obergymnaſium in Olmütz erlangte und ſich eben ſo raſch verheiratete, was Hebbel unzufrieden anſah, weil er dadurch die freie geiſtige Entwicklung Werners gehemmt glaubte, ſo zerfaſerte ſich nach und nach der intime Verkehr und ſpann ſich nur noch in herzlichen Briefen fort, welche zeitweilig zwiſchen den Beiden gewechſelt wurden. Karl Werner wirkt jetzt als Landesſchulinſpector in Salzburg erſprießlich in ſeiner Sphäre. Debrois' Bekanntſchaft mit Hebbel vermittelte Werner. Hatte dieſer ſich warm des Rubin angenommen, ſo war wieder ſein Jugendfreund Debrois ein Anwalt der Julia geweſen, über welche er auch nachmals eine ausführliche Studie herausgab, der es zwar nicht an guten Gedanken, aber an Reife des Geiſtes gebrach. Der enthuſiaſtiſche Verfaſſer derſelben war im Uebrigen Muſiker, ein begeiſterter Anhänger Robert Schumanns und um die Ausbreitung ſeines Ruhmes in Wien lebhaft bemüht. Er war der Erſte, welcher hier ſeine Lobesſtimme für Schumann erhob, wenn ich nicht irre vor Eduard Hanslick, und auf jeden Fall muthiger, rückhaltsloſer als dieſer. Es gehörte thatſächlich Muth dazu, denn noch war dieſes in geheimnißvollem Glanze leuchtende Talent den Meiſten ganz und gar unzugänglich und ihr eigenes Unvermögen unterſchoben ſie, wie dies gewöhnlich geſchieht, dem Künſtler ſelbſt. — Debrois' perſönliche Componiſtenbegabung, die nicht durch die ſtrenge Zucht contrapunktiſcher Studien gegangen war, trug das Janusgeſicht einer halb poetiſchen, halb muſikaliſchen Anlage. Der wilde Wuchs ſeines Talents hatte ſich nicht mit Friſche gepaart, der Vagabund zeigte eine grübelnde Naivetät, die Intelligenz drückte ſozuſagen der Melodie die Augen zu. Dennoch rühren von Debrois einige tief empfundene, wahrhaft ergreifende Lieder her. In dem vertrauten Umgange mit Hebbel entſtand eine reiche Anzahl Geſänge, zu denen Gedichte unſeres Poeten den Text darboten. Auf ſein Talent vertrauend und unfähig, ſich zu irgend einem practiſchen Lebensberufe aufzuraffen, litt er fortwährend unter den Mißhelligkeiten mit ſeinem Vater und nöthigte Hebbel nicht ſelten, den Beſchwichtiger und Ausgleicher, freilich nur mit flüchtigem Erfolge, zu machen. Gegen Werners bürgerliche Feſtigkeit und geiſtige Rührigkeit im Gehaben und Thun ſetzte ſich die unſichere und ſchweifende Artung des jungen Muſikers, dem dabei eine pedantiſch pathetiſche Weiſe eigenthümlich war, als ſchneidender Gegenſatz ab. — In dieſem Kreiſe, bildungsbedürftiger, lernbegieriger, bewunderungsfroher junger Leute, welche keine ſelbſtiſchen Intereſſen verfolgten, indem ſie ſich um den Dichter ſchaarten, waltete Hebbel theilweiſe wie ein Lehrer, theilweiſe wie ein geiſtiger Prieſter, ohne daß darum ein collegial ungezwungener Zug von ſeiner Seite gefehlt hätte. Nichtsdeſtoweniger mußten wir ein Jeder mehr oder minder unter ſeinen Eigenheiten, ſeiner Heftigkeit, ſeinen gewaltthätigen Aeußerungen empfindlich leiden. Er hinwiederum mußte die Bosheiten, hämiſchen Angriffe, ja Nichtsnutzigkeiten hinnehmen, die von ſeinen Widerſachern und Neidern in Folge einzelner Thorheiten und juvenilen Ausſchreitungen verurſacht wurden, zu denen die überſchwängliche Begeiſterung für ſeine Poeſie uns hinriß. Dennoch darf man das Wort Immermanns auf unſer damaliges Verhältniß zu Hebbel immerhin anwenden: „Das junge Alter pflegt eine richtige Ahnung von dem Höchſten zu haben, was gerade in der Zeit da iſt“. Auch geſtand Hebbel gerne, daß er lebhafte Anregungen insbeſondere von der Jugend empfange. Sowohl in Briefen als öffentlich ſprach er ſich jetzt dahin aus, wieviel Gutes er von der öſterreichiſchen Jugend erwarte; es rege ſich nunmehr an allen Enden und Ecken, ſchrieb er an Adolph Pichler, er erhalte davon manche Probe, und er hoffe nur, daß die junge Saat nicht wieder abſichtlich in die Erde geſtampft werde. In ſeiner Charakteriſtik Feuchterslebens heißt es alſo: „Uebrigens ſtimme ich ihm vollkommen bei, wenn er die nächſte Regenerirung der deutſchen Literatur von Oeſterreich erwartet. Daß ſich hier am meiſten ungebrochener Boden findet und daß ſelbſt die hier ſo häufige Racenkreuzung ein bedeutendes Gewicht mit in die Wagſchale wirft, leuchtet von ſelbſt ein. Aber es hat ſich bei dem Ernſt und der mehr und mehr auf's Tiefe gehenden Richtung der jüngeren Generation auch bereits eine Fülle vielverſprechender Talente angekündigt, die hauptſächlich deswegen große Hoffnungen in mir erregen, weil ſie ſchon in ihren erſten Proben, ſeien dieſe nun lyriſcher, dramatiſcher oder novelliſtiſcher Art, ganz frei von dem bisherigen überflüſſigen

Bilderluxus erſcheinen, der ſo oft die klaffende Leere verdeckte oder den wirklich vorhandenen Gedanken erſtickte . .“

Mit Adolf Pichler und Wilhelm Gärtner hatte er gleichfalls enge freundſchaftliche Verbindungen angeknüpft, während ſich die Beziehung zu Carl Rahl, der mittlerweile aus Italien in ſeine Vaterſtadt heimgekehrt war, intimer geſtaltete.

Adolf Pichler kannte er bereits ſeit 1847; damals hatte ihn Sigmund Engländer zu ihm gebracht. Inzwiſchen war Pichler, nachdem er ſeine mediciniſchen Studien an der Wiener Facultät beendet, und an der Vertheidigung Tirols 1848 theilgenommen hatte, Profeſſor in Innsbruck geworden. Erſt jetzt, in der Zeit der gereiften Männlichkeit, trat er Hebbeln unter Wahrung ſeiner inneren Unabhängigkeit näher und es entwickelte ſich ein vertraulicher ſchriftlicher Verkehr zwiſchen Beiden, den ſpätere perſönliche Wiederbegegnungen zu einem engen und dauernden befeſtigten, wenngleich die Empfindung der Gegenſätze der zwei Naturen Pichler nachmals von Hebbel einigermaßen entfernte. Nicht nur der ſtarke Gehalt ſeines Weſens ſprach Hebbel in Pichler an, auch die edel rauhe Form, in der es ſich gab, ſei es als Geſpräch oder als Brief, ſei es als Lied oder als ſittengeſchichtliche Schilderung. Hebbel fühlte, daß dieſer Oeſterreicher aus dem Vollen wirklicher Anſchauung und wirklicher Erkenntniß herauslebte, daß hier ſaftiges Holz trieb, von den geſunden Wurzeln im Mutterboden ernährt. Iſt es doch in der That der nämliche Athem froher Kraft und heiteren Tiefſinns, die uns aus der Perſönlichkeit und den Leiſtungen Pichlers anwehen, wie aus Fallmerayer und Joſeph Koch, wenn ihm auch die Gunſt, geſchloſſene Kunſtwerke gleich dieſen zu ſchaffen, verſagt blieb. Von einer gewaltigen, erhabenen Natur umgeben, in ehrwürdigen Sitten und Bräuchen aufgewachſen, ſah er ſich zugleich von einem dumpfen religiöſen Aberglauben, einer gedankenloſen Loyalität und von Vorurtheilen umringt, welche noch bis auf den gegenwärtigen Tag, wenngleich namhaft verringert, die Entfaltung Tirols ſchwächen und irre leiten. Auf jedes Büſchel Edelweiß, das er ſich vom Joch herunter holte, kamen zehn Roſenkränze, welche den alten, wie den jungen Weibern, den Kapuzinern in der Kutte, wie im Leibrock, durch die Finger glitten, auf jede Anemone, die er im Frühling heimtrug, zehn Vaterunſer, womit allem Ideellen als einem Teufelswerk der Weg in dieſes Bergland verſperrt werden ſollte. Da wollte es ſchon etwas bedeuten, wenn ein Geiſt ſich zur Freiheit, ja nur zur Unbefangenheit durch- und emporarbeitete und wenn ein ſolcher Geiſt auf dieſem ſchwierigen Pfade nicht jene heilige Empfindung menſchlicher Unvollkommenheit und Abhängigkeit einbüßte, welche der Glaube der Würdigen unter den Confeſſionsloſen iſt. Leidenſchaftlichen Temperaments, durch ſeine poetiſche Begabung für jeden Eindruck doppelt empfänglich und empfindlich, war Adolf Pichler mit ſeinem Freunde Purtſcher auf einem Frachtſchiffe den Inn hinunter und dann die Donau hinab 1842 nach Wien gekommen. Selbſt an die Helden der Ilias erinnernd, durch ihre kräftigen, hohen Leiber und durch ihre Handthierung auf dem Schiff, laſen ſie am Herdfeuer gelagert während der Fahrt ſtundenlang den Homer. In der Genußſtadt Jahre hindurch verweilend, war der Gedanke an die Erfüllung ſeiner wiſſenſchaftlichen Pflichten das unverrückbare Centrum im Daſein Pichlers geweſen. „Ich möchte vom Mittelpunkte des Kreiſes aus arbeiten“, ſagte er, „nur das ſchützt vor Zerſplitterung, und was die vierundzwanzig Stunden des Tages anlangt, ſo vertrödle ich unſerem Herrgott keine davon.“ Das Wiener Genußleben ſtieß ihn ab. Lobe mir Einer die Gutmüthigkeit dieſes Völkchens, meinte er, Weichheit ohne Kraft ſei unerträglich, nur dieſer ſtehe das Milde ſchön; ſo aber wirke es nur als Maſſe. Faſt ſcheine es, die Vergangenheit habe das Erz der Männer ſchon aufgemünzt und nur das Flittergold des Salons ſei geblieben. Nicht ſchmerzlich, ſondern freudig beſchnitt er die dichteriſche Muſe, wenn auch mitunter ſpät Abends im weiten Secirſaale, wo er bei einer Leiche arbeitete, der düſtere, von ſchwacher Kerze kaum erhellte Raum ſich mit Geſtalten plötzlich füllte, ſo daß er das Meſſer weglegte und Verſe feſthielt. Es tauge nichts, nur Poet zu ſein, ſchrieb er an eine Freundin, und gerade die größten wären noch etwas Anderes geweſen. Wer immer nur aus ſeiner Bruſt pumpen wolle, der ziehe zuletzt das Blut aus dem Herzen. Wenn er aber die derben Genüſſe verſchmähte und an den verfeinerten gleichgültig vorüberging, ſo letzte er ſich dafür, wenn er irgend konnte, an den Naturfreuden, die er um Wien herum verſchwenderiſch ausgeſtreut fand. Am liebſten durchſtreifte er die Gegend bei Hütteldorf und Mariabrunn, wandelte er an dem mit Erlen und Weiden beſtandenen Ufer des Flüßchens entlang, Reysdael'ſche Bilder haſchend, wohl auch aus dem Grunde, weil dort in der Nähe ſeine Frühliebe blühte und verblühte. Auf dem Wege nach Weidlingau hinab legte er ſich einſt in das weiche Waſſer des Baches zwiſchen Erlen, umſchwärmt von Libellen, und aß dann ſein Butterbrot, indem er ausrief: Das iſt Wolluſt! Einen Poeten dieſer Art ließ ſich Hebbel gefallen. Dem brauchte er kein Almoſen der Ermunterung zu reichen, denn dieſe brauſte ſchon in Pichlers Gemüth. Wie ſehr Hebbel den Mann hochhielt, bezeugen ſeine Briefe an ihn, wie ſehr er den Dichter ſchätzte, bewies die Anzeige der lyriſchen Sammlung Pichlers, die er in der Leipziger Illuſtrirten Zeitung veröffentlichte. Als ihm Pichler den erſten Act ſeines Dramas: Die Tarquinier mittheilte, da zollte er dem markigen Anfang ſeinen vollen Beifall. „Mir hat es ſehr wohl gethan, daß die Tuba durch das Ganze hindurchdröhnt.“ Und als er es vollſtändig kennen gelernt, da rühmte er die vortreffliche Anlage, die Kraft und Wahrheit der Durchführung. Als endlich Heinrich Laube das Stück zurückgewieſen hatte und Pichler darüber murrte, da ſuchte ihn Hebbel mit dem ſchönen Worte zu beſänftigen: „Tröſten Sie ſich mit mir . . Man wohnt nur ſicher in der eigenen That, überall ſonſt ſitzt man zur Miethe und wird ausgejagt, eh' man's denkt. Das hab' ich in meinen vierzig Jahren, die mich durch Berg und Thal führten, gründlich erfahren, das Eine an mir ſelbſt, das Zweite an Andern, und der Satz wird ſich auch an Ihnen beſtätigen. Wo ſind ſie geblieben all die Papierkronen, die links und rechts um mich herum vertheilt wurden, was hat die große Lobaſſecuranz genützt, zu denen die edlen Mitglieder ſo reichlich beiſteuerten? Banquerotte an allen Enden und Ecken waren das Ende vom Liede . ." Hebbel eröffnete dem Freunde, wo er vermochte, Abſatzquellen für ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und Pichler ſendete ihm von Zeit zu Zeit Tirolenſia, von denen insbeſondere Flirs Schriften unſerem Dichter willkommen waren. Ich entſinne mich noch des lauen Sommerabends, an welchem ich auf dem Gartenparterre vor dem Schönbrunner Schloſſe Pichler an Hebbels Seite zum erſten Male ſah. Der Apoſtelkopf auf den mächtig gebauten und elaſtiſchen Körper ſchien eine weltliche Botſchaft ſchalkhaft ernſt zu verkünden. „Ich fühle immer und immer wieder", lautete eine Briefſtelle Pichlers an mich, „den polaren Gegenſatz unſerer Naturen; auch mir blieben die heftigen Kämpfe des Innern nicht erſpart, es iſt aber nicht zufällig, daß ich Naturforſcher wurde und ſo auf feſten Boden trat. Ich möchte Hebbel noch einmal in das Auge ſchauen: ernſt, ruhig und freundlich und ihm die Hand drücken."

Auf den Namen und die Perſönlichkeit Wilhelm Gärtners war Hebbel zuerſt 1848 aufmerkſam geworden, als Gärtner, welcher das Prieſterkleid trug, in der Univerſitätskirche gegen den

Deutſchkatholizismus und den im Odeon die neue Lehre vortragenden Ronge predigte. Denn dieſe Predigten waren nicht in dem kirchengeläufigen frommen Schimpftone gehalten, der die clerikale Unwiſſenheit übertäuben ſoll, in ihnen ging vielmehr ein ſtarker Herzenseifer athmend auf und nieder und theologiſche Gelehrſamkeit unterſtützte dieſen Eifer auf das Würdigſte. Ein Jahr darauf ſchickte Gärtner unſerem Dichter ſeine Tragödie Simſon, und ein im hohen Grade anerkennender Brief Hebbels führte zu einem perſönlichen Zuſammentreffen Beider. Schon durch Ludwig Tiek war Gärtner, 1839, auf das Wärmſte als Poet begrüßt worden, und zwar in einem „Beglückwünſchungsſchreiben“ an ihn über ſein erſtes Drama Andreas Hofer, welches dann 1845 gedruckt erſchien. Auch von Friedrich Halm hatte er das Erfreulichſte darüber vernommen. „Sie begannen ihren dramatiſchen Beruf“, ſchrieb der Letztgenannte, „mit einer reicheren Ausrüſtung als ich.“ In der Wahl vielſagender, großartiger Charakterzüge, möglichſt abgeſonderter Individuen und im Belauſchen des metaphyſiſchen Gemurmels, das aus der Welttiefe heraufdringt, Hebbel ähnlich, unterſcheidet er ſich von dieſem vorzugsweiſe durch die unmäßigſten Exceſſe im Detail, ſo daß die Einſchnitte und der zuſammenhaltende Reiz gänzlich zu fehlen ſcheinen. Sein Drama, als Kunſtwerk angeſehen, muthet uns wie ein ſchwellendes, reizend unförmliches Weib an im faltenreichen Gewande, deſſen Armſpangen und Gürtel nichts zu zeichnen und nichts zu binden haben, weil ſie nutzloſen Schmuck vorſtellen; Gärtners Drama fehlt die Taille vollſtändig. Aber mit dieſer Regelloſigkeit ſöhnt uns zeitweilig die wie eine überreife aſiatiſche Frucht ſtrotzende Ueppigkeit des Fleiſches und der Farbe aus. — Der perſönliche Eindruck Gärtners hatte nichts Wohlthuendes. Seine durch den geiſtlichen Stand bedingte Zurückhaltung zitterte gleichſam unter dem Andrange eines offenbar wilden Blutes und dieſer Zuſtand bewirkte erſt recht etwas pfäffiſch Unheimliches, das er dem mit ihm Verkehrenden einflößte. Das längliche Geſicht, in welchem die Augen nach jeder Hebung niedergeſchlagen wurden, und um ſo öfterer, je leidenſchaftlicher er ſprach, zwang den Beſchauer an ſeinen ſchmalen Lippen zu verweilen, um derentwillen es allein da zu ſein ſchien. Ernſt wie Freundlichkeit zogen um den Mund ſtets die nämliche ſüßlich höhniſche Falte. Wenn Hebbel künſtleriſche Gegenſtände mit ihm durchſprach, ſo ſpürte man an ſeinen Mienen, daß er ſich in Gärtner eines Mannes bewußt war, der in demſelben Schachte arbeitete, und wenn zwiſchen ihnen über religiöſe Materien verhandelt wurde, ſo that dies Hebbel mit der Freimüthigkeit ſeiner eigenen Anſchauungen und Ueberzeugungen, aber nicht ohne die ſichtliche Geneigtheit, auf die Meinungen und Grundprinzipien des Freundes einzugehen. Gärtner wieder wußte, daß Hebbel außerhalb der Kirche lebe, aber darum nicht ohne Bedürfniß nach Sättigung mit himmliſcher Speiſe. Er liebte Hebbel, den Menſchen, wie den Dichter.

In dieſe Gruppe ſuchender, irrender, nervös bewegter und kämpfender Naturen lachte Carl Rahl als das helle Heidenthum hinein; aber wohlgemerkt als das Heidenthum, das die Geige Johann Strauß' gehört hat. Schlug man die ſinnliche Taſte an, ſinnlich im edlen Wortſinne genommen, ſo folgte Rahl dann auch willig und verſtehend verwickelten pſychologiſchen Themen. Aber der ſinnliche Anſtoß war nöthig, ungefähr wie ein rüſtiger Reiter wieder ſtundenlang einen beſchwerlichen Weg fortſetzen kann, nachdem er nur einen tüchtigen Schluck Wein zu ſich genommen hat. Buchſtäblich war dieſes Gleichniß auf Rahl freilich nicht anwendbar. Denn den Maſſen, die er bei ſeinen Mahlzeiten verſchlang, ſchickte er nie einen dionyſiſchen Tropfen nach. Er goß nur Ströme Waſſers hinunter, was Hebbel dann und wann mit komiſch wirkenden Ausrufen wie ein Räthſel anſtarrte. Da dem ausgezeichneten Maler kaum weniger Schmähliches in dem damaligen Wien zugewogen ward, als dem bedeutenden Dichter, ſo waren die Mißhandlungen, welche die Zwei erfuhren, der Kreuzweg, wo zuweilen die Klagen derſelben zuſammenliefen. Bekam Hebbel zu leſen, daß er ſich nur im Kraſſeſten gefiele, daß die Unnatur ſeine eigentliche Domäne ſei, ſo ſetzte man in den öffentlichen Blättern Rahl die Verſicherung vor, ſeine Farbe wäre ſchmutzig, ſein Fleiſchton unwahr und gemein und weil er ſeine abſcheulichen Bilder zuerſt grau untermale, ſo ſei er deshalb noch lange kein alter Venetianer. Dabei ſchwirrten die Intriguen gegen ihn, den Profeſſor an der Akademie, aus dem durch Leo Thun nunmehr geleiteten Unterrichtsminiſterium luſtig um ſeinen harten Schädel. Man war ihm dort oben ſeiner politiſchen Anſichten wegen herzlich abgeneigt, und der eine und andere Protector des großen Malers Xaver oder des noch größeren Malers Pancraz erblickte in jenem Uebelwollen gegen Rahls politiſche Geſinnung die beſte Handhabe, um deſſen Stellung zu untergraben.

Indeſſen hatte der Tod zwei der letzten ſeiner älteſten Freunde abgerufen, zwei der wärmſten Wohlthäter Hebbels: Oehlenſchläger und den Regierungsrath Rouſſeau. Mit Gurlitt, der jetzt, verheiratet, nach Wien übergeſiedelt war, wollte ſich der frühere innige Verkehr nicht herſtellen. Die Urſache lag in dem Umſtande, daß Gurlitt eine Schweſter Fanny Lewalds zur Frau hatte und daß Hebbel dieſe ihm unleidliche Schriftſtellerin, ſowie die Verſchwägerung Gurlitts mit Adolf Stahr als ein Hinderniß gegenſeitiger Uebereinſtimmung betrachtete. Robert Kolbenheier, der andere in Rom gewonnene Freund, lebte in Schleſien und hatte ſich, wie es ſchien, grillenhaft auf ſich ſelbſt zurückgezogen. Wilhelm Zerboni war in Miſere verſunken, zum größten Theile durch eigene Schuld. Der phantaſtiſche Pole, um deſſen reichen

Güterbeſitz in Galizien es nicht ſo beſtellt war, wie er gegen Hebbel einſtmals vorgegeben, ſah ſich jetzt von Gläubigern bedrängt, die er nicht zu befriedigen vermochte. Tauſende hatte er z. B. auf ſeinem Schloſſe an einem Kirchenbau vergeudet, angeblich, weil er mit einem Gelübde verpfändet war. Hebbel ſtand ihm nach ſeinen ſchwachen Kräften bei, aber jede Gabe ſchien hier ein Waſſertropfen auf einen heißen Stein. Ein brieflich angeſponnener Verkehr des jungen Emil Palleske in Oldenburg mit unſerem Dichter riß bald darnach wieder ab, wiewohl Palleske auf das Hitzigſte an ihn herangetreten und Hebbel auf das Freundlichſte ihm entgegengekommen war. Palleske kehrte nämlich eines Tages den ſeiner ſelbſt bewußten Producenten hervor und wollte als Collega mit ihm weiter gehen. Dazu hatte Hebbel um ſo weniger Luſt, als er Palleskes Drama Achill als keine beſondere Talentprobe betrachten und auf die plötzliche Verwandlung des lernbegierigen Verehrers in den ebenbürtigen Dichtergenoſſen nicht gefaßt ſein konnte.

Im Beginne des Jahres 1851 dichtete Hebbel einen Epilog zu ſeiner Genoveva und ſuchte dieſes Drama dadurch nachträglich in äußeren Einklang mit der Volkslegende zu ſetzen. Aber die ſanfte Waldelegie paßte nicht zu dem Schauer des ſeltſamen Stückes, das auf ſeine Weiſe ohnehin mit ſich ſelber fertig wird. Als den mittelbaren Anlaß müſſen wir Carl von Holtei bezeichnen. Dieſer hatte einige Monate vorher in Wien ſeine bis zur Stunde von Niemand erreichten, geſchweige übertroffenen Vorleſungen Shakſpeariſcher Dramen gehalten, denen Hebbel die „mächtigſten Anregungen“ verdankte. Der beinahe gleichzeitig erſchienene Roman Holteis: Die Vagabunden gefiel Hebbel ausnehmend, nicht weniger die leichtbeſchwingte, komödiantenhaft phosphorescirende Perſönlichkeit des Autors. Als ihm nun Hebbel ſeine Genoveva nach Graz ſendete, wo er derzeit ſeinen Wohnort hatte, damit er das Drama allenfalls ſeinem Leſerepertoire, einverleibe, da däuchte Holtei der mangelnde volksthümliche Schluß eines der Hauptbedenken gegen die Wirkung des Trauerſpiels. Liebenswürdig brachte er ſeine Bedenken vor. Ein Schuhmacher, ſagte er, der einer ſchönen Frau begegnet, werde ihr kaum ins Geſicht blicken: der Eſel ſchaue zuvörderſt auf das Schuhwerk. So ſei es ihm beim Leſen dieſes Gedichtes ergangen. „Ich dachte immer nur: wie wirſt du das und wie wird dies ſich machen? Auf dieſem Wege ſammelt man keine Beiträge zu einem Urtheil über die Dichtung als ſolche oder auch nur zu einer Meinung. Man bleibt beim Metier . .“ Er zürne Hebbel, daß er, was die Fabel darbiete, verſchmäht habe. Wenn er doch mit ihm darüber reden könnte, im Schreiben ſei er zu dumm, vielleicht brächte er ihn alsdann dazu, daß Hebbel ihm einen ſechſten Act mache, „wo die Pfalzgräfin einzieht in ihres Schloſſes Hallen mit Schmerzenreich, und ihren Siegfried umarmt; ja bis zur Hirſchkuh wollt' ich Sie bringen! Dabei fällt mir ein, daß ich in Grafenort vor grauen Jahren Genoveva von einer Zigeunerbande mehr mimiſch als rhetoriſch darſtellen geſehen. Schmerzenreich war ein Lümmel in meiner Größe und die Hirſchkuh ein Dachsſchliefer kleinſter Gattung, dem ſie zwei kleine Rehbockshörner auf dem Schädel gepickt hatten. Die kleine Amme verleugnete jedoch das männliche Genus nicht und that es, an eine Waldcouliſſe gewendet, vor Ablauf des Dramas höchſt unanſtändig kund — was vielleicht, da alle Mitſpielenden Thränenopfer brachten, Rührung bedeuten ſollte“? Im Uebrigen bebe er, der doch zu wiſſen ſich einbilde, was reden heiße, vor Hebbels Anforderungen zurück. „Da ſoll man nicht nur ſagen, was da ſteht, und woran man . . vollauf zu thun hat, man ſoll auch ahnen laſſen, was nicht da ſteht, weil es dem gewaltigen Denker gefiel, zwiſchen ein lautes Wort und ein halbes a parte eine junge Bevölkerung von erſt empfangenen, noch nicht geborenen Gedanken zu zwängen, die da drinnen wimmelt, wie ein Aalneſt. Alle dieſe Schwierigkeiten reizen mich umſo dringender an, und verſucht werden muß es doch einmal. Hätt' ich nur meine Hirſchkuh! . .“ Holteis Drängen fruchtete: und ſo lugte denn am Ende wirklich die Hirſchkuh aus dem Dickicht des Hebbel'ſchen Trauerſpiels hervor. Oeffentlich geleſen wurde die Genoveva trotzdem von Holtei nicht, dafür der Michel Angelo, ſowohl in Graz als in Wien. Denn das Burgtheater hatte dieſes Dramolet gleichfalls zurückgewieſen, und Hebbel wollte denn doch ein Echo aus dem Publikum vernehmen.

Da ſeine Frau, wie die Verhältniſſe am Burgtheater nun lagen, gleichfalls in der Entfaltung ihres Talents gehemmt wurde, ſo bemühte ſich Hebbel, ein Gaſtſpiel am Hoftheater in Berlin einzuleiten und reiſte zu dieſem Zwecke im Vorfrühling 1851 dahin. Der alte, ſchläfrige, unzuverläſſige Director Küſtner wurde eben vom Lieutenant von Hülſen abgelöſt. Dieſer erwies ſich gegen unſeren Dichter ſehr freundlich und da auch der Hofrath Teichmann ſich ſeinen Zwecken förderlich zeigte, ſo hatte die Reiſe den erwünſchten Erfolg. Hebbel verkehrte in Berlin mit Rötſcher und Mundt, lernte Carrière kennen, der ihm verehrungsvoll entgegen kam, erneuerte die in Rom angeknüpfte Beziehung zu Cornelius und trat in ein perſönliches Verhältniß zu dem greiſen Tieck, den er, wie wir wiſſen, ſeit ſeiner Jugendzeit hoch ſchätzte. Wiewohl derſelbe, erſt von einer Todeskrankheit geneſen, noch keine Minute außer dem Bette zubringen konnte, nahm er ihn dennoch an. „Sein Kopf“, ſchrieb Hebbel an ſeine Frau, „iſt in der That höchſt bedeutend und ſeinem mächtigen Auge hat ſelbſt der halbe Tod den Glanz nicht rauben können; ſiegreich und unbekümmert um den Zuſammenſturz der irdiſchen Hülle leuchtet der Genius daraus hervor; es iſt, als ob ein unſterbliches Weſen aus dem obern Stockwerk eines Hauſes herunter ſchaute, das unten in Flammen ſteht. Er ſtreckte mir ſeine welke Hand zitternd entgegen und ſprach: es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie zu mir kommen; wie ich ſie faßte, war mir, als ob zwei Jahrhunderte ſich begrüßten . .“ Hebbel blieb aus Schonung für den Kranken nicht lange, doch bat ihn Tieck dringend, ſeinen Beſuch zu wiederholen. Hebbeln ſchien es, als ſei er von lauter Domeſtiken umgeben. Er unterließ nicht, ſeinem alten Bedienten, der ihm als ein recht gebildeter Menſch vorkam, beim Fortgehen in den wärmſten Ausdrücken von den außerordentlichen Verdienſten ſeines Herrn zu ſprechen und von dem Danke, den ihm ganz Deutſchland für die treue Pflege ſchuldig werde. Als unſer Dichter bei Cornelius eintrat, da traf er dieſen vor ſeinem großen Carton, der das Ende aller Dinge, das neue Jeruſalem darſtellt. So ferne die Symbolik der Apokalypſe der modernen Welt liegt, ſo mächtig riß ihn doch die Schöpfung des Cornelius hin. Dieſer war erfreut, daß Hebbel nicht, wie ſo viele, den Kopf davor hängen ließ und rief ihm beim Abſchied zu: Ich hab's immer geſagt, die Hoffnung iſt eine große männliche Tugend! Auch dieſer außerordentliche Mann, ſagte Hebbel, ſei ein Beweis dafür, daß die Natur den Sokrates nur aus Verſehen oder in einer Laune in ein ſo häßliches Gehäuſe ſteckte, daß ſie ſich aber gewöhnlich nach einer Kryſtall-Vaſe für eine reine Flamme umſehe. Man rufe die ganze Armee der Leute zuſammen, die jetzt in Deutſchland den Pinſel führen, und Jeder, der nicht ſelbſt Fiſchaugen habe, werde Peter Cornelius als den gebornen Generaliſſimus heraus finden. Wilhelm von Humboldts gedenkend, machte Hebbel einen Ausflug nach Tegel, auch beſuchte er die Gräber Solgers, Fichtes, Hegels auf dem Werderſchen Friedhofe. Sich mit Schelling zu berühren, fühlte er kein Verlangen; „Schelling klappert zwar noch immer mit ſeinem Schlüſſel zur abſoluten Wahrheit, aber Niemand glaubt mehr daran, daß ſich etwas damit aufſchließen läßt." Von der Stadt empfing er den Eindruck, daß ſie die einzige in Deutſchland ſei, welche den Namen einer großen gleich auf den erſten Blick erobere; aber freilich dürfe man nicht näher hinſehen. Sie gebe Zeugniß von einem ungeheuern Daſein, doch nicht von dem Daſein eines Volkes, das ſich behaglich einrichtete, ſondern von dem Daſein eines mächtigen Individuums, das ſich ein Denkmal geſetzt habe. Friedrich der Große trete uns an allen Enden und Ecken entgegen, denn auf ſein Commando hätten ſich dieſe Häuſer eben ſo gut in Reihe und Glied geſtellt, wie ſeine Soldaten.

Wenige Monate nachher, im Hochſommer, kam Hebbel wiederum nach Berlin, und zwar mit ſeiner Frau. Auch ich hatte mich, in Folge ſeiner herzlichen Aufforderung, ihm angeſchloſſen. Wahrlich, keinen Augenblick konnte ich vergeſſen, daß ich einen Dichter begleitete und mich bedrängten beinahe die ſtarken Eindrücke, die ich an ſeiner Seite und durch ihn empfing. Im Waggon auf der Fahrt nach Prag, als er durch den Anblick eines Schwarmes weißer Schmetterlinge, welche eine Strecke weit mit uns flogen auf die Poeſie Uhlands gelenkt wurde, ſagte er wohl eine Stunde lang Verſe ſeines Lieblingsdichters her und ſtreute Bemerkungen ein über ihre Anmuth und Friſche, über die Keuſchheit der Darſtellung und über Uhland ſelbſt.

In Dresden, wo wir einen Tag blieben, feſſelte ihn ausſchließlich die Gemäldegallerie und hier wieder am meiſten die Sixtiniſche Madonna: diesmal in einem Grade, daß er lange, wie in Entzücken aufgelöſt, vor dem Bilde ſtand und, nachdem er es verlaſſen, bei keinem andern ſonſt noch verweilte. Den Ausdruck ſeligen Hinweggenommenſeins im Antlitz, den ich längſt an ihm kannte, wandelte er alsdann Schritt vor Schritt langſam, als ob er fürchtete, ſich ſelber aufzuwecken, durch die Bilderſäle, hin und wieder wie aus dem Traume lächelnd, wenn er dem Blick ſeiner Frau begegnete. — Ich bringe ein nicht übles Geſchenk der Madonna heim! ſagte er zu uns, indem wir auf die im Abendduft des Juli leuchtende Straße hinaustraten. Er meinte damit das ſchöne eben entſtandene Gedicht:

Auf die Sixtiniſche Madonna.

Das hätt' ein Menſch gemacht? Wir ſind betrogen!
Das rührt nicht her von einer irdiſchen Hand!
Das iſt entſtanden, wie der Regenbogen,
Und auch, wie er ein göttlich Unterpfand!

Als einſt die Himmelskönigin ſich zeigte,
Als ſie von ihrem Throne, ſanft und mild,
Sich auf die dunkle Erde niederneigte,
Da ſeufzte jedes Herz nach ihrem Bild.

Und ſieh: des Aethers reinſte Tropfen fallen,
Der Sonne hellſte Strahlen ſchimmern d'rein,
Und wie ſie blitzend durch einander wallen,
So fangen ſie den holden Wiederſchein.

Er ſelber aber hält ſie nun zuſammen,
Und ein kryſtall'ner Spiegel bildet ſich
Aus glüh'nden Perlen und aus feuchten Flammen,
In dem auch keine Linie erblich.

Schau hin! Dein Auge wird Dir nimmer ſagen,
Was Thau iſt oder Licht im kleinſten Punkt,
D'rum ſoll ſich Keiner an dies Wunder wagen,
Der ſeinen Pinſel blos in Farben tunkt.

Viel lieber ſoll's die Zukunft ganz betrauern,
Als nur zur Hälfte ſich erhalten ſeh'n:
In einer Sage mög' es ewig dauern,
In einem Abbild nicht zu Grunde geh'n!

In Berlin war diesmal ſein erſter Gang zu dem Reiterbilde Friedrichs des Großen. Nun, Deutſchland, rief er aus, iſt wirklich um ein bedeutendes Kunſtwerk reicher geworden und das will etwas ſagen! Es ſei nicht leicht geweſen, den alten Fritz des Volkes, der ſich des Krückſtocks gerne als Scepter, der Weſtentaſche als Schnupftabaksdoſe bediente, und den Heroen des ſiebenjährigen Krieges in Eins zu verſchmelzen, aber es ſei gelungen. Seiner Unſterblichkeit gewiß blicke der König von ſeinem kühnen Roß auf den Haufen von Gaffern und Bewunderern herab, der ſich faſt unabläſſig zu ſeinen Füßen dränge, allein es ſeien nicht alle Züge der Verwandtſchaft zwiſchen ihm und dem Stamme, aus dem er hervorging, verwiſcht, es ſei etwas Erde an ſeinem Stiefel ſitzen geblieben und gerade dies Bischen märkiſcher Erde erhalte ihn lebendig. Nichts Abſcheulicheres, meinte Hebbel zutreffend, als der fürchterliche zweite Tod in Erz und Stein durch Bildner und Gießer, auf den es bei einer verunglückten Auferſtehung immer hinauslaufe; dieſes idealiſtiſche Verblaſen einer bedeutenden Menſchengeſtalt in das Nichts der ſogenannten reinen Form oder das rohe Verbacken derſelben zu einem Klumpen Materie, worin der Realismus ſich gefalle. Er pries die Basreliefs auf dem Sockel, die Bildniſſe der Männer, die mit einem friedlicheren Inſtrumente als dem Degen das Recht auf das Andenken der Jahrtauſende ſich erobert hätten, namentlich jene Leſſings und Kants, „des kühnen Johannes eines größeren Meſſias“ und des Denkers, der die Welt noch viel gewaltiger bewegt und erſchüttert habe als Friedrich mit all ſeinen Kanonen. „Das heißt im Geiſt des großen Königs denken . .“

Den Mittelpunkt ſeines zweiten Berliner Aufenthaltes bildete das Gaſtſpiel ſeiner Frau, welches trotz der theaterfeindlichen Saiſon ſowohl den Zuſpruch des Publikums als auch den bewundernden Antheil competenter Beurtheiler ſich erwarb. Der

Hofrath Teichmann und deſſen Frau, welche das Beſte auf der deutſchen Bühne geſehen, bezeichneten ihre Leiſtungen als ſehr bedeutende, und Cornelius zollte der Plaſtik ihres Spiels die lebhafteſte Anerkennung; namentlich ihrer Judith, die bei Theaterbeſuchern, welche der erſten Aufführung dieſes Dramas vor zehn Jahren beigewohnt hatten, zu Vergleichungen zwiſchen Chriſtine Hebbel und Auguſte Crelinger Anlaß gab. Das Stück ſelbſt regte die ſattſam bekannten Für und Wider unter den Kritikern auf. Am wärmſten trat Rötſcher dafür ein. Geſellſchaftlich machte das Künſtlerpaar ſozuſagen eine Zimmerreiſe durch die ältere und neuere Literatur. Der junge Freund des Dichters, als deſſen Famulus betrachtet und wohl auch belächelt, wurde in den meiſten Fällen mit eingeladen und ſchaute zum erſten Male in den Guckkaſten der deutſchen Poeten- und Schriftſtellerwelt.

Den ehrwürdigen Tieck ſah Hebbel oft und verlebte, nach ſeinem Ausdrucke, unvergeßliche Stunden in ſeiner Nähe. Die Gegenſätze zwiſchen Beiden wurden zwar nicht zurückgehalten, aber denn doch tactvoll und namentlich auf Hebbels Seite mit jener heiligen Scheu berührt, welche die Achtung vor dem „mit jedem Individuum geſetzten und nur zum kleinſten Theile enträthſelbaren Myſterium erheiſcht“. Hebbel nannte Tiecks Geiſt einen Spiegel, der die Erſcheinungen, ſoweit ſie überhaupt hineinfallen, mit unglaublicher Treue und Reinheit wiedergebe; wer daher den die Objecte manchmal zerſchneidenden Rahmen abzuziehen verſtehe, der trage von der Begegnung mit Tieck einen bleibenden Gewinn davon. Es ſei doch der entſchiedenſte Beweis von innerer Haltloſigkeit, wenn man ſeinem Gegenſatze, mit dem man ſich meſſen und an dem man ſich ſtärken ſollte, feig und zitternd ausweiche und es verrathe doch den dürftigſten Begriff von der Menſchennatur, wenn bei uns faſt allgemein angenommen werde, daß zwei principielle Gegner nicht mit einander zu Mittag eſſen können, ohne daß der Eine oder der Andere Gefahr laufe, die Seele einzubüßen, d. h. ſeine Grundüberzeugungen aufzugeben.

Mir ſelbſt wurde durch die Freundlichkeit Hebbels die Gunſt zu Theil, einige Male bei Tieck vorſprechen zu dürfen. Er wohnte in der großen Friedrichsſtraße in einem einſtöckigen Hauſe. Sein alter Diener, dem man die Treue und Anhänglichkeit anmerkte, führte mich durch das Bücherzimmer, in dem ein noch immer ſehr anſehnlicher Theil ſeiner einſtmals ſo berühmten Bibliothek aufgeſtellt war, in ein kleineres Gemach, an deſſen Wänden gleichfalls Hunderte von Bücherrücken ſchimmerten. Tieck, im Lehnſtuhle ſitzend, lächelte mir entgegen, das zur Seite gebeugte Haupt nicht ohne Mühe umwendend, und ließ mich Platz nehmen. Sein Angeſicht machte auf mich den Eindruck verklärter Napoleonzüge, die alles Strenge und Gebieteriſche gegen das Wohlwollen der Künſtlernatur vertauſcht hatten. Ich war zu ſchüchtern, um Anderes zu ſprechen als wozu mich ſeine Fragen ermunterten: dieſe betrafen literariſche Perſönlichkeiten Wiens, Grillparzer, Ferdinand Wolf, den Freiherrn von Münch. Ich blieb nur eine kurze Weile, wurde aber zum Wiederkommen eingeladen. Wie ich ſpäter durch den Hofrath Teichmann erfuhr, hatte Tieck eben meine Zurückhaltung gefallen. Das zweite Mal war ich mit Hebbel bei ihm. Molière und Goldoni lagen auf dem Tiſche und das Geſpräch entſpann ſich über dieſe beiden Autoren, indem Tieck auch noch Holberg hineinzog. Das Thema der Komödiendichtung wurde nach allen Richtungen durchgeſprochen und in dem Hauptpunkte ſtimmten der alte und der jüngere Dichter überein. Dieſer Hauptpunkt war, daß Derjenige, der den Komödiendichter darauf beſchränken wolle, eine Hauptſtadt mit ihren Sitten und Convenienzen zu porträtiren, auch den Maler darauf beſchränken müſſe, die Mode und die Coſtüme abzuſchreiben. Rührung und Erhebung empfand ich beim Anblick der beinahe frauenhaften Zartheit, womit Hebbel, der ſonſt im Geſpräche ſo entſchieden die Gedankenpoſten beſetzte und jede Widerrede ſo leidenſchaftlich zu bekämpfen pflegte, der energiſchen Entgegnung auswich, ohne darum in's Verſchwimmende zu gerathen, und zuweilen ſelber ein Motiv zuſpitzen half, welches Tieck wieder ihn ausgeſpielt hatte. Wahrhaft liebreich ruhte dann und wann Hebbels Auge auf dem Antlitz des Greiſes und da der Eine unter der Laſt der Jahre, der Andere aus Gewohnheit das Haupt ein wenig neigte, ſo gab dies ein Bild der Pietät und der Beſchaulichkeit, das mich unbeſchreiblich bewegte. Am nächſten Tage ſah ich Tieck zum letzten Male. Er war voll von Hebbels Perſönlichkeit und ſprach nur von ihm. „Ich habe ihn ſehr lieb,“ ſagte er, „und freue mich jedes Mal, wenn er kommt. Ich habe Goethe gekannt und bin ſeitdem nicht vielen ſo bedeutenden Menſchen mehr begegnet, wie Hebbel einer iſt. In ſeinen Werken freilich iſt mir das Meiſte fremd und ich kann mir bis auf den Schnock und etwan noch Herodes nichts davon recht aneignen, obgleich ich die Kraft des Dichters nirgends verkenne.“

Rudolf Köpke, der vertraute Freund, der genaue Kenner und der Biograph Tiecks, meinte in einem Briefe an mich, vom 18. April 1869, daß ihm Hebbels Zeugniß über Tieck in dieſer letzten Zeit hiſtoriſch unſchätzbar ſei. Hebbel habe ganz dieſelben Eindrücke empfangen und ausgeſprochen, die er und andere Naheſtehende mit ihm damals hatten, Hebbel, der Dichter, der mit neidloſem Selbſtgefühl, mit höchſter Anerkennung, aber keineswegs kritiklos, dem Koriphäen der Romantik entgegengetreten ſei. Dann fährt Köpke alſo fort: „Er brachte eben den klaren Blick, die Unbefangenheit, das edle Verſtändniß eines Mannes mit, der über und außer den Parteien des Tages ſteht, weil er ſelbſt gewohnt iſt, dem Flügelſchlage des Genius zu lauſchen. Noch in jener Zeit kam es vor, daß literariſche Touriſten ſich bei Tieck einführen ließen, mit denen er Stundenlang in ſeiner faſt kindlich rückhaltloſen Weiſe ſprach, um dann zu erfahren, daß von einer ſolchen Unterhaltung das boshafteſte Zerrbild in einem langen Artikel, etwan der Augsburger Allgemeinen Zeitung, entworfen ſei. So namentlich hat es Laube gemacht. Andere verbreiteten gefliſſentlich, vielleicht mehr im Hinblick auf Tiecks täglichen Umgang, in dem die Tagesliteratur allerdings nicht vertreten war, er ſei kindiſch und ganz dekrepit geworden! All' dieſem elenden Geſchwätze tritt nun Hebbel in der edelſten und unmittelbarſten Weiſe entgegen: die reine Dichternatur macht ihn zugleich zum reinen hiſtoriſchen Zeugen. Darin liegt es auch, daß er niemals den Weg der Clique und Claque betreten hat, er ſtand da auf ſich ganz allein, ein Mann, ein Genius, der ſelbſt ſchafft, und nicht nöthig hat, Feuer oder Blaſebalg von Andern armſelig zu entleihen. Seit ich ſeine Judith geſehen hatte, ſtand es bei mir feſt, daß Hebbel das ausgezeichnetſte und bedeutendſte Talent des letzten Menſchenalters und rückwärts darüber hinaus ſei: vielleicht derjenige, der ſich am nächſten an H. Kleiſt anſchließt, weil er, wie dieſer, jenes nationale Drama anſtrebte, das in der Mitte ſtehen muß zwiſchen Schiller und Goethe, in dem ſich der Gegenſatz zwiſchen Idealismus und Realismus in vollen Geſtalten aufhebt . .“

So flüchtig die Berührungen Hebbels mit Varnhagen waren, ſo beſtimmt war doch der perſönliche Eindruck auf beiden Seiten. Hebbel fand weit mehr Entſchiedenheit in Geſicht und Weſen Varnhagens, als er erwartet hätte, wie ſein Ausdruck lautet. Der verrätheriſche Ordner der Tagebücher und des Briefwechſels mit Alexander von Humboldt ſah dem delicaten Verfaſſer der biographiſchen Denkmale bereits über die Achſel. Eine characteriſtiſche Anekdote erzählte er unſerem Dichter aus der Franzoſenzeit:

„Was, ſagten die Paßvigilanten, ihr habt keine Legitimation und bedient euch der ordentlichen Landſtraße? Marſch auf die Schleichwege!“ Echt diplomatiſch rief er bei der Gegenviſite, die er Hebbeln machte, dieſen noch einmal, um, nachdem ſie ſich ſchon verabſchiedet hatten, ihm zu ſagen: „Wie ſchön iſt Ihre Frau! Was verlier' ich, ſie nicht auf der Bühne zu ſehen!“ Denn er konnte wegen Schwindels nicht mehr allein über die Straße gehen, geſchweige das Theater beſuchen. Er ſelbſt ſchildert im achten Bande ſeiner Tagebücher den Dichter folgendermaßen: „Als ich eben ausgehen wollte, kam Herr Doctor Friedrich Hebbel. Weißhaarig, blauäugig, norddeutſch, ſchwungvoll und nachdrücklich redend, mit bezeichnenden Geberden, — eine merkwürdige Erſcheinung! Der Mann gefiel mir auf den erſten Blick, und mit jedem Wort, das er ſagte, gefiel er mir mehr. Wir ſprachen zuvörderſt über die öffentliche Lage der Dinge, über Oeſterreich, Preußen — und ſtimmten außerordentlich überein. Es that mir wohl, einen Mann ſo freien Blickes, ſo muthigen Herzens, ſo weiten Ueberblickes zu hören. Vorzüge von Wien, von Oeſterreich — wieſo die Aufnahme von ganz Oeſterreich in den deutſchen Bund wünſchenswerth — über den Fürſten Friedrich Schwarzenberg (den Landsknecht), der richtig ſieht, aber falſch fühlt. . .“ Die Judith, welche Varnhagen am Tage zuvor geleſen, nennt er ein grauenvolles, aber großartiges Trauerſpiel, echt dichteriſchen Gepräges.

In dem perſönlichen Verkehr mit Rötſcher erfreute Hebbeln die Wahrnehmung, daß demſelben nichts Profeſſorenhaftes anklebe. Er verglich ihn einem gebildeten Officier, der, wenn er den Salon betrete, ſich's gar nicht merken laſſe, daß er den Degen je gezogen habe. Wer im geſelligen Leben aus ihm den Hegelianer heraus zu wittern glaube, der verwechsle höchſt wahrſcheinlich den Hegelianismus mit dem Geiſt überhaupt und wähne, dieſer unbequeme Gaſt ſei erſt mit Hegel in die Welt gekommen. Es that unſerem Dichter leid, daß er in einem Artikel für die Wiener Reichszeitung über ein carrekirtes Drama Eliſe Schmidts, welches Rötſcher anpries, dieſen nicht eben ſanft angefaßt hatte. Später freilich überzeugte er ſich von der geringen Fähigkeit des Kunſtphiloſophen, noch ungeſtempelte Dichtwerke auf ihren wahren Gehalt prüfen und in ihrem Weſen richtig beurtheilen zu können, wie dies das köſtliche Epigramm ausdrückt:

Ein philoſophiſcher Analytiker der Kunſt.

Fangt ihm den Adler, er wird ihn zerlegen, wie Keiner, doch leider
Sieht er den hölzernen oft für den lebendigen an.

Der Umgang mit Theodor Mundt und deſſen Frau, Louiſe Mühlbach, ließ ſich anfänglich ganz gut an: Beide waren freigebig gegen ihn in den kleinen nichtigen, unwahren Liebenswürdigkeiten der Geſelligkeit. Madame erſchien dem Dichter als eine potenzirte Schoppe, „nur unendlich viel voller von Selbſtbewußtſein“: er hinwiederum ganz und gar als Diplomat im eigenen Intereſſe. So ſagte ihm Mundt über die Judith die außerordentlichſten Dinge und fand den Erfolg ſo durchgreifend, „daß die Berliner ſich durch die an den Tag gelegte Receptivität förmlich wieder rehabilitirt hätten“. An den Redacteur der Reichszeitung aber ſchrieb er, wie ich ſelbſt zufälliger Weiſe erfuhr, das gerade Gegentheil: die Methode der Jungdeutſchen. Bei Charlotte Birchpfeiffer brachte Hebbel mit ſeiner Frau einen Nachmittag zu, den ich gleichfalls mitgenoß. Hebbel fixirte den empfangenen Eindruck alſo: „Sehr verſtändig, im Aeußern unglaublich abſtoßend, aber eine Frau, mit der man umgehen könnte, weil ſie nie ihre Schranken überſchreiten wird, während die Mundt alles Ernſtes mein Drama Michel Angelo als eine

Defenſive ihrer ſelbſt betrachtet." Ihre Tochter gab an jenem Nachmittage Nachahmungskunſtſtücke der Rachel und der Crelinger zum Beſten und die Mutter trug Gedichte Scherenbergs vor, des königlich preußiſchen Tyrtäus, den ſie in dem Grade bewunderte, wie Hebbel Homer. Auch den alten Gubitz ſuchte er auf, den einſtmals angeſehenen Redacteur des Geſellſchafters, den Wiedererwecker der Holzſchneidekunſt, den putzig braven, ehrenfeſt ſteifleinenen Mann. Es war recht ergötzlich, zuzuhören, als Gubitz unſerem Dichter allerlei Ermahnungen ertheilte: das Sittlichkeitsgefühl nie mehr ſo arg zu verletzen, wie er es in der Judith und der Maria Magdalena gethan! worauf Hebbel verſprach, den eingeſchlagenen Pfad der Beſſerung gewiß nicht wieder verlaſſen zu wollen. Er werde doch ein Stoffbuch haben, meinte Gubitz unter Anderem, ein Hülfsmittel, das jedem Dichter unentbehrlich ſei? Wie ſollt' ich nicht, Herr Collega! erwiederte Hebbel mit dem ernſthafteſten Geſicht von der Welt. Aus der Schaar der jüngeren Schriftſteller intereſſirte ihn am meiſten J. L. Klein. Ein Holoferneskopf, ganz ein Wüſtenſohn! rief er, nachdem er ihn zum erſten Male geſehen. Nie noch dürfte orientaliſches Blut (denn Klein iſt ein deutſcher Jude aus Ungarn) eine ſeltſamere Verbindung eingegangen ſein als bei dieſem Autor, deſſen Geiſt von Hegel'ſcher Dialectik geradezu durchfurcht war. Dabei eine toſende, farbenbunte Einbildungskraft, die unruhig hin und her fuhr, und aus einer Diſſonanz, aus einer Tactart in die andere überging, wie eine Zigeunergeige. Hebbel nannte ihn eine eigenthümliche, höchſt bedeutende Erſcheinung: die Natur lege zuweilen eine Fülle koſtbarer Elemente in einem Individuum nieder, aber die Miſchung ſcheine ihr zu mißglücken, oder das Individuum laſſe es an ſich fehlen und runde ſich nicht ab. Eines von Beiden ſei der Fall bei Klein.

Hebbels Güte verſchaffte mir Zutritt bei Cornelius, wie bei Tieck. Von beiden Seiten war's ein Herrengruß, konnte man ſagen, als der große Maler und der tiefſinnige Dichter einander gegenüber ſtanden. Sie ſprachen über die heilloſen Einfälle abſtracter, tendenziöſer Gedanken in die Kunſtgebiete, und den Beiſpielen und ſchlagenden Aeußerungen, die der Eine zur Illuſtrirung des Themas aus dem poetiſchen Kreiſe vorbrachte, ſteuerte der Andere ſofort Feuerungsmaterial aus dem der bildenden Kunſt bei. Ungeſucht ergab ſich in dem Geſpräche der Uebergang auf Kaulbach, indem Cornelius bedauerte, daß ein ſo vorzügliches Talent ſich der Philoſophie der Geſchichte malend dienſtbar gemacht habe. Ueber die Wiener Künſtler bemerkte er, ſie ſtünden außerhalb des organiſchen Zuſammenhanges mit der Entwicklung der deutſchen Kunſt; nur Carl Rahl ſei davon auszunehmen, deſſen Richtung er zwar nicht theile, aber deſſen Phantaſie und Farbenſinn er aufrichtig anerkenne. Auf einzelne begeiſterte Worte Hebbels über den Carton: Die apokalyptiſchen Reiter verſetzte Cornelius in feurigem Ton und blitzenden Auges: „Dergleichen von einem Dichter wie Sie, zu hören, thut unſer Einem wohl“. Als ich das zweite Mal, in Folge der Einladung des Meiſters ſein Atelier betrat, da erſchien er auf ein paar Augenblicke, reichte mir die Hand und ſagte: „Sehen ſie ſich die Sachen ſo lange an, als es Ihnen beliebt. Man darf ſchon eine Stunde lang vor Werken ſtehen, die ein Menſchenleben gekoſtet haben“

Am herzlichſten geſtaltete ſich Hebbels Umgang mit dem Hofrathe Teichmann und deſſen Frau. „Er durchaus edel und gebildet. Sie: lang, aber von intereſſantem, leidendem Geſichtsausdruck.“ In ſeiner einflußreichen Stellung bei der Generalintendantur der königlichen Schauſpiele war Teichmann nicht nur der durch Einſicht und Geſchmack das Gute bewirkende Beirath, ſondern auch überall, wo er irgend vermochte, der hilfreiche, wohlwollende Menſch. Er hatte ausgebreitete Beziehungen zu den hervorragendſten Perſönlichkeiten der Literatur, deren Manche ihm auf das Engſte befreundet waren: ſo Tieck und Rückert. Ein ſchönes biographiſches Denkmal hat ihm Rudolf Köpke geſetzt.

Aber auch eine abenteuerlich bizarre Figur ſollte in dem geſellſchaftlichen Reigen, der Hebbel umgab, nicht fehlen. Bei der letzten Vorſtellung der Judith war ihm in einer der erſten Sitzreihen des Parquets ein wildes Geſicht mit langen ſchwarzen Locken aufgefallen; der junge Mann ſchien auf die Bühne ſpringen zu wollen. Im Zwiſchenacte wurde derſelbe durch Teichmann als der Licentiat R. dem Dichter vorgeſtellt. „Ich muß ſie ſprechen!“ Es kann nicht ſein, denn wir reiſen morgen nach Hamburg ab. „Sie dürfen mir meinen ſehnlichſten Wunſch nicht abſchlagen!“ Nun denn, vielleicht auf eine Viertelſtunde im Kapkeller an der Lindenecke. „Auch damit bin ich zufrieden.“ — Da jedoch die Künſtlerin ungemein ermüdet, ferner die Reiſe auf eine frühe Morgenſtunde anberaumt und überdies Rötſcher zum Abendeſſen bei Hebbel gebeten war, ſo erſuchte mich dieſer, an ſeiner Statt an den Ort der Zuſammenkunft zu gehen und ſein Nichtkommen zu entſchuldigen. Ich war der ſchlechteſte Geſchäftsträger, den er hätte wählen können. Viele Stunden lang in der Theaterloge und alsdann auf der Bühne verbringend, noch dazu an einem heißen Juliabend, vom Stücke aufgeregt und von der Aufregung der in nächſter Nähe tragirenden Judith obendrein angeſteckt, kam ich, nur noch halb meiner Sinne mächtig, an den Ort der Zuſammenkunft. Das dunkle, verworrene Geſicht des Licentiaten loderte mir entgegen, eine Fluth von ungeſtümen Fragen, Anrufungen und Ausrufungen ergoß ſich über mein Haupt. Der Enttäuſchte, der aber die Hoffnung zum Ziele zu gelangen, nicht aufgab, ließ Kapwein bringen, ich trank das ſüße

Feuer wie Waſſer hinunter, und bald waren wir bei der zweiten Flaſche angelangt. Um uns herum lagen Tiger- und Leopardenfelle ausgebreitet, von der Decke des gedrückten, ungemein ſchwülen Raumes ſchwankten morgenländiſche Ampeln herab, die Temperatur war erſtickend und meine Phantaſie ſozuſagen in glühenden Dunſt aufgelöſt. Bevor eine halbe Stunde verging, duzte mich der wilde Menſch. Er ſprach unausgeſetzt, bald verzückte Reden über Hebbels Genius, bald über „die Sündenläuterung in der Judith“, bald Verſe von ſich ſelbſt — und zwiſchendurch ſchlang ſich, einem brennenden Faden gleich, religiöſe Extaſe. Er erzählte mir mit zitternder Stimme, er ſei Jude geweſen, aber durch göttliche Erweckung zu Jeſus geführt worden und zwar an der Hand eines himmliſchen Wohlthäters, eines Erleuchteten, an der Hand Neanders. Dieſem war er auch in der Vernachläſſigung ſeiner ſelbſt und in der Art ähnlich, wie er von dem Herrn und Heiland ſprach. Er tauchte dieſe Wörter, um ein Wort Gutzkows zu gebrauchen, in orientaliſchen Duft. Mir war zu Muthe, als ob ich neben einem Dämon ſäße, der all mein Urtheils- und Entſchließungsvermögen an ſich geriſſen und mich wehrlos gemacht hätte. „Hebbel muß, Hebbel wird mich noch heute Abend ſprechen! ich gehe mit Dir bis an Deine Wohnung und werde unten warten, bis er mich hinauf ruft. Und wenn ich die ganze Nacht warten müßte!“ — Nachdem der unheimliche Gefährte dieſe Worte herausgeſtoßen, traten wir den Weg zu mir nach Hauſe gemeinſchaftlich an. Ich benahm mich, als ich wieder in Hebbels Zimmer erſchien, wie ich nachträglich erfuhr, als vollkommen unzurechnungsfähig. Seine Frau lächelte mich liebevoll an, Rötſcher ſchmunzelte und Hebbel fügte ſich gutmüthig in das Unvermeidliche. Es war Mitternacht, der Licentiat ſaß in Hemdärmeln auf meiner Stube; eine Zettelmenge von Gedichten durchwühlend, aus denen er mir leidenſchaftlich ſinnliche Liebes-Jeſuslieder vorlas. Er fuhr haſtig in die Rockärmeln, als Hebbel hereintrat, den er mehr lallend als ſprechend begrüßte. Der mit ſolchen Zuſtänden und Individuen vertraute Dichter zog ſich ebenſo freundlich als raſch aus der groteſken Situation, merkte aber, daß ihm eine Fortſetzung zugedacht ſei. Denn der Schwärmer erklärte, daß er, wenn Hebbel nichts dagegen einzuwenden habe, morgen mit uns nach Hamburg fahren werde. Dies geſchah in der That; ja noch mehr. Da wir an einem Sonnabend in Hamburg ankamen und der Licentiat am Sonntage in Berlin predigen mußte, ſo reiſte R. noch am ſelbigen Abend dahin zurück und erſchien am Montag zum zweiten Male in Hamburg.

Dieſes Intermezzo und der Umſtand, daß ich in das eigentliche Verhältniß zu Eliſen nicht eingeweiht war (das Einzige, was Hebbel mir, dem unerfahrenen jungen Menſchen, verſchwieg) verminderten den Antheil und die Aufmerkſamkeit, welche ich ſonſt zweifellos jenem ſchickſalsvollen Weſen würde geſchenkt haben. Etwas Räthſelhaftes, Geheimes und Peinliches, dies empfand ich wohl dunkel, als den Hintergrund der Stimmung, wenn Hebbel, Chriſtine und Eliſe zuſammen waren. Deutlich entſinne ich mich noch des ſchweſterlichen Benehmens der Gattin des Dichters gegen Eliſen, wie der geknickten, aber ſich tapfer aufrecht haltenden Leidensgeſtalt des ſchmächtigen alten Mädchens und der mit eitel Seelengüte genährten Züge ihres Antlitzes.

Und wenn Du jetzt vor Sehnſucht weinſt,
So gilt es Keinem als dem Tod.
Nichts biſt Du, als ein Monument,
Das, halb verwittert und gering,
Nur kaum noch einen Namen nennt,
Mit dem ein Leben unterging.

— — Die Berliner Erlebniſſe hatten den Dichter überzeugt, daß er in Deutſchland etwas galt. Wer nicht hin und wieder, ſagte er zuweilen, den Eindruck der Wirkung ſeiner Leiſtungen empfängt, der muß ſich am Ende wie ein Narr vorkommen, und wer ſich einbildet, daß der Künſtler nicht dann und wann eines Gegenklanges bedarf, der iſt bereits ein Narr geworden. Die Achtungsbeweiſe ausgezeichneter Männer, gleich Tieck und Cornelius, hielten ihn dermalen für die Geringſchätzung des „Jungdeutſchen am Burgtheater“ vollauf ſchadlos, und die übelwollenden Recenſionen in einzelnen Wiener Blättern über ſeinen Michel Angelo nahm er ſich durchaus nicht zu Herzen. Aber wie wenig Urſache er auch hatte, mit den Wienern zufrieden zu ſein, er hatte ſich doch lebhaft ihrer angenommen, ſo oft in Berlin ſchlimmen Sinns die Rede auf ſie gekommen war. Ich ſelbſt kann bezeugen, wie entſchieden er dort ungerechte Anklagen gegen ſie entkräftete oder zurückwies, wie ſchön er ſich zwei Male für die Bedeutung Grillparzers auslegte, als über dieſen Poeten mißliche Aeußerungen laut wurden. Ja, mit Innigkeit gedachte er in Berlin, wenn wir traulich zuſammen ſprachen, des naiveren Wiens und „ſeines geliebten Oeſterreichs“. Er war darüber beinahe erſtaunt, wie er in einem ſeiner Briefe an Dingelſtedt ſagt, denn eigentlich ſollte er dies Lied nicht ſingen, da die Menſchen in Berlin doch freundlich und herzlich gegen ihn ſeien und alles Mögliche thäten, um ihm den Aufenthalt angenehm zu machen; in Wien falle ihm dieſes Lied auch gar nicht ein, und am Ende gelte es doch nur der Atmoſphäre.

Schon im Frühlinge dieſes Jahres war ihm Franz Dingelſtedt, welcher vor Kurzem die Leitung des Münchener Hoftheaters übernommen hatte, wohlwollend entgegengekommen. Die Judith war im April zu München aufgeführt worden und andere Stücke unſeres Dichters ſollten ihr folgen. Das erſte Fädchen einer gegenſeitigen brieflichen Annäherung der Beiden reichte in das Jahr 1840 zurück. Aeußerlich, wie innerlich mit der jungdeutſchen Richtung zwar zuſammenhängend, ja noch bis auf den heutigen Tag ihr zugeneigt, ſchied ſich Dingelſtedt doch durch Talent, wie Geſinnung von den Gutzkow, Laube und Mundt merklich ab. Was dieſe das Moderne nannten und was bei Gutzkow ein wirkliches Belauern und Belauſchen des Zeitgeiſtes, bei Laube Tendenz, Manie, Aushängeſchild war, das hatte ſich bei Dingelſtedt mit künſtleriſchen Antrieben verbunden, mit Formgefühl und guter Lebensart in's Einvernehmen geſetzt. Den Genüſſen des Daſeins hold und gleichſam auf das hohe Spiel des Lebens erpicht, ſuchte er das Ideale mit den reellen Gütern der Erde zu verknüpfen, utile dulci. Mehr herrſchgierig als von Unabhängigkeitsſinn geleitet, freimüthig im Denken, aber Gelüſten unterthan, aus denen die Welt unſere Ketten ſchmiedet, ritterlich in Geſtalt und Benehmen, jedoch fügſam zu einer vornehmen Vaſallenrolle, war Dingelſtedt allmälich aus einem Geuſen, wie ſie unter Wilhelm von Oranien blühten, ein leiſe knirſchender Hofmann geworden. Die geiſtigen Intereſſen immer feſthaltend, prägte er gleichwohl das Pathos dafür nur in zierlichen oder brillanten Säulchen oder Vorſprüngen aus, in die Gebilde des Ueberflüſſigen, nicht des Ueberfluſſes. Aber man würde ungerecht gegen den Poeten in Dingelſtedt ſein, wenn man irgendwie meinen wollte, daß ihm das Ideale etwas Nebenſächliches ſei. Schon der unbefangene Blick auf die Sammlung ſeiner Gedichte müßte das Gegentheil lehren. Denn ihre Sinnlichkeit iſt echt und der Gefühlston in ihnen gleichfalls. Bereits 1840 hob Hebbel an den Liedern eines kosmopolitiſchen Nachtwächters (brieflich gegen Campe) als das Unterſcheidende von den gleichzeitigen politiſchen Gedichten hervor: daß Dingelſtedt ſich kühn und muthig auf die Erſcheinungen warf und dieſe mit ſicherer Hand in's rechte Licht rückte. Dieſem Grundzuge ſeiner Natur, ſo ſchrieb Hebbel achtzehn Jahre ſpäter, ſei der Poet treu geblieben.

Mit ganzer Seele der modernen Welt und der Gegenwart zugewandt, gleiche er in ſeiner Gedichtſammlung bald der Biene, welche einer unter Ruinen blühenden Blume noch im Moment des Zuſammenſturzes den letzten Honig entſauge, und bald dem Raben, welcher das dem Tode verfallene Leben prophetiſch und drohend umkreiſe. Denn fährt Hebbel alſo fort: „der Rauſch, der in unſeren Tagen die reine Freude und das ſtille Entzücken ſo oft vertreten muß, iſt nie hinreißender geſchildert worden als in dem „Roman“; das ſociale Zerwürfniß, aus dem er entſpringt und das übrig bleibt, wenn man auch alle Peſſimiſten und Utopiſten mit ihren Litaneien und Theoremen davonjagt, aber auch nie furchtbarer als in dem „Nachtſtück“ aus London. Hier haben wir denn auch gleich die beiden Grundelemente der deutſchen Lyrik beiſammen: Das naive Aufjubeln in einer trunkenen Stunde und die gewiſſenhaft gründliche Reflexion über das Woher und Wohin . .“ — Man ſieht: Hebbel und Dingelſtedt hatten einen gemeinſamen künſtleriſchen Berührungspunkt; Jener wendete ſich nicht blos vortheilshalber an den Theaterintendanten, der ihm nützlich ſein konnte, dieſer gewährte nicht blos Gunſtbezeugungen ohne inneren Antheil. Daß es Hebbeln darum zu thun ſein mußte, auf einer anderen Bühne feſten Fuß zu faſſen, nun ihm durch Laube das Burgtheater wieder ſo gut wie verſperrt war, iſt begreiflich, und daß Dingelſtedt vielleicht einen Ehrgeiz darein ſetzte, mit den Productionen dieſes eigenthümlichen Dichters einen Trumpf in München auszuſpielen, war nicht unmöglich. Die Aufführung der Judith alldort erregte in Hebbel den Wunſch, dieſe Stadt einmal wieder zu ſehen: „Sie, die Judith in einer ganz neuen Geſtalt, der engliſche Garten, in dem ich Hegel und Schelling ſo lange ſtudierte, bis ich ſie (buchſtäblich) mit Füßen trat, weil ſie mich verrückt machten: was iſt da nicht Alles beiſammen!“ Ja, im Mai trug er ſich mit dem

Gedanken, gleich Knall und Fall hinüber zu rutſchen und ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob der „Harmlos“ am Eingange des engliſchen Gartens im Jahre 1848 auch Schaden genommen habe, und wie der Tilly ſich im Rondell der Ludwigsſtraße, die er anlegen ſah, präſentire. Er freute ſich, daß Dingelſtedt den Michel Angelo verlangte, für den in Grunert ein vortrefflicher Darſteller vorhanden ſei. „Sie haben die reine jungfräuliche Erde vor ſich“, ſchrieb er ihm über das Münchener Theater, „eine Erde die den Pflug noch nie geſpürt, geſchweige die Saat in ſich aufgenommen hat, und Pſchorr mit ſeinem Bierkeller iſt ſchwerer unter die Füße zu bringen, als alle Ungeheuer im Herzen Amerikas. Doch Sie haben jedenfalls in Studenten und Künſtlern einen Stamm, auf den Sie einigermaßen rechnen können, und das Philiſterium ſchließt ſich jeder Phalanx zuletzt an“. Im September ſchickte ihm Hebbel die im Vorjahre für das Burgtheater gemachte Zurichtung der Genoveva ein, aus der er tauſend Verſe weggebracht hatte. Doch kam das Stück jetzt ſo wenig in München als in Wien auf die Bretter.

Während der Herbſtmonate des genannten Jahres verweilte unſer Dichter allerdings an den Stätten Münchens und Augsburgs, aber nur in ſeiner Phantaſie, denn er arbeitete an dem Drama: Agnes Bernauer. Ende September hatte er das Werk begonnen, am 17. December lag es abgeſchloſſen vor ihm. „Mir iſt bei der Arbeit“, bekannte er, „unendlich wohl zu Muthe geweſen und abermals hat ſich's mir beſtätigt, was ich freilich ſchon oft an mir ſelbſt erfuhr, daß in der Kunſt das Kind den Vater, das Werk den Meiſter belehrt.“ Nie habe er das Verhältniß, worin das Individuum zum Staate ſteht, ſo deutlich erkannt, wie jetzt, und dies ſei doch ein großer Gewinn. Schon lange, ſagte er, lag es ihm am Herzen, einmal etwas recht Deutſches darzuſtellen und unſerem alten Reich, todtgeſchlagen

Achtzehnhundertvier und begraben Achtzehnhundertachtundvierzig, ein Kreuz aufzurichten. Es ſei oft verſucht worden, ohne zu gelingen, und von Talenten, welche übertreffen zu können er ſich wahrlich nicht einbilde. Aber ſie ſeien nach ſeiner Meinung daran geſcheitert, daß ſie den Hintergrund zum Vordergrund machten; eine Geſchichte die immer reſultatlos geweſen, müſſe kein Centrum abgeben wollen. Er habe eine einfach rührende, menſchlich ſchöne Handlung, treu und ſchlicht, wie der Chroniſt ſie überliefert, in die Mitte geſtellt, und das Reich mit allen ſeinen Elementen ſtehe dahinter, wie ein ungeheuerer Berg mit Donner und Blitz, dem man's nicht anſehe, ob er fruchtbar oder unfruchtbar ſei.

In der That, es durfte ihm bei der Arbeit wohl zu Muthe ſein, denn noch nie vorher hatte er ſo ſinnlich rein gezeichnet und in ſo ſchönem Wechſelſpiel die Charaktere gegen einander abgewogen und an einander entwickelt. Auch das Gemälde des deutſchen Reiches war ihm wunderbar geglückt. Aber den Naturfehler, der an dem Stoffe haftet, konnte er nicht beſeitigen, ja, er beging ſogar den Irrthum, aus dieſem Naturfehler die letzte entſcheidende Wirkung des Dramas abzuleiten, indem er dem Staate die ſittliche Berechtigung zuſprach, über das edel Menſchliche hinwegſchreiten zu dürfen, wo es ſeine Zwecke hindert. So lief denn die den weißen Marmor durchziehende blaue Ader, als ob ſie das Bildwerk zieren würde, quer über dasſelbe hin. In Törrings altem Ritterſchauſpiele Agnes Bernauer liegt der Ton auf dem Contraſt zwiſchen der Rührung, welche die ſchöne Baderstochter erweckt, und der Grauſamkeit des Schickſals, das die zur Herzogin von Baiern erhöhte Tochter des Volkes ereilt. Wir befinden uns in der Region des Unglücks und der Intrigue, wo der mit derben, aber nicht ungeſchickt gewählten Mitteln arbeitende Dichter redlich dafür ſorgt, daß dem Bürgermädchen ergiebig Thränen fließen und daß ein erklecklicher Unwille gegen die hartherzigen und ſchnöden Rathgeber des Herzogs Ernſt wachgerufen werde. Hebbel erfaßte die tragiſche Seite des Gegenſtandes, die jedoch von dem Beiwerk des Unglücks nicht gänzlich zu befreien war, und ſuchte Alles, was in der Handlungsweiſe des regierenden Herzogs als Vorurtheil erſcheint, in den vollgültigen Factor eines unauflöslichen Conflicts umzubilden. Seinem Hange gemäß: die urſprüngliche, dunkle Verſchuldung des Menſchen möglichſt unvermiſcht darzuſtellen, reinigte er die Helden dieſes Dramas beinahe vollſtändig von jenen Affecten, welche der individuellen Zurechnung anheimfallen, ſo daß ihr Verhängniß aus ihrer Beſchaffenheit und den Umſtänden, in die ſie gerathen, entſpringt; das fataliſtiſche Verhängniß der antiken Tragödie. Hierin unterſcheidet ſich das Hebbel'ſche Drama überhaupt mehr als irgend ein anderes der deutſchen Dramatiker von dem Shakſpeare'ſchen. Lear wie Cordelia, Othello, Desdemona, Romeo und Julia, wie Jago und Capulet können wir in mehr oder minder beſtimmter Form für ihr Thun verantwortlich machen und auf dieſes Thun ihr Erleiden zurückführen. Bei den Geſtalten des Agnes-Trauerſpiels hingegen fällt eine ſolche beſtimmte Verantwortlichkeit weg. Nicht dem Uebermaß ihrer leidenſchaftlichen Antriebe entſtammt das ſie zermalmende Unheil, ſondern den zu einem unentwirrbaren Knoten ſich verſchlingenden Verhältniſſen allein. Ihre Verantwortlichkeit beſteht in dem was ſie ſind, nicht in dem was ſie thun. Näher beſehen theilen dieſe Verantwortlichkeit zwar auch die tragiſchen Perſonen Shakſpeares, aber der Gewaltigſte und Freieſte der Dichter rückte uns die furchtbare Wahrheit nicht ſo dicht vor's Auge, ſondern milderte ſie in weiſer Schonung für unſer Gefühl, indem er durch Anwendung von Affecten, deren unheilvolle Wirkung wir ahnen und begreifen, den Schein der Verantwortlichkeit auf das Thun hinüberſpielte. — „Längſt hatte ich die Idee", ſagte Hebbel, „auch die Schönheit einmal von der tragiſchen, den Untergang durch ſich ſelbſt bedingenden Seite darzuſtellen, und die Agnes Bernauer iſt dazu wie gefunden.“ In dem Geiſte dieſer Idee hat er das Bild ausgeführt.

Mit der Charakteriſtik der Agnes gewinnen wir einen Einblick in das Weſen des ganzen Stückes. Schon unter ihres Gleichen wird die ſtrahlende Baderstochter um ihrer Schönheit willen angefeindet; alle Mädchen Augsburgs haſſen ſie, Agnes verdirbt ihnen den Tag, wohin ſie kommt, und da ſie dies empfindet, ſo iſt ſie ſelber froh, den ſtechenden Bienen ausweichen zu können. Da beſucht der junge Herzog Albrecht die heitere Reichsſtadt. Kaum hat er Agnes bei dem Turnier, das er dort abhielt, erblickt, als er auch ſchon lichterloh brennt und ihren Beſitz als das einzig Wünſchenswerthe in der Welt anſtrebt. Sie iſt gleichfalls von innigſter Neigung ergriffen, doch geht ſie nichts weniger als ungeſtüm das nach den Begriffen des Herkommens unerhörte Bündniß ein. Auf ſeine Liebesfrage erwiedert ſie: „Schont mich oder fragt mich, wie man ein armes Menſchenkind fragt, von dem man glaubt, daß ein ungeheueres Unglück es treffen könne! Legt's nicht aus, dies Wort“, fügt ſie bittend hinzu, „zieht Niemand die Hand weg, wenn er ſie über die Bruſt hält!“ Dieſen Schatten auf dem Antlitz, dieſen Schauer in der Seele, überſchreitet ſie die Kirchenſchwelle, empfängt ſie den Segen des Prieſters, der ſie heimlich antraut dem Fürſtenſohne Baierns; aber ſie iſt auch von den frommen Wünſchen ihres ehrſamen Vaters begleitet. Keine bürgerlich einfache Ehe gottesfürchtiger Menſchen kann würdiger geſchloſſen werden. Demüthig und voll bangen Vorgefühls, das die glühende Liebe Albrechts nur auf Momente in Wallungen des Glückes zu verwandeln vermag, betritt ſie an der Seite ihres herzoglichen Gemahls das Schloß Vohburg; zaghaft-vorſichtig, als ob ſie ihre eigene Zofe wäre, beſieht ſie die Prunkſachen und die Kleinodien, welche ein geheimes Fach des Schrankes ſeiner verſtorbenen Mutter ihr enthüllt. Als er ſie nach dem Turnier in Regensburg, wo der offene Zwiſt zwiſchen ihm und dem Vater ausgebrochen iſt, auf das ſtolze Schloß nach Straubing bringt, da unternimmt ſie als den erſten Gedanken den Bau ihrer Todtenkapelle. Ja ihre letzte Bitte an den geliebten Albrecht — ſie weiß nicht, daß es die letzte iſt — betrifft die ihr noch fehlende Ampel für den Wohnort des Friedens. Dieſe Bitte iſt kaum verklungen, der junge Herzog noch keine tauſend Schritte weit gegen Ingolſtadt geritten, und bereits meldet ſich bei dem Engel von Augsburg, wie Agnes im Volksmunde heißt, der Tod. Der Widerſtand Albrechts gegen ſeinen Vater, die dadurch entſtandenen ſchweren Verwicklungen, die Nothwendigkeit der Wiederherſtellung der gelockerten öffentlichen Ordnung heiſchen ihren Tod, da beide Gatten ſich nicht freiwillig von einander trennen würden. Noch zeigt ihr der Kanzler einen Ausweg: ihre Einwilligung zur Auflöſung der Ehe. Aber ſie muß dieſen Ausweg verſchmähen. „Rein war mein erſter Hauch, rein ſoll auch mein letzter ſein! Thut mir, wie Ihr müßt und dürft, ich will's leiden! Bald weiß ich, ob's mit Recht geſchah!“ — Und die Wellen der Donau verſchlingen das edelſte und ſchönſte Opfer, das ſie jemals empfangen haben.

Den Gegenſatz zu Agnes, wie er in dem alten Herzog Ernſt ſich ausdrückt, hat der Dichter mit nicht minderer Kunſt aller Zufälligkeiten entkleidet. Nicht der leiſeſte Anflug der Standesvorurtheile oder fürſtlicher Hoffärtigkeit, geſchweige Impulſe dynaſtiſcher Selbſtſucht oder eines Gottesgnadenthums, das jede Unthat von vornherein frömmelnd deckt, entſtellen das ſchlichte, treuherzige Menſchengeſicht des Regenten. Sich in ſeinem Pflichtenkreiſe ebenſo ſehr als Diener fühlend, wie der geringſte ſeiner Unterthanen, mit jener prächtigen Proſa der Charakterartung ausgeſtattet, welche auf der Bedürfnißloſigkeit der Phantaſie beruht, wie auf der lauterſten Redlichkeit des Gemüthes, bemißt dieſer Herzog Ernſt gleichwohl nicht enge und dürftig das Weltweſen nach vorgefaßten Meinungen, ſieht er nicht befremdlichen Sinnes auf heftige Naturen, hat er vielmehr ein richtiges Verſtändniß der Zuſtände, die ſich aus erhitzter Einbildungskraft und einem der Vernunft nicht gehorſamen Blute ergeben. An den Zeiger einer exact gehenden Uhr gemahnend, rückt ſeine Seele, dem jeweiligen Gange der Ereigniſſe, den Anforderungen der Situation entſprechend, ſachte von Erwägung zu Entſchließung, von Entſchluß zur That. Mit wenigen Worten iſt Friedrich Viſcher dieſem Charakterbilde gerecht worden. „Hebbel wird nicht der Letzte ſein“, ſagt er, „der den erſchütternden Stoff im Drama behandelt hat: freilich liegt ein ſchwerer Knoten darin: Herzog Ernſt theilt entweder den wilden, blöden Wahn, daß die Baderstochter Hexenkünſte geübt hat, und dann iſt er ein undramatiſcher Charakter, oder er benützt ihn aus politiſchen Motiven und dann iſt er doch immer unleidlich grauſam: Hebbel hat ihn, ſo weit möglich, dem Erträglichen genähert: Agnes wird dem Wohle von Tauſenden geopfert, die unter einer Kette von Uebeln leiden müßten, wenn die Mißheirath dauerte, der Herzog entſchließt ſich vorher zum Schwerſten, einer Veränderung der Erbfolge, und erſt da der neue Thronerbe ſtirbt, greift er zum letzten, furchtbaren Mittel. Ich zweifle dennoch ob dies hinreicht, die unerträgliche Härte im Stoff ganz in höhere tragiſche Nothwendigkeit aufzulöſen, aber das weiß ich, daß dieſer Herzog ein Meiſterſtück von männlicher Charakterzeichnung iſt. Das iſt ein Mann, menſchlich fühlend und ſtreng ſich bezwingend, wortkarg und durch die kurze Rede auf ein reiches, aber vom Schickſal und der allmächtigen Zeit zu Stahl geſchmiedetes inneres Leben zeigend, ſchlicht in ſeiner Stärke, wahrhaft deutſch . .“

Dieſer Menſchlichkeit im Charakter des Herzogs Ernſt dürfen wir die wahrhaft tragiſche Bewegung, ja die Rührung im höchſten künſtleriſchen Sinne zuſchreiben, welche uns vor dem Hereinbrechen und im Erwarten der Kataſtrophe erfüllt. Dies geſchieht im vierten Acte, der zu den größten dramatiſchen Leiſtungen in unſerer Literatur gehört. Hier iſt auch der Gleichungspunkt der Tragödie. Das Sterbeglöcklein, welches die Scene einläutet, wo das vor Jahren geſchöpfte Urtheil der erſten Juriſten Baierns hervorgeholt und entfaltet wird, das Todesurtheil über Agnes Bernauer, jenes Sterbeglöcklein geht klagend und prophezeiend durch das ganze erſchütternde Geſpräch zwiſchen Herzog Ernſt und dem Kanzler Preiſing. Mit dem Hinſcheiden des Kindes, auf deſſen Haupt die Krone Albrechts hätte hinüberwandern ſollen, iſt auch der Lebensfaden der ſchönen Agnes, dies ſpüren wir, abgelaufen. „Dieſer Todte wird wieder tödten“, ſagt der Kanzler, „dieſer Knabe, der nicht einmal ſeine Nürnberger Klapperbüchſe mehr ſchütteln kann, wird das Mädchen nachholen!“ Tapfer knirſchen wir den Schmerz hinunter, den Herzog Ernſt fühlt, indem er zu einer ſolchen Sendung aufgeſpart blieb, und wie einen warmen Sommerregen, der uns in betrübter Stunde wenigſtens das phyſiſche Athmen erleichtert, empfinden wir die gleich darauf folgenden wehmüthig ſanften Scenen zu Straubing. Daß unſerem Dichter die Macht gegeben ward, was bitter und ſchrecklich, unbarmherzig und niederwerfend iſt, den tragiſchen Erſcheinungen zu entlocken, dies wiſſen wir aus ſeinem Jugenddrama, ſeinem bürgerlichen Trauerſpiel und ſeinem Herodes. Diesmal aber, in den elegiſchen Scenen des vierten Actes ſeiner Agnes Bernauer, löſte er die Härte der Tragik liebreich auf, ließ er ſie gleichſam in großgeſchwungenen weichen Falten dahin fließen. Ein ſchmelzendes Wehegefühl durchdringt uns hier derart, daß es uns wie ein Wohlgefühl überkommt, es iſt als ob die Trauer dieſes Acts Liebesarme hätte und das Grauen der Vernichtung ein verheißendes Lächeln.

Viele verſuchten umſonſt das Heiterſte heiter zu ſagen,
Hier ſpricht endlich es ſich, hier in der Trauer ſich aus!

ſingt Hölderlin, angeſichts der Tragik des Sophokles.

Aber der fünfte Act, gleich nach den Scheidelauten der Bernauerin, hebt dieſe milde, das Menſchengemüth erhebende und befreiende Erſchütterung auf. Mit dem Zwiegeſpräch zwiſchen Vater und Sohn, die einander auf dem Schlachtfelde äußerlich und innerlich entzweit gegenüber treten, verbreitet ſich eine froſtige Luft durch das Drama. Und weder der Herold des Kaiſers, noch der päpſtliche Legat, welche die Herrlichkeit und Unantaſtbarkeit des deutſchen Reichs ſymboliſch darſtellen, ſind irgendwie vermögend, der Opferung der Agnes im Intereſſe des Staates das Siegel menſchlicher Billigung aufzudrücken. Umſonſt ſtrengte ſich Hebbel an, dieſe Billigung zu erzwingen, umſonſt führte er als Poet und ſpäter als Vertheidiger ſeiner Behandlungsweiſe die ſchwerwiegendſten Motive dafür in's Treffen. An der Agnes Bernauer, ſo meinte er gegen Dingelſtedt, könne nichts Anderes Antheil erregen, als das Verhältniß, worin ein menſchliches Individuum, das zu ſchön ſei, um nicht die glühendſten Leidenſchaften hervorzurufen, und doch zu niedrig geſtellt, um auf einen Thron zu paſſen, zum Staate und zum Vertreter desſelben gerathe, wenn es höher erhoben werde, als die Ordnung der Welt es vertrage. Daß ſie in eine Situation hinein geräth, in der ſie vernichtet werden muß, wenn ſie nicht zurück kann, das iſt, nach Hebbels Anſicht, an ihrem Schickſal einzig, das ſtempelt ſie, wie er ſich ausdrückt, zur Antigone der modernen Zeit, indem doch auch hier ein Zuſammenſtoß des abſoluten und des poſitiven Rechts vorliege. Daß ſie zu Grunde gehe (bei Törring und bei Andern), weil untergeordnete Beamte aus Rachſucht oder einer Grille die gemeſſenen Befehle ihres Gebieters überſchreiten, theile ſie mit vielen Tauſenden und ſetze im ſpeciellen Falle die Tragödie zur Tragikomödie herab. „Mein Augenmerk war, in dem Mädchen eine Lilie hinzuſtellen, der man es auf jedem Blatt noch anſieht, daß ſie ſich durch den Boden hindurch quälen mußte, und in dem Fürſten, der ſie opfert, einen durchaus ſittlichen Repräſentanten der höchſten Gewalt, der eben darum auch, obgleich der Gott der Schlachten ſich gegen ihn erklärt, am Schluß durch einfache Entfaltung des erhabenen Pflichtbegriffs die ihm in wilder Ungebändigtkeit entgegentretende Leidenſchaft niederſchmettert . .“ Als begreiflich, verzeihlich, von politiſchem Geſichtspuncte aus berechtigt mag man die Opferung der Agnes immerhin anſehen: ein ewiges Geſetz aber prägt ſich darin nicht aus; und wenn es auch unſerem Dichter gelungen iſt, den Glauben an ein ſolches uns im Verlaufe der Handlung abzuſchmeicheln oder unvermerkt einzuflößen: ſobald die Idee des Stückes nackt hervortritt, ſobald wir auf dieſen Glauben ſchwören ſollen, übermannt uns das Gefühl reinen Menſchenthums, das Gefühl der heiligen Natur, die in der Poeſie das erſte wie das letzte Wort zu reden hat. Im Uebrigen verhält es ſich in Betreff der Antigone durchaus nicht ſo, wie die Meiſten, darunter auch Hebbel, wähnen. Ein tiefer, zart empfindender, gelehrter Kenner des Alterthums, K. Lehrs, erklärte auf das entſchiedenſte, daß neuere Aeſthetiker und Philologen einen willkürlichen Inhalt in die Antigone des Sophokles hineingedeutet hätten. „Das Staatsgeſetz“, ſagen ſie, „geräth in Conflict mit dem göttlichen und ſittlichen Geſetze: beide Theile, an ſich gleich berechtigt, verfallen gleichmäßig in Schuld durch leidenſchaftliches Beharren. Dieſe Auffaſſung der Antigonerolle iſt, mit Erlaubniß, eine Philiſterei, unverſchuldet von Sophokles, der dem Unbefangenen deutlich genug geredet und in einem höheren

Schwung: das Staatsgeſetz anſtoßend gegen das göttliche und ſittliche Geſetz, kann wie alles Unſittliche nicht berechtigt ſein, und wenn Leidenſchaft, wenn Befangenheit ſich darüber verblenden mögen, urplötzlich und mit unmittelbarer Gewißheit erſchaut es das reine Herz eines Mädchens . .“ — Zum Ueberfluß waltet noch ein durchſchlagender Unterſchied vor zwiſchen der Sophokleiſchen Antigone, welche ſelber thut und mit Bewußtſein thut, und der, mit Hebbel zu ſprechen, modernen Antigone, hinter welcher als der eigentlich Handelnde Herzog Albrecht ſteht.

In der Zeichnung der übrigen Geſtalten des Stückes und in der Anordnung der Gruppen hat Hebbel ſeine nunmehr gereifte Kunſt bewieſen. Der feurige junge Herzog, in deſſen Adern Blutstropfen ſeiner Mutter, einer mailändiſchen Prinzeſſin, rollen, der beim faulen Wenzel in Prag unter Geigen und Schalmeien auferzogen ward — die nach Denkungsart und Temperament anmuthig abgeſtuften Freunde des Prinzen, der edle Törring obenan, in ſeiner Miſchung von Beſonnenheit und jugendlichem Lebensmuth, edelmänniſchem Humor und verläßlicher Bravheit — der alte Caſpar Bernauer in ſeiner reichsſtädtiſchen Tüchtigkeit und mit ſeinem putzigen Wunderglauben, ehrenfeſt, wie der Meiſter Anton, und gemüthsweich, wie der Muſikmeiſter Miller, wenn es ſeine geliebte Agnes gilt — Preiſing, der gewiſſenhafte und ergebene Kanzler, das geſchwächte Nachbild ſeines Herrn — endlich Theobald, ſozuſagen ein Vetter Brackenburgs, der im Verborgenen zu Agnes emporſchmachtende Geſelle, geſünderen Herzens, aber freilich auch unbeholfener als jener in unerwiederter Neigung dahinſterbende Niederländer: alle dieſe Geſtalten dienen auf das ſchönſte der Hauptbewegung des Dramas, indem ſie ſich mehr oder minder behaglich vor uns ausleben, und bilden zugleich die harmoniſch zuſammengeſtimmten Einzelfarben des hiſtoriſchen Geſammtcolorits der Tragödie.

Ohne in Genremalerei zu verfallen, eine Gefahr, welche nahe lag, entwarf Hebbel in lauter Detailzügen, aber breiten Striches und ſtets in nothwendigem Einklange mit der Charakter- und Situationsentwicklung den geſchichtlichen Untergrund und Hintergrund der Handlung. Aus der Tiefe dämmert die Kaiſermacht herauf mit den Attributen der Kirche, wir thun einen Blick in die Zunft und Städteordnungen, in das Landsknechttreiben und Vagantenthum, das vom Hauch der Renaiſſance geſtreifte Augsburg mit ſeinen Gärten und Luſtbarkeiten leuchtet im Helldunkel der mittelalterlichen Bräuche vor uns auf; bald ſchweift unſer Auge nach Regensburg hinüber, wo ſie ſo gut die Kunſt des Getäfels verſtehen, bald nach der Cölner Bauhütte, woher die ſchnörkelhaften Entwürfe zu den Grabmälern und den legendenhaften Gemälden auf den Glastafeln ſtammen; man wird heilig, meint Herzog Ernſt, wenn man durch dieſe Scheiben ſieht. Sogar die Wahrzeichen der Vehme, Strick und Dolch, ſind nicht vergeſſen. — Auch hier ſtehen wir auf rother Erde, ſagt Caſpar Bernauer, auch in Augsburg iſt Weſtphalen! — Wie hebt ſich doch das ganze mit kräftiger Sinnlichkeit geſättigte Bild gegen die vielen ſentimentalen Bernauer- und Welſerdramen ab, dieſe Zwittergeburten einer armſeligen Einbildungskraft, mit denen das deutſche Theater bis auf den heutigen Tag heimgeſucht wird!

Eine ſolche Agnes Bernauer ſtellte ſich auch unſerem Dichter in den Weg, als Dingelſtedt eben entſchloſſen war, das neueſte Werk Hebbels in München aufzuführen: das gleichnamige Stück Melchior Meyrs, der ſein Opus ein wenig früher dort eingereicht hatte und noch überdies zu den Kindern der baieriſchen Hauptſtadt zählte. Dingelſtedt, welcher deswegen einigermaßen in der Enge war, theilte das Meyr'ſche Drama dem Freunde in Wien vertraulich mit. „Stünde dieſe Bernauerin“, ſchrieb ihm Hebbel, nachdem er es geleſen, „nur um einen Fingerbreit höher, wäre die Mache nur ein klein wenig beſſer, gehörte ein Theatererfolg nur zu den möglichen Dingen, ſo würde ich Anſtand nehmen, mich darüber zu äußern. Aber ich habe nichts zu beſorgen, ich brauche nicht vor mir ſelbſt auf der Hut zu ſein, Neid und Mißgunſt können gar nicht aus mir ſprechen! Nein, wahrlich nicht, denn Sie haben in zwei Worten Alles geſagt: es iſt von Anfang bis Ende „eine Komödie im Phraſengange alter Zeit“, eine Hopfenſtange, die der Verfaſſer mit welkem Laub vom vergangenen Jahre aufgeputzt hat. Mit meinen Verſuch werden Sie das Ding vergleichen; ich halte es gegen die Arbeit des alten Törring und bin der Meinung, daß es dieſer nicht das Waſſer reicht. Ja, ich beleidige den wackeren Vorgänger ſchon durch die bloße Zuſammenſtellung, er iſt ein Shakſpeare gegen den, der nach ihm kam. Seine Auffaſſung des Gegenſtandes iſt nicht die tiefſte, er überſieht den Hauptpunkt, aber ſie iſt doch verſtändig und ſteht in vollkommenem Einklange mit den Mitteln, die er aufzubieten hatte. Darum ſtellt er das Liebesverhältniß, für das ihm die Farben fehlten, nebſt dem Abſchluß in der Heirath, gleich in der erſten Scene fertig hin und entwickelt nun in ſchlagenden, klaren Situationen die Folgen, ſo daß man ihm bis zu Ende gern das Geleite gibt und erſt ganz zuletzt den Kopf zu ſchütteln anfängt. Herr Meyr wagt ſich, ohne die Beſchaffenheit ſeiner Palette irgendwie zu unterſuchen, ruhig an die Geneſis und hat nun nicht einmal Reißkohle zur Verfügung: da kommen denn Schemen zum Vorſchein, gegen die Wolkenbilder noch Conſiſtenz haben, und die werden mit Redensarten von Tromlitz und Blumenhagen aufgefüttert; ſein Schluß aber, die Ausſtellung eines einbalſamirten Leichnams, der vorher ſtundenlang an der Donau herumgewälzt wurde, dürfte das Scheußlichſte ſein, was jemals in einem Drama vorkam. Törrings Proſa iſt knorrig, zuweilen plump, immer unbeholfen; aber es ſteckt doch Kern darin und mitunter kommen ganz vortreffliche Sachen vor. Herr Meyr reitet einen wahren Mauleſel von Jambus, der nach der ſtörriſchen Art dieſer Baſtardthiere verweilt, wenn Eile notthäte, und eilt, wenn verweilt werden ſollte; es iſt der Styl des heiligen römiſchen Reichs, auf Verſe gezogen, wie Bier auf Flaſchen, man wundert ſich ordentlich, daß nicht irgendwo ein „in Rechnung legen“ vorkommt . .“ Hebbel war nach der in dieſem Stücke beurkundeten Unkenntniß des Stoffes geneigt, anzunehmen, daß dieſer Herold des hiſtoriſchen Dramas, der den Egmont ſo ungenügend fand und Rötſchers Jahrbücher durch ſeine Abhandlungen mit ruiniren half, jene Zeit, ohne die das Ereigniß doch undenkbar ſei, gar nicht im Detail gekannt und höchſtens im Falken~~haun~~ſtein, vielleicht nur im Mannert geblättert, gewiß aber nicht die Quellen geleſen habe, denn ein wenig Fleiſch und Blut hätte ſich doch anſetzen müſſen. Und ſo etwas, ruft er ſpöttiſch aus, werde von den ſieben Weiſen Griechenlands empfohlen, von Leuten, die mit Schiller und Goethe doch wenigſtens L'hombre ſpielten! Das Werk ſei ſo langweilig, daß man ein Jahrtauſend zurückgelegt und graue Haare bekommen zu haben glaube, wenn man bei ſeinem vierten Act anlange. — Mit ſeinem eigenen Stück, meinte Hebbel, möge Dingelſtedt machen, was er wolle, „ſtreichen Sie heraus, fügen Sie hinzu, was Sie angemeſſen finden, laſſen Sie es vor- oder nachtanzen: Sie haben plein pouvoir, wie Louis Napoleon!“ Mißlich erſchien es dem Intendanten in München, daß Meyrs Bernauer, welche auch am Berliner Hoftheater eingereicht worden, möglicherweiſe vor der Hebbel'ſchen aufgeführt werden und wenn ſie gefiele, ihm Gehäſſigkeiten der in ihrem „Stammesgefühl“ verletzten Baiern einbringen könnte. Doch er entſchied ſich am Ende für Hebbel, deſſen Drama er warm anerkannte, und drang darauf, daß der

Dichter ſelbſt nach München komme. Dieſer war gerne bereit, ſich unter die Zuſchauer ſeiner Agnes Bernauer zu miſchen. Irgend eine heimliche Ecke, ſagte er, finde ich ja wohl in dem Theater, wo ein Poet ſeinen Angſtſchweiß vergießen könne, ohne bemerkt zu werden. Er habe außerordentlich viel Luſt dazu und würde etwan acht Tage vor dem 29. Februar kommen. „In dem nämlichen Monat reiſte ich vor dreizehn Jahren von München ab. Daran ſieht man ſo recht, wie alt man wird; was mag ſich Alles verändert haben, wie manches an den „alten bekannten Geſichtern“ mag nicht mehr zu finden ſein! Damals lief Herr Meyr dort auch ſchon herum und ließ eine Broſchüre gegen Heine, Uhland und das junge Deutſchland drucken, wegen deren wir Studenten ihm gerne den Hals umgedreht hätten. Jetzt iſt er denn mit Glück von der Negation zur Poſition übergegangen . .“

Am 22. Februar 1852 fuhr Hebbel in München ein, in der für ſeine Jugendentwicklung ſo ſehr bedeutſamen Stadt, welche er, von der anhänglichen Tiſchlerstochter eine Strecke weit begleitet, bei klirrendem Froſt, das Ränzchen auf dem Rücken, das Hündchen neben ſich, verlaſſen hatte. — Nachdem er bei Dingelſtedt vorgeſprochen und ſeine Mahlzeit genoſſen, brachte er die Stunden bis zur Theaterzeit damit zu, daß er ſeine ſämmtlichen alten Wohnungen wieder aufſuchte und von der Straße aus die Fenſter betrachtete, die einſt die ſeinigen geweſen. Es kam ihm natürlicher Weiſe nicht in den Sinn, irgendwo hinein zu gehen, da er ja lauter fremde Menſchen würde angetroffen haben. Doch konnte er dem Zuge ſeines Herzens nicht widerſtehen, dieſe nach ſeinem Ausdruck unblutigen und gleichwohl an Wunden und Schmerzen ſo ſchrecklich reichen Schlachtfelder ſeiner Jugend wenigſtens von Außen einmal wieder anzuſehen. Abends, in Dingelſtedts Theaterloge, erblickte er die beiden Könige, Ludwig und Max einander gegenüber, mit einem eigenthümlichen Gefühl. Dingelſtedt machte ihn mit einem Grafen Taſcher bekannt, der in München den Ton angab und der noch ganz voll von der Judith war. Er meinte, alle unſere neueren Dramendichter, Hebbel ausgenommen, ſchickten immer nur verkappte Deutſche auf's Theater, denen man glauben ſolle, daß ſie etwas ganz Anderes wären; Hebbels Aſſyrier und Juden hätten's ihm aber angethan, und er erinnere ſich gar keines gewaltigeren Eindrucks. Den nächſten Abend brachte unſer Dichter mit Genelli in einer Künſtlerkneipe zu. Er erlebte dabei den Spaß, daß ſich ihm ein alter Bekannter aus früherer Zeit, der in ihm den ehemaligen Kameraden gar nicht mehr ahnte, mit ängſtlicher Veneration vorſtellte und dann von Hebbel durch Fragen der ſpeciellſten Art ſo lange vexirt wurde, bis ihm ein Licht aufging; wie z. B.: Leſen Sie den Tacitus noch immer ſo gerne? Halten Sie Ihre Meinung über Platen noch jetzt mit den Zähnen feſt? Iſt der botaniſche Garten noch Ihr Lieblingsſpaziergang? Genelli erzählte eine prächtige, ganz unbekannte und höchſt charakteriſtiſche Anekdote von Schiller. Der außerordentliche Mann hat in einem Kreiſe von Künſtlern einmal alles Ernſtes und mit dem größten Pathos erklärt, er halte einen durchſichtigen Genius für einen äußerſt dankbaren Gegenſtand der plaſtiſchen Darſtellung, und iſt zornig fortgegangen, als er ausgelacht wurde.

Mit jedem neuen Tage in München wurden die Eindrücke bunter, Hebbels Verkehr bewegter. Er beſuchte ſeinen alten Freund Franz Gartner, die hervorragendſten Mitglieder der Hofbühne, las den in der Agnes Bernauer beſchäftigten Schauſpielern das Stück vor, lernte Franz Lachner kennen, welcher den Wunſch äußerte, die Muſik für den Moloch zu componiren, wenn Hebbel das Werk nur fertig brächte. Lachner rieth ihm an, es mit Chören auszuſtatten, nachdem er in den Stoff und Charakter dieſer Tragödie eingeweiht worden. Bei Dingelſtedt drängten ſich die fröhlichen Abende, wie denn der Poet und der Genußmenſch in Dingelſtedt jetzt ihre Geberlaune gegen Hebbel entfalteten. Schon dutzten ſich die Beiden und der Generalintendant trat mit der Aufforderung hervor, daß unſer Dichter und deſſen Frau nach München überſiedeln möchten. Hebbel glaubte an ernſtliche Abſichten von Seite Dingelſtedts und meinte in einem Briefe an ſeine Frau, daß eine Kriſis gekommen ſei. „ . . Zu übereilen brauchen wir uns nicht, aber entſcheiden werden wir uns müſſen, und ich dächte, mit Ausnahme unſerer Freunde hätten wir an Wien, wo Du ſo unwürdig behandelt wirſt und wo man mir jede Exiſtenzquelle zu verſchütten ſucht, wenig zu verlieren. Erwäge beide Seiten, aber ſprich zu Niemand, abſolut zu Niemand! Hier wirſt Du das ganze Rollenfach der Schröder haben und wie Vieles wird blos Deinetwegen in Scene gehen. Hier brauche ich blos zu dichten, für Dich zu dichten, und ich bin der Darſtellung ſicher . . Dort — — mein Gott, wir gehen ja nicht leichtſinnig, wie undankbare Menſchen, die Luſt am Wechſeln finden: wir werden ja durch dieſen neuen Director mit Gewalt vertrieben! Wie ernſtlich ich mich als einen Wiener betrachtete, habe ich im Jahre 1848 wohl durch meine Handlungsweiſe bewieſen: ich würde mein Leben gewiß nicht eingeſetzt haben, wenn ich mich für einen Fremden, einen bloßen Zuſchauer gehalten hätte. Wer wird von der ſchönen Stadt, an die uns ſo viele Jahre knüpfen, ohne Schmerz ſcheiden, aber was hilft's uns, im Paradieſe zu wohnen, wenn wir darin gemartert werden. Davon weiß das kaiſerliche Haus nichts, das verſteht ſich von ſelbſt, aber das iſt eben das Schlimme. Alſo denke, ſchreib' mir und ſchweige, denn nächſtens ſtehe ich vor dem König, wenn mich nicht Alles täuſcht . ."

Durch Dingelſtedt wurde Hebbel bei dem Geheimrath Dönniges eingeführt, der dazumal des Königs rechte Hand war, dem geiſtvollen, Kunſt und Wiſſenſchaft in München energiſch fördernden Manne, der ſich auch durch ſeine muſterhafte Nachbildung ſchottiſcher und altengliſcher Volksballaden in unſerer Literatur eingezeichnet hat. Bei ihm traf Hebbel Kaulbach, den er ſchon früher beſucht und deſſen Zerſtörung Jeruſalems einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht hatte. Profeſſor Vogel, der Sohn des Hofrathes kam zu unſerem Dichter mit der Bitte, ſeiner Familie einen Abend zu ſchenken und die Perſonen ſelbſt anzugeben, die er ſehen wolle. Dies war ein Haus, worin ſich die Staatsräthe und die höchſten Miniſterialbeamten verſammelten und wo unſer Dichter vor dreizehn Jahren bei ſeinen damaligen geſellſchaftlichen Qualitäten eine ſo traurige Figur abgegeben hatte. Zu der Soirée bei Vogel waren ſehr viele Gäſte geladen, darunter Miniſter, Geheimräthe, Künſtler und Profeſſoren. Der Juſtizminiſter von Kleinſchrod ſprach enthuſiaſtiſch und verſtändig über die Judith. Hebbel ging ſozuſagen von Hand zu Hand, und alte Herren, die ſehr oft in ſeiner Studienzeit vornehm auf ihn herabgeſehen hatten und ihn natürlicher Weiſe nicht wieder erkannten, prieſen ſich glücklich, ihn kennen zu lernen. Hofrath Martius, der berühmte Botaniker, brachte einen Toaſt auf ihn aus, die Hofräthin Thierſch und Frau von Kleinſchrod waren ſeine Tiſchnachbarinnen. Mit der Zweitgenannten wurde er ſo vertraut, daß ſie ihm ihre Heirathsgeſchichte erzählte, was er durch die Mittheilung der ſeinigen erwiederte. Die tiefgebildete Frau ſchien ein richtiges Verſtändniß ſeines Weſens zu haben. Sie ſagte: „Manchen bedeutenden Dichter habe ich Freund genannt, mit Platen bin ich auferzogen worden, aber Ihr Herz iſt viel größer, wie an Allen, und das Herz iſt an Ihnen auch das Größte“. „Ueberall in Deutſchland“, ſchrieb Hebbel im Gefühl dieſer Eindrücke, „weiß man zwiſchen dem Verfaſſer der Judith und den Klapperpoeten zu unterſcheiden; nur in Wien nicht. Aber ſie ſollen ihre Subjecte nur einmal auf Reiſen ſchicken.“

An einem der erſten Märztage fuhr er in die Reſidenz. Der König, ein noch junger Mann, mit friſchem Geſicht und ſehr wohl gebaut, empfing ihn mit der größten Liebenswürdigkeit und behielt in ſehr lange bei ſich. Er ſprach zunächſt über die Judith. „Das Stück iſt eines der merkwürdigſten, die mir jemals vorgekommen ſind; die Wirkung, die es hat, iſt eine gewaltige, ich habe ſehr viel darüber nachgedacht und möchte wohl von Ihnen ſelbſt entwickelt hören, welche Idee Sie zum Grunde legten.“ Hebbel that dies, charakteriſirte dann das Stück als ein nach Art aller Jugendwerke ein wenig auf die Spitze geſtelltes und bemerkte, daß er längſt damit beſchäftigt ſei, es im Einzelnen umzuarbeiten. „Das thun Sie ja, das Stück iſt in Gehalt und Form ſo bedeutend, wenn Sie es auch als ein Jugendwerk bezeichnen, daß es gewiß verdient, ſo rein wie möglich hingeſtellt zu werden.“ Hebbel nahm nun eine Wendung und ſagte, daß es ihn nicht blos ſeiner ſelbſt wegen freue, über ein ſolches, doch immer ſehr leicht mißzuverſtehendes Stück aus königlichem Munde dies Urtheil zu vernehmen, ſondern daß er für die ganze Literatur eine Hoffnung daran knüpfe, indem die dramatiſche Kunſt, die jezt überall wieder durch die überſtrengen politiſchen Maßregeln in ihrer Entwicklung gehemmt ſei, bei einem ſolchen Eingehen des Monarchen auf die ſchwierigſten Probleme mit Muth und Zuverſicht auf München blicken dürfe. „Mein Vater hat die bildenden Künſte zu heben geſucht, ich wünſche für die Literatur das Gleiche zu thun, das ſcheint mir noch wichtiger. Vor Allem iſt das Drama meine Paſſion.“ Darnach kam der König auf die Agnes Bernauer; Hebbel ſkizzirte ihm das Stück und die Punkte, worin es von dem Törring'ſchen Volksſchauſpiele abweiche. „Iſt es nicht gefährlich, an den Traditionen, wie ſie nun einmal im Volke leben, zu ändern?" Der Dichter verſetzte, daß er dieſe Bemerkung ſehr gegründet finde, daß der Gegenſtand aber nur dann tragiſche Form gewinne, wenn der Dichter Agnes als die moderne Antigone hinſtelle, und daß er dies gethan habe. „Ihre Vergleichung mit der Antigone iſt ſehr treffend, und wer Ihre Kraft beſitzt, darf auch ruhig viel wagen." Hebbel entwickelte ſeine Gedanken jetzt näher und ſchloß, indem er ſagte, daß er das Thema ſtreng hiſtoriſch gefaßt habe, ſeine Vorgänger aber nicht. „Ich kam noch nie dazu, das geſchichtliche Fundament genauer zu prüfen, und es freut mich, dies zu hören. Haben Sie ſich außer den Chroniken auch der Reichsarchive bedient?" Hebbel erwiederte, daß er zu denen den Weg ſchwerlich offen gefunden hätte. „Ich hätte Ihnen dieſelben ſogleich öffnen laſſen." Dann kam er auf die Genoveva. „Dieſe alte Geſchichte gehört zu meinen erſten Kindereindrücken und meinen liebſten Erinnerungen, ich ſelbſt habe in meinen Jünglingsjahren ſie einmal dramatiſch zu bearbeiten begonnen und ſie auch vollſtändig ſkizzirt. Kann denn Ihr Stück nicht aufgeführt werden?" Hebbel erzählte die Hiſtorie des Stücks, namentlich des Epilogs, und ſagte, daß der Darſtellung nun gewiß nichts Vernünftiges mehr im Wege ſtehe. „Das freut mich, ich will noch heute mit meinem Intendanten ſprechen." Nun noch Manches über Allerlei, politiſche Dinge nicht ausgeſchloſſen. Der König entließ den Dichter mit den Worten: „Ich wünſche, daß es Ihnen noch länger bei uns gefallen möge, und ich hoffe, Sie nicht zum letzten Male geſehen zu haben." Später ſprach ſich der König gegen Dingelſtedt dahin aus, er ſei ſeit lange von einem Manne nicht ſo angeregt worden, wie von Hebbel.

W. H. Riehl hat in einem tactvollen und die Gegenſätze, wie die Neigungen Maximilians II. von Baiern anſchaulich erklärenden und ſondernden Charakterbilde den König geſchildert. Von leidenſchaftlichen Impulſen wenig berührt, erfüllte ihn eine einzige Leidenſchaft, die Leidenſchaft zu lernen. Ohne ein Gelehrter zu ſein oder es werden zu wollen, hatte er, der einſtmalige Schüler Schellings, den Trieb des reinen Forſchers, der ihn aber nicht zur Ausübung der Wiſſenſchaft, ſondern zu der Erkenntniß führte, daß univerſellſte Bildung dem modernen Fürſten unerläßlich ſei. Auch lernte er nicht blos um ſeiner ſelbſt willen, ſondern vielmehr noch, weil er ſein Volk zum Lernen drängen wollte, das baieriſche Volk, welchem ſeit der Reformation das Gemeinbewußtſein der wiſſenſchaftlichen Cultur Deutſchlands abhanden gekommen war. Wenn ihn der Vater, König Ludwig, an ſprühender Geiſteskraft überragte, ſo überragte dieſen der Sohn wiederum als Charakter. Er war dem ſüdlichen Schaugepränge des Katholizismus abgewandt und hegte einen ſchlicht religiöſen Sinn, den man vielfach „lutheriſch“ zu ſchelten ſich erlaubte. Oftmals und vielen Perſonen erzählte König Max, ſein Vater habe nicht geſtattet, daß ihm ſeine Lehrer, ſelbſt in den reiferen Jünglingsjahren, eine irgendwie eingehende Geſchichte der Reformation vorgetragen hätten. Der Geſellſchaft Jeſu verſagte er ſtandhaft die Rückkehr in ſein Land und er unterſchied ſehr genau zwiſchen ſtrenggläubigen Katholiken, denen er nirgends zu nahe treten wollte, und Ultramontanen, die er als gefährliche Widerſacher des modernen Staatsweſens und jeglicher Geiſtesfreiheit anſah. Er war gläubig im Sinne eines myſtiſchen Philoſophen und werkthätig fromm. Hebbel war gerade in jener Periode nach München gekommen, als der König, dem Poeſie und Literatur zumeiſt am Herzen lagen, ſeine „Berufungen“ von Dichtern und Gelehrten begann. Die erſte Anregung und Organiſation zu den abendlichen Zuſammenkünften derſelben beim König, welche Achtzehnhundertdreiundfünfzig anfingen, war von Dönniges ausgegangen. Der König erklärte es für ein bedeutſames Omen, daß Platen bei ſeiner Taufe als Page fungirt habe. Der „Dichterkreis", ſagt Riehl, war die Ouverture, die „hiſtoriſche Commiſſion" das Finale. Und mit Recht betont er, daß der Fürſt nur auf dieſem Wege zu ſeinem univerſellen Wirken gelangen konnte. Denn ſeit länger als einem Jahrhundert habe die deutſche Wiſſenſchaft immer in nächſter Fühlung mit der Kunſt, insbeſondere der Poeſie geſtanden, und der wiſſenſchaftliche Geiſt unſerer beſten Dichter, der künſtleriſche unſerer größten Gelehrten bedinge den eigenthümlichſten Glanz unſerer Nationalliteratur. Aeußerſt empfindlich wurde der König berührt, ſowie er merkte, daß irgend Jemand perſönliche Ziele erſtrebte; ſeine Perſon vordrängen war das ſicherſte Mittel, um von ihm zurückgeſchoben zu werden, ja ſelbſt die beſte Sache, welcher man dabei etwan dienen wollte, zu verderben. Er fürchtete ſich argwöhniſch vor allem Günſtlingsweſen und er ſelbſt ließ niemals merken, daß er den Mitgliedern des Sympoſions eine Gunſt oder Ehre erweiſe; hingegen dankte er ihnen um ſo anmuthiger für ihre Ausdauer und Theilnahme. Als der ſchwülſte Druck auf Deutſchland laſtete, in den Fünfziger Jahren, da gewann er Muße für ſeine Reformpläne der Geiſtesbildung. „Der Vater wirkte aus Baiern heraus für das künſtleriſche Deutſchland; der Sohn wollte aus Deutſchland heraus für Baiern wirken". Daß ſeine Saat nicht verkümmerte, dies bezeugte wohl die Haltung Baierns während und nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege.

Eine liebliche Ergänzung des Königs bildete die ſchöne junge Königin. Sie empfing unſeren Dichter bald nach ſeiner Audienz bei ihrem Gemal. Hebbel bezeichnete ſie als ein rein weibliches Weſen, mit einem ganz eigenthümlichen Geſichtsausdruck, in dem ſich ſehr wenig Bewußtſein ihrer hohen Stellung ausſpreche, ſondern eher eine Art Aengſtlichkeit.

Auf Andringen der Frau von Kleinſchrod ließ er ſich auch dem König Ludwig vorſtellen. Das Geſpräch mit ihm war der vollkommene Contraſt zu jenem mit dem regierenden Sohne. Da er ſchwerhörig war, ſo machte dies die Unterhaltung etwas unbequem. König Ludwig kam gleich auf die Agnes und fragte, ob ſich Hebbel treu an die Geſchichte und das alte Volksſtück gehalten habe. An die Geſchichte unbedingt, antwortete Hebbel, aber eben darum nicht an das Volksſtück, und erzählte das Factum, wie es in den Chroniken aufgezeichnet ſteht. Der König war darüber ſehr verwundert und noch mehr, als ihm der Dichter ſeine Anſichten über die That ſeines Vorgängers auseinander ſetzte, wie er ſie dem Drama zum Grunde gelegt habe. Er ſträubte ſich mit Hand und Fuß dagegen, daß dieſe That nothwendig geweſen ſei und rief aus, nachdem ihm Hebbel dies bewieſen zu haben glaubte: „Nein, nein, das hätte ich nicht gekonnt, dazu hätte mir die Kraft gefehlt!“ Vielleicht hörte Hebbel jetzt die Caſtagnetten jener Spanierin klappern, welche den König vom Thron herab geſpielt hatten. Hebbel erwiederte lächelnd: Und doch hätten Euere Majeſtät müſſen, wenn Sie am Regiment geweſen wären. Den Cyniker und den ſatyriſchen Schalk kehrte der König in dieſer Unterredung gleichfalls hervor. Er verlangte nämlich Aufſchluß über die Gründe, warum Hebbel in ſeiner Judith, am Schluſſe, das ſexuelle Geſlecht ſo ſehr bloßgelegt habe. Es ſei denn doch unnöthig geweſen, wie es ihm ſcheine. Wenn Euere Majeſtät dem Gegenſtande ein Bischen Aufmerkſamkeit ſchenken wollen, antwortete der Befragte, ſo hoffe ich die kunſtleriſche Unerläßlichkeit des gebrauchten Motivs darzuthun. Er höre gerne zu, meinte der König, indem er mit dem Dichter fortwährend auf und ab ging. Nachdem Hebbel ſeinen äſthetiſchen Vortrag beendigt hatte, neigte der König das Haupt ſeitwärts und verſetzte nach einer Pauſe: „Ja, ja, Herr Doctor, die Schweinerei muß d'rin ſein!“ — Ueber ſeinen Beſuch bei Goethe machte der König unſerem Dichter eine nicht reproducirbare vertrauliche Mittheilung, indem er ſchmunzelnd hinzufügte: „Nach meinem Tode mögen Sie dieſelbe immerhin erzählen“. Sie würde, wenn erzählt, gewiß nicht Goethen zum Schaden gereichen.

Allerlei kleine Hinderniſſe und Zufälle ſchoben die Aufführung der Agnes Bernauer länger hinaus, als Hebbel lieb war. Denn er ſehnte ſich bereits wieder nach ſeinem Daheim, nach Weib und Kind. Die Kette der Einladungen, denen er Folge leiſten mußte, wollte noch immer nicht abreißen, und er wünſchte es beinahe, denn der geſellſchaftliche Wirbel ermüdete ihn um ſo mehr, je weniger er ſich im Geſpräch auf's geiſtige Sparen verſtand. An intereſſanten Perſönlichkeiten traf er noch mit der Witwe Jean Pauls, der Schwiegermutter des Profeſſors Ernſt Förſter, und einer Tochter des Dichters zuſammen, die er ſchon 1839 kennen gelernt. Die Tochter erinnerte ihn im Aeußern, in der Figur und der haſtigen Beweglichkeit an die Lenette aus dem Siebenkäs. Ferner berührte er ſich mit Emanuel Geibel, der ſich, wie er ſagte, für einen Lyriker von ſiebenundzwanzig Auflagen beſcheiden genug gegen ihn ſtellte und ihn für Deutſchlands einzigen dramatiſchen Dichter von Bedeutung erklärte. Geibel war eben nach München berufen worden und überall vernahm Hebbel Stimmen, welche verſicherten, daß man nun zunächſt an ihn denke. Der Miniſter Kleinſchrod ſagte zu ihm: Wenn Sie überhaupt zu uns kommen wollen, nie ginge es leichter als jetzt. Nur Eines ſei zu erwägen: Dönniges und Dingelſtedt hätten furchtbare Feinde und wenn ſie ſelbſt einmal fallen ſollten, wer hält die Ihrigen? Dingelſtedt, als Bürgerlicher und Proteſtant an einem katholiſchen Hofe, wurde nicht blos von der Ariſtokratie und den Journaliſten, ſondern auch von den Gläubigen mit Widerſtreben, ja mit Empörung angeſehen. Ihn hatte Dönniges hingeſetzt, aber dieſen wiederum haßten die Ultramontanen auf das Grimmigſte und ſchalten ihn den böſen Dämon des Landes.

In dieſe Gegenwartsbilder miſchten ſich wehmüthig die ſchattenhaften Figuren vergangener Zeit. Als Hebbel an einem heitern Wintertage aus dem engliſchen Garten in den Hofgarten zurückkehrte, da bezog das Militär gerade die Wache und marſchirte mit klingendem Spiel von ſeiner Kaſerne bis zur Reſidenz. Dies geſchah in früheren Jahren auch immer um dieſelbe Stunde, und wie ehedem als Student, ſchloß Hebbel der nachſchreitenden Menge ſich an, in Phantaſien verſenkt und mehr taumelnd als wandelnd. „Ein wunderbares Gefühl“, ſchreibt er an ſeine Frau, „ſo ganz in eine längſt vergangene Zeit zurückverſetzt zu werden, und ein eben ſo ſüßes als wehmüthiges, wenn, wie bei mir, die damaligen Träume nicht blos Wahrheit geworden ſind, ſondern von der Wirklichkeit übertroffen und überholt.“ Seinen Geburtstag verbrachte er ſo, wie er ſich vorgenommen, daß er ihn verbringen wolle. Um zehn Uhr verließ er ſein Zimmer und ging in den engliſchen Garten, wo faſt alle ſeine früheren Gedichte entſtanden ſind, an den ſich alſo ein großes Stück Leben für ihn knüpfte. Der Himmel war tief dunkelblau und die Sonne ſchien hell auf die grünen Tannen herab, an denen der Park reich iſt. Voll Sehnſucht dachte er an die Seinigen und dichtete eine Elegie, in welcher Vergangenheit und Gegenwart auf märchenhafte Weiſe durcheinander laufen. Einen Vers ſchrieb er auf dem chineſiſchen Thurm nieder, den er ehemals ſo oft beſtiegen; einen andern in einem kleinen Tempel, von dem aus er, als er den Garten vor dreizehn Jahren zum letzten Male betrat, Abſchied von ihm nahm. Dabei ſchmückte er die Wand mit den Namen der Frau und des Töchterchens. So beſuchte er, immer fort wandelnd und dichtend, alle alten Plätze und kehrte von ſeiner einſamen Pilgerſchaft, die wirklich nur hie und da durch einen Bauer unterbrochen wurde, erſt gegen zwei Uhr in die Stadt zurück. Als er in die Arcaden kam, ſprengte der König an ihm vorbei und rief ihm vom Pferde ſehr freundlich einen guten Morgen zu.

O Park, ſei mir geſegnet!
  Bleib' ewig friſch und grün,
Und wenn's nur ein Mal regnet,
  So ſollſt du zwei Mal blüh'n!
In jeden deiner Gänge
  Verlier' ich mich mit Luſt,
Denn jeder hat Geſänge
  Gehaucht in meine Bruſt.

Hier zeigte, wie im Traume,
  Sich mir die Judith ſchon!
Dort unter'm Tannenbaume
  Sah ich den Tiſchlerſohn,
Da drüben winkte leiſe
  Mir Genovevas Hand
Und in des Weihers Kreiſe
  Fand ich den Diamant.

Dann wollt' es mich bedünken,
  Ich ſei unendlich reich!
Mein Buſen war dem Blinken
  Des Sternenhimmels gleich:
Schon viele ſind aufgegangen
  In wandelloſer Pracht,
Mehr glaubt man noch umfangen
  Vom ſtillen Schooß der Nacht.

Zwar blieben's damals Schemen,
  Mir nur zum Troſt geſchickt,
Sie mußten Abſchied nehmen,
  So wie ich ſie erblickt.

Das fügte tauſend Schmerzen
Den ſchwerſten noch hinzu,
Doch kam zuletzt dem Herzen
Durch ſie allein die Ruh.

Nach einer Darſtellung der Judith, welche der erſten Aufführung der Agnes vorausging, empfing der Dichter eine Einladung zum Thee bei der Königin. Ihm wurde ſein Platz ihr vis-à-vis angewieſen und ſie unterhielt ſich faſt mit ihm allein. Nach dem Thee erſchien der König, der augenblicklich von der Judith zu ſprechen begann und den Verfaſſer alsbald in ein wahres Feuer der Beredſamkeit hineinlockte. Das Verhältniß der Poeſie zu den Weltereigniſſen, der Productionsart des Dichters und noch manches andere ernſte Thema kamen auf's Tapet. Der König bezeigte den lebhafteſten Antheil und wurde nicht müde, immer neue Fragen an Hebbel zu richten. Hierauf wurde dieſer zum Leſen aufgefordert und las, ſchickliche Pauſen einhaltend, nach einander beinahe den ganzen erſten Act der Genoveva und aus ſeinen älteren Gedichten: Das Kind am Brunnen, den Sonnenjüngling und das alte Haus. Dann entfernte ſich der König, der ſich regelmäßig um zehn Uhr ſchlafen legte, und Hebbel erzählte beim Souper der Königin von ſeinem Aufenthalt in Frankreich und Italien.

Am 25. März wurde Agnes Bernauer mit Beifall gegeben. Die Darſtellung war unter Null; nur der alte Joſt ſpielte meiſterhaft ſeine Rolle, den Caſpar Bernauer, und Chriſten veranſchaulichte gut den Törring. Der letzte Act, nämlich Alles, was den Staat angeht, ließ die Menge kalt. Die Gegner der einflußreichen Freunde Hebbels, ſchon im Theater zu proteſtirenden Kundgebungen geneigt, verſäumten nicht, die freundliche Aufnahme des Stückes als die Larve eines Mißerfolgs zu bezeichnen, und der ſchmutzige Theil der Journaliſtik Münchens verbreitete lügenhafte Berichte und Notizen in die verſchiedenen deutſchen Blätter.

Von Wien aus dankte Hebbel in den wärmſten Worten Dingelſtedt für all' ſeine Liebe und Güte. „Ich ſaß wirklich unter dem Wunderbaum, der durch Geben reicher wird und für Eine Blüthe, die er auf den Wanderer zu ſeinen Füßen fallen läßt, zwei neue aus ſich erzeugt, die er ihm ebenfalls herunter wirft! Und ich bedarf deſſen ſo ſehr, daß die Wohlthat, mir erwieſen, eine zwiefache iſt, wenn ich's mir auch nur ſelten merken laſſe. Nicht ohne die tiefſte Rührung verließ ich die letzte Nacht Dein Haus, und nicht, ohne Euch aus vollſter Seele gewünſcht zu haben, was ich mir ſelbſt wünſche, überſchritt ich die Schwelle. Ich glaube, ein wahrer Wunſch iſt ein Segen! Genug davon! Das Wort, das nicht ſchon einmal entweiht wäre, iſt ja nicht mehr zu finden." Dingelſtedts Mittheilungen über die gegen ihn ſelbſt, wie gegen Hebbel entfachte böſe Stimmung beſtimmte dieſen, auf das für den Hochſommer projectirte Gaſtſpiel ſeiner Frau am Münchener Hoftheater zu verzichten, da an einen friedlichen und fröhlichen Lebensgenuß unter den eingetretenen Umſtänden dort nun nicht zu denken wäre. Mögen die edlen Bavaren, ſagte er, Bier trinken und auf die Fremden fluchen; ich werde ſie nicht wieder incommodiren.

In den Wiener Journalen wurde der Sachverhalt gleichfalls entſtellt wiedergegeben, ja es mangelte nicht an bübiſchen Angriffen auf das noch nicht gedruckte Drama, wie auf den Dichter. Heinrich Laube verlangte die Agnes zum Schein, behielt ſie ein paar Wochen bei ſich und ſendete ſie zur Beſeitigung einer ganzen Reihe beanſtändeter Stellen an Hebbel zurück. Die Cenſurſtriche der oberſten Leitung der kaiſerlichen Bühne waren ſo empörend-ergötzlich, daß ſie in den Tagen des Grafen Sedlnitzky hätten als Unica gelten können. Die Epoche der ſchlimmſten, der bösartigſten Reaction, für jede mannhafte Regung bedrohlich, jeden ernſten, auf das Edle gerichteten Geiſt niederhaltend, den Director des Burgtheaters ſtörte ſie nicht in der Verfolgung ſeiner „artiſtiſchen“ Zwecke, nicht im Zuſchreiten auf das vorgeſteckte Ziel.

Der Rückfall Oeſterreichs in geiſtige Bevormundung, in Regierungswillkür und Botmäßigkeit unter die Kirche wurde zwar von den übrigen europaiſchen Staaten, die einen Anlauf zu geſunderer Entwicklung genommen, mit Ausſchluß Großbritanniens, getheilt, aber er war unheilvoller als überall ſonſt, weil bei uns das Geiſtesleben Jahrhunderte lang in Banden gelegen hatte, weil alſo die Widerſtandskraft fehlte, welche z. B. die Intelligenz in Preußen und Frankreich auch unter den ſchlimmſten Verhältniſſen noch immer aufzubieten im Stande waren. Weder die Junker und Mucker des plötzlich verfinſterten norddeutſchen Reiches, noch die abſolutiſtiſche Selbſtſucht Louis Napoleons vermochten irgendwie die Früchte der Geiſtesarbeit zu zerſtören, welche Preußen und Frankreich aufweiſen. Auch ward die Macht- und Exiſtenzfrage dieſer Länder bei keinem politiſchen Syſtemwechſel jemals in Frage geſtellt, wogegen mit der revolutionären Erſchutterung der Monarchie, in Folge der Verſäumniß der fruheren Staatslenker, ein feſtgegliedertes Ganzes zu ſchaffen, der Bau derſelben in's Wanken gerathen war. Man hatte Oeſterreich nicht germaniſirt, nicht ſlaviſirt und hatte auch jetzt nur einen bureaukratiſchen Einheitsgedanken im Auge. Der Denker und Vollſtrecker dieſes Gedankens war Doctor Alexander Bach.

Ein juriſtiſch gut geſchulter Advocat, mit dem ſpionirenden Verſtande des Menſchenkenners ausgerüſtet, der aus den Schwächen Anderer ſeine Stärke zieht und jeden Gewinnſt ſeiner ſcharfen Beobachtung nur nach egoiſtiſchem Bedarf verwerthet, von einer bösartigen, weil ernſthaften, zu keiner Unvorſichtigkeit ihn jemals verleitenden Frivolität der Geſinnung, mit einer kühlen Phantaſie und einem überlegenen Witze begabt, ſo daß ſein geſellſchaftlicher Verkehr Reiz und Anregung gewährte, ohne daß er ſelbſt die Unkoſten heftiger innerer Betheiligung trug: ſo verwaltete Bach die empfangenen Eindrücke und erlangten Erfahrungen zum Vortheile ſelbſtiſcher Zwecke allein. Er war einer von jenen Müden, welche die aufreibendſte Campagne aushalten, und durch die Abzeichen der Schlaffheit Intereſſe einflößen. Die gefälligen, im Umgange mit Frauen verfeinerten Manieren des Wieners ſchützten ihn gegen den Verdacht ſittlicher Habgier und ließen ihn ſozuſagen in die geheimen Fächer menſchlicher Vertraulichkeit blicken, welche ſich ihm in Mittheilungen und Lebensäußerungen unbefangen enthüllte. Niemand war beſſer eingeweiht als er in die öſterreichiſchen Erbfehler, kannte genauer die huſchende, unzuverläſſige Denkungsart und Handlungsweiſe des Wieners. Er ſelbſt aber that aus Wahl und Berechnung, was bei ſeinen Mitbürgern Folge des Temperaments und mangelhafter Zucht war. Er hätte ſeinen politiſch liberalen Grundſätzen mühelos treu bleiben können, wenn der Kaufpreis ſeiner Carrière Charakterfeſtigkeit geheißen hätte; es wäre ihm nicht im Mindeſten ſchwer gefallen, eine unverrückbar ſtrenge politiſche Moral einzuhalten, wenn auf dem Wege der Gewiſſenhaftigkeit allein das Ziel ſeines Ehrgeizes erreichbar geweſen wäre. Auch ſeine äußere Erſcheinung beurkundete das ſchlaue Einverſtändniß zwiſchen Willenskraft und Geſchmeidigkeit, Intelligenz und Behutſamkeit. Auf einem hochgewachſenen, aber feiſten Körper ſaß ein mehr zuhörender als ſprechender Kopf. Das Geiſtige des Geſichts hatte etwas Sickerndes, wie denn deſſen Bildung an den Schwamm erinnerte, und ſein Auge blinzelte ſo viel Klugheit, daß man daraus nicht klug ward. Aus dem Argwohn, den er ſofort nach der Thronbeſteigung des jetzt regierenden Kaiſers einflößte, war allmälich der entſchiedene Zweifel an ſeiner Probehaltigkeit geworden und noch ehe die Mitte der Fünfziger Jahre erreicht war, wußten ſeine ehemaligen Geſinnungsgenoſſen, daß ſie in dem Freiherrn von Bach einen Abtrünnigen, ja einen Bannerträger der römiſchen Curie vor ſich hatten.

Ihm zur Seite ſtand Graf Leo Thun, der Leiter des Miniſteriums für Cultus und Unterricht: einer jener böhmiſchen Ariſtokraten, welche den ſteifen Nacken der Vladiken inſolange vor ihrem kaiſerlichen Herrn beugen, als dieſer ihre übermüthigen Machtgelüſte ſchont, welche aber ſofort murren und ihr eigenes Herrenrecht hervorkehren, ſobald der Majeſtät dieſe Schonung nicht angemeſſen däucht. Der Graf Leo Thun insbeſondere prägte in ſeiner Stimme, wie in ſeinen Geſichtszügen, in ſeinen Landtags- und ſpäterhin Reichstagsreden einen unedlen Stolz aus und den Mangel alles deſſen, was wir Humanität nennen. Wie viel Erſprießliches auch er durch die Berufung Brückes und Bonitz' nach Wien und durch den unter ihm in's Leben getretenen neuen Gymnaſialplan für die Hebung des Unterrichts in Oeſterreich gethan, ſeine kirchlichen Beſtrebungen paralyſirten wiederum alles Gute, wie wir dies oft genug in Oeſterreich zu erleben gewohnt ſind. Die Lehren der Reſtauration ſchlug man bei uns zu Lande, wie manche andere, in den Wind und bei gänzlicher Verkennung der Jahreszeit, welche in der Culturwelt angebrochen war, bildete man ſich alles Ernſtes ein, die Paſſionsblume werde herrlicher blühen denn je. — Als daher unſer Dichter dermalen mit dem Plane umging, eine Kanzel für deutſche Literatur an der Univerſität zu erlangen, und dieſen Plan einzelnen Perſonen nahe legte, welche beim Unterrichtsminiſter Einfluß hatten, z. B. dem Profeſſor Eitelberger, da erfuhr Hebbel, daß er ſich ſowohl in Bezug auf den Zeitpunkt, als auch auf die Werthſchätzung ſeines Geiſtes und ſeiner Leiſtungen in Oeſterreich arg verrechnet habe. Zwar erſchien er dann und wann im Salon des Grafen Thun, zwar verſicherte Eitelberger, daß er auf ſeinen Wunſch fortwährend das Augenmerk richte, aber weder dieſe Einladungen, noch dieſe Verſicherungen hatten größere Bedeutung, als eine Redensart anſprechen kann. Eine ſchlechtere Zeit, ſeine Pläne zu verwirklichen, als die jetzige, war kaum denkbar. Ging doch der Miniſter alles Ernſtes damit um, griechiſche Mythologie und Poeſie auf den hohen Schulen unter chriſtlichem Geſichtspunkte lehren zu laſſen und die deutſchen Claſſiker zurückzudrängen, „in deren Gärten kein Gottesſegen gewohnt habe“. Den Lehrſtuhl, welchen Hebbel erlangen wollte, beſtieg Oscar von Redwitz, um ſeiner frommen Amaranth willen. Dieſe ſchützte ihn nicht vor traurigen Erfahrungen. Denn die Profeſſur überdauerte kein volles Lehrjahr. Der Dichter der Amaranth hat inzwiſchen längſt ſeine gläubigen Tendenzen verabſchiedet und ſieht mißmuthig auf dieſe jugendliche Verirrung zurück.

Wiewohl man von klerikaler Seite her mitunter an Hebbel das Müthchen kühlte: mit der abſolutiſtiſchen Gewalt kam er auch nicht in den leiſeſten Conflict. Einmal verlangte man höflich Auskunft von ihm über Adolf Kolatſchek, den Herausgeber der deutſchen Monatsſchrift, an der er ſich mit einigen literariſchen Beiträgen betheiligt hatte. Dieſes Organ war wegen ſeiner ultrademokratiſchen Färbung, ferner um der Mitarbeiter willen, zu denen beinahe die ganze Frankfurter Linke, Alexander Herzen, Gottfried Kinkel, Sigmund Engländer gehörten, als die wahre Teufelskralle angeſehen. Aber auch in dieſer ſchwülen Zeit, ob er gleich die Gebote der Vorſicht nicht mißachtete, drückte Hebbel das Bekenntniß ſeiner Ueberzeugungen niemals unter das Niveau der Männlichkeit hinab, ließ er ſich nie dazu herbei, ſein deutſches Pathos zu verleugnen. Ja, er legte ſogar den Ton auf dieſes Pathos, als er nach dem ruchloſen Attentat auf den Kaiſer in

Folge der Aufforderung des Statthalters: zu den Dichterſpenden für ein Album beizuſteuern, ſein Wort an die Perſon des Monarchen richtete.

. . .

Nun darfſt Du doppelt auf Dich ſelbſt vertrauen,
Und doppelt hoffen darf auf Dich die Welt,
Der Dichter aber blickt mit heil'gem Grauen
In Deine Zukunft, die ſich ihm erhellt:
Du wirſt, er glaubt's, den Thron auf's Neue bauen,
Den Carl der Große einſt ſo hoch geſtellt,
Denn ſoll's noch einmal auf der Erde tagen,
So muß das Herz Europas wieder ſchlagen!

So ſchmiede denn mit einer eh'rnen Klammer
Das eig'ne feſt an's alte deutſche Reich,
Dann endeſt Du den allgemeinen Jammer
Und den des edlen deutſchen Volks zugleich.

. . .

So beſtimmt und entſchieden auch Hebbel als Charakter und als Dichter war, ſein Haus hatte doch mitunter den Anſtrich eines neutralen Bodens, in Rückſicht auf die nach politiſcher Geſinnung, Stand und Stellung verſchiedenartigen Individuen, denen man dort zu jener Zeit begegnen konnte. Stammgäſte waren ſeine jungen Freunde und der alte Fritſch, mit dem er bald nach ſeiner Ankunft in Wien ſehr vertraulich geworden. Franz Xaver Fritſch, Secretär und Bibliothekar beim Fürſten Clary, hatte aus der Sitten- und Bildungsatmoſphäre des alten Oeſterreichs Auffaſſungsgeſchwindigkeit und frohe Sinnlichkeit in das neue herübergenommen und mit dem größeren Ernſt desſelben amalgamirt. Er war was man einen aufgeweckten Kopf zu nennen pflegt, aber er nickte immer bald wieder ein. Seine Geſchäfte im Hauſe des Fürſten ließen ihm Muße genug, um ſich ein poetiſches Zier- und Wurzgärtlein anzulegen, worin es Trauerſpiele und Luſtſpiele in Hülle und Fülle gab. Unter dem Dichternamen Franz von Braunau blieb er in der Literatur unbekannt, trotzdem, ~~daß~~ ſein einactiges Drama Jadeſt einige Male auf dem Burgtheater geſpielt worden war. Hebbels Intereſſe hatte er durch eine Komödie erregt: Der dicke Tiſchler, betitelt, die zwar dem Detail und der Durchführung nach wenig bedeutete, aber auf einer köſtlichen Erfindung beruhte. Ein wunderlicher Kauz wird um die Identität ſeiner Perſon geprellt, indem ihm ſo lange eingeredet und zugeſetzt wird, daß er ein Anderer ſei, bis er dies am Ende wirklich glaubt. Nachträglich erfuhr Hebbel, daß dieſe Erfindung, welche ſpäter auch Emanuel Geibel in ſeinem dicken Bildſchnitzer verwerthet hat, das Eigenthum eines altitalieniſchen Novelliſten ſei. Bei Fritſch nahm von Jahr zu Jahr ſeine Neigung für das ſchwache Geſchlecht mit der an ältlichen Männern oft bemerkbaren Heftigkeit zu und er ſuchte ſein leichtes Gedankengepäck in Sicherheit zu bringen. Wiewohl er und Hebbel mit einander auf dem Du-Fuße ſtanden, wurden ſie ſich doch gegenſeitig fremder und fremder.

Sehr häufig kamen der Fürſt Friedrich Schwarzenberg, der „Landsknecht“, und Ernſt von Schwarzer, Redacteur des Wanderers, zu Hebbel; hin und wieder der evangeliſche Pfarrer Porubszky, der jüdiſche Religionslehrer, jetzt archivaliſche Schriftſteller G. Wolf, Robert Zimmermann, dazumal Profeſſor an der Univerſität in Prag, Eduard Hanslick, Cajetan Cerri, Hofrath Lewinsky; ſelten: Ludwig Speidel, J. F. Caſtelli, Bauernfeld, Eduard Mautner.

Der Umgang mit Robert Zimmermann und Eduard Hanslick ging meines Wiſſens über einen freundlichen Gedankenaustauſch nicht hinaus. Hebbel war dem formaliſtiſchen Aeſthetiker für deſſen gründlich eingehende, vielfach anerkennende Analyſen einzelner ſeiner Dramen, namentlich des Herodes, aufrichtig dankbar, und Robert Zimmermann dürfte es für die Anregungen ſein, welche der im Geſpräch unausgeſetzt producirende Geiſt des Dichters verſtreute. — Hanslicks feines Darſtellungstalent, das ſich ſchon in ſeinen erſten Arbeiten ankündigte, ließ Hebbeln ſogleich die Trennungslinie erkennen zwiſchen ihm und dem neben ihm thätigen Schreibgenoſſen. Die literariſche Bildung Hanslicks, ſeine bürgerliche Ehrenhaftigkeit erhöhten ſein Anſehen bei Hebbel, und Hanslicks ausgeſprochene Sympathie für die Werke des Dichters vollendete den günſtigen Eindruck auf ihn. Dennoch hielt ſich Hanslick ſtets in einer discreten Entfernung von Hebbel, wozu weniger übergroßer Reſpect als ein geiſtiges Bequemlichkeitsbedürfniß mochte beigetragen haben. Das Herbe, Entſchiedene, das ſich keine Modificationen gefallen laſſen wolle, das nur im Ganzen oder gar nicht genoſſen werden könne, ſei nicht die Speiſe des heutigen Publikums: ſo hatte Hebbel in der Judith-Zeit geſchrieben. Dieſes Herbe und Entſchiedene, das eben in ſeinem Weſen lag, war und iſt aber auch nicht Hanslick beſonders erwünſcht, dem die Modificationen Lebensbedingungen ſind, deſſen beſte literariſche Leiſtungen eigentlich den ſchön gedämpften Wiederhall der Anſichten und Neigungen des zeitgenöſſiſchen Publikums vorſtellen. „Wir vertragen den weißen Marmor nicht mehr", bekannte er offenherzig, indem er Glucks Iphigenie in Aulis beſprach. Hebbel ſpürte dieſes zur Seite-weichen vor der Strenge, aber es kam ihm darum nicht in den Sinn, eine Perſönlichkeit um der Schwächen oder Schranken willen zu unterſchätzen, innerhalb deren ſich ihre kernhafte Eigenthümlichkeit ſo lebensvoll ausgeſtaltet, ſo gefällig abgerundet hat.

An Cajetan Cerri, der in verdienſtlicher Weiſe zwiſchen italieniſcher und deutſcher Poeſie zu vermitteln ſuchte, gefiel Hebbeln die Begeiſterungsfähigkeit, wie ihm deſſen Anhänglichkeit wohl that. Ueber ſeinen Idealismus, der die Welt ſozuſagen durch blaue Scheiben anſieht, wird unſer Dichter mitunter gelächelt haben. Für den wehmüthigen Schwärmer beſtanden eben die Ideale in einer bezaubernden Unwirklichkeit; daß ſie die Urbilder der Dinge bedeuten, wußte er ſchwerlich.

Nicht wehmüthig und nicht ſchwärmeriſch präſentirte ſich der kleine dickliche Hofrath Lewinsky, eine Vertrauensperſon, wohl auch ein Geſchöpf Alexander Bachs. Der geiſtreiche Lebemann, in den Banquierkreiſen und unter den Damen vom Theater heimiſch, ſchien durch ſeinen kauſtiſchen Witz und den ſichtlich geſunden Appetit, womit er an der leckern Mahlzeit des Lebens ſaß, gegen jede innere Warnungsſtimme geſchützt. Fremdes Leid ging ihn ſo wenig an, als ein Hut oder ein Stock, der ihm nicht gehörte; daher gab er ein ebenſo gefügiges als gut geſchliffenes Werkzeug des hinterliſtigen Despotismus ab. Einige Züge des Schlurck in Gutzkows Rittern vom Geiſte erinnerten an ihn. Seine Sprungkraft und Kälte bezeichnet die Antwort, die er in den Octobertagen des Jahres Achtundvierzig einem Arbeiter ertheilte, welcher ihn auf der Straße heftig um Geld bat, „für ein Nachtmahl!“ Lewinsky ſah den bedrohlich Bittenden ſcharf an, zog tief den Hut und erwiederte: „Was ſoupiren Sie gewöhnlich?“ Einmal beſtellte er ein Compliment an Hebbel, im Namen ſeines Miniſters, wegen eines Aufſatzes, der „vortrefflich geſchrieben ſei“. Da verſetzte Hebbel: „Sagen Sie dem Baron Bach, ich bin der Richter der Form, nicht er!“

Wenn J. F. Caſtelli, „der Wiener Anakreon“, der ſich noch immer in derben Zweideutigkeiten gefiel, unſeren Dichter beſuchte, dann war der unehrwürdige Greis jedesmal von Hebbels ganz und gar gefahrloſen Reden und harmloſen Benehmen höchlich befriedigt und überraſcht zugleich; etwan wie ein Knabe, der die Entdeckung macht, daß der auf dem Weihnachtsmarkt ſo ſchrecklich drauende Pflaumenteufel eßbar ſei. Doch züchtigte Hebbel einſt den geizigen Caſtelli dafür, daß dieſer auf ſeiner Beſitzung in Lilienfeld, wo unſer Dichter mit zwei Freunden eines Nachmittags auf einem Ausfluge erſchienen war, ſich krank ſtellte und erbärmliche Geſichter ſchneidend, in Kanonenſtiefeln auf dem Bette ausgeſtreckt, ſie empfing, wahrſcheinlich nur deswegen, um ſie nicht bewirthen zu müſſen. „Sie ſehen übel aus, Caſtelli!“ begrüßte ihn Hebbel, als der Alte eines Morgens wieder in ſeine Thür trat, „ja freilich, der ultima linea rerum kann kein Sterblicher entrinnen!“ eine Anrede, welche ihn entſetzte, denn der genußſüchtige Sünder wollte durchaus nichts vom Tode hören. — Wahrhaft innere Berührungen hatten Bauernfeld und Hebbel ſeit jeher nicht; dies wiſſen wir bereits. Das gute Einvernehmen zwiſchen Bauernfeld und dem artiſtiſchen Director des Burgtheaters war ein Grund mehr für Hebbel, ſich Zurückhaltung gegen ihn aufzuerlegen. Zu dem geſellſchaftlichen Plänklergefecht, worin Bauernfeld excellirte, gab das Naturell Hebbels nicht die geringſte Veranlaſſung, und die an Bauernfeld bekannte Luſt am Schimpfen über Allerlei hätte Hebbel nur mit dem bis zum Willen hinabreichenden Unmuth über jene Gebrechen, die ſeinen Proteſt herausforderten, ſecundiren können. Bei den ſpärlichen und oberflächlichen Begegnungen Beider war eine feindſelige Stimmung unter den höflichen Umgangsformen wohl zu bemerken. — Ludwig Speidel, der als literariſcher Correſpondent für die Allgemeine Zeitung aus München nach Wien gekommen war, ließ ſich in der erſten Zeit öfters bei Hebbel ſehen, und dieſer erwies ſich freundlich gegen ihn. Aber zutraulich wurde er dort nie. Auch über Laubes Bühnenführung ſchien er anders zu denken, als unſer Dichter und bei ſeinem Hange zu humoriſtiſcher Satyre und zum Widerſpruch fand er leichtlich Gelegenheit, launig das Gegentheil deſſen öffentlich zu ſagen, was Hebbels junge Freunde von ihm erwarteten. Sachte hatte er ſich dem Verkehr mit unſerem Dichter wieder entzogen. — Dann und wann verlor ſich Eduard Mautner in ſeinen Cirkel. Seine Gutmüthigkeit machte ihn Hebbeln angenehm. Noch kämpfte in dem vergnügungsſüchtigen und muntern Wiener der Antheil an ernſten geiſtigen Fragen erfolgreich gegen die Ablenkungen geſellſchaftlicher Freuden, aber dieſer Antheil wurde jeden Augenblick zur Deſertion verleitet. Eduard Mautner war in dem „Salon“ des Ditmarſchers nicht am rechten Orte. Ungleich beſſer nahm er ſich unter den jungen eleganten Leuten aus, deren Typus Giuſti ſo prächtig im Giovinetto geſchildert hat.

Tuffato in cene e in balli,
Martire in guanti gialli.

Den Fürſten Friedrich Schwarzenberg, den Landsknecht, wie er ſich nannte, hatte Hebbel ſchon Achtzehnhundertſechsundvierzig in dem Hauſe der fürſtlichen Mutter kennen gelernt, einer ſehr gebildeten, geiſtigem Leben innerlich zugeneigten Dame, welche ſich gerne mit Gelehrten, Künſtlern und Poeten umgab. Hebbel war ſeitdem mit ihm in Contact geblieben, bis Achtzehnhundertneunundvierzig ein Geſpräch über den Fürſten Windiſchgrätz und manche beleidigende Aeußerung des Landsknechts über Deutſchland eine ſo böſe Wendung nahm, daß die geſellſchaftliche Beziehung zwiſchen ihnen auf eine Zeitlang ſich löſte. Einige Jahre nach jenem Geſpräche begegneten die Beiden einander in der Praterſtraße. Der Fürſt blieb ſtehen, redete Hebbel an und ſie gingen, ungezwungen plaudernd wie ſonſt, ſpazieren. Von da ab war der Fürſt öfters bei dem Dichter und nahm nicht ſelten an ſeiner einfachen Abendmahlzeit Theil. Geiſt und Gemüth waren in ihm unzuſammenſtimmend verbunden. Die kurze Bemerkung Hebbels gegen Varnhagen: daß der Landsknecht richtig ſehe, aber falſch fühle, enthält die epigrammatiſche Beſchreibung ſeiner Artung. Er ſchaute Welt und Leben eigenthümlich an, ſo daß in ſeinen Urtheilen dem Zuhörer die abgetaſteten Gegenſtände völlig neu vorkamen; aber die willkürlichen Schlußfolgerungen, die er zog, verwieſen beinahe immer auf das Eigenſinnige ſeines Ausgangspunktes. Sein Ruf galt der Rückkehr zur Natur, was er jedoch dafür hielt, das waren theilweiſe die barbariſchen Ueberreſte einer Geſittung, die er in den Culturkreis ſeiner Zeit herüberreißen wollte. Urſprünglichkeit der Empfindung, kecke Selbſthilfe, ungehinderte Entfaltung der Kräfte: dieſe Eigenſchaften und Zuſtände pries er in dem Maße, als er ihr Verſchwinden aus der Geſellſchaft beklagte, aber mit der Naivetät des eingefleiſchten Edelmanns dachte er ſich dabei ſtets die Wappenthiere hinzu, eskamotirte ſeine feudale Phantaſie ohneweiters alle Rechte in Vorrechte, erblickte er in dem althiſtoriſch Ererbten und Beglaubigten die Wirkſamkeit ewiger Geſetze.

Ein früherer Wallonenofficier hatte ihn erzogen, der Hausſtand ſeines Vaters, des berühmten Feldmarſchalls, war zum größten Theile aus alten Wallonen, Latour-Dragonern, zuſammengeſetzt, und er ſelbſt that ſich was darauf zu Gute, daß er einem Lande angehöre, in dem noch manche Stoffe aus der Huſſitenzeit übrig geblieben. Zu den finſtern, erbarmungsloſen Taboriten ſah er als zu nacheiferungswürdigen Vorbildern hinauf. Er hatte im Heere des Don Carlos gefochten, mit den Franzoſen gegen den Dei von Algier gekämpft und er war nach der Schweiz geeilt, als dort der Sonderbund ſein ſchwarzes Banner entfaltete. Man möchte ſagen, die Legitimität bedeutete für ihn mehr als der Royalismus, das Gottesgnadenthum der Könige mehr als die göttliche Gnade. Er wäre immerhin fähig geweſen, einem armen Juden, der am bemooſten Brunnen des Herrenſchloſſes ſtand, ein Auge auszuſchießen, um die Armbruſt zu verſuchen, wogegen er das Rößlein des Huſaren, wenn es ein Eiſen verloren hätte, gegen eine Verletzung des zierlichen Hufes geſchützt haben würde. In ſeinem Wanderbuche eines verabſchiedeten Landsknechtes, wie in ſeinen Antediluvianiſchen und Poſtdiluvianiſchen Papierſchnitzeln fällt eben ſo ſehr die Ideenloſigkeit im Ganzen auf, als ſich Geiſt und Selbſtändigkeit des Blicks im Detail ausdrücken. Auf ähnliche Weiſe wirkte ſein Geſpräch. Lauter ſprühende, anregende, verdutzende Einfälle, Gloſſen und Gleichniſſe bewegten ſich um ein Paradoxon herum, ſobald das Thema ein raiſonnirendes war. Nach dem Erlöſchen der Feuergarben und den verpufften Raketen drehte ſich noch das erblichene Rad mit ſeinen entleerten Pulverhülſen; und: wozu der Lärm? ſtahl ſich unwillkürlich auf die Lippen des Zuhörenden. Gerieth er aber in's Erzählen, da kamen alle ſeine abenteuerlichen Gaben zur vollen Geltung. Eine polniſche Kneipe, einen wunderlichen czechiſchen Förſter, die Gewohnheiten des Huſaren von ihm ſchildern hören, war ein poetiſcher Genuß. Der Huſar insbeſondere wurde unter ſeiner geſtaltenden Hand ein geradezu merkwürdiges Weſen. Hebbel hat ſein Gedicht: Huſarenwerbung, wozu ihm der Fürſt ſicherlich den ſtofflichen Anlaß gegeben, ihm ausdrücklich gewidmet.

Der kaiſerliche Officier,
  Der wirbt im Dorf Huſaren,
Und laut aus ſeinem Standquartier
  Ertönt's wie von Fanfaren.

Denn, bleibt der Vogel nur am Leim,
  Der Fiſch am Wurm nur hangen,
So wird der Pußtenſohn daheim
  Nur mit Muſik gefangen.
. . . . .

Aus den breit gemalten Geſichtszügen des Fürſten ſprach unzufriedene Sicherheit, und die bequeme, durch den Anflug des Bagatellmäßigen ein wenig verletzende Nobleſſe ſeiner Haltung ließ den Reitersmann nie vergeſſen, nicht wenn er ging, nicht wenn er ſaß. Man vermißte ordentlich den Wallenſteiner mit der hochmüthig herumgelegten Feder auf dem Haupte, wenn der Fürſt unwirſch höflich bei Hebbel eintrat oder, die Unterhaltung plötzlich abbrechend, trotzig und lächelnd ſich erhob. Indem ich mich an das Zuſammenſein Hebbels mit ihm erinnere, ſteht vor mir der Eindruck des Reſpects des Fürſten vor der geiſtigen Potenz des Dichters, während um die Mundwinkel Hebbels eine unwillige Duldung gelagert ſchien, womit er gewiſſe ariſtokratiſche Manieren des Landsknechts hinnahm.

Mit Ernſt von Schwarzer, der gleichfalls ein originelles Menſchenkind war, ſtimmte Hebbel eigentlich in nichts überein. Der robuſte Körper, der gewaltige blonde Kopf, die mädchenhaft zarte, roſig weiße Geſichtsfarbe und das breite ſpöttiſche Lächeln, das Schwarzern eigen war, erinnerten an einen heiter grinſenden Märchenkönig. Auch in ſeinen Reden lag etwas voreilig Abfertigendes, humoriſtiſch Beſeitigendes um jeden Preis. Er proteſtirte gegen Alles, was Herkommen, Inſtitution, Sitte oder Gebrauch hieß, gleichviel ob es der geſellſchaftlichen Ordnung nothwendig oder ob es ihr entbehrlich war. Sein Glaubensbekenntniß beſtand aus einer ſophiſtiſchen Demagogie, die ſich von dem politiſchen Felde auf das ethiſche und wiſſenſchaftliche erſtreckte. Max Stirners: Der Einzige und ſein Eigenthum umſchrieb ſo ziemlich Schwarzers eigene Anſichten. „Der Kritiker dient immer einem Princip, ich aber, wenn ich kritiſire, habe nicht einmal mich im Auge, mache mir nur ein Vergnügen, amuſire mich nach meinem Geſchmacke . . Je nach meinem Bedürfniß zerkaue ich die Sache oder ziehe nur ihren Duft ein . .“

Dieſe Sätze Stirners hätten ganz gut auch von Schwarzer herrühren können. Wo etwas morſch und mürbe war, da entging es ſeinem Luchsauge nicht, wo der Unſinn ſich zeigte, dort ſtöberte er auch deſſen Vettern und Baſen auf, wie er denn einen revolutionären Inſtinct hatte. Hebbel war ihm nur wegen der Jugendproductionen werthvoll und an ihnen wiederum intereſſirte ihn nur das Allarmirende, den geläufigen Anſchauungen Entgegengeſetzte; Maria Magdalena predigte nach ſeiner Exegeſe die Auflöſung der Geſellſchaft. Natürlicher Weiſe weckte Agnes Bernauer ſeinen erbitterten Widerſpruch. Er zählte gleichfalls zu Jenen, für welche ſich entwickeln, von ſich abfallen heißt. Trotz ſeiner angeſtrengten journaliſtiſchen Thätigkeit, beſchäftigte er ſich, und zwar ſchon Jahrzehnte lang, mit einer Allkunde, einem autodidaktiſch zuſammengerafften Kosmos. Nach ſeinem Geſtändniß gegen Hebbel hielt er ſich durch dieſe Arbeit für gefeit; ich würde den Hals nicht brechen, ſagte er, wenn ich vom Dache fiele, darum ſcheue ich mich, es zu enden. Acht Tage nach dem Tode ſeiner erſten Frau, von welcher er in ihren letzten Lebensjahren getrennt war, verheirathete er ſich mit einer andern. Einer von den Menſchen, meinte Hebbel über ihn, die auch dann den krummen Weg lieber einſchlagen, wenn der gerade ſchneller zum Ziele führt. Die hitzigſten Wortgefechte führte Hebbel außer mit Rahl, welcher die Botſchaft Louis Blancs und Ledru Rollins zu der ſeinen gemacht hatte, mit Ernſt von Schwarzer. In einem ſolchen Streite wurde unſer Dichter nicht ſelten der Vertheidiger der Säbelherrſchaft und der violetten Strümpfe. Denn nichts war ihm verhaßter als das Nivelliren.

Ein Mittagseſſen bei Frau Ottilie von Goethe, welche damals in Wien lebte, brachte unſeren Dichter in jener Epoche mit Bogumil Goltz zuſammen. Als Hebbel dort eintrat, ſo erzählt er ſelbſt, ſah er einen ſtarkknochigen etwas hagern Mann mit durchdringenden Augen, mächtig hervorſpringender Naſe und einer Stirn, die Eigenſinn und Willenskraft zugleich abzuſpiegeln ſchien, in einem Kreiſe von erſchrockenen Damen und ſtaunenden Herren mit mächtiger Stimme gegen das ſchöne Italien peroriren. Seine Garderobe, fährt Hebbel fort, erinnerte an einen Profeſſor aus der ehrwürdigen Zeit, wo Leſſing, als er tanzen und fechten lernte, ſich gegen ſeinen Vater weitläufig darüber verantworten mußte; der Frack ſchien ein uraltes Erbſtück zu ſein, und ein weißes Tuch, bis über das Kinn hinaufgebunden, vollendete den urväterlichen Eindruck. Aber ſeine Gedanken waren nicht alt und beſtäubt; in körnigſter Sprache entwickelte er eine Reihe der originellſten Anſichten und Ideen; die ſchlagendſten Ausdrücke, die treffendſten Bilder ſtanden ihm zu Gebote und das Schneidende ſeiner Aeußerungen wurde durch die Unmittelbarkeit ihrer Erzeugung, die das Wägen und Meſſen ausſchließt, doch wieder gemildert. — Wer Goltz gekannt und wirklich geſehen hat, der weiß, daß Hebbels Zeichnung richtig iſt. Freilich hat Goltz nachmals durch das zur Schau-ſtellen und Verwerthen ſeiner Perſon als Wandervorleſer der eigenen Schriften Mißbrauch getrieben mit ſeiner Naturkraft. Mir kam er, als ich einige Jahre nach Hebbels Tode mit ihm befreundet wurde, als der Virtuoſe ſeiner ſelbſt vor. Aber er hatte darum nicht aufgehört, dieſe Naturkraft zu ſein. Goethe hätte ihn, ſo meinte Hebbel, Stundenlang ohne Unterbrechung ſprechen laſſen; Böttiger ihn beim dritten Wort auf Piſtolen gefordert. Selten habe ein Menſch auf ihn einen ſo ganz eigenthümlichen und darum dauernden Eindruck gemacht. Der erſte Gedanke, den er bei ihm und nicht bei ihm allein erweckt habe, war der: er müßte in der nächſten Stunde vom Nervenfieber befallen werden; aber gleich der zweite: er habe mit Krankheiten gar nichts zu ſchaffen. Die Judith, die zufälliger Weiſe am nämlichen Abend gegeben wurde, und die Goltz aus Intereſſe für den Verfaſſer ſich anſah, wirkte mächtig auf ihn. Tags darauf beſuchte er Hebbel und ſetzte ihn in freudiges Erſtaunen wegen des raſchen Ueberblickes, womit er die bedeutenden und die ſchwachen Seiten des Stuckes erfaßt hatte. Vor ſeiner Abreiſe nach Thorn ſchenkte er dem neu gewonnenen Freunde ſein Buch der Kindheit. Wenn es jemals einen Dichter gab, ſchrieb Hebbel, der den Pfad zum Paradies der Kindheit zurückfand, ſo iſt es Goltz. Hippel ſcheine jenen Blick für's Detail des Stilllebens, das ſeinen Lebensläufen die claſſiſche Seite gab, auf den Landsmann vererbt zu haben, Hoffmann das glänzende, Ader und Nerv zugleich in den Rahmen bringende Darſtellungstalent, welches von ihm ſelbſt leider an Geſpenſter und Fratzen verwendet worden. Von Hamann habe er einen myſtiſchen Zug, der ihn abhalte, die Nacht als die bloße Abweſenheit des Tages aufzufaſſen und inſoweit geſund ſei, als er dies thue; von Kant aber habe er nichts, und dies ſei ſchade, denn das Angebinde des großen Vaters der Kritik hätte ihn gegen die ſich erſt entwickelnde und allerdings bis jetzt nur noch in Carrikaturengeſtalt hervorgetretene neue Ordnung der Dinge etwas gerechter und gegen die von ihr befehdete alte etwas ſcrupuloſer gemacht, als er zu ſein ſcheine.

Die poetiſche Arbeit ruhte bei Hebbel in dieſen Jahren; er pflügte jetzt ſein geiſtiges Feld zur Brache. Die Herausgabe des Feuchtersleben'ſchen Nachlaſſes, zu der er ſich durch die Witwe hatte überreden laſſen, verſchlang ſeine Muße, und der Entwurf einer Lebensſkizze des trefflichen Mannes, machte ihm ungleich mehr Mühe, als er Dank dafür erntete. Deutſchland nahm wenig Notiz davon, nicht einmal die Wiener Journaliſtik ſchenkte den gehaltvollen Bänden des Schriftſtellers Aufmerkſamkeit, welcher zu den dreien zählte, die eine reine, edle Proſa ſchrieben. Ja, ſogar die Witwe, eine unbedeutende Frau, die ſich ſtets außerhalb der Bildung aufgehalten hatte, war unzufrieden mit Hebbels

Charakteriſtik ihres Mannes, weil keine Fanfaren darin hörbar wurden. Unſer Dichter hatte Feuchtersleben nur zwei Male geſprochen und zwar erſt kurze Zeit vor den Märztagen. Seine Schriften waren ihm ſehr ſpät in die Hände gefallen, aber ein Wort über Heinrich von Kleiſt, das er irgendwo fand, gab ihm gleich den Beweis, daß er es hier mit echter Bildung zu thun habe, denn für ein ſo verwickeltes ethiſch-äſthetiſches Problem, ſagte er, wie der genannte wunderbare Dichter iſt, findet die Halbheit nie den Schlüſſel, und dies um ſo weniger, als ſie ſich auf Goethe berufen zu können glaubt, weil ſie vergißt, daß dieſer aus des Aethers goldenen Höhen herunterſpricht und ſie aus Qualm und Nebel hinaufſtammelt. Sigmund Engländer hatte die Beiden auf gegenſeitigen Wunſch miteinander bekannt gemacht. Der zartgebaute Mann mit feinem Geſicht und geſenktem, etwas ſeitwärts geneigtem Haupt, machte bei der erſten Zuſammenkunft auf Hebbel einen Eindruck, als ob er das Gefühl ſeines Werths und ſeiner Bedeutung mit Gewalt bis unter ſein Bewußtſein hinabzudrücken ſuche; für ruhig und innerlich unbewegt, ſagte Hebbel, hätte ich ihn nie gehalten. Hebbel wußte durch einen gemeinſchaftlichen Freund, daß Feuchtersleben ihn zwar eher gelten ließ, als manches andere Talent der Gegenwart, daß er ihn aber für den reichen Mann im Evangelium hielt, dem ſeine Schätze zum Verderben gereichten, weil er einen unverantwortlichen Gebrauch davon machte. Hebbel ſuchte daher die Unterhaltung gleich in's Allgemeine zu ſpielen; dies gelang ihm auch, aber ſie behielt trotzdem den Charakter eines Vorpoſtengeſprächs, wobei man ſich vielleicht höflich einen Trunk reiche, aber gewiß die Waffen nicht aus der Hand lege. Als ſie ſich zum zweiten Male ſahen, traten ſie einander ſchon näher und begegneten einander namentlich in ihrer etwas differirenden Anſicht über einen vielgefeierten Poeten des Tages, ſo daß alle Berührungspunkte ihrer zwar verſchiedenen, aber doch nicht entgegengeſetzten Naturen auf einmal hervortraten und ſie ſich beim Abſchiede warm die Hände ſchüttelten. Der Grund zu einem fruchtbaren Verhältniß ſchien gelegt, aber die bald darnach hereinbrechenden Stürme der Zeit ließen es nicht mehr aufkommen. Als junger Mann war Feuchtersleben, wie mir Profeſſor Romeo Seligmann ſagte, ſo ſehr empfänglich für phantaſtiſche und myſtiſche Anwandlungen, daß er durch den Verkehr mit Friedrich Schlegel eine Zeitlang in deſſen frömmelnde Richtung hineingezogen ward. Als ihm damals ein Freund Goethen vorhielt, deſſen Zögling Feuchtersleben vorſtellte, da erwiederte dieſer ernſthaft: Bin ich auch kein ſo großer Menſch, wie Goethe, ſo bin ich doch ein beſſerer Chriſt als er! Hebbels warm empfundene, ſcharf umriſſene Charakterſkizze Feuchterslebens beginnt mit der Paraphraſe einer Reflexion des Zweitgenannten: „Man wird zu allem geboren, warum nicht auch zum Reinmenſchlichen? Gewiß, es gibt geborene Menſchen, wie es geborene Poeten gibt". Die Wahrheit dieſer Bemerkung, meint Hebbel, würde ſchon durch die Berufung auf Feuchtersleben ſelbſt erwieſen. Denn er ſei in dem von ihm bezeichneten Sinne ein geborener Menſch geweſen. Die Natur bedürfe zuweilen, nachdem ſie ſich im Individualiſiren erſchöpft habe, der ſtillen Sammlung im Knotenpunkt, und einen ſolchen gewinne ſie nur im reinen Menſchen, der den Ring abſchließe. Der reine Menſch werde ſich in keinem einzigen Gebiete als ſchöpferiſch darthun, er müſſe nothwendiger Weiſe auf das Empfangen und Wiederſpiegeln beſchränkt ſein und jener Kryſtallkugel gleichen, die man mitunter in einem norddeutſchen Park angebracht ſehe. Sie nehme das Bild der Landſchaft in ſich auf und gebe es treu zurück, füge ihr aber nichts hinzu als die Verklärung. — Im Aphorismus erblickt Hebbel die Stärke der Leiſtungsfähigkeit dieſes Autors. Man dürfte ihm, ſo ſchließt er die Skizze, den Platz anweiſen in der Mitte ſeiner Vorgänger Lichtenberg und Novalis, denen er an Witz und Phantaſie nachſtehe, die er aber, was die Beobachtungsgabe anlange, im Allgemeinen erreiche und nach mancher Seite hin übertreffe.

Zur Weiterführung ſeines kleinen Jugendidylls, welches die Lebensgeſchichte Hebbels eröffnet, der einzigen in die dichteriſche Region hinein ſpielenden größeren Arbeit, die derzeit entſtand, mag er durch Goltz' Buch der Kindheit angeregt worden ſein. Ein paar friſche Balladen dichtete er gleichfalls. Neben den in Berlin und München empfangenen Zeichen der Anerkennung und der Wirkung ſeiner Productionen ward ihm auch noch die Genugthuung zu Theil, bedeutſame Urtheile über ſich von dem ſtrengen der nachclaſſiſchen Dichtung gänzlich abgewendeten Gervinus und von Rückert zu erfahren.

Gervinus war damals noch eine entſchiedene, wenngleich nicht mehr unbeſtrittene Autorität. Die Gründlichkeit ſeiner Forſchung, ſeine umfaſſende Beleſenheit und ſein ehrliches Urtheil mußten ihm unter allen Umſtänden die Achtung der Gebildeten ſichern. Später drängten ſich auch die Einwendungen auf, ſie wurden immer nachdrücklicher und am Ende behauptete der Tadel, dem es nicht an Nahrung fehlte, entſchieden das Feld. Die geſchichtliche Behandlung der Dichter und Dichtwerke, oft genug auf Koſten der künſtleriſchen Betrachtung errungen, gab vornehmlich den Anhaltspunkt her zur Bekämpfung ſeiner Literaturgeſchichte. Und als die Tagesſchriftſteller und Versballadenkrämer die wiſſenſchaftliche Schwenkung gegen Gervinus bemerkten, da nutzten ſie ſofort den Augenblick, um mit ihren Klagen über Mißachtung aufſtrebender Talente, unerlaubtes Ignoriren der jungen Pflanzung, und wie die Selbſtſuchtphraſen ſonſt noch lauten mochten, die willkommene Oppoſition zu verſtärken. Allmählich ward es guter Ton, Gervinus anzugreifen, die wirklichen und vermeinten Gebrechen ſeines Buches ſtark zu betonen; je rückſichtsloſer, deſto beſſer. Da die Anmaßung inzwiſchen ihren eigenen Literarhiſtoriker gefunden hatte, in der Geſtalt Julian Schmidts, ſo glaubte man den unbequemen Gervinus ganz und gar beſeitigt. Wo dieſer nach gewiſſenhafter Prüfung der darzuſtellenden Autoren geirrt hatte, da irrte Julian Schmidt ohne ſolche veraltete Vorarbeit. Und weil der flinke Rationaliſt hin und wieder Goethen und Schillern zauſte, als ob er Flachsköpfe einer Dorfſchule vor ſich hätte, hingegen ſeine Freunde, z. B. Guſtav Freytag, kameradſchaftlich bevorzugte, ſo ſetzte er ſich bei der ihm wahlverwandten Gemeinde in den beſten Credit. Indeſſen war die Literargeſchichte, die Gervinus für Deutſchland eigentlich geſchaffen, ein ergiebiger Berufszweig geworden. Von Gervinus lebten die Meiſten, aber ihm gerecht werden, ſchien den wenigſten ſeiner Collegen aus dem Stegreif ein Gebot der Pflicht.

Den ernſten, redlichen Schriftſtellern und Dichtern fiel es nie ein, deshalb an Gervinus zu mäkeln, weil er mit der Weimarer Literaturperiode abgeſchloſſen hatte. Sie konnten dies unbillig nennen oder voreilig, aber ſie empfanden nur zu gut, daß er im Kern, wenngleich nicht in allen Folgerungen Recht habe. Laſtet doch das heilige Erbe unſerer nationalen Dichtung ſchwer auf jedem Epigonen, der ſein Kraftgefühl nicht mit der Naivetät eines Gladiators in ſich trägt. Mit ſolchen Schriftſtellern und Poeten ſich zu verſtändigen, war für Gervinus leicht. Dies thun die Briefe dar, welche er an Hebbel geſchrieben hat. Die Veranlaſſung zur Correſpondenz der Beiden bot ein Brief, den ich ſelbſt von Gervinus empfangen. Als er im Jahre 1849 in der Angelegenheit der Herzogthümer nach England reiſte und gleichzeitig ſein Vermögen den Schleswig-Holſteinern zur Verfügung ſtellte, da richtete ich an ihn jugendlich enthuſiaſtiſche Verſe, die ich im

Wanderer drucken ließ und ihm ein Jahr darnach mit einem Schreiben ſendete. Unreif, wie ich war, konnte ich mich bei dieſer Gelegenheit nicht enthalten, Bekenntniſſe einzuflechten, die ſich auf meine Verehrung Hebbels bezogen. Ich wollte aus dem Munde dieſes ſtrengen Richters vernehmen, wie er über den Gegenſtand meiner Neigung denke. Gervinus antwortete bald und freundlich. Im Eingange ſeines Briefes drückt er ſeine Freude aus, daß gerade ein Oeſterreicher ſo „unbefangen“ ſeine politiſchen Beſtrebungen anſehe; dann ergeht er ſich in bitteren Klagen über das Benehmen der öſterreichiſchen Deputirten in Frankfurt und über den traurigen Wetteifer Oeſterreichs mit Preußen in dem Vorgehen wider Deutſchland. „Von dieſen Dingen muß man ſich ſchweigend abwenden und ſein Haupt verhüllen.“ Sodann lenkt er auf das literariſche Thema ein: „Sie fragen mich, es ſcheint mit einiger Beſorgniß, um meine Meinung über Hebbel. Ich müßte wohl keinen Sinn zum Vergleichen haben, wenn ich nicht anerkennen ſollte, daß er wie ein Baum unter dem vielen Geſtrüpp unſerer Dramatiker hervorragt. Ich bin auch in dieſen Dingen oft mißdeutet worden. Ich bin nicht von vornherein und überhaupt gegen alle neueren Dichtungen und Dichter; ich ſehe nur die Ungunſt der Zeit als eine zu furchtbare Macht an, als daß ich nicht jeden jungen Poeten mahnen ſollte, ſich vor Tauſchungen und bitteren Erfahrungen zu hüten . .“

Hebbel war von dieſem Urtheile angenehm überraſcht. Denn erwartet hatte er ein ſolches nicht. Den ſchneidenden Satz, womit Gervinus ſeine Geſchichte der deutſchen Dichtung ſchloß: der Wettlauf der Kunſt ſei vollendet und die Nation ſolle nun auch das andere, das politiſche Ziel in's Auge faſſen! Dieſen Satz, welchen Hebbel den Schrecken aller deutſchen Reimer nannte, wußte er ſelbſt in ſeiner Bedeutung vollkommen zu würdigen. Ueberhaupt iſt die Literaturgeſchichte des Gervinus, äußerte er einmal, zwar kein Speiſehaus, aber eine gute Apotheke, in der man zuweilen ſeinen „Bittern“ nehmen muß. Er hatte nie überſehen, daß der Verſtand in Gervinus unverhältnißmäßig über die Phantaſiegaben hinausgehe und daß Gervinus, dem entſprechend, einen Leſſing leichter ergreife und ſchärfer umſchreibe, als einen Goethe oder gar einen Hamann. Er könne ſich wohl, ſagte Hebbel, eine Literaturgeſchichte denken, welche nur das dichteriſch Lebendige, künſtleriſch Abgerundete eines Volkes auswähle und gleichſam zur Perlenſchnur verbinde. Er war ferner dem didaktiſchen, ja pädagogiſch ſittlichen Zuge in Gervinus Werk über Shakſpeare durchaus abgeneigt und wünſchte ein Buch auch einmal über die Fehler Shakſpeares, lange bevor Guſtav Rümelin Shakſpeares Poeſie zu einem einzigen großen Kunſtfehler geſtempelt hatte innerhalb eines Rahmens vereinzelter poetiſcher Tugenden. Aber dies Alles that ſeinem Reſpect vor den Verdienſten des Gervinus keinen Eintrag. Im December 1852 hatte er an ihn Agnes Bernauer geſchickt, im Sommer 1853 ließ er das kleine Drama Michel Angelo folgen. In ſeiner Erwiederung wiederholt Gervinus, daß er ſtets zu unterſcheiden gewußt habe zwiſchen Hebbel und ſo manchen anderen Dichtern und Dramatikern jeder Art, „unter denen bei der großen Fruchtbarkeit des poetiſchen Bodens doch welche unterlaufen, die man gerne, ſelbſt bei der größten Gunſt der Zeiten, auf ein anderes Gebiet verpflanzen würde“. Es ſcheine ihm, daß Hebbel in dem vorliegenden Trauerſpiele einen Schritt nach vorwärts gethan habe. An dem Formellen verwundere ihn, daß er, wenn nicht das Ganze, ſo doch nicht wenigſtens einige Scenen in Verſen gehalten habe. In eine eigentliche Beurtheilung des Stückes, obgleich ſie Hebbel wünſche, wolle er nicht eingehen. Doch möchte er darum Ein Gefühl nicht unterdrücken, das ihn über der beendeten Lectüre nicht losgelaſſen habe. „Es berührte mich ſeltſam, daß ich, der ich ſonſt der jungen Dichterſchule gegenüber wohl oft in der Lage war, mich gegen das Recht der Natur, das zuweilen bis zur Verzerrung betont wurde, des Rechts der Nothwendigkeit anzunehmen, mich dieſem Ihrem Stücke gegenüber auf die andere Seite gedrängt ſehe. Daß die Nothwendigkeit oder die menſchliche Ordnung hier über die natürliche einen Sieg davonträgt, daß das Schöne und Sittliche ihr ſchuldlos geopfert wird, ſcheint mir wirklich nur in der Geſchichte erträglich, wo die einzelne Unebenheit, wie die räumliche auf dem Erdball, neben dem großen Ganzen verſchwindet. Die Kunſt aber hat darin ein anderes Geſetz, daß eben jedes Kunſtwerk ein Ganzes für ſich iſt, während die Geſchichte aus lauter Epiſoden beſteht. Soll in dem Kunſtwerke die menſchliche Ordnung gegen die natürliche Recht behalten, ſo muß wohl immer im Verfolgen dieſes letzteren irgend ein Unmaß ſtatthaben: ich wenigſtens kann mich von dem Aberglauben an die ſittliche Gerechtigkeit nicht losmachen, die man ſinnvoll genug, wenn auch uneigentlich, die poetiſche nennt . .“ Hebbel erkannte in ſeiner Antwort, womit er den Michel Angelo begleitete, dieſe Bemerkungen als wichtig genug an, um ſie vor Herausgabe des Werks nach Möglichkeit zu nutzen. Die wahnſinnige Emancipationsſucht des Individuums, ſagte er, die ſich in unſeren Tagen bei Demokraten und Conſervativen gleichmäßig äußere, möge ihn wohl verführt haben, das Geſetz zu ſcharf zu betonen, und er hoffe, noch einige Mittelglieder zu finden. Seine perſönliche Annäherung gehe aus dem Gefühl hervor, daß alle geiſtigen Kräfte der Nation jetzt mehr, wie jemals, auf's Zuſammenhalten angewieſen ſeien, und ſie rechne bei Gervinus auf die Ueberzeugung, daß auch der letzte Poſten, als den derſelbe die degenerirte deutſche Bühne gerne betrachten möge, nicht in ſchlechten Händen ſein ſollte. Ueber das Drama Michel Angelo ſagte Gervinus, es habe einen einzigen reinen Eindruck auf ihn gemacht . .“ In wie vielen Beziehungen mögen wir uns Ihre Lehre einprägen, die Sie ſelbſt in Ihrem Briefe noch einſchärfen, daß wir uns neidlos zu vertragen haben und daß wir zuſammenhalten und zuſammenarbeiten müſſen, wenn unſer Capitol und Vatikan nicht etwan würdig ausgeſchmückt, ſondern überhaupt nur erſt aufgebaut werden ſoll . ."

Mit ſtolzer Freude erfüllte ihn ein Wort des ſpröden Rückert, das er durch den Hofrath Teichmann aus Berlin vernahm. Rückert ſagte zu dem Letztgenannten Nachſtehendes: „Wenn Gervinus Hebbel den Baum unter vielem Geſtrüpp nennt, ſo ſtimme ich ganz bei. Er iſt ein urſprünglicher Dichter, wie Goethe. Er macht die Poeſie nicht, wie die Andern, er hat ſie". — Eine ſehr anerkennende Abhandlung über Hebbel von Saint-René Taillandier in der Revue des deux Mondes gewährte unſerem Dichter gleichfalls Befriedigung, und der warme Antheil, den Robert Schumann an ſeinen neueſten Dichtungen bezeugte, durfte ihn in der Ueberzeugung beſtärken, daß die Edelſten und geiſtig Würdigſten nicht gleichgültig an ſeinen Leiſtungen vorbeigingen.

Längſt bevor eine perſönliche Berührung zwiſchen Schumann und Hebbel ſich ergab, hatte ſich jener, ſympathiſch angezogen, der Poeſie unſeres Dichters zugewendet. Schon Achtzehnhundertſiebenundvierzig hatte er die ein Jahr ſpäter vollendete Oper Genoveva begonnen, deren Text zum größten Theile nach dem Hebbel'ſchen Drama bearbeitet iſt. Da der Dresdner Maler und Poet Robert Reinick auf ſeinen Wunſch: die Textbearbeitung zu übernehmen inſoferne nicht einging, als derſelbe die urſprüngliche Sagengeſtalt des Stoffes feſthielt, ſo entſchloß ſich Schumann, Hebbels perſönlichen Beiſtand zu erbitten, als ſchon die Hälfte des Reinick'ſchen Textes vollendet war. Hebbel ſcheint eine mündliche Beſprechung des Gegenſtandes in Ausſicht geſtellt zu haben. Ende Juli 1847 hielt er ſich in Leipzig auf und hatte mit

Schumann eine Zuſammenkunft. Aber ſie führte zu keinem Reſultat, auch ſtanden beide Künſtler einander perſönlich fremder gegenüber, als in ihren Briefen; trotz der wechſelſeitigen Sympathien fanden ſie wenig individuelle Anknüpfungspunkte. Jene blieben fort und fort lebendig. Schumann ſuchte ſich unter Hebbels Dichtungen mehr als eine muſikaliſch anzueignen, ja er erneuerte ſogar erfolgreich das Genre der Melodramen mit Clavierbegleitung, indem er Schön Hedwig und den Haideknaben in dieſer Form componirte. Marie Seebach trug beide Stücke zuerſt in Concerten vor. Hebbel wiederum ehrte den Tondichter durch die Widmung ſeines Michel Angelo. Als Gegengeſchenk folgte hierauf zu des Dichters Geburtstag die Compoſition des Nachtliedes für Chor und Orcheſter. „Dem Stücke habe ich immer mit beſonderer Liebe angehangen“, ſchrieb Schumann einem Freunde in Oldenburg. In dem an Hebbel gerichteten Briefe, welcher dieſer Compoſition beigelegt war, ſagt derſelbe, daß er dem Nachtlied am liebſten ein blaſendes und ſtreichendes Orcheſter ſammt Chor mit auf den Weg geben möchte, um den Dichter, womöglich am 18. März Abends, mit ſeinem eigenen Geſange in holde Träume einzuſingen. „Ihre Werke“, ſo lautet eine Briefſtelle Hebbels, „ſind ſchon ſeit Jahren eine Quelle hohen Genuſſes für mich geweſen, denn ſie erweitern den Kreis der Muſik, ohne ihn zu zerſprengen, und zwar, wie ich es in meiner Kunſt ebenfalls verſuche, auf dem Wege größerer Vertiefung in die gegebenen Elemente. Dieſer Genuß ſteigt nun natürlich noch um ein Unendliches, wenn Ihre Schöpfung, um mich ſo auszudrucken, eine Wiedergeburt der meinigen iſt und mich in meine eigenſten früheren Zuſtände zurückverſetzt, ja, mir dieſelben erſt recht eigentlich aufſchließt. So iſt es mir beſonders mit dem Nachtliede ergangen, obgleich ich es bis jetzt nur ſehr unvollſtändig vernahm: ich habe das Gedicht immer lieb gehabt und es bis auf den heutigen Tag lieb behalten, bin aber erſt durch Ihre Muſik, die mich in die Heidelberger Dämmernacht, in der es entſtand, ganz zurückführte, zu der Erkenntniß gekommen, daß der Dichter ſo ahnungsreichen Natur- und Seelenmomenten doch nur die äußerſten Umriſſe abgewinnt und daß das Leben durch die verwandte Kunſt hinzugethan werden muß. Empfangen Sie meinen Dank für die Auferſtehungsfeier einer vergangenen Zeit, die mir durch Sie zu Theil wurde . ." Robert Schumann war wohl der Hebbeln am meiſten wahlverwandte Geiſt unter ſeinen künſtleriſchen Zeitgenoſſen. Wie unſer Dichter liebte es Schumann, das ſinnliche Leben an den gefährlichen Stellen zu pflücken, wo das Geiſtige in die Tiefe hinunterzieht, das ſeeliſch Geheimnißvollſte ſymboliſch auszuſprechen und das Naturgefühl ausſchöpfen zu wollen bis auf den letzten Tropfen. Wie Hebbels ergreifendſte Dichtungen neben dem Genuß des Bildlichen, den ſie gewähren, noch einen ganzen ſtillen Chor ahnungsvoller Stimmen in uns wachrufen, ſo regen auch die Lieder Schumanns und viele ſeiner kleinen Klavierſtücke, namentlich die Waldbilder: Böſer Ort — Vogel als Prophet — verſchwiegene Geſänge auf, welche den melodiſchen Kern umkreiſen, gleich den Ringen des Saturn. Der zuweilen in ſein Tongewebe ſelber eingeſponnene Künſtler muthet uns, gleich Hebbel, die Arbeit zu, ihm bei der Entpuppung behilflich zu ſein. Endlich iſt ihnen Beiden jene wunderſame Romantik gemein, welche an die Kerze erinnert, die in den Morgen hineinbrennt.

Während der Ferienmonate 1852 und 1853 hatte Hebbel mit ſeiner Frau Vergnügungsreiſen in das Lombardiſch-Venetianiſche und nach Norddeutſchland unternommen. Aus Venedig trug er einen mächtigen Eindruck fort, von dem er hoffte, daß er ſich ihm auch noch fruchtbar erweiſen werde; wenn auch nicht in dem Sinne, daß ihm irgend eine Darſtellung Venedigs vorſchwebte. Was Shakſpeare und Byron liegen ließen, ſagte er, ſoll Niemand aufheben. Aber er habe in eine untergegangene Welt hinein geſchaut, und nichts elektriſire den Menſchen mehr, als ſolch ein anticipirter jüngſter Tag. Die Fahrt durch die blühenden Gefilde der Lombardei machte es ihm begreiflich, warum gerade ſie ſeit den älteſten Zeiten der Zankapfel zwiſchen Italien und Deutſchland werden mußte. Den Dom zu Mailand, Angeſichts deſſen dem Menſchen Maß und Gewicht aus der Hand falle, mochte er über Sanct Peter ſetzen. Er beſtieg ihn mit dem General Marſano, einem ſehr gebildeten Manne, der auch unter den Poeten des Vormärz genannt wird. — Auf dem Ausfluge über Leipzig, Dresden, Berlin und Halle nach Hamburg beſuchte er in der zweitgenannten Stadt Gutzkow. Kein ſelbſtſüchtiges Intereſſe, nein, die Achtung, welche ihm die neueſte Arbeit Gutzkows, Die Ritter vom Geiſte, eingeflößt, war der einzige Beweggrund zu dieſer Annäherung. Mit einer eigenthümlichen Empfindung betrachtete er zwei lang aufgeſchoſſene Söhne Gutzkows, die ihm gegenüber ſaßen, und er erinnerte ſich, daß er vor fünfzehn Jahren in Hamburg gerade mit Gutzkow aß, als dieſer die Nachricht von der Geburt des jüngſten durch einen Brief aus Frankfurt erhielt. Gutzkows Frau erſchien ihm als ein einfaches, naives Weibchen. Gutzkows letztes Wort zu Hebbel war: „In unſeres Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen!“ Hebbel gab ihm für ſein Blatt, die Unterhaltungen am häuslichen Herd, den ditmarſiſchen Bauer. Die in ſeiner Charakteriſtik Feuchterslebens an ſchicklichem Orte ausgeſprochenen Bemerkungen über Gutzkows Roman that dem Verfaſſer wohl und er wünſchte, daß Hebbel und er fortan zuſammenhalten möchten. Hebbel zeigte den beſten Willen. „Ich habe mich“, heißt es in einem ſeiner Briefe an Gutzkow, „wie Sie wiſſen, zur Zeit meiner Entwicklung ganz für mich gehalten, weil ich das Bedürfniß fühlte, den reinen Wiederklang der Welt zu vernehmen, um zur Selbſterkenntniß und zur richtigen Schätzung meiner Kräfte zu gelangen. Daran mag ein gewiſſer Stolz oder Dünkel, der von der Jugend wohl unzertrennlich iſt, ſeinen Antheil gehabt haben, aber ich bereue es noch jetzt nicht, weil ich mir nun ſagen darf, daß ſich die zweiunddreißig Winde an meinem Ehrenkranz bereits alle verſuchten und daß die Blätter, die ſitzen blieben, mögen es auch noch ſo wenige ſein, feſt ſitzen müſſen . ." — In Leipzig verkehrte er mit Guſtav Kühne, in Halle mit Robert Prutz, in welchem er einen luſtigen, harmloſen Geſellen fand. Den Aufenthalt in Hamburg benutzte er, um das einſtmalige, freilich oberflächliche Verhältniß zu Wienbarg wieder aufzufriſchen. Der kundige Schilderer Helgolands trieb ihn auf den Felſen hinüber, den Hebbel noch nicht kannte, und wo er den alten Jugendfreund Hahn Franz begrüßte, der dort den Apotheker machte. Das Wiederſehen erquickte Hebbel nicht, ſo vertrocknet war inzwiſchen der Genoſſe aus Weſſelburen. Die Abſicht, nach Ditmarſchen hinein zu lugen, wurde abermals zunichte.

Mit Gallenfieber und Gelbſucht beladen, wozu, wie er ſagte, die widerwärtigen Verhandlungen und Täuſchungen wegen der Agnes Bernauer in Wien mochten beigetragen haben, doch gleichwohl freudigen Muthes, reinen Sinnes, ſchritt er in das Jahr Vierundfünfzig hinüber.

Zweites Capitel.

Reif ſein iſt Alles.

An einem der erſten Tage des neuen Jahres ſchrieb Hebbel Nachſtehendes in ſein Tagebuch: „Die Jammerperiode iſt vorüber, ich fühle mich in meinen Knochen, wie in meinen vier Wänden, wieder wohl, kann aber doch eine Betrachtung nicht unterdrücken, die ſich mir immer von Neuem wieder aufdrängt. Ohne Zweifel ſtehe ich jetzt auf der Höhe meiner Exiſtenz; ich habe ein theueres Weib, ein lieblich aufblühendes Kind und wenigſtens Einen wahren, erprobten Freund: mit meiner Geſundheit kann ich zufrieden ſein, die Geiſtes- wie die Leibeskräfte ſind ungeſchwächt und meine Thätigkeit iſt keine wirkungsloſe: dabei habe ich was man zu einem bequemen Leben braucht und bin ſogar im Stande, für die Zukunft einen Pfennig zurückzulegen. Ich bin, dies Zeugniß darf ich mir geben, von ganzem Herzen dankbar dafür und freue mich jedes Tags; das Mittagsmahl und beſonders die bei einem Glaſe Bier und einem Butterbrot verplauderte letzte Abendſtunde iſt mir immer ein Feſt und ich nähre keinen andern Wunſch mehr, als den natürlichen, der in allen Verhältniſſen übrig bleibt, daß es bleiben möge, wie es iſt! Aber es kann nach der Natur der Dinge nur noch heruntergehen . .“ — Das

Wiener Hofburgtheater und die Wiener Kritik hatten nichts dazu gethan, um dieſe innere Zufriedenheit Hebbels zu nähren; im Gegentheil. Der artiſtiſche Director durfte ſich ſogar, wie ſchon angedeutet ward, den zweifelhaften Ruhm zuſchreiben, unſeren Dichter durch Winkelzüge bei der Verhandlung über die Agnes Bernauer ſo lange gequält zu haben, bis derſelbe in eine gefährliche Krankheit verfiel. Seine Gattin erzählte mir, Laube hätte Abänderungen in dem genannten Stücke zwei und drei Male von Hebbel verlangt, alsdann ſei es der Erzherzogin Sophie vorgelegt, und am Ende, nicht in Folge höherer Weiſung, ſondern aus eigener Machtvollkommenheit des Directors abgelehnt worden. Der ganze Stoff eigne ſich nicht für die Hofbühne. Als nun Hebbel ſein Drama mit dieſem Beſcheid zurückerhielt, da habe er das Buch auf den Boden geworfen, es mit Füßen getreten — und Tags darauf ſei er rothgelb, wie eine Orange aufgeſtanden. „Ich arbeite dieſen Winter nichts“, ſchrieb er ein halbes Jahr vorher an Dingelſtedt, „der Trieb hat ſich nicht gemeldet und es wird mir lieb ſein, wenn er ſich gar nicht wieder einſtellt, ich werde ſicherlich nichts thun, ihn zu wecken. Werke, wie Agnes Bernauer und Michel Angelo, kann ich nicht überbieten, auch habe ich die Satiſfaction, von Männern erſten Ranges die anerkennendſten Urtheile zu erhalten. Aber ſie ſchützen mich nicht vor der unwürdigſten öffentlichen Behandlung, und wenn mir der völlig gleich bleibende Ton auch ſchlagender, wie Alles, beweiſt, daß es von jeher mit dem Krieg gegen mich nicht beſonders ehrlich gemeint war, ſo wird man das Spießruthenlaufen doch am Ende müde. Alſo: der Dämon muß mir hart zuſetzen, wenn er mich wieder aufſtören will . .“

Augenſcheinlich um ſich loszukaufen, ging Laube, trotz ſeines Widerſtrebens und nach langem Hin- und Herziehen der Angelegenheit an die Scenirung der Genoveva. Mehr als zwei Jahre hatte die armſelige Komödie gedauert. Drei Male war das Stück umgearbeitet worden, „um das Kirchliche herauszubringen“, man hatte es bereits unter die Schauſpieler vertheilt, da hieß es plötzlich: eine Heilige dürfe nicht auf der Hofbühne erſcheinen. Die Wiener Kirchenzeitung, welche, in Uebereinſtimmung mit ihren geiſtig wie religiös niedrigen Grundſätzen und Zwecken, Laubes Rococo und Hebbels Genoveva unter einen und denſelben Geſichtspunkt brachte, hatte ihren Zelotenruf gegen dieſes Drama ausgeſtoßen. Zuletzt ſchlug Laube dem Dichter vor, Genoveva in Magellona, Golo in Bruno u. ſ. w. umzuwandeln. Alles mußte wegfallen, ſagte Hebbel, was an die Heilige erinnert, und nur die Dulderin ohne Palme durfte ſtehen bleiben. „So ging's denn weiter, bis ein blut- und markloſer Schemen an die Stelle eines Menſchen trat.“ Als Hebbel einige Wochen vor der Aufführung bei dem Oberſtkämmerer Grafen Lanckoronski ſich einfand, da bemerkte dieſer in höflicher, halb entſchuldigender Weiſe gegen den Dichter: es wolle ihn bedünken, als ob die Magellona mit dem vor anderthalb Jahren ihm eingereichten Stücke Hebbels, (nämlich der Genoveva) einige Aehnlichkeit habe. „Allerdings nur hie und da, Herr Doctor!“ So ſah der oberſte Gerichtshof des Burgtheaters aus, auf den ſich der artiſtiſche Director desſelben Hebbel gegenüber allezeit auf das Ernſthafteſte berief und ausredete. Am 20. Januar wurde Magellona im Burgtheater aufgeführt und der Erfolg am erſten Abend war ein rauſchender. Chriſtine Hebbel ſpielte die Titelrolle, edel, gemüthstief; der vor Kurzem engagirte Joſef Wagner mit dunklem Feuer den „Bruno“, Julie Rettich voll Energie fanatiſcher Bosheit die Hexe Margarethe, La Roche, indem er ein grauenhaftes Genrebild zeichnete, den tollen Claus. Auch Siegfried und die übrigen Rollen fanden gute Darſteller. Aber der Faſching, an deſſen Schwelle dieſes Trauerſpiel erſchienen war, machte ſeine Rechte geltend, Schauſpielererkrankungen wirkten gleichfalls ſtörend ein, und bald war Magellona von der Hofbühne wieder verſchwunden. Mit ihr verſchwand auch die Judith, das einzige Drama Hebbels, das ſich noch hin und wieder an einem ſogenannten ſchlechten Theatertage hatte zeigen dürfen, und Alles, was unſer Dichter fortan noch ſchuf, war für das Burgtheater nicht vorhanden. Die Wiener Journalkritiker, der Mehrzahl nach von Laube abhängig, wetteiferten mit einander in Verunglimpfungen gegen Hebbel; die gebildeten, wie die ungebildeten Recenſenten ſtanden auf der Seite des artiſtiſchen Directors. — Dem bübiſchen Angriff, den z. B. Magellona in der längſt um ihren Einfluß gekommenen berüchtigten Theaterzeitung Adolph Bäuerles erfuhr, reichte die ſcheelſüchtige und geiſtloſe Beſprechung des Stückes im öſterreichiſchen Lloyd die Hand, wo eine Dichterin den Dramaturgen Leſſing ſpielte; ſie zeichnete ſich durch die Entſchloſſenheit aus, womit ſie in die Welt hinausrief: „Was der Flachkopf nicht verſteht, darüber lacht er“; oder: „Es muß endlich einmal ausgeſprochen werden: das Genie geht einſame Wege!“ — Hebbel nannte ſie in einem Epigramm „die geſtiefelte Katze“. Das Zuſammenwirken der Laube'ſchen Kameradſchaften und der Regiſſeurverdienſte dieſes Dramaturgen erzeugte im Publikum eine ihm durchaus günſtige Stimmung; Laube hatte in Wien die Mitwelt für ſich, die indulgente Bundesgenoſſin aller Thorheiten, wie Fallmerayer ſich ausdrückt.

So bitter Hebbel auch Jahre lang unter Laubes Mißgunſt und Abneigung gelitten, ſo viele Beleidigungen und Kränkungen er hingenommen hat, die ihm perſönlich und in ſeiner Frau durch den artiſtiſchen Director des Burgtheaters zugefügt wurden, ſo wenig fühle ich mich verſucht, in eine detaillirte Behandlung dieſer Unbilden einzugehen. Hebbels Lebensgeſchichte hat eine höhere Aufgabe, als ſolche ſchnöde Vorgänge breit zu erzählen. Ich werde nur das Nöthigſte berühren und vor Allem die Art der Theaterleitung Laubes, die man vielfach als eine muſterhafte auszurufen ſich bemüht, flüchtig charakteriſiren.

Laube hatte zum Theaterdirector enthuſiaſtiſchen Eifer, Beharrlichkeit und Sachkenntniß mitgebracht: aber den Eifer des Bühnenliebhabers, nicht die Liebe des kunſterfüllten Geiſtes, die Beharrlichkeit des Trachters und des Faiſeurs, nicht den geduldigen Fleiß des Säenden und Pflanzenden, die Sachkenntniß des Handwerkers, nicht die geläuterte Einſicht in die wunderſame Verbindung zwiſchen Technik und innerer Form. Wie der flache Juriſt nichts von der Durchſchnittslinie weiß, welche die Rechtsnormen durch das Menſchliche ziehen, wie er Beides für ein- und dasſelbe hält, ſo verwechſelt Laube das Dramatiſche mit dem Theatergebräuchlichen oder vielmehr das Eine exiſtirt für ihn nicht ohne das Andere: ſo ſind Sehen und Schauen, Coloriren und Malen, Schildern und Darſtellen einander deckende Begriffe für ihn. Dem Poeten, welcher beim Entwurf ſeiner lebendigſten Scene die äußere Einrichtung der heutigen Bühne nicht genugſam beachtet, ſpricht er in zweifelhafter Unſchuld die Anſchaulichkeit ab, und wenn er alsdann dieſe Scene in den richtigen Einklang mit den Seitencouliſſen, mit „rechts und links vom Zuſchauer“ und der ganzen Topographie der Bretter, welche die Welt bedeuten, geſetzt hat, ſo bildet er ſich alles Ernſtes ein, daß er ſelbſt erſt der ſinnlich ſchaffende Geiſt ſei. Lange bevor Guſtav Rümelin den großen engliſchen Dichter vor das rationaliſtiſche Tribunal rief, verſicherte Heinrich Laube (ich war Ohrenzeuge), daß Shakſpeare eigentlich von Anfang bis Ende „durchcomponirt“ werden müſſe. Und als Roderich Benedix in der „Shakſpearemanie“ ſeine Flickſchneiderwerkſtatt aufſchlug, da jauchzte Heinrich Laube über die äſthetiſchen Wahlverwandtſchaften. Er gewahrte keinen canelirten Tiſch, keinen architektoniſch fein gegliederten Schrank, ohne ſofort den Leim zu riechen. Ihm ſcheint, was dem Künſtler nur geſchenkt werden kann, ebenfalls erwerbbar, und ob er gleich die Ausdrücke Weihe, Begeiſterung, ſprachgebräuchlich gelten läßt: eine geheimnißvolle hohe Abkunft traut er dieſen Seelenzuſtänden gewiß nicht zu. Die Erwägungen über den „Zwiſchenvorhang“ beſchäftigten ihn mehr, als die Katharſis Goethen und Schillern beunruhigt hat, und über den „Vortragsmeiſter“, dieſes ſpäterhin von ihm entdeckte Jammergeſchöpf, ſchrieb er inſtändiger und ausführlicher, als Schiller über den Wilhelm Meiſter geſchrieben. Nicht auf das Weſen kam es ihm an, dem artiſtiſchen Director ſo wenig als dem jungdeutſchen Schriftſteller, ſondern auf den Schein, der doch nur dann der *ſchöne* Schein iſt, wenn er das Weſentliche ſpiegelt; nicht um das veredelte Bild der Natur, war es ihm zu thun, nein, um die getreue Wiedergebung des Natürlichen, innerhalb der Beſchränkungen der herkömmlichen Theaterpraxis. Dieſe Beſchränkungen waren *ſeine* Idealität. Tragiſche Erſchütterungen, wenn ihnen nicht ein Fauſtſchlag zugeſellt war, betrachtete er mit kühlem Antheil, wogegen ihm die nüchternſten Trauerſpiele eine Gewähr des Erfolges boten, ſobald ſie ſich in Exceſſen entluden. Für das ſanfte Wachsthum des Tragiſchen, wenn nicht hier und dort die Blüthe des Pikanten ausſchlug, hatte er keine Empfindung. Nicht daß er das Rohe und niedrig Effectvolle gewollt und geprieſen hätte: ſo möchte ich jene Bemerkungen nicht verſtanden wiſſen. Wohl aber liebte er die mit einem gefälligen Lack verſehene Derbheit und was auf den Reiz des Prickelnden losgeht, beim Producenten, wie beim Schauſpieler. Dem frechen, beutegierigen Stückeſchreiber legte er die Prädicate des „Dreiſten“ (ſein ſtehender Ausdruck!), des Beherzten und Friſchzugreifenden bei, dem Schauſpieler oder der Schauſpielerin, welche auf die Trümpfe, auf den Naturſchrei, auf das hohe C des Vortrages hinarbeitet, ſprach er die Vorzüge der

Wahrheit und Unmittelbarkeit zu. Das Werden anſchaulich machen, Steigerungen vorbereiten, leiſe Uebergänge wählen, war in ſeinen Augen Manier und akademiſcher Stil. Am ſchrecklichſten offenbarte ſich die innere Verwilderung der Darſtellung bei der Aufführung Schiller'ſcher Stücke, als die Hauptrollen aus den Händen der Meiſter in die der Geſellen hinüber gewandert waren. Der ſtarke Ueberſchuß der Stimmung, die Entzückung des Herzens, das hochgeſpannte Durchempfinden der idealen Mächte verblaßten, vertrockneten, erſchlafften immer merklicher, der edle Superlativ, in welchem ſich die Dichtung Schillers bewegt, ſchrumpfte immer fühlbarer zu einem naturaliſtiſchen Crescendo der Alltäglichkeit zuſammen. Ueber Goethes Taſſo und Iphigenie fuhr der Realiſt gleichfalls mit dem borſtigen Pinſel hin. Der Vers wurde nur verſchämt angedeutet, Tonfall und Cäſur bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht und verſchliffen und in eine etwas gehaltene Nonchalance der Proſa aufgelöſt. Aus dem beſchwingten Gange und der der bildenden Kunſt abgelauſchten Stellung der Rhythmen und Wendungen wurde ein unbequemes, weiheloſes Nebeneinander der gehobenen Sprache. Beſſer kam Laubes Comparſerieverſtand Shakſpeare zu Statten. Freilich hauſte er in dem Reichthume des Briten mit der Rückſichtsloſigkeit eines Gefreiten, der ſeine Kriegsleute befehligt, wenn ſie ſich das Raſthalten auf ein paar Tage behaglich machen wollen: da wurden Stämme umgehauen, Fenſterrahmen ausgebrochen, Säulen und Balkone beſchädigt. Weil man aber Shakſpeare gar nicht ſo viel nehmen kann, daß nicht noch immer genug übrig bliebe, ſo hatte Laube inmitten dieſes üppigen Details anſcheinend leichtes Spiel. An die Tragbalken der Shakſpeare'ſchen Handlung rührte er weislich nicht, dafür hauſte ſeine Art, wo die kleinen und feinen Motive laufen, deren Führung und Ausnützung gerade das höchſte dichteriſche Können des engliſchen Tragikers bezeugen.

Jeden Act ſuchte er, ſoweit er vermochte, epigrammatiſch zuzuſpitzen, die Schlußſcene eines jeden mit Theaterdonner und -blitz zu verſehen, wie der Komödiant ſeine Rolle mit einem „guten Abgang“. So wurden z. B. die zehn Acte Heinrich des Vierten zu einem fünfactigen Fallſtaff-Drama verſchnitten, ſo wurde Hamlet durch „dreiſte“ Kürzungen um die nothwendigſten pſychologiſchen, Mittelglieder betrogen. Ein überwältigendes Beiſpiel ſeiner Auffaſſung Shakſpeares gab er, nachdem er Wien verlaſſen und das Leipziger Theater übernommen hatte, in der Scenirung des Lear alldort und in der Begründung ſeiner barbariſchen Verbeſſerungen. Er ſtrich unter Anderem die Wahnſinnsſcene des vierten Actes, um aber das berühmte „Jeder Zoll ein König!“ zu retten, verlegte er dieſes Wort in die zweite Wahnſinnsſcene. Denn es erſcheine in der That „natürlicher“, ſagte er, wenn Lear aus dem Wetterſturm der Haide in die Ruhe vor Gloſters Schloſſe kommend, mit den Worten beginne, daß Regen, Wind und Donner auf ſein Geheiß nicht geſchwiegen, daß man ihn alſo mit der ſtäten Verſicherung belogen habe, er könne Alles! als wenn er dieſe Worte erſt einen Act ſpäter ſage, „wo Regen, Wind und Donner vergeſſen ſind“. Alſo die Größe der letzten Wahnſinnsſcene war für ihn ſtumm; das in dem irrweiſen König fortwühlende Bild jener ſchrecklichen Nacht löſchte der kleine Theaterverſtand aus, um der ſtumpfſinnigen Zuſchauer willen, der Herren Peter und Paul im Parquet, welche das Bild ſchon „vergeſſen“ haben, das der König nicht vergeſſen kann! Schon auf dem Burgtheater, ſagte Laube in einem ſeiner Theatergeſchichts-Werke, habe ihn dieſe Scene immer gepeinigt, und er habe ſie nur Anſchütz, dem alten Herrn nicht entziehen wollen, weil ſie ihm durch lange Uebung feſt in der Rolle ſaß. „Was ſoll ſie aber jetzt weiter? Alle Stadien des Wahnſinns ſind durchlaufen und wenn nun der alte König mit Strohkranz und Stecken nochmals geſprungen kommt, da wird der immer wiederkehrende Wahnſinn peinlich und läſtig . .“

Bei ſo geſchaffenem Kunſtgefühle war es nicht zu verwundern, daß Laube, als er einmal warm in ſeinem Amte ſaß, ſeiner Reſpectloſigkeit gegen die alten, bewährten Künſtler des Burgtheaters den anfänglich aufgeſetzten Dämpfer abnahm. Wenn früher unberechtigter Weiſe an der kaiſerlichen Bühne das Rollenmonopol geherrſcht hatte, ſo wurde ſie hingegen unter Laube nur zu bald ein Taubenſchlag. Er engagirte fortwährend neue Mitglieder, und ob ſie begabt oder nur brauchbar waren, ob ſie Talent oder nur Routine beurkundeten: jedwedes galt eine Zeitlang als der Inbegriff des Vortrefflichen, das man bisher fälſchlich in den Schauſpielern der „alten Schule“ glaubte beſeſſen zu haben. Als Hebbel einſt die Alten und die Jungen zuſammen ſpielen ſah, da kam es ihm ſo vor, als ob man Marionetten zwiſchen lebendigen Menſchen durchzöge. In der That, Laube zuchtmeiſterte das friſch angeworbene Perſonal, als beſtände es aus Recruten, und bei vielen dieſer Eintagskünſtler war ſolches Exercitium vonnöthen, wenn nicht Alles außer Rand und Band gehen ſollte.

Unter den neuen Schauſpielern hatten ausſchließlich Bogumil Dawiſon, Marie Seebach und Joſef Wagner künſtleriſche Phyſiognomien. Joſef Wagner erfreute durch eine friſche Männlichkeit und ein naiv leidenſchaftliches Naturell, das auch ſpäterhin nichts an Unbefangenheit einbüßte, als er in die tiefgefärbte Tragik hineinwuchs. Bogumil Dawiſon und Marie Seebach ertrugen nicht lange die Zumuthung des artiſtiſchen Directors, ſich ſeinem ſchöpferiſchen Athem als Klötze auszuliefern, und ſie verließen darum bald das Burgtheater, wohl auch von dem Stachel des Virtuoſenthums getrieben. Verſchiedene Nationalitäten hatten ſich vereinigt, um die künſtleriſche Erſcheinung Dawiſons hervorzurufen. Vom Polen rührte die innere Unruhe, die Beweglichkeit und das Träumeriſche her: dem Deutſchen verdankte er die Kritik und den Drang nach Vertiefung; in der leichten Behandlung ſchwieriger Aufgaben, im chevaleresken Anſtand und im Verwerthen des Wirkſamen war der Franzoſe ſein Lehrmeiſter; endlich hat ihm auch der Jude was Erkleckliches an Verſtandesſchärfe, an Witz und Spitzfindigkeit abgelaſſen. Seiner Leidenſchaft fehlte nicht die Hitze, aber die Größe, ſeinem Kunſtverſtande nicht die Empfindlichkeit der feinen Wage, aber der Sinn für's Einfache, ſeinem Herzen nicht der ausgiebige Schlag, aber die Wärme. Er zerrte uns in der Tragödie öfter mit ſich, als er uns fortriß, er nöthigte mit Heftigkeit den Antheil des Gemüthes ab, war jedoch außer Stande, es zur vollen, freudigen Hingebung zu bewegen. Wo er hingegen mit gebrochenen Farben malte, da durfte er ſtets einer mächtigen Wirkung gewiß ſein; wo die Darſtellung des Verſengenden der Leidenſchaft geboten war, des von Klammern ſich gewaltſam befreienden oder des zerſplitterten Gefühls, dort ergriff er den Zuſchauer jedes Mal, ja dort entwand er uns den ſtillen Wunſch: daß er uns mit den ärgſten Zuckungen der Empfindung verſchonen möge, wie eine begehrenswerthe Trophäe. Ihm war eine mit Berechnung innig verſchwiſterte Dämonik eigen, welche an jene Edgar Poes gemahnt, und eine von mathematiſcher Wachſamkeit begleitete Gereiztheit des Ausdrucks. Dazu die zwiſchen Ironie und Schmerz mannigfaltig wechſelnden Geſichtszüge, die geſchmeidigen Körperformen des Künſtlers, die tigerartigen Gebärden und Schritte, die volltönende, auch im Schnarren und Winſeln noch feſſelnde, nicht leicht müde werdende Stimme: wie ſollte da ſein Richard der Dritte und ſogar ſein Othello wirkungslos bleiben! — Marie Seebach, ſinnig und nervös zugleich, voll echten Stylgefühls und mit der zarten Hand für das Zarte ausgeſtattet, zeigte leider ſchon im Anfange ihrer künſtleriſchen

Laufbahn einen unwiderſtehlichen Hang zum Ueberfeinern und Verkräuſeln der Natur, legte mit Vorliebe in jeglicher Rolle das Geäder bloß und klügelte ihre Clärchen und Gretchen, Desdemona und Ophelia allmählich in jene bewußte Unbewußtheit hinein, wo der Zauber des Lebendigen erliſcht. — Laube, dem die Selbſtändigkeit dieſer beiden Schauſpieler-Individuen verhaßter war, als ihm ihre Gebrechen widerſtrebten, athmete ordentlich auf, als ſie ſeinem Theater den Rücken kehrten.

Wie er in den Dreißiger Jahren mit unſerer claſſiſchen Dichtung tabula rasa gemacht, eine neue Poeſie, Sprache und Cultur proclamirt hatte, ſo war er als Director des Burgtheaters aus Leibeskräften bemüht, das Alte zu beſeitigen, Neues an deſſen Stelle zu rücken, zu probiren und zu experimentiren, daß Einem die Augen übergingen. Kenner des Theaters, wie Gutzkow, hatten die muſterhafte Ordnung der Geſchäfte an den Vorſtellungen des einſtmaligen Burgtheaters gerühmt, das Enſemble desſelben war in Oeſterreich und Deutſchland ſprichwörtlich geweſen, der Kranz ungewöhnlicher ſchauſpieleriſcher Talente als eines der koſtbarſten Kunſtgüter Wiens angeſehen worden: Heinrich Laube erklärte rundweg, er habe Schutt und Moder weggeräumt, unter ſeiner Leitung erſt habe man zu lernen angefangen, was Zuſammenſpiel ſei und bedeute, erſt ſein Auge habe die ausgezeichneten Künſtler ausgeforſcht und entdeckt. Sophie Schrödern, verſicherte er, ſei die Größe und Gewalt, aber nicht das Herz der Tragödin eigen geweſen, tragiſche Liebhaber und Liebhaberinnen hätten dieſer Bühne ſtets gefehlt, nicht einmal Löwe habe einen tragiſchen Helden vorſtellen können. Julie Rettich ſei die unmittelbare künſtleriſche Macht verſagt geweſen, und Anſchütz habe „in einigen Rollen" hochtragiſche Scenen „getroffen". Die Mehrzahl ſeiner nichtbürgerlichen tragiſchen Rollen habe, trotzdem daß ſie immer reif und werthvoll waren, „der Höhe entbehrt". Denn die

Sinnesart ſei bürgerlich, der poetiſche Ausdruck ein ſchulmäßig gebildeter geweſen, nicht ein direct aus ſeinem Weſen entſproſſener. „Man achtete das, man mußte es loben, aber den erwarteten Eindruck idealer Poeſie empfing man nicht." Demgemäß drückte er die alten Schauſpieler, die Scheingrößen nach ſeiner Anſicht, wo ihm nicht diplomatiſche Vorſicht geboten ſchien, wie z. B. bei Julie Rettich, mit welcher er, des Freiherrn von Münch wegen, in leidlichem Einvernehmen zu bleiben ſuchte. Am ſchlimmſten verfuhr er mit Chriſtine Hebbel, die er methodiſch aus der ihr angemeſſenen Sphäre hinausdrängte, ferner mit Ludwig Löwe, den er um volle zehn Jahre ſeiner Wirkſamkeit gebracht hat; den nämlichen Löwe, welchem er einſt in's Album geſchrieben: „ . . . Ich ſage deshalb nicht: Gott erhalte uns Löwes Jugend, ſondern nur: Gott erhalte uns Löwe!" Das Perſonal wurde nicht ergänzt, heißt es in einem Aufſatze Hebbels, ſondern, ſo weit es ging, todtgeſchlagen, damit man Raum für die neue eigenhändige Pflanzung gewann, und das war leicht zu machen: denn man braucht den Tragöden nur in die Komödie hineinzuſchieben, den Komöden in die Tragödie, den Plaſtiker in den lyriſchen Kreis, den Lyriker in den plaſtiſchen, ſo ſind Schröder und Eßlair, die Rachel und die Riſtori verloren. Das Wiener Publikum, nicht zu ſeinem Lobe läßt ſich dies ſagen, ſah im Durchſchnitt ohne Mißvergnügen dieſe Vorgänge an, wie es ſpäter ohne Unwillen Laubes Theorie anhörte, womit er ſeine Praxis erläuterte und bekräftigte: das Wiener Publicum duldete es, daß die ſtolzeſten Häupter der tragiſchen Darſtellung als überſchätzte Größen von Laube behandelt wurden, und verknüpfte den ohnehin ſelten in der Preſſe auftauchenden Einſpruch gegen ſolche böotiſche Kunſtübung mit Perſonalfragen und Privatgehäſſigkeiten, die nicht in der Sache ſelbſt lagen. Daß Wien die ausgezeichnetſte Tragödiendarſtellung habe, und zwar erſt ſeit Heinrich

Laube, galt nun als unumſtößliches Axiom. Heinrich Laube trat von ſeinem Poſten zurück — und ehe ſechs Monate nach dieſer merkwürdigen Begebenheit verſtrichen waren, machte er mit erſtaunter, naiver Miene, man möchte ſagen mit einem Kindergeſicht, die Wahrnehmung, daß die noch kurz vorher erſte deutſche Bühne im Handumdrehen zur letzten herabgeſunken und daß „binnen einem halben Jahre das alte geſchulte, an Tradition ſo reiche Publikum aufgelöſt worden“. Er entdeckte wieder Mancherlei, aber diesmal nichts Gutes. Er entdeckte z. B. daß ſeine Lieblingsſchauſpielerin über Nacht aufgehört habe, Sorgfalt auf die Behandlung des Verſes zu verwenden, daß ihr urſprünglicher Fehler: falſcher Betonung, welcher „zuweilen“ hervorgetreten ſei, ſich nun in ein ſtehendes Laſter zu verwandeln ſcheine. Er ſchlachtete Hekatomben grimmigſten Tadels, ſtand, wie ein Augur, bei den ausgeweideten Opferthieren und prophezeite, allerdings tief aufſeufzend und mit den Gebärden der Rührung, welche er am Sarge dahin geſchiedener Burgſchauſpieler allzeit ſo ſchön zu entfalten verſtand, die baldige Zerſplitterung des Burgtheaters, den Verfall dieſer einſt muſterhaften Anſtalt. Und das Publikum, in Bauſch und Bogen genommen, nun das Publikum fand wieder, daß Laube Recht habe.

Dieſe vorgreifenden Hinweiſungen auf die nachmaligen „hiſtoriſchen“ Urtheile Laubes rechtfertigen das über ſeine Bühnenführung Geſagte auf das Eindringlichſte. Das Burgtheater zu jener Zeit war eben ein Raubbau, der nicht dadurch an Beſtand gewann und den unbefangenen Sinn über ſeine Gebrechlichkeit täuſchte, weil Laube ſeinen ganzen Fleiß darauf verwendet und mit der Energie eines Wachtmeiſters die Geſchöpfe ſeiner Gunſt gedrillt und dreſſirt hatte. Seinen ganzen Fleiß? Nicht doch. Er vergaß über dem Director den Theaterſchriftſteller oder den dramatiſchen Dichter, für den er ſich hält, keineswegs. Stück für

Stück ſchrieb er für das Burgtheater und ein jegliches war ſeiner aufrichtigen Theilnahme gewiß. Noch bevor ein Jahrzehnt abgelaufen war, hatte er ein halbes Dutzend neuer Dramen beiſammen, welche im Verein mit dem andern halben, womit er nach Wien gekommen, den Grundſtock des modernen Repertoires an ſeiner Bühne bildete. Die meiſten ſeiner Stücke drehten ſich um das Günſtlingsthema, worin er einen unerſchöpflichen Born von Variationen erblickte: Monaldeschi, Struenſee, Graf Eſſex, Montroſe, nach Hebbels Tode auch Demetrius; ja ſogar unſer nationaler Dichter iſt in den **Karlsſchülern** zu einer Art Abenteurer und Emporkömmling gemißbraucht worden.

Wo ihm die Möglichkeit winkte, demonſtrative Reden anzubringen, Anſpielungen und Tiraden, welche die in Wien abermals geſäete Unzufriedenheit zu politiſchen Kundgebungen reizen konnten, da wagte er es ohneweiters, trotz Alexander Bach und Leo Thun, und errang dadurch den Ruhmesvortheil kühner Unbeſonnenheit, dieſer ſonſt ſo beſonnene Mann. Seine Schauſpieler und Schauſpielerinnen beeilten ſich, den Dichter Laube begeiſtert zu unterſtützen, „und wie im Feenmärchen“, nach Hebbels Worten, „der Ritter nur dann zur Prinzeſſin gelangte, wenn er vorher den einen oder den andern Drachen herzhaft umarmt und geküßt hatte, ſo fand jeder männliche Gaſt von Bedeutung rathſam, ſich den Wienern als Schiller vorzuſtellen, während jeder weibliche gern als Lady Rutland oder als Königin Chriſtine ſein Compliment machte, was dann den Werken neben fleißiger Benutzung der Sonn- und Feſttage ihren Erfolg ſicherte . .“ Wie Friedrich Halm, dieſer mit dem Theaterbedürfniß innig vertraute Dichter, dieſer feine Künſtler, der doch nicht den mindeſten Grund hatte, ſich perſönlich über Laube zu beſchweren, deſſen Dramaturgen-, Regiſſeur- und Dichterthätigkeit auffaßte, dies ſagen uns ſeine gegen Laube gerichteten Xenien, die ſich in dem Nachlaßbande der Gedichte vorfinden:

> Wenn er nicht dirigirt, ſo ſchreibt er Stücke,
> Und ſchreibt er nicht, ſo dirigirt der Mann!
> So grinſt Entſetzen hier und dort mich an,
> Hier Dramaturgenwahn, dort Dichtertücke;
> Denn, dirigirt er nicht, ſo ſchreibt er Stücke,
> Und ſchreibt er nicht, ſo dirigirt der Mann!

Keines der Stücke, die Laube bei ſich ſelber einreichte, flößte ihm irgend welches Bedenken ein; trat ihn aber eine ehrliche kritiſche Stimme mit der Forderung an, daß er mit einem Drama Racines oder einer Tragödie des Sophokles den Verſuch machen ſolle, um das geſunkene Stylgefühl zu heben, einen neuen Strom in das laulich gewordene Waſſer des deutſchen Theaters zu leiten, da lehnte er ſolch ein Anſinnen ebenſo hochmüthig als verächtlich ab. „Antiquariſches Lehren iſt doch wahrhaftig nicht Aufgabe des Theaters, welches dem klaren Zwecke einer lebensvollen Erhebung oder Erheiterung nachzuſtreben hat.“ Zwanzig Jahre ſpäter langte der in Geſinnungsmetamorphoſen gewandte Principal als Leiter des Wiener Stadttheaters nach den angeblich antiquariſchen Stücken, nach der Athalie Racines und der griechiſchen Antigone. Was nun die Dramen Hebbels betrifft, ſo wußte er bei jedem derſelben einen Haken oder ein Häkchen zu bezeichnen, welches die Zurückweiſung nothdürftig motiviren mußte. Hier war der Stoff politiſch oder religiös anſtößig, dort die Behandlung untheatraliſch, das eine Stück widerſtrebe dem „modernen“ Geſchmack, das andere bereite dem Moralcodex ein Aergerniß, das dritte ſpiele in der antiken Welt, für die wir kein Verſtändniß mehr hätten, zum vierten fehle ihm ein geeigneter Schauſpieler, das fünfte gefalle ihm nicht. Alle dieſe Einwendungen löſten ſich in

Dunſt und Nebel auf, ſobald ein anderer als Hebbel für ein bibliſches oder in der alten Welt ſpielendes Drama die Darſtellung auf der Burgbühne heiſchte. Gegen eine Ruth von Frau von Binzer, der Freundin Chriſtians von Zedlitz, eine Klytämneſtra Tempeltey's, einen Heinrich von der Aue Joſef Weilens ſträubte ſich der artiſtiſche Director nicht im mindeſten; ja ſogar eine Schülerarbeit nichtigſter Art, wie der Familiendiplomat des Herrn Arnold Hirſch, wurde liebevoll angenommen und ſcenirt. Daß er es mit der Reinhaltung des Moralcodex nicht genau nahm, bewies der Schwarm neufranzöſiſcher Stücke auf der kaiſerlichen Bühne, unter denen die meiſten den Ehebruch umſchmeichelten und umgaukelten.

In jener Epoche wurde das Repertoire des Burgtheaters mit den Stücken Otto Ludwigs und Grillparzers aufgeputzt. Es iſt möglich, daß Laube wirkliche Sympathie für Ludwig empfand, wiewohl der innere Gegenſatz zwiſchen dieſem Dichter und ihm ein bis zu den Wurzeln hinabreichender war, was denn auch die Nachlaßſchriften Ludwigs unzweifelhaft darthun. Aber nicht nur möglich, ſondern gewiß iſt es, daß Laube mit den Farben des Erbförſters jene der Maria Magdalena vom Burgtheater verdrängen wollte, mit denen der Makkabäer die der Judith. Außerdem drang er, wie ſeine eigenen Freunde öffentlich ausplauderten, gleich nachdem Hebbels Agnes Bernauer auf der Münchener Hofbühne geſpielt worden, ernſtlich in Otto Ludwig, daß dieſer ſeine eigene Agnes Bernauer ſo raſch als möglich für das Burgtheater vollenden möge. — Durch die Pflege der Grillparzer'ſchen Poeſie hinwiederum wollte er beweiſen, daß in ſeinem Herzen neben der Werthſchätzung Charlotte Birch-Pfeiffers und der Bewunderung Victorien Sardous auch Raum ſei für die Liebe zu einem vornehmen Dichtergeiſte, dem bedeutenden „vaterländiſchen“ Poeten, den man ſo lange vernachläſſigt habe. Hebbel freilich glaubte nicht recht an die Aufrichtigkeit dieſer Liebe. Denn er erinnerte ſich der Worte Laubes, als dieſer Achtzehnhundertachtundvierzig nach Wien gekommen war. „Wir hatten“, lautet eine Tagebuchſtelle, „in ſeinem Gaſthauſe ein Geſpräch über Grillparzer, den er ſo weit wegwarf, daß ich mich zu der Frage veranlaßt ſah, ob er ihn denn auch geleſen habe. Grillparzer war nach ſeinem Ausdruck ein Cadaver, der nur noch ſo auf den Wellen mit fortgeſchoben werde, und er könne es gar nicht glauben, daß ich über dieſe „hohle Nachgeburt der Romantik“ anders dächte, aber ich, ich ſei der Meſſias. Wenn Sie, fügte er dann hinzu, bei der Wahl Ihrer Stoffe nicht immer erſt zwei Drittel Ihrer Kräfte aufbieten müßten, um dem Publikum den Gegenſtand appetitlich zu machen, ſo würden Sie mich, Gutzkow und uns Alle ſo darnieder werfen, daß wir nie wieder aufſtehen könnten. Dieſe Aeußerung blieb mir buchſtäblich im Gedächtniß, weil ich etwas Wahres darin fand . .“ — Die Verwandlungsfähigkeit der Anſichten Laubes war aber ſo ſehr ausgebildet, daß er heute verehren konnte, was er geſtern noch gemißachtet hatte. Auf Grillparzer deutete er nun ſelbſtzufrieden, wenn man ihn der Geringſchätzung idealer Poeſie beſchuldigte, und wo man ihm Uebelwollen gegen Hebbel vorwarf, was ohnehin ſelten geſchah, da zeigte er auf Otto Ludwig hin, der doch ähnliche Gegenſtände, wie Jener, dramatiſch verarbeite, aber dabei „geſund“, „naiv“ und „bühnengerecht“ ſei. Die kritiſirenden Prätorianer Laubes ſtimmten in dieſe Tonart mit ein und hoben was ſie an Hebbel Eigenſinn, Gewaltſamkeit, Raffinement ſcholten, an Otto Ludwig als dramatiſche Kraft und Unmittelbarkeit hervor.

Hebbel war Laube gegenüber ſchutzlos, rechtlos, vogelfrei. Nie, ſagte er, würde er ſich nach den gemachten Erfahrungen abermals der Gefahr der Ablehnung eines ſeiner Dramen bei Laube ausgeſetzt haben, wenn er nicht auf den Erwerb bedacht ſein müßte. Seine ökonomiſchen Verhältniſſe ſeien denn doch unſicher und er möchte nicht, wenn ihn das Schickſal dazu auserleſe ſeine geliebte Frau zu überleben, im Hoſpitale enden, wie Cervantes. Was ein Dichter vom Schlage Heinrich Laubes als Journaliſt könne, um ſich ein ſtattliches Jahreseinkommen zu erſchreiben, das habe ihm die Natur nun einmal verſagt. In der erſten Aufwallung des Zorns wollte ſich Hebbel zur Wehr ſetzen. Laubes Beſtellung einer Bernauer-Tragödie bei Otto Ludwig beſtimmte ihn, da der artiſtiſche Director die ſeinige unter Berufung auf die Mißlichkeit des Themas abgelehnt hatte, welches bei jeder Behandlung dasſelbe bleibe, dem Grafen Taafe die Frage vorzulegen, wie eine ſolche Handlungsweiſe zu betrachten ſei. Der Graf, ein ihm perſönlich unbekannter und, wie er bei dieſer Gelegenheit erfuhr, ſeinen Arbeiten ſogar ſehr abgeneigter Mann, antwortete: ſie ſei unbillig, ungerecht und unehrenhaft. Dieſer Anſicht traten mehrere gewichtige Männer bei. Das Schriftſtück ſollte im Falle, daß es nöthig wäre, der Oeffentlichkeit übergeben werden. „Wenn übrigens“, ſchrieb Hebbel an Profeſſor Pichler, der ſich jenen Männern gleichfalls angeſchloſſen, „aus der ganzen Sache nichts wird oder gar nichts dahinterſteckt, ſo muß Herr Laube ſich bei ſeiner eigenen journaliſtiſchen Clique bedanken, welche die Niederträchtigkeit als nahe bevorſtehend in ihren Blättern angekündigt hat.“ Das ſich zur Wehr ſetzen Hebbels war nicht ernſt gemeint. Er verzichtete ſchweigend, wenn auch hin und wieder ſchmerzlich bewegt oder bitter grollend auf die innern, wie äußern Vortheile der Wirkung ſeiner Stücke von der Bühne herab; er betrat Jahre lang nicht mehr das Burgtheater, ja er hörte gänzlich auf, Zeitungen zu leſen und duldete nicht, daß man ihm welche in's Haus brachte. Daß dieſe ihm aufgezwungene Entfremdung vom Theater ſo wenig heilſam als ermunternd für den Dichter war, verſteht ſich von ſelbſt. Glücklicher Weiſe hatte ſein Seelenleben Saugorgane genug, um ſich zu nähren und zu erquicken, ſtand ſein Menſchenglück und Künſtlerdaſein nicht auf zwei Augen; nicht auf denen des jungdeutſchen Schriftſtellers. Doch ſoll Laube darum das Verdienſt unbenommen bleiben, unter allen Zeitgenoſſen Hebbels am meiſten unſeren Dichter gequält und gemartert zu haben.

Um ſo enger ward nun das Band zwiſchen Hebbel und ſeinen Freunden, um ſo lauterer ſeine Freude, wenn ihm der geiſtige Antheil ſinnvoller und edler Menſchen bewies, daß ſein Denken und Empfinden einen ſchönen Wiederhall gefunden. Zu ſeinem Umgange zählten nunmehr auch die Profeſſoren Ernſt Brücke, Bonitz und ſpäter Ludwig. Unter dieſen Dreien ſtand ihm ſofort nach der erſten Begegnung Brücke am nächſten. Raſch entwickelte ſich ein freundſchaftlicher Verkehr zwiſchen ihnen, der ſich binnen Kurzem zu einem innigen und dauernden geſtaltete. Ernſt Brücke theilte mir über dieſes Verhältniß Nachſtehendes mit.

„. . . Ich wurde mit Hebbel bekannt durch unſeren gemeinſchaftlichen Freund Louis Gurlitt. Der Dichter kam mir mit lebhafter Freundlichkeit entgegen. Ich ſah bald, daß ich dies zum Theil einem zwar egoiſtiſchen, aber doch rühmlichen Motive zu danken hatte. Hebbel, der ſich ſo viel und ſo ernſthaft mit dem Seelenleben des Menſchen beſchäftigte, wünſchte auch einen Blick zu thun in die mechaniſche Werkſtatt, in welcher der Faden des Lebens geſponnen wird. Es handelte ſich nun für mich darum, ihm etwas zu zeigen, was ſeine Anſchauungen bereichern konnte, ihm aber auch zugleich die Schwierigkeiten nicht zu verhehlen, die der weiteren Erfüllung ſeines Wunſches entgegenſtanden. Ich führte ihn in das berühmte Joſephiniſche Cabinet, von anatomiſchen Wachspräparaten und erklärte ihm, was ſich auf kurzem Wege erklären ließ. Dann zeigte ich ihm, wie das, was er dort als feinſte Fäden dargeſtellt ſah, in der Wirklichkeit noch wieder aus Hunderten von viel feineren, dem bloßen Auge gar nicht ſichtbaren Fäden beſtehe. Ich ſetzte ihm ferner auseinander, daß die Durchforſchung der Körpertheile mit dem Auge für uns nur eines von den Mitteln zum Zweck ſei, daß wir den weſentlichſten Theil des Schatzes unſeres Wiſſens erſt durch mühevolle chemiſche und phyſikaliſche Unterſuchungen und durch zahlloſe, zum Theile grauſame Verſuche an lebenden Thieren zuſammengetragen haben. Hebbels ſcharfer Verſtand und raſche Auffaſſung ließen ihn nicht lange darüber in Zweifel, daß der Codex unſeres phyſiologiſchen Wiſſens, beſchränkt und lückenhaft, wie ſein Inhalt iſt, für den, der ſich ſeinem Studium nicht ganz hingeben kann, ſtets ein Buch mit ſieben Siegeln bleiben wird; aber unſere Bekanntſchaft war gemacht und wir hatten geiſtige Berührungspunkte genug gefunden, um unſeren Umgang fortzuſetzen. Bis an Hebbels nur zu frühzeitiges Lebensende hat mich aufrichtige und ungetrübte Freundſchaft mit ihm verbunden. Ich habe viel ſchöne und genußreiche Stunden mit ihm verlebt. Seine Unterhaltung war, wie Sie wiſſen, im höchſten Grade feſſelnd. Die Gedanken erwuchſen ihm auch im Geſpräche ſo ſchnell und in ſo reichlicher Fülle und kamen mit ſolcher Lebhaftigkeit zum Ausdrucke. Dabei war die geſtaltende Kraft des Dichters unterſtützt von einer reichen Beleſenheit und einem ſtets treuen Gedächtniß . .“

Mehr als der ſprachwiſſenſchaftliche oder archäologiſche Fachgelehrte iſt der Mann der Naturwiſſenſchaften im Durchſchnitt empfänglich für künſtleriſche Gegenſtände, bringt er eine ſchöne Neugierde den Gebilden der Phantaſie entgegen. Dies mag von der Gemeinſamkeit des realen Bodens kommen, auf dem Künſtler und Naturforſcher ſich bewegen, und zugleich von dem Umſtande der ganz und gar getrennten Mittel, deren ſich ein jeder der Beiden bedient, um das Stoffliche in Form zu verwandeln. Darum tritt der Naturforſcher an den Dichter naiver heran, als

z. B. der Philolog in den meiſten Fällen, weil dieſer, indem er das poetiſch Geſtaltete, ſeiner Aufgabe gemäß, wieder zum Stoffe herabſetzt, womit und woran er operirt, ſich allzu gerne verleiten läßt, ſeine Verſtandesthätigkeit mit Anſchauung zu verwechſeln, und die Ergebniſſe ſeiner abſtracten Unterſuchungen auf das ſchöpferiſche Gebiet zu übertragen. Bei Ernſt Brücke geſellte ſich zu jener Empfänglichkeit noch ein urbaner Geiſt hinzu, ein zwiſchen Ehrfurcht und Behagen gemiſchtes Vergnügen an der Kunſt. Er erinnert, ſo auch in ſeinen Aeußern, an die Humaniſtenköpfe der Reformation, an das milde Feuer eines Erasmus, an die alterthümliche Unerſchrockenheit im Vordringen, welche dabei die menſchliche Beſchränkung weder vergißt, noch beklagt. Sein bleiches, bartloſes Geſicht rief mir oft den Vers aus dem Fauſt in's Gedächtniß: „— den ich ſo manche Winternacht an dieſem Pult herangewacht!" aber das ernſt zufriedene Auge und die wohlgenährten Formen ließen den Eindruck der Unruhe nicht aufkommen.

Im Frühlinge des Jahres 1854 empfing Hebbel den Beſuch eines jungen Poeten, Auguſt Wolf, der auf ſeiner Reiſe von Königsberg nach Italien einige Tage in Wien verweilte. Er verdient um ſeines eigenthümlichen Talents willen, daß ſeiner mit einigen Worten hier gedacht werde. Schon Achtzehnhundertſiebenundvierzig hatte er an Hebbel geſchrieben und im Gefühle wahlverwandter Neigung ſich die Erlaubniß erbeten, ſeine Gedichte ihm widmen zu dürfen. Hebbel hob gegen mich, als er mir einſt dieſe Sammlung mittheilte, die lyriſch plaſtiſche Begabung des Autors und den ſtarken Puls einzelner Stücke hervor. Ein kleines Drama: Leben, eine Tragödie betitelt, brachte ihm Auguſt Wolf im Manuſcript, und auch dieſes Werk rühmte unſer mit Anerkennung kargender Dichter als die Probe eines aus der Tiefe ſchöpfenden Talents. Dem jungen Manne, der bereits den Todeskeim in der Bruſt trug, thaten Hebbels warme Worte ſchmerzlich wohl; ſchmerzlich deshalb, weil er ſelbſt am beſten über ſeine Schranken hinausſah. „Ein glühender Lebensdurſt, ein hohes Gefühl für das Schöne und ein ſcharfer Verſtand, dem zerſetzende Kritik zur Nothwendigkeit geworden: die Miſchung dieſer Elemente brachte in ihm einen Conflict hervor, der hindernd auf alle Thätigkeiten ſeines Lebens wirkte. . . Dem Riß, der durch ſein Inneres ging, erlag endlich der Körper. In der Novellette aus Lope de Vegas Leben, welche durchaus Erfindung iſt, hinterließ er einen ſprechenden Zug ſeines Weſens, eine Art geiſtigen Porträts. „Der Stern der Schönheit war das Fatum ſeines eigenen Dichterlebens . .“ So heißt es in dem Vorworte zu ſeinen durch Freunde herausgegebenen Schriften. Sein ſchwermüthig grübelnder Geiſt prägte ſich, im Gegenſatze zu Anderen ſeines Gleichen, in einer anmuthenden Bildlichkeit aus, das wehevolle Thema vom armen, wehrloſen Menſchenkinde beſchwingte eine ſanfte, ja ſüße Melodik. Um eine Talentoctave tiefer, wenn ich ſo ſagen darf, ſang er halb in der Weiſe Hölderlins, halb in jener Leopardis. Eine ſeiner Gnomen lautet alſo: „Tief empfundene Wahrheiten, wirkliche Leidenſchaften erſchüttern oft die ſociale Stellung eines Menſchen tiefer und verderben ſein Leben mehr, als Laſter und ſelbſt Verſunkenheit. Nichts verträgt ſich weniger mit den Convenienzen und Erforderniſſen der Geſellſchaft und des alltäglichen Lebens.“ — Als ich eines Abends Auguſt Wolf bei Hebbel traf, da ſprach der Gaſt wenig und das Wenige mit beſcheidener Sicherheit. Aus dem gelblich blaſſen Oval ſchauten große leidenſchaftliche Augen, die nach Heilung auszulugen ſchienen; nach zwiefacher Heilung. Wir gingen zuſammen fort und nach dem Abſchied von dem ſeelenvollen und kränklichen Manne war in mir, dem noch nicht gereiften Menſchen, ein räthſelhafter Antheil zurückgeblieben.

Ungefähr um dieſelbe Zeit ward Hebbel die freudige Genugthuung zu Theil, daß Adolf Holtzmann in der Vorrede zu der zweiten Auflage ſeiner Indiſchen Sagen ihm ganz beſonders für die Anzeige dankte, welche Hebbel vor vielen Jahren in den Wiener Jahrbüchern (Band 123) jenen wunderbaren Nachbildungen gewidmet hatte. Er fand hier wahre Poeſie, welcher elektriſche Kraft genug innewohne, um noch durch den Conductor der weitabliegenden abendländiſchen Sprachen hindurch Herzen zu erſchüttern und Gemüther zu entflammen. Befriedigt deutete Holtzmann auf dieſes Urtheil des Dichters hin. Indem ſich Hebbel jetzt der bedeutſamen Dankesworte Wilhelm Danzels erinnerte, welche ſchon im erſten Bande dieſer Erzählung erwähnt worden, bekannte er, daß ihn dergleichen geiſtige Achtungsbeweiſe doppelt und dreifach für all das Schmähliche entſchädigen, das ihm von anderer Seite zugefügt werde. „Dem Edelſten können die kleinen Schreiber und die großen Journale den Tag verderben“, ſagte er zu mir, „das iſt gewiß: Shakſpeare ſo gut, wie Goethen, aber über das Jahr haben ſie keine Gewalt.“

Gerade dazumal las er wieder eifrig in den Indiſchen Sagen, und zwar im Hinblick auf eine dramatiſche Production, wofür er Farben vom Ganges brauchte. Es war ein fremdartiger Stoff, den der Zufall herangeweht hatte. Er war eines Tages in die Bibliothek des Polizeiminiſteriums gekommen und plauderte dort eine Weile lang mit dem Beamten Braun von Braunthal, einem jener öſterreichiſchen Poeten, deren Unvollkommenheit bei uns zu Lande ſo gerne auf den Druck der Kanzleigeſchäfte zurückgeführt wird. Im Verlaufe des Geſprächs fragte ihn Braunthal, ob er denn nie daran gedacht habe, die Fabel vom Gyges dramatiſch ſich anzueignen; das wäre ein Gegenſtand für ihn! Braunthal ſkizzirte die Fabel, wie ſie Herodot erzählt, und Hebbel hörte aufmerkſam zu. Sehr merkwürdig! ſagte er dann, und im

Nachhauſegehen ſah er das ganze Bild, dramatiſch umriſſen, vor ſeinem innern Auge brennen. Sogleich nahm er den Lange'ſchen Herodot aus ſeinem Bücherſchranke und ſchon in den nächſten Tagen entſtanden die erſten Scenen des Stückes. Er begann mit dem zweiten Acte, weil er, den Anreiz zu dem Stoffe für ein Irrlicht haltend, noch kein rechtes Vertrauen zu ihm hatte und darum auf gut Glück dem Centrum des Gedichtes näher in den Bau hineingehen wollte. Zwei Acte waren gegen Ende des Frühlings vollendet, da riß der Stimmungsfaden ab. Als er im Juli ſich mit ſeiner Frau nach Marienbad in Böhmen begab, wo dieſe den ihr verordneten Geſundbrunnen trinken ſollte, da hoffte er, der Muſe im Schutze der prächtigen Wälder wieder zu begegnen. Aber es fand ſich nur ihr Schattenbild ein. Er haſchte Züge und Lichter für das Drama, gebrauchte die Cur überflüſſiger Weiſe gleichfalls und ſtellte den Fortgang der poetiſchen Arbeit dem Herbſt anheim.

In Marienbad wurde er mit Guſtav zu Putlitz und mit Friedrich von Uechtritz bekannt. „An Uechtritz und Putlitz“, ſchrieb er mir, „haben wir einen ſehr angenehmen Umgang, nur verführen wir uns gegenſeitig, nicht zum Eſſen oder zum Trinken, ſondern zum geiſtigen Zechen, zum übertrieben vielen Sprechen, was auch ſeinen Rauſch erzeugt. Beide ſind ebenſo treuherzige und offene als feine Männer, mit denen ſich vortrefflich verkehren, wohl auch für die Zukunft der Faden fortſpinnen läßt.“ Insbeſondere erſchien ihm der betagte Dichter aus der Zeit der deutſchen Romantik, „fein im Innern, wie im Aeußern“, als ein Mann, mit dem ein Verhältniß für's Leben anzuknüpfen ſei; und es freute den Jüngeren, daß Uechtritz nie etwas von ihm geleſen, denn er wirke lieber durch ſeine Perſönlichkeit, als durch ſeine Werke. Als Hebbel nachmals mit mir über Uechtritz ſprach, da betonte er vornehmlich deſſen reine Bildung, die ihm in ſo harmoniſcher Form verkörpert, noch nie entgegengetreten ſei. Nicht minder entſchieden war der von Hebbel auf Uechtritz ausgeübte Eindruck, den derſelbe in ſeinen mir gütig zugewendeten Mittheilungen über den gemeinſchaftlichen Freund ſinnlich kräftig und präcis feſtgehalten hat. Friedrich von Uechtritz ſagt Nachſtehendes:

„. . . Ich bemerke zunächſt im Allgemeinen, daß mich gleich von unſerer erſten Bekanntſchaft an ſeine Perſönlichkeit als eine der bedeutendſten traf, die mir auf meinem Lebenswege begegnet ſind. Es hat dies um deswillen einiges Gewicht in meinem Munde, weil es mir durch die Fügungen eines günſtigen Geſchickes ſo gut geworden, nicht blos mit einer großen Zahl der an geiſtiger Begabung hervorragendſten Männer unſerer Zeit (ſei es nun wiederholt und näher oder auch nur einmal, aber zu eindringlicher Erinnerung) in perſönliche Berührung zu kommen, ſondern auch zwei derſelben, deren Perſönlichkeit an zauberiſcher Wirkung oder gehaltreicher Energie wohl ſelbſt in den gelungenſten Dichtungen Beider keinen genügenden Spiegel und Nachhall ihres Weſens gefunden hat, Tieck und Immermann, meine Freunde nennen zu dürfen. Nur der lange nicht genug beachtete und anerkannte Merlin Immermanns, nach meinem Urtheile eines der größten Dichterwerke unſerer Literatur, könnte für einen ſolchen Spiegel und Nachhall gelten. Es äußerte ſich bei Hebbel eine Kraft und Fülle und dabei geniale Gewandtheit des Wortes, die ihm ebenſo ſehr den prägnanteſten Ausdruck für ſeine Gedanken und Bemerkungen zuführte, als ſie ſeiner Rede eine freie anmuthende Strömung gab und ihr noch in der Entladung von Unmuth und Entrüſtung über ihm Ungefälliges und Widerwärtiges die Würde eines edlen Styls erhielt. Es war ein eigenthümlicher Gegenſatz zwiſchen der nachdrücklichen volltönenden Kraft, die ſich in ſeinem Worte vernehmen ließ, und ſeinem blonden Haare, der Weiche und Weiße ſeiner Haut und der Zartheit ſeiner Geſichtsfärbung; ein Gegenſatz, der ſich durch das geiſtige Feuer, das in den blauen Augen leuchtete, harmoniſch vermittelte. Weder etwas Vornehmes, noch weniger aber aufgetragen Geniehaftes war in ſeiner Erſcheinung, aber bei aller bürgerlichen Schlichtheit etwas in Haltung und Bewegung edel Unbeengtes und ruhig Sicheres. Die Anziehung, die wir auf einander übten, war ſo, daß wir während unſeres mehrwöchentlichen gemeinſamen Aufenthaltes in Marienbad täglich mehrere Stunden, ebenſo Vor- wie Nachmittags, in eifrigem Zwiegeſpräche mit einander verkehrten. Ich habe ihn ſpäter, ſo von München wie Berlin her, der Anmaßlichkeit in ſeinem Auftreten bezichtigen hören. Auch mag es ſein, daß er ſich dem einen und anderen Literaten gegenüber, der das „nos poma natamus“ gegen ihn geltend machen wollte, oder wenn er ſich in ſeinen Verhandlungen mit den Intendanzen oder Theaterſecretären einer Bühne in den ihm als ſchuldig erſcheinenden Rückſichten gekränkt fand, den Werth, deſſen er ſich bewußt war, in einer für den, mit welchem er zu thun hatte, unangenehmen Weiſe fühlbar machen konnte. Doch kann ich meinerſeits eine von mir gemachte Erfahrung in ſeinem Verhalten bezeugen, die, wie ich glaube, gegen jene Beſchuldigung in ſehr gewichtigen Anſatz zu bringen iſt. Ich befand mich, als wir zuerſt zuſammentrafen, noch völlig ohne eigene Kenntniß ſeiner Dichtungen, von denen bis dahin nur eine Kunde von dritter Hand her aus Journalen und öffentlichen Beurtheilungen an mich gelangt war, und ich konnte nicht umhin, dieſe in den Augen eines anmaßlichen Scribenten gemeinhin unverzeihliche Unkenntniß vor ihm zu geſtehen; was aber die nachſichtigſte Aufnahme fand und der von Tage zu Tage ſteigenden Annäherung und freundſchaftlichen Verſtändigung zwiſchen uns keinen Eintrag that. Es handelte ſich, wie man denken kann, in unſern Beſprechungen zunächſt und hauptſächlich um Anſichten über Dichtkunſt und Literatur, in denen ſich weit mehr Uebereinſtimmung zwiſchen uns herausſtellte, als ich nach den in unſerer jüngeren Schriftſtellerwelt herrſchenden Richtungen, ſowie nach den mir öffentlich zugegangenen Urtheilen über ſeine Dramen erwartete. Auch ergab ſich eine gleiche Uebereinſtimmung in Betreff der Anſichten über das Verhalten im bürgerlichen Leben, wie er ſich denn nicht einer ungebundenen Genialität zu folgen bereit erklärte, ſondern ſich ebenſo als glücklichen Gatten und Vater, wie den Grundſätzen einer geordneten Haushaltung huldigend und in dieſen Beziehungen das Bild einer wohlbeſchaffenen ſittlichen Exiſtenz bietend, kundgab.“

Die Frauen der beiden Männer ſahen mit Angſt die Freundſchaft derſelben gedeihen, denn die ſchwerwiegenden Geſpräche, den Normen der Marienbader Cur durchaus entgegen, nahmen auf bedrohliche Weiſe überhand. Uechtritz' Gattin erſchrak nachgerade, wenn ſie des ſchlanken Holſteiners am Brunnen anſichtig ward, und die Frauen trafen endlich gegenſeitig die Abrede, wenigſtens in der Zeit der Trinkſtunden die unvorſichtigen und ungehorſamen Badegäſte auseinander zu halten. Einmal machten die zwei Ehepaare zuſammen einen Ausflug nach dem nahe gelegenen Königswart, einer Beſitzung des Fürſten Metternich. Im Parke ſpazieren gehend, wurden die Gäſte aufgefordert, ſich dem alten Fürſten vorzuſtellen. Der einſt allmächtige Staatskanzler zählte jetzt fünfundachtzig Jahre, hielt ſich aber noch immer vornehm aufrecht und hatte ſich auch ſonſt in Anbetracht ſeines hohen Alters gut conſervirt. „Echt ariſtokratiſch feine Züge, die aber etwas Gefälliges und Gewinnendes haben, und ein mildes blaues Auge, in dem ſogar etwas Feuchtes, ja Verſchwimmendes liegt.“ So zeichnete ihn Hebbel. Wie alle Halbtaube nahm der Fürſt die Unterhaltung allein auf ſich: er erzählte die Geſchichte ſeines

Schloſſes und Parkes, die er aus Ruinen und Wüſteneien in Schloß- und Gartenherrlichkeit umgeſchaffen habe, wobei er in das Einzelſte behaglich einging. Er ſchilderte ſein patriarchaliſches Verhältniß zu ſeinen Nachbarn, den umwohnenden Bauern, und drückte namentlich darüber ſeine Freude aus, daß er gar keiner Sicherheitsmaßregeln gegen Baum- und Waldfrevler bedürfe, weil die Leute ſich ſelbſt überwachen, ſeitdem ſie wüßten, daß ſie von Niemand ſonſt überwacht wurden.

Bevor Hebbel Marienbad verließ, faßte er den Eindruck des dort gewonnenen Freundes in einer Tagebuchbemerkung zuſammen: Uechtritz mache Tieck, in deſſen Umgang er reifte, vielleicht mehr Ehre, als ſeine ſämmtlichen Werke. Die ungeheueren Probleme des Lebens, an welche die Meiſten ſich nur dann erinnern, wenn ſie zufälliger Weiſe einer Aufführung des Hamlet oder des Fauſt beiwohnen, lägen Uechtritz ebenſo ſehr am Herzen, wie Hebbeln ſelbſt. „Doch ſuchen wir die Löſung auf verſchiedenen Wegen. Er iſt Chriſt und nicht blos im ethiſchen Sinne, wie ich, ohne ſich doch, was ich nicht begreife, für irgend ein beſtimmtes Dogma zu entſcheiden. Nach meiner Erfahrung gibt es keine Ergänzung der menſchlichen Beſchränkung, als das Gefühl dieſer Beſchränkung ſelbſt und das aus eben dieſem Gefühl entſpringende unendliche Fortſtreben; er findet ſie im Gott-Menſchen für den ich in meiner Anſchauung der Welt und der Dinge abſolut keinen Platz ermitteln kann. Dennoch hat dieſe Grunddifferenz unſer ſtilles ruhiges Verhältniß nicht einen Augenblick geſtört. Begierig bin ich nun, wie meine Arbeiten auf ihn wirken werden.“

Die Grunddifferenz führte ſpäterhin allerdings eine Störung des Verhältniſſes herbei, in Folge einzelner religiöſer Anſtöße, welche Uechtritz hier und dort an Hebbels Dichtungen nahm. Die Wirkungen derſelben auf Uechtritz waren aber alles in Eins gerechnet ſo mächtig, daß Hebbel mehr als zufrieden ſein durfte. Dies bezeugen viele Stellen in den gehaltvollen und eingehenden Briefen des älteren Freundes an den jüngeren. Am ſtärkſten trafen ihn: Herodes und Mariamne und Genoveva. Es werde ihm ſchwer, Worte zu finden, um die Bewunderung auszudrücken, die er für das erſtgenannte Werk fühle. „Welche Tiefe der hiſtoriſchen Anſchauung, welche Schärfe und Feinheit, welcher Adel in der Charakterzeichnung, welche Dialektik der Leidenſchaft, welche Macht des Pathos, das in der Scene, wo Herodes auf dem Feſte Mariamnens erſcheint, eine Höhe erſteigt, die mich noch in dieſem Augenblicke, wenn ich mir den erſten Eindruck, den ich davon empfangen habe, in ſeiner Stärke zurückrufe, zuſammenſchauern macht. Und dabei dieſe Meiſterſchaft der dramatiſchen Form, der innern wie äußern, dieſe echt dramatiſche, ſich in vollſter Freiheit bewegende, jeder Schwingung des Charakters, der Leidenſchaft, der Situation anſchmiegende und doch (ohne Prunk der Rhethorik) ſtylhaft wohllautvolle Behandlung des Jambus, dieſe Kunſt des Dialogs in ſcharf einſchlagenden Wechſelreden! . .“ Die Geſtalt der Genoveva zählte er zu dem Schönſten, Edelſten, Reinſten, was die Poeſie je geſchaffen habe. Gegen die Judith hingegen ſprach er Bedenken, ſowohl das Ganze betreffend, als auch in Bezug auf einzelne Motive aus, und über die Begründung des Falls der Tiſchlerstochter hielt er das Wort nicht zurück, daß ſie für die Vorſtellung etwas Unangenehmes, pſychiſch, wie ſinnlich Widriges habe. Julia und Agnes Bernauer wägt er im Ganzen einſichtig und gerecht nach ihren Vorzügen und Mängeln ab und ebenſo hoch, wie den dramatiſchen Jambus, ſtellt er die dramatiſche Proſa Hebbels, „die an gedrungener Kraft und dabei Schwung und Wohllaut in deutſcher Sprache kaum ihres Gleichen haben dürfte“.

Bis zum Jahre 1862 ſetzte ſich der zwiſchen Hebbel und Uechtritz eröffnete Briefwechſel fort. Er iſt einer der werthvollſten unter denen der neueren Literatur, weil er von zwei ernſten Männern herrührt, welche, aus zwei verſchiedenen Culturepochen kommend, ſich zu gemeinſchaftlichem Ideenaustauſche freundſchaftlich verbunden haben. Literariſche, politiſche, religiöſe Gegenſtände bilden den ſtofflichen Inhalt, daneben wohl auch perſönliche Freuden und Leiden. Merkt man dem bereits an der Schwelle des Greiſenalters ſtehenden Uechtritz die letzte männliche Kraft an, welche die in ihm abgeſchloſſene Geiſteswelt mit einem Hauch der Friſche belebt, ſo ſpürt man, daß der auf der Mittagshöhe noch zu jugendlichen Flügen gelaunte Hebbel ſich weiſe mäßigt und menſchlich, wie dichteriſch, ſich im Entſagen übt.

Friedrich von Uechtritz war in ſeinen Jünglingstagen durch den Grafen Cajus Stolberg, den Sohn des Dichters Leopold Stolberg, bei Adam Müller, dem damaligen öſterreichiſchen Generalconſul zu Leipzig, eingeführt worden, der ſich ſehr bemühte, ihn für ſeine kirchlichen und politiſchen Anſichten zu gewinnen. Sogar zum Uebertritte wollte ihn der confuſe Träumer beſtimmen. Von daher ſtammte, nach Uechtritz' Bekenntniß, ſeine Hinneigung zur katholiſchen Kirche, dieſes Familienabzeichen der deutſchen Romantiker. Auf die Befeſtigung dieſer Neigung wirkten der Umgang mit Dorothea Tieck und eigene hiſtoriſche, wie theologiſche Studien ein. Während der Univerſitätsjahre trat er zu Ludwig Tieck und deſſen Kreiſe in ein enges Verhältniß, welches entſcheidend für ſeine Entwicklung ward. Da er, von Natur mit einem realiſtiſchen Erbtheil und mit Formgefühl ausgeſtattet, auf ein praktiſches Lebensziel zuſteuerte, indem er ſich für den Beruf eines juriſtiſchen Beamten ausbildete, ſo war er gegen die Gefahr geſchützt, der Poeſie des Rauſches und des trüben Tiefſinns anheimzufallen, die in ſeiner literariſchen Umgebung als böſes Beiſpiel herrſchte. Das nachmalige vertraute Verhältniß zu Immermann in Düſſeldorf trug ebenfalls zur Disciplinirung ſeiner Phantaſiekräfte bei. Offenbar hatte ſeine poetiſche Begabung mit jener Immermanns große Aehnlichkeit. Bei Beiden hilft eine geiſtige Energie, wie ich es nennen möchte, dem etwas ſtarren ſinnlichen Vermögen nach, bei Beiden ſchwellen erhabene Intentionen über die ihnen nicht ebenbürtige Plaſtik hinaus. Uechtritz, wie Immermann zügeln die phantaſtiſchen Antriebe mehr durch den Willen, als durch das Schönheitsmaß und bringen ein jeder in ihren poetiſchen Werken mehr den charaktervollen Dichter, als eine ſcharf ausgeprägte Poeſie zur Anſchauung. Immermann iſt freieren Blickes und hat in ſeinem weſtphäliſchen Hofſchulzen wenigſtens Ein Mal die Gabe der Geſtaltung „im kleinſten Punkt“ geſammelt. Uechtritz' Kunſt der hiſtoriſchen Darſtellung, worin überhaupt ſeine Stärke lag, iſt nirgendwo zu ſolcher Concentration vorgedrungen, was wohl auch ſein im chriſtlichen Offenbarungsglauben befangener Sinn verſchuldet haben mag. In ſeinen Maskengeſprächen weiſt Immermann bewundernd auf die Gedankengröße des Dramas Alexander und Darius, auf das Prophetiſche, Vormeſſianiſche und Falſchmeſſianiſche in dem Drama die Babylonier als auf Griffe und Blicke hin, welche nur dem Dichter möglich ſeien. Aber er bemerkt doch auch den Umſtand, daß Uechtritz' etwas von ſeinen Geſtalten trenne, und er bezeichnet dieſes Etwas als das Ueberwiegen der Reflexion. Das Ueberwiegen des Dogmatiſchen dürfte richtiger geſagt ſein. Daſſelbe verpflanzte ſich vom religiöſen Bekenntniß aus über den ganzen Bereich ſeiner Auffaſſung und Darſtellung und verlieh ſeinen Compoſitionen und ſeiner Zeichnung eine Strenge, welche der Härte verwandt iſt, und eine ſchroffe, dictatoriſche Eindringlichkeit. Dieſen Eindruck empfängt man auch von ſeinen ernſten, wie mit Schlöſſern und Riegeln verſehenen Romanen, unter denen Eleazar, eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdiſchen Kriegs im erſten Jahrhundert nach Chriſto, vielleicht den Ehrenplatz einnimmt. Aus ſeiner ganzen Poeſie ſpricht ein faſt liebloſer Ernſt, ein imponirender, aber vom Syſtematiſchen angehauchter Kunſtverſtand, der ſeinen Gebilden etwas Schweres und Unfrohes gibt. Sie gemahnen an eine eiſerne Krone, welche mit geſchliffenen und ungeſchliffenen Edelſteinen beſetzt iſt. — Auf die früher erwähnte religiöſe Controverſe zwiſchen Uechtritz und Hebbel, welche erſt im ſpäteren Fortgange des Briefwechſels hervorbrach, werde ich, ſoweit es die Oekonomie dieſer Lebensgeſchichte geſtattet, an geeigneter Stelle zurückkommen.

Im Herbſte nach den Marienbader Begegnungen nahm Hebbel das vor einem halben Jahre begonnene Drama wieder auf und am 14. November lag es fertig vor ihm. Er nannte es: Gyges und ſein Ring; das erſte Stück, welches nach beinahe dreijähriger Productionspauſe entſtanden war.

Nach der Erzählung Herodots iſt die Fabel dieſe. Der in ſeine Frau ſehr verliebte und auf ihre Schönheit ſehr eitle Kandaules, König von Lydien, der letzte der Herakliden, kann dem Antriebe nicht widerſtehen, ſein verborgenes Schönheitsgut vor fremden Augen zu enthüllen. So zeigt er denn zu verabredeter nächtlicher Stunde ſeinem Liebling Gyges die entkleidete Frau. Dieſe aber hat den Hinausgehenden bemerkt und weil ſie entſchloſſen iſt, die ihr durch Kandaules zugefügte Schmach zu rächen, ſo hält ſie den Schrei der Scham in der Bruſt zurück. Am folgenden Tage läßt ſie den Gyges rufen und legt ihm die Wahl zwiſchen zwei Wegen vor: entweder den Kandaules zu tödten und alsdann ſie und das Königreich zu erben, oder ſelbſt den Tod zu erleiden. Um der eigenen Erhaltung willen entſcheidet ſich Gyges für das Erſtere. Der Anſchlag wird in's

Werk geſetzt und Gyges beſteigt das Ehebett, wie den Thron des Erſchlagenen. Hebbel hielt ſich an die durch Herodot überlieferten Linien, nahm aber noch aus der mit dem Reiz des Wunderbaren ausgeſchmückten Erzählung, die uns Platon gegeben, den unſichtbar machenden Ring herüber. Solcherweiſe milderte er das ſtofflich Derbe des Vorgangs und goß über die Handlung jenen Dämmerſchein aus, welcher der Phantaſie wohlthut, ohne darum den menſchlichen Gehalt derſelben in das Märchenhafte aufzulöſen.

Der ſeltſame Gegenſtand bot der dichteriſchen Behandlung verſchiedene Seiten dar: eine frivole, welche die ſpielende Einbildungskraft graziös bewegen kann, wie es Lafontaine in einer ſeiner Contes bewieſen, eine pathetiſche, welche zu leidenſchaftlicher Darſtellung auffordert, endlich eine pſychologiſche, welche die Vertiefung in die Irrgänge der Seele begünſtigt. Unſeren Dichter ſprach die pſychologiſche Seite am lebhafteſten an, aber da er nicht mehr der Genoveva-Dichter war, ſo ging er mit reiner Künſtlerfreude, nicht bekenntnißſchwer, in das ſich ihm erſchließende Seelenlabyrinth hinein. Faſt möchte man glauben, daß es ihn an dem Gyges-Stoffe gereizt habe, vielleicht unbewußt, in dem Verhältniß zwiſchen Mann und Weib ein Gegenbild zum Herodes zu entwerfen. Der That des Herodes, aus der Raſerei ſelbſtſüchtiger Liebesleidenſchaft entſpringend, ſteht in der Handlungsweiſe des Kandaules das Ergebniß eines leicht beſchwingten, unvorſichtigen Naturells gegenüber. Während Herodes blind und unaufhaltſam ſein eigenes Verhängniß ſchmiedet, indem er das innerſte Weſen Mariamnens gröblich antaſtet, verkürzt ſich Kandaules wiederum dadurch den Lebensfaden, daß er in einer Wallung prahleriſchen Uebermuthes die geheiligte Sitte verletzt, indem er ſeine Gemahlin fremden Männerblicken preisgibt. Dort der unfreie Wille, das ungebändigte Blut, die Unmöglichkeit gegenſeitiger Verſtändigung zweier groß angelegter an Stärke des Gemüths einander ebenbürtiger Menſchen, mithin die vollkräftigen Elemente zur Tragödie; hier von vornherein gedämpfte menſchliche Contraſte, ein liebenswürdiger König, der den Verlockungen ſeines Temperaments und den Winken des Augenblicks unbefangen gehorcht, eine in ſtiller Hoheit gegen die Welt ſanft abgeſchloſſene Frau, deren Neigung zu ihrem Gatten auf ſprödem Grunde erblüht iſt, ein unerfahrener Jüngling, mit der ganzen Empfindlichkeit ſchickſalsvoller Naturen, aber auch mit der Macht der Selbſtbezwingung ausgeſtattet. Dennoch bleibt dieſen Menſchen das tragiſche Leiden und die tragiſche Sühne ſo wenig erſpart, als den übermächtigen Seelen und Leibern, die nach dem helleniſchen Dichterworte den Göttern ein Greuel ſind.

Der Kunſt des Dichters iſt es gelungen, dem befremdlichen Thema die Wirkung einfacher Tragik abzuſchmeicheln und das zwiſchen Wundermär und Wahrheit fortwährende ſchillernd dramatiſche Räthſel ſo lange zu wenden und ſo mannigfaltig zu beleuchten, bis die Regenbogenfarben alle in einem einzigen glühenden Ton zuſammenfließen. Aber daß Zauberkünſte mit im Spiele geweſen, vergeſſen wir trotzdem nicht, und daß uns der pathetiſche Antheil abgeſchmeichelt worden, will uns am Ende doch nicht aus den Sinn. Weil aber Hebbel, wie ſchon in der Agnes Bernauer, feſt auf dem anekdotiſchen Boden ſtand und die feine pſychologiſche Entwicklung immer nur mit der reicheren Entfaltung der Fabel anſchaulich machte, ſo trifft uns jene nirgendwo als ein peinliches Detail, auch artet ſie darum an keiner Stelle in Selbſtbeſpiegelung aus. Die drei Perſonen, zwiſchen denen ſich das Drama abſpinnt, büßen unter dem pſychologiſchen Gewicht auch nicht das Mindeſte an plaſtiſcher Beſtimmtheit ein; ja ſie überraſchen uns vielmehr durch eine gewiſſe Unveränderlichkeit des Geſichtsausdrucks, was der ruhigen Hand des Künſtlers ein Lob einbringen mag, womit der Poet nicht vollkommen zufrieden ſein kann. Der pathologiſche Geiſt, der ſo lange nicht von Hebbels Seite gewichen, hat ſich nunmehr von ihm entfernt, auf alle Fälle weiter, als man erwarten durfte: der freie bildneriſche Geiſt hingegen fühlt ſich noch nicht heimiſch bei ihm, hat überhaupt erſt kurz vor des Dichters Ende ihm den Kranz in's Haus geſpendet.

Vieles mußte Hebbel herbeiſchaffen, um die Motive zu ſchärfen, alle Affecte in den Charakteren mußte er ſchwächen, um die in leiſen Athemzügen ſchwellende tragiſche Wirkung, die ihm vorſchwebte, zu erzeugen. Der Königin Rhodope verlieh er das Stimmungserbe der indiſchen Heimath: ihr Vater thronte, wo indiſche und griechiſche Art ſich miſchen, ihr Schleier iſt ein Theil von ihrem Selbſt. Sie ſaß als Mädchen, die Lilie in der Hand, unter dem Platanenbaum, ſie verweigerte dem um ſie freienden König von Lydien den einzigen Kuß, um den er bat, ſie hat in ihr lydiſches Frauengemach nicht nur den dichten Flor, auch die ſpröde Abwehr einer bis in ihr Tiefſtes verſchleierten Menſchennatur herübergenommen. Ueber den rauhen Lydier Kandaules, in dem der Urahn Herakles nicht ganz erloſchen iſt, breitete der Dichter die Fülle männlicher Anmuth aus, die ſchöne Uebereilung eines vertrauenden Herzens, die gefällige Eitelkeit des Glücklichen, der ſein Glück zeigen möchte, die Reue der Jugend, die damit das Schlimmſte zu bannen wähnt, und edle, ſeelenvolle Verzeihung. Auf den Günſtling Gyges hat er die köſtlichſten Güter gehäuft: die Ungeprüftheit des jungen Gemüths und jene Scheu vor den Unterirdiſchen, welche der gehaltenen Seele eigen iſt, einen kecken Blick in die Welt, einen reinen Sinn, den nichts Falſches irreleitet, und dieſe Eigenſchaften durchglüht ein dunkles Feuer, ſo daß ſie in dem Durchſchein und Widerſchein desſelben doppelt leuchten. Obendrein iſt Gyges als Grieche über die Barbaren Lydiens hinweg und in eine höhere Volks- und Culturſphäre emporgehoben. Bricht unter ſolchen Menſchen ein Conflict aus, ſo wird der Ernſt nicht die Miene der Härte, die Schwere des Leidens nicht das Gewaltſame des Schmerzes annehmen und die Strenge der aufgenöthigten Buße wird in der freiwilligen Sühne der ihr Unterworfenen ihre Mäßigung finden. Das Gedicht ſelbſt hat uns dieſe Schlüſſe an die Hand gegeben, das eben Geſagte iſt die Weisheit des Dichters.

Draſtiſch und zart zugleich führt der Dichter die Situation herbei, aus der das Unheil der drei Menſchen ſich entwickelt. Und die ganze Ueberlegenheit des tiefſinnigen Künſtlers beurkundete er durch die Art, wie er dieſer Situation die entſcheidende Charakterbildung anvertraut. Die Lebensblumen der drei Menſchen ſprengen jetzt eine jede ihre Knoſpe, rändern ſich aber auch in dem nämlichen Augenblick mit der Farbe des Todes. Der unſichtbar machende Ring, den Gyges jüngſt aus einem theſſaliſchen Grabe genommen und beim Heraklesfeſte dem König geſchenkt hat, iſt auf eine Nacht wieder in ſeinen Beſitz zurückgekommen. Den Todtenring am Finger, hat er die hüllenloſe Schönheit Rhodopens geſchaut. — Er brauche einen Zeugen, hatte Kandaules gerufen, von dem aller Welt verborgenen Glücke trunken, daß er nicht ein eitler, ſich ſelbſt belügender Thor ſei, wenn er ſich rühme, das ſchönſte Weib zu küſſen. Wer möchte eine Krone, wenn er ſie nur im Dunkeln tragen ſollte! und Gyges hat ſich zu ſolcher Zeugenſchaft mißbrauchen laſſen. Wir würden ihn darob unedel nennen, wenn nicht ſeine unſchuldige Männlichkeit entlaſtend dafür einträte. Was weiß der junge Gyges von den Weibern! von den Heiligthümern des Frauengemachs, den Heimlichkeiten einer Menſchenbruſt! Nach der ſchauerlich ſüßen Nacht freilich weiß er dies Alles und noch mehr. Schon im Anblick der wunderbaren Frau empfand er den an ihr verübten Frevel und er mußte ihn um ſo ſtärker empfinden, als das Gefühl ſeliger Luſt ſich darein miſchte. Zwiſchen Liebe und Schuldbewußtſein wechſelnd: zwiſchen Verlangen und Entſagung irrt er im Morgengrauen durch die ſchwülen Gärten und Hallen. Nicht weniger bange iſt Rhodopen zu Muthe und ein Hauch der Unſicherheit überfliegt den König. Erſt die Unterredung mit Gyges, der ihm den Ring allſogleich zurückgibt, ſtreift ihm die holde Täuſchung ab, daß eigentlich nichts geſchehen ſei, und erſt das Benehmen des Jünglings gegen die ihm vom König geſchenkte Sclavin, die liebliche Lesbia, überzeugt den betroffenen Kandaules, daß viel geſchehen iſt. Den Opfertod des Jünglings, um den dieſer bat, nahm er nicht an — den Scheidegruß des Jünglings aber darf er nun nicht ablehnen. Hat Gyges doch, wie Kandaules aus ſeinem Munde erfuhr, nicht unwillkürlich, weil in Verwirrung, den verhängnißvollen Ring in jener heißen Stunde gedreht, nein, mit Vorbedacht, ſo daß er vom hellſten Strahl der Ampel grell beleuchtet, daſtand. Denn er wollte, das frevelhafte Wagniß erkennend, den König zwingen, ihn zu tödten. So gehen denn die Beiden auseinander. Vorher jedoch überreicht Gyges dem Freunde ein Kleinod — Rhodopens Diamant. Ich nahm ihn mit, ſagt Gyges, weil er an ihrem Hals — Erlaſſ' es mir, es iſt gebüßt! Erynnien ſeid Ihr's? murmelt Kandaules, o, es iſt wahr, Ihr habt den leichteſten Schlaf.

Eben ſo finſter, ja noch finſterer zieht es ſich um Rhodope zuſammen, als ob die zuletzt durchlebte Nacht ihre Schattengewänder zurückgelaſſen hätte. Auf einen Anſchlag des Königs verfällt ſie nicht. Schamvoll und entſetzenvoll empfängt ſie den Gatten, in welchem ſie den Rächer vermuthet. Den Koſeworten des Königs ſetzt ſie ſtarre Kälte entgegen, während den widerwillig über ihre Lippen gleitenden Fragen: ob Jemand im Schlafgemache geweſen? ob er nichts bemerkt, ob er nicht mancherlei fremdes Geräuſch vernommen? flinke Antworten von ſeiner

Seite folgen, welche abzulenken und zu verhehlen ſuchen. Die Königin ſtutzt und verweiſt auf den Schmuck, der ihr fehle. Kandaules gibt ihr den Diamant und in lauter dankbarer Freude befreit ſich ihr gepreßtes Herz. Aber die Leichtmüthigkeit des Königs ſorgt dafür, daß dieſe Befreiung nicht lange währt. Um die eben Geängſtigte in Beruhigung einzuwiegen und einzulullen, ja, um ſich ſelbſt in die Sicherheit, die er verloren, hinein zu reden, theilte er ihr mit, daß ſein Günſtling Gyges gehe, durch den ſie ſich, er wiſſe es wohl, verkürzt geglaubt. Dieſes Wort legt Feuer an. Sie faßt nach ſeiner Hand, weil ihr der Ring einfällt, deſſen unheimlichen Zauber er geſtern gegen ſie geprieſen und deſſen bloßes Vorhandenſein ihr ſchon Entſetzen eingeflößt hat. „Der war's“, ſagt ſie, „der ſtand auf einmal mir vor Augen, als wär' ſein feur'ger Umriß in der Luft zurückgeblieben!“ Sie fragt, ob er ihn nicht wieder abgelegt, ſeit er ihn trage, auch nicht verloren oder ſonſt vermißt habe? Und Kandaules weicht dieſen Fragen ungeſchickt aus. Auch warum Gyges zieht, warum er jetzt zieht, warum ſo plötzlich, warum ihn der König ziehen laſſe, dies Alles vermag Kandaules nicht zu rechtfertigen. Die Nacht habe ſie verſtört, der Schreck, ſie habe Allerlei gehört — was nicht zu hören war! erwiedert ſie.

Faſt glaub' ich's ſelbſt,
Denn — nun beſinn' ich mich — ich ſah auch falſch!
Du haſt den Ring nicht wieder abgelegt,
Du haſt ihn nicht verloren, noch vermißt,
Und mir kam's dennoch vor — ich ſpähte ſcharf
Und Morgen war's, und alles And're ſah ich —
Als fehlte er an Deiner Hand. So zeugt
Denn Sinn hier gegen Sinn, das blinde Auge
Verbürgt das taube Ohr. Vergib mir nur,
Daß ich Dich quälte, und vergönne mir
Ein wenig Einſamkeit, um mich zu faſſen.

Bis hierher, kurz vor dem Ende des dritten Actes, halten in uns künſtleriſches Intereſſe und menſchlicher Antheil einander die Wage. Von da ab ſinkt die Schale, welche der menſchliche Antheil beſchwert, merkbar tiefer. Wir fangen an, die Meißelſchläge zu beobachten, die das Gebilde fertig machen ſollen, und wo wir genießen, da beſteht fortan der Genuß darin, zuzuſehen, wie Dieſes und Jenes gemacht iſt. Denn nun hat Kandaules aufgehört, dramatiſch in Frage zu kommen. Seine ſchlauen Ausflüchte und ſeine feige Flucht, wenngleich in ſeiner Anlage erklärlich, haben ihn dem Schauplatze des pſychologiſchen Kampfes entrückt. Rhodope aber, indem ſie ihr beleidigtes Frauenthum vertheidigt und den Frevler, nach dem ſie forſcht, zu ſtrafen beſchließt, kämpft (wohlgemerkt für unſere ſinnliche Vorſtellung) gegen einen bereits abgethanen Feind, als welchen wir in dieſem Sinne Kandaules betrachten müſſen, und ſtraft in Gyges wiederum einen Frevler, — der auch nicht um eines Athems Dauer zögert, den rächenden Arm Rhodopens ſelbſt zu bewaffnen. Rhodope ſpielt jetzt die Tragödie allein und ſie ſpielt eine Gedankentragödie. Zweifellos hat der Dichter alle Erfindungskraft, die ihm in hohem Grade eigen war, und all ſeinen Kunſtverſtand aufgeboten, um die ſpäteren Acte mit den vorausgegangenen in rhythmiſchen Einklang zu ſetzen; aber unter dem melodiſchen Formengefüge ſpüren wir doch, daß vorzugsweiſe nur noch logiſche Conſequenzen gezogen werden, daß keine elektriſchen Schläge der dramatiſchen Situation ſich mehr entladen. Wie Rhodope von Räthſel zu Räthſel taſtet, bis Kandaules ſelbſt die Urheberſchaft des Verbrechens eingeſteht, welches Gyges auf ſich genommen; wie die Begegnung mit dieſem ihren anfänglich trotzigen, um jede mildere weibliche Regung beraubten Sinn allmählich ſchmelzt und für Gyges umſtimmt, ſo daß ihr am Ende das wehmüthig linde Wort entſchlüpft: „Und wenn's Dich freuen kann, vernimm noch Eins: Du hätteſt mich der Heimath nicht entführt, um ſo an mir zu thun!“ Dieſes und noch Mancherlei ſonſt ſichert auch dem vierten Act bedeutenden künſtleriſchen Werth. Aber das ſtarre Sühnegefühl Rhodopens nimmt uns nun einmal nicht mit, weil es von Liebesempfindungen völlig abgeſchnitten iſt. War doch ihre Neigung zu Kandaules nie eine leidenſchaftliche, und eben ſo wenig hat das gleichſam geiſterhafte Verhältniß zu Gyges dem Entſtehen einer ſolchen Neigung irgend welchen Anhalt gegeben. Im fünften Acte kommt der fremdartige Reſt des Stoffes deutlich zum Vorſchein, wie ſich auch Hebbel bemüht hat, ihn zu tilgen. Mir däucht ſogar, als ob gerade die verfeinerte Wendung der Kataſtrophe verletzender wirke, als die barbariſche im Herodot, die Hebbel allerdings ſo nicht brauchen konnte. Rhodope hat nämlich darein gewilligt, daß Gyges den König, anſtatt ihn zu tödten, wie ſie begehrte, zum Zweikampfe herausfordere. Männer, die einander lieben, die einander noch vor dem blutigen Streite alles Gute der Erde wünſchen, ſchlagen ſich vor unſeren Augen auf Tod und Leben. Weder das Bußebedürfniß, das ſich in Kandaules eingeſtellt und in der großen Rede über den Schlaf der Welt einen tiefſinnigen Ausdruck gefunden hat, noch der hohe Preis, der dem Gyges winkt, wenn ſein Schwert das ſiegreiche iſt, genügen irgendwie, um uns mit dieſem Vorgange wirklich auszuſöhnen. Wir ſagen uns: dieſer Aberedelmuth widerſpricht eben ſo ſehr der Natur, wie die Aberkeuſchheit der Rhodope; wir ſagen uns: das iſt modern empfunden, nicht aus den barbariſchen Lydiern und nicht aus den naturvollen Griechen heraus! Dies hätte auch einem franzöſiſchen Dramatiker der Neuzeit einfallen können, dies hätte aber Shakſpeare, das reine Organ der Natur, auch nicht im Fiebertraum erſinnen können. Glücklicherweiſe hebt die kurze erſchütternde Scene im Tempel der Heſtia, wo die nun entführte Rhodope ſich dem Gyges antraut, um alsdann den Stahl in ihre

Bruſt zu tauchen, das Drama wiederum in die lautere tragiſche Sphäre hinauf.

Dem Bilde des Gyges dürfte man ſchwerlich auch nur einen einzigen falſchen Strich, einen fehlerhaften Halbton nachweiſen können. Doch dies wäre ein negatives Lob. Gyges verdient auch das höhere und höchſte einer lebensvollen leidenſchaftlichen Schönheit, welche in ihren ruhigen Momenten das Gemüth nicht minder erregt, als ſie unſeren Formſinn erquickt, wo ſie zu ſtürmiſcher Bewegung ſich entfaltet. Die Volkszuſtände, Klima und Landſchaft legen ſich als das der Fabel gemäße atmoſphäriſche Kleid um die ſchlanken Glieder der Handlung. Aus dem Wohllaut des getragenen Geſangs, den die Sprache in Goethes Iphigenie anſtimmt, und aus der in Naturlauten ſich brechenden, abgekürzten dramatiſchen Rede Heinrichs von Kleiſt ſcheint hier der Stylcharakter des Verſes gemiſcht.

Hebbel hoffte, wie er nach dem Abſchluſſe dieſes Dramas an Uechtritz ſchrieb, den Durchſchnittspunkt, wo die antike und die moderne Atmoſphäre ineinander übergehen, nicht verfehlt und einen Conflict, wie er nur in jener Zeit entſtehen konnte und der in den entſprechenden Farben hingeſtellt wird, auf eine allgemein menſchliche, allen Zeiten zugängliche Weiſe gelöſt zu haben. Auch machte er bei dieſem Stück eine merkwürdige Erfahrung. Er ſei ſich ſonſt bei ſeinen Arbeiten immer eines gewiſſen Ideen-Hintergrundes bewußt geweſen, wegen deſſen er zwar keineswegs producirte, wie man ihm auf eine mißverſtandene Vorrede hin wohl Schuld gab, der aber doch wie eine Gebirgskette zu betrachten war, welche die Landſchaft abſchloß. Daran habe es diesmal ganz gemangelt: ihn habe nur die zur tragiſchen Form außerordentlich geeignete Anecdote gereizt: und nun das Stück fertig, ſteige plötzlich zu ſeiner eigenen Ueberraſchung, wie eine Inſel aus dem Ocean, die Idee der Sitte als die Alles bedingende und bindende daraus hervor. Dies aber beſtärkte ihn in der längſt gehegten Ueberzeugung, daß der von einem Gegenſtande mächtig ergriffene Künſtler ſich um den Gehalt desſelben gar nicht ängſtlich zu kümmern braucht, ſondern daß dieſer ganz von ſelbſt hinzutritt, wie der Saft in die Bäume, vorausgeſetzt allerdings, daß er ihn in der Bruſt trägt. Uechtritz begrüßte dieſes Stück als die edelſte und köſtlichſte aller bisherigen Gaben Hebbels. Der Dichter habe bei Schilderung der Wirkung, welche Gyges durch den Anblick Rhodopens erfährt, in die Saiten jener wunderbaren Leier gegriffen, die er ſchon in der Abſchiedsſcene Genovevas von Siegfried anzuſchlagen gewußt habe. Hebbel verdiene um dieſes Gedichts willen von den Frauen als der Frauenlob unſerer Tage gekrönt zu werden, „wenn auch die Emancipirten des Geſchlechts darüber berſten ſollten“. — In einem ſchlagenden Epigramme faßte Grillparzer den Eindruck dieſes Dramas zuſammen, das ihm ein Schauſpieler vorlas. „Wie iſt das filtrirt! wie iſt das filtrirt!“ ſagte er ſinnenden Auges vor ſich hin. Daß Hebbel an die Möglichkeit einer Aufführung des Gyges in Wien nicht dachte, braucht nicht erſt ausdrücklich verſichert zu werden. „Das erſte Stück, das ich in den Kaſten lege“, ſagte der reſignirte Mann.

Noch war keine Woche nach der Vollendung dieſes Gedichts abgelaufen, als er aus Hamburg die Nachricht empfing vom Tode Eliſens. Sie hatte ſchon Jahre lang gekränkelt und war durch die Fürſorge der Hebbel'ſchen Ehegatten wenigſtens gegen einen materiell bedrängten Lebensabend geſchützt worden. Der Dichter ſchrieb über ſie Nachſtehendes in ſein Tagebuch: „Eliſe iſt nicht mehr; am 18. November 1854 gegen Morgen iſt ſie verſchieden. Lange vorher ſchon war für ſie nichts mehr zu hoffen und alſo nur der Tod noch zu wünſchen; ſo erſchütterte mich die Schmerzenskunde im Moment des Eintreffens denn nicht ſo ſehr als ſie in mir nachzitterte und nachzittern wird. Welch' ein verworrenes Leben: wie tief mit dem meinigen verflochten, und doch gegen den Willen der Natur und ohne den rechten innern Bezug! Dennoch werde ich Niemand lieber, als ihr, in den reineren Regionen begegnen, wenn ſie ſich mir dereinſt erſchließen. —“ Beinahe gleichzeitig hatte Amalie Schoppe Hamburg verlaſſen, um nach Amerika auszuwandern, wo ſie bald darnach ſtarb.

Den zunächſt folgenden Lebensjahren Hebbels war eine genügſame Zufriedenheit, das Gefühl ungeſchwächter, ja geſteigerter Geiſteskraft und reine Arbeitsfreude aufgedrückt. Ihr ſollt mir meine Gemüthsruhe nicht trüben! ſagte er ſich, ich will euch nicht den Gefallen erweiſen, hinzuſiechen, wie ein bleichſüchtiges Mädchen, weil ihr meinen Ruhm nicht begießt. Und in der That, ihm war wohl auf dem Inſelboden, den ſein Haus in Wien vorſtellte, wohl in ſeiner Familie und ſeinem Freundeskreiſe, welchem vorzügliche und von Herzen ihm ergebene Männer angehörten. Ein Spaziergang in den Prater hinunter, ein Geſpräch mit ihm innerlich verwandten Menſchen, ein einfaches Abendeſſen in ſeinem traulichen Heim, wogen für ihn alle ſonſtigen Genüſſe der Großſtadt auf.

Im Uebrigen bot Wien eben jetzt einen traurigen Anblick dar. Die wirkungsvolle Thätigkeit, welche der franzöſiſche Kaiſer in Deportationen und anderen Gewaltmaßregeln entfaltete, der Zweite December, wie man ihn zu nennen anfing („ein Verbrechen, kein Datum!“), flößte den öſterreichiſchen Staatslenkern Vertrauen in ihr eigenes abſolutiſtiſches Regiment ein. Achtzehnhundertfünfundfünfzig kam das Concordat in's Land, als gerade der Krimkrieg an den Flanken des öſtlichen Europas wüthete. Unſere politiſchen Weltweiſen hatten damals keine Zeit, der orientaliſchen Frage die der Monarchie günſtigſte Seite der Betheiligung abzugewinnen, ſie wählten die bewaffnete Neutralität, welche alle Verhältniſſe Oeſterreichs zu den Großmächten auf das Schlimmſte verſchieben und verderben ſollte. Sie hatten keine Zeit, denn der Vertrag mit Rom verſchlang ihren ſämmtlichen Gedankenvorrath. Beſchwerden der römiſchen Curie, welche Siebzehnhundertneunzig der oberſte Kanzler Graf Kolowrat ohneweiters abgelehnt hatte, indem er den öſterreichiſchen Biſchöfen erklärte, daß der Zwang gute Chriſten nicht ſchaffe, höchſtens Heuchler erzeuge, und daß durch die Toleranzgeſetze Joſephs II. allen billigen Klagen der Biſchöfe ſchon abgeholfen ſei, ſolche Beſchwerden waren Achtzehnhundertvierundfünfzig durch den päpſtlichen Nuntius, den Cardinal Viale Prela erhoben worden, als man über das Concordat verhandelte. Der ſechſte Punkt dieſer Beſchwerden war: es möge geſetzlich feſtgeſtellt werden, daß in jenen Gebieten und Kronländern, wo die katholiſche Religion ausſchließlich vorkommt, dieſelbe auch ausſchließlich erhalten und den Akatholiken dort niemals geſtattet werde, ihren Cultus auszuüben und die bürgerlichen Rechte zu genießen. Dieſe haarſträubenden Forderungen fanden bei dem Grafen Leo Thun und dem Freiherrn Doctor Alexander Bach willig Gehör. Was ein Kolowrat vor mehr als einem halben Jahrhundert als ſtaatsmänniſch unannehmbar abgelehnt hatte, das kam dem feiſten Wiener Advokaten jetzt als durchaus zweckdienlich vor, und auf Unkoſten des Wohlſtandes, der Gewiſſensfreiheit und der Bildung in Oeſterreich mußte dieſes ſchwergeprüfte Reich der römiſchen Curie Bütteldienſte leiſten. In cruce spes mea est — dieſe Worte, ſo erzählte man ſich in Wien, waren dem Petſchaft des Herrn von Bach eingegraben. Dem Salpeter gleich, der an der feuchten Mauer anſchießt, ſetzte ſich alsbald überall die ſchnödeſte religiöſe Unduldſamkeit an: Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prälaten hatten ſich in den Kronländern thatſächlich der politiſchen Führung bemächtigt und die Statthalter waren verpflichtet, der hierarchiſchen

Willkür den Arm der Executive zu leihen. Der Staat war buchſtäblich an die Kirche ausgeliefert. Ich ſelbſt kann zufälliger Weiſe einen bekräftigenden Farbenſtrich zur Charakteriſtik dieſer Zuſtände geben. Um einer clandeſtinen Ehe willen hatte ich in jener Periode den Jeſuitenpater und Miſſionsprediger Joſef Klinkowſtröm aufgeſucht. Der einflußreiche Mönch, der auch bei dem Erzbiſchof von Wien, Cardinal Rauſcher, viel galt, war in dem mir merkwürdigen Geſpräche ſichtlich bemüht, auf meine nichts weniger als religiöſen Gefühle einzugehen und mir ſozuſagen perſönlich die Angel zu halten. Das Uebrige, dachte er, werde ſich finden. Als ich nun bei einer Geſprächseinwendung plötzlich einwarf: dies würde ja gegen die Staatsgeſetze verſtoßen! da erwiederte er, ſtechenden Blicks und indem ein ironiſcher Unwille über das ſchmutzig dunkle Geſicht lief: „Die Staatsgeſetze? Wer iſt der Staat? Den kennen wir nicht!“ und damit ſchob er die ſilberne Doſe, womit er geſpielt hatte, lebhaft über die Tiſchfläche hin. Als ich ſein unheimliches Zimmer im ſogenannten deutſchen Hauſe verließ, da rauſchte die hochgewachſene verwitwete Fürſtin L—, an die ich beim Hinausgehen ſtreifen mußte, an mir vorbei.

Es war die Epoche der wiedererſtarkten Werkheiligkeit angebrochen, welche ſich in der „vornehmen“ Geſellſchaft Wiens mit Faſtenpredigten und ſchlüpfrigen franzöſiſchen Stücken, Praterfahrten, Goßmann-Abenden und Hochämtern ernährte. Das ſeit jeher in Wien ſchwach pulſirende religiöſe Gefühl wurde deshalb nicht gehoben, nicht einmal der geſunkene Autoritätsglaube, den wir in Oeſterreich ſchmerzlicher entbehren, als dies anderswo der Fall ſein kann, wurde auch nur nothdürftig aufgerichtet. Denn die Kirche hatte weltliche Fahnen und Zwecke ausgehängt. Univerſitätsprofeſſoren, die beim Cultus- und Unterrichtsminiſter gut angeſchrieben ſein wollten, verſäumten jetzt nicht die ſonntägliche

Meſſe, die öſterliche Beichte, die ſie in der ſelbigen Kirche ablegten, wo Pater Klinkowſtröm wochentlich zwei Male alle Güter einer viel tauſendjährigen Cultur und alle wiſſenſchaftlichen Gewinnſte aus den letzten Jahrhunderten als Schandmale der Menſchheit brandmarkte. Vor den auf dem Univerſitätsplatze wartenden Coupés mit Kronen und Wappenthieren ſtampften indeſſen die ſtolzen feurigen Pferde, und unter die aus den Thoren der alma mater herauskommenden Studenten glitt aalhaft der eine und andere „Vertraute“ hindurch, welcher die Redefreiheit zu überwachen hatten. Wie zu Beginn des Jahrhunderts ſammelten ſich jetzt, wo ein Poſten offen war, Renegaten und Ueberläufer aller Art. Die Feudalen und der Klerus gründeten und ſubventionirten Zeitungen, welche „die gute Sache“ vertheidigen mußten und dies auch ſo ungezwungen, ſo handgreiflich thaten, daß man ſich unwillkürlich angeheiterte Wallfahrer als den angemeſſenen Leſerkreis hinzudachte. Die Freiheit der Preſſe war jetzt offenbar für dieſe Blätter allein vorhanden. Ein Prieſter, der ebenſo durch ſeine Frömmigkeit, wie durch ſeine theologiſche Gelehrſamkeit und durch ſeinen Geiſt hervorragte, Pater Veith, ſagte zu mir das ſchöne und dabei furchtbar ſtrafende Wort: „Die Kirche in der Welt iſt der Segen! die Welt in der Kirche iſt der Fluch! Und jetzt haben wir die Welt in der Kirche“.

Solche Zuſtände begünſtigten ausnehmend das literariſche Falſchſpiel. Den Häſcher auf der Fährte, den Aushorcher an der Seite, den Zwiſchenträger im Angeſicht, entwickelte nun der Wiener Journaliſt das geiſtreiche Volteſchlagen mit dem Wort, das Angreifen in Verbeugungen, den unter lauter Verbindlichkeiten ritzenden Hohn. Auf die Leitartikelſchreiber und Feuilletoniſten war übergegangen, was früher die Poeten der Stadt verſehen hatten. Bald ſtellte die Wiener Journaliſtik, die ſich durch den Zuzug pikanter Talente umgebildet hatte, ein wohlbeſtecktes Nadelkiſſen vor. Daß dieſe Journaliſtik weſentlich mithalf, dem Leben der Stadt eine neue Geſtalt zu geben, ſcheint mir unzweifelhaft. Einſtweilen ragten noch alte Elemente herein: Neſtroy mit ſeiner giftigen Komik, ſeinem teufliſchen Humor, durch den er das Niedrige idealiſirte; M. G. Saphir mit ſeinem talmudiſchen Witz und ſeiner Wilden Roſen-Lyrik, welche den Leichenduft verwelkter Blumen ausſtrömt. Doch waren Saphirs Tage gezählt. Zwar veranſtaltete er noch immer ſeine muſikaliſch-deklamatoriſchen von der Ariſtokratie protegirten Akademien, bei denen einheimiſche wie fremde Künſtler und Virtuoſen gezwungener Weiſe die Hauptlaſt zu tragen hatten, worauf dann Saphirs vermauſchelte Vorleſung folgte, wo der Sündenfall und das Eiſenbahnweſen, der Auszug aus Egypten und das Frauenherz antitheſenhaft zu einem Wortſpieleffect herhalten mußten. Da rückte ihm eines Tages Rudolf Valdek an den Leib, einer der wenigen ſtylvollen Schriftſteller Oeſterreichs, eine ernſte und galante Feder zugleich. Rückſichtslos, grauſam ermittelte er, was denn hinter dem Kritiker und Poeten eigentlich ſtecke, der Jahrzehnte hindurch, wie ein Waldfrevler den Geſchmack Wiens verwüſtet hatte, und brach das Anſehen des Gauklers, wie er ihn nannte, vollſtändig. Aber die Heftigkeit der Polemik, da ſie kein „Gutgeſinnter“ gegen die Juden führte, wie Sebaſtian Brunner in der Kirchenzeitung, ſondern ein „Schlechtgeſinnter“ gegen einen einzigen jüdiſchen Journaliſten, gab den Behörden Aergerniß und der Streit mußte eingeſtellt werden. Beſſer erging es wenige Jahre ſpäter einem Herrn Prantner, welcher in ſeinem Roman-Pamphlet: Dissolving views die böſeſten Ausfälle gegen die damals herrſchenden Perſonen der Regierung, ja auch in der nächſten Nähe des Hofes ſich erlaubt hatte. Jedermann zeigte mit Fingern auf die Originale, wonach die boshaften Silhouetten geſchnitten waren. Aber der Verfaſſer blieb durchaus unbehelligt.

Er bekleidete einen ziemlich bedeutenden Beamtenpoſten im Chifferncabinet, aß alſo das Brot derjenigen, die er zu necken und herabzuſetzen ſuchte, wie dies viele der ehemaligen Cenſoren thaten, machte während der Amtsſtunden den ſich krümmenden Diener und Knecht, um dann deſto unwürdiger den Frondeur zu ſpielen. Das iſt eine jener Stellen, wo die Corruption Oeſterreichs uns ihre ganze Dunſt- und Stankladung in's Angeſicht ſchlägt. —

Nachdenkſam betrachtete Hebbel die neueſte Wendung der Dinge in Oeſterreich; er lächelte nur, wenn er hörte, daß ſie Beſtand haben ſollen. Dies Alles wird ſich fürchterlich rächen, ſagte er mündlich und in Briefen, ſobald er die politiſche Lage der Monarchie beſprach. Der vor Kurzem angeknüpfte Verkehr mit dem Hofrathe Nordberg, einer Perſönlichkeit von reicher politiſcher Erfahrung und unbefangenem Urtheil, brachte ihm manche Belehrung über frühere Vorgänge, welche die gegenwärtigen erklären halfen. Mehr aber als für dieſe Belehrung war er ihm dafür dankbar, daß er die Veranlaſſung zum Ankaufe eines Häuschens am Traunſee geworden. Hebbel hielt ſich im Juli 1855 mit ſeiner Familie dort auf und fühlte ſich außerordentlich behaglich. Hofrath Nordberg, der eine Villa am See beſaß, machte ihn auf den lieben Fleck Erde in ſeiner Nachbarſchaft aufmerkſam, den Hebbel um einen verhältnißmäßig geringen Preis an ſich bringen könne. Unſer Dichter ging auf den Vorſchlag ein und wurde Eigenthümer des Hauſes Nummer Einunddreißig in Orth bei Gmunden.

Am 14. Auguſt verzeichnete er das kleine Ereigniß, das für ihn ein großes war, mit folgenden Worten: „Ich habe Shakſpeare immer für unerreichbar gehalten und mir nie eingebildet, ihm in irgend etwas nachzukommen. Dennoch hätte ich in früheren Jahren immer noch eher gehofft, einmal irgend einen Charakter zu zeichnen, wie er, oder irgend eine Situation zu malen, als mir, wie er ein Grundſtück zu kaufen ...“ Die engen, gedrückten Bauernſtuben, aus denen die Wohnung in dem Häuschen damals allein beſtand, mutheten doch hell und freundlich an und der Garten mit ſchönen Fruchtbäumen, der die Ausſicht auf den Traunſtein und den See über buſchreiche Uferauen hinweg bietet, reichte für das Wonnegefühl der Familie vollkommen aus. Am Morgen nach der erſten Nacht im Hauſe fiel dem Dichter ein, wie glücklich ſein armer Vater geweſen wäre, wenn er es jemals zu einem ſo beſcheidenen kleinen Beſitz gebracht hätte. „Es war ihm nicht vergönnt, und doch hat er mehr Tropfen Schweiß vergoſſen, als das Haus Atome zählt.“ An mich ſchrieb der Gutsbeſitzer, wie er zuweilen ſich ſelbſt beſpöttelte, einen Brief voll menſchlich lieber Klänge, in denen freilich auch erlittenes Weh nachzittert „.. Ja, wir ſitzen jetzt bereits in und auf unſerem Eigenen; es gibt eine Thür, aus der ich nicht herausgeworfen werden kann, und einen Garten, über deſſen Planke ich nach Belieben klettern oder ſpringen darf, ohne daß mir irgend ein Menſch etwas darein zu reden hat. Das iſt für mich ein höchſt poſſierliches Gefühl, denn ich habe in früheren Jahren ſo wenig darauf gerechnet, Grundbeſitzer zu werden, als ich jetzt darauf zähle, Flügel zu bekommen, und ich könnte mir ſelbſt die Fenſter einwerfen, um zu erproben, ob ich wirklich Eigenthümer ſei ..“ Alsdann beſchreibt Hebbel den Tag, den er um ſieben Uhr damit eröffnete, daß er im Verein mit Frau und Kind in der Pfarrkirche die Meſſe hörte, weil ſein Freund Wilhelm Gärtner während der Dauer ſeines Landaufenthalts als Prieſter fungirte und Hebbel den Dichter des Simſon doch auch einmal in pontificalibus ſehen wollte. Eine Plauderſtunde unter dem ſchattigſten der Apfelbäume, ein Bad in der Traun, das Mittagsmahl, dann ein Schläfchen auf dem Heuboden: dies waren die Kettenglieder des ihn beglückenden Idylls. Abends hielt ihn der über die Gebirge heraufkommende Vollmond bis tief in die Nacht hinein am offenen Fenſter feſt, und wenn er ſich gar zu ſehr in die Betrachtung des himmliſchen Geſtirns verlor, ſo rief ihn der dumpfe Fall eines Apfels oder einer Birne wieder auf die Erde zurück und verſetzte ihn wieder in die Zeit, wo er als kleiner Knabe oft Stundenlang auf ſolch' eine Begebenheit wartete, um dann mit ſeinem Bruder, der auch hinter irgend einem Buſch gekauert hatte und nun zu ſeinem Entſetzen plötzlich hervorſprang, um die wurmſtichige Beute zu raufen. —

Hebbel freute ſich von jedem Sommerende an auf die wieder kommenden Gmundener Wochen; in dem nahen Umgange mit der Natur ſchienen aber auch neue Blüthen ſeines Daſeins aufzugehen. Er war bisher der landſchaftlichen Natur halb abgewandten Angeſichts gegenüber geſtanden, der Menſch war ihm ausſchließend wichtig geweſen und nur an der Geheimſchrift der Natur, an ihren myſteriöſen Beziehungen zur Menſchenſeele hatte er ſeinen prüfenden Sinn geübt. Nun erſt fing er an, ihre Erſcheinungen um ihrer ſelbſt wegen zu genießen, ihr reiches Wechſelſpiel ſozuſagen geiſtig tendenzlos auf ſich wirken zu laſſen. Noch wenige Jahre vorher hatte er auf meine Frage: ob er abermals eine Landwohnung bei Wien miethen werde, geantwortet: „Wozu? Ich bedarf dergleichen nicht, ich brauche die große Stadt! Ich verzehre Menſchen!" Dies würde er jetzt nicht mehr haben ſagen können. Es iſt darum kein Zufall, daß ſeine nächſte Production: Mutter und Kind eine idylliſch-epiſche Dichtung war, getränkt mit behaglichem Naturgefühl.

Im Jahre 1847 hatte er folgende Erfindung als für eine Novelle geeignet ſich notirt: „Reiche, kinderloſe Leute pränumeriren ſich bei armen auf ihr erſtes Kind, ſuchen tüchtige und geſunde Menſchen aus, laſſen ſie ſich, blos zu jenem Zweck, heirathen, verſetzen ſie in ſorgenloſe Verhältniſſe, verſprechen ihnen für den Säugling eine bedeutende Summe: ſo wie aber das Kind da iſt, will die Mutter nicht auf die Abtretung mehr eingehen, und nun kehren ſich alle Verhältniſſe um. Denn die Armen würden ſich nicht geheirathet haben, wenn ſie nicht auf das Geld gerechnet hätten; ſie verſittlichen ſich durch den Entſchluß der angeſtrengteſten Arbeit, wodurch ſie ſich aus der Verlegenheit ziehen und den in Gedanken begangenen Frevel abbüßen“.

Dieſe Fabel nahm Hebbel zum Gegenſtande ſeines Gedichts. Er glaubte alles Ernſtes, daß hier das Thema menſchlich noch einfacher ſei, als in Hermann und Dorothea, das Thema der Mutterliebe ſchlichter als das der Liebe zwiſchen Jüngling und Jungfrau. Naturaliſtiſcher werden wir ſagen, aber nicht einfacher, wobei wir obendrein die raffinirte Ausgangsſituation mit in den Kauf nehmen müſſen. Kalt, das Menſchengemüth anfremdend ſtehen wir dem reichen Hamburger Ehepaar gegenüber, unfähig, Seelenmitleid für die Patriziersfrau aufzubringen, welche in ihrer theeroſenartigen Schönheit und inmitten eines gelangweilten Reichthums Winſellaute um das ihr verſagte Mutterglück ausſtößt. Ihr ehrenfeſter Gatte, deſſen holzſchnittartige Zeichnung die Trockenheit und Selbſtſucht des Hamburger nur ſo weit idealiſirt hat, daß ſie uns nicht als rohes Element treffen, iſt gleichfalls nicht geeignet, uns eine warme Empfindung einzuflößen und uns in die Entbehrung des höchſten Eheſegens mitfühlend hineinzuſtimmen. Ja, als das Kind, welches die Natur nicht geben will, ſozuſagen wie der Wein auf dem Stock gekauft wird, da iſt es wenigſtens auf eine Weile mit aller Einfachheit und Einfalt vorbei. Erſt mit der Gruppe der Armen, der Liebesleute: Magdalena, einer Magd im Hauſe des Kaufherrn, und Chriſtians, eines Knechts aus Weſſelburen, welche den ihnen vorgeſchlagenen Vertrag annehmen, finden ſich alle die charakteriſtiſchen, ergreifenden, das Menſchengemüth erſchütternden Züge, Lichter und Farben ein, über welche Hebbel zu verfügen hatte. Die Winterbilder, die er entwirft, die Schilderung der Schwangerſchaft Magdalenas, das Frühlingsgemälde im Harz und der nach der Geburt des Knaben ſich im Herzen der jungen Mutter von Stunde zu Stunde ſteigernde Kampf gegen diejenigen, von denen ſie fälſchlich wähnt, daß ſie ihr das Kind entreißen werden, welches ſie nie und nimmer herzugeben entſchloſſen iſt: dies Alles iſt mit echtem Gefühl für das Naturleben und dem vollen Nachdrucke ſeines eigenen Jugendlebens gedichtet. Der Patriziersfrau freilich, welche eben auf der Rückkehr von einer Reiſe nach Italien an der Seite ihres Gemals begriffen, die Flucht des Ehepaars von der ihnen zugewieſenen beſcheidenen Beſitzung am Harz und das Motiv der Flucht erfahren, können wir die edelmüthigen Regungen nicht hoch anſchlagen. Denn nur gemeine Menſchen würden anders gehandelt haben, als ſie.

Hätte ſich Hebbel begnügt, den herben Ausgangspunkt zugegeben, ein nordiſches Idyll zu zeichnen, ohne Neben- und Seitengedanken auf ein modernes Epos und ohne den unſeligen, ich muß ſchon ſagen neidiſchen Blick auf Hermann und Dorothea, zu dem er ein Seitenſtück liefern wollte, das Gedicht würde alsdann bei der nunmehrigen Vollreife ſeines Talents zu einem frohgemuthen Geſammtausdruck gekommen ſein. So aber brachte er Ausblicke und Fernſichten, welche wieder ein ganzes Weltbild epiſch umſchreiben ſollten, hinein, die Auswanderer- und Uebervölkerungsfragen, den Socialismus, ja ſogar den dazumal durch einen armſeligen preußiſchen Junker an dem Berliner Polizeidirector Hinkeldey verübten Mord. Und es iſt trotzdem kein modernes Epos geworden. Hermann und Dorothea, das erſte und letzte epiſche Gebilde aus dem Samen Homers, lebt ſich, wie eine ſchöne Goethe'ſche Stunde ſelbſt, vor uns aus und gleichwohl ſchließt ſich ſein Zeitalter, die Stimmung und Geſittung desſelben als der Rahmen um das Bild zuſammen.

Hebbel war während der Production ſeines Gedichts in beinahe zu glücklicher Stimmung. Alles, was er bisher gemacht, ſagte er oft, verſinke vor dem, was jetzt entſtehe, in Nichts und alle Probleme, die ihn je beſchäftigt hätten, ſcheine er wie von einem höheren Stern noch einmal wieder aufgenommen zu haben. Er hielt gegen Jedermann, ausgenommen ſeine Frau, Gegenſtand wie Form geheim, und als er mir einmal von Ferne neckend das Manuſcript zeigte, da meinte er: das iſt mein Bijou. Am 9. Februar 1856 hatte er das Gedicht begonnen, am 20. März 1857 ſchloß er den ſiebenten und letzten Geſang. Dieſer war im Prater beim Veilchenpflücken entſtanden; wenn der Strauß, den er ſeiner Frau im Frühling regelmäßig zu bringen pflegte, voll war, ſo hatte er auch ſeine fünfzig bis ſechzig Verſe im Kopf beiſammen. Doch kam es auch vor, daß er über hundert Hexameter heimbrachte. Er erlebte die Freude, von der Dresdener Tiedge-Stiftung das Gedicht mit dem Preiſe gekrönt zu ſehen. Im Druck erſchien es erſt Achtzehnhundertneunundfünfzig.

Neben und zwiſchen der Production des epiſchen Gedichts liefen die intenſivſten dramatiſchen und lyriſchen Ausſtrahlungen und Stimmungen. Der Winter Sechsundfünfzig auf Siebenundfünfzig war thatſächlich ſein poetiſches Sonnenjahr. „Ich habe in meinem ganzen Leben“, ſchrieb er an Uechtritz, „die friſcheſten Jugendjahre nicht ausgenommen, nicht ſo viel und ſo glücklich gearbeitet . . So war es mir vergönnt, den ganzen Kreis der Kunſt in Einem Winter producirend zu durchwandern, was gewiß ſelten vorkommt, und eine Summe der intereſſanteſten pſychologiſchen Erfahrungen zu ſammeln. Im Lyriſchen, denn auch neue Gedichte habe ich gemacht und ſolche, deren ich mich ſo wenig noch fähig gehalten, wie den Herbſt eines Veilchens, bohrt man ſich in's Kleinſte ein, wie Schmetterling und Biene, nur dieſer Duft, nur dieſer Klang iſt auf der Welt vorhanden. Im Drama iſt mir zu Muth, als ob ich mit bloßen Füßen über ein glühendes Eiſen ginge; um Gottes willen nur kein Aufenthalt, was nicht im Fluge mitgeht, gehört nicht zur Sache. Im Epos dagegen möchte und muß man Alles mitnehmen, das Ding, wie den Schatten den es wirft, und bei alledem die Begeiſterung, der Drang und das Feuer immer dasſelbe . ." Die dramatiſche Flamme loderte in zwei Nibelungen-Acten auf, von denen er ſchon im vorigen Jahre den erſten Guß verſucht hatte. Nach langer Erwägung war er endlich doch an den ſchwierigen Gegenſtand herangetreten. „Eine Meiſterſcene geſchrieben", ſo lautet eine Tagebuchſtelle vom 27. October 1856, „mit der Hagen fertig iſt. Eins darf ich mir ſagen zu einigem innern Troſt. Hätt' ich die Wahl jetzt, ein Theaterſtück hervorzubringen, welches über alle Bühnen der Welt gehen und die Anerkennung aller kritiſchen Schöppenſtühle finden, aber nach einem Jahrhundert verurtheilt werden ſollte, oder ein würdiges Drama zu erzeugen, das aber mit Füßen getreten und bei meinen Lebzeiten nie zu einiger Geltung gelangen, ſpäter aber gekrönt werden ſollte, ich wäre nicht eine Secunde in der Wahl zweifelhaft. So genügt man doch nach einer Seite dem höchſten Geſetz. An Tagen, wie dieſer, iſt Einem zu Muthe, als ob man die Feder ſtatt in Tinte, unmittelbar in Blut und Gehirn eintauchte." Hebbel hatte diesmal nicht nöthig, ſich an die Berufung auf die Nachwelt zu klammern. Denn, wie er bald erfahren ſollte, blieb ſeine einſame Nibelungenarbeit kein Fremdling im Publikum und brauchte er nicht auf den Wiederhall ſeiner Zeitgenoſſen zu verzichten, indem er dem „höchſten Geſetz genügte", wie er ſich ausdrückte.

Im ſelben Winter redigirte er auf das Sorgfältigſte ſeine früheren zwei Gedichtſammlungen, weil er mit der Cotta'ſchen

Buchhandlung für eine Geſammtausgabe ſeiner Gedichte eben ein Abkommen getroffen hatte. Eine ſtattliche Anzahl älterer Stücke wurde ausgeſchieden, hier eine Strophe fortgenommen, dort eine hinzugefügt, hier eine Wendung beſſer herausgearbeitet, dort eine Farbe gedämpft oder verſtärkt. Viele neue Stücke kamen hinzu, darunter ſogar ein paar der zarteſten Gedichte zu dem ſchon beſprochenen wunderbaren Cyklus: Ein frühes Liebesleben, und zwar indem er längſt vergeſſene Töne aus der Jugendzeit nachträglich wieder auffing. Das Köſtlichſte, was er beſaß, das Werthvollſte unter ſeinen dichteriſchen Beſitzthümern war in dieſen Blättern enthalten. Dies iſt nicht nur die Anſicht des Biographen, dies bildete auch des Dichters eigene unerſchütterliche Ueberzeugung. Er ſtellte ſeine Gedichte über alle ſeine Productionen, er traute ihnen allein die Bürgſchaft zu, eine Spur ſeines Andenkens ſpäteren Geſchlechtern zu überliefern. Das war auch in der That keine Selbſttäuſchung, mochte auch der Erfolg der Gedichte bis auf dieſen Tag nur als ein ſehr beſcheidener ſich darſtellen. Abgeſonderte, einſame Dichternaturen, wie Hebbel, ſtoßen inſolange Scheu und Mißtrauen ein, bis die kleine ſtille Gemeinde, die ſie unſichtbar umgibt, ſich allmählich erweitert und die Vorurtheile, wie das Mißtrauen zerſtreuen hilft, welche dem Einſamen auf der Fährte folgt. Haben wir doch in dieſem Betracht ein ſchlagendes Beiſpiel an Eduard Mörike. Nicht die vollendetſten Lyriker nach Goethe: nicht Heine und nicht Uhland können ſich in ihrer Lyrik dieſer Traumhelle rühmen, wie der ſpielend viſionäre Mörike in ſeinen höchſten Hervorbringungen. Sein unvergleichlicher Liedergeiſt beleckt gleichſam die Adern des Naturlebens mit der goldenen Märchenzunge und bei dieſem ſtäten Tauchen in die Tiefe und dieſem kecken Belauſchen der plauderhaften Schlafſtunden des Gemüthes verliert ſeine Sinnlichkeit auch nicht ein einziges Roſenblatt und wird die Deutlichkeit ſeines Gebildes niemals getrübt. Dennoch iſt Mörike, jenen beiden Dichtern entgegengehalten, ein Poet im Winkel, dennoch iſt er heute noch Tauſenden und aber Tauſenden im deutſchen Volke ein unbekanntes Weſen. Und warum dies? Weil er das Abzeichen einer Beſonderheit hat, die den allgemeinen Geſchmack beirrt, ängſtlich macht, zu Fragen und Scrupeln auffordert, womit das glatte, in wohlgefälliger Geſprächigkeit waltende Talent den Leſer nie heimſucht. Ein ähnlicher Fall liegt in Hebbels Lyrik vor. Dieſe dominirt ein ſchwerer, ernſter, männlicher Geiſt, gleichfalls angehaucht vom Seltſamen und Abgeſchiedenen. Aber wenn irgendwo in ſeinen Dichtungen dieſer Geiſt in fließenden Linien ſich löſte, ſein innerſtes Gemüthsleben ſich von den metaphyſiſchen Hemmungen, unter denen er litt, befreite und das Geheimſte, das Unſagbare in der durchſichtigſten Form zu haſchen wußte, ſo hat er dies gerade als lyriſcher Dichter gekonnt. Freilich, wer aus ſeinen Gedichten gerade diejenigen herausgreift, an denen noch die eine oder andere Schlacke klebt, ſolche, in welchen der poetiſche Gedanke von vornherein mißlich verlarvt, die Empfindung von Haus aus gebrochen zum Vorſchein kommt, um darzuthun, daß Hebbel auch hier aus dem Labyrinth der Unvollkommenheit nicht heraus kann, der wird die alten, abgetretenen Phraſen, die wir und unſer Dichter bis zum Ueberdruß vernommen haben, auch bei den Gedichten wieder wohlfeiler Weiſe zum Beſten geben. Dies hat gleich nach dem Erſcheinen des ausgezeichneten Buches der junge Paul Heyſe gethan (im Literaturblatte des deutſchen Kunſtblattes 1858), was Hebbeln den berechtigten Ausruf entlockte: „Du lieber Gott, die dreißig Gedichte, um derentwillen der ganze Band ſeinen unleugbaren Werth behauptet, ſind für Heyſe nicht hinreichend, mich gegen eine unwürdige Geſammtbeſchuldigung zu decken. Den Schild Goethes habe ich allerdings zu meiner Deckung nicht, aber ſeinen eigenen hätte ich ſchon in meiner Jugend nicht brauchen können".

Suchen wir nun die charakteriſtiſchen Hauptzüge der Hebbelſchen Lyrik zu erfaſſen. Eine nicht geringe Anzahl der ſchönſten ſeiner Gedichte hat der Leſer dieſer Erzählung bereits kennen lernen, wo ſie biographiſch wichtige Zuſtände erläutern oder verklärt austönen ſollten. Was die ganze Sammlung von jeder anderen der Neuzeit unterſcheidet, das iſt vornehmlich dieſes: daß darin ein merkwürdiges, tiefſinniges, in ſich abgeſchloſſenes Individuum ſich unbefangen und anſchaulich vor uns auslebt. Ein weit geſpannter Bogen, auf dem ſich die denkwürdigen Vorgänge aus ſeiner Kindheit und Jünglingszeit, rührende Heimaths- und Familienbilder, innere Kämpfe, Zweifel und Schmerzen, ſowie die ſtillen Freuden und Segnungen einer beſchwichtigten, zur Entſagung gereiften Seele empfindungsſchwer und geſtaltenreich vorüber bewegen. Da wird uns nicht zugemuthet, eine Leierſtunde lang ein einziges Gefühl in allen Tonarten abſpielen zu hören, ſei es das Gefühl der glücklichen Liebe oder der unerwiderten Neigung, da wird uns kein Fiedelconcert aufgedrungen mit fünfzig Variationen auf das Frühlingsthema oder die Wonne des Waldes, da ſchleppen uns keine deſcriptiven Rhythmen und Reime in die farbige Langeweile beſonnter Fluren und ſilberner Teiche hinein, da äffen uns auch nicht die endlos wiederholten Nachklänge der ſogenannten volksthümlichen Lyrik, welche ſogar bei begabten Poeten, wie Hermann Kurz, den Eindruck des Abgeſtandenen nicht verleugnen kann. Nein, Hebbel ſchlägt nur dort den lyriſchen Ton an, wo der innerſte Herzensgrund des Menſchen getroffen ward, er gibt das zum lyriſchen Klange geſammelte verdichtete Leben wieder, er läßt das Gemüth nicht in halben Lauten vertröpfeln oder gar in Beſprechungen der Empfindung dahin ſickern. Dabei ſucht er das Gefühl oder den Zuſtand nicht auszuſchöpfen, wie zuweilen im Drama, ſondern er ergreift den Punkt, wo das ſpringende Leben noch der ſinnlichen Hülle ſich fügt, und hinter dem Bilde wallt und wogt jenes Unendliche und Ewige, das ihm erſt den vollen Nachdruck verleiht und in uns ſelbſt die wunderſame Erſchütterung erzeugt, die wir Reſonanz nennen. Gedichte dieſer Art ſind z. B.: Das Feſt in meiner Geburtsnacht, Zwei Wanderer, Gebet, Ich und Du und das Nachfolgende:

Die Weihe der Nacht.

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie von göttlichem Segen ſchwer
Säuſelt aus ewiger Ferne her.
Was da lebte,
Was aus engem Kreiſe
Auf in's Weiteſte ſtrebte,
Sanft und leiſe
Sank es in ſich ſelbſt zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Friſche regen,
Und aus ſeinen Finſterniſſen
Tritt der Herr, ſo weit er kann,
Und die Fäden, die zerriſſen,
Knüpft er alle wieder an.

Ein zweites dieſe Sammlung auszeichnendes Merkmal iſt die ſeltene Miſchung von Feuer und Gemüthsinnigkeit, Leidenſchaft und Weihe. Mit aller Glut einer hochgeſpannten Natur verſenkt er ſich in die Erſcheinungen und wie an der Hand eines unſichtbaren Führers kehrt er beſänftigt und gelinde bewegt bei ſich ſelber ein. Noch ſo heftig emporgeriſſen, noch ſo wehevoll das Los der Sterblichen empfindend, überweht und überrauſcht ihn doch immer der Odem des Unvergänglichen, und hebt und trägt ihn beſeligend aufwärts.

Greife in's All nun hinein!
  Wie Du gekämpft und geduldet,
  Sind Dir die Götter verſchuldet,
Nimm Dir, denn Alles iſt Dein.

Nun verſagen ſie nichts,
  Als den letzten der Sterne,
  Der Dich in dämmernder Ferne
Knüpft an den Urquell des Lichts.

Ihm entlocke den Blitz,
  Der Dich, Dein Ird'ſches verzehrend,
  Und Dich mit Feuer verklärend,
Löſt für den ewigen Sitz.

In Jubel bricht der Dichter ſelten aus. Sein Jubel iſt ein Rauſchgefühl des Daſeins, halb beglückend, halb verwirrend, als ob er plötzlich an die Abhänge des Lebens gerathen wäre, dem verwegenen Wanderer im Hochgebirge gleich, der ſich verſtiegen hat und nun mit unheimlicher Verzückung eine Weile lang an der Grenze ſchwebt zwiſchen Tod und Leben. Aus einem ſolchen Rauſch ging das Gedicht: Sturmabend hervor, ferner das Frühlingslied: „Ringt um des Jubels Krone!“ Dieſe Eigenthümlichkeit prägt ſich auch in einzelnen Naturbildern aus. Den höchſten Blitz des Lebens, der zugleich ſchon das im Tode brechende Auge iſt: Hebbel ſieht ihn und hält den enteilenden Funken mit ſinnlicher Stärke feſt. Gedichte wie die beiden nachfolgenden ſind einzig in unſerer Poeſie.

Sommerbild.

Ich ſah des Sommers letzte Roſe ſteh'n,
Sie war, als ob ſie bluten könne, roth;
Da ſprach ich ſchauernd im Vorübergeh'n:
So weit im Leben iſt zu nah am Tod!

Es regte ſich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leiſe ſtrich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft ſein Flügelſchlag
Bewegte, ſie empfand es und verging.

Ein Bild aus Reichenau.

Auf einer Blume roth und brennend ſaß
Ein Schmetterling, der ihren Honig ſog,
Und ſich in ſeiner Wolluſt ſo vergaß,
Daß er vor mir nicht einmal weiter flog.

Ich wollte ſeh'n, wie ſüß die Blume war,
Und brach ſie ab: er blieb an ſeinem Ort;
Ich flocht ſie der Geliebten in das Haar:
Er ſog, wie aufgelöſt in Wonne, fort.

Ebenſo müſſen ihm die eilfertigſten, ſchüchternſten und verſtohlenſten Stimmungen der Menſchenſeele Rede ſtehen. Ich verweiſe auf die Gedichte: Auf ein altes Mädchen, Das Mädchen Nachts vor'm Spiegel, Das Mädchen im Kampfe mit ſich ſelbſt, und Auf eine Unbekannte. Namentlich die letzten zwei ſind von den Goldfäden tiefſter Poeſie durchſponnen. In der Dämmerung iſt ein Mädchen eingetreten und nachdem ſie durch manches milde Wort in heil'gem Ernſt des Dichters Herz bewegte, hat ſie ſtille, wie ſie nahte, ſich erhoben und Allen gute Nacht geſagt. Ihr Bild war tief von Finſterniß umwoben, nach ihrem Namen hat er nicht gefragt. Nun wird mein Auge, ruft er, Dich immer erkennen, wenn Du auch einſt vorüber geh'ſt an mir, und hört er ſie von fremder Lippe nennen, ſo ſagt ihr Name ſelbſt ihm nichts von ihr.

Und dennoch wirſt Du ewig in mir leben,
  Gleichwie ein Ton lebt in der ſtillen Luft,
Und kann ich Form Dir und Geſtalt nicht geben,
  So reißt auch keine Form Dich in die Gruft.

Das Leben hat geheimnißvolle Stunden,
  D'rin thut, ſelbſtherrſchend die Natur ſich kund;
Da bluten wir und fühlen keine Wunden,
  Da freu'n wir uns und freu'n uns ohne Grund.

Vielleicht wird dann zu flüchtigſtem Verein
  Verwandtes dem Verwandten nah' gerückt,
Vielleicht, ich ſchaudere, jauchze oder weine,
  Iſt's Dein Empfinden, welches mich durchzückt.

Auf den ſchönſten ſeiner Balladen hat ſich der Gottesſegen heiterer Sinnlichkeit niedergeſenkt, der Uhland ſo reichlich zu Theil geworden. Aber über die Hebbel'ſche Ballade flammt noch ein feuriger Blick, und einige derſelben: Der Haideknabe, Herr und Knecht ſind ganz und gar perſönlichen Gepräges; dem Stoffe und der Stimmungsfarbe nach dem düſtern Traumgebiete angehörend, aus der die Oedipusfabel aufſteigt, der Form nach mit dramatiſchen Accenten durchädert, grauenhaft, aber großartig, an's Unſchöne ſtreifend, aber mit ſich fortreißend durch die ſachliche Gewalt. Den Stücken: Ein Ditmarſiſcher Bauer, Die heilige Drei, Ein Wald, welche zugleich in der denkbar reinſten Form ſich darſtellen, wird man das Prädicat claſſiſcher Gebilde nicht verweigern dürfen. Hier bewährt auch der Dichter ſeine Kunſt, mit wenigen Verſen weite Perſpectiven zu eröffnen. So gleich der Einleitungsaccord des ditmarſiſchen Gedichts:

Der warme Sommer ſcheidet
Mit ſeinem letzten Strahl,
Der Sohn des Südens ſchneidet
Das Korn zum zweiten Mal.
Man bäckt's am Donauſtrande,
Man mahlt's am Rhein und Main,
Und führt's am fernſten Rande
Des Reichs zum Dreſchen ein.

So die Strophe in dem Gedicht: Die heilige Drei, welche die Herrlichkeit des deutſchen Reiches zeichnet:

Die Krone Carls des Großen
Trägt man auf Sammt voran,
Den Degen auch, den bloßen,
Der ihm die Welt gewann,
Den Apfel, der verkündet,
Daß ſie uns noch gehört,
Das Kreuz ihm fromm verbündet,
Auf das der Kaiſer ſchwört.

Ueber ſeine rhythmiſch vollendeten, den Geiſt der innern Form tadellos ausdrückenden Sonnette und anderen Klanggedichte iſt ſchon bei der Schilderung ſeines italieniſchen Aufenthalts das Nöthige geſagt und dieſes an Beiſpielen beleuchtet worden. Eine Lieblingsform, in welche er ſeinen Schatz an Anſchauungen und Ideen aus den Sphären der Kunſtbetrachtung, der Geſchichte der Philoſophie und der Sprache niederlegte, war das Epigramm. Aber auch Natur- und Lebensbilder, Sprüche der Weisheit und eigenthümliche Situationen blühen und funkeln uns aus ihnen entgegen. Einen kleinen Strauß der ſinnvollſten und ſchönſten dieſer Epigramme wird der Leſer gerne empfangen.

Pietät.

Etwas Mitleid den Künſtlern und Dichtern, welche das Höchſte
Nicht erreichen, es ſagt's ihnen kein Joſeph voraus,
Und ſie müſſen das Leben erſt opfern, um zu erfahren,
Daß es vergebens geſchieht, darum verſchont ſie mit Spott.

Lüge und Wahrheit.

Was Du theurer bezahlſt, die Lüge oder die Wahrheit?
Jene koſtet Dein Ich, dieſe doch höchſtens Dein Glück.

Die Nemeſis.

Vieles hat die Natur in Römern, wie Cato gelitten,
Aber ſie rächte ſich ſchwer, als ſie die Kaiſer erſchuf.

Das Vaterunſer.

Wollt Ihr beten, ſo betet, wie Jeſus die Jünger es lehrte!
Manches Gebet zwar gibt's, welches zur Läuterung führt:
Dieſes ſetzt ſie voraus: will's Einer, ohne zu heucheln,
Beten, ſo muß er ſich erſt völlig vollenden als Menſch.

Traum und Poeſie.

Träume und Dichtergebilde ſind eng mit einander verſchwiſtert,
Beide löſen ſich ab oder ergänzen ſich ſtill,
Aber ſie wurzeln nicht blos im tiefſten Bedürfniß der Seele,
Nein, ſie wurzeln zugleich in dem unendlichen All,
In die wirkliche Welt ſind viele mögliche andere
Eingeſponnen, der Schlaf wickelt ſie wieder heraus,
Sei es der dunkle der Nacht, der alle Menſchen bewältigt,
Sei es der helle des Tags, der nur den Dichter befällt,
Und ſo treten auch ſie, damit das All ſich erſchöpfe,
Durch den menſchlichen Geiſt in ein verflatterndes Sein.

Im Großen wie im Kleinen.

Trittſt Du in ein Gemach, worin die beſcheid'ne Reſeda
Freundlich gepflegt wird, wie ſüß ſtrömt Dir entgegen der Duft!
Wenn Du aber darin ein paar Minuten verweilteſt,
Spürſt Du ihn nicht mehr: warum geht's uns doch ſo mit der Welt?

Shakſpeares Teſtament.

Titus Andronikus war ſein Anfang und Timon ſein Ende,
Und ein dunkleres Wort ſpricht die Geſchichte nicht aus.
In der Mitte zwar prangt die ſchönſte der Welten, doch ringelt
Sich die Schlange der Nacht um ſie herum als ihr Band.

Ausgleichung.

Einem warf ich im Schiffbruch ein Brett zu. Vom Tode gerettet,
Sprach er: Was koſtet das Brett? Dankbar bezahl' ich das Holz.

Zur Erinnerung.

Danke den Göttern, o Menſch, wenn das, worum du am Morgen
Kämpfteſt auf Leben und Tod, Dich nicht am Abend erdrückt.

Die ſprachliche Behandlung des Diſtichons ſtaut ſich vielfach an einem widerſpänſtigen Zuge, der auf die Perſönlichkeit des Dichters ſelbſt zu[illegible]führen ſein dürfte. Und ſogar dann, wenn er durch Andere, n[illegible] B. durch Uechtritz oder durch Eduard Mörike, dem er die Sammlung geſchickt und der ſie mit hoher Anerkennung begrüßt hatte, auf leichtlich zu beſeitigende Härten oder offenbare metriſche Fehler aufmerkſam gemacht wurde, ſogar dann ließ er ſich ſelten herbei, vielleicht aus übel angebrachtem Mißmuth über verſäumte Studien in dieſer Richtung, den wohlgemeinten Fingerzeigen zu folgen. Welch' ein Gegenbild bietet dazu Goethe, welcher Wilhelm von Humboldt und dem alten Voß, gleich einem gelehrigen Knaben, in allen ihren metriſchen Ausſtellungen Gehör lieh und bereitwillig auf jeden Vorſchlag der Verbeſſerung einging. Auch die übrigen Gedichte, ausgenommen die Juwelen unter denſelben, leiden trotz der bewunderungswürdigen Präciſion und dem unverkennbar edlen rhythmiſchen Gefühl an einer gewiſſen Sprödigkeit der Sprache, die das, was man das Sangbare nennt, ſtört oder ſchwächt. — Doch überwindet man dieſe Sprödigkeit leicht, da ſie nicht realiſtiſch greifbar hervortritt, ſondern nur wie ein herber Duft des Weins. Aber wie viel oder wie wenig man auch an der ganzen Sammlung ausſetzen mag: ſie iſt gleichwohl das Vermächtniß des Unvergänglichen in der Dichtung Friedrich Hebbels. Ob dieſe Thatſache vom deutſchen Volke durch den dieſen Gedichten zugewendeten Antheil um einige Jahre früher oder ſpäter bekräftigt werden wird, dies hat wahrlich nicht viel auf ſich. Das Lebendige iſt nicht an den Tag gebunden, und die flüchtigen Scheingebilde, die ihn geſpenſterhaft durchſtreichen, können es auf die Dauer weder verdecken, noch verdunkeln, geſchweige auslöſchen oder aus dem Wege räumen. — Nie noch iſt ein Vogel überfahren worden.

Hebbel widmete die Sammlung, ohne um die Erlaubniß anzufragen, wie er es als junger Menſch erfolglos gethan, des guten Empfanges ſicher, ſeinem altverehrten Meiſter Ludwig Uhland, „dem erſten Dichter der Gegenwart", wie es auf dem Widmungsblatte heißt. Er begleitete das Buch mit nachſtehendem Briefe: „Hochverehrter Herr! Vor einem vollen Vierteljahrhundert, im September 1832, wandte ſich ein junger Menſch aus dem fernen Holſtein brieflich an Sie und trug Ihnen vor, was er auf dem Herzen hatte. Sie waren auch wohlwollend genug, ihm beſchwichtigend und tröſtend zu antworten. Dieſer junge Menſch war ich. Sie haben ſeitdem viel erlebt: Sie haben, nachdem Sie ſchon in Ihrer Jugend Zeuge der Auflöſung des alten deutſchen Reichs und des Untergangs Napoleons geweſen waren, abermals Throne ſtürzen und Könige flüchten, ja Parlamente zuſammenrufen und wieder auseinander jagen ſehen, und nicht, ohne Selbſt durch Rath und That mit einzugreifen. In dieſem Wechſel der Dinge, der die Menſchen in der Regel auch noch wankelmüthiger zu machen pflegt, als ſie an ſich ſchon ſind, iſt es ein wohlthuendes Gefühl, auf etwas Beharrendes zu ſtoßen und ſich zu überzeugen, daß nicht Alles im Wirbel untergeht. Vielleicht ſpüren Sie etwas davon, wenn Sie die Widmung, des beifolgenden Buches leſen. Sie wird Ihnen beweiſen, daß die Verehrung, die der Jüngling Ihnen zollte, auch noch die Bruſt des Mannes erfüllt, und dieſer mußte bereits unendlich viel von dem fallen laſſen, was er ehemals feſthielt, und hat ſich ſelbſt in Wiſſenſchaft und Kunſt redlich bemüht. Nehmen Sie die Gabe in dem Sinne an, in welchem ich Sie biete, und erfreuen Sie ſich noch lange eines heitern Greiſenalters."

Als das Buch erſchien, erhob ſich zwar die eine und andere Stimme für den Dichter, aber von einer zündenden Wirkung war nicht die Rede. Dazumal ſtand eben Emanuel Geibel im Zenith ſeines Ruhmes, namentlich ſchwelgten die Weiber und ſämmtliche junge Gänschen in ſeinen Liederbüchern, „Köchinnen und Prinzeßchen", wie es in einer Satyre Dingelſtedts aus jenen Tagen heißt. Otto Roquettes Waldmeiſters Brautfahrt, machte Geibel beſcheidene Concurrenz und der von dem Letztgenannten entdeckte und in die Literatur eingeführte Hermann Lingg, welcher der Lyrik culturgeſchichtliche Themen unterlegte und die in Heines Romanzero zu humoriſtiſch-burlesken Bildern verwendeten Scenen und Geſtalten der altaſiatiſchen Welt (Vitzliputzli — Der weiße Elephant — Rhampſinit) auf ernſthaft-pathetiſche Weiſe vorführte, Hermann Lingg galt in dieſem Augenblicke als der lyriſche Heilsbringer, als der Urheber einer durchaus originellen, alle ſeine Vorgänger verſchattenden Poeſie. In Wien ſind meines Wiſſens nicht zehn Zeilen über Hebbels Gedichte in den ſogenannten großen Blättern veröffentlicht worden; als Eduard Hanslick ſich bemühte, eine kurze Notiz in der Zang'ſchen Preſſe unterzubringen, jenem Journal, welches den Tribunen der öffentlichen Meinung vorſtellte und von Tag zu Tage an Einfluß und Ausbreitung zunahm, da bedeutete ihm der Eigenthümer der

Preſſe, deſſen durchdringender Verſtand ebenſo unzweifelhaft war, wie ſeine Selbſtſucht: eine ſolche Notiz koſte fünfzig Gulden, die Journale ſeien nicht dazu da, um die „Geſchäfte der Schriftſteller und Verleger umſonſt zu beſorgen“. — Nur die literariſche Beilage zur kaiſerlichen Wiener Zeitung, jenes Blatt, welches die Vorgänge unſerer Literatur ernſt und eingehend verfolgte, widmete den Gedichten Hebbels eine würdige Beſprechung.

Zu jener Zeit knüpfte Hebbel das zwiſchen ihm und Sigmund Engländer abgeriſſene Band wieder an. Der alte Ton war ſofort gefunden, und zwar auf beiden Seiten. Denn Hebbel hatte eigentlich nie aufgehört, den treuen, erprobten Freund zu ſchätzen und zu lieben, und Engländer war dermaßen durch Schickſal und Antheil mit unſerem Dichter verwachſen, daß ein wirkliches Zerreißen dieſer Fäden ſeine eigene Vernichtung bedeutet hätte. Auch Hebbels Landsmann Klaus Groth, der mit ſeinem Quickborn über Nacht der Dichter Ditmarſchens geworden war, näherte ſich jetzt dem Autor der Judith. Nie vorher noch hatte ein Liederbuch (das Uhland'ſche, wie ſich von ſelbſt verſteht, ausgenommen) einen ſo in's Tiefſte dringenden Eindruck auf Hebbel ausgeübt, wie Groths plattdeutſche Gedichte. Er jauchzte wie ein Kind, als die Scenerie und die Figuren ſeiner Heimat lyriſch-plaſtiſch vor ihm aufſtiegen, ja nicht ſelten traten ihm Thränen kunſtleriſcher Rührung in die Augen. Wenn aber nur der Ditmarſcher in Hebbel von dieſen Gedichten getroffen worden wäre, wenn ſie gleichſam nur wie Jugendgenoſſen, die ihn nach langer Trennung wieder einmal aufſuchen, ihm alte Geſchichten und Schnurren vorgeſchwatzt hätten, ſo würde ihn der Quickborn ſicherlich nicht ſo mächtig haben bewegen können. Die echt lyriſche vom Reiz des Stofflichen unabhängige Kraft dieſer Lieder mußte ſich hinzugeſellen, um den ganzen Menſchen zu ergreifen. Den höchſten Zauber übten gerade die in ihrer Art unvergleichlichen

Naturbilder auf ihn aus: Matten Haſ', Aanten int Waten, Spatz, von denen er bewundernd ſagte, daß ſie nur mit der plattdeutſchen Sprache allein untergehen können.

Lütt Matten de Haſ'
De mak ſik en Spaß,
He weer bi't Studeern
Dat Danzen to lehrn,
Un danz ganz alleen
Op de achterſten Been.

Dieſes Häschengedicht, das Hebbel, wie überhaupt ein Drittel der Sammlung auswendig wußte, hauchte einen Schimmer der Verklärung über ſein Geſicht, ſo oft er es vortrug. Sehen Sie, Kuh, ſagte er zu mir, nicht nur eine Spitze lyriſchen Humors, das iſt Poeſie, das iſt lyriſche Erfindung, das iſt Geſtalt und Ton zugleich, dem gegenüber verhalten ſich alle Gedanken- und Empfindungsgedichte, ſie mögen ſo trefflich ſein, wie ſie wollen, wie Schatten zu Körpern, wie Bildung zu Intuition. Hebbel machte für den Quickborn unter ſeinen Freunden Propaganda, Jedermann, der zu ihm kam, mußte ihm verſprechen, ſich das Buch anzuſchaffen, und als ihm ſeine Frau eine Geburtstagsüberraſchung bereitete, da kleidete ſie die kleine Chriſtine als ditmarſiſche Bäuerin an, welche mit ihren Kinderlippen Lütt Matten rezitirte. Klaus Groth nahm das Erſcheinen der Gedichte Hebbels zum Anlaß, ihm nun perſönlich den Dank entgegenzubringen für die Wohlthaten, welche er ſchon in ſeiner Jugend durch Hebbels Poeſie verſicherte empfangen zu haben. Sein ſchlichtes Wort, ſagte Groth, werde Hebbeln genügen. „Die Worte wiegen hier ja ſchwerer, wie ich auf einer zweijährigen Reiſe an den Rhein und die Oberelbe erfahren.“ Daß er ſeinen Lebensweg verfolgt und allenthalben Nachrichten über ihn oder Spuren von ihm gefunden, könne er ſich wohl denken. „Kommen Sie nicht einmal nach Kiel? Ich kann's außerhalb Schleswig-Holſteins nicht aushalten; Männer, ſagt der alte Arndt, gibt's nur da, wo die See anſpült." — „Ja wohl", rief ihm Hebbel nach Holſtein hinüber, „ja wohl, wiegt im Norden das einfache Wort ſchwerer, wie im Süden Schwur und Betheuerung. Darum hat mich Ihr Brief ſehr erfreut, und indem ich ihn beantworte, ſetze ich mich, wie Sie ſehen, gleich über all die Formalitäten weg, von denen die geſunde alte Welt nichts wußte . . . Wenn Sie mir für „geiſtige Wohlthat" Dank ſchuldig zu ſein glaubten, ſo befand ich mich Ihnen gegenüber längſt in demſelben Fall; ſelten oder nie hat mich eine dichteriſche Erſcheinung der modernen Literatur ſo angeregt und überraſcht, wir Ihr Quickborn, und Ihre That fällt für mich um ſo ſchwerer in's Gewicht, als Sie Ihr Inſtrument erſt zu bauen hatten, bevor Sie Ihre Melodie ſpielen konnten . ." Groths Urtheil über ſeine eigenen Gedichte, meinte Hebbel, ſollte ihn eigentlich nicht freuen, denn gerade das Männliche in ihm trenne ihn von der Maſſe ſeiner Zeitgenoſſen und bei der Beſchaffenheit der öffentlichen Zuſtände dürfe er es ihnen kaum übel nehmen. Aber es freue ihn doch und er werde den ernſten Muſen nicht untreu werden. Wenn Landsleute in Kiel ſeien, die ſeiner mit Theilnahme gedenken, ſo möge ſie Groth herzlich grüßen. „Wir ſelbſt aber wollen dafür ſorgen, daß wir einander nicht wieder fremd werden . ."

In Hebbels Freundescirkel erſchien jetzt als neues Element der junge Doctor Grailich, der eben eine Profeſſur der Phyſik antreten ſollte, ein Mann von entſchiedener naturwiſſenſchaftlicher Begabung, wie ſeine Fachgenoſſen behaupteten, dabei philoſophiſch gebildet und in einen idealiſtiſchen Aether getaucht. Der erſte Eindruck war der eines Hitzkopfs, wie denn auch ſeine Mienen bei jedem Worte, jedem Gedanken, der in Hebbels

Geſpräch ſeine Einbildungskraft entzündete, den brennenden Antheil ſeines Weſens wiederſpiegelten. Er gab ſich unſerem Dichter mit jünglinghafter Verehrung und Bewunderung hin und ſchien, wie eine Fackel zu lodern, wenn er nach einer längeren Unterredung mit Hebbel ſein Zimmer verließ. Hebbel holte ſich bei ihm Belehrungen und Aufklärungen über die den jungen Docenten geläufigen Materien und verſuchte ſogar, allerdings mit wenig Glück in die Fachſchriften desſelben einzudringen. Leider riß bald der Tod den leidenſchaftlich ſtrebenden Gelehrten aus ſeiner Thätigkeit hinweg in die Erde hinunter. Auch mit Franz von Hermannsthal, dem er ſchon vor Jahren begegnet war, kam Hebbel nun dann und wann zuſammen. Doch ſchien es unmöglich, daß irgend einer der altöſterreichiſchen Poeten ein engeres Verhältniß zu ihm gewann. Hermannsthal war einer von den Halbenergiſchen, deren Strammheit dem Eigenſinn und der Rechthaberei verwandter iſt, als der Entſchloſſenheit und Willenskraft. Seine Charaktertüchtigkeit hatte einen pedantiſchen Anflug, einen Zuſatz von bureaukratiſcher Disciplin, und wenn man glauben wollte, daß nun die Natur in ihm zu ſprechen anfange, ſo wurde man ſofort durch die ſie dämpfenden Laute öſterreichiſcher Aengſtlichkeit an dieſem Glauben irre. Er war empfänglich für Poeſie, konnte ſinnige Urtheile fällen, aber das gleißend Falſche gefiel ihm neben dem Echten gleichfalls. Fortwährend ſaß er unter griechiſchen oder römiſchen Dichtern, wenn er aber ſelber dichtete, ſo merkte man den Verſen nicht an, daß ihr Urheber das Formgefühl und die durchſichtige Klarheit der Alten Zeitlebens genoſſen habe. Die Seele ſchmolz ihm auf der Zunge, wenn er Mozart oder Schubert pries, als jedoch Richard Wagner ſeine Prätorianer bis nach Wien vorgeſchoben hatte und Lohengrin und Tannhäuſer auch in der Stadt der claſſiſchen Muſik Wellen der Entzückung aufwarfen, da fehlte Hermannsthal bei keiner

Lohengrin-Vorſtellung und da überſtrömte er von Lobreden auf „das große Genie“. Einmal äußerte er gegen Hebbel den Wunſch, bei einer Vorleſung des Gyges anweſend zu ſein. Hebbel wollte ihn erfüllen und bat Hermannsthal auf einen beſtimmten Abend zu ſich. Hermannsthal aber hatte an dem Tage gerade ſeinen „Tarokabend“ bei dem ihm befreundeten Freiherrn von Schlechta, und lehnte unter Hinweiſung auf das altgewohnte Herkommen, das er nicht alteriren wolle, die Einladung entſchuldigend ab. „So ſind ſie, ſagte Hebbel, der Gyges intereſſirt ihn zwar, aber die Spielpartie geht Allem vor! Und mit ſolchen Menſchen ſoll ich verkehren!“ Endlich ſei noch Ludwig Auguſt Frankl erwähnt, welcher jetzt häufiger, als früher ſich bei Hebbel einfand, wie dieſer zuweilen einen Abend bei ihm zubrachte oder zur Sommerszeit mit ihm einen Ausflug in die Umgegend unternahm. Frankl hatte ihn, was ſchon an anderem Orte erwähnt worden, wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Wien kennen lernen und war dann beinahe täglich im juridiſch-politiſchen Leſevereine mit ihm zuſammengetroffen. Die Sonntagsblätter hatten Hebbels Biographie veröffentlicht und der Haideknabe wurde dort zuerſt gedruckt. Ein bübiſcher Ausfall aber gegen Sigmund Engländer und deſſen Verhältniß zu Hebbel, gleichfalls in den Sonntagsblättern, lockerte die Beziehung unſeres Dichters zu Frankl, trotzdem daß der Ausfall nicht vom Herausgeber herrührte, und die freundſchaftliche Verbindung deſſelben mit Gutzkow trug auch nicht dazu bei, einen unbefangenen Verkehr zwiſchen Hebbel und Frankl wieder herzuſtellen. Dies Alles ſchien nun vergeſſen und vergeben. Hebbel unterhielt ſich gerne mit dem vielgereiſten, an Erfahrungen reichen Manne, dem Wiener Fabelkundigen, als Erzähler lebhaft feſſelnden Cicerone, der in der literariſchen und geſellſchaftlichen Vergangenheit der Stadt eben ſo gut Beſcheid wußte, wie in der friſchen Gegenwart derſelben, indem er all’ die lauſchigen Kloſterhöfe, Gärtchen und Weinſtäbchen kannte, wo die Lanner'ſche Fröhlichkeit mit Raimund'ſcher Wehmuth gemengt noch traulich verſtohlen niſtete und wo das liebliche Naß von den Rebenhügeln der Donau, alle Culturfragen dionyſiſch überſpülte. Hebbel war kein Koſtverächter, und wenn ihm ein Kloſterneuburger oder Gumpoldskirchner durch die Kehle lief, ſo verſank hinter ihm die ganze deutſche Literatur und er war dann augenblicklich bereit, in den Schlachtruf des Wiener Leichtſinns einzuſtimmen: Alleweil fidel! Am übermüthigſten habe ich ihn bei den Sympoſien mit Frankl geſehen.

Seine Lectüre beſtand zu jener Zeit vorzugsweiſe in hiſtoriſchen und philoſophiſchen Werken. Die Geſchichte des Feldmarſchalls York von Droyſen und Häußers deutſche Geſchichte erweckten ſeinen tiefſten Schmerz über die Verkümmerung und Schändung des deutſchen Reiches, von deſſen Wiederaufrichtung er aber unverbrüchlich feſt überzeugt war. Reinen Genuß ſchöpfte er aus Macaulay, in deſſen Eſſays er einer Reihe von Anſichten begegnete, die ſich zu ſeiner Freude mit ſeinen eigenen deckten. Er rühmte Macaulay faſt überſchwänglich, er überſchätzte den virtuoſenhaften Sittenmaler, den in der Treffſicherheit und dem Reichthume der erläuternden Vergleichungen und Parallelſtellen allerdings einzigen Hiſtoriker und ſchien den großen Blick und das große Herz, dieſe Wahrzeichen des Geſchichtsſchreibers erſter Ordnung, ſo wenig an ihm zu vermiſſen, als Macaulay ſelbſt den Mangel derſelben entbehrt hat. Den Grund werden wir wohl darin ſuchen dürfen, daß unſeren Dichter die künſtleriſche Form, der farbige Glanz der Darſtellung des Engländers beſtach und beſtechen mußte, nachdem er meiſtens Compendien und Relationen ſich für geſchichtliche Erzählung hatte ausgeben ſehen. Von äſthetiſirenden Büchern, die er ſich immer mehr vom Leibe hielt, las er mit heftigem Unwillen Richard Wagners: Oper und Drama.

„Wer das Monſtrum, das alle Kunſtvermögen in ſich vereinigt und die verſchiedenen von einander geſonderten Künſte überflüſſig macht, als den Inbegriff des höchſten künſtleriſchen Individuums ſich vorſtellt, der beweiſt ſchon durch dieſe Vorſtellung allein, daß er muſik- und poeſieverlaſſen iſt!“ ſo rief er aus, als er das Buch geleſen. Er könne ſich nicht denken, daß das deutſche Publikum ſolchem Wahnwitze Gefolgſchaft leiſten werde, doch ſei in Deutſchland Alles möglich. Und auf alle Fälle ſtänden wir alsdann mit beiden Füßen in der dicken Barbarei, deren Anbruch freilich durch manche andere Vorzeichen ſich anzukündigen ſcheine. Ich habe von Haus aus kein rechtes Vertrauen zu einem Componiſten, ſagt der tiefſinnige Moriz Hauptmann, der ſich ſeinen Text ſelbſt dichtet — ich habe es in der Idee der Sache nicht und finde, wo es geſchehen iſt, noch nirgends ein Reſultat, das mich widerlegte. Er iſt mir, ſo ſchlecht der Vergleich iſt, als wenn Einer ſich ſelbſt heirathen ſollte. Der liebe Gott habe jedem ſeiner Geſchöpfe eine Geſtalt gegeben und ſeinem vernünftigen, dem Menſchen, die edelſte. Es ſei auch noch Niemand, wie er glaube, in den Sinn gekommen, dieſe anders gliedern zu wollen. Maler und Bildhauer hätten Alles, was menſchlich iſt, damit ausdrücken können und hätten es anders nicht gekonnt. Beethoven habe vor ſeiner neunten Symphonie eine erſte, zweite, ein Sextett, eine Adelaide, ſeine erſten Quartetten, Clavierſonaten und ſo Vieles geſchrieben, was eine Geſchichte zu ſeinen ſpäteren Werken bilde. Es ſei eine Zeit der Kindheit und einer glückſeligen Kindlichkeit bei ihm da geweſen, ein Gefühl der Pietät für das was die Väter gethan und was die Menſchheit gut gefunden habe. Das ſei etwas Anderes, als Philiſterei, das habe auch keinen verhindert, als Künſtler originell zu ſein oder zu werden. Dieſer Zuſammenhang mit früherem ſei das Poſitive und die Berechtigung des geſetzlichen Daſeins. „Was ſeinen eigenen beſonderen

Anfang hat, hat auch ſein beſonderes Ende“. — Der Aufwand an Energie, und zwar einer die ganze Natur zu Krämpfen und Nervenzuckungen aufſtachelnden Energie, welche Richard Wagner erfüllte, imponirte unſerem Dichter nicht. „Ich glaube ihm gerne“, meinte er, „daß er Himmel und Erde ſtürmen möchte, um den Ruhm des gewaltigſten der Künſtler zu pflücken. Ich ſehe den gierigen Mund und das verſchlingende Auge des Mannes, aber den Gottbegnadeten umſpielt die Demuth und wen die Götter wirklich zu ihrem Gaſtmahl ziehen, der beugt das Haupt, wie es Goethe gebeugt hat.“/ So dachte und ſprach Friedrich Hebbel, den man um eines all zu lauten Wortes willen, welches zuweilen ſein Kraft und Selbſtgefühl ausdrückte, als hochmüthig und eingebildet verſchrie, während man an dem vor Selbſtvergötterung verlechzenden Componiſten der Zukunft kein ſonderliches Aergerniß nahm.

Sein philoſophiſches Leſebedürfniß befriedigte Hebbel jetzt an Kant. Schon Achtzehnhundertſiebenundvierzig hatte, wie Tagebuchſtellen bezeugen, das Studium Kants die letzten Spuren der Werthſchätzung Hegels in ihm ausgelöſcht, die ohnehin nie eine bedeutende geweſen war. Schon damals bekannte er, Hegel um der Stylfehler allein nicht mehr leſen zu können, wenn er ſich nicht umbringen wolle; wiewohl dieſe Fehler, ſetzte er hinzu, allerdings einen tieferen Grund hätten, der aber den mißlichen Eindruck noch erhöhe. Hegel trenne das Gewebe der Sprache wieder auf, verſchlinge die Fäden anders, als ſie verſchlungen waren, und verwirre die Zeichen, während er die Begriffe umzuordnen ſcheine. Damals hatte er ſich eben in die Offenbarungen Kants verſenkt. Die phyſikaliſchen Aufſätze legten ihm das Univerſum auf höchſt faßliche Weiſe auseinander und namentlich entzückte er ſich an der unſterblichen Darſtellung des Entſtehens und Aufbaues der Himmelskörper. Die Prolegomena erſchloſſen ihm die Pforten der Kant'ſchen Lehre und die Roſenkranz'ſchen Arbeiten brachten ihm ein klares Bild der außerordentlichen Perſönlichkeit vor Augen. Nunmehr, zehn Jahre ſpäter, wagte er ſich auch in die Kritik der reinen Vernunft hinein. Er erprobte, wie er ſagte, die Stärke ſeiner Zähne, indem er dieſe harten Nüſſe zu knacken ſuchte, aber ohne den Verluſt einiger Splitter ſei der Verſuch nicht abgegangen. „Das iſt ein erſtaunlicher Menſch!“ ſo empfing er mich eines Tages — „wie ungeheuere Erdphänomene, gleich dem Erdbeben in Liſſabon, ihre Wirkungen durch halb Europa verbreiteten, ſo daß die Geſundbrunnen in Carlsbad und Teplitz auf vierundzwanzig Stunden ausblieben, ganz ſo, ja noch umfaſſender wirken geiſtige Erſcheinungen, wie Kant. Ja, ich bin überzeugt, daß, bevor dieſes ungeheuere Gehirn in der Welt aufblitzte, auch ein ſchlaffes Denken in der Welt geweſen iſt. Glauben Sie, Shakſpeare ſchreibt ſich auf's Jahrtauſend oder Goethe? Keiner von Beiden. Auf's Jahrtauſend ſetzt nur Kant ſeinen Namen!“

Zufälliger Weiſe gerieth um dieſelbe Zeit Schopenhauer in ſeine Hand. „Ich leſe jetzt“, ſchrieb mir der Dichter nach Schleſien, wo ich damals lebte, „einen außerordentlich merkwürdigen Schriftſteller, den Philoſophen Schopenhauer, und ſchäme mich, ihn nicht früher kennen gelernt zu haben, ja, ich würde es kaum begreifen, wenn nicht ſeine eigenen bitteren Beſchwerden über abſichtliches und gänzliches Ignorirtwerden von Seiten der Secten und Parteien des Tages das Factum einigermaßen erklärten und zugleich entſchuldigten. Er kam mir auch diesmal rein zufällig in die Hand, indem ich, weil ich nach ſo angeſtrengter Arbeit einer Zerſtreuung bedurfte, um Bücher auf die Hofbibliothek ſchickte, und ich war nicht wenig erſtaunt, einen der vornehmſten Geiſter unſerer Literatur in ihm begrüßen zu müſſen. Wenn die erſte Stelle, die man bei einem unbekannten Autor lieſt, nachſtehendermaßen lautet: „Ich habe die Menſchheit Manches gelehrt, was ſie nie vergeſſen darf, darum werden meine Schriften nicht untergehen“, und wenn man, trotz des momentanen Stutzens, noch vor Abend ausruft: der Mann hat ganz Recht! ſo will das gewiß etwas heißen. Er iſt über ſiebzig Jahre alt und berührt ſich vielfach mit mir, nur mit dem Unterſchiede, daß er als Philoſoph Ideen zu Trägern der Welt macht, die ich als Dichter nicht ohne Zagen zu Trägern einzelner Individuen gemacht habe; ſo z. B. das Wort des Holofernes: „Oft iſt mir zu Muth, als hätt' ich einmal zu mir ſelbſt geſagt: nun will ich leben u. ſ. w.“ oder die furchtbare Reſignation der Mariamne, mit der ſie ſogar ihren Staub dem Wechſelſpiel der Elemente entziehen möchte. Beſonders tiefſinnig iſt er über das Verhältniß der Geſchlechter zu einander . . .“ In Geſprächen über Schopenhauer hob Hebbel auch als eine der höchſten Leiſtungen des Denkers die Entwicklungen über den Traum hervor, der Zeitlebens Gegenſtand des Nachdenkens unſeres Dichters geweſen. Er erblickte mit Schopenhauer im Traumleben einen der metaphyſiſchen Schlüſſel. Auch Schopenhauers Anſicht über den Selbſtmord als eine Bejahung des Willens zum Leben hatte mit der betreffenden Anſicht Hebbels Aehnlichkeit, nur daß dieſer phantaſtiſch ausdrückt, was der Philoſoph als eine der Folgerungen ſeiner Grundlehre mit ruhiger Anſchaulichkeit vortrug. Hebbel ſagte nämlich: „Nichts iſt thörichter, als wenn der Menſch ſich einbildet, er könne durch das bloße Auslöſchen ſeines Lebens ſich dem entziehen, was ihm aufgetragen oder auferlegt worden. Das kann er nicht. Was er hier nicht hat freſſen wollen, das wird ihm auf dem Saturn wieder vorgeſetzt werden“. Daran möge ſich ein einſchlägiges Wort Leopardis ſchließen, das ſich unter ſeinen noch ungedruckten Papieren vorfindet: De suicidio. Nissun ente cospira contra se stesso. Was ſo viel bedeutet als: Das Ding an ſich kann nicht auf ſeine Vernichtung hinarbeiten. — Den peſſimiſtiſchen Conſequenzen Schopenhauers war Hebbel im Uebrigen abhold, ob er gleich das Leiden der Welt und den Schmerz des Nichtwiſſens und Nichtwiſſenkönnens nur zu tief empfand. Aber er neigte ſich in ſeiner Weltanſchauung Goethen zu, dem in die Erſcheinungen des Lebens ſozuſagen ergebenen Geiſte und übte ſich, wie dieſer, in jener ruhigen hellen Entſagung, gegen welche die undurchdringliche Finſterniß der Schopenhauer'ſchen Verneinung des Willens zum Leben ſich grell genug abhebt. Wer dieſe großartig edle Gleichmüthigkeit Goethes mit der bequemen Abkehr des Optimiſten von dem knirſchenden Räthſel des Daſeins verwechſelt, der kennt Goethe nicht. „Geheilt will ich nicht ſein“, ſagt ſein Fauſt, als ihn der Centaur zur Sibylle Manto hinträgt, welche als die Tochter Aesculaps ſeine überweltliche Sehnſucht beſchwichtigen werde. — „Geheilt will ich nicht ſein! Mein Sinn iſt mächtig! da wär' ich ja, wie And're, niederträchtig!“ Und Hebbel wieder ſagte, indem er der metaphyſiſchen Fragen gedachte, die den tieferen Menſchen unaufhörlich in Athem erhalten: „Das iſt der ewige Knäuel, den wir abzuwickeln ſuchen, ohne jemals an ein befriedigendes Ergebniß zu kommen, und ich ſage: Gott ſei Dank, daß es ſo iſt!“

Da ihn Familienangelegenheiten Achtzehnhundertſiebenundfünfzig veranlaßten, eine Reiſe nach Hamburg anzutreten, und er auch in Stuttgart, ſeiner Gedichte wegen, mit Cotta ſprechen wollte, ſo beſchloß er den Weg vom Norden hinunter über Frankfurt zu nehmen, um Schopenhauer kennen zu lernen. Von Leipzig, wo er zur Zeit der Meſſe eintraf, empfing er diesmal einen widerlichen Eindruck. Es komme ihm vor, als ob er jetzt nicht mehr über den Ocean zu ſegeln brauche, um ſich zu überzeugen, wie es in Amerika ausſehe, wo man im Omnibus zu Mittag eſſe und wahrſcheinlich beim Einpacken der Waaren ſein

Vaterunſer bete. „Gott verzeih' es den Leuten, die dieſem habgierigen, erwerbſüchtigen Geſindel, das ſich um das Mein und Dein herumſchlägt, wie die Hunde um den Knochen, in Romanen, Dramen und Literaturgeſchichten einzureden ſucht, es ſei poetiſch; das fehlt nur noch, daß ſie, anſtatt zum Vitzliputzli oder Moloch mit einem Gemiſch von Scham und Schauder hinaufzublicken, in den Spiegel ſchauen und ſich ſelbſt anbeten . .“ In Hamburg ſuchte er Eliſens Eltern auf. Der Vater hatte ſich für ſeine ſiebzig Jahre erſtaunlich erhalten; noch immer das alte, treuherzige, faſt kindliche Geſicht, wenn auch die Zähne auszufallen anfingen. Die Mutter hingegen war ihres rechten Armes nicht mehr mächtig und hatte ſchon etwas Blödes. Ihr: „Setzen Sie ſich auf dieſen Sopha, Herr Doctor, Sie ſaßen ſo oft darauf“, hatte etwas Erſchütterndes für ihn. Auf dem Altonaer Poſtamte traf er einen ditmarſiſchen Jugendfreund wieder, den treuen Hedde, bei dem er einen Tag verbrachte. Auch ſeinen Jugendlehrer Dethlefſen ſuchte er auf, fand aber nur noch ſeine Witwe, er ſelbſt war ſchon vor einem Jahre geſtorben. Ueber Celle, den Rhein hinauf ging es nach Mainz, wo ihn der Dom lebhaft ergriff, mit ſeinen unzähligen Biſchöfen und Erzbiſchöfen. Beim Hineinfahren nach Frankfurt begrüßte er das Standbild Goethes, „das freilich in das Börſentreiben der chriſtlichen und hebräiſchen Juden hineinblickt, wie in Italien die antike Statue in den Ziegen- und Eſelſtall“. Er ſuchte den Doctor Wilhelm Jordan auf, der in ſeinem Gedichte Demiurgos begeiſterte Verſe an ihn gerichtet und aß bei ihm und ſeiner Familie in ſeinem Hauſe am Taunusplatze zu Mittag. Hebbel und Jordan gingen miteinander zu Schopenhauer. „Ich wäre lieber allein gegangen“, heißt es in einem Briefe unſeres Dichters an ſeine Frau, „aber ich konnte ſein Anerbieten, mich zu begleiten, nicht ablehnen, obgleich es ſich hier um ein vis-à-vis handelte.“ Schopenhauer ſei als grob und unzugänglich verrufen, das habe er ſchon in Berlin erfahren, und Jordan habe es ihm nicht nur beſtätigt, ſondern ihn auch gewarnt. „Doch ich wußte aus eigener Erfahrung zu gut“, ſetzte Hebbel hinzu, „welcher Pöbel dergleichen Gerüchte in Umlauf bringe, als daß ich mich hätte abſchrecken laſſen: es ſind jene hohlen Geſellen, die dem Manne von Geiſt eben ſo gut ihre ausgeſtopften Kleider ſchicken könnten und die, wenn er ihnen endlich die Thüre weiſt, weil er vergebens irgend eine Lebensäußerung von ihnen erwartet hat, den Grund natürlicher Weiſe nicht in ſich ſelbſt, ſondern in ihm ſuchen. Ich fand einen äußerſt jovialen alten Herrn, der meinte, er ſei mit einem Menſchen zu vergleichen, der ſich auf dem Theater vor den Lampen verſäumt habe und nun der Vorhang aufgehe, ängſtlich und beſchämt davon laufe. Ich alter Graukopf, ſagte er, bin durch einen grillenhaften Zufall noch der Zuſchauer der Komödie meines eigenen Ruhmes geworden. Wir würden ohne Frage Freunde werden, wenn ich in Frankfurt lebte. Diesmal wollte ich blos eine Pflicht erfüllen, denn für einen Mann, der zu ſchreiben begann, als ich geboren wurde, bin ich der Herold der Nachwelt.“

Aus den erbetenen Mittheilungen Wilhelm Jordans über die Unterredung zwiſchen Hebbel und Schopenhauer ſei noch einiges Intereſſante hinzugefügt. Schopenhauer kannte Judith und Maria Magdalena. Er entſann ſich des Zuges in Maria Magdalena, wo der Bruder auf einen Griff den Schlüſſel auf der alten Stelle findet, und rühmte gegen Hebbel die Wirkſamkeit, den Kunſtwerth ſolcher ſcheinbar unbedeutenden naiven Züge, deren er auch manchen andern bei Hebbel gefunden zu haben bekannte. Von einem Dichter, welcher deren fähig. habe es ihn aber umſomehr gewundert und bei ihm geſtört, daß anderwärts ungeſtaltete Philoſophie zurückgeblieben ſei, man könne allenfalls ſagen semen zu dereinſtigen Kindern, aber nur potentia, weil ſie durchaus erſt im uterus der ſchauenden und veranſchaulichenden Poetenphantaſie beſleiſcht werden müßten zu ähnlich naivem Ausdruck. Am ſchärfſten verurtheilte er die Vorrede zu Maria Magdalena, doch vielfach in der Weiſe, daß jeder Tadel zugleich ein Lob des Stückes einſchloß. Es ſei ihm ein pſychologiſches Problem, ja faſt unbegreiflich, wie dieſe Vorrede und dieſes Stück aus demſelben Kopfe hätten entſpringen können. Jedenfalls beweiſe Hebbels Poeſie eine robuſte Conſtitution, durch das Factum, daß ſie im Ringen mit ſo raffinirter Reflexion nicht umgebracht worden ſei, ſondern nur hie und da blaue Flecken davongetragen habe. Schopenhauer halte es zwar für Selbſttäuſchung, wenn Hebbel, wie es faſt den Anſchein habe, ſich einbilde, aus Philoſophie Poeſie gebären zu können; denn ſeines Wiſſens ſei der Verlauf allemal umgekehrt. Baue er aber wirklich in der wunderlichen Manier, daß er nicht erſt am Gemäuer ſelbſt, wann es über Mannsbereich dem Fundament entwachſen, das unerläßliche Gerüſt zum Weiterarbeiten befeſtige, ſondern nach Legung des erſten Steins das ganze Gerüſt fertig aufführe bis zur Höhe des oberſten projectirten Dachfirſtes, ſo mußte er, nach Anwurf der letzten Kelle Mörtel, nach dem letzten Strich des etwan tünchenden Pinſels, nichts Eiligeres und Angelegentlicheres zu thun haben, als dies ganze Gerüſt nicht nur abzureißen, ſondern ſogar ſpurlos zu verbrennen, anſtatt es wohlconſervirt vor dem fertigen Hauſe ſtehen zu laſſen, wie das Vorwort vor der Maria Magdalena. — Abermals war es dieſe unſelige Vorrede, welche Hebbels inneres Bild verzerrt widerſpiegelte. Der Leſer weiß, wie ſie entſtanden iſt.

Bei aller Geiſteskühnheit, bemerkte Jordan, lag in Hebbels Natur etwas jungfräulich Schüchternes. Er habe ſich nicht ſogleich finden können in den derben, zuweilen an's Cyniſche ſtreifenden Ton Schopenhauers, der überhaupt eine lüſterne Vorliebe hatte für geſchlechtliche, zuweilen obſcöne Illuſtrationen ſeiner Gedanken. Allmählich aber ſei doch auch Hebbel ſo warm geworden und ſo funkenſprühend, als habe er den erſten herben Eindruck jener Einwürfe, die ihn allerdings auf eine Weile etwas ſtille und nachdenklich gemacht, völlig verwunden und als fühle er ſich nun außerordentlich wohl in dieſem Auſeinanderplatzen der Geiſter. —

In Weimar, wo er ſich das erſte Mal zu flüchtiger Umſchau einfand, war es Schiller, der ſein Gemüth bis auf den Grund aufwühlte und zwar ſo ſtark, daß er geſtand, er würde das Schillerhaus nicht betreten haben, wenn er geahnt hätte, wie ſehr ihn der Beſuch dieſer Stätte erſchüttern würde. Er konnte ſeiner Bewegung kaum Meiſter werden, und lernte ſich von einer ganz neuen Seite kennen. „Um das zu begreifen, muß ich mich in meine Jugend zurückverſetzen, wo Schiller mir über Alles ging.“ Er beſah ſich die Fürſtengruft, die Bibliothek, am Nachmittage den Park von Tieffurt und den von Weimar.

Seinen kurzen Aufenthalt in Stuttgart benutzte er, um Eduard Mörike aufzuſuchen. Weder in ſeinen Briefen, noch in ſeinen Tagebüchern findet ſich irgend etwas über dieſe Begegnung vor. Um ſo werthvoller iſt die Skizze derſelben, welche von dem anmuthigen ſchwäbiſchen Dichter ſelber herrührt. Ja, es ſcheint mir wichtiger, zu erfahren, wie das Weſen Hebbels ſich in Mörikes Geiſt reflectirte, als wie dieſer auf Hebbel gewirkt hat. Eduard Mörike ſchrieb an mich Nachſtehendes:

„Von unſerem kurzen mündlichen Verkehr, beſonders bei ſeinem erſten Stuttgarter Beſuch im Frühling Siebenundfünfzig iſt mir die angenehmſte, doch leider allzu allgemeine Erinnerung geblieben. Darüber alſo nur ſo viel. Ich hatte damals außer einer anziehenden Sammlung Diſticha im Schad'ſchen Muſenalmanach ſo gut wie nichts von ihm geleſen. Er ſelber war mir als ein

Mann vom ſchroffſten Charakter und einem unmäßigen Ehrgeiz bezeichnet. Wie anders fand ich ihn jetzt aber in der That! Natürlich, liebenswürdig, menſchlich gut. Das Jähe und Heißathmige, das offenbar in ſeinem Weſen lag, trat im Geſpräch nach keiner Seite hin verletzend, agreſſiv, vielmehr als allgemeines ſchönes Pathos mit manchem Zug des zarteſten Gefühls hervor. Daß ihn das Eingeſtändniß meiner Unbekanntſchaft mit ſeinen namhafteſten Werken nicht einen Augenblick verſtimmte, entſchied gleich anfangs mein Vertrauen und gab mir einen frohen, ganz unbefangenen Ton, der ebenſo erwiedert wurde. Wir machten, wahrſcheinlich auf ſeinen Vorſchlag, eine Fahrt zu Doctor Kerner (Juſtinus' Sohn) nach dem benachbarten Cannſtadt, wozu ſich Doctor Zoller, damals Redacteur von Hackländers Zeitung, geſellte. Auf unſere Unterhaltung im Einzelnen beſinne ich mich durchaus nicht mehr, nur weiß ich, ſie war, zumal auf dem Rückweg ſpät Abends — man ging zu Fuß und und kam erſt um die Mitternacht in der Stadt wieder an — außerordentlich heiter, und übrigens derart, daß gewiſſe tiefer gründende Materien, worüber man ſich einverſtanden wußte oder dachte, nur im Vorbeigehen geſtreift wurden. Im Herbſt desſelben Jahres ſchickte er mir die Geſammtausgabe ſeiner Gedichte und ſchrieb dabei unter Anderem: „Ich hoffe, das Buch ſoll vollenden, was meine Perſönlichkeit begann, ſobald wir uns miteinander auf Ihrem Sopha niedergelaſſen und drei Worte gewechſelt hatten; es ſoll Ihnen zeigen, daß all' die Carricaturen, die von Freunden und Feinden in ſogenannten Literaturgeſchichten und Monographien von mir ausgeſtellt ſind, nicht auf mich paſſen . .“

Das Jahr Siebenundfünfzig war das Geburtsjahr der Tragödie: Siegfrieds Tod. „Nie habe ich ein reineres Manuſcript gehabt“, bekannte der Dichter, „faſt kein Wort iſt ausgeſtrichen, und auch jetzt glaube ich nicht, daß ich viel zu corrigiren nöthig habe; ich blicke mit vollkommen ruhigem äſthetiſchen Gewiſſen auf das Ganze, wie auf's Detail . .“ Die Concurrenz mit dem Drama Geibels, der eben eine Brunhild an die Bühnen verſendete, faßte er als Künſtler ſehr gelaſſenen Sinnes auf; wiewohl er ſich nicht verbarg, daß die Münchener Poetenfreunde Alles aufbieten würden, um ſein eigenes Werk wenigſtens vom Theater fern zu halten. Er betrachtete ſich jetzt äußerlich, wie er an Jemand ſchrieb, der ihn zu einer Unternehmung einlud, als einen Todten, dem zwar neben Nägeln und Haaren höchſt wahrſcheinlich auch die Zähne im Grabe noch wachſen, der ſich aber ſehr hüten werde, an den Sargdeckel zu klopfen.

Frei und heiter verlebte er die Ferienwochen ſeiner Frau in ſeinem geliebten Gmunden. Innerlich geklärt, von dem warmen Strome der Dankbarkeit getragen, der ſchon den Jüngling trug, ward er nur noch ſelten zu einer heftigen Klage hingeriſſen und gewiß nie mehr durch einen ungemeſſenen Wunſch aus dem Gleichgewichte ſeiner Natur herausgedrängt. „Ich gehöre zu den glücklichſten Menſchen“ — ſo lautet eine Briefſtelle an mich — „die auf der Erde leben, mein innerer Friede wächſt von Tage zu Tage, und da mein Glück nicht darauf beruht, daß mein kleiner Acker mir tauſendfältige Frucht trägt, ſondern darauf, daß ein Körnlein mir mehr iſt, wie Anderen eine ganze Aehre, was ich freilich einer Jugend verdanke, die mich früh den beſcheidenſten Maßſtab an die Dinge zu legen lehrte, ſo brauche ich nicht einmal ſtark vor der Nemeſis zu zittern. Wenn ich des Morgens erwache und den erſten Laut meiner Frau und meines Kindes vernehme, ſo kann ich mich freuen, daß mir die Thränen in's Auge treten; wenn ich meine Schale Kaffee trinke, ſo habe ich einen großen Genuß, wenn ich meinen Spaziergang mache, ſo habe ich ein Gefühl, als ob ich allein Beine hätte, ja, wenn ich des Mittags nach dem Eſſen das kleine Hündchen nach der

Küche herüberhole und es mit fröhlichem Gebell um mich herumſpringt, weil es nun auch ſeinen Theil erwartet, ſo ergötze ich mich ſo, daß ich mich jedes Mal ärgere, wenn das Thierchen von ſelbſt kommt, weil eine der Mägde die Thür offen gelaſſen hat. Dabei komm' ich mir gar nicht genügſam und demüthig vor, ſondern ich fühle mich überſchwänglich mit Allem, was ich als Menſch verlangen kann, geſegnet, und ich habe auch alle Urſache dazu. Denn ich habe eine Frau, in der Gemüth und Seele faſt verleiblicht ſind, ich habe ein Kind, das ſich auf's Liebenswürdigſte entwickelt, ich habe Freunde in allen Kreiſen und ich brauche nicht ängſtlich mehr für die Zukunft zu ſorgen. Wenden Sie mir ja nicht ein: das Alles hatteſt du früher auch und empfandeſt den Fußtritt, den „ſchweigendes Verdienſt vom Unwerth hinnimmt“, deßungeachtet ſtark genug. Zum Theil beſaß ich dieſe Güter in einem viel beſchränkteren Maß und dann kommt eben erſt in reiferem Alter der Sinn für das wahre Glück . .“ Wahrlich, das Epigramm, welches er nun jenem: An die Götter, und dem zweiten: Conditio sine qua non hinzugeſellt hatte, (der Leſer kennt beide), war der unverfälſchte Widerhall ſeiner linden, beruhigten Seelenſtimmung:

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erſchrecken,
Denn Ihr gabt mir genug, hebt ſie nur ſchirmend empor!

Drittes Capitel.

Letzte Lebensjahre.

Im Frühlinge 1858 wünſchte der Großherzog von Sachſen, der ſich dazumal in Wien aufhielt, Hebbel perſönlich kennen zu lernen. Die vermittelnde Perſon war La Roche. Der Großherzog ſagte ihm allerlei Verbindliches über ſein „kerniges Talent“ und theilte ihm mit, daß er ſich zu ſeinem Geburtstage die Genoveva aufführen laſſe, was Hebbel im Uebrigen ſchon durch Dingelſtedt wußte, welcher mittlerweile zum Intendanten des weimariſchen Hoftheaters ernannt war, und ihn zur Hinüberkunft eingeladen hatte. Dann verabſchiedete ihn der Großherzog mit den Worten: Auf Wiederſehen in Weimar! Wie Laube derjenige geweſen, der unſerem Dichter einen Theil ſeines Lebens verbittert und erſchwert hat, ſo iſt von Dingelſtedt der oftmalige Anſtoß ausgegangen zu geiſtig erhebenden und erquickenden Momenten in dem Daſein Hebbels.

Am 21. Juni kam er in Weimar an, und die Stadt, „die in lauter Grün eingewickelt iſt, wie die Weihnachtsdörfer der Kinder“, that ihm wieder ausnehmend wohl. Bei längerem Verweilen aber trat ihm das Kleinſtädtiſche Weimars auffallend entgegen und er ſagte, daß er unter den tauſend Orten, die er kenne, nur an Weſſelburen erinnert worden ſei. „Alles unglaublich eng und klein! Dabei erfahre ich denn, was ich freilich ſchon wußte, und was der Beſtätigung kaum noch bedurfte, daß ich es auf die Länge nimmer und nimmer in einem ſolchen Circus aushielte. Immer dieſelben Schecken und dieſelben Reiter; Sonntags die rothe Schabracke und Montags die graue. Die Zunge rein überflüſſig; Einer weiß, was der Andere denkt, bevor er den Mund noch aufthut. Nein, lieber Hyänen zähmen, als Lämmer ſtreicheln. In Weimar muß man entweder Goethe oder — ſein Schreiber ſein . .“

Gleich nach ſeiner Ankunft eilte er in den Reiſekleidern zu Dingelſtedt, der ſich aber nicht zu Hauſe, ſondern im Theater befand. Er ging nun dahin und merkte, als er durch die Couliſſen guckte, auf den erſten Blick an einem Grabſcheit, das rüſtig gehandhabt wurde, ſowie an den Gebärden des alten Genaſt, daß er den fünften Act ſeiner Genoveva vor ſich hatte. Stillſchweigen gebietend, als man auf den ungebetenen Gaſt aufmerkſam wurde und ihn in's Lampenlicht hineinſchieben wollte, ſchlüpfte er in die an der Seite befindliche vergitterte Intendantenloge, um eine Weile zuzuſehen und dann irgend einen Spaß zu machen. Kaum aber hatte er ſich geſetzt, als einer der Schauſpieler die Bemerkung fallen ließ, das bis Hundert zählen ſcheine ihm unpaſſend. Da fuhr Dingelſtedt, deſſen blond-braunes, noch reichlich mit Haaren bedecktes Haupt, wie Hebbel ſich ausdrückt, aus dem heiligen Dunkel in Rembrandt-artiger Beleuchtung hervorragte, energiſch mit den Worten dazwiſchen: Nichts da, das iſt gerade ſehr ſchön! und Hebbel klatſchte in die Hände und rief: ich danke. Das Weitere kann man ſich denken.

Am nächſten Tage war die Generalprobe. In dieſer Dämmerſtunde eines künſtlich verfinſterten Theaters trat ihm ein Mädchenbild entgegen, welches den letzten goldigen Schimmer über ſein Leben hinhauchen ſollte: die junge Prinzeſſin Marie —. Sein Name hatte immer für ſie einen bedeutungsvollen Klang gehabt, obwohl ſie noch nichts von ihm geleſen hatte. „Man begegnet im Leben", ſo ſchreibt ſie in ihren Erinnerungen an jene Tage, „man begegnet im Leben ſo oft einem Klange, einem Bilde, ſogar einem Duft, die uns wie Ahnungen ergreifen, man weiß nicht recht warum. Später knüpfen ſich werthvolle Erlebniſſe an dieſe flüchtigen Erſcheinungen und man erinnert ſich ſtaunend, daß ſie Einen ſchon früher ſo ahnungsvoll berührten. So weiß ich nicht, jemals ein beſonderes Lob Hebbels gehört zu haben und doch ſtellte ich inſtinctiv ſeinen Namen in meinem Geiſt hoch über jene aller ſeiner literariſchen Zeitgenoſſen. Meine Phantaſie verlieh ihm einen eigenen räthſelhaften Zauber. Dingelſtedt hatte damals eine Darſtellung der Genoveva einſtudiert und der Verfaſſer wurde dazu erwartet. Um mich auf ſeine Bekanntſchaft vorzubereiten, las ich Genoveva und Judith, die mich mit ſeltener Begeiſterung erfüllten. Mit allem Ungeſtüm der Jugend erhob ich die reckenhaften Geſtalten dieſer Dramen hoch über die Heroen unſerer Claſſiker."

Die junge Prinzeſſin ſaß mit ihrer Mutter bei der Generalprobe der Genoveva in einer finſtern Loge und glühte vor Bewunderung. Die Anweſenheit des Dichters hatte die Schauſpieler angeregt, die ihr Beſtes leiſteten. „Wie ein elektriſcher Strom durchzitterte Begeiſterung die Luft." Da wurde Hebbel in die Loge eingeführt und einige gewöhnliche Begrüßungsformeln wurden gewechſelt. Die Prinzeſſin ſchämte ſich, nichts zu ſagen, und Gleichgültiges konnte ſie nicht über die erregt zitternden Lippen bringen. So nahm ſie eine herrlich blühende Centifolie, die ſie an der Bruſt trug, und reichte ſie dem Dichter ſchweigend hin. Es wäre viel Anmaßung in dem Geſchenke gelegen, meinte ſie, hätte ſie im Entfernteſten an Uhlands Königin gedacht, wie

Hebbel es ihr ſpäter deutete. Sie griff aber zur Roſe im kindlich reinſten Sinn, um ihrer überſtrömenden Verehrung den beredteſten ſtummen Ausdruck zu verleihen. Er dankte etwas betroffen durch eine tiefe Verbeugung. Als ſie bald darauf aus dem Theater in's helle Licht traten, bemerkte die Prinzeſſin, wie er die wunderliche Roſenſpenderin ſich näher anſah. Er knüpfte ein freundliches Geſpräch mit ihr an, auf welches ſie nur ſchüchtern einging — denn nachträglich machte ihre Huldigung ſie etwas verlegen.

Von da an kam Hebbel täglich in das fürſtliche Haus und beſchäftigte ſich eingehend mit dem jungen Mädchen. Ihre Schüchternheit war bald verflogen. Mit mädchenhafter Keckheit brachte ſie die logiſche Beweisführung herbei, warum ſie ihn über unſere Claſſiker erhob. Er hörte ihr gerne zu, machte ſcherzhafte Einwendungen und freute ſich, wenn er ſie zu feurigem Widerſpruch reizte. Ueber Goethe ließ er in allem Ernſt nichts kommen, da erhitzte ſich der Mädchenkopf erſt recht in dem Streit. So ſagte ſie unter Anderem, wie es im Egmont ihr weibliches Gefühl empöre, daß das letzte Traumbild des Helden eine unäſthetiſche Conceſſion an das große Publikum ſei. Die Begriffsverwirrung Klärchens mit der Freiheit wollte ſie nicht gerechtfertigt wiſſen. Die ſtrenge keuſche Göttin dürfte keine ſo weichen Züge annehmen, und in anderem Betracht konnte das bis in den Tod hingebende Klärchen wohl das Recht anſprechen, in eigener Geſtalt, nicht in fremder Vermummung den Traum des Geliebten zu beſeligen. Hebbel ſagte ihr nach ſolch' einem Geſpräch: „Sie urtheilen ſchroff und unbeſonnen, wie ein Kind, aber Sie haben einen merkwürdig wahren Inſtinct des Schönen. Ich wünſche fortan Alles, was ich ſchaffen werde, vorerſt in Ihren wunderbar klaren Augen geſpiegelt zu ſehen.“ Dieſes Wort des Dichters, an deſſen Ernſt ſie nicht zweifeln konnte, erfüllte ſie mit gerührtem Stolz. Hebbel hatte von ihrer Mutter ſchon die Erlaubniß erbeten, im Briefwechſel mit der Tochter zu bleiben.

Einmal gab ihm die Fürſtin eine große Soirée auf der Altenburg, bei der Liszt meiſterhaft ſpielte. Dieſer Abend bot Veranlaſſung zu dem Gedicht, welches Hebbel an die Prinzeſſin richtete.

Ein gold'nes Netz im vollen dunklen Haar,
Dazu die Troddel fremd und wunderbar,
Mit Augen, die mich einſt zu reinſtem Glück
Begrüßt auf Peruginos ſchönſtem Stück,
Als ich in Rom vor ſeiner Tafel ſtand
Und Mond- und Sonnenſtrahl zugleich empfand:
So ſchlägſt Du hier dem Meiſter ſtill und ſtumm
Am Inſtrument die heil'gen Blätter um,
Der, Herr und Sclav' des Tones, längſt die Welt,
Und nun auch mich in ſeinen Banden hält.
Zwar horchſt Du ſelbſt, doch rührſt Du dann und wann,
Wie weihend, ihm die wilden Locken an:
Da iſt's, als ob er zwiefach Funken ſprüht,
Und zwiefach zünden ſie mir im Gemüth.
. . . .

Am folgenden Tage fuhr er nach Jena. Zufälliger Weiſe ging Prinzeſſin Marie mit ihrer Erzieherin in dem hübſchen Wäldchen ſpazieren, das auf die Jenaer Straße führt. Sie begegneten ihm, er ſtieg freudig überraſcht aus dem Wagen und zeigte der Prinzeſſin jenes Gedicht, das er mit Bleiſtift während der Fahrt aufgezeichnet hatte. — Es waren herrliche Tage des Hochſommers, die er bei den fürſtlichen Damen verlebte. Sie machten viele Ausflüge mit ihrem Gaſt, der eine Art Hausgenoſſe geworden, in's grüne blühende Thüringerland. Hebbeln, wie der Prinzeſſin, blieb beſonders im Andenken ein wundervoller Abend in Berka, wo die Sterne zauberhaft funkelten „und mit ihren glühenden Strahlen einen Schwarm Leuchtkäfer entzündet zu haben ſchienen“. Die Prinzeſſin war vorausgeeilt; als ihre Mutter, Hebbel zur Seite, aus dem Schatten einer dunklen Allee trat, ſtaunten ſie über den flammenden Kranz, den die Glühwürmchen über ihr ſchwarzes Haar geſchlungen hatten. Dieſes poetiſch-phantaſtiſche Bild kehrte nachmals in der erſten Scene zwiſchen Demetrius und Maryna funkelnd wieder. Bei einer Abſchiedsſoirée, welche Dingelſtedt dem Dichter gab, ſagte dieſer der Prinzeſſin Lebewohl, mit ſchlecht verhaltenen Zeichen der Rührung. — Leiſe, unvermerkt hatte ſich in Hebbel das geiſtig menſchliche Intereſſe an der Prinzeſſin zu einer Verehrung, welche Weh mit ſich bringt, geſteigert, war das Wohlwollen, das jedes ſinnige und begeiſterte Mädchen erwecken muß, zu einem holden Antheil erhöht worden. Die Fürſtenkrone auf dem Haupte des noch kindlichen Mädchens, das ihm ſeine Bewunderung entgegentrug, mag nicht ohne Nachdruck auf ſeine Phantaſie geblieben ſein.

Dem merkwürdigen Weſen war etwas Fremdlinghaftes eigen, das erſt in dem Moment verſchwand, wenn die rechte Stimme es anrief; ſie hatte etwas ſtill und ernſt Vorübereilendes, das erſt dann zum Aufenthalt gezwungen ward, wenn ein überlegener und erkennender Blick auf ihr ruhte. Nicht an die innerlich vertieften, aus dem Gemüthe heraus lebenden Goethe'ſchen Weiber erinnerte ſie in ihrem Weſen und Thun; wohl aber an die, wie Goltz es nennt, gewinnende Naturſeele der Shakſpeare'ſchen Weiber. Ihr knoſpenhaft verſchloſſenes, von einer ſchönen Strenge überwachtes Antlitz gleicht dem Raphaelskopfe, aber dem echten, jünglinghaft edlen und kräftigen, wie ihn uns das Selbſtporträt des Künſtlers in München zeigt. Etwas jungfräulich Gehobenes mit einem harten Reſt, eine leichte ſchlanke Körperhülle, und ein zwiſchen Leidenſchaft und Entſagung gemiſchter Ausdruck; eine ſpröde Anmuth, die nur entfernt, nicht abwehrt. Wie mir ihre Mutter mittheilte, eine in geiſtigem Sprühfeuer athmende Salamandernatur, von energiſchem Willen, der ſie über alle Fährlichkeiten und Leiden des Lebens hinweghob, wurde die Prinzeſſin in Weimar das indiſche Märchen genannt. Sie ſei gerne allein gegangen, ohne menſchenſcheu zu ſein, ſie hatte keine Freundinnen und konnte trotz ihres leidenſchaftlichen Temperaments ſich immer ſelbſt überlaſſen bleiben, weil ſie unter dem Schutze tief empfundener Sitte lebte.

Manche Geſtalt aus unſerer älteren Literatur ſah ſie noch auf ihrem Jugendwege vorüberſchreiten. So den alten Fürſten Pückler mit ſeinen geſchminkten Wangen und ſeiner ganzen, wie aus dem Leihhauſe geholten Don Juan-Pracht. Louiſe Seidler, deren Memoiren vor Kurzem erſchienen ſind, hat ſie als altes Mütterchen in Weimar gekannt. Die greiſe Frau malte damals für Dorfkirchen Jeſukindlein mit ſechs Fingern, da ihre erblindeten Augen ſie dazu verleiteten und Niemand ſo grauſam war, ſie darüber aufzuklären. Dabei erzählte ſie ſo ſchlicht und feſſelnd, wie ſie ſchrieb, von ihrem Verkehr mit den großen Geiſtern ihrer Zeit. Ausgezeichnete Componiſten und Maler der Gegenwart fanden ſpäterhin eine Befriedigung, der Prinzeſſin ihre Huldigung darzubringen. Ary Scheffer und Wilhelm Kaulbach haben ſie Beide gemalt: Scheffer als Dantes Beatrice, Kaulbach als Taſſos Eleonore. Und Rietſchel hat ihre Büſte modellirt. Eine ſeltene Erſcheinung, die es begreiflich macht, daß unſer Dichter ſo ſehr von ihr getroffen worden. — „Ich hatte in Weimar Stunden“, ſo ſchrieb mir Hebbel aus Gmunden, „wo mir der Unterſchied zwiſchen Leben und Poeſie vollſtändig verſchwand, und ich würde kein ſchlechter Poet ſein, wenn ich das, was ich in dieſen empfing und gab, wiederzugeben vermöchte. Doch thut es auch nichts, wenn ſich die Bruſt darüber, wie über einen wunderbaren Nibelungenhort zuſammenſchließt, der nur blitzen, aber nicht gehoben werden ſoll.“

Der Erfolg der Genoveva in Weimar war ein wirklicher, kein Scheinerfolg. Die Weimaraner ſahen das Stück mit verwunderten Augen an, acceptirten es aber, und das wilde, ſeltſame Drama, ſagte Hebbel, mit ſeinem echten Feuer und ſeinen ſpitzen dialektiſchen Auswüchſen hatte die Wirkung, die er für die beſte halte: Spannung, die den Odem faſt beklemmte und unbeirrte Aufmerkſamkeit. „Was will ich mehr von den Geſpenſtern, die ich auf dem Hamburger Stadtdeich heraufbeſchwor?“ Der Großherzog, welcher abweſend war, telegraphirte an Dingelſtedt aus Luzern: „Genoveva am Dreißigſten wiederholen, Hebbel feſthalten.“ Am Dreißigſten wurde das Drama wiederholt und der Großherzog bezeigte Dingelſtedt ſchon nach dem dritten Act ſeine hohe Zufriedenheit; zwiſchen dem fünften und dem Nachſpiele ließ er Hebbel in ſeine Loge hinaufrufen. Hier ſagte er ihm, indem er ſeine Verbeugung dadurch abſchnitt, daß er ihm freundlichſt die Hand reichte viel Anerkennendes und wirklich Einſichtiges über das Stück; er meinte, Hebbels Lebensſchickſale hätten daran wohl mitgearbeitet; was gewiß ein feines Auge bezeugt. Sodann überreichte er ihm den Orden ſeines Hauſes, den Wunſch hinzufügend, daß er der Deviſe treu bleiben möge. Dies Alles geſchah auf eine ſo ſchöne und liebenswürdige Art, daß es den Dichter innerlich berührte und er von Herzen danken konnte. Darauf ſagte der Großherzog, er müſſe leider den nächſten Tag verreiſen, wünſche aber doch, ihn noch einmal bequemer, als es in der Loge geſchehen könne, zu ſprechen.

Bei der greiſen Großfürſtin im Belvedere wurde Hebbel zwei Male zur Tafel gebeten. Das erſte Mal, als er hinausfuhr, war ganz Weimar auf den Beinen. Nachdem die Großfürſtin erſchienen war, ſprach ſie mit Jedermann ein paar Worte, dann ſah ſie mit ihren Gäſten von einem Fenſter aus einem Volksfeſt zu, das zu Johannis alljährlich wiederkehrt. Gärtner und Jäger tanzten auf dem Plan in wunderlichen Coſtümen, Einer ſtellte, dick ausgeſtopft, den Bacchus vor, ein Zweiter kam herauf und überreichte der Großfürſtin einen Strauß. Die Scene erinnerte unſeren Dichter ſtark an eine im Wilhelm Meiſter. Nach der Tafel, beim Kaffee, wandte ſich die Großfürſtin abermals zu ihm und ſprach mit ihm eine volle Viertelſtunde. Aber von Allem, was er erwiderte (denn ſie war taub), verſtand ſie keine Sylbe und mußte daher, wenn ein Thema erſchöpft war, immer gleich wieder ein neues auf's Tapet bringen und dies koſtete ihr erſichtlich große Mühe. „Ich dachte fortwährend", ſagt Hebbel, „das iſt die Tochter Kaiſer Pauls, der ermordet wurde, indeſſen man ihr als kleinem Mädchen im Nebenzimmer laut Klavier ſpielte, damit ſie das Todesächzen des erwürgten Vaters nicht höre; das iſt die Schweſter des gewaltigen Nicolaus, der ein ſo plötzliches Ende fand, wie ein Schieferdecker; das iſt dieſelbe Maria Paulowna, an die Schiller vor mehr als einem halben Jahrhundert die Huldigung der Künſte richtete! Trotz des modern frivolen Bodens, auf dem die Scene vor ſich ging, war mir zu Muthe, als träumte ich von Shakſpeare. Uebrigens iſt ſie trotz ihrer zweiundſiebzig Jahre eine imponirende Erſcheinung, welche Hoheit mit Milde und Sanftmuth vereinigt . ."

Liebevoll zuthunlich begegnete unſerem Dichter der alte Kräuter, der Secretär Goethes, der ihm Vielerlei von dem Patriarchen erzählte. Noch im hohen Alter habe Goethe ſeine Meinung zuweilen mit einer ſolchen Stentorſtimme erklärt, daß die Fenſter klirrten und die Leute auf der Straße ſtill ſtanden. Auch hätten ihn Fauſt und Iphigenie eben ſo wenig als der große Ruhm und die weißen Haare verhindert, Poſſen zu treiben und z. B. ein Rudel Knaben, welche Räuber ſpielten und deren

Hauptmann durch einen Zufall eingeſperrt worden war, ſo lange über ihren Mangel an Muth und Treue herunter zu hunzen, bis ſie auf ſeine eigenen Koſten ein Fenſter einſchlugen und den Führer befreiten. „Leidenſchaft und Kindlichkeit hieß es ehemals. Jetzt lautet die Parole: Raffinement und Diplomatie! Die Zukunft wird entſcheiden, was am beſten war."

Auf das Liebenswürdigſte benahm ſich gegen ihn Frau Ottilie von Goethe. Seinen Wunſch: das Goethe-Haus zu ſehen, erfüllte ſie ſofort. In einer Frühſtunde trat er über die geheiligte Schwelle; der Kammerherr von Goethe begrüßte ihn ſchon auf der Treppe mit einem Salve! und führte ihn dann in Gemeinſchaft mit dem Profeſſor Schuchardt, dem eigentlichen Cuſtoden, herum. Die Sammlungen intereſſirten ihn wenig. Erſt als ihm die Wohngemächer aufgeſchloſſen wurden, das Arbeitszimmer und die kleine Schlafkammer, da überkam's ihn. „Ich ſagte, dies iſt das einzige Schlachtfeld, auf das die Deutſchen ſtolz ſein können, und es war keine Redensart. Als ich noch im Arbeitszimmer ſtand, ging in der Schlafkammer das geöffnete Fenſter zu, und wie ſich in Folge deſſen das bis dahin vom Sonnenſtrahl beleuchtete Bett allmählich verfinſterte, war es, als ob ein Schatten durch's Gemach ſchwebte und ſich darauf niederlegte. Ein wunderliches Gefühl!"

Unter den vielen Perſonen, die er in Weimar bei Banketten und an Feſtabenden kennen lernte, hebe ich den jungen Poeten Adolf Stern hervor, weil derſelbe nachmals in freundſchaftliche Beziehungen zu Hebbel trat. Dieſer hatte jüngſt in der Illuſtrirten Zeitung Adolf Sterns epiſches Gedicht anerkennend beſprochen.* Stern flog an allen Gliedern und wurde todtenbleich, als er Hebbel vorgeſtellt wurde. „Er iſt aber ein gar herziger Junge," ſagte Hebbel, „und vertraute mir, nachdem ich ihm durch einige Scherze wieder zu Athem verholfen, daß er in Zittau, wo er lebt, Vorleſungen über mich gehalten habe.“ — In Jena beſuchte Hebbel Niemand, als Kuno Fiſcher, bei dem er auch aß. Fiſcher ſei ein noch junger Mann von vielem Geiſt und einer ſchönen Energie des Ausdrucks. Mit Vergnügen hörte Hebbel aus ſeinem Munde, daß er ihn noch jetzt, wie vor zehn Jahren, für den einzigen Dichter Deutſchlands ſeit Schiller und Goethe halte, der aus eigenen Mitteln lebe.

Nach der Zurückkunft des Großherzogs wurde er nach Ettersburg zur Tafel gezogen. Die Großherzogin, eine niederländiſche Prinzeſſin, heiteren, vergnügten Geſichts, unterhielt ſich lange mit ihm und brauchte manche ſchalkhafte Wendung. Unter Anderem ſagte ſie, auf Wien und Wiener Verhältniſſe übergehend, ſie habe gehört, die elegante und die geiſtreiche Geſellſchaft ſei dort ſchroff geſchieden. Hebbel antwortete, wir würden in Wien allerdings nicht verwöhnt.

Der Sturm der ihm erwieſenen Ehren erweckte in ihm nachgerade die Sehnſucht nach Frau und Kind: ein Gefühl, meinte er, wie die erſte Regung des Erwachens aus einem phantaſtiſchen Traum. Bald ſaß er wieder in ſeinem Häuschen am Traunſee und genoß, was die Liebe der Seinigen ihm Alles zubereitet hatte, während ſeiner Abweſenheit: „Ich habe zunächſt für ein großes, bequemes, ſchön austapeziertes Arbeitszimmer zu danken, das mir bereits ausnehmend zu Statten gekommen iſt: Nur ein Tiſch und ein Stuhl, ſo wie ein Büchergeſtell, ſtehen darin und wenn ich auch Rothſchilds Schätze hätte, ſo ſollte nicht mehr hinein. Roſen und Lilien umſpinnen die Fenſter, mein Töchterchen hüpft fünfzig Mal des Tags vorüber und haucht mir zuweilen, wenn ich gerade hinausſchaue, einen Kuß auf die Lippen. Das iſt auch etwas . .“ Seiner leidenſchaftlichen Neigung zum feuchten Element gemäß, ging er zwei Mal des Tages bald in die Traun, bald in den See und er hätte in ſchlafloſen Nächten es gerne noch ein drittes Mal gethan, wenn er nicht ſeine Familie dadurch hätte ſtören müſſen. Das Waſſer, ſagte er, gewinne es immer mehr über ihn, es ſei wohl ein Jugendzug; übrigens habe er im Schwimmen auch ziemlich zugenommen und kenne nichts Angenehmeres, als bei bedecktem Himmel in die grüne Wüſte hinaus zu ſteuern. Er war ein Naturſchwimmer, und griff mit Armen und Beinen gewaltig aus, indem er ſich durch die Fluth vorwärts arbeitete. Die blauen Augen des empor gereckten Hauptes leuchteten vor Wonne, je mächtiger die Wogen um ihn zuſammenſchlugen.

Zwiſchen die Nibelungen-Dichtung, die, wie er ſich nun überzeugt hatte, zu einer Trilogie ſich erweitern müſſe (das Vorſpiel und Siegfrieds Tod waren, wie wir wiſſen, vollendet) ſchob ſich jetzt ein Demetrius. Zwei Acte hatte er noch in dieſem Jahre abgeſchloſſen. Der Wunſch des Großherzogs, Hebbel möge zum Schiller-Jubiläum in Weimar einen Demetrius dichten, und die Beziehungen zur Prinzeſſin, deren Mutter einem der älteſten polniſchen Adelsgeſchlechter entſtammte, waren äußere Anregungen, einen Gegenſtand zu behandeln, den ſeine Phantaſie längſt bildſam umſchmeichelt hatte. Die Sittenatmoſphäre des Landes, dem ein dramatiſcher Held angehört, war ihm ſeit jeher vor Allem wichtig. Als ich daher eines Tages den Gedanken ausſprach, wir ſollten Beide einen Herbſtausflug nach Krakau unternehmen, der koſte nicht viel und werde ſeine Einbildungskraft befruchten, da war er augenblicklich dabei und fand den Vorſchlag unvergleichlich. Im September fuhren wir denn zuſammen in die einſtmalige Stadt der Jagellonen. Die abenteuerlich zuſammengeflickten Coſtüme verwahrloſter Sarmaten, die durch die Straßen Krakaus ſchweiften oder auf Kleppern vorüberjagten, am Sonntag, nach der Meſſe die aus der Kirche kommenden Landleute der nächſten Umgebung, mit wunderlich geſchlungenen Tüchern oder Mützen auf dem Haupte, keck unzufriedene Blicke werfend, die rußigen Häuſer, über deren Thoren hin und wieder eine von Lämpchen matt erleuchtete Blende ſich befand, die eine weiße oder auch ſchwarze Muttergottes hütete, dieſe Farben und Figuren verſetzten Hebbel in jene hiſtoriſch-poetiſche Stimmung, welche auch dem Geſchichtſchreiber frommen würde. Sein erſter Gang mit mir am Tage nach unſerer Ankunft in Krakau, war in die alte Burg und Kirche der polniſchen Könige. Hier zeigte ſich wieder einmal ſeine Doppelnatur. Draußen, Angeſichts der Burg, empörte er ſich über die aus den Fenſtern des ehrwürdigen Schloſſes herunterbaumelnden Torniſter und im Winde flatternden Bekleidungsſtücke der Soldaten (ein Anblick, den man dazumal auch am Canal grande in Venedig genießen konnte), als aber Hebbel eine halbe Stunde darnach die alten Kelche, Meßgewänder, edelſteingezierten Schwerter und Binden ſich zeigen ließ und der Cuſtos, der ſehr gut deutſch ſprach, um einiger polniſcher Herren und Damen willen, welche gleichfalls die Schätze beſahen, alle ſeine Erklärungen in der Landesſprache allein zum Beſten gab, da ſtürzte die Blutwelle des Zorns über des Dichters Gehirn, und er rief knirſchend aus: „Sie ſuchen vielleicht, lieber Kuh, die Krone der Jagellonen! die iſt nicht hier, die iſt bei uns in Wien. Und ſo iſt es auch recht! Die Krone der Jagellonen gehört nach Wien — die Soldaten des Kaiſers von Oeſterreich gehören nach Krakau!“ Man hatte um uns herum die Worte verſtanden: die Fremden drückten ſich bald, und der betroffene Cuſtos wollte nun unter Verbeugungen ſeine erklärenden Bemerkungen, in's Deutſche übertragen, fortſetzen. Hebbel jedoch erwiederte verächtlichen Blicks: „Bemühen Sie ſich nicht, wir haben genug geſehen! Führen Sie uns in die Königsgruft hinunter, aber ſtören Sie uns dort nicht durch Ihre Reden!“ Sinnend ſtand der Dichter an den Särgen, wie er oben im Schiff der Kirche, die Arme vor der Bruſt in einander geſchlagen und gleichſam traumumſponnen geſtanden hatte. Alſo hier, ſagte er leiſe beim Herausgehen, ſind Demetrius und Maryna getraut worden! „Zerbrochene Kronen“, ſo ſchrieb er an die Prinzeſſin, „verblaßte Prachtgewänder, eingeroſtete Schwerter haben mich von jeher magiſch gefeſſelt; ich bin ein geborener Schatzmeiſter, denn ich erblicke in dieſen Dingen die letzten und einzigen Bewahrer unaufhaltſam vorüberrauſchender und nie wiederkehrender Zuſtände, ſie ſind für mich wahre Särge der Zeit.“ Abends gingen wir in das Judenviertel, der Kaſimiersz genannt. Ein ſummender und ſurrender Drohnenſchwarm in der Höhlung eines Baumes. „Wechslerinnen“ und „Factoren“, welche zu jedem Geſchäft bereit ſind, traten uns unabläſſig, widerwärtig, zudringlich mit Fragen an. In mancher der ſchmutzigen Buden erblickte man vier Generationen: an der Schwelle kauernd den Großvater mit ſchneeigem Haar, Gebete murmelnd, im Hintergrunde den auch ſchon betagten Vater handtierend und neben ihm Tochter und Enkelkind. Die Sonne ſchickte eben ihre letzten Strahlen auf den Kosciusʒko-Hügel, als Hebbel plötzlich, nachdem er eine Weile ſchweigſam neben mir einhergeſchritten, die großartig ſchöne Rede des Caplans in den Nibelungen zu recitiren begann:

> In Knechtsgeſtalt zu uns herabgeſtiegen,
> Hat er die Schuld der Welt auf ſich genommen,

u. ſ. w., wobei Thränen in ſeine Augen traten. — Hebbels Wunſch: den nächſten ruſſiſchen Grenzort und dort Koſaken zu ſehen, wurde trotz der Zuſicherung eines gemüthlichen Polizeicommiſſärs, welcher uns Paſſirſcheine in Ausſicht ſtellte, zunichte. Aus Wieliczka zurückgekommen, wo ein eben abgehaltener Jahrmarkt beinahe die ganze Palette polniſcher Sitten- und Coſtümefarben dem Dichter gezeigt hatte, brachte der zuckerſüße Verdachtsmenſch allerlei Entſchuldigungen und Ausflüchte vor, warum wir die Paſſirſcheine jetzt nicht erlangen könnten. Hebbel war verdrießlich, meinte aber zuletzt, er bringe in ſeiner Weidmannstaſche noch immer genug heim.

Ein, der Gattung nach aus Hebbels Kreiſe weit hinausfallendes Werk, das er Achtzehnhundertachtundfünfzig ausführte, ohne biographiſchen wie ohne künſtleriſchen Belang, muß denn doch der Vollſtändigkeit wegen erwähnt werden, der Operntext: Ein Steinwurf oder Opfer um Opfer. Anton Rubinſtein hatte ihn darum erſucht und ihm das Thema vorgeſchrieben. Da Hebbel achthundert Goldgulden dafür erhielt (mehr als für Judith, Genoveva, Maria Magdalena, Gedichte und Diamant zuſammen), ſo übernahm er die Aufgabe und redete ſich im Fortgange der Arbeit ein, ſie habe auch dichteriſchen Werth. Wer ſie kennt, der wird Rubinſtein zuſtimmen, daß ſie in dieſer Form unbrauchbar ſei. Rabbi Löw, der Stern von Prag genannt, iſt der Held, den Hebbel ſich verlieben läßt! Man ſtelle ſich einmal einen auf der Bühne ſingenden verliebten Rabbiner vor!

Das Jahr Neunundfünfzig war ergiebiger an productiven Stimmungen, als er erwartet hatte. Vom Demetrius entſtand ein neuer Act, von der Tragödie Kriemhilds Rache wurden drei Acte vollendet. Nie arbeitete ich mehr in Einem Zuge, ſagte er, nie hat mich ein Werk aber auch ſo angegriffen: ich habe Abends ordentlich Fieber. In den poetiſchen Ruhepauſen arbeitete er verſchiedene kritiſche Aufſätze, die er nothgedrungen auf ſich genommen hatte. Er unternahm dergleichen Arbeiten ungerne, weil ihn hier eine Seite mehr anſtrengte, als bei einem Drama ein ganzer Act. Vom dichteriſchen Geiſte ergriffen, ſprudelte es in ihm, wie ein unerſchöpflicher Quell, und die Leichtigkeit der Geſtaltung trat dann allzeit hinzu. Die Mehrzahl jener Aufſätze leidet an einer Wortkargheit, namentlich wo die Mittelglieder des Gedankens ſollten anſchaulich gemacht werden, daß ſie nur dem ernſteſten Leſer in allen Theilen vollkommen verſtändlich werden konnten. Als die bedeutendſten wären jene über Dingelſtedts Gedichte, über den Briefwechſel Knebels mit ſeiner Schweſter Henriette und über M. Lazarus' Leben der Seele zu bezeichnen. Das letztgenannte Buch beſprach er zweimal, ausführlicher in Kolatſcheks Stimmen der Zeit, aphoriſtiſch in der Illuſtrirten Zeitung. Lazarus' Abhandlung über Geiſt und Sprache zählte er zum Tiefſinnigſten, was jemals über dieſe geheimnißvollſte aller Materien geſchrieben worden.

Aus dem von beiden Seiten mit Lebhaftigkeit unterhaltenen Briefwechſel zwiſchen ihm und der Prinzeſſin empfing er menſchliche, wie dichteriſche Erquickung. Die feinen, den Mittelpunkt des Kunſtwerks treffenden, wenngleich hie und da überſchwänglichen Urtheile der lieblichen Correſpondentin, ihre vornehm anmuthige Gabe, jedes kleine Erlebniß, jede Situation oder Perſönlichkeit, die ſie ſchilderte, in wenigen farbigen und großen Strichen, aller deſcriptiven Plauderhaftigkeit und allem gelehrten Weiberthume fremd, unbefangen hinzuſtellen, beſtärkten unſeren Dichter in den Gefühlen und Ueberzeugungen, die er aus Weimar mit fortgenommen. Er ſchickte ihr das Manuſcript ſeiner Siegfrieds-Tragödie und freute ſich des vollen Gegenklanges. Ihr ſei nicht nur das Einzelne, ihr ſei auch der Geiſt des Ganzen phosphoreszirend aufgegangen und er werde nun mit ungleich weniger Beklommenheit, als bisher, den Spruch der Welt über ſein Wageſtück erwarten, „denn was Sie bewegt kann nicht ſchlecht ſein“.

In Wien wurde Siegfrieds Tod, den er mit ein paar höflichen Begleitungsworten einreichte, auf eine geradezu merkwürdige Art zurückgewieſen. Doctor Heinrich Laube gab den

Beſcheid: er könne bei der oberſten Behörde, nämlich dem Grafen Lanckoronski nicht zum voraus für den Erfolg des Stückes einſtehen. Da gleichzeitig ein Drama eigener Factur Laubes, betitelt: Montroſe, der ſchwarze Markgraf, nach dem Vorbilde des Fechters von Ravenna anonym „eingereicht“, am Burgtheater in Vorbereitung war, ſo beſchloß ich, dem Director eine Falle zu legen. Ich brachte eine Notiz in die Zeitung, des Inhalts: Man verſpreche ſich von Montroſe das Außerordentliche, auch habe ſich Laube, ſobald er das Stück geleſen, für den Erfolg desſelben beim Oberſtkämmerer-Amte verbürgt. Andern Tages erſchien eine „offiziöſe“ Berichtigung, worin es hieß: daß, wer die tauſendfältigen Zufälle und Einflüſſe kenne, von denen das Gefallen oder Mißfallen eines Stückes abhängig ſei, ſicherlich einem Bühnenleiter nicht zumuthen werde, die Gewähr für den Erfolg einer Theaternovität von vornherein zu übernehmen. Jenen Beſcheid an Hebbel und dieſe Berichtigung Laubes an einander gerückt, veröffentlichte ein unſerem Dichter zugeneigter angeſehener Journaliſt in einem großen Berliner Blatte. Hebbel ſchmunzelte, als ich ihm die Nummer zeigte, meinte aber, dergleichen ſei Laube ſchon ſeit den Tagen ſeines ſchriftſtelleriſchen Lenzes gewöhnt, als er die erſten Primeln pflückte, die Briefe eines Hofraths. — Der Gattin des Dichters, welche ſich hinter dem Rücken ihres Mannes an Frau Iduna Laube gewendet hatte, damit ſie den Director beſtimme, Hebbel nicht derart methodiſch zurückzudrängen, ertheilte Frau Iduna die Antwort: „Aber mein Mann liebt nun einmal die Stücke Hebbels nicht“. —

Im Sommer dieſes Jahres befiel Hebbeln ein hartnäckiges und ſchmerzhaftes rheumatiſches Leiden, das nicht einmal den Gmundener Soolenbädern weichen wollte. Er humpelte erbärmlich am Stocke einher. Mit dem eintretenden Herbſte beſſerte ſich der Zuſtand. Seine Frau, welche wünſchte, daß er ſich

Zerſtreuung und Erholung gönne und daß ihm die Peinlichkeiten eines Wohnungsumzuges in Wien erſpart bleiben, ermunterte ihn zu einer Reiſe nach Weimar. Dort aber waren gerade Zwiſtigkeiten zwiſchen den beiden ihm befreundeten Männern, Liszt und Dingelſtedt ausgebrochen, was Hebbel auf das Unangenehmſte berührte. Die Prinzeſſin hinwiederum theilte ihm mit, daß ſie ſich verlobt habe, und demnächſt in die Ehe treten werde. Da ihm dieſer Umſtand eine Veränderung des harmloſen Verkehrs mit ihr bedeutete, ſo trachtete er raſch wieder Weimar den Rücken zu kehren.

Auf der Heimreiſe erblühte ihm ein Idyll, worin er ſelbſt, ohne es zu wiſſen, den Mitſpieler machte; ein Idyll, das alles Lautere und Schöne ſeiner Natur, wie in Theokritiſcher Einfaſſung, uns vor das Auge bringt. Er ging auf dem Perron des Weimarer Eiſenbahnhofes auf und ab. Daſſelbe that ein ihm fremder Herr, im Paſtorskleide, der den großen blonden Mann antheilvoll betrachtete. Sie wechſelten einige Worte über das lange Ausbleiben des Zuges. Dem Paſtor fiel in Hebbels Blicken die beobachtende Aufmerkſamkeit auf, womit er verfolgte was um ihn her geſchah; und als das Geſpräch ſich lebhafter geſtaltete, der ſcharfe und feine Sinn für Menſchen und Verhältniſſe und die dabei waltende kleine Zurückhaltung. Der Paſtor ſagte unter Anderem, Hebbel ſpreche ein ſo reines und natürliches Deutſch, aus dem er kein beſtimmtes Land ſich ableiten könne. Ja, entgegnete Hebbel, mit einem Anfluge von Ironie, Ihnen merke ich den Dialekt an, Sie ſind vom Rhein, ich bin auch ein Deutſcher, kein in Deutſchland reiſender Ausländer, wie Sie vermuthet haben, und Stolz, ja Selbſtgefühl leuchteten aus ſeinen Augen, ich habe ſtets geglaubt, unſere edle deutſche Sprache rein ſprechen zu müſſen, ich bin ein Schleswig-Holſteiner. Da kam der Zug. Während der Fahrt bemerkte Hebbel, wie der Paſtor einigen jungen Mädchen gegenüber ſich ſchämig freundlich benahm, und er neckte ihn auch nachmals deswegen mit discreter Schalkhaftigkeit. Sie reiſten über Leipzig nach Dresden. Hebbel ſagte, er wohne, wenn er nach Leipzig komme, gewöhnlich im Hotel de Bavière, heute aber wolle er nicht dahin, weil König Ludwig von Baiern dort abſteigen werde, und er dann nicht ausweichen könnte, ihm ſeine Aufwartung zu machen. Das iſt entweder ein künſtleriſch bedeutender Mann oder ein Renommiſt! dachte ſich der Paſtor. Er erwiederte, ihm ſelbſt ſei die Stadt Dresden-empfohlen worden. Nun, verſetzte Hebbel, da will ich's denn auch probiren. Ohne gegenſeitig die Namen zu wiſſen, logirte ſich Hebbel, nachdem er eine fragende Miene des Paſtors beim Beſehen des ihnen geöffneten Zimmers mit zwei Betten aus angeborener Gutmüthigkeit nicht verneinen mochte, in einer und derſelben Stube mit dem unbekannten Reiſegefährten ein. Der Paſtor erzählte ganz im Allgemeinen etwas von ſeinen Lebensſchickſalen, auch daß er ein Jugendfreund Georg Büchners geweſen, doch war er noch immer mißtrauiſch, indeſſen Hebbel freien Sinnes, ruhig und nicht ohne Wohlwollen den weltunkundigen, aber ein Bischen weltlichen Mann Gottes neben ſich gewähren ließ. Beide gingen am Abende in ein Gaſthaus, Beide ſchliefen unter Einer Zimmerdecke. Am nächſten Morgen, als er den Paſtor aus ſeinem Bett zu ihm herüber blicken ſah, in der Meinung, Hebbel ſchlummere noch, weil dieſer die Augen leiſe geſchloſſen hatte, fragte ihn Hebbel, theilnehmend, wie ein Bruder, ob ihn etwas bedrücke, weil er ſich die Nacht über unruhig hin und her geworfen habe? — Der eigenen Störung der Nachtruhe gedachte er nicht. Dann theilte er ihm Mancherlei über ſeinen Aufenthalt in Kopenhagen, über die Güte König Chriſtians des Achten gegen ihn mit, über die Verhältniſſe in Wien und am Ende nannte er ſeinen Namen und ſeinen Beruf.

Der Paſtor hieß L. W. Luck und hatte ſeine Pfarre in Wolfskehlen bei Darmſtadt. Auf dem Wege von Leipzig nach Dresden war Luck zu ſeinem freudigen Erſtaunen Zeuge der Schlagfertigkeit Hebbels und ſeiner Energie, womit er zu demjenigen ſtand (diesmal dem Paſtor), den er unter ſeinen Schutz genommen, auf die Gefahr hin, dadurch in eigene Fährlichkeiten zu gerathen. Die Sache betraf das ungebührliche und widerrechtliche Vorgehen eines Schaffners gegen Luck, deſſen Rechte der Holſteiner zäh und erfolgreich vertheidigte. Im Waggon zog er, um zwei kleine Mädchen zu erheitern, die mit ihrem Vater eingeſtiegen waren, in dem innigen, ergreifenden Glauben eines Vaterherzens, wie Luck ſich ausdrückt, einen von der Hand und Erfindung ſeines Töchterchens ſtammenden Reiſepaß hervor, worin die gleichaltrige Chriſtine alle Menſchen aufforderte, Papa auf dieſer Reiſe alles Gute zu erweiſen. „Es trat überhaupt Jedem, der den Menſchen im Menſchen bei ihm ſuchte“, ſagte Luck, „eine wohlthuende und echte Schlichtheit und Genügſamkeit an häuslichem und ſtillem Glück aus ſeinem Thun entgegen.“ — In Dresden war Luck völlig aufgethaut und weihte den Dichter in ſeine Jugend ein. Aus dem Leben Büchners gab er ihm intereſſante Details, über deſſen ſkeptiſche Eigenart, womit er ſowohl ſeine eigene Zerfallenheit, als auch die philoſophiſchen Terminologien verſpottete, über Büchners Verwicklungen in das Frankfurter Attentat, über deſſen Angſt, Verfolgung und Flucht, ſowie den heilenden und befreienden Einfluß ſeiner Braut und die ſchließliche Annäherung an den chriſtlichen Glauben durch die Pauliniſchen Briefe. In einer Dresdener Reſtauration lernte der Paſtor Karl Gutzkow kennen, der ſich mit Hebbel dorthin beſtellt hatte. Den Eindruck Gutzkows auf ihn gab er folgendermaßen wieder. „Die ſehr charakteriſtiſche Phyſiognomie und Haltung Gutzkows trat mir anfangs als ein abſichtliches Räthſel entgegen, aber als ein ſolches, deſſen Sinn man ahnt. Sein Auge wacht über ſich und die Menſchen ihm gegenüber. Er verrieth damals ein feſtes, aber gereiztes Selbſtgefühl — wie im Vertheidigungszuſtand, aber wenn es ſein müßte, zum Ausfall bereit und nicht gewillt, ſich das Mindeſte gefallen zu laſſen. Dabei geiſtig beweglich und gewandt. Er ſchien mit ſich abgeſchloſſen zu haben und nicht zufrieden mit der Welt zu ſein, die ihm etwas ſchuldig ſei — doch reſignirt und der Gerechtigkeit befliſſen gegen Andere." Es war noch ein Vierter in der Geſellſchaft, ein feingebildeter Lehrer an einer höheren Schule in Dresden, deſſen Namen Luck entfallen iſt. Der Abend, der ſich traulich angelaſſen hatte, ſollte aber noch einen ſehr böſen Anſtrich bekommen und das bisherige Idyll grauſam abbrechen. Gutzkow lenkte das Geſpräch auf mich, um einer Anzeige willen, die ich auf ſeinen dringenden Wunſch über den erſten Band des Zauberers von Rom veröffentlicht hatte. Dieſe Anzeige war in der anſtändigſten Form gehalten, vielfach anerkennend, aber auch mit einer Hindeutung auf den nicht vollen Dichter in Gutzkow. Freilich war dies Gutzkows wundeſte Stelle. Denn die Kette eines unberechtigten Dichterehrgeizes ſchleppte er bis in ſein Alter hinein, und noch bei ſeinem letzten Athemzuge wird dieſe Kette raſſeln. Als nun Hebbel „die Gediegenheit ſeines jüngeren Freundes geltend machte" (ich erzähle mit Lucks Worten), da warf Gutzkow hin, er könne bei ihm nichts finden, als eine etwas verfeinerte Commisbildung. Da blitzten Hebbels Augen, ſeine Stirn röthete ſich, die Stimme wurde tiefer und ernſter, ſeine Sätze kürzer, unumwundener, männlicher. Es war Hebbel im Zorn. Gutzkow richtete ſich ihm gegenüber ſcheinbar beſonnen, gemeſſen höflich auf, ſeine ganze innere Perſönlichkeit in Blick und Haltung wider ihn kehrend, und rief, verſtändig, verſöhnlich, aber nicht ohne verletzenden Ausdruck: „Sind das griechiſche

Sitten?“ Hebbel ſtieß ihm das Wort entgegen, er könne ſich nicht durch die gewöhnlichen Regeln beſtimmen laſſen, wo ein abweſender Freund, der von ihm zu jener Kritik ermuthigt worden, ein junger Mann, von deſſen Werth er überzeugt ſei, dermaßen angegriffen worden. Da müſſe er ſich ohne Rückhalt ausſprechen und ſich ehrlich ſeiner annehmen. Es gebe Momente, wo es Nobleſſe ſei, einmal auch auf die Tiſchplatte zu ſchlagen. Ihm bleibe nichts übrig, fügte er, aufſtehend, hinzu, als aufzubrechen und zu ſcheiden. Alle Vier erhoben ſich, die Hadernden ſchritten voraus, noch weiter in den Streit ſich verſenkend aber maßvoller und ſachlich, ohne daß es, natürlicher Weiſe zu einer Einigung gekommen wäre. „Das ganze Erlebniß“, ſagt Luck, „der in voller Stärke hervortretende Gegenſatz der Charaktere, der aufrichtige Wunſch der beiden Andern, zu verſöhnen, das Abenteuerliche des Zuſammentreffens dieſer vier ſo verſchiedenen Repräſentanten deutſcher Bildung, der dunkle Himmel und die helle Beleuchtung der von heimgehenden Bürgern durchwandelten Straßen des alten Stadttheils — das Alles machte einen unvergeßlichen Eindruck auf mich. Wenn dergleichen zu Shakſpeares Zeiten in London oder Verona geſchehen wäre, ſo hätten wir das Duell der Edelleute gehabt ſammt den Secundanten . . Auch die Schreibenden haben nicht aufgehört, ganze und lebendige Menſchen zu ſein, und ſie ſchämen ſich nicht und brauchen ſich nicht zu ſchämen, dies eintretenden Falls vor der Welt zu beweiſen . .“

Diesmal knüpfte Hebbel mit Hermann Hettner, welcher Director der Muſeen war, das in Italien kaum angeſponnene und auch ſchon wieder abgeriſſene Verhältniß von Neuem an. Er freute ſich der nach Neapel zurückreichenden Erinnerungen, er freute ſich der beiderſeitigen Uebereinſtimmung in den Grundprincipien und hoffte auf einen fruchtbaren ſchriftlichen Verkehr mit einem Manne, den er um ſeiner Beſtrebungen und Gaben willen zu ſchätzen nie aufgehört hatte. Gütig, wie Hebbel war, brachte er Luck mit dem trefflichen Gelehrten gleichfalls zuſammen und erleichterte ihm dadurch den Beſuch der Muſeen, welche den Paſtor beſonders anzogen. Luck verweilte länger in Dresden, als Hebbel und verabſchiedete ſich von dem Dichter auf dem Bahnhofe. Der letzte Ausdruck ſeines Angeſichts kam ihm ſehr ernſt vor, „wie der eines Mannes, der mit ſeiner letzten Kraft kämpft“.

Luck hatte einen Anflug der Hilfsbedürftigkeit und zu jener Zeit war er überdies in einem Zuſtande religiöſer Unſicherheit, von Glaubenszweifeln unheimlich bedrängt. Wie zuweilen der Müde zeigen will, daß er ſeine Kräfte noch beiſammen hat, ſo ſuchte Luck in der mit Hebbel eröffneten Correſpondenz, ſeiner erſchütterten Seelenruhe ein Gegengewicht zu bieten, indem er halb und halb das ſchwache Chriſtenthum Hebbels bemängelte und ſchrittweiſe vom Bedauern zur Anklage, ja wohl auch zum kecken Angriff weiter ging. Aus den Dichtungen Hebbels, die er ſich nun angeeignet hatte, wollte er jenes ſchwache Chriſtenthum wahrgenommen haben. Hebbel war anfänglich billig und duldſam, und erſt als ſeine Einwendungen und Aufklärungen nur Mißverſtändniſſe in Luck nährten, da fuhr er heftiger drein und wies mit nachdrücklicher Entſchiedenheit, wenngleich noch immer menſchlich wohlwollend, den unerbetenen Richter zurück. Er ſagte dem aus unklaren Gefühlen und ſentimentalen Regungen herauspolternden Paſtor das Nämliche, was er zwei Jahre früher dem ſtarrgläubigen, mit geſchichtlicher und theologiſcher Bildung bewaffneten Friedrich von Uechtritz geſagt hatte, der durch die Balladen: Vaterunſer, Virgo et mater als Chriſt, als Frommer, verletzt worden war. Die chriſtlichen Symbole, die für Hebbel nur poetiſchen Werth hatten, gleich den Sinnbildern jedes andern religiöſen Bekenntniſſes, beſaßen für Uechtritz die Bedeutung einer geiſtigen Realität; worin Hebbel nur Aeußerungen des ewigen Dranges nach der Erkenntniß des Unerkennbaren und Spiegelungen der Phantaſiebilder des fragenden Menſchen erblickte, dort pflanzte Uechtritz die chriſtliche Offenbarung auf. Ueber den höchſten ethiſchen Repräſentanten kam Hebbel bei Chriſtus nicht hinaus; Uechtritz hielt den Gottmenſchen feſt, als das Fundament der Welt. „In ihm und durch ihn“, ſo lautet eine Briefſtelle, „iſt uns das innerſte Weſen Gottes in ſeiner reinſten Lauterkeit, und zwar nicht als Begriff, ſondern als Leben, als ein menſchlich perſönliches, geiſtig natürliches Leben offenbar geworden. Da haben Sie das, was mir der Kern der Offenbarung in Chriſto iſt . .“ In ſehr umfangreichen Schriftſtücken wurde dieſe Materie zwiſchen Hebbel und Uechtritz durchgearbeitet, ohne daß das Ergebniß etwas Anderes als ein Waffenſtillſtand freundlichſten Charakters geweſen wäre. An ſich iſt dieſe religiöſe Controverſe intereſſant, wie jeder von zwei hervorragenden Männern mit dem Aufgebote ihres Intellects geführte Kampf. Aber biographiſch erheblich iſt ſie für uns nicht. Denn Hebbel ſchlug ſich hier um Ueberzeugungen, die längſt in ihm unverrückbar feſtſtanden, um Fragen und Probleme, die er ſchon in München, Achtzehnhundertſiebenunddreißig, abgethan hatte. — Dem Paſtor in Wolfskehlen bemühte er ſich deutlich zu machen, daß die Poeſie das Primäre ſei und daß aus ihr alle religiöſen Mythologien, auch die chriſtliche, hervorgewachſen wären; ferner, daß der Künſtler, vermöge ſeiner Anlage und Aufgabe gar nicht irreligiös ſein könne, wiewohl dies nicht auch den Glauben an ein beſtimmtes Dogma in ſich ſchließe; endlich, daß der ethiſche Menſch dem gläubigen Menſchen auch nicht im Mindeſten nachſtehe. „Auf Ihrem Standpunkte ſind Sie des perſönlichen Gottes und des unſterblichen Menſchen gewiß; auf dem meinigen iſt Alles Geheimniß und jeder Verſuch, das Welträthſel zu löſen, ein Gedankentrauerſpiel, nicht, wie Sie mich corrigiren, bloßes Drama und noch weniger Hymnus. Auf welcher Seite ſich die größere Demuth findet, laſſe ich dahingeſtellt, obgleich Stolz und Eigenſucht bei dem, der weiß, daß er gar nichts weiß, unmögliche Eigenſchaften ſein dürften . . . Ich habe Sie nicht darüber zur Verantwortung gezogen, daß Sie glauben, was ich nicht glaube, ſondern Sie mich darüber, daß ich nicht glaube, was Sie glauben. Ich habe mich einfach vertheidigt und ſchon dies hätte ich, ohne Ihnen irgendwie zu nahe zu treten, ablehnen können, denn jeder Bekehrungsverſuch iſt ein Griff in Herz und Eingeweide hinein, und ich brauche mir das Kitzeln mit einem Secirmeſſer nicht darum gleich gefallen zu laſſen, weil derjenige, der es anſetzt, es in guter Meinung thut . .“ — Das Suchen nach Wahrheit, ſagt Gottfried Keller, iſt immer ohne Arg, unverfänglich und ſchuldlos; nur in dem Augenblick, wo es aufhört, fängt die Lüge an bei Chriſt und Heide.

Auf der politiſchen Bühne waren inzwiſchen große politiſche Ereigniſſe vorübergezogen. Napoleon der Dritte hatte ſein Heer nach Italien geführt und Oeſterreich die Lombardei entriſſen. Hebbel ſtand mit ſeinem ganzen Herzen zu uns, denn er liebte die Italiener nicht und hatte immer gewünſcht, daß Oeſterreich mit altrömiſcher Strenge in Lombardo-Venetien auftreten möge. Er war entrüſtet über Preußen, das den Bruder, wie er die Verhältniſſe mißkennend ſich ausdrückte, von der Fauſt des ruchloſen Emporkömmlings niederſchlagen ließ, ohne ſich zu rühren. Auf das Heftigſte ſprach er ſich gegen Uechtritz über Preußen aus; dieſer aber gehörte zu den Gothaern und ſah mit Mißvergnügen, daß unſer Dichter auch in politiſchen Fragen ganz und gar von ſeinen Ueberzeugungen abweichend dachte und fühlte.

Wie Achtzehnhundertneunundvierzig auf die blutigen Kriege in Italien und Ungarn das Goethe-Jubiläum gefolgt war, ſchwer umdunkelt von den Schatten der Zeit, ſo folgte jetzt auf Solferino und Magenta das hundertjährige Geburtsfeſt Schillers. Diesmal aber lief die Dichterfeier nicht kühl ab wie dazumal: Bankette, Feſtvorſtellungen und Fackelzüge wurden pomphaft in Scene geſetzt, und da mit der Niederlage der öſterreichiſchen Waffen in Italien auch Bach und deſſen Syſtem gefallen war, ſo übten ſich die Sonntagsredner wochenlang vorher darauf ein, um ſich gegenſeitig in freiheit- und lichttriefenden Phraſen zu überbieten. Im Theater an der Wien, das zu einem Saale umgeſchaffen worden, hatte Herr Franz Schuſelka die Rolle des Fortſchritts-Pasquino übernommen und donnerte ſeine Achtundvierziger Redensarten in das applaudirende Publikum hinein. Die Worte, mit denen er anhub, lauteten: „Die erhabenſte Erhabenheit iſt ein Volk in ſeiner Erhebung". Von Schiller ſelbſt kam blutwenig vor. Bei dem Bankette im Sophienſaale hatte ſich Doctor Heinrich Laube der oratoriſchen Führung bemächtigt. Sehr vernehmbar betonte der kaiſerlich-königliche Beamte, indem er die Freiheit nannte, „die geſetzliche, ſittliche und germaniſche", welche der Feind des „kurzathmigen Aufruhrs" ſei. Seine politiſche Privatklugheit zeigte er aber auch durch die Art, wie er die Kernpunkte einzelner Dramen hervorhob: im Fiesko liege der Schwerpunkt der Idee im alten Doria; der Nerv des Tell liege im Attinghauſen; die Pulsader der Stuart-Tragödie in der Vaterlandsliebe der Königin Eliſabeth!! Auch Herr von Schmerling, der ſich ſchon auf dem Miniſterſtuhle ſitzen ſah, erſchien unter den Sprechenden und deutete auf das unerläßliche Bündniß Oeſterreichs mit Deutſchland hin, ohne darum vom Oeſterreicherthume ein Quentchen aufgeben zu wollen. Reminiscenzen aus der Paulskirche. Nachdem die politiſch-literariſchen Reden zu

Ende waren, kamen die Schiller-Toaſte an die Reihe, und an dieſe ſchloßen ſich in unſchicklichſter Verkennung des gewählten Moments zwei Krönungen öſterreichiſcher Dichter: Heinrich Laube reichte den Kranz Grillparzern dar, worauf ſich Franz von Hermannsthal bemüßigt fühlte, Friedrich Halm mit dem Zweig der Unſterblichkeit zu ſchmücken.

Unſern Dichter hatten die verſchiedenen Comités ſo nebenbei zur Theilnahme aufgefordert. Hebbel aber wußte zum voraus, welche Perſonen im Vordertreffen ſtehen würden, und blieb darum allen öffentlichen Kundgebungen der „Begeiſterung" ferne. Nur beim Fackelzuge ſchritt er gleichfalls, die Leuchte in der Hand, unter den Tauſenden einher. Im Burgtheater, wo ein Feſtſpiel Halms und das Demetrius-Fragment gegeben wurden, war er von dieſem wieder ſo tief ergriffen, daß er zu mir ſagte: Es fragt ſich noch ſehr, ob nicht Schiller mit ſeiner wie die Seewoge fortreißenden, typiſchen Behandlung des Dramas Recht hat und ob unſer Einer nicht auf der falſchen Fährte iſt! Als ich in einem der Zwiſchenacte bedauerte, daß er nicht doch auch zum Preiſe Schillers, wie zu jenem Goethes, eine poetiſche Gabe dargebracht habe, da erwiederte er die tiefſinnig ſchönen Worte: „Weil ich Schillern doch nicht ſo hätte preiſen können, wie Goethen! Glauben Sie aber deshalb ja nicht, daß ich es an unſerem Volke nicht hoch ehre, gerade Schiller zu ſeinem Liebling ſich erkoren zu haben! Stellen Sie ſich die verwahrloſte Nation vor, welche dem Dichter der Klärchen, Ottilien und Philinen ſolche Entzückung entgegenbrächte, wie dem Dichter der Glocke, des Spaziergangs, des Wallenſtein und des Tell! Denn dorthin, wo der wirkliche große Goethe ſitzt, der allerdings unvergleichliche Bildner der Klärchen und Ottilien, dringt das Auge der Maſſe nicht, kann es nicht dringen. Wir müſſen uns alſo der begeiſterten Liebe freuen, womit das deutſche Volk das fleckenloſe Gemüth und den ungeheuern Schwung, der Schiller trägt, inſtinctiv zu würdigen verſteht.“ Die Macht und der Adel des Schiller'ſchen Individuums erregten überhaupt oft und ſtürmiſch Hebbels Seele. So rief er einſt, nachdem er, vielleicht zum hundertſten Male, das ihm theuerſte Gedicht: den Spaziergang geleſen: „Dieſer heilige Mann! wann hätte er auch nur in einem einzigen Vers, das perſönliche Leiden ſeines Lebens berührt! Immer hat das Schickſal geflucht und immer hat Schiller geſegnet!“

Dieſem weihevollen Abend, den ich im Burgtheater an Hebbels Seite genoß, folgte wenige Wochen darnach ein nicht minder erhebender, indem ich neben ihm einer Darſtellung des Lear durch Anſchütz beiwohnte. Jede Fiber ſeines Weſens zitterte, ſein Geſicht hatte etwas Verklärtes, ſinnend-beſeligt, als ob er ſelber producirte, war ſein Kopf ſänftlich zur Seite geneigt, er ſaß, wie unter einem Rieſelregen dichteriſcher Eindrücke, denen ſich jene hinzugeſellten, welche der letzte große Tragöde der deutſchen Bühne auf ihn ausübte. „Als ob man träumen würde! als ob man träumen würde!“ ſo ſprach Hebbel einige Male bewunderungstrunken vor ſich hin. Dieſer Abend iſt mir doppelt und ſchmerzhaft denkwürdig, denn er bezeichnete das letzte intime Zuſammenſein mit Hebbel. Vierzehn Tage ſpäter trat der Bruch zwiſchen mir und ihm ein; und erſt auf ſeinem Sterbebette reichten wir einander wieder ſo herzlich, wie jemals ſonſt, die Hand. Hier iſt der ſchickliche Ort, über mein elf Jahre dauerndes Verhältniß zu ihm das Nöthige zu ſagen.

In einem der Briefe Hebbels an mich kommen die nachſtehenden Worte vor: „ . . aber ich will Ihnen die Verſicherung, die Sie zu wünſchen ſcheinen, augenblicklich geben, die Verſicherung, daß ich unter allen Umſtänden für Sie bleibe, was ich war. Wie könnte das auch anders ſein; uns bindet das Ewige und Unvergängliche, das wir alle Beide mit Ernſt und Eifer ſuchen, weil wir nur daran unſere Befriedigung finden, und ſolch' ein Band wird aus demſelben Grunde mit den Jahren immer feſter, aus welchem alle übrigen ſich lockern. Alles, was ſich auf der Oberfläche der Erde herumdreht, Schäfer und Jäger, Fiſcher und Gärtner, zankt und hadert mit einander, aber die Bergleute in ihrer Nacht leben in Frieden und gewiß fiel in einem Schacht noch nie ein Mord vor. Halten Sie ſich meiner daher ſicher . . ." Dieſe Briefſtelle ſpricht die Seele meines Verhältniſſes zu Hebbel aus. Wenn demnach auf den folgenden Blättern dasſelbe in den Vordergrund meiner Erzählung tritt, ſo bedeutet dies nicht zugleich ein Hervorkehren meiner Perſon; ſo wenig als die hie und da unausweichbare Verknüpfung meiner individuellen Zuſtände mit denen unſeres Dichters von dieſem irgendwie ablenken wird. In dem Fragment eigener Bildungsgeſchichte, welche ich hier berühren muß, ſoll der Leſer hoffentlich die Grundzüge Hebbels wiedererkennen, und zwar von neuen Seiten, in bisher noch nicht beachteten Verbindungen. Mein Umgang mit Hebbel dauerte zehn Jahre und hatte mehrere Phaſen. Da in dieſen Zeitraum meine Entwicklung fiel, ſo hob ſich von den ſtäten Veränderungen meines innern Lebens die Unveränderlichkeit der bereits ausgeſtalteten Natur Hebbels anſchaulich und belehrend ab. Und da die erſte Phaſe meines Verkehrs ſich mit den Uebergängen verflocht, welche ſeinen Weg vom gewaltthätigen und leidenden Menſchen zum maßvolleren und dankbar genießenden bezeichnen, ſo reichte meiner Bedürftigkeit die ſeinige, wenn auch wie von Oben hinunter, ſozuſagen collegial die Hand. Denn die Gleichheit oder Aehnlichkeit der Zuſtände verwiſcht die Ungleichheit der Kräfte und der Altersſtufen. Ich war alſo ſein Jünger und ſein Freund, ſein Schüler und ſein vertrauter Genoſſe, ja nicht ſelten ſein Beichtkind und ſein Beichtiger zu einer und derſelben Zeit.

Schon im zweiten Jahre meines Verhältniſſes zu ihm begann dieſe Vertraulichkeit. Die anderen jungen Freunde blieben in Betreff deſſen allmählich immer um einen Schritt weiter hinter mir zurück, aber mit jedem ſolchem Vorſprunge, den ich gegen ſie gewann, nahm meine Abhängigkeit von ihm zu, eine Abhängigkeit, welche viele Unbilden und Leiden mit ſich brachte. Indem ich mich an die Anfänge meines Verkehrs mit Hebbel erinnere, leuchtet mir ein durchaus unbefangenes, ja kindliches Wohlwollen aus einer dunklen Wolke von herriſchem Ungeſtüm entgegen. Ich empfinde es lebhaft nach, wie ihm meine Jugend Duldſamkeit auferlegte, ein vorſichtiges Berühren meiner Mängel, und wie er dennoch nicht umhin konnte, mich dann und wann für meine Unfertigkeit im vollſten Maße verantwortlich zu machen, gleichwie für einen begangenen argen Fehler. Alsdann ſchlug, was geſtern milde Anleitung oder ruhiger Verweis war, heute in heftiges Gebieten, in harte Strenge um; das Nichtkönnen des jungen Menſchen faßte er mit einem Male als ein Nichtwollen auf, um eben ſo raſch wieder zu billigen Anforderungen, einem freundlichen durch-die-Finger-ſehen herunter zu gleiten. Von der Stimmung des Augenblicks hing es ab, ob er die muntern Schritte des Jünglings harmlos begleitete oder ob er ihn zwang, das Tempo ſeiner eigenen Gangart einzuhalten. Wenn er aber je nach den wechſelnden Stunden die Abſtände der Erfahrung und der Bildung, menſchlich genommen, mehr oder minder beachtete und gelten ließ, ſo überſah er hingegen dieſelben gänzlich als rein geiſtige Perſönlichkeit. Sein Geſpräch mit mir und den übrigen jungen Freunden beruhte auf den höchſten Vorausſetzungen, bewegte ſich in den Abkürzungen überlegener Betrachtung des Lebens und der Kunſt. Der Grad des Verſtändniſſes ſeiner jungen Zuhörer beſtimmte bei ihm niemals die Wahl der Themen, die Ausdrucksweiſe, die Ideentiefe. Man merkte ihm an, daß ihm an uns eine Ahnung der Erkenntniß genügte, daß die elektriſche Wirkung des Empfangenen, in Einzelworten und Blicken ſich äußernd, für ſeine Befriedigung hinreichte. Mitunter ſagte er wohl: Nehmen Sie dies einſtweilen unbeſehen hin! oder: Sie werden ſchon einmal begreifen, was Ihnen jetzt noch dunkel ſein muß. Und in der That, ich ſelbſt erfuhr an mir ſpäter, daß Wurzel geſchlagen, was damals auf unfruchtbaren Boden zu fallen ſchien, und klar ſtiegen vor mir Gedanken und Ausſprüche empor, welche in den Tagen meiner Unreife wie aus weiter Ferne halb vernehmbar an mein Ohr geklungen hatten. Es wollte im Uebrigen etwas heißen, daß ein in lockerer Zucht aufgewachſenes Wiener Kind ſich zurechtfand und ausharrte in Hebbels Bannkreiſe. Ohne die Fundamente gründlichen Unterrichts, mit den zuſammengerafften Stücken der ehemaligen öſterreichiſchen Schulbildung ausgeſtattet, den begabten und beweglichen Dilettantismus theilend, der in meiner Vaterſtadt heimiſch war, hatte ich mich dem Dichter der Judith genähert, genußſüchtig in meiner Verehrung, indem ich ein Gaſtmahl erwartete, wo meine Phantaſie ſchwelgen, wo meine Begeiſterung für Hebbels Poeſie von Rauſch zu Rauſch fliegen werde. Auf ſchwere Arbeit war ich nicht gefaßt, noch weniger auf die Nöthigung, eine Weile lang durch das caudiniſche Joch einer Disciplin gehen zu müſſen, welche Hebbel um ſo rückſichtsloſer handhabte, als er ihr ſeine eigene Natur unbarmherzig unterworfen hatte. In der allererſten Zeit behandelte er den gaukelnden Wiener in mir mit lächelnder Miene, ſchob er meine öſterreichiſchen Unarten ungefähr ſo zur Seite, wie man muthwillig verſtreute Broſamen von der Tiſchdecke herabbläſt. Ich diente damals noch wunderlichen Göttern, ſchwärmte noch einigermaßen für Nikolaus Lenau und Anaſtaſius Grün. „Den Erſten laſſe ich gelten, den Zweiten muß ich Ihnen ſtreichen“, ſagte

Hebbel. Und nun ſtellte er neben die Gedichte des Geprieſenen zur Vergleichung einige Lieder Goethes oder Uhlands hin und hob deren Vorzüge beziehungs- und bedeutungsvoll heraus. Zuweilen kam er meinen falſchen poetiſchen Liebhabereien auch ſcherzhaft bei. So beſpöttelte er launig meine nicht geringe Meinung, die ich von dem Talent Deinhardſteins hatte, indem er behauptete, ich hätte, wenn ich das Außerordentliche bezeichnen wollte, ſtets die Phraſe gebraucht: „Sophokles, Shakſpeare, Sie und der Regierungsrath!“

Als jedoch das Verhältniß ein wärmeres und engeres wurde, da faßte er den Wiener in mir, wo er ſich von der ſchlimmen Seite zeigte, nichts weniger als vorſichtig an. Alles Läſſige, Flüchtige und Leichtſinnige in meinem Denken und Thun verfolgte er mit ſcharfem Auge und unerbittlich drang er auf Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, Ordnung und Ausdauer. Ein mir geliehenes Buch befleckt zurückgeben, einen mir ertheilten Auftrag nicht genau ausführen, eine verabredete Zuſammenkunft nicht präcis, geſchweige gar nicht einhalten: dergleichen zog unvermeidlich die ärgſten Auftritte nach ſich. Vertheidigungsgründe fertigte er mit den Worten ab, daß es Gründe für Alles gebe. Einer Abhaltung wegen ihn umſonſt warten laſſen, brachte mir Tags darauf den entrüſteten Ausruf ein: „in Fällen dieſer Art entſchuldigt nur ein Beinbruch!“ oder: „dies hätte ich mich Uhland gegenüber nie unterſtanden!“ oder: „Wer ſich Solcherlei geſtattet, der wird auch in ſeinem ganzen Leben keinen ordentlichen Satz zu Stande bringen!“ In einer ungenau geſchriebenen Adreſſe verſicherte er den lotterigen Menſchen zu erkennen und an die in Wien übliche Anrede: „Herr von Hebel!“ (mit Einem b) knüpfte er die ernſthafteſten Bemerkungen über die Schlachten, die Oeſterreich verloren, über die den Wiener Poeten eigenthümliche Nachläſſigkeit der künſtleriſchen Form und dergleichen mehr.

So gewiß es iſt, daß Hebbel hierin keine Uebertriebenheit beurkundete, ſo wenig durfte man doch leugnen, daß er gerne überall aus einzelnen Begehungs- oder Unterlaſſungsſünden allgemeine Folgerungen ableitete, welche zugleich von ſeinen individuellſten Empfindungen gefärbt waren. Der Eine hat dies und dies gemeint, darum muß dies und dies unfehlbar ſich daraus ergeben! Der und der hat jenes heute nicht gethan, alſo wird es derſelbe auch morgen und in alle Ewigkeit nicht thun: auf ſolche Weiſe war ſeine inquiſitoriſche Logik beſchaffen. Mir ſchnürte ſie häufig die Seele zu. Weil ich ihm aber derart zugeneigt war und ihn ſo ſehr verehrte, daß ich glaubte, wo ich nicht begriff, daß ſich ihm mein Geiſt unterwarf, wo mein Herz ſich ſträubte, ſo nahm bei mir der unſcheinbarſte Anflug der Auflehnung den Charakter blinden Gehorſams an und der leiſeſte Anreiz zur Beſchuldigung ſetzte ſich ſofort in das Gefühl der Demuth, ja der Billigung um. Wer ſich ihm aber einmal ſo völlig hingegeben hatte, wie ich, mit dem ſchaltete und waltete er als mit ſeinem Eigenthume, je nach ſeinen Stimmungen, Bedürfniſſen und Grillen. Ihm war eben ein autokratiſcher Zug angeboren, der ſich mit ſeiner Erkenntlichkeit, ſeiner Güte auf das Beſte vertrug. Und zwar ging nicht ſelten Eines in's Andere über oder es ward Eines vom Andern unvermittelt und unerwartet abgelöſt.

Zuerſt will ich der Güte Hebbels gedenken. Er war gutmüthig und gut zugleich, was bekanntlich bei hervorragenden Menſchen noch weniger oft vorkommt, als bei gewöhnlichen überhaupt. Er hatte eine liebe Fügſamkeit in fremde Wünſche, Gebräuche und Eigenheit, ein holdes Nachgeben, ſobald er ſein Widerſtreben als ein egoiſtiſches erkannte. Er verzieh leicht, wenn er auch nicht vergaß, er war der Rührung zugänglich, und ſein Mitleiden hatte die Unruhe der Magnetnadel. Er legte alle ſeine

Waffen ab in ſeinem Vertrauen, das ein ungemeſſenes war, und das nicht mehr ſeiner bloßen Gutmüthigkeit, das ſchon ſeiner Güte entquoll. Sie bildete den Untergrund ſeiner ganzen Perſönlichkeit. „Das Herz iſt an Ihnen auch das Größte!“ hatte die Gemahlin des Miniſters Kleinſchrot in München zu ihm geſagt; ſie hätte nur anſtatt „Herz“ Gemüth ſetzen ſollen, um Alles zu ſagen: dieſe ſeine Güte offenbarte ſich am bedeutſamſten als Gerechtigkeit, als Treue und als Pietät. Nie noch bin ich einem heftigeren, einem leidenſchaftlicheren Menſchen, als Hebbel, begegnet und nie einem gerechteren. Wie zwei Schweſtern, von denen die eine mit Milde im Hauſe waltet, während die andere Jeden erſchreckt und beängſtigt, ſo gingen bei ihm innige Güte und entſetzliche Heftigkeit ein und aus. Wo es ſich um Wage und Gewicht handelte, da hatte ſeine Empfindung und ſein Urtheil nichts von dem heißen Blute zu beſorgen, das ihm zuweilen über's Gehirn lief; wo es galt, der Wahrheit die Ehre geben, da wichen ſeine Neigungen und Abneigungen, wie von ſelbſt, ſcheu zurück und die beliebten Sophismen, deren er ſich dann und wann in der Hitze des Wortgefechts, in Augenblicken verdunkelter Zurechnungsfähigkeit bediente, fanden alsdann keinen Weg zu ihm. Wie ſpröde benahm ſich z. B. Grillparzer gegen ihn! wie viele boshafte Gloſſen zu ſeinem Dichtertexte vernahm er als von dem „gemüthlichen Grillparzer“ herrührend! „Das iſt nicht redlich!“ pflegte er in Folge deſſen zu ſagen, wenn er gleichmüthig ſprach: „Wollte ich ſeine Poeſie unter das prüfende Meſſer bringen, dann dürfte der alte Herr manche Erfahrung machen, an der er ſicherlich keine Freude hätte!“ ſo murmelte Hebbel, wenn ihm der beleidigte Stolz die Worte einblies. Aber das große Dichtertalent Grillparzers betrachtete er wie ein unantaſtbares Gut und als er mir eines Abends, vielleicht ſchon zum dritten Male, den erſten Act des Ottokar vorgeleſen hatte, da fuhr er brennenden

Angeſichts empor, indem er ausrief: „Ja! ja, ja, lieber Kuh, vor dieſem Acte würde Shakſpeare die Mütze gelüftet haben! Grillparzer bleibt ein außerordentlicher Poet, mag er uns anerkennen oder nicht!“ Welch' eine krampfhafte Mühe wendete Hebbel auf, um Gutzkow gerecht zu werden, gerade deshalb, weil ihm derſelbe von Grund aus widerſtrebte; welch' ein Vergnügen belebte ſeine Miene, als er die Ritter vom Geiſte um ihrer Vorzüge willen loben konnte! Daß er Strich hielt im Verkehr mit ſeinen Freunden, daß er keinen Makel auf ſie kommen ließ, daß er ſich ihrer allzeit annahm, daß er ihnen Treue bewahrte unter allen Umſtänden, dies mußte Jeder bezeugen, der ihm enge verbunden war. Seine Pietät, die hier nicht in der religiöſen Wortbedeutung genommen wird, äußerte ſich allenthalben, wo ihm die menſchliche Bedürftigkeit aufging und wo gleichſam die Natur ſelbſt um Schonung bat. Der ſchlafende, wie der eſſende Menſch war ihm heilig und was dem Einzelnen als heilig galt, gleichfalls. Er trat nicht über die Schwelle, wenn er geringe Leute, die gerade ihr Mittagsbrot verzehrten, um eine Auskunft bitten wollte; er enthielt ſich des entſchiedenen Einſpruchs, wenn ihm das gebleichte Haar desjenigen, der wider ſeine Ueberzeugungen redete, oder der wohlverdiente Ruhm deſſelben Zurückhaltung geboten. Er achtete jede wirklich fromme Empfindung, ja ſogar jedes Vorurtheil und jede Einbildung, wenn er ſpürte, daß Einer wehrlos in ihr befangen war. Der Frau, die durchaus nicht zu Dreizehn ſpeiſen wollte, ertheilte er keine weiſen Lehren; die Mittheilung, daß ein Sterbender ſich bei ſeinem liebſten Freunde aus weiter Ferne angemeldet habe, hörte er, wenn dieſer ſie vorbrachte, mit treuherziger Gläubigkeit an.

Mir ſelbſt erſchloß er ſein Gemüth ohne jeglichen Rückhalt, er that mir in Blicken, wie in Reden kund, was ihm meine Anhänglichkeit werth ſei, er betheuerte mir mehr denn Ein Mal, daß er noch nie einen treueren Freund als mich gehabt habe. In ſolchen weichen Momenten konnte er mich mit einer Kindesinnigkeit anſehen, daß mich ein Schauer der Rührung überkam, mit ſeinem wunderbaren tiefblauen Auge, welches im gütigen Verweilen auf einem Antlitz eben ſo ſehr erquickte, wie es durch ſein ſtilles Sinnen das Leiden der bevorzugten Natur offenbarte und wie es durch ſein ruheloſes Feuer Bangen einflößte, ſobald ihn die Leidenſchaft erfaßt hatte. Mir iſt der innige Ton unvergeßlich, womit er mir einſt dankte, als ich, ohne daß er es wußte, einen nichtswürdigen Angriff auf ihn in einem kleinen Artikel abgewehrt hatte. Seine Stimme zitterte vor Bewegung, er beugte ſich zu mir herüber und drückte ſeine Lippen auf die meinigen. Aber auch der Lernende weiß von ſeiner Güte zu erzählen, wiewohl ſie nicht unvermiſcht als eitel Thau mich beſprengte, ſondern mit den wilden Elementen ſeines Weſens gemengt, mir zu Theil ward. Sehr bald nach den erſten Berührungen mit Hebbel legte ich ihm meine poetiſchen Verſuche vor und erbat mir ſein Urtheil. Da ich noch grün und unfertig war, nicht bereits zum Manne gereiſt, wie Sigmund Engländer, als dieſer das Nämliche that, ſo verfuhr er ſchonender gegen mich und wog mir tropfenweiſe die Wahrheit zu. Aber ich war frühzeitig empfindlich für dieſes Heilmittel und täuſchte mich nicht über den Werthgrad ſeiner mäßig anerkennenden Bemerkungen. Nach und nach hatte ich einen ſtattlichen Strauß zerpflückter Gedichte beiſammen. Unverdroſſen verwies er mich, Angeſichts meiner unzulänglichen lyriſchen Proben, auf das Unterſcheidende zwiſchen Beſprechung und Darſtellung der Zuſtände, Ton und Rhetorik, zeigte mir an Beiſpielen, in welchen Vermummungen die Reflexion oft einher gehe, und gab dies als Urſache an, warum der nicht in die Tiefe eindringende Aeſthetiker ſo oft und ſo leicht zu täuſchen ſei. Wie auch unter ſolcher Schulung der gedemüthigte Poet litt, ich fühlte mich dennoch innerlich erhoben, und obgleich mir vorkam, daß ich des vermeintlich theuerſten Beſitzthums der Seele beraubt würde, ich empfand dennoch einen Zuwachs meines geiſtigen Lebens und erkannte dankbar an, wieviel ich dem vorzüglichen Manne ſchulde, der mir im Nehmen unabläſſig gab. Mit Vorliebe gebrauchte er das Gleichniß: „Zeichnen Sie die Lichtſcheere, Kuh, aber nur die Lichtſcheere! nicht den Leuchter, welcher daneben ſteht, und nicht die Perſon, welche von dem Lichte beſchienen wird! Wenn Sie dies können, dann wollen wir weiter ſprechen“. Die meiſten meiner Gedichte hat er mit dem einzigen Worte recenſirt: „Die Lichtſcheere, lieber Freund!“ Eine andere ſeiner Lehren war: „Den ganzen Baum begießen, nicht einen einzelnen Zweig pflegen! Wenn ein einzelner Zweig beſonders ſtark werden ſoll, dann wird dies ſchon von ſelbſt geſchehen“. In den ſpäteren Jahren unſeres Umganges gab er mir zu bedenken, ob ich mir die Genügſamkeit zutraue, mit einer zwar echten, aber denn doch unzureichenden dichteriſchen Begabung mir eine Poetenwirthſchaft einzurichten, und ob ich nicht beſſer fahren würde, das mir geſchenkte kleine Pfund im ſchriftſtelleriſchen, im wiſſenſchaftlichen Wirken unterzubringen. „Einen mittelmäßigen Dichter werden Sie als mein Jünger ſchwerlich vorſtellen wollen!“

Es lag in der Natur des Verhältniſſes, daß Hebbel mich hin und wieder mit kleinen Copirarbeiten betraute oder daß er mir einen Brief dictirte. Auch hiebei lernte ich im Hinblick auf Styl ungleich mehr, als mir bis dahin durch die Schule vermittelt worden war. Freilich erkaufte ich dieſes Plus mit Zurechtweiſungen oder Scheltworten, welche mich bei ſolcher Gelegenheit ereilten. Brachte ich ihm eine in's Reine geſchriebene Abhandlung zurück und hatte ich willkürlich Abſätze gemacht, ſo zerknüllte er zuvörderſt, das Geſicht zorngeröthet, meine Abſchrift, hielt mir mein ſchläfriges Auge, meinen Mangel an Aufmerkſamkeit vor, begründete jedoch, einmal ruhiger geworden, ſeinen früheren Zorn, analyſirte den ganzen Aufſatz, erklärte mir, warum hier eine neue Zeile anfangen müſſe, dort hingegen eine ſolche fehlerhaft wäre, und verbreitete ſich am Ende über das eine und andere Styl- und Sprachgeſetz. Noch ſehe ich ſeine dramatiſchen Gebärden, noch höre ich ſeine Donnerſtimme, womit er einſt ausrief: „Ein neuer Abſatz! Teufel auch! paßt auf, paßt auf, ich habe etwas ganz Neues zu ſagen! Sie ſollten aber denn doch bemerkt haben, daß der Gedanke hier nur weitergeſponnen wird!“ Wie ein Habichtauge ſchwebte ober mir das ſeinige, während er mir beim Dictiren über die Schulter blickte; auf jede falſche Interpunction ſtieß er herab, murrte und ſchalt weidlich, bis er abermals wohlwollend einlenkte und mir die Bedeutung ihrer Normen einzuprägen ſuchte. Auf ähnliche Art ging er mit meinen eigenen Aufſätzen in's Gericht, deren ich ihm viele, ehe ſie gedruckt wurden, vorlegte, und zwar meiſtens auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch. Einige meiner Beiträge für das unter ſeiner Leitung ſtehende Feuilleton der Reichszeitung (1850), hatte er ſogar von der erſten bis zur letzten Zeile umgeſchrieben. Denn ich war damals in ſchriftſtelleriſchen Dingen noch ein Neuling. Bei ſchlechter Satzbildung, grammatikaliſchen Schnitzern ſetzte es „liederliche Oeſterreicher“ und „zuchtloſe Wiener“ zur Genüge. Kein Handwerksmann in Ditmarſchen, meinte er einmal, werfe ſo, wie ich, die Zeilen durch einander! ſchon bei ſeinem alten Lehrer Dethleſſen habe er den Conjunctiv richtig zu gebrauchen verſtanden. „Warum mit einem Male im Präſens erzählen?!“ herrſchte er mich einſt an, „däucht Ihnen dieſer Paſſus ſo wichtig? unſer Einer würde epiſch weiter berichtet haben, Sie jedoch, als vornehmer Herr, incommodiren mir nichts dir nichts die dramatiſche Redeform!“ Bei der Reproduction eines Stückes machte er mich eingehend auf das Unterſcheidende zwiſchen Strich und

Farbe aufmerkſam, erklärte mir, was unterirdiſche und was an der Oberfläche des Dramas laufende Motive ſeien, treibende und begleitende. Meine ſehr lückenhaften Kenntniſſe erweckten gleichfalls ſeine ſtrengen Ermahnungen. Dies jedoch that mir immer beſonders wehe. Denn ich durfte mit Recht mir ſagen, Hebbel nehme meine Zeit dermaßen in Anſpruch, daß mir wenig Stunden des Tages übrig blieben, die ich dem ernſten Studium hätte widmen können. Auch lenkte mich das fortwährende Wandeln mit ihm auf den Gipfeln allzu ſehr von dem Sammeln der Realien ab, an denen es mir, wie ich nur zu deutlich empfand, gebrach. Hingegen erhöhte er mich in Anweſenheit fremder Perſonen gerne zum tüchtigen Schriftſteller, zum gewiegten Kenner der Literatur. Dies verurſachte mir ſtets unheimliche Schmerzen: ich ſchämte mich der mir geliehenen ſtolzen Rittertracht, weil ſie mit dem drückenden Bewußtſein meines Knappenthums durchaus nicht harmonirte.

Nur Güte und Antheil an meinem Wohl und Wehe konnte Hebbel beſtimmen, Jahre hindurch mir die Segnungen ſeines lehrenden Eifers zuzuwenden. Und wenn ich auch zuweilen dem jähzornigen und unwirſchen Lehrer gram ward, ſo verſöhnte mich mit ihm doch immer wieder der Anblick des imponirenden Ernſtes in ſeinem eigenen geiſtigen Leben, ſeiner unbeirrbaren Wahrheitsliebe und ſeiner Strenge gegen ſich ſelbſt. Dadurch übte er im Ganzen und Großen einen überwiegend erziehenden Einfluß auf mich aus. Denn manche ſeiner Anſichten waren zu ſtark vom Moment gefärbt, als daß ſie mir zur Richtſchnur hätten dienen können, mancher Weg, den er einſchlug, war nur für ihn und Seinesgleichen gangbar: betrat ihn ein Anderer, ſo mußte er ihn unzweifelhaft an den Abſturz führen. Was Goethe einmal über die Beſchäftigung mit Winckelmann ausſprach, das war zum Theil auch auf den Umgang mit Hebbel anwendbar.

Man lernt nichts, wenn man ihn lieſet, ſagte Goethe, aber man wird etwas. Sein Beiſpiel war bei Weitem bildender als ſein lehrendes Wort. Er hielt ſich keinen Einſpruch, kein Hinderniß vom Leibe, wenn er eine gewagte Production vor ſich hatte, er war im Leſen, wie im Schreiben, die verkörperte Gewiſſenhaftigkeit, er bewährte ſeinen Ordnungsſinn in jedem Geſchäfte, welches er betrieb. Als er z. B. die Dramatiſirung des Nibelungenliedes unternahm, da las er Friedrich Viſchers Aufſatz: Vorſchlag zu einer Oper von Neuem, einen Aufſatz, welcher die nicht zu bewältigende Schwierigkeit zu erweiſen ſucht, die Recken des Epos dramatiſch reden, d. h. ſich expliciren zu laſſen, ohne dadurch den naiven Kern dieſer wortarmen Naturen aufzulöſen. „Ich habe mir einen Stein vor die Füße gewälzt“, ſagte Hebbel, „Viſcher hat wohl Recht, die Sache ſcheint kaum möglich. Aber vielleicht ſtößt die glückliche Inſpiration des Dichters die Gegengründe des Aeſthetikers um.“ Sorgfältig überwachte er, wenn er eine Abhandlung ſchrieb, jedes ungewöhnliche Adjectiv, das er einmal gebraucht hatte, damit es nicht wiederkehre. Auf der zehnten Seite angelangt, hörte er ein anſchauliches Verbum klingen, das auf der erſten vorgekommen, und es wurde dann gewiß nicht zum zweiten Male von ihm benützt. Einem verſchwiegenen „war“ oder „hatte“ ließ er kein lautes nachfolgen, ſobald er in der Wiederholung einen Mißton befürchtete. Jeder feinere Schriftſteller weiß, daß auf dieſen und ähnlichen Genauigkeiten die Reinheit der ſtyliſtiſchen Rede mit beruht; bei Hebbel jedoch waren ſie der Ausdruck ſeines innerſten Weſens. Freilich nahmen ſie mitunter den Anſtrich der summa injuria an, hinderten ſeine Proſa an der Leichtigkeit der Bewegung, betrogen ſein Satzgewebe um den Zauber der Improviſation. Buchſeiten überſchlagen nannte er unerlaubt; man müſſe ſoviel Achtung vor dem Menſchen haben, dem man einmal zuhören wolle, um Jenes nicht zu thun. Nur von Stifters dreibändiger Erzählung: der Nachſommer, meinte er, daß man demjenigen die polniſche Krone verſprechen dürfe, der im Stande ſei, dieſelbe zu Ende zu leſen, und ebenſo bekannte er, Fanny Lewald's Selbſtbiographie ſei das einzige Werk dieſes Genres, welches er nach halber Lectüre zur Seite gelegt habe. Ein vollgültiges Zeugniß ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und Pünktlichkeit, aber auch ſeiner unbeugſamen Ueberzeugungen ſtellt das Ergebniß ſeiner Thätigkeit als Preisrichter vor, welches Amt er im Vereine mit Grillparzer und Franz von Hermannsthal für das Familienbuch des öſterreichiſchen Lloyd übernommen hatte. Da er eine Novelle, welche gegen den Paragraph der „Unverfänglichkeit" anſtieß, als des erſten Preiſes unbedingt würdig anſah, ſo drohte er mit ſeinem Rücktritte, in dem Falle, daß dieſer Novelle, Geſchichte des Scharfrichters Roſenfeld und ſeines Pathen (von Julius von der Traun), nicht moraliſch der erſte Preis zuerkannt würde. Den erſten Preis in Wirklichkeit trug die Novelle: Taubſtumm, von Friedrich Uhl, davon. Unverdroſſen las er die ihm vorgelegten Novellen, verzeichnete ſeine cenſoriſchen Urtheile darüber und ſuchte den geringſten Vorzügen der einzelnen Arbeiten gerecht zu werden. Den ſchlechtweg erbärmlichen ſchickte er einen Steckbrief nach, indem er die beſonderen Kennzeichen des Miſſethäters humoriſtiſch hervorhob. Auch ich hatte mich mit einer ſogenannten Novelle eingefunden, ganz zuletzt, knapp vor Thorſchluß, und ſie war ſchon dem Papierformat nach ein Ungethüm: zwei Drittheile auf Octav-, ein Drittheil auf Folioblättern geſchrieben. Wie mir ſeine Gattin ſagte, habe Hebbel Thränen gelacht, als er das Opus erblickte, das er gleich als das meinige erkannte. „Ihre Novelle kenne ich nun gleichfalls", hub Hebbel eines Abends an, indem er luſtig ihrer äußeren Geſtalt gedachte. Dann ſchwieg er; mir klopfte das Herz, und zwar nicht vor freudiger Erwartung, denn ich wußte dieſes Schweigen zu deuten. Plötzlich begann er Scotts Robin den Rothen zu bewundern und die Vortrefflichkeit dieſer Dichtung im Detail zu beleuchten, aber derart, daß hinter jeder künſtleriſchen Eigenſchaft des Schotten mich ein Vorwurf anſchaute, der meine poetiſche Unfähigkeit betraf. Als Walter Scott, durch Hebbel ſozuſagen Stück für Stück bekleidet, in ſeiner Herrlichkeit ſich aufrichtete, da ſtand ich ſelbſt, innerlich frierend, um alle Illuſionen gebracht, in meiner ganzen Blöße da. Dieſer grauſame Zug, welcher dem autokratiſchen Zuge in Hebbels Natur verbrüdert war, kam in meinem Umgange mit dem Dichter mehr denn ein Mal zum Vorſchein; er bildete die Kehrſeite ſeiner Güte.

Auch dieſe Kehrſeite lernte ich beſſer als irgend ein anderer der jungen Freunde Hebbels kennen. Sein autokratiſches Begehren machte ſich bereits in der Forderung geltend, daß ich Tag für Tag um ihn ſein ſollte. Namentlich verlangte er dies für die Nachmittags- und Abendſtunden. Er wünſchte ſie im Geſpräche zu verbringen, auf dem Spaziergange, alsdann in ſeinem Hauſe, und ſobald ich anders über dieſe Stunden verfügte, ſah er es als einen Eingriff in ſein Herrenrecht an. Ich kam, ſo weit ich es vermochte, ſeinem Wunſche nach, vernachläſſigte alle meine Beziehungen zu jenen Altersgenoſſen, die nicht gleichfalls mit ihm verkehrten, entſagte vielen Freuden und Zerſtreuungen, woran ich, wie jeder junge Menſch, Gefallen hatte, räumte ihm beinahe gebieteriſche Macht über meine Zeit ein. Aber ſchon dieſes „beinahe“ war in ſeinen Augen ein halbes Verbrechen, das er mit durchbohrenden Blicken oder ſpitzigen Bemerkungen ahndete. Der oberflächlichſte Verkehr, den ich mit Anderen unterhielt, bedeutete für ihn eine unerlaubte Schmälerung der ihm allein gebührenden Neigung und Achtung, und wollte es der Zufall, daß ich mit einem ſeiner Gegner in Geſellſchaft oder auf der Straße zuſammentraf, dann ſchüttelte er, indem ich es ihm erzählte, ſo den

Kopf dazu und verzog ſo ernſthaft das Geſicht, als ob ich ihm die Verbindung mit einer Falſchmünzerbande anvertraut hätte. Bekannte, die mir nie was zu Leide gethan, die mir recht lieb waren, ſollte ich, wie giftiges Gewürm, meiden oder abſchütteln, wenn er ſich einbildete, daß ſie „Niederträchtigkeiten" gegen ihn begangen haben: und Perſonen wiederum, die er aus dieſem oder jenem Grunde eine Weile lang um ſich duldete, ſollte ich theilnehmend behandeln, weil ſeine Königslaune eben dieſe Menſchennummer aus dem Loostopfe des Tages gezogen hatte. Sogar Ausflüge mit Eltern und Geſchwiſtern mußte ich dann und wann ſeinetwegen unterlaſſen. Geſtattete ich mir aber einmal in den menſchlichſten Dingen mein eigener Herr zu ſein, ſo las mir Hebbel alsdann ein ganzes Collegium über „Sittliche Pflichten", wobei ſeine bis zur Virtuoſität ausgebildete Sophiſterei nicht zu kurz kam.

Hebbel ſpürte ganz gut, daß ich unter ſeiner Botmäßigkeit ſeufzte, und wenn er zehn Male die blinde Unterwürfigkeit wie eine Pflichterfüllung heiſchte, ſo empfand er doch das elfte Mal das Unberechtigte ſeiner Dictatur oder lieh gar dieſer Empfindung Worte. Ich zeigte ihm einſt ein Gedicht, betitelt: An die Kunſt. Als er die Schlußverſe las: „Wer ſo, wie Du, verſchenkt die reinſten Gaben, der will zum Dank auch ganz allein uns haben!" Da rief er aus: „Vortrefflich! aber dies gilt nicht nur von der Kunſt, lieber Freund, dies gilt auch vom Künſtler ſelbſt. Es mag Ihnen dann und wann ſchwül neben mir zu Muthe ſein, es iſt nicht leicht mit mir leben: wenn Sie jedoch alle meine ſchönen Stunden mit mir theilen, dann müſſen Sie auch die böſen mit in den Kauf nehmen". Noch deutlicher kam das oben Geſagte zum Ausdrucke, nachdem ich ihm einen phantaſtiſchen Traum erzählt hatte. Hebbel verfolgte mich in demſelben, indem er hinter den Wänden einer Zimmerflucht ungeſehen meine angſtvollen Schritte begleitete, um im letzten Gemache plötzlich zu erſcheinen, wo er mir, dem Erſchreckten, das ihm verhaßte Thier, eine Schlange, boshaft entgegen hielt. Sie wiſſen nicht, lieber Kuh, ſagte er ernſt, vielmehr traurig mich anblickend, Ihren Traum zu deuten — da ich Gewicht gelegt hatte auf den Widerſpruch zwiſchen ſeiner Schlangenfurcht und ſeiner Traumthätigkeit. Aber ich will Ihnen denſelben auslegen. Sie fühlen ſich gedrückt durch mich — wenden Sie mir nichts ein, ich ſpüre es längſt — und ich finde es ganz begreiflich."

Julius Glaſer, der ſeine Unabhängigkeit nicht wie ich preisgegeben, der ſich gleich von vornherein den Rücken gedeckt hatte, ſchrieb über Hebbel Nachſtehendes: „. . Du weißt, was er unter Intimität verſtand. Mit ſeinen productiven Stimmungen auf wenige Monate im Jahre und auch dann nur auf wenige Stunden des Tages beſchränkt, bedurfte er einer fortwährenden Gelegenheit, die rieſige Energie ſeines Geiſtes in einem Verkehr zu entladen, der gerade lebendig genug war, um ihn anzuregen, ihm neue Gegenſtände von neuen Seiten darzubieten, ihm aus Lebens- und Denkkreiſen, die ihm nicht ſo leicht zugänglich waren, Anſichten zuzuführen, welche mit den Lieblingsmomenten ſeiner Weltanſchauung in Zuſammenhang gebracht werden konnten, wobei man ſich zu hüten hatte, ſolche Gegenſtände zu berühren, die ihn verſtimmten oder die mit der mächtigeren Strömung ſich nicht vertrugen, welche in der Tiefe ſeiner Seele ein noch unabgeſchliffenes projectirtes Werk wuſch und weiter wälzte. Er mußte ſich im beſten und mitunter auch im minderſchönen Sinne des Wortes gehen laſſen können. Um ihn daran zu verhindern, dazu genügte bei der Starrheit ſeines Weſens und einem gewiſſen Mißtrauen, das ihn leicht ergriff, eine ſehr kurze Unterbrechung des Verkehrs. Er bedurfte alſo eines faſt täglichen Umganges, man mußte ihm mindeſtens mehrmals in der Woche auf viele Stunden angehören, wenn er die volle Freiheit, Liebenswürdigkeit und Geiſtesgröße ſollte zeigen können, die er in der Converſation entfaltete, wenn er aus dem Umgange jene Förderung ſeines eigenen raſtloſen Strebens ſchöpfen ſollte, auf die er ſorgſam bedacht war. In ſolcher Weiſe mich ihm zur Verfügung zu ſtellen, geſtatteten mir meine eigenen Arbeiten ſchon ſeit 1856 nicht leicht mehr; ich konnte auch in geſellſchaftlicher Beziehung auf eine „Erweiterung meiner Kreiſe“ nicht verzichten; ich mußte endlich mit aller Schonung der Wiederkehr einzelner, das Selbſtgefühl verletzender Ausbrüche des Unwillens oder gelegentlich vorkommender Verſuche zu weit gehender Bevormundung mich entziehen, einer Bevormundung, welche nicht ſo ſehr in der Sache ſelbſt, als in der Heftigkeit lag, mit der ſein Rath aufgedrängt ward . . .“

Dieſer Trieb Hebbels nach Bevormundung und Alleinbeſitz ſeiner Freunde, dieſes leicht erregbare Mißtrauen, welches dicht neben ſeinem unbegrenzten Vertrauen ſchlief, und dieſe fürchterliche Heftigkeit, lauter Charaktereigenſchaften, wodurch er an den Othello gemahnt, ſind theilweiſe aus der Einſamkeit erklärlich, in welcher er eigentlich ſeit ſeiner Entwicklungszeit lebte, in der menſchlichen, wie literariſchen Iſolirung, welche ſeine eigenthümliche Artung verſchuldet hatte. Der Leſer erinnert ſich, daß ſchon Gurlitt in Rom jene Eigenſchaft verwundert an ihm wahrnahm. Wendete ſich dem Einſamen eine Seele liebevoll zu, dann bemächtigte er ſich ihrer mit der Gier desjenigen, der lange gedarbt hat. Seine Erkenntniß der eigenen hochgradigen Heftigkeit und Empfindlichkeit aber, in die wir durch die Selbſtanklagen ſeiner Münchener Briefe eingeweiht werden, erzeugte in ihm die geheime Furcht vor einer möglichen Abkehr der Perſonen, die unter ſeinen Schroffheit[illegible] litten, erzeugte in ihm den Zweifel an der Tragfähigkeit der ihm ergebenen Menſchen, die er auf ſo ſchwere Proben ſtellte. Endlich athmete in ihm ein imperatoriſcher

Wille, der alles ihn kreuzende und beirrende Wollen niederzuwerfen ſuchte, ein ganz und gar naiver Despotismus, welcher aber, ernſtlich angerufen, den im Innerſten guten Menſchen auch gleich wieder zu ſich ſelbſt brachte.

Nichts wäre unrichtiger, als die Annahme, daß Hebbel in ſeiner Heftigkeit, ſeiner Sophiſterei der Selbſtſucht ſich frei bewegte, mit Vorbedacht, Abſicht oder Ueberlegung. Sie umſtrickte ihn wie ein Geſpinnſt, deſſen er ſich nicht zu erwehren mochte, ſie verdunkelte ſein klares Auge, ſie lähmte ſeine Verantwortlichkeit. Bagatellen konnten dieſe Heftigkeit erregen, eine unvorſichtige Aeußerung, ja ein unſchuldiger Blick, den er unrichtig auslegte. War ſie jedoch einmal erregt, ſo ſteigerte ſie ſich von Minute zu Minute und jede in ſie hineinfallende fremde Sylbe hatte die Wirkung des Waſſerſtrahls, der einen lodernden Brand ſtillen will: dann ziſchte ſie erſt recht empor. Mit der tieferen Farbe, welche in ſolchen Situationen ſein Ausdruck gewann, ſchienen ſeine Gedanken die Windungen der Schraube anzunehmen, jeder Nerv und Muskel ſeines Leibes zog ſich zuſammen, das kurze dünne Haupthaar ſträubte ſich an den ſtark erhobenen Hügeln der Schläfen, das Auge flammte, der ganze Menſch war ein bis zum Berſten ſtraff geſpannter Bogen. Dabei verſchlug es nichts, ob dieſe Heftigkeit in ſeinem Zimmer oder auf der Straße hervorbrach: die Detonation ſeiner mächtigen Stimme und die der Wuth entſprechenden Körperbewegungen waren dieſelben. Unter den vielen Auftritten dieſer Art will ich einige der am meiſten charakteriſtiſchen erzählen. Einſt geſellte ſich auf ſeinem Spaziergange mit mir mein Bruder Angelo zu uns, der auch hin und wieder in ſein Haus kam. Hebbel litt gerade noch an den Nachwirkungen eines ſchweren Rheumatismus, der ihn Monate lang an die Stube, ja an den Lehnſtuhl gefeſſelt hatte, und zu ſeiner Entrüſtung von einzelnen Journaliſten als ein

Rückenmarkleiden ausgeſchrieen worden war. Meinem Bruder entſchlüpfte nun das arglos gemeinte Wort: „Herr Doctor, Sie ſollten nach Gräfenberg gehen!“ Dies genügte, den Zorn Hebbels zu entbinden. Mit dröhnender Stimme erwiederte er: „Lieber Herr, mich ſchickt man nicht nach Gräfenberg! Dorthin ſchickt man die ausgemergelten Burſche!“ und eine Nachhut von grimmigen Reden folgte, ſo daß ſich mein Bruder augenblicklich empfahl. Geräuſchvoller entwickelte ſich ein anderer Vorgang, den ich in der Praterſtraße erlebte oder wie ſie damals hieß, in der Jägerzeile. Ein junger Mann hatte Hebbels Vorleſung des Gyges beigewohnt und dem Dichter Tags darauf einen begeiſterten Brief über dieſes Drama geſchrieben mit allerlei Seitenblicken auf Herodot und die helleniſchen Tragiker. Hebbel ſprach mit mir über den „ſehr einſichtigen Brief“, fügte aber plötzlich ſpaßhaft hinzu: es ſei doch eigen, daß der Verfaſſer desſelben gleich nach der Vorleſung ſich entfernt und nicht an dem Abendeſſen Theil genommen habe. Das Unwohlſein ſei vermuthlich ein vorgeſchütztes und der wahre Grund ſeines Fortgehens der geweſen, daß er in der Paſſahwoche nicht habe geſäuertes Brot eſſen wollen. „Es iſt ſo. Was Sie doch für ein Auge haben!“ rief ich erſtaunt und ahnte nicht, daß ich damit Pulver verſtreue. „Wie!“ fuhr er in die Höhe, „was ich als einen Scherz vorgebracht, was ich ja gar nicht für möglich halten konnte, das war alſo wirklich das Motiv ſeiner Weigerung, mit uns zu ſoupiren! Seine Leibſchmerzen ſind nur Komödie geweſen und ſolch' ein Individuum wagt es, meine Schwelle zu überſchreiten und ſich mein reinſtes Drama vorleſen zu laſſen? Ein Stockjude wagt es, mir ſeine Anſichten über griechiſche Mythen und Sitten auseinanderzuſetzen! Unerhört, ganz unerhört!“ Ich ſuchte Hebbel zu begütigen, den jungen Mann zu vertheidigen, umſonſt. Hebbel blieb ſtehen, ſtemmte die Arme in die Seiten und fing nur um ſo fürchterlicher zu raſen an. „Hund, verfluchter, ich hatte dich für meines Gleichen, nämlich für einen Menſchen gehalten! ſpielſt du aber den Juden gegen mich aus, indem du nicht mit mir eſſen willſt, dann ſpiele ich gegen dich den Chriſten aus! dann rufe ich: nieder mit dir, Paria, lecke mir die Schuhe ab, denn ich bin der Ariſtokrat und du biſt der Knecht! ich ſitze am Herrentiſche der Cultur und du an dem Geſindetiſche der Geſchichte!" Um des Himmels willen, liſpelte ich und zeigte leiſe auf die Vorübergehenden und Umherſtehenden, welche, es war die Zeit der Praterfahrt, vor uns, neben uns, hinter uns wogten und ſich ſtauten. Mäßigen Sie ſich, die Leute glauben, daß Sie mich einen elenden Hund nennen, daß Sie mich auffordern, Ihnen die Stiefel abzulecken! Dieſe in bittendem Tone ausgeſprochenen Worte brachten Hebbel zur Beſinnung. Er lächelte, reichte mir beide Hände und fing an, Poſſen zu treiben, wahrſcheinlich um die neugierigen Zuſchauer zu überzeugen, daß er kein Sklavenhalter ſei. — Wie raſch er den ihm entfallenen Zügel der Beſonnenheit wieder ergreifen und welche geiſtige Freiheit er mitten in ſeiner Maßloſigkeit offenbaren konnte, dies wurde mir durch eine Scene klar, die ſich zwiſchen ihm und mir ergab, nachdem ein anklägeriſcher Brief, den mir ſeine unberechtigten Anforderungen entpreßt hatten, in ſeine Hände gekommen war. In Folge vorausgegangener Beſchwichtigungsverſuche von ſeiner Seite (er ſah eben ſein Unrecht ein), ging ich wieder zu ihm. Allein ſeine böſe Stimmung war noch nicht gebrochen, den Unwillen über die Kühnheit meines Briefes hatte er noch nicht verwunden, er empfing mich mit der Gelaſſenheit niedergehaltenen Zorns. Der ſanftere Schluß ſeiner empörten Rede lautete: „Nun iſt's vorbei, aber ich hatte mir vorgenommen, Sie zu zwingen, dieſen Brief zu freſſen, phyſiſch zu freſſen, ehe wir wieder auf dem alten Fuß verkehren könnten. Im Uebrigen iſt er vortrefflich geſchrieben!"

Hebbel war ſich ſeines Dämons bewußt. Er ſprach ſich die Fähigkeit zu, ein Menſchenweſen, das er beſeitigen wolle, durch die bloße Concentration des Willens aus der Welt hinauszudenken. Und wenn man auch dieſe ſeine Magierkraft füglich bezweifeln durfte, ſo konnte man ihm doch eine geheimnißvoll bannende wie erſchreckende Wirkung auf die Menſchen nicht ſtreitig machen. Die Lichtzieher der Aufklärung werden bei dieſem Worte ſpötteln und ironiſch lächeln. Goethe, der auch dieſe Lichtzieher gekannt hat, meinte in Wahrheit und Dichtung, nachdem er das Dämoniſche zu umſchreiben und zu bezeichnen verſuchte, daß Viele das Vorhandenſein desſelben ohneweiters leugnen werden, „was ihnen auch fernerhin unbenommen bleiben möge“. Weil aber Hebbels Heftigkeit gleichſam dämoniſch geändert war, darum verletzte ſie nicht im gemeinen Sinne, wie die Aufwallung eines rohen Naturells, und weil man, einmal mit ihm vertraut, an dem wild erzürnten Manne immer auch das Leiden empfand, ſo vergaß man, indem er verwundete, ſelten, daß der Angreifer gleichfalls blutete. Man verzieh dem gequälten Quäler. Ich richtete eines Abends, als ich auf ſeinem Kanapee ſaß, während er die auf dem Spaziergange entſtandenen Verſe niederſchrieb, mein Auge mechaniſch auf das Blatt, welches er beſchrieb. Die Entfernung war zu groß, als daß ich etwas von der Schrift hätte ausnehmen können. Hebbel aber wendete ſich um und verwies mir barſch meinen Blick, da ich doch wiſſe, daß ihm dies ſeit Jahren unerträglich ſei. Nachdem er ſich vom Stuhl erhoben, bat er mich freundlich um Entſchuldigung. Er habe nun einmal dieſe fürchterliche Reizbarkeit, „und glauben Sie mir“, ſetzte er hinzu, „auf dieſer Reizbarkeit beruht der dichteriſche Prozeß. Wenn ich ſie dereinſt nicht mehr habe, dann wird auch kein erträglicher Vers mehr zu Stande kommen“. Am ausgiebigſten empfing ich unter ſeinen Freunden die unerfreulichen Wirkungen ſeiner Reizbarkeit.

„Auch nicht, als ob meine perſönliche Zuneigung irgend abgenommen hätte“, ſchrieb er mir einmal, heiter gelaunt aus Gmunden —, „Sie werden mich ganz ſo grob finden, wie früher, und ich verſpreche Ihnen, um Ihnen dies zu beweiſen, gleich für den erſten Abend, falls Sie es wünſchen ſollten, einen gelinden Zank, Sie wiſſen es aber längſt, daß ich erſt erkalte, wenn ich höflich werde“. Er war indeſſen, aufrichtig geſagt, zuweilen auch gegen jene Perſonen grob, zu denen er kein inneres Verhältniß hatte; vor dem Geſetze ſeines raſch überlaufenden Blutes galt kein Unterſchied der Perſon. So ſprach er einſt mit einer Dame, die ſich unter ſeinen Abendgäſten befand, über Schopenhauer, und bemerkte nebenbei, daß er den Philoſophen perſönlich kennen gelernt habe, und ſetzte hierauf ſeinen Gedankengang fort. Die Dame jedoch fragte ſpäter, ein wenig zudringlich, wie ihm denn der perſönliche Schopenhauer erſchienen ſei, es intereſſire ſie ſehr, etwas darüber zu erfahren. Hebbels Geſicht verfinſterte ſich und er verſetzte mit ausgeſuchter Höflichkeit: „Wenn ich darüber hätte ſprechen wollen, gnädige Frau, ſo hätte ich es gleich gethan“. Eine andere liebenswürdige Dame, mit der er ſich in einer Geſellſchaft längere Zeit unterhalten hatte, kreuzte den Dichter, als er ihr die Beziehungen ſeines Nibelungendramas zu dem Liede entwickelte, mit der Frage: wie lange er an dem Werke gearbeitet habe? Mochte er nun eine conventionelle Richtigkeit oder was ſonſt darin erblickt haben: er antwortete nach einer unangenehmen Pauſe: „Mein ganzes Leben“, und es kam in dem weiteren Geſpräche mit der Eingeſchüchterten, welche wegen des Zwiſchenfalls ganz unglücklich war, kein bedeutſames Wort mehr über ſeine Lippen. — Einſt ſah er ſich die Riſtori an, als ſie die Myrrha ſpielte, hinter ihm ſaß der alte Graf Münch-Bellinghauſen, früher Bundestags-Präſident in Frankfurt, den er von Geſicht kannte, ebenſo wie dieſer wußte, wer der hellblonde Kopf vor ihm ſei. Im Zwiſchenacte ſprach ſich der Graf gegen ſeinen Nachbar über das Thema des Stückes aus, welches zwar gräßlich, aber denn doch wenigſtens nicht abſcheulich ſei, wie z. B. die Judith. Er ſprach laut genug, daß Hebbel jedes Wort verſtehen konnte. Dieſer erhob ſich, drehte ſich um und ſagte noch lauter: „Man ſollte es nicht für möglich halten, daß die abſichtliche Ungezogenheit ſo weit gehen kann! Was doch mitunter auf Stammbäumen wurmſtichige Früchte ſitzen". Als der Vorhang wieder in die Höhe ging, hatte Hebbels Hintermann den Parterreraum verlaſſen. — In Gmunden verfolgte er eines Abends, trotzdem daß er eines gichtiſchen Anfalls wegen ſchlecht zu Fuße war, wohl eine Viertelſtunde lang laufend und während des Laufens Flüche ausſtoßend, einen unverſchämten Menſchen, welcher ſich zu der bebuſchten Stelle am See hingeſchlichen hatte, wo mehrere Frauen nach dem Bade ſich ankleideten. Ich hätte den Kerl erſchlagen! rief er, wenn er mir nicht entwiſcht wäre.

Zu den in Bezug auf ſeine Heftigkeit gefährlichen Situationen gehörte ein Leſeabend in ſeinem Hauſe. Daß er dann die größte Stille verlangte, nicht die geringſte Störung duldete und daß er als ſolche auch die weibliche „Handarbeit" betrachtete, welche ſich dann und wann bei einer Vorleſung Dämchen geſtatten, die gebildet heißen wollen, darin lag nichts, was ihn beſonders charakteriſirt. So empfindlich war Tieck gleichfalls, wenn er vorlas, ſo empfindlich iſt auch Liszt, wenn er ſpielt, iſt jeder ſchaffende Geiſt im Momente der Production. Und eine Dichtung vorleſen, nun gar eine vor Kurzem entſtandene, bedeutet nicht viel weniger, als Produciren. Aber Hebbels Empfindlichkeit war dermaßen geſteigert, daß die unerheblichſte Zufälligkeit, das Ziehen eines Taſchentuchs, ein Blick, den er für ein Zeichen der Unaufmerkſamkeit hielt, ſeine Stimmung zu vergällen, ſeinen Unmuth zu erregen vermochte. Wenn er nicht ſeiner Frau und mir allein ſein neueſtes Drama vorlas, wenn der Kreis der Zuhörer ein erweiterter war und ſich einige ſozuſagen nicht ganz verläßliche Elemente darunter befanden, dann trat er auf mich, ehe er begann, zu und raunte mir in's Ohr: „Setzen Sie ſich ſo, damit ich Ihr Geſicht ſehe“. Eine peinlich komiſche Scene ereignete ſich einmal bei ſeiner Vorleſung des Michel Angelo. Hebbel hatte kaum hundert Verſe ſeines Dramolets geleſen, als ein ihm gerade vis-à-vis ſitzender proteſtantiſcher Pfarrer, dem er befreundet war, das erſte Gähnen verſchluckte. Hebbel ſah ihn flüchtig an. Nach einer kurzen Weile that der Pfarrer das zweite Gähnen möglichſt verborgen ab, allein er mußte ſchon die Hand vorhalten. Bei dem dritten bereits über die deckende Handfläche hinaus ſichtbaren Aufſperren des Mundes ſchlug der Dichter, der längſt, gleich Richard dem Dritten, verhängnißvoll die Unterlippe genagt hatte, dumpf murmelnd das Manuſcript zu. Aller Augen waren auf den armen Paſtor gerichtet, Aller Lippen verſiegelt, der Dichter machte ein paar Schritte durch's Zimmer, ſeine Frau ſtand jetzt gleichfalls auf und ich vernahm, die zwar leiſe, aber deutlich vernehmbaren Laute von dem „ewig gähnenden Rachen“, wobei kein Menſchenkind leſen könne. Die Verſicherungen, daß den unfreiwilligen Störer ein Krampf befallen habe, beſänftigten den Dichter wieder und er las weiter, wiewohl ohne Animo. Hebbels Güte wurde beim Abendeſſen in dem Zuge deutlich, daß er jede Bemerkung des Pfarrers über das Stück für „ausgezeichnet“ erklärte, und zwar ganz ohne Verſtellung, aus dem ſchönen Gefühl heraus, dem Manne, der heute beſchämt worden, wohlthun zu wollen. Eine ergötzliche Scene knüpfte ſich an das Moloch-Fragment, das Hebbel mir und einem anderen jungen Freunde vorlas. Sein Dienſtmädchen hatte den Auftrag, Niemand vorzulaſſen. Hebbel war mitten im düſtern Feuer der Tragik, welche den ehernen Stoff dieſes Dramas langſam ſchmelzen macht, da ſchellte es draußen, dem Tone folgt das Geräuſch eines Eintretenden, die Thür des Cabinetes, wo wir ſaßen, geht auf und in der Thür beginnt ſein alter Freund Fritſch zu complimentiren und ſich zu entſchuldigen. Die Thür zudrücken, Fritſch den Hut entreißen und in die Ecke werfen, und dem Verblüfften zudonnern: „Niederſitzen! Keine Sylbe mehr! Ich leſe Moloch!“, dies Alles war das Werk eines Augenblickes. Hebbels Stimmung hatte nicht darunter gelitten, wohl aber meine eigene. Denn der an ſeinem Seſſel mehr klebende als darauf ſitzende Störenfried mit ſeiner ſäuerlich ſchmunzelnden Miene, ſeinen ſehr beſorgten Seitenblicken auf den beim Ofen liegenden Seidencylinder, und der Contraſt der Geſtalten Hamilkars, Hannibals, der alten Germanen, des geheizten Molochs und des pathetiſch aufgeregten Dichters hatten für mich etwas unbeſchreiblich Komiſches. Zum Ueberfluſſe winſelte noch Fritſch kleinlaut vor ſich hin: „Neuer Hut!“ — wie er denn auch das gemißhandelte Object nach der Vorleſung ſofort vom Boden aufhob und mit ſeinem Rockärmel ſtreichelte. Hebbel ſelbſt ergötzte ſich nachmals an meiner Schilderung dieſer Scene.

Er las charakteriſtiſch, nicht ſchön. Seine große innere Betheiligung, die pathologiſche Nähe, in welcher er zu ſeinen Phantaſiegeſchöpfen ſtand, erſetzte die bildneriſche Losgelöſtheit, die künſtleriſche Entfernung von ihnen, womit z. B. ein Reproducent, wie Holtei, auf den Zuhörer wirkte. Die individuellen Abſtufungen der handelnden Perſonen und das Lebensprincip einer jeden traten unter ſeiner heftigen Führerſchaft anſchaulich und ergreifend hervor. Ja, der Zuſchuß ſeiner ſtarken Perſönlichkeit in Sprechorgan, Mienenſpiel und Geberde, milderte die ſeinen Geſtalten hier und dort anhaftende Sprödigkeit: der oft peinliche Lakonismus der Darſtellung ſchien wie vom Geſprächigen wohlthuend überſtrömt, und wo ſonſt der Eindruck vorherrſchte:

daß wir es zwar mit lebensvollen Individuen, aber mit Hebbelſchen Individuen zu thun hätten, da ließ der mächtig beglaubigende Menſch, dem wir Aug' in Auge ſehen, ſolche Einwendung nicht aufkommen. „Hier ſitz' ich, forme Menſchen nach meinem Bilde . . .“ an dieſen Vers wurde ich mehr denn ein Mal, wenn Hebbel ein Drama las, erinnert. Am eindringlichſten trug er Scenen tief verhaltenen Schmerzes vor, ferner unheimliche, das Traumgewebe der Seele ſinnlich machende, ſowie furchtbare, die Schauer des Böſen verbreitende. Die Bilder dieſer Zuſtände ſtattete er auch mit mannigfaltig modulirenden Stimmlauten aus, wogegen ſein Vortrag ſonſt nur mit energiſchen Accenten arbeitete und von einer intereſſanten Monotonie getragen wurde. Wenn er den Kanzler Preiſing in ſeinem Bernauer-Trauerſpiel auf das verhängnißvolle Todtenglöcklein, das den jungen Prinzen und die ſchöne Agnes zugleich ins Grab läutet, horchen und dabei ſo gedämpft als möglich murmeln ließ, ſo glaubte man, dieſes Glöcklein klinge wirklich zu uns herüber; und wenn er die ſchlimmen Worte Hagens, der eben den mörderiſchen Speer hebt, mit der entſprechenden Handbewegung begleitete und dabei ſtarr auf einen Punkt im Zimmer ſchaute, ſo richtete man auch den eigenen Blick unwillkürlich dahin. Die dämoniſche Kraft, Andere in ſeine Feuerkreiſe hineinzuziehen, bewährte ſich nicht minder bei ſeiner Vorleſung beſtimmter lyriſcher Gedichte, mochten ſie von ihm ſelbſt herrühren oder nicht. Den Ritt in Bürgers Lenore ihn recitiren hören — „Wie flog was rings der Mond beſchien“ — oder den Gang der Edith Schwanenhals in Heine's Schlacht bei Haſtings — „Sie küßte die Stirne, ſie küßte den Mund, ſie hielt ihn feſt umſchloſſen“ — war ein Schmaus am Tiſche geiſterhafter Schönheit. Als er ſeinen Haideknaben einem Freunde vortragend, bei der Stelle: „Da klopft ihm der Knecht in den Rücken“, an den Zuhörer heranſchritt und dieſem mit dem

Finger leiſe auf die Schulter tippte, da fuhr derſelbe, nach ſeiner Verſicherung, im Innerſten erſchreckt, zuſammen.

Solche Ueberfälle, wie den hier erwähnten, der von ſeiner Seite ganz unbewußt ausging, unternahm er mitunter aus bloßer Luſt an den Wirkungen ſeines Dämons. Es war dies ſozuſagen der Humor ſeiner Heftigkeit. In gewiſſen Stunden von einem Kraftgefühle geſchwellt, unter dem er eben ſo ſehr litt, als Befriedigung empfand, ja das mit dem Wehgefühl oft genug Zeichen und Laute tauſchte, ſchien es ihm eine Art ſchmerzhaften Vergnügens zu bereiten, Anderen etwas von ſeinem perſönlichen Schauer einzuflößen, in unvermutheten Angriffen ein fremdes Gemüth zu betäuben und zu überwältigen. Es gewährte ihm dann und wann Wolluſt, das Weiche und Fügſame in Anderen zu beſchämen oder einzuſchüchtern, ſie zu verzärtelten Geſchöpfen herabzudrücken und ſich in ihrer Vorſtellung als den harten, den ſteinernen Mann zu ſpiegeln, der er nicht war. So gefiel er ſich darin, die Audienzen bei Iwan dem Schrecklichen zu ſchildern, auszumalen, wie Hohe und Geringe vor ihm zitterten und bebten und wie er einmal einem Geſandten die Eiſenſpitze des Stockes, auf den er ſich ſtützte, in den Fuß trieb und mit dem ſolcherweiſe von ihm Angenagelten und Erbleichenden unbefangen weiter ſprach. So betonte Hebbel einſt die Nothwendigkeit der Viviſectionen, welche die Sentimentalität des modernen Staates der Naturwiſſenſchaft noch immer vorenthalte, wodurch dieſe alſo gezwungen werde, vor dem wichtigſten Experiment Halt zu machen, anſtatt daß die zum Tode verurtheilten Verbrecher ihr ausgeliefert würden. Er wiegte ſich in meinem Abſcheu, den mein Geſicht und meine Rede ausdrückte, und brach erſt dann das Thema ab, als ſeine Frau ein ſtarkes Wort der Abweiſung ſprach. Nun veränderte ſich ſein Geſicht, welches ſeine eigene Maske geweſen, er lächelte, beinahe beſchämt, wie wenn Jemand aus dem

Zuſtand halber Trunkenheit wachgerüttelt wird. Im engſten Zuſammenhange mit dieſer Grauſamkeit ſtand ſein diaboliſches Behagen an dem hervorgebrachten Entſetzen, wenn er Criminalgeſchichten erzählte; und er erzählte ſie mit dramatiſcher Meiſterſchaft. Die Beweggründe eines ausgezeichneten Verbrechers zu entwickeln, die gräßliche That in den vielen Facetten der Ruchloſigkeit ſpielen zu laſſen, die pſychologiſchen Farben des Geſchehniſſes von Neuem zu miſchen und aufzutragen, wobei er die Localität, die Jahres- und Tageszeit mit der großartigen Nachläſſigkeit und Eindringlichkeit der alten holländiſchen Künſtler bildlich machte: dies Alles gelang ihm auf geradezu bewunderungswürdige Art. Ich erinnere mich namentlich ſeiner Reproduction des Prozeſſes jenes ungeheuerlichen Mörders, eines Haarkräuslers in Braunſchweig, der ſich nach Hinſchlachtung ſeines Opfers, einer jungen Frau, damit die „Langeweile“ kürzte, daß er die Todte, weil er nicht ſofort aus ihrem Zimmer hinaus konnte, in einen Lehnſtuhl ſetzte und kunſtgemäß friſirte. „Ja, Kuh!“, ſagte Hebbel, den willenskräftigen Unterkiefer dabei bewegend, „ja, der gelangweilte Mann operirte ſo gemächlich mit den langen Strähnen, als ob nichts Erhebliches vorgegangen wäre.“ Ich ſah Hebbel auf die Hand, ſo ſehr berückte mich ſeine Geſte. Einer ſolchen Schauſtellung des Furchtbaren folgte jedoch bei ihm jedes Mal der ernſte Epilog, welcher einen erſtaunlichen Reichthum an Parallelen, Geſichtspunkten und Analogien entfaltete und die Vorliebe des Denkers und Dichters für Criminalgeſchichten erſt erklärte. Seine individuelle Heftigkeit und ſein pſychologiſches Intereſſe an den Nachtſeiten der Menſchennatur thaten ſich mit ſeinem dichteriſchen Antheil an der plaſtiſchen Geſtaltung des Böſen zuſammen und feſſelten ihn darum an die beſonders ausgeprägten Beiſpiele deſſelben, welche uns die Chronik der Strafjuſtiz aufbewahrt hat. Den alten, wie den neuen Pitaval hatte er ebenſo gelehrig als gierig in ſich aufgenommen, und ſobald ein neuer Band dieſes Sammelwerkes erſchien, verabſäumte Glaſer nie, ihm denſelben zu bringen. Anſelm v. Feuerbachs merkwürdige Criminalgerichtsfälle nannte er eines der belangreichſten Bücher unſerer Literatur und den großen Criminaliſten wegen ſeines pſychologiſchen Blicks einen Shakeſpeare verwandten Geiſt.

Aber auch ſeiner heitern oder gar ſeiner beglückten Stimmung waren die ihm nächſtſtehenden Freunde unterthan. Denn auch dieſe Stimmung, dies empfanden wir, erfüllte den ganzen Menſchen, theilte allen ſeinen Organen die Freude am Daſein, das erhöhte Wohlgefühl mit. Welche Wonne bereitete ihm an einem ſeiner Geburtstage ein Schwank meines Bruders Angelo, welcher das Benehmen der jungen Freunde des Dichters bei der erſten Aufführung der Agnes Bernauer im Burgtheater perſiflirt. Vor Lachen liefen Hebbeln die hellen Thränen über die Wangen. Man las dann ſeiner frohen Behaglichkeit den Wunſch ab, daß die Umgebung ſich redlich darein theilen möge, dann war er erfinderiſch in drollig herzlichen Reden und Liebesbeweiſen, dann wetteiferte ſein ermunternder Zuſpruch mit dem Liede Goethes: „Hänschen mach' die Thüren auf! Sieh nur, wie ſie kommen!“ Hatte eine ſolche Stunde den leichten Flug, ſo gab er Schwänke zum Beſten, die aber nicht um ihrer ſelbſt willen ergötzten, ſondern deshalb das Gemüth erheiterten, wenigſtens das meinige, weil in ihnen alles Gute und Harmloſe dieſer vom Schickſal beleidigten und zuſammengepreßten Natur zum Ausdrucke kam. Einer ſeiner Lieblingsſchwänke beſtand darin, in launig ernſthaften Verſicherungen über den Glanz ſeines Vaterhauſes zu ſchwatzen: wie es dort hoch hergegangen, daß er in einem goldenen Saale aufgewachſen ſei u. dgl. m. Dieſer „goldene Saal“ entlockte manchmal dem Antlitz ſeiner Frau einen wehmüthigen Zug. Am traulichſten bewegte er ſich, wenn ich mit ihm und ſeiner Gattin allein zu Abend aß. Das Töchterchen war zu Bette gebracht, das ſchwere Geſpräch ruhte, alle Unbilden der Literaten und des Wiener Theaterdirectors waren vor die Thür geſperrt, in ihm überwog jetzt die Sehnſucht nach einem Trunke ſchäumenden Biers, wofür er ſich ſtundenlang durſtig erhalten hatte; mit dem eintretenden Dienſtmädchen hellte ſich ſein erwartungsvolles Geſicht auf und er begann ſeine ſtereotypen Scherze: warum ſie mich unwillig anſehe, ob ſie denn dem „Doctor Kuh“ durchaus das Nachteſſen bei ihm mißgönne? Fragen, welche die ſchmächtige, blaſſe Marie mit der Gretchenmiene ebenſo ſtereotyp und kleinlaut beantwortete. Das erſte Glas ihn trinken ſehen, wonnig, heftig, lange ſchlürfend, war mir der rührendſte Anblick, den mir jemals ein Genießender erregt hat. Ich gönnte ihm den Labetrunk, wie keinem Menſchen ſonſt; was gäbe ich darum, könnte ich Hebbel noch einmal das erſte Glas trinken ſehen! Aus ſolchem innigen Beiſammenſein ſchöpfte er die lauterſte Befriedigung, in ſolchen Augenblicken ſammelte ſich, was irgend an Erkenntlichkeit und Dankbarkeit ſein Herz empfand. „Während wir nur ein Auge dafür hatten, wie viel er entbehrte, ſchien er nur Sinn dafür zu haben, wie viel ihm doch noch geblieben war.“ So heißt es in der ſchönen Denkrede von David Strauß auf ſeinen Bruder; und wahrlich, dieſes Wort fand auch auf Hebbel Anwendung. Er war für das frugale Mahl dankbar, für die eingefriedigte Häuslichkeit, für die Stube, in der er ſaß. Zuweilen hob er dieſe Beſitzthümer von dem ärmlichen, bedrängten Jugendleben vergleichend ab, zeichnete die Umriſſe desſelben in die glückliche Gegenwart hinein, Vater und Mutter ſchwebten vorüber, ſein Bruder Johann und ſein Lehrer Dethleſſen, der treue Voß, der brave Kutſcher Chriſtoph, die Freunde Wacker und Hedde, wohl auch der Kirchſpielvogt, der noch in den Körperbewegungen, welche Hebbel von ihm angenommen, ſein Müthchen an ihm kühlte. Der gewaltige Wulf Iſebrant, „unſer Ahnherr“, wie Hebbel behauptete, machte ſich's im vierten Stocke der Bräunerſtraße zu Wien bequem und mit den Glockenſchlägen, die vom nahen Sanct-Stephansthurm herüber dröhnten, vermiſchte ſich das Brauſen der Nordſee. Wenn der Krug geleert und ſeine Frau zu Bette gegangen war, blieben Hebbel und ich noch ein Stündchen beiſammen, dann pflegte ſich die Nachhut eines tieferen Geſprächs einzufinden oder er improviſirte, ein wenig angeheitert, allerlei Verſe oder es ward eine Bemerkung, die er übel genommen, die Veranlaſſung zu einem Wirbelwinde ſeiner Laune, der ſich freilich raſch wieder legte. Den kindlichen Mann ſah ich ſo recht vor mir, wenn ich bei ihm zu Mittag aß. Sobald das Zeichen gegeben wurde, ließ er ſich, wie Heinrich IV. von Frankreich, nach der Schilderung der Frau v. Genlis, auf allen Vieren nieder und kroch aus ſeinem Cabinet durch den Flur und die Küche in das Hinterzimmer, anfänglich zum Schrecken, ſpäter zur Freude der kleinen Chriſtine, welche das Naturell des Vaters geerbt hatte. Als einſt die Mutter beſorgt über ihren Jähzorn ſich äußerte und hinzufügte, daß ſie den Teufel im Leibe habe! da erwiederte Hebbel: Dies habe auch ſeine guten Gründe und er mache ſich gewiß nicht anheiſchig, ihn auszutreiben. Einmal traf ich ihn, die Kleine auf dem Schooße haltend und ihr Geſchichten erzählend, an. Die durch meinen Eintritt verurſachte Unterbrechung mißbehagte der Kleinen und ſie rief ungeſtüm: „Weitererzählen“. Das ſoll ſogleich geſchehen, ſagte Hebbel und begann mit mir zu ſprechen. Iſt es ſo recht? fragte er ſie nach einer Weile, und das Töchterchen, das offenbar nur ſeine Stimme vernehmen wollte, bejahte es ernſthaft. Die Elemente ſeiner Kindlichkeit traten auch in der Art und Weiſe hervor, wie er Menſchen zuhörte, welche ihm nicht geläufige Dinge mittheilten. Da glaubte er unbedingt, was ſie ſagten, wenn es nur verſtändig geſagt war, da ſchien ſeine Selbſtändigkeit durchaus verſchwunden. „Das iſt vortrefflich, was Sie jetzt hervorheben!“ „Höchſt merkwürdig! Dergleichen hätte ich für unmöglich gehalten!“ Ja, ſein demüthiges Vertrauen auf Ausſprüche, deren Berechtigung er nicht ſelbſt prüfen und wägen konnte, ging ſo weit, daß er ſeinen Arzt Doctor Tedesco, einem Homöopathen, der Jahre lang in ſein Haus kam, von dem Moment an nicht mehr rief, als er einen Aufſatz Liebigs geleſen hatte, worin der berühmte Naturforſcher die Exiſtenz der Kräfte leugnet, mit denen die Homöopathie angeblich wirke.

Sein Hausſtand war norddeutſch einfach und er waltete in demſelben wie ein echter Hausvater. Keine kalte Förmlichkeit regelte den Gang, ſondern der warme Hauch einer ſchönen Ordnung wehte darüber hin. Seine faſt übertriebene Sparſamkeit, die er erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens lockerte, war die Grundbedingung des friedlichen Gedeihens ſeines Hausſtandes und ihr verdankten Weib und Kind den namhaften Sparpfennig, den er ihnen zurückgelaſſen hat.

Ueber die Weihnachtsabende in ſeinem Hauſe war ein beſonderer Schimmer gehaucht. Er freute ſich auf die Chriſtnacht kaum weniger als ſein Kind, und die Büchergeſchenke, welche er von ſeiner Frau und den intimſten Freunden empfing, trug er ſammt dem Päckchen ſeiner Pfeffernüſſe ſo befriedigt aus dem Geſellſchaftszimmer in ſein Arbeitsgemach hinüber, wie Chriſtinchen ihre Spielſachen in die Kinderſtube. Dieſes Arbeitsgemach war am Chriſtabend hell erleuchtet und dieſes ſtrahlende Licht alsdann das einzig Glänzende in dem ſehr beſcheidenen Raum. Ein Sopha, das zugleich als Schlafſtätte diente, ein Waſchkäſtchen, ein hoher Bücherſchrank, ein paar Seſſel, ein ſchmaler Schreibtiſch und davor ein Lehnſtuhl. Auf der Erhöhung des Schreibtiſches waren rechts und links Briefſchaften unter Schwerſteinen geordnet, beantwortete und unbeantwortete Briefe, zwiſchen ihnen ſtand ein einfaches Tintenzeug, das Porträt Emil Rouſſeau's, und in der Mitte des Tiſches lag eine Papierſcheere, mit welcher er gerne ſpielte, wenn er ſprach, indem er ſie von Zeit zu Zeit jongleurähnlich emporwarf und wieder auffing. Er hielt ſich in ſeinem Arbeitszimmer jeden Prunk und überflüſſigen Zierrat ferne. Der Künſtlerarbeit, ſagte er, fromme die einfachſte Außenſcene und nur die Dichter, die keine ſeien, ſchlugen in der Regel eine Prachtbühne auf, wo Tapeten gleißen, Ampeln niederſchweben, Büſten und Bilder umher ſtünden und hingen, wogegen die ſinnliche Fülle des Schauenden all' deſſen nicht bedürfe, ja ſogar als ſtörend verſchmähe. Der enge Schreibtiſch, meinte er, werde ihm bis an ſein Ende genügen; er ſei kein Gelehrter, der dreißig Bände zugleich vor ſich nöthig habe; dem Poeten ſei die Feder das Unwichtigſte. Am Schreibtiſche wüchſen keine Dichterwerke.

Ja, ich ſchweife herum, ganz wie der alte Homer,
Mein iſt das erſte der Veilchen und mein die letzte der Aſtern,
Regen ſogar und Sturm halten mich ſelten zu Haus!
Aber, wo hörteſt du denn, daß Mauern und Wände den Dichtern
Je als Muſen gedient, oder der Druckergeſell?
Niemals ſaßen ſie noch gebückt vor hungrigen Bogen,
Aufgekrempelt den Arm, wie es dem Weber gebührt.
Nein, ſie lauſchten den Wellen, ſie horchten dem Brauſen des Windes,
Und ein Lilienblatt reichte als Täfelchen aus.

Hier iſt wohl der ſchickliche Ort, über die Art ſeines Producirens Einiges zu ſagen. Wenn ihm die Muſe überhaupt günſtig war, ſo war dies mit dem Beginne des Herbſtes der Fall. Nur der wogenden ſchöpferiſchen Stimmung vertraute er ſich an, die Poeſie mußte ihn rufen, das Dichten war für ihn, wie er ſelbſt ſagte, keine That, ſondern ein Ereigniß: vielleicht war es dies allzu ſehr. Gingen aber einmal die Wellen hoch, dann hielt die Sturmfluth in der Regel ſo lange an, daß er das begonnene Werk in Einem Zuge ausführen konnte. Judith, Genoveva, Agnes Bernauer, Gyges und ſein Ring entſtanden ein jedes in ungefähr drei Monaten. Blieb die productive Stimmung längere Zeit aus, ſo bildete er ſich jedes Mal ein, es ſei mit ihr überhaupt vorüber. Stoffe ſuchen, kannte er nicht, er hatte deren ſo viele, daß die Lebensdauer Michel Angelos nicht hingereicht haben würde, um ſie alle aufzubrauchen. Die meiſten trug er aus der Periode ſeiner Entwicklung in die der Reife hinüber, manche zehrte er unterwegs auf, andere wieder gaben ein treibendes Motiv oder Einzelelemente an höher organiſirte ab. Einen eigentlichen Plan kannte er gleichfalls nicht. Er erachtete es als bedenklich, ſich zu ſehr in's Detail zu vertiefen, weil dies den Reiz vor der Zeit abſtreife und im Gehirn abthue, was erſt vor der Staffelei abgethan werden dürfe. Eine gründliche Skizze vor dem Kunſtwerke, meinte er, ſei wie eine Biographie vor dem Leben, dem Menſchen gleich mit in die Wiege gelegt. Er ſchritt producirend mit einer Neugierde vorwärts, welche allzeit eine Grundbedingung ſeiner Schöpferfreude und ſeiner künſtleriſchen Sicherheit war. „Heute hoffe ich endlich“, ſagte er zu mir einſt nach einer Wochenpauſe, zwiſchen dem Anfange und dem Fortgange einer Nibelungen-Scene, „heute hoffe ich endlich die beiden ergrimmten Weiber, die ſich gegenſeitig in den Haaren liegen, auseinander zu bringen.“ Aber mit der Lebensgeſchichte einer jeden ſeiner dramatiſchen Perſonen war er auf das Innigſte vertraut. „Ich weiß ganz genau“, ſagte er zu mir, „welche Eigenheiten die ſchöne Agnes als Kind hatte, wie der alte Herzog Ernſt erzogen worden iſt; ich kenne die dummen Streiche des Knaben Gyges, und meine Rhodope hat mir viele ihrer Träume erzählt.

Das Alles muß eben der dramatiſche Dichter wiſſen, weil er ſonſt gar nichts wüßte.“ Ein echtes Drama, ſo ſchrieb er in ſein Tagebuch, ſei einem jener großen Gebäude zu vergleichen, die faſt eben ſo viel Gänge und Zimmer unter als über der Erde haben. Gewöhnliche Menſchen kennen nur dieſe, der Baumeiſter kennt auch jene. Auch das Umarbeiten des bereits Geſtalteten lag nicht in Hebbels Weſen. Er war hierin Byron ähnlich, welcher durchaus nichts umgießen konnte und ſich dem Tiger verglich, der, wenn er einmal fehlſpringe, knurrend in ſeine Höhle zurückgehe, doch, wenn er treffe, auch zermalme. Daß Hebbel hie und da Aenderungen vornahm, Dies hinzufügte, Jenes verrückte, Manches entfernte, bevor er ein Werk für abgeſchloſſen erklärte, verſteht ſich von ſelbſt.

Die Mehrzahl ſeiner Dramen kündigte ſich, wie er mir erzählte, ein jegliches mit einer Geſichtserſcheinung an, wornach er ſofort wußte, daß der ſchöpferiſche Augenblick nahe ſei. Bei dem erſten Acte ſeiner Genoveva habe ihm beſtändig die Farbe eines Herbſtmorgens vorgeſchwebt, beim Herodes vom Anfang bis Ende das brennendſte Roth. Als er den Epilog zur Genoveva dichtete, da habe er eine angeſchoſſene Taube fliegen ſehen, und ſo oft der Moloch ſich meldete, in Rom, in Neapel, wie in Wien, ſei vor ihm ein Felſen mit uralten bemooſten Stämmen aus dem Meer emporgeſtiegen. — Den producirenden Hebbel erblicken, war das Bild eines Traumwandelnden ſehen. Sein Antlitz hatte alsdann den leidenden Ausdruck des Beſeligten. Er neigte ſein Haupt tief herab, wie eine dem warmen Sommerregen hingegebene Pflanze. Die Arme vor der Bruſt in einander gelegt, hin und wieder das Lächeln oder die Trauer des ſchauenden Menſchen um den Mund, ſo ſchritt er durch die Straßen Wiens, durch das Gehölz des Praters oder durch die Laubgänge des Augartens, gleichviel ob das klare Licht des Spätherbſtes ſie vergoldete oder feuchte Octobernebel ſie verſchatteten und berieſelten. Sogar das Teufelswetter dieſer Jahreszeit konnte ihm nichts anhaben, wenn er im Bilderſegen untergetaucht war. Das Gewühl und Getöſe der Großſtadt ſtörte den viſionären Spaziergänger niemals und die berüchtigte Windsbraut Wiens, wie ſie auch in den Baumkronen der gewaltigen Praterbäume wühlte und knirſchte, weckte ihn nicht aus ſeiner Weltvergeſſenheit auf. Sprach ihn aber Jemand an, dann entfuhr ihm der heftigſte Laut der Abwehr. Manchmal überhörte er die Anrede und ſchwankte, leiſe ſingend, vorbei. Das entſtehende Gedicht kam ihm nämlich immer mit einer Melodie. Ich habe dieſe ſeltſamen Summtöne zuweilen vernommen, wenn ich zufälliger Weiſe hinter ihm herging. Dann und wann trat er in einen Hausflur und notirte raſch das Empfangene, meiſtens jedoch brachte er Alles unaufgeſchrieben heim, einmal hundert Verſe, die er frei aus dem Kopf copierte. Seine Originalmanuſcripte ſind von einer Sauberkeit, als ob es Abſchriften wären. Ich darf wohl ſagen, daß ich beinahe der Einzige war, deſſen Beſuche er auch in productiver Stimmung wünſchte, der ihn begleitete bis zu dem Moment, wann er zu arbeiten anfing. Ich ſpürte ſtets, daß nun bald die verabſchiedende Handbewegung eintreten werde, ich ſpürte es an ſeiner leiſe werdenden Stimme, ſeinen unaufmerkſamen Antworten, ſeinen abweſenden Blicken.

Wer in die intime Geſchichte der Seelenprozeſſe ein wenig eingeweiht iſt, der wird den mit der poetiſchen Production enge verknüpften nachtwandleriſchen Zuſtand nicht auffallend finden. Die Geſtändniſſe bedeutender Dichter über denſelben, ſtimmen in der Hauptſache überein. Otto Ludwig berichtet, daß bei ihm eine muſikaliſche Stimmung voranging, welche ihm zur Farbe ward, daß er dann Geſtalten ſah, eine oder mehrere in irgend einer Stellung oder Gebärdung für ſich oder gegen einander. Vom

Stücke habe er nicht die Fabel, den novelliſtiſchen Inhalt zuerſt erfahren, ſondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu ſeien von der erſt geſehenen Situation aus immer neue plaſtiſch-mimiſche Situationen und Gruppen angeſchoſſen, bis er das ganze Stück in allen ſeinen Scenen gewonnen habe. Auf dieſe Hallucinationen folgten berechnende Vorgänge, die ſich dann mit denſelben vermengten oder in dieſelben zurücklöſten. Als Heine den Ratcliff dichtete, da ſchrieb er ihn, wie er bekennt, in Einem Zuge und ohne Brouillon. Während des Schreibens aber war es ihm, als hörte er über ſeinem Haupte ein Rauſchen, wie den Flügelſchlag eines Vogels. Ein Zeitgenoſſe Schillers, Peterſen, erzählt, unter welchen ſonderbaren Zuckungen das Lied an die Freude zur Welt gekommen, und über Geſichtserſcheinungen Tiecks bringt Köpkes Buch leſenswerthe Mittheilungen. Goethe hatte eben ſowohl die Gabe, Geſichtserſcheinungen nach Belieben hervorzurufen, als ſich ihm zuweilen unwillkürlich die Wirklichkeit in ein Traumgebilde verwandelte. Erſteres bezeugt eine Stelle in ſeiner Morphologie, Letzteres ſein Phantaſie-Erlebniß in der Wohnung des Schuſters zu Dresden, deſſen er in Wahrheit und Dichtung gedenkt. Als Wilhelm von Humboldt den Productionsact zur Sprache brachte, da antwortete der greiſe Goethe Folgendes: „Die Organe des Menſchen, durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Mißlingen, Förderniß und Widerſtand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtſein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, ſo daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erſtaunen ſetzt“. Klar und tiefſinnig hat Hebbel dieſes Geheimniß in einem Briefe an Sigmund Engländer definirt.

„ . . . Sie wollen an den Dichter glauben, wie an die Gottheit: warum ſo hoch hinauf, in die Nebelregion hinein, wo Alles aufhört, ſogar die Analogie? Sollten Sie nicht weiter gelangen, wenn Sie zum Thier hinunterſteigen und dem künſtleriſchen Vermögen die Mittelſtufe zwiſchen dem Inſtincte des Thieres und dem Bewußtſein des Menſchen anweiſen? Da ſind wir doch im Bereich der Erfahrung und haben Ausſicht, durch die Anwendung zweier bekannten Größen auf eine unbekannte etwas Reales zu ermitteln. Das Thier führt ein Traumleben, das die Natur unmittelbar regelt und ſtreng auf die Zwecke bezieht, durch deren Erreichung auf der einen Seite das Geſchöpf ſelbſt, auf der anderen aber die Welt beſteht. Ein ähnliches Traumleben führt der Künſtler, natürlich nur als Künſtler, und wahrſcheinlich aus demſelben Grunde, denn die kosmiſchen Geſetze dürften nicht klarer in ſeinen Geſichtskreis fallen wie die organiſchen in den des Thieres, und dennoch kann er keines ſeiner Bilder abrunden und ſchließen, ohne auf ſie zurückzugehen. Warum ſollte nun die Natur nicht für ihn thun, was ſie für das Thier thut? Sie werden aber auch überhaupt finden, um tiefer auszugreifen, daß die Lebensprozeſſe nichts mit dem Bewußtſein zu thun haben, und die künſtleriſche Zeugung iſt der höchſte von allen; ſie unterſcheiden ſich ja eben dadurch von den logiſchen, daß man ſie abſolut nicht auf beſtimmte Factoren zurückführen kann. Wer hat das Werden je in irgend einer ſeiner Phaſen belauſcht und was hat die Befruchtungstheorie der Phyſiologie trotz der mikroſkopiſch genauen Beſchreibung des arbeitenden Apparates für die Löſung des Grundgeheimniſſes gethan? Kann ſie auch nur einen Buckel erklären? Dagegen kann es keine Combination geben, die nicht in allen ihren Schlangenwindungen zu verfolgen und endlich aufzulöſen wäre; das Weltgebäude iſt uns erſchloſſen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige ſtreichen, aber der ſproſſende Halm iſt uns ein Räthſel und wird es ewig bleiben. Sie hätten daher vollkommen Recht, Newton auszulachen, wenn er „das naive Kind ſpielen“ und behaupten wollte, der fallende Apfel habe ihn mit dem Gravitationsſyſtem inſpirirt, während er ihm recht gern den erſten Anſtoß zum Reflectiren über den Gegenſtand gegeben haben kann; wogegen Sie Dante zu nahe treten würden, wenn Sie es bezweifeln wollten, daß ihm Himmel und Hölle zugleich beim Anblick eines halb hellen, halb dunklen Waldes in koloſſalen Umriſſen vor der Seele aufgeſtiegen ſeien. Denn Syſteme werden nicht erträumt, Kunſtwerke aber auch nicht errechnet oder, was auf das Nämliche hinausläuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen iſt, erdacht. Die künſtleriſche Phantaſie iſt eben das Organ, welches diejenigen Tiefen der Welt erſchöpft, die den übrigen Facultäten unzugänglich ſind, und meine Anſchauungsweiſe ſetzt demnach an die Stelle eines falſchen Realismus, der den Theil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt. Im Uebrigen wird auch dieſer falſche nicht dadurch verkürzt, denn wenn man ſich auch ſo wenig auf's Dichten wie auf's Träumen vorbereiten kann, ſo werden die Träume doch immer die Tages- und Jahreseindrücke und die Poeſien nicht minder die Sympathien und Antipathien des Schöpfers abſpiegeln. Ich glaube, alle dieſe Sätze ſind einfach und verſtändlich . . ."

An ein willenloſes Werkzeug ſozuſagen in der Hand des Nervenkörpers wird kein Einſichtiger beim Dichter denken. Und wem es etwan glaubhaft vorkommt, daß Franz Schubert einmal Nachts in einem Dorfwirthshauſe das Ständchen componirt und aufgeſchrieben, aber Tags darauf in die betreffenden Notenblätter Stiefel eingeſchlagen habe, für den wird allerdings Bileams Eſel das Idol der Urſprünglichen ſein, wie es Hebbel in einem witzigen Epigramm ausgedrückt hat:

Bileams Eſel, du Muſter naiv urſprünglicher Dichtung!
Während der Herr aus dir ſprach, ſahſt du nach Diſteln dich um.

Es waltet ein Unterſchied zwiſchen Katharina von Siena und der erſtbeſten ſtigmatiſirten Bauerndirne, mit welcher der Curat fromme Geſchäfte macht, zwiſchen den Geſichten der Jungfrau von Orleans und dem mit Kaiſer Leopold converſirenden Kreuz. Es gibt auch eine Sagenbildung der Dummheit.

Dem Vorwurfe, den ich einmal gegen Goethe erhob, indem ich bemerkte: der Vers „gebt Ihr euch einmal für Poeten, ſo commandirt die Poeſie!“ entbehre denn doch der Allgemeingültigkeit, da Hebbel die Poeſie nicht commandiren könne! verdanken wir eine ſeiner brillanteſten dramatiſchen Scenen. Hebbel erwiederte lächelnd, der Poet müſſe die Muſe auch citiren können, wenn es darauf ankomme. „Was ſoll ich bis morgen um dieſe Zeit gedichtet haben? wählen Sie ein Thema, aber natürlicher Weiſe eines von denen, womit ich mich überhaupt ſchon im Geiſte beſchäftigt habe.“ Ich wählte Struenſee und verlangte, er möge die erſte Scene machen. Tags darauf las mir der Dichter die kleine Eingangsſcene vor, wie der furchtſame König Verdacht gegen die Königin hegt, ihr die Fenſter einſchlägt und vorſchützt, daß er einen naheſtehenden Fruchtbaum treffen wollte und verfehlt habe.

Auf meine Bemerkung, daß dieſe Scene einen Shakſpeare'ſchen Strich habe und daß Hebbel nun im Commandiren der Poeſie fortfahren ſolle! erwiederte er: ſo weit könne er die Wahrheit des Goethe'ſchen Wortes nicht bekräftigen, das im Uebrigen auch anders gemeint ſei. Stücke anfertigen und Stücke dichten ſeien zwei verſchiedene Dinge. Einſt bemerkte ich gegen ihn, es ſei doch auffallend, daß er niemals ſchlechthin Unbedeutendes geſchrieben habe, wogegen man Goethen oder Shakſpeare' ſolchen Vorwurf immerhin machen könne. Da verſetzte Hebbel: Dieſe Dichter, in denen die Poeſie ganz flüſſig geweſen, hätten ſich tändelnde Verſuche immerhin erlauben dürfen. Ihnen ſei eben eine außerordentliche Freiheit der Phantaſie und der Bewegung verliehen worden. „Unſer Einer aber muß froh ſein, ſich ſtramm halten um im Centrum bleiben zu können.“ In einem ſeiner Pariſer Briefe an Eliſe, ſprach er ſich über den Umſtand der Leichtigkeit aus, womit ein Poet, wie Oehlenſchläger, Drama nach Drama hervorbringe: „Wenn dieſer herzensgute und glückliche Mann doch nur eine Vorſtellung davon hätte, wie es in Geiſtern hergeht, die nicht ihre Phantaſiegebilde geſtalten, ſondern die Angſt und das Sehnen ihres Herzens in Symbole kleiden! Das Andere iſt ſo leicht. Könnte ich nicht auch jede Stunde einen Karl den Erſten, Zweiten, Dritten u. ſ. w. anfangen? Und doch — könnte ich es? Würde der Ekel mich nicht zwingen, die Feder aus der Hand zu werfen? Ach, ein Bischen zu wenig und das perpetuum mobile iſt fertig! Wenigſtens in der Kunſt!“

Der Abſtand zwiſchen der Gehirnthätigkeit, die er beim Produciren aufwendete, und der Denkarbeit ſonſt, war für ihn ſo empfindlich, daß er ſich öfters als ein leerer Schädel vorkam, wenn die ſchöpferiſchen Kräfte ruhten, und alsdann ſeine Gedanken und ſeine Ausdrucksfähigkeit verleumdete, indem er ſie als kahl und farblos bezeichnete. „Sie müſſen jetzt ſchon mit meinem dumpfen Kopf fürlieb nehmen!“ Welch' eine Elektricität aber ging von dieſem Kopfe aus! Eine getreue Wiedergebung der Evolutionen ſeines Geiſtes im Geſpräche iſt unmöglich. Denn woher das auf- und niederfluthende Leben nehmen, ohne welches dieſelbe matt und unvollſtändig ſein muß. Freiheit und Nothwehr hielten einander bei ſeiner ſpontanen Gedankenerzeugung das Gleichgewicht: er kämpfte mit ſich ſelbſt: indem er die Zuhörenden überwältigte, er vertheidigte ſtets jede Idee, während er ſie als ſiegreich vordrängte, und er ſchlug zehn von ihm ſelber herangerufene Einwendungen zu Boden, ſobald er einen Cardinalſatz bewies. Die Einſprüche des Angeredeten befanden ſich ſozuſagen ebenfalls in Hebbels Kopfe, und ſo glich ſein Geſpräch dem reißenden Gebirgswaſſer, das der Winterkälte ſpottend, vermöge ſeiner heftigen Strömung nirgends gefriert. Aber trotz der Genauigkeit, womit er alle Mittelglieder des Gedankens aufnahm und alle Nebenbeziehungen desſelben feſthielt, war der dadurch hervorgebrachte docirende Eindruck dennoch ein vorübergehender. Die ſchlagende und ſparſam gebrauchte Bildlichkeit des Wortes, das ſich vom nächſtliegenden Object Stimmungston und Farbe holte, beſeitigte jede Erinnerung an profeſſorenhaften Vortrag und das Feuer ſeiner Perſönlichkeit ſchuf die abſtracteſte Wendung in Sinnlichkeit um. Es iſt kein Ueberſchwang, wenn ich ſage: er ſtand mitunter in einem Feuerregen eigener Gedanken und Gleichniſſe und er ſchien zu gedeihen, wie ein tropiſches Gewächs, wenn die Gluth über ſeinem Haupte zuſammenſchlug. Es wäre unrichtig, wollte man behaupten, daß ſein Geſpräch ſtets ein Monolog inmitten von Statiſten geweſen ſei; dies war es nicht, wenn auch häufig mit ſeinen jungen, wehrloſen Freunden. Aber das monologiſche Gepräge trug es allerdings, wie manches ſeiner Dramen. Der Styl iſt eben der Menſch. Welch' ein Bedürfniß ihm das Sprechen ward, je mehr das Schreiben aufhörte, ein ſolches für ihn zu ſein, dies thut eine Briefſtelle dar aus dem Jahre 1844. „. . Ich kann ſogar ſagen, daß mich nichts ſo ſehr zur Selbſterkenntniß führt, als das lebendige, ſich aus den Tiefen des Geiſtes herausgebärende Wort. Wenn all' die innern Ströme rauſchen und brauſen, wenn ſie ſich gegenſeitig verſchlucken und in einander wühlen, da hab' ich ein Bild meiner ſelbſt, wie ich im Augenblick bin und wie überhaupt. Denn mir fehlt keineswegs die Kraft, einen ſolchen Waſſerfall, wie von ganz unten herauf, zu betrachten . ."

Am ſchnellſten entzündete ſich ſein Redeeifer auf dem Spaziergange. Solch ein, mehrere Stunden währendes Geſpräch

Hebbels, war für den Begleiter die genußreichſte Anſpannung des Geiſtes, wiewohl hie und da die Scharmützel nicht ausblieben, ſobald man ihn mißverſtand oder ſeine Reizbarkeit durch irgend ſonſt etwas in Schwingung brachte. Bald wechſelten die Themata in ungezwungener Aufeinanderfolge, bald wurde ein einziges vertieft, variirt und nach allen Seiten hin erſchöpft. Die Abſchweifungen und Ablenkungen, zu denen die uns umgebende Scenerie Veranlaſſung bot, miſchten dem Unvergänglichen, worum das Geſpräch ſich bewegte, den Reiz des Vergänglichen bei. Aus einer Betrachtung Kants ſprang Hebbel mitunter auf einen muthwilligen Schwank über und in ſeine Auseinanderſetzung Shakſpeare'ſcher Kunſt blühte zuweilen eine erotiſche Regung hinein. Da ſtellte er ſich z. B. plötzlich, als ob er ein Simpel wäre, um in der Vorſtellung des vorübergehenden Peripatetikers als ſchwachſinnig zu gelten, oder er pries mit Wohlgefallen die Fülle anmuthiger weiblicher Geſtalten, denen man in Wien auf Schritt und Tritt, wie in keiner andern Stadt, begegne. Dem entgegenſchreitenden lieblichen Mädchen pflegte er in's Geſicht hinein zu ſagen, daß ſie es ſei. „Das muß man thun, dann erröthet das ſchöne Mädchen und wird dadurch doppelt ſchön.“ Am öfteſten ging er mit mir in die Vorſtädte, die dazumal noch durch den Baum- und Wieſengürtel der Glacien von der innern Stadt getrennt waren, ſowie in den Prater, indem er die Prunkallee vermied, hinunter an die Auen, welche den Donauarm einſäumen, oder tief in die waldige Einſamkeit hinein. Den Weg dahin nahm er vorzugsweiſe durch den Wurſtelprater, wo er nie vergaß, an das hübſche Kind, welches neben ſeinem Vater hinter der Elektriſirmaſchine ſtill traurig ſaß, ein paar Worte zu richten und dem Mädchen eine Kleinigkeit zu ſchenken. Auch im Carouſſel bin ich einſt mit ihm herumgefahren; ich weiß nicht mehr, welche Laune ihn dazu getrieben. Den Oberkörper wiegend, vorwärts wandelnd, auf Minuten ſtehen bleibend und wieder weiter ſchreitend, das Gezwitſcher der Vögel und das ſäuſelnde oder raſchelnde Laub über uns, entwickelte er mit heftiger Geſticulation ſeine Ideen über Religion und Philoſophie, Kunſt und Geſchichte, theilte mir neue dramatiſche Entwürfe mit und recitirte dann und wann eigene oder fremde Gedichte. Der Prater war ſein Balladenboden: hier ſind: Der ditmarſiſche Bauer, Die heilige Drei, Ein Wald, Der Zauberhain, Herr und Knecht entſtanden. Gelangten wir irgendwo an eine Lichtung, zu der die Spitze des Stephansthurms herein ſah, dann freute er ſich jedes Mal des an den entfernteſten Punkten im Umkreiſe Wiens ſichtbaren Wahrzeichens der Stadt. Ihm war dieſes Wahrzeichen theuer, wie einem Eingebornen, und wenn er je eine Kirche Wiens beſuchte, ſo lenkte er die Schritte nur in den Dom; am Auferſtehungstage that er es beinahe immer. Aber auch andere Schattirungen ſeines Weſens kamen auf dieſen Spaziergängen zum Ausdruck. Trat Jemand auf ihn zu, der vormals hin und wieder ſein Haus beſucht und dann fern geblieben war, ſo verſcheuchte ihn Hebbel durch froſtige Einſylbigkeit oder wies ihn kurz angebunden mit der Bemerkung ab: „Ich ſetze keine Straßenbekanntſchaften fort". Sah er Grillparzer mürriſch oder träumeriſch in ſich gekehrt des Weges gehen, ſo blickte er ihm lange theilnahmsvoll und ſinnend nach, dem Dichter, der ſtets feindſelig gegen ihn geſinnt war. „Sehen Sie ſich den ehrwürdigen Grillparzer nur an", ſagte er einmal, „Oeſterreich wird ſchwerlich in Jahrhunderten ſeines Gleichen hervorbringen! Sie ſehen hier einen Unſterblichen wandeln!" Als wir einſt bei einer Beleuchtung der Stadt durch die Straßen ſchritten und in ein ſcharfes Gedränge kamen, da zeigte ſich der ihm eigene Studentencomment. Ich ſchmauchte nämlich ungebührlicher Weiſe eine Cigarre, was einen neben mir vorwärts geſchobenen Mann zu rohen Aeußerungen gegen mich veranlaßte. Hebbel, obgleich er nie rauchte, beklagte es laut, daß ihn der zuſammengepreßte Knäuel verhindere, nach einer Cigarre zu langen, worauf jener Mann ſein Schimpfen vermehrte. Hebbel ſchalt ihn einen Flegel. „Und Sie ſind noch ein viel größerer!“ flog es zurück. Da erwiederte Hebbel knirſchend: „Nun, es iſt wenigſtens hübſch, daß Sie den Ihrigen zugegeben haben!“ das rings um uns her ſchallende Gelächter machte den Grobian verſtummen. Hebbels Schlagfertigkeit erwies ſich in vielen Situationen. Wir befanden uns einſt in dem künſtlich erbauten Ritterſchloſſe zu Laxenburg und Hebbel ſtand eben vor dem Thronſeſſel der Babenberger. Da nahm ein Menſch, der ein Schneidergeſell ſein mochte, auf dem Fürſtenſitze Platz, indem er breit lachenden Mundes verſicherte, daß es ſich ganz ſo darauf ſitze, wie auf jedem anderen Stuhl. Gewiß, ſagte Hebbel, es kommt immer nur darauf an, wer dort ſitzt!

Kehrten wir nach einem Spaziergange in ſeine Stube zurück, ſo brannte er, von den Eindrücken angeregt, vom Reden erhitzt, neue Fronten ſeines Geiſtes ab. Oder er nahm, wie zur Erholung, den einen und andern Autor aus dem Bücherſchrank, las Dies und Jenes vor und gerieth dadurch nicht ſelten in ein neues Feuer. Wie ſtiebten da zuweilen die Funken hin und her; man durfte an Siegfried am Ambos denken. Einmal las er den fünften Act des Lear und als er das Buch zuklappte, da rief er, im Innerſten ergriffen, aus: „Wiſſen Sie, wen ich in dieſem Act ſehe? Ich ſehe Shakſpeare ſelbſt, wie ihm der Griffel entfällt, wie er die Arme vor der Bruſt kreuzt, vom Erſtaunen über die eigene Kraft übermannt, daß ein ſo unglaubliches Werk dem Menſchengeiſt gelingen kann!“ Ein andermal las er eine Volksſcene aus Julius Cäſar. „Als ob das toſende Meer in Menſchenlauten an unſer Ohr branden würde!“ fuhr er begeiſtert empor. „Und wie er geringſchätzig die Poeten ſchildert!“ ſetzte er lächelnd hinzu. Das habe ihm immer beſonders an Shakſpeare gefallen! Wer ein echter Dichter ſei, der freue ſich eben nicht ſo ſehr ſeines Dichterthums! Als ich ihm die Bearbeitung Richard des Dritten durch Laube erzählte und ihm mittheilte, daß die gewaltige Fluchſcene der drei Frauen gleichfalls geſtrichen ſei, da verſetzte er, mit Pantherſchritten das kleine Zimmer durchmeſſend: „Warum auch nicht! Dieſes Geſindel wird noch einmal an einer Aufführung des Lear auf dem Fleck crepiren!“ Nach dem Vortrage einer der indiſchen Sagen in der Nachbildung Holtzmanns fragte er: ob das, was ewig menſchlich an dieſen himmliſchen Dichtungen ſei, nicht auch modern ſei, wie das heute beliebte Schlagwort laute! „Wem die Gegenwart“, ſo fuhr er in dieſer Gedankenverbindung fort, „nicht ſo alt vorkommt, wie das, was zu Aarons Zeiten in Jeruſalem geſchehen, und dieſes hinwiederum nicht ſo jung, als ob es ſich eben ereignete, der kann weder das Eine, noch das Andere darſtellen.“ Bei der Leſung Schiller'ſcher Gedichte glitt ein verklärender Hauch der Weihe über ſeine Züge. Viele, viele Male gab er mir den Spaziergang zum Beſten, jenes Gedicht, das er hoch über alle anderen Gedichte Schillers ſtellte. Auch einzelne ſprach- und bildgewaltige Strophen trug er öfters vor, beſonders aus der Elegie auf den Tod eines Junglings oder aus dem Gedichte: Die Freundſchaft. „Wo bemerken Sie“, ſagte Hebbel bewegt, „Schillers phyſiſche Bedürftigkeit und ſeinen ſtäten Kampf mit den materiellen Bedingungen des Daſeins? Nirgends, in keinem ſeiner Gedichte, in keinem ſeiner Dramen. Ich kann nie ohne tiefe Rührung an dieſen heiligen Mann denken.“ Dabei ſtanden ihm die Augen voll Thränen. Solche Momente dichteriſch-religiöſer Stimmung (eine andere Art religiöſer Stimmung kannte er nicht) habe ich noch zwei im Umgange mit ihm erlebt. Als wir Achtzehnhunderteinundfünfzig in Berlin in Flügge's Bierlocale ſaßen, da unterbrach er, ohne daß eine vermittelnde Geſprächswendung eingetreten wäre, unverſehens ſeine Scherze und leichtes Geplauder und malte mir den „heiligen" Spinoza aus, wie er am Sonntag nach der Meſſe zu ſeinen Hausleuten hinabging und ſich von der ſchlichten Wirthin, andächtig zuhörend, die Predigt erzählen ließ. Seine Stimme ſtockte, ſeine Augen wurden feucht und er ſagte: „Sehen Sie, ſo betet unſer Einer" — Ein anderes Mal beſuchten wir die Stephanskirche am Auferſtehungstage. Im Augenblicke der Wandlung erſchütterte ihn das Symbol, welches Tauſende mit der Kraft der Wirklichkeit bezwingt, ſo ſtark, daß er mir leiſe zuflüſterte: „Wer möchte belächeln, was zuletzt doch nur aus den ewigen Fragen nach dem Woher und Warum aufgeſtiegen iſt! Den Millionen iſt es nicht zuzumuthen, mit dieſen Fragen durch die harte Welt zu gehen; ſie bedürfen einer tröſtlichen Antwort".

Manche Lichtwer'ſche Fabel habe ich wiederholt aus ſeinem Munde vernommen. Er entzückte ſich ſtets von Neuem an den herbfriſchen Naturbildern Lichtwers und er gab nach ſeinem Ausdrucke für den „Thau, der die beſtäubten Fluren wuſch" und für „das ſchleirichte Geſichte der Eule" eine ganze lyriſche Bibliothek hin. Mit Vorliebe recitirte er die Verſe Höltys:

Und das ſteinerne Mal unter dem Fliederbuſch,
Wo ein bibliſcher Spruch freudig zu ſterben lehrt,
Wo der Tod mit der Senſe und ein Engel mit Palmen ſteht.

Zu ſeinen poetiſchen Lieblingen gehörten Virgils Tänzerin, Kleiſt's Zerbrochener Krug, Goethes Fiſcher, Alexis und Dora, Hermann und Dorothea, die Balladen Uhlands und die Romane Walter Scotts. Das jugendliche Lebensgefühl in dieſen Romanen und ihre vom Gedankenhaften ganz und gar unabhängige Plaſtik dürften die geradezu kindliche Anhänglichkeit Hebbels an Scott erklären. Denn Beides entbehrte unſer Dichter. Mitunter nahm er eine der Parabaſen Platens hervor, deren energiſch-polemiſche Plänklerkunſt ihn vergnügte. Den Don Quixote las er jedes Jahr wieder. Zu Dante hatte er kein Verhältniß und Byron lehnte er im Ganzen ab; nur der Don Juan erweckte ſeine Neigung, wie Bewunderung und er nannte ihn das einzige Epos der neueren Zeit. Hatte er muthwillige Anwandlungen, ſo veranſtaltete er nach der Vorführung Bürgers oder Goethes ein Satyrſpiel, indem er mit einem der Lyriker heranrückte, die von Zeit zu Zeit ein Bändchen in ſeine Wohnung ſchickten. Einſt ſchlug er ein ſolches auf und hielt mir das Titelblatt vor. Dieſen Titel habe ich behalten, wenn auch nicht den Namen des Verfaſſers: „Ein Stück Leben, herausgeſchnitten von X. Y. Z.“ Glauben Sie, ſagte er, daß ich dieſe Gedichte zu leſen brauche, um zu erfahren, was an ihnen ſei? Dann machte er Stichproben, die er luſtig commentirte, lenkte aber bald wieder in den ernſten Ton ein. Wer mit unzureichenden Kräften producire, der müſſe nothwendiger Weiſe zuletzt unſittlich werden. Anfänglich werde er ſich an den ſtrengen Kunſtforderungen, die er nicht erfüllen könne, vorbeidrücken — alsdann, bereits couragirter geworden, dieſelben zu Gunſten ſeiner eigenen Ohnmacht fälſchen und am Ende mit frecher Stirn die Männer ſchmähen und herunterſetzen, denen die Natur ausgiebige Dichterkräfte verliehen habe. Er hielt mit ſeinem aufrichtigen Urtheil nie zurück, wo immer ein ſolches geheiſcht wurde, aber er blieb zugeknöpft, ſobald er gewahrte, daß es nicht der Drang nach Selbſterkenntniß ſei, was den Muſenſohn erfülle. Alsdann behalf er ſich mit kühlen, unangenehm verbindlichen Worten. Dem von ſeinem poetiſchen Vollwerthe durchdrungenen und durch Hebbels Abſchätzung enttäuſchten Dichter rieth er wohl auch an, an die Thür Grillparzers zu pochen, der ihn vielleicht getröſtet entlaſſen werde. „Der gute Mann macht ſich's bequem“, meinte Hebbel im Hinblick auf

Grillparzers Verhalten in dieſer Richtung. „Jeder Mittelmäßigkeit gibt er einen Zehrpfennig mit auf die Wanderſchaft und ſo ſingen ſie denn das Loblied auf den gemüthlichen, ſtrebende Talente ermunternden Grillparzer“. Dies war thatſächlich der Fall. Hinter dieſen Aufmunterungen verbarg ſich freilich eine reservatio mentalis, die geheime Erwartung, daß der Betreffende die ihm verabreichte Spende der Anerkennung nicht zu hoch anſchlagen werde. Doch darin lag ja eben das Schwächliche jener zwar ſtarken, aber entſchlußloſen Natur. An Hebbel mäkelte er unaufhörlich; wer es hören wollte, der konnte von ihm hören, daß Hebbel in Ideen verbiſſen, geſchmacklos und übertrieben ſei, „trotz ſeines unleugbaren Genies, dem aber leider das Talent als Zugabe fehle“, wie ſich Grillparzer mir gegenüber ausdrückte. Dem ſeichteſten Dramenerzeuger hingegen ſuchte er ſtreichelnd wohlzuthun und „Hand davon!“ hat er nie gerufen, wenn ihn das tappende Unvermögen zu dieſem Ausrufe hätte nöthigen müſſen. Eines ſolchen Ausrufes bediente ſich einſt Hebbel, als zwei junge Leute ſich bei ihm einfanden, welche ihm gemeinſchaftlich angefertigte Dramen vorlegten. Der Eine theilte ihm in flinker Zuverſichtlichkeit mit, daß ſie Beide einſtweilen noch zuſammen dichten, daß aber künftighin ein jeder auf eigene Fauſt dramatiſch thätig ſein werde. Um Hebbels Löwenmund ſpielte der Unmuth, er ſchwieg eine Weile, dann antwortete er, die Zwei ſcharf anſehend mit der ihm zu Gebote ſtehenden Unfreundlichkeit: „Mich bedünkt, es wird für Sie Beide erſprießlicher ſein, wenn Sie fortan ein jeder auf eigene Fauſt etwas Ordentliches lernen“. Die Folge ſolcher und anderer Scenen, in welchen ſeine Herbheit oder ſein Selbſtgefühl die Hauptrolle ſpielte, war dieſes: daß die verkehrteſten Anſichten über ihn umliefen, daß man von ſeiner Selbſtherrlichkeit faſelte, die ihm allein am Herzen liege, von ſeiner Mißachtung aller zeitgenöſſiſchen Talente, ſeiner kecken Ueberhebung und was nicht noch. Man kannte nicht ſeine Selbſtbeſcheidung, die ihn ſagen ließ: „In der Halle der Literatur werde ich nie zu finden ſein, doch eine Niſche neben der Kleiſts und Grillparzers wird mir nicht verſagt werden“. Die Wenigſten erkannten in ihm den guten, den herzlichen Menſchen, die vertrauensvolle Seele, den demüthigen Bewunderer fremder Größe, den unermüdlich an ſich arbeitenden und unter der Laſt eines ſchmerzreichen Lebens ſich tapfer aufrecht haltenden Kämpfer.

Es ließ ſich ſchwer mit ihm leben! das iſt wahr, dies hat ſchon der junge Rudolph Jhering an dem jungen Hebbel empfunden. Wie viel Peinliches und Aufreibendes ein ſo geartetes Verhältniß, wie das meine zu ihm, für den ſchwächeren, den leidenden Theil haben mußte, begreift ſich leicht. Die tauſend und abertauſend Lichtſtreifen und Schattenflecke eines unaufhörlich bewegten Gemüthes, einer ruhelos arbeitenden Phantaſie gingen über mich als den beſtändigen Theilnehmer aller Aufwallungen und Eindrücke Hebbels, aller ſeiner hellen, wie düſtern, wehevollen, wie zornigen Stunden, ſeiner Hoffnungen und Zweifel, Kränkungen und Martern gewitterähnlich hin, ja durch mich hindurch. Ich genoß und ich ſeufzte, ich bildete und ich verwirrte mich unter ſeinem lehrenden, erziehenden und aufbrauchenden Einfluſſe. Die Antwort, die er mir gab, als ich ihn vor einem Sommeranfange fragte, ob er wiederum auf's Land gehen werde? die Antwort: „Nein, ich bedarf der großen Stadt, ich verzehre Menſchen!“ war nur allzu richtig. Er zählte zu jenen ſtarken, von dem Drange ſich auszuleben übermächtig erfüllten Individuen, die man unter den Gattungsbegriff Gehirnraubthier bringen möchte. Mir ſollte der Schmerz nicht erſpart bleiben, mich von ihm perſönlich losſagen zu müſſen. Die Neigung, die ich für eine Schauſpielerin faßte, und wodurch die erſte ernſte Colliſion zwiſchen

Hebbel und mir ſich ergab, hatte das innere Verhältniß bereits auf bedenkliche Weiſe getrübt. Mit dem Hervorbrechen einer Leidenſchaft, wenige Jahre ſpäter, für meine nunmehrige Frau empfing das Verhältniß den erſten Stoß. Meine Lebensumſtände verſchoben ſich, ich wechſelte ſogar den Aufenthaltsort, der ſpringende Punkt meines Daſeins war nicht mehr Hebbel: ich fing an, mir meine eigenen Ziele abzuſtecken. Während eines harten Wortwechſels beſtritt mir Hebbel das Recht der Selbſtbeſtimmung und dicht an mich herantretend, citirte er die Worte aus dem Wallenſtein: „Gehörſt Du Dir? Biſt Du Dein eigener Gebieter, ſtehſt frei Du in der Welt, wie ich, daß Du der Thäter Deiner Thaten könnteſt ſein? Auf mich biſt Du gepflanzt —“. Ein verändertes und dabei menſchlich fruchtbares Verhältniß war nicht möglich; dies ſpürte ich. Und ſo riß denn eines Tages der Faden ab. — Erſt auf ſeinem Sterbebette, ſozuſagen in Gegenwart der Parze, welche die Scheere hinter dem ſchickſalſchweren Mann erhob, knüpfte er ſich wieder an.

Valdeck

Der Bruch zwiſchen Hebbel und Kuh hatte ſich im Jänner 1860 vollzogen. In das Gemüthsleben Hebbels griff er mit ſchneidender Schärfe ein. Daß dieſer junge Mann, der ihn als Menſchen eben ſo treu verehrte, wie er für den Künſtler in ihm begeiſtert erglühte; daß dieſer wärmſte ſeiner Anhänger, der ſeinetwegen den Spott und Hohn der Flachen viele Jahre lang in unerſchütterlicher Hingebung gelaſſen ertrug; daß dieſe innige Natur, dieſer gelehrige Schüler, eifrige Jünger und vertraute Freund ſich nun aus freien Stücken heftig und gänzlich von ihm losriß: dies traf ihn, wenn auch nicht völlig unerwartet, doch um nichts weniger tief und ſchmerzlich. Der Unbeſtand alles Menſchlichen hatte ihn wieder einmal mit ſeinem eiſigen Hauch berührt; ein Verhältniß hatte ſich gelöſt, das, auf die edelſten Bedürfniſſe gegründet, ſchon dadurch allein beſtimmt ſchien, jede Mißhelligkeit zu überdauern, die in andern Beziehungen wurzelte. Auch das Selbſtgefühl der herriſchen, ihrer Macht gewiſſen Perſönlichkeit mußte ſich in Hebbel verletzt fühlen und das Bewußtſein, daß es mit ſeinen Jahren abwärts zu gehen beginne, trug nur bei, ihm den Stachel tiefer in die Bruſt zu drücken. Es war ihm, als ob in Emil Kuh die Jugend ſelbſt von ihm den letzten Abſchied nähme. Noch ein halbes Jahr ſpäter ſchrieb er an Carl Debrois, der in der Veranlaſſung des Bruchs für Kuh Partei genommen und ſich gleichfalls von Hebbel zurückgezogen hatte, mit nicht zu verkennender Bitterkeit: „Sie und Ihr Freund, in deſſen Namen Sie theilweiſe mitreden, haben die fetten zehn Jahre der Production, der nie ſtockenden Lebensfülle, der Geſundheit und des Glücks mit mir getheilt. Nun die magern vor der Thüre ſtehen, nun Alter, Krankheit, Lebensüberdruß u. ſ. w. ſich melden, wenden Sie mir den Rücken“. Wie einen Abſchluß mit dem

Reichthum des Daſeins betrachtete er den „Abſchluß eines Verhältniſſes, das — wie er in demſelben Briefe ſagt — die letzten zehn Jahre, in denen man überhaupt noch engere Verbindungen anknüpft, bei mir ausfüllte und das Manchen, der ſich möglicher Weiſe auch mit in den Winter des Lebens hineingewagt hätte, von mir fern hielt".

Wohl hatte das körperliche Mißbehagen, in dem er ſich ſeit Weihnachten befand, mit beigetragen, die erlittene Wunde lebhafter empfinden zu machen; aber auch nachdem dieſer krankhafte Zuſtand überwunden war, äußerte ſich die tiefe innere Verſtimmung des Dichters noch immer in grollenden Worten. In ſeinem Tagebuch, das während dieſer Jahre nur ſelten einzelne Erlebniſſe aufzeichnet, gedenkt er jener Vorſtellung des Lear und fährt fort: „Geſtern Abend ſah ich Leſſings Emilia Galotti; Emil Kuh kam auch, ſaß dicht vor mir und grüßte mich nicht. Es war für mich die Repriſe des Lear, nur daß er dies Mal nicht auf der Bühne, ſondern im Parterre ſpielte. Ich habe durch dieſen Menſchen ſchweres Unrecht erlitten und gründlich erfahren, wie bitter der Undank iſt. Aber ich habe es mir, obgleich ich vierzehn Tage keine Nacht ſchlief und dem Typhus nahe war, doch dadurch zu verſüßen gewußt, daß ich es als eine Art von Compenſation für das Unrecht betrachtete, das ich ſelbſt begangen haben mag und dadurch wirkliche Erleichterung gefühlt. So liegt der Gedanke der Buße in der Menſchenſeele". Aber damit hat er die Schmerzen Lears nicht von ſich abgeſchüttelt; wiederholt macht er den Undank zum Gegenſtand ſeiner Betrachtung: „Erweiſe Niemand eine Wohlthat. Du kannſt ihn von einer ſo ſchweren Laſt gar nicht frei machen, daß er dir nicht durch Undank eine größere aufzuerlegen vermöchte". — „Eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung iſt es, daß der Menſch, der von Natur keineswegs zur Dankbarkeit beſonders geneigt iſt, gerade durch den Undank tödtlicher, wie durch irgend etwas Anderes, verletzt wird". Ja, noch im letzten Jahre ſeines Lebens ſchrieb er bei Gelegenheit ſeines ſiebzehnten Hochzeittages: „Wir waren Nachmittags in Schönbrunn; allein, Vater, Mutter und Kind, und ich wollte, wir wären es immer geweſen. Die practiſchen Nationen, die Italiener, Franzoſen und Engländer, die ſich feſt in ihren Familienkreis abſchließen und kein fremdes Element zulaſſen, folgen einem ſehr richtigen Inſtinct. Was hab' ich davon, daß ich mich zehn Jahre lang mit ſogenannten Freunden ſchleppte und jeden Abend um acht Uhr ängſtlich zu Hauſe eilte, um ja für ſie daheim zu ſein! Viele koſtbare Stunden habe ich geopfert, den Meinigen und meinen Arbeiten entzogen, und mein Gewinn beſteht darin, daß ich mich nicht umſehen darf. Denn, wie hell das Licht in der Vergangenheit auch brennen mag, überall fällt mein Blick zuerſt auf dieſe Larven, die es umtanzen, und das erfüllt mich mit einem ſolchen Schauder, daß ich ſelbſt von der ſchönen Sternen-Stelle der Weihnachtsabende mein Auge abwenden muß".

Man ſieht, wie ſehr das Erlebniß an dem Gemüthe Hebbels nagte, aber auch wie wenig er geneigt war, die Schuld wenigſtens zum Theil in ſich zu ſuchen. Freilich hätte er dann über ſich ſo klar ſein müſſen, wie Kuh über ihn geworden war, als er die Bemerkung machte: „Hebbel war entſchieden ein Menſchenfreſſer, ein Gehirnraubthier, und was Manchen zu einer grenzenloſen Hingebung an ihn trieb, war nicht bloß Liebe, Begeiſterung: war auch jenes grauenhafte Naturweſen, das den Vogel der Schlange ausliefert, oder das den Schwindelnden in den Abgrund hinunterzieht". Er hätte einſehen müſſen, daß gerade die Macht, mit der ſein junger Freund ſich von ihm angezogen gefühlt, ein langſames Lockern und Umtauſchen der Bande unmöglich und deren plötzliches Zerreißen nothwendig gemacht habe. Wenn aber dieſe höchſte Klarheit der Selbſterkenntniß ihm auch abging, ſo arbeiteten dafür die Naturkräfte des Herzens in ihm auf eine Verſöhnung hin, und Emil Kuh würde die Freude erlebt haben, den ſtets hochverehrten Mann in ſein Zimmer treten und ihm die Hand entgegenſtrecken zu ſehen, wenn ein gemeinſchaftlicher Freund, wohlmeinend, aber mit allzu nüchterner Verſtändigkeit, den Dichter nicht bewogen hätte, auf halbem Wege umzukehren. Trotz dieſes unterlaſſenen Verſuchs gedachte er immer mit Freundlichkeit des Entfernten, freute ſich deſſen literariſcher Fortſchritte und, vor Allem, vermißte ihn ſchmerzlich. „Wenn nur Kuh da wäre!“ rief er wiederholt aus, „er war ja der Einzige mit dem ich reden konnte! Auf tauſend Meilen hat er mich verſtanden.“

Hebbel hat niemals einen Erſatz für Emil Kuh gefunden. Wohl näherte ſich ihm noch mancher jüngere Mann mit Ehrfurcht und Begeiſterung; wohl ſchloß ſich dem Kreiſe ausgezeichneter Menſchen, mit denen er verkehrte, noch manche bedeutende Erſcheinung an: allein das Gefühl der Vereinſamung begleitete ihn von nun an durch's Leben. Er ſprach es aus in dem Gedichte: Du biſt allein.

Ohne Gefolge betrittſt Du die Welt und ohne Geleite
  Gehſt Du wieder hinaus: ſei denn getröſtet, o Menſch,
Wenn Dich im Herbſt die Freunde, wie Spatzen und Schwalben verlaſſen,
  Denn in der bitterſten Noth war noch ein Jeder allein.

Inniger noch als ſonſt, ſchloß er ſich jetzt an Weib und Kind.

Da iſt ein Kreis, da iſt der Kreis geſchloſſen,
In dem die höchſten Menſchenfreuden wohnen.

Dieſe Worte, die er vor fünfzehn Jahren an ſeine Frau gerichtet, waren jetzt, auf ſein Kind ausgedehnt, noch inhaltsreicher und beglückender. Das Töchterchen war ſachte aus den Kinderſchuhen herausgewachſen und ſtand an der Schwelle jenes geheimnißvollen Zuſtandes, wo Natur und Seele ſich beſtimmter zu ſondern ſcheinen, während ſie im Stillen einen neuen, tieferen Bund geſchloſſen haben. Der Vater, dem das Tägliche nie zum Alltäglichen und das Gewohnte nicht intereſſelos wurde, nannte ſie in dieſer Zeit gerne „Räthſel“. Als ſie im Frühjahre heftig erkrankte, ließ er, obwohl ſelbſt unwohl, ſich nicht nehmen, zwölf Nächte an ihrem Bette zu wachen. Oft ſtreckte er bei Tiſche die Hände vor ſich aus und ſagte zu ſeinen beiden Chriſtinen: „Da, legt Euere Hände hinein. Ihr ſeid mir Alles, und nur um das Eine bitte ich Gott, daß Ihr mir nicht genommen werdet“. In Gmunden, als ſich die Seinen einſt bei unſicherem Wetter auf den See wagen wollten, rief er: „Niemand darf auf dem See fahren ohne mir. Wir müſſen alle Drei zu Grunde gehen“. Er dachte auch daran, ein kleines Haus in einer der Vorſtädte zu kaufen; da dies nicht zu erlangen war, ſo wurde, nach dem Lieblingswunſche ſeiner Frau, das Landhaus in Gmunden mäßig erweitert. Hebbel brütete wochenlang über Bauplänen, Rechnungen und Voranſchlägen und als einſt einer ſeiner Bekannten ſich lächelnd über dieſen Eifer wunderte, ſagte er ihm: „Lieber Freund, ſo viel Mühe hat mir kein Act eines Trauerſpiels gemacht, wie dieſer Entſchluß“. Allmälig wurde derſelbe ausgeführt, Frau Chriſtine ſorgte im Stillen für manche kleine Ausſchmückung der Wohnräume und ſo konnte Hebbel ihr im letzten Sommer, den er dort zubrachte, mit ſchalkhafter Laune ſchreiben: „Was unſer Haus betrifft, ſo haben wir darin die erſte Zeit bivouakirt, dann wohnten wir einige Jahre behaglich und jetzt fangen wir an zu reſidiren“.

Die Landſchaft von Gmunden, in der ſich Mittel- und Hochgebirge berühren, war ihm eine unerſchöpfliche Quelle ſtillen Naturgenuſſes. Das über ſein Dach hinfahrende Wetter, der

Apfelbaum vor ſeinem Fenſter, der ſich unter der Laſt der eigenen Früchte zu Boden beugte, die ſtreichende Schwalbe, die Vogelſchaaren, denen ſein Garten zum Aſyl geworden: ſie alle erweckten in ihm bald jauchzende Freude, bald liebevolle Theilnahme und ſinnende Betrachtung. Seine Tagebücher und Briefe füllen ſich mit den anmuthigſten Naturbildern, welche Zeugniß ablegen, mit wie friſchen Sinnen er das Einzelne zu ſehen wußte, während der Gedanke zu dem letzten Grunde der Erſcheinung ſchweifte.

Mit beſonderer Neigung wandte er ſich den Thieren zu, der „ſtummen Creatur“, wie er ſie gerne nannte. Sie ſollten ihm zu einer Geſellſchaft werden, auf die Verlaß wäre. „Von den Menſchen getäuſcht, bin ich zu den Thieren geflohen“ — ſchreibt er in ſein Tagebuch. Sie waren ihm ein unendlich belehrender Commentar zum Menſchen und wer ſich nicht mit ihnen einlaſſen mochte, der kam ihm vor wie Einer, der nur Eine Sprache kann, und ſich mit Händen und Füßen dagegen ſträubt, noch eine zweite zu lernen. Alle Thiergattungen, meinte er, mit ihren ſpecifiſchen Eigenſchaften zu einem Geſammt-Organismus vereinigt gedacht, gäben ein weit großartigeres Geſchöpf, als alle Menſchenracen, wenn es ſich um das Verhältniß zum Erdball handelt, um das inſtinctive Durchdringen und Ausbeuten desſelben. Mit dem Gefühl und der Ueberzeugung des Inders von der Weſensgleichheit alles Lebendigen, beugte er ſich herab zu dem „armen Kaliban der Welt“, der „dem Menſchen jede Frucht gezeigt“, ſich ihm „ſtumm als ſeinem Gott geneigt“ hat und dafür von dieſem undankbar und grauſam behandelt wird.

Wundern muß ich mich ſehr, daß Hunde die Menſchen ſo lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft gegen den Hund iſt der Menſch.

Als das Hündchen ſeiner Frau geſtorben war, begrub Hebbel es ſelbſt: in ein weißes Tuch gewickelt, in eine Schachtel gelegt, trug er es in den Keller und bedeckte ſein Grab mit dem wenigen Grün, das der Winter im Hauſe geduldet hatte. Vor allen Thieren aber waren ihm die Eichkätzchen lieb geworden. Wie einſt Jean Paul und George Grote, der engliſche Geſchichtſchreiber Griechenlands, ſo ließ auch er ſich feſſeln von der Anmuth und Poſſirlichkeit dieſer Geſchöpfe, deren ſcheue Fluchtbereitſchaft vom Menſchen durch freundliche Behandlung ſo ſchnell in die rührendſte Vertraulichkeit und Treue umgewandelt wird. Hebbel beſaß deren zwei, von denen er das ältere entſchieden vorzog. Es war beſtändig um ihn; ſelbſt wenn er ſchrieb, durfte es ihn ſtören: er glaubte jeden ſeiner Laute zu verſtehen und ſtand auf, um ihm zu trinken zu geben, oder ſonſt ein Bedürfniß zu befriedigen. Wenn es kalt hatte, geſtattete er ihm ſogar unter den Rock in die Achſelhöhle zu ſchlüpfen und ſchrieb in der unbequemen Haltung ruhig weiter. Auf die Eigenheiten des Thierchens merkte er genau und zog daraus weitgehende Schlüſſe auf die thieriſche Natur überhaupt. Regelmäßig nahm er es nach Gmunden mit, ſich an ſeiner Zierlichkeit immer wieder erfreuend. Manche kleine Scene notirt er in ſein Tagebuch: „Ein allerliebſtes Bild! Unſer kleines Eichkätzchen beim ſchönſten Sonnenſcheine von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum hüpfend und ganze Schaaren von Vögeln, zwitſchernd und ſingend, um das Thierchen herum, überall hin folgend und es neugierig betrachtend!“ Auch ſeine Briefe an die Freunde ſind voll Lob des Lieblings; auf Reiſen aber ſchreibt er nie nach Hauſe ohne einen Gruß an „Lampi“; ſogar in London vergißt er ſeiner nicht. Als das kleine Geſchöpf erkrankte und ſtarb, war der ſtarke Mann tief ergriffen. Er ſchrieb in ſein Tagebuch: „Wieder etwas vorüber, und dies Mal etwas Himmel-Schönes, das ſo nicht wiederkehrt! Wen die Gattung für das Individuum zu entſchädigen vermag, der iſt gegen jeden Verluſt gedeckt; ich kenne keine Surrogate, ich liebe das Individuum, und dies Thier war ſo einzig, daß es Jedermann wie ein Wunder vorkam, und mir wie eine Offenbarung der Natur. Ich glaube jetzt an den Löwen des Andronicus, an die ſäugende Wölfin der Römer, an die Hirſchkuh der Genoveva; ich werde nie wieder eine Maus oder auch nur einen Wurm zertreten; ich ehre die Verwandtſchaft mit dem Entſchlafenen, ſei ſie noch ſo entfernt und ſuche nicht bloß im Menſchen, ſondern in Allem, was lebt und webt, ein unergründliches göttliches Geheimniß, dem man durch Liebe näher kommen kann. So hat das Thier mich veredelt und meinen Geſichtskreis erweitert". Dann erzählt er ausführlich die Krankheit und das Ende des Thierchens, ſo wie deſſen Begräbniß, das er ſelbſt beſorgte. Trotz des unfreundlichen Novembertages, trug er die kleine Leiche tief hinab in den Prater, legte ſie in die Wurzeln eines morſchen Baumes und bedeckte ſie mit Erde und einem Stein. Das ausgeſtopfte Fell ſtand auf ſeinem Schreibtiſch. Das zweite Eichkätzchen ſchmeichelte ſich „durch ſeine unwiderſtehliche Holdſeligkeit" allmälig bei ihm ein und als es geſtorben war, kam ein drittes in's Haus, mit dem er noch auf ſeinem Sterbebette vergnügt ſpielte.

Trotz Krankheit und Kummer hatte Hebbel indeß ſeine Nibelungen zu Ende gebracht. Bevor wir uns aber zu dieſen wenden, gedenken wir noch zwei andere weniger wichtige Erlebniſſe zu berühren.

Im Herbſte (1860) machte Hebbel einen kurzen Ausflug nach Paris. Es war eine Erholungsreiſe, die er ohne rechte Freude antrat und von der er ohne weſentlichen Gewinn zurückkehrte. Nur vierzehn Tage blieb er dort; es war ihm „zu kalt und zu theuer". Doch nahm er von der umgebauten Stadt einen großen Eindruck mit. Er fand, daß Napoleon der Dritte Erſtaunliches geleiſtet habe, und „das darf man hoffentlich anerkennen, ohne ſeinen deutſchen Patriotismus zu verdächtigen. Das Beiſpiel, daß auch der Abſolutismus noch Talent vorausſetzt, wenn er nicht, wie eine blind laufende Mühle, ſich ſelbſt zertrümmern ſoll, liegt nicht all zu fern“. Dem Kaiſer ließ er ſich nicht vorſtellen, was ihm durch einen alten Bekannten — wahrſcheinlich von München her — den Duc Taſcher de la Pagerie, der ihn auf das freundlichſte aufgenommen hatte, nicht ſchwer geworden wäre und obgleich er es ſehr gerne gethan hätte. „Wiſſen Sie, was mich davon abhielt?“ — ſchreibt er an Uechtritz: „Nicht die Furcht vor den deutſchen Regierungen, aber die Furcht vor den deutſchen Zeitungsſchreibern. Jene hätten es vielleicht begriffen, es wenigſtens nicht für eine directe Unmöglichkeit erklärt, daß man ſich einem Manne, der jedenfalls nur Ein Mal auf der Welt iſt, aus rein pſychologiſchen Gründen nähern könne; dieſe hätten ſicher über Verrath geſchrieen, und ſo leiſtete ich auf die intereſſanteſte hiſtoriſche Studie, die ſich mir je darbieten wird, Verzicht“.

Mit dem Jahresſchluſſe erhielt er den baieriſchen Maximilians-Orden. Er hatte den Zeitungsnachrichten darüber keinen Glauben geſchenkt, denn ſeit Dingelſtedts Abgang aus München waren ſeine Beziehungen zu dieſer Stadt erkältet; wie nun das „blaue Band mit dem großen goldenen Stern“ doch bei ihm antraf, machte es einen „ganz beſonderen“ Eindruck auf ihn, weil es aus einer Stadt kam, in der er „dritthalb Jahre als armer Student, bald mit dieſem, bald mit jenem Riegelhäubchen herumgelaufen“ war. „Die Vergangenheit hat überhaupt eine ſehr große Gewalt über mich und da ſie für mich nicht die freundlichſte war, ſo iſt das recht heilſam, indem ſie mich mit manchem Uebel der Gegenwart ausſöhnt, was ich ohne die Vergleichung vielleicht nicht ſo gut vertragen würde. Für den Burſchen, der im Jahre Achtzehnhundertſiebenunddreißig an ſchwülen Sommertagen im Engliſchen Garten am chineſiſchen Thurm ſein Bier trank, ſtehe ich ein, daß er, wenn er im Geiſt den Herrn Doctor Hebbel mit dem Maximilians-Orden erblickt hätte, ganz gewiß nicht an die Identität mit ſeiner eigenen werthen Perſon gedacht, ſondern höchſtens von fabelhafter Aehnlichkeit gebrummelt haben würde. So iſt das Leben: bald bringt es weniger, als der Menſch erwarten durfte, bald auch mehr, und mir hat es mehr gebracht.“

Hebbel machte von ſeinen Orden faſt nur auf Reiſen Gebrauch. Die Bändchen im Knopfloch hielten ihm da manche Ungebühr ab oder brachten ſie zum Schweigen: es war eine Art ſummariſcher Juſtiz die er durch die Mittel der Welt an der Alltagsrohheit der Welt ausübte. Auch den chevalier de plusieurs ordres, der ihm in deutſchen Blättern ſo höhniſch vorgerückt wurde, hatte er für die Pariſer-Reiſe auf ſeine Viſitkarten mit aufnehmen laſſen, nur weil er, wie er ſagte, von den Grenzen eines deutſchen Renommés, nicht ſo ſchmeichelhaft dachte, wie ſeine Collegen.

Wir wenden uns nun zu ſeiner Nibelungen-Trilogie, deren Schickſal hinfort für die Geſtaltung ſeines Lebens maßgebend wurde. Am 22. März, alſo einige Tage nach ſeinem ~~neun~~siebenundvierzigſten Geburtstag, ſchrieb er die letzten Verſe nieder. Es war Abend: „draußen tobte das erſte Frühlingswetter ſich aus, der Donner rollte und die blauen Blitze zuckten durch das Fenſter“, vor dem ſein Schreibtiſch ſtand. Das Ergebniß angeſtrengter Arbeit, der Studien von anderthalb Decennien, der beſten Stunden ſeiner fünf letzten Lebensjahre, lag abgeſchloſſen vor ihm. So intenſiv hatte er daran geſchaffen, daß er ſpäter oft behauptete, er könnte ſeine Nibelungen von der erſten bis zur letzten Scene reproduciren, wenn die Handſchrift in Verluſt geriethe; allerdings mit ungeheuerer Gehirnanſtrengung.

Ueber den ſchwierigſten Punkt des Gedichts, über die Behandlung des Mythiſchen, hat ſich Hebbel wiederholt ausgeſprochen, beſonders an zwei Stellen, die hier mitgetheilt werden, um auch ihn in dieſer vielbeſprochenen Frage zu Worte kommen zu laſſen.

In ſeinem Tagebuche — von Achtzehnhunderteinundſechzig — heißt es: „Mir ſcheint, daß auf dem vom Gegenſtande unzertrennlichen mythiſchen Fundament eine rein menſchliche, in allen ihren Motiven natürliche Tragödie errichtet werden kann und daß ich ſie, ſo weit meine Kräfte reichen, errichtet habe. Wen das mythiſche Fundament dennoch ſtört, der erwäge, daß er es, genau beſehen, doch auch im Menſchen ſelbſt mit einem ſolchen zu thun hat und zwar ſchon im reinen Menſchen, im Repräſentanten der Gattung, und nicht bloß in der noch weiter ſpecificirten Abzweigung desſelben, im Individuum. Oder laſſen ſich ſeine Grundeigenſchaften, man nehme die phyſiſchen oder die geiſtigen, erklären, d. h. aus einem anderen, als dem mit ihm ſelbſt ein für alle Mal geſetzten und nicht weiter auf einen letzten Urgrund der Dinge zurückzuführenden oder kritiſch aufzulöſenden organiſchen Kanon ableiten? Stehen ſie nicht zum Theil, wie z. B. die meiſten Leidenſchaften, im Widerſpruch mit Vernunft und Gewiſſen, d. h. mit denjenigen Vermögen des Menſchen, die man am ſicherſten als diejenigen bezeichnen darf, die ihn unmittelbar, als ganz allgemeine und intereſſeloſe, mit dem Welt-Ganzen zuſammen knüpfen, und iſt dieſer Widerſpruch jemals aufgehoben worden? Warum denn in der Kunſt einen Act negiren, auf dem doch ſogar die Betrachtung der Natur beruht“.

Noch eingehender ſpricht Hebbel ſich zwei Jahre ſpäter in einem Briefe an S. Engländer aus: „— Was nun Ihre Bedenken gegen den Realismus des Gyges und der Nibelungen anlangt, ſo ſetze ich den Realismus hier und überall ausſchließlich in das pſychologiſche Moment, nicht in das kosmiſche. Die Welt kenne ich nicht, denn obgleich ich ſelbſt ein Stück von ihr vorſtelle, ſo iſt das doch ein ſo verſchwindend kleiner Theil, daß daraus kein Schluß auf ihr wahres Weſen abgeleitet werden kann. Den Menſchen aber kenn' ich, denn ich bin ſelbſt einer, und wenn ich auch nicht weiß, wie er aus der Welt entſpringt, ſo weiß ich doch ſehr wohl, wie er, einmal entſprungen, auf ſie zurück wirkt. Die Geſetze der menſchlichen Seele reſpectire ich daher ängſtlich; in Bezug auf alles Uebrige aber glaube ich, daß die Phantaſie aus derſelben Tiefe ſchöpft, aus der die Welt ſelbſt, d. h. die bunte Kette von Erſcheinungen, die jetzt exiſtirt, die aber vielleicht einmal von einer anderen abgelöſt wird, hervorgeſtiegen iſt. Mir ſind die Nibelungen demnach nicht der Aberglaube der deutſchen Nation, wie Ihnen, ſondern, wenn Sie mir einen Ausdruck geſtatten wollen, den ich nur Ihnen gegenüber zu gebrauchen wage, ein Sternbild, das nur zufällig nicht mit am Sternenhimmel funkelt. Doch dies iſt ein Punkt, den man brieflich nur berühren kann, aber die Einſchränkung, die ich mir auf der einen Seite auflege, wenn ich auf der anderen gewiſſermaſſen in's Grenzenloſe hinaus ſteuere, will ich doch noch markiren. Nie geſtatte ich mir, aus der dunklen Region unbeſtimmter und unbeſtimmbarer Kräfte, die ich hier vor Augen habe, ein Motiv zu entlehnen: ich beſchränke mich darauf, die wunderbaren Lichter und Farben aufzufangen, welche unſere wirklich beſtehende Welt in einen neuen Glanz tauchen, ohne ſie zu verändern. Der Gyges iſt ohne Ring möglich, die Nibelungen ſind es ohne Hornhaut und Nebelkappe".

Zu der Abſchrift dieſer Stelle, die er in ſeinem Tagebuch gemacht, ſetzt Hebbel hinzu: „Bemerkenswerth iſt es, daß alle Zauber-Dichtung, das Märchen nicht ausgeſchloſſen, ſich innerhalb der Grenzen hält, die ich in dieſem Brief zu ziehen verſuchte. Sie ſpringt mit der Welt um, wie die Kinder mit dem Lehm, aus dem ſie allerlei Figuren kneten, aber ſie rührt nicht an dem Menſchen. Sie jagt ihn freilich durch alle mögliche Thierleiber hindurch, denn ſein Körper gehört noch mit zur Welt, ja ſie ſperrt ihn in Bäume und Felsblöcke ein, aber der Prinz bleibt Prinz, das Mädchen, Mädchen u. ſ. w. In der Regel begnügt ſie ſich ſogar damit, Raum und Zeit aufzuheben, die der Philoſoph ohnehin für bloße Anſchauungsformen erklärt, alſo den gleißenden Schein-Realismus, der gar nicht exiſtirt, zu beſeitigen, und das iſt am allermerkwürdigſten“.

Der Zweck ſeiner Tragödie war, wie Hebbel dieſes ſelbſt im Vorworte erklärt, „den dramatiſchen Schatz des Nibelungen-Liedes für die reale Bühne flüſſig zu machen“. Wenn ein „Techniker des Dramas“ aus den alten oft verwendeten Puppen und Redensarten ein „neues“ Stück zuſammen geſetzt hat, ſo iſt ihm die Gunſt der „realen“ Bühne gewiß. Mit Hebbel verhielt ſich dies anders. Er war gewöhnt, daß das erſte Theater der Stadt, in welcher er lebte und das ſich noch immer für das erſte Deutſchlands hielt, daß das Wiener Burgtheater ſeine Werke ignorirte und ſchon dadurch andere Bühnen mißtrauiſch machte. Director Laube hatte die beiden erſten Theile der Trilogie bereits vor Jahren zurückgewieſen und Nichts berechtigte zu der Annahme, daß er dem dritten Theile mit Wohlwollen entgegen kommen würde. Hebbel täuſchte ſich darüber keinen Augenblick und machte nicht den geringſten Verſuch eine Abneigung zu bekehren, die zuletzt im Gegenſatze der Naturen wurzelte. Dabei war er ſich wohl bewußt, „daß das Theater hier die Hauptſache ſei, da es ſich „abſolut nur um die dramatiſche Vermittlung des alten Gedichtes mit der Nation handle“; allein eben ſo gut glaubte er zu wiſſen, daß bloß Theater erſten Ranges dieſer Aufgabe gewachſen wären. Er hätte ſich deshalb nur an wenige wenden können und bei dieſen wenigen fehlte ihm das Vertrauen zu ihren Directoren: er war überzeugt, daß er unter ihnen „eher einen beherzten Metzger finden werde, einen ſolchen nämlich, der Arme und Beine abhackt, als einen Mann, der ſich auf eine Biologie einläßt“. Unter dieſen Umſtänden blieb ihm nichts Anderes übrig, als ſeine Nibelungen reſignirt in den Schrank zu legen.

Allein der Biolog, den er zu finden verzweifelte, ſtellte ſich ungeſucht ein. Wieder war es Franz Dingelſtedt, der treue Freund des Dichters in Hebbel. Durch ihren lebhaften Briefwechſel von dem jedesmaligen Stande der Arbeit unterrichtet, wartete er die Nachricht von der Beendigung gar nicht ab, ſondern bot ſich ſchon vor derſelben an, die Nibelungen in Weimar aufzuführen, und zwar die ganze Trilogie. So erfreut, ja begeiſtert Hebbel ſich im erſten Augenblicke von dieſem Antrag fühlte; ſo ſehr er es Dingelſtedt dankte, daß er ihm zu Liebe ſich auf das Wageſtück einer Trilogie einlaſſen wollte, welches die Bühnen kaum bei Schiller unternehmen: ſo ſtellten ſich ihm doch ſofort auch die Bedenken gegen deſſen Ausführbarkeit ein, die er dem Freunde nicht verhehlte. Das Mißverhältniß der darſtellenden Kräfte Weimars zu den ungeheueren Anforderungen die ſein Werk, beſonders in ſeinem letzten Theile, an ſie ſtellte, ſchien ihm ein allzubedeutendes. Damit Dingelſtedt ſich ſelber davon überzeuge, ſchickte er ihm — im Auguſt — die einzige Handſchrift von Kriemhildens Rache; aber noch bevor er die Antwort erhalten, drängt es ihn, Dingelſtedt „die Laſt abzunehmen“ und er zieht das „elfactige Nibelungen-Ungeheuer förmlichſt und feierlichſt“ zurück. Die Furcht vor einer ungenügenden Darſtellung überwog in ihm alle Wünſche und Hoffnungen. Ein halber Erfolg, meinte er, würde ihm unbedingt ſchaden, ein ganzer kaum nützen. Dingelſtedt ließ ſich nicht abweiſen; mit der ganzen Nachdrücklichkeit ſeines Weſens, ſetzte er ſich ein für ſeinen Plan. Dieſer Eifer rührte und bezwang den Widerſtrebenden; vous l'avez voulu, ruft er ihm — im September — zu, als wollte er jede Verantwortlichkeit ihm überlaſſen; aber er ſagt ihm zugleich, daß er „einer getrennten, nicht unmittelbar auf einander folgenden Darſtellung des Stückes unter ſeiner liebevollen Leitung mit erträglichem Herzklopfen entgegenſähe“. So ganz baute er die Hoffnung des Gelingens auf Dingelſtedt allein, daß er den inzwiſchen eingetroffenen Münchner Antrag nur dann annehmen wollte, wenn München den Vorgang Dingelſtedts abwarte; von einer Initiative Münchens wollte er nichts wiſſen. Selbſt an Dingelſtedt ſchrieb er noch im October, er möge ſich das ganze Unternehmen noch ein Mal in der letzten Stunde überlegen; aber Dingelſtedt blieb feſt.

Endlich zur Aufführung der Nibelungen feſt entſchloſſen, ging Hebbel daran, das Stück den Bedingungen einer ſolchen anzubequemen. Es galt vor Allem die heilige Dreizahl der Theaterſtunden nicht zu überſchreiten und dies konnte nur durch Kürzungen erreicht werden. Mit guter Laune unterzog ſich Hebbel dem penelopeiſchen Werk. Zu Hunderten mähte er ſeine Jamben nieder, Dingelſtedts Winke benützend, und ſtets darauf bedacht, daß das Publikum Manches entbehren könne, was für das Gedicht wichtig ſei und daß mehr als ein feiner Zug geopfert werden müſſe, der die Handlung hätte aufhalten können. Auch that er durch Nachbeſſerungen noch „Unendliches“ für das Stück. Dieſe Arbeit wurde ihm nicht leicht; er ſei dabei faſt verrückt geworden, ſchreibt er an Dingelſtedt; „denn in der Begeiſterung zu ſchreiben iſt Kinderſpiel, aber die in der Begeiſterung überſehenen Lücken zu ſtopfen, iſt Teufelsqual“. Am Ende des Jahres war die Bearbeitung des erſten und zweiten Theiles fertig; Dingelſtedt las ſie bei Hofe vor, wo ſie das größte Intereſſe erregte und da auch die Schauſpieler mit Eifer daran gingen, ſo konnte die erſte Aufführung ſchon am 31. Jänner 1861 ſtatt finden. Hebbel war anweſend: der Großherzog hatte ihn eingeladen und ſo machte er denn die beſchwerliche Winterfahrt, mit unerſchütterlicher Wirthſchaftlichkeit wie gewöhnlich die dritte Wagenclaſſe benutzend. Der Erfolg der Dichtung war ein durchſchlagender; Dingelſtedts meiſterhafte und ſorgfältige Verwendung der vorhandenen Kräfte bewährte ſich auf das Glänzendſte und die Theilnahme des Publikums der kleinen Reſidenz war eine ſo ungewöhnliche, daß die Vorſtellung drei Mal wiederholt werden mußte.

Hebbel ſchrieb darüber an Uechtritz: „Wenn Ihnen Herr Doctor Hemſen erzählt hat, daß man mein Stück in Weimar als etwas Gewaltiges betrachte und behandle, ſo wird Ihnen Maltitz das beſtätigen. Ja, ich wage es auf die Gefahr hin, daß Sie mich für verrückt halten, aus voller Bruſt mit einer Stentorſtimme perſönlich zu wiederholen: das Stück iſt auch gewaltig! Aber ich füge freilich raſch hinzu: ich werde trotz dem nicht in die Zunft der Unſterblichen eingehen, denn mein Antheil daran iſt gering. Ich habe die Fabel, die Charaktere und die Situationen entlehnt, und bin mit einem Uhrmacher zu vergleichen, der ein vortreffliches altes Uhrwerk von Spinneweb und Staub geſäubert und neu gerichtet hat. Nun zeigt und ſchlägt es wieder gut, aber er iſt darum nicht der Künſtler, ſondern höchſtens der Küſter. Es handelt ſich alſo kaum um eine perſönliche Angelegenheit". „Damit", fügte er ſpäter hinzu, „will ich jedoch den Dünnethuer nicht machen; es gehört immer dramatiſcher Blick dazu, den großen Bau, in dem die Kinder zuweilen „Kämmerlein-Vermiethen" geſpielt zu haben ſcheinen, auf ſeine Grundmauern zurückzuführen."

Der Dichter wurde in Weimar auf jede Weiſe ausgezeichnet. Wieder wohnte er auf der Altenburg, und wenn er auch nicht alle früheren Bewohner wiederfand, ſo war ihm doch Franz Liszt mit dem alten Zauber ſeines Weſens und der alten Herzlichkeit geblieben. Zu den alten Freunden gewann er ſich manchen neuen, nicht nur durch ſein Werk, ſondern auch durch die Macht ſeiner Perſönlichkeit. Der bedeutendſte darunter war Hofrath Adolf Schöll, der tiefe Kenner und Deuter griechiſcher und Goethe'ſcher Dichtung, der bei aller Anerkennung der urſprünglichen Dichterkraft Hebbels, ſich doch den Schöpfungen derſelben nie mit ungemiſchtem Eindrucke hatte hingeben können, jetzt aber von der Wirkung, die von Hebbel perſönlich ausging, ſich gerne gefangen nehmen ließ und mit treuer Freundſchaft zu ihm hielt bis an's Ende. Auch Oberbibliothekar Ludwig Preller, der eben ſo kauſtiſche als gelehrte Philolog, erfreute den Gaſt durch ſeine kräftig ausgedrückte Sympathie. An den üblichen Huldigungen und Schmeicheleien, zu denen auch die Damenwelt das Ihrige beitrug, konnte es Hebbeln ſchon deshalb nicht fehlen, weil der Großherzog ſelbſt ſeine Verehrung für ihn überall auf das Liebenswürdigſte zu erkennen gab. Wiederholt zog er ihn zu ſeinen Feſten, an ſeine Tafel, in ſeinen engſten Familienkreis und wurde nicht müde, ſeinen Dank und Bewunderung auszuſprechen, ſtets hinzufügend: es ſei ihm inneres Bedürfniß. Auch ſein Erſtaunen verhehlte er nicht, daß ein Werk wie die Nibelungen in Wien nicht gegeben würde. An zwei Abenden las Hebbel Kriemhildens Rache vor; der Großherzog — „nie hatte ich einen aufmerkſameren, erregteren Zuhörer," ſchreibt Hebbel von ihm — erwartete von dieſem letzten Theile der Trilogie eine noch größere Wirkung und lud ihn dringend ein, zur Aufführung wieder herüberzukommen. Gleiche Huld bewies die Großherzogin dem Dichter. Eines Tages empfing ſie ihn allein. „Da ſagte ſie mir", ſo erzählt Hebbel ſeiner Frau, „ein ſchönes und gewichtiges Wort. Ich ſprach von den Zuſtänden, den allgemeinen und perſönlichen; ſie fragte, warum ich in Wien bliebe. Ich erwiederte, es ſei in meinen Jahren ſchwer, ſich noch in einen neuen Boden zu verpflanzen, auch fände ſich nicht ſo leicht etwas. Sie verſetzte: unſere Verhältniſſe ſind freilich klein, aber wir können doch zuweilen auch helfen. Ich ſagte, der Schiffbrüchige ſei für jeden Balken dankbar, und ſie entgegnete: verſprechen Sie mir, dies Wort nicht zu vergeſſen! Worauf ich mir die Erlaubniß erbat, mich darauf dereinſt beziehen zu dürfen.“ Die Veranlaſſung dazu ließ nicht lange auf ſich warten.

Während Hebbel, erfreut von der Wirkung ſeines Werkes und dankbar für alle ihm erwieſene Güte, wieder in Wien bei den Seinen war, ging Dingelſtedt daran, endlich auch die ganze Trilogie auf die Bühne zu bringen, und um des Erfolges deſto ſicherer zu ſein, ſollte Frau Hebbel mitwirken. Der Großherzog intereſſirte ſich lebhaft dafür. Dem Dichter konnte ein ſolcher Vorſchlag nur angenehm ſein, allein er ging nur zögernd darauf ein. Er gab Dingelſtedt das für Weimar vielleicht Störende des Gaſtſpiels zu bedenken und deutete auch an, wie ſchwer es ſeiner Frau werden würde, Urlaub zu erhalten; jedenfalls erbat er ſich, daß ſeine Frau ohne Honorar ſpielen dürfe. Er wollte jeder übelwollenden Deutung in Wien vorbeugen. Das erſte Bedenken beſeitigte Dingelſtedt: der Urlaub wurde durch unmittelbare Verwendung des Großherzogs beim Kaiſer ermöglicht; den Verzicht auf das Honorar genehmigte der Großherzog mit vornehmer Feinfühligkeit. Damit waren aber noch nicht alle Hinderniſſe überwunden, ja es ſollte ſich eine ernſte Verwicklung daraus entſpinnen.

Die Bureaukratie des Hofburgtheaters in Wien, war über die Vorgänge in Weimar tief verſtimmt. Der Director empfand den Erfolg der beiden erſten zurückgewieſenen Theile der Nibelungen als die unangenehmſte Kritik und die Ausſicht daß eine von ihm zurückgeſetzte Schauſpielerin ſeines Theaters, in zwei Hauptrollen beitragen ſollte, die ganze Trilogie zur Wirkung zu bringen, war ihm nichts weniger als erfreulich; er ſtellte der Frau Hebbel wegen dieſes, von ihr gar nicht angeſuchten Urlaubes, die Möglichkeit der Entlaſſung in Ausſicht. Der oberſte Chef, Graf Lanckoronski, dem es nicht behagte, daß dieſer Urlaub nicht von ihm war abhängig gemacht worden, drohte der Frau Hebbel geradezu mit der Entlaſſung. Der Urlaub ſelbſt konnte freilich nicht rückgängig gemacht werden und ſo reiſte Hebbel mit ſeiner Frau im Mai nach Weimar. An zwei Abenden, am 16. und 18. d. M., ging die Trilogie in Scene; Frau Hebbel ſpielte im zweiten Theil die Brunhild, im dritten die Kriemhild; Dichtung und Darſtellung errangen den entſchiedenſten Beifall.

So wenige Tage auch der diesmalige Aufenthalt in Weimar dauerte, ſo kamen doch die Wiener Verhältniſſe zur Sprache und Dingelſtedt ſchlug den Gäſten kurzweg vor: „Kommt zu uns, das betreffende Fach iſt frei, fünfzehnhundert Thaler kann ich geben“. Der Großherzog und die Großherzogin waren vollkommen damit einverſtanden und in einer zweiſtündigen Audienz Hebbels bei der Großherzogin, während welcher der Großherzog ab und zu ging, ſicherte die Großherzogin der Frau Hebbel aus eigener Caſſa eine Penſion von fünfhundert Thalern zu, falls dieſe vom Theater nicht könnte übernommen werden. Dieſe Penſion ſollte im Todesfalle ſeiner Frau auf Hebbel übergehen. Mit den ſeltenſten Beweiſen der Huld wurden Beide entlaſſen und kehrten nach Wien zurück, feſt entſchloſſen, ihre dortigen Verhältniſſe zu löſen.

Dieſer Entſchluß war in Hebbel längſt vorbereitet durch die Stimmung, in die er Wien und Oeſterreich gegenüber gerathen war. Eigentlich heimiſch hatte er ſich unter den Wienern nie gefühlt. Ihre vielgerühmte Leichtlebigkeit, die es freilich nie zu der

Formenſchönheit italieniſcher oder zu der anmuthigen Gebundenheit franzöſiſcher Geſelligkeit gebracht hat und immer hart an einen haltloſen Naturalismus hinſtreift, konnte er ſich gefallen laſſen, ſo lange ſich die Unfähigkeit zu jeder nachhaltigen Leidenſchaft und jedem vertieften Denken, die jenem leichten Sinne zu Grunde liegt, nicht allzu grell hervortrat; allein das Gefühl, innerhalb eines geſunden und tüchtigen Gemeinweſens zu ſtehen, konnte ſie ihm nicht geben. Eben ſo wenig konnten ihn die ſtaatlichen Zuſtände Oeſterreichs befriedigen. Zwar hatte ſich in denſelben ſo eben wieder ein großer Umſchwung vollzogen. Der Abſolutismus hatte wieder einmal abgewirthſchaftet. Nachdem er zehn Jahre lang ſich das Anſehen der größten Kraft und Klugheit gegeben, ſtand er plötzlich da in ſeiner ganzen Blödigkeit und Ohnmacht: überliſtet am grünen Tiſch der Diplomatie, geſchlagen auf dem Schlachtfelde, zerrüttet in den Finanzen. Die Wunden, die er dem Staate geſchlagen, ſollte eine octroyirte Verfaſſung heilen. Mit jener munteren Gedankenloſigkeit, welche Grillparzer das Kennzeichen der Oeſterreicher nennt, wurde das Germaniſationswerk Alexander Bachs unter conſtitutioneller Maske fortgeſetzt, als ob es nichts Anderes und nichts Wichtigeres zu thun gäbe. Bald war jede entgegengeſetzte Meinung unterdrückt und die Freiheit der Preſſe wäre ein Monopol der Regierung und ihres parlamentariſchen Anhangs geworden, wenn beide gewagt hätten, auch den clericalen und feudalen Gegnern Stillſchweigen aufzuerlegen. Wie ſehr dieſes Treiben die Entwickelung der öffentlichen Zuſtände ſchädigen mußte, liegt auf der Hand; Hebbel beobachtete es mit Widerwillen. „Die allgemeinen Verhältniſſe“, ſo äußert er ſich im Sommer Achtzehnhunderteinundſechzig gegen Uechtritz, „genügen, um die Verſtimmung jedes Nervenſyſtems zu erklären; eine Verrückung und Verſchiebung der perſönlichen Lage iſt überflüſſig. Wir gehen hier jetzt alle herum, als ob wir zum Tode verurtheilt wären und nur die geborenen und geſchworenen Feinde der Geſellſchaft erheben frohlockend ihr Haupt.“ Und in derſelben Zeit ſchreibt er einem anderen Freunde: „Wir haben hier Conſtitution ohne Preßfreiheit und andere Kleinigkeiten . . ., ich verſichere Dich, wir ſitzen hier wie auf dem Treibeis“. Der Zuſtand der öffentlichen Meinung war ihm eben ſo unerfreulich; er ſagt darüber in derſelben Zeit: „Die Phraſen ſind ſeit Achtzehnhundertachtundvierzig im Werth nicht geſunken und ſo iſt das Ende vorauszuſehen, bevor es noch zum Anfang kam“. Zu den allgemeinen Gründen dieſer Unzufriedenheit geſellten ſich aber auch ſehr unmittelbare und perſönliche. Die Zerrüttung des öſterreichiſchen Staatshaushaltes gefährdete den Haushalt jedes Einzelnen; das öſterreichiſche Papiergeld ſank von Tag zu Tage im Werthe und Hebbel ſah, wie ſo viele Andere, dem Staatsbankerott entgegen. „Kennen Sie dies Donnerwort?“ frägt er Uechtritz im Sommer Achtzehnhundertſechzig. „Ich höre es alle Tage und es iſt eine reizende Ausſicht, die Frucht ſeines Fleißes und Schweißes in Rauch aufgehen und vielleicht an einem und demſelben Tage mit zitternder Hand die Feder weglegen und den Bettelſtab ergreifen zu müſſen.“ Wie ihn die Erinnerung an die Noth ſeiner Jugend nicht verließ, ſo befiel ihn immer wieder die Furcht, ihr im Alter zum zweiten Male zu verfallen. Seine Erſparniſſe waren gering, trotz ſeiner Sparſamkeit; mit dem Tode ſeiner Frau wäre er ganz auf dieſelben angewieſen geweſen und da er eben ſo wenig ein bevorrechtetes Dichter-Schickſal als eine eigene Künſtler-Moral in Anſpruch nahm, ſo hielt er das Los, im Spital zu ſterben, durchaus nicht für ein unmögliches. Dabei war das Burgtheater ihm verſperrt; die Einnahmsquelle, die ihm ſeine Arbeit dort hätte eröffnen können, für ihn verſtopft. Ueberdies fühlte er es ſchmerzlich, daß er in Wien „iſolirt und ohnmächtig“ ſei, und daß „auf jedes ſeiner Worte ſich zwar Alles rege bis in die Miniſterkreiſe hinauf“; keines ſeiner Worte jedoch die Macht habe, ihm oder einem Freunde zu nützen. Dazu kam noch die ſyſtematiſche Zurückſetzung ſeiner Frau durch die Direction des Burgtheaters.

Dieſe Lage, die dem gerechten Bewußtſein ſeines Werthes ſo wenig entſprach, hatte ihn längſt erbittert. Schon im Jahre 1860 ſchreibt er in dieſer Stimmung an ſeine Freunde: „Sowohl ich als meine Frau müſſen wünſchen, Oeſterreich nie geſehen zu haben. — Hätte ich geahnt was mir in Wien bevorſtand, hätte ich die Winke des damaligen däniſchen Geſandten, des wohlwollenden Generals Löwenſtern nicht unterſchätzt, ſo ſäße ich ſeit Achtzehnhundertſechsundvierzig als Profeſſor in Kiel. — Wohl dem der nicht in Wien zu leben braucht: es iſt nicht mehr zum Aushalten. — Mir iſt Wien widerwärtig geworden. Ich ſehne mich zum erſten Male weg“. — So tief war dieſer Widerwille, daß er ſeine Nibelungen nur ungerne einem Wiener Verleger würde gegeben haben, „obwohl ſie gut zahlen“. Auch die „Regulirung“ der Stadt mißfiel ihm. Städte, meinte er, müſſen Launen und Grillen haben, wie Menſchen, d. h. krumme Gaſſen, dunkle Häuſer u. dgl.

Daß der Wunſch, Wien zu verlaſſen, nicht erſt jetzt in ihm auftauchte, wiſſen wir. Schon viele Jahre früher, als er in München ſo warm war aufgenommen worden, dachte er daran, dorthin zu überſiedeln und Wien, wo er und ſeine Frau „ſo unwürdig“ behandelt wurden, den Rücken zu kehren. Jetzt empfand er das Bedürfniß der Befreiung ſo heftig, daß er es zum erſten Male zu empfinden glaubte. Er war daher kaum in Wien angekommen, als er auch die erſten Schritte that, ſich daraus zu erlöſen. Er richtete eine Denkſchrift an den Director Laube, worin er ihm die Wahl ließ, entweder ſeiner Frau einen geeigneten Wirkungskreis anzuweiſen, oder ihres Entlaſſungsgeſuches gewärtig zu ſein; der Ton dieſes Schreibens bewies, daß er das Letztere wünſche. Aber gerade dies lag nicht mehr im Intereſſe der Burgtheater-Bureaukratie. Die Februar-Erfolge der Nibelungen in Weimar hatte ſie noch überlegen hinweglächeln zu können geglaubt; die wirkungsvolle Aufführung der ganzen Trilogie im Mai konnte nicht mehr einfach ignorirt werden. Dazu war die Aufmerkſamkeit des Wiener Theater-Publikums durch die Weimarer Vorſtellungen doch zu ſehr erregt worden. Schon im März, an ſeinem Geburtstage, hatte Hebbel eine Adreſſe erhalten, worin hundert der angeſehenſten Wiener Kunſtfreunde ihn aufforderten, ſein Werk öffentlich vorzuleſen, da das Burgtheater ihm unzugänglich gemacht werde. Auch die in den Schatten gedrängte Künſtlerin ſahen die Wiener jetzt im Lichte des Weimarer Triumphs und erinnerten ſich, wie werth ſie ihnen ſtets geweſen. Alles dies hatte die Stimmung in den Bureaux des Burgtheaters nachdrücklich beeinflußt. Die Entlaſſung mit der man im April gedroht, ſcheute man ſich im Juni zu bewilligen und die vermittelnde, vertuſchende, verſöhnliche Geſchäftigkeit, welche dem öſterreichiſchen Naturell ſo ſehr zuſagt, begann ihre Fädchen zu ſpinnen. Auch dem Miniſterium Schmerling ſchien es nicht gelegen zu kommen, daß in demſelben Augenblicke, wo es dem Deutſchthum in Oeſterreich die Herrſchaft erhalten und vergrößern wollte, ein berühmter deutſcher Dichter Oeſterreich unter auffallenden Umſtänden verließe. Es ließ daher bei Hebbel leiſe anfragen, ob er geneigt wäre, die Profeſſur der Aeſthetik anzunehmen, dieſelbe, die ihm vor zehn Jahren war abgeſchlagen worden. Jetzt ſchlug Hebbel ſie aus und ſeine Frau reichte im Auguſt ihr formelles Entlaſſungsgeſuch ein. Für Hebbel gab es jetzt nur Einen Wunſch: fort aus Wien, fort aus Oeſterreich. Und doch wußte er ſehr wohl, daß ſeine Anſiedlung in Weimar von Manchem nicht mehr gewünſcht und ihr im Stillen entgegengearbeitet wurde.

An der Spitze der Widerſtrebenden ſtand Dingelſtedt. Die Gunſt, welche nicht nur die Dichtung, ſondern auch die Perſon Hebbels ſich gewann, erregte ſeine Eiferſucht und er ſtellte ihm „in freundſchaftlicher Theilnahme“ alle Nachtheile einer Stellung in Weimar ausführlich dar. Allein Hebbel wies dieſe Einwendungen von ſich: „ein freier Athemzug ſei ihm fünftauſend Gulden werth“. Unter den aufrichtigen Weimarer Freunden die durch ihre Stellung dieſe Vorgänge kennen und theilweiſe beeinfluſſen konnten, ſtand Hofrath Marſhall, Secretär der Großherzogin, oben an. Ein Engländer von Geburt, vereinigte er die Bildung des erfahrenen Weltmannes mit einer natürlichen Wahlverwandtſchaft zur Poeſie, naive Erregbarkeit mit witziger Reaction. Engliſche und deutſche Literatur hatte er ſich gleichmäßig vertraut gemacht; von ſeiner feinen Kenntniß der erſten zeugt ſein anonym erſchienener Eſſay über Charles Lamb; ſeine Liebe zur anderen, beſonders zu Goethe, ſpricht ſich launig in dem durch ſechs Wochen gehaltenen Gelübde aus, Goethe zu Ehren ſich das Tabakrauchen abzugewöhnen. Dieſer treffliche Mann ſtand Hebbeln wacker zur Seite; durch ſeine Briefe geht jener Zug friſcher, offener Mannhaftigkeit, die das Geheimniß der angelſächſiſchen Race zu ſein ſcheint.

Ueber dieſen Schachzügen in Wien und Weimar war der Herbſt herangekommen, ohne daß man im Burgtheater einen Entſchluß gefaßt hätte. „Die Schraube dreht ſich hier langſam“, ſagte Hebbel. Eine Reiſe nach Hamburg und Rendsburg, auf die wir ſpäter zurückkommen werden, führte ihn im October nach Berlin. Die Königskrönung hatte die Stadt mit Fremden gefüllt und unter dieſen fand Hebbel einige Bekannte, die mit den Weimarer Verhältniſſen wohl vertraut waren und von deren Unparteilichkeit und Wohlwollen er überzeugt ſein konnte. Alle riethen ihm von Weimar ab; alle warnten, wie die dortigen

Freunde, vor dem Einen Mann. Dies machte Hebbeln bedenklich. Dazu kam noch die Nachricht, daß Gutzkow, deſſen Antagonismus ihm nicht zweifelhaft war, ſeinen Wohnſitz in Weimar aufzuſchlagen beabſichtige. Zwar der Großherzog, der ihn bei zufälliger Begegnung auf der Straße auf das Herzlichſte begrüßte und zu einem Beſuche aufforderte, machte ihm den Eindruck, daß er es „ſehr ernſt“ meine. Aber ſchon eine Audienz bei der Großherzogin beſtätigte ihm ſowohl die unverminderte Gunſt, als die Unſicherheit der Situation; ſein Geſpräch mit dem Großherzog überzeugte ihn vollends, daß ſich in Weimar hinter dem Rücken des Fürſten vieles verändert habe, während deſſen Wunſch, ihn in ſeine Nähe zu ziehen, unverändert geblieben war. Als nun vollends aus Wien die Nachricht anlangte, daß die Entlaſſung ſeiner Frau verweigert worden ſei, da mußte Hebbel freilich auf ſeinen Wunſch verzichten; er konnte Wien nicht mit Weimar vertauſchen, „wenigſtens jetzt nicht“, ſetzt er ſich und ſeine Frau tröſtend hinzu.

Jene Herbſtreiſe unternahm Hebbel zu literariſchen Zwecken und um die Heimath wiederzuſehen. In Hamburg ſuchte er ſeinen alten Verleger Julius Campe auf, um mit ihm über die Nibelungen abzuſchließen und ihm allenfalls die Geſammt-Ausgabe ſeiner Werke anzubieten. Von Campe entwirft er in einem Briefe folgendes lebensvolle Bild: „Campe iſt zwar ſchneeweiß und etwas dick geworden, aber im Uebrigen unverändert. Er iſt ein Mann von unglaublicher Energie und unverwüſtlicher Lebenskraft. Man muß aber mit ihm plaudern, viel und oft mit ihm plaudern, wenn man irgend etwas mit ihm abmachen will. Er ſteht abwechſelnd an ſeinem Pult oder ſitzt in der Fenſterniſche, reicht Briefe zum Leſen, erzählt tauſend Geſchichten, ſpielt mit dem Hund, horcht auf die Straßen-Muſik, überwacht mit ſcharfem Blick das ganze ungeheuere Geſchäft und becomplimentirt jeden Einzelnen“. — Die Nibelungen lagen ſchon auf ſeinem Tiſch, „aber man darf ihn nicht drängen“. Während der Verleger überlegte, ſuchte Hebbel ſeine Bekannten von ehedem auf, darunter die Witwe Dethleſſen. Jene die ihm in den Jahren voraus waren, machten ihm den Eindruck, „als ob ſie ſchon bis an's Knie in die Erde geſunken wären und mit den Armen zappelten, wie die kleinen Kinder im Waſſer“. Dann ging er nach Rendsburg, zu ſeinem Bruder. In einem Briefe an ſeine Frau hat er dieſe Wallfahrt mit ſo friſchen Farben und ſo tiefem Gemüthston erzählt, daß der Leſer ſie gerne mit ihm machen wird.

„Nun habe ich Holſtein bereits im Rücken: ich war geſtern in Rendsburg und ſah meinen Bruder, ſeit zwanzig Jahren zum erſten Mal! Weiter gehe ich nicht hinein und mache über den Ort, wo meine Wiege ſtand, jetzt für immer ein Kreuz; ich würde faſt nur noch Gräber treffen, und allenfalls hie und da einen Maulaffen. Daß ich aber wirklich nach Rendsburg gekommen bin, iſt mir ſehr lieb. Ich verließ mein Hotel gleich nach ſechs Uhr und ging zu Fuß auf den Altonaer Bahnhof; die Hoffnung, daß ein Omnibus mich einholen würde, täuſchte mich. Um halb acht Uhr fuhren wir ab und um elf Uhr trafen wir in der alten Grenz-Veſte des deutſchen Reichs ein. Rendsburg iſt ein Städtchen von fünfzehntauſend Einwohnern; durch die Geſchwätzigkeit der Ender recht angenehm belebt. Ich nahm mir zur Betrachtung des Orts natürlich nicht viel Zeit, ſondern eilte nach der Straße, wo ich meinen Bruder zu finden glaubte. Er hatte aber nicht bloß ſeine Wohnung gewechſelt, ſondern auch die Stadt mit dem Lande vertauſcht und eine zahnlückige alte Frau wies mich auf ein Dorf hinaus, das über eine Stunde entfernt war. Was ſollte ich machen? Ich ließ mir den Weg beſchreiben, ſo gut es ging, und begab mich auf den Marſch. Bald war ich in der tiefſten Einſamkeit, wie mein Haideknabe, kein Wanderer begegnete mir, links und rechts graſende Ochſen und Kühe ohne Hirten, weil ſie durch Hecken und Wälle verhindert ſind, ihre Weideplätze zu verlaſſen, den widerſpenſtigſten Sand unter meinen Füßen. Aber ich hatte mehr Glück wie gewöhnlich; ich fand das rechte Dorf, das diesſeits eines kleinen Gehölzes liegt, und ein Pflüger bezeichnete mir das Haus. Als ich um die Ecke bog, erblickte ich einen ältlichen Mann, der vor ſeiner Thür Holz hackte; ein verwittertes Geſicht, jedoch noch von ſtarkem Haarwuchs eingezäunt, ſah verwundert zu mir auf, als ich näher trat, ſelbſt noch zweifelnd, aber doch bald aus Falten und Runzeln die Jugendzüge hervorklaubend. Ich ſtreckte die Hand aus und ſagte: Johann! natürlich plattdeutſch, er ließ ſein Beil fallen, ſchlug ſich auf die Kniee, fuhr ſich durch die Haare, brach in ein convulſiviſches Gelächter aus, genug, that Alles, was ich wohl in einem Moment freudig-ſchmerzlicher Ueberraſchung zu thun pflege, und war gar nicht wieder ruhig zu machen. Den Kopf ſchüttelnd und die Hände reibend, führte er mich dann hinein; ich trat durch eine kleine Küche in eine Stube, die in Räumlichkeit und Meublement nicht ſchlechter, vielleicht, wie er ſelbſt wenigſtens meinte, etwas beſſer war, wie die ehemalige unſerer Eltern. Seine Frau, eine Bäuerin, wie unſere Hausverwalterin in Gmunden, entſchuldigte die Unordnung, in der ich Alles fände, aber erſt morgen ſei Sonnabend; ſie war viel gelaſſener, und erbot ſich, Kaffee zu machen, was ich nicht um die Welt abgelehnt hätte, obgleich ich wohl wußte, welch ein Cichorien-Abſud mich erwarte. Der kleine Conrad war nicht zu Hauſe, er holte Brot; die Katze, die in ſolchen Familien nie fehlt, lag im Bett, Titi's (Hebbels Tochter) hölzerner Kukuk ſtand auf dem Schrank, mein Bruder begann darauf zu blaſen. Der Kaffee erſchien und war nicht ganz untrinkbar, friſche Ziegenmilch dazu, von zwei

Ziegen gewonnen, die ihm ſelbſt gehören und die ich nachher in ihrem kleinen Stall beſuchte: die Nachbarskinder liefen zuſammen und kukten neugierig in's Fenſter, die Erwachſenen traten in ihre Thüren. Endlich kam auch das Kind, ein hübſcher blonder Knabe, der hell und klar aus ſeinen großen Augen ſchaut, er war ſcheu wie ein Vogel, und kaum durch einen blanken Silber-Thaler zum Nähertreten zu bewegen, ſchlüpfte auch gleich wieder fort und kukte nun von Außen mit hinein. Auch mein Bruder verſchwand; als ich mich nach ihm umſah, traf ich ihn in der Kuche, wie er ſich raſirte und die Haare ſchnitt; ich hatte ihn nämlich gebeten, mich nach Rendsburg zurück zu begleiten, und er meinte, er ſei denn doch dazu zu ſtruppig. In der Haſt ſchnitt er ſich mehr als drei Mal mit ſeinem ſtumpfen Meſſer, und ſtopfte die Wunden wieder mit Löſchpapier. Nach Verlauf von ungefähr anderthalb Stunden machten wir uns auf den Rückweg . . . In Rendsburg mußte ich einen Augenblick bei einem ſeiner Freunde eintreten; ich ſchlug es Anfangs ab, weil ich den Grund nicht errieth, und er ſagte Nichts weiter; dann fragte ich: „Säheſt Du's gern?“ und er antwortete: „Ja, ja, der Mann erfährt doch, daß Du hier geweſen biſt, und er hilft mir zuweilen aus“. In meinem Gaſthof ließ ich (ich war ſelbſt noch nüchtern) etwas zu eſſen geben; bei einem Glaſe Bier lebte er ordentlich wieder auf und gab manchen ſeiner alten humoriſtiſchen Funken von ſich, wie z. B. den: „Heut iſt der Erntetag der Juden, denn die armen Leute ziehen aus.“ . . . Als ich einpackte, bat er mich um eines der ſeidenen Taſchentücher, das zerriſſen war. Ich fragte: „Du willſt es Deiner Alten wohl mitbringen?“ Er erwiederte: „Das nun wohl auch, ja, aber es iſt mehr der Leute wegen! Ich werde ſagen: das iſt ſein ſchlechteſtes“ . . . Beim Abſchied mußte ich durchaus ſeinen Handſtock zum Andenken mitnehmen. Sie laſſen Alle grüßen; de lüttje Kunrad, de grote Tinne.“

Nach Hamburg zurückgekehrt, fand Hebbel Campe bereit die Nibelungen zu übernehmen und auch für die Geſammt-Ausgabe geſtimmt. Nun ging Hebbel nach Berlin, wo wir ihn ſchon gefunden haben.

Obwohl dieſes Jahr für Hebbel reich geweſen war an tief aufregenden Erlebniſſen und vielfacher äußerer Bewegung, ſo hatte doch ſeine literariſche und dichteriſche Thätigkeit nicht ganz geſtockt und, obwohl gering an Umfang, fehlte es ihr nicht an nachdrücklicher Wirkung und lautem Widerhall. — Im Jahre 1858 war der erſte Band eines weit ausſehenden Unternehmens erſchienen, durch welches Friedrich Bodenſtedt „Shakſpeares Zeitgenoſſen in Charakteriſtiken und Ueberſetzungen“ dem deutſchen Publikum genauer bekannt machen wollte, als es bis dahin geſchehen war. In der Vorrede ſprach Bodenſtedt mit großer Zuverſicht von ſeiner Arbeit und ziemlich abſchätzig von ſeinen Vorgängern im Werke; die Leiſtung jedoch rechtfertigte keineswegs die erhobenen Anſprüche. Hebbel ſchrieb nur ungerne Kritiken; dieſes Buch aber ſchien ihm des Gegenſtandes wegen wichtig und die falſchen äſthetiſchen Grundſätze, die es ausſprach, durch Bodenſtedts Beliebtheit bei der deutſchen Beleſenheitsbildung gefährlich genug, um es eingehender zu betrachten. Er that es mit überlegener Einſicht, dabei rückſichtsvoll im Ton, und glaubte, daß „die Ausführlichkeit ſeiner Anzeige dem aufrichtig geſchätzten Herausgeber ſeine Theilnahme verbürgen würde“. Bodenſtedt faßte es anders auf. In der Vorrede des zweiten Bandes erhob er (1860) gegen Hebbel Anklagen, die eben ſo unbegründet als im Ausdrucke unziemlich waren. Nun veröffentlichte Hebbel (1861) noch zwei Aufſätze. Mit der Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe einer vornehmen Natur läßt Hebbel ſeinen Gegner ausführlich zu Wort kommen und widerlegt ihn dann in einer Weiſe, in der die leidenſchaftliche Erregung des muthwillig Angegriffenen ſich durch das Bewußtſein, in der eigenen Sache die allgemeine zu führen, zu der unparteiiſch prüfenden Ruhe des Richters erhebt. Wie ein ſittliches Verdammungsurtheil lautet es, wenn Hebbel den Herrn Profeſſor alles Ernſtes auffordert, ſeine Anſchuldigungen gründlich nachzuweiſen oder in ſeiner nächſten Vorrede ehrlich und unumwunden zurückzunehmen. Um ihm zu zeigen, „was in ſolchen Fällen zuweilen auf dem Spiele ſteht“, erinnert er ihn an den bekannten furchtbaren Ausſpruch Leſſings: „Wer fähig iſt, eine Schriftſtelle wider beſſeres Wiſſen und Gewiſſen zu verdrehen, iſt zu allem anderen fähig; kann falſch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterſchieben, kann Thatſachen erdichten, kann zur Beſtätigung derſelben jedes Mittel für erlaubt halten“. Dann entblößt er, diesmal ſchonungslos, alle Schwächen des Bodenſtedt'ſchen Buches. In dem ſpäteren jener beiden Aufſätze, in welchem er den zweiten und dritten Band erörtert, ſetzt er ſeine Unterſuchung mit vernichtendem Gleichmuth fort, „als ob inzwiſchen gar nichts vorgefallen wäre“. Es war von Seiten Bodenſtedts wirklich nichts vorgefallen; und Hebbel konnte ihm Lob und Tadel mit der ſouveränſten Ueberlegenheit ertheilen, ſein „ſchönes Ueberſetzertalent, den Mann mit den ſieben Zungen, der ſeine Vorgänger, ſelbſt Tieck nicht immer ausgeſchloſſen, in den meiſten Fällen übertrifft“, eben ſo rühmen, wie den ſeichten Aeſthetiker rügen, der ein Drama durchſichtig zu machen glaubt, wenn er deſſen Scenenfolge angibt.

Dieſe Polemik, in die Hebbel ſich ſehr gegen ſeinen Willen verwickelt ſah und die nur kleinere Kreiſe in Bewegung ſetzte, mit deren Ergebniſſen er aber vollkommen zufrieden ſein durfte: war nur der Vorläufer eines viel gewaltiger tobenden Sturmes, den er eben ſo ahnungslos gegen ſich heraufbeſchworen hatte. Ein politiſch exaltirter junger Mann, Oscar Becker, hatte am 14. Juli 1861 den König von Preußen in Baden-Baden meuchleriſch angefallen. Hebbel war darüber auf das Tiefſte entrüſtet. „Es iſt doch unglaublich!" ſchrieb er an Dingelſtedt. „Ein ſolcher Menſch weiß, daß der Sand'ſche Meuchelmord Deutſchland dreißig Jahre gekoſtet und alle Gefängniſſe gefüllt hat, und er glaubt die verruchte Dummheit im größten Styl wiederholen zu dürfen, bloß, weil er ſein koſtbares Studentenleben daran ſetzt. Mich hat ſelten Etwas mit ſolchem Ekel erfüllt und ich fürchte die Folgen." Dem Großherzog von Weimar ſchrieb er: „Das furchtbare Ereigniß in Baden hat mir acht Tage lang keine Ruhe gelaſſen; Erdbeben, Ueberſchwemmungen, feuerſpeiende Berge ſind in meinen Augen Nichts gegen ſolche Eruptionen des menſchlichen Gehirns, die doch, da ſie mit der Vernunft abſolut Nichts zu thun haben, unbeſchadet der Zurechnungsfähigkeit, mit ihnen zuſammenhängen müſſen, und ich gelange nicht eher wieder zum Frieden mit mir ſelbſt, ja mit der Menſchen-Natur überhaupt, als bis ich ſie mir auf irgend eine Weiſe moraliſch auflöſen kann". Vierzehn Tage nach dem Verbrechen entſtand in dem friedlichen Landhaus zu Gmunden Hebbels Gedicht „An den König Wilhelm I. von Preußen". Auch hierin zeigte es ſich, wie ſehr der Dichter ſich von Oeſterreich abgewendet hatte: mit Recht ſagte er in einem Brief an Klaus Groth, das Gedicht ſei an den „ewigen" König von Preußen gerichtet; dem Staat galt, was an deſſen Oberhaupt adreſſirt war. Hebbel dachte dabei nur an Deutſchland und wies warnend auf deſſen äußere Feinde; die Gegnerſchaft der öſterreichiſchen Slaven bezeichnete er in den Verſen:

Auch die Bedientenvölker rütteln
Am Bau, den Jeder todt geglaubt,
Die Czechen und Polacken ſchütteln
Ihr ſtrupp'ges Karyatidenhaupt.

Die Beleidigten ſchrieen in wilder Empörung auf, als das Gedicht im October von der Leipziger Illuſtrirten Zeitung veröffentlicht wurde. Ihre Zeitungen, auch die deutſch geſchriebenen, überboten ſich in Ausbrüchen der Wuth gegen Hebbel; ſie ſcheuten ſich nicht, die gemeinſten Vorwürfe gegen ſein Talent und ſeinen Charakter zu erheben. Als Hebbel aus Berlin zurückkehrte, erſtaunte er nicht wenig über den ganzen Lärm; er, der im Demetrius Ruſſen und Polen dichteriſch darzuſtellen ſuchte, wußte ſich frei von jedem Haſſe, von jeder Geringſchätzung gegen die Slaven, wenn er auch dem trotzigen Pochen der Czechen auf eine angeblich höchſt bedeutende Vergangenheit und dem myſteriöſen Hindeuten der Ruſſen auf eine geiſtesgroße Zukunft, mit lächelnder Ruhe ihre gegenwärtige Unzulänglichkeit vorhielt und die Fülle deutſcher Bildung über ſie ſetzte. Uebrigens ſah er gelaſſen den Tumult raſen und ſich ſelbſt erſchöpfen. „Das Ende vom Liede war“, wie er einige Monate ſpäter einem Freunde erzählte, „daß Böhmen und Polen ſich in den Wirthshäuſern die „Bedienten-Völker“ gegenſeitig in's Geſicht ſchleudern, ohne meiner in Glimpf und Schimpf noch irgend zu gedenken, und daß das Wort alle Ausſicht hat, in Circulation zu bleiben.“ Damit ſchloß ſich dieſe Völkerfeindſchaft für ihn eben ſo humoriſtiſch ab, wie jene Polemik mit Bodenſtedt, deſſen Verleger ihn ſchließlich zur Mitarbeiterſchaft an ſeiner Zeitung eingeladen hatte.

Wenige Wochen ſpäter wurde Hebbel von dem Gemeinderathe Wiens eingeladen, zu der beſchloſſenen Feier des erſten Jahrestages der Verfaſſung einen Prolog zu dichten. Hebbel dachte, er habe dieſe Ehre ſeiner deutſchen Geſinnung zu verdanken und ging auf den Antrag willig ein: erſt ein Jahr ſpäter erfuhr er, daß man ſchon an drei Thüren umſonſt geklopft hatte, bevor man ſich der ſeinigen erinnerte. Friedrich Halm, Johann Gabriel Seidl und Anaſtaſius Grün, drei geborene Oeſterreicher, hatten diplomatiſch abgelehnt, unter allerhand Vorwänden allerdings, „eigentlich aber weil ſie noch nicht wußten, wie ſie Licht und Wind zwiſchen der alten Krone und ihrem neuen Rath vertheilen ſollten“; Hebbel, der mit däniſchem Paß in Wien lebende Holſteiner, fand den rechten Ton. Sein Prolog, mit dem (am 25. Februar 1862) die Feſtvorſtellung im Hofoperntheater eröffnet wurde, gefiel, freilich nur, wie Hebbel ſagt, „ſo weit er ſich im ordinären Gleiſe hielt; als die Sachen kamen, wegen deren ich ihn allein geſchrieben hatte, die ſchöne Erfindung von dem Zauberhort und die Schluß-Viſion, kühlte das Publikum ſich ab und ich hatte, nach den Referaten der Zeitungen, meinen Dichterſchwung verloren“. Man hatte dem Dichter nicht einmal einen Sitz für die Vorſtellung geſchickt, ſo daß er ſeine eigenen Verſe nicht zu hören bekam. Am nächſten Morgen erſchien freilich, mit allen ſeinen Orden behängt, ein Gemeinderath bei Hebbel, bat um Entſchuldigung und verſicherte, daß zwei für ihn beſtimmte Karten nur aus Verſehen nicht an die rechte Adreſſe gelangt ſeien. „Das geſchah aber“, meint Hebbel, „gewiß nur in Folge einer Journalnotiz.“ Seinerſeits hatte ein Miniſter den „vaterländiſchen Dichter“ Otto Prechtler, der den Feſtprolog für eine Vorſtadtbühne verfaßt hatte, für den Urheber des Hebbel’ſchen gehalten und ihm ſeine kunſtverſtändige Anerkennung ausgeſprochen. So war alſo durch die officielle Vertretung von Stadt und Staat dafür geſorgt, daß auch dieſem Erlebniß die komiſche Schlußwendung nicht fehle.

Hebbel war mit Reſignation nach Wien zurückgekehrt; er fügte ſich in’s Unvermeidliche. Die productive Stimmung, die der Herbſt ihm zu bringen pflegte, war durch die Unruhe der Situation verſcheucht worden; der Winter hatte ihm als reichſte Frucht nur jenes Verfaſſungs-Gedicht geſpendet. Mit dem Beginn der ſchönen Jahreszeit ergriff ihn abermals jener unruhige Drang nach Ortsveränderung, der ihn ſchon ein Mal ohne rechte Reiſeluſt nach Paris getrieben. Diesmal gab Marſhall ihr die

Richtung nach London, wo er ſelbſt weilte und eine Weltinduſtrie-Ausſtellung ihr glänzendes Lager aufgeſchlagen hatte. Die bedeutend herabgeſetzten Fahrpreiſe der Eiſenbahnen wirkten mitbeſtimmend auf den haushälteriſchen Dichter. Im Juni machte er ſich auf den Weg, erſtieg in Straßburg den Münſter, brachte ein paar Tage einſam und durch ſchlechte Herberge verſtimmt in Paris zu und ſah ſich endlich in den ungeheueren Wirbel Londons verſetzt. Mit Marſhall durchſtreifte er fleißig Stadt und Umgegend. Die lebensfriſche Jovialität des wackern Mannes gewann vollſtändig ſeine Zuneigung. „Marſhall iſt ein prächtiger Menſch; Einer von den Wenigen, dem man ſich ganz aufknöpfen kann, ohne den Kehrbeſen zur Hand genommen und den Bruſtkaſten ausgefegt zu haben; er gleicht mir in Allem, bis auf's Spaßmachen". Als Marſhall nach Weimar zurück kehren mußte, war Sigmund Engländer Hebbels täglicher Begleiter und kundiger Führer. Hebbel hatte gleich nach ſeiner Ankunft den alten Freund aufgeſucht, zu deſſen freudigſter Ueberraſchung. „Ich fand ganz den alten Menſchen von Achtzehnhundertſechsundvierzig wieder, ſchreibt Hebbel; den tiefſinnigen genialen Dichter-Interpreten, den das politiſche Sturmjahr gewaltſam aus ſeiner Bahn riß und in der Luft herumdrehte; auch äußerlich wenig verändert und nur zu ſeinem Vortheil." Engländer hatte ſich behagliche Verhaltniſſe, eine glückliche Häuslichkeit gegründet und ruhte nicht, bis Hebbel in ſein Haus gezogen war, wo er und ſeine Frau ihn auf das Sorgſamſte hegten und pflegten. Dieſem machte es ein ſeltſames Gefühl, ſich von denſelben Büchern umgeben zu ſehen, die er in Wien ſo oft korbweiſe von Engländer holen ließ. Eben ſo erquickte ihn der Verkehr mit dem gereiften Freunde; „ſeit Jahren zum erſten Mal wieder ein ordentliches Geſpräch!" rief er aus.

Einmal in London, wollte Hebbel nichts verſäumen und tummelte ſich wacker, bis in die Nacht hinein: „dieſen Leviathan bringt man nicht ſo raſch unter die Füße“. „Engländer begleitet mich den ganzen Tag und opfert ſich förmlich für mich auf, ganz wie in alter Zeit. Da er England kennt, wie Wenige, ſo ſehe ich an ſeiner Seite viel, was mir ſonſt entgangen wäre“. Der Eindruck, den London auf ihn machte, war ein gewaltiger, doch ging er nicht von der äußeren Größe der Stadt aus. „Meine Natur iſt auf große Dimenſionen eingerichtet und Multiplicationen imponiren mir nicht lange, auf Multiplicationen läuft aber zuletzt doch Alles hinaus. Am nachhaltigſten wirkt auf mich das moraliſche Klima, das, wie das phyſiſche, jeden Athemzug tingirt, die freie Bewegung des Volks innerhalb der Schranken ſtrenger Geſetzlichkeit, mit einem Wort: der Reſpect, den es vor ſich ſelbſt hat. Das verräth ſich in tauſend Zügen; wie der Engländer das Geſetz ſelbſt gibt, ſo überwacht er es auch ſelbſt und Beides muß zuſammenfallen oder Nichts iſt erreicht. Uebrigens fühle ich mich hier, wie unter Verwandten. Engländer und Deutſche ſtehen ſich näher, als ich je gedacht hätte.“ Hebbel erinnert ſich offenbar, über Wien hinweg, an ſeine ditmarſiſche Heimath.

Drei Wochen hielt er ſich in London auf, dann ging er wieder auf einige Tage nach Paris, nicht ohne der „Sirene“ Abbitte zu thun: „es iſt und bleibt die angenehmſte Stadt der Welt“. Ueber Stuttgart, wo Eduard Mörike ihm enthuſiaſtiſch über die inzwiſchen gedruckten Nibelungen ſprach, gelangte er nach Gmunden. Eigentlich war er mit ſeinem Hineinſchauen in London nicht zufrieden: „Wen die Natur dazu beſtimmt hat, ſich in's Einzelnſte zu vertiefen, und ſelbſt die Blutkügelchen noch wieder zu zerſetzen, der ſoll ſich nicht vor ein Kaleidoſkop ſtellen. Die ſogenannten Total-Eindrücke ſind nichts für mich; was ich nicht völlig bewältigen kann, das iſt für mich gar nicht da“. Als das Hauptergebniß betrachtete er das Wiederſehen mit Sigmund Engländer; ſtets voll Theilnahme für die Beſchäftigung und Intereſſen ſeiner Freunde, drängte er ihn, ſeine „Geſchichte der Arbeiter-Aſſociationen“ zu beendigen und verſchaffte ihm Julius Campe zum Verleger.

Im Auguſt fuhr er, von der Großherzogin von Weimar eingeladen, nach Wilhelmsthal. Dort genoß er, wie er an Uechtritz ſchreibt, „herrliche Stunden, namentlich mit der hohen Dame ſelbſt, die von einer Tiefe und Feinheit des Empfindens und von einem Umfang des Geiſtes iſt, daß ſie unmittelbar in den „Taſſo“ hinein verſetzt werden könnte. Mein Weg hat mich oft genug mit fürſtlichen Perſonen zuſammengeführt, um im Stande zu ſein, zwiſchen dem friſchen Grün, das lebendig im Moment aufſchießt, und dem für alle Fälle aufgeſpeicherten trockenen encyklopädiſchen Heu zu unterſcheiden“. Ueber das Auftreten Hebbels urtheilt ein geübter Beobachter, Adolf Schöll, der etwas ſpäter in Wilhelmsthal eintraf, auf folgende Weiſe: „Ich fand Hebbel ſchon frei von dem Gefühl der Ungewohntheit des Umgangskreiſes, dem er nicht ohne eine gewiſſe Schüchternheit entgegen gegangen war. Die Zwangloſigkeit, wie ſie die Fürſtin ihren Gäſten in einer ſichern und feinen Berückſichtigung der Eigenthümlichkeit eines jeden unvermerkt zu geben weiß, drückte ſich im heitern Gleichmuth ſeiner Stimmung aus. Was Talente, die ein allgemeines Intereſſe erregt haben, wenn ſie zur vornehmſten Geſellſchaft Zutritt erhalten, gern für erwartet und ſchicklich nehmen, daß ſie ihre begabte Perſönlichkeit in allen Facetten brilliren laſſen, lag durchaus nicht in der Sinnesart Hebbels, und ſobald er empfunden hatte, daß es von der Fürſtin eben ſo wenig darauf abgeſehen war, ihn in ihrem Salon ſich aufſpielen zu machen, ſondern nur ihrer Hochſchätzung ſeiner Leiſtungen und reinem Wohlwollen ſeiner Perſon Ausdruck zu geben, wiegte er ſich im lindeſten Behagen. Die Umgebung der Frau Großherzogin war, als ich hinkam, beinahe verwundert über Hebbels einfach beſcheidenes Gehaben. Von all den verſchiedenen Künſtlern und Schriftſtellern, die ſeit vielen Jahren gelegentlich Gäſte des Hofs geweſen, hatte ſich bei der Unterhaltung keiner in dem Grade wie Hebbel auf artige Aufmerkſamkeit und gefälliges Beiſtimmen beſchränkt, ohne jemals einen Anlaß zu geiſtreicher Aeußerung, Erzählung, Geſprächsbemächtigung zu ergreifen, geſchweige zu ſuchen. Das war aber nicht Verſchloſſenheit, ſondern gelaſſenes Hingeben an die huldvoll ihm gebotene Erholung, natürlicher, ſpannungsloſer Antheil an dieſem gemächlich bewegten kleinen Kreiſe ſeiner Geſellſchaft und offenes Einathmen des Naturgenuſſes, deſſen Reize die Schloßgebäude und die Gänge des Parks im Wälderſchoß umwallen. Zum Ruhen und Spazieren unter ſolchen lauteren Sinneserfriſchungen in ſelbſtgewählter Einſamkeit oder leichtgefundener Begleitung, ließ die Geſellſchaftsordnung dem Belieben des Gaſtes Zeit und Spielraum genug und in ſolchen Momenten ward mir nun wohl und warm an ſeiner Seite". Auch Marſhall wurde nach Wilhelmsthal gezogen; mit ihm und Schöll machte Hebbel einen Ausflug nach der Wartburg, wo viel über Hegel debattirt wurde und als Hebbel einige Tage ſpäter Abſchied nahm, tranken die drei Freunde im Schützenhauſe bei Weimar ein fröhliches Smollis.

Die productive Stimmung wollte ſich auch in dieſem Herbſte nicht einſtellen; der Demetrius ruhte, „wie ein Stein", — und was Hebbel, von Emil Kuh um Beiträge für deſſen öſterreichiſches Dichterbuch erſucht, ihm an lyriſchen Gaben freundlich überließ, war ſchon früher entſtanden. Je peinlicher ihm dieſer Zuſtand war, der ihm ein Mal ſogar den verzweifelten Stoßſeufzer erpreßte, er beklage es, „nicht auch in Staat und Kirche wie mancher Andere untergebracht zu ſein“, um Referate auszuarbeiten oder Predigten zu halten: um ſo erfreulicher berührten ihn die wachſenden Erfolge der Nibelungen. Sie waren im Beginn dieſes Jahres erſchienen und hatten in ganz Deutſchland Aufſehen und Intereſſe, vielfach auch Bewunderung erregt. Die Kritik ſah ſich zu ernſten und ausführlichen Abhandlungen veranlaßt, worin die Anerkennung bei weitem überwog.

Auch einige Theater wagten ſich an die gewaltige Aufgabe. Gleich nach Dingelſtedts glänzendem und glücklichem Vorgange hatten Herr von Hülſen in Berlin und Herr von Puttlitz in Schwerin, ſich das Manuſcript von Hebbel ausgebeten und die Aufführung zugeſagt, allein es dauerte ein volles Jahr, bevor die Dichtung Gelegenheit erhielt, ſich an beiden Orten vor den Lampen ſehen zu laſſen und wiederholt die größte Wirkung hervorzubringen. Jetzt erinnerte ſich auch München ſeines alten Vorſatzes und bereitete die Darſtellung vor; in Dresden verhinderte ſie nur noch Bogumil Dawiſon, während der Kronprinz von Sachſen ſich dafür intereſſirte. Hebbel ſchrieb am 31. December d. J. in ſein Tagebuch: „Die Nibelungen haben mehr Erfolg, wie je ein Werk von mir; in der Preſſe wie auf dem Theater. Ganz gegen meine Erwartung, ſo ſehr, daß ſich nicht auch im letzten Winkel des Herzens eine ſtumme Hoffnung verbarg, die das ahnte. Aufhören, den Dudelſack an den Nagel hängen, wäre jetzt vielleicht das Beſte“.

Nach ſo vielfach bewährter Wirkungsfähigkeit des Stückes, glaubte endlich auch Director Laube, es mit einer Aufführung verſuchen zu dürfen, freilich nur mit den erſten zwei Theilen der Trilogie. Am 19. Februar 1863 erſchienen ſie zum erſten Male auf dem Hofburgtheater. Hebbel war bei der erſten Vorſtellung nicht zugegen, ſondern machte ſeinen gewohnten Spaziergang; es widerſtrebte ihm, hinter den Couliſſen zuverſichtlich im Frack zu erſcheinen, der dann, wenn er ſich entbehrlich zeigt, ſich in ein Neſſushemd verwandelt. Nach der Vorſtellung brachte Frau Hebbel, welche die Brunhild geſpielt, die beſten Nachrichten: der Erfolg war ein vollſtändiger. Er hielt nicht nur an, er ſteigerte ſich; das Haus war jedes Mal ausverkauft, die Fremden ſchickten aus den Gaſthöfen um Billets zu Hebbel und obwohl die Direction das Stück nichts weniger als günſtig behandelte, ſo wurde es doch im Juni ſchon zum zehnten Male gegeben und zwar auf Befehl des Hofes, zur Eröffnung des Reichsraths.

Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb Hebbel an Adolf Stern Folgendes: „Das gemeine Theaterſtück, wie es bei uns die Bühnen überſchwemmt, hat es mit den allergewöhnlichſten Zuſtänden und Menſchen zu thun. Es braucht ſich nicht erſt Glauben zu erkämpfen, denn er verſteht ſich von ſelbſt; auf jeder Straße trifft man den Helden und ſein Schickſal obendrein. Das poetiſche Drama kann gar nicht exiſtiren, ohne mit dieſer Welt zu brechen und eine andere dafür aufzubauen, ganz gleichgültig, ob es ſich in einer Bürgerſtube oder in einem Königsſaale abſpielt. Das Publikum, man ſage was man wolle, läßt ſich gelegentlich gerne beim Schopf nehmen und über alle Erbſenfelder und Düngerhaufen durch die Lüfte führen, wie der Prophet des alten Bundes. Aber es muß der Rechte ſein der die Hand ausſtreckt, kein eitler Narr. Nun gibt es jedoch eine Menge Geſellen, die ſich berufen fühlen, dieſe Rolle zu ſpielen, da iſt es denn kein Wunder, daß Habakuk ſich wehrt, denn was hätte er davon, wenn er ſich willig zeigte? Ausgeriſſene Haare, Schmerz im Nacken und einen zerbrochenen Grütztopf. Nun aber die Herren Intendanten und Directoren! Sie wirthſchaften das ganze Jahr hindurch mit den Induſtriellen, wie ich die jedesmaligen Kotzebues und Ifflands nennen möchte, und befinden ſich wohl dabei. Nun kommt ein Schalttag und an dem ſoll den Muſen geopfert werden. Da greifen ſie denn nach irgend einer Stelzentragödie, einem Perſeus von Macedonien, einem Demetrius von unſerem krittlichen Freund Kühne. Das Publikum merkt, daß die Herren Verfaſſer, die für den großen Macedonier König oder den ruſſiſchen Herrn das Wort ergreifen, kaum für ihre Kammerdiener ſprechen können: es lacht oder ſchläft ein und Intendanz und Direction haben einen neuen Beweis in Händen, daß es mit dem „höheren" Drama nicht geht. Gerathen ſie dann einmal an das Rechte, ſo ſind ſie über den eigenen Erfolg erſtaunt".

Die Triumphe der Nibelungen im Burgtheater hatten Hebbel zum Helden des Tages in Wien gemacht, eine Ehre freilich, die er mit einem Diplomaten zu theilen hatte, der in einem Duell um eine käufliche Schöne geblieben war; die Photographien des Dichters und des Lebemannes prangten neben einander in den Schaufenſtern der Händler. Hebbel ſchien in Mode zu kommen; die Leute drängten ſich an ihn, als ob er nicht ſeit achtzehn Jahren in derſelben Stadt mit ihnen gelebt hätte. Auch die ſtudierende Jugend machte ihn zum Gegenſtande ihrer Huldigungen; ſie hielt ihm zu Ehren zwei feierliche Commerſe ab. Obwohl er ſich krank fühlte und nur ungerne hinging, wollte er ſich doch einer „ſolchen Freundlichkeit" nicht entziehen. Der Enthuſiasmus der Studenten freute ihn; er meinte: „die Jugend iſt unbeſtechlich; ſie ruft nicht Hurrah! wenn ſie nichts empfindet". Auch erinnerte er ſich des tiefſinnigen Wortes von Napoleon: Es iſt einerlei, wofür der Jüngling ſich begeiſtert, wenn er ſich nur begeiſtert.

Wohl durfte Hebbel ſtolz ſein auf all den Beifall. Er ſah das umfangreichſte, reifſte, vielleicht letzte Werk ſeiner Kunſt in ſeinem Vaterlande warm anerkannt; ohne Clique, Cameraderie und Reclame, nur von der eigenen Kraft getragen, hatte es die ſchöne Siegesbahn zurückgelegt; mit reinen Händen empfing er die Gaben des Glücks. Aber er ſagte ſich zugleich, daß das Leben ihm nicht mehr viel zu bieten habe: er ging ſeinem fünfzigſten Geburtstage entgegen, und er mußte auf das baldige Verlöſchen ſeiner ſchöpferiſchen Fähigkeit gefaßt ſein. Ob er wohl noch im Stande ſein werde, ſeinen Demetrius „unter Dach und Fach“ zu bringen; ob er überhaupt noch daran denken dürfe, ſeine längſt entworfene Chriſtus-Tragödie auszuführen: dieſe Zweifel beunruhigten ihn lebhaft und manchmal ſuchte er einen grimmigen Troſt darin, daß ſelbſt das Größte vom Naturgeſetz nicht verſchont werde: „Der alte Tithon, ſagt er in einem Briefe an Klaus Groth, behielt die Stimme bis zuletzt; unſereins verliert ſie zuerſt und auch Vater Goethe hatte längſt den Stockſchnupfen, als er noch mit Lerchen und Nachtigallen um die Wette zu ſingen glaubte“.

Wie nun der fünfzigſte Geburtstag herangekommen war, lag Hebbel unwohl zu Bette. Eigentlich wollte er ihn gar nicht feiern, aber ſeine Freunde hatten dafür geſorgt, daß die Krankheit dem Tage nicht ihr Gepräge aufdrückte. Telegramme, Gedichte, Geſchenke bewieſen ihm herzlich und ſinnvoll, wie werth vielen Menſchen ſein Daſein und Wirken geworden ſei. Auch Weimar, das immer theilnehmende, fand ſich ein; die Großherzogin ſchickte einen koſtbaren ſilbernen Pokal und der Großherzog hatte, wie Marſhall ſchrieb, dem Dichter den Titel eines Hofbibliothekars beſtimmt; das Decret ſelbſt kam ſpäter an. Das Schönſte aber, wie Hebbel ſagte, kam von Julius Glaſer: zwei Aquarell-Gemälde, die ihm die ferne Vergangenheit unmittelbar vor die Augen und die Seele rückten, die Bilder der Kirche und des Kirchſpielvogt Mohr'ſchen Hauſes in Weſſelburen. Beim Anblick derſelben brach Hebbel in Thränen aus und in ſein Tagebuch ſchrieb er: „Dieſe zarte Aufmerkſamkeit hat mich tief gerührt! Das war kein flüchtiger, momentaner Einfall, den man ausführt, weil der Laden, an dem man zufällig vorbeigeht, Gelegenheit dazu bietet; das war ein Gedanke, der durch eine lange Kette von Händen laufen mußte, bevor er verkörpert werden konnte.“

Die Krankheit, die Hebbel an ſeinem Geburtstage bettlägerig gemacht, war ſeine alte Gefährtin. In Kopenhagen hatte ſie ihn zuerſt aufgeſucht, in München ſich neuerdings gemeldet, in Paris und Italien ihn unbehelligt gelaſſen, in Wien ſich ſofort eingeſtellt und nicht mehr von ihm gewichen. Oftmals ſchienen die Aerzte ſie gebannt zu haben, ſie kehrte aber immer wieder zurück. Man nannte und behandelte ſie als einen hartnäckigen Rheumatismus. Hebbel ertrug die Schmerzen mit Geduld, nur wenn ſie ſich in eines ſeiner Beine verſchanzten und ihm das Gehen beſchwerlich oder ganz unmöglich machten, wurde er heftig. Er bereute jedesmal ſolche Aufwallungen, unter denen ſeine Umgebung litt, allein das Gehen war ihm Lebensbedingung: „Wer mir die Beine nimmt, pflegte er zu ſagen, nimmt mir auch den Kopf; ich habe nur Gedanken, wenn ich mich bewege. Im Frühjahr 1862 hatte ihm ſeine Frau ein Täfelchen geſchenkt, worauf mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtand: Geduld! Geduld! Er freute ſich ſehr des discreten Mahners und ſtellte ihn auf ſeinen Arbeitstiſch. Später, als ſich ſein Befinden verſchlimmert hatte, fügte er den Ausruf hinzu: Vorſicht! die Gicht! Manchmal gab er wohl auch ſich ſelbſt die Schuld: man ſollte lernen, daß man kein Jungling iſt. Seine Lebensweiſe ordnete er bis in's kleinſte Detail diätetiſchen Geſetzen; „nicht um lange zu leben, ſondern um geſund zu bleiben“. Die ärztlichen Anordnungen befolgte er auf das Pünktlichſte, ſelbſt dann, wenn er die Richtigkeit derſelben bezweifelte: „Es geht mir eigen mit den Aerzten, faſt ſo wie mit den Dichtern. Dieſe müſſen ſchon coloſſal arrogant auftreten, wenn ich die Verſe, die ſie mir vorleſen, tadeln ſoll, und Jene müſſen ſich ſo vergreifen, daß es ſich um Leben und Tod handelt, wenn ich zur Oppoſition ſchreiten ſoll. In der Regel hören ſie von mir nur was ſie hören wollen; wenn ſie ſelbſt ein naives Vertrauen zu ihrer Methode an den Tag legen, ſo kann ich es nicht über's Herz bringen, ſie darin zu ſtören, und erkläre lieber, daß ich Beſſerung verſpüre, als daß ich die Wahrheit ſage. Das veranlaßt dann allerlei Irrthümer".

Eine ſtarke Erkältung, die er ſich in Wilhelmsthal zugezogen und nicht gehörig beachtet hatte, ſetzte ihm den nächſten Winter arg zu mit Seitenſtechen und Rippenſchmerzen, jedoch ohne ſein Gemüth weſentlich zu beeinfluſſen. Jeder ſchmerzfreie Tag wurde zu dem gewohnten langen Spaziergang benützt; Abends beſuchte er gerne eines der Vorſtadt-Theater, wo er ſich den Abällino zwei Mal anſah und mit Nachbar Hausknecht und Nachbarin Köchin um die Wette dem Heldenſpieler Beifall klatſchte; das alte Stück hatte ihn an ſeine Jugendtage erinnert. — Mit dem Frühjahr kam das günſtigere Wetter, aber die ihm zu Ehren veranſtalteten Commerſe, denen er bis tief in die Nacht beiwohnte, brachten ihm abermalige Erkältungen die ſeine Leiden bedeutend ſteigerten. Auf den Rath der Aerzte ging Hebbel, der Soolenbäder wegen, ſchon Mitte Juni nach Gmunden, zum erſten Male allein. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt berichtete er ſeinem vieljährigen Hausarzt und anhänglichen Freund, Doctor Benedict Schulz, daß der ſchwere Kopf und das ſteife Kreuz, die er aus Wien mitgebracht, noch unleidlicher geworden ſeien; den Kopf könne er nur mit Mühe heben, wenn er einmal läge; der Hals bis zur Schulter zeige ſich ungefügig; es falle ihm ſchwer, ſich im Bette umzuwenden oder vom Sopha aufzuſtehen; er könne ſich nicht bücken, noch weniger ſich waſchen; Huſten, Räuspern und Nieſen ſchneiden ihn in den Rücken wie polniſche Senſenhiebe; in der Nacht ſei ihm jedes Lager zu hart.

Hebbel ſchloß dieſen Bericht mit den Worten: „Hier iſt Alles, lieber Schulz, was ich Ihnen ſagen kann! Es mag ein miſerables Krankheitsbild ſein, aber es hilft dem Laien nicht viel, daß er im Burdach geblättert hat; er weiß ſich, wenn es zum Treffen kommt, nicht deutlicher zu machen, wie die Kalenderfrau. Aber ſo viel werden Sie hoffentlich daraus erſehen, ob der Prozeß ſeinen richtigen Gang geht, oder ob eingegriffen werden muß". Der Brief iſt unterzeichnet: „Ihr Lazarus Hebbel". Während Hebbel, der ſich überall für einen Dilettanten hielt, wo er nicht in die Tiefe eingedrungen, von ſeinem Krankheits-Bulletin ſo gering dachte, erklärte Doctor Schulz, dasſelbe könnte nebſt allen ſpäteren wegen der genauen Beobachtung und präciſen Darſtellung der Symptome, als von einem Fachmanne abgefaßt erſcheinen. Auch durch ihre Objectivität machen ſie dieſen Eindruck; ſie ſind mit der Ruhe eines Naturforſchers geſchrieben und kein Laut der Klage, kein Ausruf der Ungeduld verräth, daß der Beobachter zugleich der Beobachtete, der Schreibende zugleich der Leidende ſei.

Dieſe Unabhängigkeit der Stimmung verließ den Dichter auch nicht bei den kleinen, dem Kranken ſonſt ſo empfindlichen Verdrießlichkeiten des Tages; ſie machten ihn weder übellaunig noch hypochondriſch; trotz ſeiner Hülfsbedürftigkeit ſcherzte er über die Unbehülflichkeit ſeiner alten Bedienerin und wünſchte ſich nur die Sturmglocke des Wiener Stefans-Domes, um ſich mit der faſt vollſtändig Tauben zu verſtändigen. Inmitten der Qualen faßte er neue Luſt zum Leben und Schaffen. Er ſei entſchloſſen, ſchrieb er, den Alp der fünfzig Jahre abzuwerfen und muthig zu verſuchen, ob er der fliehenden Zeit nicht noch einige bleibende Werke abringen könne; Pläne und Stoffe habe er für Jahrhunderte. Er glaubte an ſeine Geneſung, wenn auch an eine langſame. Freilich verſank er manchmal in ein Hinbrüten, aus dem er dann gewöhnlich mit dem halblauten Ausruf ſich empor richtete: Gott ſchütze! aber dieſes Schauern war keineswegs ein beſtändiges, dieſe Todesgedanken ſetzten ſich in ihm nicht feſt; ſie hatten eigentlich den Charakter der Ueberraſchung an ſich, die flüchtig kommt und ſchnell verſchwindet. Und nur eine ihm ſelbſt unbewußte Vorausſicht des baldigen Scheidens war es, wenn ihm plötzlich ein verlorener Klang aus der Jugendzeit wieder in der Seele ertönte, längſt vergeſſene Weſſelburener Strophen ihm wieder einfielen. Aus dem klarſten und reinſten Daſeinsgefühl entſprang dagegen (am 27. Juni) das Gedicht: Die Linde.

Ich ſchritt vorbei an manchem Baum,
Im Spiel der Morgenwinde;
Da rief ich plötzlich wie im Traum:
O Gott! o Gott! wie linde!

Es war der holde Lindenbaum,
Ihn kräuſelten die Winde,
Da weckte aus dem Dichtertraum
Sein ſüßer Duft mich linde.

Ich aber ſprach: Du einz'ger Baum,
Dich grüßt wohl ſelbſt der Blinde,
Der deinen Namen nie im Traum
Vernommen, noch als Linde.

Zu dieſem Gedicht bemerkt er in ſeinem Tagebuch: „Buchſtäblich erlebt, als ich um halb zehn in's Bad ging.“ — So ganz frei war er von Verbitterung, daß auch das Verkehrte ihn nur komiſch berührte; halbe Stunden lang konnte er dann in einer ſchnurrigen Melodie vor ſich hinſingen: „die ele — gan — te Tr — ni“ und damit den leeren Jubel der Wiener über die Parodie eines mittelmäßigen Stückes anerkennend verſpotten.

Im Juli verſchlimmerte ſich ſein Uebel ſehr merklich; der ſchwere Kopf war ein ganz bewegungsloſer geworden, den Hebbel mit den Händen ſchieben und heben mußte; der ſogenannte Rheumatismus wüthete auf das Heftigſte im ganzen Körper; elende Tage wechſelten mit ſchlechten Nächten; die Spaziergänge mußten aufhören; Hebbel ſah ſich zu gänzlicher Unthätigkeit verdammt. Aber aus dem Abgrund der Qualen ſchwang ſich ſein Geiſt ſieghaft empor in dem Gedicht: Der Bramine. Als er dieſes hohe Lied der entſetzlichſten Schmerzen und der erhabenſten Selbſtüberwindung ſeiner Frau vorlas, rief dieſe aus: Friedrich! Friedrich! das iſt Dein Teſtament! Mitte Auguſt kehrte er nach Wien zurück, zwar nicht, wie er ſagte, ohne Begleitung Belzebubs, jedoch mit der Hoffnung, daß der Arzt dieſen exorciſiren werde. Als Doctor Schulz ſeinen Patienten noch am Tage ſeiner Ankunft beſuchte, fand er ihn im Stuhle ſitzend, blaß, abgemagert, das ſonſt ſo lebendige Auge matt. Hebbel machte auf ihn den Eindruck eines von einem tiefbedeutungsvollen Leiden ergriffenen Menſchen. Im September wurden die Schwefelbäder Badens bei Wien verſucht, und kaum hatten ſie dem Kranken einige Linderung gebracht, als ſich ſeine trübe Laune augenblicklich zur Munterkeit beſchwingte. Eines Tages war er, bei eingetretenem ſchlechten Wetter, nach Wien gekommen, um ſeine Familie zu ſehen und als ihn Doctor Schulz beſuchte, wollte er ihm über ſein Befinden keine nähere Auskunft geben, ſondern ſagte ihm: Sie ſehen, daß ich heiter bin; alles Uebrige werde ich Ihnen in einem humoriſtiſchen Briefe mittheilen, den ich mir vorgenommen habe an Sie zu ſchreiben. Und wirklich erhielt Doctor Schulz aus Baden nachſtehenden Brief:

„Liebſter Freund! Alſo: ich kann nieſen, ich kann huſten, ich kann mich räuſpern. Aber ich kann mich noch immer nicht waſchen, ich kann mich nicht bücken, ich kann mir kein Stück Brod

abſchneiden. Ueberhaupt fühle ich deutlich, daß die Wurzeln überall noch unberührt ſind, wenn die Schößlinge auch abfallen. Aber glücklicherweiſe kenne ich jetzt den Mann, der mir davon hilft, ſobald ich ſelbſt nur will. Es iſt kein Mitglied der mediciniſchen Facultät, ſondern der Halter oder, wie man ihn im übrigen Deutſchland nennen würde: der Hirte von Mödling. Dieſem Wunderthäter, der ſich von der Befleckung mit irdiſcher Wiſſenſchaft ſo fern gehalten, daß er nicht einmal leſen und ſchreiben kann, bringt man drei Monate hintereinander einen Gulden. Der Gulden muß jedoch entweder gefunden oder geſtohlen oder kreuzerweis zuſammengebettelt ſein, ſonſt wirkt er nicht. Dafür wird dem Patienten jedesmal in den Daumen oder nach Befund der Umſtände in die große Zehe geſchnitten, nicht mit einem Zauberinſtrument, ſondern mit einem gewöhnlichen Meſſer. Nach dem dritten Male verſchwindet der Schmerz oder er bleibt, je nachdem das Individuum Gott und dem König Salomo angenehm oder widerwärtig iſt. Solche Offenbarung wurde mir zu Theil, als ich am letzten Sonntag mit der Eiſenbahn von Baden nach Wien fuhr. Ein Herr, der nach ſeiner Uhr und nach ſeinen Ringen den gebildeten Ständen beigezählt werden mußte, eröffnete ſie mir, und eine Dame, deren Crinoline auch nichts zu wünſchen übrig ließ, trat als Zeugin ein. Sie hatte das Wunder an ihrem eigenen, gebenedeiten Leib erfahren. Ich aber halte es für meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die neue Erleuchtung nicht egoiſtiſcher Weiſe für mich zu behalten, ſondern ſie mit meinem Freunde zu theilen.
Ihr Friedrich Hebbel."

Dieſe heitere Stimmung Hebbels erhielt einen verklärten Ausdruck in einigen Liedern, wie ſie ſo thaufriſch ſich bei ihm überhaupt nur ſelten eingefunden. Die günſtige Wirkung der Bäder in Baden trug das ihrige bei; Hebbel erholte ſich dort ſo weit, daß er ſeine Spaziergänge wieder aufnehmen konnte, die er dann, nach Wien zurückgekehrt, fleißig fortſetzte.

Die Beſſerung war jedoch abermals nur eine ſcheinbare; Hebbel fand ſich bald neuerdings an's Zimmer, an's Bett gefeſſelt; Krankheit und Tod ſpielten mit ihm, wie mit einer ſicheren Beute. Aber zu dem finſterſten Gaſt geſellte ſich jetzt unerwartet der ſtrahlendſte, der ſich bei Hebbel am Liebſten im Herbſt einfand: die productive Stimmung. Die letzten Worte ſeines Tagebuches bezeugen des Dichters eigene Ueberraſchung: „Wunderlich-eigenſinnige Kraft, ſchreibt er am 25. October, die ſich Jahre lang ſo tief verbirgt, wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann, wie dieſe, plötzlich und oft zur unbequemſten Stunde wieder hervor bricht!“ Mit unwiderſtehlicher Gewalt bemächtigte ſie ſich ſeiner; er, der gewohnt war, träumeriſch durch die Straßen wandelnd, ſeine Geſtalten zu bilden und ſeine Verſe leiſe vor ſich her zu ſingen: dichtete und ſchrieb jetzt im Bette liegend, ſteif, unfähig ein Glied zu rühren außer Kopf und Arme, unter bittern Schmerzen. Raſch füllten ſich die Blätter; die kräftige und gleichmäßige Schrift läßt keinen Schwerkranken vermuthen. Es galt dem Demetrius, der ſo lang „wie ein Stein“ geruht hatte und im Stillen gewachſen war. Im October entſtanden anderthalb Acte, im November wurde der vierte und ſieben Scenen des fünften niedergeſchrieben. Allmälig aber ermattete die Hand: nur mit flüchtigen, ſchwer lesbaren Bleiſtiftſtrichen vermochte ſie die treibenden Gedanken aufzuzeichnen: bei der letzten Scene verſagte ſie ihm den Dienſt. Erſt an den Pforten des Todes verließ ihn der Genius, der ſich bei dem Vierjährigen zum erſten Male eingeſtellt und nur mit den höchſten Freuden ſeines Lebens ſollte er dieſes ſelbſt verlieren.

In den Pauſen jenes ungeſtümen Schaffensdranges, ſetzte Hebbel ſeine gewohnten Thätigkeiten fort, ſo weit es ſein Zuſtand erlaubte. Er empfing die Beſuche ſeiner Freunde und betheiligte ſich lebhaft an ihren perſönlichen Geſchicken, ſo wie an ihren Geſprächen. Die literariſchen Erſcheinungen verfolgte er mit Aufmerkſamkeit; als Doctor Alfred Königsberg ihm ſein Trauerſpiel Manlius widmen wollte, nahm er dies dankend an und lobte deſſen „ernſten, gewappneten Geiſt, der die wahre Geſchichte gegen die conventionelle in ihre Rechte einzuſetzen ſucht". Sein Bett war angefüllt mit alten und neueſten Werken; Shakſpeare beſchäftigte ihn noch zwei Tage vor ſeinem Tode, und Walter Scotts Robin der Rothe war das letzte Buch, das er geleſen hat. Seinen umfaſſenden Briefwechſel führte er mit alter Pünktlichkeit und Sorgfalt; er dictirte, als er nicht mehr ſchreiben konnte. Von den ſchwebenden Tagesfragen der Politik beſchäftigte ihn beſonders die ſeiner Heimath; „wenn ich geſund wäre, ſagte er, ich befände mich dann ſchon beim Herzog von Auguſtenburg und würde mich ihm zur Verfügung geſtellt haben".

Unaufhaltſam war das räthſelhafte Uebel fortgeſchritten, das längſt nicht mehr Rheumatismus hieß; es hatte ſeinen wahren Charakter zu erkennen gegeben. Die langſame Abplattung und das ſtetige Einſinken des Bruſtkaſtens warfen ein grelles Licht auf die Natur der Krankheit: die Erweichung der Wirbelſäule und der Rippen war nicht mehr zweifelhaft und der Tod nicht abzuwenden. Es iſt bedeutungsvoll, daß Hebbel ſchon in ſeiner Jugend einen Traum gehabt, der dieſe bei Männern ungewöhnliche Krankheit ſymboliſch vorbildete; eben ſo bedeutungsvoll, daß er ſich ſeiner jetzt erinnerte. Er erzählte ihn im October dem Freunde Schöll: „Mir träumte auf der Univerſität einmal, daß ich in einem hölzernen Körper ſteckte, den ich durch einen ungemein künſtlichen Mechanismus regieren mußte. Das fiel mir äußerſt ſchwer; jeden Augenblick drehte ich das verkehrte Rad oder zog den verkehrten Faden und das gab natürlich die tollſten Verwicklungen. Wollte ich die Beine brauchen, ſo ſetzten ſich die Arme in Bewegung; der Kopf ſaß mir mit dem Geſicht im Nacken, ehe ich's dachte; der Rumpf krümmte ſich zum Fidelbogen zuſammen und ich wäre verloren geweſen, wenn nicht einer meiner Freunde, der auch einen hölzernen Körper hatte, aber vortrefflich darin zu wirthſchaften verſtand, von Zeit zu Zeit die Ordnung wieder hergeſtellt hätte. Dieſer Traum iſt mir nach mehr als fünfundzwanzig Jahren dieſen Sommer in Erfüllung gegangen, nur daß der rettende und helfende Freund an meiner Seite fehlte“.

Noch eine letzte Gunſt ſollte ihm die Welt gewähren. Am 10. November erhielt er die Nachricht, daß ihm für ſeine Nibelungen der Berliner Schiller-Preis zuerkannt worden war. Er empfing ſie lächelnd: „Das iſt Menſchenlos, ſagte er, bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher“. Die mannigfaltigen Beweiſe der Theilnahme, die ſich an ſeinem Krankenlager häuften, wirkten auf ihn mit der Kraft glücklicher Ereigniſſe. Ein ſolches war ihm auch der Beſuch, den ihm Emil Kuh in den letzten Tagen machte. Hebbel hat ſeiner kurz zuvor im Geſpräche mit Julius Glaſer voll Antheil und trauriger Theilnahme gedacht und betont, wie ſehr er zwiſchen ihm und Anderen zu unterſcheiden wiſſe. Jetzt empfing er ihn, als ob nicht vier Jahre der Entfremdung zwiſchen ihnen lägen. Mit der feinen weißen Hand winkte er ihn freundlich zu ſich. Mühſelig Athem ſchöpfend erzählte er ihm den Verlauf ſeiner Krankheit und ſprach dann über literariſche und politiſche Gegenſtände. Auf das Innigſte ſchieden ſie.

Einige Tage ſpäter fühlte Hebbel ſich auffallend wohler und faßte neue Lebenshoffnung. „O Gott! rief er, wie gerne lebe ich! Ich bin ja ſo ganz zufrieden“. Dann ſetzte er hinzu: „Niemand iſt ſchläfrig zum Todesſchlaf; Jeder hat noch Luſt ein Stündchen aufzubleiben". Er machte Plane für die Zukunft, ſprach von der Geſammt-Ausgabe ſeiner Werke, von einer Badereiſe, die er im künftigen Sommer antreten werde, und ſein Auge ſtrahlte heller, wenn er ſich den 18. März 1864 vergegenwärtigte, ſeinen Geburtstag, an welchem er zum erſten Male auszugehen hoffe, ſeiner Frau, wie alljährlich, die erſten Veilchen bringen zu können. Zu Doctor Schulz ſagte er: „Warum ſoll ich die erhebende Anerkennung Ihres freundſchaftlich geleiſteten Beiſtandes, der ſogar den Krankenwärterdienſt in ſich ſchloß, nicht ausſprechen? Ihnen, lieber Freund, ſetze ich ein Denkmal, aber kein metallenes, ein papierenes!" und drückte dem Arzte die Hand. Als dieſer ihn, den Unrettbaren, frug, ob er nicht Luſt hätte, ein Gläschen Wein zu nehmen, fragte Hebbel, zufrieden lächelnd: „Darf ich das?" und dankte am andern Morgen innig für die Fürſorge, welche ſeinen ſehnlichen Wunſch, den er nicht auszuſprechen wagte, errathen hatte.

Dieſe letzte Täuſchung verſchwand bald und raſch mehrten ſich die Vorboten des Todes. Auch Hebbel wurde es inne. Am 12. December fühlte er ſich ſehr ſchwach. Nachmittags bat er ſeine Frau ihm etwas vorzuleſen. Auf ihre Frage, ob er etwas von Goethe hören wolle, antwortete er: „Nichts von Goethe, Etwas von Schiller!" Die nur mühſam ihre Faſſung behaltende Frau meinte, er werde die Stimme ſeiner Tochter gerne vernehmen und ſo las dieſe dem ſterbenden Vater den „Spaziergang" vor, eines ſeiner Lieblingsgedichte. Er war nicht mehr fähig, es bis zum Schluſſe anzuhören. Gegen Abend fragte er ſeinen Freund Profeſſor Brücke: ob ſein Ende herannahe. Brücke antwortete, es ſei ſchwer, ihm darauf eine beſtimmte Antwort zu geben; wenn er aber Dispoſitionen zu treffen habe, ſo möge er es thun. Hebbel beſprach ſich hierauf mit den Seinigen, machte einige Anordnungen und lag dann, von der Anſtrengung erſchöpft, ſchwer athmend und ſchweigſam da. Er ſchlummerte viel, war aber ſtets, wenn er erwachte, bei vollkommen klarem Bewußtſein. Regelmäßig begehrte er zur beſtimmten Zeit die ihm verordnete Arznei. Um elf Uhr Nachts frug er den Doctor Schulz, der noch ein Mal gekommen war: „Wann wird mir beſſer werden?“ Morgen! antwortete Schulz. „Alſo morgen“, ſprach Hebbel und ſah ihn lange an. Um Mitternacht entfernte ſich Schulz. Dann bewog Profeſſor Brücke Hebbels Frau und Tochter, die ſchon einen großen Theil der vorigen Nacht wachend zugebracht hatten, ſich in ein anſtoßendes Zimmer zurückzuziehen; Brücke blieb am Krankenbette. Bald darauf erwachte Hebbel; Brücke reichte ihm die Arznei; Hebbel ſchüttelte ihm die Hand ohne zu ſprechen und ſchloß die Augen wieder. Einige Stunden ſpäter bemerkte Brücke an einer Veränderung in den Athembewegungen, daß Hebbels Ende unmittelbar bevorſtehe. Er klopfte an die Thür des Nebenzimmers, Frau und Tochter traten herein, aber Hebbel erwachte nicht mehr zum Bewußtſein. Nach wenigen unregelmäßigen Athemzügen hatte er aufgehört zu leben. Es war fünf Uhr vierzig Minuten Morgens, am 13. December 1863. Während der ganzen Nacht tobte ein furchtbarer Orkan über die Stadt hin.

Hebbel hatte ſchon im Mai 1856 ſein Teſtament gemacht. Es lautet in ſeinem erſten Theile wie folgt:

„„Der Tod iſt gewiß, die Stunde aber ungewiß“, ſagt ein ſchöner alter Spruch. Ich habe mich daher, obgleich ich mich voller Geſundheit und des Gebrauchs aller meiner Kräfte erfreue, am heutigen Tage entſchloſſen, mein Haus zu beſtellen und meinen letzten Willen zu Papier zu bringen.

„Was zunächſt mich ſelbſt betrifft, ſo wünſche ich, auf die möglichſt einfachſte Weiſe zur Erde beſtattet zu werden. Meinen theueren Hinterbliebenen überlaſſe ich mit Ruhe die Sorge, mich gegen die Gefahren ſicherzuſtellen, die ſich an den Scheintod knüpfen. Am liebſten wäre es mir, wenn mein Leichnam den Flammen übergeben würde, wie es bei den Alten geſchah; denn von Jugend auf habe ich vor dem Wurm geſchaudert, und mein Wunſch ſteht mit dem Grundprincip der chriſtlichen Religion in keinem Widerſpruch. Kann dies jedoch nicht geſchehen, ohne den ſtillſten Act zu einem lauten zu machen, ſo muß es davon ſein Abkommen haben. Nur in jedem Fall keine Todesanzeige, keine Trauerzettel, kein Leichengefolge und keine Rede am Sarge.

„Zur Univerſalerbin meines ganzen Nachlaſſes, beſtehe er nun in liegenden Gründen und in baarem Vermögen oder in literariſchen Werken und daher entſpringenden Rechten und Forderungen, ſetze ich meine theure Gattin Chriſtine geborene Engehauſen ein. Es iſt dies nur ein kleiner Dank für ihre große Liebe, denn unendlich bin ich ihr verſchuldet, und ich ſage nicht zu viel, wenn ich die Ueberzeugung ausſpreche, daß ich ohne ſie längſt Staub und Aſche ſein würde . . .“

Das Begräbniß war einfach; nur die unüberſehbare Menge, die trotz des ſtrömenden Regens daran theilnahm, machte es zu einem ungewöhnlichen. Da die Gruft nicht fertig war, wurde der Sarg in die Kapelle des Friedhofs geſtellt. Einige Tage ſpäter, am 18. December, trugen ihn Studenten, Abgeordnete der Verbindungen, zur Gruft; unter den Klängen eines Liedes, das der akademiſche Geſangsverein anſtimmte, ſank er hinab.

Auf dem neuen evangeliſchen Friedhofe zu Matzleinsdorf bei Wien, ruhen die Ueberreſte von Friedrich Hebbel.

◆

Anmerkungen zum zweiten Bande.

Zum vierten Buche: Auf der Wanderung.

Cap. I. Hebbels Briefe an Eliſe Lenſing. Briefe von Julius Campe.

Geſchichte Schleswig-Holſteins. Von der älteſten Zeit bis auf die Gegenwart. Dem deutſchen Volke erzählt von C. Müller. Hannover, C. Rümpler. 1865, Bd. II. S. 329 ff.

Meine Lebenserinnerungen. Von Adam Oehlenſchläger. Leipzig, C. B. Lorck. 1851. Bd. IV., S. 105 f. über König Chriſtian VIII. Bd. IV, S. 149 über Thorwaldſen.

Charaktere und Reden. Von H. C. Oerſted. Mit einem Vorwort von P. L. Möller. Leipzig. C. B. Lorck. 1851. S. 124 über Thorwaldſen. S. 141 ff. über König Chriſtian VIII.

Cap. II. Hebbels Werke Bd. 10: Mein Wort über das Drama.

Intelligensblade udgiven af J. L. Heiberg. Nr. 22, 23, 31. 1843. Handſchriftlicher Brief von P. L. Möller an Hebbel.

Das geiſtige Leben in Dänemark. Von A. Strodtmann Berlin. Gebr. Paetel. 1873. S. 94, 95 über J. L. Heiberg.

Revue nouvelle. Paris. Tom. XI. Octobre 1846: de la littérature dramatique en Allemagne.

Ueber den Einfluß der Weltzuſtände auf die Richtungen der Kunſt und über die Werke Friedrich Hebbels. Von Felix Bamberg. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1846.

Zum neueren Drama. Hebbel. Von Friedr. Viſcher. Jahrbuch der Gegenwart, 1847, Heft V, S. 419—436.

Zwei Jahre in Paris. Studien und Erinnerungen von Arnold Ruge. Leipzig, W. Jurany. 1846. 2 Bde.

Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Berlin, F. Duncker. 1867. Bd. IV.

Hebbels Briefe an Charlotte Rouſſeau.

Hebbels Werke, Bd. IX: Erinnerungen an Paris.

Cap. II. S. 94. Ueber Vernets Bild: Raphael und Michel Angelo ſiehe: Briefe eines deutſchen Künſtlers aus Italien. Von Erwin Speckter. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1846. 2 Bde. Bd. I. S. 302.

Cap. III. Hebbels Briefe an Eliſe Lenſing.

Hebbels Werke. Bd. IX: Ein Diarium.

Briefe aus Italien von E. Speckter. Bd. II. S. 249.

Handſchriftliche Mittheilungen L. Gurlitts.

Eine Begegnung mit Friedrich Hebbel in Rom. Von R. Kolbenheier. In der Deutſche Zeitung, Wien, 6. Nov. 1873.

Karl Rahl. Biographiſche Skizze von F. Hottner. In den Recenſionen und Mittheilungen über bildende Kunſt. Wien, 1863.

Römiſche Studien. Von A. Keſtner. Berlin, Decker. 1850. S. 75, 77.

Geſammelte Werke von Paul Heyſe, Bd. VII: Der letzte Centaur. S. 256, 262.

Hebbels Werke. Bd. X. S. 269, 270.

Briefliche Mittheilungen Herm. Hettners an mich, vom 15. Mai 1867.

Brief H. Hettners an Hebbel. Rom. 24. Dec. 1845.

Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865. Als Handſchrift gedruckt. S. 81 f.

Zum fünften Buche: Der Fremdling in Wien.

Cap. I. Hebbels Briefe an Eliſe Lenſing.

Wiener Jahrbücher der Literatur. 1843, Oct., Nov., Dec. und: 1843, Juli, Aug., Sept.

Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Von K. A. Varnhagen von Enſe. 3. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1871. Bd. II. S. 270. Bd. IV. S. 216 f.

Joſeph Bedäus von Scharberg. Beitrag zur Zeitgeſchichte Siebenbürgens im 19. Jahrh. Von E. v. Friedenfels. Wien, W. Braumüller. 1876. Theil I. S. 281.

Heinrich Anſchütz. Erinnerungen aus deſſen Leben und Wirken. Wien, L. Sommer. 1866. S. 382, 421 f.

Handſchriftliche Mittheilungen über Hebbel. Von Otto Prechtler.

Brief der Frau Chriſtine Hebbel an mich, aus Gmunden, 1. Sept. 1873.

Brief Hebbels an L. Gurlitt, vom 11. April 1846.

Zeitgenöſſiſche Geſchichten von Adolf Schmidt. Berlin, Duncker u. Humblot, 1859.

Rückblicke und Erinnerungen von Hans Kudlich. Erſter Band. Wien, Peſt, Leipzig, A. Hartleben. 1873.

Grillparzers ſämmtl. Werke, Bd. IX. Fürſt Metternich.

Aus dem Leben Kaiſer Ferdinands. Beilage zur Augsb. Allg. Ztg. 1875. Nr. 188.

Friedrich Thierſchs Leben. Herausg. von H. W. J. Thierſch. Bd. II. S. 536. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1866.

Geſammelte Werke von K. Gutzkow, Bd. III, S. 292. Frankfurt a. M. 1845. Liter. Anſtalt.

Handſchriftliche Mittheilungen von Sigm. Engländer an mich, aus London, 8. Sept. 1867.

Briefwechſel zwiſchen Hebbel und Engländer.

Der Salon. Herausgeg. v. S. Engländer. Wien. 1847.

Handſchriftliche Mittheilung von Heinr. Marr an mich, aus Hamburg, 14. Febr. 1870.

Beilage zur Augsb. Allg. Ztg. 8. Juli 1847.

Hebbels Werke, Bd. X. S. 349 f.

Joſef Kochs Gedanken über Malerei, in den kleinen Schriften von D. F. Strauß. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1862. S. 322.

Aus A. Schopenhauers handſchriftl. Nachlaſſe, herausg. v. J. Frauenſtädt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1864. S. 335.

Hebbels Werke, Bd. I. S. 363 f.

Shakſpeare-Studien von Otto Ludwig. Leipzig, C. Cnobloch. 1872. S. 24 f.

Briefe von F. Bamberg an Hebbel.

Cap. II. S. Engländers Denkſchrift.

Jahrbücher für dramat. Kunſt u. Lit. Red. v. H. Th. Rötſcher. Berlin, Trowitzſch u. Sohn. 1843. Heft 3.

Brief Hebbels an H. Th. Rötſcher, aus Wien, 17. Mai 1848.

Die Wiener Schriftſteller-Deputation in Innsbruck. Von F. Hebbel, in der Conſtitut. Donau-Ztg. Nr. 74, Wien.

Briefe Hebbels an ſeine Frau.

Hebbels Berichte aus Wien an die Augsb. Allg. Ztg. Der erſte vom 15. März, der letzte vom 20. Dec. 1848.

Bei Friedrich Hebbel. Von Robert Waldmüller.

Briefe S. Engländers an Hebbel.

Hebbels Brief an Varnhagen vom 14. Sept. 1851.

Briefe von Eliſen an Chriſtine Hebbel.

Hebbels Werke, Bd. X. S. 171 ff.

Deutſche Monatsſchrift, herausg. von Ad. Kolatſchek. Stuttgart, Hoffmann, 1850. Auguſt-Heft. S. 292 ff.

Ueber F. Hebbels Herodes und Mariamne. Von W. G. (Wilhelm Gärtner) in Lydia. Philoſoph. Jahrbuch v. A. Günther u. J. E. Veith. Zweiter Jahrgang. S. 192 ff. Wien, W. Braumüller. 1851.

Selbſtbiographiſche Mittheilung von Frau Chriſtine Hebbel an mich, aus Wien, 11. Dec. 1875.

Briefe von Heinr. Landesmann (H. Lorm) an Hebbel. Nov. 1849.

Cap. III. Briefe Hebbels an A. Pichler.

Hebbels Werke, Bd. IX, X, XI, XII.

In meiner Einleitung zum VI. Bande v. Hebbels Werken die Mittheilungen über Moloch.

Brief Hebbels an Guſtav Kühne vom 27. Jän. 1847, nach Hebbels Abſchrift in ſeinem Tagebuch.

Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilh. v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta, 1830. S. 37 f.

Der zweite Theil des Kreuzes an der Oſtſee war, wie mir eine Freundin Werners vor vielen Jahren mittheilte, vollſtändig fertig. Der Dichter hatte ihr das Stück, das auf kleinen, in einen Leinwandſack geſteckte Zetteln, geſchrieben war, vorgeleſen. Es iſt nachmals in Wien verloren gegangen.

Zwei Aufſätze über Brevios Novellen, in F. Halms Erzählungen, herausg. v. F. Pachler und E. Kuh. II. Band. Wien. C. Gerold. 1873.

Dieſe Anmerkungen ſind hier genau ſo mitgetheilt, wie ſie der Verfaſſer hinterlaſſen hat. Eine ängſtliche Collationirung und Anordnung derſelben würde die Herausgabe des Werkes nur unnütz verzögert haben, da die im erſten Bande bewieſene Gewiſſenhaftigkeit hinlänglich für den zweiten bürgt.

Die Beendigung der Biographie beruht faſt ausſchließlich auf handſchriftlichen Quellen. Vor Allem auf den Tagebüchern und dem Briefwechſel Hebbels von 1860 an: die Correſpondenten ſind im Texte alle genannt; dann auf Denkſchriften der Herren Ernſt Brücke, Julius Glaſer, Adolf Schöll und Benedict Schulz; endlich auf einzelnen Notizen über die letzte Zeit Hebbels, die Emil Kuh nach den mündlichen Mittheilungen der Frau Chriſtine Hebbel im October 1876, niedergeſchrieben hat. Von Gedrucktem ſind nur zwei Arbeiten von E. Kuh benützt und zwar einige Stellen wörtlich: ein Nekrolog „Friedrich Hebbel“ nach der Wiener „Preſſe“, zum Theil in der Beilage der Augsb. Allg. Ztg. vom 20. Dec. 1863 mitgetheilt, und ein Aufſatz „Friedrich Hebbels letzte Lebenstage“ in den Unterhaltungen am häuslichen Herd, vom 17. Februar 1864.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Perſonen-Regiſter zum zweiten Band.

A.

Abraham a Sancta Clara 246.
Agnes 458.
Alberti 393.
Albrecht (Herzog) 456.
Alexis Wilibald 39, 51.
Amerling 377.
Angelo 637.
Angiolina 201, 205, 299, 300, 461.
Anſchütz Heinrich 214, 220, 221, 316, 362, 363, 375, 376, 515, 516, 619.
Apoll 161.
Ariel 311.
Arndt 326.
Aubers 125.
Auersperg Anton 249.
Auguſtin 121.

B.

Bach Alexander 353, 355, 381, 390, 480, 481, 482, 521, 551, 617, 691.
Bacon 36.
Baldur 23,
Balzac 124.
Bamberg Felix (Dr.) 66, 108, 110, 111, 112, 125, 147, 148, 151, 233, 297, 308.
Batthyany 381.
Bauer Bruno 18.
Bäuerle 511.
Bauernfeld Eduard 244, 258, 259, 265, 321, 358, 485, 488.
Bauernſchmidt Eduard 257.
Becker Oscar 701.
Beethoven 135, 415, 580.
Beppi 105.
Berlioz 125.
Bernauer Agnes 453, 456, 459, 462, 467, 470, 475, 478, 493, 501, 507, 509, 523, 541, 653.
Beſeler 3.
Birchpfeiffer 444, 523.
Binzer Fr. v. 523.
Bodenſtedt Friedrich 699, 700, 701, 703.
Bonitz 482, 526.

Börne 63.
Böttiger 494.
Brandes Georg 289.
Braunau Franz 379, 485.
Braunthal 530.
Brevio Giovanni 411.
Brücke Ernſt 482, 526, 528, 722, 723.
Brunner Sebaſtian 554.
Büchner Georg 610.
Bühmann (Kirchſpielvogt) 104.
Bürger 179, 187, 645.
Buonaroti 414, 415.
Byron 137, 506, 654.

C.

Calderon 107, 335, 378.
Campe Julius 10, 16, 38, 39, 43, 50, 62, 107, 138, 140, 147, 173, 177, 178, 218, 309, 394, 451, 696, 699 706.
Canova 161.
Carſtens 36.
Caſtelli J. F. 485, 487, 488.
Catilina 193.
Cerri Cajetan 485, 486.
Cervantes 525.
Chamfort 348.
Chateaubriand 124, 257.
Chriſtian VIII. 9, 12, 15, 51, 54, 329, 558, 610.
Chriſtine 235, 237, 238, 311, 332, 333, 371, 372, 392, 420, 449, 575, 650.
Chriſtoph 649.
Cicero 193.
Collin 37, 50.
Condivi 413.
Cornelius 30, 129, 190, 434, 435, 439, 446, 450.
Corregio 20, 23, 26.
Cotta 54, 561.
Crelinger Auguſte 107, 439.
Creuzer Friedrich 138.

D.

Daviſon 516, 709.
Debrois van Bruyk Karl 422, 423.
Deinhardſtein 211, 212, 213, 215, 222, 223, 224, 226, 257, 259, 359, 420, 623.
Delacroix 159.
Demetrius 597, 603, 605.
Dethleſſen 585, 649.
Diamant 198, 223.
Dietrichſtein (Fürſt) 212, 216, 221, 228.
Dingelſtedt v. 450, 451, 452, 453, 460, 468, 469, 471, 475, 479, 509, 573, 593, 599, 607, 609, 679, 684, 685, 686, 688, 694, 701, 708.
Dittenberger 379.
Doblhoff 318, 319.
Dönniges 469, 473, 475, 476.
Droyſen's York 579.

E.

Ebert Egon 224.
Edith Schwanenhals 645.
Eitelberger 379, 482.

Eliſe 15, 17, 18, 34, 50, 51, 52, 60, 67, 71, 74, 75, 76, 77, 105, 131, 136, 138, 139, 140, 167, 169, 172, 173, 174, 176, 177, 187, 189, 196, 206, 212, 215, 218, 232, 233, 235, 236, 237, 320, 332, 333, 395, 449, 549, 585, 660.
Emil 311.
Emilia 201, 205.
Emilie 235.
Emma 60.
Endlicher (Prof., Hofrath) 249.
Engehauſen Chriſtine 226, 227, 231, 234, 235, 657, 724.
Enghien v. 146.
Engländer Sigmund 220, 269, 274, 276, 310, 313, 325, 329, 330, 331, 332, 352, 483, 496, 574, 578, 627, 656, 705.
Ernſt (Herzog) 459, 653.
Eßlair 519.
Eſterhazy (Fürſt) 319.
Ewald 23.

F.

Falkenhayn 319, 465.
Fallmerayer 425, 511.
Fauſt 206, 600.
Ferdinand (Kaiſer von Oeſterreich) 242, 352.
Feuchtersleben 249, 379, 424, 495, 496, 497, 506.
Feuerbach Anſelm v.
Fichtner Karl 316, 364, 368, 375.
Filtſch 377.
Fiſcher Kuno 602.
Fiſchhof 314, 354.
Flier 428.
Förſter 475.
Frankl Lud. Aug. 220, 578, 579.
Franz Carl (Erzherzog) 319, 320, 352.
Friederike 25.
Friedrich Wilhelm IV. 244.
Friedrich der Große 436.
Fritſch 236, 484, 485, 644.

G.

Gagiati Sig. 169.
Gamerat 104.
Gardthauſen 10.
Gartner Franz 467.
Gärtner Wilhelm 425, 428, 429, 430, 556.
Gathy 62.
Gaudy 179.
Geiler von Kayſersberg 247, 475, 573.
Genelli 467.
Genlis v. 650.
Genoveva 24, 37, 39, 51, 101, 106, 155, 157, 211, 213, 217, 222, 287, 420, 432, 433, 434, 453, 478, 503, 509, 510, 540, 593, 594, 599, 654.
Georges Mademoiſelle 126.
Gérard 128.
Gervinus 20, 224, 498, 499, 500, 501, 502, 503.
Giskra 326.
Giulietta 203.
Glaſer Julius (Dr.) 421, 635, 712, 721.

Gluck 486.
Goethe Ottilie v. 493.
Goethe 22, 24, 25, 28, 36, 59, 111, 127, 135, 160, 163, 164, 201, 264, 276, 288, 289, 292, 293, 313, 322, 348, 364, 379, 380, 402, 409, 412, 441, 442, 465, 475, 494, 496, 497, 499, 501, 503, 513, 514, 530, 548, 559, 562, 563, 571, 581, 582, 584, 585, 593, 595, 597, 600, 601, 602, 617, 618, 630, 631, 640, 648, 656, 659, 687, 695, 712, 722.
Goldoni 440.
Golo 112, 287.
Goltz Bogumil 493, 494, 495, 497, 498.
Görres 115.
Goßmann 552.
Gottſched 60.
Götzlof 196.
Grabbe 62, 64, 118, 179, 284, 403.
Grailich (Dr.) 577.
Gravenhorſt 394.
Gregorius 351.
Gregor XVI. 165.
Gretri 121.
Grillparzer 215, 216, 217, 218, 219, 246, 247, 249, 256, 257, 259, 260, 263, 265, 266, 268, 289, 290, 328, 351, 358, 384, 440, 450, 523, 524, 549, 618, 625, 632, 663, 668, 669.
Grimm 27.
Grimm Jacob 30.
Großherzog von Sachſen 592.
Großherzog von Weimar 599, 602, 603, 686, 687, 688, 689, 695, 701.
Großherzogin von Weimar 602, 689, 706, 707, 712.
Großjährig 312.
Groth Claus 574, 575, 702, 711.
Gruithuſen 58.
Grün Anaſtaſius 265, 326, 622.
Gubitz F. W. 445.
Gurlitt Louis 154, 155, 160, 165, 167, 169, 177, 178, 191, 192, 199, 206, 237, 238, 526, 636.
Gutherz (Advocat) 358.
Guttmann Oscar 279.
Gutzkow Karl 39, 43, 44, 63, 64, 66, 140, 189, 198, 259, 275, 276, 278, 281, 310, 361, 389, 390, 448, 451, 487, 506, 518, 524, 578, 612, 626, 695.
Gyges 539, 542, 543, 545, 547, 578, 653.

H.

Hagen 61.
Hagen 66, 645.
Hahn Franz 507.
Haideknabe 645.
Haidvogel 309.
Haizinger Amalie 368, 369, 373.
Halirſch 179.
Halm Friedrich (Baron Münch) 59, 264, 265, 370, 429, 521, 618, 703.
Haman 77, 495, 501.

Hammer-Burgſtall 224, 248, 249.
Hanslick Eduard 423, 485, 486, 573.
Hartmann Moriz 255.
Haſpinger 325.
Hauff Wilhelm 145.
Hauptmann Moriz 580.
Hebbel 623.
Hebbel Chriſtine 370, 373, 376, 377, 439, 519, 623, 650.
Hedde 650.
Hegel 23, 60, 113, 435, 442, 444, 445, 581.
Heiberg J. L. 27, 53, 54, 56, 57, 59.
Heine 62, 63, 64, 66, 115, 117, 119, 123, 135, 250, 560, 561, 573, 645, 656.
Heinſe Wilhelm 291.
Heliogabalus 185.
Hemſen (Dr.) 686.
Hermannsthal Franz 577, 632.
Herodes 308, 310, 334, 336, 338, 341, 345, 348, 349, 350, 378, 392, 407, 459, 486, 536, 540.
Herodot 530, 539, 540, 547.
Herwegh Georg 265.
Herzen Alexander 483.
Herzog von Auguſtenburg 720.
Hettner Hermann 159, 196, 198, 199, 563, 613.
Hilſcher Joſeph 265.
Hinkeldey 559.
Hippel 495.
Hirſch Arnold 523.
Hocker 394.
Hofer Andreas 325.
Hoffmann von Fallersleben 213.
Hoffmann E. T. A. 403.
Hoffmann u. Comp. 60.
Holbein 384, 391, 392.
Holberg 440.
Hölderlin 293, 460, 529.
Holger 27.
Holtei Carl v. 432.
Holofernes 111, 112, 220, 583.
Holzmann 389, 530, 665.
Homer 133, 155, 195, 231, 289, 559.
Hornboſtel Theodor v. 354.
Hugo Victor 124, 126, 143, 169.
Hülſen v. 708.
Humboldt Alexander v. 402, 442.
Humboldt Wilhelm 571, 656.
Hume 293.
Hunyady 251.
Hurter 257.

J.

Janinski 52, 393.
Jarcke 257.
Jean Paul 133, 350, 408, 475.
Jellachich 334.
Iffland 189, 278, 376, 710.
Ihering Rudolph 252, 669.
Immermann 58, 62, 64, 424, 532, 538.
Johann (Erzherzog von Oeſterreich) 319, 323.
Johann (Hebbels Bruder) 649, 698.
Jordan Wilhelm (Dr.) 585, 586.
Joſeph II. 246, 247.

Joſephus Flavius 335.
Iphigenie 600.
Judith 11, 12, 17, 37, 43, 54, 62, 66, 101, 107, 111, 117, 125, 155, 190, 196, 211, 215, 222, 226, 227, 228, 229, 287, 289, 290, 310, 316, 377, 403, 420, 439, 442, 443, 447, 448, 452, 469, 470, 474, 478, 523, 594, 622.
Julia (Drama) 218, 296, 301, 302, 303, 304, 305, 307, 308.
Julius von der Traun 632.
Juno 161.
Iwan der Grauſame 646.

K.

Kandaules 540, 545, 546.
Kant 438, 495, 581, 582, 662.
Karl der Große 55.
Käſtner A. 30.
Katharina von Siena 659.
Kaulbach Wilhelm 446, 469, 598.
Keller Gottfried 234, 616.
Kerner Juſtinus 264, 589.
Kinkel Gottfried 483.
Klara 47, 105, 107, 189, 220, 228, 229, 279, 281, 287, 308, 316, 376.
Klein J. L. 445.
Kleinſchrod (Miniſter) 469, 475.
Kleinſchrod Fr. v. 469, 474, 625.
Kleiſt Heinrich v. 64, 118, 179, 261, 284, 289, 290, 293, 351, 409, 442, 496, 548, 669.
Klinger 284.
Klinkowſtröm 552, 553.
Klopſtock 38.
Knebel 607.
Kolb (Dr.) 315.
Kolbenheier Robert 155, 156, 157, 160, 164, 168, 184, 191, 192, 193, 431.
Koch Joſeph 159, 290, 415, 425.
Köckn (Dr.) 372.
Kolatſchek Adolf 483.
Kolowrat (Kanzler) 312, 551.
König (Madame) 77.
Königsberg Alfred 719.
Kopke Rudolph 441, 447, 656.
Korn 366, 367.
Koſſuth 321.
Kotzebue 710.
Kräuter (Secretär Goethes) 600.
Kriemhilds Rache 606.
Kudlich Hans 251.
Kuh Emil 628, 671, 673, 674, 708, 721.
Kühne Guſtav 275, 282, 404, 405, 507, 710.
Kuranda 326.
Kurz Hermann 564.
Küſtner (Director) 434.

L.

Lachner Franz 467.
Lacordaire 114.
Laffitte 141.
Lamartine 124.
Lamb Charles 695.
Lammenais 114, 257.
Lanckoronsky (Graf) 383, 510, 608, 689.
Landſteiner Leopold 585.

Lanner 579.
Laſſalles Ferdinand 324, 412.
Latour 359.
Laube Heinrich 63, 64, 275, 310, 384, 390, 391, 393, 428, 451, 452, 479, 488, 509, 510, 511, 512, 516, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 593, 607, 617, 618, 665, 700, 709.
Laube Iduna 608.
Lazarus M. 607.
Lear 619, 664.
Ledru-Rollin 114, 493.
Lehrs K. 461.
Lenau Nicolaus 261, 264, 265, 622.
Leo 115.
Leopardi 583.
Leopold (Kaiſer) 659.
Leſſing 77, 284, 438, 494, 700.
Lethières 128, 162.
Levetzan (Hofmarſchall) 7, 9.
Lewald Fanny 431.
Lewald 282.
Lewinsky (Hofrath) 486, 487.
Lingg 573.
Liszt 125, 596, 609, 642, 687.
Lope de Vegas 529.
Lorm Hieronymus 383.
Louis Blanc 114, 493.
Louis Napoleon 465.
Louis Philipp 67, 142, 143, 258.
Löwe Ludwig 220, 316, 363, 364, 375, 377.
Löwenſtein (General) 692.
Luck L. W. (Paſtor) 611, 613, 614.
Ludwig (Erzherzog) 242.
Ludwig (König) 467, 472, 474.
Ludwig von Baiern 610.
Ludwig Otto 307, 351, 523, 524, 525, 655.
Ludwig (Prof.) 526.
Lutetia 121.
Lützow Fr. v. 63.

M.

Macaulay 579.
Magellona 510, 511.
Mahomet 402.
Maiſtre de 257.
Malthus 327.
Mannert 465.
Marggraf 178.
Maria Paulowna (Großfürſtin) 600.
Maria (Prinzeſſin) 594, 596, 609, 649.
Maria Magdalena 47, 78, 79, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 101, 102, 106, 107, 108, 109, 110, 117, 140, 141, 155, 157, 177, 189, 190, 211, 213, 215, 220, 225, 228, 235, 276, 278, 279, 280, 281, 297, 306, 316, 349, 376, 392, 445, 493, 523, 558, 586, 587.
Mariamne 308.
Marr Heinrich 276, 278, 279.
Marſhall (Hofrath) 694, 706, 708, 712.
Maſſinger Philipp 335, 378, 390.
Maßmann 122.
Martius 469.

Marnna 597, 605.
Mautner Eduard 485, 489.
Max 68.
Max (König) 467, 472.
Maximilian 471.
Meinhold 389.
Meiſter Anton 103, 220, 265, 462.
Meißner Alfred 255.
Mendelsſohn 125.
Mérimé Proſper 127.
Metternich 244, 245, 246, 250, 312, 314, 315, 321, 391, 534.
Meyerbeer 125.
Meyr Melchior 463, 464, 465, 466.
Michel Angelo 129, 161, 162, 164, 413, 414, 415, 450, 453, 501, 502, 504, 509, 643, 653.
Michelet 114.
Miller (Muſikmeiſter) 462.
Mirabeau 67, 264.
Mittermaier 205.
Mittrowsky 318.
Mohr (Kirchſpielvogt) 712.
Molière 348, 440.
Möller P. L. 48, 54, 60.
Moltke (Gräfin) 8.
Moltke 15, 44, 116.
Mommſen Theodor 190.
Mörike 562, 563, 571, 588, 706.
Moſen Julius 138.
Mozart 577.
Mühlfeld 326.
Müller Adam 537.
Münch-Bellinghauſen (Baron) 59, 216, 217, 224, 248, 249, 257, 259, 392, 440, 519.
Münch-Bellinghauſen (Graf) 641
Mundt 20, 444, 451.
Muſſet Alfred de 124.
Mutter und Kind 557.

N.

Napoleon 55, 63, 114, 141, 146, 304, 315, 317, 385, 420, 536, 572, 711.
Napoleon III. 679.
Narciß 435, 448.
Neocorus (Chroniſt) 82, 318.
Neumann Louiſe 367, 384.
Nibelungen 178, 561, 603.
Nicolai 478.
Nicolaus (Kaiſer) 600.
Niebuhr 513.
Nordberg (Hofrath) 555.
Novalis 115, 384, 478.
Newton 461, 657.

O.

Oehlenſchläger 6, 14, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 43, 49, 60, 76, 137, 147, 431, 660.
Olshauſen (Dr.) 3.

P.

Palacky 326, 353.
Pallavicini 251.
Palleske Emil 432.
Paskewitſch 354.
Paul (Kaiſer von Rußland) 600.
Perugino 163.
Peterſen 656.

Phidias 128.
Pichler Adolf 263, 424, 425, 426, 525.
Pillersdorf 317, 322, 328.
Platen 187, 190, 467, 469.
Platon 291.
Poes Edgar 517.
Porubſky 485.
Prantner 554.
Prechtler 220, 226, 228, 229, 235, 317, 407.
Preiſing 645.
Preller Ludwig 687.
Prutz Robert 507.
Pückler 598.
Purtſcher 426.
Putlitz 83, 708.
Pythagoras 293.

Q.

Quinet Edgar 114.

R.

Raab Ferdinand 379.
Rablais 248.
Rachel 125, 445, 519.
Racine 522.
Radetzky 358.
Rahl Karl 154, 158, 159, 160, 425, 430, 431, 446, 493.
Raimund 579.
Raphael 115, 129, 130, 135, 162, 163, 300, 414, 415, 597.
Rauch (Licentiat) 447, 449.
Recamier (Madame) 124.
Redwitz Oscar v. 483.
Reinick Robert 503.
Rendtorf 394.
Rettich Julia 224, 259, 369, 370, 384, 392, 510, 519.
Reventlo-Criminil 6.
Rhodope 542, 544, 653.
Richter Heinrich 277, 279.
Riedel 169.
Rieger 353.
Rietſchel 598.
Riſtori 519, 641.
Robert Leopold 100.
Robert Ludwig 128.
La Roche 510, 656.
„Rococo“ 392.
Ronge 429.
Roquette 573.
Rötſcher 386, 407, 439, 448, 465.
Rotteck und Welker 253.
Rouſſeau Emil 50, 67, 70, 141, 147, 177, 237, 652.
Rouſſeau (Regierungsrath) 431.
Rubin 381, 382, 384, 404.
Rubinſtein Anton 606.
Rückert Friedrich 335, 447, 503, 512.
Ruenodal 427.
Ruge Arnold 112, 113, 116, 142, 145, 281, 406, 407.

S.

Sachs Hans 215.
Sainte-Beuve 124.
Sand Georg 124, 701.
Saphir M. G. 276, 317, 379, 390, 554.
Sappho 322.
Sardou 127, 523.

Scheffer Ary 598.
Schelling 78, 113, 115, 435, 452, 472.
Scherenberg 445.
Shakſpeare 135, 292, 307, 362, 383, 388, 405, 432, 455, 501, 506, 514, 515, 530, 555, 597, 613, 623, 648, 659.
Schiller Friedrich 38, 11, 12, 221, 226, 260, 266, 335, 361, 362, 369, 370, 373, 402, 409, 442, 465, 467, 499, 513, 514, 588, 602, 617, 619, 659, 665.
Schlegel Friedrich 497.
Schlegel 22.
Schmerling v. 690.
Schmidl 379.
Schmidt (Dr.) 277, 279, 412, 413.
Schmidt (Director) 227, 279.
Schmidt Julian 47, 48, 283, 284, 408, 409, 410, 412.
Schmidt Adolf 246.
Schmidt Eliſe 444.
Schnock 406.
Schöll Adolf 687, 707, 720.
Schopenhauer Adele 168.
Schopenhauer Arthur 169, 293, 582, 584, 585, 586, 587, 641.
Schoppe Amalie 394, 444, 550.
Scott Walter 34, 633, 719.
Scribe 125.
Schröder Sophie 255, 369, 468, 519.
Schubert Franz 267, 268, 577, 658.
Schuchardt 601.
Schulz Benedict (Dr.) 714, 717, 721.
Schumann Robert 423, 503, 504, 505.
Schuſelka Franz 617.
Schütte (Dr.) 325.
Schütze (Advocat) 139.
Schwab 264.
Schwarz Anton 105.
Schwarzenberg Felix (Fürſt) 381.
Schwarzenberg (Fürſt, Landsknecht) 251, 443, 485, 489.
Schwarzer Anton v. 485, 492, 493.
Sedlnitzky 243, 249, 267, 479.
Seebach Marie 504, 516, 517.
Seidl Joh. Gabr. 265.
Seidler Louiſe 598.
Seligmann Romeo 248, 379, 497.
Sembach D. 281.
Siegfrieds Tod 589.
Simon Heinrich 391.
Sixtiniſche Madonna 115, 163, 437.
Solger 435.
Sophie (Erzherzogin) 509.
Sophokles 460, 461, 623.
Spector Erwin 153.
Speidel Ludwig 485, 488.
Stahr Adolf 197, 198, 431.
Stail de 176.
Stamp (Baronin) 30.
Stefani 251.
Steffens 22, 27.
Stern Adolf 601, 709.
Stifter Adalbert 264, 265, 632.
Stirner Max 114, 492.

Stolberg Leopold 537.
Strauß David 18, 243, 266.
Strauß Johann 430.
Struenſee 659.

T.

Taaffe (Graf) 525.
Tacitus 259, 467.
Taſcher de la Pagérie 467.
Taſſo 194.
Tedesko (Dr.) 651.
Teichmann (Hofrath) 434, 439, 440, 446, 447.
Tempeltey 523.
Thierry 124.
Thierſch Friedrich 256.
Thierſch (Hofräthin) 469.
Thiers 218.
Thorwaldſen 14, 23, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 41, 77, 135, 145, 161.
Thun Leo (Graf) 322, 482, 483, 521, 551.
Tieck Dorothea 537.
Tieck Ludwig 22, 115, 381, 434, 439, 440, 441, 442, 447, 450, 532, 535, 642, 656, 701.
Tiedemann 15.
Tiedge-Stiftung 560.
Tocquille Alexis v. 124.
Törring 454, 464, 470, 478.

U.

Uechtritz Friedrich 100, 531, 532, 535, 537, 549, 615, 679.
Uechtritz (Gemalin) 534.
Uhl Friedrich 632.
Uhland Ludwig 3, 21, 22, 60, 260, 264, 436, 560, 561, 568, 572.
Unzelmann Bertha 277, 279, 280.
Uſing 197.

V.

Valdek Rudolph 554.
Varnhagen 331, 442, 489.
Veith, Dr. Johann Emanuel (Domherr) 553.
Vernet Horace 129, 162.
Viala Prela (Cardinal) 551.
Villemain 124.
Viſcher Friedrich 62, 100, 282, 631.
Vogl J. N. 220, 469.
Voltaire 59, 67.
Voß (Kirchſpielſchreiber) 235, 591, 649.

W.

Wacker 649.
Wagner Joſeph 277, 279, 510.
Wagner Richard 579, 581.
Waidewuthis 403.
Waldmüller Robert (Duboc) 325, 327, 420.
Wallenſtein 670.
Weber J. J. 309.
Weilen 523.
Weil A. 62.
Weiß v. Starkenfels 355.
Weißenthurn 361.
Werner Karl (Schulinſpector) 422, 423.

Werner Zacharias 121, 167, 402.
Wiegand 154.
Wienbarg 10, 507.
Wihl 63.
Wildner-Maitzſtein 317.
Wilhelm v. Oranien 451.
Wilhelm I. 702.
Wilhelmi 313, 366.
Windiſchgrätz (Fürſt) 354, 489.
Winkelmann 234.
Wolf Auguſt 528, 529.
Wolf Ferdinand (Cuſtos) 217, 224, 379, 440.
Wolf G. 485.
Wurzbach 263.

Z.

Zang 379, 573.
Zedlitz Chriſtian (Freiherr v.) 218, 257, 265, 379, 523.
Zerboni Wilhelm 222, 223, 227, 235, 431.
Zimmermann Robert 485, 486.

Verbeſſerungen im zweiten Bande.

Seite 53, Zeile 8 v. u.: ſtatt Vaudevillendichter lies Vaudevilledichter.
„ 81 „ 15 v. u.: nach ohnehin iſt das Komma zu ſtreichen.
„ 121 „ 4 v. o.: ſtatt Gretri lies Grétry.
„ 124 „ 10 v. o.: ſtatt Saint-Beuve lies Sainte-Beuve.
„ 133 „ 16 und 17 v. o.: ſtatt Panoramas lies Panorama.
„ 168 „ 7 und 17 v. o. und 11 v. u. und Seite 169, Zeile 10 v. o.: ſtatt Schoppenhauer lies Schopenhauer.
„ 253 „ 6 v. u.: nach Conflict iſt ein Komma zu ſetzen.
„ 354 „ 7 v. u.: ſtatt Basſchkiren lies Baſchkiren.
„ 359 „ 14 v. u.: ſtatt einem lies einen.
„ 381 „ 6 v. o.: ſtatt eine lies ſeine.
„ 388 „ 9 v. u.: ſtatt epboriſtiſche lies aphoriſtiſche.
„ 393, letzte Zeile: ſtatt Jaminski lies Janinski.
„ 399, Zeile 16 v. o.: ſtatt Teuten lies Teut.
„ 401 „ 5 v. u.: ſtatt der ſittlichen lies des ſittlichen.
„ 404 „ 15 v. u.: ſtatt veröffentlicht. Das lies veröffentlicht, das.
„ 406 „ 2 v. o.: ſtatt ſie lies Sie.
„ 406 „ 3 v. o.: ſtatt ihr lies Ihr
„ 413 „ 11 v. u.: ſtatt Pia lies Pier.
„ 500 „ 4 v. u.: ſtatt Dieſen lies dieſen.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.